Var. 326 u (1

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Band.

Heine
Vermis
Schriften
1 +

1689

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind ferner erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Heine, Heinrich, Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— Buch der Lieder. Zwölfte Aufl. Octav-Ausg.	1	15
— — — Elfte Aufl. M. A. geb.	2	—
— Deutſchland. Ein Wintermärchen	1	—
— Der Doctor Fauſt. Ein Tanzpoem	—	25
— Neue Gedichte. Dritte Aufl. Octav-Ausg.	1	15
— — — Vierte Aufl. M. A. geb.	2	—
— Die Harzreiſe. M. A. gebunden	1	3
— Reiſebilder. Vier Theile	7	—
— Romancero. Octav-Ausg.	2	—
— — Vierte Aufl. M. A. geb.	2	15
— Der Salon. Vier Theile.	6	20
— Die romantiſche Schule	2	—
— Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo	1	7½
— Ueber den Adel	—	25
— Ueber Ludwig Börne	2	—
— Ueber den Denuncianten	—	7½
— Franzöſiſche Zuſtände	2	—
— Bildniß, gezeichnet von C. B. Kietz. Zweite Aufl.	1	15
Daumer, G. F., Hafis. Perſiſche Gedichte	1	15
— Mahomed. Orientaliſche Gedichte	1	15
Freiburger, Emil. Ein Kunſtgeſpräch in Verſen	—	10
Gottſchall, Rudolph, Gedichte	1	15
— Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. geb.	2	—
— Die Marſeillaiſe. Dramatiſches Gedicht	—	10
Hebbel, Friedrich, Gedichte	1	—
Hoffmann v. Fallersleben unpolit. Lieder. Zwei Thle.	2	—
Immermann, Karl, Gedichte	1	—
— Tulifäntchen. Ein Heldengedicht	—	25
Levin, P., Aus dem Süden, oder Römiſche Oſtern	—	15
Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters	1	—
Preller, C. H., Neunzig Lieder und neun polem. Epiſteln	—	15
Sallet, Friedrich von, Gedichte. Dritte Auflage.	1	20
Schefer, Leopold, Hafis in Hellas. M. A. gebunden	2	—
— Koran der Liebe. Nebſt kleiner Sunna. M. A. geb.	2	—
Sigismund, Berthold, Lieder eines fahrenden Schülers. geb.	1	3
Waldau, Max. Cordula, Graubündner Sage. Zweite Aufl. Mit Stahlſtich. M. A. geb.	2	—
— O dieſe Zeit! Canzone	—	15
— Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. M. A. geb.	1	—
Werther, Armin, Gedichte	—	20

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Wl/[illegible] 2232

Geſtändniſſe.

Geſchrieben im Winter 1854.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne einzuverleiben. Vorausſetzend, daß ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publicums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Ueberſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift, den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben *), ſolchermaßen nicht blos die literariſche Reputation, ſondern auch die Eigenthumsintereſſen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne ſind weit verächtlicher als der Straßenräuber, der ſich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens ausſetzt, während jene, mit feigſter Sicherheit die Lücken unſrer Preßgeſetzgebung ausbeutend, ganz ſtraflos den armen Schriftſteller um ſeinen eben ſo mühſamen wie kümmerlichen Erwerb beſtehlen können. Ich will den beſondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläufig erörtern; überraſcht, ich geſtehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutſche Ehrlichkeit iſt bei mir ſehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich, zumal während meines Aufenthalts in Frankreich, ſehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug, unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen

---

*) Die verbannten Götter von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853.

lernte, befand ſich nur ein einziger Franzoſe, und dieſer Gauner war gebürtig aus einem jener deutſchen Gauen, die einſt dem deutſchen Reich entriſſen, jetzt von unſern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich, in der ethnographiſchen Weiſe des Leporello, eine illuſtrirte Liſte von den reſpectiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Taſche geleert, ſo würden freilich alle civiliſirten Länder darin zahlreich genug repräſentirt werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichſte geleiſtet, und ich könnte davon ein Lied ſingen mit dem Refrain:

„Aber in Deutſchland tauſend und drei!“

Charakteriſtiſch iſt es, daß unſern deutſchen Schelmen immer eine gewiſſe Sentimentalität anklebt. Sie ſind keine kalten Verſtandesſpitzbuben, ſondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, ſie nehmen den wärmſten Antheil an dem Schickſal derer, die ſie beſtohlen, und man kann ſie nicht los werden. Sogar unſre vornehmen Induſtrieritter ſind nicht bloße Egoiſten, die nur für ſich ſtehlen, ſondern ſie wollen den ſchnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freiſtunden, wo ſie nicht von ihren Berufsgeſchäften, z. B. von der Direction einer Gasbeleuchtung der böhmiſchen Wälder, in Anſpruch genommen werden, beſchützen ſie Pianiſten und Journaliſten, und unter der buntgeſtickten, in allen Farben der Iris ſchillernden Weſte trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltſchmerzes. Der Induſtrielle, der mein obenerwähntes Opus in ſogenannter Ueberſetzung als Broſchüre herausgegeben, begleitete dieſelbe mit einer Notiz über meine Perſon, worin er wehmüthig meinen traurigen Geſundheitszuſtand bejammert, und durch eine Zuſammenſtellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Ausſehen die rührendſten Nachrichten mittheilt, ſo daß ich hier von Kopf bis zu Fuß beſchrieben bin, und ein witziger Freund bei dieſer Lectüre lachend ausrufen konnte: Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es iſt jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er beſtohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt. —

Geſchrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für alles was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödtlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Uebertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik,“ und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward. Dieſe Doppelbedeutung wird mir von den deutſchen Literarhiſtorikern zugeſchrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulaſſen, aber ich darf mit gutem Fuge ſagen, daß ich in der Geſchichte der deutſchen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus dieſem Grunde hätte ich in meinem Buche de l'Allemagne, wo ich jene Geſchichte der romantiſchen Schule ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchte, eine Beſprechung meiner eignen Perſon liefern müſſen. Indem ich dieſes unterließ, entſtand eine Lacune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfaſſung einer Selbſtcharakteriſtik wäre nicht blos eine ſehr verfängliche, ſondern ſogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu ſagen wüßte, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewußt bin, vor aller Welt zur Schau ſtellte — Und dann, mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt dies niemandem bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als daß er ſich gute Eigenſchaften oder ſchöne Handlungen fälſchlich zuſchriebe, er erfindet vielmehr die abſcheulichſten Dinge zu ſeiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er ſich etwa ſelbſt, um mit deſto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andre, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntniſſe, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt iſt, die Schmachgeſchichten, die über uns im Umlauf ſind, uns nur dann ſehr ſchmerzhaft zu berühren pflegen, wenn ſie Wahrheit enthalten, während unſer Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn ſie nur eitel Erfindniſſe ſind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht geſtohlen, das einer unſchuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienſt koſtete; er hatte gewiß kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppiſch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines andern Vergehens ſich ſchuldig gemacht, aber es war kein Diebſtahl. Auch hat er ſeine Kinder nicht in's Findelhaus geſchickt, ſondern nur die Kinder von Mademoiſelle Thereſe Levaſſeur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutſchen Pſychologen auf eine Stelle der Confeſſionen aufmerkſam, woraus beſtimmt zu deduciren war, daß Rouſſeau nicht der Vater jener Kinder ſein konnte; der eitle Brummbär wollte ſich lieber für einen barbariſchen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterſchaft unfähig geweſen zu ſein. Aber der Mann, der in ſeiner eignen Perſon auch die menſchliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unſre

Erbſchwäche, die darin beſteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erſcheinen wollen, als wir wirklich ſind. Sein Selbſtportrait iſt eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aſchantis, von welchem ich jüngſt in einer afrikaniſchen Reiſebeſchreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieſes Neger-Fürſten, welches die oben angedeutete menſchliche Schwäche ſo ſpaßhaft reſumirt, will ich hier mittheilen. Als nämlich der Major Bowditſch in der Eigenſchaft eines Miniſterreſidenten von dem engliſchen Gouverneur des Caps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigſten Monarchen Südafrikas geſchickt ward, ſuchte er ſich die Gunſt der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer ſchwarzen Haut mitunter außerordentlich ſchön waren, dadurch zu erwerben, daß er ſie portraitirte. Der König, welcher die frappante Aehnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls conterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als dieſer zu bemerken glaubte, daß der König, der oft aufgeſprungen war, um die

Fortſchritte des Portraits zu beobachten, in ſeinem Antlitze einige Unruhe und die grimaſſirende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunſch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch ſo lange in Seine Majeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und jeder von uns möchte dem Publicum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit uns die Fatalität angeſtrichen hat. Gottlob, daß ich dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzuconterfeien. Doch der Lacune, welche dieſes mangelnde Portrait verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne.

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daß eine ſolche mich leitete, verläugne ich keineswegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteiſchrift geliefert zu haben, leiſte ich dem Forſcher der Wahrheit vielleicht beſſere Dienſte, als wenn ich eine gewiſſe laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten

Autor verderblicher iſt, als die entſchiedenſte Feindſchaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie iſt und einſt die Meinung ausſprach, daß das Genie kein Geſchlecht habe, ſo kann ich mich bei dieſer Schriftſtellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen laſſen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certificat ihrer Schwäche iſt.

Iſt die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Aeußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erſter Conſul war, ſei einſt Frau von Staël nach der Behauſung deſſelben gekommen, um ihm einen Beſuch abzuſtatten; doch trotzdem daß der dienſtthuende Huiſſièr ihr verſicherte, nach ſtrenger Weiſung niemanden vorlaſſen zu dürfen, habe ſie dennoch unerſchütterlich darauf beſtanden, ſeinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieſer letztere ihr hierauf ſein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte Dame nicht empfangen könne, ſintemalen er ſich eben im Bade befände, ſoll dieſelbe ihm die famoſe Antwort zurückgeſchickt haben, daß ſolches kein Hinderniß wäre, denn das Genie habe kein Geſchlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieſer Geſchichte; aber ſollte ſie auch unwahr ſein, ſo bleibt ſie doch gut erfunden. Sie ſchildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Perſon den Kaiſer verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenoſſin mehr oder minder idealiſch gepaart werden müſſe. Aber als ſie einſt, in Erwartung eines Compliments, an den Kaiſer die Frage richtete: welche Frau er für die größte ſeiner Zeit halte? antwortete jener: Die Frau, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht. Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen iſt, daß der Kaiſer den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerkſamkeiten ausübte, welche die Franzöſinnen ſo ſehr lieben. Aber dieſe letztern werden nie durch tactloſes Benehmen irgend eine Unartigkeit ſelbſt hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieſer Gelegenheit bewies, daß ſie trotz ihrer phyſiſchen Beweglichkeit von einer gewiſſen heimathlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daß ſie mit all ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete, that ſie was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, raiſonnirte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und raiſonnirte ſo lange bis ihr die Polizei den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revüe paſſiren, und parodirte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieſer die Leute mit einem: wie alt ſind Sie? wie viel Kinder haben Sie? wie viel Dienſtjahre? u. ſ. w. anging, ſo frug jene unſre Gelehrten: wie alt ſind Sie? was haben Sie geſchrieben? ſind Sie Kantianer oder Fichteaner? und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mamluck Auguſt Wilhelm Schlegel, ihr Ruſtan, haſtig in ſein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht, ſo erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meiſten Bücher geſchrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel ſie bei uns machte, und Schriften, die erſt unlängſt erſchienen, z. B. die Memoiren der Caroline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugniſſe von Eckermann, ſchildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns ſchon genug Tribulationen verurſachte. Es war geiſtige Einquartierung, die zunächſt auf die Gelehrten fiel. Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Legion d'honneur, in ihrem Buche de l'Allemagne erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionnirte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: welche labende Stille weht mich hier an! Sie hatte ſich in Frankreich echauffirt und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin! — O wie hübſch kühl iſt es in Euren Wäldern —

rief ſie beſtändig — welcher erquickende Veilchengeruch! wie zwitſchern die Zeiſige ſo friedlich in ihrem deutſchen Neſtchen! Ihr ſeid ein gutes tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbniß, das bei uns herrſcht, in der Rue du Bac.

Die gute Dame ſah bei uns nur was ſie ſehen wollte: ein nebelhaftes Geiſterland, wo die Menſchen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und ſich nur von Moral und Metaphyſik unterhalten! Sie ſah bei uns überall nur was ſie ſehen wollte, und hörte nur was ſie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte ſie doch nur wenig, und nie das Wahre, einestheils weil ſie immer ſelber ſprach', und dann weil ſie mit ihren barſchen Fragen unſre beſcheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn ſie mit ihnen discurirte. — „Was iſt Geiſt?" ſagte ſie zu dem blöden Profeſſor Bouterwek, indem ſie ihr dickfleiſchiges Bein auf ſeine dünnen, zitternden Lenden legte. Ach, ſchrieb ſie dann: „wie intereſſant iſt dieſer Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederſchlägt! Das iſt mir nie paſſirt mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ Sie ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Caſernen — man ſollte glauben, daß jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haß gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „de l'Allemagne“, und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daß das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der directeſte Angriff, denn nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaßt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen viel verzeihen, denn ſie lieben viel, und ſo gar Viele. Ihr Haß iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſre vorgefaßten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Cancan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daß ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einſt in einem ſehr ſeufzenden Tone ſagte: la femme est un être dangereux.

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die ſchönen nicht ſo gefährlich ſind, als die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn jene ſind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen, und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich geweſen ſei; aber eine Schönheit iſt ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein ſehr unangenehmes Ganze bildeten; beſonders unerträglich für nervöſe Perſonen, wie es der ſelige Schiller geweſen, war ihre Manie, beſtändig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwiſchen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieſes Manövre machte den armen Schiller ſchwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre ſchöne Hand, um ſie feſtzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter ſei hingeriſſen von dem Zauber ihrer Perſönlichkeit. Sie hatte in der That ſehr ſchöne Hände, wie man mir ſagt, und auch die ſchönſten Arme, die ſie immer nackt ſehen ließ; gewiß, die Venus von Milo hätte keine ſo ſchönen Arme aufzuweiſen. Ihre Zähne überſtrahlten an Weiße das Gebiß der koſtbarſten Roſſe Arabiens. Sie hatte ſehr große ſchöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln ſoll ſehr holdſelig geweſen ſein. Häßlich war ſie alſo nicht — keine Frau iſt häßlich — ſo viel läßt ſich aber mit Fug behaupten: wenn die ſchöne Helena von Sparta ſo ausgeſehen hätte, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilleß.

Frau von Staël hatte ſich, wie oben geſagt, gegen den großen Kaiſer erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber ſie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben; ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Waffen zu befehden: ſie war einige Zeit die Seele aller jener ariſtokratiſchen und jeſuitiſchen Intriguen, die der Coalition gegen Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte ſie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatiſchen Giftmiſcher, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo-di-Borgo, Caſtlereagh u. ſ. w., dem großen Kaiſer ſein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Haſſes rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiſer unterlag, zog Frau von Staël ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche „de l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hundert tauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine pompeuſe Illuſtration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illuſtrirt durch lebendige Figuren mußte das Werk ſehr an Authenticität gewinnen, und man konnte ſich hier durch den Augenſchein überzeugen, daß der Autor uns Deutſche und unſre vaterländiſchen Tugenden ſehr treu geſchildert hatte. Welches köſtliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinaire Knaſter, welcher einſt einen

Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er ſich vermaß, wenn er den Kaiſer lebendig finge, denſelben aushauen zu laſſen. Auch unſern A. W. v. Schlegel brachte Frau von Staël mit nach Paris, und das war ein Muſterbild deutſcher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieſes Modell deutſcher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den intereſſanten Figuren, welche ſich damals in ihrem deutſchen Coſtume den Pariſern vorſtellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernſt Moritz Arndt, die drei berühmteſten Franzoſenfreſſer, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in ſeinem Buche „Menzel, der Franzoſenfreſſer“ dieſen Namen ertheilt hat. Beſagter Menzel iſt keineswegs, wie einige glauben, eine fingirte Perſonage, ſondern er hat wirklich in Stuttgart exiſtirt oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzoſen abſchlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er ſeine ſechs Franzoſen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen

Juden zu freſſen, um im Munde einen guten Geſchmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längſt ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Maculaturwinkel irgend eines ſchwäbiſchen Buchladens. Unter den Muſter-Deutſchen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu ſehen waren, befand ſich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiß die gaſtronomiſche Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentirte; ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders recommandirt, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentiren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch ſpäterhin dem Proteſtantismus entſagte, und letztern förmlich abſchwörend, ſich in den Schooß der römiſch-katholiſchen, allein ſeligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholiſchen Barons Anſpruch machen. In dieſer Eigenſchaft, und um die feudaliſtiſchen und clericaliſchen Intereſſen zu vertreten, ſtiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: Le catholique. Nicht blos in dieſem Blatte, ſondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, ſprach der gelehrte Edelmann beſtändig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläufig gründlich bewies er, daß es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzoſen ſchon auf ſein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie ſich das Dogma der Trinität ſchon in den indiſchen Trimurtis befunden, und er citirte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die ſnorriſche Edda und noch viele unentdeckte Foſſilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianiſch trocken und ſehr langweilig, was immer die Franzoſen blendet. Da er beſtändig zurückkam auf Buddha und dieſes Wort vielleicht komiſch ausſprach, haben ihn die frivolen Franzoſen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogicalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte er mich an einen komiſchen Kauz im Vicar of Wakefield von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniaton citirte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Collection der Frau von Staël angehörend, auf ſeiner hohen Roſinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den franzöſiſchen Paladinen der Frau von Staël war mancher galliſche Don Quixote, der unſern germaniſchen Rittern in der Narrheit nicht nachzuſtehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der ſchwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der ſiegenden Romantik von ſeiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flaſche Waſſer aus dem Jordan mit nach Paris, und ſeine im Laufe der Revolution wieder heidniſch gewordenen Landsleute taufte er auf's neue mit dieſem heiligen Waſſer, und die begoſſenen Franzoſen wurden jetzt wahre Chriſten und entſagten dem Satan und ſeinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Erſatz für die Eroberungen, die ſie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieſer Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geſchichte begründet iſt, daß Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiſer den Antrag machen ließ, ihm den Beiſtand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater ſchuldig geblieben ſei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiſer, der mit dem Gelde der Franzoſen, die er genau kannte, immer ſparſamer war, als mit ihrem Blute, ſoll ſich auf dieſen Handel nicht eingelaſſen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: point d'argent, point de Suisses. Der Beiſtand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiſer wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete ſich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düſſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals den Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Bayern anheimfiel und der bayriſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Bayern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Bayern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Mürat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Mürat zum König von Neapel, und derſelbe entſagte der Souverainetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da derſelbe nie abdicirte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupirt ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverain.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläufiger als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe. Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimathliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Climas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Cocarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein Bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbeeren zu parfümiren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen? Er ſagte nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, ſingen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flußgott, den Vater Rhein, ſah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Viſitenkarte in's Waſſer zu werfen. Er ſaß, wie man mir ſagte, in der Tiefe und ſtudirte wieder die franzöſiſche Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußiſchen Herrſchaft große Rückſchritte im Franzöſiſchen gemacht hatte, und ſich jetzt eventualiter auf's neue einüben wollte. Ich glaubte, ihn unten conjugiren zu hören: j'aime, tu aimes, il aime, nous aimons — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: Paris! Paris! ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem Heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daß jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: dans des cas pareils, il n'y a que le premier pas qui coute. Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevards Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwigs XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren wie Bilder eines Modejournals. Dann imponirte mir, daß ſie alle franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo hatte ſie entweder

Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die liberté, égalité, fraternité ſchon wieder abgewiſcht. Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daß ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honnettes und diſtinguirtes Aeußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns in's Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloß ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität. Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen.

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Conjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche die gut röchen und in ſolche welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Claſſification. Sie war erſtaunt, daß ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſirte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir in's offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Dübüreau, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpalaſte. Ich ſah die Morgue, die académie française, wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxemburg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamirten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen. Ich ſah im Jardin-des-Plantes die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz beſonders amüſirten. Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich aparte, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am

Halſe hing, während er ſelbſt, der Held beider Welten, eine braune Perrücke trug, wie alle alte Franzoſen. Ich beſuchte die königliche Bibliothek, und ſah hier den Conſervateur der Medaillen, die eben geſtohlen worden; ich ſah dort auch in einem obſcuren Corridor den Zodiacus von Dhontera, der einſt ſo viel Aufſehen erregt hatte, und am ſelben Tage ſah ich Madame Recamier, die berühmteſte Schönheit zur Zeit der Merovinger, ſowie auch Herrn Ballanche, der zu den pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den ſie ſeit undenklicher Zeit überall mit ſich herumſchleppte. Leider ſah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiß amüſirt hätte. Dafür ſah ich aber in der grande Chaumière den père Lahire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendweſten bei den Krägen erfaßt und vor die Thüre geſetzt; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich mauſig machte, ſchmiß er ihnen nach, und einige hübſche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menſchheitsrechte klagten, hätte ſchier daſſelbe Schickſal betroffen. In einem andern, ähnlichen Local ſah ich den berühmten Chiccard, den berühmten Lederhändler und Cancantänzer, eine vierſchrötige Figur, deren rothaufgedunſenes Geſicht gegen die blendend weiße Cravatte vortrefflich abſtach; ſteif und ernſthaft glich er einem Mairie-Adjuncten, der ſich eben anſchickt, eine Roſière zu bekränzen. Ich bewunderte ſeinen Tanz, und ich ſagte ihm, daß derſelbe große Aehnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionyſien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, ſeinen Namen empfangen. Herr Chiccard ſagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrſamkeit und präſentirte mich einigen Damen ſeiner Bekanntſchaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wiſſen herumzurühmen, ſo daß ſich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Directoren von Zeitſchriften mich aufſuchten, um meine Collaboration zu gewinnen.

Zu den Perſonen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris ſah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieſer jovialen, geiſtreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutſchen Träumers zu entwölken und ſein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des franzöſiſchen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die Europe littéraire geſtiftet, und als Director derſelben kam er zu mir mit dem Anſuchen, einige Artikel über Deutſchland in dem Genre der Frau von Staël für ſeine Zeitſchrift zu ſchreiben. Ich verſprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich ſie in einem ganz entgegengeſetzten Genre ſchreiben würde. „Das iſt mir gleich“ — war die lachende Antwort — „außer dem genre ennuyeux geſtatte ich wie Voltaire jedes Genre.“ Damit ich armer Deutſcher nicht in das genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tiſche und begoß meinen Geiſt mit Champagner. Niemand wußte beſſer wie er ein Dinèr anzuordnen, wo man nicht blos die beſte Küche, ſondern auch die köſtlichſte Unterhaltung genoß; niemand wußte ſo gut wie er als Wirth die Honneurs zu machen, niemand ſo gut zu repräſentiren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiß mit Recht ſeinen Actionären der Europe littéraire hunderttauſend Franken Repräſentationskoſten angerechnet. Seine Frau war ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Ji-Ji hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulcan, als derſelbe das Amt Hebes verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung. Wo iſt er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Grandville; er war von England, wo er ſich aufhielt um die coloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudiren und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen ſitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Project eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpeculativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione, wie einſt Marco Paulo in Venedig genannt wurde, als derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arcaden des Sanct Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daß ſeine induſtriellen Projecte immer großartig, richtig erſonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentiren wußten, wie Victor Bohain. Auch die Europe littéraire war eine vortreffliche Conception, ihr Erfolg ſchien geſichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redactions-Sälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Actionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal wenn ich in der Gallerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo wie der todesmuthige König des Davidiſchen Bildes ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe claſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die rue basse du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der Europe littéraire, wo

Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Actionären!

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland und ſeine geiſtige Entwickelung mich auszuſprechen, und es entſtand dadurch das Buch, daß du, theurer Leſer! jetzt in Händen haſt. Ich wollte nicht blos ſeinen Zweck, ſeine Tendenz, ſeine geheimſte Abſicht, ſondern auch die Geneſis des Buches hier offenbaren, damit jeder um ſo ſicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich ſchrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch beſtrebte, ſo wenig ennüyant wie möglich zu ſein, ſo verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effecte des Stiles und der Phraſe, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in ſo hohem Grade antrifft. Ja, die Verfaſſerin der Corinne überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenoſſen, und ich kann das ſprühende Feuerwerk ihrer Darſtellung nicht genug bewundern; aber dieſes Feuerwerk läßt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müſſen eingeſtehen, ihr Genie iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der frühern Behauptung der Frau von Staël das Genie ſein ſoll; ihr Genie iſt ein Weib, beſitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Cancan dieſes Genies zu widerſprechen. Es war um ſo nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch de l'Allemagne ſich auf Gegenſtände bezogen, die den Franzoſen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit beſaßen, z. B. alles was Bezug hat auf deutſche Philoſophie und romantiſche Schule. Ich glaube in meinem Buche abſonderlich über erſtere die ehrlichſte Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat beſtätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich ſchien.

Ja, was die deutſche Philoſophie betrifft, ſo hatte ich unumwunden das Schulgeheimniß ausgeplaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſche Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Claſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung. und ich erinnere mich, daß ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daß dieſes nie der Fall geweſen, daß die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proclamirten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: ſehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädicanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche Mönche des Atheismus, Großinquiſitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen laſſen würden, weil er doch im Herzen ein verſtockter Deiſt geweſen. So lange ſolche Doctrinen noch Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache beſprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns ſtanden, während wir bei unſern philoſophiſchen Petits-Soupers blasphemirten, unverſtändlich war — ſo lange gehörte auch ich zu den leichtſinnigen Esprits-Forts, wovon die meiſten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umſturz-Ideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verſcheuchen ſuchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieſelben Themata zu discutiren begann in ſeinen ſchmutzigen Sympoſien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter- und Schneidergeſellen in ihrer plumpen

Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu läugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Tabak zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu ſagen, es mochte nicht blos der Ekel ſein, was mir die Grundſätze der Gottloſen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewiſſe weltliche Beſorgniß im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich ſah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündniß geſchloſſen mit dem ſchauderhaft nackteſten, ganz feigenblattloſen, communen Communismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für ſeine Capitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeſchäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angſt des Künſtlers und des Gelehrten, die wir unſre ganze moderne Civiliſation, die mühſelige Errungenſchaft ſo vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelſten Arbeiten unſrer Vorgänger, durch den Sieg des Communismus bedroht ſehen. Fortgeriſſen von der Strömung großmüthiger Geſinnung mögen wir immerhin die Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ja alle unſre Particularintereſſen dem Geſammtintereſſe des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber wir können uns nimmermehr verhehlen, weſſen wir uns zu gewärtigen haben, ſobald die große rohe Maſſe, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souverainetät bereits längſt proclamirt worden, zur wirklichen Herrſchaft käme. Ganz beſonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieſes täppiſchen Souverains. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbſtaufopferung gehört zu unſern raffinirteſten Genüſſen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unſeres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloſes Elend ertragen, in der Heimath wie im Exile — aber die reinliche, ſenſitive Natur des Dichters ſträubt ſich gegen jede perſönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr ſchrecken wir zuſammen bei dem Gedanken an ſeine Liebkoſungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat ſagte einſt: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, ſogleich ſeine Hand in's Feuer halten, um ſie zu reinigen. Ich möchte in derſelben Weiſe ſagen: ich würde meine Hand waſchen, wenn mich das ſouveraine Volk mit ſeinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieſer arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel ſchamloſer, als die Höflinge von Byzanz und Verſailles, ihm ihren Weihrauchkeſſel an den Kopf ſchlugen. Dieſe Hoflakaien des Volkes rühmen beſtändig ſeine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeiſtert: wie ſchön iſt das Volk! wie gut iſt das Volk! wie intelligent iſt das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk iſt nicht ſchön; im Gegentheil, es iſt ſehr häßlich. Aber dieſe Häßlichkeit entſtand durch den

Schmutz und wird mit demſelben ſchwinden, ſobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majeſtät das Volk ſich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht ſchaden, und wir werden dann ein Volk ſehen, das hübſch propre iſt, ein Volk, das ſich gewaſchen hat. Das Volk, deſſen Güte ſo ſehr geprieſen wird, iſt gar nicht gut; es iſt manchmal ſo böſe wie einige andere Potentaten. Aber ſeine Bosheit kommt vom Hunger; wir müſſen ſorgen, daß das ſouveraine Volk immer zu eſſen habe; ſobald allerhöchſt daſſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es Euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent; es iſt vielleicht dümmer als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laßt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbrödten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet Ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen. — Vielleicht wird daſſelbe am Ende noch ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo witzig ſein, wie wir es ſind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leſer, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friſeure, welche Verſe machen wie Monſieur Jasmin zu Toulouſe, und noch viele andre philoſophiſche Flickſchneider, welche ernſthafte Bücher ſchreiben, wie unſer Landsmann, der famoſe Weitling.

Bei dem Namen dieſes famoſen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komiſchen Ernſte die Scene meines erſten und letzten Zuſammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtniß herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe ſeiner Himmelsburg alles ſieht, lachte wohl herzlich über die ſaure Miene, die ich geſchnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeſell entgegentrat und ſich als einen Collegen ankündigte, der ſich zu denſelben revolutionairen und atheiſtiſchen Doctrinen bekenne. Ich hätte wirklich in dieſem Augenblick gewünſcht, daß der liebe Gott gar nicht exiſtirt haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beſchämung ſähe, worin mich eine ſolche ſaubre Genoſſenſchaft verſetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anſchlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem collegialiſchen Zuſammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meiſten verletzte, war der gänzliche Mangel an Reſpect, den der Burſche an den Tag legte, während er mit mir ſprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm ſtand, ſaß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand ſein zuſammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, ſo daß er mit dem Knie faſt ſein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beſtändig dieſes Bein oberhalb der Fußknöchel. Dieſe unehrerbietige Poſitur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeſchrieben, doch er belehrte mich eines Beſſern, als ich ihn befrug, warum er beſtändig in erwähnter Weiſe ſein Bein riebe? Er ſagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigſten Tone, als handle es ſich von einer Sache die ganz natürlich, daß er in den verſchiedenen deutſchen Gefängniſſen, worin er geſeſſen, gewöhnlich mit Ketten belaſtet worden ſei; und da manchmal der eiſerne Ring, welcher das Bein anſchloß, etwas zu eng geweſen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlaſſe, ſich dort zu reiben. Bei dieſem naiven Geſtändniß muß der Schreiber dieſer Blätter ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie der Wolf in der äſopiſchen Fabel, als er ſeinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an ſeinem Halſe ſo abgeſcheuert ſei, und dieſer zur Antwort gab: des Nachts legt man mich an die Kette. — Ja, ich geſtehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider ſolchermaßen mit ſeiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten ſprach, womit ihn die deutſchen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch ſaß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Coteriewörte einer geſchloſſenen Geſellſchaft, womit man mir eine ſchreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphoriſchen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anſtand tragen kann, und die ſogar bei Leuten von gutem Tone in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geſchloſſenen Geſellſchaft ſind Ketten gemeint in ihrer eiſernſten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eiſernen Ring an's Bein befeſtigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von ſolchen Ketten ſprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: mitgeſangen, mitgehangen! nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „die Garantien der Geſellſchaft“, war lange Zeit der Katechismus der deutſchen Communiſten. Die Anzahl dieſer letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubens-Armee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplinirt, aber in doctrineller Beziehung ganz vorzüglich einexercirt iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum craſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Cohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Axt das ganze geſellſchaftliche Gebände bedroht, ſind den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Conſequenz ihrer Doctrin; denn in dem Wahnſinn, der ſie antreibt, iſt, wie Polonius ſagen würde, Methode.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche de l'Allemagne lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändniß ſeiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verſtanden ſein, und daher ſein verclauſulirter Vortrag, daher vielleicht auch ſeine Vorliebe für Perſonen, von denen er wußte, daß ſie ihn nicht verſtänden, und denen er um ſo bereitwilliger die

Ehre ſeines nähern Umgangs gönnte. So wunderte ſich jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefſinnigen Hegel mit dem verſtorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch ſeinen Ruhm allgemein bekannten und von den geiſtreichſten Journaliſten gefeierten Giacomo Meyerbeer. Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein ſchier unkluger Geſell, der auch wirklich ſpäterhin von ſeiner Familie für blödſinnig erklärt und unter Curatel geſetzt wurde, weil er anſtatt ſich durch ſein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, vielmehr für läppiſche Schnurrpfeifereien ſeinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für ſechstauſend Thaler Spazierſtöcke gekauft hatte. Dieſer arme Menſch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbekränztes muſikaliſches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Roſſini, gelten wollte und lieber ſein Geld für Spazierſtöcke ausgab — dieſer aus der Art geſchlagene Beer genoß den vertrauteſten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philoſophen, ſein Pylades, und begleitete ihn überall wie ſein Schatten. Der eben ſo witzige wie talentbegabte Felix Mendelsſohn ſuchte einſt dieſes Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verſtände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs beſtand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verſtände nichts von allem was er ihn reden höre, und er konnte daher in ſeiner Gegenwart ſich ungenirt allen Geiſtesergießungen des Moments überlaſſen. Ueberhaupt war das Geſpräch von Hegel immer eine Art von Monolog, ſtoßweis hervorgeſeufzt mit klangloſer Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappirte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtniß. Eines ſchönen hellgeſtirnten Abends ſtanden wir beide neben einander am Fenſter, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Menſch, ich hatte eben gut gegeſſen und Kaffee getrunken, und ich ſprach mit Schwärmerei von den Sternen, und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am

Himmel." Um Gotteswillen — rief ich — es giebt alſo droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?" — Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch er ſchien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whiſt einzuladen.

Wie ſchwer das Verſtändniß der Hegel'ſchen Schriften iſt, wie leicht man ſich hier täuſchen kann, und zu verſtehen glaubt, während man nur dialektiſche Formeln nachzuconſtruiren gelernt, das merkte ich erſt viele Jahre ſpäter hier in Paris, als ich mich damit beſchäftigte, aus dem abſtracten Schul-Idiom jene Formeln in die Mutterſprache des geſunden Verſtandes und der allgemeinen Verſtändlichkeit, in's Franzöſiſche, zu überſetzen. Hier muß der Dollmetſch beſtimmt wiſſen, was er zu ſagen hat, und der verſchämteſte Begriff iſt gezwungen, die myſtiſchen

Gewänder fallen zu laſſen und ſich in ſeiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorſatz gefaßt, eine allgemein verſtändliche Darſtellung der ganzen Hegel'ſchen Philoſophie zu verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches de l'Allemagne als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtracteſten Partien ſo populair als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſcript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen: Autor und Schrift paßten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen mußte, daß allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtracter Denker, und ich nahm die Syntheſe der Hegel'ſchen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidirt, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei. Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daß ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrüchigſten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und ſühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keuſche Roſen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen ſie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Dieſe Reſtaurationen beſchädigter Magdthümer, ich geſtehe es, erſchöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilſchen, und unerſchöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte oder vielmehr niemand als ſolchen anerkannte: für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die ſie mir anthaten, war ein Sacrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottloſigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet laſſen, aber alsdann war es nicht eine menſchliche Rache, ſondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieſer höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid. Wie ich keine Feinde beſaß, ſo gab es für mich auch keine Freunde, ſondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, ſowohl die verſificirten, wie die, welche ich in Proſa geſchaffen, und dieſer Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich ſehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräſentationskoſten eines Gottes, der ſich nicht lumpen laſſen will und weder Leib noch Börſe ſchont, ſind ungeheuer; um eine ſolche Rolle mit Anſtand zu ſpielen, ſind beſonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Geſundheit. Leider geſchah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — dieſe beiden Requiſiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch ſehr in Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publicum in jener Zeit mit ſo großen, unerhörten, fabelhaften Schauſpielen beſchäftigt, daß daſſelbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Perſon vorging, nicht beſonders bemerken mochte. Ja, ſie waren unerhört und fabelhaft, die

Ereigniſſe in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügſten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödſinns auf's Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Erſten, das Unterſte kam zu oberſt, ſowohl die Dinge wie die Gedanken waren umgeſtürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieſer unſinnigen, auf den Kopf geſtellten Zeit ein vernünftiger Menſch geweſen, ſo hätte ich gewiß durch jene Ereigniſſe meinen Verſtand verloren, aber verrückt wie ich damals war, mußte das Gegentheil geſchehen, und ſonderbar! juſt in den Tagen des allgemeinen Wahnſinns kam ich ſelber wieder zur Vernunft! Gleich vielen anderen heruntergekommenen Göttern jener Umſturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menſchlichen Privatſtand wieder zurücktreten. Das war auch das Geſcheiteſte, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeſchöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchſten Weſens, das den Geſchicken dieſer Welt vorſteht, und das auch hinfüro meine eignen irdiſchen Angelegenheiten leiten ſollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorſehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, ſie gleichſam einem himmliſchen Intendanten zu übertragen, der ſie mit ſeiner Allwiſſenheit wirklich viel beſſer beſorgt. Die Exiſtenz eines Gottes ward ſeitdem für mich nicht blos ein Quell des Heils, ſondern ſie überhob mich auch aller jener quäleriſchen Rechnungsgeſchäfte, die mir ſo verhaßt, und ich verdanke ihr die größten Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar nichts mehr aus für Unterſtützung von Hülfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daß ich der göttlichen Fürſehung wie ehemals in's Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Clienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daß ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Creatur, die mit der Weltregierung nichts mehr zu ſchaffen hat, und daß ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den

Herrgott wenden müßten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeßlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügen, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen mußte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daß ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der obendrein nicht mehr ganz geſund und ſogar ſehr krank iſt. In dieſem Zuſtand iſt es eine wahre Wohlthat für mich, daß es Jemand im Himmel giebt, dem ich beſtändig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, beſonders nach Mitternacht, wenn Mathilde ſich zur Ruhe begeben, die ſie oft ſehr nöthig hat. Gottlob! in ſolchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen ſo viel ich will, und ohne mich zu geniren, und ich kann ganz mein Herz ausſchütten vor dem Allerhöchſten und ihm Manches vertrauen, was wir ſogar unſrer eignen Frau zu verſchweigen pflegen.

Nach obigen Geſtändniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daß der Druck derſelben weder dem Publicum noch dem Autor heilſam ſein konnte; ich ſah ein, daß die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſcript über die Hegel'ſche Philoſophie in die lodernde Gluth; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Gekniſter.

Gottlob, ich war ſie los! Ach könnte ich doch alles, was ich einſt über die deutſche Philoſophie drucken ließ, in derſelben Weiſe vernichten! Aber das iſt unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngſt betrübſamlichſt erfahren, ſo bleibt mir nichts übrig, als öffentlich zu geſtehen, daß meine Darſtellung der deutſchen philoſophiſchen Syſteme, alſo fürnehmlich die erſten drei Abtheilungen meines Buches de l'Allemagne, die ſündhafteſten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutſchen Verſion als ein beſonderes Buch drucken laſſen, und da die letzte Ausgabe deſſelben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht beſaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, ſo verſah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geſchäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der Allemagne mich beſonders auszuſprechen. Sie lautet wie folgt: „Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daß er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern todt geſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändniß machte, daß ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes, und war ſo übermüthig wie der König Nebucadnezar vor ſeinem Sturze.

„Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viel ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigte ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daß die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daß ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stammmutter ſo vieler künftiger Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewußtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.“

Nach der Stelle, welche ich hier citirt, folgen Geſtändniſſe über den Einfluß, den die Lectüre der Bibel auf meine ſpätere Geiſtesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und daſſelbe ward für mich eben ſo ſehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der frömmigſten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer lüderlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem ſchwarzen Betbruder nieder in derſelben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wiſſenſchaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwiſſende Neger, der kaum buchſtabiren gelernt! Der arme Tom ſcheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu ſehen, als ich, dem beſonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom verſteht ſie vielleicht beſſer, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitſchenhiebe, die mich manchmal bei der Lectüre der Evangelien und der Apoſtelgeſchichte ſehr unäſthetiſch anwiderten. So ein armer Negerſclave lieſt zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel beſſer als wir. Dagegen glaube ich mir ſchmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moſes in der erſten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen ſei. Dieſe große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Rieſengeſtalt! Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Ok, König von Baſan, größer geweſen ſei. Wie klein erſcheint der Sinai, wenn der Moſes darauf ſteht! Dieſer Berg iſt nur das Poſtament, worauf die Füße des Mannes ſtehen, deſſen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott ſpricht — Gott verzeih mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken, als ſei dieſer moſaiſche Gott nur der zurückgeſtrahlte Lichtglanz des Moſes ſelbſt, dem er ſo ähnlich ſieht, ähnlich in Zorn und in Liebe — Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine ſolche Identität des Gottes und ſeines Propheten annähme — aber die Aehnlichkeit iſt frappant.

Ich hatte Moſes früher nicht ſonderlich geliebt, wahrſcheinlich weil der helleniſche Geiſt in mir vorwaltend war, und ich dem Geſetzgeber der Juden ſeinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plaſtik, nicht verzeihte. Ich ſah nicht, daß Moſes, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war und den wahren Künſtlergeiſt beſaß. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten, nur auf das Coloſſale und Unverwüſtliche gerichtet. Aber nicht wie die Aegypter formirte er ſeine Kunſtwerke aus Backſtein und Granit, ſondern er baute Menſchenpyramiden, er meißelte Menſchen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Iſrael! Mit größerm Rechte als der römiſche Dichter darf jener Künſtler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebet, ſich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeiſter, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen, und zwar gewiß wieder meines helleniſchen Naturells wegen, dem der judäiſche Asceticismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat ſeitdem abgenommen. Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugſame Männer, nicht blos ehemals, ſondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe ſie ſeitdem beſſer würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsſtolz bei dem Kämpen der Revolution und ihrer demokratiſchen Principien ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte der Schreiber dieſer Blätter ſtolz darauf ſein, daß ſeine Ahnen dem edlen Hauſe Iſrael angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geſchichte des Mittelalters und ſelbſt der modernen Zeit hat ſelten in ihre Tagesberichte die Namen ſolcher Ritter des heiligen Geiſtes eingezeichnet, denn ſie fochten gewöhnlich mit verſchloſſenem Viſir. Ebenſo wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Weſen, ſind der Welt bekannt. Man glaubt ſie zu kennen, weil man ihre Bärte geſehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorſchein, und wie im Mittelalter ſind ſie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage wovon der Prophet geweiſſagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Heerde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menſchheit geduldet, ſeine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man ſieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citiren pflegte, ich citire jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr viel. Sie hat, wie ich oben geſagt, das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſels. Die thörichtſten und widerſprechendſten Gerüchte ſind in dieſer Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme aber nicht ſehr geſcheute Männer des proteſtantiſchen Deutſchlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutheriſch evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, jetzt wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan ſei? Nein, Ihr lieben Freunde, es iſt in dieſer Beziehung keine Aenderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe, ſo geſchieht es weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzuſehr genirte. Freilich, ich geſtehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande beſtimmt losgeſagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, der ſich zu keiner von den ſtaatlich privilegirten poſitiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einſt lachend ſagte: Paris vaut bien une messe, ſo konnte ich mit Fug ſagen: Berlin vaut bien un prêche, und ich konnte mir, nach wie vor, das ſehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrirte Chriſtenthum gefallen laſſen, das man damals ſogar ohne Gottheit Chriſti, wie Schildkrötenſuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich ſelbſt noch ein Gott, und keine der poſitiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andere; ich konnte aus Courtoiſie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der ruſſiſche Kaiſer ſich in einen preußiſchen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt wo durch das Wiedererwachen des religiöſen Gefühls, ſo wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir vorgegangen — entſpricht jetzt die lutheriſche Glaubens-Uniform einigermaßen meinem innerſten Gedanken? In wie weit iſt das officielle Bekenntniß zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine directe Beantwortung begegnen, ſie ſoll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienſte zu beleuchten, die ſich der Proteſtantismus, nach meiner jetzigen Einſicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermeſſen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philoſophie ein überwiegendes Intereſſe für mich hatte, wußte ich den Proteſtantismus nur wegen der Verdienſte zu ſchätzen, die er ſich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden iſt, auf welchem ſich ſpäter Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, mußte dieſen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieſer Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutſchen Philoſophie gewürdigt und meine kampfluſtige Parteinahme für den Proteſtantismus juſtificirt. Jetzt, in meinen ſpätern und reifern Tagen, wo das religiöſe Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt, und der geſcheiterte Metaphyſiker ſich an die Bibel feſtklammert: jetzt würdige ich den Proteſtantismus ganz abſonderlich ob der Verdienſte, die er ſich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich ſage die Auffindung, denn die Juden, die daſſelbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet, und es im Exile gleichſam wie ein portatives Vaterland mit ſich herumſchleppten, das ganze Mittelalter hindurch, ſie hielten dieſen Schatz ſorgſam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutſchen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinſchlichen um Hebräiſch zu lernen, um den Schlüſſel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein ſolcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde deſſelben, die Hochſtraaten & Comp. in Cöln, die man als blödſinnige Dunkelmänner darſtellte, waren keineswegs ſo ganz dumme Tröpfe, ſondern ſie waren fernſichtige Inquiſitoren, welche das Unheil, das die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl vorausſahen: daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräiſche Schriften, die ſie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während ſie die Dollmetſcher dieſer heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten ſuchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, ſieht man wie jeder im Grunde Recht hatte. Die Cölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedere Volk, die Kinder des Erb-Elends, haßte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heutzutage der Haß der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haß gegen die Juden. In der That, da dieſe letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grundbeſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die

Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrien! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sanct Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein ungeheures Crucifix trug und blutdürſtig ſchrie: Die Weißen haben Chriſtum getödtet, laßt uns alle Weißen todtſchlagen!

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das theure Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete. Dieſe Verbreitung hat die ſegensreichſten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgeſellſchaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutſamer iſt und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieſer britiſchen Chriſtenthums-Speditions-Societät ſelber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrſchaft zu bringen und wie das Meer, auch den Himmel zu monopoliſiren, denſelben zur britiſchen Kirchendomaine zu machen: und ſiehe! ſie fördern, ohne es zu wiſſen, den Untergang aller proteſtantiſchen Secten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Menſch nicht blos König, ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie ſozuſagen der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch, in die Hände ſpielen und der Exegeſe, der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große

Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, das in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſcandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daß man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B. die proteſtantiſchen Schotten, ſind ſie nicht Hebräer, deren Namen überall bibliſch, deren Cant ſogar etwas jeruſalemitiſch-phariſäiſch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum iſt, welches Schweinefleiſch frißt? So iſt es auch mit manchen Provinzen Norddeutſchlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meiſten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das altteſtamentariſche Leben pedantiſch nachäfft. Letzteres erſcheint hier wie daguerreotypirt, die Conturen ſind ängſtlich richtig, doch alles iſt grau in grau, und es fehlt der ſonnige Farbenſchmelz des gelobten Landes. Aber die Caricatur wird einſt ſchwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nemlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern ebenſo gotterfreulich blühen, wie einſt am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palme und Kameele nöthig, um gut zu ſein, und Gutſein iſt beſſer denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht blos in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß ſie das jüdiſche Leben in Sitte und Denkweiſe ſo leicht in ſich aufgenommen. Der Grund dieſes Phänomens iſt vielleicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar ascetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtracten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbar-Ländern und Nachbar-Völkern, die den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturculten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſraels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe

Iſraels, während nicht blos in ſeiner Umgebung ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſ bei den philoſophiſchen Griechen, die Sclaverei juſtificirt war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu compromittiren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialiſten, der terroriſtiſcher wäre als unſer Herr und Heiland, und bereits Moſes war ein ſolcher Socialiſt, obgleich er, als ein praktiſcher Mann, beſtehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu decretiren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und ſolches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienirte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung“ bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der factiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingniß ließ der Chicane offnes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Beſitzer alle Mittel der Abſchreckung, beſonders dem Armen gegenüber, der die Streitkoſten nicht erſchwingen kann, zu Gebote ſtehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advocat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wußte er durch Zungendreſcherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Caſuiſten konnte die Proſcription, die Verjährung, erfinden und dieſelbe conſacriren in jenem abſcheulichſten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römiſchen Civilrechts, der leider noch jetzt herrſchend iſt.

Ich habe oben von der Verwandtſchaft geſprochen, welche zwiſchen Juden und Germanen, die ich einſt „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, ſtattfindet, und in dieſer Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethiſchen Unwillen, womit das alte deutſche Recht die Verjährung ſtigmatiſirt; in dem Munde des niederſächſiſchen Bauers lebt noch heute das rührend ſchöne Wort: „hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die moſaiſche Geſetzgebung proteſtirt noch entſchiedener durch die Inſtitution des Jubeljahrs. Moſes wollte nicht das Eigenthum abſchaffen, er wollte vielmehr, daß jeder deſſen beſäße, damit niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtiſcher Geſinnung ſei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieſer athmet und flammt in allen ſeinen Geſetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sclaverei ſelbſt haßte er über alle Maßen, ſchier ingrimmig, aber auch dieſe Unmenſchlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, ſie wurzelte noch zu ſehr im Leben jener Urzeit, und er mußte ſich darauf beſchränken, das Schickſal der Sclaven geſetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienſtzeit zu beſchränken. Wollte aber ein Sclave, den das Geſetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlaſſen, ſo befahl Moſes, daß der unverbeſſerliche ſervile Lump mit dem Ohr an den Thürpfoſten des herrſchaftlichen Hauſes angenagelt würde, und nach dieſer ſchimpflichen Ausſtellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moſes, unſer Lehrer, Moſche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtſchaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unſre gemüthlichen Sclaven in ſchwarzrothgoldner Livree mit ihren langen Ohren feſtnagle an das Brandenburger Thor!

Ich verlaſſe den Ocean allgemeiner religiös-moraliſch-hiſtoriſcher Betrachtungen, und lenke mein Gedankenſchiff wieder beſcheiden in das ſtille Binnenlandgewäſſer, wo der Autor ſo treu ſein eignes Bild abſpiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie proteſtantiſche Stimmen aus der Heimath, in ſehr indiscret geſtellten Fragen, die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiöſen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir ſtärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma noch für irgend einen Cultus außerordentlich ſchwärme und ich in dieſer Beziehung derſelbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieſes Geſtändniß jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römiſch-katholiſchen Kirche zugethan ſind, einen Irrthum zu benehmen, in den ſie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen ſind. Sonderbar! zur ſelben Zeit, wo mir in Deutſchland der Proteſtantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangeliſche Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete ſich auch das Gerücht, als ſei ich zum katholiſchen Glauben übergetreten, ja manche gute Seelen verſicherten, ein ſolcher Uebertritt habe ſchon vor vielen Jahren ſtattgefunden, und ſie unterſtützten ihre Behauptung mit der Angabe der beſtimmteſten Details, ſie nannten Zeit und Ort, ſie gaben Tag und Datum an, ſie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Proteſtantismus abgeſchworen und den alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauden angenommen haben ſollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieſer Feierlichkeit ſpendirte.

Wie ſehr ſolches Gerücht Conſiſtenz gewonnen, erſehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe faſt in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude ſehe, die ſich in manchen Zuſchriften ſo rührend ausſpricht. Reiſende erzählen mir, daß meine Seelenrettung ſogar der Kanzelberedſamkeit Stoff geliefert. Junge katholiſche Geiſtliche wollen ihre homiletiſchen Erſtlingsſchriften meinem Patronate anvertrauen. Man ſieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn iſt ſo ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachſagen mag, eins iſt gewiß: ſie ſind keine Egoiſten, ſie bekümmern ſich um ihre Nebenmenſchen; leider oft ein Bischen zu viel. Jene falſchen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, ſondern nur dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiß nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Acte unterzogen — Aber dieſer Act war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Conjugation; ich ließ nemlich dort meine Ehe mit meiner Gattin, nach der Civiltrauung, auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störniß verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Confeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Uebertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civil-Ehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deshalb, und überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Cleriſei eine zu große Conceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewußt, wie viel größere Conceſſionen ich damals der ihnen verhaßten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daß der Gatte ſich ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muß ſich auch ihren Bedingungen fügen.

Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wußte, daß Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtniß die Worte der ſchönen Ninon de Lenclos: O, le beau billet qu'a Lechastre!

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daß ich damals, um die Diſpens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht blos meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtirender Proteſtant, und ich proteſtire gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen **ogre de Rome**, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo dieſe Reclamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Bornirtheit fehlt, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daß ich einem Coloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger, als daß ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt: aber es iſt darum nicht minder wahr, daß auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre, und noch mancher junge Anſtürmer an ſeinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphyſiker, mußte ich immer der Conſequenz der römiſch-katholiſchen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma noch den Cultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geiſtesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte ſich mir die Poeſie, welche in der Symbolik des katholiſchen Dogmas und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht ſelten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll ſelige Ueberſchwänglichkeit und ſchauerliche Todesluſt jener Poeſie: auch ich ſchwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erſte Gedichteſammlung enthält Spuren dieſer ſchönen Madonna-Periode, die ich in ſpätern Sammlungen lächerlich ſorgſam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit iſt vorüber, und ich erlaube Jedem, über dieſe Geſtändniſſe zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erſt zu geſtehen, daß in derſelben Weiſe, wie kein blinder Haß gegen die römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche

Rancune gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte: wer meine ſatiriſche Begabniß und die Bedürfniſſe meines parodirenden Uebermuths kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menſchlichen Schwächen der Cleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sacriſteien Bayerns und Oeſterreichs herumraſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeſchafft, die kurzgefaßten, in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Leitfaden und Chreſtomatien, welche noch aus den Jeſuitenſchulen herſtammten, und ſie wurden ebenfalls erſetzt durch neue Grammatiken und Compendien, geſchrieben in einem ſchwindſüchtigen, pedantiſchen Berlinerdeutſch, in einem abſtracten Wiſſenſchaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßliche, natürliche und geſunde Jeſuitenlatein. Wie man auch über die Jeſuiten denkt, ſo muß man doch eingeſtehen, ſie bewährten immer einen praktiſchen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums ſehr verſtümmelt mitgetheilt, ſo haben ſie doch dieſe Alterthumskenntniß ſehr verallgemeinert, ſozuſagen demokratiſirt, ſie ging in die Maſſen über, ſtatt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geiſtesariſtokrat das Alterthum und die Alten beſſer begreifen lernt, aber der großen Volksmenge ſehr ſelten ein claſſiſcher Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Aeſopiſche Fabel oder ein Horaziſcher Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrodkruſten ihrer Jugend ſpäter noch lange zu knuspern hatten. So ein Bischen Latein ziert den ganzen Menſchen, ſagte mir einſt ein alter Schuſter, dem aus der Zeit, wo er mit dem ſchwarzen Mäntelchen in das Jeſuitencollegium ging, ſo mancher ſchöne Ciceronianiſche Paſſus aus den Catilinariſchen Reden im Gedächtniſſe geblieben, den er gegen heutige Demagogen ſo oft und ſo ſpaßhaft glücklich citirte. Pädagogik war die Specialität der Jeſuiten, und obgleich ſie dieſelbe im Intereſſe ihres Ordens treiben wollten, ſo nahm doch die Leidenſchaft für die Pädagogik ſelbſt, die einzige menſchliche Leidenſchaft die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, ſie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunſten des Glaubens, und ſtatt die Menſchen wieder zu Kindern zu machen, wie ſie beabſichtigten, haben ſie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menſchen gemacht. Die größten Männer der Revolution ſind aus den Jeſuitenſchulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieſer letztern wäre vielleicht die große Geiſterbewegung erſt ein Jahrhundert ſpäter ausgebrochen.

Arme Väter von der Geſellſchaft Jeſu! Ihr ſeid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur Eure Gefährlichkeit, aber nicht Eure Verdienſte begriffen. Was mich betrifft, ſo konnte ich nie einſtimmen in das Zetergeſchrei meiner Genoſſen, die bei dem Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Partei-Intereſſen zu verabſäumen, mußte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daß wir dieſer ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte, vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Aeußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rector anvertraut war, und der auch für die oberſte Claſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher Amtstracht am Altar fungirte. Es iſt gewiß bedeutſam, und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Begünſtigung genoß ich vorzugsweiſe, weil der Rector Schallmeyer ſich als Freund unſrer Familie ganz beſonders für mich intereſſirte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn ſtudirt hatte, war dort ſein akademiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödtlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter ſpäter in Hamburg erzählte, daß er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienſt der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudiren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rector Schallmeyer unter den Prälaten höchſten Ranges zu Rom beſaß, verſicherte er, im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieſes meine Mutter erzählte, bedauerte ſie ſehr, daß ſie dem Rathe des geiſtreichen alten Herrn nicht Folge geleiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſeyn möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie coquet er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterblicher iſt ein römiſcher Abbate, der nicht blos der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Academie der Arcadier mit zierlichen Cadenzen recitirt. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu können, ob ſie einſt eine celeberrima cantatrice, eine diva, eine Weltprimadonna, ſein wird. Er verſteht ſich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torſo einer griechiſchen Bacchantin ſchreibt er eine Abhandlung im ſchönſten Ciceronianiſchen Latein, die er dem Oberhaupte der Chriſtenheit, dem pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner iſt der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers beſucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinſten anatomiſchen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieſer Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein ſolcher Abbate zu werden und im ſüßeſten dolce far niente dahin zu ſchlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, ſtudirend im Genuſſe und genießend im Studium, und ich hätte Meſſe geleſen vor den auserleſenſten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als ſtrenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetiſche Rohheit ausartend — ich hätte am meiſten die römiſchen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch ſolche Gunſt und Verdienſte in der Hierarchie der Kirche zu den höchſten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein monsignore geworden, ein Violetſtrumpf, ſogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es iſt kein Pfäfflein noch ſo klein,
Es möchte gern ein Päpſtlein ſein —

ſo hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabenſten Ehrenpoſten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, ſo würde ich dennoch die Ernennung zum Papſte nicht ausgeſchlagen haben, wenn die Wahl des Conclaves auf mich gefallen wäre. Es iſt dieſes jedenfalls ein ſehr anſtändiges und auch mit gutem Einkommen verſehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geſchick verſehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergeſetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Chriſten, ſowohl Prieſtern als Laien, das Bein hinſtreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Baſilica in Triumph herumtragen laſſen, und nur im wackelndſten Falle würde ich mich ein Bischen feſtgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Seſſels, den ſechs ſtämmige carmoiſinrothe Camerieren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und gallonirte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürſten befächeln — wie gar lieblich zu ſchauen iſt auf dem Proceſſions-Gemälde des Horaz Vernet. Mit einem gleichen unerſchütterlichen ſacerdotalen Ernſte — denn ich kann ſehr ernſt ſein, wenn es durchaus nöthig iſt — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Chriſtenheit den jährlichen Segen ertheilt; in Pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalſtab von Rothhüten und Biſchofsmützen, Goldbrocatgewändern und Kutten von allen Couleuren, hätte ſich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balcon dem Volke gezeigt, das tief unten, in unabſehbar wimmelnder Menge, mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgeſtreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leſer, ich bin kein Papſt geworden, auch kein Cardinal, nicht mal ein römiſcher Nuntius, und wie in der weltlichen, ſo auch in der geiſtlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute ſagen, auf dieſer ſchönen Erde zu nichts gebracht. Es iſt nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchleriſchen Demuth mich hingebend, dieſen Namen geringſchätzen. Man iſt viel, wenn man ein Dichter iſt, und gar wenn man ein großer lyriſcher Dichter iſt in Deutſchland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philoſophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falſchen Beſcheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verläugnen. Keiner meiner Landsleute hat in ſo frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen, und wenn mein College Wolfgang Goethe wohlgefällig davon ſingt, „daß der Chineſe mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male," ſo kann ich, ſoll doch einmal geprahlt werden, dem chineſiſchen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japaniſchen entgegenſetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, ſtellte mir derſelbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangaſaki zugebracht und begierig wünſchte, meine Bekanntſchaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japaneſen Deutſch gelehrt, der ſpäter meine Gedichte in japaniſcher Ueberſetzung drucken ließ, und dieſes ſei das erſte europäiſche Buch geweſen, das in japaniſcher Sprache erſchienen — übrigens fände ich über dieſe curioſe Uebertragung einen weitläufigen Artikel in der engliſchen Review von Calcutta. Ich ſchickte ſogleich nach mehreren cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorſteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verſchaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens —

Seitdem habe ich über meinen javaniſchen Ruhm keine weitern Nachforſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: ich bin der Narr des Glücks. Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daß bei Feſtmahlen aus goldnen Pocalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daß begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorbeeren umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird! Was nützt es mir, daß alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarcasmen deſſelben nur armſelige Spöttereien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muß im Humor, in der coloſſalen Spaßmacherei.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meiſter über mich herabgeußt, iſt entſetzlich, und ſchauerlich grauſam iſt ſein Spaß. Demüthig bekenne ich ſeine Ueberlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an ſolcher höchſten Schöpfungskraft fehlt, ſo blitzt doch in meinem Geiſte die ewige Vernunft, und ich darf ſogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächſt die unterthänigſte Andeutung auszuſprechen, es wolle mich bedünken, als zöge ſich jener grauſame Spaß, womit der Meiſter den armen Schüler heimſucht, etwas zu ſehr in die Länge; er dauert ſchon über ſechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß jener Spaß nicht neu iſt und daß ihn der große Ariſtophanes des Himmels ſchon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und alſo ein Plagiat an hoch ſich ſelber begangen habe. Um dieſe Behauptung zu unterſtützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citiren. Dieſe Chronik iſt ſehr intereſſant für diejenigen, welche ſich über Sitten und Bräuche des deutſchen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beſchreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, ſowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und geſungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet ſie von Anno 1480, daß man in dieſem Jahre in ganz Deutſchland Lieder gepfiffen und geſungen, die ſüßer und lieblicher, als alle Weiſen, ſo man zuvor in deutſchen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, ſei ganz davon vernarrt geweſen, ſo daß man ſie von Morgen bis Abend ſingen hörte; dieſe Lieder aber, ſetzt die Chronik hinzu, habe ein junger Clericus gedichtet, der von der Miſſelſucht behaftet war und ſich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiß, lieber Leſer, was für ein ſchauderhaftes Gebreſte im Mittelalter die Miſſelſucht war, und wie die armen Leute, die ſolchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen waren und ſich keinem menſchlichen Weſen nahen durften. Lebendig Todte wandelten ſie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Geſicht gezogen, und in der

Hand eine Klapper tragend, die ſogenannte Lazarusklapper, womit ſie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte. Der arme Clericus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Oede ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohl bekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Coſtume des Mittelalters erſcheint. Der blaſirte König von Judäa ſagte mit Recht: es giebt nichts Neues unter der Sonne — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Clericus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarus-Klapper.

II.

Gedichte.

1853 und 1854.

I.

Ruhelechzend.

Laß bluten deine Wunden, laß
Die Thränen fließen unaufhaltſam —
Geheime Wolluſt ſchwelgt im Schmerz,
Und Weinen iſt ein ſüßer Balſam.

Verwundet dich nicht fremde Hand,
So mußt du ſelber dich verletzen;
Auch danke hübſch dem lieben Gott,
Wenn Zähren deine Wangen netzen.

Des Tages Lärm verhallt, es ſteigt
Die Nacht herab mit langen Flören.
In ihrem Schooße wird kein Schelm,
Kein Tölpel deine Ruhe ſtören.

Hier biſt du ſicher vor Muſik,
Vor des Piano-Fortes Folter,
Und vor der großen Oper Pracht
Und ſchrecklichem Bravourgepolter.

Hier wirſt du nicht verfolgt, geplagt
Vom eitlen Virtuoſenpacke
Und vom Genie Giacomo's
Und ſeiner Weltberühmtheitsclaque.

O Grab, du biſt das Paradies
Für pöbelſcheue, zarte Ohren —
Der Tod iſt gut, doch beſſer wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren.

II.

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Die haben das Schlimmſte an mir verübt.
Mein Herze bricht; doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt ſie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der luſtige Vogelgeſang erſchallt,
Und Mädchen und Blumen, ſie lächeln jungfräulich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Da lob' ich mir den Orcus faſt;
Dort kränkt uns nirgends ein ſchnöder Contraſt;
Für leidende Herzen iſt es viel beſſer
Dort unten am ſtygiſchen Nachtgewäſſer.

Sein melancholiſches Geräuſch,
Der Stymphaliden ödes Gekreiſch,
Der Furien Singſang, ſo ſchrill und grell,
Dazwiſchen des Cerberus' Gebell —

Das paßt verdrießlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, dem traurigen Thal,
In Proſerpinens verdammten Domainen,
Iſt alles im Einklang mit unſeren Thränen.

Hier oben aber, wie grauſamlich
Sonne und Roſen ſtechen ſie mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

III.

Leib und Seele.

Die arme Seele ſpricht zum Leibe:
Ich laß nicht ab von dir, ich bleibe
Bei dir — Ich will mit dir verſinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warſt ja ſtets mein zweites Ich,
Das liebevoll umſchlungen mich,
Als wie ein Feſtkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt ſoll ich gleichſam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abſtract,
Hinlungern als ein ſel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,
In jenen kalten Himmelshallen,
Wo ſchweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — ſie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.
O das iſt grauenhaft; o bleib',
Bleib' bei mir, du geliebter Leib!

Der Leib zur armen Seele ſpricht:
O tröſte dich und gräm' dich nicht!
Ertragen müſſen wir in Frieden
Was uns vom Schickſal ward beſchieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muß
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirſt droben auserleſen ſein
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinſten Glanz — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morſcher Zunder
Zuſammenſinkend, und ich werde,
Was ich geweſen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröſte dich!
Vielleicht auch amüſirt man ſich
Im Himmel beſſer als du meinſt.
Siehſt du den großen Bären einſt
(Nicht Meyer-Bär) im Sternenſaal,
Grüß ihn von mir viel tauſendmal!

IV.

Rothe Pantoffeln.

Gar böſe Katze, ſo alt und grau,
Sie ſagte, ſie ſei eine Schuſterfrau;
Auch ſtand vor ihrem Fenſter ein Lädchen,
Worin Pantoffeln für junge Mädchen,
Pantöffelchen von Maroquin,
Von Safian und von Satin,
Von Sammt mit goldnen Borden garnirt
Und buntgeblümten Bändern verziert.
Am lieblichſten dort zu ſchauen war
Ein ſcharlachrothes Pantöffelchenpaar;
Es hat mit ſeiner Farbenpracht
Gar manchem Dirnchen in's Herz gelacht.

Eine junge weiße Edelmaus,
Die ging vorbei dem Schuſterhaus,

Kehrt wieder um, dann blieb ſie ſtehn,
Thät nochmals durch das Fenſter ſehn —
Sprach endlich: Ich grüß Euch, Frau Kitze, Frau Katze,
Gar ſchöne rothe Pantöffelchen hat Sie;
Sind ſie nicht theuer, ich kauf ſie Euch ab,
Sagt mir wie viel ich zu zahlen hab'.

Die Katze rief: Mein Jüngferlein,
Ich bitte gehorſamſt, treten Sie ein,
Geruhen Sie mein Haus zu beehren
Mit Dero Gegenwart; es verkehren
Mit mir die allerſchönſten Madel
Und Herzoginnen, der höchſte Adel —
Die Töffelchen will ich wohlfeil laſſen —
Doch laßt uns ſehn, ob ſie Euch paſſen —
Ach, treten Sie ein und nehmen Sie Platz —

So flötet die boshaft liſtige Katz,
Und das weiße, unerfahrene Ding
In die Mördergrub', in die Falle ging —
Auf eine Bank ſetzt ſich die Maus
Und ſtreckt ihr kleines Beinchen aus,
Um anzuprobiren die rothen Schuhe —
Sie war ein Bild von Unſchuld und Ruhe —
Da packt ſie plötzlich die böſe Katze
Und würgt ſie mit der grimmigen Tatze,

Und beißt ihr ab das arme Köpfchen,
Und ſpricht: Mein liebes, weißes Geſchöpfchen,
Mein Mäuschen, du biſt mauſetodt!
Jedoch die Pantöffelchen ſcharlachroth,
Die will ich ſtellen auf deine Gruft;
Und wenn die Weltpoſaune ruft
Zum jüngſten Tanz, o weiße Maus,
Aus deinem Grab ſteigſt du heraus,
Ganz wie die andern, und ſodann
Ziehſt du die rothen Pantöffelchen an.

Moral.

Ihr weißen Mäuschen, nehmt Euch in Acht,
Laßt Euch nicht ködern von weltlicher Pracht!
Ich rath' Euch, lieber baarfuß zu laufen,
Als bei der Katze Pantoffeln zu kaufen.

V.

Babyloniſche Sorgen.

Mich ruft der Tod — Ich wollt', o Süße,
Daß ich dich in einem Wald verließe,
In einem jener Tannenforſten,
Wo Wölfe heulen, Geier horſten
Und ſchrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — Es wär' noch beſſer,
Müßt' ich auf hohem Seegewäſſer
Verlaſſen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenn gleich der tolle Nordpol-Wind
Dort peitſcht die Wellen, und aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort ſchliefen,
Haifiſch' und Crocodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeſchwommen —

Glaub' mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
Nicht ſo gefährlich iſt das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald,
Als unſer jetziger Aufenthalt!
Wie ſchrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifiſche und ſonſtige Meerungeheuer:
Viel grimmere, ſchlimmere Beſtien enthält
Paris, die leuchtende Hauptſtadt der Welt,
Das ſingende, ſpringende, ſchöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —
Daß ich dich hier verlaſſen ſoll,
Das macht mich verrückt, das macht mich toll!

Mit ſpöttiſchem Sumſen mein Bett umſchwirr'n
Die ſchwarzen Fliegen; auf Naſ' und Stirn
Setzen ſie ſich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menſchengeſichter,
Auch Elephantenrüſſel daran,
Wie Gott Ganeſa in Hindoſtan. — —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verſtand reiſt ab — o wehe —
Noch früher als ich ſelber gehe.

VI.

Das Sclavenſchiff.

1.

Der Supercargo Mynher van Koek
Sitzt rechnend in ſeiner Kajüte;
Er calculirt der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi iſt gut, der Pfeffer iſt gut,
Dreihundert Säcke und Fäſſer;
Ich habe Goldſtaub und Elfenbein —
Die ſchwarze Waare iſt beſſer.

„Sechshundert Neger tauſchte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalfluſſe.
Das Fleiſch iſt hart, die Sehnen ſind ſtramm,
Wie Eiſen vom beſten Guſſe.

„Ich hab' zum Tauſche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Procent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Ducaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro.“

Da plötzlich wird Mynher van Koek
Aus ſeinen Gedanken geriſſen;
Der Schiffschirurgius tritt herein,
Der Doctor van der Smiſſen.

Das iſt eine klapperdürre Figur,
Die Naſe voll rother Warzen —
Nun, Waſſerfeldſcherer, ruft van Koek,
Wie geht's meinen lieben Schwarzen?

Der Doctor dankt der Nachfrage und ſpricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchſchnitt ſtarben täglich zwei,
Doch heute ſtarben ſieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verluſt
Sogleich in die Kladde geſchrieben.

„Ich inſpicirte die Leichen genau;
Denn dieſe Schelme ſtellen
Sich manchmal todt, damit man ſie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eiſen ab;
Und wie ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen in's Meer
Des Morgens in der Frühe.

„Es ſchoſſen alsbald hervor aus der Fluth
Haifiſche, ganze Heere,
Sie lieben ſo ſehr das Negerfleiſch;
Das ſind meine Penſionaire.

„Sie folgten unſeres Schiffes Spur,
Seit wir verlaſſen die Küſte;
Die Beſtien wittern den Leichengeruch,
Mit ſchnupperndem Fraßgelüſte.

„Es iſt poſſierlich anzuſehn,
Wie ſie nach den Todten ſchnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern ſchlucken die Lappen.

„Iſt alles verſchlungen, dann tummeln ſie ſich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten ſie
Sich für das Frühſtück bedanken.“

Doch ſeufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Uebel? wie kann ich die Progreſſion
Der Sterblichkeit verhindern?

Der Doctor erwiedert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze geſtorben;
Ihr ſchlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum ſo ſehr verdorben.

„Auch ſtarben viele durch Melancholie,
Dieweil ſie ſich tödtlich langweilen;
Durch etwas Luft, Muſik und Tanz
Läßt ſich die Krankheit heilen“.

Da ruft van Koek: „Ein guter Rath!
Mein theurer Waſſerfeldſcherer
Iſt klug wie Ariſtoteles,
Des Alexander's Lehrer.

„Der Präſident der Societät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Iſt ſehr geſcheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verſtande die Hälfte.

„Muſik! Muſik! Die Schwarzen ſoll'n
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer ſich beim Hopſen nicht amüſirt,
Den ſoll die Peitſche kuranzen.“

2.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tauſend Sterne ſchauen,
Sehnſüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von ſchönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorſtrahlendem Purpurduft;
Wollüſtig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sclavenſchiff.
Es liegt wie abgetakelt;
Doch ſchimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmuſik ſpektakelt.

Die Fiedel ſtreicht der Steuermann,
Der Koch, der ſpielt die Flöte,
Ein Schiffsjung ſchlägt die Trommel dazu,
Der Doctor bläſt die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frau'n,
Sie jauchzen und hopſen und kreiſen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Tactmäßig klirren die Eiſen.

Sie ſtampfen den Boden mit tobender Luſt,
Und manche ſchwarze Schöne
Umſchlingt wollüſtig den nackten Genoß —
Dazwiſchen ächzende Töne.

Der Büttel iſt maître des plaisirs,
Und hat mit Peitſchenhieben
Die läſſigen Tänzer ſtimulirt,
Zum Frohſinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Waſſerwelt,
Die dort blödſinnig ſchliefen.

Schlaftrunken kommen geſchwommen heran
Haifiſche, viele hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie ſind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühſtückſtund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufſperrend den Rachen; die Kiefer ſind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng —
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifiſche beißen vor Ungeduld
Sich ſelber in die Schwänze.

Ich glaube, ſie lieben nicht die Muſik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Trau keiner Beſtie, die nicht liebt
Muſik! ſagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmaſt ſteht Mynher van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Chriſti willen verſchone, o Herr,
Das Leben der ſchwarzen Sünder!
Erzürnten ſie dich, ſo weißt du ja,
Sie ſind ſo dumm wie die Rinder.

„Verſchone ihr Leben um Chriſti will'n,
Der für uns alle geſtorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So iſt mein Geſchäft verdorben.“

VII.

Affrontenburg.

Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß,
Das alte Schloß mit Thurm und Zinne
Und ſeinem blöden Menſchenvolk,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinne.

Ich ſehe ſtets die Wetterfahn',
Die auf dem Dach ſich raſſelnd drehte.
Ein jeder blickte ſcheu hinauf,
Bevor er nur den Mund aufthäte.

Wer ſprechen wollt', erforſchte erſt
Den Wind, aus Furcht, es möchte plötzlich
Der alte Brummbär Boreas
Anſchnauben ihn nicht ſehr ergötzlich.

Die Klügſten freilich ſchwiegen ganz —
Denn ach, es gab an jenem Orte
Ein Echo, das im Wiederklatſch
Boshaft verfälſchte alle Worte.

Inmitten im Schloßgarten ſtand
Ein ſphynxgezierter Marmorbronnen,
Der immer trocken war, obgleich
Gar manche Thräne dort geronnen.

Vermaledeiter Garten! Ach,
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Da gab's wahrhaftig keinen Baum,
Worunter nicht Beleidigungen
Mir zugefüget worden ſind,
Von feinen und von groben Zungen.

Die Kröte, die im Gras gelauſcht,
Hat alles mitgetheilt der Ratte,
Die ihrer Muhme Viper gleich
Erzählt, was ſie vernommen hatte.

Die hat's geſagt dem Schwager Froſch —
Und ſolcherweiſ' erfahren konnte
Die ganze ſchmutz'ge Sippſchaft ſtracks
Die mir erwieſenen Affronte.

Des Gartens Roſen waren ſchön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Doch früh hinwelkend ſtarben ſie
An einem ſonderbaren Gifte.

Zu Tod iſt auch erkrankt ſeitdem
Die Nachtigall, der edle Sproſſer,
Der jenen Roſen ſang ſein Lied; —
Ich glaub', vom ſelben Gift genoß er.

Vermaledeiter Garten! Ja,
Es war, als ob ein Fluch drauf laſte;
Manchmal am hellen lichten Tag
Mich dort Geſpenſterfurcht erfaßte.

Mich grinſte an der grüne Spuk,
Er ſchien mich grauſam zu verhöhnen,
Und aus den Taxusbüſchen drang
Alsbald ein Aechzen, Röcheln, Stöhnen.

Am Ende der Allee erhob
Sich die Terraſſe, wo die Wellen
Der Nordſee, zu der Zeit der Fluth,
Tief unten am Geſtein zerſchellen.

Dort ſchaut man weit hinaus in's Meer.
Dort ſtand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Bruſt —
Das war ein Toſen, Raſen, Schäumen —

Ein Schäumen, Raſen, Toſen war's,
Ohnmächtig gleichfalls wie die Wogen,
Die kläglich brach der harte Fels,
Wie ſtolz ſie auch herangezogen.

Mit Neid ſah ich die Schiffe ziehn
Vorüber nach beglückten Landen —
Doch mich hielt das verdammte Schloß
Gefeſſelt in verfluchten Banden.

VIII.

Zum Lazarus.

1.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt das eine Antwort?

2.

Es hatte mein Haupt die ſchwarze Frau
Zärtlich an's Herz geſchloſſen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Thränen gefloſſen.

Sie küßte mich lahm, ſie küßte mich krank,
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib iſt jetzt ein Leichnam, worin
Der Geiſt iſt eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirſch zu Sinn,
Er tobt und raſt und berſerkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein ſchlimmſter Fluch
Wird keine Fliege tödten.
Ertrage die Schickung, und verſuch'
Gelinde zu flennen, zu beten.

3.

Wie langſam kriechet ſie dahin,
Die Zeit, die ſchauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demſelben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenſtrahl, kein Hoffnungsſchimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertauſch' ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich geſtorben längſt;
Es ſind vielleicht nur Spukgeſtalten
Die Phantaſieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Geſpenſter ſein,
Altheidniſch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters. —

Die ſchaurig ſüßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geiſtertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuſchreiben.

4.

Einſt ſah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf ſtolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todesſiech und elend,
Jetzt, wo geſchaufelt ſchon die Gruft,
Oft im Gedächtniß höhnend, quälend,
Spukt der verſchmähten Blumen Duft.

Beſonders eine feuergelbe
Viole brennt mir ſtets im Hirn.
Wie reut es mich, daß ich dieſelbe
Nicht einſt genoß, die tolle Dirn.

Mein Troſt iſt: Lethe's Waſſer haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menſchenherz zu laben
Mit des Vergeſſens ſüßer Nacht.

5.

Ich ſah ſie lachen, ſah ſie lächeln,
Ich ſah ſie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugeſehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit;
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speiſt' ich zu Mittag mit App'tit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübniß
Denk' ich der längſtverſtorb'nen Schaar;
Wie lodernd plötzliche Verliebniß,
Stürmt's auf im Herzen wunderbar!

Beſonders ſind es Julchens Thränen,
Die im Gedächtniß rinnen mir;
Die Wehmuth wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr! — —

Oft kommt zu mir die todte Blume
Im Fiebertraum; alsdann zu Muth
Iſt mir, als böte ſie poſthume
Gewährung meiner Liebesgluth.

O zärtliches Phantom, umſchließe
Mich feſt und feſter, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — verſüße
Die Bitterniß der letzten Stund!

6.

Du warſt ein blondes Jungfräulein, ſo artig,
So niedlich und ſo kühl — vergebens harrt' ich
Der Stunde, wo dein Herze ſich erſchlöſſe,
Und ſich daraus Begeiſterung ergöſſe —

Begeiſterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verſtand und Proſa achten g'ringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieſer Erde ſchwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einſt in Sommertagen.
Die Sonne lachte; aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken und die Roſen ſandten
Uns rothe Küſſe, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichſten Gänſeblümchen ſchien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingeſt ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid, voll Zucht und Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netſcher;
Ein Herzchen im Corſet wie'n kleiner Gletſcher.

7.

Vom Schöppenſtuhle der Vernunft
Biſt du vollſtändig freigeſprochen;
Das Urtheil ſagt: die Kleine hat
Durch Thun und Reden nichts verbrochen.

Ja, ſtumm und thatlos ſtandeſt du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —
Du ſchürteſt nicht, du ſprachſt kein Wort,
Und doch muß dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des böſen Willens dich, und ſagt,
Du habeſt mich zu Grund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugniß bei,
Sie ſchleppt ein Bündel von Urkunden;
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Iſt auch die Klägerin verſchwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Acten ſich geflüchtet —
Nur eins bleibt im Gedächtniß mir,
Das iſt: ich bin zu Grund gerichtet.

8.

Ein Wetterſtrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief;
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück iſt, wie tief entſetzlich.

Selbſt dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So ſchweigſam ſtandeſt, wie ein Bildniß,
Das marmorſchön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend ſein!
Denn ſie ſogar beginnt zu ſprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein ſogar erbarmt ſich mein!

Erſchüttert hat mich, was ich ſah!
Auch du erbarm dich mein und ſpende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die ſchreckliche Tragödia.

9.

Die Geſtalt der wahren Sphynx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faſelei iſt jener Zuſatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel iſt das Räthſel
Dieſer wahren Sphynx. Es hatte
Kein ſo ſchweres zu errathen
Frau Jokaſtens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt ſein eignes
Räthſel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Löſungswort,
Fiele dieſe Welt in Trümmer.

10.

Es ſitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinſen und ſpinnen,
Sie ſeufzen und ſinnen;
Sie ſind gar häßlich anzuſchauen.

Die erſte trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Deshalb iſt die Hängelippe ſo trocken.

Die zweite läßt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreiſe,
In drolliger Weiſe;
Die Augen der Alten ſind roth wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie ſummt Miſerere;
Die Naſe iſt ſpitz, drauf ſitzt eine Warze.

O ſpute dich und zerſchneide
Den Faden, den böſen,
Und laß mich geneſen
Von dieſem ſchrecklichen Lebensleide!

11.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im ſel'gen Land;
Dort find' ich keine ſchönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinſten Schwingen
Könnt' mir erſetzen dort mein Weib;
Auf Wolken ſitzend Pſalmen ſingen,
Wär' auch nicht juſt mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär das Beſte,
Du ließeſt mich in dieſer Welt;
Heil' nur zuvor mein Leibgebreſte,
Und ſorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es iſt voll Sünd' und Laſter
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf dieſem Erdpechpflaſter
Zu ſchlendern durch das Jammerthal.

Geniren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn ſelten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich ſie ſchwätzen,
Trinkt meine Seele die Muſik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich iſt ihr Blick!

Geſundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel ſchöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

IX.

Die Libelle.

Es tanzt die ſchöne Libelle
Wohl auf des Baches Welle;
Sie tanzt daher, ſie tanzt dahin,
Die ſchimmernde, flimmernde Gauklerin.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die ſchlanke Taille.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Sein Bischen Käfer-Verſtand verlor;
Die Buhlen ſumſen von Lieb' und Treu,
Verſprechen Holland und Brabant dabei.

Die ſchöne Libelle lacht und ſpricht:
„Holland und Brabant brauch' ich nicht,
Doch ſputet Euch, Ihr Freier,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

„Die Köchin kam in Wochen,
Muß ſelbſt mein Süpplein kochen;
Die Kohlen des Herdes erloſchen ſind —
Holt mir ein Fünkchen Feuer geſchwind."

Kaum hat die Falſche geſprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.
Sie ſuchen Feuer, und laſſen bald
Weit hinter ſich den Heimathwald.

Sie ſehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube;
Und die Verliebten, mit blindem Muth
Stürzen ſie ſich in die Kerzengluth.

Kniſternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die Einen büßten das Leben ein,
Die Andern nur die Flügelein.

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel ſind! Im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen,
Mit feuchten Inſecten, die häßlich riechen.

Die ſchlechte Geſellſchaft, hört man ihn klagen,
Iſt im Exil die ſchlimmſte der Plagen.
Wir müſſen verkehren mit einer Schaar
Von Ungeziefer, von Wanzen ſogar,

Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im ſelben Schmutze waten —
Drob klagte ſchon der Schüler Virgil's,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

Ich denke mit Gram an die beſſere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimath-Äther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geſchaukelt,

Aus Roſenkelchen Nahrung ſog
Und vornehm war, und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
Und mit der Cicade, der Künſtlerin —

Jetzt ſind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück in's Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

O, daß ich nie geſehen hätt'
Die Waſſerfliege, die blaue Kokett'
Mit ihrer feinen Taille —
Die ſchöne, falſche Canaille!

X.

Himmelfahrt.

Der Leib lag auf der Todtenbahr,
Jedoch die arme Seele war,
Entriſſen irdiſchem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.

Dort klopft' ſie an die hohe Pforte,
Und ſeufzte tief und ſprach die Worte:
Sanct Peter, komm' und ſchließe auf!
Ich bin ſo müde vom Lebenslauf —
Ausruhen möcht' ich auf ſeidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte ſpielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh!

Man hört Pantoffelgeſchlappe jetzund,
Auch klirrt es wie ein Schlüſſelbund,
Und aus einem Gitterfenſter am Thor
Sanct Peters Antlitz ſchaut hervor.

Er ſpricht: „Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten —
Sie kommen einzeln und in Rotten,
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und ſelig ſein.
Holla! Holla! Für Galgengeſichter
Von eurer Art, für ſolches Gelichter
Sind nicht erbaut die himmliſchen Hallen —
Ihr ſeid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch ſchnelle
Zum ſchwarzen Pfuhle der ewigen Hölle“ —

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er ſpricht
Gutmüthig am Ende die tröſtenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken ſcheinſt du nicht zu gehören —
Nu! Nu! Ich will deinen Wunſch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag juſt
Und mich erweicht barmherzige Luſt —
Nenn' mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du biſt; ſag' mir zugleich,

Ob du vermählt warſt? — Eh'liches Dulden
Sühnt oft des Menſchen ärgſte Schulden;
Ein Eh'mann braucht nicht in der Hölle zu ſchmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelsthoren."

Die Seele antwortet: Ich bin aus Preußen,
Die Vaterſtadt iſt Berlin geheißen.
Dort rieſelt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wäſſern die jungen Kadette;
Sie fließt gemüthlich über, wenn's regnet —
Berlin iſt auch eine ſchöne Gegend!
Dort bin ich Privatdocent geweſen,
Und hab' über Philoſophie geleſen —
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat ſie oft entſetzlich krakehlt,
Beſonders wenn im Haus kein Brodt —
Drauf bin ich geſtorben und bin jetzt todt.

Sanct Peter rief: „O weh! o weh!
Die Philoſophie iſt ein ſchlechtes Metièr.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philoſophie.
Sie iſt langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos iſt ſie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Xantuppe
Oft über die magre Waſſerſuppe,

Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröſtend angelächelt hätt' —
Nun ſei getroſt, du arme Seele!
Ich habe zwar die ſtrengſten Befehle,
Jedweden, der ſich je im Leben
Mit Philoſophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutſchen,
Ich ſoll ihn ſchimpflich von hinnen peitſchen —
Doch mein Geburtstag, wie geſagt,
Iſt eben heut, und fortgejagt
Sollſt du nicht werden, ich ſchließe dir auf
Das Himmelsthor, und jetzo lauf
Geſchwind herein —

„Jetzt biſt du geborgen!
Den ganzen Tag, vom frühen Morgen
Bis Abends ſpät, kannſt du ſpazieren
Im Himmel herum, und träumend flaniren
Auf edelſteingepflaſterten Gaſſen.
Doch wiſſe, hier darfſt du dich nie befaſſen
Mit Philoſophie; du würdeſt mich
Compromittiren fürchterlich —
Hörſt du die Engel ſingen, ſo ſchneide
Ein ſchiefes Geſicht verklärter Freude, —
Hat aber gar ein Erzengel geſungen,
Sei gänzlich von Begeiſtrung durchdrungen,
Und ſag ihm, daß die Malibran
Niemals beſeſſen ſolchen Sopran —

Auch applaudire immer die Stimm'
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche ſie mit Signor Rubini,
Mit Mario und Tamburini —
Gieb ihnen den Titel von Excellenzen
Und knicke nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geſchmeichelt werden —
Der Weltcapellenmeiſter hier oben,
Er ſelbſt ſogar, hört gerne loben
Gleichfalls ſeine Werke, er hört es gern
Wenn man lobſinget Gott dem Herrn,
Und ſeinem Preis und Ruhm ein Pſalm
Erklingt im dickſten Weihrauchqualm.

„Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir; dann ſpielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Lanzknecht bis zum König Pharo.
Wir trinken auch — Doch Apropos!
Begegnet dir von Ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich: woher
Du ſeieſt? ſo ſage nicht aus Berlin,
Sag' lieber aus München oder aus Wien.“

XI.

Die Wahlverlobten.

Du weinſt und ſiehſt mich an, und meinſt,
Daß du ob meinem Elend weinſt —
Du weißt nicht, Weib! dir ſelber gilt
Die Thrän', die deinem Aug' entquillt.

O, ſage mir, ob nicht vielleicht
Zuweilen dein Gemüth beſchleicht
Die Ahnung, die dir offenbart,
Daß Schickſalswille uns gepaart?
Vereinigt, war uns Glück hienieden,
Getrennt, nur Untergang beſchieden.

Im großen Buche ſtand geſchrieben,
Wir ſollten uns einander lieben.

Dein Platz, er ſollt' an meiner Bruſt ſein,
Hier wär' erwacht dein Selbſtbewußtſein;
Ich hätt' dich aus dem Pflanzenthume
Erlöſt, emporgeküßt, o Blume,
Empor zu mir, zum höchſten Leben —
Ich hätt' dir eine Seel' gegeben.

Jetzt, wo gelöſt die Räthſel ſind,
Der Sand im Stundenglas verrinnt —
O weine nicht, es mußte ſein —
Ich ſcheide, und du welkſt allein;
Du welkſt, bevor du noch geblüht,
Erlöſcheſt, eh' du noch geglüht;
Du ſtirbſt, dich hat der Tod erfaßt,
Bevor du noch gelebet haſt.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! du biſt es,
Die ich geliebt. Wie bitter iſt es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde ſchlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm iſt zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl! Wir ſcheiden heut
Auf immerdar. Kein Wiederſehn
Giebt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit iſt dem Staub verfallen,
Du wirſt zerſtieben, wirſt verhallen.

Viel anders iſt es mit Poeten;
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —
Leb' wohl auf ewig, ſchöne Leiche!

XII.

Der Philanthrop.

Das waren zwei liebe Geſchwiſter,
Die Schweſter war arm, der Bruder war reich.
Zum Reichen ſprach die Arme:
Gieb mir ein Stückchen Brod.

Zur Armen ſprach der Reiche:
„Laß mich nur heut in Ruh.
Heut geb' ich mein jährliches Gaſtmahl
Den Herren vom großen Rath.

„Der Eine liebt Schildkrötenſuppe,
Der Andre Ananas,
Der Dritte ißt gern Faſanen
Mit Trüffeln von Perigord.

„Der Vierte ſpeiſt nur Seefiſch,
Der Fünfte verzehrt auch Lachs,
Der Sechſte, der frißt Alles,
Und trinkt noch mehr dazu."

Die arme, arme Schweſter
Ging hungrig wieder nach Haus;
Sie warf ſich auf den Strohſack
Und ſeufzte tief und ſtarb.

Wir müſſen alle ſterben!
Des Todes Senſe trifft
Am End' den reichen Bruder,
Wie er die Schweſter traf.

Und als der reiche Bruder
Sein Stündlein kommen ſah,
Da ſchickt' er zum Notare
Und macht ſein Teſtament.

Beträchtliche Legate
Bekam die Geiſtlichkeit,
Die Schulanſtalten, das große
Muſeum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte
Der große Teſtator zumal
Die Judenbekehrungsgeſellſchaft
Und das Taubſtummen-Inſtitut.

Er ſchenkte eine Glocke
Dem neuen Sanct-Stephansthurm;
Die wiegt fünfhundert Centner
Und iſt vom beſten Metall.

Das iſt eine große Glocke
Und läutet ſpat und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Manns.

Sie meldet mit eherner Zunge,
Wie viel er Gutes gethan
Der Stadt und ſeinen Mitbürgern
Von jeglicher Confeſſion.

Du großer Wohlthäter der Menſchheit!
Wie im Leben, ſoll auch im Tod
Jedwede deiner Wohlthaten
Verkünden die große Glock'!

Das Leichenbegängniß wurde
Gefeiert mit Prunk und Pracht;
Es ſtrömte herbei die Menge,
Und ſtaunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem ſchwarzen Wagen,
Der gleich einem Baldachin
Mit ſchwarzen Straußfederbüſcheln
Gezieret, ruhte der Sarg.

Der ſtrotzte von Silberblechen
Und Silberſtickerein;
Es machte auf ſchwarzem Grunde
Das Silber den ſchönſten Effect.

Den Wagen zogen ſechs Roſſe,
In ſchwarzen Decken vermummt;
Die fielen gleich Trauermänteln
Bis zu den Hufen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen
Bediente in ſchwarzer Livree,
Schneeweiße Schnupftücher haltend
Vor dem kummerrothen Geſicht.

Sämmtliche Honoratioren
Der Stadt, ein langer Zug
Von ſchwarzen Paradekutſchen,
Wackelte hinten nach.

In dieſem Leichenzuge,
Verſteht ſich, befanden ſich auch
Die Herren vom hohen Rathe,
Doch waren ſie nicht complet.

Es fehlte Jener, der gerne
Faſanen mit Trüffeln aß;
War kurz vorher geſtorben
An einer Indigeſtion.

XIII.

Die Launen der Verliebten.

(Eine wahre Geſchichte, nach ältern Documenten wiedererzählt und aufs neue in ſchöne deutſche Reime gebracht.)

Der Käfer ſaß auf dem Zaun, betrübt;
Er hat ſich in eine Fliege verliebt.

Du biſt, o Fliege meiner Seele,
Die Gattin, die ich auserwähle.

Heirathe mich und ſei mir hold!
Ich hab' einen Bauch von eitel Gold.

Mein Rücken iſt eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

O daß ich eine Närrin wär'!
Ein'n Käfer nehm' ich nimmermehr.

Mich lockt nicht Gold, Rubin und Smaragd;
Ich weiß, daß Reichthum nicht glücklich macht.

Nach Idealen ſchwärmt mein Sinn,
Weil ich eine ſtolze Fliege bin. —

Der Käfer flog fort mit großem Grämen;
Die Fliege ging ein Bad zu nehmen.

Wo iſt denn meine Magd die Biene,
Daß ſie beim Waſchen mich bediene;

Daß ſie mir ſtreichle die feine Haut,
Denn ich bin eines Käfers Braut.

Wahrhaftig, ich mach' eine große Partie;
Viel ſchöneren Käfer gab es nie.

Sein Rücken iſt eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

Sein Bauch iſt gülden, hat noble Züge;
Vor Neid wird berſten gar manche Schmeißfliege.

Spute dich, Bienchen, und friſir' mich,
Und ſchnüre die Taille und parfümir' mich;

Reib' mich mit Roſeneſſenzen, und gieße
Lavendelöl auf meine Füße,

Damit ich gar nicht ſtinken thu',
Wenn ich in des Bräut'gams Armen ruh'.

Schon flirren heran die blauen Libellen,
Und huldigen mir als Ehrenmamſellen.

Sie winden mir in den Jungfernkranz
Die weiße Blüthe der Pomeranz'.

Viel Muſikanten ſind eingeladen,
Auch Sängerinnen, vornehme Cicaden.

Rohrdommel und Horniß, Bremſe und Hummel,
Die ſollen trompeten und ſchlagen die Trummel;

Sie ſollen aufſpielen zum Hochzeitfeſt —
Schon kommen die bunt beflügelten Gäſt',

Schon kommt die Familie, geputzt und munter;
Gemeine Inſecten ſind viele darunter.

Heuſchrecken und Weſpen, Muhmen und Baſen,
Sie kommen heran — Die Trompeten blaſen.

Der Paſtor Maulwurf im ſchwarzen Ornat,
Da kommt er gleichfalls — es iſt ſchon ſpat.

Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
Wo bleibt mein liebſter Bräutigam? — —

Bim-bam, bim-bam, klingt Glockengeläute,
Der Bräut'gam aber flog fort in's Weite.

Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
Wo bleibt mein liebſter Bräutigam?

Der Bräutigam hat unterdeſſen
Auf einem fernen Miſthaufen geſeſſen.

Dort blieb er ſitzen ſieben Jahr,
Bis daß die Braut verfaulet war.

XIV.

Mimi.

Bin kein ſittſam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen ſpinn' ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich.

Wenn ich ſommernächtlich ſchwärme,
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Muſik,
Und ich ſinge was ich fühle.

Alſo ſpricht ſie. Aus dem Buſen
Wilde Brautgeſänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjunggeſellen.

Alle Katerjunggeſellen,
Schnurrend, knurrend, alle kommen,
Mit Mimi zu muſiciren,
Liebelechzend, luſtentglommen.

Das ſind keine Virtuoſen,
Die entweiht jemals für Lohngunſt
Die Muſik, ſie blieben ſtets
Die Apoſtel heil'ger Tonkunſt.

Brauchen keine Inſtrumente,
Sie ſind ſelber Bratſch und Flöte;
Eine Pauke iſt ihr Bauch,
Ihre Naſen ſind Trompeten.

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Concert gemeinſam jetzo;
Das ſind Fugen, wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das ſind tolle Symphonien,
Wie Capricen von Beethoven
Oder Berlioz, der wird
Schnurrend, knurrend, übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge ſonder Gleichen!
Sie erſchüttern ſelbſt den Himmel
Und die Sterne dort erbleichen.

Wenn ſie hört die Zauberklänge,
Wenn ſie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angeſicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Läſtermaul, die alte
Prima-Donna Philomele
Rümpft die Naſe, ſchnupft und ſchmäht
Mimi's Singen — kalte Seele!

Doch gleichviel! Das muſiciret,
Trotz dem Neide der Signora,
Bis am Horizont erſcheint
Roſig lächelnd Fee Aurora.

XV.

Guter Rath.

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird ſich dir bequemen,
Und du führeſt heim die Braut.

Wirf dein Gold den Muſikanten,
Denn die Fiedel macht das Feſt;
Küſſe deine Schwiegertanten,
Denkſt du gleich: Hol' euch die Peſt!

Rede gut von einem Fürſten
Und nicht ſchlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würſten,
Wenn du ſchlachteſt eine Sau.

Iſt die Kirche dir verhaßt, Thor,
Deſto öfter geh' hinein;
Zieh' den Hut ab vor dem Paſtor,
Schick' ihm auch ein Fläſchchen Wein.

Fühlſt du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, ſo zieh' Pantoffeln an.

Hat verſalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm' die Wuth,
Sag' ihr lächelnd: Süße Puppe,
Alles was du kochſt, iſt gut.

Trägt nach einem Shwal Verlangen
Deine Frau, ſo kauf' ihr zwei;
Kauf' ihr Spitzen, goldne Spangen
Und Juwelen noch dabei.

Wirſt du dieſen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießeſt du
Einſt das Himmelreich dort oben,
Und du haſt auf Erden Ruh'.

XVI.

Erinnerung an Hammonia.

Waiſenkinder, zwei und zwei,
Wallen fromm und froh vorbei,
Tragen alle blaue Röckchen,
Haben alle rothe Bäckchen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Jeder ſieht ſie an gerührt,
Und die Büchſe klingelirt;
Von geheimen Vaterhänden
Fließen ihnen reiche Spenden —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Frauen, die gefühlvoll ſind,
Küſſen manchem armen Kind
Sein Rotznäschen und ſein Schnütchen,
Schenken ihm ein Zuckerdütchen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Schmuhlchen wirft verſchämten Blicks
Einen Thaler in die Büchs —
Denn er hat ein Herz — und heiter
Schleppt er ſeinen Zwerchſack weiter.
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Einen goldnen Louisd'or
Giebt ein frommer Herr; zuvor
Guckt er in die Himmelshöhe,
Ob der liebe Gott ihn ſähe?
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Litzenbrüder, Arbeitsleut',
Hausknecht', Küper, feiern heut;
Werden manche Flaſche leeren
Auf das Wohlſein dieſer Gören —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Schutzgöttin Hammonia
Folgt dem Zug incognita,
Stolz bewegt ſie die enormen
Maſſen ihrer hintern Formen —
O, die hübſchen Waiſenkinder!

Vor dem Thor, auf grünem Feld,
Rauſcht Muſik im hohen Zelt,
Das bewimpelt und beflittert;
Dorten werden abgefüttert
Dieſe hübſchen Waiſenkinder.

Sitzen dort in langer Reih,
Schmauſen gütlich ſüßen Brei,
Torten, Kuchen, leckre Speischen,
Und ſie knuspern wie die Mäuschen,
Dieſe hübſchen Waiſenkinder.

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waiſenhaus, worin
Kein ſo fröhliches Gaſtiren;
Gar elendig lamentiren
Dort Millionen Waiſenkinder.

Die Montur iſt nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl;
Keiner geht dort mit dem andern,
Einſam, kummervoll dort wandern
Viel Millionen Waiſenkinder.

XVII.

Schnapphahn und Schnapphenne.

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Laura's Arm umſchlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Buchs
Stibitzt er mir die Bankbillete.

Da ſteh' ich nun mit leeren Taſchen!
War Laura's Kuß gleichfalls nur Lug?
Ach! Was iſt Wahrheit? Alſo frug
Pilat und thät die Händ' ſich waſchen.

Die böſe Welt, die ſo verdorben,
Verlaß ich bald, die böſe Welt.
Ich merke, hat der Menſch kein Geld,
So iſt der Menſch ſchon halb geſtorben.

Nach Euch, Ihr ehrlich reinen Seelen,
Die Ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt ſich mein Herz. Dort braucht Ihr nichts,
Und braucht deshalb auch nicht zu ſtehlen.

XVIII.

Jung-Katerverein für Poeſie-Muſik.

Der philharmoniſche Katerverein
War auf dem Dache verſammelt
Heut Nacht — doch nicht aus Sinnenbrunſt;
Da ward nicht gebuhlt und gerammelt.

Es paßt kein Sommernachthochzeitstraum,
Es paſſen nicht Lieder der Minne
Zur Winterjahrzeit, zu Froſt und Schnee;
Gefroren war jede Rinne.

Auch hat überhaupt ein neuer Geiſt
Der Katzenſchaft ſich bemeiſtert;
Die Jugend zumal, der Jung-Kater iſt
Für höheren Ernſt begeiſtert.

Die alte frivole Generation
Verröchelt; ein neues Beſtreben,
Ein Katzenfrühling der Poeſie
Regt ſich in Kunſt und Leben.

Der philharmoniſche Katerverein,
Er kehrt zur primitiven
Kunſtloſen Tonkunſt jetzt zurück,
Zum ſchnauzenwüchſig Naiven.

Er will die Poeſiemuſik,
Rouladen ohne Triller,
Die Inſtrumental- und Vocalpoeſie,
Die keine Muſik iſt, will er.

Er will die Herrſchaft des Genies,
Das freilich manchmal ſtümpert,
Doch in der Kunſt oft unbewußt
Die höchſte Staffel erklimpert.

Er huldigt dem Genie, das ſich
Nicht von der Natur entfernt hat,
Sich nicht mit Gelehrſamkeit brüſten will
Und wirklich auch nichts gelernt hat.

Dies iſt das Programm des Katervereins,
Und voll von dieſem Streben
Hat er ſein erſtes Winterconcert
Heut' Nacht auf dem Dache gegeben.

Doch ſchrecklich war die Execution
Der großen Idee, der pompöſen —
Häng' dich, mein theurer Berlioz,
Daß du nicht dabei geweſen!

Das war ein Charivari, als ob
Einen Kuhſchwanzhopſaſchleifer
Plötzlich aufſpielten, branntweinberauſcht,
Drei Dutzend Dudelſackpfeifer.

Das war ein Tauhu-Wauhu, als ob
In der Arche Noä anfingen
Sämmtliche Thiere uniſono
Die Sündfluth zu beſingen.

O, welch ein Krächzen und Heulen und Knurr'n,
Welch ein Miau'n und Gegröhle!
Die alten Schornſteine ſtimmten ein
Und ſchnauften Kirchenchoräle.

Zumeiſt vernehmbar war eine Stimm',
Die kreiſchend zugleich und matte
Wie einſt die Stimme der Sontag war,
Als ſie keine Stimme mehr hatte.

Das tolle Concert! Ich glaube, es ward
Ein großes Tedeum geſungen,
Zur Feier des Siegs, den über Vernunft
Der frechſte Wahnſinn errungen.

Vielleicht auch ward vom Katerverein
Die große Oper probiret,
Die Ungarns größter Pianiſt
Für Charenton componiret.

Es hat bei Tagesanbruch erſt
Der Sabbath ein Ende genommen;
Eine ſchwangere Köchin iſt dadurch
Zu früh in die Wochen gekommen.

Die ſinnebethörte Wöchnerin
Hat ganz das Gedächtniß verloren;
Sie weiß nicht mehr, wer der Vater iſt
Des Kindes, das ſie geboren.

War es der Peter? War es der Paul?
Sag', Liſe, wer iſt der Vater?
Die Liſe lächelt verklärt und ſpricht:
O Liſzt! du himmliſcher Kater!

XIX.

Hans ohne Land.

Leb wohl, mein Weib, ſprach Hans ohne Land,
Mich rufen hohe Zwecke;
Ein andres Waidwerk harret mein,
Ich ſchieße jetzt andre Böcke.

Ich laß dir mein Jagdhorn zurück, du kannſt
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben; du haſt ja zu Haus
Das Poſthorn blaſen gelernet.

Ich laß dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte;
Mich ſelbſt bewache mein deutſches Volk
Mit pudeltreuem Gemüthe.

Sie bieten mir an die Kaiſerkron',
Die Liebe iſt kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild in ihrer Bruſt
Und auf den Tabackspfeifen.

Ihr Teutſchen ſeid ein großes Volk,
So ſimpel und doch ſo begabet!
Man ſieht Euch wahrhaftig nicht an, daß Ihr
Das Pulver erfunden habet.

Nicht Kaiſer, Vater will ich Euch ſein,
Ich werde Euch glücklich machen —
O ſchöner Gedanke! er macht mich ſo ſtolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

Nicht mit dem Verſtand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren;
Ich bin kein Diplomaticus
Und kann nicht politiſiren.

Ich bin ein Jäger, ein Menſch der Natur,
Im Walde aufgewachſen
Mit Gemſen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

Ich ködre durch keine Proclamation,
Durch keinen gedruckten Lockwiſch;
Ich ſage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfiſch.

Gefall' ich dir nicht als Kaiſer, ſo nimm
Den erſten beſten Lausangel.
Ich habe zu eſſen auch ohne dich,
Ich litt in Tyrol nicht Mangel.

So red' ich; doch jetzt, mein Weib, leb' wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Poſtillon
Erwartet mich ſchon mit den Gäulen.

Reich mir geſchwind die Reiſemütz'
Mit dem ſchwarz-roth-goldnen Bande —
Bald ſiehſt du mich mit dem Diadem
Im alten Kaiſer-Gewande.

Bald ſchauſt du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem ſchönen,
Den weiland dem Kaiſer Otto geſchenkt
Der Sultan der Sarazenen.

Darunter trag ich die Dalmatica,
Worin geſtickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Gethier,
Von Löwen und Kameelen.

Ich trage die Stola auf der Bruſt,
Die iſt gezieret bedeutſam
Mit ſchwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht iſt äußerſt kleidſam.

Leb' wohl! Die Nachwelt wird ſagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar nichts von mir ſagen.

XX.

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

Wir Bürgermeiſter und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichſt an alle Claſſen
Der treuen Bürgerſchaft erlaſſen.

Ausländer, Fremde, ſind es meiſt,
Die unter uns geſät den Geiſt
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! ſind ſelten Landeskinder.

Auch Gottesläugner ſind es meiſt;
Wer ſich von ſeinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von ſeinen irdiſchen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, iſt
Die erſte Pflicht für Jud' und Chriſt.
Es ſchließe jeder ſeine Bude
Sobald es dunkelt, Chriſt und Jude.

Wo ihrer drei beiſammen ſtehn,
Da ſoll man auseinander gehn.
Des Nachts ſoll niemand auf den Gaſſen
Sich ohne Leuchte ſehen laſſen.

Es liefre ſeine Waffen aus
Ein jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponirt am ſelben Orte.

Wer auf der Straße raiſonnirt,
Wird unverzüglich füſilirt;
Das Raiſonniren durch Geberden
Soll gleichfalls hart beſtrafet werden.

Vertrauet Eurem Magiſtrat,
Der fromm und liebend ſchützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweiſes Walten;
Euch ziemt es, ſtets das Maul zu halten.

XXI.

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
Erſäufen im Nilſtromwaſſer;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabſchlachtenlaſſer.

Ich will, wie einſt mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.

So ſprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das ſeinen Diener machte.

Der König ſprach: Du biſt wohl ein Schwab?
Das iſt juſt keine Schande.
Gerathen! erwiedert der Schwab', ich bin
Geboren im Schwabenlande.

Stammſt du von den ſieben Schwaben ab?
Frug jener. Ich thu abſtammen
Nur von einem einz'gen, erwiedert der Schwab',
Doch nicht von allen zuſammen.

Der König frug ferner: Sind dieſes Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?
Ich danke der Nachfrag', antwortet der Schwab',
Sie ſind ſehr gut gerathen.

Habt ihr noch große Männer? frug
Der König. Im Augenblicke
Fehlt es an großen, erwiedert der Schwab',
Wir haben jetzt nur dicke.

Hat Menzel, frug weiter der König, ſeitdem
Noch viel Maulſchellen erhalten?
Ich danke der Nachfrag', erwiedert der Schwab',
Er hat noch genug an den alten.

Der König ſprach: Du biſt nicht ſo dumm,
Als wie du ausſiehſt, mein Holder.
Das kommt, erwiedert der Schwab', weil mich
In der Wiege vertauſcht die Kobolder.

Der König ſprach: Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun ſage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimath getrieben?

Der Schwabe antwortet: Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleiſch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.

Erbitte dir eine Gnade, ſprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

Der Menſch iſt frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutſchen Volk
Zurück ſeine Menſchenrechte!

Der König ſtand erſchüttert tief —
Es war eine ſchöne Scene; —
Mit ſeinem Rockärmel wiſchte ſich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König ſprach endlich: Ein ſchöner Traum! —
Leb wohl, und werde geſcheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter,

Zwei ſichre Gendarmen, die ſollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muß zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren.

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König ſeitdem nicht mehr
Die Kindlein zu ſich kommen.

XXII.

Kobes I.

Im Jahre acht und vierzig hielt,
Zur Zeit der großen Erhitzung,
Das Parlament des deutſchen Volks
Zu Frankfurt ſeine Sitzung.

Damals ließ auch auf dem Römer dort
Sich ſehen die weiße Dame,
Das unheilkündende Geſpenſt;
Die Schaffnerin iſt ſein Name.

Man ſagt, ſie laſſe ſich jedesmal
Des Nachts auf dem Römer ſehen,
So oft einen großen Narrenſtreich
Die lieben Deutſchen begehen.

Dort ſah ich ſie ſelbſt um jene Zeit
Durchwandeln die nächtliche Stille
Der öden Gemächer, wo aufgehäuft
Des Mittelalters Gerülle.

Die Lampe und ein Schlüſſelbund
Hielt ſie in den bleichen Händen;
Sie ſchloß die großen Truhen auf
Und die Schränke an den Wänden.

Da liegen die Kaiſer-Inſignia,
Da liegt die goldne Bulle,
Der Scepter, die Krone, der Apfel des Reichs
Und manche ähnliche Schrulle.

Da liegt das alte Kaiſer-Ornat,
Verblichen purpurner Plunder,
Die Garderobe des deutſchen Reichs,
Verroſtet, vermodert jetzunder.

Die Schaffnerin ſchüttelt wehmüthig das Haupt,
Bei dieſem Anblick, doch plötzlich
Mit Widerwillen ruft ſie aus:
Das Alles ſtinkt enſetzlich!

Das Alles ſtinkt nach Mäuſedreck,
Das iſt verfault und verſchimmelt,
Und in dem ſtolzen Lumpenkram
Das Ungeziefer wimmelt.

Wahrhaftig, auf dieſem Hermelin,
Dem Krönungsmantel, dem alten,
Haben die Katzen des Römerquartiers
Ihr Wochenbett gehalten.

Da hilft kein Ausklopfen! Daß Gott ſich erbarm'
Des künftigen Kaiſers! Mit Flöhen
Wird ihn der Krönungsmantel gewiß
Auf Lebenszeit verſehen.

Und wiſſet, wenn es den Kaiſer juckt,
So müſſen die Völker ſich kratzen —
O Deutſche! Ich fürchte, die fürſtlichen Flöh',
Die koſten Euch manchen Batzen.

Jedoch wozu noch Kaiſer und Flöh'?
Verroſtet iſt und vermodert
Das alte Coſtum — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

Mit Recht ſprach auch der deutſche Poet
Zum Rothbart im Kyffhäuſer:
„Betracht' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer!"

Doch wollt Ihr durchaus ein Kaiſerthum,
Wollt Ihr einen Kaiſer küren,
Ihr lieben Deutſchen! laßt Euch nicht
Von Geiſt und Ruhm verführen.

Erwählet kein Patrizierkind,
Erwählet Einen vom Plebſe,
Erwählt nicht den Fuchs und nicht den Leu,
Erwählt den dümmſten der Schöpſe.

Erwählt den Sohn Colonias,
Den dummen Kobes von Cöllen;
Der iſt in der Dummheit faſt ein Genie,
Er wird ſein Volk nicht prellen.

Ein Klotz iſt immer der beſte Monarch,
Das zeigt Aeſop in der Fabel;
Er frißt uns armen Fröſche nicht,
Wie der Storch mit dem langen Schnabel.

Seid ſicher, der Kobes wird kein Tyrann,
Kein Nero, kein Holofernes;
Er hat kein grauſam antikes Herz,
Er hat ein weiches, modernes.

Der Krämerſtolz verſchmähte dies Herz,
Doch an die Bruſt des Heloten
Der Werkſtatt warf der Gekränkte ſich
Und ward die Blume der Knoten.

Die Brüder der Handwerksburſchenſchaft
Erwählten zum Sprecher den Kobes;
Er theilte mit ihnen ihr letztes Stück Brod,
Sie waren voll ſeines Lobes.

Sie rühmten, daß er nie ſtudirt
Auf Univerſitäten,
Und Bücher ſchrieb aus ſich ſelbſt heraus,
Ganz ohne Facultäten.

Ja, ſeine ganze Ignoranz
Hat er ſich ſelbſt erworben;
Nicht fremde Bildung und Wiſſenſchaft
Hat je ſein Gemüth verdorben.

Gleichfalls ſein Geiſt, ſein Denken blieb
Ganz frei vom Einfluß abſtracter
Philoſophie — Er blieb Er ſelbſt!
Der Kobes iſt ein Charakter.

In ſeinem ſchönen Auge glänzt
Die Thräne, die ſtereotype;
Und eine dicke Dummheit liegt
Beſtändig auf ſeiner Lippe.

Er ſchwätzt und flennt und flennt und ſchwätzt,
Worte mit langen Ohren!
Eine ſchwangere Frau, die ihn reden gehört,
Hat einen Eſel geboren.

Mit Bücherſchreiben und Stricken vertreibt
Er ſeine müßigen Stunden;
Es haben die Strümpfe, die er geſtrickt,
Sehr großen Beifall gefunden.

Apoll und die Muſen muntern ihn auf,
Sich ganz zu widmen dem Stricken —
Sie erſchrecken, ſo oft ſie in ſeiner Hand
Einen Gänſekiel erblicken.

Das Stricken mahnt an die alte Zeit
Der Funken. Auf ihren Wachtpoſten
Standen ſie ſtrickend — die Helden von Cöln,
Sie ließen die Eiſen nicht roſten.

Wird Kobes Kaiſer, ſo ruft er gewiß
Die Funken wieder ins Leben.
Die tapfere Schaar wird ſeinen Thron
Als Kaiſergarde umgeben.

Wohl möcht' ihn gelüſten, an ihrer Spitz'
In Frankreich einzudringen,
Elſaß, Burgund und Lothringer-Land
An Deutſchland zurückzubringen.

Doch fürchtet nichts, er bleibt zu Haus;
Hier feſſelt ihn friedliche Sendung,
Die Ausführung einer hohen Idee,
Des Cölner Doms Vollendung.

Iſt aber der Dom zu Ende gebaut,
Dann wird ſich der Kobes erboſen
Und mit dem Schwerte in der Hand
Zur Rechenſchaft ziehn die Franzoſen.

Er nimmt ihnen Elſaß und Lothringen ab,
Das ſie dem Reiche entwendet,
Er zieht auch ſiegreich nach Burgund —
Sobald der Dom vollendet.

Ihr Deutſche! bleibt Ihr bei Eurem Sinn,
Wollt Ihr durchaus einen Kaiſer,
So ſei es ein Carnevalskaiſer von Cöln
Und Kobes der Erſte heiß' er!

Die Gecken des Cölner Faſchingvereins,
Mit klingelnden Schellenkappen,
Die ſollen ſeine Miniſter ſein;
Er trage den Strickſtrumpf im Wappen.

Der Drickes ſei Kanzler, und nenne ſich
Graf Drickes von Drickeshauſen;
Die Staatsmaitreſſe Marizebill,
Die ſoll den Kaiſer lauſen.

In ſeiner guten, heil'gen Stadt Cöln
Wird Kobes reſidiren —
Und hören die Cölner die frohe Mär,
Sie werden illuminiren.

Die Glocken, die eiſernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle,
Und die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland
Erwachen in ihrer Capelle.

Sie treten hervor mit dem Klappergebein,
Sie tänzeln vor Wonne und ſpringen.
Halleluja und Kyrie
Eleiſon hör' ich ſie ſingen. — —

So ſprach das weiße Nachtgeſpenſt,
Und lachte aus voller Kehle;
Das Echo ſcholl ſo ſchauerlich
Durch alle die hallenden Säle.

XIII.

Epilog.

Unſer Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrenthum!
Eine beßre Wärme giebt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Miſt.
Gleichfalls eine beßre Wärme
Wärmt dem Menſchen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punſch
Oder Grog nach Herzenswunſch
In den niedrigſten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen ſind entlaufen,
Aber leben, athmen, ſchnaufen,
Und beneidenswerther ſind,
Als der Thetis großes Kind —

214

Der Pelide ſprach mit Recht:
Leben wie der ärmſte Knecht
In der Oberwelt iſt beſſer,
Als am ſtygiſchen Gewäſſer
Schattenführer ſein, ein Heros,
Den beſungen ſelbſt Homeros.

III.

Die Götter im Exil.

Die Götter im Exil.

Schon in meinen frühesten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe

Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden, im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder, ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturculte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteuflung der Götter, habe ich ſowohl im zweiten wie im dritten Theile des „Salon“ unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der

Initiative erworben, ſo war dieſes gewiß eine Vergeßlichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Vulgariſiren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Ei des Columbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität, und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Compilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet — Auch geſtehe ich, daß ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber ſie haben es ſozuſagen eingeſargt in die hölzernen Mumienkaſten ihrer confuſen und abſtracten Wiſſenſchaftsſprache, die das große Publicum nicht entziffern kann und für ägyptiſche Hieroglyphen halten dürfte. Aus ſolchen Grüften und Beinhäuſern habe ich den

Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeſchworen, durch die Zaubermacht des allgemein verſtändlichen Wortes, durch die Schwarzkunſt eines geſunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, deſſen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden ſoll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leſer darauf aufmerkſam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums, alſo im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuſtänden ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden ſich nämlich jetzt in dieſelben betrübſamen Nothwendigkeiten verſetzt, worin ſie ſich ſchon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrſam des Orcus heraufbrachen und, den Pelion auf den Oſſa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mußten damals ſchmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen ſie ſich bei uns auf Erden. Die meiſten begaben ſich nach Aegypten, wo ſie zu größerer Sicherheit Thiergeſtalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derſelben Weiſe mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verſtecken ein Unterkommen ſuchen, als der wahre Herr der Welt ſein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklaſtiſchen Zeloten, die ſchwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieſer armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambroſia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigſtens das liebe Brod zu erwerben. Unter ſolchen Umſtänden mußte mancher, deſſen heilige Haine confiscirt waren, bei uns in Deutſchland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken ſtatt Nektar. Apollo ſcheint ſich in dieſer Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienſte zu nehmen, und wie er einſt die Kühe des Admetos weidete, ſo lebte er jetzt als Hirt in Niederöſterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch ſein ſchönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberiſcher Heidengott erkannt, den geiſtlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter geſtand er, daß er der Gott Apollo ſei. Vor ſeiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu ſpielen und ein Lied zu ſingen. Er ſpielte aber ſo herzrührend und ſang ſo bezaubernd, und war dabei ſo ſchön von Angeſicht und Leibesgeſtalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch ſolche Rührung ſpäter erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus ſeiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu ſtoßen, in der Meinung, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein, und die erkrankten Frauen würden durch ſolches probate Hausmittel geneſen; aber man fand das Grab leer.

Ueber die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars, ſeit dem Siege der Chriſten, weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnet ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frondsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten, ſo ſchmählich verwüſten ſah.

Beſſer als dem Mars und dem Apollo war es, nach der großen Retirade, dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

In Tyrol giebt es ſehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume ſich prachtvoll in der blauen Fluth abſpiegeln. Baum und Waſſer rauſchen ſo geheimnißvoll, daß einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einſam wandelt. An dem Ufer eines ſolchen Sees ſtand die Hütte eines jungen Fiſchers, der ſich mit dem Fiſchfang ernährte und auch wohl das Geſchäft eines Fährmanns beſorgte, wenn irgend ein Reiſender über den See geſetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumſtämmen angebunden unfern von ſeiner Wohnung lag. In dieſer letztern lebte er ganz allein. Einſt, zur Zeit der herbſtlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an ſein Fenſter klopfen, und als er vor die Thüre trat, ſah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und ſehr eilig zu ſein ſchienen. Einer von ihnen bat ihn haſtig, ihnen ſeinen Kahn zu leihen, und verſprach, denſelben in wenigen Stunden an dieſelbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer drei, und der Fiſcher, welcher unter ſolchen Umſtänden nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einſtiegen und über den See fortfuhren, ging er nach ſeiner Hütte zurück, und legte ſich aufs Ohr. Jung wie er war, ſchlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberſtück als Fahrgeld in die Hand, und alle drei eilten raſch von dannen. Der Fiſcher ging, nach ſeinem Kahn zu ſchauen, den er feſt angebunden fand. Dann ſchüttelte er ſich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich ſonderbar fröſtelnd durch die Glieder gefahren und es hatte ihm faſt das Herz erkältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, ſeine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Dieſen Umſtand konnte der Fiſcher einige Tage lang gar nicht vergeſſen. Doch die Jugend ſchlägt ſich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fiſcher dachte nicht mehr an jenes Ereigniß, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht, an das Fenſter der Fiſcherhütte geklopft wurde und wieder mit großer Haſt die drei vermummten Mönche erſchienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fiſcher überließ ihnen denſelben diesmal mit weniger Beſorgniß, und als ſie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fahrgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Daſſelbe Ereigniß wiederholte ſich jedes Jahr um dieſelbe Zeit in derſelben Weiſe, und endlich, als der ſiebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fiſcher eine große Begier, das Geheimniß, das ſich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieſelben ein Verſteck bildeten, wo er hineinſchlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug beſteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die beſtimmte Zeit, und es gelang dem Fiſcher, ſich unverſehens unter die Netze zu verſtecken und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Zu ſeiner Verwunderung dauerte dieſe nur kurze Zeit, während er ſonſt mehr als eine Stunde brauchte, ehe er an's entgegengeſetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war ſein Erſtaunen, als er hier, wo die Gegend ihm ſo gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz ſah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vaſen mit loderndem Waldharz ſtanden auf hohen Poſtamenten, und dabei ſchien der

Mond ſo hell, daß der Fiſcher die dort verſammelte Menſchenmenge ſo genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Perſonen, junge Männer und junge Frauen, meiſtens bildſchön, obgleich ihre Geſichter alle ſo weiß wie Marmor waren, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, ſehr weit aufgeſchürzten Tuniken mit Purpurſaum beſtand, gab ihnen das Ausſehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte daſſelbe aus dieſer Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe ſchwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derſelben warf jetzt ſeine Kutte von ſich, und zum Vorſchein kam ein impertinenter Geſelle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig lüſternes, ja unzüchtiges Geſicht hatte, mit ſpitzen Bocksohren begabt war, und eine lächerlich übertriebene Geſchlechtlichkeit, eine höchſt anſtößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andre Mönch warf ebenfalls ſeine Kutte von ſich, und man ſah einen nicht minder nackten Dickwanſt, auf deſſen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Roſenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war ſchneeweiß, wie das der übrigen Verſammlung. Schneeweiß war auch das Geſicht des dritten Mönchs, der ſchier lachend die Kapuze vom Haupte ſtreifte. Als er den Gürtelſtrick ſeiner Kutte losband, und das fromme ſchmutzige Gewand nebſt Kreuz und Roſenkranz mit Ekel von ſich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunica eine wunderſchöne Jünglingsgeſtalt vom edelſten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die ſchmächtige Taille etwas Weibiſches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verſchwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibiſches Ausſehen; doch ſein Geſicht trug gleichwohl einen gewiſſen kühnen, faſt übermüthig heroiſchen Ausdruck. Die Weiber liebkoſten ihn mit wilder Begeiſterung, ſetzten ihm einen Epheukranz auf's Haupt, und warfen auf ſeine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demſelben Augenblick kam, beſpannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den ſich der junge Menſch mit Herrſcherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufſchwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Geſpann. An der rechten Seite ſeines Wagens ſchritt der eine ſeiner entkutteten Gefährten, deſſen geile Geberden und oben erwähnte unanſtändige Uebertriebenheit das Publicum ergötzte, während ſein Genoſſe, der kahlköpfige Dickwanſt, den die luſtigen Frauen auf einen Eſel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldnen Pocal haltend, der ihm beſtändig mit Wein gefüllt wurde. Langſam bewegte ſich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelaſſenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofcapelle des Triumphators: der hübſche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeſchürzte Tamburinſchlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die eben ſo holdſelige Schöne mit dem Triangel; dann die Horniſten, bocksfüßige Geſellen mit ſchönen aber lasciven Geſichtern, welche auf wunderlich geſchwungenen Thierhörnern oder Seemuſcheln ihre Fanfaren blieſen; dann die Lautenſpieler —

Doch, lieber Leſer, ich vergeſſe, daß du ein ſehr gebildeter und wohlunterrichteter Leſer biſt, der ſchon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede iſt, von einem Feſte des Dionyſus. Du haſt oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferſtichen archäologiſcher Werke die Triumphzüge geſehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem claſſiſch gebildeten Sinn würdeſt du nimmermehr erſchrecken, wenn dir einmal plötzlich in der mitternächtlichen Abgeſchiedenheit eines Waldes der ſchöne Spuk eines ſolchen Bacchuszuges nebſt dem dazu gehörigen betrunkenen Perſonale leiblich vor Augen träte — Höchſtens würdeſt du einen leiſen lüſternen Schauer, ein äſthetiſches Grüſeln empfinden beim Anblick dieſer bleichen Verſammlung, dieſer anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verſtecken ihrer Tempelruinen entſtiegen ſind, um den alten fröhlichen Gottesdienſt noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenluſt, zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Cancan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritiſche Verhüllung, ganz ohne Dazwiſchenkunft der Sergents-de-ville einer ſpiritualiſtiſchen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnſinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche! Aber ach! lieber Leſer, der arme Fiſcher, von welchem wir berichten, war keineswegs wie du in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologiſchen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angſt ergriffen bei dem Anblick jenes ſchönen Triumphators mit ſeinen zwei wunderlichen Acoluthen, als ſie ihrer Mönchstracht entſprungen; er ſchauderte ob der unzüchtigen Geberden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyre, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz beſonders diaboliſch erſchienen, und die geſammte Societät hielt er für einen Congreß von Geſpenſtern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Chriſtenmenſchen Verderben zu bereiten ſuche. Das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Poſitur einer Menade ſah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und ſich nur durch den Thyrſus im Gleichgewicht erhielt. Ihm ſelber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Coribanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobſüchtig die Wolluſt ſuchend in dem Schmerze ſelbſt. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grauſamen Töne der Muſik, die er vernahm, drangen in ſein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Menſch jenes verrufene ägyptiſche Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem ſchamloſen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde: da verging ihm Hören und Sehen — und er ſtürzte nach ſeinem Kahne zurück und verkroch ſich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße feſt. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und ſtießen ab. Als ſie endlich am andern See-Ufer landeten und ausſtiegen, wußte der Fiſcher ſo geſchickt ſeinem Verſteck zu entſchlüpfen, daß die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten ſie ſtracks von hinnen.

Sowohl ſeines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Chriſtenmenſchen vor Verderben zu bewahren, hielt ſich der Fiſcher für verpflichtet, das unheimliche Begebniß dem geiſtlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciscanerkloſters als Vorſitzer eines ſolchen Gerichtes und ganz beſonders als gelahrter Exorciſt in großem Anſehen ſtand, beſchloß er, ſich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühſonne fand daher den Fiſcher ſchon auf dem Wege nach dem Kloſter, und demüthigen Blickes ſtand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in ſeiner Bücherei, die Kapuze weit über's Geſicht gezogen, in einem Lehnſeſſel ſaß, und in dieſer nachdenklichen Poſitur ſitzen blieb, während ihm der Fiſcher die grauſenhafte Hiſtorie erzählte. Als derſelbe mit dieſer Relation zu Ende war, erhob der Superior ſein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, ſah der Fiſcher mit Beſtürzung, daß Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen, den er dieſe Nacht als heidniſchen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengeſpann geſehen: es war daſſelbe marmorblaſſe Geſicht, dieſelben regelmäßig ſchönen Züge, derſelbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um dieſe Lippen ſchwebte ein wohlwollendes Lächeln, und dieſem Munde entquollen jetzt die ſanftklingenden ſalbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Chriſto! wir glauben herzlich gern, daß Ihr dieſe Nacht in der Geſellſchaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantaſtiſche Spukgeſchichte giebt deſſen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von dieſem Gotte ſagen, er iſt gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menſchen Herz, aber er iſt ſehr gefährlich für diejenigen, die nicht viel vertragen können, und zu dieſen ſcheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebenſaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geiſtlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Viſion zu ſchweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitſchenhiebe aufzählen ſoll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Chriſto, geht in die Kloſterküche, wo Euch der Bruder Kellermeiſter und der Bruder Küchenmeiſter einen Imbiß vorſetzen ſollen.

Hiermit gab der geiſtliche Herr dem Fiſcher ſeinen Segen, und als ſich dieſer verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeiſter und den

Frater Kellermeiſter erblickte, fiel er faſt zu Boden vor Schrecken — denn dieſe Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit demſelben über den See gefahren, und der Fiſcher erkannte den Dickwanſt und die Glatze des Einen, ebenſo wie die grinſend geilen Geſichtszüge nebſt den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erſt in ſpätern Jahren erzählte er die Geſchichte ſeinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speyer am Rhein.

An der oſtfrieſiſchen Küſte herrſcht eine analoge Tradition, worin die altheidniſchen Vorſtellungen von der Ueberfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichſten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, iſt zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieſer alte Kauz ſich nicht in der Volksſage, ſondern nur im Puppenſpiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologiſche Perſonnage erkennen wir in dem ſogenannten Spediteur, der die Ueberfahrt der Todten beſorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charons Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fiſcher iſt, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Perſon bald errathen, und ich will daher die Tradition ſelbſt ſo getreu als möglich hier mittheilen:

In Oſtfriesland, an der Küſte der Nordſee, giebt es Buchten, die gleichſam kleine Hafen bilden und Siehle heißen. An den äußerſten Vorſprüngen derſelben ſteht das einſame Haus irgend eines Fiſchers, der hier mit ſeiner Familie ruhig und genügſam lebt. Die Natur iſt dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöven, welche manchmal mit einem fatalen Gekreiſche aus den Sandneſtern der Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätſcher der brandenden See paßt ſehr gut zu den düſtern Wolkenzügen. Auch die Menſchen ſingen hier nicht, und an dieſer melancholiſchen Küſte hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menſchen hier zu Lande ſind ernſt, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und ſtolz auf den kühnen

Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute ſind nicht phantaſtiſch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptſache für den Fiſcher, der auf ſeinem einſamen Siehl wohnt, iſt der Fiſchfang, und dann und wann das Fährgeld der Reiſenden, die nach einer der umliegenden Inſeln der Nordſee übergeſetzt ſein wollen. Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, heißt es, juſt um die Mittagsſtunde, wo eben der Fiſcher mit ſeiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tiſche ſitzt, tritt ein Reiſender in die große Wohnſtube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geſchäft mit ihm zu beſprechen. Der Fiſcher, nachdem er den Gaſt vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende deſſen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertiſchchen. Ich will das Ausſehen des Fremden nicht lange beſchreiben in müßiger Novelliſtenweiſe; bei der Aufgabe, die ich mir geſtellt, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke alſo Folgendes: Der Fremde iſt ein ſchon bejahrtes, aber doch wohlconſervirtes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht feiſt, die Wänglein roth wie Borſtorfer Aepfel, die Aeuglein luſtig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen ſitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodiſche Kleidung, die wir auf Portraiten holländiſcher Kaufleute finden, und welche eine gewiſſe Wohlhabenheit verräth: ein ſeidenes papageigrünes Röckchen, blumengeſtickte Weſte, kurze ſchwarze Höschen, geſtreifte Strümpfe und Schnallenſchuhe; letztere ſind ſo blank, daß man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuße ſo unbeſchmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme iſt aſthmatiſch, feindräthig und manchmal ins Greinende überſchlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins iſt gravitätiſch gemeſſen, wie es einem holländiſchen Kaufmann ziemt. Dieſe Gravität ſcheint jedoch mehr erkünſtelt als natürlich zu ſein, und ſie contraſtirt manchmal mit dem forſchſamen Hin- und Herlugen der Aeuglein, ſo wie auch mit der ſchlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daß der Fremde ein holländiſcher Kaufmann iſt, bezeugt nicht blos ſeine Kleidung, ſondern auch die merkantiliſche Genauigkeit und Umſicht, womit er das Geſchäft ſo vortheilhaft als möglich für ſeinen Committenten abzuſchließen weiß. Er iſt nämlich, wie er ſagt, Spediteur und hat von einem ſeiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine beſtimmte Anzahl Seelen, ſo viel in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der weißen Inſel zu fördern; zu dieſem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wiſſen, ob der Schiffer dieſe Nacht die erwähnte Ladung mit ſeiner Barke nach der erwähnten Inſel überſetzen wolle, und für dieſen Fall ſei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuverſichtlich hoffend, daß er aus chriſtlicher Beſcheidenheit ſeine Forderung recht billig ſtellen werde. Der holländiſche Kaufmann (dieſes iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann iſt) macht dieſen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es ſich von einer Ladung Käſe, und nicht von Seelen der Verſtorbenen. Der Fiſcher ſtutzt einigermaßen bei dem Wort Seelen, und es rieſelt ihm ein Bischen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daß von den Seelen der Verſtorbenen die Rede ſei, und daß er den geſpenſtiſchen Holländer vor ſich habe, der ſo manchen ſeiner Collegen die Ueberfahrt der verſtorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, dieſe oſtfrieſiſchen Küſtenbewohner ſind muthig und geſund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft, welche uns für das Geſpenſtiſche und Ueberſinnliche empfänglich macht: unſres Fiſchers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; ſeine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald ſeine Faſſung, und mit dem Anſchein des größten Gleichmuths iſt er nur darauf bedacht, das Fährgeld ſo hoch als möglich zu ſteigern. Doch nach einigem Feilſchen und Dingen verſtändigen ſich beide Contrahenten über den Fahrlohn, ſie geben einander den Handſchlag zur Bekräftigung der Uebereinkunft, und der Holländer, welcher einen ſchmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinſten, die je in Holland geſchlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fahrgelds in dieſer putzigen Münzſorte. Indem er dem Fiſcher noch die Inſtruction giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, ſich an einer beſtimmten Stelle der Küſte mit ſeiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabſchiedet er ſich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitſpeiſen wiederholte, und die eben noch ſo gravitätiſche Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die beſtimmte Zeit befindet ſich der Schiffer an dem beſtimmten Orte mit ſeiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geſchaukelt wird; aber nachdem der Vollmond ſich gezeigt, bemerkt der Schiffer, daß ſein Fahrzeug ſich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einſinkt, ſo daß am Ende das Waſſer nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieſer Umſtand belehrt ihn, daß ſeine Paſſagiere, die Seelen, jetzt an Bord ſein müſſen, und er ſtößt ab mit ſeiner Ladung. Er mag noch ſo ſehr ſeine Augen anſtrengen, doch bemerkt er im Kahne nichts als einige Nebelſtreifen, die ſich hin und her bewegen, aber keine beſtimmte Geſtalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch ſo ſehr horchen, ſo hört er doch nichts als ein unſäglich leiſes Zirpen und Kniſtern. Nur dann und wann ſchießt ſchrillend eine Möve über ſein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fiſch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und froſtiger weht die Seeluft. Ueberall nur Waſſer, Mondſchein und Stille; und ſchweigſam, wie ſeine Umgebung, iſt der Schiffer, der endlich an der weißen Inſel anlangt und mit ſeinem Kahne ſtillhält. Auf dem Strande ſieht er niemand, aber er hört eine ſchrille, aſthmatiſch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; derſelbe ſcheint ein Verzeichniß von lauter Eigennamen abzuleſen, in einer gewiſſen verificirenden, monotonen Weiſe; unter dieſen Namen ſind dem Fiſcher manche bekannt und gehören Perſonen, die in demſelben Jahr verſtorben. Während dem Ableſen dieſes Namenverzeichniſſes wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch ſo ſchwer im Sande des Ufers, ſo hebt er ſich jetzt plötzlich leicht empor, ſobald die Ableſung zu Ende iſt; und der Schiffer, welcher daran merkt, daß ſeine Ladung richtig in Empfang genommen iſt, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach ſeinem lieben Hauſe am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Ueberſchiffen der Seelen nach der weißen Inſel. Als einen beſondern Umſtand bemerkte einſt der Schiffer, daß der unſichtbare Controleur im Ableſen des Namenverzeichniſſes plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo iſt aber Pitter Janſen? Das iſt nicht Pitter Janſen.“ Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ik bin Pitter Janſen's Micke, un häb mi op mines Manns Noame inſcreberen laten.“ (Ich bin Pitter Janſen's Micke, und habe mich auf meines Mannes Namen einſchreiben laſſen.)

Ich habe mich oben vermeſſen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologiſche

Perſon zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorſchein kommt. Dieſes iſt keine geringere als der Gott Mercurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Pſychopompos. Ja, unter jener ſchäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergeſtalt verbirgt ſich der brillanteſte jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen ſteckt auch nicht der geringſte Federwiſch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den ſtählernen Schnallen mahnen nicht im Mindeſten an beflügelte Sandalen; dieſes holländiſch ſchwerfällige Blei iſt ſo ganz verſchieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſogar ſeinen Namen verliehen: aber eben der Contraſt verräth die Abſicht, und der Gott wählte dieſe Maske, um ſich deſto ſicherer verſtellt zu halten. Vielleicht aber wählte er ſie keineswegs aus willkürlicher Laune: Mercur war, wie Ihr wißt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daß er bei der Wahl einer Maske, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf ſeine Antecedentien und Talente Rückſicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichſte der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er beſtahl Menſchen und Götter, und ſchon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der [illegible]ner Wiege entſchlüpfte, um ein Paar Rinder zu ſtibitzen. Er hatte zu wählen zwiſchen den zwei Induſtrien, die im Weſentlichen nicht ſehr verſchieden, da bei beiden die Aufgabe geſtellt iſt, das fremde Eigenthum ſo wohlfeil als möglich zu erlangen: aber der pfiffige Gott bedachte, daß der Diebesſtand in der öffentlichen Meinung keine ſo hohe Achtung genießt, wie der Handelsſtand, daß jener von der Polizei verpönt, während dieſer von den Geſetzen ſogar privilegirt iſt, daß die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchſte Staffel erklimmen, während die vom Diebesſtand manchmal eine minder angenehme Leiter beſteigen müſſen, daß ſie Freiheit und Leben auf's Spiel ſetzen, während der Kaufmann nur ſeine Capitalien oder nur die ſeiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigſte der

Götter ward Kaufmann, und um es vollſtändig zu ſein, ward er ſogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Pſychopompos, als Schattenführer, machte ihn beſonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Inſel, wie wir ſahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Inſel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelſen der engliſchen Küſte? Es wäre eine humoriſtiſche Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutoniſche Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

In einem Verſuche über die Fauſt-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und dieſen ſelbſt hinlänglich beſprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finſtre Beherrſcher deſſelben ganz diaboliſirt wurde. Aber nur durch den Kanzeleiſtil der Kirche klingen die Dinge ſo grell; trotz dem chriſtlichen Anathema blieb die

Poſition des Pluto weſentlich dieſelbe. Er, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, dieſe Beiden ſind nicht emigrirt wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Chriſtenthums blieben ſie in ihren Domainen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das Tollſte von ihm fabeln, der alte Pluto ſaß unten warm bei ſeiner Proſerpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als ſein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten ſein Ohr verletzen da unten in ſeinem Ocean, wo er ruhig ſaß bei ſeiner weißbuſigen Frau Amphitrite und ſeinem feuchten Hofſtaat von Nereiden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum erſtenmale die Linie paſſirte, tauchte er empor aus ſeiner Fluth, in der Hand den Dreizack ſchwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der ſilberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophiten die ſchreckliche Seewaſſertaufe, und hielt dabei eine lange, ſalbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebſt der gelben Lauge des gekauten Tabaks mehr ausſpuckte als ſprach, zum Ergötzen ſeiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beſchrieb, wie ein ſolches Waſſer-Myſterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragirt wird, verſicherte daß eben jene Matroſen, welche am tollſten über die drollige Faſtnachtsfratze des Neptuns lachten, dennoch keinen Augenblick an der Exiſtenz eines ſolchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb alſo der Beherrſcher des Waſſerreichs, wie Pluto trotz ſeiner Diaboliſirung der Fürſt der Unterwelt blieb. Ihnen ging es beſſer als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturz ſeines Vaters die Herrſchaft des Himmels erlangt hatte, und ſorglos als König der Welt im Olymp mit ſeinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen ſein ambroſiſches Freudenregiment führte. Als die unſelige Kataſtrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proclamirt ward, emigrirte auch der große Kronide, und er verſchwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, niemand wußte mir Auskunft zu geben über ſein Schickſal. Ich habe in derſelben Abſicht viele Bibliotheken durchſtöbert, wo ich mir die prachtvollſten Codices, geſchmückt mit Gold und Edelſteinen, wahre Odalisken im Harem der Wiſſenſchaft, zeigen ließ, und ich ſage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und ſogar Affabilität, womit ſie mir jene leuchtenden Schätze erſchloſſen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es ſcheint als hätten ſich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und alles was ich aufgegabelt, beſteht in einer Geſchichte, welche mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählte.

Ich habe ſoeben Niels Anderſen genannt, und die liebe drollige Figur ſteigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenſchaften, damit der geneigte Leſer ſelbſt beurtheile, in wie weit ſie ſein Vertrauen verdienen. Alſo einige Worte über meine Quelle.

Niels Anderſen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Wallfiſchjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm ſehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntniſſe in Bezug auf den Wallfiſchfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegsliſten, womit man ſeine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir wie man mit dem Knie des rechten Beines ſich gegen den Vorderrand des Kahnes ſtemmen muß, wenn man die Harpune nach dem Wallfiſch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen geſalzenen Fußtritt dem Matroſen verſetzt, der das Seil, das an der Harpune befeſtigt iſt, nicht ſchnell genug nachſchießen ließ. Ihm verdanke ich Alles,' und wenn ich kein großer Wallfiſchjäger geworden, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Schickſal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Wallfiſch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf beſtehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfiſchen und lauſigen Häringen. Was hilft die beſte Harpune gegen einen Häring? Jetzt muß ich allen Jagdhoffnungen entſagen, meiner geſteiften Beine wegen. Als ich Niels Anderſen zu Ritzebüttel bei Cuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifiſch, der vielleicht ſein rechtes Bein für ein Zuckerſtängelchen anſah, ihm daſſelbe abbiß, und der arme Niels ſeitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln mußte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu ſitzen, und auf dem Bauche derſelben mit ſeinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine ſeiner wunderlichen Fiſcherſagen erzählte.

Wie Muhamet Eben Manſur ſeine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, ſo begann

Niels Anderſen alle ſeine Geſchichten mit einer Apologie des Wallfiſches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelt nicht einer ſolchen Lobſpende. Der Wallfiſch, ſagte Niels Anderſen, ſei nicht blos das größte, ſondern auch das ſchönſte Thier. Aus den zwei Naslöchern auf ſeinem Kopfe ſprängen zwei coloſſale Waſſerſtrahlen, die ihm das Anſehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar beſonders des Nachts im Mondſchein einen magiſchen Effect hervorbrächten. Dabei ſei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für ſtilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Wallfiſch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisſcholle ſich hingelagert, und Jung und Alt ſich um ihn her in Liebesſpielen und harmloſen Neckereien überböten. Manchmal ſpringen ſie alle auf einmal ins Waſſer, um zwiſchen den großen Eisblöcken Blindekuh zu ſpielen. Die Sittenreinheit und die Keuſchheit der Wallfiſche wird weit mehr gefördert durch das Eiswaſſer, worin ſie beſtändig mit den Floſſen herumſchwänzeln, als durch moraliſche Principien. Es ſei auch leider nicht zu läugnen, daß ſie keinen religiöſen Sinn haben, daß ſie ganz ohne Religion ſind —

Ich glaube, das iſt ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund — ich habe jüngſt den Bericht eines holländiſchen Miſſionairs geleſen, worin dieſer die Herrlichkeit der Schöpfung beſchreibt, die ſich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, rieſenhaften Eismaſſen beſtrahlt. Dieſe, ſagte er, welche alsdann an diamantne Märchenſchlöſſer erinnern, geben von Gottes Allmacht ein ſo impoſantes Zeugniß, daß nicht blos der Menſch, ſondern ſogar die rohe Fiſchcreatur, von ſolchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit ſeinen eigenen Augen, verſichert der Domine, habe er mehre Wallfiſche geſehen, die an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht ſtanden und ſich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Anderſen ſchüttelte ſonderbar den Kopf; er läugnete nicht, daß er ſelber zuweilen geſehen, wie die Wallfiſche, an einer Eiswand ſtehend, ſolche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betſtuben mancher Glaubensſecten bemerken; aber er wollte ſolches keineswegs irgend einer religiöſen Andacht zuſchreiben. Er erklärte die Sache phyſiologiſch: er bemerkte daß der Wallfiſch, der Chimboraſſo der Thiere, unter ſeiner Haut eine ſo ungeheuer tiefe Schichte von Fett beſitze, daß oft ein einziger Wallfiſch hundert bis hundertundfunfzig Fäſſer Talg und Thran gebe. Jene Fettſchichte ſei ſo dick, daß ſich viele hundert Waſſerratten darin einniſten können, während das große Thier auf einer Eisſcholle ſchliefe, und dieſe Gäſte, unendlich größer und biſſiger als unſre Landratten, führen dann ein fröhliches Leben unter der Haut des Wallfiſches, wo ſie Tag und Nacht das beſte Fett verſchmauſen können, ohne das Neſt zu verlaſſen. Dieſe Schmauſereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überläſtig, ja unendlich ſchmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Menſch, der ſich gottlob kratzen kann, wenn es ihn juckt, ſo ſucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daß er ſich an die ſcharfen Kanten einer Eiswand ſtellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünſtiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde ſich an einer Bettſtelle zu ſcheuern pflegen, wenn ſie mit zu viel Flöhen behaftet ſind. Dieſe Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und ſie der religiöſen Andacht zugeſchrieben, während ſie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Wallfiſch, ſo viel Thran er auch enthält, ſchloß Niels Anderſen, iſt doch ohne den mindeſten religiöſen Sinn. Er ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und ſogar den kleinen Propheten Jonas, den ſolch ein Wallfiſch einmal aus Verſehen verſchluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen ſpuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und ſo ein Wallfiſch verehrt unſern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben ſo wenig wie den falſchen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Inſel ſitzt, wo er denſelben zuweilen beſucht.

Was iſt das für ein Ort, die Kaninchen-Inſel? fragte ich unſern Niels Anderſen. Dieſer aber trommelte mit ſeinem Holzbein auf der Tonne und erwiederte: Das iſt eben die Inſel, wo die Geſchichte paſſirt, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Inſel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, ſeit ſie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; ſolches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die ſich um die Inſel thürmen und vielleicht nur ſelten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines ruſſiſchen Wallfiſchjägers, welche einſt die Nordſtürme ſo hoch hinauf verſchlugen, betraten den Boden der Inſel, und ſeitdem ſind ſchon hundert Jahre verfloſſen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden ſie die Inſel ganz wüſt und öde. Traurig bewegten ſich die Halme des Ginſters über dem Flugſand; nur hie und da ſtanden einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarſte Buſchwerk. Eine Menge Kaninchen ſahen ſie umherſpringen, weshalb ſie dem Orte den Namen Kaninchen-Inſel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daß ein menſchliches Weſen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten ſie einen uralten Greis, der kümmerlich bekleidet mit zuſammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinſtuhl vor dem Herde ſaß, und an dem flackernden Reiſig ſeine magern Hände und ſchlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten ſtand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu ſein ſchien, den aber die Zeit ſo unwirſch gemauſert hatte, daß er nur noch die langen ſtruppigen Federkiele ſeiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchſt närriſches und zugleich grauſenhaft häßliches Ausſehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarloſe Ziege, die ſehr alt zu ſein ſchien, obgleich noch volle Milcheutern mit roſig friſchen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den ruſſiſchen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Inſel landeten, befanden ſich mehrere Griechen, und einer derſelben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verſtanden zu werden, als er in griechiſcher Sprache zu einem Cameraden ſagte: Dieſer alte Kauz iſt entweder ein Geſpenſt oder ein böſer Dämon. Aber bei dieſen Worten erhub ſich der Alte plötzlich von ſeinem Steinſitz, und mit großer Verwunderung ſahen die Schiffer eine hohe ſtattliche Geſtalt, die ſich trotz dem hohen Alter mit gebietender, ſchier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Geſimſes mit dem Haupte berührte: auch die Züge deſſelben, obgleich verwüſtet und verwittert, zeugten von urſprünglicher Schönheit, ſie waren edel und ſtreng gemeſſen, ſehr ſpärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und ſtier, aber doch ſtechend, und dem hoch aufgeſchürzten Munde entquollen in alterthümlich griechiſchem Dialect die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Menſch, ich bin weder ein Geſpenſt noch ein böſer Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einſt beſſere Tage geſehen. Wer aber ſeid Ihr?"

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeſchick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft über alles was die Inſel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber ſehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, ſagte der Alte, bewohne er die Inſel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen ſeine unerbittlichen Feinde eine ſichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptſächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr, wenn die treibenden Eismaſſen ſich geſetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er ſeine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenſtände des unmittelbarſten Bedürfniſſes überließen. Die Wallfiſche, welche manchmal an die Inſel heranſchwämmen, ſeien ſeine liebſte Geſellſchaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder ſeine Mutterſprache zu reden, denn er ſei ein Grieche; er bat auch ſeine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zuſtände Griechenlands zu ertheilen. Daß von den Zinnen der Thürme der griechiſchen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verurſachte dem Alten augenſcheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daß an ſeiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt ſteht.

Sonderbar war es, daß keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte ſich erkundigte, und die nach ſeiner Verſicherung zu ſeiner Zeit blühend geweſen; in gleicher Weiſe waren ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis ſchüttelte deshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer ſahen ſich verwundert an. Sie merkten, daß er alle Oertlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wußte die Buchten, die Erdzungen, die Vorſprünge der Berge, oft ſogar den geringſten Hügel und die kleinſten Felſengruppen, ſo beſtimmt und anſchaulich zu beſchreiben, daß ſeine Unkenntniß der gewöhnlichſten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erſtaunen ſetzte. So befrug er ſie mit beſonderm Intereſſe, ja mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er verſicherte, zu ſeiner Zeit der ſchönſte in ganz Griechenland geweſen ſei. Doch keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit ausſprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des

Tempels wieder ganz genau geſchildert hatte, ein junger Matroſe nach der Beſchreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, ſagte der junge Menſch, ſei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beſchriebenen Platze lange Zeit die Schweine ſeines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, ſagt er, fänden ſich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hie und da ſtänden noch aufrecht einige große Marmorſäulen, entweder einzeln oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus deſſen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen, wie Haarflechten, herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von roſigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die koſtbaren Knäufe, die aus ſchön gemeiſeltem Blätter- und Blumenwerk beſtänden. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachſtücke ſteckten dort halbverſunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem

Schutte hervorgewachſen. Unter dem Schatten dieſes Baumes, fuhr der Burſche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die ſonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit conterfeit waren, und allerlei Spiele und Kämpfe vorſtellten, gar lieblich und luſtig anzuſehen, aber leider auch vielfach zerſtört von der Witterung oder überwachſen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnißvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, ſagte ihm einſt, daß dieſes die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehauſt, der nicht blos die nackteſte Liederlichkeit, ſondern auch unnatürliche Laſter und Blutſchande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch, ihm zu Ehren, vor ſeinem Altar manchmal hundert Ochſen auf einmal geſchlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer gefloſſen, ſei dort noch vorhanden, und es ſei eben jener Steintrog, den er, ſein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin geſammelten Regenwaſſer ſeine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So ſprach der junge Menſch. Aber der Greis ſtieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuerſten Schmerz verrieth; gebrochen ſank er nieder auf ſeinen Steinſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreiſchte entſetzlich, ſpreizte weit aus ſeine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie beſänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei dieſem Anblick, ſie verließen ſchleunig die Hütte, und waren froh, als ſie das Geſchluchze des Greiſes, das Gekreiſch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten ſie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannſchaft befand ſich ein ruſſiſcher Gelehrter, Profeſſor bei der philoſophiſchen Facultät der Univerſität zu Kaſan, und dieſer erklärte die Begebenheit für höchſt wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Naſe legend, verſicherte er den Schiffern: Der Greis auf der Kaninchen-Inſel ſei unſtreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an ſeiner Seite ſei augenſcheinlich der Adler, der einſt die fürchterlichen Blitze in ſeinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne, aller Wahrſcheinlichkeit nach, keine andre Perſon ſein, als die Althea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Creta ſäugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Anderſen, und ich geſtehe, dieſe Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufſchlüſſe über das geheime Leid der Wallfiſche erregte mein Mitgefühl. Arme große Beſtie! Gegen das ſchnöde Rattengeſindel, das ſich bei dir eingeniſtet, und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hülfe, und du mußt es lebenslang mit dir ſchleppen; und rennſt du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibſt dich an ſeinen Eiskanten — es hilft dir nichts, du wirſt ſie nicht los, die ſchnöden

Ratten, und dabei fehlt dir der Troſt der Religion! An jeder Größe auf dieſer Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter ſelbſt müſſen am Ende ſchmählich zu Grunde gehen. So will es das eiſerne Geſetz des Fatums, und ſelbſt der Höchſte der Unſterblichen muß demſelben ſchmachvoll ſein Haupt beugen. Er, den Homer beſungen und Phidias abconterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erſchüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kaliſto, Jo, Leto, Europa ꝛc. — er muß am Ende am Nordpol ſich hinter Eisbergen verſtecken, und um ſein elendes Leben zu friſten mit Kaninchenfellen handeln wie ein ſchäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daß es Leute giebt, die ſich ſchadenfroh an ſolchem Schauſpiel laben. Dieſe Leute ſind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochſen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiters geſchlachtet wurden — Freut Euch, gerächt iſt das Blut Eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen ſind, uns erſchüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unſer frömmigſtes Mitleid. Dieſe Empfindſamkeit verhinderte uns vielleicht, unſrer Erzählung jenen kalten Ernſt zu verleihen, der eine Zierde des Geſchichtſchreibers iſt; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Beſcheidentlich empfehlen wir uns der Nachſicht des Leſers, für welchen wir immer die höchſte Ehrfurcht bezeugten, und ſomit ſchließen wir hier die erſte Abtheilung unſerer Geſchichte der Götter im Exil.

IV.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachſtehende Pantomime entſtand in derſelben Weiſe wie mein Tanzpoem „Fauſt.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünſchte derſelbe, daß ich ihm einige Balletſujets vorſchlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Decorationen und Coſtümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improviſirte, worunter auch die Diana-Legende, ſchien letztere den Zwecken des geiſtreichen Impreſarios zu entſprechen, und er bat mich ſogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieſes geſchah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch ſpäterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche ſie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, ſondern um Krähen, die mir überall nachſchnüffeln, zu verhindern, ſich allzuſtolz mit fremden Pfauenfedern zu ſchmücken. Die Fabel meiner Pantomime iſt nämlich im Weſentlichen bereits im dritten Theile meines „Salon" enthalten, aus welchem auch mancher Maeſtro Barthel ſchon manchen Schoppen Moſt geholt hat. Dieſe Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetſten Stelle, da ſie ſich unmittelbar dem Sagenkreiſe der „Götter im Exil" anſchließt, und ich mich alſo hier jeder beſondern Bevorwortung überheben kann.

Paris den 1. März 1854.

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der

Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdcoſtume, wie ſie auch hier als Statue conterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daß jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht blos der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fern zu halten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Piedeſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daß die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt: da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich immer wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piedeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Commentar bilden von dem, was ſich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daß die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es erklingen von draußen üppige Weiſen, Zimbel und Paukenklänge, und das iſt Bacchus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen Satyren und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu ſeiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Eſel. Tolle ausgelaſſene Tänze der Satyren und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geſchmückt, ſchwingen ihre Thyrſen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Poſituren, welche wir auf alten Vaſen und ſonſtigen Basreliefs ſehen.

Bacchus ſteigt zu den Liebenden herab und ladet ſie ein, Theil zu nehmen an ſeinem Freudendienſte. Jene erheben ſich und tanzen einen Zweitanz der trunkenſten Lebensluſt, dem ſich Apollo und Bacchus, nebſt beider Gefolge, ſo wie auch die Nymphen Diana's anſchließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothiſchen Ritterburg. Bediente in buntſcheckigen Wappenröcken ſind beſchäftigt, mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Eſtrade, wo Muſiker zu ſehen, die ihre Inſtrumente probiren. Rechts ein hoher Lehnſeſſel, worauf der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Coſtum, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich beide vergeblich den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodiren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludiren ebenfalls allerlei Zerr-Melodien. Draußen Trompetenſtöße und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife, bunte Figuren, im überladenſten Mittelalter-Putz; die Männer kriegeriſch roh und blöde, die Frauen affectirt, ſittſam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt ſich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremonieuſeſten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und ſeine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätiſch germaniſcher Walzer. Es erſcheinen der Kanzler und ſeine Schreiber in ſchwarzer Amtstracht, die Bruſt beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; ſie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr auf's Orcheſter hinaufſpringt und daſſelbe dirigirt; er ſchlägt verhöhnend den Tact. Wieder hört man draußen Trompetenſtöße.

Ein Diener kündigt an, daß unbekannte Masken Einlaß begehren. Der Ritter winkt Erlaubniß; es öffnet ſich im Hintergrunde die Pforte und herein treten drei Züge vermummter Geſtalten, worunter einige in ihren Händen muſikaliſche Inſtrumente tragen. Der Führer des erſten Zuges ſpielt auf einer Leier. Dieſe Töne ſcheinen in dem Ritter ſüße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert — Während der erſte Zugführer auf der Leier ſpielt, umtanzt ihn feierlich ſein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Zymbal und Handpauke — Bei dieſen Tönen ſcheinen den Ritter die Gefühle der höchſten Wonne zu durchſchauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und ſpielt ſelbſt und tanzt dabei, gleichſam ergänzend, die raſend luſtigſten Tänze. — Mit eben ſo wildem, ausſchweifendem Jubel umſpringen ihn die Geſtalten des zweiten Zugs, welche Thyrſusſtäbe in den Händen tragen.) Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und Damen, und gar die Hausfrau weiß ſich vor züchtigem Erſtaunen nicht zu faſſen. Nur der Narr, welcher vom Orcheſter herabſpringt, giebt ſeinen behaglichſten Beifall zu erkennen und macht wollüſtige Capriolen.

Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm, mit gebieteriſcher Geberde, ihr zu folgen. Entſetzt und empört ſchreitet die Hausfrau auf jene Maske los, und ſcheint ſie zu fragen: wer ſie ſei? Jene aber tritt ihr ſtolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von ſich, und zeigt ſich als Diana im bekannten Jagdcoſtume. Auch die andern Masken entlarven ſich und werfen die verhüllenden Mäntel von ſich: es ſind Apollo und die Muſen, welche den erſten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und ſeine Genoſſen, der dritte beſteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin ſtürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen und er ſcheint ſie zu beſchwören, ihn nicht wieder zu verlaſſen. Auch der Narr ſtürzt ihr entzückt zu Füßen und beſchwört ſie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelſten Tanz, und giebt dem Ritter durch Geberden zu erkennen, daß ſie nach dem Venusberge fahre, wo er ſie ſpäter wiederfinden könne. Die Burgfrau läßt endlich in den tollſten

Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüſtung freien Lauf, und wir ſehen ein Pas-de-deux, wo griechiſch heidniſche Götterluſt mit der germaniſch ſpiritualiſtiſchen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites ſatt, wirft der ganzen Verſammlung verachtende Blicke zu, und nebſt ihren Begleitern entfernt ſie ſich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von ſeiner Gattin, ihren Zofen und ſeiner übrigen Dienerſchaft zurückgehalten — Draußen bacchantiſche Jubelmuſik, im Saale aber dreht ſich wieder der unterbrochene ſteife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantaſtiſche Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorſpringend ſteile Felswand, worin ein großes Portal ſichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnſinniger umher. Er ſcheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beſchwören, ihm ſeine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See ſteigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weiſe. Sie tragen lange weiße Schleier und ſind geſchmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Waſſerreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume ſpringen die Luftgeiſter, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten, mit heiterer, ja ausgelaſſener Luſt. Die Undinen entweichen und ſtürzen ſich wieder in den See.

Die Sylphen ſind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen ſie den Ritter. Sie necken ihn, ſie tröſten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet ſich zu ſeinen Füßen der Boden, und es ſtürmen hervor die Erdgeiſter, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen, wie erſchrockenes Gevögel. Einige derſelben flüchten ſich auf die Bäume, wiegen ſich auf den Baumzweigen, und ehe ſie ganz in den Lüften verſchwinden, verhöhnen ſie die Gnomen, welche ſich unten wie wüthend geberden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und ſcheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der ſie ſelber beſeelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müſſe; ſie halten Waffentanz und ſpreizen ſich wie Weltbeſieger — da erſcheinen plötzlich die Feuergeiſter, die Salamander, und ſchon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angſt wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander ſind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen ſämmtlich große goldene Kronen auf den Häuptern und Scepter und ſonſtige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenſchaft; ſie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgeriſſen in die lodernde Flammenluſt; dieſe hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund, in den Lüften, die wilde Jagd ſich zeigte. Der Ritter reißt ſich los von den Feuergeiſtern, welche wie Raketen verſprühen und verſchwinden; der Befreite breitet ſehnſüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das iſt Diana. Sie ſitzt auf einem ſchneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Roſſen, die Nymphen der Göttin, ſowie auch die Götterſchaar, die wir ſchon als Beſuchende in dem alten Tempel geſehen, nämlich Apollo mit den Muſen und Bacchus nebſt ſeinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelroſſen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, ſowie auch ſchöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält ſeinen Eintritt in die weit ſich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana ſteigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauſchten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden. Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daß dieſes der berühmte Venusberg ſei, der Sitz aller Ueppigkeit und Wolluſt. Sie will ihn, wie im Triumphe, dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher ſeine Seele im heidniſchen Venusberge ausgeſetzt ſei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör ſchenkt, greift der greiſe Krieger (welcher der treue Eckart genannt iſt) zum Schwerte und fordert jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angſtbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmiſchung zu ſtören; er wird aber gleich nach den erſten Ausfällen niedergeſtochen. Der treue Eckart wackelt täppiſch zufrieden von dannen, wahrſcheinlich ſich freuend, wenigſtens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Ueber die Leiche deſſelben wirft ſich verzweiflungsvoll und troſtlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdiſcher Palaſt, deſſen Architektur und Ausſchmückung im Geſchmack der Renaiſſance, nur noch weit phantaſtiſcher, und an arabiſche Feenmärchen erinnernd. Korinthiſche Säulen, deren Capitäler ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Candelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Ueppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern, oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Coſtume dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube, wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Cleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dieterich von Bern, König Arthus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtauſen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas-de-deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Geberden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber jene zuckt die Achſel, ſie iſt ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft ſich wie wahnſinnig auf den Todten, und benetzt mit Thränen und Küſſen ſeine ſtarren Hände und Füße.

Es wechſelt wieder die Muſik, und ſie verkündet Ruhe und harmoniſche Beſeligung. An der Spitze der Muſen erſcheint, zur linken Seite der Scene, der Gott Apollo. Auf's Neue wechſelt die Muſik; bemerkbar wird ihr Uebergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Scene erſcheint Bacchus nebſt ſeinem bacchantiſchen Gefolge. Apollo ſtimmt ſeine Leier, und ſpielend tanzt er nebſt den Muſen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieſer Töne erwacht dieſer gleichſam wie aus einem ſchweren Schlafe, er reibt ſich die Augen, ſchaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in ſeine Todeserſtarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge ſeiner raſendſten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfaßt eine allmächtige Begeiſterung den Gott der Lebensluſt, er zerſchlägt faſt das Tamburin. Dieſe Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesſchlaf, und er erhebt ſich halben Leibes, langſam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus läßt ſich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat dieſer den Trank genoſſen, als er wie neugeboren vom Boden emporſpringt, ſeine Glieder rüttelt und die verwegenſten und berauſchteſten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin iſt wieder heiter und glücklich, ſie reißt den Thyrſus aus den Händen einer Bacchantin und ſtimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Verſammlung nimmt Theil an dem Glücke der Liebenden, und feiert in wieder fortgeſetzten Quadrillen das Feſt der Auferſtehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Roſenkranz auf das Haupt Diana's und Tannhäuſer's Roſenkranz auf des Ritters Haupt ſetzt. Glorie der Verklärung.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geſchrieben zu Paris den 22. April 1844.)

Was iſt der Grund, warum von den Deutſchen, die nach Frankreich herüber gekommen, ſo viele in Wahnſinn verfallen? Die Meiſten hat der Tod aus der Geiſtesnacht erlöſt; andere ſind in Irrenanſtalten gleichſam lebendig begraben; viele auch, denen ein Funken von Bewußtſein geblieben, ſuchen ihren Zuſtand zu verbergen, und geberden ſich halbweg vernünftig, um nicht eingeſperrt zu werden. Dies ſind die Pfiffigen; die Dummen können ſich nicht lange verſtellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finſtern Uebel leiden, iſt ſehr groß, und man möchte faſt behaupten, der Wahnſinn ſei die Nationalkrankheit der Deutſchen in Frankreich. Wahrſcheinlich bringen wir den Keim des Gebreſtens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden

Asphaltpflaſter der hieſigen Geſellſchaft, gedeiht raſch zur blühendſten Verrücktheit, was in Deutſchland lebenslang nur eine närriſche Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es ſchon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu ſteigen, und das noch härtere Brod des Exils mit ſeinen Thränen zu feuchten? Man muß jedoch beileibe nicht glauben, als ſeien es excentriſche Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfeſſelten Sinnlichkeit, die ſich hier in die Abgründe des Irrſinns verlieren — nein, dieſes Unglück betraf immer vorzugsweiſe die honorabelſten Gemüther, die fleißigſten und enthaltſamſten Geſchöpfe.

Zu den beklagenswertheſten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unſer armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieſer deutſche Gelehrte, der ſich durch Fülle des Wiſſens ebenſo rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieſer Beziehung, daß wir ſein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältniſſe und das ganze Detail ſeiner Lebensumſtände ſind uns nie genau bekannt geweſen. So viel ich weiß, iſt er geboren zu Deſſau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Cultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudiren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. Dort zu Berlin ſah ich ihn zuerſt, und zwar im Collegium von Hegel, wo er oft neben mir ſaß und die Worte des Meiſters gehörig nachſchrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Aehnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Marcus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im particularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden: es gab auf dieſem Erdball kein Factum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexcurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſraels, zu der Schädelſtätte Jeruſalems und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtinas, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieſer Zug war wohl der hervorſtechend wichtigſte im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm ſeine Bedeutung und ſein Verdienſt; denn nicht blos das Thun, nicht blos die Thatſache der hinterlaſſenen Leiſtung, giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, ſondern auch das Streben ſelbſt, und gar beſonders das unglückliche Streben, das geſcheiterte, furchtloſe, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erſtaunliche Wiſſen, das der Verſtorbene in ſeinem Gedächtniß aufgeſtapelt hatte, ganz beſonders rühmen und preiſen; für uns hat daſſelbe keinen ſonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt dieſem Wiſſen, ehrlich geſtanden, niemals Geſchmack abgewinnen. Alles was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung, und wenn er etwas ſchrieb, war es ein Mitleid anzuſehen wie er ſich vergebens abmühte, für das Darzuſtellende die nothdürftigſte Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geſchrieben.

Außer einigen linguiſtiſchen, aſtronomiſchen und botaniſchen Schriften hat Marcus eine Geſchichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Profeſſor Duisberg eine nordafrikaniſche Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Manuſcript ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen

Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wußte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Aethiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften alles zu compiliren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Aeltermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Compilation erſah, iſt dieſe Dame gewiß eben ſo ſchön geweſen, wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein ähnliches Schickſal nach dem Tode, da es verliebte Rabbinen giebt, die ſie durch cabaliſtiſche Zauberkunſt aus dem Grabe zu beſchwören wiſſen; nur ſind ſie manchmal übel dran mit der beſchworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daß ſie, wo ſie ſich einmal hingeſetzt, gar zu lange ſitzen bleibt. Man kann ſie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgend ein Intereſſe der jüdiſchen Geſchichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des ſeligen Marcus: in wie weit dergleichen auch bei ſeinen abyſſiniſchen Studien der Fall war, und wie auch dieſe ihn ganz frühzeitig in Anſpruch genommen, ergiebt ſich unabweisbar aus einem Artikel, den er ſchon damals zu Berlin in der „Zeitſchrift für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich die Beſchneidung bei den Abyſſinierinnen. Wie herzlich lachte der verſtorbene Gans, als er mir in jenem Aufſatze die Stelle zeigte, wo der Verfaſſer den Wunſch ausſprach, es möchte jemand dieſen Gegenſtand bearbeiten, der demſelben beſſer gewachſen ſei.

Die äußere Erſcheinung des kleinen Mannes, die nicht ſelten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertheſten Mitgliedern jener Geſellſchaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitſchrift herausgab, und eben unter dem Namen „Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums" eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geiſtbegabte und tiefherzige Männer verſuchten hier die Rettung einer längſt verlornen Sache, und es gelang ihnen höchſtens, auf den Wahlſtätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins beſteht in einigen hiſtoriſchen Arbeiten, in Geſchichtsforſchungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die ſpaniſchen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müſſen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieſes vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer ſchwankenden Uebergangsperiode immer die unerſchütterlichſte Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz ſeinem Scharfſinn, ſeiner Skepſis, ſeiner Gelehrſamkeit, dennoch treu blieb dem ſelbſtgegebenen Worte, der großmüthigen Grille ſeiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geſchaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinſanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geiſt und Charakterſtärke eine großartig urbane Bildung vereinigte, und obgleich ſchon hochbejahrt, an den jugendlichſten Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiſer nach antikem Zuſchnitt, umfloſſen vom Sonnenlicht griechiſcher Heiterkeit, ein Standbild der wahrſten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategoriſchen Imperativs ſeines Meiſters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit ſeines Lebens der eifrigſte Anhänger der kantiſchen Philoſophie, für dieſe litt er in ſeiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er ſich nie trennen von der alten Gemeinde des moſaiſchen Bekenntniſſes, er wollte nie die äußere Glaubenscocarde ändern. Schon der Schein einer ſolchen

Verläugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie geſagt, ein eingefleiſchter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken ſeines Geiſtes angedeutet. Wenn wir von hegel'ſcher Philoſophie ſprachen, ſchüttelte er ſein kahles Haupt und ſagte, das ſei Aberglaube. Er ſchrieb ziemlich gut, ſprach aber viel beſſer. Für die Zeitſchrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufſatz über den Meſſiasglauben bei den Juden, worin er mit kritiſchem Scharfſinn zu beweiſen ſuchte, daß der Glaube an einen Meſſias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdiſchen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten ſei.

Das thätigſte Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele deſſelben, war M. Moſer, der vor einigen Jahren ſtarb, aber ſchon im jugendlichſten Alter nicht blos die gründlichſten Kenntniſſe beſaß, ſondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menſchheit, von der Sehnſucht, das Wiſſen zu verwirklichen in heilſamer That. Er war unermüdlich in philanthropiſchen Beſtrebungen, er war ſehr praktiſch, und hat in ſcheinloſer Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publicum hat von ſeinem Thun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete incognito, ſein Name iſt ganz unbekannt geblieben, und ſteht nicht eingezeichnet in dem Adreßcalender der Selbſtaufopferung. Unſere iſt nicht ſo ärmlich wie man glaubt; ſie hat erſtaunlich viele ſolcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verſtorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu deſſen ehrenwertheſten Mitgliedern er gehörte, und als deſſen Präſident der ſchon erwähnte, jetzt ebenfalls verſtorbene Eduard Gans ſich geltend machte. Dieſer hochbegabte Mann kann am wenigſten in Bezug auf beſcheidene Selbſtaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch ſeine Seele ſich raſch und weit erſchloß für alle Heilsfragen der Menſchheit, ſo ließ er doch ſelbſt im Rauſche der Begeiſterung niemals die Perſonalintereſſen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigſten Discuſſion und trotz ſeiner großen Zerſtreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröde hinlangend, immer diejenigen Butterbröde ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käſe, ſondern mit friſchem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienſte des verſtorbenen Gans um deutſche Wiſſenſchaft ſind allgemein bekannt. Er war einer der rührigſten Apoſtel der Hegel'ſchen Philoſophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömiſchen Rechts, welche ohne Ahnung von dem Geiſte, der in der alten Geſetzgebung einſt lebte, nur damit beſchäftigt ſind, die hinterlaſſene Garderobe derſelben auszuſtäuben, von Motten zu ſäubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte ſolchen Servilismus ſelbſt in ſeiner eleganteſten Livree. Wie wimmert unter ſeinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutſchen Freiheitsſinnes, er entfeſſelte die gebundenſten Gedanken und riß der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeiſt, deſſen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigſtens herrlich leuchteten. Aber den trübſinnigen Ausſpruch des Dichters (im zweiten Theile des Fauſt):

„Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in Beiden alter Haß,
Daß wo ſie immer auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.“ —

dieſes fatale Wort müſſen wir auch auf das Verhältniß der Genialität zur Tugend anwenden, dieſe beiden leben ebenfalls in beſtändigem Hader, und kehren ſich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmerniß muß ich hier erwähnen, daß Gans, in Bezug auf den erwähnten Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums, nichts weniger als tugendhaft handelte, und ſich die unverzeihlichſte Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt, und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daß der Capitain immer der letzte ſei, der das Schiff verläßt, wenn daſſelbe ſcheitert — Gans aber rettete ſich ſelbſt zuerſt. Wahrlich in moraliſcher Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daß Gans ſeiner Aufgabe nicht beſſer gewachſen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums als einen Umſtand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erſchien, als all ſein ſtupendes Wiſſen und ſeine ſämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm ſelber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Beſtrebungen und Illuſionen jenes Vereins ſich hingab, als die ſonnigſte Blüthenſtunde ſeines kümmerlichen Lebens erſchienen ſein. Deshalb mußte hier jenes Vereins ganz beſonders Erwähnung geſchehen, und eine nähere Erörterung ſeines Gedankens wäre wohl nicht überflüſſig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter geſtatten in dieſen Blättern keine ſolche ausgeführte Darſtellung, da letztere nicht blos die religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, ſondern auch die aller deiſtiſchen Secten auf dieſem Erdball umfaſſen müßte. Nur ſo viel will ich hier ausſprechen, daß der eſoteriſche Zweck jenes Vereins nichts anderes war, als eine Vermittelung des hiſtoriſchen Judenthums mit der modernen Wiſſenſchaft, von welcher man annahm, daß ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umſtänden, zur Zeit des Philo, als die griechiſche Philoſophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Aehnliches verſucht, mit mehr oder minderem Mißgeſchick. Von ſchismatiſcher Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unſeren Tagen manchmal ſo ekelhaft geiſtlos durchgeträtſcht wird, daß man das Intereſſe dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die iſraelitiſchen Freunde dieſer Frage verſtanden, ſie in eine wäſſerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr ſchädlicher iſt, als das blödſinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Phariſäer, die noch beſonders damit prahlen, daß ſie kein Talent zum Schreiben beſitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutſchen Regierungen doch recht bald ein äſthetiſches Erbarmen mit dem Publicum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beſchleunigung der Emancipation, die doch früh oder ſpät bewilligt werden muß.

Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Claſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Claſſen transformirt ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Capitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daß der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daß derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen

Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doctrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müßten froh ſein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daß es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch etwas geglaubt. Hütet Euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer, und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beſchneidung, das iſt der Glauben eingeſchnitten ins Fleiſch; in den Geiſt läßt er ſich nicht mehr einſchneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube feſtgebunden wird auf den Arm; der Staat ſollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, ſowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Iſrael ſchon drei Jahrtauſende knuspert. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr.

Die vorſtehenden Betrachtungen knüpfen ſich natürlich an die Perſon, die ich hier zu beſprechen hatte, und die, wie ich ſchon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch hiſtoriſche und moraliſche Bezüge, unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Ich kann auch aus eigener Anſchauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unſeres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz ſeines außerordentlichen Wiſſens und ſeiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Ueberbleibſeln mittelalterlicher Geſetze ein Hinderniß der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren geſtorben, und aus Großmuth hatte er zum Beſten ſeiner hülfsbedürftigern Geſchwiſter auf die Verlaſſenſchaft verzichtet. Etwa funfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus noch von der Königin von Saba, weder von Haſſelquiſt noch von den beſchnittenen Abyſſinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen, und er erzählte mir, daß er unterdeſſen Profeſſor in Dijon geweſen, jetzt aber einer miniſteriellen Unbill wegen die Profeſſur aufgegeben habe, und hier bleiben wolle, um die Hülfsquellen der Bibliothek für ſein großes Werk zu benutzen. Wie ich von andern hörte, war ein bischen Eigenſinn im Spiel, und das Miniſterium hatte ihm ſogar vorgeſchlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, ſeine Stelle durch einen wohlfeiler beſoldeten Suppleanten zu beſetzen und ihm ſelber den größten Theil ſeines Gehalts zu überlaſſen. Dagegen ſträubte ſich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ ſeinem Nachfolger die ganze Beſoldung. Seine Uneigennützigkeit iſt hier um ſo merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit ſein Leben friſtete. Es ging ihm ſogar ſehr ſchlecht, und ohne die Engelhülfe einer ſchönen Frau wäre er gewiß im darbenden Elende verkommen. Ja, es war eine ſehr ſchöne und große Dame von Paris, eine der glänzendſten Erſcheinungen des hieſigen Weltlebens, die, als ſie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit ſeines kümmerlichen Lebens hinabſtieg und mit anmuthiger Zartſinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, ſeinen Stolz zähmte hier ganz beſonders die Ausſicht, daß ſeine Gönnerin, die Gattin des reichſten Banquiers dieſes Erdballs, ſpäterhin ſein großes Werk auf ihre Koſten drucken laſſen werde.

Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geiſtes und ihrer Bildung ſo viel gerühmt wird, müſſe doch ſehr viel daran gelegen ſein, daß endlich eine gründliche Geſchichte von Abyſſinien geſchrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß ſie dem Autor durch einen Jahrgehalt ſeine große Mühe und Arbeit zu vergüten ſuchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht geſehen, etwa funfzehn Jahre, hatte auf ſein Aeußeres nicht verſchönernd gewirkt. Seine Erſcheinung, die früher an's Poſſierliche ſtreifte, war jetzt eine entſchiedene Caricatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte faſt ſagen erquickende Caricatur. Ein ſpaßhaft wehmüthiges Anſehen gab ihm ſein von Leiden durchfurchtes Greiſengeſicht, worin die kleinen pechſchwarzen Aeuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar ſein abenteuerlicher fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechſchwarz und anliegend geweſen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauſer aufgeſträubter Fülle das ſchon außerdem unverhältnißmäßig große Haupt. Er glich ſo ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasſcheiben eines chineſiſchen Schattenſpiels ſehen. Beſonders wenn mir die zwerghafte Geſtalt in Geſellſchaft ſeines Collaborators, des ungeheuer großen und ſtattlichen Profeſſors Duisberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Bruſt. Einem meiner Bekannten, der mich frug wer der Kleine wäre, ſagte ich es ſei der König von Abyſſinien, und dieſer Name iſt ihm bis an ſein Ende geblieben. Haſt du mir deshalb gezürnt, theurer guter Marcus? Für deine ſchöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine beſſere Enveloppe erſchaffen können. Der liebe Gott iſt aber zu ſehr beſchäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff iſt, der edlen Perle eine prächtig ciſelirte Goldfaſſung zu verleihen, wird er plötzlich geſtört, und er wickelt das Juwel geſchwind in das erſte beſte Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weiſeſten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja ſogar einer ſeiner Lieblingswünſche war in Erfüllung gegangen: er beſaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schweſterſohn, beſucht ihn hier eines Abends, und kann ſich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim ſich plötzlich auf die Erde ſetzt und mit wilder trotziger Stimme die ſcheußlichſten Gaſſenlieder zu ſingen beginnt. Er, der nie geſungen, und in Wort und Ton immer die Keuſchheit ſelbſt war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporſprang, das Fenſter aufſtieß und erſt ſeine Uhr zur Straße hinabſchmiß, dann ſeine Manuſcripte, Tintenfaß, Federn, ſeine Geldbörſe. Als der Neffe ſah, daß der Oheim das Geld zum Fenſter hinauswarf, konnte er nicht länger an ſeinem Wahnſinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanſtalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter ſchauderhaften Leiden den Geiſt aufgab. Er ſtarb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider ſeinen Tod zu ſpät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweiſen konnte. Indem ich heute dieſe Blätter ſeinem Andenken widme, wollte ich das Verſäumte nachholen und gleichſam im Geiſte an ſeinem Leichenbegängniß Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall daß ich ihn etwa im Leben beleidigt — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt ausſieht! Er ſcheint darüber zu lächeln, daß ich ſeine gelehrten Arbeiten nicht beſſer gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen ſein, denn hier bin ich ja doch kein ſo competenter Richter wie etwa ſein Freund S. Munk, der Orientaliſt, der mit einer umfaſſenden Biographie des Verſtorbenen und mit der Herausgabe ſeiner hinterlaſſenen Werke beſchäftigt ſein ſoll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Geſinnung und eines ebenſo guten Stiles befliſſen, ſo genieße ich die Genugthuung, daß ich es wagen darf, unter dem anſpruchvollen Namen „Denkworte“ die vorſtehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich ſie anonym für das Tagesbedürfniß der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geſchrieben worden. Seit jener Zeit hat ſich vieles in Deutſchland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichſtellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern beſprochen ward, hat ſeitdem ſonderbare Schickſale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 ſchien ſie auf immer erledigt, aber wie mit ſo vielen andern Errungenſchaften aus jener Blüthezeit deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimath auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daß ſie erſt dann wahrhaft emancipirt werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſicher geſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Uebel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereigniß, und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſcripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken blaſſen Augen mit der Entzifferung des phantaſtiſch geſchnörkelten Abracadabra anſtrengte. Er war Cuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiß ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte ſo viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronirende Hanswurſt, der gewiß ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſcripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Commiſſion, deren Präſident Eſra war, jenes Buch in den Canon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft dieſe Frage geſtellt. Nach meinem Vermuthen thaten ſolches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverſtand, ſondern weil ſie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menſchlichen Natur tief begründet und berechtigt iſt, und daß man ihn alſo nicht täppiſch ganz unterdrücken, ſondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieſer Cur ganz homöopathiſch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber ſie gaben keine homöopathiſch kleine Doſis, ſie ſteigerten vielmehr dieſelbe auf's ungeheuerſte, und eine ſolche überſtarke Doſis von Zweifel iſt das Buch Hiob; dieſes Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Haus-Apotheke der Menſchheit. Ja, wie der Menſch, wenn er leidet, ſich ausweinen muß, ſo muß er ſich auch auszweifeln, wenn er ſich grauſam gekränkt fühlt in ſeinen Anſprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigſte Weinen, ſo entſteht auch durch den höchſten Grad des Zweifels, den die Deutſchen ſo richtig die Verzweiflung nennen, die Kriſis der moraliſchen Heilung. — Aber wohl demjenigen, der geſund iſt und keiner Medicin bedarf!

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Band.

Lutezia.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Lutezia.

Berichte
über
Politik, Kunſt und Volksleben

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

2c/65/2033

Zueignungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürſten Pückler-Muskau.

Die Reiſenden, welche irgend einen durch Kunſt oder hiſtoriſche Erinnerung denkwürdigen Ort beſuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre reſpectiven Namen zu inſcribiren, mehr oder minder leſerlich, jenachdem das Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote ſtand. Sentimentale Seelen ſudeln hinzu auch einige pathetiſche Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle. In dieſem Wuſt von Inſchriften wird unſre Aufmerkſamkeit plötzlich in Anſpruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben ſind; Jahrzahl und Monatstag ſteht darunter und um Namen und Datum ſchlängelt ſich ein ovaler Kreis, der einen Kranz von Eichen oder Lorbeerblättern vorſtellen ſoll. Sind den ſpätern Beſuchern des Ortes die Perſonen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, ſo rufen ſie ein heiteres: Sieh da! und ſie machen dabei die tiefſinnige Bemerkung, daß jene Beiden alſo einander nicht fremd geweſen, daß ſie wenigſtens einmal auf derſelben Stelle einander nahe geſtanden, daß ſie ſich im Raum wie in der Zeit zuſammengefunden, ſie, die ſo gut zuſammen paßten. — Und nun werden über Beide Gloſſen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenoſſe, durch die Widmung dieſes Buches gleichſam auf die Façade deſſelben unſre beiden Namen inſcribire, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und wenn meinem Sinne irgend ein beſtimmter Beweggrund vorſchwebt, ſo iſt es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reiſenden. — Ja, Reiſende waren wir beide auf dieſem Erdball, das war unſre irdiſche Specialität, und diejenigen, welche nach uns kommen, und in dieſem Buche den Kranz ſehen, womit ich unſre beiden Namen umſchlungen, gewinnen wenigſtens ein authentiſches Datum unſres zeitlichen Zuſammentreffens, und ſie mögen nach Belieben darüber gloſſiren, in wie weit der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen und der Berichterſtatter der Lutezia zuſammen paßten. —

Der Meiſter, dem ich dieſes Buch zueigne, verſteht das Handwerk, und kennt die ungünſtigen Umſtände, unter welchen der Autor ſchrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geiſteskinder das Licht erblickten, das Augsburgiſche Prokruſtesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht ſelten ſogar den Kopf abſchnitt. Um unbildlich zu ſprechen, das vorliegende Buch beſteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgiſchen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt, bei dem neuen Abdruck, die unterdrückten oder veränderten Stellen reſtaurirte. Leider erlaubt mir nicht der Zuſtand meiner Augen, mich mit vielen ſolcher Reſtaurationen zu befaſſen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwuſt nicht mehr herausfinden. Hier nun, ſo wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeſchickt hatte, erſetzte ich die

Lacunen und verbeſſerte ich die Alterationen ſo viel als möglich aus dem Gedächtniſſe, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, ſuchte ich wenigſtens die artiſtiſche Ehre, die ſchöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieſes Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Rothſtift allzuſehr geraſt zu haben ſchien, traf nur Unweſentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menſchen, die oft irrig ſein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mußten, damit die urſprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Cenſur paſſirt hatten, ohne die geringſte Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künſtleriſche Zuſammenſtellung aller dieſer Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben ſo wichtig wie intereſſant war.

Ich ſpreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipps die »parlamentariſche« nannte, ein Name, der ſehr bezeichnend war und deſſen Bedeutſamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im erſten Theil dieſes Buches zu leſen, ſchrieb ich am

9. April 1840 folgende Worte: »Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein conſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom erſten März erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen.« — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals ſchon die bedeutendſten Prärogative der Krone an ſich geriſſen, und die ganze Staatsmacht fiel allmählich in ſeine Hände. Seinerſeits war der König, es iſt nicht zu läugnen, ebenfalls von uſurpatoriſchen Begierden geſtachelt, er wollte ſelbſt regieren, unabhängig von Kammer- und Miniſterlaune, und in dieſem Streben nach unbeſchränkter Souverainetät ſuchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, daß er nie die Legalität verletzt, und vor den Aſſiſen der Geſchichte wird man ihn gewiß von jedem Vorwurf, eine ungeſetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freiſprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlauheit ſchuldig erklären können. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiß ein weit herberes Verdict, wenn nicht etwa als Mil-

derungsgrund angeführt werden dürfte, daß ſie provocirt worden ſei durch die abſoluten Gewaltsgelüſte des Königs; ſie kann ſagen, ſie habe denſelben befehdet, um ihn zu entwaffnen und ſelber die Dictatur zu übernehmen, die in ſeinen Händen ſtaats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwiſchen dem König und der Kammer bildet den Inhalt der parlamentariſchen Periode und beide Parteien hatten ſich zu Ende derſelben ſo ſehr abgemüdet und geſchwächt, daß ſie kraftlos zu Boden ſanken, als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erſchien. Am 24. Februar 1848 fielen ſie faſt gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilerien und einige Stunden ſpäter das Parlament in dem nachbarlichen Palais Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengeſindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und ſie können ſich kaum rühmen, ihrer Feinde anſichtig geworden zu ſein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, ſondern ſie haben nur ſeinem Scheinleben ein Ende gemacht: König und Kammer ſtarben, weil ſie längſt todt waren. Dieſe beiden Kämpen der parlamentariſchen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einſt zu Münſter in dem großen Saale des Rathhauſes ſah, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen worden. Dort ſtehen nämlich längs den Wänden, wie Chorſtühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoriſtiſche Sculpturen zu ſchauen ſind. Auf einem dieſer Holzſtühle ſind zwei Figuren dargeſtellt, welche in einem Zweikampf begriffen; ſie ſind ritterlich geharniſcht, und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf einander einzuhauen — doch ſonderbar! jedem von ihnen fehlt die Hauptſache, nämlich der Kopf, und es ſcheint, daß ſie ſich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeſchlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderſeitige Kopfloſigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentariſchen Periode waren das Miniſterium vom 1. März 1840 und die erſten Jahre des Miniſteriums vom 29. November 1840. Erſteres mag für den Deutſchen noch ein beſonderes Intereſſe bewahren, weil damals Thiers unſer Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politiſche Leben Deutſchlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieſes Verdienſt wird ihm die deutſche Geſchichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientaliſchen Frage kommt unter jenem Miniſterium bereits zum Vorſchein, und wir ſehen im grellſten Lichte den Egoismus jener britiſchen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzoſen verhetzte. Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unſer natürlicher und wahrhaft ſicherſter Alliirter iſt, war die Ueberzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotiſche Bedürfniß, meine verblendeten Landsleute über den treuloſen Blödſinn der Franzoſenfreſſer und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Miniſterium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzuleidenſchaftliches Colorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchſt gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath.

Bis zur Kataſtrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariſer Berichte, aber man ſieht ſchon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und ſie wird beſtändig vorausgeſagt mit jenem prophetiſchen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verſe geheimnißvoll kniſtert. Ich habe nicht das Gewitter, ſondern die Wetterwolken beſchrieben, die es in ihrem Schooße trugen und ſchauerlich düſter heranzogen. Ich berichtete oft und beſtimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Geſellſchaft lauerten, und aus ihrer Dunkelheit heraufbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Dieſe Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da ſahen ſie wirklich aus wie wahnſinnige Flöhe — aber ich zeigte ſie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen ſie vielmehr den furchtbarſten Krokodillen, welche jemals aus dem Schlamm geſtiegen. —

Um die betrübſamen Berichterſtattungen zu erheitern, verwob ich ſie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aus den Tanzſälen der guten und der ſchlechten Societät, und wenn ich unter ſolchen Arabesken manche allzunärriſche Virtuoſenfratze gezeichnet, ſo geſchah es nicht, um irgend einen längſt verſchollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, ſondern um das Bild der Zeit ſelbſt in ſeinen kleinſten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben ſo gut wie das ſtolzeſte Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte ſind ein daguerreotyppiſches Geſchichtsbuch, worin jeder Tag ſich ſelber abconterfeite, und durch die Zuſammenſtellung ſolcher Bilder hat der ordnende Geiſt des Künſtlers ein Werk geliefert, worin das Dargeſtellte ſeine Treue authentiſch durch ſich ſelbſt documentirt. Mein Buch iſt daher zugleich ein Product der Natur und der Kunſt, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfniſſen der Leſerwelt genügt, kann es auf jeden Fall dem ſpäteren Hiſtoriographen als eine Geſchichtsquelle dienen, die, wie geſagt, die Bürgſchaft ihrer Tageswahrheit in ſich trägt. Man hat in ſolcher Beziehung bereits meinen »Franzöſiſchen Zuſtänden«, welche denſelben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt, und die franzöſiſche Ueberſetzung wurde von hiſterienſchreibenden Franzoſen vielfach benutzt. Ich erwähne dieſes Alles, damit ich für mein Werk ein ſolides Verdienſt vindicire, und der Leſer um ſo nachſichtiger ſein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Esprit bemerkt, den unſre kerndeutſchen, ich möchte ſagen eicheldeutſchen Landsleute auch dem Verfaſſer der »Briefe eines Verſtorbenen« vorgeworfen haben. Indem ich Demſelben mein Buch zueigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen

Esprit, heute von mir ſagen, daß ich Eulen nach Athen bringe.

Aber wo befindet ſich in dieſem Augenblick der vielverehrte und viel theure Verſtorbene? Wohin adreſſire ich mein Buch? Wo iſt er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galopirt er, wo trottirt er? er, der romantiſche Anacharſis, der faſhionabelſte aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menſchen ſucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomich, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläſt? Oder trabt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kameels durch die arabiſche Sandwüſte, wo der langbeinigte Hut-Hut, den die deutſchen Dragemanen den Legationsſecretair von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um ſeiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gaſtes zu verkünden — denn die alte fabelhafte Perſon erwartet den weltberühmten Touriſten auf einer ſchönen Oaſe in Aethiopien, wo ſie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätſchernden Springbrunnen frühſtücken und kokettiren will, wie einſt auch die verſtorbene Lady Eſther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthſelſprüche wußte — Apropos: aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieſer berühmten Sultanin der Wüſte herausgegeben, habe ich nicht ohne Verwunderung geleſen, daß die hohe Dame, als Ew. Durchlaucht ſie auf dem Libanon beſuchten, auch von mir ſprach, und der Meinung geweſen, ich ſei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! da ſehe ich, wie ſchlecht man in Aſien über mich unterrichtet iſt! —

Ja, wo iſt jetzt der wanderſüchtige Ueberall und Nirgends? Correſpondenten einer mongoliſchen Zeitung behaupten, er ſei auf dem Wege nach China, um die Chineſen zu ſehen, ehe es zu ſpät iſt und dieſes Volk von Porcellan in den plumpen Händen der rothhaarigten Barbaren ganz zerbricht — ach! ſeinem armen wackelköpfigen Porcellan-Kaiſer iſt ſchon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Calcutta advertiser ſcheint der obenerwähnten mongoliſchen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu ſchenken, und behauptet vielmehr, daß Engländer, welche jüngſt den Himalaja beſtiegen, den Fürſten Pückler Muskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen ſahen. Jenes Journal bemerkt, daß der erlauchte Reiſende ſich wahrſcheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort hauſt, ſeinen Beſuch abzuſtatten und mit ihm über antediluvianiſche Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Decan der Diplomaten, der Ex-Weſir ſo vieler präadamitiſchen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hoſen getragen, reſidirt er nicht während den Sommermonaten auf ſeinem Schloß Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein der dort wächſt, immer für den beſten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Reſpect hat ſich noch vermehrt, ſeitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daß er einſt Ew. Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lectüre derſelben zuweilen Thränen vergoſſen habe. Ich wollte, er läſe auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnaßgenoſſen, der heutigen Geſinnungspoeten; er wird freilich bei dieſer Lectüre nicht weinen, aber deſto herzlicher lachen. —

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz beſtimmt den Aufenthaltsort des Verſtorbenen, des lebendigſten aller Verſtorbenen, der ſo viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo iſt er jetzt? Im Abendland oder im

Morgenland? In China oder in England? In Hoſen von Nanking oder von Mancheſter? In Vorderaſien oder in Hinterpommern? Muß ich mein Buch nach Kyritz adreſſiren oder nach Tombuktu, poſte-reſtante? — Gleichviel wo er auch ſei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigſten und wehmüthig tollſten Grüße ſeines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. Auguſt 1854.

I.

Paris, 25. Februar 1840.

Je näher man der Perſon des Königs ſteht und mit eigenen Augen das Treiben deſſelben beobachtet, deſto leichter wird man getäuſcht über die Motive ſeiner Handlungen, über ſeine geheimen Abſichten, über ſein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politiſchen Jeſuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu dieſen Errungenſchaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verſtellungskunſt, die Tradition ſeiner Vorfahren, der franzöſiſchen Könige, jener älteſten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürſten durch das heilige Oel von Rheims geſchmeidigt werden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder prieſterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten simulatio und dissimulatio geſellt ſich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, ſo daß es faſt unmöglich iſt, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleiſch, die geheimen Gedanken zu erſpähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, ſo ſind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende iſt eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Perſonen nie der beſtimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (la force des choses), der Nothwendigkeit. Alle ſubjective Anregung weiſt er faſt grauſam zurück, er iſt hart gegen ſich ſelbſt, und iſt er auch kein Selbſtherrſcher, ſo iſt er doch ein Beherrſcher ſeiner ſelbſt; er iſt ein ſehr objectiver König. Es hat daher wenig politiſche Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger als den Thiers; er wird ſich des einen oder des andern bedienen, je nachdem er den einen oder andern nöthig hat, nicht früher, nicht ſpäter. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewißheit ſagen, wer von dieſen zwei Männern dem König am angenehmſten oder am unangenehmſten ſei. Ich glaube, ihm mißfallen ſie alle beide, und zwar aus Metièrneid, weil er ebenfalls Miniſter iſt, in ihnen ſeine beſtändigen Nebenbuhler ſieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politiſche Capacität zutrauen als ihm ſelber. Man ſagt, Guizot ſage ihm mehr zu, als Thiers, weil jener eine gewiſſe Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritaniſche Zuſchnitt, der lauernde Hochmuth, der doctrinäre Belehrungston, das eckig-calviniſtiſche Weſen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers ſtößt er auf die entgegengeſetzten Eigenſchaften, auf einen ungezügelten Leichtſinn, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit ſeinem eigenen verſteckten, krummlinigten, eingeſchachtelten Charakter faſt beleidigend contraſtirt und ihm alſo ebenfalls wenig behagen kann. Hierzu kommt, daß der König gern ſpricht, ja ſogar ſich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was ſehr merkwürdig, da verſtellungsſüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg ſind. Gar bedeutend muß ihm deshalb ein Guizot mißfallen, der nie discurirt, ſondern immer docirt und endlich, wenn er ſeine Theſis bewieſen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem Könige Beifall nickt, als habe er einen Schulknaben vor ſich, der ſeine Lection gut herſagt. Bei Thiers gehts dem Könige noch ſchlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worten kommen, verloren in die Strömung ſeiner eigenen Rede. Das rieſelt unaufhörlich, wie ein Faß, deſſen Hahn ohne Zapfen, aber immer koſtbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er ſich raſirt, iſt man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur ſo lange ihm das Meſſer an der Kehle iſt, ſchweigt er und ſchenkt fremder Rede Gehör.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der König ſich endlich entſchließt, den Begehrniſſen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu beauftragen und ihm als Präſidenten des Conſeils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das iſt leicht vorauszuſehen. Man dürfte aber mit großer Gewißheit prophezeien, daß das neue Miniſterium nicht von langer Dauer ſein wird, und daß Herr Thiers ſelber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an ſeine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei ſeiner Behendigkeit und Geſchmeidigkeit, zeigt immer ein großes

Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrſchaft zu erklettern, hinauf zu rutſchen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz ſicher auf dem Gipfel ſeiner Macht glauben, glitſcht er unverſehens wieder herab, ſo geſchickt, ſo artig, ſo lächelnd, ſo genial, daß wir dieſem neuen Kunſtſtück ſchier applaudiren möchten. Herr Guizot iſt nicht ſo geſchickt im Erklimmen des glatten Maſtes. Mit ſchwerfälliger Mühe zottelt er ſich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er ſich feſt mit der gewaltigen Tatze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als ſein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten ſagen, daß er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein ſtarkes Schütteln nöthig ſein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In dieſem Augenblick ſind vielleicht ſchon die Depeſchen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Cabinetten auseinanderſetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Miniſter nehmen muß, anſtatt des Guizot, der ihm viel angenehmer geweſen wäre.

Der König wird jetzt ſeine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beſchwichtigen. Dieſes Buhlen nach dem Beifall der letztern iſt eine thörichte Idioſyncraſie. Er meint, daß von dem äußern Frieden auch die Ruhe ſeines Inlands abhänge, und er ſchenkt dieſem nur geringe Aufmerkſamkeit. Er, vor deſſen Augenzwinkern alle Trajane, Tituſſe, Mark-Aurele und Antonine dieſer Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müßten, Er demüthigt ſich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: »ſchonet meiner! verzeiht mir, daß ich ſo zu ſagen den franzöſiſchen Thron beſtiegen, daß das tapferſte und intelligenteſte Volk, ich will ſagen 36 Millionen Unruheſtifter und Gottesläugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine ſchlechte Erziehung genoſſen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menſchenrechte buchſtabiren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenpoſten eines Thürſtehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch ſchlechte Geſellſchaft verführt, beſonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beſte Republik machen wollte — ich habe mich aber ſeitdem gebeſſert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte Euch, verzeiht mir aus chriſtlicher Barmherzigkeit — und ſchenket mir den Frieden!« Nein, ſo hat ſich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er iſt ſtolz und edel und klug, aber das war doch immer der kurze Sinn ſeiner langen Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich ſie jüngſt ſah, mir höchſt originell erſchienen. Wie man gewiſſe Schriftzüge »Fliegenpfötchen« (pattes de mouche) nennt, ſo könnte man die Handſchrift Ludwig Philipp's »Spinnenbeine« benamſen; ſie ähneln nemlich den hagerdünnen und ſchattenartig langen Beinen der ſogenannten Schneiderſpinnen, und die hochgeſtreckten und zugleich äußerſt magern Buchſtaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbſt in der nächſten Umgebung des Königs wird ſeine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu laſſen. Dieſer milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreiſe der Seinen einen eben ſo blinden Gehorſam, wie ihn der wüthendſte Tyrann jemals durch die größten Grauſamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe feſſelt die Zunge ſeiner Familie und Freunde; das iſt ein Mißgeſchick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einſpruch und ſogar offener Widerſpruch heilſam ſein dürfte. Selbſt der Kronprinz, der verſtändige Herzog von Orleans, beugt ſchweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er ſeine Fehler einſieht und traurige Conflicte, ja eine entſetzliche Kataſtrophe zu ahnen ſcheint. Er ſoll einſt zu einem Vertrauten geſagt haben, er ſehne ſich nach einem Kriege, weil er lieber in den Wogen des Rheines als in einer ſchmutzigen Goſſe von Paris ſein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholiſche Augenblicke, und erzählt dann, wie ſeine Muhme, Madame d'Angoulême, die unguillotinirte Tochter Ludwig's des XVI., mit ihrer heiſeren Rabenſtimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als ſie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar iſt es, daß der Prinz einige Stunden ſpäter in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füſillirt zu werden und nur wie durch ein Wunder ſolchem Schickſal entging. Der Erbprinz iſt allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und ſein Verluſt wäre der jetzigen Dynaſtie mehr als verderblich. Seine Popularität iſt vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er iſt auch eine der edelſten und koſtbarſten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, dieſem »ſchönen Menſchengarten,« entſproſſen ſind.

II.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers ſteht heute im vollen Lichte ſeines Tages. Ich ſage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daß Thiers jetzt Miniſter iſt, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminiſter, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Perſonen, mehr aus Schelmerei denn aus Ueberzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe ſie die Ordonnanzen unterzeichnet ſähen, ſchwarz auf weiß im Moniteur. Sie ſagen, bei der zögernden Weiſe des Fabius Cunctator des Königthums ſei Alles möglich; vorigen Mai habe ſich der Handel zerſchlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, iſt Thiers Miniſter — „ſchwören will ich darauf, aber nicht wetten,“ ſagte einſt Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit ſeine Popularität wieder demolirt ſein wird. Die Republikaner ſehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und ſie werden ihn gewiß nicht ſchonen. Großmuth iſt nicht ihre Art, und die republikaniſche Tugend verſchmäht nicht die Allianz mit der Lüge. Morgen ſchon werden die alten Verleumdungen aus den modrigſten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Collegen werden ebenfalls ſtark herhalten. „Ein Carnevalsminiſterium,“ rief man ſchon geſtern Abend, als der Name des Miniſters des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewiſſe Wahrheit. Ohne die Beſorgniß vor den drei Carnevalstagen hätte man ſich mit der Bildung des Miniſteriums vielleicht nicht ſo ſehr geeilt. Aber heute iſt ſchon Faſchingſonntag, in dieſem Augenblick wälzt ſich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen ſind die gefährlichſten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläßt ſich dann einer wahnſinnigen, faſt verzweiflungsvollen Luſt, alle Tollheit iſt grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrauſch trinkt dann leicht Brüderſchaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Mummerei gegen Mummerei, und das neue Miniſterium iſt vielleicht eine Maske des Königs für den Carneval.

III.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenſchaften ſich etwas abgekühlt und denkende Beſonnenheit ſich allmählich geltend macht, geſteht Jeder, daß die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichſte bedroht war, wenn es den ſogenannten Conſervativen gelang, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen. Die Glieder deſſelben ſind gewiß in dieſem Augenblick die geeignetſten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der eine im Innern des Wagens, der andere auf dem Bocke, ſie müſſen jetzt einig bleiben, denn trotz der verſchiedenen Situation ſind ſie denſelben Gefahren des Umſturzes ausgeſetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Perſönlich hatten ſich beide ſchon vor geraumer Zeit ausgeſöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politiſche. Bei aller jetzigen

Einigkeit, bei dem beſten Willen des Königs für die Erhaltung des Miniſteriums, kann doch in ſeinem Geiſte jene politiſche Differenz nie ganz ſchwinden; denn der König iſt ja der Repräſentant der Krone, deren Intereſſen und Rechte in beſtändigem Conflict mit den uſurpirten Gelüſten der Kammer. In der That, wir müſſen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Uſurpationsluſt bezeichnen; ſie war auch immer der angreifende Theil, ſie ſuchte bei jeder Veranlaſſung die Rechte der Krone zu ſchmälern, die Intereſſen derſelben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, ſeine Miniſter zu wählen, und jetzt iſt dieſes Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironiſche, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit iſt es die Kammer, welche die Miniſter wählt und verabſchiedet. Auch iſt es ſehr charakteriſtiſch, daß ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein conſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom 1. März erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunſten der Kammer öffentlich proclamirt und ſanctionirt.

Thiers iſt der Repräſentant der Kammer, er iſt ihr gewählter Miniſter, und in dieſer Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchſte Mißhuld trifft alſo, wie geſagt, nicht die Perſon des Miniſters, ſondern das Princip, das ſich durch ſeine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daß die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es iſt im Grunde daſſelbe Electionsprincip, als deſſen letzte Conſequenz die Republik ſich darbietet. Wohin ſie führen, dieſe gewonnenen Kammerſchlachten, merken die dynaſtiſchen Oppoſitionshelden jetzt eben ſo gut wie jene Conſervativen, die aus perſönlicher Leidenſchaft, bei Gelegenheit der Dotationsfrage, ſich die lächerlichſten Mißgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der ſchweigende Hohn, womit man ſie verwarf, war nicht blos eine Beleidigung des Königthums, ſondern auch eine ungerechte Thorheit; — denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, mußte man ſie wenigſtens entſchädigen durch äußern Glanz, und ihr moraliſches Anſehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inconſequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickert bei den Koſten für Hermelin und Goldprunk! Ihr ſchreckt zurück vor der Republik und inſultirt Euren König öffentlich, wie Ihr gethan bei der Abſtimmung der Dotationsfrage! Und ſie wollen wahrlich keine Republik, dieſe edlen Geldritter, dieſe Barone der Induſtrie, dieſe Auserwählten des Eigenthums, dieſe Enthuſiaſten des ruhigen Beſitzes, welche die Majorität in der franzöſiſchen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entſetzlicheres Grauen als der König ſelbſt, ſie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher ſich in ſeiner Jugend ſchon daran gewöhnt hat.

Wird ſich das Miniſterium Thiers lange halten? Das iſt jetzt die Frage. Dieſer Mann ſpielt eine ſchauerliche Rolle. Er verfügt nicht blos über alle Streitkräfte des mächtigſten Reiches, ſondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnſinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus ſeiner weiſen Jovialität hinaus in die fataliſtiſchen Irrgänge der Leidenſchaft, legt ihm nichts in den Weg, weder goldene Aepfel noch rohe Klötze! . . . Die ganze Partei der Krone ſollte ſich Glück wünſchen, daß die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngſten Debatten ſeine ganze politiſche Größe offenbart hat. Ja, während die andern nur Redner ſind, oder Adminiſtratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, ſo iſt Thiers alles dieſes zuſammen, ſogar letzteres, nur daß ſich bei ihm dieſe Fähigkeiten nicht als ſchroffe Specialitäten hervorſtellen, ſondern von ſeinem ſtaatsmänniſchen Genie überragt und abſorbirt werden. Thiers iſt Staatsmann; er iſt einer von jenen Geiſtern, denen das Talent des Regierens angeboren iſt. Die Natur ſchafft Staatsmänner wie ſie Dichter ſchafft, zwei ſehr heterogene Arten von Geſchöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menſchheit muß begeiſtert werden und regiert. Die Männer, denen die Poeſie oder die Staatskunſt angeboren iſt, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen dieſen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechſeln, welche die Minderbegabten anſtachelt, die Welt mit ihren elegiſchen Reimereien oder mit ihren proſaiſchen Declamationen zu langweilen.

Ich habe angedeutet, daß Thiers eben durch ſeine letzte Rede ſeine ſtaatsmänniſche Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit ſeinen ſonoren Phraſen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieſer Orator verhält ſich zu jenem Staatsmann wie Cicero zu Demoſthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plaidirte, dann ſagten die Zuhörer, daß Niemand ſchöner zu reden verſtehe als der Marcus Tullius; ſprach aber Demoſthenes, ſo riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobſprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputirten ihren Säckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Culminirend in jener Rede des Thiers war das Wort »Transaction« — ein Wort, das unſere Tagespolitiker ſehr wenig begriffen, das aber nach meiner Anſicht die tiefſinnigſte Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaction, eine Vermittlung zwiſchen Principien und Parteien? Wenn man regieren ſoll, und ſich zwiſchen zwei Factionen, die ſich befehden, befindet, ſo muß man eine Transaction verſuchen. Wie könnte die Welt fortſchreiten, wie könnte ſie nur ruhig ſtehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herſtellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erſcheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens ſind Transactionen nothwendig. Was war es anders als Transaction zwiſchen der römiſch-katholiſchen Ueberlieferung und der menſchlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutſchland als Reformation und proteſtantiſche Kirche ins Leben trat? Was war es anders als Transaction, was Napoleon in Frankreich verſuchte, als er die Menſchen und die Intereſſen des alten Regimes mit den neuen Menſchen und neuen Intereſſen der Revolution zu verſöhnen ſuchte? Er gab dieſer Transaction den Namen »Fuſion« — ebenfalls ein ſehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes Syſtem offenbart. — Zwei Jahrtauſende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fuſionsſyſtem erſonnen, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechſelheirathen zwiſchen Siegern und Beſiegten, Sittentauſch, Gedankenverſchmelzung. — Nein, zu ſolcher Höhe des

Fuſionsſyſtems konnte ſich Napoleon nicht erheben, nur die Perſonen und die Intereſſen wußte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und das war ſein großer Fehler und auch der Grund ſeines Sturzes. Wird Herr Thiers denſelben Mißgriff begehen? Wir fürchten es faſt. Herr Thiers kann ſprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geiſtesblitze hervorſprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend, man möchte ſagen, ein geſprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfniſſe der Menſchheit; er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdiſchen Erſcheinungen an den Himmel gekettet ſind: er hat keinen Sinn für große ſociale Inſtitutionen.

IV.

Paris, den 30. April 1840.

»Erzähle mir, was du heute geſäet haſt, und ich will dir vorausſagen, was du morgen ernten wirſt!« An dieſes Sprichwort des kernichten Sancho dachte ich dieſer Tage, als ich im Faubourg Saint-Marceau einige Ateliers beſuchte und dort entdeckte, welche Lectüre unter den Ouvriers, dem kräftigſten Theile der untern Claſſe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehre neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeſchichte des Cabet, Cormenin's giftige Libelle, Baboeuf's Lehre und Verſchwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich ſingen, die in der Hölle gedichtet zu ſein ſchienen, und deren Refrains von der wildeſten Aufregung zeugten. Nein, von den dämoniſchen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man ſich in unſrer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muß dergleichen mit eigenen

Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuern Werkſtätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten trotzigen Geſtalten während des Singens mit dem großen eiſernen Hammer den Tact ſchlagen auf dem dröhnenden Amboß. Solches Accompagnement iſt vom größten Effect, ſo wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Eſſe hervorſprühen. Nichts als Leidenſchaft und Flamme!

Eine Frucht dieſer Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder ſpät die Republik hervorzubrechen. Wir müſſen, in der That, ſolcher Befürchtung Raum geben; aber wir ſind zugleich überzeugt, daß jenes republikaniſche Regiment nimmermehr von langer Dauer ſein kann in der Heimath der Coquetterie und der Eitelkeit. Und geſetzt auch, der Nationalcharakter der Franzoſen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, ſo könnte doch die Republik, wie unſere Radicalen ſie träumen, ſich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer ſolchen Republik liegt ſchon der Keim ihres frühen Todes; in ihrer Blüthe muß ſie ſterben. Gleichviel von welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht blos und allein durch den Gemeinſinn und den Patriotismus der Volksmaſſe, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern er erhält ſich durch die Geiſtesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wiſſen wir, daß in einer Republik der angedeuteten Art ein eiferſüchtiger Gleichheitsſinn herrſcht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückſtößt, ja unmöglich macht, und daß alſo in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wurſthändler ſich an die Spitze des Gemeinweſens ſtellen werden. Durch dieſes Grundübel ihrer Natur müſſen jene Republiken nothwendigerweiſe zu Grunde gehen, ſobald ſie mit energiſchen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entſcheidenden Kampf gerathen. Daß dieſes aber ſtattfinden muß, ſobald in Frankreich die Republik proclamirt würde, unterliegt keinem Zweifel.

Während die Friedenszeit, die wir jetzt genießen, ſehr günſtig iſt für die Verbreitung der republikaniſchen Lehren, löſt ſie unter den Republikanern ſelbſt alle Bande der Einigkeit; der argwöhniſche Geiſt dieſer Leute muß durch die That beſchäftigt werden, ſonſt geräth er in ſpitzfindige Discuſſionen und Zwiſtreden, die in bittere Feindſchaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und ſehr viel Haß für diejenigen, die durch Gewalt des fortſchreitenden Nachdenkens ſich einer entgegengeſetzten Anſicht zuneigen. Mit einer Beſchuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Beſtechlichkeit ſind ſie alsdann ſehr freigebig. In ihrer Beſchränktheit pflegen ſie nie zu begreifen, daß ihre früheren Bundesgenoſſen manchmal durch Meinungsverſchiedenheit gezwungen werden, ſich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe ſolcher Entfernung zu ahnen, ſchreien ſie gleich über pecuniäre Motive. Dieſes Geſchrei iſt charakteriſtiſch. Die Republikaner haben ſich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichſte überworfen, Alles was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluß des Geldes zugeſchrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barricade, als Schutz und Wehr, ja das Geld iſt vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Coburg, und ſie ſchimpfen darauf in altſansculottiſcher Weiſe. Im Grunde leitet ſie ein richtiger Inſtinct. Von jener neuen Doctrin, die alle ſocialen Fragen von einem höheren Geſichtspunkt betrachtet, und von dem banalen Republikanismus ſich eben ſo glänzend unterſcheidet, wie ein kaiſerliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unſere Republikaner wenig zu fürchten; denn wie ſie ſelber iſt auch die große Menge noch entfernt von jener Doctrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerſtand, der bürgerliche Adel, ſämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntniſſe gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zuſagt, und die ſie auch öffentlich bekennen würden, geriethen ſie nicht dadurch in einen Conflict — mit dem Gelde. Jeder Thaler iſt ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Ducaten ein Achilles. Ein Republikaner haßt daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieſes Feindes habhaft, ach! ſo iſt der Sieg noch ſchlimmer als eine Niederlage: der Republikaner, der ſich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu ſein!

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldintereſſen beſtändig niedergehalten wird, bemerkte ich dieſer Tage im Geſpräche mit einem ſehr aufgeklärten Banquier, der im größten Eifer zu mir ſagte: «Wer beſtreitet denn die Vorzüge der republikaniſchen Verfaſſung? Ich ſelber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, ſtecke ich die Hand in die rechte Hoſentaſche, worin mein Geld iſt, ſo macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchiſch geſinnt; ſtecke ich hingegen die Hand in die linke Hoſentaſche, welche leer iſt, dann ſchwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife luſtig die Marſeillaiſe und ich ſtimme für die Republik!« —

Wie die Republikaner ſind auch die Legitimiſten beſchäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Ausſaat zu benutzen, und beſonders in den ſtillen Boden der Provinz ſtreuen ſie den Samen, woraus ihr Heil erblühen ſoll. Das Meiſte erwarten ſie von der Propaganda, die, durch Erziehungsanſtalten und Bearbeitung des Landvolks, die Autorität der Kirche wieder herzuſtellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter ſollen auch die Rechte der Väter wieder zu Anſehen kommen. Man ſieht daher Frauen von der adeligſten Geburt, die, gleichſam als Ladies patronesses der Religion, ihre devoten Geſinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beiſpiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Oſtern. Beſonders nach Saint-Roch und Notre-Dame-de-Lorette drängte ſich die geputzte Andacht; hier glänzten die ſchwärmeriſch ſchönſten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwaſſer mit weißen Glacéhandſchuhen, hier beteten die Grazien. Wird dies lange währen? Wird dieſe Religioſität, wenn ſie die Vogue der Mode gewinnt, nicht auch dem ſchnellen Wechſel der Mode unterworfen ſein? Iſt dieſe Röthe ein Zeichen der Geſundheit? . . . Der liebe Gott hat heute viel Beſuche, ſagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zudrang nach den Kirchen bemerkte. Es ſind Abſchiedsviſiten — erwiederte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimiſten geſäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraſchen, wenn ſie einſt als geharniſchte Kämpen aus dem Boden hervorſtürmen und ſich unter einander würgen, oder auch mit einander fraterniſiren. Ja, letzteres iſt möglich, giebt es doch hier einen entſetzlichen Prieſter, der, durch ſeine blutdürſtigen Glaubensworte, die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdeſſen ſind alle Augen auf das Schauſpiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche, durch mehr oder minder oberflächliche Acteure, tragirt wird. Ich ſpreche von der Kammer und dem Miniſterium. Die Stimmung der erſteren, ſo wie die Erhaltung des letzteren, iſt gewiß von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Kataſtrophe beſchleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten ſcheint. Einem ſolchen Ausbruch ſo lange als möglich vorzubeugen, iſt die Aufgabe unſerer jetzigen Staatslenker. Daß ſie nichts anders wollen, nichts anders hoffen, daß ſie die endliche »Götterdämmerung« vorausſehen, verräth ſich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit faſt naiver Ehrlichkeit geſtand Thiers in einer ſeiner letzten Reden, wie wenig er der nächſten Zukunft traue und wie man von Tag zu Tag ſich hinfriſten müſſe; er hat ein feines Ohr, und hört ſchon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Hela verkündigt. Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen?

V.

Paris, den 30. April 1840.

Geſtern Abend, nach langem Erwarten von Tag zu Tag, nach einem faſt zweimonatlichen Hinzögern, wodurch die Neugier, aber auch die Geduld des Publicums überreizt wurde — endlich geſtern Abend ward »Coſima,« das Drama von George Sand, im Théâtre français aufgeführt. Man hat keinen Begriff davon, wie ſeit einigen Wochen alle Notabilitäten der Hauptſtadt, alles was hier hervorragt durch Rang, Geburt, Talent, Laſter, Reichthum, kurz durch Auszeichnung jeder Art, ſich Mühe gab, dieſer Vorſtellung beiwohnen zu können. Der Ruhm des Autors iſt ſo groß, daß die Schauluſt aufs Höchſte geſpannt war; aber nicht blos die Schauluſt, ſondern noch ganz andere Intereſſen und Leidenſchaften kamen ins Spiel. Man kannte im Voraus die Kabalen, die Intriguen, die Böswilligkeiten, die ſich gegen das Stück verſchworen und mit dem niedrigſten Metierneid gemeinſchaftliche Sache machten. Der kühne Autor, der durch ſeine Romane bei der Ariſtokratie und bei dem Bürgerſtand gleich großes Mißfallen erregte, ſollte für ſeine »irreligiöſen und immoraliſchen Grundſätze« bei Gelegenheit eines dramatiſchen Debüts öffentlich büßen; denn, wie ich Ihnen dieſer Tage ſchrieb, die franzöſiſche Nobleſſe betrachtet die Religion als eine Abwehr gegen die herandrohenden Schreckniſſe des Republikanismus und protegirt ſie, um ihr Anſehen zu befördern und ihre Köpfe zu ſchützen, während die Bourgeoiſie durch die antimatrimonialen Doctrinen eines George Sand ebenfalls ihre Köpfe bedroht ſieht, nämlich bedroht durch einen gewiſſen Hornſchmuck, den ein verheiratheter Bürgergardiſt eben ſo gern entbehrt, wie er gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert zu werden wünſcht.

Der Autor hatte ſehr gut ſeine mißliche Stellung begriffen, und in ſeinem Stück alles vermieden, was die adeligen Ritter der Religion und die bürgerlichen Schildknappen der Moral, die Legitimiſten der Politik und der Ehe, in Harniſch bringen konnte; und der Vorfechter der ſocialen Revolution, der in ſeinen

Schriften das Wildeſte wagte, hatte ſich auf der Bühne die zahmſten Schranken geſetzt, und ſein nächſter Zweck war, nicht auf dem Theater ſeine Principien zu proclamiren, ſondern vom Theater Beſitz zu nehmen. Daß ihm dies gelingen könne, erregte aber eine große Furcht unter gewiſſen kleinen Leuten, denen die angedeuteten religiöſen, politiſchen und moraliſchen Differenzen ganz fremd ſind, und die nur den gemeinſten Handwerks-Intereſſen huldigen. Das ſind die ſogenannten Bühnendichter, die in Frankreich eben ſo wie bei uns in Deutſchland eine ganz abgeſonderte Claſſe bilden, und wie mit der eigentlichen Literatur ſelbſt, ſo auch mit den ausgezeichneten Schriftſtellern, deren die Nation ſich rühmt, nichts gemein haben. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, ſtehen dem Theater ganz fern, nur daß bei uns die großen Schriftſteller mit vornehmer Geringſchätzung ſich eigenwillig von der Bretterwelt abwenden, während ſie in Frankreich ſich herzlich gern darauf produciren möchten, aber durch die Machinationen der erwähnten Bühnendichter von dieſem Terrain zurückgetrieben werden. Und im Grunde kann man es den kleinen Leuten nicht verdenken, daß ſie ſich gegen die Invaſion der Großen ſo viel als möglich wehren. Was wollt ihr bei uns, rufen ſie, bleibt in eurer Literatur und drängt euch nicht zu unſern Suppentöpfen! Für euch der Ruhm, für uns das Geld! Für euch die langen Artikel der Bewunderung, die Anerkenntniß der Geiſter, die höhere Kritik, die uns arme Schelme ganz ignorirt! Für euch der Lorbeer, für uns der Braten! Für euch der Rauſch der Poeſie, für uns der Schaum des Champagners, den wir vergnüglich ſchlürfen in Geſellſchaft des Chefs der Claqueure und der anſtändigſten Damen. Wir eſſen, trinken, werden applaudirt, ausgepfiffen und vergeſſen, während ihr in den Revüen »beider Welten« gefeiert werdet und der erhabenſten Unſterblichkeit entgegenhungert!

In der That, das Theater gewährt jenen Bühnendichtern den glänzendſten Wohlſtand; die meiſten von ihnen werden reich, leben in Hülle und Fülle, ſtatt daß die größten Schriftſteller Frankreichs, ruinirt durch den belgiſchen Nachdruck und den bankerotten Zuſtand des Buchhandels, in troſtloſer Armuth dahindarben. Was iſt natürlicher, als daß ſie manchmal nach den goldenen Früchten ſchmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausſtrecken, wie jüngſt Balzac that, dem ſolches Gelüſt ſo ſchlecht bekam! Herrſcht ſchon in Deutſchland ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, ſo iſt das in weit ſchnöderer Weiſe der Fall zu Paris, wo all dieſe Miſere centraliſirt iſt. Und dabei ſind hier die kleinen Leute ſo activ, ſo geſchickt, ſo unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen und ganz beſonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer iſolirt ſteht, auch etwas ungeſchickt iſt und, im Vertrauen geſagt, auch gar zu träumeriſch träge iſt.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftſtellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einſamen Genius, der auch bei uns in Deutſchland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entſchieden ſchlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich geſtanden, ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böſe Vorhaben. Ich erwartete das Schlimmſte. Alle Antagoniſten des Autors hatten ſich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitauſend Perſonen faßt. Etwa einhundert vierzig Billete hatte die Adminiſtration zur Verfügung des Autors geſtellt, um ſie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, verzettelt durch weibliche Laune, ſind davon nur wenige in die rechten, applaudirenden Hände gerathen. Von einer organiſirten Claque war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derſelben hatte ſeine Dienſte angeboten, fand aber kein Gehör bei dem ſtolzen Verfaſſer der Lelia. Die ſogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter ſo tapfer zu applaudiren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren geſtern im Théâtre français nicht ſichtbar.

Ueber die Darſtellung des beſtrittenen Dramas kann ich leider nur das Schlimmſte berichten. Außer der berühmten Dorval, die geſtern nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer als gewöhnlich ſpielte, trugen alle Acteure ihre monotone Mittelmäßigkeit zur Schau. Der Hauptheld des Stücks, ein Monſieur Beauvallet, ſpielte, um bibliſch zu reden, »wie ein Schwein mit einem goldenen Naſenring.« George Sand ſcheint vorausgeſehn zu haben, wie wenig ſein Drama, trotz aller Zugeſtändniſſe, die er den Capricen der Schauſpieler machte, von den mimiſchen Leiſtungen derſelben zu erwarten hatte, und im Geſpräch mit einem deutſchen Freunde ſagte er ſcherzhaft: „Sehen Sie, die Franzoſen ſind alle geborne Komödianten, und jeder ſpielt in der Welt mehr oder minder brillant ſeine Rolle; diejenigen aber unter meinen Landsleuten, die am wenigſten Talent für die edle Schauſpielkunſt beſitzen, widmen ſich dem Theater und werden Acteure.“

Ich habe ſelbſt früher bemerkt, daß das öffentliche Leben in Frankreich, das Repräſentativſyſtem und das politiſche Treiben, die beſten ſchauſpieleriſchen Talente der Franzoſen abſorbirt, und deshalb auf dem eigentlichen Theater nur die Mediocritäten zu finden ſind. Dieſes gilt aber nur von den Männern, nicht von den Weibern; die franzöſiſche Bühne iſt reich an Schauſpielerinnen vom höchſten Werth, und die jetzige Generation überflügelt vielleicht die frühere. Große, außerordentliche Talente bewundern wir, die ſich hier um ſo zahlreicher entfalten konnten, da die Frauen durch eine ungerechte Geſetzgebung, durch die Uſurpation der Männer, von allen politiſchen Aemtern und Würden ausgeſchloſſen ſind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Oeffentlichkeit ſtehen nur die öffentlichen Häuſer der Kunſt und der Galanterie offen, und ſie werden entweder Actricen oder Loretten, oder auch beides zugleich, denn hier in Frankreich ſind dieſe zwei Gewerbe nicht ſo ſtreng geſchieden, wie bei uns in Deutſchland, wo die Komödianten oft zu den reputirlichſten Perſonen gehören und nicht ſelten ſich durch bürgerlich gute Aufführung auszeichnen: ſie ſind bei uns nicht durch die öffentliche Meinung wie Parias ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, und ſie finden vielmehr in den Häuſern des Adels, in den Soiréen toleranter jüdiſcher Banquiers und ſogar in einigen honnetten bürgerlichen Familien eine zuvorkommende Aufnahme. Hier in Frankreich im Gegentheil, wo ſo viele Vorurtheile ausgerottet ſind, iſt das Anathema der Kirche noch immer wirkſam in Bezug auf die Schauſpieler; ſie werden noch immer als Verworfene betrachtet, und da die Menſchen immer ſchlecht werden, wenn man ſie ſchlecht behandelt, ſo bleiben mit wenigen Ausnahmen die Schauſpieler hier im verjährten Zuſtande des glänzend ſchmutzigen Zigeunerthums. Thalia und die Tugend ſchlafen hier ſelten in demſelben Bette, und ſogar unſere berühmteſte Melpomene ſteigt manchmal von ihrem Cothurn herunter, um ihn mit den liederlichen Pantöffelchen einer Philine zu vertauſchen.

Alle ſchöne Schauſpielerinnen haben hier ihren beſtimmten Preis, und die, welche um keinen beſtimmten Preis zu haben, ſind gewiß die theuerſten. Die meiſten jungen Schauſpielerinnen werden von Verſchwendern oder reichen Parvenüs unterhalten. Die eigentlichen unterhaltenen Frauen, die ſogenannten femmes entretenues, empfinden dagegen die gewaltigſte Sucht, ſich auf dem Theater zu zeigen, eine Sucht, worin Eitelkeit und Calcul ſich vereinigen, da ſie dort am beſten ihre Körperlichkeit zur Schau ſtellen, ſich den vornehmen Lüſtlingen bemerkbar machen und zugleich auch vom größern Publicum bewundern laſſen können. Dieſe Perſonen, die man beſonders auf den kleinen Theatern ſpielen ſieht, erhalten gewöhnlich gar keine Gage, im Gegentheil, ſie bezahlen noch monatlich den Directoren eine beſtimmte Summe für die Vergünſtigung, daß ſie auf ihrer Bühne ſich produciren können. Man weiß daher ſelten hier, wo die Actrice und die Courtiſane ihre Rolle wechſeln, wo die Komödie aufhört und die liebe Natur wieder anfängt, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige

Unzucht übergeht. Dieſe Amphibien von Kunſt und Laſter, dieſe Meluſinen des Seineſtrandes, bilden gewiß den gefährlichſten Theil des galanten Paris, worin ſo viele holdſelige Monſtra ihr Weſen treiben. Wehe dem Unerfahrenen, der in ihre Netze geräth! Wehe auch dem Erfahrenen, der wohl weiß, daß das holde Ungethüm in einen häßlichen Fiſchſchwanz endet, und dennoch der Bezauberung nicht zu widerſtehen vermag, und vielleicht eben durch die Wolluſt des innern Grauens, durch den fatalen Reiz des lieblichen Verderbens, des ſüßen Abgrunds, deſto ſicherer überwältigt wird.

Die Weiber, von welchen hier die Rede, ſind nicht böſe oder falſch, ſie ſind ſogar gewöhnlich von außerordentlicher Herzensgüte, ſie ſind nicht ſo betrüglich und ſo habſüchtig wie man glaubt, ſie ſind mitunter vielmehr die treuherzigſten und großmüthigſten Creaturen; alle ihre unreinen Handlungen entſtehen durch das momentane Bedürfniß, die Noth und die Eitelkeit; ſie ſind überhaupt nicht ſchlechter als andere Töchter Evas, die von Kindheit auf durch Wohlhabenheit und überwachende Sippſchaft oder durch die Gunſt des Schickſals vor dem Fallen und dem noch tiefer Fallen geſchützt werden. — Das Charakteriſtiſche bei ihnen iſt eine gewiſſe Zerſtörungsſucht, von welcher ſie beſeſſen ſind, nicht blos zum Schaden eines Galans, ſondern auch zum Schaden desjenigen Mannes, den ſie wirklich lieben, und zumeiſt zum Schaden ihrer eigenen Perſon. Dieſe Zerſtörungsſucht iſt tief verwebt mit einer Sucht, einer Wuth, einem Wahnſinn nach Genuß, dem augenblicklichſten Genuß, der keinen Tag Friſt geſtattet, an keinen Morgen denkt, und aller Bedenklichkeiten überhaupt ſpottet. Sie erpreſſen dem Geliebten ſeinen letzten Sou, bringen ihn dahin, auch ſeine Zukunft zu verpfänden, um nur der Freude der Stunde zu genügen; ſie treiben ihn dahin, ſelbſt jene Reſſourcen zu vergeuden, die ihnen ſelber zu gute kommen dürften, ſie ſind manchmal ſogar ſchuld, daß er ſeine Ehre escomptirt — kurz ſie ruiniren den Geliebten in der grauenhafteſten Eile und mit einer ſchauerlichen Gründlichkeit. Montesquieu hat irgendwo in ſeinem esprit des lois das Weſen des Despotismus dadurch zu charakteriſiren geſucht, daß er die Despoten mit jenen Wilden verglich, die, wenn ſie die Früchte eines Baumes genießen wollen, ſogleich zur Axt greifen und den Baum ſelbſt niederfällen, und ſich dann gemächlich neben dem Stamm niederſetzen und in genäſchiger Haſt die Früchte aufſpeiſen. Ich möchte dieſe Vergleichung auf die erwähnten Damen anwenden. Nach Shakſpeare, der uns in der Cleopatra, die ich einſt eine reine entretenue genannt habe, ein tiefſinniges Beiſpiel ſolcher Frauengeſtalten aufgezeichnet hat, iſt gewiß unſer Freund Honoré de Balzac derjenige, der ſie mit der größten Treue geſchildert. Er beſchreibt ſie, wie ein Naturforſcher irgend eine Thierart oder ein Pathologe eine Krankheit beſchreibt, ohne moraliſirenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abſcheu. Es iſt ihm gewiß nie eingefallen, ſolche Phänomena zu verſchönern oder gar zu rehabilitiren, was die Kunſt eben ſo ſehr verböte als die Sittlichkeit.

Spätere Notiz.

Berichterſtattungen über die erſte Vorſtellung eines Dramas, wo ſchon der gefeierte Name des Autors die Neugier reizt, müſſen mit großer Eilfertigkeit abgefaßt und abgeſchickt werden, damit nicht böswillige

Mißurtheile oder verunglimpfender Klatſch einen bedenklichen Vorſprung gewinnen. In den vorſtehenden Blättern fehlt daher jede nähere Beſprechung des Dichters oder vielmehr der Dichterin, die hier ihren erſten Bühnenverſuch wagte; ein Verſuch, der gänzlich mißglückte, ſo daß die Stirn, die an Lorbeerkränze gewöhnt, diesmal mit ſehr fatalen Dornen gekrönt werden. Für die angedeutete Entbehrniß in obigem Berichte bieten wir heute einen nothdürftigen Erſatz, indem wir aus einer vor etlichen Jahren geſchriebenen Monographie etwelche Bemerkungen über die Perſon oder vielmehr die perſönliche Erſcheinung George Sands hier mittheilen. Sie lauten wie folgt:

„Wie männiglich bekannt, iſt George Sand ein Pſeudonym, der nom de guerre einer ſchönen Amazone. Bei der Wahl dieſes Namens leitete ſie keineswegs die Erinnerung an den unglückſeligen Sand, den Meuchelmörder Kotzebue's, des einzigen Luſtſpieldichters der Deutſchen. Unſere Heldin wählte jenen Namen, weil er die erſte Silbe von Sandeau; ſo hieß nämlich ihr Liebhaber, der ein achtungswerther Schriftſteller, aber dennoch mit ſeinem ganzen Namen nicht ſo berühmt werden konnte, wie ſeine Geliebte mit der Hälfte deſſelben, die ſie lachend mitnahm, als ſie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand iſt Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos iſt, wie man glauben ſollte, ſondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich ſelbſt einmal das Vergnügen hatte, mit eigenen Augen zu ſehen. Ich ſah ihn ſogar bei ſeiner, damals ſchon de facto geſchiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung auf dem quai Voltaire, und daß ich ihn eben dort ſah, war an und für ſich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamiſſo ſagen würde, ich ſelbſt mich für Geld ſehen laſſen könnte. Er trug ein nichtsſagendes Philiſtergeſicht und ſchien weder böſe noch roh zu ſein, doch begriff ich ſehr leicht, daß dieſe feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieſer porzellanhafte Blick, dieſe monotonen, chineſiſchen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer ſehr amüſant ſein konnten, jedoch einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge ſehr unheimlich werden und daſſelbe endlich mit Schauder und Entſetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mußten.

Der Familienname der Sand iſt Dupin. Sie iſt die Tochter eines Mannes von geringem Stande, deſſen Mutter die berühmte, aber jetzt vergeſſene

Tänzerin Dupin geweſen. Dieſe Dupin ſoll eine natürliche Tochter des Marſchalls Moritz von Sachſen geweſen ſein, welcher ſelber zu den vielen hundert Hurenkindern gehörte, die der Kurfürſt Auguſt der Starke hinterließ. Die Mutter des Moritz von Sachſen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dudevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moritz. Dieſer und ihre Tochter, Solange geheißen und an den Bildhauer Cleſinger vermählt, ſind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft ſtundenlang dem franzöſiſchen Sprachunterricht beigewohnt, den ſie ihren Kindern ertheilte, und es iſt Schade, daß die ſämmtliche Académie française dieſen Lectionen nicht beiwohnte, da ſie gewiß davon viel profitiren konnte.

George Sand, die größte Schriftſtellerin, iſt zugleich eine ſchöne Frau. Sie iſt ſogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der ſich in ihren Werken ausſpricht, iſt ihr Geſicht eher ſchön als intereſſant zu nennen; das Intereſſante iſt immer eine graziöſe oder geiſtreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das

Gepräge einer griechiſchen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derſelben iſt jedoch nicht ſchroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein ſchmerzlicher Schleier ausgegoſſen. Die Stirn iſt nicht hoch, und geſcheitelt fällt bis zur Schulter das köſtliche kaſtanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen ſind etwas matt, wenigſtens ſind ſie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloſchen oder in ihre Werke übergegangen ſein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen troſtloſen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen ſtillen Unſchuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von Lelia hat ſtille ſanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipirte Adlernaſe, noch ein witziges Stumpfnäschen; es iſt eben eine ordinaire gerade Naſe. Ihren Mund umſpielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es iſt aber nicht ſehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn iſt vollfleiſchig, aber doch ſchön gemeſſen. Auch ihre Schultern ſind ſchön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und die Hände, die ſehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Buſens mögen andere Zeitgenoſſen beſchreiben; ich geſtehe meine Incompetenz. Ihr übriger Körperbau ſcheint etwas zu dick, wenigſtens zu kurz zu ſein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelſten Ueberbleibſel der griechiſchen Kunſt, und in dieſer Beziehung konnte immerhin einer unſerer Freunde die ſchöne Frau mit der Marmorſtatue der Venus von Milo vergleichen, die in den unteren Sälen des Louvres aufgeſtellt. Ja, George Sand iſt ſchön wie die Venus von Milo; ſie übertrifft dieſe ſogar durch manche Eigenſchaften: ſie iſt z. B. ſehr viel jünger. Die Phyſiognomen welche behaupten, daß die Stimme des Menſchen ſeinen Charakter am untrüglichſten ausſpreche, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauſchen ſollten. Letztere iſt matt und welk, ohne Metall, jedoch ſanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Geſangsbegabniß iſt bei ihr keine Spur; George Sand ſingt höchſtens mit der Bravour einer ſchönen Griſette, die noch nicht gefrühſtückt hat oder ſonſt nicht eben bei Stimme iſt. Das Organ von George Sand iſt eben ſo wenig glänzend wie das was ſie ſagt. Sie hat durchaus nichts von dem ſprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geſchwätzigkeit. Dieſer Schweigſamkeit liegt aber weder Beſcheidenheit noch ſympathetiſches Verſenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie iſt einſilbig vielmehr aus Hochmuth, weil ſie dich nicht werth hält, ihren Geiſt an dir zu vergeuden, oder gar aus Selbſtſucht, weil ſie das Beſte deiner Rede in ſich aufzunehmen trachtet, um es ſpäter in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand aus Geiz im Geſpräche nichts zu geben und immer etwas zu nehmen verſteht, iſt ein Zug, worauf mich Alfred de Muſſet einſt aufmerkſam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern, ſagte Muſſet, der in ſeiner Stellung als langjähriger Cavaliere ſervente jener Dame die beſte Gelegenheit hatte, ſie gründlich kennen zu lernen.

Nie ſagt George Sand etwas Witziges, wie ſie überhaupt eine der unwitzigſten Franzöſinnen iſt, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft ſonderbaren Lächeln hört ſie zu, wenn Andere reden, und die fremden Gedanken, die ſie in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geiſtes weit koſtbarer hervor. Sie iſt eine ſehr feine Horcherin.

Sie hört auch gerne auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanoniſchen Geiſtesrichtung hat ſie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, ſelbſt die emancipationsſüchtigſten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, ſo hat George Sand gleichſam einen literariſchen directeur de conscience, den philoſophiſchen Kapuziner Pierre Leroux. Dieſer wirkt leider ſehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet ſie, ſich in unklare Faſeleien und halbausgebrütete Ideen einzulaſſen, ſtatt ſich der heitern Luſt farbenreicher und beſtimmter Geſtaltungen hinzugeben, die Kunſt der Kunſt wegen übend. Mit weit weltlichern Functionen hatte George Sand unſern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieſer große Muſiker und Pianiſt war während langer Zeit ihr Cavaliere ſervente; vor ſeinem Tode entließ ſie ihn; ſein Amt war freilich in der letzten Zeit eine Sinecure geworden.

Ich weiß nicht, wie mein Freund Heinrich Laube einſt in der Allgemeinen Zeitung mir eine Aeußerung in den Mund legen konnte, die dahin lautete, als ſei der damalige Liebhaber von George Sand der geniale Franz Lißt geweſen. Laube's Irrthum entſtand gewiß durch Ideen-Aſſociationen, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianiſten verwechſelte. Ich benutze dieſe Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem äſthetiſchen Leumund der Dame einen wirklichen Dienſt zu erweiſen, indem ich meinen deutſchen Landsleuten zu Wien und Prag die Verſicherung ertheile, daß es eine der miſerabelſten Verleumdungen iſt, wenn dort einer der miſerabelſten Liedercompoſiteurs vom mundfaulſten Dialekte, ein namenloſes, kriechendes Inſect, ſich rühmt, mit George Sand in intimem Umgange geſtanden zu haben. Die Weiber haben allerlei Idioſynkraſien, und es giebt deren ſogar, welche Spinnen verſpeiſen; aber ich bin noch keiner Frau begegnet, welche Wanzen verſchluckt hätte. Nein, an dieſer prahleriſchen Wanze hat Lelia nie Geſchmack gefunden, und ſie tolerirte dieſelbe manchmal in ihrer Nähe, weil ſie gar zu zudringlich war.

Lange Zeit, wie ich oben bemerkt, war Alfred de Muſſet der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daß einſt der größte Dichter in Proſa, den die Franzoſen beſitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Verſen (jedenfalls der größte nach Beranger), lange Zeit in leidenſchaftlicher Liebe für ein ander entbrannt, ein lorbeergekröntes Paar bildeten. George Sand in Proſa und Alfred de Muſſet in Verſen überragen in der That den ſo geprieſenen Victor Hugo, der mit ſeiner grauenhaft hartnäckigen, faſt blödſinnigen Beharrlichkeit den Franzoſen und endlich ſich ſelber weiß machte, daß er der größte Dichter Frankreichs ſei. Iſt dieſes wirklich ſeine eigene fixe Idee? Jedenfalls iſt es nicht die unſrige. Sonderbar! die Eigenſchaft, die ihm ſo viel fehlt, iſt eben diejenige, die bei den Franzoſen am meiſten gilt, und zu ihren ſchönſten Eigenthümlichkeiten gehört. Es iſt dieſes der Geſchmack. Da ſie den Geſchmack bei allen franzöſiſchen Schriftſtellern antrafen, mochte der gänzliche Mangel deſſelben bei Victor Hugo ihnen vielleicht eben als eine Originalität erſcheinen. Was wir bei ihm am unleidlichſten vermiſſen, iſt das, was wir Deutſche Natur nennen: er iſt gemacht, verlogen, und oft im ſelben Verſe ſucht die eine Hälfte die andere zu belügen; er iſt durch und durch kalt, wie nach Ausſagen der Hexen der Teufel iſt, eiskalt ſogar in ſeinen leidenſchaftlichſten Ergüſſen; ſeine Begeiſterung iſt nur eine Phantasmagorie, ein Calcül ohne Liebe, oder vielmehr, er liebt nur ſich; er iſt ein Egoiſt, und damit ich noch ſchlimmeres ſage, er iſt ein Hugoiſt. Wir ſehen hier mehr Härte als Kraft, eine freche eiſerne Stirn und bei allem Reichthum der Phantaſie und des Witzes, dennoch die Unbeholfenheit eines Parvenüs oder eines Wilden, der ſich durch Ueberladung und unpaſſende Anwendung von Geld und Edelſteinen lächerlich macht: kurz, barocke Barbarei, gellende Diſſonanz und die ſchauderhafteſte Difformität! Es ſagte Jemand von dem Genius des Victor Hugo: c'est un beau bossu. Das Wort iſt tiefſinniger, als diejenigen ahnen, welche Hugo's Vortrefflichkeit rühmen.

Ich will hier nicht blos darauf hindeuten, daß in ſeinen Romanen und Dramen die Haupthelden mit einem Höcker belaſtet ſind, ſondern daß er ſelbſt im Geiſte höckericht iſt. Nach unſerer modernen Identitätslehre iſt es ein Naturgeſetz, daß der inneren, der geiſtigen Signatur eines Menſchen auch ſeine äußere, die körperliche Signatur entſpricht — dieſe Idee trug ich noch im Kopfe, als ich nach Frankreich kam, und ich geſtand einſt meinem Buchhändler Eugène Renduel, welcher auch der Verleger Hugo's war, daß ich, nach der Vorſtellung, die ich mir von letzterem gemacht hatte, nicht wenig verwundert geweſen ſei, in

Herrn Hugo einen Mann zu finden, der nicht mit einem Höcker behaftet ſei. Ja, man kann ihm ſeine Difformität nicht anſehen, bemerkte Herr Renduel zerſtreut. Wie, rief ich, er iſt alſo nicht ganz frei davon? Nicht ſo ganz und gar, war die verlegene Antwort, und nach vielem Drängen geſtand mir Freund Renduel, er habe eines Morgens Herrn Hugo in dem Momente überraſcht, wo er das Hemd wechſelte, und da habe er bemerkt, daß eine ſeiner Hüften, ich glaube die rechte, ſo mißwüchſig hervortretend ſei, wie man es bei Leuten findet, von denen das Volk zu ſagen pflegt, ſie hätten einen Buckel, nur wiſſe man nicht, wo er ſitze. Das Volk in ſeiner ſcharfſinnigen Naivetät nennt ſolche Leute auch verfehlte Bucklichte, falſche Buckelmenſchen, ſo wie es die Albinos weiße Mohren nennt. Es iſt bedeutſam, daß es eben der Verleger des Dichters war, dem jene Difformität nicht verborgen blieb. Niemand iſt ein Held vor ſeinem Kammerdiener, ſagt das Sprüchwort, und vor ſeinem Verleger, dem lauernden Kammerdiener ſeines Geiſtes, wird auch der größte Schriftſteller nicht immer als ein Heros erſcheinen; ſie ſehen uns zu oft in unſerm menſchlichen Negligé. Jedenfalls ergötzte ich mich ſehr an der Entdeckung Renduel's, denn ſie rettet die Idee meiner deutſchen Philoſophie, daß nämlich der Leib der ſichtbare Geiſt iſt und die geiſtigen Gebreſten auch in der Körperlichkeit ſich offenbaren. Ich muß mich ausdrücklich gegen die irrige Annahme verwahren, als ob auch das Umgekehrte der Fall ſein müſſe, als ob der Leib eines Menſchen ebenfalls immer ſein ſichtbarer Geiſt wäre, und die äußerliche Mißgeſtalt auch auf eine innere ſchließen laſſe. Nein, wir haben in verkrüppelten Hüllen ſehr oft die geradgewachſen ſchönſten Seelen gefunden, was um ſo erklärlicher, da die körperlichen Diſſormitäten gewöhnlich durch irgend ein phyſiſches Ereigniß entſtanden ſind, und nicht ſelten auch eine Folge von Vernachläſſigung oder Krankheit nach der Geburt. Die Diſſormität der Seele hingegen wird mit zur Welt gebracht, und ſo hat der franzöſiſche Poet, an welchem alles falſch iſt, auch einen falſchen Buckel.

Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sands, indem wir ſagen, daß ſie den beſtimmteſten Gegenſatz zu denen des Victor Hugo bilden. Jener Autor hat Alles, was dieſem fehlt: George Sand hat Wahrheit, Natur, Geſchmack, Schönheit und die Begeiſterung, und alle dieſe Eigenſchaften verbindet ſtrengſte Harmonie. George Sand's Genius hat die wohlgerūndet ſchönſten Hüften, und alles was ſie fühlt und denkt, haucht Tiefſinn und Anmuth. Ihr Stil iſt eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darſtellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht ſelten ſchlechte Sujets genannt werden dürften, ſo enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlaſſe dieſes Thema ihren Feinden — —“

VI.

Paris, 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariſer Blätter bringen einen Bericht des k. k. öſterreichiſchen Conſuls zu Damascus an den k. k. öſterreichiſchen Generalconſul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelſten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen deſſelben als poetiſchen Stoff bearbeiten und uns an jenen ſchauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unſere Vorfahren ſich nicht wenig ängſtigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wehrwölfen und Juden die Rede iſt, die zu ihrem Satansdienſt das Blut frommer Chriſtenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergeſſen, fängt man an im Morgenlande ſich ſehr betrübſam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernſthafte Geſichter zu ſchneiden, Geſichter des düſterſten Grimms und der verzweifelnden Todesqual! Unterdeſſen foltert der Henker, und auf der Marterbank geſteht der Jude, daß er bei dem herannahenden Paſchafeſte etwas Chriſtenblut brauchte zum Eintunken für ſeine trockenen Oſterbröde, und daß er zu dieſem Behufe einen alten Kapuziner abgeſchlachtet habe! Der Türke iſt dumm und ſchnöde, und ſtellt gern ſeine Baſtonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Chriſten gegen die angeklagten Juden; denn beide Secten ſind ihm verhaßt, er betrachtet ſie beide wie Hunde, er nennt ſie auch mit dieſem Ehrennamen, und er freut ſich gewiß, wenn der chriſtliche Giaur ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anſchein von Recht den jüdiſchen Giaur zu mißhandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paſchas Vortheil ſein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluß der Europäer zu fürchten braucht, wird er auch dem beſchnittenen Hunde Gehör ſchenken, und dieſer wird unſere chriſtlichen Brüder anklagen, Gott weiß weſſen! Heute Amboß, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menſchheit wird dergleichen immer ein Herzeleid ſein. Erſcheinungen dieſer Art ſind ein Unglück, deſſen Folgen unberechenbar.

Der Fanatismus iſt ein anſteckendes Uebel, das ſich unter den verſchiedenſten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns alle wüthet. Der franzöſiſche Conſul in Damascus, der Graf Ratti-Menton, hat ſich Dinge zu Schulden kommen laſſen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entſetzens erregten. Er iſt es, welcher den occidentaliſchen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damascus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Chriſtenmords bezüchtigt werden. Dieſe haßſchnaubende Schrift, die der Graf Menton von ſeinen geiſtlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, iſt urſprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz beſtimmt behauptet, daß die Juden zur Feier ihres Paſchafeſtes des Blutes der Chriſten bedürften. Der edle Graf hütete ſich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daß nämlich die Juden zu demſelben Zwecke auch conſacrirte Hoſtien ſtehlen und mit Nadeln ſo lange ſtechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht blos durch beeidigte Zeugenausſagen, ſondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, daß über dem Judenhauſe, worin eine jener geſtohlenen Hoſtien gekreuzigt worden, ſich ein lichter Schein verbreitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhamedaner, hätten dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton mußte, im Intereſſe ſeiner Sendung, zu weniger miraculöſen Hiſtorien ſeine Zuflucht nehmen. Ich ſage im Intereſſe ſeiner Sendung, und überlaſſe dieſe Worte dem weiteſten Nachdenken. Der Herr Graf iſt erſt ſeit kurzer Zeit in Damascus; vor ſechs Monaten ſah man ihn hier in Paris, der Werkſtätte aller progreſſiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hieſige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der ſich jüngſt nicht blos als Mann der Humanität, ſondern ſogar als Sohn der Revolution geltend zu machen ſuchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen Moniteur ſoll bereits ein Viceconſul nach Damascus abgegangen ſein, um das Betragen des dortigen franzöſiſchen Conſuls zu unterſuchen. Ein Viceconſul! Gewiß eine untergeordnete Perſon aus einer nachbarlichen Landſchaft, ohne Namen und ohne Bürgſchaft parteiloſer Unabhängigkeit!

VII.

Paris, 14. Mai 1840.

Die officielle Ankündigung in Betreff der ſterblichen Reſte Napoleons hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Miniſteriums übertraf. Das Nationalgefühl iſt aufgeregt bis in ſeine abgründlichſten Tiefen, und der große Act der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Rieſen unſeres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieſes Erdballs erfreuen muß, erſcheint den Franzoſen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon iſt ihr Point-d'honneur.

Während aber der kluge Präſident des Conſeils die Nationaleitelkeit unſerer lieben Kechenäer, der Maulaufſperrer an der Seine, mit Erfolg zu kitzeln und auszubeuten weiß, zeigt er ſich ſehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die

Intereſſen eines Landes oder eines Volks, ſondern die Intereſſen der Menſchheit ſelbſt in Betracht kommen. Iſt es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfſinn, was ihn verleitete, für den franzöſiſchen Conſul, dem in der Tragödie zu Damascus die ſchändlichſte Rolle zugeſchrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers iſt ein Mann von großer Einſicht und Humanität, aber er iſt auch Staatsmann, er bedarf nicht blos der revolutionairen Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muß tranſigiren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Clerus als ein gouvernementales Mittel benützen, nämlich jenen Theil des Clerus, der, von der ältern Bourboniſchen Linie nichts mehr erwartend, ſich der jetzigen Regierung angeſchloſſen hat. Zu dieſem Theil des Clerus, welchen man den clergé rallie nennt, gehören ſehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens Univers; letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und dieſer ſucht wieder in jenen ſeine Stütze. Graf Montalembert, das rührigſte Mitglied der frommen Geſellſchaft und ſeit dem erſten März auch Seïde des Herrn Thiers, iſt der ſichtbare Vermittler zwiſchen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwiſchen dem ehemaligen Redacteur des National und den jetzigen Redactoren des Univers, die in ihren Colonnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton ſei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher franzöſiſcher Conſul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeſchafft ward. Später war er Conſul in Tiflis, wo er ebenfalls das Feld räumen mußte, und zwar wegen Dingen, die nicht ſonderlich ehrender Art ſind; nur ſo viel will ich bemerken, daß damals der ruſſiſche Botſchafter zu Paris, Graf Pahlen, dem hieſigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Molé, die beſtimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Ratti-Menton nicht von Tiflis abberufe, werde die kaiſerlich ruſſiſche Regierung denſelben ſchimpflich zu entfernen wiſſen. Man hätte das Holz, wodurch man Flammen ſchüren will, nicht von ſo faulem Baume nehmen ſollen!

VIII.

Paris, 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat, durch die überzeugende Klarheit, womit er in der Kammer die trockenſten und verworrenſten Gegenſtände abhandelte, wieder neue Lorbeern errungen. Die Bankverhältniſſe wurden uns durch ſeine Rede ganz veranſchaulicht, ſo wie auch die Algierſchen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann verſteht Alles; es iſt ſchade, daß er ſich nicht auf deutſche Philoſophie gelegt hat; er würde auch dieſe zu verdeutlichen wiſſen. Aber wer weiß! wenn die Ereigniſſe ihn antreiben und er ſich auch mit Deutſchland beſchäftigen muß, wird er über Hegel und Schelling eben ſo belehrend ſprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Intereſſen Europas, als die commerziellen, finanziellen und Colonialgegenſtände, die in der Kammer zur Sprache kamen, iſt die feierliche Rückkehr der irdiſchen Reſte Napoleons. Dieſe Angelegenheit beſchäftigt hier noch immer alle Geiſter, die höchſten wie die niedrigſten. Während unten im Volke alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben, in den kältern Regionen der Geſellſchaft, über die Gefahren, die jetzt von Sanct Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer ſehr bedenklichen Todtenfeier bedrohen. Ja, könnte man ſchon den nächſten Morgen die Aſche des Kaiſers unter der Kuppel des Invalidenpalaſtes beiſetzen, ſo dürfte man dem jetzigen Miniſterium Kraft genug zutrauen, bei dieſem Leichenbegängniſſe jeden ungefügen Ausbruch der Leidenſchaften zu verhüten. Aber wird es dieſe Kraft noch nach ſechs Monaten beſitzen, zur Zeit, wenn der triumphirende Sarg in die Seine hereinſchwimmt? In Frankreich, dem rauſchenden Lande der Bewegung, können ſich binnen ſechs Monaten die ſonderbarſten Dinge ereignen: Thiers iſt unterdeſſen vielleicht wieder Privatmann geworden (was wir ſehr wünſchten), oder er iſt unterdeſſen als Miniſter ſehr depopulariſirt (was wir ſehr befürchten), oder Frankreich ward unterdeſſen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Aſche Napoleons einige Funken hervorſprühen, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Zunder bedeckt iſt!

Schuf Herr Thiers jene Gefahr, um ſich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunſt zutraut, alle ſelbſtgeſchaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder ſucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daß er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müßte? Herr Thiers weiß ſehr gut, daß wenn er, in die Oppoſition zurückſinkend, den jetzigen Thron umſtürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den beſten Dienſt den ſchlechteſten Dank widmen würden; im günſtigſten Falle ſchöben ſie ihn ſacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklötze könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Dergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten, wenn er deſſen Wiedereinſetzung förderte. Und leichter wäre es, in Frankreich ein Bonapartiſten-Regiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzoſen, aller republikaniſchen Eigenſchaften baar, ſind ihrer Natur nach ganz bonapartiſtiſch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbſtgenügſamkeit, die innere und die äußere Ruhe; ſie lieben den Krieg des Krieges wegen; ſelbſt im Frieden iſt ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen ſich gern am Trommelſchlag und Pulverdampf, an Knalleffecten jeder Art.

Dadurch, daß Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus ſchmeichelte, hat er unter den Franzoſen die außerordentlichſte Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er ſelber ein kleiner Napoleon iſt, wie ihn jüngſt ein deutſcher Correſpondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner gothiſcher Dom! Ein gothiſcher Dom erregt eben dadurch unſer Erſtaunen, weil er ſo coloſſal, ſo groß iſt. Im verjüngten Maßſtabe verlöre er alle Bedeutung. Herr Thiers iſt gewiß mehr als ſo ein winziges Dömchen. Sein Geiſt überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich manche darunter ſind, die von bedeutender Statur. Keiner kann ſich mit ihm meſſen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlauheit ſelbſt den kürzern ziehen. Er iſt der klügſte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es ſelbſt geſteht. In ſeiner ſchnellzüngigen Weiſe ſoll er nämlich voriges Jahr, während der Miniſterkriſis, zum König geſagt haben: Ew. Majeſtät glauben, Sie ſeien der klügſte Mann in dieſem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger iſt, und das bin Ich! Der ſchlaue Philipp ſoll hierauf geantwortet haben: Sie irren ſich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht ſagen. — Dem ſei aber wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieſer Stunde durch die Gemächer der Tuilerien mit dem Selbſtbewußtſein ſeiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleaniſchen Dynaſtie.

Wird er lange dieſe Allmacht behaupten? Iſt er nicht jetzt ſchon heimlich gebrochen, in Folge ungeheurer Anſtrengungen? Sein Haupt iſt vor der Zeit gebleicht, man findet darauf gewiß kein einziges ſchwarzes Haar mehr; und je länger er herrſcht, deſto mehr ſchwindet die kecke Geſundheit ſeines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er ſich bewegt, hat jetzt ſogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig iſt ſie noch immer, dieſe Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzoſen ſind, in Vergleichung mit Thiers erſcheinen ſie wie lauter plumpe Deutſche.

IX.

Paris, 27. Mai 1840.

Ueber die Blutfrage von Damascus haben norddeutſche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datirt, aber wohl aus derſelben Feder gefloſſen ſind, und, im Intereſſe einer gewiſſen Clique, das Urtheil des deutſchen Publicums irre leiten ſollen. Wir laſſen die Perſönlichkeit und die Motive jenes Berichterſtatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Unterſuchung der Damascener Vorgänge; nur über das, was in Beziehung derſelben von den hieſigen Juden und der hieſigen Preſſe geſagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieſer Aufgabe leitet uns mehr das Intereſſe der Wahrheit als der Perſonen; und was gar die hieſigen Juden betrifft, ſo iſt es möglich, daß unſer Zeugniß eher gegen ſie als für ſie ſpräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn ſie, wie die erwähnten norddeutſchen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damascus einen ſo großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer ſcheuten. Aber es iſt nicht der Fall. Die Juden in Frankreich ſind ſchon zu lange emancipirt, als daß die Stammesbande nicht ſehr gelockert wären, ſie ſind faſt ganz untergegangen, oder, beſſer geſagt, aufgegangen in der franzöſiſchen Nationalität; ſie ſind gerade eben ſolche Franzoſen wie die andern, und haben alſo auch Anwandlungen von Enthuſiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß iſt, ſogar drei Tage dauern! — und das gilt von den Beſſern. Viele unter ihnen üben noch den jüdiſchen Ceremonialdienſt, den äußerlichen Cultus, mechaniſch, ohne zu wiſſen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge ebenſo wie in der chriſtlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'ſchen Kritik zerſtörend gewirkt. Bei den franzöſiſchen Juden, wie bei den übrigen Franzoſen, iſt das Geld der Gott des Tages und die Induſtrie iſt die herrſchende Religion. In dieſer Beziehung dürfte man die hieſigen Juden in zwei Secten eintheilen: in die Secte der rive droite und die Secte der rive gauche; dieſe Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eiſenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seine-Ufer, die andere dem linken Ufer entlang, nach Verſailles führen, und von zwei berühmten Finanzrabbinen geleitet werden, die mit einander eben ſo divergirend hadern, wie einſt Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müſſen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothſchild, die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er für das Haus Iſrael eine edlere Sympathie an den Tag legte, als ſein ſchriftgelehrter Antagoniſt, der Großrabbi der rive gauche, Hr. Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines franzöſiſchen Conſuls, ſeine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerſchütterlichen Seelenruhe eines Hillel, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer einige ſchöne Reden hielt über die Converſion der Renten und den Disconto der Bank.

Das Intereſſe, welches die hieſigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reducirt ſich auf ſehr geringfügige Manifeſtationen. Das iſraelitiſche Conſiſtorium, in der lauen Weiſe aller Körperſchaften, verſammelte ſich und deliberirte; das einzige Reſultat dieſer Deliberationen war die Meinung, daß man die Actenſtücke des Proceſſes zur öffentlichen Kunde bringen müſſe. Herr Cremieux, der berühmte Advocat, welcher nicht blos den Juden, ſondern den Unterdrückten aller Confeſſionen und aller Doctrinen, zu jeder Zeit ſeine großmüthige Beredſamkeit gewidmet, unterzog ſich der obenerwähnten Publication, und mit Ausnahme einer ſchönen Frau und einiger jungen Gelehrten, iſt wohl Herr Cremieux der einzige in Paris, der ſich der Sache Iſraels thätig annahm. Mit der größten Aufopferung ſeiner perſönlichen Intereſſen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterliſt, trat er den gehäſſigſten Inſinuationen rückſichtslos entgegen, und erbot ſich ſogar nach Aegypten zu reiſen, wenn dort der Proceß der Damascener Juden vor das Tribunal des Paſcha Mehemet Ali gezogen werden ſollte. Der ungetreue Berichterſtatter in den erwähnten norddeutſchen Blättern, der Leipziger Allg. Ztg., inſinuirt, mit perfider Nebenbemerkung, daß Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falſchen Miſſionsberichte in den hieſigen Zeitungen zu entkräften wußte, als Inſerat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß die Journaldirectionen ſich bereitwillig erklärten, jene Entgegnung ganz gebührfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des ſchleunigſten Abdrucks berechneten einige Redactionen die Koſten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des iſraelitiſchen Conſiſtoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden ſind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer iſt. Eines der hochgeſchätzteſten Mitglieder des hieſigen Conſiſtoriums — man ſchätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Frs. — Herr W. de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Frs., wenn man zu ihm käme mit einer Collecte für die Rettung ſeines ganzen Stammes! Es iſt eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daß man demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden ſeine Stimme erhebt, die unlauterſten Geldmotive zuſchreibt; ich bin überzeugt, nie hat Iſrael Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltſam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängſt die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, mußte ich herzlich lachen über die Naivetät, womit der Autor, welchen ſeine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, ſich gegen ſolche Beſchuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzuſetzt: le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde! Hie und da freilich giebt es Beiſpiele, daß die Eitelkeit die verſtockten Taſchen der Juden zu erſchließen verſtand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preußiſcher Lieferant, welcher, anſpielend auf ſeinen hebräiſchen Namen Moſes (Moſes heißt nämlich auf Deutſch „aus dem Waſſer gezogen," auf Italieniſch „del mare"), den dem letztern entſprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, ſtiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanſtalt für verarmte junge Adelige, wozu er über anderthalb Millionen Francs ausſetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain ſo hoch angerechnet wurde, daß dort ſelbſt die ſtelzälteſten Douairieren und die ſchnippiſch jüngſten Fräulein nicht mehr laut über ihn ſpötteln. Hat dieſer Edelmann aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beigeſteuert bei einer Collecte für die Intereſſen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daß ein anderer aus dem Waſſer gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftſteller ſpielt, weder mit ſeinem Gelde noch mit ſeiner Feder für die Stammesgenoſſen thätig war. Hier muß ich eine Bemerkung ausſprechen, die vielleicht die bitterſte. Unter den getauften Juden ſind viele, die aus feiger Hypokriſie über Iſrael noch ärgere Mißreden führen, als deſſen geborne Feinde. In derſelben Weiſe pflegen gewiſſe Schriftſteller, um nicht an ihren Urſprung zu erinnern, ſich über die Juden ſehr ſchlecht oder gar nicht auszuſprechen. Das iſt eine bekannte, betrübſam lächerliche Erſcheinung. Aber es mag nützlich ſein, das Publicum jetzt beſonders darauf aufmerkſam zu machen, da nicht blos in den erwähnten norddeutſchen Blättern, ſondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung, die Inſinuation zu leſen war, als flöſſe alles, was zu Gunſten der Damascener Juden geſchrieben werden, aus jüdiſchen Quellen, als ſei der öſterreichiſche Conſul zu Damascus ein Jude, als ſeien die übrigen Conſuln dort, mit Ausnahme des franzöſiſchen, lauter Juden. Wir kennen dieſe Taktik, wir erlebten ſie bereits bei Gelegenheit des jungen Deutſchlands. Nein, ſämmtliche Conſuln von Damascus ſind Chriſten, und daß der öſterreichiſche Conſul dort nicht einmal jüdiſchen Urſprungs iſt, dafür bürgt uns eben die rückſichtsloſe, offene Weiſe, womit er die Juden gegen den franzöſiſchen Conſul in Schutz nahm; — was der letztere iſt, wird die Zeit lehren.

X.

Paris, 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, ſeit der Verkündigung ſeiner poſthumen Rückkehr, und gar beſonders ſeit die Kammer, in Betreff der nothwendigen Koſten, einen ſo kläglichen Beſchluß gefaßt. Letzteres war wieder eine Unbeſonnenheit, die dem Verwerfen der Nemours'ſchen Dotation an die Seite geſetzt werden darf. Die Kammer iſt durch jenen Beſchluß mit den Sympathien des franzöſiſchen Volks in eine bedenkliche Oppoſition gerathen. Gott weiß, es geſchah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translation der Napoleoniſchen Aſche eben ſo begeiſtert wie das übrige Volk; aber allmählig kam ſie zu einer entgegengeſetzten Beſinnung, als ſie die eventuellen Gefahren berechnete und als ſie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartiſten vernahm, das in der That nicht ſehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaiſers ein geneigteres Ohr, und ſowohl die eigentlichen Legitimiſten als auch die Royaliſten von der laxen Obſervanz benutzten dieſe Mißſtimmung, indem ſie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geſchickt hervortraten. So gab uns namentlich die Gazette de France eine Blumenleſe von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Conſtant's u. ſ. w. Unſer einer, der in Deutſchland an derbere Koſt gewöhnt, mußte darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodirend, neben jenen franzöſiſchen Excerpten eben ſo viele Parallelſtellen ſetzte von deutſchen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der »Vater Jahn« führte eine Miſtgabel, womit er auf den Corſen weit wüthender zuſtach, als ſo ein Chateaubriand mit ſeinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Contraſte und doch welche Aehnlichkeit!

War aber Chateaubriand ſehr parteiiſch in ſeiner

Beurtheilung des Kaiſers, ſo war es letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weiſe, womit er ſich auf Sanct-Helena über den Pilgrim von Jeruſalem ausſprach. Er ſagte nämlich: c'est une ame rampante qui a la manie d'écrire des livres. Nein, Chateaubriand iſt keine niedrige Seele, ſondern er iſt blos ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die andern heiter und kurzweilig ſind. Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Luſtigmacher von Ludwig XIII. Ich glaube er hieß Angeli, trug eine Jacke von ſchwarzer Farbe, auch eine ſchwarze Kappe mit ſchwarzen Schellen und riß betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komiſches; dazwiſchen höre ich ſtets das Geklingel der ſchwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünſtelte Schwermuth, die affectirten Todesgedanken, auf die Länge eben ſo widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er ſei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleons beſchäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, ſeine oratoriſchen Flöre und Immortellen, den ganzen Pomp ſeiner Begräbnißphantaſie auszukramen; ſein Pamphlet wird ein geſchriebener Katafalk werden, und an ſilbernen Thränen und

Trauerkerzen wird er es nicht fehlen laſſen; denn er verehrt den Kaiſer, ſeit er todt iſt.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn ſie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaiſers von der Inſel Elba, während der hundert Tage, war ſie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu ſingen, und ſtellte nur zur Bedingung, daß ihr vorher zwei Millionen, die man vergeblich ihrem ſeligen Vater ſchuldete, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiſer dieſes Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inſpiration für die erbetenen Preisgeſänge, und Corinna improviſirte jene Tiraden, die dieſer Tage von der Gazette de France ſo wohlgefällig wiederholt wurden. Point d'argent, point de Suisses! — Daß dieſe Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Conſtant anwendbar, iſt uns leider nur gar zu ſehr bekannt. — Doch laßt uns nicht weiter die Perſonen beleuchten, die den Kaiſer geſchmäht haben. Genug, Madame de Staël iſt todt, und B. Conſtant iſt todt, und Chateaubriand iſt ſo zu ſagen auch todt: wenigſtens wie er uns ſeit Jahren verſichert, beſchäftigt er ſich ausſchließlich mit ſeiner Beerdigung, und ſeine Mémoires d'outre-tombe, die er ſtückweiſe herausgiebt, ſind nichts anderes als ein Leichenbegängniß, das er vor ſeinem definitiven Hinſcheiden ſelber veranſtaltet, wie einſt der Kaiſer Karl V. Genug, er iſt als todt zu betrachten, und er hat in ſeiner Schrift das Recht, den Napoleon wie ſeinesgleichen zu behandeln.

Aber nicht blos die erwähnten Excerpte älterer Autoren, ſondern auch die Rede, die Herr v. Lamartine in der Deputirtenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich dieſe Rede lauter Wahrheit enthält. Die Hintergedanken ſind unehrlich, und der Redner ſagte die Wahrheit im Intereſſe der Lüge. Es iſt wahr, es iſt tauſendmal wahr, daß Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Deſpot, gekrönte Selbſtſucht, und daß ſeine Verherrlichung ein böſes, gefährliches Beiſpiel. Es iſt wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Geſetze mit Füßen und ſogar die Geſetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugniſſe im Hoſpital des Luxembourg. Aber es iſt nicht dieſer liberticide Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendſten Leichenſpiele und Denkmale widmen ſollt! Nein; es iſt der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräſentirte, deſſen Verherrlichung in Frage ſteht: in ſeiner Perſon ſiegte das franzöſiſche Volk, in ſeiner Perſon ward es gedemüthigt, in ſeiner Perſon ehrt und feiert es ſich ſelber — und das fühlt jeder Franzoſe, und deshalb vergißt man alle Schattenſeiten des Verſtorbenen und huldigt ihm quand même, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Knickerei. — Die Rede des Herrn v. Lamartine war ein Meiſterſtück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen ſchwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird ſpärlich bedeckt von den ſchönen Worten, und das Miniſterium darf ſich eher freuen als betrüben, daß ſeine Feinde ihre antinationalen Gefühle ſo ungeſchickt verrathen haben.

XI.

Paris, 3. Juni 1840.

Die Pariſer Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenſeits des Rheines geleſen, und man pflegt dort der heimathlichen Preſſe, im Vergleich mit der franzöſiſchen, den Werth derſelben überſchätzend, alles Verdienſt abzuſprechen. Es iſt wahr, die hieſigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutſchland ſelbſt der nachſichtigſte Cenſor ſtreichen würde; es iſt wahr, die Artikel ſind in den franzöſiſchen Blättern beſſer geſchrieben und logiſcher abgefaßt, als in den deutſchen, wo der Verfaſſer ſeine politiſche Sprache erſt ſchaffen und durch die Urwälder ſeiner Ideen ſich mühſam durchkämpfen muß; es iſt wahr, der Franzoſe weiß ſeine Gedanken beſſer zu redigiren, und er entkleidet dieſelben, vor den Augen des Publicums, bis zur deutlichſten Nacktheit, während der deutſche Journaliſt, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothſtift, ſeine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen ſucht; und dennoch, wenn man die franzöſiſche Preſſe nicht nach ihrer äußern Erſcheinung beurtheilt, ſondern ſie in ihrem Innern, in ihren Bureaux, belauſcht, muß man eingeſtehen, daß ſie an einer beſonderen Art von Unfreiheit leidet, die der deutſchen Preſſe ganz fremd und vielleicht verderblicher iſt als unſere transrhenaniſche Cenſur. Alsdann muß man auch eingeſtehen, daß die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzoſe ſeine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürren Einſeitigkeit und mechaniſchen Beſchränkung hervorgeht, die weit mißlicher iſt, als die blühende Confuſion und unbeholfene Ueberfülle des deutſchen Journaliſten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die franzöſiſche Tagespreſſe iſt gewiſſermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines franzöſiſchen Journals iſt mit ſo vielen Koſten und Schwierigkeiten verbunden, daß nur Perſonen, die im Stande ſind, die größten Summen aufs Spiel zu ſetzen, ein Journal errichten können. Es ſind daher gewöhnlich Capitaliſten oder ſonſtige Induſtrielle, die das Geld herſchießen zur Stiftung eines Journals; ſie ſpeculiren dabei auf den Abſatz, den das Blatt finden werde, wenn es ſich als Organ einer beſtimmten Partei geltend zu machen verſtanden, oder ſie hegen gar den Hintergedanken, das Journal ſpäterhin, ſobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf dieſe Weiſe, angewieſen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Miniſteriums, gerathen die Journale in eine beſchränkende Abhängigkeit, und was noch ſchlimmer iſt, in eine Excluſivität, eine Ausſchließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmniſſe der deutſchen Cenſur nur wie heitere Roſenketten erſcheinen dürften. Der Redacteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein Condottiere, der durch ſeine Colonnen die Intereſſen und Paſſionen der Partei, die ihn durch Abſatz oder Subvention gedungen hat, verficht und vertheidigt. Seine Unterredacteure, ſeine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militäriſcher Subordination, und ſie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präciſion, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrſcht die ſtrengſte Disciplin des Gedankens und ſogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtſamer Mitarbeiter das Commando überhört, hat er nicht ganz ſo geſchrieben wie die Conſigne lautete, ſo ſchneidet der Redacteur en chef ins Fleiſch ſeines Aufſatzes mit einer militairiſchen Unbarmherzigkeit, wie ſie bei keinem deutſchen Cenſor zu finden wäre. Ein deutſcher Cenſor iſt ja auch ein Deutſcher, und bei ſeiner gemüthlichen Vielſeitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redacteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein praktiſch einſeitiger Franzoſe, hat ſeine beſtimmte Meinung, die er ſich ein für allemal mit beſtimmten Worten formulirt hat, oder die ihm wohlformulirt von ſeinen Committenten überliefert werden. Käme nun gar jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufſatz, der zu den erwähnten Zwecken ſeines Journals in keiner fördernden Beziehung ſtände, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Intereſſe hätte für das Publicum, dem das Blatt als Organ dient, ſo wird der Aufſatz ſtreng zurückgewieſen, mit den ſacramentalen Worten: cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun ſolchermaßen von den hieſigen Journalen jedes ſeine beſondre politiſche Farbe und ſeinen beſtimmten Ideenkreis hat, ſo iſt leicht begreiflich, daß jemand, der etwas zu ſagen hätte, was dieſen Ideenkreis überſchritte und auch keine Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für ſeine Mittheilungen finden würde. Ja, ſobald man ſich entfernt von der Discuſſion der Tagesintereſſen, den ſogenannten Actualitäten, ſobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd ſind, ſobald man etwa nur die Sache der Menſchheit beſprechen wollte, würden die Redacteure der hieſigen Journale einen ſolchen Artikel mit ironiſcher Höflichkeit zurückweiſen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncirende Vermittlung mit dem Publicum reden kann, ſo iſt die Charte, die jedem Franzoſen die Veröffentlichung ſeiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und factiſch exiſtirt für dieſe durchaus keine Preßfreiheit: — cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.

Vorſtehende Andeutungen befördern vielleicht das Verſtändniß mancher unbegreiflichen Erſcheinungen, und ich überlaſſe es dem deutſchen Leſer, allerlei nützliche Belehrung daraus zu ſchöpfen. Zunächſt aber mögen ſie zur Aufklärung dienen, weshalb die franzöſiſche Preſſe in Betreff der Juden von Damascus nicht ſo unbedingt ſich zu Gunſten derſelben ausſprach, wie man gewiß in Deutſchland erwartete. Ja, der Berichterſtatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutſchen Blätter hat ſich keine directe Unwahrheit zu Schulden kommen laſſen, wenn er frohlockend referirte, daß die franzöſiſche Preſſe bei dieſer Gelegenheit keine ſonderliche Sympathie für Iſrael an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete ſich wohlweislich, den Grund dieſer Erſcheinung aufzudecken, der ganz einfach darin beſteht, daß der Präſident des Miniſter-Conſeils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den franzöſiſchen Conſul von Damascus, Partei genommen und den Redacteuren aller Blätter, die jetzt unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, in dieſer Angelegenheit ſeine Anſicht kundgegeben. Es ſind gewiß viele honnette und ſehr honnette Leute unter dieſen Journaliſten, aber ſie gehorchen jetzt mit militairiſcher Disciplin dem Commando jenes Generaliſſimus der öffentlichen Meinung, in deſſen Vorcabinet ſie ſich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du Jour zuſammen befinden und gewiß ohne Lachen ſich einander nicht anſehen können; franzöſiſche Haruspices können ihre Lachmuskeln nicht ſo gut beherrſchen, wie die römiſchen, von denen Cicero ſpricht. In ſeinen Morgenaudienzen verſichert Herr Thiers mit der Miene der höchſten Ueberzeugung, es ſei eine ausgemachte Sache, daß die Juden Chriſtenblut am Paſchafeſte ſöffen, chacun à son goût, alle Zeugenausſagen hätten beſtätigt, daß der Rabbiner von Damascus den Pater Thomas abgeſchlachtet und ſein Blut getrunken, — das Fleiſch ſei wahrſcheinlich von geringern Synagogenbeamten verſchmauſt worden; — da ſähen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiöſen Fanatismus, der noch im Oriente herrſchend ſei, während die Juden des Occidentes viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen ſich durch Vorurtheilsloſigkeit und einen gebildeten Geſchmack auszeichne, z. B. Herr von Rothſchild, der zwar nicht zur chriſtlichen Kirche aber deſto eifriger zur chriſtlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Chriſtenheit, den Liebling Talleyrands, ehemaligen Biſchofs von Autun, in Dienſt genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Aerger ſeiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn ſie dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muß, oder wenn ſie gar ſieht, wie derſelbe mit ihren ärgſten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-Jeſuiten, der als das thätigſte Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt iſt. Dieſer Anführer der ſogenannten Neokatholiken dirigirt die Zeloten-Zeitung „l'Univers“, ein Blatt, welches mit eben ſoviel Geiſt wie Perſidie geſchrieben wird; auch der Graf beſitzt Geiſt und Talent, iſt jedoch ein ſeltſames Zwitterweſen von adeligem Hochmuth und romantiſcher Bigotterie, und dieſe Miſchung offenbart ſich am naivſten in ſeiner Legende von der heiligen Eliſabeth, einer ungariſchen Prinzeſſin, die er en parenthèse für ſeine Couſine erklärt, und die von ſo ſchrecklich chriſtlicher Demuth geweſen ſein ſoll, daß ſie mit ihrer frommen Zunge den räudigſten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja daß ſie vor lauter Frömmigkeit ſogar ihren eignen Urin ſoff.

Nach dieſen Andeutungen begreift man jetzt ſehr leicht die illiberale Sprache jener Oppoſitionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Zeter geſchrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus, und über den Elenden, der als franzöſiſcher Conſul dort den Namen Frankreichs ſchändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Fould auch in der Deputirtenkammer das Betragen des franzöſiſchen Conſuls von Damascus zur Sprache gebracht. Ich muß alſo zunächſt den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngſten Berichte gegen jenen Deputirten entſchlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geiſt, an den Verſtandeskräften des Herrn Fould; auch ich halte ihn für eine der größten Capacitäten der franzöſiſchen Kammer; aber ich zweifelte an ſeinem Gemüthe. Wie gern laſſe ich mich beſchämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und ſie durch die That meinen Beſchuldigungen widerſprechen. Die Interpellation des Herrn Fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur ſehr wenige Blätter haben von ſeiner Rede Auszüge gegeben; die miniſteriellen Blätter haben auch dieſe unterdrückt und die Thiers'ſchen Entgegnungen deſto ausführlicher mitgetheilt. Im Moniteur habe ich ſie ganz geleſen. Der Ausdruck: „la religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir“, mußte einen Deutſchen ſehr frappiren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meiſterſtück von Perfidie:

durch Ausweichen, durch Verſchweigen deſſen, was er wiſſe, durch ſcheinbar ängſtliche Zurückhaltung, wußte er ſeine Gegner aufs köſtlichſte zu verdächtigen. Hörte man ihn reden, ſo konnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden ſei Kapuzinerfleiſch. — Aber nein, großer Geſchichtſchreiber und ſehr kleiner Theolog, im Morgenland eben ſo wenig wie im Abendland erlaubt das alte Teſtament ſeinen Bekennern ſolche ſchmutzige Atzung, der Abſcheu der Juden vor jedem Blutgenuß iſt ihnen ganz eigenthümlich, er ſpricht ſich aus in den erſten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgeſetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanſchauung vom Reinen und Unreinen, in dieſer tiefſinnig cosmogoniſchen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichſam eine phyſiſche Ethik bildet und von Paulus, der ſie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Nein, die Nachkömmlinge Iſraels, des reinen auserleſenen Prieſtervolks, ſie eſſen kein Schweinefleiſch, auch keine alte Franziscaner, ſie trinken kein Blut, eben ſo wenig wie ſie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Eliſabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was ſich bei jener Damascener Blutfrage am betrübſamſten herausſtellte, iſt die Unkenntniß der morgenländiſchen Zuſtände, die wir bei dem jetzigen Präſidenten des Conſeils bemerken, eine brillante Unwiſſenheit, die ihn einſt zu den bedenklichſten Mißgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine ſyriſche Blutfrage, ſondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnißvolle Frage, welche wir die orientaliſche nennen, eine Löſung oder Anſtalten zur Löſung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers iſt gewöhnlich richtig, aber ſeine Prämiſſen ſind oft ganz falſch, ganz aus der Luft gegriffen, Phantasmen, ausgeheckt im fanatiſchen Sonnenbrand der Klöſter des Libanons und ähnlicher Spelunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm ſeine Emiſſaire, und dieſe berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römiſch-katholiſchen Chriſten im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miſerablen Lateiner wahrhaftig keinen türkiſchen Hund aus ſeinem fataliſtiſchen Ofenloch locken würde. Herr Thiers meint, daß Frankreich, der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einſt durch ſie die Oberhand im Orient gewinnen könne. Da ſind die Engländer viel beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daß dieſe armſeligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civiliſation mehre Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel verſunkener ſind, als ihre Herren, die Türken, und daß vielmehr die Bekenner des griechiſchen Symbols beim Sturz des osmanniſchen Reiches, und noch vorher, den Ausſchlag geben könnten. Das Oberhaupt dieſer griechiſchen Chriſten iſt nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konſtantinopel führt, und deſſen Vorgänger dort ſchmachvoll zwiſchen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt iſt der allmächtige Czar von Rußland, der Kaiſer und Papſt aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechiſchen Glaubens; — er iſt ihr geharniſchter Meſſias, der ſie befreien ſoll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einſt ſein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moſchee von Byzanz — ja, das iſt ihr politiſcher, wie ihr religiöſer Glaube, und ſie träumen eine ruſſiſch-griechiſch-orthodoxe Weltherrſchaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Aſien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und was das Schrecklichſte iſt, dieſer Traum iſt keine Seifenblaſe, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die verſteinernd uns angrinſt, wie das Haupt der Meduſa!

Die Worte Napoleons auf Sanct-Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikaniſche Republik oder eine ruſſiſche Univerſalmonarchie ſein werde, ſind eine ſehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Ausſicht! Günſtigen Falls als Republikaner vor monotoner Langeweile ſterben! Arme Enkel!

Ich habe eben erwähnt, wie die Engländer viel beſſer als die Franzoſen über alle orientaliſchen Zuſtände unterrichtet ſind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von britiſchen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kameel, das durch die Wüſte zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel Zechinen Mehemet Ali in der Taſche, wie viel Gedärme dieſer Vicekönig von Aegypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Bureaux von Downingſtreet. Hier glaubt man nicht den Mirakelhiſtörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatſachen und Zahlen. Aber nicht blos im Orient, auch im Occident hat England ſeine zuverläſſigſten Agenten, und hier begegnen wir nicht ſelten Leuten, die mit ihrer geheimen Miſſion auch die Correſpondenz für Londoner ariſtokratiſche oder miniſterielle Blätter verbinden; letztere ſind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der

Schweigſamkeit der Briten erfährt das Publicum ſelten das Gewerbe jener geheimen Berichterſtatter, die ſelbſt den höchſten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Miniſter der äußern Angelegenheiten kennt ſie, und überliefert dieſe Kenntniß ſeinem Nachfolger. Der Banquier im Ausland, der einem engliſchen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie ſeinen Namen, er erhält nur die Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Perſon auszuzahlen, die ſich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer ſteht, legitimiren werde.

Spätere Notiz. (Mai 1854).

Der vorſtehende Bericht iſt von der Redaction der Allgemeinen Zeitung nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus dieſem Berichte hervorgeht, wie unverdient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputirten Benoit Fould ausſprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht in den Sinn, die perſönliche Erſcheinung des erwähnten Deputirten zu verunglimpfen, und zu dieſem Behufe ein Spottwort des Nationals zu citiren. Schwärmeriſche Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann beſäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn ſchwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schluſſe eines Artikels in der Allgemeinen Zeitung, der meine Chiffer trage und alſo meiner Autorſchaft zugeſchrieben werden müſſe, hätten ſie eine boshafte Citation aus dem National geleſen, welche den Generaladvocaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, »daß letzterer der einzige geweſen, der dem Generaladvocaten in der Kammer die Hand gereicht habe und daß er ſelber wie der Discours eines accusateur public ausſähe!« Wahrlich, einen ſehr ſchwächlichen Begriff von meinem Geiſte und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daß ich einen Angriff auf einen Mann wie B. Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des Nationals entlehnen müßte! Eine ſolche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfaſſer der Reiſebilder! Nein, jene Citation, jene Miſère, floß nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der ſchrecklichen Perſon eines Generaladvocaten, deſſen diſcretionaire Befugniſſe ſelbſt die des Miniſters übertrafen, etwas zu ſchaffen haben; es giebt Perſonen, die man gar nicht erwähnen muß, wenn man nicht ſpeciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingeſperrtwerden ſchmachtet. Ich ſage dieſes jetzt, wo eine ſolche Erklärung von meinen muthigen und kampfluſtigen Commilitonen nicht mißdeutet werden kann. Zur Zeit wo der Artikel mit der läppiſchen Citation aus dem National erſchien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu ſtellen, der anonym erſchienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, ſondern die Redaction meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um adminiſtrativen Bedürfniſſen zu begegnen, um z. B. die Comptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfaſſers sub rosa zuzuflüſtern. Da nur die Redaction und nicht der eigentliche Verfaſſer für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaction gezwungen iſt, das Journal ſowohl der tauſendköpfigen Leſerwelt, als auch manchen ganz kopfloſen Behörden gegenüber, zu vertreten; da ſie mit unzähligen Hinderniſſen, materiellen und moraliſchen, täglich zu kämpfen hat: ſo muß ihr wohl die Erlaubniß anheim geſtellt werden, jeden Artikel, den ſie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfniſſen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausſcheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Geſinnung und der noch beſſere Stil des Verfaſſers ſehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller muß der Sache wegen, die er verſicht, der rohen Nothwendigkeit, manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es giebt obſcure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einflußloſes Publicum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffeehauſe vor den reſpectiven

Stammgäſten ſchwadronirten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttauſend Leſern in allen Landen belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſen Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die Allgemeine Zeitung zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſt geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders, der die Redaction der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: liege ich denn etwa auf Roſen? Dieſer wackere Kämpe der deutſchen Preſſe, der ſchon als Jüngling für ſeine liberalen Ueberzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wiſſen, dem beſten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politiſche Heil ſeiner Mitbürger ſo viel gethan, viel mehr gethan, als Tauſende von bramarbaſirenden Maulhelden — er ward von dieſen als ſervil verſchrien, und die »Augsburger Hure« war der Schmähname, womit der Pöbel der Radicalen die Allgemeine Zeitung immer titulirte. —

Doch ich gerathe hier in eine Strömung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländiſcher Rückſichten wegen ertrug, wenn ich für die Allgemeine Zeitung ſchrieb. In dieſer Beziehung begegnete ich mancher Mißdeutung, ſelbſt in Sphären, wo Intelligenz zu herrſchen pflegte. Eine ſolche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem National, die man mir fälſchlich zuſchrieb. Da ich nicht gern unſchuldig leide, ſo gerieth ich am Ende auf den unſeligen Gedanken, das Majeſtätsverbrechen, deſſen man mich beſchuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes mußte der Deputirte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten. Da ich jedes

Unrecht am Ende ſelbſt eingeſtehe, ſo will ich zu meiner eigenen Beſchämung hier erwähnen, daß der Mann, dem ich jede Capacität abſprach, ſich bald darauf als ein Staatsmann von höchſter Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

XII.

Paris, 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardirt in dieſem Augenblick die armen Pariſer mit Briefen, um zu jedem Preis das Publicum an ſeine verſchollene Perſon zu erinnern. Es liegt in dieſem Augenblick ein Circular vor mir, das er an alle Zeitungsredactoren ſchickt, und das keiner drucken will aus Pietät für den geſunden Menſchenverſtand und Spontini's alten Namen. Das Lächerliche grenzt hier ans Sublime. Dieſe peinliche Schwäche, die ſich im barockeſten Stil ausſpricht oder vielmehr ausärgert, iſt eben ſo merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforſcher. Erſterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflodert, je mehr die edlern Geiſteskräfte darin erlöſchen; der andere aber, der Sprachforſcher, ſieht, welch ein ergötzlicher Jargen entſteht, wenn ein ſtarrer Italiener, der in Frankreich nothdürftig etwas Franzöſiſch gelernt hat, dieſes ſogenannte Italiener-Franzöſiſch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbildete, ſo daß das alte Kauderwälſch mit ſarmatiſchen Barbarismen gar wunderlich geſpickt ward. Das Circular iſt vom Februar datirt, ward aber neuerdings wieder hergeſchickt, weil Signor Spontini hört, daß man hier ſein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches nichts als eine Falle ſei — eine Falle, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen ſeine Feinde pathetiſch declamirt hat, ſetzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piége que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un inférieux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, sous la garantie du Ministère de l'Intérieur, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue) pour assister aux répétitions et contribuer au succès de la Vestale, puisque c'est d'elle qu'il s'agit. Das iſt noch die einzige Stelle in dieſen Spontiniſchen Sümpfen, wo feſter Boden; die Pfiffigkeit ſtreckt hier ihre länglichten Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlaſſen, wo er es nicht mehr aushalten kann, ſeitdem die Meyerbeer'ſchen Opern dort gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Perſonen von Einfluß, um ſeine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meiſten Leute hier ihn für längſt verſtorben hielten, ſo erſchraken ſie nicht wenig ob ſeiner plötzlichen geiſterhaften Erſcheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieſer todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Hr. Duponchel, der Director der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor ſich und rief mit Entſetzen: „Dieſe intriguante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intriguen der Lebenden zu erdulden!“ Und doch hatte Hr. Moritz Schleſinger, Verleger der Meyerbeer'ſchen Opern — denn durch dieſe gute, ehrliche Seele ließ der Ritter ſeinen Beſuch bei Hrn. Duponchel voraus ankündigen — alle ſeine glaubwürdige Beredtſamkeit aufgeboten, um ſeinen Empfohlenen im beſten Lichte darzuſtellen. In der Wahl dieſer empfehlenden Mittelsperſon bekundete Herr Spontini ſeinen ganzen Scharfſinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Jemand raiſonnirte, ſo geſchah es gewöhnlich bei deſſen intimſten Freunden. Den franzöſiſchen Schriftſtellern erzählte er, daß er in Berlin einen deutſchen Schriftſteller feſtſetzen laſſen, der gegen ihn geſchrieben. Bei den franzöſiſchen Sängerinnen beklagte er ſich über deutſche Sängerinnen, die ſich nicht bei der Berliner Oper engagiren wollten, wenn man ihnen nicht contractlich zugeſtand, daß ſie in keiner Spontiniſchen Oper zu ſingen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Haß ſeiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe laſſe. Dieſer Tage ſchrieb er an die Redaction der France musicale: ſeine Feinde begnügten ſich nicht, daß ſie ihn über den Rhein getrieben, über die Weſer, über die Elbe; ſie möchten ihn noch weiter verjagen, über die Weichſel, über den Niemen! Er findet große Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Schickſal und dem Napoleon'ſchen. Er dünkt ſich ein Genie, wogegen ſich alle muſikaliſchen Mächte verſchworen. Berlin iſt ſein Sanct Helena und Rellſtab ſein Hudſon Lowe. Jetzt aber müſſe man ſeine Gebeine nach Paris zurückkommen laſſen und im Invalidenhauſe der Tonkunſt, in der Académie royale de Musique, feierlich beiſetzen. —

Das Alpha und Omega aller Spontiniſchen Beklagniſſe iſt Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre ſeines Beſuches ſchenkte, war er unerſchöpflich an Geſchichten, die geſchwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatſache nicht abläugnen, daß der König von Preußen unſern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und darauf bedacht iſt, denſelben mit hohen Aemtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieſer königlichen Huld die ſchnödeſten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er ſelbſt ſeine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefſten Ueberzeugung verſicherte er mir: als er einſt bei Sr. Majeſtät dem König geſpeiſt, habe Allerhöchſt derſelbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit geſtanden, daß er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin feſſeln wolle, damit dieſer Millionair ſein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Muſik, die Sucht, als Operncomponiſt zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes ſei, ſuche er, der König, dieſe ſchwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu ködern. — Es iſt traurig, ſoll der König hinzugeſetzt haben, daß ein vaterländiſches Talent, das ein ſo großes, faſt geniales Vermögen beſitzt, in Italien und Paris ſeine guten preußiſchen harten Thaler vergeuden mußte, um als Componiſt gefeiert zu werden — „was man für Geld haben kann, iſt auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unſern Treibhäuſern wachſen Lorbeerbäume für den Narren, der ſie bezahlen will, auch unſre Journaliſten ſind geiſtreich und lieben ein gutes Frühſtück oder gar ein gutes Mittageſſen, auch unſre Eckenſteher und ſaure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatſchen eben ſo derbe Hände wie die Pariſer Claque — ja wenn unſre Tagediebe, ſtatt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhauſe zubrächten, um die Hugenotten zu applaudiren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Claſſen müſſen ſittlich und äſthetiſch gehoben werden, und die Hauptſache iſt, daß Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptſtadt. —“ Solcherweiſe, verſicherte

Spontini, habe ſich Se. Majeſtät geäußert, um ſich gleichſam zu entſchuldigen, daß er ihn, den Verfaſſer der Veſtalin, dem Meyerbeer ſacrificire. Als ich bemerkte, daß es im Grunde ſehr löblich ſei, wenn ein Fürſt ein ſolches Opfer bringe, um den Wohlſtand ſeiner Hauptſtadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: O, Sie irren ſich, der König von Preußen protegirt die ſchlechte Muſik nicht aus ſtaatsökonomiſchen Gründen, ſondern vielmehr weil er die Tonkunſt haßt, und wohl weiß, daß ſie zu Grunde gehen muß durch Beiſpiel und Leitung eines Mannes, der ohne Sinn für Wahrheit und Adel nur der rohen Menge ſchmeicheln will.

Ich konnte nicht umhin, dem hämiſchen Italiener offen zu geſtehen, daß es nicht klug von ihm ſei, dem Nebenbuhler alles Verdienſt abzuſprechen. — Nebenbuhler! rief der Wüthende, und wechſelte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber ſich faſſend, frug er mit höhniſchem Zähnefletſchen: Wiſſen Sie ganz gewiß, daß Meyerbeer wirklich der Componiſt der Muſik iſt, die unter ſeinem Namen aufgeführt wird? Ich ſtutzte nicht wenig ob dieſer Tollhausfrage, und mit Erſtaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Muſikern ihre Compoſitionen abgekauft, und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen ſeien, weil der Quark, den man ihm geliefert, gar zu miſerabel war. Später habe er von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas beſſeres erſtanden, welches er dem Crociato einverleibte. Er beſitze auch Weber's hinterlaſſene Manuſcripte, die er der Wittwe abgeſchwatzt, und woraus er gewiß ſpäter ſchöpfen werde. Robert le Diable und die Hugenotten ſeien größtentheils die Production eines Franzoſen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyerbeer's Namen ſeine Opern zur Aufführung bringe, um nicht ſein Amt eines Chef de Bureau an der Poſt einzubüßen, da ſeine Vorgeſetzten gewiß ſeinem adminiſtrativen Eifer mißtrauen würden, wenn ſie wüßten, daß er ein träumeriſcher Componiſt; die Philiſter halten praktiſche Functionen für unvereinbar mit artiſtiſcher Begabniß, und der Poſtbeamte Gouin iſt klug genug, ſeine Autorſchaft zu verſchweigen und allen Weltruhm ſeinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlaſſen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Intereſſen ſich eben ſo innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund

Gouin liegt das Schickſal ſeiner Geiſteskinder beſtändig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert le Diable und den Hugenotten nehmen ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beſtändig mit dem Operndirector, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef de Claque, den Journaliſten; er läuft mit ſeinen Thranſtiefeln ohne Lederſtrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredactionen, um irgend ein Reclam zu Gunſten der ſogenannten Meyerbeer'ſchen Opern anzubringen, und ſeine Unermüdlichkeit ſoll Jeden in Erſtaunen ſetzen.

Als mir Spontini dieſe Hypotheſe mittheilte, geſtand ich, daß ſie nicht aller Wahrſcheinlichkeit ermangle, und daß, obgleich das vierſchrötige Aeußere, das ziegelrothe Geſicht, die kurze Stirn, das ſchmierig ſchwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochſenzüchter oder Viehmäſter, als an einen Tonkünſtler erinnere, dennoch in ſeinem Benehmen manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'ſchen Opern zu ſein. Es paſſirt ihm manchmal, daß er Robert le Diable oder die Hugenotten »unſere Oper« nennt. Es entſchlüpfen ihm

Redensarten wie: „wir haben heute eine Repetition“ — „wir müſſen eine Arie abkürzen“. Auch iſt es ſonderbar, bei keiner Vorſtellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudirt, vergißt er ſich ganz, und verbeugt ſich nach allen Seiten, als wolle er dem Publico danken. Ich geſtand dieſes alles dem grimmigen Italiener, aber dennoch fügte ich hinzu, trotzdem daß ich mit eigenen Augen dergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'ſchen Opern; ich kann nicht glauben, daß Herr Gouin die Hugenotten und Robert le Diable geſchrieben habe; iſt es aber doch der Fall, ſo muß gewiß die Künſtlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffentlich die Autorſchaft jener Opern für ſich vindiciren.

Nein, erwiederte der Italiener mit einem unheimlichen Blick, der ſtechend wie ein blankes Stilet, dieſer Gouin kennt zu gut ſeinen Meyerbeer, als daß er nicht wüßte, welche Mittel ſeinem ſchrecklichen Freunde zu Gebote ſtehen, um jemand zu beſeitigen, der ihm gefährlich iſt. Er wäre capabel, unter dem Vorwande, ſein armer Gouin ſei verrückt geworden, denſelben auf ewig in Charenton einſperren zu laſſen, und der arme Schelm dürfte noch froh ſein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege ſtehen, müſſen weichen. Wo iſt Weber? wo Bellini? Hum! Hum!

Dieſes hum! hum! war trotz aller unverſchämten Bosheit ſo drollig, daß ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie Maeſtro, Sie ſind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelsſohn, oder Roſſini, oder Halevy. — Hum! Hum! war die Antwort, Hum! Hum! Halevy genirt ſeinen Confrater nicht, und dieſer würde ihn ſogar dafür bezahlen, daß er nur exiſtire, als ungefährlicher Scheinrival, und von Roſſini weiß er, durch ſeine Späher, daß derſelbe keine Note mehr componirt — auch hat Roſſini's Magen ſchon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeer's Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber gottlob! nur unſere Leiber können getödtet werden, nicht unſere Geiſteswerke; dieſe werden in ewiger Friſche fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Muſik auch ſeine Unſterblichkeit ein Ende nimmt, und ſeine Opern ihm folgen ins ſtumme Reich der Vergeſſenheit!

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Geringſchätzung der welſche Neidhardt von dem großen hochgefeierten Meiſter ſprach, welcher der Stolz Deutſchlands und die Wonne des Morgenlandes iſt, und gewiß als der wahre Schöpfer von Robert le Diable und den Hugenotten betrachtet und bewundert werden muß! Nein, ſo etwas Herrliches hat kein Gouin componirt! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufſteigen in Betreff der Unſterblichkeit dieſer Meiſterwerke nach dem Ableben des Meiſters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als ſei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den boshaften Italiener zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er erſehen konnte, wie weitſichtig Meyerbeer für das Gedeihen ſeiner Geiſteskinder bis über das Grab hinaus geſorgt hat. Dieſe Fürſorge, ſagte ich, iſt ein pſychologiſcher Beweis, daß nicht Herr Gouin, ſondern der große Giacomo der wirkliche Vater ſei. Derſelbe hat nämlich in ſeinem Teſtament zu Gunſten ſeiner muſikaliſchen Geiſteskinder gleichſam ein Fideicommis geſtiftet, indem er jedem ein Capital vermachte, deſſen Zinſen dazu beſtimmt ſind, die Zukunft der armen Waiſen zu ſichern, ſo daß auch nach dem Hinſcheiden des Herrn Vaters die gehörige Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Flitterſtaat, Claque, Zeitungslob u. ſ. w., beſtritten werden können. Selbſt für das noch ungeborne Prophetchen ſoll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preuß. Court. ausgeſetzt haben. Wahrlich, noch nie iſt ein Prophet mit einem ſo großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannsſohn von Bethlehem und der Kameeltreiber von Mekka waren nicht ſo begütert. Robert le Diable und die Hugenotten ſollen minder reichlich dotirt ſein; ſie können vielleicht auch einige Zeit vom eigenen Fette zehren, ſo lange für Decorationspracht und üppige Balletbeine geſorgt iſt; ſpäter werden ſie Zulage bedürfen. Für den Crociato dürfte die Dotation nicht ſo glänzend ausfallen; mit Recht zeigt ſich hier der Vater ein Bischen knickerig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einſt in Italien zu viel gekoſtet; er ſei ein Verſchwender. Deſto großmüthiger bedenkt Meyerbeer ſeine unglückliche, durchgefallene Tochter Emma de Rosburgo; ſie ſoll jährlich in der Preſſe wieder aufgeboten werden, ſie ſoll eine neue Ausſtattung bekommen, und erſcheint in einer Prachtausgabe von Satin-Velin; für verkrüppelte Wechſelbälge ſchlägt immer am treueſten das liebende Herz der Eltern. Solcherweiſe ſind alle Meyerbeer'ſchen Geiſteskinder gut verſorgt, ihre Zukunft iſt veraſſecurirt für alle Zeiten. —

Der Haß verblendet ſelbſt die Klügſten, und es iſt kein Wunder, daß ein leidenſchaftlicher Narr wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: O! er iſt alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!

Ich ſchließe hier, da ich ohnehin heute ſehr tragiſch geſtimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geiſt ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünſtler — denn die Benennung Schuſter iſt zu gering für einen Sakoski. Alle marchands bottiers und fabricants de chaussures von Paris folgten ſeiner Leiche. Er ward acht und achtzig Jahre alt, und ſtarb an einer Indigeſtion. Er lebte weiſe und glücklich. Wenig bekümmerte er ſich um die Köpfe, aber deſto mehr um die Füße ſeiner Zeitgenoſſen. Möge die Erde dich eben ſo wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

XIII.

Paris, 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigſtens vor den Deputirten und Fortepianoſpielern, den zwei ſchrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr ſo viel erdulden müſſen. Das Palais Bourbon und die Salons der H. H. Erard und Herz ſind mit dreifachen Schlöſſern verriegelt. Gottlob, die politiſchen und muſikaliſchen Virtuoſen ſchweigen! Die Paar Greiſe, die im Luxembourg ſitzen, murmeln immer leiſer, oder nicken ſchlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beſchlüſſen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Miniſterium auslegte; aber ſie meinten es nicht ſo ernſthaft. Herr Thiers hat nichts weniger als einen bedeutenden Widerſpruch von Seiten der

Pairskammer zu erwarten. Auf dieſe kann er noch ſicherer zählen, als auf ſeine Schildhalter in der Deputirtenkammer, obgleich er auch letztere mit gar ſtarken Banden und Bändchen, mit rhetoriſchen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten, an ſeine Perſon gefeſſelt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächſten Winter hervorbrechen, nämlich wenn Herr Guizot, der ſeinen Geſandtſchaftsposten aufgeben wird, von London zurückkehrt und ſeine Oppoſition gegen Herrn Thiers aufs neue eröffnet. Dieſe beiden Nebenbuhler haben ſchon frühe begriffen, daß ſie zwar einen kurzen Waffenſtillſtand ſchließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende deſſelben findet vielleicht auch das ganze parlamentariſche Gouvernement in Frankreich ſeinen Abſchluß.

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Coalition Theil nahm. Er hat ſpäter ſelber eingeſtanden, daß es ein Fehler geweſen, und gewiſſermaßen um ſich zu rehabilitiren, ging er nach London: er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in ſeiner Stellung als Oppoſitionsmann eingebüßt hatte, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daß am Ende, bei der Wahl eines Conſeilpräſidenten in Frankreich, wieder der fremdländiſche Einfluß obſiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimiſche Sympathien, deren Herr Thiers allmählig verluſtig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zuflöſſen. Böſe Zungen verſichern mir, die Doctrinaire bildeten ſich ein, man liebe ſie ſchon jetzt. So weit geht die Selbſtverblendung ſelbſt bei den geſcheiteſten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir ſind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unſrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem ſchweren, trüben Guizot nie unſre Anerkenntniß verſagt; es iſt etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in dieſem Manne, und ich glaube, die Intereſſen der Menſchheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon iſt in dieſem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt niemand mehr an ſeine Aſche, und das iſt eben ſehr bedenklich. Denn die Begeiſterung, die durch das beſtändige Geträtſche am Ende in eine ſehr beſcheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiſerliche Leichenzug anlangt, mit erneueten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporſprühenden Funken großen Schaden anſtiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte ſehr kühl begraben.

XIV.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hieſigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geſchichte Bürger's, des deutſchen Poeten, tragirt; da ſehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondſchein ſitzt und ſingt: hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das iſt wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unſerm heutigen Berichte voranſtellen, und zwar in nächſter Beziehung auf das franzöſiſche Miniſterium. — Aus der Ferne ſchreitet die Leiche des Rieſen von Sanct Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen ſich auch die Gräber hier in Paris und die unzufriedenen Gebeine der Julinshelden ſteigen hervor und wandern nach dem Baſtillenplatz, der furchtbaren

Stätte, wo die Geſpenſter von Anno 89 noch immer ſpuken . . . Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir ſind ſehr beängſtigt wegen der bevorſtehenden Juliustage, die dieſes Jahr ganz beſonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr kann ſich die Regierung ſolche Schreckenslaſt aufbürden. Die Aufregung wird dieſer Tage größer ſein, je wahlverwandter die Töne ſind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufſtandes, wo ſogenannte Elende bis zur gröbſten Beleidigung der Majeſtät ſich vergaßen.

Während im Weſten der Succeſſionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln ſich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöslichen Knäuel. Die Revolte in Syrien ſetzt das franzöſiſche Miniſterium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all ſeinem Einfluß die Macht des Paſcha von Aegypten unterſtützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Chriſten auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouiren; — denn dieſe Fahne iſt ja die franzöſiſche Tricolore; die Rebellen wollen ſich durch letztere als Angehörige Frankreichs bekunden, und ſie glauben, daß dieſes nur ſcheinbar den Mehemet Ali unterſtütze, im Geheimen aber die ſyriſchen Chriſten gegen die ägyptiſche Herrſchaft aufwiegle. In wie weit ſind ſie zu ſolcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholiſchen Partei, ohne Vorwiſſen der franzöſiſchen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Paſcha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe ſich jetzt nach Vertreibung der Aegyptier in Syrien ein chriſtliches Reich begründen? Dieſer eben ſo unzeitige, wie fromme Verſuch wird dort viel Unglück ſtiften. Mehemet Ali war über den Ausbruch der ſyriſchen Revolte ſo entrüſtet, daß er wie ein wildes Thier raſ'te und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Chriſten auf dem Berg Libanon. Nur die Vorſtellungen des öſterreichiſchen Generalconſuls konnten ihn von dieſem unmenſchlichen Vorhaben abbringen, und dieſem hochherzigen Manne verdanken viele Tauſende von Chriſten ihr Leben, während ihm der Paſcha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich ſeinen Namen vor ewiger Schande. Mehemet Ali iſt nicht unempfindlich für das Anſehen, das er bei der civiliſirten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete ſeinen Zorn ganz beſonders durch eine Schilderung der Antipathien, die er, durch die Ermordung der Maroniten, in ganz Europa auf ſich lüde, zum höchſten Schaden ſeiner Macht und ſeines Ruhmes.

Das alte Syſtem der Völkervertilgung wird ſolchermaßen, durch europäiſchen Einfluß, im Orient allmählich verdrängt. Auch die Exiſtenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grauſamkeiten der Tortur einem mildern Criminalverfahren weichen. Es iſt die Blutgeſchichte von Damascus, welche dieſes letztere Reſultat hervorbringen wird, und in dieſer Beziehung dürfte die Reiſe des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieſer berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertſten Männern Frankreichs gehört und den ich in dieſen Blättern bereits beſprach, hat ſchon ſeine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von ſeiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen dieſe Gefahren, die ihn vielleicht nur abſchrecken ſollten von ſeinem edlen Beginnen, eben ſo klein ſein wie die Leute, die ſie bereiten! In der That, dieſer Advocat der Juden plaidirt zugleich die Sache der ganzen Menſchheit. Um nichts geringeres handelt es ſich, als auch im Orient das europäiſche Verfahren beim Criminalproceß einzuführen. Der Proceß gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein öſterreichiſcher Unterthan inculpirt war und der öſterreichiſche Conſul gegen das Torquiren deſſelben einſchritt. Jetzt ſoll nun der Proceß aufs neue inſtruirt werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinſtrumente, die den Beklagten die unſinnigſten Ausſagen abmarterten und die Zeugen einſchüchterten. Der franzöſiſche Oberconſul in Alexandria ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, um dieſe erneuete Inſtruction des Proceſſes zu hintertreiben; denn das Betragen des franzöſiſchen Conſuls von Damascus könnte bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtark beleuchtet werden, und die Schande ſeines Repräſentanten dürfte das Anſehen Frankreichs in Syrien erſchüttern. Und Frankreich hat mit dieſem Lande weit ausgreifende Plane, die noch von den Kreuzzügen datiren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die ſpäter Napoleon ins Auge faßte, und woran ſelbſt Herr Thiers denkt. Die ſyriſchen Chriſten erwarten ihre Befreiung von den Franzoſen, und dieſe, ſo freigeiſtig ſie auch zu Hauſe ſein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholiſchen Glaubens im Orient und ſchmeicheln dort der Zeloſis der Mönche. So erklären wir es uns, weshalb nicht blos Herr Cochelet in Alexandria, ſondern ſogar unſer Conſeilpräſident, der Sohn der Revolution in Paris, den Conſul von Damascus in Schutz nehmen. — Es handelt ſich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwiſchen beiden keinen großen Unterſchied, und wie jener für unſern Haß, ſo dürften letztere für unſre Vorliebe zu gering ſein — aber es handelt ſich darum: die Abſchaffung der Tortur durch ein eclatantes Beiſpiel im Orient zu ſanctioniren. — Die Conſuln der europäiſchen Großmächte, namentlich Oeſterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Inſtruction des Proceſſes der Damascener Juden ohne Zulaſſung der Tortur beim Paſcha von Aegypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige

Schadenfreude gewähren, daß eben Herr Cochelet, der franzöſiſche Conſul, der Repräſentant der Revolution und ihres Sohnes, ſich jener erneuten Inſtruction widerſetzt und für die Tertur Partei nimmt.

XV.

Paris, 27. Juli 1840.

Hier überſtürzen ſich die Hiobspoſten; aber die letzte, die ſchlimmſte, die Convention zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen gegen den Paſcha von Aegypten, erregte weit mehr jauchzende Kampfluſt als Beſtürzung, ſowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der geſtrige Conſtitutionel, welcher ohne Umſchweife geſtand, daß Frankreich ganz ſchnöde getäuſcht und beleidigt ſei, beleidigt bis zur Vorausſetzung einer feigen Unterwürfigkeit — dieſe miniſterielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenſtoß, man glaubte den großen Zornſchrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalintereſſen bewirken jetzt einen Waffenſtillſtand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimiſten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, verſammeln ſich alle Franzoſen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem »perfiden Albion« iſt ihre gemeinſame Parole.

Wenn ich oben ſagte, daß die Kampfluſt auch bei der Regierung entloderte, ſo meine ich damit das hieſige Miniſterium und zumal unſern kecken Conſeilpräſidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Conſulats beſchrieben hat, und mit ſüdlich glühender Einbildungskraft ſeinen Helden auf ſo vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es iſt vielleicht ein Unglück, daß er nicht auch den ruſſiſchen Feldzug und die große Retirade im Geiſte mitmachte. Wäre Hr. Thiers in ſeinem Buche bis zu Waterloo gelangt, ſo hätte ſich vielleicht ſein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther als die kriegeriſchen Gelüſte des Premierminiſters, das iſt das unbegrenzte Vertrauen, das er in ſeine eigenen militairiſchen Talente ſetzt. Ja, es iſt eine Thatſache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: Hr. Thiers glaubt ſteif und feſt, daß nicht das parlamentariſche Scharmützeln, ſondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenſpiel, ſeine angeborne Vocation ſei. Wir haben es hier nicht mit der Unterſuchung zu thun, ob dieſe innere Stimme Wahrheit ſpricht oder blos der eiteln Selbſttäuſchung ſchmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, wie dieſer eingebildete Feldherrnberuf wenigſtens zur Folge hat, daß Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürſtenconvents nicht ſonderlich erſchrecken wird, daß es ihn heimlich freut, durch die äußerſte Nothwendigkeit gezwungen zu ſein, ſeine militairiſchen Talente der überraſchten Welt zu offenbaren, und daß gewiß ſchon in dieſem Augenblick die franzöſiſchen Admirale die beſtimmteſte Ordre erhalten haben, die ägyptiſche Flotte gegen jeden Ueberfall zu ſchützen.

Ich zweifle nicht an dem Reſultat dieſes Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängſt geſehen, und hege einen großen Reſpect vor der franzöſiſchen Marine. Letztere iſt bedeutender als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsſchiffen, die auf dem bekannten Etat ſtehen, und die Frankreich gleichſam officiell beſitzt, wurde ſeit 1814 eine faſt doppelt ſo große Anzahl im Arſenal von Toulon allmählig fertig gebaut, die in einer Friſt von ſechs Wochen ganz bemannbar ausgerüſtet werden kann. — Wird aber durch ein bombardirendes Zuſammentreffen der franzöſiſchen und engliſchen Flotten im mittelländiſchen Meere der Frieden von Europa geſtört werden, und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Continents werden ſich noch lange beſinnen, ehe ſie ſich wieder mit Frankreich in ein Todesſpiel einlaſſen. Und was John Bull betrifft, ſo weiß dieſer dicke Mann ſehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, ſelbſt wenn letzteres ganz iſolirt zu ſtehen käme, ſeinem Säckel koſten würde; mit einem Wort: das engliſche Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskoſten bewilligen; und das iſt die Hauptſache. Entſtünde aber dennoch ein Krieg zwiſchen den beiden Völkern, ſo wäre das, mythologiſch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Collegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Abſicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu ſchicken und durch den General-Feldmarſchall Thiers beſiegen zu laſſen!

XVI.

Paris, 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewieſen, daß er ein ehrlicher Mann iſt; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchſchauen, noch durch Gegenliſt zu vereiteln gewußt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand ſtreitig machen. Beruhige dich, puritaniſcher Stutzkopf, die treuloſen »Cavaliere« haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine ſtolzeſten Selbſtgefühle; das Bewußtſein, daß du noch immer du ſelbſt biſt. Als Chriſt und Doctrinair wirſt du dein Mißgeſchick geduldig ertragen, und ſeit wir herzlich über dich lachen können, öffnet ſich dir auch unſer Herz. Du biſt wieder unſer alter lieber Schulmeiſter, und wir freuen uns, daß der weltliche Glanz dir deine fromme, magiſterliche Naivetät nicht geraubt hat, daß du gefoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben biſt! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Geſandtſchaftspoſten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Ränke des perfiden Albions zeitig genug auszuſpioniren weiß, oder ein ganz unwiſſenſchaftlicher, derber Burſche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritanniſche Regierungsform, keine höflichen speeches in engliſcher Sprache zu machen verſteht, aber auf franzöſiſch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzoſen, den erſten beſten Grenadier der alten Garde als Geſandten nach London zu ſchicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationsſecretair mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich ſo ausgezeichnete Köpfe? Worin beſteht ihre Superiorität in dieſem Felde? Ich glaube, ſie beſteht darin, daß ſie erzproſaiſche Geſchöpfe ſind, daß keine poetiſchen Illuſionen ſie irre leiten, daß keine glühende Schwärmerei ſie blendet, daß ſie die Dinge immer in ihrem nüchternſten Lichte ſehen, den nackten Thatbeſtand feſt ins Auge faſſen, die Bedingniſſe der Zeit und des Ortes genau berechnen und in dieſem Calcul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelſchlag großmüthiger Gedanken geſtört werden. Ja, ihre Superiorität beſteht darin, daß ſie keine Einbildungskraft beſitzen. Dieſer Mangel iſt die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realiſtiſchen Unternehmungen, in der Induſtrie, im Maſchinenbau u. ſ. w. Sie haben keine Phantaſie; das iſt das ganze Geheimniß. Ihre Dichter ſind nur glänzende Ausnahmen; deshalb gerathen ſie auch in Oppoſition mit ihrem Volke, dem kurznaſigen, halbſtirnigen und hinterkopfloſen Volke, dem auserwählten Volke der Proſa, das in Indien und Italien eben ſo proſaiſch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedleſtreet. Der Duft der Lotusblume berauſcht ſie eben ſo wenig, wie die Flamme des Veſuvs ſie erwärmt. Bis an den Rand des letztern ſchleppen ſie ihre Theekeſſel, und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; das iſt wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte ſie dort gefallen, ſo würde ich anfangen, an der Poeſie ihrer Füße zu zweifeln. Sie ſelber, die Söhne Albions, ſind die ſchrecklichſten aller Tänzer, und Strauß verſichert, es gebe keinen einzigen unter ihnen, welcher Tact halten könne. Auch iſt er in der Grafſchaft Middleſex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen ſah. Dieſe Menſchen haben kein Ohr, weder für Tact noch für Muſik überhaupt, und ihre unnatürliche Paſſion für Clavierſpielen und Singen iſt um ſo widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts ſo Schreckliches wie die engliſche Tonkunſt, es ſei denn die engliſche Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbenſinn, und manchmal ſteigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchſinn ebenfalls ſtumpf und verſchnupft ſei; es iſt ſehr leicht möglich, daß ſie Roßäpfel und Apfelſinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterſcheiden können.

Aber haben ſie Muth? Dies iſt jetzt das Wichtigſte. Sind die Engländer ſo muthig, wie man ſie auf dem Continent beſtändig ſchilderte? Die vielgerühmte Großmuth der Mylords exiſtirt nur noch auf unſerm Theater, und es iſt leicht möglich, daß der Aberglaube von der kaltblütigen Courage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verſchwindet. Ein ſonder-

9*

barer Zweifel ergreift uns, wenn wir ſehen, wie ein Paar Huſaren hinreichend ſind, ein tobendes Meeting von 100,000 Engländern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, ſo ſind doch die Maſſen erſchlafft durch die Gewöhnungen und Comforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; ſeit ſo langer Zeit blieben ſie im Inlande vom Krieg verſchont, und was den Krieg betrifft, den ſie im Auslande zu beſtehen hatten, ſo führten ſie ihn nicht eigenhändig, ſondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf ſich ſchießen zu laſſen, um Nationalintereſſen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch dieſen allzulangen Friedenszuſtand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politiſche Verderbniß, die eine Folge der Repräſentativverfaſſung, durch das entnervende Fabrikweſen, durch den ausgebildeten Handelsgeiſt, durch die religiöſe Heuchelei, durch den Pietismus, dieſes ſchlimmſte Opium, ſind die Engländer als Nation ſo unkriegeriſch geworden, wie die Chineſen, und ehe ſie dieſe letztern überwinden, ſind vielleicht die Franzoſen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttauſend Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleons ſchwebten die Engländer beſtändig in einer ſolchen Gefahr, und das Land ward nicht geſchützt durch ſeine Bewohner, ſondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine beſeſſen, wie es ſie jetzt beſitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfſchiffe ſchon ſo furchtbar auszubeuten gewußt, wie heutzutage, ſo wäre Napoleon ſicher an der engliſchen Küſte gelandet, wie einſt Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerſtand gefunden haben: denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normanniſchen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geſchützt und die engliſche Freiheit mit der franzöſiſchen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich ſie ausgeſprochen, ſtiegen die vorſtehenden Gedanken geſtern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Juliushelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmaſſe, die ernſt und ſtolz dieſer Todtenfeier beiwohnte. Ein imposantes Schauſpiel, und in dieſem Augenblick ſehr bedeutungsvoll. Fürchten ſich die Franzoſen vor den neuen Alliirten? Wenigſtens in den drei Juliustagen ſpüren ſie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann ſogar verſichern, daß etwa hundert und fünfzig Deputirte, die noch in Paris ſind, ſich aufs beſtimmteſte für den Krieg ausgeſprochen haben, im Fall die beleidigte Nationalehre dieſes Opfer verlange. Was aber das Wichtigſte: Ludwig Philipp ſcheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet geſagt und für den Fall der Noth den durchgreiſendſten Entſchluß gefaßt zu haben. — Wenigſtens ſagt er es, und Herr Thiers verſichert, daß er den aufbrauſenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe beſänftige. Oder iſt ſolche Kriegsluſt nur eine Kriegsliſt des göttlichen Dulders Odyſſeus?

XVII.

Paris, 30. Juli 1840.

Es gab geſtern keine Börſe, eben ſo wenig wie vorgeſtern, und die Courſe hatten Muße, ſich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat ſeinen Tempel der Furcht, und das iſt die Börſe, in deren Hallen man immer um ſo ängſtlicher zittert, je ſtürmiſcher der Muth iſt, der draußen tobt.

Ich habe mich geſtern ſehr bitter über die Engländer ausgeſprochen. Bei näherer Erkundigung erſcheint ihre Schuld nicht ſo groß, wie ich anfangs glaubte. Wenigſtens das engliſche Volk desavouirt ſeinen Mandatarius. Ein dicker Brite, der alle Jahr am 29. Julius hieher kommt, um ſeinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, verſichert mir, es herrſche in England der größte Unwillen gegen den Coxcomb Palmerſton, der vorausſehen konnte, daß die Convention wegen Aegypten die Franzoſen aufs äußerſte beleidigen müſſe. Es ſei in der That, geſtehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es ſei keine Verrätherei: denn Frankreich habe ſeit langer Zeit darum gewußt, daß man Mehemet Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle; das franzöſiſche Miniſterium ſei hiermit ganz einverſtanden geweſen; es habe ſelber in Betreff jener Provinz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt; die geheimen Lenker der ſyriſchen Revolte ſeien Franzoſen, deren katholiſcher Fanatismus nicht in Downing-Street, ſondern auf dem Boulevard des Capucins allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geſchichte von den gefolterten Juden zu Damascus habe ſich das franzöſiſche Miniſterium zu Gunſten der katholiſchen Partei ſehr compromittirt; ſchon bei dieſer Gelegenheit habe Lord Palmerſton ſeine Mißachtung des franzöſiſchen Premierminiſters hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen deſſelben öffentlich widerſprach u. ſ. w. — Wie dem auch ſei, Lord Palmerſton hätte vorausſehen können, daß die Convention nicht ausführbar iſt, und daß alſo die Franzoſen unnöthigerweiſe in Harniſch geſetzt würden, was immerhin ſeine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, deſto mehr wundern wir uns über das ganze Ereigniß. Es giebt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen ſind, vielleicht ſehr feine, ſtaatskluge Motive — vielleicht auch ſehr einfältige.

Ich habe eben der Geſchichte von Damascus erwähnt. Dieſe findet hier noch immer viel Beſprechung, namentlich bildet ſie einen ſtehenden Artikel im Univers, dem Organ der ultramontanen Prieſterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieſes Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, ſo ſind wir hier um ſo mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückverſetzt ſind. Iſt es doch ſchon ein Wunder, daß die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des Univers in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es iſt nicht zu läugnen, ein großer Theil der Franzoſen iſt nicht abgeneigt, dem blutigen Unglimpf Glauben zu ſchenken und die obſcurſten Erfindungen der Pfaffenliſt ſtoßen hier auf ſehr lauen Widerſpruch. Verwundert fragen wir uns: iſt das Frankreich, die Heimath der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rouſſeau geweint hat? Sind das die Franzoſen, die einſt der Göttin der Vernunft in Notredame huldigten, allen Prieſtertrug abgeſchworen und ſich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proclamirten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun: eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben ſie noch beſeelt, eben weil ſie, alte Kinder des 18. Jahrhunderts, allen Religionen die infamſten Unthaten zutrauen, hielten ſie auch die Bekenner des Judenthums fähig dergleichen begangen zu haben und ihre leichtſinnigen Anſichten über die Damascener Vorgänge ſind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, ſondern aus Haß gegen den Fanatismus ſelbſt hervorgegangen. — Daß über jene Vorgänge keine ſo bornirten Meinungen in Deutſchland aufkommen konnten, zeugt nur von unſrer größeren Gelahrtheit; geſchichtliche Kenntniſſe ſind ſo ſehr im deutſchen Volke verbreitet, daß ſelbſt der grimmigſte Grell nicht mehr zu den alten Blutmärchen greifen darf.

Wie ſonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepſis verbunden iſt, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourſe, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr ſich poſtirt hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umſtehenden Gaffern, wie groß dieſer Mond ſei, ſo viele tauſend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüſſe, wie er ſo viele tauſend Meilen von der Erde entfernt ſei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit ſeiner Gattin vorbei ging, unwiderſtehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widerſetzte ſich mit rationaliſtiſchem Eifer, und rieth ihm, ſeine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben: das ſei alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von ſeinen Bergen und Flüſſen und ſeiner unmenſchlichen Größe, das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken.

XVIII.

Granville (Departement de la Manche),
25. Auguſt 1840.

Seit drei Wochen durchſtreiſe ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die ſich hier bei Gelegenheit der letzten Ereigniſſe kund gab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegeriſchen Trompetenſtöße der franzöſiſchen Preſſe ſchon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängſtigte ſich durch die verzweiflungsvollſten Hypotheſen. Bis auf dieſe Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daß der Prinz auf eine ausgebreitete Verſchwörung rechnete, und ſein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendez-vous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen engliſchen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von paniſcher Furcht, als ſie in dem geruhſamen Städtchen einige gefährliche Flintenſchüſſe vernahmen, und den Krieg vor ihrer eigenen Thür ſahen. Dieſe Flüchtlinge, um ihre Angſt zu rechtfertigen, brachten die entſetzlichſten Gerüchte nach der engliſchen Küſte, und Englands Kalkfelſen wurden noch bläſſer vor Schrecken. Durch Wechſelwirkung werden jetzt die Engländer, die in der Normandie hauſen, von ihren heimiſchen Angehörigen zurückberufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geſchützt ſein wird — nämlich ſo lange bis einmal die Franzoſen eine hinlängliche Anzahl Dampfſchiffe ausgerüſtet haben werden, womit man eine Landung in England bewerkſtelligen kann.

In Boulogne wäre eine ſolche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen Forts beſchützt. Letztere, welche die ganze Küſte der Departements du Nord und de la Manche umgeben, ſind auf Felſen gepflanzt, die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende ſteinerne Kriegsſchiffe ausſehen. Sie ſind während der langen Friedenszeit etwas baufällig geworden, jetzt aber werden ſie mit großem Eifer gerüſtet. Von allen Seiten ſah ich zu dieſem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranſchleppen, die mich ſehr freundlich anlachten; denn dieſe klugen Geſchöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer, und werden ſolche gewiß weit donnernder und treffender ausſprechen. Beiläufig bemerke ich, daß die Kanonen der franzöſiſchen Küſtenforts über ein Drittel weiter ſchießen, als die engliſchen Schiffskanonen, welche zwar von ſo großem Kaliber, aber nicht von derſelben Länge ſein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegsgerüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Valery, während des Tiſchgeſprächs, den Plan einer Landung in England discutiren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich: denn auf derſelben Stelle hatte ſich einſt Wilhelm der Eroberer eingeſchifft, und ſeine damaligen Cameraden waren eben ſolche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt eine ähnliche Unternehmung beſprechen hörte. Möge der ſtolze engliſche Adel nie vergeſſen, daß es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre Blutsverwandtſchaft mit den vornehmſten Häuſern Englands urkundlich beweiſen können, und gar nicht übel Luſt hätten, ihren lieben Vettern und Baſen einen Beſuch abzuſtatten.

Der engliſche Adel iſt im Grunde der jüngſte in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die ſelten ein Zeichen der Abſtammung, ſondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel ſind. Der übertriebene Hochmuth dieſer Lordſhips und Ladyſhips iſt vielleicht eine Nücke ihrer parvenirten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, deſto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einſt die engliſche Ritterſchaft in den verderblichen Kampf mit den demokratiſchen Richtungen und Anſprüchen Frankreichs, und es iſt leicht möglich, daß ihre jüngſten Uebermüthe aus ähnlichen Gründen entſprungen: denn zu unſerer größten Verwunderung fanden wir, daß bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinſtimmten.

Woher aber kommt es, daß ſolche Emeute aller ariſtokratiſchen Intereſſen immer im engliſchen Volke ſo vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, daß erſtens das ganze engliſche Volk, die Gentry eben ſo gut wie die high nobility, und der Mob eben ſo gut wie jene, von ſehr ariſtokratiſcher Geſinnung ſind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eiferſucht, wie ein böſes Geſchwür, juckt und eitert, ſobald in Frankreich ein behaglicher Wohlſtand emporblüht, ſobald die franzöſiſche Induſtrie durch den Frieden gedeiht, und die franzöſiſche Marine ſich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehäſſigſte Mißgunſt zugeſchrieben, und in den franzöſiſchen Häfen zeigt ſich wirklich eine Entwickelung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die engliſche Seemacht in einiger Zeit von der franzöſiſchen überflügelt zu ſehen. Erſtere iſt ſeit zwanzig Jahren ſtationair geblieben, ſtatt daß letztere im thätigſten Fortſchritt begriffen iſt. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arſenal zu Toulon der Bau der Kriegsſchiffe ſo eifrig betrieben worden, daß im Fall eines Krieges binnen kurzer Friſt faſt doppelt ſo viele Schiffe, wie Frankreich 1814 beſitzen durfte, in See ſtechen können. Ein Leipziger Tagesblatt widerſprach dieſer Behauptung in einer ziemlich herben Weiſe; ich kann nur die Achſel darüber zucken, denn dergleichen Angaben ſchöpfe ich nicht aus bloßem Hörenſagen, ſondern aus der unmittelbarſten Anſchauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück franzöſiſcher Marine plätſchert dort im Hafen), verſicherte man mir, daß zu Breſt ebenfalls doppelt ſo viele Kriegsſchiffe befindlich wie früher, nämlich über funfzehn Linienſchiffe, Fregatten und Briggs, von der anſtändigſten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $^{1}/_{20}$ fertig gebaut und ausgerüſtet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, ſie perſönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daß eben ſo wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretoniſchen Küſte unter dem Seevolke die kriegsmuthigſte Aufregung herrſcht, und die ernſthafteſten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden. — —

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, daß das ganze franzöſiſche Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr als das dreieckige bonapartiſtiſche Wünſchelhütchen das Haupt erhitzen dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämoniſchen Zerſtörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande ſich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu unterſuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten ſind, die einem Zaubermittel zugeſchrieben werden, wovon die franzöſiſche Preſſe in der jüngſten Zeit unter dem Namen »Propaganda« ſo geheimnißvoll und bedrohſam flüſterte und ziſchelte? Ich muß mich aus leicht begreiflichen Gründen aller ſolchen Unterſuchungen enthalten, und in Betreff der vielbeſprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine parabeliſche Andeutung. Es iſt Ihnen bekannt, daß in Lappland noch viel Heidenthum herrſcht, und daß die Lappen, welche zur See gehen wollen, ſich vorher, um den nothwendigen Fahrwind einzukaufen, zu einem Hexenmeiſter begeben. Dieſer überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten ſind. Sobald man auf dem Meere iſt und den erſten Knoten öffnet, bewegt ſich die Luft und es bläſt ein guter Fahrwind. Oeffnet man den zweiten Knoten, ſo entſteht ſchon eine weit ſtärkere Lufterſchütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Oeffnet man aber gar den dritten Knoten, ſo erhebt ſich der wildeſte Sturm und peitſcht das raſende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu ſeinem Hexenmeiſter kommt, betheuert er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen ſtärkeren Wind und am aller wenigſten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muß für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er etwa ſpäterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntwein trinkt und im Rauſche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzoſen ſind nicht ſo läppiſch wie die Lappen, obgleich ſie leichtſinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch ſie ſelber zu Grunde gehen müßten. Bis jetzt ſind ſie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübniß verſichert, hat ſich das franzöſiſche Miniſterium nicht ſehr kaufluſtig gezeigt, als ihm einige preußiſche und polniſche Windmacher (die aber keine Hexenmeiſter ſind!) ihren Wind anboten.

XIX.

Paris, 21. September 1840.

Ohne ſonderliche Ausbeute bin ich dieſer Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armſelig ödes Land, und die Menſchen dumm und ſchmutzig. Von den ſchönen Volksliedern, die ich dort zu ſammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen exiſtirt nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da ſie jedoch in bretoniſchen Dialekten geſchrieben ſind, muß ich ſie mir erſt ins Franzöſiſche überſetzen laſſen, ehe ich etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reiſe ſingen hörte, war ein deutſches; während ich mich in Rennes barbiren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freiſchütz in deutſcher Sprache. Den Sänger ſelbſt hab' ich nicht geſehen, aber ſeine veilchenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtniß. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutſchen Bettlern, die ſich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutſchen Tonkunſt nicht ſehr fördern.

Ueber die politiſche Stimmung der Bretagne kann ich nicht viel berichten, die Leute ſprechen ſich hier nicht ſo leicht aus wie in der Normandie; die Leidenſchaften ſind hier eben ſo ſchweigſam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit ſtummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendſten Enthuſiaſten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schreckniſſe, womit die Gegenpartei ſie bedroht, bis zur blutdürſtigſten Wuth geſteigert. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelsherrſchaft bei jedem legitimiſtiſchen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Gräuel des alten Regimes ſind noch im farbigſten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entſetzlich genug gewirthſchaftet. Sie erinnern ſich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo ſie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Roturiers dem

Generalgouverneur die Fenſter eingeſchmiſſen und die Schuldigen aufs Grauſamſte hingerichtet wurden. Die Zahl derjenigen, die durchs Rad ſtarben, muß ſehr groß geweſen ſein, denn da man ſpäter mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv: nach dem vielen Rädern ſei das Hängen für ſie eine wahre Erfriſchung. Die mangelnde Liebe wird durch Verſprechungen erſetzt, und ein armer Bretone, der bei jedem legitimiſtiſchen Schilderheben ſich thätig gezeigt, und nichts als Wunden und Elend dabei gewann, geſtand mir, daß er diesmal ſeines Lohnes gewiß ſei, da Heinrich V. bei ſeiner Rückkehr jedem, der für ſeine Sache gefochten, eine lebenslängliche Penſion von fünfhundert Franken bezahlen werde.

Hegt aber das Volk in der Bretagne nur ſehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Nobleſſe, ſo folgt es deſto unbedingter allen Inſpirationen der Geiſtlichkeit, in deren geiſtiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und ſtirbt. Wie dem Druiden in der alten Celten-Zeit, gehorcht der Bretone jetzt ſeinem Pfarrer, und nur durch deſſen Vermittelung dient er dem Edelmann. Georg Cadudal war wahrlich kein ſerviler Lakai des Adels, eben ſo wenig wie

Charette, der ſich über den letztern mit der bitterſten Geringſchätzung ausſprach, und an Ludwig XVIII. unumwunden ſchrieb: „la lâchetté de vos gentilshommes a perdu votre cause;“ aber vor ihren tonſurten Oberhäuptern beugten dieſe Leute demüthig das Knie. Selbſt die bretoniſchen Jakobiner konnten ſich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten losſagen, und es blieb immer ein Zwieſpalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Conflict gerieth mit ihrem Glauben. — —

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht: doch der böſe Dämon iſt wieder entfeſſelt und ſpukt in den Gemüthern. Das franzöſiſche Miniſterium handelte ſehr unbeſonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete ſtieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fiſcher in dem arabiſchen Märchen hat Thiers die Flaſche geöffnet, woraus der ſchreckliche Dämon emporſtieg . . . er erſchrak nicht wenig über deſſen coloſſale Geſtalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit ſchlauen Worten. „Biſt du wirklich aus einer ſo kleinen Bouteille hervorgeſtiegen?“ ſprach der Fiſcher zu dem Rieſen, und zum Beweiſe verlangte er, daß er wieder in dieſelbe Flaſche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verſchloß der Fiſcher die Flaſche mit einem guten Stöpſel . . . Die Poſt geht ab, und wie die Sultanin Scheherezade unterbrechen wir unſre Erzählung, vertröſtend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeſchobenen Epiſoden, keinen Schluß liefern.

XX.

Paris, den 1. October 1840.

»Haben Sie das Buch Baruch geleſen?« Mit dieſer Frage lief einſt Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden ſeiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderſchön ſei, eine der beſten Sachen die je geſchrieben worden. Die Leute ſahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derſelben Weiſe, wie ich Sie lächeln ſehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Poſt die wichtige Nachricht mittheile, daß »Tauſend und eine Nacht« eines der beſten Bücher iſt, und gar beſonders nützlich und belehrſam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient beſſer kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Conſorten; und wenn auch dieſe Kenntniß nicht hinreicht, die orientaliſche Frage zu löſen, ſo wird ſie uns wenigſtens ein Bischen aufheitern in unſerm occidentaliſchen Elend! Man fühlt ſich ſo glücklich, während man dies Buch lieſt! Schon der Rahmen iſt koſtbarer als die beſten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl iſt jener Sultan Schariar, der ſeine Gattinnen des andern Morgens, nach der Brautnacht, unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche ſchauerliche Seelenkeuſchheit, welche Zartheit des ehelichen Bewußtſeins, offenbart ſich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grauſam, barbariſch, deſpotiſch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abſcheu gegen jede Verunreinigung ſeiner Gefühle, und er glaubte ſie ſchon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an ſeinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines ſchmutzigen Lumps, hinabſinken könne — und er tödtete ſie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man ſo viele verkannte Edle, die das blödſinnige Publicum lange Zeit verläſterte und ſchmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, ſo ſollte man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren ſuchen. Ich ſelbſt kann mich in dieſem Augenblick einem ſolchen verdienſtlichen Werke nicht unterziehen, da ich ſchon mit der Rehabilitation des ſeligen Königs Prokruſtus beſchäftigt bin; ich werde nämlich beweiſen, daß dieſer Prokruſtus bisher ſo falſch beurtheilt worden, weil er ſeiner Zeit vorausgeſchritten, und in einer heroiſch ariſtokratiſchen Periode die heutigſten Plebejer-Ideen zu verwirklichen ſuchte. Keiner hat ihn verſtanden, als er die Großen verkleinerte, und die Kleinen ſo lange ausreckte, bis ſie in ſein eiſernes Gleichheitsbett paßten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortſchritte, und Robespierre und Marat ſind vollſtändig rehabilitirt. O, edler Schariar und echt demokratiſcher Prokruſtus! auch Ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erſt jetzt verſteht man Euch. Die Wahrheit ſiegt am Ende.

Madame Lafarge wird ſeit ihrer Verurtheilung noch leidenſchaftlicher als früher beſprochen. Die öffentliche Meinung iſt ganz zu ihren Gunſten, ſeitdem Hr. Raspail ſein Gutachten in die Wagſchale geworfen. Bedenkt man einerſeits, daß hier ein ſtrenger Republikaner gegen ſeine eigenen Parteiintereſſen auftritt und durch ſeine Behauptungen eins der volksthümlichſten Inſtitute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andrerſeits, daß der Mann, auf deſſen Ausſpruch die Jury das Verdammungsurtheil baſirte, ein berüchtigter Intriguant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daß Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Facultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf dem Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soiréen von Paris ſeine ſchlechten Romanzen meckert, kein menſchliches Ohr ſchont und jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publicum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hingegen im Herzen des Hrn. Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beiſtimmen, bilden eine ſehr kleine Minorität und geberden ſich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute, welche zwar an Vergiftung glauben, dieſes Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewiſſermaßen justificiren. Lafarge, ſagen ſie, ſei einer größern Unthat anklagbar: er habe, um ſich durch ein Heirathsgut vom Bankerotte zu retten, mit betrügeriſchen Verſpiegelungen das edle Weib gleichſam geſtohlen und ſie nach ſeiner öden Diebeshöhle geſchleppt, wo, umgeben von der rohen Sippſchaft, unter moraliſchen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme verzärtelte, an tauſend geiſtige Bedürfniſſe gewöhnte Pariſerin, wie ein Fiſch außer dem Waſſer, wie ein Vogel unter Fledermäuſen, wie eine Blume unter limoſiniſchen Beſtien, elendiglich dahinſterben und vermodern mußte! Iſt das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entſchuldigen? — ſo ſagen die

Vertheidiger, und ſie ſetzen hinzu: Als das unglückliche Weib ſah, daß ſie gefangen war, eingekerkert in der wüſten Carthauſe, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne geſetzliche Rettungshilfe, ja gefeſſelt durch die Geſetze ſelbſt — da verlor ſie den Kopf, und zu den tollen Befreiungsmitteln, die ſie zuerſt verſuchte, gehört jener famöſe Brief, worin ſie dem rohen Gatten verlog, ſie liebe einen Andern, ſie könne ihn nicht lieben, er möge ſie alſo loslaſſen, ſie wolle nach Aſien fliehen und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnſinn glaubte ſie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran ſtürbe er, das ſei der Tod . . . Da ſie aber ſah, daß der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daß ihn Liebloſigkeit nicht tödtete, da griff ſie zu purem Arſenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle ſcheinen Aehnliches gefühlt zu haben, denn ſonſt wäre es nicht zu begreifen, weshalb ſie in ihrem Verdict von Milderungsgründen ſprachen. Soviel iſt aber gewiß, daß der Proceß der Dame von Glandier ein wichtiges Actenſtück iſt, wenn man ſich mit der großen Frauenfrage beſchäftigt, von deren Löſung das ganze geſellſchaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceß erregt, entſpringt aus dem Bewußtſein eignen Leids. Ihr armen Frauen, Ihr ſeid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er ſie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ. Naives Gebet von Menſchen, die eben durch Geburt nicht glücklich ſind, aber ein weibliches Geſchöpf zu ſein für das ſchrecklichſte Unglück halten! Sie haben Recht, ſelbſt in Frankreich, wo das weibliche Elend mit ſo vielen Roſen bedeckt wird.

XXI.

Paris, 3. October 1840.

Seit geſtern Abend herrſcht hier eine Aufregung, die alle Begriffe überſteigt. Der Kanonendonner von Beyrut findet ſein Echo in der Bruſt aller Franzoſen. Ich ſelber bin wie betäubt: ſchreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg iſt noch das geringſte der Uebel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte ſtattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erſcheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution iſt noch eine und dieſelbe, wir haben erſt den Anfang geſehen, und viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzoſen ſind in einer ſchlechten Lage, wenn hier die Bayonneten-Mehrzahl entſcheidet. Aber das Eiſen tödtet nicht, ſondern die Hand, und dieſe gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagſchale ſein wird. Vor den Bureaux de recrutements macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird: eine unzählige Menge junger Leute läßt ſich als Freiwillige zum Militairdienſt einſchreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Ouvriers, die ſich die Zeitungen vorleſen und ſehr ernſthaft dabei ausſehen. Der Ernſt, der ſich in dieſem Augenblick faſt wortkarg äußert, iſt unendlich beängſtigender als der geſchwätzige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, daß die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberirende Corporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn ſie nicht ſelbſt alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Convent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzoſen in einer weit ſchlimmern Lage als jetzt.

XXII.

Paris, 7. October 1840.

Stündlich ſteigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzoſen iſt es kaum zu begreifen, wie ſie es aushalten können in dieſem Zuſtand der Ungewißheit. Entſcheidung, Entſcheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das ſeine Ehre gekränkt glaubt. Ob dieſe Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden; die Erklärung der Engländer und Ruſſen, daß es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun ſei, klingt jedenfalls ſehr ironiſch, wenn zu gleicher Zeit zu Beyrut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daß man auf den dreifarbigen Pavillon des franzöſiſchen Conſuls zu Beyrut mit beſonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiſte Entrüſtung. Vorgeſtern

Abend verlangte das Parterre in der großen Oper, daß das Orcheſter die Marſeillaiſe anſtimme; da ein Polizeicommiſſair dieſem Verlangen widerſprach, ſang man ohne Begleitung, aber mit ſo ſchnaubendem Zorn, daß die Worte in den Kehlen ſteckten und ganz unverſtändlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzoſen die Worte jenes ſchrecklichen Lieds vergeſſen und erinnern ſich nur noch der alten Melodie? Der Polizeicommiſſair, welcher auf die Scene ſtieg, um dem Publicum eine Gegenvorſtellung zu machen, ſtotterte unter vielen Verbeugungen: das Orcheſter könne die Marſeillaiſe nicht aufſpielen, denn dieſes Muſikſtück ſtünde nicht auf dem Anſchlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiederte: »mein Herr, das iſt kein Grund, denn Sie ſelbſt ſtehen ja auch nicht auf dem Anſchlagzettel.« Für heute hat der Polizeipräfect allen Theatern die Erlaubniß ertheilt, die Marſeiller Hymne zu ſpielen, und ich halte dieſen Umſtand nicht für unwichtig. Ich ſehe darin ein Symptom, dem ich mehr Glauben ſchenke, als allen kriegeriſchen Declamationen der Miniſterialblätter. Letztere ſtoßen in der That ſeit einigen Tagen ſo bedeutend in die Trompete Bellona's, daß man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten ſchien. Die Friedfertigſten waren der Kriegsminiſter und der Marineminiſter; der kampfluſtigſte war der Miniſter des Unterrichts — ein wackerer Mann, der ſeit ſeiner Amtsführung ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erworben und jetzt eben ſoviel Thatkraft wie Begeiſterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiß nicht ſo gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminiſter und der Kriegsminiſter. Thiers hält allen die Wage und iſt wirklich der Mann der Nationalität. Letztere iſt ein großer Hebel in ſeinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daß man die Franzoſen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ideen. Trotz ſeinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräſentant der Revolution, und die Franzoſen kämpfen nur für dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt aus Eitelkeit, Eigennutz und Thorheit ſchlagen. Thiers hat imperialiſtiſche Gelüſte, und wie ich Ihnen ſchon Ende Julius ſchrieb, der Krieg iſt die Freude ſeines Herzens. Jetzt iſt der Fußboden ſeines Arbeitzimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und ſteckt ſchwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daß er an der Börſe ſpeculirt habe, iſt eine ſchnöde Verleumdung; ein

Menſch kann nur einer einzigen Leidenſchaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt ſelten an Geld. Durch ſeine Familiarität mit geſinnungsloſen Glücksrittern hat ſich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an ſeinem Leumund nagen, ſelber zugezogen. Dieſe Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, ſchmähen ihn noch mehr als ſeine politiſchen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit ſolchem Geſindel? Wer ſich mit Hunden niederlegt, ſteht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu ſchaffen, wächſt die Gefahr, die den Thron noch entſetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Alliirten. Morgen, heißt es, ſollen die Ordonnanzen publicirt werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszuſtand (état de guerre) erklären. Geſtern Abend, auf der Nachtbörſe von Tortoni, hieß es, Lalande habe Befehl erhalten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen, und der ruſſiſchen Flotte, wenn ſie ſich mit der engliſchen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländiſche Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage ſchon zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr v. Rothſchild, wird behauptet, hatte geſtern Zahnſchmerz; andre ſagen Kolik. Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man ſchon den Flügelſchlag der Walkyren.

XXIII.

Paris, 29. October 1840.

Thiers geht ab und Guizot tritt wieder auf. Es iſt aber daſſelbe Stück und nur die Acteure wechſeln. Dieſer Rollenwechſel geſchah auf Verlangen ſehr vieler hohen und allerhöchſten Perſonen, nicht des gewöhnlichen Publicums, das mit dem Spiel ſeines erſten Helden ſehr zufrieden war. Dieſer buhlte vielleicht etwas zu ſehr um den Beifall des Parterres; ſein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Geſandtenlogen.

In dieſem Augenblick verſagen wir nicht unſer Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umſtänden in das Hôtel des Capucins ſeinen Einzug hält; er iſt viel mehr zu bedauern, als derjenige, der dieſes Marterhaus oder Drillhaus verläßt. Er iſt faſt eben ſo zu bedauern, wie der König ſelber; auf dieſen ſchießt man, den Miniſter verleumdet man. Mit wie viel Koth bewarf man Thiers während ſeines Miniſteriums! Heute bezieht er wieder ſein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er ſich wieder ſeinen Freunden in fleckenloſer Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derſelben plötzlichen Weiſe das Miniſterium verließ, wird Jeder einſehen, daß ſeine Hände rein geblieben ſind, und ſein Herz nicht eingeſchrumpft. Er iſt nur etwas ernſthafter geworden, obgleich der wahre Ernſt ihm nie fehlte und ſich, wie bei Cäſar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beſchuldigung der Forſanterie, die man in der letzten Zeit am öfteſten gegen ihn verbrachte, widerlegt er eben durch ſeinen Abgang vom Miniſterium: eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die größten Kriegsrüſtungen vornahm, eben deshalb mußte er zurücktreten. Jetzt ſieht Jeder ein, daß der Aufruf zu den Waffen keine prahleriſche Spiegelfechterei war. Ueber vierhundert Millionen beläuft ſich ſchon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befeſtigungswerke verwendet werden, und in einigen Monaten ſtehen ſechsmal hundert tauſend Soldaten auf den Beinen.

Noch ſtärkere Vorbereitungen zum Kriege ſtanden in Vorſchlag, und das iſt der Grund, weshalb der König, noch vor dem Beginn der Kammerſitzungen, ſich um jeden Preis des großen Rüſtmeiſters entledigen mußte. Einige beſchränkte Deputirtenköpfe werden jetzt freilich über nutzloſe Ausgaben ſchreien und nicht bedenken, daß es eben jene Kriegsrüſtungen ſind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Tractatsvorgänge beleidigt war oder nicht? wird jetzt in der Kammer debattirt werden. Es iſt eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verſchiedenheit der Nationalität Rückſicht nehmen muß. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens eben ſo viel Muth aufgewendet, als Napoleon deſſen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er iſt der Napoleon des Friedens!

XXIV.

Paris, 4. November 1840.

Marſchall Soult, der Mann des Schwertes, ſorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und dieſes iſt ſeine ausſchließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdeſſen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrniſſe der Diplomatie, den gordiſchen Knäuel, zu löſen ſucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünſchen es, und zwar im Intereſſe der Fürſten wie der Völker Europas. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erſtere, die Fürſten, würden, ſelbſt im günſtigſten Falle, durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als beſorgliche Gedanken exiſtiren. Die große Umwälzung, welche ſeit funfzig Jahren in Frankreich ſtattfand, iſt, wo nicht beendigt, doch gewiß gehemmt, wenn nicht von außen das entſetzliche Rad wieder in Bewegung geſetzt wird. Durch die Bedrohniſſe eines Krieges mit der neuen Coalition wird nicht blos der Thron des Königs, ſondern auch die Herrſchaft jener Bourgeoiſie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtsmäßig, jedenfalls thatſächlich, repräſentirt. Die Bourgeoiſie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, ſie iſt es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte ſind, und ſie iſt es, welche das andringende Volk, das nicht blos Gleichheit der Geſetze, ſondern auch Gleichheit der Genüſſe verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoiſie, welche ihr mühſames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radicale Umgeſtaltung der Geſellſchaft begehrt, zu vertheidigen hat, iſt gewiß zu ſchwach, wenn auch das Ausland ſie mit vierfach ſtärkeren Kräften anfiele, und noch ehe es zur Invaſion käme, würde die Bourgeoiſie abdanken, die unteren Claſſen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den ſchrecklichen neunziger Jahren, aber beſſer organiſirt, mit klarerem Bewußtſein, mit neuen Doctrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften; ſtatt mit einer politiſchen, müßte das Ausland mit einer ſocialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den alliirten Mächten rathen, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterſtützen, damit nicht weit gefährlichere und contagiöſere Elemente entzügelt werden und ſich geltend machen. Die Gottheit ſelbſt giebt ja ihren Stellvertretern ein ſo belehrendes Beiſpiel: der jüngſte Mordverſuch zeigt, wie die Verſehung dem Haupte Ludwig Philipps einen ganz beſondern Schutz angedeihen läßt . . . ſie ſchützt den großen Spritzenmeiſter, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, daß es dem Marſchall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu ſichern. Durch ſeine Kriegsrüſtungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlaſſen, die freilich ob der veränderten Beſtimmung ſehr mißmuthig ſind. Wird er auf letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungeſtüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüſte des eigenen Herzens widerſtehen können und ſich lieber mit ihren Brüdern als mit den Fremden ſchlagen? Werden ſie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden ſie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von St. Helena anlangt? Ich wollte, der Mann läge ſchon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überſtanden! —

Das Verhältniß Guizots zu den beiden obengenannten Trägern des Staates werde ich ſpäterhin beſprechen. Auch läßt ſich noch nicht beſtimmen, in wie weit er beide durch die Aegide ſeines Wortes zu ſchirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen ſtark genug in Anſpruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufſtellen wird, kann der gelehrte Mann ſeine Kenntniſſe aufs glänzendſte entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der coaliſirten Mächte, daß ſie bei der Pacification des Orients keine Territorialvergrößerungen und ſonſtige Privatvortheile beabſichtigen, in beſondere Erwägung ziehen und jeden factiſchen Widerſpruch mit jener Erklärung als einen casus belli feſtſtellen. Ueber die Rolle, die Thiers bei dieſer Gelegenheit ſpielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all ſeiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erſt ſpäter berichten.

Guizot hat einen ſchweren Stand, und ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er iſt ein wackerer, feſtgeſinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Portrait ſein edles Aeußere ſehr getreu abconterfeit. Ein ſtarrer puritaniſcher Kopf, angelehnt an eine ſteinerne Wand — bei einer haſtigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er ſich ſehr beſchädigen. Das Portrait iſt an den Fenſtern von Goupil und Rittner ausgeſtellt. Es wird viel betrachtet und Guizot muß ſchon in effigie viel ausſtehen von den malitiöſen Zungen.

XXV.

Paris, 6. November 1840.

Ueber die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, iſt jetzt ein Buch erſchienen, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und überall beſprochen wird. Es iſt dies der erſte Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Geſicht bekommen; ſobald ich es geleſen, will ich verſuchen, ein ſelbſtſtändiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen blos, was ich von vorn herein über den Verfaſſer und ſeine Stellung ſagen kann, damit Sie den rechten Standpunkt gewinnen, von wo aus Sie genau ermeſſen mögen, wie viel Antheil der Parteigeiſt an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie ſeinem Inhalt ſchenken oder verweigern können.

Der Verfaſſer, Herr Louis Blanc, iſt noch ein junger Mann, höchſtens einige dreißig Jahre alt, obgleich er ſeinem Aeußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren ausſieht. In der That, ſeine überaus winzige Geſtalt, ſein rothbäckiges, bartloſes Geſichtchen und auch ſeine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Anſehen eines allerliebſten Bübchens, das eben der dritten Schulclaſſe entſprungen und ſeinen erſten ſchwarzen Frack trägt, und doch iſt er eine Notabilität der republikaniſchen Partei und in ſeinem Raiſonnement herrſcht eine Mäßigung, wie man ſie nur bei Greiſen findet. — Seine Phyſiognomie, namentlich die muntern Aeuglein, deuten auf ſüdfranzöſiſchen Urſprung. Louis Blanc iſt geboren zu Madrid, von franzöſiſchen Eltern. Seine Mutter iſt Corſicanerin und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Rodez. Ich weiß nicht, wie lange er ſchon in Paris verweilt, aber bereits vor ſechs Jahren traf ich ihn hier als Redacteur eines republikaniſchen Journals, le Monde geheißen und ſeitdem ſtiftete er auch die Revue du Progrès, das bedeutendſte Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige ruſſiſche Geſandte, ſoll mit der Richtung des jungen

Mannes nicht ſehr zufrieden geweſen ſein, und darüber nicht ſelten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten ſind, nebenbei geſagt, ſehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und ſeine Geiſteskrankheit ſcheint unheilbar zu ſein; er verfällt manchmal in Raſerei, und glaubt alsdann, der Kaiſer Napoleon wolle ihn erſchießen laſſen). Louis Blanc's Mutter und ſeine ganze mütterliche Familie lebt noch in Corſica. Doch das iſt die leibliche Sippſchaft, die des Blutes. Dem Geiſte nach iſt Louis Blanc zunächſt verwandt mit Jean Jaques Rouſſeau, deſſen Schriften der Ausgangspunkt ſeiner ganzen Denk- und Schreibweiſe. Seine warme, nette, wahrheitliche Proſa erinnert an jenen erſten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail iſt eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wiſſen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt ſich in jeder Zeile dieſes kleinen Opus, und es bekundet ſich darin zu gleicher Zeit jene Vorliebe für unbeſchränkte Herrſcherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Perſonalismus, wodurch ſich Louis Blanc von einigen ſeiner republikaniſchen Genoſſen,

z. B. von dem geiſtreichen Pyat, auffallend unterſcheidet. Dieſe Abweichung hat vor einiger Zeit faſt ein Zerwürfniß hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die abſolute Preßfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern in Anſpruch genommen wird. Hier zeigte es ſich ganz klar, daß dieſe letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieſelbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropiſcher Zwecke betrachtet, ſo daß ihm auf dieſem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugniſſe und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja vielleicht ſchon wegen ſeiner Taille iſt ihm jede große Perſönlichkeit zuwider, und er ſchielt an ſie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rouſſeau's, dem ſeligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abſchlagen laſſen, der das vorgeſchriebene Recrutenmaß überragt, verſteht ſich im Intereſſe des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des ſocialen Volksglücks. Er ſelbſt iſt mäßig, ſcheint dem eignen kleinen Körper keine Genüſſe zu gönnen, und er will daher im Staate allgemeine

Küchengleichheit einführen, wo für uns alle dieſelbe ſpartaniſche ſchwarze Suppe gekocht werden ſoll, und was noch ſchrecklicher, wo der Rieſe auch dieſelbe Portion bekäme, deren ſich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Likurg! Es iſt wahr, wir ſind alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und Ihr ſeid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion. Louis Blanc iſt ein ſpaßhaftes Compoſitum von Liliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle ſpielen, wenn auch eine kurze. Er iſt ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu ſein, die einen ſolchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menſchen von coloſſalem Zuſchnitt, ich möchte faſt ſagen Geiſter von ſtarker Corpulenz, ihnen eine zu ſchwere Laſt ſein möchten.

Das neue Buch von Louis Blanc ſoll vortrefflich geſchrieben ſein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es ſchon ein ſtoffartiges Intereſſe für die ſchadenfrohe große Menge. Die Republikaner ſchwelgen darin mit Wonne; die Miſère, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoiſie, die ſie ſtürzen wollen, iſt hier ſehr ergötzlich aufgedeckt.

Für die Legitimiſten aber iſt das Buch wahrer Caviar, denn der Verfaſſer, der ſie ſelbſt verſchont, verhöhnt ihre bürgerlichen Beſieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geſchichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falſch oder wahr? Iſt letzteres der Fall, ſo hätte die große Nation der Franzoſen, die ſo viel von ihrem Point-d'honneur ſpricht, ſich ſeit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosco regieren und repräſentiren laſſen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. Auguſt, als Carl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe ſich Dupin zu letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgeſtellt, daß er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen auf eine entſchiedene Weiſe mit Carl X. brechen und ihm einen beſtimmten Abſagebrief ſchreiben müſſe. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupins ſeinen ganzen Beifall geſchenkt und ihn ſelbſt gebeten, einen ſolchen Brief für ihn zu redigiren; dieſes ſei geſchehen und zwar in den derbſten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den ſchon mit einem Adreß-Converte verſehenen Brief zu verſiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe ſich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: in wichtigen Fällen conſultire ich immer meine Frau, ich will ihr erſt den Brief verleſen, und findet er Beifall, ſo ſchicken wir ihn gleich ab. Hierauf habe er das Zimmer verlaſſen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend habe er denſelben ſchnell verſiegelt und unverzüglich an Carl X. abgeſchickt. Aber nur das Adreß-Couvert ſei daſſelbe geweſen, dem plump Dupin'ſchen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künſtler ein ganz demüthiges Schreiben ſubſtituirt, worin er, ſeine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beſchwor, zu Gunſten ſeines Enkels zu abdiciren. Die nächſte Frage iſt nun: wie ward dieſer Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Carl X. reiſte, habe demſelben ehrfurchtsvoll vorgeſtellt, daß ſeine Majeſtät ſich einſt mit der Abdication etwas zu ſehr übereilt, worauf ihm Se. Majeſtät, um ſich zu juſtificiren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geſchrieben; den Rath deſſelben habe er um ſo eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es iſt alſo Herr Berryer, welcher jenen Brief geſehen hat und auf deſſen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimiſten iſt dieſe Autorität gewiß hinreichend, und ſie iſt es auch für die Republikaner, die alles glauben, was der legitime Haß gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir ſahen dieſes noch jüngſt, als eine verrufene Vettel die bekannten falſchen Briefe ſchmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer ſich bereits als Advocat der Fälſchung in vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimiſt noch Republikaner ſind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an ſein wohltönendes Organ, an ſeinen Sinn für Spiel und Muſik, und ganz beſonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimiſtiſche Partei ihren großen Sachwalter honorirt.

Was Ludwig Philipp betrifft, ſo haben wir in dieſen Blättern oft genug unſre Meinung über ihn ausgeſprochen. Er iſt ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odyſſeus als dem Ajax, dem wüthenden Autokraten, der im Zwiſt mit dem erfindungsreichen Dulder gar kläglich unterliegen mußte. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm escamotirt, ſondern die bitterſte Nothwendigkeit, ich möchte ſagen die Ungnade Gottes drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnißvollen Schreckensſtunde. Freilich, er hat bei dieſer Gelegenheit ein Bischen Komödie geſpielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit ſeinen Committenten, mit den Juliushelden, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es dieſe ſo ganz ehrlich mit ihm, dem Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, ſie ſetzten ihn luſtig auf den rothen Seſſel, im feſten Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er ſich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiele, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal geſagt habe, war es das Königthum ſelbſt, welches die Rolle des Junius Brutus ſpielte, um die Republikaner zu täuſchen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der ſchafmüthigſten Einfalt vorzunehmen, mit dem großen ſentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gaſſen von Paris zu ſchlendern, Bürger Creti und Bürger Pleti die ungewaſchenen Hände zu ſchütteln, und zu lächeln und ſehr gerührt zu ſein. Er ſpielte wirklich damals eine curioſe Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hierherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais Royal eilte, um Ludwig Philipp zu ſehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daß der König jetzt nur zu beſtimmten Stunden auf der Terraſſe erſcheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit ſehen können, und zwar für fünf Francs. Für fünf Francs! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er ſich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtniß: es giebt eine Societät von Claqueurs, Marchands de Contremarques und ſonſtigem Lumpengeſindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Frs. den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Frs., ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Frs., ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erhoben ſie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenſtern des Königs, und höchſtderſelbe erſchien auf der Terraſſe, verbeugte ſich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Frs.

gegeben, ſo ſchrien ſie noch viel lauter und geberdeten ſich wie beſeſſen während der König erſchien, welcher alsdann zum Zeichen ſeiner ſtummen Rührung die Augen gen Himmel richtete, und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es ſich manchmal zwanzig Francs koſten, und dann ward der Enthuſiasmus aufs höchſte geſteigert, und ſobald der König auf der Terraſſe erſchien, ward die Marſeillaiſe angeſtimmt und ſo fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Geſang ein Ende zu machen, ſich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marſeillaiſe mitſang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact ſchlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieſer Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der ſie mir erzählte, iſt ſeit ſieben Jahren todt; ſeit ſieben Jahren hat er nicht gelogen. Es iſt alſo nicht Herr Berryer, auf deſſen Autorität ich mich berufe.

XXVI.

Paris, 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne, umgeben von allen Würdeträgern des Reichs, Angeſichts ſeines ganzen Volks, deſſen erwählte Vertreter ihm gegenüber ſtanden, und Zeugen dieſes kummervollen Anblicks waren alle Fürſten des Auslandes, repräſentirt in der Perſon ihrer Geſandten und Abgeordneten. Der König weinte! Dieſes iſt ein betrübendes Ereigniß. Viele verdächtigen dieſe Thränen des Königs, und vergleichen ſie mit denen des Reinecke. Aber iſt es nicht ſchon hinlänglich tragiſch, wenn ein König ſo ſehr bedrängt und geängſtet werden, daß er zu dem feuchten Hülfsmittel des Weinens ſeine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben ſeinen Thränendrüſen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schreckniſſe denkt, wovon er, ſein Volk und die ganze Welt bedroht iſt. —

Ueber die Stimmung der Kammer läßt ſich noch nichts Beſtimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entſteht ein bedeutender Zwieſpalt zwiſchen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, ſo zögern die Häuptlinge des Radicalismus nicht länger mit einem Aufſtand, der ſchon im Geheimen organiſirt wird, und der nur auf die Stunde harrt, wo der König nicht mehr auf den Beiſtand der Deputirtenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur ſchmollen, aber doch ihren Ehecontract nicht verletzen, kann kein Umſturz der Regierung gelingen, und das wiſſen die Rädelsführer der Bewegung ſehr gut, deshalb verſchlucken ſie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten ſich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geſchichte Frankreichs zeigt, daß jede bedeutende Phaſe der Revolution immer parlamentariſche Anfänge hatte, und die Männer des geſetzlichen Widerſtandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das furchtbare Signal gaben. Durch dieſe Theilnahme, wir möchten faſt ſagen Complicität eines Parlaments, iſt das Interregnum der rohen Fäuſte nie von langer Dauer, und die Franzoſen ſind vor der Anarchie viel mehr geſchützt als andere Völker, die im revolutionairen Zuſtand ſind, z. B. die Spanier. Das ſahen wir in den Tagen des Julius, wo das Parlament, die legislative Verſammlung, ſich in einen executirenden Convent verwandelte. Es iſt wieder eine ſolche Umwandlung, die man im ſchlimmſten Fall erwartet.

XXVII.

Paris, 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres iſt ein Nachtrag zur Kronrede. »Mitleid, das nackte Kindlein« — ſagt Shakſpeare. Und das Kindlein iſt obendrein ein Prinz von Geblüt, und alſo beſtimmt, die traurigſten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutſche Hebamme, damit er die Milch der Geduld ſauge. Er befindet ſich friſch und geſund. Das kluge Kind hat gleich ſeine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Uebrigens ſoll es dem Großvater ſehr ähnlich ſehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen dieſen Troſt, dieſen Balſam; hat er doch in der letzten Zeit ſo viel gelitten! Ludwig Philipp iſt der vortrefflichſte Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück ſeiner Familie brachte ihn in ſo viele Colliſionen mit den Nationalintereſſen der Franzoſen. Eben weil er Kinder hat und ſie liebt, hegt er auch die entſchiedenſte Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegsluſtige Fürſten ſind gewöhnlich kinderlos. Dieſer Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrſchend, iſt gewiß ehrenwerth und jedenfalls iſt das allerhöchſte Muſter von dem heilſamſten Einfluß auf die Sitten. Der König iſt tugendhaft im bürgerlichſten Geſchmack, ſein Haus iſt das honnetteſte von ganz Frankreich, und die Bourgeoiſie, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu ſein.

So lange die Bourgeoiſie am Ruder ſteht, droht der jetzigen Dynaſtie keine Gefahr. Wie ſoll es aber gehen, wenn Stürme aufſteigen, wo ſtärkere Fäuſte zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoiſie, die mehr geeignet zum Geldzählen und Buchführen, ſich ängſtlich zurückziehen? Die Bourgeoiſie wird noch weit weniger Widerſtand leiſten, als die ehemalige Ariſtokratie; denn ſelbſt in ihrer kläglichſten Schwäche, in ihrer Erſchlaffung durch Sittenloſigkeit, in ihrer Entartung durch Courtiſanerie, war die alte Nobleſſe doch noch beſeelt von einem gewiſſen Point d'honneur, das unſrer Bourgeoiſie fehlt, die durch den Geiſt der Induſtrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Man prophezeit ihr einen 10. Auguſt, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Juliusthrons ſich ſo heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regime's, die, in ſeidenen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen ſich dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegenſetzten.

Die Nachrichten, die uns aus dem Oſten zukommen, ſind für die Franzoſen ſehr betrübend. Die Autorität Frankreichs iſt im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt was ſie wollten, die thatſächliche Ohnmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsſtraße nach Indien: der Euphrat, einer der vier Paradiesflüſſe, wird ein engliſches Gewäſſer, worauf man mit dem Dampfſchiffe fährt, wie nach Ramsgate und Margate ꝛc. — auf Towerſtreet iſt das Steamboat-office, wo man ſich einſchreibt — zu Bagdad, dem alten Babylon, ſteigt man aus und trinkt Porter oder Thee. — Die Engländer ſchwören täglich in ihren Blättern, daß ſie keinen Krieg wollten, und daß der famoſe Pacifications-Tractat nicht im Mindeſten die Intereſſen Frankreichs verletzen und die Fackel des Kriegs in die Welt ſchleudern ſollte — und dennoch war es der Fall: die Engländer haben die Franzoſen aufs bitterſte beleidigt, und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgeſetzt, um für ſich einige Schachvortheile zu erzielen! Aber die Selbſtſucht ſorgte nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vortheile, die Rußland durch den erwähnten Tractat erntete, ſind zwar nicht von ſo baarer Münze, man kann ſie nicht ſo ſchnell berechnen und eincaſſiren, aber ſie ſind von unſchätzbarſtem Werthe für ſeine Zukunft. Zunächſt ward dadurch die Allianz zwiſchen Frankreich und England aufgelöſt, was ein wichtiger Gewinn für Rußland, das früh oder ſpät mit einer jener Mächte in die Schranken treten muß. Dann ward die Macht jenes Aegyptiers vernichtet, der, wenn er ſich an die Spitze der Moslemin ſtellte, im Stande war, das türkiſche Reich zu ſchützen vor den Ruſſen, die es ſchon als ihr Eigenthum betrachten. Und noch viele Vortheile der Art haben die Ruſſen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand von Gefahr, da, im Fall eines Kriegs, die Franzoſen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könnten, eben ſo wenig wie ſie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwiſchen England und dem Zorn der Franzoſen liegt das Meer, zwiſchen den letztern und den Ruſſen liegt Deutſchland; — und wir armen Deutſchen, durch den Zufall der Oertlichkeit, wir hätten uns ſchlagen müſſen für Dinge, die uns gar nichts angehen, für nichts und wieder nichts, gleichſam für des Kaiſers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaiſers!

XXVIII.

Paris, 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann wie das alte mit Muſik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'ſche Opus dieſes Namens. Vorgeſtern Abend debütirte Mademoiſelle Heinefetter mit großem, glänzenden Erfolg. Im Odeon, dem italieniſchen Nachtigallenneſt, flöten ſchmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Griſi, die ſingende Blume der Schönheit. Auch die Concerte haben ſchon begonnen in den rivaliſirenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünſtlern. Wer in dieſen öffentlichen Anſtalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, ſich zu langweilen, der kann ſchon in den Privatſoiréen ſich nach Herzensluſt ausgähnen: eine Schaar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichſten Hoffnungen berechtigen, läßt ſich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Inſtrumenten; Hr. Orfila meckert wieder ſeine unbarmherzigſten Romanzen, geſungenes Rattengift. Nach der ſchlechten Muſik wird lauwarmes Zuckerwaſſer oder geſalzenes Eis herumgereicht, und getanzt. Auch die Maskenbälle erheben ſich ſchon unter Pauken- und Trompetenſchall, und wie mit Verzweiflung ſtürzen ſich die Pariſer in den toſenden Strudel des Vergnügens. Der Deutſche trinkt, um ſich von drückender Sorgenlaſt zu befreien; der Franzoſe tanzt, den berauſchenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtſinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernſt aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwiſchenpauſen der Quadrille flüſtert Harlekin ſeinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, daß wir uns dieſes Frühjahr ſchlagen müſſen?“ Selbſt der Champagner iſt unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal, beim luſtigſten Bankett, erbleichen die Gäſte, der Witz ſtirbt auf ihren Lippen, ſie werfen ſich erſchrockene Blicke zu — an der Wand ſehen ſie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzoſen verhehlen ſich nicht das Gefahrvolle ihrer Lage, aber der Muth iſt ihre Nationaltugend. Und am Ende wiſſen ſie ſehr gut, daß die politiſchen Beſitzthümer, die ihre Väter mit kampfluſtigſter Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth bewahrt werden können. Selbſt Guizot, der ſo unwürdig geſchmähte Guizot, iſt keineswegs geſonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieſer Mann behauptet zwar einen unerſchrockenen Widerſtand gegen den anſtürmenden Radicalismus, aber ich bin überzeugt, daß er ſich mit derſelben Entſchloſſenheit dem Andrang abſolutiſtiſcher und hierarchiſcher Beſtrebungen entgegenſtemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardiſten war, die beim kaiſerlichen Leichenbegängniſſe: à bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, verſtünde ſie ihre eigenen Intereſſen, ebenſo verſtändig wie dankbar handeln würde, wenn ſie gegen jene ſchnöden Rufe öffentlich proteſtirte. Denn die Nationalgarde iſt am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoiſie, und eben dieſe, gefährdet zu gleicher Zeit durch die intriguirende Partei des alten Regimes und die Prädicanten einer Baboeuf'ſchen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der ſie ſchützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrſchaft der Mittelclaſſen, die er durch Bildung und Beſitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeſchäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der franzöſiſchen Ariſtokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch ſie fähig geweſen wäre, zum Heil des Volkes und der Menſchheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben ſo großem Eifer und gewiß mit größerer Uneigennützigkeit als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weiſe überzeugt, daß er für die Proletarierherrſchaft kämpfen würde, und zwar mit ſtrengerer Ehrlichkeit als Lamennais und ſeine Kreuzbrüder, wenn er die untern Claſſen durch Bildung und Einſicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einſähe, daß der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menſchheit wäre, indem ſie, in ihrem blödſinnigen Gleichheitstaumel, alles was ſchön und erhaben auf dieſer Erde iſt, zerſtören, und namentlich gegen Kunſt und Wiſſenſchaft ihre bilderſtürmende Wuth auslaſſen würden.

Guizot iſt jedoch kein Mann des ſtarren Stillſtandes, ſondern des geregelten und gezeitigten Fortſchritts, und die Zukunft wird dieſem Manne die glorreichſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Vielleicht wird dergleichen ihm ſchon in der nächſten Gegenwart zu Theil: er braucht nur das Hôtel des Capucins zu verlaſſen. Würde er in dieſem Fall wieder ſeinen Geſandtſchaftspoſten in London antreten? Würde er, trotz ſeiner Sympathie für England, jenes neue Miniſterium unterſtützen, das eine Allianz mit Rußland träumt? — Es iſt möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde Guizot, alle revolutionairen Mittel verſchmähend, nur politiſchen Allianzen nachſtreben. „Können wir, trotz aller Opfer und Mäßigung, den Frieden nicht aufrecht erhalten, ſo werden wir den Krieg als eine Macht führen (puissance), und nicht als ein lärmender Haufen (cohue)“ — ſo äußerte ſich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weshalb ihm alle jene Leute gram ſind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und ſich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das ſind namentlich die Journaliſten, die ihrer Feder alle mögliche Hülfswirkung zutrauen. »Das Beſte in der Welt iſt eine baumwollene Nachtmütze« — ſagt der Bonnetier, und die Journaliſten ſagen: »das Beſte iſt ein Zeitungsartikel!« Wie ſehr ſie ſich irren, erfuhren wir in jüngſter Zeit, wo die propagandiſtiſchen Phraſen des National, des Courrier français und des Conſtitutionel ſo viel Mißmuth in Deutſchland erregten. Da waren die Väter weit praktiſcher: als ſie die kosmopolitiſchen Ideen der Revolution in Gefahr ſahen, ſuchten ſie Hülfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht ſehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitiſchen Ideen; — dieſe aber treiben nicht ſo mächtig zur That, wie jene begeiſternden Erddünſte, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die ruſſiſche Allianz für die Franzoſen heilſamer ſei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Geſellſchaftsform bedroht, erſtere aber gefährdet das Weſen ihrer Geſellſchaft ſelbſt, ihr innerſtes Lebensprincip, die Seele des franzöſiſchen Volks.

XXIX.

Paris, 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daß Bellona's Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Kriegs geſchützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernden Friedens verſichert halten. Die Wirrniſſe, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöſt worden ſein, und das niedrige Gezücht des Nationalhaſſes, das ſich in den untern Schichten der Geſellſchaft entwickelt hat, wird von der beſſern Einſicht der Völker wieder in ſeinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wiſſen aber auch die Dämonen des Umſturzes dieſſeits und jenſeits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radicale Partei, aus Angſt vor der definitiven Befeſtigung der Orleans'ſchen Dynaſtie und ihrer auf lange Zeit geſicherten Dauer, die Wechſelfälle des Kriegs herbeiwünſcht, um nur die Chance eines Regierungswechſels zu gewinnen: ſo predigt jenſeits des Rheins die radicale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzoſen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenſchaften einen wilden Zuſtand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einſchläfernden und feſſelnden Macht des Friedens, brachte dieſe Leute zu dem verzweiflungsvollen Entſchluß, das franzöſiſche Volk (wie ſie in ihrer Unſchuld ſich ausdrücken) aufzuopfern. Wir ſagen es offen, weil uns dieſer Heroismus eben ſo thöricht wie undankbar erſcheint, und weil wir unſägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die ſich einbildet klüger zu ſein, als alle Füchſe der Liſt! O Ihr Thoren, ich rathe Euch, legt Euch nicht auf das gefährliche Fach der politiſchen Pfiffigkeit, ſeid deutſch ehrlich und menſchlich dankbar, und bildet Euch nicht ein, Ihr werdet auf eigenen Beinen ſtehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die Ihr habt auf dieſer Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geſchürt? Ich glaube es nicht, und es will mich bedünken, die diplomatiſchen Wirrniſſe ſeien mehr ein Reſultat der Ungeſchicklichkeit als des böſen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten ſich ſchon jetzt zufrieden geben; — ſie haben bereits genug Vortheile im Trüben erfiſcht. Für Deutſchland und Frankreich jedoch iſt der Krieg eben ſo unnöthig wie gefährlich; — die Franzoſen beſäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil ſie ſonſt gegen etwaige Invaſionen zu wenig geſchützt ſind, und die Deutſchen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, ſo lange ſie nicht ſelber den Frieden brechen. Weder das deutſche Volk noch das franzöſiſche Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erſt zu beweiſen, daß die Rodomontaden unſrer Deutſchthümler, die nach dem Beſitz von Elſaß und Lothringen ſchreien, nicht der Ausdruck des deutſchen Bauers und des deutſchen Bürgers ſind. Aber auch der franzöſiſche Bürger und der franzöſiſche Bauer, der Kern und die Maſſe des großen Volks, wünſchen keinen Krieg, da die Bourgeoiſie nur nach induſtriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiſerperiode ſehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muß.

Die kriegeriſchen Gelüſte, die bei den Franzoſen ſeit den Zeiten der Gallier ſo ſtürmiſch loderten und brodelten, ſind nachgerade ziemlich erloſchen, und wie wenig die militairiſche furor francese jetzt bei ihnen vorherrſchend, zeigte ſich bei der Leichenfeier des Kaiſers Napoleon Bonaparte. Ich kann nicht mit den Berichterſtattern übereinſtimmen, die in dem Schauſpiel jenes wunderbaren Begräbniſſes nur Pomp und Gepränge ſahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das franzöſiſche Volk bis in ſeine Tiefen erſchütterten. Dieſe Gefühle waren aber nicht die des ſoldatiſchen Ehrgeizes und Stolzes, den ſiegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubſucht, deren man ſich in Deutſchland noch erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben ſeitdem das Zeitliche geſegnet, und es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängniſſe zuſchaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiß mit der Wehmuth der Pietät ſah ſie auf dieſen goldenen Katafalk, worin gleichſam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingeſargt lag! Da gab's mehr ſtumme Thränen als lautes Geſchrei. Und dann war die ganze Erſcheinung ſo fabelhaft, ſo märchenartig, daß man kaum ſeinen Augen traute, daß man zu träumen glaubte. Denn dieſer Napoleon Bonaparte, den man begraben ſah, war für das heutige Geſchlecht ſchon längſt dahingeſchwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexanders von Macedonien und Karls des Großen, und jetzt, ſiehe! eines kalten Wintertags erſcheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geiſterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

Dieſe Nebel aber zerrannen wunderbar, ſobald der Leichenzug in den Champs-Eliſées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letztenmal ihren Liebling, und ſtreute roſige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit ſanftem Mitleid beſtrahlte ſie die armen, ſpärlichen Ueberreſte jener Legionen, die einſt im Sturmſchritt die Welt erobert, und jetzt, mit verſchollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren, hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherſchwankten. Unter uns geſagt, dieſe Invaliden der großen Armee ſahen aus wie Caricaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römiſches Spottlied auf den todten Triumphator!

Die Muſe der Geſchichte hat dieſen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als beſondere Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart iſt jenes Ereigniß minder wichtig, und liefert nur den Beweis, daß der Geiſt der Soldateska bei den Franzoſen nicht ſo blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas dieſſeits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenſeits ihm nachſchwatzt. Der Kaiſer iſt todt. Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Philiſterwelt athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Ueber ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwolleſpinner.

XXX.

Paris, 31. Januar 1841.

Zwiſchen Völkern, die eine freie Preſſe, unabhängige Parlamente und überhaupt die Inſtitutionen des öffentlichen Verfahrens beſitzen, können die Mißverſtändniſſe, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteiſucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfniß emporwuchern. Wie dieſſeits, ſo haben auch jenſeits des Canals ſich die edelſten Stimmen darüber ausgeſprochen, daß nur frevelhafter Unverſtand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt geſtört; und während noch von Seiten der engliſchen Regierung, durch die Schweigſamkeit der Thronrede, das ſchlechte Verfahren gegen Frankreich gleichſam officiell fortgeſetzt wird, proteſtirt dagegen das engliſche Volk durch ſeine würdigſten Repräſentanten, und gewährt den Franzoſen die unumwundenſte Genugthuung. Lord Broughams Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine verſöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf ſich mit Recht rühmen, daß er ganz Europa einen großen Dienſt erzeigt. Auch andre Lords, ſogar Wellington, haben lobenswerthe Worte geſprochen, und letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünſche und Geſinnungen ſeiner Nation. Die angedrohte Allianz der Franzoſen mit Rußland hat Se. Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord iſt nicht der einzige, dem ſolche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unſern deutſchen Gauen erſchwingen ſich die gemäßigten Tories zu einer beſſern Erkenntniß der eigenen politiſchen Intereſſen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutſchen Rüden, die ſchon das freudigſte Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unſre chriſtlich germaniſchen Nationalen erhalten die allerhöchſte Weiſung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die ſchreckliche Allianz betrifft, ſo ſteht ſie gewiß noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, ſelbſt geſteigert bis zum höchſten Haſſe, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Ruſſen hervorrufen.

An eine baldige Löſung der orientaliſchen Wirren glaube ich eben ſo wenig wie an die moskowitiſche Allianz. Vielmehr verwickeln ſich die Verhältniſſe in Syrien, und Mehemet Ali ſpielt dort ſeinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es circuliren wunderliche, meiſtens aber widerſprechende Gerüchte von den Liſten, womit der Alte ſein verlorenes Anſehen wieder zu erobern ſucht. Sein Unglück iſt die Ueberſchlauheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichſten Lichte zu ſehen. Er verfängt ſich in den Fäden der eignen Ränke. Z. B., indem er die Preſſe zu ködern wußte und über ſeine Macht allerlei trügeriſche Berichte in Europa auspoſaunen ließ, gewann er zwar die Sympathie der Franzoſen, die den Werth ſeiner Allianz überſchätzten, aber er war zugleich ſelbſt daran Schuld, daß die Franzoſen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihülfe bis zum Frühjahr Widerſtand zu leiſten. Hierdurch ging er zu Grunde, nicht durch ſeine Tyrannei, wovon die Allgemeine Zeitung gewiß allzu grelle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt jeder die kleinlichſten Eſelstritte. Das Ungeheuer iſt vielleicht nicht ſo ſchlecht, wie es die Leute, die er nicht beſtochen hat oder nicht beſtechen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen ſeiner großmüthigen Handlungen verſichern, Mehemet Ali ſei perſönlich hülfreich und gütig, er liebe die Civiliſation, und nur die äußerſte Nothwendigkeit, der Kriegszuſtand ſeiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpreſſungsſyſtem, womit er ſeine Fellahs heimſuche. Dieſe unglücklichen Ackerbauern ſeien in der That eine Heerde von Jammergeſtalten, die, unter Stockſchlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgeſaugt werden. Aber das ſei, heißt es, altägyptiſche Methode, die unter allen Pharaonen dieſelbe war, und die man nicht nach modernem europäiſchem Maßſtabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philantropen könnte der arme Paſcha mit denſelben Worten zurückweiſen, womit unſre Köchin ſich entſchuldigte, als ſie die Krebſe in allmählich ſiedendem Waſſer lebendig kochte. Sie wunderte ſich, daß wir dieſes Verfahren eine unmenſchliche Grauſamkeit nannten, und verſicherte uns, die armen Thierchen ſeien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemet Ali von den Juſtizgräueln ſprach, die in Damascus verübt worden, fand er ihn zu den heilſamſten Reformen geneigt, und wären nicht die politiſchen Ereigniſſe allzuſtürmiſch dazwiſchen getreten, ſo hätte es der berühmte Advocat gewiß erreicht, den Paſcha zur Einführung des europäiſchen Criminalverfahrens in ſeinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemet Ali's gehen auch die ſtolzen Hoffnungen zu Grabe, worin mohamedaniſche Phantaſie, zumal unter den Zelten der Wüſte, ſich ſo ſchwärmeriſch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der beſtimmt ſei, dem ſchwachen Türkenregimente zu Stambul ein barſches Ende zu machen, und dort ſelber das Califat übernehmend, die Fahne des Propheten zu ſchützen. Und wahrhaftig in ſeiner ſtarken Fauſt wäre ſie beſſer aufgehoben, als in den ſchwachen Händen des jetzigen Gufaloniere des mohamedaniſchen Glaubens, der früh oder ſpät den Legionen und den noch gefährlichern Machinationen des Czars aller Reußen erliegen muß. Dem politiſchen und religiöſen Fanatismus, worüber der ruſſiſche Kaiſer, der zugleich das Oberhaupt der griechiſchen Kirche iſt, verfügen kann, hätte ein regenerirtes Reich der Moslim unter Mehemet Ali oder einem ſonſtig neuen Dynaſten mit ähnlicher Gewalt widerſtanden, da ein eben ſo ungeſtüm fanatiſches Element zu ſeiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erſtorben, ſondern nur im ſtillen Beduinenleben eingeſchlafen, und oft wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneter Löwe draußen ſein kriegeriſches Gebrüll vernehmen ließ. — Dieſe Araber harren vielleicht nur des rechten Rufs, um ſchlafgeſtärkt wieder aus ihren ſchwülen Einöden hervorzuſtürmen, wie ehemals. — Wir haben ſie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondſtandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konſtantinopel jetzt der Tummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieſer wäre das beſte Bollwerk gegen jenes moskowitiſche Gelüſte, das nichts geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosporus die Schlüſſel der Weltherrſchaft zu erkämpfen oder zu erſchleichen. Welch eine Macht beſitzt bereits der Kaiſer von Rußland, den man wahrlich beſcheiden nennen muß, wenn man bedenkt, wie ſtolz Andere an ſeiner Stelle ſich geberden würden. Aber weit gefährlicher als der Stolz des Herrn iſt der Knechtſchaftshochmuth ſeines Volks, das nur in ſeinem Willen lebt, und mit blindem Gehorſam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters ſich ſelber zu verherrlichen glaubt. Die Begeiſterung für das römiſch-katholiſche Dogma iſt abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthuſiaſten, und wir müſſen uns wohl nach neuen friſchen Fanatismen umſehen, die wir dem ſlaviſch-griechiſch, orthodoxen abſoluten Kaiſerglauben entgegenſetzen könnten!

Ach! wie ſchrecklich iſt dieſe orientaliſche Frage, die bei jeder Wirrniß uns ſo höhniſch angrinſt! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, ſchon jetzt vorbeugen, ſo haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortſchritt des Uebels zuſehen, ſo haben wir die ſichere Knechtſchaft. Da iſt ein ſchlimmes Dilemma. Wie ſie ſich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — ſie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein ſehr unkluges Fräulein bei der erlöſchenden Lampe einſchlafen — ihrer harret kein Freudentag.

XXXI.

Paris, 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direct auf den Leib und zerren daran ſo lange herum, bis ſie entweder gelöſt, oder als unauflösbar beſeitigt wird. Das iſt der Charakter der Franzoſen, und ihre Geſchichte entwickelt ſich daher wie ein gerichtlicher Proceß. Welche logiſche, ſyſtematiſche Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der franzöſiſchen Revolution! In dieſem Wahnſinn war wirklich Methode, und die Hiſtoriographen, die, nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menſchlichen Leidenſchaften wenig Spielraum geſtattend, die tollſten Erſcheinungen ſeit 1789 als ein Reſultat der ſtrengſten Nothwendigkeit darſtellen — dieſe ſogenannte fataliſtiſche Schule iſt in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher ſind eben ſo wahrhaft wie leichtfaßlich. Die Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe dieſer Schriftſteller, angewendet auf Deutſchland, würde jedoch ſehr irrthumreiche und unbrauchbare Geſchichtswerke hervorbringen. Denn der Deutſche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln ſind, geht jeder bedeutenden politiſchen Frage ſo lange wie möglich aus dem Wege, oder ſucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln ſich unterdeſſen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordiſche, nur durch das Schwert gelöſt werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutſchen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, daß jener Mißſtand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzoſen fehlt. Je unwiſſender ein Volk, deſto leichter ſtürzt es ſich in die Strömung der That; je wiſſenſchaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, deſto länger ſondirt es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor ſtehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Untiefen oder vor der erkältenden Näſſe, die einen gefährlichen Nationalſchnupfen verurſachen könnte. Am Ende iſt auch wenig daran gelegen, daß wir ſolchermaßen nur langſam fortſchreiten oder durch

Stillſtand einige Hundert Jährchen verlieren, denn dem deutſchen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine ſehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzoſen handeln ſo ſchnell und handhaben die Gegenwart mit ſolcher Eile, weil ſie vielleicht ahnen, daß für ſie die Dämmerung heranbricht: haſtig verrichten ſie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle iſt noch immer ziemlich ſchön, und die übrigen Völker ſind doch nur das verehrungswürdige Publicum, das der franzöſiſchen Staats- und Volkskomödie zuſchaut. Dieſes Publicum freilich wandelt zuweilen das Gelüſte an, ein Bischen laut ſeinen Beifall oder Tadel auszuſprechen, wo nicht gar auf die Scene zu ſteigen und mitzuſpielen; aber die Franzoſen bleiben doch immer die Hauptacteurs im großen Weltdrama, man mag ihnen Lorbeerkränze oder faule Aepfel an den Kopf werfen. »Mit Frankreich iſt es aus« — mit dieſen Worten läuft hier mancher deutſche Correſpondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jeruſalems; aber er ſelber friſtet doch ſein kümmerliches Leben durch Berichterſtattung deſſen, was dieſe ſo geſunkenen Franzoſen täglich ſchaffen und thun, und ſeine reſpectiven Committenten, die deutſchen Zeitungsredactionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalſpalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber — wie alle Völker, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt — es iſt nicht ewig, es hat vielleicht ſchon ſeine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die ſich nicht abläugnen läßt: auf ſeiner glatten Stirn lagern ſich diverſe Runzeln, das leichtſinnige Haupt bekommt graue Haare, ſenkt ſich ſorgenvoll und beſchäftigt ſich nicht mehr ausſchließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeſchluß über die Fortification von Paris beurkundet eine ſolche Uebergangsperiode des franzöſiſchen Volksgeiſtes. Die Franzoſen haben in der letzten Zeit ſehr viel gelernt, ſie verloren dadurch alle Luſt des blinden Hinausſtürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt ſich ſelber zu Hauſe verſchanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiſerlichen Adlers iſt ihnen der Gedanke gekommen, daß der bürger-königliche Hahn nicht unſterblich ſei. Frankreich lebt nicht mehr in dem kecken Rauſche ſeiner unüberwindlichen Obmacht: es ward ernüchtert durch das aſchermittwochliche Bewußtſein ſeiner Beſiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, iſt ſchon halb geſtorben! Die Befeſtigungswerke von Paris ſind vielleicht der Rieſenſarg, den der Rieſe ſich ſelber decretirte, in trüber Ahnung. Es mag jedoch noch eine gute Weile dauern, ehe ſeine Sterbeſtunde ſchlägt, und manchem Nichtrieſen dürfte er zuvor die tödtlichſten Hiebe verſetzen. Jedenfalls wird er, einſt durch die klirrende Wucht ſeines Hinſinkens den Erdboden ſchüttern machen und, noch furchtbarer als im Leben, wird er durch ſeine poſthumen Werke, als nächtwandelndes Geſpenſt, ſeine Feinde ängſtigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerſtörte, würden ſeine Bewohner, wie einſt die Juden, ſich in die ganze Welt zerſtreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der geſellſchaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befeſtigung von Paris iſt das wichtigſte Ereigniß unſerer Zeit, und die Männer, die in der Deputirtenkammer dafür oder dagegen ſtimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluß geübt. An dieſe enceinte continue, an dieſe forts détachés knüpft ſich jetzt das Schickſal des franzöſiſchen Volks. Werden dieſe Bauten vor dem Gewitter ſchützen, oder werden ſie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden ſie der Freiheit oder der Knechtſchaft Vorſchub leiſten? Werden ſie Paris vor Ueberfall retten, oder dem Zerſtörungsrechte des Kriegs unbarmherzig blosſtellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber ſo viel weiß ich, daß die Franzoſen ſich ſehr gut ſchlagen würden, wenn ſie einſt Paris vertheidigen müßten gegen eine dritte Invaſion. Die zwei frühern Invaſionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu ſteigern. Ob Paris, wenn es befeſtigt geweſen wäre, jene zwei erſten Male widerſtanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geſchwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zaubermittel jener Idee, „welche Heere aus dem Boden ſtampft“, entgegenzuſetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Feſſeln zu brechen, womit er ſelber jene Idee angekettet; die Alliirten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in Freiheit ſetzten. Die franzöſiſchen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht ſo dumm, gar nicht ſo närriſch, als ſie dem bedrängten Imperator zu ſeiner Vertheidigung keinen Beiſtand leiſteten, denn dieſer war ihnen weit gefährlicher, als alle jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mußten, und nur einen matten Statthalter hinterließen, deſſen man ſich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Julius 1830 wirklich geſchah, ſeit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris inſtallirt wurden. Die Macht jener Ideen iſt es, die einer dritten Invaſion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewitzigt durch bittere Erfahrungen, auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verſchmäht.

Hier ſtoßen wir auf die Spaltung, welche in dieſem Augenblick unter den Männern der radicalen Partei, in Betreff der Befeſtigung von Paris, herrſcht und die leidenſchaftlichſten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraction der Republikaner, die durch den National repräſentirt wird, den Geſetzvorſchlag der Befeſtigung am wirkſamſten verfochten. Eine andere Fraction, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt ſich dagegen mit dem wildeſten Zorn, und da ſie in der Preſſe nur wenige Organe beſitzt, ſo iſt bis jetzt die Revue du Progrès das einzige Journal, wo ſie ſich ausſprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel floſſen aus der Feder Louis Blanc's, und ſind der höchſten Beachtung werth. Wie ich höre, beſchäftigt ſich auch Arago mit einer Schrift über denſelben Gegenſtand. Dieſe Republikaner ſträuben ſich gegen den Gedanken, daß die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müſſe, ſie ſehen darin eine Schwächung der moraliſchen Wehrmittel, eine Erſchlaffung der frühern dämoniſchen Energie, und ſie möchten lieber, wie einſt der gewaltige Convent, den Sieg decretiren, als Sicherheitsanſtalten treffen gegen die Niederlage. Es ſind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausſchuſſes, welche dieſen Leuten vorſchweben, ſtatt daß die Meſſieurs des National vielmehr die Traditionen der Kaiſerzeit im Sinne tragen. Ich ſagte eben »Meſſieurs«, denn dies iſt der Spottname, womit jene, die ſich Citoyens nennen, ihre Antagoniſten tituliren. Terroriſtiſch ſind im Grunde beide Fractionen, nur daß die Meſſieurs des National lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agiren möchten. Es iſt leicht begreiflich, daß erſtere eine große Sympathie für einen Geſetzvorſchlag empfinden mußten, wodurch die Revolution, zur Zeit der Noth, in einem rein militairiſchen Gewande erſcheinen könnte, und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit ſich der National für die Befeſtigung von Paris ausſprach.

Sonderbar! diesmal begegneten ſich der National, der König und Thiers in dem heißeſten Wunſche für dieſelbe Sache. Und doch iſt dieſes Begegniß ſehr natürlich. Laßt uns durch Zumuthung argliſtiger Hintergedanken keinen von dieſen dreien verleumden. Wie ſehr auch perſönliche Neigungen im Spiele ſind, ſo handelten doch alle drei zunächſt im Intereſſe Frankreichs; Ludwig Philipp eben ſo gut wie Thiers und die Herren des National. Jedoch wie geſagt, perſönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieſer abgeſagte Feind des Krieges, des Zerſtörens, iſt ein eben ſo leidenſchaftlicher Freund des Bauens, er liebt alles, wobei Hammer und Kelle in Bewegung geſetzt wird, und der Plan der Befeſtigung von Paris ſchmeichelte dieſer angebornen Paſſion. Aber Ludwig Philipp iſt auch der Repräſentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo dieſe bedroht wird, ſteht ſeine eigene Exiſtenz in Frage. Er muß ſich in

Paris halten, um jeden Preis. Denn bemächtigen ſich die fremden Potentaten ſeiner Hauptſtadt, ſo würde ſeine Legitimität ihn nicht ſo inviolabel ſchützen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo ſie ſind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Fiele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, ſo würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber ſchwerlich um eine Reſtauration zu verſuchen zu Gunſten Ludwig Philipps, welcher im Julius 1830 König der Franzoſen ward, nicht parceque Bourbon, ſondern quoique Bourbon! Dies fühlt der kluge Herrſcher, und er verſchanzt ſich in ſeinem Malapartus. Daß die Befeſtigung von Paris, wie für ihn ſelber, ſo auch für Frankreich heilſam und nothwendig, iſt ſein feſter Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbſterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König iſt ja ein natürlicher Patriot und liebt ſein Land, in deſſen Geſchichte ſein Leben wurzelt und mit deſſen Schickſalen es verwachſen iſt. Ludwig Philipp iſt ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkiſchen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere

Art des Patriotiſmus ſich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie, die mehr vom hiſtoriſchen Stammesſtolze, vom mittelalterlichen Adelthum, beſeelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da dieſe Vaterlandsliebe von den Franzoſen als die höchſte Tugend angeſehen wird, ſo war es eine ſehr wirkſame Büberei, daß die Feinde des Königs ſeine patriotiſchen Geſinnungen durch verfälſchte Briefe verdächtigten. Ja, dieſe famoſen Briefe ſind zum Theil verfälſcht, zum Theil ganz falſch, und ich begreiſe nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber dieſe Leute ſind immer die Dupes der Legitimiſten, welche die Waffen ſchmieden, womit jene das Leben oder den Leumund des Königs zu meucheln ſuchen. Der Republikaner iſt immer bereit, ſein Leben bei jeder gefährlichen Unthat aufs Spiel zu ſetzen; aber er iſt doch nur ein täppiſches Werkzeug fremder Erfindſamkeit, die für ihn denkt und rechnet: man kann im wahren Sinne des Wortes von den Republikanern behaupten, daß ſie das Pulver nicht erfunden haben, womit ſie auf den König ſchießen.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl beſitzt und begreift, übt den unwiderſtehlichſten Zauber auf die Maſſe, und kann ſie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen, und ſie in alle möglichen Uniformen ſtecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die Livrée der Knechtſchaft. Das war das Geheimniß Napoleons, und ſein Geſchichtſchreiber Thiers hat es ihm abgelauſcht, abgelauſcht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verſtande: denn nur das Gefühl verſteht das Gefühl. Thiers iſt wahrhaft durchglüht vom franzöſiſchen Nationalgefühl, und wer dieſes gemerkt hat, verſteht ſeine Macht und Unmacht, ſeine Irrthümer und Vorzüge, ſeine Größe und Kleinheit und ſein Anrecht auf die Zukunft. Dieſes Nationalgefühl erklärt alle Acte ſeines Miniſteriums: hier ſehen wir die Translation der kaiſerlichen Aſche, die glorreichſte Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Vertretung jenes kläglichen Conſuls von Damascus, welcher mittelalterliche Juſtizgräuel unterſtützte, aber ein Repräſentant von Frankreich war; hier ſehen wir das leichtſinnigſte Aufbrauſen und Alarmſchlagen, als der Londoner Tractat divulgirt und Frankreich beleidigt ward, und daneben die beſonnene Activität der Bewaffnung und jenen coloſſalen Entſchluß der Fortification von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieſes Beginnen auch nachträglich das Geſetz in der Kammer eroberte. Nie ſprach er mit größerer Beredtſamkeit, nie hat er mit feinerer Taktik einen parlamentariſchen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten Augenblick war die Entſcheidung ſehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte ſchnell die Gefahr, die dem Geſetz drohte, und ein improviſirtes Amendement gab den Ausſchlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Geſetzentwurf an den Tag legte, nur egoiſtiſchen Motiven zuſchrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Hr. Thiers iſt durchdrungen von dieſem Gefühle. Er iſt ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er ſich gern darſtellt. Mit dieſer Kindſchaft hat es freilich ſeine Richtigkeit, die Revolution iſt ſeine Mutter, aber man darf nicht überſchwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächſt das Vaterland, und ich glaube, er würde dieſem Gefühle alle mütterlichen Intereſſen aufopfern.

Sein Enthuſiasmus iſt gewiß ſehr abgekühlt für den ganzen Freiheitsſpectakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in ſeiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geſchichtſchreiber alle Phaſen deſſelben im Geiſte mitgelebt, als Staatsmann mußte er mit der fortgeſetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht ſelten mag dieſem Sohn der Revolution die Mutter ſehr läſtig, ſehr fatal geworden ſein: denn er weiß recht gut, daß die alte Frau capabel wäre, ihm ſelber den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Sie iſt nämlich nicht von ſanftem Naturell; ein Berliner würde ſagen: ſie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne ſie zuweilen ſchlecht behandeln, ſo muß man nicht vergeſſen, daß ſie ſelber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewieſen und die beſten immer ermordet hat.

XXXII.

Paris, 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputirtenkammer über das literariſche Eigenthum ſind ſehr unerſprießlich. Es iſt aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die heutige Geſellſchaft, die auf dem Eigenthumsrechte baſirt iſt, auch den Geiſtern eine gewiſſe Theilnahme an ſolchem Beſitzprivilegium geſtatten möchte, aus Billigkeitsgefühl, oder vielleicht auch als Beſtechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Iſt das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſolche Frage, und freue mich nur darüber, daß Ihr dem armen Dochte, der ſich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für ſein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienſt!

Das Schickſal des Mehemet Ali wird hier weniger beſprochen, als man glauben ſollte; doch will es mich bedünken, als herrſche in den Gemüthern ein um ſo tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Anſehen der Franzoſen im Orient geht verloren, und dieſer Verluſt wirkt auch mißlich auf ihre occidentaliſchen Verhältniſſe; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikaniſchen Händel ſich ſo bedenklich geſtalteten, ward von engliſcher Seite die Ausgleichung der ägyptiſchen Erblichkeitsfrage aufs emſigſte betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Beſten des Paſchas zu agiren; das Miniſterium ſcheint aber nichts gethan zu haben, um den getreuſten Alliirten zu retten.

Die amerikaniſchen Händel ſind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptiſche Erblichkeitsfrage ſo bald als möglich abzufertigen und ſomit die franzöſiſche Diplomatie wieder in den Stand zu ſetzen, an den Berathungen und Beſchlüſſen der europäiſchen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellen-Frage ſteht drohend vor der Thür, verlangt ſchnelle Entſcheidung, und hier rechnen die Engländer auf die conferencielle Stütze des franzöſiſchen Cabinets, deſſen Intereſſen bei dieſer Gelegenheit mit ihren eigenen übereinſtimmen, Rußland gegenüber.

Ja, die ſogenannte Dardanellenfrage iſt von der höchſten Wichtigkeit, und nicht blos für die erwähnten Großmächte, ſondern für uns alle, für den Kleinſten wie für den Größten, für Reuß-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben ſo gut wie für das allmächtige Oeſterreich, für den geringſten Schuhflicker wie für den reichſten Lederfabrikanten; denn das Schickſal der Welt ſelbſt ſteht hier in Frage, und dieſe Frage muß an den Dardanellen gelöſt werden, gleichviel in welcher Weiſe. So lange dieſes nicht geſchehen, kränkelt Europa an einem heimlichen Uebel, das ihm keine Ruhe läßt, und das, je ſpäter, deſto entſetzlicher, am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage iſt nur ein Symptom der orientaliſchen Frage ſelbſt, der türkiſchen Erbſchaftsfrage, des Grundübels woran wir ſiechen, des Krankheitsſtoffs der im europäiſchen Staatskörper gährt und der leider nur gewaltſam ausgeſchieden, vielleicht nur mit dem Schwerte ausgeſchnitten werden kann. Wenn ſie auch von ganz andern Dingen ſprechen, ſo ſchielen doch alle Machthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konſtantinopel — das Gebreſte hat viele Namen. Wäre im europäiſchen Staatsrechte das Princip des Volksſouverainetät ſanctionirt, ſo könnte das Zuſammenbrechen des osmanniſchen Kaiſerthums nicht für die übrige Welt ſo gefährlich ſein, da alsdann in dem aufgelöſten Reiche die einzelnen Völker ſich bald ihre beſondern Regenten ſelbſt erwählen und ſich ſo gut als möglich fortregieren laſſen würden. Aber im allergrößten Theil Europas herrſcht noch das Dogma des Abſolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürſten ſind, und dieſes Eigenthum durch das [illegible] des Stärkern, durch die ultima ratio regis, [illegible] Kanonenrecht, erwerbbar iſt. — Was Wunder, daß keiner der hohen Potentaten den Ruſſen die große Erbſchaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländiſchen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er ſieht, wie die Barbaren des Nordens ſich gütlich thun und der kleinſte deutſche Duodez-Fürſt wird wenigſtens auf ein Biergeld Anſpruch machen. Das ſind die menſchlichen Antriebe, weshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muß. Die politiſchen Beweggründe, warum hauptſächlich England, Frankreich und Oeſterreich nicht erlauben können, daß Rußland ſich in Konſtantinopel feſtſetze, ſind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, iſt aber vor der Hand vertagt. Kurzſichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, ſind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstage. Beſonders unſre Financiers ſehen wieder alles im lieblichſten Hoffnungslichte. Auch der größte derſelben ſcheint ſich ſolcher Täuſchung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothſchild, welcher ſeit einiger Zeit etwas unpäßlich ſchien, iſt jetzt wieder ganz hergeſtellt, und ſieht geſund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börſe, welche ſich auf die Phyſiognomie des großen Barons ſo gut verſtehen, verſichern uns, daß die Schwalben des Friedens in ſeinem Lächeln niſten, daß jede Kriegsbeſorgniß aus ſeinem Geſichte verſchwunden, daß in ſeinen Augen keine elektriſchen Gewitterfünkchen ſichtbar ſeien, und daß alſo das entſetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, ſich gänzlich verzogen habe. Er nieſe ſogar den Frieden. Es iſt wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn v. Rothſchild meine Aufwartung zu machen, ſtrahlte er vom erfreulichſten Wohlbehagen, und ſeine roſige Laune ging faſt über in Poeſie; denn, wie ich ſchon einmal erzählt, in ſolchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluß ſeines Humors in Reimen ausſtrömen zu laſſen. Ich fand, daß ihm das Reimen diesmal ganz beſonders gelang; nur auf »Konſtantinopel« wußte er keinen Reim zu finden, und er kratzte ſich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich ſelbſt auch ein Stück Poet bin, ſo erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob ſich nicht auf »Konſtantinopel« ein ruſſiſcher »Zobel« reimen ließe? Aber dieſer Reim ſchien ihm ſehr zu mißfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte dadurch ein europäiſcher Krieg entſtehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm ſelber eine Menge Geld koſten würde.

Herr von Rothſchild iſt in der That der beſte politiſche Thermometer; ich will nicht ſagen Wetterfroſch, weil das Wort nicht hinlänglich reſpectvoll klänge. Und man muß doch Reſpect vor dieſem Manne haben, ſei es auch nur wegen des Reſpectes, den er den meiſten Leuten einflößt. Ich beſuche ihn am liebſten in den Bureaux ſeines Comptoirs, wo ich als Philoſoph beobachten kann, wie ſich das Volk und nicht blos das Volk Gottes, ſondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das iſt ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es ſelbſt dem beſten Akrobaten ſchwer fiele. Ich ſah Leute, die, wenn ſie dem großen Baron nahten, zuſammenzuckten, als berührten ſie eine voltaiſche Säule. Schon vor der Thür ſeines Cabinets ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einſt Moſes auf dem Horeb empfunden, als er merkte, daß er auf dem heiligen Boden ſtand. Ganz ſo wie Moſes alsbald ſeine Schuhe auszog, ſo würde gewiß mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatcabinet des Herrn von Rothſchild zu betreten wagt, vorher ſeine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daß alsdann ſeine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieſer Mißduft incommodiren dürfte. Jenes Privatcabinet iſt in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeeres oder des geſtirnten Himmels: wir ſehen hier, wie klein der Menſch und wie groß Gott iſt! Denn das Geld iſt der Gott unſerer Zeit und Rothſchild iſt ſein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothſchild begeben wollte, trug eben ein galonirter Bedienter das Nachtgeſchirr deſſelben über den Corridor, und ein Börſenſpeculant, der in demſelben Augenblick vorbei ging, zog ehrfurchtsvoll ſeinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Reſpect zu ſagen, der Reſpect gewiſſer Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein Millionair ſein wird. Als ich einſt dem Herrn * erzählte, daß ich mit dem Baron Rothſchild in den Gemächern ſeines Comptoires en famille zu Mittag geſpeiſt, ſchlug jener mit Erſtaunen die Hände zuſammen, und ſagte mir, ich hätte hier eine Ehre genoſſen, die bisher nur den Rothſchilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürſten zu Theil geworden, und die er ſelbſt mit der Hälfte ſeiner Naſe einkaufen würde. Ich will hier bemerken, daß die Naſe des Herrn *, ſelbſt wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Comptoir des Herrn von Rothſchild iſt ſehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaſerne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts andres zu thun als zu arbeiten — iſt jüngſt ſehr verſchönert worden. Auf dem Kamin ſteht jetzt die Marmorbüſte des Kaiſers Franz von Oeſterreich, mit welchem das Haus Rothſchild die meiſten Geſchäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büſten von allen europäiſchen Fürſten anfertigen laſſen, die durch ſein Haus ihre Anleihen gemacht, und dieſe Sammlung von Marmorbüſten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger ſein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothſchild ſeine Walhallagenoſſen in Reimen oder im ungereimten königlich bairiſchen Lapidarſtil feiern wird, iſt mir unbekannt.

XXXIII.

Paris, 20. April 1841.

Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. Faſt ſollte man meinen, mit dem Wiederaufblühen der bildenden Künſte habe es bei uns ein Ende; es war kein neuer Frühling, ſondern ein leidiger Altweiberſommer. Einen freudigen Aufſchwung nahm die Malerei und die Sculptur, ſogar die Architectur, bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcirten Flug folgte der kläglichſte Sturz. Nur die junge Schweſterkunſt, die Muſik, hatte ſich mit urſprünglicher, eigenthümlicher Kraft erhoben. Hat ſie ſchon ihren Lichtgipfel erreicht? Wird ſie ſich lange darauf behaupten? Oder wird ſie ſchnell wieder herabſinken? Das ſind Fragen, die nur ein ſpäteres Geſchlecht beantworten kann. Jedenfalls hat es aber den Anſchein, als ob in den Annalen der Kunſt unſre heutige Gegenwart vorzugsweiſe als das Zeitalter der Muſik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmählichen Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts halten auch die Künſte ebenmäßig Schritt. In der früheſten Periode mußte nothwendigerweiſe die Architectur alleinig hervortreten, die unbewußte rohe Größe maſſenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. ſehen bei den Aegyptiern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunſt, und dieſe bekundet ſchon eine äußere Bewältigung der Materie: der Geiſt meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geiſt fand dennoch den Stein viel zu hart für ſeine ſteigenden Offenbarungsbedürfniſſe, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzuſtellen. Da entſtand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters ſich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewußtſeinlebens ſchwindet bei den Menſchen alle plaſtiſche Begabniß, am Ende erliſcht ſogar der Farbenſinn, der doch immer an beſtimmte Zeichnung gebunden iſt, und die geſteigerte Spiritualität, das abſtracte Gedankenthum, greift nach

Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberſchwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts Anderes iſt, als die Auflöſung der ganzen materiellen Welt: die Muſik iſt vielleicht das letzte Wort der Kunſt, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe dieſe kurze Bemerkung hier vorangeſtellt, um anzudeuten, weshalb die muſikaliſche Saiſon mich mehr ängſtigt als erfreut. Daß man hier faſt in lauter Muſik erſäuft, daß es in Paris faſt kein einziges Haus giebt, wohin man ſich wie in eine Arche retten kann vor dieſer klingenden Sündfluth, daß die edle Tonkunſt unſer ganzes Leben überſchwemmt — dies iſt für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Mißmuth, der bis zur murrſinnigſten Ungerechtigkeit gegen unſre großen Maëſtri und Virtuoſen ausartet. Unter dieſen Umſtänden darf man keinen allzu heitern Lobgeſang von mir erwarten für den Mann, den hier die ſchöne Welt, beſonders die hyſteriſche Damenwelt, in dieſem Augenblick mit einem wahnſinnigen Enthuſiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigſten Repräſentanten der muſikaliſchen Bewegung iſt. Ich ſpreche von Franz Liszt, dem genialen Pianiſten. Ja der Geniale iſt jetzt wieder hier und giebt Concerte, die einen Zauber üben, der ans Fabelhafte grenzt. Neben ihm ſchwinden alle Clavierſpieler — mit Ausnahme eines einzigen, des Chopin, des Rafaels des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieſes Einzigen ſind alle andern Clavierſpieler, die wir dieſes Jahr in unzähligen Concerten hörten, eben nur Clavierſpieler, ſie glänzen durch die Fertigkeit, womit ſie das beſaitete Holz handhaben, bei Liszt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Clavier verſchwindet und es offenbart ſich die Muſik. In dieſer Beziehung hat Liszt, ſeit wir ihn zum letztenmal hörten, den wunderbarſten Fortſchritt gemacht. Mit dieſem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermißten. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter ſpielte, ſahen wir die Blitze über ſein eigenes Geſicht dahinzucken, wie vom Sturmwind ſchlotterten ſeine Glieder, und ſeine langen Haarzöpfe träuften gleichſam vom dargeſtellten Platzregen. Wenn er jetzt auch das ſtärkſte Donnerwetter ſpielt, ſo ragt er doch ſelber darüber empor, wie der Reiſende, der auf der Spitze einer Alpe ſteht, während es im Thal gewittert: die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu ſeinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Aether.

Trotz ſeiner Genialität begegnet Liszt einer Oppoſition hier in Paris, die meiſtens aus ernſtlichen Muſikern beſteht und ſeinem Nebenbuhler, dem kaiſerlichen Thalberg, den Lorbeer reicht. — Liszt hat bereits zwei Concerte gegeben, worin er, gegen allen Gebrauch, ohne Mitwirkung anderer Künſtler, ganz allein ſpielte. Er bereitet jetzt ein drittes Concert zum Beſten des Monuments von Beethoven. Dieſer Componiſt muß in der That dem Geſchmack eines Liszt am meiſten zuſagen. Namentlich Beethoven treibt die ſpiritualiſtiſche Kunſt bis zu jener tönenden Agonie der Erſcheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf ſchütteln. Für mich iſt es ein ſehr bedeutungsvoller Umſtand, daß Beethoven am Ende ſeiner Tage taub ward, und ſogar die unſichtbare Tonwelt keine klingende Realität mehr für ihn hatte. Seine Töne waren nur noch Erinnerungen eines Tones, Geſpenſter verſchollener Klänge, und ſeine letzten Productionen tragen an der Stirne ein unheimliches Todtenmal.

Minder ſchauerlich als die Beethoven'ſche Muſik war für mich der Freund Beethovens, l'Ami de Beethoven, wie er ſich hier überall producirte, ich glaube ſogar auf Viſitenkarten. Eine ſchwarze Hopfenſtange mit einer entſetzlich weißen Cravatte und einer Leichenbittermiene. War dieſer Freund Beethovens wirklich deſſen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgültigen Bekannten, mit denen ein genialer Menſch zuweilen um ſo lieber Umgang pflegt, je unbedeutender ſie ſind, und je proſaiſcher ihr Geplapper iſt, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetiſchen Geiſtesflügen? Jedenfalls ſahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius, und die kleinen Blätter ſpöttelten nicht wenig über den Ami de Beethoven. «Wie konnte der große Künſtler einen ſo unerquicklichen, geiſtesarmen Freund ertragen!« riefen die Franzoſen, die über das monotone Geſchwätz jenes langweiligen Gaſtes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daß Beethoven taub war.

Die Zahl der Concertgeber während der diesjährigen Saiſon war Legion, und an mittelmäßigen Pia niſten fehlte es nicht, die in öffentlichen Blättern als Mirakel geprieſen wurden. Die meiſten ſind junge Leute, die in beſcheiden eigner Perſon jene Lobeserhebungen in die Preſſe fördern. Die Selbſtvergötterungen dieſer Art, die ſogenannten Reclamen, bilden eine ſehr ergötzliche Lectüre. Eine Reclame, die jüngſt in der Gazette muſicale enthalten war, meldete aus Marſeille: daß der berühmte Döhler auch dort alle Herzen entzückt habe, und beſonders durch ſeine intereſſante Bläſſe, die, eine Folge überſtandener Krankheit, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Welt in Anſpruch genommen. Der berühmte Döhler iſt ſeitdem nach Paris zurückgekehrt und hat mehre Concerte gegeben; er ſpielt in der That hübſch, nett und niedlich. Sein Vortrag iſt allerliebſt, beurkundet eine erſtaunliche Fingerfertigkeit, zeugt aber weder von Kraft noch von Geiſt. Zierliche Schwäche, elegante Ohnmacht, intereſſante Bläſſe.

Zu den diesjährigen Concerten, die im Andenken der Kunſtliebhaber forttönen, gehören die Matinéen, welche von den Herausgebern der beiden muſikaliſchen Zeitungen ihren Abonnenten geboten wurden. Die France muſicale, redigirt von den Brüdern Escudier, glänzte in ihrem Concert durch die Mitwirkung der italieniſchen Sänger und des Violinſpielers Vieuxtemps, der als einer der Löwen der muſikaliſchen Saiſon betrachtet wurde. Ob ſich unter dem zottigen Fell dieſes Löwen ein wirklicher König der Beſtien oder nur ein armes Grauchen verbirgt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ehrlich geſagt, ich kann den übertriebenen Lobſprüchen, die ihm gezollt wurden, keinen Glauben ſchenken. Es will mich bedünken, als ob er auf der Leiter der Kunſt noch nicht eine ſonderliche Höhe erklommen. Vieuxtemps ſteht etwa auf der Mitte jener Leiter, auf deren Spitze wir einſt Paganini erblickten, und auf deren letzter, unterſten Sproſſe unſer vortrefflicher Sina ſteht, der berühmte Badegaſt von Boulogne und Eigenthümer eines Autographs von Beethoven. Vielleicht ſteht Herr Vieuxtemps dem Herrn Sina noch viel näher als dem Nicolo Paganini.

Vieuxtemps iſt ein Sohn Belgiens, wie denn überhaupt aus den Niederlanden die bedeutendſten Violiniſten hervorgingen. Die Geige iſt ja das dortige Nationalinſtrument, das von groß und klein, von Mann und Weib cultivirt wird, von jeher, wie wir auf den holländiſchen Bildern ſehen. Der ausgezeichnetſte Violiniſt dieſer Landsmannſchaft iſt unſtreitig Beriot, der Gemahl der Malibran; ich kann mich manchmal der Vorſtellung nicht erwehren, als ſäße in ſeiner Geige die Seele der verſtorbenen Gattin und ſänge. Nur Ernſt, der poeſiereiche Böhme, weiß ſeinem Inſtrument ſo ſchmelzende, ſo verblutend ſüße Klagetöne zu entlocken. — Ein Landsmann Beriots iſt Artôt, ebenfalls ein ausgezeichneter Violiniſt, bei deſſen Spiel man aber nie an eine Seele erinnert wird: ein geſchniegelter, wohlgedrechſelter Geſell, deſſen Vortrag glatt und glänzend, wie Wachsleinen. Haumann, der Sohn des Brüſſeler Nachdruckers, treibt auf der Violine das Metier des Vaters: was er geigt, ſind reinliche Nachdrücke der vorzüglichſten Geiger, die Texte hie und da verbrämt mit überflüſſigen Originalnoten und vermehrt mit brillanten Druckfehlern. — Die Gebrüder Franco-Mendez, welche auch dieſes Jahr Concerte gaben; wo ſie ihr Talent als Violinſpieler bewährten, ſtammen ganz eigentlich aus dem Lande der Treckſchuyten und Quispeldorchen. Daſſelbe gilt von Batta, dem Violoncelliſten; er iſt ein geborner Holländer, kam aber früh hieher nach Paris, wo er durch ſeine knabenhafte Jugendlichkeit ganz beſonders die

Damen ergötzte. Er war ein liebes Kind und weinte auf ſeiner Bratſche wie ein Kind. Obgleich er mittlerweile ein großer Junge geworden, ſo kann er doch die ſüße Gewohnheit des Greinens nimmermehr laſſen, und als er jüngſt wegen Unpäßlichkeit nicht öffentlich auftreten konnte, hieß es allgemein: durch das kindiſche Weinen auf dem Violoncello habe er ſich endlich eine wirkliche Kinderkrankheit, ich glaube die Maſern, an den Hals geſpielt. Er ſcheint jedoch wieder ganz hergeſtellt zu ſein, und die Zeitungen melden, daß der berühmte Batta nächſten Donnerſtag eine muſikaliſche Matinée bereite, welche das Publicum für die lange Entbehrniß ſeines Lieblings entſchädigen werde.

Das letzte Concert, welches Hr. Maurice Schleſinger den Abonnenten ſeiner Gazette muſicale gab, und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendſten Erſcheinungen der Saiſon gehörte, war für uns Deutſche von ganz beſonderm Intereſſe. Auch war hier die ganze Landsmannſchaft vereinigt, begierig, die Mademoiſelle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das ſchöne Lied von Beethoven, Adelaide, in deutſcher Zunge ſang. Die Italiener und Herr

Vieuxtemps, welche ihre Mitwirkung verſprochen, ließen während des Concerts abſagen, zur größten Beſtürzung des Concertgebers, welcher mit der ihm eigenthümlichen Würde vors Publicum trat und erklärte: Hr. Vieuxtemps wolle nicht ſpielen, weil er das Local und das Publicum als ſeiner nicht angemeſſen betrachte! Die Inſolenz jenes Geigers verdient die ſtrengſte Rüge. Das Local des Concertes war der Muſard'ſche Saal der Rue Vivienne, wo man nur während des Carnevals ein Bischen Cancan tanzt, jedoch das übrige Jahr hindurch die anſtändigſte Muſik von Mozart, Giacomo Meyerbeer und Beethoven executirt. Den italieniſchen Sängern, einem Signor Rubini und Signor Lablache, verzeiht man allenfalls ihre Laune; von Nachtigallen kann man ſich wohl die Prätenſion gefallen laſſen, daß ſie nur vor einem Publicum von Goldfaſanen und Adlern ſingen wollen. Aber Mynheer, der flämiſche Storch, dürfte nicht ſo wählig ſein und eine Geſellſchaft verſchmähen, worunter ſich das honnetteſte Geflügel, Pfauen und Perlhühner die Menge, und mitunter auch die ausgezeichnetſten deutſchen Schnapphähne und Miſtfinken befanden. — Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiſelle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz ausſprechen: ſie ſang vortrefflich, gefiel allen Deutſchen und machte Fiasco bei den Franzoſen.

Was dieſes letztere Mißgeſchick betrifft, ſo möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troſte verſichern, daß es eben ihre Vorzüge waren, die einem franzöſiſchen Succeß im Wege ſtanden. In der Stimme der Mlle. Löwe iſt deutſche Seele, ein ſtilles Ding, das ſich bis jetzt nur wenigen Franzoſen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mlle. Löwe einige Decennien ſpäter gekommen, ſie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber iſt die Maſſe des Volks noch immer dieſelbe. Die Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermißten ſie aber ganz und gar bei der deutſchen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovenſche »Adelaide« verſang. Dieſes ruhige Ausſeufzen des Gemüthes, dieſe blauäugigen, ſchmachtenden Waldeinſamkeitstöne, dieſe geſungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondſchein, dieſes Hinſterben in überirdiſcher Sehnſucht, dieſes erzdeutſche Lied, fand kein Echo in franzöſiſcher Bruſt, und ward ſogar als transrhenaniſche Senſiblerie verſpöttelt.

Obgleich Mlle. Löwe hier keinen Beifall fand, geſchah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Academie royale de Muſique auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieſer Gelegenheit aufdringlicher in Anſchlag gebracht, als es dem verehrten Meiſter wohl lieb ſein möchte. Iſt es wahr, wollte Meyerbeer ſeine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Falle man die Löwe nicht engagirte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünſche des Publicums an eine ſo kleinliche Bedingung geknüpft? Iſt er wirklich ſo überbeſcheiden, daß er ſich einbildet, der Erfolg ſeines neuen Werks ſei abhängig von der mehr oder minder geſchmeidigen Kehle einer Prima Donna?

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meiſters ſehen mit Betrübniß, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Production ſeines Genius ſich mit der Sicherſtellung des Erfolgs ſo unſäglich abmüht, und an das winzigſte Detail deſſelben ſeine beſten Kräfte vergeudet. Sein zarter, ſchwächlicher Körperbau muß darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei ſeinem chroniſchen Unterleibsleiden wird er oft von der herrſchenden Cholerine heimgeſucht. Der Geiſteshonig, der aus ſeinen muſikaliſchen Meiſterwerken träufelt und uns erquickt, koſtet dem Meiſter ſelbſt die furchtbarſten Leibesſchmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu ſehen, erſchrak ich über ſein miſerables Ausſehen. Bei ſeinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartariſchen Volksſage, worin ſchauderhaft drollig erzählt wird, wie dieſer bauchgrimmige Kakodämon auf dem Jahrmarkte von Kaſan einmal zu ſeinem eigenen Gebrauche ſechstauſend Töpfe kaufte, ſo daß der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unſerm hochverehrten Meiſter eine beſſere Geſundheit ſchenken, und möge er ſelber nie vergeſſen, daß ſein Lebensfaden ſehr ſchlapp und die Schere der Parze deſto ſchärfer iſt. Möge er nie vergeſſen, welche hohe Intereſſen ſich an ſeine Selbſterhaltung knüpfen. Was ſoll aus ſeinem Ruhme werden, wenn er ſelbſt, der hochgefeierte Meiſter, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz ſeiner Triumphe durch den Tod entriſſen würde? Wird ihn die Familie fortſetzen, dieſen Ruhm, worauf ganz Deutſchland ſtolz iſt? An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiß nicht fehlen, wohl aber an intellectuellen Mitteln. Nur der große Giacomo ſelbſt, der nicht blos Generalmuſikdirector aller Königl. Preuß. Muſikanſtalten, ſondern auch der Capellenmeiſter des Meyerbeerſchen Ruhmes iſt, nur Er kann das ungeheure Orcheſter dieſes Ruhmes dirigiren — Er nickt mit dem Haupte, und alle Poſaunen der großen Journale ertönen uniſono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leiſe den linken Naſenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre ſüßeſten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianiſche Blasinſtrumente, Jerichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninſtrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichſte Begabniß für Inſtrumentation bekundet. — Ja, in ſo hohem Grade wie unſer Meyerbeer verſtand ſich noch kein Componiſt auf die Inſtrumentation, nämlich auf die Kunſt, alle möglichen Menſchen als Inſtrumente zu gebrauchen, die kleinſten wie die größten, und durch ihr Zuſammenwirken eine Uebereinſtimmung in der öffentlichen Anerkennung, die ans Fabelhafte grenzt, hervorzuzaubern.

Das hat kein Andrer jemals verſtanden. Während die beſten Opern von Mozart und Roſſini bei der erſten Vorſtellung durchfielen, und erſt Jahre vergingen, ehe ſie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meiſterwerke unſres edlen Meyerbeer bereits bei der erſten Aufführung den ungetheilteſten Beifall, und ſchon den andern Tag liefern ſämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preisartikel. Das geſchieht durch das harmoniſche Zuſammenwirken der Inſtrumente; in der Melodie muß Meyerbeer den beiden genannten Meiſtern nachſtehen, aber er überflügelt ſie durch Inſtrumentation. Der Himmel weiß, daß er ſich oft der niederträchtigſten Inſtrumente bedient; aber vielleicht eben durch dieſe bringt er die großen Effecte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und ſogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweiſen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorbeerkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorbeeren, er weiß ſie kaum mehr zu laſſen und keucht unter dieſer grünen Laſt. Er ſollte ſich einen kleinen Eſel anſchaffen, der hinter ihm her trottirend ihm die ſchweren Kränze nachtrüge. Aber Gouin iſt eiferſüchtig, und leidet nicht, daß ihn ein Anderer begleite.

Ich kann nicht umhin hier ein geiſtreiches Wort zu erwähnen, das man dem Muſiker Ferdinand Hiller zuſchreibt. Als nämlich jemand denſelben darüber befragte, was er von Meyerbeers Opern halte, ſoll Hiller ausweichend verdrießlich geantwortet haben: Ach, laßt uns nicht von Politik reden!

XXXIV.

Paris, 29. April 1841.

Ein eben ſo bedeutungsvolles wie trauriges Ereigniß iſt das Verdict der Jury, wodurch der Redacteur des Journals »La France« von der Anklage abſichtlicher Beleidigung des Königs freigeſprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meiſten beklagen ſoll! Iſt es jener König, deſſen Ehre durch verfälſchte Briefe befleckt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere ſich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren kann? Was jedem Andern in ſolcher Bedrängniß geſtattet iſt, bleibt ihm grauſam verſagt. Jeder Andere, der ſich in gleicher Weiſe, durch falſche Briefe von landesverrätheriſchem Inhalt, dem Publicum gegenüber blosgeſtellt ſähe, könnte es dahin bringen, ſich förmlich in Anklageſtand ſetzen zu laſſen, und in Folge ſeines Proceſſes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigſte zu erweiſen. Eine ſolche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfaſſung für unverletzlich erklärt und nicht perſönlich vor Gericht zu ſtellen erlaubt. Noch weniger iſt ihm das Duell geſtattet, das Gottesurtheil, das in Ehrenſachen noch immer eine gewiſſe juſtificirende Geltung bewahrt: Ludwig Philipp muß ruhig auf ſich ſchießen laſſen, darf aber nimmermehr ſelbſt zur Piſtole greifen, um von ſeinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben ſo wenig kann er im üblich patzigen Stile eine abgedrungene Erklärung gegen ſeine Verleumder in den reſpectiven Landeszeitungen inſeriren laſſen: denn ach! Könige, wie große Dichter, dürfen ſich nicht auf ſolchem Wege vertheidigen und müſſen alle Lügen, die man über ihre Perſon verbreitet, mit ſchweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das ſchmerzlichſte Mitgefühl für den königlichen Dulder, deſſen Krone nur eine Zielſcheibe der Verleumdung, und deſſen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder ſoll ich noch weit mehr Euch bedauern, Ihr Legitimiſten, die Ihr Euch als die auserwählten Paladine des Royalismus geberdet und dennoch in der Perſon Ludwig

Philipps das Weſen des Königthums, das königliche Anſehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit Euch, wenn ich an die ſchrecklichen Folgen denke, die Ihr durch ſolchen Frevel zunächſt auf Eure eignen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Umſturz der Monarchie harret Euer wieder daheim das Beil und in der Fremde der Bettelſtab. Ja, Euer Schickſal wäre jetzt noch weit ſchmählicher als in früheren Tagen: Euch, die gefoppten Compères Eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn tödten, ſondern mit höhniſchem Gelächter, und in der Fremde würde man Euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverſchuldeten Unglück gebührt, ſondern mit Geringſchätzung das Almoſen hinreichen.

Was ſoll ich aber von den guten Leuten der Jury ſagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheiſen legten an das Fundament des eignen Hauſes? Der Grundſtein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutique ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und ſchmachvolle Verdict heillos gelockert. Die ganze verderbliche Bedeutung dieſes Verdicts wird jetzt allmählich erkannt, es iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, und mit Entſetzen ſieht man, wie der fatale Ausgang des Proceſſes ganz ſyſtematiſch ausgebeutet wird. Die verfälſchten Briefe haben jetzt eine legale Stütze, und mit der Unverantwortlichkeit ſteigt die Frechheit bei den Feinden der beſtehenden Ordnung. In dieſem Augenblick werden lithographirte Copien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Argliſt reibt ſich vergnügt die Hände, ob des gelungenen Meiſterſtücks. Die Legitimiſten rufen Victoria, als hätten ſie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Contemporaine, die verrufene Mme. de St. Elme, das Banner trug! Der edle Baron Larochejaquelin beſchirmte mit ſeinem Wappenſchild dieſe neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Reinheit? Vor allen aber verdankt man dieſen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienſtmann der legitimiſtiſchen Ritterſchaft, der immer geiſtreich ſpricht, gleichviel für welche ſchlechte Sache.

Indeſſen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereigniſſen alle ihre Conſequenzen unmittelbar abgepreßt werden, geht die böſe Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilſamen Gegenwirkung. Und dieſes zeigt ſich auch bei Gelegenheit jenes unglückſeligen Verdicts. Die argen Folgen deſſelben werden für den Moment einigermaßen neutraliſirt durch den Jubel und das Siegesgeſchrei, das die Legitimiſten erheben: das Volk haßt ſie ſo ſehr, daß es all ſeinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergißt, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphiren. Der ſchlimmſte Vorwurf, der gegen den König in jüngſter Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, daß man ihn beſchuldigte, er betreibe allzu eifrig ſeine Ausſöhnung mit den Legitimiſten und opfere ihnen die demokratiſchen Intereſſen. Deshalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch dieſe frondirenden Edelleute widerfuhr, zunächſt eine gewiſſe Schadenfreude bei der Bourgeoiſie, die, angehetzt durch die Journale des unzufriedenen Mittelſtandes, von den reactionairen Vorſätzen des jetzigen Miniſteriums die verdrießlichſten Dinge fabelt.

Welche Bewandtniß hat es aber mit jenen reactionairen Vorſätzen, die man abſonderlich Herrn Guizot zuſchreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben ſchenken. Guizot iſt der Mann des Widerſtandes, aber nicht der Reaction. Und ſeid überzeugt, daß man ihn ob ſeines Widerſtandes nach oben ſchon längſt verabſchiedet hätte, wenn man nicht ſeines Widerſtandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geſchäft iſt die thatſächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoiſie, das von den marodirenden Nachzüglern der Vergangenheit eben ſo grimmig bedroht wird, wie von der plünderungsſüchtigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt, und niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarſten wahrlich zeigen ſich gegen ihn eben jene guten Bürger, die ſeine ſtarke Hand ſchirmt und ſchützt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenſchaften er nie gemeinſchaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, dieſe Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'ſche Witze, er iſt nicht induſtriell und tanz nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt ſehr hoch, und ein melancholiſcher Stolz ſpricht aus allen ſeinen Zügen: »Ich könnte vielleicht etwas Beſſeres thun, als für dieſes Lumpenpack in mühſamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!« Das iſt in der That der Mann, der nicht ſehr zärtlich um Popularität buhlt, und ſogar den Grundſatz aufgeſtellt hat: daß ein guter Miniſter unpopulair ſein müſſe. Er hat nie der Menge gefallen wollen, ſogar nicht in jenen Tagen der Reſtauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichſten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne ſeine denkwürdigen Vorleſungen hielt und der Beifall der Jugend ſich ein Bischen allzu ſtürmiſch äußerte, dämpfte er ſelber dieſen huldigenden Lärm, mit den ſtrengen Worten: »meine Herren, auch im Enthuſiasmus muß die Ordnung vorwalten!« Ordnungsliebe iſt überhaupt ein vorſtechender Zug des Guizot'ſchen Charakters, und ſchon aus dieſem Grunde wirkte ſein Miniſterium ſehr wohlthätig in die Confuſion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieſer Ordnungsliebe nicht ſelten der Pedanterei beſchuldigt, und ich geſtehe, der ſchroffe Ernſt ſeiner Erſcheinung wird gemildert durch eine gewiſſe anklebende gelehrte Magiſterhaftigkeit, die an unſre deutſche Heimath, beſonders an Göttingen erinnert. Er iſt eben ſo wenig reactionair wie Hofrath Heeren, Tychſen oder Eichhorn ſolches geweſen — aber er wird nie erlauben, daß man die Pedelle prügle oder ſich ſonſtig auf der Weenderſtraße herumbalge und die Laternen zerſchlage.

XXXV.

Paris, 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Section des Inſtitut-royal, welche ſich académie des sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigſten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, ſowie durch das Perſonal, das manchmal dort ſeinen Sitz nimmt, ſo oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnerte. In der That, die andern Sectionen des Inſtituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greiſenhafter Ohnmacht, aber die oben erwähnte académie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Friſche und Kraft. Es herrſcht in dieſer letzten Section ein großartiger Sinn, während die Einrichtung und der Geſammtgeiſt des Inſtitut-royal ſehr kleinlich iſt. Ein Witzling bemerkte ſehr richtig: diesmal iſt der Theil größer als das Ganze. In der Verſammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz beſonders jugendliche Regung: Couſin, welcher präſidirte, ſprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht ſehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtniß des verſtorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juriſten und Conventglieds zu feiern hatte, ſprach ſo blühend ſchön wie er ſelbſt ausſieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des ſchönen secrétaire perpétuel angekündigt iſt, kommen dorthin vielleicht mehr um zu ſehen als um zu hören, und da viele darunter ſehr hübſch ſind, ſo wirkt ihr Anblick manchmal ſtörend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, ſo feſſelte mich diesmal der Gegenſtand der Mignet'ſchen Rede ganz ausſchließlich, denn der berühmte Geſchichtſchreiber der Revolution ſprach wieder über einen der wichtigſten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzoſen umgeſtaltet, und jedes Wort war hier ein Reſultat intereſſanter Forſchung. Ja, das war die Stimme des Geſchichtſchreibers, des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es ſchien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die ſtrenge Göttin bereits ihre Urtheilsſprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete ſich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Academikers. Und dann iſt Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mußten die Tagesverhältniſſe berückſichtigt werden bei der Beſprechung der jüngſten Vergangenheit. Es iſt eine bedenkliche Aufgabe, den überſtandenen Sturm zu beſchreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt ſind. Das franzöſiſche Staatsſchiff iſt vielleicht noch nicht ſo wohl geborgen wie der gute Mignet meint. Unfern vom Redner, auf einer der Bänke mir gegenüber, ſah ich Herrn Thiers, und ſein Lächeln war für mich ſehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behagniß von der definitiven Begründung der modernen Zuſtände ſprach: ſo lächelt Aeolus, wenn Daphnis am windſtillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläſt!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in kurzem gedruckt zu Geſicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lectüre den lebendigen Vortrag erſetzen, der, wie eine tiefſinnige Muſik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beſtändig im Gedächtniß eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hinwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken iſt. Er bemerkte nämlich, wie erſprießlich es ſei, daß das neue Geſetzbuch der Franzoſen von Männern abgefaßt worden, die aus den wilden Drangſalen der größten Staatsumwälzung ſo eben hervorgegangen, und folglich die menſchlichen Paſſionen und zeitlichen Bedürfniſſe gründlichſt kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir dieſen Umſtand, ſo will es uns bedünken, als begünſtigte derſelbe ganz beſonders die jetzige franzöſiſche Legislation, als verliehe er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und deſſen Commentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müſſigen und kühlen Caſuiſten angefertigt ſind, ſondern von glühenden Menſchheitsrettern, die alle Leidenſchaften in ihrer Nacktheit geſehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung hat die philoſophiſche Schule in Deutſchland eben ſo unrichtige Begriffe, wie die hiſtoriſche; erſtere iſt todt und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Couſin vorigen Sonnabend die Sitzung der Academie eröffnete, athmete einen Freiheitsſinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er iſt übrigens in dieſen Blättern von einem unſrer Collegen ſo reichlich gelobhudelt worden, daß er vor der Hand deſſen genug haben dürfte. Nur ſo viel wollen wir erwähnen, daß der Mann, den wir früherhin nicht ſonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine währliche Zuneigung, aber eine beſſere Anerkennung einflößte. Armer Couſin, wir haben dich früherhin ſehr maltraitirt, dich, der du immer für uns Deutſche ſo liebreich und freundlich wareſt. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutſchen Schule, der Freund Hegels, unſer Victor Couſin, in Frankreich Miniſter war, brach in Deutſchland gegen die Franzoſen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich ſchwindet und vielleicht einſt unbegreiflich ſein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbſt, begegnete ich Hrn. Couſin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferſtichladen ſtand und die dort ausgeſtellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus ihren Angeln geriſſen, der Kanonendonner von Beyrut, wie eine Sturmglocke, weckte alle Kampfluſt des Orients und des Occidents, die Pyramiden Aegyptens zitterten, dieſſeits und jenſeits des Rheins wetzte man die Säbel — und Victor Couſin, damaliger Miniſter von Frankreich, ſtand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die ſtillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und ſprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, von unſerem Gemüth und Tiefſinn, von unſerer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. »Aber um des Himmels willen, unterbrach er ſich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, was bedeutet die Raſerei, womit ihr in Deutſchland jetzt plötzlich gegen uns ſchreit und lärmt?« Er konnte dieſe Berſerkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff nichts davon, und Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erſchöpften wir uns in lauter Conjecturen über die letzten Gründe jener Feindſeligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Couſin mich verließ, um ſich bei Marquis ein Pfund Chocolate zu kaufen.

Ich conſtatire mit beſonderer Vorliebe die kleinſten Umſtände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutſchlands bei den franzöſiſchen Staatsmännern finde. Daß wir dergleichen bei Guizot antreffen, iſt leicht erklärlich, da ſeine Anſchauungsweiſe der unſrigen verwandt iſt, und er die Bedürfniſſe und das gute Recht des deutſchen Volks ſehr gründlich begreift. Dieſes Verſtändniß verſöhnt ihn vielleicht auch mit unſern beiläufigen Verkehrtheiten: die Worte „tout comprendre, c'est tout pardonner“ las ich dieſer Tage auf dem Petſchaft einer ſchönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritaniſchem Charakter ſein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geiſt iſt auch nicht poeſiefeindlich eng und dumpf: dieſer Puritaner war es, welcher den Franzoſen eine Ueberſetzung des Shakſpeare gab, und als ich vor mehren Jahren über den britiſchen Dichterkönig ſchrieb, wußte ich den Zauber ſeiner phantaſtiſchen Komödien nicht beſſer zu erörtern, als indem ich den Commentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte.

Sonderbar! das kriegeriſche Miniſterium vom 1. März, das jenſeits des Rheines ſo verſchrien ward, beſtand zum größten Theil aus Männern, welche Deutſchland mit dem treueſten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Couſin, welcher begriffen, daß bei Imanuel Kant die beſte Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beſte Chocolate zu finden, ſaß damals im Miniſterrathe Hr. v. Remuſat, der ebenfalls dem deutſchen Genius huldigte und ihm ein beſonderes Studium widmete. Schon in ſeiner Jugend überſetzte er mehrere deutſche dramatiſche Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken lies. Dieſer Mann iſt eben ſo geiſtreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutſchen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von deſſen Herrlichkeit einen höhern Begriff als ſämmtliche Componiſten des Becker'ſchen Liedes, wo nicht gar als der große Niklas Becker ſelbſt! — Was uns in der jüngſten Zeit beſonders gut an Remuſat gefiel, war die unumwundene Weiſe, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders gegen verleumderiſche Inſinuationen vertheidigte.

XXXVI.

Paris, 22. Mai 1841.

Die Engländer hier ſchneiden ſehr beſorgliche Geſichter. »Es geht ſchlecht, es geht ſchlecht«, das ſind die ängſtlichen Ziſchlaute, die ſie einander zuflüſtern, wenn ſie ſich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anſchein, als wackle der ganze großbritanniſche Staat und ſei dem Umſturz nahe, aber es hat nur den Anſchein. Dieſer Staat gleicht dem Glockenthurm von Piſa: ſeine ſchiefe Stellung ängſtigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reiſende eilt mit raſcheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unverſehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Cannings in London war und den wilden Meetings des Radicalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau ſtürze jetzt zuſammen. Meine Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill beſuchten, wurden dort von demſelben Angſtgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauſpiel der O'Connell'ſchen Umtriebe und des katholiſchen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängſtigung. Jetzt ſind es die Korngeſetze, welche einen ſo bedrohlichen Staatsuntergangsſturm veranlaſſen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albions:

»Kracht's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!«

Hier zu Paris herrſcht in dieſem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beſtändig von den falſchen Briefen des Königs zu ſprechen, und eine erfriſchende Diverſion gewährte uns die Entführung der ſpaniſchen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famoſen Adam Gurowski, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiſelle Rachel verliebt, da ihm aber der Vater derſelben, der von ſehr guter jüdiſcher Familie iſt, ſeine Tochter verweigerte, ſo machte er ſich an die Prinzeſſin Iſabella Fernando von Spanien. Alle Hofdamen beider Caſtilien, ja des ganzen Univerſums, werden die Hände vor Entſetzen über den Kopf zuſammen ſchlagen: jetzt begreifen ſie endlich, daß die alte Welt des traditionellen Reſpectes ein Ende hat!

XXXVII.

Paris, 11. December 1841.

Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geſchenke, überbieten ſich hier die Kaufmannsläden in den mannichfaltigſten Ausſtellungen. Der Anblick derſelben kann dem müßigen Flaneur den angenehmſten Zeitvertreib gewähren; iſt ſein Hirn nicht ganz leer, ſo ſteigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenſtern die bunte Fülle der ausgeſtellten Luxus- und Kunſtſachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publicum, das dort neben ihm ſteht. Die Geſichter dieſes Publicums ſind ſo häßlich ernſthaft und leidend, ſo ungeduldig und drohend, daß ſie einen unheimlichen Contraſt bilden mit den Gegenſtänden, die ſie begaffen, und uns die Angſt anwandelt, dieſe Menſchen möchten einmal mit ihren geballten Fäuſten plötzlich dreinſchlagen, und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mit ſammt dieſer vornehmen Welt ſelbſt gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker iſt, ſondern ein gewöhnlicher Flaneur, der ſich wenig kümmert um die Nüance Dufaure und Paſſy, ſondern um die Miene des Volks auf den Gaſſen, dem wird es zur feſten Ueberzeugung, daß früh oder ſpät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mit ſammt ihren parlamentariſchen Heldenſpielern und Comparſen ein ausgeziſcht ſchreckliches Ende nimmt und ein Nachſpiel aufgeführt wird, welches das Communiſtenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieſes Nachſpiel nicht ſein; aber es wird um ſo gewaltiger die Gemüther erſchüttern und reinigen: es wird eine echte Tragödie ſein.

Die letzten politiſchen Proceſſe dürften manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit iſt gar zu angenehm. Auch will keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die ſüße Gegenwart verleiden können. Deshalb grollen ſie alle jenem Manne, deſſen ſtrenges Auge am tiefſten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und deſſen hartes Wort vielleicht manchmal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichſten Mahle ſitzen, an die allgemeine Bedrohniß erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeiſter Guizot. Sogar die ſogenannten Conſervativen ſind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben ſie ihn durch einen Mann erſetzen zu können, deſſen heiteres Geſicht und gefällige Rede ſie minder ſchreckt und ängſtigt. Ihr conſervativen Thoren, die Ihr nichts im Stande ſeid zu conſerviren als eben Eure Thorheit, Ihr ſolltet dieſen Guizot wie Euren Augapfel ſchonen; Ihr ſolltet ihm die Mücken abwedeln, die radicalen ſowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; Ihr ſolltet ihm auch manchmal Blumen ſchicken ins Hôtel des Capucins, aufheiternde Blumen, Roſen und Veilchen, ſtatt ihm durch tägliches Nergeln dieſes Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguiren. An Eurer Stelle hätte ich immer Angſt, er möchte den glänzenden Quälniſſen ſeines Miniſterplatzes plötzlich entſpringen und ſich wieder hinaufretten in ſein ſtilles Gelehrtenſtübchen der Rue Leveque, wo er einſt ſo idylliſch glücklich lebte unter ſeinen ſchafledernen und kalbledernen Büchern.

Iſt aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzuwenden? Es vereinigen ſich in der That bei ihm die ſonſt getrennten Eigenſchaften der tiefſten Einſicht und des feſten Willens: er würde mit einer antiken Unerſchütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernſter Klugheit die ſchlimmen Klippen vermeiden — aber der ſtille Zahn der Mäuſe hat den Boden des franzöſiſchen Staatsſchiffes allzuſehr durchlöchert, und gegen dieſe innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot ſehr gut begriffen, iſt er unmächtig. Hier iſt die Gefahr. Die zerſtörenden Doctrinen haben in Frankreich zu ſehr die unteren Claſſen ergriffen — es handelt ſich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, ſondern um Gleichheit des Genuſſes auf dieſer Erde, und es giebt in Paris etwa 400,000 rohe Fäuſte, welche nur des Loſungsworts harren, um die Idee der abſoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehren Seiten hört man, der Krieg ſei ein gutes Ableitungsmittel gegen ſolchen Zerſtörungsſtoff. Aber hieße das nicht Satan durch Beelzebub beſchwören? Der Krieg würde nur die Kataſtrophe beſchleunigen und über den ganzen Erdboden das Uebel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Communismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht: die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht!

Doch laßt uns dieſes trübe Thema verlaſſen und wieder zu den heitern Gegenſtänden übergehen, die hinter den Spiegelfenſtern auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgeſtellt ſind. Das funkelt, das lacht und lockt! Keckes Leben, ausgeſprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelſtein, in allen möglichen Formen, namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaiſſance, deren Nachbildung in dieſem Augenblick eine herrſchende Mode. Woher die Vorliebe für dieſe Zeit der Renaiſſance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferſtehung, wo die antike Welt gleichſam aus dem Grabe ſtieg, um dem ſterbenden Mittelalter ſeine letzten Stunden zu verſchönen? Empfindet unſre Jetztzeit eine Wahlverwandtſchaft mit jener Periode, die, ebenſo wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle ſuchte, lechzend nach friſchem Lebenstrank? Ich weiß nicht, aber jene Zeit Franz I. und ſeiner Geſchmacksgenoſſen übt auf unſer Gemüth einen faſt ſchauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuſtänden, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weiſe, wie jene Zeit das wiedergefundene Alterthum in ſich zu verarbeiten wußte. Hier ſehen wir nicht, wie in der David'ſchen Schule, eine academiſch trockene Nachahmung der griechiſchen Plaſtik, ſondern eine flüſſige Verſchmelzung derſelben mit dem chriſtlichen Spiritualismus. In den Kunſt- und Lebensgeſtaltungen, die der Vermählung jener heterogenſten Elemente ihr abenteuerliches Daſein verdankten, liegt ein ſo ſüßer melancholiſcher Witz, ein ſo ironiſcher Verſöhnungskuß, ein blühender Uebermuth, ein elegantes Grauen, das uns unheimlich bezwingt, wir wiſſen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kannegießern von Profeſſion überlaſſen, ſo überlaſſen wir den patentirten Hiſtorikern die genauere Nachforſchung, in welchem Grad unſere Zeit mit der Zeit der Renaiſſance verwandt iſt; und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde ſtehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Rittner ausgeſtellt haben, und das gleichſam als der Kupferſtich-Löwe der Saiſon alle Blicke auf ſich zieht. Es verdient in der That dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit:

es ſind die Fiſcher von Leopold Robert, die dieſer Kupferſtich darſtellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denſelben, und er iſt gewiß eine köſtliche Weihnachtsgabe für das große Publicum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller detaillirten Beſchreibung dieſes Werks, da es in kurzem eben ſo bekannt ſein wird wie die Schnitter deſſelben Malers, wozu es ein ſinnreiches und anmuthiges Seitenſtück bildet. Wie dieſes berühmte Bild eine ſommerliche Campagne darſtellt, wo römiſche Landleute gleichſam auf einem Siegeswagen mit ihrem Ernteſegen heimziehen, ſo ſehen wir hier, auf dem letzten Bild von Robert, als ſchneidendſten Gegenſatz, den kleinen winterlichen Hafen von Chioggia und arme Fiſcherleute, die, um ihr kärgliches Tagesbrod zu gewinnen, trotz Wind und Wetter ſich eben anſchicken zu einer Ausfahrt ins adriatiſche Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter ſchauen ihnen nach mit ſchmerzlicher Reſignation — gar rührende Geſtalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unſerm Herzen laut werden. Dieſe unſeligen Menſchen, die Leibeigenen der Armuth, ſind zu lebenslänglicher Mühſal verdammt und verkümmern in harter Noth und Betrübniß. Ein melancholiſcher Fluch iſt hier gemalt, und der Maler, ſobald er das Gemälde vollendet hatte, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Armes Volk! armer Robert! — Ja, wie die Schnitter dieſes Meiſters ein Werk der Freude ſind, das er im römiſchen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, ſo ſpiegeln ſich in ſeinen Fiſchern alle die Selbſtmordgedanken und Herbſtnebel, die ſich, während er in der zerſtörten Venezia hauſte, über ſeine Seele lagerten. Wie uns jenes erſtere Bild befriedigt und entzückt, ſo erfüllt uns dieſes letztere mit empörungsſüchtigem Unmuth: dort malte Robert das Glück der Menſchheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergeſſen, wo ich das Originalgemälde, die Fiſcher von Robert, zum erſtenmale ſah. Wie ein Blitzſtrahl aus unumwölktem Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht ſeines Todes getroffen, und da jenes Bild, welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgeſtellt werden konnte, faßte der Eigenthümer, Hr. Paturle, den löblichen Gedanken, eine beſondere Ausſtellung deſſelben zum Beſten der Armen zu veranſtalten. Der Maire des zweiten Arondiſſements gab dazu ſein Local, und die Einnahme, wenn ich nicht irre, betrug über ſechzehn tauſend Franken. (Mögen die Werke aller Volksfreunde ſo praktiſch nach ihrem Tode fortwirken!) Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinaufſtieg, um zu dem Expoſitionszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebenthüre die Aufſchrift: Bureau des décès. Dort im Saale ſtanden ſehr viele Menſchen vor dem Bilde verſammelt, keiner ſprach, es herrſchte eine ängſtliche, dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todten Malers. Was war der Grund, weshalb er ſich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerſpruch war mit den Geſetzen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Geſetzen, denen Robert ſein ganzes Leben hindurch ſo kindlich Gehorſam leiſtete? Ja, er war erzogen im ſchweizeriſch ſtrengen Proteſtantismus, er hielt feſt an dieſem väterlichen Glauben mit unerſchütterlicher Treue, und von religiöſem Skepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch iſt er immer gewiſſenhaft geweſen in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der ſeine Schulden bezahlte, der allen Vorſchriften des Anſtandes genügte, Rock und Hut ſorgſam bürſtete, und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede ſein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Bruſt der Mutter; ſie tränkte ſein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei geſagt, ſie war ihm lieber als die Tradition der Meiſter: ein überſchwängliches Verſinken in den ſüßen Wahnwitz der Kunſt, ein unheimliches Gelüſte nach Traumweltgenüſſen, ein Abfall von der Natur, hat alſo ebenfalls den vortrefflichen Mann nicht in den Tod gelockt. Auch waren ſeine Finanzen wohlbeſtellt, er war geehrt, bewundert und ſogar geſund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage, eine unglückliche Leidenſchaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbſtmord veranlaßt. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in dieſem Alter ſind die Ausbrüche der großen Paſſion zwar ſehr furchtbar, aber man bringt ſich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entſetzlichſte aller Gefühle, wo ein Künſtler das Mißverhältniß entdeckt, das zwiſchen ſeiner Schöpfungsluſt und ſeinem Darſtellungsvermögen ſtattfindet: dieſes Bewußtſein der Unkraft iſt ſchon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leiſtungen Roberts, ſo waren ſie doch gewiß nur blaſſe Schatten jener blühenden Naturſchönheiten, die ſeiner Seele vorſchwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühſames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvollſte Anſtrengung bewältigte. Schön und feſt ſind alle dieſe Robert'ſchen Bilder, aber die meiſten ſind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geiſt: ſie ſind componirt. Robert hatte eine gewiſſe Ahnung von genialer Größe, und doch war ſein Geiſt gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter ſeiner Erzeugniſſe zu urtheilen, ſollte man glauben, er ſei Enthuſiaſt geweſen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel — nein, wie ſeine Vertrauten verſichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarotti, der ſtürmiſche Titane, der wilde Donnergott des jüngſten Gerichts, für den er ſchwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund ſeines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigſter Hiſtorienmalerei lechzte -- er ſtarb an einer Lacune ſeines Darſtellungsvermögens.

Der Kupferſtich von den Fiſchern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgeſtellt haben, iſt vortrefflich, in Bezug auf das Techniſche: ein wahres Meiſterſtück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Haſt verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Urſprünglichkeit, der uns bei den Schnittern ſo vollſelig entzückt, und der vielleicht dadurch entſtand, daß dieſes Gemälde aus einer einzigen Anſchauung, ſei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derſelben mit großer Treue nachgebildet iſt. Die Fiſcher hingegen ſind zu ſehr componirt, die Figuren ſind mühſam zuſammengeſucht, neben einander geſtellt, incommodiren ſich wechſelſeitig mehr als ſie ſich ergänzen, und nur durch die Farbe iſt das Verſchiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferſtich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweiſe die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt ſich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze iſt kein Ganzes mehr. Es iſt ein Zeichen von

Raphaels Größe, ſagte mir jüngſt ein College, daß ſeine Gemälde im Kupferſtich nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, ſelbſt in den dürftigſten Nachbildungen, allen Colorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Conturen, bewahren die Raphael'ſchen Werke jene harmoniſche Macht, die unſer Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil ſie echte Offenbarungen ſind, Offenbarungen des Genius, der eben wie die Natur, ſchon in den bloßen Umriſſen das Vollendete giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'ſchen Fiſcher reſumiren: es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelnheiten, namentlich das junge Weib mit dem kranken Kinde, verdienen das höchſte Lob. Zur Unterſtützung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichſam ſeinen erſten Gedanken ausgeſprochen: hier, in der urſprünglichen Conception, herrſcht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man ſie mit dieſem vergleicht, merkt man gewiß, wie der Maler ſeinen Geiſt lange Zeit gezerrt und abgemüdet haben muß, ehe er das Gemälde in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Stande brachte.

XXXVIII.

Paris, den 19. December 1841.

Wird ſich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält ſich Niemand auf die Länge, alles wackelt, ſogar der Obelisk von Luxor! Das iſt keine Hyperbel, ſondern buchſtäbliche Wahrheit; ſchon ſeit mehren Monaten geht hier die Rede, der Obelisk ſtehe nicht feſt auf ſeinem Poſtament, er ſchwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Aengſtlichen ſuchen ſchon jetzt, wenn ihr Weg ſie über die Place-Louis-Quince führt, ſich etwas entfernt zu halten von der fallenden Größe. Die Muthigern laſſen ſich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange ſtören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein Bischen hinaufzuſchielen, ob der große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie dem auch ſei, es iſt immer ſchlimm, wenn das Publicum Zweifel hegt über die Feſtigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer ſchwindet ſchon ihre beſte Stütze. Wird er ſich halten? Jedenfalls glaub' ich, daß er ſich die nächſte Sitzung hindurch halten wird, ſowohl der Obelisk als Guizot, der mit jenem eine gewiſſe Aehnlichkeit hat, z. B. die, daß er ebenfalls nicht auf ſeinem rechten Platze ſteht. Ja, ſie ſtehen beide nicht auf ihrem rechten Platz, ſie ſind herausgeriſſen aus ihrem Zuſammenhang, ungeſtüm verpflanzt in eine unpaſſende Nachbarſchaft. Jener, der Obelisk, ſtand einſt vor den lotosknäufigen Rieſenſäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein coloſſaler Sarg ausſieht, und die ausgeſtorbene Weisheit der Vorwelt, getrocknete Königsleichen, einbalſamirten Tod enthält. Neben ihm ſtand ein Zwillingsbruder von demſelben rothen Granit und derſelben pyramidaliſchen Geſtalt, und ehe man zu dieſen beiden gelangte, ſchritt man durch zwei Reihen Sphinxe, ſtumme Räthſelthiere, Beſtien mit Menſchenköpfen, ägyptiſche Doctrinaire. In der That, ſolche Umgebung war für den Obelisken weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place-Louis-Quince zu Theil ward, dem modernſten Platz der Welt, dem Platz, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der Vergangenheit gewaltſam abgeſchnitten wurde mit frevelhaftem Beil. — Zittert und wackelt vielleicht wirklich der große Obelisk, weil es ihm graut, ſich auf ſolchem gottloſen Boden zu befinden, er, der gleichſam ein ſteinerner Schweizer in Hieroglyphen-Livree Jahrtauſende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonengräber und des abſoluten Mumienthums? Jedenfalls ſteht er dort ſehr iſolirt, faſt komiſch iſolirt, unter lauter theatraliſchen Architecturen der Neuzeit, Bildwerken im Rococogeſchmack, Springbrunnen mit vergoldeten Najaden, allegoriſchen Statuen der franzöſiſchen Flüſſe, deren Piedeſtal eine Portierloge enthält, in der Mitte zwiſchen dem Arc-de-Triumphe, den Tuilerien und der Chambre des Deputés — ungefähr wie der ſacerdotal tiefſinnige, ägyptiſch ſteife und ſchweigſame Guizot zwiſchen dem imperialiſtiſch rohen Soult, dem mercantiliſch flachköpfigen Human, und dem hohlen Schwätzer Villemain, der halb voltairiſch und halb katholiſch angeſtrichen iſt und in jedem Fall einen Strich zu viel hat.

Doch laßt uns Guizot bei Seite ſetzen und nur von dem Obelisken reden: es iſt ganz wahr, daß man von ſeinem baldigen Sturze ſpricht. Es heißt: im ſtillen Sonnenbrand am Nil, in ſeiner heimathlichen Ruhe und Einſamkeit, hätte er noch Jahrtauſende aufrecht ſtehen bleiben können, aber hier in Paris agitirte ihn der beſtändige Wetterwechſel, die fieberhaft aufreibende, anarchiſche Atmoſphäre, der unaufhörlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Geſundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüſte; kurz die Pariſer Luft bekomme ihm ſchlecht. Der eigentliche Rival des Obelisken von Luxor iſt noch immer die Colonne Vendome. Steht ſie ſicher? Ich weiß nicht, aber ſie ſteht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden und wer ſich daran hält, hat eine feſte Stütze. Eine ganz feſte? Nein, hier in Frankreich ſteht nichts ganz feſt. Schon einmal hat der Sturm das Capital, den eiſernen Capitalmann, von der Spitze der Vendomeſäule herabgeriſſen, und im Fall die Communiſten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweitenmale daſſelbe ſich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraſerei die Säule ſelbſt zu Boden reißt, damit auch dieſes Denkmal und

Sinnbild der Ruhmſucht von der Erde ſchwinde: kein Menſch und kein Menſchenwerk ſoll über ein beſtimmtes Communalmaß hervorragen, und der Baukunſt eben ſo gut wie der epiſchen Poeſie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder," hörte ich jüngſt ausrufen bei Gelegenheit des Modellconcurſes für das Mauſoleum des Kaiſers, „das koſtet das Geld des darbenden Volkes, und wir werden es ja doch zerſchlagen, wenn der Tag kommt!" Ja, der todte Held hätte in St. Helena bleiben ſollen, und ich will ihm nicht dafür ſtehen, daß nicht einſt ſein Grabmal zertrümmert und ſeine Leiche in den ſchönen Fluß geſchmiſſen wird, an deſſen Ufern er ſo ſentimental ruhen ſollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Miniſter vielleicht keinen großen Dienſt geleiſtet.

Wahrlich, er leiſtet dem Kaiſer einen größern Dienſt als Hiſtoriker, und ein ſolideres Monument als die Vendomeſäule und das projectirte Grabmal errichtet ihm Thiers durch das große Geſchichtsbuch, woran er beſtändig arbeitet, wie ſehr ihn auch die politiſchen Tageswehen in Anſpruch nehmen. Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Hiſtorie des

Napoleon Bonaparte zu ſchreiben, und er wird ſie beſſer ſchreiben als diejenigen, die ſich dazu beſonders berufen glauben, weil ſie treue Gefährten des Kaiſers waren und ſogar beſtändig mit ſeiner Perſon in Berührung ſtanden. Die perſönlichen Bekannten eines großen Helden, ſeine Mitkämpfer, ſeine Leibdiener, ſeine Kämmerer, Secretaire, Adjutanten, vielleicht ſeine Zeitgenoſſen überhaupt, ſind am wenigſten geeignet ſeine Geſchichte zu ſchreiben; ſie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Inſect, das auf dem Kopf eines Menſchen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarſten Nähe ſeiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet und doch nie von ſeinem wahren Leben und der Bedeutung ſeiner Handlungen das mindeſte ahnte.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf einen Kupferſtich aufmerkſam zu machen, der in dieſem Augenblick bei allen Kunſthändlern ausgehängt iſt und den Kaiſer darſtellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches derſelbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei dieſem Bilde (wie in allen ſeinen Werken) als Eklektiker, und zur Anfertigung deſſelben benutzte er zunächſt mehre unbekannte Portraite, die ſich im Beſitz der Bonapartiſchen Familie befinden, ſodann die Maske des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiſerlichen Geſichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich ſeine eignen Erinnerungen, da er in ſeiner Jugend mehrmals den Kaiſer geſehen. Mein Urtheil über dieſes Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weiſe des Delaroche ausführlich reden müßte. Die Hauptſache habe ich bereits angedeutet: das eklektiſche Verfahren, welches eine gewiſſe äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieſes neue Portrait des Kaiſers iſt bei Gupil und Rittner erſchienen, die faſt alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferſtich herausgegeben. Sie gaben uns jüngſt ſeinen Karl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird, und als Seitenſtück erhielten wir im ſelben Format den Grafen Stafford, welcher zur Richtſtätte geführt, dem Gefängniſſe vorbeikommt, wo der Biſchof Law gefangen ſitzt und dem vorüberziehenden Grafen ſeinen Segen ertheilt, wir ſehen nur ſeine, aus einem Gitterfenſter hervorgeſtreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiſer ausſehen, recht proſaiſch abgeſchmackt. In derſelben Kunſthandlung erſchien auch des Delaroche großes Cabinetſtück: der ſterbende Richelieu, welcher mit ſeinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint-Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königskinder, die Richard III. im Tower ermorden läßt, ſind das Anmuthigſte, was Delaroche gemalt und als Kupferſtich in bemeldeter Kunſthandlung herausgegeben. In dieſem Augenblick läßt dieſelbe ein Bild von Delaroche ſtechen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängniſſe vorſtellt; die unglückliche Fürſtin iſt hier äußerſt ärmlich faſt wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiß dem edlen Faubourg die legitimſten Thränen entlocken wird. Eins der Haupt-Rührungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorſtellt, wie ſie im Begriff iſt, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, iſt noch nicht geſtochen und ſoll nächſtens ebenfalls erſcheinen. Seine Maria Stuart iſt auch noch nicht geſtochen. Wo nicht das beſte, doch gewiß das effectvollſte, was Delaroche geliefert, iſt ſein Cromwell, welcher den Sargdeckel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Karl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete. Auch der Kupferſtich iſt ein Meiſterſtück techniſcher Vollendung. Eine ſonderbare Vorliebe, ja Idioſynkraſie bekundet Delaroche in der Wahl ſeiner Stoffe. Immer ſind es hohe Perſonen, die entweder hingerichtet werden, oder wenigſtens dem Henker verfallen. Herr Delaroche iſt der Hofmaler aller geköpften Majeſtäten. Er kann ſich dem Dienſt ſolcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und ſein Geiſt beſchäftigt ſich mit ihnen ſelbſt bei Portraitirung von Potentaten, die auch ohne ſcharfrichterliche Beihülfe das Zeitliche ſegneten. So z. B. auf dem Gemälde ſeiner ſterbenden Eliſabeth von England ſehen wir, wie die greiſe Königin ſich verzweiflungsvoll auf dem Eſtrich wälzt, in dieſer Todesſtunde gequält von der Erinnerung an den Grafen Eſſex und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr ſtieres Auge zu erblicken ſcheint. Das Gemälde iſt eine Zierde der Luxembourg-Galerie, und iſt nicht ſo ſchauderhaft banal oder banal ſchauderhaft, wie die andern erwähnten hiſtoriſchen Genrebilder, Lieblingsſtücke der Bourgeoiſie, der wackern, ehrſamen Bürgersleute, welche die Ueberwindung der Schwierigkeiten für die höchſte Aufgabe der Kunſt halten, das Grauſige mit dem Tragiſchen verwechſeln und ſich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im ſüßen Bewußtſein, daß ſie vor dergleichen Kataſtrophen geſichert ſind in der beſcheidenen Dunkelheit einer arrière-boutique der rue St. Denis.

XXXIX.

Paris, 28. December 1841.

Von der eben eröffneten Deputirtenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir nichts ſehen als lauter Kleingezänke, Perſonenhader, Unmacht, wo nicht gar endliche Stockung. In der That, eine Kammer muß compacte Parteimaſſen enthalten, ſonſt kann die ganze parlamentariſche Maſchine nicht fungiren. Wenn jeder Deputirte eine beſondere, abweichende, iſolirte Meinung zu Markte bringt, wird nie ein Votum gefällt werden, das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Geſammtwillens betrachten könnte, und doch iſt es die weſentlichſte Bedingung des Repräſentativſyſtems, daß ein ſolcher Geſammtwille ſich beurkunde. Wie die ganze franzöſiſche Geſellſchaft, ſo iſt auch die Kammer in ſo viele Spaltungen und Splitter zerfallen, daß hier keine zwei Menſchen mehr in ihren Anſichten ganz übereinſtimmen. Betrachte ich in dieſer politiſchen Beziehung die jetzigen Franzoſen, ſo erinnere ich mich immer der Worte unſeres wohlbekannten Adam Gurowski, der den deutſchen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns abſprach, weil unter zwölf Deutſchen ſich immer vierundzwanzig Parteien befänden: denn bei unſerer Vielſeitigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im Denken habe jeder von uns auch die entgegengeſetzte Anſicht mit allen Ueberzeugungsgründen in ſich aufgenommen, und es befänden ſich daher zwei Parteien in einer Perſon. Daſſelbe iſt jetzt bei den Franzoſen der Fall. Wohin aber führt dieſe Zerſplitterung, dieſe Auflöſung aller Gedankenbande, dieſer Particularismus, dieſes Erlöſchen alles Gemeingeiſtes, welches der moraliſche Tod eines Volks iſt? — Der Cultus der materiellen Intereſſen, des Eigennutzes, des Geldes, hat dieſen Zuſtand bereitet. Wird dieſer lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erſcheinung, eine That des Zufalls oder ein Unglück, die Geiſter in Frankreich wieder verbinden? Gott verläßt keinen Deutſchen, aber auch keinen Franzoſen, er verläßt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit einſchläft, ſo beſtellt er ihm ſeine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend einer dunkeln Abgeſchiedenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal darnach geforſcht und geheimnißvoll deutete man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewußtſein; hier, unter der dreifarbigen Fahne, hätten ſich jene Hochgefühle hingeflüchtet, die der regierende Induſtrialismus vertreibe und verhöhne; hier blühe noch die genügſame Bürgertugend, die unerſchrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammenfähigkeit der Begeiſterung; während überall Zwietracht und Fäulniß, lebe hier noch das geſündeſte Leben, zugleich ein angewohnter Gehorſam für die Autorität, jedenfalls bewaffnete Einheit — es ſei gar nicht unmöglich, daß eines frühen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoiſie-Regiment, dieſes zweite Directorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! — Alſo Soldatenwirthſchaft wäre das Ende des Liedes, und die menſchliche Geſellſchaft bekäme wieder Einquartierung?

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entſprang nicht blos aus greiſenhafter Furcht, ſondern aus jenem Erbgroll gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich niſtet. Denn das Perſonal der erlauchten Verſammlung beſteht nicht aus lauter friſchgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liſte der Männer, die das Urtheil gefällt, und man ſieht mit Verwunderung, daß neben dem Namen eines imperialiſtiſchen oder Philippiſtiſchen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes ſich geltend machen. Die Träger dieſer Namen bilden alſo natürlicherweiſe die Majorität; und da ſitzen ſie auf den Sammetbänken des Luxembourg, alte guillotinirte Menſchen mit wieder angenähten Köpfen, wonach ſie jedesmal ängſtlich taſten, wenn draußen das Volk murmelt — Geſpenſter, die jeden Hahn haſſen, und den galliſchen am meiſten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, wie ſchnell ſein Morgengeſchrei ihrem ganzen Spuk ein Ende machen könnte — und es iſt ein entſetzliches Schauſpiel, wenn dieſe unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, über die jüngſten und verzweiflungsvollſten Kinder der Revolution, über jene verwahrloſten und enterbten Kinder, deren Elend eben ſo groß iſt wie ihr Wahnſinn, über die Communiſten!

XL.

Paris, 12. Januar 1842.

Wir lächeln über die armen Lappländer, die, wenn ſie an Bruſtkrankheit leiden, ihre Heimath verlaſſen und nach St. Petersburg reiſen, um dort die milde Luft eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Die algier'ſchen Beduinen, die ſich hier befinden, dürften mit demſelben Recht über manche unſrer Landsleute lächeln, die ihrer Geſundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutſchland, und ſich einbilden, daß Frankreich ein warmes Land ſei. Ich verſichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Heide nicht kälter ſein als hier in dieſem Augenblick, wo ich Ihnen mit froſtſteifen Fingern ſchreibe. Auch in der Provinz muß eine bittere Kälte herrſchen. Die Deputirten, welche jetzt rudelweiſe anlangen, erzählen nur von Schnee, Glatteis und umgeſtürzten Diligencen.

Ihre Geſichter ſind noch roth und verſchnupft, ihr Gehirn eingefroren, ihre Gedanken neun Grad unter Null. Bei Gelegenheit der Adreſſe werden ſie aufthauen. Alles hat jetzt hier ein froſtiges und ödes Anſehen. Nirgends Uebereinſtimmung bei den wichtigſten Fragen, und beſtändiger Windwechſel. Was man geſtern wollte, heute will mans nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Hader und Mißtrauen, Schwanken und Zerſplitterung. König Philipp hat die Maxime ſeines macedoniſchen Namensgenoſſen, das „Trenne und Herrſche“ bis zum ſchädlichſten Uebermaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erſchwert wieder die Herrſchaft, zumal die conſtitutionelle, und Guizot wird mit den Spaltungen und Zerfaſerungen der Kammer ſeine liebe Noth haben. Guizot iſt noch immer der Schutz und Hort des Beſtehenden. Aber die ſogenannten Freunde des Beſtehenden, die Conſervativen, ſind deſſen wenig eingedenk und ſie haben bereits vergeſſen, daß noch vorigen Freitag in derſelben Stunde à bas Guizot und vive Lamennais gerufen worden! Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruheſtifter war es in der That ein indirecter Triumph, daß man ihn herabwürdigte, um jenen ſchauderhaften Prieſter zu feiern, der den politiſchen Fanatismus mit dem religiöſen vermählt und der Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeiſter, armer Rector Magnificus von Frankreich! dir bringen ſie ein Pereat, dieſe Studenten, die weit beſſer thäten, wenn ſie deine Bücher ſtudirten, worin ſo viel Belehrung enthalten, ſo viel Tiefſinn, ſo viel Winke für das Glück der Menſchheit! Nimm dich in Acht, ſagte einſt ein Demagoge zu einem großen Patrioten, wenn das Volk in Wahnſinn geräth, wird es dich zerreißen. Und dieſer antwortete: nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt. Daſſelbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander ſagen können. Jener tumultuariſche Auftritt ſah bedenklicher aus als die Zeitungen meldeten. Dieſe hatten ein Intereſſe den Vorfall einigermaßen zu vertuſchen, die miniſteriellen ſowohl als die Oppoſitionsblätter; letztere, weil jene Manifeſtation keinen ſonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk ſah ruhig zu und fror. Bei neun Grad Kälte iſt kein Umſturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es hier nie Emeuten.

Seit der Beſtürmung der Baſtille bis auf die Revolte des Barbès hat das Volk immer ſeinen Unmuth bis zu den wärmeren Sommermonden vertagt, wo das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte. —

XLI.

Paris, 24. Januar 1842.

In der parlamentariſchen Arena ſah man dieſer Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren Namen in jedem Munde und deren unaufhörliche Beſprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daß die Franzoſen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daß man ſeit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beſtändig von dieſen beiden Perſonen ſchwatzt. Aber im Grunde ſind es ja nicht Perſonen, ſondern Syſteme, von denen hier die Rede iſt, Syſteme die überall zur Sprache kommen müſſen, wo eine Staatsexiſtenz von außen bedroht iſt, überall, in China ſo gut wie in Frankreich. Nur daß hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort, in China, Lin und Keſchen heißt. Erſterer iſt der chineſiſche Thiers und repräſentirt das kriegeriſche Syſtem, welches die herandrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch ſchreckendes Waffengeräuſch, abwehren wollte. Keſchen hingegen iſt der chineſiſche Guizot, er repräſentirt das Friedensſyſtem, und es wäre ihm vielleicht gelungen die rothhaarigen Barbaren durch kluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu complimentiren, wenn die Thiers'ſche Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keſchen! eben weil wir ſo fern vom Schauplatze, konnten wir ganz klar einſehen, wie ſehr du Recht hatteſt, den Streitkräften des Mittelreichs zu mißtrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiſer meinteſt, der nicht ſo vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieſer Tage die Allgemeine Zeitung berichtete, daß der vortreffliche Keſchen nicht entzwei geſägt werden, wie es früher hieß, ſondern nur ſein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hieſigen Repräſentanten des Friedensſyſtems nimmermehr paſſiren; wenn er fällt, können nicht ſeine Reichthümer confiscirt werden — Guizot iſt arm wie eine Kirchmaus. Und auch unſer Lin iſt arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er ſchreibt ſeine Kaiſergeſchichte hauptſächlich des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich, daß die beiden Männer, die alle ſeine Macht verwalteten, zwei arme Mandarinen ſind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!

Die letzten Reden dieſer beiden haben Sie geleſen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirrniſſe, welche eine unmittelbare Folge der orientaliſchen Frage. — Was in dieſem Augenblick beſonders merkwürdig, iſt die Milde der Ruſſen, wo von Erhaltung des türkiſchen Reichs die Rede. Der eigentliche Grund aber iſt, daß ſie factiſch ſchon den größten Theil deſſelben beſitzen. Die Türkei wird allmählich ruſſiſch ohne gewaltſame Occupation. Die Ruſſen befolgen hier eine Methode, die ich nächſtens einmal beleuchten werde. Es iſt ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derſelben, nicht um die byzantiniſche Titulatur. Konſtantinopel kann ihnen nicht entgehen, ſie verſchlingen es ſobald es ihnen paßt. In dieſem Augenblick aber paßt es ihnen noch nicht, und ſie ſprechen von der Türkei mit einer ſüßlichen, faſt herrenhutiſchen Friedfertigkeit. Sie mahnen mich an die Fabel von dem Wolf, welcher, als er Hunger hatte, ſich eines Schafes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Haſt deſſen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verſchonte er und ſprach: ich bin jetzt geſättigt, und dieſem guten Schafe, das mich mit ſeinen Vorderbeinen geſpeiſet hat, laſſe ich aus Pietät alle ſeine übrigen Beine und den ganzen Reſt ſeines Leibes.

XLII.

Paris, den 7. Februar 1842.

»Wir tanzen hier auf einem Vulcan« — aber wir tanzen. Was in dem Vulcan gährt, kocht und brauſet, wollen wir heute nicht unterſuchen, und nur wie man darauf tanzt, ſei der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Da müſſen wir nun zunächſt von der Academie Royale de Muſique reden, wo noch immer jenes ehrwürdige Corps de Ballet exiſtirt, das die choregraphiſchen Ueberlieferungen treulich bewahrt und als die Pairie des Tanzes zu betrachten iſt. Wie jene andere, die im Luxembourg reſidirt, zählt auch dieſe Pairie unter ihrem Perſonal gar viele Perrücken und

Mumien, über die ich mich nicht ausſprechen will aus leicht begreiflicher Furcht. Das Mißgeſchick des Hrn. Perré, des Géranten des Siècle, der jüngſt zu ſechs Monaten Carcer und 10,000 Franken verurtheilt worden, hat mich gewitzigt. Nur von Carlotta Griſi will ich reden, die in der reſpectablen Verſammlung der Rue Lepelletier gar wunderlieblich hervorſtrahlt, wie eine Apfelſine unter Kartoffeln. Nächſt dem glücklichen Stoff, der den Schriften eines deutſchen Autors entlehnt, war es zumeiſt die Carlotta Griſi, die dem Ballet »die Willi« eine unerhörte Vogue verſchaffte. Aber wie köſtlich tanzt ſie! Wenn man ſie ſieht, vergißt man, daß Taglioni in Rußland und Elsler in Amerika iſt, man vergißt Amerika und Rußland ſelbſt, ja die ganze Erde, und man ſchwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geiſterreichs, worin ſie als Königin waltet. Ja, ſie hat ganz den Charakter jener Elementargeiſter, die wir uns immer tanzend denken, und von deren gewaltigen Tanzweiſen das Volk ſo viel Wunderliches fabelt. In der Sage von den Willis ward jene geheimnißvolle, raſende, mitunter menſchenverderbliche Tanzluſt, die den Elementargeiſtern eigen iſt, auch auf die todten Bräute übertragen; zu dem altheidniſch übermüthigen Luſtreiz des Nixen- und Elfenthums geſellten ſich noch die melancholiſch wollüſtigen Schauer, das dunkelſüße Grauſen des mittelalterlichen Geſpenſterglaubens.

Entſpricht die Muſik dem abenteuerlichen Stoffe jenes Ballets? War Hr. Adam, der die Muſik geliefert, fähig Tanzweiſen zu dichten, die, wie es in der Volksſage heißt, die Bäume des Waldes zum Hüpfen und den Waſſerfall zum Stillſtehen zwingen? Hr. Adam war, ſoviel ich weiß, in Norwegen, aber ich zweifle, ob ihm dort irgend ein runenkundiger Zauberer jene Strömkarlmelodie gelehrt, wovon man nur zehn Variationen aufzuſpielen wagt; es giebt nämlich noch eine elfte Variation, die großes Unglück anrichten könnte: ſpielt man dieſe, ſo geräth die ganze Natur in Aufruhr, die Berge und Felſen fangen an zu tanzen, und die Häuſer tanzen und drinnen tanzen Tiſch und Stühle, der Großvater ergreift die Großmutter, der Hund ergreift die Katze zum Tanzen, ſelbſt das Kind ſpringt aus der Wiege und tanzt. Nein, ſolche gewaltthätige Melodien hat Hr. Adam nicht von ſeiner nordiſchen Reiſe heimgebracht; aber was er geliefert, iſt immer ehrenwerth, und er behauptet eine ausgezeichnete Stellung unter den Tondichtern der franzöſiſchen Schule.

Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daß die chriſtliche Kirche, die alle Künſte in ihren Schooß aufgenommen und benutzt hat, dennoch mit der Tanzkunſt nichts anzufangen wußte und ſie verwarf und verdammte. Die Tanzkunſt erinnerte vielleicht allzuſehr an den alten Tempeldienſt der Heiden, ſowohl der römiſchen Heiden als der germaniſchen und celtiſchen, deren Götter eben in jene elfenhaften Weſen übergingen, denen der Volksglaube, wie ich oben andeutete, eine wunderſame Tanzſucht zuſchrieb. Ueberhaupt ward der böſe Feind am Ende als der eigentliche Schutzpatron des Tanzes betrachtet, und in ſeiner frevelhaften Gemeinſchaft tanzten die Hexen und Hexenmeiſter ihre nächtlichen Reigen. Der Tanz iſt verflucht, ſagt ein fromm bretoniſches Volkslied, ſeit die Tochter der Herodias vor dem argen Könige tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem tödten ließ. „Wenn du tanzen ſiehſt, fügt der Sänger hinzu, ſo denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüſſel, und das hölliſche Gelüſte wird deiner Seele nichts anhaben können!“ Wenn man über den Tanz in der Academie Royale de Muſique etwas tiefer nachdenkt, ſo erſcheint er als ein Verſuch, dieſe erzheidniſche Kunſt gewiſſermaßen zu chriſtianiſiren, und das franzöſiſche Ballet riecht faſt nach gallicaniſcher Kirche, wo nicht gar nach Janſenismus, wie alle Kunſterſcheinungen des großen Zeitalters Ludwigs XIV. Das franzöſiſche Ballet iſt in dieſer Beziehung ein wahlverwandtes Seitenſtück zu der Racine'ſchen Tragödie und den Gärten von Le Nôtre. Es herrſcht darin derſelbe geregelte Zuſchnitt, daſſelbe Etikettenmaß, dieſelbe höfiſche Kühle, daſſelbe gezierte Sprödethum, dieſelbe Keuſchheit. In der That, die Form und das Weſen des franzöſiſchen Ballets iſt keuſch, aber die Augen der Tänzerinnen machen zu den ſittſamſten Pas einen ſehr laſterhaften Commentar, und ihr liederliches Lächeln iſt in beſtändigem Widerſpruch mit ihren Füßen. Wir ſehen das Entgegengeſetzte bei den ſogenannten Nationaltänzen, die mir deshalb tauſendmal lieber ſind als die Ballete der großen Oper. Die Nationaltänze ſind oft allzu ſinnlich, faſt ſchlüpfrig in ihren Formen, z. B. die indiſchen, aber der heilige Ernſt auf den Geſichtern der Tanzenden moraliſirt dieſen Tanz und erhebt ihn ſogar zum Cultus. Der große Veſtris hat einſt ein

Wort geſagt, worüber bereits viel gelacht worden. In ſeiner pathetiſchen Weiſe ſagte er nämlich zu einem ſeiner Jünger: »ein großer Tänzer muß tugendhaft ſein.« Sonderbar! der große Veſtris liegt ſchon ſeit vierzig Jahren im Grab (er hat das Unglück des Hauſes Bourbon, womit die Familie Veſtris immer ſehr befreundet war, nicht überleben können), und erſt vorigen December, als ich der Eröffnungsſitzung der Kammern beiwohnte und träumeriſch mich meinen Gedanken überließ, kam mir der ſelige Veſtris in den Sinn, und wie durch Inſpiration begriff ich plötzlich die Bedeutung ſeines tiefſinnigen Wortes: »ein großer Tänzer muß tugendhaft ſein!«

Von den diesjährigen Geſellſchaftsbällen kann ich wenig berichten, da ich bis jetzt nur wenige Soiréen mit meiner Gegenwart beehrt habe. Dieſes ewige Einerlei fängt nachgerade an mich zu ennuyiren, und ich begreife nicht wie ein Mann es auf die Länge aushalten kann. Von Frauen begreife ich es ſehr gut. Für dieſe iſt der Putz, den ſie auskramen können, das weſentlichſte. Die Vorbereitungen zum Ball, die Wahl der Robe, das Ankleiden, das Friſirtwerden, das Probelächeln vor dem Spiegel, kurz Flitterſtaat und Gefallſucht ſind ihnen die Hauptſache und gewähren ihnen die genußreichſte Unterhaltung. Aber für uns Männer, die wir nur demokratiſch ſchwarze Fräcke und Schuhe anziehen, (die entſetzlichen Schuhe!) — für uns iſt eine Soirée nur eine unerſchöpfliche Quelle der Langeweile, vermiſcht mit einigen Gläſern Mandelmilch und Himbeerſaft. Von der holden Muſik will ich gar nicht reden. Was die Bälle der vornehmen Welt noch langweiliger macht als ſie von Gott- und Rechtswegen ſein dürften, iſt die dort herrſchende Mode, daß man nur zum Scheine tanzt, daß man die vorgeſchriebenen Figuren nur gehend executirt, daß man ganz gleichgültig, faſt verdrießlich die Füße bewegt. Keiner will mehr den andern amüſiren, und dieſer Egoismus beurkundet ſich auch im Tanze der heutigen Geſellſchaft.

Die untern Claſſen, wie gerne ſie auch die vornehme Welt nachäffen, haben ſich dennoch nicht zu ſolchem ſelbſtſüchtigen Scheintanz verſtehen können; ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine ſehr bedauernswürdige. Ich weiß kaum wie ich die eigenthümliche Betrübniß ausdrücken ſoll, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an öffentlichen Beluſtigungsorten, namentlich zur Carnevalszeit, das tanzende Volk betrachte. Eine kreiſchende, ſchrillende, übertriebene Muſik begleitet hier einen Tanz, der mehr oder weniger an den Cancan ſtreift. Hier höre ich die Frage: was iſt der Cancan? Heiliger Himmel, ich ſoll für die Allgemeine Zeitung eine Definition des Cancan geben! Wohlan: der Cancan iſt ein Tanz, der nie in ordentlicher Geſellſchaft getanzt wird, ſondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt, oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeiagenten ergriffen und zur Thür hinausgeſchleppt wird. Ich weiß nicht, ob dieſe Definition hinlänglich belehrſam, aber es iſt auch gar nicht nöthig, daß man in Deutſchland ganz genau erfahre, was der franzöſiſche Cancan iſt. Soviel wird ſchon aus jener Definition zu merken ſein, daß die vom ſeligen Veſtris angeprieſene Tugend hier kein nothwendiges Requiſit iſt, und daß das franzöſiſche Volk ſogar beim Tanzen von der Polizei incommodirt wird. Ja, dieſes letztere iſt ein ſehr ſonderbarer Uebelſtand, und jeder denkende Fremde muß ſich darüber wundern, daß in den öffentlichen Tanzſälen bei jeder Quadrille mehre Polizeiagenten oder Communalgardiſten ſtehen, die mit finſter catoniſcher Miene die tanzende Moralität bewachen. Es iſt kaum begreiflich, wie das Volk unter ſolcher ſchmählichen Controle ſeine lachende Heiterkeit und Tanzluſt behält. Dieſer galliſche Leichtſinn aber macht eben ſeine vergnügteſten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke ſteckt, und obgleich das ſtrenge Polizeiauge es verhütet, daß der Cancan in ſeiner cyniſchen Beſtimmtheit getanzt wird, ſo wiſſen doch die Tänzer durch allerlei ironiſche Entrechats und übertreibende Anſtandsgeſten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verſchleierung erſcheint alsdann noch unzüchtiger als die Nacktheit ſelbſt. Meiner Anſicht nach iſt es für die Sittlichkeit von keinem großen Nutzen, daß die Regierung mit ſo vielem Waffengepränge bei dem Tanze des Volks intervenirt; das Verbotene reizt eben am ſüßeſten, und die raffinirte, nicht ſelten geiſtreiche Umgehung der Cenſur wirkt hier noch verderblicher als erlaubte Brutalität. Dieſe Bewachung der Volksluſt charakteriſirt übrigens den hieſigen Zuſtand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzoſen in der Freiheit gebracht haben.

Es ſind aber nicht blos die geſchlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariſer Baſtringuen der Gegenſtand ruchloſer Tänze ſind. Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles deſſen, was als das Edelſte und Heiligſte im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe ſo oft ausgebeutet und durch Einfaltspinſel ſo oft lächerlich gemacht worden, daß das Volk nicht mehr wie ſonſt daran glauben kann. Ja, es verlor den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unſre politiſchen und literariſchen Tartuffe ſo viel ſingen und ſagen; und gar die Großſprechereien der Ohnmacht verleideten ihm ſo ſehr alle idealen Dinge, daß es nichts anderes mehr darin ſieht, als die hohle Phraſe, als die ſogenannte Blague, und wie dieſe troſtloſe Anſchauungsweiſe durch Robert Macaire repräſentirt wird, ſo giebt ſie ſich doch auch kund in dem Tanz des Volks, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten iſt. Wer von letzterm einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unausſprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Perſiflage, nicht blos die geſchlechtlichen Beziehungen verſpotten, ſondern auch die bürgerlichen, ſondern auch alles was gut und ſchön iſt, ſondern auch jede Art von Begeiſterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den

Heroismus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unſäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volks an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris; und gar beſonders iſt dies der Fall in den Carnevalstagen, wo der tolle Mummenſchanz die dämoniſche Luſt bis zum Ungeheuerlichen ſteigert. Faſt ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeſte beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden, und wo, nebenbei geſagt, weit prächtiger als auf den Bällen der großen Oper der taumelnde Spuk ſich geberdet. Hier muſicirt Beelzebub mit vollem Orcheſter, und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt einem die Augen. Hier iſt das verlorne Thal, wovon die Amme erzählt; hier tanzen die Unholden wie bei uns in der Walpurgisnacht, und manche iſt darunter, die ſehr hübſch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteufelten Franzöſinnen angeboren iſt, nicht ganz verläugnen kann. Wenn aber gar die Galop-Ronde erſchmettert, dann erreicht der ſataniſche Spectakel ſeine unſinnigſte Höhe, und es iſt dann, als müſſe die Saaldecke platzen und die ganze Sippſchaft ſich plötzlich emporſchwingen auf Beſenſtielen, Ofengabeln, Kochlöffeln — „oben hinaus, nirgends an!“ — ein gefährlicher Moment für viele unſerer Landsleute, die leider keine Hexenmeiſter ſind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muß, um nicht von dem wüthenden Heer fortgeriſſen zu werden.

Druck von H. Hotop in Caſſel.

22 Bo

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Dritter Band.

Lutezia.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Lutezia.

Berichte

über

Politik, Kunſt und Volksleben

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

wA/65/2293

XLIII.

Paris, Mitte April 1842.

Als ich vorigen Sommer an einem ſchönen Nachmittag in Cette anlangte, ſah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem ſich das mittelländiſche Meer ausbreitet, die Proceſſion vorüberzog, und ich werde nie dieſen Anblick vergeſſen. Voran ſchritten die Brüderſchaften in ihren rothen, weißen oder ſchwarzen Gewanden, die Büßer mit übers Haupt gezogenen Kapuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen geſpenſtiſch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verſchiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blaſſe gebrochene Geſtalten, die gläubig einherſchwankten, mit rührend kummervollem Singſang. Ich war dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht läugnen, daß jene Töne eine gewiſſe Wehmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie geſehen und was nachbarlich ſpaniſche Sitte zu ſein ſchien, war die Truppe von Kindern, welche die Paſſion darſtellten. Ein kleines Bübchen, coſtümirt wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, deſſen ſchönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Laſt eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen, und Wundenmaale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz ſchwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als ſchmerzenreiche Mutter, mehre Schwerter mit vergoldeten Heften an der Bruſt trug und faſt in Thränen zerfloß — ein Bild tiefſter Betrübniß. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, ſtellten die Apoſtel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein Paar Bübchen waren auch als römiſche Lanzknechte behelmt und bewehrt und ſchwangen ihre Säbel. Mehre Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat: kleine Kapuziner, kleine Jeſuitchen, kleine Biſchöfe mit Inful und Krummſtab, allerliebſte Nönnchen, gewiß keines über ſechs Jahre alt. Und ſonderbar, es waren darunter auch einige Kinder als Amoretten gekleidet, mit ſeidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarſten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchſtens vierjährige Geſchöpfchen in altfränkiſcher Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäben, zum Küſſen niedlich, wie Marcipanpüppchen: ſie repräſentirten wahrſcheinlich die Hirten, die an der Krippe des Chriſtkindes geſtanden. Sollte man es aber glauben, dieſer Anblick erregte in der Seele des Zuſchauers die ernſtvoll andächtigſten Gefühle, und daß es kleine unſchuldige Kinder waren, die das größte coloſſalſte Martyrthum tragirten, wirkte um ſo rührender! Das war keine Nachäffung im hiſtoriſchen Großſtil, keine ſchiefmäulige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: das war der naivſte Ausdruck des tiefſinnigſten Gedankens, und die herablaſſend kindliche Form verhinderte eben, daß der Inhalt vernichtend auf unſer Gemüth wirkte, oder ſich ſelbſt vernichtete. Dieſer Inhalt iſt ja von ſo ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, daß er die heroiſch-grandioſeſte und pathetiſch ausgereckteſte Darſtellungsart überragt und ſprengt. Deshalb haben die größten Künſtler ſowohl in der Malerei als in der Muſik die überſchwänglichen Schreckniſſe der Paſſion mit ſo viel Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen Ernſt durch ſpielende Zärtlichkeit gemildert — und ſo that auch Roſſini, als er ſein Stabat Mater componirte.

Letzteres, das Stabat von Roſſini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingeſchiedenen Saiſon, die Beſprechung deſſelben iſt noch immer an der Tagesordnung, und eben die Rügen, die von norddeutſchem Standpunkt aus gegen den großen Meiſter laut werden, beurkunden recht ſchlagend die Urſprünglichkeit und Tiefe ſeines Genius. Die Behandlung ſei zu weltlich, zu ſinnlich, zu ſpielend für den geiſtlichen Stoff, ſie ſei zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — ſo ſtöhnen die Klagen einiger ſchweren, langweiligen Kritikaſter, die wenn auch nicht abſichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Muſik ſehr beſchränkte, ſehr irrige Begriffe ſich angequält. Wie bei den Malern, ſo herrſcht auch bei den Muſikern eine ganz falſche Anſicht über die Behandlung chriſtlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Chriſtliche müſſe in ſubtilen magern Contouren und ſo abgehärmt und farblos als möglich dargeſtellt werden; die Zeichnungen von Overbeck ſind in dieſer Beziehung ihr Ideal. Um dieſer Verblendung durch eine Thatſache zu widerſprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der ſpaniſchen Schule aufmerkſam; hier iſt das Volle der Conteuren und der Farbe vorherrſchend, und es wird doch Niemand läugnen, daß dieſe ſpaniſchen Gemälde das ungeſchwächteſte Chriſtenthum athmen und ihre Schöpfer gewiß nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meiſter, die in Rom zum Katholicismus übergegangen ſind, um mit unmittelbarer Inbrunſt malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Bläſſe iſt ein Kennzeichen des wahrhaft Chriſtlichen in der Kunſt, ſondern eine gewiſſe innere Ueberſchwänglichkeit, die weder angetauft noch anſtudirt werden kann in der Muſik wie in der Malerei, und ſo finde ich auch das Stabat von Roſſini wahrhaft chriſtlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelsſohn Bartholdy, das von den Gegnern Roſſini's als ein Muſter der Chriſtenthümlichkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen ſo verdienſtvollen Meiſter wie der Verfaſſer des Paulus hierdurch einen Tadel ausſprechen zu wollen, und am allerwenigſten wird es dem Schreiber dieſer Blätter in den Sinn kommen, an der Chriſtlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelsſohn-Bartholdy von Geburt ein Jude iſt. Aber ich kann doch nicht unterlaſſen darauf hinzudeuten, daß in dem Alter, wo Herr Mendelsſohn in Berlin das Chriſtenthum anfing (er wurde nämlich erſt in ſeinem dreizehnten Jahr getauft), Roſſini es bereits verlaſſen und ſich ganz in die Weltlichkeit der Opernmuſik geſtürzt hatte. Jetzt, wo er dieſe wieder verließ und ſich zurückträumte in ſeine katholiſchen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Peſaro als Chorſchüler mitſang, oder als Akoluth bei der Meſſe fungirte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in ſeinem Gedächtniß aufrauſchten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu ſchreiben: da brauchte er wahrlich den Geiſt des Chriſtenthums nicht erſt wiſſenſchaftlich zu conſtruiren, noch viel weniger Händel oder Sebaſtian Bach ſclaviſch zu copiren; er brauchte nur die früheſten Kindheitsklänge wieder aus ſeinem Gemüth hervorzurufen und, wunderbar! ſo ernſthaft, ſo ſchmerzenstief auch dieſe Klänge ertönen, ſo gewaltig ſie auch das Gewaltigſte ausſeufzen und ausbluten, ſo behielten ſie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darſtellung der Paſſion durch Kinder, die ich in Cette geſehen. Ja, an dieſe kleine fromme Mummerei mußte ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Roſſini zum erſtenmal beiwohnte: das ungeheure erhabene Martyrium ward hier dargeſtellt, aber in den naivſten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen der Mater Doloroſa ertönten, aber wie aus unſchuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der ſchwärzeſten Trauer rauſchten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schreckniſſe des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferſpiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umſchloß das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Proceſſion von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an deſſen Ufer ſie ſingend und klingend dahinzog! Das iſt die ewige Holdſeligkeit des Roſſini, ſeine unverwüſtliche Milde, die kein Impreſſario und kein Marchand-de-Muſique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie ſchnöde, wie abgefeimt tückiſch ihm auch oftmals mitgeſpielt wurde im Leben, ſo finden wir doch in ſeinen muſikaliſchen Producten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethuſa, die ihre urſprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich ſie die bittern Gewäſſer des Meeres durchzogen, ſo behielt auch das Herz Roſſini's ſeine melodiſche Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieſer Welt hinlänglich gekoſtet.

Wie geſagt, daß Stabat des großen Maeſtro war dieſes Jahr die vorherrſchende muſikaliſche Begebenheit. Ueber die erſte tonangebende Execution brauche ich nichts zu melden; genug, die Italiener ſangen. Der Saal der italieniſchen Oper ſchien der Vorhof des Himmels; dort ſchluchzten heilige Nachtigallen und floſſen die faſhionabelſten Thränen. Auch die France muſicale gab in ihren Concerten den größten Theil des Stabat, und wie ſich von ſelbſt verſteht mit ungeheurem Beifall. In dieſen Concerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der durch dieſe Nachbarſchaft eben unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und die Vergleichung mit Roſſini von ſelber hervorrief. Bei dem großen Publicum gereichte dieſe Vergleichung keineswegs zum Vortheil unſeres jungen Landsmanns; es iſt auch als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin. Aber der Templower Berg hat darum nicht weniger Verdienſte, und den Reſpect der großen Menge erwirbt er ſich ſchon dadurch, daß er ein Kreuz auf ſeinem Gipfel trägt. »Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.« Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelsſohn immer Fiasco gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saiſon, während Roſſini der muſikaliſche Löwe war, deſſen ſüßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelsſohn werde dieſer Tage perſönlich nach Paris kommen. So viel iſt gewiß, durch hohe Verwendung und diplomatiſche Bemühungen iſt Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Herrn Scribe anfertigen zu laſſen, das Herr Mendelsſohn für die große Oper componiren ſoll. Wird unſer junger Landsmann ſich dieſem Geſchäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künſtleriſche Begabniß iſt groß; doch hat ſie ſehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Aehnlichkeit zwiſchen Herrn Felix Mendelsſohn und der Mademoiſelle Rachel Felix, der tragiſchen Künſtlerin. Eigenthümlich iſt beiden ein großer, ſtrenger, ſehr ernſthafter Ernſt, ein entſchiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an claſſiſche Muſter, die feinſte, geiſtreichſte Berechnung, Verſtandesſchärfe und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Giebt es aber in der Kunſt eine geniale Urſprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt iſt dieſer Fall noch nicht vorgekommen.

XLIV.

Paris, 2. Juni 1842.

Die Académie des sciences morales et politiques hat ſich nicht blamiren wollen, und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogirte ſie bis 1844 die Krönung des beſten Examen critique de la philosophie allemande. Unter dieſem Titel hatte ſie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Löſung nichts Geringeres beabſichtigte als eine beurtheilende Darſtellung der deutſchen Philoſophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit beſonderer Berückſichtigung des erſteren, des großen Imanuel Kant, von dem die Franzoſen ſo viel reden gehört, daß ſie ſchier neugierig geworden. Einſt wollte ſogar Napoleon ſich über die Kant'ſche Philoſophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen franzöſiſchen Gelehrten, ihm ein Reſumé derſelben zu liefern, welches aber auf einige Quartſeiten zuſammengedrängt ſein müſſe. Fürſten brauchen nur zu befehlen. Das Reſumé ward unverzüglich und in vorgeſchriebener Form angefertigt. Wie es ausfiel, weiß der liebe Himmel, und nur ſo viel iſt mir bekannt, daß der Kaiſer, nachdem er die wenigen Quartſeiten aufmerkſam durchgeleſen, die Worte ausſprach: »alles dieſes hat keinen praktiſchen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menſchen wie Kant, Caglioſtro, Swedenborg und Philadelphia.« — Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer, und noch jüngſt las ich in einem franzöſiſchen Romane die Phraſe: le vague mystique de Kant. Einer der größten Philoſophen der Franzoſen iſt unſtreitig Pierre Leroux, und dieſer geſtand mir vor ſechs Jahren: erſt aus der Allemagne von Henri Heine habe er die Einſicht gewonnen, daß die deutſche Philoſophie nicht ſo myſtiſch und religiös ſei wie man das franzöſiſche Publicum bisher glauben machte, ſondern im Gegentheil ſehr kalt, faſt froſtig abſtract und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchſten.

In der erwähnten Sitzung der Academie gab uns Mignet, der Secretaire perpetuel, eine Notice historique über das Leben und Wirken des verſtorbenen Deſtutt de Tracy. Wie in allen ſeinen Erzeugniſſen beurkundete Mignet auch hier ſein ſchönes großes Darſtellungstalent, ſeine bewunderungswürdige Kunſt des Auffaſſens aller charakteriſtiſchen Zeitmomente und Lebensverhältniſſe, ſeine heitere klare Verſtändlichkeit. Seine Rede über Deſtutt de Tracy iſt bereits im Druck erſchienen und es bedarf alſo hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die ſich mir beſonders aufdrängten, während Mignet das ſchöne Leben jenes Edelmanns erzählte, der dem ſtolzeſten Feudaladel entſproſſen und während ſeiner Jugend ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigſter Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung die Partei des Fortſchrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb. Derſelbe Mann, der mit Lafayette in den achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einſetzte, fand ſich mit dem alten Freunde wieder zuſammen am 29. Juli 1830 bei den Barricaden von Paris, unverändert in ſeinen Geſinnungen; nur ſeine Augen waren erloſchen, ſein Herz war licht und jung geblieben. Der franzöſiſche Adel hat ſehr viele, erſtaunlich viele ſolcher Erſcheinungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch, und dieſe Edelleute, die ſeinen Intereſſen ſolche Ergebenheit bewieſen, nennt es les bons nobles. Mißtrauen gegen den Adel im Allgemeinen mag ſich in revolutionairen Zeiten zwar als nützlich herausſtellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieſer Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenſon, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte.

Gerade, unbeugſam und ſchneidend, wie einſt ſein Schwert, war der Geiſt des Deſtutt de Tracy, als er ſich ſpäter in jene materialiſtiſche Philoſophie warf, die in Frankreich durch Condillac zur Herrſchaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Conſequenzen dieſer Philoſophie auszuſprechen, und wie die meiſten ſeiner Schule ließ er dem Geiſte immer noch ein abgeſchiedenes Winkelchen im Univerſalreiche der Materie. Deſtutt de Tracy aber hat dem Geiſte auch dieſes letzte Refugium aufgekündigt, und ſeltſam! zu derſelben Zeit wo bei uns in Deutſchland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geläugnet wurde, erklomm in Frankreich das materialiſtiſche Princip ſei nen höchſten Gipfel und man läugnete hier den Geiſt. Deſtutt de Tracy war ſozuſagen der Fichte des Materialismus.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß Napoleon gegen die philoſophiſche Coterie, wozu Tracy, Cabanis und Conſorten gehörten, eine ſo beſorgliche Abneigung hegte und ſie mitunter ſehr ſtreng behandelte. Er nannte ſie Ideologen und er empfand eine vage, ſchier abergläubiſche Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts anderes war als der ſchäumende Aufguß der materialiſtiſchen Philoſophie; dieſe hatte freilich die größte Umwälzung gefördert und die ſchauerlichſten Zerſtörungskräfte offenbart, aber ihre Miſſion war vollbracht und alſo auch ihr Einfluß beendigt. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengeſetzte Doctrin, die unbeachtet in Deutſchland emportauchte und ſpäterhin ſo viel beitrug zum Sturz der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Es iſt merkwürdig, daß Napoleon auch in dieſem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen verderblichen Feind im Reich des Gedankens, aber er ſuchte dieſen Feind unter alten Perrücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts ſtäubten: er ſuchte ihn unter franzöſiſchen Greiſen, ſtatt unter der blonden Jugend der deutſchen Hochſchulen. Da war unſer Vierfürſt Herodes viel geſcheidter als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befahl. Doch auch ihm fruchtete nicht viel die größere Pfiffigkeit, die an dem Willen der Vorſehung zu Schanden wurde — ſeine Schergen kamen zu ſpät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Bethlehem, ein treues Eſelein trug es rettend nach Aegypten. Ja, Napoleon beſaß Scharfblick nur für Auffaſſung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war ſteckblind für jede Erſcheinung, worin ſich die Zukunft ankündigte. Er ſtand auf dem Balcon ſeines Schloſſes zu Saint-Cloud, als das erſte Dampfſchiff dort auf der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindeſten die weltumgeſtaltende Bedeutung dieſes Phänomens!

XLV.

Paris, 20. Juni 1842.

In einem Lande, wo die Eitelkeit ſo viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputirtenwahl immer eine ſehr bewegte ſein. Da die Deputation aber nicht blos die Eigenliebe kitzelt, ſondern auch zu den fetteſten Aemtern und zu den einträglichſten Einflüſſen führt; da hier alſo nicht blos der Ehrgeiz, ſondern auch die Habſucht ins Spiel kommt; da es ſich hier auch um jene materiellen Intereſſen handelt, denen unſer Zeitalter ſo inbrünſtig huldigt: ſo iſt die Deputirtenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, deſſen Anblick für den fremden Zuſchauer eher curios als erfreulich ſein mag. Es ſind nämlich nicht eben die ſchönſten und beſten Pferde, die bei ſolchem Rennen zum Vorſchein kommen, nicht die inwohnenden Tugenden der Stärke, des Vollbluts, der Ausdauer kommen hier in Anſchlag, ſondern nur die leichtfüßige Behendigkeit. Manches edle Roß, dem der feurigſte Schlachtmuth aus den Nüſtern ſchnaubt und Vernunft aus den Augen blitzt, muß hier einem magern Klepper nachſtehen, der aber zu Triumphen auf dieſer Bahn ganz beſonders abgerichtet worden. Ueberſtolze, ſtörrige Gäule gerathen hier ſchon beim erſten Anlauf in unzeitiges Bäumen oder ſie vergalopiren ſich. Nur die dreſſirte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daß ein Pegaſus beim parlamentariſchen Rennen kaum zugelaſſen wird und tauſenderlei Ungunſt zu erfahren hat, verſteht ſich von ſelbſt: denn der Unglückſelige hat Flügel und könnte ſich einſt höher emporſchwingen als der Plafond des Palais Bourbon geſtattet. Eine merkwürdige Erſcheinung, daß unter den Wettrennern faſt ein Dutzend von arabiſcher, oder um noch deutlicher zu ſprechen, von ſemitiſcher Race. Doch was geht das uns an! Uns intereſſirt nicht dieſer mäkelnde Lärm, dieſes Stampfen und Wiehern der Selbſtſucht, dieſes Getümmel der ſchäbigſten Zwecke, die ſich mit den brillanteſten Farben geſchmückt, das Geſchrei der Stallknechte und der ſtäubende Miſt — uns kümmert blos zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunſten oder zum Nachtheil des Miniſteriums ausfallen? Man kann hierüber noch nichts Beſtimmtes melden. Und doch iſt das Schickſal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputirten ſich ganz gewaltige Eiſenfreſſer aufthun und die Bewegung aufs höchſte treiben. Nein, dieſe Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen und ſich vor der That eben ſo beſcheidentlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entſchiedenſte Neuerer in der Kammer will nicht das Beſtehende gewaltſam umſtürzen, ſondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für ſich ſelber ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieſes Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und wie immer erwartet die Revolution eine parlamentariſche Initiative. Das entſetzliche Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir ſähen diesmal einen Antagoniſten auftreten, welcher der ſchrecklichſte ſein dürfte von allen die bisher mit dem Beſtehenden in die Schranken getreten. Dieſer Antagoniſt bewahrt noch ſein ſchreckliches Incognito und reſidirt wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeſchoß der officiellen Geſellſchaft, in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verweſung das neue Leben keimt und knoſpet. Communismus iſt der geheime Name des furchtbaren Antagoniſten, der die Proletarierherrſchaft in allen ihren Conſequenzen dem heutigen Bourgeoiſie-Regimente entgegenſetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf ſein. Wie möchte er enden? Das wiſſen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt iſt. Nur ſo viel wiſſen wir: der Communismus, obgleich er jetzt wenig beſprochen wird und in verborgenen Dachſtuben auf ſeinem elenden Strohlager hinlungert, ſo iſt er doch der düſtre Held, dem eine große wenn auch nur vorübergehende Rolle beſchieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher dieſen Acteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er ſich zu ſeinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen ſind vielleicht wichtiger als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Cabinetsintriguen.

XLVI.

Paris, 12. Juli 1842.

Das Reſultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen erſehen. Hier in Paris braucht man nicht erſt die Blätter darüber zu conſultiren, es iſt auf allen Geſichtern zu leſen. Geſtern ſah es hier ſehr ſchwül aus und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich ſie nur in großen Kriſen bemerkt habe. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauſchten wieder unſichtbar durch die Luft und die ſchläfrigſten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich geſtehe daß ich ſelbſt, angeweht von dem furchtbaren Flügelſchlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im erſten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzügelt ſehe; ſpäterhin bin ich ſehr gefaßt und die tollſten Erſcheinungen können mich weder beunruhigen noch überraſchen, eben weil ich ſie vorausgeſehen. Was wäre das Ende dieſer Bewegung, wozu Paris wieder wie immer das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßlichſte Zerſtörungskrieg, der leider die beiden edelſten Völker der Civiliſation in die Arena riefe zu beider Verderben; ich meine Deutſchland und Frankreich. England, die große Waſſerſchlange, die immer in ihr ungeheures Waſſerneſt zurückkriechen kann, und Rußland, das in ſeinen ungeheuren Föhren, Steppen und Eisgefilden ebenfalls die ſicherſten Verſtecke hat, dieſe beiden können in einem gewöhnlichen politiſchen Kriege, ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen, nicht ganz zu Grunde gerichtet werden: — aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen weit ſchlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichſten Weiſe ſeine politiſche Exiſtenz einbüßen. Doch das wäre nur der erſte Act des großen Spectakelſtücks, gleichſam das Vorſpiel. Der zweite Act iſt die europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur Ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur Einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doctrinen der Vergangenheit in allen Landen ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Act bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Coſtum und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Waſſerſchlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Heerde geben, ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblökende Menſchenheerde! Wilde, düſtere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müßte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daß die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Beſorgniß über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

XLVII.

Paris, 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuſcht; die trübe Stimmung, die mich ſeit einigen Tagen faſt beugte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Uebermuth von vorgeſtern iſt geſtern ein Schrecken, eine Beſtürzung eingetreten, die unbeſchreiblich, und die Pariſer gelangen durch einen unvorhergeſehenen Todesfall zur Erkenntniß, wie wenig die hieſigen Zuſtände geſichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und ſie wollten doch nur ein Bischen rütteln, keineswegs durch allzuſtarke Stöße das Staatsgebäude erſchüttern. Wäre der Herzog von Orleans einige Tage früher geſtorben, ſo hätte Paris keine zwölf Oppoſitionsdeputirten im Gegenſatz zu zwei Conſervativen gewählt, und nicht durch dieſen ungeheuren Act die Bewegung wieder in

Bewegung geſetzt. Dieſer Todesfall ſtellt alles Beſtehende in Frage, und es wird ein Glück ſein, wenn die Anordnung der Regentſchaft, für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs, ſo bald als möglich und ohne Störniß von den Kammern berathen und beſchloſſen wird. Ich ſage von den Kammern, denn das königliche Hausgeſetz iſt hier nicht ausreichend wie in andern Ländern. Die Discuſſionen über die Regentſchaft werden daher die Kammern zunächſt beſchäftigen und den Leidenſchaften Worte leihen. Und geht auch alles ruhig von ſtatten, ſo ſteht uns doch ein proviſoriſches Interregnum bevor, das immer ein Mißgeſchick und ein ganz beſonders ſchlimmes Mißgeſchick iſt für ein Land, wo die Verhältniſſe noch ſo wackelig ſind und eben der Stabilität am meiſten bedürfen. Der König ſoll in ſeinem Unglück die höchſte Charakterſtärke und Beſonnenheit beweiſen, obgleich er ſchon ſeit einigen Wochen ſehr niedergeſchlagen war. Sein Geiſt ward in der letzten Zeit durch ſonderbare Ahnungen getrübt. Er ſoll unlängſt an Thiers, vor deſſen Abreiſe, einen Brief geſchrieben haben, worin er ſehr viel vom Sterben ſprach, aber er dachte gewiß nur an den eigenen Tod. Der verſtorbene Herzog von

Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht ſeines Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel und Betrübniß herrſcht unter allen Volksclaſſen. Um zwei Uhr geſtern Nachmittag verbreitete ſich auf der Börſe, wo die Fonds gleich um drei Francs fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch ſtarb der Prinz erſt um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um dieſe Zeit von vielen Seiten widerſprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man ſie. Als aber um ſechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierſtreif über die Komödienzettel geklebt und Relâche angekündigt wurde, da merkte jeder die ſchreckliche Wahrheit. Wie ſie angetänzelt kamen, die geputzten Franzöſinnen, und ſtatt des gehofften Schauſpiels nur die verſchloſſenen Thüren ſahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly, auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, paſſirt war, da ſtürzten die Thränen aus manchen ſchönen Augen, da war nichts als ein Schluchzen und Jammern um den ſchönen Prinzen, der ſo hübſch und ſo jung dahin ſank, eine theure ritterliche Geſtalt, Franzoſe im liebenswürdigſten Sinne, in jeder Beziehung der nationalen Beklagniß würdig. Ja, er fiel in der

Blüthe ſeines Lebens, ein heiterer heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete ſo rein, ſo unbefleckt, ſo beglückt, gleichſam unter Blumen, wie einſt Adonis! Wenn er nur nicht gleich nach ſeinem Tod in ſchlechten Verſen und in noch ſchlechterer Lakaienproſa gefeiert wird! Doch das iſt das Loos des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteſte und ſtolzeſte Schmerz das franzöſiſche Volk erfüllt und nicht blos ſchöne Frauenthränen dem Hingeſchiedenen fließen, ſondern auch freie Männerthränen ſein Andenken ehren, hält ſich die officielle Trauer ſchon etwelche Zwiebeln vor die Naſe, um betrüglich zu flennen, und gar die Narrheit windet ſchwarze Flöre um die Glöckchen ihrer Kappe, und wir hören bald das tragikomiſche Geklingel. Beſonders die larmoyante Faſelhanſelei, lauwarmes Spülicht der Sentimentalität, wird ſich bei dieſer Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieſer Stunde ſchon keucht Lafitte nach Neuilly und umarmt den König mit deutſcheſter Rührung, und die ganze Oppoſition wiſcht ſich das Waſſer aus den Augen. Vielleicht ſchon in dieſer Stunde beſteigt Chateaubriand ſein melancholiſches Flügelroß, ſeine gefiederte Roſinante, und ſchreibt eine hohltönende Condolation an die Königin.

Widerwärtige Weichlichkeit und Fratze! und der Zwiſchenraum iſt ſehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie geſagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man geſtern die Gewißheit des betrübſamen Ereigniſſes, und hier bildeten ſich überall Gruppen um die Redner, welche die nähern Umſtände mit mehr oder weniger Zuthat und Ausſchmückung erzählten. Mancher alte Schwätzer, der ſonſt nie Zuhörer findet, benutzte dieſe Gelegenheit, um ein aufmerkſames Publicum um ſich zu verſammeln und die öffentliche Neugier im Intereſſe ſeiner Rhetorik auszubeuten. Da ſtand ein Kerl vor den Variétés, der ganz beſonders pathetiſch declamirte, wie Theramen in der Phädra: il était sur son char u. ſ. w. Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen ſtürzte, ſei ſein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Bruſt gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wiſſen, daß er noch einige Worte geſprochen, aber in deutſcher Sprache. Uebrigens herrſchte geſtern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt ſich in Paris keine Spur von Unruhe.

XLVIII.

Paris, 19. Juli 1842.

Der verſtorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgeſpräch. Noch nie hat das Ableben eines Menſchen ſo allgemeine Trauer erregt. Es iſt merkwürdig, daß in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegährt, die Liebe für einen Fürſten ſo tief wurzeln und ſich ſo großartig manifeſtiren konnte. Nicht blos die Bourgeoiſie, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen ſetzte, ſondern auch die untern Volksclaſſen beklagen ſeinen Verluſt. Als man das Juliusfeſt vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüſte abbrach, die zur Illumination dienen ſollten, war es ein herzzerreißender Anblick, wie das Volk ſich auf die niedergeriſſenen Balken und Bretter ſetzte und über den Tod des theuren Prinzen jammerte. Eine düſtere Betrübniß lag auf allen Geſichtern und der Schmerz derjenigen, die kein Wort ſprachen, war am beredſamſten. Da floſſen die redlichſten Thränen und unter den Weinenden war gewiß mancher, der in der Tabagie mit ſeinem Republikanismus prahlt.

Aber für Frankreich iſt der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte weniger Tugenden beſeſſen haben als ihm nachgerühmt werden, ſo hätten doch die Franzoſen hinlängliche Urſache zum Weinen, wenn ſie an die Zukunft denken. Die Regentſchaftsfrage beſchäftigt ſchon alle Köpfe und leider nicht blos die geſcheidten. Viel Unſinn wird bereits zu Markt gebracht. Auch die Argliſt weiß hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die ſie zu ihren Parteizwecken auszubeuten hofft, und die in jedem Fall ſehr bedenkliche Folgen haben kann. Genießt der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchſte Ungnade des ſouverainen Volks, wie mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber urtheilen. Noch weniger will ich die Gründe ſeiner Ungnade unterſuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der Erſcheinung des Prinzen iſt wohl der eigentliche Anklagepunkt. Das Ausſehen des Orleans war edel, das

Ausſehen des Nemours iſt adelig. Und ſelbſt wenn das Aeußere dem Innern entſpräche, wäre der Prinz deshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonfaloniere der Demokratie derſelben die beſten Dienſte zu leiſten, da dieſes Amt, durch die Macht der Verhältniſſe, ihm die größte Verläugnung der Privatgefühle geböte: denn ſein verhaßtes Haupt ſtünde hier auf dem Spiele. Ich bin ſogar überzeugt, die Intereſſen der Demokratie ſind weit weniger gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beſtändig controlirt, als durch einen jener Günſtlinge des Volks, denen man ſich mit blinder Vorliebe hingiebt und die am Ende doch nur Menſchen ſind, wandelbare Geſchöpfe, unterworfen den Veränderungsgeſetzen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populaire Kronprinzen haben wir unbeliebt enden ſehen! Wie grauenhaft wetterwendiſch zeigte ſich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die franzöſiſche Geſchichte iſt beſonders reich an betrübenden Beiſpielen. Mit welchem Freudejauchzen umjubelte das Volk den jungen Ludwig XIV. — mit thränenloſem Kaltſinn ſah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht le bien-aimé und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzoſen im Anfang; als er ſtarb, lachte man und pfiff man Schelmenlieder: man freute ſich über ſeinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch ſchlimmer, und er, der als Kronprinz faſt angebetet wurde und der im Beginn ſeiner Regierung für das Muſter aller Vollkommenheit galt, er ward von ſeinem Volke perſönlich mißhandelt und ſein Leben ward ſogar verkürzt, in der bekannten majeſtätsverbrecheriſchen Weiſe, auf der Place de la Concorde. Der letzte dieſer Linie, Karl X., war nichts weniger als unpopulair, als er auf den Thron ſtieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeſchreiblicher Begeiſterung; einige Jahre ſpäter ward er zum Lande hinaus escortirt, und er ſtarb den harten Tod des Exils. Der Soloniſche Spruch, daß man Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen möge, gilt ganz beſonders von den Königen von Frankreich. Laßt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deshalb beweinen, weil er vom Volke ſo ſehr geliebt ward und demſelben eine ſo ſchöne Zukunft verſprach, ſondern weil er als Menſch unſere Thränen verdiente. Laßt uns auch nicht ſo ſehr jammern über die ſogenannte ruhmloſe Art, über das banal Zufällige ſeines Endes. Es iſt beſſer, daß ſein Haupt gegen einen harmloſen Stein zerſchellte, als daß die Kugel eines Franzoſen oder eines Deutſchen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorahnung ſeines frühen Sterbens, meinte aber, daß er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei ſeinem ritterlichen Muthe, der jeder Gefahr trotzte, war dergleichen ſehr wahrſcheinlich. — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt ſich mit einer Faſſung, die jeden mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenloſem Kummer, aber ſein Geiſt bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth ſeiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von ſeinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

XLIX.

Paris, 26. Juli 1842.

Die Thronrede iſt kurz und einfach. Sie ſagt das Wichtigſte in der würdigſten Weiſe. Der König hat ſie ſelbſt verfaßt. Sein Schmerz zeigt ſich in einer puritaniſchen, ich möchte ſagen republikaniſchen Prunkloſigkeit. Er, der ſonſt ſo redſelig, iſt ſeitdem ſehr wortkarg geworden. Das ſchweigende Empfangen in den Tuilerien vor einigen Tagen hatte etwas ungemein Trübſinniges, beinahe Geiſterhaftes; ohne eine Silbe zu ſprechen, gingen über tauſend Menſchen bei dem König vorüber, der ſtumm und leidend ſie anſah. Es heißt daß in Notre-Dame das angekündigte Requiem nicht ſtattfinde; der König will bei dem Begräbniß ſeines Sohnes keine Muſik; Muſik erinnere allzuſehr an Spiel und Feſt. — Sein Wunſch, die Regentſchaft auf ſeinen Sohn übertragen zu ſehen und nicht auf ſeine Schwiegertochter, iſt in der Adreſſe hinlänglich angedeutet. Dieſer Wunſch wird wenig Widerrede finden, und Nemours wird Regent, obgleich dieſes Amt der ſchönen und geiſtreichen Herzogin gebührt, die, ein Muſter von weiblicher Vollkommenheit, ihres verſtorbenen Gemahles ſo würdig war. Geſtern ſagte man, der König werde ſeinen Enkel, den Grafen von Paris, in die Deputirtenkammer mitbringen. Viele wünſchten es, und die Scene wäre gewiß ſehr rührend geweſen. Aber der König vermeidet jetzt, wie geſagt, alles was an das Pathos der Feudalmonarchie erinnert. — Ueber Ludwig Philipps Abneigung gegen Weiberregentſchaften ſind viele Aeußerungen ins Publicum gedrungen. Der dümmſte Mann, ſoll er geſagt haben, werde immer ein beſſerer Regent ſein als die klügſte Frau. Hat er deshalb dem Nemours den Vorzug gegeben vor der klugen Helene?

L.

Paris, 29. Juli 1842.

Der Gemeinderath von Paris hat beſchloſſen, das Elephantenmodell, das auf dem Baſtillenplatz ſteht, nicht zu zerſtören, wie man anfangs beabſichtigte, ſondern zu einem Guſſe in Erz zu benützen und das hervorgehende Monument am Eingange der Barrière du Trône aufzuſtellen. Ueber dieſen Municipalbeſchluß ſpricht das Volk der Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau faſt eben ſo viel wie die höhern Claſſen über die Regentſchaftsfrage. Jener coloſſale Elephant von Gyps, welcher ſchon zur Kaiſerzeit aufgeſtellt ward, ſollte ſpäter als Modell des Denkmals dienen, das man der Juliusrevolution auf dem Baſtillenplatze zu widmen gedachte. Seitdem ward man andern Sinnes, und man errichtete zur Verherrlichung jenes glorreichen Ereigniſſes die große Juliusſäule.

Aber die Forträumung des Elephanten erregte große Beſorgniſſe. Es ging nämlich unter dem Volk das unheimliche Gerücht von einer ungeheuren Anzahl Ratten, die ſich im Innern des Elephanten eingeniſtet hätten, und es ſei zu befürchten, daß wenn man die große Gypsbeſtie niederreiße, eine Legion von kleinen aber ſehr gefährlichen Scheuſalen zum Vorſchein käme, die ſich über die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau verbreiten würden. Alle Unterröcke zitterten bei dem Gedanken an ſolche Gefahr, und ſogar die Männer ergriff eine unheimliche Furcht vor der Invaſion jener langgeſchwänzten Gäſte. Es wurden dem Magiſtrate die unterthänigſten Vorſtellungen gemacht, und in Folge derſelben vertagte man das Niederreißen des großen Gyps-Elephanten, der ſeitdem jahrelang auf dem Baſtillenplatze ruhig ſtehen blieb. Sonderbares Land! wo trotz der allgemeinen Zerſtörungsſucht ſich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die ſchlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten! Wie gern würden ſie den Ludwig Philipp niederreißen, dieſen großen klugen Elephanten, aber ſie fürchten Se. Majeſtät den ſouverainen Rattenkönig, das tauſendköpfige Ungethüm, das alsdann zur Regierung käme, und ſelbſt die adeligen und geiſtlichen Feinde der Bourgeoiſie, die nicht eben mit Blindheit geſchlagen ſind, ſuchen aus dieſem Grunde den Julius thron zu erhalten; nur die ganz beſchränkten, die Spieler und Falſchſpieler unter den Ariſtokraten und Clericalen, ſind Peſſimiſten und ſpeculiren auf die Republik oder vielmehr auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte.

Die Bourgeoiſie ſelbſt iſt ebenfalls vom Dämon des Zerſtörens beſeſſen, und wenn ſie auch die Republik nicht eben fürchtet, ſo hat ſie doch eine inſtinctmäßige Angſt vor dem Communismus, vor jenen düſtern Geſellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorſtürzen würden. Ja, vor einer Republik von der frühern Sorte, ſelbſt vor ein Bischen Robespierrismus, hätte die franzöſiſche Bourgeoiſie keine Furcht, und ſie würde ſich leicht mit dieſer Regierungsform ausſöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Tuilerien beſchützen, gleichviel ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Comité du Salut public reſidirt; denn die Bourgeoiſie will vor allem Ordnung und Schutz der beſtehenden Eigenthumsrechte — Begehrniſſe, die eine Republik eben ſo gut wie das Königthum gewähren kann. Aber dieſe Boutiquiers ahnen, wie geſagt, inſtinctmäßig, daß die Republik heutzutage nicht mehr die Principien der neunziger Jahre vertreten möchte, ſondern nur die Form wäre, worin ſich eine neue, unerhörte Proletarierherrſchaft mit allen Glaubensſätzen der Gütergemeinſchaft geltend machen würde. Sie ſind Conſervative durch äußere Nothwendigkeit, nicht durch innern Trieb, und die Furcht iſt hier die Stütze aller Dinge.

Wird dieſe Furcht noch auf lange Zeit vorhalten? Wird nicht eines frühen Morgens der nationale Leichtſinn die Köpfe ergreifen und ſelbſt die Aengſtlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? Ich weiß es nicht, aber es iſt möglich, und die Wahlreſultate zu Paris ſind ſogar ein Merkmal, daß es wahrſcheinlich iſt. Die Franzoſen haben ein kurzes Gedächtniß und vergeſſen ſogar ihre gerechteſten Befürchtungen. Deshalb treten ſie ſo oft auf als Acteure, ja als Hauptacteure, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde aufführen läßt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geſchichte, nur in der Jugend, wenn ſie nämlich ohne Erfahrung ſich in die That ſtürzen; denn ſpäter, im reifern Alter, hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker wie die Individuen vom raſchen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt dieſe Völker in die Arena der Weltgeſchichte. Aber die Franzoſen behalten immer den Leichtſinn der Jugend, und ſo viel ſie auch geſtern gethan und gelitten, ſie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöſcht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt ſie zu neuem Thun und neuen Leiden. Sie wollen nicht alt werden und ſie glauben ſich vielleicht die Jugend ſelbſt zu erhalten, wenn ſie nicht ablaſſen von jugendlicher Bethörung, jugendlicher Sorgloſigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja Großmuth, eine faſt kindiſche Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzoſen; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß dieſe Tugend mit ihren Gebrechen aus demſelben Born, der Vergeßlichkeit, hervorquillt. Der Begriff »Verzeihen« entſpricht bei dieſem Volke wirklich dem Worte »Vergeſſen«, dem Vergeſſen der Beleidigung. Wäre dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Todſchlag in Paris, wo bei jedem Schritte ſich Menſchen begegnen, zwiſchen denen eine Blutſchuld exiſtirt.

Dieſe charakteriſtiſche Gutmüthigkeit der Franzoſen äußert ſich in dieſem Augenblick ganz beſonders in Bezug auf Ludwig Philipp, und ſeine ärgſten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Carliſten, offenbaren eine rührende Theilnahme an ſeinem häuslichen Unglück. Ich möchte behaupten, der König iſt jetzt wieder populär. Als ich geſtern vor Notre-Dame die Vorbereitungen zur Leichenfeier betrachtete und dem Geſpräch der Kurzjacken zuhörte, die dort verſammelt ſtanden, vernahm ich unter andern die naive Aeußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris ſpazieren gehen und es werde Niemand auf ihn ſchießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat ſeinem Vater die ſtörrigſten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwiſchen König und Volk iſt durch das gemeinſchaftliche Unglück gleichſam aufs neue eingeſegnet worden. Aber wie lange werden die ſchwarzen Flitterwochen dauern?

LI.

Paris, 17. September 1842.

Nach einer vierwöchentlichen Reiſe bin ich ſeit geſtern wieder hier, und ich geſtehe, das Herz jauchzte mir in der Bruſt, als der Poſtwagen über das geliebte Pflaſter der Boulevards dahinrollte, als ich den erſten Putzladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm, als die holdſelige civiliſirte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir faſt glücklich zu Muth, und den erſten Nationalgardiſten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können; ſein zahmes gutmüthiges Geſicht grüßte ſo witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und ſein Bajonet hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es ſich von den Bajoneten anderer Corporationen ſo beruhigend unterſcheidet. Warum aber war die Freude bei meiner

Rückkehr nach Paris diesmal ſo überſchwänglich, daß es mich faſt bedünkte als beträte ich den ſüßen Boden der Heimath, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum übt Paris einen ſolchen Zauber auf Fremde, die in ſeinem Weichbild einige Jahre verlebt? Viele wackere Landsleute, die hier ſeßhaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutſche ſich heimiſcher fühlen als eben in Paris, und Frankreich ſelbſt ſei am Ende unſerm Herzen nichts anderes als ein franzöſiſches Deutſchland.

Aber diesmal iſt meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß: ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Canal durchſchiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-ſur-mer, und das iſt bereits eine engliſche Stadt. Man ſieht dort nichts als Engländer und hört dort nichts als Engliſch von Morgens bis Abends, ach, ſogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu beſitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politiſiren! Während vier Wochen hörte ich nichts als jene Ziſchlaute des Egoismus, der ſich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausſpricht. Es iſt gewiß eine ſchreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszuſprechen. Doch in Betreff der Engländer könnte mich der augenblickliche Unmuth zu dergleichen verleiten, und beim Anblick der Maſſe vergeſſe ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die ſich durch Geiſt und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber dieſe, namentlich die britiſchen Dichter, ſtachen immer deſto greller ab von dem übrigen Volk, ſie waren iſolirte Martyrer ihrer nationalen Verhältniſſe, und dann gehören große Genies nicht ihrem particulären Geburtslande, kaum gehören ſie dieſer Erde, der Schädelſtätte ihres Leidens. Die Maſſe, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde — ſind mir in tiefſter Seele zuwider, und manchmal betrachte ich ſie gar nicht als meine Mitmenſchen, ſondern ich halte ſie für leidige Automaten, für Maſchinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das ſchnurrende Räderwerk, womit ſie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechaniſches anglicaniſches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linkiſches Frömmeln iſt mir am widerwärtigſten; ich bin feſt überzeugt, ein fluchender

Franzoſe iſt ein angenehmeres Schauſpiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen dieſe Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weit unheimlicher als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geiſterſtunde ſind mir jene vierſchrötigen, rothbäckigen Geſpenſter, die ſchwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren ſteifen Ellenbogen ſtoßen ſie überall an, und ohne ſich zu entſchuldigen durch ein artiges Wort. Wie müſſen dieſe rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleiſch freſſen, erſt jenen Chineſen verhaßt ſein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt iſt, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieſer Nationaltugend verknixen und verbücklingen!

Ich geſtehe es, ich bin nicht ganz unparteiiſch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Beſorgniſſen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutſchen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher ſchnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich dieſe Engländer mit einer grenzenloſen, grauenhaften Furcht. Ich hege den beſten Reſpect vor ihrer materiellen Obmacht; ſie haben ſehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber ſie vereinigen mit der römiſchen Wolfsgier auch die Schlangenliſt Karthagos. Gegen erſtere haben wir gute und ſogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchleriſchen Ränke jener Punier der Nordſee ſind wir wehrlos. Und jetzt iſt England gefährlicher als je, jetzt wo ſeine mercantiliſchen Intereſſen unterliegen: es giebt in der ganzen Schöpfung kein ſo hartherziges Geſchöpf wie ein Krämer, deſſen Handel ins Stocken gerathen, dem ſeine Kunden abtrünnig werden und deſſen Waarenlager keinen Abſatz mehr findet.

Wie wird England ſich aus ſolcher Geſchäftskriſis retten? Ich weiß nicht wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöſt werden kann: aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht ſehr wählig in ihren Mitteln iſt. Ein europäiſcher Krieg wird dieſer Selbſtſucht vielleicht zuletzt als das geeignetſte Mittel erſcheinen, um dem innern Gebreſte einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die engliſche Oligarchie ſpeculirt alsdann zunächſt auf den Säckel des Mittelſtandes, deſſen Reichthum in der That coloſſal iſt und zur Beſoldung und Beſchwichtigung der unteren Claſſen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indiſche und chineſiche Expeditionen, wie groß auch ihre finanzielle Noth, wird doch die engliſche Regierung jetzt den pecuniairen Aufwand ſteigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimiſche Deficit, deſto reichlicher wird im Ausland das engliſche Geld ausgeſtreut werden: England iſt ein Kaufmann, der ſich in bankerottem Zuſtand befindet, und aus Verzweiflung ein Verſchwender wird, oder vielmehr kein Geldopfer ſcheut um ſich momentan zu halten. Und man kann mit Geld ſchon etwas ausrichten auf dieſer Erde, beſonders ſeit jeder die Seligkeit hier unten ſucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuerſten Summen ausgiebt blos zur Beſoldung ſeiner ausländiſchen Agenten, deren Inſtructionen alle für den Fall eines europäiſchen Krieges berechnet ſind, und wie wieder dieſe engliſchen Agenten die heterogenſten Talente, Tugenden und Laſter im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wiſſen.

Wenn wir dergleichen bedenken, wenn wir zur Einſicht gelangen, daß nicht an der Seine, aus Begeiſterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europas am furchtbarſten geſtört werden dürfte, ſondern an der Themſe, in den verſchwiegenen Gemächern des Foreign Office, in Folge des rohen Hungerſchreies engliſcher Fabrikarbeiter; wenn wir dieſes bedenken, ſo müſſen wir dorthin manchmal unſer Auge richten und nächſt der Perſönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Claſſen beobachten. Dieſe geſteigerte Noth iſt ein Gebreſte, das die unwiſſenden Feldſcherer durch Aderläſſe zu heben glauben, aber ein ſolches Blutvergießen wird eine Verſchlimmerung hervorbringen. Nicht von Außen, durch die Lanzette, nein, nur von Innen heraus, durch geiſtige Medicamente kann der ſieche Staatskörper geheilt werden. Nur ſociale Ideen könnten hier eine Rettung aus der verhängnißvollſten Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands giebt es keine einzige große Idee; nichts als Dampfmaſchinen und Hunger. Jetzt iſt freilich der Aufruhr unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daß die engliſchen Fabrikarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wiſſen, ſich auch ein Bischen in Menſchenfleiſch verſuchen und ſich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieſes blutige Gewerbe ebenſo muthvoll ausüben wie ihre Collegen die Ouvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es ſich endlich ereignen, daß der Beſieger Napoleons, der Feldmarſchall Mylord Wellington, der jetzt wieder ſein Oberſchergen-Amt angetreten hat, mitten in London ſein Waterloo fände. In gleicher Weiſe möchte leicht der Fall eintreten, daß ſeine Myrmidonen ihrem Meiſter den Gehorſam aufkündigten. Es zeigen ſich ſchon jetzt ſehr bedenkliche Symptome ſolcher Geſinnung bei dem engliſchen Militair, und in dieſem Augenblick ſitzen funfzig Soldaten im Towergefängniß zu London, welche ſich geweigert hatten, auf das Volk zu ſchießen. Es iſt kaum glaublich, und es iſt dennoch wahr, daß engliſche Rothröcke nicht dem Befehl ihrer Officiere, ſondern der Stimme der Menſchlichkeit gehorchten und jener Peitſche vergaßen, welche die Katze mit neun Schwänzen (the cat of nine tails) heißt und mitten in der ſtolzen Hauptſtadt der engliſchen Freiheit ihren Heldenrücken beſtändig bedroht — die Knute Großbritanniens! Es iſt herzzerreißend, wenn man lieſt wie die Weiber weinend den Soldaten entgegentraten und ihnen zurieſen: wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brod. Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und ſprachen: den Hunger müßt ihr todtſchießen, nicht uns und unſere Kinder. Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir ſind ja alle Brüder!“

Solche Berufung auf die Fraternität mahnt mich an die franzöſiſchen Communiſten, bei denen ich ähnliche Redeweiſen zuweilen vernahm. Dieſe Redeweiſen, wie ich beſonders in Lyon bemerkte, waren durchaus nicht auffallend oder ſtark gefärbt, weder pikant noch original; im Gegentheil, es waren die abgedroſchenſten, platteſten Gemeinſprüche, welche der Troß der Communiſten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda beſteht nicht ſowohl in einem gut formulirten Proſpectus von beſtimmten Beklagniſſen und beſtimmten Forderungen, ſondern in einem tiefwehmüthigen und faſt ſympathetiſch wirkenden Ton, womit ſie die banalſten Dinge äußern, z. B. „Wir ſind alle Brüder“ u. ſ. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Commentar zu dieſen Worten und verleihen ihnen ihre welterſchütternde Bedeutung. Die franzöſiſchen Communiſten ſtehen überhaupt auf demſelben Standpunkt mit den engliſchen Fabrikarbeitern, nur daß der Franzoſe mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England iſt für den Augenblick geſtillt, aber nur für den Augenblick; er iſt blos vertagt, er wird mit jedesmal geſteigerter Macht aufs neue ausbrechen, und um ſo gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, iſt der Widerſtand der Fabrikarbeiter jetzt ebenſo praktiſch organiſirt wie einſt der Widerſtand der iriſchen Katholiken. Die Chartiſten haben dieſe drohende Macht in ihr Intereſſe zu ziehen und einigermaßen zu discipliniren gewußt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern iſt vielleicht die wichtigſte Erſcheinung der Gegenwart. Dieſe Verbindung entſtand auf ſehr einfachem Wege, ſie war eine natürliche, obgleich die Chartiſten ſich gern mit einem beſtimmten Programm als eine rein politiſche Partei präſentiren, und die Fabrikarbeiter, wie ich ſchon oben erwähnt, nur arme Taglöhner ſind, die vor Hunger kaum ſprechen können und, gleichgültig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brod verlangen. Aber das Wort meldet ſelten den innern

Herzensgedanken einer Partei, es iſt nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleichſam die geſprochene Cocarde; der Chartiſt, der ſich auf die politiſche Frage zu beſchränken vorgiebt, hegt Wünſche im Gemüthe, die mit den vagſten Gefühlen jener hungrigen Handwerker tief übereinſtimmen, und dieſe können ihrerſeits immerhin das Programm der Chartiſten zu ihrem Feldgeſchrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabſäumen. Die Chartiſten nämlich verlangen: erſtens, daß das Parlament nur aus Einer Kammer beſtehe und durch alljährliche Wahlen erneuert werde; zweitens, daß durch geheimes Votiren die Unabhängigkeit der Wähler ſicher geſtellt werde; endlich, daß jeder geborene Engländer, der ins Mannesalter getreten, Wähler und wählbar ſei. Davon können wir noch immer nicht eſſen, ſagten die nothleidenden Arbeiter, von Geſetzbüchern ebenſowenig wie von Kochbüchern wird der Menſch ſatt, uns hungert. »Wartet nur, entgegnen die Chartiſten, bis jetzt ſaßen im Parlament nur die Reichen, und dieſe ſorgten nur für die Intereſſen ihrer eignen Beſitzthümer; durch das neue Wahlgeſetz, durch die Charte, werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter ins Parlament kommen, und da wird es ſich wohl ausweiſen, daß die Arbeit eben ſo gut wie jeder andere Beſitz ein Eigenthumsrecht in Anſpruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn ebenſowenig erlaubt ſeyn dürfte, den Taglohn des Arbeiters nach Willkür herabzuſetzen, wie es ihm nicht erlaubt iſt, das Mobiliar- oder Immobiliarvermögen ſeines Nachbarn zu beeinträchtigen. Die Arbeit iſt das Eigenthum des Volks, und die daraus entſpringenden Eigenthumsrechte ſollen durch das regenerirte Parlament ſanctionirt und geſchützt werden.« Ein Schritt weiter und dieſe Leute ſagen, die Arbeit ſei das Recht des Volks; und da dieſes Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohne zur Folge hätte, ſo führt der Chartismus, wo nicht zur Gütergemeinſchaft, doch gewiß zur Erſchütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Geſellſchaft, und in jenen chartiſtiſchen Anfängen läge, in ihre Conſequenzen verfolgt, eine ſociale Umwälzung, wogegen die franzöſiſche Revolution als ſehr zahm und beſcheiden erſcheinen dürfte.

Hier offenbart ſich wieder die Hypokriſie und der praktiſche Sinn der Engländer, im Gegenſatz zu den Franzoſen: die Chartiſten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Communiſten ihn freimüthig und unumwunden ausſprechen. Letztere tragen freilich noch einige Scheu, die letzten Conſequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und discutirt man mit ihren Häuptlingen, ſo vertheidigen ſich dieſe gegen den Vorwurf, als wollten ſie das Eigenthum abſchaffen, und ſie behaupten dann, ſie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Baſis etabliren, ſie wollten ihm eine umfaſſendere Organiſation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer ſolcher Organiſatoren ſehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende nichts als die breite Baſis übrig bleiben. »Ich will dir die Wahrheit geſtehen«, ſagte mir jüngſt ein communiſtiſcher Freund, »das Eigenthum wird keineswegs abgeſchafft werden, aber es bekömmt eine neue Definition.«

Es iſt nun dieſe neue Definition, die hier in Frankreich dem herrſchenden Bürgerſtande eine große Angſt einflößt, und dieſer Angſt verdankt Ludwig Philipp ſeine ergebenſten Anhänger, die eifrigſten Stützen ſeines Thrones. Je heftiger die Stützen zittern, deſto weniger ſchwankt der Thron, und der König braucht nichts zu fürchten eben weil die Furcht ihm Sicherheit giebt. Auch Guizot erhält ſich durch die Angſt vor der neuen Definition, die er mit ſeiner ſcharfen Dialektik ſo meiſterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daß er ſo bald unterliegt, obgleich die herrſchende Partei der Bourgeoiſie, für die er ſo viel gethan und ſo viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben ſie ihn nicht? Ich glaube, erſtens weil ſie ihn nicht verſtehen, und zweitens weil man denjenigen, der unſere eignen Güter ſchützt, immer weit weniger liebt, als denjenigen, der uns fremde Güter verſpricht. So war es einſt in Athen, ſo iſt es jetzt in Frankreich, ſo wird es in jeder Demokratie ſein, wo das Wort frei iſt und die Menſchen leichtgläubig.

LII.

Paris, 4. December 1842.

Wird ſich Guizot halten? Es hat mit einem franzöſiſchen Miniſterium ganz dieſelbe Bewandtniß wie mit der Liebe: man kann nie ein ſicheres Urtheil fällen über ſeine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Miniſterium wurzle unerſchütterlich feſt, und ſiehe! es ſtürzt den nächſten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Miniſterium wackle ſeinem Untergang entgegen, es könne ſich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unſrer Verwunderung zeigt es ſich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle diejenigen, die ihm ſchon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen, den 29. October, feierte das Guizot'ſche Miniſterium ſeinen dritten Geburtstag, es iſt jetzt über zwei Jahr alt, und ich ſehe nicht ein, warum es nicht länger leben ſollte auf dieſer ſchönen Erde, auf dem Boulevards-des-Capucins, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Miniſterien ſind dort ſchnell hingerafft worden, aber dieſe haben ihr frühes Ende immer ſelbſt verſchuldet: ſie haben ſich zu viel Bewegung gemacht. Ja, was bei uns andern die Geſundheit fördert, die Bewegung, das macht ein Miniſterium todtkrank, und namentlich der erſte März iſt daran geſtorben. Sie können nicht ſtill ſitzen, dieſe Leutchen. Der öftere Regierungswechſel in Frankreich iſt nicht blos eine Nachwirkung der Revolution, ſondern auch ein Ergebniß des Nationalcharakters der Franzoſen, denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung, ein eben ſo großes Bedürfniß iſt, wie uns Deutſchen das Tabakrauchen, das ſtille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daß die franzöſiſchen Staatslenker ſo rührig ſind und ſich beſtändig etwas Neues zu ſchaffen machen, gerathen ſie in halsbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht blos von den Miniſterien, ſondern auch von den Dynaſtien, die immer durch eigene Activität ihre Kataſtrophe beſchleunigt haben. Ja, durch dieſelbe fatale Urſache, durch die unermüdliche Activität, iſt nicht blos Thiers gefallen, ſondern auch der ſtärkere Napoleon, der bis an ſein ſeliges Ende auf dem Throne geblieben wäre; wenn er nur die Kunſt des Stillſitzens, die bei uns den kleinen Kindern zuerſt gelehrt wird, beſeſſen hätte! Dieſe Kunſt beſitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält ſich marmorn ſtill, wie der Obelisk des Luxor, und wird deshalb ſich länger erhalten als man glaubt. Er thut nichts, und das iſt das Geheimniß ſeiner Erhaltung. Warum aber thut er nichts? Ich glaube zunächſt, weil er wirklich eine gewiſſe germaniſche Gemüthsruhe beſitzt und von der Sucht der Geſchäftigkeit weniger geplagt wird als ſeine Landsleute. Oder thut er nichts, weil er ſo viel verſteht? Je mehr wir wiſſen, je tiefer und umfaſſender unſre Einſichten ſind, deſto ſchwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer vorausſähe, der würde gewiß bald aller Bewegung entſagen und ſeine Hände nur dazu gebrauchen, um ſeine eigenen Füße zu binden. Das weiteſte Wiſſen verdammt uns zur engſten Paſſivität.

Indeſſen — was auch das Schickſal des Miniſteriums ſein möge — laßt uns die letzten Tage des Jahrs, das Gottlob ſeinem Ende naht, ſo reſignirt als möglich ertragen! Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluß mit einem neuen Unglück heimſucht! Es war ein ſchlechtes Jahr, und wäre ich ein Tendenzpoet, ich würde mit meinen mißtönend poltrigſten Verſen dem ſcheidenden Jahre ein Charivari bringen. In dieſem ſchlechten ſchändlichen Jahre hat die Menſchheit viel erduldet und ſogar die Banquiers haben einige Verluſte erlitten. Welch ein ſchreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Verſailler Eiſenbahn! Ich ſpreche nicht von dem verunglückten Sonntagspublicum, das bei dieſer Gelegenheit gebraten oder geſotten wurde: ich ſpreche vielmehr von der überlebenden Sabbathcompagnie, deren Actien um ſo viele Procente gefallen ſind und die jetzt dem Ausgang der Proceſſe, die jene Kataſtrophe hervorgerufen, mit zitternder Beſorgniß entgegenſieht. Werden die Stifter der Compagnie den verwaiſten oder verſtümmelten Opfern ihrer Gewinnſucht einigen Schadenerſatz gewähren müſſen? Es wäre entſetzlich! Dieſe beklagenswerthen Millionaire haben ſchon ſo viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in dieſem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verſtand verlieren kann, und an der Börſe verſicherte man geſtern, der Halbbanquier

Läuſedorf wolle zum Chriſtenthum übergehn. Andern geht es beſſer, und wenn auch die rive gauche gänzlich ins Stocken geriethe, könnten wir uns damit tröſten, daß die rive droite deſto erfreulicher gedeiht. Auch die ſüdfranzöſiſchen Eiſenbahnen, ſo wie die jüngſt conceſſionirten, machen gute Geſchäfte, und wer geſtern noch ein armes Lümpchen war, iſt heute ſchon ein reicher Lump. Namentlich der dünne und langnaſige Herr * verſichert: er habe »Grind« mit der Vorſehung zufrieden zu ſein. Ja, während Ihr andern in philoſophiſchen Speculationen Eure Zeit vertrödelt, ſpeculirte und trödelte dieſer dünne Geiſt mit Eiſenbahnactien, und einer ſeiner Gönner von der hohen Bank ſagte mir jüngſt: »Sehen Sie, das Kerlchen war gar nichts und jetzt hat es Geld und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat ſich all ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben.« Wie doch dieſe Filze in allen Ländern und Zeiten dieſelben geweſen! Mit beſonderer Verachtung haben ſie immer auf Schriftſteller herabgeſehen, die ſich mit jenen uneigennützigen Studien beſchäftigen, die wir Philoſophie nennen. Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römiſcher Parvenü ſich folgende Grabſchrift ſetzen: »Hier ruht Straberius — er war anfangs gar nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Seſtertien, er hat ſich ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben, folge ſeinem Beiſpiel und du wirſt dich wohl befinden.«

Hier in Frankreich herrſcht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, ſchläfriger, gähnender Friede. Es iſt alles ſtill, wie in einer verſchneiten Winternacht. Nur ein leiſer, monotoner Tropfenfall. Das ſind die Zinſen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beſtändig anſchwellen; man hört ordentlich wie ſie wachſen, die Reichthümer der Reichen. Dazwiſchen das leiſe Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt etwas, wie ein Meſſer das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte kümmern uns ſehr wenig, und nicht einmal das raſſelnde Schilderheben in Barcelona hat uns hier aufgeſtört. Der Mordſpectakel, der im Studierzimmer der Mademoiſelle Heinefetter zu Brüſſel vorfiel, hat uns ſchon weit mehr intereſſirt, und ganz beſonders ſind die Damen ungehalten über dieſes deutſche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daß zwei gleichzeitige Anbeter ſich nicht auf der Walſtätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Oſten erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiſer von China hat ſich eben ſo ſtark blamirt wie Mademoiſelle Heinefetter. Nutzloſes Blutvergießen, und die Blume der Mitte iſt verloren. Die Engländer ſind überraſcht, ſo leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne fertig geworden zu ſein, und ſie berechnen ſchon, ob ſie die jetzt überflüſſigen Kriegsrüſtungen im indiſchen Meere nicht gegen Japan richten ſollen, um auch dieſes Land zu brandſchatzen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiß auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfäſſer, ſo ſind es die Schriften der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft, die von der japaniſchen Sanitätscommiſſion confiſcirt werden. Vielleicht beſpreche ich in einem ſpätern Briefe, wie England ſeine Kriegszüge bemäntelt. Die Drohung, daß britiſche Großmuth uns nicht zu Hülfe kommen werde, wenn Deutſchland einſt wie Polen getheilt werden dürfte, erſchreckt mich nimmermehr. Erſtens kann Deutſchland nicht getheilt werden. Theile mal einer das Fürſtenthum Liechtenſtein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens — —

LIII.

Paris, 31. December 1842.

Noch ein kleiner Fußtritt, und das alte böſe Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieſes Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp, auf Guizot, auf alle die ſich ſo viele Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieſes Jahr iſt eine Satire auf den Frieden ſelbſt, denn im geruhſamen Schooße deſſelben wurden wir mit Schreckniſſen heimgeſucht, wie ſie der gefürchtete Krieg gewiß nicht ſchrecklicher hervorbringen konnte. Entſetzlicher Wonnemond, wo faſt gleichzeitig in Frankreich, in Deutſchland und Hayti die fürchterlichſten Trauerſpiele aufgeführt wurden! Welches Zuſammentreffen der unerhörteſten Unglücksfälle! Welcher boshafte Witz des Zufalls! Welche hölliſchen Ueberraſchungen! Ich kann mir die Verwunderung denken, womit die Bewohner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die geputzten Sonntagsgeſichter, Studenten, Griſetten, junge Ehepaare, vergnügungsſüchtige Droguiſten, Philiſter von allen Farben, die zu Verſailles die Kunſtwaſſer ſpringen ſahen und ſtatt in Paris, wo ſchon die Mittagstafel für ſie gedeckt war, plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar verſtümmelt, geſotten und geſchmort! Iſt es der Krieg, der euch ſo ſchnöde zugerichtet? »Ach nein, wir haben Frieden, und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.« Auch die gebratenen Spritzenleute und Litzenbrüder, die einige Tage ſpäter aus Hamburg ankamen, mußten nicht geringeres Erſtaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiß die Frage, womit ſie empfangen wurden. »Nein, unſre Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geſchloſſen, nur die Bacchushalle ſtand offen, und wir lebten im ruhigen Genuſſe unſrer ſpartaniſchen Mockturtleſuppen, als plötzlich das große Feuer entſtand, worin wir umkamen.« Und Eure berühmten Löſchanſtalten? »Die ſind gerettet, nur ihr Ruhm iſt verloren.« Und die alten Perrücken? »Die werden wie gepuderte Phönixe aus der Aſche hervorſteigen.« Den folgenden Tag, während Hamburg noch loderte, entſtand das Erdbeben zu Hayti, und die armen ſchwarzen Menſchen wurden zu Tauſenden ins Schattenreich hinabgeſchleudert. Als ſie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiß dort unten, ſie kämen aus einer Schlacht mit den Weißen, und ſie ſeien von dieſen gemetzelt oder gar als revoltirte Sclaven zu Tode gepeitſcht worden. Nein, auch diesmal irrten ſich die guten Leute am Styx. Nicht der Menſch, ſondern die Natur hatte das große Blutbad angerichtet auf jener Inſel, wo die Sclaverei längſt abgeſchafft, wo die Verfaſſung eine republikaniſche iſt, ohne verjüngende Keime, aber wurzelnd in ewigen Vernunftgeſetzen; es herrſcht dort Freiheit und Gleichheit, ſogar ſchwarze Preßfreiheit. — Greiz-Schleiz iſt keine ſolche Republik, kein ſo hitziger Boden wie Hayti, wo das Zuckerrohr, die Kaffeeſtaude und die ſchwarze Preßfreiheit wächſt, und alſo ein Erdbeben ſehr leicht entſtehen konnte; aber trotz des zahmen Kartoffelclimas, trotz der Cenſur, trotz der geduldigen Verſe, die eben declamirt oder geſungen wurden, iſt den Greiz-Schleizern, während ſie vergnügt und ſchauluſtig im Theater ſaßen, plötzlich das Dach auf den Kopf gefallen, und ein Theil des verehrungswürdigen Publicums ſah ſich unerwartet in den Orcus geſchleudert!

Ja, im ſanftſeligſten Stillleben, im Zuſtande des Friedens, häufte ſich mehr Unheil und Elend, als jemals der Zorn Bellona's zuſammentrompeten konnte. Und nicht blos zu Lande, ſondern auch zu Waſſer haben wir in dieſem Jahr das Außerordentliche erduldet. Die zwei großen Schiffbrüche an den Küſten von Südafrika und der Manche gehören zu den ſchauderhafteſten Capiteln in der Martyrgeſchichte der Menſchheit. Wir haben keinen Krieg, aber der Frieden richtet uns hin, und gehen wir nicht plötzlich zu Grunde durch einen brutalen Zufall, ſo ſterben wir doch allmählich an einem gewiſſen ſchleichenden Gift, an einer Aqua Tofana, welche uns in den Kelch des Lebens geträufelt werden, der Himmel weiß von welcher Hand!

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in den letzten Stunden des ſcheidenden böſen Jahres. Das neue ſteht vor der Thüre. Möge es minder grauſam ſein als ſein Vorgänger! Ich ſende meinen wehmüthigſten Glückwunſch zum Neujahr über den Rhein. Ich wünſche den Dummen ein Biſchen Verſtand und den Verſtändigen ein Biſchen Poeſie. Den Frauen wünſche ich die ſchönſten Kleider und den Männern ſehr viel Geduld. Den Reichen wünſche ich ein Herz und den Armen ein Stückchen Brod. Vor allem aber wünſche ich, daß wir in dieſem neuen Jahr einander ſo wenig als möglich verleumden mögen.

LIV.

Paris, 2. Februar 1843.

Worüber ich am meiſten erſtaune, das iſt die Anſtelligkeit dieſer Franzoſen, das geſchickte Uebergehen oder vielmehr Ueberſpringen von einer Beſchäftigung in die andre, in eine ganz heterogene. Es iſt dieſes nicht blos eine Eigenſchaft des leichten Naturells, ſondern auch ein hiſtoriſches Erwerbniß: ſie haben ſich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vorurtheilen und Pedantereien. So geſchah es, daß die Emigranten, die während der Revolution zu uns herüberflüchteten, den Wechſel der Verhältniſſe ſo leicht ertrugen, und manche darunter, um das liebe Brod zu gewinnen, ſich aus dem Stegreif ein Gewerbe zu ſchaffen wußten. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie ein franzöſiſcher Marquis ſich damals als Schuſter in unſrer Stadt etablirte und die beſten Damenſchuhe verfertigte; er arbeitete mit Luſt, pfiff die ergötzlichſten Liedchen, und vergaß alle frühere Herrlichkeit. Ein deutſcher Edelmann hätte unter denſelben Umſtänden ebenfalls zum Schuſterhandwerk ſeine Zuflucht genommen, aber er hätte ſich gewiß nicht ſo heiter in ſein ledernes Schickſal gefügt, und er würde ſich jedenfalls auf männliche Stiefel gelegt haben, auf ſchwere Sporenſtiefel, die an den alten Ritterſtand erinnern. Als die Franzoſen über den Rhein kamen, mußte unſer Marquis ſeine Boutique verlaſſen, und er floh nach einer andern Stadt, ich glaube nach Caſſel, wo er der beſte Schneider wurde; ja, ohne Lehrjahre emigrirte er ſolchermaßen von einem Gewerbe zum andern, und erreichte darin gleich die Meiſterſchaft — was einem Deutſchen unbegreiflich erſcheinen dürfte, nicht blos einem Deutſchen von Adel, ſondern auch dem gewöhnlichſten Bürgerkind. Nach dem Sturze des Kaiſers kam der gute Mann mit ergrauten Haaren aber unverändert jungem Herzen in die Heimath zurück, und ſchnitt ein ſo hochadeliges Geſicht und trug wieder ſo ſtolz die Naſe, als hätte er niemals den Pfriem oder die Nadel geführt. Es iſt ein Irrthum, wenn man von den Emigranten behauptete, ſie hätten nichts gelernt und nichts vergeſſen, im Gegentheil ſie hatten alles vergeſſen was ſie gelernt. Die Helden der Napoleoniſchen Kriegsperiode, als ſie abgedankt oder auf halben Sold geſetzt wurden, warfen ſich ebenfalls mit dem größten Geſchick in die Gewerbthätigkeit des Friedens, und jedesmal wenn ich in das Comptoir von Delloye trat, hatte ich meine liebe Verwunderung, wie der ehemalige Colonell jetzt als Buchhändler an ſeinem Pulte ſaß, umgeben von mehren weißen Schnurrbärten, die ebenfalls als brave Soldaten unter dem Kaiſer gefochten, jetzt aber bei ihrem alten Kameraden als Buchhalter oder Rechnungsführer, kurz als Commis dienten.

Aus einem Franzoſen kann man alles machen, und jeder dünkt ſich zu allem geſchickt. Aus dem kümmerlichſten Bühnendichter entſteht plötzlich, wie durch einen Theatercoup, ein Miniſter, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott. Ein merkwürdiges Beiſpiel der Art bieten die Transformationen unſres lieben Charles Duveyrier, der einer der erleuchtetſten Dignitare der Saint-Simoniſtiſchen Kirche war, und als dieſe aufgehoben wurde, von der geiſtlichen Bühne zur weltlichen überging. Dieſer Charles Duveyrier ſaß in der Salle Taitbout auf der Biſchofsbank, zur Seite des Vaters, nämlich Enfantin's; er zeichnete ſich aus durch einen gotterleuchteten Prophetenton, und auch in der Stunde der Prüfung gab er als Martyrer Zeugniß für die neue Religion. Von den Luſtſpielen Duveyriers wollen wir heute nicht reden, ſondern von ſeinen politiſchen Broſchüren; denn er hat die Theatercarrière wieder verlaſſen und ſich auf das Feld der Politik begeben, und dieſe neue Umwandlung iſt vielleicht nicht minder merkwürdig. Aus ſeiner Feder floſſen die kleinen Schriften, die allwöchentlich unter dem Titel »lettres politiques« herauskommen. Die erſte iſt an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen ſämmtlich von vielem Geiſt. Es herrſcht darin eine edle Geſinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbariſche Kriegsgelüſte, eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Induſtrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Meſſias wird nicht auf einem Eſel, ſondern auf einem Dampfwagen den ſegensreichen Einzug halten. Namentlich die Broſchüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet dieſe Geſinnung. Von der Perſönlichkeit des ehemaligen Conſeilpräſidenten ſpricht der Verfaſſer mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber Molé gefällt ihm beſſer. Dieſer Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorzug giebt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Ich meinestheils glaube nicht, daß einer beſſer als der andre, und ich bin der Meinung, daß jeder von ihnen als Miniſter immer daſſelbe thun wird, was auch unter denſelben Umſtänden der andre thäte. Der wahre Miniſter, deſſen Gedanke überall zur That wird, der ſowohl gouvernirt als regiert, iſt der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterſcheiden ſich nur in der Art und Weiſe, wie ſie ſich mit der Vorherrſchaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers ſträubt ſich im Anfang ſehr barſch, macht die redſeligſte Oppoſition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende was der König wollte. Nicht blos ſeine revolutionairen Gefühle, ſondern auch ſeine ſtaatsmänniſchen Ueberzeugungen ſind im beſtändigen Widerſpruch mit dem königlichen Syſteme: er fühlt und weiß, daß dieſes Syſtem auf die Länge ſcheitern muß, und ich könnte die erſtaunlichſten Aeußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zuſtände mittheilen. Er kennt zu gut ſeine Franzoſen und zu gut die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, um ſich dem Quietismus der ſiegreichen Bourgeoispartei ganz hingeben zu können, und an den Maulkorb zu glauben, den er ſelbſt dem tauſendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; ſein feines Ohr hört das innerliche Knurren, er hat ſogar Furcht, einſt von dem entzügelten Ungethüm zerriſſen zu werden — und dennoch thut er was der König will.

Mit Herrn Guizot iſt es ganz anders. Für ihn iſt der Sieg der Bourgeoiſiepartei eine vollendete Thatſache, un fait accompli, und er iſt mit all ſeinen Fähigkeiten in den Dienſt dieſer neuen Macht getreten, deren Herrſchaft er durch alle Künſte des hiſtoriſchen und philoſophiſchen Scharfſinns als vernünftig, und folglich auch als berechtigt, zu ſtützen weiß. Das iſt eben das Weſen eines Doctrinärs, daß er für alles was er thun will eine Doctrin findet. Er ſteht vielleicht mit ſeinen geheimſten Ueberzeugungen über dieſer Doctrin, vielleicht auch drunter, was weiß ich?

Er iſt zu geiſtesbegabt und vielſeitig wiſſend, als daß er nicht im Grunde ein Skeptiker wäre, und eine ſolche Skepſis verträgt ſich mit dem Dienſt, den er dem Syſteme widmet, dem er ſich einmal ergeben hat. Jetzt iſt er der treue Diener der Bourgeoiſieherrſchaft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er ſie mit unerbittlicher Conſequenz bis zum letzten Momente vertheidigen. Bei ihm iſt kein Schwanken, kein Zagen, er weiß was er will, und was er will thut er. Fällt er im Kampfe, ſo wird ihn auch dieſer Sturz nicht erſchüttern, und er wird blos die Achſeln zucken. War doch das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig. Siegt etwa einſt die republikaniſche Partei, oder gar die der Communiſten, ſo rathe ich dieſen braven Leuten, den Guizot zum Miniſter zu nehmen, ſeine Intelligenz und ſeine Halsſtarrigkeit auszubeuten, und ſie werden beſſer dabei ſtehen, als wenn ſie ihren erprobteſten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriquinquiſten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daß ſie einſt wieder durch ein Nationalunglück, durch ein Strafgericht Gottes, in Beſitz der officiellen Gewalt geriethen; nehmt den Guizot zum

Miniſter, und Ihr werdet Euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausſpreche, daß er ſo tief herabſteigen könnte, um Eure ſchlechte Sache durch ſeine Beredtſamkeit und ſeine gouvernementalen Talente zu unterſtützen. Seid Ihr ihm doch eben ſo gleichgültig, wie die Spießbürger, für die er jetzt ſo großen Geiſtesaufwand macht in Wort und That, und wie das Syſtem des Königs, dem er mit ſtoiſchem Gleichmuthe dient.

Herr Molé unterſcheidet ſich von dieſen beiden dadurch, daß er erſtens der eigentliche Staatsmann iſt, deſſen Perſönlichkeit ſchon den Patricier verräth, dem das Talent der Staatslenkung angeboren oder durch Familientraditionen anerzogen worden. Bei ihm iſt keine Spur vom plebejiſchen Emporkömmling, wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Ariſtokratie der fremden Höfe mag er durch eine ſolche äußere Repräſentation und diplomatiſche Leichtigkeit die Genialität erſetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein andres Syſtem, als das des Königs, iſt auch zu ſehr Hofmann, um ein andres haben zu wollen, und das weiß der König, und er iſt der Miniſter nach dem Herzen Ludwig Philipps. Ihr werdet ſehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl laſſen wird, Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminiſter zu nehmen, wird Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: Laßt mich Molé nehmen. Molé, das iſt er ſelber, und da doch einmal geſchieht, was er will, ſo wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Miniſter würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche Syſtem würde nach wie vor in Wirkſamkeit bleiben, und wie ſehr wir die edle Abſicht des Königs hochſchätzen, wie ſehr wir ihm den beſten Willen für das Glück Frankreichs zutrauen, ſo müſſen wir doch bekennen, daß die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen ſind, daß das ganze Syſtem keinen Schuß Pulver taugt, wenn es nicht gar einſt durch einen Schuß Pulver in die Luft ſpringt. Ludwig Philipp will Frankreich regieren durch die Kammer, und er glaubt alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünſtigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorſchlägen die parlamentariſche Majorität gewonnen. Aber ſein Irrthum beſteht darin, daß er Frankreich durch die Kammer repräſentirt glaubt. Dieſes aber iſt nicht der Fall, und er verkennt ganz die Intereſſen eines Volks, welche von denen der Kammer ſehr verſchieden ſind, und von letzterer nicht ſonderlich beachtet werden. Steigt ſeine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, ſo wird ihn ſchwerlich die Kammer retten können, und es iſt noch die Frage, ob jene begünſtigte Bourgeoiſie, für die er ſo viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthuſiasmus zu Hülfe eilen wird.

Unſer Unglück iſt, ſagte mir jüngſt ein Habitué der Tuilerien, daß unſre Gegner, indem ſie uns ſchwächer glauben als wir ſind, uns nicht fürchten, und daß unſre Freunde, die zuweilen ſchmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit beſitzen.

LV.

Paris, 20. März 1843.

Die Langeweile, welche die claſſiſche Tragödie der Franzoſen ausdünſtet, hat Niemand beſſer begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern ſagte: beneidet nicht den Adel und verzeiht ihm ſeinen Hochmuth, er muß ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Théâtre français ſich zu Tode langweilen. Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter iſt in die Hände der Bourgeoiſie gerathen; aber dieſe neuen Herrſcher müſſen ebenfalls ſehr viele Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft ſie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche: denn nicht blos, daß ihnen Mademoiſelle Rachel die moderige Hefe des antiken Schlaftrunks jeden Abend credenzt, müſſen ſie jetzt ſogar den Abhub unſrer romantiſchen Küche, verſificirtes Sauerkraut, die Burggrafen von Victor Hugo, verſchlucken! Ich will kein Wort verlieren über den Werth dieſes unverdaulichen Machwerks, das mit allen möglichen Prätenſionen auftritt, namentlich mit hiſtoriſchen, obgleich alles Wiſſen Victor Hugo's über Zeit und Ort, wo ſein Stück ſpielt, lediglich aus der franzöſiſchen Ueberſetzung von Schreiber's Handbuch für Rheinreiſende geſchöpft iſt. Hat der Mann, der vor einem Jahr in öffentlicher Academie zu ſagen wagte, daß es mit dem deutſchen Genius ein Ende habe (la pensée allemande est rentrée dans l'ombre), hat dieſer größte Adler der Dichtkunſt diesmal wirklich die Zeitgenoſſenſchaft ſo allmächtig überflügelt? Wahrlich keineswegs. Sein Werk zeugt weder von poetiſcher Fülle noch Harmonie, weder von Begeiſterung noch Geiſtesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, ſondern nichts als geſpreizte Unnatur und bunte Declamation. Eckige Holzfiguren, überladen mit geſchmackloſem Flitterſtaat, bewegt durch ſichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenſpiel, eine graſſe, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenſchaft. Nichts iſt mir fataler als dieſe Hugo'ſche Leidenſchaft, die ſich ſo glühend geberdet, äußerlich ſo prächtig auflodert, und doch inwendig ſo armſelig nüchtern und froſtig iſt. Dieſe kalte Paſſion, die uns in ſo flammenden Redensarten aufgetiſcht wird, erinnert mich immer an das gebratene Eis, das die Chineſen ſo künſtlich zu bereiten wiſſen, indem ſie kleine Stückchen Gefrorenes, eingewickelt in einen dünnen Teig, einige Minuten übers Feuer halten: ein antithetiſcher Leckerbiſſen, den man ſchnell verſchlucken muß, und wobei man Lippe und Zunge verbrennt, den Magen aber erkältet.

Aber die herrſchende Bourgeoiſie muß ihrer Sünden wegen nicht blos alte claſſiſche Tragödien und Trilogien, die nicht claſſiſch ſind, ausſtehen, ſondern die himmliſchen Mächte haben ihr einen noch ſchauderhaftern Kunſtgenuß beſchert, nämlich jenes Pianoforte, dem man jetzt nirgends mehr ausweichen kann, das man in allen Häuſern erklingen hört, in jeder Geſellſchaft, Tag und Nacht. Ja, Pianoforte heißt das Marterinſtrument, womit die jetzige vornehme Geſellſchaft noch ganz beſonders torquirt und gezüchtigt wird für alle ihre Uſurpationen. Wenn nur nicht der Unſchuldige mit leiden müßte! Dieſe ewige Clavierſpielerei iſt nicht mehr zu ertragen! (Ach! meine Wandnachbarinnen, junge Töchter Albions, ſpielen in dieſem Augenblick ein brillantes Morceau für zwei linke Hände.) Dieſe grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhallen, dieſe herzloſen Schwirrklänge, dieſes erzproſaiſche Schollern und Pickern, dieſes Fortepiano tödtet all unſer Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgeſtumpft, blödſinnig. Dieſes Ueberhandnehmen des Clavierſpielens und gar die Triumphzüge der Claviervirtuoſen ſind charakteriſtiſch für unſere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maſchinenweſens über den Geiſt. Die techniſche Fertigkeit, die Präciſion eines Automaten, das Identificiren mit dem beſaiteten Holze, die tönende Inſtrumentwerdung des Menſchen, wird jetzt als das Höchſte geprieſen und gefeiert. Wie Heuſchreckenſchaaren kommen die Claviervirtuoſen jeden Winter nach Paris, weniger um Geld zu erwerben als vielmehr um ſich hier einen Namen zu machen, der ihnen in andern Ländern deſto reichlicher eine pecuniäre Ernte verſchafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in coloſſalen Lettern zu leſen. Ich ſage, ihr Ruhm iſt hier zu leſen, denn es iſt die Pariſer Preſſe, welche ihn der gläubigen Welt verkündet, und jene Virtuoſen verſtehen ſich mit der größten Virtuoſität auf die Ausbeutung der Journale und der Journaliſten. Sie wiſſen auch dem Harthörigſten ſchon beizukommen, denn Menſchen ſind immer Menſchen, ſind empfänglich für Schmeichelei, ſpielen auch gern eine Protectorrolle, und eine Hand wäſcht die andere; die unreinere iſt aber ſelten die des Journaliſten, und ſelbſt der feile Lobhudler iſt zugleich ein betrogener Tropf, den man zur Hälfte mit Liebkoſungen bezahlt. Man ſpricht von der Käuflichkeit der Preſſe; man irrt ſich ſehr. Im Gegentheil, die Preſſe iſt gewöhnlich düpirt, und dies gilt ganz beſonders in Beziehung auf die berühmten Virtuoſen. Berühmt ſind ſie eigentlich alle, nämlich in den Reclamen, die ſie höchſtſelbſt oder durch einen Bruder oder durch ihre Frau Mutter zum Druck befördern. Es iſt kaum glaublich, wie demüthig ſie in den Zeitungsbureaux um die geringſte Lobſpende betteln, wie ſie ſich krümmen und winden. Als ich noch bei dem Director der Gazette musicale in großer Gunſt ſtand — (ach! ich habe ſie durch jugendlichen Leichtſinn verſcherzt) — konnte ich ſo recht mit eignen Augen anſehen, wie ihm jene Berühmten unterthänig zu Füßen lagen und vor ihm krochen und wedelten, um in ſeinem Journale ein Bischen gelobt zu werden; und von unſern hochgefeierten Virtuoſen, die wie ſiegreiche Fürſten in allen Hauptſtädten Europas ſich huldigen laſſen, könnte man wohl in Berangers Weiſe ſagen, daß auf ihren Lorbeerkronen noch der Staub von Moritz Schleſingers Stiefeln ſichtbar iſt. Wie dieſe Leute auf unſre Leichtgläubigkeit ſpeculiren, davon hat man keinen Begriff, wenn man nicht hier an Ort und Stelle die Betriebſamkeit anſieht. In den Bureaux der erwähnten muſikaliſchen Zeitung begegnete ich einmal einem zerlumpten alten Mann, der ſich als den Vater eines berühmten Virtuoſen ankündigte und die Redactoren des Journals bat, eine Reclame abzudrucken, worin einige edle Züge aus dem Kunſtleben ſeines Sohnes zur Kenntniß des Publicums gebracht wurden. Der Berühmte hatte nämlich irgendwo in Südfrankreich mit coloſſalem Beifall ein Concert gegeben und mit dem Ertrag eine den Einſturz drohende altgothiſche Kirche unterſtützt; ein andermal hatte er für eine überſchwemmte Wittwe geſpielt, oder auch für einen ſiebzigjährigen Schulmeiſter, der ſeine einzige Kuh verloren, u. ſ. w. Im längern Geſpräche mit dem Vater jenes Wohlthäters der Menſchheit geſtand der Alte ganz naiv, daß ſein Herr Sohn freilich nicht ſo viel für ihn thue, wie er wohl vermöchte, und daß er ihn manchmal ſogar ein klein Bischen darben laſſe. Ich möchte dem Berühmten anrathen, auch einmal für die baufälligen Hoſen ſeines alten Vaters ein Concert zu geben.

Wenn man dieſe Miſère angeſehen, kann man wahrlich den ſchwediſchen Studenten nicht mehr grollen, die ſich etwas allzuſtark gegen den Unfug der Virtuoſenvergötterung ausgeſprochen und dem berühmten Ole Bull bei ſeiner Ankunft in Upſala die bekannte Ovation bereiteten. Der Gefeierte glaubte ſchon, man würde ihm die Pferde ausſpannen, machte ſich ſchon gefaßt auf Fackelzug und Blumenkränze, als er eine ganz unerwartete Tracht Ehrenprügel bekam, eine wahrhaft nordiſche Surpriſe.

Die Matadoren der diesjährigen Saiſon waren die Herren Sivori und Dreyſchock. Erſterer iſt ein Geiger, und ſchon als ſolchen ſtelle ich ihn über letztern, den furchtbaren Clavierſchläger. Bei den Violiniſten iſt überhaupt die Virtuoſität nicht ganz und gar Reſultat mechaniſcher Fingerfertigkeit und bloßer Technik, wie bei den Pianiſten. Die Violine iſt ein Inſtrument, welches faſt menſchliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers ſozuſagen in einem ſympathetiſchen Rapport ſteht: das geringſte Mißbehagen, die leiſeſte Gemüthserſchütterung, ein Gefühlshauch, findet hier einen unmittelbaren Wiederhall, und das kommt wohl daher, weil die Violine, ſo ganz nahe an unſre Bruſt gedrückt, auch unſer Herzklopfen vernimmt. Dies iſt jedoch nur bei Künſtlern der Fall, die wirklich ein Herz in der Bruſt tragen, welches klopft, die überhaupt eine Seele haben. Je nüchterner und herzloſer der Violinſpieler, deſto gleichförmiger wird immer ſeine Execution ſein, und er kann auf den Gehorſam ſeiner Fiedel rechnen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Aber dieſe geprieſene Sicherheit iſt doch nur das Ergebniß einer geiſtigen Beſchränktheit, und eben die größten Meiſter waren es, deren Spiel nicht ſelten abhängig geweſen von äußern und innern Einflüſſen. Ich habe Niemand beſſer, aber auch zu Zeiten Niemand ſchlechter ſpielen gehört als Paganini, und daſſelbe kann ich von Ernſt rühmen. Dieſer letztere, Ernſt, vielleicht der größte Violinſpieler unſrer Tage, gleicht dem Paganini auch in ſeinen Gebrechen, wie in ſeiner Genialität. Ernſt's Abweſenheit ward hier dieſen

Winter ſehr bedauert. Signor Sivori war ein ſehr matter Erſatz, doch wir haben ihn mit großem Vergnügen gehört. Da er in Genua geboren iſt und vielleicht als Kind in den engen Straßen ſeiner Vaterſtadt, wo man ſich nicht ausweichen kann, dem Paganini zuweilen begegnete, hat man ihn hier für einen Schüler deſſelben proclamirt. Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das Beſte, was er wußte, das, was das Höchſte in der Kunſt iſt, das läßt ſich weder lehren noch lernen.

Was iſt in der Kunſt das Höchſte? Das, was auch in allen andern Manifeſtationen des Lebens das Höchſte iſt: die ſelbſtbewußte Freiheit des Geiſtes. Nicht blos ein Muſikſtück, das in der Fülle jenes Selbſtbewußtſeins componirt worden, ſondern auch der bloße Vortrag deſſelben kann als das künſtleriſch Höchſte betrachtet werden, wenn uns daraus jener wunderſame Unendlichkeitshauch anweht, der unmittelbar bekundet, daß der Executant mit dem Componiſten auf derſelben freien Geiſteshöhe ſteht, daß er ebenfalls ein Freier iſt. Ja, dieſes Selbſtbewußtſein der Freiheit in der Kunſt offenbart ſich ganz beſonders durch die Behandlung, durch die Form, in keinem Falle durch den Stoff, und wir können im Gegentheil behaupten, daß die Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, gewöhnlich von beſchränktem, gefeſſeltem Geiſte, wirklich Unfreie ſind. Dieſe Bemerkung bewährt ſich heutigen Tages ganz beſonders in der deutſchen Dichtkunſt, wo wir mit Schrecken ſehen, daß die zügellos trotzigſten Freiheitſänger, beim Licht betrachtet, meiſt nur bornirte Naturen ſind, Philiſter, deren Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſcht, Eintagsfliegen, von denen Goethe ſagen würde:

Matte Fliegen! Wie ſie raſen!
Wie ſie ſumſend überkeck
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennaſen!

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders aufgefaßt als in gereimten Zeitungsartikeln, und ſie haben ſich wenig darum bekümmert, wenn die knechtiſche Menge, deren Rohheit ſie anwidert, ihnen den Vorwurf des Ariſtokratismus machte.

LVI.

Paris, 26. März 1843.

Als die merkwürdigſten Erſcheinungen der heurigen Saiſon habe ich die Herren Sivori und Dreyſchock genannt. Letzterer hat den größten Beifall geerntet, und ich referire getreulich, daß ihn die öffentliche Meinung für einen der größten Claviervirtuoſen proclamirt und den gefeiertſten derſelben gleichgeſtellt hat. Er macht einen hölliſchen Spectakel. Man glaubt nicht, einen Pianiſten Dreyſchock, ſondern drei Schock Pianiſten zu hören. Da an dem Abend ſeines Concertes der Wind ſüdweſtlich war, ſo konnten Sie vielleicht in Augsburg die gewaltigen Klänge vernehmen; in ſolcher Entfernung iſt ihre Wirkung gewiß eine angenehme. Hier jedoch, im Departement de la Seine, berſtet uns leicht das Trommelfell, wenn dieſer Clavierſchläger loswettert. Häng' dich, Franz Liszt, du biſt ein gewöhnlicher Windgötze in Vergleichung mit dieſem Donnergott, der wie Birkenreiſer die Stürme zuſammenbindet und damit das Meer ſtäupt. Die ältern Pianiſten treten immer mehr in den Schatten, und dieſe armen, abgelebten Invaliden des Ruhmes müſſen jetzt hart dafür leiden, daß ſie in ihrer Jugend überſchätzt worden. Nur Kalkbrenner hält ſich noch ein Bischen. Er iſt dieſen Winter wieder öffentlich aufgetreten, in dem Concerte einer Schülerin; auf ſeinen Lippen glänzt noch immer jenes einbalſamirte Lächeln, welches wir jüngſt auch bei einem ägyptiſchen Pharaonen bemerkt haben, als deſſen Mumie in dem hieſigen Muſeum abgewickelt wurde. Nach einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Abweſenheit hat Herr Kalkbrenner auch jüngſt den Schauplatz ſeiner früheſten Erfolge, nämlich London, wieder beſucht und dort den größten Beifall eingeerntet. Das beſte iſt, daß er mit heilem Halſe hierher zurückgekehrt, und wir jetzt wohl nicht mehr an die geheime Sage glauben dürfen, als habe Herr Kalkbrenner England ſo lange gemieden wegen der dortigen ungeſunden Geſetzgebung, die das galante Vergehen der Bigamie mit dem Strange beſtrafe. Wir können daher annehmen, daß jene Sage ein Märchen war, denn es iſt eine Thatſache, daß Herr Kalkbrenner zurückgekehrt iſt zu ſeinen hieſigen Verehrern, zu den ſchönen Fortepianos, die er in Compagnie mit Herrn Pleyel fabricirt, zu ſeinen Schülerinnen, die ſich alle zu ſeinen Meiſterinnen im franzöſiſchen Sinne des Wortes ausbilden, zu ſeiner Gemäldeſammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürſt bezahlen könne, zu ſeinem hoffnungsvollen Sohne, welcher in der Beſcheidenheit bereits ſeinen Vater übertrifft, und zu der braven Fiſchhändlerin, die ihm den famoſen Türbot überließ, den der Oberkoch des Fürſten von Benevent, Talleyrand Perigord, ehemaligen Biſchof von Autun, für ſeinen Herrn bereits beſtellt hatte. — Die Poiſſarde ſträubte ſich lange, dem berühmten Pianiſten, der incognito auf den Fiſchmarkt gegangen war, den beſagten Türbot zu überlaſſen, doch als erſterer ſeine Karte hervorzog, ſie auf den letztern niederlegte und die arme Frau den Namen Kalkbrenner las, befahl ſie auf der Stelle, den Fiſch nach ſeiner Wohnung zu bringen, und ſie war lange nicht zu bewegen, irgend eine Zahlung anzunehmen, hinlänglich bezahlt, wie ſie ſei, durch die große Ehre. Deutſche Stockfiſche ärgern ſich über eine ſolche Fiſchgeſchichte, weil ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, ihr Selbſtbewußtſein in ſolcher brillanten Weiſe geltend zu machen, und weil ſie Herrn Kalkbrenner überdies beneiden ob ſeinem eleganten äußern Auftreten, ob ſeinem feinen geſchniegelten Weſen, ob ſeiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marcipanenen Erſcheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berlinismen der niedrigſten Claſſe einen etwas ſchäbigen Beiſatz hat, ſo daß Koreff eben ſo witzig als richtig von dem Manne ſagen konnte: Er ſieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.

Ein Zeitgenoſſe des Herrn Kalkbrenner iſt Herr Pixis, und obgleich er von untergeordneterem Range, wollen wir doch hier als Curioſität ſeiner erwähnen. Aber iſt Herr Pixis wirklich noch am Leben? Er ſelber behauptet es, und beruft ſich dabei auf das Zeugniß des Herrn Sina, des berühmten Badegaſtes von Boulogne; den man nicht mit dem Berg Sinai verwechſeln darf. Wir wollen dieſem braven Wellenbändiger Glauben ſchenken, obgleich manche böſe Zungen ſogar verſichern, Herr Pixis habe nie exiſtirt. Nein, letzterer iſt ein Menſch, der wirklich lebt; ich ſage Menſch, obgleich ein Zoologe ihm einen geſchwänzteren Namen ertheilen würde. Herr Pixis kam nach Paris ſchon zur Zeit der Invaſion, in dem Augenblick, wo der belvederiſche Apoll den Römern wieder ausgeliefert wurde und Paris verlaſſen mußte. Die Acquiſition des Herrn Pixis ſollte den Franzoſen einigen Erſatz bieten. Er ſpielte Clavier, componirte auch ſehr niedlich, und ſeine muſikaliſchen Stückchen wurden ganz beſonders geſchätzt von den Vogelhändlern, welche Canarienvögel auf Drehorgeln zum Geſange abrichten. Dieſen gelben Dingern brauchte man eine Compoſition des Herrn Pixis nur einmal vorzuleiern, und ſie begriffen ſie auf der Stelle, und zwitſcherten ſie nach, daß es eine Freude war und jedermann applaudirte: Pixiſſime! Seitdem die ältern Bourbonen vom Schauplatz abgetreten, wird nicht mehr Pixiſſime gerufen; die neuen Sangvögel verlangen neue Melodien. Durch ſeine äußere Erſcheinung, die phyſiſche, macht ſich Herr Pixis noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Naſe in der muſikaliſchen Welt, und um dieſe Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er ſich oft in Geſellſchaft eines Romanzencomponiſten, der gar keine Naſe hat und deswegen jüngſt den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, denn gewiß nicht ſeiner Muſik wegen iſt Herr Panſeron ſolchermaßen decorirt worden. Man ſagt, daß derſelbe auch zum Director der großen Oper ernannt werden ſolle, weil er nämlich der einzige Menſch ſei, von dem nicht zu befürchten ſtehe, daß ihn der Maeſtro Giacomo Meyerbeer an der Naſe herumziehen werde.

Herr Herz gehört wie Kalkbrenner und Pixis zu den Mumien; er glänzt nur noch durch ſeinen ſchönen Concertſaal, er iſt längſt todt und hat kürzlich auch geheirathet. Zu den hier anſäſſigen Clavierſpielern, die jetzt am meiſten Glück machen, gehören Halle und Eduard Wolf, doch nur von letzterm wollen wir beſonders Notiz nehmen, da er ſich zugleich als Componiſt auszeichnet. Eduard Wolf iſt fruchtbar und voller Verve. Stephan Heller iſt mehr Componiſt als Virtuoſe, obgleich er auch wegen ſeines Clavierſpiels ſehr geehrt wird. Seine muſikaliſchen Erzeugniſſe tragen alle den Stempel eines ausgezeichneten Talentes, und er gehört ſchon jetzt zu den großen Meiſtern. Er iſt ein wahrer Künſtler, ohne Affectation, ohne Uebertreibung; romantiſcher Sinn in claſſiſcher Form. Thalberg iſt ſchon ſeit zwei Monaten in Paris, will aber ſelbſt kein Concert geben; nur im Concerte eines ſeiner Freunde wird er dieſe Woche öffentlich ſpielen. Dieſer Künſtler unterſcheidet ſich vortheilhaft von ſeinen Claviercollegen, ich möchte faſt ſagen durch ſein muſikaliſches Betragen. Wie im Leben, ſo auch in ſeiner Kunſt bekundet Thalberg den angebornen Tact, ſein Vortrag iſt ſo gentlemanlike, ſo wohlhabend, ſo anſtändig, ſo ganz ohne Grimaſſe, ſo ganz ohne forcirtes Genialthun, ſo ganz ohne jene renommirende Bengelei, welche die innere Verzagniß ſchlecht verhehlt. Die geſunden Weiber lieben ihn. Die kränklichen Frauen ſind ihm nicht minder hold, obgleich er nicht durch epileptiſche Anfälle auf dem Clavier ihr Mitleid in Anſpruch nimmt, obgleich er nicht auf ihre überreizt zarten Nerven ſpeculirt, obgleich er ſie weder elektriſirt noch galvaniſirt; negative, aber ſchöne Eigenſchaften. Es giebt nur einen, den ich ihm vorzöge, das iſt Chopin, der aber viel mehr Componiſt als Virtuoſe iſt. Bei Chopin vergeſſe ich ganz die Meiſterſchaft des Clavierſpiels, und verſinke in die ſüßen Abgründe ſeiner Muſik, in die ſchmerzliche Lieblichkeit ſeiner eben ſo tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin iſt der große geniale Tondichter, den man eigentlich nur in Geſellſchaft von Mozart oder Beethoven oder Roſſini nennen ſollte.

Jn den ſogenannten lyriſchen Theatern hat es dieſen Winter nicht an Novitäten gefehlt. Die Buffos gaben uns Don Pasquale, ein neues Opus von Signor Donizetti. Auch dieſem Jtaliener fehlt es nicht an Erfolg, ſein Talent iſt groß, aber noch größer iſt ſeine Fruchtbarkeit, worin er nur den Kaninchen nachſteht. Jn der Opéra-comique ſahen wir La part du diable, Text von Scribe, Muſik von Auber; Dichter und Componiſt paſſen hier gut zuſammen, ſie ſind ſich auffallend ähnlich in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Beide haben viel Esprit, viel Grazie, viel Erfindung, ſogar Leidenſchaft; dem einen fehlt nur die Poeſie, wie dem andern nur die Muſik fehlt. Das Werk findet ſein Publicum und macht immer ein volles Haus.

Jn der Académie royale de musique, der großen Oper, gab man dieſer Tage Karl VI., Text von Caſimir Delavigne, Muſik von Halevy. Auch hier bemerken wir zwiſchen dem Dichter und Componiſten eine wahlverwandte Aehnlichkeit. Sie haben beide durch gewiſſenhaftes edles Streben ihre natürliche Begabniß zu ſteigern gewußt und mehr durch die äußere Zucht der Schule als durch innere Urſprünglichkeit ſich herangebildet. Deshalb ſind ſie auch beide nie ganz dem Schlechten verfallen, wie es dem Originalgenie zuweilen begegnet; ſie leiſteten immer etwas Erquickliches, etwas Schönes, etwas Reſpectables, Academiſches, Claſſiſches. Beide ſind dabei gleich edle Naturen, würdige Geſtalten, und in einer Zeit wo das Geld ſich geizig verſteckt, wollen wir an dem curſirenden Silber nicht geringſchätzend mäkeln. Der fliegende Holländer von Dietz iſt ſeitdem traurig geſcheitert; ich habe dieſe Oper nicht gehört, nur das Librette kam mir zu Geſicht, und mit Widerwillen ſah ich, wie die ſchöne Fabel, die ein bekannter deutſcher Schriftſteller (H. Heine) faſt ganz mundgerecht für die Bühne erſonnen, in dem franzöſiſchen Text verhunzt worden.

Als gewiſſenhafter Berichterſtatter muß ich erwähnen, daß unter den deutſchen Landsleuten, die hier anweſend, ſich auch der vortreffliche Meiſter Konradin Kreutzer befindet. Konradin Kreutzer iſt hier zu bedeutendem Anſehn gelangt durch das Nachtlager von Granada, das die deutſche Truppe, verhungerten Andenkens, gegeben hat. Mir iſt der verehrte Meiſter ſchon ſeit meinen früheſten Jugendtagen bekannt, wo mich ſeine Liedercompoſitionen entzückten; noch heute tönen ſie mir im Gemüthe, wie ſingende Wälder mit ſchluchzenden Nachtigallen und blühender Frühlingsluſt. Herr Kreutzer ſagt mir, daß er für die Opéra-comique ein Libretto in Muſik ſetzen wird. Möge es ihm gelingen, auf dieſem gefährlichen Pfad nicht zu ſtraucheln, und von den abgefeimten Roués der Pariſer Komödiantenwelt nicht hinters Licht geführt zu werden, wie ſo manchen Deutſchen vor ihm geſchehen, die ſogar den Vorzug hatten, weniger Talent als Herr Kreutzer zu beſitzen, und jedenfalls leichtfüßiger als letzterer auf dem glatten Boden von Paris ſich zu bewegen wußten. Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Project, auf der franzöſiſchen Bühne Fuß zu faſſen, klüglich aufgab und nach dem deutſchen Kartoffelland zurückflatterte. Vortheilhafter ausgerüſtet im materiellen und induſtrieuſen Sinne iſt der alte Deſſauer, welcher, wie er behauptet, im Auftrage der Opéra-comique-Direction eine Oper componirt. Den Text liefert ihm Herr Scribe, dem vorher ein hieſiges Banquierhaus Bürgſchaft leiſtet, daß bei etwaigem Durchfall des alten Deſſauer ihm, dem berühmten Librettofabrikanten, eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder Debit ausbezahlt werde. Er hat in der That Recht ſich vorzuſehen, da der alte Deſſauer, wie er uns täglich vorwimmert, an der Melancholik leidet. Aber wer iſt der alte Deſſauer? Es kann doch nicht der alte Deſſauer ſein, der im ſiebenjährigen Kriege ſo viele Lorbeern gewonnen und deſſen Marſch ſo berühmt geworden, und deſſen Statue im Berliner Schloßgarten ſtand und ſeitdem umgefallen iſt? Nein, theurer Leſer! Der Deſſauer, von welchem wir reden, hat nie Lorbeern gewonnen, er ſchrieb auch keine berühmten Märſche, und es iſt ihm auch keine Statue geſetzt worden, welche umgefallen. Er iſt nicht der preußiſche alte Deſſauer, und dieſer Name iſt nur ein nom de guerre oder vielleicht ein Spitzname, den man ihm ertheilt hat, ob ſeinem ältlichen katzenbucklicht gekrümmten und benauten Ausſehen. Er iſt ein alter Jüngling, der ſich ſchlecht conſervirt. Er iſt nicht aus Deſſau, im Gegentheil er iſt aus Prag, wo er im iſraelitiſchen Quartier zwei große reinliche Häuſer beſitzt; auch in Wien ſoll er ein Haus beſitzen und ſonſtig ſehr vermögend ſein. Er hat alſo nicht nöthig zu componiren, wie die alte Moſſon ſagen würde. Aber aus Vorliebe für die Kunſt vernachläſſigte er ſeine Handlungsgeſchäfte, trieb Muſik und componirte frühzeitig eine Oper, welche durch edle Beharrlichkeit zur Aufführung gelangte und anderthalb Vorſtellungen erlebte. So wie in Prag ſuchte der alte Deſſauer auch in Wien ſeine Talente geltend zu machen, doch die Clique, welche für Mozart, Beethoven und Schubert ſchwärmt, ließ ihn nicht aufkommen; man verſtand ihn nicht, was ſchon wegen ſeiner kauderwälſchen Mundart und einer gewiſſen näſelnden Ausſprache des Deutſchen, die an faule Eier erinnert, ſehr erklärlich. Vielleicht auch verſtand man ihn und eben deswegen wollte man nichts von ihm wiſſen. Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeſchwerden, und er bekam, wie er ſich ausdrückt, die Melancholik. Um ſich zu erheitern, ging er nach Paris, und hier gewann er die Gunſt des berühmten Herrn Moritz Schleſinger, der ſeine Liedercompoſitionen in Verlag nahm; als Honorar erhielt er von demſelben eine goldene Uhr. Als der alte Deſſauer ſich nach einiger Zeit zu ſeinem Gönner begab und ihm anzeigte, daß die Uhr nicht gehe, erwiederte derſelbe: »Gehen? Habe ich geſagt, daß ſie gehen wird? Gehen Ihre Compoſitionen? Es geht mir mit Ihren Compoſitionen, wie es Ihnen mit meiner Uhr geht. Sie gehen nicht.« So ſprach der Muſikantenbeherrſcher Moritz Schleſinger, indem er den Kragen ſeiner Cravatte in die Höhe zupfte und am Halſe herumhaspelte, als werde ihm die Binde plötzlich zu enge, wie er zu thun pflegt wenn er in Leidenſchaft geräth; denn gleich allen großen Männern iſt er ſehr leidenſchaftlich. Dieſes unheimliche Zupfen und Haspeln am Halſe ſoll oft den bedenklichſten Ausbrüchen des Zornes vorausgehen, und der arme alte Deſſauer wurde dadurch ſo alterirt, daß er an jenem Tage ſtärker als je die Melancholik bekam. Der edle Gönner that ihm Unrecht. Es iſt nicht ſeine Schuld, daß die Liedercompoſitionen nicht gehen; er hat alles mögliche gethan, um ſie zum Gehen zu bringen; er iſt deswegen von Morgen bis Abend auf den Beinen geweſen, und er läuft jedem nach, der im Stande wäre; durch irgend eine Zeitungsreclame ſeine Lieder zum Gehen zu bringen. Er iſt eine Klette an dem Rocke jedes Journaliſten, und jammert uns beſtändig vor von ſeiner Melancholik und wie ein Broſämchen des Lobes ſein krankes Gemüth erheitern könne. Wenig begüterte Feuilletoniſten, die an kleinen Journalen arbeiten, ſucht er in einer andern Weiſe zu ködern, indem er ihnen z. B. erzählt, daß er jüngſt dem Redacteur eines Blattes im Café de Paris ein Frühſtück gegeben habe, welches ihm fünfundvierzig Francs und zehn Sous gekoſtet; er trägt auch wirklich die Rechnung, die carte payante, jenes Dejeuners beſtändig in der Hoſentaſche, um ſie zur Beglaubigung vorzuzeigen. Ja, der zornige Schleſinger thut dem alten Deſſauer Unrecht, wenn er meint, daß derſelbe nicht alle Mittel anwende, um die Compoſitionen zum Gehen zu bringen. Nicht blos die männlichen ſondern auch die weiblichen Gänſefedern ſucht der Aermſte zu ſolchem Zwecke in Bewegung zu ſetzen. Er hat ſogar eine alte vaterländiſche Gans gefunden, die aus Mitleid einige Lobreclamen im ſentimental flaueſten Deutſch-Franzöſiſch für ihn geſchrieben, und gleichſam durch gedruckten Balſam ſeine Melancholik zu lindern geſucht hat. Wir müſſen die brave Perſon um ſo mehr rühmen, da nur reine Menſchenliebe, Philanthropie, im Spiele, und der alte Deſſauer ſchwerlich durch ſein ſchönes Geſicht die Frauen zu beſtechen vermöchte.

Ueber dieſes Geſicht ſind die Meinungen verſchieden; die Einen ſagen, es ſei ein Vomitif, die Andern ſagen, es ſei ein Laxatif. So viel iſt gewiß, bei ſeinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Anſichten ich mich entſcheiden ſoll. Der alte Deſſauer hat dem hieſigen Publicum zeigen wollen, daß ſein Geſicht nicht, wie man ſagte, das fatalſte von der Welt ſei. Er hat in dieſer Abſicht einen jüngern Bruder expreß von Prag hierher kommen laſſen, und dieſer ſchöne Jüngling, der wie ein Adonis des Grindes ausſieht, begleitet ihn jetzt überall in Paris. —

Entſchuldige, theurer Leſer, wenn ich dich von ſolchen Schmeißfliegen unterhalte; aber ihr zudringliches Geſumſe kann den Geduldigſten am Ende dahin bringen, daß er zur Fliegenklatſche greift. Und dann auch wollte ich hier zeigen, welche Miſtkäfer von unſern biedern Muſikverlegern als deutſche Nachtigallen, als Nachfolger, ja als Nebenbuhler von Schubert geprieſen werden. Die Popularität Schuberts iſt ſehr groß in Paris, und ſein Name wird in der unverſchämteſten Weiſe ausgebeutet. Der miſerabelſte Liederſchund erſcheint hier unter dem fingirten Namen Camille

Schubert, und die Franzoſen, die gewiß nicht wiſſen, daß der Vorname des echten Muſikers Franz iſt, laſſen ſich ſolchermaßen täuſchen. Armer Schubert! Und welche Texte werden ſeiner Muſik untergeſchoben! Es ſind namentlich die von Schubert componirten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebteſten ſind, aber die Texte ſind ſo entſetzlich überſetzt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Muſikverleger ſich ein Gewiſſen daraus machen, den wahren Autor verſchweigend, den Namen eines obſcuren franzöſiſchen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu ſetzen. Es geſchah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich geſtatten dieſe dem Dichter eines componirten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre dieſe Mode in Deutſchland eingeführt, ſo würde ein Dichter, deſſen Buch der Lieder ſeit zwanzig Jahren von allen deutſchen Muſikhändlern ausgebeutet wird, wenigſtens von dieſen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es iſt ihm aber von den vielen hundert Compoſitionen ſeiner Lieder, die in Deutſchland erſchienen, nicht ein einziges Freiexemplar geſchickt worden! Möge auch einmal für Deutſchland die Stunde ſchlagen, wo das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers eben ſo ernſthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachtmützenfabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; ſie ſind rechtlos, wahrhaft vogelfrei!

Ich will dieſen Artikel mit einer guten Handlung beſchließen. Wie ich höre, ſoll ſich Herr Schindler in Cöln, wo er Muſikdirector iſt, ſehr darüber grämen, daß ich in einem meiner Saiſonberichte ſehr wegwerfend von ſeiner weißen Cravatte geſprochen, und von ihm ſelbſt behauptet habe, auf ſeiner Viſitenkarte ſei unter ſeinem Namen der Zuſatz ami de Beethoven zu leſen geweſen. Letzteres ſtellt er in Abrede; was die Cravatte betrifft, ſo hat es damit ganz ſeine Richtigkeit, und ich habe nie ein fürchterlich weißeres und ſteiferes Ungeheuer geſehen; doch in Betreff der Karte muß ich aus Menſchenliebe geſtehen, daß ich ſelber daran zweifle, ob jene Worte wirklich darauf geſtanden. Ich habe die Geſchichte nicht erfunden, aber vielleicht mit zu großer Zuvorkommenheit geglaubt, wie es denn bei allem in der Welt mehr auf die Wahrſcheinlichkeit als auf die Wahrheit ſelbſt ankommt. Erſtere beweiſt, daß man den Mann einer ſolchen Narrheit fähig hielt, und bietet uns das Maß ſeines wirklichen Weſens, während ein wahres Factum an und für ſich nur eine Zufälligkeit ohne charakteriſtiſche Bedeutung ſein kann. Ich habe die erwähnte Karte nicht geſehen; dagegen ſah ich dieſer Tage mit leiblich eignen Augen die Viſitenkarte eines ſchlechten italieniſchen Sängers, der unter ſeinem Namen die Worte neveu de Mr. Rubini hatte drucken laſſen.

LVII.

Paris, 5. Mai 1843.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hotel auf dem Boulevard des Capucins. Induſtrielle und artiſtiſche Fragen ſind unterdeſſen an der Tagesordnung, und man ſtreitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Runkelrübe begünſtigt werden ſolle, ob es beſſer ſei, die Nordeiſenbahn einer Compagnie zu überlaſſen oder ſie ganz auf Koſten des Staates auszubauen, ob das claſſiſche Syſtem in der Poeſie durch den Succeß von Lucrezia wieder auf die Beine kommen werde; die Namen, die man in dieſem Augenblick am häufigſten nennt, ſind Rothſchild und Ponſard.

Die Unterſuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöſe Bericht über dieſe betrübſame Angelegenheit enthält ſehr wunderliche Details. Der Verfaſſer iſt ein gewiſſer Lanyer, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerſt ungeſchickten Arzt bei ſeinem einzigen Patienten antraf, und der ſeitdem zum Beſten der Menſchheit den Aeſculapſtab an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquête beſeitigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Intereſſen des Colonialhandels und der franzöſiſchen Marine gegen den kleinlichen Krämerſinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs ſind entweder betheiligte Induſtrielle, die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihrer Bude beurtheilen, oder es ſind alte abgelebte Bonapartiſten, die an der Runkelrübe, der Lieblingsidee des Kaiſers, mit einer gewiſſen Pietät feſthalten. Dieſe Greiſe, die ſeit 1814 geiſtig ſtehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komiſches Seitenſtück zu unſern überrheiniſchen alten Deutſchthümlern, und wie dieſe einſt für die deutſche Eiche und den Eichelkaffee, ſo ſchwärmen jene für die Gloire und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt raſch vorwärts, unaufhaltſam, auf rauchenden Dampfwagen, und die abgenutzten Helden der Vergangenheit, die alten Stelzfüße abgeſchloſſener Nationalität, die Invaliden und Incurabeln, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eiſenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verurſacht hier eine Erſchütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem ſocialen Iſolirſchemel ſteht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in dieſem Augenblick gleichſam eine Kette, wo einer dem andern den elektriſchen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erſcheinung der großen Bewegungsmächte anſtarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerſte, das Unerhörteſte geſchieht, deſſen Folgen unabſehbar und unberechenbar ſind. Wir merken blos, daß unſre ganze Exiſtenz in neue Gleiſe fortgeriſſen, fortgeſchleudert wird, daß neue Verhältniſſe, Freuden und Drangſale uns erwarten, und das Unbekannte übt ſeinen ſchauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängſtigend. So muß unſern Vätern zu Muth geweſen ſein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers ſich durch ihre erſten Schüſſe ankündigte, als die Buchdruckerei die erſten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt ſchickte. Die Eiſenbahnen ſind wieder ein ſolches providencielles Ereigniß, das der Menſchheit einen neuen Umſchwung giebt, das die Farbe und Geſtalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abſchnitt in der Weltgeſchichte, und unſre Generation darf ſich rühmen, daß ſie dabei geweſen. Welche Veränderungen müſſen jetzt eintreten in unſrer Anſchauungsweiſe und in unſern Vorſtellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum ſind ſchwankend geworden. Durch die Eiſenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anſtändig zu tödten! In vierthalb Stunden reiſt man jetzt nach Orleans, in eben ſo viel Stunden nach Rouen. Was wird das erſt geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutſchland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden ſein werden! Mir iſt als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche ſchon den Duft der deutſchen Linden; vor meiner Thüre brandet die Nordſee.

Es haben ſich nicht blos für die Ausführung der Nordeiſenbahn, ſondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Geſellſchaften gebildet, die das

Publicum in gedruckten Circularen zur Theilnahme auffordern. Jede verſendet einen Proſpectus, an deſſen Spitze in großen Zahlen das Capital paradirt, das die Koſten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige funfzig bis hundert, ja ſogar mehre hundert Millionen Francs; es werden, ſobald die zur Subſcription limitirte Zeit verfloſſen, keine Subſcribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daß im Fall die Summe des limitirten Geſellſchaftscapitals vor jenem Termin erreicht iſt, niemand mehr zur Subſcription zugelaſſen werden kann. Ebenfalls mit coloſſalen Buchſtaben ſtehen obenangedruckt die Namen der Perſonen, die das Comité de surveillance der Societät bilden; es ſind nicht blos Namen von Finanziers, Banquiers, Receveurs generaux, Uſinen Inhabern und Fabrikanten, ſondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meiſt unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudaliſtiſchen Titulatur gar prachtvoll klingen, ſo daß man glaubt, die Trompetenſtöße zu vernehmen, womit Bajazze auf dem Balcon einer Marktbude das verehrungswürdige Publicum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute, nicht einem ſolchen comité de surveillance, das aber keineswegs, wie viele glauben, eine ſolidariſche Garantie verſprochen haben will und keine feſte Stütze iſt, ſondern als Kariatyde figurirt. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daß unter den Mitgliedern der Comités ſich auch Marine-Officiere befänden, ja daß ich auf vielen Proſpectus-Circularen als Präſidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt ſähe. So z. B. ſähe ich den Namen des Admirals Roſamel, nach welchem ſogar die ganze Geſellſchaft und ſogar ihre Actien genannt werden. Mein Freund, der ſehr lachluſtig, meinte, eine ſolche Beigeſellung von See-Officieren ſei eine ſehr kluge Vorſichtsmaßregel der reſpectiven Geſellſchaften, für den Fall, daß ſie mit der Juſtiz in eine fatale Colliſion kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden; die Mitglieder der Geſellſchaft hätten alsdann immer einen Admiral bei ſich, was ihnen zu Toulon oder Breſt, wo es viel zu rudern giebt, von Nutzen ſein möchte. Mein Freund irrt ſich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Breſt ans Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einſt anheimfällt oder zum

Theil ſchon anheimgefallen, gehört einer ganz andern Oertlichkeit, es iſt das Staatsruder, deſſen ſich die herrſchende Geldariſtokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald nicht ſowohl das comité de surveillance der Eiſenbahn-Societät, ſondern auch das comité de surveillance unſerer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft bilden, und ſie werden es ſein, die uns nach Toulon oder Breſt ſchicken.

Das Haus Rothſchild, welches die Conceſſion der Nordeiſenbahn ſoumiſſionirt und ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Perſonen gewährt, iſt eine Vergünſtigung, ja, um mich ganz beſtimmt auszudrücken, ſie iſt ein Geldgeſchenk, das Herr von Rothſchild ſeinen Freunden angedeihen läßt. Die eventuellen Actien, die ſogenannten Promeſſen des Hauſes Rothſchild, ſtehen nämlich ſchon mehre hundert Franken über pari, und wer daher ſolche Actien al pari von dem Baron James de Rothſchild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmſten mit dem würdigen Beiſpiel vorangehen, iſt jetzt das Bet teln keine Schande mehr. Herr von Rothſchild iſt daher der Held des Tages, und er ſpielt überhaupt in der Geſchichte unſrer heutigen Miſère eine ſo große Rolle, daß ich ihn oft und ſo ernſthaft als möglich beſprechen muß. Er iſt in der That eine merkwürdige Perſon. Ich kann ſeine finanzielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber nach Reſultaten zu ſchließen muß ſie ſehr groß ſein. Eine eigenthümliche Capacität iſt bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Inſtinct, womit er die Capacitäten andrer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden verſteht. Man hat ihn ob ſolcher Begabniß mit Ludwig XIV. verglichen; und wirklich, im Gegenſatz zu ſeinen Herren Collegen, die ſich gern mit einem Generalſtab von Mittelmäßigkeit umgeben, ſahen wir Hrn. James von Rothſchild immer in intimſter Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disciplin: wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, ſo wußte er doch immer wer darin der beſte Mann. Er verſteht vielleicht keine Note Muſik, aber Roſſini war beſtändig ſein Hausfreund. Ary Scheffer iſt ſein Hofmaler; Carême war ſein Koch. Hr. v. Rothſchild weiß ſicher kein Wort Griechiſch, aber der Heleniſt Letronne iſt der Gelehrte, den er am meiſten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren, und es herrſchte zwiſchen beiden die brüderlichſte Zuneigung. Den Werth eines Cremieux, des großen Juriſten, dem eine große Zukunft bevorſteht, hat Hr. v. Rothſchild ſchon frühe begriffen, und er fand in ihm ſeinen treuen Anwalt. In gleicher Weiſe hat er die politiſchen Fähigkeiten Ludwig Philipps gleich von Anfang gewürdigt, und er ſtand immer auf vertrautem Fuße mit dieſem Großmeiſter der Staatskunſt. Den Emile Pereire, den Pontifex Maximus der Eiſenbahnen, hat Hr. v. Rothſchild ganz eigentlich entdeckt, er machte denſelben gleich zu ſeinem erſten Ingenieur, und durch ihn gründete er die Eiſenbahn nach Verſailles. Die Poeſie, ſowohl die franzöſiſche wie die deutſche, iſt ebenfalls in der Gunſt des Hrn. v. Rothſchild ſehr würdig vertreten, doch will es mich bedünken, als ob hier nur eine liebenswürdige Courtoiſie im Spiele, und als ob der Herr Baron für unſre heutigen lebenden Dichter nicht ſo ſchwärmeriſch begeiſtert ſei wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakſpeare, Goethe, lauter verſtorbene Poeten, verklärte Genien, die geläutert von allen irdiſchen Schlakken, jeder Erdennoth entrückt ſind und keine Nordeiſenbahnactien verlangen.

In dieſem Augenblick iſt der Stern Rothſchild im Zenith ſeines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen laſſe, indem ich Hrn. v. Rothſchild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob grollen, wie jener Andre, Ludwig XIV., der einſt über einen armen Dichter in Zorn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch dieſen Himmelskörper als ſein officielles Sinnbild angenommen.

Ich will heute, um ganz ſicher zu gehen, Hrn. v. Rothſchild dennoch mit der Sonne vergleichen, erſtens koſtet es mir nichts und dann wahrhaftig ich kann es mit gutem Fug in dieſem Augenblick, wo jeder ihm huldigt um von ſeinen goldnen Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns geſagt, dieſe furor der Verehrung iſt für die arme Sonne keine geringe Plage, und ſie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter manche gehören, die wahrlich nicht werth ſind, von der Sonne beſchienen zu werden; dieſe Phariſäer pſalmodiren am lauteſten ihr Lob und Preis, und der arme Baron wird von ihnen ſo ſehr moraliſch torquirt und abgehetzt, daß man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld iſt für ihn mehr ein Unglück als ein Glück; hätte er ein hartes Naturell, ſo würde er weniger Ungemach ausſtehen, aber ein gutmüthiger, ſanfter Menſch, wie er iſt, muß er viel leiden von dem Andrang des vielen Elends, das er lindern ſoll, von den Anſprüchen, die man beſtändig an ihn macht, und von dem Undank, der jeder ſeiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Ueberreichthum iſt vielleicht ſchwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der ſich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn v. Rothſchild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daß er etwas Erkleckliches bekömmt), ſondern um ſich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu tröſten. Der arme Teufel, der zu wenig hat, und ſich nicht zu helfen weiß, wird ſich hier überzeugen, daß es einen Menſchen giebt, der noch weit mehr gequält iſt, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in ſeine kosmopolitiſche Rieſentaſche gefloſſen, und weil er eine ſolche Laſt mit ſich herumſchleppen muß, während rings um ihn her der große Haufen von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausſtreckt. Und welche ſchreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? frug einſt ein deutſcher Dichter den Herrn Baron. »Ich bin verrückt«, erwiederte dieſer. Ehe Sie nicht Geld zum Fenſter hinauswerfen, ſagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber ſeufzend in die Rede: »Das iſt eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal das Geld zum Fenſter hinauswerfe.«

Wie unglücklich ſind doch die Reichen in dieſem Leben — und nach dem Tode kommen ſie nicht einmal in den Himmel! »Ein Kameel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme« — dieſes Wort des göttlichen Communiſten iſt ein furchtbares Anathema und zeugt von ſeinem bittern Haß gegen die Börſe und haut finance von Jeruſalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es giebt Thierquälergeſellſchaften, und man thut wirklich ſehr viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher ſind, geſchieht gar nichts. Statt Preisfragen über Seidencultur, Stallfütterung und Kant'ſche Philoſophie aufzugeben, ſollten unſre gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis ausſetzen zur Löſung der Frage: wie man ein Kameel durch ein Nadelöhr fädeln könne? Ehe dieſe große Kameelfrage gelöſt iſt und die Reichen eine Ausſicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig ſein, wenn ſie nicht blos auf Erdenglück angewieſen wären und nicht die Armen beneiden müßten, die einſt dort oben in Floribus ſich des ewigen Lebens gaudiren. Sie ſagen: warum ſollen wir hier auf Erden für das Lumpengeſindel etwas thun, da es ihm doch einſt beſſer geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demſelben zuſammentreffen. Wüßten die Reichen, daß ſie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinſam hauſen müſſen, ſo würden ſie ſich gewiß hier auf Erden etwas geniren und ſich hüten, uns gar zu ſehr zu mißhandeln. Laßt uns daher vor allem die große Kameelfrage löſen.

Hartherzig ſind die Reichen, das iſt wahr. Sie ſind es ſogar gegen ihre ehemaligen Collegen, wenn ſie etwas heruntergekommen ſind. Da bin ich jüngſt dem armen Auguſt Leo begegnet, und das Herz blutete mir beim Anblick des Mannes, der ehemals mit den Häuptern der Börſe, mit der Ariſtokratie der Speculanten, ſo intim verbunden und ſogar ſelbſt ein Stück Banquier war. Aber ſagt mir doch, Ihr hochmögenden Herren, was hat Euch der arme Leo gethan, daß Ihr ihn ſo ſchnöde ausgeſtoßen habt aus der Gemeinde? — ich meine nicht aus der jüdiſchen, ich meine aus der Finanz-Gemeinde. Ja, der Aermſte genießt ſeit einiger Zeit die Ungunſt ſeiner Genoſſen in ſo hohem Grade, daß man ihn von allen verdienſtlichen Unternehmungen, d. h. von allen Unternehmungen, woran etwas verdient wird, wie einen Miſſelſüchtigen ausſchließt. Auch von dem letzten Emprunt hat man ihm nichts zufließen laſſen, und auf Betheiligung bei neuen Eiſenbahn-Entrepriſen muß er gänzlich verzichten, ſeitdem er bei der Verſailler Eiſenbahn der rive gauche eine ſo klägliche Schlappe erlitten, und ſeine Leute in ſo ſchreckliche Verluſte hineingerechnet hat. Keiner will mehr etwas von ihm wiſſen, jeder ſtößt ihn zurück, und ſogar ſein einziger Freund, (der, beiläufig geſagt, ihn nie ausſtehen konnte), ſogar ſein Jonathan, der Stokjobber Läuſedorf, verläßt ihn und läuft jetzt beſtändig hinter dem Baron Meklenburg einher, und kriecht demſelben faſt zwiſchen die

Rockſchöße hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daß genannter Baron Meklenburg, einer unſerer eifrigſten Agioteure und Induſtriellen, keineswegs ein Iſraelite iſt, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Meklenburg verwechſelt, oder weil man ihn immer unter den Starken Iſraels ſieht, unter den Creti und Pleti der Börſe, wo ſie ſich um ihn verſammeln; denn ſie lieben ihn ſehr. Dieſe Leute ſind keine religiöſen Fanatiker, wie man ſieht, und ihr Unmuth gegen den armen Leo iſt daher keinen intoleranten Urſachen beizumeſſen; ſie grollen ihm nicht wegen ſeiner Abtrünnigkeit von der ſchönen jüdiſchen Religion, und ſie zuckten nur mitleidig die Achſel über die ſchlechten Religions-Wechſel-Geſchäfte des armen Leo, der in dem proteſtantiſchen Bethaus der rue des billettes jetzt das Amt eines Marguillers verſieht — das iſt gewiß ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie Auguſt Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgeſtiegen, man hätte vielleicht bei-Beſchneidungsfeierlichkeiten das Kind, dem die Vorhaut abgeſchnitten wird, oder das Meſſerchen, womit ſolches geſchieht, ſeinen Händen anvertraut, oder man hätte ihm auch bei Leſung der Thora mit den koſtſpieligſten Tageswürden überhäuft, ja, da er ſehr muſikaliſch iſt und gar für Kirchenmuſik ſo viel Sinn beſitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeſte der jüdiſchen Kirche das Blaſen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er iſt nicht das Opfer eines religiöſen oder moraliſchen Unwillens ſtarrköpfiger Phariſäer, es ſind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Laſt gelegt werden, ſondern Rechnungsfehler, und verlorene Millionen verzeiht ſelbſt kein Chriſt. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der geſunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, laßt ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geſchäfte, gönnt ihm einmal wieder einen kleinen Profit, woran ſich ſein gebrochenes Herz erlabe, date obolum Belisario — gebt einen Abolus einem Beliſar, der zwar kein großer Feldherr aber blind geweſen und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Abolus gegeben hat!

Auch patriotiſche Gründe giebt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünſchenswerth machen. Gekränktes Selbſtgefühl und die großen-Verluſte nöthigen, wie ich höre, den einſt ſo wohlhabenden Mann, das ſehr theure Paris zu verlaſſen und ſich auf das

Land zurückzuziehen, wo er wie Cincinatus ſeinen ſelbſtgepflanzten Kohl verſpeiſen oder wie einſt Nebukadnezar auf ſeinen eigenen Wieſen graſen kann. Das wäre nun ein großer Verluſt für die deutſche Landsmannſchaft. Denn alle deutſche Reiſende zweiten und dritten Ranges, die hierher nach Paris kamen, fanden im Hauſe des Herrn Leo eine gaſtliche Aufnahme, und manche, die in der froſtigen Franzoſenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten ſich mit ihrem deutſchen Herzen hierher flüchten und mit gleichgeſinnten Gemüthern wieder heimiſch fühlen. An kalten Winterabenden fanden ſie hier eine warme Taſſe Thee, etwas homöopathiſch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie ſahen hier Herrn von Humboldt, nämlich in effigie an der Wand hängend, als Lockvogel. Hier ſahen ſie den Naſenſtern in Natura. Auch eine deutſche Gräfin fand man hier. Es zeigten ſich hier auch die vornehmſten Diplomaten von Krähwinkel, nebſt ihrem kräh- und ſchiefwinklichten Gemahlinnen. Hier hörte man mitunter ſehr ausgezeichnete Clavierſpieler und Geiger, neuangekommene Virtuoſen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und ſich in ſeinen Soiréen muſikaliſch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Mutterſprache, ſogar der Großmutterſprache, welche hier den Deutſchen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls am reinſten geſprochen, und wer dieſe claſſiſchen Laute vernahm, dem ward zu Muthe, als röche er wieder die Twieten des Mönkedamms. Wenn aber gar die Adelaide von Beethoven geſungen wurde, floſſen hier die ſentimentalſten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oaſe, eine ſehr aaſige Oaſe deutſcher Gemüthlichkeit in der Sandwüſte der franzöſiſchen Verſtandeswelt, es war eine Lauberhütte des traulichſten Cancans, wo man rubbelte wie an den Ufern des Mains, wo man klingelte wie im Weichbilde der hil'gen Stadt Cöln, wo dem vaterländiſchen Klatſch manchmal auch zur Erfriſchung ein Gläschen Bier beigeſellt ward — deutſches Herz, was verlangſt du mehr? Es wäre Jammerſchade, wenn dieſe Klatſchbude geſchloſſen würde.

LVIII.

Paris, 6. Mai 1843.

Die koſtbare Zeit wird leichtſinnig verzettelt. Ich ſage die koſtbare Zeit, und ich verſtehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipps verbürgt ſind. An dem Lebensfaden deſſelben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann iſt alt, und unerbittlich iſt die Schere der Parze. Statt dieſe Zeit zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Mißverſtändniſſe zu entwirren, ſucht man die Verwickelungen und Schwierigkeiten noch zu ſteigern. Nichts als geſchminkte Komödie, und Ränke hinter den Couliſſen. Durch dieſes Kleintreiben kann Frankreich wirklich an den Rand des Abgrunds gerathen. Die Wetterfahnen verlaſſen ſich auf ihr berühmtes Talent der Vielſeitigkeit in der Bewegung; ſie fürchten nicht die ärgſten Stürme, da ſie immer verſtanden, ſich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann Euch nicht brechen, denn Ihr ſeid noch beweglicher wie der Wind. Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr trotz Eurer windigen Verſatilität dennoch kläglich aus Eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederſtürzt, auf deſſen Spitze Ihr geſtellt ſeid! Fallen müßt Ihr mit Frankreich, und dieſer Thurm iſt untergraben, und im Norden hauſen ſehr böswillige Wettermacher. Die Schamanen an der Newa ſind in dieſem Augenblick nicht in der Extaſe des Sturmbeſchwörens; aber hier hängt doch alles von Laune ab, von der abſoluten Laune erhabenſter Willkür. Wie geſagt, mit dem Ableben Ludwig Philipps verſchwindet alle Bürgſchaft der Ruhe; dieſer größere Hexenmeiſter hält die Stürme gebunden durch ſeine geduldige Klugheit. Wer ruhig ſchlafen will, muß in ſeinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guizot wird ſich noch geraume Zeit halten, was gewiß wünſchenswerth, da eine miniſterielle Kriſis immer mit unvorhergeſehenen Fatalitäten verbunden iſt. Ein Miniſterwechſel iſt bei den veränderungſüchtigen Franzoſen vielleicht ein Surrogat für den periodiſchen Dynaſtienwechſel. Aber dieſe Umwälzungen im Perſonal der höchſten Staatsbeamten ſind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig iſt. Wegen ihrer precären Stellung können die Miniſter ſich in keine weitausgreifende Plane einlaſſen, und der nackte Erhaltungstrieb abſorbirt alle ihre Kräfte. Ihr ſchlimmſtes Mißgeſchick iſt nicht ſowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meiſtens verſtändig und heilſam iſt, ſondern ihre Abhängigkeit von den ſogenannten Conſervativen, jenen conſtitutionellen Janitſcharen, welche hier nach Laune die Miniſter abſetzen und einſetzen. Erregt einer derſelben ihre Ungnade, ſo verſammeln ſie ſich in ihren parlamentariſchen Ortas, und pauken los auf ihre Keſſel. Die Ungnade dieſer Leute entſpringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkeſſel-Intereſſen: ſie ſind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Miniſter ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünſtigung, weder ein Conſulat für den älteſten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe ihres Portiers. Es iſt unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgeoiſie im Allgemeinen ſpricht, man ſollte nur von dem Regimente der conſervativen Deputirten reden; dieſe ſind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten, in ihrem Privatintereſſe, wie einſt der Geburtsadel. Letzterer iſt von der conſervativen Partei keineswegs beſtimmt geſondert, und wir begegnen manchem alten Namen unter den parlamentariſchen Tagesherrſchern. Der Name Conſervative iſt aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiß nicht allen, die wir ſolchermaßen benamſen, um die Conſervation der politiſchen Zuſtände zu thun iſt, und manche daran ſehr gern ein Bischen rütteln möchten; ebenſo wie es in der Oppoſition ſehr viele Männer giebt, die das Beſtehende um alles in der Welt willen nicht umſtürzen möchten, und gar beſonders vor dem Krieg eine Todesſcheu hegen. Die meiſten jener Oppoſitionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieſes, gleich den Conſervativen, in ihrem Privatintereſſe auszubeuten. Die Principien ſind auf beiden Seiten nur Loſungsworte ohne Bedeutung; es handelt ſich im Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrſchaft erwerbe. In dieſer Beziehung haben wir hier denſelben Kampf, der ſich jenſeits des Canals, unter den Namen Whigs und Tories, ſeit zwei Jahrhunderten hinſchleppt.

Die engliſche conſtitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muſter, wonach ſich das jetzige franzöſiſche parlamentariſche Gemeinweſen gebildet; namentlich die Doctrinaire haben dieſes Vorbild bis zur Pedanterie nachzuäffen geſucht, und es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß die allzugroße Nachgiebigkeit, womit das heutige Miniſterium die Uſurpationen der Conſervativen erduldet und ſich von denſelben ausbeuten läßt, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühſame Studien erworbenes Wiſſen getreulichſt documentiren möchte. Der 29. October, d. h. der Herr Profeſſor, den die Oppoſition mit jenem Monatsdatum bezeichnet, kennt das Räderwerk der engliſchen Staatsmaſchine beſſer als irgend jemand, und wenn er glaubt, daß eine ſolche Maſchine auch dieſſeits des Canals nicht anders fungiren könne, als durch die unſittlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meiſter und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, ſo iſt eine ſolche Anſicht gewiß ſehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrſamkeit und Geſchichtskenntniß widerſprechen. Wir müſſen ſagen, die Maſchine ſelbſt taugt nichts; aber fehlt uns dieſer Muth, ſo können wir den dirigirenden Maſchinenmeiſter keiner allzu derben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende dieſe Kritik? Was hülfe es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine geſündigt wird? Die Oppoſition eines Ausländers in ausländiſchen Blättern, wo es ſich um Gebreſte der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die eben ſo ungeziemend wie närriſch. Nicht die innere Adminiſtration, ſondern nur Acte der Politik, die auch auf unſer eignes Vaterland einen Einfluß üben könnten, ſoll ein Correſpondent beſprechen. Ich werde daher die jetzige Corruption, das Beſtechungsſyſtem, womit meine Collegen in deutſchen Zeitungen ſo viele Colonnen anfüllen, weder in Frage ſtellen noch rechtfertigen. Was geht das uns an, wer in Frankreich die beſten Aemter, die fetteſten Sinecuren, die prachtvollſten Orden erſchleicht oder an ſich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein

Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken iſt, der die goldenen Gedärme des Budgets einſteckt? Wir haben nur dafür zu ſorgen, daß wir uns ſelbſt in der reſpectiven Heimath von unſern heimiſchen Tories oder Whigs durch kein Aemtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen, erkaufen laſſen, wenn es gilt, für die Intereſſen des deutſchen Volks zu reden oder zu ſtimmen! Warum ſollen wir jetzt über den Splitter, den wir in franzöſiſchen Augen bemerkt, ſo viel Zeter ſchreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unſrer deutſchen Behörden entweder gar nicht oder ſehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutſchland beurtheilen, ob der Franzoſe, dem das franzöſiſche Miniſterium eine Stelle oder Gunſt gewährt, dieſelbe verdienter oder unverdienterweiſe empfing? Die Aemterjägerei wird nicht aufhören unter einem Miniſterium Thiers oder Barot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, ſo würde die Corruption ſich mehr im Gewande der Hypochriſie zeigen, ſtatt daß ſie jetzt ohne Schminke, ſchier naiv cyniſch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüſſel vorſetzen. Einen entſetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiß die Stunde, »wo ſich das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſche ſetzt!« Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Faſtenzeit ſich über die guten Speiſen herſtürzen! Wie mancher Cato würde ſich bei dieſer Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die ſich ſatt gegeſſen und ſogar Rebhühner und Trüffeln gegeſſen und Champagner getrunken während unſrer jetzigen Zeit der Verderbniß, der Beſtechung, der Guizot'ſchen Corruption!

Ich will nicht unterſuchen, von welcher Beſchaffenheit dieſe ſogenannte Guizot'ſche Corruption iſt, und welche Beklagniſſe die verletzten Intereſſen anführen. Muß der große Puritaner wirklich ſeiner Selbſterhaltung wegen zu dem anglikaniſchen Beſtechungsſyſtem ſeine Zuflucht nehmen, ſo iſt er gewiß ſehr zu bedauern; eine Veſtalin, welche einer maison de tolérance vorſtehen müßte, befände ſich gewiß in keiner minder unpaſſenden Lage. Vielleicht beſticht ihn ſelbſt der Gedanke, daß von ſeiner Selbſterhaltung auch der Fortbeſtand des ganzen jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtandes von Frankreich abhängig ſei. Das Zuſammenbrechen deſſelben iſt für ihn der Beginn aller möglichen Schreckniſſe. Guizot iſt der Mann des geregelten Fortſchrittes, und er ſieht die theuern, bluttheuern Erwerbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet durch ein düſter heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichſam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingeſcheuert werden können, iſt unſer erſtes Bedürfniß. Die Saat der liberalen Principien iſt erſt grünlich abſtract emporgeſchoſſen, und das muß erſt ruhig einwachſen in die concret knorrigſte Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Menſch geworden, muß auch in die Maſſen ſelbſt, in die unterſten Schichten der Geſellſchaft, übergehen und Volk werden. Dieſe Volkwerdung der Freiheit, dieſer geheimnißvolle Proceß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingniß Zeit und Ruhe begehrt, iſt gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit ſich unſre Vorgänger beſchäftigt haben. Das Wort wird Fleiſch, und das Fleiſch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid, als unſre Vorgänger, welche glaubten, alles ſei glücklich zu Ende gebracht, nachdem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgeſetze feierlich proclamirt und auf hundert Schlachtfeldern ſanctionirt worden. Ach! das iſt noch jetzt der leidige Irrthum ſo vieler Revolutionsmänner, welche ſich einbilden, die Hauptſache ſei, daß ein Fetzen Freiheit mehr oder weniger abgeriſſen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; ſie ſind zufrieden, wenn nur die Ordonnanz, die irgend ein demokratiſches Grundgeſetz promulgirt, recht hübſch, ſchwarz auf weiß, abgedruckt ſteht im Moniteur. Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette beſuchte, drückte derſelbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoctors, der uns ein Univerſalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menſchenrechte, die der Alte vor ſechszig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radical curiren könne. Nein, mit dem bloßen Recept iſt dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich iſt: er bedarf auch der Tauſendmiſcherei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.

Retroſpective Aufklärung.

(Auguſt 1854.)

Als ich in obigem Berichte, vielleicht etwas zu beſchaulich indifferent aber mit gutem Gewiſſen, ganz ohne heuchleriſche Tugendgrämelei, über die ſogenannte Guizot'ſche Corruption ſchrieb, kam es mir wahrlich nicht in den Sinn, daß ich ſelber, fünf Jahre ſpäter, als Theilnehmer einer ſolchen Corruption angeklagt werden ſollte! Die Zeit war ſehr gut gewählt, und die Verleumdung hatte freien Spielraum in der Sturm- und Drangperiode vom Februar 1848, wo alle politiſchen Leidenſchaften, plötzlich entzügelt, ihren raſenden Veitstanz begannen. Es herrſchte überall eine Verblendung, wie ſie nur bei den Hexen auf dem Blocksberg oder bei dem Jakobinismus in ſeinen roheſten Schreckenstagen vorgekommen. Es gab wieder unzählige Clubs, wo von den ſchmutzigſten Lippen der unbeſcholtenſte Leumund angeſpuckt ward; die Mauern aller Gebäude waren mit Schmähungen, Denunciationen, Aufruhrpredigten, Drohungen, Invectiven, in Verſen und in Proſa, beſudelt: eine ſchmierige Mordbrandliteratur. Sogar Blanqui, der incarnirte Terrorismus und der bravſte Kerl unter der Sonne, ward damals der gemeinſten Angeberei und eines Einverſtändniſſes mit der Polizei bezüchtigt. — Keine honnette Perſon vertheidigte ſich mehr. Wer einen ſchönen Mantel beſaß, verhüllte darin das Antlitz. In der erſten Revolution mußte der Name Pitt dazu dienen, die beſten Patrioten als verkaufte Verräther zu beflecken — Danton, Robespierre, ja ſogar Marat, denuncirte man als beſoldet von Pitt. Der Pitt der Februarrevolution hieß Guizot, und den lächerlichſten Verdächtigungen mußte der Name Guizot Vorſchub leiſten. Erregte man den Neid eines jener Tageshelden, die ſchwach von Geiſt waren, aber lange in Sainte-Pelagie oder gar auf dem Mont-Saint-Michel geſeſſen, ſo konnte man darauf rechnen, nächſtens in ſeinem Club als ein Helfershelfer Guizots, als ein feiler Söldner des Guizot'ſchen Beſtechungsſyſtems angeklagt zu werden. Es gab damals keine Guillotine, womit man die Köpfe abſchnitt, aber man hatte eine Guizotine erfunden, womit man uns die Ehre abſchnitt. Auch der Name des Schreibers dieſer Blätter entging nicht der Verunglimpfung in jener Tollzeit, und ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung entblödete ſich nicht, in einem anonymen Artikel von den unwürdigſten Stipulationen zu ſprechen, wodurch ich für eine namhafte Summe meine literariſche Thätigkeit den gouvernementalen Bedürfniſſen des Miniſteriums Guizot verkauft hätte.

Ich enthalte mich jeder Beleuchtung der Perſon jenes fürchterlichen Anklägers, deſſen rauhe Tugend durch die herrſchende Corruption ſo ſehr in Harniſch gerathen; ich will dieſem muthigen Ritter nicht das Viſir ſeiner Anonymität abreißen, und nur beiläufig bemerke ich, daß er kein Deutſcher, ſondern ein Italiener iſt, der, in Jeſuitenſchulen erzogen, ſeiner Erziehung treu blieb, und zu dieſer Stunde in den Büreaux der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Paris eine kleine Anſtellung genießt. Ich bin tolerant, geſtatte jedem, ſein Handwerk zu treiben, wir können nicht alle ehrliche Leute ſein, es muß Käuze von allen Farben geben, und wenn ich mir etwa eine Rüge geſtatte, ſo iſt es nur die raffinirte Treuloſigkeit, womit mein ultramontaner Brutus ſich auf die Autorität eines franzöſiſchen Flugblattes berief, das, der Tagesleidenſchaft dienend, nicht rein von Entſtellungen und Mißdeutungen jeder Art war, aber in Bezug auf mich ſelbſt ſich auch kein Wort zu Schulden kommen ließ, welches obige Bezüchtigung rechtfertigen konnte. Wie es kam, daß die ſonſt ſo behutſame Allgemeine Zeitung ein Opfer ſolcher Myſtification wurde, will ich ſpäter andeuten. Ich begnüge mich hier, auf die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 23. Mai 1848, Außerordentliche Beilage, zu verweiſen, wo ich in einer öffentlichen Erklärung über die ſaubere Inſinuation ganz unumwunden, nicht der geringſten Zweideutigkeit Raum laſſend, mich ausſprach. Ich unterdrückte alle verſchämten Gefühle der Eitelkeit, und in öffentlicher Allgemeinen Zeitung machte ich das traurige Geſtändniß, daß auch mich am Ende die ſchreckliche Krankheit des Exils, die Armuth, heimgeſucht hatte, und daß auch ich meine Zuflucht nehmen mußte zu jenem „großen Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo „viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch „ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer „Heimath mehr oder minder glorreich compromittirt „hatten, und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs „eine Freiſtätte ſuchten.“

Dieſes waren meine nackten Worte in der beſagten Erklärung, ich nannte die Sache bei ihrem betrübſamſten Namen. Obgleich ich wohl andeuten konnte, daß die Hülfsgelder, welche mir als eine „allocution annuelle d'une pension de secours“ zuerkannt werden, auch wohl als eine hohe Anerkennung meiner literariſchen Reputation gelten mochten, wie man mir mit der zarteſten Courtoiſie notificirt hatte, ſo ſetzte ich doch jene Penſion unbedingt auf Rechnung der Nationalgroßmuth, der politiſchen Bruderliebe, welche ſich hier ebenſo rührend ſchön kund gab, wie es die evangeliſche Barmherzigkeit jemals gethan haben mag. Es gab hochfahrende Geſellen unter meinen Exil-Collegen, welche jede Unterſtützung nur Subvention nannten; bettelſtolze Ritter, welche alle Verpflichtung haßten, nannten ſie ein Darlehn, welches ſie ſpäter wohl verzinſt den Franzoſen zurückzahlen würden — ich jedoch demüthigte mich vor der Nothwendigkeit, und gab der Sache ihren wahren Namen. In der erwähnten Erklärung hatte ich hinzugeſetzt: „Ich nahm ſolche Hülfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch finanziell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht blos meine vorhandenen Schriften, ſondern auch alles was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdict be-

»legten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens »und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil »und Recht.«

Ja, »ohne Urtheil und Recht«. — Ich glaube mit Fug ſolchermaßen ein Verfahren bezeichnen zu dürfen, das unerhört war in den Annalen abſurder Gewaltthätigkeit. Durch ein Decret meiner heimiſchen Regierung wurden nicht blos alle Schriften verboten, die ich bisher geſchrieben, ſondern auch die künftigen, alle Schriften, welche ich hinführo ſchreiben würde; mein Gehirn wurde confiſcirt, und meinem armen unſchuldigen Magen ſollten durch dieſes Interdict alle Lebensmittel abgeſchnitten werden. Zugleich ſollte auch mein Name ganz ausgerottet werden aus dem Gedächtniß der Menſchen, und an alle Cenſoren meiner Heimath erging die ſtrenge Verordnung, daß ſie ſowohl in Tagesblättern, wie in Broſchüren und Büchern jede Stelle ſtreichen ſollten, wo von mir die Rede ſei, gleichviel ob günſtig oder nachtheilig. Kurzſichtige Thoren! ſolche Beſchlüſſe und Verordnungen waren ohnmächtig gegen einen Autor, deſſen geiſtige Intereſſen ſiegreich aus allen Verfolgungen hervorgingen, wenn auch ſeine zeitlichen Finanzen ſehr gründlich zu

Grunde gerichtet wurden, ſo daß ich noch heute die Nachwirkung der kleinlichen Nücken verſpüre. Aber verhungert bin ich nicht, obgleich ich in jener Zeit von der bleichen Sorge hart genug bedrängt ward. Das Leben in Paris iſt ſo koſtſpielig, beſonders wenn man hier verheirathet iſt, und keine Kinder hat. Letztere, dieſe liebe kleine Puppen vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen ſie keine Zerſtreuung außer dem Hauſe zu ſuchen, wo dergleichen ſo theuer. Und dann habe ich nie die Kunſt gelernt, wie man die Hungrigen mit bloßen Worten abſpeiſt, um ſo mehr da mir die Natur ein ſo wohlhabendes Aeußere verliehen, daß niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. Die Nothleidenden, die bisher meine Hülfe reichlich genoſſen, lachten, wenn ich ſagte, daß ich künftig ſelber darben müſſe. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre? Hatte nicht der Generaliſſimus aller Millionäre, hatte nicht dieſer Millionäriſſimus mich ſeinen Freund genannt, ſeinen Freund? Ich konnte nie meinen Clienten begreiflich machen, daß der große Millionäriſſimus mich eben deshalb ſeinen Freund nenne, weil ich kein Geld von ihm begehre; verlangte ich Geld von ihm, ſo hätte ja gleich die Fremdſchaft ein Ende! Die Zeiten von David und Jonathan, von Oreſtes und Pylades ſeien vorüber. Meine armen, hülfsbedürftigen Dummköpfe glaubten, daß man ſo leicht etwas von den Reichen erhalten könne. Sie haben nicht, wie ich, geſehen, mit welchen ſchrecklichen eiſernen Schlöſſern und Stangen ihre großen Geldkiſten verwahrt ſind. Nur von Leuten, welche ſelbſt wenig haben, läßt ſich allenfalls etwas erborgen, denn erſtens ſind ihre Kiſten nicht von Eiſen, und dann wollen ſie reicher ſcheinen als ſie ſind.

Ja, zu meinen ſonderbaren Mißgeſchicken gehörte auch, daß nie jemand an meine eignen Geldnöthen glauben wollte. In der Magna Charta, welche, wie uns Cervantes berichtet, der Gott Apollo den Poeten octroyirt hat, lautet freilich der erſte Paragraph: „Wenn ein Poet verſichert, daß er kein Geld habe, ſolle man ihm auf ſein bloßes Wort glauben, und keinen Eidſchwur verlangen“ — ach! ich berief mich vergebens auf dieſes Vorrecht meines Poetenſtandes. So geſchah es auch, daß die Verleumdung leichtes Spiel hatte, als ſie die Motive, welche mich bewogen, die in Rede ſtehende Penſion anzunehmen, nicht den natürlichſten Nöthen und Befugniſſen zuſchrieb. Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landsleute, darunter der entſchiedenſte und geiſtreichſte, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderiſchen Artikel der Allgemeinen Zeitung auszuſprechen, riethen ſie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem ſie ſelbſt bereits in deutſchen Blättern ſich dahin geäußert hätten, daß ich die empfangene Penſion gewiß nur in der Abſicht angenommen, um meine ärmern Parteigenoſſen thätiger unterſtützen zu können. Solches ſagten mir ſowohl der ehemalige Herausgeber der Neuen Rheiniſchen Zeitung, als auch die Freunde, welche ſeinen Generalſtab bildeten; ich aber dankte für die liebreiche Theilnahme, und ich verſicherte dieſen Freunden, daß ſie ſich geirrt, daß ich gewöhnlich jene Penſion ſehr gut für mich ſelbſt brauchen konnte, und daß ich dem böswilligen anonymen Artikel der Allgemeinen Zeitung nicht indirect durch meine Freunde, ſondern direct mit eigner Namensunterſchrift entgegentreten müſſe.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch erwähnen, daß die Redaction des franzöſiſchen Flugblattes, die Revue Retroſpective, auf welches ſich der Correſpondent der Allgemeinen Zeitung berief, ihren Unwillen über eine ſolche Citation in einer beſtimmten Abwehr bezeugen wollte, die übrigens ganz überflüſſig geweſen wäre, da der flüchtigſte Anblick auf jenes franzöſiſche Blatt hinlänglich darthat, daß daſſelbe an jeder Verunglimpfung meines Namens unſchuldig; doch die Exiſtenz jenes Blattes, welches in zwangloſen Lieferungen erſchien, war ſehr ephemer, und es ward von dem tollen Tagesſtrudel verſchlungen, bevor es die projectirte Abwehr bringen konnte. Der Redacteur en chef jener retroſpectiven Revue war der Buchhändler Paulin, ein wackerer ehrlicher Mann, der ſich mir ſeit zwei Decennien immer ſehr theilnehmend und dienſtwillig erwieſen; durch Geſchäftsbezüge und gemeinſchaftliche intime Freunde hatten wir Gelegenheit, uns wechſelſeitig hochſchätzen und achten zu lernen. Paulin war der Aſſocié meines Freundes Dubochet, er liebt wie einen Bruder meinen vielberühmten Freund Mignet und er vergöttert Thiers, welcher, unter uns geſagt, die Revue Retroſpective heimlich patroniſirte; jedenfalls ward ſie von Perſonen ſeiner Coterie geſtiftet und geleitet, und dieſen Perſonen konnte es wohl nicht in den Sinn kommen, einen Mann zu verunglimpfen, von welchem ſie wußten, daß ihr Gönner ihn mit ſeiner beſondern Vorliebe beehrte.

Die Redaction der Allgemeinen Zeitung hatte in keinem Fall jenes franzöſiſche Blatt gekannt, ehe ſie den ſaubern Corruptions-Artikel druckte. In der That, der flüchtigſte Anblick hätte ihr die abgefeimte Argliſt ihres Correſpondenten entdeckt. Dieſe beſtand darin, daß er mir eine Solidarität mit Perſonen auflud, die von mir gewiß eben ſo entfernt und eben ſo verſchieden waren, wie ein Cheſterkäſe vom Monde. Um zu zeigen, wie das Guizot'ſche Miniſterium nicht blos durch Aemtervertheilung, ſondern auch durch baare Geldſpenden ſein Corruptionsſyſtem übte, hatte die erwähnte franzöſiſche Revue das Budget, Einnahme und Ausgabe des Departements dem Guizot vorſtand, abgedruckt, und hier ſahen wir allerdings jedes Jahr die ungeheuerſten Summen verzeichnet für ungenannte Ausgaben, und das anklagende Blatt hatte gedroht, in ſpätern Nummern die Perſonen namhaft zu machen, in deren Säckel jene Schätze gefloſſen. Durch das plötzliche Eingehen des Blattes kam die Drohung nicht zur Ausführung, was uns ſehr leid war, da jeder alsdann ſehen konnte, wie wir bei ſolcher geheimen Municifcenz, welche direct vom Miniſter oder ſeinem Secretair ausging und eine Gratification für beſtimmte Dienſte war, niemals betheiligt geweſen. Von ſolchen ſogenannten bons du ministre, den wirklichen Geheimfonds, ſind ſehr zu unterſcheiden die Penſionen, womit der Miniſter ſein Budget ſchon belaſtet vorfindet, zu Gunſten beſtimmter Perſonen, denen jährlich beſtimmte Summen als Unterſtützung zuerkannt worden. Es war eine ſehr ungroßmüthige, ich möchte ſagen eine ſehr unfranzöſiſche Handlung, daß das retroſpective Flugblatt, nachdem es in Bauſch und Bogen die verſchiedenen Geſandtſchaftsgehalte und Geſandtſchaftsausgaben angegeben, auch die Namen der Perſonen druckte, welche Unterſtützungspenſionen genoſſen, und wir müſſen ſolches um ſo mehr tadeln, da hier nicht blos in Dürftigkeit geſunkene Männer des höchſten Ranges vorkamen, ſondern auch große Damen, die ihre gefallene Größe gern unter einigen Putzflittern verbargen, und jetzt mit Kummer ihr vornehmes Elend enthüllt ſahen. Von zarterem Tacte geleitet, wird der Deutſche dem unartigen Beiſpiel der Franzoſen nicht folgen, und wir verſchweigen hier die Nomenclatur der hochadligen und durchlauchtigen Frauen, die wir auf der Liſte der Penſionsfonds im Departemente Guizot's verzeichnet fanden. Unter den Männern, welche auf derſelben Liſte mit jährlichen Unterſtützungsſummen genannt waren, ſahen wir Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und St. Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürſten, Generälen und Ex-Miniſtern, von Prieſtern ſogar, gleichſam eine Ariſtokratie der Armuth bildend, während auf den Liſten der Caſſen andrer Departemente minder brillante arme Teufel paradirten. Der deutſche Poet brauchte ſich wahrlich ſeiner Genoſſenſchaft nicht zu ſchämen, und er befand ſich in Geſellſchaften von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks, deren Schickſal erſchütternd. Dicht neben meinem Namen auf der erwähnten Penſionsliſte, in derſelben Rubrik und in derſelben Kategorie, fand ich den Namen eines Mannes, der einſt ein Reich beherrſchte größer als die Monarchie des Ahasverus, der da König war von Haude bis Kuſch, von Indien bis an die Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Länder; — es war Godoi, der **Prince de la Paix**, der unumſchränkte Günſtling Ferdinands VII. und ſeiner Gattin, die ſich in ſeine Naſe verliebt hatte — Nie ſah ich eine umfangreichere, kurfürſtlichere Pupurnaſe, und ihre Füllung mit Schnupftabak muß gewiß dem armen Godoi mehr gekoſtet haben, als ſein franzöſiſches Jahrgehalt betrug. Ein anderer Name, den ich neben dem meinigen erblickte, und der mich mit Rührung und Ehrfurcht erfüllte, war der meines Freundes und Schickſalsgenoſſen, des eben ſo glorreichen wie unglücklichen Auguſtin Thierry, des größten Geſchichtſchreibers unſerer Zeit. Aber anſtatt neben ſolchen reſpectabeln Leuten meinen Namen zu nennen, wußte der ehrliche Correſpondent der Allgemeinen Zeitung aus den erwähnten Budgetliſten, wo freilich auch penſionirte diplomatiſche Agenten verzeichnet ſtanden, juſt zwei Namen der deutſchen Landsmannſchaft herauszuklauben, welche Perſonen gehörten, die gewiß beſſer ſein mochten als ihr Ruf, aber jedenfalls dem meinigen ſchaden mußten, wenn man mich damals mit ihnen zuſammenſtellte. Der Eine war ein deutſcher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrath, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei geweſen, und das Talent beſaß, durch eine zur Schau getragene diplomatiſche Geheimthuerei für das

Schlimmſte zu gelten. Begabt mit einem Schatz von Kenntniſſen und einem eiſernen Fleiße, war er für viele Cabinette ein ſehr brauchbarer Arbeiter geweſen, und ſo arbeitete er ſpäter gleichfalls in der Kanzlei Guizots, welcher ihn auch mit verſchiedenen Miſſionen betraute, und dieſe Dienſte rechtfertigen ſeine Beſoldung, die ſehr beſcheiden war. Die Stellung des andern Landsmanns, mit welchem der ehrliche Corruptionscorreſpondent mich zuſammen nannte, hatte mit der meinigen eben ſo wenig Analogie, wie die des erſteren: er war ein Schwabe, der bisher als unbeſcholtener Spießbürger in Stuttgart lebte, aber jetzt in einem fatal zweideutigen Lichte erſchien, als man ſah, daß er auf dem Budget Guizots mit einer Penſion verzeichnet ſtand, die faſt eben ſo groß war wie das Jahrgehalt, das aus derſelben Caſſe der Oberſt Guſtavſohn, Exkönig von Schweden, bezog; ja ſie war drei oder viermal ſo groß, wie die auf demſelben Guizot'ſchen Budget eingezeichneten Penſionen des Baron von Eckſtein und des Hrn. Capeſigue, welche beide, nebenbei geſagt, ſeit undenklicher Zeit Correſpondenten der Allgemeinen Zeitung ſind. Der Schwabe konnte in der That ſeine fabelhaft große Penſion durch kein notoriſches Verdienſt rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolgter in Paris, ſondern wie geſagt, in Stuttgart als ein ſtiller Unterthan des Königs von Würtemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wiſſenſchaft, kein Aſtronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunſt, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil er war ſehr unkriegeriſch, und als er einſt die Redaction der Allgemeinen Zeitung beleidigt hatte, und dieſe letztere ſpornſtreichs von Augsburg nach Stuttgart reiſte, um den Mann auf Piſtolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderblut vergießen (denn die Redaction der Allgemeinen Zeitung iſt von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Piſtolenduell noch aus dem ganz beſondern Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und ſein Bauch nur an gebackene Schaletkugeln und ſchwäbiſche Knödeln gewöhnt ſei.

Corſen, nordamerikaniſche Indianer und Schwaben verzeihen nie; und auf dieſe ſchwäbiſche Vendetta rechnete der Jeſuitenzögling, als er ſeinen corrupten Corruptionsartikel der Allgemeinen Zeitung einſchickte; und die Redaction derſelben ermangelte nicht, brühwarm eine Pariſer Correſpondenz abzudrucken, welche den guten Leumund des unerſchoſſenen ſchwäbiſchen Landsmanns den unheimlichſten und ſchändlichſten Hypotheſen und Conjecturen überlieferte. Die Redaction der Allgemeinen Zeitung konnte ihre Unparteilichkeit bei der Aufnahme dieſes Artikels um ſo glänzender zur Schau ſtellen, da darin einer ihrer befreundeten Correſpondenten nicht minder bedenklich bloßgeſtellt war. Ich weiß nicht, ob ſie der Meinung geweſen, daß ſie mir durch den Abdruck ſchmählicher aber haltloſer Beſchuldigungen einen Dienſt erweiſe, indem ſie mir dadurch Gelegenheit böte, jedem unwürdigen Gerede, jeder im Nebel ſchleichenden Inſinuation mit einer beſtimmten Erklärung entgegen zu treten — Genug, die Redaction der Allgemeinen Zeitung druckte den eingeſandten Corruptionsartikel, doch ſie begleitete denſelben mit einer Note, worin ſie in Bezug auf meine Penſion die Bemerkung machte, »daß ich dieſelbe in keinem Falle für das was ich ſchrieb, ſondern nur für das was ich nicht ſchrieb, empfangen haben könne.«

Ach, dieſe gewiß wohlgemeinte, aber wegen ihrer allzuwitzigen Abfaſſung ſehr verunglückte Ehrenrettungsnote war ein wahres Pavé, ein Pflaſterſtein, wie die franzöſiſchen Journaliſten in ihrer Coterieſprache eine ungeſchickte Vertheidigung nennen, welche den Vertheidigten todtſchlägt, wie es der Bär in der Fabel that, als er von der Stirn des ſchlafenden Freundes eine Schmeißfliege verſcheuchen wollte, und mit dem Quaderſtein, den er auf ſie ſchleuderte, auch das Hirn des Schützlings zerſchmetterte.

Das augsburgiſche Pavé mußte mich empfindlicher verletzen, als der Correſpondenzartikel der armſeligen Schmeißfliege, und in der Erklärung, die ich damals, wie oben erwähnt, in der Allgemeinen Zeitung drucken ließ, ſagte ich darüber folgende Worte: „Die Redaction der Allgemeinen Zeitung begleitet jene „Correſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr „die Meinung ausſpricht, daß ich nicht für das was „ich ſchrieb jene Unterſtützung empfangen haben möge, „ſondern für das was ich nicht ſchrieb. Die Redaction der Allgemeinen Zeitung, die ſeit zwanzig „Jahren nicht ſowohl durch das, was ſie von mir „druckte, als vielmehr durch das was ſie nicht „druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte, zu merken, „daß ich nicht der ſervile Schriftſteller bin, der ſich „ſein Stillſchweigen bezahlen läßt — beſagte Redaction

»hätte mich wohl mit jener levis nota verſchonen »können.«

Zeit, Ort und Umſtände erlaubten damals keine weitern Erörterungen, doch heute, wo alle Rückſichten erloſchen, iſt es mir erlaubt, noch viel thatſächlicher darzuthun, daß ich weder für das was ich ſchrieb, noch für das was ich nicht ſchrieb, vom Miniſterium Guizot beſtochen ſein konnte. Für Menſchen, die mit dem Leben abgeſchloſſen, haben ſolche retroſpective Rechtfertigungen einen ſonderbar wehmüthigen Reiz, und ich überlaſſe mich demſelben mit träumeriſcher Indolenz. Es iſt mir zu Sinne, als ob ich einem Längſtverſtorbenen eine fromme Genugthuung verſchaffe; jedenfalls ſtehen hier am rechten Platze die folgenden Erläuterungen über franzöſiſche Zuſtände zur Zeit des Miniſteriums Guizot.

Das Miniſterium vom 29. November 1840 ſollte man eigentlich nicht das Miniſterium Guizot, ſondern vielmehr das Miniſterium Soult nennen, da letzterer Präſident des Miniſterconſeils war. Aber Soult war nur deſſen Titularoberhaupt, ungefähr wie der jedesmalige König von Hannover immer den Titel eines Rectors der Univerſität Georgia-Auguſta führt, während Se.

Magnificenz, der zeitliche Prorector zu Göttingen, die wirkliche Rectoratsgewalt ausübt. Trotz der officiellen Machtvollkommenheit Soults war von ihm nie die Rede; nur daß zuweilen die liberalen Blätter, wenn ſie mit ihm zufrieden waren, ihn den Sieger von Toulouſe nannten; hatte er aber ihr Mißfallen erregt, ſo verhöhnten ſie ihn, ſteif und feſt behauptend, daß er die Schlacht bei Toulouſe nicht gewonnen habe. Man ſprach nur von Guizot, und dieſer ſtand während mehren Jahren im Zenith ſeiner Popularität bei der Bourgeoiſie, die von der Kriegsluſt ſeines Vorgängers ins Bockshorn gejagt worden; es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Nachfolger von Thiers noch größere Sympathie jenſeits des Rheins erregte. Wir Deutſchen konnten dem Thiers nicht verzeihen, daß er uns aus dem Schlaf getrommelt, aus unſerm gemüthlichen Pflanzenſchlaf, und wir rieben uns die Augen und riefen: Vivat Guizot! Beſonders die Gelehrten ſangen das Lob deſſelben, in Pindar'ſchen Hymnen, wo auch die Proſodie, das antike Silbenmaß, treu nachgeahmt war, und ein hier durchreiſender deutſcher Profeſſor der Philologie verſicherte mir, daß Guizot eben ſo groß ſei wie Thierſch. Ja, eben ſo groß wie mein lieber, menſchenfreundlicher Freund Thierſch, der Verfaſſer der beſten griechiſchen Grammatik! Auch die deutſche Preſſe ſchwärmte für Guizot, und nicht blos die zahmen Blätter, ſondern auch die wilden, und dieſe Begeiſterung dauerte ſehr lange; ich erinnere mich, noch kurz vor dem Sturz des vielgefeierten Lieblings der Deutſchen, fand ich im radicalſten deutſchen Journal, in der Speyerer Zeitung, eine Apologie Guizots aus der Feder eines jener Tyrannenfreſſer, deren Tomahawk und Scalpirmeſſer keine Barmherzigkeit jemals kannte. Die Begeiſterung für Guizot ward in der Allgemeinen Zeitung fürnehmlich vertreten von meinem Collegen mit dem Venuszeichen und von meinem Collegen mit dem Pfeil; erſterer ſchwang das Weihrauchfaß mit ſacerdotaler Weihe, letzterer bewahrte ſelbſt in der Extaſe ſeine Süße und Zierlichkeit: beide hielten aus bis zur Kataſtrophe.

Was mich betrifft, ſo hatte ich, ſeitdem ich mich ernſtlich mit franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, die ausgezeichneten Verdienſte Guizots immer erkannt und begriffen, und meine Schriften zeugen von meiner frühen Verehrung des weltberühmten Mannes. Ich liebte mehr ſeinen Nebenbuhler Thiers, aber nur ſeiner

Perſönlichkeit wegen, nicht ob ſeiner Geiſtesrichtung, die eine bornirt nationale iſt, ſo daß er faſt ein franzöſiſcher Altdeutſcher zu nennen wäre, während Guizots kosmopolitiſche Anſchauungsweiſe meiner eignen Denkungsart näher ſtand. Ich liebte vielleicht in erſterem manche Fehler, deren man mich ſelber zieh, während die Tugenden des andern beinahe abſtoßend auf mich wirkten. Erſtern mußte ich oft tadeln, doch geſchah es mit Widerſtreben; wenn mir Letzterer Lob abzwang, ſo ertheilte ich es gewiß erſt nach ſtrengſter Prüfung. Wahrlich nur mit unabhängiger Wahrheitsliebe beſprach ich den Mann, welcher damals den Mittelpunkt aller Beſprechungen bildete, und ich referirte immer getreu was ich hörte. Es war für mich eine Ehrenſache, die Berichte, worin ich den Charakter und die gouvernementalen Ideen (nicht die adminiſtrativen Acte) des großen Staatsmannes am wärmſten würdigte, hier in dieſem Buche ganz unverändert abzudrucken, obgleich dadurch manche Wiederholungen entſtehen mußten. Der geneigte Leſer wird bemerken, dieſe Beſprechungen gehen nicht weiter als bis gegen Ende des Jahres 1843, wo ich überhaupt aufhörte, politiſche Artikel für die Allgemeine Zeitung zu ſchreiben, und mich darauf beſchränkte, den Redacteur derſelben in unſerer Privatcorreſpondenz manchmal freundſchaftliche Mittheilungen zu machen; nur dann und wann veröffentlichte ich einen Artikel über Wiſſenſchaft und ſchöne Künſte.

Das iſt nun das Schweigen, das Nichtſchreiben, wovon die Allgemeine Zeitung ſpricht, und das mir als einen Verkauf meiner Redefreiheit ausgedeutet werden ſollte. Lag nicht viel näher die Annahme, daß ich um jene Zeit in meinem Glauben an Guizot ſchwankend, überhaupt an ihm irre geworden ſein mochte? Ja, das war der Fall, doch im März 1848 geziemte mir kein ſolches Geſtändniß. Das erlaubten damals weder Pietät noch Anſtand. Ich mußte mich darauf beſchränken, der treuloſen Inſinuation, welche mein plötzliches Verſtummen der Beſtechung zuſchrieb, in der erwähnten Erklärung blos das rein Factiſche meines Verhältniſſes zum Guizot'ſchen Miniſterio entgegenzuſtellen. Ich wiederhole hier dieſe Thatſachen. Vor dem 29. November 1840, wo Herr Guizot das Miniſterium übernahm, hatte ich nie die Ehre gehabt, denſelben zu ſehen. Erſt einen Monat ſpäter machte ich ihm einen Beſuch, um ihm dafür zu danken, daß die Comptabilität ſeines Departements von ihm die Weiſung erhalten hatte, mir auch unter dem neuen Miniſterium meine jährliche Unterſtützungspenſion nach wie vor in monatlichen Terminen auszuzahlen. Jener Beſuch war der erſte und zugleich der letzte, den ich in dieſem Leben dem illuſtren Manne abſtattete. In der Unterredung, womit er mich beehrte, ſprach er mit Tiefſinn und Wärme ſeine Hochſchätzung für Deutſchland aus, und dieſe Anerkennung meines Vaterlandes, ſo wie auch die ſchmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eignen literariſchen Erzeugniſſe ſagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich beſtochen hat. Nie fiel es ihm ein, irgend einen Dienſt von mir zu verlangen. Und am allerwenigſten mochte es dem ſtolzen Manne, der nach Impopularität lechzte, in den Sinn kommen, eine kümmerliche Lobſpende in der franzöſiſchen Preſſe oder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von mir zu verlangen, von mir, der ihm bisher ganz fremd war, während weit gravitätiſchere und alſo zuverläſſigere Leute, wie der Baron von Eckſtein oder der Hiſtoriograph Capefigue, welche beide, wie oben bemerkt, ebenfalls Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung waren, mit Herrn Guizot in vieljährigem geſellſchaftlichen Verkehr geſtanden, und gewiß ein delicates Vertrauen verdient hätten. Seit der erwähnten Unterredung habe ich Herrn Guizot nie wieder geſehen; nie ſah ich ſeinen Secretair, oder ſonſt jemand, der in ſeinem Büreau arbeitete. Nur zufällig erfuhr ich einſt, daß Herr Guizot von transrhenaniſchen Geſandtſchaften oft und dringend angegangen worden, mich aus Paris zu entfernen. Nicht ohne Lachen konnte ich dann an die ärgerlichen Geſichter denken, welche jene Reclamanten geſchnitten haben mochten, als ſie entdeckten, daß der Miniſter, von welchem ſie meine Ausweiſung verlangt, mich obendrein durch ein Jahrgehalt unterſtützte. Wie wenig derſelbe wünſchte, dieſes edle Verfahren devulgirt zu ſehen, begriff ich ohne beſondern Wink, und discrete Freunde, denen ich nichts verhehlen kann, theilten meine Schadenfreude.

Für dieſe Beluſtigung und die Großmuth, womit er mich behandelt, war ich Herrn Guizot gewiß zu großem Dank verpflichtet. Doch als ich in meinem Glauben an ſeine Standhaftigkeit gegen königliche Zumuthungen irre ward, als ich ihn vom Willen Ludwig Philipp's allzu verderblich beherrſcht ſah, und den großen, entſetzlichen Irrthum dieſes autokratiſchen Starrwillens, dieſes unheilvollen Eigenſinns begriff: da würde wahrlich nicht der pſychiſche Zwang der Dankbarkeit mein Wort gefeſſelt haben, ich hätte gewiß mit ehrfurchtsvoller Betrübniß die Mißgriffe gerügt, wodurch das allzunachgiebige Miniſterium, oder vielmehr der bethörte König, das Land und die Welt dem Untergang entgegenführte. Aber es knebelten meine Feder auch brutale phyſiſche Hinderniſſe, und dieſe reelle Urſache meines Schweigens, meines Nichtſchreibens, kann ich erſt heute öffentlich enthüllen.

Ja, im Fall ich auch das Gelüſte empfunden hätte, in der Allgemeinen Zeitung gegen das unſelige Regierungsſyſtem Ludwig Philipps nur eine Silbe drucken zu laſſen, ſo wäre mir ſolches unmöglich geweſen, aus dem ganz einfachen Grunde: weil der kluge König ſchon vor dem 29. November gegen einen ſolchen verbrecheriſchen Correſpondenten-Einfall, gegen ein ſolches Attentat, ſeine Maßregeln genommen, indem er höchſtſelbſt geruhte, den damaligen Cenſor der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg nicht blos zum Ritter, ſondern ſogar zum Officier der franzöſiſchen Ehrenlegion zu ernennen. So groß auch meine Vorliebe für den ſeligen König war, ſo fand doch der

Augsburger Cenſor, daß ich nicht genug liebte, und er ſtrich jedes mißliebige Wort, und ſehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt. Aber kurz nach der Februarrevolution, wo mein armer Ludwig Philipp ins Exil gewandert war, erlaubte mir weder die Pietät noch der Anſtand die Veröffentlichung einer ſolchen Thatſache, ſelbſt im Fall der Augsburger Cenſor ihr ſein Imprimatur verliehen hätte.

Ein anderes, ähnliches Geſtändniß geſtattete damals nicht die Cenſur des Herzens, die noch weit ängſtlicher als die der Allgemeinen Zeitung. Nein, kurz nach dem Sturze Guizots durfte ich nicht öffentlich eingeſtehen, daß ich vorher auch aus Furcht ſchwieg. Ich mußte mir nämlich Anno 1844 geſtehen, daß wenn Herr Guizot von meiner Correſpondenz erführe und die darin enthaltene Kritik ihm einigermaßen mißfiele, der leidenſchaftliche Mann wohl fähig geweſen wäre, die Gefühle der Großmuth überwindend, dem unbequemen Kritiker in einer ſehr ſummariſchen Weiſe das Handwerk zu legen. Mit der Ausweiſung des Correſpondenten aus Paris hätte auch ſeine Pariſer Correſpondenz nothwendigerweiſe ein Ende gehabt. In der That, Se. Magnificenz hatte die Fasces der Gewalt in Händen, er konnte mir zu jeder Zeit das consilium abeundi ertheilen, und ich mußte dann auf der Stelle den Ranzen ſchnüren. Seine Pedelle in blauer Uniform mit citronengelben Aufſchlägen hätten mich bald meinen Pariſer kritiſchen Studien entriſſen und bis an jene Pfähle begleitet, »die wie das Zebrah ſind geſtreift,« wo mich andere Pedelle mit noch viel fataleren Liveréen und germaniſch ungeſchliffenern Manieren in Empfang genommen hätten, um mir die Honneurs des Vaterlandes zu machen — —

Aber unglücklicher Poet, warſt du nicht durch deine franzöſiſche Naturaliſation hinlänglich geſchützt gegen ſolche Miniſterwillkür?

Ach, die Beantwortung dieſer Frage entreißt mir ein Geſtändniß, das vielleicht die Klugheit geböte zu verſchweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben ſchon lange nicht mehr aus derſelben Kumpe gegeſſen — und ich will heute rückſichtslos bekennen, daß ich mich nie in Frankreich naturaliſiren ließ, und meine Naturaliſation, die für eine notoriſche Thatſache gilt, dennoch nur ein deutſches Märchen iſt. Ich weiß nicht, welcher müſſige oder liſtige Kopf daſſelbe erſonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentiſcher Quelle dieſe Naturaliſation erſchnüffelt haben; ſie referirten darüber in deutſchen Blättern, und ich unterſtützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben literariſchen und politiſchen Gegner in der Heimath, und manche ſehr einflußreiche intime Feinde hier in Paris, wurden dadurch irre geleitet, und glaubten, ich ſei durch ein franzöſiſches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geſchützt, womit der Fremde, der hier einer exceptionellen Juriſdiction unterworfen iſt, ſo leicht heimgeſucht werden kann. Durch dieſen wohlthätigen Irrthum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Induſtriellen, die in geſchäftlichen Conflicten ihre Bevorrechtung benutzt hätten. Eben ſo widerwärtig wie koſtſpielig wird auf die Länge in Paris der Zuſtand des Fremden, der nicht naturaliſirt iſt. Man wird geprellt und geärgert, und zumeiſt eben von naturaliſirten Ausländern, die am ſchäbigſten darauf erpicht ſind, ihre erworbenen Befugniſſe zu mißbrauchen. Aus mißmüthiger Fürſorge erfüllte ich einſt die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand ſetzen, nöthigſten

Falls die Rechte der Naturaliſation ohne Zögerniß zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Act. Durch dieſes Bedenken, durch dieſe tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturaliſation, gerieth ich in eine falſche Stellung, die ich als die Urſache aller meiner Nöthen, Kümmerniſſe und Fehlgriffe während meinem drei und zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen koſtſpieligen Haushalt und die Bedürfniſſe einer nicht ſowohl launiſchen als vielmehr menſchlich freien Lebensweiſe hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturaliſation war mir der Staatsdienſt verſchloſſen. Hohe Würden und fette Sinecuren ſtellten mir meine Freunde lockend genug in Ausſicht, und es fehlte nicht an Beiſpielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendſten Stufen der Macht und der Ehre erſtiegen — Und ich darf es ſagen, ich hätte weniger als andere mit einheimiſcher Scheelſucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutſcher in ſo hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzoſen gewonnen, ſowohl in der literariſchen Welt als auch in der hohen Geſellſchaft, und nicht als Gönner, ſondern als Camerad pflegte der

Vornehmſte meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächſten stand, und nicht blos ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, ſondern auch das »Buch der Lieder« im Original las, hätte mich gar zu gern in franzöſiſchen Dienſten geſehen, und ſein Einfluß wäre groß genug geweſen, um mich in ſolcher Laufbahn zu fördern. Ich vergeſſe nicht die Liebenswürdigkeit, womit einſt im Garten des Schloſſes einer fürſtlichen Freundin der große Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präſident des Conſeils war, meinen Arm ergriff, und mit mir ſpazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daß ich ihm ſagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er ſich anheiſchig mache, mir Alles zu verſchaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der ſchmeichleriſche Klang ſeiner Stimme, in der Naſe prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit ſeinen alabaſterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, ſo prachtvoll, ſo ſtolz, wie damals, in den Tagen ſeines Glückes, das Herz des deutſchen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närriſche Hochmuth des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzoſe zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun ſollte, was nur halbweg als ein Losſagen vom Vaterlande erſcheinen mochte. Auch im Gemüthe des Aufgeklärteſten niſtet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das ſich nicht ausbannen läßt; man ſpricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimſten Schlupfwinkeln unſrer Seele ſein unkluges Weſen. Die Ehe, welche ich mit unſerer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche geweſen. Ich erinnere mich wohl noch einiger ſchönen Mondſcheinnächte, wo ſie mich zärtlich preßte an ihren großen Buſen mit den tugendhaften Zitzen — doch dieſe ſentimentalen Nächte laſſen ſich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tiſch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung ſollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszuſagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit iſt mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutſchen Katze losſagen mögen, nicht von einem deutſchen Hund, wie unausſtehlich mir auch ſeine Flöhe und Treue. Das kleinſte Ferkelchen meiner Heimath kann ſich in dieſer Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geiſtreichen Säuen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und ſich damit mäſten, verläugnete ich nicht die beſcheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländiſchen Eiche ſich atzen aus ſchlichtem Holztrog, wie einſt ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus ſchlug. Ich habe auch nicht eine Borſte meines Deutſchthums, keine einzige Schelle an meiner deutſchen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die ſchwarz-roth-goldene Cocarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann ſagen: »Wir deutſche Eſel!« Hätte ich mich in Frankreich naturaliſiren laſſen, würde mir Maßmann antworten können: »Nur Ich bin ein deutſcher Eſel, du aber biſt es nicht mehr« — und er ſchlüge dabei einen verhöhnenden Burzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, ſolcher Schmach habe ich mich nicht ausgeſetzt. Die Naturaliſation mag für andre Leute paſſen; ein verſoffener Advocat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eiſernen Stirn und einer kupfernen Naſe, mag immerhin, um ein Schulmeiſteramt zu erſchnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber daſſelbe geziemt ſich nicht für einen deutſchen Dichter, welcher die ſchönſten deutſchen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müßte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſirter Franzoſe. — Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich geniren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſcandiren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache ſeine Gefühle ergöſſe. Und ach! unausſtehlich ſind mir, wie die Metrik, ſo die Verſe der Franzoſen, dieſer parfumirte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchloſen beſſeren Dichter. — Wenn ich jene ſogenannte poésie lyrique der Franzoſen betrachte, erkenne ich erſt ganz die Herrlichkeit der deutſchen Dichtkunſt, und ich könnte mir alsdann wohl etwas darauf einbilden, daß ich mich rühmen darf, in dieſem Gebiete meine Lorbeern errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon aufgeben, und der Steinmetz, der unſre letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: Hier ruht ein deutſcher Dichter.

LIX.

Paris, 7. Mai 1843.

Die Gemäldeausſtellung erregt dieſes Jahr ungewöhnliches Intereſſe, aber es iſt mir unmöglich, über die geprieſenen Vorzüglichkeiten dieſes Salons nur ein halbweg vernünftiges Urtheil zu fällen. Bis jetzt empfand ich nur ein Mißbehagen ſonder Gleichen, wenn ich die Gemächer des Louvre durchwandelte. Dieſe tollen Farben, die alle zu gleicher Zeit auf mich loskreiſchen, dieſer bunte Wahnwitz, der mich von allen Seiten angrinſt, dieſe Anarchie in goldnen Rahmen, macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck. Ich quäle mich vergebens, dieſes Chaos im Geiſte zu ordnen und den Gedanken der Zeit darin zu entdecken, oder auch nur den verwandtſchaftlichen Charakterzug, wodurch dieſe Gemälde ſich als Producte unſrer Gegenwart kundgeben. Alle Werke einer und derſelben Periode haben nämlich einen ſolchen Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeiſtes. Z. B. auf der Leinwand des Watteaux, oder des Boucher, oder des Vanloo, ſpiegelt ſich ab das graziöſe gepuderte Schäferſpiel, die geſchminkte, tändelnde Leerheit, das ſüßliche Reifrockglück des herrſchenden Pompadourthums: überall hellfarbig bebänderte Hirtenſtäbe, nirgends ein Schwert. In entgegengeſetzter Weiſe ſind die Gemälde des David und ſeiner Schüler nur das farbige Echo der republikaniſchen Tugendperiode, die in den imperialiſtiſchen Kriegsruhm überſchlägt, und wir ſehen hier eine forcirte Begeiſterung für das marmorne Modell, einen abſtracten froſtigen Verſtandesrauſch, die Zeichnung correct, ſtreng, ſchroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanerſuppen. Was wird ſich aber unſern Nachkommen, wenn ſie einſt die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinſame Eigenthümlichkeiten werden ſich dieſe Bilder gleich beim erſten Blick als Erzeugniſſe aus unſrer gegenwärtigen Periode ausweiſen? Hat vielleicht der Geiſt der Bourgeoiſie, der Induſtrialismus, der jetzt das ganze ſociale Leben Frankreichs durchdringt, auch ſchon in den zeichnenden Künſten ſich dergeſtalt geltend gemacht, daß allen heutigen Gemälden das Wappen dieſer neuen Herrſchaft aufgedrückt iſt? Beſonders die Heiligenbilder, woran die diesjährige Ausſtellung ſo reich iſt, erregen in mir eine ſolche Vermuthung. Da hängt im langen Saal eine Geißelung, deren Hauptfigur, mit ihrer leidenden Miene, dem Director einer verunglückten Actiengeſellſchaft ähnlich ſieht, der vor ſeinen Actionairen ſteht und Rechnung ablegen ſoll; ja letztere ſind auch auf dem Bilde zu ſehen, und zwar in der Geſtalt von Henkern und Phariſäern, die gegen den Ecce homo ſchrecklich erboſt ſind und an ihren Actien ſehr viel Geld verloren zu haben ſcheinen. Der Maler ſoll in der Hauptfigur ſeinen Oheim portraitirt haben. Die Geſichter auf den eigentlich hiſtoriſchen Bildern, welche heidniſche und mittelalterliche Geſchichten darſtellen, erinnern ebenfalls an Kramladen, Börſenſpeculation, Mercantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da iſt ein Wilhelm der Eroberer zu ſehen, dem man nur eine Bärenmütze aufzuſetzen brauchte, und er verwandelte ſich in einen Nationalgardiſten, der mit muſterhaftem Eifer die Wache bezieht, ſeine Wechſel pünktlich bezahlt, ſeine Gattin ehrt und gewiß das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Portraits! Die meiſten haben einen ſo pecuniairen, eigennützigen, verdroſſenen Ausdruck, den ich mir nur dadurch erkläre, daß das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Portrait koſten werde, während der Maler beſtändig die Zeit bedauerte, die er mit dem jämmerlichen Lohndienſt vergeuden mußte.

Unter den Heiligenbildern, welche von der Mühe zeugen, die ſich die Franzoſen geben, recht religiös zu thun, bemerkte ich eine Samaritanerin am Brunnen. Obgleich der Heiland dem feindſeligen Stamme der Juden angehört, übt ſie dennoch an ihm Barmherzigkeit. Sie bietet dem Durſtigen ihren Waſſerkrug, und während er trinkt, betrachtet ſie ihn mit einem ſonderbaren Seitenblick, der ungemein pfiffig und mich an die geſcheidte Antwort erinnerte, welche einſt eine kluge Tochter Schwabens dem Herrn Superintendenten gab, als dieſer die Schuljugend im Religionsunterricht examinirte. Er frug nämlich, woran das Weib aus Samaria erkannt hatte, daß Jeſus ein Jude war? An der Beſchneidung — antwortete keck die kleine Schwäbin.

Das merkwürdigſte Heiligenbild des Salons iſt von Horaz Vernet, dem einzigen großen Meiſter, welcher dies Jahr ein Gemälde zur Ausſtellung geliefert.

Das Sujet iſt ſehr verfänglich, und wir müſſen, wo nicht die Wahl, doch gewiß die Auffaſſung deſſelben beſtimmt tadeln. Dieſes Sujet, der Bibel entlehnt, iſt die Geſchichte Juda's und ſeiner Schwiegertochter Thamar. Nach unſern modernen Begriffen und Gefühlen erſcheinen uns beide Perſonen in einem ſehr unſittlichen Lichte. Jedoch nach der Anſicht des Alterthums, wo die höchſte Aufgabe des Weibes darin beſtand, daß ſie Kinder gebar, daß ſie den Stamm ihres Mannes fortpflanze — (zumal nach der althebräiſchen Denkweiſe, wo der nächſte Anverwandte die Wittwe eines Verſtorbenen heirathen mußte, wenn derſelbe kinderlos ſtarb, nicht blos damit durch ſolche poſthume Nachkommenſchaft die Familiengüter, ſondern damit auch das Andenken der Todten, ihr Fortleben in den Spätergebornen, gleichſam ihre irdiſche Unſterblichkeit, geſichert werde) — nach ſolcher antiken Anſchauungsweiſe war die Handlung der Thamar eine höchſt ſittliche, fromme, gottgefällige That, naiv ſchön und faſt ſo heroiſch wie die That der Judith, die unſern heutigen Patriotismusgefühlen ſchon etwas näher ſteht. Was ihren Schwiegervater Juda betrifft, ſo vindiciren wir für ihn eben keinen Lorbeer, aber wir behaupten, daß er in keinem Falle eine Sünde beging. Denn erſtens war die Beiwohnung eines Weibes, das er an der Landſtraße fand, für den Hebräer der Vorzeit eben ſo wenig eine unerlaubte Handlung, wie der Genuß einer Frucht, die er von einem Baume an der Straße abgebrochen hätte, um ſeinen Durſt zu löſchen; und es war gewiß ein heißer Tag im heißen Meſopotamien, und der arme Erzvater Juda lechzte nach einer Erfriſchung. Und dann trägt ſeine Handlung ganz den Stempel des göttlichen Willens, ſie war eine providencielle: ohne jenen großen Durſt hätte Thamar kein Kind bekommen; dieſes Kind aber wurde der Ahnherr Davids, welcher als König über Juda und Iſrael herrſchte, und es ward alſo zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jeſus von Nazareth.

Was die Auffaſſung dieſes Sujets betrifft, ſo will ich, ohne mich in einen allzu homiletiſchen Tadel einzulaſſen, dieſelbe mit wenigen Worten beſchreiben. Thamar, die ſchöne Perſon, ſitzt an der Landſtraße und offenbart bei dieſer Gelegenheit ihre üppigſten Reize. Fuß, Bein, Knie u. ſ. w. ſind von einer Vollendung, die an Poeſie gränzt. Der Buſen quillt hervor aus dem knappen Gewand, blühend, duftig, verlockend, wie die verbotene Frucht im Garten Eden. Mit der rechten Hand, die ebenfalls entzückend trefflich gemalt iſt, hält ſich die Schöne einen Zipfel ihres weißen Gewandes vors Geſicht, ſo daß nur die Stirn und die Augen ſichtbar. Dieſe großen ſchwarzen Augen ſind verführeriſch wie die Stimme der glatten Satansmuhme. Das Weib iſt zu gleicher Zeit Apfel und Schlange, und wir dürfen den armen Juda nicht deswegen verdammen, daß er ihr die verlangten Pfänder, Stab, Ring und Gürtel ſehr haſtig hinreicht. Sie hat, um dieſelben in Empfang zu nehmen, die linke Hand ausgeſtreckt, während ſie, wie geſagt, mit der rechten das Geſicht verhüllt. Dieſe doppelte Bewegung der Hände iſt von einer Wahrheit, wie ſie die Kunſt nur in ihren glücklichſten Momenten hervorbringt. Es iſt hier eine Naturtreue, die zauberhaft wirkt. Dem Juda gab der Maler eine begehrliche Phyſiognomie, die eher an einen Faun als an einen Patriarchen erinnern dürfte, und ſeine ganze Bekleidung beſteht in jener weißen wollenen Decke, die ſeit der Eroberung Algiers auf ſo vielen Bildern eine große Rolle ſpielt. Seit die Franzoſen mit dem Orient in unmittelbarſte

Bekanntſchaft getreten, geben ihre Maler auch den Helden der Bibel ein wahrhaftes morgenländiſches Coſtüm. Das frühere traditionelle Idealcoſtüm iſt in der That etwas abgenutzt durch dreihundertjährigen Gebrauch, und am allerwenigſten wäre es paſſend, nach dem Beiſpiel der Venetianer, die alten Hebräer in einer modernen Tagestracht zu vermummen. Auch Landſchaft und Thiere des Morgenlandes behandeln ſeitdem die Franzoſen mit größerer Treue in ihren Hiſtorienbildern, und dem Kameele, welches ſich auf dem Gemälde des Horaz Vernet befindet, ſieht man es wohl an, daß der Maler es unmittelbar nach der Natur copirt und nicht, wie ein deutſcher Maler, aus der Tiefe ſeines Gemüths geſchöpft hat. Ein deutſcher Maler hätte vielleicht hier, in der Kopfbildung des Kameels, das Sinnige, das Vorweltliche, ja das Altteſtamentaliſche hervortreten laſſen. Aber der Franzoſe hat nur eben ein Kameel gemalt wie Gott es erſchaffen hat, ein oberflächliches Kameel, woran kein einzig ſymboliſches Haar iſt, und welches, ſein Haupt herverſtreckend über die Schulter des Juda, mit der größten Gleichgültigkeit dem verfänglichen Handel zuſchaut. Dieſe Gleichgültigkeit, dieſer Indifferentismus, iſt ein

Grundzug des in Rede ſtehenden Gemäldes, und auch in dieſer Beziehung trägt daſſelbe das Gepräge unſrer Periode. Der Maler tauchte ſeinen Pinſel weder in die ätzende Böswilligkeit Voltaire'ſcher Satire, noch in die liederlichen Schmutztöpfe von Parny und Conſorten; ihn leitet weder Polemik noch Immoralität; die Bibel gilt ihm ſo viel wie jedes andere Buch, er betrachtet daſſelbe mit echter Toleranz, er hat gar kein Vorurtheil mehr gegen dieſes Buch, er findet es ſogar hübſch und amüſant, und er verſchmäht es nicht, demſelben ſeine Sujets zu entlehnen. In dieſer Weiſe malte er Judith, Rebekka am Brunnen, Abraham und Hagar, und ſo malte er auch Juda und Thamar, ein vortreffliches Gemälde, das wegen ſeiner localartigen Auffaſſung ein ſehr paſſendes Altarbild wäre für die pariſer neue Kirche von Notre-Dame-de-Lorette, im Lorettenquartier.

Horaz Vernet gilt bei der Menge für den größten Maler Frankreichs, und ich möchte dieſer Anſicht nicht widerſprechen. Jedenfalls iſt er der nationalſte der franzöſiſchen Maler, und er überragt ſie alle durch das fruchtbare Können, durch die dämoniſche Ueberſchwänglichkeit, durch die ewig blühende Selbſtverjüngung ſeiner Schöpferkraft. Das Malen iſt ihm angeboren wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vogel das Singen, und ſeine Werke erſcheinen wie Ergebniſſe der Nothwendigkeit. Kein Stil, aber Natur. Fruchtbarkeit die ans Lächerliche grenzt. Eine Caricatur hat den Horaz Vernet dargeſtellt, wie er auf einem hohen Roſſe, mit einem Pinſel in der Hand, vor einer ungeheuer lang ausgeſpannten Leinwand hinreitet und im Galop malt; ſobald er ans Ende der Leinwand anlangt, iſt auch das Gemälde fertig. Welche Menge von coloſſalen Schlachtſtücken hat er in der jüngſten Zeit für Verſailles geliefert! In der That, mit Ausnahme von Oeſterreich und Preußen, beſitzt wohl kein deutſcher Fürſt ſo viele Soldaten, wie deren Horaz Vernet ſchon gemalt hat! Wenn die fromme Sage wahr iſt, daß am Tage der Auferſtehung jeden Menſchen auch ſeine Werke nach der Stätte des Gerichtes begleiten, ſo wird gewiß Horaz Vernet am jüngſten Tage in Begleitung von einigen Hunderttauſend Mann Fußvolk und Cavalerie im Thale Joſaphat anlangen. Wie furchtbar auch die Richter ſein mögen, die dorten ſitzen werden, um die Lebenden und Todten zu richten, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie den Horaz Vernet ob der Ungebührlichkeit, womit er Juda und Thamar behandelte, zum ewigen Feuer verdammen werden. Ich glaube es nicht. Denn erſtens, das Gemälde iſt ſo vortrefflich gemalt, daß man ſchon deshalb den Beklagten freiſprechen müßte. Zweitens iſt der Horaz Vernet ein Genie, und dem Genie ſind Dinge erlaubt, die den gewöhnlichen Sündern verboten ſind. Und endlich, wer an der Spitze von einigen 100,000 Soldaten anmarſchirt kömmt, dem wird ebenfalls viel verziehen, ſelbſt wenn er zufälligerweiſe kein Genie wäre.

LX.

Paris, 1. Juni 1843.

Der Kampf gegen die Univerſität, der von clericaler Seite noch immer fortgeſetzt wird, ſo wie auch die entſchiedene Gegenwehr, wobei ſich beſonders Michelet und Quinet hervorthaten, beſchäftigt noch immer das große Publicum. Vielleicht wird dieſes Intereſſe bald wieder verdrängt von irgend einer neuen Tagesfrage; aber der Zwiſt ſelbſt wird ſo bald nicht geſchlichtet ſein, denn er wurzelt in einem Zwieſpalt, der Jahrhunderte alt iſt, und vielleicht als der letzte Grund aller Umwälzungen im franzöſiſchen Staatsleben betrachtet werden dürfte. Es handelt ſich hier weder um Jeſuiten noch um Freiheit des Unterrichts; beides ſind nur Loſungsworte, ſie ſind keineswegs der Ausdruck deſſen, was die kriegführenden Parteien denken und wollen. Etwas ganz anderes, als man zu geſtehen wagt, wo nicht gar das Gegentheil der innern Ueberzeugung, wird auf beiden Seiten ausgeſprochen. Man ſchlägt manchmal auf den Sack und meint den Eſel, heißt das altdeutſche Sprichwort. Wir hegen eine zu gute Meinung von dem Verſtande der Univerſitätsprofeſſoren, als daß wir annehmen dürften, ſie polemiſirten im vollſten Ernſte gegen den todten Ritter Ignaz von Loyola und ſeine Grabesgenoſſen. Wir ſchenken hingegen dem Liberalismus der Gegner zu wenig Glauben, als daß wir ihre radicalen Grundſätze in Betreff der Lehrfreiheit, ihre eifrige Anpreiſung der Freiheit des Unterrichts, für baare Münze nehmen möchten. Das öffentliche Feldgeſchrei iſt hier im Widerſpruch mit dem geheimen Gedanken. Gelehrte Liſt und fromme Lüge. Die wahre Bedeutung dieſer Zwiſte iſt nichts anderes als die uralte Oppoſition zwiſchen Philoſophie und Religion, zwiſchen Vernunfterkenntniß und Offenbarungsglauben, eine Oppoſition, die, von den Männern der Wiſſenſchaft geleitet, ſowohl im Adel wie in der Bürgerſchaft beſtändig gährte, und in den neunziger Jahren den Sieg erfocht. Ja bei einigen überlebenden Acteurs der franzöſiſchen Staatstragödie, bei Politikern von tiefſter Erinnerung, erlauſchte ich nicht ſelten das Bekenntniß, daß die ganze franzöſiſche Revolution zuletzt doch nur durch den Haß gegen die Kirche entſtanden ſei, und daß man den Thron zertrümmerte, weil er den Altar ſchützte. Die conſtitutionelle Monarchie hätte ſich, ihrer Meinung nach, ſchon unter Ludwig XVI. feſtſetzen können; aber man fürchtete, daß der ſtrenggläubige König der neuen Verfaſſung nicht treu bleiben könne aus frommen Gewiſſensſcrupeln, man fürchtete, daß ihm ſeine religiöſen Ueberzeugungen höher gelten würden, als ſeine irdiſchen Intereſſen — und Ludwig XVI. ward das Opfer dieſer Furcht, dieſes Argwohns, dieſes Verdachtes! Il était suspect; das war in jener Schreckenszeit ein Verbrechen, worauf die Todesſtrafe ſtand.

Obgleich Napoleon die Kirche in Frankreich wieder herſtellte und begünſtigte, ſo galt doch ſein eiſerner Willenſtolz für eine hinlängliche Bürgſchaft, daß die Geiſtlichkeit unter ſeiner Regierung ſich nicht allzuſehr überheben oder gar zur Herrſchaft emporſchwingen würde: er hielt ſie eben ſo ſehr im Zaum wie uns andre, und ſeine Grenadiere, welche mit blankem Gewehr neben der Proceſſion einher marſchirten, ſchienen weniger die Ehrengarde als vielmehr die Gefangenſchaftsescorte der Religion zu ſein. Der gewaltige Imperator wollte allein regieren, wollte auch mit dem Himmel ſeine Gewalt nicht theilen, das wußte jeder. Im Beginn der Reſtauration wurden ſchon die Geſichter länger, und die Männer der Wiſſenſchaft fühlten wieder ein geheimes Grauen. Aber Ludwig XVIII. war ein Mann ohne religiöſes Bewußtſein, ein Witzling, der ſehr dick war, ſchlechte lateiniſche Verſe machte, und gute Leberpaſteten aß; das beruhigte das Publicum. Man wußte, daß er Krone und Haupt nicht gefährden werde, um den Himmel zu gewinnen, und je weniger man ihn als Menſch achtete, deſto größeres Vertrauen flößte er ein als König von Frankreich: ſeine Frivolität war eine Garantie, dieſe ſchützte ihn ſelbſt vor dem Verdacht, den ſchwarzen Erbfeind zu begünſtigen, und wäre er am Leben geblieben, ſo hätten die Franzoſen keine neue Revolution gemacht. Dieſe machten ſie unter der Regierung Karls X., eines Königs, der perſönlich die höchſte Achtung verdiente, und von dem man im voraus überzeugt war, daß er, dem Heile ſeiner Seele alle Erdengüter opfernd, mit ritterlichem Muthe bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die revolutionairen Heiden. Man ſtürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen edlen, gewiſſenhaften ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, ebenſo wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend geweſen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieſer Verdacht iſt auch der wahre Grund, weshalb ſein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat: man weiß, daß ihn die Geiſtlichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es iſt ein wahres Glück für die Juliusdynaſtie, daß ſie durch Zufall und Zeitumſtände dieſem tödtlichen Verdachte entgangen iſt. Der Vater Ludwig Philipps war wenigſtens kein Frömmler; das geſtehen ſelbſt ſeine ärgſten Verleumder. Er geſtattete dem Sohne die freie Ausbildung ſeines Geiſtes, und dieſer hat mit der Ammenmilch die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts eingeſogen. Auch lautet der Refrain aller legitimiſtiſchen Klagen, daß der jetzige König nicht gottesfürchtig genug ſei, daß er immer ein liberaler Freigeiſt geweſen, und daß er ſogar ſeine Kinder in Unglauben heranwachſen laſſe. In der That, ſeine Söhne ſind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in deſſen öffentlichen Collegien ſie ihren Unterricht genoſſen. Der verſtorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig viel gelernt hatte. Der Umſtand, daß die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Proteſtantin, iſt von unabſehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynaſtie ſo fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtsdeſtoweniger ſeine große politiſche Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Clerus in der letzten Zeit emporblühte, wie bedeutend auch ſeine Stellung in der Geſellſchaft, wie ſehr er auch gedeiht, ſo ſind doch die Gegner immer gerüſtet ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächtlichem Ueberfall der Liberalismus ſein „Burſche heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenſtern die Lichter zum Vorſchein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern, wo nicht gar mit den Piken des Jakobinismus. Der Clerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrſchaft gelangen, und wir ſind unparteiiſch genug, um ſeine geheimen und öffentlichen Beſtrebungen nicht den kleinen Trieben des Ehrgeizes, ſondern den uneigennützigſten Beſorgniſſen für das Seelenheil des Volkes zuzuſchreiben. Die Erziehung der Jugend iſt ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügſten befördert wird, auch iſt auf dieſem Wege ſchon das Unglaublichſte geſchehen, und der Clerus mußte nothwendigerweiſe mit den Befugniſſen der Univerſität in Colliſion gerathen. Um die Oberaufſicht des vom Staat organiſirten liberalen Unterrichts zu vernichten, ſuchte man die revolutionairen Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Intereſſe zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten ſie zur Herrſchaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, ſchwärmen jetzt mit begeiſterten Phraſen für Lehrfreiheit, und klagen über Geiſtesmonopol. Der Kampf mit der Univerſität war alſo kein zufälliges Scharmützel, und mußte früh oder ſpät ausbrechen; der Widerſtand war ebenfalls ein Act der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Luſt, mußte dennoch die Univerſität den Fehdehandſchuh aufnehmen. Aber ſelbſt den gemäßigtſten ſtieg bald das kochende Blut der Leidenſchaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondſcheinſanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College-de-France die Worte ausrief: »Um Euch fortzujagen, haben wir eine Dynaſtie geſtürzt, und iſt es nöthig, ſo werden wir noch ſechs Dynaſtien umſtürzen, um Euch fortzujagen!« — Daß eben Menſchen wie Michelet und ſein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigſten Kämpen aufgetreten gegen die Cleriſei, iſt eine merkwürdige Erſcheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerſt die Schriften dieſer Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugniß geben von tiefſter Sympathie für das Chriſtenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der franzöſiſchen Geſchichte von Michelet, wo der Verfaſſer von der Liebesangſt ſpricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu beſprechen habe: es ſei ihm dann zu Muthe, wie damals, als er ſeine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette ſich durchgelegen hatte, ſo daß er nur mit aller erſinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Es zeugt gewiß nicht von jener Klugheit, die man ſonſt als Jeſuitismus bezeichnet hat, daß man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigſten Widerſtand aufſtachelte. Der Ernſt möchte uns ſchier verlaſſen, indem wir dieſen Mißgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieſer Michelet iſt ein geborner Spiritualiſt, Niemand hegt einen tiefern Abſcheu vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion iſt, und mit denen er ſich jetzt dennoch verbündete. Er hat ſogar zur Logik ſeine Zuflucht nehmen müſſen! Hartes Schickſal für einen Mann, der ſich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimiſch fühlt, der ſich am liebſten auf myſtiſch blauen Gefühlswogen ſchaukelt, und ſich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht ſymboliſch vermummt! Ueber ſeine Sucht der Symbolik, über ſein beſtändiges Hinweiſen auf das Symboliſche, habe ich im Quartier Latin zuweilen ſehr anmuthig ſcherzen hören, und Michelet heißt dort Monſieur Symbole. Die Vorherrſchaft der Phantaſie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die ſtudirende Jugend, und ich habe mehrmals vergebens verſucht, bei Monſieur Symbole im Collége-de-France zu hospitiren; ich fand den Hörſaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeiſterung ſich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und ſtrenge Redlichkeit iſt vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn ſo ehrt und liebt. Als Schriftſteller behauptet Michelet den erſten Rang. Seine Sprache iſt die holdſeligſte, die man ſich denken kann, und alle Edelſteine der Poeſie glänzen in ſeiner Darſtellung. Soll ich einen Tadel ausſprechen, ſo möchte ich zunächſt den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern: wir begegnen hier einer bis zur Fratze geſteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauſchten Uebermaß, wo das Erhabene überſchlägt ins Scurrile und das Sinnige ins Läppiſche. Iſt er ein großer Hiſtoriker? Verdient er neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, dieſen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geſchichte in einer ganz andern Weiſe ſchreibt. Soll der Hiſtoriker, nachdem er geforſcht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anſchauung bringen; ſoll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todte Vergangenheit aus dem Grabe beſchwören, daß ſie lebendig vor unſre Seele tritt — iſt dieſes die Aufgabe, ſo können wir verſichern, daß Michelet ſie vollſtändig löſt. Mein großer Lehrer, der ſelige Hegel, ſagte mir einſt: wenn man die Träume aufgeſchrieben hätte, welche die Menſchen während einer beſtimmten Periode geträumt haben, ſo würde einem aus der Lectüre dieſer geſammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiſte jener Periode aufſteigen. Michelets franzöſiſche Geſchichte iſt eine ſolche Collection von Träumen, ein ſolches Traumbuch: das ganze träumende Mittelalter ſchaut daraus hervor mit ſeinen tiefen leidenden Augen, mit dem geſpenſtigen Lächeln, und wir erſchrecken faſt ob der grellen Wahrheit der Farbe und Geſtalt. In der That, für die Schilderung jener ſomnambulen Zeit paßte eben ein ſomnambuler Geſchichtſchreiber, wie Michelet.

In derſelben Weiſe wie gegen Michelet, hat gegen Quinet ſowohl die clericale Partei als auch die Regierung ein höchſt unkluges Verfahren eingeſchlagen. Daß erſtere, die Männer der Liebe und des Friedens, ſich in ihrem frommen Eifer weder klug noch ſanftmüthig zeigen würden, ſetzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wiſſenſchaft, hätte ſich doch milder und vernünftiger benehmen können. Iſt der Geiſt Guizots ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menſchlichen Geiſtes gegen Lug und Cleriſei am ſtandhafteſten vertheidigen würde? Als er, nach dem Sturz von Thiers, ans Ruder kam, ſchwärmten für ihn alle Schulmeiſter Germanias, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenſtand. Dieſe Hoſianna-Tage ſind vorüber, und es ergreift uns eine Verzagniß, ein Zweifel, ein Mißmuth, der nicht auszuſprechen weiß, was er nur dunkel empfindet und ahndet, und der ſich endlich in ein grämliches Stillſchweigen verſenkt. Da wir wirklich nicht recht wiſſen was wir ſagen ſollen, da wir an dem alten Meiſter irre geworden, ſo dürfte es wohl am rathſamſten ſein, von andern Dingen zu ſchwatzen als von der Tagespolitik im gelangweilten, ſchläfrigen und gähnenden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unſre unmaßgebliche Rüge ausſprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht ſo ſchnöde reizen dürfen, daß auch dieſer jetzt, ganz ſeinem innerſten Naturell zuwider, getrieben ward, das Chriſtkind mit ſammt dem Bade auszuſchütten und in die Reihen jener Cohorten zu treten, welche die äußerſte Linke der revolutionairen Armada bilden. Spiritualiſten ſind alles fähig, wenn man ſie raſend macht, und ſie können alsdann ſogar in den nüchtern vernünftigſten Rationalismus überſchnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die craſſeſten Jakobiner werden, die tollſten Vernunftanbeter, fanatiſche Nachtreter von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet ſind nicht blos gute Cameraden, getreue Waffenbrüder, ſondern auch wahlverwandte Geiſtesgenoſſen. Dieſelben Sympathien, dieſelben Antipathien. Nur iſt das Gemüth des einen weicher, ich möchte ſagen indiſcher; der andere hat hingegen in ſeinem Weſen etwas Derbes, etwas Gothiſches. Michelet mahnt mich an die großblumig ſtark gewürzten Rieſengedichte des Mahabharata; Quinet erinnert vielmehr an die eben ſo ungeheuerlichen, aber ſchrofferen und felſenhafteren Lieder der Edda. Quinet iſt eine nordiſche Natur, man kann ſagen eine deutſche, ſie hat ganz den deutſchen Charakter, im guten wie im üblen Sinne; Deutſchlands Odem weht in allen ſeinen Schriften. Wenn ich den Ahasver oder andre Quinet'ſche Poeſien leſe, wird mir ganz heimathlich zu Muthe, ich glaube die vaterländiſchen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbveiglein, wohlbekannte Glockentöne ſummen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln: deutſchen Tiefſinn, deutſchen Denkerſchmerz, deutſche Gemüthlichkeit, deutſche Maikäfer, mitunter ſogar ein Bischen deutſche Langeweile finde ich in den Schriften unſeres Edgar Quinet. Ja, er iſt der unſrige, er iſt ein Deutſcher, eine gute deutſche Haut, obgleich er ſich in jüngſter Zeit als ein wüthender Germanenfreſſer geberdete. Die rauhe, etwas täppiſche Weiſe, womit er in der »Revue des deux Mondes« gegen uns loszog, war nichts weniger als franzöſiſch, und eben an dem tüchtigen Fauſtſchlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar iſt ganz ein Deutſcher, nicht blos dem Geiſte, ſondern auch der äußern Erſcheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiß für irgend einen Halle'ſchen Theologen, der eben durchs Examen gefallen, und um ſich zu erholen nach Frankreich gedämmert. Eine kräftige, vierſchrötige, ungekämmte Geſtalt. Ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Geſicht. Grauer, ſchlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben ſcheint. Stiefel, die vielleicht einſt Jakob Böhm beſohlte.

Quinet hat lange Zeit jenſeits des Rheines gelebt, namentlich in Heidelberg, wo er ſtudirte und ſich täglich in Creuzers Symbolik berauſchte. Er durchwanderte ganz Deutſchland zu Fuß, beſah alle unſere gothiſchen Ruinen und ſchmollirte dort mit den ausgezeichnetſten Geſpenſtern. Im teutoburger Walde, wo Hermann den Varus ſchlug, hat er weſtphäliſchen Schinken mit Pumpernickel gegeſſen; auf dem Sennenſtein gab er ſeine Karte ab. Ob er auch zu Mölln Eulenſpiegels Grab beſuchte, kann ich nicht behaupten. Was ich aber ganz beſtimmt weiß, das iſt: es giebt jetzt in der ganzen Welt keine drei Dichter, die ſo viel Phantaſie, Ideenreichthum und Genialität beſitzen wie Edgar Quinet.

LXI.

Paris, 21. Juni 1843.

Alle Jahre beſuche ich regelmäßig die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin, wo man ſich ſtundenlang vorher einfinden muß um Platz zu finden, unter der Elite der Geiſtesariſtokratie, wozu glücklicherweiſe die ſchönſten Damen gehören. Nach langem Warten kommen endlich durch eine Seitenthür die Herren Academiker, die Mehrzahl aus Leuten beſtehend, die ſehr alt oder wenigſtens nicht ſehr geſund ſind; Schönheit darf hier nicht geſucht werden. Sie ſetzen ſich auf ihre langen, harten Holzbänke; man ſpricht zwar von den Fauteuils der Academie, aber dieſe exiſtiren nicht in der Wirklichkeit und ſind nur eine Fiction. Die Sitzung beginnt mit einer langen, langweiligen Rede über die Jahresarbeiten und die eingegangenen Preisſchriften, die der temporäre Präſident zu halten pflegt. Hierauf erhebt ſich der Secretair, der perpetuelle, deſſen Amt ein ewiges iſt, wie das Königthum. Die Secretaire der Academie und Ludwig Philipp ſind Perſonen, die nicht durch Miniſter- oder Kammerlaune abgeſetzt werden können. Leider iſt Ludwig Philipp ſchon hochbejahrt, und wir wiſſen noch nicht, ob ſein Nachfolger uns mit gleichem Talent die ſchöne Friedensruhe erhalten wird. Aber Mignet iſt noch jung, oder, was noch beſſer, er iſt der Typus der Jugendlichkeit ſelbſt, er bleibt verſchont von der Hand der Zeit, die uns andern die Haare weiß färbt, wo nicht gar ausrauft, und die Stirne ſo häßlich fältelt: der ſchöne Mignet trägt noch ſeine goldlockichte Friſur wie vor zwölf Jahren, und ſein Antlitz iſt noch immer blühend wie das der Olympier. Sobald der Perpetuelle auf die Rednerbühne getreten, nimmt er ſeine Lorgnette und beäugelt das Publicum

»Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, es fehlt kein theures Haupt.«

Hierauf betrachtet er auch die um ihn her ſitzenden Collegen, und wenn ich boshaft wäre, würde ich ſeinen Blick ganz eigen commentiren. Er kommt mir in ſolchen Momenten immer vor wie ein Hirt, der ſeine Heerde muſtert. Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der ſie alle überleben und ſie früh oder ſpät in ſeinen Précis historiques ſeciren und einbalſamiren wird. Er ſcheint eines Jeden Geſundheitszuſtand zu prüfen, um ſich zu der künftigen Rede vorbereiten zu können. Der alte Ballanche ſieht ſehr krank aus, und Mignet ſchüttelt den Kopf. Da jener arme Mann gar kein Leben gelebt und auf dieſer Erde gar nichts anderes gethan hat, als daß er zu den Füßen von Madame Recamier ſaß und Bücher ſchrieb, die niemand lieſt und jeder lobt, ſo wird Mignet wirklich ſeine Noth haben, ihm in ſeinem Précis historique eine menſchliche Seite abzugewinnen, und ihn genießbar zu machen.

In der heurigen Sitzung war der verſtorbene Daunou der Gegenſtand, den Mignet behandelte. Zu meiner Schande geſtehe ich, daß letzterer mir unbegreiflich wenig bekannt war, daß ich nur mit Mühe einige ſeiner Lebensmomente in meinem Gedächtniſſe wiederfand. Auch bei Anderen, beſonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwiſſenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieſer Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiſerthume die wichtigſten Aemter bekleidet, und dennoch war er bis an ſein Lebensende ein tadelloſer Verfechter der Menſchheitsrechte, ein unbeugſamer Kämpe gegen Geiſtesknechtſchaft, einer jener hohen Organiſatoren der Freiheit, die gut ſprachen, aber noch beſſer handelten, und das ſchöne Wort in die heilſame That umſchufen. Warum aber iſt er trotz aller ſeiner Verdienſte, trotz ſeiner raſtloſen politiſchen und literariſchen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unſrer Erinnerung ſein Name nicht ſo farbig wie die Namen ſo mancher ſeiner Collegen, die eine minder bedeutende Rolle geſpielt? Was fehlte ihm um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte ſagen: die Leidenſchaft. Nur durch irgend eine Manifeſtation der Leidenſchaft werden die Menſchen auf dieſer Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber ſie müſſen das leidenſchaftliche Gepräge tragen. Ja, ſogar die zufällige Begegnung mit großen Ereigniſſen der Leidenſchaft gewährt unſterblichen Nachruhm. Der ſelige Daunou war aber ein ſtiller Mönch, der den klöſterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her raſeten, der ſein Tagwerk vollbrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der eben ſo beſcheiden ſtarb, wie er beſcheiden lebte. Ich will nicht ſagen, daß ſeine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Gepraſſel, ohne Spectakel.

Trotz dem ſcheinloſen Leben des Mannes wußte Mignet doch Intereſſe für dieſen ſtillen Helden zu erregen, und da dieſer das höchſte Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein ſo rühmenswerther Menſch geweſen, hätte er gar zu jenen charakterloſen Fröſchen gehört, deren ſo mancher im Sumpf (Marais) des Conventes ſaß und ſchweigſam fortlebte, während die Beſſern ſich um den Kopf ſprachen, ja er hätte ſogar ein Lump ſein können, ſo würde ihn dennoch der Weihrauchkeſſel des officiellen Lobes ſattſam eingequalmt haben. Obgleich Mignet ſeine Reden Précis historiques nennt, ſo ſind ſie doch noch immer die alten Eloges, und es ſind noch dieſelben Complimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß ſie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperrücken ſtecken, ſondern ſehr modern friſirt ſind. Und der jetzige Secretaire perpetuel der Academie iſt einer der größten Friſeure unſrer Zeit, und beſitzt den rechten Schick für dieſes edle Gewerbe. Selbſt wenn an einem Menſchen kein einziges gutes Haar iſt, weiß er ihm doch einige Löckchen des Lobes anzukräuſeln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phraſe zu verbergen. Wie glücklich ſind doch dieſe franzöſiſchen Academiker! Da ſitzen ſie im ſüßeſten Seelenfrieden auf ihren ſichern Bänken, und ſie können ruhig ſterben, denn ſie wiſſen, wie bedenklich auch ihre Handlungen geweſen, ſo wird ſie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preiſen. Unter den Palmen ſeines Wortes, die ewig grün wie die ſeiner Uniform, eingelullt von dem Geplätſcher der oratoriſchen Antitheſen, lagern ſie hier in der Academie wie in einer kühlen Oaſe. Die Karawane der Menſchheit aber ſchreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne daß ſie es merkten, oder etwas anders vernahmen als das Geklingel der Kameele.

Anhang.

Communismus, Philoſophie und Cleriſei.

I.

Paris, 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſirt und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correſpondenz beſorgt, ſo würden meine Collegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiſerin-Mutter gar nichts zu berichten wiſſe, daß ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Corps zu Rom jeden Samstag regaliſire, und daß ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſcuren Häuflein, das, meiſtens aus Sclaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouirt werde. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſars, wobei Se. Majeſtät Höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daß die ſogenannten Obſcuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obſcuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäſars die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es iſt durchaus nicht meine Abſicht, hier in homiletiſche Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beiſpiel zeigen wollen, in welcher ſiegreichen Weiſe eine ſpätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten ſehr oft von einer kleinen Gemeinde geſprochen, die, der Eccleſia preſſa des erſten Jahrhunderts ſehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düſterer Zerſtörungswille ebenfalls an galiläiſche Anfänge erinnert. Ich ſpreche wieder von den Communiſten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entſchloſſene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, deſſen Bekenner, unter ſeltſamen Aushängeſchildern, noch immer am Leben ſind, ſo wie auch für die Fourriériſten, die noch friſch und rührig wirken, dieſelbe Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; aber dieſe ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die ſociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und ſie werden nicht getrieben von dämoniſcher Nothwendigkeit, ſie ſind nicht die prädeſtinirten Knechte, womit der höchſte Weltwille ſeine ungeheuren Beſchlüſſe durchſetzt. Früh oder ſpät wird die zerſtreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalſtab der Fourriériſten zu dem wachſenden Heere des Communismus übergehen, und, dem rohen Bedürfniſſe das geſtaltende Wort leihend, gleichſam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine ſolche Rolle ſpielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Biſchöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für ſeinen damaligen Stand viel zu trübſinnig zu ſein. Auch hat ihm Enfantin das ſarcaſtiſche Lob ertheilt: „Das iſt der tugendhafteſte Menſch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings etwas vom alten Sauerteig der Entſagungsperiode, etwas verſchollen Stoiſches, das in unſrer Zeit ein faſt befremdlicher Anachronismus iſt, und gar den heitern Richtungen einer phanteiſtiſchen Genußreligion gegenüber, als eine honorable Lächerlichkeit erſcheinen mußte. Auch ward es dieſem traurigen Vogel am Ende ſehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin ſo viele Goldfaſanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erſte, der gegen die Doctrin von der neuen Sittlichkeit proteſtirte und ſich mit einem fanatiſchen Anathema von der fröhlich bunten Genoſſenſchaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinſchaft mit Hippolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique und die Artikel, die er darin ſchrieb, ſo wie auch ſein Buch De l'humanité bilden den Uebergang zu den Doctrinen, die er jetzt, ſeit einem Jahre, in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyclopädie ausſieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigſten wirken, darüber kann ich nichts Beſtimmtes ſagen. So viel darf ich behaupten, daß dieſes Werk eine würdige Fortſetzung ſeines Vorgängers iſt, jenes coloſſalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wiſſen ſeines Jahrhunderts reſumirte. In einem beſondern Abdruck erſchienen die Artikel, welche Leroux in ſeiner Encyklopädie gegen den Couſin'ſchen Eklecticismus oder Eklectismus, wie die Franzoſen das Unding nennen, geſchrieben hat. Couſin iſt überhaupt das ſchwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux ſeit undenklicher Zeit polemiſirt, und dieſe Polemik iſt bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht ſie ihren raſend gefährlichſten und ſcandaloſeſten Gipfel. Couſin wird hier nicht blos wegen ſeiner eigenen Denkweiſe angegriffen, ſondern auch bösartiger Handlungen beſchuldigt. Diesmal läßt ſich die Tugend vom Winde der Leidenſchaft am weiteſten fortreißen, und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wiſſen es aus guter Quelle, daß Couſin zufälligerweiſe ganz unſchuldig iſt an den unverzeihlichen Modificirungen, welche die poſthume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagen, daß Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publication der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihülfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre perſönlichen Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daß ihn die radicale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch dieſer wollte gern, daß ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doctrin am liberalſten war, ſprach ſie dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verclauſulirter Form aus, daß nicht blos die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem Irrthum, und erſt heute verſtehen wir dieſes Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngſt die äußerſte Linke in Frankreich gegen Couſin eiferte. Nur daß bei dieſem die äußerſte Rechte ſich nicht täuſchen läßt durch die Vorſichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Cleriſei zeigt ſich hier weit ſcharfſichtiger als die königlich-preußiſch-proteſtantiſche; ſie weiß ganz beſtimmt, daß die Philoſophie ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſie weiß, daß dieſer Feind ſie aus der Sorbonne verdrängt hat, und um dieſe Feſtung wieder zu erobern, unternahm ſie gegen Couſin einen Vertilgungskrieg, und ſie führt ihn mit jener geweihten Tactik, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Couſin von zwei entgegengeſetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbiſchofs von Chartres, gegen ihn verrückt, ſtürmen auf ihn los auch die Sansculotten des Gedanken, brave Herzen, ſchwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In dieſem Kampfe ſind alle unſre Siegeswünſche für Couſin; denn, wenn auch die Bevorrechtung der Univerſität ihre Uebelſtände hat, ſo verhindert ſie doch, daß der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbittlicher Grauſamkeit die Männer der Wiſſenſchaft und des Fortſchrittes verfolgten, und ſo lange Couſin in der Sorbonne wohnt, wird wenigſtens dort nicht wie ehemals der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolemik angewendet werden. Ja, er wohnt dort als Gonfaloniere der Gedankenfreiheit, und das Banner derſelben weht über dem ſonſt ſo verrufenen Obſcurantenneſte der Sorbonne. Was uns für Couſin noch beſonders ſtimmt, iſt die liebreiche Perfidie, womit man die Beſchuldigungen des Pierre Leroux auszubeuten wußte. Die Argliſt hatte ſich diesmal hinter die Tugend verſteckt, und Couſin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er ſie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob von der clericalen Partei geſpendet werden müßte: Janſeniſten ebenſowohl wie Jeſuiten predigten ja immer den Grundſatz, daß man um jeden Preis das öffentliche Aergerniß zu verhindern ſuche. Nur das öffentliche Aergerniß ſei die Sünde, und nur dieſe ſolle man vermeiden, ſagte gar ſalbungsvoll der fromme Mann, den Molière kanoniſirt hat. Aber nein, Couſin darf ſich keiner ſo erbaulichen That rühmen, wie man ſie ihm zuſchreibt; dergleichen liegt vielmehr im Charakter ſeiner Gegner, die von jeher, um den Scandal zu hintertreiben oder ſchwache Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verſchmähten, Bücher zu verſtümmeln, oder ganz umzuändern, oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgten Namen zu ſchmieden, ſo daß die koſtbarſten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälſcht ſind. Nein, der heilige Eifer des Büchercaſtrirens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philoſophen.

Und Victor Couſin iſt ein Philoſoph, in der ganzen deutſchen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux iſt es nur im Sinne der Franzoſen, die unter Philoſophie vielmehr allgemeine Unterſuchungen über geſellſchaftliche Fragen verſtehen. In der That, Victor Couſin iſt ein deutſcher Philoſoph, der ſich mehr mit dem menſchlichen Geiſte, als mit den Bedürfniſſen der Menſchheit beſchäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewiſſen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für ſich abſorbirte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke ſelbſt intereſſirte ihn zunächſt wegen der ſchönen Form, und in der Methaphyſik ergötzte ihn am Ende nur die Dialektik: von dem Ueberſetzer des Plato könnte man, das banale Wort umkehrend, gewiſſermaßen behaupten, er liebe den Plato mehr als die Wahrheit. Hier unterſcheidet ſich Couſin von den deutſchen Philoſophen: wie den letzteren, iſt auch ihm das Denken letzter Zweck des Denkens, aber zu ſolcher philoſophiſcher Abſichtsloſigkeit geſellt ſich bei ihm auch ein gewiſſer artiſtiſcher Indifferentismus. Wie ſehr muß nun dieſer Mann einem Pierre Leroux verhaßt ſein, der weit mehr ein Freund der Menſchen als der Gedanken iſt, deſſen Gedanken alle einen Hintergedanken haben, nämlich das Intereſſe der Menſchheit, und der als geborener Ikonoklaſt keinen Sinn hat für künſtleriſche Freude an der Form! In ſolcher geiſtigen Verſchiedenheit liegen genug Gründe des Grolls, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Feindſchaft des Leroux gegen Couſin aus perſönlichen Motiven, aus geringfügigen Vorfallenheiten des Tageslebens zu erklären. Ein Bischen unſchuldige Privatmalice mag mit unterlaufen; denn die Tugend, wie erhaben ſie auch das Haupt in den Wolken trägt und nur in Himmelsbetrachtungen verloren ſcheint, ſo bewahrt ſie doch im getreuſamſten Gedächtniſſe jeden kleinen Nadelſtich, den man ihr jemals verſetzt hat.

Nein, der leidenſchaftliche Grimm, die Berſerkerwuth des Pierre Leroux gegen Victor Couſin, iſt ein Ergebniß der Geiſtesdifferenz dieſer beiden Männer. Es ſind Naturen, die ſich nothwendigerweiſe abſtoßen. Nur in der Ohnmacht kommen ſie einander wieder nahe, und die gleiche Schwäche der Fundamente verleiht den entgegengeſetzten Doctrinen eine gewiſſe Aehnlichkeit. Der Eklecticismus von Couſin iſt eine feindrähtige Hängebrücke zwiſchen dem ſchottiſch plumpen Empirismus und der deutſch abſtracten Idealität, eine Brücke, die höchſtens dem leichtfüßigen Bedürfniſſe einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich einbrechen würde, wollte die Menſchheit mit ihrem ſchweren Herzensgepäcke und ihren trampelnden Schlachtroſſen darüber hinmarſchiren. Leroux iſt ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktiſchern Stile, er will eine coloſſale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen beſtehend, auf zwei Pfeilern ruhen ſoll, wovon der eine aus dem materialiſtiſchen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andere aus dem geträumten Mondſchein der Zukunft verfertigt werden, und dieſem zweiten Pfeiler giebt er zur Baſis irgend einen noch unentdeckten Stern in der Milchſtraße. Sobald dieſes Rieſenwerk fertig ſein wird, wollen wir darüber referiren. Bis jetzt läßt ſich von dem eigentlichen Syſtem des Leroux nichts Beſtimmtes ſagen, er giebt bis jetzt nur Materialien, zerſtreute Bauſteine. Auch fehlt es ihm durchaus an Methode, ein Mangel, der den Franzoſen eigenthümlich iſt, mit wenigen Ausnahmen, worunter beſonders Charles de Remuſat genannt werden muß, der in ſeinen Essais de Philosophie (ein koſtbares Meiſterbuch!) die Bedeutung der Methode begriffen und für ihre Anwendung ein großes Talent offenbart hat. Leroux iſt gewiß ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie geſagt, die Methode. Er hat blos die Ideen, und in dieſer Hinſicht iſt ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Joſeph Schelling nicht abzuſprechen, nur daß alle ſeine Ideen das befreiende Heil der Menſchheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philoſophie zu flicken, vielmehr die Philoſophie mit dem Gewande einer neuen Religion beſchenkt. Unter den deutſchen Philoſophen iſt es Krauſe, mit dem Leroux die meiſte Verwandtſchaft hat. Sein Gott iſt ebenfalls nicht außerweltlich, ſondern er iſt ein Inſaſſe dieſer Welt, behält aber dennoch eine gewiſſe Perſönlichkeit, die ihn ſehr gut kleidet. An der immortalité de l'âme kaut Leroux beſtändig, ohne davon ſatt zu werden; es iſt dies nichts als ein perfectionirtes Wiederkäuen der ältern Perfectibilitätslehre. Weil er ſich gut aufgeführt in dieſem Leben, hofft Leroux, daß er in einer ſpätern Exiſtenz zu noch größerer Vollkommenheit gedeihen werde; Gott ſtehe alsdann dem Couſin bei, wenn derſelbe nicht unterdeſſen ebenfalls Fortſchritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt funfzig Jahr alt ſein, wenigſtens ſieht er darnach aus; vielleicht iſt er jünger. Körperlich iſt er nicht von der Natur allzu verſchwenderiſch begünſtigt worden. Eine unterſetzte, ſtämmige, vierſchrötige Geſtalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux iſt ein Kind des Volks, war in ſeiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in ſeiner äußern Erſcheinung die Spuren des Proletariats. Wahrſcheinlich mit Abſicht hat er den gewöhnlichen Firniß verſchmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig iſt, ſo beſteht dieſe vielleicht in dem hartnäckigen Beharren bei der rohen Urſprünglichkeit. Es giebt Menſchen, welche nie Handſchuhe tragen, weil ſie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt: Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handſchuhe, aber ſicherlich aus ganz andern Gründen. Er iſt ein ascetiſcher Entſagungsmenſch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Adel ſeiner Geſinnung, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niederen Intereſſen opferte, überhaupt ſeine hohe Uneigennützigkeit, als nicht minder verdienſtlich anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deswegen herabſetzen, weil er keine glänzende Geſchliffenheit beſitzt und ſogar in trübes Blei gefaßt iſt. — Pierre Leroux iſt ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was ſelten iſt, einen Geiſt, der ſich zu den höchſten Speculationen emporſchwingt, und ein Herz, welches ſich verſenken kann in die Abgründe des Volksſchmerzes. Er iſt nicht blos ein denkender, ſondern auch ein fühlender Philoſoph, und ſein ganzes Leben und Streben iſt der Verbeſſerung des moraliſchen und materiellen Zuſtandes der untern Claſſen gewidmet. Er, der geſtählte Ringer, der die härteſten Schläge des Schickſals ertrüge, ohne zu zwinkern, und der wie Saint-Simon und Fourier zuweilen in der bitterſten Noth und Entbehrung darbte, ohne ſich ſonderlich zu beklagen: er iſt nicht im Stande, die Kümmerniſſe ſeiner Mitmenſchen ruhig zu ertragen, ſeine harte Augenwimper feuchtet ſich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche ſeines Mitleids ſind alsdann ſtürmiſch, raſend, nicht ſelten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiscreten Hinweiſung auf Armuth ſchuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin, dergleichen zu erwähnen; dieſe Armuth iſt charakteriſtiſch und zeigt uns, wie der vortreffliche Mann die Leiden des Volks nicht blos mit dem Verſtande erfaßt, ſondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie ſeine Gedanken in der ſchrecklichſten Realität wurzeln. Das giebt ſeinen Worten ein pulſirendes Lebensblut und einen Zauber, der ſtärker als die Macht des Talentes. — Ja, Pierre Leroux iſt arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providencielle Armuth dieſer großen Socialiſten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genuſſes und des Glückes eröffnen. In welcher gräßlichen Armuth Saint-Simon ſeine letzten Jahre verbrachte, iſt allgemein bekannt; während er ſich mit der leidenden Menſchheit, dem großen Patienten, beſchäftigte und Heilmittel erſann für deſſen achtzehnhundertjähriges Gebreſte, erkrankte er ſelbſt zuweilen vor Miſère, und er friſtete ſein Daſein nur durch Betteln. Auch Fourier mußte zu den Almoſen der Freunde ſeine Zuflucht nehmen, und wie oft ſah ich ihn, in ſeinem grauen, abgeſchabten Rocke, längs den Pfeilern des Palais-Royal haſtig dahinſchreiten, die beiden Rocktaſchen ſchwer belaſtet, ſo daß aus der einen der Hals einer Flaſche und aus der andern ein langes Brod hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerſt zeigte, machte mich aufmerkſam auf die Dürftigkeit des Mannes, der ſeine Getränke beim Weinſchank und ſein Brod beim Bäcker ſelber holen mußte. Wie kommt es, frug ich, daß ſolche Männer, ſolche Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, in Frankreich darben müſſen? Freilich, erwiederte mein Freund ſarcaſtiſch lächelnd, das macht dem geprieſenen Lande der Intelligenz keine ſonderliche Ehre, und das würde gewiß nicht bei uns in Deutſchland paſſiren: die Regierung würde bei uns die Leute von ſolchen Grundſätzen gleich unter ihre beſondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Koſt und Wohnung geben.

Ja, Armuth iſt das Loos der großen Menſchheitshelfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber dieſe Armuth iſt bei ihnen nicht blos ein Antrieb zu tieferer Forſchung und ein ſtärkendes Stahlbad der Geiſteskräfte, ſondern ſie iſt auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieſer Beziehung gleichfalls von providencieller Bedeutſamkeit. In Deutſchland wird der Mangel an irdiſchen Gütern ſehr gemüthlich entſchuldigt, und beſonders das Genie darf bei uns darben und verhungern, ohne eben verachtet zu werden. In England iſt man ſchon minder tolerant, das Verdienſt eines Mannes wird dort nur nach ſeinem Einkommen abgeſchätzt, und „how much is he worth?“ heißt buchſtäblich: wie viel Geld beſitzt er, wie viel verdient er? Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernſthaft einen Franciscanermönch fragte: wie viel es ihm jährlich einbringe, daß er ſo baarfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe? In Frankreich iſt es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnſucht des Induſtrialismus um ſich greift, ſo iſt doch die Armuth bei ausgezeichneten Perſonen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte ſchier behaupten, daß der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewiſſermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die ſonſt vortrefflichſten Leute behafte. Das mag wohl daher entſtehen, weil man bei ſo vielen die unſaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer gefloſſen. Ein Dichter ſagte: »daß der erſte König ein glücklicher Soldat war!« — in Betreff der Stifter unſrer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſche Wort ausſprechen: daß der erſte Banquier ein glücklicher Spitzbube geweſen. Der Cultus des Reichthums iſt zwar in Frankreich ſo allgemein wie in andern Ländern, aber es iſt ein Cultus ohne heiligen Reſpect: die Franzoſen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen iſt zugleich Spott, Perſiflage, Selbſtverhöhnung, eine Art Cancan. Es iſt dieſes eine merkwürdige Erſcheinung, erklärbar theils aus der generöſen Natur der Franzoſen, theils auch aus ihrer Geſchichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Anſehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrſchaft, die Armuth ward eine Würde, und wie vor Angſt, ſo auch vor Scham, verkroch ſich das Geld. Aus jener Periode ſtammen die vielen dicken Souſtücke, die ernſthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, ſo wie auch die Traditionen von pecuniairer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchſten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen. Zur Zeit des Kaiſerthums florirte nur der militairiſche Ruhm, eine neue Ehre ward geſtiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeiſter, der ſiegreiche Imperator, mit Verachtung herabſchaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der Reſtauration intriguirte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder ans Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich wuchs: das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten Partei der Zukunft frondirt wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge, und wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit pathetiſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſonders andeuten, wie es für den Communismus ein unberechenbar günſtiger Umſtand iſt, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

II.

Paris, 8. Juli 1843.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander ſtoßen und Deichſeln und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleiſe zu bringen, und wenn alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpectives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht blos unſre Kutſcher, ſondern auch unſre Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren mit einander in Colliſion gerathen, machen ſie ſehr wenig Complimente, und ſuchen ſich keineswegs hülfreich zu verſtändigen, ſondern ſie fluchen und ſchimpfen alsdann wie die Kutſcher des Occidents. Und dieſes klägliche Schauſpiel gewähren uns zumeiſt Theologen und Philoſophen, obgleich erſtere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit beſonders angewieſen ſind, und letztere in der Schule der Vernunft zunächſt Geduld und Gelaſſenheit erlernt haben ſollten. Die Fehde zwiſchen der Univerſität und den Ultramontanen hat dieſen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die ſelbſt auf unſern deutſchen Miſtbeeten nicht koſtbarer gedeihen könnte. Das wuchert, das ſproßt, das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Luſt noch Beruf, hier zu botaniſiren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf ſteigen, und uns verhindern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politiſche Bedeutung und Bedeutſamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die Leidenſchaften ein Bischen verduftet ſind, wollen wir ſolche Würdigung verſuchen. So viel können wir ſchon heute ſagen: das Recht iſt auf beiden Seiten, und die Perſonen werden getrieben von der fatalſten Nothwendigkeit.

Der größte Theil der Katholiſchen, weiſe und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteigenoſſen, aber dieſe gehorchen dem Befehl ihres Gewiſſens, ihrem höchſten Glaubensgeſetz, dem compelle intrare, ſie thun ihre Schuldigkeit, und ſie verdienen aus dieſem Grunde unſre Achtung. Wir kennen ſie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Perſon, und wir ſind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln . . .

Dieſe Leute ſind nicht eben meine Lieblinge, aber aufrichtig geſtanden, trotz ihrem düſtern, blutrünſtigen Zelotismus ſind ſie mir lieber als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wiſſens, als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die für die Kirche ſchwärmen, ohne ihren Dogmen einen ſtrengen Gehorſam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier catholiques marrons nennt. Letztere füllen jetzt unſre faſhionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madeleine, oder Notre-Dame-de-Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der ſüßlichſte Rococogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel düftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die ſich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchriſtenthum.

Ebenſo unrecht wie unrichtig iſt die Benennung Jeſuiten, womit man hier die Gegner der Univerſität zu bezeichnen pflegt. Erſtens giebt es gar keine Jeſuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Heranbranden ſo vieler brauſenden Wellen für das Werk eines Comité directeur in Paris erklären: ſo giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionairen Springfluthen ſich wieder verlaufen, dieſe Erſcheinung den Intriguen der Jeſuiten zuſchreiben, und ſich ernſthaft einbilden, es reſidire ein Jeſuitengeneral in Rom, welcher durch ſeine vermummten Schergen die Reaction der ganzen Welt leite. Nein, es exiſtirt kein ſolcher Jeſuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein Comité directeur exiſtirt; das ſind Märchen für große Kinder, hohle Schreckpopanze, moderner Aberglaube.

Oder iſt es eine bloße Kriegsliſt, daß man die Gegner der Univerſität für Jeſuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populair wäre. Man hat im vorigen Jahrhundert gegen dieſen Orden ſo gründlich polemiſirt, daß noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiiſches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jeſuiten nicht ſelten ein Bischen jeſuitiſch behandelt, und als ſeien die Verleumdungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinſen zurückgezahlt werden. Man könnte auf die Väter der Geſellſchaft Jeſu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre ausſprach: Sie ſind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ihre Verdienſte anerkennen wird. Schon jetzt müſſen wir eingeſtehen, daß ſie durch ihre Miſſionsanſtalten die Geſittung der Welt, die Civiliſation unberechenbar gefördert, daß ſie ein heilſames Gegengift geweſen gegen die lebenverpeſtenden Miasmen von Port-Royal, daß ſogar ihre vielgeſcholtene Accomodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die mederne, freiheitsluſtige und genußſüchtige Menſchheit ihre Oberherrſchaft bewahren konnte. Mangez un boeuf et soyez chrétien, ſagten die Jeſuiten zu dem Beichtkinde, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleiſch gelüſtete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes, und ſie hätten ſpäter, ſobald ihre Macht befeſtigt, die fleiſchfreſſenden Völker wieder zu den magerſten Faſtenſpeiſen zurückgelenkt. Laxe Doctrinen für die empörte Gegenwart, eiſerne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren ſo klug!

Aber alle Klugheit hilft nichts gegen den Tod. Sie liegen längſt im Grabe. Es giebt freilich Leute in ſchwarzen Mänteln und mit ungeheuern, dreieckig aufgekrämpten Filzhüten, aber das ſind keine echten Jeſuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf ſich in ein Wolfsfell des Radicalismus vermummt, aus Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Schabernack, ſo ſteckt im Fuchspelz des Jeſuitismus manchmal nur ein beſchränktes Grauchen. — Ja, ſie ſind todt. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben in den Sacriſteien nur ihre Garderobe zurückgelaſſen, nicht ihren Geiſt. Dieſer ſpukt an andern Orten, und manche Champions der Univerſität, die ihn ſo eifrig exorciren, ſind vielleicht davon beſeſſen, ohne es zu merken. Ich ſage dieſes nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichſten und wahrhaftigſten Seelen, ſondern ich habe hier im Auge zunächſt den wohlbeſtallten Miniſter des öffentlichen Unterrichts, den Rector der Univerſität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem Eſprit und dem Stile dieſes Mannes meine Achtung zollen, Nebenbei geſagt, wir ſehen hier, daß der berühmte Ausſpruch von Buffon: „le style, c'est l'homme“, grundfalſch iſt. Der Stil des Herrn Villemain iſt ſchön, edel, wohlgewachſen und reinlich. — Auch Victor Couſin kann ich nicht ganz verſchonen mit dem Vorwurf des Jeſuitismus. Der Himmel weiß, daß ich geneigt bin, Herrn Couſins Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß ich den Glanz ſeines Geiſtes gern anerkenne: aber die Worte, womit er jüngſt in der Academie die Ueberſetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth noch von Wahrheitsliebe. Couſin hat gewiß die Intereſſen der Philoſophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglich machte, aber er hätte zugleich ehrlich geſtehen ſollen, daß er dadurch der Kirche keinen großen Dienſt geleiſtet. Im Gegentheil ſagte er, der Spinoza ſei von einem ſeiner Schüler, einem Zögling der Ecole normale, überſetzt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Prieſterpartei die Univerſität ſo heftig angreife, ſei es doch eben dieſe arme, unſchuldige, verketzerte Univerſität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den ſchwarzen Flügeln Satans ſeine deiciden Bücher geſchrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro. Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Couſin in ſolcher Weiſe die franzöſiſche Ueberſetzung des Spinoza ankündigte; ſie iſt außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung ſo ſchwach und dürftig iſt, daß ſie in Deutſchland für ein Werk der Ironie gelten würde.

III.

Paris, 20. Juli 1843.

Jedes Volk hat ſeinen Nationalfehler, und wir Deutſchen haben den unſrigen, nämlich jene berühmte Langſamkeit, wir wiſſen es ſehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, ſogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzoſen alle Geſchwindigkeit, all ihr flinkes anſtelliges Weſen, wenn ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, was ſie gethan? Sie haben kein Gedächtniß, und das iſt ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Vergeßlichkeit. Jeden Tag müſſen ſie den Kreislauf ihrer Geſchichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs neue durchkämpfen und morgen hat der Sieger vergeſſen daß er geſiegt hatte, und der Ueberwundene hat eben ſo leichtſinnig ſeine Niederlage und ihre heilſamen Lehren vergeſſen. Wer hat im Julius 1830 die große Schlacht gewonnen? Wer hat ſie verloren? Wenigſtens in dem großen Hospital, wo, um mich eines Ausdrucks von Mignet zu bedienen, jede geſtürzte Macht ihre Bleſſirten untergebracht hat, hätte man ſich deſſen erinnern ſollen! Dieſe einzige Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die Debatten, die in der Pairskammer über den Secundairunterricht ſtattgefunden, und wo die clericale Partei nur ſcheinbar unterlag. In der That triumphirte ſie, und es war ſchon ein hinlänglicher Triumph, daß ſie als organiſirte Partei ans Tageslicht trat. Wir ſind weit entfernt, dieſes kühne Auftreten zu tadeln, und es mißfällt uns weit weniger, als jene ſchlottrige Halbheit, welche die Gegner ſich zu Schulden kommen ließen. Wie kläglich zeigte ſich hier Herr Villemain, der kleine Rhetor, der windige Bel-Eſprit, dieſer abgeſtandene Voltairianer, der ſich ein Bischen an den Kirchenvätern gerieben, um einen gewiſſen ernſthaften Anſtrich zu gewinnen, und der von einer Unwiſſenheit beſeelt war, die ans Erhabene grenzte! Es iſt mir unbegreiflich, daß ihm Herr Guizot nicht auf der Stelle den Laufpaß gegeben, denn dieſem großen Gelehrten mußte jene ſchülerhafte Verlegenheit, jener Mangel an den dürftigſten Vorkenntniſſen, jene wiſſenſchaftliche Nullität, noch weit empfindlicher mißfallen, als irgend ein politiſcher Fehler! Um die Schwäche und Inhaltloſigkeit ſeines Collegen einigermaßen zu decken, mußte Guizot mehrmals das Wort ergreifen; aber alles, was er ſagte, war matt, farblos und unerquicklich. Er würde gewiß beſſere Dinge vorgebracht haben, wenn er nicht Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſondern Miniſter des Unterrichts geweſen wäre, und für die beſondern Intereſſen dieſes Departements eine Lanze gebrochen hätte. Ja, er würde ſich für die Gegenpartei noch weit gefährlicher erwieſen haben, wenn er ganz ohne weltliche Macht, nur mit ſeiner geiſtlichen Macht bewaffnet, wenn er als bloßer Profeſſor für die Befugniſſe der Philoſophie in die Schranken getreten wäre! In einer ſolchen günſtigern Lage war Victor Couſin, und ihm gebührt vorzugsweiſe die Ehre des Tages. Couſin iſt nicht, wie jüngſt ziemlich griesgrämig behauptet worden, ein philoſophiſcher Dilettant, ſondern er iſt vielmehr ein großer Philoſoph, er iſt hier Hausſohn der Philoſophie, und als dieſe angegriffen wurde von ihren unverſöhnlichſten Feinden, mußte unſer Victor Couſin ſeine oratio pro domo halten. Und er ſprach gut, ja vortrefflich, mit Ueberzeugung. Es iſt für uns immer ein koſtbares Schauſpiel, wenn die friedliebendſten Männer, die durchaus von keiner Streitluſt beſeelt ſind, durch die innern Bedingungen ihrer Exiſtenz, durch die Macht der Ereigniſſe, durch ihre Geſchichte, ihre Stellung, ihre Natur, kurz durch eine unabweisliche Fatalität, gezwungen werden, zu kämpfen. Ein ſolcher Kämpfer, ein ſolcher Gladiator der Nothwendigkeit war Couſin, als ein unphiloſophiſcher Miniſter des Unterrichts die Intereſſen der Philoſophie nicht zu vertheidigen vermochte. Keiner wußte beſſer als Victor Couſin, daß es ſich hier um keine neue Sache handelte, daß ſein Wort wenig beitragen würde zur Schlichtung des alten Streits, und daß da kein definitiver Sieg zu erwarten ſei. Ein ſolches Bewußtſein übt immer einen dämpfenden Einfluß, und alles Brillantfeuer des Geiſtes konnte auch hier die innere Trauer über die Fruchtloſigkeit aller Anſtrengungen keineswegs verbergen. Selbſt bei den Gegnern haben Couſins Reden einen ehrenden Eindruck hervorgebracht, und die Feindſchaft, die ſie ihm widmen, iſt ebenfalls eine Anerkennung. Den Villemain verachten ſie, den Couſin aber fürchten ſie. Sie fürchten ihn nicht wegen ſeiner Geſinnung, nicht wegen ſeines Charakters, nicht wegen ſeiner individuellen Vorzüge oder Fehler, ſondern ſie fürchten in ihm die deutſche Philoſophie. Du lieber Himmel! man erzeigt hier unſerer deutſchen Philoſophie und unſerm Couſin allzu große Ehre. Obgleich letzterer ein geborner Dialektiker iſt, obgleich er zugleich für Form die größte Begabniß beſitzt, obgleich er bei ſeiner philoſophiſchen Specialität auch noch von großem Kunſtſinn unterſtützt wird, ſo iſt er doch noch ſehr weit davon entfernt, die deutſche Philoſophie ſo gründlich tief in ihrem Weſen zu erfaſſen, daß er ihre Syſteme in einer klaren, allgemein verſtändlichen Sprache formuliren könnte, wie es nöthig wäre für Franzoſen, die nicht wie wir die Geduld beſitzen, ein abſtractes Idiom zu ſtudiren. Was ſich aber nicht in gutem Franzöſiſch ſagen läßt, iſt nicht gefährlich für Frankreich. Die Section der Sciences morales et politiques der franzöſiſchen Academie hat bekanntlich eine Darſtellung der deutſchen Philoſophie ſeit Kant zu einer Preisfrage gewählt, und Couſin, der hier als Hauptdirigent zu betrachten iſt, ſuchte vielleicht fremde Kräfte, wo ſeine eignen nicht ausreichten.

Aber auch andere haben die Aufgabe nicht gelöſt, und in der jüngſten feierlichen Sitzung der Academie ward uns angekündigt, daß auch dies Jahr keine Preisſchrift über die deutſche Philoſophie gekrönt werden könne.

Gefängnißreform und Strafgeſetzgebung.

(Paris, Juli 1843).

Nachdem der Geſetzvorſchlag über die Gefängnißreform während vier Wochen in der Deputirtenkammer debattirt worden, iſt derſelbe endlich mit ſehr unweſentlichen Abänderungen und durch eine bedeutende Majorität angenommen worden. Damit wir es gleich von vorn herein ſagen, nur der Miniſter des Innern, der eigentliche Schöpfer jenes Geſetzvorſchlags, war der Einzige, der mit feſten Füßen auf der Höhe der Frage ſtand, der beſtimmt wußte, was er wollte und einen Triumph der Ueberlegenheit feierte. Dem Rapporteur, Herrn von Tocqueville, gebührt das Lob, daß er mit Feſtigkeit ſeine Gedanken durchfocht; er iſt ein Mann von Kopf, der wenig Herz hat und bis zum Gefrierpunkt die Argumente ſeiner Logik verfolgt; auch haben ſeine

Reden einen gewiſſen froſtigen Glanz, wie geſchnittenes Eis. Was Herrn Tocqueville jedoch an Gemüth fehlt, das hat ſein Freund, Mr. de Beaumont, in liebreichſter Fülle, und dieſe beiden Unzertrennlichen, die wir immer gepaart ſehen, auf ihren Reiſen, in ihren Publicationen, in der Deputirtenkammer, ergänzen ſich aufs beſte. Der eine, der ſcharfe Denker, und der andere, der milde Gemüthsmenſch, gehören beiſammen, wie das Eſſigfläſchchen und das Oelfläſchchen. — Aber die Oppoſition, wie vague, wie gehaltlos, wie ſchwach, wie ohnmächtig zeigte ſie ſich bei dieſer Gelegenheit! Sie wußte nicht was ſie wollte, ſie mußte das Bedürfniß der Reform eingeſtehen, konnte nichts Poſitives vorſchlagen, war beſtändig im Widerſpruch mit ſich ſelber und opponirte hier, wie gewöhnlich, aus blöder Gewohnheit des Oppoſitionsmetiers. Und dennoch würde ſie, um letzterm zu genügen, leichtes Spiel gehabt haben, wenn ſie ſich auf das hohe Pferd der Idee geſetzt hätte, auf irgend eine genereuſe Roſinante der Theorienwelt, ſtatt auf ebener Erde den zufälligen Lücken und Schwächen des miniſteriellen Syſtems nachzukriechen und im Detail zu chicaniren ohne das Ganze erſchüttern zu können. Nicht einmal unſer unvergleichlicher Don Alphonſo de la Martine, der ingeniöſe Junker, zeigte ſich hier in ſeiner idealen Ritterlichkeit. Und doch war die Gelegenheit günſtig, und er hätte hier die höchſten und wichtigſten Menſchheitsfragen beſprechen können, mit olymperſchütternden Worten; er konnte hier feuerſpeiende Berge reden und mit einem Ocean von Weltuntergangspoeſie die Kammer überſchwemmen. Aber nein, der edle Hidalgo war hier ganz entblößt von ſeinem ſchönen Wahnſinn und ſprach ſo vernünftig wie die nüchternſten ſeiner Collegen.

Ja, nur auf dem Felde der Idee hätte die Oppoſition, wo nicht ſich behaupten, doch wenigſtens glänzen können. Bei ſolcher Gelegenheit hätte eine deutſche Oppoſition ihre gelehrteſten Lorbeeren erfochten. Denn die Gefängnißfrage iſt ja enthalten in jener allgemeinen Frage über die Bedeutung der Strafe überhaupt, und hier treten uns die großen Theorien entgegen, die wir heute nur in flüchtigſter Kürze erwähnen wollen, um für die Würdigung des neuen Gefängnißgeſetzes einen deutſchen Standpunkt zu gewinnen.

Wir ſehen hier zunächſt die ſogenannte Vergeltungstheorie, das alte harte Geſetz der Urzeit, jenes

Jus Talionis, das wir noch bei dem altteſtamentaliſchen Moſes in ſchauerlichſter Naivetät vorfinden: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mit dem Martyrtode des großen Verſöhners fand auch dieſe Idee der Sühne ihren Abſchluß, und wir können behaupten, der milde Chriſtus habe dem antiken Geſetze auch hier perſönlich Genüge gethan und daſſelbe auch für die übrige Menſchheit aufgehoben. Sonderbar! während hier die Religion im Fortſchritt erſcheint, iſt es die Philoſophie, welche ſtationair geblieben, und die Strafrechtstheorie unſerer Philoſophen von Kant bis auf Hegel iſt trotz aller Verſchiedenheit des Ausdrucks noch immer das alte Jus Talionis. Selbſt unſer Hegel wußte nichts Beſſeres anzugeben, und er vermochte nur die rohe Anſchauungsweiſe einigermaßen zu ſpiritualiſiren, ja bis zur Poeſie zu erheben. Bei ihm iſt die Strafe das Recht des Verbrechers; nämlich indem dieſer das Verbrechen begeht, gewinnt er ein unveräußerliches Recht auf die adäquate Beſtrafung; letztere iſt gleichſam das objective Verbrechen. Das Princip der Sühne iſt hier bei Hegel ganz daſſelbe wie bei Moſes, nur daß dieſer den antiken Begriff der Fatalität in der Bruſt trug, Hegel aber immer von dem modernen Begriff der Freiheit bewegt wird: ſein Verbrecher iſt ein freier Menſch, das Verbrechen ſelbſt iſt ein Act der Freiheit, und es muß ihm dafür ſein Recht geſchehen. Hierüber nur ein Wort. Wir ſind dem altſacerdotalen Standpunkt entwachſen, und es widerſtrebt uns zu glauben, daß, wenn der Einzelne eine Unthat begangen, die Geſellſchaft in Corpore gezwungen ſei, dieſelbe Unthat zu begehen, ſie feierlich zu wiederholen. Für den modernen Standpunkt, wie wir ihn bei Hegel finden, iſt jedoch unſer ſocialer Zuſtand noch zu niedrig; denn Hegel ſetzt immer eine abſolute Freiheit voraus, von der wir noch ſehr entfernt ſind und vielleicht noch eine gute Weile entfernt bleiben werden.

Unſere zweite große Straftheorie iſt die der Abſchreckung. Dieſe iſt weder religiös, noch philoſophiſch, ſie iſt rein abſurd. Hier wird einem Menſchen, der ein Verbrechen beging, Pein angethan, damit ein dritter dadurch abgeſchreckt werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Es iſt das höchſte Unrecht, daß Jemand leiden ſoll zum Heile eines Andern, und dieſe Theorie mahnte mich immer an die armen souffre-douleurs, die ehemals mit den kleinen Prinzen erzogen wurden und jedesmal durchgepetiſcht wurden, wenn ihr erlauchter Camerad irgend einen Fehler begangen. Dieſe nüchterne und frivole Abſchreckungstheorie borgt von der ſacerdotalen Theorie gleichſam ihre Pompes funebres, auch ſie errichtet auf öffentlichem Markt ein Caſtrum Doloris, um die Zuſchauer anzulocken und zu verblüffen. Der Staat iſt hier ein Charlatan, nur mit dem Unterſchied, daß der gewöhnliche Charlatan dir verſichert, er reiße die Zähne aus ohne Schmerzen zu verurſachen, während jener im Gegentheil durch ſeine ſchauerlichen Apparate mit weit größern Schmerzen droht, als vielleicht der arme Patient wirklich zu ertragen hat. Dieſe blutige Charlatanerie hat mich immer angewidert.

Soll ich hier die ſogenannte Theorie vom phyſiſchen Zwang, die zu meiner Zeit in Göttingen und in der umliegenden Gegend zum Vorſchein gekommen, als eine beſondere Theorie erwähnen? Nein, ſie iſt nichts als der alte Abſchreckungsſauerteig, neu umgeknetet. Ich habe mal einen ganzen Winter hindurch den Likurg Hannovers, den traurigen Hofrath Bauer, darüber ſchwätzen gehört, in ſeiner ſeichteſten Proſa. Dieſe Tortur erduldete ich ebenfalls aus phyſiſchem

Zwang, denn der Schwätzer war Examinator meiner Facultät, und ich wollte damals Doctor Juris werden.

Die dritte große Straftheorie iſt die, wobei die moraliſche Verbeſſerung des Verbrechers in Betracht kommt. Die wahre Heimath dieſer Theorie iſt China, wo alle Autorität von der väterlichen Gewalt abgeleitet wird. Jeder Verbrecher iſt dort ein ungezogenes Kind, das der Vater zu beſſern ſucht, und zwar durch den Bambus. Dieſe patriarchaliſche, gemüthliche Anſicht hat in neuerer Zeit ganz beſonders in Preußen ihre Verehrer gefunden, die ſie auch in die Geſetzgebung einzuführen ſuchten. Bei ſolcher chineſiſchen Bambustheorie drängt ſich uns zunächſt das Bedenken auf, daß alle Verbeſſerung nichts helfen dürfte, wenn nicht vorher die Verbeſſerer gebeſſert würden. In China ſcheint das Staatsoberhaupt dergleichen Einrede dunkel zu fühlen, und wenn im Reiche der Mitte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen wird, legt ſich der Kaiſer, der Himmelsſohn, ſelber eine harte Buße auf, wähnend, daß er ſelber durch irgend eine Sünde ein ſolches Landesunglück verſchuldet haben müſſe. Wir würden es mit großem Vergnügen ſehen, wenn unſer heimiſcher Pietismus auf ſolche fromme Irrthümer geriethe, und ſich zum Heil des Staats weidlich kaſteien wollte. In China gehört es zur Conſequenz der patriarchaliſchen Anſicht, daß es neben den Beſtrafungen auch geſetzliche Belohnungen giebt, daß man für gute Handlungen irgend einen Ehrenknopf mit oder ohne Schleife bekömmt, wie man für ſchlechte Handlungen die gehörige Tracht Schläge empfängt, ſo daß, um mich philoſophiſch auszudrücken, der Bambus die Belohnung des Laſters und der Orden die Strafe der Tugend iſt. Die Partiſane der körperlichen Züchtigung haben jüngſt in den Rheinprovinzen einen Widerſtand gefunden, der aus einer Empfindungsweiſe hervorgegangen, die nicht ſehr original iſt und leider als ein Ueberbleibſel der franzöſiſchen Fremdherrſchaft betrachtet werden dürfte.

Wir haben noch eine vierte große Straftheorie, die wir kaum noch eine ſolche nennen können, da der Begriff »Strafe« hier ganz verſchwindet. Man nennt ſie die Präventionstheorie, weil hier die Verhütung der Verbrechen das leitende Princip iſt. Die eifrigſten Vertreter dieſer Anſicht ſind zunächſt die Radicalen aller ſocialiſtiſchen Schulen. Als der Entſchiedenſte muß hier der Engländer Owen genannt werden, der kein Recht der Beſtrafung anerkennt, ſo lange die Urſache der Verbrechen, die ſocialen Uebel, nicht fortgeräumt werden. So denken auch die Communiſten, die materialiſtiſchen eben ſowohl wie die ſpiritualiſtiſchen, welche letztern ihre Abneigung gegen das herkömmliche Criminalrecht, das ſie das altteſtamentaliſche Rachegeſetz nennen, durch evangeliſche Texte beſchönigen. Die Fourieriſten dürfen ebenfalls conſequenterweiſe kein Strafrecht anerkennen, da nach ihrer Lehre die Verbrechen nur durch ausgeartete Leidenſchaften entſtehen und ihr Staat ſich eben die Aufgabe geſtellt hat, durch eine neue Organiſation der menſchlichen Leidenſchaften ihre Ausartung zu verhüten. Die Saint-Simoniſten hatten freilich weit höhere Begriffe von der Unendlichkeit des menſchlichen Gemüthes, als daß ſie ſich auf einen geregelten und numerirten Schematismus der Leidenſchaften, wie wir ihn bei Fourier finden, eingelaſſen hätten. Jedoch auch ſie hielten das Verbrechen nicht blos für ein Reſultat geſellſchaftlicher Mißſtände, ſondern auch einer fehlerhaften Erziehung, und von den beſſer geleiteten, wohlerzogenen Leidenſchaften erwarteten ſie eine vollſtändige Regeneration, das Weltreich der Liebe, wo alle Traditionen der Sünde in Vergeſſenheit gerathen und die Idee eines Strafrechts als eine Blasphemie erſcheinen würde.

Minder ſchwärmeriſche und ſogar ſehr praktiſche Naturen haben ſich ebenfalls für die Präventionstheorie entſchieden, inſofern ſie von der Volkserziehung die Abnahme der Verbrechen erwarteten. Sie haben noch ganz beſondere ſtaatsökonomiſche Vorſchläge gemacht, die dahin zielen, den Verbrecher vor ſeinen eigenen böſen Anfechtungen zu ſchützen, in derſelben Weiſe wie die Geſellſchaft vor der Unthat ſelbſt hinreichend bewahrt wird. Hier ſtehen wir auf dem poſitiven Boden der Präventionslehre. Der Staat wird hier gleichſam eine große Polizeianſtalt, im edelſten und würdigſten Sinne, wo dem böſen Gelüſte jeder Antrieb entzogen wird, wo man nicht durch Ausſtellungen von Leckerbiſſen und Putzwaaren einen armen Schlucker zum Diebſtahl und die arme Gefallſucht zur Proſtitution reizt, wo keine diebiſchen Emporkömmlinge, keine Robert-Macaires der hohen Finanz, keine Menſchenfleiſchhändler, keine glücklichen Halunken ihren unverſchämten Luxus öffentlich zur Schau geben dürfen, kurz wo das demoraliſirende böſe Beiſpiel unterdrückt wird. Kommen trotz aller Vorkehrungsmaßregeln dennoch Verbrechen zum Vorſchein, ſo ſucht man die Verbrecher unſchädlich zu machen; und ſie werden entweder eingeſperrt oder, wenn ſie der Ruhe der Geſellſchaft gar zu gefährlich ſind, ein Bischen hingerichtet. Die Regierung, als Mandatarin der Geſellſchaft, verhängt hier keine Pein als Strafe, ſondern als Nothwehr, und der höhere oder geringere Grad dieſer Pein wird nur von dem Grade des Bedürfniſſes der ſocialen Selbſtvertheidigung beſtimmt. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus, ſind wir für die Todesſtrafe, oder vielmehr für die Tödtung großer Böſewichter, welche die Polizei aus dem Wege ſchaffen muß, wie ſie tolle Hunde todt ſchlägt.

Wenn man aufmerkſam das Exposé des motifs lieſt, womit der franzöſiſche Miniſter des Innern ſeinen Geſetzentwurf in Betreff der Gefängnißreform einleitete, ſo iſt es augenſcheinlich, wie hier die zuletzt bezeichnete Anſicht den Grundgedanken bildet, und wie das ſogenannte Repreſſiv-Princip der Franzoſen im Grunde nur die Praxis unſerer Präventivtheorie iſt.

Im Princip ſind alſo unſere Anſichten ganz übereinſtimmend mit denen der franzöſiſchen Regierung.

Aber unſere Gefühle ſträuben ſich gegen die Mittel, wodurch die gute Abſicht erreicht werden ſoll. Auch halten wir ſie für Frankreich ganz ungeeignet. In dieſem Lande der Sociabilität wäre die Abſperrung in Zellen, die penſylvaniſche Methode, eine unerhörte Grauſamkeit, und das franzöſiſche Volk iſt zu großmüthig, als daß es je um ſolchen Preis ſeine geſellſchaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, ſelbſt nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entſetzliche, unmenſchliche, ja unnatürliche Cellulargefängnißweſen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten koſten, ſind gottlob verlorenes Geld. Dieſe Burgverließe des neuen Bürgerritterthums wird das Volk eben ſo unwillig niederreißen, wie es einſt die adelige Baſtille zerſtörte. So furchtbar und düſter dieſelbe von Außen geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch gewiß nur ein heiteres Kiosk, ein ſonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen, ſchweigenden amerikaniſchen Höllen, die nur ein blödſinniger Pietiſt erſinnen, und nur ein herzloſer Krämer, der für ſein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger ſoll hinfüro ruhiger ſchlafen können — das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum ſollen ſie nicht etwas weniger ſchlafen? — Beſſere Leute müſſen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben ſie nicht den lieben Gott, um ſie zu ſchützen, ſie, die frommen? — Oder zweifeln ſie an dieſem Schutz, ſie, die frommen?

Aus den Pyrenäen.

I.

Barèges, 26. Juli 1846.

Seit Menſchengedenken gab es kein ſolches Zuſtrömen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieſes Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa ſechzig Häuſern und einigen Dutzend Nothbaracken beſteht, kann die kranke Menge nicht mehr faſſen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und mußten leidend umkehren. Die meiſten Gäſte ſind franzöſiſche Militairs, die in Afrika ſehr viele Lorbeeren, Lanzenſtiche und Rheumatismen eingeerntet haben. Einige alte Officiere aus der Kaiſerzeit keuchen hier ebenfalls umher, und ſuchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergeſſen, die ſie bei jedem Witterungswechſel ſo verdrießlich jucken.

Auch ein deutſcher Dichter befindet ſich hier, der manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs ſeines Verſtandes verluſtig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingeſperrt worden iſt, wie ein Berliner Correſpondent in der hochlöblichen Leipziger Allgemeinen Zeitung berichtet hat. Freilich, wir können uns irren, Heinrich Heine iſt vielleicht verrückter als er ſelbſt weiß; aber mit Gewißheit dürfen wir verſichern, daß man ihn hier, in dem anarchiſchen Frankreich, noch immer auf freien Füßen herumgehen läßt, was ihm wahrſcheinlich zu Berlin, wo die geiſtige Sanitätspolizei ſtrenger gehandhabt wird, nicht geſtattet werden möchte. Wie dem auch ſei, fromme Gemüther an der Spree mögen ſich tröſten, wenn auch nicht der Geiſt, ſo iſt doch der Leib des Dichters hinlänglich belaſtet von lähmenden Gebreſten, und auf der Reiſe von Paris hierher ward ſein Siechthum ſo unleidlich, daß er unfern von Bagnère de Bigorre den Wagen verlaſſen und ſich auf einem Lehnſeſſel über das Gebirge tragen laſſen mußte. Er hatte bei dieſer erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felſenkoppen, wie ſteinerne Rieſenhäupter, ſahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées ſind wunderbar ſchön. Beſonders ſeelenerquickend iſt die Muſik der Bergwaſſer, die wie ein volles Orcheſter in den rauſchenden Thalfluß, den ſogenannten Gäve, hinabſtürzen. Gar lieblich iſt dabei das Geklingel der Lämmerheerden, zumal wenn ſie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshalden heruntergeſprungen kommen, voran die langwolligen Mutterſchafe und doriſch gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälſen tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der ſie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieſer Gelegenheit auch die Liebſte beſuchen will. Einige Tage ſpäter iſt das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdeſſen gewittert, aſchgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit ſeinen geſchornen, fröſtelnd nackten Lämmern ſteigt der junge Hirt melancholiſch wieder hinauf in ſeine Alpeneinſamkeit; er iſt ganz eingewickelt in ſeinen braunen, reichgeflickten Baskeſenmantel, und das Scheiden von Ihr war vielleicht bitter.

Ein ſolcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteſte an das Meiſterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon beſaß, und das von ſo Vielen, ja von dem kunſtverſtändigſten Franzoſen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in ſeiner zerlumpten Majeſtät wie ein wahrer Bettelkönig ausſieht, und an ſeiner Bruſt, unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguß zu ſchützen ſucht, die ſtumpfſinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimaſſen, der zottighäßliche Schäferhund — alles iſt auf jenem Bilde ſo naturwahr, ſo pyrenäentreu gemalt, ſo ganz ohne ſentimentalen Anſtrich und ohne ſüßliche Veridealiſirung, daß einem hier das Talent des Decamps faſt erſchreckend, in ſeiner naivſten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pyrenäen werden jetzt von vielen franzöſiſchen Malern mit großem Glück ausgebeutet, beſonders wegen der hieſigen pittoresken Volkstrachten, und die Leiſtungen von Leleux, die unſer feintreffender Pfeil-College immer ſo ſchön gewürdigt, verdienen das geſpendete Lob; auch bei dieſem Maler iſt Wahrheit der Natur, aber ohne ihre Beſcheidenheit, ſie tritt ſchier allzu keck hervor und ſie artet aus in Virtuoſität. Die Kleidung der Bergbewohner, der Bearnaiſen, der Basken und der Grenzſpanier, iſt in der That ſo eigenthümlich und staffeleifähig, wie es ein junger Enthuſiaſt von der Pinſelgilde, der den banalen Frack verabſcheut, nur irgend verlangen kann; beſonders pittoresk iſt die Kopfbedeckung der Weiber, die ſcharlachrothe, bis an die Hüften über den ſchwarzen Leibrock herabhängende Kapuze. Einen überaus köſtlichen Anblick gewähren derartig coſtümirte Ziegenhirtinnen, wenn ſie, auf hochgeſattelten Maulthieren ſitzend, den alterthümlichen Spinnſtock unterm Arm, mit ihren gehörnten ſchwarzen Zöglingen über die äußerſten Spitzen der Berge einherreiten, und der abenteuerliche Zug ſich in den reinſten Contouren abzeichnet an dem ſonnigblauen Himmelsgrund.

Das Gebäude, worin ſich die Bade-Anſtalt von Barèges befindet, bildet einen ſchauderhaften Contraſt mit den umgebenden Naturſchönheiten, und ſein mürriſches Aeußere entſpricht vollkommen den innern Räumen: unheimlich finſtere Zellen, gleich Grabgewölben, mit gar zu ſchmalen ſteinernen Badewannen, einer Art proviſoriſcher Särge, worin man alle Tage eine Stunde lang ſich üben kann im Stilleliegen mit ausgeſtreckten Beinen und gekreuzten Armen, eine nützliche Vorübung für Lebensabiturienten. Das beklagenswertheſte Gebrechen zu Barèges iſt der Waſſermangel; die Heilquellen ſtrömen nämlich nicht in hinlänglicher Fülle. Eine traurige Abhülfe in dieſer Beziehung gewähren die ſogenannten Piscinen, ziemlich enge Waſſerbehälter, worin ſich ein Dutzend, auch wohl anderthalb Dutzend Menſchen gleichzeitig baden, in aufrechter Stellung. Hier giebt es Berührungen, die ſelten angenehm ſind, und bei dieſer Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefſinn die Worte des toleranten Ungars, der ſich den Schnurrbart ſtrich und zu ſeinem Cameraden ſagte: »Mir iſt ganz gleich was der Menſch iſt, ob er Chriſt oder Jude, republikaniſch oder kaiſerlich, Türke oder Preuße, wenn nur der Menſch geſund iſt.«

II.

Barèges, 7. Auguſt 1846.

Ueber die therapeutiſche Bedeutung der hieſigen Bäder wage ich nicht, mich mit Beſtimmtheit auszuſprechen. Es läßt ſich vielleicht überhaupt nichts beſtimmtes darüber ſagen. Man kann das Waſſer einer Quelle chemiſch zerſetzen und genau angeben, wie viel Schwefel, Salz oder Butter darin enthalten iſt, aber niemand wird es wagen, ſelbſt in beſtimmten Fällen, die Wirkung dieſes Waſſers für ein ganz probates, untrügliches Heilmittel zu erklären; denn dieſe Wirkung iſt ganz abhängig von der individuellen Leibesbeſchaffenheit des Kranken, und das Bad, das bei gleichen Krankheitſymptomen dem einen fruchtet, übt auf den andern nicht den mindeſten, wo nicht gar den ſchädlichſten Einfluß. In der Weiſe, wie z. B. der Magnetismus, enthalten auch die Heilquellen eine

Kraft, die hinlänglich conſtatirt aber keineswegs determinirt iſt, deren Grenzen und auch geheimſte Natur den Forſchern bis jetzt unbekannt geblieben, ſo daß der Arzt dieſelben nur verſuchsweiſe, wo alle andern Mittel fehlſchlagen, als Medicament anzuwenden pflegt. Wenn der Sohn Aesculaps gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen ſoll, dann ſchickt er uns ins Bad mit einem langen Conſultationszettel, der nichts anderes iſt, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall!

Die Lebensmittel ſind hier ſehr ſchlecht, aber deſto theurer. Frühſtück und Mittageſſen werden den Gäſten in hohen Körben und von ziemlich klebrigen Mägden aufs Zimmer getragen, ganz wie in Göttingen. Hätten wir nur hier ebenfalls den jugendlich-academiſchen Appetit, womit wir einſt die gelehrt trockenſten Kalbsbraten Georgia Auguſta's zermalmten! Das Leben ſelbſt iſt hier ſo langweilig wie an den blumigen Ufern der Leine. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß wir zwei ſehr hübſche Bälle genoſſen, wo die Tänzer alle ohne Krücken erſchienen. Es fehlte dabei nicht an einigen Töchtern Albions, die ſich durch Schönheit und linkiſches Weſen auszeichneten; ſie tanzten als ritten ſie auf Eſeln. Unter den Franzöſinnen glänzte die Tochter des berühmten Cellarius, die — welche Ehre für das kleine Barèges — hier eigenfüßig die Polka tanzte. Auch mehre junge Tanznixen der Pariſer großen Oper, welche man Ratten nennt, unter andern die ſilberfüßige Mademoiſelle Lelhomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei dieſem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Muſik am Ende nicht mehr aushalten konnte, und wohin das Herz ſich jetzt dennoch wieder zurückſehnt. Wunderbar närriſcher Zauber! Vor lauter Plaiſir und Beluſtigung wird Paris zuletzt ſo ermüdend, ſo erdrückend, ſo überläſtig, alle Freuden ſind dort mit ſo erſchöpfender Anſtrengung verbunden, daß man jauchzend froh iſt, wenn man dieſer Galeere des Vergnügens einmal entſpringen kann — und kaum iſt man einige Monate von dort entfernt, ſo kann eine einzige Walzermelodie oder der bloße Schatten eines Tänzerinnenbeins in unſerm Gemüthe das ſehnſüchtigſte Heimweh nach Paris erwecken! Das geſchieht aber nur den bemoosten Häuptern dieſes ſüßen Bagnos, nicht den jungen Burſchen unſrer Landsmannſchaft, die nach einem kurzen Semeſteraufenthalt in Paris gar kläglich bejammern, daß es dort nicht ſo gemüthlich ſtill ſei wie jenſeits des Rheins, wo das Zellenſyſtem des einſamen Nachdenkens eingeführt iſt, daß man ſich dort nicht ruhig ſammeln könne wie etwa zu Magdeburg oder Spandau, daß das ſittliche Bewußtſein ſich dort verliere im Geräuſch der Genußwellen die ſich überſtürzen, daß die Zerſtreuung dort zu groß ſei — ja, ſie iſt wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerſtreuen, zerſtreut ſich auch unſer Geld!

Ach, das Geld! Es weiß ſich ſogar hier in Barèges zu zerſtreuen, ſo langweilig auch dieſes Heilneſt. Es überſteigt alle Begriffe, wie theuer der hieſige Aufenthalt; er koſtet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeörtern der Pyrenäen ausgiebt. Und welche Habſucht bei dieſen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als die Reſte einer Unſchuldsrace zu preiſen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunſt, die an Fanatismus grenzt, und das iſt ihr eigentlicher Nationalcultus. Aber iſt das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den ſelbſt der verſtockteſte Atheiſt keine drei Tage lang verläugnen könnte, denn ohne ſeine göttliche

Hülfe würde ihm der Bäcker nicht den kleinſten Semmel verabfolgen laſſen.

Dieſer Tage, bei der großen Hitze, kamen ganze Schwärme von Engländern nach Barèges; rothgeſunde, beefſteakgemäſtete Geſichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäſte ſchier beleidigend contraſtirten. Der bedeutendſte dieſer Ankömmlinge iſt ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toryſtiſchen Clique. Dieſer Gentleman ſcheint die Franzoſen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutſche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte beſonders unſre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, ſich keine franzöſiſchen Bedienten, ſondern nur deutſche anſchaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns ſchenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der hiſtoriſchen Schule.

Zu den hieſigen Badegäſten rechnen wir auch, wie männiglich bekannt iſt, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Lüz, mit ſeiner Familie wohnt, aber täglich hierher fährt, um ſein Bad zu nehmen. Als er das erſtemal in dieſer Abſicht nach Barèges kam, ſaß er in einer offenen Kaleſche, obgleich das miſerabelſte Nebelwetter an jenem Tage herrſchte; ich ſchloß daraus, daß er ſehr geſund ſein müſſe, und jedenfalls keinen Schnupfen ſcheue. Sein erſter Beſuch galt dem hieſigen Militairhospital, wo er leutſelig mit den kranken Soldaten ſprach, ſich nach ihren Bleſſuren erkundigte, auch nach ihrer Dienſtzeit u. ſ. w. Eine ſolche Demonſtration, obgleich ſie nur ein altes Trompeterſtückchen iſt, womit ſchon ſo viele erlauchte Perſonen ihre Virtuoſität beurkundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürſt bei der Badeanſtalt anlangte, wo das neugierige Publicum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populair. Nichtsdeſtoweniger iſt der Herzog von Nemours nicht ſo beliebt, wie ſein verſterbener Bruder, deſſen Eigenſchaften ſich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieſer herrliche Menſch, oder beſſer geſagt dieſes herrliche Menſchengedicht, welches Ferdinand Orleans hieß, war gleichſam in einem populairen, allgemein faßlichen Stil gedichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunſtform ſich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegenſatz in ihrer äußern Erſcheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von ſeiner Patricier-Art. Erſterer war ganz ein junger franzöſiſcher Officier, überſprudelnd von leichtſinnigſter Bravour, ganz die Sorte, die gegen Feſtungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Luſt Sturm läuft. Es heißt, der Nemours ſei ein guter Soldat, vom kaltblütigſten Muthe, aber nicht ſehr kriegeriſch. Er wird daher, wenn er zur Regentſchaft gelangt, ſich nicht ſo leicht von der Trompete Bellona's verlocken laſſen, wie ſein Bruder deſſen fähig war; was uns ſehr lieb iſt, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsſchauplatz ſein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskoſten bezahlen müßte. Nur eins möchte ich gern wiſſen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch ſo viel Geduld beſitzt wie ſein glorreicher Vater, der durch dieſe Eigenſchaft, die allen ſeinen franzöſiſchen Gegnern fehlt, unermüdlich geſiegt und dem ſchönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

III.

Barèges, 20. Auguſt 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Geduld. Daß er dieſe Cardinaltugend beſitzt, bemerkte ich an der Gelaſſenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn ſein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an ſeinen Großoheim und deſſen J'ai failli attendre! Der Herzog von Nemours verſteht zu warten und als eine ebenfalls gute Eigenſchaft bemerkte ich an ihm, daß er andere nicht lange warten läßt. Ich bin ſein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muß ihm das Lob ertheilen, daß er dieſelbe ſo pünktlich verläßt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier ſeine Stunde bis auf die Minute zugemeſſen iſt. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, ſelber die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrießlich müſſiges Kutſchergeſicht und hinter ihm ſein corpulenter deutſcher Kammerdiener ſitzt. Sehr oft, wenn das Wetter ſchön, läuft der Fürſt neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Lüz bis Barèges, wie er denn überhaupt Leibesübungen ſehr zu lieben ſcheint. Er macht auch mit ſeiner Gemahlin, die eine der ſchönſten Frauen iſt, ſehr häufige Ausflüge nach merkwürdigen Gebirgsörtern. So kam er mit ihr jüngſt hieher, um den Pic du Midi zu beſteigen, und während die Fürſtin mit ihrer Geſellſchaftsdame in Palankinen den Berg hinaufgetragen ward, eilte der junge Fürſt ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einſam und ungeſtört jene coloſſalen Naturſchönheiten zu betrachten, die unſere Seele ſo idealiſch emporheben aus der niedern Werkeltagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort ſteifaufgepflanzt — drei Gendarmen! Nun giebt es aber wahrlich nichts auf der Welt, was ernüchternder und abkühlender wirken mag, als das poſitive Geſetztafelgeſicht eines Gendarmen und das ſchauderhafte Citronengelb ſeines Bandeliers. Alle ſchwärmeriſchen Gefühle werden uns da gleichſam in der Bruſt arretirt, au nom de la loi. Ich mußte wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämiſch verdrießlich der

Nemours ausgeſehen, als er bemerkte, welche Sürpriſe der ſervile Dienſteifer des Präfecten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte.

Hier in Barèges wird es täglich langweiliger. Das Unleidliche iſt eigentlich nicht der Mangel an geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, ſondern vielmehr, daß man auch die Vortheile der Einſamkeit entbehrt, indem hier beſtändig ein Schreien und Lärmen, das kein ſtilles Hinträumen erlaubt, und uns jeden Augenblick aus unſern Gedanken aufſchreckt. Ein grelles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitſche, die hieſige Nationalmuſik, hört man vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht. Wenn nun gar das ſchlechte Wetter eintritt und die Berge ſchlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen ſich hier die Stunden zu ennüyanten Ewigkeiten. Die leibhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gehüllt in eine bleierne Kapuze und Klopſtocks Meſſiade in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Barèges, und wen ſie angähnt, dem verſickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht ſo weit, daß ich aus Verzweiflung die Geſellſchaft unſers Gönners, des engliſchen Parlamentsgliedes, nicht mehr zu vermeiden ſuche. Er zollt noch immer die gerechteſte Anerkennung unſern Haustugenden und ſittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthuſiaſtiſch, ſeitdem ich in unſern Geſprächen die Aeußerung fallen ließ, daß die Deutſchen jetzt ein großes Gelüſte empfänden nach dem Beſitz einer Marine, daß wir zu allen Schiffen unſerer künftigen Flotte ſchon die Namen erſonnen, daß die Patrioten in den Zwangsprytaneen, ſtatt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern ſpinnen wollen, und daß die Eichen im Teutoburger Walde, die ſeit der Niederlage des Varus geſchlafen, endlich erwacht ſeien und ſich zu freiwilligen Maſtbäumen erboten haben. Dem edlen Briten mißfiel ſehr dieſe Mittheilung, und er meinte: wir Deutſchen thäten beſſer, wenn wir den Ausbau des Cölner Doms, des großen Glaubenswerks unſrer Väter, mit unzerſplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerke ich mit tiefſter Beſchämung, daß der Haß, den ſie gegen die Franzoſen hegen, für dieſes Volk weit ehrenvoller iſt, als die impertinente Liebe, die ſie uns Deutſchen angedeihen laſſen, und die wir immer irgend einer Lacune unſrer weltlichen

Macht oder unſrer Intelligenz verdanken: ſie lieben uns wegen unſrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelsconcurrenz zu beſorgen ſteht; ſie lieben uns wegen unſrer politiſchen Naivetät, die ſie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weiſe auszubeuten hoffen. — —

Muſikaliſche Saiſon von 1844.

Erſter Bericht.

Paris, 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, deſſen erſtes Concert die muſikaliſche Saiſon eröffnete und gleichſam als Ouvertüre derſelben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publicum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und ſelbſt die trägſten Gemüther wurden fortgeriſſen von der Gewalt des Genius, der ſich in allen Schöpfungen des großen Meiſters bekundet. Hier iſt ein Flügelſchlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, das iſt eine coloſſale Nachtigall, ein Sproſſer von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben ſoll. Ja, die Berlioziſche Muſik überhaupt hat für mich etwas urweltliches, wo nicht gar antediluvianiſches, und ſie mahnt mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königsthümer und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten: an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunſt umſehen, ſo finden wir die wahlverwandteſte Aehnlichkeit zwiſchen Berlioz und dem tollen Briten: derſelbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Rieſenhafte, für materielle Unermeßlichkeit. Bei dem einen die grellen Schatten- und Licht-Effecte, bei dem andern kreiſchende Inſtrumentirung; bei dem einen wenig Melodie, bei dem andern wenig Farbe, bei beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke ſind weder antik noch romantiſch, ſie erinnern weder an Griechenland noch an das katholiſche Mittelalter, ſondern ſie mahnen weit höher hinauf an die aſſyriſch-babyloniſch-ägyptiſche Architectur-Periode und an die maſſenhafte Paſſion, die ſich darin ausſprach.

Welch ein ordentlicher moderner Menſch iſt dagegen unſer Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächſt wegen der Symphonie erwähnen, die im Concertſaale des Conſervatoires von ihm gegeben worden. Dem thätigen Eifer ſeiner hieſigen Freunde und Gönner verdanken wir dieſen Genuß. Obgleich dieſe Symphonie Mendelsſohns im Conſervatoire ſehr froſtig aufgenommen wurde, verdient ſie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunſtverſtändigen. Sie iſt von echter Schönheit, und gehört zu Mendelsſohns beſten Arbeiten. Wie aber kommt es, daß dem ſo verdienten und hochbegabten Künſtler, ſeit der Aufführung des Paulus, den man dem hieſigen Publicum auferlegte, dennoch kein Lorbeerkranz auf franzöſiſchem Boden hervorblühen will? Wie kommt es, daß hier alle Bemühungen ſcheitern, und daß das letzte Verzweiflungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein klägliches Reſultat hervorbrachte? Mendelsſohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchſten Probleme der Aeſthetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Lüge? Wir bewundern bei dieſem Meiſter zumeiſt ſein großes Talent für Form, für Stiliſtik, ſeine Begabniß ſich das Außerordentlichſte anzueignen, ſeine reizend ſchöne Factur, ſein feines Eidechſenohr, ſeine zarten Fühlhörner und ſeine ernſthafte, ich möchte faſt ſagen paſſionirte Indifferenz. Suchen wir in einer Schweſterkunſt nach einer analogen Erſcheinung, ſo finden wir ſie diesmal in der Dichtkunſt, und ſie heißt Ludwig Tieck. Auch dieſer Meiſter wußte immer das Vorzüglichſte zu reproduciren, ſei es ſchreibend, oder vorleſend, er verſtand ſogar das Naive zu machen, und er hat doch nie etwas geſchaffen was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen. Dem begabteren Mendelsſohn würde es ſchon eher gelingen, etwas ewig bleibendes zu ſchaffen, aber nicht auf dem Boden, wo zunächſt Wahrheit und Leidenſchaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz ſeinem hitzigſten Gelüſte, konnte es nie zu einer dramatiſchen Leiſtung bringen.

Außer der Mendelsſohn'ſchen Symphonie hörten wir im Conſervatoire mit großem Intereſſe eine Symphonie des ſeligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Compoſition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Unſer vortrefflicher Landsmann Ferdinand Hiller genießt unter den wahrhaft Kunſtverſtändigen ein zu großes Anſehen, als daß wir nicht, ſo groß auch die Namen ſind, die wir eben genannt, den ſeinigen hier unter den Componiſten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Conſervatoire die verdiente Anerkennung fanden. Hiller iſt mehr ein denkender als ein fühlender Muſiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrſamkeit vor. Geiſt und Wiſſenſchaft mögen wohl manchmal in den Compoſitionen dieſes Doctrinairs etwas kühlend wirken, jedenfalls aber ſind ſie immer anmuthig, reizend und ſchön. Von ſchiefmäuliger Excentricität iſt hier keine Spur, Hiller beſitzt eine artiſtiſche Wahlverwandtſchaft mit ſeinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Hiller ward geboren zu Frankfurt, wo ich, bei meiner letzten Durchreiſe, ſein väterliches Haus ſah; es iſt genannt „zum grünen Froſch", und das Abbild eines Froſches iſt über der Hausthüre zu ſehen. Hillers Compoſitionen erinnern aber nie an ſolch' unmuſikaliſche Beſtie, ſondern nur an Nachtigallen, Lerchen und ſonſtiges Frühlingsgevögel.

An concertgebenden Pianiſten hat es auch dieſes Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Iden des Merzen waren in dieſer Beziehung ſehr bedenkliche Tage. Das alles klimpert drauf los und will gehört ſein, und ſei es auch nur zum Schein, um jenſeits der Barrière von Paris ſich als große Celebrität geberden zu dürfen. Den erbettelten oder erſchlichenen Fetzen Feuilletonlob wiſſen die Kunſtjünger, zumal in Deutſchland, gehörig auszubeuten, und in den dortigen Reclamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolph W. ſei angekommen, der Nebenbuhler von Liszt und Thalberg, der Clavierheros, der in Paris ſo großes Aufſehen erregt habe und ſogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hoſianna! Wer nun eine ſolche arme Fliege zufällig in Paris geſehen hat, und überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Perſonagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publicums ſehr ergötzlich, und die plumpe Unverſchämtheit der Virtuoſen ſehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zuſtand unſrer Tagespreſſe, und dieſer iſt wieder nur ein Ergebniß fatalerer Zuſtände. Ich muß immer darauf zurückkommen, daß es nur drei Pianiſten giebt, die eine ernſte Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdſelige Tondichter, der aber leider auch dieſen

Winter ſehr krank und wenig ſichtbar war; dann Thalberg, der muſikaliſche Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Clavier zu ſpielen, um überall als eine ſchöne Erſcheinung begrüßt zu werden, und der ſein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten ſcheint; und dann unſer Liszt, der trotz aller Verkehrtheiten und verletzenden Ecken dennoch unſer theurer Liszt bleibt, und in dieſem Augenblick wieder die ſchöne Welt von Paris in Aufregung geſetzt. Ja, er iſt hier, der große Agitator, unſer Franz Liszt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der franzöſiſchen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuoſen geben will); er iſt hier der hohenzollern-hechingenſche Hofrath, der Doctor der Philoſophie und Wunderdoctor der Muſik, der wieder auferſtandene Rattenfänger von Hameln, der neue Fauſt, dem immer ein Pudel in der Geſtalt Belloni's folgt, der geadelte und dennoch edle Franz Liszt! Er iſt hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen ſeines Saitenſpiels beim Cölner Dombau die Steine in Bewegung ſetzte, daß ſie ſich zuſammenfügten, wie einſt die Mauern von Theben! Er iſt hier, der moderne Homer, den Deutſchland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reclamiren, während der Sänger der Ilias nur von ſieben kleinen Provinzialſtädten in Anſpruch genommen ward! Er iſt hier, der Attila, die Geißel Gottes aller Erard'ſchen Pianos, die ſchon bei der Nachricht ſeines Kommens erzitterten und die nun wieder unter ſeiner Hand zucken, bluten und wimmern, daß die Thierquälergeſellſchaft ſich ihrer annehmen ſollte! Er iſt hier, das tolle, ſchöne, häßliche, räthſelhafte, fatale und mitunter ſehr kindiſche Kind ſeiner Zeit, der gigantiſche Zwerg, der raſende Roland mit dem ungariſchen Ehrenſäbel, der geniale Hans Narr, deſſen Wahnſinn uns ſelber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienſt erweiſen, daß wir die große Furore, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir conſtatiren unumwunden die Thatſache des ungeheuern Succès; wie wir dieſe Thatſache nach unſerm Privatbedünken ausdeuten und ob wir überhaupt unſern Privatbeifall dem gefeierten Virtuoſen zollen oder verſagen, mag demſelben gewiß gleichgültig ſein, da unſre Stimme nur die eines Einzelnen und unſre Autorität in der Tonkunſt nicht von ſonderlicher Bedeutung iſt.

Wenn ich früherhin von dem Schwindel hörte, der in Deutſchland und namentlich in Berlin ausbrach, als ſich Liszt dort zeigte, zuckte ich mitleidig die Achſel und dachte: das ſtille ſabbathliche Deutſchland will die Gelegenheit nicht verſäumen, um ſich ein Bischen erlaubte Bewegung zu machen, es will die ſchlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree kitzeln ſich gern in einen gegebenen Enthuſiasmus hinein, und Einer declamirt dem Andern nach: „Amor, Beherrſcher der Menſchen und der Götter!“ Es iſt ihnen, dacht ich, bei dem Spectakel um den Spectakel ſelbſt zu thun, um den Spectakel an ſich, gleichviel wie deſſen Veranlaſſung heiße, Georg Herwegh, Franz Liszt oder Fanny Elßler; wird Herwegh verboten, ſo hält man ſich an Liszt, der unverfänglich und uncompromittirend. So dachte ich, ſo erklärte ich mir die Lisztomanie, und ich nahm ſie für ein Merkmal des politiſch unfreien Zuſtandes jenſeit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und das merkte ich vorige Woche im italieniſchen Opernhaus, wo Liszt ſein erſtes Concert gab und zwar vor einer Verſammlung, die man wohl die Blüthe der hieſigen Geſellſchaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariſer, Menſchen, die mit den höchſten Erſcheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter ſo viele Invaliden aller Kunſtgenüſſe, die müdeſten Männer der That, Frauen die ebenfalls ſehr müde, indem ſie den ganzen Winter hindurch die Polka getanzt, eine Unzahl beſchäftigter und blaſirter Gemüther — das war wahrlich kein deutſch-ſentimentales, berliniſch anempfindelndes Publicum, vor welchem Liszt ſpielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von ſeinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erſchütternd wirkte ſchon ſeine bloße Erſcheinung! Wie ungeſtüm war der Beifall, der ihm entgegenklatſchte! Auch Bouquets wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener Anblick, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumenſträuße auf ſich regnen ließ, und endlich, graziöſe lächelnd, eine rothe Camelia, die er aus einem ſolchen Bouquet hervorzog, an ſeine Bruſt ſteckte. Und dieſes that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo ſie keine Blumen, ſondern bleierne Kugeln auf ſich regnen ſahen und ihre Bruſt mit den rothen Camelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daß man hier oder dort davon beſonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, dieſe Pariſer, die den Napoleon geſehen, der eine Schlacht nach der andern liefern mußte, um ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, dieſe jubeln jetzt unſerm Franz Liszt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie ſie unerhört in den Annalen der Furore! Was iſt aber der Grund dieſer Erſcheinung? Die Löſung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Aeſthetik. Ein Arzt, deſſen Specialität weibliche Krankheiten ſind, und den ich über den Zauber befragte, den unſer Liszt auf ſein Publicum ausübt, lächelte äußerſt ſonderbar und ſprach dabei allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Elektricität, von der Contagion in einem ſchwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümirten und ſchwitzenden Menſchen angefüllten Saale, von Hiſtrionalepilepſis, von den Phänomen des Kitzelns, von muſikaliſchen Cantharíden und andern ſcabroſen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Myſterien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Löſung der Frage nicht ſo abenteuerlich tief, ſondern auf einer ſehr proſaiſchen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hexerei ließe ſich dadurch erklären, daß niemand auf dieſer Welt ſeine Succeſſe, oder vielmehr die mise en scène derſelben ſo gut zu organiſiren weiß, wie unſer Franz Liszt. In dieſer Kunſt iſt er ein Genie, ein Philadelphia, ein Bosko, ja ein Meyerbeer. Die vornehmſten Perſonen dienen ihm als Compères, und ſeine Miethenthuſiaſten ſind muſterhaft dreſſirt. Knallende Champagnerflaſchen und der Ruf von verſchwenderiſcher Freigebigkeit, auspoſaunt durch die glaubwürdigſten Journale, lockt Recruten in jeder Stadt. Nichtsdeſtoweniger mag es der Fall ſein, daß unſer Franz Liszt wirklich von Natur ſehr ſpendable und frei wäre von Geldgeiz, einem ſchäbigen Laſter, das ſo vielen Virtuoſen anklebt, namentlich den Italienern, und das wir ſogar bei dem flötenſüßen Rubini finden, von deſſen Filz eine in jeder Beziehung ſehr ſpaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Liszt eine Kunſtreiſe auf gemeinſchaftliche Koſten unternommen, und der Profit der Concerte, die man in verſchiedenen Städten geben wollte, ſollte getheilt werden. Der große Pianiſt, der überall den Generalintendanten ſeiner Berühmtheit, den ſchon erwähnten Signor Belloni, mit ſich herumführt, übertrug demſelben bei dieſer Gelegenheit alles Geſchäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geſchäftsführung ſeine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit Entſetzen, daß unter den gemeinſamen Ausgaben auch eine bedeutende Summe für Lorbeerkränze, Blumenbouquets, Lobgedichte und ſonſtige Ovationskoſten angeſetzt war. Der naive Sänger hatte ſich eingebildet, daß man ihm ſeiner ſchönen Stimme wegen ſolche Beifallszeichen zugeſchmiſſen, er gerieth jetzt in großen Zorn, und wollte durchaus nicht die Bouquets bezahlen, worin ſich vielleicht die koſtbarſten Camelias befanden. Wär' ich ein Muſiker, dieſer Zwiſt böte mir das beſte Süjet einer komiſchen Oper.

Aber ach! laßt uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuoſen einernten, nicht allzu genau unterſuchen. Iſt doch der Tag ihrer eitlen Berühmtheit ſehr kurz, und die Stunde ſchlägt bald, wo der Titane der Tonkunſt vielleicht zu einem Stadtmuſikus von ſehr untergeſetzter Statur zuſammenſchrumpft, der in ſeinem Kaffeehauſe den Stammgäſten erzählt und auf ſeine Ehre verſichert, wie man ihm einſt Blumenbouquets mit den ſchönſten Camelias zugeſchleudert, und wie ſogar einmal zwei ungariſche Gräfinnen, um ſein

Schnupftuch zu erhaſchen, ſich ſelbſt zur Erde geſchmiſſen und blutig gerauft haben! Die Eintags-Reputation der Virtuoſen verdünſtet und verhallt, öde, ſpurlos, wie der Wind eines Kameeles in der Wüſte.

Der Uebergang vom Löwen zum Kaninchen iſt etwas ſchroff. Dennoch darf ich hier jene zahmeren Clavierſpieler nicht unbeachtet laſſen, die in der diesjährigen Saiſon ſich ausgezeichnet. Wir können nicht Alle große Propheten ſein, und es muß auch kleine Propheten geben, wovon zwölf auf ein Dutzend gehen. Als den größten unter den Kleinen nennen wir hier Theodor Döhler. Sein Spiel iſt nett, hübſch, artig, empfindſam, und er hat eine ganz eigenthümliche Manier, mit der wagerecht ausgeſtreckten Hand blos durch die gebogenen Fingerſpitzen die Taſten anzuſchlagen. Nach Döhler verdient Halle unter den kleinen Propheten eine beſondere Erwähnung; er iſt ein Habakuk von eben ſo beſcheidenem wie wahrem Verdienſt. Ich kann nicht umhin, hier auch des Herrn Schad zu erwähnen, der unter den Clavierſpielern vielleicht denſelben Rang einnimmt, den wir dem Jonas unter den Propheten einräumen; möge ihn nie ein Wallfiſch verſchlucken!

Als gewiſſenhafter Berichterſtatter, der nicht blos von neuen Opern und Concerten, ſondern auch von allen andern Kataſtrophen der muſikaliſchen Welt zu berichten hat, muß ich auch von den vielen Verheirathungen reden, die darin zum Ausbruch gekommen, oder auszubrechen drohen. Ich rede von wirklichen, lebenslänglichen, höchſt anſtändigen Heirathen, nicht von dem wilden Ehe-Dilettantismus, der des Maires mit der dreifarbigen Schärpe und des Segens der Kirche entbehrt. Chacun ſucht jetzt ſeine Chacune. Die Herrn Künſtler tänzeln einher auf Freiersfüßen und trällern Hymeneen. Die Violine verſchwägert ſich mit der Flöte; die Hornmuſik wird nicht ausbleiben. Einer der drei berühmteſten Pianiſten vermählte ſich unlängſt mit der Tochter des in jeder Hinſicht größten Baſſiſten der italieniſchen Oper; die Dame iſt ſchön, anmuthig und geiſtreich. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daß noch ein anderer ausgezeichneter Pianiſt aus Warſchau in den heiligen Eheſtand trete, daß auch er ſich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Compaß erfunden worden. Immerhin, kühner Segler, ſtoß ab vom Lande, und möge kein Sturm dein Ruder brechen! Jetzt heißt es ſogar, daß der größte Violiniſt, den Breslau nach Paris geſchickt, ſich hier verheirathet, daß auch dieſer Fiedelkundige ſeines ruhigen Junggeſellenthums überdrüſſig geworden, und das furchtbare, unbekannte Jenſeits verſuchen wolle. Wir leben in einer heldenmüthigen Periode. Dieſer Tage verlobte ſich ein ebenfalls berühmter Virtuos. Er hat wie Theſeus eine ſchöne Ariadne gefunden, die ihn durch das Labyrinth dieſes Lebens leiten wird; an einem Garnknäuel fehlt es ihr nicht, denn ſie iſt eine Nähterin.

Die Violiniſten ſind in Amerika, und wir erhielten die ergötzlichſten Nachrichten über die Triumphzüge von Ole Bull, dem Lafayette des Puffs, dem Reclamenheld beider Welten. Der Entrepreneur ſeiner Succeſſe ließ ihn zu Philadelphia arretiren, um ihn zu zwingen, die in Rechnung geſtellten Ovationskoſten zu berichtigen. Der Gefeierte zahlte, und man kann jetzt nicht mehr ſagen, daß der blonde Normanne, der geniale Geiger, ſeinen Ruhm jemandem ſchuldig ſei. Hier in Paris hörten wir unterdeſſen den Sivori; Perzia würde ſagen: da ihn der liebe Gott für einen Mann ausgiebt, ſo will ich ihn dafür nehmen. Ein andermal überwinde ich vielleicht mein Mißbehagen, um über dieſes geigende Brechpulver zu referiren. Alexander Batta hat auch dieſes Jahr ein ſchönes Concert gegeben; er weint noch immer auf dem großen Violoncello ſeine kleinen Kinderthränen. Bei dieſer Gelegenheit könnte ich auch Herrn Semmelman loben; er hat es nöthig.

Ernſt war hier. Der wollte aber aus Laune kein Concert geben; er gefällt ſich darin, blos bei Freunden zu ſpielen. Dieſer Künſtler wird hier geliebt und geachtet. Er verdient es. Er iſt der wahre Nachfolger Paganini's, er erbte die bezaubernde Geige, womit der Genueſer die Steine, ja ſogar die Klötze zu rühren wußte. Paganini, der uns mit leiſem Bogenſtrich jetzt zu den ſonnigſten Höhen führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ, beſaß freilich eine weit dämoniſchere Kraft; aber ſeine Schatten und Lichter waren mitunter zu grell, die Contraſte zu ſchneidend, und ſeine grandioſeſten Naturlaute mußten oft als künſtleriſche Mißgriffe betrachtet werden. Ernſt iſt harmoniſcher, und die weichen Tinten ſind bei ihm vorherrſchend. Dennoch hat er eine Vorliebe für das Phantaſtiſche, auch für das Barocke, wo nicht gar für das Scurrile, und viele ſeiner Compoſitionen erinnern mich immer an die Märchenkomödien des Gozzi, an die abenteuerlichſten Maskenſpiele, an »venetianiſchen Carneval«. Das Muſikſtück, das unter dieſem Namen bekannt iſt, und unverſchämterweiſe von Sivori gecapert ward, iſt ein allerliebſtes Capriccio von Ernſt. Dieſer Liebhaber des Phantaſtiſchen kann, wenn er will, auch rein poetiſch ſein, und ich habe jüngſt eine Nocturne von ihm gehört, die wie aufgelöſt war in Schönheit. Man glaubte ſich entrückt in eine italieniſche Mondnacht, mit ſtillen Cypreſſenalleen, ſchimmernd weißen Statuen und träumeriſch plätſchernden Springbrunnen. Ernſt hat, wie bekannt iſt, in Hannover ſeine Entlaſſung genommen, und iſt nicht mehr königlich hannover'ſcher Concertmeiſter. Das war auch kein paſſender Platz für ihn. Er wäre weit eher geeignet, am Hofe irgend einer Feenkönigin, wie z. B. der Frau Morgane, die Kammermuſik zu leiten; hier fände er ein Auditorium, das ihn am beſten verſtünde, und darunter manche hohe Herrſchaften, die ebenſo kunſtſinnig wie fabelhaft, z. B. den König Arthus, Dietrich von Bern, Ogier den Dänen u. a. Und welche Damen würden ihm hier applaudiren! Die blonden Hannoveranerinnen mögen gewiß hübſch ſein, aber ſie ſind doch nur Heidſchnucken in Vergleichung mit einer Fee Melior, mit der Dame Abonde, mit der Königin Genoveva, der ſchönen Meluſine und andern berühmten Frauensperſonen, die ſich am Hofe der Königin Morgane in Avalun aufhalten. An dieſem Hofe (an keinem andern) hoffen wir einſt dem vortrefflichen Künſtler zu begegnen, denn auch uns hat man dort eine vortheilhafte Anſtellung verſprochen.

Zweiter Bericht.

Paris, 1. Mai 1844.

Die Academie-royale-de-Muſique, die ſogenannte große Oper, befindet ſich bekanntlich in der Rue Lepelletier, ungefähr in der Mitte, der Reſtauration von Paolo Broggi gerade gegenüber. Broggi iſt der Name eines Italieners, der einſt der Koch von Roſſini war. Als letzterer voriges Jahr nach Paris kam, beſuchte er auch die Trattoria ſeines ehemaligen Dieners, und nachdem er dort geſpeiſt, blieb er vor der Thüre lange Zeit ſtehen, in tiefem Nachdenken das große Operngebäude betrachtend. Eine Thräne trat in ſein Auge, und als jemand ihn frug, weshalb er ſo wehmüthig bewegt erſcheine, gab der große Maeſtro zur Antwort: Paolo habe ihm ſein Leibgericht, Ravioli mit Parmeſankäſe, zubereitet wie ehemals, aber er ſei nicht im

Stande geweſen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch dieſe drücke ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes beſeſſen, könne heutzutage kaum ſo viel vertragen wie eine verliebte Turteltaube.

Wir laſſen dahingeſtellt ſein, in wie weit der alte Spottvogel ſeinen indiscreten Frager myſtificirt hat, und begnügen uns heute, jedem Muſikfreunde zu rathen, bei Broggi eine Portion Ravioli zu eſſen, und nachher ebenfalls einen Augenblick vor der Thüre der Reſtauration verweilend das Haus der großen Oper zu betrachten. Es zeichnet ſich nicht aus durch brillanten Luxus, es hat vielmehr das Aeußere eines ſehr anſtändigen Pferdeſtalles, und das Dach iſt platt. Auf dieſem Dach ſtehen acht große Statuen, welche Muſen vorſtellen. Eine neunte fehlt, und ach! das iſt eben die Muſe der Muſik. Ueber die Abweſenheit dieſer ſehr achtungswerthen Muſe ſind die ſonderbarſten Auslegungen im Schwange. Proſaiſche Leute ſagen, ein Sturmwind habe ſie vom Dache heruntergeworfen. Poetiſchere Gemüther behaupten dagegen, die arme Polyhymnia habe ſich ſelbſt hinabgeſtürzt, in einem Anfall von Verzweiflung über das miſerable Singen von Monſieur Duprez. Das iſt immer möglich; die zerbrochene Glasſtimme von Duprez iſt ſo mißtönend geworden, daß es kein Menſch, viel weniger eine Muſe, aushalten kann, dergleichen anzuhören. Wenn das noch länger dauert, werden auch die andern Töchter der Mnemoſyne ſich vom Dach ſtürzen, und es wird bald gefährlich ſein, des Abends über die Rue Lepelletier zu gehen. Von der ſchlechten Muſik, die hier in der großen Oper ſeit einiger Zeit graſſirt, will ich gar nicht reden. Donizetti iſt in dieſem Augenblick noch der beſte, der Achilles. Man kann ſich alſo leicht eine Vorſtellung machen von den geringern Heroen. Wie ich höre, hat auch jener Achilles ſich in ſein Zelt zurückgezogen; er boudirt, Gott weiß warum! und er ließ der Direction melden, daß er die verſprochenen fünf und zwanzig Opern nicht liefern werde, da er geſonnen ſei, ſich auszuruhen. Welche Prahlerei! Wenn eine Windmühle dergleichen ſagte, würden wir nicht weniger lachen. Entweder hat ſie Wind und dreht ſich, oder ſie hat keinen Wind und ſteht ſtill. Hr. Donizetti hat aber hier einen rührigen Vetter, Signor Accurſi, der beſtändig für ihn Wind macht.

Der jüngſte Kunſtgenuß, den uns die Academie de Muſique gegeben, iſt der Lazzarone von Halevy.

Dieſes Werk hat ein trauriges Schickſal gehabt; es fiel durch mit Pauken und Trompeten. Ueber den Werth enthalte ich mich jeder Aeußerung; ich conſtatire blos ſein ſchreckliches Ende.

Jedesmal wenn in der Academie de Muſique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder ſonſt ein ausgezeichnetes Fiasco gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blaſſem Geſicht und kohlſchwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erſcheinung immer ein muſikaliſches Unglück bedeutet. Die Italiener, ſobald ſie derſelben anſichtig, ſtrecken haſtig den Zeige- und Mittelfinger aus und ſagen, das ſei der Jettatore. Die leichtſinnigen Franzoſen aber, die nicht einmal einen Aberglauben haben, zucken blos die Achſel und nennen jene Geſtalt Monſieur Spontini. Es iſt in der That unſer ehemaliger Generaldirector der berliner großen Oper, der Componiſt der Veſtalin und des Ferdinand Cortes, zweier Prachtwerke, die noch lange fortblühen werden im Gedächtniſſe der Menſchen, die man noch lange bewundern wird, während der Verfaſſer ſelbſt alle Bewunderung eingebüßt und nur noch ein welkes Geſpenſt iſt, das neidiſch umherſpukt und ſich ärgert über das

Leben der Lebendigen. Er kann ſich nicht darüber tröſten, daß er längſt todt iſt und ſein Herrſcherſtab übergegangen in die Hände Meyerbeers. Dieſer, behauptet der Verſtorbene, habe ihn verdrängt aus ſeinem Berlin, das er immer ſo ſehr geliebt; und wer aus Mitleid für ehemalige Größe die Geduld hat, ihn anzuhören, kann haarklein erfahren, wie er ſchon unzählige Actenſtücke geſammelt, um die Meyerbeer'ſchen Verſchwörungs-Intriguen zu enthüllen.

Die fixe Idee des armen Mannes iſt und bleibt Meyerbeer, und man erzählt die ergötzlichſten Geſchichten, wie die Animoſität ſich immer durch eine zu große Beimiſchung von Eitelkeit unſchädlich erweiſt. Klagt irgend ein Schriftſteller über Meyerbeer, daß dieſer z. B. die Gedichte die er ihm ſchon ſeit Jahren zugeſchickt, noch immer nicht componirt habe, dann ergreift Spontini haſtig die Hand des verletzten Poeten, und ruft: „j'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie ſich an Meyerbeer rächen können, es iſt ein untrügliches Mittel, und es beſteht darin, daß Sie über mich einen großen Artikel ſchreiben, und je höher Sie meine Verdienſte würdigen, deſto mehr ärgert ſich Meyerbeer.“ Ein andermal iſt ein franzöſiſcher Miniſter ungehalten über den Verfaſſer der Hugenotten, der trotz der Urbanität, womit man ihn hier behandelt hat, dennoch in Berlin eine ſervile Hofcharge übernommen, und unſer Spontini ſpringt freudig an den Miniſter hinan und ruft: „j'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteſte beſtrafen, Sie können ihm einen Dolchſtich verſetzen, und zwar indem Sie mich zum Großofficier der Ehrenlegion ernennen.“ Jüngſt findet Spontini den armen Leon Pillet, den unglücklichen Director der großen Oper, in der wüthendſten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Mr. Gouin anzeigen ließ, daß er wegen des ſchlechten Singperſonals den Propheten noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italieners! „J'ai votre affaire“, rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rath geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demüthigen: laſſen Sie mich in Lebensgröße meißeln, ſetzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieſer Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerdrücken.“ Der Gemüthszuſtand Spontini's beginnt nachgerade ſeine Angehörigen, namentlich die Familie des reichen Pianofabrikanten Erard, womit er durch ſeine Gattin verſchwägert, in große Beſorgniſſe zu verſetzen. Jüngſt fand ihn jemand in den obern Sälen des Louvre, wo die ägyptiſchen Antiquitäten aufgeſtellt. Der Ritter Spontini ſtand wie eine Bildſäule mit verſchlungenen Armen faſt eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringerer ſein ſoll, als jener Amenophes, unter deſſen Regierung die Kinder Iſrael das Land Aegypten verlaſſen haben. Aber Spontini brach am Ende ſein Schweigen, und ſprach folgendermaßen zu ſeiner erlauchten Mitmumie: »Unſeliger Pharao! du biſt an meinem Unglück ſchuld. Ließeſt du die Kinder Iſrael nicht aus dem Lande Aegypten fortziehen, oder hätteſt du ſie ſämmtlich im Nil erſäufen laſſen, ſo wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelsſohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigirte dort noch immer die große Oper und die Hofconcerte. Unſeliger Pharao, ſchwacher Krokodilenkönig, durch deine halben Maßregeln geſchah es, daß ich jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann bin — und Moſes und Halevy und Mendelsſohn und Meyerbeer haben geſiegt!« Solche Reden hält der unglückliche Mann, und wir können ihm unſer Mitleid nicht verſagen.

Was Meyerbeer betrifft, ſo wird, wie oben angedeutet, ſein Prophet noch lange Zeit ausbleiben. Er ſelbſt aber wird nicht, wie die Zeitungen jüngſt meldeten, für immer in Berlin ſeinen Aufenthalt nehmen. Er wird wie bisher abwechſelnd die eine Hälfte des Jahres hier in Paris und die andere in Berlin zubringen, wozu er ſich förmlich verpflichtet hat. Seine Lage erinnert ſo ziemlich an Proſerpina, nur daß der arme Maeſtro hier wie dort ſeine Hölle und ſeine Höllenqual findet. Wir erwarten ihn noch dieſen Sommer hier, in der ſchönen Unterwelt, wo ſchon einige Schock muſikaliſcher Teufel und Teufelinnen ſeiner harren, um ihm die Ohren voll zu heulen. Von Morgens bis Abends muß er Sänger und Sängerinnen anhören, die hier debütiren wollen, und in ſeinen Freiſtunden beſchäftigen ihn die Albums reiſender Engländerinnen.

An Debütanten war dieſen Winter in der großen Oper kein Mangel. Ein deutſcher Landsmann debütirte als Marcel in den Hugenotten. Er war vielleicht in Deutſchland nur ein Grobian mit einer brummigen Bierſtimme, und glaubte deshalb in Paris als Baſſiſt auftreten zu können. Der Kerl ſchrie wie ein

Waldeſel. Auch eine Dame, die ich im Verdacht habe, eine Deutſche zu ſein, producirte ſich auf den Brettern der Rue Lepelletier. Sie ſoll außerordentlich tugendhaft ſein, und ſingt ſehr falſch. Man behauptet, nicht blos der Geſang, ſondern alles an ihr, die Haare, zwei Drittel ihrer Zähne, die Hüften, der Hintertheil, Alles ſei falſch, nur ihr Athem ſei echt; die frivolen Franzoſen werden dadurch gezwungen ſein, ſich ehrfurchtsvoll entfernt von ihr zu halten. Unſre Prima-Donna, Madame Stolz, wird ſich nicht länger behaupten können; der Boden iſt unterminirt, und obgleich ihr als Weib alle Geſchlechtsliſt zu Gebote ſteht, wird ſie doch am Ende von dem großen Giacomo Macchiavelli überwunden, der die Viardot Garcia an ihrer Stelle engagirt ſehen möchte, um die Hauptrolle in ſeinem Propheten zu ſingen. Madame Stolz ſieht ihr Schickſal voraus, ſie ahnt, daß ſelbſt die Affenliebe, die ihr der Director der Oper widmet, ihr nichts helfen kann, wenn der große Meiſter der Tonkunſt ſeine Künſte ſpielen läßt; und ſie hat beſchloſſen, freiwillig Paris zu verlaſſen, nie wieder zurückzukehren und in fremden Landen ihr Leben zu beſchließen. Ingrata patria, ſagte ſie jüngſt, ne ossa quidem mea habebis. In der That, ſeit einiger Zeit beſteht ſie wirklich nur noch aus Haut und Knochen.

Bei den Italienern, in der Opera buffa, gab es vorigen Winter eben ſo brillante Fiascos wie in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterſchied, daß die Italiener manchmal nicht ſingen wollten und die armen franzöſiſchen Sangeshelden nicht ſingen konnten. Nur das koſtbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Griſi, waren immer pünktlich auf ihrem Poſten in der Salle Ventadour, und trillerten uns dort den blühendſten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind, und Fortepianoconcerte, und Deputirtenkammerdebatten, und Polkawahnſinn. Ja, das ſind holdſelige Nachtigallen, und die italieniſche Oper iſt der ewig blühende ſingende Wald, wohin ich oft flüchte, wenn winterlicher Trübſinn mich umnebelt, oder der Lebensfroſt unerträglich wird. Dort, im ſüßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt, und man verblutet wenigſtens nicht in der Kälte. Der melodiſche Zauber verwandelt dort in Poeſie, was eben noch täppiſche Wirklichkeit war, der Schmerz verliert ſich in Blumenarabesken, und bald lacht wieder das Herz. Welche Wonne, wenn Mario ſingt, und in den Augen der Griſi die Töne des geliebten Sproſſers ſich gleichſam abſpiegeln wie ein ſichtbares Echo! Welche Luſt, wenn die Griſi ſingt und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodiſch widerhallt! Es iſt ein liebliches Paar, und der perſiſche Dichter, der die Nachtigall die Roſe unter den Vögeln und die Roſe wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erſt recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene beiden, Mario und Griſi, ſind nicht blos durch Geſang, ſondern auch durch Schönheit ausgezeichnet.

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermiſſen wir hier bei den Buffos Pauline Viardot, oder, wie wir ſie lieber nennen, die Garcia. Sie iſt nicht erſetzt, und niemand kann ſie erſetzen. Dieſe iſt keine Nachtigall, die blos ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich ſchluchzt und trillert; — ſie iſt auch keine Roſe, denn ſie iſt häßlich, aber von einer Art Häßlichkeit, die edel, ich möchte faſt ſagen ſchön iſt, und die den großen Löwenmaler Lacroix manchmal bis zur Begeiſterung entzückte! In der That, die Garcia mahnt weniger an die civiliſirte Schönheit und zahme Grazie unſrer europäiſchen Heimath, als vielmehr an die ſchauerliche Pracht einer exotiſchen Wildniß, und in manchen Momenten ihres paſſionirten Vortrags, zumal wenn ſie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet, und ſo grauſam ſüß und anmuthig fletſchend lächelt: dann wird Einem zu Muthe, als müßten jetzt auch die ungeheuerlichen Vegetationen und Thiergattungen Hindoſtans oder Afrikas zum Vorſchein kommen; — man meint, jetzt müßten auch Rieſenpalmen, umrankt von tauſendblumigen Lianen, emporſchießen; — und man würde ſich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leoparde, oder eine Giraffe, oder ſogar ein Rudel Elephantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daß dieſe Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris iſt.

Während die Academie de Muſique aufs jammervollſte darniederlag, und die Italiener ſich ebenfalls betrübſam hinſchleppten, erhob ſich die dritte lyriſche Scene, die Opera comique, zu ihrer fröhlichſten Höhe. Hier überflügelte ein Erfolg den andern, und die Caſſe hatte immer einen guten Klang. Ja, es wurde noch mehr Geld als Lorbeeren eingeerntet, was gewiß für die Direction kein Unglück geweſen. Die Texte der neuen Opern, die ſie gab, waren immer von Scribe, dem Manne, der einſt das große Wort ausſprach: das Geld iſt eine Chimäre! und der dennoch dieſer Chimäre beſtändig nachläuft. Er iſt der Mann des Geldes, des klingenden Realismus, der ſich nie verſteigt in die Romantik einer unfruchtbaren Wolkenwelt, und ſich feſtklammert an der irdiſchen Wirklichkeit der Vernunftheirath, des induſtriellen Bürgerthums und der Tantième. Einen ungeheuren Beifall findet Scribe's neue Oper, die Sirene, wozu Auber die Muſik geſchrieben. Autor und Componiſt paſſen ganz für einander: ſie haben den raffinirteſten Sinn für das Intereſſante, ſie wiſſen uns angenehm zu unterhalten, ſie entzücken und blenden uns ſogar durch die glänzenden Facetten ihres Eſprits, ſie beſitzen ein gewiſſes Filigrantalent der Verknüpfung allerliebſter Kleinigkeiten, und man vergißt bei ihnen, daß es eine Poeſie giebt. Sie ſind eine Art Kunſtloretten, welche alle Geſpenſtergeſchichten der Vergangenheit aus unſrer Erinnerung fortlächeln, und mit ihrem koketten Getändel wie mit Pfauenfächern die ſumſenden Zukunftgedanken, die unſichtbaren Mücken, von uns abwedeln.

Zu dieſer harmlos buhleriſchen Gattung gehört auch Adam, der mit ſeinem Caglioſtro ebenfalls in der Opera comique ſehr leichtfertige Lorbeeren eingeerntet. Adam iſt eine liebenswürdige erfreuliche Erſcheinung, und ein Talent, welches noch großer Entwicklung fähig iſt. Eine rühmliche Erwähnung verdient auch Thomas, deſſen Operette Mina viel Glück gemacht.

Alle dieſe Triumphe übertraf jedoch die Vogue des Deſerteurs, einer alten Oper von Monſigny, welche die Opera comique aus den Cartons der Vergeſſenheit hervorzog. Hier iſt echt franzöſiſche Muſik, die heiterſte Grazie, eine harmloſe Süße, eine Friſche wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, ſogar Poeſie. Ja, letztere fehlt nicht, aber es iſt eine Poeſie ohne Schauer der Unendlichkeit, ohne geheimnißvollen Zauber, ohne Wehmuth, ohne Ironie, ohne Morbidezza, ich möchte faſt ſagen, eine elegant bäuriſche Poeſie der Geſundheit. Die Oper von Monſigny mahnte mich unmittelbar an ſeinen Zeitgenoſſen, den Maler Greuze: ich ſah hier wie leibhaftig die ländlichen Scenen, die dieſer gemalt, und ich glaubte gleichſam die Muſikſtücke zu vernehmen, die dazu gehörten. Bei der Anhörung jener Oper ward es mir ganz deutlich, wie die bildenden und die recitirenden Künſte derſelben Periode immer einen und denſelben Geiſt athmen, und ihre Meiſterwerke die intimſte Wahlverwandtſchaft beurkunden.

Ich kann dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne zu bemerken, daß die muſikaliſche Saiſon noch nicht zu Ende iſt und dieſes Jahr gegen alle Gewohnheit bis in den Mai fortklingt. Die bedeutendſten Bälle und Concerte werden in dieſem Augenblick gegeben, und die Polka wetteifert noch mit dem Piano. Ohren und Füße ſind müde, aber können ſich doch noch nicht zur Ruhe begeben. Der Lenz, der ſich diesmal ſo früh eingeſtellt, macht Fiasco, man bemerkt kaum das grüne Laub und die Sonnenlichter. Die Aerzte, vielleicht ganz beſonders die Irrenärzte, werden bald viel Beſchäftigung gewinnen. In dieſem bunten Taumel, in dieſer Genußwuth, in dieſem ſingenden, ſpringenden Strudel lauert Tod und Wahnſinn. Die Hämmer der Pianoforte wirken fürchterlich auf unſre Nerven, und die große Drehkrankheit, die Polka, giebt uns den Gnadenſtoß.

Spätere Notiz.

Den vorſtehenden Mittheilungen füge ich aus melancholiſcher Grille die folgenden Blätter hinzu, die dem Sommer 1847 angehören, und meine letzte muſikaliſche Berichterſtattung bilden. Für mich hat alle Muſik ſeitdem aufgehört, und ich ahnte nicht, als ich das Leidensbild Donizetti's crayonnirte, daß eine ähnliche und weit ſchmerzlichere Heimſuchung mir nahete. Die kurze Kunſtnotiz lautet wie folgt:

Seit Guſtav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine ſchwediſche Reputation ſo viel Lärm in der Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Poſaunenſtöße, Fanfaren des Triumphes; wir hören nur Pindar'ſche Lobgeſänge. Ein Freund erzählte mir von einer engliſchen Stadt, wo alle Glocken geläutet wurden, als die ſchwediſche Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Biſchof feierte dieſes Ereigniß durch eine merkwürdige Predigt. In ſeinem anglicaniſchen Epiſcopalcoſtüme, welches der Leichenbittertracht eines Chefs des

Pompes funèbres nicht unähnlich, beſtieg er die Kanzel der Hauptkirche, und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weibskleidern, als eine Frau Erlöſerin, die vom Himmel herabgeſtiegen, um unſre Seelen durch ihren Geſang von der Sünde zu befreien, während die andern Cantatricen eben ſo viele Teufelinnen ſeien, die uns hineintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italienerinnen Griſi und Perſiani müſſen vor Neid und Aerger jetzt gelb werden wie Canarienvögel, während unſre Jenny, die ſchwediſche Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich ſage unſre Jenny, denn im Grunde repräſentirt die ſchwediſche Nachtigall nicht excluſive das kleine Schweden, ſondern ſie repräſentirt die ganze germaniſche Stammesgenoſſenſchaft, die der Cimbern eben ſo ſehr wie die der Teutonen, ſie iſt auch eine Deutſche, eben ſo gut wie ihre naturwüchſigen und pflanzenſchläfrigen Schweſtern an der Elbe und am Neckar, ſie gehört Deutſchland, wie, der Verſicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakſpeare uns angehört, und wie gleicherweiſe Spinoza, ſeinem innerſten Weſen nach, nur ein Deutſcher ſein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die Unſre! Juble, Uckermark, auch du haſt Theil an dieſem Ruhme! Springe, Maßmann, deine vaterländiſch freudigſten Sprünge, denn unſre Jenny ſpricht kein römiſches Rothwelſch, ſondern gothiſch, ſcandinaviſch, das deutſcheſte Deutſch, und du kannſt ſie als Landsmännin begrüßen; nur mußt du dich waſchen, ehe du ihr deine deutſche Hand reichſt. Ja, Jenny Lind iſt eine Deutſche, ſchon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Muhmen der deutſchen Eichen, ſie hat keine ſchwarzen Haare wie die welſchen Primadonnen, in ihren blauen Augen ſchwimmt nordiſches Gemüth und Mondſchein, und in ihrer Kehle tönt die reinſte Jungfräulichkeit! Das iſt es. „Maidenhood is in her voice“ — das ſagten alle old spinsters von London, alle prüden Ladies und frommen Gentlemen ſprachen es augenverdrehend nach, die noch lebende mauvaise queue von Richardſon ſtimmte ein, und ganz Großbritannien feierte in Jenny Lind das ſingende Magdthum, die geſungene Jungferſchaft. Wir wollen es geſtehen, dieſes iſt der Schlüſſel der unbegreiflichen, räthſelhaft großen Begeiſterung, die Jenny in England gefunden und, unter uns geſagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie ſinge nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können, und verſehen mit der nöthigen Ausſteuerſumme einen jungen proteſtantiſchen Geiſtlichen, den Paſtör Swenske, zu heirathen, der unterdeſſen ihrer harre daheim in ſeinem idylliſchen Pfarrhaus hinter Upſala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Paſtör Swenske nur ein Mythos und der wirkliche Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgeſtandener Komödiant der Stockholmer Bühne ſei — aber das iſt gewiß Verleumdung. Der Keuſchheitsſinn dieſer Prima Donna immaculata offenbart ſich am ſchönſten in ihrem Abſcheu vor Paris, dem modernen Sodom, den ſie bei jeder Gelegenheit ausſpricht, zur höchſten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenſeits des Canals. Jenny hat aufs beſtimmteſte gelobt, nie auf den Laſterbrettern der Rue Lepelletier ihre ſingende Jungferſchaft dem franzöſiſchen Publico Preis zu geben; ſie hat alle Anträge, welche ihr Herr Leon Pillet durch ſeine Kunſtruffiani machen ließ, ſtreng abgelehnt. „Dieſe rauhe Tugend macht mich ſtutzen“ — würde der alte Paulet ſagen. Iſt etwa die Volksſage gegründet, daß die heutige Nachtigall in frühern Jahren ſchon einmal in Paris geweſen und im hieſigen ſündhaften Conſervatoire Muſikunterricht genoſſen habe, wie andre Singvögel, welche ſeitdem ſehr lockere Zeiſige geworden ſind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariſer Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, ſondern nur die Stimme kritiſirt, und Mangel an Schule für das größte Laſter hält? Dem ſei wie ihm wolle, unſre Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzoſen nicht aus ihrem Sündenpfuhl herausſingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammniß.

Hier in der Pariſer muſikaliſchen Welt iſt alles beim Alten; in der Academie-royale-de-Muſique iſt noch immer grauer, feuchtkalter Winter, während draußen Maiſonne und Veilchenduft. Im Veſtibul ſteht noch immer wehmüthig trauernd die Bildſäule des göttlichen Roſſini; er ſchweigt. Es macht Herrn Leon Pillet Ehre, daß er dieſem wahren Genius ſchon bei Lebzeiten eine Statue geſetzt. Nichts iſt poſſirlicher, als die Grimaſſe zu ſehen, womit Scheelſucht und Neid ſie betrachten. Wenn Signor Spontini dort vorbeigeht, ſtößt er ſich jedesmal an dieſem Steine. Da iſt unſer großer Maeſtro Meyerbeer viel klüger, und wenn er des Abends in die Oper ging, wußte er jenem Marmor des Anſtoßes immer vorſichtig auszuweichen, er ſuchte ſogar den Anblick deſſelben zu vermeiden; in derſelben Weiſe pflegen die Juden zu Rom, ſelbſt auf ihren eiligſten Geſchäftsgängen, immer einen großen Umweg zu machen, um nicht jenem fatalen Triumphbogen des Titus vorbei zu kommen, der zum Gedächtniß des Untergangs von Jeruſalem errichtet worden. Ueber Donizetti's Zuſtand werden die Berichte täglich trauriger. Während ſeine Melodien freudegaukelnd die Welt erheitern, während man ihn überall ſingt und trillert, ſitzt er ſelbſt, ein entſetzliches Bild des Blödſinns, in einem Krankenhauſe bei Paris. Nur für ſeine Toilette hatte er vor einiger Zeit noch ein kindiſches Bewußtſein bewahrt, und man mußte ihn täglich ſorgfältig anziehen, in vollſtändiger Galla, der Frack geſchmückt mit allen ſeinen Orden; ſo ſaß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend. Aber das hat auch aufgehört, er erkennt niemand mehr; das iſt Menſchenſchickſal.

Das von E. B. Kietz in Paris gezeichnete

Bildniß

von

Heinrich Heine

lithographirt

von

Adolph Hornemann,

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.,

erſcheint nächſtens in neuer, verbeſſerter Auflage.

Daſſelbe wird nur auf feſtes Verlangen verſendet.

Hamburg, September 1854.

Hoffmann und Campe.

Druck von H. Hotop in Caſſel.

Nachträge

zu

Heinrich Heine's Werken.

Dichtungen.

Erſter Theil.

Dichtungen

von

H. Heine.

„Was eine lange weite Strecke
Im Leben auseinanderſtand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.“
Goethe.

Erſter Theil.

Romanzen, Balladen, Traumbilder, Lieder, Eiſenbahnbilder, Zeitgedichte.

Amſterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Binger & Comp. in Amſterdam

Vorwort.

»H. Heine gehört zu den Dichtern — ſagte die Zeitſchrift: Grenzboten gleich nach ſeinem Tode — auf deren Werke das Publikum ein Recht hat, und die Geſammtausgabe muß Alles enthalten, was er geſchrieben. Der Herausgeber wird weiter nichts zu thun haben, als das Zuſammengehörige zuſammen zu bringen, was freilich zuweilen auch ſeine Schwierigkeiten haben wird.«

Gewiß eine richtige, wohlbegründete Anſicht! — Von keiner Seite iſt indeß bis heute eine Geſammtausgabe der Werke Heine's begonnen, nicht einmal angekündigt, auch nicht bisher unbekannte und ungedruckte Erzeugniſſe ſeiner Muſe veröffentlicht, nicht einmal den in Zeitſchriften, Taſchenbüchern und ſonſtigen Ephemeren und Organen der periodiſchen Preſſe Deutſchland's und Frankreich's ſeit dem Jahre 1815, (wo das erſte Gedicht Heine's gedruckt erſchien), zerſtreuten Kundgebungen ſeiner Fantaſie und ſeines Geiſtes ein Aſyl bereitet; gleichſam obdach- und heimathlos waren und blieben ſie, verſchollen in jenen längſt vergeſſenen Schriften oder im Beſitze ſeiner Freunde, die er mit handſchriftlichen Geſchenken der Gabe ſeiner reichen und reichbegabten Muſe erfreute.

Da muß denn die Pietät gegen Heine zum Werke ſchreiten, jenen Heimathloſen eine Stätte bereiten und ihnen gleichſam eine Hütte bauen.

In den vorliegenden „Dichtungen“ iſt der Beginn dazu gemacht und darin „das Zuſammengehörige zuſammengebracht“. Es ſind Bauſteine zu dem Denkmal „dauernder als Erz“, das er ſich ſelbſt errichtet hat. Die nachfolgenden Blätter enthalten bisher Ungedrucktes. Die darin befindlichen Gedichte ſind von Heine ſelbſt zu verſchiedenen Zeiten, faſt meiſt en brouillon, mir und anderen Freunden gegeben; viele verdanke ich der Mittheilung unſerer gemeinſchaftlichen akademiſchen Freunde: Profeſſor Johannes Müller und Provinzial-Steuer-Direktor Sethe. Gefällig gegen Jeden, der ihn um ein Gedicht erſuchte, ging er damit nichts weniger als haushälteriſch zu Werke. Auf Aufforderung in öffentlichen Blättern iſt zu dieſer Sammlung manches Gedicht hinzugekommen, wofür ich dieſen Verehrern Heine's hiermit meinen Dank abſtatte. Mögen Andere, die im Beſitze von Erzeugniſſen ſeiner Muſe ſind, bald nachfolgen. —

Einer Statue von Stein oder Metall zur Erinnerung an ihn bedarf's nicht; Er ſelbſt am wenigſten verlangte eine ſolche Berückſichtigung von der ſtatuenbauluſtigen Gegenwart. **Wird er doch leben, ſo lange »ein deutſches Wort erklingt«!**

Münſter, im October 1860.

Friedrich Steinmann.

Inhalt.

I.

Romanzen und Balladen, Traumbilder und Geſchichten.

Zwei Gräber. Ein Traum- und Vorgeſicht 3
Großvater 8
Auf dem Harze (1820) 10
Der Geck zu Rolandseck (1820) 12
Aegyptiſche Romanze, nach Herodot 14
Würmerſouper 17
Der Maire von Yvetot 18
Der Kamerad 20
Knipperdolling 22
Ein Original 26
Montezuma 28
Meine Gegner 32
Ueber'n Rhein 34
Jüngſtes Gericht 36
Inſektentraum 38
Scheintodt 40
Grenadier Ricou 42
Die Varusſchlacht 50
Ferne Ausſicht 52
Neue Mordgeſchichte 54

Häringsmetamorphoſe 57
Am Weidenbaum 59
Nachtwacht 61
Sankt Helena 63
Am Schlangenthurm 65
Burgmüller 68
Hundetod 70
Geiſter-Reveille 72

II.

Lieder.

Todten-Rendezvous 77
Mädchenart 79
Vögelein im Korbe 80
Im Dunkeln 81
Mahnung 82
Feuilleton 83
Nach Spinnenart 84
Lebensfrage der Liebe 85
Fantaſma 86
Eine Idylle 87
Amazone 88
Die Lernäiſche Schlange 90
Warnung 91
Einerlei 92
Vielleicht 93
Letztes Stündchen 94
Küſſe 95
Sans Compliment 97
Verſchiedene Briefe 98
„Ich liebe" 99
Unter der Haube 101

Winterlich 102
Zerriſſen 103
Dreifach 105
Akuſtiſche Täuſchung 106
Rheinfahrt im Kahne 107
Vorſchlag 109
Phrenologiſche Studien 110
Generalbeichte 112
Nachbar Tiſchler 113
Gebet 115
Letztes Urtheil 117

III.

Eiſenbahn-Bilder.

Die Locomotive 121
Der Geiſterzug 128
Aus Pluto's Reich 131
Zerquetſcht 133
Im Warteſaale 135
Sehnſucht nach dem Schwager Poſtillon 137
Hundeſalon 139
Barmherzige Schweſtern 141
Pfiff 143
Mährchen der Gegenwart 144
Im Waggon letzter Klaſſe 147
„Drei Minuten!“ 148
Epilog zu den Eiſenbahnbildern 149

IV.

Zeitgedichte.

Aufgeſtopft 153
Sängerpreiſe 155

Girofflino Girofflette 157
Der geſtrauchelte General 158
Antike und moderne Speculation 159
Der galliſche Hahn 162
Jakobus von Kölln 163
Auf der Bärenhaut 165
Vom guten Landesvater 166
Uraka 167
Vor Louis Napoleons Präſidentenwahl 170
Die politiſchen Zinngießer 171
Sie und Ich 173
Deutſche Einheit 175
Von Deutſchland 176
Deutſcher Rattenkönig 177
Fata Morgana 178
Kaſpar Hauſer 180
Mähnenſchütteln 181
In Hannover 183
Von Cayenne 185
Vom Maßmann und Venedey 187
Rothe Erde 189

I.

Romanzen und Balladen, Traumbilder und Geſchichten.

* * *

Zwei Gräber.

Ein Traum- und Vorgeſicht.

I.

Ein Leichenzug — klein iſt die Zahl
Der trauernden Begleiter;
Er zieht die Champs élisées hinab
Durch die Barrière weiter.

Erreicht die Todesſtätte iſt;
Ums Grab rings Grabesſtille:
Kein Prieſter — kein Gebet — kein Wort,
So des Todten letzter Wille.

Ein Kranichſchwarm hoch in der Luft
Zieht über die Kirchhofsſtätte;
Sie ſchauen neugierigen Blickes hinab
In das offene Grabesbette.

Langſam ſie ziehn dem Lande zu,
Wo lindere Lüfte wehen;
In der Höhe ſie ſtimmen andächtig an
Das Lied vom Auferſtehen.

Der Sarg wird lautlos eingeſenkt;
Kein Auge weint; ſchon rollen
Mit dumpfem, geiſterhaftem Ton
Auf das letzte Haus die Schollen.

Und der in dem letzten Hauſe wohnt
Mit geſchloſſenen Augenlidern,
Lebt ewig — denn ein Sänger iſt's —
In ſeinen unſterblichen Liedern.

Und der in dem Sarge liegt, bin ich,
In fremder Erde gebettet;
Die Kraniche ſingend vorüberziehn:
Ich bin hier am Boden gekettet.

Der Tod den Kranich hat gelähmt,
Ruht bald unter'm Leichenſteine,
Worauf der Meißel ſchreiben wird:
Hier ſchlummert Heinrich Heine.

II.

Ein Leichenzug zieht in der Früh'
In des Morgens lautloſer Stille
Durch Hamburg's Straßen einſam dahin,
Wie's befahl des Todten Wille.

Und auf dem Golgatha ſich regt's
Um's Grab, kein eitel Gepränge;
Viel' Augen ſind thränenfeucht; es hall'n
Die Seufzer wie Grabgeſänge.

Und das Gefolge an der Gruft
Andächtig den Kadoſch betet,
Und auf dem Baume die Nachtigal
Ihre Klagelaute flötet.

Der Schläfer im Sarge mein Oheim iſt,
Ich habe viel ihm gegolten.
Er liebte mich ſo väterlich,
Hat: „Dummer Jung'!“ mich geſcholten.

O lieber Oheim, das iſt ein Touche
Nach der deutſchen Burſchenſprache!
Wir müſſen uns duelliren Beid';
Ich nehme ſchreckliche Rache.

Da brummt er mir noch einen auf —
Ich mein' — einen dummen Jungen. —
Als der Gute ward abberufen, hab'
Ich himmliſch ſchön ihn beſungen. *)

---

*) Damit ſpielt Heine auf ſeine Biographie ſeines Oheims an, welche die Verwandtſchaft kurzſichtig unterdrückte. Sie gehört nach H. Heine's Verſicherung zu ſeinen glänzendſten Productionen.

Und der da ruht in dem Kämmerlein,
Die Augen feſt geſchloſſen,
Um den ſo manche heiße Thrän'
Den lebenden Augen entfloſſen,

Lebt ewig, denn das iſt der Lohn
Des Biedern, des Gerechten,
Der tauſend Thränen getrocknet hat
In düſteren Tagen und Nächten.

In ſeinen Thaten unſterblich lebt
Er fort; aus wohlthätigem Herzen
Hat er gegeben dem, der's bedurft,
Gelindert Trübſal und Schmerzen. —

Geſchloſſen iſt die offene Gruft;
Es ruhen drin ſeine Gebeine.
Von dem Leichenſteine im lichten Glanz
Strahlt's: Hier ruht Salomon Heine.

Großvater.

An's Fenſter klopft's beim Dämmerlicht,
Die Kinder ſchrecken auf;
Großvater ſchlummernd im Seſſel ſitzt,
Die Mutter hemmt Spinnrad's Lauf.

Das Leichhuhn pickt' an's Fenſterglas,
Großvater holt Odem nicht mehr;
Die Mutter macht Licht, Er ſitzt noch da;
Es iſt ihm der Kopf ſo ſchwer.

Der Kopf hängt auf die Bruſt hinab,
Die weiße Nachtmütze zugleich;
Die Arme hängen am Lehnſtuhl hinab,
Und ſein Geſicht iſt bleich.

So war urplötzlich zur ewigen Ruh'
Der Alte ſtill eingenickt.
Auf dem Leiſten ſaß der rindslederne Schuh,
Woran er zuletzt noch geflickt.

O Schuſter, bei deinem Leiſten bleib'!
Vergeblich das Sprüchwort warnt'.
Sein Zeiſig im Bauer zwitſchert wie ſonſt,
Vom Todesnetz nicht umgarnt.

Die Waſſerkugel auf dem Tiſch
Steht vor der Lampe von Blech;
Sie leuchtet dem alten Zunftmeiſter nicht mehr:
Das nenn' ich wahrlich Pech!

Auf dem Harze.*)

1820.

Auf dem Schloſſe Wernigerode
Wohnt der Graf zu Stolberg Erlaucht,
Schaut ein jeder Unterthane
Seinen Herrn am Fenſter ſtehen.

Schaut, wenn er nimmt eine Priſe,
Wenn er ſich die Naſe putzet,
Hört ſein Allerhöchſtes Nießen,
Wenn erkältet er, ſein Huſten.

Ihr beglückten Wernigeroder,
Die ihr ſammt und ſonders wiſſet,
Was der theure Landesvater
Treibt und thut, ſelbſt wenn er pruſtet.

---

*) War für die Harzreiſe beſtimmt, ward indeß von Heine zurückgelegt.

Drum verlangt ihr nicht Verfaſſung;
Längſt ſchon führt ihr die Controle,
Wißt, was täglich er getrunken —
Einen Kümmel oder Bowle.

Der Geck zu Rolandseck.

1820.

Blickte nach dem Kloſter drüben,
Blickte Tage lang u. ſ. w.
Schiller.

Eine Närrin in ein Kloſter ging,
Es liegt bei Bonn am Rhein,
Heißt Nonnenwerth; nicht weiß ich, wer
Nennt heut das Eiland ſein.

Ein Geck hat ſich in ſie verliebt
Und miethete ſich ein
In einem Gaſthof — Rolandseck —
Genüber dem Klöſterlein.

Da hat er faſt ſich blind geguckt,
Ob ihm der Waizen blüh',
Im Fenſter gelegen den ganzen Tag
Von Abends ſpät bis früh.

Dabei hat er ſich noch kaſteit,
Nicht eine Pfeife Tabak
Geraucht die ganze lange Zeit,
Genommen nicht einen Cognac.

Denn fünfzig Jahre ſchielt er hin
Und kam nicht zu Verſtand.
O Schwabe, der durch die Kloſtermau'r
Wollt' ſchauen und Zellenwand!

Halbhundertjähriges Schielen hat
Gemacht ſein Auge ſcheel;
Das Schielen war ſein Tagewerk:
Sei gnädig, Herr, der Seel'!

So fand man einſt im Fenſter ihn
Ganz mauſetodt den Geck.
Das iſt des deutſchen Michels Mähr
Vom Geck zu Rolandseck.

Aegyptiſche Romanze.

Nach Herodot.

König Pheron in Aegypten,
Freund des anderen Geſchlechts,
War erblindet — Straf' der Götter —
Schaute weder links, noch rechts.

Das Orakel, das befragt' er,
Ihm als ſichre Kur verſchrieb
Waſſer einer Frau, die immer
Ihrem Manne treu verblieb.

Damit ſoll die blöden Augen
Waſchen Seine Majeſtät. —
Mit dem Waſſer einer Andren
Täglich er ſich waſchen thät.

Wäſcht zehn lange, lange Jahre,
Bleibt zehn lange Jahre blind,
Läßt verbrennen alle Weiber,
So in ſeiner Hauptſtadt ſind.

Sandte Boten in die Vorſtäd't,
In die Hütten in der Au;
Brachten Waſſer ihm zu waſchen.
Drauf von eines Tänzers Frau.

Sieh! der Staar von ſeinen Augen
Wich im ſelben Augenblick,
Und beſchieden war ihm wieder
Augenlicht und Lebensglück.

Nahm zur Königin die ſchöne
Tänz'rin, die auf Markt und Straß'
Nach dem Tact des Tambourins
Ihre Tänzerſprünge maß.

Unter Tauſenden die Eine
Treu der König nur erfand.
Mumien, Krokodile haſt du
Zahllos, alt Aegyptenland!

Würmerſouper.

Des Abend's beim Mondenlichte
Den Kirchhof ich gerne beſuch'.
Es ſcheint darauf ausgeſpreitet
Von weißem Damaſt ein Tuch.

Wie ſilberne Schüſſel und Teller
Erglänzen die Leichenſtein'.
Für wen mag wohl ſo appetitlich
Die Tafel gedecket ſein?

Die Würmer ſind die Tiſchgäſte;
Sie brauchen Beſtecke nicht,
Und kalte Menſchenherzen
Sie ſpeiſen — ihr Leibgericht.

Der Maire von Yvetot.

(An Beranger, den Dichter des „Königs von Yvetot".)

Es hat der Maire von Yvetot
Befohlen heut' nach tiefern
Motiven einen Rattenſchwanz
Alljährlich einzuliefern.

Drauf hat der Maire von Yvetot
Nach höherem Ermeſſen
Erinnert auch die Bürgerſchaft
Den Sperlingskopf nicht zu vergeſſen.

Es iſt der Maire von Yvetot
Ein Mann geſunder Logik;
Nicht minder praktiſch auch er übt
Amtliche Pädagogik.

Den Stock verordnet weislich er
Nach höh'rer Ueberlegung;
Die Ruthenhiebe auf den Steiß
Sind tieferer Erwägung.

O Yvetot, gelobtes Land,
Dein Nam' iſt ſilbertönig,
Haſt einen Maire ſo lobeſam,
Noch lobeſameren König!

Der Kamerad.

Die Trommeln wirbelten dumpfen Tons,
Voran ſchritt der Tambourmajor.
Das Muſikcorps ſpielt' einen Trauermarſch;
's folgt trauernd das Bataillon.

Zwei Compagnien vor dem Sarg,
Den auf der Bahre man trug,
Zwei Compagnien hinterdrein —
Adieu, du Welt voll Trug!

Und über dem Sarg ein Leichentuch.
Es ruht darin ein Kamerad,
Der ſtets getreu zur Fahne ſtand
Und tapfer gefochten hat;

Der den Kartätſchen hat getrotzt,
Wenn rings die Batterieen
Aus der Kanonen metallenem Mund
Tod und Verderben ſpieen.

Auf dem Krankenbette ſchlief er ein
Geruhig im Lazareth;
Ihm, den der Tod oft angeglotzt,
Gab er diesmal kein Pardon. —

Da ſtand fern an der Straßeneck'
Ein Graubart mit ſeiner Krück'.
„Kamerad, adieu!“ rief er ihm nach —
„Bereite mir das Quartier!“

„Wir fochten Beid' in mancher Schlacht
Und lagen in denſelben Quartier'n,
Drum iſt's auch in der Ordnung, daß
Wir zuletzt uns nicht ſeparir'n!“

Knipperdolling.

's war ein Kaufmann, der mit Linnen
Handelte en gros zu Münſter, —
Knipperdolling war ſein Name —
Auch mit Garn, das er ließ ſpinnen.

War wohlhabend, auf dem Markte
Wohnte er in großem Hauſe,
Ein wohlaſſortirtes Lager
Hatte er und große Kundſchaft.

War 'ne luſt'ge tolle Fliege,
Liebte Weiber, Wein und Witze,
Und als leer ſein Beutel werden,
Machte er in Communismus —

Nicht auf dem Papier, wie jüngſthin
That in Köln ein Dr. Becker;
Nein — es ging zur Praxis über
Knipperdolling dreiſter, kecker.

Echte communiſtiſche Wirthſchaft —
Alles Geld und Gut gemeinſam,
Küche, Keller, Eſel, Weiber,
Nichts alleine blieb und einſam.

Ohne Conceſſion getrieben
Das Geſchäft hatt' ſchlimme Folgen.
Legte die wohllöblich hohe
Polizei ihm bald den Handel.

Ging gar ſcharf mit ihm zu Werke;
Keinem wird das Wunder nehmen,
Der da weiß, daß Knipperdolling
Lebt' im ſechszehnten Jahrhundert.

Sperrt' ihn ein und ließ ihn brummen
In dem hohen Buddenthurme,
Riß darauf mit glühn'den Zangen
Ihm das Fleiſch vom nackten Leibe.

Schlimmer noch als Zahnausreißen
Iſt es, hab' es ſelbſt erfahren, —
Wohlverſtanden! 's Zahnausreißen,
Nicht die Zangenproceduren.

Stieß ihm dann den Dolch in's Herze;
Und in einem Eiſenkäfig
Der Cadaver aufgehangen
Wurde am Lambertithurme.

Und die Raben und die Eulen
Und viel anderes Aasgevögel
Recht ſchmarotzten an dem Biſſen
In dem Eiſenkorb am Thurme.

Leer ſind jetzo dieſe Körbe;
Wo die Knochen ſind geblieben,
Meldet nicht die ſtädt'ſche Chronik;
Sah die Körbe ſelbſt in Münſter.

Möglich, daß als Knochenmehl man
Die Gebeine Knipperdolling's
Exportirt; das Fabrikat iſt
Altweſtphäliſche Erfindung.

Nimm daraus die Lehre, Leſer
Mache nicht in Communismus,
Lieber in Weſtphäl'ſchem Linnen
Und in Garn, das du läß'ſt ſpinnen!

Ein Original.

Schauet dies Prachtexemplar
Eines Menſchengeiſtes!
Weiß nichts von der ganzen Welt,
Aber tüchtig ſpeiſt' es.

Mögte dieſes Original
Gerne portraitiren,
Das nicht weiß, ob's geht auf Zwei'n
Oder ob auf Vieren.

Weiß nicht, ob es iſt von Fleiſch,
Ob aus Thon gebacken,
Ob zum ...... man bedarf
Auch der Hinterbacken.

Weiß nicht, ob es küſſen kann,
Iſt darob im Zweifel,
Ob den Mund, ob A... man küßt —
Hole mich der Teufel!

Ob das andere Geſchlecht
Geht im Unterrocke,
Ob die Ziege geht zum Hengſt,
Oder ob zum Bocke.

Weiß nicht, ob er Weib, ob Mann,
Ob er's kann, ob konnte — —
Solche Fliege nimmer ſich
Auf der Erde ſonnte!

Montezuma.

Montezuma, Zaar Mexiko's,
Auf dem Feuerroſte ſchmorte,
Zu bekennen, wo ſein Staatsſchatz;
Noch nicht wie 'ne Schnepfentorte

Oder Knackwurſt in den Tagen,
Wo noch aus Europa's Küchen
Nicht der Roſt war Land's verwieſen
Zuſammt ſeinen Wohlgerüchen.

Ihn umſtanden ſpan'ſche Junker,
Abenteurer aus la Mancha,
Mönche mit dem Kreuz, goldgierig
All', Hispanien's Canaille.

Wer verloren Alles, hatte
(In Haſard und Speculationen
Bis auf's Hemd) ſich angeſchloſſen
Dieſen Expeditionen.

Nach Amerika! ſo brüllt' es,
In Madrid's dunklen Spelunken;
Und es jubeln in der Seeſtädt'
Häfen Spitzbub' und Hallunken.

Unter Cortez und Pizarro
Sammelt ſich Hiſpanien's Hefe;
Lungernd nach dem Geld Mejiko's,
Nicht nach Lorbeern um die Schläfe.

Kaum den Fuß auf jenem Boden —
Schon beginnt das Rauben, Plündern,
Und der Frevler Hand vergreift ſich
Selbſt an Weibern und an Kindern.

Und mit Schwert und Feu'r und Folter
Wälzt ſich vorwärts die Verheerung;
Gelten muß als Ziel und Vorwand
Dieſes Heidenvolks Bekehrung.

Und die Tempel und die Götzen
Stürzten nieder bald zertrümmert.
Heil'ge Jungfrau, unbefleckte,
Dir ward ein Altar gezimmert!

Mit dem Crucifix in Händen —
Blendwerk glaubenloſen Spottes —
Voran ſchreiten Mönch und Pfaffen,
Machen's Kreuz: Im Namen Gottes!

Eingeſperrt der Kaiſer in ein
Penſylvaniſch Zellenhäuschen; —
Grauſam martern ihn Hyänen
Spielend wie die Katz das Mäuschen.

Und verſchlungen ſind die Schätze
Von den ſchätzegier'gen Beſtien,
Decimirt das Volk Mejiko's,
Und das Land — Einöd und Wüſte.

Doch des Himmels Rache folgte,
Die Vergeltung den Verbrechen.
Spanien, auf deinem Boden
Floß das Bürgerblut in Bächen!

Und Pandora's Unheilsbüchſe
Ueber dich ward ausgegoſſen,
Bis zur Neige ausgeleeret,
Schwer, Hispania, du getroffen!

Tief geſtürzt und tief geſunken
In des Zeitenwirrwars bunter
Wechslung! Mächt'ges Reich, darinnen
Einſt die Sonne ging nicht unter!

Meine Gegner.

Sie drängten ſich durch die Himmelsthür
»Gemach!« Herr Petrus rief.
»Hübſch Alle zurück! daß ich revidir'
Paß, Wanderbuch und Brief«.

»Ihr Zänker und Stänker Alle zurück!
Hier gilt's nicht Zank, noch Stank.
Im Himmel iſt Eures Bleibens nicht,
Für Euch iſt dort die Bank!«

»Das Hallelujah der Engel hört
Ihr dort mit Andacht an
Von Ewigkeit zu Ewigkeit,
Ihr zänkiſchen Cumpan'!«

Erzengel Michel, des Himmels Gensdarm,
In der Rechten die Lanze blank,
Nahm einen nach dem andren beim Arm
Und duckt' ihn auf die Bank.

Da ſaßen ſie Alle, — ich ſchritt vorbei,
Mir ſchüttelt Sankt Peter die Hand —
Die Poeten aus Schwaben, die bekommen erſt
Mit fünfzig Jahren Verſtand;

Die frommen Zopfträger des Herrn, die mich
Gekreuzigt lebendigen Leibs,
Genoſſen die Seligkeiten all
Des himmliſchen Zeitvertreibs.

Das Sitzen gar ſchlecht den Armen gefiel;
Denn Mancher von ihnen ſchnitt
Ein verzwicktes Geſicht, derweil er an
Hämorrhoiden litt.

Ueber'n Rhein.

Die Sonn' von Auſterlitz ging unter,
Napoleon's Gloire ſtieg auf;
Die alte Garde ruht im Schatten
Von ihren kühnen Thaten aus.

Ein Graubart mit der Todeskugel
Im Leibe auf der Wahlſtatt ächzt;
Die Kraft erſchlafft in ſeinen Gliedern,
Nach einem kühlen Trunk er lechzt.

Leb' wohl, du Erd'! Franzöſiſcher Boden,
Nicht wieder dich mein Fuß betritt;
In deutſcher Erde muß ich modern;
Denn tödtlich iſt der Büchſenſchuß.

Doch wenn ſich einſt die Gräber öffnen,
Erſteht belebt auch mein Gebein:
Ich nehm' Quartier nicht in dem Himmel,
Marſchire weiter — über'n Rhein.

Jüngſtes Gericht.

Werden machen Angſtgeſichter,
Wenn am jüngſten Tag der Richter
Kommt und hintendrein mit Acten
Belzebub und Höllenpacten.

Der Proceß geht ganz ſummariſch;
Es plaidirt Satan barbariſch,
Preßt und foltert 'raus 's Geſtändniß;
„Ewig!“ lautet das Erkenntniß.

Höchſtes Strafmaas unter der Sonnen:
„Lebenslänglich eingeſponnen!“
Doch hier frommt nicht Sperr'n und Plappern:
„Ewges Höllen-Zähneklappern!“ —

Wohl dem Sünder dann und Schächer,
Der 'nem ird'ſchen Zähnebrecher —
Euphemiſtiſch Zahnarzt genannt —
Fiel bei Lebzeit in die Hand!

Inſektentraum.

Floh und Laus ſpazieren gehn,
Schlechte Weggenoſſen,
Treiben Scherze allerlei,
Schabernack und Poſſen.

Langſam watſchelt Sie einher,
Munter Er thut ſpringen,
Schwatzen dies und das, zuletzt
Von den letzten Dingen.

Philoſophiſch ſpricht die Laus:
»Menſchenblut erquickt uns;
Sind im Leben gleich und Tod;
Denn am End' man knickt uns«.

Floh die Laus trug Huckepack,
Weil ſie müde worden,
Schlummert' ein und träumte von
Bethlehemitiſchem Morden.

Scheintodt.

Sie ſchaaren ſich All' um das offene Grab,
Der Sarg wird hinein ſchon gelaſſen.
Mit ſolchem letzten Experiment
Wahrhaftig iſt gar nicht zu ſpaßen.

Denn rollen die Schollen hohltönend hinab
Auf den Deckel, den rabenſchwarzen,
So iſt man für ewige Zeiten verfall'n
Proſerpina's Zofen, den Parzen.

Die Eine — ihr Name klingt kauderwelſch —
Handhabt die entſetzliche Scheere,
Das Lebensfadens-Schneidermetier
Treibt die böſe, die arge Megäre.

Rings um das offene letzte Quartier
Stehn Alle ſo ſchüchtern, ſo nüchtern,
Der Leichenbitter Schwarzmantelzunft
Mit den bezahlten Trauergeſichtern.

Sie blicken ſo ſauer, als hätten ſie
Gebiſſen in ihre Citrone. — —
Da wird urplötzlich Gepolter laut
Mit geiſterhaft grauſigem Tone.

Der Deckel ſich hob, ich ſprang aus dem Sarg
Im Todtenhemde und lachte,
Pfarr, Kuckuck und Küſter und Trauerzunft
Wie die Haſen floh'n — ich erwachte.

Grenadier Ricou.

I.

Auf Savona's Felſenſchloſſe
Saß in Haft der heil'ge Vater,
Und franzöſiſche Grenadiere
Ihn auf Schritt und Tritt bewachten.

In die kleine Schloßkapelle
Ging im gold'nen Meßgewande
Täglich er zur heil'gen Handlung
Durch des Ritterſaales Hallen.

Wache drin die Grenadiere
Hielten; und er gab den Segen
Den Graubärten jeden Morgen,
Den ſie niederknieend empfingen.

Da urplötzlich ward ertheilet
Der Wachtmannſchaft ſtrengſte Ordre:
Durch des Ritterſaales Pforten
Nicht den Papſt hinauszulaſſen.

Vor den päpſtlichen Gemächern
Grenadier Riccu ſtand Schildwacht,
Als der Papſt — zum erſtenmale
Nach der Ordre — kam gegangen.

Vor den Papſt trat hin der Graubart,
Meldend die erhalt'ne Ordre.
Von Todſünde und Verdammniß
Sprach das päpſtliche Gefolge,

Wenn er an der heil'gen Handlung
Hindere den heil'gen Vater.
Doch trotz aller Zured' ſtandhaft
Riccu blieb bei ſeiner Weig'rung.

Und er rief, als Jener fürbaß
Schreitet: »In des Kaiſers Namen!«
Mit gefälltem Bajonette
Trieb der Graubart ihn zurücke.

»Mag mir's Gott vergeben!« ſprach er,
»Wenn der Kaiſer mir's befohlen,
Hätt' ich's Bajonet gerannt ſelbſt
Durch den Leib dem lieben Gotte«.

»Für den Kaiſer ging in's Feuer
Sechszehnmal in heißen Schlachten,
Geh' zur Strafe für die Todſünd'
Auch für ihn in's Höllenfeuer!«

II.

Vierzig Jahre ſind verfloſſen,
Seit er an der heil'gen Handlung
Hinderte den heil'gen Vater.
Welcher Wechſel! welche Wandlung!

Bonaparte's Thron in Trümmern,
Der Bourbonen Stuhl zerbrochen,
Louis Philipp kaum geflüchtet —
Vive la republique! brüllt' es

Durch die Straßen an der Seine;
Auf dem Thurm der Notre Dame
Flattert wild die Tricolore,
Drunten Sturm die Glocken heulen. —

Auf dem Straßentrottoire
Wankt, den Stock in ſchwacher Rechten,
Längs den Häuſerreihen taſtend,
Hin ein lebendes Gerippe.

Wie in einem Futterale
Steckt's in einem abgeſchabten
Fadenſcheinigen Capotrock;
Schlotternd ſchlägt er um die Beine.

Form- und farblos, kaum erkennbar
Eine Mütze deckt den Kahlkopf;
Auf der Bruſt hängt an gebleichtem
Band das Ehrenkreuz hinunter.

Silbern fließt das greiſe Barthaar
Ihm hinab von ſeinem Kinne;
Doch das Auge, einſt ſo feurig,
Iſt dem Greiſe ſchier erloſchen.

Auf dem tiefgebeugten Rücken
Ruht die Laſt von achtzig Jahren.
Und wer iſt der arme Alte? —
Ricou iſt's, der Invalide.

Täglich ſchleppt den armen Körper
Durch die Straß' er ſonder Ruhe,
Wie gepeitſcht und fortgetrieben
Qualvoll gleich dem ew'gen Juden.

Denn auf ihm die Drehung laſtet
Von der Todſünd' und Verdammniß,
Weil den Eid er nicht gebrochen,
Den er leiſtete dem Kaiſer.

Heut zu Tage hat gar Mancher
Nimmer ein ſo eng Gewiſſen
Als Ricou, der Invalide;
Denn es ändern ſich die Zeiten

Und ermattet bis zum Tode
Sinkt er auf das Straßenpflaſter.
„Kann nicht leben, kann nicht ſterben!“
Aechzt er, als man kam zu Hülfe.

„Und doch — fuhr er fort — iſt heuer
So bequem und leicht das Sterben,
Daß man wahrlich! weiß kaum ſelber,
Ob man lebt, ob man geſtorben“.

„Und dabei ſo gar ſpottwohlfeil!
Aus der Apotheke gnü'gen
Einige Tropfen Chloroform ſchon
Zu der Route nach dem Jenſeits".

„Freunde, holt mir einige Tropfen!
Sagt dem Apotheker: Ricou
Habe nichts, kein Geld, nicht Ruhe,
Könn' nicht leben und nicht ſterben".

„Hier das Kreuz an dem gebleichten
Bande von der Bruſt mir reißet!
Bringt es ihm und ſagt: es ſchicke
Ricou ihm für einige Tropfen!" —

Als das letzte Wort den Lippen
War entzittert, neigt das Haupt er.
Ruhe war ihm, die erſehnte,
Ohne Chloroform geworden.

Auf der Bahre ruht der Leichnam
Bald des greiſen Invaliden,
Der im Leben gab dem Kaiſer,
Was des Kaiſers, Gott, was Gottes.

Die Varusſchlacht.

Signor Varus ward gezüchtigt
In Weſtphalen, auf den Hintern;
's wollt' der welſche Schalk pomadig
Beim Tedesco überwintern,

Eſſen ſeine ſchönen Schinken,
Seine Auerhähne braten. —
Dieſe röm'ſchen Leckermäuler
Recht wohl wußten, was ſie thaten.

Doch es rochen dieſen Braten
Die germaniſchen Barbaren.
Roh und ungeſchliffen dennoch
Sie auch wußten, was ſie thaten.

Brockten den ital'ſchen Gourmands
Die berühmte Prügelſuppe
Ein und zwangen ſie zu löffeln
An der Lippe oder Suppe.

Alſo die weſtphäl'ſche Küche
Von den allerält'ſten Zeiten —
Herr von Rumohr kann's bezeugen —
Derbe Koſt thät zubereiten.

Wohlgeſchmack und Wohlgerüche
Derbſter Sorte weiß zu ſpenden
Immer die weſtphäl'ſche Küche,
Sei's für Zunge oder Hintern.

Ferne Ausſicht.

Es geht im Sonntagsrocke,
Sein Mädchen an dem Arm,
Der Handwerksburſch mit dem Stocke,
Im Munde die Cigarr'!

Er hat die ganze Woche
Geſchafft mit regem Fleiß,
Daß oft in großen Tropfen
Floß von der Stirn der Schweiß.

Sie wandelt im Sonntagskleide,
Den Arm in ſeinem Arm,
Mit Shawl und Seidenhute;
Der Nachmittag war warm.

Auch ſie hat unverdroſſen
Sechs Tage ſich gemüht,
Sich mit der Madame gezanket,
Die — Sonnenſtäubchen ſieht.

„Wenn wir einmal ſelbander
Im eignen Stübchen ſind!“
Sprach ſie. — „„In weiter Ferne
Das Stübchen liegt, mein Kind!“

„Der Handwerksburſch muß wandern —
Sein Mädchen bleibt zu Haus —
Von einer Stadt zur andern““.
Die Cigarre ging ihm aus.

Neue Mordgeſchichte.

Paſſirt in dieſem Jahre.

(Dem Verfaſſer des „Neuen Pitaval“ Herrn Häring
in Berlin.)

Jean, Jeanette und Jeanetton
Und der Monſieur Claude
Lebten ganz verträglich wie
Katz' und Ratten im Haus,

Seit der Teufel ſich gemiſcht
In's häusliche Spiel,
Und auf Claude's Lenden einſt
Jeanette's Auge fiel.

Jean, ſo hieß der Ehemann
Und Jeanette die Frau,
Jeanetton die Küchenmagd
Und der Hausknecht Claude.

Das iſt's ganze Perſonal
Dieſer Tragödie,
Die in chriſtlichem Geſchmack
Redwitz ſchreiben wird.

Jean, von Gottes Gnaden Herr —
Jeanette, Jeanetten
Und Herr Claude ſpielen bald
Revolution.

Jean wird hurtig abgemuckſt,
Strumpfband ſtatt des Stricks
Um die Gurgel ſanft gelegt
Fährt er bald zum Styx.

Hinter dieſe Schliche kommt
Hohe Polizei,
Und die Guillotine muckſt
Ab ſie alle Drei.

Alt iſt dieſe Mordgeſchicht',
Bleibt doch ewig neu,
Und wem ſie paſſirt, der bricht
Stets den Hals dabei.

Doch damit ſie nimmer fault,
Nicht mefitiſch ſtinkt,
Sorgt geſchäftig immer Herr
Häring in Berlin.

Vierzig Fäſſer Mordgeſchicht'
Pöckelt er ſchon ein
Ohne Salz; Herr Brockhaus brächt'
Gern ſie an den Mann.

Doch in Deutſchland Kaufluſt fehlt;
Der Norddeutſche Lloyd
Speculirt darauf, wie's heißt,
Für Amerika.

Häringsmetamorphoſe.

Auf die Weltfahrt zog ein ſtolzer
Häring durch des Meers Gewäſſer.
Wärſt zu Hauſe du geblieben,
Ständ' es jetzo um dich beſſer!

Wie ein anderer Columbus
Schwamm der wanderkühne, kluge
Häringsflotten-Commodore
Vor dem Weltentdeckungszuge.

Seine Floſſen, ſeine Schuppen
Licht im Sonnenſcheine funkeln,
Leuchten ſilbern in den Wellen
Noch beim mitternächt'gem Dunkeln.

Flinke Häringsjäger warſen
Aus der großen Netze Maſchen,
Und der pfiffige Weltumſegler
Ließ ſich unverſehens haſchen.

Und mit aufgeſchlitztem Bauche,
Ausgenommenem Gedärme
Hängt er da in Qualm und Rauche,
Wird zum Bücking durch die Wärme.

Weltumſegler a. D ,*) der
Kühn den Ocean durchmeſſen,
Biſt jetzt eine ausgedörrte
Häringsmumie — zum Roheſſen.

---

*) Außer Dienſt.

Am Weidenbaum.

An dem Weidenbaume
Ein Cadaver hing
Wie ein Krametsvogel
In der härenen Schling'. —

Hat ſich aufgehangen;
Ihm nicht mehr gefiel
In der Erdenkneipe
Würfel- und Becherſpiel.

Und er hat vertrunken
Seinen letzten Deut;
Legte drum die Schlinge
Um den Hals ſich heut.

Denn er hat verknöchelt
Alles — Hof und Haus:
Und ſo hat er geröchelt
Seinen letzten Athem aus.

Und ſo mancher treibet
Dieſes Metier.
Hängen wird noch mancher
Allerwelts-Kneipier.

Nachtwacht.

Fünf Stunden ſchlaflos bereits — die Uhr
Schlägt Drei — kein Auge geſchloſſen,
Es treiben meine Nerven geſammt
Die allertollſten Poſſen.

Sie hüpfen, als hielten ſie Bal Mabile
Im Hirn, in der großen Zehe.
Das Picken der Uhr iſt die Muſik,
Monoton der Tanz wie mein Wehe.

Der Mond, der indifferente Geſell,
Macht ſeine Promenade am Himmel.
O weile, damit ich nicht allein,
Du blaſſer, langweiliger Lümmel!

Da guckt mit ſeinem breiten Geſicht
Er vis à vis um die Ecke,
Und lugt in mein Schlafkämmerlein
Auf meine baumwollene Decke.

Allein die Nacht ſpazieren gehn
Iſt ein Plaiſir langwierig,
Und eine Perſpective ſchlecht
Iſt 'ne Krankenbettsdecke ſchmierig.

Sankt Helena.

Franzöſiſche Schifferſage.

Um St. Helena jüngſt kreuzten
Zwei Schiffer beim Mondenlicht;
Da ſahen ſie nächtlicher Weiſe
Ein wunderſames Geſicht.

Sie ſahn einen mächtigen Haien
Im Kampf auf Leben und Tod
Mit dem Ungeheuer, der Seeſchlang';
Die Fluten färbten ſich roth.

Sie ringen mit einander,
Ihre Augen leuchten wie Feu'r.
Da hat den Rieſenhaifiſch
Umringelt das Ungeheu'r.

Es ſchleppt ihn durch die Wogen
Und ſchleudert ihn auf den Strand.
So erzählt die Schifferſage —
Und das Geſicht verſchwand.

Ihr wißt: auf dieſem Eiland
Im fernen Weltenmeer
Napoleon ſchmachtete weiland
Einſam viel Jahre ſchwer.

Am Schlangenthurm.

Altnordiſche Sage.

Es war der Dänenkönig Regnar
Von der Brittenkön'gin Ella
In den Schlangenthurm geworfen,
Von den Schlangen aufgefreſſen.

Sterbend ſprach nach langem Leiden —
Denn die Nattern und die Schlangen
Sitzen lange Zeit zu Tiſche —
Er annoch die letzten Worte: —

»Grunzen würden laut die Ferkel,
Wenn ſie wüßten, wie der alte
Eber ſtarb!« — Starb auf der Zunge
Jedes fern're Wort des Greiſes.

Ja — die Ferkel grunzten Rache
Ob ſolch ungeheurem Frevel,
Und des Königs Söhn' ihn ſühnten,
Enkel auch und Enkelkinder.

Denn zum blut'gen Kriegszug rüſten
Sie, zum Kampfe der Vernichtung,
Landen bald an England's Küſten,
Stürzen an das Land wie Beſtien.

Eine That, ſo ruchlos jemals
Sie begangen, ein Verbrechen,
Wie die Teufel ſie erſchienen,
Folgt' dem andern auf dem Fuße

Eingeäſchert ſind die Hütten,
Und in Flammen ſtehn die Burgen,
Und verwüſtet ſind die Aecker,
Rings das Land wie eine Brandſtatt.

Und die grauſam kalte Ella
Von den Zinnen ihrer Hofburg
Auf der Flucht vor'm Feuertode
Stürzt hinab, zerplatzt am Boden.

Sieh! es ward die böſe Sieben
Mit dem aufgeplatzten Bauche
In den Schlangenthurm geworfen,
Von den Schlangen nicht gefreſſen.

Denn dem giftigen Gezüchte
Ekelte vor dieſer Atzung,
Wie vor Schweinefleiſch den Juden
Nach uralt moſaiſcher Satzung.

Und ſo ſchlug denn die Verweſung
Ihre langen Tatzenfinger
In den Leichnam, und beſtialiſch
Stank es in dem Schlangenzwinger.

Burgmüller. *)

Am Muſikpult wie am Tiſche
Führt' er tüchtiges Regiment,
Dirigirte den Don Juan
Nur mit ſeinem »Sapperment!«

Wie der Geiſter Tongewalten
Und der Höllenchöre Grau'n,
So bezwang er auf der Schüſſel
Puter, Auerhahn, Kapaun.

Wie er Donna Anna's Klagen
Schwellen ließ, verhallen leis,
War er des Champagners Meiſter,
Er, der Dirigenten Preis.

---

*) Der bekannte naturwüchſige geniale Muſikdirector in Düſſeldorf, auch als Gourmand und Weinkenner im Ruf

In der himmliſchen Kapelle
Jetzt als Meiſter du fungirſt,
Und der Engel Hallelujah
Meiſterhaft du dirigirſt!

Hundetod.

Todt iſt er, der im Gefechte
Wie in mancher heißen Schlacht
Nicht gegraut vor Todesnacht,
Er, der Letzt' aus dem Geſchlechte.

Morſcher Stamm mit grünem Laube!
Seine Söhne, alle Vier,
Fallen ſah der Grenadier,
Bis auch er zerfiel zu Staube.

Winſelnd kommt ſein Hund gekrochen,
Legt zu ſeinem Herrn ſich ſacht,
Hält an ſeiner Leiche Wacht,
Als der Tod ſein Aug' gebrochen.

Tages und zu nächt'ger Stunde
Jammernd lebt das treue Thier,
Und ſein lautes Klagen hier
Gibt vom Tod des Herren Kunde.

Nicht wich er von ſeiner Seite;
Als die Leiche eingeſcharrt,
Hat er an dem Grab geharrt,
Ward des Hungertodes Beute.

Hund und Weib, wie ganz verſchieden
Seid ihr Beid', wie Ernſt und Scherz.
Ihm in Trauer bricht das Herz;
Doch das Weib — heirathet wieder.

Geiſter-Reveille.

Die Uhr im Dorfe ſchlägt Mitternacht,
Da ertönt die Geiſter-Reveille;
Ein dumpfer Trommelwirbel erſtirbt
Verhallend im Marſch von Marſeille.

Und über die Gräber des Schlachtfelds hin
Lichtflammend zucken die Blitze;
Durch Wolkenriſſe guckt zitternd der Mond,
Wie beim Donner jüngſt der Geſchütze.

's war Jahrestag der blutigen Schlacht,
Wo die Kugeln Vernichtung geſpieen
Und niedergeſchmettert rings um ſich her
Die Rotten und Compagnieen. —

Ein Grab um das andere öffnet ſich,
Füſiliere und Grenadiere,
Das Volk zu Roß und beim Geſchütz
Entſtiegen dem kühlen Quartiere.

Und Haufen zu Haufen ſchnell ſich ſchaart,
Wie ſie zuſammengehören,
Vorn an mit langem Silberbart
Der Sergant mit den Sappeuren.

Prenez garde à vous! Marchez! erſchallt
Das Commando in dumpfem Tone.
Die Gerippe klappern im Parademarſch
Der Regimenter und Bataillone.

Und fern am Waldſaum eine Geſtalt
Hält auf eines Roſſes Skelette —
Dreieckig das Hütchen, grau der Capot,
Sonder Kreuz und Epaulette.

Da ruft die Glocke vom Thurme: Eins!
Die Geiſter-Revue iſt gehalten.
Es kehren in ihre Gräber zurück
Die greiſen Kriegergeſtalten.

II.

Lieder.

* * *

Todten-Rendezvous.

Es ſchlugen die Regentropfen
An dein Fenſterlein, Liebchen, laut,
Und dennoch vernahmſt du mein Klopfen,
Haſt freundlich mich angeſchaut.

Doch wie wirſt du mich anſchauen,
Wenn ich geſtorben bin längſt,
Mich entführte das Senſengerippe
Auf rabenſchwarzem Hengſt!

Dann entſtieg ich allnächtlich dem Grabe,
Mit dem Knochenfinger ich klopf'
An dein Fenſterlein und nicke
Mit dem knöchernen Todtenkopf.

Fürwahr — ich bin neugierig,
Was du alsdann beginnſt,
Wenn dir mein bleicher Schädel
Hohläugig entgegengrinſt.

Nur eins verbitt' ich mir jetzt ſchon
Wie einen Wechſel auf Sicht:
Geberde dich toll und raſend,
Nur — fall' in Ohnmacht nicht!

Dies Manöver ganz theatraliſch
Effect auf der Bühne erzielt.
Hier iſt es indeß nicht am Platze,
Weil die Farçe zu Ende geſpielt.

Mädchenart.

Das Kind auf deinem Arme
Hat Beid' uns angeblickt,
Als ich auf deine Lippen
Den erſten Kuß gedrückt.

Der erſte wars', ich ſtahl ihn
Dir unbemerkt, geſchwind.
Du kannſt mich drauf verklagen;
Denn Zeuge war das Kind.

Und hin hielt es das Mündchen,
Nicht fürchtend meinen Bart;
Schon läßt das zarte Kindchen
Nicht von der Mädchenart.

Vögelein im Korbe.

Dir gehörten meine Lieder
Als, mein Kind, du warſt noch mein,
Jetzt ſind vogelfrei ſie Alle
Wie im Wald die Vögelein.

Komm', mein Kind, ſie einzufangen!
Oder lieber — fang' mich ein!
Mögte gern in deinem Herzen
Vögelein im Korbe ſein!

Im Dunkeln.

Willſt mehr, als ich erwiedern kann,
Biſt unerſättlich, Kind!
Dein Kuß iſt endlos, glühend heiß,
Wie Frauenküſſe ſind.

Und du biſt gar, ſoviel ich weiß,
Bis jetzt noch keine Frau.
Was ſoll das werden, wenn ich einſt
Als Frau dich wieder ſchau'?

Mahnung.

Sprechen magſt du, was du willſt,
Schreiben noch viel mehr;
Doch kauf' beſſeres Papier!
Deines kleckſt zu ſehr.

Extrafein bedarf es nicht.
Nimm Gewöhliches!
Kritzle d'rauf ſo biſſig nicht,
Schreib' Verſöhnliches!

Feuilleton.

Du biſt wie eine Zeitung,
Ich wie dein Feuilleton.
Dein Herz iſt groß, ein Stückchen
Räumſt du mir ein davon.

In's Uebrige man friedlich
Sich theilte, zankt' nicht drum;
Raum hat zu — Inſeraten
Das ganze Publicum.

Nach Spinnenart.

Schlingſt den Arm um meinen Nacken
Und geberdeſt dich wie wirr;
Hart auf meiner Schulter laſtet
Mir dein Arm ſo ſpinnendürr.

Iſt's nicht ganz nach Spinnenweiſe,
Die mit ihrem Arm umfing
Und erſtochen den verliebten
Käfer und den Schmetterling?

Lebensfrage der Liebe.

Auf der Straß' am hellen Tage
Kennen wir uns Beide nicht,
Deſto beſſer, Kind, am Abend
Bei verſchwiegenem Mondeslicht.

Eingeholt wird das Verſäumniß,
Und du machſt die Nacht zum Tag;
Stillverborgenes Geheimniß
Iſt der Liebe Lebensfrag'.

Fantasma.

In Verſen haſt du mir geſchrieben;
Mich rührte, Kind, beinah der Schlag.
Ein Exemplar deiner Gedichte —
Ich wähnt' — ſchon auf dem Tiſche lag.

Von Sinnen war ich, ſtarr das Auge;
Ich brütet' in Verzweiflung dumpf,
Fuhr mit den Händen um mich, faßte
Etwas — Gottlob! es war dein Strumpf.

Eine Idylle.

Sprich, was ſoll der Maskenanzug
Einer Schäferin?
Trägſt das Hütchen auf dem Ohre;
Was haſt du im Sinn?

Haſt Comödie lang geſpielet;
Willſt jetzt die Idyll?
Soll ich Kind ſein oder Schäfer?
Sprich, was iſt dein Will'?

Den Amintas, den getreuen,
Längſt ich ſpielen muß;
Fehlt mir noch die Hunderolle,
Daß mich tritt dein Fuß.

Amazone.

Haare trag' ich über den Lippen,
Auf den Zähnen du,
Doch noch hab' ich an die Hoſen
Und den Reifrock du.

Neu iſt dieſe letzt're Erfindung,
Die umfangen dich hält,
Doch die Haare auf den Zähnen
Uralt wie die Welt.

Amazonenheeresſäulen
Kämpften im Alterthum,
Schlugen glühendheiße Schlachten,
Erntend Heldenruhm.

Heute Weiberregimenter
Die Cultur nicht kennt;
Deſto allgemeiner iſt das
Weiberregiment.

Die Lernäiſche Schlange.

Sieben Köpfe hatte ſie,
Sieben Lippenpaare,
Und noch ebendrein auf den
Schlangenzähnen Haare.

Schlangenmann, du Ehegeſpons
Dieſer Lernäiden,
Nur zwei Lippen und ein Kopf
Waren dir beſchieden.

Sieben Leiber, Schlangenweib,
Hatteſt du mit Nichten,
Forderteſt für einen Leib
Nur gewiſſe Pflichten.

Warnung.

Sodom und Gomorrha brannten —
Nach der Bibel — einſt.
Mich verzehren Liebesflammen,
Und du gehſt und weinſt.

Blick' nicht um! das Köpfchen wende
Nicht, wie einſt Loth's Weib!
Schade, wenn zur Salzſäul' würde,
Kind, dein ſchöner Leib!

Einerlei.

Iſt das Wort ſo unausſprechlich,
Das da lautet: Nein?
Oder biſt du zu gemächlich,
Salzſäul' oder Stein?

Plapperſt ſonſt ja um die Wette
Mit dem Papagei:
Ja und Nein und Mir und Mich — iſt
Alles Einerlei.

Vielleicht.

Wenn meine Lieder wären
Zuaven und Zephir',
Ich ſchickte ſie dir Alle
Auf einmal in's Quartier.

Denn meine Seufzer und Klagen
Ungehört von dir verwehn,
Vielleicht daß Soldatenflüche
Dir mehr zu Herzen gehn.

Letztes Stündchen.

Und wenn dereinſt ich ſterben muß,
Sterb' ich in deinem Arm,
Gelehnt die Wang' an deine Wang' —
Und Gott ſich mein erbarm'!

Und krampfhaft ſchließet ſich mein Arm
Um dich; 's iſt nicht abnorm.
Weil du betheuert: »dann ſterb' auch ich!«
Nimm etwas Chloroform!

Küſſe.

Wir küſſen uns, mein liebes Kind;
Viel Andere küſſen auch,
Selbſt wer zum Cölibat verdammt
Und mancher räud'ge Gauch.

Der Cardinal den Handſchuh küßt
Des Papſtes, reichgeſtickt;
Sein Knie zu küſſen niederkniet
Der Biſchof tiefgebückt.

Nicht minder reich'ren Schmuckes der
Pantoffel ſteht bereit
Zum Ceremonienkuſſe für
Die ganze Chriſtenheit.

Nach ſolchen ledernen Küſſen, Kind,
Uns wäſſert nicht der Mund.
Wir küſſen uns in ſel'ger Luſt
In ſtiller nächtlicher Stund'.

Und Lipp' der Lipp' entgegenſchwillt;
Und beug' dabei ich 's Knie,
So iſt das Knieen nach unſrer Manier
Und ohne Ceremonie.

Sans Compliment.

Da draußen ſtürmt es abſcheulich,
Du, Schnee, die Straßen färbſt!
Es liegen ſich in den Haaren
Der Winter und der Herbſt.

In meinem Herzen iſt's Winter,
Lappländiſcher Winter, Kind!
Ich wollt', ich wäre ein Rennthier,
Daß ich rennte fort geſchwind.

Nicht fürcht' ich, daß in der Ferne
Wie dem Renn ergeht es mir,
Das fern von ſeinem Mooſe
Verkümmert — wenn ich nicht bei dir.

Verſchiedene Briefe.

In Briefwechſel ſtehen wir,
Laſſe mir's gefall'n;
Aber Wechſelbriefe ſchreib',
Liebchen, nicht vor All'n!

In den Briefen bleibt es, Kind,
Beim Gedankenkuß;
Aber Wechſel, weißt du wohl,
Man bezahlen muß.

's bleibt in Briefen beim Verſprechen
Und — man iſt gedeckt,
Doch beim Wechſel heißt's — Worthalten,
Wo nicht — eingeſteckt.

„Ich liebe".

„Leg' deine Hand in meine Hand
Zu unſerer Verlobung!" —
Mein Kind, bevor man ſich verlobt,
Bedarf es der Erprobung.

Gewöhnlich iſt die Reihenfolg':
Verlieben, drauf Verloben.
Daß du mich liebeſt, davon ſah
Bis heut' ich wenig Proben.

„Ich liebe" — iſt ein ſchlechter Wardein,
Deine Liebe zu taxiren.
Das „Lieben" ein jedes Mädchen weiß
Meiſt richtig zu conjugiren.

Nach dem: „Ich liebe“ — „Ich liebte“ folgt
Auch in der Ehe häufig;
Und weil du gut conjugiren gelernt,
Mögt' Letztres dir ſein geläufig.

Und in der Ehe-Conjugation
Gar ſchlecht das würde paſſen;
Sie geriethe ganz in Confuſion: —
Wir wollen's beim Alten laſſen.

Unter der Haube.

Wenn man immer ſich verſtände,
Gäb' es traun! kein Mißverſtändniß;
Mancher käm' zu gutem Ende,
Und gar Mancher zur Erkenntniß.

Wenn du mich, ich dich verſtände
Ueber Hoffen, Lieben, Glaube,
Wärſt du längſt am Ziel und Ende
Und gekommen unter die Haube.

Winterlich.

Es treibt der Lenz die Blüthen,
Alljährlich iſt's ſein Brauch.
Magſt vor dem Reiſe dich hüten,
Du ſchöner blühender Strauch!

Wie prächtig der Hollunder
Ueber Nacht entfaltete ſich!
Doch du, Kind, ſtehſt — kein Wunder —
So fröſtelnd, ſo winterlich.

Was könnte dich auch erwärmen,
Da du in meinem Arm,
Bei meinen heißen Küſſen
Nicht einmal wurdeſt warm?

Zerriſſen.

Ich habe den Rock zerriſſen
An eines Strauches Dorn,
Als wir ſpazieren gingen
Hinauf den Silberborn.

Du hatteſt mir verſprochen,
Ihn wieder mir zu nähn;
Ich habe drauf gewartet,
Und muß noch damit gehn.

Und wie dem Rock erging es
Auch meinem Herzen, Kind!
Geh' noch mit zerriſſenem Herzen —
Komm', näh' und heile geſchwind!

Biſt wie die alte Parze
In der Mythologie:
Sie zerreißt den Lebensfaden
Und knüpft ihn wieder nie.

Dreiſach.

Wie Perlen ſind deine Zähne,
Schmuck deines Mundes traun!
Dreifachen Vortheil gewährend,
Zum Beißen auch noch und Kau'n.

Was dir kommt zwiſchen die Zähne,
Das wird gehörig zerſtückt,
Ob's Speiſe, ob's mein Name;
Du wurdeſt durch Uebung geſchickt.

Du Meiſterin der Hyäne, —
Fromm wie ein Lamm bin ich, —
Fletſch' deine Perlenzähne,
Zerreiße, zerfleiſche mich!

Akuſtiſche Täuſchung.

Ich habe dich nicht verſtanden
Und auch nicht nachgefragt,
Als geſtern Abend wir ſchieden;
Das hat mich die Nacht geplagt.

Eine ſchlafloſe Nacht verbracht' ich,
Zählt' jeglichen Glockenſchlag,
Und bin erſt eingeſchlummert,
Als dämmerte ſtill der Tag.

Ich habe im Traum dich verſtanden.
Narr! nannteſt du mich; doch kaum
Vermag ich's zu glauben; es war nur
Akuſtiſche Täuſchung im Traum.

Rheinfahrt im Kahne.

Im Kahne lieg' ich ausgeſtreckt,
Den Britten *) in der Hand.
Der Schiffer mit der Stange hält
Das Schiff vom Uferſand;

Wirft Angeln in des Rheines Fluth,
Holt manches Fiſchlein 'raus;
Doch mir glückt heute nicht der Fang,
Ich kehre leer nach Haus.

Kein einzig Verslein bring' ich heim,
Dem Britten nachgeſung'n;
Seit eines Anderen Gattin ſie,
Iſt mir kein Lied gelung'n.

---

*) An Sommernachmittagen während ſeines Aufenthaltes zu Bonn liebte Heine Kahnfahrten auf dem Rhein; damals beſchäftigte er ſich mit der Ueberſetzung Byron'ſcher Poeſieen.

Laß ſcheiden dich, mein ſchönes Kind,
Von deinem Ehemann,
Damit ich wieder wie zuvor,
Hübſch Verſe machen kann.

Mein Wort darauf! ich ſinge nichts
Von deiner unglücklichen Eh',
Will ſeufzen, ſingen nur allein
Von meinem Liebesweh.

Vorſchlag.

Ruhteſt an des Gatten Seite,
Schwelgteſt in des Gatten Arm;
Aber kaum die Flitterwochen
Schwanden ohne Zank und Harm.

Frau Juſtia mit der Binde
Und der Wag' ſaß zu Gericht.
Ob ſie dich zu leicht befunden
Oder ihn — ich weiß es nicht.

In der Lieb' zum erſtenmal nicht
Glücklich experimentirſt;
Willſt du's nicht nochmals verſuchen?
Möglich, daß du reuſſirſt!

Phrenologiſche Studien.

Wühl' in der Erd' auf dem Rabenſtein
Mit Karſt und Hacke und Spaten,
Wo modern der Uebelthäter Gebein',
Die ſtarben an ihren Thaten!

Grab' auf dem Kirchhof, dorten, wo
Selbſtmörder man einſam verſcharrte,
Bis du einen Schädel hervorgeholt;
Dann laß mich rufen und warte!

„Wozu der Schädel?“ glotzte mich an
Der Todtengräber. — Auf Ehre!
's iſt kein Studentenwitz; denn ich
Studire die Schädellehre.

Ein weiblicher Schädel wäre mir lieb,
Ein Pendant zu Geſina Timm,
Die Menſchen gleich Ratten vergiftete. —
Einen ferneren Wunſch noch vernimm':

Verſchaffſt du mir eines Selbſtmörders Kopf,
Der ſich im Spleen die Schling'
Gelegt um den eigenen Hals, weil ſich
Seine Frau an einen Anderen hing,

So lohne ich doppelt deine Müh',
Um den Sitz des Organs des Sparr'n
Zu erforſchen, den unter Allen gehabt
Der allernärriſch'ſte der Narr'n.

Generalbeichte.

Ob ich geſündigt und gefehlt
Mit der Feder auf dem Papier,
Ich weiß es nicht; doch iſt's geſchehn,
Verzeiht's der Himmel mir.

Und ob ich ſonſt geſtrauchelt bin
Auf meiner Lebensbahn,
Er wird verzeihn, 's iſt ſein Metier;
Kein Skrupel ficht mich an.

Nachbar Tiſchler.

Mein Nachbar hat, der Tiſchler,
Gehämmert die ganze Nacht;
Gewiß hat einen Sarg er
In nächtlicher Weile gemacht.

Für mich hat's ſolche Eile,
Vieltheurer Nachbar, noch nicht,
Wenn auch ſchon todt mich ſagte
Das plauderhafte Gerücht.

Und wäre ich auch geſtorben,
Und klopfte mein Puls nicht mehr,
Und wäre der Sarg beſtellt auch,
So freue dich nicht ſo ſehr!

Meine Frau das Warten lernte,
Ich habe lange geſiecht;
Sie wartet, bis der Veilchenduft
Der Verweſung mein Zimmer durchzieht.

Dann erſt iſt's Zeit zu bringen
Den Sarg die Treppen hinauf:
Dann, Nachbar Tiſchler, komme
Und lege mich ſtill hinein!

Unſterblich ſind meine Lieder,
Doch ſterblich der Dichteraar;
Die Verweſung horſtet in ſeinem
Glanzloſen Glasaugenpaar.

Gebet.

Lichter Schein den Abendhimmel
Pupurfarbig längſt ſchon röthet.
Schmerzen feſſeln mich an's Lager:
Hab' — ich glaub' — noch nicht gebetet.

Einſt im Harz vor langen Jahren
Zweifelte des Bergmanns Tochter,
Daß ich gar zu oft gebetet;
Schmerz war fern, nicht Dornen flocht er *).

---

*) Die betreffende Strophe in der Harzreiſe lautet bekanntlich:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

116

Heut das Zucken meiner Lippen
Hab' ich nimmer zu vertreten;
Zäh wie Katzendarm die Nerven
Zwicken, laſſen mich nicht beten.

Letztes Urtheil.

Mein Leben liegt in meinen Liedern
Ganz offen vor dir, Welt!
Ich habe nichts darin verſchwiegen:
Dein Urtheil drum gefällt!

Geleſen ſind ſie all die Blätter
Von Adria bis zum Belt;
Ich bin wie eine Cause célèbre:
Richt' unpartheiiſch, Welt!

Doch trotzen wird — o glaub's — mein Name,
Wie's ausfällt, deinem Wort;
Verdammſt mich auch zur Guillotine,
Lebt er doch ewig fort.

III.

Eiſenbahn-Bilder.

* * *

Die Locomotive.

I.

Liegſt ſchon wieder in Kindesnöthen,
Zeit, du mächtige, erfindungsträchtige,
Ewig-junges, fruchtbares Weib,
Nicht ſteril wie Menſchenweiber!
Aechzeſt und ſtöhnſt, daß weithin rings
Die Nachbarſchaft harrend auflauſcht.

Wiederum klappert' — die Kinder vernahmen's —
Schon der Storch. Kreiſen ſahen ſie ihn
In ſtets näherem Flug um deine Wohnſtube.
Kein Horaziſches: „Komm' doch heraus, Maus!“
Nein — aus der Schwergeburt erſtand und iſt
Schon da und lebt — das Rieſenkind
In gewaltigen Dimenſionen — — die Locomotive,
Mit eiſernem Knochenbau und Muskeln und Nerven

Von Metall und ſtatt des Blutes
Kocht und tobt und ziſcht und gährt und ſprudelt
Waſſerglut durch ſein eiskaltes Geäder.
In Ueberfülle ſprengt's die Pulſe
Und fährt hinaus gewaltſam in dampfendem Giſcht.

II.

Seltſam Geſchöpf! ob Vogel oder Roß — wer erkennt es?
Sauſend wie Jener, ſchnaubend wie Dieſes,
Durchſchneidet es die Schichten der Luft,
Schneller wie der deutſche Gedanke.
Drum iſt auch kein Reuß-Schleizer ſein Vater
Oder ein Anderer aus den deutſchen Vaterländern. —
Nichts deſto minder faßte man im einigen Deutſchland
Auch den Weltſtürmenden Gedanken,
Eiſerne Wege und Stege ihm zu bahnen.

Aber derweil man erwog und hin und her maß
Dieſes und das,
Mit echtdeutſchem, bedächtigem Sinne,
Brauſte, Britania, über deinen Boden
Schon das Ungethüm! — Und während dieſſeits
Des Kanals man ſich noch die Köpfe zerbrach,
Ob man baue über Krähwinkel oder Schilda,
Hatten jenſeits ſchon Hunderte die Hälſe drauf gebrochen.
Denn zum Raubvögelgeſchlecht gehörig
Iſt das Ungethüm gefräßig, unerſättlich,
Hat eiſerne Fänge und Krallen von Metall.
Und wen es anfaßt, den läßt's nicht fahren,
Er wird des Rieſendrachens ſichere Beute.
Und wen ſein eiſerner Huf trifft, liegt zerſchmettert;
Und wen ſeine Flammenzunge leckt, verbrennt
Zu Kocks und Aſche, wie einſt auf der Verſailler Bahn.

III.

Auf dem ehernen Rücken des Ungethüms
Machen den Geiſterritt Jahr aus, Jahr ein
Selbander der Führer und der Heizer,
Während das Paſſagiergewürme
Dem Keuchenden folgt hinterdrein
Auf weichem Waggonpolſter oder hartem Brettſitz.—

Auch mich gelüſtete nach ſolcher Fahrt —
Einer der Erſten — auf dem Rückgrat des
Dampfroſſes.
Katergleich kletterte ſchon der Heizer
Mit rußigem Geſichte darauf herum,
Sattelnd das Thier und ordnend ſein Geſchirr;
Sein Augenpaar, geröthet von Dampf,
Kreiſte rollend in den Knochenhöhlen.
Im dicken Flauſch und Shawl ſtack der Führer,
Der alte Eiſenbahnkutſcher — — ich ſtand ihm
zur Seite.

Auf und nieder drückt er die Hebel, der Dampf ziſcht
Strömend hinaus; gellend kreiſcht der Pfiff durch die Luft.
Langſam wälzt ſich das Triebrad;
Dann immer ſchneller, immer hurtiger kreiſt es.
Bäume, Häuſer und Kornfelder ſauſen vorüber,
Wie Trommelwirbeltöne ſchnell klappern die Ventile,
Und die weißen Pfähle des Telegraphen
Defiliren vorbei im Sturmmarſche
Wie Oeſterreichiſche Grenadiere unter Radetzky.
Wärterhäuſer und Meilenzeiger und Stangen
Jagen vorüber, kaum ſichtbar. Feuerfunken
Speit das Gethier aus ſeinen Nüſtern — Tartarus heißt es.
Meile um Meile, Station um Station
Vorwärts raſt es. Wie Oberon's Horn
Fortreißt die Dampfpfeif' Alles zum Schnelltanz. —

Siehe! fern ein Häuſer- und Thürmewald!
Uralt ragt darüber empor himmelan
Eine gewaltige Eiche von Stein.
Stattlicher Dom, du biſt es, der du ſo weit ſchauſt!

IV.

„Köln!“ annoncirt der Schaffner. „Drei Minuten!“
Setzt er monoton hinzu. — „Ein Schöppche Wein!“
Alaaf Köln, du heilige Stadt! Und du,
Dumont's Zeitungskuh mit klingendem Euter!
Dran ein halb Dutzend Kälber ſaugen,
Publiciſtiſche und kaufmänniſche,
Zeitungsſchreiber und Bankiers gemeinhin genannt. —
Und abermals — Alaaf!

O mein theures, rheiniſches Vaterland,
Sei mir gegrüßt nach langer Trennung! —

„Sie ſollen ihn nicht haben!“ brüllen
Die patriotiſchen Schöppchenſtecher Kölns,
Die deutſche Marſeillaiſe, componirt
Von neun und neunzig vaterländiſchen Componiſten
Und gedichtet vom Dichter Nikolaus Becker.
Unſterblichkeit, dein Name iſt — Nikolaus Becker!

Der Geiſterzug.

Um Zwölfe des Nachts durch die Lüfte
Geſpenſterhaft ſauſet ein Zug.
Die verunglückt ſind auf den Schienen —
Sie fahren darauf — Huhu!

Auf der Locomotive zwei Fackeln,
Die brennen lichterloh.
Nicht ſchrillt die grelle Pfeife,
Es heult durch die Nacht: Huhu!

Und vorne ſtatt der drei Lampen
Drei Todtenköpfe hang'n;
Aus den Augenhöhlen leuchtet
Ein falber Schein — Huhu!

Der Führer der Locomotive
Das iſt Freund Hain, der Tod.
Das dürre Knochengerippe
Hoch ſchwingt die Senſe — Huhu!

Der Heizer iſt des Henkers
Von Doux kopfloſes Skelett;
Auf der Bahn ſeinen Kopf verlor er,
Der ſo Manchen geköpft — Huhu!

Und beinloſe Schaffner rennen
Geſchäftig längs den Waggons;
Es nicken Todtenſchädel
Aus den Bremſerkapuzen — Huhu!

Die Paſſagier' in den Wagen
Mit zerſchmettertem Gebein
Gleich geräderten Armſündern —
Ein fahrendes Beinhaus — Huhu!

So ſauſet der Zug durch die Lüfte
Geſpenſterhaft bis um Eins.
Die Fackeln und Schädel erlöſchen:
Nichts ſieht man trotz Mondenſcheins.

Aus Pluto's Reich.

Schaut! wie lugt Gott Pluto, der Alte,
Aus der Unterwelt lauernd empor.
Heut zum erſtenmal das Dampfroß
Sauſet über ſeinen Häupten daher.

Charon verwundert hält an den Nachen,
Warten müſſen die Todten; der Styx
Selbſt läßt langſam fließen die Waſſer;
Schrecken erfaßt des Acherons Welt.

Heulend ſperrt Cerberus auf ſeinen Rachen.
„Halt!“ — die Thronred' Pluto's begann,
Auf dem Kopf die baumwollene Nachtmütz',
Wie es conſtitutioneller Brauch.

„Halt, du hölliſches Ungeheuer,
Der Militärpflicht bei mir deſertirt!
Du entführſt mir alle Rekruten
Für mein hölliſches ſtehendes Heer“. —

Majeſtät irren! — ſprach unterwürfig
Charon in erſter Poſition.
Meinen Kahn geruhen zu ſchauen,
Wie er tief geht, leichenſchwer.

Alle drin haben den Hals gebrochen,
Als der Zug gerieth aus dem G'leis! — —
„Gut, ſo verleih' ich den Höllenorden
Dem Bevölkerer meines Reichs!“

Zerquetſcht.

Die Glocke läutet', es ſauſte heran
Die Locomotiv' mit dem Zug.
Die Frau des Bremſers harrt auf dem Perron,
Und ſpäht' und ſucht' und frug.

„Sag' Heizer, wo ließet Ihr meinen Mann!
Den Kaffee bring' ich für ihn;
Er ſitzt nicht auf dem Bremſerſtuhl,
Sag', Heizer, wo find' ich ihn?“ —

Dort im Coupé du finden ihn wirſt.
Geh' hin! ihn dürſtet nicht mehr;
Er ſtürzte vom Stuhle hinab, es ging'n
Die Räder über ihn her.

Sie ſchrie zum Himmel, ſie raufte das Haar.
Der Zug fuhr wiederum ab.
Sie warf ſich auf die Schienen; es ſchneid'n
Die Räder den Kopf ihr ab.

In dunkler ſtürmiſcher Wetternacht,
Wenn nicht funkelt der Sterne Schwarm,
Geht auf dem Perron eine weiße Geſtalt,
Den Kopf unter dem Arm.

Im Warteſaal.

Im Warteſaale Numero Eins
Lorgnette ſich ſpreizen und Taille;
Im Warteſaale Numero Zwei
Amuſirt ſich die Canaille.

Im erſten warten, die haben Cours,
Die Menſchen-Actienpapiere,
Im zweiten die Lumpe, die man wirſt
Auf den Kehricht vor die Thüre.

Sie ſind im Salon wie im Waggon
Geſondert gleich Schaafen und Böcken,
Obwohl es noch weit vom jüngſten Gericht,
Vom letzten Richter und Stöcken.

Das iſt der blühendſte Humor
In der Comödie auf Erden,
Daß überall Logen und Gallerie
Sofort errichtet werden.

Wo der Groſchen gilt, iſt jeder Streit
Von vorn herein vereitelt;
Es ſitzt in der Loge, im Coupé,
Wer mehr als der Andre beutelt.

Sehnſucht nach dem Schwager Poſtillon.

Hin iſt die Gemüthlichkeit,
Seit der Dampf iſt Herrſcher,
Und von allen Erfindungen iſt
Keine pudelnärr'ſcher.

Reiſen ſonſt — e Götterluſt!
's war der Zweck hauptſächlich
Zeit todtſchlagen ganz bequem,
Langſam und gemächlich.

Die Poſtgäule Schritt um Schrit
Immerfort marſchiren;
Wer zu ſpät kam, kam noch mit
Sonder Schauſſiren.

Jede Kneipe war Station,
Jetzo — Pfiff und Qualen!
Schwager Poſtillon, erfreu'
Uns mit deinen Signalen!

Hundeſalon.

„Sataniſche Erfindung
Herzloſer Gegenwart!“
Schilt im Coupé die Dame
Kirſchroth, der Teint ſonſt zart:

Ihr Schooshund eingeſperret
Im Hundekaſten weilt,
Und hinter 'm Eiſengitter
Er zum Erbarmen heult.

Und Keiner zu beſchwicht'gen
Die Scheltende vermag;
Sie lauſchet ſeinem Heulen
Geſtreckt aus dem Wagenſchlag.

Erreicht iſt die mit Schmerzen
Erſehnte Station,
Entlaſſen der Inhaftirte
Alsbald aus dem Waggon.

O Wiederſehn! o Freude! —
»Fluch dieſer Zellenhaft,
Die man dem Yankeelande
Nachahmte affenhaft!«

»Nie wieder penſylvaniſch
Wird eingeſperrt mein Puff!« —
In das Coupé ſie ſchmuggelt
Ihn ein in ihrem Muff.

Barmherzige Schweſtern.

Welch' Menſchengewog' und Gedränge
Heut auf dem engen Perron!
Es drängt ſich anſchwellend die Menge
Neugierig um einen Waggon.

Darin zwei rothwangige Damen,
In Nonnengewändern verkappt,
Den Strick um die runden Hüften,
Die Polizei hat ertappt.

Die ſchönen Touriſtinnen treiben
Das horizontale Metier;
Sie beten nicht — ſie küſſen.
Man führt ſie zum Portier.

Bald wird man führen die Nonnen,
Die Himmelsbräute in Zell'n,
Wo Wolle wird geſponnen,
Durch Gitter der Mond ſcheint hell.

In dieſer Klauſe ſie büßen,
Was geſündigt ſie bisher;
Sie lieben und ſie küſſen
In dieſem Hauſe nicht mehr.

Barmherzig wart ihr, ſo lange
Man euch nicht eingeſponn'n.
's kommt Alles, wie fein auch immer
Geſponnen, an die Sonn'.

Pfiff.

In der Welt der Eiſenbahnen
Iſt der Führer Herr und König
Und der ſchwarzgeſicht'ge Heizer
Der Miniſterpräſidente.

Und die ganze Staatsmaſchine
Pünktlich geht wie eine Uhr,
Bremſer, Schaffner, Paſſagiere
Sammt und ſonders nach dem Schnürchen.

Alles iſt hier wohl geordnet,
Alles tanzt nach *einer* Pfeif';
Eine Hand, *ein* Druck nur waltet:
Alles geht hier nach dem — *Pfiffe*.

Mährchen der Gegenwart.

Habt ihr vernommen die Mähre
Vom Eiſenbahnalp ſo graus?
Der ſtreckt die zottigen Tatzen
Nach den Paſſagieren aus.

Er fährt auf den nächtlichen Zügen
Als blinder Paſſagier;
Von Waggon zu Waggon er klettert
Eichkatzenartig ſchier.

Den Kopf mit dem Entenſchnabel
Steckt er in die Fenſter hinein,
Und muſtert die Paſſagiere
Beim Wagenlampenſchein.

Dann ſitzt er in grauer Kapuze
Hoch auf dem Bremſerplatz,
Lugt mit den Krokodilaugen
Und putzet Krallen und Tatz'.

Den haarigen Stachelrüſſel
Läßt ſpielen er links und rechts;
Er iſt ein neuer Sippe
Des alten Unholdsgeſchlechts.

Wer aus dem Waggon ſich hinausbückt
Neugierig, um ihn iſt's geſchehn;
Der Kopf iſt ſchwer wie zwei Centner,
Die Sinne ihm vergehn.

Ihn faßte des Unholds Tatze,
Vom Rüſſel umringelt iſt er;
Er ſchleudert ihn auf die Schienen:
Die Räder gehn drüber her.

Und wenn das Opfer am Boden
Daliegt zermalmt und zerquetſcht,
Hockt neben ihm ganz con amore
Der Unhold, die Zähne fletſcht. —

Ein Commis voyageur erzählte —
Das ſind vielgereiſte Leut' —
An Table d'hôte die Geſchichte.
(»Allgemeine Heiterkeit!«)

Im Waggon letzter Claſſe.

Menſchenkehricht, üble Düfte,
Kapuziner und ſlaven'ſche
Mäuſefallenkrämer, ...,
Orgeldreher und Schnurranten,

Taſchendiebe, Trödeljuden,
Keuſche Harfenkünſtlerinnen
Sind pikante Ingredienzien
Dieſes Menſchenaugiasſtalles.

Dem Geruchsſinn, dem geprüften,
Löblicher Bahndirektionen
Man verdankt die Zugwindlüftung
Der Garderobe und Perſonen.

„Drei Minuten!“

„Drei Minuten!“ — Geiz'ger Schaffner!
Zeit iſt Geld; ſo denkſt du auch.
Recke länger deine kurze
Spanne Zeit, du filz'ger Gauch!

Wozu g'nügen drei Minuten?
Reif zu werden für das Grab,
Und — wenn man nicht viel getrunken —
Um zu ſchlagen das Waſſer ab.

Epilog zu den Eiſenbahnbildern.

Hin brauſt der Zug, die Nacht iſt rabendunkel,
(In Angſt und Sorg' indeß ſetzt ſie mich nicht,
Der Reim iſt leicht,) kein helles Sterngefunkel,
Kein Himmelsblau und auch kein Mondeslicht.

Es heult der Sturm, (die Scene wird verwirrter,
Wenn's mit dem Reime auch noch hier wird
gehn,)
Wie ein Wahnſinn'ger, der entſprungen, irrt er
Von Baum zu Baum mit krachendem Gedröhn.

Des Waldes Zier, die höchſte Eiche, packt er
Und knickt ſie gleich dem dürren Haferhalm.
('s wird das Gedicht von Vers zu Vers vertracter;
Ich fürchte, daß bald ſtocken wird mein Pſalm.)

Es ſchwankt der Zug, geſchaukelt auf den Schienen,
Die Paſſagiere zittern im Waggon.
(Der Dichter muß — ein Sclav — dem Reime dienen;
Nicht Einer auf Waggon traun! reimte ſchon.)

(Ich bin der Erſte, dem der Wurf gelungen;
Verwickelter wird es mit jedem Vers:
Die Eiſenbahn hab' ich zuerſt beſungen,
Sie wird, Apoll, mir zur Achillesferſ'.

Mit Nilpferdshaut gepanzert widerſtanden
Hab' ich den Pfeilen der Kritik; wie wär's,
Ich ſchwiege, daß mein Lorbeer nicht zu Schanden,
Mein Dichterruhm nicht werde controvers!?)

IV.

Zeitgedichte.

Aufgeklopft.

Lagen auf Deutſchland's Fluren
Jüngſt der Reif und der Froſt,
Und Zugvögel in Menge
Zogen nach Weſten von Oſt.

Und ein Sängerkranich
Kam zur Seine, gelähmt,
Stöhnte auf dem Lager,
Einſam und verfehmt.

Doch der Lähmung zum Trotze
Wurde die Kehle nicht müd',
Sang, die Lüfte durchtönend,
Manch unſterbliches Lied.

Hat der Kranich geendet
Einſt ſeinen Sängerlauf,
Ferne von ſeiner Heimath
Stopft man hier ihn auf.

Steht dann unter Hundert
Anderen Vögeln da,
Von der Nachwelt bewundert,
Hoch auf Golgatha.

Sängerpreiſe.

Leimruthen her und Schlingen!
Ein Gimpel nahm Reisaus.
Wißt, wer ihn fängt, dem zahlt man
Einen blanken Thaler aus.

Leimruthen her und Schlingen!
Eine Nachtigal iſt entflohn.
Dem Glücklichen gezahlt wird
Zehn Thaler Fangelohn. —

Friſch auf, ihr Vogelfänger!
Reisaus nahm ein Poet.
Auf ſeinen Kopf kein Heller
Als Preisbelohnung ſteht.

Und der Reisaus genommen,
Ein Dichter war's, der deutſch
Von Joch und Druck geſungen
Und von Tyrannenpeitſch'.

Drum laßt den Thoren laufen,
So ſchnell und weit er will!
Er wiegelt uns auf die Haufen,
Die jetzo mäuschenſtill!

Girofflino! Girofflette! *)

Girofflino! Girofflette!
Wunderſame Zaubertöne,
Aus den Pyrenäenfelſen
Hallet ihr zu mir herüber!

Süß erfüllen Zauberdüfte
Der exotiſchen Gewächſe,
Von den Weſten ſanft getragen,
Aus Hiſpanien meine Stube.

Und was bringt der Oſt an Düften
Und an Leiden mir herüber?
Niklas Becker's Marſeillaiſe
Und des Sauerkrauts Gerüche.

---

*) Vergleich Atta Troll. Kapitel X.

Der geſtrauchelte General.

Mein Vater — meine Mutter ſagt's —
War Vicecorporal.
Er ſtrauchelte und fiel und blieb
Auf dem Wege zum General.

Auch ich bin Vicecorporal,
Ich, ſein alleiniger Sohn,
In Friedenszeit man ſtrauchelt leicht,
Geht ab mit Penſion.

Die Junker avanciren raſch
Bis zum Majore all.
Mich will bedünken, daß ich's bring'
Zum geſtrauchelten General.

Antike und moderne Speculation.

Immer dieſelben alten Manieren!
Machten in aſyr'ſchen Papieren,
Legten in Nil-Actien an,
Und die Speculation gewann.

Nebukadnezar'ſche Obligationen
Auch mit fünzig Procenten lohnen,
Sechsprocent'ge Sidonier
Segnete Jehovah, der Herr.

Jetzo in aller Herrn Länder Papieren
Sie mit Weisheit und Glück ſpeculiren,
Und der Urväter kluger Rath
Sproſſet auf wie Rübeſaat.

Und wie einſt er in Zorn und Grimme
Ließ erdröhnen die Donnerſtimme;
Segnet er jetzo in Liebe und Fried'
Bis in's dreißigtauſendſte Glied.

Der galliſche Hahn.

Der Hahn, der ſtets zu rechter Zeit
Gekräht hat und gewacht,
Vom Hofe man vertrieb ihn jüngſt —
O Freiheit, gute Nacht!

Der Adler horſtet, wo unlängſt
Der Freiheit Wecker ſaß;
Rings um ihn her, was er geraubt,
Gelagert, ſtinkt das Aas.

Schwül-düſtere Gewitternacht —
Ihr Blitz umzuckt den Aar.
Horch! Mutter Freiheit räuſpert ſich;
Schon klatſcht ſein Flügelpaar.

Jakobus von Köllen.

Düſſeldorf hat ſeinen Senf,
Heidelberg ſein Faß,
Seine Würſte Göttingen —
Köllen, was hat das?

Ein großen Schatz haſt du,
Heil'ge Stadt am Rhein!
Der wiegt Fäſſer auf voll Senfs,
Alle Würſt' der Lein'.

Wähne nimmer, daß ich mein'
Dom und Gürzenich,
Stellwerk, Dickkopf oder gar
Die célèbre . . . . . .

Ich bin's, der den Fund gethan,
Des Columbus Ei —
Ich entdeckt den Schatz von Köln,
Seinen — Venedey.

Auf der Bärenhaut.

Ich haſſe wie Spinn' und Wanze
Die faule Bärenhaut;
Nicht ſaht ihr mich drauf liegen,
So oft ihr mich geſchaut.

Wagt mich zu maltraitiren,
Zu ſchelten träg und faul.
Ich laſſe courbettiren
Täglich den Muſengaul.

Die Rückert, Uhland und weiter
Wetteifern mit dem Bär,
Sind faule Bärenhauter
Und ſtinken ſo wie er.

Vom guten Landesvater.

Dem guten Landesvater
Pocht längſt das Herz nicht mehr;
Eiskalt ſind ſeine Hände,
Die Adern hart und leer.

Doch hält er Zepter und Zügel
Mit altgewohnter Gewalt;
Es ſitzt im Sattel und Bügel
Die ritterliche Geſtalt.

Und keine Barrikaden
Die Unterthanen bau'n;
Sie trügen ihn gern auf den Händen,
Wenn es nur ginge — traun! —

Ihr wähnt: ich ſähe Geſpenſter;
Ich meine ſonder Scherz
In Düſſeldorf auf dem Markte
Den Landesvater in Erz.

Uraka.

(Vergl. Atta Troll im Kapitel XIII.)

In der Hütte der Uraka
Tief im Pyrenäengebirge —
Doch wozu ſie noch beſchreiben?
Kennt ſie aus dem Atta Troll. —

Saß ich an Laskaros Seite
An dem Siechbett ſeiner Mutter,
Die als Hexe beim Gebirgsvolk
Und als Zauberin verſchrieen.

Mag ſie auch mit ihrem Blicke,
Den ſie zuwarf melken Kühen
Plötzlich ausgetrocknet haben
Ihre milchgefüllten Euter;

Mag ſie ganz geſunden Säuen —
Mit der Knochenhand berührend —
Auch urplötzlich Maſtdarmkrämpfe
Tödtlich angezaubert haben;

Mag ſie mit dem Hauch des Mundes
Selbſt den ſtärkſten Stier der Heerde,
Wie der Fleiſcher mit dem Beile,
Nieder auch geworfen haben:

Schade, daß du in Hispanien
Lebteſt, mächtige Uraka,
Du gewalt'ge Zauberinne,
Nicht haſt deutſche Luft geathmet!

Wo ſo viele Kühe milchlos
Weiden auf dem Berg Parnaſſus,
Wo ſo viele Ochſen brüllen
Und ſo viele Schweine grunzen. —

Als mir die Gedanken kamen,
Hatt' Uraka ausgeathmet.
Haſt von ihr nichts mehr zu fürchten,
Deutſchland! denn todt iſt Uraka.

Vor Louis Napoleon's Präſidentenwahl.

Nach dem Franzöſiſchen.

Wollet Ihr den Staatsruin,
Nun, ſo wählet Lamartine;

Wollt zum Herrn ihr die Canaille,
Gut, ſo nehmet Euch Raspail;

Wollt Ihr einen Schelm erhöh'n,
Wählet Euch Ledru-Rollin;

Wollt Ihr Trug und Firleſac,
Nun dann wählt Herrn Cavaignac;

Wollt Ihr hohlen Namenston,
Nun ſo wählt Napoleon.

Die politiſchen Zinngießer.

1848.

Mein Deutſchland, wo das Licht regiert,
Doch ewig unter'm Scheffel,
Zählt' vier und dreißig Löffel,
Worüber man das Volk barbiert'.

Kühn war das Volk in dieſem Jahr:
Die Löffel umzugießen
In Frankfurt that's beſchließen
In einen großen Löffel gar.

Zinngießer hatt' man ausgewählt
Aus deutſchen Vaterländern
Zum Formen, Gießen, Aendern,
Richtig ſechshundert Mann gezählt.

Aus Oſt und Nord, aus Süd und Weſt,
Aus blinder Heſſen Reichen,
Der Schwab' mit ſeinen Streichen,
Geſell und Baaß ſich finden läßt.

O ſeht! ſchon iſt das Zinn im Fluß,
Die Meiſter debattiren
Lang über das Formiren —
Der Tiegel ſpringt, leb' wohl, du Guß!

Frankfurt am Main, berühmte Stadt,
Wo man zur Kaiſerkrönung
Nach Brauch und Angewöhnung
'nen Ochſen ganz gebraten hat.

So ſteht's in der Geſchichte Buch:
Die Einheit gährte mälig,
Sie roch, o deutſche Parfümerie!
Wie Sauerkraut holdſelig.

Sie und Ich.

Ihr läſtert mich, wenn in mir
Die Jugend ſprudelt auf,
Und ich mit warmem Blute
Folgt' ihrem raſchen Lauf.

Verrath! habt ihr geſchrieen,
Wenn Judas ich getauft
Den, der um Silberlinge
Den Gott in ſich verkauft.

Ihr zeih't mich frecher Lüge,
Wenn ich die Wahrheit ſprach,
Vom Baume der Erkenntniß
Gereifte Früchte brach.

Frivol habt ihr geſcholten,
Wenn ich gelacht, geſcherzt,
Ihr hättet, wenn ihr könntet,
Meinen Namen ausgemerzt,

Der ſtrahlt im Buch der Zeiten
Mit flammendheller Schrift,
Ihr hättet ihn gern radiret,
Und weggeätzt mit Gift.

Doch glänzen wird er immer,
So lang der Erdball kreiſt
In ſeiner Bahn, nach Norden
Die Compaßnadel weiſt,

Kein Heroſtrat zerſtören —
Wie ihr auch neidiſch hetzt —
Das Denkmal, das ich ſelbſt mir
Mit eigner Hand geſetzt.

Deutſche Einheit.

Habt noch immer nicht erſchöpfet
Eure Phraſen, irr und wirr?
Importirt aus Hellas hurtig
Das ſokratiſche Geſchirr!

Assa foetida nur würzet
Eure Converſation;
Wenn von mir ihr redet, tönet
Fort und fort derſelbe Ton.

„Deutſchland ſiecht, weil fehlt die Einheit“. —
Dem Gemeinſatz keck es trotzt;
Denn von Einheit in Gemeinheit
Täglich ſeine Preſſe ſtrotzt. *)

---

*) Auf dem vorliegenden Brouillon findet ſich folgende Variante:
„Deutſchland krank; ihm mangelt Einheit.“
Aber von Geſundheit ſtrotzt's
Durch die Einheit in Gemeinheit
Seiner Preſſe, und mir trotzt's.

Von Deutſchland.

Eine Naſ', eine wächſerne,
Hat die Juſtiz, die Kritik
Eine Perück, eine flächſerne:
's lebe die Naſ' und Perück!

Einen Zopf, den gewaltigſten
Jedermänniglich trägt,
Der in vielgeſtaltigſten
Formen ſich bewegt.

Wären wir nur die Naſe los,
Baar der Perück' und des Zopfs!
Wärſt du, Deutſchland, baar dieſes Schmucks
Deines ehrwürdigen Kopfs!

Deutſcher Rattenkönig.

Rattenkönig, Wunderthier
Mit zahlloſen Schwänzen,
Die, ſo oft man ſie caſtrirt,
Immer ſich ergänzen!

Deutſche Eiche, Wunderbaum
Mit zahlloſen Köpfen,
Zähl' ich recht — geſchmücket mit
Vier und dreißig Zöpfen!

Und ein jeder Zipfel — denkt!
Zählt noch kleine Köpfe,
Und an jedem Zipfel hängt
Noch ein Dutzend Zöpfe.

Rechnet richtig ihr hinzu —
Durcheinander wirrt' es —
All' die Schwänz-, Zöpf- Zipfelchen,
Vor den Augen flirrt es.

Fata Morgana.

Als der ſchwäbiſche Columbus
Jüngſt entdeckt' das junge Deutſchland,
In der Spiegelung des Lichtes
Wähnt er, mich erblickt zu haben,

Wie ich ſtrupp'gen Bartes, baarfuß,
Wirr, mit ungekämmter Mähne
Durch den Urwald ſei geſtrichen
Mit dem Blicke der Verheerung.

„Poliziſt, Gendarm und Schutzmann,
Machet Jagd auf dieſes Unthier!
Setzt 'nen Preis von 1000 Gulden
Auf den Schädel dieſes Mammouths!“

„Schon verwüſtet er, was mühſam
Wir gebaut auf unſ'ren Feldern;
Hungertyphus ſchrecklich wüthet
Schon im Land — wir ſind verloren!“ —

's rückt die Polizei mit Steckbrief
Aus, Confiscation, Verboten,
Und zur allgemeinen Wolfsjagd
Wird der Landſturm aufgeboten. —

Und ich lebe noch trotz Menzel's
Vagabundenjagd, der tollen,
Doch der ſchwäbiſche Columbus
Iſt — vergeſſen und verſchollen.

Kaſpar Hauſer.

Durch die deutſchen Lande ziehet
Gleich 'ner Mähr ein ſchwarz Gerücht,
Will erlöſchen; doch kann's ſterben
Wie der ew'ge Jude nicht.

Ryno Quehl *) am Kattegate
Wähnt', das Mährchenlicht erloſch;
Doch es flimmert, flackert, leuchtet,
Wie galvaniſch zuckt der Froſch.

Willſt erlöſchen, kannſt nicht ſterben,
Ziehſt vom Bodenſee zum Belt,
Sichtbar ſpäteſten Geſchlechtern,
Ew'ger Jude der Mährchenwelt!

---

*) R. Quehl's Schrift über K. Hauſer.

Mähnenſchütteln. *)

Was ich ſchreibe, nennt ihr „biſſig“;
Iſt mein Bleiſtift ein Gebiß?
Daß ich träge ſei und müßig,
Sähet lieber ihr gewiß.

Einen Stachel hat die Biene
Und die Roſe einen Dorn;
Darf denn nur allein der Sänger
Nicht erglühn in Manneszorn?

Zu dem Löwen in der Fabel
Trat der Eſel — war's der Ochs?
Auf dem Lager ächzt der Kranke,
Müd der Laſt des Schmerzenjochs.

---

*) Als die Brockhaus'ſchen Blätter für lit. Unterhaltung und andere (ſ. g. kritiſche) Beſenbinder aus Veranlaſſung lobender Beſprechung Heine's in der Revue des deux Mondes aus der Feder Taillandiers, Gauthier's und anderer competenten franz. Kenner der deutſchen Literatur ihn als Dichter und Menſch läſterten.

Da erhob den Huf der Graurock.
Sieh! des Löwen Auge ſprüht!
Mähnen ſchüttelnd auf vom Lager
Rafft er ſich und — Langohr flieht.

Darf ich nicht die Mähnen ſchütteln
Und nicht raffen mich empor?
Beim Gehörn den Stier nicht rütteln?
Zupfen den Graurock nicht am Ohr?

In Hannover.

Zum Walpurgisball auf dem Brocken
Die Hexen ſich ſchicken an;
Sie kräuſeln die Borſten in Locken
Und quälen die Tanzſchuh' ſich an.

Ich war auf dem Blocksbergsballe
In jener Walpurgisnacht.
Mir rieſelt's durch alle Glieder,
So oft ich daran gedacht.

Es war im Jahre Zwanzig,
Als ich durchwandert den Harz.
Ihr wißt, ich tanze nicht gerne
Mit ſolch einer Hexenparz'.

Da nahte mit tiefem Knixe
Eine Brockenſchöne ſich mir;
»Erlaube der junge Herre,
Daß ich ihn zum Tanz engagir!«

Zuviel der Ehre, du Schöne!
Haſt guten Geſchmack; ich bedaur';
Der Weg bis zum Brockengipfel
Mir wurde gar zu ſau'r.

Bin müde zum Erſchießen,
Und du zum Erſchießen ſchön! — —
Ich machte mich aus dem Staube,
Und entging der entſetzlichen Pön'.

Der Brocken und Hexenplunder
Von Hannover liegen nicht fern;
Drum walten dort — mich nimmt's nicht Wunder —
So blocksbergartig die Stern'.

Von Cayenne.

Die Schwalbe und der Schwalberich
Sind wieder heimgekehrt;
Den alten Heerd, das alte Neſt
Sie fanden unverſehrt.

Auf dem Geſims des Hauſes ſitzt
Die Schwalbe, plauderhaft
Wie alle Weiber und erzählt
Von ihrer Wanderſchaft,

Vom Lande, wo der Pfeffer wächſt
Und ſeinem Paradies,
Wo Menſchenvieh man importirt,
Wie's Mode in Paris.

Wo Menſch und Menſchenguano ſtehn
Im Preiſe gleichgeſetzt,
Derweil der Botocud' ſich höh'r
Um ein Procentchen ſchätzt.

So ſchwatzt die Schwalb'. — Der Schwalberich
Das Neſt hat rein gefegt,
Das Bett gemacht und reiſemüd'
Sich drauf hineingelegt.

Der Spatz, der geheime Policiſt
Hatt' auf die Schwalbe acht,
Flog weiter, denkend: »Eine Schwalb'
Noch keinen Sommer macht.

Vom Maßmann und Venedey.

Die Hexen wollten tanzen,
Es war Walpurgisnacht,
Sie haben auf Beſenſtielen
Den Ritt zum Brocken gemacht.

Schon ſiedet der Hexenkeſſel,
Schon boppelt der Hexenbrei,
Es quirlen als Hexenköche
Maßmann und Venedey.

Sie rühren und ſie quirlen
Nach eig'nem Recept die Mixtur,
Drum war's, als ſie kam auf die Tafel,
Nur eitel Makulatur.

Der Venedey iſt aus Köllen
Am freien deutſchen Rhein.
Iſt Maßmann nicht aus der Höllen,
Muß er aus dem Himmel ſein.

Will ihn dereinſt Sankt Peter
Nicht laſſen in die Thür,
So kann der gute Schlucker
Wahrhaftig nicht dafür.

Jacobus Colonienſis
Der wahre Jakob iſt,
Glaubt an die 10,000 heiligen Jungfrau'n,
Und daß Jede — Jungfer iſt.

Rothe Erde.

Rothe Erde, dich verehr' ich,
Deutſchland's große Räucherkammer,
Seit ich eig'nen Aug's geſehen
Dich und deinen Menſchenkehrich,

Der, wenn Moorrauchs Nebel ſtinken,
Selber bei lebend'gem Leibe
Mit den Schweinehinterbeinen
Wird zu echt weſtfäl'ſchem Schinken.

Hörte deine Säue grunzen
In den heiligen Eichenhainen,
Eicheln ſchnüffelnd und ſich mäſtend,
Und die deutſche Sprach' verhunzen.

Hinterm Miſtkarrn, Pflug und Egge
Geht der Sproß des Rombeſiegers,
Haſpelt, ſpinnt und webt und ſchleppet
Keuchend Linnen hin zur Legge.

Hehre Mumienwelt der Weſer!
Schweineköpfe, Schweineſchinken,
Wie fern an Egyptens Nile
Mumien und Pyramiden!

* * *

Druckfehler.

Seite 66, Strophe 3, Zeile 3 lies: erinner.
„ 77, „ 3, „ 1 „ Entſteig'.
„ 82, „ 2, „ 2 „ Gewöhnliches.
„ 109, „ 2, „ 1 „ Juſtitia.
„ 121, Ueberſchrift, lies: Locomotive.
„ 157, Strophe 3, Zeile 2 lies: Liedern.

Nachträge

zu

Heinrich Heine's Werken.

Dichtungen.

Zweiter Theil.

Dichtungen

von

H. Heine.

„Was eine lange weite Streck'
Im Leben auseinanderſtand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.“
Goethe.

Zweiter Theil.

Vermiſchte Gedichte, Sonette, Auf rother Erde,
Aus der Matratzengruft, Erzählendes, Burlesken,
Parodieen, Scherze, Verſchollenes.

Amſterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Binzer & Comp. in Amſterdam.

Inhalt.

V.

Vermiſchte Gedichte.

Der erſte Kuß unter der Sonne 3
Vogelfängerglaube 5
Deutſche Perlen 6
Katzenmuſik 8
Pariſer Gaunerlied 9
Fabel mit Moral 11
Johanna (Kinkel's Frau) 13
Stiefmutter 14
Unbegreiflich 16
Seltſam 18
Berliner Blauſtrumpfs-Romane 19
Morgen- und Abendſtunde 21
Mondſcheinbild 22
Meine Grabſchrift 23
Sternnachthimmel auf der Nordſee 24
Verſchiedene Anſicht 26
Bär 27
Mohrenwäſche 29
Kannibaliſch wohl 32
Affengourmandiſe 34
Der Hiſtorikus 36

Bruder Beutelleer 37
Italieniſche Nächte an der Spree 38

VI.

Sonette.

Stammbaum des Sonetts 43
Sonettenpelzwäſche für Sancho Panſa's Eſel und Dr. — — — — 45
An Sie 49

VII.

Auf rother Erde.

Die rothe Erde 53
Ein Collier 55
Drei Sonette 60
Ottenſtein 63
Landesväterliches Portrait 65

VIII.

Aus der Matratzengruft.

Morphium 71
Ueber Jahrtauſende 73
Horaz und Ich 75
Verahnung 77
Eingeſperrte Sänger 79
Niobe 80
Kein Pardon 84
Führe uns nicht in Verſuchung 86

IX.

Erzählendes.

Der Schnapphansky 91
Ein Stück Menſchenvieh 93
Zwölfmänner 97
„Und ſie bewegt ſich doch!“ 99
Eine gräßliche Mordgeſchichte 102
Nächtliches Kegelſpiel 106
Waſchlappsky, Vater und Sohn 109
Ein Bild 112
Yankee-Idylle 114
Der Henker von Troppau 119
Dichterſtillleben 121
Vom Hauptmann zu Kapernaum 123
Le Grand 125
Conſequent 126
Maſſetawna 128

X.

Burlesken, Parodieen, Scherze.

Arion 139
Mein Barbier 141
Keine Cigarre mehr 143
Der Mammouth 146
Tout comme chez nous 147
Amerikaniſches Matroſenlied 149
Der Muſterſtaat 151
Schwabenſpiegel 153
Juſte Milieu 155

XI.

Verſchollenes.

Zu Schutz und Trutz 161
Wind und Wetter 162
Fruchtloſe Mühe 163
Schlechter Wärmeleiter 164
Acheron 165
Après moi 166

V.

Vermiſchte Gedichte.

* * *

Der erſte Kuß unter der Sonne.

Das Weib iſt ein Gedicht des Herrn;
Er ſchrieb's am letzten Schöpfungstage,
Vollendete dadurch ſein Werk
Und ruhte von der Wochenplage.

Und wie ihr Mund entgegenſchwoll
Dem Mann zum erſtenmal zum Kuſſe,
Da ſchwelgt' die ganze junge Welt
Entzückt in ſel'gem Mitgenuſſe.

Hell ſtrahlte der Geſtirne Heer,
Die Mainacht glüht' in Luſt und Wonne,
Die ganze Schöpfung jauchzt' entzückt — —
Der erſte Kuß unter der Sonne!

Die Nachtigall, der Liebe Säng'rin,
Die große That im Liede feiert:
Der erſte Kuß die Ewigkeit
Der Schöpfung Gottes hat betheuert.

Und jeder Kuß von Weibes Mund
Iſt jenes Augenblicks Erneu'rung.
Weltuntergang, du eitler Wahn
Nach jener glaubhaften Betheurung!

„Die Welt ſoll untergehn durch Feuer,
Wie durch der Sündfluth Waſſerguß". —
Ging' in Erfüllung die Verheißung,
So wär's durch einen Feuerkuß.

Vogelſängerglaube.

Gewinnen ſoll der Vögel Geſang
Durch beider Augen Blendung.
Wer bringt den Vogelſängerwahn
Zu allgemeiner Anwendung?

Dann würd's im deutſchen Dichterconcert
Zuletzt noch agreabel,
Wo jeder Gimpel piept und zirpt,
Wie ihm gewachſen der Schnabel.

Deutſche Poeten.

Alle Städt' und Lande
Stellten ihr Contingent,
Wie ſie Deutſchland's Karte
Namentlich benennt.

Schaut! der Erſte aus Schwaben,
Viele Gimpel zugleich,
Von der Ilm der Zweite,
Fröſch' auch aus dem Teich.

Einige Bachſtelzen
Aus dem guten Wien;
Märk'ſche Muſen ſandten
Gutzkow aus Berlin.

Dülken und Krähwinkel
Senden den Wiedehopf,
Grasmück', Sperling mit dem
Preis auf ſeinem Kopf.

Und wer iſt der Dritte?
Stammet her vom Rhein,
Von der kleinen Düſſel —
Muß ich ſelbſt wohl ſein.

Katzenmuſik.

Wenn ihr 'nen Witz geriſſen,
Und war er noch ſo ſchlecht,
Blieſ't ihr aus vollen Backen
Poſaun' und Stiefelknecht.

Und ſprudelt' in Raketen
Eines Anderen Humor —
Ein Feuerwerk von Blitzen —
Ertönt derſelbe Chor.

Nicht könnt ihr unterſcheiden,
Es fehlt der Kennerblick;
Drum bringt ihr immer und üb'rall
Dieſelbe Katzenmuſik.

Pariſer Gaunerlied.

Nach dem franzöſiſchen Volksliede.

In der Mailleſtraße
Faßte man mich ab;
Drei Gensdarmenhunde
Führten gleich mich ab.

Hat ſtipitzt der Spitzbub'?
Nein, ihn hat's gejuckt,
Hat um Uhr und Börſe
Einen abgemuckt.

Graden Weges ging es
Hin zur Polizei.
Auf dem Greveplatze
Iſt das Spiel vorbei.

Liebchen, lauf' und bete
Schnell zur Notre Dame,
Daß nicht unter's Meſſer
Kommt dein Bräutigam!

Wenn dein Ave von dem
Meſſer mich befreit,
Geb ich dir ein funkel-
Nagelneues Kleid.

Und mit Inbrunſt beten
Beide, ſie und er;
Doch umſonſt; — bald hatte
Er kein Zahnweh mehr.

Fabel mit Moral.

Ein Kirſchbaum ſtand wie ein Stutzer
Aus der Zeit der Renaiſſance,
Den Kopf ſchneeweiß gepudert,
In vollem Blüthenglanz.

Im Gewächshaus grünt ein Lorbeer.
Der Kirſchbaum hinüber nickt,
Als wollt' er ſagen: Bewund're
Mich, wie ich bin geſchmückt!

Da kam eine kalte Aprilnacht
Mit Eis und eiſigem Reif;
An den Blättern und Zweigen hingen
Eiszapfen ſtarr und ſteif.

* * *

12

Wenn die Lorbeerblätter erfroren,
Der Schaden wär' ſchwer kurirt;
Denn Poeten und Wildſauköpfe
Man mit Lorbeern decorirt.

Johanna.*)

In Bonn mich führte mein täglicher Weg,
Wenn ich geſchlendert nach Haus,
Vorüber dem Jeſuitencolleg:
Aus dem Fenſter ein Kind ſchaut hinaus.

Das Kind ward Mädchen, das Mädchen Frau.
Die Wogen im Lebensſturm
Sie ſchleudern ſie jetzt tief wie das Meer,
Hinab und drauf hoch wie ein Thurm.

Nicht bot ihr das Vaterland ein Aſyl;
Sie fand es in fremdem Land,
Lief dort in den ſichern Hafen ein,
Und betrat den brittiſchen Strand.

---

*) Kinkel's Frau.

Stiefmutter.

Schwere Zeit iſt jetzt im Lande,
Ueb'rall ſchwere Noth.
Lichter will es noch nicht werden,
Dämmern Morgenroth.

Gleich Zugvögeln ſpät im Herbſte
Ziehen wir von hier.
Ach, Stiefmutter, unſres Bleibens
Iſt nicht mehr bei dir!

Ach, was warſt du uns! Wie wohlig
War's in deinem Schooß!
Mutterland, du theures, ſorgſam
Zogeſt du uns groß!

Wenn die dürren Zollbäum' grünen
Und die Grenzſtein' blüh'n,
Ueber'n weiten Ocean wir
Wieder heimwärts ziehn.

Heimathland, lebwohl auf immer!
Horch — der Dampfer ſchnaubt.
Fort von dir, das jede Hoffnung
Ewig uns geraubt!

Unbegreiflich.

Mein Deutſchland, wie begreife ich dich!
Biſt mir geworden ganz fremde!
Um Anderer Röcke kümmerteſt dich
Und nicht um das eigene Hemde.

Abſonderlich war ſtets dein Geſchmack,
Stets fremde Gericht' auf dem Teller;
Jetzt rauchſt du gar deinen eig'nen Taback,
Den aromatiſchen Pfälzer Kneller.

Jetzt ſchlürfſt du wie Auſtern' was ſich ergießt
In des Kladderadatſches Kloake:
Der Berliner Champagner ſchmeckt »jöttlich« dir,
Die jauchige Häringslake.

17

Wie Diſteln der Eſel, Salz das Schaaf,
Liebſt du, o einiger Deutſcher,
Das monotone Peitſchengeklatſch
Der Berliner Witze-Schlammpeitſcher! *)

---

*) Bekanntlich ein zum Aalgeſchlecht gehöriger Fiſch, der ſich im Schlamm der Teiche und Sumpfpfützen aufhält und bei jedem Wetterwechſel den Koth aufrührt.

Seltſam.

Seht! ein Leichnam liegt am Boden
Und zerſchmettert iſt die Stirn.
Aus den Höhlen hangen die Augen,
Und beſprützt iſt's rings mit Hirn.

Ein Piſtol noch hält die Rechte;
Krampfhaft hat ſie es gefaßt.
Dieſer Todte hat im Leben
Viel geliebt und nicht gehaßt.

Seltſam, daß die Liebe immer
Zielt auf eigene Stirn und Bruſt,
— — — — —
— — — — — *)

---

*) Die Bleiſtiftsſchrift war hier nicht zu entziffern.

Berliner Blauſtrumpfs Romane.

Louischen Mühlbach ſitzt und ſtrickt
Am weltgeſchichtlichen Strumpfe.
Der alte Fritz iſt abgethan;
Sie wählt Bonaparte zum Trumpfe.

Bis zu Heinrich dem LXXIVten
Von Reuß-Schleiz-Eberswalde
Und ſeinem berühmten Ideenritt
Wird ſie gekommen ſein balde.

Louischen, Berliner Blauſtrumpf, du —
Ich ſag' es ſonder Glimpfe —
Du bringſt die Welthiſtorie
Und Deutſchland's Roman auf die Strümpfe!

Es legen die ganze Schriftſtellerzunft
Deine Waſſerromane trocken;
Den guten Geſchmack im Vaterland
Bringſt du vom Strumpf auf die Socken.

Wohl mancher Unterrock machte ſchon
Bereits ein Stück Weltgeſchichte;
Du biſt der erſte Hiſtorikus
In Schnürbruſt und Unterrocke!

Morgen- und Abendſtunde.

„Morgenſtund' hat Gold im Munde“
Für den Dreſcher und den Häſcher;
Denn ſie treffen Korn im Strohe
Und den Vagabund im Neſte.

Doch für Liebende und Dichter
Winkt die ſtille Abendſtunde,
Wenn rings Alles ſtill, der Wächter
Macht allein die nächtliche Runde.

Wie Secunden fliehen Stunden,
Und die Verſe fließen ſchnelle
Sonder ſchlechte Reim' und Knittel:
Abendſtund' hat Gold im Munde!

Mondſcheinbild.

Am Himmel hütet der Schäfer Mond
Die Sternenheerd'; er iſt blaß und blond;
Und wenn am Morgen trillert die Lerch'
So treibt er ſie wieder in den Pferch.

Sternſchnuppen ſpringen wie Böcklein umher,
Bedächtig wandelt der Sterne Heer;
Es geht ſeinen Weg und kümmert ſich nicht
Um des Hirten langweil'ges Strickſtrumpfgeſicht.

Meine Grabſchrift.

1820.

Hier ruht er, deſſen ſchöne Lieder
Die Welt erfüllten, der Sängerſchwan.
Was Andere ſangen, wird verſchwimmen
In dieſem Liederocean.

Sternnachthimmel auf der Nordſee.

Himmel und Meer! — Die Sterne ſpiegeln —
Kokette Weiber — ſich im Meer;
Sie würden klimpern auf dem Piano,
Wenn droben ein Inſtrument nur wär'.

Wieviel Jahrtauſende langweilig
Habt ihr euch am Himmelsfenſter geſpreizt!
Wieviele Millionen Sternſchnuppen habt ihr
Zum Zeitvertreibe hinunter geſchneuzt!

Seht ihr denn nicht, daß unſere Augen,
Ihr alten Jungfern, welk und bleich,
Weil wir auf Deck und Rücken liegen,
Gerichtet alle ſind nach euch?

Thut euch nicht g'nug der treue Freier,
Der Mond? Er wartet ſtumm und blaß
Auf eure Gegenliebe, pouſſiret
Euch en distance ohn' Unterlaß.

Verſchiedene Anſicht.

Welt, du biſt ein junges Mädchen,
Welt, du biſt 'ne Brockenhex',
Je nachdem man durch die Brille
Dich beſchaut – concav, convex!

Aber wenn man aſtronomiſch
Durch das Telescop dich ſieht, —
Ohne Buſen, ohne Hode —
Biſt du ein Hermaphrodit.

Bär.

Ein Klausner ſchlief, ein frommer,
Vor ſeiner Einſiedelei.
Es war ein heißer Sommer,
Lockt Mücken und Fliegen herbei.

Und neben ihm als Wächter
Saß ſein getreuer Bär;
Der brummte nach Bärenweiſe
Und ärgerte ſich ſehr.

Er hütet' ſeinen Herren
Wie einen theueren Schatz,
Und wehrt dem Ungeziefer
Mit zottiger Bärentatz'.

Vor Allen eine Fliege
Ihm machte viel Verdruß;
Weil immer ſie kehrt wieder,
Er ſtets ſie ſcheuchen muß.

Und als auf der Naſe des Alten
Sie wieder ihr Plätzchen nahm ein,
Hat er ſeinen Schädel geſpalten —
Er ſchlug nach ihr mit dem Stein.

Das iſt die alte Fabel.
„Doch die Moral?“ — So hör!
Nimm keinen Bock zum Gärtner,
Zum Wächter keinen Bär!

Mohrenwäſche.

Amſelſchlag und Wachtelruf
Locken aus den Thoren;
Hab' ein nöthiges Geſchäft:
Weiß zu waſchen Mohren.

Einen Mohr vom märk'ſchen Sand,
— — — — — — — aus Preußen,
Einen Mongolen im Schwabenland,
— — — — — — — — geheißen.

Kritiker ſich nennen Beid'
Wie Gebrüder Schlegel;
Aber neben dem Graurock ſitzt
Ihnen im Leib der Flegel.

Wie man bannt den Bandwurm mit
Kräftigen Purganzen,
So vertreibt man dies Gewürm
Auch nur mit Laxanzen.

Frau Germania geht zu Stuhl
Schon nach meinen Mixturen,
Und ihr Maſtdarm Arien ſingt
Mit Coloraturen.

In die Kur ich nahm ſie heut —
Möget drum nicht ſtaunen! —
Zu vertreiben dieſe Brut
Ihr aus den Kaldaunen.

Innerlich verordnet' ich
Friſche Jalappenwurzel,
Legt Cayennepfefferteig
Drauf ihr unter'n Purzel.

So gehn ab Jauch' und Gewürm'
Unter heldſeligen Düften,
Die die deutſche Literatur
Lang mefitiſch vergiften.

Aus dem — — — gehn ſie ab,
Afterkritiſche Finken,
Wiedehopfe der Kritik
Und nach Miſt ſie ſtinken.

Kannibaliſch wohl!

Wie behaglich fühl' ich mich
Heute, Kind, wie Keiner,
Bin ſo leicht, ſo frank und frei
Wie'n Reuß-Lobenſteiner!

Iſt ſo göttlich mir zu Muth
Wie 'nem einigen Deutſchen,
Ließe mich trillen vom Unterofficier,
Prügeln und auch peitſchen!

Wenn es in der ganzen Welt
Stinkt ganz beſtialiſch,
Dann, mein Liebchen, iſt mir wohl,
Goethiſch-„kannibaliſch“!

Jn dem Zank und Stank der Welt
Wechſelt's — Forte, Piano —;
Heuer ſchleppt man noch herbei,
Importirt — Guano.

Wie es gährt und duftet baß
Jn dem Weltenſumpfe!
Lauter vom Weltuntergang
Wird's Gerücht, das dumpfe!

Affengourmandiſe.

Eine Menagerieſcene.

Majeſtätiſch ruht der Löwe
Ausgeſtreckt im Gitterkäfig,
Um die Augen dichtgeſchloſſen
Hängt der Mähne Goldgardine.

Die Hyän' marſchirt im Tempo
Des Deſſauermarſches, ſonder
Pauſ' im monotonen Schritte,
Längs den Eiſenſtäben rutſchend.

Schakal fletſcht die Zähnelücken,
Die man ihm beim Fang gebrochen:
Menſchenfleiſch, ſein Leibgerichte,
Lockt' den Gourmand in die Falle.

Tigerkatz' und Panther lagern;
Vater Eisbär tanzt den Polka,
Känguruh's Ballettänz' üben
Zur Muſik der Papagaien.

Arra's, die Autodidacten,
Buchſtabiren lernen ſelber,
Turnen auch am Reck und klettern
Nach des Vaters Jahn Methode.

Und die Affen, paſſionirte
Jäger gleich den deutſchen Junkern,
Gehn als Wilddieb' auf das Weidwerk,
Lauſen Kind und Kindeskinder.

Nicht, wie Jen' mit Haſenfellen,
Handeln ſie mit Läuſepelzen,
Wird drum keiner abgezogen,
Nein — mit Haar und Haut gefreſſen.

Der Hiſtorikus.

„Der Hiſtorikus vor Allen
Gläubig ſei und keuſch.“
Beides iſt ihm noth wie Salz und
Senf zum Ochſenfleiſch.

„Ein Geſchichtswerk ziert der Glaube,“
Wie Salat das Ei.
Schreibſt drum ſo chriſtlich-germaniſch,
Keuſcher, gläub'ger Venedey!

Bruder Beutelleer.

Wer geboren iſt vom Weib,
Nicht von einem Fiſch,
Mangel hat an Zeitvertreib
Und an Waſſer friſch.

Schleppt durch's lange Leben ſich
Langweilig einher;
Denn das Waſſer mangelt ihm,
Wenn er beutelleer.

Fiſchlein amuſirt ſich ſtets,
Führt kein Portemonnaie.
Munt'rer Schwimmer, ſeh' ich dich,
Wird um's Herz mir weh!

Italieniſche Nächte an der Spree.

Ich träumte jüngſt von einer Sommernacht,
Wie ich erlebte einſt ſie in Italien —
Nicht ſogenannte italien'ſche Nacht,
Womit Berlin geübt jüngſt Repreſſalien.

Sirocco wüthete am Tage ſcharf;
Jetzt waltete anmuthig Lenzesfächeln;
Es ſäuſelt lind um's Haar; vorſichtslos darf
Der Podagriſt ſelbſt ihm entgegenlächeln.

Der lag — es war mein Freund — im Bette heiß,
Die woll'ne Nachtmütz' über beide Ohren,
Und ſchwitzt und dünſtet aus — es bringt der Schweiß
In hellen Tropfen ihm aus allen Poren.

So willſt du nicht die italien'ſche Nacht
Gleich uns genießen, Freund, mit ihrem Zauber?
Ich frage nochmals — keine Antwort; wacht'
Er doch und blieb trotz meiner Frag' ein Tauber.

Da bricht er endlich mürriſch aus: „Ihr Narr'n!
Geht mir mit den italiſchen Fantasmen;
Die Gicht in meinen Knochen dieſem Sparr'n
Verdank' ich und der Spree duft'gen Miasmen.“

Er wälzt ſich — neben ſeinem Kater Murr,
Dem Schlafkumpan, antirheumatiſch-fetten,
Glühofenheiß, mit ſpinnendem Geknurr —
Umſchlungen von Goldberger's Wunderketten.

VI.

Sonette.

Stammbaum des Sonetts.

I.

Gedankenmangel iſt mein theurer Vater,
Und meine Mutter nicht Frau Fantaſie!
Großmütterchen iſt mir die Proſodie,
Großvater Reim mein Hort und Schild und Rather.

Und wie mancher Poet auf das Theater
Sich wagt', ſo ich in's Reich der Poeſie,
Mit keckem Sinn — 's war ſein Beruf ja nie —
Der Bühne bretternes Gerüſt betrat er.

Spiel' ich poetiſch auch 'ne ſchlechte Rolle,
So bin ich doch gefärbt recht in der Wolle,
Wo's gilt, polemiſch ſchwingen rings den Bakel.

Ich übe Peſtalozzi's Amt mit Liebe,
Ertheil' die nöth'gen pädagog'ſchen Hiebe,
Drin that ich, wie ja längſt bekannt, Mirakel.

II.

Die Wahrheit zu geſtehn — die Wahrheit lieb' ich —
Führ' ich den Stock nicht, ſondern nur die Ruthe;
Bei ſeinem Anblick wird mir ſchlecht zu Muthe,
Doch Züchtigung mit Ruthen gerne üb' ich.

Und mit dem Birkenreiſerbündel hieb ich
Recht con amore — weg mit Stock und Knute! —
Daß hoch auf ſchwoll der Steiß und roth vom Blute;
Nicht weiter meine Pädagogik trieb ich.

Im Bienenkorb der Dichtung bin ich Drohne,
Im Farbenreich der Fantaſie — Schablone,
Gehöre nicht zur Poeſie, noch Proſe.

So bin ich gleich dem Manne ſonder Hode,
Ein buſenloſes Weib ohne Periode,
Ein Zwitter, eingeknöpft in eine Hoſe.

Sonettenpelzwäſche für Sancho Panſa's Eſel und Dr. — — — — — — —.

I.

Reimen will ich heut, ihr Klingel-Schlingel,
Daß es kracht wie Bombe und Karthaune!
Gebet Acht' — ſchon tönt die Reimpoſaune —
Auf der Verſ' Gezüngel und Geringel!

Lauert ſchon der beſenkrit'ſche Klüngel
Mit Stirnbrett und Langohr hinter'm Zaune
Feig und feiſt gleich einem Maſtkapaune,
Ob ich auch ihn bring' in's Reimgeklingel.

Dort in Schwaben heckt dieſes Geſindel,
Und wenn ſchnurrt meine Sonettenſpindel,
So bekommt's Migraine, Schnupfen, Schwindel.

Hält ſich kaum im Sattel noch und Bügel,
Weiland Hahn, klatſcht mit dem lahmen Flügel,
Der Eunuch an Stuckart's Neckarhügel.

II.

Der Himmel weiß, wem man Sonettenkränze
Gewunden, ſeit geſchneidert man Sonette,
Aus Reim und Verſen flocht die Strophenkette
Der Strohblum', die entſproßt' dem Muſenlenze.

Als einſt der Roſinante Wundertänze
Zuerſt die Welt begeiſtert, um die Wette
Ward ſie gefei'rt durch klingende, honette,
Sonettentönende, gereimte Schwänze.

Derweil beſang man Don Quixote's Stute,
Der Eſel Sancho Panſa's ward vergeſſen.
's iſt Zeit nach meinem reiflichen Ermeſſen,

Auch ihn zu fei'rn mit klingendem Getute.
Und weil noch .... nicht beſungen,
So wähl' ich ihn zu Eſels Prügeljungen.

III.

Schaut! mit der Nachtmütz' und im Lederſeſſel
Trinkt ſich in Fuſel ſeinen Duſel Michel;
Denn er verſteht ſich baß auf das Gepichel
Des Tranks aus dem Kartoffelhexenkeſſel.

Und hat er einen Zopf, ſinkt jede Feſſel;
Dann zieht er aus mit Senſe und mit Sichel,
Nicht achtend ſeiner Nachbarſchaft Geſtichel,
Daß ihm das Rückgrat brennt wie eine Neſſel.

Und auf dem Rücken hängt ein großes Bündel,
Worin gewickelt ſeine Schwabenſtreiche,
Lufthiebe für die vaterländ'ſche Eiche

Und ſein Franzoſenfreſſerthum nicht minder.
Der ſchwäb'ſche Kronos frißt ſelbſt ſeine Kinder,
Warum nicht das jungdeutſche Luftgeſindel?

IV.

Blickt hin, wie es ihn juckt — der Gutgeſinnte! —
Als hätte er den ganzen Pelz voll Läuſe.
Den Gänſekiel holt er aus dem Gehäuſe,
Ein Ries Papier, ein Ohm voll Gallentinte.

Vom Leder zieht er kühn — die Lüg' und Finte,
Humbug und Zeitungsent' im Heldenkreiſe —
Gelüſtet ihn doch nach dem Judaspreiſe,
Dem Silberling aus Metternich'ſchem Spinte.

Und wie ſchockweiſe ſonſt Recenſionen,
So rülpſt er jetzt Denunciationen
Mordbrenneriſch nach allen Regionen,

Gehorſamſt unterzeichnet: . . . .
Es glauben Metternich und Kaiſer Fränzel
Dem ſchäb'gen, Iſcharioth'ſchen Lauſewenzel.

An Sie.

Du biſt wie ein Sonett, deß Reime kehren
Stets in den Verſen regelmäßig wieder —
Nicht frei und feſſellos wie meine Lieder —
Nach metriſch feſten Normen, Regeln, Lehren.

Daß ſtets du wiederkehrſt, wie ſollt' ich's wehren;
Kaum biſt die Stufen du geſtiegen nieder,
Kehrſt du wie auf beſchwingetem Gefieder
Zurück, mich über Eins noch zu belehren.

Haſt immerdar bereit plauſiblen Vorwand,
Der deine Rückkehr ſoll bei mir entſchuld'gen;
Und mehrentheils fürwahr! muß ich ihm huld'gen.

Dem Epheu gleich, das ſich am Baum emporwand,
Haſt du gewählet mich zu Stütz' und Vorſtand,
Und machſt geduldig mich, den Ungeduld'gen.

VII.

Auf rother Erde.

Die rothe Erde.

Wo die Bergbäch' ſilbern ſtäuben,
Und die Eiſenhämmer hämmern,
Wo die Schäfer gehn ſpazieren
Auf den Haiden mit den Lämmern,

Wo im Tact die Flegel dreſchen
Und im Bach Forellen ſchwimmen,
Und die Kibitz' concertiren,
Honig ſuchen fleiß'ge Immen,

Frau und Magd das Spinnrad drehen,
Wo die Pumpernickel winken,
Der Kartoffelpfannekuchen
Auf der Schüſſel dampft nebſt Schinken,

Da iſt's gut ſein! Laßt uns Hütten
Bau'n in dem gelobten Lande!
Fehlet auch die Kalephstraube,
Wächſt der Roggen doch im Sande.

In dem Lande des Hieronymus
Jobſen, weiland Candidaten,
Drauf Nachtwächters, ſind die Leute
An Humor auch nicht Caſtraten.

Ein Collier.

Eine Münſter'ſche Geſchichte
Ich erzähle wahr,
Wie man mir ſie hat erzählet,
Als ich dorten war.

Liegt an einem unäſthetiſch-
Klingenden Bach, der Aa,
Hat ein Rathhaus, und darinnen
Ein Halsband ich ſah. —

Lebten einſt im Land zwei Junker
Von münſter'ſchem Korn:
Lange war der Ein' dem Andern
Schon im Aug' ein Dorn.

Fuhr einſt Sonntags früh zur Kirche
Einer von ſeinem Schloß,
Lauerte am Weg der And're
Auf die Landcaroſſ'.

Wie der Eber aus dem Kornfeld
Stürzt' aus dem Verſteck
Schnell hervor der Wegelag'rer
Mit den Knechten keck;

Riß ihn raſch aus der Caroſſe
Legt ihm um's Genick
Ein Collier, das nicht zu öffnen,
Solinger Fabrik.

Statt von Gold und Perlen war es
Nur von Eiſen ſchlicht,
Statt des Sammt's wattirt mit Stacheln;
's war zu ſpaßen nicht.

Eingeklemmt in dieſes Halsband,
Drinnen Stacheln rings,
Konnte er den Hals nicht drehen
Weder rechts, noch links.

Schmerzte ſonder End' den Armen,
War gefährlich auch,
Bohrten in den Hals ſich tiefer,
Blut floß, Eiterjauch'.

Niemand konnte ihn erlöſen
Als der Schmied Till Schwell;
Auf den Ambos legt' den Hals er
Und ſchlug drauf wie toll.

„In des Vaters und des Sohnes
Und des Geiſtes Nam'!“
Sprach er, kreuzte ſich, und ſiehe
Er zum Ziele kam.

Und das Schloß ſprang auf. — Gerettet
War der Junker Oer.
Niemand hat jemals getragen
Solch ein Collier.

Hab's mit eigenem Aug' geſehen,
Trug es in der Hand,
Hätt' es auch nicht öffnen können,
Weil ich's nicht verſtand.

Gab dem Ciceron' ein Trinkgeld,
's ward unheimlich mir;
Macht' mich hurtig aus dem Staube
Und trat vor die Thür.

Aber unter dem Portale
Hingen noch die Zang'n,
Womit man die Wiedertäufer
Kniff zwei Stunden lang.

Meinen Namen in das Album
Trug zuvor ich ein.
Sucht ihn nur! es wird im Jahrgang
Vierzig drei wohl ſein.

Drei Sonette.

I.

So bin ich nun im Vaterland der Schinken,
Der Heimath der berühmten Pumpernickel,
Im Poſtkarr'n wie ein Kind in Wieg' und Wickel
Nah' der Gefahr im Schlamme zu ertrinken.

Aus den Lehmhüttenthür'n zur Recht' und Linken —
Schornſteine ſind exotiſche Artikel
In dieſem Lande — mit Schleimhautsgeprickel
Mefitiſch torfrauchige Nebel ſtinken.

Ein Königreich für einen Athemzug
Voll reiner Luft! — Schon ſinken bis zum Bug
Die Pferde ein von echt urwüchſ'gen Raſſen.

Weſtfäliſche Erfindung, Knüppeldamm!
Biſt Retter in der Noth im tiefen Schlamm
Deiner grundloſen Bauernweg' und Straßen.

II.

Viel Meilen weit torfbraun ſich ſtreckt die Haide,
Alles in tiefer Ruh' gleich Siebenſchläfern;
Schaafe in Hut vor ihrem Hund und Schäfern
Langſamen Schrittes gehen drauf zur Weide.

Nicht ſchlängelt ſich gleich einem Band von Seide
Ein Bach hindurch; ein Pfuhl mit Waſſerkäfern
Statt Fiſche, um das Auge einzuſchläfern,
So iſt die Landſchaft im weſtfäl'ſchen Kleide.

In dem Naturconcert iſt Soloſänger
Der Kibitz, und im Chor die Lämmer blöcken,
Die Bienen ſummen hin zu ihren Stöcken,

Der Himmel rings von grauem Löſchpapiere;
Moordampfgeräuchert jedem Paſſagiere
Wird's, Voltaire, auch wie dir um's Herze enger.

III.

Der Wagen hielt. Wir ſtiegen aus; gerädert
War Glied um Glied uns in dem alten Kaſten.
Ein Strohdachwirthshaus nahm uns auf zum Raſten;
Am Küchenfeu'r ein Seſſel ſtand beledert.

Ich warf mich 'nein — hart war er, nicht gefedert, —
Nach dieſes Reiſetages Hitz' und Laſten
Zu ruhen; nach dem unfreiwill'gen Faſten
Erquickt ein Rauchfleiſch roth und weiß geädert.

Liebſt ein weſtfäliſch Genrebild, ſo komm!
Das Feuer auf dem Küchenheerde glomm,
Die Bauerndirne Pfannekuchen backte,

Rothbackig, friſch und prall, das Haar war blond;
Reiſig am Heerd der Schweinejung' zerhackte,
Im Seſſel ich, durch's Fenſter guckt der Mond.

Ottenſtein.

Lag im Münſterland 'ne Veſte,
Ottenſtein war ſie geheißen,
Rings in Moor und tiefem Sumpfe,
Hohe Mauern, tiefe Gräben.

Und die Veſte ward belagert;
Acht der Jahre widerſtanden
Hat ſie wiederholten Stürmen,
Nicht dem ſchlimmſten Feind, dem Hunger.

In der Veſte lag der Graf von
Solms und ſeine ſchöne Tochter.
Der Belag'rer Schaaren hatte
Ausgeſandt der Biſchof Otto.

Freier Abzug ward bewilligt
Nur der holden Grafentochter,
Doch mit Allem, was ihr theuer —
Alſo ward capituliret.

In der Morgenfrühe öffnet
Sich das Thor, und ſieh'! voll Anmuth
Tritt hinaus die ſchöne Gräfin
Mit dem Vater auf dem Rücken.

Vor den Biſchof tritt die Holde;
's rührt ſelbſt tief den Kinderloſen.
So geſchah es vor vierhundert
Jahren im Weſtfalenlande.

Landesväterliches Portrait. *)

I.

War einſt ein Biſchof in Münſter,
Der thät an Kanon und Karthaun
Sich baß als an Kyrie eleiſon
Sein ganzes Leben erbau'n.

Er liebte den Generalsrock
Weit mehr als das Biſchofsgewand,
Zum Schwert thät lieber er greifen
Als zum goldenen Hirtenſtab.

Seine Schaafe — die Unterthanen —
Er weidet auf eigene Art,
Ließ ſeine Kartätſchen drauf ſpielen
In ſtrenger Kriegesfahrt.

---

*) Biſchof Chriſtoph Bernhard von Galen.

Die Stadt ließ er bombardiren;
Sie brannte lichterloh,
Und brachte zurück zum Gehorſam
Die Widerſpenſtige ſo.

Anſtimmen ließ er das Tedeum,
Die Glocken läuten dabei,
Daß die landesväterliche Ruthe
Wieder zu Ehren gekommen ſei.

Eine Veſte ließ er erbauen;
Er taufte ſie ſpöttiſch: die Brill,
Die er ſetzte der Stadt auf die Naſe,
Wie's befohlen hatte ſein Will'.

Im Dome ſah ich ſein Denkmal,
Aus Marmor war's gehau'n,
Mit Biſchofsſtab und Mütze;
Nur fehlten Kanon und Karthaun.

II.

Und wie hieß der Landesvater?
Schaut, damit er ewig lebe,
Stellt' an des Gedichtes Fuße
Ich den Namen dieſes Scheuſals.

Eide und Verfaſſung brach er,
Bündniß ſchloß um Geld und Pact
Treulos er mit Deutſchland's Feinden;
Und das Geld ward eingeſackt.

Er verkauft' auch wie der .....
Für die Schlachtbank Menſchenfleiſch;
Seine Unterthanen ſteckte
Er in den Soldatenrock.

Miſchte ſich in alle Händel,
Machte Händel überall,
Aller Pfiff' und Kniffe Crösus
War er aller Ränke voll.

Feind des Friedens und der Ruhe
Macht' er überall Skandal,
War Mäcen der Jeſuiten,
Freund der Jeſuitenmoral.

Peter Buſenbaum ertheilte
Als ſein Seelenhirte ſchon
Für die Sünden und Verbrechen
Voraus die Abſolution.

Alſo iſt das wohlgetroff'ne
Landesväterliche Portrait;
Und ſein Wahlſpruch war das Motto:
Pie, juste, fortiter.

Herr der Heerſchaar'n, vor ſolch frommen,
Tapf'ren und gerechten Herrn
Mögeſt gnädig du bewahren
Alle Völker, nah' und fern!

VIII.

Aus der Matratzengruft.

Morphium.

Wenn's in allen Nerven hämmert,
Wenn kein Schlummer mir ſich naht,
Wenn der neue Morgen dämmert,
Ich die lange Nacht durchwacht;

„Nacht, ſchlafloſe, du, der Hölle
Vorſchmack!“ Dr. Raupach ſagt's;
Denn in einem Trauerſpiele
Ein Schlafloſer — mein' ich — klagt's.

Das vermögte auszuſöhnen
Mich mit ſeinen Trauerſpielen,
Drin ich las in guten Tagen,
Bis die Augenlider fielen.

Jetzo laß ich mir vorleſen
Vom Oſſip, vom Bader Schell;
Aber Alles nicht mehr fruchtet,
Was ſonſt half gleich auf der Stell'.

Du alleine biſt der Balſam,
Morphium, auf die heiße Wund'!
Lindernd Oel, du bannſt die Qualen!
Machteſt du mich auch geſund!

Ueber Jahrtauſende.

Es geht eine alte Sage
Im alten Egypterland,
Daß eine Mumie geſprochen,
Die viele Jahrtauſend alt.

Es war eine Katzenmumie,
Ein Thier, im Leben ſo zäh,
Daß unverſehrt es geblieben,
Stürzt's von der höchſten Jäh'.

Der Kater aus Pharaons Zeiten
Sprach ganz gewiß nur Miau,
Wie Bileams Eſel geſprochen
Nichts Anderes als I-a.

Wer glaubt altteſtamentariſch —
Des Glaubens du nicht biſt! —
Wie ein Redner parlamentariſch
Er ſprach, — ein Eſel ſelbſt iſt.

Mich aber will ſchier bedünken,
Daß nach Jahrtauſenden doch
Meine Lieder werden erklingen
Durch's ganze Deutſchland noch.

Dem Katzendarm entlocken
Die Geiger die ſchönſten Tön';
Ich lebende Menſchenmumie,
Ich ſinge, ſpreche und ſtöhn'.

Und wie die egyptiſche Katze
Geſprochen hat nach der Sag',
So ich nach Jahrtauſenden ſinge,
Als wär's am heutigen Tag.

Horaz und Ich.

Zwar macht' ich in Oden nicht
Und in Dithyramben,
Sang nur kleine Lieder friſch
In gewöhnlichen Jamben;

Schwatzte auch nicht breit wie er
In langen Epiſteln,
Litt auch nicht an fließenden
Hämorrhoiden und Fiſteln;

Mied den Hof, die Rednerbühn',
Reichenſperger und Vincke
Waren meine Collegen nicht;
Blieb hübſch hinter der Klinke.

Tagt' nicht in der Stadt am Main,
Knetet' nicht Reichsverweſer,
Schritt auch nicht zur Kaiſerwahl,
War kein Stimmenbläſer.

Dreht den Mantel nicht rechts und links,
Hatte nicht Mäcenaten;
Habe geſchloſſen heil'ge Allianz
Nur mit meinen Penaten.

Ich verſpürte nicht in mir
Parlamentariſche Regung:
Doch von meinem Schreibtiſch aus
Setzt' ich die Welt in Bewegung.

Vorahnung.

Heute wahrlich will's mir ahnen,
Daß ich ſchon alsbald marſchire;
Gern im irdiſchen Quartiere
Blieb ich noch und bei den Fahnen.

Hier gewohnt an die Menage —
Weiß man nicht, wie dort ſie decken,
Ob die himmliſchen Gerichte
Auch jedweder Zunge ſchmecken.

Meine Zunge hat vor Allen
Ganz abſonderlich Gelüſte,
Ausſicht nicht, daß meine Köchin
Mit mir auch marſchiren müßte.

Großer General dort oben,
Haſt Marſchordre ſchon gegeben,
So gib Contreordre! mögte
Gern in Garniſon hier leben.

Eingeſperrte Sänger.

In dem großen Häuſerwalde
Keine Nachtigall ich höre;
Schlaflos auf dem Krankenlager
Harr' ich, daß ihr Sang mich ſtöre.

Heut' in früher Morgenſtunde,
Wo es in mir zuckt' und zerrte,
Mich mit ihrem Ton entzückte
Die im Käfig eingeſperrte

Nachtigal bei meinem Nachbarn.
Welche Wonne! welche Freude! — —
Haben Beide gleiches Schickſal:
Eingeſperrt wir ſingen Beide.

Niobe.

Sieben Söhne, ſieben Töchter,
Blühende, zählt' Niobe,
(Nach der Fabel der Hellenen)
Des Amphions Eh'gemalin,

Der in fabelhaſter Urzeit
Ueber Theben einſtmal herrſchte.
Doch ſie reizt' zum Haß die Götter,
Den Apollo, die Diana,

Weil ſie ſtolz erhob ſich über
Dieſes Götterzwillingspaar,
Seiner Mutter lachte, weil ſie
Dieſe Zwei allein gebar.

Und zur Straf' des Uebermuthes
Mußte ſchnell ſie nacheinander
Sterben ſehn die vierzehn Kinder,
Von des Paars Geſchoß getroffen.

Denn es führen nach der Fabel
Beid', Diana und Apollo,
Auch den Bogen. Weh' dem Jrd'ſchen,
Der hört ſchwirren ihre Pfeile!

Kinderlos, vereinſamt irrte
Niobe. Schmerz und Verzweiflung
Nagten an dem Lebensmarke
Der Unglücklichen, gleich Nattern,

Bis in einen Stein verwandelt
Sie der Haß der Götter, maaßlos,
Und Amphion fiel als Opfer
Dieſes grauſen Götterzornes.

Mich bedünken will es wahrlich,
Daß auch gegen mich vom Bogen
Ließeſt deine Pfeile ſchwirren,
Gott Apollo, mein Mäcen ſonſt!

Sprich, was ich verbrochen habe,
Daß du mich haſt hingeworfen
Auf das öde Krankenlager?
Wodurch reizt' ich dich zum Haſſe?

Wenn gelang mir auch manch Lied nicht,
Kannſt du doch dafür nicht ſtrafen
Mich allein; denn, wie ich ſehe,
Wandeln Tauſend von Poeten,

Unberührt von deinen Pfeilen,
Die geſtümpert ſchlechte Verſe.
Oder iſt vor deinen Augen
Heut' ein gutes Lied — Verbrechen?

Dann umwandl' dein Götterwille
Meine Lieder all' in Steine,
Und die miſerablen Reime,
Dran kein Mangel, mach' unſterblich!

Kein Pardon!

Einſam auf meiner Matratze lieg'
Ich entrückt lebendigem Leben;
In Gedanken defilirt mir vorbei
Was ich lebte — ein Wiederleben.

Und der Ernſt und der Scherz, ſie ziehn vorbei
In wechſelnden Geſtalten;
Sie ſcheinen mir funkelnagelneu,
Obwohl ſie ſind die alten.

In der Lebensſchlacht erlitt ich oft
Gar manche tüchtige Breſche,
Nach der Feuerordnung verfuhr ich ſtreng:
Wenn's brennt, das Feuer löſche!

Im letzten Strauß, den man beſteht,
Wird kein Pardon gegeben.
Daß ich ihn gegenwärtig beſteh',
Iſt's, was ich fürchte eben.

Führe uns nicht in Verſuchung!

Die Freunde beſuchen mich. — »Kränkeln Sie noch?«
»Bald wird die Witt'rung gelinder.«
»Der Geſunde iſt unwohl bei dieſem Nordoſt.«
»Mai fördert Geneſung geſchwinder.« —

So ſchwatzen ſie Alle wie Papagai'n,
Wenn an meinem Bette ſie ſitzen;
Bedächt'ge Geſichter ſie ſchneiden dabei
Und lachen zu meinen Witzen.

Hinter meinem Rücken ihr Bülletin
Enthält keine Silbe von kränklich.
»Mit dem einen Fuße im Grabe ſchon,«
»Auf den Lippen der Tod« — »Bedenklich!« —

Zum Tode bin ich herangereiſt
Wie ein Lamm mit dem Schlachtbankszeichen,
Die Stunden gezählt; und dennoch führt
Der Himmel mich in Verſuchung. —

Mit ihr allein in dem Kämmerlein,
Ich — ſchon im einſamen Bette,
Sie vor demſelben alleine ſitzt
Im Negligé, die Liſette.

Gewärtig eines jeglichen Winks,
Sie weichet nicht von der Stelle;
Es haftet ihr Blick, als wär' er gefeit,
Des Nachtlichts magiſche Helle — — —

Keine lebende Seele außer uns;
Die Situation iſt gefährlich.
„Wenn Einer bei Einer im Kämmerlein iſt,
Sie beten nicht Vaterunſer.“

Da widerſtehe — Liſettchen! begann
Ich leiſ' mit kurzathmiger Stimme —
Komm! — — — deine Tabatiere mir reich',
Mich verlangt nach einer Priſe.

Es iſt meine alte Wärterin,
Die ich meine, die treue Liſette,
Ein und ſechszig Jahr alt, die feſt wie Pech
Klebt an meinem Krankenbette.

Beſondere Kennzeichen: Sie ſchielt —
Im Oberkiefer zwei Zähne —
Ein Schnupftabackstropfen an der Naſ' —
Führt eine Tabatiere.

IX.

Erzählendes.

Don Schnapphansky.

Dieſen noblen deutſchen Junker
Wie ein Götzenbild verehr' ich.
Glänzt er doch mit Goldgeflunker
Aus dem deutſchen Menſchenkehrich!

Dient' in Spanien dem Don Carlos
Und dazu dreitauſend Donnen.
Don Juan, den Liebesgoliath,
Hat er ſpinnengleich umſponnen.

Und in Deutſchland, in Italien
Und in dem Polackenlande
That er auf dem Feld der Liebe
Wunder, wie im Märk'ſchen Sande.

In ..... zuletzt noch fei'rt er
Orgien mit der alten Bettel,
Bis der Teufel ihn geholt hat,
Und's war aus der ganze Bettel.

........., nicht Don Quixote,
Don Juan und Don Schnapphansky
Sind die Dreiheit der Gemeinheit.
's lebe dero von Schlappſchwanzky!

Ein Stück Menſchenvieh.

Hoch vom Thurm zur Meſſe rufen
Und zur Betſtund' laut die Glocken;
In die Kirchen ſtrömt die Menge;
's war ein ſchöner Sonntagmorgen.

Junge Mütter in dem Schooße
Noch der Neugebornen pflegen;
Mädchen und Matronen ſitzen
Kühl im Schatten der Verandas.

Während deſſen eine arme
Negerſclavin, jung und blühend,
Wimmernd lag auf hartem Strohpfühl
Einſam, ganz allein im Kerker.

Das Geſetz des frommen Staates
Louiſiana mit dem Tode
Straft den Sclaven, der erhoben
Wider ſeinen Herrn die Hand hat.

Dinah — alſo heißt das Mädchen —
Das nach des Geſetzes Worten
Angehört dem „Menſchenviehe
Zum beliebigen Gebrauche“,

Hatt' geſchlagen ihre Herrin,
Gen Mißhandlung ſich zu ſchützen;
Eine That erlaubter Nothwehr
Hatte ſie allein begangen.

Doch der Buchſtab' des Geſetzes
Nur entſcheidet, und zum Tode
War ſie Tags zuvor verurtheilt,
Schmachtet drum im düſtern Kerker.

Und der Tag des Strafgerichtes
War noch fern, weil ſie der Hoffnung —
Der entſetzlichen — noch lebte,
Eines Kindleins zu geneſen.

Und der Vater dieſes Kindes
Deß ſie auf dem Schmerzenslager
Angeſichts des Todes harret,
Iſt der Gatt' der ſtrengen Herrin.

Denn ſie war als Opfer ſeiner
Luſt gefallen, und genaß
Nach zwei Monden eines Knäbleins
Einſam in den Kerkermauern.

Ihren Armen ward's entriſſen;
Bitten frommen nicht, nicht Thränen;
Raſ't die Löwin doch vergeblich,
Der die Jungen man genommen.

Und des Kerkers Riegel knarrte
Bald darauf; es harrte ihrer
Das Schaffot. Am Arm des Henkers
Wankt' ſie auf dem letzten Gange.

Um's Schaffot ſich ſchaart die Menge
Rings in Neugier harrend der
Armen Sünderin und ihrer
Letzten Lebensaugenblicke.

Zwölfmänner.

Für zwölf Paar Schultern ein Mantel,
Für ein Dutzend Köpfe ein Hut — —
So lebt man hienieden beſcheiden,
Wenn auch nicht bequem und nicht gut.

Crapülinski und Waſchlapski,
Das edle Polackenpaar,
Sie hatten jedweder zwei Hemde
Und jeder 'nen Lauspelz ſogar.

Doch jene zwölf armen Schlucker
Im Zwölfmänner-Spittelhaus
Haben einen Hut nur und Mantel,
Gehn nacheinander drum aus.

Welch Sehnen und welches Verlangen
Nach dem einen Mantelknopf!
Kommt heim der Eine gegangen,
Stülpt der Andre den Hut auf den Kopf.

So ſind die Zwölfe ganz einig,
Zufrieden, vertragen ſich gut,
Und leben im Mantelfrieden
Mit — nicht unter — einem Hut.

„Und ſie bewegt ſich doch!"

Nicht erliſch am Firmamente,
Sonne, leuchtendes Geſtirn!
Weltbekannt der Frevel werde,
Der entſproß verbranntem Hirn!

Galileo Galilei,
Er, der Mann der Wiſſenſchaft,
Rein und lauter wie die Engel,
Schmachtete in Kerkerhaft.

Und woher der Groll dem Greiſe,
Der ſo ehrenhaft, ſo gut?
Weil er lehrte, daß umkreiſe
Dich der Erdball, Sonnenglut! —

Und man ſchleppt ihn vor den Richtſtuhl
„Heiliger Inquiſition“,
Todeswürdigen Verbrechens
Schuldig als der Kirche Sohn.

Angefüllt der Saal von Mönchen,
Mönche um den Richtertiſch, —
Sie erkannten ſeine Lehre
Laut für falſch und ketzeriſch.

Leuchte heller, Licht der Sonne!
Erdball, ſchneller kreiſe rund!
Welt, vernimm das frevle Urtheil
Aus des Strafgerichtes Mund!

Schaue hin! Im Silberhaare
Steht der Greis, ehrwürdig, hehr,
Abzuſchwören, zu verfluchen
Seine Forſchung, ſeine Lehr’.

Und als knie'nd, dem Spruch gehorſam,
Auf dem Evangelium
Seine Recht', er widerrufen,
Er erhob ſich wiederum,

Und ſpricht, ſtampfend mit dem Fuße,
Aufgerichtet — keinem Joch
Beugt die Wiſſenſchaft den Nacken —
»Erde, du bewegſt dich doch!«

Eine gräßliche Mordgeſchichte.

»Higginbotham iſt ermordet!
Seine Leiche ward gefunden
Aufgehängt an einem Birnbaum,
Gräßlich, ſchaurig anzuſchauen!« —

Alſo lief die Schreckenskunde
Durch ganz Kimbalton am Abend.
Viele tauſend Dollars — hieß es —
Waren ſeiner Mörder Beute.

Alſo wurde auch berichtet
In dem Store von Parkers Falls,
Wo viel' Gäſt', Cigarren dampfend
Und Gin trinkend, grade ſaßen.

Oft beſuchte Higginbotham
Dieſen Store in ſeinem Leben;
Weil er todt, gräßlich gemordet,
Fehlte er ſelbſtredend heute.

Nichts geſprochen als von ſeinem
Morde wurde in der Stube,
Ausgemalt in grellſter Färbung;
Jeder fühlt' ſich nach dem Halſe.

Da trat — All' erfaßt' Entſetzen —
Higginbotham durch die Thür ein.
Iſt's ſein Geiſt? iſt's ein Geſpenſt nur?
Alle werden kreidebläßlich.

An dem wohlbekannten Tone
Seines freundlichen: Gut'n Abend!
Sie erkannten, daß er lebe,
Daß er's ſei, Herr Higginbotham.

Und die grauſe Mordgeſchichte
Als Gewährsmann er erzählt' ſo:
„An dem höchſten Aſt des Birnbaums
Sei ein Kater aufgeknüpfet,

William, ſein Factotum — Kutſcher,
Kammerdiener, Hausknecht, Kellner
(Higginbotham war ein Hag'ſtolz)
Sei der Mörder dieſes Katers,

Weil derſelbe ſich erfrechte
Einzubrechen dunkler Nachtzeit
In den Taubenſchlag, darinnen
Anzurichten großes Blutbad.

Und zu wohlverdienter Strafe,
Andern zum abſcheulichen Beiſpiel
Hab' er ihn ſofort gelyncht,
Aufgehang'n, bis er verreckte. —

Higginbotham aber freut' ſich
Der Verwechslung mit dem Kater
Und dazu guter Geſundheit;
Denn ihm ſchmeckten Gin und Taback.

Nächtliches Kegelſpiel.

Entronnen dem Irrenhauſe raſ't
Einher ein Wahnſinn'ger; die Kette
Schleppt klirrend am Fußring hinter ihm;
Wer's ſchaut, der ſchaut's mit Entſetzen.

Halbnackt — nur Fetzen des Kittels um
Die Glieder — mit wirrem Haare —
Barfuß — bis zum Nabel der Bart hinab —
Stürzt er ſpornſtreichs durch die Straßen,

Und heult — eine ſtürmiſche Winternacht war's —
Um die Wette mit dem Orkane.
Aus dem öff'nen Stadtthor rennt' er hinaus
Auf den Kirchhof, wo ruhig ſie ſchlafen.

Die Gräberreih'n raſt er auf und ab —
Der Mond lugt durch Wolkenriſſe —
Und ſpürt und ſucht wie ein Hund ſeinen Herrn,
Und knirſcht mit dem Zahngebiſſe.

Und heult und winſelt. — Ein ſteinern Kreuz
Erhebt ſich über 'nem Grabe.
Das faßt er rüttelnd, aus dem Boden reißt's
Und ſchleudert's weit von ſich gewaltſam.

Mit den langen Nägeln er kratzt und wühlt
Und ſcharrt im ſandigen Boden;
Gefunden den Deckel des Sargs er hat,
Den ſprengt er mit mächtigem Tritte.

Und packt das Todtengerippe im Sarg,
Und rüttelt's — es fällt auseinander. —
Nach den Knochen und den Rippen er greift,
Steckt ſie in den Boden wie Kegel.

Und faßt den Schädel mit nerviger Fauſt,
Und ſchleudert damit nach den Kegeln.
Alle Neune! brüllt er, Victoria!
Die Gefallenen ordnet er wieder.

So übt das grauſige Kegelſpiel er,
Bis die Wärter herbeigekommen.
Da hat er den Schädel zu Schutz und Trutz
Alsbald in die Linke genommen.

Und in der Rechten hält er als Schwert
Einen langen Splitter vom Sarge,
Schlägt um ſich damit, bis man die Schling'
Um den Hals ihm hat geworfen.

Und nieder man ihn zu Boden reißt;
Furchtbarer Kampf! bis geknebelt
Sind Hand und Fuß — nun Todesgeſtöhn, —
Ein Zucken — er war eine Leiche.

Waſchlappsky, Vater und Sohn.

Waſchlappsky ein Stareſte war
Fern in der Polackei;
Zu Warſchau that er ſich hervor,
Lärmt' mehr als And're Drei.

Ein tiefer Denker, wie er war,
Ging er gebückten Gang;
Ein arger Stänker, wie er war,
Macht er den ärgſten Stank.

Es war 'ne Götterluſt, ihn ſehn
Auf'm Reichstag zu Warſchau;
Er ſtocherte die Confuſion,
Daß ſie recht polniſch ward.

Zum Stock griff der Staroſt zuerſt,
Zum Stock griff er zuletzt,
Hat Manchem, der nicht ſtimmt wie er,
Manchen damit verſetzt.

Im polniſchen Parliament
Galt's Thaten, — Worte nicht.
Waſchlappsky war ein Held der That,
Im Wort ein kleines Licht.

Er ſtetterte noch toller als
Demoſthenes gethan,
Bevor er — Kieſel in dem Mund —
Sich übend lief bergan.

Des Stetterns Laſter erbte ſich
Vom Vater auf den Sohn.
Der braucht' den Stock, dieſer die Fauſt:
Beid' ernteten den Lohn.

Man warf ſie Beide vor die Thür,
Wenn man ſie übermannt,
Den aus dem Rathsſaal, dieſen aus
Dem Café reſtaurant.

Denn wißt: Waſchlappsky junior
Lebt' flüchtig im Exil,
Entging der ruſſ'ſchen Polizei
Paris bot ihm Aſyl.

Hier ſtänkert' er allüberall
Und macht' Skandal für Drei,
Gerieth tagtäglich in Conflict
Mit der Gensdarmerei.

Drum ſehnt' er ſich zur Heimath hin!
Die Sein' verließ der Tropf.
An der Weichſel — ſo ſein letzter Brief
Litt er am Weichſelzopf.

Ein Bild.

Seht ihr dort das kleine Bildniß:
Eine Fürſtin jung und ſchön
In hochzeitlich-reichem Schmucke
Vor dem Hochaltare ſtehn?

Seht ihr in der Kreuzherrnkirche*)
Einen mächt'gen Leichenſtein?
's iſt die ſchöne junge Fürſtin,
Die man drunter ſargte ein.

Toller Kampf der Leidenſchaften
Iſt ihr Leben, eh's erliſcht,
Ein Gemälde, deſſen Farben
Haß und Liebe hat gemiſcht.

---

*) Zu Düſſeldorf.

Und in ihren Lebensbecher
Goß viel Wermuth man hinein,
Bis ſie in geweihter Erde
Schlummert unter'm Leichenſtein.

Unter eiſig kaltem Steine
Ruht das einſt ſo warme Herz.
Lange hat es ausgeſchlagen,
Kalt iſt's wie des Denkmals Erz.

In der Kreuzherrnkirche modert
Ein Gerippe ſonder Haupt,
's iſt die ſchöne junge Fürſtin,
Auf dem Bilde myrthumlaubt.

Einſt wenn die Poſaunen rufen
Hin zum letzten Weltgericht,
Wird ſie vor dem Richterſtuhle
Als Ankläg'rin fehlen nicht.

Yankee-Idylle.

I.

Saß der Farmer in dem Blockhaus
An dem klobig-rohen Blocktiſch,
Aß — 's war Faſttag, er ein guter
Chriſt — Kartoffelbrei und Stockfiſch.

Trotz der Gräten, ſo darinnen,
Schmeckt ihm baß das Fiſchgerichte;
Schlingt hinunter ein'ge Pfunde,
Gourmandsluſt auf dem Geſichte.

Und Frau Farmerin das Kreuz ſchlug,
Eh' ſie löffelt' aus der Schüſſel,
Drin die Kinder wie die Ferkel
Schnopperten ſchon mit dem Rüſſel,

Leckten ab die fett'gen Finger
Und die Näschen und die Schnäuzchen;
Beide hatten mitgegeſſen;
's hungerte den knirpſigen Käuzchen.

Durch den Urwald heult der Sturmwind
Tiſchmuſik, die Schweine grunzen,
Und der Alte flucht dazwiſchen,
Thät die Brut, die junge, hunzen,

Weil ſie mit den Fingerzinken
Langten zu ſtatt mit dem Löffel,
Schalt mit Greten und mit Hanſen
Und dem rotznaſigen Töffel.

's waren Grete und die Bengel
Sproßen deutſcher Urwaldsliebe,
Sproßten auf wie Rübenſtengel;
Wohl bekamen Stock und Hiebe.

Hei — wie würden kräftig ſprießen
Zarte Junkerlein, die deutſchen,
Wenn — der Prügelſtrafe Freunde —
Ihre Väter baß ſie peitſchen! —

Und wie ſie ſich vollgefreſſen,
Rülpſt der Alte in dem Seſſel
Und die Andren auf den Bänken,
'ſ ſingt dazu am Heerd der Keſſel.

Das iſt Yankeelandes Freiheit!
Das iſt Sitt' in Urwaldsfarmen!
O wer athmet dieſe Lüfte,
Kann an dieſem Heerd erwarmen!

II.

Nach der Mahlzeit ſchnarcht der Alte
Mit dem Sturmwind um die Wette,
Und die Alte nickt ganz ſinnig,
Und die Brut ſchläft auf der Erde.

Hund' und Schweine, Hühner, Gänſe
Stürzen muthig auf das Schlachtfeld,
Und ſie würgen, ſchlingen 'runter
Alle Speiſenüberbleibſel.

Säu' und Hunde drob gerathen
In 'nen ſiebenjährigen Kriegslauf,
Und die Hennen und die Gänſrich'
Packen ſich und ſpielen Fliegdrauf.

Und die Schlacht wird immer toller,
Die Trompeten ſchnattern heller;
In des Kampfes wildem Koller
Gehn in Scherben Schüſſel, Teller.

Da erwacht der Farmer, greift zur
Peitſche, treibet aus dem Blockhaus
Weib und Kind, Säu' und 's Gefieder,
Klopfet Allen derb den Rock aus;

Kehrt zurück; niedergeworfen
Hat er Taumel und Empörung,
Blickt vom Seſſel aus herab auf
Die Jeruſalems-Zerſtörung.

Der Henker von Troppau.

Zu Troppau einſt ein Henker war,
Im Köpfen von ſelt'nem Geſchick.
Er hieb — der Armſünder merkte nichts —
Durch Gurgel und durch Genick.

So hatt' er Einem mit ſeinem Schwert
Den Kopf vom Rumpfe getrennt. —
„Macht voran, Meiſter Hämmerling!“
Sprach zu ihm der Delinquent.

„Belieben ein wenig zu rütteln ſich!“ —
Es that's der arme Tropf:
Vom Rumpf hinab, drauf er noch ſtand,
Der Kopf fiel mit dem Zopf.

O Henker von Troppau, du Virtuos'!
Gar mancher hat keinen Kopf,
Und wähnt, er ſitze auf dem Rumpf
Sammt dem Zopfband und dem Zopf.

Dichterſtillleben.

Saß im Kämmerlein am Pulte
Er, der Sänger der Lenore,
Kaute auf die Gänſefeder,
Feilte an der letzten Strophe.

In dem Seſſel unter'm Spiegel
(Wie es dazumal war Mode)
Hatte ſeine Ehehälfte
Platz genommen ſammt dem Strickſtrumpf.

An dem Fenſter gegenüber
Nelly las, die reizend ſchöne;
Sie begeiſterte den Dichter
Zu den ſchönſten Liedertönen.

Und zwei kleine Knaben ſpielten
Krieg mit bleiernen Soldaten;
Waren Kinder beider Schweſtern,
Und der Dichter war ihr Vater.

Alſo, während er gedichtet,
Molly las im Almanache,
Förderte am Strickſtrumpf Doris,
Und Soldat die Knaben ſpielten. —

Alle ruh'n in kühler Erde;
Weiß kaum ihre Ruheſtätte,
Und die Todten reiten ſchnelle;
Doch des Dichters Lieder leben.

Wunderſam biſt, Dichterleben!
Es beſchied dir das Verhängniß
Leidenſchaften, Kampf und Sorgen,
Ew'gen Nachruhm nach Bedrängniß.

Vom Hauptmann zu Kapernaum.

Der Hauptmann zu Kapernaum
Zur Diſpoſition war geſtellt;
Denn das geſchah im Alterthum
Wie in der modernen Welt.

Der Hauptmann hatte ſtark den Hof
Der Frau Generalin gemacht;
Gar ſehr es den General verdroß,
Als man's ihm hinterbracht.

Der Hauptmann eines Morgens trank
Seine Taſſe Chocolad',
Und rauchte ſeinen Meerſchaumkopf,
Und ſchickt' ſich an zur Parad'.

Da trat der Herr Feldwebel ein;
Einen großen Brief er bracht'.
Er öffnet' ihn und las und ſeufzt':
O Hauptmann, gute Nacht!

Da ließ zuſammentrommeln er
Seine ganze Compagnie,
Und ſagte ſeinen Kindern all'
Mit ſchwerem Herzen Adie!

Alſo erging's zu Kapernaum
Vor achtzehnhundert Jahr.
Die Geſchichte iſt ſomit uralt,
Doch ewig neu und wahr.

Ihr Hauptleut' und ihr Leutenants,
Macht nicht der Generalin die Cour!
Solch zeitlich Abenteuer ſchließt
Gewöhnlich kläglich nur.

Le Grand.

Im Jägerhofe zu Düſſeldorf
Stand auf dem kleinen Balkon,
Auf dem Rücken die Hände — ich ſah es ſelbſt —
Der große Napoleon.

Napoleon, dem die Welt zu klein,
Uebernachtet' im kleinen Schloß;
Doch jetzt umnachtet ihn lange ſchon
Die Nacht in noch kleinerem Haus.

Er, unter deſſen Schritten einſt
Der Weltbühn' Bretter erbebt,
Sechs Brettchen ihn halten eingeklemmt,
Seit er hat ausgelebt.

Conſequent.

In dem Kloſter auf dem Kreuzberg
Mit der Fichtenpromenade
Mumien ruhn im Leichenkeller,
Eingeſargt in ſchwarzer Lade.

Nicht egyptiſch-pharaon'ſche
Einbalſamirungsmethode
Hat geſchützt die frommen Mönche
Vor Verweſung nach dem Tode.

Als den Parzen es gefallen,
Ihren Lebensſtrick zu kürzen,
Nicht mit Harzen, Specereien
Und ſtark duftenden Gewürzen

Man verfuhr wie fern am Nile;
Ganz wie's üblich war im Kloſter,
Man beſtattete die Leichen
Und ſprach einige Paternoſter.

Als nach langer Zeit das Kloſter
Man hübſch ſäculariſirte
Und die Böden und die Keller
Mit Luchsaugen viſitirte,

Fand man manches Stückfaß Weines
Von der Moſel, Ahr, vom Rheine,
Und im Leichenkeller dieſe
Mönche unverweſt im Schreine.

Bei Lebzeiten conſervirten
Sie ſich gut, wie man will wiſſen,
Waren drum auch nach dem Tode
Conſequent zu ſein befliſſen.

Maſſotawna.

I.

Nah' der Indianergrenze
Hatten jüngſt ſich angeſiedelt
Fleißige Einwandrer, dreißig
Männer, all mit Weib und Kindern.

In des Angeſichtes Schweiße
Lichten ſie den dichten Urwald.
Feu'r und Eiſen müſſen dienen,
Seinen Boden ſaatbar machen.

Viele Jahre ſaurer Arbeit
Waren langſam hingefloſſen;
Aus dem ſo gewonnenen Acker
Früchte reichlich ihnen ſproſſen.

Aus Blockhäuſern und aus Speichern
Hat 'ne Dorfſchaft ſich erhoben,
Ochs und Kuh in Heerden weiden,
Ihre Schweine zahllos grunzen.

Wohlſtand, inniges Behagen
In der Colonie war heimiſch,
Und wie ſich die Heerden mehrten,
Mehrte ſich die Zahl der Kinder.

Aus der Heimath böſe Kunde
Stets herüberſcholl; die Zeitung —
Eifrig wird ſie ſtets geleſen —
Meldet Mißwachs, Seuche, Aufruhr.

Und hier waren ſie ſo glücklich,
Und der Pfannekuchen ſchmeckte
Beſſer, als wenn er gebacken
War von heim'ſchem Mehl und Eiern.

Denn der Waizen in den Farmen
Stets gedieh ſo ganz vorzüglich,
Und weit größre Eier legten
Hühner, ſo aus Cochinchina.

Doch die Freude bald vergällte;
Denn ein Unheld keck ſich niſtet
Ein bei ihnen, wie der Kuckuck
In der Grasmück Neſt ſein Ei legt.

II.

Nah' der Indianergrenze,
Die kein Fort allhier beſchützte,
Lagerte ein Trupp Rothhäute
Von dem Stamm der Nadoweſſier.

Einer dieſer Grenzindianer —
Maſſetawna war ſein Name,
Ward der Störenfried, unheldig
Für die emſ'gen Coloniſten.

Hatte einen ſchönen Wigwam
Groß und ſtattlich ſich erbauet,
Drinnen hell ſein Heerdfeu'r brannte,
Drüber hing ſtets voll der Keſſel.

Denn auf's Waidwerk ging mit Glücke
Und nicht minder auf den Fiſchfang
Maſſetawna, ein gewalt'ger
Nimrod in dem ganzen Stamme.

Hochgeſpeichert in der Hütte
Lagen Büffelhäut' in Menge,
Bären- und auch Biberfelle;
Wolfs- und Fuchspelz' waren zahllos.

Hermelin' fing er in Schlingen,
Wölf' in Gräben, Füchſ' in Schleifen,
Biber unterm Eis und Hirſche
Auf dem Schnee zu Winterszeiten.

Und von Innen und von Außen
Prangt von ſtattlichen Geweihen
Edler Hirſche ſeine Hütte;
Rehfell' deckten ihren Boden.

Doch trotz allem rieſen Reichthum
Lebt' er einſam in den Wänden,
Fern von Weib und Kind; er hatte
Böslich ſträflich ſie verſtoßen.

III.

Ehetreue iſt dem Stamm der
Nadoweſſier eigenthümlich;
Angebor'ne Tugend herrſcht ſie
In dem ganzen Stamme rühmlich.

Untreu', bösliches Verlaſſen
Wird beſtraft alldort ſummariſch;
Ausgeſchloſſen aus dem Stamme
Wird der ungetreue Gatte.

Ausgeſtoßen mit Ceremonien
Wird er aus der Volksverſammlung,
Recht- und ehrlos; jeder flieht ihn,
Wie wenn litte er am Ausſatz.

Dieſe Strafen dich auch trafen,
Maſſetawna! In der Hütte
Einſamkeit allein zu weilen
War verdammt er von dem Tage,

Wo er Weib und Kind verſtoßen;
Und mit ſeinem reichen Schatze,
Den er in der Hütt' geborgen,
Lebt' er freudlos, ein Einſiedler.

Klausnerthum war ihm zuwider.
Da zog er einſt aus dem Wigwam
Eines Morgens früh, hinausging
In den Urwald er alleine.

Durch Geſtrüppe und Geſchlinge
Zog er langſam viele Tage,
Bis er in der Fern gewahrte
Jener Anſiedler Blockhäuſer.

IV.

Tages hielt er ſich verborgen
Unter Schutz und Schirm des Urwalds;
Nächtlich ſtreift er in der Gegend
Scheu umher, ein böſer Strauchdieb.

Holte ſich aus der Verzäunung
Federvieh, jetzt Gänſ', dann Hühner;
Aus den Speichern ſtahl er Früchte,
Aus den Kellern Fleiſch und Fiſche,

Sengt' den Mais auf ihren Aeckern
Und zerſtörte Zäun' und Hecken,
Daß die Säue und die Rinder
In den Urwald ſich verliefen.

So zum Schaden jener Farmer
Trieb ſein Weſen Maſſotawna,
Bis man Jagd gemeinſam auf ihn
Machte wie auf böſes Raubwild.

Eingefang'n ward Maſſotawna,
Und als Feind der Colonie
Von dem Richter Lynch verurtheilt
Und am Halſe aufgehangen.

„Maſſotawna, Nadoweſſier,
Feind der Colonie Weſtfalia,
Hat den Tod allhier erlitten,
Ihm zur Straf', zum Schrecken Andrer.“

Alſo ſtand auf einem Brettlein,
So man an den Baum genagelt,
Dran mit einem Strick am Halſe
Man ihn hatte aufgehangen.

Alſo endet Maſſetawna,
Er, der Weib und Kind verſtoßen;
Ueber das Geſicht die Kappe
Hing ſein Leichnam an dem Baumaſt.

X.

Burlesken, Parodieen, Scherze.

Arion.

Arion war ein Muſikant
Und ſtrich die Geig' und Bratſche.
Die griechiſchen Blätter waren all
Voll Lobqualm und Getratſche.
Zu Sparta gab er ein Concert,
Die Plätze waren all geſperrt,
Da gab's gold'ne Ducaten.

Die Backen nahmen ſie ſo voll
Und blieſen überſchwänglich:
„Ein Stümper ſelber ſei Apoll,
Sein Ruhm ſei unvergänglich.“
Beleuchten mit der krit'ſchen Kerz'
Das Denkmal, „dauernder als Erz,
Das er ſich ſelbſt erbaute“.

Von Sparta ging er nach Athen,
Die Bratſche auf dem Rücken.
Es war das griechiſche Berlin,
Die Stadt aller Entzücken.
Jetzt klatſcht' und jubelt', was man kann,
Entgegen dieſem Wundermann,
Dem griech'ſchen Paganini.

Und ſeine Caſſe wohlgeſpickt
Trug er auf bloßem Hemde
In einer Geldkatz', es iſt gut,
Wenn man reiſt in der Fremde,
Daß man behutſam geht zu Rath
Damit, beſonders wenn man hat
Spartaniſche Ducaten.

Die haben zauberiſchen Klang,
— — — — — —
— — — — — —*)

---

*) Das Fragment dieſer Parodie des Schlegel'ſchen Arion ward durch eine Abendunterhaltung, die eine Declamatrice 1820 zu Bonn gab, veranlaßt, in welcher ſie jene Ballade vortrug. Der Dichter derſelben war zugegen und klatſchte Beifall.

Mein Barbier.

Meinen Barbier empfehlen ich kann:
Machte ſeltene Meiſterſtücke,
Zog den Augenzahn einer Mücke,
Und — er iſt ein glaubhafter Mann.

Meinen Barbier ich empfehlen kann:
Einen Haſen im Lauf er raſirte,
Einen Schmetterling er friſirte,
Und — er iſt ein glaubhafter Mann.

Meinen Barbier empfehlen ich kann:
Wer ſollt's denken? wer ſollt's wähnen? —
Schnitt ſeiner Frau die Haar' auf den Zähnen,
Und — er iſt ein glaubhafter Mann,

Fernere Tugenden mangeln ihm nicht:
Ueber'n Löffel nicht barbiert er,
Neuigkeiten nicht fabricirt er,
Läßt in der Seife ſitzen nicht.

Jeden Morgen einmal nur
Schnitt er mich — von mir zu ſprechen —
Große Männer, kleine Schwächen!
Nimmt den Scheerſack, ſagt: Bonjour!*)

---

*) Heine erſchien zu Bonn einſt am Mittagstiſche mit einem ziemlichen Schnitt des Raſiermeſſers auf der Wange; er erzählte ſeinen Unfall und ward ausgelacht Anderen Mittags brachte er das Gedicht mit, und es ward beim Vorleſen mit „allgemeiner Heiterkeit“ aufgenommen.

Keine Cigarre mehr!

Es ſchmauchte vom Morgen zum Abend
Einſt ein hiſpaniſcher Prinz,
Kein Tabacksfeind wie Don Diergardt
In der preußiſchen Rheinprovinz.

Manillacigarren ihm ſchmeckten
Vor allen; tagtäglich verpufft
Er davon zwei volle Kiſten
Gemüthlich in die Luft.

Drum war er der beſte Kunde
Der Reichstabacksregie,
Die Allen ſpaniſch verkommt,
Nicht dem induſtriellen Genie

Im hochberühmten Vierſen,
Das fabriciret Sammt
Und Seid', ſie ſchickten Ballen
Nach Spanien geſammt.

Schon Don Quixote hat getragen
Von Vierſen'ſchem Sammet ein Wams;
Das Vierſen'ſche ſeidene Zopfband
War längſt in Krähwinkel in Brauch.

Da tönt nach Hispanien hinüber
Die todesgrauſige Kund:
Ein Indianerprinz ſei erblichen
Urplötzlich, noch eben geſund.

Den Don von ſpan'ſchem Geblüte
Wie ein Donnerſchlag traf die Mähr.
Die Leichenſchaucommiſſion trat
Sofort unter das Gewehr.

Das Reſultat der Bemühung
Dieſes letzten, ird'ſchen Gerichts
War, daß außer einer Cigarre
Er ſonſt genoſſen nichts.

Die chemiſche Unterſuchung
Der Cigarrenaſche ergab,
Daß Opium — entſetzlich! —
Den Tod dem Indianer gab.

Da gelobte der Hispanier:
Kein Tabacksblatt der Regie
Je zwiſchen die prinzlichen Lippen
Zu nehmen; und er that's nie.

Und ferner war ſein Gelübde:
Ueberhaupt zu ſchmauchen nicht mehr.
Und Wort hat er gehalten;
Raucht keine Cigarre mehr.

Der Mammouth.

In Siberiens eiſ'gen Feldern
Wird der Mammouth aufgefunden,
Der vor vielen tauſend Jahren
Gras und Heu daſelbſt gefreſſen.

Hat es nach ſo vielen Jahren
Noch verdaut nicht; denn gefunden
Wird in ſeinem Rieſenmagen
Unverdaut noch manches Futter.

Dieſe Ur-Heumagazine
Den franzöſ'ſchen Intendanten
Zur Armeeverproviantirung
Ich empfehle, — geht's nach Rußland.

Tout comme chez nous.

Saßen die Gänſe zuſammen am Theetiſch,
Schnatterten von philoſophiſch-äſthetiſch-
Kritiſchen Dingen nach Gänſe-Manier,
Laſen ſich ihre Gedichte für.*)

Leiſe ſchlich unter Dorngebüſchen,
Ohne ſich in das Geſpräch zu miſchen,
Kraft ſeiner Witterung und feinen Geruchs
Näher der Tafelrund' Recenſent Fuchs.

Sprachen gerad' von Genie und Character.
Schaut den Kritikus! losfuhr und packt er
Einen der Blauenſtrumpfe lobeſan,
Und zu recenſiren begann.

---

*) Eine Variante lautet: Und bewieſen, daß Drei gleich Vier.

Machte gar nicht viel Federleſens.
Mit dem Stiel ſeines kritiſchen Beſens
Säubert' und fegt' er — jedenfalls
Koſtet's einem Dutzend Gänſe den Hals.

Machen's auch ſo unſre Gänſe und Enten,
Treibens auch ſo unſre Recenſenten,
Nur daß man von der Fuchsnatur
(Wohl vom Langohr) trifft keine Spur.

Amerikaniſches Matroſenlied. *)

Salchen Brown, o liebes Salchen,
Schlank und glatt wie'n junges Aalchen!

Chor.

O Salchen Brown.

Salchen Brown, ich hätt' dich gerne;
Aber ach! du hältſt dich ferne.

Chor.

O Salchen Brown!

Salchen, kannſt du mich betrüben,
Kannſt den Negerſchneider lieben?

Chor.

O Salchen Brown!

---

*) Ich hörte daſſelbe zuerſt auf einem amerikaniſchen Schiffe zu Havre ſingen.

Salchen Brown, mein ſchönes Salchen
Schlank und glatt wie'n jungs Aalchen!

Chor.

O Salchen Brown!

Deine alte Urgroßmutter
War ſchon echt Matroſenfutter.

Chor.

O Salchen Brown!

Apfel fällt nicht weit vom Stamme:
Komme drum, du Schöne, Stramme!

Chor.

O Salchen Brown!

Es iſt kalt — daß ich erwarme
In der Hängmatt', in deinem Arme.

Chor.

O Salchen Brown!

Der Muſterſtaat.

Tigerkatz' iſt Königin
In dem Reich der Katzen;
Hofkoch Zibethkater backt
Mäuspaſtet' und Matzen.

Und der Staatsſchatz iſt gefüllt.
Himmelsluſt, zu wälzen
Sich — doch nicht auf Silberbarren —
Sondern Rattenpelzen!

Und das Staatsbudget — o ſeht!
Auf den Heller ſtimmt es;
Stets die Speiſekammer voll,
Und wen 's hungert, nimmt es.

Sonder Staatscontrole und
Rechnungsreviſoren
Solche Reſultate! kein
Knöchelchen verloren!

Trauen, das iſt ein Muſterrock
Geht nicht aus den Räthen!
Katzenſtaat, biſt kein Aſyl
Den Geheimen Räthen!

Schwabenſpiegel.

1839.

Von den weltbekannten Schwabenſtreichen
Erzählt man in allen deutſchen Reichen,
Auch daß vor dem fünfzigſten Jahre die Schwaben
Einen zuviel oder zu wenig haben.

Auch mit gar gewaltigen Dichtern —
Kerlen wie der A.ſch unter den Geſichtern —
Und mit vielen anderen Himmelsgaben
Iſt geſegnet das gute Land Schwaben.

Und wenn die poetiſchen Lauſ'wenzel
Singen ſein Tutte, und Meiſter Wenzel
Kritiſirt durch die Afterbrille
Herz und Nieren und Maſtdarm der Grille —

O du Dichterwald aller Dichterwälder
O du Muſenfeld aller Muſenfelder,
Recenſion du aller Recenſionen,
Nation du aller Nationen!

Juſte Milieu.

Fern vom Ural zog durch Deutſchland
Der Koſack in reiſ'gem Schwarm,
Der Kalmucke, backenknochig,
Maulwurfsaugig der Baſchkir.

War kein Silberlöffel ſicher
Mehr in ledernem Beſteck,
Und was an die Wand nicht pißte,
Floh in Winkel, Schrank und Eck.

Kamen zum Rhein auf mageren Rappen
Solche Stücke Menſchenfleiſch.
's iſt ein unleugbares Factum,
Daß die Weiber dort ſind keuſch.

Reiten können dieſe Kerle,
Meiſter ſind ſie in der Kunſt.
Reiten lieben auch die Weiber —
In dem Circus — mit Vergunſt.

Nach politiſchem Syſteme
Halten ſie die rechte Mitt';
Doch Pariſerinnen halten
Nichts von dem Koſackenritt.

Lieben aber leidenſchaftlich
Heimiſche Cavallerie;
Reiter auch mit prallen Schenkeln
Dieſſeits Rheins verſchmäh'n ſie nie.

Iſt beſonders chevalereske
An der Sein' die Damenwelt,
Ihr berittene Soldateske
Fern aus fernem Land gefällt.

157

Vor Bergſchotten ohne Hoſen
Liefen ſie nicht bang davon,
Als ſie achtzehnhundertvierzehn
In Paris in Garniſon.

XI.

Verſchollenes.

Zu Schutz und Trutz.

So heimlich iſt's in deinem Stübchen,
Nur trifft man dich ſo ſelten drin.
Es ſcheint, des Weibes erſte Tugend
Iſt nicht nach deinem Mädchenſinn.

Zu kokettiren auf den Straßen
Iſt deine Luſt — im neu'ſten Putz.
Du ſchloſſeſt mit der Mod' ein Bündniß
Auf Tod und Leben, Schutz und Trutz.

Wind und Wetter.

Auf meinen Schooß dich ſetze
Und ſperre dich nicht, mein Kind!
Nichts wird aus unſrem Spaziergang,
Denn draußen heult der Wind.

Der Wind iſt immer windig,
Sei's Sturm, ſei's Weſthauch lind.
Es fragt ſich nur, wer wind'ger
Iſt, er oder du, mein Kind?

Veränderlich iſt's Wetter,
Noch eben Sonnenſchein.
Es fragt ſich, ob du oder jenes
Veränderlicher mag ſein?

Fruchtloſe Mühe.

Du ſchreibſt, du ſei'ſt unpäßlich,
Dein Kopf ſei wüſt und wirr,
Und Gram zieh' Falten häßlich — —
Machſt mich dadurch nicht irr'.

Wozu ſolch leer Geſchwätze?
Ich achte nicht darauf;
Ich gehe meiner Wege,
Die Welt geht ihren Lauf.

Schlechter Wärmeleiter.

Dein Brieſchen ſo klein und kläglich —
Ich las es bis zum Schluß;
Sein Inhalt iſt alltäglich
Und kalt wie ſtets dein Kuß.

Du ſchreibſt: „daß du's getragen
Auf deinem Herzen heiß.“ —
Wie ſollt' es da erwarmen,
Da es ſo kalt wie Eis?

Ein ſchlechter Wärmeleiter
Ein ſolches Brieſchen iſt,
Das kommt von einem Herzen,
Dem es an Wärm' gebriſt.

Acheron.

Dichterfeder iſt ein Stachel,
Dichter iſt ein Scorpion;
Er erſticht mit eig'ner Waffe
Sich und wankt zum Acheron.

Nicht zum Acheron, wo Charon
Seinen Fährgeld's-Obolus
Eincaſſirt, wo ſeine Rachen
Heulend aufſperrt Cerberus, —

Nein — wo trotz Tod und Verweſung
Noch der böſe Leumund wacht,
Mit der Läſterzung', ihn einſcharrt
Wie 'nen räud'gen Hund bei Nacht.

Doch die Nacht den ſterngeſtickten
Teppich ſpreitet auf ſein Grab,
Und die Nacht'gall im Hollunder
Requieſcat! ſingt hinab.

Après moi!

Ueber Horaz, den liederlichen
Römiſchen Hofpoeten,
Mit den thränig widerlichen
Rothen Augenrändern,

Ueber den hungrig ſchmarotzenden
Gourmand des Mäcenas,
Mit den triefäugig glotzenden
Augen gleich der Seeſchlang',

Ueber den Fuchſer, der in der Schlacht
Feig Reißaus genommen,
Iſt gerannt in's Hauptquartier,
Und in's Bett gekrochen,

Ueber dieſen ſchlechten Kerl,
Windigen Manteldreher,
Neufoundländiſchen Spion,
Spürhund auch und Späher,

Ueber dieſen gemeinen Kumpan,
Dieſen Verſedrechsler,
Tellerlecker und Taugenichts,
Ew'gen Geſinnungswechsler,

Ueber dieſes Prachtexemplar
Stinkiger Bärenhäuter,
Der nur fraß' und ſoff und ſpielt',
Schlemmte und … und ſo weiter,

Schrieben eine Bibliothek
Dicker Commentare
Die Gelahrten, raſend toll
Fielen ſich in die Haare.

Und der Puderſtaub ſich wölkt'
Aus den hochweiſen Perücken,
Und die Afterkritik bölkt'
Trunkenes Entzücken. —

Doch — der Himmel weiß! — wenn ich
Todt, nach tauſend Jahren,
Philologen und Kritiker
In die Perücken ſich fahren!

Schwitzen Commentare dick,
Schlagen drein mit Stöcken,
Brechen ſich wüthend das Genick,
Hochgelahrte Gecken!

* * *

Nachträge

zu

Heinrich Heine's Werken.

Briefe.

Erſter Theil.

381 II

Epis. 3. 2

Briefe

von

H. Heine.

Herausgegeben von Friedrich Steinmann.

> Was Anderen die Handſchrift oder die Phyſiognomie iſt, das iſt mir ein Brief.

Erſter Theil.

Amſterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Binger & Comp. in Amſterdam.

Inhalt.

Seite
Vorwort. Die Veröffentlichung der Brieſe Verſtorbener und Lebender, insbeſondere der Brieſe H. Heine's.
An Friedrich Steinmann. I—X 1
An Friedrich Raßmann 103
An Joſeph Klein 106
An Grabbe 111
An — — — — I—XXII 115
An Auguſt Lewald. I—III 189
An Varnhagen von Enſe 205
An A. Weerth 211
An Dr. med. L. Wertheim 218
An — — — — 221
Offener Brief 227
An Joſeph Lehmann 232
An St. René Taillandier (Fragment) 238
An Dr. A. Stahr 241
Anhang 245

Vorwort.

Die Veröffentlichung der Briefe Verſtorbener und Lebender, insbeſondere der Briefe H. Heine's.

„Ich kann mich nicht entſchließen, die mir ſo koſtbaren Blätter, die Briefe, die ich von Zeit zu Zeit von Heine erhielt, bei Lebzeiten *) vollſtändig zu veröffentlichen“ — ſagt Alfred Meißner in ſeiner Schrift über Heine. „Die Angriffe — fährt er fort — auf die verſchiedenſten Perſönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die

---

*) d. h. des Briefempfängers.

Perſiflage, in der ſich der Dichter ergeht, und die nicht ſelten über das Maaß des bei uns Geſtatteten *) und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachenſaat von Verfolgungen heraufbeſchwören. Dieſe Briefe müſſen troß der köſtlichen Dinge, (?) die ſie enthalten, liegen bleiben.« —

Ich theile weder Engherzigkeit und Rigoroſität, noch Anſicht und Furcht Meißner's vor der »Drachenſaat von Verfolgungen« in Bezug auf die Veröffentlichung Heine'ſcher Briefe zunächſt aus dem Grunde, weil gerade ſie ihn wie durch einen Spiegel oder ein photographiſches Conterfei darſtellen, das Bild des ganzen Menſchen uns vor Augen führen und ungehindert Blicke gewähren in die Werkſtatt ſeines Geiſtes, in den Zauberpalaſt ſeiner Fantaſie, weil ſie zudem ſeine Anſichten und Urtheile über die deutſche Literatur

---

*) Wer beſtimmt das Maaß des Geſtatteten in einem Briefe?

und Politik unſerer Tage und ihre Erſcheinungen unumwunden zu erkennen geben, und ſie ſich rückſichtslos und ſonder Rückhalt irgend einer Art über Freund und Feind mit gleicher Unpartheilichkeit ausſprechen: der Mitſtrebende wie der Antipode werden darin mit demſelben Maaße der Unpartheilichkeit gemeſſen.

Ich ſtimme dem Ausſpruche der Stimme bei, die ſich kurz nach Heine's Tode darüber in den »Grenzboten« über das »Recht des Publikums,« auf Veröffentlichung *aller* Productionen der Heine'ſchen Feder erklärte, und von dieſer Anſicht ausgehend, die ſchon in dem Vorwort zu den von mir herausgegebenen »Dichtungen Heine's« enthalten iſt, erſcheinen hier in der vorliegenden Sammlung ſeine Briefe an Andere und mich. Daß ich nicht allein freundſchaftliche und zutrauliche Briefe, ſondern alle, die Intereſſe haben und zur Charakteriſtik des Verſtorbenen dienen, aufgenommen, wird man mir hoffentlich Dank wiſſen.

Schon eine nur oberflächliche Anſicht derſelben zeigt, daß die an mich gerichteten Briefe im erſten Theile in Faſſung wie Inhalt durchaus von der an andere Perſonen gerichteten Correſpondenz abweichen. Das »trauliche Du«, von den Gymnaſialjahren 1813 — 15 herrührend, und ſpäterhin während unſeres Zuſammenlebens auf der Univerſität fortgeſetzt, waltet vor und iſt in allen beibehalten; ſie befaſſen ſich nicht mit Materiellem, Geſchäften u. ſ. w.; unſer Gedankentauſch baſirte einzig und allein auf Mittheilung unſerer Anſichten auf dem Kunſt-, politiſchen und Literaturgebiete. Und hier erſcheint er gleichſam in Hemdsärmeln und Hauskamiſol, mit allen ſeinen Schwächen, Mängeln und Leidenſchaften, aber auch mit ſeinen Vorzügen und Tugenden, in ſeiner ganzen, reichen, geiſtigen Begabung — der ganze Heine, wie er war. Deshalb die Veröffentlichung ſeiner Briefe in unzerſtückter, ganzer Geſtalt, wie ſie mir vorliegen von dem erſten, dem Papiere anvertrauten Lebenszeichen ſeines Göttinger Aufenthalts bis in ſeine Schmerzens- und Leidenstage hinein. Noch mehr tritt dies in den unter dem Titel: Fata Morgana der deutſchen Literatur und Politik in den folgenden Theilen der Sammlung der Briefe Heine's an mich geſchriebenen hervor. Eine äußere Veranlaſſung zur Wahl des Titels zu dieſer Briefſammlung gab mir ein Gedicht Heine's unter der Aufſchrift: Meine Schriften, das er mir während ſeiner letzten Anweſenheit auf deutſchem Boden ſandte und welches alſo lautet:

Fata Morgana ſind ſie alle
Mit farbigem Lichtreflexe;
Das kommt, weil meine Wärterin war
Eine leibhaftige Hexe.

Ich ſchaut' es ſelbſt — vor ihrem Bett
Stand meine kleine Wiege —

Wie ſie in der Walpurgisnacht
Ausflog wie eine Brummfliege.

Sie zog zur Brockencavallerie
In der Stunde der Geſpenſter,
Fuhr auf dem Küchenbeſenſtiel
Durchs offene Kammerfenſter.

Nachthäßlich hat im vollſten Maaß
Sie alle Schönheiten beſeſſen;
Doch haben ganz am unrechten Ort
Sie alleſammt geſeſſen.

Das Rothe in den Augen ſaß,
In den wackligen Zähnen das Schwarze,
Das Weiße im Haar, das ganze Geſicht
War *eine* borſtige Warze —

Eine lebend'ge Malerpalett'
Mit grellſten Farbentinten;
Ihre Stimme tönte dumpf und hohl,
Doch allermeiſt von Hinten.

In dieſen letzteren Heine'ſchen Briefen, welche er mir geſchrieben, waltet auch nicht die mindeſte Rückſichtsnahme irgend einer Art vor. Vor mir hatte er kein Hehl nach irgend einer Seite hin, er ließ darin allen ſeinen Gedanken den freieſten Lauf. Und deshalb bilden ſie die reichſten Beiträge zur vollen Erkennung und Erkenntniß ſeines ganzen Seins und Weſens.

Es waltet aber auch noch ein anderer Geſichtspunkt zur Würdigung der Veröffentlichung der Heine'ſchen Briefe ob. Während nämlich andere Schriftſteller ſich der periodiſchen Preſſe zur Publikation ihrer Anſichten und Urtheile bedienten, iſt dies von Heine faſt gar nicht geſchehen. Statt in Journalen und Blättern in dieſer Weiſe aufzutreten, vertraute er ſeine Aeußerungen über die Literatur und die literariſchen Perſönlichkeiten und Erſcheinungen des Tages meiſt und vorzugsweiſe nur den Briefen an ſeine Freunde an. Und aus dieſem Grunde allein ſchon ſteht ihre Veröffentlichung gerechtfertigt da.

So wollen dieſe Briefe Heine's angeſehn und gewürdigt werden; ſo treten ſie vor Publikum und Kritik; die Stimme jenes wie dieſer mögen ebenſo rückhaltslos ſich über ſie ausſprechen, wie Heine's Briefe rückſichtslos über Perſonen, Begebniſſe, Erſcheinungen und Zuſtände auf dem belebten Gebiete der Literatur und Politik gleich dem Grabe erſtandenen Schöffen des altdeutſchen Vehmgerichts ihr entſcheidendes Urtheil ſprechen, ſonder Glimpf, nach eigener Ueberzeugung, unpartheiiſch gegenüber Freund und Feind, wie dieſes insbeſondere in ſeinen unter der Aufſchrift: Fata Morgana der deutſchen Literatur zuſammengeſtellten Briefen an mich der Fall iſt. Er, der gewaltige Vehmgerichtsherr, iſt nicht mehr, aber in ſeinen Schriften und Briefen ſind ſeine Urtheile aufbewahrt; auch die alten Schöffen der Vehme ſind abberufen; nur die Vehmlinde zu Dortmund ſteht noch uralt und kräftig. — —

Es iſt in unſerer Zeit — und namentlich noch jüngſt in Folge der Veröffentlichung der Briefe

Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Enſe — die Frage zur öffentlichen Debatte gezogen: ob die Veröffentlichung von Briefen Verſtorbener wie Lebender durch den Druck zuläſſig und erlaubt ſei? —

Bei genauer Erörterung dieſer Frage, wenn ſie zu einem abſchließenden Reſultate führen ſoll, iſt zunächſt zu berückſichtigen: Wer der Herausgeber einer Briefſammlung iſt, wer Briefe Anderer durch den Druck veröffentlicht? —

Unbeſtritten iſt zuvörderſt, daß Jeder, der einen Brief an einen Anderen geſchrieben, denſelben veröffentlichen kann und darf. Ebenſo unbeſtritten iſt es, daß Briefſteller und Briefempfänger nach gemeinſamer Uebereinkunft ihren Correſpondenzwechſel zum Druck befördern können. So ward u. a. der Zelter-Goetheſche Briefwechſel ſchon bei Beider Lebzeiten zur Veröffentlichung beſtimmt; in mehreren Briefen der Sammlung ſelbſt werden darüber Gedanken gewechſelt, und endlich der Druck beſchloſſen. Es iſt hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, welchen nachtheiligen Einfluß dieſes gegenſeits verabredete Vorhaben auf die Briefe Goethe's und Zelter's nach jenem gefaßten Entſchluſſe bei ihrer ſtattgefundenen Redaktion ausgeübt hat. Beide Briefſteller erſcheinen darin nicht mehr wie früher ganz im Negligee ihrer Geſinnung, im Hauskleide ihres Geiſtes, im — man verzeihe den Ausdruck — Schlafrock ihrer Anſichten; vielmehr treten ſie gar oft im Frack und mit Glaceehandſchuhen auf, wenigſtens Goethe, der zugleich gar häufig in der Großherzoglich Weimar'ſchen Geheimerathsuniform mit dem Falkenorden auf der Bruſt und mit Hut und Degen paradirt als Miniſter und Staatsbeamter. Das iſt der erſte und zweite Fall.

Der dritte Fall der Veröffentlichung iſt der, wenn der Briefempfänger die von ſeinem Briefſteller empfangenen Briefe zum Druck bringt, allein oder zugleich mit den von ihm geſchriebenen Antwortbriefen, wie z. B. der Schiller-Goethe'ſche Briefwechſel, worin Erſterer mit allen ſeinen, dem großen Genius noch anklebenden menſchlichen Schwächen und Mängeln ſonder Sonderung und Ausſcheidung vor das Publikum — man entſchuldige das Wort — geſchleppt wurde, während Goethe aus ſeinen eigenen Briefen jede Makel ſorgſam ausgemerzt hat, wodurch er in der Meinung der Welt in minder ſtrahlendem Lichte erſchiene. Sein Bild tritt daher nicht in ſeiner reinen Geſtalt und nach ſeinem wahren Gehalte dem Blicke des Leſers entgegen, während Schiller im Conterfei ſeiner Briefe ſich mit allen Flecken und Fleckchen, Warzen und Wärzchen getreu abſpiegelt. —

Der vierte Fall der Briefpublication iſt, wenn ſie durch Angehörige, Verwandte, Erben des Briefſtellers geſchieht; der fünfte, wenn der Briefempfänger die Briefe ſeines Correſpondenten allein veröffentlicht z. B. Gagern in Bezug auf des Freiherrn von Stein Briefe an ihn; und der ſechſte Fall endlich, wenn Freunde oder ſonſt Jemand, die auf irgend eine Weiſe in den Beſitz von Briefen Anderer gekommen ſind, ſelbe der Druckpreſſe übergeben, wie z. B. Dorow's Sammlung unter dem Titel: Denkſchriften und Briefe, L. Aſſings Ausgabe der Humboldtſchen Correſpondenz mit Varnhagen u. ſ. w.

Selbſtveröffentlichung ſeiner eigenen ſelbſtgeſchriebenen Briefe, Veröffentlichung eines Briefwechſels auf Grund gegenſeitigen Einverſtändniſſes beider Briefſteller, Druck von Briefen eines Erblaſſers durch deſſen Erben und Verwandte ſind nie der Vorwurf und Gegenſtand von Debatten geworden, und Niemand hat in allen drei Fällen das Recht zur Publikation beſtritten.

Dagegen hat man die Veröffentlichung einer gegen- und wechſelſeitigen Correſpondenz, von einem der beiden Correſpondenten allein veranlaßt, ſowie die Publication von Briefen eines Anderen durch den Empfänger, vor Allem aber die Veröffentlichung durch fremde Hand, in deren Beſitz ſich ſolche Briefe befinden, desavouirt von gewiſſer Seite.

Dieſe letzten drei Fälle reduciren ſich ſtreng genommen auf zwei, nämlich auf die Publikation von Briefen eines Anderen durch den Empfänger der Briefe ſelbſt oder durch einen Dritten, mit dem der Briefſteller in keinem Correſpondenzverhältniſſe und überhaupt, wie gewöhnlich der Fall iſt, in gar keinem Bezuge irgend einer Art geſtanden, ſondern blos als Briefcompilator agirt.

Die Furcht, durch Abdruck von Briefen den Schreiber derſelben, er ſei Privatperſon oder öffentlicher Charakter, oder Staatsbeamter, zu compromittiren, oder den Staat, dem er angehört, oder die Staatsverwaltung, worin er eine in die Geheimniſſe derſelben eingeweihte Stellung einnimmt, auf irgend eine Weiſe, in irgend einer

Beziehung blos ſtellen zu können, hat der ganzen, ſonſt kaum beachteten Sache in neueſter Zeit Wichtigkeit gegeben und die Aufmerkſamkeit in hohem Grade darauf hingelenkt.

Vorzugsweiſe hat dazu zuerſt die von dem Freiherrn von Gagern veranſtaltete Herausgabe der Briefe des Freiherrn von und zum Stein an ihn beigetragen, worüber wegen der rückſichtloſen Freimüthigkeit der Anſichten und Ausſprüche über politiſche Verhältniſſe, über Bezüge bis in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft hinauf und wegen der ſcharfen Charakteriſirung höher geſtellter Individualitäten und ihrer Wirkungskreiſe und der mitunter derben Aeußerungen von manchen Seiten gewaltiges Zeter und Wehegeſchrei erhoben ward, wie unlängſt rückſichtlich des Humboldt'ſchen Briefwechſels mit Varnhagen.

Aus dieſen, durch Stein's Briefe nahe berührten und betheiligten Kreiſe wurden viele Stimmen zugleich und zuerſt gegen dieſen »Unfug« der

Briefveröffentlichung, gegen dieſe »Indiscretion,« gegen dieſe »Eingriffe« in »fremde« Rechtsſphäre und »fremdes Eigenthum« laut, welche alleſammt dieſelbe Tendenz hatten, nämlich die, daß die Veröffentlichung derartiger, dem Papiere nur Einem gegenüber anvertrauter und gar nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmter Mittheilungen geſteuert und Mittel ergriffen würden, dieſem um ſich greifenden »Unweſen« ein Ziel zu ſetzen.

Man hatte ſogar, beſonders durch Dorow's fortgeſetzte Sammlung veranlaßt, die Aufmerkſamkeit der legislativen Gewalt darauf hingeleitet, indem man z. B. in Preußen verſuchte, dieſes Veröffentlichungsverfahren als mit den beſtehenden Geſetzen für unvereinbar darzuſtellen. Die periodiſche Preſſe ließ es ſich in jener Zeit angelegen ſein, in einer Menge von Correſpondenzartikeln aus Berlin in mehrern deutſchen Zeitungen in dieſem Sinne wiederholt ſich auszuſprechen.

Ja — man hatte zuletzt gar die Anwendbarkeit der damals in Preußen beſtehenden Geſetzgebung wider den Nachdruck auf die Briefveröffentlichung zu behaupten gewagt. Allein die angezogene Geſetzesſtelle iſt in ihrem Sinne wie ihren Worten nach durchaus unanwendbar auf den zur Sprache gebrachten Fall; es ergibt ſich vielmehr daraus deutlich, daß der Geſetzgeber dabei in keiner Weiſe auf Briefe hat rückſichtigen wollen. So iſt es auch in der jetzigen Geſetzgebung Preußens; und verbietet überhaupt kein Geſetzbuch Europa's den Abdruck von Briefen.

Und wie kann es auch Jemanden vernünftiger Weiſe in den Sinn kommen, Einen, der einen Brief geſchrieben hat, einen Autor und einen Brief ein Manuſcript zu nennen?

Ohne eine ſolche Auslegung der vorgeſchützten Geſetzesſtelle ſind wir mehr als geſegnet mit Autoren, haben mehr als Ueberfluß an Manuſcripten; mit jener Interpretation wird uns nun gar noch die Ausſicht zu einer allgemeinen Autorenſchaft in noch größerer Zahl als eine allgemeine Volkswehrmannſchaft und zu einem Manuſcriptenreichthum wie Sand am Meer eröffnet, denn wer hat nicht einen — Brief geſchrieben? —

Aber geſetzt auch — der Fall der Briefveröffentlichung könnte unter jene geſetzliche Beſtimmung fallen, ſo verfiele auch der dawider Handelnde den daraus geſetzlich herzuleitenden Folgen; denn ein Verbot ohne eine aus deſſen Uebertretung fließende Folge kennt keine Geſetzgebung. Und welche wäre die geſetzliche Folge einer ſolchen Uebertretung? Volle Entſchädigung des Beeinträchtigten d. h. des Autors (Briefſtellers).

Aber wie ſoll dieſe Entſchädigung ausgemittelt, wie eine gehörig begründete Klage verfaßt werden im Falle eines Briefabdruckes? —

Geſetzt, ein alſo veröffentlichter Brief compromittire den noch lebenden Briefſchreiber, ſchmälere ſein Anſehen bei ſeinen Standesgenoſſen oder der übrigen Geſellſchaft, ſo könnte nicht einmal ein Injurienprozeß der Weg zur Satisfaction ſein, da der Briefſteller *ſelbſt durch ſeine* ſchriftlich ausgeſprochene Aeußerungen, Urtheile u. ſ. w. ſich discreditirte, nicht aber der Veröffentlicher des Briefes.

Daß den Rechtsnachfolgern des Briefſchreibers, im Falle er verſtorben, ein Schaden durch den Briefabdruck erwachſen könne, iſt nicht denkbar, wenigſtens nicht ein ſolcher, worauf eine Entſchädigungsklage mit juridiſchem Effect gegründet werden könne. Die ganze Zwangs- und Nothinterpretation erſcheint daher in ihrer wahren Geſtalt und Eigenſchaft, in der eines Luftſchloſſes.

Der geſunde Sinn führt zu dem einzig richtigen und wahren Satze: *Was mir Jemand ſchreibt oder ſagt, ſchriftlich oder mündlich mittheilt, darf ich wieder mittheilen*, mit ſeinen Worten ſowohl als ihrem Jahalte nach, **vorausgeſetzt, daß er mich nicht zum Stillſchweigen ausdrücklich verpflichtete.**

Dieſe individuellſte Freiheit ſchmälern und begrenzen wollen durch ein Geſetz, überſtiege Alles, was bis auf den heutigen Tag Cenſurwillkür und Preßdeſpotie nur zu erſinnen vermocht haben. —

In gleichem Maaße, wie der Briefempfänger in ſeinem freien Mittheilungsrechte in Bezug auf empfangene Briefe geſchützt iſt durch das Geſetz, muß auch der rechtmäßige Beſitzer eines — wenn auch nicht an ihn perſönlich gerichteten — Briefes ſich ungeſchmälerter Mittheilungsfreiheit erfreuen, und das iſt auch nach der poſitiven Geſetzgebung der Fall.

Die Befugniſſe Beider, dem allgemeinen Rechtsprincipe wie den ſpeciellen Geſetzesnormen homogen, von der Willkür eines Anderen oder ſogar von ſeinen Rechtsnachfolgern, von der Philiſtroſität entfernter Vetterſchaften oder von der

Engherzigkeit alter Fraubaſenſchaften — kurz von Bornirtheit und Laune abhängig machen zu wollen, würde ein nie zu entſchuldigender, viel weniger zu rechtfertigender legislativer Mißgriff ſein.

Nach wie vor beſteht der Satz zu Recht: Briefe ſind Eigenthum des Empfängers. Darüber ſind alle juridiſchen Schriftſteller, die darüber ſich öffentlich ausgeſprochen, einig. (Vgl. Mittermaier's deutſches Privatrecht. 1838. Abth. II. §. 296.) Ebenſowenig erſcheint der Abdruck eines Briefes als Nachdruck. Was gegen den Abdruck von Briefen irgendwo öffentlich vorgebracht worden, beſchränkt ſich auf halt- und gehaltloſe Declamationen.

Soviel in Beziehung auf die Veröffentlichung von Briefen Verſtorbener und die zur Sprache gebrachte Anwendung eines Rechtsprinzips und der geſetzlichen Beſtimmungen darauf gelegentlich der nachfolgenden, von mir veranſtalteten Sammlung Heine'ſcher Briefe, die ich hier dem Publicum verlege und der die von Heine an mich ferner gerichteten Briefe über die Geſtaltungen der deutſchen Literatur ſich in den folgenden Theilen anſchließen werden. --

Betrachten wir zum Schluß die Sache noch von einem ganz anderen als dem rechtlichen und geſetzlichen Geſichtspunkte! —

Während die Publication von Briefen und Briefwechſeln Verſtorbener von einer Seite als Verletzung ſchuldiger Pietät Anfechtung und Tadel erfahren hat, iſt dieſem Verfahren — minder engherzig — von anderer Seite Lob und Anerkennung gezollt worden.

Namentlich hat man den bedeutenden Vortheil, den für die Geſchichte und Kenntniß der Zeit und des Zeitraumes, (worin gerade die veröffentlichten Briefe fallen) ſo großen Nutzen zu würdigen gewußt, der ſich aus der Verallgemeinung derſelben als vorwurfsfreier Urkunden und Quellen der Geſchichte ergibt. Dagegen haben ſich in

Beziehung auf die Publication von Briefen Lebender ohne deren zuvor eingeholte Beiſtimmung und Genehmigung im Ganzen mehr mißbilligende als beipflichtende Stimmen erhoben.

Dafür angeführt iſt Folgendes, welches jedenfalls der Mißbilligung mildernd entgegentritt. In jedem Privatbriefe, der nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt iſt, ſprechen ſich Geiſt und Geſinnung, Kopf und Herz des Briefſchreibenden frei, offen und ohne Hehl aus, und ſolche Briefe ſind wahre Documente ſeines wahren Seins und Charakters ſonder Falſch und Verſtellung; ſie ſind die beſten, gediegenſten Beiträge zu ſeiner Charakteriſtik, vorurtheilsfreie Urkunden für die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes und Herzens, beide in ihr eigentliches, rechtes Licht ſtellend. In Bezug auf Charakteriſirung einer Perſönlichkeit ſind ſie daher von der größten Bedeutung.

Damit alſo der Lebende den Lebenden, der Zeitgenoſſe den Zeitgenoſſen wahr erkenne und ſich ein richtiges Bild von ihm verſchaffe, dazu dient vor Allem die Mittheilung ſeiner Correſpondenz, die Veröffentlichung ſeiner Briefe, worin er wie in einem Spiegel erſcheint, ſein Bild treu und wahr abſpiegelnd, unverzerrt und ungeſchmeichelt, in rechtem Licht und Schatten. Und warum ſoll der Lebende nicht zur vollen, ganzen Erkenntniß des Lebenden gelangen, ſondern erſt warten, bis dieſer aus dem Zeitlichen geſchieden? Warum ſoll der Mitwelt dieſe Erkenntniß nicht werden, ſondern der Nachwelt verbehalten bleiben? —

Allein und einzig von dieſem Geſichtspunkte aus, der jeder Anfechtung und jedem Tadel kühn die Stirn bieten kann und darf, und mit Rückſicht auf dieſen alleinigen Zweck muß die Veröffentlichung von Briefen lebender und in jüngſter Zeit verſtorbener Zeitgenoſſen betrachtet werden, und man darf im Vertrauen auf die Reinheit der den Mittheiler derſelben dabei leitenden Tendenz auf die Zuſtimmung des Publikums um ſo ſicherer rechnen, wenn die veröffentlichten Briefe denen, die ſie geſchrieben, nur zur Ehre gereichen, und in Beziehung auf die Lebenden nur dazu beitragen, ſich ſchon vor ihrem Tode eine Ehrenſtelle in den Herzen ihrer Zeitgenoſſen zu erwerben. Man kann aber nicht genug eifern gegen die Publicirung ſolcher Scripturen, welche in die Categorie von Einladungsbillets, Waſchzetteln und Schneiderrechnungen fallen, und deren in unſerm ſammelnden Zeitalter ſo viele bereits zur Portraitirung en negligée mißbraucht ſind.

Münſter im October 1860.

Friedrich Steinmann.

Bei dieſer Gelegenheit richte ich die Bitte an alle Freunde und Bekannte des Heimgegangenen, welche im Beſitze von Briefen aus ſeiner Feder ſich befinden, mir dieſelben recht bald zugehen zu laſſen zur Vervollſtändigung dieſer Sammlung *).

---

*) Nach den Briefen A. v. Humboldt's an Varnhagen überſandte Erſterer dem Letzteren für ſeine Autographenſammlung einige Zeilen aus Heine's Feder. „Empfangen Sie — ſchreibt Varnhagen — mit meinem wiederholten Danke die eifrige Verſicherung, daß ich Alles nach Gebühr zu ſchätzen weiß, am höchſten doch die wohlwollende Geſinnung, welche meiner ſo günſtig gedenkt und mich ſo liebreich erfreut! *Die Bleiſtiftzeilen des ſterbenden Heine ſind mir ein theures Andenken* und bleiben in dem Umſchlage, von Ew. Excellenz Hand überſchrieben, ehrenvoll verwahrt.“

An Friedrich Steinmann.

I.

Göttingen, 15. October 1820.

Da bin ich denn an der Leine berühmtem Strande angelangt. Mich drängt's, Dir ein Lebenszeichen von mir zu geben, und ich beginne wie Cicero: Si vales, bene est; ego valeo — in der königlich hannoverſchen Luft. Luft und Leben an der Leine verhalten ſich — das hab' ich in der kurzen Zeit, in welcher ich hier bin, ermittelt und könnte es Dir mit pythagoräiſch-mathematiſchem Scharfſinn beweiſen — zu dem Leben und der Luft am Rhein wie Dreck zu

Schnepfendreck; während dieſer duftet, ſtinkt der andere. Nun — man muß ſich auch darin zu finden wiſſen; gibt es in der Welt doch mehr üble Gerüche als Wohldüfte; ſelbſt der »Geruch der Heiligkeit« iſt mir durch ſeinen Beigeruch von Weihrauch und Wachskerzenqualm unerträglich, und ich freue mich, daß ich nicht darin ſtehe, wie . . . . in Bonn.

Doch — ich wollte Dir von meinem unheiligen und unchriſtlichen, aber den heidniſchen Muſen gewidmeten Leben in Beul, Bonn gegenüber, erzählen, wohin ich bereits noch vor Deiner Abreiſe in Deine weſtfäliſche Heimath übergeſiedelt war, und wo Du mich ſchon einige Mal damals beſuchteſt. Eines Genrebildes von meinem dortigen Poetenſtübchen bedarf's daher hier nicht; es war ärmlich, wie alle Poetenſalons im lieben Lande dieſſeits, indeß ſo opulent, als es in einem ſolch rheiniſchen Dörfchen am Rhein nur zu haben war, lag zu ebener Erde und nicht unter dem Dachſtuhle, ſo daß ich, wäre ich in poetiſchem Wahnſinn aus dem kleinen Fenſter geſprungen, nicht einmal den Hals hätte brechen können, ſondern ganz proſaiſch mit einer Beule an der Dichterſtirn davon gekommen wäre.

Mein Einſiedlerthum vom Beginn des Auguſtmonats an fiel mit der Reifezeit der Frühtrauben zuſammen; und während dieſe durchſichtig wurden, kochte es in mir. Mein »Almanſor« war der Wein, den ich dort zu leſen begann, um ihn dereinſt Deutſchland auf den Leſetiſch zu ſetzen, damit es, das nüchterne, ſich einen poetiſchen Zopf oder Haarbeutel trinke.

Das Volk wird ihn ganz nach ſeinem Gout finden, aber der Zunft-haut goût wird ihn desavouiren; die gelahrten Zöpfe, die kritiſchen Aſtronomen an der Leine, Ilm und Saale, die den deutſchen Poetenhimmel obſerviren durch ihre naſenkneipenden Brillen und ſchwarzen Augengläſer zum Schutz ihres blöden Geſichts wider den Feuerglanz ſolchen Meteors, werden wie die Examinatoren weiland Hieronymi Jobſes ihr „Hem! Hem!“ krähen aus ihren kritiſchen Kehlen auf Deutſchlands afterkritiſchem Rabenſtein.

„Was weben die auf dem Rabenſtein? — Vorüber!“

Der September trieb mich hinaus auf die Wanderung wie den Schneider. Die ganze ſitzende große Armee der Poeten und Schneider, die mit Feder und Dinte, Nadel und Zwirn ficht, Hoſen und Verſe macht und Röcke flickt und Reime leimt, bedarf wie die Schaafmilch der Aufrüttelung und Bewegung, damit ſie nicht vor der Zeit anfault wie Limburger Käſe. Deshalb hatte ich eine Entdeckungsfahrt nach der Terra incognita zwiſchen Rhein und Weſer beſchloſſen. Ich wollte mich in ihrem Lichte ſonnen, in ihrem Schatten ruhen; Beider bedarf der Maler wie die Welt; kein Gemälde, keine Weltgeſchichte ohne ſie.

Und ſo darf auch das Reiſebild ihrer nicht entbehren, es ſei ein Conterfei des Harzes, der Nordſee, Italiens, Englands oder der rothen Erde.

Ich trat wie Seume meinen »Spaziergang nach Syrakus« an. Der Ahn der deutſchen Touriſten hatte, ehe er den Spazierſtock in die Hand nahm, das Unglück gehabt, in jene Menſchentrift zu gerathen, die der Landgraf von Heſſen-Caſſel in landesväterlicher Liebe an John Bull verkaufte, um auf den Schlachtweiden Amerikas zu graſen und von den Yankees abgeſchlachtet zu werden. Theilte ich mit dem genannten Stück Menſchenvieh auch nicht das Geſchick, beim Uebergang über die Weſer als Ochs verzollt*) zu werden, ſo waren uns Beiden die Kugeln —

---

*) Friedrich der Große befahl die Erhebung eines Viehzolles von einem jeden der nach Amerika transportirten „heſſiſchen Landeskinder" an der Weſer; 12,600 Mann gingen dahin ab — der dreißigſte Kopf der Landesbevölkerung Kurheſſens — ich weiß nicht, ob Du das weißt.

mir wenigſtens eine — zu Bonn bei einem »Piſtolenſcandal« um die Ohren gepfiffen; er war avancirt und retirirt, ich dagegen, als wäre ich ſchon in Erz gegoſſen, unverrückbar dageſtanden, und hatte mir dadurch eine Anwartſchaft auf den heſſiſchen Orden Philipp's des Beſtändigen verdient. — —

Die rothe Erde — Niemand in der Welt weiß, weshalb man dieſen klebrigen Lehmboden Weſtfalens und ſeine Torf- und Haidenmoore ſo nennt — betritt man, von Bonn aus über den Rhein wandernd, an mehreren Punkten. Ich wählte — ein Freund der Frommen — die Richtung ins beſchauliche Wupperthal mit ſeinen Tractätchen — und Manufacturfabriken, woraus der Weg über Barmen und Gemark hinaus auf Schwelm zu führt, wo man den erſten Staub der rothen Erde auf ſeinen Schuhen weiter mit ſich fortträgt, wenn man, wie ich, am 7. September 1820 in gelbem Nankingrocke — denn es war ſiroccoſchwül — ſeine Weltfahrt nach Göttingen, der Pyramidenſtadt der deutſchen Gelehrſamkeit antritt.

Der Rock iſt der Mann — (deshalb ſprach ich von meinem gelben Reiſekittel —); der Satz iſt wahr wie der des Pythagoras, und wenn ich ihn zuerſt entdeckt, hätte ich noch einige Ochſen mehr als er den Göttern geopfert; denn ſie — ich meine die Ochſen, nicht die Götter — ſind überall heimiſch und zahlreich wie Sand am Meer; es geht in der feinen Welt der Gegenwart recht ochſig her, z. B. in den löſchpapierenen Augiasſtällen der deutſchen Kritik, in den orthodoxen Schaafſtällen des Pietismus, in den hofräthlichen Dramen Raupach's, worin die Knute die Rolle des großen gigantiſchen Schickſals übernommen hat, und in den diplomatiſchen Marſtällen, wo unter »gütiger Mitwirkung« ochſiger Kräfte etwas Weltgeſchichte gemacht wird, wobei Herr von Gentz, der »Protocolliſt ſämmtlicher

Congreſſe und Miniſterconferenzen Europas“, das längſt fertige Protocoll aus der Taſche zieht, vorlieſt und zu unterzeichnen bittet, damit er das Schäferſtündchen und ſeine Studien de arte amandi bei ſeinen keuſchen Schäferinnen nicht verfehle.

Das Protocoll iſt unterſchrieben, ein neues Stück Weltgeſchichte fertig; die Farce zu Ende und der Vorhang fällt, wie bei einer Raupachſchen Comödie. Schade, daß dieſer Tragöde, als er aus dem Juchtenlande nach dem deutſchen Canaan auszog, nicht ins rothe Meer, ſondern in die deutſche Dinte gerieth! — Doch ich wollte ja von Weſtfalen, dem welthiſtoriſchen blauen Kittel, der Uniform der Armee, die den Varus ſchlug, und von dem Leibkittel des Ober-Präſidenten Vincke reden! —

— — Die gutmüthigen Weſtfalen, welche der Franzoſe Voltaire in verbiſſenem Groll als Haidſchnucken ſchilderte, haben das Geſchick gehabt, auch noch unter die Federguillotine eines deutſchen Homme de lettres zu gerathen, der ihnen in der Weltgeſchichte den Zopf des Ruhmes Heroſtrat's anzuhängen ſich angelegen ſein ließ: „ſie hätten Johannes den Täufer enthauptet und Jeſum Chriſtum gekreuzigt.“ Wer den Charakter der Weſtfalen wie ich auf der „rothen Erde“ ſelbſt gründlich ſtudirt, ſeinen Indifferentismus in allen Dingen, ausſchließlich des Geldbeutels, kennen gelernt, hat die mathematiſche Ueberzeugung und Gewißheit erlangt, daß jene Behauptung nichts weiter als die Aus- und Mißgeburt eines verbrannten Poetenhirnes iſt, deſſen Schädel zu wohlverdienter, eigener Strafe, Anderen aber zum abſchreckenden Beiſpiel gepfählt zu werden verdient, nachdem man dieſen Volksläſterer unzerſtückten und lebendigen Leibes in einem Eiſenkäfig durch's ganze weſtfäliſche Land zu jedermänniglicher Anſicht geführt, wie dieſes vor faſt nun bald 300 Jahren von den Weſtfälingern an dem Holländer Jan von Leyden und ſeinen communiſtiſchen Miträdelsführern wirklich executirt worden, wonach man ſie mit glühenden Zangen noch ärger marterte, als die Epheſer den Einäſcherer ihres Dianentempels. Daß aber auch die Weſtfalen wegen jener bibliſchen Verbrechen gemartert werden ſollen, wage ich nicht im Entfernteſten zu behaupten, obwohl jene ſ. g. Wiedertäuferzangen noch vorſorglich für kommende Fälle und Generationen auf dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt werden.

Eigentlich ſtammt, wie ſchon bemerkt, dieſe unverbürgte Nachricht aus einer Druckſchrift her, die vor 100 Jahren einem deutſchen Preßbengel ihre Veröffentlichung verdankt; aber was verüben Bengel und Preßbengel nicht Alles, das weiß jedes Kind im Mutterleibe; und heißt nicht das Sprüchwort: Lügen wie gedruckt? Der Weſtfälinger mag deshalb ruhig Abends zu Bette gehen und ſich in ſeinem tiefen Federbette vergraben.

Indeß iſt die Sachlage bis heute ebenſowenig aufgeklärt, als die weſtfäliſche Gegend ermittelt, wo der römiſche General en chef Varus und ſeine Heerſäulen von den Weſtfälingern niedergemetzelt wurden, und wobei ſich namentlich die Münſterſche Kleipferde-Cavallerie ſo ganz abſonderlichen Kriegsruhm erworben unter dem Commando des anonymen Reitergenerals, der — ein zweiter Seidlitz — den Impuls zu einer Roßbacher Flucht auf weſtfäliſchem Boden gegeben hat, deren Reſultate die der Action im ſiebenjährigen Kriege weit überragen. —

Die gottesläſterliche Schrift wider die Weſtfälinger war bei ihrem Erſcheinen ein Feuerbrand, in die Heuſchoberwelt der rothen Erde geworfen; er erloſch indeß ohne Anwendung von Löſcheimern ſelbſt zur Freude aller Feuerverſicherungs-Geſellſchaften.

Ich weiß dieſe Thatſache aus dem Munde eines glaubhaften Mannes, des Gaſtwirths Overweg zu Unna, nach zeitgenöſſiſchen Familienüberlieferungen ſeines Großvaters, der, wie er, die Kunſt ausgezeichneter Salatanrichtung verſtand, ſo daß man ſeit einem Jahrhundert zwiſchen Weſer und Rhein den beſten Salat in genanntem Gaſthofe aß.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ſpäter erregten Leben und Thaten von Hieronymo Jobſen dem Candidaten einen Sturm im Waſſerglaſe in Weſtfalen; es war dieſes Büchlein „vorn, hinten und in der Mitten geziert mit ſchönen Holzſchnitten“, und — was vermag nicht ein Holzſchnitt? er macht das hölzernſte Buch verkäuflich, das der weſtfäliſchen Jobs-Iliade ſo fern ſteht wie ein Poem der Berliner Mittwochsgeſellſchaft*) auf Goethe von einem Gedichte Goethe's.

---

*) Eine damals exiſtirende gelehrte Geſellſchaft in Berlin, die jeden Mittwoch ſich verſammelte.

Die Staatsanwaltliche Broſchüre, welche die Weſtfälinger zu Henkern ſtempelt, reiht ſich an folgenden Gedankenfäden auf, indem ſie ſagt: — Du kennſt ſie vielleicht nicht; deshalb extrahire ich den Sprit daraus. —

„Beide Executionen — die Enthauptung des Täufers und die Kreuzigung — ſind bibelgemäß durch des Pilatus und Herodes Leibwache geſchehn; in der Türkei und an den anderen orientaliſchen Höfen, wo man einen Menſchen und einen Häring gleich achtet, und Kaiſer Karl's peinliche Halsgerichtsordnung ſo genau nicht beobachtet, iſt es bis auf dieſe Stunde Mode.“

„Dieſe ärgerlichen Proceduren des Herodes geben mir Anlaß, die Politeſſe der heutigen Welt zu rühmen. Wer denkt jetzt gleich daran, dem Anderen gleich die Gemahlin zu nehmen? Es geht Alles weit manierlicher zu: man bricht die Ehe nicht, man biegt ſie nur. Herodes, wenn er jetzt lebte, würde ſeinem Herrn

Bruder die Apanage vermehren und ihm übrigens Grund und Boden gern laſſen. Madame Herodias war ohnedem eine gefährliche Maitreſſe, wie die Gräfin C. in Sachſen, eine Hexe von Endor.«

»Unſere Zeit iſt auch darin weit aufgeklärter, daß man nicht mehr ſolch einfältigen Begriff von einem Schwure hat als Herodes. Jetzt macht ſich Niemand zum Sklaven ſeines Wortes, wenn gleich die Sache ſo heilig beſchworen wird, als der Morgenſegen von einem kaiſerlichen Küraſſire. Hätte indeß Herodes, einfältigen und verliebten Andenkens, des Schwures halber ſich ſelbſt gar nicht zu helfen gewußt, ſo hätte er den Fall nur an die Juriſtenfacultät zu Suſa ſchicken können; ſie würde ihm für die Gebühr ein gutes Reſponſum gegeben und dem Herrn Oberhofprediger Johannes den Kopf gerettet haben.«

»Die Gelehrten ſind zwar bishero nicht einig über den Tanz, womit die Infantin Herodias, die kleine Kokette, ihren Stiefvater ſo bezaubert und den Herrn Oberhofprediger um den Kopf gebracht, die beſten Kritiker aber halten dafür, daß es eine Menuette geweſen.“

„Matthäus Kapitel 7 Vers 27 nennt die Leibwache die Kriegsknechte des Landpflegers, wodurch der Evangeliſt des Pilati Leibgarde von den anderen römiſchen Soldaten unterſcheidet.“

„Nachdem die Römer die Tapferkeit der Deutſchen kennen gelernt, nahmen ſie ſolche gern in ihre Dienſte und formirten ganze Regimenter daraus; wegen ihrer Treue wählten die Kaiſer aus ihnen ihre Leibwache, ebenſo die Gouverneure in den Provinzen. Das that auch Pilatus, als Germanicus aus Deutſchland mit ſeiner Armee nach Judäa marſchiren mußte, daher zu der Zeit viel deutſche Truppen in Jeruſalem lagen.“

„Den beſten Beweis, daß Pilatus eine deutſche Leibwache hatte, liefert die Rede Agrippa's und ſeiner Schweſter in der Apoſtelgeſchichte

Kapitel 25., woſelbſt es heißt: Wo denkt ihr Narren hin? Haltet ihr Juden euch ſtreitbarer denn die Deutſchen? Wie viele deutſche Regimenter liegen nicht im Lande? Wie tapfer und geſchickt ſind ſie nicht mit ihren Waffen! Habt ihr dergleichen große Leute wohl mehr geſehen? Der Kleinſte unter ihnen ragt unter uns hervor wie Saul unter unſeren Vätern. Dieſe fürchterlichen Kerle, die mit ihrem furchtbaren: Wer da? ſchon mancher jüdiſchen Frau eine fausse couche gemacht, ſeht ihr nie ohne Erſtaunen an. Und dennoch ſeid ihr ſo albern, euch dagegen aufzulehnen. Bedenkt, was ihr thut, und brüllt nicht vor Dummheit wie die podoliſchen Ochſen.“

„Den letzten Beweis nehme ich her von dem Würfelſpiele über den ungenähten Rock. Bei den Römern war nach dem Corpus juris romani alles Würfelſpiel vorboten, und der Hauptmann bei der Execution hätte dergleichen öffentliche Uebertretung des Geſetzes und der Kriegsartikel nimmermehr gelitten, wenn es Soldaten ſeiner Nation geweſen. Die deutſchen Kriegsknechte aber, ſo unter den Römern eben die Freiheit behielten, als die Schweizerregimenter in der franzöſiſchen Armee, hatten jederzeit die Würfel bei der Hand. Sie trugen ſie beſtändig neben der Tabackspfeiſe und Schnapsflaſche im Schubſack. Die höchſten Augen der Würfel waren Schiedsrichter über Alles: ſie ſetzten Haus, Hof und Freiheit beim Würfeln auf's Spiel."

„So weit geht nun der Beweis von Pilati deutſcher Leibgardenwache. Von Herodis ſeiner braucht's keiner weitern Ausführung, indem Joſephus und Egeſippus klar bezeugen, daß die Garden der Herodianer aus Deutſchen beſtanden. Wider alles Vorſtehende wird wohl nichts einzuwenden ſein, als daß man ſagen mögte: es würde immer nur der Germanorum oder der Deutſchen überhaupt gedacht; woher ich denn ſagen könnte daß ſolche eigentlich Weſtfälinger geweſen?“

„Goldaſt, ein erfahrener Mann in unſeren deutſchen Alterthümern, beweiſt gründlich, daß Deutſchland damals in 3 Provinzen eingetheilt geweſen, in Rhätia, Germania und Alemannia. Germania ging von der Weſer bis zum Rhein, iſt alſo derſelbe Landſtrich, der heut zu Tage Weſtfalen heißt. Hier wurden die Römer zuerſt kriegsgemein mit den Deutſchen, beſiegten ſie, ſchloſſen Frieden und nahmen viele Tauſende in ihre Dienſte. Schweigen nun die Römer von den andern deutſchen Völkern und haben im Böſen und Guten nur mit den Bewohnern Deutſchlands zwiſchen genannten Flüſſen zu thun, ſo folgt, daß, wie die deutſchen Hülfsvölker überhaupt Weſtfälinger geweſen, alſo auch die damals zur Leibwache ausgehobenen großen Kerle dieſe Pumpernickelſche Gegend zum Vaterlande gehabt, auch ſind ihre Namen weſtfäliſchen Urſprungs, und nirgends ſo gemein wie in Weſtfalen, und laſſen ſich in keiner Mundart ſo gut wiedergeben. Z. B. iſt Arminius der weſtfäliſche Harm oder Hermann, Claudius Civilis Claus Jorgerſen, Malleventus Malle Vent d. h. liederlicher Burſche.«

»Endlich wird mein Satz auch bewieſen durch die weſtfäliſche Colonie, die ſich zu der Zeit in Judäa befand; denn diejenigen von dieſen deutſchen Hülfsvölkern, die invalide wurden, oder nicht Luſt hatten, den weiten Weg wieder nach Hauſe zu gehn, ſiedelten ſich dort an und hießen die Gergeſöner. (Matthäus Kapitel 8 Vers 20.) Sie waren es auch, welche ſich hauptſächlich auf Schweinezucht legten und weſtfäliſchen Schinken räucherten. Wären ſie keine Weſtfälinger geweſen, ſo wäre dies gewißlich nicht der Fall; ſie würden gleich den Juden das Schweinefleiſch nicht für koſcher gehalten haben.«

»Genug, daß aus Vorſtehendem die Wahrheit meiner Behauptung überzeugend ſich ergibt, Sollte etwa hie und da der Beweis nicht vollkommen mathematiſch ſein, ſo habe ich wenigſtens meine Schlüſſe wahrſcheinlicher gemacht als der Magiſter ...... zu Halle, der ein Collegium über das deutſche Staatsrecht las und als Handbuch die Offenbarung Johannis zum Grunde legte.“

Alſo die Quinteſſenz jener hochwichtigen Schrift! Ich aber waſche wie Pilatus meine Hände in Unſchuld. Auffallend iſt, daß dieſe ſeltene Schrift unſere druckſelige Zeit nicht längſt wieder aufgefriſcht hat. —

— — — Gewährt auch ein Theil des Landes der rothen Erde für Auge und Ohr nicht viel, ſo liefert es dem Munde die manichfaltigſte Ausbeute; für Gourmands iſt Weſtfalen ein wahres Canaan, wenn auch ohne Calephstrauben. Es iſt reich geſegnet mit Kibitzeiern, Schnepfendreck, Krammetsvögeln, Auerhähnen, Wildenten, Sau-, Hoch und niederem Wild aller Art, und da läßt man ſich denn ſchon eine Wanderung durch Haiden und Moore, über Knüppeldämme und Wallhecken gefallen; denn nach gethaner Arbeit gibts volle Schüſſeln. Iſt mir doch ſelbſt und meinem Touriſtenmagen eine ganze Schnepfe gar oft wohl bekommen, von den Forellen gar nicht zu reden; acclimatiſirt man ſich doch in der Gourmandiſe Weſtfalens gar ſchnell ohne Acclimatiſirungsgeſellſchaften und bekommt bald einen — *weſtfäliſchen Magen*. Die Ermittlung der Urſachen dieſer ſchnellen Magenmetamorphoſe böte ergiebigen Stoff für eine mediciniſche Preisaufgabe. Wunder nimmt mich, daß der römiſche Poet und Gourmand Ovidius Naſo, der eine ſo feine, geübte Naſe und ein ſo großes Leckermaul hatte, und die weſtfäliſchen Landes-Leckerbiſſen genau kannte, in ſeinen Metamorphoſen nicht auch den weſtfäliſchen Magen beſungen hat; verewigt hat er ſich bis auf unſere Zeiten, und den weſtfäliſchen reichen Stuhlgang bekunden bündiger und ſicherer als Notariatsacte die ſchlechten Gedichte der weſtfäliſchen Poeten. — Unübertroffen aber und ebenbürtig den deutſchen Dichtern aller Jahrhunderte ſteht der große Schöpfer der Jobſiade da, unnachahmbar, ewig jung, unerreichbar und deshalb unſterblich neben Goethe, Schiller, Jean Paul und — Heine; doch ein weſtfäliſcher Magen iſt kein Gedicht, ſondern eine Thatſache, die wenn auch nicht zur Unſterblichkeit, doch zu hohen Jahren führt. Indeß — —

Das nächſte Mal mehr über die rothe Erde! Schreibe mir, was Du von einem weſtfäliſchen Reiſebild hältſt?

II.

Göttingen, 29. October 1820.

Mit zuſammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff, einen Himmel und Hölle zerſprengenden Fluch hervorzudonnern, womit ich den dritten Act meiner Tragödie (Almanſor, abgedruckt in ſeinen „Tragödien“) ſchließen wollte, als ein königlich hannover'ſcher Poſtbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat ſich mein ganzes Weſen; doch der Fluch, der hübſche Fluch iſt dadurch zum Teufel gegangen. Indeſſen der Schaden iſt ſo groß nicht, Heine kann nicht lange in einer ſeelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht ſchon die nächſte Stunde ſchickt mir einen Aerger an den Hals; die böſen Geiſter ſteigen wieder ins Haupt und beſagter Tragödienfluch bricht um ſo furchtbarer heraus.

Wirklich ſchon, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, verfliegt allmälig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben ſich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Bruſt iſt, und dieſe ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — ſo wird dieſe Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterſcheide ich die Worte: Du hätteſt in Bonn bleiben ſollen.

Das ſind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich ſie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchſeufze! — Ich habe es ja nicht beſſer gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig ſeine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger ſeine Strümpfe denſelben nachwarf.

Ja, wie ſehr ich mich auch dadurch blamire, ſo will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, ſchnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben. Nur gut ochſen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradieſiſchen Beuls zur Zeit der Dämmerung dämmerte, ſah ich im Verklärungsglanze vor mir ſchweben den leuchtenden Genius des Ochſens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Mackeldey's Inſtitutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauſcht:

Ochſe, deutſcher Jüngling, endlich,
Hole deine Schwänze nach;
Einſt bereuſt du, daß du ſchändlich
Haſt vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchſt tragiſch? Wahrlich, es liegt ein ernſterer und ſchauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengeſang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieſer Brief, wie Ihr an der Aufſchrift erſehen könnt, iſt an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen ſollte, jedem von Euch privatim zu ſchreiben; ſintemal ich doch ſehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen ſchreibe, dem Andern nicht gleichgiltig iſt. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreiſe gelebt, was ich in Beul geſagt und geſungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirſt Du gewiß ſchon an — — — erzählt haben: ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geſchloſſen. Das war der ſchwerſte und längſte Akt. Hoffentlich werde ich dieſen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, ſo wird es doch wenigſtens ein großes Aufſehen erregen. In dieſes Stück habe ich mein eignes Selbſt hineingeworfen, mitſammt meinen Paradoxien, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Haſſe und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird ſchon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anſtrengung hat mir das Stück ſchon genug gekoſtet. Und aufrichtig geſagt, ich fange faſt an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu ſchreiben viel ſchwerer ſei, als eine gute Klinge zu ſchlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Ariſtoteles gehalten und habe ſeine Menſur in Hinſicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewiſſenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch geſucht, etwas Poeſie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht ſo viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächſtens. — Du ſiehſt, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich daſſelbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen iſt Deine Muſe niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgeſtaltet? Schone nicht das kritiſche Amputirmeſſer, wenn's auch das liebſte Kind iſt, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächſchen mit zur Welt gebracht hat. Sei ſtreng gegen Dich ſelbſt! das iſt des Künſtlers erſtes Gebet. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beiſpiel gegeben zu haben. Mit unſerm »Poeten« geht's, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muſe in wilder Ehe gelebt, hat mit ſeinem Gaſſenmenſch Demagogia manchen Wechſelbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muſe ſchwängerte, ſo hatte er bei ſolcher

Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunſt geführt, ſeine Hand in die der wahren Muſe gelegt und über Beide den ehelichen Segen ausgeſprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine ſolche Weihe der Poeſie auszuüben; — doch wo der Prieſter fehlt, da kann auch oft eine ſchlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirſt vor Verwunderung die Augen aufſperren, wenn Du ſiehſt, welch ein tüchtiger Poet unſer »Poet« jetzt geworden iſt. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: »das Dichten ohne dabei zu denken« und das foleniſche*) Kraftwortereſiren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts ſo hübſches und zartes geleſen, wie eins ſeiner Sonette; ſeine Apologie des Nibelungenliedes, enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umſungen hat, duftet und flimmert wie gold'ner Johannisberger in einem ſchöngeſchliffenen Kryſtallpokal. Du weißt, ich lobe ſelten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, ſo quillt es mir um ſo unaufhaltſamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüſtig, mein lieber Poet! den Lorbeer verdienſt Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten ſoll, dafür laß nur mich ſorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im ſelben Glanze leuchten, wenn längſt die Hunde verſtummt ſind, die ihn anbellen. Sein Goldſchimmer erſtreckt ſich über die ganze Erde. Aber wie weit erſtreckt ſich die Stimme eines Hundes?

---

*) C. Folen, der bekannte in Amerika verunglückte Literat.

Ich habe mehre Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die perſönliche Bekanntſchaft von Dr. Schulz gemacht. Mit ſeinem Aſſocié habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zuſammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wunderſüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poeſie, hat ſich dort ſehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorſatz aufgegeben, auf den Sandſteppen der Mark einige Blumen aus unſerm Poeſiegärtlein zu verpflanzen, und den Samen derſelben dort wuchern zu laſſen; denn mit dem Unterhaltungsblatte iſt durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'ſchen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demſelben zugeſtellt, lieber Steinmann; doch bei obiger Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck ſehr ſaumſelig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das

Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächſten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rouſſeau wird ſich an Steinmann's löbliche plaſtiſche Umriſſe gewöhnt haben und Steinmann an Rouſſeau's romantiſchen Farbenſchmelz und Wortfluß. Aber keiner ſoll ſich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. —

Ich werde Euch nächſtens mehr ſchreiben über meine Studien, mein Poetiſiren, meinen Umgang ꝛc. Ich habe Dr. Hundeshagens ſämmtliche Aufträge richtig beſorgt, welches ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben werde, da jetzt die Poſt abgeht und es zu ſpät iſt, noch etwas zu ſchreiben. — Denkt Euch, Hofrath Benecke iſt hier der einzige, welcher über altdeutſche Literatur lieſt, und nur (horribile dictu) 9, ſage neun Zuhörer hat. Zu dieſen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächſten Sommer über Nibelungen leſen wird, ſo möchte mich dies wahrſcheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich Deinen Brief erbrochen (in England ſteht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibe mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von Dir gewartet, und erhalte nach ſo langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unſere Freunde. Leb' wohl, ſonſt geht mir noch die Poſt ab. Schreibt, ſchreibt, ſchreibt bald!

III.

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! ſtaune! ſtaune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten ſchon ſeit drei Monaten in beſtändiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgeſucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgeſetze

auf ein halb Jahr conſilirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank ſei, das Zimmer zu verlaſſen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An . . . . . . kannſt Du dieſe Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erſt das Wort abnehmen, daß er ſie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düſſeldorfer würden es erfahren und nach Hauſe ſchreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannſt Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorſtellen; ſehnſüchtig Spieße*) von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, ſo ſitze ich ſchon den ganzen Morgen und ſchrieb ſo eben Jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, ſonder Harm,
Liegt der Menſch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß
Und weit fort von ſeinen Lieben
Muß der Menſch ſich weiter ſchieben.

Aber wohin ſoll ich mich ſchieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältniſſe halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Univerſität beſtimmen wird, wohin ich mich begeben ſoll. Wahrſcheinlich wird es Berlin ſein. Ich werde Euch dieſes näher anzeigen. —

---

*) Gelder.

Mit Vergnügen ſehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eiſernen Nägeln beſchlagen haſt, um beſſer den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine überſandten dramatiſchen Proben geleſen und abermals geleſen. Doch daß Du mein Urtheil über dieſelben verlangſt, ſetzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menſchen im Allgemeinen, um nicht zu wiſſen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigſt um die ſtrengſte Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht anſieht, wenn ſie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen juſt nicht haſſen wird, man ihn doch deshalb nicht noch deſto mehr lieben wird. Denn die Menſchen ſind die eitelſten unter allen Kreaturen, und die Poeten ſind die eitelſten unter allen Menſchen.

Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majeſtätsverbrechen.

Das iſt eben mein Wahnſinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich ſehe es Dir an, guter Steinmann, Du haſt mich beim Rock erfaßt, und beſtehſt darauf, daß ich mich über Deine Dramen ausſprechen ſoll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangſt, über meine eigne Tragödie ſprechen.

Ich habe mit aller Kraftanſtrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnſchweiß dabei geſchont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entſetzen finde ich, daß dieſes von mir ſelbſt angeſtaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie iſt, ſondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend ſchöne Stellen und Scenen ſind drin; Originalität ſchaut überall draus hervor; überall funkeln überraſchend poetiſche Bilder und Gedanken, ſo daß das Ganze gleichſam in einem zauberhaften Diamantſchleier blitzt und leuchtet. So ſpricht der eitle Autor, der Enthuſiaſt für Poeſie. Aber der ſtrenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geſchliffene Brille, ſchüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine ſchöne Drathfigur. Eine Tragödie muß draſtiſch ſein — murmelt er, und das iſt das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatiſches Talent? Leicht möglich. Oder haben die franzöſiſchen Tragödien, die ich ſonſt ſehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere iſt etwas wahrſcheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie ſind alle drei Einheiten höchſt gewiſſenhaft beachtet, faſt nur vier Perſonen hört man immer ſprechen, und der Dialog iſt faſt ſo preziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaïre. Du wunderſt Dich?

Das Räthſel iſt leicht gelöſt: ich habe verſucht auch im Drama romantiſchen Geiſt mit ſtreng plaſtiſcher Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegels Jon, nämlich weil letztere ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt.

Nach Deinen Probeſzenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen dieſen Fehler haben werden. (Von der Ueberſchrift dramatiſches Gedicht nehme ich keine Notiz; ſo etwas beſticht mich nicht.) Wenigſtens wirſt Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch *gute*? Das iſt die Frage — ſagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausſtehlich ſind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus laſſe ich dort gelten. Doch dürfen dieſe nicht reimen; höchſtens in ganz lyriſchen Stellen, wie z. B. das Geſpräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expoſitionsſzenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metriſcher Hinſicht finde ich die Jamben weit beſſer, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengeſindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen »hold«, dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetiſchen Bilder in jenen zwei Proben ſehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meiſten bei Dir wundert, iſt, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könnteſt ſie auf die Bühne bringen, wenn Du Anſpielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebteſt. Studire jenen Prozeß! Aber überhaupt ſei ſtreng gegen Dich ſelbſt. Dieſes iſt bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich ſingt der perſiſche Goethe, der herrliche Sadi:

Streng ſei gegen Dich ſelbſt. Beſchneide die üppigen Reben,
Deſto fröhlicher wächſt ihnen die Traube dereinſt.

Aber beſonnene Strenge gegen ſich ſelbſt iſt ganz etwas anderes als das unbeſonnene Gedichte-auto-da-fé eines wahrſcheinlich Beſeſſenen. Indeſſen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wiſſen, daß ein Poet ſich weit eher die Naſe abſchneidet, als daß er ſeine Gedichte verbrennt. Letzteres iſt nur ein ſtehender Ausdruck für Beiſeitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müſſen nicht Geiſteskinder uns viel theurer ſein als Leibeskinder, da letztere oft ohne ſonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erſtern aber ungeheure Anſtrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht ſatt daran ergötzen. Ich habe es wenigſtens ſchon

20 Mal laut vorgeleſen und die Schönheiten deſſelben mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt. Den rheiniſch-weſtfäliſchen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der »Poet«? Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machſt Du? Ich ſpreche jetzt ſehr oft von Dir mit Deinem Freunde — — — Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft des letztern gemacht. Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas klares, reines, beſtimmtes, heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſol Waldeck iſt ein ſehr guter Poet, und wird mal viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel beide tüchtig angeſpornt, habe denſelben meine Anſichten über Poeſie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigſtens bei letzterem dieſer Saame wuchern

und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholiſch geworden ſind?*) Nun muß ich endlich doch in einen ſauern Apfel beißen und Dir ſagen, wie es mit meinen Gedichten ſteht. Du thuſt mir Unrecht, wenn Du glaubſt, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe ſchuld bin. Ich habe dieſelben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerſt zierlichen und höflichſten Antwort: daß er gar zu ſehr in dieſem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen ſei. Ich will jetzt ſehen, daß ich ſie irgend anders unterbringe. Es iſt dem großen Goethe ebenſo gegangen mit ſeinem erſten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken laſſen. Lebe wohl!

H. Heine,
St. Juris.

---

*) Es waren die Gebrüder Geßler, von denen der eine jetzt noch Franziskanermönch zu Paderborn iſt.

Ich werde wahrſcheinlich übermorgen abreiſen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreiſe nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher ſchreiben, bis ich Euch nochmals geſchrieben habe. Dies ſoll in vier Wochen geſchehen.

IV.

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückſtande iſt. Sollte ich es ſein, was auch ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo habe die Güte mich zu entſchuldigen.

Was Du auch erdenken magſt, das mich entſchuldigen könnte, ſo wirſt Du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verluſt des Allerliebſten, Krankheit und Unmuth und dergleichen ſchöne Dinge mehr ſind ſeit zwei Jahren die hervorragendſten Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröſtete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß Du alte und neue

Wunden aufreißeſt und Herzblut in Briefcouvert ihm zuſchickſt. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen ſein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Bruſt ſeines Freundes ausſieht; am meiſten aber beſchwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adreſſe. Dieſe letztere Entſchuldigung gilt aber nicht mehr ſeit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münſter biſt, dem Chriſtian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felſenlaſt von der Seele rollt. Der ehrliche Chriſtian, deſſen bloßes Wort am jüngſten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird als die Eide von Hunderttauſenden, dieſer Chriſtian ſoll bürgen, daß meine Geſinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barſch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen beſten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweiſe. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da ſoll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetiſchen Arbeiten iſt mir ſeitdem manches zu Geſicht gekommen, und das meiſte hat mich auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelaſſen. Du kennſt von Alters her meine ehrliche Strenge und ſtrenge Ehrlichkeit in ſolchen Dingen, und wenn Du noch der Alte biſt, und noch das alte Zutrauen zu mir haſt, ſo wird Dich ein ſolches Urtheil gewiß [illegible]t verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir ſehr gut gefallen, doch in einem derſelben hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige hold faſt ein Bein zerbrechen; und wie ſehr das Trauerſpielchen *) Achtung und Beifall in Anſpruch nahm, ſo wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle deſſelben faſt erfroren. Ich hoffe,

---

*) Die Raſt im Kloſter.

daß Du etwas ſchreiben wirſt, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine Tragödien haben eben die Preſſe verlaſſen. Ich weiß, man wird ſie ſehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen geſtehen: ſie ſind ſehr gut, beſſer als meine Gedichteſammlung, die keinen Schuß Pulver werth iſt. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er ſchreibt viel. In ſeinen Sonetten ſind ſüperbe Sachen, ein ächter poetiſcher Hauch und freudige Lebensfriſche. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen ſie auch den Fehler dieſer Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel ſchlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloſes Blattwerk hervorbringt. Freilich unſere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüſe, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbſen. Kennſt Du den Carl Immermann? Vor dieſem müſſen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerſt. Das iſt eine kräftige, leuchtende Dichtergeſtalt, wie es deren wenige gibt. — Ob Du mir mal ſchreiben wirſt, das hängt ganz von Dir ab; wenigſtens ſollſt Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adreſſe nicht kennſt. Dieſe iſt an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moſer, neue Friedrichsſtraße No. 47.

Ich reiſe in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeſchickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Dein

H. Heine.

V.

Berlin, 1. Mai 1821.

Seit geſtern bin ich über einen literariſch-antiquariſchen Fund in ſo freudiger Aufregung, daß ich Dir Beides, meinen Fund und meine Freude mittheilen muß. Bei einem Antiquar ſah ich einen alten Band ohne Titel, den ich, weil er ſehr alten Druckes war, und ſpaniſche Gedichte enthielt, für wenige Groſchen erſtand. Du weißt, daß ich vom Spaniſchen ſoviel verſtehe wie eine ſpaniſche Kuh vom Franzöſiſchen. Das hinderte mich aber nicht. Mit meinem Funde unterm Arm eilte ich zum Profeſſor V. Schmidt unter dem Vorwande, ein Collegium publicum bei ihm zu belegen und zeigte ihm meinen Schatz. Und wirklich war es ein Schatz, und noch dazu ein alter, ungehobener, bis dahin in Deutſchland unbekannter Schatz, eine Sammlung altſpaniſcher Romanzen aus dem 16. Jahrhundert, wie Herr Schmidt, nachdem er eine Zeitlang darin herumgeſchnopert, mir ſagte, und in meiner Gegenwart in einem »Romanze von Don Manuel de Leon« überſchriebenen Gedichte die Quelle der Schiller'ſchen Ballade: Der Handſchuh (In ſeinem Löwengarten u. ſ. w.) erkannte.

In meiner Freude, in den Beſitz ſolchen Kleinodes gekommen zu ſein, bat ich Herrn Schmidt, mir das ſpaniſche Original zu verdeutſchen. Ich zog Brieftaſche und Bleifeder hervor, und ſchrieb ſeine Uebertragung stante pede nieder, nahm meinen Schatz, dankte beſtens und ſetzte mich, auf meiner Kneipe angekommen, ſofort hin und ſchritt an's Werk, d. h. die proſaiſche Uebertragung zur Rechten, das ſpaniſche Buch zur Linken, ſtümperte ich eine poetiſche (!!) Ueberſetzung der Ballade zuſammen, die ſich ganz hübſch lieſt.

Damit auch Du Dich davon überzeugſt und meine Freude theilſt, laſſe ich ſie hier gleich nachfolgen. Der Himmel weiß, welche Schätze dieſer ſpaniſche Schatz birgt, und ob nicht am Ende Schiller und Goethe ſie als poetiſche Fundgrube benutzt haben. Da lohnte es wahrlich etwas Spaniſch zu lernen. Die Inquiſition hat in Hispania des Unheils viel angerichtet; meine ſpaniſchen Inquiſitionen könnten am Ende unter unſern deutſchen Poeten noch größeres anrichten Es lautet nach meiner klaſſiſchen Uebertragung aber alſo die

Romanze von Don Manuel de Leon.

Donna Anna von Mendoza,
Reich und edlen Stamms, anmuthig,
Ging an einem Nachmittage
In dem Königlichen Palaſt,

In Begleitung edler Ritter
Und nicht minder ſchöner Damen;
Und auf hohem Belvedere
Ließen ſie zur Raſt ſich nieder.

Oben auf dem Löwenzwinger,
Den verſchloß ein eiſern Gitter,
Raſtete ſich Donna Anna,
Und zugleich die andern Damen,
All' in achtſamer Betrachtung
Der vier Löwen, die im Zwinger.
Da verfiel auf den Gedanken
Donna Anna, daß ſie prüfe,
Wer von allen den Begleitern
Wohl der ritterlichſte ſein mögt!

Und wie aus Unachtſamkeit
Ließ ſie ihren Handſchuh fallen
Durch das Gitter in den Zwinger.
Lieblich, hübſch klang ihre Stimme,

Und ſo ſprach ſie zu den Rittern:
„Wer iſt alſo muthig, Ritter,
Daß er in den Zwinger ſtiege
Und aus dieſer Ungeheuer
Mitte mir den Handſchuh hole?
Ungern nur vermiß ich ihn.
Wer ihn wiederbringt — ich ſchwör' es —
Iſt der Ritter meiner Wahl,
Mein Geliebter und mein Gatte.“
's hört die Worte an Don Manuel,
Ritter ſonder Furcht und Tadel;
Und er fühlt der Worte Schimpf
Für den ganzen Adel Spaniens,
Reißt das Schwert aus ſeinem Gurte,
Schlägt den Mantel um die Schulter,
Steigt kühn in den Löwenzwinger,
Sonder Beben, ſonder Wanken.
Feſten Schrittes geht er vorwärts:
Staunend und mit ſtieren Blicken
Schau'n ihn an die Mähnenträger;

Keiner regt nicht Schweif, nicht Tatze.
Und den Handſchuh hebt vom Boden
Auf der Ritter, ſteigt die Stufen
Wieder aufwärts, kehrt zurück.
Und den Handſchuh in der Linken
Trägt er hoch empor, ihn zeigend,
Und verſetzt damit der Donna
Einen Streich auf ihre Wange,
Mit den Worten: Nehmt ihn, Donna!
Aber ſeid auf eurer Hut,
Um den lump'gen Lederhandſchuh
Je zu ſpiel'n mit Ritterehre!
Wandt' ſich drauf zum Kreiſ' der Ritter
Mit den Worten: Wer mit dem,
Was ich that, nicht einverſtanden,
Iſt von mir zum Kampf gefordert! —

Drauf die Donna nahm das Wort
Hingewandt zum kühnen Ritter,
Bittet ihn um Herz und Hand jetzt,

Weil an ihr das alte Sprüchwort
In Erfüllung ſei gegangen:
Wer dich liebt, der züchtigt dich.

Und von dieſer Red' beſtochen
Gab er ſtatt des Backenſtreiches
Angeſichtes der Verſammlung
Hand und Kuß der Donna Anna,
Und noch ſelben Tages wurde
Ihrer Herzen Bund geſchloſſen.

Du ſiehſt hieraus, daß ich den Schacht aufgefunden, aus welchem Schiller eine ſeiner Romanzen-Erzſtufen heraufholte. Vielleicht bin ich auch noch der glückliche Columbus, der das Amerikaniſche Silberbergwerk wieder aufſchürft, welches Goethe ausbeutete.

Mit obiger Entdeckung in obigen Zeilen wirſt Du Dich für heute begnügen und meine Weltentdeckungsfreude im Muſenreiche theilen. Nimm übrigens daraus als Lehre und Moral, auch einem alten vergilbten Lederbande im Antiquarladen den gehörigen Reſpekt nicht zu verſagen! Dein — —

VI.

— — — — — — — — 1829. *)

Du wünſcheſt ein gutes franzöſiſches Luſtſpiel der Gegenwart, um es zu überſetzen und auf das deutſche Bühnenrepertoir zu bringen. Dem Dr. Chriſtiani iſt eins unter dem Titel: La mère rivale. Comedie en 3 actes et en vers par Casimir Bonjour, zugekommen, welches am Schluſſe des verfloſſenen Jahres zu Paris im Druck erſchien. Ob es auf einem der dortigen Theater zur Aufführung gelangt iſt, weiß ich zwar nicht, bezweifle es indeß nicht, da es auf höherer Stufe ſteht, als die gewöhnlichen Machwerke des Bühnenſtücksfabrik-Crethi-Plethi

---

*) Ort und Datum ſind abgeriſſen.

an der Seine. Du erhälſt es in beikommendem Paquetchen.

Der Stoff deſſelben iſt uralt, antediluvianiſch, und reicht bis zur Frau Eva in's Paradies hinauf, er iſt ein Sippe der ſiberiſchen Mammouth's, die dort vor Jahrtauſenden gelebt, und mit Haut und Haar ſeit ihrem, gleichfalls vor Jahrtauſenden erfolgten gottgefälligen Hinſcheiden dort im Eiſe ſich mit den Mumien Egyptens um die Wette — wahre und wahrhaftige Conſervative — conſerviren. Das Thema des Bonjour'ſchen Bühnenſtückes iſt ſo oft in der Welt geſpielt, warum nicht auch einmal auf den Brettern, welche die Welt bedeuten? —

Herr Bonjour iſt ein guter Tag für die franzöſiſche Bühne und das franzöſiſche Luſtſpiel, der vor unſeren Augen angebrochen iſt, ſchönes heiteres Bühnenwetter verſprechend. Alle Anzeigen ſind da, alle Regeln der Wetterprophezeikunde treffen ein. Die ſchwüle Gewitterluft der

Reifrockluſtſpiele ſammt ihrem Pomadenduft iſt gewichen, die Nebel der dramaturgiſchen Etikette ſind verſchwunden, die Wölkchen der Bühnenkonvenienz, die in Frankreich gleich Bühnendecorationswolken ſtereotyp geworden, ſind entflohen: ein reines klares Azurblau kündet heiteres Luſtſpielwetter an.

Caſimir Bonjour iſt einer der beſſeren neueren Bühnendichter Frankreichs und ſteht in Reih' und Glied mit Delavigne. Auch in Deutſchland iſt er bereits durch ſein Luſtſpiel: le mari à bonnes fortunes bekannt, welches nach Lambert's und Kurländer's Uebertragungen oft aufgeführt werden. Sein Luſtſpiel l'education ou les deux cousines und das vorliegende ſind in Deutſchland noch fremd.

Schon der Titel des Letzteren: *Die Mutter als Nebenbuhlerin* deutet den Stoff deſſelben zur Genüge an, erſchöpft ihn faſt. Fürwahr — ein reiches Sujet, ein helles Luſtſpiellicht, welches der franzöſiſchen Bühne aufgegangen iſt, und ihre Nacht in Tag umwandelt. Ich erinnere mich augenblicklich keines deutſchen Luſtſpiels, welches dieſen Stoff behandelt. Liegt er denn ſo fern? Muß er mühſam geſucht werden? Gewiß nicht. Er iſt dem Leben entnommen, und findet ſich oft im Leben.

Und dennoch iſt die Idee, eine Mutter als Nebenbuhlerin ihrer Tochter erſcheinen zu laſſen, ſo neu als glücklich; neu und glücklich auf der Bühne, alt und unglücklich im Leben. Aber kunſtgerechte Behandlung und Bearbeitung dieſes Stoffes für das Theater iſt unzähligen Schwierigkeiten unterworfen. Herr Bonjour hat ſie glücklich überwunden. Die Verwicklung iſt ſinnreich, ſpannend, nicht langweilend und endlos wie ein reichskammergerichtlicher Prozeß, die Sprache rein, und Vers und Maaß tadellos. Das Stück hat in Frankreich lebhafte Theilnahme gefunden; umſomehr iſt zu wundern, daß die Werbunterofficiere für die deutſche Bühne — die Schnellüberſetzer franzöſiſcher Luſtſpiele — das Stück nicht längſt als Rekruten gepreßt d. h. überſetzt haben. Doch zum Luſtſpiel ſelbſt:

Gräfin Dorval — doch laſſe ich das *Kammermädchen Liſette* ſie lieber ſchildern; es iſt keine dumme Gans, wird aber oft von dem *Bedienten Comtois* unterbrochen. Wir geben den Auszug gleich am beſten in *deutſcher Uebertragung*:

Liſette.

Ich will ſie ſchildern — höre! manche Dame
Wird drin vielleicht ſich wieder finden können.
Gering beſchenkt mit Gütern vom Geſchicke,
Vermählt' ſie ſich mit einem reichen Alten,
Der kränklich, Podagriſt, und — wie gewöhnlich —
Der jungen Wittwe ſchöne Tage ſchuf,
Ihr hinterlaſſend, ihre Trau'r zu lindern,
Gefüllte Beutel neben zweien Kindern.

Sie hat ein gutes Herz, doch Leichtſinn auch;
Die Kinder liebte ſie, wie ſich's geziemt;
Allein Vergnügungen liebt' ſie noch mehr.
Geſellſchaft war der Gräfin nach Geſchmack,
Und von dem Strudel ward ſie bald ergriffen.

Comtois.

Und ihre Kinder?

Liſette.

War die Welt ein Ort,
Für ſie erſprießlich? Nimmermehr. Sie ſchickte,
Sich zu befreien von dem ſchweren Joche,
Den Sohn in die Penſion, auf's Land die Tochter.
Drauf überließ ſie ſich mit Sicherheit
Dem Rauſche der Vergnügen, die ſie liebte.

Comtois.

Und ihre Kinder?

Liſette.

Gleich — muß mich beſinnen.
Entfernung wird zu leicht der Kälte Mutter,
Und von der Kälte kommt man zum Vergeſſen.
Denn iſt man in Paris, kommt's leicht dahin.
Und ſo geſchah's auch hier, bis unſer Fräulein
An einem Tage unverhofft erſchien.
Die Gräfin ſah, daß ſie herangewachſen,
Hat den Verdruß, daß man gar *ſchön* ſie findet;
Und Mütter, die beginnen zu verlieren,
Betrachten ſtets die Tochter und den Spiegel.
So oft ein Reiz auf ihrer Wang' erliſcht,
Sieht ſie, wie ſich der Tochter Schönheit mehrt.
Wenn man verliert, und Andre ſich bereichern,
So kann man drum ein wenig Kummer ernten.
Nicht gilt's der Gräfin; ſie iſt ſchön, weiß zu gefallen;
Doch *andrer* Kummer nagt in ihrer Bruſt:
Noch iſt ſie in der Blüthe ihrer Jahre,

Iſt reich und ſchön, und Freier ohne Zahl
Bewerben ſich um ihre Wittwenhand.
Ich weiß — doch unter uns — man ſpricht
von Heirath.

Die Eiferſucht iſt der Gräfin Kummer, der Vampyr, der ihr Herzblut ſaugt, der Gedanke, daß die ſchönere Tochter ihr die Freier, vorzugsweiſe den Chevalier Belcour abwendig mache, und ſie ſtatt einen Ehemann einen — Eidam erhalte. Deshalb wird der Tochter Anweſenheit verheimlicht; die alte Hofmeiſterin Gertrud mit ihrer Gouvernantenweisheit, ihrem gelehrten Dünkel und geckem Stelze iſt der Cerberus, der ſie im Orkus, einer verborgenen Kammer des Hauſes, bewacht. Indeß iſt dieſe Sorge der Mutter überflüſſig; die Tochter hat bereits ihr Herz verſchenkt. Germen, Belcour's Freund iſt insgeheim Sophie's Geliebter. Belcour ſpielt den Vermittler (auch den Postillon d'amour) und ſinnt auf Mittel, daß die Ankunft und Verborgenheit Sophie's ruchtbar werde, und die Mutter ihre Einwilligung zur Verbindung gebe. Der Plan iſt fertig, mehrere Freundinnen der Gräfin davon in Kenntniß geſetzt. Sophie muß ihrem Argus entfliehen, und zu ihrer Mutter flüchten, bei der grade abſichtlich die Freundinnen verſammelt ſind, die dann die Bekehrung der Gräfin und Aenderung ihrer bisherigen Weiſe übernehmen ſollen.

Belcour, geſonnen die Gräfin heimzuführen, hat ſeinem Freunde Germon die Tochter zugedacht; deshalb gilt's, Germon Gelegenheit zu verſchaffen, ſich um Sophie bei der Mutter zu bewerben. Er hat ein Rendezvousbillet, von ihm ſelbſt abſichtlich an Sophie geſchrieben, durch Liſette in die Hand der Gräfin geſpielt; aus dem Billet entnimmt ſie, daß Belcour nicht ſie, ſondern ihre Tochter liebt. Wüthend und verzehrt von Eiferſucht hält ſie Gericht über Sophie, die, ohne das Billet geſehen zu haben, glaubt, es ſei von Germon. Offen geſteht ſie ihre Liebe; die Mutter im Wahn, Belcour ſei der Geliebte ihrer Tochter, müht ſich ſeine Liebe als bloßen Scherz darzuſtellen. Dies führt zu einer trefflich durchgeführten Scene, deren Mittheilung der Raum verſagt. Sophie geſteht, er ſei hier, um ihr nahe zu ſein und der Mutter zu gefallen; ſo oft er der Mutter diene, huldige er der Tochter; kein anderes Gefühl, als die Mutter zu lieben, wie es dem Sohne ziemt, habe er gekannt und für ſie gehegt. In folgendem Monolog iſt der Gräfin Eiferſucht und Demüthigung lebendig charakteriſirt:

Ha — welche Gluth! Mich tödtet Eiferſucht! —
Sie ſtellte, wie mich dünkt, mit Liſt die Worte,
Und ſtößt zum Scherz den Dolch mir in die Bruſt!
O welche Rolle! Gott — ich bin geſtürzt!
So oft er kam, um mir den Hof zu machen,
So oft er mich berauſcht mit Huldigungen,

Schien es: er liebe mich — es war nur Wahn.
Geſchmeichelt fühlt' ich mich durch ſolche Gunſt
Ich lauſchte ſeinem Wort bezaubert, froh,
Empfing als Freier ihn, was nie er war.
O ich Leichtgläubige! Für andre Reize
Erglühte ſeines Auges helles Feuer.
Sein Blick eilt mir vorbei nach meiner Tochter,
War ehrerbietig — ach! ich glaubte liebend.
So oft er koſ't, ſah er in mir die Mutter.
Ich ſtraf' ihn, der gefühllos mich getäuſcht.

Und dieſe Strafe iſt ewige Entfernung Sophie's von ihr und Paris; noch heute ſoll ſie nach dem Landgute. Das erfährt Belcour, und eine fingirte Entführung, deren nächſtem Verſuche (conatus proximus) die Gräfin als Augenzeugin beiwohnen ſoll, ſoll den Ausſchlag geben. Belcour ſelbſt will den Entführer ſpielen. Er überredet Sophie zur Entführung, während die Mutter — er weiß es — im Hintergrunde lauſcht. Wüthend tritt ſie hervor; aber Irrthum und Fiktion werden aufgeklärt und gehoben; die Gräfin willigt ein — und das Stück ſchließt.

Was ſagſt Du zu dem Fluge dieſes jungen Bühnenadlers? Kräftig ſchwingt er den Fittig zu ſchöner Höhe. Wär' er der Unſrige! Hell und Conſorten haben ihn keines Blickes gewürdigt; ich könnte durch ihn Ueberſetzer werden.

VII.

— — — — — — — 1829.

Ich habe Deinem Wunſche gemäß Deine Kritik über Immermann's Luſtſpiel: Die Schule der Frommen, woraus der alte deutſche Abcſchütz viel lernen kann, d. h. aus dem Immermann'ſchen Werk, nicht aus Deiner Recenſion — mit Deiner Erlaubniß zugeſtutzt. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt erfüllt ſie ihre Aufgabe, die Leſer Deines Blattes*) auf die Zeitgemäßheit dieſes Bühnenſtücks aufmerkſam zu machen. Nach meiner Redaction lautet es nunmehr alſo:

---

*) Ich redigirte damals ein Unterhaltungsblatt. F. S.

Immermann führt für diesmal das Steckenpferd der heutigen Modewelt **die Andacht** über die Bretter der Bühne, läßt das Rößlein wacker ſpringen, und präſentirt es von allen, beſonders den beiden Haupt-Seiten; denn dem Einen dient der Pietismus zur Unterhaltung, dem Andren zur Pfründe, wie uns das Luſtſpiel ſelbſt zeigen wird. Es hat einen Hauptvortheil, einen Hauptvorzug; es iſt zeitgemäß; die Zeit ſpukt darin, und der Zeitgeiſt geht darin um, ein lebendiges Geſpenſt, das nicht abſchreckt, ſondern anzieht; es zählt viel Anhänger und Jünger vom Theeſalon bis zur Schuſterhütte; überall hockt und heckt die Frömmelei. Wer »die Freuden der Welt« genoſſen hat mit allen fünf Sinnen, flieht ſie jetzt; wem die Liebe irgend einen Streich geſpielt, wählt einen Seelenbräutigam; wen das Podagra zwickt, bleibt hübſch daheim, und Alle verſchlingen mit Wolfshunger die Bibel, Kubach's Morgenſegen, Krummachers Predigten u. dgl.

Erleuchtung, Heiland, Bekehrungswerk, Stammeln, Gnade, Buße, Gebet, Schmerzenskelch, Zerknirſchung, Sünder u. ſ. w. bilden die Wörterſkala, worin ſich die Pietiſtenzunge übt und üben muß, wie eine Theaterſängerin in der Skala der Töne, in Trillern und Coloraturen.

Eine ſolche Zunge hat auch Cephiſe, eine junge Wittwe, die Nichte Ariſt's, eines Landedelmanns im Munde; ſie hat ſchon große Fertigkeit ſich erworben, weil die Andacht Cours hat. Cleanth, ein junger braver Mann, hatte ſie als Mädchen geliebt; doch ein Graf war vorgezogen; das kaum geſchloſſene Ehebündniß hatte der Tod gelöſt. Herr von Kamäleon ſtand im Sonnenſchein der Gunſt am Hofe des Fürſten, mit dem er die Freuden der Welt genoß. Da wird der alte Herrſcher vom Podagra befallen; Tod und Hölle ſchrecken; er ſieht des Satans Krallen; da betet er, wird bigott und wirkliches Mitglied des Pietiſtenklubbs. Kamäleon treibt ſein altes Weſen fort; der Fürſt hört's — und hinuntergeſtoßen wird er von der Leiter der Gnade. Da ſteht er ohne Mäcen, ohne Geld; der Hunger thut weh. Da legt der Wolf das Schaafskleid des Frommen an; Frau von Fall — eine Frau von Krüdener — die Direktrice der Frommen protegirt ihn; der Lüſtling agirt den Tartüffe, wirbt um die Hand der frommen Cephiſe, um zugleich mit ihr eine beſſere Exiſtenz zu gewinnen.

Herr von Kamäleon iſt bereits als Seelenbräutigam Gaſt und Hausfreund in Ariſt's Hauſe, worin Cephiſe wohnt. Der alte Ohm Ariſt wittert indeß das Wolfsfell unter dem Schaafpelz, warnt die Nichte und empfiehlt ihr die erſte Liebe, Cleanth; allein der iſt der Frommen zu weltlich; er tanzt gar — wie ſollten ſich Beten und Tanzen zu einander paſſen! Das geht unmöglich.

Nach des Oheims Willen ſoll Cleanth das abgebrochene Verhältniß wieder anknüpfen. Er ſoll kommen, er wird kommen. Cephiſe übergibt den Brief, worin dieſe Nachricht ſteht, ihrem Seelenbräutigam. Er muß ſich ſputen, dem herannahenden Piraten das Schiff vor der Naſe wegzukapern.

„Da muß den Libertin der alte Hafer ſtechen,
Aus ſeiner Salbung wild in Phraſen auszubrechen,
Womit man ſonſt das Herz der Weiber ſchlau bekriegt,
Und im galanten Sturm den Spröden obgeſiegt.“

Allein des Liebesantrags und der Umarmung wehrt ſich die Fromme, und verläßt den aus ſeiner Rolle gefallenen Heiligen, um „für ſein Heil zu beten.“

Cleanth iſt mit ſeinem Diener Maskarill auf dem Gute Ariſt's eingetroffen. Er iſt zwar nicht der „alte ſpaßhafte Knecht“ wie ihn Schiller bekanntlich nennt; denn er tritt (S. 33) wohl mit einem alten, aber gar ſchlechten Spaße auf;

allein er weiß den Nagel auf den Kopf zu treffen.
Er ſagt zu Cleanth:
Die gnäd'ge Frau (Cephiſe) will ſich zum Eh'bund nicht bequemen,
Weil ihr der gnäd'ge Herr (Cleanth) zu leicht und weltlich iſt.
Und zwiſchen Beiden ſteht ein frommer, heil'ger Chriſt. (Kamäleon)
Den tapferen Rival ſchlägt man mit Spieß und Stange,
Den Dichter ſticht man aus mit beſſerem Geſange,
Der Kluge wird beſiegt durch größrer Klugheit Licht;
Brich deinen Stecken da, wo ſich dein Feind ihn bricht.
Nun, rathen Sie noch nicht, wie Sie zum Ziele kommen?
Ein Frömmler iſt Ihr Feind. Man muß ihn überfrommen.

Dieſe Rolle übernimmt nun Cleanth, und er ſpielt mit Glück den Tſchimboraſſo aller Pietiſten. Eſſen gilt ihm Sünde; deshalb faſtet er einen um den andren Tag. Spiegel ſind ihm Sündengläſer, die die Eitelkeit nähren; Blumen duften ihm allzu ſüß, er riecht den Teufel darin; die Laute bringt ihn auf den Gedanken an weltlichen Geſang — alle dieſe Sachen packt Maſkarill aus dem Zimmer Cephiſens, ehe ſein Herr eintritt, trotz dem Zeterſchreien der jungen Wittwe über dieſen Rigoriſten, den ſie jetzt durch ihre Reize zu bewegen ſuchen will, auf Zureden ihres Kammermädchens Liſette; ſie fühlt ſich verpflichtet, den Irrenden, der ſich im Irrthum bläht, zu enthüllen. Die Toilette wird gemacht, alle ihre Künſte hervorgeholt. Cleanth erſcheint, feſt in ſeiner Rolle, wie ein guter Schauſpieler; aber bei längerem Verweilen in Cephiſens Nähe wird ihm die Rolle mehr und mehr zur Laſt. Auf dem Punkt, ſie ganz fallen zu laſſen, tritt Maskarill aus dem Hintergrunde zur rechten Zeit vor. Er erzählt, ſein Herr habe Cephiſens Teint geſchmäht. Das iſt der Funke, der zündet; Haß wider Cleanth erfüllt Cephiſens Bruſt, ſie läßt augenblicklich Kamäleon rufen; er tritt ein.

Sie wünſchten meine Hand, mein Herr, ich bin die Ihre.

Mit dieſen Worten empfängt ſie den Eintretenden und eilt raſch von dannen. Dieſes Ueberſpringen von einem Extrem zum andern ſoll die Kriſe ſein, die Cephiſe heilt. Cleanth tritt jetzt zu ihr auf ihr Zimmer, geſteht ſeine Maske; Cephiſe verzeiht. Allein das Wort, welches ſie dem Kamäleon gegeben, will ſie nicht brechen.

Nein — das ſei fern von mir! Die Fromme iſt verſchwunden,
Die Frau von Ehre bleibt. Ein Wort hält ſie gebunden,
Und halten wird ſie es, ob auch ihr Herz zerbricht.

Will indeß Kamäleon erklären, ſie ſei ihm nicht verpflichtet, ſo will ſie frei ſein von ihrem Worte. Dies zu bewirken übernimmt Maskarill, der früher in Kamäleons Dienſten geſtanden — ein treuer Helfer und Leporello in allen ſeinen Liebesabenteuern.

Soweit iſt der Gang und die Entwickelung meiſterhaft, aber jetzt hapert's. Schade um das ſchöne Luſtſpiel, das einen guten Klang gehabt hätte auf allen Bühnenbrettern Deutſchlands. Bis hierher liebliche Harmonie; nun aber beginnen disharmoniſche Töne und ſchwirren bis zu Ende. Das Motiv, Kamäleon zur Entſagung auf Cephiſens Hand zu zwingen, iſt bei den Haaren herbeigezogen, ohne Wahrheit, ſelbſt ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne Effekt und Zuſammenhang. Dem Dichter ſpringt eine Saite, und er verſteht nicht die Kunſt Paganini's, auf den übrigen Saiten das Spiel zu Ende zu bringen; er bleibt im kunſtvollen Schlußtriller, der beim

Publikum furore machen ſoll, ſtecken, und ein Ganzes ohne Ende iſt kein Ganzes.

Dies zu zeigen, bedarfs in die vor-pietiſtiſche Zeit Kamäleons zurückzugehen. Ein Jünger Don Juan's hatte er überall geliebelt.

Paris! Paris! Paris! Wenn deine Steine ſprächen,
Wenn aus dem Hinterhalt gewiſſe Choſen (?) brächen —
Liſette Dü Mesnil. —

Alſo lautet die Gardinenpredigt, die Maskarill ihm zu halten beginnt. Das Herrchen hat dieſe Liſette verlaſſen; er fürchtet ein unvermuthetes Rendezvous mit ihr. Das will Maskarill, ihn zur Entſagung zu bewegen, fingiren, und Liſette, Cephiſens Kammermädchen ſoll die Rolle übernehmen. Maskarill überlegt: (S. 89.)

Soll er ſie ſehn? Verſchlei'rt? Nicht doch! Zu abgedroſchen!

Wie — iſt denn gänzlich dir des Geiſtes Licht erloſchen?
Ei — hören ſoll er ſie. Wenn er ſie ſeufzen hört,
Iſt er, ich wette, gleich von toller Furcht bethört.

Grade darin, daß er ſie hören ſoll und nicht ſehen, liegt der Fehler; der Zuſchauer — er ſitze in den Logen oder auf der Gallerie — will ſehen, und nicht allein hören; hinter einer ſpaniſchen Wand oder hinter den Couliſſen darf nichts geſchehen, alles muß vor ſeinen Augen ſich ereignen, beſonders die Hauptmomente, und dazu gehört doch wohl die Täuſchung des Kamäleon, welche Maskarill im Sinne hat. Indeß werden Maskarill's Worte nicht ausgeführt; dem Zuſchauer wird alles ſichtbar, indem die Bühne zwei Stuben mit trennender Wand präſentirt. So beruht der Fehler allein in der mangelhaften — man kann ohne Zaudern ſagen — ſchlechten Ausführung des Trug- und Täuſchungsſpiels.

Zeit genug wird dazu verwandt, leider zuviel Zeit, vier ganze Auftritte, (S. 90—108) und die Zeit wird dem Zuſchauer lang, ſehr lang; gewiß wird im Theater ein Gähnchor executirt. Maskarill lügt dem Kammermädchen vor, ſein Herr wolle jetzt ſeinen Beſſerungseifer an ihr üben, und ſie als Genoſſin auf ſeiner Miſſion zu den Heiden mitnehmen. Allein er gelobt, ſie zu retten und zu ehelichen; ſie muß ſich indeß verſtecken und zwar in dem Nebenzimmer der Stube, worin Kamäleon wohnt; dort ſoll ſie nur tüchtig ſeufzen, doch nicht eher, bis Maskarill ſtampft mit dem Fuße Sie ſeufzt nach dem — Fußkommando; Kamäleon fragt nach dem Geſeufz; Maskarill entdeckt ihm, Liſette ſei's. Der Alte im Wahn, die verlaſſene Liſette habe ſich eingefunden, zittert; Maskarill verſpricht, ſie nach Dauphiné zurückzuſchaffen, wenn der Herr zuvor der gnädigen Frau (Cephiſe), die ſich heute ihm raſch angetragen, entſage, damit er ſeinen Heiligenkranz bewahre und behalte, worauf das neue Liebesband ein Fleckchen werfe, da »mancher Schwur ihn noch Liſetten zugewandt halte« und dies dann offenkundig werde. Der Alte muß ſich nothgedrungen dazu verſtehn. Er entſagt coram testibus. Cleanth und Cephiſe, Maskarill und Liſette — zwei Liebespaare, der alte Fürſt iſt todt, der Erbprinz ruft Kamäleon wiederum an den Hof, und Kamäleon wechſelt die dunkle Aſch- und Buß-Farbe des Frommen mit dem Zeiſigskolorit des Höflings, und der Vorhang fällt.

Wäre er doch eher gefallen; Immermann hat die Gardinenſtricke verwickelt; dieſes Verwickeln — nicht Verwicklung — hemmte den raſchen Fall des Vorhangs und den guten Schluß des gutbegonnenen Luſtſpiels.

Uebrigens gehen die Alexandriner, worin das Stück geſchrieben, guten Schritt; an ſchlechten Reimen finden ſich auf den erſten 30 Seiten folgende: **tanzt — kannſt, acht — geſagt, ſchön — gehn, pas — Spaß, Laquai'n — Pein, ſtand — Cleanth, ſchmähn — gehn.**

Die äußere Ausſtattung iſt à la Cotta, d. h. ſchlecht. Gegen dreißig Druckfehler ſind hinten angezeigt; ein ganzer Vers fehlt ſogar, und von „kleinern Druckfehlern“ wimmelt's. Ach! großer Herr Baron von Cotta, wie lange wollen Sie doch ſchlecht drucken? Sie haben Geld, Landgüter, Seen, Dampfſchiffe, Dampfdruckpreſſen, alles vortrefflich, alles gut, aber kein einziges typographiſch gutes Buch aufzuweiſen. Dafür ſorgen Sie doch auch gefälligſt! Deutſchland bittet darum.

VIII.

Göttingen, Weihnacht . . *)

Ich muß heute, lieber Steimann, mit den Wölfen heulen, d. h. mit den Göttinger Wölfen oder richtiger Löwen (Lions), wenn ich Dir, wie Dein Wunſch iſt, das Neueſte von hieraus berichten ſoll. In der ganzen Reſidenz der Wiſſenſchaft an der Leine lebt augenblicklich in allen Hirnſchädeln mit und ohne Stroh nur — ein Gedanke: „Die Catalani!“ Alles will ſie ſehen, Alles will ſie hören, ſelbſt der Ritter Hugo, der Profeſſor nicht ausgenommen, obwohl ſein unmuſikaliſches böotiſches Ohr mit demſelben Todesverachtenden Gleichmuth eine Bravourarie und eine Studentenkatzenmuſik, die man ihm bringt, hinnimmt, und dabei nur eher in Begeiſterung geräth, wenn die letztere ihm von den Commilitonibus omnium ordinum clarissimis, aber non spectatissimis dargebrachte Ehrenbezeugung von einem Dutzend Tintenflaſchen und Oelkrüglein der armen Wittwe im neuen Teſtamente accompagnirt iſt, und ihren Weg durch die Fenſterſcheiben in ſeinen Saal nimmt, häßliche, unvertilgbare Stammbuchverſe zur Erinnerung an ihre erfreuliche Anweſenheit auf dem getäfelten Fußboden zurücklaſſend, ſo daß darunter die urſprüngliche Grundfarbe noch ſchlechter zu entziffern iſt als die Buchſtaben auf den Pergamentblättern eines neuaufgefundenen Codex rescriptus von Gajus in einer Mönchsbibliothek.

---

*) Iſt zerſetzt und abgeriſſen.

Vor einem halben Jahrhundert wollte der damals berühmte Allerweltstaſchenſpieler Herr Philadelphia einen kühnen Griff in die Geldbörſen der Göttinger Profeſſoren, Studenten und Philiſter thun und ſie »erleichtern«, indem er bereits durch das Wurſtblatt — ich meine bei Leibe nicht den Göttinger gelehrten Anzeiger — der Univerſitätsſtadt ſeine bevorſtehende Ankunft angekündigt hatte.

Da war es der kleine, buckligte Profeſſor und Witzbold Lichtenberg, der aus ſeinem Höcker, dem Magazin ſeines Witzes, einen gewaltigen Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes hervorholte, und ihm damit den Weg zu dieſem Börſengriff verſperrte. Ein witziger Maueranſchlag hielt bekanntlich den Tauſendkünſtler ab nach Göttingen zu kommen.

Auch mir, der ich in Göttingen's Mauern zu und ſeine hochberühmten Würſte zu ſpeiſen verurtheilt bin, iſt ganz eigenthümlich bei der eben eingetroffenen Nachricht zu Muthe: »Signora Angelica Catalani, die Königin des Geſanges« wolle der hieſigen Studenten- und Philiſterwelt etwas vorgurgeln, und gedachte beide Corporationen nebenbei à la Philadelphia etwas zu erleichtern.

Es juckt und prickelt mir in den Fingern, ob ich nicht auch wie mein »Vorgänger im Witz« — — doch nein — flüſterte es mir aus allen Ecken meiner Kneipe zu: Honneur aux Dames! »Sie flechten und weben, himmliſche Roſen in's irdiſche Leben«, wovon der ſelige Balladenſänger Bürger, wenn er noch nicht in ſeinem, den Göttingern unbekannten Grabe läge, von wegen ſeiner »treuen« Eliſe, ſeiner dritten Ehehälfte, zu erzählen wüßte. Alſo — die Catalani möge kommen, gurgeln, unſer Geld einſäckeln und unſere Würſte koſten, wie köſtlich ſie ſind.

Es geht den Göttinger Würſten wie den Göttinger Profeſſoren; man weiß nicht, was darin ſteckt; aber während Letztere ſterbliche Menſchen ſind, ſind Erſtere — die Göttinger Würſte — unſterblich. Schon vor 50 Jahren waren ſie grade ſo unergründbar und ſchlecht wie heut zu Tage, wie ich aus dem Munde eines Ehrenmannes, meines Oheims, Salomon Heine, ruhmwürdigen

Andenkens weiß, der als armer Judenjunge mit einem Paar Groſchen und einem Paar lederner Hoſen — der ganzen väterlichen Mitgift bei ſeinem Ausmarſch in die Welt — auch Göttingen und ſeine Würſte auf ſeiner Wanderſchaft aus der Heimath kennen lernte, und in ſeinen ſpäteren Jahren, wo ſein Name bedeutenden Klang hatte in der Kaufmanns- und Handelswelt aller Völker diesſeits und jenſeits des Weltmeeres, darüber noch mit gar innigem Wohlbehagen zu witzeln pflegte.

In ſeinen ſpäteſten Tagen ſcheinen gedachte Göttinger Würſte dem Gedächtniſſe Salomon Heine's entſchwunden zu ſein, ſonſt würde er gewiß den zahlreichen Legaten in ſeinem Teſtament noch eine Summe beigefügt haben zur Verbeſſerung der Göttinger Studenten-Freitiſch-Würſte, deren Subſtanz zu Zeiten aus gehacktem Nilpferdeleder fabrizirt zu ſein ſcheint und choleraartige Indigeſtionen zu veranlaſſen pflegt: ſetzte er doch

„1500 Mark“ für alte Jungfern aus; ein Legat für trockene Univerſitätswürſte, woran die Kauwerkzeuge der Hannoveriſchen Freitiſchler experimentirende Verkleinerungsverſuche zu machen verurtheilt ſind, hätte zur Vergrößerung des chriſtlichen Wohlthätigkeitruhmes der jüdiſchen Familie Heine einen remarquablen Beitrag geliefert.

Doch ich wollte von der Sängerin Catalani der Großen, die keine Zeitgenoſſin des Ruhms Friedrich des Großen war, erzählen und bin unter die kleinen, ruhmloſen Göttinger Schweinedarmfüllungen — Würſte genannt – gerathen; daher zur Sache, oder vielmehr zur Perſon, die ſich zwar nie das „groß“, wohl aber das „alt“ verbeten haben würde, welches Mit- und Nachwelt dem „alten Fritz“ ertheilte.

Die Catalani wollte auf dem „Fittich ihres Ruhms“ nach Göttingen, das ſich nicht minder in ſeinem Ruhme ſonnte, hinüberfliegen; das

Rauſchen ihres Flügelpaares hatte man bereits gleichfalls ſchon im gelehrten Wurſtblatte vernommen. Signora lebt nach dem Gerücht im Stande der „heiligen — Ehe“ mit einem Sennor, deſſen Name indeß ſo gewaltig ſpaniſch klingt, daß er in meinem plumpgebauten, deutſchen Ohre unmöglich haften bleiben konnte. Möge er im Meere der Vergeſſenheit untergehn; ſeine Ehehälfte ſchwimmt ewig oben auf den Wellen unſterblichen Nachruhms. Und mit ihr allein wollte ich mich in ihrer Oeffentlichkeit beſchäftigen; ihre Couliſſen- und keuſchen Ehebettsgeheimniſſe gehören höchſtens vor das Behmgericht der Thees der ſchönen Göttinger Damenwelt, die — nicht doch — wobei es auf großem Fuße hergeht.

Noch hatte ihr Fuß — nämlich der Catalani — den Boden Hannover's nicht betreten, jenes deutſchen Landes, worin die Lüneburger Haide liegt, worauf Haidſchnucken und Gänſe graſen, eines heldſeligen Adels Stammbäume wurzeln, und wo der königl. Hannoverſche Geheime Juſtizrath und Ritter Hugo das ausgewäſſerte ſtereotype Bonmot aus den Siebenziger Jahren zum hundertſtenmal hervorrülpſt: »Kein Gelehrter hat je geraucht!« weil Er nicht rauchte.

O dieſes Hannoverland! ſteif und ſtarr wie die wohlgepuderte Haarbeutel- und Zopfdienerſchaft am Hofe ſind ſeine Regierung und Verwaltung, blühend wie das Geſicht eines armen Göttinger Freitiſchritters ſind ſeine Zuſtände. In ſeinem Staatsperrückenthum gedeihen erbliche Aemter und Würden, Ahnen und Jagdhunde, Zehnten und Frohnen, barbariſche Criminalgeſetze und endloſe Proceßknäuel, leibeigene Bauern und patriarchaliſche Prügel; es iſt die deutſche Antiquitäten-Rüſt- und Rumpelkammer, worin die alten Junkerwappen, die eiſernen Henkerskeulen, die Folterinſtrumente und ähnliche romantiſche Dichtungen

des Mittelalters aufgehoben, geſcheuert und geputzt werden — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

In Göttingen, der Reſidenz der Wiſſenſchaft, ſollte nun die Catalani ihren Triumphzug gleichfalls halten. Und man ſann und überlegte, rieb ſich die Stirn und die Hände, wie ihr ein würdiger Empfang zu bereiten. Daß die Pferde ausgeſpannt werden ſollten und das gelehrte Vieh ſtatt königlich Hannoverſcher Poſtgäule die executirende Muſe des Geſanges ziehe, verſtand ſich von ſelbſt.

Die poetiſchen Drechsler an der Leine holen bereits geeignete Kloben heran zu ihren Lobhymnen, und ich ſelbſt habe zu ſchnitzeln begonnen wie folgt, bin aber in der Reimſchnitzelei ſtecken geblieben.

Fern aus Welſchland kommt die Säng'rin,
Die Signora Catalani,
Sie, die Zauber-Grillenfäng'rin,
Singt ſo ſüß wie Marcipani.

Iſt eine Lebensverläng'rin
Die Signora Catalani,
Weltberühmte Soloſäng'rin,
Wohlgebor'n aus Puzzolani. *).

---

*) Der Briefſchluß fehlt leider.

IX.

Helgoland, 6. Juli 1830.

— — — Ich ſelber bin des Guerillakrieges müde und verlange nach Ruhe. Es iſt wahrlich ſeltſam, daß gerade ich aus meinem beſchaulichen Leben herausgeſtört ward, um meine armen deutſchen Landsleute gleichfalls herauszuſtören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Polizei und Zenſur herumzuhetzen. Was mußte ich auch Reiſebilder ſchreiben, politiſche Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Intereſſen abplagen, den armen deutſchen Michel aus ſeinem tauſendjährigen Dachsſchlaf aufrütteln? Was half's mir? Er ſchlug die Augen auf, um ſie gleich darauf wieder zu ſchließen; er gähnte, um ſofort wieder nur noch ſtärker zu ſchnarchen; er reckte ſeine ſteifen ungelenken Gliedmaaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette ſeiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beſte, worauf die »ſtillen Leute« ruhen, und wo es Betten giebt, die man »kühl«, »kalt«, »ſtill« und »düſter« nennt. Doch nein — für dieſe Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutſchland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwiſchen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der ſicher meinen »Almanſor« geleſen hat, und mehr für ihn ſchwärmt als für ſeine Fatimen im Harem, noch zu ſich einladet und mich zu ſeinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen ſtudirte, und man in Deutſchland den Katzenjammer am beſten kennt, weil er am häufigſten hier vorkommt und man ihn am gründlichſten und ſchmackhafteſten mit Häringſalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernſt. Gib mir Rath, wohin ich gehen ſoll? Uebereile Dich nicht und ſchreibe mir offen Deine Anſicht; ich bleibe wenigſtens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen, brittiſchen Gouverneurs des einſamen Eilandsfelſens.

X.

Hamburg, 5. November 1843.

Glücklich, wenn auch langweilig, lieber Steinmann, war meine Fahrt von Münſter bis hier; ſie wäre noch langweiliger geweſen, hätten die Bücher *), die Du mir mitgabſt, mir die Stunden nicht abgekürzt. Ich war größtentheils allein im Schnellpoſtwagen, und ſo griff ich zu meinen papierenen Begleitern, las und blätterte und — brachte in Reime, was ich geleſen, und ſchrieb ſie gleich in meine Brieftaſche nieder.

Meine poetiſchen Poſtwagenmuſenproducte er-

---

*) Es waren „Münſterſche Geſchichten, Sagen und Legenden" und das von mir herausgegebene „Taſchenbuch für weſtfäliſche Geſchichte."

hältſt Du hiebei im Original *), in der Bleiſederſchrift, aus der Brieftaſche geriſſen, da es mir hier gänzlich an Muße zum Reinſchreiben gebricht. Wenn man ſo lange wie ich von Hamburg entfernt geweſen, flieht die Zeit unter Beſuchen und Abhaltungen aller Art dahin. Meinen Poſtpoeſien wird man ihre Geburtsſtätte anmerken; mancher Vers holpert, mancher Reim ſtößt, keine Strophe hat Fluß. Sollen ſie doch keine Säulen zum Tempel meiner Dichterunſterblichkeit ſein! Wenn Du ſie in einem weſtfäliſchen Blatt willſt abdrucken laſſen, ſo mag ſich daran hie und da ein Bewohner der rothen Erde ergötzen, der von Poeſie und Proſodie nichts verſteht, und Recenſenten werden zwiſchen Weſer und Rhein doch wohl nicht dawider auftreten.

„Knipperdolling“ iſt von mir mit einem Anfluge von ungenirtem Humor behandelt, nicht

---

*) Sie finden ſich in den Dichtungen von Heine, Theil 1 und 2, abgedruckt.

im Tone des fünfactigen Trauerſpiels, worin ein altmünſterſcher Poet ihn mit tauſend »Donnerwettern« auftreten ließ. Das »Collier« iſt deſſelben Genre's. Wenn man mir nur nicht, ſollte ich auf meiner Rückreiſe nach Paris Dich in Münſter wieder beſuchen, zur Strafe das Oer'ſche Halsband um den Hals wirft, oder mich mit den Wiedertäuferzangen kneift! Doch ich denke, die Münſterländer des neunzehnten Jahrhunderts erfreuen ſich der Segnungen der Civiliſation in höherem Grade als die des ſechzehnten Säculi, und die ſtadtmünſterſche Polizei der Gegenwart hat keine ſo glühenden Zangengelüſte als ihre Urahnfrau.

Wegen »Ottenſtein« bin ich dieſerhalb ohne Sorge, indem ich darin nur der ſchönen Grafentochter das ihr gebührende Denkmal geſetzt habe, wie Bürger den alten Weibern zu Weinsberg. Möglich daß mir einer der Münſterſchen Poeten es übel genommen, daß ich ihnen den Vorrang abgewonnen habe, indem, ſoweit meine literaturhiſtoriſchen Kenntniſſe reichen, noch Keiner derſelben ſich zu dem weltkühnen Gedanken erhob, die verſtimmten Saiten ſeines Leierkaſtens ertönen zu laſſen, um die kindliche Liebe und Liſt jener weſtfäliſchen Weinsbergerin zu feiern. Und mit — Poetengroll, und wäre es auch nur Münſterſcher — iſt nicht zu ſcherzen! ſo daß ich vielleicht noch eher etwas von der dortigen Poetenzunft als von hoher Polizei zu fürchten haben könnte. Am meiſten Sorge machen mir noch die drei „Sonette,“ die ich gleichfalls für Dich beigelegt habe. Indeſſen erſcheinen ſie als durchaus getroffene Spiegelbilder der Weſtfäliſchen Originalnatur, ſprechend ähnlich in Farbe und Colorit und nicht in Silhouettenmanier; und wie man einen guten, reinen Spiegel nicht aus der Stube zu entfernen oder zu zerſchlagen pflegt, ſo hoffe ich weder vor die Thür geſetzt, aus der

Stadt gewieſen, noch auf irgend eine Weiſe »gekauſſt« zu werden.

Das »landesväterliche Portrait« iſt nicht minder ganz getreu der Geſchichte Deines Buches nachcopirt; das mag denn der, der dadurch nicht befriedigt iſt, mit der alten Göttin der Hiſtorie ausmachen; ich ſtehe hier doch jedenfalls hinter dem Schuß und habe nichts zu fürchten.

Glaubſt Du nicht auch, daß ich trotz dieſer gereimten Sünden den ungereimten Entſchluß faſſen dürfte, bei meiner Rückkehr nach Paris die rothe Erde, die mich wegen ihrer mancherlei Abſonderlichkeiten interreſſirt, noch einmal zu betreten und ſie und Dich und C. Sethe heimzuſuchen? Auch Raßmann, wenn er noch lebt, möchte ich gern auf ſeinem Poetenſtübchen ſehen, und Münſter würde das Glück haben, mich noch einmal in ſeinen Mauern zu beſitzen, und bei meinem Eintreffen auf ſtädtiſchem Weichbild Kanonendonner und Glockengeläute ertönen laſſen zu Ehren deſſen, der die verſchollenen Thaten münſterſcher Vorzeit in holprigen Verſen und ſchlechten Reimen auf der Poſtwagenfahrt von Münſter nach Hamburg gefeiert hat.

Ueber ein anderes poetiſches Project, worin nicht allein Weſtfalen mit ſeinen Wiedertäuferkörben am Lambertithurm, ſeiner Paderborner Haide u. ſ. w., ſondern ganz Deutſchland gefeiert wird, melde ich Weiteres in meinem nächſten Briefe. Dieſe Zeilen nebſt den beigeſchloſſenen Poemen wirſt Du C. Sethe leſen zu laſſen nicht vergeſſen.

Campe hat ſich zum Verlage meines Feiergeſanges auf Deutſchland entſchloſſen, *) den ich, obgleich er von der erſten bis zur letzten Strophe Wahrheit und Thatſachen bringen wird, ein Mährchen nennen werde, um — dem Cenſurſtachel die Spitze zu nehmen. Dein ꝛc.

---

*) Es iſt das bald nach ſeiner Heimkehr in Paris geſchriebene Wintermährchen „Deutſchland“ gemeint.

An Friedrich Raßmann.*)

Berlin, 20. October 1822.

Einliegend erhalten Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum Rheiniſch-Weſtfäliſchen Muſenalmanach.

Aus den Paar Worten, die ich im »Geſellſchafter« über den Almanach geſagt habe, erſehen Ew. Wohlgeboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung deſſelben diesmal eine beträchtliche Einſendung machen, wenn nicht juſt alle meine vorzüglichſten Gedichte in einer geſchloſſenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Preſſe iſt und im Verlage der Maurerſchen Buchhandlung unter dem Titel: Gedichte von H. Heine nächſten Monat erſcheinen wird. Ja — ich befürchte, daß der Almanach wieder ſo ſpät erſcheinen möchte; daher hielt ich es nicht für rathſam, etwas zu ſchicken, was in jener Sammlung enthalten iſt.

---

*) Mit dem Literaten und Literarhiſtoriker Raßmann zu Münſter ſtand Heine eine Zeitlang in literariſchem Briefwechſel, der indeß verloren ging; nur dieſer einzige Brief iſt erhalten. Raßmann war Herausgeber des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Muſenalmanachs, wovon 3–4 Jahrgänge erſchienen.

Vor 4 Monaten ſchrieb mir mein Freund Rouſſeau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergallerie biographiſche Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich unterſagte es ihm ernſtlich, dieſe zu geben, aus dem einfachen Grunde, weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erſt durch Werke beweiſen muß, daß es mir mit der Poeſie gar beſonders Ernſt iſt, und weil ich zweifle, ob Rouſſeau meine äußeren Verhältniſſe kennt. Iſt daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, ſo bitte ich, ſie zu ſtreichen; iſt es indeſſen doch der Fall, ſo erbitte ich mir Kopie davon. Späterhin ſchrieb mir Rouſſeau, daß mein Verbot zu ſpät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünſchen, etwas von meiner Perſönlichkeit dem Namenzeichniſſe des Almanachs beizufügen, ſo bitte ich blos von folgender Notiz Gebrauch zu machen.

„H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düſſeldorf, erhielt im dortigen Gymnaſium ſeine Schulbildung, ſtudirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woſelbſt er jetzt lebt.“

Ueber meine literariſchen Hervorbringungen iſt ſchwerlich was zu ſagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebener ꝛc.

An Joſeph Klein.*)

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obſchon wir wechſelſeitig gewiſſenhaft verſprachen, uns in der Folge oft zu ſchreiben, ſo mögen doch wohl 3 bis 4 Jahre verfloſſen ſein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Meinerſeits kann ich mich ſehr gut damit entſchuldigen, wenn ich Dir verſichere, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe.

---

*) Der Componiſt J. Klein, ein Bruder Bernhard's Klein zu Köln, hat bekanntlich mehrere Lieder Heine's componirt. Letzterer ſchrieb auch einen Operntext: Der Batavier, der leider verloren gegangen iſt, für Klein.

Geſtern Abend aber, weiß der Teufel wie es kam, dachte ich und ſchwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Componiſten Albert Methfeſſel, dem ich von Dir und Deinem Muſik-Genie ſo viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir ſo trefflich componirten Lieder nicht ſchnell verſchaffen konnte. Ich geſtehe Dir, ich ſelbſt möchte ſie gern zuweilen hören, ſintemal keiner von denen, die ſich dran verſucht, ſie ſo hübſch komponirt hat wie Du, der Du den ſpeciellen Vortheil hatteſt, eben ſo verrückt geweſen zu ſein, wie der Verfaſſer der Texte. Geſtehen muß ich zwar auch, daß ich mehre Compoſitionen derſelben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein Ries in Berlin dazu geſetzt hat und die ſehr hübſch ſein ſollen. Unſer Fr.... hat mich blamirt. — Ich verſprach dem Mehtfeſſel Dir umgehend zu ſchreiben und obige Compoſitionen von Dir zu verlangen. Wenn Du es wünſcheſt, ſchafft er Dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen gute Lieder zu empfehlen. Er ſelbſt will ſich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, ſo vermag ich auch ſelbſt für einen ſolchen zu ſorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieſes Dir alſo gefällt, ſo ſchicke mir beſagte Liedercompoſitionen hierher mit der fahrenden Poſt, und zwar ſobald Du nur kannſt, indem ich nicht weiß, ob ich länger als 2 Monate noch hierbleibe. Meine Adreſſe iſt: an den Herrn H. Heine, Dr. Juris, per Adreſſe Moritz van Embden auf dem Neuen Wall Nro. 167 in Hamburg. Dieſe Adreſſe iſt ſicher. — Schreib mir auch, wie es Dir geht, Kreisler. Mit meiner Geſundheit geht es beſſer. Juli habe ich Göttingen verlaſſen und reiſte für meine Geſundheit. Auf Norderney, einer Inſel der Nordſee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S.... zuſammen. Der S......... hat geheirathet, damit die liebe, gute, treuherzige Race nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdeſſen ſehr berühmt geworden. Verdiene es auch. Schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig ſchreibe.

Die Ideenaſſociation des Wenigſchreibens führt mich auf Johann Baptiſt Rouſſeau — haſt Du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradſchaft aufgekündigt. Im Grunde iſt er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und ſchätze ihn. Laß er froh ſein, daß er mich nicht ganz verſteht; er kann um deſto lebensglücklicher ſein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, ſondern im Gegentheil Rouſſeau — iſt ein guter Kerl, eine gute Seele voller Seelengüte; hoffe noch ehe ich ſterbe ihn wiederzuſehen und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß iſt, ſogar die Liebe, die uns ſo beſonders ernſthafte Geſichter ſchneiden macht. O Johannes! komponire mir doch ein brillantes Muſikſtück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andre Hälfte vor Weinen ſich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, komponire viel, ſchreib mir viel, ſei vernünftig, grüß mir Smets, laß ihn eine Meſſe für mich leſen, und lebe wohl!

An Grabbe.*)

1829.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihr nach großartiger Combination ausgeführtes Drama: Don Juan und Fauſt. Das iſt fürwahr eine faſt ebenſo ſchwierige Aufgabe auf kritiſchem Gebiete als die Ausführung dieſer Idee auf dramatiſchem. Ich habe das Gedicht bereits zweimal geleſen; indeß bin ich zu einer erſchöpfenden Urtheilsfaſſung noch nicht gediehen. Steinmann in Münſter hat mir eine von ihm verfaßte Kritik, die er durch den Druck veröffentlichte, zugeſandt.

---

*) Vergleiche den Anhang.

Kennen Sie dieſelbe? Andern Falls laſſen Sie einige Zeilen an ihn von Detmold abgehn; er ſchickt auch Ihnen ein Exemplar. Sie enthält zwar eine richtige, aber nicht ſtreng genug durchgeführte Parallele zwiſchen Fauſt („Erkenntniß“) und Don Juan („Genuß“). Da dieſe Beſprechung in dem von ihm redigirten Literaturblatte ihre Stelle gefunden hat, ſo beſitzt er jedenfalls ein Exemplar für Sie. So bald ich Muße gewonnen, lege ich Ihr poetiſches Opus auf meinen kritiſch-anatomiſchen Secirtiſch und ſchreibe den Befund nieder. „Es iſt kein *hektiſcher Cadaver*, der vor mir liegt“, ſagt das Steinmann'ſche Literaturblatt. Das iſt etwas quer ausgedrückt; denn Ihr Drama iſt ein *lebendiger poetiſcher Leib*, mit Kopf und Hals auf dem Rumpfe.

Daß Kopf und Hals auf dem Rumpfe aber ein nothwendiges Uebel ſind, wollen Sie — ſollten Sie Zweifel haben, wie einſt in Berlin an ....

— aus den nachfolgenden Verſen entnehmen, die ich heute Morgen, wo Sie gewiß der Melpomene noch kein Opfer gebracht hatten, niedergeſchrieben; denn daß Sie — wenigſtens zeitweiſe gern ſchlafen, gehört zu meinen Gedächtnißerrungenſchaften aus der Zeit, wo wir die Spreedüfte, die oft etwas penetrant waren, einathmeten.

Vom König Wismawitra.

O König Wismawitra,
Was biſt du für ein Ochs,
Weil du ſo ochſig ſtöhneſt
Ob des Pantoffeljochs.

In deinem Ehbettsſtaate
Fehlt die Conſtitution:
Dein Weib iſt der Monarche,
Und du biſt die Nation.

Mach' doch mit deinen Hörnern
Ein wenig Oppoſition;

Und fruchtet's nichts, ſo ſpiele
Ein wenig Revolution.

Richt' auf die Guillotine!
Doch hüte dich jedenfalls,
Daß dir das Experimentiren
Nicht koſtet ſelbſt den Hals.

'S iſt ein nothwendig Uebel
Der Hals am Menſchenrumpf;
Wo man ihn durchgeſchnitten,
Da iſt's im Kopf gar dumpf. —

Und man kann weder einen Don Juan und Fauſt ſchreiben, noch ein Poemchen vom König Wismawitra reimen. Der Himmel erhalte mir meinen Hals undurchſchnitten, damit ich Ihnen bald eine Kritik Ihres Drama's ſenden kann; ſie ſoll ſo gründlich und umfaſſend werden, wie meine Studien über Taſſo's Tod von W. Smets, die ich vor 7 Jahren in Berlin ſchrieb. Ihr u. ſ. w.

An — — — — —*)

I.

Paris, 11. April 1835.

— Wie ſoll ich mein Stillſchweigen gegen Sie entſchuldigen? Und Sie haben noch obendrein die Freundſchaft, mir die gute Ausrede zu inſinuiren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit geſtehen: ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeſchichte ſaß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit October hat nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbare Beziehung hatte.

---

*) Der Adreſſat der nachfolgenden zweiundzwanzig Briefe war Heine's Geſchäftsfreund in Deutſchland, der alle ſeine Aufträge beſorgte, mit dem er alle ſeine Projecte und Pläne berieth, der aber durchaus nicht genannt ſein will. Heine's Briefe an ihn gehören neben den literariſchen Inhalts an mich gerichteten zu den intereſſanteſten. F. S.

Alles vernachläſſige ich ſeitdem, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und ſo hab' ich wohl oft darüber geſeufzt, daß Sie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das iſt Alles, was ich Ihnen heute zu ſagen habe, denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Comödianten ſchreiben; und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Comödien und meine Comödien als Tragödien auf dem Zettel anzukündigen.

Leſen Sie das hohe Lied von König Salomo, ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann.

II.

Coudry, près le Plesse, 3. Mai 1836.

Seit geſtern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdſeligen Monat Mai — es fiel nämlich dieſen Morgen ein ſanfter Schnee und die Fingerſpitzen zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde ſitzt neben mir vor einem großen Kamine und arbeitet an meinen neuen Hemden, das Feuer übereilt ſich nicht im Brennen, iſt durchaus nicht leidenſchaftlich geſtimmt und verkündet ſeine Gegenwart nur durch einen geringen Rauch.

Ich habe die letzte Zeit in Paris ſehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beſtändige Unbeſtändigkeit der Laune;

nur höchſt ſelten noch denke ich daran, mich nebſt ſie zu vergiften oder zu asphiriren; wir werden uns wahrſcheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lectüre, bei der man vor langer Weile ſtirbt. —

Herr . . . . . hatte ihr ſo viel Rühmliches von meinen Schriften geſagt, daß ſie keine Ruhe hatte, bis ich zu Rendael, meinem Verleger, ging und eine franzöſiſche Ausgabe meiner Reiſebilder für ſie holte. Aber kaum hatte ſie eine Seite darin geleſen, als ſie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verſchließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle darin geſtoßen, und eiferſüchtig wie ſie iſt, will ſie auch nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung einer Anderen gehuldigt haben ſollte; ja, ich mußte ihr verſprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphraſen an erfundene Idealgeſtalten in meinen Büchern richten wollte.

Für Ihre Bemühungen, meine reellſten Intereſſen betreffend, ſage ich Ihnen meinen tiefinnigſten Dank. Meine Finanzen ſind durch die miſerabeln Zeitverhältniſſe in hinlänglich trüben Zuſtand gerathen, als daß ich nicht jede Förderung von dieſer Seite mit Dank anerkennen würde.

(In dieſem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich raſiren will. Ich zittere vor ihrem Meſſer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!) —

Raſirt bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausſtehen in dieſer rauhen Welt, zumal, wenn er ſich nicht ſelbſt raſiren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen. — Auch ſtinken meine Stiefel ganz entſetzlich — man hat ſie dieſen Morgen ſtatt mit Wichſe mit Thran beſchmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Contraſt mit Paris, wo ich noch vorgeſtern Abend das Meiſterwerk von Giacomo (Meyerbeer) zum zehnten Male anhörte. Levaſſeur ſchreit noch wie ein Waldeſel. Welch ein Meiſterſtück! Es wird nur ſchwer, es hinlänglich zu loben. Welch ein Meiſterſtück!

Ich lege Ihnen dringendſt ans Herz, das beſprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältniſſe zu den deutſchen Regierungen werden ſich wohl aufklären, und ſie werden doch am Ende einſehen, daß ſie mir ein poſitives Unrecht thun, daß ſie mir ohne Urtheil und Unterſuchung mein armes Eigenthum antaſten, daß ſie directe Urſache ſind, wenn gewiſſe Leute die größten Beraubungen an mir verüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen, und ſtatt deſſen einen Aufſatz zu meinen Gunſten geſchrieben, den hoffentlich die Allgemeine Zeitung drucken wird. Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin ſicher ſtellen müſſen. Ich bin ganz von allem deutſchen Verkehr abgeſchnitten; ſteht in deutſchen Blättern etwas, was ſich auf meine wirklichen Intereſſen bezieht, ſo bitte ich, mir Nachricht davon zu geben. Ich leſe auch jetzt nicht mal mehr die Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt.

Ich hoffe, das Morgenblatt hat meine zweite florentiniſche Nacht ſchon zu drucken begonnen. Sonntag iſt ſie auch franzöſiſch in der Revue erſchienen. Aus dieſer zweiten florentiniſchen Nacht werden Sie vielleicht erſehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenſchreiben leben könnte. Ehrlich geſagt, dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amuſement. Man muß aber Alles können in ſchlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr ſchreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu ſtark nach Thran. Ihre Abreiſe von Paris war für mich ein trüber Verluſt.

III.

Aix, 5. November 1836.

Sie erhalten dieſen Brief aus Aix, welches die ehemalige Reſidenz der Grafen von Provence und wegen allerlei hiſtoriſcher Geſchichten, die dort paſſirt ſind, ſehr merkwürdig iſt. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reiſe nach Italien im Hafen von Marſeille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der ſpaniſchen Küſte und das Schiff bekam einen Leck.

Es iſt in den Sternen geſchrieben, daß ich dieſen Winter in Paris zubringen ſoll, welches mir ſehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbſucht litt und meine Geſundheit ein milderes Klima rathſam macht.

Auch auf der Seine war ich unlängſt in Gefahr zu erſaufen; das Dampfſchiff ſchlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdeck ſchrieen wie wahnſinnig; ich beruhigte ſie aber, indem ich rief: Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi! — Aber wie durfte ich erſaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Zuſchrift? Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebſter Freund! ich war ſehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit, gar nicht imaginär krank, ſondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Verſprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Carnevalszeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In vierzehn Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich ſehe und höre nichts von Deutſchland, und man könnte mich dort todt ſchlagen, und ich erführe es nicht. Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutſch geſprochen.

IV.

Lyon, 21. November 1836.

Ich bin ſehnlichſt begierig nach Nachrichten aus der Heimath. Ich bitte, ſchreiben Sie mir bald, um ſo mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da Mathilde allzuſehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beſchwatzen laſſe. Aber immer liegt mir Spanien im Sinn, und es zieht mich unwiderſtehlich nach Madrid. Ich will mal den Don Quixote in der Mancha leſen; auch hoffe ich mich im Aſſonanzenbau dort ſehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron C. ſehen, ſo empfehlen Sie mich ihm aufs Freundlichſte; ich habe das höchſte Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, daß er ſeinen Vater auf ſo würdige Weiſe fortſetzt. Uebrigens gedenke ich ihm von Paris aus, im Fall ich mich entſchließe dort zu bleiben, gleich zu ſchreiben. Es iſt nicht meine Schuld, ſondern eine Folge von kummervollen politiſchen und häuslichen Ereigniſſen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, dies zu thun.

V.

Paris, 13. December 1836.

Mathilde läßt ſchönſtens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo ſie während meiner Abweſenheit ihren Wittwenſitz hielt; ich habe vernommen, wie man ſie in Deutſchland verleumdet hat; die Art und Weiſe dieſer Verleumdung macht dem deutſchen Volk große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir ſind ein großes Volk, wir beſpritzen nicht unſere Feinde mit ätzenden Epigrammen, ſondern wir begießen ſie mit deutſcheſtem Unflath.

VI.

Paris, 28. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu viel zu ſchreiben hat, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Style muß ich die höchſten Lobſprüche zollen. Ich bin competent in der Beurtheilung des Styls. Nur bei Leibe vernachläſſigen Sie ſich nicht und ſtudiren Sie immerfort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Leſſing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine. Gott erhalte dieſen letzten Claſſiker! —

Durch Herrn ..... werden Sie den ſchönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie geſtickt. Durch dieſe mühſame und langwierige Arbeit hat ſie mir bewieſen, daß ſie während meiner Abweſenheit ſehr fleißig und alſo auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdeß gewiß ebenſo wenig gefehlt, wie der ſeligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugniß ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daß dieſe Madame Ulyſſes des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran ſie des Tages geſponnen? Das hat ſie dem Alten weiß gemacht, als dieſer ſich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intriguen geſponnen.

Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppiche arbeitete, als ſie wußte, daß ich Ihnen denſelben zum Geſchenk beſtimmte. Wir leben Beide ſehr glücklich,

d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelſtunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe beſitzen müßte, und ich habe ſtets Oppoſition gebildet gegen die Entſagungspoeſie, aber das Platoniſche hat auch ſein Gutes; es verhindert einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu ſchlafen, und jedenfalls iſt es nicht ſehr koſtſpielig.

Auch für die freundſchaftliche Theilnahme, womit Sie ſich für meine pecuniären Intereſſen bemühen, meinen Dank! Das Project, durch eine Ausgabe meiner Geſammtwerke mir in dieſer betriebſamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, iſt gewiß wichtig genug, und will es jetzt auch durchaus executiren. Früher war ich des Geldes nicht ſo bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendſte einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben ſoll, wovon ich Ihnen mündlich ſprechen werde, und der es wohl verdient, daß ich einige tauſend Gulden in die Schanze ſchlage.

Vor etwa zwei Monaten ſchrieb mir die .... Buchhandlung in dieſer Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daß es die alte Buchhandlung dieſes Namens ſei. Nun kommt Herr ....., bringt mir einen perſönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma ſtecke. Ihr zweiter Brief kam etwas ſpät.

Vorgeſtern erhielt ich nun von der .... Buchhandlung einen Brief, worin ſie wieder mich drängt, ihr über den Verlag meiner ſämmtlichen Werke meine beſtimmteſten Bedingungen zu melden, und auch verſpricht, wenn dieſelben nicht exorbitant ſeien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Geſammtausgabe beſtimmte Offerten mittheilen, ſo wäre mir das ſehr lieb; denn wie geſagt, ich habe große koſtſpielige Reiſeprojecte und brauche viel Geld.

Mit den deutſchen Regierungen geſtaltet ſich mein Verhältniß täglich verſöhnender, und ſogar in Preußen haben die höchſtgeſtellteſten Staatsmänner, ja die einflußreichſten, ſich zu meinen Gunſten ausgeſprochen. In Oeſterreich iſt Fürſt Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet ſich für mich. Ohne daß ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Ueberzeugung zu ſprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwollen zurück. Freilich, ſie wiſſen, wie ſchlecht ich ſtehe mit den Jacobinern, und wie mein Streben kein politiſch-revolutionaires iſt, ſondern mehr ein philoſophiſches, wo nicht die Form der

Geſellſchaft, ſondern ihre Tendenz beleuchtet wird. — Sagen Sie mir, was es Literariſch-Neues gibt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, ſo ſehe ich nur Franzoſen, und wenn ich ſie ſchließe, ſehe ich wieder gar Nichts.

VII.

Paris, 1. Februar 1837.

Ueber den Verlag meiner ſämmtlichen Werke habe ich noch nichts Beſtimmtes verhandelt, und in dieſer Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiſeplan mich nöthigt, hierüber endlich ſo bald als möglich ins Reine zu kommen, nicht eigentlich ſowohl, weil ich des Geldes ſo ſehr bedürfte, als vielmehr, weil ich dieſem Geſchäfte eine gewiſſe Zeit weihen müßte und für eine gewiſſe Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von ſehr wichtigen Verhältniſſen für den nächſten Sommer ſehr ferne und lange in ſehr weiter Ferne feſtgehalten werde.

Bei der Kenntniß meines antidemagogiſchen Weſens werden Sie wiſſen, daß meine Mißverſtändniſſe mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Friſt, doch immer ſehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieſer Hinſicht Nichts riskirt.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängſt in einem Journal eine Aeußerung wiedergefunden, die mir wohl im Geſpräch mit Herrn ..... entfallen. Hat dieſer Etwas über mich geſchrieben und was? Ueberhaupt was gibt's Neues, was mich intereſſiren könnte?

VIII.

Paris, 11. Februar 1837.

— — Wenn Sie die Grippe nicht haben, ſo rathe ich Ihnen, den Göttern dafür auf's Schönſte zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieſer charakterloſen Juſte-Milieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben ſcheint, wodurch man weder leben noch ſterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poeſie.

In dieſer widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigſten Intereſſen nehmen, doppelt erfreulich ſein! Ich ſchreibe vorerſt nach .... an meinen Freund C. einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs Zarteſte beizubringen ſuche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in dieſem Augenblick nicht ſehr genehm wäre. Sie kennen den Mann und verſtehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht ſchulde ich ihm nur einige hundert Francs, was ich bei der Abrechnung erſehen werde, die ich ihm ſchon ſeit ſechs Monaten abfordere. Es iſt freilich für mich von größtem Werthe, das Geſchäft ſo bald als möglich abzuſchließen, damit ich meine großen Reiſeprojecte deſto ſchneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rückſichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von N. iſt verdammt niedrig; die Bedenklichkeit hinſichtlich Preußens macht mir jedoch die wenigſte Sorge, und ſo denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenſeitige Conceſſionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur ſo viel: Sein gerader, ehrlicher, beſtimmter Brief hat mir ſehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geſchäft recht bald und zu beiderſeitiger Freude abzuſchließen. Ich laſſe ihn bitten, unterdeſſen gar nicht davon zu ſprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt ſchreibe, bemerklich ſein wird, nicht mißdeutet werden mag.

IX.

Paris, 28. Februar 1837.

Herr X. war hier und ſechsmal vergeblich in meinem Logis, konnte mich nicht ſprechen (weil ich gar keinen Deutſchen annehme), ſchrieb mir endlich, daß er bald abreiſe und reiſte ab, ohne daß ich ihn ſah. Jetzt höre ich, daß er ein ſehr ordentlicher Menſch ſei, und vielleicht ſchreibe ich ihm dieſer Tage ſelber, daß ich bedauere, ihn nicht geſehen zu haben.

X.

Paris, 10. April 1837.

— — In Beziehung auf meinen letzten Brief ſende ich Ihnen anbei einige Zeilen für .... Ich glaube doch, das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung deſſen, was ich ihm in dieſem Jahre liefere, ſchon jetzt Geld nehme. Vergeſſen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf ſein Haus zu traſſiren. Vergeſſen Sie das nicht.

An den Grabbe habe ich bereits Hand gelegt, aber ich will nicht weiter ſchreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen geleſen.

Von Berlin noch keine beſtimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Project will ich wahrlich nicht ſo leicht aufgeben.

G.'s Scandalſucht iſt ſehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

XI.

Granville, 2. Juni 1837.

— — Zentnerſchwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillſchweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich ſage — Wir. Sie haben mir in jüngſter Zeit zu viel thätige Freundſchaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergeſſen könnte. Ich hätte Ihnen auch längſt geſchrieben, wenn ich nicht beabſichtigte, Ihnen zu ſagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag ſchob ich die Reiſe auf, und erſt heute kann ich Ihnen ſagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adreſſe: Mr. Heine, poste restante à Granville, richtig antreffen oder auffinden.

Seit einigen Wochen habe ich Paris verlaſſen und durchſchwärme die Bretagne, theils des Fiſchfangs wegen, theils auch um die Küſten kennen zu lernen, die für den Geſchichtsforſcher, beſonders in Betreff des Vendéekrieges intereſſant ſind. Ich ſtudire gern Geſchichte an Ort und Stelle.

Mathilde hat es dieſes Jahr durchgeſetzt, mit mir zu reiſen, ſtatt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die ſchöne Jahreszeit zu genießen; aber dieſe Begleitung hat viel Beſchwerliches wegen der Wildheit der theueren Perſon, wodurch ich mich beſtändig ängſtige.

Ich ſchreibe dieſen Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an Auguſt Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verſchiedenheit des franzöſiſchen und deutſchen Theaters rede.

Jch höre und ſehe Nichts aus Deutſchland, leſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Blätter und erhalte keine literariſchen Nachrichten. Jſt mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? **Was ſagt man zu Letzterer? Bitte, bitte, ſchreiben Sie mir bald und viel! Sie verſtehen mich.**

XII.

Paris, 18. September 1837.

Im Moment meiner Abreiſe von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für ihre freundſchaftliche Theilnahme, die ſich in jeder Zeile deſſelben ausſpricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabſichtigte, um ſo bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu conſultiren. In Rouen konnte ich faſt gar nichts mehr ſehen, die Pupille des rechten Auges war faſt ſo groß, wie die ganze Iris, und ich fürchtete ſchon das Schlimmſte. Aber durch eine achttägige Cour bin ich hier, unter Behandlung des Dr. Sichel, ſo weit wieder hergeſtellt, daß ich ganz klar ſehe, nur noch an Augenſchwäche leide, und wenig leſen und noch weniger ſchreiben kann. Welch ein ſchreckliches Unglück iſt die Blindheit!

XIII.

Paris, am Jahrestag der Schlacht bei
Leipzig im Jahre der Gnade 1837.

Liebſter Freund! Aus Ihrem letzten Briefe erſah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergeſtellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unſern armen D. geſchrieben werden, über den honetteſten Lügner und ehrlichſten Aufſchneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich ſehr betrübt.

Dieſen Morgen höre ich mit Erſtaunen, daß der Herr Wiehl einen Muſenalmanach mit mir herausgebe. Widerſprechen Sie doch dergleichen überall, ebenſo, daß jener Monſieur nicht merkt, daß ich ſelbſt dieſen Widerſpruch provocirt; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens ſteht er mir ſehr fern; nur beſucht hat er mich einigemal.

M. freute ſich kindiſch über die Nachricht, daß Sie im Januar hieher kämen. Ich freue mich, ſobald ich Sie wirklich hier ſehe. Wir leben eingezogen und ſo halb und halb glücklich; dieſe Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen, es iſt deshalb heilſam, dergleichen vorher zu wiſſen, um nicht vom dunkelen Augenblicke bezwungen zu werden.

XIV.

Paris, 4. Dezember 1837.

Der nächſte Zweck dieſer Zeilen iſt, Ihnen einliegenden Artikel zu ſchicken, welcher den 30. November in der Preſſe erſchienen iſt und vielleicht als das Beſte betrachtet werden kann, was ein Franzoſe über ein deutſches Buch zu ſagen im Stande war. Ich glaube aber, auch in Deutſchland iſt nie geiſtreicher über die Reiſebilder geſchrieben worden. Einer der hieſigen Deutſchen wollte den Artikel für ein deutſches Journal überſetzen, aber er verſteht ſo wenig vom franzöſiſchen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte. Ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm verſprochen, ſo lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er auf's Beſte in's Deutſche überſetzt und abgedruckt werden. —

Für die Ueberſendung der Aushängebogen danke ich. Es ſind gräßliche Druckfehler darin. Am Ende eines der erſten Briefe hat .... das Hundegebet geſtrichen, und ſomit iſt die feinſte Witzintention verloren worden. Das Ganze ſchließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ, ſtatt des Accuſativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber iſt es nicht ſchön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ ſetzen.

Auf dem hieſigen Theater gibt es nichts Vorzügliches, außer etwa Rita l'Espagnole, welches unterhaltſam. — Den Spinoza habe ich erhalten und danke recht herzlich für dieſe Zuſendung. Der erſte Band hat mir ungemein zugeſagt, der zweite ſchon weniger. Der Verfaſſer hat viel Geiſt, viel Talent der Darſtellung, nicht viel Poeſie.

Schreiben Sie mir nur recht bald und recht viel Neues. Seit das deutſche Leſekabinet vernichtet iſt, erfahre ich doch ſchon mehr Heimiſches als damals.

Grüßen Sie gefälligſt Frau ..., die würde ſich wundern, wenn ſie mich ſähe, ſo fett bin ich geworden. — Wiſſen Sie mir kein literariſches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groſchen gewönne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anſtändig unterhalten.

XV.

Erſter Januar 1838 um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutſchen beſchäftige ich mich bereits ſeit 2 Monaten mit der Ausführung eines Almanachprojects, und es war zuerſt die Rittner'ſche Kunſthandlung, mit welcher ich es auf das Brillanteſte zu realiſiren gedachte, aber von Rittner mußte ich abgehen und vor 14 Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillanteſten Keepſak, den je die deutſche Welt geſehen, und wozu mir bereits große Summen bewilligt ſind. Da der Keepſak nur belletriſtiſchen Inhalts und Geiſtes, glaube ich nicht, daß Preußen den verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel ſtelle. Schlimmſten Falls iſt an dem Verbote nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft.

Oeſterreich, mein theures Oeſterreich aber deſto mehr! Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu ſo großer Popularität gelangt und in dieſen Ländern ſo viel deutſche Bücher Abſatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger. Uebrigens koſtete es mich nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundſatz des laisser venir, theils die Angſt, man könnte die harmloſeſte Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf dieſen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beſchwichtigen.

Soviel in der Eile! Ende dieſer Woche mehr, denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehrere Stunden reiſen, um Mathilde zu beſuchen. Sie wurde jüngſt ſo krank und dabei ſo eigenſinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daß ich ſie in ein maison de santé einſperren mußte, welches an der Barrière St. Jacques gelegen iſt. Was man ausſteht! Ihre Grüße habe ich beſtellt, und ſie freut ſich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu ſehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energiſche Maaßregeln genommen, ſie wäre mir geſtorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder ſchreiben müſſen Sonderbar — die glückliche Liebe ſchreibt gar keine Verſe; kaum erlaubt ſie einem, in Proſa zu ſchreiben.

Daß .... mir das Hundegebet geſtrichen, entſtellt ſehr, iſt ſehr verdrießlich, der alte .... hätte es nicht gethan; der hielt viel auf mich, und ich werde ihn nie vergeſſen. Wir wollen ſehen, wie der junge .... ſich gegen mich ſtellt, ob er lau oder gar Parthei nimmt.

Iſt in der Vierteljahresſchrift ein intereſſanter Artikel gegen mich, ſo bitte ich Sie ſehr, ſchicken Sie mir dieſelbe per Kreuzband.

Herr B.... hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld, ich werde auch ſchon dieſen kleinen Kläffern, die ſich den Schein geben, mich anzulecken und mich doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

XVI.

Paris, 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu beſitzen, dem wir unſere materiellſten Intereſſen offenbaren können, ohne zu befürchten, daß er das Geiſtige, das Ideale, das ſich darunter verbirgt, verkennen möchte! welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich ſo vieles gar nicht nöthig habe, Ihnen zu ſagen, daß wir nur Außendinge zu beſprechen haben, im Weſentlichen aber uns ſchweigend verſtehen!

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine »Pariſer Zeitung« herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, andererntheils, daß ich in dieſem Krieg eine formidabele Baſtion aufzurichten gedenke, von wo aus ich meine Kanonen am beſten ſpielen laſſen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küſſen) und nicht mehr auf dem politiſchen, ſondern literariſchen Felde werde ich jetzt meinen Flammberg ſchwingen.

Wie es nun mit dieſer zu errichtenden deutſchen Pariſer Zeitung eigentlich ſteht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon ſeit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverſtändniſſe mit den deutſchen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußiſchen Regierung wollte ich nicht kommen, das erlaubte mein Selbſtgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren

Vorurtheilen zurückkehren würde, und ich mit Würde ſie anreden dürfte. Dieſe Stunde hat geſchlagen.

Unter dieſen Umſtänden habe ich vor etwa 14 Tagen einen der Höchſtgeſtellten der Preußiſchen Regierung freimüthig angegangen mit dem Geſuche: ob man einer deutſchen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußiſchen Staaten erlauben würde? In etwa 8 Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieſer Seite zu erwarten habe.

Ganze Unpartheilichkeit habe ich verſprochen — ſind die Leute klug, ſo verſtehen ſie, daß ich nicht mehr verſprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigſten politiſchen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußiſchen

Intereſſen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortſchreitet, in mir einen Alliirten finden und die Beförderung eines Journals als ſeinen Vortheil erkennen. Daher von dieſer Seite die Verſtändigung eingeleitet und leicht geſichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, ſo darf ich mir ſchmeicheln, eine Combination ausgefunden zu haben, wodurch ſie alle beſtehenden Blätter übertrifft und ſich auf's Großartigſte geltend machen kann. Seit 10 Jahren ſtudire ich den Organismus der Preſſe in allen Ländern, und ich kann doch behaupten, Niemand iſt ihren Geheimniſſen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Perſonal und die Reſſourcen der Tagespreſſe ſo genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichſte zu leiſten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieſer Hinſicht gelernt habe.

Da Paris hauptſächlich durch ſich ſelbſt, aber auch durch ſeine Stellung zwiſchen London und Madrid noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politiſchen Facts und Raiſonnements ſein wird, ſo iſt eine deutſche Zeitung, die von hier direct nach Deutſchland kommt, für das dortige Publicum wichtiger, als die Blätter, deren Pariſer Correſpondenzen dem Verdacht des Daheimfabricirten ausgeſetzt ſind und nicht ſelten von den ſchlechtgewählteſten Correſpondenten mitgetheilt werden.

Wie kann man von Deutſchland aus die Pariſer Correſpondenten controliren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daß der Correſpondent in Paris ſeine Correſpondenz ſich von der hieſigen Polizei extra bezahlen läßt, ſie ſonſtig zu Eigenzwecken exploitirt, oder auf Reiſen gegangen und unterdeſſen die Correſpondenz von dem erſten beſten Lumpian beſorgen läßt, oder gar verrückt geworden iſt, wie der .... Correſpondent der Allgemeinen Zeitung. Statt daß dieſe bei ihrer Pariſer Correſpondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatintereſſes unterworfen, gebe ich noch viel mehr Correſpondenzen täglich, die ſicher und ſurveillirt ſind — ſo z. B., daß jedes Blatt mit 3—6 wohlgewählten Correſpondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür ſorgen, die franzöſiſche Correſpondenz der Allgemeinen Zeitung nicht blos glänzend zu überflügeln, ſondern in ihrer klatſchthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, ſehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redacteur und Chef der Pariſer Zeitung nenne — Jeder verſichert mir, daß der Name ſie nicht blos auf's Brillanteſte und von ſelbſt annonciren wird, ſondern auch Zutrauen und Abſatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie ſchon beim erſten Gerüchte, daß ich eine deutſche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannſchaft zujubelte, wie Jeder ſich gern unter meine Fahne ſtellen will, und wie man mich als den legitimſten Träger eines ſolchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Reſſourcen meines Talents, rechne ich auf die Hülfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntniß dieſer geheimſten Parthie des Journalismus bieten.

Seit nämlich einer meiner beſten Freunde ein Annoncenbureau geſtiftet, und ich auch mit anderen Franzoſen, die das Annoncengeſchäft treiben, viel zuſammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, faſt ganzen Theil der Koſten zu decken, und ſogar bei einem ganz neugeſtifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen — mit einem Wort, ich bin in der

Ligue des Annoncencourtiers. Geſtern noch (eben unterbricht mich mein Barbier) geſtern morgen noch wollte jemand den für Annoncen beſtimmten Raum des Journals für jährlich 50,000 Franken pachten.

Früher ward mir angeboten, gleich beim Erſcheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncencourtier theilen wollte, ſo daß ich im erſten Jahre, wo neu entſtehende Journale ſehr wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganzgefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen; dieſe Materie iſt ſehr verwickelt, und der deutſche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, iſt dennoch ganz unwiſſend in den Raffinements, die ſeit einigen Jahren hier ſtatt finden.

Hier werden Journale geſtiftet, wo die natürlichen Koſten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Abſatz ſich ſteigert, noch immer Schaden gemacht wurde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. la Presse verdient jetzt ſchon jährlich 100,000 Francs an Annoncen.

Der einzige bedenkliche Punkt bei Stiftung des neuen Journals iſt der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welches den Zeitungspreis ſo entſetzlich vertheuert, nämlich um 18 Francs den Jahrgang eines Exemplars, daß mir das Herz in die Hoſen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbſtvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponirt ſteht, in tiefſter Seele zittere.

Ich ſoll nämlich mit meiner Ehre gut ſtehn für das Gelingen, nämlich wenn die mir anvertrauten Capitalien zum Theil verloren gingen, wäre ich, wie ſchuldlos ich auch ſei, in der öffentlichen Meinung compromittirt — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz poſitiv ſicher bin — und dieſe Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu ſchreiben.

Ich bin nämlich auf eine Combination gerathen, wobei erſtens der Preis der Zeitung nicht mehr ſo groß iſt, und zweitens ich ſelber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariſer Zeitung (wegen Stempel und Porto) nicht unter 50 Francs jährlich dem deutſchen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Francs monatlich als Redacteur en Chef, ſonſt aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Koſten — nur die Inſertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutſches Publikum einen ſolchen Preis zahlen? Kann man auf ſehr großen Abſatz rechnen bei ſolchem Preiſe? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieſer Ungewißheit projectire ich Folgendes, um ganz ſicher zu gehen:

Die Pariſer Zeitung wird in Paris geſchrieben, in Paris redigirt, in Paris iſt ihr Redactionszimmer und auf der deutſchen Grenze iſt eine Preſſe, wo ſie gedruckt und von wo aus ſie expedirt wird. Die Execution dieſes Projects iſt keinen großen Schwierigkeiten, aber ſehr vielen Details unterworfen; über dieſe ſpäterhin; auch kann ich ſie noch nicht genau beſprechen, da ich den Grenzort, wo ſie zu drucken, noch nicht genau beſtimmen kann.

Doch um Ihnen von der Execution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, ſetze ich den Fall, die Zeitung ſolle in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigirte ausländiſche Parthei des Journals, die Tagescorreſpondenzen und

Briefe aus England und dem Weſten um 6 Uhr Nachmittags von Paris mit der Poſt abgehn nach Straßburg, wo Jemand das Paquet gleich von der Poſt abholt und nach Kehl hinüber nach der Druckerei trägt, wo ſie in die ſchon zum Theil mit deutſchen Nachrichten und ſonſtigen ſtehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, ſo daß dieſe, wenn die Poſt von Kehl abgeht, glücklich nach Deutſchland expedirt wird.

Auf dieſe Weiſe würde meine deutſche Zeitung der franzöſiſchen (die in Paris ſo lange vor Abgang der Poſt gedruckt) immer den Vorſprung abgewinnen. In derſelben Weiſe beſorgt man die mit deutſchen Nachrichten auf's Friſcheſte verſorgte Zeitung nach Paris, wo ſie wegen der hieſigen Correſpondenzartikeln und deutſchen Nachrichten Intereſſe findet.

Da die Zeitung überdies mehr für deutſchen Abſatz berechnet iſt, ſo iſt die ſchnelle Beförderung der Pariſer Correſpondenz nach Deutſchland die Hauptſache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze iſt; der Redactionsort wird für die Leute die Hauptſache ſein, ſie erhalten eine in Paris geſchriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß ſie in Kehl gedruckt iſt, ſo finden es doch die Klügeren im Publikum ſehr begreiflich, daß dergleichen geſchieht, um die Nachrichten ſchneller zu befördern — es heißt dann, man ſchicke ſie immer mit einem Courier (Stafette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geſchehen muß. Auch kann man verſchützen: man müſſe die Zeitung auf deutſcher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutſche Staaten keine Schwierigkeiten entgegengeſetzt würden; und in der That, dieſe werden dadurch zum Theil gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Execution dieſes Projects ſteht wenig zu riskiren und enorm viel zu gewinnen.

Zu ſchriftlichen Unterhandlungen iſt keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen ſtattfinden, da Leute hier ebenfalls mit ſolchen Projects ſich herumtragen, die, kämen ſie mir zuvor, zwar keine Seide ſpinnen werden, aber das Project präjudiciren könnten.

Es iſt der miſerable B., der bei der franzöſiſchen Polizei um Unterſtützung für eine deutſche Zeitung herum intriguirt, als Redacteur en Chef den unglücklichen P., der ſich bei der untergegangenen Monde ausgezeichnet, mit ſich herumſchleppt, und außerdem einen berüchtigten Börſenſpieler als Hauptactionar in ſeine Intereſſen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgibt.

Mathilde iſt auf der Beſſerung, geſtern iſt ſie zuerſt wieder aus- und mit mir nach der Opéra comique gegangen. Nachdem ſie ſich in ihr maison de santé zurückbegeben, ging ich auf die Redoute, wo ich bis 5 Uhr mich müde, todtmüde lief, ſo daß ich heute vor Ermattung kaum ſchreiben kann. Ueberhaupt habe ich die ganze Woche dem Carneval gehuldigt. Das iſt auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von Pſizer (in der Vierteljahrsſchrift) noch nicht ganz geleſen. Was wollen Sie, ich habe erſt den Anfang geleſen, und finde ihn gar nicht giftig, ſondern *nur ſchlecht* geſchrieben.

XVII.

Paris, 6. März 1838.

— — In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden:

1) daß mir von Berlin der erfreulichſte Beſcheid zugekommen,

2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in Oeſterreich zu ſichern. In überraſchender Weiſe finde ich ſogar von dieſer Seite die größte Zuvorkommenheit.

Schon in ſeiner erſten Geſtalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, hätte das Project die glänzendſten Auſpicien; nach neuen Combinationen habe ich ausgefunden, daß in dieſem Falle die Koſten geringer ſind als ich zuerſt meinte.

XVIII.

Paris, 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend ſich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf beſtimmtere Antworten von Berlin; dann ſollte Jemand ſchon vor 10 Tagen nach Berlin reiſen, der meine Sachen gewiß in Ordnung gebracht hätte, und durch ſonderbares Mißgeſchick noch nicht abreiſen konnte. Endlich ließ ſich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Poſitives ſagen — daher mein Stillſchweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojecte zuſchreiben, oder gar als eine Aufgabe derſelben betrachten dürfen.

Ich halte meine Idee, wie ich ſie Ihnen mitgetheilt, als die ingenioſeſte Combination feſt, nämlich die Herausgabe einer deutſchen Pariſer Zeitung, deren Redaction in Paris und deren Druckort an der Grenze wäre, und die alſo weder Stempel, noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Anſehn einer Pariſer Originalzeitung genöſſe und alle übrigen deutſchen Zeitungen durch größere Hülfsmittel überflügeln könnte.

Daß ich dieſer Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder Redacteur en Chef zufüge, iſt nicht die Hauptidee, ſondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daß ich von den deutſchen Regierungen ob meines Namens chicanirt würde, weiß ich Mittel, dieſe Chicanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeſte einzubüßen.

Wegen des Herrn v. B. ſeien Sie außer Sorge. Dieſer und der Lumpian ....., welcher ſich wegen des Bankerottes der Monde noch nicht öffentlich ſehn laſſen darf, haben ſich aſſociirt, behaupten, ein gewiſſer Herr v. M. habe ihnen Geldunterſtützung zur Errichtung der Zeitung zugeſichert, (woran kein wahres Wort iſt). Die preußiſche Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt, (was ebenfalls eine plumpe Lüge) und alles dieſes, um ſchon auf Rechnung der künftigen Zeitung hier und da Geld zu borgen und ihr armſeliges Leben zu friſten.

Sie kennen ja dieſen Menſchen; in Berlin weggejagt wegen ſchlechter Streiche, wurden ihm in Algier die Epaulette abgeriſſen. Der Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr geſtohlen; von der hieſigen Polizei hat er ſich als Agent provocateur bei den deutſchen Handwerkern gebrauchen laſſen, kurz der verworfenſte und zugleich der gefährlichſte Menſch — daher meine Behutſamkeit.

Dieſer Tage ſchreibe ich Ihnen einen Zettel für C.; es iſt weitläufig zu erzählen. Iſt C. mir gewogen, wie ſein guter Vater, ſo ſoll er ſich meiner zu freuen haben. Will ſehen.

XIX.

Paris, 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Octbr. hat mir vor 14 Tagen unſer liebenswürdiger Freund V. überbracht, und ich darf Ihnen verſichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohlthut. Wenn ich Ihnen nicht regelmäßig antwortete, ſo iſt der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug zu glauben, daß wir uns auch ohne Correſpondenz verſtehen.

Ich brauche Ihnen nicht erſt lang auseinander zu ſetzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder mißbillige. Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundſchaft. Aber ehrlich geſtanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal die Achſel zucken über die Schwäche, womit Sie aus ſ. g. Rückſichten der Poſition mit Menſchen ſich alliirten, die an jedem freundſchaftlichen Verhältniſſe wie Ratten nagen und es vergiften — Menſchen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundſchaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtragen. Und Sie, ein Menſchenkenner, Sie konnten ſich verbinden mit einem . . . . ., dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vorn herein gram, wegen der Paar ſilbernen Löffel, die man Ihnen nachſagt? — —

Campe druckt jetzt die vierte Auflage der Reiſebilder, die er, wie wir wiſſen, zu ſo vielen Tauſenden aufgelegt. Und vom Buch der Lieder, worin dieſelben Gedichte, die in den Reiſebildern, geht die dritte Auflage raſend ab.

Ich erwähne das, um Sie in die geheimſten Karten ſchauen zu laſſen. Daraus werden Sie erſehen, weßhalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner

Feinde ſchweigen konnte. Mögen ſie ſich immerhin einbilden, ich fürchte ſie — ein Centner Arſenik fürchtet ein Loth Grünſpan.

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen blos ſagen, daß ich mich auf Ihre Hierherkunft freue. Ach! laſſen Sie dieſes Project nicht zu Waſſer werden!

Wenn Sie hierher kommen, ſollen Sie auch eine Zeichnung meiner Viſage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Menſch und zuverläſſiger als die Verbündeten, die Sie ſich jetzt aufgeſackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich.

XX.

Granville, 31. Auguſt 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider ſchickte man mir ſie nicht sous bande, ſondern in einem Brief, ſo daß ich 17 Francs und 6 Sous dafür zahlen mußte, wodurch ich faſt vor Schrecken geſtorben und noch krank bin, ſo daß ich deßhalb die Seebäder brauchen muß. Heute freilich befinde ich mich ſehr wohl und heiter, und iſt es nun das ſchöne Sommerwetter oder das glänzend ſtolze Selbſtgefühl, eine koſtbare Stimmung beſeelt mich in dieſem Augenblicke, wo ich dem alten Freund die Hand ergreife und ihn um einen Dienſt, um einen Liebesdienſt angehe. In heſtigen Lebensnöthen habe ich Sie immer ſo hülfreich und thätig für mich gefunden.

Heute ſind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerſtören Sie auch manche Mißempfindung, die Andere mir einflößen.

Jetzt erfahre ich, daß G. bei dem Erſcheinen meines Buches über Börne das ganze Arſenal ſeiner Hinterliſt aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, und das Buch, was er ſelber über denſelben Gegenſtand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er ſich Campe's zu bemeiſtern und ihn zu meinem Nachtheile auszubeuten wußte.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamie es gibt, die ich Ihnen erzählen werde, ſobald ich Sie wiederſehe; denn es iſt mir immer, als erwartete ich Sie für den nächſten Tag. Doch Sie kennen die hamburgiſchen und überhaupt die literariſchen Cloaken Deutſchland's zu gut, um nicht das Meiſte zu errathen.

Bei der Anarchie unſerer Tagesblätter wird es dem edlen N. leicht gelingen, durch ſeine Rotte in den deutſchen Zeitungen eine Menge perfider Artikelchen gegen mich einzuſchmuggeln.

Dieſem Unfug ſollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlaſſe ich die Art und Weiſe. Ich lebe im Auslande, ſtehe in keinem literariſchen Verkehr, mit Niemand, bin ganz iſolirt, und die anonyme Preſſe kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. Handeln Sie alſo ſchnell, jede Zögerung bringt Gefahr.

Mathilde iſt eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unſer Eheſtand iſt ebenſo moraliſch wie der beſte in Krähwinkel.

In dieſem Augenblicke erſcheint bei Campe der vierte Theil des Salons, ein Buch, dem ich mehrere ſehr gute Gedichte und die Theaterbriefe einverleibt habe.

Ich bleibe etwa noch 8 Tage hier, durchſtreife dann die Bretagne und in 15 Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber ſelber.

XXI.

Paris, 13. October 1841.

Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erſt heute antwortete, ſo liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, ſeit ich meine Badekur in den Pyrenäen ſo traurig unterbrach, an dem alten Uebel ſehr leidet. Ja, letzteres hat ſich ſo verſchlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte unterſagt hat.

Meine Feinde rechneten nicht blos auf meine Abweſenheit, ſondern auch auf meinen kranken Zuſtand, als ſie das ſchändliche Complott gegen mich losließen, das ich Gottlob ſo gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büberei einſieht, ebenſogut wie die Verſtändigen im Publikum, das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, und in dieſer Beziehung iſt es gewiß gut, wenn noch etwas geſchieht, um die ganze Scheußlichkeit des Preßfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten.

Zu meiner höchſten Freude erhielt ich dieſer Tage den beiliegenden Artikel der Breslauer Zeitung, der mir ganz aus der Seele geſchrieben, obwohl ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß. Leider iſt dieſes Blatt im Süden nicht ſehr verbreitet, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern, am liebſten wäre mir der Nürnberger Correſpondent, dieſen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfaſſer noch keine Kunde gehabt zu haben ſcheint. Selbſt wenn der Wiederabdruck Ihnen etwas koſten ſollte, müßte es geſchehn, und ich will Ihnen gern das vergüten; nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inſerat iſt. Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, iſt ſo groß, daß ich meine Freunde angehen muß, ſich in der deutſchen Preſſe jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunſten zu regen.

Ich ſtehe ganz allein; aber ich habe etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringſte zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen laſſen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müſſen, die in ſich ſelbſt zerfielen. —

Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunſch, zu Ihnen nach Deutſchland zu kommen; er läßt ſich jetzt nicht ausführen.

Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathilden's Poſition in der Welt zu ſichern, in die Nothwendigkeit geſetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieſes eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis einer von uns Beiden getödtet, iſt gewiß gefährlicher als der kurze Holmgang mit Salomon Strauß aus der Frankfurter Judengaſſe! — Welche Fülle von Intriguen und Bosheiten von dieſer Seite gegen mich ſeit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. Damaskus iſt wahrlich kein Mährchen!

Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiederſehen möchte; ich hätte bald die Augen zugemacht für immer.

Dieſer Tage bin ich eingezogen, und meine Adreſſe iſt jetzt H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne ſehr hübſch, und es ſieht ſehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutſchen Dichter zu ſein.

XXII.

Paris, 17. October 1842.

Soeben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er ſich nämlich beklagt, daß er in deutſchen Blättern ſo hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Uebertriebenes gemeldet, denn ich kann mir's gar nicht denken, daß dergleichen der Fall ſei. Er verdient es wahrlich nicht; er iſt ſo gut und wacker! Ich lieb' ihn ſehr, und dieſe Liebe für einen Freund treibt mich, dem andern Freunde zu ſchreiben.

Meine Frau läßt grüßen. Sie treibt heute ihre Hauswirthſchaft mit vielem Geräuſch. In dieſem Augenblick zankt ſie mit der Magd. Sie iſt durchaus keine ſtille Seele, wird aber täglich korpulenter.

An Auguſt Lewald *).

I.

Paris, ... 1836.

— — — Seit October hat nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, niemanden ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und ſo habe ich oft dar-

---

*) Lewald hatte ihn um Mittheilung eines Fragments einer dramatiſchen Dichtung aus ſeiner Feder gebeten für die von ihm damals herausgegebene „Allgemeine Theaterrevue." Er ſagte für die Folge zu, ſchloß aber den Brief mit obigen Zeilen, die ſich auf eine ernſte Neigung beziehen, welche ſich dazumal zu entwickeln begann und ihn ſogar ſeinen Freunden und ſeiner literariſchen Beſchäftigung entzog.

über geſeufzt, daß ſie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich nicht gelangen. Und das iſt alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte. Warten Sie nur; in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Comödien und meine Comödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Leſen Sie das hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann.

II.

.... Mai 1837.

— — — Ich habe in einem früheren Briefe ausgeſprochen, daß es nicht der politiſche Zuſtand iſt, wodurch das Luſtſpiel in Frankreich mehr als in Deutſchland gefördert wird. Daſſelbe iſt auch der Fall in Betreff der Tragödie. Ja, ich wage zu behaupten, daß Frankreichs politiſcher Zuſtand dem Gedeihen der franzöſiſchen Tragödie ſogar nachtheilig iſt.

Der Tragödiendichter bedarf eines Glaubens an Heldenthum, der ganz unmöglich iſt in einem Lande, wo Preßfreiheit, repräſentative Verfaſſung und die Bourgeoiſie herrſchen. Denn die Preßfreiheit, indem ſie täglich mit ihren frechſten

Lichtern die Menſchlichkeiten eines Helden beleuchtet, raubt ſeinem Haupte jenen wohlthätigen Nimbus, der ihm die blinde Verehrung des Volks und des Poeten ſichert.

Ich will gar nicht einmal erwähnen, daß der Republicanismus in Frankreich die Preßfreiheit benutzt, um alle hervorragende Größen durch Spöttelei oder Verleumdung niederzudrücken und alle Begeiſterung für Perſönlichkeiten von Grund aus zu vernichten. Dieſe Verläſterungsſucht wird nun außerordentlich unterſtützt durch das ſ. g. repräſentative Verfaſſungsweſen, durch jenes Syſtem von Fictionen, welches die Sache der Freiheit mehr vertagt, als befördert, und keine große Perſönlichkeiten aufkommen läßt, weder im Volke, noch auf dem Throne. Denn dieſes Syſtem, dieſe Verhöhnung wahrer Vertretung der Nationalintereſſen, dieſes Gemiſch von kleinen Wahlumtrieben, Mißtrauen, Keifſucht, öffentlicher

Insolenz, geheimer Freiheit und officieller Lüge, demoraliſirt die Könige ebenſo ſehr als die Völker.

Hier müſſen die Könige Comödie ſpielen, ein nichts ſagendes Geſchwätz mit noch weniger ſagenden Gemeinplätzen beantworten, ihren Feinden huldreich lächeln, ihre Freunde aufopfern, immer indirect handeln, und durch ewige Selbſtverleugnung alle freien, großmüthigen und thatenluſtigen Regungen eines königlichen Heldenſinnes in ihrer Bruſt ertödten.

Eine ſolche Verkleinlichung aller Größe und radicale Vernichtung des Heroismus verdankt man aber ganz beſonders jener Bourgeoiſie, jenem Bürgerſtand, der durch den Sturz der Geburtsariſtokratie hier in Frankreich zur Herrſchaft gelangte, und ſeinen engen, nüchternen Krämergeſinnungen in jeder Sphäre des Lebens den Sieg verſchafft. Es wird nicht lange dauern, und alle heroiſchen Gedanken und Gefühle müſſen hier zu

Lande, wo nicht ganz erlöſchen, doch wenigſtens lächerlich werden.

Ich will bei Leibe nicht das alte Regiment adeliger Bevorrechtung zurückwünſchen; denn es war nichts als überfirnißte Fäulniß, eine geſchminkte und parfümirte Leiche, die man ruhig in's Grab ſenken, oder gewaltſam in die Gruft hineintreten mußte, im Fall ſie ihr troſtloſes Scheinleben fortſetzen und ſich allzu ſträubſam gegen die Beſtattung wehren wollte.

Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, iſt noch viel fataler. Und noch weit unleidlicher anwidern muß uns dieſe ungefirnißte Rohheit, dieſes Leben ohne Wohlduft, dieſe betriebſame Geldritterſchaft, dieſe Nationalgarde, dieſe bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederſtößt, wenn du etwa behaupteſt, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlenſinn, nicht dem hochbeſteuerten Rechnentalente gebührt, ſondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft.

Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution ſo unermüdlich vorbereitet, ſie würden erröthen, wenn ſie ſähen, wie der Eigennutz ſeine kläglichen Hütten baut an die Stelle der niedergebrochenen Paläſte, und wie aus dieſen Hütten eine neue Ariſtokratie hervorwuchert, die, noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend, ſich zu rechtfertigen ſucht, ſondern nur in Erwerbniſſen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den ſchmutzigſten Laſtern verdankt, im Geldbeſitz ihre letzten Gründe findet.

Wenn man dieſe neue Ariſtokratie genau betrachtet, gewahrt man dennoch Analogien zwiſchen ihr und der früheren Ariſtokratie, wie ſie neulich kurz vor ihrem Abſterben ſich zeigte. Der Geburtsvorzug ſtützte ſich damals auf Papier, womit man die Zahl der Ahnen, nicht ihre Vortrefflichkeit bewies. Es war eine Art Geburtspapiergeld und gab den Adeligen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren ſanctionirten Werth, und claſſificirte ſie nach verſchiedenen Graden des Anſehens, in derſelben Weiſe, wie das heutige Handelspapiergeld den Induſtriellen unter Ludwig Philipp ihre Geltung gibt und ihren Rang beſtimmt.

Die Beurtheilung der Würde und die Abmeſſung des Grades, wozu die papiernen Urkunden berechtigen, übernimmt hier die Handelsbörſe, und zeigt dabei dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit, womit einſt der geſchworene Heraldiker im vorigen Jahrhundert die Diplome unterſuchte, womit der Adelige ſeine Vorzüglichkeit documentirte. Dieſe Geldariſtokraten, obgleich ſie wie die ehemaligen Geburtsariſtokraten eine Hierarchie bilden, wo immer Einer ſich beſſer dünkt als der Andere, haben dennoch ſchon einen gewiſſen Esprit-decorps, ſie halten in bedrängten Fällen ſolidariſch zuſammen, bringen Opfer, wenn die Corporationsehre auf dem Spiele ſteht, und, wie ich höre, errichten ſie ſogar Unterſtützungsſtifte für heruntergekommene Standesgenoſſen. —

Ich bin heute bitter, theurer Freund, und verkenne ſelbſt jenen Geiſt der Wohlthätigkeit, den der neue Adel, mehr als der alte, an den Tag gibt. Ich ſage, an den Tag gibt; denn dieſe Wohlthätigkeit iſt nicht lichtſcheu und zeigt ſich am liebſten im hellen Sonnenſchein. Dieſe Wohlthätigkeit iſt bei dem heutigen Geldadel, was bei dem ehemaligen Geburtsadel die Herablaſſung war, eine löbliche Tugend, deren Ausübung dennoch unſere Gefühle verletzte und uns manchmal wie eine raffinirte Inſolenz vorkam.

O, ich haſſe die Millionaire der Wohlthätigkeit noch weit mehr als den reichen Geizhals, der ſeine Schätze mit ängſtlicher Sorge unter Schloß und Riegel verborgen hält. Er beleidigt uns weniger als der Wohlthätige, der ſeinen Reichthum, den er durch Ausbeutung unſerer Bedürfniſſe und Nöthen uns abgewonnen hat, öffentlich zur Schau ſtellt und uns davon einige Heller als Almoſen zurückwirft! —

III.

.... Mai 1837.

Wie Sie wiſſen, lieber Lewald, es iſt nicht meine Gewohnheit, das Spiel der Comödianten, oder, wie man vornehm ſagt, die Leiſtungen der Künſtler mit behaglicher Wortfülle zu beſprechen. Aber Edmund Kean, deſſen ich in früheren Briefen erwähnte und auf den ich noch einmal zurückkomme, war kein gewöhnlicher Bretterheld, und ich geſtehe Ihnen, in meinem engliſchen Tagebuche verſchmähte ich nicht, neben einer Kritik der weltwichtigſten Parlamentsredner des Tages, auch über das jedesmalige Spiel von Kean meine flüchtigen Wahrnehmungen aufzuzeichnen. Leider iſt, mit ſo vielen meiner beſten

Papiere, auch dieſes Buch verloren gegangen. Doch will es mich bedünken, als hätte ich ihnen einmal in Wandsbeck etwas über die Darſtellung des Shylok von Kean im Kaufmann von Venedig daraus vorgeleſen.

Der Jude von Venedig war die erſte Heldenrolle, die ich ihn ſpielen ſah. Ich ſage Heldenrolle; denn er ſpielte ihn nicht als einen alten gebrochenen Mann, als eine Art Schewa des Haſſes, wie unſer Devrient that, ſondern als einen Helden.

So ſteht er noch immer in meinem Gedächtniſſe, angethan mit ſeinem ſchwarzſeidenen Roquelaure, der ohne Aermel iſt, und nur bis an's Knie reicht, ſo daß das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, deſto greller hervortritt. Ein ſchwarzer, breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrämpter Filzhut, der hohe Kegel mit blutrothem Bande umwunden, bedeckt das Haupt, deſſen Haare, ſowie auch die des

Bartes, lang und pechſchwarz herabhangen und gleichſam einen wüſten Rahmen bilden zu dem geſundrothen Geſichte, worin zwei weiße lechzende Augäpfel ſchauerlich beängſtigend hervorlauern.

In der rechten Hand hält er einen Stock, weniger als Stütze denn als Waffe. Nur den Ellbogen ſeines linken Armes ſtützt er darauf, und in der linken Hand ruht verrätheriſch nachdenklich das ſchwarze Haupt mit den noch ſchwärzeren Gedanken, während er dem Baſſanio erklärt, was unter dem bis auf den heutigen Tag gültigen Ausdruck: »ein guter Mann« zu verſtehen iſt.

Wenn er die Parabel vom Erzvater Jakob und Laban's Schaafen erzählt, fühlt er ſich wie verſponnen in ſeinen eigenen Worten, und bricht plötzlich ab „ay, he was the thirst.“ Während einer langen Pauſe ſcheint er dann nachzudenken über das, was er ſagen will; man ſieht, wie ſich die

Geſchichte allmälich in ſeinem Kopfe rundet, und wenn er dann plötzlich, als habe er den Leitfaden ſeiner Erzählung wieder aufgefunden, fortfährt: „not take interest ....,“ ſo glaubt man nicht eine auswendig gelernte Rolle, ſondern eine mühſam ſelbſt erdachte Rede zu hören.

Am Ende der Erzählung lächelt er auch, wie ein Autor der mit ſeiner Erfindung ſelbſt zufrieden iſt. Langſam beginnt er: „Signor Antonio, many a time and oft,“ bis er zu dem Wort Dog kommt, welches ſchon heftig hervorgeſtoßen wird. Der Aerger ſchwillt bei „and spid upon my jewisch gabardine .... own.“ — Dann tritt er näher heran, aufrecht und ſtolz, und mit höhniſcher Bitterkeit ſpricht er: „Well, then .... ducats.“ Aber plötzlich beugt ſich ſein Nacken; er zieht den Hut ab, und mit unterwürfigen Geberden ſpricht er: „Or, shall I bent low...... monies.“ Ja, auch ſeine Stimme iſt alsdann unterwürfig; nur leiſe hört man darin den verbiſſenen Groll; um die freundlichen Lippen ringeln kleine muntere Schlangen nur die Augen können ſich nicht verſtellen, ſie ſchießen unaufhörlich Giftpfeile, und dieſer Zwieſpalt von äußerer Demuth und innerem Grimm endigt beim letzten Wort (monies) mit einem ſchaurig gezogenen Lachen, welches plötzlich ſchroff abbricht, während das zur Unterwürfigkeit krampfhaft verzerrte Geſicht einige Zeit larvenartig unbeweglich bleibt, und nur das Auge, das böſe Auge, drohend und tödtlich, daraus hervorglotzt.

Aber das iſt Alles vergeblich. Die beſte Beſchreibung kann Ihnen Edmund Kean's Weſen nicht deutlich machen. Seine Declamation, die Abgebrochenheiten ſeines Vortrages haben ihm Viele mit Glück abgelauſcht, — denn der Papagei kann die Stimme des Adlers, des Königs der Lüfte, ganz täuſchend nachahmen. Aber den Adlerblick, das kühne Feuer, das in die verwandte Sonne hinein ſchauen kann, Kean's Auge, dieſen magiſchen Blitz, dieſe Zauberflamme, das hat kein gewöhnlicher Theatervogel ſich aneignen können. Nur im Auge Frederic Lemaitre's, und zwar während er den Kean ſpielte, entdeckte ich etwas, was mit dem Blick des wirklichen Kean die größte Aehnlichkeit hatte.

An Varnhagen von Enſe.

Paris, 3. Januar 1845.

Theuerſter Varnhagen!

Es iſt dies der erſte Brief, den ich in dieſem neuen Jahre ſchreibe und ich beginne ihn mit dem herzlichſten Glückwunſch. Möge in dieſem Jahre geiſtiges und leibliches Wohlſein Sie beglücken. Daß Sie von körperlichen Leiden ſo oft niedergedrückt, höre ich mit größter Betrübniß. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröſtendes Wort zugerufen, aber Hekuba iſt eine ſchlechte Tröſterin. Mir ging es nämlich in der letzten Zeit ſpottſchlecht und das Schreiben erinnert mich beſtändig an mein körperliches Mißgeſchick;

ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge ſehen, indem ich ein ganz geſchloſſenes und ein bereits ſich ſchließendes Auge habe und jeder Brief mir nur neue Pein verurſacht.

Ich ergreife daher mit innigſter Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündlich Nachrichten von mir zukommen zu laſſen und da dieſer Freund in alle meine Nöthe eingeweiht iſt, ſo kann er Ihnen umſtändlich mittheilen, wie entſetzlich mir von meinen nächſten Sippen mitgeſpielt werden und was etwa in dieſer Beziehung noch für mich zu thun wäre.

Herr Laſſalle, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt ein junger Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben, mit der gründlichſten Gelehrſamkeit, mit dem weiteſten Wiſſen, mit dem größten Scharfſinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichſten Begabniß der Darſtellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Habilité im Handeln, die mich wahrhaft in Erſtaunen ſetzen, und wenn ſeine Sympathie für mich nicht erlöſcht, ſo erwarte ich von ihm den thätigſten Vorſchub. Jedenfalls war dieſe Vereinigung von Wiſſen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erſcheinung und Sie bei Ihrer Vielſeitigkeit im Anerkennen werden gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Herr Laſſalle iſt nun einmal ſo ein ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder in unſerer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaſelt. Dieſes neue Geſchlecht will genießen und ſich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unſichtbaren, fiſchten nach Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entſagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die ſo ſtolz dem Kampſtode entgegengehen.

Das tauſendjährige Reich der Romantik hat ein Ende und ich ſelbſt war ſein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeſchmiſſen, ſie hätten mich richtig geköpft — —

Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir ſelber, noch ein Gelüſte, mit den alten Traumgeſtalten herumzutummeln im Mondſchein, und ich ſchrieb Atta Troll, den Schwanengeſang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie ſind immer mein wahlverwandteſter Waffenbruder geweſen, in Spiel und Ernſt. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert unter Schrecken — es geht uns wie dem armen Huhn, das Enten-Eier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich in's Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt.

Ich bin durch Buchhändlerkontrakt verpflichtet, den Atta Troll herauszugeben; das ſoll in einigen Monaten geſchehen — mit Vorſicht, damit man mir nicht den Prozeß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag', wie ungewiß mir zu Muthe iſt. Solche ſchwachmatiſche Stimmung iſt jedoch zumeiſt in meiner Kränklichkeit begründet. Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eiſernen Reifen mir die Bruſt einklemmt, ſo wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen, und faſt tödtlich getroffen.

Wer die Umſtände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Verſuch ſehen. Die ſchleichende Mittelmäßigkeit, die 20 Jahre lang harrte, ingrimmig neidiſch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesſtunde erreicht. Im Grunde iſt auch das eine alte Geſchichte, die ſich immer erneut.

Ja, ich bin ſehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten. Eine müde Blume, iſt ſie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und wurzelt noch feſt in Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theuerſter Varnhagen. Mein Freund Laſſalle wird Ihnen ſagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um ſo begreiflicher, da ich jetzt gar nicht leſen kann und bei den langen Winterabenden nur an Erinnerungen mich erheitere.

An A. Weerth.

5 XI 1857 N3

Paris, den ~~5. Januar 1845.~~

Liebſter Herr Weerth!

Sie werden gewiß ſelber ſchon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumſeligkeit eine Antwort ſchuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief ſchreiben und mit ſolchem gleichſam ſo bald als möglich abzufertigen ſuchen. So geſchieht es auch, daß Sie, lieber Weerth, ſich täglich in meinem Gedächtniß immer tiefer einwurzeln, während ich mir beſtändig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet und beſonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgeſprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine geſunde Stunde, die nie kam und heute endlich entſchließe ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben nicht mehr als je in dieſem Augenblicke leidend und ſauertöpfiſch geſtimmt bin. Seit einigen Wochen iſt mein Zuſtand viel ſchlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtſinn auf Beſſerung hoffen und auf den ärgſten Fall mich vorbereitend, ſuche ich wenigſtens meine Briefſchulden zu zahlen. Aber auch meine andern Schulden tilge ich gewiſſenhaft, und es iſt vielleicht noch kein Dichter ſo philiſterhaft reſpectabel geſtorben, wie ich es ſein werde, wenn mich der Herr zu ſich rufen wird zum ewigen Leben wie die Frommen ſagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede gefallen hat, leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszuſprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter ſterbe, der weder Religion noch Philoſophie braucht und mit beiden nichts zu ſchaffen hat. Der Dichter verſteht ſehr gut das ſymboliſche Idiom der Religion und das abſtracte Verſtandeskauderwelſch der Philoſophie, aber weder die Herren der Religion, noch die der Philoſophie, werden jemals den Dichter verſtehen, deſſen Sprache ihnen immer ſpaniſch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch dieſe linguiſtiſche Unkenntniß geſchah es, daß dieſe und jene Herren ſich einbildeten, ich ſei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mißgeſchöpfe, denen ſie gleichen, wie Goethe ſagt, den ich um ſeinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermanns Geſpräche mit Goethe geleſen und ein wahrhaft pomadiges beſänftigendes Vergnügen daran gefunden. Leſen Sie doch dieſe 2 Bände, im Fall Sie ſie noch nicht kennen und im Fall Sie vielleicht den ſpäter erſchienenen dritten Theil dieſer Geſpräche auftreiben können, ſuchen Sie mir denſelben gelegentlich zukommen zu laſſen. Ich beſchäftige mich gern zu meiner Geiſtesabſpannung mit ſolcher Lektüre; meiſtens leſe ich jetzt Reiſebeſchreibungen und ſeit 2 Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Ueberdruß, den mir die Weißen einflößen, iſt wohl Schuld daran, daß ich mich in dieſe ſchwarze Welt verſenke, die wirklich ſehr amüſant iſt. Dieſe ſchwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unſere heimiſchen Landesväter, obgleich ſie ebenfalls von Menſchenrechten wenig wiſſen und die Sclaverei als etwas Naturwüchſiges betrachten. Ich hoffe, daß Ihnen mein Romanzero, beſonders aber mein Fauſt gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf dieſe Bücher keinen großen Werth lege, und daß ſie nicht ſo bald das Tageslicht geſehen hätten, wenn

Campe mir nicht die Daumſchrauben angelegt. Ich komme zu dieſer Publication, wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich das meine. Ueber das Schickſal meiner Bücher bin ich ganz in Ungewißheit, da Campe, ſeit er alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber gibt. Trifft dieſer Brief Sie in Hamburg, ſo erfahre ich etwas vielleicht darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuſchrift erfreuen.

Ich bin ſo betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, ſo daß ich kaum weiß, was ich diktire. Dazu kommt, daß ſchon dieſen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauſchte. Durch dieſen Austauſch von Ideen habe ich vielleicht ſeine dummen Ideen im Kopfe behalten und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich derſelben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken faſſen kann. Der Mann ſah alles grau in grau, was auch ſeine eigene Farbe iſt, er ſagte, Deutſchland ſtände an einem Abgrunde — nun da iſt es gut, daß Deutſchland kein wildes Roß iſt, ſondern ein geſcheutes Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht ſchwindelt und das an dem Rand deſſelben ruhig hinwandeln kann.

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier iſt alles ruhig, nur daß der Polizeipräfect jüngſt, ein zweiter Herodes, gegen unſere unſchuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabſichtigte und die armen Kinder ſehr ängſtigte. Sie mußten ſich alle auf die Polizei verfügen, um ihre hieſige Exiſtenz zu beweiſen was manchem ſehr ſchwer ward, der weder Exiſtenz, noch Exiſtenzmittel beſitzt. Jener Herodes meinte, daß ſich ein politiſcher Heiland unter uns beſände und die Denunciation rührt leider von einer Perſon her, der es nicht an Bildung fehlt und die ſogar ein Literat iſt. — das ſind verteufelt ſchauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß ſolche Perſonen ſich Jahre lang mir nahen konnten, ſo wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche ſchreckliche Sache iſt das Exil? Zu den traurigſten Widerwärtigkeiten desſelben gehört auch, daß wir dadurch in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Coaliſation aller Schufte ausſetzen wollen. Wie rührend ſchmerzlich und zugleich ingrimmig ſind über dieſes Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie.

Leben Sie wohl, theuerer Freund, und bleiben Sie heiter zugethan Ihrem herzlich ergebenen ꝛc.

An Dr. med. L. Wertheim.*)

Paris, 22. December 1845.

Liebſter Doctor!

Ich theile ganz Ihre Anſicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieſer Dame, als ich mich mit ihm geſchoſſen hatte und verwundet ward, die in ſolchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlaſſen, ſo würde ich mich gewiß meinerſeits beeifert haben, ſeiner Frau die bündigſte Ehrenerklärung zu geben, um ſo mehr, da ich ſchon damals die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundloſen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die ſich mir darbietet, in der geeignetſten Weiſe meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu

---

*) Die maßloſen Angriffe, welche ſich Heine in ſeiner Schrift über Börne „in einer menſchlichen Stunde“ gegen Madame Wohl erlaubt hatte, und die das bekannte Duell zwiſchen ihm und deren Ehegatten herbeiführten, erheiſchten noch eine öffentliche Sühnung und Ehrenerklärung. Heine wählte dazu eine paſſende, angemeſſene Form, die des Briefes an einen gemeinſchaftlichen Freund, den Dr. L. Wertheim, den Letzterer dem Herrn Salomon Strauß, zweitem Ehegatten der Madame Wohl, zur Ver-

---

öffentlichung mittheilte. Dieſe erfolgte denn auch in Nr. 3 der Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1846, begleitet von nachfolgenden Zeilen des Herrn Strauß an die Redaction:

Geehrter Herr Redacteur! Herr Dr. Wertheim dahier hat mir nachſtehenden Brief des Herrn H. Heine im Original zukommen laſſen und mich berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen; ich erſuche Sie, denſelben wörtlich in Ihr geſchätztes Blatt aufnehmen zu wollen. Ihr ergebener Diener

Salomon Strauß.

Paris, den 26. December 1845.

beurkunden. Ich veranſtalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbeſſerte Geſammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus perſönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame dieſe Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im urſprünglichen Manuſcripte ſtanden, wie ich es nach Hamburg zum Drucke ſchickte, und daß ſie erſt ſpäter, als ich mir daſſelbe wieder zur Durchſicht hierher zurückſchicken ließ, flüchtig hineingeſchrieben wurden, in einer menſchlichen Stunde und nicht ohne Provocation.

Ihr Freund H. Heine.

An — — — —

Bad Barèges in den Pyrenäen, 21. Auguſt 1846.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

(Anhang zu dem Briefe vom nämlichen Datum, den der Verfaſſer ſeinen vermiſchten Schriften einverleibt hat.)

Eine Diverſion in der hieſigen Langeweile gewährten die Klatſchgeſchichten, die Chronica der Wahlen, welche auch in unſern Bergen ihr ſcandaloſes Echo gefunden. Die Oppoſition hat in dem Departement des Hautes Pyrenées wieder eine Niederlage erlitten, und das war vorauszuſehen bei der politiſchen Indifferenz und grenzenloſen Geldgier, die hier herrſchen. Der Candidat der Bewegungspartei, der zu Tarbes durchfiel, ſoll ein rechtſchaffener braver Mann ſein, der wegen ſeiner Ueberzeugung und treuen Ausdauer gerühmt wird, obgleich auch bei ihm, wie bei ſo vielen andern Geſinnungshelden, die Ueberzeugung eigentlich nur ein Stillſtand im Denken iſt, und die Ausdauer dabei nur eine pſychiſche Schwäche. Dieſe Leute beharren bei den Grundſätzen, denen ſie bereits ſo viele Opfer gebracht haben, aus demſelben Grunde, warum manche Menſchen ſich nicht von einer Maitreſſe losmachen können; ſie behalten ſie, weil ihnen die Perſon ja doch ſchon ſo viel gekoſtet hat.

Daß Herr Achilles Fould zu Tarbes gewählt worden und in der nächſten Deputirtenkammer wieder die hohen Pyrenäen repräſentiren wird, haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Der Himmel bewahre mich davor, daß ich Particularitäten der Wahl oder der Perſon hier mittheile.

Der Mann iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als hundert Andere, die mit ihm auf den grünen Bänken des Palais-Bourbon übereinſtimmend die Majorität bilden werden. Der Auserwählte iſt übrigens conſervativ, nicht miniſteriell, und er hat von jeher nicht Guizot, ſondern Herrn Molé protegirt. Seine Erhebung zur Deputation macht mir ein wahrhaftes Vergnügen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch das Princip der bürgerlichen Gleichſtellung der Iſraeliten in ſeiner letzten Conſequenz ſanctionirt wird. Es iſt freilich, ſowohl durch das Geſetz wie durch die öffentliche Meinung, hier in Frankreich längſt der Grundſatz anerkannt worden, daß den Juden, die ſich durch Talent oder Hochſinn auszeichnen, alle Staatsämter ohne Ausnahme zugänglich ſein müſſen. Wie tolerant dieſes auch klingt, ſo finde ich hier doch noch den ſäuerlichen Beigeſchmack des verjährten Vorurtheils. Ja, ſo lange die Juden nicht auch ohne Talent und ohne Hochſinn zu jenen Aemtern zugelaſſen werden, ſo gut wie Tauſende von Chriſten, die weder denken noch fühlen, ſondern nur rechnen können, ſo lange iſt noch immer das Vorurtheil nicht radical entwurzelt, und es herrſcht noch immer der alte Druck! Die mittelalterliche Intoleranz ſchwindet aber bis auf die letzte Schattenſpur, ſobald die Juden auch ohne ſonſtiges Verdienſt, blos durch ihr Geld, zur Deputation, dem höchſten Ehrenamte Frankreichs, gelangen können, ebenſo gut wie ihre chriſtlichen Brüder, und in dieſer Beziehung iſt die Ernennung des Herrn Achilles Fould ein definitiver Sieg des Princips der bürgerlichen Gleichheit.

Noch zwei andere Bekenner des moſaiſchen Glaubens, deren Namen einen ebenſo guten Geldklang hat, ſind dieſen Sommer zu Deputirten gewählt worden. Inwieweit fördern auch dieſe das demokratiſche Gleichheitsprincip? Es ſind ebenfalls zwei millionenbeſitzende Bankiers, und in meinen hiſtoriſchen Unterſuchungen über den Nationalreichthum der Juden von Abraham bis auf heute werde ich auch Gelegenheit finden, von Herrn Benoït Fould und Herrn von Eichthal zu reden. Honni soit qui mal y pense. Ich bemerke im voraus, um Mißdeutungen zu entgehen, daß das Ergebniß meiner Forſchungen über den Nationalreichthum der Juden für dieſe ſehr rühmlich iſt und ihnen zur größten Ehre gereicht.

Iſrael verdankt nämlich ſeinen Reichthum einzig und allein jenem erhabenen Gottesglauben, dem es ſeit Jahrtauſenden ergeben blieb. Die Juden verehrten ein höchſtes Weſen, das unſichtbar im Himmel waltet, während die Heiden, unfähig einer Erhebung zum Reingeiſtigen, ſich allerlei goldene und ſilberne Götter machten, die ſie anbeteten. Hätten dieſe blinden Heiden all das Gold und Silber, das ſie zu ſolchem ſchnöden Götzendienſt vergeudeten, in baares Geld umgewandelt und auf Zinſen gelegt, ſo wären ſie ebenfalls ſo reich geworden wie die Juden, die ihr Gold und Silber vortheilhafter zu placiren wußten, vielleicht in aſſyriſch-babyloniſchen Staatsanleihen, in Nebukadnezar'ſchen Obligationen, in egyptiſchen Canalactien, in fünfprocentigen Sydoniern und anderen claſſiſchen Papieren, die der Herr geſegnet hat, wie er auch die modernen zu ſegnen pflegt.

Offener Brief.

Cauterets, 7. Juli 1847.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literariſche Schelſucht, politiſche Parteiwuth, Miſère jeder Art haben nicht ſelten die Tagespreſſe benutzt, um über mein Privatleben die gehäſſigſten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlaſſen, die Abſurdität derſelben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abweſenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich geweſen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer ſehr ſpät zu Geſicht kamen, gehörig zu kontroliren, allen anonymen Lügen darin haſtig nachzulaufen, und mich mit dieſen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauſpiel einer ſolchen Jagd gewähre, ſo verleitet mich dazu minder die Mißſtimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunſch, bei dieſer Gelegenheit auch die Intereſſen der deutſchen Journaliſtik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin ausſprechen, daß die franzöſiſche Sitte, die dem perſönlichen Muthe gegen ſchnöde Preßbengelei eine nach Ehrengeſetzen geregelte Intervention geſtattet, auch bei uns eingeführt werden müſſe. Früh oder ſpät werden alle anſtändigen Geiſter in Deutſchland dieſe Nothwendigkeit einſehen und Anſtalt treffen, in dieſer Weiſe die löſchpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, ſo wünſche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beiſpiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literariſchen Kunſtperiode mit dieſer ſelbſt jetzt ein Ende hat, und daß der königlichſte Genius gehalten ſein muß, dem ſchäbigſten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichſelzopf deſſelben nicht mit dem gehörigen Reſpekt geſprochen. Wir ſind jetzt, Gott erbarm' ſich unſer, alle gleich! Das iſt die Konſequenz jener demokratiſchen Prinzipien, die ich ſelber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieſes längſt eingeſehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitſchaft. Wer dieſes bezweifelte, hätte ſich leicht davon überzeugen können. Es ſind aber nie dahinlautende Anſprüche in beſtimmter Form an mich ergangen. Was in dieſer Beziehung in einem anonymen Artikel der Mainzer Zeitung behauptet wird, iſt, ebenſo wie die dabei mitgetheilte Erzählung von der Inſultirung meiner Perſon, eine reine oder vielmehr ſchmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Perſon iſt nicht im entfernteſten von irgendjemand auf den Straßen von Paris inſultirt worden, und der Held . . ., der ſich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſage durch ſein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch ſeine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrſcheinlich auch durch die Autorität ſeines Ehrenwortes bekräftigt, iſt ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigſten Geſtalt, der . . . bereits vor einem Jahre, mit derſelben Schamloſigkeit, dieſelben Prahlereien gegen mich verbrachte. Dießmal ſuchte er die aufgefriſchte Erfindung durch die Preſſe in Umlauf zu bringen, er ſchmiedete den erwähnten Artikel in der Mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigſtens einen mehrwöchentlichen Vorſprung, da ich nur ſpät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der ſpaniſchen Grenze, von dem ſaubern Gewebe etwas erfahren und widerſprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch dießmal dem ausgeheckten Lug nur ſchweigende Verachtung entgegenſetzen würde. Da wir unſere Leute kennen, ſo wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechnenkünſte. — Was ſoll ich aber von einem Korreſpondenten der Leipziger allgemeinen Zeitung ſagen, der jeder fremden Argliſt ſo gläubig Vorſchub leiſtete, und dem auch der miſerabelſte Gewährsmann genügte, wo es galt, meinem Leumund zu ſchaden? — An einem geeignetern Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutſcher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine ſo ſchnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdeſſen höflichſt bitten, die nachhinkende Wahrheit eben ſo bereitwillig zu fördern.

Heinrich Heine.

An Joſeph Lehmann *).

Paris, 5. October 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich geſtern erhalten, und beeile mich um ſo mehr, Ihnen zu ſchreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Piècen, die Sie mir zugeſchickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen ſind. Das Paquet mit dieſen kleinen Druckſchriften, das Sie wahrſcheinlich auf die Eiſenbahn hierher gegeben, iſt bis zu dieſer Stunde nicht angekommen, und ich bitte Sie, gefälligſt darüber an die Behörden ein

---

*) Redakteur des Magazins des Auslandes. Der Brief iſt dictirt, aber von Heine mit feſter Hand groß und deutlich unterſchrieben.

Rundſchreiben zu erlaſſen; ich hoffe, auf dieſem Wege wird mir das Paquet bald zukommen.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt: aux Batignolles 51 grande vue. Dieſe neue Wohnung, die ich comfortable einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieſes Monats verlaſſen müſſen, da die darin herrſchende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der Allgemeinen Zeitung. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar nichts, da ich gänzlich iſolirt lebe, und außer meinen beiden Secretairen, die beide zu anſtändig ſind, um ſich mit deutſchem Klatſch zu beſchäftigen, ſehe ich keinen einzigen Deutſchen. Mein Buchhändler ſchreibt mir nur, was eben ſeine eigenen Intereſſen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorther verſchwiegen, was ſehr lächerlich iſt, da ich bereits früher gegen alle Rohheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meiſten weltlichen Eitelkeiten abgeſtorben bin.

Meine Frau hat die meiſten Deutſchen von meinem Hauſe verſcheucht, manchen ſogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeſchmiſſen. Auch ſind Viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden, theils abgereiſt, oder ſitzen in Irren- oder Zuchthäuſern, ſo daß ich, wie ich Ihnen ſage, vom Vaterlande nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer beſtimmten Lüge widerſprechen müßte, und in dieſer Beziehung wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir häufiger ſchrieben; ſicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich ſogar amuſiren. Dann auch, da ich, ſobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren verſenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schickſale und Transformationen landsmänniſcher alter Freunde für mich von einigem Nutzen ſein. Manchen glaube ich lebend, der längſt todt iſt; und manchen glaube ich todt, der unterdeſſen blos dumm geworden oder ſchlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufſatz in der Revue des deux Mondes gemacht hat. In einigen Wochen ſoll er ganz gedruckt in meinem Buche de l'Allemagne erſcheinen, für welches derſelbe als Schlußcapitel geſchrieben iſt.

Ich gebe meine Werke auf Franzöſiſch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwiſchen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger Bonnetier d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Erſteren den Vorzug, vielleicht eben, weil ſie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann iſt und mein Vertrauen verdient, und wenigſtens ich, ſollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil der Juden mich nicht leiten laſſen. Ich glaube, wenn man ſie Geld verdienen läßt, ſo werden ſie wenigſtens dankbar ſein und uns weniger übervortheilen als die chriſtlichen Collegen. Eine große Civiliſation des Herzens blieb durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtauſenden. Ich glaube, ſie konnten deshalb auch ſo ſchnell theilnehmen an der europäiſchen Cultur, weil ſie eben in Betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten, und nur das Wiſſen ſich anzueignen brauchten. Doch das wiſſen Sie Alles beſſer wie ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verſtändniß deſſen, was ich in meinen „Geſtändniſſen“ geſagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, daſſelbe Ihnen zu ſenden, ſo bekommen Sie es gewiß doch erſt an dem Tage, wo auch der Meſſias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Eſel kommt und nicht die Eiſenbahn benutzen will.

Es iſt mir unendlich lieb, daß Sie das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsſleuerie des wackern Herrn F. geſagt, nicht vergeſſen haben; er hat meinen Bruder Guſtav wirklich durch die abgefeimteſten Lügen von ſeiner Verfolgung meiner Intereſſen abzuſtehn vermocht, und er ſpeculirt auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt ſich aber ſehr.

Ich weiß kaum, was ich dictire, ſo ſchläfrig macht mich nämlich der Uebergenuß des Opiums, und ich ſchließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundſchaftlichſt grüße.

An St. René Taillandier *).

(Fragment.)

Paris, ... 1855.

Mein Kopf iſt zu zerrüttet, als daß ich im Stande ſein ſollte Noten zu dictiren. Ich beſchränke mich darauf Ihnen zu ſagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben iſt, die Sie über mich leſen können. Dieſe Ungenauigkeit mag, unter uns

---

*) Taillandier, der ausgezeichnetſte, geiſtig reichbegabte Kenner der deutſchen Literatur in ganz Frankreich, wünſchte von Heine die Angabe ſeines Geburtstages und hatte ſich dieſerhalb ſchriftlich an ihn gewandt; die gewünſchte Antwort ertheilte Heine in dem nachfolgenden Billet.

geſagt, die Folge eines abſichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunſten während der preußiſchen Invaſion ſein; man wollte mich dadurch vom Dienſt Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. Seitdem ſind nun faſt alle unſere Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zu Rathe ziehe, ſo finde ich daſelbſt als meinen Geburtstag den 12. December 1799. Wichtig iſt nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich ſchon mit ſechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon ſchrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel »die beiden Grenadiere« finden, und es wird Ihnen beweiſen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiſer galt. Meine Verfahren gehörten der jüdiſchen Religion an; ich war niemals ſtolz auf dieſe Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt Lutheraner zu ſein, obgleich ich ebenſo gut wie die frömmſten meiner Berliner

Feinde dem evangeliſchen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich ſogar gedemüthigt nur für ein gewöhnliches menſchliches Geſchöpf zu paſſiren, ich, dem doch der Philoſoph Hegel glauben machte, ich ſei Gott! Wie war ich da ſtolz auf meine Gottheit! Welche Ideen hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine ſchöne Zeit für mich; ach! ſie iſt ſeit lange verſchwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieſelbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgeſtreckt daliege. Meine Krankheit macht fürchterliche Fortſchritte.

An Dr. A. Stahr.

Paris, 7. Octbr. 1855.

Ich bin nicht nachläſſig, liebſter Freund, aber ſehr krank, und konnte Ihnen erſt heute die beifolgenden Bücher beſorgen.

Die Allemagne, die Lutèce und die Poëmes et Légendes bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und ſie mögen in Ihrer Bibliothek als Curioſität prangen.

Den zerriſſenen erſten Theil des Salons, ſowie auch die Revue des Deux Mondes bitte ich jedoch, ſobald Sie dieſelben nicht mehr bedürfen, mir zurückzuſenden.

Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adreſſe gegeben, der unſerer hochgeehrten und geliebten Freundin ſeine Aufwartung machen wollte. Ich ſchmachte nach Ihrem Kommen um ſo mehr, als ich nichts mehr zu leſen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen ſollen leider ein ſehr zähes Leben haben.

Ihr Freund
Heinrich Heine*).

---

*) Dr. Stahr commentirt obiges Billet Heine's [illegible], welches er bei ſeinem letzten Beſuch in Paris erhielt, mit folgenden Worten: Heine klagte über den gänzlichen Mangel an deutſchen Büchern und fragte, ob wir nichts mitgebracht, und ob nicht wenigſtens Fanny Lewald ihren letzten großen Roman, die „Wandlungen", bei ſich habe, von dem er ſo viel gehört und den er ſich nicht habe verſchaffen können.

Ich verſprach, ihm das letztere Buch, an dem ihm viel gelegen zu ſein ſchien, zu verſchaffen, da es ſich im Beſitze eines unſerer Freunde befand, und auch die Verfaſſerin von ſeinem wiederholt ausgeſprochenen Wunſche, ſie wiederzuſehen, zu unterrichten, da ſie ohne genaueren Bericht über ſein Befinden mich nicht habe begleiten wollen. Er bat dringend, ſie bald zu ihm zu führen, da wir ihm immer willkommen ſeien. „Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mir beide ein paar Stunden zuwenden, ſelbſt wenn es mir ſchadet. Ein Genuß iſt mir's immer, und Verkürzung meines Daſeins durch Genuß iſt ja geradezu ein Glück in meinem Falle."

Wenige Tage darauf erhielt ich einen Brief von ſeiner Hand, mit Bleiſtift geſchrieben. Ich hatte gewünſcht, ſeine ins Franzöſiſche überſetzten Sachen zu ſehen; er ſandte ſie mir mit als Geburtstags-Geſchenk mit obigen Worten.

Anhang.

(Zu Seite 111.)

Dem Briefe Heine's an Christian Grabbe laſſe ich einige Zeilen zur Erinnerung an Letzteren ſammt einigen hier bezüglichen Briefen folgen:

Der Beginn meiner Bekanntſchaft mit Grabbe fällt in das Jahr 1829. Ich redigirte damals ein Provinzial-Unterhaltungsblatt. Grabbe hatte durch ſeine in zwei Theilen zuerſt erſchienenen dramatiſchen Dichtungen ſchnellen Ruf erworben. Man ahnte in ihm einen wiedererſtandenen *Schiller*. Was Wunder, daß ich als Journalredacteur hieraus Veranlaſſung nahm, ihn als Mitarbeiter für das meiner Redaction anvertraute

Blatt zu gewinnen, und ihn wirklich dafür gewann. Hier einige der wenigen aufbewahrten Briefe von ihm während der Zeit ſeiner Mitarbeiterſchaft an den von mir redigirten »Unterhaltungsblättern.« Die beiden erſten ſind ohne einleitende Mittheilung genugſam verſtändlich; dem dritten muß eine weitläufigere Einleitung vorhergeſandt werden.

I.

Detmold, den 2. Auguſt 1829.

Hochgeehrteſter Herr!

Ich muß die triviale, aber wahre Entſchuldigung gebrauchen, daß meine Geſchäfte mich verhindert haben, Ihr geehrtes Schreiben vom 24. Juni c. bis jetzt zu beantworten. Ich bin Auditeur, Advocat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu thun, und lebe doch gern wüſt und träge, inſofern ich nur meine Pflicht erfülle.

Antheil an den Unterhaltungsblättern könnte ich nur inſofern nehmen, als ich Ihnen vor dem Druck Probeſcenen aus meinen künftigen Dramen, falls mein Buchhändler nichts dagegen hat, mittheilen könnte; denn ſonſtige Aufſätze ſind mir faſt unmöglich. Bedenken Sie, eben kömmt mein Barbaroſſa aus dem Druck, ein Luſtſpiel; Aſchenbrödel iſt wieder darin; Kaiſer Heinrich VI. geht im September c. ab; im November c. Napoleon oder die 100 Tage, und Ende December c. ſehr wahrſcheinlich das Trauerſpiel: die Abbaſiden. Dabei Bauern, Proceſſe, Unterſuchungen und die unſeligſte, unruhigſte Natur, die mich kaum zwei Stunden des Tages arbeiten läßt.

Meine mir zugeſendeten Exemplare des Barbaroſſa ſind leider ausgegeben und mußten ausgegeben werden an Den und Den, ſonſt überſendete ich Ihnen Eines. Künftig ſend' ich Ihnen ſtets ein Exemplar meiner Stücke und lieb wär' es mir, wenn Sie in den Unterhaltungsblättern tadelnd oder lobend, ſowohl frühere als jetzige erwähnten.

Ich bin hochachtungsvoll
Ew. Wohlgeboren
gehorſamſter Grabbe.
Eine baldige Antwort? Geht es?

II.

Detmold, den 23. Auguſt 1829.

Hochgeehrteſter Herr!

Anbei die Probeſcenen aus Aſchenbrödel. Ich weiß nicht, ob Sie die 2., wo die Ratte kommt, ganz einrücken laſſen können. Sie (die Ratte) hat kurioſe Ideen. Vielleicht geht's, — ſonſt ſchneiden Sie gefällig, oder laſſen Sie aus, — Ach, es geht durch. Ich weiß es am Gothland. —

Tadeln Sie meine Productionen nach Belieben. Ich ſchätze Tadel, beſonders, wo Verſtand dabei iſt, wie bei — (Nun, ich will nicht careſſiren.) Ich hätte gern ein Exemplar Ihrer Recenſion des Don Juan.

Wie gefällt Ihnen Barbaroſſa? Laſſen Sie uns Freunde bleiben, und verzeihen Sie meine wilden Briefe und Couverte. Es geht ſo: auf Ehre, ich habe geſtern Wagen und Pferd zerſchmettert und liege halb krank. — Antwort?

Ew. Wohlgeboren
gehorſamſter Grabbe.

Ich hatte ſeine Tragödie Don Juan und Fauſt recenſirt. Meine Recenſion lautete alſo im Literaturblatt zu den von mir redigirten Unterhaltungsblättern 1829 Nro. 10:

„Eine wahre Apoſtaſie und Ketzerei wider den alten, dramaturgiſchen Glauben, ein keckes Abtrünnigwerden vom Pabſte Ariſtoteles und ſeinen Glaubensſatzungen — nichts anders iſt dieſe Tragödie. Drob werden die kritiſchen Mönchs-

und Bettelorden heulen, wehklagen und Miſerere ſingen, zugleich aber auch als die Leibgarde ihres Herrn das Anſehen ſeines Stuhles zu rächen und zu vertheidigen ſuchen wider ſolche poetiſche Gottloſigkeit. Nicht genug, daß das Dogma von den drei Einheiten mit Füßen getreten wird, auch die Kataſtrophe nach der heiligen Lehre der Dramaturgie fehlt; ganz mit Recht; denn wo der Teufel ſein Spiel treibt, da ſtürzen alle Dogmen und Lehren. Mit ſchwarzer Kralle fährt er hinein, und es geſchieht ſein Wille; denn jede Theorie iſt ihm grau — wenn nicht ſchwarz. Aber trotz aller dieſer Anti-Ariſtotelismen iſt die Tragödie Grabbe's ausgezeichnet und zwar allein durch ihre Charaktere. Sie ſind die Seele des Drama's; denn wo wahre Charakteriſtik fehlt, da ſind die Perſonen des Stückes hölzerne Marionetten, und das Drama, ſelbſt auch noch ſo ſtreng und gewiſſenhaft nach dem Maaße der alten Poetik geſchneidert, nichts anderes als eine Puppenſpielskomödie, worin man Dräthe und Schnüre ſammt den Holzfüßen der Puppen ſchaut, welche, wie der Pferdefuß den Teufel, Alles verrathen.“

„Vorzugsweiſe verdient aber die Idee, welche der Tragödie zum Grunde liegt, vollſte Anerkennung. Sie ſtellt in einem dramatiſchen Bilde die beiden Antipoden menſchlichen Strebens dar, Fauſt und Don Juan. Jener ſtrebt noch Erkenntniß, dieſer nach Genuß. Beide ſind und bleiben ungeſättigt; ein reger Durſt ſoltert ſie; wo der Teufel iſt, fehlt Glaube und Liebe. Fauſt iſt Gedanke, Don Juan Gefühl. — Stellen wir beide Charakter kurz dar, wie ſie ſich in der Tragödie dargeſtellt finden.“

„Don Juan's Ziel, Seligkeit und Gott ſind Weiberreize und Luſt der Welt:“

Die Erde iſt ſo allerliebſt, daß mir
Vor lauter Luſt und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der ſie ſchuf. Iſt's Gott —

Nun um ſo größern Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genuſſe ſeiner Speiſe
Am Beſten — —
Die Donna ſuch' ich auf und hoff
In ihren Armen ſeliger zu ruh'n
Als Ihr im Paradies in Gottes Anſchau'n.

Nicht ſtrebt er nach dem Beſitz Einer; er will Alle nicht beſitzen, ſondern genießen. Deshalb iſt ihm die Ehe ein Graus.

Todſchlag von Räubern
Iſt Kleinigkeit, doch Heirath! Heirath! Ha
Das iſt der Winter, der wohl mit der Kraft
Des Eiſes die bewegte Well' des Bachs
Anfeſſelt, doch ſie auch erſtarren macht.
Das iſt der frevelhafte, künſtliche
Verſuch, die frei'ſte, göttlichſte Empfindung aus
Der Waldesfrei' in die Familienſtub'
Zu locken — das heißt Nachtigallen zu
Hausvögeln machen — eine Glut, die nie
Gewohnheit werden kann, noch darf.
— — — — Ha, das Mädchen, das
Ich lieb', umarme, das ich haſſe oder
Das Geld hat, heirath' ich.

Und ſo iſt ihm jedes Mittel zur Erreichung ſeines Zwecks gut. Durch eine Reihe von Verbrechen und Todſünden geht er ſeine Bahn, die er ſelbſt im letzten Stündlein nicht bereuen will, und ſeine Antwort auf die Frage: »Willſt du bereuen und dich beſſern?« iſt:

Was
Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don Juan,
So bin ich doch nichts, werde ich ein And'rer!
Weit eher Don Juan im Abgrundsſchwefel
Als Heiliger im Paradieſeslichte!
Mit Donnerſtimme haſt du mich gefragt,
Mit Donnerſtimme geb' ich dir die Antwort: Nein.

Da wirft der Teufel ſeinen Mantel in die Höhe, und die Flammen der Hölle ſchlagen über Don Juan zuſammen.

Fauſt ſtrebt nach Erkenntniß im quälenden Bewußtſein, nichts zu wiſſen. Düſtere Nacht umgiebt ſeinen Geiſt; nichts ſchafft ihm Licht.

Golgatha,
Du Schädelſtätte, wo das Licht der Welt
Der Todesnacht ſich hingab, daß es ſie

Verkläre — auch dein Strahl dringt nicht hieher;
Du großes Buch, du Bibel (Fels des Glaubens ſagt man)
Von Varianten voll und Doppelſinn,
Voll Weisheit und voll ſonderbarer Sprüche,
Mit keinem ſichern Laubdach überwölben
In dieſem dunkeln Sturm mich deine Blätter
Welk, trocken fallen ſie wie Laub des Herbſtes,
Und wenn ich's nicht im Innern ſpüre, führen
Nicht tauſend Bibeln, tauſend Paradieſe,
Nicht alle Ewigkeiten mich zum Heil!

Er kann nichts glauben, eh' er es nicht weiß; nicht wiſſen kann er, eh' er es nicht glaubt. Das iſt das Räthſel, das unaufgelöſ't vor ihm liegt. Er nennt ſelig, die den Schein für Licht halten und blindlings glauben. Aber er will lieber unter Qualen bluten, als glücklich ſein aus Dummheit. Rom ſuchte den Blick der Menſchheit in's Endloſe aufzufangen; St. Petrus Kuppel iſt geborſten vor Luther's Donnerruf; er hat den Wahn verjagt, zernichtet, aber etwas Andres — Wahrheit hat er nicht gegeben; nur offener als je thut ſich vor dem enttäuſchten

Auge die Tiefe auf. Er hat die Gottheit geſucht, und ſteht am Thore der Hölle. Ein Ziel muß er haben. Giebt es einen Pfad zum Himmel, ſo führt er durch die Hölle — mindeſtens für ihn. Deshalb verſchreibt er ſich dem Teufel, daß er ihn mit all ſeiner Kraft von des Wiſſens Grenzen zum Reich des Glaubens trage. Doch auch er wird der Hölle Raub, ohne den Himmel erreicht zu haben.

So hat der Dichter deñ Fauſt des Nordens und des Südens — den nichts anders iſt Don Juan — aufgefaßt, und um ſie dem Leſer und Zuſchauer alſo vorzuführen, bedurfte er der Ereigniſſe, wie auch Ariſtoteles will, die den Rahmen bilden, worin die beiden Charaktere gleich Portraits gefaßt ſind. Und dies geſchieht in vier Aufzügen.«

Hierauf ließ ich eine Expoſition des Stückes, in's Detail gehend, folgen, und ſchloß dann die Recenſion alſo:

„Dies iſt das Knochengerippe, das Skelett, welches der Dichter mit poetiſchen Muskeln und Nerven, Mark und Blut zu einer kräftigen, dramatiſchen Geſtalt erhoben hat.

Die kritiſchen Medici mit und ohne Doctorhütchen werden Eiter und Fäulniß darin wittern. Schon wetzen ſie mit Behagen ihre Secirmeſſer und Amputirinſtrumente. — So ſchneidet denn wacker zu, ihr Herren, es iſt kein hektiſcher Kadaver, der vor euch liegt!“

Meine Recenſion hatte Grabbe's höchſten Beifall; ihn und ſeinen Dank dafür mir auszuſprechen, war der Zweck des nachfolgenden Briefes an mich.

III.

Detmold, den 16. December 1829.

O Gott,

ein kleiner Brief, aber voll großen Dankes. Eben geht Kaiſer Heinrich ab. Aſchenbrödel wird erſt nach ihm gedruckt. Zufälle hinderten es. Bitte, recenſiren Sie den Barbaroſſa und theilen Sie mir die Recenſion mit. Die über Don Juan und Fauſt hat mir ſehr gefallen. Sie packt den Nerv des Stückes. P^{to} Tadels geniren Sie ſich bei mir nicht. Wollen Sie Probeſcenen aus Heinrich? — Nur müßte ich dann bitten, daß ich die Abſchreibe-Gebühren, die ich ſelbſt zahlen muß, dann per Poſtvorſchuß entnehme. Will's Ihr Verleger nicht, auch gut, — ich thu' es Ihretwegen. An Honorar denke ich bei Journalen nicht. Den Heinrich erhalten Sie, ſo wie er ankömmt. — Beim Barbaroſſa bitte ich nicht zu vergeſſen, daß ich eigentlich meiner Natur und äußeren Lage nach zum Hiſtoriker beſtimmt war, die Geſchichte wirklich genau kenne und Mancher ſich irrt, wenn er an Kleinigkeiten häkelt und nicht merkt, daß ich als Dramatiker nur den Geiſt hervorziehen durfte. — O Eigenlob! — Glück und Gruß und Hochachtung von

Ihrem Grabbe.

IV.

Detmold, den 30. Januar 1830.

Geehrteſter Herr!

Der linke Arm iſt mir ſeit 4 Wochen zerſchmettert; darum kann ich nur kurz antworten. Zu Ihrem Taſchenbuch Aurora alles Glück! brauchen Sie meinethalben auch meinen Namen dazu. Scenen aus Heinrich VI. kann ich geben, aus Napoleon, der bei meinem Wundfieber ſtill, nicht. Abſchreibegebühr verlange ich dabei auch nicht, denn das Taſchenbuch iſt in ihrem Intereſſe; obgleich ich mich wiederholt erbiete, auch Ihren Blättern (für deren Ueberſendung ich ſchon Ihnen und Ihrem Herrn Verleger Dank ſchuldig bin,) Scenen auch ohne dieſe mir ſonſt als Geſchäftsmann unwillkührliche (welch Wort!) Gebühr, gern zu liefern.

Verzeihung wegen dieſes Briefes, dieſer Schrift, dieſes Papiers, dieſer ſpäten Antwort auf Ihr letztes Schreiben! Ein Schlitten, in welchem ich umſtürzte, brach mir, die Canaille, den Arm ab, welcher ſich den Spaß macht, mir ſehr viele ernſtliche Schmerzen zu machen. Alles iſt in Unordnung, das Couvert wird ſchön ausſehen und ich danke Gott, daß ich mit Hochachtung verſichern kann Ihr

ergebenſter **Grabbe** zu ſein.

Wieder wegen Armbruchs einige Wochen liegen geblieben. Können Sie ziemlich geiſtreiche Aufſätze früherer Jahre gebrauchen? Wie iſt's mit Barbaroſſa's Recenſion?

Neulich in Ihren Blättern Kloſtermeier, mein Gönner, verehrt von Ferdinand Freiligrath? *)

---

*) Grabbe hatte recht gerathen, das Gedicht war von Freiligrath, der damals noch zu Soeſt ſeine Erſtlingsdichtungen durch die „Unterhaltungsblätter“ zur Publicität brachte. Ich veranlaßte ihn zu einer Ueberſetzung des Byron'ſchen **Mazeppa**, die auch in genannten Blättern abgedruckt ward, die beſte von allen deutſchen Ueberſetzungen dieſes Gedichts, die Freiligrath leider ſeiner Gedichtſammlung nicht einverleibt hat. F. S.

Nachträge

zu

Heinrich Heine's Werken.

Briefe.

Zweiter Theil.

Briefe

von

H. Heine.

Herausgegeben von Friedrich Steinmann.

> Was Anderen die Handſchrift oder die Phyſiognomie iſt, das iſt mir ein Brief.

Zweiter Theil.

Amſterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Binger & Comp. in Amsterdam

Inhalt.

Seite

Vorwort.
An E. M. Arndt 1
An Dr. H. Schultz. I.—IV 9
An Chriſtian Sethe. I—II 34
An Wilhelm Müller 47
An Theodor v. Kobbe 53
An Auguſt Lewald 60
An Dr. Johannes Müller 69
Sendſchreiben an den Eremiten von Gauting (Freiherrn von Hallberg) 74
An — — — 81
An Friedrich Steinmann. I.—IX. 86
An Chr. Sethe 175
An Friedr. Raßmann 182
An J. B. — — — 186
An Profeſſor Dr. Dieſenbach 192
An Emil — — — — 199
Anhang 201

Vorwort.

Die in dem vorliegenden zweiten Theile enthaltenen Briefe Heine's ſind gleich denjenigen, welche der erſte Theil veröffentlichte, an verſchiedene Perſonen, der größeren Zahl nach bekannten Namens, und zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben. Auch ihr Inhalt iſt verſchiedener Art, und ſie unterhalten und intereſſiren durch den Wechſel deſſen, was ſie bringen.

Die darin mitgetheilte Heine'ſche Correſpondenz an mich habe ich aus der größeren Zahl ſeiner mir zugegangenen Briefe ausgewählt, wobei mich allein die Rückſicht geleitet hat, hier diejenigen daraus zu geben, welche nicht ausſchließlich ſich mit der deutſchen Literatur, ihren Geſtaltungen und Erſcheinungen befaſſen, ſondern mehr den Menſchen Heine unverhüllt in ſeinen menſchlichen Aufwallungen und Gefühlen zeigen, und ſich daher für die folgenden Theile, welche unter dem Collectivtitel: „Fata morgana der deutſchen Literatur“ zuſammengetragen ſind, nicht eignen.*)

Friedrich Steinmann.

---

*) Die Mittheilungen im Anhang erläutern die Briefe und vermitteln das beſſere Verſtändniß derſelben, gewähren zugleich auch, weil ſie der bei weitem größeren Leſerzahl gänzlich unbekannt ſind, allgemeines Intereſſe.

An E. M. Arndt. *)

Göttingen, 6. Novbr. 1820.

Als ich Ihnen, geehrter Herr Profeſſor, bei meinem Abgange von Bonn Lebewohl ſagte, um voll der lachendſten Ausſichten und freudigſten Hoffnungen meine Reiſe hieher anzutreten, konnte ich wahrlich nicht ahnen, ſo bald enttäuſcht zu werden. Nun bin ich hier, und wandele ſtatt in dem herrlichen Paradieſesgarten Gottes, mit welchem Worte Sie Bonn und Umgegend ſo treffend mir bezeichneten, jetzt an der — Leine. Mehr brauche ich nicht zu ſagen: denn Alles ſonder Ausnahme,

---

*) Vergl. den Anhang am Schluſſe des Buches.

wohin ich auch meine Blicke ſchweifen laſſen mag, dringt mir eine Paralelle auf zwiſchen Rhein und Leine.

Leine und Rhein! Und Rhein und Leine! »Ja, da liegt's!« ſagt Hamlet. Shakeſpeare ſoll als Mitglied einer reiſenden Geſellſchaft »engliſcher Comödianten« Deutſchland durchwandert haben. Ich kann's nicht glauben, ſonſt würde es an Reminiſcenzen aus dieſer Kunſtpilgerfahrt in ſeinen Trauerſpielen nicht fehlen und Göttingen allein hätte unendlichen Stoff geboten, obwohl dazumal, d. h. bei ſeinen Lebzeiten, das kurfürſtliche Miniſterium zu Hannover den Sparren noch nicht ausgeheckt hatte, eine Hochſchule zu Göttingen zu etabliren. Warum wählte das Hochpreisliche nicht das Lüneburger Haidſchnackenland? Dort blüht wenigſtens das Haideblümchen, woraus die Bienen ihren Honig ſaugen.

Blümlein, Blümlein, Blümlein roth,
Blümlein auf der Haide!

Doch wozu mein Jammern und Flennen? Ich bin einmal hier und muß ausharren, wenigſtens ein Semeſter; denn die Collegien habe ich belegt von Hugo's ſ. g. Naturrecht bis zu Beneke's altdeutſcher Literaturgeſchichte.

Sie wiſſen doch, daß Beide königlich Hannoverſche Hofräthe ſind, und der Erſtere iſt noch Geheim dazu, eifert aber öffentlich gegen den Tabacksqualm wie König Heinrich VIII. von England, weil auch er nicht raucht wie dieſer, und bläſt vom Katheder herab ſeine ſtereotypen Witze gegen die Tabackspfeife und wirft ſich in die Bruſt, wenn er triumphirt: Kein Gelehrter hat je geraucht! —

Von Ihren hiſtoriſchen — ich will ſagen — Geſchichte vortragenden, hieſigen Collegen laſſen Sie mich ſchweigen! Hiſtoriſch ſind und werden ſie nie; ſie, ihre Vorleſungen und Schriften finden ihren Untergang ſo gewiß im Meere der Vergeſſenheit als König Pharao im rothen Meere.

O dieſe Göttinger Pharaonen der Geſchichte! Fänden ſie doch nur einen Strohhalm, ſich aus dem Schiffbruche zu retten, wie Ritter Hofrath Hugo den Gajus aufgefunden, der ſeinen Namen doch wenigſtens auf die nächſte Studentengeneration bringen wird, bevor er aus den Jahrbüchern der Gelehrtengeſchichte auf immer verſchwindet, und ſeine Opera omnia als Maculatur auf dem Papierlager ſeines Verlegers Dietrich dorren, oder zum Göttinger Wurſt- und Käſekrämer wandern. Wahrlich zu der hieſigen Wurſtberühmtheit paſſen die dürren Profeſſorennotabilitäten am beſten; in Schweinedärme geſtopft würden ſie mindeſtens eine zeitweiſe Namensunſterblichkeit erringen. Auch die hieſigen Studententiſchſuppen erfreuen ſich ſeit Beginn der Univerſität eines Namens: coloſſale Fettaugen ſchwimmen oben auf der Waſſerbrühe, und geſtern war ich ſo glücklich, in meinem Suppennapf ein hübſches unverſehrtes Stück Talglicht zu finden; ich zündete daſſelbe am Abend an und erfreute mich einer faſt einſtündigen Erleuchtung meiner Kneipe, wobei ich das neuſte »Stück« der Göttinger Gelehrten Anzeigen unbeſchadet meiner Augen ſtudirte.

Sie ſehen, wertheſter Herr Profeſſor, daß man hier wohlfeil leben und ochſen kann, indem man zum Mittagseſſen noch ein Gratis-Abendzimmerlicht erhält. Was kann man mehr für vier Groſchen wünſchen? —

Geſtern heimſuchte uns ein ſtarkes Schneegeſtöber; das fehlte noch, um mich noch mehr niederzubeugen. In meinem Unmuthe griff ich nach Flauſch und Mütze und trat eine Pilgerfahrt nach dem Grabe des Sängers der Lenore an. Glücklicher Weiſe begegneten mir Seine Ehrenwerthen, der Herr Oberpedell der Georgia Auguſta, der mir auf meine Frage: wo ungefähr die Stelle auf dem Kirchhofe zu finden ſei? erwiderte: Es ſei Gras darüber gewachſen; Niemand wiſſe mit offizieller Gewißheit ſie anzuweiſen. Dennoch wadete ich durch den Kirchhofsſchnee, und brachte das nachfolgende Poem als Ausbeute meiner vergeblichen Birſche nach Bürger's Gruft heim und ſchrieb es in der Dämmerung nieder, als ich zu Hauſe kam:

Saß im Kämmerlein am Pulte
Er, der Sänger der Lenore,
Kaute auf die Gänſefeder,
Feilte an der letzten Strophe.

In dem Seſſel unterm Spiegel,
(Wie es dazumal war Mode,)
Hatte ſeine Ehehälfte
Platz genommen mit dem Strickſtrumpf.

An dem Fenſter gegenüber
Molly las, die reizend-ſchöne,
Die begeiſterte den Dichter
Zu den ſchönſten Liebestönen.

Und zwei kleine Knaben ſpielten
Krieg mit bleiernen Soldaten.
’s waren Kinder beider Schweſtern,
Und der Dichter war ihr Vater.

Alſo während er gedichtet,
Molly las im Almanache,
Doris förderte am Strickſtrumpf
Und Soldat die Knaben ſpielten.

Alle ruhn in kühler Erde,
Weiß nicht ihre Ruheſtätte,
Und die Todten reiten ſchnelle;
Doch des Dichters Lieder leben.

Wunderſam biſt, Dichterleben!
Es beſchied dir das Verhängniß
Leidenſchaften, Kampf und Sorgen,
Ew’gen Nachruhm nach Bedrängniß.

Mit dieſer mageren poetiſchen Pharaoskuh, die auf der Göttinger Kirchhofsſchneeweide gegraſet hat, begnügen Sie ſich gütigſt und nachſichtig für heute; mein Dichterruhm wird ſich — wie Sie ſehn — trefflich mit Leinewieſenklee den Winter hindurch mäſten und gegen das Frühjahr zum Schlachten und Einpöckeln gut ſein. O Rhein und Leine! Denken Sie: Benecke iſt der Einzige, der in dieſem Semeſter hier über deutſche Literatur lieſt! Doch man iſt der Wahl überhoben, und — Wahl macht Qual. O alma Georgia Augusta! Deine Firma gleicht dem Aushängeſchild einer alten renomirten Weinhandlung! das Brett ſitzt noch wand-, band-, nied-, und nagelfeſt über der Hausthür; aber die Fäſſer im Keller ſind leer und ausgelaufen.

Seien Sie übrigens, geehrter Herr Profeſſor, meiner Ihnen bekannten Hochachtung verſichert u. ſ. w.

An Dr. H. Schultz. *)

I.

Berlin, 10. Januar 1822.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glau-

---

*) Heine benutzte die nachfolgenden Briefe an Schultz, den damaligen Redacteur des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Anzeigers, auf deſſen Veranlaſſung bei Abfaſſung einer Reihe von „Briefen aus Berlin", welche in jenem Blatte 1822 zuerſt durch den Druck veröffentlicht wurden. F. S.

ben Sie nur nicht, daß ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte.

Der Septembermonat ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtniſſe. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von Beughem, Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Haide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein alter Stein mir zuruft: Wanderer, ſteh'! hier hat Armin den Varus geſchlagen! —

Man muß zu Fuß, und zwar wie ich, in öſterreichiſchen Landwehrtagemärſchen, Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will. — —

Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir ſchreiben, durch Mittheilungen aus der Reſidenz mir ſo viele liebe Menſchen verpflichte. Ich habe mir gleich beim Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurecht gelegt. An Notizen fehlt es nicht, und ich bin nur noch im Nachſinnen begriffen über die Löſung der Frage: Was ſoll ich nicht ſchreiben? d. h. was wiſſen Sie, was wüßten Sie gern und was iſt Ihnen zu wiſſen nöthig?

Ferner gilt es die Aufgabe: multum, aber nicht multa zu ſchreiben. Was Sie in den verſchiedenen Correſpondenzartikeln von hieraus in den Journalen, Zeitungen und Zeitſchriften leſen, und was die gewöhnlichen Hebel der Briefſchreiberthätigkeit iſt, darüber gehe ich aus dem Grunde hinweg, weil Ihnen daſſelbe durch jene Correſpondenzfedern bekannt iſt. Doch ich werde mich einzurichten ſuchen, um Ihren Wünſchen zu genügen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematie; ſie iſt der Würgengel aller Correſpondenz. Aber womit ſoll ich beginnen bei der Maſſe des reſidenzſtädtiſchen Materials, das auf mich zuſtrömt gleich der Spree, und auch häufig übel duftet wie ſie. Hier muß ich die franzöſiſche Regel berückſichtigen: Commencez par le commencement! —

Ich hoffe, Sie durch obige Zeilen in den Stand geſetzt zu haben, zu beurtheilen, was Ihnen meine Briefe bieten und bringen wollen. Und damit empfehle ich mich für heute Ihrem Wohlwollen mit der ſchließlichen Bitte, mich Herrn Wundermann beſtens zu empfehlen.

II.

Berlin, 16. März 1822.

Ihr ſehr werthes Schreiben vom 2. Februar enthält den leiſe angedeuteten Wunſch, meine Briefe an Sie ſo einzurichten, daß ihnen zugleich ein größeres Leſepublikum würde. Sie wünſchen deren Veröffentlichung durch das Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt zu Ihrem rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger. Ich erkläre mich hiermit einverſtanden und nicht minder auch einigermaßen, beſtimmte Perſönlichkeiten darin nicht zu ſehr hervortreten zu laſſen.

Es iſt wahr, wie Sie richtig bemerken: man kann leicht mißverſtanden werden. Und was haben Mißverſtändniſſe nicht ſchon Alles veranlaßt!

Man betrachtet nicht das Bild, das ich leicht hinſkizzire, ſondern die Figuren und Figürchen, die ich hingezeichnet habe zur Belebung des Ganzen; man glaubt, es ſei mir hauptſächlich um dieſe Figuren zu thun. Aber man kann auch Bilder ohne Figuren malen, ſowie man Suppe ohne Salz eſſen kann; man kann ſelbſt verſalzene Suppen eſſen. Man kann verblümt ſprechen, wie unſere Zeitungsſchreiber ſehr häufig thun müſſen und den Sack ſchlagen, während man den Eſel meint.

Wenn man von einer großen norddeutſchen Macht ſpricht, ſo weiß ein Jeder, daß man Preußen damit meint. Das halte ich für lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutenſaale ohne Geſichtslarven umhergingen.

Spreche ich von einem großen deutſchen Juriſten, der das ſchwarze Haar ſo lang als möglich von der Schulter hinabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel ſchaut, einem

Chriſtusbilde ähnlich ſehen mögte, übrigens einen franzöſiſchen Namen trägt, von franzöſiſcher Herkunft iſt und doch gar gewaltig deutſch thut, ſo weiß man, wen ich meine.

Ich werde Alles bei ſeinem rechten Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Auch werde ich manche Perſönlichkeit ſchildern und mich wenig um die Tadel jener Leutchen kümmern, die ſich im Lehnſtuhl der Convenienz-Correſpondenz behaglich ſchaukeln und jederzeit liebreich ermahnen: Lobt uns, aber ſagt nicht, wie wir ausſehen! —

Ich weiß es längſt, daß eine Stadt einem jungen Mädchen gleicht, das ihr holdes Geſichtchen gern wiedererblickt im Spiegel fremder Correſpondenz. Aber nie hätte ich geglaubt, daß Berlin bei ſolchem Beſpiegeln ſich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatſchliſe gebehrden würde. Ich machte bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung: Berlin iſt ein großes Krähwinkel!

Ich bin heute ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Mißmuth hat der Fantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Urſache davon iſt. Ich liebe die Weiber noch immer. Als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeſchloſſen war, ſchaffte ich mir wenigſtens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken.

Meine Anſicht darüber habe ich in dieſen Tagen in einem »Phrenologiſche Studien« getauften Gedichte niedergelegt, das mit folgenden Strophen ſchließt:

Verſchaffſt du mir eines Selbſtmörders Kopf,
Der ſich im Spleen die Schling'
Gelegt um den eigenen Hals, weil ſich
Seine Frau an einen Anderen hing,

So lohne ich doppelt deine Müh',
Um den Sitz des Organs des Sparr'n
Zu erforſchen, den unter Allen gehabt
Der Allernärriſch'ſte der Narr'n.*)

Glauben Sie auch nicht, daß meine Eitelkeit ſchmerzlich berührt worden ſei. Die Zeit iſt vorbei, wo ich Abends mühſam meine Haare in Papilloten zu wickeln pflegte, einen Taſchenſpiegel beſtändig bei mir trug und mich fünfundzwanzig Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beſchäftigte. Denken Sie ebenſowenig, daß vielleicht Glaubensſkrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube gegenwärtig nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und an das königlich preußiſche Landrecht.

Nein — eine weit vernünftigere Urſache bewirkt meine Betrübniß: mein köſtlicher Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von Beza *), iſt vorgeſtern abgereiſt! Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht langweilte, der einzigſte, deſſen originelle Witze mich zur Lebensluſtigkeit aufzuheitern vermogten, und in deſſen ſüßen, edlen Geſichtszügen ich deutlich ſehen konnte, wie einſt meine Seele ausſah, als ich noch ein ſchönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe.

---

*) Vergl. das ganze Gedicht: Phrenologiſche Studien im 1. Theile der Dichtungen.

Doch ich ſehe, daß ich Ihnen zu beichten beginne und ſchließe deshalb für heute.

---

*) Der Freund Heine's, den er kurz nach ſeiner Ankunft in Berlin kennen gelernt, war ein Pole. Er beſuchte denſelben im nemlichen Jahre noch in ſeiner Heimath; dieſem Beſuche verdanken wir Heine's Briefe aus Polen.

III.

Berlin, 28. März 1822.

»Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder!« — Ich muß Ihnen daher zunächſt ſagen, was man in Berlin ſingt. — Haben Sie noch nicht Weber's Freiſchütz gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper den »Jungfernkranz« gehört? Nein? O Sie glücklicher Mann!

Geht man vom Halliſchen- nach dem Oranienburger Thore, vom Brandenburger- nach dem Königsthore, ja ſelbſt vom Unterbaum nach dem Köpnikerthore, hört man jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder, den »Jungfernkranz!« —

Wie man in Goethe's Elegieen den armen Briten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde ich auch von Morgens früh bis ſpät in der Nacht verfolgt durch folgendes Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Liebesfreude.
Chor: Schöner, ſchöner, ſchöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrth' und Tymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!
Chor: Schöner, ſchöner, ſchöner u. ſ. w.

Bin ich mit ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem »Jungfernkranz.« Ich höre meinen Barbier »den Jungfernkranz« die Treppe hinaufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt »mit Lavendel, Myrth' und Tymian.« So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droſchke. Gut, daß ich durch das Rädergeraſſel nichts ſingen höre. Bei — li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten.“

Sie ſingen wie ein Engel! ruf ich mit krampfhafter Freundlichkeit. »Ich will noch mal von vorne anfangen« liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren Jungferkranz, und windet, und windet, bis ich mich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: Hilf Samiel!

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im Freiſchützen; der Jäger Kaspar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: »Hilf Samiel«; es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängniß dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher hat einſt ſogar im Konzerte, als ihm eine Violinſaite ſprang, laut ausgerufen: Hilf Samiel!

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich inne mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: Was fehlt Ihnen? »Es iſt pures Entzücken« ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie ſind krank, liſpelt ſie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchöne Wetter und beſchauen Sie die ſchöne Welt. Ich greife Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus und lauſe hinein in den Thiergarten. — Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal herkommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb eins, in den Thiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Auch die ſchönen Königskinder können Sie dort ſehen, und den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe nirgends ſchönre Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Mährchen ſo lieblich entgegen leuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht; andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten, und eine Alteweiberſtimme quält: »Wir winden dir den Jungfernkranz u. ſ. w.«

Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſch ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit »veilchenblauer Seide« gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort wird er von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fiſtuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich zur Abwechſelung in das Geſumme hineingebrüllt; aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeiſt ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tod gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der Geliebten; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: »Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ooch immer juht ſint,« und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daß ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe »die Katharre« und ſpielt und ſingt: »die Kravatte« aus Tankred: »Nach ſo viel Leiden,« und ich ruhe aus nach ſo viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: »Wir winden dir den Junfernkranz«. —

In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie deſſelben wirklich ſchlecht ſei. Im Gegentheil, ſie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix? Sie verſtehen mich. Der ganze Freiſchütz iſt vortrefflich, und verdient gewiß jenes Intereſſe, womit er jetzt in ganz Deutſchland aufgenommen wird. Hier iſt er jetzt vielleicht ſchon zum 30ſten Male gegeben, und noch immer wird es erſtaunlich ſchwer, zu einer Vorſtellung deſſelben gute Billete zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore.

IV.

Berlin, 17. Juni 1822.

Ich weiß kaum, geehrter Herr und Freund, wie ich Ihnen meinen Dank ausſprechen ſoll für die Veröffentlichung der mit — Schm. — unterzeichneten Recenſion meiner Gedichte in Ihrem Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte zum Weſtfäliſchen Anzeiger! Wahrlich, das iſt ein Opusculum criticum aere perennius und verdient mit meinen Opusculis poeticis unſterblich zu werden. Es iſt ein reiner, ſonnenklarer Spiegel meiner poetiſchen Art und Begabung, der allen Recenſenten unſerer wurmſtichigen altersgrauen ſ. g. kritiſchen Inſtitute vor Augen geſtellt und in ihren Recenſir-, Schröpf- und Barbierſtuben aufgehangen zu werden verdient, damit es ihnen tagtäglich, wenn ſie Toilette machen, klar und anſchaulich wird, was es heißt und iſt, **unpartheiiſche Kritik zu üben.**

Fürwahr — ich und meine Gedichte ſpiegeln darin wieder mit allen unſeren Tugenden und Laſtern, Flecken und Warzen. Ich bin entzückt, habe die Recenſion bereits unzählige Mal geleſen, taumele ſchier in Luſt und Seelenfreude umher. Das iſt ein Recenſent, der nicht zu der Goethe'ſchen Deviſe paßt:

> Schlagt ihn todt, den Kerl, er iſt ein Recenſent!

Ich habe hin und hergeſonnen, aus weſſen Feder der glänzende Artikel gefloſſen ſei; aber all mein Hin- und Her- und Nachſinnen iſt vergeblich geweſen. Drum — nennen Sie mir mit umgehender Poſt ſeinen Namen, damit ich nicht zu Kohle und Aſche werde; denn ich brenne wahr und wahrhaftig vor Sehnſucht und Verlangen. Und wäre ich zu Kohle und Aſche verbrannt, ich würde ſchwerlich wieder daraus als Phönix erſtehen; und das wäre ſchlimm für das liebe Deutſchland, dem es an ſolchen Poeten wie ich bin — nach jener Recenſion — fehlt und ſchlimm für Ihr Blatt, dem es an Gelegenheit ſonſt mangelt, ſolche intereſſante Artikel zu bringen, ſchlimm für das Publikum, ſchlimm für Hölle und Himmel, in welcher Erſteren iſt Zähneklappern und Geheul, in welchem Letzteren die Engel: »Ehre ſei Gott in der Höhe u. ſ. w.« anſtimmen, aber noch keine Heine'ſchen Lieder ſingen und Heine'ſche Gedichte declamiren. Alſo — um mich und Sie, um Deutſchland und Ihr Blatt, um das Publikum und Himmel und Hölle bitte und beſchwöre ich Sie, beſter Herr Doctor, nennen Sie mir den Namen dieſes kritiſchen Simſon, der mit dem gewaltigen Eſelskinnbacken ſeines Wortes alle die tauſend gereimten und ungereimten Poeten deutſcher Zunge auf's Maul ſchlagen und vollſtändig tabulam rasam machen wird! Verſchweigen Sie mir den Simſonsnamen dieſes Helden nicht; ich revanchire mich durch ein ferneres Halbdutzend von »Briefen aus Berlin«. Seien Sie verſichert: ich halte Wort.

Ein verrückter alter König — ich glaube, er hieß Lear — verſprach: »Ein Königreich für ein Roß!« Ich verſpreche: Sechs Briefe aus Berlin für einen Namen! Löſen Sie daher ihre Trappiſtenzunge und plappern wie eine Elſter nur den erſehnten — Namen. Ich mögte Sie wie ein ſolch lebendes Echo in einen Käfig ſperren, ihn in mein Fenſter ſtellen, um ewig dieſes eine Wort hören zu können. Es würde mir wie Nachtigallenſang Ohr und Herz füllen.

Doch fürchten Sie nichts! Nur heraus mit dem Namen! Ich weiß nur zu gut, daß eingeſperrte Poeten und Redacteure zu allen Zeiten Caricaturen ſind, wie Kapuziner ohne Hemd, Inexpreſſibles und Strümpfe im neunzehnten

Jahrhundert, wiewohl ihr Knotenſtrick um Leib und Hüfte dem Knotenſtrick auf dem Rücken vorzuziehen iſt. Fürchten Sie den Letzteren, von meiner Hand geſchwungen, wenn Sie mir nicht ſchleunigſt den unter der —Schm— Maske ſteckenden Recenſenten entlarven.*)

---

*) Die in obigem Briefe mit Humor beſprochene Recenſion der Gedichte Heine's iſt — ernſtlich genommen — die beſte Production der Kritik darüber, kurz, aber treffend, ſo daß ich, da ſie mir in einem Abdruck zu Gebote ſteht, keinen Anſtand nehme, ſie im Anhange mitzutheilen. F. S.

An Chriſtian Sethe.

I.

Gneſen, . . . Auguſt 1822.

Schon einige Wochen ſtudire ich, wie Du weißt, Land und Leute der Polackei. Jenes hat nur gedehnte Landſtriche, bebaut und unbebaut und meilenlange Nadelholzwaldungen; dieſe beſtehen aus polniſchen Junkern, Bauern und Juden; nur in Poſen und einigen größeren Städten gibt's Bürger. Das Junkerthum faullenzt und lebt auf hohem Fuße, der Bauer ackert die ganze Woche hindurch, nur ſeine Sonntagsarbeit iſt eine andere; ſie beſteht darin, daß er zur Stadt und Kirche geht, ſich raſiren läßt, eine Meſſe hört und ſich vollſäuft. Dann taumelt er Nachmittags zu ſeiner Lehmhütte heim, und ſchläft zwiſchen Hühnern und Schweinen, Rindvieh und Kälbern ſeinen Rauſch aus, um am Montag früh wieder zum Dreſchflegel zu greifen. Das ſind die ſtereotypen Sonntagsfeier-Metamorphoſen des Bauern in der ganzen Polackei.

Die polniſchen Kinder Iſraels befleißigen ſich wie unter allen Zonen der Mäßigkeit, ohne Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins zu ſein, verſchenken Schnaps, ohne ſelbſt ihn zu trinken, handeln und — ſchachern. Der Bürger iſt wie überall der Philiſter, und hat unter dem preußiſchen Regiment — ich bin im und rede nur vom preußiſchen Polen, dem ſ. g. Großherzogthum Poſen — den Eſelskinnbacken eines Simſon redivivus nicht zu fürchten; indeß lamentirt er über den preußiſchen Steuer- und Soldatenmaaßſtock, den er noch mehr ſcheut als die patriarchaliſchen Prügel ſeines Gutsherrn.

Wo die Nationaltracht ſchwindet, da geht's auch mit der Nation zu Ende. Darnach wäre »Polen noch nicht verloren«; denn der größere, weit überwiegende Theil der Bewohner dieſes ebenen Landes ohne Romantik, der Bauer, hält feſt und zäh an der Nationaltracht. Geht er Sonntags zur Kirche, ſo trägt er die urechte Polackenvolksgarderobe, die Jacke ohne Aermel bis zur Mitte der Schenkel hinunterreichend, einen Oberzieher darüber mit Schnüren beſetzt von grüner oder hellblauer Färbung, einen runden Hut mit hellem Rande, ſpitz wie ein abgeſchnittener Kegel mit Band und Feder bunt geſchmückt. Und mit dieſer altehrwürdigen Nationaltracht hält er im höchſten Grade ſchnapsbegeiſtert Sieſte in dem Schmutz und Kehricht der Straßen.

Unterdrückte Nationalität gleicht dem ewigen Juden, der nicht Ruhe hat, noch Raſt; indeß kennt der Bauer in Polen nichts Nationales als ſeinen Rock und ſeine Jacke, die er ſich geduldig und ohne zu muckſen von ſeinem Herrn ausklopfen läßt, ſich mit einer tiefen Kopfbeugung und einem Kuß auf den Rockärmel ſeines Peitſchers bedankt, der ihn übrigens, weil er ihm leibeigen iſt, ernähren und für alle ſeine Bedürfniſſe ſorgen muß. Nur der polniſche Adel hat Nationalitätsgelüſte; denn dem Juden, der zwiſchen Adel und Bauer ſteht, gelüſtet nur nach kosmopolitiſchem Geld, das er durch Handel und Gewerbebetrieb gewinnt; die größte Zahl der Schnapsſchenken und Fuſelbrennereien ſind in ihren Händen, und ſie ſind dadurch zur halben Pabſtwürde gelangt; wie der heilige Vater ſelig ſpricht, ſo macht der polniſche Jude den Bauer ſelig. Indeß wandelt er nicht wie jener in Glanz und Pomp der Welt einher, ſondern in ſchäbigem Pelzrock, ſtarkbevölkertem Haar und Bart, knoblauchduftend, ein grauenhaftes Bild, für die Leipziger Modenzeitung unbrauchbar. Nichts deſto weniger iſt ein ſolcher ekelhafter Sohn Israels, deſſen Nähe man auf zwanzig Schritte ſchon durch den Geruchsſinn wittert, dem polniſchen Adel unentbehrlich; jeder Angehörige dieſer Kaſte wählt ſein Factotum für alle ſeine Geſchäfte und Verkehrsbedürfniſſe in der Perſon eines ſolchen Abkömmlings aus Abrahams Saamen. Im Adel allein glüht das Freiheitsgefühl, flackert das Feuer für Nationalität, und zwar heute noch eben ſo ſtark und gewaltig, wie zu Kosciusko's Zeit, und ſeine Weiber und Töchter würden mit allen Schönen der Erde, die Circaſſierinnen nicht ausgenommen, den Kampf aufnehmen und im Wettrennen nach dem Ziele des Liebreizes und der Anmuth um zwanzig Pferdekopfslängen und mehr ihnen vorauseilen. Eine Feder iſt machtlos zur Schilderung einer polniſchen Venus, nur Titian's Pinſel vermögte ein ſchwaches Bild auf der Leinwand wiederzugeben; doch was ſage ich? ich erkenne die Machtloſigkeit meines Gänſekiels: beſäße ich Titian's Pinſel, Mozart's Melodien und Calderon's Sprache, ich könnte Dir das Gefühl in die Bruſt zaubern, das Du beim Anblick einer ſchönen Tochter Polonias empfinden würdeſt. Was ſind Titian'ſche Farbenkleckſe gegen dieſe üppigen Altarbilder der Schönheit, welche Gott in den ſchönſten Stunden ſeiner Schöpferkraft und Begeiſterung hingezaubert hat! Was ſind Mozart'ſche Klimpereien gegen die Worte, die aus dieſen Roſenlippen hervorquellen! Was ſind alle Calderoniſchen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen dieſe Engel der Erde! Eine ſolche Aphrodite an der Weichſel ſehn und in ihren Armen ſterben! das laſſe ich mir gefallen. Dem Briten überlaſſe ich gern, »Neapel zu ſehn und zu ſterben!« —

Ich habe vorgeſtern die erſten Federzeichnungen zu einem ausführlichen Gemälde Polens begonnen, und geſtern Abend, nachdem ich mich aus dem Familienkreiſe meines Freundes zurückgezogen hatte, fortgeſetzt. Ein Berliner Journal wird dieſes Produkt meiner Muſe und Muße gern in ſeinen Spalten veröffentlichen. So wird es auch Dir, lieber Christian, vor Augen kommen. Bis dahin übe die chriſtliche Tugend der Geduld und begnüge Dich für heute mit der Verſicherung meines leiblichen und geiſtigen Wohlbefindens in der Polackei. Der Deinige. *)

---

*) Heine war zum Beſuch bei ſeinem Freunde Eugen von Breza, dem er ſich in Berlin angeſchloſſen, einem Polen von Geburt, deſſen väterliches Landbeſitzthum unweit Gneſen belegen war. Dieſem Aufenthalte in Poſen verdanken wir Heine's Briefe aus Polen, zuerſt im Jahrgange 1822 des Berliner Geſellſchafter abgedruckt. Sie erregten große Senſation; Heine nahm ſie ſpäter in ſeine Schriften auf, entfernte ſie indeß auffallender Weiſe nachher wieder daraus. F. S.

II.

Paris, 16. Februar 1844.

Seit meiner Heimkehr von Hamburg bin ich mehr als fleißig geweſen, und mit gutem Gewiſſen kann ich mir darüber das beſte Zeugniß ausſtellen, ohne Gewiſſensſcrupel zu empfinden, noch weniger als der Geheime Hofrath und Profeſſor . . . . zu Heidelberg, von dem Du mir erzählteſt, daß er einem faulen Studio, der ſich in ſeinen Vorleſungen das ganze halbe Jahr hindurch nur einmal hatte ſehen laſſen, atteſtirte: Herr . . . hat meine Vorleſungen mit Aufmerkſamkeit gehört. —

Gewiß willſt Du Näheres über meinen Fleiß hören. So vernimm denn!

Ich habe im verfloſſenen Monat ein ganzes Gedicht, ein Buch von 10—12 Bogen in Verſen und Reimen, geſchrieben, ein »Wintermährchen« voll Thatſachen und Wahrheiten, »Deutſchland« betitelt. Läßt Campe nicht zu langſam den Druck fördern, ſo mußt Du ſchon im nächſten Monat im Beſitz eines für Dich zum Voraus beſtimmten Exemplars ſein. Es wird, wie es im Hieronymus Jobs zu leſen iſt, darüber

„geſchehn ein allgemeines Schütteln des Kopfes",

trotzdem, daß es weder

„vorn, hinten und der Mitten
Iſt geziert mit ſchönen Holzſchnitten";

aber es wird ſein »eine Hiſteria luſtig und fein« und an Verſen und »Knittelverſen« fehlt's auch nicht darin; mancher wird vielleicht ſagen, wenn er es geleſen hat, über Deutſchland werde darin mit Knitteln zu Gericht geſeſſen, und ihm ſtatt des Stabes der Knittel gebrochen.

O wie werden die frommen und die politiſchen

Mucker Zeter und Wehe ſchreien! Auch die Münſterſchen Wiedertäuferkäfige am Lambertithurm ſpielen in dem Gedicht eine Rolle; doch — ich plaudere nicht aus der Schule; gern hätte ich eine Trias von Zelotencadavern darin geſteckt und aufgehangen, die faulſten und ſtinkendſten unſeres Jahrhunderts, wie vor drei Jahrhunderten man darin den Berndt Knipperdolling und Conſorten erhöhte. Auch heuer würde es an Aasgevögel nicht fehlen, das ſich die Muckerſchinken wohl ſchmecken ließe. Man ſollte der ganzen pietiſtiſchen Brut, die wider alles Fleiſch wüthet, was nicht iſt von ihrem Fleiſche, mit glühendrothen Knipperdollingszangen zu Leibe gehn, dem Berliner Kleeblatt zuerſt, das dem geſunden Menſchenverſtand den Gehorſam aufgekündigt hat und von Tag zu Tag mehr dem Irrenhauſe entgegenreiſt. Ich könnte kalten Blutes, wie damals der Münſterſche Pfaffe im fürſtlichen Hermelin der Execution zuſchauen. In meinem Wintermährchen heize ich ihnen ein mit Höllenſchwefel und Fegefeuerpech; vor Schmerz und Pein werden ſie Polka und Maſurka hüpfen, die Heroſtraten, welche nur darauf ſinnen, jeden Epheſustempel der Aufklärung und Forſchung in Aſche zu legen. jene Baalspfaffen und politiſchen Krämerſeelen!

Sobald Du irgendwo das Erſcheinen meines Wintermährchens angekündigt findeſt, ſo laſſe Steinmann nur auf der Stelle an Campe ſchreiben; ich habe ihm mündlich bei meiner Anweſenheit in Hamburg auf das Dringendſte aufgetragen, Euch ſofort jedem ein Exemplar zuzuſenden.

Gegenüber dieſem wintermährlichen Deutſchland ſchrumpft mein zottiger Tendenzbär Atta Troll zu einem winzigen Petzchen zuſammen; denn — jeder Vers darin iſt ein Bär! Wenn ihm nur die wohllöbliche Preßpolizei in den zwei und dreißig deutſchen Vaterländern »von deutſchen Bundestags wegen« nicht den eiſernen Cenſurring durch die Rotznaſe zieht! Das ſchmerzt bekanntlich und beißt und reizt die Naſenſchleimhaut ärger als Schnupftabak.

Und ließe die Polizei vielleicht meinen Wintermährchenbär frei und ungehindert auf allen Jahrmärkten neben Kameel und Affen tanzen, ſo thut ſicher ein einiger Deutſcher Einſpruch; denn — ich citire Börne's Opera omnia, Tomus IV., — »wenn zwölf Deutſche zuſammen ſtehn, ſo bilden ſie ein Dutzend; und greift ſie Einer an, ſo rufen ſie die Polizei.« Nirgend gedeiht die Polizei beſſer als auf deutſchem Boden: hier wächſt die Kalephstraube der Preßpolizei und erreicht altteſtamentariſche Größe; aber dennoch iſt der Rebenſaft, den man daraus keltert, 80gradiger Eſſig; darum machen die Literaten zwiſchen Rhein und Niemen auch ſo ſauere Geſichter; und mit patriotiſchem Stolze darf jeder Deutſche behaupten, daß nur in ſeinem Vaterlande Zöpfe, Preßgeſetze und Narren zur coloſſalſten Höhe emporblühen wie Schling- und Unkraut im Urwalde Nordamerika's.

Daß Du und Steinmann Euch Beide für das Doppelgeſchenk der Freiexemplare wenigſtens durch die ſofortige Meldung eines etwaigen Verbotes meines »Deutſchland« revanchirt, verſteht ſich ohne Erinnern von ſelbſt; dafür erlaſſe ich Euch von Autors Gnaden eine jede briefliche Recenſion, und wäre ſie noch ſchlechter als die, welche die Brockhaus'ſchen Blätter für ſ. g. literariſche Unterhaltung unvermeidlich bringen werden; denn ich ſehe ſchon die Leipziger pennſylvaniſchen Hänflinge den kritiſchen Gänſekiel kauen.

Deiner Frau die innigſten Grüße!

An Wilhelm Müller,

den Dichter der Griechenlieder u. ſ. w.

Hamburg, 7. Juni 1826.

Ich ergreiſe die Gelegenheit, Ihnen bei Ueberſendung meiner Reiſebilder einige Worte des Herzens zukommen zu laſſen. Ich hätte Ihnen ſchon längſt ſchreiben und Ihnen danken ſollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte und ein ſolcher Zuſtand könnte auf dieſer Erde vielleicht ſchon Glück genannt werden. Mit der

Poeſie geht es noch beſſer und ich hege viele feurige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordſee“ gehört zu meinen letzten Gedichten und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anſchlage und in welchen neuen Weiſen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum nicht blos zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, ſondern daß es wahrſcheinlich ſeinen geheimſten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'ſchen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das Intermezzo ſchrieb. Ich habe ſehr früh ſchon das deutſche Volkslied auf mich einwirken laſſen, ſpäterhin, als ich in Bonn ſtudirte, hat mir Auguſt Schlegel*) viel metriſche Geheimniſſe aufgeſchloſſen, aber ich glaube erſt in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer ſtrebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar ſind Ihre Lieder und ſämmtlich ſind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen iſt nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der conventionellen Geſellſchaft. Ja, ich bin groß genug, es ſogar beſtimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgeſprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerſt klar geworden, wie man aus den alten, vorhandenen Volksliedformen neue Formen bilden

---

*) Heine hatte während ſeines Aufenthaltes zu Bonn die erſte Sammlung ſeiner Gedichte, die im Verlage der Maurer'ſchen Buchhandlung zu Berlin 1827 erſchien, zuſammengeſtellt und übergab das Manuſcript A. W. v. Schlegel zur Durchſicht. Derſelbe unterzog ſich der ſorg-

---

ſamſten Durchſicht deſſelben und lud ihn zu ſich ein, um mit ihm gemeinſchaftlich dieſelbe Vers um Vers durchzugehen. Ich erinnere mich, daß er jede Stelle, wobei er etwas zu bemerken gefunden hatte in irgend einer Hinſicht, mit Bleiſtift im Manuſcript vermerkt hatte. Und Heine unternahm darnach auch die Correctur, und feilte immerfort, trotzdem man ſeinem kleinſten Liede die fleißigſte Feile nicht anſieht, die er an jedes legte. Erſt durch dieſe kritiſche Feile gab er ſeinen Poeſien den äußern Schmelz und feſſelnden Farbenſchmuck. F. S.

kann, die ebenfalls volksthümlich ſind, ohne daß man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchſichtig klarer — doch, was ſpreche ich viel von Formweſen, es drängt mich mehr, Ihnen zu ſagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe ſo ſehr liebe wie Sie. Uhland's Ton iſt nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er ſeine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller iſt Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln Alles, was ich an mir ſelbſt tadle: wir ſind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft ſo unleidlich, wie ich es mir ſelbſt werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir alſo rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Friſche und jugendlichen Urſprünglichkeit. Mit mir ſelbſt, wie geſagt, ſteht es ſchlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und das mögen Sie ſelbſt fühlen. Die Proſa nimmt mich auf in ihre weiten Arme und Sie werden in den nächſten Bänden der Reiſebilder viel proſaiſch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes leſen. Abſonderlich Polemiſches. Es iſt eine gar zu ſchlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth beſitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernſthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das ſich ſo aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das ſich ſo breit macht, ſo unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinſchaftlichem Streben alt zuſammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einſt, wenn wir Beide nicht mehr ſind, mit dem Ihrigen zuſammengenannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden ſein. Ich will nicht überleſen, was ich an Sie geſchrieben;

ich habe nur der Feder raſchen Lauf gelaſſen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu ſehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel ſage.

Ihr ſehr ergebener ꝛc.

Billet an Theodor von Kobbe*).

(Brouillon.)

Ohne Datum.

Tränke man in Deutſchland ſo ſtarken Thee wie in Holland, ſo würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beikommenden Thee-Abſud dem deutſchen Publikum, welches Sie zum Thee einzuladen im Begriff ſtehen, vorzuſetzen, da darin wenig Theegeiſt, aber deſto mehr Waſſer enthalten iſt. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb.

---

*) Heine war um einen Beitrag von Kobbe zu ſeiner „Waſſernymphe" erſucht worden. Er ſandte die Kleinigkeit, die umſtehend mitgetheilt, ob mit einer Reinſchrift des gleichfalls abgedruckten Billets in Brouillon oder mit einem anderen Begleitbriefe, weiß ich nicht. F. S.

(Der Beitag Heine's für das belletriſtiſche Album, welches Th. v. Kobbe für das Jahr 1831 unter dem Titel Waſſernymphe herausgab, und worin ſich derſelbe auch abgedruckt findet, war der nachſtehende:)

Der Thee von H. Heine.

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lukka.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern blos Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab.

»Wir leſen ſie zwar nicht — ſagten ſie — aber es macht uns ſchon ängſtlich, daß ſo etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen Schlafe. Laß du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral.«

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Anderen auf's träumeriſche Polſter hinſtrecken, und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet.

Denn iſt es meine Schuld, daß ich einen guten Geſchmack habe, und daher guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lukka war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz aller Bitten von unſerm Hauswirthe keinen guten Thee erhalten konnte; und deshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady — erwiderte ich — ich wette: der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig waren, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammenſitzen und in's Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrödchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender; aber — es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daß die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt, aber — der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit ſeufzendem Geſicht kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett ſtatt des Thees genießen wollten?

Thee! Thee! riefen wir Alle einſtimmig.

Und zwar denſelben — ſetzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

Von demſelben Excellenten? Es iſt nicht möglich.

Weshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth; er ſtammelte, er ſteckte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geſtändniß, und — es löſte ſich das ſchreckliche Räthſel.

Mein Herr Hauswirth verſtand nämlich die bekannte Kunſt, den Theetopf, woraus ſchon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Waſſer zu füllen, und der Thee, der mir ſo gut geſchmeckt, und wovon ich ſo viel geprahlt, war nichts anderes als der jedesmalige Aufguß von demſelben Thee, den meine Hausgenoſſin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Bäder von Lukka haben ein ganz außerordentliches Echo, und wiſſen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

An August Lewald.

Paris, im Mai 1837.

— — — Es war im Concerte zum Beſten der unglücklichen Italiener, wo ich Liſzt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte. Das Concert hatte für das Publikum noch ein beſonderes Intereſſe. Aus Journalen wiſſen Sie zur Genüge, welches trübſelige Mißverhältniß zwiſchen Liſzt und dem Wiener Pianiſten Thalberg herrſcht, welchen Rumor ein Artikel von Liſzt gegen Thalberg in der muſikaliſchen Welt erregt hat, und welche Rollen die lauernde Feindſchaft und Klatſchſucht ſowohl zum Nachtheil des Kritikers als des Kritiſirten dabei ſpielten.

In der Blüthenzeit dieſer ſcandalöſen Reibungen entſchloſſen ſich nun beide Helden des Tages, in demſelben Concerte, Einer nach dem Andern, zu ſpielen. Sie ſetzten Beide die verletzten Privatgefühle bei Seite, um einen wohlthätigen Zweck zu fördern, und das Publicum, welchem ſie Gelegenheit boten, ihre eigenthümlichen Verſchiedenheiten durch augenblickliche Vergleichung zu erkennen und zu würdigen, zollte ihnen reichlich den verdienten Beifall.

Ja, man brauchte den muſikaliſchen Charakter Beider nur einmal zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß es von ebenſo großer Heimtücke wie Beſchränktheit zeugt, wenn man den Einen auf Koſten des Andern lobte. Ihre techniſche Ausbildung wird ſich wohl die Wage halten, und was ihren geiſtigen Charakter betrifft, ſo läßt ſich wohl kein ſchrofferer Contraſt erdenken, als der edle, ſeelenvolle, verſtändige, gemüthliche, ſtille, deutſche, ja öſterreichiſche Thalberg, gegenüber dem wilden, wetterleuchtenden, vulkaniſchen, himmelſtürmenden Lißt!

Die Vergleichung zwiſchen Virtuoſen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einſt auch in der Poetik florirte, nämlich dem ſogenannten Prinzip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber ſeitdem eingeſehen hat, daß die metriſche Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünſtlichkeit des Dichters Zeugniß zu geben, und daß wir einen ſchönen Vers nicht deßhalb bewundern, weil ſeine Anfertigung viele Mühe gekoſtet hat: ſo wird man bald einſehen, daß es hinlänglich iſt, wenn ein Muſiker Alles, was er fühlt und denkt, oder was Andere gefühlt und gedacht, durch ſein Inſtrument mittheilen kann, und daß alle virtuoſiſche Tours de force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und in's Gebiet der Taſchenſpielereien, des Volteſchlagens, der verſchluckten Schwerter, der Balancierkünſte und Eiertänze zu verweiſen ſind.

Es iſt hinreichend, daß der Muſiker ſein Inſtrument ganz in der Gewalt habe, daß man des materiellen Vermittelns ganz vergeſſe, und nur der Geiſt vernehmbar werde. Ueberhaupt, ſeit Kalkbrenner die Kunſt des Spiels zur höchſten Vollendung gebracht, ſollten ſich die Pianiſten nicht viel auf ihre techniſche Fertigkeit einbilden.

Nur Aberwitz und Böswilligkeit durften, in pedantiſchen Ausdrücken, von einer Revolution ſprechen, welche Thalberg auf ſeinem Inſtrumente hervorgebracht habe. Man hat dieſem großen, vortrefflichen Künſtler einen ſchlechten Dienſt erwieſen, als man, ſtatt die jugendliche Schönheit, Zärte und Lieblichkeit ſeines Spiels zu rühmen, ihn als einen Columbus darſtellte, der auf dem Pianoforte Amerika entdeckt habe, während die Andern ſich bisher nur mühſam um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumſpielen mußten, wenn ſie das Publikum mit muſikaliſchen Specereien erquicken wollten. Wie mußte Kalkbrenner lächeln, als er von der neuen Entdeckung hörte!

Ich hoffe, liebſter Freund, daß dieſer Brief Sie froh und heiter antrifft, im roſigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergeht, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimath längſt verſtorben ſind. Ach! wie viele meiner Lieben ſind dahingeſchieden, während mein Lebensſchiff in der Fremde von den fatalſten Stürmen hin und hergetrieben wird. Ich fange an ſchwindlich zu werden, und ich glaube auch, die Sterne am Himmel ſtehen nicht mehr feſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen Kreiſen. Ich ſchließe die Augen, und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und ſchmerzliche Beängſtigungen. Sie haben keinen Begriff davon, theurer Freund, wie ſeltſam, wie abenteuerlich verzaubert die Landſchaften ſind, die ich im Traume ſehe, und welche grauenhafte Schmerzen mich ſogar im Traume quälen.

Verfloſſene Nacht befand ich mich in einem ungeheuren Dom; es herrſchte darin dämmerndes Zwielicht. Nur in den oberſten Räumen, durch die Galerieen, die über dem erſten Pfeilerbau ſich erheben, zogen die flackernden Lichter einer Proceſſion: rothröckige Chorknaben, ungeheure Wachskerzen und Kreuzfahnen voran tragend, braune Mönche und Prieſter in buntfarbigen Meßgewanden hinterdrein folgend. . .

Und der Zug bewegte ſich mährchenhaft-ſchauerlich in den Höhen, der Kuppel entlang, aber allmälig herabſteigend, während ich unten, das unglückſelige Weib am Arm, im Schiffe der Kirche, immer hin und her floh. Ich weiß nicht mehr, ob welcher Befürchtung, flohen wir mit herzpochender Angſt, ſuchten uns manchmal hinter einem von den Rieſenpfeilern zu verſtecken, jedoch vergebens, und wir flehen immer ängſtlicher, da die Proceſſion, auf Wendeltreppen herabſteigend, uns endlich nahete.

Es war ein unbegreiflich wehmüthiger Geſang, und was noch unbegreiflicher, voran ſchritt eine lange, blaſſe, ſchon ältliche Frau, die noch Spuren großer Schönheit im Geſichte trug und ſich mit gemeſſenem Pas faſt wie eine Operntänzerin zu uns hinbewegte. In den Händen trug ſie einen Strauß von ſchwarzen Blumen, den ſie uns mit theatraliſcher Geberde hinreichte, während ein wahrer, ungeheurer Schmerz in ihren großen glänzenden Augen zu weinen ſchien.

Nun aber änderte ſich plötzlich die Scene: ſtatt in einem dunklen Dome befanden wir uns in einer Landſchaft, wo die Berge ſich bewegten und allerlei Stellungen annahmen wie Menſchen, und wo die Bäume mit rothen Flammenblättern zu brennen ſchienen und wirklich brannten. Denn als die Berge nach den tollſten Bewegungen ſich gänzlich verflachten, verloderten auch die Bäume in ſich ſelber, fielen wie Aſche zuſammen.

Endlich befand ich mich allein auf einer weiten wüſten Ebene, unter meinen Füßen nichts als gelber Sand, über mir nichts als troſtlos fahler Himmel. Ich war allein. Die Gefährtin war von meiner Seite verſchwunden, und indem ich ſie angſtvoll ſuchte, fand ich im Sande eine weibliche Bildſäule, wunderſchön, aber die Arme abgebrochen, wie bei der Venus von Milo, und der Marmor an manchen Stellen kummervoll verwittert.

Ich ſtand eine Weile davor in wehmüthiger Betrachtung, bis endlich ein Reiter angeritten kam. Das war ein großer Vogel, ein Strauß, und er ritt auf einem Kameele, drollig anzuſehn. Er machte gleichfalls Halt vor der zerbrochenen Statue, und wir unterhielten uns lange über die Kunſt.

Was iſt die Kunſt? frug ich ihn.

Und er antwortete: Fragen Sie das der großen ſteinernen Sphinx, welche im Vorhofe des Muſeums zu Paris kauert.

Theurer Freund! Lachen Sie nicht über meine Nachtgeſchichte. Oder haben auch Sie ein werkeltägiges Vorurtheil gegen Träume? Leben Sie wohl.

An Dr. Johannes Müller. *)

(Ort und Datum ſind zerfetzt.)

Gewaltiger Nimrod auf Urweltswild! Lange habe ich nichts von Dir ſelbſt gehört, nicht eine Zeile geſehn. Zwar verkünden mediciniſche Journale und andere Blätter den Ruhm Deines Namens; aber Du weißt, was ich von dergleichen Poſaunenſtößen halte. Wenn man wie ich die Pennſylvaniſche, egoiſtiſche Einwirkung der „renommirteſten“ deutſchen Buchhändler — es ſind wirk-

---

*) Der ſo früh der Wiſſenſchaft entriſſene Profeſſor Johannes Müller in Berlin, einer unſerer Bonner akademiſchen Commilitonen beſchäftigte ſich bekanntlich auch vielfach mit Forſchungen auf dem Gebiete der Geologie und Naturgeſchichte der Geſchöpfe der Urwelt. F. S.

liche Händler, und ſie wuchern gleich Kornhändlern, vulgo Kornjuden, nur im Intereſſe ihrer Geldbeutel — kennt, ſo beſticht ſolch löſchpapierenes Lob nicht. Unſere gegenwärtige ſ. g. Kritik in Deutſchland iſt eine Satyre: der Soſier, der Allmächtige, decretirt, wie ein Buch recenſirt werden ſoll, und ein Galgen voll hungriger Scribenten greift zum Gänſekiele.

Deine neueſte Schrift über das von Amerika importirte Urweltsrieſenungeheuer hat mich durch den Scharfſinn amüſirt, womit Du jedem Knochen und Knöchelchen die ihm oſteologiſch gebührende Stelle von Rechtswegen angewieſen haſt. Wenn ein glücklicher Fund dereinſt die Reliquien der h. 11,000 Jungfrauen pêle-mêle an's Tageslicht förderte, ſo würde man keinen Andern — da des alten Cuvier Gebeine längſt vermodert ſind — als Dich berufen können, um Ordnung in dieſe Knochen-Unordnung zu bringen, und Du würdeſt nach dem Motto des königlich-preußiſchen ſchwarzen Adlers: Suum cuique! einer jeden h. Jungfrau das Ihrige geben, vom hinterſten Backenzahn, wenn er nicht ſchon einem Zahnbrecher als Opfer gefallen, bis zum Steißbein.

Sollte ich einſt vor Dir ſterben, und man mein Skelett wieder ausgraben, um ihm eine Rieſte in einer Fürſtengruft zu bereiten, wobei der Todtengräberſpaten leicht einen Knochenwirrwarr anrichten könnte, ſo bevollmächtige ich Dich hiermit in beſter Form Rechtens zum Reſtaurateur meiner Reliquien, damit am Tage des jüngſten Gerichts der ganze H. Heine aus Düſſeldorf ſich produciren kann, was die heil. drei Könige nicht können, da ich in Köln nur ihre Schädel geſehen habe. Die Zeloten unſerer Tage wollen freilich von der Geologie und vorſündfluthlichen Oſteologie nicht viel wiſſen; indeß ſprechen meine eben hingeſchriebenen Fingerzeige ihr unverkennbar das Wort.

Auf Dein wiederholtes Anrathen habe ich im verfloſſenen Winter des großen Cuvier großes Werk über die Urweltsmenagerie der Erde mit — Nutzen geleſen; die Mammouths und Rieſenkatzen die Saurier und Flügeleidechſen, die Dinoterien, und Maſtodons gehören gegenwärtig neben den Univerſitätskameelen und akademiſchen Profeſſorenweiſen zu meinen vertrauteſten Freunden und liebſten Hauskamiſölern, beſonders da der Urweltsdreck aus dem Maſtdarm der antediluvianiſchen vierbeinigen Freunde, woran ſelbſt A. v. Humboldt und andere geologiſche Notabilitäten wie an's Evangelium glauben, nicht ſtinkt; was bekanntlich die Excremente unſeres Jahrhunderts thun. Wie ſtehts übrigens mit Deinem Urweltsthierkothglauben? Kann man auch Häuſer darauf bauen? Was die Gelehrſamkeit und Stubenweisheit alles ausheckt! Selbſt Apartements mit vieltauſendjährigem Urweltsguano!

Doch ich vergeſſe über die Urwelt die Gegenwart ſammt dem eigentlichen Zweck dieſer Zeilen. Du biſt vielleicht noch im Beſitz von einigem gereimten, auch ungereimten, poetiſchen Dreck von mir, deſſen ich mich vor Jahren in Bonn entledigte. Da der Guano in der ganzen Welt im Preiſe ſteigt, ſo könnte möglicher Weiſe ich auch von jenem Einiges verwerthen. Proſaiſch und verſtändlicher geſprochen: ſollten ſich bei Dir noch poetiſche Verſuche und Reimereien ex anno 1819 bis 20 vorfinden, ſo laſſe mir ſelbe durch Vermittlung der dortigen Maurer'ſchen Buchhandlung und Beiſchluß an die Hamburger Firma: Hoffmann et Campe zugehn. Ich bin mit Sammeln meiner Poetica beſchäftigt, und möchte ſich ein oder das andere Verschen vielleicht noch einrangiren laſſen. Haſt Du etwas Neues geſchrieben, ſo verſteht ſich die Beifügung eines Exemplars an mich von ſelbſt. Dein ꝛc.

Sendſchreiben an den Eremiten von Gauting.

(Freiherrn von Hallberg.*)

Sehr geehrter Herr und Landsmann!

Es war faſt vor 25 Jahren, als Ihr und Ihrer Brüder »Deutſches Kochbuch für

---

*) Mit dieſem Sendſchreiben hatte es folgende Bewandtniß: Ich projectirte die Herausgabe einer Monatsſchrift in Heften unter dem Titel: Neuer Rheiniſcher Merkur, welche auch im Jahre 1816 erſchien. Ich wollte ſelbe dem bekannten Freiherrn von Hallberg dediciren und bat Heine, mir nach gegebenen Andeutungen die Dedication zu entwerfen. Wie immer unterzog er ſich bereitwillig dieſer Mühewaltung, wenngleich ich eine ziemliche Zeit darauf warten mußte. Glücklicher Weiſe lief ſie kurz vor Thorſchluß, d. h. vor Ablauf der Erſcheinenszeit, ein und wurde dem erſten Monatshefte vorgedruckt. F. S.

Leckermäuler und Guippees«*) zu Düſſeldorf in dritter Auflage erſchien. Das iſt eine geraume Zeit, in welcher die edle Kochkunſt, die achte der »ſieben freien Künſte« — nicht Rieſenſchritte, ſondern Rieſenſprünge, wahrhaftige Salto's mortales in Deutſchland gemacht hat, was ſich allein ſchon aus der Unzahl von Kochbüchern und Leckermäulern zu erkennen gibt, die ſich ſeit jener Zeit wie Ungeziefer vermehrt haben. Das deutſche Volk hat ſich ſeit ungefähr drei Jahrzehenden zu einer Küchennation herangebildet; ein Berliner Hofkoch edirt eine mit enthuſiaſtiſchem Beifall beehrte »Küchenzeitung«; die Thätigkeit vieler Kräfte hat ſich in den deutſchen, ſowohl wirklichen, wie literariſchen und journaliſtiſchen Küchen um das Sechsfache gemehrt, und das lebendige wie lebloſe Kücheninventar an Köchen und Köchinnen, Mägden, Küchenjungen, Bratenwendern, Caſſerolen, Töpfen u. ſ. w. ſich um ebenſoviel verſtärkt.

---

*) Die angezogene Schrift iſt ſtreng genommen Compilation, ſie machte aber wahrhaft Furore und erlebte mehrere Auflagen, da ſie rückhaltslos die Mißgriffe und Mängel der damaligen Regierungsverwaltungen Deutſchlands, beſonders Preußens, aufdeckte und geißelte, und iſt noch jetzt in Folge der darin enthaltenen Actenſtücke und Documente eine reiche Quelle für die Kenntniß der Zuſtände und Vorgänge jener Zeit. F. S.

Auch in den Staats- und diplomatiſchen Küchen iſt alles geſteigert, wie in den hochadeligen Küchen und in manchen derſelben huldigt man neuer Gourmandiſe. Und vollends in den bürgerlichen Küchen, ſelbſt am bäuerlichen Heerdfeuer geht's hoch und ſeltſam her; da kocht man nicht blos deutſch, ſondern auch franzöſiſch, engliſch und dann hinwiederum deutſch. Ganz richtig bemerkten Sie, Herr Eremit und Ueberallundnirgends, vor einem Vierteljahrhundert ſchon in Ihrem Kochbuche:

„Hat ein Volk es einmal ſo weit gebracht, daß ſeine Grenznachbaren ihm Etwas ablehnen oder nachmachen, ſo iſt dies ein großer Schritt zur Oberherrſchaft — der Ideen, ſo wie wir von Frankreich zuerſt unſere Moden, Pomaden und endlich Geſetze erhielten. Als der große Friedrich allgemein bewundert ward, da fingen die deutſchen Reichsfürſten an, ihren Truppen preußiſche Uniformen zu geben.“

Dabei iſt mancher Brei verkocht und manche Suppe verſalzen worden, weil zu viele Köche gekocht, zum Kochlöffel gegriffen und gequirlt und gewirthſchaftet haben zum Erbarmen.

Mein »rheiniſcher Merkur« iſt nun nichts Anderes als ein Kochbuch für Jedermann; kein Stand iſt darin vergeſſen, vielmehr auf Bedürfniß und Geſchmack Aller Rückſicht genommen, obwohl es Ihr Muſter- und Meiſterwerk nicht erreicht. Was ſeine äußere Anordnung betrifft, ſo gebe ich meine Küchenrecepte und Küchengerichte in bunter Folge durcheinander, gleich einem Häringſalat, der, trotz ſeines Alters, immer noch ein pikantes und unter gewiſſen Zu- und Umſtänden unentbehrliches Gericht bleibt, z. B. bei Katzenjammer, Magenüberladung u. ſ. w. Sie ſind nicht in ſyſtematiſche Gänze nach den Dogmen und Lehren der Küchentheologie geordnet.

Leicht hätte ich unter der Rubrik: „Faſtenſpeiſen“ die Cenſur und päpſtliche Bullen, unter „Rührei“ gewiſſe Geſetzgebungen, unter „Brühen“ die Verträge mancher Provinzial-Stände-Verſammlungen, unter „Schaumgerichte und Aufläufe“ die Reden mancher Landtage, unter „Gelées und Sülzen“ gewiſſe Petitionen, unter „Gefrornes“ die römiſchen Allokutionen, unter „Eingemachtes“ die Rechtspflege, unter „Ragouts“ gewiſſe Urtheile, unter „blinde Fiſche“ die — — —, unter „Krebſe“ die Machinationen der Reaktion bringen können.

Ich hätte unter „Hülſenfrüchte“ die ſchwerverdaulichen Gerichte der Steuern, Laſten und Abgaben, unter „Boeufs à la Mode“

manche Stadtverordnetenverſammlungen, unter „geſottene Krebſe“ den Rheiniſchen Beobachter, unter „arme Ritter“ die Verwaltungen milder Stiftungen, unter „Schaafskopf mit Trüffeln“ die ſtädtiſchen Verſchönerungs-Kommiſſionen, unter „Schwarzwild mit Sauçe à la diable“ die Sklaverei, die, Gottlob! im ganzen deutſchen Vaterlande als exotiſches Gewächs nicht gedeiht, unter „Meerrettig und ſpaniſchen Pfeffer“ die Uebergriffe der Büreaukratie, unter „Knoblauch“ die Zuſtände des Judenthums auftiſchen können, und für Vollbluthengſte, Jagdgerechtigkeit, Pferdewettrennen, Wildſchaden, das öffentliche Elend, adelige Bärte, Communismus und Socialismus, Eiſenbahnträume, Handelsphantasmen und dergleichen Dinge mehr, die heutzutage an der Tagesordnung ſind, hätten ſich eben ſo leicht paſſende Kategorien gefunden.

Das habe ich aber nicht gethan, weil mein Kochbuch nicht für Bibliotheken geſchrieben iſt, ſondern nichts weiter als ein »Neues deutſches Kochbuch für Staats- und adelige Hauswirthſchaften, bürgerliche und Bauernküchen« ſein ſoll. Daß ich Ihnen, Herr Eremit, daſſelbe zu Füßen lege mit der Bitte, es auf- und anzunehmen, werden Sie verzeihen

dem Herausgeber.

An — — — —

Paris, 30. April 1846.

Den unten ſtehenden Artikel ſähe ich gern bald in einer deutſchen Zeitung abgedruckt. Der Augsburger Allgemeinen Zeitung ihn von hieraus direct zuzuſenden, nehme ich aus beſonderen Gründen Anſtand. Ich überlaſſe Ihrem Gutdünken die Wahl des Blattes, bitte aber mit der Abſendung nicht zu ſäumen. Zu allen Gegendienſten bereit Ihr u. ſ. w.

(Der beigelegte Zeitungskorreſpondenzartikel lautete alſo:)

+ Paris, 30. April. Das Attentat des Oberförſters Lecomte auf den König Louis Philipp macht noch immer viel und vieles von ſich ſprechen. Den verhängnißvollen Schuß hat gleichſam in letzter Inſtanz die Bureaukratie und namentlich die grenzenloſe Unordnung des Beamtenperſonals im Privatcabinette des Königs herbeigeführt. Der „Königsmörder“, bekanntlich eine als Menſch wie Beamter in jeder Hinſicht ehrenwerthe Perſönlichkeit hatte wegen fortdauernden Zwieſpalts mit ſeinen Vorgeſetzten nach einem bewegten Leben ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſte genommen. Um unabhängiger leben zu können, reichte er dem Könige eine Bittſchrift ein, in welcher er um Capitaliſirung ſeiner geringen Penſion von 388 Francs bat.

Anſtatt nun dieſe Bittſchrift der Verwaltung der Civilliſte, als der competenten Behörde zukommen zu laſſen, wurde ſie mit tauſend anderen im Cabinette des Königs bei Seite geſchoben, in Packete gepackt und weiter nicht berückſichtigt. Lecomte, der vergebens auf Antwort wartete, verrückte ſich den Kopf, maß die Schuld in ſeiner beſchränkten Denkweiſe dem Könige bei und entſchloß ſich endlich, nachdem er anfangs Pläne gegen den General-Intendanten gemacht hatte, den König zu erſchießen. Nachdem das Attentat ſtattgefunden hatte, gab Lecomte als Urſache desſelben die Nichtberückſichtigung der Bittſchrift an. Man theilte dies dem Könige mit, der die höheren Beamten ſeines Cabinettes deshalb zu Rede ſtellte. Dieſe leugneten, je eine ſolche Bittſchrift erhalten zu haben, die Unterſuchungsbehörden ſtrafen darauf den Gefangenen Lügen, dieſer aber beharrt ſtandhaft bei ſeiner Ausſage. Eines Sonntags, als man auf dem Marsfelde eine Revue zu Ehren Ibrahim Paſcha's abhielt, war der Juſtiz-Miniſter Hebert mit dem General-Procurator wegen des Proceſſes in Neuilly. Man ſtellt dem Könige vor, daß Lecomte's Ausſage aller Wahrſcheinlichkeit nach richtig ſei, und der König ſendet einen Boten in die Tuilerien mit dem Befehle, Nachſuchungen über die Bittſchrift zu machen. Zufälligerweiſe war der einzige Cabinets-Chef des Secretariats der Bittſchriften, der allenfalls Auskunft hätte geben können, bei der Revue, und da der Befehl zu entſchieden war, als daß man den Boten unverrichteter Sache wieder hätte nach Neuilly zurückkehren laſſen können, fangen mehrere Beamte aufs Gerathewohl in allen Schränken und Kiſten zu ſuchen an. Der Cabinets-Chef kommt gegen Abend von der Revue zurück, ſieht, indem er den Carouſſel-Platz überſchreitet, die Fenſter ſeines Büreaus offen, kehrt ein und trifft die Pedelle eben mit Suchen beſchäftigt an. Wüthend über die Unordnung, die man unter den Papieren angerichtet hat, findet auch er in ſeinem Gedächtniſſe den nöthigen Faden nicht, und erſt, als man ihm die Wichtigkeit der Situation auseinanderſetzt, gelingt es ihm, die Bittſchrift Lecomte's aus dem Wuſte hervorzuſuchen.*)

---

*) Der Lecomte'ſche Fall in Frankreich iſt ein Pendant in gewiſſem Sinne zu dem Tſchech'ſchen Attentate

in Preußen. Den obigen Artikel darüber aus Heine's Feder brachte eine mitteldeutſche Zeitung; der Herr Einſender hat ſie mir in einem ausgeſchnittenen Stücke aus derſelben zugeben laſſen, ohne mir den Namen des Journals zu nennen. Das verhängnißreiche Geſuch Lecomte's an Louis Philipp lautete:

Sire! Indem ich dem Willen des Herrn von Rumigny, Ihres Adjutanten, nachgab, habe ich 10 Dienſtjahre geopfert. (Man weigerte bei Feſtſtellung ſeiner Penſion die zehnjährige Zeit des Militairdienſtes Lecomte's zu berechnen.) Während der 15 anderen Jahre im Dienſte Ew. Majeſtät war es mir nicht möglich, auch nur meinen Legionairsgehalt zu ſparen. Heute bewilligt man mir eine jährliche Unterſtützung von 388 Francs, da doch der Rechnungsbetrag meiner Dienſtjahre, wie er auf dem Inſpektionsamte zu Fontainebleau erhoben iſt, 400 und etliche Francs ausweiſt.

Aber das iſt noch eine Bosheit des unwürdigen Conſervators! Reden wir nicht mehr davon! Warum ich zum letztenmale um eine Gnade bitte, iſt die Capitaliſirung dieſer jährlichen Unterſtützung, um, wenn es mir möglich, in der Ferne eine neue Laufbahn wieder beginnen zu können, und Ew. Majeſtät die Urkunde zurückzugeben, die mir von dem Herrn General-Intendanten zugeſandt iſt, damit ſie mich nicht beſtändig an mein Unglück erinnere.

Paris, 29. Octbr. 1845.

Lecomte.

An Friedrich Steinmann.

I.

Berlin, 6. Februar 1821.

Nach dem Koran ſind die Dinte des Schriftſtellers und das Blut des Märtyrers in den Augen des Himmels von gleichem Werth. Vor irdiſchen Augen wird die Dinte des Literaten häufig Märtyrerblut, und mindeſtens geräth der Literat oft in die Dinte. In den letzten Tagen des verfloſſenen Monats habe ich auch wieder einiges rothes Herz- und ſchwarzes Dintenblut vergoſſen, indem ich innerhalb dreier Tage ein kleines einaktiges Drama geſchrieben habe. In welche kritiſche Dinte mich dieſe dramatiſche

Schnellgeburt bringen wird, wiſſen die Götter allein.

Du wirſt begierig ſein nach dem Inhalt dieſes meines zweiten Schrittes nach unſterblichem Shakeſpeareruhm. Ich bin indeß ein ſchlechter Proſector und Zergliederer meiner eigenen Geiſteskinder; doch will ich's verſuchen. An Grauenhaftem fehlts nicht darin; wir leben ja in der Zeit der „Februare“, der „Schuld“ und „Ahnfrau“ *). Von dieſer dramatiſchen Kinderkrankheit der Gegenwart iſt nun auch mein Ratcliffe — ſo iſt der Name meines Drama — in der Geburt ſchon befallen, und wenn er einſt die Wände der deutſchen Theater beſchreien wird, wird's dem weiblichen Bühnenpublikum nicht an Gänſehaut und Thränen fehlen. Perlen bedeuten Thränen! ſagt Leſſing's Emilia Galotti; ich wollte die

---

*) Die Namen der bekannten, damals Furore machenden Dramen von Werner, Müllner und Grillparzer. F. S.

Thränen, welche mein Stück den Augenwimpern der Damenwelt entpreſſen wird, wären Perlen; ich würde ſie wie Cleopatra in Wein auflöſen und ſie trinken. Es würde ein reſpectabler Rauſch und ein noch reſpectablerer Katzenjammer geben.

William Ratcliffe wird durch Mary's höhniſche Zurückweiſung ſeiner heißen innigen Liebe zu ihr zum Verworfenen.

„Und höhniſch knixend ſprach ſie froſtig: Nein!“

Eltern- und liebelos ſucht er die Qual ſeines Herzens im Gewühle London's, der Weltſtadt zu übertäuben:

Schlecht, ſchlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten:
Nach jedem Glaſe ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnte
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz:
Sogar beim Pharo fand ich keine Ruh',
Maria's Aug' ſchwamm auf dem grünen Tiſche,
Maria's Hand bog mir die Parolis,
Und in dem Bild der eckigen Coeurdame
Sah ich Maria's himmelſchönen Züge!

Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem;
Sie winkte: ja! ſie nickte: ja! — Va banque! —
Zum Teufel war mein Geld — die Liebe blieb.

Er wird Räuber, treibt in England ſein Weſen; dennoch zieht's ihn fort wieder nach Schottland. Da er unter fürchterlichen Flüchen den Schwur bei ſich beſiegelt hat:

Von dieſer Hand ſoll fallen der Verweg'ne,
Der's wagt, Marien bräutlich zu umfangen

erlegt er im Zweikampf nacheinander zwei ihrer vom Vater ihr zugeführten Bräutigame, und überbringt jedes mal in der Brautnacht der des Bräutigams harrenden Braut den Verlobungsring. Das Drama beginnt, als der Prieſter Mariens Hand mit der des Grafen Douglas, ihres dritten Bräutigams, verbunden hat. Ratcliff fordert auch ihn zum Duell; aber das Glück verläßt ihn diesmal, und Douglas ſchlägt ihm das Schwert aus der Hand. Ratcliff, geiſtig vernichtet, ſtürzt in das Schloß; in Marien, entſetzt, ihn verwundet zu ſehen, erwacht die alte Liebe. Er dringt in ſie, mit ihm zu fliehn; ſie dringt in ihn, vor Douglas zu fliehn; da erwachen Wahnſinn und Wuth in Ratcliff; er eilt mit ihr vor dem nahenden Vater und Bräutigam ins Brautgemach, erſticht die Braut und erſchießt ſich. Das iſt das Gerippe der Handlung des Stückes, ſich, allen Colorits entkleidet, Dir vorſtellend. Nimm nunmehr den Tizians- und Höllenbreughels-Pinſel Deiner Fantaſie zur Hand und ſchmiere, ſtreiche und kleckſe ein Paar Dutzend Paletten voll Farben darauf vom blendendſten Höllenfeuerroth bis zum dunkelſten Schnupftabaksbraun, ſo ſteht Deines Freundes neueſtes Drama Dir vor Aug' und Seele.

Der altſchottiſche Balladenton:

Mein Sohn, was iſt dein Schwert ſo roth? —
„Ich hab geſchlagen mein Liebchen todt."

ſchwirrt wie Eulenflugrauſchen durch das Ganze, accompagnirt von den Aeolsharfenlauten der Liebe.

„Wenn das nicht gut für die Wanzen iſt!“

ſo weis ich's wahrlich nicht. Ich meine, damit Du mich recht verſtehſt, nicht die Bettwanzen, die einen armen Poeten hier in Berlin arg plagen, ſondern die Recenſentenwanzen in den deutſchen Prokruſtesbettſtellen der Kritik, die ihn noch grauſamer maltraitiren bis aufs Blut. Und Poetenblut ſoll 80 Grad ſüßer ſein als ordinaires Menſchenblut, obwohl es einem Dichterſtübchenleben nicht an Bitterkeiten fehlt.

Was mir den letzten Impuls zu dieſen dramatiſirten Geſange verſchmähter Liebe gegeben, entdecke ich Dir noch nicht; Du wirſt es ſchon ſpäter erfahren; dann iſt auch das Bild mit augenſchmerzender Tabaksbeize getränkt; es hat mir viele Thränen gekoſtet*); darum kümmern ſich freilich die Recenſionen nicht, und wenn ich auch ein großes Vorwort in Proſa ſchriebe, worin ich der Recenſentenhorde meinen Seelenſchmerz und meine Thränen mathematiſch bewieſe. O dieſe ſeelenloſen Lumpen kümmern ſich blos um das, was Schwarz auf den weißen Papierlumpen ſteht; wie viel Schweiß und Blut und Herzweh des Dichters es gekoſtet, iſt ihnen gleichgültig.

---

*) Anſpielung auf den Verluſt ſeiner Geliebten, Eveline.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu.
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Ich denke den Ratcliff, dieſes Kind meiner Schmerzen, zugleich mit meinem Almanſor in die Welt zu ſchicken. Bis dahin wirſt Du auf die Freude warten müſſen, ſeine werthe Bekanntſchaft zu machen.

II.

Am 7. Juni 1827.

Der Dichter hängt, das ſehe ich von Tag zu Tag mehr ein und namentlich, ſeit ich meinen Almanſor habe drucken laſſen, von den Launen der launigſten aller Göttinnen, der Glücksgöttin, ab. Wirft ſie doch einem reichen Lump das große Loos in den Schooß und läßt den armen Dichter darben. Indeß wie gern ertrüge er die großen und kleinen Leiden ſeines Dachkämmerleins, afrikaniſche Wüſtenhitze, venediſche Bleikammerglut und ſibiriſche Eiſeskälte, wenn er nur Anerkennung beim Publikum findet.

Das Publikum ſind alle Leut',
Drum iſt es dumm und auch geſcheidt

ſingt treffend Wilhelm Robert. Aber das Publikum iſt eine undankbare Beſtie und verdiente einen eiſengegitterten Menageriekaſten, wie die Hyäne und der Eisbär; denn entweder iſt es wie jene und zerreißt und zerfetzt ihn, oder iſt bei allen ſeinen heißen Beſtrebungen kalt wie dieſer. Iſt es gleichgültig gegen ihn und beſchäftigt ſich allein mit ſeinen Privatangelegenheiten und Privatamuſements wie der Menagerieaffe aus Langweile mit Läuſeknicken, ſo mag das noch hingehn. Aber vorzügliche Dichterproductionen ganz ignorirt zu ſehn, iſt das größte Mißgeſchick des Poeten. Es packt ihn wie mit Bärentatzen und erdrückt ihn und ſeine poetiſche Kraft.

Mit welcher Kraftanſtrengung ich an meinem Almanſor gearbeitet, weißt Du von Beul her, wo ich ihn begann; und trotz allen Herzblutes und Gehirnſchweißes, die ich daran vergeudet, habe ich keine Freude an dieſem Kinde. Das Weib des Pelicans öffnet ſeine Bruſtadern, um ſeine Jungen zu letzen. Auch ich that's, aber vergeblich; das deutſche Publikum iſt mit Heſſenblindheit geſchlagen und hat Schwabeneinſicht; was habe ich da zu erwarten? — O dieſe Eisbären und ihre Kälte!

In dieſer Stimmung war ich geſtern, ſie war zum Erſchießen ſcheußlich, als mir aus dem Journalcirkel das neueſte Heft der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik auf mein Zimmer gebracht wurde. Du weißt, daß ich für das gelehrte Junkerthum, welches ſich in den Spalten dieſes Journals ſpreizt, gar geringe Sympathieen hege. Indeß nehme ich das Heft zur Hand, blättere darin und finde in Nr. 96 und 97 einen Artikel über meine Reiſebilder.

Ich ſuche nach dem Namen meines Recenſenten und — der Name Immermann tritt mir entgegen. Du weißt wie ich ihn als Dichter und Kritiker ſchätze; er recenſirte, wie Dir bekannt iſt, im Weſtfäliſchen Anzeiger ausführlich mein erſtes Buch, meine vor fünf Jahren gedruckten Gedichte und jetzt treffe ich ihn als Recenſent meiner Reiſebilder.

Er ſtellt ein Reſumé gleichſam über mich und die verſchiedenen Beurtheilungen, die meinen Gedichten geworden ſind, vorauf, indem er u. a. ſagt, das Meiſte, was ich bisher geliefert, ſeien lyriſche Poeſieen; auch in der vorliegenden Sammlung ſei die poetiſche Beſchreibung der Harzreiſe ihrem Charakter nach rein lyriſch. Erwägen wir — fährt er fort — in welcher Art ſich dieſer Lyriker bisher entfaltet hat, ſo zeigt ſich zuvörderſt in der Wahl des Gegenſtandes etwas, was von den meiſten Erſcheinungen dieſer Art der Poeſie abweicht.

Der Inhalt ſeiner Lieder iſt kein fröhliches, ſanftes, er iſt ein düſteres ſchreckliches Thema. Nicht um roſenbekränzte Becher ſchwärmt ſeine Fantaſie; ſie führt ihn nicht zu den Feſten glücklicher Menſchen, ſie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, ſondern ſie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die des Dichters Andacht verſchmähend, dem Unwürdigen ſich ergab; das Götterbild iſt verſunken, dem Dichter ſchien alles Schöne und Herrliche der Erde in den Abgrund nachzuſtürzen.«

»Dieſer heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen alle Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läßt er ſich in perſpectiviſcher Form erblicken; er iſt als der bisher klargewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten . . . . Deshalb iſt es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anſcheinend ſobald erſchöpften Gegenſtand immer und immer wieder vornimmt« u. ſ. w. u. ſ. w.

Du kennſt meine Faulthiersnatur im Abſchreiben, und ſelbſt im gegenwärtigen Augenblick, wo ich mein Lob abſchreibe, fühle ich keine Regung, dieſe natürliche Abneigung abzulegen. Ich ſchließe daher meine Auszüge aus der Immermann'ſchen Recenſion und empfehle Dir dringend, Dich nach ihr zur eigenen Lectüre umzuſehen. Doch — einen Extrakt, einen Zug aus dieſer Champagnerflaſche ungefälſchter Kritik muß ich noch thun. Es iſt die Charakteriſtik der Nummer 28 der Gedichte und ſchlingt gleichſam einen Lorbeerkranz um meine Stirn. Siehe, wie friſch er iſt!

»Ein anderes Gedicht, das 28te, behandelt die Aufgabe, eine innerlich zerſtörte Familie darzuſtellen; der Mond beleuchtet wieder die Scene, aber wie verſchieden:

Der bleiche herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof
Das ſtille Pfarrerhaus.

»Die Familie iſt in der Stube. Die Mutter lieſt in der Bibel, der Sohn ſtarrt ins Licht, die ältere Tochter iſt ſchlaftrunken, die jüngere beklagt ſich über Langweile in dem öden Hauſe. Jene will zum verliebten Grafen, der Sohn von den drei Jägern Geld machen lernen.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's magere Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter!
Ein Straßenräuber ſein!

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand:
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

„Hiermit ſchließt das Stück. An ihm iſt beſonders der Lapidarſtyl merkwürdig, mit welchem der Dichter das Schreckliche behandelt hat. Wie würden Andere den Stoff ausgeſponnen haben, der ſo viele Fäden darbot! Heine hat eine ganze Familientragödie in wenige Verſe zuſammengedrängt, und doch lebt jede Geſtalt, doch iſt jede deutlich. Das Talent glücklich zu ſchließen, zeigt ſich hier einmal recht glänzend; der todte Vater draußen wirkt wie ein tragiſcher Chor.«

Nimm den Hut ab, Steinmann; oder trägſt Du eine Mütze, ſo ziehe ſie raſch vom Kopfe vor

Deinem H. Heine.

III.

Paris, 31. December 1831.

Das mir zugeſandte Exemplar der Gutzkow'ſchen Zeitſchrift *), worin ſich der Artikel über das Preiswettrennen, welches Gubitz als Herausgeber des Geſellſchafters ausgeſchrieben hat, findet, iſt voll des Lobqualms für Dich. Gerne hätte ich Dich mit eigenen Augen auf dem arabiſchen Renner (oder war's ein Gaul, der ſeinen Stammbaum und ſein Vollblut aus der Haide von Dülmen und Dorſten ableitet) den Wettritt „in's alte romantiſche Land“ zurücklegen ſehn. Oder war's des Ritters Quixote Roſinante oder

---

*) Vergl. Anhang.

Sancho Panſa's Eſel ſelbſt, worauf Du Deinen Mittweltrennern und ihrer ganzen Cavalcade um eine gute Zahl von Pferdekopfslängen zuvorgekommen ſein ſollſt? Mir ſchwirren wie Eulen und Fledermäuſe allerlei Struben'ſche rechtliche Bedenken durch das Hirn mit ungläubigen Thomasohren und blöden Nachtvögelaugen; ſie werden nicht von mir laſſen und mich ſo lange beunruhigen, bis ich ſelbſt geſehn und geleſen habe.

Sende mir daher auf dem bekannten Wege diejenigen Nummern des Geſellſchafters, worin Deine Donna Quixote abgedruckt iſt; Du könnteſt bei einer etwaigen Preisbewerbung eines anderen deutſchen Journals nach dieſen Antecedentien mit vollem Fug und Recht eine Sancha Panſa darauf folgen laſſen, die einen Eſelsritt durch die Diſteläcker der deutſchen periodiſchen Preſſe macht; und wie ſich weidlich ihre Eſelin an dem ihr darauf gebotenen Leibgerichte erfreut, ſo könnte Donna Panſa, die Viehmagd des edlen Ritters aus la

Mancha, der Journalwelt Deutſchland's und ihren junkernden, hervorragenden Heroenköpfen den wohlverdienten Lorbeer um's leere Haupt flechten. Denn Niemand hat auf eine derbe Züchtigung heut zu Tage mehr Anſpruch, als gerade dieſe wahrhaft grandioſe Miſere des Tages.

Sind doch alle unſere Blätter ſonder Ausnahme auf Gegenſeitigkeit gegründete Lebverſicherungsanſtalten, und in ihren Organen wird ein Eſel von dem andern durchgeweihräuchert. Dieſer penetrante Weihrauchsduft, der mir das Beſuchen der katholiſchen Kirchen verleidet, hat noch zur Folge gehabt, daß ich der Lectüre der deutſchen Journale gänzlich entwöhnt bin, und ich nur dann eine Nummer oder ein Heft derſelben perluſtrire, wenn es mir wegen eines Schmäh- und Schimpfartikels auf mich mitgetheilt wird; denn die darin zu Gericht ſitzenden literariſchen Beſenbinder kennen, wenn's mich betrifft, keinen anderen Styl als den Beſenſtiel.

Da greife ich denn zum Blitzſtrahl und Donnerkeil — denn auf den groben Klotz gehört ein grober Keil — und ſchmettere das Unkengezücht nieder.

Noch geſtern habe ich ein ſolch milchbärtiges Kritikaſtergeſicht in meine kritiſche Baderſtube geſchleppt, ihm den Flaum eingeſeift und zugleich einem altersgrauen Literaturzeitungspetz das dicke Bärenfell ausgeklopft. Solche patriarchaliſche Mühewaltung hat zwar auf den erſten Blick etwas Danaidenfaßartiges; indeß dringt's doch bis auf Nieren und Leber, und jene Rotte Korah ſcheut dergleichen Manipulation, wie Prometheus das Schnabelhacken des Geiers.

Nachdem ich dem Figaro und Wichſier in's Handwerk gegriffen und die juſtificirten Armſünder auf dem Schindanger zu wohlverdienter Strafe, Anderen aber zum abſcheulichen Beiſpiel auf's Rad geflochten, kehrte meine alte Ruhe zurück, und ich ſchrieb das anliegende Gedicht: Mähnenſchütteln*); ich denke, es enthält meine Rechtfertigung da, wo ich etwa vielleicht zu ſtark ausgeſchritten bin. Glück zum Neujahr!

---

*) Abgedruckt in den Dichtungen.

IV.

Paris, 4. Februar 1832.

Du weißt, wie großen Dank ich meinem Oheim Salomon ſchuldig bin. Wie ein Vater hat er ſich meiner ſtets angenommen, und wenn ich ihm meine Kindesgefühle auszuſprechen im Begriff ſtand, wurde er warm und ſchickte ſich an, mich vor die Thür zu werfen. Es drängt und zwingt mich und läßt mich nicht ruhen, ihm einen Denkſtein ganz en miniature bei Lebzeiten zu ſetzen. Ich habe ihn gemeißelt und ſende ihn Dir, mit der Bitte, Handlangerdienſte mir bei ſeiner Aufſtellung zu leiſten.

Auf dem beiliegenden Blatte findeſt Du einen von den vielen Fällen aufgezeichnet, worin ſein mildes Herz waltete. Du wirſt dafür Sorge tragen, daß daſſelbe in irgend einem Blatte, gleichviel in welchem, ſeine Stelle findet, und wäre es nur ein Local- und Winkelblättchen. Es wird von da ſchon in andere Blätter übergehen. Zaudere indeß nicht in Erfüllung meiner Bitte. Du brauchſt mir keinen Abdruck zuzuſenden; ich bin gewiß, ſelbſt bald irgendwo anders eine Reproduktion des kleinen Artikels anzutreffen. Da mich der Wunſch, ihn bald gedruckt zu ſehn, ganz erfüllt, ſo habe ich die Beantwortung meines letzten Briefes Deinerſeits nicht abgewartet, ſondern ſende Dir das Blatt zum angedeuteten Zwecke heute.*)

---

*) Ich verfuhr nach Heine's Wunſch und ließ den Artikel drucken; er ging, wie Heine vorausgeſehen, in viele Blätter über. Ich laſſe ihn hier folgen. Im Jahre 1856 nach dem Tode Beider habe ich einen Wiederabdruck nochmals in einem Blatte veranlaßt. Der Artikel lautet:

— Ein Mann, der in Betreff des Wohlthuns als Autorität gelten kann, Salomon Heine in Hamburg, weigerte ſich, einem Bittenden einen Thaler zu geben. Wo er aber eine Familie mit einem kleinen Kapital aufrichten konnte, that er es. Zu Salomon Heine kam ein

Handwerker und bat ihn um ein Anlehen, weil er ſein Geſchäft gern ausbreiten wolle; er habe Beſtellungen genug, er könne ihnen jedoch nicht genügen, er müſſe eine größere Werkſtatt haben und Geſellen halten. Dann könne er ſeine Frau und fünf Kinder erhalten, jetzt ginge es gar zu kümmerlich. — Heine war, wie dies reichen Leuten oft zu geſchehen pflegt, körperlich indisponirt, alſo übler Laune, doch fragte er: „Wie viel ſollte denn das ſein?“ — „Drei tauſend Mark, Herr Heine.“ — „Das iſt viel Geld! Es kommen gar zu viele! Kann ich doch nicht allen Menſchen helfen — ich habe zu thun heut — wie heißen Sie?“ — Der Bittſteller nannte ſeinen Namen und gab ſeine Wohnung an. „Ich will's überlegen — ich weiß Sie zu finden — Adieu!“ Mit dieſen Worten ging Heine an ſein Pult. Der Handwerker kam traurig zu ſeiner Familie zurück, die kurze ſchroffe Weiſe des Entlaſſens hatte jede Hoffnung niedergeſchlagen — er meinte, der Ruf ſage von Salomon Heine auch zu viel — gegen ihn ſei er hart geweſen, wie andere Millionäre. Fünf Tage darauf ſaß die Familie des Handwerkers beim Mittagstiſch, das Eſſen beſtand aus einer großen Quantität Kartoffeln und einem kleinen Stück Rindfleiſch nebſt Schwarzbrod. Da klopfte es an die Thür und unmittelbar darauf trat der Klopfer ein — es war Salomon Heine. Der Handwerker ſprang vom Eſſen auf, die Familie folgte ſeinem Beiſpiel. Aber Heine trat ſogleich zur Thür zurück und rief: „Alles ſoll ſitzen bleiben und eſſen, ſonſt gehe ich augenblicklich wieder fort!“ Man ſetzte ſich, aber die Gabeln ruhten und die Augen hingen an dem vornehmen Gaſte. Heine prüfte das Zimmer, das Antlitz der Bürgersfrau, das Geſicht der Kinder und ihre Kleidung, dann wandte er ſich an den Hausvater: „Das ſieht bei Ihnen recht nett und ordentlich aus, aber dürftig.“ Er zeigte auf das Mahl. „Eine hübſche Frau haben Sie auch und eine tüchtige Mutter für Ihre Kinder — das ſeh ich an den gewaſchenen Händen, an den Haaren und an der Kleidung. Ihr ſeid ordentliche, fleißige Leute — Ihr ſollt die 3000 Mark haben!“ Im Nu ſprang die ganze Familie vor Freuden vom Tiſche auf und überſchüttete Heine mit Dankbarkeit. Er aber machte ſich unwillig los und ſprach: „So laßt doch das unnütze Weſen! Hab' ich doch geſagt, ich gehe, wenn Ihr nicht ſitzen bleibt.“ Es war ihm aber nicht ernſt mit dem Unwillen, denn er gab dem Handwerker die Hand freundlich, gab ihm an, daß er die Summe ohne Zinſen erhalte, daß er aber alljährlich 500 Mark zurückzahlen müſſe.“ Mit einem Gruße an Frau und Kinder ging er hinaus. Nach einem Jahre kam der Handwerker zu Heine, gerade am Termine, worauf Heine ganz beſonders ſah. „Nun, wie iſt's gegangen?“ — „Ach, ganz glücklich, Herr Heine, meine Kundſchaft hat ſich ausgebreitet, ich habe drei Geſellen, wir haben viel beſſer leben können, kleine Rückſtände habe ich bezahlt und noch die Abzahlung für unſern Wohlthäter erübrigt.“ — Haben Sie nicht mehr erübrigt, als die 500 Mark?“ fragte Heine und deutete auf die Geldrollen in der Hand ſeines Schuldners. „Du großer Gott, das iſt ja ſehr viel!“ — „Nun“, ſagte Heine und reichte dem ehrlichen Manne die Rechte zum Abſchiede, „dann ſtecken Sie Ihr Geld nur wieder ein, wir wollen mit der Abzahlung ſo lange warten, bis Sie wohlhabend geworden ſind! Er nahm von ſeinen 3000 Mark nicht einen Schilling zurück.

V.

Hamburg, 4. November 1843.

Daß ich wirklich ein Dichter bin, daß mir die Sehergabe nicht fehlt, habe ich leider erfahren. Ich ſage leider! denn ich bin ſchrecklich enttäuſcht zugleich. Du erinnerſt Dich, mit welcher Liebe ich unſerm R....... zugethan, wie ich mich ſeiner angenommen; denn er war, wie Du weiſt, der Stütze eines väterlichen Freundes in mehr als einer Hinſicht bedürftig. Seinen poetiſchen Erſtlingen, die er in das Labyrinth der Oeffentlichkeit ausſandte, gab ich gleichſam das Ariadnenknäuel in die Hand, damit ſie den Weg zur Anerkennung ſeines poetiſchen Strebens nicht verfehlten. »Ich ſprach ſo gut von ihm.« Und

— Er? O daß alſo wahre Freundſchaft vergeſſen werden kann! —

Was ich damals von ihm ſagte in einer ausführlicheren Recenſion ſeiner erſten Gedichte, liegt vor mir, und ich leſe die Stelle daraus:*)

„Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe“ überſchrieben, aus poetiſchen Apologien befreundeter Geiſter beſteht. Im „Tempel der Freundſchaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Arnim, Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Snuts, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löber, Immermann, Arndt und Heine. Im Ganzen ſcheint kein tadelſüchtiger Geiſt in dieſem Freundſchaftstempel zu wohnen, und es mag hie und da das verſificirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich geſpendet ſein. Beſonders iſt dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfaſſer auch ſchon im erſten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt ſind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem ſo köſtlichen Lorbeerzweige geſchmückt, daß der Verfaſſer ſich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieſes von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen. Wenn ſolches nicht geſchieht, ſo iſt es Jammerſchade und ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur.“

---

*) Vergl. meine Schrift: H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe aus ſeinem Zuſammenleben mit mir. Prag: Kober 1857.

Das ſchrieb und ahnte ich im Jahre 1823, und ſechs Jahre nachher mußte meine Vorausſicht ſich verwirklichen!

Der Sonettenſänger iſt unterdeſſen Kurfürſtlich Heſſiſcher Titular-Hofrath geworden und hat ein Journal herausgegeben: Der Leuchtthurm, und in der erſten Nummer deſſelben hat er einen ganzen Korb fauler Aepfel zuſammengetragen, die in jenem Jahre — ich erinnere mich deſſen zwar nicht mehr, da ſie nicht zu meinem poetiſchen Hausbedarf gehören, und ich ſie deshalb nicht einkaufe — beſonders gut gerathen ſein müſſen. In dieſem hors d'oeuvre der deutſchen periodiſchen Preſſe liegen ſie haufenweiſe aufgeſchichtet und werden mir an den lorbeerbekränzten Hirnſchädel geworfen bei Gelegenheit der Beſprechung meiner »romantiſchen Schule.« O dieſer Fauläpfelromantiker, wie er mich mit dem Moſchusduft der Aepfelverweſung (faule Aepfel haben bekanntlich einen Moſchusartigen Beigeruch) einzubalſamiren ſich anſchickt! Er nennt mich »empörend gemein, frivol, läſterungsſüchtig, tollkühn«, mein Buch »für den verdorbenen Theil der Nation geſchrieben« u. ſ. w.

Der Zufall hat mir dieſe ominöſe Nummer des Leuchtthurms als Maculatur geſtern in die Hände geſpielt. Daß dieſes Höllenpfuhlſchwefelgaslicht nicht lange der Welt geleuchtet, iſt gewiß; ich hätte ſonſt wohl früher etwas davon am Horizonte der periodiſchen Preſſe gemerkt; aber es iſt für mich ganz unbemerkbar geblieben. Oder hat es doch eine Zeitlang ſein unfläthiges Scheinleben gefriſtet? Iſt Dir von dieſer Ephemere mehr bekannt geworden?

Ich möchte es bezweifeln, beſonders da ich ſehe, daß die Nummer die Bezeichnung: Probenummer an der Stirn trägt. Ich gebe ein ſolches grauenhaftes Document in Grimm und Haß verwandelter Freundſchaft ungern aus den Händen, und unterziehe mich der Mühe, Dir eine Glanzſtelle daraus hier abzuſchreiben. Lies und knirſche mit allen Deinen 32 Zähnen oder ſoviel Du deren noch haſt!

„Von Vorliebe und Parteihaß zerriſſen weiß er in Beiden kein Maaß mehr zu halten und wühlt in den Extremen. Unfähig, ſeiner böſen Zunge einen Zaum anzulegen, vermöchte er eine

Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüßte, daß er die ſündigſte und verruchteſte Läſterung am Heiligſten damit beginge. Und ſo ſehen wir ihn, einen wahrhaft großen deutſchen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus ſeiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln (?), in der Läſterſtadt an der Seine ſich abquälen, den Schmutz und die Grimaſſe und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet ſchändet er nicht nur, was lebt; auch mit dem, was todt und ehrwürdig, treibt er ſeine Unzucht. Die Haupttendenz dieſes Buches iſt, die chriſtliche Religion zu beſchimpfen. Das Chriſtenthum ſtände auf ſchwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'ſcher Roman und Heine'ſche Verſe es umzuwerfen vermögten. Aber, da abgeſehen von dem Glaubenspunkte, unſer ganzes europäiſches Staatengebäude auf dem chriſtlichen Fundamente ruht, ſo greifen die Gottesläſterer nicht nur das, was der Erde Leben und dem Menſchen Troſt gibt, die Religion, ſondern auch die geſammte ſociale Ordnung in ihrem Innerſten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'ſchen Lehren würde ſie ein großes Bordell. Im ganzen Buch nirgend eine höhere Wahrheit, eine geläuterte Anſicht, ein guter Wille: überall nur biſſiger Hohn, Spott, Bonmot, Perſiflage, Gift der Geſinnung unter Blumen ſchöner Worte: wie die religiöſen Anſichten perfid, ſo ſind die literariſchen parteiiſch.«

Man glaubt das Echo der Stimme des Stuttgarter Denuncianten zu hören, der mir wider meinen Willen eine Anſtellung im Bureau des von ihm entdeckten »jungen Deutſchland« verliehen. Dieſem ſchwäbiſchen Columbus folgt nun dieſer »Freund«, gleich den blut- und beutegierigen Horden unter Cortez und Pizarro auf dem

Fuße, und wirſt mich auf den Roſt, um mich wie Montezuma zu braten!

Jetzt leugne einer meine Dichtergröße, meine Sehergabe! Bei Gott! ich gäbe ſie gern dahin, wenn ſie ſich in dieſer Weiſe nicht bewährt hätte. Solche Erfahrung ſchmerzt eben ſo ſehr, wenn nicht noch mehr, als eine Sieſte auf feurigem Roſte! Worauf ſoll man bauen und vertrauen, wenn nicht auf ſeine Freunde! Und hier ſtürzt einer derſelben auf mich los, blutdürſtig wüthend wie eine Hyäne.

Doch ich muß Dir noch den Schluß ſeiner Heerpredigt wider mich, den Erbfeind Deutſchland's und des Chriſtenthums, copiren!

„Und an dieſe Pariſer Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der beſſeren Maſſe des edlen deutſchen Volks aufdrängen zu wollen: es peitſcht ihn mit Ruthen

von der Schwelle ſeiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Schaam und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, läſtere ſeine geachteten Männer, verſpotte unſere Religion — aber hüte dich zu wähnen, daß du dir durch dieſe Mittel Achtung erwirbſt: das ſagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten iſt!«

Wendeſt Du Dich, alter Freund Steinmann, nach dieſen zelotiſchen Expectorationen nicht von mir, erſcheine ich Dir nicht als ein ſo ſchlechter Kerl, wozu mich jener »Bruder« ſtempelt, ſo beobachte kein langes Stillſchweigen. Ein paar Zeilen von Dir, ſchon meine Adreſſe von Deiner Hand auf einem Briefcouvert ſoll mir als Evangelium d. h. als frohe Botſchaft allein gelten, daß Du mir gegenüber noch der alte Freund biſt, unberührt von dem Gifthauch des widrigen Zelotenthums der Gegenwart, das wider Alles grinſt und überall gleißt und gegen Alles wüthet, was nicht iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſche und in unduldſamer Niederträchtigkeit ſtagnirt.

Daß ich ſo enttäuſcht worden in einem Freunde! Daß mir der Zufall die Journalnummer bei meinem Aufenthalt in Deutſchland in die Hände geſpielt hat! Sie war mir eine Terra incognita in Paris, und hier in Hamburg mußte ich ſie entdecken. Columbus fand doch ein neues Menſchengeſchlecht und exotiſche Gewächſe in der neuen Welt; ich die alte Menſchenrace mit der Stereotypphyſiognomie und — faule Aepfel. Ich möchte anſtimmen das Lied:

Kennſt du das Land, wo die Citronen — —

O ihr deutſchen Citronen! Ihr Schlehen, ihr heimiſchen Kirſchen aus Germaniens Urwäldern, die ihr mir wie Eſſig die Lippen zuſammenzieht und Waſſer in die Augen treibt! Fort von hier wieder nach Paris, und würde ich dort auch gleich Columbus mit Eiſenketten belaſtet, und hörte ſtatt Nachtigallengeſang nur die heiſerkrächzende Melodie des Kerkerſchließers und ſeinen monotonen Refrain: Voila le diner! —

VI.

Paris, 2. Juni 1846.

Mein liebes Deutſchland laſtet mir heute auf dem Herzen; ſein Name ſummt mir um die Ohren wie eine Brummfliege und ſtört mich in der Arbeit. Ich kann nicht einmal einen Frohnartikel für die Ausburger Allg. Zeitung zu Papier bringen. Leibeigenthum, Frohnen, Hand- und Spanndienſte ſind in Folge der politiſchen Civiliſation aufgehoben; nur der homme des lettres ſchmachtet im alten Joche und Frohn ſeiner Feder. O dieſe Francs mit den kalten Metallphyſiognomieen der Regenten Frankreichs, dieſe literariſchen Leib- und Spanndienſtgroſchen aus Cotta's Börſe!*)

Der Papierbogen, der vor mir liegt, um darauf einen Epoche machenden, unſterblichen Artikel für die Augsburgerin niederzuſchreiben, iſt weiß und rein wie eine keuſche Jungfrau zu Tacitus' Zeit im deutſchen Urwald; er iſt, unberührt wie ſie von Manneshand, von Gallentinte. Ich habe zu einem Conceptpapierblatte gegriffen, worauf augenblicklich meine Feder kritzelt; es ſoll vollgeſchrieben Dir als Brief und Lebenszeichen von mir zugehn, da es ſich mit Deutſchland und ſeinem lieben Dreck befaſſen ſoll; iſt es doch der Dreck meines Vaterlandes, den man gern an den Füßen einmal wieder mit ſich herumſchleppt, wenn man Jahre lang nur Pariſer Straßenſchmutz am Stiefel getragen hat. —

---

*) Heine bezog für ſeine Mitarbeiterſchaft an der Allg. Augsb. Zeitung — wenn ich nicht irre — jährlich 3000 Francs.

Deutſchland fühlt ſich unbehaglich, und der deutſche Michel iſt unwohl; um ſein Bett ſitzen viele Aerzte und pfuſchen an ihm herum, allopathiſche und homöopatiſche, Waſſerdoctoren und Magnetiſeure; ſelbſt Quackſalber mit Stereotypmitteln und Wunderheilkünſtler mit Weihwaſſer und Reliquien haben ſich eingefunden. Alle wollen heilen; aber viele Köche verſalzen die Suppe und viele Aerzte verderben den Kranken. Der Krankheitszuſtand verſchlimmert ſich; darüber ſind ſie alle einig, aber über die Mittel zur Beſſerung liegen ſie ſich in den Haaren und ſtreiten in allen Blättern.*)

Während der Streit fortlebt in Büchern und Schriften, Zeitungen und Journalen, Konditoreien und Kaffeehäuſern, betrachten wir, ganz unbekümmert um das Kampfgeſchrei, die verſchiedenen Syſteme, nach welchen die geehrten Herren das Siechthum der Gegenwart heilen zu wollen glauben.

---

*) Anmerkung Heine's. Vielleicht kannſt Du dieſen Brief für Deinen Neuen Rheiniſchen Merkur benutzen. — (Der Verſuch wurde gemacht; indeß kam der Correcturbogen faſt ganz geſtrichen vom Tiſche des Cenſors zurück. Da der Originalbrief Heine's nicht mehr vorhanden iſt, ſo geſchieht der Abdruck nach dem Correctur-Exemplar. F. S.)

Das erſte Syſtem iſt das ſ. g. *konſervative*; es hält die Krankheit für ein altes eingewurzeltes Gichtübel, mithin für ungefährlich, ſo lange ſich die materia peccans nicht auf's Herz wirft. Es ſchreibt daher zuerſt und hauptſächlich ruhiges Verhalten, Ruhe um jeden Preis vor und verbietet durchaus jede Bewegung; Alles muß beim Alten bleiben, nichts in der bisherigen Lebensweiſe geändert, nichts daran gemodelt werden. Das alte bekannte Lobräuchern der Verehrer der guten alten Zeit werde pünktlich und regelmäßig zu beſtimmten Stunden fortgeſetzt; der alte gichtbrüchige deutſche Michel werde im Bette gehalten wie bisher, die alte gewohnte warme Nachtmütze auf dem Kopfe, die flanellene Unterjacke auf der nackten Haut, die wollenen Pulswärmer um die

Handknöchel. Hat der Patient ein ſ. g. gutes Stündchen, mag er aufſtehen, ein Dutzend Federn zur Unterhaltung ſchneiden, auch ſchreiben über die Kartoffelkrankheit, die Sängerin Elsler, die »ſchwediſche Nachtigall«, die Verbeſſerung der Berliner Rinnſteine, den Wiener Schauſpielunternehmer Pokorny, aber ſich bei Leibe nicht um ſ. g. Politica kümmern, dabei ſeinen Kartoffelſalat, aber mäßig genoſſen, ſich wohlſchmecken laſſen. Nur kein Uebermaß geiſtiger Anſtrengung; zum Höchſten mag er ſeinen Scharfſinn an Auflöſung der Rebus in der Illuſtrirten oder der Charaden im Morgenblatt üben, aber täglich nur einmal. So in der alten Nachtmütze, die er übrigens über die Ohren ziehen muß, um vom Lärm der »nach Reform bellenden Hunde« im ſichern Schlafe nicht geſtört zu werden, im Bette oder der geheizten Stube (15 Grad Reaumur) hofft der Kranke Geneſung; denn der konſervative Doktor ſchwört Stein und Bein darauf, daß nur

Ruhe hilft. Und Ruhe iſt des Bürgers erſte Pflicht.

Das zweite Syſtem, wonach man verfahren wiſſen will, iſt das **konſtitutionelle**. Während der konſervative Arzt Ruhe, Stille und Stillſchweigen gebeut, verordnet der konſtitutionelle Heilkünſtler Bewegung, Regſamkeit und Sprechen in beſtimmten Grenzen und zu beſtimmten Stunden. Während Jener will, daß Herr Michel ſich um ſein ganzes Haushaltungsweſen gar nicht kümmere, ſondern ſeinen gut beſoldeten Haushofmeiſter, Kutſcher, Kellermeiſter, Koch, Bedienten u. ſ. w. frei ſchalten und walten laſſe, will Dieſer, daß der Hausherr auch ein Wörtchen mit drein ſpreche, umhergehe und ſelbſt ſchaue, wie's im Keller und auf dem Boden, in der Vorrathskammer und Plunderkammer beſtellt ſei, auch wie es mit der Chatoulle ſtehe, ob die »Heilskriſis« und ihre Macht auch darauf verderbliche Folgen äußere oder nicht; die Zeit, die ihm zu dieſem

Behufe beſtimmt worden, muß dagegen genau inne gehalten werden; Abendluft und Morgennebel wirken ſchädlich; die Mittagszeit iſt ihm erlaubt; man nennt ſie die Landtagszeit. So lange dieſer Tag währt, hat er volle Erlaubniß, ſich zu bewegen und ein Wörtchen mit zu ſprechen; und da ſpricht er denn oft zu viel und friſch von der Leber weg; indeß — exempla sunt odiosa — man kürzt ihm oftmals vorſorglich dieſe kurz zugemeſſene Spanne Zeit, was man in der Kunſtſprache: Auflöſung der Kammern nennt, und verordnet, daß er ſich wieder zur Ruhe begebe, und in die Federn lege: er möge heiſer werden, die Lungen zu ſehr anſtrengen u. dgl. m. Bei einem Arzte geht nichts über Vorſicht; denn Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit, vielleicht die Großmutter. Da geht denn Michel verdrießlich heim, vertauſcht den Bratenrock mit dem Nachtwamms, greift zur lieben Schlafmütze, zieht ſie über die Ohren und verſchläft Verdruß und Aerger.

Das dritte Syſtem, wonach man zu Werke geht, wird das pietiſtiſche genannt. Der pietiſtiſche Reformer der Gegenwart leitet den Urſprung der Krankheit von uralten Zeiten, direkt aus den Tagen der Austreibung aus dem Paradieſe, von der Erbſünde her; die muß gebannt werden durch Gebet und Beſchauung bis in die »pennſylvaniſchen Zuchthäuſer« hinab; Zelleneinöden und Erbauungsbücher ſind ſeine Radicalmittel, während er für ſich im Trüben fiſcht.

Das ſociale Syſtem will nicht allein den deutſchen Michel heilen, ſondern auch ſeinen Brüdern und Vettern in anderen Ländern unter die Arme greifen, die an noch weit ſchlechterem Haken zappeln, als er. Freund Michel ſoll einen neuen Menſchen anziehen; er ſoll heraus aus ſeiner alten Nachtmütze, in der er lange genug geſchlafen und geſchläfert, aus ſeinen Filzpantoffeln, in welchen er ſo lange geſtrauchelt und herumgeſtolpert, aus ſeiner Flanellweſte, damit ihn die freie Luft wieder anwehe, und in die Poren dringe, aus ſeinem wurmſtichigen Lehnſtuhl, der unter ihm und mit ihm zuſammen zu brechen droht; er ſoll heraus aus dem dunſtigen Federbette, worin er ſo lange gelegen, aus der dumpfigen Stube, die ſo lange nicht gelüftet und gereinigt; ſeine ganze Wohnung ſoll neu eingerichtet, ſein ganzes Hausweſen neu geordnet werden. Aus dem ewigen Schlendrian, aus dem alten Sauerteig ſoll er hinaus; dann ſolle und könne die Geneſung nicht ausbleiben, in ihrem Gefolge Geſundheit und die Wiedergeburt der angebornen Kraft.

Es bedarf keines Wortes, um darzuthun, welcher von dieſen Heilkünſtlern der beſte iſt; Jeder kann es mit ſeinem hausbackenen Verſtande erfaſſen, ohne künſtliche Brille mit eigenen Augen ſehen. Es bedarf nicht der Anwendung des glühenden Eiſens, es heilt, wie die Homöopathie von ſich ſagt, ſchnell, milde und angenehm; und dennoch wollen Viele von ſeiner Kurmethode nichts wiſſen und faſeln darüber in's Blaue hinein und bauen koloſſale Luftſchlöſſer. Doch der alte Michel, der geduldig iſt wie das Papier, das Alles auf ſich drucken und ſchreiben läßt, ſelbſt daß es zerſtampft oder verbrannt werden ſoll, alſo ſein eigenes Todesurtheil, wird endlich den Kräuterthee, der ſeinen Magen ſchwächt, das ſpaniſche Pflaſter, das ihm Blaſen zieht, die Schröpfköpfe, die ihm das Blut nehmen, aus dem Fenſter werfen ſammt Mütze, Schlafrock und Pantoffeln, und geſtiefelt, mit Hut und Stock, den Tabacksglimmſtengel im Munde, weidlich dampfend ſeinen Spaziergang in's Freie wiederum antreten, wie er zuvor gethan.

Und was hat Vetter Michel beſchafft in den „guten Stündchen“, die er während ſeines Siechthums gehabt? — Er iſt gar fleißig darin geweſen, er hat entſetzlich geſchrieben. Das iſt bekanntlich ſeine Leidenſchaft, ſein bon plaisir. Am Schreibtiſche ein Dutzend gutgeſchnittener Gänſekiele zur Rechten, grade vor ſich das Tintenfaß und die Sandbüchſe, Papier von allen Sorten und Farben im Ueberfluß vor ſich — das iſt ſein Leben. Schreiben iſt Leben! — iſt ſein Lebensmotto. Und ſo ſchreibt er, hat geſchrieben und wird ſchreiben, bis der Tod ihm den Paß ſchreibt zur Reiſe in das andere Land, und dort angekommen, wird ſeine erſte Forderung an den himmliſchen Kellner ſein: Kellner, Papier, Feder und Tinte! denn:

Ohne dies Trifolium
Gibt's kein wahres Gaudium
Für den deutſchen Michel,

und dann wünſcht er ein Glas Bairiſch oder ein Schöppchen Rheinwein, Zuckerwaſſer, oder was er ſonſt gewohnt war im irdiſchen Jammerthal.

Er hat geſchrieben Bücher und Zeitungen und Journale: die „Hengſtenberger Gazette evangélique à Berlin" und den »Rheiniſchen Beobachter,« Amts- und Dutzbruder des Oeſterreichiſchen, die „Neue Allgemeine Jenaische Literatur-Zeitung", die achtzehnte Auflage des »Alberti'ſchen Komplimentirbuchs, die »Kunſt Liebesbriefe zu ſchreiben,« eine vermehrte Ausgabe von »Unſer Verkehr,« 99 »Volkskalender,« »Schattenriß eines großen Reformators oder Dr. A. Theiner« u. ſ. w. »Die Kartoffelkrankheit heilbar«, »Anticelſus« (von Schütz) den »Teufel und ſein Landſturm« (von Guido Görres) und viel andere Poetica und Proſaica.

Er hat geſchrieben über Zucht- und Beſſerungshäuſer nach pennſylvaniſchem Syſtem; die Schreibefinger juckten ihn beſonders darnach, und er war unermüdlich. Alle Blätter wimmelten von pennſylvaniſchen Zuchtartikeln wie faule Käſe von Milben, und an Büchern darüber mangelte es nicht minder. Der Leipziger Meßkatalog mußte dieſem neuen Genre deutſcher

Schriftſteller-Bienenemſigkeit eine beſondere Rubrik geben; die ganze deutſche Welt ſchrieb darüber, als ſollte ſie pennſylvaniſch eingeſteckt und gebeſſert werden. Freilich iſt Mancher im vorigen Jahre eingeſteckt worden, der früher noch nicht Bekanntſchaft mit Gefängniſſen gemacht hatte, ſeitdem die Preß- und politiſchen Prozeſſe dieſe Connaissance vermittelten. Er hat geſchrieben über das Muſter-Gefängniß à la Pennſylvanie zu Petonville in England; (Ladenpreis nur 3 Thlr. 10 Sgr.); über die neu erbauten oder im Bau begriffenen derartigen Zucht- und Haft-Inſtitute zu Berlin, Köln, Königsberg, Halle, Münſter und Ratibor, ſo daß die deutſche Literatur um eine ganze junge Generation: Zuchthaus- und Gefängnißliteratur ſich gemehrt hat, deren Urgroßmutter die »Vorleſungen über Gefängnißkunde von Dr. Julius« ſind, der ordentlich auf dieſes Metier gereiſet iſt, wie Schneider und Schuſter auf ihr Handwerk.

Er hat geſchrieben über Eiſenbahnen; aber während Vetter Michel ſich den Kopf zerbrach, welche Richtung die Bahn von Dülken nach Krähwinkel nehmen ſollte, hatte John Bull ſchon vier Bahnen vollendet und hundert Paſſagiere hatten darauf Hals, Bein und Fuß zerbrochen.

Er hat geſchrieben für und wider die Auswanderungen, aber wer auswandern wollte, ließ ſich dadurch nicht irren und wanderte aus, und wer im Lande bleiben wollte, blieb trotz Michel's Geſchreibſels.

Er ſchrieb preßgedrückt und preßhaft für Preßfreiheit, und es blieb beim Preßzwang.

Er ſchrieb gewaltig über den Anſchluß an die Zollverine, über Handelsfreiheit und Schutzzölle, und jeder Staat machte es nach ſeinem Gutdünken.

Er ſchrieb Ballen Papiers voll über Pauperismus, Arbeiternoth, öffentliches

Elend, Truckſyſtem, Organiſation der Arbeit; aber Alles blieb beim Alten, und die Organiſation der Arbeit blieb aus, obwohl, entgegengeſetzt dem Traume Königs Pharaonis die ſieben fetten Kühe die mageren freſſen, die Reichen — die Armen, die Hohen — die Niederen, der Adel — die Bauern, wie Jean Paul ſagt.

Er ſchrieb Journalartikel für Alles, wie Freund Eulenſpiegel Schuhe machte für Alles, was über die Straße ging, zwei oder vierbeinig; er ſchrieb eben ſo gegen Alles. Er ſchrieb über die wichtigſte Angelegenheit der deutſchen Nation: das Theater, ellenlange Kritiken und Recenſionen; denn ſie liebt nichts mehr als Comödien, die auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, wie in der Welt ſelbſt, geſpielt werden, und ſtets mit einer Prellerei endigen. Er ſchwärmte für die Lind, ſchwamm im Meere der Begeiſterung für die Elsler bis über die Ohren und ſtürzte ſich in den Ocean des Kunſtenthuſiasmus für — Nichts.

Er ſchrieb über Vereine, die trotz allen Mangels an Einigung und Vereinigung wie Pilze aus der Erde wachſen, von Mäßigkeitsvereinen mit ihren Stiftungsfeier-Champagner-Haarbeuteln und ſtatutenmäßigen „frugalen“ Diners und Soupers von 12 Gängen, bis zum Jagdhundeveredlungs-Vereine, und entwickelte gründlich mit gründlichen Gründen den Grund der Nothwendigkeit eines Vereins gegen alle Vereine.

Er ſchrieb über die beiden „Denkmale deutſcher Einheit“, den Dom zu Köln und das Herrmannsdenkmal, welches im Teutoburger Walde als Hypothek für ſeine Gläubiger daſteht, und deſſen Beſitztitel auf Deutſchland's Namen berichtigt werden ſoll, da ſonſt Niemand einen Heller mehr herleihen will.

Er ſchrieb „Reiſen“ nach allen 32 Gegenden und Strichen der Windroſe; denn der deutſche Michel macht heuer ſtarke Geſchäfte in dieſem Artikel.

Er wollte eine Kritik der unreinen Vernunft ſchreiben, wie Kant vor länger als einem halben Jahrhundert eine „Kritik der reinen Vernunft“ ſchrieb. Indeß die Zeiten ändern ſich; und über all dem Schreiben war unſerem Schreibſeligen das Tintenfaß leer geworden; da rief er wie Bürgers Leonore:

Bei dir, bei dir iſt Seligkeit,
Doch ohne dich iſt Hölle!

Glücklicher Weiſe entdeckte er noch einige Tropfen Tinte in ſeinem Tintenfaſſe und ſchrieb den weltberühmten publiciſtiſchen Artikel über „**Agitation um Reichsſtände in Preußen**“ und bewies mit ſo ſchlagenden Gründen, daß es allen Schweinehirten deutlich war: wie „Einführung von Reichsſtänden das Beſtehen der ganzen preußiſchen Monarchie untergrabe.“

Mit dieſem glänzenden Wunderprodukte ſeiner Feder beſchloß der deutſche Michel den Sylveſterabend des Jahres 1845, trank ſich einen derben Haarbeutel und ſtieg damit beim erſten Schlage der Uhr im neuen Jahre 1846, welches ein Gemeinjahr war von 365 Tagen, in's Bett zu ſeiner deutſchen Micheline, ſtand am Morgen zu gehöriger Zeit wieder auf, und ſetzte ſich, nachdem er ſeiner theuern Ehehälfte das „Proſit Neujahr abgewonnen“ und die Neujahrs-Sprüche ſeiner jungen Brut mit Andacht gehört hatte, an den lieben Schreibtiſch, worauf neben dem Kaffeetopfe ſein getreues Trifolium: Feder, Tinte und Papier ihm entgegenlachte. Er eröffnete ſeinen Lebenslauf im Jahre 1846 mit 6 Taſſen Kaffee.

Und was that er — fragſt Du — im verfloſſenen Jahre? Er ließ Drei gerade ſein und — ſchrieb, vergoß unſchuldiges, ſchwarzes

Tintenblut und ſtreute ſich ſelbſt Sand in die Augen.

Alſo hat er glücklich ſein Jahres-, Tag- und Schreibewerk zu Ende gebracht! — —

Und was hat man ihm gethan? — Das erzähle ich ein andermal.

VII.

Paris, 7. November 1846.

Ich bin gewiß, lieber Steinmann, daß ich Dir heute eine nicht geringe Freude bereite, und ich ſehe ſchon Dein ganzes Geſicht im Geiſte im Verklärungsglanze, wie mit dem Heiligenſcheine eines Märtyrers, des heiligen Laurentius z. B., umgeben, obwohl Du nicht wie er auf dem Roſt wie eine Schweinewurſt gebraten worden, ſobald Du dieſen Brief nebſt der beigefügten Anlage bis zu Ende geleſen haben wirſt. Ständen Dir Glocken und Kanonen zu Gebote, ſo würdeſt Du läuten und 101 Kanonenſchüſſe thun laſſen zur Feier des größten Ereigniſſes in Deinem literariſchen Leben.

So höre denn, oder vielmehr, ſo lies denn!

Die Revue des deux mondes hat Dich in ihrem neueſten Hefte beſprochen, dazu im Verein mit mehreren Schriften aus renommirten Federn der deutſchen Tagesliteratur der Gegenwart. Wer der Verfaſſer des Revueartikels iſt, weiß ich heute noch nicht; ich ziehe indeß noch in dieſen Tagen Erkundigung ein; wahrſcheinlich hat ihn der Dir durch viele für die Revue geſchriebene Artikel bekannte René Taillandier oder der gleichfalls als Mitarbeiter der Revue thätige Herr Thomas verfaßt. Beide ſind unſtreitig die beſten, mit der deutſchen Literatur und periodiſchen Preſſe vertrauten Franzoſen, und ihre Urtheile haben in ganz Frankreich guten Klang.

Der fragliche Artikel in der Revue hält es im gegenwärtigen Augenblicke, wo Preußen mehr als je die Blicke Europas auf ſich zieht, für förderſam, einige neuere ephemere Produkte die Revue paſſiren zu laſſen, welche die weſentlichſten ſocialen Verhältniſſe Preußens und die Verwaltungsmaßregeln der preußiſchen Regierung berühren und in Betrachtung nehmen, ſämmtlich aus dem Geſchmack oder dem Bedürfniſſe des Tages hervorgegangen.

Drei Schriften von Bülow-Cummerow über die preußiſchen Finanzen, Jung's »Königsberg und die Königsberger«, von Kamptz Abhandlungen aus dem deutſchen und preußiſchen Staatsrecht, und Deine Schrift: Pauperismus und Communismus, ſind die Schriften, worüber ſich jener Artikel ausführlich verhält und Dich mit einer Fanfare empfängt. Wahrlich, Du magſt und kannſt zufrieden ſein mit dieſem Poſaunenſtoß des größten Organs der Hauptſtadt der »großen Nation«!

Die Dich und Deine Broſchüre betreffende Stelle, in der Du mit Seiner Excellenz von Kamptz paralleliſirt wirſt, habe ich copiren laſſen und beigelegt. Ich weiß nicht, ob man die Revue in Münſter irgendwo hält; wo nicht, ſo wirſt Du ein Exemplar beſtellen; mir ſteht keins zur Verfügung in der Weiſe, daß ich's Dir zuſenden könnte.

Dein Geiſteskind wird als die Broſchüre eines wenig gezügelten Communiſten, das des Miniſters als ein großes Buch eines determinirten Abſolutiſten bezeichnet. Du magſt immerhin dieſe Charakteriſtik hinnehmen für die Ehre, in Frankreichs gediegenſtem Journal beſprochen zu werden. Dem Beurtheiler ſelbſt erſcheint die Zuſammenſtellung des Redacteurs des Mefiſtofeles mit einem alten Staatsminiſter auf den erſten Anblick für eine »ſehr impertinente Juſtiz«; indeß wäre es im Grunde das beſte Correctiv für Beide.

Doch wozu den Artikel, ſo weit er Dich betrifft, weiter zergliedern und extrahiren. Er liegt Dir vor, und ich eile zum Schluß dieſer Zeilen, damit ſie Dir bald zu Händen kommen. Du wirſt Dich ſofort durch Ueberſendung eines Exemplars Deiner Broſchüre zu revanchiren wiſſen. Dein u. ſ. w.*)

---

*) Vergleiche den Anhang.

VIII.

Paris, 3. Januar 1851.

— — Es iſt eine Luſt, auf der Matratze zu liegen und ſich aus den Zeitungen der nächſtverfloſſenen Jahre Fragmente der Stylproben vorleſen zu laſſen, worin das über Nacht parlamentariſch gewordene Deutſchland ſich verſuchte, und ſich der politiſchen Bockſprünge und hölzernen Regungen des conſtitutionellen Lebens wieder zu erinnern. O dieſe unarticulirten Laute, dieſe linkiſchen Geſten auf den Rednerbühnen der vielköpfigen Germania!

Wunder nimmt's mich, daß nicht die deutſche Glück- und Schreibſeligkeit in usum Delphini germanici ein Dutzend ABC- und Lehrbücher des Parlamentarismus edirte. Noch tönt mir das hektiſche Räuſpern und ſchwindſüchtige Spucken in den Ohren und quält mich gleich catarrhöſem Ohrenbrauſen.

Du weißt, lieber Steinmann, aus dem Tacitus und ſeiner Germania, daß unſere Altvorderen in den Buchen- und Eichen-Urwäldern gleich tatzigen Bären umherſtrichen und durch die Haidenſümpfe patſchten, während der Kibitz behende neben ihnen einherhüpfte. Kaum aber hatte Mutter Cultur ſie geleckt und ihre Pelznatur umwandelt, ſo wurden ſie Affen der Franzoſen. Wo aber Einer Petz geblieben oder Kameel geworden, da hockten die Meſſieurs auf ihm umher, tanzten und kletterten auf Kopf und Höcker, und lauſeten ſich unter einander, wie zu unſerer Kinderzeit und Luſt auf dem Jahrmarkt Kameel und Petz und Affenvolk unter monotoner Bärentanzmuſik und Peitſchenhieben ihrer Führer aus der Polackei durch die Straßen zogen und wir dahinter her. O ſchönes, gutes, altes Bärentanzmuſik-Zeitalter, welches Polka und Varſovienne verdrängten! — —

Es war im Jahre 1848, wo der Germane ſeine Ur- und Untugenden ſammt ſeinen Angewöhnungen zum erſten Male abzuſtreifen verſuchte, um ſich nicht länger vom Junkerthume naſenſtübern, von der Bureaukratie am Gängelbande ſchleppen und von der Bajonettengewalt daumſchrauben und — ſchubben zu laſſen, ſondern auf eigenen Füßen zu ſtehen. Aber er ſtolperte und purzelte und quälte ſich vierſchrötig wiederum auf die Beine zu kommen.

Das Lehr- und Lümmeljahr im politiſchen Leben Germania's brach an; die conſtitutionellen Flegel ſtrahlten im Glorienſcheine ihrer ganzen Flegelhaftigkeit am Main und die parlamentariſchen Lümmel tagten im Nebelgewölk ihrer — — — — — an der Spree, »und ſiehe! es ward nichts daraus.« Das Ziel ward nicht erreicht in dieſem ungeſtümen Jagd- und Kirchthurmsrennen; man blieb um viele Pferdekopfelängen davon entfernt trotz dem mammouthskundigen Mammouth der Frankfurter Rednerbühne, V…, und den Deutſchröcken A.… und J… und den Schwarzröcken G…… und M.…. und den Rothmützen S.…. und R…… und meinem ehrenhaften Göttinger Commilitonen W…… aus dem Jahre 1820 nach der gnadenreichen Geburt des Herrn und Erlöſers, und ſeinem unzertrennlichen Schatten T.… und den vielen anderen geiſtigen Schattengeſtalten, ſtummen und groß- und breitmäuligen Fiſchen, die kopfloſen Stockfiſche ungerechnet.

Man wählte einen Kaiſer und ſchlug alle Titularräthe todt. Das waren die beiden kühnſten Thaten der deutſchen Volkslegislative und Volksvertretung. Die erſte zerfiel ſpur- und erfolglos in ſich ſelbſt; die zweite ſetzte die deutſche Welt der Räthe und Räthinnen in Allarm, am meiſten in Berlin, wo aus jedem Fenſter ein Rath im Schlafrock auf die Straße hinausguckt und die »Frau Räthin« den ſechſten Theil der Reſidenzſtraßenbevölkerung bildet. Hie Rath! Hie Räthin!

Die dritte That jener glorreichen Zeit war die, daß Ich zum erſten Male in Hexametern und Pentametern mich verſuchte und Diſtichen ſchrieb. Der gegenwärtige Zuſtand meines Augenleidens hat es vergönnt, ſie hervorzuſuchen, und ich theile Dir meine antiken Erſtlinge hierunter zur Anſicht mit. Hier ſind ſie!

Singakademie und Concertſaal.

Disharmonieen erfüllten den Raum. O waltete Zelter's
Taktſtock ſammt dem Geſtampf ſeines gewalt'gen Pedals!

Mangel an Geiſt.

Schmerzlich ſie wurden vermißt, die Kartoffelſpiritusbrenner;

Drum fehlt der Kammer — wie ſie meinen, „die
Ritter“ — der Geiſt.

Der Murrer.

Freund, wir laſen noch nicht, daß du geſprochen;
wie kommt das? —
„Murren“ — das laſet ihr doch, Freunde, da
war ich dabei.

Kühlwetter'ſcher Gedankenblitz.

„Je mehr Häſcher im Staat, um deſto größer
die Freiheit.“ —
Recht! ſind die Kerker gefüllt, Straßenpaſſage iſt
frei.

Neues Miniſterium.

Wie ſie raſet die Zeit gleich der Locomotive und
aufreibt:
Wie viel Miniſter hat ſie ſchon in ſechs Monden
verbraucht!

Treibſt du's alſo, o Zeit, noch weiter, ſo mangelt's am Ende
An Miniſtern, ſo groß iſt dein Miniſterverſchleiß;

Und es wimmelt die Welt zuletzt von Ex-Excellenzen,
Und die Welt, die ſo ſchlecht, excellent wird ſie dann.

Saturn's Stimme.

Wie? ihr wundert euch drum? Verſchlang' ich nicht meine eignen
Kinder? Ihr wißt's nicht? — Studirt fleißiger Mythologie!

Frau Aſton.

Geiſterhaft ragt ſie hinein, die Aſton, in die Verſammlung:
Außerhalb zaubriſch ſie ſich hurtig verkörpert, die Fee.

Emancipirte ſie ſich, will Andere ſie emancipiren;
Aber zur Mancipation ward die Emancipation.

Pflegte Verwundete ſie mit weiblich liebendem Herzen,
Nicht Verwundete verwundete lieblos das Weib.

Die Wackelköpfe.

Muſtert dieſe Heroen der Kammer, dieſe Pagoden,
Wie ſie aus Oſt und aus Weſt hier ſind zuſammengeſchneit!

Uniforme Dreſſur! ſie nicken exact mit den Köpfen:
Ja, Jaja oder Nein, je nachdem es nun fällt.

Portofreiheit für die Abgeordneten.

„Göttliche Portofreiheit! noch geſtern erhielt ich drei Centner

Schaafwoll' direct mit der Poſt, koſtet' Beſtellgeld nicht mal.«

Franco ſpaziert nach Berlin der Pumpernickel anitzo,
Und der Schinken marſchirt ebenfalls franco dahin.

Fr. Harkort.

Wie ſo gerne wär' ich Miniſter! Ich drehe mich rechts, drauf
Links, halbrechts, jetzt halblinks — ſtets hängt mir hinten der Zopf.

Lenſing.

»Dieſer Kanonikus kämpfte zuerſt für die Juden!« — Des Kaiſers
Bart iſt's, warum er kämpft — meint' der Frankfurter Baron.

Ein Anderer.

Auch ein Kämpfer, ein Held! Sein Schlachtfeld iſt der Hoteltiſch,
Flaſchen ſind ſein Geſchütz, Tod und Vernichtung um ihn.

Noch ein Anderer.

Todesverachtung im Blick, mit Gabel und Meſſer bewaffnet
Auf dem Teller er ficht, Knochen und Splitter ringsum.

Noch Einer zum Schluß.

Dieſer gehört zur Artillerie. Wie läßt er ſie knallen!
'ſ fliegen die Pfropfen hoch auf, 's brauſt der Champagner, Hurrah!

Eine brennende Lebensfrage.

Freund, wie reichen wir aus, drei Thälerchen nur an Diäten, Jetzt, wo — o Götterplag' — nahet die Auſternſaiſen? —

Petitioniren wir um Erhöhung unſrer Diäten;
Die Urwähler gewiß zeichnen die Monſterſupplik.

Der Mann der Zeit.

Hundertmal fährt nach der Weſtentaſche die Rechte,
Hundertmal ſchaut er beſorgt, wie viel es iſt an der Zeit.

Wie viel es iſt an der Zeit, d. h. ob's Zeit iſt zum Eſſen;
Denn ſonſt kümmert die Zeit und was ſie fordert, ihn nicht.

Stein.

Wer hebt wider ihn auf den Stein? — Er hob ja den rechten
Stein auf, warf, und ſieh da! das Miniſterium fiel.

Trefflich ſchob er den Ball; ſie tummelten all durcheinander,
Donnernden Jubeltons rief — Alle Neune! das Volk.

Brett.

Brett — ſo iſt er getauft, ſo hieß auch Großvater und Vater,
Darum wundert euch nicht, trägt er ein Brett vor der Stirn.

Geißel, der Erzbiſchof als Abgeordneter.

Geißel, entſetzlicher Name! Doch Nomen iſt immer nicht Omen;
Denn nicht ein einziges Mal ward ſie geſchwungen — er ſchwieg.

Andere Zeiten, andere Sitten.

„Wißt: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ — Weshalb ſitzt ihr

Denn in dem Saale, ihr Herrn, ungehorſam dem Herrn?

Anders iſt heuer die Welt als vor tauſend achthundert Jahren:
Ritt auf dem Eſel der Herr, fahren wir raſſelnd einher.

Auf dem Bock der Caroſſe bezopft und bepudert der Kutſcher
Sitzt, und hintenauf ſtehn Jäger, Bedienter, Heiduck.

Verſchiedener Singſang.

„Reichsverweſeriſch“ ſchlugen die Reichskanarienvögel;
Während in andrer Manier pfeiſt hier der Gimpel ſein Lied.

Sitz und Stimme.

Stimmen und Sitze vollauf; nur Schade, daß Stimmer und Sitzer

Nicht — die Dritten im Bund — Sprecher und Redner auch ſind!

Die Stummen.

Still rings ſitzen wir Stummen; wir ſcharren nur oder wir ſtimmen;
Staunend das Publikum ſteht, ſtößt und ſtampft mit dem Fuß.

Baumſtark.

„Bürgerwehrphiloſophie!“ — Ihr Kante, Hegel und Fichte,
Auf! erwacht und ſtudirt hurtig dies neue Syſtem!
Baumſtark, ſtark wie ein Baum, bringt philoſoph'ſche Syſteme
Gleich Borsdorfern hervor; nur ſind die Aepfel nicht reif.

Allerlei Zöpfe.

Zöpfe ſind in der Kammer von allen Sorten, ganz echte,
Dicke wie ſchmale, ſogar Weichſelzöpfe dazu.

Kirche und Schule.

Freiheit wollet ihr ja für Alles, nur nicht für die Schule. —
„Iſt kein Regelchen doch ſonder Ausnahme, mein Freund!“

Wohl, ſo feſſelt denn an den ſtarren Leichnam das junge
Leben! Altert denn nicht jetzt ſchon die Jugend zu früh? —

Proteſte „gegen das Treiben der Hauptſtadt.“

Alle „getreuen Provinzen“ ihr Scherflein warfen ſie in den
Gotteskaſten, damit „ruhig es werd' in Berlin.“

Was habt ihr denn gethan, als ſie Barrikaden erbauten? —
„Kaffee tranken wir und laſen die Zeitung dazu.“

Hengſtenberg — kein Abgeordneter.

Warum wähltet ihr nicht den Hengſtenberg, den Markaner?
Weiter wär't ihr gewiß — rückwärts, ſchritt er euch voran.

Auch Rellſtab nicht.

Undankbares Berlin, auch Rellſtab fehlt in den Reihen;
Mit der Elsler gewiß vorwärts er hätte getanzt.

Sydow.

Auch nicht Herr Sydow, der heut' die Revolution ſich zum Text nahm,
Morgen der Revolution tüchtig geleſen den Text.

Und abermals Harkort.

Briefe ſchreibſt du den Provinzen, Placate, Flugblätter, Adreſſen;
Rüſtig geht die Fabrik, nimmer macht ſie Bankrott.

Seit mit Meuſebach du geſchloſſen das „heilige Bündniß“,
Fürcht' ich das Schlimmſte: Credit fehlt der Placatenfabrik.

Aber Denkmale verſtehſt du zu ſetzen, Grabmonumente,
Landrath von Hagen, erwach! ſchaue, was Harkort dir that!

Gewiſſe.

Schlimmer noch ſteht es mit mir; ich gehöre zu den Gewiſſen,
Denn ich weiß ſelbſt nicht, ob ich etwas weiß, ob nicht weiß.

Andere.

Anders iſt es mit uns, denn wir ſind nicht die Gewiſſen,
Darum bieten wir auch mehr als unendlichen Stoff.

Die Xenien.

Deſto beſſer, ihr Herren; geht ihr als Stoff nicht zu Ende,
Enden zu Jedermanns Nutz die Epigramme auch nicht.

Loyalitätsadreſſen.

Loyalitätsadreſſen, kauft Loyalitätsadreſſen!
's regnete Loyalität, nein, es — goß Loyalität.

Mißtrauensvota.

Warum müht ihr euch ab? Sie fruchten ja gar nichts; der Herr bleibt
Sitzen; denn er mißtraut wahrlich doch ſelber ſich nicht.

Habt ihr's denn nicht ſchon geſehn? Die Herren nicht weichen vom Platze;
Prügel nur fürchten ſie von Proletarierfauſt.

Mißverſtändniſſe.

Unſere Zeit iſt die Zeit der Mißverſtändniſſe. Wohl uns, Wenn denſelben zuletzt nur das Verſtändniß entſprießt!

Jedem das Seine.

„Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt“; doch auch laßt uns
Unſre Diäten; ſind drei Thälerchen doch nicht zuviel.
Wäre das Opernhaus nicht und Kranzler und noch ſo manches
Kleine Vergnügen dazu, Freunde, dann „jinge et wohl.“

Hengſtenberg und Andere.

Hengſtenberg nicht in der Verſammlung? Nicht Einer aus fünfzehn
Millionen empfahl ihn den Urwählern zur Wahl?

Niederboxen er würd' gewiß, was den orthodoxen,

Frommen Zopfträgern des Herrn angeſchloſſen
ſich nicht.

Traun, an Hähnen nicht fehlt's und Hahnengefechten im Saale;
Hony qui mal y pense! aber der Boxerheld
fehlt.

Selbſt der hiſpaniſche Stier mit rollenden Augen
im Kopfe
Fehlt nicht — ſchaut, wie er ſtößt mit dem
gewalt'gen Gehörn.
Wie in der Menagerie das Affengeſchlecht iſt
vertreten
Zahllos, ſo fletſcht es auch hier widrig das
ganze Gebiß.

Bäh! wie blökt verlaut die Heerde der Hammel
und Schafe,
Solo und im Duett, Tutti darauf im Chor.

Das war ein politiſcher Brief, der erſte, den Du von mir erhalten; ob er ſo „garſtig" iſt, um mit Goethe zu reden und zu ſchließen, als ein politiſch Lied, weiß ich nicht; ich überlaſſe Dir das Endurtheil und jüngſte Gericht mit oder ohne Poſaunenſtöße und Zähnegeklapper.

Gelegt hat wieder ſich der Wind,
Und wieder ſtille iſt's daheime.
Germania, das große Kind,
Erfreut ſich wieder ſeiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das iſt vom Uebel —
Die Friedensſchwalbe kehrt zurück,
Die einſt geniſtet in des Hauſes Giebel.

In Actien machen wir und Schnaps,
In Bürgerruhe und Pantoffeln,
Und Fuſel brennt der Junker Taps
Aus acclimatiſirten Spätkartoffeln.

IX.

Paris, . . . 1844.

Ich habe irgendwo, ich weiß nicht in welchem Journale, einen Artikel gefunden, der die Frage behandelt: Ob Vers oder Proſa im Drama? Sie iſt vielfach und zu verſchiedenen Zeiten aufgeworfen, beleuchtet und erwogen, aber noch nicht zum Abſchluß gebracht. In Deutſchland ſchwankt der Gebrauch der Proſa und des Verſes ſeit den älteſten Zeiten ſowohl in der Tragödie wie in der Comödie, dem Drama der Griechen und Römer gegenüber, welche nur den Vers kannten. Das antike Drama der großen Tragöden in Hellas wie die ariſtophaniſche Comödie waren an ſeine ſtereotypen Rhythmen gebunden; ſie bewegten ſich in feſten Formen nach den Regeln der Proſodie; die Anwendung der Proſa war ganz ausgeſchloſſen. So war es auch bei den Römern, welche auch in dieſem Punkte, den griechiſchen Dramatikern nachahmend, in ihre Fußſtapfen traten.

Die moderne dramatiſche Poeſie bediente ſich von ihren Uranfängen an bis auf Shakeſpeare herunter ausſchließlich des Verſes; keine Poeſie Europa's macht eine Ausnahme von dieſer Regel. Seit jenem großen britiſchen Tragöden, der in ſeinen dramatiſchen Dichtungen proſaiſche und poetiſche Form der Darſtellung nach beſtimmter Methode wechſeln ließ, huldigten ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger ſeinem Gebrauche, bis man zuletzt Dramen, ſowohl heiterer wie ernſter Gattung, theils ganz in Proſa, theils ganz in Verſen ſchrieb, namentlich in Deutſchland, Frankreich, England und Italien.

Von Goethe bis zum Berliner Hoftheatermuſenbeſchäler aus dem Lande des Juchtenleders, Raupach, der, im Thiergarten ſpazierend, ſeine Trauer- und Poſſenſpiele drechſelt, bewährt ſich dieſer Wechſel in der äußern Form des deutſchen Drama's. Dieſe Freiheit iſt trotz Cenſur und Preßcodex, Recenſentenprügel und Knute im freien Muſenreiche Thalia's und Melpomene's nicht geſchmälert; ſelbſt in Rußland kann jeder Bühnenſpielgimpel jede Versmelodie anſtimmen, wie ihm der Schnabel gewachſen, ſelbſt während des Unterrocksregiments Katharina's II., die — nach einem franzöſiſchen Witzbilde — den einen Fuß auf Petersburg, den andern auf Conſtantinopel ſtellte, während ihr Unterrock ein großes prächtiges Zelt bildet, unter welchem ſämmtliche Souveraine Europa's verſammelt ſind und das ihnen von Oben aus dem Juste milieu herableuchtende Geſtirn bewundern, wobei der h. Vater in die Worte ausbricht: Jésus, quelle abyme de perdition! und der König von Polen: Et moi, et moi aussi j'ai contribué à l'agrandir et cet.!

Leſſing ſchrieb alle ſeine dramatiſchen Dichtungen in Proſa mit alleiniger Ausnahme des Nathan; die metriſche Form allein accomodirte ſich der Größe und Würde des gewählten Stoffes; denn das Drama von Nathan dem Weiſen iſt eine theologiſche, antiorthodoxe Streitſchrift gleich meinem Almanſor, deſſen Tendenz die Blödſichtigkeit der Kritik unſerer Zeit nicht zu erkennen vermochte, ihn vielmehr für ein ſimples Gedicht hielt. Das Berliner Hoftheater, welches mit den antiken Dramen Griechenlands experimentirte, Belebungsverſuche damit anſtellte, als wären es Fröſche und Katzen, und ſie in bockledernen Ueberſetzungen auf die Bühne brachte, hat glücklicher Weiſe in dem Almanſor keine Froſch- und Katernatur entdeckt; aus Traditionsmotiven aus Iffland's Zeit her ſchleppt man den Leſſing'ſchen dramatiſchen Coloß zu Zeiten noch ſcheu und bang über die Bretter, und die Zeloten zittern und klopfen die Bruſt, wenn ſie der Erzählung von dem Ringe gedenken, der ſie gar ſehr genirt, wie den Bär der eiſerne Naſenring, wenn ſein Führer daran reißt, um ihm etwaige oppoſitionelle Mucken auszutreiben. O ihr armen Petze aus den Fichtenwäldern der Polackei und aus den »heiligen Eichenhainen« Germania's! —

Ich habe geſtern zum erſtenmal den Raupach'ſchen Bader Schelle geſehen. Die hektiſche Theaterkritik hatte ihn als wiedererſtandenen Figaro auspoſaunt. Es hat mir Ueberwindung, ja Abtödtung gekoſtet, bis zum dritten Akt auszuharren; denn ich erfror beinah bei dieſem, in's Eskimoiſche überſetzten Figaro, dem Logen wie Gallerie zujauchzten, weil er ganz nach dem »hohen Geſchmack« zugeſchnitten iſt und das Hoftheater der Hofräthlichen Muſe bedarf und jeden Act mit 50 Thalern auslohnt. Antigone in Donner'ſcher Ueberſetzung und Figaro in's Eskimeiſche übertragen, und Hamlet von einem gewiſſen Shakeſpeare, und Bär und Baſſa — Alles zuſammen auf einem und demſelben Hofbühnenrepertoir!

Doch ich ſehe, daß ich ſehr weit vom Wege abgeſchweift bin, den ich zu wandeln Willens war, als ich die Brieffeder zur Hand nahm als Spazierſtock. Ich wollte damit Deinem Drama mit dem hochnothpeinlichen Titel: Zum Tode verurtheilt*) zu Leibe gehn.

Betrachte ich indeß zuerſt die äußere Gewandung, worin es auftritt, ſo paßt meine obige Deduction über Vers und Reim im Drama ganz darauf. Du biſt in dieſer Beziehung ein — Shakeſpeare! —

Wirf Dich indeß wegen dieſes Ausſpruchs nur ja nicht lümmelhaft aufgeblaſen in die Bruſt, oder ſollteſt Du's gethan haben, ſo wirſt Du wie ein Waſchlappen zuſammenfallen, wenn Du weiter lieſeſt, da ich nämlich damit gar nichts anderes ſagen wollte, als daß Du wie Shakeſpeare Proſa, Vers und Reim gebraucht haſt.

---

*) Zum Tode verurtheilt. Volksdrama in 3 Aufzügen von F. Steinmann. 1843.

Gräßliche Enttäuſchung! wirſt Du ſagen. Und ich ſehe, wie ſie ſich auf Deinem Geſichte bemerkbar macht und Deine Züge verſteinert. Doch laß mich einlenken, und was ich geſündigt an Dir, durch die ernſtlich gemeinte Behauptung wiederum bei Dir gut zu machen verſuchen, daß Dein dramatiſcher Verſuch durch ſeine große Tendenz*) Dich zum Shakeſpeare macht, obwohl ich ſicherer als von der Wahrheit des Pythagoreiſchen Lehrſatzes von der Wahrheit überzeugt bin, daß ſelbſt ein Shakeſpeare durch die ganze Allgewalt ſeines dichteriſchen Genius einen Stockjuriſten nicht von der mit der Muttermilch eingeſogenen und durch Actenlectüre aufgefütterten

---

*) Abſchaffung der Todesſtrafe.

Anſicht von der Nothwendigkeit des Kopfabhackens abwendig zu machen vermöchte; denn ſo lange es geiſtig verknöcherte Richter gibt, wird es auch Nachrichter, Henkerbeil und Guillotine geben. Eher — das glaube mir — werden alle Equipagen dem Zeitgeiſt als Opfer fallen als der Armſünderkarren; er iſt die Gallacaroſſe der Juſtiz mit der Deviſe auf dem Wagenſchlage: Fiat justitia et pereat mundus! Er wird nie und nimmer aus der Mode kommen trotz Philoſophie und Poeſie, trotz Beccaria und Victor Hugo und — Friedrich Steinmann, hätteſt Du auch in Deinem Drama mit Engelszungen geſprochen.

Daß Letzteres übrigens nicht der Fall iſt, beweiſe ich Dir, wenn Du den leiſeſten Zweifel hegen ſollteſt, in einem folgenden Briefe mathemathiſch. Mein Beweis würde vor unſerem rhadamantiſchen Mathematikus auf dem Düſſeldorfer Gymnaſium, Caplan Aſthöver, zu Recht beſtehen, wenn er noch lebte; das will, wenn Du

Dich ſeines mathematiſchen Scharfſinns noch ſo lebendig erinnerſt wie ich, viel heißen. Aeußerſt Du in Deinem nächſten Briefe den ſothanen Zweifel, ſo ſchreite ich zum Werk und ſchlage Deine zum Tode Verurtheilte mit dem Schwerte der Matheſis mauſetodt, oder bringe ſie — nach der juridiſchen Zigeunerſprache — vom Leben zum Tode, noch ſicherer und meiſterhafter, als der Scharfrichter Sanſon hier auf dem Greveplatze mit dem Guillotinemeſſer köpfte. Dein Drama purzelt nicht anders wie das Haupt Ludwigs XVI. in den rothen Sack hinunter. Schreibe mir daher bald: ich habe augenblicklich eine Fouqué'ſche Berſerkerwuth zum Köpfen, und legte einem Jeden, der es wünſcht und ſchnell und gut bedient ſein will, den Kopf zu den Füßen.

An Sethe.

30. September 1824.

Friedrich Arnold Brockhaus!
Klopfe dir den Rock aus!
Lege dir das Handwerk! —
— — — — — — — —

Dieſen Päan in Haug'ſchen Reimen hatte ich geſtern angeſtimmt; aber ich warf die Feder weg. Herr Brockhaus, dem meine Gedichte, wie Du weißt, zum Verlage nicht mundeten, hat zwei Drittel Spalten ſeiner literariſchen Converſationsblätter (Nr. 220) hochherzig hergegeben, um mich der Zahl der »Neueren dramatiſchen Dichter« einzurangiren, und iſt dabei ſo gnädig, in mir »den Dichter offenbar zu erkennen und mich als ſolchen zu begrüßen«, aber nur den lyriſchen, da eben meine Tragödien: Almanſor und Ratcliffe als nichts weiter denn »dramatiſirte Romanzen« erſcheinen. Was muß der numerirte Converſationsblätterrecenſent Nr. 71 für äſthetiſche Confuſionsbegriffe von der Romanze ſich zuſammengepackt haben! Mein Almanſor — eine dramatiſche Romanze! Leſſing's Nathan allenfalls eine Spinnſtubenerzählung in Jamben und Schiller's Wallenſtein eine dramatiſirte Bänkelſänger — Mordgeſchichte!

Bornirtheit, dein Name iſt — deutſche Kritik! Sie ſagen: ich würde ſpäterhin unbezweifelt kritiſche Einſicht erlangen, wenn ich mich darum bemühte. Apoll und alle neun Muſen mögen mich vor der kritiſchen Einſicht an der Pleiſſe bewahren! O dieſe Läuſebrut, die ſich in die hochweiſe Perücke der deutſchen Kritik eingeniſtet hat! Dieſe namenloſe Rotte! feil aus Hunger, feig im Bewußtſein ihrer Impotenz! Wüßte das Publikum, aus welchen geiſtloſen Subjecten ſie beſtände! Ein Dorfpaſtor mit ſeinen drei Töchtern recenſirt die Erſcheinungen der ſchönen Literatur; aus dem Dienſt der Venus ſind die drei alten Jungfern in den »Tempel der Minerva« übergeſiedelt. Ein Falſarius, der im Zuchthauſe Lebensphiloſophie erlernte, ſchwingt den kritiſchen Prügel, ſchlachtet philoſophiſche Schriften gleich Hämmeln ab, und lebt wie die Laus im Grind. Magiſter, deren Lebensberuf geiſtloſes Correcturleſen iſt, ſitzen in ihren Muſeſtunden auf dem Rhadamanthenſtuhl, den kritiſchen Haſelſtock gleich einem Richterſtabe in der Hand, und brechen ihn über einige Dutzend Schriftſteller und Schriften zugleich, und ein Dutzend Handlanger im Brockhaus'ſchen Geſchäfte liefern neben Buchhändleranzeigen, Remittendenliſten und Facturen für ein jährliches Weihnachtsdouceur, das ihnen der Prinzipal vorher wohlgezählt in die Hand drückt, Recenſionen für das literariſche Converſationsblatt;

und die gutmüthige deutſche Journalleſewelt nimmt die ganze kritiſche Allerwelts-Beſcheerung andächtig hin und freut ſich der Aufklärung und des Lichts dieſer abgebrannten kritiſchen Talgkerzenſtümpfe.

Von Zeit zu Zeit ſcheint dieſe kritiſche Eſelsraçe, die Jahr aus Jahr ein die Säcke zur Brockhausſchen Windmühle trägt, zur Täuſchung des Publikums veredelt werden zu ſollen, indem der Leipziger Mühlenbeſitzer einen bekannteren Namen in die anonymen Recenſentennummern hinein treibt, einen Geſtütsbeſchäler in die Eſelstrift; aber die Eſel bleiben — Eſel. Kommen auch gar manchen Kurzſichtigen im Publikum dieſe Windmühlenflügel wie Rieſen und Ungeheuer vor, ſo verlacht ſolche Träumer und Grillenfänger der Sancho Panſa ſelbſt, der ſtatt auf der romantiſchen, klapperdürren Roſinante auf ſeinem proſaiſchen Freund Graurock reitet; denn die kritiſchen Goliathe der Leipziger Windmühle ſind nur eitel Holzſparren- und Segeltuch-Vogelſcheuchen, die der Müllerknecht, der Redacteur, jeden Morgen nach dem Winde dreht, den der Verleger-Aeolus wehen läßt, je nachdem — — — — — — — — — — — — — — — —*)

Saß ein ..... einfältiger Schöps
In Brockhauſiſcher Zelle,
Namenlos, doch nummerirt
Auf dem Schöpſenfelle.

Und vor jeder Thür er ſetzt
Seine jauchige Loſung;
Denn er ſtreicht üb'rall herum
Sonder anſtänd'ge Behoſung.

Und der kritiſche Sansculott
Spendet Glasdemanten;
Brockhaus' Maculatur taxirt
Er wie Brüſſeler Kanten.

---

*) Die hier folgende Stelle iſt von den Herren Verlegern geſtrichen. F. S.

Jedes andre Buch rangirt
Mit den Haderlumpen,
Auf das Pfund Topfkrämer nur
Einen Pfennig pumpen.

Alſo bis in's heurige Jahr
Hundert Vier und Zwanzig
Tiſcht der Leipziger Soſier auf
Solche Speiſen ranzig.

Und der deutſche Michel nimmt zu
Trotz der Sachſenländ'ſchen
Schöpskritik an Weisheit und Gnad'
Vor Apoll und den Menſchen.

Wie lange dieſe kritiſche Baderſtubenmiſere noch dauern und Deutſchland ſich ſolchen Unfug gefallen laſſen und — bezahlen wird, welch ſterbliches Auge weiß das zu ergründen! In Amerika iſt ſchon mancher Redacteur gefedert und getheert worden; fehlt's doch auch dem deutſchen

Michel nicht an Bettfedern — denn er ſteckt allnächtlich bis zu den Ohren drin — und an Wagenſchmier iſt auch kein Mangel; F. A. Brockhaus würde ſich in der ſchwarzweißen Yankeestracht nicht übel ausnehmen, und die Leipziger Modenzeitung könnte ihn zu jedermänniglicher Luſt illuſtriren. Ich ſubſcribire zum voraus auf 10 Exemplare, das buchhändleriſch übliche elfte Freiexemplar iſt für Dich. Iſt der Anfang einmal gemacht, ſo werden mehrere derartige Lynchdecorationen nicht auf ſich warten laſſen, und Deutſchland wird ſich bald einer Walhalla ſeines kritiſchen Ruhmes erfreuen; denn das deutſche Volk iſt ein »kritiſches Volk«, beſonders das Journalverlegende Buchhändlervolk, das ſeine Verlagsartikel mit unſterblichem Lorbeer bekränzen läßt, während er Andere ſtäubt und brandmarkt.

An Friedrich Raßmann.

Auf Norderney, 6. Juli 1826.

Sie haben es, geehrter Herr, meinem geſtrigen Abendſpaziergang am Strande zu verdanken, daß ich ſchon heute Ihren Brief vom 29. Juni beantworte. Es war ein unvergleichlicher Abend; die Dämmerung war kaum eingebrochen, als ich dem Strande zuwandelte; vor mir wogte das Meer in unermeßlicher Ausdehnung, hinter mir dehnten ſich flach die Dünen, und über mir wölbte ſich hochragend die Domkuppel des reich mit Sternen geſchmückten Himmels. In dieſem Gotteshauſe der Natur erhebt ſich das kleine Menſchenherz aus dem Sorgenpfuhle des alltäglichen Lebens, aus dem Ameiſengewirre der Welt rings um uns her.

Als ich heimging, kam ich mir vor wie eine Metamorphoſe des längſtvermoderten heidniſchen Poeten Ovidius Naſo; ſo daß ich mich wirklich bei der Naſe faßte, um mich zu überzeugen, ob ſie noch vorhanden oder in ein Lorbeerblatt verwandelt ſei, wie in Urzeiten das reizende Stumpfnäschen der ſchönen Daphne. Aber ſchon ehe meine Hand die Naſenſpitze erreichte, war ich ihres Beſitzes gewiß, indem des Weges am Strande mir ein Fiſcherjunge entgegenkam mit einem Korbe fauler Fiſche auf der Schulter, die rings um mich im Dome der Natur den penetranteſten Weihrauchdunſt verbreiteten.

Trotz dieſes überraſchenden Naſengenuſſes war ich doch froh, nicht in einen Lorbeerbaum verwandelt zu ſein; zupft und zerrt doch das deutſche Recenſentenvieh mich jetzt ſchon genug; wie würde mich die Poetentrift zwiſchen Rhein und Memel erſt zerren und zupfen, um auf leichteſte Weiſe ſich Lorbeerkränze zu erringen; von dem Lorbeerumwandelten Heine würden kaum der nackte Stamm und die blätterloſen Aeſte übrig bleiben.

Doch zur Beantwortung Ihres Briefes. Ich konnte die ganze Nacht hindurch die zum Einſchlummern erforderliche Stimmung nicht gewinnen; ſonder Schlaf brachte ich die Nachtſtunden zu. Es ſchlug vier Uhr; länger war meines Bleibens im Bette nicht, und jetzt ſitze ich, die Feder in der Hand, und ſchreibe an Sie.

Sie wünſchen einige Beiträge von mir zu Ihrer projectirten poetiſchen Sammlung, die gegen den Winter erſcheinen ſoll. Poetiſchen Vorrath habe ich nicht eingeſcheuert, und auf dieſem öden Eiland zwiſchen Dünen und langweiligen Badegäſten fällt die Dichterernte gar mager aus. Ich komme mir hier vor wie König Pharao zur Zeit der ſieben Hungerjahre Egyptens. Zwar hat mein Oheim durch einen guten Wechſel auf Sicht mich vor dem Hungertode auf Norderney geſichert; aber meine Muſe lebt ſchreckliche Jammertage, und mein Pegaſus genießt ſtatt Nektar und Ambroſia Kartoffellaub, das er in der ſ. g. Kartoffelallee abgraſet.

Sie können daraus abnehmen, theuerſter Herr, daß ich Ihnen zu Ihrem poetiſchen Göttermale, wozu Sie Frau Germania einzuladen beabſichtigen, kaum etwas ranzige Butter beizuſteuern vermöchte, welche all Ihre poetiſchen Torten und Kuchen unſchmackhaft, ja ungenießbar machen würde. Decken Sie daher ohne ſothane Zuthat von mir der deutſchen Leſewelt ihren Tiſch, von dem ſie ſich mit wohlgeſtilltem Appetit erheben wird; meine Beiträge würden ihr nur Sodbrennen und Magenkrampf verurſachen, und ſie würde mich und meine Schüſſeln nur verwünſchen. Ihnen aber wünſche ich den beſten glänzendſten Fortgang Ihres Unternehmens.

An J. B— — — —

Aus dem Jahre des Endes des
deutſchen Parlaments.

Geſprengt iſt's deutſche Parlament,
Ein Jeder nach Hauſe gegangen:
Auf ihren Lorbeern ruhen ſie
Und rekeln ſich wie die Rangen.

Und wieder behaglich in alter Ruh'
Sie verzehren ihre Präbenden,
Gehälter, Penſionen und ſchneiden ab
Die Coupons von den Actienenden.

Und Ruh' iſt erſte Bürgerpflicht
Und Kirchengehn die zweite;

Drum gehen auch ſo ruhig nach
Den Kirchen ſoviel die Leute.

Die Hof-, Kanzlei- und Rechnungsräth'
Sind ganz beſonders andächtig,
Weil der Frankfurter Beſchluß*) iſt ſuspendirt
Und ihnen geworden Gerechtig—

Keit. — 's lebe die alte Ordnung der Ding'!
Der Wirrwarr graſſire in Spanien!
Mit den Räthen ohne Rath beginnt
Wied'rum das Heil in Germanien!

Das obige Gereimſel paßt ſich ſchlecht zur Veröffentlichung; Dir theile ich es indeß mit: ohne meinen Namen mag es unter den Druckbengel kommen, aber daß die kritiſchen Bengel auf mich und meinen Namen drum lospaukten, wäre mir nicht lieb. Gelegenheit macht Diebe, und will man ſein bischen Geld und Ruhm hausväteriſch zu Rathe halten, ſo darf man Dieben und Ehrendieben keine Gelegenheit geben, lange Finger zu machen; es gibt dazu bekanntlich heut zu Tage mehr lange als kurze Finger, und die kritiſchen pennſylvaniſchen Zuchthäuſer wimmeln von Inſaſſen, die obenein namenlos und nur numerirt ſind, (cfr. die Brockhaus'ſchen kritiſchen und literariſchen Waſchblätter) worin wie in den Literaturzeitungen jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet wird und Geiſtbeſitzen ein Todesverbrechen iſt, das mit dem Tode allein geſühnt werden kann: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut wieder Blut!

---

*) Bekanntlich hatte die Nationalverſammlung zu Frankfurt die Abſchaffung aller Titularraths-Titel ausgeſprochen.

Auch Laube hat den politiſchen Rock wieder abgelegt; es war ein kurzer Traum. Ich ſehe ihn im Geiſt wieder im bequemeren Schlafrock ſitzen und die dramatiſche Muſe nothzüchtigen auf dem Sopha. In der Paulskirche, deren Sitze

Deutſchland bedeuteten, war er fiſchſtumm, auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten“, bekommt er Sprachwaſſer und kommt zu Worte, woran es vielen Parlamentscouliſſenreißern zu Frankfurt nicht fehlte; es war Ueberfluß an Monologen, nur der Hamlet wollte nicht erſcheinen, trotz dem, daß es allüberall faul war im Staate Dänemark. Die abgeordneten Profeſſoren wähnten auf ihrem Katheder, die volksvertretenden Seelenhirten auf ihrer Kanzel zu ſtehn, daher geiſtesarme Verleſungen und langweilige Predigten ſtatt Parlamentsreden. Der kluge Laube hat geſchwiegen und ſein Renomé bewahrt und im parlamentariſchen Schiffbruch gerettet. Wohl ihm! Der alte Jahn und der alte Arndt, Beide minder ſchweigſam, haben deutſch gepoltert in der Frankfurter Polterkammer, und am großen Polterabend, den Jungfer Germania gab, als ſie unter die kaiſerliche Haube wollte, ging's gar wunderbar her, und mit dem Kehraus wurde dieſer deutſche politiſche Hexenball geſchloſſen, als der Hahn das Herannahen des Morgens witterte, und jeder männiglich — Hexen, Geiſter und die Vertreter der deutſchen Nation heimgingen, und bald darauf der politiſche Katzenjammer ſich einſtellte mit obligater Begleitung des deutſchen Kaiſerthums, der deutſchen Flotte und der deutſchen Einheit.

„Wir ſind ein einig Volk von deutſchen Brüdern:
Die Freiheit lebt in tauſend deutſchen Liedern." —

Du fragſt, wie es mir geht? Ich brauche als Radicalmittel gegen meine Rückenmarkskrankheit den deutſchen »unbewaffneten Widerſtand« und komme ſomit ohne Blutverluſt fort wie die deutſchen Abgeordneten, nehme aber noch immerfort meinen Sitz auf meiner Matratze ein und ſinge mit halber Stimme, während man Jenen Sitz und Stimme ganz genommen hat, und mezza voce zu ſingen, d. h. gut, iſt ein Probierſtein der Güte und des Werths unſerer Geſangvirtuoſinnen, denen ich gezwungen in's Handwerk pfuſche.

O daß ich mezza voce ſingen muß und nicht mehr alle Schleuſen meines Geſangſtromes aufziehen kann! Wie ſchallte meine Liederkraft einſt voll und ſtark durch's ganze Land und machte nervenſchwachen Damen Vapeurs; man erkannte aber nicht den Grund des Uebels; die Schnürbruſt ward für den Sündenbock gehalten, während ein Lied von mir die Urſache des Herzklopfens war. Herzweh und Zahnweh ſind liebliche Schweſtern; jenes wählt ſich den ungeſtalteten Fleiſchklumpen in der Bruſt zum Sitze, dieſes niſtet in einem hohlen Backenzahn; das iſt der ganze Unterſchied; Beide aber peinigen folterhaft, das weiß nur der, der ihr Reißen und Pochen ſelbſt erlebte. Den Zahn reißt man aus, und die Qual hat ein Ende; aber das Herz — — — Doch ſchweige ich vom Herzweh. —

An Profeſſor Dr. Dieſenbach.*)

Paris, 6. Januar 1850.

Mein lieber Dieſenbach! Ich ſchreibe dieſe Zeilen an Dich, ohne daß eine Thier- oder Menſchenſeele etwas davon weiß. Du wirſt daraus entnehmen, daß ich unſeren Pfaffen und Zeloten ſehr ungleich bin, welche von der ganzen Thierſeelenwelt nichts wiſſen wollen und ihr von vornherein den Untergang dictirt haben, wie ſie denn auch die ganze ſündige Menſchenwelt zur Hölle verdammen und nur für ſich einige allerliebſte Plätzchen im Himmel prädeſtiniren. Wie hoch ſteht denn eine Cretinſeele über einer Thierſeele? Der Maaßſtab, womit dieſe Entfernung ausgemeſſen werden ſoll, iſt noch nicht erfunden, und eher wird man mit Luftballwaggons über den Ocean fahren, als —

---

*) Im Glauben, der bereits Ende 1847 verſtorbene Dieſenbach lebe noch, wandte ſich Heine im nachſtehenden Briefe an ihn, um ihn wegen ſeines Leidens zu conſultiren. Aus Beſorgniß, ſein Freund und Hausarzt Gruby möge davon Kenntniß erhalten, wandte er alle Vorſichtsmaaßregeln an; er ſchrieb den Brief ſelbſt, legte ihn in einen anderen, an einen dritten, in Berlin wohnenden Bekannten gerichteten Brief zur Beſorgung an Dieſenbach ein. Dieſer Adreſſat, deſſen Güte ich den Heine'ſchen Brief verdanke, meldete Heine den längſt erfolgten Tod des berühmten Arztes und hielt den Brief zurück. Leider iſt die von Heine dictirte Krankheitsgeſchichte nicht aufzufinden geweſen. F. S

Doch ich ſehe, daß ich ganz von meinem Thema, von mir, auf die entfernteſten Abwege und Luftſchlöſſer verfalle, da mein Ich allein der Gegenſtand dieſer Zeilen ſein ſoll und ich Dich als Arzt conſultiren will.

Als Du im Jahre 1820 zu Bonn unſeres Speiſephiliſters Trooſt ganzer ſiebenköpfigen und ſiebenſchwänzigen jungen Hundebrut die Schwänze wegoperirteſt und die Schwanzfragmente mit blutſtillenden Pflaſtern belegteſt, ſo galt mir dieſe Siebenſchwanzoperation für ein Zeichen Deiner gegenwärtigen Meſſer- und Sägevirtuoſität. Und das ermuthigt mich zu dieſen Zeilen an Dich.

Ob ich Deine Adreſſe richtig getroffen, oder ob aus dem ſimplen Profeſſor ein Wirklicher Geheimer Ober-Medicinalrath mittlerweile erwachſen iſt, weiß ich ſeit meiner langen Entfernung aus Deutſchland nicht. Es läßt ſich indeß die Rathsmetamorphoſe auch bei Dir annehmen; denn als ich zum letztenmale in Berlin war — und das iſt ſchon lange her — waren alle meine alten Reſidenzbekannte bereits nagelneue Räthe geworden. Alſo an Dich, Geheimer Rath, ſchreibe ich!

Vielleicht haſt Du auf einer Deiner ärztlichen Morgenbeſuchsfahrten durch Berlin, wo Du die Zeitungen zu durchblättern pflegſt, geleſen, daß ich ſeit Jahren krank bin. Der liebe Herrgott ſcheint mit dem menſchlichen Nervenſyſtem bis dahin nicht aufs Reine gekommen zu ſein, und deshalb mit meinen abſonderlich zähen Nerven Verſuche zu machen, wie ihr Aerzte mit Hunden, Fröſchen und dergleichen Geſchöpfen der Erde experimentirt. Da iſt denn vor einigen Tagen der Gedanke in mir aufgelebt und läßt mir ebenſowenig wie meine Nerven bei Tag und Nacht Ruhe: ob Du mir nicht durch einige tüchtige Schnitte Deines geübten Operirmeſſers das ganze Nervengewächs mit allen ſeinen Aeſten und Zweigen exſtirpiren könnteſt, um mir einige — und ſchlimmſten Falles, was man eine verunglückte Operation zu nennen pflegt — ewige Ruhe zu verſchaffen. Zwar hat mein tüchtiger Hausarzt, Dr. Gruby, mir durch draſtiſche Mittel zum Gebrauch des Augenlichts und meiner Hände verholfen; aber — auf die Beine bringt er mich nie und nimmer wieder. Mein Cadaver wird zudem von Tag zu Tag ätheriſcher, engelhafter; denke dabei aber nicht an einen pausbäckigen kleinen

Engelſjungen, wie ihn die Kirchenmaler auf ihren Altarbildern, die Poſaunen vor dem Munde, portraitiren. Ich brauche Dir nur zu ſagen, daß ich im Jahre 1847 in Folge eines Schlaganfalls erkrankte, im Mai 1848 zum letztenmale bis zum Louvre ſpazierte und ſeitdem das Stubenhockermetier mit Eifer getrieben habe. Das wird genügen, Dir von meinem engelhaften Air den gehörigen Begriff beizubringen.

Die Weltgeſchichte meiner Körperleiden habe ich, meinem Schreiber dictirend, den beikommenden Bogen anvertraut; mein Geiſt iſt noch ſo jugendlich, friſch und behende, als hätte meine Seele — Du weißt von Bonn her, daß ich mit Intervallen an die Seelenwanderung glaube — ſo eben ihr erſtes Wanderſtadium zurückgelegt, und wäre aus einem Kranich in eine Nachtigall übergegangen; mein Humör iſt nicht zu Hümor geworden, er ſprudelt und gährt und ziſcht und perlt wie Champagner, und ſtatt daß mich meine

Freunde, die an meinem Matratzenlager ſitzen, erheitern, laß' ich die Pfropfen knallen.

Wo mich aber der Schuh drückt und das Elend in mir horſtet, wirſt Du erfahren, wenn Du meine Krankheitsgeſchichte geleſen haſt, und mir dann offen und aufrichtig als kundiger, alter Freund ſagen, ob Dir Aehnliches in Deiner reichen kliniſchen Praxis vorgekommen, und wie eventuell der Verlauf geweſen iſt.

Haſt Du doch dem lebenden Todtenkopf jener polniſchen Gräfin ein einigermaaßen erträgliches Aeußere wiedergegeben; vielleicht daß Du mir meine Exiſtenz erträglicher machſt; auf die Dauer verzweifelt auch eine Prometheusnatur bei dem ewigen Hacken und Zerren des Geierſchnabels, der ſeine Leber zerfleiſcht, ſo daß ſie nicht einmal zu einer Leberpaſtete mehr hinreicht, wenn die meinige eine Straßburgerin wäre.

Deinen Brief adreſſire an ......; er händigt ihn mir ein, ohne daß Jemand etwas davon erfährt; ich möchte es um Dr. Gruby's willen nicht, dem ich ſo viel verdanke. Aber iſt man vor eine Jury geſtellt, wo der Tod als Staatsanwalt fungirt, ſehnt man ſich nach einem zweiten Vertheidiger. Der Deinige.

P. S. Als Du im Jahre 1836 mich hier zuletzt beſuchteſt, litt ich an den Augen. Ein Quentchen Augenſalbe, von Dir verordnet, gab ihnen auf der Stelle ihre frühere Sehkraft. O würdeſt Du auch jetzt mein Erlöſer! Ich würde Dir den Erlöſerorden vom h. Vater zu erwirken ſuchen, was mir vielleicht gelänge, obwohl Du kein »Sohn der Kirche« biſt, da ihn ja Rothſchild erhalten hat, der den päpſtlichen Säckel durch Palliativmittel von ſeiner perpetuellen Hektik kurirte, um ſo mehr Du, der Du mich radical heilen wirſt.

An Emil — — — —

(Billet.)

Beul, 3. Auguſt 1820.

Empfangen Sie, liebſter Commiliton, hierbei das mir zugeſandte Blatt aus Ihrem Stammbuche mit einigen Zeilen von meiner Hand zurück, zu ſteter Erinnerung an Ihren akademiſchen Freund

Heine.

Auf dem Stammbucheblatte hatte Heine geſchrieben:

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webſtuhl läuft geſchäftig
Schnarrend hin und her die Spule;
Was er webt, das weiß kein Weber.

Beul bei Bonn, 3. Auguſt 1820.

H. Heine.

Anhang.

(Zu Seite 1.)

Heine und ich hörten während unſeres Aufenthaltes zu Bonn Arndt's Vorleſungen über deutſche Geſchichte und über Tacitus Germania. Wir hatten, da wir uns gleichzeitig zuſammen bei ihm dazu angemeldet, den alten Herrn, der damals noch in Kraft und Fülle der Jahre — er hatte das 50. Lebensjahr um ein's überſchritten — von vorn herein liebgewonnen, indem er uns offen und traulich entgegenkam. Häufig ſuchten wir ihn gemeinſchaftlich heim in ſeinem neu erbauten Tusculum hart am Rhein vor dem Koblenzer Thor. Das erklärt den Ton, worin der

Brief Heine's an ihn gehalten iſt; und mit Heine's darin kundgegebener Anſicht über Göttingen'ſche Zuſtände ſympathiſirte Arndt; es ergötzte ihn, Anekdoten aus dem dortigen Profeſſorleben zu erzählen. Auch nachdem wir Bonn verlaſſen, blieben wir brieflich mit dem würdigen, „treuen Eckhart“ in Verbindung; in Heine's nachgelaſſenen Papieren muß ſich noch mancher Brief, wenigſtens bis tief in die Vierziger Jahre hinein befinden. Auch ich beſitze eine Reihe Arndt'ſcher Briefe, deren Veröffentlichung ihre paſſende Zeit finden wird. Zwei derſelben, welche zwei von mir ausgeführte literariſche Projecte betreffen, laſſe ich hier folgen.

Der Erſte hat das von mir verfaßte Leben des Freiherrn von und zum Stein (Leipzig: Fr. Fleiſcher 1841. 2 Theile) zum Gegenſtande, welches ich ihm widmete; es war die erſte, durch den Druck veröffentlichte Biographie des großen, energiſchen Staatsmannes. Nach

Zuſendung eines Exemplars dieſes biographiſchen Verſuches ſchrieb mir Arndt:

Bonn, 3. Mai 1841.

S. T.

Ich danke Ihnen von Herzen für das Geſchenk und für die Ehre, die Sie mir freundlich dargebracht haben. Sie deuten ſelbſt an, daß Sie ein ſchweres hohes Werk zu vollbringen gewagt haben; es enthält manches Tüchtige. Nur in dem Zeugenverhöre ſcheinen Sie mir zuweilen zu fehlen, indem Sie manche Zeugen und alſo auch ihre Ausſagen und Urtheile als gültig angenommen haben, die es nach meiner Anſicht keineswegs ſind, ſowie das Buch hin und wieder an einer gewiſſen Ungleichartigkeit leidet. Wäre ich jetzt nicht zu ſehr beſchäftigt, ſo würde ich Ihnen darüber weitere Winke geben können. Ich will ſie bis zu einem perſönlichen Beſuche, den Sie mir ankündigen, aufſparen.

Daß Sie mir zu meiner ſogenannten Wiederherſtellung *) Glück wünſchen, dafür danke ich Ihnen. Mein König und Herr iſt ſehr gnädig gegen mich geweſen; aber Könige können Siebenziger nicht 20—30 Jahre zurückdatiren. Meine Zeit iſt hin; ich habe kaum noch ein bischen Abenddämmerungsſchein. Leben Sie wohl.

Der zweite Brief betrifft den von mir für 1843 herausgegebenen »Muſenalmanach, mit Beiträgen von 150 Dichtern.« (Leipzig: Fr. Fleiſcher 1843). Bei der öffentlichen Aufforderung zu Beiträgen für denſelben hatte ich jedem Einſender die Wahl des Redacteurs freigeſtellt. Die Mehrzahl der Stimmen fiel auf Arndt, und ſo ſandte ich ihm das Manuſcript der eingegangenen Beiträge mit der Bitte zu, ſich, wenn er es vermöchte

---

*) Arndt meint damit ſeine durch König Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Wiedereinſetzung in ſeine Univerſitätsprofeſſur, aus welcher er ſeit dem Jahre 1820 in Folge der wider ihn verhängten Unterſuchung wegen angeblich „demagogiſcher Umtriebe“ entfernt geweſen.

und ſeine ſonſtige Thätigkeit es zulaſſe, dieſer Mühewaltung zu unterziehen. Er antwortete darauf mit folgenden Zeilen:

Bonn, 17. Juli 1842.

S. T.

Ohne daß Jemand wird ſagen und klagen können, daß ich Ehren und Freundſchaft ablehne, muß ich Ihnen Ihre Sendung zurückſchicken. Hören Sie!

1. Aehnliches habe ich ſchon mehrmals Freunden abgeſchlagen, alſo durfte ich jetzt nicht.

2. Aber ich bin krank und alt (73 Jahre), ſeit Jahr und Tag ſehr leidend, alſo ſolcher jener Uebernahme völlig ungewachſen und jenes heiteren Sinnes entbehrend. Kaum kann ich Gleichmuth gewinnen, völlig beraubt der Ruhe, die zu dichteriſchen Ueberſichten, Urtheilen und Freuden gehört.

3. Auch kann ich nicht mehr arbeiten wie

früher und mich in Correſpondenzen oder dergleichen Weiterungen einlaſſen. Dazu — das begreifen Sie wohl — gehören Männer rüſtiger Jahre und rüſtigeren Geiſtes.

Für das Gedruckte meinen beſten Dank. — Ich eile mit der Rückſendung, damit Ihr Plan nicht aufgehalten werde. Es thut mir leid; aber was ich nicht kann, darf ich nicht annehmen.

Ihr

E. M. Arndt.

(Zu Seite 33).

Vaterländiſche Literatur.

Gedichte von H. Heine. Berlin 1822, in der Maurer'ſchen Buchhandlung.

Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegenheiten zu ſehr verrathen, daß er ein denkender Dichter iſt, daß er genoſſen hat von allen Früchten jenes Baumes, von dem die Poeſie nur ein einzelner Zweig iſt, als daß es unſere Pflicht wäre, ſchonend jene Gebrechen zu verhüllen, von denen wir glauben konnten, daß derſelbe ſie ablegen würde, wenn er den Zweck aller Poeſie tiefer erkannt habe. **Wir wollen daher unverſchleiert die bittere Wahrheit ausſprechen: Dieſes Buch' beſteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poeſie.** Wir wiſſen wohl, daß dieſes Urtheil ſehr grell abſticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt worden, und daß die meiſten Leſer derſelben uns entgegnen werden: Wir haben uns wenigſtens bei dieſen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Waſſerverſen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenſchaft und Kühnheit der Darſtellung, die darin herrſcht, hat uns tief erſchüttert.

Aber iſt jenes Erſchüttertwerden, jener galvaniſche Stoß, der Zweck der Poeſie? Nein, wahrlich nicht! Poeſie ſoll wirken wie — Religion. Wie wir in der früheſten Zeit die Religion mit der Poeſie Hand in Hand gehn ſehn, wie die Poeſie der Religion als Kleid und die Religion der Poeſie als Stoff, als Seele, diente, ſo ſoll es auch jetzt noch ſein. Wie es beſonders der Zweck unſerer heiligen chriſtlichen Religion iſt, die zeriſſenen Gemüther zu heilen, zu ſtärken, zu erheben, ſo ſoll ſich auch unſere Poeſie jenen Zweck vorzeichnen, und wenn es auch in ihrem

Weſen liegt, die Leidenſchaften gewaltſam aufzuwühlen, und den Gemüthſturm mit ſeltſamen Sprüchen zu beſchwören, ſo ſoll dieſes doch nur geſchehen, um die Leidenſchaften deſto milder zu verſöhnen, und jenen Sturm in ein mildes Wehen aufzulöſen. Betrachten wir jezt den Geiſt, der in den Gedichten Heine's lebt, ſo vermiſſen wir nicht allein jenes verſöhnende Prinzip, jene Harmonie, worauf ſelbſt die wildeſten Leidenſchaftsausbrüche berechnet ſein ſollten, ſondern wir finden ſogar darin ein feindliches Prinzip, eine ſchneidende Diſſonanz, einen wilden Zerſtörungsgeiſt, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens.

In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir ſehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hochmuth, und koloſſaliſcher Schmerz, der ſich anfangs windig gebährdet und endlich verſteinert in troſtloſer Zerknirſchung. Heine's Liebe iſt nicht ein ſeliges Hingeben, ſondern ein unſeliges Verlangen, ſeine Glut iſt ein Höllenfeuer, — ſein Amor hat einen Pferdefuß.

Deshalb ſind auch am ſchlechteſten und am kläglichſten jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfaſſer gewaltig zärtlich und ſchmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteriſtiſchen Seiten ſeiner Dichtart, Stolz und Höllenſchmerz, mußte einen ſehr ſchlechten Troubadur abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht ſehr erbauen mit einem:

„Blutquell rinn' aus meinen Augen,
Blutquell brich aus meinem Leib,
Daß ich —“ (Seite 54).

Es iſt ſehr begreiflich, daß, obſchon Herr Heine ſo unverzeihlich ſündigt gegen den Zweck der Poeſie, ſeine Gedichte dennoch beim großen Publikum ſo vielen Beifall finden, da die Sünde an ſich ſchon intereſſanter iſt als die Tugend; welche letztere nicht ſelten ſogar langweilig iſt. Die Leute leſen lieber Kriminalgeſchichten als moraliſche Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umſtand ſtatt: je weniger er dem Zwecke der Poeſie huldigt, deſto mehr hat er das Weſen derſelben begriffen und beachtet. Das ganze Weſen der Poeſie lebt in dieſen Gedichten. Dies läßt ſich nicht läugnen; ebenſo wenig wie ſich läugnen ließe, daß die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben ſo ächtes Feuer iſt, als die heilige Flamme auf dem Altar der Veſta. In allen Gedichten Heine's herrſcht eine reine Objektivität der Darſtellung, und in den Gedichten, die aus ſeiner Subjektivität hervorgehn, gibt er ebenfalls ein beſtimmtes, objektives Bild ſeiner Subjektivität, ſeiner ſubjektiven Empfindung.

Wir müſſen dieſe Objektivität der Darſtellung bewundern. Herr Heine zeigt ſich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anſchauungsvermögen; er raiſonnirt und reflektirt nicht mit philoſophiſch poetiſchen Worten, ſondern er gibt Bilder, die, in ihrer Zuſammenſtellung ein Ganzes formirend, die tiefſten philoſophiſch poetiſchen Gedanken erwecken. Seine Gedichte ſind Hieroglyphen, die eine Welt von Anſchauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darſtellen. Dieſe poetiſchen Hieroglyphen, dieſe Bilderzeichen, dieſe Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, ſind allgemein verſtändlich, da ſie beſonders gut gewählt, klar und einfach ſind. Der Verfaſſer hat nämlich bei ſeinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutſchen Volksliedes gebraucht zu den meiſten ſeiner Gedichte. In allen herrſcht jener populäre Ton, den unſere präziöſen Anhänger eines herkömmlichen Schwulſtes als einfältig belächeln, und der in ſeiner wahren Einfalt nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutſchen Dichter, dem dieſes ſo gut gelungen wäre als Herrn Heine. Göthe hatte ein ganz andres Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegeſellſchaftliches Kolorit. Dazu hat er, ebenſo wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder ſich zugeeignet, und neue Volkslieder daraus zuſammengenäht. Heine hat hingegen das Verdienſt: daß die Gedichte, die er im Volkstone geſchrieben, ganz original ſind, ſowohl in Hinſicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke ſeine hübſchen Ideenkleider geſtohlen, ſie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um ſie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerriſſen und ſie modiſch wieder zuſammengeſchneidert. Rez., der die meiſten Volkslieder kennt, hat ſich nicht genug wundern können, daß er in keinem der

Heine'ſchen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines ſchon vorhandenen deutſchen Volksliedes finden konnte, und hat ſich herzlich gefreut, daß Herr Heine ganz den richtigen Ton derſelben getroffen hat, ganz ihre ſchlichte Naivität, ihren ſchalkhaften Tiefſinn, und ihren epigrammatiſch humoriſtiſchen Schluß. — Wir können indeſſen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei all ihrer Vortrefflichkeit dieſen Heine'ſchen Volksliedern etwas fehlt, was ſie erſt ganz zu Volksliedern ſtempelt. Letztere gründen ſich nämlich bei allen Völkern auf die Geſchichte derſelben. Das ſpaniſche Volkslied bezieht ſich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das engliſche auf den Kampf mit der Hierarchie, das ſlaviſche auf die Bauernknechtſchaft u. ſ. w.

Wie zerſplittert auch die deutſche Geſchichte iſt, ſo hat ſie doch manches ganz Charakteriſtiſche, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftweſen, die Glaubenskriege, der Meinungskampf, ſind hervorſtechende Elemente des deutſchen Volksliedes. Wären Heine's »Grenadiere« in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ſo wäre das ein ächtes franzöſiſches Volkslied; denn es bezieht ſich auf die franzöſiſche Geſchichte, und ſpricht ganz aus den Geiſt der alten Garde und ihre Anhänglichkeit an den Kaiſer Napoleon. Mit beſſerm Rechte kann das »Lied des gefangenen Räubers,« wie ſehr es auch den übrigen an Gehalt nachſtehen muß, ein echt deutſches Volkslied genannt werden; weil es hiſtoriſche Anklänge hat, die Hexenprozeſſe, die alte ſchlechte Kriminaljuſtiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, daß in Heine's Gedichten zwar immer ein deutſcher Geiſt, aber mehr ein nordiſch-deutſcher, als ein ſüddeutſcher Geiſt lebt, ſo wie überhaupt das mächtige, trotzige Gemüth, das ſich in denſelben ausſpricht, jenen Ländern zu gehören ſcheint, wo der wilde Boreas ſich ausheult, und das Nordlicht ſeine abenteuerliche Strahlen herabgießt auf wunderliche Felſengruppen, düſtre Fichtenwälder und hohe ernſte Menſchengeſtalten.

In unſerer Literatur hat noch nie ein Dichter ſeine ganze Subjektivität, ſeine Individualität, ſein inneres Leben, mit ſolcher Keckheit und ſolcher überraſchenden Rückſichtsloſigkeit dargeſtellt, als Herr Heine in ſeinen Gedichten. Da die ſtreng objektive Darſtellung dieſer ungewöhnlichen, grandiöſen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wunderſam allbeſiegende Kraft beſitzt, ſo haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weshalb Heine's Gedichte bei den meiſten Leſern einen ſo unwiderſtehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byrons Gedichte in England ſo vieles Aufſehn; das Edinburgh-Review und die Magazins und die ganze Kritikergilde ſchreit »Zeter!« und das leſende Publikum ſchreit »göttlich!« Man hat noch außerdem zwiſchen Herrn Heine und dem ſehr edeln Lord eine geheime

Verwandtſchaft bemerkt. Es iſt etwas Wahres an dieſer Bemerkung. Die geiſtigen Phiſionomien Beider ſind ſich ſehr ähnlich; wir finden darin dieſelbe Unſchönheit, aber auch denſelben Hochmuth und Höllenſchmerz. Bei dem jüngern Deutſchen blickt noch immer die deutſche Gutmüthigkeit durch, und ſeine humoriſtiſche Ironie iſt noch ſehr entfernt von der eiskalten, brittiſchen Perſiflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

„Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern,
Und hämiſch mich beſchniffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdroh'n mit giftgetränkten Waffen.“
(S. 118).

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

„Du ſahſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geſchminkten Katzen und (be) gebrillten Pudeln,

Die mir den blanken Namen gern beſudeln,
Und mich ſo gerne ins Verderben züngeln.
Du ſaheſt oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz ſich ringeln,
Du ſahſt mein Blut aus tauſend Wunden ſprudeln."
(S. 124.)

Herr Heine, bei ſeiner kräftigen und impoſanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieſelbe dem Publikum in ſeiner ganzen Blöße darzuſtellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Aehnliches zu verſuchen.

Ein nackter Therſytes wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wiſſen unſre poetiſchen Therſyten ſehr wohl, und ſie ſind befliſſen, ſich ſo tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Convenienzpoeſie, ſind ängſtlich beſorgt, daß aus den Löchern deſſelben ihre armſelige Subjektivität nicht hervorſchimmere, bemühen ſich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgeſichtern die edeln Mienen antiker Heroenſtatuen nachzuäffen, und nennen das: ein Streben nach dem Idealiſchen, — antike, klaſſiſche, plaſtiſche Poeſie! Daher jener geſpreizte, vornehme Wortſchwall, jenes Daherſchreiten auf hohen Sprachſtelzen, und jenes geringſchätzende Herabſchauen auf den wahren, ſchlichten Volksdichter. Die Zeit iſt ſchon gekommen, wo man dieſen Therſyten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und ſie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben ſchon viele Dichter, die durch eignes Beiſpiel ein ſolches Zurückgehn zur poetiſchen Wahrheit vorbereiten. Doch haben ſich die meiſten nicht entſchließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienzhülle von ſich zu werfen; — und dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der ſogenannten Romantik mit der mißverſtandenen Klaſſizität. Herr Heine hat ſich einſt in dieſen Blättern, in einem polemiſchen Aufſatze, als ein feuriger Anhänger der romantiſchen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in ſeinen Gedichten dieſes Bekenntniß unverholen ausgeſprochen. Doch müſſen wir Herrn Heine ſelbſt darauf aufmerkſam machen, wie ſehr er auch die Schlegelſche Schule durchgegangen ſei, und ſich an den belehrenden und »gütigen« Worten A. W. Schlegels erkräftigt habe, ſo gehört er doch auf keinen Fall der Schlegelſchen Schule an. Dieſe letztere, oder die romantiſche Schule par excellence, oder, um ſie noch beſſer zu nennen, die Afterromantiſche Schule, beſteht aus zwei Elementen, die wir gottlob vergebens in Heine's Gedichten ſuchen, — Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalweſen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines Menſchthum iſt das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und bis auf einige leiſe Anklänge, finden wir in denſelben nirgends ritterliches Sporengeklirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbeſtandtheile des Mittelalters, und der nach dem Mittelalter ſchmachtenden Schlegelſchen Schule; mit einem Wort —

Heine iſt ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

Wir haben ſchon erwähnt, daß Heine's Gedichte ſich durch Originalität auszeichnen. Dies iſt ganz beſonders der Fall bei den Traumbildern und Fresko-Sonetten. Erſtere haben einen überraſchend eigenthümlichen Charakter, wir wiſſen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieſelben rubriziren ſollen, und wir geſtehen, daß Herr Heine unſere Literatur mit einer neuen Gattung Poeſieen bereichert hat. Dieſe Reihe ſchlicht erzählter Träume, oder träumeriſcher Zuſtände, bildet gleichſam eine camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Kriſtallſpiegel, worin ſich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entſetzliche Teufelslarven tragen, wunderlich hin- und herbewegen, und durch ihre tollen Gruppirungen und ſeltſamen Kämpfe, dem Leſer das innere Leben des Dichters zur Anſchaulichkeit bringen. Dieſes innere Leben iſt aber blos ein poetiſcher Wiederſchein ſeines äußern Lebens, das der Dichter, mit einer ſeltenen Kraft, in den Fresko-Sonetten darſtellt. Letztere ſind nicht ſo poetiſch wie die Traumbilder, aber ſie ſind weit pikanter. In den Traumbildern ſehen wir einen Nachtwandler, der mit ſomnambüler Klarheit die Geheimniſſe des Lebens anſchaut. In den Fresko-Sonetten ſehen wir einen wachen Mann, der, vollen Bewußtſeins, mit ſcharfen Augen in's Menſchentreiben und in die eigne kranke Bruſt hineinſchaut.

Was die Form der Heine'ſchen Gedichte betrifft, ſo wollen wir uns nicht zu pedantiſcher Sylbenſtecherei herablaſſen, und wir wollen uns blos einige kurz zuſammengefaßte Bemerkungen erlauben. Die Form der meiſten Traumbilder iſt höchſt vernachläſſigt. Herr Heine gefällt ſich hier in Archaismen, kokettirt mit einer poetiſchen nonchalance, und will dieſen Gedichten ein grobes holzſchnittartiges Anſehen geben, damit ihr höchſt poetiſcher Stoff deſto mehr contraſtire mit der ſchlichten, kunſtloſen Form. Daſſelbe iſt der Fall bei den meiſten Minneliedern. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß dieſe nicht die glänzendſte Parthie des Buches genannt werden dürfte. Der Hr. Verf. befolgt nicht immer ſeine eigenen Worte:

„Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das iſt ſein Schwert.“ (S. 93.)

Wir haben ebenfalls ſchon bemerkt, daß die Volkslieder, die unter der Rubrik Romanzen ſtehen, im ächten Volkstone geſchrieben ſind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramiro“, ſo großartig und keck er auch in der Anlage iſt, in der Form ſehr flüchtig gearbeitet. Erſt in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt ſich der Verf. als vollendeter Metriker; hier ſehen wir Spuren der Schlegelſchen

Schule, und der Kontraſt, den der derbe Stoff der Fresko-Sonette mit ihrer kunſtvollen zarten Form bildet, gibt denſelben ihren größten Reiz. Aber durch ſeine Ueberſetzungen aus Byrons Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unſere unbeſchränkte Achtung und unſer höchſtes Lob in Anſpruch; wir erkennen in ihm den großen Meiſter, der bis in die tiefſten Tiefen des grammatiſchen Baues, des eigenthümlichen Weſens, und des geiſtigen Charakters unſerer Sprache eingedrungen iſt, und der die Meiſterſtücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels in's Deutſche zu übertragen verſteht.

Wir wünſchen, daß Hr. Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben ſo viel Tadel als Lob zumeſſen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieſer Tadel nächſtens ganz verſchwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt, und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüſtet, die dazu gehören, einer der größten Dichter Deutſchlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es vorzieht, ſeinem Vaterlande verderblich zu ſein als verlockendes Irrlicht, oder als rieſiger Giftbaum. —Schm.—

(Zu Seite 175.)

Ich habe die angezogene Nummer des Brockhaus'ſchen Literariſchen Converſationsblattes zufällig aufgefunden und theile den darin enthaltenen, auf Heine's Tragödien bezüglichen Artikel mit, zum näheren Verſtändniſſe des Heine'ſchen Briefes. F. S.

Neuere dramatiſche Dichter.

H. Heine.

Den Dichter muß man offenbar in ihm erkennen und freudig begrüßen, aber bei weitem mehr den lyriſchen als den dramatiſchen. Er hat ſich in der Form geirrt als er einige Romanzen dramatiſirte. Wider ſeine Abſicht, und der aufgedrungenen Form ungeachtet, ſind ſeine beiden Tragödien doch Romanzen geblieben. Ich abſtrahire noch dazu aus dieſen, daß dem Dichter die dramatiſche Anlage und ein ſolcher Geſichtspunkt eigentlich abgehe.

Wenn man ſeine Tragödien mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird man immer nur die Romanzen-Motive in die Scene geſetzt und die dramatiſchen verſchwiegen finden. Daß er dies nicht fühlte, daß er ſeinen Stoff nicht gleich als undramatiſch beurtheilte, zeigt eben, daß ihm der Blick dafür nicht gegeben iſt. Die kritiſche Einſicht wird er ſpäter unbezweifelt erlangen, wenn er ſich darum bemüht; er kann auch von dieſer für einen neuen dramatiſchen Verſuch Gebrauch machen, und es wird ihm ein ſolcher wahrſcheinlich beſſer gelingen als die vorliegenden, aber es wird doch nicht ſein eigentlicher Beruf ſein, dem er darin nachgeht. Wo dieſer ſo entſchieden und glücklich im Lyriſchen, im Liede für ihn gefunden iſt, da ſollte man nicht vielleicht Verſagtes verſuchen, und ſo das Beſitzende zu verlieren in Gefahr bringen, indem wir nach etwas Ungewiſſem haſchen, wohin uns eine dunkle Sehnſucht treibt. Aber es iſt eine Schwäche des Menſchen, daß er immer das begehrt, was ihm nicht gewährt iſt; und Mode iſt es, Dramen und Trauerſpiele zu ſchreiben. Das Verſemachen iſt leider ſo allgemein geworden, daß alles Intereſſe daran aufhört; Melpomene wird nur herauf beſchworen, ohne zu bedenken, daß es viel leichter iſt, etwas zu ſchreiben, was wie ein Gedicht ausſieht und wohlklingend ſich anhört, als was auch nur für ein Trauerſpiel ſcheinbar paſſiren könnte. Von dem Genius ſpreche ich nicht, denn ein echtes Gedicht, ein ſchönes Lied iſt eben ſo unſterblich als ein meiſterhaftes Trauerſpiel.

Uebrigens bekennen wir gern, daß auch Hrn. Heine's Tragödien ſich in ſchöner Sprache leicht bewegen, und angenehm mit geſteigertem Intereſſe leſen laſſen; nur ſind es, wie geſagt eben keine Tragödien. In der zweiten, Almanſor, finden ſich übrigens moderne Motive, welche ihm weder der Stoff dargeboten haben kann, noch zu dieſem und den benutzten Elementen paſſen; die beiden Betrüger, Don Enrique und Don Diego, fallen ganz aus der Geſchichte, und ſind überdem ein Paar widerwärtige Figuren, denen noch mancher Strich abgeht, um mit Wahrheit gezeichnet zu ſein.

Das an ſchönen Liedern reiche Intermezzo ſchadet übrigens den beiden Tragödien. Ein gewiſſer Uebermuth und Kühnheit der Phantaſie, ſogar Ironie ſpricht aus vielen; ſeltene Gäſte! denen wir ein nochmaliges Willkommen zurufen wollen. Ein anderer Ref. hat in dieſen Blättern darüber berichtet. Keine Nachahmung oder Aehnlichkeit, aber eine innere, gleichſam muſikaliſche Verwandtſchaft im Anſchlagen deſſelben Tones, in einem ähnlichen Tonfalle, in einer gleich leichten Behandlung der Sprache und im glücklichen Versbau mit den Liedern Wilhelm Müller's iſt mir darin aufgefallen. Doch wer weiß, ob dies nicht mehr ein individuelles dunkles Gefühl als etwas Wirkliches iſt?

(Zu Seite 101).

Die Stelle in Gutzkow's Forum der Journalliteratur (Band 1, Heft 2, S. 206 folg.) lautet alſo:

Profeſſor Gubitz, der Herausgeber des Geſellſchafters, hat, beſeelt von dem Wunſche, ſein Journal gut auszuſtatten, zu Ende 1828 Preiſe ausgeſetzt für Diejenigen, welche die beſten Arbeiten für den Geſellſchafter liefern würden. Da nun der bis zum 1. October 1830 verlängerte Termin ſchon lange abgelaufen iſt, ſo möchte es Zeit ſein, die Leiſtungen der Preisbewerber zu prüfen.....

Das alte Sprichwort, daß das Letzte das Beſte ſei, läßt ſich auf die humoriſtiſchen Aufſätze anwenden; denn keine der früheren Arbeiten hält mit der Donna Quixote de la Mancha von Friedrich Steinmann eine Vergleichung aus. Da Herr Steinmann mich, ſeinen unbekannten Kritiker in Sonetten angeredet hat, ſo ſehe ich mich genöthigt, ihm in ähnlicher Weiſe zu antworten:

Viel Dank, o Dichter, Dir für Dein charmantes
Kurzweil'ges Mährlein, das Du uns geboten.
Was zagſt Du vor dem kritiſchen Deſpoten?
Da Du Bewährtes lieferſt, längſt Bekanntes.

Denn nachgeahmet haſt Du dem Cervantes,
Und Erbſen vorgeſucht aus ſeinen Schoten.
Allein wir zehren ſtets ja von den Todten,
Und Aufgewärmtes iſt nicht ſtets Verbranntes.

Auch daß Du mir gegriffen haſt in's Handwerk
Und kritiſirt, will ich geduldig tragen:
Denn brav gegeißelt haſt Du manches Schandwerk.

Doch da zu Ende gehet mein Sonette,
Will ich, was wahr mir ſcheint, in Proſa ſagen,
Nicht fürchtend das, was Du noch haſt in Petto.

Herr Steinmann hat, wie ſchon in dem Sonett angedeutet iſt, die erſten Kapitel des Don Quixote parodirt, und zwar ſehr gut parodirt.

Der Inhalt ſeiner Erzählung iſt folgender: Ein armes Dorffräulein (richtiger Landfräulein), welchem die Romane von Clauren und anderen literariſchen Sansculotts den Kopf verſchroben hatten, ſo daß ſie an nichts anderes als an bildſchöne Rittmeiſter und Lieutenants, unſchuldige Entführungen und Verführungen dachte, faßte den Entſchluß, in der Welt umher zu ziehen, um ſich entführen zu laſſen, und führt die erſte Hälfte deſſelben auch wirklich aus.

Ihr Reiſebegleiter iſt ihr Schweinehirt, Junker Wiedehopf genannt. Da ſich dieſe Schreckenspoſt verbreitet hatte, finden ſich der Dorfkantor und ein alter Chirurgus ein, und halten Gericht über ihre Bibliothek. Einige ſchlechte Bücher werden hier kurz und gut kritiſirt; doch hätte Herr Steinmann vielleicht noch ſchlechtere und geleſenere auffinden können. Tromlitz, Blumenhagen, Spindler und andere ſaft- und markloſe Scribenten, die man doch oft als lumina ausſchreit, werden verſchont, ingleichen Raupach und die übrigen Lohn-Bühnendichter, mit Ausnahme von Immermann. Dagegen werden u. a. Sachen, die wohl Niemand als Verfaſſer und Setzer geleſen haben, z. B. der Horaz von Nürnberger und Riemer's Gedichte ſcharf mitgenommen.

Es wird darauf die erſte und letzte Tagereiſe des Fräuleins erzählt, auf welchen ſie manchen Aerger erfuhr, worunter der bedeutendſte der war, daß ſie am Abend im Wirthshauſe ihren Oheim, den Ehrendomherrn Schmunzelbart, antraf, und bald darauf durch die Ankunft des Deriſkanters und Chirurgus überraſcht wurde.

Weiter iſt die Geſchichte nicht ausgeführt. Herr Steinmann gibt nur noch an, daß das Fräulein nach einem von ihrem Oheim entworfenen Plane durch den Chirurgus mit Beiſtand des Kantors entführt, d. h. nach ihrer Heimath zurückgeführt ſei. Die Ausführung des Ganzen iſt ſehr gut. Ueberall finden wir einen geſunden und kecken Humor, namentlich in den eingeſtreuten Parodieen und Gloſſen, die wir als beſonders gelungen bezeichnen müſſen. Zur Probe mag folgende Stelle dienen:

Alte Tanten, Gouvernanten,
Modepuppen, ſüße Herrchen,
Und dergleichen Narr'n und Närrchen
Bilden 's Heer der Dilettanten;
Mit Geſchnatter und Gegacker
Bauen ſie das Reimfeld wacker,
Laben ſich mit manchem Trunke.
Sagt, wo ſteckt bei dem Gelichter,
Was allein nur ſchafft den Dichter,
Echter Kunſt geweihter Funke?

Aus dieſer Ueberſicht wird der Leſer ſchon erſehen können, daß Herr Steinmann des Preiſes würdiger iſt als irgend einer ſeiner vorher betrachteten Mitbewerber. — Aber wird er ihn bekommen? — Ich zweifle ſehr, oder weiß vielmehr faſt gewiß, daß er ihn nicht bekommen wird, indem irgend ein guter Freund von ihm, vielleicht einer ſeiner Mitbewerber, entdeckt hat, daß einige der Gedichte, die er in ſeine Arbeit verwebt hat, ſchon früher in einem andern Journale geſtanden haben. Daraus macht man ihm nun ein großes Verbrechen. Aber meiner Meinung nach iſt es ärger, Stellen aus fremden Werken zu verkaufen, als Stellen aus ſeinen eigenen. Demnach möchte das Citiren von Leſefrüchten, Motto's und anderen Pfauenfedern ſtrafbarer ſein, als die Handlung des Herrn Steinmann.

Aber dem ſei, wie ihm wolle, wenn wir auch alle abgedruckten Verſe ſtreichen, ſo bleibt die Donna Quixote doch beſſer, als alle bis dahin beurtheilten Arbeiten zuſammen genommen, und auch von denen, welche im Jahre 1830 eingeſchickt ſind, möchte ihr ſchwerlich eine den Sieg ſtreitig machen können, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß keine unter denſelben ganz ſchlecht iſt. — *)

---

*) Mir iſt **nichts** von dem Endreſultate dieſer Gubitz'ſchen Preisbewerbung bis jetzt bekannt geworden; ich weiß daher weder, ob die Preiſe vertheilt worden oder nicht. Ich wenigſtens habe keinen erhalten. F. S.

(Zu Seite 144).

Der von Heine mir mitgetheilte Auszug aus dem Artikel der Revue des deux Mondes, deſſen Verfaſſer, wie ein ſpäterer Brief mir meldete, Herr Thomas, nach Taillandier der unterrichtetſte Kenner der deutſchen Literatur in Frankreich, war, lautet alſo:

„Nous passerons beaucoup plus rapidement sur deux ouvrages, qui ne se ressemblent guère, et qui nous réunisons cependant dans une même indifférence, par-ce qu'ils marquent pour ainsi dire les deux extrémités les plus extrêmes de la ligne politique, dont nous avons attentivement étudié les parties vivantes.

C'est une brochure écrite par un communist assez peu mitigé, c'est un gros livre compilé par un absolutiste déterminé. Placer à côté l'un de l'autre Monsieur *Steinmann*, le redacteur de „Mefistofeles“, et Monsieur *de Kamptz*, l'ancien ministre d'état, cela parait au premier abord une justice fort impertinente. C'est au fond le meilleur correctif, qu'on puisse leur donner à chacun. Rien n'est plus propre à fonder l'absolutisme que les théories sociales du communiste, et rien n'est mieux fait pour soulever le communisme avec tous ses désordres que les équivoques et les chicanes du juri-consulte absolutiste.

Nous ne croyons pas beaucoup aux menaces des utopies violantes, et nous avons toujours pensé, que ceux, qui, en apparence, s'inclinaient le plus bas devant ce grand épouvantail du communisme n'etaient pas ceux, qui en avaient le plus de peur, mais ceux qui prétendaient en tirer le meilleur parti: C'etait une frayeur bonne à tourner contre les libertés raisonnables en Allemagne sourtout, on n'y a point manqué. En Allemagne cependant le communisme n'est rien moins qu'original et profond; ceux qui les premiers l'ont préché, sont venus purement et simplement se mettre à l'école chez nous; ils ont relevé de leur néant les grands hommes morts avec les sociétés secrètes. et ils ont été de l'autre coté du Rhin agiter leur défroque comme un étandard tout neuf. La plupart des publications communistes ne sont là-bas q'une analyse ou une traduction des nôtres. Les „Reformateurs contemporaines“ de M. Louis Reybeaud sont une mine ou l'on a singulièrement puissé, par-ce-qu'on en tirait la claire intelligence des systèmes; on n'a rejeté que la critique, et, une fois le point de départ ainsi compris, on s'est précipité sur les pas des novateurs de ce temps-ci; pauvres inventions, comme on sait, plus pauvres copies!

M. *Steinmann* annonce dans son premier chapitre, qu'il va raconter le développement historique du pauperisme et du communisme en Allemagne: la vérité est, qu'il ne fait qu'abréger ce qui s'est écrit là-dessus relativement à l'Angleterre et à la France.

Quant à l'Allemagne, il lui reserve seulement son droit accoutumé de priorité chronologique, et prenant date en sa faveur, réclame le mérite de l'invention au nom des anabaptistes de Munster. M. *Steinmann* examine ensuite les causes du pauperisme et les moyens d'y remédier. Rien de plus simple: qu'on abolisse les impôts de consommation et qu'on proscrive le luxe, que l'état cesse d'adjuger ses fournitures au rabais;

qu'on fixe les salaires par un loi positive; qu'on interdise la spéculation commerciale sur les denrées; qu'on supprime les chemins de fer; qu'on limite la liberté de l'industrie, qu'on defende l'usure, et l'usure, pour l'auteur, c'est le prêt légal et l'usage même du credit; qu'on entreprenne toutes ces belles réformes et bien d'autres encore, le paupérisme disparaitra de lui même. Ce livre-là n'a jamais été et ne sera jamais dangereux.

Celui de M. *de Kamptz* aurait pû l'être: mais la saison du péril est passée. L'ouvrage ne date cependant que du milieu de l'année dernière, et il est déjà condamné pour toujours au néant, c'est du travail plein d'erudition, de divisions et de subdivisions, très sérieux, très instructif, et personne pourtant ne le lira plus. D'ou vient ce malheur étrange? M. *de Kamptz* a fait un gros volume sur un petit discours du roi. Le roi avait dit un jour de mauvaise humeur, que les promesses données par son auguste père en 1815 n'engageaient pas sa liberté. Fréderic Guillaume III. avait annoncé à la Prusse une assemblée nationale, une représentation du peuple: cela ne convenait plus à Fréderic Guillaume IV. pour l'instant du moins. M. *de Kamptz* a composé son livre pour prouver juridiguement que Fréderic Guillaume IV. avait raison, que Fréderic Guillaume III. s'etait servi par inadvertance d'une expression équivoque, qu'il n'avait jamais été question en Prusse et en Allemagne que d'assemblées d'états, et non de représentation générale; qu'il fallait même se contenter d'états provinciaux, parceque c'etait chose encore plus historique, et qu'enfin l'idée d'avoir un jour les états réunis du royaume entier etait tout bonnement une herésie au premier chef. Le roi ayant eu maintenant le bon esprit d'adopter et de légaliser cette herésie damnable, M. *de Kamptz* reste seul en compagnie d'un excellent livre, qui a eu le tort venir ou trop tard ou trop tôt.

Nous doutons fort qu'un à-propos quelconque remette jamais dorénavant ses théories à la mode; l'esprit bureaucratique est décidément vaincu, même en Prusse, par l'esprit national.

* * *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Briefe

von

Heinrich Heine.

* * *

Briefe

von

Heinrich Heine

an ſeinen Freund

Moſes Moſer.

[illegible]

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Als wichtige Beiträge zur Charakteriſtik eines bedeutenden Mannes ſind allezeit ſeine vertrauten Briefe erachtet werden, und deshalb hat die Nation, der jener angehört, ein unbeſtrittenes Recht von ihnen Kenntniß zu nehmen, wenn und ſoweit nicht durch die Veröffentlichung heiligere Intereſſen verletzt werden.

Es giebt zweierlei Arten ſolcher Briefe.

Die einen ſind abgefaßt mit Rückſicht, ja in der Hoffnung und Erwartung, daß die Publikation früher oder ſpäter ſtatthaben werde; ſie erinnern an die Koketten, welche ſtundenlang ihr ſogenanntes Déshabillé vorbereiten und dann durch den mit Ungeduld erwarteten Beſuch — im Negligé ſich überraſchen laſſen.

Die andere Klaſſe der vertraulichen Schreiben kann allein auf dieſe Bezeichnung Anſpruch erheben. Sie beſitzen die Ueberzeugungskraft unwillkürlicher Geſtändniſſe und, wie bei echten Kunſtwerken, iſt gerade das Unabſichtliche ihrer Enthüllungen von Werth und Wirkung.

Zu der letzteren Kategorie gehören die Briefe Heinrich Heine's an Moſer, den

Berliner Banquier, deſſen Leben nicht mit Unrecht ein Epilog zu „Nathan der Weiſe“ genannt worden iſt.

Hieraus rechtfertigt ſich das Erſcheinen der nachfolgenden Blätter.

Von den beiden Briefen ohne Datum ſcheint der auf Seite 226 beginnende in das zweite Semeſter des Jahres 1825 zu fallen, iſt mithin zwiſchen XXIV und XXV (S. 150) zu ſetzen, dagegen der „den 8.“ überſchriebene zwiſchen XXX und XXXI (S. 190) einzufügen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Lüneburg, den .. May 1823.

Lieber Moſer!

Dienſtag Abend bin ich in Lupteen angelangt, nachdem ich Montag Nacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde und mich über das läſtige Geſchwätze der Reiſegeſellſchaft ärgerte, und meinen Phantaſien Audienz gab, und viel fühlte und an Dich dachte. Letzteres beſchäftigte mich am meiſten, faſt ſo ſehr, daß ich ſentimental wurde, und mich darüber ärgerte und Dir gewiß recht viel Sottiſen geſagt haben würde, wenn ich Deiner habhaft geweſen wäre. Wenn Dir Dienſtag und Montag Abend viele barocke Gefühle durch das Gemüth gezogen ſind, ſo erkläre Dir das nur durch den ſympathetiſchen Rapport. Wenn ich nächſtens von guten Gedanken überſchlichen werde, oder gar Hegelſche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, ſo will ich mir das auf ähnliche Weiſe erklären. — Ich habe in Lupteen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr Nachmittag bei meiner Familie angelangt. Du ſiehſt ich habe Mittwoch Nacht in Lupteen geſchlafen, wo mich die allerfatalſten Träume plagten. Ich ſah eine Menge Menſchen, die mich auslachten, ſogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief ſchäumend vor Aerger zu Dir, mein guter Moſer, und Du öffneteſt mir Deine Freundes-Arme, und ſpracheſt mir Troſt ein, und ſagteſt mir ich ſolle mir nichts zu Gemüthe führen, denn ich ſei ja nur eine Idee, und um mir zu beweiſen, daß ich nur eine Idee ſei, griffeſt du haſtig nach Hegels Logik und zeigteſt mir eine konfuſe Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenſter, — ich aber ſprang wüthend im Zimmer herum und ſchrie: ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee und hab mein Lebtag keine Idee gehabt. — Es war ein ſchauderhafter Traum, ich erinnere mich Gans ſchrie noch lauter, und auf ſeiner Schulter ſaß der kleine Marcus und ſchrie mit unheimlich heiſerer Stimme die Zitate hinzu und lächelte auf eine ſo gräßlich freundliche Weiſe, daß ich vor Angſt aufwachte.

Ich übergehe den anderen fatalen Traum: wie der Tr.....delter Oppert in ſeiner Equipage bei mir vorfuhr, mit ſeinem Orden und in weißſeidenen Strümpfen in meine Stube trat, und mir im Vertrauen erzählte, er ſei ein gebildeter Mann; — ich übergehe dieſen abgeſchmackten Gegenſtand und melde dir bloß daß ich meine Eltern in vollem Wohlſein antraf.

Den 22. Juny heurathet meine Schweſter, die Hochzeit iſt wahrſcheinlich in der Nähe von Hamburg. Ich werde wohl mehrere Monate hier bleiben, und mich langweilen. Bei meinem Eintritt in Lüneburg merkte ich, daß hier großes Riſcheß herrſcht, und ich nahm mir vor ganz iſolirt zu leben. Leider bin ich ohne Bücher. Die Bibliothek meines Bruders beſteht nur aus lateiniſchen und griechiſchen Claſſikern und dieſe ſind es die ich aus Langeweile leſen werde. Ich wünſchte ſehr daß Du mir einige Theile des Gibbon, die 2 Bände des Basnage worin bloß Geſchichte iſt, und eine kurzgefaßte italieniſche Grammatik nebſt einem italieniſchen Leſebuche überſchickteſt. Wird es viel koſten wenn Du das alles mit der Poſt ſchickſt? Ich bin in ſolcher Bücherverlegenheit, daß ich Dich während meines hieſigen Aufenthalts viel beläſtigen werde. Du mußt auch Geld für mich auslegen, indem Du nämlich für mich ein kleines ital. Handwörterbuch und die wohlfeile Stereotypausgabe des Esprit des lois Monteſquieu's kaufen und herſchicken mußt. Ich kann nämlich hier nichts haben wie ich es will und nach Hamburg kann ich mich deßhalb nicht wenden. Kannſt Du mir etwas leichte italieniſche Proſa ſchicken, ſo wär es mir ſehr lieb. Wenn mich meine Kopfſchmerzen etwas verlaſſen werden, ſo will ich hier viel ſchreiben. Freilich wär es mir wohlthätiger wenn ich zu Fuß herumreiſte. — In Hinſicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht beſtätigt gefunden. Der Succes muß den üblen Eindruck verwiſchen. Was die Aufnahme derſelben bei meiner Familie betrifft, ſo hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar geleſen aber nicht ſonderlich goutirt, meine Schweſter tolerirt ſie blos, meine Brüder verſtehen ſie nicht und mein Vater hat ſie gar nicht geleſen. — Zeitſchriften bekomme ich gar nicht zu leſen, und vom anderweitigen Schickſale meines Buches erfahre ich alſo gar nichts. Ich muß alſo alles von Dir erfahren: auch Lehmann habe ich erſucht mir alles zu ſchreiben, was öffentlich über mich ausgeſprochen wird. Ich bitte Dich, lieber Moſer, ganz beſonders, es mir gleich zu ſchreiben, wenn Du etwas leſen ſollteſt, was meine Perſönlichkeit berührt. — Du wirſt wohl nicht vergeſſen haben, den Briefträgern anzuzeigen, daß ſie alle Briefe die an mich adreſſirt ſind, bei Dir abgeben. Meine Adreſſe iſt: An Harry Heine, Cand. juris, bei S. Heine in Lüneburg. Mache Deine Briefe nur immer feſt zu. Ich hoffe daß ich die Koffer bald erhalten werde. Wenn Du mir die Bücher ſchickſt, ſo . . . .

Während ich dieſes ſchreibe erhalte ich den kleinen Koffer nebſt Deinem lieben Billet vom 20. May. Wahrhaftig, Du biſt der Mann in Iſrael, der am ſchönſten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menſchen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle ſind ſchwere Goldbarren, die meinigen ſind leichtes Papiergeld.

Letzteres empfängt bloß ſeinen Werth vom Zutrauen der Menſchen: doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Banquier Agio daſür giebt und Gold bleibt Gold, wenn es auch als ſcheinloſer Klumpen in der Ecke liegt.

Haſt Du an obigem Bilde nicht gemerkt daß ich ein jüdiſcher Dichter bin? Doch wozu ſoll ich mich geniren, wir ſind ja unter uns und ich ſpreche gern in unſeren Nationalbildern. Wenn einſt Ganstown erbaut ſein wird, und ein glücklicheres Geſchlecht am Miſſiſſippi Lulef benſcht und Matzes kaut, und eine neu-jüdiſche Literatur emporblüht, dann werden unſere jetzigen merkantiliſchen Börſenausdrücke zur poetiſchen Sprache gehören und ein poetiſcher Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille ſingen: Sie ſaßen an den Waſſern der Spree und zählten Treſorſcheine, da kamen ihre Feinde und ſprachen: gebt uns Londoner Wechſel — hoch iſt der Cours. —

Genug der Selbſtperſiflage. Lebe wohl und behalte mich lieb. Haſt Du nicht Gelegenheit die Bücher, die ich von Dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu ſchicken? Wenn man ſie dort mit der Poſt her nach Lüneburg ſchickt, koſtet es mir nicht viel; ſie direkt mit der Poſt herzuſchicken iſt viel zu theuer. Ich ſpekulire, wie ich Dir Deinen Marquis Poſa-Mantel am beſten zuſchicke; doch ſollſt Du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und ſeine Frau, ſowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg, — beſonders aber mache vielmals meine Empfehlung an Hillmar und ſeine Familie. — Herrn M. Friedländer und ſeinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

Dein Freund

H. Heine.

II.

Lüneburg den 18. Juny 1823.

Du nimmſt wohl keine Million und ſchreibſt mir ehe ich Deinen Brief förmlich beantwortet oder, beſſer geſagt, erwiedert? Gewöhne Dir dieſe Philiſtröſität ab. Ich warte geſtern begierig auf die Poſt und auf einen Brief von Dir, und vergeſſe daß ich erſt ſelber hätte wieder ſchreiben müſſen. Dies hätte ich auch ſchon früher gethan wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Contrarietäten entſpringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde Dir heute ebenfalls nicht ſchreiben, wenn ich es Dir nicht ſo früh als möglich einprägen wollte, daß Du mir ſehr oft, wenn auch nur wenig, ſchreiben mußt, ohne erſt abzuwarten daß ich jede Deiner geehrten Zuſchriften mit einer darauf paſſenden Antwort eigens beehre. Wenn ich Dir ſchreiben will werde ich mich wenig darum bekümmern ob ſchon ein Brief von Dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde Dir wohl mehrere Briefe hintereinander ſchreiben, ohne erſt die Etikette zu fragen ob es ſich auch ſchickt, und ob es politiſch ſei Jemanden zu ſchreiben ohne erſt ſeine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, beſonders aus der Confuſion womit es ausgedrückt iſt, wirſt Du erſehen haben daß ich verdrießlich, mürriſch, enfin unausſtehlich bin. Du kannſt alſo den Brief weglegen wenn Du jetzt grade bei guter Laune biſt; Du kannſt jetzt meiner Grämlichkeit beſſer ausweichen, als bei meiner Anweſenheit in Berlin, wo ich Dir in höchſteigener Perſon auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz iſolirt, mit keinem einzigen menſchlichen Menſchen komme ich zuſammen, weil meine Eltern ſich von allem Umgang zurückgezogen. Juden ſind hier, wie überall, unausſtehliche Schacherer und Schmutzlappen, chriſtliche Mittelklaſſe unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Riſcheß, die höhere Claſſe ebenſo im höheren Grade. Unſer kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weiſe berochen und maltraitirt, und die Chriſtenhunde haben offenbar Riſcheß gegen den Judenbund. Ich habe hier alſo bloß mit den Bäumen Bekanntſchaft gemacht, und dieſe zeigen ſich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauſchen mir alte vergeſſene Lieder ins Gedächtniß zurück, und ſtimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und dies iſt es vielleicht was meine Kopfſchmerzen vermehrt, oder beſſer geſagt in die Länge zieht; denn ſie ſind nicht mehr ſo ſtark wie in Berlin, aber anhaltender. Studiren kann ich wenig, ſchreiben noch weniger. Sonntag ſchrieb ich einen Aufſatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen geſtern ſchickte daß er ihn ſeinem Buche über Goethe einverleibe. Ich hatte ihn längſt verſprochen, und ſchrieb ihn jetzt en pleine carrière, daß er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirſt in dieſem Aufſatz ½ Dutzend Deiner eigenen Ideen finden; ich war ehrlich genug ſie nackt hinzuſtellen, denn hätte ich ſie mit meinen Purpurlappen umhängt, Du würdeſt ſie wahrlich ſelber nicht wieder erkannt haben. Der Aufſatz ſoll Dir bald zu Geſicht kommen. Denke Dir, mein Feſtſpiel iſt ungeſchrieben geblieben (ich ſchreibe es aber hinterher) hingegen meine Tragödie geſtaltet ſich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufſatz für die Zeitſchrift, den großen Judenſchmerz (wie ihn Börne nennt) auszuſprechen, und es ſoll auch geſchehen ſobald mein Kopf es leidet. Es iſt ſehr unartig von unſerem Herrgott, daß er mich jetzt mit dieſen Schmerzen plagt; ja, es iſt ſogar unpolitiſch von dem alten Herrn, da er weiß daß ich ſo viel für ihn thun möchte. Oder iſt der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrſcher Judäas ebenfalls aufgeklärt worden, und hat ſeine Nationalität abgelegt, und giebt ſeine Anſprüche und ſeine Anhänger auf, zum Beſten einiger vagen, kosmopolitiſchen Ideen? Ich fürchte der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr ſagen: entre nous, Monsieur, vous n'existez pas. Und wir? wir exiſtiren? Um des Himmels willen ſag nicht noch einmal daß ich bloß eine Idee ſei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden; nur laßt mich ungeſchoren. Weil Du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden ſeid, wollt Ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob ich, den habt ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann möchte gern Idee werden und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit ſeinem demonſtriren daß ich eine Idee ſei, ſeine Magd weiß es beſſer. Die Doktorin Z—. hat mir mit thränenden (Judaism) Augen geklagt, daß man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und daß ſie dadurch all ſeine Kraft und Saft verlöre. Joſt hätte ſich deshalb vom Verein zurückgezogen und Auerbach ſei mal dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, daß Du noch nicht weißt welche Idee ich ſei, welches ſo viel heißt als ſei ich eine ſonderbare Idee; und ſonderbar iſt Tuſch.

Genug des aberwitzigen Gewäſches. In einigen Tagen reiſe ich nach der Hochzeit meiner Schweſter, die zwiſchen hier und Hamburg ſtattfindet. Bald drauf — ſage und ſchreibe es aber keiner menſchlichen Seele — reiſe ich auf 8 Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeſchnitten, weil eine zu heftige, und für einen Brief nicht ziemliche Aeußerung mir entſchlüpft iſt. Mit meinem Oheim ſtehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu ſtehen wünſchte, um mit Sicherheit feſte Lebensplane für die Folge entwerfen zu können. Erſt nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich Dir in dieſer Hinſicht etwas Beſtimmteres ſagen. Wenn ich kann, ſuche ich noch einmal nach Berlin zu kommen und Dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohn in Hamburg beſuchen. Von Dir erwarte ich, daß Du mir ſchreibſt (aber kurz) wie ich in Hinſicht des Vereines mich dort zu betragen habe, wen ich dort beſuchen kann, und dergleichen. Kann ich dort einen beſtimmten Auftrag des Vereins ausführen, der ſich auf ein ſchon in Berlin Beſprochenes gründet, ſo will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich die Monas wiederzuſehen. Du kannſt doch an Gans ſagen daß ich auf 8 Tage nach Hamburg reiſe, vielleicht fällt es ihm ein daß ich dort etwas thun kann; nur ſoll er es nicht hinſchreiben. — Hamburg wird viele ſchmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen ſein, daß ich hinreiſe.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntſchaften in Hamburg machen, die in dieſer Hinſicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahndet's mir daß ich mit meiner abſtoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menſchen verfeinden als befreunden werde.

Der Poſaunenſtoß in der Hamburger Zeitung, meine Tragödien betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man drüber geſagt? Wenn meine Tragödien ignorirt würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geſchätzteſter! Blätterlob macht mir höchſtens flüchtigen Spaß, ſtärkt mich nicht und erquickt mich nicht, und iſt mir doch von größter Wichtigkeit. Doch ſei außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, daß meine Tragödien in den Blättern viel beſprochen werden, wenns Andre nicht thun, thue ich es ſelbſt. Immermann ſchreibt mir daß er eine kräftige Recenſion der Tragödien ſchreiben werde, worin er manches Verletzende ausſprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die

Tragödie, und andere Gegenſtände, deren vorzüglichſte ſeine Freude iſt mich in Münſter zu ſehen, und ſeine Einladung bei ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geſchickte Brief war von Blomberg, voll äſthetiſchen Raiſonnements. Von dem Rouſſeau habe ich noch keinen Brief erhalten, und theils Dein Wink über das Unterhaltungsblatt, deſſen judenfeindliche Stelle mir ſehr auffiel, theils noch manches Andre, giebt ſichere Anzeichen daß man am Rhein von katholiſcher Seite über den Almanſor höchſt unwillig ſei, ihn ignoriren möchte, ihn dennoch allgemein beſpricht, und den Rouſſeau gegen mich aufſätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu ſehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längſt gefühlt daß ein gar zu feuriger Enthuſiasmus für meine Perſönlichkeit endlich verkohlen muß, und wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem ſchwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieſes Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit zuſehen daß mich die Menſchen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Abwechſelung einmal mit Koth werfen. — Ich habe unlängſt eine Anzeige der Rouſſeau'-

ſchen Gedichte geſchrieben, die ich unverändert im Geſellſchafter abdrucken laſſe.

Sage doch an Lehmann daß er das Traumgedicht „mir träumt ich bin der liebe Gott“ aus dem Almanach herausnehmen ſolle, wenn er ihn Jemanden liehe; da es möglich iſt — daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen ſehr herzlichen Brief geſchrieben und mir ein ſehr ſchönes Gedicht gewidmet; ich will es Dir gelegentlich mittheilen. Auch dieſer wird dieſes Gedicht einmal ungeſchrieben wünſchen, wenn er meinen Stammbaum genauer unterſucht hat. Sorge nur daß mir durch Dummheit des Poſtboten kein Brief verloren geht, und ſchreib es mir gleich wenn Du irgend in einem Blatte ein Hinweiſen über dieſen meinen Stammbaum findeſt. — Ich werde Dir bei meiner Rückkunft von Hamburg viel zu ſchreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, ſowie auch ſeine Frau. Sage ihnen daß ich viel an ſie denke; welches auch ganz natürlich iſt, da ich hier ganz iſolirt lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlins in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moſer, ſehe ich überall und es iſt vielleicht etwas mehr als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmüthigſte Weiſe überwältigt werde von dem Wunſche wieder mit Dir zuſammen zu leben. Gäben die Götter daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch ſo viele Freuden finden können als ich ſchon Schmerzen dort empfand? Dieſes iſt freilich unmöglich —

Glücklicherweiſe ruft mich hier mein Bruder zu Tiſche, und ſtatt mit einer Sentimentalität ſchließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagseſſens.

H. Heine.

III.

Lüneburg den 24. Juny 1823.

Lieber Moſer!

Den 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenſpiker der Vermählung meiner Schweſter beigewohnt. Es war ein ſchöner Tag der Feſtlichkeit und Eintracht. Das Eſſen war gut, die Betten waren ſchlecht, und mein Oheim Salomo war ſehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen: *äußerlich* leben wir auf dem allerbeſten, er kajolirt mich ſogar *öffentlich*. Mit meinem Oheim Henry Heine bin ich ebenfalls in gute Verhältniſſe getreten. Ich reiſe in 8 oder 10 Tagen nach Hamburg und bleibe dort 8 Tage; Du brauchſt jetzt kein Geheimniß daraus zu machen. Die Poſt geht gleich ab. Ich hab noch nicht Deinen Mantel abgeſchickt, es ſoll aber dieſer Tage geſchehen. Was ſagſt Du zu dieſer Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich, bei meiner Zurückkunft geſtern, Brief gefunden. Sage ihm daß ich ihm dieſer Tage ſchreibe. Ich habe die Recenſion im „Freimüthigen“ geleſen!!! Auch im Converſ.-Blatt ſteht eine Recenſion die ich zufällig zu Geſicht bekam. Ich höre, meine Gedichte ſind aufs neue in einer Literaturzeitung recenſirt. Ich möchte es gern leſen, und Du thuſt mir aus beſonderen Gründen den allergrößten Gefallen wenn Du mir dieſe Recenſion abſchreibſt und herſchickſt, und zwar bald. Ueberhaupt ſchreibe mir gleich wo Du Etwas über mich lieſt. Die Poſt geht ab. Leb wohl, künftig mehr.

H. Heine.

IV.

Hamburg den 11. July 1823.

Lieber Moſer!

Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit iſt ſpärlich gemeſſen, und ich habe heute keine Commiſſion für Dich und ich ſchreibe Dir doch. Auch hat ſich noch nichts Aeußerliches mit mir zugetragen: — Ihr Götter! deſto mehr Innerliches.

Die alte Leidenſchaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn ſollen; wenigſtens muß ich machen daß ich ſobald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an ſelbſt zu glauben daß ich geiſtig anders organiſirt ſei und mehr Tiefe habe als andere Menſchen. Ein düſterer Zorn liegt wie eine glühende Eiſendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht.

— Wohlwill hab ich noch wenig geſprochen. Vorgeſtern nach Mitternacht als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgaſſen Hamburgs durchwandelte, ſchlägt mir Jemand auf die Schulter, und es iſt Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es ſei eine allerliebſte Kühle. Charmant!

Von meiner Familie bin ich ſehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichſten Dinge verſprochen, und hat ſchon auf Abſchlag damit geprahlt, iſt aber leider geſtern um 6 Uhr Morgens, halb in Geſchäften, halb zur Recreation von hier abgereiſt. Ich habe mich entſchloſſen, à tout prix es einzurichten daß ich ihn nicht mehr nöthig habe, da es je ganz und gar unter meiner Würde iſt, und da — —

Aber meine Kopfſchmerzen ſind entſetzlich, und ich muß alles in der Welt thun um ſie los zu werden. — In Cohn habe ich einen ſehr guten Menſchen kennen gelernt.

H. Heine.

V.

Ritzebüttel den 23. Aug. 1823.

Lieber Moſer!

Sei froh daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer ſchlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Couſine und die dadurch entſtandene Beſtürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derſelben auf: dieſes Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Laſſen beſtimmen. Wär ich ein Deutſcher — und ich bin kein Deutſcher, ſiehe Rühs, Fries a. v. O.

— ſo würde ich Dir über dieſes Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen ſchreiben; aber doch ſehne ich mich danach Dir in vertrauter Stunde meinen Herzensverhang aufzureden, und Dir zu zeigen wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft iſt. — Cohn war mir ein ſehr lieber Freund in Hamburg und ich gewann ihn ſehr lieb. Die Juden ſind dort miſerables Pack, wenn man ſich für ſie intereſſiren will darf man ſie nicht anſehn, und ich finde es zuträglicher mich von ihnen entfernt zu halten. Dr. Salomon hab ich beſucht, er hat mir nicht ganz mißfallen, er iſt dennoch ein Auerbachianer. Kley hab ich nicht beſucht, Du weißt er war mir von jeher zuwider und er iſt wirklich ekelhaft. Die Menas iſt noch die Alte, ich liebe ihn und möchte ihn gern heilen von einer Sentimentalität die er in ſich ſelbſt hineingelegen und die ihn jetzt verſtimmt. Bernais habe ich predigen gehört, er iſt ein Charlatan, keiner von den Juden verſteht ihn, er will nichts, und wird auch nie eine andere Rolle ſpielen; aber er iſt doch ein geiſtreicher Mann, und hat mehr Spiritus in ſich als Dr. Kley, Salomon, Auerbach I. u. II.

Ich hab ihn nicht beſucht, obſchon ich hinlänglichen Anlaß hatte. Ich achte ihn nur inſofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den ſeeligen Cartouche achte ich weit mehr. Gans hat in Hamburg den Namen eines Narren, und ich habe mich nicht darüber gewundert. Kaum gelang es mir den Leuten es beizubringen, daß Du es nicht biſt. Man hatte dort nichts weniger als eine richtige Meinung von Dir: was man von mir hält kann auch nichts Beſonderes ſein. Iſt mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch ſchon den Wahn benommen daß ich ein Enthuſiaſt für die jüdiſche Religion ſei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichſtellung enthuſiaſtiſch ſein werde das geſtehe ich, und in ſchlimmen Zeiten, die unausbleiblich ſind, wird der germaniſche Pöbel meine Stimme hören daß es in deutſchen Bierſtuben und Paläſten wiederſchallt. Doch der geborene Feind aller poſitiven Religionen wird nie für diejenige Religion ſich zum Champion aufwerfen, die zuerſt jene Menſchenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt ſo viel Schmerzen verurſacht: geſchieht es auf eine Weiſe dennoch, ſo hat es ſeine beſonderen Gründe, Gemüthsweichheit, Starrſinn und Vorſicht für Erhaltung eines Gegengifts. Doch nie werde ich es dem Steinweg vorausſagen wenn ich Etwas für ihn thun will, nie ſoll er Etwas von mir erwarten, und nie ſoll er ſagen dürfen daß ich ſeine Erwartungen nicht erfüllt. Das war immer meine Weiſe und es iſt mir ſehr leid daß ganſiſche Thorheit, ſein Schwatzen gegen Freund und Feind, mich nur einen Augenblick aus dem Geleiſe gebracht. Es geſchieht Ganſen ganz recht wenn die Juden über ihn ſchimpfen und ihm jedes Uebel in die Schuhe ſchütten; warum ſchwatzt er ſo viel von dem was er thun will, warum verſpricht er und berechtigt zu Erwartungen. Ich gedenke wahrlich auch Etwas zu thun, vielleicht thue ich ſchon Etwas durch das bloße Exiſtiren, doch werde ich in der Folge Maßregeln ergreifen mich gegen ganſiſche Publicität ſicher zu ſtellen, da der Gang meines Thuns dieſelbe nicht ertragen darf. Ich habe hier meine Meinung hart ausgeſprochen, wenn ich mündlich mehr darüber ſprechen könnte würdeſt Du ſie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen daß ſie eben aus der

Liebe, aus der Liebe für unſere gute Sache, hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie ſonſt, in der Folge wirſt Du immer ſehen wie ſehr er meinem Herzen theuer iſt, wie ſehr ich ſeinen Edelmuth ſchätze und wie ſehr ich auf ihn rechne. Daß ich ihm nicht ſchreibe, liegt theils an meinem Mangel an lichten Stunden, theils in der Beſorgniß er könnte was ich unbefangen ſchreibe an ſeine zu große Anzahl wahrhafter Freunde vertraulich mittheilen. Auch Dir, lieber Moſer, würde ich heute nicht ſchreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Abſicht: ewige Freundſchaftsdienſte, ewige Plackereien, Unruh, Beſchwerde, ich rathe Dir gebe die Freundſchaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde Dir erſt ſpäter ſchreiben, wenn ich es nicht nöthig hätte zu eilen, des eigenen Nutzens wegen. Ich bin in dieſem Augenblick wie zerſchlagen, die ganze Nacht habe ich auf der Nordſee herumgeſchwommen, ich wollte nach Helgoland reiſen, doch in der Nähe dieſer Inſel mußte der Capitain wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entſetzlich war. Es hat ganz ſeine Richtigkeit mit dem was man von der Wildheit des Meeres ſagt. Es ſoll einer der wildeſten Stürme geweſen ſein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Waſſerberge zerſchellten gegen einander, die Wellen ſchlagen über das Schiff zuſammen und ſchleudern es herauf und herab, Muſik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matroſen, dumpfes Heulen der Winde, Brauſen, Summen, Pfeifen, Mordſpektakel, der Regen gießt herab als wenn die himmliſchen Heerſchaaren ihre Nachttöpfe ausgöſſen, — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich ſage Dir, obſchon ich im Winde die Poſaunen des jüngſten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abrahams Schooß weit geöffnet ſah, ſo befand ich mich doch weit beſſer als in der Societät mauſchelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elyſium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich deteſtire und am meiſten liebe, wo mich die abſcheulichſten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hin wünſche, und wo ich mich gewiß in der Folge oft befinden werde, und —

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort ſehr gut empfangen, war entzückt von mir, und gab gute Ausſichten. Ich freute mich, wegen des ſchlechten Zuſtandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur 100 Thlr. vierteljährlich, eine Summe womit ich nie auskommen konnte, und die auch ſo unbedeutend iſt daß ich es auch den beſten Freunden verſchwieg daß ich von dem Prahlhans ſo wenig erhalte. Er hatte mir vorig Jahr Oktober durch Lipke ſagen laſſen daß derſelbe mir auf zwei Jahre jährlich 400 Thaler geben ſolle. Ich habe von hier aus die nächſten 100 Thaler die den 1. Oktober fällig waren, durch Dich einkaſſiren laſſen (denn ich nahm immer vierteljährlich 100 Thlr.) und denke Dir mein Erſtaunen und meinen Unwillen, als ich hier Brief von Salomon Heine erhielt worin er ſchrieb: „Ich hoffe Du biſt wohl und munter; zu meinem Verdruß haben die Herren Lipke u. Comp. die letzten Thlr. 100 auf mich angewieſen, die zufolge meiner Ordre erſt den 1. Jan. 1824 hatten gegeben werden ſollen, ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank daß er gegen meine Ordre gehandelt, indeſſen ich gab der Zeit mein Wort Thlr. 500 zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten.“

Dies ſind die eigenen Worte, und aus dem übrigen Theile des Briefes, der die Frucht einer Launenſtunde und gehäſſiger Zuflüſterung zu ſein ſcheint, geht hervor daß er mit obigen Worten bedeutet: daß ich kein Geld mehr von ihm zu erwarten habe. — Nicht wahr das iſt ſüperbe, unvergleichlich! Ueber dieſen Punkt antwortete ich ihm Nichts, als daß er in Betreff der Gelder die ich von Lipke empfing in einem Irrthume ſei, den er aus der Copia meines Briefes an Lipke erſehe. Der übrige Theil meines Schreibens an Salomon Heine war wohl ein Meiſterſtück von Würde und Perſiflage, und mag wohl keine milde Stimmung hervorbringen. Dieſes iſt zwar unklug, aber es iſt die Schuld meiner Hausmagd die mir beim Schreiben des Briefes das dritte Glas Waſſer nicht gebracht hat. Ich kenne ſehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen woraus dieſes Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich daß mein Oheim, der ſich hier ſo gemein zeigt, zu andern Zeiten die Generoſität ſelbſt iſt; aber es iſt doch in mir der Vorſatz aufgekommen alles anzuwenden um mich ſobald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterſtützung iſt die er mir zufließen läßt, ſo kann ich dieſelbe nicht entbehren. Ich ſchicke Dir den Brief an Lipke, den Du leſen, verſiegeln, und abgeben ſollſt. Du ſiehſt ich habe nicht darin geſchrieben daß mein Oheim die Geldzuſicherung auf zwei Jahre ignoriren will. Aber es iſt mir durchaus nöthig daß Lipke in ſeinem Briefe an meinen Oheim ausdrücklich erwähne: daß derſelbe damals jene Zuſicherung auf zwei Jahre gegeben. Siehe zu wie Du das machſt. Lipke ſteht auf einem Fuße mit meinem Onkel, daß er keine Umſtände mit demſelben zu machen braucht und ihm die Wahrheit ſagen kann. Du mußt daher Lipke anregen daß er ſich in dieſer ſchlimmen Geſchichte für mich ſehr intereſſire. — Gegen jeden Andern wirſt Du hoffentlich über die ganze Geſchichte ſchweigen. Sie iſt zu jämmerlich.

Das Seebad das ich hier brauche bekömmt mir ſehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemüthsbewegungen. Meine Nerven ſind ſehr geſtärkt, und wenn die Kopfſchmerzen nachlaſſen werde ich noch in dieſem Jahre viel Kräftiges ſchreiben. Die Tragödie iſt im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederſchreiben ſobald ich kann und Ruhe hab. Sie wird ſehr tief und düſter. Naturmyſtik. Weißt Du nicht wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt leſen kann? Ich habe nämlich eine alte Italienerin die Zauberei treibt zu ſchildern. Ich leſe viel über Italien. Denk an mich wenn Dir Etwas in die Hände fällt was Venedig betrifft, beſonders den venetianiſchen Carneval. — Wo ich dieſen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; du ſiehſt aus Obigem daß ich jetzt ein Mann bin der heute nicht weiß wovon er übermorgen leben ſoll. — Dieſe Tage reiſe ich von hier ab und erwarte in Hamburg bei Cohn Brief von Dir, ſchreibe mir viel. Ich will Dir nächſtens mehr ſchreiben. Grüße Marcus, ich werde ihm ſchreiben, ſobald ich kann. Auch grüße Lehmann. Gans und Zunz verſteht ſich von ſelbſt. — Hitzig's Biographie Hoffmann's leſe ich jetzt hier, grüße ihn, vielleicht ſchreibe ich ihm ſelbſt. Varnhagen hab ich in Hamburg geſprochen, wir ſind keine guten Freunde mehr, deßhalb darf ich auch nichts Ungünſtiges über ihn ſchreiben. Es war ihm nicht lieb daß ich in Hamburg war. Ueber Deinen Aufſatz ſchreibe ich Dir nächſtens, jetzt wackelt mir der Kopf. — Mein Aufſatz über Goethe iſt nicht gedruckt, Varnhagen ſagt er ſei zu ſpät gekommen, ich glaube aber er hat ihm nicht gefallen. Wenn er wirklich ſchlecht iſt, ſo kommt das von Deinen Ideen die darin ſind. Wirklich meine Aufſätze werden immer ſchlecht wenn eine vernünftige Idee darin iſt. — Ich wünſchte daß Du mir 6 Exemplare meiner Tragödien, laut beiliegendem Zettel, *ungebunden* von Dümmler holen läßt und ſie mir *ſobald als möglich*, unter Couvertadreſſe von Wohlwill nach Hamburg ſchickſt. — Lebe wohl, und habe mich lieb, und bleibe mein Freund, und mache eine Ausnahme von der Menge Derer, die ſich ſchon meine Freunde nannten. Doch Du machſt in ſo vielen Dingen eine Ausnahme, und ich liebe Dich.

H. Heine.

VI.

Lüneburg den 27. Septemb. 1823.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der Reſidenz der Langeweile. Mit meiner Geſundheit ſieht es eigen aus; geſtärkte Nerven, aber anhaltender Kopfſchmerz. Dieſer bringt mich noch immer zur Verzweiflung, da ich jetzt wieder an meiner Juriſterei arbeite. — Ich habe Dir ſo viel zu ſchreiben, daß ich wahrlich nicht weiß womit ich anfangen ſoll. Wenn ich nicht von Deiner Freundſchaft überzeugt wäre, hätte ich Dir früher geſchrieben; unſer Freund Cohn wird nämlich nicht ermangelt haben Dir recht viel Schönes und Gutes von mir mitzutheilen, um Deine Freundſchaft für mich zu befeſtigen. Glaube nicht, daß ich mit Bitterkeit gegen Cohn erfüllt ſei, wie ſehr er es auch gegen mich ſein mag. Du wirſt gewiß gelacht haben als Du hörteſt daß ich mich mit ihm wegen des Tempels überworfen. Ich hatte ihm bei meiner erſten Anweſenheit in Hamburg meine ehrliche Meinung darüber mitgetheilt, aber in höchſt gemilderten Ausdrücken. Bei meiner zweiten Anweſenheit in Hamburg beſchuldigte er mich (und auf Ehre, mit Unrecht) daß ich mich bei Salomon Heine über Kley und Bernais anders geäußert als bei ihm. Dies hatte zur Folge daß ich, als ich ihn bei meinem Oheim traf, meine Aeußerungen ſo grell als möglich wiederholte. Ich hatte noch einmal ihn zu beſuchen, um ein paar Louisd'or die er noch für mich hatte in Empfang zu nehmen; ſpäter ſah ich ihn zufällig an der Börſenhalle, und ſeit der Zeit haben ihn meine Augen nicht wiedergeſehen. — Dieſe Geſchichte hat für mich manches Unangenehme zur Folge gehabt, das ich Dir mal mündlich mittheilen werde, ich werde auf vielfache Weiſe gereizt und gekränkt, und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Geſellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geiſtig bluten muß. Mich, mich muß man erbittern! Juſt zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingeſtellt habe die Wogen des Judenhaſſes gegen mich anbranden zu laſſen. Wahrlich es ſind nicht die Kleys und Auerbachs die man haßt im lieben Deutſchland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieſes Haſſes, der doch kaum emporgekeimt iſt. Freunde mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden ſich von mir. Bewunderer werden Verächter, die ich am meiſten liebe haſſen mich am meiſten, alle ſuchen zu ſchaden. Du fragſt in Deinen Briefen ſo oft ob Rouſſeau geſchrieben; ich finde dieſe Frage ſehr überflüſſig. Ganz andere Freunde haben mir abgeſagt und widerſagt. Von der großen lieben Rotte die mich perſönlich nicht kennt, will ich gar nicht ſprechen. —

Unterdeſſen ſind meine Familien- und Finanzumſtände die ſchlechteſten. Du nennſt mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thuſt mir Unrecht, ich weiß nicht warum ich juſt gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten ſoll, die ich gegen alle andere

Menſchen zeige. Du weißt ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der roth wird wenn er Geld borgen muß und ſtottert wenn er von dem beſten Freunde Hülfe verlangt. Ich glaube, Dir brauche ich das nicht zu beſchwören, Du haſt es ſelbſt erlebt daß ich in ſolchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit von meinem Oheim, der zwar viele Millionen beſitzt, aber nicht gern einen Groſchen mißt, durch keine freundſchaftliche und gönnerſchaftliche Verwendungen Geld zu erpreſſen. Es war mir ſchon fatal genug das mir zugeſagte Geld für das Jahr 1824 zu vindiziren, und ich bin ärgerlich über dieſe Geſchichte weiter zu ſchreiben. Ich danke Dir für Deine freundſchaftliche Bemühung in dieſer Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daß ich nur 100 Louisd'or, zum Studiren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daß er übrigens ſicher ſein könne, von meiner Seite nie in Geldſachen beläſtigt zu werden. Für ſolche Genügſamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daß mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf ſeinem Landhauſe verbrachte, ſehr ehrte und ſehr auszeichnete und genädig anſah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrückſicht bewegen ſollte etwas von ſeiner innern Würde zu veräußern. Du ſiehſt mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgeſetztem Studium meiner Juriſterei, die mir in der Folge Brod ſchaffen ſoll. Wie Du denken kannſt, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie iſt dagegen, außer ich. Und dieſer ich iſt ſehr eigenſinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannſt Du es Dir wohl abſtrahiren daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt iſt, daß ich ihn auch ſymboliſch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältniſſen und auf der Weiſe wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenoſſen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht wie ich mich in meiner ſchlechten Lage helfen ſoll. Ich werde noch aus Aerger katholiſch und hänge mich auf. Doch auch dieſes fatale Thema breche ich ab, und da ich Dich in einigen Monaten perſönlich ſpreche, will ich die Beſprechung deſſelben bis dahin verſchieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Beſten und die Beſten müſſen Schurken werden. Ich verſtehe ſehr gut die Worte des Pſalmiſten: Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, daß ich Deinen Namen nicht läſtre! — Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reiſen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als jeder Andere ſtudiren, da ich — wie ich vorausſehe — nirgends angeſtellt werde und mich aufs Advociren legen muß. Ehe ich nach Göttingen reiſe, denke ich Dich in Berlin auf einen Tag zu beſuchen. Du kannſt kaum glauben, wie ſehr ich mich darauf freue! Es liegt ſo Vieles, ſo Schlimmes auf meiner Bruſt!

Den 30. Septbr.

Ich würde Dich noch früher beſuchen wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die

6 Wochen in Cuxhaven haben mir 30 Louisd'or gekoſtet. (Mein Oheim ſchenkte mir 10 Louisd'or vor meiner Abreiſe nach dem Bad.) Hier lebe ich bei meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es iſt fatal daß bei mir der ganze Menſch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundſätze hat Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindeſten Einfluß, aber deſto mehr auf meine Handlungen. Ja großer Moſer, der H. Heine iſt ſehr klein. Wahrlich der kleine Marcus iſt größer als ich! Es iſt dies kein Scherz, ſondern mein ernſthafteſter, ingrimmigſter Ernſt. Ich kann Dir das nicht oft genug wiederholen, damit Du mich nicht mißt nach dem Maßſtabe Deiner eigenen großen Seele. Die meinige iſt Gummi elastik, zieht ſich oft ins Unendliche und verſchrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive I have a soul, ſo gut wie Sterne. Das genüge Dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die ſich bei mir ausſpricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es Dir nun mal ſo einfällt, nicht, weil Du mich der Liebe werth hältſt.

Auch ich liebe Dich nicht, weil Du ein Tugendmagazin biſt, und Aramäiſch, Spaniſch, Syriſch, Hegelianiſch, Engliſch, Arabiſch und Calcuttiſch verſtehſt, und mir Deinen Mantel geliehen haſt, und Geld geliehen haſt, und für mich den Kopf zergrübelt haſt und dergleichen, — ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närriſchen Mienen, die ich Dir mal abgelauſcht und wegen einiger pudelnärriſchen Redensarten, die Dir mal entfallen und die mir im Gedächtniß kleben geblieben ſind, und mich freundlich umgaukeln wenn ich gutgelaunt oder bei Kaſſa oder ſentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod beſoffen hätte, oder beſſer geſagt, für den ich mich hätte todtſchlagen laſſen, und für den ich mich noch todtſchlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war verrätheriſch, und hatte die ſchlechteſten Grundſätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf ſo wunderliche Weiſe das Wort „Was?“ ſprechen konnte daß ich in dieſem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr ſagen, Du haſt mich doch nicht verſtanden, und das iſt gut; ich glaube

Du entbehrſt nicht gern den Pathos in der Freundſchaft. — Ich will Dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: Delenda est Carthago.

Um Gottes willen glaube nicht daß ich dem guten Gans unhold ſei oder ſeinen Werth verkenne. Es iſt wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher die er ſchreibt und wegen der edeln Weiſe womit er handelt, ſondern bloß wegen der ſpaßhaften Weiſe womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte und wegen der gutmüthig kindlichen Miene die er machte wenn ihm etwas Feindſeliges oder Böſes geſchah. Das Einzige was ich gegen ihn habe iſt daß er durch ſein Schwatzen mir manches Unangenehme erregt und vorzüglich daß er ohngeachtet meiner wohlbegründeten Bitten mit dem Schufte Dr. G—. über mich geſprochen. Dieſer Schuft, der ein Jude iſt und ſich bei einigen jämmerlichen Unbeſchnittenen dadurch beliebt zu machen ſuchte daß er mich anfeindete, iſt zwar nicht der einzige dieſer Art, und ich habe auf ſolche Weiſe ſchon manchmal dulden und achſelzucken müſſen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn ſie ſich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieſer Kerl iſt der Buſenfreund von einem gewiſſen Köchy, der ſich ebenfalls auf die feindſeligſte Weiſe gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich ſah unlängſt die Elegante Welt und ſah daraus daß dieſer Köchy jetzt in Braunſchweig lebt, indem ich in dieſer Zeitſchrift Artikel über das Braunſchweiger Theater las, woran ich die Feder dieſes Menſchen erkannte. Ich bin überzeugt, dieſer Kerl hat in Braunſchweig entweder das Ausgepfiffenwerden des Almanſors eingeleitet oder wenigſtens angeregt. Ich weiß wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menſchen, und jetzt wirſt Du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln die ich beim Erſcheinen des Almanſors nehmen mußte, genugſam einſehen. Ich höre, das Stück ſei ausgetrampelt worden: haſt Du nichts Specielles gehört? Braunſchweiger Meßjuden haben dieſe Nachricht in ganz Iſrael verbreitet und in Hamburg bin ich ordentlich kondolirt worden. Die Geſchichte iſt mir ſehr fatal, ſie influenzirt ſchlecht auf meine Lage und ich weiß nicht wie dieſes zu repariren iſt.

Die Welt mit den dazu gehörigen Dummköpfen iſt mir nicht ſo gleichgültig wie Du glaubſt. — Ich kriege hier die „Elegante Welt“ nicht zu ſehen, und ich bitte Dich, wenn Du Etwas über den Almanſor darin findeſt, es abzuſchreiben und mir umgehend herzuſchicken. — Vergiß nicht!!!

Ich ſage Dir, es iſt eine wahre Kunſt kleine Briefe zu ſchreiben. Ich nahm mir vor Dir heute nur zwei Seiten zu ſchreiben und ſchon drei ſind voll, ohne daß ich eine Hauptſache berührt. Dies iſt Deine mir nach Hamburg geſchickte Recenſion. Ich bedürfte noch einiger Blätter wenn ich ausführlich darüber ſprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden daß ſie mir ganz erſtaunlich gefallen, daß die zweite Hälfte derſelben auch ſtyliſtiſch vortrefflich iſt, und daß noch Niemand mich ſo tief begriffen hat wie der Verfaſſer dieſer Recenſion. Ich ſage dieſem geliebten Verfaſſer meinen innigſten Dank. Es iſt noch ein beſonderer Grund hinzugetreten weßhalb ich wünſche daß derſelbe unbekannt bleibe. Es hat doch Niemand erfahren daß Du der liebe Verfaſſer biſt. Daß man mich am Rhein ignoriren will, iſt begreiflich; ich bin den literariſchen Lauſangeln über den Kopf gewachſen und obendrein ſind ſie erbittert auf den unchriſtlichen Almanſor. Erhältſt Du noch den Weſtphäliſchen Anzeiger und die Rheiniſchen Blätter? Wenn Du ſie vielleicht geſammelt haſt, ſo ſchicke ſie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Weſtphalen ſchreiben daß man ſie mir herſchicke. — Immermann ſcheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe ſeinen Periander geleſen. Es iſt dies Buch eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Ich kann es nicht beurtheilen: daß entzückend ſchöne Einzelheiten darin enthalten ſind, ſehe ich wohl: ob aber das Ganze eine geiſtreiche Zuſammenſchmelzung des Antiken mit dem Modernen oder blos eine verunglückte Zuſammenknetung des Sophokles und des Shakeſpeares iſt, — das weiß ich nicht. Es ſind rein antike und rein moderne Formen neben einander geſtellt, wahrhaft antiker Geiſt bricht manchmal hervor — aber ich will erſt mal hören, was Andere ſagen. — Ich ſchreibe jetzt gar nichts Poetiſches, doch drängt's mich meine Tragödie zu ſchreiben. Es hängt Alles von meinem Kopfe ab. Wenigſtens das weiß ich, daß ich ſobald Nichts drucken laſſe. — Denk' an die Notizen über Liebeszauber. Die 6 Exemplare der Tr. habe ich ebenfalls erhalten.

Was macht der arme Marcus? Hat Cohn Etwas für ihn gethan? Er hatte es mir verſprochen. Ich legte es ihm dringend ans Herz. Gegen mich hatte er, bei meiner erſten Anweſenheit in Hamburg ſich mal ſehr pekuniär nobel geäußert, als er in mich drang ob mich etwa Geldnoth embarraſſire; er erbot ſich, mir in dieſem Falle hülfreich zu ſein, und wie ein Kaufmann immer alles beſtimmt, ließ er mir merken daß ich bis zu der Summe von 150 Thlr. bei ihm Kredit hätte. Ich dankte ihm, höchſtens ſei ich dann und wann um ein paar Louisd'or verlegen und dann ſeiſt Du es immer an den ich mich zu wenden pflege. Das gefiel mir aber von Cohn, ich nahm daher Gelegenheit über Marcus mit ihm zu ſprechen und hatte gute Auſpicien. — Ich bin höchſt verdrießlich daß ich ſelbſt jetzt zu arm bin um dem guten Menſchen zu helfen. — Ich will ſuchen daß ich ſo reich werde wie die Hamburger Gaudiebe, Eſel, Schweinigel und übrige Ehrenmänner. — Wohlwill habe ich in

Hamburg ſelten angetroffen. Er iſt ein dicker Mann, folglich ein guter Mann, ſagt Cervantes. Er iſt ſehr verſtimmt, ſentimental wie ein Pudel. Ich bin ihm herzlich gut. Er hat viel Gefühl, nur ſchade in ſeinen Gefühlen ſind keine Knochen. — Ich bitte Dich, ſchreibe doch an Cohn daß er bei meinem Oheim nicht auf mich ſchimpfen ſoll. — Auch bitte ich Dich, erkundige Dich mal bei Dümmler wie es mit dem Abſatze der Tragödien ausſieht; zwar iſt die Antwort vorauszuſehen, Verleger klagen immer. — Auch bitte ich Dich, ſorge daß Gans mir nicht böſe wird, ich werde ihm wohl bald ſchreiben. Iſt ſein Erbrecht erſchienen? Grüße mir auch Zunz recht herzlich ſowie auch Lehmann. Glaube nicht daß ich ſo ganz und gar nicht an den Verein dächte: ich bin jetzt nur gar zu übel daran. Erkundige Dich auch bei dem Rendanten, wann — und wie viel ich zu bezahlen habe. — Haſt Du bei Deinem Aufſatz für die Zeitſchrift den Basnage nöthig? Der Deinige ſteht Dir jetzt wieder zu Dienſten. Soll ich ihn Dir ſchon ſchicken?

Nun habe ich noch ein Anliegen. Mein Bruder welcher mehrere Jahre die Landwirthſchaft praktiſch erlernt hat, und einem Inſpektordienſt vorſtehen kann, hat jetzt keine Stelle. Theils läge die Schuld, ſagt er, in dem Umſtande daß er beſchnitten ſei, theils in dem Umſtande daß jetzt alle Landwirthe en embarras ſind und ihre Leute abſchaffen: am meiſten ſei ihm aber der Jude im Wege wenn er eine Stelle nachſucht. Da ich von Berlin her weiß daß Jacobſohn Güter im Meklenburgiſchen hat, ſo glaube ich es iſt möglich daß mein Bruder, der die allerbeſcheidenſten Anſprüche macht, bei dieſen Gütern auf irgend eine Weiſe beſchäftigt werden kann, wenn man ſich in Berlin bei Jacobſohn ſelbſt für ihn verwendet. Sehe daher zu, lieber Moſer, daß dieſes durch Dich oder durch jemand Anders geſchehe, und ſchreibe mir darüber ſobald als möglich. Ueberhaupt wenn Du einen andern Ausweg für meinen Bruder weißt, theile mir ihn mit. Der arme Junge iſt wirklich in Verlegenheit, und iſt ein ſo guter Menſch daß ich mich für ihn verwenden würde, wenn er auch mein Bruder nicht wäre. Mein jüngſter Bruder ſtudirt fleißig die Alten und wird Mediciner werden. Ich glaube daß er gedeihen wird als Gelehrter und — Menſch. Grüße mir Lurle viel mal. Ich ließe ihm vielen Dank ſagen, ſollſt Du ihm ſagen: ich bin dem Manne Dank ſchuldig. — Lebe wohl, guter Moſer, und bleibe mir gewogen, ſchreibe mir bald, es braucht ja nicht viel zu ſein, und Du brauchſt mich ja nicht weitläufig philoſophiſch zu konſtruiren, wie in Deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Geſundheit ſieht es ſeit drei Tagen viel beſſer aus, drei Tage ohne Kopfſchmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenskraft und Hoffnung zu empfinden. Biſt Du nicht mit dem Schluſſe meines Briefes zufrieden?

H. Heine.

VII.

Lüneburg den 5. oder 6. Nov. 1823.

Lieber Moſer!

Ich habe Dir nichts zu ſchreiben als daß ich wünſche recht bald Brief von Dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mittheilungen, aber dort deſto mehr, und Du wirſt es alſo ſein der die Koſten der Correſpondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt ſich mein Egoismus. Alles verlangen, nichts geben. Wahrhaftig ich bin ein Egoiſt, ich bin es der ſeine Freunde beſtändig in Contribution ſetzt, der aber ſelber Niemand nützt, der keine Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegentheil den Altar mit ſammt dem Guten hinopfert für ſeine Grille. Grille? Ha da liegts, würde der Prinz Hamletius ſagen. Was ſind wir ſelbſt am Ende mehr als eine Grille des

Weltſchöpfers! Nur in Betracht des Egoismus kann man Denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groſchen zuſammenſpart, ſchmutzig knauſert und knickert und vielleicht die Armenbüchſe beeinträchtigt — um für all ſein Geld ein Kloſter zu bauen oder wenn Du willſt eine Synagoge! Beurtheile Niemand Anderleuts Grillen! Dies iſt die Antwort auf Deine Frage warum ich à tout prix mir eine feſte und lucrative Stellung verſchaffen will, und deshalb auf das Advociren hinziele und mich nicht weiter in Armuth und Drangſal herumſchleppen will. Ich kann Dir dieſes nicht weiter erörtern, einſt wirſt Du den Schlüſſel zu allen meinen Handlungen, den passe par tout zu meinem ganzen Leben, erhalten, und dann wirſt Du einſehen wie unmöglich und (hier fehlt ein Wort) es war, mir jetzt zu rathen oder gar mich zu beurtheilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus Deinem Briefe zu erſehen daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir geſagt und geſchrieben. Auch in dem Briefe von Anſelmi fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von Dir daß Du mir Alles offenherzig ſchreibſt. Es iſt mir unendlich viel daran gelegen zu wiſſen was man in Hamburg von mir ſpricht. Wahrlich dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoiſt gehandelt. Ich habe trotz allen Nebenrückſichten mich nicht entſchließen können der widerwärtigen Gebrechlichkeit zu huldigen und auf die Kraft zu ſchmähen. Ich meine hier meine ſo verketzerten Aeußerungen über Kley und Bernais. Wenn Du mich kennſt, ſo mußt Du wiſſen daß mich meiner Natur nach, erſterer mit ſammt ſeinem Gelichter ſehr anwidern mußte, und daß mir der kräftige Bernais, obſchon ihm die negativen Tempeltugenden fehlen, ſehr achtungswerth vorkommen mußte. Meine Vorliebe für das konſequente und rigoröſe Rabinenthum lag ſchon vor vielen Jahren in mir als ein Reſultat hiſtoriſcher Unterſuchungen, nicht als a priorische Annahme, oder gar G. G. Cohn'ſche Tagesberechnung. Wär ich nicht ein großer Mann, ſo würde ich mir den Spaß machen auf ächt burſchikoſe Weiſe „die Fenſter des Herren“ mit Steinen einzuwerfen. — Aber eben weil ich ein großer Mann bin oder wenigſtens ein Mann oder wenn Du auch das nicht zugeben willſt, ein ganzer Menſch, ſo konnte ich in Hamburg nicht gefallen. Das merkte ich bald und hielt mich fern von dem Judengeſindel. Und dennoch will dieſes Pack von mir ſprechen? Menſchen von deren Exiſtenz ich nichts weiß, haben meinem Bruder erzählt daß ich mit ihnen geſprochen und Gott weiß was geſprochen. Dergleichen jüdiſche, oder beſſer geſagt, nur in Iſrael mögliche Ekelhaftigkeiten drängen an mich heran. — Dennoch will ich durchaus daß Du mir ſagen ſollſt was man geſagt. Vielleicht mag ein erdichtetes Factum meine Ehre beeinträchtigen. — Aber Du ſollſt durchaus Dich nie meiner, gegen Freunde, wie Cohn, annehmen. —

Ich ſchreibe faſt gar Nichts. Kopfſchmerzen und Jurisprudenz beſchäftigen mich ausſchließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber ſobald nicht gedruckt werden. — Du ſchreibſt von „anliegenden Zeilen Varnhagen's", aber in Deinem Briefe lagen keine: qu'est-ce-que ça? Michel Beers Paria iſt ein Meiſterſtück, ich will es jetzt gern geſtehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte ſein Erbrecht. In der Dir geſchickten Romanze mußt Du, in der fünften Strophe, den zweiten Vers verändern, nämlich „Wie er ſang die Liebesworte" mußt Du ſetzen. Es giebt ein Abraham von Saragoſſa, aber Iſrael fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze iſt eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baroneſſe in Señora, und ich ſelbſt in einen heil. Georgen oder gar Apoll! Es iſt bloß das erſte Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von ſeinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verſpottet zeigt, und das dritte zeigt dieſes Kind als erwachſenen Dominikaner der ſeine jüdiſchen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieſer beiden Stücke korreſpondirt mit dem Refrain des erſten Stücks; — aber es kann noch lange dauern ehe ich ſie ſchreibe. Auf jeden Fall werde ich dieſe Romanze in meiner nächſten Gedichtſammlung aufnehmen. Aber ich habe ſehr wichtige Gründe zu wünſchen daß ſie früher in keine chriſtliche Hände gerathe; ich empfehle Dir daher, bei etwaigen Mittheilungen derſelben alle mögliche Behutſamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn ſehr. — In Betreff meines Bruders, ſchreibe mir doch bald; es iſt wirklich Unrecht daß ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannſt an Meyer Jacobſohn ſagen daß er mich ſehr verbindet wenn er meinen Bruder auf ſeinen Gütern employirt, in welcher Qualität es auch ſei, damit derſelbe nur beſchäftigt werde. — Lebe wohl. Zunz laſſe ich vielmal grüßen. Seinen Brief habe ich juſt 1 Monat ſpäter erhalten als er datirt iſt. — Hillmars grüße, ſowie auch Lehmann. — Was ich Dir in Betreff der „Eleganten Welt" ſchrieb darfſt Du nicht vergeſſen.

Nun habe ich Dir auch Etwas zu ſagen, ſei mir ſo gut als es Dir möglich iſt, und wenn ich Dir mißfalle ſo zucke die Achſeln, aber ſchüttele nicht den Kopf.

Dein Dich liebender Freund

H. Heine.

Du haſt mir keine Antwort geſchrieben in Betreff der Weſtfäliſchen Blätter. Was machen Hohenhauſens?

VIII.

Lüneburg den 28. Novemb. 1823.

Liebſter Moſer!

Es fängt ſchon an ſehr kalt zu werden, und Du haſt mir nie geſagt ob Du auch Deinen Mantel zurückerhalten hatteſt. Vor meiner Abreiſe nach Hamburg hatte ich ihn auf die Poſt gegeben. Es fiel mir dieſe Nacht ein daß Du eine ſo vermaledeite Delikateſſe haſt, und vielleicht den Mantel nicht erhalten haſt und ſchweigſt.

Deinen Brief vom 8. Okt. hab ich erhalten. Damit *kreuzte* ſich mein Brief. Das iſt ein kaufmänniſcher Ausdruck, deſſen ich mich erinnere aus den Tagen wo ich par tout ein Kaufmann ſein wollte. Ho! Ho! ich kenne noch dergleichen Ausdrücke viele und könnte ein iſraelitiſches Erbauungsbuch ſchreiben.

Du ſchreibſt mir nicht! Das iſt nicht kaufmänniſch! Du ſollſt den Nalus und den Hegel zum Teufel werfen und Dich an Nelkenbrecher halten. Aufgabe: Wenn die Elle Kattun 6 Groſchen werth iſt, was iſt dann der Almanſor werth? und wenn der Almanſor 3 Groſchen 4 Pfennig werth iſt, was iſt denn der Verfaſſer werth?

? — 1
1 — 6   2
2   4 — 5
32   $1 \cdot 3\frac{1}{4}$ — 250   112
1 — $3\frac{1}{7}$ 23   2

facit: 2 Groſchen 3 Pfennig.

So viel bin ich werth, und für dieſen Brief mußt Du mehr bezahlen. — Du biſt ein ſchlechter Kaufmann. Aber Gott ſei Dank, ich bin doch etwas werth, und ſei es noch ſo wenig. Ich bitte Dich rechne es aus in Hamburger banco und ſchreib es an Cohn.

Aber mir ſollſt Du haarklein ſchreiben, was man in Hamburg für mich giebt und zu welchem Cours man mich dort berechnet hat.

Daß Dir die Romanze gefallen iſt mir lieb.

Daß Du darüber gelacht war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft ſo, ich kann meine eignen Schmerzen nicht erzählen ohne daß die Sache komiſch wird. Daß Du die Romanze Leuten wie Roberts mitgetheilt, tadle ich nicht. Herzlich gern leide ich es, wenn Du von dem Gedichte einer Dame, von der Du weißt daß ſie es nicht in die unrechten Hände giebt, eine Abſchrift ertheileſt. Unbekannterweiſe meinen ehrlichſten Gruß an Mad. Moriz Robert. Uebrigens habe ich geſtern Abend an Ludwig Robert geſchrieben und es ihm übertragen, dieſe Romanze (ohne meinen Namen) in den Rheinblüthen abdrucken zu laſſen. Da ich ſeine Adreſſe dort nicht weiß, ſo bitte ich Dich den einliegenden Brief ihm unverzüglich zu geben oder zu überſchicken. Ludwig Robert iſt mir ſehr lieb. Er hat ſich nicht kleinlich gegen mich gezeigt, und das iſt viel in dieſer kleinlichen, egoiſtiſchen Welt. Seine Schweſter lieb ich auch ſehr. Varnhagen iſt mir noch immer lieb, aber eine feindliche Stunde hat uns Beide auf immer geſchieden. Bei meinem Zuſammentreffen mit ihm in Hamburg hat er mich verletzt, und Du weißt wie reizbar ich dort war. Nicht wahr die Robert iſt ſchön? Hab ich Dir zu viel geſagt? Sie vereinigt in ſich die Jocaſte und die Julia, das Antikſte und Modernſte.

Ich arbeite viel, ich werde ſehr gelehrt; aber zu poetiſchen Arbeiten iſt mein Kopf zu dumpf und zu ſehr von Schmerzen durchzuckt. — Wie unrecht thuſt Du mir wenn Du ſagſt daß ich über Marcus ſpotte! Bei Gott, ich bin doch beſſer als Du glaubſt. Ich habe heute dem kleinen, armen Menſchen einen herzlichen Brief geſchrieben den Du ihm zuſtellen, oder wenn er abgereiſt iſt frankirt nachſchicken ſollſt. — Die Ankündigung von Gans Buch iſt mir zu Geſicht gekommen. Verrückt iſt der gelindeſte Ausdruck. Der ſpezielle Titel des Buches iſt ungeſchickt. Von dem Buche ſelbſt erwarte ich viel, und es freut mich herzlich daß es Anerkennung findet. Grüße mir den guten, lieben Gans. Sage ihm daß ich noch ſehr krank ſei, jede Zeile macht mir Schmerzen, und darum ſchreibe ich ihm nicht. Ich bin ein blaſſer Irrwiſch; Gans iſt aber ein Licht, ein Licht des Exils. Auch den guten, braven Zunz grüße.

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern hab ich Brief erhalten, er ſchreibt mir daß ich am ganzen Rheinſtrom jetzt eben ſo verhaßt ſei wie ich ſonſt geliebt war, weil man dort ſagt daß ich für die Juden mich intereſſire. Wahrlich ich habe gelacht! O wie verachte ich das Menſchenpack, das unbeſchnittene mitſammt dem beſchnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drei Exemplare des bald herauskommenden (???) II. Bandes (ſoll gewiß Heft heißen) der Zeitſchrift zu beſtellen. Er wird von dort aus den Betrag einſchicken. — Auch über die Jacobſohn'ſche Antwort hab ich gelacht. Wär' ich in Berlin, ſo würde ich dem Verein den Vorſchlag machen den Dr. Jacobſohn zum Präſidenten der Ackerbaugeſellſchaft zu erwählen. Wahrlich ich will mich hüten je in den Fall zu kommen für mich ſelbſt die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anſpruch nehmen zu müſſen. —

In Betreff meiner Plane für die Zukunft habe ich nichts geändert. Bei Göttingen bleibts. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme iſt ungewiß, es koſtet mir zu viel Geld, und Du weißt ich kann nichts miſſen. Und Schulden zu machen iſt nicht meine Gewohnheit. Das weißt Du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und ſei verſichert daß ich Dich liebe. — Um Gotteswillen iſt es Dein Ernſt daß der Ratkliff auf die Bühne kommen ſoll? Geb mir Gewißheit. Es wär mein Glück wenn dieſer gefällt.

H. Heine.

Nach Pommern brauchſt Du meines Bruders halber nicht zu ſchreiben. Es wäre Schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einſtweiliges Unterkommen in Holſtein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beigelegt. — Erkundige Dich genau wegen des Ratkliffs. Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden. Wär ich nicht zu verſtimmt und ärgerlich, ſo würde ich etwas anregendes über denſelben ſchreiben. Die Zeitſchriften ſind freilich nur die Pißecken der Literatur, aber alle Annoncen ſind dort angeſchlagen.

Es iſt wohl von mir nirgends mehr die Rede? O Böhringer! Böhringer! laß mich mit Dir tauſchen! — Ich glaube Dümmler hat meine Anweiſung, an die meiſten Redactionen der Zeitſchriften Exemplare zu ſchicken, nicht ausgeübt. Forſche ihn doch darüber aus. Vergiß nicht! — Wenn Du Dir mal ein Vergnügen machen willſt, ſo leſe die Corinna von Mad. Staël; es wird Dich anſprechen. — Mache doch daß Gans ſein Verſprechen hält und mir das Erbrecht ſchickt. —

IX.

Lüneburg den 1. Dezemb. 1823.

Es iſt unverzeihlich! Schon zwei Briefe haſt Du von mir worauf ich noch keine Zeile Erwiederung geſehen. Und ſeit 14 Tagen blamire ich mich beim Poſthalter, indem ich täglich fragen laſſe ob ich keinen Berliner Brief habe. Du ſollſt keine deutſch-ausführliche Folio-Briefe ſchreiben: nur kurze Zeilen. Sage mir bloß daß Du lebſt. Siehe mal jezt z. B. kann ich nicht darauf ſchwören daß Du nicht todt ſeiſt: — welches für mich, der an die ſchrecklichſten Schläge des Schickſals gewöhnt iſt, kein ſo großer Verluſt wäre wie für die übrige Menſchheit. Schreibe mir gleich ob Du lebſt — aber warte nur, ich weiß wie man Dich zum prompteſten Brief-Beantworter macht: man muß Dir immer

Commiſſionen geben. Und ſo will ich Dir heute eine Commiſſion geben die für mich die wichtigſte iſt, und die ich doch nicht länger aufſchieben kann. Hör alſo: Ich komme nicht nach Berlin: ich muß meine Gelder zu Rathe halten. Ich will aber die erſten Tage des Januars von hier nach Göttingen abreiſen. Vorher muß ich mich in Berlin exmatriculiren laſſen, und mir von der dortigen Univerſität ein Abgangszeugniß verſchaffen. Du ſollſt die Güte haben dieſes in meinem Namen zu bewirken: Gans kann Dir ſagen was Du dabei zu thun haſt. Es werden von der Univerſitäts-Behörde, die mir ſolches Zeugniß ausſtellt, die Zettel verlangt worauf das Gehörthaben der Collegien teſtirt iſt.

Die Publica wollte ich, und die per Schwanz gehörten konnte ich mir nicht teſtiren laſſen, und daher habe ich nur drei Collegien-Zeugniſſe aufzuweiſen. Nämlich: ein Zeugniß von Hegel (!!!), ein desgl. von Haſſe und eine Karte von Schmalz. Bei letzterem mußt Du ſtatt der Karte ein Zeugniß verlangen oder verlangen laſſen. Ich habe ihm vor meiner Abreiſe die Quittung von der Quäſtur auf der Straße gegeben und hatte keine

Zeit eines Zeugniſſes wegen nochmals zu ihm zu gehen. Vergiß das nicht.

Ich füge auch hierbei meine Matrikel zu etwaniger Legitimation, und wünſche daß Du mir dieſelbe nebſt dem erhaltenen Abgangszeugniſſe ſobald als möglich herſchickſt. Auch der Pedell kann Dir alles beſorgen. Du wirſt vielleicht einen Thaler Auslage haben. — Ich verlaſſe mich auf Dich. Ich kann nämlich nicht abreiſen ehe ich dieſes verlangte Zeugniß, ohne welches kein Studierender in Göttingen erſcheinen darf, erhalten habe. — Ich ſchreibe dies höchſt eilig und von Kopfſchmerzen zerriſſen. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen getreuen Freund

H. Heine.

Vergiß auch nicht wegen der weſtfäl. Blätter zu antworten. Grüße alle Welt und den Gans noch extra.

X.

Noch immer Lüneburg den 9. Jan. 1824.

Lieber Moſer!

Deine Briefe vom 20. Decbr. und 3. Jan. habe ich erhalten. So ſehr ich auch das Bedürfniß fühle Dir einen großen Brief heute zu ſchreiben, ſo kann ich Dir doch nur einige Zeilen, und zwar ſehr flüchtige, ſchreiben. Ich bin zu ſehr kaput und mein Kopf dröhnt. Ich reiſe heute über acht Tag ab nach Göttingen und denke daß mich die Reiſe, die ich nicht gar zu ſchnell abzuthun gedenke, aufheitern und, durch die Lebensveränderung, auch ſtärken wird. Heute will ich Dir bloß für die Beſorgung des Zeugniſſes danken. Bei den heute anbei zurückkommenden Büchern findeſt Du 1½ Louisd'or, wovon Du 4 Thlr. 20 Sgr. für Deine letzte Zeugnißauslage behältſt und den Reſt dem Rendanten des Vereins zuſtellſt. Ich weiß wirklich nicht wie viel mein Betrag, der jetzt gewiß ein halb Jahr unbezahlt geblieben, beträgt. (Ich habe mal von Dir über dieſe Anfrage keine Antwort erhalten.) Iſt es eine Kleinigkeit mehr, ſo thue mir die Liebe, lege ſolche bei. Du biſt wahrlich der Marquis Poſa und Creditor Deiner Freunde! Ich muß bei Dir ſehr hoch in der Kreide ſtehen, habe Dich ſchon mal deßhalb gefragt, weiß nicht wie viel; und ehrlich geſagt bin auch deßhalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieſer Schuld genieren in dieſem Augenblick, aber es iſt Dir nicht verloren: obſchon Du einſt mit einem köſtlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegteſt: Studenten bezahlen nie etwas zurück. Ich muß in dieſem Augenblick herzlich lachen wenn ich an den Ton denke womit Du dieſes ſagteſt. Und wahrhaftig Du haſt Recht. Ich verliere viel auf dieſer Art. Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, ſo ſchenke ich ihm lieber 23 Groſchen und habe einen Groſchen reinen Profit. Iſt es aber nicht dumm von mir daß ich Dir, meinem Crediter, dieſes ſage?

Verdrießlich hats mich gemacht daß Du meinen Wunſch kurze Briefe von Dir zu haben auf eine Art die faſt eine Unart iſt, auf eine grämliche pikirte Weiſe, gloſſirt. Um des lieben Himmels willen, ein Menſch der den Hegel und den Valmiki im Original lieſt und verſteht, kann eine meiner gewöhnlichſten Geiſtesabbreviaturen nicht verſtehn! Um Gotteswillen, wie müſſen mich erſt die übrigen Menſchen mißverſtehen, wenn Moſer, ein Schüler Friedländers und Zeitgenoſſe von Gans, Moſer, Moſes Moſer, mein Erzfreund, der philoſophiſche Theil meiner Selbſt, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menſchen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weiſen, der Recenſent von Bernais, die eiſerne Kiſte von Cohn, der Normalhumaniſt, — wo halte ich? — ich will nur ſagen wie ſchlimm es für mich ausſieht wenn auch Moſer mich mißverſteht. Sogar die Beiwörter gut und gelehrt mißfallen Dir; wollte Gott ich könnte ſie bei mir ſelbſt in ſo weitem Sinne anwenden! „Ich liebe Dich von ganzer Seele und bin kein Schuft", wenn Du dieſe Formel im Kopfe behältſt werden Dir meine Ausdrücke nie mißfallen, ſogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe als lange die ſelten kommen. Oft will ich Brief von Dir haben wenn Du auch wenig zu ſchreiben haſt. Gewiß iſt es mir lieber wenn Du oft und viel ſchreibſt.

O Menſchen! ihr wißt wie Freigeiſter und denkt wie Saffianſtiefel!

Vom Verein ſchreibſt Du mir wenig. Denkſt Du etwa daß die Sache unſerer Brüder mir nicht mehr ſo ſehr am Herzen liege wie ſonſt? Du irrſt Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt ſo hab ich es doch nicht aufgegeben zu wirken. „Verwelke meine Rechte wenn ich deiner vergeſſe Jeruſchelayim" ſind ungefähr die Worte des Pſalmiſten, und es ſind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte ich könnte mich eine einzige Stunde mit Dir unterhalten über das was ich, meiſt durch die eigene Lage angeregt, über Iſrael gedacht, und Du würdeſt ſehen wie — die Eſelzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine ſein wird und muß. Ich bin neugierig auf Deinen Aufſatz im 4. Hefte; ſchicke mir es nur gleich nach Göttingen ſobald es erſcheint. Ich ſchreibe Dir ſobald ich ankomme und ſchicke Dir meine Adreſſe. Wenn es mir möglich iſt will ich gewiß einen guten Aufſatz für die Zeitſchrift liefern. Wenigſtens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieſer Artikel der Mühe werth iſt abzuſchreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über ſeine Beförderung herzlich gefreut. Entſchuldige mich daß ich ihm noch nicht geſchrieben, ich will ihm bald von G. aus ſchreiben. Du darfſt ihm verſichern daß es nicht meine Faulheit iſt, was mich am Schreiben hindert, ſondern mein armer Kopf. Dieſe Zeilen ſchreibe ich ſogar unter Schmerzen. Ich muß alle meine Freunde und Verhältniſſe vernachläſſigen. Darum habe ich auch dem Criminalrath Hitzig noch nicht geſchrieben wie ich es längſt gewollt. Gans hat Urſache mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg iſt mir wirklich böſe und legt mir mein Stillſchweigen falſch aus. Du warſt ja bei der Hohenhauſen, wie iſt ſie auf mich zu ſprechen? Es iſt ſchändlich von mir daß ich der guten Frau keine Zeile geſchrieben. Apropos! wie iſt der Paria aufgenommen worden? Gewiß gut, denn er iſt auch nicht ſchlechter als die Tragödien der meiſten anderen Dichter des Tages, und daß eine Tragödie nothwendig ſchlecht ſein muß wenn ein Jude ſie geſchrieben hat, dieſes Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Iſt aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeſchmückten Schudras des Parterres, ſo tröſte ihn mit dem Schickſal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rath in den Armen einer Bajadere den Druck des Kaſtengeiſtes zu vergeſſen, und zwar durch die Ehe gandorva. (Siehe Gans, Erbrecht I.)

Jetzt habe ich auch den Zettel von Almanſor zu Geſicht bekommen. Er iſt mir von Braunſchweig zugeſchickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Perſonenverzeichniß hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert wenn Du ihn ſiehſt und

ſage mir was er macht, ſowie auch deſſen Schöne. — Iſt Dein Freund Leſſmann ſchon in Berlin, ſo empfehle mich demſelben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörſt Du nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie iſt noch keine Zeile geſchrieben.

Ich bin gottlob von einem ärgerlichen Ausſchlag jetzt kurirt. Ich hatte mir denſelben durch die Boyſenſche Ueberſetzung des Korans zugezogen. An dieſen Mahomet habe ich *glauben müſſen*. Meine Beſtialität findet ihres Gleichen nicht. Oder iſt es Ironie, daß ich mich im Gaſſenkoth wälze? — Mit Hamburg ſtehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich Dich ſchone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muß man ſchonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

XI.

Hannover den 21. Jan. 1824.

Mögen die Götter Dein Haupt beſchirmen!

Aus dieſer Apoſtrophe ſiehſt Du daß ich noch an die Götter glaube und daß ich nicht ſo gottlos bin wie man ſagt; aus dem Datum oben erſiehſt Du daß ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erſt vor einigen Jahren abgeſchafft hat. Ich bin geſtern Abend angekommen und blieb heute hier weil ich mich gar zu erſchöpft fühle von der Nacht die ich durchgefahren, in ſehr ſchlechtem Wetter und noch ſchlechterer Geſellſchaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Carcer, die läppiſchen Löwen auf dem Weenderthore und den Roſenſtrauch auf dem Grab der ſchönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; das hat was Unheimliches. Ich glaube auch daß ich die erſte Zeit ſehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zuſtand, befreunde mich peu à peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende iſt mir der Platz ordentlich lieb geworden und es macht mir Schmerzen wenn ich davon ſcheiden muß. Es iſt mir immer ſo gegangen, ſo halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Luneburg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.

Das Licht iſt tief herabgebrannt, es iſt ſpät, und ich bin zu ſchläfrig um deutſch zu ſchreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutſcher, wie Du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutſcher wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drei gebildete, civiliſirte Völker: die Franzoſen, die Chineſen und die

Perſer. Ich bin ſtolz darauf ein Perſer zu ſein. Daß ich deutſche Verſe mache hat ſeine eigene Bewandtniß. Die ſchöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört daß das Deutſche Aehnlichkeit habe mit ihrer Mutterſprache, dem Perſiſchen, und jetzt ſitzt das liebliche Märchen zu Iſpahan und ſtudirt deutſche Sprache und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuſchmuggeln gewußt, pflegte ſie, zur grammatiſchen Uebung, einiges zu überſetzen in ihre ſüße, roſige, leuchtende Bulbul Sprache. Ach! wie ſehne ich mich nach Iſpahan! Ach, ich Armer, bin fern von ſeinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es iſt ein ſchreckliches Schickſal für einen perſiſchen Dichter daß er ſich abmühen muß in Eurer niederträchtig holprigen deutſchen Sprache und daß er zu Tode gemartert wird von Euren ebenſo holprigen Poſtwägen, von Eurem ſchlechten Wetter, Euren dummen Tabaksgeſichtern, Euren römiſchen Pandekten, Eurem philoſophiſchen Kauderwelſch und Eurem übrigen Lumpenweſen. O Firduſi! O Iſchami! O Saadi! wie elend iſt Euer Bruder! Ach! wie ſehne ich mich nach den Roſen von Schiras!

Deutſchland mag ſein Gutes haben, ich will es nicht ſchmähen. Es hat auch ſeine großen Dichter: Carl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was iſt alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Niſami! Aber obſchon ich ein Perſer bin, ſo bekenne ich doch: der größte Dichter biſt Du, o großer Prophet von Mekka, und Dein Koran, obſchon ich ihn nur durch die Boyſenſche Ueberſetzung kenne, wird mir ſo leicht nicht aus dem Gedächtniß kommen!

Daß Michel Beers Paria in Berlin ſo großen Beifall gefunden, habe ich geſtern Morgen zu Celle gehört und zwar, ſonderbar genug, durch einen alten Juden bei dem ich einige Dukaten verwechſelte. Dieſer hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen, und ſich dort ſelbſt überzeugt hat daß der Paria pari ſteht mit Schillers und Goethes Werken. Ich bin halb neugierig, lieber Moſer, Dein Urtheil über das Stück zu hören, an welchem Du gewiß großen Antheil genommen haſt da

M. Beer ebenſogut als Fränkel zu Deinen Repräſentanten gehört. Ich kenne das Stück ſchon längſt, da der Verfaſſer mir daſſelbe ſelbſt vorgeleſen. Es hatte mir gut gefallen und hätte mir noch beſſer gefallen wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntniß von Indien und indiſchem Geiſte gehabt hätte. Fatal, höchſt fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daß der Paria ein verkappter Jude iſt. Man muß Alles aufbieten daß es Niemand einfalle letzterer habe Aehnlichkeit mit dem indiſchen Paria, und es iſt dumm wenn man dieſe Aehnlichkeit gefliſſentlich hervorhebt. Am allerdümmſten und ſchädlichſten und ſtockprügelwertheſten iſt die ſaubere Idee daß der Paria muthmaßt: ſeine Vorfahren haben durch eine blutige Miſſethat ihren traurigen Zuſtand ſelbſt verſchuldet. Dieſe Anſpielung auf Chriſtus mag wohl manchen Leuten gefallen, beſonders da ein Jude, ein Waſſerdichter, ſie ausſpricht. (Tu n'oses pas mal-interpréter cette expression: ein Jude, ein Waſſerdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, but a jew who is not yet baptised, a water-proove-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft, und ſpräche ſich derb, echt almanſorig, in Hinſicht des Chriſtenthums aus, ſtatt daß er daſſelbe ängſtlich ſchont und ſogar, wie oben gezeigt, mit demſelben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und ſein Gedicht mehr geſprochen als mir ziemt, aber es geſchah hauptſächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem factum macht, das uns nicht gleichgültig ſein kann. — Ich erwarte bald Brief von Dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Adreſſe: H. H. aus D. Studiosus juris, zu erfragen bei dem Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, ſchreibe mir viel, und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

XII.

O weh! Göttingen den 2. Febr. 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt ſchon 9 Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich ſchon. Aber ich hab es ja ſelbſt gewollt, und es iſt gut und ſtill dabei. Ich will nie mehr klagen. Ich las geſtern Abend die Briefe Rouſſeau's, und ſah wie langweilig es iſt wenn man ſich beſtändig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Geſundheit wegen, und — das mußt Du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpeſten ſuchen, haben mir ſelten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn Du glaubſt daß ich kein guter Juriſt werde, ſo irrſt Du Dich. Du magſt immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere dieſes nicht gegen andere Leute, ſonſt muß ich wahrhaft Hungers ſterben. Ich will aus der Wagſchale der Themis mein Mittagsbrod eſſen und nicht mehr aus der Gnadenſchüſſel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düſteren, dämoniſchen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug um Erniedrigung zu ertragen. Am Ende iſt vielleicht auch mehr Schlechtes in mir als Gutes: ob zwar Beides in koloſſalen Maſſen. Ich liebe dennoch das Gute und darum auch Dich, guter Moſer.

Schreibe mir viel. Bei mir fällt nichts vor. Hier iſt alles ſtill, und in der Hauptſache anders als bei Euch. Wie Du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menſchen ihr Leben damit daß ſich einer mit dem andern beſchäftigt, und deſſen Thun und Laſſen, Wollen und Können, beobachtet, oder kreuzt oder (des eigenen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man ſich mehr um die lebendigen Menſchen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beſchäftigt man ſich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Literatur derſelben. Um mit meinem Freund Rouſſeau zu ſprechen: à Berlin on est plus curieux des sottises, qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptiſt in Cöln, der wahrſcheinlich nicht mehr mein Freund iſt. Ich habe ſeit 11 Monaten nichts von ihm gehört. Er ſoll in Cöln eine Zeitſchrift redigiren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Weſtfalen zu Geſicht bekommen. Andere Blätter, beſonders belletriſtiſche aus dem übrigen Deutſchland habe ich hier Gelegenheit gehabt durchzuſtöbern, und zu meinem Aerger fand ich daß der vermaledeite Dümmler meine Tragödien in keinem einzigen Blatte, außer der Berliner Zeitung, angezeigt hat. Ich bitte Dich ihn dafür tüchtig zu rüffeln. Verurſache aber ja nicht daß er die dümmere Dummheit begehe die alte Annonce jetzt nochmals abdrucken zu laſſen. Du ſollſt nur zu bewirken ſuchen daß er die Tragödien beſſer zu verbreiten ſuche. Gebe ihm auch meine Adreſſe im Fall er mir eine Recenſion zu ſchicken gedächte. Einliegend findeſt Du einen Louisd'or wofür Du mir 5 oder 6 Exemplare meiner Tragödien bei Dümmler kaufen und mir dieſelben mit der baldigſten fahrenden Poſt hierherſchicken ſollſt.

Was ſoll ich thun, ich habe einigen ſchönen Frauen (nicht hier) die Tragödien verſprochen, und muß ſie wohl ſchenken da meine Galanterie immer größer iſt als meine pauvreté! Hier haben einige Freunde die Tragödie ebenfalls vergeblich im Buchladen verlangt, und ich verſprach ſie kommen zu laſſen und verliere Geld für den Kram. Ich finde die Brockhauſiſchen Verlagsartikel hingegen in allen Leihbibliotheken. — Gebe mir mal eine Definition von Käſieladen? — In Lüneburg werde ich raſend viel geleſen und gefeiert. Unger! eine Notiz! — Leb wohl. Gans, Zunz, Lehmann, Rube und Hillmars zu grüßen.

H. Heine.

XIII.

Göttingen den 25. Febr. 1824.

Lieber Meier!

Ich weiß nicht wie ich mir Dein Stillſchweigen erklären ſoll. Je mehr ich drüber nachdenke, je mehr beängſtigt fühle ich mich. Iſt der Freund oder die Freundſchaft todt? Ich weiß nicht was von beiden mich am ſchmerzlichſten ſchmerzen würde. Todt biſt Du gewiß nicht, dazu biſt Du viel zu beſcheiden und geduldig. Aber Deine Freundſchaft für mich? O das wäre gar zu früh wenn dieſe ſchon geſtorben ſein ſollte! Alle meine übrigen Freundſchaften haben länger gelebt, und wenn die eine nicht vom Schlag gerührt, die andere von der Verläumdung vergiftet, oder von der Schwindſucht der Lauheit vertrocknet oder durch andere Krankheit fortge rafft worden wäre, ſo würden ſie ſämmtlich noch am Leben ſein.

Ich kann mit Recht von der Seligkeit der Freundſchaft ſprechen, denn ſo manche ſelige Freundſchaft iſt mir geblieben. — Wie befindeſt Du Dich?

Jedoch ich will mir und andern Leuten kein Unrecht thun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle die mal in meiner Bruſt aufgeſtiegen ſind, bleiben ungeſchwächt und unzerſtört, ſo lange die Bruſt ſelbſt und Alles was darin ſich bewegt, unzerſtört bleibt. Und was andere Leute betrifft, ſo mag es wohl ſein daß ihre Gefühle nicht von ſo ganz unzerſtörbarem Stoff ſind wie die meinigen, doch merke ich daß ich dieſen andern Leuten oft Unrecht thue wenn ich glaube daß ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe beſtehen, etwa aus Poſtpapier, Charpie, Himbeergelée u. ſ. w. O ich habe Manche angetroffen deren Gefühle wie Holz ſtark waren, und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben dieſe hölzernen und ledernen Gefühle „dem Geſetze der Zeit gehorchen müſſen.“ Sogar dem armen Rouſſeau habe ich Unrecht gethan; ich erhielt dieſer Tage von ihm einen rührend freundſchaftlichen Brief, worin er ſich beklagt daß ich ihn ſo ganz vergeſſe, ihn, der mir ſo freundſchaftlich zugethan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet daß ich es ſei der ſo lange ohne Brief gelaſſen worden, der ſogar durch ſeine Ausdrücke verletzt ſei ꝛc. Ich ließ ihm wohl merken daß ich ihn von aller Duplicität nicht ganz frei glaube; dennoch habe ich ihm die zweite Auflage meiner Freundſchaft angekündigt.

Ich lebe ſehr ſtill. Das corpus juris iſt mein Kopfkiſſen. Dennoch treibe ich noch manches Andere z. B. Chronikenleſen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich. Auch die Liebe quält mich. Es iſt nicht mehr die frühere, die einſeitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheiſt in der Liebe, ſondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, ſo neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Medizäiſche Venus, die hier auf der Bibliothek ſteht, und die ſchöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich! . . . .
. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Zu allem Glück werde ich in dieſem Augenblicke geſtört. Nicht wahr ich lege es darauf an Dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundſchaft das noch für mich in Deiner Seele glimmen möchte, mit einem naſſen Aufguß von Galle und Unflätigkeit zu verlöſchen. Aber wahrhaftig je suis très enrhumé, oder, um deutſch zu ſprechen, ich habe ſehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch als ich verdrießlich bin, bin ich

Dein Freund

H. Heine.

Bitte Niemanden zu grüßen. Auch Gans nicht. Er hat mir ja ſein Erbrecht nicht geſchickt. Wenn er es mir aber ſchicken will, ſo will ich ihm auch im Vertrauen ſagen was Hugo davon geſagt. — Wie lange bleiben Roberts noch in Berlin? Wenn Du die ſchöne Schwäbin mal wieder-

ſiehſt ſo ſag ihr ich habe die Bekanntſchaft ihrer Couſine gemacht, nämlich die der Mediceiſchen Venus. — Der Gajus iſt doch ein großer Mann! Faſt ſo groß wie ſein großer Commentator in Berlin, neue Friedrichsſtr. Nr. 48.

XIV.

Göttingen den 19. März 1824.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja ich hege den Plan, wenn ich mich in 14 Tagen nicht gar zu ſchlecht befinde, nach Berlin zu reiſen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nämlich 4 Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entſetzlichkeit melancholiſch, für meine Kopfſchmerzen die mich wieder anhaltend plagen iſt eine durchrüttelnde Reiſe heilſam, und dann — **Ich könnte Dir wohl glauben machen daß Du es endlich biſt, der mich am meiſten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch geſtern den ganzen Tag eingebildet,** aber dieſen Morgen im Bette frug ich mich ſelbſt ob ich wohl nach Göttingen reiſen würde, wenn Du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was ſoll ich mir den Kopf zerbrechen um die Urſachen aufzufinden warum ich nach Berlin reiſe, — genug, ich komme hin. Es ärgert mich daß Du mir ſchreibſt daß Roberts ſchon dieſen Monat nach Wien gehen. Wäre dies nicht ſo würde ich mir einbilden ich reiſte Mad. Roberts wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich die herrliche Frau wiederzuſehen, aber was breche ich mir den Kopf, genug ich komme. Ich ſchreibe Dir noch einige Tage vor meiner Abreiſe, damit Du mir ein ſtilles Zimmer auf einige Wochen miethen kannſt.

Dein langes Stillſchweigen hatte mir viel ſchlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannſt Du dafür, daß ſo viel Schlimmes in mir ſteckt, und bei dem mindeſten Anreiz zur Erſcheinung kömmt? Sage es noch an Niemand daß ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe zu wünſchen daß man meine dortige Anweſenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die erſten Tage meines Dortſeins nicht mit Beſuchen verbringen. Du wirſt ſehen wie es mit meinem armen Kopfe ausſieht, wie ich beſorgt ſein muß ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte Dich ſchon im Voraus, laſſ' mich, wenn wir zuſammenkommen, kein Hegel'ſches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach damit Du mir recht viel Mattes und Wäſſrichtes ſagen kannſt, laß Dir dünken ich ſei ein Schafskopf wie Cajus und Tizius ꝛc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir wie Du in Deinem Briefe verlangſt, mag es mit meiner Poeſie aus ſein oder nicht, und mögen unſere äſthetiſchen Leute in Berlin von mir ſagen was ſie wollen — was geht das uns an? Ich weiß nicht ob man Recht hat mich als ein erloſchenes Licht zu betrachten, ich weiß nur daß ich nichts ſchreiben will ſo lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder ſpät muß ja die Flamme des Geiſtes im Menſchen erlöſchen; von längerer Dauer, vielleicht von ewiger Dauer — iſt jene Flamme, die als Liebe (die Freundſchaft iſt ein Funken derſelben) dieſen morſchen Leib durchſtrömt. Ja Moſer, wenn dieſe Flamme erlöſchen wollte, dürfteſt Du ängſtlich werden. Noch hats keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängſt dem Prof. Gubitz einen Cyklus kleiner Gedichte zum Abdruck im Geſellſchafter zugeſchickt. Sprich doch mit ihm daß er ſie bald abdruckt und wenn dieſes vor meiner Anweſenheit dort geſchieht, ſo laſſe Dir von Gubitz 8 Exemplare dieſer Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

Ich wünſche daß Du 3 Exemplare des ganzen Cyklus jener neuen Gedichte, jedes beſonders heften laſſen möchteſt, und davon 2 Exemplare unter Kreuzkouvert franco an meine Schweſter ſchicken möchteſt. Du machſt darauf die Adreſſe: An Madame Charlotte von Embden, geborene Heine, Neuer Wall Nr. 167. Das dritte Exemplar von den drei gehefteten ſchickſt Du, ebenfalls unter Kreuzcouvert, an den Herrn Dr. R. Chriſtiani in Lüneburg. — Entſchuldige daß ich Dir ſo viel Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und ſind die Gedichte unterdeſſen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, ſo wär es mir lieb wenn Du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzcouvert ſchicken wollteſt. — Viele dieſer Gedichte können weder Dich noch andere Leute anſprechen, und dennoch ſind eben dieſe am eigenthümlichſten, beſonders in der Form, und haben deßhalb entſchiedenen Werth. — Grüße mir Deinen Freund Leßmann; ich freue mich ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge Dich mit dem was ich bin und ſein will, und grüble nicht darüber was ich ſein könnte. Stirb auch nicht bis ich Dich wiederſehe.

H. Heine.

XV.

Magdeburg den 4. April 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin jetzt ſchon einige Tage hier, und mein Freund Immermann, welcher jetzt hier lebt, hält mich feſt. Vielleicht aber reiße ich mich morgen wieder los und mit einer Gelegenheit oder mit der Schnellpoſt fahre ich nach Berlin. Im letzteren Fall (im ſchnellpoſtlichen) werde ich meinen Koffer an Dich adreſſiren. Sei jetzt ſo gut und miethe mir irgendwo ein Zimmer, wenn es möglich iſt wochenweis, nicht zu theuer, aber auch nicht ſchlecht. Bei keinem Juden, wegen — — und nirgends wo in der Nähe ein Schloſſer, oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt, auch ſiehe daß das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt worin laut geſprechen wird. Entſchuldige daß ich Dir ſo viele Mühe mache die ich Dir mit gar Nichts anders vergelten kann als daß ich Dich liebe. — Ich befinde mich ſehr unwohl, habe eine traurige Nacht auf dem Harze zugebracht, nichts als Schneeberge, hol' der Teufel ſeinen geliebten Blocksberg. — Die Raben flattern noch um den Kyffhäuſer herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird ſich noch einige Zeit gedulden müſſen.

Von Magdeburg wüßte ich Dir nichts zu ſagen als daß es einen prächtigen Dom und in dieſem Augenblick zwei ſehr bedeutende Dichter mit ſeinen Mauern umſchließt. Der eine iſt

Dein Freund

H. Heine.

XVI.

Göttingen den 17. Mai 1824.

Lieber Moſer!

Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereiſt, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton Deiner Stimme und Sonnabend um 6 Uhr klangen ſchon in mein Ohr die ennuvanten Laute Göttinger Philiſter und Studenten. Ich mußte durch Magdeburg reiſen ohne Immermann geſprochen zu haben. Die Poſt hielt ſich dort nur ½ Stunde auf: ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müſſen wenn ich ſie verſäumte, und es drängte mich gar zu ſehr hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz iſolirt und höre Pandekten, und ſitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Bruſt voll unverſtandener Sehnſucht und dem Kopfe voll von noch unverſtandenerem juriſtiſchen Wiſchiwaſchi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf iſt noch nicht ganz frei, aber wenigſtens ſchmerzt er nicht. Ich gedenke für dieſen Sommer viel los zu bekommen — ich denke, wir ſind ja doch mal im Goles. — Ich werde Dir wenig zu ſchreiben haben dieſen Sommer; bei Dir hingegen paſſirt alle Tage etwas, das mich intereſſirt, und Du mußt viel ſchreiben. — Heute will ich Dir mal etwas Liebes erweiſen, indem ich Dir einen Auftrag gebe, deſſen Verrichtung unter Brüdern tauſend Thaler werth iſt. Du ſollſt nämlich der ſchönen Madame Robert einliegendes Sonett in meinem Namen zuſtellen. Laß es Niemanden vorherſehen. Es iſt nicht viel werth, aber ich hatte verſprochen der ſchönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein ſolches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Convenienz (die Macht der Verhältniſſe) den wirklichen Ernſt theils heiſchte, theils verbot, dafür iſt das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der ſchönen Frau gefallen und ſie erfreuen und könnte dem Ueberbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigſtens wirſt Du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.

Sage der ſchönen Frau daß ich ihr auch nächſtens über das den Almanach Betreffende ſelbſt ſchreiben werde, und daß ich Immermann nicht geſprochen habe, aber ihm des Almanachs wegen bereits geſchrieben. — Wenn Rubo wieder von der Reiſe zurück iſt ſo bitte ihn daß er Dir das mir verſprochene Heft von Meiſter zuſtelle, und Du verbindeſt mich ganz außerordentlich wenn Du mir daſſelbe ſobald als möglich mit der fahrenden Poſt zukommen laſſen wollteſt. — Wie gebehrdet ſich Gans? Iſt er zur Vernunft gekommen? — Bei meiner Hierherkunft fand ich ein großes Packet von Rouſſeau, worin die Zeitſchrift Agrippina mit der darin enthaltenen großen Recenſion meiner Gedichte, ſowie auch mehrere neu edirte Werke ſchlechter Poeten am Rhein die mir ſolche mit allertiefſten Ehrfurchtsbücklingen zuſchickten, und endlich „das Buch der Sprüche“ von Rouſſeau ſelbſt, das mir derſelbe auf ſehr liebevolle Weiſe zugeeignet hat. Ich werde ſchon einrichten daß Du ein Exemplar dieſes Büchel chens erhältſt und Du wirſt ſicher mit mir übereinſtimmen daß höchſttreffliche Sachen darin enthalten ſind. — Grüße mir alle Bekannte, beſonders Zunz und die Zunz.

Meine Adreſſe iſt H. H. aus D. Studiosus juris, wohnt bei Eberwein auf der Grenerſtraße in Göttingen. — Sage an Lehmann, daß ich bedauere ihn nicht vor meiner Abreiſe geſehen zu haben und daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde. Auch Leßmann grüße mir recht herzlich, ich danke ihm für die freundliche Mittheilung ſeiner Göttin, und werde dieſelbe genießen, ſobald ich ſie aus meinem Koffer hervorpacke. Denn, auch zu Deiner Notiz bemerke ich daß ich eben den kleinen Koffer erhalten habe. Ich danke Dir für die gütige Beſorgung. Halte mich lieb, und ſei überzeugt daß ich nie aufhöre zu ſein

Dein Freund

H. Heine.

Bitte: laſſe doch meinem Vetter Schiff ſagen daß ich das verlangte Rezept noch nicht gefunden; laſſe ihm bald ſagen, ſonſt bringt der Kerl mich nochmals um Briefporte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

XVII.

Göttingen den 23. Juni 1824.

Lieber Moſer!

Heute morgen fällt mirs ein daß ich von Dir keinen Brief zu erwarten habe bis ich Dir Deinen Brief vom 31. Mai wirklich beantwortet habe, da Du bei Deiner großen Vielſeitigkeit auch natürlicher Weiſe ein Philiſter biſt. Das iſt nun ärgerlich, im Grunde wird es mir ſauer Dir heute zu ſchreiben, weil ich Dir nichts Beſtimmtes mitzutheilen habe und dennoch ſich ſo Manches von meinem Herzen in unbeſtimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbeſtimmtheit, wenn er nicht die Unbeſtimmtheit vielleicht ſelbſt iſt. Ich lebe hier im alten Gleiſe, d. h. ich habe 8 Tage in der Woche meine Kopfſchmerzen, ſtehe des Morgens um ½5 auf und überlege was ich zuerſt anfangen ſoll. unterdeſſen kommt langſam die 9te Stunde herangeſchlichen wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meiſter eile — ja der Kerl iſt göttlich, er iſt idealiſch in ſeiner Hölzernheit, er iſt der vollkommenſte Gegenſatz von allem Poetiſchen und eben dadurch wird er wieder zur poetiſchen Figur, ja wenn die Materie die er vorträgt ganz beſonders trocken und ledern iſt, ſo kommt er ordentlich in Begeiſterung. In der That, ich bin mit Meiſter vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit ſeiner und Gottes Hülfe los kriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenſtudium und ganz beſonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi, und vielleicht auch wegen inneren Bedürfniſſes. Ganz eigene Gefühle bewegen mich wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geiſt der jüdiſchen Geſchichte offenbart ſich mir immer mehr und mehr, und dieſe geiſtige Rüſtung wird mir gewiß in der Folge ſehr zu ſtatten kommen. An meinem Rabbi habe ich erſt $^1/_3$ geſchrieben, meine Schmerzen haben mich auf ſchlimme Weiſe darin unterbrochen, und Gott weiß ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieſer Gelegenheit merkte ich auch daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es iſt bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paſchafeier iſt mir gelungen, ich bin Dir für die Mittheilung der Agode Dank ſchuldig, und bitte Dich noch außerdem mir das Cabelach Manga und die kleine Legende Maaſſe be Rabbi Leſer — wörtlich überſetzt zukommen zu laſſen. Auch die Pſalmſtelle im Nachtgebete: „Zehntauſend Gewaffnete ſtehn vor Salomons Bette“ mir wörtlich überſetzt zu ſchicken. Vielleicht gebe ich dem Rabbi einige Druckbogen Illuſtrations auf engliſche Weiſe als Zugabe, und zwar originaler Ideenextrakt über Juden und ihre Geſchichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tiſch herumreiſt, läßt Dich herzlich grüßen. Er wünſcht daß ihn Zunz mal bearbeite und mit Ueberſetzung herausgebe. Die Ueberſetzung und Bearbeitung vom franzöſiſchen Dr. Witte, die ich vor mir habe, iſt unter aller Kritik ſchlecht, nichts als

Schulknabenwitz. Ueber die Frankfurter Juden war mir der Schudt ſehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgeleſen und weiß nicht ob ich mich mehr geärgert über das Riſcheß das über jedes Blatt ausgegoſſen, oder ob ich mich mehr amüſirt habe über die Rindviehhaftigkeit womit das Riſcheß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutſche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die ſpaniſchen Juden im 15. Jahrhundert und beſonders über ihre Akademien in Spanien zu dieſer Zeit, wo finde ich was? oder beſſer geſagt 50 Jahre vor ihrer Vertreibung. Intereſſant iſt es daß daſſelbe Jahr wo ſie vertrieben werden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika entdeckt werden. — Wenig poetiſche Ausbeute wird dieſes Jahr liefern, ich mache faſt gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfſchmerzen und Studien in Beſchlag genommen. Und Gott weiß ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott ſtehe mir bei wenn es nicht der Fall iſt! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch ſeit 9 Monaten nicht geſchrieben. — Wahrlich ich bin doch kein ſolcher Schweinhund wie die Hamburger glauben. — Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Miniſterium des Kultus haben mich ſehr intereſſirt, Du kannſt wohl denken in welcher Hinſicht. Es iſt alles jetzt ſo verwirrt im preußiſchen Staat, daß man nicht weiß wer Koch oder Kellner iſt. Ich möchte wohl wiſſen an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Geſuch an das Miniſterium. Ich habe ſchon in Berlin mit Dir darüber geſprochen, die Zeit rückt heran wo ich ſolche Verſätze zur Ausübung bringen ſollte, und ich kanns Dir nicht genug empfehlen dieſe Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich ſelbſt bin nicht im Stande dergleichen Demarchen ſelbſt zu machen und zu überdenken; meine Freunde ſind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, ſäßen Weiber am Staatsruder, ſo wäre ich Mann genug bald ein gemachter Mann zu ſein. —

Was macht Dein Vis à vis, der Herr Nermann? Mein Oheim Henry Heine iſt dieſen Sommer in Pyrmont. — Iſt Michel Beer von Paris zurück? Ad vocem Michel Beer vergiß nicht demſelben meine freundlichſten Grüße zuzuſtellen, wenn er jetzt dort iſt. Sage ihm ich würde ihm wohl unterdeſſen geſchrieben haben wenn ich gewußt hätte wo ihn mein Brief treffe; ich hätte gern Manches von ihm über Paris erfahren, z. B. ob er Börne kennen gelernt und wie deſſen Adreſſe iſt. —

Roberts ſind gewiß längſt abgereiſt. Haſt Du die Schöne nochmals geſprochen? — Mit Sehnſucht habe ich bis jetzt auf das Meiſter'ſche Heft gewartet, und ich bitte mir bald zu bedeuten ob ich es bekomme oder nicht. — Wie ſteht oder liegt der Verein? Vergiß nicht dieſen Punkt. Mit Hamburg ſeid Ihr wohl ganz zerfallen? Was giebt es dort Neues? — Ich habe mich hier 4 Wochen lang über Gans nachträglich geärgert, ich hatte ja in Berlin keine Zeit dazu. Und iſt es denn nicht ärgerlich daß einer der größten Denker unſerer Zeit ſo wenig nachdenkt über ſich ſelbſt und über ſeine äußere Erſcheinung? Es iſt zwar Unrecht von mir daß ich ihn neckte, obzwar nichts weniger als verletzend und obzwar er unwillkürlich zur Neckerei auffordert: es wär' beſſer ich hätte ihm jedesmal ſtreng die Wahrheit geſagt, wenn er ſeine Schwächen zur Schau trägt und dieſelben zu allerwelts Fabel macht. Dies ſollten ſeine Freunde immer thun. Noch dieſe Tage hörte ich dergleichen Ganſiſche Anekdoten, die nur Denjenigen bekannt ſein ſollten die es wiſſen wie ſehr man ihn von Seiten ſeines Geiſtes ſchätzen und von Seiten ſeiner Perſönlichkeit lieben muß. Die Welt aber ſieht beim Kometen nur das Acceſſorium.

Lehmann wird Dir für mich Exemplar von Rouſſeau's Buch mittheilen. Du wirſt ſehen daß über Erwarten viel Gutes drin iſt. Auch in ſeine Zeitſchrift hat er manches Lobenswerthe geliefert, und im Ganzen läßt ſich nicht läugnen daß er ein Dichter iſt. Er ſcheint noch mit altem Enthuſiasmus an mir zu hangen, und das iſt auch ſehr lobenswerth. — Gleichgültig iſt es mir, höchſt gleichgültig ob meine Poeſien dem großen und dem kleinen Haufen *gefallen*. Nicht gleichgültig iſt es mir aber in dieſem Augenblick was man davon ſchreibt, und ich darf Dir Dein Verſprechen in Hinſicht des Morgenblattes durchaus nicht erlaſſen. R. beſorgt gern den Aufſatz. Byron iſt jetzt todt und ein Wort über ihn iſt jetzt paſſend. Vergiß es nicht: Du thuſt mir einen ſehr großen Gefallen: es iſt auch das einzige belletriſtiſche Blatt das hier geleſen wird. — Der Todesfall Byrons hat mich übrigens ſehr bewegt. Es war der einzige Menſch mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben: ſcherze nur darüber ſo viel Du willſt. Ich las ihn ſelten ſeit einigen Jahren: man geht lieber um mit Menſchen deren Charakter von dem unſrigen verſchieden iſt. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakeſpeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu ſehr daß ich nicht ſeines Gleichen bin, er iſt der allgewaltige Miniſter und ich bin ein bloßer Hofrath, und es iſt mir als ob er mich jeden Augenblick abſetzen könnte.

H. Heine.

XVIII.

Göttingen den 20. Juli 1824.

Lieber Moſer!

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu finden um mich über Dein Stillſchweigen zu beklagen. Was iſt die Urſache? Unordentlichkeit darf ich bei Dir nicht vorausſetzen, denn Du biſt der ordentlichſte Menſch Deines Zeitalters. Auch nicht Mangel an Freundſchaft: denn ſo leicht iſt nicht zu vermuthen daß Dein Marquis-Poſa-Mantel von den Motten der Zeit aufgenagt worden ſei. Um Gottes willen, es ſind ja noch keine 3 Monat daß wir uns zuletzt ſahen! Oder hat Gans, der mich durch Reinganum officiell nicht grüßen ließ, in Deinen ſchönen Poſa-Mantel ein Loch hineingeſchwatzt? Oder beſchäftigt Dich gar ein neues Philoſophem:

oder ein Unger'ſcher Lehrſatz ſo ſehr daß Du nicht an mich denken kannſt?

Wie ſehr anders iſt es bei mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beſtändig an Dich. Noch dieſe Nacht träumte ich von Dir. In altſpaniſcher Tracht und auf einem andaluſiſchen Hengſt ritteſt Du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden die nach Jeruſalem zogen. Der kleine Marcus, mit ſeinen großen Landkarten und Reiſebeſchreibungen, ging voran als Wegweiſer. Zunz en escarpins trug die in rothen Maroquin eingebundene Zeitſchrift; die Doctorin Zunz lief nebenher als Marketenterin, ein Fäßchen jenſeitigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdiſches Heer und Gans lief von Einem zum Andern um Ordnung zu ſchaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild Davids und der Bendavid'ſche Lehrſatz gemalt. Zucker-Cohn führte die Tempelſianer. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Aſcher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten und den Beſchluß des Zuges machten eine Menge Karoſſen; in der einen ſaßen der

Dr.....doctor Oppert als Feldarzt und Joſt als Geſchichtſchreiber der zu begehenden Thaten, in einer andern Kutſche ſaß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigſten Staatskaroſſen ſaß Michel Beer, als Geniekorps, und neben ihm ſaßen Wolf und die Stich, die den Paria unverzüglich in Jeruſalem aufführen und verdientes Lob einärnten ſollten.

Wahrſcheinlich war ich geſtern Abend im Leſen des Basnage eingeſchlafen.

Ad vocem Basnage, ſo kann ich nicht genug meine Bewunderung für dieſen Schriftſteller ausdrücken. Es iſt ein Mann von vielem Geiſt, tiefem Geſchichtsforſcherblick, edlem Herzen, reiner Unpartheilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienſt. Jetzt erſt lerne ich ihn würdigen, nachdem ich ſeine kleinen Mittel und ſeine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich ſtecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und Gottlob! ich kriege den Wuſt allmählig in den Kopf. Ich ſtrenge mich ſehr an, überwinde meine Schmerzen, und darf gar nichts Poetiſches ſchreiben. Mein Bruder wird wahrſcheinlich dieſe Michaelis nach Berlin kommen um Medicin zu ſtudiren. — Ich lebe jetzt in Seelenangſt wegen des bevorſtehenden Wochenbettes meiner Schweſter. — Ich treibe mich viel herum in Studentenangelegenheiten. Bei den meiſten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unpartheiiſcher oder wenigſtens Zuſchauer. Es macht mir Spaß weil ich nichts Beſſeres habe. Und im Grunde iſt es auch beſſer als das ſeichte Gewäſche der jungen und alten Docenten unſerer Georgia Auguſta. Ich weiche dem Volk überall aus. Den alten Eichhorn habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am Göttinger gelehrten Anzeiger angeworben und mir gleich ſchon Bopp's „Ardſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel aus dem Maha-Baratha, Berlin, bei Wilh. Logier" zum recenſiren übergeben. Auch habe ich dieſe Tage von Bopp einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von Dir daß Du benanntes Werk leſen und mir viel Gelehrtes und Geiſtreiches darüber ſchreiben wirſt, und zwar ſo bald als möglich, damit ich Dich geiſtig plündere. Wenn die Recenſion geſchrieben und gedruckt, ſo wünſche ich daß Du ſie an Bopp mittheileſt und ihm Manches von mir ſagſt. Ich werde ſie Dir mit einem Brief an Bopp zu ſeiner Zeit ſchicken. — Die Poſt geht ab und ich hätte Dir noch Vieles zu ſagen, z. B. nicht am Liter.-Bl. des Morgenblattes zu vergeſſen. — Lebe wohl und ſchreibe mir bald. Habe doch die Güte, der Maurer'ſchen Buchhandlung meine Adreſſe mitzutheilen. Vergiß das bei Leibe nicht, denn Vettern habe ich dieſelbe beſtimmt verſprochen und daran vergeſſen. — Ich bin ganz

Dein Freund

H. Heine.

Sag an Lehmann daß ich mich wundre keinen Brief von ihm erhalten zu haben. Grüße mir Leßmann.

XIX.

Göttingen den 25. Oktober 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gottes Welt einen Menſchen giebt der Recht hat über mich böſe zu ſein, ſo iſt es Moſes Moſer aus Lupene! Wie lange habe ich Dir nicht geſchrieben, Dir, dem einzigen Freunde! Faſt möcht ich ſelbſt böſe werden, daß Du nicht zwei, drei Briefe hintereinander geſchickt haſt worin Du Dich bitterböſe über mein Stillſchweigen beklagſt. Ich bin Selbſtquäler genug mir einzureden, Du ſeiſt nicht hinlänglich wegen meiner beſorgt. Dem einzigen Freunde ſo lange nicht zu ſchreiben! Dem Menſchen der das thun konnte, muß es ſehr weh ums Herz geweſen ſein; und in der That das war der Fall. Du warſt mir zu lieb als daß ich Dir dieſen Sommer die Giftdünſte meines Unmuths brieflich mittheilen ſollte, und ich war mir ſelbſt zu lieb als daß ich meine Schmerzen dadurch erhöhte daß ich ſie ausſprach. Ich habe einen triſten Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfſchmerzen. Meine einzige Zerſtreuung waren ſchlechte Studentenſpäße, Duelle und einige Proceſſe die ich führte und verlor. Seit ich Juriſt bin werde ich noch mehr geprellt als ſonſt. Ich habe mich mit dem jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wiſſen ob ich was los habe. Wenn Meiſter das diesmalige Decanat ausſchlägt ſo bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bitterſten Feinde, Decan. Du mußt wiſſen ich habe mich hier auch ſchon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich dieſen Sommer geſchrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verſe gar keine. Am Rabbi wenig, ſodaß kaum $^{1}/_{3}$ davon geſchrieben iſt. Er wird aber ſehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unſäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Bruſt. Iſt es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte ſo würde ich es gar nicht ſchreiben.

Ich ſehe voraus wie viel ich dadurch verſchütte und Feindſeliges herbeirufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht wird es ein unſterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verpraſſelndes Theaterlicht. Ich habe viel Geſchriebenes in dieſem Buche wieder ausgelöſcht, jetzt erſt iſt es mir gelungen das Ganze zu faſſen, und ich bitte nur Gott mir geſunde Stunden zu geben es ruhig niederzuſchreiben. Lächele nicht über dieſes Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; ſo ein gewöhnliches Gänſeei (ich meine nicht Dr. Gans) iſt ſchneller ausgebrütet als das Taubenei des heiligen Geiſtes. Du haſt vergeſſen mir paar Notizen mitzutheilen die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des Rabbi verlangte. Dem Dr. Zunz laſſe ich für ſeine Mittheilung über die ſpaniſchen Juden tauſendmal danken. Obſchon ſie höchſt dürftig iſt, ſo hat Zunz mir doch, mit einem einzigen ſcharfſinnigen Wink, mehr genutzt als einige vergeblich durchſtöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den Rabbi influenzirt haben.

Da Zunz kein Formelmenſch iſt, ſo kann ich einen beſonderen Brief ſparen indem ich Dir mittheile was Du ihm ſagen ſollſt. Dieſes beſteht noch darin, 1. daß ich ihn liebe, 2. daß ich ihn ſchätze, 3. daß ich wünſche er hätte die Güte mir anzuweiſen wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanels genannt). — Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die ſchmerzliche Lectüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich ſpeciell ſuchte habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich und viel neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches iſt großartig, und einen Theil des Eindrucks den es auf mich gemacht, habe ich den 11. Septbr. in folgender Reflexion angedeutet:

(An Edom!)

Ein Jahrtauſend ſchon und länger,
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldeſt daß ich athme,
Daß du raſeſt dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,

Und die liebefrommen Täubchen
Färbteſt du mit deinem Blut!

Jetzt wird unſre Freundſchaft feſter,
Und noch täglich nimmt ſie zu:
Denn ich ſelbſt begann zu raſen,
Und ich werde faſt wie Du!

Aber, wie ein Wort das andere giebt ſo giebt auch ein Vers den andern, und ich will Dir zwar unbedeutendere Verſe mittheilen, die ich geſtern Abend machte, als ich über die Weenderſtraße trotz Regen und Wetter ſpazieren ging und an Dich dachte, und an die Freude wenn ich Dir mal den Rabbi zuſchicken kann, und ich dichtete ſchon die Verſe die ich auf den weißen Umſchlag des Exemplars als Vorwort für Dich ſchreiben würde, — und da ich keine Geheimniſſe für Dich habe, ſo will ich Dir ſchon hier jene Verſe mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düſtres Martyrerlied,
Das ich ſo lang getragen
Im flammenſtillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz:

Ich habe gewaltig beſchworen
Den tauſendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden, im ſtillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche Dich nicht darauf aufmerkſam zu machen daß die Verſe welche ich jetzt ſchreibe wenig werth ſind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von Nichts ſprechen als von Stillicidium, Teſtamenten, Emphytheuſis u. ſ. w. Und wenn ich mal in einer Freiſtunde hinüberſchiffe nach Theſſalien, um mich auf dem Parnaß zu ergehn, ſo treffe ich nur Juden, die dort (ſiehe Basnage) Gemüſe bauen und ich ſpreche mit ihnen von den Schmerzen Iſraels. — Und dennoch hoffe ich noch viel gute Verſe zu liefern!

Im Geiſte dämmern mir viel ſchöne Gedichte, unter andern — ein Fauſt. Ich habe ſchon an dem Carton gearbeitet. — Aber, um Gottes willen! ich vergeſſe Dir zu erzählen daß ich vor 6 Wochen eine große Reiſe machte, erſt vor 14 Tagen zurückkam und folglich 4 Wochen unterwegs war. Sie war mir ſehr heilſam und ich fühle mich durch dieſe Reiſe ſehr geſtärkt. Ich habe zu Fuß und meiſtens allein den ganzen Harz durchwandert, über ſchöne Berge, durch ſchöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Ueber Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eiſenach und Caſſel bin ich wieder zurückgereiſt, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz geſpenſtiſch mit mir gewandert wäre, ſo hätte ich wohl die Welt ſehr ſchön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugeſetzte Jahr naht ſich ſeinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig, und ſitze alſo in der Klemme. Ueberdies herrſcht in dieſem Augenblick kein beſonderer Enthuſiasmus für mich, ich bin nicht Narr genug mir dieſes zu verhehlen, und kenne ſehr gut die Gründe manches Achſelzuckens und Kopfſchüttelns. Mit einem Wort, man hält mich für geiſtig bankerott, und ich kanns keinem verſtändigen Kaufmann verdenken wenn er mir nicht traut. Du verſtehſt mich. — Ich hätte Dir Vieles von der Harzreiſe zu erzählen; aber ich habe ſchon angefangen ſie niederzuſchreiben, und werde ſie Dir wohl dieſen Winter für Gubitz ſchicken. Es ſollen auch Verſe drin vorkommen die Dir gefallen, ſchöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was ſoll man thun! — Wahrhaftig die Oppoſition gegen das abgedroſchne Gebräuchliche iſt ein undankbares Geſchäft. —

Nun zu Deinem Briefe vom 31. Juli, der zu den wenigen Papieren gehörte, die mich auf meiner Reiſe begleiteten, und mir ſo oft das Herz angenehm erwärmt. Ungern vermiſſe ich in Deinem Briefe Nachricht über den Verein. Du kannſt mir ja ſeinen Zuſtand mit wenig Worten andeuten. Hat der Verein ſchon Karten herumgeſchickt pour prendre congé? oder wird er ſich halten? wird Gott ſtark ſein in den Schwachen, in Auerbach und Conſorten? wird ein

Meſſias gewählt werden? Da Gans ſich taufen laſſen will, ſo wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Meſſias hält ſchwer. Die Wahl des Eſels wäre ſchon weit leichter. Will der Hamburger Colonialverein noch immer ſeine Unabhängigkeit (d. h. ſeine Steuerloſigkeit) gegen den Mutterverein behaupten? Rebellion der Glieder gegen den Magen; freilich die Hamburger glauben ſie wären der Magen, und zwar aus dem Grunde weil ſie Freſſer ſind! — Du oder Gans oder ich ſelbſt in früherer Zeit muß wohl dieſen Witz geriſſen haben. — Daß Gans mir verſöhnend ſchreiben wollte iſt ganz überflüſſig inſofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe als früherhin. So leicht wird es mir nicht Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das iſt es eben, was mir ſo viel Schmerzen im Leben verurſacht hat. Was ich liebe liebe ich für immer. Sage das an Gans. Was macht er? Hat er ſchon die letzten Scenen des 2ten Theils ſeines Erbrechts geſchrieben? Ueberlegt er noch des Morgens mit Maſe wen er des Tags über citiren ſoll, und macht er noch am Abend die Bilanz ſeines Ruhmes? —

Alter, abgedroſchener, ſchlechter Witz!

Ich danke Dir für die mitgetheilten Notizen, keine davon iſt mir unintereſſant. — Aus dem Morgenblatte zu urtheilen iſt Robert nach Berlin. Iſt dies der Fall, ſo grüße mir ihn und ſie.

Dir ziemt es mehr als mir, über Michael Beer zu witzeln. Ich habe das neue Kunſt- und Alterthumheft geleſen. Wir leben in fürchterlichen Zeiten. Wenn Du den Beer ſiehſt, ſo frage ihn was Schlegel macht? Denn ich ſetze voraus daß er dieſem vielfach empfohlen war, ebenſo wie dem großen Göthe — Auguſt Wolf, Herr und Madame Wolf, Zelter u. ſ. w. Grüße mir Leßmann recht herzlich, recht herzlich. Ich war in Weimar; es giebt dort ſehr gutes Bier. Von Immermann habe ich dieſe Tage Brief und ſein neues Luſtſpiel, „das Auge der Liebe“, erhalten. Wenn man es mit ſeinem Titel lieſt, ſo gefällt es; ſonſt nicht. Aber es iſt doch viel Herrliches darin. Denk Dir, ich habe Bopp's Buch noch nicht geleſen; aber es ſoll bald geſchehen. Ich wünſche noch immer von Dir Etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemeſſen, ja jetzt mehr als je, daß Du Dich über Byron u. Comp. vernehmen ließeſt. Das Ruboniſche Heft habe ich jetzt nicht mehr nöthig. — Was Du mir in Betreff des Kammergerichtsraths Wilken bemerkſt, iſt wahr: es ſind mir indeſſen weit auffallendere Geſchichten der Art paſſirt. Das Ergötzlichſte darunter iſt wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden der meine Tragödien mit ſich ſchleppte um ſie, während der ſchönen Reiſemuße, zu ſeinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich paſſiren mir ähnliche Poſſen, die manchmal mich ſehr flattiren, manchmal auch ſehr demüthigen. Auf der Reiſe und auch hier merkte ich daß meine kleinen Gedichte ſich auf eine ſonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indeſſen man wird Sie nicht lieben“ ſagte der große Sartorius.

Grüße mir Joſ. Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in dieſem Augenblick ob ich oder Er ſchreiben muß. Schreibe mir viel Neues, ich lechze darnach.

Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänſebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eiſenach und in Caſſel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem ſchlechten braunen abgeſchabten Ueberrock. Das Bier in Weimar iſt wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe Dich wohl nächſtes Frühjahr wieder zu ſehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu ſein.

Viele, ſehr viele Grüße an den theuern Biographen Hoffmann's und Werner's.

Dein Freund

H. Heine.

XX.

Göttingen den 30. Octb. 1824.

Lieber Moſer!

Meinen Brief, den ich Dir vorige Woche ſchrieb, wirſt Du wohl ſchon erhalten haben. Indeſſen ich kann nicht wohl Deine Antwort erwarten, um Dir wieder zu ſchreiben und einen Liebesdienſt von Dir zu verlangen. Ja, ich habe das Mißgeſchick immer Gefälligkeiten von Dir verlangen zu müſſen, ohne Dir etwas Anderes dafür geben zu können als meine brüderlichſte Liebe. Indeſſen ich will dieſe nicht gar zu niedrig anſchlagen. Mancher ſchlechte Stein gilt ſchon etwas weil er ungewöhnlich und ſelten iſt. —

Marquis! Deine Kenntniſſe, Deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anſpruch genommen. Du mußt nämlich ſtatt meiner die Recenſion des beſprochenen Bopp'ſchen Buches („Ardſchunas Reiſe zu Indras" Berlin bei W. Logier) ſtatt meiner anfertigen. Ich hatte verſprochen ſie ungefähr um dieſe Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reiſe das Buch nicht zur Hand um die Recenſion zu ſchreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte werde ich durch unvorhergeſehene Hinderniſſe davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreiſe" ſchon zur Hälfte geſchrieben, und will nicht abbrechen. Dieſe ſchreibe ich in einem lebendigen enthuſiaſtiſchen Styl, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung ſchwer werden wieder hineinzugerathen, ſondern auch würde es mir ſchwer fallen aus dieſem Styl in die trockne gelehrten Anzeige-Proſa überzugehen.

Außerdem muß ich mich ſobald ich nur kann mit einer Diſſertation befaſſen, die in eine ganz andere Sphäre ſpielt als Indien, und mir, der ſich ſo leicht verwirrt, nicht erlaubt an eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und dieſe Diſſertation, die ich für einen meiner Freunde ſchreibe, muß ich durchaus unternehmen, ſonſt kommt ein ſehr liebenswürdiger Menſch in die größte Miſere. Spaßhaft genug, mich quälen Andere um für ſie zu ſchreiben, und ich quäle wieder Dich um für mich zu ſchreiben; ſo quälen die Menſchen einer den andren nach der bekannten Bell und Lancaſterſchen Methode. Außerdem leide ich noch ſehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Collegien bei — Hugo, Bauer und Meiſter.

Ich glaube dieſes Letztere iſt hinreichend um Dich zu bewegen an die Arbeit zu gehen. Ich brauche Dir wohl nicht vorzuſchreiben wie Du die Recenſion zu ſchreiben haſt. Die Hauptſache iſt ruhiges, klares, verſtändliches Referat. Nur grundgelehrt, und ſo viel als möglich mit neuen Gedanken und Anſichten geſpickt. Ueber Indien im Allgemeinen und über das Buch ins Beſondere. Ich weiß daß Dir das wenig Mühe macht, auf den Styl kömmt nichts an, nur klar und verſtändlich muß der Aufſatz ſein, und — ich bitte Dich — in 14 Tagen fertig.

Willſt Du aber meinen Wunſch nicht erfüllen, ſo bitte ich Dich mir dieſes umgehend zu antworten. In dieſer Erwartung verharrt

Dein ſehr gequälter und quälender Freund

H. Heine.

XXI.

Göttingen den 11. Jan. 1825.

Theurer Moſer!

Warum kannſt Du mir nicht mal ſchreiben ehe Du von mir Brief erhalten? Mußteſt Du warten bis ich Deinen Brief vom 10. Novbr. beantworte? Hierzu brauchteſt Du weder ein Genie noch ein Eſel zu ſein. Ich, der ich mir ſchmeichle beides nicht zu ſein, würde ſo handeln wenn ich der Moſer wäre, der neue Friedrichsſtr. 48 parterre im Friedländerſchen Comptoir ſitzt und ein Freund jenes Heine iſt, der Jüdenſtraße No. 21 im Hugo'ſchen Collegium ſchmachtet. Wenn ich ſage daß ich kein Eſel und kein Genie bin, ſo will ich nicht damit renommiren. Wäre ich erſteres ſo wäre ich längſt befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn.

Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutſchland ſind Genies, und ich, juſt ich, bin der einzige der kein Genie iſt. Ich ſcherze nicht, es iſt Ernſt. Was die ordinärſten Menſchen zu faſſen vermögen, wird mir ſchwer. Ich bewundre wie die Menſchen das Halbbegriffene, das aus dem Zuſammenhang des Wiſſens Geriſſene, im Kopf behalten, und mit treuherziger Miene in ihren Büchern, oder von ihren Kathedern herab, wieder erzählen können. Wer dieſes kann, den halte ich für ein Genie. Indeſſen, wegen der Rarität, wird jenen Menſchen die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das iſt die große Ironie. Das iſt der letzte Grund meiner Genialität. Das iſt auch der letzte Grund warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erſt zu Oſtern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poeſie iſt es auch ſo eine ganz zweideutige Sache. Das Talent iſt mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetiſches Genie zu ſein muß man erſt das Talent dazu haben. Das iſt der letzte Grund der Göthe'ſchen Größe. Das iſt der letzte Grund warum ſo viele Poeten zu Grunde gehen; z. B. Ich!

Freund meiner Seele! Seele meines Freundes! Freundliche Seele! Du ſiehſt daß ich in der ſchlechteſten Laune von der Welt bin! Freundliche Seele — nein! dieſer Ausdruck iſt zu bitter. Gieb mir nie Gelegenheit ihn zu gebrauchen. Mit der Freundlichkeit haben mich meine meiſten Freunde getödtet. Aergere Dich über mich, und laſſe mir dieſen Aerger fühlen. — Gott Lob! ich ſehe Du ärgerſt Dich ſchon, indem ich, ſtatt Dir über meinen jetzigen Zuſtand etwas Beſtimmtes zu ſagen, lauter Unſinn ſchwatze. Aber lange ärgere ich nie meine Freunde, drum will ich kurz mich hier mittheilen.

Wie eben bemerkt iſt, ich arbeite angeſtrengt an meinem jus. Lebe übrigens ganz einſiedleriſch. Bin nicht geliebt hier, und weiß noch nicht ob es rathſam iſt Oſtern hier zu promoviren. Vor drei Tagen habe ich an meinen Onkel Salomon Heine geſchrieben daß ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünſche. Ich ſchrieb ihm concis und ohne Umſchweife. Ich bin geſpannt auf ſeine Antwort. Du ſiehſt alſo daß ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen kann was ich nächſtens thun werde. Das hat auch gar Nichts zu bedeuten: das Schlimmſte iſt nur gar zu ſehr beſtimmt: nämlich daß ich auf eine unerträgliche und geiſteshemmende Weiſe von meinen Kopfſchmerzen gequält werde; z. B. in dieſem Augenblick. Ich ſchreibe wenig, leſe viel. Immer noch Chroniken und Quellenſchriftſteller. Ich bin, ehe ich mich deſſen verſah, in die Reformationsgeſchichte gerathen und in dieſem Augenblick liegt der 2te Folioband von von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tiſche: ich habe geſtern Abend darin die Reuchlin'ſche Schrift gegen das Verbrennen der hebr. Bücher mit großem Intereſſe geleſen. Für Dein Studium der Religionsgeſchichte kann ich Schröckh's Kirchengeſchichte mit Enthuſiasmus, wegen der gründlichen Zuſammenſtellung, Dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich ſchon 2 Dutzend Bände davon verknopert. Doch Du hängſt für die erſten Jahre noch in den Mythen des Orients. Außerdem leſe ich franzöſiſche Vaudevilles. — Meine Harzreiſe habe ich längſt, ſeit Ende Novbr., fertig gemacht, ſoweit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe ſie vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine geſchickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen. Sie enthält viel Schönes, beſonders eine neue Sorte Verſe, wird, wenn ich ſie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird ſehr gefallen und iſt im Grunde ein zuſammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortſetzung meines armen Rabbi darf ich in dieſem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren ſchreiben, die einſt zuſammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner ſchleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetiſcher und unpoetiſcher Meiſterwerke. Unter andern will ich auch eine lateiniſche Abhandlung über die Todesſtrafe ſchreiben. Verſteht ſich dagegen. Beccaria iſt todt, und kann mich nicht mehr des Diebſtahls anklagen. Ich werde ſyſtematiſch auf den Gedankendiebſtahl ausgehen. —

Grüße mir Gans recht brüderlich und herzlich. Mit Dondorf (ehemals hieß er Doctor) mit welchem ich hier oft zuſammen komme, ſpreche ich oft über ihn. Wenn er noch, wie Du ſchreibſt, ſo ſehr oft zu Varnhagens kommt, ſo könnte er mir eine Gefälligkeit erzeigen, ich würde ihn nämlich alsdann erſuchen Herrn von Varnhagen zu bitten mir die Privat-Adreſſe von Cotta zu geben. Vergiß das nicht, und, womöglich, beſorge es bald. — Grüße mir Leßmann recht herzlich. — Daß Du mich in Hinſicht der indiſchen Recenſion im Stiche läßt, iſt ſehr lieblos. Ich habe das Buch noch immer, und ſehe voraus daß, da ich den Aufſatz in dieſem Augenblick unmöglich ſchreiben und liefern kann, mir das Buch nächſtens zurückgefordert wird. Kannſt Du mir nicht helfen? Wenn Du es jetzt noch thun wollteſt, ſo würdeſt Du mich ſehr verbinden. Es kommt hier auf trockene Gelehrſamkeit an. — Blätter bekomme ich gar nicht zu Geſicht. — Vom Verein ſagſt Du mir gar Nichts. Grüße mir Zunz und ſeine Frau, ſowie auch J. Lehmann, wenn Du ihn ſiehſt, und den guten Marcus. Schreib mir bald und viel. Ich ſchmachte nach Brief von Dir. Du weißt ja wie ich hier lebe. — Wenn Du mir das Wohlwollen Hitzig's, den ich ſehr ſchätze, erhalten kannſt, ſo thue es

Grüße mir denſelben wenn Du ihn ſiehſt. — Endlich, bitte ich Dich, bleibe auch Du mir gewogen, und ſei überzeugt daß ich von ganzer Seele bin

Dein Freund

H. Heine.

Eines Herrn Weiß aus Poſen erinnere ich mich nicht mehr. — Rouſſeau hat jetzt in Aachen eine neue Zeitſchrift, die Flora, angelegt. — Ich ſoll mich bei Dir erkundigen ob der Dr. Reinganum noch in Berlin iſt?

XXII.

Göttingen den 1. April 1825.

Lieber Moſer!

Es iſt ſchön von Dir daß Du meiner nicht ganz und gar vergiſſeſt. Ich gebe meinen Freunden nicht viel Anregung und bei meiner Grämlichkeit, oder beſſer geſagt bei meiner Lage, wäre es kein ſonderliches Wunder wenn ſie ſich allmählig von mir wenden. — Ich will hiermit gar Nichts geſagt haben; denn bei Gott ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande an etwas Anderes zu denken als an meine phyſiſchen Schmerzen. Dieſe haben mich die letzten 14 Tage gequält, faſt ſo ſehr gequält wie ich meine Freunde quäle mit der beſtändigen Erwähnung dieſer Schmerzen. — Der eigentliche Zweck dieſes

Briefes iſt Dir meinen Bruder zu empfehlen, der im Begriff iſt nach Berlin zu reiſen um Medicin zu ſtudiren. Das Beſte was Du für ihn thun kannſt iſt daß Du ihn mit einem geſcheiten Mediciner bekannt machſt der ihm ſagt was er hören ſoll, und daß Du ihn mit einem guten Oekonomen bekannt machſt der ihm ſagt wie er in Berlin am ökonomiſchſten leben kann. Mache ihn auch mit Zunz und Gans bekannt, wenns Dir gefällt auch mit dem alten Friedländer. Er iſt noch jung genug um dieſen mit Bewunderung goutiren zu können. Auch an Hillmar laſſe ich ihn empfehlen. — Mein Bruder iſt ein ordentlicher, williger Menſch, äußerlich nicht ſehr anziehend, innerlich voll von griechiſchen und römiſchen Autoren, und beſonders zu hüten vor Aeſthetik, Venerie und andern anſteckenden Krankheiten. — Da ich mal am Empfehlen bin ſo will ich mich ſelbſt Dir ebenfalls aufs Neue empfehlen. Behalte mich, denn Du findeſt wirklich keinen Freund an dem Du alle Gedulde und Mühen der Freundſchaft beſſer ausüben kannſt als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!

Meine äußere Lage iſt nicht ſehr verändert.

Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, habe manche ſehr geſunde Tage gehabt, und wenn ich in dieſem Augenblick nicht einen ſo ſchlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, ſo würde ich mich jetzt zum juriſtiſchen Promoviren melden. Doch in dem Zuſtand worin ich mich jetzt befinde kann ich nicht daran denken; welches um ſo trauriger iſt da ich nach der Promotion viel ſchreiben wollte, unter andern die Vollendung des Rabbi, der mir centnerſchwer auf der Seele liegt. Dieſes uneigennützigſte Werk, wird auch das gediegenſte werden. — Ich habe gute Hoffnung dieſen Sommer recht zu geſunden, mein Arzt giebt ſich viele Mühe und ich auch. Viel Geldausgaben und Verſchlucken unangenehmer Medicinen.

Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ½ Jahr zugeſetzt. Aber Alles was er thut geſchieht auf eine unerfreuliche Weiſe. Ich habe ihm bis auf dieſe Stunde noch nicht geantwortet, denn es iſt mir zu ekelhaft ihm zu zeigen wie läppiſch und erbärmlich man mich bei ihm verklatſcht. Ebenfalls aus Ekel übergebe ich hier dieſe Eitermaterie. — Bin ich geſund, ſo habe ich

Kraſt genug Alles zu ändern: bis dahin will ich mich gedulden.

An Roberts in Carlsruhe habe ich geſchrieben. Ich will meine Harzreiſe für die Rheinblüthen geben. Dieſe habe ich deßhalb von meinem Onkel Henry Heine, dem ich ſie geſchickt hatte, zurückverlangt und ſobald ich ſie erhalte ſchicke ich ſie nach Carlsruhe. Ich war früher geſonnen ſie ins Morgenblatt zu geben, und deßhalb wollte ich an Cotta ſchreiben. Ungern gebe ich ſie in die Rheinblüthen: das Almanachsweſen iſt mir im höchſten Grade zuwider. Doch ich habe nicht das Talent ſchönen Weibern Etwas abzuſchlagen. Im Grunde iſt mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum ſchleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet ſind, als mit ſolchen die für die Gegenwart paſſen. Z. B. ein angefangener Fauſt, meine Memoiren und dergleichen. Ekelhaft iſt mir die Gegenwart mit ihrem Lob und noch mehr mit ihrem Tadel. — Meine äußere Abhängigkeit von dieſer Gegenwart iſt mir noch das Unangenehmſte.

Wie Immermann denkt und wie es mit ihm

ſteht kann ich Dir am beſten zeigen wenn ich Dir ſeinen letzten Brief mittheile. Ich bitte aber zeige ihn keinem Dritten, beſonders wegen ſeines Urtheils über Robert. Ich habe ſeinen „Paradiesvogel" noch nicht geleſen; kenne aber Tieck's geſtiefelten Kater, mit welchem derſelbe mehr als nöthige Aehnlichkeit zu haben ſcheint.

Iſt Michel Beer in Berlin? ich habe nämlich einen Bagatellauftrag an ihn.

Wenn das was ein gewiſſer Peters über mich im „Geſellſchafter" geſchrieben Dir im mindeſten gefiel, ſo thut mir das ſehr leid, und zwar um Deinetwillen. Es iſt der fadeſte und lächerlichſte Kerl auf Gottes Erde, ein Eſel mit Roſinenſauce, den ich zu Luſt und Ergötzen meiner Freunde zuweilen zum Narren habe. Nun iſt es noch das Allerergötzlichſte daß dieſer Kerl meine Werke beurtheilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte und wie ich ihm gern, ſogar ſelbſtbefördernd erlaubte, indem ich ihn auf ſein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich man muß eine gute Doſis Ironiearſenik im Leib haben um nicht über die Anmaßung und das dumm Hämiſche eines ſolchen Kerls unwillig zu werden und ſich gern auf dieſe

Weiſe am Publikum gerächt zu ſehen. Letzteres iſt unter aller Kritik. —

Lebe wohl, ich ſchließe weil das Papier zu Ende geht. Nächſtens mehr und gewiß eine beſſere Stimmung. Grüße mir gelegentlich den Criminalrath Hitzig, vielleicht hat er kürzlich durch Müller Grüße von mir erhalten.

H. Heine.

XXIII.

Göttingen den 1. Juli 1825.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 11ten vorigen Monats habe ich richtig erhalten: und mit Freude habe ich aus dem Ton deſſelben erſehen daß Du guter Laune biſt. Mit mir geht es ſo ziemlich. Mein Kopf geſundet allmählig, und ich thue Alles was dazu förderlich iſt. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemiethet, gehe des Abends zwiſchen Roſenbüſchen ſpazieren, und werde Morgens $^3/_4$ auf 6 von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es iſt doch beſſer daß dieſes durch Nachtigallen als durch klopfende Stiefelputzer geſchieht. Dann arbeite ich ſo angeſtrengt als möglich, Jurisprudenz, Geſchichte und den Rabbi u. ſ. w. Letzterer ſchreitet nur langſam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängts mich unverdroſſen weiter indem ich das Bewußtſein in mir trage daß nur Ich dieſes Buch ſchreiben kann, und daß das Schreiben deſſelben eine nützliche, gottgefällige Handlung iſt. Doch ich breche hiervon ab, indem dieſes Thema mich leicht dazu bringen kann von der eigenen Seelengröße ſelbſtbeſpiegelnd zu renommiren. —

Zunz hat mir zwar ſchon mal durch Dich geſchrieben wo im 15. Jahrhundert die vornehmſte Schule der ſpaniſchen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wiſſen ob dieſes auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verſtehen iſt? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage geleſen zu haben daß ſie früher ſchon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich Dir notirt, möchte ich über die Abarbanels etwas erfahren was ich nicht aus chriſtlichen Quellen ſchöpfen kann. Wolf hat dieſe alle in ſeiner Bibliothek angeführt. Bagi iſt dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zuſammengerafft. Bartelocci hab' ich noch nicht geleſen. Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die ſpaniſchen Hiſtoriker von den Juden. Ueberhaupt hier iſt ägyptiſche Finſterniß.

Ende dieſes Jahres denke ich den Rabbi fertig zu haben. Es wird ein Buch ſein das von den Zungen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich Dir daß Du auf die Lectüre meiner Harzreiſe nicht begierig zu ſein brauchſt. Ich ſchrieb ſie aus pekuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüſirt Dich der Nekrolog Saul Aſcher's den Du darin finden wirſt. Ich ſchreibe nächſtens nach Carlsruhe daß man für meine Rechnung mehrere Exemplare der Rheinblüthen worin meine Harzreiſe und das Honorar dafür an Deine Adreſſe nach Berlin befördern ſoll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchſchaulich politiſchen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen bis ich ihm meine Doctorpromotion anzeigen kann. Haſt Du Luſt mir in dieſem Augenblick 10 Louisd'or zu leihen, lieber Moſer, ſo erzeigteſt Du mir einen höchſt großen Freundſchaftsdienſt. Du kannſt alsdann von den Geldern die Du für mich aus Carlsruhe erhältſt, und die faſt doppelt ſo viel betragen, Dich binnen 2 bis 3 Monaten wieder remburſiren: welches mir zugleich höchſt bequem iſt. Außerdem bürge ich Dir mit meinem Ehrenworte bei dieſer Anpumperei, und ich würde noch mehr dergl. hinzuſetzen wenn ich nicht wüßte daß ich Dich verletze durch Mißtrauen in Deinem Vertrauen. Indeſſen, ich geſtehe es, obgleich ich weiß Du kennſt Dich und mich zu gut um nicht zu wiſſen daß Du ſicher gehſt wenn ich Dich anpumpe, und obgleich ich auch weiß daß Du mir gern hülfreich biſt, ſo würde ich doch lieber von jedem Andren borgen, wenn ich in dieſem Augenblick weniger verſtimmt, iſolirt und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich Dich mir die 10 Louisd'or ſobald als möglich zu ſchicken, und die beſte Gelegenheit ſcheint mir per Poſt in Treſorſcheinen. —

Wenn ich meinem Oheim ſchreibe, werde ich mir auch Gelder für eine Badereiſe erbitten, und wird dieſe Bitte erfüllt ſo komme ich früher nach Berlin als ich dachte. — Daß ich Dir von Göthe Nichts geſchrieben und wie ich ihn in Weimar geſprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablaſſendes geſagt, daran haſt Du Nichts verloren. Er iſt nur noch das Gebäude worin einſt Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm intereſſirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er iſt mir lieber geworden ſeit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber ſind Ich und Göthe zwei Naturen die ſich in ihrer Heterogenität abſtoßen müſſen. Er iſt von Haus aus ein leichter Lebemenſch dem der Lebensgenuß das Höchſte, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausſpricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeiſtert für die Idee, und immer gedrängt in dieſelbe mich zu verſenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun iſt in mir der große Kampf zwiſchen meiner klaren Vernünftigkeit die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeiſterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwiſchen meiner ſchwärmeriſchen Neigung, die oft unverſehens aufſchießt, und mich gewaltſam ergreift, und mich vielleicht einſt wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht beſſer iſt zu ſagen hinaufzieht; denn es iſt noch die große Frage ob der Schwärmer, der ſelbſt ſein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als Herr von Göthe während ſeines ganzen 76jährigen egoiſtiſch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut iſt mir der Kopf ganz matt von unſäglichen Abmühungen. Wirſt auch jenes Thema im Rabbi wiederfinden.

Der Saphir von dem Du ſprichſt ſcheint noch ſehr ungeſchliffen zu ſein. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im Geſellſchafter geleſen. Witz in ſeiner Iſolirung iſt gar nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Pauls und des Narren im Lear. Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte daß wir beide ſelbſt uns zu Zeiten herablaſſen einen Witz zu reißen. — Beiliegend erhältſt Du ein Gedicht aus meiner Harzreiſe. Ich bitte Dich keinem unſerer Freunde es zu zeigen, nicht mal meinem Bruder. Ich habe gute Gründe Dir dieſes Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von Dir. Meine Adreſſe iſt: H. H. stud. jur. aus D. wohnt auf dem Garten der Rectorin Seiffert vor dem Albanithore.

Dein Freund

H. Heine.

XXIV.

Göttingen den 22. Juli 1825.

Lieber Moſer!

Deinen Brief vom 5. d. Monats hätte ich längſt beantwortet wenn mich nicht meine Promotion, die, von einem Tage zum andern ſich herumziehend, erſt vorgeſtern ſtattfand, daran verhindert hätte. Aber auch heute kann ich Dir bloß den Empfang der 10 Louisd'or melden und, wie geſagt, die Nachricht der ſtattgefundenen Promotion. Ich habe disputirt wie ein Kutſchenpferd über die 4te und 5te Theſis, Eid und confarreatio. Es ging ſehr gut, und der Decan (Hugo) machte mir bei dieſer feierlichen Scene die größten Elogen, indem er ſeine Bewunderung ausſprach daß ein großer Dichter auch ein großer

Juriſt ſei. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauiſch gegen dieſes Lob gemacht hätten, ſo würde ich mir nicht wenig darauf einbilden daß man vom Katheder herab, in einer langen lateiniſchen Rede, mich mit Göthe verglichen und auch geäußert daß nach dem allgemeinen Urtheil meine Verſe den Göthe'ſchen an die Seite zu ſetzen ſind. Und dieſes ſagte der große Hugo aus der Fülle ſeines Herzens, und privatim ſagte er noch viel Schönes denſelben Tag, als wir beide mit einander ſpazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendeſſen geſetzt wurde. Ich finde alſo daß Gans Unrecht hat wenn er in geringſchätzendem Tone von Hugo ſpricht. Hugo iſt einer der größten Männer unſeres Jahrhunderts.

Geſtern habe ich den ganzen Tag mit Briefſchreiben an meine Familie und Gratulirt-werden vertrödelt, und heute bin ich todt. Erſchrick nicht über letztere Worte, ich ſprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann Dir alſo heute nicht ſchreiben, obſchon ich unendlichen Stoff dazu habe, beſonders wenn ich Dir ausführlich ſagen wollte, wie ſehr ich Dich liebe und wie ſehr Du es verdienſt geliebt zu werden.

Im Ganzen geht es gut mit meiner Geſundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In einem Briefe an meinen Onkel habe ich meinen Wunſch nach einem Seebade zu reiſen durchſchimmern laſſen, und ich erwarte von ſeiner sagacité und Gnade daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine iſt hier durchgereiſt, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen freundlich, ſo daß wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen mit ihm über meine Privatverhältniſſe zu ſprechen; und als ich mit nach Caſſel fahren ſollte, war der Wagen ſo ſehr bepackt daß Peter Schlemihl zurückbleiben mußte. — Doch ich bin gewitzigt genug um nicht zu glauben daß morgen ſchönes Wetter ſei weil heute die Sonne ſchien.

Beiliegend erhältſt Du ein Paquet Theſen, wovon Du ein Exemplar nach dem Hauſe von Varnhagen ſchickſt. (Kannſt Du mir nicht ſagen ob derſelbe verreiſt iſt oder nicht?) Auch ein Exemplar ſchicke an den Criminalrath Hitzig, deſſen lebhafte Theilnahme an meinen Schickſalen mich immer lebhaft erfreut. Grüße ihn auch. Die übrigen Exemplare vertheile an unſere Freunde und Bekannten, an Zunz (dem ich für ſeine Notizen ſehr danke), Rubo, Lehmann, Leßmann, den alten Friedländer, wenn Du willſt auch an Hillmars oder Veits u. ſ. w. Wenn Du an Gans oder Marcus ein Exemplar beſorgen kannſt wäre es mir auch lieb. Grüße mir Zunz recht herzlich, ſage ihm daß ich ihm recht ſehr danke für ſeine Notizen.. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn ſie werden in der Capitulation dieſer Stadt ausdrücklich erwähnt. Ueber Abarbanel habe ich die Diſſertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle chriſtlichen Quellen zuſammengeſtellt, aber ſehr dürftig.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald, ſollte Dein Brief mich nicht mehr hier antreffen, ſo gebe ich Ordre daß er mir nachgeſchickt wird. Haſt Du aber nichts Wichtiges mir mitzutheilen, ſo warte mit dem Schreiben bis ich Dir ſage ob ich nach dem Bade reiſe.

Ich bin wie geſagt heute todt und in großer Verwirrung und weiß kaum was ich ſchreibe.

Ich weiß aber ſehr gut und klar daß Du mein liebſter und wahrhafteſter Freund biſt und ich

der Deinige

H. Heine.

Schicke auch ein Exemplar der Theſen an Profeſſor Gubitz, und ein Exemplar an den Banquier Lürke: ſie können zwar Beide kein Latein, aber ſie haben mir Freundlichkeiten einſt erzeigt.

XXV.

Verdammtes Hamburg den 14. Decbr. 1825.

Theurer Moſer! lieber, gebenedeiter Menſch!

Du begehſt großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch dieſe erhalte ich nicht. Und nie war ich derſelben mehr bedürftig als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Bruſt ausgebrochen iſt, alle Gefühle ſich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich ſage Dir, es iſt ein ſchlechter Spaß. — Laß das gut ſein.

Da ſitz' ich nun auf der ABCſtraße, müde vom zweckloſen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und hölliſcher Spektakel, und groß und klein läuft herum nach den Buden um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen.

Im Grunde iſt es hübſch daß die Hamburger ſchon $^1/_2$ Jahr im voraus dran denken wie ſie ſich zu Weihnacht beſchenken wollen. Auch Du lieber Moſer ſollſt Dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich juſt nicht bei Kaſſe bin und Dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, ſo will ich Dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht ſchenken, nämlich das Verſprechen: daß ich mich vor der Hand noch nicht todtſchießen will.

Wenn Du wüßteſt was jetzt in mir vorgeht, ſo würdeſt Du einſehen daß dieſes Verſprechen wirklich ein großes Geſchenk iſt, und Du würdeſt nicht lachen, wie Du es jetzt thuſt, ſondern Du würdeſt ſo ernſthaft ausſehen wie ich in dieſem Augenblicke ausſehe.

Vor Kurzem hab' ich den Werther geleſen. Das iſt ein wahres Glück für mich.

Vor Kurzem hab' ich auch den Kohlhaas von Heinrich von Kleiſt geleſen, bin voller Bewunderung für den Verfaſſer, kann nicht genug bedauern daß er ſich todt geſchoſſen, kann aber ſehr gut begreifen warum er es gethan.

Was mein äußeres Leben betrifft, ſo iſt es nicht der Mühe werth daß ich davon ſpreche. Du ſiehſt Cohn ja dieſe Tage und er kann Dir erzählen wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advocat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrſcheinlich kann Cohn Dir die Urſache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder beſſer geſagt im Herzen; und will mich nicht damit plagen zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beſchäftigt mit mir ſelbſt, und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorleſungen die ich an der Berliner Univerſität halten will. —

Hat es Zeit daß ich Dir die 10 Louisd'or in Berlin, bei meiner Zurückkunft, wieder bezahle? Sag' mir es ausdrücklich. Ich ärgere mich gründlich daß ich Dir das Geld, länger als ich beabſichtigte, vorenthalte. Der Almanach, wodurch ich Dich rembourſiren wollte iſt nicht erſchienen dieſes Jahr, Ausgaben über Ausgaben, Vereitlung meiner Pläne zum Hierbleiben und dergl. mehr, ſind Schuld daß ich jetzt nicht weiß wo aus wo ein. —

Wir ſprechen ſehr viel von Dir, und Wohlwill hat kürzlich geäußert: daß Du, wenn Dich ein Freund beſtiehlt, ihm doch Deine Freundſchaft bewahren und blos ſagen würdeſt: er hat nun mal dieſen Fehler, und man muß das wegen ſeiner beſſern Eigenſchaften überſehen. — Der dicke Monasverehrer weiß ſelbſt nicht wie treffend er Dich bezeichnet hat, Dich und jene Geiſteshöhe, zu der man ſich mit Kopf und Herz hinaufgeſchwungen haben muß um jener Toleranz fähig zu ſein. Ich hab es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben hinab, ſondern von unten hinauf ſehe. —

Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll, Cohn verſichert mich Gans predige das Chriſtenthum, und ſuche die Kinder Iſrael zu bekehren. Thut er dieſes aus Ueberzeugung ſo iſt er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei ſo iſt er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören Gans zu lieben, dennoch geſtehe ich, weit lieber wär's mir geweſen wenn ich, ſtatt obiger Nachricht, erfahren hätte Gans habe ſilberne Löffel geſtohlen.

Daß Du, lieber Moſer, wie Gans denken ſollſt, kann ich nicht glauben, obſchon es Cohn verſichert und es ſogar von Dir ſelber haben will. — Es wäre mir ſehr leid wenn mein eigenes Getauftſein Dir in einem günſtigen Lichte erſcheinen könnte. Ich verſichere Dich, wenn die Geſetze das Stehlen ſilberner Löffel erlaubt hätten, ſo würde ich mich nicht getauft haben. — Mündlich mehr hiervon.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt eigenohrig anzuhören wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und beſonders ſtichelte „wie ſie von der bloßen Hoffnung eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, ſich verlocken laſſen dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.“

Ich verſichere Dir, die Predigt war gut und ich beabſichtige den Mann dieſe Tage zu beſuchen. — Cohn zeigt ſich groß gegen mich. Ich eſſe bei ihm am Schabbes, er ſammelt glühende Kuggel auf mein Haupt, und mit Zerknirſchung eſſe ich dieſes heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judenthums mehr gewirkt hat als alle 3 Hefte der Zeitſchrift. Indeſſen es hat auch größeren Abſatz gehabt.

Freitag.

Während ich geſtern an Dich ſchrieb erhielt ich Deinen lieben Brief vom 13. Decbr. Ich hätte Dir Manches darüber zu ſagen, muß mich aber auf das beſchränken was mir in dieſem Augenblick das Wichtigſte ſcheint.

Ich habe nämlich Luſt nächſte Oſtern unter dem Titel „Wanderbuch, I. Theil“ folgende Piecen drucken zu laſſen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meiſt Reiſebilder, und wovon Du ſchon 33 kennſt.
2. Die Harzreiſe, die Du dieſer Tage im Geſellſchafter ſchon ſehen wirſt, aber nicht vollſtändig.
3. Das Dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die Seebilder, wovon Du einen Theil beikommend erhältſt.

Will mir der Criminalrath Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, ſo intereſſirt er ſich für dieſes Unternehmen. Ich würde ihm ſelbſt drum ſchreiben, wenn es nicht gar zu häßlich ausſähe bei Eröffnung einer Correſpondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe iſt jetzt erſtens das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweitens ſo viel Honorar als möglich von ihm zu bedingen. Ich denke daß er mir 2 Louisd'or für den Bogen giebt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner Tragödien Geld ſchuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir verſprach jene Exemplare mir um ein Billiges abzulaſſen, wie ich ihm denn auch bemerkt hatte daß ich ſie, ledig und allein, um dem Buche Gönner und Poſaunen zu ſchaffen, an literariſche Blätter und Charaktere verſandt habe.

Zu beſprechen wäre mit Dümmler ob es nicht rathſam wäre das lyriſche Intermezzo, welches zwiſchen den Tragödien ſteht, nochmals abdrucken zu laſſen, das neue Intermezzo (I.) damit zu verbinden, und das Ganze als ein Büchlein von 10 bis 11 Bogen unter dem Titel „das große Intermezzo“ beſonders erſcheinen zu laſſen. Dieſes Büchlein würde ein höchſt originelles Ganze bilden, und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch das nicht ſo leicht ſeines Gleichen fände. Die oben angeführten andren 3 Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend ebenfalls ein Buch für ſich zu bilden. — Du kannſt allenfalls, lieber Moſer, wenn Dümmler obigen Intermezzoplan aus begreiflichem Verlegeregoismus ablehnen wollte, ihm anbieten daß ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, ſo daß er faſt nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honoriren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu beſtimmen. —

Die Cenſur wird die Harzreiſe im Geſellſchafter, wo ich ſie vorher abdrucken laſſe, ziemlich maltraitiren. Indeſſen hoffe ich, wird ſie im „Wanderbuch“ ganz gedruckt werden können: an neuem Zuſchmuck ſoll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warſchau und neue Zeitereigniſſe regen mich an dieſes Memoire jetzt erſcheinen zu laſſen: ich ſelbſt zwar hab' nie einen großen Werth darauf gelegt (Du gar keinen), aber Andere verſichern mich daß es ſeines Gehalts wegen wichtig ſei, (z. B. Sartorius) und daß ich drauf rechnen kann daß es die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Ich könnte viel über dieſen Gegenſtand ſagen, wenn ich nicht wüßte daß Dir der Aufſatz nie gefallen hat.

Etwas beſſer, hoffe ich, gefallen Dir die „Seebilder" deren Manuſcript Du durch Cohn erhältſt. Ich wünſche nicht daß Du ſie Jemandem anders mittheilſt als dem Criminalrath Hitzig, und daß Du auch dieſen bitteſt ſie Niemandem mitzutheilen. Tieck und Robert haben die Form dieſer Gedichte wenn nicht geſchaffen, doch wenigſtens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichſten was ich geſchrieben habe. Du ſiehſt jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin alſo doch nicht auf eine bloß lyriſch-malitiöſe zweiſtrophige Manier beſchränkt. —

Den 2ten und 3ten Theil des Wanderbuchs bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reiſebilder, Briefe über Hamburg, und der Rabbi, der leider jetzt wieder liegt.

Heute Morgen habe ich das neue Juli-Auguſt-

September-Heft der Wiener Jahrbücher geleſen, mit innerem Mißbehagen. Es ſteht nämlich eine Recenſion darin mehr über mich als über meine Tragödien. Du mußt ſie leſen, denn ſie trifft Dich mit, erſtens weil ich und Auerbach Dich repräſentiren, zweitens weil Du ein Stück von mir ſelbſt biſt. — Ich ſehe noch ſchlimmeren Ausfällen entgegen. Daß man den Dichter herunterreißt kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältniſſe ſo derbe anſpielt oder, beſſer geſagt, anprügelt, das iſt mir ſehr verdrießlich. Ich habe chriſtliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. ſ. w.

Nie waren meine Verhältniſſe kitzlicher als in dieſem Augenblicke. — Apropos, willſt Du zu dem „großen Intermezzo" eine Vorrede ſchreiben? Das wäre hübſch, und Du hätteſt da viel Intereſſantes zu ſagen. Antworte mir hierüber.

Montag.

Cohn, dem ich dieſen Brief mitgeben wollte, iſt einige Tage länger hier geblieben, und ich kann Dir noch einige Zeilen ſchreiben.

Madame Bella Veit habe ich beſucht. Eine liebenswerthe Frau, die ich öfter beſuchen will. Sie hat mich nicht in meiner roſenfarbigen Stimmung geſehen, und ich will ihr zeigen daß ich nicht immer ein ernſthaft langes Geſicht herumtrage. Ihre Unterhaltung iſt angenehm, ſo recht wärmend, wie ich es wünſche in dieſem feuchten Nebelwetter. Sie hat recht liebe Geiſtestournüren. Wir ſprachen von Gans. Kann man denn in dieſer Welt von etwas Anderem ſprechen? Jeder ſieht ihn, Jeder hört ihn. Halleluja!

Grüß' mir meinen Bruder, Zunz, J. Lehmann, Hillmars. Wenn ich Zeit hätte würde ich der Doctorin Zunz einen hübſchen jüdiſchen Brief ſchreiben. Ich werde jetzt ein rechter Chriſt; ich ſchmarotze nämlich bei den reichen Juden.

Lebe wohl, ſchreib mir bald Antwort, und ſei überzeugt daß ich Dich liebe und ſehr verdrießlich bin.

Dein ganzer Freund

H. Heine.

XXVI.

Hamburg d. 9. Jan. 1826.

Lieber Moſer!

Ich hoffe daß mir Cohn einen langen Brief von Dir mitbringt. Ich bitte Dich, wenn er noch nicht abgereiſt iſt, ſchick' mir durch ihn die „Seebilder" wieder zurück. Ich muß ſie doch vor dem Abdruck nochmals durchſehen. — In Hinſicht Dümmler's erwarte ich Deine Antwort. Ich hab' mich indeſſen jetzt einigermaßen anders berathen, und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken laſſen; ſondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche worin die Harzreiſe und Seebilder, als ein Ganzes aufnehmen. Es iſt alſo jetzt blos die Aufgabe: dem Dümmler ein Buch von circa 18 bis 20 Bogen zum Verlag anzubieten. Ich will dieſe

Tage dem Criminalrath Hitzig noch beſonders über dieſen Gegenſtand ſchreiben.

Der L . . . von Gubitz hat trotz ſeines ſchriftlichen Zuſagens die „Harzreiſe“ noch nicht im Geſellſchafter abgedruckt; der L . . . ſoll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach' nicht über meine Lappalien. Die Welt iſt jetzt freilich von größeren Intereſſen erfüllt. Hier ging's in der merkantiliſchen Welt ſehr ſtürmiſch zu, und trotz meiner Iſolirung von derſelben hab' ich die Wirkung dieſer Stürme empfinden müſſen. — Ich lebe ganz iſolirt, leſe den Livius, revidire meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen und ſchreibe unbedeutendes ſchlechtes Zeug.

Ueber meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig ſprechen. So viel kann ich Dir vertrauen: es ſteht mit mir beſſer als ich ſelber weiß. — Wer mich am meiſten quält das bin ich noch immer ſelbſt. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich ſo ſehr bewegt daß ich an nichts Aeußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne den Rabbi ausſchreiben zu können.

Mein einziger Umgang hier iſt im Hauſe

meiner Schweſter, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking, und des Candidaten Wohlwill. — Mein Oheim zeigt ſich mir ſehr gnädig, ſehr gnädig. — Mit meiner Geſundheit geht es ſo ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades ſcheint heilſam geweſen zu ſein.

Aber was machſt Du, guter, theurer Moſer? Iſt es Dir, bei Deiner Vielſeitigkeit, noch immer leicht mich zu lieben? Ich denke hier an Dich weit öfter als in Göttingen, weil ich hier iſolirter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohn. Er erzeigt mir viel Liebes, hat mir bei meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um ſo verdienſtlicher iſt, da Letzterer mit lauter Menſchen umgeben iſt die mir feindſelig ſind. Ich bin jetzt bei Chriſt und Jude verhaßt. Ich bereue ſehr daß ich mich getauft hab'; ich ſeh' noch gar nicht ein daß es mir ſeitdem beſſer gegangen ſei, im Gegentheil, ich habe ſeitdem nichts als Unglück. — Doch ſtill hiervon, Du biſt zu ſehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß' mir meinen Bruder, er iſt ein guter Junge, und ich hoffe daß er ein Menſch wird.

Apropos! iſt Cohn noch nicht abgereiſt, ſo laſſe ich ihn erſuchen in der Maurer'ſchen Buchhandlung ein Exemplar meiner Gedichte zu kaufen und mir mitzubringen. Ich will ihm gern den Thaler wiederzahlen. Ich ſag' es aus dem Grunde, damit Du ihn nicht auslegen ſollſt. Es iſt nur die Frage, ob Cohn ſich auch gern mit dem Buche beläſtigt, da man auf der Schnellpoſt wenig mitnehmen kann. — Grüß mir Lehmann, Zunz und Gemahlin. Sag' aber nicht an Zunz daß ich Lehmann's Namen zuerſt genannt.

Die Fonds haben gewiß auch Dich ſehr in Unruhe geſetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der Wiener Jahrbücher einzeln kaufen? Ich möchte daſſelbe gern beſitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte Dich, erkundige Dich deßhalb. Auch ſuch' zu erfahren, wer darin die Recenſion über mich geſchrieben. Iſt es nicht närriſch, kaum bin ich getauft ſo werde ich als Jude verſchrieen. Aber ich ſage Dir, nichts als Widerwärtigkeiten ſeitdem. — Z. B. auch daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, ſchreib mir viel, beſonders ob Du mir noch mit ganzem Gemüthe wohlwillſt. Wohlwill iſt krank.

Dein Freund

H. Heine.

XXVII.

Hamburg den 14. Febr. 1826.

Lieber Moſer!

Ich will Dir nächſtens ordentlich ſchreiben, recht ordentlich und heiter. Heute aber bin ich zu preſſirt und verſtimmt. Nur Weniges will ich Dir mittheilen.

Unſer Freund Cohn hat aus Thorheit oder aus Abſicht mir Schlimmeres zugefügt als der ſchlimmſte Feind gegen mich erſinnen konnte. Während ich hier bis am Hals beſchäftigt ſitze, wohl deßhalb auch die Menſchen negligire, hat mein eigener Schwager, der mich haßt, niederträchtige Gerüchte über mich verbreitet (z. B. ich ſpielte u. ſ. w.) und trieb auch Deinen Freund Cohn an, der in der Abſicht mir zu nützen der ganzen Welt die Ohren vollſchwatzt: ich läge hier müßig, hätte kein Geld, mein Oheim müſſe mir Geld geben u. ſ. w. Da dieſes mir zu Ohren kam überzeugte ich den plumpen Geſellen daß mir das Wenige was ich hier brauche nicht fehle, und ich bat ihn ſich um meine Angelegenheit ferner nicht zu bemühen. Bis Auguſtmonat habe ich meine Gründe mit ihm (Cohn) in intimer Freundſchaft zu bleiben. Nun erfolgt aber an Dich die Bitte: in Briefen an Cohn kein Wort über mich zu ſchreiben, überhaupt kein Wort über meine Privatverhältniſſe, keinen Rath für mich und dergl. zu äußern. Der Kerl mißbraucht Alles und ich muß mich gegen ihn ſichern. — Sollteſt Du dagegen handeln, ſo müßte ich, der in dieſem Leben ſchon ſo viel verloren hat, auch Dich und Deine Freundſchaft aufgeben. Es iſt dies mein ernſteſtes Wort. Ueberhaupt muß ich Dich ſelbſt warnen gegen ſolche Freunde auf deiner Hut zu ſein. Er compromittirt ohne es zu wiſſen. Mündlich mehr.

Etwas länger als ich beabſichtigte bleibe ich hier. Ich muß Manches ausarbeiten. Auch den Rabbi will ich — gegen Deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er ſoll ſchon im

2ten Theil meiner Reiseſchriften erſcheinen, deren erſter Theil im Verlag von Hoffmann u. Campe dieſe Oſtern herauskommt. (Ich habe dieſen 1ten Theil für 50 Louisd'or verkauft.) Die ſchändlich mißhandelte Harzreiſe ſoll drin erſcheinen, auch die ſpaniſchen Romanzen die ich Dir geſchickt, ſowie auch die Seebilder, von denen mir Cohn ſagte daß er ſie geleſen — Du verſtehſt mich. — Erzähle keinem Menſchen was ich Dir hier ſchreibe. Grüß' mir meinen Bruder. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Adreſſe: An den Dr. jur. H. H. wohnt bei Kaſang am Dragonerſtall Nr. 12.

XXVIII.

Hamburg den 24. Febr. 1826.

Lieber Moſer!

Obſchon kopfmüde kann ich doch nicht umhin Dir einige Zeilen zu ſchreiben. — Ich ſehe Du haſt den Marquis Poſa abgelegt, und möchteſt nun gern den Antonio präſentiren. Glaub mir ich bin weder Taſſo noch verrückt, und wenn ich bis zum Furchtbarſten meine Entrüſtung ausſprach, ſo hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir nichts daran wie man von mir denkt, man kann auch ſprechen von mir was man will; ganz anders iſt es aber wenn man dieſes Gedachte oder Geſprochene mir ſelbſt, perſönlich ſelbſt, inſinuirt. Das iſt meine perſönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Univerſität zweimal geſchlagen weil man mich ſchief anſah, und einmal geſchoſſen weil man mir ein unziemliches Wort ſagte. Das ſind Angriffe auf die Perſönlichkeit, ohne deren Integrität ich ſelbſt jetzt nicht exiſtiren möchte. — Nun will ich Dir erzählen: Der Mann meiner Schweſter ſuchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben indem er mich und meine Lebensweiſe bei der ganzen Welt verläumdete, und unter anderen auch Cohn antrieb: bei meinem Oheim, zu meinem eigenen Beſten, meine ſchlechte Lebensart zu ſchildern um ihn anzuſpornen mich von hier zu entfernen. Da ſoll nun Cohn im Hauſe meines Oheims geäußert haben: ich ſei ein Spieler, lebte müßig, müſſe in ſchlechten Händen ſein, ich hätte keinen Charakter, kurz dergl. mehr, ſei es um ſich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf ſolche Weiſe zu nützen glaubte. Da ſolche Menſchen nun gefährlicher und ſchädlicher ſind als offenkundige Feinde, indem ſie ſich ein Air von Protectoren und Seelſorgern geben, ſo mußte ich Dich bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Abſicht, Nichts gegen ſolche Menſchen über mich zu äußern;

ſie unterſtützen ihr Geſchwätz gern wenn ſie aufweiſen können von den intimſten Freunden aufgefordert zu ſein „Etwas für den Menſchen zu thun.“ Dieſer Ausdruck ſchon allein kann mich toll machen. — Moſer, ich weiß Du liebſt mich, in meiner Seele iſt nicht der geringſte Unmuth gegen Dich — aber geſteh' offen: welche Bewandtniß hat es mit dem Geſchwätz daß Du durch Cohn aufgefordert biſt und der Criminalrath Hitzig wieder von Dir aufgefordert iſt in Berlin ein Unterkommen für mich zu ſuchen? Ja, ich bin raſend. — Meine perſönliche Ehre aufs tiefſte gekränkt: — was mich aber am meiſten kränkt das iſt daß ich ſelbſt dran ſchuld bin durch ein zu offenes und kindiſches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. — Es ſoll nicht mehr geſchehen, ich werde im Nothfall auch ſo abſichtlich ernſt ausſehen wie Ihr Andern. Daß ich mit Cohn nicht förmlich zerfalle, und ihm erſt den 1. Auguſt meine Meinung ſage iſt auch nöthig. Er hat die Karre in den Dreck geſchoben und kann ſie wieder herausſchieben. Haſt Du für einen alten Freund noch ſo viel Freundſchaft, ſo beſtärkſt Du ihn darin — er hat wenigſtens die Abſicht geäußert ſeine Plumpheit wieder gut zu machen — und Du bedenkſt daß Du, freilich nur mittelbar, dazu beigetragen haſt mir namenloſes Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmuth. Ich kann faſt nicht ſchreiben. —

Es iſt Thorheit von Dir wenn Du äußerſt daß ich im Ernſt meine Freundſchaft * * * wollen: meine Freundſchaft hängt nicht vom * * * ab, ſondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich ſelbſt beherrſcht werde. Es iſt ganz wie bei der Liebe, bei der meinigen, der H. Heiniſchen. Du denkſt anders, kannſt meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt Dir Nichts von meiner Freundſchaft. Das iſt meine Toleranz.

Schreib mir mal; denn in Deinem Briefe ſteht wirklich kein Wort. — Grüß' mir unſere Freunde. Gans Recenſion im Morgenblatt habe ich geleſen und die erſte Hälfte leider nicht verſtanden. Die Nachwelt wird Gans Deutſch deſto beſſer verſtehn. — Mein neues Büchlein iſt in vollem Gedrucktwerden; ſo bald es fertig iſt ſchick' ich's Dir. — Es iſt mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meiſten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' dieſe Tage meine Schweſter verloren. Leb' wohl, ſchreib bald.

H. Heine.

XXIX.

Hamburg den 23ten des Monat Gans 1826.

Dieſe Nacht dachte ich mehre Stunden lang an Dich und unter anderm machte ich die ſcharfſinnige Bemerkung: daß du mehr Scharfſinn habeſt als ich. — Stimmſt Du nun ein in dieſes Urtheil, ſo mußt Du doch geſtehen daß ich einigen Scharfſinn beſitze, und meinſt Du das Gegentheil des ausgeſprochenen Urtheils ſo haſt Du mir eo ipso eine Doſis Scharfſinn zugeſprochen.

Was ſoll ich thun, Alles was ich in der Bruſt habe, alle Gefühle meines Herzens gelten nichts mehr bei Dir, und wenn ich mich wieder bei Dir in Credit ſetzen will, ſo muß ich irgend eine einſeitige Verſtandesfähigkeit für mich vindiciren, da ich weiß, daß Du auf dergl. Etwas zu geben pflegſt. Was ſoll ich thun! Ich muß ſogar den Verdacht auf mich laden als hätte ich Verſtand, alles aus ambirender Freundſchaft zu Dir. Ich möchte die goldenen Hufen meines Pegaſus bei einem Juden verſetzen, nur um Verſtand zu borgen. Gold verſetzt um Münzgroſchen zu borgen. — Genug des Unverſtandes und der unverſtändlichen Reden über Verſtand — ich wollte mir nur den Anſchein geben als dächte ich Etwas dabei.

Das war eine gute Zeit, als der Rattklif und Almanſor bei Dümmler erſchienen, und Du, lieber Moſer, die ſchönen Stellen daraus bewunderteſt, und Dich, während wir p..ten, in den Mantel hüllteſt, und pathetiſch ſpracheſt, wie der Marquis Poſa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz ſeiner Nankinghoſen — und doch iſt es mir als ob es damals wärmer geweſen ſei, als heute den 23. April, heute, wo die Hamburger ſchon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchenſträußern u. ſ. w. u. ſ. w. Es iſt damals viel wärmer geweſen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und ſchrieb lange Vereinsreden, und trug ſich mit dem Wahlſpruch: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Ich erinnere mich, der Pſalm „wir ſaßen an den Flüſſen Babels“ war damals Deine Force, und Du recitirteſt ihn ſo ſchön, ſo herrlich, ſo rührend, daß ich jetzt noch weinen möchte, und nicht blos über den Pſalm.

Du hatteſt damals auch einige ſehr gute Gedanken über Judenthum, chriſtliche Niederträchtigkeit der Proſelytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur Abſicht haben Schwierigkeiten fortzuräumen, ſondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erſchachern wollen, und dergl. gute Gedanken mehr, die Du gelegentlich einmal aufſchreiben ſollteſt. Du biſt ja ſelbſtſtändig genug, als daß Du es wegen Gans nicht wagen dürfteſt: und was mich betrifft, ſo brauchſt Du Dich wegen meiner gar nicht zu geniren.

Wie Solon ſagte, daß man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich nennen könne, ſo kann man auch ſagen daß Niemand vor ſeinem Tode ein braver Mann genannt werden ſollte.

Ich bin froh, der alte Friedländer und Ben-David ſind alt, und werden bald ſterben, und dieſe haben wir dann ſicher, und man kann unſerer Zeit nicht den Vorwurf machen daß ſie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne.

Verzeih mir den Unmuth, er iſt zumeiſt gegen mich ſelbſt gerichtet. Ich ſtehe oft auf des Nachts und ſtelle mich vor den Spiegel und ſchimpfe mich aus. Vielleicht ſeh' ich des Freundes Seele jetzt für einen ſolchen Spiegel an: aber es kommt mir vor als ſei er nicht mehr ſo klar wie ſonſt.

Sei nicht mürriſch weil ich es bin. Ich will Dir in Allem Recht geben. Nenne mich ungerecht und ich will Dir Recht geben. Ja was noch ſchlimmer iſt als ungerecht, ich bin ſogar ſubjectiv. Und in ſolcher ungerechten Subjectivität ſchmähe ich auf das ſchöne Wetter, auf Gans. — — Nun, wenn ich das Aprilwetter mit dem gewöhnlichen Beiworte nenne wirſt Du doch nicht böſe ſein? — Aber, o wetterwendiſcher, inconſequenteſter Monat April, verzeih' mir, daß ich Dir Unrecht that, und mit dem Dr. Gans Dich zuſammenſtellte. Das verdienſt Du nicht! (Ich meine den Monat.) Es iſt ein männlicher, conſequenter Monat, ein ordentlicher Monat u. ſ. w.

Grüß mir unſern „außerordentlichen“ Freund, und ſag ihm daß ich ihn liebe. Und dieſes iſt mein ſeelenvollſter Ernſt. Er iſt mir noch immer ein liebes Bild, obſchon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich ſelbſt nicht denken will. So dachte ich dieſe Nacht: mit welchem Geſicht würde wohl Gans vor Moſes treten, wenn dieſer plötzlich auf Erden wieder erſchiene? Und Moſes iſt doch der größte Juriſt der je gelebt hat, denn ſeine Geſetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag.

Ich träumte auch, Gans und Mardochay Noa kamen in Strahlau zuſammen, und Gans war, o Wunder! ſtumm wie ein Fiſch. Zunz ſtand ſarkaſtiſch lächelnd dabei und ſagte zu ſeiner Frau: ſiehſt Du Mäuschen? Ich glaube Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und geſpickt mit „Aufklärung“, „Wechſel der Zeitverhältniſſe“, „Fortſchritte des Weltgeiſtes“, eine lange Rede, worüber ich nicht einſchlief, ſondern im Gegentheil, worüber ich erwachte. Und wachend, wie geſagt, dachte ich an Dich und machte die ſcharfſinnige Bemerkung: daß Du mehr Scharfſinn habeſt wie ich — quod erat demonstrandum.

Ich liebe Dich.

H. Heine.

XXX.

Norderney, den 8. Juli 1826.

Lieber Moſer!

An meinem langen Stillſchweigen haben die Götter Schuld. Ihnen ſchütte ich jetzt Alles in die Schuhe. Es iſt das Bequemſte.

Oft, zehntauſend oft würde der Chineſe ſagen, denk ich an Dich, und es ſoll auch nicht lang dauern bis ich Dich wiederſehe von Angeſicht zu Angeſicht. Ich will dieſen Winter, wenigſtens zum Theil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber ſind noch nicht beſtimmt geordnet. Es iſt aber ganz beſtimmt daß es mich ſehnlichſt drängt dem deutſchen Vaterland Valet zu ſagen. Minder die Luſt des Wanderns als die Qual perſönlicher Verhältniſſe (z. B. der nie abzuwaſchende Jude) treibt mich von hinnen.

Mit meiner Geſundheit beſſert es ſich, obſchon nicht ganz, doch allmählig, und ich vermag jetzt beſtimmtes auf die Beihülfe meiner Phyſis zu rechnen. — Jetzt ſchwimme ich wieder auf der Nordſee. Das Salzwaſſerelement ſagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zu Muth wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und her geworfen wird, das Erſaufen iſt mir ein tröſtender Gedanke, der einzige Troſt den mir der grauſame Prieſter von Heliopolis gelaſſen hat — indem er dem Waſſer keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet iſt doch der Mythos des ewigen Juden! Im ſtillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das ſchaurige Märchen, die Kleinen drücken ſich ängſtlicher an den Herd, draußen iſt Nacht — das Poſthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Meſſe. — Wir die wir die Helden des Märchens ſind, wir wiſſen es ſelbſt nicht. Den weißen Bart, deſſen Saum die Zeit wieder verjüngend geſchwärzt hat, kann kein Barbier abraſiren.

Dein Vereinsbild „der rieſige Chriſtus mit der Dornenkrone der durch die Jahrtauſende ſchreitet“ kommt mir oft ins Gedächtniß. Du biſt milder und beſſer als ich, darum ſind auch Deine Bilder ſchöner, ſanfter und verſöhnender.

Mein Chriſtus auf dem Waſſer, XIItes Seebild, hat viel Unmuth gegen mich erweckt. Sowie denn überhaupt meine Reiſebilder mir hinlängliche Feindſchaften bereitet. Ich bin entzückt daß Dir das Buch gefallen. Wohlwill ſagt mir Du würdeſt eine Recenſion darüber ſchreiben. Das iſt ſehr edel von Dir, ſehr nobel u. ſ. w. Aber Scherz bei Seite, es war mir bei meiner fatalen Stellung ſehr nützlich daß das Buch einige günſtige öffentliche Urtheile gewonnen. Was Du für das Buch thun kannſt, das thue. Auch meine finanziellen Verhältniſſe haben ſich durch das Buch verbeſſert. Der zweite Theil ſoll Ende des Jahres gedruckt werden. Er ſoll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi. „Und Dich hat niemals rathend beſchützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ Du haſt Recht, und haſt immer Recht.

Du biſt mir der liebſte meiner Freunde, und Du verdienſt es zu ſein weil Dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt als an dem Bild deſſelben. Solche Geſinnung verlang' ich. Ich freu' mich drauf Dich wiederzuſehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abſtecher nach Holland; werde aber Anfangs September in Lüneburg ſein, wohin Du, wenn Du mir ſchreiben willſt, Deinen Brief adreſſiren könnteſt. Sag' das auch meinem Bruder, der ſonſt nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß' mir Lehmann ſehr herzlich; er hat es um mich verdient daß ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreiſe von Hamburg habe ich Madame Bella Veit beſucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreiſe 9 Tage verbrachte, wegen conträren Windes, habe ich viele ſchöne Stunden in der Geſellſchaft von Jeanette Jacobſon, verehelichte Goldſchmidt, verbracht. Nein, ich will Dich nicht belügen, nicht der Weſtoſtwind, ſondern die weſtöſtliche Dame ſelbſt hat mich 9 Tage in Cuxhaven feſtgehalten. O ſie iſt ſchön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr ſteht, ſieht es aus als wäre ſie unverheirathet: denn der Mann bedeutet nichts, ſo unbedeutend iſt er. Aber herzensgut.

Lüneburg den 14. October 1826.

Lieber Moſer, mein guter Moſer!

Herzinniger Unmuth war ſchuld daß ich zu Norderney meinen Brief an Dich nicht ausſchrieb. Wozu ſoll ich Dir Jeremiaden ſchreiben; jetzt iſt Vieles verwunden und ich kann Dir in beſtimmten Worten ſagen: ich befinde mich beſſer als ſonſt und meine äußere Lage iſt ſo ziemlich erträglich, leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monats bis zur Abreiſe faſt der einzige übrigbleibende Badegaſt. Ich miethete mir ein Ever und zwei Schiffer und den Tag über fuhr ich beſtändig auf der Nordſee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen beſſeren gehabt. — Nächte am Meer; wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an Dich. Ja es kam mir vor als finge ich jetzt erſt an Dich zu begreifen. Große Natureindrücke müſſen unſere Seele erweitern ehe wir den ganzen großen Menſchen faſſen können. Bleib mir nur gut; werde nur nie irre an mir. Ich will ja gern all meine Gebrechen eingeſtehen und mich vor Dir beugen.

Nur das beleidigt mich, daß Du ſo groß biſt und doch ſo ablehnend beſcheiden, während ich ſo viel kleiner bin und ſo viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten und jetzt fühl' ich mich erſt wieder fähig ruhig zu denken und zu ſchaffen. Im Januar werde ich wohl wieder, auf eine kurze Zeit, in Hamburg ſein, und dort ſoll Oſtern der zweite Theil der Reiſebilder gedruckt werden. Dieſer Theil ſoll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die 2. Abtheilung der „Nordſee“, die den 2. Band eröffnen wird, iſt weit originaler und kühner als die 1. Abtheilung und wird Dir gewiß gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor habe ich in einem ſelbſtbiographiſchen Fragment verſucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch ſoll der 2. Band eine Reihe Nordſeereiſebriefe enthalten worin ich „von allen Dingen und von noch einigen“ ſpreche. Willſt Du mir nicht einige neue Ideen dazu ſchenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentariſche Ausſprüche über Zuſtand der Wiſſenſchaften in Berlin oder Deutſchland oder Europa — wer könnte die leichter hinſkizziren als Du? Und wer könnte ſie beſſer verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geſchichte, — welche reiche Themata. Du wirſt es nie bequemer bekommen; und ich ſeh voraus, Du wirſt nie ein ganzes Buch ſchreiben und keins was gleich die ganze Welt lieſt. Es iſt nicht ſo ſehr die Luſt mich mit Deinen Federn zu putzen, ſondern mehr der liebevolle Zug Dich geiſtig in mein geiſtigſtes Weſen aufzunehmen, Dich den gleichgeſinnteſten meiner Freunde. Willſt Du aber über jene Themata etwas Abgeſchloſſenes ſchreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, ſo will ich ihn — verſteht ſich ohne Dich zu nennen — als fremde Mittheilung in dem zweiten Theile meiner Reiſebilder aufnehmen. Du kannſt ja ſehr populär ſchreiben, wenn Du nur willſt. Und meine Discretion verbürge Dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und ſag mir Deinen Willen. Es iſt eine Lieblingsidee von mir ſeit 8 Tagen, und ich möchte nicht daß Du ſie ganz gleichgültig von der Hand wieſeſt. —

Mein Bruder iſt jetzt hier und wir ſprechen viel von Dir. — Von Zunz habe ich einige Zeilen erhalten; grüße ihn herzlich von mir. — Auch Gans grüße. Ich hoffe nicht daß Gans, der faſt noch Brandfuchs des Chriſtenthums iſt, ſchon zu chriſteln anfängt! Nein, unſer G. G. Plumper hat mich belogen. Sollte er es aber jemals thun, ſo wird ihm Dein als Weltheiland gekreuzigtes Chriſtenthum ſchmerzlich zurufen: Dr. Eli! Dr. Eli! lama asabthani! Grüß mir den guten Gans und ſag' ihm daß ich ihn ſehr liebe. Ich denke täglich an ihn und ſein liebes Herz und er wird immer einen innigen Freund an mir haben. — Haſt Du von Roberts Etwas gehört? Ich unglücklich ſaumſeliger Briefſchreiber hab' in der letzten Zeit meine beſten

Freunde ohne Brief gelaſſen. — Grüß mir auch Leßmann. Mein Bruder ſagt mir er ſchriebe ein großes hiſtoriſches Werk. —

Daß ein ſtinkiger Jude in Hamburg überall herumgelogen hat er habe mich geprügelt, wirſt Du gehört haben. Der Schweinhund hat mich blos auf der Straße angegriffen, ein Menſch den ich nie im Leben geſprochen habe. Jenen Angriff (er hat mich kaum an dem Rockſchoß gefaßt, und das Volksgewühl des Burſtahs hat ihn gleich fortgedrängt), jenes Attentat, jenen Senat hat der Kerl noch obendrein abgeleugnet als ich ihn deßhalb bei der Polizei verklagte. Dies war mir Alles was ich wünſchte. Er ſagte aus, ich hätte ihn wegen eines Grells von 1815 (ich war damals noch gar nicht in Hamburg) in meinen Schriften angegriffen und nachher auf der Straße. — Die Geſchichte wurde von infamen Schurken hinlänglich benutzt. Doch wozu Dir ſolche ſchmutzige Notizen ſchreiben! — Laß Dich auch nicht ängſtigen wenn man Dir ſagt man wolle mir Arm und Bein entzweiſchlagen. Es thut mir leid daß ich nie gegen Dich geprahlt habe mit den Gefahren die ich ſchon im Leben beſtanden; für mich iſt geſorgt. — Und nun lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

Briefe an mich ſchick nur an
Dr. jur. H. H. bei S. Heine in Lüneburg.
Mein Bruder grüßt Dich.

XXXI.

London den 9. Juni 1827.

Lieber Moſer!

Verzeih mir meine lange Saumſeligkeit im Briefſchreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzuſehr gehetztes Thier. Vor meiner Abreiſe von Hamburg habe ich Sorge getragen daß Dir mein Buch geſchickt wurde. Ich dachte Du wirſt es als einen Brief betrachten. Du wirſt daraus erſehen haben was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke der Legrand wird Dir gefallen haben; alles Uebrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, iſt Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieſes Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutſchland gewonnen; wenn ich geſund werde kann ich jetzt viel thun: ich habe jetzt eine weitſchallende Stimme. Du ſollſt ſie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenſchergen und Unterdrücker heiligſter Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Profeſſur erlangen in der Univerſitas hoher Geiſter.

Der Hauptzweck meines heutigen Briefes iſt die Wiederholung des alten Textes: daß ich Dich liebe und daß ich wünſche mir Deine Liebe zu erhalten. Als ein Beweis meiner Liebe ſchicke ich Dir heute die 10 Louisd'or zurück die Du mir ſeit Jahr und Tag geliehen. Nur meinen liebſten Freunden pflege ich Geld zurückzubezahlen. Bei dieſer Gelegenheit dank ich Dir auch daß Du damals, als ich jenes Geldes ſo ſehr bedurfte, mir ſo freundlich damit beiſtandeſt. Ich weiß daß Dir dieſes Danken mißfällt, aber ich kann es nicht unterlaſſen — ich habe ſo ſelten Gelegenheit zum Danken. — Ueber die 12 Louisd'or, die ich, nach Abzug der Dir ſchuldigen 10 Louisd'or, von der einliegenden Anweiſung auf 22 Louisd'or herausbekomme, wünſche ich folgendermaßen zu verfügen:

An den Aſſeſſor Chriſtian Sethe, der jetzt wahrſcheinlich in Münſter iſt und deſſen Adreſſe Du von ſeinem Vater dem Präſidenten des Caſſationshofes Sethe in Berlin erfahren kannſt, bin ich 5 Louisd'or ſchuldig und ich wünſche daß Du ſie ihm in meinem Namen ſchickeſt mit der Bemerkung daß ich von London aus dazu Ordre gegeben. — Dann an meinen lieben Freund Carl von Raumer, stud. juris, wohnend alldort Mauerſtraße Nr. 53, bin ich von Göttingen aus noch 2 Louisd'or ſchuldig, und wenn Du nicht verziehſt ſie ihm in meinem Namen zu ſchicken ſo wünſche ich daß Du ſie ihm ſelbſt bringſt und ihn meines vollen Wohlſeins verſicherſt — ſonſt glaubt er ich läge auf dem Todbette, indem er weiß daß Schuldenbezahlen nicht meine Paſſion iſt. Er iſt einer meiner liebſten Freunde und kann Dir erzählen wie ich in Göttingen gelebt. — Endlich erinnere ich mich auch, unſerem guten Joſeph Lehmann noch einen Louisd'or ſchuldig zu ſein, und da ich doch im Zug bin, ſo will ich auch daß Du dieſen in meinem Namen bezahlſt. Der gute Lehmann wird ſich zwar dieſer kleinen Schuld nicht mehr beſinnen wollen; aber ich habe ein gutes Gedächtniß. Sag' ihm daß ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreibe. — Nach dieſen

Auszahlungen bleiben mir noch 4 Louisd'or bei Dir zu gut, worüber ich nächſtens verfügen will. Ich will Dir nicht auf einmal gar zu vielen Stoff zum Lachen geben. Entſchuldige die Mühe die ich Dir verurſache.

Wie ich hier lebe kannſt Du Dir wohl vorſtellen, da Du mich und England kennſt. Ich ſehe hier viel und lerne viel. In einigen Tagen will ich in ein engliſches Seebad reiſen. Die Herren B. A. Goldſchmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe adreſſiren laſſe, haben Ordre mir ſolche nachzuſchicken. — Mit meiner Geſundheit will es ſich noch immer nicht ganz beſſern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reiſe war Hamburg zu verlaſſen. Ich hoffe die Kraft zu haben nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht ſonderlich. Seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier iſt Alles zu theuer und zu weitläufig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Weſtminſterabbey, engliſche Tragödie, ſchöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, ſo ſind die Weiber nicht ſchuld dran; ſie thun das ihrige. Engliſche Literatur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unſrige — das will viel ſagen. —

Wenn Du dort in der Journalenwelt Etwas für den 2. Reiſebilderband thun kannſt, ſo unterlaß es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde ſitzen gewöhnlich ſtill. Auch iſt es für Beamte, königl. preußiſche, etwas mißlich über mein Buch ſich ehrlich auszuſprechen. Ich will Dich, den Nichtbeamten, darauf aufmerkſam machen, aber ich weiß es hilft nichts, Du biſt zu tief als daß man Dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bischen Seichtigkeit wäre Dir nützlich. Im Grunde, was iſt tief? Iſt die Grube tiefer als der flache Spiegel der ſie mit ihrer tiefſten Tiefe zurückſtrahlt? — Lebe wohl und grüß mir Gans und Zunz, die beiden Freunde. Ich denke viel an Gans und immer mit weicher, herzlicher Geſinnung. Der Doctorin Zunz meine Grüße. Siehſt Du Bendavid ſo grüß ihn von mir, ſowie auch den alten Friedländer, es ſind Menſchen die ich achte. Wenn Du mir ſchreiben willſt, ſo ſchreib mir bald. Grüß mir Leßmann. Dem Criminalrath Hitzig, wenn Du ihn ſiehſt, meine Empfehlung: ich habe meinem Buchhändler vor meiner Abreiſe Ordre gelaſſen ihm mein Buch zu ſchicken. —

Es iſt heut' ſchönes Wetter; etwas Seltenes in London. Ich will meine Freundinnen, die Chineſinnen die hier ſind, beſuchen.

Dein Freund

H. Heine.

XXXII.

Hamburg den 19. Oct. 1827.

Lieber Moſer!

Wenn Du mir auch nicht einen langen Brief ſchreiben willſt, ſo ſchreib mir doch wenigſtens ſo bald als möglich ob Du meinen Brief nebſt der darin enthaltenen Anweiſung von 22 Louisd'or auf Gebr. Veit (ausgeſtellt von B. A. Goldſchmidt & Co.) von London aus erhalten haſt. — Ich bin im Begriff Hamburg zu verlaſſen, und erwarte Deinen Brief unter Adreſſe von S. Heine in Lüneburg. *Schreib' mir nur gleich*, und wenn es auch nur mit einer Zeile iſt. Dein Stillſchweigen und meine Nachläſſigkeit iſt mir plötzlich gar zu beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund

H. Heine.

(Ich bin im Begriff nach München zu reiſen. Von dort aus, oder noch auf der Reiſe, will ich Dir intereſſante Dinge ſchreiben.)

XXXIII.

Lüneburg den 30. Oct. 1827.

Lieber Moser!

Ich reiſe dieſen Abend weiter, muß noch packen, daher wenig Worte. Von Caſſel aus will ich Dir auf Deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reiſe nach München, wo mir viel verſprochen worden, und, was noch beſſer iſt, bereits garantirt iſt. Meine Geſundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit. Schrecklich, daß ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reiſen muß. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München ſein werden, ſind die, von 1828 an, dort erſcheinenden „allgemeinen politiſchen Annalen", die, in regenerirter Geſtalt unter meiner Redaction erſcheinen ſollen. Ich wünſche, daß dieſes wichtige, gar vornehm diplomatiſche Journal auch von Dir mit geeigneten Aufſätzen unterſtützt werden möge. Beſtimme Dir eine fortlaufende Rubrik, worunter Du Deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mittheilſt. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter für das Januarheft von Dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daß jetzt endlich Dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verſchwiegenheit kannſt Du rechnen. Sag' Gans nichts. Daß ich dem Ariſtokratenknecht Göthe mißfalle iſt natürlich. Sein Tadel iſt ehrend ſeitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachſenden Titanen. Er iſt jetzt ein ſchwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erſchaffen kann. Raumer kann bezeugen daß ich ihn ſchon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch Deinen letzten Brief beſtochen werden.

Das „Buch der Lieder" iſt nichts als eine Geſammtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch ſchon an Dich von Hamburg aus abgeſchickt. Es iſt wunderſchön ausgerüſtet, und wird wie ein harmloſes Kauffarteiſchiff, unter dem Schutze des 2ten Reiſebilderbandes ruhig ins Meer der Vergeſſenheit hinabſegeln. Daß letzteres Buch ein Kriegsſchiff iſt, das allzuviel Kanonen an Bord führt, hat der Welt erſchrecklich mißfallen. Der 3. Band ſoll noch fürchterlicher ausgerüſtet werden, das Kaliber der Kanonen ſoll noch größer ausfallen, und ich habe ſchon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht ſo viel Ballaſt wie der zweite Band führen. —

Da Du die 5 Louisd'or noch nicht an Sethe beſorgt haſt ſo wünſche ich daß Du für dieſe und für die 4 Louisd'or die ich bei Dir zu gut habe, d. h. alſo für 9 Louisd'or mir ein Wechſelchen auf Frankfurt a. M. kaufſt und mir ſolches ſo bald als möglich nach Caſſel nachſchickſt. Du adreſſirſt Deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Caſſel (Heſſen). Da ich einige Tage dort bleibe, ſo hoffe ich Deinen Brief zu finden. Sollteſt Du die 5 Louisd'or ſchon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, ſo mußt Du mir dieſe 5 Louisd'or auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nämlich mit meinem Reiſegelde nicht auszukommen, und erſt bei meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, Du hilfſt mir gern und daher beläſtige ich Dich. In 4 Wochen, auf Ehrenwort, erhältſt Du die 5 Louisd'or zurück im Fall Du ſie mir, oberwähntermaßen leiheſt. Gott Lob, daß meine Finanzen in beſſeren Zuſtand jetzt kommen; nur das Disponiren verſtehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde und unterſtütze mich für die Annalen. Ich bin, ſo lang ich lebe, Dein unwandelbarer

H. Heine.

XXXIV.

Bagni di Lucca den 6. Sept. 1828.

Lieber Moſer!

Dieſen Brief erhältſt Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit ſchönen Frauen ſchwatze, die Apenninen erklettere und tauſenderlei Thorheiten begehe. Ich hätte Dir viel zu ſchreiben, aber ich ſehe eben mit Entſetzen daß das Papier fließt. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von Dir poste restante. — Ich denke viel an Dich, und finde es Unrecht, daß Du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köſtliches Leben geführt und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der beſten Portraitmaler abconterfeien laſſen, und da ich raſch abreiſte, gab ich ihm Deine Adreſſe und die Ordre das Bild an Dich nach Berlin zu ſchicken. Wahrſcheinlich haſt Du es jetzt ſchon erhalten. Es iſt für meine Eltern in Hamburg beſtimmt, und ich ließ es über Berlin reiſen damit Du und die Freunde dort es ſehen können. Ich bitte Dich daher beſagtes Bild, wenn Du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu ſchicken und ihnen ſagen zu laſſen oder zu ſagen daß ich ihnen bald ſchreibe und daß ſie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren ſollen.

Sage mir, lieber Moſer, was Dir das Porto gekoſtet, und was mir noch wichtiger iſt, ſag mir ob endlich die längſt beſchriebenen 5 Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt ſind? Ich bin Dir dann das Geld ſchuldig, und ſchicke es Dir von München aus. Ich brauche jetzt ſo raſend viel Geld, — es koſtet mir hier täglich 1½ Napoleond'or — daß es eine Schande wäre, meinen beſten Freunden Etwas ſchuldig zu bleiben. Ich weiß ſehr gut

Du lächelſt, — aber ich habe jetzt den Grundſatz nur ſolchen Leuten etwas ſchuldig zu ſein an die ich ſelten denke. — Das Papier fließt ganz entſetzlich. — Ich will Dir nächſtens, noch ehe ich Italien verlaſſe, wieder ſchreiben. Bis dahin leb wohl und grüß mir Gans, Zunz, ſowie auch Lehmann und Leßmann. — Haſt Du in den „politiſchen Annalen“ meine Recenſion über Menzel's Werk geleſen? Ich ſpreche da von Göthe. Cotta quält mich anſtatt der „politiſchen Annalen“ ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht was ich thue. Ich habe keine Freunde auf deren literariſche Unterſtützung ich mich verlaſſen könnte. Ich ſtehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüſiren. Ich lebe viel und ſchreibe wenig. Ich leſe die ſchönſten Gedichte, ſogar Heldengedichte. In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geſchworen mich zu erſtechen; die Polizei ſogar ſagte mir ſolche Leute hielten gewiſſenhaft ihr Wort und rieth mir gleich abzureiſen — ich blieb aber ſechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meer ſpazieren. — Ich leſe alle Abend im Plutarch und ich ſollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, will ich den 3. Band der „Reiſebilder“ herausgeben. Man glaubt in München ich würde jetzt nicht mehr ſo ſehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Nobleſſe lebe, und die liebenswürdigſten Ariſtokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt ſich. Meine Liebe für Menſchengleichheit, mein Haß gegen Clerus war nie ſtärker wie jetzt, ich werde faſt dadurch einſeitig. Aber eben um zu handeln muß der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk und Moſer werden eben wegen ihrer Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiß nicht Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

XXXV.

Potsdam, ich glaube den 30. Mai 1829.

Lieber Moſer!

Wenn Du mir nicht gleich 10 Thaler ſchickſt, ſo werde ich auf Deine Koſten hier verhungern, Du mußt ſie alſo gleich auf die Briefpoſt geben. Am liebſten wär' es mir wenn Du ſie mir morgen (Sonntag) ſelbſt brächteſt, denn ich glaube daß ich wohl nicht ſobald auf den Gedanken des Nachberlinreiſens gerathe. Ich befinde mich zu ſehr in Mißſtimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke Dir für dieſe Güte, beſonders für die Grammatik. — Wenn Du Veit mitbrächteſt, wär's hübſch. Zu ſeinem Almanach werde ich ganz beſtimmt nichts geben, indem ich nichts habe und auch kein Gedicht machen kann was beſſer wäre als die ſchon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wiſſen, wenn ich in einer Gattung nichts Beſſeres, als das ſchon Geleiſtete, geben kann. — Jetzt habe ich die Italieniſche Reiſe zur Feder genommen und ſie ſoll den 3. Band der Reiſebilder füllen. Du wirſt ſehen, daß ich nicht im Gleiſe der alten Manier, ſondern in einer neuen freien Form weiter ſchreibe. Ich umarme Dich.

Dein Freund

H. Heine.

XXXVI.

Potsdam den 5. Juni 1829.

Lieber Moser!

Schönen Dank für die Beſorgung des Geldes. — Das Wetter iſt wieder ſo ſchlecht daß ich wohl auf die Hoffnung Dich morgen zu ſehen verzichten muß. — Ich habe mich ſeit vorigem Sonntag äußerſt ſchlecht befunden, und war gezwungen zu Arzt und Apotheke zu ſchicken. Jetzt geht's leidlich beſſer. — Ich denke an Dich hier viel mehr als es ſonſt Dir wohl vergönnt ſein möchte in der treibenden Tageszerſtreuung an mich zu denken. — Dieſe Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier beſucht. — Ich kann wenig ſchreiben. — Bitte Dich, ſag' doch an Lehmann daß er Dir die 3 Hefte der politiſchen Annalen geben ſoll; wenn ich zu Dir nach Berlin komme kann ich ſie dann zu mir ſtecken. Außer franzöſiſchen Memoiren treib ich jetzt wieder engliſche Geſchichte. Ich bitte Dich, laß das Sanskrit liegen und lerne chineſiſch und überſetze mir einen chineſiſchen Roman; das iſt das Beſte was einer thun und leſen kann. Seit meiner Bekanntſchaft mit den beiden Couſinen iſt meine Seele in Peking, Nanking und To-tzong, ja in Orten die meine Zunge nicht einmal ausſprechen kann. Ich umarme Dich; leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

XXXVII.

Helgoland den 6. Aug. 1829.

Lieber Moſer!

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlaſſen Dir einige freundliche Grüße nach dem Continent hinüberzuſchicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seeſturm, glücklich hierher gefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem rothen Felſen ergehe. Ich befinde mich, in der That, recht wohl und heiter. Das Meer iſt mein wahlverwandtes Element und ſchon ſein Anblick iſt mir heilſam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erſt, unſäglich elend geweſen, als ich mich in Berlin befand; Du haſt gewiß darunter leiden müſſen. Ein melancholiſcher Freund iſt eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen Dich dieſe Zeilen in vollem Wohlſein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Nikkels in Helgoland in der Nordſee.

Alle Oceaniden laſſen Dich grüßen. — Ich wünſchte Du ſäheſt mal das Meer; vielleicht begriffeſt Du die Wolluſt die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fiſch mit heißem Blute und ſchwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fiſch auf dem Lande. Auch die Seehunde laſſen Dich grüßen. Eine weiße Möve, die ich geſtern kennen lernte, läßt ſich erkundigen ob Gans ſein Buch fertig iſt? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

XXXVIII.

Hamburg den 13. Okt. 1829.

Liebſter Moſer!

Ich hoffe daß Dich dieſe Zeilen in behaglichem Wohlſein antreffen, und ich ſende ſie Dir eigentlich um beiliegenden Brief meines Bruders zu begleiten den ich ſchon 10 Tage liegen habe. Unterdeſſen iſt ſchon Brief aus der Türkei, wo er ſich wohl befindet, von ihm angelangt. —

Zwei Monate bin ich in Helgoland geweſen und ſeit etwa 14 Tagen bin ich hier, beſchäftigt mit Liebe, Politik und Aerger.

Wie gefallen Dir einliegende Verſe, die ich auf den Muſenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbſtperſiflage als um unſere kleinen Freunde zu ſtacheln! Glaubſt Du daß ſie von dieſen nicht mißdeutet werden können, ſo ſchick' ſie an Gubitz für den Geſellſchafter. Glaub aber nicht, daß ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe als dieſe Bagatelle und Aehnliches. Der 3te Band der Reiſebilder gehört zu dieſen letzteren und ſoll jetzt gedruckt werden und Dir Weihnacht ſeine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen läßt Dich grüßen. Kannſt Du mir Deine Mendelsſohnrede mittheilen? Meine Adreſſe iſt: Hoffmann & Campe. — Leb wohl, laß bald Etwas von Dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

XXXIX.

Hamburg den 30. December 1829.

Lieber Moser!

Ich wünſche Dir Glück zum neuen Jahre, und um mich kurz zu faſſen, wünſche ich Dir Alles was mir fehlt. Dazu gehört in dieſem Augenblick auch Geſundheit.

Meine Schreibſaumſeligkeit entſtand dadurch daß ich Dir zugleich mit einem Briefe auch den 3ten Theil der Reiſebilder ſchicken wollte. Doch da dieſer die Preſſe verließ faſt noch ehe er geſchrieben war (irländiſcher Bull) ſo hatte ich kaum Zeit das kaum geheftete Exemplar auf die Poſt zu ſchicken — und nun gar verſäumte ſie mein Burſche. Doch jetzt wirſt Du das Buch erhalten haben. Du mußt mich bei Lehmann und

Zunz vertreten daß ich ihnen nicht wie früher das Buch geſchickt; es geſchah aus dem natürlichen Grunde weil mein ...biſcher Verleger, der je größer ſein Gewinn wird, immer auch habſüchtiger wird, mir früherhin 74 Freiexemplare und diesmal nur 12 gegeben hat. Du mußt daher den Freunden Dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lectüre.

Da Du in Deinem wohlverſchanzten Comptoir keine Idee von den giftigen Pfeilen haſt, die ſeit Jahr und Tag gegen mich heimtückiſch geſchoſſen werden, ſo erlaube ich Dir immerhin die ſtrenge Gerechtigkeitspflege die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt zu mißbilligen. —

Ich wünſche, daß Dich das Buch durch theilweiſes Amuſement für die Ennui der Lectüre entſchädige; ſpätere Bücher mögen im Stande ſein manche Herbheiten darin als nothwendig nachzuweiſen. — Da dieſes Buch ſchon vor der Geburt ſeine competenteſten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits ſehe, ſo wünſche ich daß Du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches etwas thun können (namentlich Gans) dazu aufforderſt, und zwar bedürfte es der ſchleunigſten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt dieſe Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben etwas Kritiſches darüber zu ſchreiben, wie er mir verſprach, ſo bitte ich ihn es bald zu thun, und wenn keine dortige Redaction ſolches bereitwillig iſt zu drucken, ſo bitte ich ihn es mir ſelbſt zu ſchicken. Es iſt Krieg, und Du wirſt ſehen wie ſehr ich der Beihülfe bedarf. Auch an Lehmann mußt Du in meinem Namen ſolche Bitte vortragen. — Was Dich ſelbſt betrifft, ſo bin ich zufrieden wenn Dir, in Deiner idylliſchen Comptoirruhe, das ferne Waffengeräuſch nicht gar zu unangenehm in die Ohren tönt. Verzeih' mir, lieber Moſer, daß ich meine Feinde todtſchlage, die mich todtſchlagen wollten. — Ich denke Dich bald wieder zu ſehen. — Das Wetter iſt das Einzige was mich vom Reiſen abhält. Meine Adreſſe iſt Dr. H. bei Wittwe B. Heine, geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Bei dem Ueberfluß an Namensgenoſſen, deren ſich dieſe Stadt erfreut, bedarf es ſolch ausführlicher Adreſſe. —

Leb wohl, und laß die Ritzen an dem Fenſter, wo Dein Pult ſteht, mit Baumwolle verſtopfen, die Zugluft iſt bei jetziger Witterung ſchädlich. Ich habe Zahnſchmerzen — folglich darfſt Du im Scherze ſelbſt 50 % Ernſt annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

XL.

Paris den 27. Juni 1831.

Dein Bruder hat mir geſtern Deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willſt mein Stillſchweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten; dieſen Irrthum muß ich Dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgend ein Urtheil von Dir das den Poeten betraf; auch ob Du irgend eine meiner Handlungen die ich als Menſch übte, getadelt oder gelobt haſt war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von Dir verletzt noch beleidigt und mein Stillſchweigen iſt keine ſtumme Klage. Ich klage nur über die Götter die mich ſo lange Zeit in Irrthum ließen über die Art wie Du mein Leben und Streben begriffeſt. Du haſt letzteres nicht verſtanden und das iſt es was mir Kummer gemacht. Du verſtehſt es noch nicht, haſt nie mein Leben und Streben verſtanden, und unſere Freundſchaft hat daher nicht aufgehört, ſondern vielmehr nie exiſtirt. Wir verlangen von einem Freunde nie Beiſtimmung, ſondern Verſtändniß unſerer Handlungen, er mag ſie loben oder tadeln je nach ſeinen eigenen Principien, aber immer ſoll er ſie verſtehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unſerem beſonderen Standpunkte aus, wenn auch der ſeinige ganz verſchieden iſt. —

Leb wohl, beſorge Einlage nicht durch die Stadtpoſt, ſondern durch beſondere Zuſchickung, und ſei überzeugt von meiner Achtung und Liebe.

H. Heine.

XLI.

Avignon den 8. November 1836.

Wird Dich der Brief den Du heute von mir empfängſt erfreuen, obgleich die Veranlaſſung nichts weniger als erfreulich? Wirſt Du verſtehen, daß dieſer Brief der höchſte Beweis iſt, den ich Dir von der Zuverſicht meiner Freundſchaft geben konnte? Wirſt Du ihn ſogar als ein Zeugniß von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub es, und deshalb ſchreib ich Dir, zwar betrübten Gemüthes aber ohne Widerſtreben, ja ſogar mit der wehmüthigen Freude daß ich doch endlich wieder einmal dazu komme Dir wirklich einen Brief zu ſchreiben und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an Dich, und als ich unlängſt in Paris todkrank darniederlag und in ſchlafloſer Fiebernacht alle meine Freunde muſterte, denen ich wohl die Execution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daß ich deren keine zwei auf dieſer Erde beſitze, und nur auf Dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deshalb wende ich mich auch heute an Dich, und der Freund dem ich Jahre lang nicht geſchrieben habe erhält heute einen Brief von mir worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchſt tragiſches Ereigniß, in einer Geldnoth von welcher Du keinen Begriff haſt, während ich entfernt von den wenigen Reſſourcen bin, welche mir, nach den ſchändlichen Beraubungen welche Privatperſonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben ſind. Ich liebe Dich zu ſehr, als daß ich Dich durch eine Schilderung deſſen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte: auch darf ich es nicht für den Fall, daß Du nicht im Stande wäreſt mein Anſuchen zu erfüllen und Du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdeſt. Du kannſt mir durch ein Darlehn von 400 Thalern in dieſem Augenblick, in der ſchmerzlichſten Paſſionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienſt leiſten. Das iſt Alles was ich Dir heute ſagen will. Kannſt Du dieſe Summe miſſen, ſo ſchick' ſie mir in einer Anweiſung auf Paris und adreſſire den Brief: Henri Heine. Cité Bergère Nr. 4. à Paris; es wird mir alsdann nachgeſchickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, ſo muß ich Dir zu gleicher Zeit ſagen, meine Geſchäfte ſtehen in dieſem Augenblick ſo ſchlecht, daß nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängſt aufs bitterſte überworfen; ich konnte ſeine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine franzöſiſchen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtſinn in großen Geldſchaden gebracht. Andre haben mich exploitirt. In Deutſchland darf ich nichts drucken laſſen als zahme Gedichte und unſchuldige Mährchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urtheil, ſo zu ſagen meine Feder confiscirt hat, iſt eine Verletzung der unbeſtreitbarſten Eigenthumsrechte, des literariſchen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es iſt dieſen Leuten nur gelungen mich finanziell zu ruiniren.

Ich weiß nicht, theurer Moſer, ob ich Dir noch ſo viel werth bin wie ehemals; ich weiß nur daß ich ſeitdem von meinem inneren Werthe nichts verloren habe. Wäre dieſes der Fall, ſo befände ich mich heute nicht in ſchmerzlicher Geldnoth, wenigſtens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu Dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht was man von mir ſagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz die nicht mit meinem Namen unterſchrieben iſt, darfſt Du Glauben ſchenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Chriſten und Juden: letztere ſind gegen mich erboſt, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Naſſau oder ſonſtigen Krähwinkelſtaaten. O der Kurzſichtigkeit! Nur vor den Thoren Roms kann man Karthago vertheidigen. Haſt auch Du mich mißverſtanden?

Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Reſidenz der Päpſte und der Muſe

Petrarca's; ich liebe dieſen ebenſowenig wie jene; ich haſſe die chriſtliche Lüge in der Poeſie ebenſoſehr wie im Leben.

Leb' wohl und hilf

Deinem Freunde

H. Heine.

XLII.

Mit Begierde haſche ich nach allen Buchhändler-Anzeigen um zu erfahren ob die „Rheinblüthen“ erſchienen. Sie bleiben wirklich lange aus und ich bin im Begriff an Roberts zu ſchreiben und zu fragen welche Bewandtniß es damit hat. Gewiſſenloſigkeit ohne Gleichen wär' es wenn der Almanach ausbliebe ohne daß mir Anzeige davon gemacht wird. Ich laſſe in dieſem Falle das Manuſcript zurückkommen, und auf der Stelle drucken. — Sogar über ſchöne Frauen muß ich mich ärgern! — — Aber ich ſehe Du lächelſt und will meiner 10 Louisd'or-Anleihe nicht erwähnen, und lieber ernſthaft denken wie ich ſie decke. — Nächſtens Beſtimmtes hierüber.

Erkundige Dich doch ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi diſputirt hat, dort philoſophiſche Collegien leſen darf? —

Schreib mir viel. Mit meinem Bruder, den ich hier vorgefunden, ſchwatze ich beſtändig von Dir. Es iſt mir eine Seelenergötzung wieder zu hören wie Du leibſt und lebſt, wie Dein Geiſt immer glänzender und Dein Schlafrock immer zerriſſener wird, und wie Du Sonntags früh in dieſem Fetzenrock den Homer vor Dich hin brümmelſt, wie unſere Vorfahren den Tausves Jomtov. Mein Bruder hat mir auch geſagt daß Du vom Segur ſo ſehr erbaut ſeiſt und ihn den neuen Salluſt nannteſt. Ich hatte daher Nichts eiliger zu thun als ihn zu leſen, begann vorgeſtern, und verſchlang ſchon dieſen Morgen den letzten Geſang. Dieſes Buch iſt ein Ocean, eine Odyſſee und Ilias, eine Oſſian'ſche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen franzöſiſchen Volks! Ein Salluſt? Meinethalben! Ich kann nicht drüber urtheilen. Ich bin noch wie betäubt.

Da mal die Rede von Büchern iſt, ſo empfehle ich Dir Gollownin's Reiſe nach Japan. Du erſiehſt daraus daß die Japaner das civiliſirteſte, urbanſte Volk auf der Erde ſind. Ja ich möchte ſagen das chriſtlichſte Volk, wenn ich nicht zu meinem Erſtaunen geleſen wie eben dieſem Volk Nichts ſo ſehr verhaßt und zum Greuel iſt als eben das Chriſtenthum. Ich will ein Japaner werden. Es iſt ihnen Nichts ſo verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. —

Vielleicht ſchicke ich Dir noch heute ein Gedicht aus dem Rabbi, worin ich leider wieder unterbrochen werden. Ich bitte Dich ſehr das Gedicht, ſowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältniſſen ſage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger ſpaniſcher Jude, von Herzen ein Jude, der ſich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, correſpondirt mit dem jungen Jehude Abarbanell und ſchickt ihm jenes Gedicht, aus dem Mauriſchen überſetzt. Vielleicht ſcheut er es doch eine nicht ſehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu ſchreiben, aber er ſchickt ihm jenes Gedicht. — Denk' nicht darüber nach. — — —

Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme will ich den Rabbi fortſetzen. Meine letzte Reiſe will ich beſchreiben. Meine Gedichte wachſen an, und ich werde wohl Oſtern ein Bändchen wieder herausgeben können. Materialien zu großen Arbeiten liegen bereit und ich hoffe daß der liebe Gott mir geſunde Tage ſchenke.

Grüße mir Zunz und ſeine Frau. Ich laſſe ihm danken daß er meinem Bruder Freundlichkeiten erzeigt. Derſelbe hat mir viel neue Zunzwitze erzählt.

Ich ſehe mit Spannung Gans Rückkunſt entgegen. Ich glaube wirklich daß Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich daß, obgleich der erſte Theil des Erbrechtes mit vollem Recht, nach Zunziſcher Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdiſchen Geſchichte betrachtet werden kann, dennoch der Theil des Erbrechts der nach Gans Zurückkunſt von Paris erſcheint, keine Quelle zur jüdiſchen Geſchichte ſein wird, ebenſowenig wie die Werke Savigny's und anderer Gogim und Reſchoim. **Kurz, Gans wird als Chriſt, im wäſſerigſten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren. Ich fürchte Zucker-Cohn wird ſein Carl Sand.**

Den 8ten.

Geſtern Abend hat mein Bruder — der Dich grüßen läßt — Deinen Brief erhalten. Ich habe nicht viel Zeit mehr, und dieſer Brief iſt ſchon lang genug, ſonſt würde ich Dir noch Manches ſagen. Auch iſt mir der Kopf voller Sorgen, und ich ſehe mich ſchon vor den Thoren Hamburgs. Laß doch in irgend einem Zeitblatt einrücken daß ich in Göttingen diſputirt und promovirt oder laß es von Lehmann, — den ich herzlich grüßen laſſe, beſorgen. Ich muß jetzt wieder ſorgen daß man mich preiſt, kann's aber auch mit gutem Gewiſſen, denn täglich nehme ich zu an poetiſcher Vielſeitigkeit und Objectivität.

Was der Unpartheiiſche von Gans erzählt habe ich geleſen und hat mich ſehr amüſirt. Mit Verwunderung hör' ich daß jetzt unſer Komet in London ſichtbar iſt. Wenn er dort angliſirt wird — doch die Zeit drängt.

Lebe wohl und behalte mich lieb. Mit meiner Geſundheit geht es auf die Beſſerung. Wenn

Du an Varnhagen Grüße von mir zukommen laſſen kannſt, ſo thue es. Sei auch ſo gütig den Criminalrath Hitzig von mir zu grüßen. Sag' ihm daß ich mich in Norderney viel mit ihm beſchäftigt, indem unter den wenigen Büchern die ich dort fand „Hoffmann's Biographie“ war, welche ich nochmals las. Ich laſſe ihm danken für ſeinen fortwährenden Antheil, obſchon er wenig von mir zu hören kriegt. Die Harz-Idylle könnteſt Du wohl Hitzig (aber anderen Leuten nicht) mittheilen.

Haſt Du ſchon gehört daß mein Vetter Schiff Hoffmann's Kater Murr fortgeſetzt? Ich habe von dieſer Schreckensnachricht faſt den Tod aufgeladen. — Grüße mir Lehmann. Auch Veits grüße und ſage ihnen daß ich mir die Freiheit nehme Mad. Veit in Hamburg zu beſuchen. Aber wie iſt dieſe Dame erfragbar? indem gewiß dort mehrere Veits ſind. Entſchuldige, lieber Moſer, daß ich ſo confus ſchreibe. Ich ſchreibe ja heute viel und darum verlange auch nicht daß ich gut conſtruire oder das Geſchriebene überleſe. O Du großer Lateinicus! —

Apropos, wenn ich mal vergeſſe Hillmars

zu grüßen, ſo mußt Du denſelben dennoch ſagen ich hätte grüßen laſſen. Auch verſchreie mich nicht als ſchlechten Juriſten. Sei ohne Sorge, dieſes werden ſchon andre Leute thun, die nicht dazu nöthig haben meine Freunde zu ſein. — Aber das iſt purer Neid von Dir, Du mißgönnſt mir daß ich Doctor bin und ſtichelſt daher auf juriſtiſche Kenntniſſe — ohne welche ich bin

Dein getreuer Freund

H. Heine.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Tragödien,

nebſt einem

lyriſchen Intermezzo,

von

H. Heine.

Berlin 1823.
Bei Ferdinand Dümmler.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Zueignung.

An Salomon Heine.

Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegoſſen,
Und wenn du es aufgeſchlagen,
Hat ſich Dir mein Herz erſchloſſen.

William Ratcliff.

Tragödie

in einem Akte.

Perſonen.

Mac-Gregor, Schottiſcher Laird.
Maria, ſeine Tochter.
Graf Douglas, ihr Bräutigam.
William Ratcliff.
Lesley, ſein Freund.
Margaretha, Marias Amme.
Tom, Wirth einer Diebesherberge.
Willie, ſein Söhnchen.
Robin,
Dick,
Bill, Räuber und Gauner.
John,
Taddie,
Räuber, Bediente, Hochzeitsgäſte.

Die Handlung geht vor in der neueſten Zeit, im nördlichen Schottland.

Erſter Auftritt.

Zimmer in Mac-Gregors Schloß.

Margarethe (kauert bewegungslos in der Ecke.).

Mac-Gregor. Maria. Douglas.

Mac-Gregor.

(Er legt Douglas und Marias Hände in einander.)

Ihr ſeyd jetzt Mann und Weib. Wie Eure Hände
Vereinigt ſind, ſo ſollen auch die Herzen,
In Leid und Freud, vereinigt ſeyn auf immer.
Zwey mächt'ge Sakramente, das der Kirche
Und das der Liebe, haben Euch verbunden;
Ein Doppelſegen ruht auf Euren Häuptern;
Und auch den Vaterſegen leg' ich drauf.

(Er legt ſegnend ſeine Hände auf beider Haupt.)

Douglas.

Mit Stolz, Mylord, nenn' ich Euch heute: Vater.

Mac-Gregor.

Mit noch weit größerm Stolz nenn' ich Euch: Sohn.

(Sie umarmen ſich.)

Margarethe.

(Singt im abgebrochenen Wahnſinntone.)

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth?
Edward, Edward?“

Douglas.

(Erſchrocken auffahrend und nach Margarethe ſchauend.)

Um Gott, Mylord, welch gläſern geller Laut?
Es fängt zu ſingen an, das ſtumme Bild —

Mac-Gregor.

(Mit erzwungenem Lächeln.)

Stör't Euch nicht dran. Es iſt die tolle Margreth',
Gehört zum Schloß. Sie leidet an der Starrſucht,
Seit Jahr und Tag. Mit ſtieren Augen liegt ſie
Gekauert, manch' unheimlich lange Stunde;
Und dann und wann, wie'n Stein der ſprechen kann,
Bewegungslos, quäkt ſie ein altes Lied —

Douglas.

Warum behaltet Ihr im Schloß' ſolch Schreckniß?

Mac⸗Gregor.

(Leiſe zu ihm.)

Still, ſtill. Sie hört jedwedes Wort; — ſchon lange
Hätt' ich ſie fortgeſchafft — doch darf ich nicht.

Maria.

Laßt ruhn die arme, gute Margarethe.
Erzählt mir lieber etwas Neues, Douglas.
Wie ſieht's in London aus? Bey uns in Schottland
Erfährt man nichts.

Douglas.

Noch iſt's das alte Treiben.
Man rennt, und fährt, und jagt, Straß' auf Straß' ab.
Man ſchläft des Tags, und macht zum Tag die Nacht.
Vauxhall und Routs und Picknicks drängen ſich;
Und Drurilane und Koventgarden locken.
Die Oper rauſcht. Pfundnoten wechſelt man
Für Muſiknoten ein. God save the king
Wird mitgebrüllt. Die Patrioten liegen
In dunkeln Schenken und politiſiren,
Und ſubskribiren, wetten, fluchen, gähnen,
Und ſaufen auf das Wohl des Vaterlands.

Roſtbeef und Pudding dampft, der Porter ſchäumt,
Und ſein Rezept ſchreibt lächelnd der Quackſalber.
Die Taſchendiebe drängen. Gauner quälen
Mit ihrer Höflichkeit. Der Bettler quält
Mit ſeinem Jammeranblick und Gewimmer.
Vor allem quält die unbequeme Tracht,
Der enge Weſpenrock, das ſteife Halsband,
Und gar der babiloniſch hohe Thurmhuth.

Mac-Gregor.

Da lob' ich mir mein Plaid und meine Mütze.
Ihr thatet gut, daß Ihr die Narrenkleider
Vom Leib' geworfen habt. Ein Douglas muß
Im Aeußern auch ein Schotte ſeyn, und heute
Lacht mir das Herz im Leib', wenn ich Euch ſchaue,
Euch alle, in der lieben Schottentracht.

Maria.

Erzählt mir was von Eurer Reiſe, Douglas?

Douglas.

Zu Wagen fuhr ich bis an Schottlands Grenze.
Das ging mir viel zu langſam. In Old-Jedburgh
Nahm ich ein Pferd. Ich gab dem Thier die Spor'n.

Mich ſelber aber ſpornte Liebesſehnſucht.
Ich dachte nur an Euch, Marie, und pfeilſchnell,
Durch Buſch und Berg' und Feld, trug mich mein Roß.
Im Wald bey Invernes wär mir's bald ſchlecht
Bekommen, daß ich in Gedanken ritt.
Pif! Paf! erweckten mich aus meinen Träumen
Die Kugeln, die mir um die Ohren pfiffen.
Drey Straßenräuber ſtürzten auf mich ein.
Ein Kampf begann. Es regneten die Hiebe.
Ich wehrte mich der Haut; doch unterliegen
Hätt' ich wohl müſſen —
O Weh! Marie erbleicht,
Und wankt, und ſinkt —

(Margarethe ſpringt haſtig auf, und hält die in Ohnmacht fallende Maria in ihren Armen.)

Margarethe.

O Weh! mein rothes Püppchen
Iſt kreideblaß, und kalt wie Stein. O Weh!

(Halb ſingend, halb ſprechend und Maria ſtreichelnd.)

„Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Aeugelein!

„Püppchen fein, du muſt ſeyn
Nicht ſo kalt wie Marmelſtein.

„Roſenſchein, will ich ſtreu'n
Auf die weißen Wängelein.“ —

Mac-Gregor.

Halt ein, verrücktes Weib, mit Wahnſinnſprüchen
Bethörſt du ihr noch mehr das kranke Haupt —

Margarethe.

(Mit dem Finger drohend.)

Du? du? willſt ſchelten? Waſch' dir erſt die Hände,
Die rothen Hände; du befleckſt mit Blut
Klein-Püppchens weißes Hochzeitkleid. Geh fort.
Ich rath' dir gut.

Mac-Gregor.

(Aengſtlich)

Die tolle Alte faſelt! —

Margarethe.

(Singend.)

Püppchen klein, Püppchen mein,
Schließe auf die Aeugelein!

Maria.

(Sie erwacht aus ihrer Ohnmacht und lehnt ſich an Margarethe.)

Erzählt nur weiter wie es ging. Ich höre.

Douglas.

Es thut mir leid — was ich erzählt — doch hört:
Ein andrer Reiter ſprengte raſch herbey,
Fiel jenen Räubern plötzlich in den Rücken,
Und hieb drauf los mit Kraft. Ich ſelbſt bekam
Jetzt neuen Muth und freyes Spiel. Wir ſchlugen
Die Hunde in die Flucht. Ich wollte danken
Dem edeln Retter. Aber dieſer rief:
„Ich habe keine Zeit" und jagte weiter.

Maria.

(Lächelnd.)

Ach, Gott ſey Dank! Ihr habt mich ſehr geängſtigt.
Jetzt bin ich wieder wohl. Margrethe führ' mich.
Freundinnen warten meiner in dem Saal.

Margarethe.

(Aengſtlich zu Mac-Gregor.)

Du, ſey nicht bös. Die arme Margreth' iſt
Nicht immer toll.

Mac-Gregor.

Geht nur wir folgen gleich.

(Maria und Margaretha gehn ab.)

Zweiter Auftritt.

Mac-Gregor. Douglas.

Douglas.

Ich ſtaune, iſt Marie ſo krankhaft reitzbar?
Sie iſt ſo ängſtlich heute; ſie erbleicht
Und zittert bey dem leiſeſten Geräuſch —

Mac-Gregor.

Douglas! ich will und darf's Euch nicht verhehlen
Was heut ſo ſehr Mariens Seele ängſtigt.
Verzeiht daß ich's Euch früher nicht eröffnet.
Tollkühn iſt Euer Muth, und die Gefahr,
Die ich mit Klugheit von Euch abgewendet,
Hättet Ihr ſelber raſtlos aufgeſucht;
Fort hätt' es Euch getrieben ihn zu zücht'gen,
Den Frevler, der Mariens Ruhe ſtörte.

Douglas.
Wer darf Mariens Ruh' gefährden, ſprecht?
Mac-Gregor.
Hört ruhig an die traurige Geſchichte.
Sechs Jahre ſind es jetzt, da kehrte ein
Bey uns in's Schloß ein ſahrender Student
Aus Edinburgh, mit Namen William Ratcliff.
Den Vater hatt' ich einſt gekannt, recht gut,
Recht gut, recht gut, er hieß Sir Edward Ratcliff.
Gaſtfreundlich nahm ich alſo auf den Sohn,
Und gab ihm Speis und Obdach, vierzehn Tage.
Er ſah' Marie, und ſah' ihr in die Augen,
Und ſah' dort viel zu tief, begann zu ſeufzen,
Zu ſchmachten und zu ächzen, — bis Maria
Ihm rund erklärte: daß er läſtig ſey.
Die Liebe packt' er in den Korb und ging. —
Zwey Jahre drauf kam Philipp Macdonald,
Der Earl von Ais, warb um Mariens Hand,
Und warb mit gutem Glück, und nach ſechs Monden
Stand am Altare, hochzeitlich geſchmückt,
Die holde Braut — der Bräut'gam aber fehlte.

Wir ſuchten überall, in allen Zimmern,
Im Hof, im Stall, im Garten — Ach! da fand man
Am Schwarzenſtein den Leichnam Macdonalds.

Douglas.

Wer war der Mörder?

Mac-Gregor.

Lange war vergeblich
All unſer Forſchen, — da geſtand Maria
Daß ſie den Mörder kenne, und erzählte:
In jener Nacht, die auf dem Mordtag folgte,
Sey William Ratcliff in ihr Schlafgemach
Plötzlich getreten, habe lachend ihr
Die Hand gezeigt, noch roth vom Blut des Bräutigam's,
Und habe Macdonalds Verlobungsring
Ihr dargereicht mit zierlicher Verbeugung.

Douglas.

Verruchtheit! Welcher Hohn! Was thatet Ihr?

Mac-Gregor.

Ich ließ den Leichnam Macdonalds beyſetzen
In ſeines eignen Schloſſes Ahnengruft,

Und an der Stätte wo der Mord geſchah,
Pflanzt' ich ein Kreuz, zum ewigen Gedächtniß.
Den Mörder Ratcliff ſuchte ich vergebens.
Man hatte ihn zuletzt geſehn in London,
Wo er, nach ſeiner Mutter Tod, ſein Erbtheil
In Saus und Braus verpraßte, und nachher
Von Spiel und Borg, und gar, wie ein'ge ſagen,
Vom ritterlichen Straßenraube lebte.
Verſtrichen waren ſeit der Zeit zwey Jahre,
Und Mord und Mörder waren faſt vergeſſen,
Da kam hierher in unſer Schloß Lord Duncan,
Hielt bey mir an um meiner Tochter Hand.
Ich will'gte ein und mir gelang es auch
Marias Jawort einem Mann' zu ſchaffen,
Der aus dem Stamm' der Schottenkön'ge ſproßt.
Doch wehe uns! Bald ſtand am Hochaltar',
Feſtlich geſchmückt, die heimlich bange Braut —
Und Duncan lag am Schwarzenſtein erſchlagen!

Douglas.

Entſetzlich!

Mac-Gregor.

Auf! ſteigt auf zu Roß! rief ich
Den Knechten, und wir jagten und wir ſuchten,
In Buſch und Feld, in Wäldern und in Klüften,
Drey Tage lang, jedoch umſonſt, wir fanden
Die Spur des Mörders nirgends.
Ach! und dennoch,
Dieſelbe Nacht von jenem Schreckenstag',
Schlich William Ratcliff in Mariens Kammer,
Verhöhnte ſie, und gab ihr zierlich grüßend
Des Bräutigams Verlobungsring zurück.

Douglas.

Bey Gott! der Menſch iſt kühn! den möcht' ich treffen.

Mac-Gregor.

Er war's gewiß, den Ihr ſchon habt getroffen,
Im Wald bey Invernes. Nur wundr' ich mich
Daß keiner meiner Späher ihn geſehn; —
Denn, Graf, ich hab' dafür geſorgt, daß ich
Nicht Euren Namen auch zu ſetzen brauche —
Auf dem Gedächtnißkreuz' am Schwarzenſtein.

(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Douglas (allein).

Douglas.

Aus Klugheit hat's Mac-Gregor mir verſchwiegen
Bis nach der Trauung. O, das iſt ein Fuchs!
Doch meſſen möcht' ich mich mit jenem Trotzkopf,
Der finſter grollend ſtets Marien ängſtigt.
Mir ſoll er nicht den Ring vom Finger ziehen,
Denn wo mein Finger iſt, iſt auch die Hand.
Ich liebe nicht Marien, und ich bin
Auch nicht geliebt von ihr. Die Convenienz
Hat unſern heut'gen Ehebund geſchloſſen.
Doch herzlich gut bin ich dem ſanften Mädchen.
Ich möcht' von Dornen ihre Pfade ſäubern —

Vierter Auftritt.

Lesley, im Mantel gehüllt und ſich vorſichtig umſehend, tritt herein.

Douglas. Lesley.

Lesley.

Seyd Ihr Graf Douglas?

Douglas.

Ja ich bin's, was wollt Ihr?

Lesley.

(Er giebt ihm einen Brief.)

So iſt an Euch dies niedliche Billet.

Douglas.

(Er hat den Brief geleſen.)

Ja, ja! Sagt ihm ich komm'. Am Schwarzenſtein!

(Beide gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Diebesherberge. Im Hintergrunde liegen ſchlafende Menſchen. Ein Heiligenbild hängt an der Wand. Die Wanduhr pickert. Abenddämmerung.

William Ratcliff ſitzt brütend in einer Ecke des Zimmers. In der andern Ecke ſitzt **Tom** der Wirth und hält ſein Söhnchen **Willie** zwiſchen den Knieen.

Tom.

(Leiſe.)

Sag', Willie, kannſt du auch das Vaterunſer?

Willie.

(Lachend und laut.)

Wie'n Donnerwetter.

Tom.

Sprich nur nicht ſo laut,
Du weckſt mir ja die müden Leute auf.

Willie.

Nun ſoll's jetzt losgehn?

Tom.

Ja, doch nicht zu raſch.

Willie.

(Schnell.)

„Vater unſer im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Gieb uns unſer täglich Brod immerdar. Und vergieb uns unſre Sünden; denn auch wir vergeben allen die uns ſchuldig ſind. Und führe uns nicht —

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht — „

Tom.

Siehſt du? Du ſtotterſt. „Führe uns nicht in Verſuchung;“
Fang' wieder an von vorn'.

Willie.

(Sieht immer nach William Ratcliff und ſpricht ängſtlich und unſicher.)

„Vater unſer im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Gieb uns unſer täglich Brod immerdar. Und vergieb uns unſre Sünden;

denn auch wir vergeben allen die uns ſchuldig ſind.
Und führe uns nicht —

(ſtottert)

führe uns nicht — führe uns nicht — „

Tom.

(Aergerlich.)

„In Verſuchung!“

Willie.

(Weinend.)

Lieber Vater, ſonſt ging mir's
Vom Maul wie Waſſer. Aber der dort ſitzt —

(Er zeigt auf William Ratcliff.)

Der ſieht mich immer an mit ſchlimmen Augen.

Tom.

Heut Abend, Willie, kriegſt du keine Fiſche,

(Drohend.)

Und ſtiehlſt du ſie mir wieder aus dem Kaſten —

Willie.

(Weinend und im Vaterunſertone)

„Führe uns nicht in Verſuchung!“

Ratcliff.

Laßt nur den Buben gehn. Auch ich hab' nie
Im Kopf behalten können dieſe Stelle.

(Schmerzlich.)

„Führe uns nicht in Verſuchung!“

Tom.

Auch thät mir's Leid wenn einſt der Bube würde
Wie Ihr und dieſe dort.

(Zeigt nach den Schlafenden.)

Jetzt geh' nur, Willie.

Willie.

(Abgehend und weinerlich vor ſich hinmurmelnd.)

„Führe uns nicht in Verſuchung!“

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Willie.

Ratcliff.

(Lächelnd.)

Wie meint Ihr das?

Tom.

Fromm, chriſtlich ſoll er werden;
Kein ſolcher Galgenſtrick, wie ich, ſein Vater.

Ratcliff.

(Spöttiſch.)

Ihr ſeyd ſo ſchlimm noch nicht.

Tom.

Jetzt freilich bin ich
Ein zahmes Thier, und zapfe Bier, ein Wirth.
Und weil mein Häuschen hübſch verſteckt im Wald' liegt,
Beherberg' ich nur große Herrn wie Ihr,
Die gerne das Inkognito behaupten,
Am Tage ſchlafen und des Abends ausgehn.
Ich gebe Tagsquartier ſtatt Nachtquartier.
Ja einſt mondſüchtelte ich auch, und ſchwärmte

(Macht eine Fingerbewegung.)

In fremde Häuſer und in fremde Taſchen.
Doch nie hab ich's ſo toll gemacht wie dieſe.

(Er zeigt nach den Schlafenden.)

Seht dieſen Fuchskopf. Das iſt ein Genie!
Der hat ein angeborenes Gelüſte

Nach fremden Taſchentüchern. Stiehlt wie'n Rabe.
Ey, ſeht, wie er im Schlafe haſtig fingert!
Er ſtiehlt ſogar im Traum. Seht nur er ſchmunzelt.
Der Lange dort, mit magern Heuſchreckbeinen,
War einſt ein Schneider; mauſte anfangs Läppchen,
Bald aber Lappen, endlich Stücke Tuch.
Mit Noth iſt er dem Hängen einſt entronnen;
Seitdem hat er das Zucken in den Beinen.
Seht, wie er zappelt! O, ich wett' er träumt
Von einer Leiter, wie der Vater Jakob.
Doch ſeht mahl dort den alten, dicken Robin,
Wie er ſo ruhig liegt, und ſchnarcht, und Ach!
Der hat ſchon zehn Mordthaten auf der Seele.
Ja, wenn er noch katholiſch wär', wie wir,
Und abſolviren könnt'! Er iſt ein Ketzer,
Und nach dem Hängen muß er dort noch brennen.

Ratcliff.

(Er iſt immer unruhig im Zimmer auf und abgegangen, und ſieht beſtändig nach der Uhr.)

Glaubt's nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
Dort oben giebt es eine andre Jury

Als hier in Großbritanien. Robin iſt
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet wie die Pfennigſeelen,
Die Buben, oft im Ueberfluſſe ſchwelgen,
In Sammt und Seide ſchimmern, Auſtern ſchlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raſſeln,
Und ſtolz herabſehn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unter'm Arm,
Langſam und ſeufzend nach dem Leihhaus wandert.

(Bitter lachend.)

O ſeht mir doch die klugen, ſatten Leute,
Wie ſie mit einem Walle von Geſetzen,
Sich wohlverwahret gegen allen Andrang
Der ſchreiend überläſt'gen Hungerleider!
Weh' dem, der dieſen Wall durchbricht!
Bereit ſind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
Je nun! manchmahl giebt's Leut', die das nicht
ſcheu'n.

Tom.

So dacht' ich auch, und theilte ein die Menſchen
In zwey Nationen, die ſich wild bekriegen;
Nemlich in Satte und in Hungerleider.
Weil ich zu letzterer Parthey gehörte,
So mußt' ich mit den Satten oft mich balgen.
Doch hab' ich eingeſehn der Kampf iſt ungleich,
Und zieh' allmählig mich zurück vom Handwerk.
Ich bin es müd': unſtät herumzuſtreichen,
Niemand in's Aug' zu ſchau'n, das Licht zu flieh'n,
An jedem Galgen, im Vorbeigehn, ängſtlich
Hinaufzuſchaun ob ich nicht ſelbſt dran hänge,
Und nur zu träumen van Botany-Bay,
Vom Zuchthaus und vom ew'gem Wolleſpinnen.
Wahrhaftig, das iſt nur ein Hundeleben!
Man wird durch Buſch und Feld gehetzt wie'n Wild,
In jedem Baume ſieht man einen Häſcher,
Und ſitzt man auch in ſtill verborgner Kammer,
Erſchrickt man wenn die Thür ſich öffnet —

Siebenter Auftritt.

Lesley tritt haſtig ein. Ratcliff ſtürzt ihm entgegen.
Tom fährt erſchrocken zurück mit dem Ausruf „Jeſus!“

Lesley.

Er kömmt! Er kömmt!

Ratcliff.

Er kömmt? Wohlan ſo gilt's.

Tom.

(Aengſtlich.)

Wer kömmt? ſeit ein'ger Zeit bin ich ſo ſchreckhaft —

Lesley.

(zu Tom.)

Beruh'ge dich, und laß uns jetzt allein.

Tom.

(Mit pfiffiger Miene.)

Ha! Ich verſteh', Ihr habt jetzt was zu theilen.

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne Tom.

Ratcliff.

Er kömmt? So will ich gehn.

(Er greift nach Huth und Degen.)

Lesley.

(Hält ihn zurück.)

Ho! ho! ſo geht's nicht.
Erſt muß es dunkler ſeyn. Man paßt dir auf.
Mac-Gregors Knechte lauern. Wie du ausſiehſt
Weiß jedes Kind; man hat dich gut beſchrieben.
Wahrhaftig ſag' mir mahl, was ſoll der Spaß?
Du ſuchſt Gefahr, Gefahr, die dir nicht nützt.
Geh' mit zurück nach London; biſt dort ſicher.
Du ſollteſt meiden dieſe ſchlimme Gegend.
Man weiß es daß du Macdonald und Duncan
So abgemuxt.

Ratcliff.

(Mit trotziger Würde.)

Nicht abgemuxt. Im Zweikampf

Fiel Macdonald und Duncan. Ehrlich focht ich;
Und auch mit Douglas will ich ehrlich fechten.

Lesley.

Erleichtre dir's. Verſtehſt ja italieniſch.

(Macht eine Banditenbewegung.)

Doch ſprich, wo trat dir Douglas in den Weg?
Was that er dir? Woher dein Groll, dein Haß?

Ratcliff.

Ich ſah ihn nie; ich ſprach ihn nie; er that
Mir niemals was zu leid; ich haſſ' ihn nicht.

Lesley.

Und doch willſt du ſein Lebenslicht auslöſchen?
Biſt du verrückt? Bin ich verrückt? daß ich
Behülflich bin zu ſolchem Tollhausſtreich!

Ratcliff.

Weh' dir, wenn du begriffeſt ſolche Dinge!
Weh' deinem Hirnfutral, es müßte berſten,
Und Wahnſinn würde gucken aus den Ritzen!
Wie eine Eyerſchale würde berſten
Dein armer Kopf, und wär' er ſo geräumig
Als wie die Kuppel der Weſtminſterkirche.

Lesley.

(Fühlt ſich ironiſch ängſtlich den Kopf.)

Du machſt mich bang; O ſchweige lieber ſtill!

Ratcliff.

Glaub' nicht ich ſey ein weicher Mondſcheinheld,
Ein Bilderjäger, der vom eignen Windhund,
Von Phantaſie, durch Nacht und Höll' gehetzt wird,
Ein magenkrank ſchwindſüchtelnder Poet,
Der mit den Sternen Unzucht treibt, der Leibſchmerz
Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der ſich aus Seufzern eine Leiter baut,
Und mit dem ſeidnen Strick verſchlungner Reime
Sich aufhängt an der Säule ſeines Ruhms.

Lesley.

Das könnt' ich ſelbſt im Nothfall wohl beſchwören.

Ratcliff.

Und doch geſteh' ich — ſpaßhaft mag's dir klingen —
Es giebt entſetzlich ſeltſame Gewalten,
Die mich beherrſchen; dunkle Mächte giebt's,
Die meinen Willen lenken, die mich treiben

Zu jeder That, die meinen Arm regieren,
Und die ſchon in der Kindheit mich umrauſchten.
Als Knabe ſchon, wenn ich alleine ſpielte,
Gewahrt' ich oft zwey neblichte Geſtalten,
Die weit ausſtreckten ihre Nebelarme,
Sehnſüchtig ſich in Lieb umfangen wollten,
Und doch nicht konnten, und ſich ſchmerzlich anſahn!
Wie luftig und verſchwimmend ſie auch ſchienen,
Bemerkt' ich dennoch auf dem einen Antlitz
Die ſtolzverzerrten Züge eines Mannes,
Und auf dem andern milde Frauenſchönheit.
Oft ſah ich auch im Traum die beiden Bilder,
Und ſchaute dann noch deutlicher die Züge;
Mit Wehmuth ſah mich an der Nebelmann,
Mit Liebe ſah mich an das Nebelweib. —
Doch als ich auf die hohe Schule kam,
Zu Edinburgh, ſah ich die Bilder ſeltner,
Und in dem Strudel des Studentenlebens
Verſchwammen meine bleichen Traumgeſichte.
Da brachte mich auf einer Ferienreiſe
Zufall hierher, und nach Mac-Gregors Schloß.

Maria ſah ich dort! Mein Herz durchzuckte
Ein raſcher Blitz, bei ihrem erſten Anblick.
Es waren ja des Nebelweibes Züge,
Die ſchönen, ſtillen, liebefrommen Züge,
Die mich ſo oft im Traume angelächelt!
Nur war Mariens Wange nicht ſo bleich,
Nur war Mariens Auge nicht ſo ſtarr.
Die Wange blühte und das Auge blitzte;
Der Himmel hatte allen Liebeszauber
Auf dieſes holde Bild herabgegoſſen;
Die Hochgebenedeite hatte ſelbſt
Mit Heil'genſchein umſchmückt die Namensſchweſter;
Und von der Liebe Sehnſuchtweh ergriffen,
Streckt' ich die Arme aus ſie zu umfangen —

(Pauſe.)

Ich weiß nicht wie es kam, im nahen Spiegel
Sah ich mich ſelbſt — Ich war der Nebelmann,
Der nach dem Nebelweib die Arme ausgeſtreckt!
War's eitel Traum? War's Phantaſientrug?
Maria ſah mich an ſo mild, ſo freundlich,

So liebend, ſo verheißend! Aug' in Auge
Und Seel' in Seele tauchten wir. O Gott!
Das dunkle Urgeheimniß meines Lebens
War plötzlich mir erſchloſſen, und verſtändlich
War mir der Sang der Vögel, und die Sprache
Der Blumen, und der Liebesgruß der Sterne.
Der Hauch des Zephyrs und des Baches Murmeln,
Und meiner eignen Bruſt geheimes Seufzen!
Wie Kinder jauchzten wir, und ſpielten wir.
Wir ſuchten uns, und fanden uns im Garten.
Sie gab mir Blumen, Myrten, Locken, Küſſe;
Die Küſſe gab ich doppelt ihr zurück.
Und endlich ſank ich hin vor ihr auf's Knie,
Und bat: O ſprich, Maria, liebſt du mich?

(Verſinkt in Träumerey.)

Lesley.

Da hätt' ich dich doch ſehen mögen, Ratcliff,
Die ſtarken Fäuſte bittend fromm gefalten,
Das funkelnd wilde Aug' ſehnſüchtig ſchmachtend,
Und zärtlich ſanft die Stimm', die auf der Landſtraß
Dem reichen Lord ſo ſchrecklich in's Gehör ſchallt.

Ratcliff.

(Wild ausbrechend.)

Verfluchte Schlang'! Mit ſeltſam ſcheuen Blicken,
Und Widerwillen faſt, ſah ſie mich an,
Und höhniſch knixend ſprach ſie froſtig: Nein!
Noch hör' ich's lachen unter mir: Nein! nein!
Noch hör' ich's ſeufzen über mir: Nein! nein!
Und klirrend ſchlagen zu des Himmels Pforte!

Lesley.

Das war ja ganz infam und niederträchtig.

Ratcliff.

Mac-Gregors Schloß verließ ich, und ich reiſte
Von dort nach London; im Gewühl der Hauptſtadt
Dacht' ich des Herzens Qual zu übertäuben.
Ich war mein eigner Herr, denn meine Eltern
Verlor ich früh', noch eh' ich ſie gekannt hab'.
Schlecht, ſchlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, alles wollt' nicht fruchten;
Nach jedem Glaſe ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.

Sogar beim Pharo fand ich keine Ruh'.
Maria's Aug' ſchwamm auf dem grünen Tiſche;
Maria's Hand bog mir die Parolis;
Und in dem Bild der eckigen Coeur-Dame
Sah ich Maria's himmelſchöne Züge!
Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem;
Sie winkte: ja! ſie nickte: ja! — va banque! —
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Lesley.

(Lacht.)

Ha! ha! da zogſt du aus dem Stall dein Rößlein,
Schwangſt dich hinauf, wie's Schottlands Rittern ziemt,
Und wie die Ahnen lebteſt du vom Stegreif.
Die Liebe iſt dir jetzt gewiß vergangen;
Man wird ſchon nüchtern, wenn man oft des Nachts
Durch Wind und Wetter reitet, und beim Galgen
Vorbeikömmt, und dort gute Freunde ſieht,
Die pendulartig mit den Beinen grüßen.

Ratcliff.

Oehl kam in's Feuer. Wilder nur entbrannte

In mir die wilde Sehnſucht nach Marien.
In England ward's mir oft zu eng; nach Schottland
Zog's mich mit unſichtbaren Eiſenarmen.
Nur in Mariens Nähe ſchlaf' ich ruhig,
Und athm' ich frey, und iſt mir nicht ſo ängſtlich,
Und iſt mir wohl — denn höre mein Geheimniß:
    Geſchworen hab' ich bey dem Wort des Herrn,
Und bey der Macht des Himmels und der Hölle,
Und hab' mit grauſem Fluch den Schwur beſiegelt, —
„Von dieſer Hand ſoll fallen der Vermeſſ'ne,
Der's wagt Marien bräutlich zu umfangen.“
Die Stimm' in meiner Bruſt ſprach dieſen Schwur,
Und blindlings dien' ich jener dunkeln Macht,
Die mit mir kämpft, wenn ich Mariens Freyern
Am Schwarzenſtein ein Roſenbett bereite.

Lesley.

Jetzt erſt verſteh' ich dich; doch billg' ich nichts.

Ratcliff.

Billg' ich's denn ſelbſt? Nur jene Stimme hier,
Die fremde Stimm', die ſich hier eingeniſtet,
Sagt: ja; nur jene Bilder nicken Beifall,

Die ich im Traume ſeh' —

(Aufſchreyend.)

Jeſus Maria!

Dort! dort! ſiehſt du? dort, dort! Die Nebelmenſchen!

(Es iſt dunkler geworden. Man ſieht zwey neblichte Geſtalten über die Bühne ſchwanken und verſchwinden. — Die im Hintergrunde liegenden Räuber und Gauner, durch Ratcliffs Schrey aus dem Schlafe geweckt, ſpringen auf, mit dem Ausrufe: „Was giebt's? Was giebt's?")

Lesley.

Biſt du des Teufels Ratcliff?
Ich ſehe nichts.

Mehrere.

Was ſieht er? Sieht er Häſcher?

Lesley.

Nein, juſt das Gegentheil, denn Geiſter ſieht er.

(Alle Lachen.)

Robin.

(Verdrießlich.)

God damn! man hat auch keine Ruh' am Tag.

Ratcliff.
Ich will jetzt gehn; 's iſt Nacht.
Lesley.
Ich gehe mit.
Ratcliff.
Das leid' ich nicht.
Lesley.
Nur bis zum Schwarzenſtein;
Vielleicht ſtehn Wachen dort.
Ratcliff.
Die Angſt treibt ſie
Schon weg; dort iſt es nicht geheu'r des Nachts.
Lesley.
Lebt wohl, Ihr Herrn!
Ratcliff.
Lebt wohl!
Alle.
Gott ſegne Euch.
(Ratcliff und Lesley gehn ab)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Ratcliff und Lesley.

Robin.

God damn! der iſt beſoffen oder toll.

Dick.

So war er immer, denn ich kenn' ihn noch
Von London her. In Rascal-Tavern hab' ich
Ihn oft geſehn. Er pflegte Stundenlang
Mit krauſer Stirn' zu ſitzen in der Ecke,
Und immer ſtill und ſtumm in's Licht zu ſtarr'n.
Oft ſaß er zwiſchen uns vergnügt und lachend —
Nur lacht er gar zu hell — erzählte Späße —
Nur gar zu wilde Späße — und er war
Vergnügt und lachte — O da zuckte plötzlich
Und gräßlich ſpöttiſch ſeine Oberlippe.
Ein Ton des Schmerzes pfiff aus ſeiner Bruſt,
Und wüthend ſprang er auf: „Johann, mein Pferd“ —
Und ritt zum Teufel, und er kam nach ein'gen
Monaten erſt zurück. Nach Schottland, ſagt man,
Pflegt' er alsdenn zu reiten, Tag und Nacht.

Robin.

O, der iſt krank.

Dick.

Was kümmert's mich? Lebt wohl.

(Geht ab.)

Bill.

Es iſt ſchon Zeit daß man zur Arbeit geht.

(Betend vor dem Heil'genbilde.)

Beſchütz' mich in Geſahr und gieb mir Segen!

(Er und mehrere gehn ab.)

Robin.

(Hält ſich ſeine Fauſt vor'm Geſicht.)

Mein Schutzpatron, beſchütz mich in Geſahr.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Zwey Gauner bleiben ſchlafend liegen. Tom, der Wirth, ſchleicht herein und ſtiehlt ihnen das Geld aus der Taſche.

Tom.

(Mit ſchlauer Miene.)

Sie dürfen mich nicht vor Gericht verklagen.

(Er geht ab.)

(John und Taddie wachen auf.)

John.

(Gähnend.)

Der Schlaf iſt doch die köſtlichſte Erfindung!

Taddie.

(Gähnend.)

Komm, John, zum Frühſtück.

John.

Frühſtück! Was giebt's neues?

Taddie.

Gewiß hat man Freund Riffel heut gehängt.

John.

Das Hängen iſt die ſchlechteſte Erfindung.

(Trollen beide fort.)

Eilfter Auftritt.

Wilde Gegend am Schwarzenſtein. Nacht. Links abentheuerliche Felſenmaſſen und Baumſtämme. Rechts ein Denkmal in der Form eines Kreuzes. Der Wind brauſt. Man ſieht zwey weiße Nebelgeſtalten, die ſehnſüchtig die Arme gegen einander ausſtrecken, ſich nahen, immer wieder aus einander fahren, und endlich verſchwinden. Ratcliff tritt auf.

Ratcliff allein.

Hui, wie das pfeift! Die Hölle hat all' ihre
Querpfeifer ausgeſandt. Die ſpielen auf.
Der Mond hüllt ſich in ſeinen weiten Plaid,
Und ſchüttelt nur ein ſparſam Licht herab.
Ha! ha! mein'thalb kann er ſich ganz verhüllen.
Denn wie's auch dunkel ſey, die Schneelavine
Bedarf nicht der Laterne um zu ſchaun
Wohin ſie rollen ſoll; es wird das Eiſen
Den Weg zu dem Magnet' von ſelber finden;
Und ohne Meilenzeiger findet Ratcliffs
Erprobtes Schwert den Weg zu Douglas Bruſt.
Ob auch das Gräflein kömmt? Ob nicht der Sturm,

Die Furcht vor Schnupfen, Huſten und Erkältung
Es gar zurückhält? Und es denkt vielleicht:
Ich will's auf Morgen Nacht verſchieben.
Ha! ha!
Und juſt um dieſe Nacht iſt's mir zu thun.
Kömmt er nicht her, ſo komme ich zu ihm
In's Schloß.

(An ſein Schwert ſchlagend.)

Der Schlüſſel paßt für alle Zimmer;
Und dieſe Freunde

(Legt die Hand an die Piſtolen im Gürtel.)

decken mir den Rücken.

(Nimmt eine Piſtole heraus und betrachtet ſie.)

Der ſieht mich an ſo ehrlich; gerne möcht' ich
Auf ſeinen Mund feſtdrücken meinen Mund,
Und drücken —
Ach, nach ſolchem Feuerkuſſe
Da wär' mir wohl, und wich' mein wildes Weh!

(Sinnend.)

Vielleicht im ſelben Augenblick' drückt Douglas
Gleichfalls den Mund feſt auf Mariens Mund —

Ha! ha! das iſt's. Deßhalb darf ich nicht ſterben.
Ich müßt' allnächtlich aus dem Grabe ſteigen,
Und als ohnmächt'ger Schatten knirſchend zuſehn:
Wie'n Gimpel, mit dem lüſtern Mopsgeſicht',
Beſchnüffelt und begafft Mariens Reitze.
Ich darf nicht ſterben. Käm' ich in den Himmel
Und ſchaute, durch den Ritz der Himmelsdecke,
Zufällig in Graf Douglas Schlafgemach —
Ich würde fluchen, daß den frommen Englein
Erblaſſen würden ihre rothen Backen,
Und ängſtlich in der Kehle ſtecken bliebe
Das wäſſ'rig langgezogne Hallelujah.
Und bin ich wohl verdammt zur ew'gen Hölle,
Wohlan, ſo will ich auch ein Teufel ſeyn,
Und nicht ein jämmerlicher, armer Sünder.

Zwölfter Auftritt.

Ratcliff. Douglas.

Ratcliff.

Horch, horch, ich höre Tritte!

(ruft laut.)

Holla! holla!

Wer biſt du, der ſich dorten naht? Gieb Antwort?

Douglas.

Die Stimm' iſt mir bekannt. Es iſt die Stimme
Des edeln Reiters, der mich jüngſt gerettet
Aus Räuberklau'n, im Wald bey Inverneß.

(Nahert ſich ihm.)

Ja, ja, Ihr ſeyd's, jetzt könnt Ihr nicht entrinnen.
Ich muß Euch danken für die edle That.

Ratcliff.

O, ſpart den Dank. Es war nur eine Grille
Daß ich Euch half. Drey lagen über Euch.
Das war zu viel. Wär's Einer nur geweſen,
Bey Gott! ich wäre ſtill vorbeygeritten.

Douglas.

Seyd nicht ſo grämlich. Laßt uns Freunde werden.

Ratcliff.

Wohlan es ſey. Doch als Beweis der Freundſchaft,
Müßt Ihr mir eine Bitte gleich gewähren.

Douglas.

Sprecht nur. Mit Leib und Seel' gehör' ich euch.

Ratcliff.

Mein neuer Freund, verlaßt jetzt dieſen Platz;

(Lachend.)

Es ſeye denn daß ihr Graf Douglas hießet.

Douglas.

(Befremdet.)

Bey Gott, ſo heiß' ich.

Ratcliff.

Was? Ihr heißt Graf Douglas?

(Lachend.)

O, das iſt ſchlimm, ſo iſt es ja ſchon aus
Mit unſrer hübſchen, neugebacknen Freundſchaft;
Denn wißt, Herr Graf, ich heiße — William Ratcliff.

Douglas.

(Wild und das Schwert ziehend.)

Du biſt der Mörder Macdonalds und Duncans?

Ratcliff.

(Zieht ſein Schwert.)

Ich bin's, und um das Kleeblatt vollzumachen
Hab' ich auch Euch, Herr Graf, hierher beſchieden.

Douglas.

(Stürzt auf ihn ein.)

Verruchter Mörder, wehr' dich deiner Haut.

(Gefecht.)

Ratcliff.

Ha! ha! ich ſchlag' ſo gut ich kann. Ha! ha!

Douglas.

Lach' nicht ſo gräßlich auf.

Ratcliff.

(Lachend.)

Ich lache nicht,
Das thun die bleichen Nebelmenſchen dort —

Douglas.

Lach' wie du willſt. Ihr Schatten Macdonalds
Und Duncans ſteht mir bey!

Ratcliff.

Teufel und Hölle!

Der todte Duncan ſängt die Hiebe auf.
Miſch' dich nicht ein, verfluchter, todter Fechter!

Douglas.

Ha! ha! der Hieb der ſaß!

Ratcliff.

Tod und Verrath!
Jetzt kommt der Macdonald noch obendrein, —
Das iſt zuviel — Drey gegen Einen —
(Er weicht zurück, und ſtolpert über das Piedeſtal des Monuments.)
Ha!
Fluch und Verdammniß! Ratcliff liegt am Boden —
Stoßt zu, ſtoßt zu! ich bin Eu'r gröſter Feind.

Douglas.

(Kalt.)
Ihr habt jetzund des Douglas Schwert erprobt.
Vielleicht verdankte ich Euch jüngſt das Leben.
Jetzt ſollt Ihr's mir verdanken. Wir ſind quitt.
Ich denk' Ihr kennt mich jetzt, und die Lection
Hat Euch vielleicht das böſe Herz gebeſſert.
(Er geht ſtolz ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Ratcliff liegt regungslos am Fuße des Monuments. Der Wind heult wilder. Die zwey Nebelgeſtalten erſcheinen, nahen ſich mit ausgeſtreckten Armen, fahren wieder auseinander, und verſchwinden.

Ratcliff.

(Er ſteht langſam und betäubt auf.)

War's eine Menſchenſtimme? War's der Wind?
Ein wahnſinnſchwangres Wort ſummt mir im Ohr.
War es ein toller Traum? Wo bin ich denn?
Was iſt das für ein Kreuz, und was ſteht drauf?

(Er lieſt die Inſchrift des Monuments)

„Graf Duncan und Lord Macdonald ſind hier
„Von Gottverfluchter Hand ermordet worden.“

(Auffahrend.)

Es iſt kein Traum. Ich bin am Schwarzenſtein,
Und bin beſiegt, verſpottet und verachtet!
Boßhafte Winde kichern mir in's Ohr:
Hier ſteht der Mann, der ſtarke Rieſengeiſt,
Der Großbritaniens Menſchen und Geſetze

Verhönt, der trotzig mit dem Himmel rechtet —
Nun kann er's nicht verhindern daß Graf Douglas
Heut Nacht in ſeines Liebchens Armen liegt,
Und lachend ihr erzählet, wie der Wurm,
Der William Ratcliff heißt, am Schwarzenſtein
Sich krümmte, jämmerlich am Boden krümmte,
Und wie des Douglas Fuß ihn nicht zertreten,
Um ſich nicht zu beſudeln —

(In Wuth ausbrechend.)

O, verfluchte,
Verdammte Hexen, lacht nicht ſo entſetzlich,
Reibt nicht verhöhnend Eure Zeigefinger!
Ich werfe Felſen auf Eu'r ſcheußlich Haupt,
Ich reiße Schottlands Tannenwälder aus,
Und geißle Euch damit den gelben Rücken,
Und mit dem Fuß' ſtampf' ich das ſchwarze Gift
Aus Euren dürren, Gottverhaßten Leibern!
Raſt, Winde, raſt, zerſauſt, zerreißt die Welt!
Brich, Himmelsdecke, und zermalme mich!
Erde, vernachte und verſchlinge mich!

(Halb wild, halb ängſtlich, und in einen geheimnißvollen Ton übergehend.)

Verdammter Doppeltgänger, Nebelmenſch,
Anglotze mich nicht mit den ſtieren Augen —
Mit deinen Augen ſaugſt du aus mein Blut,
Erſtarren machſt du mich, Eiswaſſer gießt du
In meine glüh'nden Adern, machſt mich ſelbſt
Zum todten Nachtgeſpenſt — du zeigſt dorthin?
Mit langem Nebelarm zeigſt du dorthin?
Soll ich? Marie? Die weiße Taube? Blut?
Soll ich? Hollah, wer ſpricht? Das war kein Wind.
Maria ſoll ich mit mir nehmen? Nickſt du?
Es ſey, es ſey, mein Wille iſt von Eiſen,
Und iſt allmächt'ger noch als Gott und Teufel.

(Er ſtürzt fort.)

Vierzehnter Auftritt.

Mac-Gregors Schloß. Erleuchtetes Zimmer mit einem verhängten Kabinette in der Mitte. Man hört verhallende Tanzmuſik und Mädchengekicher.

Maria, feſtlich geſchmückt, und Margarethe treten eben herein.

Maria.

Ach Gott! mir iſt ſo ängſtlich —

Margarethe.

'ſ thut das Schnürleib.
Komm' her, ich will dich ausziehn, liebes Püppchen

(Sie hilft Marien bei'm Auskleiden.)

Maria.

Das Herz iſt mir beklommen.

Margarethe.

Ey, mein Püppchen,
Graf Douglas iſt ein hübſcher Mann.

Maria.

(Heiter lachend.)

Das iſt er!
Und luſtig, und verträglich, und ein Mann!

Margarethe.

Iſt Püppchen auch verliebt?

Maria.

Verliebt? verliebt?
O, das iſt dumm. Man muß ſich leiden können.

Margarethe.

Man ſprach nicht immer ſo. Als William Ratcliff —

Maria.

(Hält ihr ängſtlich den Mund zu.)

O, bitte, bitte, bitte, ſprich nicht aus
Den böſen Namen, es iſt Nacht und ſpät —

Margarethe.

Mein Püppchen war verliebt.

Maria.

Ach nein! Im Anfang
Da ſchien er lämmchenſanft, und ſein Geſicht
Das ſchien mir ſo bekannt, und ſeine Stimme
Klang mir ſo weich, und auch ſein Odem
That meiner Wange heimlich wohl, ſein Auge,
Das ſchaute gar zu ſpaßhaft lieb und fromm —

(Zuſammenſchauernd.)

Doch plötzlich ſah er aus wie ein Geſpenſt,
So blaß, ſo ſtarr und wild verzerrt und blutig,
Und drohend grimm, als wollt' er mich ermorden —
Er ſah faſt ähnlich jenem Nebelmann,
Der oft im Traum' die Arme nach mir ausſtreckt,
Und mich ſo lang entſetzlich zärtlich anſchaut,
Bis daß ich ſelbſt ein luft'ges Bildniß werde,
Und neblicht ſelbſt ausbreite meine Arme.

Margarethe.

Du biſt doch juſt wie deine ſel'ge Mutter;
Sie that ſo bös, und doch wie eine Katz'
War ſie verliebt in Ratcliff —

Maria.

Wie, in Ratcliff?

Margarethe.

In Edward Ratcliff, William Ratcliffs Vater —
O, deine Mutter war ſo hübſch, ſo hübſch!
Sie hieß Schön-Betty. Locken hatte ſie
Wie pures Gold, und Händ' wie Marmelſtein,
Und Augen — O die kannte Edward Ratcliff!
Der ſah den ganzen Tag hinein, und hat

Sich faſt die eignen Augen ausgeguckt —
Und ſingen konnt' ſie wie die Nachtigall;
Und wenn ſie an dem Heerde ſaß und ſang:
(ſie ſingt.)
„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward? Edward?“
So blieb die Köchinn ſtill ſtehn, und der Braten
Verbrannte jedesmahl — Ach Gott! ich wollte
Ich hätt' ihr nie das böſe Lied gelehrt.
(Sie weint.)

Maria.

O, liebe Marg'reth, O erzähl' mir das.

Margarethe.

Schön-Betty, deine Mutter, ſaß allein
Und ſang:
(ſie ſingt.)
„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward? Edward?“ —
Da ſprang in's Zimmer plötzlich Edward Ratcliff,
Und ſang im ſelben Tone trotzig weiter:
(ſie ſingt.)
„Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, O!“

Da hat Schön-Betty ſich ſo ſehr entſetzt
Daß ſie den armen, wilden Edward nimmer
Wollt' wiederſehn; und um ihn noch zu ärgern
Heurathete ſie deinen Vater. Edward Ratcliff,
Der wurde toll vor Wuth, und um zu zeigen
Daß er Schön-Betty leicht entbehren könne,
Nahm er zur Frau, ganz aus Verzweiflungstrotz
Lord Campbels Jenny, und der William Ratcliff,
Das iſt der Sohn aus dieſer tollen Ehe.

Maria.

Die arme Mutter!

Margarethe.

Ey, Schön-Betty war
Ein eigenſinnig Ding. Ein ganzes Jahr lang
Hat ſie den Namen Ratcliff nie genannt.
Doch wie zum zweiten Mahl October kam —
Ich glaub' es war juſt Ratcliffs Namenstag —
Da frug ſie, wie von ungefähr: „Margreth'
Haſt du von Edward nichts gehört?“ O, ſagt' ich,
Der hat die Jenny Campbel ſich zur Frau
Genommen. „Campbels Jenny?“ rief Schön-Betty,

Und wurde blaß und roth, und bitterlich
Fing ſie zu weinen an — dich hielt ich juſt
Im Schooß', Marie, drey Monath warſt du alt —
Und du fingſt auch zu weinen an, — und ich,
Um nur Schön-Bettys Thränen fortzuſchwatzen,
Erzählte ihr: der Edward könne doch nicht
Ablaſſen von Schön-Betty, Tag und Nacht
Säh' man ihn ſchleichen hier um's Schloß, man ſähe
Wie er die Arme nach Schön-Bettys Fenſter
Sehnſüchtig ausſtreckt, — „O, das wußt' ich längſt!“
Rief jetzt Schön-Betty lachend; haſtig flog ſie
An's Fenſter, ſtreckte aus die Arm' nach Edward —
O, das war ſchlimm, Mac-Greger ſah das juſt,
Dein eiferſücht'ger Vater —

(Halt erſchrocken ein.)

Maria.

Nun, und da?
Erzähl' doch weiter.

Margarethe.

Nun, und da iſt's aus.

Maria.

Erzähl' doch weiter.

Margarethe.

(Aengſtlich.)

Nun, am andern Morgen
Lag, bey der alten Schloßmau'r, todt und blutig
Der Edward Ratcliff —

Maria.

Und die arme Mutter?

Margarethe.

Je nun, die ſtarb, vor Schreck, drey Tage drauf.

Maria.

O das iſt gräßlich!

Margarethe.

(Im kalten, höhniſchen Wahnſinntone.)

Hätteſt du erſt ſelbſt
Geſehn mit deinen kleinen Augen, Püppchen,
Wie an der Schloßmau'r Edward Ratcliff lag —
Hu, hu, das blut'ge Bild klebt mir im Kopf!
Und weil ich weiß wer ihn erſchlagen hat,

Und weil ich das niemanden ſagen darf,
Und weil ich toll bin — hu! kann ich nicht ſchlafen,
Und überall ſeh' ich den Edward Ratcliff,
Den bleichen, blutigen, mit ſeinen ſtarren,
Dolchſpitzen Augen, mit dem Zeigefinger
Geſpenſtiſch aufgehoben, langſam ſchreitend —

Funfzehnter Auftritt.

William Ratcliff bleich, verſtört und blutig, tritt herein. Die Vorigen.

Margarethe.

(Wild aufſchreyend.)

Jeſus Marie, der todte Edward Ratcliff!

(Sie kauert nieder in einer Ecke des Zimmers, und bleibt dort ſtarr und regungslos ſitzen.)

Maria.

(Aufſchreyend.)

Entſetzlicher! Bringſt du mir Douglas Ring?

Ratcliff.

(Bitter lachend.)

Das Karouſſel, das Ringeſtechen, iſt
Jetzt aus. Zwey Ringe ſtach ich, doch der dritte
Wollt' ſich nicht ſtechen laſſen, und ich ſtürzte
Hinunter von dem Holzpferd.

Maria.

(Plötzlich im vertraulich ängſtlichen Tone.)

William! William!
Du bluteſt ja. Komm her ich will die Wunde
Verbinden.

(Sie zerreißt ihren weißen Hochzeitſchleyer.)

Gott! Wo bin ich? Böſer William —
Nein, du biſt Edward, ich, ich bin Schön-Betty —
Dein armer Kopf iſt blutig, und der mein'ge
Iſt ſo verwirrt — Ich weiß nicht was ich thu' —
Komm her; wenn du mich lieb haſt, knie nieder —

(Sie will ihm die Kopfwunde verbinden.)

Ratcliff.

(Stürzt zu ihren Füßen. Schmerzhaft zärtlich.)

Neckt mich ein Traum? Ich liege vor Marien?

Liege zu ihren Füßen? Kleine Füße,
Seyd Ihr nicht Nebel, die der Wahnſinn bildet,
Und die zerrinnen wenn ich ſie umfaſſe?

Maria.

(Beſchwichtigend und ihm den Kopf mit dem Schleyer verbindend.)

Bleib' ruhig. An den goldnen, hübſchen Locken
Klebt Blut. Lieg' ſtill; du machſt mich ſelber blutig.
Ja, wenn du ſtill liegſt, küß' ich dich auf's Auge.

(Sie küßt ihn.)

Ratcliff.

Mir iſt die Nacht vom Auge fortgeküßt;
Die Sonne kann ich wieder ſehn — Maria!

Maria.

(Wie aus einem Traume aufgeſchreckt.)

Maria? Und du biſt auch der William Ratcliff?

(Hält ſich die Augen zu.)

O das iſt gar zu traurig!

(Schaudernd.)

Fort! geh fort?

Ratcliff.

(Springt auf und umſchlingt ſie.)

Ich weiche nicht! Ich hab dich lieb, Maria.

Und du haſt William lieb —

(Vertraulich.)

Im Traum' haſt du's

Mir oft geſagt. Weißt du, wir ſehn uns ähnlich?

Schau' in den Spiegel.

(Er führt ſie an einen Spiegel und zeigt nach beiden Spiegelbildern.)

Deine Züge ſind

Zwar ſchöner, edler, reiner als die mein'gen;

Doch ſind ſie ihnen ähnlich. Dieſe Lippen

Umzuckt derſelbe Stolz, derſelbe Trotz.

Hier ſitzt der Leichtſinn eben ſo wie dort.

Sprich mahl ein Wörtchen?

Maria.

(Sie ſträubend.)

Laß mich! laß mich!

Ratcliff.

Hörſt du?

Die Stimm' klingt wie die mein'ge, nur weit ſanfter.

Das tiefe Blau des Auges iſt daſſelbe;

Nur glänzender bey dir. Gieb her die Hand.

(Nimmt ihre Hand und vergleicht ſie mit der ſeinigen.)

Siehſt du dieſelben Linien?

(Erſchrickt.)

Sieh mahl her,

Die Lebenslinie iſt ſo kurz wie hier, —

Maria.

O laß mich, William, und entflieh! entflieh! —

Nur ſchnell, ſie kommen gleich, —

Ratcliff.

Ja, du haſt Recht,

Wir wollen fliehn. Komm folge mir, mein Lieb.

Komm folge mir. Geſattelt ſteht mein Roß,

Das ſchnellſte in ganz Schottland.

(Zieht ſein Schwert hervor.)

Hier, mein Schwert

Bahnt uns den Weg. Sieh mahl wie's funkelt! Horch!

Margarethe.

(Wahnſinnig ſingend.)

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,

Edward? Edward?

Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —

Mein Liebchen, war ſo ſchön. O!

Ratcliff.

Wer ſprach das blut'ge Wort? War's dort die Eule,
Die ſich an's Fenſter klammert? War's der Wind,
Der im Kamin pfeift? War's die bleiche Hexe,
Die in der Ecke kauert? Ja, die war es;
Ihr Leib iſt marmorſtarr, doch aus der Bruſt
Schrillt ihr der heiſ're Sang. Ich ſoll mein Liebchen

(Im höchſten Schmerz.)

Todtſchlagen, ſingt ſie — O das muß ich ja —

Maria.

Entſetzlich rollt dein Aug', dein Odem brennt —
Dein Wahnſinn ſteckt mich an — verlaß mich! laß mich!

Ratcliff.

O ſträub' dich nicht, mein Lieb. Der Tod iſt ja
So ſüß. Ich nehm' dich mit in's ſchöne Land,
Wovon wir oft geträumt. Komm mit, mein Lieb.

Maria.

(Sich von ihm losreißend.)

Entflieh! entflieh! Denn trifft dich hier, Graf Douglas —

Ratcliff.

(In Wuth ausbrechend.)

Verfluchter Name! Loſungswort des Todes!
Kein Gott ſoll dich beſitzen. Mir gehörſt du —

(Er will ſie erſtechen.)

Maria.

(Sich in das verhängte Kabinet flüchtend.)

William! du willſt mich morden —

Ratcliff.

(Stürzt ihr nach in's Kabinett.)

Mir gehörſt du —
Mein iſt Maria —

(Man hört Marias Stimme: „William! Hülfe! William!")

Margarethe.

(Singt.)

„Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, O!"

(Die zwey Nebelbilder erſcheinen von entgegengeſetzten Seiten, ſtellen ſich am Eingang des Kabinetts, ſtrecken die Arme nach einander aus, und verſchwinden bey Ratcliffs Hervortreten.)

Ratcliff.

(Das blutige Schwert in der Hand, ſtürzt aus dem Kabinette.)

Halt! halt! entweich mir nicht, mein Doppelgänger!
Du bleiches Nachtgeſpenſt, du haſt's gethan.
An deiner Nebelhand klebt rothes Blut.
Komm ficht mit mir, du haſt Marie ermordet —

Sechzehnter Auftritt.

Mac-Gregor ſtürzt herein mit bloßem Schwerte. **Die Vorigen.**

Mac-Gregor.

Um Hülfe rief's —

(Erblickt Ratcliff.)

Dich treff ich hier, Verruchter,
Verhaßter Mörder, Störer meiner Ruh' —

Ratcliff.

(Wild auflachend.)

Das bin ich, und auch du biſt mir verhaßt,

Weiß nicht warum, doch biſt du mir verhaßt,
Nach deinem Blute lechz' ich —

(Sie ſtürzen fechtend auf einander ein.)

Mac-Gregor.

Böſewicht!

Ratcliff.

Ha! ha! ha!

Margarethe.

(Singt.)

„Was iſt von Blut dein Schwert ſo roth,
Edward, Edward?“

Mac-Gregor.

(Stürzt nieder.)

Verfluchtes Lied!

(Er ſtirbt.)

Ratcliff.

(Erſchöpft.)

Die gift'ge Schlang' iſt todt.
Nun iſt mir's leicht um's Herz. Den Vorgeſchmack

Der Ruh' genieß' ich ſchon. Marie iſt mein.
Mein Tagwerk iſt vollbracht. Ich komm' Marie.

(Er geht in's Kabinett; man hört innwendig ſeine Stimme.)

Hier bin ich, ſüßes, weißes Lieb. Maria!

(Es fallt ein Schuß im Kabinette.)

(Die zwey Nebelbilder erſcheinen von beiden Seiten, ſtürzen ſich haſtig in die Arme, halten ſich feſtumſchlungen, und verſchwinden. Man hort lautes Rufen und verworrene Stimmen.)

Siebenzehnter Auftritt.

Douglas, Gäſte und Diener treten beſtürzt herein. Die Vorigen.

Ein Diener.

Jeſus Marie! hier liegt der edle Herr!

Viele Stimmen.

Mac-Gregor!

Douglas.

Todt! todt iſt der edle Laird.
Sucht nur den Mörder. Schließt des Schloſſes Pforte.

Margarethe.

(Richtet ſich langſam in die Höhe, nähert ſich der Leiche Mac-Gregors, und ſpricht im wahnſinnigen Tone.)

Ey! ey! ſo blutig und ſo bleich lag auch
Der todte Edward Ratcliff an der Schloßmau'r.
Der böſe, zornige Mac-Gregor hatte
Den armen Edward Ratcliff todtgeſchlagen!

(Weinend.)

Ich hab' es nicht gethan, hab's nur gewußt.
Und den

(Zeigt nach Mac-Gregors Leiche.)

Hat William Ratcliff todtgeſchlagen —
Und auch der William hat jetzt Ruh'. Er ſchläft
Jetzt bey Marie — ſtill! ſtill! — weckt ſie nicht auf —

(Sie geht auf den Fußzehen nach dem Kabinette, und hebt die Gardiene deſſelben auf. Man ſieht die Leichen von Maria und William Ratcliff.)

Alle.

Entſetzlich!

Margarethe.

(Vergnügt lachend.)

Sie ſehn faſt aus wie Edward und Schön-Betty!

Lyriſches Intermezzo.

I.

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb haſt, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenſter ſoll klingen
Das Lied der Nachtigall.

II.

Die Roſe, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einſt alle in Liebeswonne.
Ich lieb' ſie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie ſelber, aller Liebe Bronne,
Iſt Roſe und Lilie und Taube und Sonne.

III.

Wenn ich in deine Augen ſeh'
So ſchwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küſſe deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar geſund.

Wenn ich mich lehn' an deine Bruſt,
Kommt's über mich wie Himmelsluſt;
Doch wenn du ſprichſt: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

IV.

Dein Angeſicht ſo lieb und ſchön,
Das hab' ich jüngſt im Traum geſehn;
Es iſt ſo mild und engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die ſind roth;
Bald aber küßt ſie bleich der Tod.
Erlöſchen wird das Himmelslicht
Das aus den frommen Augen bricht.

V.

Lehn' deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen;
Und an mein Herz drück' feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt —
Sterb' ich vor Liebesſehnen!

VI.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie ſoll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebſten mein.

Das Lied ſoll ſchauern und beben,
Wie der Kuß von ihrem Mund',
Den ſie mir einſt gegeben
In wunderbar ſüßer Stund'.

VII.

Es ſtehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tauſend Jahr, und ſchauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie ſprechen eine Sprache,
Die iſt ſo reich, ſo ſchön;
Doch keiner der Philologen
Kann dieſe Sprache verſtehn.

Ich aber hab' ſie gelernet,
Und ich vergeſſe ſie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebſten Geſicht.

VIII.

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im ſtillen Mondenſchein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Die Veilchen kichern und koſen,
Und ſchau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Roſen
Sich duftende Mährchen in's Ohr.

Es hüpfen herbey und lauſchen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauſchen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niederſinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen ſeligen Traum.

IX.

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond das iſt ihr Buhle
Er weckt ſie mit ſeinem Licht',
Und ihm entſchleyert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

Dort wollen wir niederſinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen ſeligen Traum.

XI.

Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur in's Angeſicht,
So bin ich froh' wie'n König.

Du haſſeſt, haſſeſt mich ſogar,
So ſpricht dein rothes Mündchen;
Reich' mir es nur zum Küſſen dar,
So tröſt' ich mich, mein Kindchen.

XII.

Du ſollſt mich liebend umſchließen,
Geliebtes, ſchönes Weib!
Umſchling' mich mit Armen und Füßen,
Und mit dem geſchmeidigen Leib.

* * *

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umſchlungen ſchon,
Die allerſchönſte der Schlangen
Den glücklichſten Laokoon.

XIII.

O ſchwöre nicht und küſſe nur,
Ich glaube keinem Weiberſchwur!
Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt
Der Kuß, den ich dir abgeküßt;
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort iſt eitel Dunſt und Hauch.

* * *

O ſchwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir auf's bloße Wort!
An deinen Buſen ſink' ich hin,
Und glaube daß ich ſelig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich,
Und noch viel länger liebſt du mich.

XIV.

Auf meiner Herzliebſten Aeugelein
Mach' ich die ſchönſten Canzonen.
Auf meiner Herzliebſten Mündchen klein
Mach' ich die beſten Terzinen.
Auf meiner Herzliebſten Wängelein
Mach' ich die herrlichſten Stanzen.
Und wenn meine Liebſte ein Herzchen hätt',
So wollt' ich drauf machen ein hübſches Sonett.

XV.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Wird täglich abgeſchmackter;
Sie ſpricht von dir, mein ſchönes Kind,
Du haſt keinen guten Charakter.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Und dich wird ſie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie weich deine Arme ſind,
Und wie deine Küſſe brennen.

XVI.

Liebſte, ſollſt mir heute ſagen:
Biſt du nicht ein Traumgebild',
Wie's in ſchwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein ſolches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, ſüßes Kindchen,
Das erſchafft der Dichter nicht.

Baſilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche ſchlimme Fabelthiere,
Die erſchafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein ſüßes Angeſicht,
Und die falſchen, frommen Blicke —
Das erſchafft der Dichter nicht.

XVII.

Das iſt ein Flöten und Geigen,
Trompeten ſchmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.

Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmey'n;
Dazwiſchen ſchluchſen und ſtöhnen
Die guten Engellein.

XVIII.

So haſt du ganz und gar vergeſſen,
Daß ich ſo lang dein Herz beſeſſen,
Dein Herzchen ſo ſüß und ſo falſch und ſo klein,
's kann nirgends was ſüß'res und falſcheres ſeyn.

So haſt du die Lieb' und das Leid vergeſſen,
Die 's Herz mir thäten zuſammen preſſen.
Ich weiß nicht war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur ſie waren groß allebeid'!

XIX.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

XX.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau,
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb',
Mein liebes Liebchen, ſprich?
O ſprich, mein Herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

XXI.

Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben ſie nicht geſagt.

Sie machten ein großes Weſen,
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen,
Und du haſt alles geglaubt.

Jedoch das Allerſchlimmſte,
Das haben ſie nicht gewußt;
Das Schlimmſte und das Dümmſte,
Das trug ich geheim in der Bruſt.

XXII.

Die Linde blühte, die Nachtigall ſang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Luſt;
Da küßteſt du mich, und dein Arm mich umſchlang,
Da preßteſt du mich an die ſchwellende Bruſt.

Die Blätter fielen, der Rabe ſchrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrießlichen Blicks;
Da ſagten wir froſtig einander: „Lebwohl!"
Da knixteſt du höflich den höflichſten Knix.

XXIII.

Wir haben viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau" geſpielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geſchlagen.
Wir haben zuſammen gejauchzt und geſcherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende, aus kindiſcher Luſt,
„Verſtecken" geſpielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns ſo zu verſtecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

XXIV.

Ich glaub' nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein ſpricht;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Das iſt mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein ſpricht;
Ich glaub' nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Böſen,
An Höll' und Höllenſchmerz;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Und an dein böſes Herz.

XXV.

Du bliebeſt mir treu am längſten,
Und haſt dich für mich verwendet,
Und haſt mir Troſt geſpendet
In meinen Nöthen und Aengſten.

Du gabeſt mir Trank und Speiſe,
Und haſt mir Geld geborget,
Und haſt mich mit Wäſche verſorget,
Und mit dem Paß für die Reiſe.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüthe,
Noch lange, vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwieſene Güte.

XXVI.

Die Erde war ſo lange geitzig,
Da kam der May, und ſie ward ſpendabel,
Und alles lacht, und jauchzt, und freut ſich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen ſprießen, die Glöcklein ſchallen,
Die Vögel ſprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Geſpräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miſerabel.

Das Menſchenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der ſonſt paſſabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein ſüßes Liebchen, ſo ſüß und aimabel.

XXVII.

Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt,
In fremden Landen geſchwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebſten zu lang die Zeit,
Und ſie nähete ſich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umſchlungen,
Als Bräut'gam, den dümmſten der dummen Jungen.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön und mild,
Noch ſchwebt mir vor ihr ſüßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Roſenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus jahrein.
Daß ich von ſolchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmſte von meinen dummen Streichen.

XXVIII.

Die blauen Veilchen der Aeugelein,
Die rothen Roſen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen iſt verdorr't.

XXIX.

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte die wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau',
Und die Menſchen jubeln wohin ich ſchau', —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen.

XXX.

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann ſteig' ich langſam zu dir hinab,
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſ', ich umſchlinge, ich preſſe dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſtehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten ſtehn auf, der Tag des Gerichtes
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umſchlungen liegen.

XXXI.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

XXXII.

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebſte in der Ferne,
Sagt daß ich noch immer ſey
Herzekrank und bleich und treu.

XXXII.

(Der Kopf ſpricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebſten Füße ruhn!
Und ſtampfte ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz ſpricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo ſie die Nadeln ſteckt hinein!
Und ſtäche ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte mich der Stiche freu'n.

(Das Lied ſpricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das ſie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüſtern ihr
In's Ohr was in mir lebt und haucht.

XXXIV.

Seit die Liebſte war entfernt,
Hatt' ich 's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich ſie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab.
Faſt vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

XXXV.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach Ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen ſie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht ſagen
Was ſie im Herzen ſchauten.

XXXVI.

Ich kann es nicht vergeſſen,
Geliebtes, holdes Weib,
Daß ich dich einſt beſeſſen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben,
Den Leib ſo zart und jung;
Die Seele könnt Ihr begraben,
Hab' ſelber Seele genung.

Ich will meine Seele zerſchneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umſchlingen, wir müſſen
Ganz Leib und Seele ſeyn.

XXXVII.

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spatzieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen
Wie Alles romantiſch blüht;
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich,
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

XXXVIII.

Manch Bild vergeſſener Zeiten
Steigt auf aus ſeinem Grab,
Und zeigt wie in deiner Nähe
Ich einſt gelebet hab'.

Am Tage ſchwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum;
Die Leute verwundert mich anſah'n,
Ich war ſo traurig und ſtumm.

Des Nachts da war es beſſer,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten ſelbander,
Wir wandelten ſchweigend einher.

Mit wiederhallendem Fußtritt'
Wandelt' ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken,
Und grüßte mit ernſtem Blick'.

Steh'n blieb ich vor deinem Hauſe,
Und ſtarrte in die Höh',
Und ſtarrte nach deinem Fenſter, —
Das Herz that mir ſo weh'.

Ich weiß du haſt aus dem Fenſter
Gar oft herabgeſeh'n,
Und ſah'ſt mich im Mondenlichte
Wie eine Säule ſteh'n.

XXXIX.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heurathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwey.

XL.

Freundſchaft, Liebe, Stein der Weiſen,
Dieſe dreye hört' ich preiſen,
Und ich pries und ſuchte ſie,
Aber ach! ich fand ſie nie.

XLI.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einſt die Liebſte ſang,
So will mir die Bruſt zerſpringen,
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löſt ſich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh'.

XLII.

Mir träumte von einem Königs-kind',
Mit naſſen, blaſſen Wangen;
Wir ſaßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Ich will nicht ſein Scepter von Golde,
Ich will nicht ſeine demantene Kron',
Ich will dich ſelber, du Holde!“

Das kann nicht ſeyn, ſprach ſie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich ſo lieb dich habe.

XLIII.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill, und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber,
Troſtlos auf weitem Meer.

XLIV.

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland';

Wo bunte Blumen blühen
Im goldnen Abendlicht',
Und lieblich duftend glühen,
Mit bräutlichem Geſicht;

Und grüne Bäume ſingen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Und Vögel ſchmettern drein;

Und Nebelbilder ſteigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen,
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorſtein,
Und ſeltſam in den Bächen
Stralt fort der Wiederſchein.

Ach! könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frey und ſelig ſeyn!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das ſeh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgenſonne
Zerfließt's wie eitel Schaum.

XLV.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

* * *

Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesſtunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

XLVI.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Ich aber wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchau'n mitleidig mich an:
Sey unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann.

XLVII.

Es leuchtet meine Liebe,
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Mährchen traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

Im Zaubergarten wallen
Zwey Buhlen, ſtumm und allein;
Es ſingen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenſchein.

Die Jungfrau ſteht ſtill wie ein Bildniß,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Rieſe der Wildniß,
Die bange Jungfrau flieht.

Der Ritter ſinkt blutend zur Erde,
Es ſtolpert der Rieſe nach Haus;
Wenn ich begraben werde,
Dann iſt das Mährchen aus.

XLVIII.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meiſten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

XLIX.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird ſich bey dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen ſeyn.

L.

Wenn zwey von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und ſeufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

LI.

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe viel.
Die Herren die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß ſeyn platoniſch,
Der dürre Geheimrath ſprach.
Die Räthin lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe ſey nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.
Das Fräulein liſpelt: wie ſo?

Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
Die Liebe iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herren Baron.

Am Tiſche war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da haſt du gefehlt.
Du hätteſt ſo hübſch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

LII.

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
In's blühende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

LIII.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maye,
Wir ſaßen unter dem Lindenbaum,
Und ſchwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören auf's Neu',
Ein Kichern, ein Koſen, ein Küſſen;
Daß ich gedenk des Schwures ſey,
Haſt du in die Hand mich gebiſſen.

O Liebchen mit den Aeuglein klar!
O Liebchen ſchön und biſſig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüſſig.

LIV.

Ich ſteh' auf des Berges Spitze,
Und werde ſentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tauſend Mahl.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir mein Kind,
Und baute mir mein Neſtchen
Wo deine Fenſter ſind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und ſänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du biſt ja hold den Gimpeln,
Und heileſt Gimpelſchmerz.

LV.

Mein Wagen rollet langſam
Durch luſtiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubriſch
Im Sonnenglanze blüh'n.

Ich ſitze und ſinne und träume,
Und denk' an die Liebſte mein;
Da grüßen drey Schattengeſtalten
Kopfnickend zum Wagen hinein.

Sie hüpfen und ſchneiden Geſichter,
So ſpöttiſch und doch ſo ſcheu,
Und quirlen wie Nebel zuſammen,
Und kichern und huſchen vorbey.

LVI.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du lägeſt im Grab'.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließeſt mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte du wärſt mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenflut.

LVII.

Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich,
Und ſehe dich freundlich grüßen,
Und lautaufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen.

Du ſiehſt mich an wehmüthiglich,
Und ſchüttelſt das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen ſchleichen ſich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du ſagſt mir heimlich ein leiſes Wort,
Und giebſt mir den Strauß von Zypreſſen.
Ich wache auf, und der Strauß iſt fort,
Und 's Wort hab' ich vergeſſen.

LVIII.

Das iſt ein Brauſen und Heulen,
Herbſtnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich ſeh' ſie am Fenſter lehnen,
Im einſamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen
Starrt ſie in die Nacht hinein.

LIX.

Der Herbſtwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht iſt feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einſam im Wald!

Und wie ich reite, ſo reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luſtig
Nach meiner Liebſten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erſcheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wandeltreppe ſtürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da iſt es ſo duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es ſäuſelt der Wind in den Blättern,
Es ſpricht der Eichenbaum:
Was willſt du, thörigter Reiter,
Mit deinem thörigten Traum?

LX.

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh';
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte,
Und treiben damit ihr Spiel.

Es ſingt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend
Taucht er in's Fluthengrab.

Es iſt ſo ſtill und ſo dunkel!
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt kniſternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

LXI.

Der Traumgott bracht' mich in ein Rieſenſchloß,
Wo ſchwüler Zauberduft und Lichterſchimmer,
Und bunte Menſchenwoge ſich ergoß
Durch labyrinthiſch vielverſchlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte ſucht der bleiche Troß,
Mit Händeringen und mit Angſtgewimmer.
Jungfrau'n und Ritter ragen aus der Menge,
Ich ſelbſt bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich ſteh' ich ganz allein, und ſeh',
Und ſtaun', wie ſchnell die Menge konnt' verſchwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die ſich ſeltſam winden.
Mein Fuß wird Bley, im Herzen Angſt und Weh,
Verzweifl' ich faſt den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — O Gott, wer ſteht davor!

Es war die Liebſte, die am Thore ſtand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich ſoll zurückgehn, winkt ſie mit der Hand;
Ich weiß nicht ob ſie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein ſüßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie ſie mich anſah, ſtreng und wunderlich,
Und doch ſo liebevoll, erwachte ich.

LXII.

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf' gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

Uni
M

LXIII.

Am Kreuzweg wird begraben
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'.

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum'.

LXIV.

Wo ich bin mich rings umdunkelt
Finſterniß, ſo dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebſte, deiner Augen Licht.

Mir erloſchen iſt der ſüßen
Liebesſterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen –
Nimm mich auf, uralte Nacht!

LXV.

Nacht lag auf meinen Augen,
Bley lag auf meinem Mund,
Mit ſtarrem Hirn und Herzen
Lag ich in Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht ſagen
Daß ich geſchlafen hab';
Ich wachte auf und hörte
Wie's pochte an mein Grab.

„Willſt du nicht aufſtehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Todten ſind erſtanden,
Die ew'ge Luſt begann.“

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloſchen ſind.

„Ich will dir küſſen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel ſollſt du ſchauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du in's Herz mir ſtacheſt
Mit einem ſpitz'gen Wort'.

„Ganz leiſe leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand auf's Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt iſt all ſein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hinein geſchoſſen
Als du mir wurdeſt geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutſtrom,
Und mache dein Haupt geſund."

Es bat ſo ſanft, ſo lieblich,
Ich konnt' nicht widerſtehn;
Ich wollte mich erheben,
Und zu der Liebſten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da ſtürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Bruſt der Blutſtrom,
Und ſieh! — ich bin erwacht.

LXVI.

Die alten, böſen Lieder,
Die Träume ſchlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar manches,
Doch ſag' ich noch nicht was;
Der Sarg muß ſeyn noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Todtenbahre,
Von Brettern feſt und dick;
Auch muß ſie ſeyn noch länger
Als wie zu Maynz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Rieſen,
Die müſſen noch ſtärker ſeyn
Als wie der ſtarke Chriſtoph,
Im Dom zu Cöln am Rhein.

Die ſollen den Sarg forttragen,
Und ſenken in's Meer hinab;
Denn ſolchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt Ihr warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſeyn?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Almanſor.

Eine Tragödie.

Glaubt nicht, es ſey ſo ganz und gar phantaſtiſch
Das hübſche Lied, das ich Euch freundlich biete!
Hört zu: es iſt halb epiſch und halb draſtiſch,
Dazwiſchen blüht manch lyriſch zarte Blüthe;
Romantiſch iſt der Stoff, die Form iſt plaſtiſch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe;
Es kämpfen Chriſt und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Das Innere eines alten, verödeten Maurenſchloſſes. Durch die Seitenfenſter fallen Stralen der untergehenden Sonne. **Almanſor** allein.

Almanſor.

Es iſt der alte, liebe Boden noch,
Der wohlbekannte, buntgeſtickte Teppich,
Worauf der Väter heil'ger Fuß gewandelt!
Jetzt nagen Würmer an den ſeidnen Blumen,
Als wären ſie des Spaniers Bundgenoſſen.
Es ſind die alten, treuen Säulen noch,
Des ſtolzen Hauſes ſtolze Marmorſtützen,
Woran ich oft mich angelehnt als Knabe.
O, hätten unſre Gomeles und Ganzuls,
Abenceragen und hochmüth'ge Zegris,
So treu wie dieſe Säulen hier, getragen
Den Königsthron im leuchtenden Alhambrah!
Es ſind die alten, guten Mauern noch,

Die glattgetäfelten, die hübſch bemalten,
Die ſtets dem müden Wandrer Obdach gaben!
Gaſtlich geblieben ſind die guten Mauern,
Doch ihre Gäſte ſind nur Eul' und Uhu.

(Er geht an's Fenſter.)

Still bleibt's! Nur du, o Sonne, hörteſt mich;
Mitleidig ſchickſt du mir die letzten Stralen,
Und ſtreu'ſt mir Licht auf meinen dunkeln Pfad!
Du, güt'ge Sonne, hör' mein dankbar Wort:
Entflieh' auch du nach Mauritaniens Küſte,
Und nach Arabiens ewig heit're Flur; —
O, fürchte Don Fernand und ſeine Räthe,
Die Haß geſchworen allem ſchönen Lichte;
O, fürchte Donna Iſabell, die Stolze,
Die, im Gefunkel ihrer Diamanten,
Allein zu glänzen glaubt, wenn Nacht ringsum;
O, flieh auch du den ſchlimmen, ſpan'ſchen Boden,
Wo ſchon geſunken deine Schweſterſonne,
Die goldgethürmte, leuchtende Granada!

(Geht vom Fenſter.)

Beklommen iſt mein Herz, als habe ſich

Der untergeh'nden Sonne Flammenball
Auf dieſe arme, ſchwache Bruſt gewälzt.
Wie morſche, glüh'nde Aſche iſt mein Leib,
Und unter meinen Füßen wankt der Boden.
So heimiſch iſt mir hier, und doch ſo ängſtlich!
Das Lüftchen, das mir lind die Wange kühlt,
Haucht Grüße mir aus längſtverſcholl'ner Zeit.
In jener Schatten wechſelnder Bewegung
Seh' ich die Mährchen meiner Kinderjahre;
Sie regen ſich, und nicken mir, und lächeln
Mit klugen Mienen, und verwundern ſich
Daß jetzt der alte Freund ſo bang, ſo fremd thu't.
Dort ſchwankt hervor die liebe, todte Mutter,
Und ſchaut wehmüthiglich beſorgt, und weint,
Und winkt, und winkt mit ihrer weißen Hand.
Und auch den Vater ſeh' ich dorten ſitzen,
Auf grünem Sammetpolſter, leiſe ſchlummernd.

(Er ſteht ſinnend. Es iſt ganz dunkel geworden. Man ſieht im Hintergrunde eine Geſtalt, mit einer Fackel in der Hand, vorüberſchreiten.)

Welch Nebelbild kam dort vorbey geflirrt?

War's nur ein Blendwerk, das mich toll umgaukelt?
War's nicht der alte Haſſan, der dort ging?
Vielleicht liegt Haſſans todter Leib im Grab,
Und nur ſein Geiſt noch wandelt hier als Wächter
Der Burg, die er im Leben treu gehüthet?
Es rauſcht und rollet dumpf, und immer näher,
Als ſtiegen meine Väter aus den Gräbern,
Um mir zum Gruß die Knochenhand zu reichen,
Zum Willkommkuß die weißen, kalten Lippen —
Sie kommen ſchon — Eu'r Grüßen könnt mich tödten —
(Mehrere Mauren ſtürzen hervor mit blanken Säbeln.)

Erſter Maure.

Das könnte wohl geſchehn!

Almanſor.

(Zieht ſein Schwert aus der Scheide.)
So komm hervor,
Du wunderreiches, blankes Amulet,
Und ſchütze mich vor ſolchen ſchlimmen Geiſtern.

Zweiter Maure.

Wie kömmſt du, Fremdling, hier in unſre Burg?

Almanſor.

Ich geb' die Frag' zurück, die Burg iſt mein,
Und dieſer Anwalt

(Zeigt ſein Schwert.)

ſoll mein gutes Recht,
Auf Eure Haut, mit rothen Zügen ſchreiben.

Erſter Maure.

Ey! ey! wenn unſer Anwalt Einſpruch thut,
Iſt ſeine Zunge nicht von Holz; fürwahr,
Metallvoll klirret ſeine Eiſenſtimme.

(Sie fechten.)

Erſter Maure.

Ey! ey! dein Anwalt kommt ja recht in Hitze,
Und ſeine Rede ſprühet Feuerfunken.

Almanſor.

Schweig' nur, in deinem Blut' ſoll er ſie löſchen.

Dritter Maure.

Der Spaß geht bald zu End', ergieb dich uns.

(Haſſan, in der linken Hand eine Fackel, in der rechten ein Säbel, ſtürzt wild herbey.)

Haſſan.

Ho! ho! habt Ihr den Alten ganz vergeſſen?

Blutrache, wißt Ihr ja, iſt mein Gewerbe,
Und mir gehört der dort, Ich muß ihn tödten.

(Er ficht mit dem ſchon ermatteten Almanſor; wie er ihn eben niederhauen will, erblickt er das Geſicht deſſelben beim Scheine der Fackel, und erſchüttert ſtürzt er zu Almanſors Füßen.

Allah! Es iſt Almanſor ben Abdullah!

Almanſor.

Das bin ich noch, und du biſt Haſſan noch;
Steh' auf du treuer Diener meines Hauſes.
Ein nächtig Blendwerk hat uns hier verwirr't,
Und bald wär' mir die Vaterburg zum Grab,
Die alte Wiege mir zum Sarg geworden.

Erſter Maure.

Du ſchieneſt Spanier durch Baret und Mantel,
Und unſer Säbel nur bewillkommt Spanier.

Haſſan.

(Steht langſam auf und ſpricht mit ſtrengem Tone.)

Almanſor ben Abdullah! ſteh' mir Rede:
Wie kömmt dein Leib in dieſe ſpan'ſche Tracht?

Wer hat das edle Berberroß behängt,
Mit dieſer gleißend farb'gen Schlangenhaut?
Wirf ab die gift'ge Hülle, Sohn Abdullahs,
Tritt auf das Haupt der Schlange, edles Roß!

Almanſor.

(Lächelnd.)

Du biſt der alte Eifrer Haſſan noch,
Und klebſt noch feſt an Farben und an Formen.
Die Schlangenhaut, die ſchützet wider Schlangen;
So wie die Wolfsfellhülle ſchützt das Lamm,
Das, wehrlos fromm, die Waldungen durchſtreift.
Trotz Hut und Mantel bin ich doch ein Moslem,
Denn in der Bruſt hier trag' ich meinen Turban.

Haſſan.

Gelobt ſey Allah! Allah ſey gelobt!
Legt Euch zur Ruhe, Brüder, ich will wachen;
Verjüngt hat plötzlich ſich der alte Haſſan.

(Die Mauren gehn ab.)

Almanſor.

Wer ſind die Männer, die du Brüder nannteſt?

Haſſan.

Es ſind die Reſte jener treuen Diener,
Die Allah noch in dieſem Land beſitzt.
Ach! ihre Zahl iſt gring, und täglich ſchmilzt ſie;
Derweil die Zahl der Schelme täglich anſchwillt.

Almanſor.

Wie tief biſt du geſunken! O Granada!

Haſſan.

Wohl ſinken muß die Stadt, wo Doppelfeinde,
Wo drinnen Zwietracht, draußen Argliſt, wüthen.
O! Fluch der Nacht, wo dieſe Weiberargliſt
Mit Männerhabſucht ſüß gebuhlt; O! Fluch
Der Nacht, wo das Verderben von Granada,
In ſolcher Glutumarmung, ward berathen;
O! Fluch der Nacht, wo einſt in's Brautbett ſtieg
Don Ferdinand zu Donna Iſabella!
Wo ſolches Paar der Zwietracht Funken ſchür't,
Da flackert bald in Flammen auf das Haus.
Nicht durch den Speer des kräftigen Leoners,
Nicht durch des ſtolzen Arragoniers Lanze,
Nicht durch das Schwert kaſtiliſcher Ritterſchaft, —

Nur durch Granada ſelber fiel Granada!
Wenn der Erzeuger meuchelt ſeine Kinder,
Die wehrlos eignen Kinder in der Wiege,
Und wenn der Sohn die frevelhafte Rechte
Entgegenballt dem heil'gen Haupt' des Vaters,
Und wenn der Bruder, auf des Bruders Leiche,
Des Thrones blut'ge Stufen frech erklimmt,
Und wenn des Reiches pflichtvergeſſ'ne Großen
Ehrlos der Fahne ihres Erbfeinds folgen:
Dann flieh'n mit ſchaamverhüllten Angeſichtern
Die Engel, die der Hauptſtadt Thore hüthen,
Und ſiegreich ziehen ein der Feinde Schaaren.

Almanſor.

Ich denke noch des unheilſchwangern Tags;
Ich ſtand am Thor' des Schloſſes unten, plötzlich
Sprengt raſch einher, auf ſchwarzem Roß, ein Reiter.
Wild, und verſtörten Blicks, und athemlos
Fragt er nach Vater. Schnell die Trepp' hinauf, —
Und in des Vaters offne Arme ſank er.
Da ſah ich erſt, es war der gute Aly —

Haſſan.

(Bitter.)

Der gute Aly!

Almanſor.

Aly, ſprich, was bringſt du?
Sprach ſchnell mein Vater, — O, da ſtürzten Bäche
Blutdunkler Thränen über Alys Wangen,
Und ſchluchzend ſprach er: In Granada haben
Don Ferdinand und Iſabell den Einzug
Gehalten, unterm Schalle der Drometen,
Und König Boabil hat ihnen knieend
Die Schlüſſel überreicht auf gold'nem Becken,
Und auf Alhambrahs Thurm ſteht aufgepflanzt
Kaſtiliens Fahne und Mendozas Kreuz.

Haſſan.

(Hält ſich die Augen zu.)

O! eine Gnade nur verlang' ich, Allah!
Löſch' aus in meinem Hirn dies Bild des Gräuels!

Almanſor.

Noch ſchwebt mir's vor, wie dieſer Bothſchaft Blitz
In jedem Mund' die Zunge kalt gelähmt.

Bleich, ſtumm und ſtieren Blickes ſtand mein Vater,
Die Arme hingen lang und ſchlaff herab,
Die Kniee ſchlotterten, und wie er hinſank,
Erhub ſich Weiberjammer und Geheul.

Haſſan.

Löſch' aus in meinem Hirn dies Bild des Gräuels!

Almanſor.

Da ſchloß mich an ſein Herz der gute Aly;
Hielt mir beſorgt die naſſen Augen zu,
Um mir des Jammers Anblick zu verbergen,
Und zog mich fort, und hub mich auf ſein Roß —

Haſſan.

(Bitter lächelnd.)

Und trug dich fort nach ſeinem hübſchen Schloß,
Wo dich empfing die liebliche Zuleima,
Und dir die Thräne aus dem Aug' gelächelt,
Vielleicht geküßt —

Almanſor.

Du boßhaft ſaurer Haſſan!
Vergiß nicht, daß ich noch ein Knabe war.
Auch irrſt du dich, Zuleimas Augenſtralen

Vermochten's nicht mein naſſes Aug' zu trocknen.
Ich ſtahl mich heimlich fort aus Alys Schloß,
Und war in wen'gen Stunden hier zurück.
Hier auf dem Boden wälzte ſich mein Vater,
Sein Kleid zerriſſen, Aſche auf dem Haupt,
Und wildzerrauft des Bartes weiße Locken.
Hier neben ihm lag weinend meine Mutter,
Mitſammt den Dienerinnen ſchwarz verſchleyert.
Und wenn es ſtill ward, und nur eine Stimme
Aufſeufzend rief das Wort „Granada!“ ſo
Ergoß ſich doppelt laut die alte Klage.

Haſſan.

(Weinend.)

Verſieget nie, ihr ew'gen Thränenquellen!

Almanſor.

Sieh' nicht ſo kläglich aus, du alter Haſſan.
Weit beſſer kleidet dich der Löwentrotz,
Mit dem du, harniſchglänzend, waffenklirrend,
Zu uns Erſtaunten trateſt in den Saal.
Ich ſeh' dich noch, wie du zum Vater ſpracheſt:
„Ich kann nicht länger dienen dir, Abdullah,

Dieweil mein Gott jetzt ſeines Knechts bedarf.“
Und feſten Gangs verließeſt du das Schloß,
Und ſeit der Zeit ſah' ich dich niemals wieder.

Haſſan.

Zu jenen Kämpfern hatt' ich mich geſellt,
Die in's Gebürge, auf die kalten Höh'n,
Mit ihren heißen Herzen ſich geflüchtet.
So wie der Schnee dort oben nimmer ſchwindet,
So ſchwand auch nie die Glut in unſrer Bruſt;
Wie jene Berge nie und nimmer wanken,
So wankte nimmer unſre Glaubenstreue;
Und wie von jenen Bergen Felſenblöcke
Oefters herunter rollen, allzerſchmetternd,
So ſtürzten wir von jenen Höhen oft,
Zermalmend, auf das Chriſtenvolk im Thal;
Und wenn ſie ſterbend röchelten, die Buben,
Wenn ferne wimmerten die Trauerglocken,
Und Angſtgeſänge dumpf dazwiſchen ſchollen,
Dann klang's in unſre Ohren ſüß wie Wolluſt.
Doch hat ſolch blutigen Beſuch erwiedert
Unlängſt Graf Aquilar mit ſeinen Rittern.

Der hat zum letzten Tanz uns aufgeſpielt;
Und beim Geſchmetter gellender Trompeten,
Bey der Kanonen dumpfem Paukenſchalle,
Beim Kehrausfiedeln kaſtilian'ſcher Klingen,
Und bey der Kugeln luſtig hellem Pfeifen,
Flog jählings mancher Maure in den Himmel,
Und wen'ge nur entrannen wir dem Tanzplatz.
Doch ſprich, Almanſor, wie erging es Euch?
Mit jenen Freunden floh ich jüngſt hierher,
Und fand nur öde Säle, und betrübt
Sah'n auf mich nieder dieſe kahlen Wände,
Und traur'ge Ahnung gab das traur'ge Schloß.

Almanſor.

Verlange nicht ein Klagelied, laß ſchlummern
Die lieben Todten und Almanſors Schmerzen.
Du ſahſt ja damals, wie auf ſchwarzem Roß
Der gute Aly hergebracht das Unglück.
Nie kommt das Unglück ohne ſein Gefolge!
Tagtäglich kamen aus Granada ſchlimmre
Bothſchaften her; und wie der Wandrer ſchnell
Sich mit dem Antlitz auf den Boden wirft,

Wenn ihm entgegen weht der glüh'nde Samum,
So ſtürzten wir oft weinend hin zur Erde,
Daß uns der Kunden gift'ger Hauch nicht tödte.
Bald hörten wir vom Abfall unſrer Prieſter,
Der Morabiten und der Alfaquis; —

Haſſan.

Giebt's irgendwo 'nen Glauben zu verſchachern,
So ſind zuerſt die Pfaffen bey der Hand.

Almanſor.

Bald hörten wir daß auch der große Zegri,
In feiger Todesangſt, das Kreuz umklammert;
Daß vieles Volk dem Beyſpiel Großer folgte,
Und Tauſende ihr Haupt zur Taufe beugten; —

Haſſan.

Der neue Himmel lockt viel alte Sünder.

Almanſor.

Wir hörten daß der furchtbare Ximenes,
Inmitten auf dem Markte, zu Granada —
Mir ſtarrt die Zung' im Munde — den Koran
In eines Scheiterhaufens Flamme warf!

Haſſan.

Das war ein Vorſpiel nur, dort wo man Bücher
Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menſchen.

Almanſor.

Am Ende kam die allerſchlimmſte Bothſchaft:

(ſtockt.)

Daß auch der gute Aly Chriſt geworden.

(Pauſe.)

Da quoll kein Tropfen aus des Vaters Augen,
Kein Klagelaut entſtahl ſich ſeinem Mund',
Kein Haar entraufte er dem greiſen Haupte; —
Nur ſeine Antlitzmuskeln zuckten krampfhaft,
Und wildverzerrt, und ſchneidend brach hervor
Aus ſeiner Bruſt ein gellendes Gelächter.
Und wie ich mich mit leiſem Weinen nahte,
Ergriff's wie Wahnſinnwuth den armen Vater.
Er zog den Dolch und nannt' mich „Schlangenbrut"
Und wollt' mir ſchon die Bruſt durchſtoßen, — plötzlich
Zog ſich's wie ſanftrer Schmerz um ſeine Lippen.
„Du, Knabe, ſollſt die Schuld nicht büßen," ſprach er,
Und wankte fort nach ſeiner ſtillen Kammer.

Dort ſaß er ſchweigend, ohne Speiſ' und Trank,
Drey Tage lang. Doch wie er da hervorkam,
Schien er wie umgewandelt. Ruhig war er,
Befahl den Knechten: all ſein' Hab' und Gut
Auf Maulthier' und auf Wagen aufzuladen;
Befahl den Weibern: uns mit Wein und Brod,
Für eine lange Reiſe zu verſorgen.
Als das geſchehn, nahm er in ſeine Arme,
Und trug es ſelbſt, das allerbeſte Kleinod,
Die Rolle der Geſetze Mahomets,
Dieſelben alten, heil'gen Pergamente,
Die einſt die Väter mitgebracht nach Spanien.
Und ſo verließen wir der Heimath Fluren,
Und zogen fort, halb zaudernd und halb eilig,
Als wenn es unſichtbar, mit weichen Armen
Und ſchmelzend lieber Stimm', uns rückwärts zöge,
Und dennoch Wolfsgeheul uns vorwärts triebe.
Als wär's ein Mutterkuß beim letzten Scheiden,
So ſogen wir begierig ein den Duft
Der ſpan'ſchen Myrten- und Zitronen-Wälder;
Derweil die Bäume klagend uns umrauſchten.

Wehmüthig ſüß die Lüfte uns umſpielten,
Und traur'ge Vöglein, wie zum Lebewohl,
Uns ſtumme Wandrer ſtumm umflatterten.

Haſſan.

Ihr hieltet feſt in Euren treuen Händen
Den beſten Wanderſtab, der Väter Glauben.

Almanſor.

Wo Tariks Fuß zuerſt dies Land betrat,
Setzten wir ſchleunig über nach Marocko,
Wohin die Beſten unſres Volkes flohn.
Doch als wir landeten, erblich die Mutter,
Und legte ſtill in's Grab ihr müdes Haupt.

Haſſan.

Von rauher Hand verſetzt in fremden Boden,
Hat welken müſſen ſolche zarte Lilie.

Almanſor.

In Trauerkleidern reiſten wir von dannen,
Und ſchloſſen uns an jene Caravanen,
Die nach dem heil'gen Mekka gläubig wallen.
In Jemen, in dem Land der Stammesbrüder,
Schloß auch Abdullah die verweinten Augen,

Und ſchlummerte hinüber nach der Heimath,
Wo kein Ximenes, keine Iſabella.

Haſſan.

Und giebt es in Arabien keine Oerter,
Wo man den todten Vater kann beweinen?

Almanſor.

O, kennteſt du die Qual des Ruheloſen,
Den unſichtbare Flammengeißeln treiben.
Noch einmal wollt' ich küſſen Spaniens Boden —

Haſſan.

Und bey Gelegenheit Zuleimas Lippen.

Almanſor.

(Ernſt.)

Des Vaters Diener iſt nicht Herr des Sohnes;
Drum, bittrer Haſſan, laß dein bitt'res Deuteln.
Ja, ich bekenn' es, nach Zuleima ſchmacht' ich,
Wie nach dem Morgenthau der Sand der Wüſte.
Noch dieſe Nacht geh' ich nach Alys Schloß.

Haſſan.

Geh' nicht nach Alys Schloß! Peſtörtern gleich

Flieh' jenes Haus, wo neuer Glaube keimt.
Dort zieht man dir, mit ſüßen Zangentönen,
Aus tiefer Bruſt hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleytropfen, hell und heiß,
Auf's arme Haupt, daß nimmermehr dein Hirn
Geſunden kann vom wilden Wahnſinnſchmerz.
Dorten vertauſcht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n; damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe. O, bethörtes Kind,
Geh' nicht nach Alys Schloß; — du biſt verloren,
Wenn man in dir Almanſorn wiederſieht!

Almanſor.

Beſorge nichts; denn niemand kennt mich mehr.
Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
Getrübt von ſalz'gen Thränen iſt mein Aug',
Nachtwandlerartig iſt mein ſchwanker Gang,
Gebrochen, wie mein Herz, iſt meine Stimme —
Wer ſucht in mir den blühenden Almanſor?
Ja, Haſſan, ja, ich liebe Alys Tochter!

Nur einmal noch will ich ſie ſchau'n, die Holde!
Und hab' ich mich noch einmal ſüß berauſcht
Im Anblick ihrer lieblichen Geſtalt,
In ihre Augen meine Seel' getaucht,
Und ſchwelgend eingehaucht den ſüßen Odem; —
Dann geh' ich wieder nach Arabiens Wüſte,
Und ſetze mich auf jenen ſteilen Felſen,
Wo Mödſchnun ſaß und Leilas Namen ſeufzte! —
Drum ſey nur ohne Sorge, alter Haſſan,
Im ſpan'ſchen Mantel geh' ich, unbemerkt
Und unerkannt, im ganzen Schloß herum,
Und meine Bundgenoſſinn iſt die Nacht.

Haſſan.

Trau' nicht der Nacht, ſie birgt im ſchwarzen Mantel
Viel arge Fratzenbilder, Molch' und Schlangen,
Und wirft ſie heimlich hin vor deinen Füßen.
Trau' ihrem bleichen Buhlen nicht, der droben
Liebäugelnd aus den Wolken niederblinzelt,
Und hämiſch bald, mit ſchrägen, fahlen Lichtern,
Die Schreckgeſtalten deines Wegs beflimmert.
Trau' nimmer ihrer Baſtardbrut dort oben,

Den goldnen Kindlein, die ſo munter funkeln,
Und freundlich thun, und liebeſchmeichelnd nicken,
Und dennoch, wie mit tauſend glühnden Fingern,
Am Ende ſpöttiſch auf dich niederdeuten.
Geh' nicht nach Alys Schloß! Am Eingang ſitzen
Drey dunkle Frau'n, und harren deiner Rückkehr;
Um würgend dich mit Inbrunſt zu umarmen,
Im Liebeskuß dein Herzblut auszuſaugen!

Almanſor.

Wirf hemmend dich in eines Mühlrads Speichen,
Dräng' mit der Bruſt zurück des Stromes Flut,
Halt' mit den Armen auf des Bergquells Sturz, —
Doch halte mich nicht ab von Alys Schloß.
Dort zieht's mich hin mit tauſend Demantfäden,
Die ſich verwebt in meines Hirnes Adern,
Und in den Faſern meines Herzens; — Haſſan,
Schlaf wohl! mein altes Schwert iſt mein Begleiter.

Haſſan.

Und deine Leuchte ſey dein alter Glaube.

Alys Schloß. Erleuchtetes Kabinet, mit einer großen Mittelthüre. Man hört Tanzmuſik. Don Enrique liegt zu Zuleimas Füßen.

Don Enrique.

(Pathetiſch.)

Ein Zauberduft betäubet meine Sinne,
Und ſchauernd weiß ich nicht, was ich beginne!
Anbetend ſink' ich hin zu deinen Füßen,
Um dich als heil'ge Jungfrau zu begrüßen!
Du biſt des Himmels Stralenkuniginne,
Der ich nicht nahen darf mit ird'ſcher Minne!
Und wenn auch Hymens Bande uns umſchließen —
Ich lieg' als Knecht dir immerdar zu Füßen!

(Die Muſik hat aufgehört. Don Diego iſt während dieſer Apoſtrophe hereingeſchlichen, und hat beide Flügel der Mittelthüre geöffnet. Man ſieht einen prächtigen, menſchenvollen Ballſaal. Die tanzenden Paare bleiben ſtehen, und ſchaun freudig nach Don Enrique und Zuleima. Einige Stimmen rufen:

Heil! Heil! Heil! unſerm ſchönen Brautpaar!

Trompetentuſch. Don Enrique ſteht auf. Don Diego ſchleicht ſich wieder fort. Die Mittelthüre bleibt offen ſtehen.)

Zuleima.

(Ernſt.)

Führt mich zum Saal'.

D. Enrique.

(Reicht ihr den Arm; verwirrt.)

Señora, mein Bedienter,
Der Schalk hat dies gethan.

Zuleima.

Gut Señor, gut.

(Aly und ein Ritter treten in der Thüre den Vorigen entgegen.)

Aly.

(Er faßt Don Enrique beim Arm.)

Nein, liebe Clara, laß mir deinen Bräut'gam;
Hier Don Rodrigo führet dich zum Saal'.

(Zuleima, vom Ritter geführt, geht ab. Die Mittelthüre ſchließt ſich.)

D. Enrique.

Ich wundre mich —

Aly.

(Ernſt.)

Erinnert Ihr euch nicht,

Daß ich noch ein Geheimniß für Euch habe,
Das ich verſprach noch vor dem Hochzeitstag'
Euch mitzutheilen, Señor?

D. Enrique.

(Neugierig und ſchmeichelnd.)

Ach, Ihr habt
So vieles ſchon für mich gethan —

Aly.

Ich nichts,
Nur, nur von Donna Clara hing es ab,
Ob ſie die Hand Euch reichen wollt'.

D. Enrique.

Nein, Señor,
Nur Eure Stimme, die des Vaters, galt.

Aly.

Wohl hatt' ich Gründe, Claras Hand Euch nicht
Zu geben. Doch ich hatte nicht das Recht.
Denn wiſſet: Claras Vater bin ich nicht.

D. Enrique.

(Kleinlaut)

Ihr Vater nicht?

Aly.

(Lächelnd.)

Seyd ohne Sorge, Señor.
Urkundlich und durch Teſtamentes Kraft
Hab' ich ſie anerkannt als eigne Tochter.
Jetzt, Señor, ſeht Ihr wohl, warum nur Clara
Verfügen konnte über ihre Hand.
Doch merkt's Euch, niemand hier, ſie ſelber nicht,
Kennt dies Geheimniß.

Don Enrique.

Señor, ſtaunen muß ich —

Aly.

Mittheilen aber muß ich's Euch, dem Bräut'gam.
Doch erſt gelobt mir, daß ihr es verſchweigt,
Sogar vor Eurer Braut, damit ich ihr
Den großen Schmerz erſpare, und die Ruh'
Aus ihrem ſüßen Herzchen nicht verſcheuche.

Don Enrique.

(Giebt ihm den Handſchlag.)

Mit meinem Ritterwort' gelob' ich Schweigen.

Aly.

Ihr wißt, ich hieß nicht immer Don Gonzalvo.

D. Enrique.

Nicht minder ſchön und herrlich war der Name,
Den jedermann Euch gab, dem guten Aly.

Aly.

Ja, ja! den guten Aly nannt man mich!
Doch hätt' man mich mit beſſerm Recht genannt:
Den Glücklichen. Denn Aly war einſt glücklich,
Durch Freundſchaft und durch Liebe.
Einen Freund,
Den ſeltenſten der Schätze, gab mir Gott.
Und auch ein Weib, ein Weib, ſo ſchön, ſo mild —
Nein, Sünde iſt es, ſie ein Weib zu nennen —
Ein Engel lag an meinem ſel'gen Herzen;
Und auch noch Vaterfreuden ſollt' ich fühlen.
Mein holdes Weib gebar mir einen Knaben;
Sie ſelber aber wurde bleich und bleicher, —
Und ſtarb.
Da goß der Freund mir Troſt in's Herz,
Und da ſein Weib, juſt zu derſelben Zeit,
Ein Töchterchen gebar, hat dieſe Gute
Zu ſich genommen mein verwaiſtes Kind,

Und großgeſäugt und mütterlich gepflegt.
Doch als ich wieder zu mir nahm in's Schloß
Den Schmerzensſohn, ergriff, bey ſeinem Anblick,
Mich jedesmahl auf's neu der alte Schmerz,
Ob ſeiner todten Mutter. Dieſes merkte
Mein kluger Freund, und einſt ſprach er zu mir:
Was dünkt dir, Aly, wenn wir unſre Kinder
Schon jetzt als Braut und Bräutigam verlobten,
Um unſre Freundſchaft feſter noch zu gründen?
Lautweinend fiel ich in des Freundes Arm,
Und in derſelben Stunde ward beſchloſſen:
Daß ich des Freundes Tochter zu mir nehmen,
Und unter Ammenleitung, hier im Schloſſe,
Selbſt auferziehen ſollt', damit ich ſelbſt
Dem eignen Sohn ein wackres Weib erziehe,
Und daß mein Sohn erzogen werden ſollte
Von meinem Freund', damit er ſelber bilde
Den künft'gen Eh'mann ſeiner einz'gen Tochter.
Und dies geſchah.

D. Enrique.

Ich brenne vor Begier —

Aly.

Die Kinder wuchſen auf, und ſahn ſich oft,
Und liebten ſich, — bis das Gewitter kam.
Ihr wißt wohl, wie ſein Blitzſtral eingeſchlagen
In des Alhambrahs höchſten Thurm, wie viele
Der edelſten Geſchlechter von Granada
Zur Religion des Kreuzes ſich gewandt.
Ihr wißt, daß es der frommen Chriſtenamme
Schon längſt gelang, Zuleimas ſanftes Herz
Für Chriſtum zu gewinnen, daß die Holde
Den Heiland auch bald öffentlich bekannte,
Und durch der Taufe heil'ges Sakrament
Den ſchönen Namen Clara ſich gewann.
Ich ging denſelben Weg, dem eignen Herzen
Und der geliebten Pflegetochter folgend.
Ich hegte keinen Zweifel, daß mein Freund,
Der Gleichgeſinnte, gleichem Beyſpiel huld'ge.
Doch wehe mir, er war ein blinder Moslem,
Und nahm die Bothſchaft auf mit kaltem Zorne,
Und ließ mir melden: Seines Gottes Feind,
Den haſſe er, als ſeinen eignen Feind,

Er wolle nie der Gotteslâugnerinn,
Der eignen Tochter Antlitz wiederſehn,
Er wolle fliehen aus dem Land' der Schlangen,
Und meinen Sohn, das eigne Pflegekind,
Den wolle er dem Zorne Allahs opfern,
Und mit des Sohnes Blut den Vater ſühnen.
Und Wort gehalten hat der Wütherich!
Vergebens eilte ich nach ſeinem Schloſſe;
Er war entflohn, entflohn mit ſeiner Beute.
Ich ſah den armen Knaben nimmer wieder;
Und Krämer einſt, die von Marocko kamen,
Erzählten mir vom Tode meines Sohns.

Don Enrique.

(Mit affektirtem Schmerze.)

O ſchrecklich! ſchrecklich! Rührung übermannt mich!
Mein Herz verblutet! Und Ihr habt Euch nicht
Furchtbar gerächt an dieſen Wütherich?
Ihr hattet ja des Buben eigne Tochter
In der Gewalt? Wie habt Ihr da gehandelt?

Aly.

(Stolz.)

Ich hab' gehandelt, Señor, wie ein Chriſt.

(Geht ab.)

Don Enrique.

(Allein.)

Soll ich es Don Diego ſagen? Ja, ja.
Er ſoll mahl ſehn, daß er nicht alles weiß.
Er ſieht mich an für dumm. Nur immer zu.
Wir wollen ſehen, wer der klügſte iſt.

(Die Tanzmuſik beginnt wieder.)

Doch ſtill davon. Da rufen ſchön're Töne,
Und meine ſchöne Donna darf nicht warten.

(Er geht ab.)

Nacht. Alys Schloß von außen. Die Fenſter ſind erleuchtet. Fröhliche Tanzmuſik im Schloſſe. Almanſor ſteht ſinnend davor. Die Muſik ſchweigt.

Almanſor.

Fürwahr, recht hübſch iſt die Muſik. Nur Schade,
Hör' ich der Zimbeln hüpfend helles Klingen,
Fühl' ich im Herzen tauſend Natterſtiche;
Hör' ich der Geigen langſam weiche Töne,
Zieht mir ein Meſſer ſchneidend durch die Bruſt;
Hör' ich dazwiſchen die Trompeten ſchmettern,
Zuckt's mir durch Mark und Bein, wie'n raſcher Blitz;
Und hör' ich dröhnend dumpf die Pauken donnern,
So fallen Keulenſchläge auf mein Haupt.
Ich und dies Haus, wie paſſen wir zuſammen?
(Wechſelnd nach dem Schloſſe und nach ſeiner Bruſt zeigend.)
Dort wohnt die Luſt mit ihren Harfentönen;
Hier wohnt der Schmerz mit ſeinen gift'gen Schlangen.
Dort wohnt das Licht mit ſeinen goldnen Lampen;
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunkeln Brüten.

Dort wohnt die ſchöne, liebliche Zuleima; —
(Sinnet, zeigt endlich auf ſeine Bruſt.)
Wir paſſen doch, — hier wohnt Zuleima auch.
Zuleimas Seel' wohnt hier im engen Hauſe,
Hier in den purpurrothen Kammern ſitzt ſie,
Und ſpielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
Auf meiner Wehmuth zarten Harfenſaiten,
Und ihre Dienerſchaft ſind meine Seufzer, —
Und wachſam ſteht auch meine düſtre Laune,
Als ſchwarzer Frauenhüther, vor der Pforte.
(Zeigt nach dem Schloſſe.)
Doch was dort oben, in dem hellen Saal,
Prachtvoll geſchmückt und prangend ſtolz einhergeht,
Und mit dem Lockenhaupte freundlich zunickt
Dem ſeidnen Buben, der ſich zierlich krümmt, —
Das dort iſt nur Zuleimas kalter Schatten,
Nur eine Drahtfigur, der man ein Glasaug'
Im Wachsgeſichte künſtlich eingefugt,
Und die, durch aufgedrehter Federn Kraft,
Den leeren Buſen wechſelnd hebt und ſenkt.
(Trompetentuſch.)

O Weh! da kommt der ſeidne Bube wieder,
Und fodert auf zum Tanz die Drahtfigur.
Das holde Glasaug' ſendet ſüße Blitze!
Das liebe Wachsgeſicht bewegt ſich lächelnd!
Der ſchöne Federbuſen ſchwillt und ſchwillt!
Mit rauher Hand berühret dort der Bube
Das leichtgebrechlich zarte Kunſtgewebe —

(Rauſchende Muſik.)

Umſchlingt's mit frechem Arm, und zieht es fort
In wilder Tänzer fluthendes Gedränge!
Halt ein! halt ein! Ihr Geiſter meiner Leiden,
Reißt fort den Buben von dem Leib der Holden!
Schlagt ein! ſchlagt ein! Ihr Blitze meines Zorns!
Brecht ein! brecht ein! Ihr Mauern dieſes Schloſſes,
Und ſtürzt zermalmend auf des Frevlers Haupt!

(Pauſe; leiſere Muſik.)

Sie bleiben ruhig ſtehn, die alten Mauern,
Und meine Wuth zerſchellt an ihren Quadern.
Ihr ſeyd gar ſtark gebaut, Ihr feſten Mauern,
Und doch habt Ihr ein ſchwach und ſchlecht Gedächtniß!
Ich heiß' Almanſor, und war ſonſt der Liebling

Des guten Aly, und auf Alys Knieen
Wohnt' ich, und „lieber Sohn" nannt' Aly mich,
Und ſtrich mir dann mit ſanfter Hand den Kopf; —
Und jetzt ſteh' ich, wie'n Bettler, vor der Thüre!

(Die Muſik ſchweigt. Man hört im Schloſſe verworrene Stimmen und lautes Gelächter.)

Da ſpottet's mein; Hollah! ich lache mit!

(Schlägt an die Pforte.)

Macht auf! macht auf! ein Gaſt will übernachten!

(Die Schloßthüre öffnet ſich. Pedrillo erſcheint mit einem Armleuchter; er bleibt in der Thüre ſtehen.)

Pedrillo.

Beim heiligen Pilatus! Ihr klopft ſtark;
Auch kommt Ihr ſpät zum Ball, er iſt ſchon aus.

Almanſor.

Ich ſuche keinen Ball, ich ſuch' ein Obdach;
Bin fremd und müd, und dunkel iſt die Nacht.

Pedrillo.

Beim Barte des Propheten — ich wollt' ſagen
Der heiligen Eli — Eliſabeth —
Das Schloß iſt keine Herberg mehr. Unweit
Von hier ſteht ſo ein Ding, das nennt man Wirthshaus.

Almanſor.

So wohnt allhier nicht mehr der gute Aly,
Wenn Gaſtlichkeit aus dieſem Schloß verbannt iſt.

Pedrillo.

Beim heil'gen Jago von — von Compoſtella!
Nehmt Euch in Acht, denn Don Gonzalvo zürnt,
Wenn man ihn noch den guten Aly nennt.
Zuleima nur,

(Schlägt ſich vor die Stirne.)

wollt' ſagen Donna Clara,
Darf noch den Namen Aly nennen. Aly,
Der irr't ſich auch, und nennt ſie oft Zuleima.
Auch ich, ich heiße jetzt nicht mehr Hamahmah,
Pedrillo heiß ich, wie in ſeiner Jugend
Der heilge Petrus hieß; und auch Habahbah,
Die alte Köchinn, heißt jetzt Petronella,
Wie einſt die Frau des heilgen Petrus hieß;
Und was die alte Gaſtlichkeit betrifft,
So iſt das eine jener Heidenſitten,
Wovon dies chriſtlichfromme Haus geſäubert.
Gut Nacht! Ich muß jetzt leuchten unſern Gäſten,

Es iſt ſchon ſpät, und manche wohnen weit.

(Er geht in's Schloß zurück und ſchlägt die Pforte zu. Im Schloſſe wird es bewegter.)

Almanſor

(Allein.)

Kehr' um, O Pilger, denn hier wohnt nicht mehr
Der gute Aly und die Gaſtlichkeit;
Kehr' um, O Moslem, denn der alte Glaube
Iſt ausgezogen längſt aus dieſem Hauſe;
Kehr' um, Almanſor, denn die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgeſtoßen,
Und laut verlacht ihr leiſes Todeswimmern.
Verändert ſind die Namen und die Menſchen;
Was eh'mals Liebe hieß, heißt jetzo Haß. —
Doch hör' ich ſchon die lieben Gäſte kommen,
Und gar beſcheiden geh' ich aus dem Weg.

(Geht ab.)

Das Schloßthor öffnet ſich ganz; buntes Gewühl und verworrene Stimmen. Bediente mit Lichtern treten hervor.)

Alys Stimme.

Nein, Señor, nein, das leid' ich nimmermehr.

Eine andre Stimme.

Die Nacht iſt ja recht ſchön und ſternenhell.
Unweit von hier ſtehn unſre Pferd' und Maulthier',
Und weiche Sänften für die weichen Damen.

Eine dritte Stimme.

(Beſchwichtigend.)

Nur eine kleine Strecke iſt's, Señora,
Und nicht zu groß für Euren kleinen Fuß.

(Damen, Ritter, Fackelträger, Muſikanten u. ſ. w. kommen aus dem Schloſſe. Jede Dame wird von einem Ritter geführt.)

Erſter Ritter,

Verſtandet ihr den leiſen Wink, Señora?

Seine Dame.

(Lächelnd.)

Ihr ſeyd heut boshaft, boshaft, Don Antonio.

(Gehn vorüber.)

Eine andre Dame.

(Heftig.)

Doch überladen war die Stickerey,
Und noch ein biſchen Mauriſch war der Schnitt.

Ihr Ritter.
(Mit verſtelltem Ernſte.)
Jedoch was ſoll das arme Mädchen machen
Mit all den alten, reichen Maurenkleidern?

Die Dame.
Giebt's keine Maskenbälle, ſüßer Spötter?
(Gehn vorüber.)

(Zwey Ritter gehn im Arm gefaßt.)

Der Erſte.
Dem alten Herrn ſah man den Aerger an,
Als ihm der Diener, mit gekreuzten Armen,
Des Bratens Unfall in der Angſt berichtet.

Der Zweite
(Spottiſch.)
Das war noch nichts. Er biß ſich blau die Lippen,
Als Carlos laut den wilden Schweinskopf lobte,
Und ſcherzhaft drollig den Propheten ſchalt,
Der ſeinem Volk' ein ſolch Gericht verſagt hat.

Der Erſte.
(Gutmüthig.)
Aus lieber Dummheit that's der alte Schlemmer,
Dem Wein und Bratenduft den Sinn umnebelt.

Der Zweite.

(Mit ſchlauem Seitenblick.)

Die Dummheit geht oft Hand in Hand mit Boßheit.

(Gehn vorüber.)

(Zwey andre Ritter kommen ſprechend.)

Der eine Ritter.

(Sieht ſich ſorgſam um.)

Wir waren wohl die einz'gen Maurenchriſten,
Die Aly eingeladen, und als Carlos —

Der andre Ritter.

Verſteh', Schmerz zuckte über Alys Antlitz,
Er ſah uns forſchend an, — wem traut man jetzt?

(Gehn langſam vorüber.)

(Muſikanten, ihre Inſtrumente ſtimmend, gehen vorüber.)

Ein junger Fiedler.

Geſprungen iſt mir wieder eine Saite.

Der Alte.

Ja, ja, im Kopfe ſpringt dir ſicher keine;
Die Saiten des Gehirns ſtrengſt du nicht an,
Und plagſt mich immer mit den dümmſten Fragen.

Der junge Fiedler.

(Schmeichelnd.)

Nur eins noch ſag' mir, dein Verſtand iſt ja
So fein, wie eines Fiedelbogens Härchen;
Und du biſt ja der Klügſte von uns allen,
Du ſtehſt ja zwiſchen uns, ſo wie dein Brummbaß
Großmächtig ſtehet zwiſchen unſern Geigen —
Doch du biſt auch ſo brummig wie dein Brummbaß —
O ſag' mir doch: warum denn Don Gonzalvo,
So haſtig und ſo ängſtlich auf uns einſprang,
Als wir den hübſchen Maurentanz, den Zambrah,
Aufſpielen wollten, und warum ſtatt deſſen
Hieß er den ſpaniſchen Fandango ſpielen?

Der Alte.

(Mit ſelbſtgefällig pfiffiger Miene.)

He! he! das weiß ich wohl, doch ſag' ich's nicht;
Denn ſo was ſpielt ſchon in die Politik.

(Sie gehn vorüber.)

(Man hört im Schloſſe Don Enriques Stimme.)

Don Enrique.

Ich hab' genug an einem Fackelträger.

Mein Eſel, der Diego, leuchtet mir;

(zärtlich)

Und vor mir ſchweben immer, freundlich leitend,
Zwey Liebesſternlein, Donna Claras Augen!

(Verworrene Stimmen. Die Thüre wird geſchloſſen. Don Enrique und Don Diego treten auf; letzterer in Bedientenkleidung und eine Fackel tragend.)

Don Diego.

(Stolz.)

Wir tauſchen jetzt die Rollen, gnäd'ger Herr,
Und Ihr ſeyd jetzt der Diener und — der Eſel.

Don Enrique.

(Nimmt die Fackel.)

Ich that nach Kräften, Señor, ſeyd nicht launiſch.

Don Diego.

(Mit Grandezza.)

Auf Ehre, Señor, ganz ein andrer ſchien't Ihr,
Als ich zuerſt Bekanntſchaft mit Euch machte,
Im Zuchthaus zu Puente del Sahurro.

Don Enrique.

(Beſchwichtigend.)

Grollt nicht, ich bin Eu'r treuer Zögling, Señor.

Don Diego.

Mein Zögling muß, mit beſſ'ren Schmeicheleyn,
Sich reicher Damen Gunſt erwerben können.
Was ſoll denn der Vergleich mit ſchmächt'gen Sternlein?
Mit Sonnen muß man ſo ein Lieb vergleichen!
Lernt nur auswendig beſſer unſre Dichter,
Und ſchmiert mit Oehl geſchmeidig Eure Zung', -
Die Euch wie eingeroſtet lag im Munde,
Als Ihr ſo ſtumm an Claras Seite ſaßet.

Don Enrique.

(Schmachtend.)

Ich ſah entzückt auf ihr ſchneeweißes Händchen!

Don Diego.

(Auflachend.)

Hätt' Euch das Blitzen ihrer Demantringe
Das Aug' geblendet, und die Zung' gelähmt,
So ließ' ich gelten ſolch ein ſüß' Verſtummen.

(Ironiſch langſam.)

Entzücken ſoll Euch freilich Claras Hand,
Wenn ſie der alte Herr gefüllt mit — Gold.
Dann will ich mit Euch theilen Eu'r Entzücken,
Das klingend helle, goldene Entzücken!

Doch überlaß ich Euch allein die Freude
Am ſüßen Spiele ihrer weißen Finger,
An ihrer Muskeln ſanftgeſchwellter Weichheit,
Und an der Adern bläulichem Gewebe!

Don Enrique.

(Aufgeblaſen.)

Kein Spott! Ich freye zwar des Vaters Schätze,
Jedoch geſteh' ich: Claras Schönheit rührt mich.

Don Diego.

Miſtpfütze, hüthe dich daß man dich rühre!
Kein Ambrahduft ſteigt auf durch ſolche Rührung.
Lieb' nicht nach innen, liebe nur nach außen.
Gefühle ſind gar ſchlechte Liebeswerber;
Wort, Miene und Bewegung ſind weit beſſ're.
Und dringen dieſe Werber noch nicht durch,
So helfen ſchön gefärbte Jünglingswangen,
Elaſtiſch üpp'ge Waden aus Madrid,
Schnürleiber, hohe Polſterbruſt und Kunſtbauch,
Die Waffen aus dem Schneiderarſenal.
Und ſind auch die zu ſtumpf, ſo helfen ſicher
Die Mauerbrecher, —

(Sieht ihn kaltlächelnd an.)

Señor, kennt Ihr noch
Die Documente, die ich ausgefertigt,
Mit alter Schrift und mit erloſch'ner Dinte,
Die vorſätzlich im Schloß verlornen Briefe,
Die Don Gonzalvo fand, und draus erſah —

(Lachend.)

Ja, Señor, mir, mir habt Ihr es zu danken
Daß Ihr ein Prinz geworden; — Seyd jetzt folgſam;
Sprecht nur wie ich's Euch habe einſtudiert;
Sprecht viel von Religion und von Moral;
Zeigt jene Wunden oft, die Euch im Zuchthaus
Der Büttel ſchlug, und nennt ſie heil'ge Narben,
Die Ihr im Feldzug für die gute Sache
Erbeutet habt; ſprecht viel von der Courage;
Vor allem aber kräuſelt oft den Schnautzbart.

Don Enrique.

Ich beuge mich vor Eurer Klugheit, Señor.
Nur kann ich noch Eu'r Kunſtſtück nicht begreifen,
Wie Ihr den Pfaffen in's Intreſſe zoget?

Don Diego.

Die Pfaffen ſind ja auch vom Handwerk, Señor,

Und heil'ge Männer haben heil'ge Zwecke,
Und brauchen Gold für ihre Kirchenkelche,
Und brauchen Wein, um ſie damit zu füllen.
Ihr merktet nicht daß ich die Volte ſchlug?
Ich gab Euch gute Karten, und da trumpft
Nun Euer Herz die Dame, und den König,
Den Alten, trumpft Ihr luſtig mit dem Kreuz;
Und morgen iſt das Spiel gewonnen, morgen,
Dann gratulir' ich Euch zu Eurer Hochzeit.

Don Enrique.

(Andächtig gen Himmel ſchauend.)

Ich danke dir, du Vater in der Höh'!

Don Diego.

Ja, freylich in der Höh', denn luſtig ſchwebt er
Am hohen Galgen, zu San Salvador.

(Sie gehn ab.)

(Almanſor tritt auf.)

Almanſor.

Die buntgeputzten Fledermäuſ' und Eulen
Sind nun vorbey geſtirrt. Recht widerlich
Drang mir in's Ohr ihr heiſerharſches Schrillen,
Und athmen konnt' ich kaum in ihrer Näh'.

Zuleima, Dich umſchwärmt ſolch Nachtgevögel?
Dich, weiße Taub', umkreiſen ſolche Raben?
Dich, ſchöne Roſ', umkriechet ſolch Gewürm?
Hält denn ein Zauber dich umſtrickt, Zuleima?
Iſt denn das Bild des flehenden Almanſors
In deiner Seele ganz und gar erloſchen?
Kommt nie Erinn'rung an Almanſors Liebe
Aus deinem Buſen ſeufzend aufgeſtiegen?
Dort oben wallen tauſend Liebesboten,
Und jedem gab ich tauſend Liebesgrüße,
Und ſchmerzlich ſüß entfloß mein glühend Blut,
Bey jedem Gruß, aus tauſend Liebeswunden;
Und dennoch brachte keiner dieſer Boten
Der Heißgeliebten meine heißen Grüße!
Schämt Euch, untreue Boten, Sterne oben,
Die Ihr ſo klug und pfiffig niederblinzelt,
Und Euch als Menſchenſchickſal-Lenker brüſtet!
Ihr konntet nicht beſtellen meine Grüße —
Und blöde Tauben tragen, treu und ſicher,
Den Liebesbrief des Hirten in der Wüſte! —
Das Schloßgeſinde iſt zu Bett gegangen,

Bedächtig ſind die Lichter ausgelöſcht,
Und nur ein einz'ges noch ſtralt dort durch's Fenſter.
Ich kenn' dies Fenſter noch; dort ſchläft Zuleima.
Dort ſtand ich manche ſchöne Sommernacht,
Und ließ die Laute klingen, bis die Liebſte,
Mit ſüßem Wort, auf dem Balkon erſchien.

(Er zieht eine Laute hervor.)

Hier iſt die alte Laute. Klingend ſchwebt mir
Im Kopf' das alte Lied; und ſehen möcht' ich,
Ob auch der alte Zauberklang noch wirkt.

(Er ſpielt und ſingt.)

Güldne Sternlein ſchauen nieder,
Mit der Liebe Sehnſuchtwehe;
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen ſchmachtend in die Höhe.

Zärtlich blickt der Mond herunter,
Spiegelt ſich in Bächleins Fluten,
Und vor Liebe taucht er unter,
Kühlt im Waſſer ſeine Gluten.

Wolluſtathmend, in der Schwüle,
Schnäbeln weiße Turteltäubchen;
Flimmernd, wie zum Liebesſpiele,
Fliegt der Glühwurm nach dem Weibchen.

Lüftlein ſchauern wunderſüße,
Ziehen ſeyernd durch die Bäume,
Werfen Kuß und Liebesgrüße
Nach den Schatten weicher Träume.

Blümlein hüpfet, Bächlein ſpringet,
Sternlein kommt herabgeſchoſſen,
Alles wacht und lacht und ſinget, —
Liebe hat ihr Reich erſchloſſen.

Zuleimas Stimme im Schloß.

Iſt es ein Traum, der freundlich mich umgaukelt,
Und liebe Töne in mein Ohr zurückruft?
Iſt es ein Unhold, der mich zu verlocken,
Des Freundes ſüße Stimme künſtlich nachäfft?

Iſt's gar der todte, irrende Almanſor,
Der in der Nacht geſpenſtiſch mich umſchleicht?

Almanſor.

Es iſt kein Traum, der täuſchend dich umgaukelt,
Es iſt kein Unhold, der dich will verlocken,
Auch iſt's kein todter, irrender Almanſor —
Es iſt Almanſor ſelbſt, der Sohn Abdullahs.
Er iſt zurückgekehrt, und trägt noch immer
Lebend'ge Liebe im lebend'gen Herzen.

(Zuleima tritt, mit einem Lichte, auf den Balkon.)

Zuleima.

Sey mir gegrüßt, Almanſor ben Abdullah,
Sey mir gegrüßt im Reiche der Lebend'gen!
Denn längſt kam uns die trübe Mähr: todt ſey
Almanſor, — und Zuleimas Augen wurden
Zwey unverſiegbar ſtille Thränenquellen.

Almanſor.

O ſüße Lichter, holde Veilchenaugen,
So ſeyd Ihr mir noch immer treu geblieben,
Als meiner ſchon vergaß Zuleimas Seele!

Zuleima.
Die Augen ſind der Seele klare Fenſter,
Und Thränen ſind der Seele weißes Blut.
Almanſor.
Und floß auch Blut ſchon aus Almanſors Seele,
Am Grab' der Mutter und am Grab' des Vaters,
So muß ſie jetzt doch ganz und gar verbluten,
Hier an dem Grabe von Zuleimas Liebe.
Zuleima.
O ſchlimme Worte und noch ſchlimm're Kunden!
Ihr bohrt Euch ſchneidend ein in meine Bruſt,
Und auch Zuleimas Seele muß verbluten.
(Sie weint.)
Almanſor.
O weine nicht! Wie glüh'nde Naftatropfen,
So fallen deine Thränen auf mein Herz.
Mein Wort ſoll dich jetzt nimmermehr verletzen!
Verehren will ich dich wie'n Heiligthum,
In deſſen Näh' ſogar des Blutes Rächer
Die ſcharfe Spitze abbricht von der Lanze;
In deſſen Näh' die Taube und Gazelle

Geſichert ſind vor ſchlimmen Jägerspfeilen;
In deſſen Näh' ſelbſt gier'ge Räubershände
Sich demuthsvoll nur zum Gebet bewegen.
Zuleima, du biſt meine heil'ge Caaba,
Dich glaubte ich zu küſſen, als zu Mekka
Mein glühnder Mund berührt den heil'gen Stein; —
Du biſt ſo ſüß, doch auch ſo kalt wie er!

Zuleima.

Bin ich dein Heiligthum, ſo brich ſie ab,
Die ſcharfe Lanzenſpitze deiner Worte;
So laß im Köcher ruhn die argen Pfeile,
Die luſtbefiedert in mein Herze treffen;
Und falte nicht wie zum Gebet die Hände,
Und deſto ſich'rer meine Ruh' zu rauben.
Genug ſchon ſchmerzt mich deine böſe Kunde
Vom Tod Abdullahs und Fatymas; beide
Hab' ich wie eigne Eltern ſtets geliebt,
Und beide nannten mich auch gerne „Tochter!“
O ſprich, wie ſtarb Fatyma, unſre Mutter?

Almanſor.

Auf ihrem Ruhebette lag die Mutter,

Zur linken kniete ich, und weinte ſtill,
Zur rechten ſtand Abdullah, ſtarr und ſtumm,
Und mit der Friedenspalme ſchwebte ſichtbar
Der Todesengel über Mutters Haupt.
Ich wollte ſie entreißen dieſem Engel,
Und ängſtlich hielt ich feſt der Mutter Hand.
Doch, wie die Sanduhr leis und leiſer rinnet,
So rann das Leben aus der Hand der Mutter;
Auf ihrem bleichen Antlitz zuckten wechſelnd
Ein Lächeln und ein Schmerz, und wie ich leiſe
Mich hinbog über ſie, da ſeufzte ſie
Aus tiefer Bruſt: „bring dieſen Kuß Zuleimen.“
Bey dieſem Namen ſtöhnte auf Abdullah,
Wie ein zu Tod getroff'nes, wildes Thier.
Die Mutter ſprach nicht mehr, die kalte Hand nur
Lag in der meinigen, wie ein Verſprechen.

Zuleima.

O Mutter, O Fatyma, du haſt noch
Bis in den Tod geliebt dein armes Kind!
Abdullah aber hat mich noch gehaßt,
Als er hinabſtieg in ſein dunkles Haus.

Almanſor.

Nicht mit in's Grab nahm er den Haß. Obzwar,
Wenn nur durch Zufall ihm in's Ohr geklungen
Die Namen Aly und Zuleima, ſo
Erwacht' in ſeiner Bruſt der Sturm, wie Wolken
Umzog es ſeine Stirn', ſein Auge blitzte,
Und ſeinem Mund' entquoll Verwünſchungsfluch.
Doch einſt nach ſolchem Sturme fiel der Vater,
Ermattet und betäubt in tiefen Schlaf.
Ich ſtand bey ihm, auf ſein Erwachen harrend.
Wie ſtaunte ich! Als er die Wimper aufſchlug,
Da lag in ſeinem Blick', ſtatt Zornesglühen,
Nur klare Freundlichkeit und fromme Milde;
Statt ſeiner Wahnſinnſchmerzen wildes Zuckens,
Umſchwebte heit'res Lächeln ſeine Lippen;
Und ſtatt den grauſen Fluch hervorzufluchen,
Sprach er zu mir mit leiſer, weicher Stimme:
„Die Mutter will's nun mahl, ich kann's nicht ändern,
Drum geh' nur hin, mein Sohn, durchſchiff' das Meer,
Geh' nach Hispanien zurück, geh' hin
Nach Alys Schloß, und ſuche dort Zuleima,

Und ſage ihr" —
Da kam der Todesengel,
Und ſchnitt, mit ſcharfem Schwerte, raſch entzwey
Abdullahs Leben und Abdullahs Rede.
(Pauſe.)
Ich habe ihn in's Grab gelegt, doch nicht,
Nach Moslembrauch, das Antlitz gegen Mekka;
Gegen Granada hab' ich, wie er's einſt
Befahl, ſein todtes Angeſicht gerichtet.
So liegt er mit den ſtieren, offnen Augen,
Und ſieht mir immer nach.
(Sich allmählig umdrehend.)
Du todter Vater,
Du ſahſt mich wandern durch den Sand der Wüſte,
Und ſahſt mich ſchiffen nach der Küſte Spaniens,
Und ſahſt mich eilen nach dem Schloſſe Alys,
Und ſiehſt mich hier, —
hier ſteh ich vor Zuleima,
Sag' nun, Abdullahs Geiſt, was ſoll ich ſprechen?
(Eine, in einem ſchwarzen Mantel verhüllte, Geſtalt tritt auf.)

Die Geſtalt.

O ſprich zu ihr: Zuleima ſteig' herunter

Aus deines Marmorſchloſſes güldnen Kammern,
Und ſchwing' dich auf Almanſors edles Roß.
Im Lande, wo des Palmbaums Schatten kühlen,
Wo ſüßer Weihrauch quillt aus heil'gem Boden,
Und Hirten ſingend ihre Lämmer weiden;
Dort ſteht ein Zelt von blendend weißer Leinwand,
Und die Gazelle mit den klugen Augen,
Und die Kameele mit den langen Hälſen,
Und ſchwarze Mädchen mit den Blumenkränzen,
Stehn an des Zeltes buntgeſchmücktem Eingang,
Und harren ihrer Herrinn — O Zuleima,
Dorthin, dorthin entfliehe mit Almanſor.

Garten vor Alys Schloß, blühend und von der Morgenſonne beleuchtet. Zuleima liegt betend vor einem Chriſtusbilde. Sie ſteht langſam auf.

Zuleima.

Und doch liegt noch die Sorg' auf dieſer Bruſt!
Mein Herze zittert noch. Iſt es vor Freude,
Daß er noch lebt, den ich als todt beweint?
Nein, nicht vor Freude, die verträgt ſich nicht
Mit meinem heil'gen Eid', mit dem Verſprechen,
Das ich dem frommen Abt des Kloſters gab.
Almanſor iſt zurückgekommen! Wenn
Mein Vater das erfährt — Wird nicht ſein Zorn
Den Sohn des Todfeinds treffen? Noch erloſch nicht
Sein Groll, noch liegen lauernd in der Bruſt ihm
Viel ſchlimme Geiſter, die mit Wuth entſteigen,
Wenn nur ſein Ohr Abdullahs Namen hört.
Was hat Abdullah ihm gethan? Mein Vater

Iſt ſonſt ſo mild! Ich hab' ihn oft behorcht;
Des Nachts durchwandelt er des Schloſſes Gänge,
Mit bloßem Schwert', und ruft „Abdullah, komm,
Wir wollen fechten, Blut will Blut“ — Almanſor!
Dich darf er nimmer ſchau'n, entflieh! entflieh!
Der Väter Feindſchaft bringt den Kindern Tod.
Mit meinem Schleyer will ich dich umhüllen,
Daß meines Vaters Blick dich nimmer treffe.
Ich ſeh' dich in Gefahr, und es erwachen
All die Gefühle, die mich einſt bewegten,
Als wir noch Braut und Bräut'gam kindiſch ſpielten,
Als du den morſchen Apfelbaum erklettert,
Als ich dich weinend, und mit bangen Bitten,
Herunterlockte von der ſchlimmen Höh'.

(Sinnend.)

„Tod iſt Almanſor“ ſagten böſe Leute,
Und böſer Kunde glaubte böſes Herz,
Und Braut des fremden Mannes ward Zuleima!
Ich will dich lieben, wie man liebt den Bruder, —
Sey mir ein Bruder, lieblicher Almanſor!

(Sie ſieht zur Erde, und ſeufzt: „Almanſor!“)

(Almanſor iſt unterdeſſen hinter Zuleima erſchienen, naht ſich derſelben unbemerkt, legt beide Hände auf ihre Schulter, und lächelnd ſeufzt er im ſelben Tone: „Zuleima.")

Zuleima.

(Dreht ſich erſchrocken um, und betrachtet ihn lange.)

Du haſt dich viel verändert, mein Almanſor.
Du ſiehſt faſt aus wie'n ſtarker Mann, doch haſt du
Die wilden Knabenſitten nicht vergeſſen,
Und ſtörſt mich wieder, eben ſo wie ſonſt,
Wenn ich mit meinen Blumen heimlich ſpreche.

Almanſor.

(Heiter lächelnd.)

Sag' mir, mein Liebchen, welche Blume iſt es,
Die jetzt „Almanſor" heißt? Ein trüber Name,
Der nur für Trauerblumen paſſen könnt'!

Zuleima.

Sag' mir zuvor, du wilder, finſtrer Buhle,
Wer war der ſchwarze Sprecher dieſe Nacht?

Almanſor.

Es war ein alter Freund, du kennſt ihn gut.

Der alte Haſſan war's, der vielbeſorgt,
Wie'n treues Thier, gefolget meiner Spur.
Leg' ab, mein ſüßes Lieb, die finſtre Miene,
Den ſchwarzn Flor, der deinen Blick umdüſtert.
Wie'n Schmetterling die Raupenhülle abſtreift,
Und leuchtend bunt entfaltet ſeine Flügel,
So hat die Erde abgeſtreift das Dunkel,
Womit die Nacht ihr ſchönes Haupt umſchleyert.
Die Sonne ſenkt ſich küſſend auf ſie nieder;
Im grünen Wald erwacht ein ſüßes Singen;
Der Springborn rauſcht und ſtäubet Diamanten;
Die hübſchen Blümlein weinen Wonnethränen; —
Das Licht des Tages iſt ein Zauberſtab,
Der all die Blumen und die Lieder weckte,
Der ſelbſt Almanſors Seele konnt' entnachten.

Zuleima.

Trau' nicht den Blumen, die hierher dir winken,
Trau' nicht den Liedern, die hierher dich locken,
Sie winken und ſie locken in den Tod.

Almanſor.

Ich weiche nicht, und weich' auch nicht dem Tod.

Mir iſt ſo wohl, ſo heimlich wohl allhier!
Sie ſteigen auf, die goldnen Knabenträume!
Hier iſt der Garten, wo ich gerne ſpielte,
Hier blühn die Blumen, die mir freundlich nickten,
Hier ſingt der Zeiſig, der mich morgens grüßt, —
Doch ſprich, mein Lieb, ich ſehe nicht die Myrthe,
Wo ſie einſt ſtand, da ſteht jetzt die Cypreſſe?

Zuleima.

Die Myrthe ſtarb, und auf das Grab der Myrthe
Hat man gepflanzt die traurige Cypreſſe.

Almanſor.

Noch ſteht die Laube von Jasmin und Geisblatt,
Wo wir die hübſchen Mährchen uns erzählten,
Von Mödſchnuns Wahnſinn und von Leilas Sehnſucht,
Von beider Liebe und von beider Tod.
Hier ſteht auch noch der liebe Feigenbaum,
Mit deſſen Frucht du meine Mährchen lohnteſt;
Hier ſtehn auch noch die Trauben und Melonen,
Die uns erquickten, wenn wir lang geſchwatzt —
Doch ſprich, mein Lieb, ich ſeh' nicht den Granatbaum,

Worauf einſt ſaß und ſang die Nachtigall,
Ihr Liebesweh der rothen Roſe klagend.

Zuleima.

Die rothe Roſe ward vom Sturm entblättert,
Die Nachtigall ſammt ihrem Liede ſtarb,
Und böſe Aexte haben abgehau'n
Den edeln Stamm des blühenden Granatbaums.

Almanſor.

Hier iſt mir wohl! auf dieſem lieben Boden
Klebt feſt mein Fuß, wie heimlich angekettet;
Ich bin gebannt in dieſen lieben Kreiſen,
Die du um mich gezogen, ſchöne Fee;
Vertraute Balſamdüfte mich umhauchen,
Die Blumen ſprechen und die Bäume ſingen,
Bekannte Bilder hüpfen aus den Büſchen —

(Er erblickt das Chriſtusbild, befremdet.)

Doch ſprich, mein Lieb, dort ſteht ein fremdes Bild,
Das ſchaut mich an ſo mild, und doch ſo traurig,
Und eine bittre Thräne läßt es fallen
In meinen ſchönen, goldnen Freudenkelch.

Zuleima.

Und kennſt du nicht dies heil[illegible] Bild, Almanſor?
Haſt du es nie geſchaut in ſel'gen Träumen?
Trafſt du es wachend nie auf deinen Wegen?
Beſinn' dich wohl, du mein verlor'ner Bruder!

Almanſor.

Wohl traf ich ſc[illegible] Weg dies Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr in Hiſpanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moſchee.
Doch wo der Thürmer einſt vom Thurme rief:
„Es giebt nur einen Gott, und Mahomet
Iſt ſein Prophet!" da klung jetzund herab
Ein dröhnend dumpfes, ſchweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hochaufrauſchten und wie ſchwarzer Sud,
Im glühnden Zauberkeſſel, qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen, zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt, wie Schlangen,

Und zwängten ein die Bruſt, und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir in's Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſre Singen wunderlicher Männer,
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche nickte mir entgegen
Daſſelbe Bild, das ich hier wiederſehe.
Doch überall ſah, ſchmerzenbleich und traurig,
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darſtellt.
Hier ſchlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll in's Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen ſeine Schläfe,

Hier ſchlug man ihn an's Kreuz, mit ſcharfem Speer
Durchſtieß man ſeine Seite, — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich ſchaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß'
Des Martermannes abgezehrten Leichnahm,
Ganz gelb, und nackt, von ſchwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend ſcharfe Stimme:
„Dies iſt ſein Blut," und wie ich hinſah, ſchaut ich
(Schaudernd.)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.

(Pauſe.)

Zuleima.

In's Haus der Liebe trat dein Fuß, Almanſor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermiſſen mochteſt du den heitern Schimmer,
Der leichtdurchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betſtub' kauert.
Ein ernſt'res, beſſ'res Haus hat ſich die Liebe
Zur Wohnung ausgeſucht auf dieſer Erde.
In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,

Und Münd'ge werden da zu Kinder wieder;
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn ſelber als ein traurig, armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen.
Und flüchten muſte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern,
Zerſprangen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich auf's neu' die ſieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche,
Im Mutterſchooße jenes traur'gen Weibes.

O, glaube mir, an jenem kalten Leichnahm
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit,
Aus jenem Blute ſproſſen ſchön're Blumen,
Als aus Alradſchids ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein ſüß'res Roſenöhl,
Als alle Roſen Schiras liefern könnten.
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gen Blute,
Auch du kannſt ſetzen dich zu Tiſch mit Engeln,
Und Gottesbrod und Gotteswein genießen,
Auch du darfſt wohnen in der Sel'gen Halle,
Und, gegen Satans ſtarke Höllenmacht,
Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brod und Wein."

Almanſor.

Du ſpracheſt aus, Zuleima, jenes Wort,
Das Welten ſchafft und Welten hält zuſammen;
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein „Liebe!"
Und tauſend Engel ſingen's jauchzend nach,
Und in den Himmeln klingt es ſchallend wieder;

Du ſprachſt es aus, und Wolken wölben ſich,
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel,
Die Ulmen rauſchen auf, wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitſchern fromme Andachtlieder,
Der Boden dampft von wallend ſüßem Weihrauch,
Der Blumenraſen hebt ſich als Altar, —
Nur eine Kirch' der Liebe iſt die Erde.

Zuleima.

Die Erde iſt ein großes Golgatha,
Wo zwar die Liebe ſiegt, doch auch verblutet.

Almanſor.

O, flechte nicht zum Todtenkranz die Myrthe,
Und hüll' die Liebe nicht in Trauerflöre.
Der Liebe Prieſterinn biſt du, Zuleima,
Die Liebe wohnt in deines Buſens Zelle,
Aus deiner Aeuglein klaren Fenſtern ſchaut ſie,
Ihr Odem weht aus deinem ſüßen Munde —
Auf Euch, Ihr ſammetweiche Purpurkiſſen,
Auf Euch, Ihr holden Lippen, thront die Liebe,
Auf Euch möcht ſich Almanſors Seele betten, —

Ey, hörſt du nicht Fatymas letzte Worte:
„Bring dieſen Kuß Zuleimen, meiner Tochter.“ —

(Sie ſehn ſich lange wehmüthig an. Sie küſſen ſich feierlich.)

Zuleima.

Fatymas Todtenkuß hab ich empfangen,
Nimm hin dagegen Chriſti Lebenskuß.

Almanſor.

Es war der Liebe Odem den ich trank,
Aus einem Becher mit Rubienenrande;
Es war ein Feuerborn woraus ich trank
Ein Oehl, das heiß durch meine Adern rinnet,
Und mir das Herz erquicket und verbrennt.

(Umſchlingt ſie.)

Ich laß nicht ab von dir, von dir, Zuleima!
Und ſtänden offen Allahs goldne Hallen,
Und Houris winkten mir mit ſchwarzen Augen,
Ich ließ' nicht ab von dir, ich blieb' bey dir,
Umſchlänge feſter deinen ſüßen Leib, —
Dein Himmel nur, Zuleimas Himmel nur,
Sey auch Almanſors Himmel, und dein Gott,

Sey auch Almanſors Gott, Zuleimas Kreuz
Sey auch Almanſors Hort, dein Chriſtus ſey
Almanſors Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet.
Beſeligt ſchwimm' ich wie in Liebeswellen,
Von weichen Harfenlauten ſüß umklungen; —
Die Bäume tanzen wunderlichen Reigen; —
Die Englein ſchütten neckend Sonnenſtralen
Und bunten Blüthenſtaub auf mich herab; —
Erſchloſſen iſt des Himmels ſtille Pracht; —
Hellgoldne Schwingen tragen mich hinauf, —
Zur Seligkeit hinauf!

(In der Ferne hört man Glockengeläute und Kirchengeſang.)

Zuleima.

(Sich erſchrocken von ihm wendend.)

Jeſus Maria!

Almanſor.

Welch dunkler Laut zerreißt den goldnen Schleyer,
Womit mich ſel'ge Träume leicht umwoben?
Erblaſſen ſeh' ich plötzlich dich, mein Lieb,

Mein Röslein wandelt ſich in eine Lilie, —
Sag' an, mein Lieb, haſt du den Tod geſchaut,
Der unſichtbar erſcheinet, uns zu trennen?

Zuleima.

Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereinigt,
Das Leben iſt's, was uns gewaltſam trennt.
Hörſt du, Almanſor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf
(verhüllt ſich.)
Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann', der nicht Almanſor heißt.
(Pauſe.)

Almanſor.

So haſt du mir in's Herz hineingeziſcht
Dein ſchlimmſtes Gift, du Schlangenköniginn!
Von dieſem Gifthauch welken rings die Blumen,
Des Springborns Waſſer wandelt ſich in Blut,
Und todt fällt aus der Luft herab der Vogel.
So haſt du mich hineingeſungen, Falſche,
In jene Folterkammer, die du Kirch' nennſt,

Und kreuzigſt mich an deines Gottes Kreuz."
Und ziehſt geſchäftig an den Glockenſträngen,
Und ſpielſt die Orgel, um zu übertäuben
Mein lautes Reu- und Angſtgebet zu Allah!
So haſt du mich gelockt, du ſchlimme Fee,
In deinen Muſchelwagen mit den Täubchen,
Haſt mich hinaufgelockt bis in die Wolken,
Um jählings mich von dort herabzuſchleudern.
Ich höre fallend noch dein Spottgelächter,
Ich ſehe fallend, wie dein Zauberwagen
Zu einem Sarge wird, mit Feuerrädern,
Wie deine Tauben ſich in Drachen wandeln,
Wie du ſie lenkſt am ſchwarzen Schlangenzügel, —
Und grauſen Fluch hinunterbrüllend, ſtürz' ich
Hinab, hinab, bis in den Schlund der Hölle,
Und Teufel ſelbſt erſchrecken und erbleichen,
Bey meinem Wahnſinnfluch und Wahnſinnanblick.
Fort! fort von hier! ich weiß noch einen Fluch,
Spräch' ich ihn aus, müßt' Eblis ſelbſt erblaſſen,
Die Sonne müßt' erſchrocken rückwärts eilen,

Die Todten kröchen zitternd aus den Gräbern,
Und Menſch und Thier und Bäume würden Stein.

(Stürzt fort.)

(Zuleima, die bis jetzt verhüllt und unbeweglich ſtand, wirft ſich nieder vor dem Chriſtusbilde. Ein Kirchenlied ſingend ziehen Mönche, mit Kirchenfahnen und Heil'gen-Bildern, in Prozeſſion vorüber.)

Waldgegend.

Der Chor.

Es iſt ein ſchönes Land, das ſchöne Spanien,
Ein großer Garten, wo da prangen Blumen,
Goldäpfel, Myrthen; — aber ſchöner noch
Prangten mit ſtolzem Glanz die Maurenſtädte,
Das edle Maurenthum, das Tarik einſt,
Mit ſtarker Hand, auf ſpan'ſchen Boden pflanzte.
Durch manch Ereigniß war ſchon früh gediehn
Das junge Reich; es wuchs und blühte auf
In Herrlichkeit, und überſtralte faſt
Des alten Mutterlands ehrwürd'ge Pracht.
Denn als der letzte Omayad entrann
Dem Gaſtmahl, wo der arge Abaſſide
Der Omayaden blut'ge Leichenhaufen,
Zu Speiſetiſchen, höhnend aufgeſchichtet;
Als Abderam nach Spanien ſich gerettet,
Und wackre Mauren treu ſich angeſchloſſen
Dem letzten Zweig des alten Herrſcherſtamms, —
Da trennte feindlich ſich der ſpan'ſche Moslem
Vom Glaubensbruder in dem Morgenlande;

Zerriſſen ward der Faden, der von Spanien,
Weit über's Meer, bis nach Damaskus reichte,
Und dort geknüpft war am Kaliphenthron';
Und in den Prachtgebäuden Cordovas
Da wehte jetzt ein rein'rer Lebensgeiſt,
Als in des Orients dumpfigen Haremen.
Wo ſonſt nur grobe Schrift die Wand bedeckte,
Erhub ſich jetzt, in freundlicher Verſchlingung,
Der Thier- und Blumenbilder bunte Fülle;
Wo ſonſt nur lärmte Tamburin und Zimbel,
Erhob ſich jetzt, beim Klingen der Chitarre,
Der Wehmuthſang, die ſchmelzende Romanze;
Wo ſonſt der finſtre Herr, mit ſtrengem Blick,
Die bange Sklavinn trieb zum Liebesfrohn,
Erhub das Weib jetzund ſein Haupt als Herrinn,
Und milderte, mit zarter Hand, die Rohheit
Der alten Maurenſitten und Gebräuche,
Und Schönes blühte, wo die Schönheit herrſchte.
Kunſt, Wiſſenſchaft, Ruhmſucht und Frauendienſt,
Das waren jene Blumen, die da pflegten
Der Abderamen königliche Hand.

Gelehrte Männer kamen aus Byzanz,
Und brachten Rollen voll uralter Weisheit;
Viel neue Weisheit ſproßte aus der alten;
Und Schaaren wißbegier'ger Schüler wallten,
Aus allen Ländern, her nach Cordova,
Um hier zu lernen, wie man Sterne mißt,
Und wie man löſt die Räthſel dieſes Lebens.
Cordova fiel, Granada ſtieg empor,
Und ward der Sitz der Maurenherrlichkeit.
Noch klingt's in blühend ſtolzen Liedern von
Granadas Pracht, von ihren Ritterſpielen,
Von Höflichkeit im Kampf, von Siegergroßmuth,
Und von dem Herzenspochen holder Damen,
Die ſtreiten ſahn die Ritter ihrer Farbe.
Doch war's ein ernſt'rer Ritterkampf, worinn
Sie ſelber fiel, die leuchtende Granada,
Und ritterliche Großmuth war es nicht,
Als jüngſt ſein Wort, womit er Glaubensfreiheit
Verbürget hatt', der Sieger liſtig brach,
Und den Beſiegten nur die Wahl gelaſſen,
Entweder Chriſt zu werden, oder fort

Aus Spanien nach Afrika zu fliehn.
Da wurde Aly Chriſt. Er wollte nicht
Zurück in's dunkle Land der Barbarey.
Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühte.
Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte.
Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, ſchöne Spanien.
Doch was am meiſten ihn gefeſſelt hielt,
Das war ein großer Traum, ein ſchöner Traum,
Anfänglich wüſt und wild, Nordſtürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwiſchen rief's
„Quiroga und Riego!“ tolle Worte!
Und rothe Bäche floſſen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen ſtürzten ein, in Glut
Und Rauch, und endlich ſtieg, aus Glut und Rauch,
Empor das ew'ge Wort, das urgebor'ne,
In roſenrother Glorie ſelig ſtralend.

(Geht ab.)

Almanſor wankt träumeriſch einher

Almanſor.

(Kalt und verdroſſen.)

In alten Mährchen giebt es gold'ne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen, ſchöne Jungfraun tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrth' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaub'rungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt,
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt ſie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt,
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber ſchauen gelb und welk,
Weil man vergaß ſie gleichfalls roth zu ſchminken,
Und Mäuſe ſpringen um die Königsnaſe,
Und ſpotten frech des großen, goldnen Scepters. —

Es iſt das eig'ne Blut, das uns hinaufſteigt
In's Aug', wodurch mit ſchönem, rothen Schimmer
Bekleidet werden all die Roſenblätter,
Jungfrauenwänglein, Sommerabendwölkchen,
Und gleiche Spielerey'n, die uns entzücken.
Ich hab' die rothe Brille abgelegt —
Und ſieh'! welch ſchlechtes Machwerk iſt die Welt!
Die Vögel ſingen falſch; die Bäume ächzen
Wie alte Mütterchen; die Sonne wirft,
Statt glüh'nder Stralen, lauter kalte Schatten;
Schamlos, wie Metzen, lachen dort die Veilchen;
Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntagsröckchen ausgezogen,
Und tragen ihr geflicktes, graues Hauskleid.
Ich ſelbſt hab' mich verändert noch am meiſten;
Kaum kann ein Mädchenſinn ſich ſo verändern!
Ich bin nur noch ein knöchrichtes Skelett;
Und was ich ſprech', iſt nur ein kalter Windſtoß,
Der klappernd zieht durch meine trocknen Rippen.
Das kluge Männlein, das im Kopf' mir wohnte,
Iſt ausgezogen, und in meinem Schädel

Spinnt eine Spinn' ihr friedliches Gewebe.
Auch wein' ich einwärts jetzt; denn als ich ſchlief,
Stahl man die Augen mir, und glühnde Kohlen
Hat man gefugt in meine Augenhöhlen.
Du Engel oben, du, von dem die Amme
Mir einſt erzählte: daß du jede Thräne,
Die meinem Aug' entflöſſe, ſorgſam zählteſt,
Du haſt jetzt Feyerabend! Mühſam war
Dein Tagewerk, du armer Thränenzähler, —
Haſt du dich nie verzählt? und konnteſt du
Die großen Zahlen ſtets im Kopf' behalten?
Du biſt wohl müd', und ich bin auch recht müd',
Und auch mein Herz iſt müd' vom vielen Klopfen,
Und ausruhn wollen wir.

(Er legt ſich nieder, an einen Kaſtanienbaum gelehnt.)

Ich bin recht müd',
Und krank, und kranker noch als krank, denn ach!
Die allerſchlimmſte Krankheit iſt das Leben;
Und heilen kann ſie nur der Tod. Das iſt
Die bitterſte Arz'ney, doch auch die letzte,
Und iſt zu haben überall, und wohlfeil,

(Er zieht einen Dolch hervor.)

Du eiſerne Arzney, du ſchauſt ſo zweifelnd
Mich an. Willſt du mir helfen?

(Haſſan tritt auf und naht ſich leiſe.)

Haſſan.

Allah hilft!

Almanſor.

(Ohne ihn zu bemerken, noch immer mit dem Dolche ſprechend.)

Du murmelſt was von Allah und dergleichen.
Bedarf der Dolch noch eines ſpitz'gen Wortes,
Um mir das Herz im Leibe zu verwunden?

Haſſan.

Was Allah thut, iſt wohlgethan.

Almanſor.

(Immer noch mit dem Dolche ſprechend.)

Ha, ha, ha!
Moraliſiren, ſcheint es, will der Dolch!
Ich rathe, ſchweig', denn ſchweigend ſprichſt du mehr,
Als mancher Moraliſt mit ſeinem Wortſchwall.

Haſſan.

(Seufzend.)

Almanſor ben Abdullah, was beginnſt du?

Almanſor.

(Haſſan erblickend.)

Ha! ha! Du ſprachſt, zweybeinig kluges Ding!
Trägſt du nicht Haſſans Bart und Haſſans Augen?
Biſt du gar Haſſan ſelbſt? Das iſt recht ſchön.
Wir wollen Abſchied nehmen. Lebe wohl!
Gleich reiſ' ich ab!

(Zeigt ihm den Dolch.)

Sieh', dieſe ſchmale Brücke
Führt aus dem Land der Trauer in das Land
Der Freude. Drohend ſteht am Eingang zwar,
Mit blankem Schwert, ein kohlenſchwarzer Rieſe, —
Der iſt dem Feigen furchtbar, doch der Muth'ge
Geht ungeſtört hinein in's Land der Freude.
Ja, dorten iſt die wahre Freude, oder —
Was doch daſſelbe iſt — die wahre Ruh'.
Dort ſummt in's Ohr kein überläſt'ger Käfer,
Und keine Mücke kitzelt dort die Naſe;

Dort fällt kein grelles Licht in's blöde Aug';
Und nimmer quält dort Hitz', und Froſt, und Hunger
Und Durſt; und was das beſte iſt, dort ſchläft man
Den ganzen Tag, und obendrein die Nacht.

Haſſan.

Nein, Sohn Abdullahs, feige iſt der Schwächling,
Der keine Kraft hat mit dem Schmerz zu ringen,
Und ihm den Nacken zeigt, und zaghaft von
Des Lebens Kampfplatz flieht — ſteh' auf, Almanſor!

Almanſor.

(Hebt eine Kaſtanie von der Erde.)

Durch weſſen Schuld liegt dieſe Frucht am Boden?

Haſſan.

Durch Wurm und Sturm; der Wurm zernagt die Faſern,
Und leicht wirft dann der Sturm die Frucht herab.

Almanſor.

Soll nun der Menſch, die allerſchwächſte Frucht,
Nicht auch zu Boden fallen, wenn der Wurm,

(Zeigt auf's Herz.)

Der ſchlimmſte Wurm die Lebenskraft zernagte,
Und der Verzweiflung wilder Sturm ihn rüttelt?

Haſſſan.

Steh' auf, ſteh' auf, Almanſor! Nur der Wurm
Mag ſich am Boden krümmen, doch der Aar
Fliegt ſtolz hinauf zum ew'gen Sonnenlichte.

Almanſor.

Reiß' du dem Aar die mächt'gen Flügel aus,
Und auch der Aar iſt Wurm und kriecht am Boden.
Des Mißmuths Scheere hat mir längſt zerſchnitten
Die goldnen Flügel, die mich einſt als Knabe
Gen Himmel trugen, hoch, gar hoch hinauf.

Haſſan.

O, zeig' mir einen Stein, der kalt und ſtumm iſt,
Und ſprich: das iſt Almanſor! Ich will's glauben.
Doch du biſt's nicht, du, der mit offnen Augen
Dort zaghaft liegſt, und liegſt, und glotzend zuſiehſt,
Wie man die Schmach auf deine Brüder wälzt,
Wie ſpan'ſcher Uebermuth der Mauren beſte
Und edelſte Geſchlechter frech verhöhnt,
Wie man ſie ſchlau beraubt, und händeringend,

Und nackt und hülflos aus der Heimath peitſcht —
Du biſt Almanſor nicht, ſonſt dränge dir
In's Ohr der Greiſe und der Weiber Wimmern,
Das ſpan'ſche Hohngelächter und der Angſtruf
Der edlen Opfer auf dem glüh'nden Holzſtoß.

Almanſor.

Glaub' mir, ich bin's. Ich ſeh' den ſpan'ſchen Hund!
Dort ſpuckt er meinem Bruder in den Bart,
Und tritt ihn noch mit Füßen obendrein.
Ich hör's; dort weint das arme Mütterchen;
Sie aß am Freytag gerne Gänſebraten,
Drum bratet man ſie ſelbſt jetzt, Gott zu Ehren.
Am Pfahl daneben ſteht ein ſchönes Mädchen —
Die Flammen ſind in ſie verliebt, umſchmeicheln,
Umlecken ſie mit lüſtern rothen Zungen;
Sie ſchreit und ſträubt ſich holderröthend gegen
Die allzuheißen Buhlen, und ſie weint —
O Schade! aus den ſchönen Augen fallen
Hellreine Perlen in die gier'ge Glut.
Jedoch was ſollen dieſe Leute mir?
Mein Herz iſt ganz durchſtochen wie ein Sieb,

Hat keinen Raum für neue Schmerzenſtiche.
Der blut'ge Mann, der auf der Folter liegt,
Hat kein Gefühl für einer Biene Stachel.
Glaub' mir's, ich bin Almanſor noch, und gaſtfrey
Steht meine Bruſt noch offen fremden Schmerzen;
Doch, durch die engen Pförtlein Aug' und Ohr,
Sind Rieſenleiden in die Bruſt geſtiegen,
Die Bruſt iſt voll —

(Aengſtlich leiſe.)

Gar ein'ge wunde Gäſte
Sind, herbergſuchend, mir in's Hirn geſtiegen.

Haſſan.

Steh' auf! ſteh' auf! ſonſt ſag' ich dir ein Wort,
Das dich aufgeißeln wird, und neue Glut
In deine Adern gießt —

(Sich zu ihm herab beugend.)

Zuleima
Liegt heute Nacht in eines Spaniers Armen.

Almanſor.

(Aufſpringend und ſich krampfhaft windend.)

Die Sonne iſt mir auf den Kopf gefallen,

Das Hirn iſt eingebrochen, und die Gäſte,
Die dort ſich eingeniſtet taumeln auf,
Umflirren mich, wie graue Fledermäuſe,
Umſummen mich, umächzen mich, umnebeln
Mich mit dem Duft vergifteter Gedanken!

(Hält ſich den Kopf.)

O Weh! o Weh! die Alte faßt mich an,
Reißt mir das Haupt vom Rumpf, und ſchleudert es
In einen Hochzeitſaal, wo zärtlich bellend
Ein ſpan'ſcher Hund mein ſüßes Liebchen küßt,
Und ſchnalzend küßt und herzt — O weh! O hilf mir!

(Wirft ſich zu Haſſans Füßen.)

O hilf dem blut'gen, abgerißnen Kopf',
Der keine Arme hat, den Hund zu würgen —
O leih' mir deine Arme, Haſſan! Haſſan!

Haſſan.

Ja, meinen Arm will ich dir leih'n, Almanſor,
Und auch die ſtarken Arme meiner Freunde.
Wir wollen würgen jenen ſpan'ſchen Hund,
Der dir entreißen will dein Eigenthum.
Steh' auf! Du ſollſt Zuleima bald beſitzen.

(Almanſor ſteht auf.)

Als ich eu'r geſtrig Nachtgeſpräch belauſcht,
Rieth ich zu ſchneller Flucht, allein vergebens;
Doch ſoll Almanſor nicht verzweifeln dacht' ich.
Ich habe meine Freunde hergeführt;
Sie harren meines Winkes, und wir ſtürmen
Nach Alys Schloß, wir ungeladne Gäſte.
Du nimmſt dir deine Braut, und bringſt ſie mit
Nach unſerm Schiff', das an der Küſte liegt.
Zuleimas Liebe wird ſchon wiederkommen.

Almanſor.

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einſt, mit ſchläf'rig halbgeſchloſſ'nen Augen,
Ein Engel gähnend ſprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt voll Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe!
Nein, nein! ich bin kein ſchmächt'ger Zephyr mehr,
Der ſchmeichelnd fächelt eines Mädchens Wange;
Ich bin der Nordſturm, der ihr Haar zerſauſt,
Und raſend mit ſich reißt die ſcheue Braut.
Ich bin kein ſüßes Weihrauchduftchen mehr,

Das einer Jungfrau Naſe zärtlich kitzelt;
Ich bin der Gifthauch, der ſie dumpf betäubt,
Und ſchwelgend dringt in alle ihre Sinne.
Ich bin das Lamm nicht mehr, das, fromm und mild,
Sich hinſchmiegt zu den Füßen ſeiner Schäf'rin;
Ich bin der Tiger, der ſie wild umkrallt,
Und wolluſtbrüllend ihren Leib zerfleiſcht.
Zuleimas Leib iſt's, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Thier ſeyn, ja, ein Thier;
Und in des Sinnenrauſches Taumel will ich
Vergeſſen daß es einen Himmel giebt.

(Ergreift haſtig Haſſans Hand.)

Ich bleibe bey dir, Haſſan! ja wir wollen
Auf wilder See ein luſtig Reich begründen;
Tribut ſoll uns der ſtolze Spanier zollen;
Wir plündern ſeine Küſt' und ſeine Schiffe; —
Auf dem Verdecke kämpf' ich dir zur Seite; —
Mein Säbel ſpaltet ſtolze Spanierſchädel —
Die Hunde über Bord! — das Schiff iſt unſer!
Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken,
Nach der Kajüte, wo Zuleima wohnt,

Umfaſſe ſie mit meinem blut'gen Armen,
Und küſſe ab von ihrer weißen Bruſt
Die rothen Flecken — Ha! ſie ſträubt ſich noch?
Zu meinen Füßen, Sklavinn, ſollſt du wimmern,
Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt
Nach wilder Kampfeshitze, — Sklavinn, Sklavinn,
Gehorche mir, und fächle meine Glut!

(Beide eilen fort.)

Saal in Alys Schloß. Ritter und Frauen ſitzen, feſtlich geſchmückt, an einer Speiſetafel. Aly. Don Enrique. Zuleima. Ein Abt. Muſikanten. Speiſenauftragende Bediente.

Ein Ritter.

(Steht auf mit einem gefüllten Becher in der Hand.)

Ein ſchöner Name klingt in meiner Bruſt:
Es lebe Iſallella von Caſtilien!

(Er trinkt.)

Ein Theil der Gäſte.

Hoch lebe Iſabella von Caſtilien!

(Bechergeklirr und Trompetentuſch.)

Der Abt.

Noch einen Namen nenn ich Euch: Ximenes,
Erzbiſchof von Toledo, lebe hoch!

(Er trinkt.)

Ein Theil der Gäſte.

Hoch lebe der Erzbiſchof von Toledo!

(Bechergeklirr und Trompetentuſch.)

Ein anderer Ritter.

Laßt uns die beſten Namen nicht vergeſſen.
Stoßt an; Es lebe hoch das edle Brautpaar!

(Er trinkt.)

Alle.

Hoch lebe Donna Clara und Enrique.

(Bechergeklirr und Trompetentuſch. Zuleima und Enrique verneigen ſich.)

Don Enrique.

Ich danke Euch.

Zweiter Ritter.

Doch Eure Braut iſt ſtumm.

Don Enrique.

Die holde Clara ſpricht zwar wenig heut,
Doch heut bedarf's nur eines einz'gen Wortes,
Des Jaworts am Altar, und ich bin glücklich.

Zuleima.

Die Bruſt iſt mir ſo ſehr beklommen, Señor.

Dritter Ritter.

Ein ſchlimmes Zeichen iſt es, Don Enrique,
Daß Ihr das Salzfaß eben umgeſtoßen.

Vierter Ritter.

Ein ſchlimm'res Zeichen wär's, wenn Ihr den Becher
Mitſammt dem Weine umgeſtoßen hättet.

Dritter Ritter.

Don Carlos iſt ein Säufer.

Vierter Ritter.

Ja! Gottlob,
Und kein trübſelig Sonntagskind, wie Ihr,
Dem gleich das beſte Mahl verſalzen iſt,
Wenn jemand unverſeh'ns das Salzfaß umwirft.
Ja, ja der Wein, das iſt mein Element!
In ſeinen goldig hellen Liebesfluten
Will ich geſund die kranke Seele baden;
Und lachen muß ich immer, wenn ich denke,
Wie Mekkahs nüchterner Prophet —
Ja, Señor,
Der Wein, der Wein, ja, ja, ich wollte ſagen
Der Wein iſt gut, —

Aly.

Pedrillo! Hör' Pedrillo!

Pedrillo.

Genäd'ger Herr?

Aly.

Laß' alle Poſſenreißer,
Und alle Gaukler kommen, alle Springer,
Und auch den Harfenſpieler, das Geſindel
Aus Barzelona.

Pedrillo.

Verſteh' ſchon, gnäd'ger Herr!
(Geht ab.)

Fünfter Ritter.

(Im Geſpräch mit einer Dame.)

Heurathen werd' ich nimmermehr, Señora.

Die Dame.

Ihr ſcherzt, Ihr ſeyd bey Laune, Don Antonio;
Ihr ſeyd ein Damenfreund, und Freund der Liebe.

Fünfter Ritter.

Ich liebe wohl die Myrthe, ich ergötze
Mein Auge an dem friſchen Grün der Blätter,
Erquicke mir das Herz an ihrem Duft;
Doch hüth' ich mich, daß ich die Myrthe koche,

Um als Gemüſe ſie zu ſpeiſen, — bitter,
Señora, bitter ſchmeckt ein ſolch Gericht.

Der Abt.

(Im Geſpräche mit ſeinem Nachbar.)

Das war ein herrliches Auto — da — fe;
So etwas labt das Herz des frommen Chriſten,
Und ſchreckt die ſtarren Sünder auf den Bergen —

(Zu Aly.)

Wißt Ihr die Nachricht ſchon vom Sieg der Unſern
Und von der Heiden blut'ger Niederlage?
Sie haben ſich zerſtreut, unweit von hier
Durchſtreifen ſie die Gegend, —

Aly.

(Nach der Thüre ſehend.)

Gott ſey Dank!
Ich hab' es ſchon gehört, ehrwürd'ger Herr, —
Doch ſoll uns jetzt das Gaukelſpiel ergötzen —

(Poſſenreißer, Gaukler, Springer, und ein Harfenſpieler treten herein.)

(Burleskes Ballet.)

Der Harfenſpieler.

(Singt)

In dem Hofe des Alhambrahs
Stehn zwölf Löwenſäul von Marmor;
Auf den Löwen ſteht ein Becken
Von dem reinſten Alabaſter.

In dem Becken ſchwimmen Roſen,
Roſen von der ſchönſten Farbe;
Das iſt Blut der beſten Ritter,
Die geleuchtet in Granada.

Aly.

Ein traurig Lied. Es iſt zu melancholiſch.
Gebt uns ein luſtig Hochzeitlied, recht luſtig.

Der Harfenſpieler.

(Singt)

Es war mahl ein Ritter, trübſelig und ſtumm,
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er ſchwankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,

In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern, und täppiſch, und links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbey gegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hat ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann,
An die Thüre da hört er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein,
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide.
Sie blüht und glüht, wie ein Röſelein,
Ihr Schleyer iſt eitel Geſchmeide.
Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Aeuglein grüßen mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer;
Der Blaſſe erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freyer und freyer.
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleyer.

In einen kriſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.
Er ſtaunt, und die Augen erblinden ihm faſt,
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter iſt Bräut'gam, die Nixe iſt Braut,
Ihre Jungfrau'n ſpielen die Zitter.

Sie ſpielen und ſingen; es tanzen herein
Viel winzige Mädchen und Bübchen.
Der Ritter der will ſich zu Tode freu'n,
Und feſter umſchlingt er ſein Liebchen —

(Pedrillo ſtürzt ängſtlich herein.)

Pedrillo.

O, Allah hilf! Jeſus Maria Joſeph!
Wir ſind verloren, denn ſie kommen, kommen!

Alle.

Wer kömmt?

Pedrillo.

Die Unſern kommen!

Alle.

Wie? die Unſern?

Pedrillo.

Nein, nicht die Unſern. Die verfluchten Heiden,
Die ſchändlichen Rebellen von den Bergen,
Die ſind herangeſchlichen auf den Strümpfen —
Wir ſind verloren, draußen ſind ſie, hört Ihr?

(Man hört Waffengeraſſel. Verworrene Stimmen rufen: Granada! Allah! Mahomet!)

Einige Ritter.

Wohlan, ſie mögen kommen.

Andre Ritter.

Unſre Waffen!

(Die Damen geben Zeichen des Schreckens. Zuleima ſinkt ohnmächtig hin. Laute Bewegung im Saale.)

Aly.

O ſeyd nur außer Sorge, ſchöne Damen.
Der Maure iſt gallant, und ſelbſt im Zorne
Wird er den Damen ritterlich begegnen.
Wir Männer aber wollen tüchtig kämpfen —

Alle Ritter.

(Ihre Schwerter ziehend.)

Wir kämpfen für den Leib und für die Ehre!

(Waffengeklirr. Verworrene Stimmen. Die Mauren brechen herein; an ihrer Spitze Haſſan und Almanſor. Letzterer bricht ſich Bahn zur ohnmächtigen Zuleima. Gefecht.)

(Waldgegend. Man hört in der Nähe Waffengeraſſel und Kampfruf. **Pedrillo** kommt ängſtlich und händeringend gelaufen.)

Pedrillo.

O weh! die hübſche Hochzeit iſt verdorben!
O weh! die hübſchen, ſeidnen Hochzeitkleider,
Die werden jetzt zerhauen und zerfetzt,
Und blutig obendrein, und ſtatt des Weines
Fließt Blut! Ich lief nicht fort aus Feigheit, nein,
Beim Kampfe wollt' ich niemand in dem Weg ſtehn.
Sie werden fertig ohne mich. Schon ſind
Die Feinde aus dem Saal zurück gedrängt, —
Und ſieh!

(Nach der Seite gewendet.)

Schon vor dem Schloſſe kämpfen ſie.
Sieh' dort! O weh! der ſäbelt luſtig drein!
Mir wär's nicht lieb, wenn ſolch ein krummes Ding
Mir flink und zierlich durch's Geſicht ſpazierte.
Dem dorten iſt die Naſe abgehau'n,
Und unſerm armen, dicken Ritter Sancho
Hat man den fetten Schmeerbauch aufgeſchlitzt.
Doch ſieh! wer iſt der rothe Ritter? Seltſam!

Er trägt den ſpan'ſchen Mantel und gehört
Zur mauriſchen Parthey — O Allah! Jeſus!

(Weint.)

Ach, unſre arme, freundliche Zuleima!
Dem rothen Ritter liegt ſie auf der Schulter,
Er hält ſie feſt mit ſeinem linken Arm,
Und mit der rechten Hand ſchwingt er den Säbel,
Und haut, wie'n Raſender — er iſt verwundet —
Er ſinkt — Nein! nein! er wankte nur — Er ficht,
Er kämpft — er flieht —
O Weh! wo ſoll ich hin,
Auch hier muß ich den Leuten aus dem Weg gehn.

(Eilt fort.)

(Almanſor wankt ermattet vorüber. Er trägt auf dem Arm die ohnmächtige Zuleima, ſchleppt ſein Schwert nach ſich, und lallt: „Zuleima! Mahomet!" Kämpfende Mauren und Spanier treten auf. Die Mauren werden weiter gedrängt. Haſſan und Aly kommen fechtend. Wildes Gefecht zwiſchen beiden. Haſſan wird verwundet. Don Enrique, Diego und ſpaniſche Ritter treten auf.)

Haſſan.

(Niederſinkend.)

Ha! ha! die Chriſtenſchlange hat geſtochen!

Und juſt in's Herz hinein — O ſchläfſt du Allah?
Nein, Allah iſt gerecht, und was er thut,
Iſt wohlgethan — Vergißt du meiner? — Nein,
Nur Menſchen ſind vergeßlicher Natur —
Vergeſſen ihren Gott, und ihren Freund,
Und ihres Freundes beſten Knecht — Sag', Aly,
Kennſt du den Haſſan noch, den Knecht Abdullahs?
Abdullah —

Aly.

(In Zorn ausbrechend.)

Abdullah iſt der Name jenes
Verrätheriſchen Buben, jenes feigen,
Blutdurſt'gen Böſewichts, der meinen Sohn,
Den theuern Sohn Almanſor, mir gemordet!
Abdullah heißt Almanſors Meuchelmörder —

Haſſan.

(Sterbend.)

Abdullah iſt kein Böſewicht, kein Bube,
Abdullah iſt Almanſors Mörder nicht!
Almanſor lebt — lebt — lebt — iſt hier — es iſt

Der rothe Ritter, der Zuleima raubt', —
Dort, dort —

Aly.

Mein Sohn Almanſor lebt? es iſt
Der rothe Ritter der Zuleima raubt'?

Haſſan.

Ja, ja! feſt hält er was er einmahl hat —
Du lügſt, Abdullah war kein Meuchelmörder,
Und war kein Böſewicht, und war kein Chriſt —
Laß' mich in Ruh' — Es kommen ſchon die Mädchen,
Mit ſchwarzen Augen, ſchöne Houris kommen —
(Selig lächelnd.)
Die jungen Mädchen und der alte Haſſan!
(Er ſtirbt.)

Aly.

O Gott, ich danke dir! Mein Sohn, er lebt!
O Gott, das iſt ein Zeichen deiner Gnade!
Mein Sohn, er lebt! Kommt, Freunde, laßt uns jetzt
Verfolgen ſeine Spur. Er iſt uns nah,

Und hat als Beute ſchon davon getragen
Die holde Braut, die ich ihm einſt erkor.

(Alle gehen ab, bis auf Don Enrique und Don Diego, die ſich lange ſchweigend anſehn.)

Don Enrique.

(Weinerlich.)

Und nun? Nun, Don Diego?

Don Diego.

(Ihn nachäffend.)

Und nun, Don
Enrique del Puente del Sahurro?

Don Enrique.

Was wollen wir jetzt thun?

Don Diego.

Wir? Wir? Nein Señor,
Wir beide ſind geſchiedne Leute jetzt.
Ihr habt kein Glück. Das koſtet mir Zweyhundert
Dukaten. Geld iſt fort. Die Müh' verloren.

(Aergerlich lachend.)

Ich plage mich von Jugend auf, mit Kniffen
Und Pfiffen, denke mir die Haare grau;

Auf krummen Pfaden ſchleiche ich im Wald,
Daß mir der Dornbuſch Rock und Fleiſch zerreißt;
Durch ſteile Felſen wind' ich mich, und ſpringe
Von Spitz' zu Spitz', daß wenn ich niederfiele,
Die Raben meinen Kopf als ein Ragout
Verſpeiſen würden — dennoch bleib' ich arm!
Ich bleibe arm, wie eine Kirchmaus arm!
Derweil mein Schulkam'rad, der blöde Dummkopf,
Der immer, recht ſchnurgrade und behaglich,
Auf ſeiner breiten Landſtraß ſchlendert,
Noch immer ſeinen Ochſengang fortſchlendert,
Und ein geehrter, dicker, reicher Mann iſt.
Nein, ich bin's müde, Señor; lebet wohl!

(Geht ab.)

Don Enrique.

(Steht lange ſinnend.)

Ob Don Gonſalvo mir nichts borgen wird?

(Geht ab.)

(Felſengegend. Almanſor, matt und blutend, und die ohnmächtige Zuleima tragend, erklimmt den höchſten Felſen.)

Almanſor.

O, hilf mir, Allah, bin ſo müd und matt.
Hab' mir zurückgeholt mein weißes Reh,
Juſt als des Jägers Hand es ſchlachten wollte.

(Er ſetzt ſich auf des Felſens Spitze, und hält Zuleima auf dem Schooße.)

Ich bin der arme Medſchnun, und ich ſitze
Auf meinem Felſen, ſpiel' mit meinem Reh;
Denn in ein Reh verwandelte ſich Leila,
Und ſah mich an mit freundlich klaren Augen.
Jetzt ſind die Aeuglein zu, mein Rehlein ſchläft.
Still! ſtill! Du Zeiſig, zwitſchre nicht ſo ſchmetternd.
Du Käfer, ſumme leiſer. Liebes Lüftlein,
Durchraſchle nicht ſo laut die Blätter, — Stille!
Ein Wiegenlied will ich dir ſingen. Stille!

(Er wiegt Zuleima im Schooße und ſingt:)

Die Sonne wirft ihr Nachtkleid um,
Gar roſenroth und ſchön;

  Die Vöglein werden ſtill und ſtumm,
  Sie woll'n zu Bette gehn.
  Schlafe mein Rehlein auch du!
Mein Rehlein ſchläft, recht hübſch; doch gar zu lang.
Die ſchmachtend ſüßen, liebeklaren Aeuglein
Sind zugeſchloſſen jetzt, feſt zugeſchloſſen, —
Und bleiben zu? Iſt denn mein Rehlein todt?

(In Thränen ausbrechend.)

Todt! todt! mein weiches, weißes Rehlein todt!
Die ſüßen Sternlein ausgelöſcht und todt!
Mein todtes Rehlein! ſanft will ich dich betten
Auf Roſen, Lilien, Veilchen, Hyazinthen.
Aus goldnem Mondſchein web' ich eine Decke,
Und deck' dich zu. Ein Trauerlied ſoll dir
Rothkehlchen ſingen, und es ſollen zwölf
Goldkäfer ernſthaft Schildwacht ſtehn des Tags,
An deinem kleinen Blumenbettchen, zwölf
Glühwürmchen ſollen flimmernd dort des Nachts,
Wie ſtille Todtenkerzen, leuchten; aber
Ich ſelber will dort weinen Tag und Nacht.

(Zuleima erwacht aus ihrer Ohnmacht.)

Was ſeh' ich? Heimlich leiſe regen ſich
Die zarten Glieder, und der ſeid'ne Vorhang
Der ſüßen Augen rollt ſich langſam auf!
Das iſt kein Rehlein, das iſt Leila nicht,
Das iſt Zuleima, Alys ſchöne Tochter —

(Zuleima öffnet die Augen.)

Der Himmel ſchließt ſich auf, das Himmelreich!

Zuleima.

Bin ich im Himmel ſchon?

Almanſor.

Aus ſtarrem Tod
Biſt du erwacht.

Zuleima.

Ich weiß es wohl, daß ich
Geſtorben bin, und jetzt im Himmel bin.

(Sieht ſich überall um.)

Wie ſchön iſt's hier, wie leicht und rein die Luft,
Und Alles trägt ein roſenfarbig Kleid.

Almanſor.

Ja, ja, wir ſind im Himmel, ſüßes Lieb,

Siehſt du die Blumen, die dort unten ſpielen,
Die Schmetterlinge, die dazwiſchen flattern,
Und, neckend, bunten Diamantenſtaub
Den armen Blümlein in die Augen werfen?
Hörſt du dort unten, wie das Bächlein rauſcht,
Wie bläuliche Libellen es umſummen,
Und grüngelockte Waſſermädchen, plätſchernd,
In röthlich goldne Wellen untertauchen?
Siehſt du die weißen Nebelbilder wallen?
Es iſt der Seel'gen Schaar, die, ewig jung,
Im ew'gen Frühlingsgarten ſich ergehn.

Zuleima.

Wenn das der Seel'gen Wohnung iſt, Almanſor,
So ſage mir, wie biſt du hergekommen?
Denn unſer frommer Abt hat mir verſichert:
Daß nur wer Chriſt iſt ſeelig werden kann.

Almanſor.

O zweifle nicht an meiner Seeligkeit!
Ich halte dich, mein Lieb, in meinen Armen,
Und ſeelig, dreimal ſeelig iſt Almanſor.

Zulcima.

So log der fromme Mann, er ſagte auch,
Den edeln Don Enrique müßt' ich lieben.
Ich hab's gethan, ſo gut es ging. Almanſor
Wollt' ich vergeſſen. O, das ging nicht gut.
Ich hab' es auch geklagt der Mutter Gottes.
Die hat gelächelt, freundlich, gnädig, huldreich,
Und hat mich eingehüllt in ihren Schleyer,
Und hergetragen in die lichte Höh'.
Muſik erklang auf meinem Weg'; esblieſen
Die Englein auf Waldhörnern, und Schallmeyn,
Und ſangen ſüße Lieder; — ſüße Luſt!
Ich bin im Himmel, und das beſte iſt,
Almanſor iſt bey mir, und in dem Himmel
Bedarf es der Verſtellungskünſte nicht,
Und frey darf ich geſtehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almanſor!

(Das ſcheidende Abendroth verklärt bie beiden Geſtalten)

Almanſor.

Ich wußte längſt, du liebeſt mich noch immer,
Mehr als dich ſelbſt. Die Nachtigall hat mir's

Vertraut, die Roſe hat's mir zugehaucht,
Ein Lüftlein hat es mir in's Ohr gefächelt,
Und jede Nacht hab' ich es klar geleſen
Im blauen Buche mit den goldnen Lettern.

Zuleima.

Nein! nein! der fromme Mann hat nicht gelogen,
Es iſt ſo ſchön im ſchönen Himmelreich!
Umſchließe mich mit deinen lieben Armen,
Und wiege mich auf deinem weichen Schooß,
Und laß' Jahrtauſende mich Wonnetrunk'ne
In dieſem Himmel in dem Himmel liegen!

Almanſor.

Wir ſind im Himmel, und die Engel ſingen,
Und rauſchen drein mit ihren ſeidnen Flügeln, —
Hier wohnet Gott im Grübchen dieſer Wangen, —

(Waffengeklirr in der Ferne. Almanſor erſchrickt.)

Dort unten aber wohnet Eblis, furchtbar
Dringt ſeine Stimm' hinauf, bis in den Himmel,
Und ſtreckt er nach mir aus die Eiſenhand.

Zuleima.

(Erſchrocken.)

Was ſchrickſt du plötzlich auf? was zitterſt du?

Almanſor.

Nenn' 's Eblis, nenn' es Satan, nenn' es Menſchen,
Die tückiſch arge Macht, die wild hinaufſteigt,
In meinen Himmel ſelbſt —

Zuleima.

So laß uns fliehn,
Hinab in's Blumenthal, wo Blümlein ſpielen,
Die Schmetterlinge flattern, Bächlein rauſcht,
Libellen ſummen, Nachtigallen trillern,
Und ſtille, ſeel'ge Nebelbilder wallen —
Trag' mich hinab, ich bleib' an deiner Bruſt.

(Sie ſchmiegt ſich an ihn.)

Almanſor.

(Springt auf und hält Zuleima im Arm.)

Hinab! hinab! die Blumen winken ängſtlich,
Die Nachtigall ruft mich mit bangem Ton,
Der Seel'gen Schatten ſtrecken nach mir aus
Die Nebelarme, rieſig lang, ziehn mich
Hinab, hinab —

(Fliehende Mauren eilen vorüber.)

Die Jäger nahen ſchon,
Mein Reh zu ſchlachten! dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt ich in den Armen.

(Er ſtürzt ſich mit Zuleima den Felſen hinab.)

(Spaniſche Ritter, die den Mauren nacheilen, ſehen beide herabſtürzen, und treten entſetzt zurück. Man hört Alys Stimme: „Sucht ihn, ſucht ihn, er muß uns nahe ſeyn!" Aly tritt auf.)

Mehrere Ritter.

Entſetzlich!

Aly.

Habt Ihr ihn und ſie gefunden?

Ein Ritter.

(Hinter den Felſen zeigend.)

Gefunden wohl, der Wüthende hat ſich
Herabgeſtürzt mit ſeiner theuern Laſt.

(Pauſe.)

Aly.

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,

Und deines Gnadentroſt's, und deines Beiſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung ſagt mir: ausgerâutet wird
Die Lilie und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtât.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn in Berlin.

Verbeſſerungen.

Seite 7 Zeile 3 v. u. ſt. ſprechred lies ſprechend
— 12 — 10 v. ob. ſt. dem lies den
— 14 — 1 = u. ſt. dem lies das
— 22 — 1 = ob. ſt. Nach lies Nach
— 24 — 7 = u. ſt. van lies von
— 24 — 6 = = ſt. ew'gem lies ew'gen
— 26 — 4 u. 1 v. u. ſt. abgemurt lies abgemurkſt
— 30 — 2 v. u. ſt. Phantaſientrug lies Phantaſieentrug
— 31 — 6 v. ob. ſetze ein Comma ſtatt des Punktes
— 37 — 1 v. u. ſt. alsden lies alsdann
— 38 — 3 = = ſt. ſtch lies ſich
— 48 — 1 = ob. ſt. verhönt lies verhöhnt
— 49 — 4 = = ſt. gießt lies gieß'ſt
— 58 — 5 = u. ſt. knie lies kniee
— 60 — 8 = = ſt. ſie lies ſich
— 63 — 3 = = ſt. entgegeſetzten lies entgegengeſetzten
— 83 — 7 = ob. ſt. ſchluchſen lies ſchluchzen
— 119 — 3 = = ſt. Wandeltreppe lies Wendeltreppe
— 124 — 4 = u. ſt. Ich lies ich
— 125 — 7 = ob. ſt. mir lies mich
— 134 — 11 = = ſt. heitre lies heitrer
— 153 — 6 = u. ſt. deinen Füßen lies deine Füße
— 184 — 8 = = ſt. und lies um
— 190 — 6 = = ſt. Tod lies Todt
— 216 — 3 = = ſt. Mie lies Wie
— 220 — 3 = = ſt. Zerſauſt lies zerzauſt
— 222 — 1 = = ſt. meinem lies meinen.

Heine's

Franzöſiſche Zuſtände.

Bei **Hoffmann und Campe** in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Börne, L., geſammelte Schriften, 8 Thle., 8. 8 Rthlr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr.
auf Velinpap. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reiſebilder, 3 Thle., 8. zweite vermehrte Aufl. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reiſebildern. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Graf Lowinski. Polniſche Novelle 8. 18 Gr.

— — Novellen. 2 Thle. 8. 3 Rthlr.

— — Przebracki, der ruſſiſche Polizeiſpion. Ein Zeitbild. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 20 Gr.

Lyſer, Cäcilia. Ein muſikaliſches Taſchenbuch für 1833. Fein cartonirt 1 Rthlr. 8 Gr.

Maltitz, G. A. Freiherr v., Pfefferkörner, 3 Heftchen, 2. Aufl. d. Heft à 16 Gr. 2 Rthlr.

— — — Oliver Cromwel, oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

Raupach, Dr. E., dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 2 Thle. 3 Rthlr. 16 Gr.

Sarrans, d. Jüng., Lafayette und die Revolution von 1830. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Gall. g. 412 k

Franzöſiſche

Zuſtände,

von

H. Heine.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daß die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar nichts merken." Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich, nach dem Begehr des

Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt, und nach Willkühr umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs Beſtimmteſte zu erklären, daß ich, ſeit zwei Jahren, in keinem politiſchen Journal Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes, das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändniß der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes

Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte, an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſolange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzugroßer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend, weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brod betteln, als daß ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gönnern im deutſchen Vaterland, die jede

Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludirenden Uebergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen betrogen worden zu ſeyn von jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten. „Wie alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne — — —.“ Ja, wir ſind wieder Düpes geworden, wir müſſen eingeſtehn, daß die Lüge einen großen Triumph erfochten. Ihr habt wieder neue Lorbeeren eingeärndtet auf dem Felde der Lüge! In der That, wir ſind die Beſiegten, und ſeit die heroiſche Ueberliſtung auch offiziell beurkundet worden, ſeit der Promulgation jener — — — Bundestagsbeſchlüſſe, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

— — — — — — — —

— — — — — — — — —

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch, durch Zwang aller Art, von Oeſtreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. — — — — — — — —.

— — In der That, wir können gegen Oeſtreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daß wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Oeſtreich war immer ein offner ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndts Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuſchte noch durch Privatmalizen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern großartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Oeſtreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Oeſtreich gegen die Reformation geſtritten; es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht bloß die Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Antoinette in den Tuillerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Luiſa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuillerien den Kampf unterlaſſen und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamiren. — — — — — — — —.

Es iſt wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht, ſie wünſchten in deſſen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab wieder einen preußiſchen Liberalismus, und die Liberalen blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, — — — — — — — — — — — — — — —.

Unlängſt las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geh. Regierungsrath Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommee eines königl. Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzuunterdrückungsſüchtige

Strenge ſich aufgelehnt: jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der ukkermärkſchen Camarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So gringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es doch eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen, unter den Linden ſpatzieren ſehen; ich ſah ihn mahl auf dem Katheder, als er den Tod Ludwigs XVI. vortrug und dabei einige königl. Preuß. Amtsthränen vergoß; dann habe ich, in einem Damenalmanache ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne auch ſeine „Briefe aus Paris," worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt; es iſt ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht, er iſt von allen Schriftſtellern noch der beſte,

— — — — — — — — —

und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz, und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit, —

— — — — — — — — —

— — — — —.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtſinn, das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgibt, weil ſie den Kern eines Granatapfels dort genoſſen: ſo geben jene Jeſuiten keinen Menſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſey es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs im oberweltlichen Lichte zuzubringen; — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns anderen Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſcurantismus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, —.

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — —.

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und wohl auch immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daß ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzuherben Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Cabinet, ich eben ſo unumwunden beſprochen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm **III.** als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reichlich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück, und was viel ſeltener iſt, milde im

Glück gezeigt. Er iſt [illegible] Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslichen, guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarewna, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — —.

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen prozeſſirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmahl preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. — — — — — — — — — — —.

— —.

Der Napoleon iſt jetzt todt, und liegt, wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg, unter dem Sand von Longwood, auf der Insel Sankt Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht Ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht Ihr nicht zu fürchten; denn Ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten; denn Ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Geld und Flinten, und was feil iſt könnt Ihr kaufen und was ſterblich iſt könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von Euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daß die Königinn von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet ſie bis auf's Hemd enträthſelt. Dann habt Ihr auch eiſerne Töpfe, worin Ihr diejenigen einſperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon

Ihr nichts wiſſen wollt, und Ihr könnt ſie verſiegeln und in's Meer verſenken; alles wie König Salomo. Gleich dieſen verſteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und mißfällt Euch der Geſang eines Vogels, ſo habt Ihr eine große Scheere, womit ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Scheere anſchaffen für die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt Ihr die klügſten Vögel in Eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt Euer Großvezier, und er iſt der geſcheuteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deßhalb unermüdlich Eyer, Tag und Nacht, —.

Nur vor eins möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte die Eure ganze Macht zerſchneiden wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten

Geiſtererſcheinungen; aber ſie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andre, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten: dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wiſſen nicht wie man die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen; wir wiſſen nicht wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlaßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in Eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber iſt, welcher Euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren Euer Zwergfell erſchüttert. Graut Euch nicht manchmal, wenn Euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Dehmuth umwedeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das iſt vielleicht eine Liſt, — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—? Habt Ihr des Nachts nicht manchmal

Träume, die Euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die Ihr am Tage zufällig kriechen geſehen? — — — — — — — — — — — — — — — — — —. Geſchrieben zu Paris den 18. October 1832.

Heinrich Heine.

Franzöſiſche Zuſtände.

Vive la France! quand même —

Artikel I.

Paris, 28. Dec. 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre **last speeches** gehalten, und waren geſcheidt genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daß bei dem geringſten Anlaſſe, der von Außen her gegeben wurde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtatt finden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daß wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos, im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geſchah dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, ſo ſind ſie hinreichend erbittert, und dürften obendrein bei Tauſenden, die vor Elend ſterben, die tollkühnſte Unterſtützung finden; — aber es iſt jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet", ſagte Pethion, nachdem er das Fenſter geöffnet und wieder ruhig geſchloſſen, während ſeine Freunde, die Girondiſten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Ueberfall erwarteten. Man erzählt dieſe Anekdote in den Revolutionsgeſchichten, um Pethions Phlegma zu zeigen. Aber ſeit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariſer Volksaufſtände ſtudirt, ſehe ich ein, wie ſehr man jene Worte mißverſtand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenſchein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen ſie im Junius, Juli und Auguſt immer am beſten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariſer fürchten nichts mehr als den Regen, und dieſer verſcheucht die Hunderttauſende von Männern, Weibern und Kindern, die meiſtens geputzt und lachend nach den Wahlſtätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblicht ſeyn, ſonſt kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anſchlägt, nicht leſen; und doch muß dieſe Lektüre dazu dienen, die Menſchenmaſſen nach beſtimmten Orten zuſammenzuziehen, wo ſie ſich am beſten drängen, ſtoßen und tumultariſch aufregen können. Guizot, ein faſt deutſcher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf ſelchen Plakaten auch all ſein philoſophiſch-hiſtoriſches Wiſſen auskramen wollen, und man verſichert, daß eben weil die Volkshaufen mit dieſer Lektüre nicht ſo leicht fertig werden konnten, und ſich daher an den Straßenecken um ſo drängender vermehrten, ſey die Emeute ſo bedenklich geworden, daß der arme Doktrinair, ein Opfer ſeiner eigenen Gelehrſamkeit, ſein Amt niederlegen mußte. Was aber vielleicht die Hauptſache iſt, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen geleſen werden, und doch iſt es hier, wo unter den hubſchen Bäumen ſich die eifrigſten Politiker verſammeln, die Blätter vorleſen, in wüthenden Gruppen debattiren, und ihre Inſpirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat ſich jetzt gezeigt, wie ſehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht that, als man ihn der Oberleitung der meiſten Volksaufſtände beſchuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daß das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derſelben ſey. In dieſem Jahre zeigte ſich das Palais-royal noch immer als ein ſolcher Mittelpunkt; es war noch immer der Verſammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hätte ſein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiß nicht berufen und beſoldet. Der Geiſt der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlaſſen, obgleich ſein Eigenthümer König geworden, und dieſer war deshalb gezwungen ſeine alte Wohnung aufzugeben. Man ſprach von beſonderen Beſorgniſſen, die jene Wohnungsveränderung veranlaßt hätten, namentlich ſprach man von der Furcht vor einer franzöſiſchen Pulververſchwörung. Freilich, da von einem Theile des Pallaſtes, den oben der König bewohnte, das Rez-de-Chauſſée für Boutiken vermiethet iſt, ſo wäre es leicht geweſen, die Pulverfäſſer dorthin zu bringen, und Se. Majeſtät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu ſprengen. Andere meinten, es ſey nicht anſtändig geweſen, daß Ludwig Philipp oben regierte, während unten Hr.

Chevet ſeine Würſte verkaufe. Letzteres iſt aber doch ein eben ſo honnettes Geſchäft, und ein Bürgerkönig hätte darum juſt nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der ſich noch voriges Jahr über alles feudaliſtiſche und cäſarthümliche Herkommen und Koſtümweſen mokirt, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte: „Die goldene Krone ſey zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter ſey zu ſtumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenſchirm ſey in jetziger Zeit viel nützlicher."

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp ſich dieſer Aeußerungen noch zu beſinnen weiß, denn es iſt ſchon lange her, ſeit er das letztemal, mit rundem Hut und Regenſchirm, durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinirter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reineren Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Banquierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg. Als ich ihn das letztemal ſah, wandelte er auf und nieder zwiſchen den goldenen Thürmchen, Marmorvaſen und Blumen auf dem Dache der Gallerie Orleans. Er trug einen ſchwarzen Rock, und auf ſeinem breiten Geſichte ſpazierte eine Sorgloſigkeit, worüber wir faſt ein Grauen empfinden, wenn wir die ſchwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man ſagt jedoch, ſein Gemüth ſey gar nicht ſo ſorglos wie ſein Geſicht.

Es iſt gewiß tadelnswerth, daß man das Geſicht des Königs zum Gegenſtande der meiſten Witzeleien erwählt, und daß er in allen Karrikaturläden als Zielſcheibe des Spottes ausgehängt iſt. Wollen die Gerichte dieſem Frevel Einhalt thun, dann wird gewöhnlich das Uebel noch vermehrt.

So ſahen wir jüngſt, wie aus einem Prozeſſe der Art ſich ein anderer entſpann, wobei der König nur noch deſto mehr kompromittirt wurde. Nemlich Philippon, der Herausgeber eines Karrikaturjournals, vertheidigte ſich folgendermaaßen: Wolle man in irgend einer Karrikaturfrage eine Aehnlichkeit mit dem Geſichte des Königs finden, ſo fände man dieſe auch, ſobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch ſo heterogenen Bildniſſe, ſo daß am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majeſtät ſichergeſtellt ſey. Um den Vorderſatz zu beweiſen, zeichnete er auf ein Stuck Papier mehrere Karrikaturengeſichter, wovon das erſte dem Könige frappant glich, das zweite aber dem erſten glich, ohne daß jene königliche Aehnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in ſolcher Weiſe glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Geſicht, dergeſtalt aber, daß jenes vierte Geſicht ganz wie eine Birne ausſah, und dennoch eine leiſe, jedoch deſto ſpaßhaftere Aehnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotz dem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in ſeinem Journale ſeine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisſtucken gab er lithographirt das Blatt mit den vier Karrikaturgeſichtern. Wegen dieſer Lithographie, die unter dem Namen „die Birne“ bekannt iſt, wurde der geiſtreiche Kunſtler nun wieder verklagt, und die ergetzlichſten Verwicklungen erwartet man von dieſem Prozeſſe. Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiß nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, ſein eigenſtes Lebensprinzip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daß eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daß ſeine Regierung durch das Prinzip der Volksſouverainetät entſtanden iſt, und, in trübſeligſter Verblendung, möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten, und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daß jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegenſetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daß man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Juliustagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe: ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft, und, nach wie vor, mit Füßen getreten.

Ich habe vergeſſen oben zu erwähnen: unter den Beweggründen, die dem Könige zugeſchrieben werden, als er das Palais-royal verließ und die Tuillerien bezog, gehörte das Gerücht, daß er die Krone nur zum Scheine angenommen, daß er im Herzen ſeinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daß er deſſen Rückkehr vorbereite und deshalb auch nicht die Tuillerien beziehe. Die Karliſten hatten dieſes Gerücht ausgeheckt, und es war abſurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, dieſem Gerüchte iſt durch die That widerſprochen, der Sohn Egalité's iſt endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Carouſſels, und ſpaziert jetzt mit ſeinem ſorgloſen Geſichte und mit Hut und Regenſchirm durch die weltgeſchichtlichen Gemächer der Tuillerien. Man ſagt, die Königin habe ſich ſehr geſträubt, dieſes „Haus des Unglücks“

zu bewohnen. Vom Könige will man wiſſen, er habe dort in der erſten Nacht nicht ſo gut wie gewöhnlich ſchlafen können, und ſey von allerlei Viſionen heimgeſucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornſprühenden Nüſtern, wie einſt am 10. Auguſt, umherrennen ſehen; dann habe er das hämiſche Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das ſogar manchmal hinter Napoleons Rücken vernehmlich lachte, wenn dieſer eben ſeine ſtolzeſten Befehle im Audienzſaale ertheilte; endlich aber ſey St. Denys zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwigs XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denys iſt, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit ſeinem eigenen Kopfe in der Hand dargeſtellt wird.

Bedenklicher als alle Geſpenſter, die im Innern des Schloſſes lauern mögen, ſind die Thorheiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren.

Ich rede von den famöſen **fossés des Tuileries.** Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Carrefours, und noch immer liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuilerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die meiſten meinten, der König wolle das Schloß befeſtigen und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes jedoch geſchehe nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie. Indeſſen wie dem armen Ludwig

Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor dem Schloſſe wieder niederriß, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nehmlich, bauſüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drathgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Verwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſeyn. Denn jedenfalls veranlaßt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines

Meiſterſtücks von Le Notre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponirt. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſublim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo wenig wie Le Notre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuillerien-Expoſition ſo großartig beginnt, und mit der erhabenen Terraſſe, wo man die Kataſtrophe des Concordeplatzes ſchaut, ſo großartig endigt, kann man nicht im mindeſten verändern, ohne ihre Symmetrie, und alſo ihre eigentliche Schönheit zu zerſtören. Außerdem iſt jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König ſchädlich. Erſtens kommt er dadurch um ſo öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht ſonderlich nützlich iſt; zweitens verſammelt ſich dadurch in ſeiner perſönlichen Nähe beſtändig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Gloſſen macht, das vielleicht ſeinen Hunger durch Schauluſt zu vergeſſen ſucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter ſcharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger Jahre erinnern. An der einen Eingangsſeite des neuen Gartens ſteht ein metallener Abguß des Meſſerſchleifers, deſſen Original im der Tribune zu Florenz zu ſehen iſt, und über deſſen Bedeutung verſchiedene Meinungen herrſchen. Hier aber, in Tuilleriengarten, hörte ich über den Sinn dieſes Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Ariſtokraten heimlich erzittern würden.

Gewiß, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und gibt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretiren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaßt und ſo kurzſinnig begriffen, daß er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo durfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig XIV, der ſtatt des **L'état c'est moi**, auch ſagen konnte **Les tuileries c'est moi**, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volksſouverainetät mit ihrem Ludwig Philipp I., der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgränzt und ein kümmerliches **chacun chez soi** in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daß der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade ungewöhnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuillerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen, das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird: dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

Artikel II.

Paris, 19. Januar 1832.

Der Temps bemerkt heute, daß die Allgemeine Zeitung jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeyen, und daß die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Aeußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der Temps iſt doch die geſcheidteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubniß gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den abſoluten Königen täglich ähnlicher wird, müſſen wir ihm grollen. Er iſt gewiß als Menſch ganz ehrenfeſt, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Oekonom; aber es iſt verdrießlich, daß er alle Freiheitsbäume abſchlagen läßt und ſie ihres hübſchen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deshalb, nur deshalb zürnt ihm die liberale Preſſe, und die Geiſter der Wahrheit verſchmähen ſogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehden. Es iſt traurig, bejammernswerth, daß durch dieſe Taktik ſogar die Familie des Königs leiden muß, die eben ſo ſchuldlos wie liebenswürdig iſt. Von dieſer Seite wird die deutſche liberale Preſſe, minder geiſtreich, aber gemüthvoller als ihre franzöſiſche ältere Schweſter, ſich keine Grauſamkeiten zu Schulden kommen laſſen. „Ihr ſolltet wenigſtens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngſt das ſanftlebende Journal des Debats. „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die Tribüne, „dieſer Mann verlangt fünfzehn Millionen und unſer Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. ſ. w.?“ — Ich ſah dieſe Tage die unmündige Waiſe des Menotti, der in Modena gehenkt worden. Auch ſah ich unlängſt Sennora Luiſa de Torrijos, eine arme todtblaſſe Dame, die ſchnell wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, als ſie an der ſpaniſchen Gränze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und ſeiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die Tribune, das Organ der offen republikaniſchen Partei, iſt unerbittlich gegen ihren koniglichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der National, das rückſichtloſeſte und unabhängigſte Journal Frankreichs, hat unlängſt auf eine befremdende Art in dieſen Ton eingeſtimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus der blutigſten Tagen der Konvention, klangen die Reden jener Häuptlinge der **Société des amis du peuple**, die vorige Woche vor den Aſſiſen ſtanden, angeklagt „gegen die beſtehende Regierung konſpirirt zu haben, um dieſelbe zu ſturzen und eine Republik zu errichten.“ Sie wurden von der Jury freigeſprochen, weil ſie bewieſen, daß ſie keineswegs konſpirirt, ſondern ihre Geſinnungen im Angeſichte des ganzen Publikums ausgeſprochen hätten. Ja, wir wünſchen den Umſturz dieſer ſchwachen Regierung, wir wollen eine Republik, war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernſthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Donverworren grellen! blitzt und lacht Figaro und ſchwingt am wirkſamſten ſeine leichte Geißel. Er iſt unerſchöpflich in Witzen über „die beſte Republik", ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einſt vor dem Hotel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: **Vous êtes la meilleure république**! Dieſer Tage bemerkte Figaro, man verlange keine Republik, ſeit man die beſte geſehen. Eben ſo ſanglant ſagt er, bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliſte: **La meilleure république coute quinze millions.**

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette ſeinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wiſſen zu können, was von ihm zu erwarten ſey. Lafayette iſt jetzt krank, kummerkrank. Ach! das größte Herz beider Welten, wie ſchmerzlich muß es jene königliche Täuſchung empfinden! Vergebens, in der erſten Zeit, mahnte Lafayette beſtändig an das **Programme de l'hôtel de ville**, an die republikaniſchen Inſtitutionen, womit das Königthum umgeben werden ſollte, und an ähnliche Verſprechungen. Aber ihn überſchrien jene doktrinairen Schwätzer, die aus der engliſchen Geſchichte von 1688 beweiſen, daß man ſich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geſchlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einſetzung der jüngern Linie der Bourbone an die Stelle der ältern bezweckt habe, eben ſo, wie einſt in England mit der Einſetzung des Hauſes Oranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinaire denkt, aber jetzt im Sinne dieſer Partei ſpricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorſchub geleiſtet. Dieſer Indifferentiſt von der tiefſten Art, der ſo wunderbar Maaß zu halten weiß in der Klarheit, Verſtändigkeit und Veranſchaulichung ſeiner Schreibweiſe, dieſer Goethe der

Politik, iſt gewiß in dieſem Augenblicke der mächtigſte Verfechter des Perier'ſchem Syſtems, und wahrlich, mit ſeiner Broſchure gegen Chateaubriand vernichtete er faſt jenen Donquixote der Legitimität, der auf ſeiner geflügelten Roſinante ſo pathetiſch ſaß, deſſen Schwert mehr glänzend als ſcharf war, und der nur mit koſtbaren Perlen ſchoß, ſtatt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

In ihrem Unmuthe über die klägliche Wendung der Ereigniſſe laſſen ſich viele Freiheitsenthuſiaſten ſogar zur Verläſterung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieſer Hinſicht ſich vergehen kann, ergibt ſich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broſchüre des Chateaubriand gerichtet iſt, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik gepredigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieſer Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz herſetzen, wären ſie nicht einestheils gar zu gehäſſig, und ſtänden ſie nicht anderntheils in Verbindung mit einer für dieſe Blätter unſtatthaften Apologie der Republik. Ich verweiſe aber in dieſer Hinſicht auf die Schrift ſelbſt und namentlich auf einen Abſchnitt derſelben, der „die Republik“ überſchrieben iſt. Man ſieht da, wie Menſchen, die edelſten ſogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royaliſt aus angeborner Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Ueberzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzoſen keine Republik, weder die Verfaſſung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigſten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die ſtudirende Jugend der Menſchheit, die Verfaſſung von Athen war eine Art akademiſcher Freiheit, und es wäre thöricht, dieſe in unſerer erwachſenen Zeit, in unſerem greiſen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertrügen wir die Verfaſſung von Sparta, dieſer großen, langweiligen Patriotismusfabrik, dieſer Kaſerne der republikaniſchen Tugend, dieſer erhaben ſchlechten Gleichheitsküche, worin die ſchwarzen Suppen ſo ſchlecht gekocht wurden, daß attiſche Witzlinge behaupteten, die Lakedämonier ſeyen deshalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie konnte ſolche Verfaſſung gedeihen im Feuer der Gourmands, im Vaterlande des Very, der Veſour, des Carrème! Dieſer letztere würde ſich gewiß, wie Vatel, in ſein Schwert ſtürzen, als ein Brutus der Kochkunſt, als der letzte Gaſtronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die ſpartaniſche Küche eingeführt, ſo wäre die Guillotine ganz überflüſſig geweſen; denn die letzten Ariſtokraten wären alsdann vor Schrecken geſtorben oder ſchleunigſt emigrirt. Armer Robespierre! du wollteſt republikaniſche Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen, und 150,000 Perruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, friſirendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikaniſche Lebensmonotonie, Farbloſigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimath der Schauluſt, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends graſſirt die Krankheit der Auszeichnungsſucht ſo ſehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von Auguſt Wilhelm Schlegel, gibt es keine Frau in Deutſchland, die ſich ſo gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzoſen; ſogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen ſich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekoriren, um ſich dadurch von dem übrigen Volke zu unterſcheiden. Wenn ich aber deshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifele, ſo läßt ſich darum doch nicht läugnen, daß alles zu einer Republik aboutirt, daß die republikaniſche Ehrfurcht für das Geſetz an die Stelle der royaliſtiſchen Perſonen-Verehrung getreten iſt bei den Beſſeren, und daß die Oppoſition eben ſo, wie ſie einſt funfzehn Jahre lang mit einem

Könige Komödie geſpielt, jetzt dieſelbe Komödie mit dem Königthume ſelber fortſetzt, und daß alſo die Republik wenigſtens für kurze Zeit das Ende des Liedes ſeyn könnte. Die Carliſten befördern ſolches, da ſie es als eine nothwendige Phaſe betrachten, um wieder zum abſoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deshalb gebärden ſie ſich jetzt als die eifrigſten Republikaner, ſelbſt Chateaubriand preiſt die Republik, nennt ſich Republikaner aus Neigung, fraterniſirt mit Marraſt, und läßt ſich die Akkolade ertheilen von Beranger. Die Gazette, die heuchleriſche Gazette de France ſchmachtet jetzt nach republikaniſchen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primairverſammlungen u. ſ. w. Es iſt ſpaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbaſiren, wie farouſch ſie mit der rothen Jakobinermütze kokettiren, wie ſie dennoch manchmal in Angſt gerathen, ſie hätten etwa ſtatt deſſen aus Zerſtreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgeſetzt, wie ſie dann die erborgte

Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonſur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette ſchmähen zu dürfen, und dieſes dient ihnen dann als ſüße Erholung für den ſauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den ſie ſich auferlegen müſſen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchleriſchen Feinde ſagen mögen, Lafayette iſt, nächſt Robespierre, der reinſte Charakter der franzöſiſchen Revolution, und nächſt Napoleon iſt er ihr populairſter Held. Napoleon und Lafayette ſind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am ſchönſten blühen. Freilich ihr Ruhm iſt verſchiedener Art; dieſer kampfte mehr fur den Frieden als fur den Sieg, und jener kämpfte mehr um den Lorbeer als um den Eichenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden meſſen wollte mit demſelben Maaßſtabe, und den einen hinſtellen wollte auf das Poſtament des andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomeſäule ſetzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen ſo vieler Schlachten gegoſſen worden, und deren Anblick, wie Barbier ſingt, keine franzöſiſche Mutter ertragen kann. Auf dieſe eiſerne Säule ſtellt den Napoleon, den eiſernen Mann, hier wie im Leben fußend auf ſeinen Kanonenruhm, und ſchauerlich iſolirt emporragend in den Wolken, ſo daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz getheilt wird von der eiteln Ruhmſucht, und ſolchermaaßen dieſe koloſſale Metallſäule, als ein Gewitterableiter des Heldenthums, den friedlichſten Nutzen ſtifte in Europa.

Lafayette gründete ſich eine beſſere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein beſſeres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor ſo rein wie das Herz, wo gibt es Metall ſo feſt wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einſeitig, aber einſeitig wie die

Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Oſten. So ſagt Lafayette ſeit vierzig Jahren täglich daſſelbe, und zeigt beſtändig nach Nordamerika; er iſt es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menſchenrechte; noch zu dieſer Stunde beharrt er auf dieſer Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten ſey — der einſeitige Mann mit ſeiner einſeitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er iſt kein Genie, wie Napoleon war, in deſſen Haupte die Adler der Begeiſterung horſteten, während in ſeinem Herzen die Schlangen des Kalkuls ſich ringelten; aber er hat ſich doch nie von Adlern einſchüchtern oder von Schlangen verfuhren laſſen. Als Jungling weiſe wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jungling, ein Schützer des Volks gegen die Liſt der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig ſtreng und milde, ſo blieb Lafayette ſich immer gleich; und ſo in ſeiner Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer ſtehen auf demſelben Platze, ſeit den Tagen Marie-Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckard der Freiheit, ſteht er noch immer, auf ſeinem Schwerte geſtützt und warnend, vor dem Eingange der Tuillerien, dem verführeriſchen Venusberge, deſſen Zaubertöne ſo verlockend klingen, und aus deſſen ſüßen Netzen die armen Verſtrickten ſich niemals wieder losreißen können.

Es iſt freilich wahr, daß dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzoſen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt iſt, was wenigſtens mir das Liebſte an Napoleon iſt; denn lebte er noch, ſo müßte ich ihn ja bekämpfen helfen. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie ſehr noch das franzöſiſche Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergnügten, wenn ſie einmal etwas Entſcheidendes wagen, damit anfangen, daß ſie den jungen Napoleon proklamiren, um ſich der Sympathie der Maſſen zu verſichern. „Napoleon“ iſt für die Franzoſen ein Zauberwort, das ſie elektriſirt und betäubt. Es ſchlafen tauſend Kanonen in dieſem Namen, eben ſo wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuillerien werden zittern, wenn einmal dieſe Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel ausſprachen, ſo wird hier Napoleon ſelten bei ſeinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme.“ Aber ſein Bild ſieht man überall, in Kupferſtich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours ſtehen Redner, die ihn preiſen, den Mann, Volksſänger, die ſeine Thaten beſingen. Als ich geſtern Abend beim Nachhauſegehen in ein einſam dunkles Gäßchen gerieth, ſtand dort ein Kind von höchſtens drei Jahren vor einem Talglichtchen, daß in die Erde geſteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaiſers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taſchentuch hinwarf, rutſchte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des großen Kaiſers ein Liedchen ſingen konnte, denn dieſer Ruhm hatte ihm beide Beine gekoſtet. Der arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, ſondern mit gläubigſter Innigkeit flehte er: **au nom de Napoléon, donnez-moi un sou.** So dient dieſer Name auch als das höchſte Beſchwörungswort des Volkes, Napoleon iſt ſein Gott, ſein Kultus, ſeine Religion; und dieſe Religion wird am Ende langweilig, wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Menſch verehrt, oder als Schutzengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroiſch, und ehrlich geſtanden, es hat ſogar einen komiſchen Effekt auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den 28. Julius, im Geſange der Pariſienne die Worte hörte: „**Lafayette aux cheveux blancs**“, während ich ihn ſelbſt mit ſeiner braunen Perüke neben mir ſtehen ſah. Es war auf dem Baſtillenplatz, der Mann war auf ſeinem rechten Platze, und dennoch mußte ich heimlich lachen. Vielleicht eben ſolche komiſche Beimiſchung bringt ihn unſeren Herzen menſchlich näher. Seine Bonhommie wirkt ſogar auf Kinder, und dieſe verſtehen ſeine Größe vielleicht noch beſſer als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine Bettelgeſchichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'ſchen Ruhms, in ſeiner Unterſcheidung von dem Napoleon'ſchen, bezeichnet. Als ich nehmlich jüngſt an einer Straßenecke vor dem Pantheon ſtillſtand, und, wie gewöhnlich, dieſes ſchöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken verſank, bat mich ein kleiner Auvergnate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnſousſtück, um ſeiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er ſich mir deſto zutraulicher mit den Worten: est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich dieſe wunderliche Frage bejahte, malte ſich das ſtolzeſte Vergnügen auf dem naiv⸗ſchmutzigen Geſichte des hübſchen Buben, und mit drolligem Ernſte ſagte er: il est de mon pays. Er glaubte gewiß, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müſſe auch ein Verehrer von Lafayette ſeyn, und da hielt er mich zugleich für würdig, ſich mir als Landsmann deſſelben zu präſentiren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollſte Ehrfurcht gegen Lafayette, um ſo mehr, da er ſelbſt die Landwirthſchaft zu ſeiner Hauptbeſchäftigung macht. Dieſe erhält ihm die Einfalt und Friſche, die in beſtändigem Stadttreiben verloren gehen konnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribune eilten, und nach erfochtenen Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landſitze, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, iſt er gewöhnlich umringt von ſtrebenden Jünglingen und ſchönen Mädchen, da herrſcht Gaſtlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da iſt der Hof des ſouverainen Volkes, da iſt jeder hoffähig, der ein Sohn ſeiner Thaten iſt und keine Mesallianz geſchloſſen hat mit der Lüge, und da iſt Lafayette der Ceremonienmeiſter.

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklaſſe herrſcht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelſtande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Dieſe vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungſtiftende, iſt der Abgott dieſer Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorſehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich ſorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts geſtohlen wird, und jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Caſimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Bärenmützen, worin Krämerköpfe ſtecken, ſind außer ſich vor Entzücken, wenn ſie von Lafayette ſprechen, ihrem alten

General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja er iſt der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, die zwar des Tages über zu ſehr beſchäftigt ſind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthuſiasmus preiſen, ſo daß man wohl behaupten kann, daß um eilf Uhr, wenn die meiſten Boutiken geſchloſſen ſind, der Ruhm des Lafayette ſeine höchſte Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeiſter“ gebraucht. Es fällt mir ein, daß Wolfgang Menzel, in ſeiner geiſtreichen Frivolität, den Lafayette einen Ceremonienmeiſter der Freiheit genannt hat, als er einſt deſſen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adreſſen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorſcheine kamen, im Litteraturblatte beſprach. Auch andere, minder witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette ſey nur ein alter Mann, der zur Schau hingeſtellt oder als Maſchine gebraucht werde. Indeſſen, wenn dieſe Leute ihn nur ein einzigesmal auf der Rednerbühne ſähen, ſo würden ſie leicht erkennen, daß er nicht eine bloße Fahne iſt, der man folgt, oder wobei man ſchwört, ſondern daß er ſelbſt noch immer der Gonfaloniere iſt, in deſſen Händen das gute Banner, die Oriflamme der Völker. Lafayette iſt vielleicht der bedeutendſte Sprecher in der jetzigen Deputirtenkammer. Wenn er ſpricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und ſeine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menſchheit zur Sprache kommt, dann erhebt ſich jedesmal der Lafayette, kampfluſtig wie ein Jüngling. Nur der Leib iſt ſchwach und ſchlotternd, von Zeit und Zeitkämpfen zuſammengebrochen, wie eine zerhackte und zerſchlagene alte Eiſenrüſtung, und es iſt rührend, wie er ſich damit zur Tribüne ſchleppt, und wenn er dieſe, den alten Poſten erreicht hat, tief Athem ſchöpft und lächelt. Dieſes Lächeln, der Vortrag, und das ganze Weſen des Mannes, während er auf der Tribüne ſpricht, iſt unbeſchreibbar. Es liegt darin ſo viel Holdſeligkeit, und zugleich ſo viel feine Ironie, daß man wie von einer wunderbaren Neugier gefeſſelt wird, wie von einem ſüßen Räthſel. Man weiß nicht, ſind das die feinen Manieren eines franzöſiſchen Marquis, oder iſt das die offene Gradheit eines amerikaniſchen Bürgers? Das Beſte des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, iſt hier wunderbar verſchmolzen mit dem Beſten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunkloſigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts iſt intereſſanter, als wenn in einer Kammer von den erſten Zeiten der Revolution geſprochen wird, und irgend Jemand, in doktrinairer Weiſe, eine hiſtoriſche Thatſache aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und zu ſeinem Raiſonnement benutzt. Dann zerſtört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer ſolchen Thatſache durch Anführung der dazu gehörigen Umſtände illuſtrirt oder berichtigt. Selbſt Thiers muß, in einem ſolchen Falle, die Segel ſtreichen, und der große Hiſtoriograph der Revolution, beugt ſich vor dem Ausſpruch ihres großen, lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer ſitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein ſteinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über ſeine ſchwarze Kleidung lang herabhängen, ſein Leib iſt von einer ſehr breiten, dreifarbigen Schärpe umwickelt, und das iſt jener alte Meſſager, der ſchon im Anfang der Revolution ein ſolches Amt in der Kammer verwaltet und ſeitdem, in dieſer Stellung, der ganzen Weltgeſchichte beigewohnt hat, von der Zeit der erſten Nationalverſammlung bis zum **juste milieu**. Man ſagt mir, er ſpreche noch oft von Robespierre, den er **le bon Monsieur de Robespierre** nenne. Während der Reſtaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber ſeit er wieder die dreifarbige Schärpe um den Leib hat, befindet er ſich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieſer langweiligen **juste milieu** Zeit. Sogar einmal, während Mauguin ſprach, ſah ich ihn einſchlafen. Der Mann hat gewiß ſchon Beſſere gehört als Mauguin, der doch einer der beſten Redner der Oppoſition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, **qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre.** Aber wenn Lafayette ſpricht, dann erwacht der alte Meſſager aus ſeiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Huſarenſchimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie ſüße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem ſilberweißen Kopfe.

Artikel III.

Paris, 10 Febr.

Den Verfaſſer des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungsſucht rügend, die bei den Franzoſen mehr als bei deutſchen Frauen graſſirt, unter den letztern einen deutſchen Schriftſteller, der als Kunſtkritiker und Ueberſetzer berühmt iſt, ausnahmsweiſe erwähnte. Dieſer Ausgenommene, welcher, der deutſchen Unruhen halber, die er ſelbſt durch einige Almanachxenien veranlaßt, voriges Jahr hieher emigrirt, und ſeitdem von Sr. Majeſtät dem König Ludwig Philipp I.

den Orden der Ehrenlegion erhielt, iſt, wegen ſeines rührigen Eifers nach Dekorationen, von vielen Franzoſen leider gar zu ſehr bemerkt worden, als daß ſie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden überrheiniſchen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Perfide, wie ſie ſind, haben ſie dieſe Ordensverleihung nicht einmal in den franzöſiſchen Journalen angezeigt; und da die Deutſchen in ihrem Landsmanne ſich ſelbſt geehrt fühlen mußten, und aus Beſcheidenheit nicht gern davon ſprachen, ſo iſt dieſes für beide Länder gleich wichtige Ereigniß bis jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlaſſung und Verſchweigung war für den neuen Ritter um ſo verdrießlicher, da man in ſeiner Gegenwart laut flüſterte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus den Händen der Königin erhalten habe, ſey durchaus ohne Geltung, ſo lange ſolche Verleihung nicht im Moniteur angezeigt ſtehe. Der neue Ritter wünſchte dieſem Mißſtande abgeholfen zu ſehen, aber leider ergab ſich jetzt ein noch bedenklicherer Einſpruch, nehmlich daß das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit ſey, ſo lange ſolches nicht von einem Miniſter kontraſignirt worden. Unſer Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinairen Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einſt Kapaun im Korbe war, ſeinen Orden vom Könige erhalten, und man ſagt, dieſer habe in ſeinem ganzen Weſen eine frappante Aehnlichkeit mit ſeiner verſtorbenen Erzieherinn, der Frau v. Genlis, erkannt, und letztere, noch nach ihrem Tode, in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Miniſter aber, die beim Anblick des Ritters keine ſolche gemüthliche Regungen verſpüren und ihn irrthümlich für einen deutſchen Liberalen halten, fürchten durch Contraſignirung des Patents die abſoluten Regierungen zu beleidigen. Indeſſen wird bald eine verſtändigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Continentalmächte ganz verſichert zu ſeyn, ſind Unterhandlungen angeknüpft, die das Cabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müſſen, und Suplikant wird ſich deshalb, mit einem Sr. Majeſtät, dem König Wilhelm IV., dedizirten altindiſchen Epos, perſönlich nach England begeben. Für die hieſigen Deutſchen iſt es jedoch ein betrübendes Schauſpiel, ihren hochverehrten ſchwächlichen Landsmann, derlei Verzögerniſſe halber, von Pontius zu Pilatus rennen zu ſehen, in Koth und Kälte, und in beſtürmender Ungeduld, die um ſo unbegreiflicher, da ihm doch alle Beiſpiele indiſcher Gelaſſenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata allertröſtlichſt zu Gebote ſtehen.

Die Art, wie die Franzoſen die wichtigſten Gegenſtände mit ſpöttelndem Leichtſinne behandeln, zeigt ſich auch bei den Geſprächen über die letzten Konſpirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre Dame tragirt wurde, ſcheint ſich ganz als Polizei-Intrigue auszuweiſen. Man äußerte ſcherzend, es ſeyen Klaſſiker geweſen, die aus Haß gegen Viktor Hugo's romantiſchen Roman, Notre

Dame de Paris, die Kirche ſelbſt in Brand ſtecken wollten. Rabelais Witze über die Glocken derſelben kamen wieder zum Vorſchein. Auch das bekannte Wort „si on m'accuserais d'avoir volé les cloches de Notre Dame, je commencerais par prendre la ſuite“ wurde ſcherzend variirt, als einige Karliſten, in Folge dieſer Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Konſpiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuſchreiben. Man ſagt, ſie haben ſich in einer Reſtauration der Rue des Prouvaires eine ſplendide Verſchwörung zu zweihundert Kouverts beſtellt, und einige blödſinnige Karliſten zu Gaſte geladen, die natürlich die Zeche bezahlen mußten. Letztere hatten kein Geld dabei geſpart, und in den Stiefeln eines arretirten Verſchwornen fand man 27,000 Francs. Mit dieſer Summe hätte man ſchon etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Aeußerung von Chamfort, daß man mit tauſend Louis'dor ſchon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten iſt mir dieſe Aeußerung immer wieder ins Gedächtniß gekommen. Ich darf, aus wichtigen Gründen, nicht verſchweigen, daß zu einer Revolution immer Geld nothwendig iſt. Selbſt die herrliche Juliusrevolution iſt nicht ſo ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieſes Schauſpiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekoſtet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geſchehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um ſie in Gang zu bringen. Die thörichten Karliſten meinen aber, ſie gingen von ſelbſt, wenn ſie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner ſind gewiß bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unſchuldig; denn wie mir jüngſt einer derſelben ſagte: „wenn du hörſt, daß bei einer Verſchwörung Geld vertheilt worden, ſo kannſt du darauf rechnen, daß kein Republikaner dabei geweſen.“ In der That, dieſe Partei hat wenig Geld, da ſie meiſtens aus ehrlichen und uneigennützigen Menſchen beſteht. Sie werden, wenn ſie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut beflecken, aber nicht mit Geld. Man weiß das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriganten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüſtet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, iſt vielleicht durch die Schriftſteller und Redner veranlaßt worden, die zuerſt das Wort „Schreckensſyſtem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußerſten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der ſich damals entfaltete, war aber mehr eine Erſcheinung als ein Syſtem, und der Schrecken war eben ſo ſehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es iſt thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Geſichtsabguß des Robespierre herumträgt. Thöricht iſt es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeſchwört, wie die **Amis du peuple** es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben ſo retrograde handeln, wie die eifrigſten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt eben ſo thöricht, wie derjenige, welcher abgeſchnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karliſten ſind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn ſie ſich vereinigen, ſo mahnt das an die lächerlichſten Tollhausbündniſſe, wo der gemeinſame Zwang oft die heterogenſten Narren in ein freundſchaftliches Verhältniß bringt, obgleich der eine, der ſich ſelbſt für den Jehova hält, den andern, der ſich für den Jupiter ausgibt, im tiefſten Herzen verachtet. So ſahen wir dieſe Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der Gazette und den Redakteur der Revolution, als Verbündete vor den Aſſiſen ſtehen, und als Chorus ſtanden hinter ihnen Fitz-James mit ſeinen Karliſten und Cavaignac mit ſeinen Republikanern. Gibt es widerwärtigere Kontraſte! Trotz dem, daß ich dem Republikweſen ſehr abhold bin, ſo ſchmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer ſo unwürdigen Gemeinſchaft ſehe. Nur auf demſelben Schafotte durften ſie zuſammentreffen mit jenen Freunden des Abſolutismus und des Jeſuitismus, aber nimmermehr vor denſelben Aſſiſen. Und wie lächerlich werden ſie durch ſolche Bündniſſe! Es giebt nichts Lächerlicheres, als daß die Journale unter den Verſchwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und vier Republikaner von der Geſellſchaft der **Amis du peuple** zuſammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daß Letztere in dieſer dummen Geſchichte verwickelt ſind. Ich ſelbſt befand mich denſelben Abend zufällig in der Verſammlung der **Amis du peuple**, und glaube aus vielen Umſtänden ſchließen zu können, daß man eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über funfzehnhundert Menſchen in einem engen Saale, der wie ein Theater ausſah, gehörig zuſammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Conventionels, hielt eine lange Rede, voll von Spott gegen die Bourgeoiſie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp, la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Intereſſe, nicht im Intereſſe des Volks du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geiſt, Redlichkeit und Grimm; doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikaniſchen Strenge verläugnete ſich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden, mit ächt franzöſiſcher Aufmerkſamkeit, die beſten Plätze, neben der Rednerbühne, angewieſen. Die Verſammlung roch ganz wie ein zerleſenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793. Sie beſtand meiſtens aus ſehr jungen und ganz alten Leuten. In der erſten Revolution war der Freiheitsenthuſiasmus mehr bei den Männern von mittlerm Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffentrug und Adelsinſolenz mit einer männlich klaren Einſicht zuſammentrafen; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die ſilberhaarigen Greiſe, aus Gewohnheit, Erſtere, die Jeunesse dorée, aus Mißmuth über die bürgerliche Prunkloſigkeit der republikaniſchen Sitten. Jetzt iſt es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthuſiaſten beſtehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Dieſe kennen noch aus eigener Erfahrung die Abſcheulichkeiten des alten Regimes, und ſie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der erſten Revolution, wo ſie ſelber ſo kräftig geweſen und ſo groß. Jene, die Jugend, liebt dieſe Zeiten, weil ſie überhaupt aufopferungsſüchtig und heroiſch geſtimmt iſt, und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die krämerhafte Selbſtſucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die

Männer mittlern Alters ſind meiſtens ermüdet von dem harcelirenden Oppoſitionsgeſchäfte während der Reſtauration, oder verdorben durch die Kaiſerzeit, deren rauſchende Ruhmſucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat dieſe imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekoſtet, die jetzt Männer wären, ſo daß überhaupt unter dieſen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplete Exemplare vorhanden ſind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrſchte der würdige Ernſt, den man immer bei Menſchen findet, die ſich ſtark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen ſie: c'est vrai! c'est vrai! wenn der Redner eine Thatſache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verſtehen konnte, weil er in kurzen, nachläſſig hervorgeſtoßenen Sätzen ſpricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftſteller noch immer ausgeſetzt ſind, da ſah ich, daß mein Nachbar ſich an mir feſthielt vor innerer Bewegung, und daß er ſich die Lippen wund biß, um nicht mitzuſprechen. Es war ein junger Brauſekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von ſchwarzen Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr,“ ſagte er endlich zu mir, „dieſe Schriftſtellerverfolgung iſt ja eine mittelbare Cenſur? Man darf drucken, was man ſagen darf, und man darf Alles ſagen. Marat behauptete, daß es eine Ungerechtigkeit ſey, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daß man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig ſey. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was man ſagt, iſt nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkt ebenfalls mit Recht: ſobald die Decemvirn in die Geſetzſammlung, die ſie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Geſetz gegen die Verläumdung eingeſchwärzt hatten, ſo entdeckte man gleich, daß ſie die Abſicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls, ſobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Geſetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der **Lex Julia Laesae Majestatis** noch einen Artikel hinzufügte, konnte man ſagen, daß die römiſche Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte.“

Ich habe dieſe Citate hierher geſetzt, um anzudeuten, welche Autoren bei den **Amis du peuple** citirt werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor iſt ihr Evangelium. Komiſch war es jedoch, daß dieſe Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, ſich ſo offen gegen die Regierung zu verbinden, und Dinge zu ſagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutſchland zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt zu werden. Denſelben Abend hieß es jedoch, man würde dieſer Ungebühr ein Ende machen, und den Saal der Amis du peuple ſchließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cerniren,“ bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für dieſen Fall Ihre Piſtolen bei ſich?“ Ich will ſie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Fauxbourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwaſſer, gelbe Glacehandſchuh und Fadaiſen. Außerdem lag eine ſo triumphirende Freude auf allen Geſichtern, als ſey der Sieg des alten Regimes ganz entſchieden, und während mir noch das Vive la République der Rue Grenelle in den Ohren nachdröhnte, mußte ich die beſtimmte Verſicherung anhören, daß die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelſippſchaft ſo gut wie gewiß ſey. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daß ich dort zwei Doktrinaire eine Anglaiſe tanzen ſehen; ſie tanzen nur Anglaiſen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien ausſahen, fragte mich:

ob man des Beiſtandes der Deutſchen und der Koſaken gewiß ſey? Wir werden es uns wieder zur höchſten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinſetzung der ältern Bourbone unſer Gut und Blut zu opfern. Wiſſen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daß heute der Tag iſt, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerſt kommunizirte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiederte ich, ein heiliger Tag, werth von de la Martine beſungen zu werden!

Die Nacht dieſes ſchönen Tages ſollte roth angeſtrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Geſpräch von ganz Paris. Widerſprüche der tollſten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie ſchon eben angedeutet, ein geheimnißvoller Schleier über jener Verſchwörungsgeſchichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Familie, mitſammt der großen Geſellſchaft, die in den Tuillerien verſammelt geweſen, ermorden wollen, man habe den Concierge des Louvre's gewonnen, um durch die große Gallerie deſſelben unmittelbar in den Tanzſaal der Tuillerien hineindringen zu können, ein Schuß ſey dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen ſeyen arretirt worden u. ſ. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenſeite der Tuillerien noch eine große Menge Menſchen, die nach den Fenſtern hinaufſchauten, als wollten ſie den Schuß ſehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier ſey die vorige Nacht zu Pferde geſtiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verſchwornen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon Flore in Brand ſtecken, und von Außen den Pavillon Marſan angreifen wollen. Der König, hieß es, ſey ſehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer ſchüttelten unwillig den Kopf. Die Franzoſen verabſcheuen allen nächtlichen Mord. In den ſtürmiſchen Revolutionszeiten wurden die ſchrecklichſten Thaten offenkundig und bei Tageslicht ausgeführt. Was die Gräuel der Bartholomäusnacht betrifft, ſo waren ſie vielmehr von römiſch-katholiſchen Prieſtern angeſtiftet.

Wie weit der Concierge des Louvre's in der Verſchwörung vom zweiten Februar verwickelt iſt, habe ich noch nicht beſtimmt erfahren können. Die Einen ſagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüſſel des Louvre's ausliefere. Andere meinen, er habe ſie wirklich ausgeliefert und ſey jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt ſich bei ſolchen Begebenheiten, wie die wichtigſten Poſten in Paris ohne ſonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichſten Perſonen anvertraut ſind. So war der Schatz ſelbſt lange Zeit in den Händen eines Papierſpeculanten, des Hrn. Keßner, den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen ſollte, daß er nur ſechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börſe verſpielt hat. So hätte die Gemäldegallerie des Louvre's, die mehr ein Eigenthum der Menſchheit als der Franzoſen iſt, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden konnen. So iſt das Medaillenkabinet eine Beute von Dieben geworden, die deſſen Schätze gewiß nicht aus numismatiſcher Liebhaberei geſtohlen haben, ſondern um ſie direkt in den Schmelztiegel wandern zu laſſen. Welch ein Verluſt fur die Wiſſenſchaften, da unter den geſtohlenen Antiquitäten nicht blos die ſeltenſten Stucke, ſondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon ubrig geblieben! Der Untergang dieſer alten Munzen iſt unerſetzbar: denn die Alten konnen ſich doch nicht, noch einmal niederſetzen und neue fabriziren. Aber es iſt nicht blos ein Verluſt fur die Wiſſenſchaften, ſondern durch den Untergang ſolcher kleinen Denkmäler von Geld und Silber verliert das Leben ſelbſt den Ausdruck ſeiner Realität. Die alte Geſchichte klänge wie ein Mährchen, wären nicht die damaligen Geldſtucke, das Realſte jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daß die alten Völker und Konige, wovon wir ſo Wunderbares leſen, wirklich exiſtirt haben, daß ſie keine müſſigen Phantaſiegebilde, keine Erfindungen der Dichter ſind, wie manche Schriftſteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geſchichte des Alterthums, alle geſchriebenen Urkunden deſſelben, ſeyen im Mittelalter von den Mönchen geſchmiedet worden. Gegen ſolche Behauptungen enthielt das hieſige Medaillenkabinet die klingendſten Gegenbeweiſe. Aber dieſe ſind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeſchichte wurde eingeſteckt und eingeſchmolzen, und die mächtigſten Völker und Könige des Alterthums ſind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es iſt ergötzlich, daß man die Fenſter des Medaillenkabinets jetzt mit eiſernen Gitterſtangen verſieht, obgleich es gar nicht zu erwarten ſteht, daß die Diebe das Geſtohlene wieder nächtlicherweile zurückbringen werden. Beſagte eiſerne Stangen werden roth angeſtrichen, welches ſehr gut ausſieht. Jeder Vorübergehende ſchaut hinauf und lacht.

Monſieur Raoul Rochette, der Aufſeher der geſtohlenen Medaillen, le conservateur des exmédailles, ſoll ſich wundern, daß die Diebe nicht ihn geſtohlen, da er ſich ſelbſt immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat, und Letztere jedenfalls für unbenutzbar hielt, wenn man ſeiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müßig herum, und lächelt wie unſere Köchin, als die Katze ein Stuck rohes Fleiſch aus der Küche geſtohlen; ſie weiß ja doch nicht, wie das Fleiſch gekocht wird, ſagte unſere Köchin, und lächelte.

Indeſſen, wie ſehr auch jener Medaillendiebſtahl ein Verluſt für die alte Geſchichte iſt, ſo ſcheint der Keßnerſche Kaſſendefect die Geiſter doch noch mehr zu irritiren. Dieſer iſt wichtiger für die Tagsgeſchichte. Während ich dieſes ſchreibe, vernimmt man, daß er nicht ſechs, ſondern zehn Millionen betrage. Man glaubt ſogar, er werde ſich am Ende ſogar als eine Summe von zwölf Millionen ausweiſen. Das ſchmälert freilich das Verdienſt des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch dieſen Kaſſendefekt, wobei es an Iffland'ſchen Rührungsſcenen nicht fehlte, geräth zunächſt der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, ſelbſt bezahlen müſſen. Er kann dieſen Schaden leicht tragen; denn er iſt enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken baare Revenuen, und iſt ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert ſich mehr, als man glaubt, über dieſe Geſchichte, da ſie Geld, welches ſeine Force und ſeine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Oppoſition bei dieſer Gelegenheit angedeihen laſſen, iſt aus den Blättern bekannt. Dieſe referiren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner beſondern Erwähnung. Wahrlich, die Oppoſition beträgt ſich eben ſo kläglich wie das Miniſterium, und gewährt einen eben ſo widerwärtigen Anblick.

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller

Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten, ſeit den Ereigniſſen in Italien und Don Pedro's Expedition, bedenklich verwickelter werden; während alle Inſtitutionen, ſelbſt die königlich höchſte, gefährdet ſind; während der politiſche Wirrwarr alle Exiſtenzen bedroht: iſt Paris dieſen Winter noch immer das alte Paris, die ſchöne Zauberſtadt, die dem Jüngling ſo holdſelig lächelt, den Mann ſo gewaltig begeiſtert, und den Greis ſo ſanft tröſtet. Hier kann man das Glück entbehren, ſagte einſt Frau v. Staël, ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde ſeine Wirkung verlor, da ſie ſich lange Zeit nur deshalb unglücklich fühlte, weil ſie nicht in Paris leben durfte, und da alſo Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzoſen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhſohlen mitſchleppen kann," ſo hieß das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des ſchönen Paris entbehren würde. Aber Paris iſt eigentlich Frankreich; dieſes iſt nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die ſchönen Landſchaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, ſo iſt Frankreich ganz öde, auf jeden Fall iſt es geiſtig öde, Alles, was ſich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptſtadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europa's. Paris iſt nicht blos die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſirten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Kennen, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Mokerie, und da jetzt Karneval iſt, ſo maskiren ſich Viele als Doktrinaire, und ſchneiden poſſierlich-pedantiſche Geſichter, und behaupten, ſie hätten Furcht vor den Preußen.

Artikel IV.

Paris, 1. März.

Die Vorgänge in England nehmen ſeit einiger Zeit mehr als jemals unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir müſſen es uns endlich geſtehen, daß die offene Feindſchaft der abſoluten Könige uns minder gefährlich iſt, als des konſtitutionellen John Bulls zweideutige Freundſchaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der engliſchen Ariſtokratie treten bedrohlich genug ans offizielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch ſpärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgeſpinnſt mit den parlamentariſchen Fangfäden verknupfen. Die Diplomatie hat dort, thätiger als jemals, ihre geburtsthümlichen Intereſſen wahrgenommen und emſiger als jemals das verderblichſte Gewebe geſponnen, und Herr v. Talleyrand ſcheint zugleich Spinne und Fliege zu ſeyn. Iſt der alte Diplomat nicht mehr ſo ſchlau wie weiland, als er, ein zweiter Hephaiſtos, den gewaltigen Kriegsgott ſelbſt in ſeinem feingeſchmiedeten Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überklugen Meiſter Merlin, der ſich in dem eigenen Zauber verſtrickt, und wortgefeſſelt und ſelbſtgebannt, im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Hrn. v. Talleyrand auf einen Poſten geſtellt, der für die Intereſſen der Juliusrevolution der wichtigſte, und wo vielmehr die unbeugſame Gradheit eines unbeſcholtenen Bürgers nothig war? Ich will damit nicht ausdrücklich ſagen, der alte, glatte, ehemalige Biſchof von Autun ſey nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geſchworen hat, den hält er gewiß; denn er iſt der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie ſeiner Ehrlichkeit, aber ſie iſt hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehntenmal ſeinen Eid gebrochen. Außerdem verſichert man, daß Ludwig Philipp in der Abſchiedsaudienz noch aus Vorſorge zu ihm geſagt habe: Hr. v. Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte. Indeſſen, bei treuloſen Menſchen gäbe das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treuloſigkeit liegt es, daß ſie ſich ſelbſt nicht treu bleibt, und daß man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennutzes auf ſie rechnen kann.

Das Schlimmſte iſt, daß die Franzoſen ſich London als ein andres Paris, das Weſt-End als ein andres St. Germainviertel denken, daß ſie britiſche Reformers für verbrüderte Liberale, und die Parlamente für eine Pairs- und Deputirtenkammer anſehen, kurz daß ſie alle engliſchen Vorhandenheiten nach franzöſiſchem Maaßſtabe meſſen und beurtheilen.

Dadurch entſtehen Irrthümer, wofür ſie vielleicht in der Folge ſchwer büßen müſſen. Beide Völker haben einen allzuſchroff entgegengeſetzten Charakter, als daß ſie ſich einander verſtehen könnten, und die Verhältniſſe in beiden Ländern ſind zu urſprünglich verſchieden, als daß ſie ſich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politiſcher Beziehung! Die Nachträge zu den Reiſebildern enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anſchauung geſchöpft ſind, und auf dieſe muß ich hier verweiſen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verſtorbenen" will ich hier nochmals hindeuten, obgleich das poetiſche Gemüth des Verfaſſers in das ſtarre Brittenthum mehr geiſtige Bewegung hineingeſchaut, als wohl grundwirklich darin zu finden ſeyn möchte. England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höhern Mechanik beſchreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplizirte Fabrik, wie ein ſauſendes, brauſendes, ſtockendes, ſtampfendes und verdrießlich ſchnurrendes Maſchinenweſen, wo die blankgeſcheuerten Utilitätsräder ſich um alt verroſtete hiſtoriſche Jahrzahlen drehen. Mit Recht ſagen die St. Simoniſten, England ſey die Hand, und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieſes große Weltherz müßte verbluten, wenn es, auf brittiſche Generoſität rechnend, einmal Hülfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoiſtiſche England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanſt, wie man ihn auf Karrikaturen ſieht, ſondern, nach der Beſchreibung eines Satyrikers, in der Geſtalt eines langen, magern, knöchernen Hageſtolzes, der ſich einen abgeriſſenen Knopf an die Hoſen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an deſſen Ende, als Knäul, die Weltkugel hängt — er ſchneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzoſen meinen, das engliſche Volk hege Freiheitswünſche gleich den ihrigen, es ringe, eben ſo wie ſie, gegen die Uſurpationen einer Ariſtokratie, und daher gäben nicht blos viele äußern, ſondern auch viele innern Intereſſen die Bürgſchaft einer engen Allianz. Aber ſie wiſſen nicht, daß das engliſche Volk ſelbſt durchaus ariſtokratiſch iſt, daß es nur in engſinniger Korporationsweiſe ſeine Freiheit, oder vielmehr ſeine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten, verlangt, und daß die franzöſiſche, allgemein menſchenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden ſoll, ihrem tiefſten Weſen nach den Engländern verhaßt iſt. Sie kennen nur eine engliſche Freiheit, eine hiſtoriſch-engliſche Freiheit, die entweder den königl. großbrittanniſchen Unterthanen patentirt wird, oder auf ein altes Geſetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, baſirt iſt. Burke, der die Geiſter zu burken ſuchte und das Leben ſelbſt an die Anatomie der Geſchichte verhandelte, dieſer machte der franzöſiſchen Revolution zum hauptſächlichen Vorwurfe, daß ſie ſich nicht wie die engliſche aus alten

Inſtitutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daß ein Staat ohne Nobility beſtehen könne. Englands Nobility iſt aber auch etwas ganz Anderes als die franzöſiſche Nobleſſe, und ſie verdient, daß ich ihr unterſcheidendes Lob ausſpreche. Der engliſche Adel ſtellte ſich dem Abſolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinſchaft mit dem Volke, um deſſen Rechte nebſt den ſeinigen zu behaupten; der franzöſiſche Adel hingegen ergab ſich den Königen auf Gnade und Ungnade; ſeit Mazarin widerſtrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er ſuchte nur daran Theil zu gewinnen, durch geſchmeidigen Hofdienſt, und, in unterthänigſter Handlangergemeinſchaft mit den Königen, drückte und verrieth er das Volk. Unbewußt hat ſich der franzöſiſche Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er ſie zu entnervender Sittenloſigkeit verführte, und ſie faſt blödſinnig ſchmeichelte. Freilich er ſelber, geſchwächt und entgeiſtet, mußte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte Auguſt fand in den Tuillerien nur ein greiſenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch dieſe letzte Dame des franzöſiſchen Ritterthums, die letzte Repräſentantin des hinſterbenden alten Regime's, auch ſie ſollte nicht in ſo holder Jugendgeſtalt ins Grab ſinken, und eine einzige Nacht hat ſchneeweiß gefärbt die blonden Locken der ſchönen Antoinette.

Anders erging es dem engliſchen Adel. Dieſer hat ſeine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem geſunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schößlinge aufnimmt, und durch dieſe, die eigentliche Gentry, mit dem Adel ſelbſt, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei iſt der engliſche Adel voll Patriotismus, er hat bisher, mit unerlegenem Eifer, das alte England wahrhaft repräſentirt, und jene Lords, die ſo viel koſten, haben auch, wenn es Noth that, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es iſt wahr, ſie ſind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der ſeinen Hochmuth zur Schau trägt und ſich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Koſtüme, Bänder, ſchlechtes Franzöſiſch, Wappen, Sterne und ſonſtige Spielereien; der engliſche Adel verachtet den Bürgerſtand zu ſehr, als daß er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponiren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inkognito ſieht man den engliſchen Adel, ſchlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt, in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit ſeinen feudaliſtiſchen Dekorationen und ſonſtigem Prachtflitterſtaate bekleidet er ſich nur bei Hoffeſten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke mehr Ehrfurcht als unſere Kontinentalgötter, die ſo wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloo-Brücke zu London hörte ich einſt, wie ein Knabe zu dem Andern ſagte: have you ever

seen a nobleman? (Haſt du je einen Edelmann geſehen?) worauf der andere antwortete: **No, but I have seen the coach of the Lord Mayor.** (Nein, aber ich habe die Kutſche des Lord Mayers geſehen.) Dieſe Kutſche iſt nemlich ein abenteuerlich großer Kaſten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothſammetnen, ſteifgoldenen Haarbeutelkutſcher auf dem Bock und drei ditto Haarbeutellakaien hinten auf dem Schlage. Wenn das engliſche Volk jetzt mit ſeinem Adel hadert, ſo geſchicht das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigſten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, ſondern wegen baarer Geldintereſſen; indem der Adel, im Beſitze aller Sinekuren, geiſtlichen Pfründen und übereinträglicher Aemter, frech und üppig ſchwelgt, während der größte Theil des Volks, überlaſtet mit Abgaben, im tiefſten Elende ſchmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adeligen Beförderer derſelben haben wahrlich nicht im Sinne, ſie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbeſſerungen.

Ja, der Adel von England iſt noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er ſich immer unabhängig zu erhalten gewußt, im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen Adel. Er lieh den Königen nur ſein Schwert und ſein Wort, jedoch an dem Privatleben derſelben, in Luſt und Lüſten, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dies gilt ſogar von den verdorbenſten Zeiten. Hamilton in ſeinen Memoiren des Duc de Grammont gibt ein anſchauliches Bild dieſes Verhältniſſes. Solcherweiſe, bis auf die letzte Zeit, blieb der engliſche Adel, zwar der Etiquette nach handküſſend und knieend, jedoch faktiſch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er ſich ernſthaft genug widerſetzte, ſobald ſie ſeine Vorrechte antaſten oder ſich ſeinem Einfluſſe entziehen wollten. Dieſes Letztere geſchah vor einigen Jahren am offenkundigſten, als Canning Miniſter wurde; zur

Zeit des Mittelalters wären die engliſchen Barone in einem ſolchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Fauſt und im Geleite ihrer Lehnsmannen, aufs Schloß des Königs geſtiegen, und hätten mit ironiſcher Demuth, mit bewaffneter Courtoiſie ihren Willen ertrotzt. In unſerm Jahrhunderte mußten ſie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, ſuchten die Edelleute, die damals das Miniſterium bildeten, dem Könige dadurch zu imponiren, daß ſie unvermuthet und in perfid abgekarteter Weiſe ſämmtlich ihre Dimiſſionen gaben. Die Folgen ſind ebenfalls hinlänglich bekannt, Georg IV. ſtützte ſich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigſten Lindwurm der Erde niederzuſchlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit ſeinem rothbäckig behaglichen Geſichte und affektirt heftigem Advokatentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den ſchwachen Händen fallen, ſo daß der arme König ſich wieder, auf Gnade und Ungnade, ſeinen alten Baronen übergeben mußte, und der Feldherr der heiligen Allianz wieder den Kommandoſtab erhielt. Ich habe an einem andern Orte nachgewieſen, warum kein liberaler Miniſter in England etwas beſonders Gutes bewirken kann, und deshalb abtreten muß, um jenen Hochtories Platz zu machen, die eine große Verbeſſerungsbill natürlicherweiſe um ſo leichter durchſetzen, da ſie den parlamentariſchen Widerſtand ihrer eigenen Halsſtarrigkeit nicht zu beſiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die beſten Kirchen gebaut. Wellington erfocht jene Emanzipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht iſt er auch der Mann, der dazu beſtimmt iſt, jene Reformbill durchzuſetzen, woran Lord Grey wahrſcheinlich ſcheitert. Ich glaube an deſſen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverſöhnlichſten Ariſtokraten, die ſeit vierzig Jahren das franzöſiſche Volk, als den Repräſentanten der demokratiſchen Ideen, auf Tod und Leben befehden. Diesmal wird freilich der alte Groll den materiellen Intereſſen nachgeſtellt werden, und den gefährlichern Feind im Oſten und ſeine Anhängſel wird man gern von franzöſiſchen Waffen bekämpft ſehen. Um ſo mehr, da ſich die Feinde alsdann wechſelſeitig ſchwächen. Ja, die Engländer werden den galliſchen Hahn noch beſonders anſpornen zum Kampfe mit den abſoluten Adlern, und ſie werden ſchaubegierig, mit ihren langen Hälſen, über den Kanal herüberſchauen und applaudiren, wie im Cockpit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tauſend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben ſo gleichgültig dieſes Schauſpiel betrachten; werden ſie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unſeres Hülferufs und unſeres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabſchauen? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, ſo wie wir die Affen haſſen, weil ſie von allen Säugethieren uns ſelber am ähnlichſten ſchauen und dadurch unſern Stolz kränken:

ſo ſeyen den Göttern auch die Menſchen verhaßt, die, nach ihrem eigenen Bildniſſe erſchaffen, mit ihnen ſelber ſo viel beleidigende Aehnlichkeit haben; ſo daß die Götter, je größer, ſchöner, gottgleicher die Menſchen ſind, ſie deſto grimmiger durch Mißgeſchick verfolgen und zu Grunde richten, während ſie die kleinen, häßlichen, ſäugethierlicheren Menſchen gnädigſt verſchonen und im Glücke gedeihen laſſen. Wenn dieſe letzte traurige Anſicht wahr iſt, ſo ſind freilich die Franzoſen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaiſers noch frühzeitig die Franzoſen belehren, was von dem Großſinn Englands zu erwarten iſt! Hat der Bellerophon dieſe Chimäre nicht längſt entführt? Möge Frankreich ſich niemals auf England verlaſſen, wie Polen auf Frankreich!

Sollte ſich jedoch das Entſetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civiliſation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtſinn und Verrath, und die potsdämiſche Junkerſprache ſchnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und ſchmutzige Tentonenſtiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais-Royal röche wieder nach Juchten — — — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Menſch geweſen, einen Mann, der durch ſeinen kläglichen, krämerhaften Kleinſinn das Verderben des Vaterlandes verſchuldet hätte, und alle Schlangen der Reue im Herzen, und alle Flüche der Menſchheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden ſich alsdann, um ſich einander zu tröſten, die Qualen dieſes Mannes erzählen, die Qualen des Caſimir Perier.

Welch eine ſchauerliche Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem einzigen Manne! Ein Grauen erfaßt mich jedesmal, wenn ich in ſeine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber ſtand ich jüngſt eine Stunde lang neben ihm, und betrachtete dieſe trübe Geſtalt, die ſich zwiſchen den Völkern und der Sonne des Julius ſo kühn geſtellt hat. Wenn dieſer Mann fällt, dachte ich, hat die große

Sonnenfinſterniß ein Ende, und die dreifarbige Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeiſtert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieſer Mann iſt der Atlas, der die Börſe und das Haus Orleans und das ganze europäiſche Staatengebäude auf ſeinen Schultern trägt, und wenn er fällt, ſo fällt die ganze Bude, worin man die edelſten Hoffnungen der Menſchheit verſchachert, und es fallen die Wechſeltiſche, und die Kurſe, und die Eigenſucht und die Gemeinheit!

Es iſt nicht ſo ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt, Perier iſt ein ungewöhnlich großer, breitſchultriger Mann von ſtarkem Knochenbau und gewaltig ſtämmigem Anſehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von ſeinem Aeußern, theils weil die Journale beſtändig von ſeiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus geſund und Präſident des Konſeils bleiben will, zu irritiren, theils auch weil man von ſeiner Irritation ſelbſt die übertriebenſten Anekdoten erzählt und die Leidenſchaftlichkeit, womit man ihn auf der Rednerbühne agiren ſieht, als ſeinen gewöhnlichen Zuſtand betrachtet. Aber der Mann iſt ein ganz anderer, ſo bald man ihn in ſeiner Häuslichkeit, in Geſellſchaft, überhaupt in einem befriedeten Zuſtande erblickt. Dann gewinnt ſein Geſicht, ſtatt des begeiſtert erhöhten oder erniedrigten Ausdrucks, den ihm die Tribune verleiht, eine wahrhaft imposante Würde, ſeine Geſtalt erhebt ſich noch männlich ſchöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, beſonders ſo lange er nicht ſpricht. In dieſer Hinſicht iſt er ganz das Gegentheil der Femme du Bureau im Caffe Colbert, die faſt unſchön erſcheint, ſo lange ſie ſchweigt, deren Geſicht aber von Holdſeligkeit überſtrahlt wird, ſobald ſie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur daß Perier, wenn er lange ſchweigt und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Geſichte anzuſchauen iſt. Dann pflegt er auch mit dem horchend gebeugten Haupte leiſe auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu ſagen ſcheint: das wird ſich ſchon geben. Seine Stirne iſt hoch, und ſcheint es um ſo mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt iſt. Dieſe ſind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur ſpärlich den übrigen Theil des Kopfes, deſſen Wölbung ſchön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren faſt anmuthig genannt werden können. Das Kinn iſt aber kurz und ordinär. Wild und wüſt hängt das ſchwarze Buſchwerk ſeiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief verſteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blitzt es da hervor, wie ein Stilet. Die Farbe des Geſichts iſt graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdroſſenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein ſind, aber auch nicht edel, vielleicht Juſtemilieu-, anſtändig grämliche Juſtemilieu-Falten. Man will dem Manne das Banquierhafte anmerken, ſogar in ſeiner Haltung das Kaufmänniſche herausfinden, und einer meiner Freunde gibt vor, daß er immer in Verſuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffee's oder den Stand des Diskonto's zu befragen. Wenn man aber von Jemandem weiß, daß er blind iſt, ſagt Lichtenberg, ſo glaubt man es ihm von hinten anſehen zu können. Ich finde in der ganzen Erſcheinung Caſimir Periers freilich nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in ſeinem Weſen liegt viel von ſchöner Ausbildung der Bürgerlichkeit, wie man ſie bei Männern findet, die mit den thatſächlichſten Staatsſorgen belaſtet ſind, und ſich mit chevaleresken Manieren und ſonſtigem Toilettengeſchäfte nicht viel befaſſen können.

Nach ſeinen Reden kann man Perier noch am beſten beurtheilen, es iſt das auch ſeine beſte Seite, wenigſtens während der Reſtaurationsperiode, wo er, einer der beſten Sprecher der Oppoſition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelſten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals ſchon ſo körperlich ungeſtüm war wie jetzt; ich las damals nur ſeine Reden, die, ein Muſter von Haltung und Würde, auch zugleich ſo ruhig und beſonnen waren, daß ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In dieſen Reden herrſchte die ſtrengſte Logik, es war darin etwas Starres, ſtarre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eiſernen Stangen, und dahinter lauſchte manchmal eine leiſe Wehmuth, wie eine blaſſe Nonne hinter kloſterlichem Sprachgitter. Die ſtarren Vernunftgründe, die eiſernen Stangen ſind in ſeinen Reden geblieben, aber jetzt ſchaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her ſpringt.

Viele der neueſten Reden Periers, welche Geſetzentwürfe beſprechen, wie z. B. über die Pairie, ſind nicht von ihm ſelbſt abgefaßt; zu ſolchen großen Ausarbeitungen fehlt es dem Miniſter an Zeit. Er muß jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenſchaftlicher in ſeinen eigenen Reden werden, je bedenklicher, würdeloſer und unedler das Syſtem iſt, das er zu vertheidigen hat. Was ihm in der öffentlichen Meinung am förderlichſten, das iſt ſeine Stellung neben Herrn Sebaſtiani, dem alten koketten Menſchen mit dem aſchgrauen Herzen und dem gelben Geſichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Röthe zu ſchauen, wie bei herbſtlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinſen. Wahrlich, es gibt nichts Widerwärtigeres als dieſe aufgeblaſene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und ſich auf die Miniſterbank ſetzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreiſen, daß dieſes wohl gantirte, niedlich chauſſirte, ſchwächliche Männlein mit verſchwimmenden Vapeuräuglein jemals große Dinge verrichten konnte, im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterſtatter des ruſſiſchen Rückzuges und der türkiſchen Geſandtſchaft erzählen. Seine ganze Wiſſenſchaft beſteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenſtückchen, die in ſeinem blechernen Gehirne beſtändig klappern. Seine eigentlich politiſchen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut ſchnitt, und womit ſie ein ganzes Land umſpannte; der Ideenkreis des guten Mannes iſt groß, umfaßt viel Land, aber er iſt dennoch von Leder. Perier ſagte einſt von ihm: er hat eine große Idee von ſich ſelbſt, und das iſt die einzige Idee, die er hat.

Ich habe den Cupido der Kaiſerperiode, wie man Sebaſtiani genannt, neben dem Herkules der Juſtemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deshalb hingeſtellt, damit dieſer in völliger Größe erſcheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß bei ſeinem Anblicke mir eine Geſtalt ins Gedächtniß heraufſteigt, woneben er eben ſo klein erſcheint, wie Sebaſtiani neben ihm. Iſt es der Geiſt der Satyre, der an die Gegenſätze erinnert? Oder hat Caſimir Perier wirklich eine Aehnlichkeit mit dem größten Miniſter, der jemals in England regierte, mit Georg Canning? Aber auch andere Leute geſtehen, daß er ſonderbarerweiſe an dieſen erinnere, und irgend eine verborgene Verwandtſchaft zwiſchen beiden vorhanden ſey.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erſcheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerſchütterlichen Thatkraft, und im Widerſtande gegen feudalariſtokratiſchen Ankampf zeigt ſich jene Aehnlichkeit zwiſchen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Geſinnung. Erſterer, geboren und erzogen auf den weichen Polſtern des Reichthums, konnte ruhig ſeine beſten Neigungen entwickeln, und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Oppoſition, die der Burgerſtand während der Reſtaurationszeit gegen Ariſtokratie und Jeſuitenſchaft führte. Der andere hingegen, Georg Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend pflegte, und des Abends, um Brod für ihn zu verdienen, aufs Theater ſteigen und Komödie ſpielen und lachen mußte; ſpäterhin, aus dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erduldete er die Unterſtützung eines Oheims und die Gönnerſchaft eines hohen Adels.

Unterſchieden ſich aber beide Männer durch die Lage, worein das Glück ſie verſetzt und lange Zeit erhalten hatte, ſo unterſchieden ſie ſich noch mehr durch die Geſinnung, die ſie offenbarten, als ſie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange, das große Wort des Lebens ausgeſprochen werden konnte. Caſimir Perier, der nie abhängig geweſen, der immer die goldenen Mittel beſaß, die Gefühle der Freiheit in ſich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen: dieſer wurde plötzlich kleinſinnig und krämerhaft; er beugte ſich, ſeine Kräfte mißkennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten konnte, und bettelte um den Frieden, den er nur als Gnade gewähren durfte: er verletzt jetzt die Gaſtfreundſchaft und beleidigt das heiligſte Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, ſtiehlt er den Menſchen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. Georg Canning hingegen, weiland Gladiator im Dienſte der Tories, als er endlich die Ketten der Geiſtesſklaverei abſchütteln konnte, erhob er ſich in aller Majeſtät ſeines angebornen Bürgerthums, und zum Entſetzen ſeiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proklamirte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit für alle Völker, und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutſchland, nichts als Eulen, Cenſuredikte, Kerkerduft, Entſagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödſinn; als nun der Lichtſchein der Canningſchen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieſer Blätter betrifft, er küßte Abſchied von ſeinen Lieben und Liebſten, und ſtieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu ſehen und zu hören. Da ſaß ich nun ganze Tage auf der Gallerie der St. Stephanskapelle, und lebte in ſeinem Anblicke, und trank die Worte ſeines Mundes, und mein Herz war berauſcht. Er war mittlerer Geſtalt, ein ſchöner Mann, edel geformtes, klares Geſicht, ſehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, ſanfte, überzeugende Augen, heftig genug in ſeinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kaſten ſchlug, der vor ihm auf dem Aktentiſche lag, aber in der Leidenſchaft immer anſtandvoll, würdig, gentleman-like. Worin glich alſo ſeine äußere Erſcheinung dem Caſimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als ſey deſſen Kopfbildung, obgleich derber und größer, der Canning'ſchen auffallend ähnlich. Eine gewiſſe Krankhaftigkeit, Ueberreizung und Abſpannung, die wir bei Canning ſahen, iſt auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an jenen. Was

Talent betrifft, ſo konnten ſich wohl beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerſte mit einer gewiſſen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odyſſeus, der den gewaltigen Bogen ſo leicht ſpannte, als habe er die Saiten einer Leyer aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfugigſten Handlung eine gewiſſe Schwerfalligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendſten Maaßregel alle ſeine Kräfte, alle ſeine geiſtige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindeſten Saiten aufziehen will, gebärdet er ſich dabei ſo anſtrengungsvoll, als ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich eben charakteriſirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daß er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiß nur in ſeiner fruhern Periode, als er noch, in abhängiger Stellung, keine eigne Meinung ausſprechen durfte, und er daher, ſtatt deſſen, nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf Georg Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodirtem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſel, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Makintoſh, Sam Hobhouſe mit ſeinem verſturmwüſten Geſichter, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange donquixotiſche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbet ſagte, den Rücken Cannings berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtniſſe blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexicaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurückließen. **That is my thunder!** konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deshalb trug, erhöhte die Feierlichkeit ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in einem ſchwarzen

Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend, und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind deſſen Garantien, daß Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit.

Wenn ihn jene Ariſtokratie gerade nicht ermordet hat, eben ſo wenig wie jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebſe geſtorben, ſo hat ſie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz geſtochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt ,in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekanntem Wappen verſiegelten Brief, den er erſt im Sitzungsſaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name ſeiner verſtorbenen Mutter unter dem Perſonale der Schauſpieler gedruckt war. Bald darauf ſtarb Canning, und jetzt, ſeit fünf Jahren, ſchläft er in Weſtminſter, neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe. Auch Georg IV. ſchläft jetzt dort in der Reihe ſeiner Väter und Vorfahren, die in ſteinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgeſtreckt liegen, das ſteinerne Haupt auf ſteinernen Kiſſen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um ſie her, in hohen Särgen, liegt Englands Ariſtokratie, die vornehmen Herzoge und Biſchöfe, Lords und Barone, die ſich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer ſie dort ſchauen will in Weſtminſter, zahlt einen Schilling und ſechs Pence. Dieſes Geld empfängt ein armer, kleiner Aufſeher, deſſen Erwerbszweig es iſt, die todten, hohen Herrſchaften ſehen zu laſſen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinſchnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinet zeigte. Ich ſehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unſterblich ſind, mein Schilling und ſechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Weſtminſter verließ, ſagte ich zu dem Aufſeher: ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollſtändig wäre.

Das iſt es. So lange Englands Ariſtokraten nicht ſämmtlich zu ihren Vätern verſammelt ſind, ſo lange die Sammlung in Weſtminſter nicht vollſtändig iſt, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgerallianz mit England bleibt zweifelhaft.

Artikel V.

Paris, 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Liſſabon und die Einnahme von Ancona ſind die drei charakteriſtiſchen Heldenthaten, womit das Juſtemilieu nach außen ſeine Kraft, ſeine Weisheit und ſeine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben ſo rühmliche Lorbeeren unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie ſtand Frankreich ſo tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daß es noch etwas Kläglicheres gibt, als eine Maitreſſenherrſchaft. In dem Boudoir einer galanten Dame iſt noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Banquiers. Sogar in der Betſtube Karls X. hat man nicht ſo ganz und gar der Nationalwürde vergeſſen, und von dort aus eroberte man Algier. Dieſe Eroberung ſoll, damit die Demüthigung vollſtändig ſey, jetzt aufgegeben werden. Dieſen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Allianz mit England. Als ob die imaginaire Hoffnung derſelben nicht ſchon genug gekoſtet habe! Dieſer Allianz halber werden ſich die Franzoſen auch auf der Citadelle von Ancona blamiren müſſen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Liſſabon.

Im Innern ſind die Beengniſſe und Zerriſſenheiten nach gerade ſo unleidlich geworden, daß ſogar ein Deutſcher die Geduld verlieren könnte. Die Franzoſen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dermaliger Zuſtand ſo unerträglich geworden, daß ſie nur dieſem entzogen zu werden wünſchen, und ſollten ſie auch dadurch in einen noch ſchlechtern Zuſtand gerathen. So erklärte ſich, daß den Republikanern das legitime Regime und den Legitimiſten die Republik viel wünſchenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin ſie eben jetzt ſtecken. Die gemeinſame Qual verbindet ſie. Sie haben nicht denſelben Himmel, aber dieſelbe Hölle, und da iſt Heulen und Zähnklappern — **Vive la République! Vive Henry V!**

Die Anhänger des Miniſteriums, d. h. Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Verſicherungen, daß wir ja Alle im ruhigſten Zuſtande leben, daß das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkours, geſtiegen, und daß wir dieſen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchſten Blüthe geſehen haben. Dieſes war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten ſie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich ſey; ſie tanzten für ihr Syſtem, für den Frieden, für die Ruhe Europa's; ſie wollten die Kurſe in die Höhe tanzen, ſie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichſten Entrechats, brachte das diplomatiſche Korps allerlei Hiobsdepeſchen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Beſtürzung merken, und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto leidenſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moraliſchſten Banquiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Mayerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen ganzen Winter lang zu feſſeln gewußt; noch immer ſtrömt Alles nach der Academie de Muſique, um Robert-le-Diable zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchen Mayerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Mancher, nicht blos von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war, wie Philipp Egalité, und einer Fürſtin, die ſo fromm war, wie die Tochter Penthièvers, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime hingezogen, in ſeinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Prinzipien, er iſt Juſte-milieu; — vergebens wollen ihn die Wolfſchluchtſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn — die Geiſter der Convention, die, als revolutionaire Nonnen, aus dem Grabe ſteigen, vergebens giebt Robespierre in der Geſtalt der Mademoiſelle Taglioni, ihm die Akkolade: — er widerſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzeſſinn beider Sicilien, die ſehr fromm iſt, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schooße der Kirche, umſummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper, durch ein Verſehen des Machiniſten, das Brett der Verſenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeſchloſſen geblieben, und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabſank. — Da in der Deputirtenkammer von dieſer Oper ſo viel geſprochen worden, ſo war die Erwähnung derſelben keineswegs dieſen Blättern unangemeſſen. Die geſellſchaftlichen Erſcheinungen ſind hier durchaus nicht politiſch unwichtig, und ich begreife jetzt ſehr gut, wie Napoleon in Moskau ſich damit beſchäftigen konnte, das Reglement für die pariſer Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verfloſſenen Faſchings ihr beſonderes Augenmerk, wie denn überhaupt dieſe Zeit um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, da man ſogar die Maskenfreiheit fürchtete, und beſonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenſchanz dazu Gelegenheit geben kann, hat ſich in Grenoble erwieſen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolirung des erzbiſchöflichen Pallaſtes gefeiert.

Da dieſer Winter der erſte war, den ich in Paris zubrachte, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob der Karneval dieſes Jahr ſo brillant geweſen, wie die Regierung prahlt, oder ob er ſo triſt ausſah, wie die Oppoſition klagt. Sogar bei ſolchen Außendingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien ſuchen zu täuſchen, und ſelbſt den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Juſtemillionair, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen, und mir durch den Augenſchein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk ſey. Er ließ an jenem Tage auch alle ſeine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, ſich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaſter, lag ein todtblaſſer, röchelnder Menſch, von welchem die umſtehenden Gaffer behaupteten, er ſterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber verſichert mir, daß dieſer Menſch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger ſterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die Karliſten dafür bezahlten, durch ſolches Schauſpiel das Volk gegen die Regierung zu verhetzen. Dieſes Handwerk muß jedoch ſchlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger ſterben. Es iſt eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tauſend Menſchen in dieſem Zuſtand ſehen, wenn ſie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei

Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, ſterben die armen Hungerleider, einer nach dem andern, und ſie werden ſtill eingeſcharrt, und man bemerkt ſie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk iſt, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten, und die luſtigſten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprüchwort: Wenn der liebe Gott ſich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenſter und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als ſey dabei mehr Gendarmerie aufgeſtellt, als zu einem harmloſen Vergnügen eben nothwendig geweſen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir verſicherte, die meiſten Masken, die ſich am luſtigſten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk ſey nicht mehr vergnügt. In wie weit dieſes wahr ſeyn mag, will ich nicht beſtimmen; die maskirten Männer und Weiber ſchienen ſich ganz von Innen heraus zu beluſtigen, und wenn die Polizei ſie noch beſonders dafür bezahlte, ſo war das ſehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung beſonders verrathen konnte, waren die Geſpräche der maskirten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in ertrödelten Hoftrachten, mit Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Geſichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodiſtiſch nachäfften, ſich mit karliſtiſchen Namen titulirten und ſich dabei ſo hoffährtig fächerten und ſpreizten, daß ich mich unwillkürlich der hohen Feſtivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Gallerie herab zu betrachten; nur daß die Pariſer Poiſſarden ein beſſeres Franzöſiſch ſprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um dieſem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, geſtehe ich, daß der diesjährige Boeuf-gras gar kein Aufſehen in Deutſchland gemacht haben würde. Ein Deutſcher mußte über dieſen unbedeutenden Ochſen lächeln, ob deſſen Größe man ſich hier beſonders wunderte. Mit Anſpielungen auf dieſen armen Ochſen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er gros, gras et bête geweſen, war ein ſtehender Witz, und in Karrikaturen parodirte man auf die gehäſſigſte Weiſe den Zug dieſes quaſi fetten Ochſen. Schon hieß es, man würde dieſes Jahr den Zug verbieten; aber man beſann ſich eines Beſſeren. Von ſo vielen überlieferten Volksſpäßen iſt faſt allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Der abſolute Thron, der Parc des cerfs, das Chriſtenthum, die Baſtille, und andere ähnliche Inſtitute aus der guten alten Zeit, hat die Revolution niedergeriſſen; der Ochs allein iſt geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen, und umgeben von Metzgerknechten, die meiſtens mit Helm und Harniſchen bekleidet ſind, und die dieſen eiſernen Plunder von den verſtorbenen Rittern, als nächſte Wahlverwandte, geerbt haben. Es iſt ſehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzuſehen. Schwerer iſt es, die geheime Maskerade zu durchſchauen, die hier in allen Verhältniſſen zu finden iſt. Dieſer größere Karneval beginnt mit dem erſten Januar, und endigt mit dem einunddreißigſten December. Die glänzendſten Redouten deſſelben ſieht man im Palais-Bourbon, im Luxemburg und in den Tuillerien. Nicht blos in der Deputirtenkammer, ſondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette, ſpielt man jetzt eine heilloſe Komödie, die vielleicht tragiſch enden wird. Die Oppoſitionsmänner, welche nur die Komödie der Reſtaurationszeit fortſetzen, ſind vermummte Republikaner, die mit ſichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparſen des Königthums agiren. Die Pairs ſpielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienſt berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maske ſchaut, ſo ſieht man meiſtens die wohlbekannten noblen

Geſichter; und wie modern ſie ſich auch koſtümiren, ſo ſind ſie doch immer die Erben der alten Ariſtokratie, und ſie tragen ſogar die Namen, die an die alte Miſere erinnern, ſo daß man darunter ſogar einen Dreux-Brézé findet, von dem der National ſagt, er ſey nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem ſeiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkoſtüm; unter ſeinem beſcheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuſchnitte, und in ſeinem Regenſchirme verbirgt er das abſoluteſte Scepter. Nur wenn die liebſten Intereſſen, zur Sprache kommen, oder wenn einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenſchaften aufreizt, dann vergeſſen die Leute ihre einſtudirte Rolle und offenbaren ihre Perſönlichkeit. Jene Intereſſen ſind zunächſt die des Geldes, und dieſe müſſen allen andern weichen, wie man bei den Diskuſſionen über das Budget wahrnehmen konnte. . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputirtenkammer die republikaniſche Geſinnung ſich verrieth, ſind bekannt. Nicht ſo unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutſchland glaubt, waren die Diskuſſionen über das Wort sujet. Letzteres hat ſchon im Beginne der franzöſiſchen Revolution Veranlaſſung zu Expektorationen gegeben, wobei ſich die republikaniſche Tendenz der Zeit ausſprach. Wie leidenſchaftlich tobte man, als einſt dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieſes Wort entſchlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieſer Beziehung nachgeleſen; der Ton von 1790 iſt nicht verhallt, ſondern nur veredelt. Die Philippiſten ſind nicht ſo ganz arglos, wenn ſie durch Stichworte oberwähnter Art die Oppoſition in Leidenſchaft bringen. Voriges Jahr hütete man ſich wohl, die Tuillerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der Moniteur erhielt ausdrücklich die Weiſung, ſich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr ſo genau. Jetzt wagt man ſchon mehr, und die Debats ſprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Reſtauration zurück! klagte mir ein allzu ängſtlicher Freund, als er las, daß die Schweſter des Konigs „Madame“ titulirt werden. Dieſer Argwohn gränzt faſt ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück, als zur Reſtauration! rief jüngſt derſelbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewiſſen Soirée etwas Entſetzliches geſehen, nehmlich eine ſchöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich geſtanden, es ſah gut aus; die blonden Locken waren wie von leiſem Froſthauch angereift, und die warmen friſchen Blumen ſchauten um ſo rührend lieblicher daraus hervor.

„Der 21. Januar“ war, in ähnlicher Weiſe, das Stichwort, wobei ſich in der Pairskammer die vermummten Erbleidenſchaften und der kraſſeſte Ariſtokratismus enthüllten. Was ich längſt vorausgeſehen, geſchah; auch parlamentariſch gebärdete ſich die Ariſtokratie als ſey ſie beſonders bevorrechtet, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und ſie verhöhnte das franzöſiſche Volk durch die Beſchönigung jenes Bußtagsgeſetzes, wodurch der eingeſetzte Statthalter der heiligen Allianz, Ludwig XVIII., dem ganzen franzöſiſchen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk, zum Abſchrecken der umſtehenden Nachbarvölker, in Sack und Aſche und mit der Kerze in der Hand, vor Notre-Dame ſtehen ſollte. Mit Recht ſtimmten die Deputirten für die Aufhebung eines Geſetzes, welches mehr dazu diente, die Franzoſen zu demüthigen, als ſie zu tröſten ob des Nationalunglücks, das ſie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Geſetzes verwarf, verrieth ſie ihren unverſöhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte ſie alle ihre adelige Vendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution ſelbſt. Minder für die nächſten Intereſſen des Tages, als vielmehr gegen die Grundſätze der Revolution, kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxemburg. Daher verwarfen ſie nicht den Briqueville'ſchen Geſetzesvorſchlag; ſie verläugneten ihre Ehre und unterdruckten ihre grimmigſte Abneigung. Jener Geſetzesvorſchlag betraf ja nicht im Geringſten die Grundſätze der Revolution. Aber das Geſetz wegen Eheſcheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es iſt durchaus revolutionairer Natur, wie jeder chriſtkatholiſche Edelmann, begreifen wird.

Das Schisma, das bei ſolcher Gelegenheit zwiſchen der Deputirtenkammer und der Pairie entſteht, wird die unerquicklichſten Erſcheinungen hervorbringen. Man ſagt, der König beginne ſchon die Bedeutung dieſes Schisma's in ſeiner ganzen Troſtloſigkeit einzuſehen. Das iſt nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwiſchen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'ſchen Juſtemilieuweſens. Ludwig Philipp ſollte ſich vorſehen, daß er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth. Er ſteht auf einem ſehr unſicheren Boden. Er hat, durch eigene Schuld, ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolirte die Ariſtokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairſchaft hat ihm die gleichheitsſüchtigen Herzen vieler Franzoſen entfremdet, und ſeine Reihen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein ſchadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt, „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der ſcherzende Mißmuth, und der düſtere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das iſt das gewaltigſte jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenſchaft ans Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen laſſen. Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man ſich früge: ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes gewollt haben, als was die Oppoſition in der Kammer während der Reſtaurationszeit ausgeſprochen hat? Dieſes nämlich war die Definition, welche die Miniſteriellen bei den jüngſten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich dieſe Erklärung in ſich ſelbſt zerfällt, ergibt ſich ſchon daraus, daß die Oppoſition ſeitdem eingeſtanden, daß ſie während der ganzen Reſtaurationszeit Komödie geſpielt hat. Wie kann alſo hier von beſtimmten Manifeſtationen die Rede ſeyn? Auch was das Volk in den drei Tagen, während des Kanonendonners, gerufen, war nicht der beſtimmte Ausdruck ſeines Willens, wie nachträglich die Philippiſten behauptet haben. Der Ruf Vive la Charte! den man nachher, als den allgemeinen Wunſch, die Charte beizubehalten, interpretirte, war damals nichts Anderes, als ein Loſungswort, als eine Tagesparole, deren man ſich nur als signe de ralliement bediente. Man darf den Ausdrucken, die das Volk in ſolchen Fällen gebraucht, keine allzu beſtimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klauben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geiſt. Dieſem, nicht jenem, muß man nachforſchen. Denn das Volk verſteht ſich eben ſo wenig auf Worte, wie es ſich durch Worte verſtändlich machen kann. Es verſteht nur Thatſachen, nur Fakta, und ſpricht durch ſolche. Ein ſolches Faktum war die Juliusrevolution, und dieſes beſteht nicht einzig darin, daß Karl X. aus den Tuillerien nach Holyrood gejagt worden, und Ludwig Philipp ſich dort einquartiert hat; ſolch bloße Perſonalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallaſtes. Das Volk, indem es Karl X.

verjagte, ſah in ihm nur den Repräſentanten der Ariſtokratie, wie er ſich ſein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, ſeit 1788, wo er, als Fürſt vom Geblüte, in einer Vorſtellung an Ludwig XVI. förmlich ausgeſprochen, daß ein Fürſt vor Allem Edelmann ſey, als ſolcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher deſſen Rechte vor allen andern Intereſſen vertheidigen müſſe; in Ludwig Philipp ſah aber das Volk einen Mann, deſſen Vater ſchon, ſogar in ſeinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menſchen anerkannt hat, einen Mann, der ſelbſt bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von ſeiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und ſich, in Oppoſition gegen die eigene Sippſchaft, als einen Repräſentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Egalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horaz Vernet malen laſſen, auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags, und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz, in Spottblättern und Karrikaturen. Jene, namentlich le Revenant, les Cancans, le Brid-Oiſon, la Mode, und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daß das edle Faux-bourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde“ in jedem großen Hauſe zu finden ſind. Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und hunderte von Karrikaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſ't und an den Meiſtbietenden für achtzehn Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheuere Birne hängt. Den jungen Heinrich ſieht man als frommen Wallfahrter, in Pilgertracht, mit Muſchelhut und Stab, woran eben eine Birne hängt, gleich einem abgeſchnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieſer Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigſten wenn ſie die Perſon des Fürſten ſelbſt betreffen. Ihre unaufhörliche Menge iſt aber eine Volksſtimme und bedeutet etwas. Einigermaaßen verzeihlich werden ſolche Karrikaturen, wenn ſie keine bloße Beleidigung der Perſönlichkeit beabſichtigend, nur die Täuſchung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann iſt auch ihre Wirkung gränzenlos. Seit eine Karrikatur erſchienen iſt, worauf ein dreifarbiger Papagai dargeſtellt iſt, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechſelnd „Valmy“ oder „Jemappes“ antwortet, ſeitdem hütet ſich Ludwig Philipp, dieſe Worte ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſi-Legitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelebt, nach dem Zeugniß des unbeſcholtenſten Burgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfullen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und offentlich erklären: ſeht dieſe hubſchen Länder, die Menſchen darin ſind alle frei, ſind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identifiziren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes l'État c'est moi! ausſprach, ſo mußte er mit noch größerem Selbſtbewußtſeyn ausrufen: **la liberté c'est moi!**

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie ſind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt ſich nichts Beſtimmtes vorausſagen. Vor den ſchönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karliſten meinen, erſt im Herbſte werde der neue Thron zuſammenbrechen; geſchehe es nicht, ſo werde er ſich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen ſich auf beſtimmte Prophezeihungen nicht mehr einlaſſen; genug, ſagen ſie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben ſie vielleicht Recht. Obgleich ſie bis jetzt immer die Dupes der Karliſten und Bonapartiſten geweſen, ſo mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieſer beiden Parteien nur den Intereſſen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf dieſe Thätigkeit der Karliſten und Bonapartiſten um ſo mehr, da ſie ſelbſt weder durch Geld noch durch Sympathie die Maſſen in Bewegung ſetzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faux-bourg St. Germain, und was feil iſt, wird gekauft. Leider iſt deſſen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Karliſten in dieſem Monate große Fortſchritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk ausgeübt, ſollen gewonnen ſeyn. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen ſind bekannt; das ſchleicht und ziſcht überall herum, und lügt im Namen Gottes. Ueberall wird das Bild des Mirakeljungen aufgeſtellt, und man ſieht ihn in den ſentimentalſten Poſituren, hier liegt er auf den Knieen und betet für das Heil Frankreichs und ſeiner unglücklichen Unterthanen ſehr rührend. Dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländiſcher Tracht, ohne Beinkleider. Matin! ſagte ein Ouvrier, der mit mir dieſes Bild an einem Kupferſtichladen betrachtete, on le représente sans culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite. Auf einem ähnlichen Bild iſt er weinend mit ſeinem Schweſterchen dargeſtellt, und darunter ſtehen gefühlvolle Verſe: **O! que j'ai douce souvenance — De ce beau pays de France** u. ſ. w. Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkuliren in großer Anzahl, und ſie werden gut bezahlt. Wie es einſt in England eine jakobitiſche Poeſie gab, ſo gibt es jetzt hier eine karliſtiſche.

Indeſſen die bonapartiſtiſche Poeſie iſt weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es gibt keine Griſette in Paris, die nicht Berangers Lieder ſingt und fühlt. Das Volk verſteht am beſten dieſe bonapartiſtiſche Poeſie, und darauf ſpekuliren die Dichter und auf die Dichter ſpekuliren wieder andere Leute. Viktor Hugo ſchreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons ſtehen in Briefwechſel mit eben ſolchen Volksdichtern, die als Tyrteen des Bonapartismus bekannt ſind, und deren begeiſternde Leyer man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man iſt nämlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erſcheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die beſonnenen, ächten Demokraten ſind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzuſtimmen. Der Name Napoleon iſt ihnen freilich lieb und werth, weil er faſt ſynonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigen Fahne. In Napoleon ſehen ſie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichſtadt ſehen ſie nur den Sohn eines Kaiſers, durch deſſen Anerkennung ſie dem Prinzipe der Legitimität huldigen würden. Dieſes wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonſequenz. Eben ſo lächerlich iſt die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe ſeines Vaters erreiche, doch gewiß nicht ganz aus der Art geſchlagen, und immer ein kleiner Napoleon ſey. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomeſäule nicht eben durch ihre Größe unſere Bewunderung erregte. Eben weil ſie ſo groß iſt und ſtark, will ſich das Volk an ſie lehnen, in dieſer vagen, ſchwankenden Zeit, wo die Vendomeſäule das Einzige in Frankreich iſt, was feſt ſteht.

Um dieſe Säule drehen ſich alle Gedanken des Volks. Sie iſt ſein unverwüſtliches eiſernes Geſchichtsbuch, und es lieſt darauf ſeine eigenen Heldenthaten. Beſonders aber lebt in ſeiner Erinnerung die ſchmähliche Art, wie von den Deutſchen das Standbild dieſer Säule mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiſer die Fuße abgeſägt, wie man ihm gleich einem Diebe, einen Strick um den Hals gebunden, und ihn herabgeriſſen von ſeiner Höhe. Die guten Deutſchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat ſeine Sendung auf dieſer Erde, unbewußt erfüllt er ſie und hinterläßt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten: aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen, und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpirten Hohe, von der Hohe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich geſprochen, ſo muß ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun.

In den Bilderladen ſieht man ſie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unſere Pamphletiſten diskutiren beſtändig dieſe drei ſonderbaren Legitimitäten. Daß letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geſchwätzes ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt zu weitläuftig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die perſönlichen Eigenſchaften des Herzogs von Orleans ſcheint mir wichtiger zu ſeyn, da ſich an die Perſönlichkeit des jungen Fürſten ſo viele Intereſſen der nächſten Wirklichkeit knüpfen. Die praktiſchere Frage iſt nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu beſteigen, ſondern ob er die Kraft dazu hat, ob ſeine Partei dieſer Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle ſpielen muß, von ſeinem Charakter zu erwarten ſteht. Ueber letztern ſind aber die Meinungen verſchieden, ja entgegengeſetzt. Die Einen ſagen, der Herzog von Orleans ſey gänzlich bornirt, geiſtesblöde, ſtumpfſinnig, ſogar in ſeiner

Familie heiße er grand poulot, dabei ſey er dennoch mit abſolutiſtiſchen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er ſogar Anfälle von Herrſchwuth, ſo habe er z. B. halsſtarrig darauf beſtanden, daß ihn ſein Vater zur Zeit der Ouvrier-Emeuten nach Lyon gehen laſſe, denn ſonſt käme ihm der Herzog von Reichsſtadt zuvor u. ſ. w. Andere hingegen ſagen: Se. königliche Hoheit der Kronprinz ſey lauter Herzensgüte, Wohlgeſinnung und Beſcheidenheit; er ſey ein ſehr vernünftiger junger Menſch, der die angemeſſenſte Erziehung und den beſten Unterricht genoſſen; er ſey voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft ſeinem Vater ein liberaleres Syſtem dringend anrathe; er ſey ganz ohne Falſch und Groll; er ſey die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und räche ſich an ſeinen Feinden am liebſten dadurch, daß er ihnen beim Tanze die hübſchen Mädchen wegkapere. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ſolch wohlwollendes Urtheil von den Anhängern der Dynaſtie, das böswillige aber von deſſen Gegnern herrührt. Dieſen iſt eben ſo wenig wie jenen zu trauen.

Ich kann alſo über den jungen Fürſten nichts Beſtimmtes mittheilen, als was ich ſelbſt geſehen habe, nämlich wie ſein Aeußeres beſchaffen iſt. Hier muß ich, der Wahrheit gemäß, eingeſtehen, er ſieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, ſondern vielmehr ſtakige Geſtalt; ein länglicher, ſchmaler Kopf an einem langen Halſe; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Geſichtszüge: brave, freie Stirne; gerade gutgemeſſene Naſe; ein ſchöner, friſcher Mund, mit ſanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, ſonderbar unbedeutende gedankenloſe Augen, die wie kleine Dreiecke geformt ſind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der unter dem Kinne fortlaufend, faſt wie ein goldner Rahmen das roſig geſunde, blühende Jünglingsgeſicht umſchließt. Ich glaube in den Lineamenten dieſer Geſtalt viel Zukunft leſen zu können, jedoch nicht allzu heitere

Zukunft. Glücklichſten Falls geht dieſer junge Menſch einem ſehr großen Martyrthume entgegen; er ſoll König werden. Wenn er auch mit dem Geiſte die Dinge nicht durchſchaut, ſo ſcheint er ſie doch inſtinktartig zu ahnen; die thieriſche Natur, ſo zu ſagen der Leib, ſcheint von trüber Vorahnung befangen zu ſeyn, und daher offenbart ſich eine gewiſſe Melancholie in ſeinem äußern Weſen. Trübſam träumeriſch läßt er zuweilen das ſchmale längliche Haupt von dem langen Halſe herabhängen. Der Gang iſt ſchläfrig und hinzögernd, wie der eines Menſchen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache iſt ſchleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbſchlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholiſche Signatur der Zukunft. Uebrigens hat ſein Aeußeres etwas ſchlicht Bürgerliches. Dieſe Eigenſchaft tritt vielleicht um ſo bedeutender hervor, da man bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieſer iſt ein hübſcher, ſehr geſcheidter Junge; ſchlank, aber nicht groß; äußerſt zart gebaut; weißes nettes Geſichtchen; geiſtreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourboniſch gebogene Naſe; ein feiner Blondin von einem altadeligen Anſehen. Es ſind nicht die anmaaßenden Züge eines hannöveriſchen Krautjunkers, ſondern eine gewiſſe Vornehmheit des Erſcheinens und des Gehabens, wie ſie nur unter dem gebildetſten hohen Adel gefunden wird. Da dieſe Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesallianzen ausartet, ſo iſt das ariſtokratiſche Ausſehen des Herzogs von Nemours ſehr bemerkbar. Bei ſeinem Anblicke hörte ich mal Jemand ſagen: dieſes Geſicht wird in einigen Jahren großes Aufſehen in Amerika machen.

Artikel VI.

Paris, 19. April 1832.

Nicht den Werkſtätten der Parteien will ich ihren banalen Maaßſtab entborgen, um Menſchen und Dinge damit zu meſſen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derſelben nach träumenden Privatgefühlen beſtimmen, ſondern ich will ſo viel als möglich parteilos das Verſtändniß der Gegenwart befördern, und den Schlüſſel der lärmenden Tagesräthſel zunächſt in der Vergangenheit ſuchen. Die Salons lügen, die Gräber ſind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geſchichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenſchaft verſteht.

Freilich, nicht vorſätzlich lügen die Salons. Die Geſellſchaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht, wenn auch die Annalen der Welthiſtorie und das feurige Mene-Tekel der Tagesblätter, und ſogar die laute Volksſtimme auf der Straße ihre Warnungen ausſprechen. Auch die Oppoſitionskotterien lügen eigentlich nicht mit Abſicht; ſie glauben ganz beſtimmt zu ſiegen, wie überhaupt die Menſchen immer das glauben, was ſie wünſchen; ſie berauſchen ſich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Misgeſchick deuten ſie als ein nothwendiges Ereigniß, das ſie dem Ziele deſto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs ſtrahlt ihre Zuverſicht am brillanteſten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage geſetzlich ankündigt, findet ſie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einſeitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe ſteht; jede täuſcht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebſten unſern gleichgeſinnten Freunden. Sind wir ſelber vielleicht ſo indifferenter Natur, daß wir, ohne ſonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beſtändig verkehren, ſo verwirrt uns die ſüffiſante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unſer Urtheil wird aufs unerquicklichſte neutraliſirt. Indifferentiſten ſolcher Art, die ſelbſt ohne eigene Meinung ſind, ohne Theilnahme an den Intereſſen der Zeit, und die nur erlauſchen wollen, was eigentlich vorgehe, und daher das Geſchwätze aller Salons erhorchen, und die Chronique-ſcandaleuſe jeder Partei bei der andern aufgabeln, ſolchen Indifferentiſten begegnet's wohl, daß ſie überall nur Perſonen und keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Perſonen ſehen, daß ſie den Untergang der erſtern prophezeihen, weil ſie die Schwäche der letztern erkannt haben, und daß ſie dadurch ihre reſpektiven

Kommittenten zu den bedenklichſten Irniſſen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Mißverhältniß, das jetzt in Frankreich zwiſchen den Dingen (d. h. den geiſtigen und materiellen Intereſſen) und den Perſonen (d. h. den Repräſentanten dieſer Intereſſen) ſtatt findet, hier beſonders aufmerkſam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menſchen noch koloſſal bis zur Höhe der Dinge hinaufragten, ſo daß ſie in den Revolutionsgeſchichten gleichſam das heroiſche Zeitalter bilden, und als ſolches jetzt von unſrer republikaniſchen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuſcht uns in dieſer Hinſicht derſelbe Irrthum, den wir bei Madame Roland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, daß unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend ſey? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe, und merkte daher nicht, daß ihre Zeitgenoſſen ſchon groß genug waren, wenn ſie ihr ſelbſt nichts an geiſtiger Statur nachgaben. Das ganze franzöſiſche Volk iſt jetzt ſo gewaltig in die Höhe gewachſen, daß wir vielleicht ungerecht ſind gegen ſeine öffentlichen Repräſentanten, die nicht ſonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. In Deutſchland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwiſchen hie und da eine Rieſeneiche, deren Haupt ſich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag iſt ein Reſultat des geſtrigen. Was dieſer gewollt hat, müſſen wir erforſchen, wenn wir zu wiſſen wünſchen, was jener will. Die Revolution iſt eine und dieſelbe; nicht, wie uns die Doktrinaire einreden möchten, nicht für die Charte ſchlug man ſich in der großen Woche, ſondern für dieſelben Revolutionsintereſſen, denen man ſeit vierzig Jahren das beſte Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieſer Blätter nicht für einen jener Praktikanten anſehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verſtehen, und die zufälligen Erſcheinungen für das Weſentliche der Revolution halten, will ich, ſo genau als möglich, den Hauptbegriff feſtſtellen.

Wenn die Geiſtesbildung und die daraus entſtandenen Sitten und Bedürfniſſe eines Volks nicht mehr im Einklange ſind mit den alten Staatsinſtitutionen, ſo tritt es mit dieſen in einen Nothkampf, der die Umgeſtaltung derſelben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet iſt, ſo lange jene Umgeſtaltung der Inſtitutionen nicht ganz mit der Geiſtesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten und Bedürfniſſen des Volks übereinſtimmt: ſo lange iſt gleichſam das Staatsſiechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die ſchlaffe Ruhe der Abſpannung verſinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die feſteſten Bandagen und die gutmüthigſte Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelſten Krankenwärter zum Fenſter hinauswerfen, und ſich ſo lange, ſchmerzhaft und mißbehaglich, hin und her wälzen, bis es ſich in die angemeſſenen Inſtitutionen von ſelbſt hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegenſehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird? dieſe Fragen ſollten eigentlicher lauten: Was trieb die Franzoſen, eine Revolution zu beginnen, und haben ſie das erreicht, was ſie bedurften? Die Beantwortung dieſer Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächſten Artikeln beſprechen. Es iſt dieſes ein doppelt nützliches Geſchäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären ſucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie dieſe, die Vergangenheit, erſt durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichſtes Verſtändniß findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf ſie wirft, wovon unſere bisherigen Handbuchſchreiber keine Ahnung hatten. Dieſe glaubten, die Akten der Revolutionsgeſchichte ſeyen geſchloſſen, und ſie hatten ſchon über Menſchen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt: da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, daß von ihrem akademiſchen Spruchkollegium an eine höhere Inſtanz appellirt werden, und daß nicht blos die franzöſiſche Spezialrevolution noch nicht vollendet ſey, ſondern daß erſt die weit umfaſſendere Univerſalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mußten ſie erſchrecken, dieſe friedlichen Leute, als ſie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenſter hinausſteckten und den Umſturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmützen die Töne der Marſeiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daß 1830 die dreifarbige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, das war ein burſchikoſer Spaß, den ſich die Weltgeſchichte gegen das hochgelahrte Philiſterthum der Georgia

Auguſta erlaubt hat. In dieſer allzu ernſten Zeit bedarf es wohl ſolcher aufheiternden Erſcheinungen.

So viel zur Bevorwortung eines Artikels, der ſich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beſchäftigen mag. Die Gegenwart iſt in dieſem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das ſie mir zur Beſprechung darbietet, iſt von der Art, daß überhaupt jedes Weiterſchreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächſten Buche mag dann die ſpäter geſchriebene Ergänzung nachfolgen. Ich wurde in dieſer Arbeit viel geſtört, zumeiſt durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera ſtarb. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die damaligen Umſtände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewußt, die mindeſte Unruhe empfunden zu haben, aber es iſt doch ſehr ſtörſam, wenn einem beſtändig das Sichelwetzen des Todes allzuvernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geiſtiges Unbehagen, deſſen man ſich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verſcheucht haben; aber mein beſter Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke dieſes, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade anſehe. Nur ein Thor konnte ſich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnißvoll ſtatt fanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren **Guillotine ambulante** durch Paris zog. „Wir werden einer nach dem andern in den Sack geſteckt!“ ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack ſtecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbei ging und in der geräumigen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich: daß hier, während der Cholerazeit, hoch auf einander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten; und daß man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter, mit unheimlicher Gleichgültigkeit, ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten, oder gar ſich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert; wobei nicht ſelten ein ſonderbares Gezänk entſtand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir ſtanden, und der eine mich frug: ob ich ihm nicht ſagen könne, in welchem Sacke ſein Vater ſey?

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das

Verdienſt, daß ſie gleichſam ein Bülletin iſt, welches auf dem Schlachtfelde ſelbſt, und zwar während der Schlacht, geſchrieben worden, und daher unverfälſcht die Farbe des Augenblicks trägt. Thuzydides der Hiſtorienſchreiber, und Boccacio, der Novelliſt, haben uns freilich beſſere Darſtellungen dieſer Art hinterlaſſen; aber ich zweifle, ob ſie genug Gemüthsruhe beſeſſen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entſetzlichſten um ſie her wüthete, ſie gleich, als ſchleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Piſa, ſo ſchön und meiſterhaft zu beſchreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundſatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich: daß ich nichts an dieſen Artikeln ändere, daß ich ſie ganz ſo abdrucken laſſe, wie ich ſie urſprünglich geſchrieben, daß ich nur hie und da irgend ein Wort einſchalte oder ausmerze, wenn dergleichen, in meiner Erinnerung, dem urſprünglichen Manuſcript entſpricht. Solche kleine

Reminiszenzen kann ich nicht abweiſen, aber ſie ſind ſehr ſelten, ſehr geringfügig, und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falſche Prophezeiungen und ſchiefe Anſichten, die hier nicht fehlen dürfen, da ſie zur Geſchichte der Zeit gehören. Die Ereigniſſe ſelbſt bilden immer die beſte Berichtigung.)

Ich rede von der Cholera, die ſeitdem hier herrſcht, und zwar unumſchränkt, und die, ohne Rückſicht auf Stand und Geſinnung, tauſendweiſe ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehn, da aus London die Nachricht angelangt war, daß ſie verhältnißmäßig nur wenige hingerafft. Es ſchien anfänglich ſogar darauf abgeſehen zu ſeyn, ſie zu verhöhnen, und man meinte, die Cholera werde, eben ſo wenig wie jede andere große Reputazion, ſich hier in Anſehn erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daß ſie, aus Furcht vor dem Ridikül, zu einem Mittel griff; welches ſchon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daß ſie nämlich, um ſich in Reſpect zu ſetzen, das Volk dezimirt. Bei dem großen Elende, das hier herrſcht, bei der koloſſalen Unſauberkeit, die nicht blos bei den ärmern Klaſſen zu finden iſt, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei ſeinem grenzenloſen Leichtſinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorſichtsmaaßregeln, mußte die Cholera hier raſcher und furchtbarer als anderswo um ſich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März offiziell bekannt gemacht worden, und da dieſes der Tag des **Demi Carême** und das Wetter ſonnig und lieblich war, ſo tummelten ſich die Pariſer um ſo luſtiger auf den Boulevards, wo man ſogar Masken erblickte, die, in karrikirter Mißfarbigkeit und Ungeſtalt, die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten. Deſſelben Abends waren die Redouten beſuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte faſt die lauteſte Muſik, man erhitzte ſich beim Chahut, einem nicht ſehr zweideutigen Tanze, man ſchluckte dabei allerlei Eis und ſonſtig kaltes Getrinke: als plötzlich der luſtigſte der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verſpürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Geſicht zum Vorſcheine kam. Man merkte bald, daß ſolches kein Spaß ſey, und das Gelächter verſtummte, und mehrere Wagen voll Menſchen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hotel-Dieu, dem Centralhoſpitale, wo ſie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verſchieden. Da man in der erſten Beſtürzung an Anſteckung glaubte, und die ältern Gäſte des Hotel-Dieu ein gräßliches Angſtgeſchrei erhoben, ſo ſind jene Todten, wie man ſagt, ſo ſchnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntſcheckigen Narrenkleider auszog, und luſtig, wie ſie gelebt haben, liegen ſie auch luſtig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanſtalten getroffen wurden. Es bildete ſich eine Commission sanitaire, es wurden überall Bureaux de secours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique ſollte ſchleunigſt in Wirkſamkeit treten. Da kollidirte man zuerſt mit den Intereſſen einiger tauſend Menſchen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domaine betrachten. Dieſes ſind die ſogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der ſich des Tags über vor den Häuſern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken, und einem Hakenſtock in der Hand, ſchlendern dieſe Menſchen, bleiche Schmutzgeſtalten, durch die Straßen, und wiſſen mancherlei, was noch brauchbar iſt, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derſelben in Entrepriſe gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinaus gebracht ward, aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers frei ſtehen ſollte, nach Herzensluſt darin herum zu fiſchen: da klagten dieſe

Menſchen, daß ſie, wo nicht ganz brodlos, doch wenigſtens in ihrem Erwerbe geſchmälert werden, daß dieſer Erwerb ein verjährtes Recht ſey, gleichſam ein Eigenthum, deſſen man ſie nicht nach Willkühr berauben könne. Es iſt ſonderbar, daß die Beweisthümer, die ſie, in dieſer Hinſicht, vorbrachten, ganz dieſelben ſind, die auch unſere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeiſter, Zehntenprediger, Fakultätsgenoſſen, und ſonſtige Vorrechtsbefliſſene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche, wovon ſie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden ſollen, damit durch den verjährten Moder und Dunſt unſer jetziges Leben nicht verpeſtet werde. Als ihre Proteſtationen nichts halfen, ſuchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; ſie verſuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuſes, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, daß ſie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den

Kays zum Wiederverkaufe auszukramen. Da ſahen wir nun die widerwärtigſte Emeute: die neuen Reinigungskarren wurden zerſchlagen und in die Seine geſchmiſſen; die Chiffonniers barrikadirten ſich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenſchirmen fochten die alten Trödel-Weiber auf dem Chatelet; der Generalmarſch erſcholl; Caſimir Perier ließ ſeine Myrmidonen aus ihren Boutiquen heraustrommeln; der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karliſten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichſten Alliirten gefunden, Lumpenſammler und alte Trödelweiber, die ſich jetzt mit denſelben Prinzipien geltend machten, als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsintereſſen der Verfaultheiten aller Art.

Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht ſo wüthend um ſich griff, wie gewiſſe Leute es wünſchten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache, doch wenigſtens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht: die vielen Menſchen, die ſo raſch zur Erde beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewußt, auf den Gemüſemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleiſchern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, deſto begieriger wurden ſie vom Volke aufgegriffen, und ſelbſt die kopfſchüttelnden Zweifler mußten ihnen Glauben ſchenken, als des Polizeipräfekten Bekanntmachung erſchien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen iſt, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr ſie gewußt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wiſſenſchaft prahlen, oder ſie gedachte, bei jenen Vergiftungsgerüchten, ſie mögen wahr oder falſch ſeyn, wenigſtens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden: genug, durch ihre unglückſelige Bekanntmachung, worin ſie ausdrücklich ſagte, daß ſie den Giftmiſchern auf der Spur ſey, ward das böſe Gerücht offiziel beſtätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteſte Todesbeſtürzung.

Das iſt unerhört, ſchrieen die älteſten Leute, die ſelbſt in den grimmigſten Revolutionszeiten keine ſolche Frevel erfahren hatten. Franzoſen, wir ſind entehrt! riefen die Männer, und ſchlugen ſich vor die Stirne. Die Weiber, mit ihren kleinen Kindern, die ſie angſtvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich, und jammerten: daß die unſchuldigen Würmchen in ihren Armen ſturben. Die armen Leute wagten weder zu eſſen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war als ob die Welt unterginge. Beſonders an den Straßenecken, wo die rothangeſtrichenen Weinläden ſtehen, ſammelten und beriethen ſich die Gruppen, und dort war es meiſtens, wo man die Menſchen, die verdächtig ausſahen, durchſuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas verdächtiges in ihren Taſchen fand! Wie wilde Thiere, wie Raſende, fiel dann das Volk über ſie her. Sehr viele retteten ſich durch Geiſtesgegenwart; viele wurden durch die Entſchloſſenheit der Kommunalgarden, die an jenem Tage überall herumpatrouillirten, der Gefahr entriſſen: Andere wurden ſchwer verwundet und verſtümmelt: ſechs Menſchen wurden aufs unbarmherzigſte ermordet. Es gibt keinen gräßlichern Anblick, als ſolchen Volkszorn, wenn er nach Blut lechzt und ſeine wehrloſen Opfer hinwürgt. Dann wälzt ſich durch die Straßen ein dunkles Menſchenmeer, worin hie und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorſchäumen, und das heult und brauſt, gnadenlos, heidniſch, dämoniſch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf „à la lanterne!“ und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmiſcher. Die Einen ſagten, er ſey ein Karliſt, man habe ein brevêt de lys in ſeiner Taſche gefunden: die Andern ſagten, es ſey ein Prieſter, ein ſolcher ſey Alles fähig. Auf der Straße Vaugirard, wo man zwei Menſchen, die ein weißes Pulver bei ſich gehabt, ermordete, ſah ich einen dieſer Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzſchuhe von den Füßen zogen und ihn damit ſo lange auf den Kopf ſchlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt, und blutrünſtig zerſchlagen und zerquetſcht; nicht blos die Kleider, ſondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Naſe waren ihm abgeriſſen, und ein wüſter Menſch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und ſchleifte ihn damit durch die Straße, während er beſtändig ſchrie: voilà le Cholera-morbus! Ein wunderſchönes, wuthblaſſes Weibsbild mit entblößten Brüſten und blutbedeckten Händen ſtand dabei, und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte, und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Franks zu zollen, damit ſie ſich dafür ein ſchwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter ſey vor einigen Stunden geſtorben, an Gift.

Des andern Tags ergab ſich aus den öffentlichen Blättern, daß die unglücklichen Menſchen, die man ſo grauſam ermordet hatte, ganz unſchuldig geweſen, daß die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Campher, oder Chlorure, oder ſonſtigen Schutzmitteln gegen die Cholera beſtanden, und daß die vergeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrſchenden Seuche geſtorben waren. Das hieſige Volk, das, wie das Volk überall, raſch in Leidenſchaft gerathend, zu Gräueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben ſo raſch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer ſeine Unthat, wenn es die Stimme der Beſonnenheit vernimmt. Mit ſolcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beſchwichtigen und zu beſänftigen gewußt, und es mag als ein Triumph der Preſſe ſignaliſirt werden, daß ſie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, ſo ſchnell Einhalt zu thun. Rügen muß ich hier das Benehmen einiger

Leute, die eben nicht zur untern Klaſſe gehören, und ſich doch vom Unwillen ſo weit hinreißen ließen, daß ſie die Partei der Karliſten öffentlich der Giftmiſcherei bezüchtigten. So weit darf die Leidenſchaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich ſehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigſten Feinde ſolche gräßliche Beſchuldigung ausſpräche. Mit Recht, in dieſer Hinſicht, beklagten ſich die Karliſten. Nur daß ſie dabei ſo laut ſchimpfend ſich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; das iſt ſonſt nicht die Sprache der Unſchuld. Aber es hat, nach der Ueberzeugung der Beſtunterrichteten, gar keine Vergiftung ſtatt gefunden. Man hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gedungen, die allerlei unſchädliche Pulver auf die Lebensmittel ſtreuten, um das Volk in Unruhe zu ſetzen und aufzureizen; war dieſes letztere der Fall, ſo muß man dem Volke ſein tumultuariſches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um ſo mehr, da es nicht aus Privathaß entſtand, ſondern, „im

Intreſſe des allgemeinen Wohls, ganz nach den Prinzipien der Abſchreckungstheorie." Ja, die Karliſten waren vielleicht in die Grube geſtürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieſer, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeſchrieben, ſondern jener Parthei, „die immer durch die Waffen beſiegt, durch feige Mittel ſich immer wieder erhob, die immer nur durch das Ungluck Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hülfe der Koſaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte." So ungefähr äußerte ſich der Conſtitutionel.

Was ich ſelbſt an dem Tage, wo jene Todtſchläge ſtatt fanden, an beſonderer Einſicht gewann, das war die Ueberzeugung daß die Macht der ältern Bourbone nie und nimmermehr in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verſchiedenen Menſchengruppen die merkwürdigſten Worte gehört; ich hatte tief hinabgeſchaut in das Herz des Volkes; es kennt ſeine Leute.

Seitdem iſt hier Alles ruhig; **l'ordre règne** à Paris, würde Horatius Sebaſtiani ſagen. Eine Todtenſtille herrſcht in ganz Paris. Ein ſteinerner Ernſt liegt auf allen Geſichtern. Mehrere Abende lang ſah man ſogar auf den Boulevards wenig Menſchen, und dieſe eilten einander ſchnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater ſind wie ausgeſtorben. Wenn ich in einen Salon trete, ſind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu ſehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geſchäfte habe. Die meiſten Fremden, namentlich meine Landsleute, ſind gleich abgereiſt. Gehorſame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, ſchleunigſt nach Hauſe zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimath wünſchten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantiſchen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdſeligen

Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der geſundern Luft. Man ſagt, auf dem Hotel-de-Ville ſeyen ſeitdem über 120,000 Päſſe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera ſichtbar zunächſt die ärmere Klaſſe angriff, ſo haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewiſſen Parvenus war es nicht zu verdenken, daß ſie flohen; denn ſie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Aſien komme, weiß nicht, daß wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börſe verdient haben, und ſie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump, und läßt uns ins Gras beißen. Hr. Aguado, einer der reichſten Banquiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarſchall bei jener großen Retirade. Der Ritter ſoll beſtändig mit wahnſinniger Angſt zum Kutſchenfenſter hinausgeſehen, und ſeinen blauen Bedienten, der hinten aufſtand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera-morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es ſah, wie die

Reichen flohen, und bepackt mit Aerzten und Apotheken ſich nach geſundern Gegenden retteten. Mit Unmuth ſah der Arme, daß das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Juſtemilieu und der haute Finance iſt ſeitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf ſeinen Schloſſern. Die eigentlichen Repräſentanten des Reichthums, die Herren v. Rothſchild, ſind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch beurkundend, daß ſie nicht blos in Geldgeſchäften großartig und kuhn ſind. Auch Caſimir Perier zeigte ſich großartig und kuhn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hotel-Dieu beſuchte; ſogar ſeine Gegner mußte es betruben, daß er in der Folge deſſen, bei ſeiner bekannten Reizbarkeit, ſelbſt von der Cholera ergriffen worden. Er iſt ihr jedoch nicht unterlegen, denn er ſelber iſt eine ſchlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Periers das Hoſpital beſuchte, verdient die ſchönſte Anerkennung.

Die ganze königliche Familie hat ſich, in dieſer troſtloſen Zeit, ebenfalls rühmlich bewieſen. Beim Ausbruche der Cholera verſammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die ſie meiſtens ſelbſt verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie ſind nicht erloſchen: ſie ſind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen verſehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetiſchen, aber geſundern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harniſchzeiten des kriegeriſchen Ritterthums, ſondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eiſernen Zeitalter, ſondern im flanellenen. Flanell iſt wirklich jetzt der beſte Panzer gegen die Angriffe des ſchlimmſten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, ſagt Figaro, einen Gürtel von Flanell tragen. Ich ſelbſt ſtecke bis am Halſe in Flanell, und dünke mich dadurch cholerafeſt. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom beſten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und ſich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbiſchof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hotel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Beſuch abgeſtattet, die Kranken zu tröſten kam. Er hatte längſt prophezeiht, daß Gott die Cholera als Strafgericht ſchicken werde um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchriſtlichſten König fortgejagt und das katholiſche Religionsprivilegium in der Charte abgeſchafft hat.“ Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimſucht, will Hr. v. Quelen ſein Gebet zum Himmel ſchicken und Gnade erflehen, wenigſtens für die Unſchuldigen; denn es ſterben auch viele Karliſten. Außerdem hat Hr. v. Quelen, der Erzbiſchof, ſein Schloß Conflans angeboten, zur Errichtung eines Hoſpitals. Die Regierung hat aber dieſes Anerbieten abgelehnt, da dieſes Schloß in wüſtem, zerſtörtem Zuſtande iſt, und die Reparaturen zu viel koſten würden. Außerdem hatte der Erzbiſchof verlangt, daß man ihm in dieſem Hoſpitale freie Hand laſſen müſſe. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber ſchon an einem ſchrecklichen Uebel litten, nicht den quälenden Rettungsverſuchen ausſetzen, die der Erzbiſchof und ſeine geiſtlichen Gehülfen beabſichtigten; man wollte die verſtockten Revolutionsſünder lieber ohne Mahnung an ewige Verdammniß und Höllenqual, ohne Beicht und Oelung, an der bloßen Cholera ſterben laſſen. Obgleich man behauptet, daß der Katholizismus eine paſſende Religion ſey für ſo unglückliche Zeiten, wie die jetzigen, ſo wollen doch die Franzoſen ſich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, ſie würden dieſe Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müſſen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Prieſter im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Roſenkranz ſey ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die

Saint-Simoniſten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daß kein Saint-Simoniſt an der herrſchenden Krankheit ſterben könne; denn da der Fortſchritt ein Naturgeſetz ſey, und der ſoziale Fortſchritt im Saint-Simonismus liege, ſo dürfe, ſo lange die Zahl ſeiner Apoſtel noch unzureichend iſt, keiner von denſelben ſterben. Die Bonapartiſten behaupten: wenn man die Cholera an ſich verſpüre, ſo ſolle man gleich zur Vendomeſäule hinaufſchauen: man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder ſeinen Glauben in dieſer Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht ſchaden, nur muß man wieder nicht zu wenig eſſen, wie gewiſſe Leute, die des Nachts die Leibſchmerzen des Hungers für Cholera halten. Es iſt ſpaßhaft, wenn man ſieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tiſche ſitzen, und die menſchenfreundlichſten Gerichte mit Mißtrauen betrachten, und tiefſeufzend die beſten Biſſen hinunterſchlucken. Man ſoll, haben ihnen die Aerzte geſagt, keine

Furcht haben und jeden Aerger vermeiden; nun aber fürchten ſie, daß ſie ſich mal unverſehens ärgern möchten, und ärgern ſich wieder, daß ſie deshalb Furcht hatten. Sie ſind jetzt die Liebe ſelbſt, und gebrauchen oft das Wort **mon Dieu**, und ihre Stimme iſt hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen ſie wie ambulante Apotheken, fuhlen ſich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen ſie, jede Stunde, nach der Zahl der Todten. Daß man dieſe Zahl nie genau wußte, oder vielmehr, daß man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl uberzeugt war, fullte die Gemüther mit vagem Schrecken und ſteigerte die Angſt ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben ſeitdem eingeſtanden, daß in Einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitauſend Menſchen geſtorben ſind. Das Volk ließ ſich nicht offiziell täuſchen, und klagte beſtändig, daß mehr Menſchen ſtürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daß eine alte Frau auf dem Faubourg Mont-

Martre die ganze Nacht am Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrug; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von dem Froſte und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verſchied. Wo man nur hinſah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge, oder, was noch melancholiſcher ausſieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, mußte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit ſchwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausſahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich ſah Särge in Fiakern fortbringen; man legte ſie in die Mitte, ſo daß aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausſtanden. Widerwärtig war es anzuſchauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichſam als Todten-Omnibuſſe, als omnibus mortuis, herumfuhren, und ſich in den verſchiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und ſie dutzendweiſe zur Ruheſtätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zuſammentrafen, gewährte erſt recht den troſtloſeſten Anblick. Als ich einen guten Bekannten beſuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man ſeine Leiche auflud, erfaßte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwieſen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutſche und begleitete ihn nach Père-la-Chaiſe. Hier nun, in der Nähe dieſes Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutſcher ſtill, und als ich, aus meinen Träumen erwachend, mich umſah, erblickte ich nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichſam Queue machten, und in dieſer ſchwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, mußte ich einige Stunden ausdauern. Aus langer Weile frug ich den Kutſcher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Lointier nach einem Balle fuhr, in ähnlicher Weiſe einige Zeit neben dem meinigen ſtille halten mußte. Nur daß die junge Frau damals mit ihrem haſtigen Blumenköpfchen und lebhaften Mondſcheingeſichtchen öfters zum Kutſchenfenſter hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdeſte Mißlaune ausdrückte. Jetzt war ſie ſehr ſtill und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen ſich ſchaudernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte ſich die Ungeduld in den Todten ſelbſt, als ſeyen ſie des Wartens müde, als hätten ſie Eile ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthore ein Kutſcher dem andern vorauseilen wollte, und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwiſchen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entſtand, einige Wagen umſtürzten, die Särge aus einander fielen, die Leichen hervorkamen: da glaubte ich die entſetzlichſte aller Emeuten zu ſehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu ſchonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père-la-Chaiſe geſehen habe. Genug, gefeſteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefſten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und nachher mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden, unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, das kann man nicht lernen. Ich rettete mich ſo raſch als möglich auf den höchſten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt ſo ſchön vor ſich liegen ſieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen ſchienen wehmuthig Abſchied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeiſterung und des Martyrthums, die Heilandſtadt, die für die weltliche Erlöſung der Menſchheit ſchon ſo viel gelitten!

Artikel VII.

Paris, 12. Mai 1832.

Die geſchichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müſſen vertagt werden. Die Gegenwart hat ſich unterdeſſen ſo herbe geltend gemacht, daß man ſich wenig mit der Vergangenheit beſchäftigen konnte. — Das große allgemeine Uebel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläßt viel Betrübung und Bekümmerniß. Die Sonne ſcheint zwar luſtig genug, die Menſchen gehen wieder luſtig ſpaziren und koſen und lächeln; aber die vielen ſchwarzen Trauerkleider, die man überall ſieht, laſſen keine rechte Heiterkeit in unſerem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth ſcheint jetzt im ganzen Volke zu herrſchen, wie bei Leuten, die ein ſchweres Siechthum überſtanden. Nicht blos auf der Regierung, ſondern auch auf der Oppoſition liegt eine faſt ſentimentale Mattigkeit. Die Begeiſterung des Haſſes erliſcht, die Herzen verſumpfen, im Gehirne verblaſſen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähnend, man iſt nicht mehr böſe auf einander, man wird ſanftlebig, liebſam, vertröſtet, chriſtlich; deutſche Pietiſten konnten jetzt hier gute Geſchäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie ſchnell ſich die Dinge ändern würden, wenn Caſimir Perier ſie nicht mehr leite. Aber es ſcheint, als ſey unterdeſſen das Uebel inkurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Periers kann der Staat geneſen.

Daß Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit wiverſtehen kann, muß auch ſeine abgeſagteſten Gegner mißſtimmen. Der allgemeine Feind hat ſich in ihre Bundesgenoſſenſchaft gedrängt, und von ſolcher Seite kann ihnen auch die wirkſamſte Hülfleiſtung nicht ſehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einſieht, daß er ein großer Mann war. Jetzt wo er durch Andere erſetzt werden ſoll, mußte dieſe Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Odyſſeus zu ſpannen, ſo hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit Anſtrengung aller ſeiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigſtens können jetzt ſeine Freunde prahlen, er hätte, intervenirte nicht die Cholera, alle ſeine Vorſätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich iſt jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerſtört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer iſt dieſer rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen ſpannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird ſie mit tödtlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinairen Mägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus ſäubern von der großen Unordnung, und mit Hülfe der weiſen Göttin eine beſſere Wirthſchaft einführen. Wie unſer jetziger Zuſtand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, ſo werden wir auch unſeren achtzehnten Brumair erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblaſſenden Machthaber treten und ihnen die Endſchaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konſtitution ſchreien, wie einſt im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus ſäuberte. Aber wie dieſer entrüſtet ausrief: „Konſtitution! Ihr wagt es noch, Euch auf die Konſtitution zu berufen, Ihr, die Ihr ſie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!“ ſo wird der rechte Mann, auch jetzt Tag und Datum anzugeben wiſſen, wo die Juſtemilieu-Miniſterien die Konſtitution verletzt haben.

Wie wenig die Konſtitution nicht blos in die Geſinnung der Regierung, ſondern auch des Volks eingedrungen, ergibt ſich hier jedesmal, wenn die wichtigſten konſtitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konſtitution nach ihren Privatgefuhlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu mißleitet durch ſeine Schreiber und Sprecher, die, entweder aus Unwiſſenheit oder Parteiſucht, die Begriffe zu verkehren ſuchen; die Regierung wird dazu mißleitet, durch jene Fraktion der Ariſtokratie, die aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Reſtauration, das Repräſentativſyſtem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben durfe, den man jedoch unſchädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne daß die Menge es merke, die alten Menſchen und Wünſche unterſchiebt. Nach den Begriffen ſolcher Leute iſt derjenige der größte Miniſter, der mit den neuen konſtitutionellen Formeln eben ſo viel auszurichten vermag, wie man ſonſt mit den alten Formeln des alten Regimes durchzuſetzen wußte. Ein ſolcher Miniſter war Villele, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indeſſen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Miniſter geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daß er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Reſtauration mit ſich ins Miniſterium bringen. Nächſt Decazes hatte man Herrn Guizot beſonders im Auge. Auch dieſem wird viel zugetraut, wo es gilt, unter konſtitutionellen Namen und Formen die abſoluteſten Gelüſte zu verbergen. Denn dieſer Quaſi-Vater der neuern Doktrinaire, dieſer Verfaſſer einer engliſchen Geſchichte und einer franzöſiſchen Synonymik verſteht aufs meiſterhafteſte, durch parlamentariſche Beiſpiele aus England, die illegalſten Dinge mit einem ordre légal zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geiſt der Franzoſen zu unterdrücken. Aber man ſagt, während er mit dem Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig ſprach, habe er plötzlich die ignobelſten Wirkungen der Cholera verſpürt, und ſchnell in der Rede abbrechend, ſey er geſchieden mit der Aeußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerſtehen. Guizots Durchfall bei der Wahl eines neuen Miniſters wird von Andern noch komiſcher erzählt. Mit Dupin, den man immer als Periers Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber dieſe ſcheiterten ebenfalls, indem Dupin ſich manche Beſchränkungen nicht gefallen laſſen wollte, die zunächſt die Präſidentur des Konſeils betrafen. Mit der erwähnten Präſidentur des Konſeils hat es eine eigene Bewandtniß. Der König hat nämlich ſich ſelber ſehr oft dieſe Präſidentur zugetheilt, namentlich im Beginne ſeiner Regierung; dieſes war fur die Miniſter immer ein fataler Umſtand, und die damaligen Mißhelligkeiten ſind meiſtens daraus hervorgegangen. Perier allein hat ſich ſolchen Eingriffen zu widerſetzen gewußt; er entzog dadurch die Geſchäfte dem allzu großen Einfluſſe des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenke; und man ſagt, daß die Nachricht von Periers Krankheit nicht allen Freunden der Tuillerien unangenehm geweſen ſey. Der König ſchien jetzt gerechtfertigt, wenn er ſelbſt die Präſidentur des Konſeils übernahm. Als ſolches offenkundig ward, entſtand in Salons und Journalen die leidenſchaftlichſte Polemik über die Frage: ob der König das Recht habe, dem Konſeil zu präſidiren?

Hiebei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwiſſenheit zum Vorſcheine. Da ſchwatzten die Leute, was ſie nur jemals halb gehört und gar nicht verſtanden hatten, und das rauſchte und ſpritzte ihnen aus dem Munde wie ein politiſcher Waſſerfall. Die Einſicht der meiſten Journale war ebenfalls nicht von [illegible] nteſten Art. Nur der National zeichnete ſich [illegible]. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, [illegible] er in der letzten Zeit der Reſtauration vorgebracht hatte: Le roi règne, mais ne gouverne pas. Die drei und ein halb Menſchen, die ſich damals in Deutſchland mit Politik beſchäftigten, überſetzten dieſen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: der König herrſcht, aber er regiert nicht. Ich bin jedoch gegen das Wort „herrſchen"; es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Abſolutismus. Und doch ſollte eben dieſer Satz den Unterſchied beider Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen bezeichnen.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Wer politiſch reinen Herzens iſt, darf auch jenſeits des Rheins dieſe Frage aufs beſtimmteſte erörtern. Durch das abſichtliche Umgehen derſelben hat man eben auf der einen Seite dem keckſten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigſten Knechtſinn Vorſchub geleiſtet.

Da die Theorie des Abſolutismus, von dem verächtlichen, gelehrten Salmaſius bis herunter auf den Herren Jarke, der nicht gelehrt iſt, meiſtens von verdächtigen Schriftſtellern vertheidigt worden, ſo hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maaßen der Sache ſelber geſchadet. Wer ſeinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen ſie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch ſo ſehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch iſt die Lehre von der abſoluten Gewalt eben ſo honnet und eben ſo vertretbar wie jede andere politiſche Meinung. Nichts iſt widerſinniger, als wie jetzt ſo oft geſchieht, den Abſolutismus mit dem Despotismus zu verwechſeln. Der Despot handelt nach der Willkühr ſeiner Laune, der abſolute Fürſt handelt nach Einſicht und Pflichtgefühl. Das Charakteriſtiſche eines abſoluten Königs iſt hiebei, daß

Alles im Staate durch ſeinen Selbſtwillen geſchieht. Da aber nur wenige Menſchen einen Selbſtwillen haben, da vielmehr die meiſten Menſchen, ohne es zu wiſſen, nur das wollen, was ihre Umgebung will, ſo herrſchen gewöhnlich dieſe an der Stelle der abſoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge ſind es alſo, die in denjenigen abſoluten Monarchien, herrſchen, wo die Furſten, nicht von allzu ſtörriger Natur und dadurch dem fremden Einfluſſe unzugänglich ſind. Die Kunſt der Höfe beſteht darin, die ſanften Furſten ſo zu härten, daß ſie eine Keule werden in der Hand des Höflings, und die wilden Furſten ſo zu ſänftigen, daß ſie ſich willig zu jedem Spiele, zu allen Poſituren und Aktionen hergeben, wie die Lowen des Herrn Martin. Ach! faſt auf dieſelbe Weiſe, wie dieſer den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts ſeinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menſchliche Laſter einweiht, und nachher, am

Tage, den Geſchwächten ganz gehorſam findet: ſo wiſſen die Höflinge manchen König der Menſchen, wenn er allzu ſträubſam und wild iſt, durch entnervende Lüſte zu zähmen, und ſie beherrſchen ihn durch Maitreſſen, Köche, Komödianten, üppige Muſik, Tanz und ſonſtigen Sinnenrauſch. Nur zu oft ſind abſolute Fürſten die abhängigſten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehäſſigſten beurtheilt ſieht, ſo würde man vielleicht gerührt werden von den gerechteſten Klagen über unerhörte Verführungskünſte und trübſelige Verkehrung der menſchlich ſchönſten Gefühle. Außerdem liegt in der unumſchränkten Gewalt eine ſo ſchauerliche Macht der böſen Verſuchung, daß nur die alleredelſten Menſchen ihr widerſtehen können. Wer keinem Geſetze unterworfen iſt, der entbehrt der heilſamſten Schutzwehr; denn die Geſetze ſollen uns nicht blos gegen Andere, ſondern auch gegen uns ſelbſt ſchützen. Der Glaube, daß ihre Macht ihnen von Gott verliehen ſey, iſt daher bei den abſoluten Fürſten nicht nur verzeihlich, ſondern auch nothwendig. Ohne ſolchen Glauben wären ſie die unglücklichſten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menſchen zu ſeyn, ſich der übermenſchlichſten Verſuchung und übermenſchlichſten Verantwortlichkeit ausgeſetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den abſoluten Königen, die wir in der Geſchichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum ſich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, ſie mußten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, ſie waren zugleich Opfer und Opferprieſter, ſie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So ſehen wir Könige des Alterthums, die in Peſtzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk ſühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verſchuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinſterniß in China eintritt, erſchrickt der Kaiſer, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde ſolche allgemeine Verdüſterung verſchuldet habe, und er thut Buße, damit ſich, für ſeine Unterthanen, der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Abſolutismus noch in ſo heiliger Strenge herrſcht, und das iſt auch bei den nordweſtlichen Nachbarn der Chineſen, bis an die Elbe, der Fall, würde es zu mißbilligen ſeyn, wenn man ihnen die repräſentative Verfaſſungsdoktrin predigen wollte; eben ſo tadelhaft iſt es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europa's, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürſten und Völkern erloſchen iſt, den Abſolutismus docirt. Indem ich das Weſen des Abſolutismus dadurch bezeichnete, daß in der abſoluten Monarchie der Selbſtwille des Königs regiert, bezeichne ich das Weſen der repräſentativen, der konſtitutionellen Monarchie um ſo leichter, wenn ich ſage: dieſe unterſcheide ſich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbſtwillens, die Inſtitution getreten iſt. An die Stelle eines Selbſtwillens, der leicht mißleitet werden kann, ſehen wir hier eine Inſtitution, ein Syſtem von Staatsgrundſätzen, die unveränderlich ſind. Der König iſt hier eine Art moraliſcher Perſon, im juriſtiſchen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenſchaften ſeiner phyſiſchen Umgebung, als vielmehr den Bedürfniſſen ſeines Volks, er handelt nicht mehr nach den loſen Wünſchen des Hofes, ſondern nach feſten Geſetzen. Deshalb ſind die Höflinge in allen Ländern dem konſtitutionellen Weſen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltauſendjährige Macht, durch die tieferdachte, ingeniöſe Einrichtung: daß der König gleichſam nur die Idee der Gewalt repräſentirt, daß er zwar ſeine Miniſter wählen könne, jedoch nicht er, ſondern dieſe regieren, daß dieſe aber nur ſo lange regieren können, als ſie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daß der König nicht ſelbſt regiert, kann ihn auch, bei ſchlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieſer wird, in konſtitutionellen Staaten nur die Folge haben, daß der König andere, und zwar populaire Miniſter erwählt, von denen man ein beſſeres Regiment erwartet; ſtatt daß in abſoluten Staaten, wo der König ſelbſt regiert, ihn unmittelbar ſelbſt der Unmuth des Volks trifft, und dieſes, um ſich zu helfen, genöthigt iſt, den Staat umzuſtürzen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt das Heil des Staates unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchſte oder allerniedrigſte Leidenſchaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweiſen gar keine Ahnung hatten: denn von Xenophon bis Fenelon erſchien ihnen die Erziehung eines Fürſten als die Hauptſache; ſogar der große Ariſtoteles muß in ſeiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Beſſeres vorzuſchlagen, als die Philoſophen auf den

Thron zu ſetzen, oder die Fürſten zu Philoſophen zu machen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt er auch nicht verantwortlich, iſt er unverletzlich, inviolable, und nur ſeine Miniſter können wegen ſchlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und beſtraft werden. Der Kommentator der engliſchen Konſtitution, Blackſtone, begeht einen Mißgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu deſſen Prärogativen zählt. Dieſe Anſicht ſchmeichelt einem Könige mehr, als ſie ihm nützt. In den Ländern des politiſchen Proteſtantismus, in konſtitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürſten vielmehr in der Vernunft begründet wiſſen, und dieſe gewährt hinlängliche Gründe für ihre Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, daß ſie nicht ſelbſt handeln können, und alſo deshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht beſtrafbar ſind, wie Jeder, der nicht ſelbſt handelt. Der Grundſatz „the king cannot do wrong“ mag alſo, in ſo fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründer, nur dadurch ſeine Gültigkeit erlangen, daß man hinzuſetzt: **because he does nothing.** Aber an der Stelle des konſtitutionellen Königs handeln die Miniſter, und daher ſind dieſe verantwortlich. Sie handeln ſelbſtſtändig, dürfen jedes königliche Anſinnen, womit ſie nicht übereinſtimmen, geradezu abweiſen, und, im Fall dem Könige ihre Regierungsart mißfällt, ſich ganz zurückziehen. Ohne ſolche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Miniſter, die ſie durch die Kontraſignatur bei jedem Regierungsakte ſich aufbürden, eine heilloſe Ungerechtigkeit, eine Grauſamkeit, ein Widerſinn, es wäre gleichſam die Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen dieſen ſelbſt; wie dieſer nur Gott, ſo ſind jene nur ihrem unumſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig. Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehülfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre

Kontraſignatur dient nur die Aechtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand-de-Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir muſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir durfen nicht ſprechen.“

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſeyn, daß der Streit uber die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam, minder die Frage betreffen ſollte: ob der König das Konſeil präſidiren darf? als vielmehr: in wiefern er es präſidiren darf? Es kommt nicht darauf an, daß ihm die Charte die Präſidentur nicht verbietet, oder ein Paragraph derſelben ihm ſolche ſogar zu erlauben ſcheint; ſondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa, zu ſeiner eigenen Belehrung, ganz paſſiv, ohne aktive Theilnahme präſidirt, oder ob er als Präſident ſeinen Selbſtwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeſchäfte? Im erſten Falle mag es ihm immerhin erlaubt ſeyn, ſich täglich einige Stunden lang in der Geſellſchaft von Herrn Barthe, Louis, Sebaſtiani ꝛc. zu ennuyiren, im andern Falle muß ihm jedoch dieſes Vergnügen ſtreng verboten bleiben. In dieſem letztern Falle würde er, durch ſeinen Selbſtwillen regierend, ſich dem abſoluten Königthume nähern, wenigſtens würde er ſelbſt als ein verantwortlicher Miniſter betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale, daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todtbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal ſeine Geſichtsmuskeln regieren könne, wie Sebaſtiani, für die ſelbſtwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich ſeyn müſſe. Das iſt jedenfalls eine ſchlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert ſich dabei an das terroriſtiſche Wort: la responsabilité c'est la mort. Mit einer Inoffizioſität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieſer Gelegenheit, namentlich von dem National, die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge deſſen ſeine Inviolabilität geläugnet. Dieſes iſt immer für Ludwig Philipp eine mißbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachſinnen in ſeinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünſchenswerth, daß er gar nichts thue, wobei nur im mindeſten das Prinzip von der Inviolabilität zur Diskuſſion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erſchüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir ſeine Lage billig ermeſſen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln ſeyn, daß er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen ſucht. Er weiß, ſeine Miniſter ſind keine Genies; das

Fleiſch iſt willig, aber der Geiſt iſt ſchwach. Die faktiſche Erhaltung ſeiner Macht ſcheint ihm die Hauptſache. Das Prinzip von der Inviolabilität muß für ihn nur ein ſekundaires Intereſſe haben. Er weiß, daß Ludwig XVI., kopfloſen Andenkens, ebenfalls inviolable geweſen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtniß. Das Prinzip der Inviolabilität iſt durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelſtein in dem Ringe des Don Louis Fernando Perez Afaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenſchaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchſten Kirchthurme herabfiel, ſo blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Mißſtand einigermaaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräſidentur geſtiftet und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieſer wurde jetzt auch Miniſter des Innern, und an ſeiner Stelle wurde Herr Girod-de-L'Ain Miniſter des Cultus. Man braucht dieſe beiden Leute nur anzuſehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß ſie keiner Selbſtſtändigkeit ſich erfreuen, und daß ſie nur als kontraſignirende Hampelmänner agiren. Der eine, **Monsieur le comte de Montalivet**, iſt ein wohlgeformter junger Mann, faſt ausſehend wie ein hübſcher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas ſieht. Der andere, Herr Girod-de-l'Ain, zur Genüge bekannt als Präſident der Deputirtenkammer, wo er jederzeit, durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen, die Intereſſen des Königs zu fördern gewußt, iſt das Devouement ſelbſt. Er iſt ein untergeſetzter Mann von weichem Fleiſche, gebäbigem Bäuchlein, ſteifſamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er ſieht aus wie ein Braunſchweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt, und die Hunde ſtreichelt.

Vom Marſchall Soult, dem Kriegsminiſter, will man wiſſen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daß er unterdeſſen beſtändig intriguirt, um zur Praſidentur des Konſeils zu gelangen. Letztere iſt uberhaupt das Ziel vieler Beſtrebniſſe im Miniſterium ſelbſt, und die Ränke, die ſich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht ſelten die beſten Anordnungen, und es entſtehen Gegnerſchaft, Zwiſt und Zerwurfniſſe, die ſcheinbar in der verſchiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinſtimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Praſidentur. Präſident des Konſeils iſt ein beſtimmter Titel, der von den übrigen Miniſtern etwas allzu ſcharf ſcheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Miniſter gilt hier die Anſicht: daß der Präſident für Fehler in der Tendenz des Miniſteriums, jeder andere Miniſter aber nur fur die Fehler ſeines Departements verantwortlich ſey. — Dieſe Unterſcheidung und überhaupt die offizielle Ernennung eines Präſidenten des Konſeils iſt ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieſes nicht bei den Engländern, der konſtitutionelle Formen doch immer als Muſter dienen; die Präſidentur, wenn ich nicht irre, exiſtirt bei ihnen keineswegs als offizieller Titel. „Der erſte Lord des Schatzes" iſt zwar gewöhnlich Präſident, aber nicht als ſolcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Geſetz beſtimmte Präſident iſt immer derjenige Miniſter, dem der König den Auftrag gegeben, ein Miniſterium zu bilden, d. h. unter ſeinen Freunden und Bekannten diejenigen als Miniſter zu wählen, die mit ihm in politiſcher Meinung übereinſtimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden. — Solchen Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und ſeine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

Artikel VIII.

Paris, 27. Mai 1832.

Caſimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börſenkurſe zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen ſchmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtſchaft und dem Schlechteſten in uns ſelber, dem Eigennutze, Vorſchub geleiſtet, ſo daß Tauſende der edelſten Menſchen zu Grunde gingen, durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbſtentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, und er hat den Lebenden ſo entſetzlich das Leben verleidet, daß ſie ſelbſt dieſe Todten beneiden mußten. Er hat das heilige Feuer gelöſcht, die Tempel geſchloſſen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen. Und dennoch würde ich dafür ſtimmen, daß Caſimir Perier beigeſetzt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufſchrift führt: den großen Männern das dankbare Vaterland. Denn Caſimir Perier war ein großer Mann; er beſaß ſeltene Talente und ſeltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daß es dem Vaterlande nutze, und er that es mit Aufopferung ſeiner Ruhe, ſeines Glücks und ſeines Lebens. Das iſt es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß das Vaterland ſeinen großen Männern danken, ſondern für den Willen und die Aufopferung, die ſie dabei bekundet. Selbſt wenn ſie gar nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieſes ſeine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn ſie haben es durch ihre Größe verherrlicht.

Wie die Sterne eine Zierde des Himmels ſind, ſo zieren große Menſchen ihre Heimath, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menſchen ſind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabſähe auf unſern Planeten, würden uns dieſe Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenſtrahlen. Vielleicht von ſo hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel herrliche Sterne auf dieſer Erde zerſtreut ſind, wie viele derſelben in obſcuren Wüſten unbekannt und einſam leuchten, wie ſchöngeſtirnt unſer deutſches Vaterland, wie glänzend, wie ſtrahlend Frankreich iſt, dieſe Milchſtraße großer Menſchenherzen!

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erſter Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiſer-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetſte, ſind durch andere Krankheiten geſtorben. Die Freunde der Wiſſenſchaft betrauerten beſonders den Tod Champollions, der ſo viele ägyptiſche Könige erfunden hat, und den Tod Cuviers, der ſo viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr exiſtiren, und unſerer alten Mutter Erde aufs Ungalanteſte nachgewieſen hat, daß ſie viele tauſend Jahre älter iſt, als wofür ſie ſich bisher ausgegeben. „Läh tähte ſanne won!“ (les têtes s'en vont) quäkte Herr Sebaſtiani, als er den Tod Periers erfuhr, und auch er werde bald ſterben, quäkte er hinzu.

Der Tod Periers hat hier geringere Senſation erregt, als zu erwarten ſtand. Nicht einmal auf der Börſe. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier geſtorben, nach der Place de la bourſe zu gehen. Da ſtand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und ſein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert koloſſalen Säulen, die draußen ragen, und ſie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menſchen, für welche Perier ſo viel gethan hat. O der trübſeligen Zwerge! Nie wird wieder ein Rieſe ſich für ſie aufopfern, und um ihre Zwergintereſſen zu fördern, ſeine großen Brüder verlaſſen. Dieſe Kleinen mögen immerhin ſpotten über die Rieſen, die, arm und ungeſchlacht, auf den Bergen ſitzen, während ſie, die Kleinen, begünſtigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinkriechen, und dort die edlen Metalle hervorklopfen, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur feſt an der Leiter, und kümmert euch nicht darum, daß die Sproſſen immer ſchmutziger werden, je tiefer ihr hinabſteigt zu den koſtbarſten Stollen des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börſe betrete, das ſchöne Marmorhaus, erbaut im edelſten griechiſchen Style, und geweiht dem nichtswürdigſten Geſchäfte, dem Staatspapierenſchacher. Es iſt das ſchönſte Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen laſſen. In demſelben Style und Maaßſtabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach, der Tempel des Ruhms iſt nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten dieſe der reuigen Magdalene; aber die Börſe ſteht fertig in ihrem vollendetſten Glanze und ihrem Einfluſſe iſt es wohl zuzuſchreiben, daß ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer, in ſchmählichſter Verhöhnung, der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier, in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börſenhalle, hier iſt es, wo der Staatspapierenſchacher, mit allen ſeinen grellen Geſtalten und Mißtönen, wogend und brauſend ſich bewegt, wie ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüſten Menſchenwellen die großen Banquiers gleich Haifiſchen hervorſchnappen, wo ein Ungethüm das andere verſchlingt, und wo oben auf der Gallerie, gleich lauernden Raubvögeln auf einer Meerklippe, ſogar ſpeculirende Damen bemerkbar ſind. Hier iſt es jedoch, wo die Intereſſen wohnen, die in dieſer Zeit über Krieg und Frieden entſcheiden.

Daher iſt die Börſe auch für uns Publiziſten ſo wichtig. Es iſt aber nicht leicht, die Natur jener Intereſſen, nach jedem einwirkenden Ereigniſſe, genau zu begreifen, und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kurs der Staatspapiere und des Diskonto's iſt freilich ein politiſcher Thermometer, aber man würde ſich irren, wenn man glaubte, dieſer Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menſchheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kurſe beweiſt nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder ſervilen Partei, ſondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pazifikation Europa's, für die Erhaltung des Beſtehenden, oder vielmehr für die Sicherung der Verhältniſſe, wovon die Auszahlung der Staatsſchuldzinſen abhängt.

In dieſer beſchränkten Auffaſſung, bei allen möglichen Vorkommenheiten, ſind die Börſenſpekulanten bewunderungswürdig. Ungeſtört von allen geiſtigen Aufregungen haben ſie ihren Sinn allein auf alles Faktiſche gewendet, und faſt mit thieriſchem Gefühle, wie Wetterfröſche, erkennen ſie, ob irgend ein Ereigniß, das ſcheinbar beruhigend ausſieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme ſeyn wird, oder ob ein großes Mißgeſchick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konſolidiren. Bei dem Falle Warſchau's frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menſchheit dadurch entſtehen? ſondern: Wird der Sieg des Kantſchu's die Unruheſtifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieſer Frage ſtieg der Kurs. Erhielte man heute an der Börſe plötzlich die telegraphiſche Nachricht, daß Hr. Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, ſo würden die franzöſiſchen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde ſich mit Gott zu verſöhnen ſuchen, und dem Ludwig Philipp und dem ganzen **Juste-milieu** entſagen, und ſie ſakrifiziren, und die ſchöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, aufs Spiel ſetzen. Weder Seyn noch Nichtſeyn, ſondern Ruhe oder Unruhe, iſt die große Frage der Börſe. Danach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen, wie in eine Feſtung, zurück, hält ſich eingezogen; der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend; der Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden gibt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börſe ebenfalls eine Art von politiſchem Inſtinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefſten Denker nur Krieg erwarteten, blieben ſie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen derſelben nach ſeinen Gründen, ſo ließ er ſich, wie Sir John, keine Gründe abzwingen, ſondern behauptete immer: Das iſt meine Idee.

In dieſer Idee iſt die Börſe ſeitdem ſehr erſtarkt, und nicht einmal der Tod Periers konnte ſie auf eine andere Idee bringen. Freilich, ſie war längſt auf dieſen Fall vorbereitet, und zudem bildet man ſich ein, ſein Friedensſyſtem überlebe ihn und ſtehe feſt durch den Willen des Königs. Aber dieſe gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Periers hat mich widerwärtig berührt. Anſtandshalber hätte die Börſe doch wenigſtens durch eine kleine Baiſſe ihre Betrübniß an den Tag legen müſſen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Prozent, nicht einmal ein Achtel Trauerprozent ſind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Caſimir Periers, des großen Banquierminiſters!

Bei Periers Begräbniß zeigte ſich wie bei ſeinem Tode die kühlſte Indifferenz. Es war ein Schauſpiel wie jedes andere; das Wetter war ſchön, und Hunderttauſende von Menſchen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu ſehen, der ſich lang und gleichgültig, über die Boulevards, nach Pere-La-Chaiſe dahinzog. Auf vielen Geſichtern ein Lächeln, auf andern die laueſte Werkeltagſtimmung, auf den meiſten nur Ennui. Unzählig viel Militair, wie es ſich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungsſyſtems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen, welche letztere mit Recht trauern konnten, denn ſie hatten gute Tage unter Perier, gleichſam eine Sinekur. Das Volk betrachtete Alles mit einer ſeltſamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeiſterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verſtorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blaſſen Geſichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es ſind zwei junge Menſchen, etwa in den Zwanzigen, unterſetzt, etwas rundlich, von einem Aeußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geiſt verräth; ich ſah ſie dieſen Winter auf allen Bällen, luſtig und friſchbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbige Fahnen, mit ſchwarzem Krepp umflort. Die dreifarbige Fahne hätte juſt nicht zu trauern brauchen bei Caſimir Periers Tod. Wie ein ſchweigender Vorwurf lag ſie traurig auf ſeinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch ſeine Schuld ſo viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieſer Fahne, ſo rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Periers, des abtrünnigen Mannes, der doch einſt ſo glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuſchauten, ſprachen von dem Leichenbegängniſſe Benjamin Conſtants. Da ich erſt ein Jahr in Paris bin, ſo kenne ich die Betrübniß, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beſchreibung. Ich kann mir jedoch von ſolchem Volksſchmerz eine Vorſtellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbniſſe des ehemaligen Biſchoffs von Blois, des Conventionnel Grégoire, zugeſehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Geſandten mit bunten Livreen, kein offizieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf allen Geſichtern, und obgleich ein ſtarker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoß, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk ſpannte ſich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnaß. Gregoire, ein wahrer Prieſter, ſtritt ſein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menſchen jeder Farbe und jedes Bekenntniſſes; er ward immer gehaßt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er ſtarb.

Zwiſchen zwei bis drei Uhr ging der Leichenzug Periers über die Boulevards; als ich um halb acht von Tiſche kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt raſch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigen Fahne abgenommen; dieſe und die Harniſche der Kuiraſſire glänzten im luſtigſten Sonnenſchein; die rothen Trompeter, auf weißen Roſſen dahintrabend, blieſen luſtig die

Marſeillaiſe; das Volk, bunt geputzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt geweſen, war jetzt ſo lieblich blau, ſo ſonnenduftig; die Bäume glänzten ſo grünvergnügt; die Cholera und Caſimir Perier waren vergeſſen, und es war Frühling.

Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch. Oder iſt es wirklich wahr, daß jenes Syſtem nicht eine Schöpfung Periers iſt, ſondern des Königs? Einige Philippiſten haben dieſe Meinung zuerſt geäußert, damit man der ſelbſtſtändigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er ſtehe rathlos an dem Grabe ſeines Beſchützers; damit man an der Aufrechthaltung des bisherigen Syſtems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen ſich jetzt dieſer Meinung; es kommt ihnen ganz erwünſcht, daß man jenes unpopulaire Syſtem früher als den 13. März datirt, und ihm einen allerhöchſten Stifter zuſchreibt, dem dadurch die allerhöchſte Verantwortlichkeit erwächſt. Freunde und

Feinde vereinigen ſich hier manchmal, um die Wahrheit zu verſtümmeln. Entweder ſchneiden ſie ihr die Beine ab, oder ziehen ſie ſie in die Länge, daß ſie ſo dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeiſt iſt ein Prokruſtes, der die Wahrheit ſchlecht bettet. Ich glaube nicht, daß Perier bei dem ſogenannten Syſteme vom 13. März nur ſeinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daß Ludwig Philipp der eigentliche Vater ſey. Er läugnet vielleicht die Vaterſchaft bei dieſem bedenklichen Kinde, eben ſo wie jener Bauerburſche, der naiv hinzuſetzte: mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden mußte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eſelin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzoſen aufs unleidlichſte. Man thut ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läßt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte ſich gerne ſchlagen, nur nicht mit jedem; z. B. er würde ſich nicht gern mit

Rußland ſchlagen aber ſehr gern mit den Preußen, mit denen er ſich ſchon bei Valmy geſchlagen, und die er daher nicht ſehr zu furchten ſcheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und deſſen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede iſt. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des älteſten Königſtammes, der größte Edelmann der Chriſtenheit, pflegt dann jovial burgerlich zu ſcherzen, wie es doch betrübend ſey, daß die Ukkermärk'ſche Camarilla ſo gar vornehm und adelſtolz auf ihn, den armen Burgerkonig, herabſehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daß man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daß in der That das franzöſiſche Volk keinen burgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben ſo wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu ſeyn, und, wie man ſagt, die Guizotſche Erfindung der Quaſilegitimität war gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Er beneidet Heinrich V.

nicht im mindeſten ob des Vorzugs der Legitimität, und iſt durchaus nicht geneigt, deshalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm Geld dafur zu bieten; aber Ludwig Philipp iſt nun einmal der Meinung, daß er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf dieſe Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariſer Spielhäuſer faſt ubertrifft, und er möchte ſolch einträgliches Geſchäft als ein Monopol fur ſich und ſeine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berückſichtigung ſolcher menſchlichen Denkweiſe, ſeine Uſurpation der Präſidentur im Konſeil zu entſchuldigen iſt. Noch immer hat er ſich, der That nach, nicht in die gebührenden Grenzen ſeiner konſtitutionellen Befugniß zurückgezogen, obgleich er, der Form nach, nicht mehr zu präſidiren wagt. Die eigentliche Streitfrage iſt noch immer nicht geſchlichtet, und wird ſich wohl bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meiſten offenbart, das iſt eben, daß nicht das innere Landesbedürfniß, ſondern ausländiſche Ereigniſſe die Erhaltung, Erneuerung oder Umgeſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländiſchen Intereſſen zeigte ſich betrübſam und offenkundig genug während der letzten Vorfallenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieſer letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Miniſterkombination in Vorſchlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege ſogar an Mauguin zu denken. Als man das brittiſche Staatsſteuer in Wellingtons Händen ſah, verlor man ganz den Kopf, und man war ſchon im Begriff, des militairiſchen Gleichgewichts halber, den Marſchall Soult zum erſten Miniſter zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem ſelbſtſtändigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas andres gelernt haben, als ſklaviſch zu gehorchen oder despotiſch zu befehlen. Soult und Wellington ſind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daß erſterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben ſo ſehr nach Ruhm wie nach Sold durſtet. Nichts Geringeres als eine Krone ſollte ihm einſt als Beute zufallen, und, wie man mir verſichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nikolo I. König der Algarven. Die Laune ſeines ſtrengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, dieſen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiß nicht vergeſſen: er hat einſt mit vollen Ohren den ſüßen Majeſtätstitel eingeſogen, mit berauſchten Augen hat er die Menſchen, in unterthänigſter Huldigung, vor ſich knien ſehen, auf ſeinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden, portugieſiſchen Lippen, — und ihm ſollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Ueber den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Die letzten Begebenheiten haben bewieſen, daß ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm geſprochen. Man hat, verblendet durch ſeine täppiſchen Siege, nie geglaubt, daß er eigentlich einfältig ſey; aber auch das haben die jüngſten Ereigniſſe bewieſen. Er iſt dumm wie alle Menſchen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, ſondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des torieſchen Hochmuths! Beſinge ihn immerhin, kaledoniſcher Barde, bankerottes Geſpenſt mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Beſingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldenſänger, und zumal beſingt ſeine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen ſich in ſo kläglicher Blöße gezeigt. Faſt einſtimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, ſein

Schuldig ausgeſprochen über den armen Sünder, der, wie ein gemeiner Dieb, nächtlicher Weile und mit Hülfe liſtiger Hehlerinnen, die Kronjuwelen des ſouverainen Volks, ſeine Freiheit und ſeine Rechte, einſtecken wollte. Leſet den Morning-Chronicle, die Times, und ſogar jene Sprecher, die ſonſt ſo gemäßigt ſind, und ſtaunt ob der ſcharfrichterlichen Worte, womit ſie den Sieger von Waterloo geſtäupt und gebrandmarkt. Sein Name iſt ein Schimpf geworden. Durch die feigſten Höflingskünſte ſoll es gelungen ſeyn, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu ſpielen, die er doch nicht auszuuben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deshalb mit einem greiſen Lüſtling, der ein Mädchen verfuhren wollte, welches, in ſolcher Bedrängniß eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: laß ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde ſeines böſen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf ſich laden.

Ich habe immer dieſen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er ſo verächtlich ſey. Ich habe überhaupt von denen, die ich haſſe, immer größer gedacht, als ſie es verdienten. Und ich geſtehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großſinnige Aufopferung zutraute, als ſie jetzt, wo es Noth that, bewieſen haben. Ja, ich habe mich geirrt in dieſem hohen Adel von England, ich glaubte, ſie würden, wie ſtolze Römer, die Aecker, worauf der Feind kampirt, nicht geringeren Preiſes wie ſonſt verkaufen; ſie würden auf ihren kuruliſchen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie ſahen, daß John Bull etwas ernſthaft ſich gebärdete, und die Aecker mitſamt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausgeboten, und die Zahl der kuruliſchen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligſt Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; ſie glauben nicht mehr an ſich ſelbſt — ihre Macht iſt gebrochen. Freilich, die Whigs ſind ebenfalls Ariſtokraten, Lord Grey iſt eben ſo adelſüchtig wie Lord Wellington;

aber es wird der engliſchen Ariſtokratie wie der franzöſiſchen ergehen: der eine Arm ſchneidet den andern ab.

Es iſt unbegreiflich, daß die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, ſo ſehr erſchracken, als dieſer gelang, und das Volk ſich überall mit lautem Proteſt dagegen erhob. Dies war ja vorauszuſehen, wenn man den Charakter der Englander und ihre geſetzlichen Widerſtandsmittel in Anſchlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill ſtand feſt bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein Faktum geworden. Ueberhaupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daß ſie, als freie Menſchen immer befugt ſich frei auszuſprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitſchaft haben. Sie urtheilen gleichſam mehr, als ſie denken. Wir Deutſche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch iſt es nicht immer rathſam, ſich auszuſprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Mißfallen des Herrn Polizeidirektors, den Andern die Beſcheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutſche Denker ſind ins Grab geſtiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgeſprochen zu haben. Die Engländer ſind hingegen beſtimmt, praktiſch, alles Geiſtige verfeſtet ſich bei ihnen, ſo daß ihre Gedanken, ihr Leben und ſie ſelbſt eine einzige Thatſache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, ſie ſind „brutal wie eine Thatſache“ und widerſtehen materiell. Ein Deutſcher mit ſeinen Gedanken, ſeinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus ſie hervorgegangen, iſt gleichſam ſelbſt nur eine Idee, und wenn dieſe der Regierung mißfällt, ſo ſchickt man ſie auf die Feſtung. So ſaßen ſechzig Ideen in Köpenick eingeſperrt, und Niemand vermißte ſie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspreſſen druckten ihre Kunſtnovellen nach wie vor. Zu jener thatſächlichen Widerſtandsnatur der Engländer, jenem unbeugſamen Eigenſinn bei abgeurtheilten Fragen, kommt noch die geſetzliche Sicherheit, womit ſie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die engliſche Oppoſition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts ſchreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erſt, wenn man England ſelbſt geſehen hat. Die Reiſenden, die uns die engliſche Freiheit ſchildern wollen, geben uns in dieſer Abſicht eine Aufzählung von Geſetzen. Aber die Geſetze ſind nicht die Freiheit ſelbſt, ſondern nur die Gränzen derſelben. Man hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intenſive Freiheit zuweilen in jenen Gränzen zuſammengedrängt iſt, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Gränzwächter. Nur wo ſie Schutz geben ſollen gegen Willkühr der Gewalthaber ſind jene Gränzen feſt und wachſam gehütet. Wenn ſie überſchritten werden von den Gewalthabern, dann ſteht ganz England auf, wie ein einziger Mann, und die Willkühr wird zuruckgetrieben. Ja, dieſe Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, ſondern wo ſie nur im geringſten bedroht iſt, erheben ſie ſich gewaltig, mit Worten und Flinten. Die Franzoſen des Julius ſind nicht fruher aufgeſtanden, als bis die erſten Keulenſchläge der Willkuhr, die Ordonnanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieſes Maimonds haben nicht den erſten Schlag abgewartet; es war ihnen ſchon genug, daß dem beruhmten Scharfrichter, der ſchon in andern Landern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer. Ich kann ſie nicht leiden. Sie ſind erſtens langweilig, und dann ſind ſie ungeſellig, eigenſüchtig, ſie quäken wie die Fröſche, ſie ſind geborne Feinde aller guten Muſik, ſie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und ſie verachten uns Deutſche, weil wir Sauerkraut eſſen. Aber als es der engliſchen Ariſtokratie gelang, „das deutſche Weib" (the nasty german frow) durch die Hofbaſtardſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey verſprach, ſo viel neue Pairs zu ernennen, als zum Durchſetzen der Reformbill nöthig ſey, umgeſtimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens ſein Wort brach; als Wellington und ſeine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, ſondern ſehr intereſſant; ſie waren gar nicht mehr ungeſellig, ſondern ſie vereinigten ſich hunderttauſendweis; ſie wurden ſehr gemeinſinnig; ihre Worte waren gar nicht mehr ſo quäkend, ſondern voll des kühnſten Wohllauts; ſie ſprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Roſſini und Meyerbeer, und ſie ſprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Prieſtern der Kirche, ſondern ſie beriethen ſich ganz freigeiſtig, „ob ſie nicht die Biſchöffe zum Henker jagen, und König

Wilhelm, mitſammt ſeiner Sauerkrautſippſchaft, nach Hannover zurückſchicken ſollten?“

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichſten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeiſter des Weichbilds von London, der, als eine Ruine des mittelalterlichen Kommuneweſens, ſich in all ſeiner Perrückenmajeſtät und breiten Zunftwürde erhalten hat. Ich ſah ihn in der Geſellſchaft ſeiner Aldermänner; das ſind die gravitätiſchen Vorſtände der Bürgerſchaft, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, meiſtens dicke Krämer, rothe Beefſteakgeſichter, lebendige Porterkrüge, aber nüchtern, und ſehr reich durch Fleiß und Sparſamkeit, ſo daß viele darunter, wie man mir verſichert, über eine Million Pfund Sterling in der engliſchen Bank liegen haben. Die engliſche Bank iſt ein großes Gebäude in Thread-needle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, ſo kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdeſtoweniger, als König Wilhelm ſein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet ſtand, da hat der Lordmayor von London ſeine große Perrücke aufgeſetzt, und mit ſeinen dicken Aldermännern machte er ſich auf den Weg, und ſie ſahen dabei ſo ſichermüthig, ſo amtsruhig aus, als gingen ſie zu einem feierlichen Gaſtmahl in Guildhall; ſie gingen aber nach dem Hauſe der Gemeinen, und proteſtirten dort aufs entſchloſſenſte gegen das neue Regiment, und widerſagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel ſetzen, als den Untergang der engliſchen Freiheit geſtatten. Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im engliſchen Unterhauſe ſitzen ſah, nie vergeſſen; denn nie hat mir ein Menſch mehr als dieſer mißfallen. Er ſitzt dort noch immer. Es iſt eine unterſetzte, ſtämmige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgeſträubten, röthlichen Haaren bedeckt iſt. Das über und über geröthete, breitbäckige Geſicht iſt ordinair, regelmäßig unedel; nuchterne, wohlfeile Augen; kargzugemeſſene Naſe; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieſer kann keine drei Worte ſprechen, ohne daß eine Zahl dazwiſchenläuft, oder wenigſtens von Geld die Rede iſt. Es liegt in ſeinem ganzen Weſen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es iſt der ächte Sohn Schottlands, Herr Joſeph Hume. Man ſollte dieſe Geſtalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer ſtechen. Er gehörte immer zur Oppoſition; die engliſchen Miniſter haben immer beſondere Angſt vor ihm, wenn Geldſummen beſprochen werden. Sogar als Canning Miniſter wurde, blieb er auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und wenn Canning in ſeinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leiſem Tone den neben ihm ſitzenden Huskiſſon

„how much?“ und wenn dieſer ihm die Zahl ſouflirt hatte, ſprach er ſie laut aus, indem er faſt lächelnd Joſeph Hume dabei anſah; nie hat mir ein Menſch mehr mißfallen als dieſer. Als aber König Wilhelm ſein Wort brach, da erhob ſich Joſeph Hume hoch und heldenmuthig wie ein Gott der Freiheit, und er ſprach Worte, die ſo gewaltig und ſo erhaben lauteten, wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „daß man keine Steuern bezahlen ſolle,“ und das Parlament ſtimmte ein in den Antrag ſeines großen Burgers.

Das war es, das entſchied; die geſetzliche Verweigerung der Abgaben ſchreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel ſetzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich ſie bisher dem Wellington'ſchen Stocke ſo prügeltreu gehorcht. Man vertraute nicht mehr der Ergebenheit erkaufter Wortführer; denn ſelbſt Englands Nobility merkt jetzt, „daß nicht Alles in der Welt feil iſt, und daß man auch am Ende nicht Geld genug hat, Alles zu bezahlen." Die Tories gaben nach. Es war in der That das Feigſte, aber auch das Klügſte. Wie kam es aber, daß ſie das einſahen? Haben ſie etwa unter den Steinen, womit man ihnen die Fenſter einwarf, zufällig den Stein der Weiſen gefunden?

Artikel IX.

Paris, 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion, (cheap government, cheap religion,) und will nicht mehr alle Früchte ſeiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippſchaft jener Herren, die ſeine Staatsintereſſen verwalten oder ihm die chriſtliche Demuth predigen, im ſtolzeſten Ueberfluß ſchwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr ſo viel Ehrfurcht wie ſonſt, und auch John Bull hat gemerkt: la force des grands n'est que dans la tête des petits. Der Zauber iſt gebrochen, ſeitdem die engliſche Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet ſie nicht mehr, man ſieht ein, ſie beſteht aus ſchwachen Menſchen wie wir Andere. Als der erſte Spanier fiel, und die Mexikaner merkten, daß die weißen Götter, die ſie mit Blitz und Donner bewaffnet ſahen, ebenfalls ſterblich ſeyen: wäre dieſen der Kampf ſchier ſchlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausſchlag gegeben. Unſere Feinde aber haben nicht dieſen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns alle erfunden. Vergebens ſcherzt die Cleriſey: gebt dem Cäſar, was des Cäſars iſt. Unſere Antwort iſt: während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäſar immer viel zu viel gegeben; was übrig geblieben, das iſt jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Geſetze erhoben iſt, ſind die Ariſtokraten plötzlich ſo großmüthig geworden, daß ſie behaupten: nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahle, ſondern jeder Engländer, ſogar der ärmſte, habe das Recht, bei der Wahl eines Parlamentsdeputirten ſeine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von den niedrigſten Bettler- und Lumpengeſindel, als von jenem wohlhabenden Mittelſtand, der nicht ſo leicht zu beſtechen iſt, und der für ſie auch keine ſo tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer iſt jenen Hochgeborenen wenigſtens wahlverwandt; ſie haben beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abſcheu vor gewerbfleißiger Thätigkeit; ſie ſtreben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums, oder nach Geſchenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerey; Schuldenmachen iſt durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; ſie haben eine gleiche Unverſchämtheit, wenn ſie hungrig ſind, und ſie ſtimmen ganz überein in ihrem Haſſe gegen den wohlhabenden Mittelſtand. Die Fabel erzählt: die oberſten Sproſſen einer Leiter ſprachen einſt hochmüthig zu den unterſten: glaubt nicht, daß Ihr uns gleich ſeyd, Ihr ſteckt unten im Kothe, während wir eben frey emporragen, die Hierarchie der Sproſſen iſt von der Natur eingeführt, ſie iſt von der Zeit geheiligt, ſie iſt legitim; ein Philoſoph aber, welcher vorüberging und dieſe hochadelige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geſchieht dieſes im Leben, und dann zeigt ſich, daß die hohen und die niedrigen Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter in derſelben Lage eine gleiche Geſinnung beurkunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Miſere geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Geſinnung. Während das korſikaniſche Lumpengeſindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, ſich ſo frech, ſo hochnaſig, ſo hoffärtig ſpreizte, als wären ſie die älteſte Nobleſſe.

Wie ſehr den Freunden der Freiheit jenes Bündniß der Nobleſſe und des Pöbels gefährlich iſt, zeigt ſich am widerwärtigſten auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier, wie auch in einigen Provinzen von Weſtfrankreich und Süddeutſchland, ſegnet die katholiſche Prieſterſchaft dieſe heilige Allianz. Auch die Prieſter der proteſtantiſchen Kirche ſind überall bemüht, das ſchöne Verhältniß zwiſchen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwiſchen dem Pöbel und der Ariſtokratie) zu befördern, damit die Gottloſen, (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn ſie urtheilen ſehr richtig: wer ſich frevelhaft ſeiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adeligen Geburt läugnet, der zweifelt am Ende auch an den heiligſten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbſünde, an den Satan, an die Erlöſung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tiſch des Herren, und gibt dann auch den Dienern des Herren keine Abendmahlstrinkgelder oder ſonſtige Gebühr, wovon ihre Subſiſtenz und alſo das Heil der Welt abhängt. Die Ariſtokraten aber haben ihrerſeits eingeſehen, daß das Chriſtenthum eine ſehr nützliche Religion iſt, daß derjenige, der an die Erbſünde glaubt, auch die

Erbprivilegien nicht läugnen wird, daß die Hölle eine ſehr gute Anſtalt iſt, die Menſchen in Furcht zu halten, und daß jemand, der ſeinen Gott frißt, ſehr viel vertragen kann. Dieſe vornehmen Leute waren freilich einſt ſelbſt ſehr gottlos und haben durch die Auflöſung der Sitten den Umſturz des alten Regimes befördert. Aber ſie haben ſich gebeſſert, und wenigſtens ſehen ſie ein, daß man dem Volke ein gutes Beiſpiel geben muß. Nachdem die alte Orgie ein ſo ſchlechtes Ende genommen und auf den ſüßeſten Sündenrauſch die bitterſte Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre ſchlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauſcht, und ſie ſind ſehr devot geworden, und keuſch und ſie wollen dem Volk ein gutes Beiſpiel geben. Auch die edlen Damen haben ſich, mit verwiſchter Röthe auf den Wangen, von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzauſten Friſuren und ihre zerknitterten Röcke wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anſtändigkeit und Chriſtenthun, und wollen dem Volke ein gutes Beiſpiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausſcheiden müſſen, die allzu ſehr jenem Moderantismus huldigten, der, in dieſer Zeit der Reaktion, nicht mehr rühmlich und paſſend iſt. Ich gebe dafür eine nachträglich geſchriebene Note, die ich dem Schluſſe dieſes Artikels anfüge.)

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die ſie gekämpft, ich verehre dieſe eben ſo hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Juliustagen den Robespierre und den Sanktum Juſtum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente ſolcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotinirt zu werden, und niemand hat es aushalten können, und die franzöſiſche Republik konnte nur ſiegen und ſiegend verbluten. Es iſt keine Inkonſequenz, daß ich dieſe Republik enthuſiaſtiſch liebe, ohne im Geringſten die Wiedereinführung dieſer Regierungsform in Frankreich und noch weniger eine deutſche Ueberſetzung derſelben zu wünſchen. Ja, man könnte ſogar, ohne inkonſequent zu ſeyn, zu gleicher Zeit wünſchen, daß in Frankreich die Republik wieder eingeführt und daß in Deutſchland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wem die Sicherung der Siege, die für das demokratiſche Prinzip erfochten werden, mehr als alle andere Intereſſen am Herzen liegt, dürfte leicht in ſolchen Fall gerathen.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich ſo blutig und bitter geſtritten wird, und ich muß die Gründe anführen, weshalb ſo viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum andere den Umſturz derſelben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippiſten, ſagen: Frankreich, welches nur monarchiſch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetſten König; er ſey ein ſicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er ſelber in ſeinen Geſinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich iſt: er könne nicht, wie die vorige Dynaſtie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da ſein Vater und er ſelber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynaſtie verrathen, da er ſie, als Verwandter, inniger als Andere haſſen muß; er könne mit den übrigen Fürſten in Frieden bleiben, da dieſe ſeiner hohen Geburt halber, ihm ſeine Illegitimität zu Gute halten, ſtatt daß ſie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Roturier auf den franzöſiſchen Thron geſetzt oder gar die Republik proklamirt worden wäre; und doch ſey der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner: das ſtille Glück des Friedens ſey gewiß ein ſchönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieſer Geſinnung hatten ihre Väter die Baſtille geſtürmt und Ludwig Capet das Haupt abgeſchlagen, und mit der ganzen Ariſtokratie Europa's Krieg geführt; dieſer Krieg ſey noch nicht zu Ende, es ſey nur Waffenſtillſtand, die europäiſche Ariſtokratie hege noch immer den tiefſten Groll gegen Frankreich, es ſey eine Blutfeindſchaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber ſey ein König, die Erhaltung ſeiner Krone ſey ihm die Hauptſache, er verſtändige und verſchwägere ſich mit Königen, und hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältniſſe und zur leidigſten Halbheit verdammt, ſey er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligſten Intereſſen, die einſt nur die Republik am kräftigſten vertreten konnte, und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit ſey.

Wer in Frankreich keine theueren Güter beſitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampfluſtigen empfinden, die dem Siege des demokratiſchen Prinzips das ſtille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze ſchlagen, und ſo lange fechten wollen, bis die Ariſtokratie in ganz Europa vernichtet iſt. Da zu Europa auch Deutſchland gehört, ſo hegen viele Deutſche jene Sympathie für die franzöſiſchen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, ſo geſtaltet ſie ſich bei manchen zu einer Vorliebe für die republikaniſche Form ſelbſt, und da ſehen wir eine Erſcheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutſche Republikaner. Daß Polen und Italiener, die, eben ſo wie die deutſchen Freiheitsfreunde, von den franzöſiſchen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Juſte-milieu, und ſie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikaniſche Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd iſt, eine Vorliebe empfinden, das iſt ſehr natürlich. Aber deutſche Republikaner! man traut ſeinen Ohren kaum und ſeinen Augen, und doch ſehen wir deren hier und in Deutſchland.

Noch immer, wenn ich meine deutſchen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und ſage zu mir ſelber: träumſt du etwa? Leſe ich gar die deutſche Tribüne und ähnliche Blätter, ſo frage ich mich: wer iſt denn der große Dichter, der dies alles erfindet? Exiſtirt der Dokter Wirth mit ſeinem blanken Ehrenſchwert? Oder iſt er nur ein Phantaſiegebilde von Tieck oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daß die Poeſie ſich nicht ſo hoch verſteigt, daß unſere großen Poeten dennoch keine ſo bedeutende Charaktere darſtellen können, und daß der Dokter Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutſchland deren wenige geſehen, ſeit den Tagen Ulrichs von Hutten.

Iſt es wirklich wahr, daß das ſtille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Göthe mit ſeinem Eyapopeya, die Pietiſten mit ihrem langweiligen Gebetbücherten, die Myſtiker mit ihrem

Magnetismus, hatten Deutſchland völlig eingeſchlafert, und weit und breit, regungslos, lag alles und ſchlief. Aber nur die Leiber waren ſchlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein ſonderbares Bewußtſeyn. Der Schreiber dieſer Blätter wandelte damals, als junger Menſch durch die deutſchen Lande und betrachtete die ſchlafenden Menſchen; ich ſah den Schmerz auf ihren Geſichtern, ich ſtudirte ihre Phyſionomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz und ſie fingen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu ſprechen, ſeltſam abgebrochene Reden, ihre geheimſten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafröcken von Hermelin, ſaßen auf rothen Polſterſtühlen, und ſchliefen ebenfalls, und ſchnarchten ſogar. Wie ich ſo dahin wanderte, mit Ränzel und Stock, ſprach ich oder ſang ich laut vor mich hin, was ich den ſchlafenden Menſchen auf den Geſichtern erſpäht oder aus den ſeufzenden Herzen erlauſcht hatte; — es war ſehr ſtill um mich her, und ich hörte nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, iſt Deutſchland erwacht, und jeder, der bisher geſchwiegen, will das Verſäumte ſchnell wieder einholen, und das iſt ein redſeliger Lärm, und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken droht ein ſchreckliches Gewitter. Das iſt wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen ſtehen die Wortführer; die Einen blaſen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und ſie meinen, ſie hätten dieſen Sturm erregt und je mehr ſie blieſen deſto wüthender heule die Windsbraut; die Anderen ſind ängſtlich, ſie hören die Staatsſchiffe krachen, ſie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da ſie aus ihren Schulbüchern wiſſen, daß man mit Oehl das Meer beſänftigen könne, ſo gießen ſie ihre Studierlämpchen in die empörte Menſchenfluth, oder proſaiſch zu ſprechen, ſie ſchreiben ein verſöhnendes Broſchürchen, und wundern ſich, wenn das Mittel nicht hilft und ſeufzen: **oleam perdidi!**

Es iſt leicht vorauszuſehen, daß die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaßt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeifer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe, und Schuler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel, in den Lüften. Wie Vögel, niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen, gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſobald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Conſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?

Zu ſolcher Polemik haben uns die Franzoſen noch ganz beſondere Waffen geliefert; denn wir haben beide, Franzoſen und Deutſche, in der jüngſten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutſche Philoſophie und Poeſie angenommen, wir dagegen die politiſchen Erfahrungen und den praktiſchen Sinn der Franzoſen; beide Völker gleichen jenen homeriſchen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüſtungen wechſeln als Zeichen der Freundſchaft. Daher überhaupt dieſe große Veränderung, die jetzt mit den deutſchen Schriftſtellern vorgeht. In früheren Zeiten waren ſie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, ſie kümmerten ſich wenig um das Volk, für dieſes ſchrieb keiner von beiden, und in dem philoſophiſchen poetiſchen Deutſchland bleibt das Volk von der plumpſten Denkweiſe befangen, und wenn es etwa einmal mit ſeinen Obrigkeiten haderte, ſo war nur die Rede von rohen Thatſächlichkeiten, materiellen Nöthen, Steuerlaſt, Mauth, Wildſchaden, Thorſperre u. ſ. w.; — während im praktiſchen Frankreich das Volk, welches von den Schriftſtellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Intereſſen, um philoſophiſche Grundſätze, ſtritt. Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre

Kronintereſſen auf das Volk zu wirken, und dieſes zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joſeph Görres, ſang die Lieder von E. M. Arndt, ſchmückte ſich mit dem Laube ſeiner vaterländiſchen Eichen, bewaffnete ſich, ſtellte ſich begeiſtert in Reih und Glied, ließ ſich „Sie" tituliren, landſturmte und focht und beſiegte den Napoleon; — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Jetzt wollen die deutſchen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber dieſe hat unterdeſſen immer im dunkelen Loch angekettet gelegen und iſt ſehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weiſe; das Volk hingegen hat unterdeſſen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne von bürgerlicher Gleichheit, von Menſchenrechten, unveräußerlichen Menſchenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, ſchaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel, und die frommen Möpſe von 1814.

Nun freilich die Töne von 1832 möchte ich nicht ſammt und ſonders vertreten. Ich habe mich ſchon oben geäußert in Betreff der befremdlichſten dieſer Töne, nämlich über unſere deutſchen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umſtand gezeigt, woraus ihre ganze Erſcheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekampfen; das iſt nicht meines Amtes, und dafur haben ja die Regierungen ihre beſonderen Leute, die ſie dafür beſonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszuſprechen: der Hauptirrthum der deutſchen Republikaner entſteht dadurch, daß ſie den Unterſchied beider Länder nicht genau in Anſchlag bringen, wenn ſie auch für Deutſchland jene republikaniſche Regierungsart wünſchen, die vielleicht für Frankreich ganz paſſend ſeyn möchte. Nicht wegen ſeiner geographiſchen Lage und des bewaffneten Einſpruchs der Nachbarfürſten, kann Deutſchland keine Republik werden, wie jüngſt der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr ſind es eben jene geographiſchen Verhältniſſe, die den deutſchen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländiſche Gefahr betrifft, ſo wäre das vereinigte Deutſchland die furchtbarſte Macht der Welt, und ein Volk, welches ſich unter ſervilſten Verhältniſſen immer ſo vortrefflich ſchlug, würde, wenn es erſt aus lauter Republikanern beſtünde, ſehr leicht die angedrohten Baſchkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutſchland kann keine Republik ſeyn, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt, im Gegentheil, ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daß die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Ueberfluß vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht blos von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volks beſteht, dem Weſen nach, darin: daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentiren, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht, dem Weſen nach, darin: daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze hochachtet, daß er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontrolirt, daß er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

Der Oſtrazismus war in dieſer Hinſicht die republikaniſchſte Einrichtung, und jener Athener, welcher für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne", war der ächteſte Republikaner. Er wollte nicht, daß die Tugend durch eine Perſon repräſentirt werde, daß die Perſon am Ende mehr gelte als die Geſetze, er fürchtete die Autorität eines Namens; — dieſer Mann war der größte Bürger von Athen, und daß die Geſchichte ſeinen eigenen Namen verſchweigt, charakteriſirt ihn am meiſten. Ja, ſeitdem ich die franzöſiſchen Republikaner, ſowohl in Schriften als im Leben ſtudiere, erkenne ich überall, als charakteriſtiſche Zeichen, jenes Mißtrauen gegen die Perſon, jenen Haß gegen die Autorität eines Namens. Es iſt nicht kleinliche Gleichheitsſucht, weßhalb jene Menſchen die großen Namen haſſen, nein, ſie fürchten, daß die Träger ſolcher Namen ihn gegen die Freiheit mißbrauchen möchten, oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit mißbrauchen laſſen. Deßhalb wurden in der Revolutionszeit ſo viele große populaire Freiheits-Männer hingerichtet, eben weil man, in gefährlichen Zuſtänden, einen ſchädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deßhalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikaniſche Lehre:

daß man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müſſe, denn dieſe übten, im entſcheidenden Augenblick, den ſchädlichſten Einfluß, wie man es zuletzt beim Lafayette geſehen, dem man „die beſte Republik“ verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Urſache angedeutet, weßhalb jetzt ſo wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen; ſie ſind zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten gibt es hier keine Autoritäten mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, **Chef des claqueurs**, vom großen Talleyrand bis zu Vidoque, von Gaspar Debüreau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters, bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbiſchof von Paris, von Monſieur Staub, **maitre tailleur**, bis zu De-la-Martine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock, von Cherubini bis Biſſi, von Roſſini bis zum kleinſten Maulaſſi — keiner, von welchem Gewerbe er auch ſey, hat hier ein unbeſtrittenes Anſehen. Aber nicht blos der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an alles was exiſtirt. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es gibt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daß man ſich die Mühe gäbe, ihn zu läugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen, „die Mehrheit der Franzoſen“ will von dieſem Leichnam nichts mehr wiſſen und hält das Schnupftuch vor der Naſe, wenn vom Catholizismus die Rede iſt. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Wahrlich, wenn ich dieſes Volk betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brod und neue

Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen: dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit, eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch, durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus, zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind dem Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die halleſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. Armer Wirth! du haſt die Rechnung ohne die Gäſte gemacht!

Der Schriftſteller, welcher eine ſociale Revolution befördern will, darf immerhin ſeiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politiſche Revolution beabſichtigt, darf ſich nicht allzuweit von den Maſſen entfernen. Ueberhaupt, in der Politik, wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünſchen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzoſen ſprach, ſo hatte ich, wie ſchon erwähnt, mehr die unwillkührliche Richtung als den ausgeſprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig, für den Augenblick, der ausgeſprochene Wille des Volks den Republikanern günſtig iſt, hat ſich den 5. und 6. Junius kund gegeben. Ich habe aber dieſe denkwürdigen Tage ſchon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daß ich mich einer ausführlichen Beſprechung derſelben nicht überheben dürfte. Auch ſind die Akten darüber noch nicht geſchloſſen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufſchluß über jene Tage als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippiſten ſind dabei intereſſirt, die Sache als eine lang vorbereitete Verſchwörung darzuſtellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entſchuldigen ſie die jetzigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Oppoſition hingegen behauptet, daß bei jenem Aufruhr nicht die mindeſte Vorbereitung ſtatt gefunden, daß die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering geweſen. Dieſes ſcheint die Wahrheit zu ſeyn. Jedenfalls iſt es jedoch für die Oppoſition ein großes

Mißgeſchick, daß während ſie in Corpore verſammelt war und gleichſam in Reih und Glied ſtand, jener mißlungene Revolutionsverſuch ſtatt gefunden. Hat aber die Oppoſition hierdurch an Anſehen verloren, ſo hat die Regierung deſſen noch mehr eingebüßt durch die unbeſonnene Erklärung des Etat-de-Siège. Es iſt, als habe ſie zeigen wollen, daß ſie, wenn es darauf ankomme, ſich noch grandioſer zu blamiren wiſſe, als die Oppoſition. Ich glaube wirklich, daß die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereigniß zu betrachten ſind, das nicht beſonders vorbereitet war. Jener Lamarqueſche Leichenzug ſollte nur eine große Herrſchau der Oppoſition ſeyn. Aber die Verſammlung ſo vieler ſtreitbarer und ſtreitſüchtiger Menſchen gerieth plötzlich in unwiderſtehlichen Enthuſiasmus, der heilige Geiſt kam über ſie zur unrechten Zeit, ſie fingen an zur unrechten Zeit zu weisſagen, und der Anblick der rothen Fahne ſoll, wie ein Zauber, die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine myſtiſche Bewandtniß mit dieſer rothen ſchwarz umkränzten Fahne, worauf die ſchwarzen Worte „la liberté ou la mort!“ geſchrieben ſtanden, und die, wie ein Banner der Todesweihe, über alle Köpfe am Pont-d'Auſterlitz, hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnißvollen Fahnenträger ſelbſt geſehen haben, behaupten: es ſey ein langer, magerer Menſch geweſen, mit einem langen Leichengeſichte, ſtarren Augen, geſchloſſenem Munde, über welchem ein ſchwarzer altſpaniſcher Schnurrbart mit ſeinen Spitzen an jeder Seite weit hervorſtach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen ſchwarzen Klepper geſpenſtiſch unbeweglich ſaß, während rings umher der Kampf am leidenſchaftlichſten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieſer Fahne in Verbindung ſtehen, wird jetzt von deſſen Freunden aufs ängſtlichſte widerſprochen. Er ſoll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze bekränzt haben. Der arme General ſitzt zu Hauſe und weint über den ſchmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meiſten Volksaufſtänden ſeit Beginn der Revolution eine Rolle geſpielt — immer ſonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung und in der guten Abſicht, durch ſeine perſönliche Gegenwart das Volk vor allzugroßen Exceſſen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeiſter, der ſeinem Zögling in die Frauenhäuſer folgte, damit er ſich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigſtens dort nicht ſpiele, und ihn ſogar in die Spielhäuſer begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte ſelber ſecundirt.

Wenn man auch vorausſehen konnte, daß bei dem Lamarqueſchen Begräbniſſe, wo ein Heer von Unzufriedenen ſich verſammelte, einige Unruhen ſtatt finden würden, ſo glaubte doch niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Inſurrektion. Es war vielleicht der Gedanke, daß man jetzt ſo hübſch beiſammen ſey, was einige Republikaner veranlaßte, eine Inſurrektion zu improviſiren. Der Augenblick war keineswegs ungünſtig gewählt, eine allgemeine Begeiſterung hervorzubringen und ſelbſt die Zagenden zu entflammen. Es war ein Augenblick, der wenigſtens das Gemüth gewaltſam aufregte und die gewöhnliche Werkeltagsſtimmung und alle kleinen Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten daraus verſcheuchte. Schon auf den ruhigen Zuſchauer mußte dieſer Leichenzug einen großen Eindruck machen, ſowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttauſend betrug, als auch durch den dunkelmüthigen Geiſt, der ſich in ihren Mienen und Gebährden ausſprach. Erhebend und doch zugleich beängſtigend wirkte beſonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der Amis du Peuple, und ſo vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bachanten der Freiheit, vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die ſie als ihre Thyrſen ſchwangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken, von Thatenluſt, Hals und Wangen rothflammend — ach! auf manchem dieſer Geſichter bemerkte ich auch den melancholiſchen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden ſehr leicht geweiſſagt werden kann. Wer dieſe Jünglinge ſah, in ihrem übermüthigen Freiheitsrauſch, der fühlte wohl, daß viele derſelben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeutniß daß der Siegeswagen, dem jene bachantiſche Jugend nachjubelte, keinen lebenden, ſondern einen todten Triumphator trug.

Unglückſeliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekoſtet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die ſich niedermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfſpiel zu erhöhen. Es war die blühend begeiſterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligſten Gefühle, für den großmüthigſten Traum ihrer Seele.

Es war das beſte Blut Frankreichs, welches in der Rüe-Saint-Martin gefloſſen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gefochten, als am Eingange der Gäßchen Saint-Mery und Aubry-des-Bouchers, wo ſich endlich eine Hand voll von einigen Sechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und ſie zweimal zurückſchlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche ſich auf Waffenthaten ſo gut verſtehen wie wir etwa auf chriſtliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunſtleiſtungen einer Mimin, behaupten, daß der Kampf auf der Rüe-Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geſchichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die wenigen, die am Leben blieben, baten keineswegs um Schonung. Dieſes beſtätigen alle meine Nachforſchungen, die ich, wie mein Amt es erheiſcht, gewiſſenhaft angeſtellt. Sie wurden größtentheils mit den Bayonetten erſtochen, von den Nationalgardiſten. Einige

Republikaner traten, als aller Widerſtand vergebens war, mit entblößter Bruſt ihren Feinden entgegen und ließen ſich erſchießen. Als das Eckhaus der Rüe-Saint-Mery eingenommen wurde, ſtieg ein Schüler der Ekole d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief ſein **Vive la République**, und ſtürzte nieder von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, deſſen erſte Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben ſich ſelber umgebracht und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildſäule des heiligen Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtniß, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta, und ſeine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien rannten, und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgeſinnten Herzen fanden, und um den Tyrannenknechten zu entgehen, ſich ſelber tödteten; der ſchöne Anteos war der letzte, noch einmal beugte er ſich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und kußte die geliebten Lippen, und ſturzte ſich dann in ſein Schwert.

Ueber die Zahl derer, die auf der Rüe-Saint-Martin gefochten, iſt noch nichts beſtimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort verſammelt geweſen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf ſechszig zuſammengeſchmolzen waren. Kein einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es iſt das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich beſonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld iſt. Ueberhaupt ſcheint die Weltperiode vorbei zu ſeyn, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Partheyen, die Maſſen ſelber ſind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterſcheidet ſich von der antiquen dadurch, daß jetzt die Chöre agiren und die eigentlichen Hauptrollen ſpielen, während die Götter, Heroen, und Tyrannen, die früherhin die handelnden Perſonen waren, jetzt zu mäßigen Repräſentanten des Partheiwillens und der Volksthat herabſinken, und zur ſchwatzenden Betrachtung hingeſtellt ſind, als Thronredner, als Gaſtmahlpräſidenten, Landtagsabgeordnete, Miniſter, Tribune u. ſ. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Oppoſition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Lafitte und Arago, wie paſſiv und geringſelig erſcheinen dieſe abgedroſchenen renommirten Leute, dieſe ſcheinbaren Notabilitäten, wenn man ſie mit den Helden der Rüe-Saint-Martin vergleicht, deren Namen niemand kennt, die gleichſam anonym geſtorben ſind.

Der beſcheidene Tod dieſer großen Unbekannten vermag nicht blos uns eine wehmüthige Rührung einzuflößen, ſondern er ermuthigt auch unſere Seele, als Zeugniß, daß viele tauſend Menſchen, die wir gar nicht kennen, bereit ſtehen für die heilige Sache der Menſchheit ihr Leben zu opfern. Die Deſpoten aber müſſen von heimlichem Grauen erfaßt werden, bei dem Gedanken, daß eine ſolche, unbekannte Schaar von Todesſüchtigen immer umringt gleich den vermummten Dienern einer heiligen Vehme. Mit Recht furchten ſie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es iſt ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, daß die Helden der Rüe-Saint-Martin zu den unteren Volksklaſſen gehört, oder gar zum Pöbel, wie man ſich ausdrückt; nein, es waren meiſtens Studenten, ſchöne Jünglinge, von der Ecole-d'Alfort, Künſtler, Journaliſten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Ouvriers, die unter der groben Jacke ſehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloſter Saint-Mery ſcheinen nur junge Menſchen gefochten zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen ſehen, befanden ſich auch Greiſe, und beſonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der, nebſt einigen Schülern der Ecole-Polytechnique nach der Conzièrgerie gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düſter und wüſt, das Gemüth zerriſſen, wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkiſch, aber ſorgfältig angezogen, mit abgeſchabt ſtrohgelbem Frack, und dito Weſte und Hoſe, zugeſchnitten nach der neueſten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfchen, und das Geſicht ſo ſorglos, ſo vergnügt faſt, als gings zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenſchirm, den ſie ihm nachzubringen ſchien, und in jeder Falte ihres Geſichtes eine Todesangſt, wie man ſie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unſerer Lieben ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen werden. Ich kann das Geſicht jenes alten Mannes gar nicht vergeſſen. Auf der Morgue ſah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir ſtehender Nationalgarde mir verſichert, ebenfalls als Republikaner ſehr kompromittirt ſey. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere iſt nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausſtellt, und wo man alſo die Angehörigen, die man vermißt, aufzuſuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben ſich ſo viele Menſchen nach der Morgue, daß man dort Queue machen mußte, wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich mußte dort faſt eine Stunde lang warten bis ich Einlaß fand, und hatte Zeit genug jenes trübſinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht was es bedeutet, daß eine gelbe Holzſcheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große braſilianiſche Kokarde, vor dem Eingang hängt. Die Hausnummer iſt 21, vingt-un. Drinnen war es melancholiſch anzuſehen, wie ängſtlich einige Menſchen die ausgeſtellten Todten betrachteten, immer fürchtend, denjenigen zu finden, den ſie ſuchten. Es gab dort zwei entſetzliche Erkennungsſcenen. Ein kleiner Junge erblickte ſeinen todten Bruder, und blieb ſchweigend, wie angewurzelt ſtehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel ſchreiend in Ohnmacht. Da ich ſie kannte hatte ich das traurige Geſchäft, die Troſtloſe nach Hauſe zu führen. Sie gehörte zu einem Putzladen in meiner Nachbarſchaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche ſämmtlich Republikanerinnen ſind. Ihre Liebhaber ſind lauter junge Republikaner. Ich bin in dieſem Hauſe immer der einzige Royaliſt.

Zwiſchennote zu Artikel IX.

(Geſchrieben den 1. Oktober 1832.)

Die im vorſtehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog ſich zunächſt auf den deutſchen Adel. Je mehr ich aber die neueſten Tageserſcheinungen überdenke, deſto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächſtens zu einer gründlichen Beſprechung deſſelben entſchließen. Wahrlich, es geſchieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngſten Zeit bewieſen zu haben, daß meine Befehdung nur die Prinzipien und nicht leiblich unmittelbar die Perſon der Gegner betrifft. Die Enragés des

Tages haben mich deshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenoſſen der Ariſtokraten verſchrien, und wenn die Inſurrektion vom 5. Junius nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihte ihnen gern dieſe Narrheit, und nur in meinem Tagsbericht vom 7. Junius iſt mir ein Wort darüber entſchlüpft. — Der Partheigeiſt iſt ein eben ſo blindes wie raſendes Thier.

Es iſt aber mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Conſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind ſelbſt in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Conſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Conſtitutionen befreit ſind, die ihnen der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Courtiſanerie abzugewinnen wußte; Conſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen; Conſtitutionen, deren Codex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Conſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etiquette.

Durch die Etiquette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonnanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Conſtitution ſichert die Rechte des Volks; ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiquetten des Adels, der, ſobald die

Caſtenintereſſen ins Spiel kommen, alle Privatfeindſchaften bei Seite ſetzt und als Corps verbundet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Corps, das in Intriguen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt, das ausſchließlich um deſſen Perſon ſeyn darf, dergeſtalt, daß der Fürſt ſeine Edelleute, ſelbſt wenn er ſie haßt, durchaus nicht von ſich weiſen kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er ſich von ihnen ankleiden, die Hände waſchen und lecken laſſen muß, daß er mit ihnen eſſen, trinken und ſprechen muß — denn ſie ſind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden ſich empören und dem armen Fürſten ſein eigenes Haus verleiden, wenn er nach ſeines Herzens Gefühlen handelte und nicht nach den Vorſchriften der Etiquette. So geſchah es, daß König Wilhelm von England, ein wackerer, guter Fürſt, durch die Ränke ſeiner noblen

Umgebung, aufs kläglichſte gezwungen ward, ſein Wort zu brechen und ſeinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens ſeines Volkes auf immer verluſtig zu werden. So geſchah es, daß einer der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Bayern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes ſo eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsverſuchen ſeiner Nobleſſe ſo feſt widerſtand, und ihre frondirende Inſolenz und Verläumdungen ſo heldenmüthig ertrug: daß dieſer jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätheriſche Arme ſinkt und ſich ſelber untreu wird! Armes Herz, das einſt ſo ruhmſüchtig und ſtolz war, wie ſehr muß dein Muth gebrochen ſeyn, daß du, um von einigen ſtörrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkom̄odirt zu werden, deine eigne unabhängige Oberherrſchaft aufgabeſt, und ſelbſt ein unterthäniger Vaſall wurdeſt, Vaſall deiner natürlichen Feinde, Vaſall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geſchriebene Conſtitutionen können uns nichts helfen, ſo lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es iſt nicht damit abgethan, daß man durch diskutirte, votirte und ſanktionirte und promulgirte Geſetze die Privilegien des Adels annullirt; dieſes iſt an mehreren Orten geſchehen, und dennoch herrſchen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Mißbräuche im fürſtlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgeſinde eine neue Geſindeordnung einführen, die Etiquetten zerbrechen, und um ſelbſt frei zu werden, mit der Fürſtenbefreiung, mit der Emanzipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verſcheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn Ihr dieſes gethan habt, ſeyd wachſam, damit ſie nicht nächtlicherweile wieder herankriechen und den Quell vergiften. Einſt gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müſſen wir ſie auch ſelbſt erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen

Prinzenhofmeiſtern überlaſſen, die ſie zu den Zwecken ihrer Caſte erziehen und an Leib und Seele verſtümmeln. Nichts iſt den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umjunkerung der Kronprinzen. Der beſte Bürger werde Prinzenerzieher, durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds iſt, oder nur im geringſten beſcholten, werde geſetzlich entfernt von der Perſon des jungen Furſten. Drängt er ſich dennoch hinzu, mit jener unverſchämten Zudringlichkeit, die dem Adel in ſolchen Fällen eigen iſt, ſo werde er geſtäubt, auf dem Marktplatz, nach den ſchönſten Rythmen, und mit rothem Eiſen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe ſich an die Perſon des jungen Fürſten gedrängt, um für geiſtreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat wie Sir John, ſo ſetze man ihn blos ins Zuchthaus; aber wo die Weiber ſitzen.

Indeſſen, es gibt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich ſchon in der Vorrede zu Kahldorfs Briefen an den Grafen Moltke angedeutet, dieſen Gegenſtand ausführlicher beſprechen; eine Statiſtik des diplomatiſchen Corps, dem die Intereſſen der Völker anvertraut ſind, wird dabei am intereſſanteſten ſeyn. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichniſſe der verſchiedenen Tugenden deſſelben, in den verſchiedenen Hauptſtädten. Man wird z. B. daraus erſehen, wie in einer der letztern, immer der dritte Mann unter der edlen Genoſſenſchaft entweder ein Spieler iſt, oder ein heimathloſer Lohndiener, oder ein Eskrok, oder der Ruffiano ſeiner eigenen Gattin, oder der Gemahl ſeines Jokeys, oder ein Allerweltsſpion, oder ſonſt ein adliger Taugenichts. Ich habe Behufs dieſer Statiſtik ein ſehr gründliches Quellenſtudium getrieben, und zwar an Tiſchen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Soireen der ſchönſten Göttinnen des Tanzes und des Geſanges, in den Tempeln der Gourmandiſe und der Galanterie, kurz in den vornehmſten Häuſern Europas.

Ich muß in Betreff des Grafen Moltke hier nachträglich erwähnen, daß derſelbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war, und mich in einen Federkrieg über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daß ich ſeine Prinzipien mißverſtanden, oder willkührlich entſtellt hätte. Es ſchien mir aber grade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen mußte. Ich habe dieſe Beſorgniſſe dem Grafen mitgetheilt, und er war verſtändig genug, nichts gegen mich zu ſchreiben. Da ich ihn zuerſt angegriffen, hätte ich ſeine Antwort nicht ignoriren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müſſen. Wegen jener Einſicht verdient der Graf das beſte Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um ſo bereitwilliger, da ich in ihm perſönlich einen geiſtreichen und, was noch mehr ſägen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte in der Vorrede zu den Kahldorfſchen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich ſeine Schrift über Gewerbefreiheit geleſen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalſten Grundſätzen huldigt.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſen Adligen! Die Beſten unter ihnen können ſich von ihren Geburtsintereſſen nicht losſagen. Sie können in den meiſten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotüriers, ſie können vielleicht mehr als dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs Beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiß der feſteſten Meinung, daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiß für deſſen Abſchaffung. Myn Heer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt: der Sklavenhandel ſey etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſey etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.

Daß ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Menſch zu würdigen wiſſen, wenn er die Natur der Bedrohniſſe erwägt, die damals in Deutſchland laut geworden.

Die Leidenſchaften tobten wilder als je, und es galt damals dem Jakobinismus eben ſo kühn die Stirne zu bieten wie einſt dem Abſolutismus. Unbeweglich in meinen Grundſätzen, haben ſelbſt die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier, zu Paris, in den dunkelen Strudel hineinzureißen, wo deutſcher Unverſtand mit franzöſiſchem Leichtſinn rivaliſirte. Ich habe keinen Theil genommen an der hieſigen deutſchen Aſſociation, außer daß ich ihr bei einer Collekte für die Unterſtützung der freien Preſſe, einige Franks zollte; lange vor den Juniustagen habe ich den Vorſtehern jener Aſſociation aufs beſtimmteſte notifizirt, daß ich nicht mit derſelben in weiterer Verbindung ſtehe. Ich kann daher nur mitleidig die Achſel zucken, wenn ich höre, daß die jeſuitiſch ariſtokratiſche Parthei in Deutſchland ſich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzuſtellen, um mir bei deren Exceſſen eine kompromittirende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen beſten Freunden, und ich war ſehr beſorgt für meine ſchlimmſten Feinde. Ja, Ihr theuern Feinde, Ihr wißt nicht wie viel Angſt ich um Euch ausgeſtanden habe. Es war ſchon die Rede davon, alle verrätheriſche Junker, verläumderiſche Pfaffen und ſonſtige Schurken in Deutſchland aufzuknüpfen. Wie durfte ich das leiden! Galt es nur, Euch ein bischen zu züchtigen, Euch auf dem Schloßplatz zu Berlin oder auf dem Schranenmarkt zu München, in einem gelinden Versmaße, mit Ruthen zu ſtreichen, oder Euch die trikolore Kokarde auf die Tonſur zu nageln, oder ſonſt ein Späßchen mit Euch zu treiben, das hätte ich ſchon hingehen laſſen. Aber daß man Euch geradezu umbringen wollte, das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verluſt geweſen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müſſen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftſteller in den Augen des Publikums ſehr ſchädlich iſt. Nichts iſt uns erſprießlicher, als wenn wir lauter ſchlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unüberſehbar reichlich mit dieſer Sorte geſegnet und ich bin froh, daß ſie jetzt in Sicherheit ſind. Ja, laßt uns ein **Te Metternich laudamus** ſingen, Ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte Euch dann auf immer verloren! Jetzt iſt wieder alles ſtill, alles wird beigelegt, oder feſtgeſetzt, die Bundesakte wird losgelaſſen und die Patrioten werden eingeſperrt und wir ſehen einer langen, ſüßen, ſicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungeſtört des alten ſchönen Verhältniſſes erfreuen: ich geißle Euch wieder nach wie vor, und Ihr verläumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, Euch noch ſo ungehenkt zu ſehen! Euer Leben iſt mir theurer, als jemals. Ich kann mich bei Eurem Anblick einer gewiſſen Rührung nicht erwehren. Ich bitte Euch, ſchont Eure Geſundheit; verſchluckt nicht Euer eigenes Gift, lügt und verläumdet lieber wo möglich noch mehr als Ihr zu thun pflegt, das erleichtert das fromme Herz; geht nicht ſo gebückt und gekrümmt, das ſchadet der Bruſt; geht mal ins Theater, wenn eine Raupachſche Tragödie gegeben wird, das heitert auf; verſucht eine Abwechſelung in Euren Privatvergnügungen, beſucht auch einmal ein ſchönes Mädchen; hütet Euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, eines frühen Morgens hängt Ihr an einem kurzen Strick.

Tagesberichte.

Vorbemerkung.

Ueber die mißlungene Inſurrektion vom 5. und 6. Junius, über dieſe ſo bedeutende und folgereiche Erſcheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, ſintemalen beide Partheien gleich intereſſirt waren, die bekannten Thatſachen zu entſtellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geſchrieben Angeſichts der Begebenheiten, im Geräuſch des Partheikampfs und zwar immer kurz vor Abgang der Poſt, ſo ſchleunig als möglich, damit die Correſpondenten des ſiegenden Juſte-milieu nicht den Vorſprung gewönnen —

dieſe flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in ſo weit ſie auf die Inſurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geſchichtſchreiber mag ſie vielleicht einſt um ſo gewiſſenhafter benutzen können, da er wenigſtens ſicher iſt, daß ſie nicht nach ſpäteren Intereſſen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppoſitionen, wie man ſie in dieſen Blättern findet, keines beſonderen Widerrufs bedarf, ſo kann ich doch nicht umhin, eine einzige derſelben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich ſeitdem öffentlich erklärt, daß er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unſer alter General hat ſich, wie ich erſt ſpäter erfahren, an jenem Tage ganz ſeiner würdig gezeigt. Eine leichtbegreifliche Diskretion erlaubt mir nicht, in dieſem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umſtände zu berichten, die ſelbſt den eingefleiſchteſten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen mußten.

Man wird in dieſen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widerſprechenden Aeußerungen begegnen, aber ſie betreffen nie die Dinge, ſondern immer die Perſonen. Ueber erſtere muß unſer Urtheil feſtſtehen, über letztere darf es täglich wechſeln. So habe ich über das ſchlechte Syſtem, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe ſteckt, immer dieſelbe Meinung ausgeſprochen, aber über ſeine Perſon urtheilte ich nicht immer in derſelben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn geſtimmt, weil ich ihn für einen Ariſtokraten hielt; ſpäter, als ich mich von ſeiner ächten Bürgerlichkeit überzeugte, ſprach ich ſchon von ihm viel beſſer; als er uns durch den Etat-de-Siège erſchreckte, ward ich wieder ſehr aufgebracht gegen ihn; dies legte ſich wieder nach den erſten Tagen, als wir ſahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angſt jenen Mißgriff begangen; aber ſeitdem haben mir die Carliſten, durch ihre Schmähungen, eine wahre Vorliebe für die Perſon dieſes Königs eingeflößt, und ich könnte dieſe noch in meinem Herzen ſteigern, wenn ich ihn mit — — — — — — — — vergleichen wollte.

Beilage zu Artikel VI.

„Siehe zu, die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei ſind unſere Großen und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, alles muß ihr ſeyn. (Jeſ. V.) Darüber laſſen ſie denn Gottes Geboth ausgehen unter die Armen und ſprechen: Gott hat geboten, du ſollt nicht ſtehlen; es dienet aber ihnen nicht. So ſie nun alle Menſchen verurſachen, den armen Ackermann, Handwerkmann, und alles was da ledet, ſchinden und ſchaben, (Mich. III.) ſo er ſich dann vergreift an dem Allerheiligſten, ſo muß er henken. Da ſagt dann der Doktor Lügner Amen. Die Herren machen das ſelber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Urſach des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann es in der Länge gut werden. So ich das ſage werde ich aufruhriſch ſeyn, wohl hin.“

So ſprach vor 300 Jahren Thomas Munzer, einer der heldenmüthigſten und unglücklichſten Söhne des deutſchen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das, nach ſeiner Meinung nicht blos die Seligkeit im Himmel verhieß, ſondern auch die Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdammte ſolche aufrühreriſche Lehren, wodurch ſein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntniſſes gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus böſem Eifer, ſchrieb er das unrühmliche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pietiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, anderer Seits um durch Luthers Autorität den Freiheitsenthuſiasmus in Deutſchland niederzudrucken. Aber ein heiligeres Zeugniß, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung und vernichtet die irrige Autorität; Chriſtus, der für die Gleichheit und Bruderſchaft der Menſchen geſtorben iſt, hat ſein Wort nicht als Werkzeug des Abſolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Modlin. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und ſie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je nachdem ſie adeliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Caſimir von Anſpach hat, noch außer ſolchen Hinrichtungen, auch fünf und achtzig Bauern die Augen ausſtechen laſſen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Obereſtreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutſchland viele hunderttauſend Bauern, die nichts als Menſchenrechte und chriſtliche Milde verlangten, abgeſchlachtet und gewürgt wurden von ihren geiſtlichen und weltlichen Herren, iſt männiglich bekannt. Aber auch letztere hatten Recht, denn ſie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an ſich ſelber, durch die Autoritäten eines Luthers und anderer Geiſtlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch unzeitige Controverſe über zweideutige Bibelſtellen, und weil ſie manchmal Pſalmen ſangen ſtatt zu fechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derſelbe Kampf um Gleichheit und Brüderſchaft, aus denſelben Gründen, gegen dieſelben Gewalthaber, nur daß dieſe durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, ſondern aus der Philoſophie ſeine Rechtsanſprüche geſchöpft hatte. Die feudaliſtiſchen und hierarchiſchen Inſtitutionen, die Carl der Große in ſeinem großen Reiche begründet und die ſich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, dieſe hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und, wie alles in der Welt, endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geiſtlichkeit, welche erſtere ſich ihnen gleich dunkte und welche letztere mehr als ſie ſelbſt das Volk beherrſchte: hatten allmählig die Selbſtſtändigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewußt, und unter Ludwig XIV. war dieſes ſtolze Werk vollendet. Statt eines kriegeriſchen Feudaladels, der die Könige einſt beherrſchte und ſchützte: kroch jetzt, um die Stufen des Thrones, ein ſchwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl ſeiner Ahnen, nicht ſeiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh; ſtatt ſtarrer, ultramontaniſcher Prieſter, die mit Beicht und Bann die Konige ſchreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten: gab es jetzt eine gallikaniſche, ſo zu ſagen mediatiſirte Kirche, deren Aemter man im Oeul de boeuf von Verſaille, oder im Boudoir der Maitreſſen erſchlich, und deren Oberhäupter zu denſelben Adligen gehörten, die als Hofdomeſtiken paradirten, ſo daß Abt- und Biſchoffskoſtum, Pallium und Mitra, als eine andre Art von Hoflivree betrachtet werden konnte; — und ohngeachtet dieſer Umwandlung, behielt der Adel die Vorrechte, die er einſt uber das Volk ausgeubt; ja ſein Hochmuth gegen letzteres ſtieg, je mehr er gegen ſeinen koniglichen Herren in Demuth verſank; er uſurpirte, nach wie vor, alle Genuſſe, druckte und beleidigte, nach wie vor; und daſſelbe that jene Geiſtlichkeit, die ihre Macht uber die Geiſter längſt verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, hre Privilegien der Geiſtesunterdruckung und der kirchlichen Tücken noch bewahrt hatte. Was einſt, im Bauernkrieg, die Lehrer des Evangeliums verſucht, das thaten die Philoſophen jetzt in Frankreich, und mit beſſerem Erfolg; ſie demonſtrirten dem Volke die Uſurpationen des Adels und der Kirche; ſie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wetter ſehr günſtig war, begann das Volk das Werk ſeiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz beſuchte, wo die alte, dumpfe, murriſch unangenehme Baſtille geſtanden hatte, fand dort, ſtatt dieſer, ein luftig luſtiges Gebäude, mit der lachenden Aufſchrift: ici on danse.

Seit ſiebzehn Jahren ſind viele Schriftſteller in Europa unabläſſig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten ſie den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ganz beſonders verurſacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, ſie ſuchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebehrdeten ſich dabei ſo ſervil unſchuldig, daß man ſie nicht mehr für Schlangen anſah, ſondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu geſtehen, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meiſten befördert und deren Charakter beſtimmt haben. Ich rühme ſie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine ſchnelle Criſis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödtlich werden konnte, durch ſeine Kunſt gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinſiechende Zuſtand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte ſich minder edel geſtaltet; ſie wäre gemein und grauſam geworden, ſtatt daß ſie jetzt nur tragiſch und blutig ward; ja, was noch ſchlimmer iſt, ſie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall iſt in jenen Ländern, wo nicht die Schriftſteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menſchenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorſperre zu bezahlen, oder um eine furſtliche Maitreſſe los zu werden u. ſ. w. Voltaire und Rouſſeau ſind zwei Schriftſteller, die mehr als alle andere der Revolution vorgearbeitet, die ſpäteren Bahnen derſelben beſtimmt haben, und noch jetzt das franzöſiſche Volk geiſtig leiten und beherrſchen. Sogar die Feindſchaft dieſer beiden Schriftſteller hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern ſelbſt, bis auf dieſe Stunde, nur eine Fortſetzung eben dieſer Feindſchaft.

(Vergl. die Note a. am Schluß.)

Dem Voltaire geſchieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er ſey nicht ſo begeiſtert geweſen wie Rouſſeau; er war nur etwas klüger nud gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet ſich immer in den Stoizismus und grollt lakoniſch beim Anblick fremder Geſchmeidigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philoſoph gegen die Großen geſchrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düſtere Piemonteſer bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienſtbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freiſprechen, er und die meiſten franzöſiſchen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten, wenn ſie ſich daran die Zunge zerriſſen, und ließen ſich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, ſo thut das ihnen eben ſo weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der franzöſiſchen Gelehrten gegen die Großen muß um ſo entſetzlicher geweſen ſeyn, da ſie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genoſſen hatten. Garat erzählt von Champfort, daß er tauſend Thaler, die Erſparniſſe eines ganzen arbeitſamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als, im Anfang der Revolution, zu einem revolutionären Zwecke Geld geſammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegirt worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wiſſenſchaft, haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, daß an deſſen Stelle das Regime der geiſtigen Capazitäten beginne, ſo glaubten jene, die Induſtriellen, daß ihnen, dem faktiſch mächtigſten und kräftigſten Theil des Volks, auch geſetzlich die Anerkenntniß ihrer hohen Bedeutung, und alſo gewiß jede bürgerliche Gleichſtellung und Mitwirkung bei den Staatsgeſchäften, gebühre. Und in der That, da die bisherigen Inſtitutionen auf das alte Kriegsweſen und den Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in ſich trugen: ſo mußte die Geſellſchaft auf die beiden neuen Gewalten baſirt werden, worinn eben die meiſte Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wiſſenſchaft und die Induſtrie. Die Geiſtlichkeit, die geiſtig zurückgeblieben war, ſeit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einſehen müſſen: daß die Macht, die ſie ſeit einem Jahrtauſend ausgeübt, ihren ſtolzen, aber ſchwachen Händen entſchwinde und in die verachteten, aber ſtarken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergebe; ſie hätten einſehen müſſen, daß ſie die verlorene Macht nur in Gemeinſchaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — ſie hatten aber nicht dieſe Einſicht, ſie wehrten ſich thörigt gegen das Unvermeidliche, ein ſchmerzlicher, widerſinniger Kampf begann, die ſchleichende, windige Lüge und der morſche, kranke Stolz fochten gegen die eiſerne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil.

und Wahrheit, gegen Leben und Begeiſtrung, und wir ſtehen jetzt noch auf der Wahlſtätte.

Da war ein trübſeliger Miniſter, reſpektabeler Banquier, guter Hausvater, guter Chriſt, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, der glaubte ſteif und feſt, das Defizit des Büdjets ſei der eigentliche Grund des Uebels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Defizit zu heben, und vor lauter Zahlen ſah er weder die Menſchen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in ſeiner Dummheit einen ſehr guten Einfall, nämlich die Zuſammenberufung der Notabeln. Ich ſage einen ſehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Defizit hätte Frankreich ſich noch länger im Zuſtande des mißbehaglichſten Siechthums hingeſchleppt; jenes Defizit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zuſammenberufung der Notabeln beſchleunigte die Criſis und alſo auch die künftige Geneſung; und wenn einſt die Büſte Neckers ins Pantheon der Freiheit aufgeſtellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotiſchem Eichenlaub, aufs Haupt ſetzen. Wahrlich, iſt es thörigt, wenn man nur die Perſonen ſieht in den Dingen, ſo iſt es noch thörigter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen ſieht. Es giebt aber Kleingeiſter, die aufs pfiffigſte beide Irrthümer zu verſchmelzen ſuchen, die ſogar in den Perſonen die Zahlen ſuchen, womit ſie uns die Dinge erklären wollen. Sie ſind nicht damit zufrieden, den Julius Cäſar für die Urſache des Untergangs römiſcher Freiheit zu halten, ſondern ſie behaupten: der geniale Julius ſey ſo verſchuldet geweſen, daß er, um nicht ſelber eingeſteckt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mitſammt ſeinen Gläubigern einzuſtecken. Wenn ich nicht irre, ſo dient eine Stelle Plutarchs, wo dieſer von Cäſars Schulden ſpricht, zur Baſis einer ſolchen Argumentation. Bourienne, der kleine ſchmuckelnde Bourienne, der beſtechliche Croupier beim Glückſpiel des

Kaiſerreichs, die armſelige arme Seele, hat irgendwo in ſeinen Memoiren angedeutet, daß es wohl Geldverlegenheit geweſen ſeyn mag, was den Napoleon Bonaparte, im Anfange ſeiner Laufbahn, zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieſer Weiſe ſind manche Tiefdenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Urſache des Untergangs der franzöſiſchen Monarchie zu halten, ſondern ſie behaupten ſogar, jener ſey ſo ſehr durch Geldnoth und Schulden bedrängt geweſen, daß er ſich nur durch den Umſturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will ſolche Abſurdität nicht weiter beſprechen; doch mußte ich ſie erwähnen, weil ſie eben in der letzten Zeit ſich am blühendſten entfalten konnte. Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräſentanten jener erſten Phaſis der Revolution, die mit der Nationalverſammlung beginnt und ſchließt. Er iſt als ſolcher ein Volksheld geworden, man beſpricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man ſieht ihn dargeſtellt auf allen franzöſiſchen Theatern, in allen ſeinen Geſtalten: arm und wild; liebend und haſſend; lachend und knirſchend; ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der kapabel war, ſeinen letzten Firſtern und letzten Louisd'or im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſaulen niederreißt, um im ſturzenden Gebäude ſeine malmenden Philiſter zu verſchutten; ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit ſtralender Ariel-Kaliban,“ den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poeſie der Vernunft berauſcht hatte; ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit; ein Zwitterweſen, das nur Jüles Janin ſchildern konnte.

Eben durch die moraliſchen Widerſprüche ſeines Charakters und Lebens, iſt Mirabeau der eigentliche Repräſentant ſeiner Zeit, die ebenfalls ſo liederlich und erhaben, ſo verſchuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker ſitzend die ſchlüpfrigſten Romane, aber auch die edelſten Befreiungsbücher geſchrieben, und die nachher, obgleich belaſtet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten, infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblaſſenden Ceremonienmeiſter der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: **allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes.** Mit dieſen Worten beginnt die franzöſiſche Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, ſie auszuſprechen, die Zunge der Roturiers und Vilains war noch gebunden von dem ſtummen Zauber des alten Gehorſams, und eben nur im Adel, in jener überfrechen Kaſte, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erſtes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß man mir jüngſt verſichert, jene weltberühmten Worte Mirabeaus gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der neben ihm ſitzend, ſie ihm ſoufflirt habe. Ich glaube nicht, daß dieſe Sage ganz grundlos erfunden ſey, ſie widerſpricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeaus, der die Ideen ſeiner Freunde eben ſo gern wie ihr Geld borgte, und der deswegen in vielen Memoiren, namentlich in den Briſſotſchen und in den jüngſt erſchienenen Memoiren von Dümont, entſetzlich verſchrieen wird. Manche ſeiner Zeitgenoſſen haben deßhalb an der Größe ſeines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirkſame Saillies, Theatercoups der Tribüne zugeſtanden. Es iſt jetzt ſchwer, ihn in dieſer Hinſicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugniß der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber ſeiner Rede mehr in ſeiner perſönlichen Erſcheinung als in ſeinen Worten. Beſonders wenn er leiſe ſprach, wird man durchſchauert von dem wunderbaren Laut ſeiner Stimme; man hörte die Schlangen ziſchen, die heimlich unter den oratoriſchen Blumen krochen. Kam er in Leidenſchaft, war er unwiderſtehlich. Von Frau von Staël erzählt man, daß ſie auf der Gallerie der Nationalverſammlung ſaß, als Mirabeau die Tribüne beſtieg, um gegen Necker zu ſprechen. Es verſteht ſich, daß eine Tochter wie ſie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber dieſe feindlichen Gefühle ſchwanden, je länger ſie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter ſeiner Rede mit ſchrecklichſter Herrlichkeit aufſtieg, als die vergifteten Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, als die weltzerſchmetternden Donner aus ſeiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über der Balluſtrade der Gallerie und applaudirte wie toll.

Aber bedeutſamer noch als das Rednertalent des Mannes, war das was er ſagte. Dieſes können wir jetzt am unpartheiiſchſten beurtheilen, und da ſehen wir, daß Mirabeau ſeine Zeit am tiefſten begriffen hat, daß er nicht ſowohl niederzureißen als auch aufzubauen wußte, und daß er letzteres beſſer verſtand als die großen Meiſter, die ſich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeaus finden wir die Hauptideen einer konſtitutionellen Monarchie, wie ſie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blaſſen Linien entworfen; und wahrlich, allen weiſen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieſer Linien, dieſer Staatshülfslinien, die das größte politiſche Genie unſerer Zeit, mit prophetiſcher Einſicht und mathematiſcher Sicherheit, vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeaus Schriften in dieſer Hinſicht, auch für Deutſchland, ganz beſonders zu exploitiren ſuchte. Seine revolutionären, negirenden Gedanken haben leichtes Verſtändniß und ſchnelle Wirkung gefunden. Seine eben ſo gewaltigen poſitiven, konſtituirenden Gedanken ſind weniger verſtanden und wirkſam geworden.

Am wenigſten verſtand man Mirabeaus Vorliebe für das Königthum. Was er dieſem an abſoluter Gewalt abgewinnen wollte, das gedachte er ihm durch konſtitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte, die königliche Macht noch zu vermehren und zu verſtärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn, durch Hofintriquen und Beichtſtuhl, faktiſch beherrſchten, gewaltſam riß, und vielmehr in die Arme des dritten Standes hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konſtitutionellen Königthums, das, nach meinem Bedünken der Wunſch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratiſch formulirt, auch von der Gegenwart, von Uns in Deutſchland, verlangt wird.

Dieſer konſtitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meiſten geſchadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, ſahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie ſchmähten ihn alsdann um die Wette mit den Ariſtokraten, die ihn haßten, eben weil ſie ihn begriffen, weil ſie wußten, da Mirabeau, durch die Vernichtung der Privilegienwirthſchaft, das Königthum auf ihre Koſten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Miſere der Privilegirten anwiderte, ſo mußte ihm auch die Rohheit der meiſten Demagogen fatal ſeyn, um ſo mehr, da ſie, in jener wahnwitzig debordirenden Weiſe, die wir wohl kennen, ſchon die Republik predigten. Es iſt intereſſant, in den damaligen Blättern zu ſehen, zu welchen ſonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchiſche Tendenz des großen Tribuns unwirkſam zu machen. So z. B. als Mirabeau ſich einmahl ganz beſtimmt royaliſtiſch ausgeſprochen hatte, wußten ſich dieſe Leute nicht anders zu helfen, als indem ſie ausſprengten: da Mirabeau ſeine Reden öfters nicht ſelbſt mache, ſey es ihm paſſirt, daß er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu leſen vergeſſen, und erſt auf der Tribune bemerkt habe, daß dieſer ihm perfiderweiſe eine ganz royaliſtiſche Rede untergeſchoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer geſtritten. Die Einen ſagen, er ſtarb zu früh; die Anderen ſagen, er ſtarb eben zur rechten Zeit. Er ſtarb nicht an Gift; denn die Ariſtokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Paläſte. Mirabeau ſtarb, weil er zwei Tanzerinnen, Mesdemoiſelles Helisberg und Colomb, und eine Stunde vorher eine Trüffelpaſtete genoſſen hatte. — — — —

Note n.

Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Convents war nichts anders als der geheime Groll des rouſſeauiſchen Rigorismus gegen die voltairſche Legèrte. Die ächten Montagnards hegten ganz die Denk- und Gefühlsweiſe Rouſſeaus, und als ſie die Dantoniſten und Hebertiſten zu gleicher Zeit guillotinirten, geſchah es nicht ſowohl weil jene zu ſehr den erſchlaffenden Moderantismus predigten und dieſe hingegen im zügelloſeſten Sanculotismus ausarteten; wie mir jüngſt ein alter Bergmann ſagte: parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu. Beim Umſturzen des Alten waren die wilden Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas neues gebaut werden ſollte, als das Poſitivſte zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rouſſeauiſch ernſte Schwärmer St. Juſt haßte alsdann den heiteren, geiſtreichen Fanfaron Desmoulin. Der ſittenreine, unbeſtechliche Robespierre haßte den ſinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Incarnation Rouſſeaus; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unſterblichkeit, er haßte die voltaireſchen Religionsſpöttereien, die unwürdigen Poſſen eines Gobels, die Orgien der Atheiſten, und das laxe Treiben der Esprits, und er haßte vielleicht jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor ſiegte die kurz vorher unterdrückte voltaireſche Parthei; unter dem Direktorium übte ſie ihre Reaktionen gegen den Berg; ſpäterhin, während dem Heldenſpiel der Kaiſerzeit und während der frommen chriſtlichen Comedie der Reſtauration konnte ſie nur in untergeordneten Rollen ſich geltend machen; aber wir ſahen ſie doch, bis auf dieſe Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatsruder ſtehen, und zwar repräſentirt von dem ehemaligen Biſchof von Autün, Charles Maurice Talleyrand. Rouſſeaus Parthei, unterdrückt ſeit jenem unglückſeligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geiſtig und leiblich geſund, in den Faurbourgs St. Antoine und St. Marceau, ſie lebt in der Geſtalt eines Garnier Pagès, eines Cavaignac, und ſo vieler andern edlen Republikaner die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten, für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieſer Parthei mich anſchließen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daß ich ſie jemals bekämpfen würde.

Paris, 5 Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, un convoi d'opposition, wie die Philippiſten ſagen, iſt eben von der Madelaine nach dem Baſtillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuſchauer als bei Caſimir Periers Begräbniß. Das Volk zog ſelbſt den Leichenwagen. Beſonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Karmoſinroth und Gold beſtanden. Um ein Uhr fiel ein ſtarker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotz dem blieb eine unabſehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Meiſten baarhaupt. Als der Zug bis gegen das Bariétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der **Amis du peuple** vorüberzog, und mehrere derſelben **vive la République** riefen, fiel es einem Polizeiſergeanten ein zu interveniren; aber man ſtürzte über ihn her, zerbrach ſeinen Degen, und ein gräßlicher Tumult entſtand; er iſt nur mit Noth geſtillt worden. Der Anblick einer ſolchen Störniß, die einige hunderttauſend Menſchen in Bewegung geſetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug.

Paris, 6. Junius.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem geſtrigen Briefe erwähnt habe, daß auf den Abend eine Emeute angeſagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés ſtatt fand, konnte man ſchon Schlimmes ahnen. Auf weſſen Seite die Schuld, daß die Leidenſchaft ſo fürchterlich ausbrach, iſt ſchwer zu ermitteln. Die widerſprechendſten Gerüchte herrſchen noch immer über den Anfang der Feindſeligkeiten, über die Ereigniſſe dieſer Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebniß, welches mir von mehrern Seiten und aufs glaubwürdigſte beſtätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, deſſen Anweſenheit bei dem Leichenzug überall Enthuſiasmus erregt hatte, auf dem Platze, bei dem Pont d'Auſterlitz, wo die Todtenfeier ſtatt fand, ſeine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche ſchon vorher viel Aufmerkſamkeit erregt, eine rothe phrygiſche Mütze geſteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob ſich auf den Schultern der Nebenſtehenden, ſchwenkte ſeinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: **vive la liberté**, nach anderer Ausſage **vive la République**. Lafayette ſoll alsdann ſeinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze geſetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, ſie hätten es mit eigenen Augen geſehen. Es iſt möglich, daß er durch Zwang oder Ueberraſchung dieſe ſymboliſche Handlung gethan; es iſt aber auch möglich, daß eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daß man es in dem großen Menſchengedränge bemerken konnte. Nach dieſer Manifeſtation, ſagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Munizipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerſtand leiſteten, habe der Kampf begonnen. So viel iſt gewiß, als Lafayette, ermüdet von dem vierſtündigen Wege, ſich in einen Fiaker ſetzte, hat das Volk die Pferde deſſelben ausgeſpannt und ſeinen alten treueſten Freund, mit eigenen Händen, unter ungeheurem Beifallruf, über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde geriſſen und liefen damit, wie Wilde, neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht ſchien, durch das ungefüge Menſchengedränge umgeſtürzt zu werden. Es ſollen zwei Schüſſe den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über diesen sonderbaren Umſtand nichts Beſtimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindſeligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Auſterlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten“ den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nachſten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Munizipalgarden ſich dergleichen Verhaben widerſetzten. So ſchlug man ſich nun mit großer Erbitterung, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Baſtille iſt viel Blut gefloſſen. Um halb ſieben Uhr kämpfte man ſchon an der Porte St. Denis, wo das Volk ſich barrikadirte. Mehrere bedeutende Poſten wurden genommen; die Nationalgarden, die ſolche beſetzt hatten, widerſtanden nur ſchwach, und ubergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoites fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten“ hatten drei Poſten an der Bank beſetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiquen geſchloſſen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch ſonſt bei Emeuten ſehr furchtlos ihre Schauluſt befriedigen; es ſah Alles ſehr ernſthaft aus. Linientruppen und Kuiraſſiere zogen hin und her, Ordonnanzen mit beſorgten Geſichtern ſprengten vorüber, in der Ferne Schüſſe und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend ſehr günſtig. Die Sache ſchien für die Regierung ſehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten ſich für das Volk erklärt. Der Irrthum entſtand dadurch, daß Viele der „Patrioten“ geſtern die Uniform der Nationalgardiſten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unſchlüſſig war, welche Partei ſie unterſtützen ſollte. Während dieſer Nacht haben die Weiber wahrſcheinlich ihren Männern demonſtrirt, daß man nur die Partei unterſtützen müſſe, die am meiſten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und deſſen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die ſehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe ſehr ſchädlich ſeyen; die Nationalgarde iſt alſo heute ganz gegen die Republikaner; die Sache iſt entſchieden. C'est un coup manqué, ſagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde ſtehen ſehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuillerien, auf dem Karrouſſelplatz. Der Bürgerkönig iſt von Bürgerkanonen umringt; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Es iſt jetzt vier Uhr, und es regnet ſtark. Dieſes iſt den „Patrioten" ſehr ungünſtig, die ſich großentheils im Quartier St. Martin barrikadirt haben, und wenig Zuhülfe erhalten. Sie ſind von allen Seiten cernirt, und ich höre in dieſem Augenblick den ſtärkſten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroiſch zu ſterben.

Das werden Viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht: faſt ununterbrochen dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollſten Widerhall. Es iſt eine unglückſelige Begebenheit, die noch unglückſeligere Folgen haben wird.

Paris, 7. Jun.

Als ich geſtern nach der Börſe ging, um meinen Brief in den Poſtkaſten zu werfen, ſtand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen, vor der breiten Börſentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daß die Niederlage der Patrioten gewiß ſey, zog ſich die ſüßeſte Zufriedenheit über ſämmtliche Geſichter; man konnte ſagen, die ganze Börſe lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man ſchoß nämlich noch bis fünf Uhr; um ſechs Uhr war der ganze

Revolutionsverſuch unterdrückt. Die Journale konnten alſo darüber ſchon heute ſo viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathſam ſchien. Der Conſtitutionnel und die Debats ſcheinen die Hauptzüge der Ereigniſſe einigermaaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maaßſtab iſt falſch. Ich komme eben von dem Schauplatze des geſtrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie ſchwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieſer Schauplatz iſt nämlich eine der größten und volkreichſten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieſes Namens auf dem Boulevard beginnt und erſt an der Seine, an dem Pont-de-Notre-Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten,“ oder wie ſie heute heißen, der „Rebellen,“ die ſich dort geſchlagen, auf fünfhundert bis tauſend angeben; jedoch, gegen die Mitte der Straße ward dieſe Angabe immer kleiner, und ſchmelz endlich bis auf fünfzig. Was iſt Wahrheit! ſagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen iſt leichter zu ermitteln; es ſollen geſtern (ſelbſt dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann ſchlagfertig in Paris geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: **Vive la République!** und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie, ſtatt deſſen: **Vive Napoléon!** gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hülfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit, unter dem Namen: Karliſten, hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber geweſen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären, ſtatt jener Republikaner, geſtorben.

Die Nationalgardiſten freuen ſich ſehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten ſie geſtern Abend faſt mir ſelber, der ich doch zu ihrer Parthei gehöre, eine ganz ungeſunde Kugel in den Leib gejagt; ſie ſchoſſen nämlich heldenmüthig auf jeden, der ihren Poſten zu nahe kam. — Es war ein regnichter, ſternloſer, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da faſt alle Läden, eben ſo wie den Tag über, geſchloſſen waren. Heute iſt wieder Alles in bunter Bewegung, und man ſollte glauben, nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin ſind alle Läden geöffnet. Trotz dem, daß man, wegen des aufgeriſſenen Pflaſters und der Reſte der Barrikaden, dort ſchwer paſſirt, wälzt ſich jetzt, aus Neugier, eine ungeheure Menſchenmaſſe durch die Straße, dieſe ſehr lang und ziemlich eng iſt, und deren Häuſer ungeheuer hoch gebaut. Faſt überall hat dort der Kanonendonner die Fenſterſcheiben zerbrochen und überall ſieht man die friſchen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeſchoſſen, bis die Republikaner ſich in die Mitte derſelben zuſammengedrängt ſahen. Geſtern ſagte man, in der Kirche St. Mery ſeyen ſie endlich von allen Seiten eingeſchloſſen geweſen. Dieſem aber hörte ich am Orte ſelbſt widerſprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclerque geheißen und an der Ecke des Gäßchens St. Mery gelegen, ſcheint das Hauptquartier der Republikaner geweſen zu ſeyn. Hier hielten ſie ſich am längſten; hier leiſteten ſie den letzten Widerſtand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meiſtens durch die Bajonnette gejagt. Hier fielen die Schüler der Alfortſchen Schule. Hier floß das glühendſte Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß die Republikaner aus lauter jungen Brauſeköpfen beſtanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mery ſprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; dieſer habe ſonſt ſo friedlich gelebt, aber, als er die rothe Fahne geſehen und vive la République rufen hörte, ſey er, mit einer alten Pike, zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen geſtorben. Armer Greis! er hörte den Kuhreigen „des Berges" und die Erinnerung ſeiner erſten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmahl mitträumen den Traum der Jugend! Schlaft wohl!

Die Nachfolgen dieſer geſcheiterten Revolution ſind vorauszuſehen. Ueber tauſend Menſchen ſind arretirt, darunter auch, wie man ſagt, ein Deputirter, Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der beſten Menſchen müſſen Trauer anlegen. Die Abſchreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon iſt der Nationalgarde Angſt ob ihrer eignen Force; dieſe Helden erſchrecken, wenn ſie ſich ſelbſt in einem Spiegel ſehen. Der König, der große, ſtarke, mächtige Ludwig Philipp wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe ſchmähen, und letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. ſ. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Abſicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer ſtarken Frau, die wahrſcheinlich ſeine eigne war. Das iſt die Kontrerevolution.

Paris, 8. Jun.

Es ſcheint keine ganz rothe, ſondern eine roth-ſchwarz-goldene Fahne geweſen zu ſeyn, die Lafayette, bei Lamarque's Todtenfeier, mit Immortellen bekränzt hat. Dieſe fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten Viele für eine republikaniſche gehalten. Ach, ich kannte ſie ſehr gut, ich dachte gleich: du lieber Himmel! das ſind ja unſre alten Burſchenſchaftsfarben, heute geſchieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geſchah beides. Als die Dragoner, beim Beginn der Feindſeligkeiten, auch auf die Deutſchen einſprengten, die jener Fahne folgten, barrikadirten ſich dieſe hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirirten ſie ſich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in ſehr beſchädigtem Zuſtand, iſt gerettet. Den Franzoſen, die mich über die Bedeutung dieſer roth-ſchwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewiſſenhaft geantwortet: der Kaiſer Rothbart, der ſeit vielen Jahrhunderten im Kiffhäuſer wohnt, habe uns dieſes Banner geſchickt, als ein Zeichen, daß das alte große Traumreich noch exiſtirt, und daß er ſelbſt kommen werde, mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daß letzteres ſo bald geſchieht; es flattern noch gar zu viele ſchwarze Raben um den Berg.

Hier, in Paris, geſtalten ſich die Verhältniſſe minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonnette und wachſame Militairgeſichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckſchuß gehalten, daß man Paris in Belagerungsſtand erklärt; es hieß, man würde dieſe Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich geſtern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren ſah, merkte ich, daß man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journaliſten, an den Leib zu kommen. Es iſt nun die Frage, ob der „gute Wille“ auch mit hinlänglicher Kraft gepaart iſt. Man exploitirt jetzt die Siegesbetäubung der Nationalgardiſten, die in Betreff der Republikaner an gewaltſamen Maaßregeln Theil genommen, und denen jetzt Ludwig Philipp wieder kameradlich wie ſonſt die Hand drückt. Da man die Karliſten haßt und die Republikaner mißbilligt, ſo unterſtützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er iſt ſo populair wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe Vive le roi! rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Geſtalt geſehen, die unfern des Faubourg-Mont-Martre ihm kühn entgegentrat und à bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königl. Gefolges ſtiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Proteſtanten und ſchleppten ihn mit ſich fort.

Ich habe Paris nie ſo ſonderbar ſchwül geſehen wie geſtern Abend. Trotz des ſchlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menſchen gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten ſich die Gruppen der Politiker, und ſprachen leiſe, in der That ſehr leiſe; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht geſtellt, und in vierundzwanzig Stunden erſchoſſen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtsſchlendrian meines Deutſchlands zurückzuſehnen. Der geſetzloſe Zuſtand, worin man ſich jetzt hier befindet, iſt widerwärtig; das iſt ein fataleres Uebel als die Cholera. Wie man früher, als letztere graſſirte, durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl geängſtet wurde, ſo ängſtigte man ſich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arreſtationen, wenn man von geheimen Füſilladen hört, wenn tauſenderlei ſchwarze Gerüchte ſich, wie geſtern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen .Heute, bei Tageslicht, iſt man beruhigter. Man geſteht, daß man ſich geſtern geängſtigt, und man iſt vielmehr verdrießlich als furchtſam. Es herrſcht jetzt ein Juſtemilieu-Terreur!

Die Journale ſind gemäßigt in ihren Proteſtationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der National und der Temps ſprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern ſteht, weiß ich über die neueſten Ereigniſſe nicht mitzutheilen. Man iſt ruhig, und läßt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung iſt vielleicht erſchrocken über die ungeheure Macht, die ſie in ihren eigenen Händen ſieht. Sie hat ſich über die Geſetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi. Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltſamen Maaßregeln entſchuldigen, iſt die Nothwendigkeit, daß die royauté démocratique im Innern erſtarken müſſe, um nach Außen kräftiger zu handeln.

Paris, 10. Juni.

Geſtern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Füſilladen, noch vorgeſtern Abend von den glaubwürdigſten Leuten verbreitet, wurde von denen, die der Regierung am nächſten ſtehen, aufs beruhigendſte widerſprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingeſtanden. Deſſen konnte man ſich aber auch mit eignen Augen uberzeugen; geſtern, noch mehr aber vorgeſtern, ſah man uberall arretirte Perſonen von Linienſoldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Prozeſſion; alte und junge Menſchen, in den kläglichſten Koſtümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen, zu Vincennes. Ueberall ſah man Volksgruppen vor den Häuſern, wo Nachſuchungen geſchahen. Dies war hauptſächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes geweſen, und wo ſich viele der Kämpfer, als ſie an ihrer Sache verzweifelten, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther ſie aufſpürte. Längs den Quais ſah man das meiſte Volksgewimmel, gaffend und ſchwatzend, beſonders in der Nähe der

Rue St. Martin, die noch immer mit Schauluſtigen gefüllt iſt, und um das Palais de Juſtice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man ſich, um die dort ausgeſtellten Todten zu ſehen; dort gab es die ſchmerzlichſten Erkennungsſcenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Geſichtern, patrouillirende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardiſten.

In der Societät iſt man jedoch ſeit vorgeſtern nicht im mindeſten bekümmert; man kennt ſeine Leute, und man weiß, daß das Juſte-Milieu ſich ſelbſt ſehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle ſeiner Gewalt. Es beſitzt jetzt das große Richtſchwert, aber es fehlt ihm die ſtarke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindeſten Streich fürchtet es, ſich ſelbſt zu verletzen. Berauſcht von dem Siege, den man zunächſt dem Marſchall Soult verdankte, ließ man ſich zu militairiſchen Maaßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiſerzeit, vorgeſchlagen haben ſoll. Nun ſteht dieſer Mann auch faktiſch an der Spitze des Miniſterraths, und ſeine Kollegen und die übrigen Juſte-Milieuleute fürchten, daß ihm jetzt auch die ſo eifrig ambitionnirte Präſidentur anheimfalle. Man ſucht daher ganz leiſe einzulenken und ſich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonnanz über die Erklärung des Belagerungszuſtandes jetzt nachſchickt. Man kann es dem Juſte-Milieu anſehen, wie es ſich vor ſeiner eigenen Macht jetzt ängſtigt und aus Angſt ſie krampfhaft in Händen hält, und ſie vielleicht nicht wieder losgibt, bis man ihm Pardon verſpricht. Es wird vielleicht, in der Verzweiflung, einige unbedeutende Opfer fallen laſſen; es wird ſich vielleicht in den lächerlichſten Grimm hineinlügen, um ſeine Feinde zu erſchrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es iſt unmöglich vorauszuſehen, was nicht Alles die Furcht vermag, wenn ſie ſich in den Herzen der

Gewalthaber barrikadirt hat und ſich rings von Tod und Spott cernirt ſieht. Die Handlungen eines Furchtſamen, wie die eines Genie's, liegen außerhalb aller Berechnung. Indeſſen, das höhere Publikum fühlt hier, daß der außergeſetzliche Zuſtand, worein man es verſetzt, nur eine Formel iſt. Wo die Geſetze im Bewußtſeyn des Volks leben, kann die Regierung ſie nicht durch eine plötzliche Ordonnanz vernichten. Man iſt hier de facto ſeines Leibes und ſeines Eigenthums immer noch ſicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte inſtituirt ſind, herrſcht hier noch immer mehr faktiſche Preßfreiheit, und die Journaliſten ſchreiben hier über die Maaßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Kontinents, wo die Preßfreiheit durch papierne Geſetze ſanktionirt iſt.

Da die Poſt heute, Sonntag, ſchon dieſen Mittag abgeht, kann ich über heute nichts mittheilen. Auf die Journale muß ich blos verweiſen. Ihr Ton iſt weit wichtiger als das, was ſie ſagen. Uebrigens ſind ſie gewiß wieder voll von Lügen. — Seit frühestem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es iſt heute große Revue. Mein Bedienter ſagt mir, daß die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trone bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt ſind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Beſieger der Catilinas vom 5. Jun., Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Boutiquen, der Bürgerkönig wird ſich in einigen Stunden ſeinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird ſehr gerührt ſeyn; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an beſonderen Sicherheitsmaaßregeln und an Extra-Enthuſiasmus nicht fehlen laſſen.

Paris, 11. Juni.

Ein wunderſchönes Wetter begünſtigte die geſtrige Heerſchau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trone bis zur Barrière de l'Etoile ſtanden vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuſchauern war auf den Beinen oder an den Fenſtern, neugierig erwartend, wie der König ausſehen und das Volk ihn empfangen werde, nach ſo außerordentlichen Ereigniſſen. Um Ein Uhr gelangten Se. Majeſtät mit Ihrem Generalſtab in die Nähe der Porte-Saint-Denis, wo ich auf einer umgeſtürzten Thonne ſtand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, ſondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden ſtanden, und den ganzen Weg entlang lag er ſeitwärts vom Pferde herabgebeugt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei Stunden ſpäter deſſelben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er daſſelbe Manöuvre fortſetzte, ſo daß ich mich nicht wundern würde, wenn er, in Folge dieſer ſchiefen Haltung, heute die größten Bruſtſchmerzen empfindet, oder ſich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei mußte er beſtändig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Geſichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat ſich ſehr verändert, ſeit ich ihn dieſen Winter auf einem Ball in den Tuillerien geſehen. Das Fleiſch ſeines Geſichtes, damals roth und ſchwellend, war geſtern ſchlaff und gelb, ſein ſchwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, ſo daß es ausſieht, als wenn ſogar ſeine Wangen ſich ſeitdem geängſtigt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schickſals; wenigſtens war es ein Zeichen des Kummers, daß er nicht daran gedacht hat, ſeinen Backenbart ſchwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der, mit ganzer Vorderbreite, ihm tief in die Stirne gedrückt ſaß, gab ihm außerdem ein ſehr unglückliches Anſehen. Er bat gleichſam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, dieſem Mann war es nicht anzuſehen, daß er uns Alle in Belagerungsſtand erklärt hat. Es regte ſich daher auch nicht der mindeſte Unwille gegen ihn, und ich muß bezeugen, daß großer Beifallruf ihn überall begrüßte; beſonders haben ihm diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein raſendes Lebehoch nachgeſchrien und aus tauſend Weibermäulern erſcholl ein gellendes: **Vive le roi!** Ich ſah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen ſtieß, weil er nicht laut genug geſchrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieſelben Franzoſen ſind, die ſo oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten ſahen mit ſeinem marmornen Cäſargeſicht und ſeinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerſchau gehalſten, oder vielmehr das Heer betaſtet hatte, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich exiſtirt, dauerte der militairiſche Lärm noch mehrere Stunden. Die verſchiedenen Korps ſchrien ſich beſtändig Komplimente zu, wenn ſie an einander vorübermarſchirten. **Vive la ligne!** rief die Nationalgarde, und jene ſchrie dagegen **Vive la Garde nationale!** Sie fraterniſirten. Man ſah einzelne Linienſoldaten und Nationalgarden in ſymboliſcher Umarmung; eben ſo, als ſymboliſche Handlung, theilten ſie mit einander ihre Würſte, ihr Brod und ihren Wein. Es ereignete ſich nicht die geringſte Unordnung.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß der Ruf: **Vive la liberté!** der häufigſte war, und wenn dieſe Worte von ſo vielen tauſend bewaffneten Leuten aus voller Bruſt hervorgejauchzt wurden, fühlte man ſich ganz heiter beruhigt, trotz des Belagerungsſtandes und der inſtituirten Kriegsgerichte. Aber das iſt es eben, Ludwig Philipp wird ſich nie ſelbſtwillig der öffentlichen Meinung entgegenſtellen, er wird immer ihre dringendſten Gebote zu erlauſchen ſuchen und immer darnach handeln. Das iſt die wichtige Bedeutung der geſtrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfniß, das Volk in Maſſe zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß es ihm ſeine Kanonenſchüſſe und Ordonnanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält, und kein ſonſtiges Mißverſtändniß ſtatt findet. Das Volk wollte ſich aber auch ſeinen Ludwig Philipp genau betrachten, um ſich zu überzeugen, daß er noch immer der unterthänige Höfling ſeines ſouverainen Willens iſt, und ihm noch immer gehorſam und ergeben geblieben. Man konnte deshalb ebenfalls ſagen, das Volk habe den König die Revue paſſiren laſſen, es habe Königſchau gehalten, und habe bei deſſen Manöuvre ſeine allerhöchſte Zufriedenheit geäußert.

Paris, 12. Juni.

Die große Revue war geſtern das allgemeine Tagesgeſpräch. Die Gemäßigten ſahen darin das beſte Einverſtändniß zwiſchen dem König und den Bürgern. Viele erfahrne Leute wollen jedoch dieſem ſchönen Bunde nicht trauen, und weisſagen ein Zerwürfniß, das leicht ſtattfinden kann, ſobald einmal die Intereſſen des Thrones mit den Intereſſen der Boutique in Konflikt gerathen. Jetzt freilich ſtützen ſie ſich wechſelſeitig, und König und Bürger ſind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgeſtern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene ſchöne Uebereinſtimmung am beſten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarden ihm vorbei defilirten, traten einzelne derſelben, ohne Umſtände, aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, ſagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder ſagten ihm bündigſt ihre

Meinung über die letzten Ereigniſſe, oder erklärten ihm unumwunden, daß ſie ihn unterſtützen werden, ſo lange er ſeine Macht nicht mißbrauche. Daß dieſes nie geſchehe, daß er nur die Unruheſtifter unterdrücken wolle, daß er die Freiheit und Gleichheit der Franzoſen um ſo kräftiger verfechten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligſte, und ſein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen dieſe Umſtände nachträglich erwähnen müſſen. Ja, ich geſtehe es, das mißtrauende Herz ward mir dadurch etwas beſänftigt.

Die Oppoſitionsjournale ſcheinen faſt die vorgeſtrigen Vorgänge ignoriren zu wollen. Ueberhaupt iſt ihr Ton ſehr merkwürdig. Es iſt eine Art des Anſichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie ſcheinen nur die Aufhebung der Ordonnanz über den Belagerungsſtand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journals bekundet, in welchem Grade es bei den letzten

Ereigniſſen kompromittirt iſt. Die Tribune muß ganz ſchweigen, denn dieſe iſt am meiſten bloßgeſtellt. Der National iſt es ebenfalls, aber nicht in ſo hohem Grade, und er darf ſchon mehr und freier ſprechen. Der Temps, der am ſtärkſten und kühnſten ſich gegen die Ordonnanz des Belagerungsſtandes erhoben hat, ſteht gar nicht ſchlecht mit einigen Rädelsfuhrern des Juſte-Milieu, und iſt viel mehr geſchutzt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch ſolche Beruckſichtigung nicht abhalten laſſen, den Herrn Coſte als einen der beſten Burger Frankreichs zu loben, ob der männlichen großen Worte, womit er ſich in bedrängteſter Zeit gegen die Ungeſetzlichkeit und die Willkuhr der Regierung ausgeſprochen hat. — Herr Sarrut iſt arretirt; Herrn Carrel ſucht man überall. Gegen Carrel iſt man wohl am meiſten aufgebracht. Man glaubt nämlich allgemein, Herr Carrel ſtände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebaude in der Rue du Croiſſant, wo die

Druckerei und die Bureaux des National, hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitauſend Perſonen, worunter viele von hoher Bedeutung, ſind dorthin gegangen, um ſich und ihren Anhang zu jeder Mithülfe anzubieten. Es iſt aber ganz gewiß, daß Carrel alle ſolche Anträge abgelehnt, und vorausgeſagt, daß die beabſichtigte Revolution mißlinge, weil man ſie nicht gehörig vorbereitet; weil man ſich der Sympathie des Volks nicht verſichert; weil man der nöthigſten Hülfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agirenden Perſonen kenne u. ſ. w. Und in der That, nie gab es eine Empörung, die ſchlechter eingeleitet worden, und bis auf dieſe Stunde weiß man noch nicht, wie ſie entſtanden iſt und ſich geſtaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, verſichert: als die Republikaner, die ſich dort eingeſchloſſen fanden, einander betrachteten, hat keiner den andern gekannt, und nur Zufall hat alle dieſe Menſchen, die ſich ganz fremd waren, zuſammen gebracht. Sie lernten ſich jedoch ſchnell kennen, als ſie ſich gemeinſchaftlich ſchlugen, und die meiſten ſtarben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf dieſe Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen iſt. Ein Wohlunterrichteter hat mir geſtern verſichert, die Regierung, die dem Lamarque'ſchen Leichenbegängniſſe mißtraute, und deshalb auch ihre Dragoner in Bereitſchaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwanigem Ausbruche von Revolte ſich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit dieſer nicht in die Hände der Empörer gerathe, und durch das Anſehen ſeines Namens ſie unterſtützen könne; als nun die erſten Schüſſe fielen, haben einige Polizei-Agenten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltſam in eine Kutſche geſchoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizei-Agenten haben ſich davor geſpannt, und ihn unter lautem vive Lafayette! im Triumphe davon geſchleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner ſprechen hört, ſo geſtehen ſie, daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen viel geſchadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonnanz über den Belagerungsſtand der Stadt Paris, ihnen deſto mehr genutzt hat. Sie behaupten, daß der 5. und 6. Juni nur als Vorpoſtengefecht zu betrachten ſey, daß keiner von den Notabilitäten der republikaniſchen Partei dabei geweſen, und daß ihnen aus dem vergoſſenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchſen. Was ich oben erwähnt, ſcheint dieſe Behauptung einigermaaßen zu unterſtützen. Die Partei, die der National repräſentirt, und die von der perfiden Gazette de France als doktrinaire Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der Tribune, die Montagnards, ſind ebenfalls nicht dabei zum Vorſchein gekommen.

Paris, 17. Juni.

Man macht ſich jetzt in der Ferne gewiß die ſonderbarſten Vorſtellungen von dem hieſigen Zuſtande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen Etat de Siège und die ſchroffe Gegeneinanderſtellung der Parteien bedenkt. Und doch ſehen wir dieſen Augenblick hier ſo wenig Veränderung, daß wir uns eben über dieſen Mangel an ungewöhnlichen Erſcheinungen am meiſten wundern müſſen. Dieſe Bemerkung iſt die Hauptſache, die ich mitzutheilen habe, und dieſer negative Inhalt meines Briefes wird gewiß manche irrige Vorausſetzungen berichtigen.

Es iſt hier ganz ſtill. Die Kriegsgerichte inſtruiren mit grimmiger Miene. Bis jetzt iſt noch keine Katze erſchoſſen. Man lacht, man ſpöttelt, man witzelt über den Belagerungszuſtand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgeſagt habe, iſt richtig eingetroffen: das Juſte-Milieu weiß nicht, wie es ſich wieder aus dem Heroismus herausziehen ſoll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Zuſtand der Belagerer. Dieſe möchten gern ſo barbariſch als möglich ausſehen; ſie wühlen im Archiv der barbariſchſten Zeiten, um Gräuelgeſetze wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, ſich lächerlich zu machen.

Die geputzten Menſchengruppen, die in den Gärten des Palais royal, der Tuillerien, und des Luxemburg ſpazieren gehen, und die ſtille Sommerkühle einathmen oder den idylliſchen Spielen der kleinen Kinder zuſchauen oder in ſonſtig umfriedeter Ruhe ſich erluſtigen, dieſe bilden, ohne es zu wiſſen, die heiterſte Satyre auf jenen Belagerungszuſtand, welcher geſetzlich exiſtirt. Damit das Publikum nur einigermaaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernſt überall Hausſuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeſtört, und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinte darin verſteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. —

Am meiſten werden die armen Fremden beläſtigt, die des Belagerungszuſtandes wegen ſich nach der Préfecture de Police begeben müſſen, um neue Aufenthalts-Erlaubniſſe nachzuſuchen. Sie müſſen dort pro forma allerlei Interrogationen ausſtehen. Viele Franzoſen aus der Provinz, beſonders Studenten, müſſen auf der Polizei einen Revers unterſchreiben, daß ſie während ihres Aufenthalts in Paris nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlaſſen, als daß ſie dieſe Unterſchrift gaben. Andere unterſchrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzuſetzen, daß ſie ihrer Geſinnung nach Republikaner ſeyen. Jene polizeiliche Vorſichtsmaaßregel haben gewiß die Doktrinaire nach dem Beiſpiele deutſcher Univerſitäten eingeführt.

Man arretirt noch immer, zuweilen die heterogenſten Leute und unter den heterogenſten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikaniſchen Revolte, Andere wegen einer neu entdeckten bonapartiſtiſchen Verſchwörung; geſtern arretirte man ſogar drei karliſtiſche Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Geſtalt, der beſte Schriftſteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängniſſe ſind überfüllt. In Saint Pelagie allein ſitzen politiſcher Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden ſich dort befindet, und ein großes Werk ſchreibt, in welchem er beweiſt, daß Saint Pelagie von den Pelasgern geſtiftet worden, erhielt ich geſtern einen Brief, worin er ſehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgebe und in ſeinen gelehrten Unterſuchungen geſtört habe. Der größte Uebermuth herrſcht unter den Gefangenen von Saint Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben ſie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin, zu bemerken, daß die Bilderläden durchaus keine Notiz genommen von unſerem Belagerungszuſtande. Die Birne, und wieder die Birne, iſt dort auf allen Karrikaturen zu ſchauen. Die auffallendſte iſt wohl die Darſtellung der Place-de-la-Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet iſt; auf letzterm, welches die Geſtalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Geſichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutſchen wird dergleichen auf die Länge läſtig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewiſſe Sympathie fur Ludwig Philipp. Er iſt wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er iſt gütig und milde von Natur, und wird jetzt gewiß von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, ſtrenge zu ſeyn. Dabei fuhlt er, daß Exekutionen weder helfen noch abſchrecken, beſonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 35,000 Menſchen durch die ſchrecklichſten Martern hingerichtet. Grauſamkeiten werden aber den Gewalthabern eher verziehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie ſie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung liegt. Deshalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen ſo ſuperieuren Ton eingeflößt, und ihre Gegner erſcheinen dadurch jetzt ſo klein.

Paris, 7. Juli.

Eine Abſpannung, wie ſie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, iſt hier in dieſem Augenblicke bemerkbar. Ueberall graue Mißlaune, Vergrämniß, Müdigkeit, aufgeſperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weiſen. Der Beſchluß des Kaſſationshofes hat unſerem ſonderbaren Belagerungszuſtande faſt luſtſpielartig ein Ende gemacht. Es iſt über dieſe unvorhergeſehene Kataſtrophe ſo viel gelacht worden, daß man der Regierung ihren verfehlten Coup d'Etat faſt verzieh. Mit welchem Ergötzen laſen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, worin er ſich gleichſam bei den Pariſern bedankte, daß ſie von dem Etat-de-Siège ſo wenig Notiz genommen und ſich unterdeſſen durchaus nicht in ihren Vergnügungen ſtören laſſen! Ich glaube nicht, daß Beaumarchais dieſes Aktenſtück beſſer geſchrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut viel für die Aufheiterung des Volks!

Zu gleicher Zeit amüſirten ſich die Franzoſen mit einem ſonderbaren Puzzelſpiel. Letzteres iſt bekanntlich ein chineſiſcher Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu löſen, daß man mit einigen ſchiefen und eckigen Stückchen Holz eine beſtimmte Figur zuſammenſetzen könne. Nach den Regeln dieſes Spiels beſchäftigte man ſich nun in den hieſigen Salons, ein neues Miniſterium zuſammenzuſetzen, und man hat keine Idee davon, welche ſchiefe und eckige Perſonagen neben einander geſtellt wurden, und wie alle dieſe hölzernen Kombinationen dennoch keine honette Geſammtfigur bildeten. —

Ueber Dupins Mißlichkeiten, in Betreff einer Miniſterwahl, haben die Journale viel Sonderbares geſchwatzt, doch nicht immer ohne Grund. Es iſt wahr, daß er mit dem König etwas hart zuſammengerathen, und ſie ſich beide, einmal mit wechſelſeitigem Unmuthe getrennt. Auch iſt es wahr, daß Lord Granville die Veranlaſſung geweſen. Aber die Sache verhält ſich folgendermaaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp ſein Wort gegeben, daß er, ſobald dieſer es verlange, die Präſidentur des Konſeils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm iſt, einen ſolchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu ſehen, und der ſich, im Geiſte ſeiner Kaſte, einen noblern Premierminiſter wünſcht, ſoll gegen Ludwig Philipp einige ernſthafte Bedenklichkeiten über die Kapazität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König ſolche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde dieſer ſo unwirſch, gerieth in ſo unziemliche Aeußerungen, daß zwiſchen ihm und dem König ein Zerwürfniß entſtand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt dieſe Begebenheit. Indeſſen die Macht der Dinge wird viele Mißhelligkeiten löſen; Dupin iſt, ſobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Miniſter des Juſte-Milieu; nur er vermag der Oppoſition parlamentariſchen Widerſtand zu leiſten, und wahrlich, die Regierung wird genugſam Rede ſtehen müſſen.

Bis jetzt iſt Ludwig Philipp noch immer ſein eigener Premierminiſter. Dieſes bekundet ſich ſchon dadurch, daß man alle Regierungsakte ihm ſelber zuſchreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede iſt, ja, welcher nicht einmal gehaßt wird. Merkwürdig iſt die Umwandlung, die ſich ſeit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Anſichten des Königs gebildet zu haben ſcheint. Er hält ſich nämlich jetzt für ganz ſtark; er glaubt auf die große Maſſe der Nation beſtimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu ſeyn, dem ſich, bei ausländiſchen Anfeindungen, die Nation unbedingt anſchließen werde, und er ſcheint deshalb den Krieg nicht mehr ſo ängſtlich wie ſonſt zu fürchten. Die patriotiſche Partei bildet freilich die Minorität, und dieſe mißtraut ihm; ſie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich geſtimmt ſey, als gegen die Einheimiſchen. Jene bedrohen nur ſeine Krone, dieſe ſein Leben. Daß letzteres wirklich geſchieht, weiß der König. In der That wenn man berückſichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigſten Böswilligkeit ſeiner Gegner in tiefſter Seele überzeugt iſt, ſo muß man über ſeine Mäßigung erſtaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des Etat de Siège eine unverantwortliche Illegalität ſich zu Schulden kommen laſſen; aber man kann doch nicht ſagen, daß er ſeine Macht unwürdigerweiſe mißbraucht habe. Er hat vielmehr alle, die ihn perſönlich beleidigt hatten, großmüthigſt verſchont, während er nur diejenigen, die ſeiner Regierung ſich feindlich entgegengeſetzt, niederzuhalten oder vielmehr zu entwaffnen ſuchte. Trotz alles Mißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will ſich mir doch die Ueberzeugung aufdrängen, als ſey der Menſch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großſinnig. Seine Hauptleidenſchaft ſcheint die Bauſucht zu ſeyn. Ich war geſtern in den Tuillerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingeriſſen, große Keller werden ausgegraben, und das iſt ein beſtändiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit ſeiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerſt die Fortſchritte der Bauten in den Tuillerien. Dieſe ſtehen jetzt faſt ganz leer; nur das Miniſterkonſeil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen ſprechen könnten, wie es in den Kindermährchen geſchieht, ſo würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem

Zimmer dieſes tragiſchen Hauſes iſt belehrendes Blut gefloſſen.

Paris, 15. Juli.

Der vierzehnte Julius iſt ruhig vorüber gegangen, ohne daß die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorſcheine kam. Es war aber auch ein ſo heißer Tag, es lag eine ſo drückende Schwüle auf ganz Paris, daß jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einſt an dieſem Tage die Baſtille zerſtört wurde, zeigten ſich viele Gruppen von Menſchen, die in der grellſten Mittagshitze ruhig ausharrten, und ſich gleichſam aus Patriotismus von der Juliusſonne braten ließen. Es hieß früherhin, daß man am 14. Juli die alten Baſtillenſtürmer, die noch am Leben ſind und die jetzt eine Penſion bekommen, auf dieſem Platze öffentlich belorbeeren wollte. Dem Lafayette war bei dieſer Feier eine Hauptrolle zugedacht. Aber durch die Affairen vom 5. und 6. Juni mag dieſes Projekt rückgängig geworden ſeyn; auch ſcheint Lafayette in dieſem Jahre noch keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Baſtillenplatze mehr Polizei als Menſchen; denn es wurden bitterböſe Bemerkungen ſo laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards ſie auszuſprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, ſey ein Verräther, die Nationalgarden ſeyen Verräther, die Deputirten ſeyen Verräther, nur die Juliusſonne meine es noch ehrlich. Und in der That, ſie that das Ihrige, und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daß es faſt nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der ſtarken Hitze die Bemerkung: daß die Baſtille ein ſehr kühles Gebäude geweſen ſeyn muß, und gewiß im

Sommer einen ſehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als ſie zerſtört wurde, ſaßen dort fünf Perſonen gefangen. Jetzt gibt's aber zehn Staatsgefängniſſe, und in St. Pelagie allein ſitzen über 500 Staatsgefangene. Saint Pelagie ſoll ſehr ungeſund ſeyn und iſt ſehr eng gebaut. Es geht aber luſtig dort zu; die Republikaner und die Karliſten halten ſich zwar von einander getrennt, rufen ſich jedoch beſtändig luſtige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner tragen rothe Jakobinermützen; dieſe, die Karliſten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaſte; jene ſchreien beſtändig **Vive la République!** dieſe ſchreien **Vive Henri V!** Gemeinſchaftlicher Beifallsruf erſchallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losſchimpft. Dieſes geſchieht um ſo unumwundener, da in Saint Pelagie kein Gefangener weder arretirt noch feſtgeſetzt werden kann. Die meiſten Hitzköpfe, die ſonſt bei jedem Anlaſſe gleich tumultuiren, ſitzen jetzt dort in Gewahrſam, und der Polizei konnte es daher ſeitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden ſich vor der Hand ſehr hüten, Gewaltſames zu verſuchen. Auch haben ſie keine Waffen; die Desarmirung iſt ſehr gründlich betrieben worden. —

Heute iſt der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karliſtiſche Exceſſe. Eine Proklamation zu Gunſten Heinrichs V. wurde geſtern Abend durch Chiffoniers und verkleidete Prieſter verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der Fremden Invaſion beſchützen; nächſtes Jahr iſt er mündig, indem nämlich die franzöſiſchen Könige ſchon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchſte Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proklamation iſt der junge Heinrich zum erſtenmal dargeſtellt mit Scepter und Krone; bisher ſah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergſchotten, der Felſen erklimmt oder einer armen Bettelfrau ſeine Börſe in die Hand drückt u. ſ. w. Es iſt jedoch von dieſer Miſere wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karliſten ſind auch ſehr niedergeſchlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen viel geſchadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariſer Karliſten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeſchickt, um ſie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch ſeine Agenten daſſelbe zu bewirken geſucht. Vergebens wurde ſie von fremden Geſandten um Gottes willen beſchworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben dieſe halsſtarrige Frau nicht zur Abreiſe bewegen können. Sie iſt noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterſtützung findend, will ſie nicht weichen. Der Schlüſſel des Räthſels iſt: daß dumme oder kluge Prieſter ſie fanatiſirt und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn ſie jetzt für deſſen Sache ſtarbe. Und nun ſucht ſie den Tod mit religiöſer Martyrſucht und ſchwärmeriſcher Mutterliebe.

Wenn ſich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, ſo bekundet ſich deſto mehr Unruhe in der Geſellſchaft. Zunächſt ſind es die deutſchen Angelegenheiten, die Beſchluſſe des Bundestags, welche alle Geiſter aufgeregt. Da werden nun über Deutſchland die unſinnigſten Urtheile gefallt. Die Franzoſen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Furſten unterdruckten die Freiheit und ſie ſehen nicht ein, daß nur der Anarchie unter den deutſchen Liberalen ein Ende gemacht werden ſoll, und daß uberhaupt die Einigkeit und das Heil des deutſchen Volks befordert wird. Schon den zweiten Junius hat der Temps von den ſechs Artikeln des Bundestagsbeſchluſſes eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietiſt hatte hier noch früher Auszuge jenes Beſchluſſes in der Taſche herum getragen, und durch die Mittheilung derſelben viele Herzen erbaut.

Ludwig Philipp iſt noch immer der Meinung, daß er ſtark ſey. Seht wie ſtark wir ſind! iſt in den Tuillerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Geſundheit ſpricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daß er gut verdaue, daß er ohne Krämpfe auf den Beinen ſtehen könne, daß er ganz bequem Athem ſchöpfe u. ſ. w., ſo ſprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die ſie bei den verſchiedenen Bedrohniſſen ſchon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloß und fühlen ihnen den Puls, und laſſen ſich die Zunge zeigen, betrachten ſorgfältig den Urin und ſchicken dann ihren Höfen das politiſche Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten iſt es ja ebenfalls eine ewige Frage: Iſt Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach? Im erſtern Falle können ihre Herren daheim jede Maaßregel ruhig beſchließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umſturz der franzöſiſchen Regierung und Krieg zu befürchten ſtände, durften ſie nichts Unmildes zu Hauſe unternehmen. — Jene große Frage, ob Ludwig Philipp ſchwach oder ſtark iſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Aber leicht iſt es einzuſehen, daß die Franzoſen ſelbſt in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchwach ſind. Im Herzen der Völker haben ſie neue Alliirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität ſtehen. Sie haben unſichtbare Geiſterheere zu Kampfgenoſſen, und dabei ſind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendſten Zuſtande. Die franzöſiſche Jugend iſt ſo kriegsluſtig und begeiſtert wie 1792. Mit luſtiger Muſik ziehen die jungen Konſcribirten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die ſie gezogen, welche gleichſam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder geſungen und Wünſche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, 1. Auguſt.

Ob Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach iſt, ſcheint wirklich die Hauptfrage zu ſeyn, deren Löſung eben ſo ſehr die Völker wie die Machthaber intereſſirt. Ich hielt ſie daher beſtändig im Sinne während meiner Exkurſion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, ſo viel Widerſprechendes, daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als diejenigen, die in den Tuilerien, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzoſen, namentlich die ſchlauen Normannen, ſind überhaupt nicht ſo leicht geneigt ſich unverholen auszuſprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder iſt es ſchon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Theil der Bürger im Lande Oui, die nur für das Landesintereſſe beſorgt ſind, meiſtens ein ernſtes Stillſchweigen beobachten, ſobald man ſie über letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideenintereſſen begeiſtert iſt, äußert ſich unverſchleiert über das, wie ſie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karliſten, welche einem Perſonenintereſſe zugethan ſind, inſinuiren auf alle mögliche Weiſe ihren Haß gegen die jetzigen Gewalthaber, die ſie mit den übertriebenſten Farben ſchildern, und deren Sturz ſie als ganz gewiß, faſt bis auf Tag und Stunde, vorausſagen. Die Karliſten ſind in hieſiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieſes erklärt ſich dadurch, daß hier noch ein beſonderes Intereſſe vorhanden iſt, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynaſtie, die in dieſer Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und ſich hie und da beliebt zu machen wußten. Namentlich that dieſes die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derſelben ſind daher das Tagsgeſpräch in dieſer Provinz, und die Prieſter der katholiſchen Kirche erfinden noch ebendrein die gottſeligſten Legenden zur Verherrlichung der politiſchen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In fruhern Zeiten waren die Prieſter keineswegs ſo beſonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das prieſterliche Mißfallen erregte, erwarb ſie ſich die Gunſt des Volkes. „Die kleine nette Frau iſt durchaus nicht ſo bigott wie die Andern“ — hieß es damals — „ſeht wie weltlich kokett ſie bei der Prozeſſion einherſchlendert, und das Gebetbuch ganz gleichgultig in der Hand trägt, und die Kerze ſo ſpielend niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlasſchleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulème, niederträufelt!“ Dieſe Zeiten ſind vorbei, die roſige Heiterkeit iſt erblichen auf den Wangen der armen Karoline, ſie iſt fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz ſo gläubig, wie die Prieſter es begehren, und ſie entzundet damit den Bürgerkrieg im ſchönen Frankreich, wie die Prieſter es begehren.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichen in dieſer Provinz größer iſt, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen ſieht man ſie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholiſch ſingend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der ſchier befremdlich, wenn man aus der Hauptſtadt kommt, wo dergleichen von der Polizei oder vielmehr von dem Volke, ſtreng unterſagt iſt. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geiſtlichen in ſeiner Amtstracht auf der Straße geſehen; bei keinem einzigen von den vielen tauſend Leichenbegängniſſen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, ſah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräſentirt. Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder ſtill auflebe. Es iſt wahr, wenigſtens die franzöſiſch katholiſche Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal deſſelben auf der Rue Clichy iſt ſchon zu eng geworden für die Menge der Gläudigen, und ſeit einiger Zeit hält er den katholiſchen Gottesdienſt in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin früherhin Herr Martin die Thiere ſeiner Menagerie ſehen laſſen, und worauf jetzt mit großen Buchſtaben die Aufſchrift ſteht: Eglise catholique et apostolique.

Diejenigen Nordfranzoſen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wiſſen wollen, ſondern nur den Wohlſtand Frankreichs wünſchen, ſind juſt keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen ſeiner Offenherzigkeit und Gradheit, aber ſie ſind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit ſey; daß man ſein Anſehen unterſtützen müſſe, in ſo fern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilſam ſey, und daß man überhaupt, damit der Handel nicht ganz ſtocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müſſe. Letzteren fürchten ſie nur wegen des Handels, der ſchon jetzt in einem kläglichen Zuſtande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen; denn ſie ſind Franzoſen, als ruhmſüchtig und kampfluſtig von Geblüt, und obendrein ſind ſie von größerem unt ſtärkerem Gliederbau als die Südfranzoſen, und übertreffen dieſe vielleicht, wo Feſtigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Iſt das eine Folge der Beimiſchung von germaniſcher Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben ſo tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Laſttragen und Ueberwinden aller Muhſeligkeiten der Witterung und des Weges. Dieſe Menſchen furchten weder Oeſterreicher noch Ruſſen, weder Preußen noch Baſchkiren. Sie ſind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg gibt, folgen ſie der dreifarbigen Fahne, gleichviel, wer dieſe trägt.

Ich glaube wirklich, ſobald Krieg erklärt würde, ſind die innern Zwiſtigkeiten der Franzoſen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder

Gewalt, ſchnell geſchlichtet, und Frankreich iſt eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp iſt alsdann kein Gegenſtand der Kontroverſe. Er iſt alsdann entweder ſtark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er ſtark oder ſchwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszuſtandes, und nur in dieſer Hinſicht iſt ſie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: **le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort.** Ich glaube dieſe Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächſt liegt darin die ſchmerzliche Andeutung, daß die Regierung ſelbſt nur einer Partei und allen Partei-Intereſſen unterworfen ſey. Der König iſt hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuſchaut und ſie im heilſamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er iſt ſelbſt herabgeſtiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagès, Cavaignac, dünken ſich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der momentanen Gewalt von ihm unterſchieden. Das iſt die trübſelige Folge davon, daß der König die Präſidentur des Konſeils ſich ſelbſt zutheilte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene Regierungsſyſtem ändern, ohne daß er alsdann in Widerſpruch mit ſeiner Partei und ſich ſelbſt fiele. So kam es, daß ihn die Preſſe gleich dem erſten Chef einer Partei behandelt, in ihm ſelber alle Regierungsfehler rügt, jedes miniſterielle Wort ſeiner eigenen Zunge zuſchreibt und in dem Bürgerkönige nur den Königminiſter ſieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Poſtamenten herabſteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten ſie nach ihren Thaten und Worten, als wären ſie unſeres Gleichen.

Was die Andeutung betrifft, daß die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht ſtark ſey, ſo iſt damit freilich nichts Neues geſagt, es iſt dieſes eine längſt bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth iſt es, daß auch das Volk dieſe Entdeckung gemacht, daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, ſondern die Hände, und daß es genau unterſcheidet, die, welche Beifall klatſchen, und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat ſich ſeine Leute genau betrachtet, und weiß ſehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Klaſſen beſteht: nämlich aus Handels- und Beſitzleuten, welche für ihre Buden und Güter beſorgt ſind, aus Kampfmuden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrſchaft des Schreckens befürchten. Dieſe königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störniß in ihrer Behaglichkeit, dieſe Majorität ſteht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu ſchleppen hat, und dabei unruhſüchtig über alle Maaßen iſt, ohne in ihrem wilden ſchrankenloſen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenoſſen zu betrachten.

Trotz der großen Kopfzahl, trotz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Juſtemilieu. Es iſt aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht ſtark ſcheint in den Augen des Volks. Es lockt dann Jeden, ſeine Kraft daran zu verſuchen; ein dämoniſch dunkler Drang treibt die Menſchen, daran zu rütteln. Das iſt das Geheimniß der Revolution.

Dieppe, 20. Auguſt.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Klaſſen des franzöſiſchen Volks hervorgebracht. Schon das ſentimentale Bulletin, welches der Temps über ſein allmähliges Dahinſterben vor etwa ſechs Wochen geliefert und welches beſonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerſte Betrübniß erregt. Sogar junge Republikaner ſah ich weinen; die alten jedoch ſchienen nicht ſehr gerührt, und von einem derſelben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Aeußerung: ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13 Vendémiaire. Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkührlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiſer auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Portrait „des Mannes," und zwar, wie die Quotidienne bemerkt, an derſelben Wand, wo das Portrait des Hausſohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem ſeiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aerger entlockt zuweilen der Quotidienne die ehrlichſten Bemerkungen, und darüber ärgert ſich dann die jeſuitiſch feinere Gazette; das iſt ihre hauptſächliche politiſche Verſchiedenheit.

Ich bereiſte den größten Theil der nordfranzöſiſchen Küſtengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon ſich dort verbreitete. Ich fand deshalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, ſondern in den liebſten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Beſonders unter den ſchönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldenſohnes.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaiſers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mit wehmüthig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini.

Freilich, für jene Bonapartiſten, die an eine kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserbe in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für dieſe nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo gibt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt.

In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaint-ſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapazitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hangen würde, wenn dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avancirt, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde deſſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit.

Am öfterſten fand ich in den Bauerhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleons Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb.

In Betreff der Erbſchaft des Verſtorbenen ſind die Meinungen ſehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaiſten Bonapartiſten ſich ihnen anſchließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes ſo ſchnell ins friedliche Juſtemilieu übergehen können. Die Karliſten glauben, daß die Bonapartiſten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieſer Menſchen mehr ihre Thorheit oder ihre Inſolenz bewundern ſoll. Die Republikaner ſcheinen noch am meiſten im Stande zu ſeyn, die Bonapartiſten an ſich zu ziehen; aber wenn es einſt leicht war, aus den ungekämmteſten Sansculotten die brillanteſten Imperialiſten zu machen, ſo mag es jetzt ſchwer ſeyn, die entgegengeſetzte Umwandlung zu bewerkſtelligen.

Man bedauert, daß die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaiſers, der Mantel von Marengo, der welthiſtoriſche dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Teſtamente von St. Helena, dem jungen Reichſtadt überliefert werden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der franzöſiſchen Parteien könnte ein Stück aus dieſem Nachlaſſe ſehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte; ſo ſollte die Vertheilung folgendermaaßen ſtatt finden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaiſers überliefern, dieweil ſie noch die einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden. Den Herren vom Juſtemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen laſſen; und, in der That, ſie bedürfen eines ſolchen Mantels, um ihre ruhmloſe Blöße damit zu bedecken. Den Karliſten gebe ich des Kaiſers Hut, der freilich für ſolche Köpfe nicht ſehr paſſend iſt, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn ſie nächſtens wieder aufs Haupt geſchlagen werden; ja, ich gebe ihnen auch die kaiſerlichen Stiefel, die ſie ebenfalls brauchen können, wenn ſie nächſtens wieder davon laufen müſſen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiſer bei Jena ſpazieren gegangen, ſo zweifle ich, ob derſelbe ſich unter der herzoglich Reichſtädtiſchen Verlaſſenſchaft befindet, und ich glaube, die Franzoſen haben ihn noch immer in Händen.

Nächſt dem Tode des jungen Napoleon hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in dieſen Provinzen am meiſten beſprechen. Die Abenteuer dieſer Frau werden hier ſo poetiſch erzählt, daß man glaubt, die Enkel der Fabliaudichter hätten ſie in müßiger Laune erſonnen. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne ſehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Inſektenſammlung von ſchlechten Witzen mittheilen, die ich in einem karliſtiſchen Schloſſe darüber debitiren hörte. Z. B.

Einer der Feſtredner in Compiègne ſoll bemerkt haben: in Compiègne ſey die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge ſich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Feſſeln angelegt würden. — Obgleich in allen franzöſiſchen Blättern aufs prunkhafteſte erzählt wird, daß der Zuſammenfluß von Fremden hier ſehr groß und überhaupt das Badeleben in Dieppe dieſes Jahr ſehr brillant ſey, ſo habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es ſind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäſte, Alles iſt triſt und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einſt ſo mächtig emporblühte, iſt auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menſchen dieſer Stadt hiedurch in bitterſte Armuth verſinken, und den Sturz der Bourbone als die Quelle ihres Unglücks betrachten, ſo iſt es begreiflich, daß man hier viele enragirte Karliſten findet. Dennoch würde man Dieppe verläumden, wenn man annähme, daß mehr als ein Viertheil ſeiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynaſtie beſtände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle ſind hier gleich beim erſten Trommelſchlage verſammelt, wenn exercirt werden ſoll; alle ſind hier ganz uniformirt, welches letztere von beſonderem Eifer zeigt. Das Napoleonsfeſt wurde dieſer Tage mit auffallendem Enthuſiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet ſeine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für ſein Regiment iſt man nicht ſonderlich begeiſtert. Die Franzoſen ſind allgemein durch die freie Preſſe ſo wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, ſie ſind ſo politiſch aufgeklärt, daß ſie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den perſönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, 17. Sept.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der ehemaligen Reſidenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch ſo viele ſteinerne Urkunden uns an die Geſchichte jenes Volkes erinnern, das wegen ſeiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen ſeiner jetzigen Prozeßſucht und Erwerbluſt ſo berühmt iſt. In jener Burg dort hauſte Robert der Teufel, den Meyerbeer in Muſik geſetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pucelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire beſungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man ſelber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; dieſem Boden entſproßten die Sieger von Haſtings, die Söhne Tankreds, und ſo viele andre Blumen normanniſcher Ritterſchaft — aber dieſe gehen uns heute alle nichts an, wir beſchäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipps friedſames Syſtem Wurzel geſchlagen in dem kriegeriſchen Boden der Normandie? Iſt das neue Bürgerkönigthum gut oder ſchlecht gebettet in der alten Heldenwiege der engliſchen und italieniſchen Ariſtokratie, in dem Lande der Normannen? Dieſe Frage glaube ich heute aufs kürzeſte beantworten zu können: Die großen Gutsbeſitzer, meiſtens Adel, ſind Karliſtiſch geſinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer ſind Philippiſtiſch, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt, geringern Theils, die gigantiſchen Erinnerungen der Republik, größern Theils, den glänzenden Heroismus der Kaiſerzeit. Die Karliſten, wie jede unterdruckte Partei, ſind thätiger als die Philippiſten, die ſich geſichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es geſagt ſeyn, daß ſie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karliſten, die nie an ihrem einſtigen Siege zweifeln und überzeugt ſind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tauſendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Parteiintereſſe dadurch gefördert ſcheint; es liegt überhaupt im Charakter dieſer Klaſſe, daß ſie des eignen Gutes weniger achtet, als ſie nach fremdem Eigenthum lüſtern iſt (sui profusus, alieni appetens.) Habſucht und Verſchwendung ſind Geſchwiſter. Der Roturier, der nicht durch Hofdienſt, Maitreſſengunſt, ſüße Rede und leichtes Spiel, ſondern durch ſchwere ſaure Arbeit ſeine irdiſchen Güter zu erwerben pflegt, hält feſter an dem Erworbenen.

Indeſſen, die guten Bürger der Normandie haben die Einſicht gewonnen, daß die Journale, womit die Karliſten auf die öffentliche Meinung zu wirken ſuchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Beſitzthümer ſehr gefährlich ſeyen, und ſie ſind der Meinung, daß man durch daſſelbe Mittel, durch die Preſſe, jene Umtriebe vereiteln müſſe. In dieſem Sinne hat man unlängſt die Eſtafette du Havre geſtiftet, eine ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitung, die der ehrſamen Kaufmannſchaft im Havre ſehr viel Geld koſtet, und woran auch mehrere Pariſter arbeiten, namentlich Monſieur de Salvandy, ein kleiner, geſchmeidiger, wäßrichter Geiſt, in einem langen ſteifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt iſt jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karliſten in der Normandie gegraben werden; letztere hingegen ſind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitſchriften, ihre Feſtungen der Lüge, woran der Freiheitsgeiſt ſeine Kräfte zerſplittern ſoll, bis Entſatz kommt von Oſten. Dieſe Zeitſchriften ſind mehr oder minder im Geiſte der Gazette de France und der Quotidienne abgefaßt; letztere werden außerdem aufs thätigſte unter das Volk verbreitet. Beide Blätter ſind ſchön und geiſtreich und anziehend geſchrieben, dabei ſind ſie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adeligen Colporteurs, die ſie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Leſern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweiſe größern Abſatz als ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitungen. Ich kann dieſe beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich, von einem höhern Standpunkte, ſie durchaus nicht ſchädlich achte für die Sache der Wahrheit; ſie fördern dieſe vielmehr dadurch, daß ſie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anſtacheln. Jene zwei Journale ſind die wahren Repräſentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, ſich an den Perſonen rächen; es iſt ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und ſie ſtechen uns in die Ferſe. Nur muß man zum Lobe der Quotidienne erwähnen, daß ſie zwar eben ſowohl wie die Gazette eine Schlange iſt, daß ſie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daß ihr Erbgroll ſich in jedem Worte verräth; daß ſie eine Art Klapperſchlange iſt, die, wenn ſie herankriecht, mit ihrer Klapper vor ſich ſelber warnt. Die Gazette hat leider keine ſolche Klapper. Die Gazette ſpricht zuweilen gegen ihre eigenen Prinzipien, um den Sieg derſelben indirekt zu bewirken; die Quotidienne, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß ſie ſich ſolcher kalten Selbſtverläugnung unterwürfe. Die Gazette hat die Ruhe des Jeſuitismus, der ſich nicht von Meinungswuth verwirren läßt, welches um ſo leichter iſt, da der Jeſuitismus eigentlich keine Geſinnung, ſondern nur ein Metier iſt; in der Quotidienne hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, ſchlecht vermummt in ritterlicher Loyalität und chriſtlicher Liebe. Dieſen letztern Charakter trägt auch die Karliſtiſche Zeitſchrift, die unter dem Titel: Gazette de la Normandie, hier in Rouen erſcheint. Es iſt darin ein ſüßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verſchwunden mit ihren chevaleresken Geſtalten, mit ihren Kreuzzügen, Turniren, Wappenherolden, ehrſamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und ſonſtigen Gemüthlichkeiten, ſo daß man ſonderbar erinnert wird an die feudaliſtiſchen Romane eines berühmten deutſchen Dichters, in deſſen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, deſſen Herz aber voller Liebe war; — bei dem Redakteur der Gazette de la Normandie iſt hingegen der Kopf voll von kraſſem Obſkurantismus, und ſein Herz iſt voll Gift und Galle. Dieſer Redakteur iſt ein gewiſſer Vicomte Walſh, ein langer gräulicher Blondin, von etwa 60 Jahren. Ich ſah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karliſtenkonzilium eingeladen war, und von der ganzen nobeln Sippſchaft ſehr fetirt wurde. Geſchwätzig, wie ſie ſind, hat jedoch ein kleines Karliſtchen mir zugeflüſtert: „c'est un fameux compère;“ er iſt eigentlich nicht von gutem franzöſiſchem Adel; ſein Vater, ein Irländer von Geburt, war in franzöſiſchem Kriegsdienſte beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrirte und die Konfiskation ſeiner Güter verhindern wollte, verkaufte er ſie zum Scheine ſeinem Sohne; als aber der alte Mann ſpäter nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne ſeine Güter zurückverlangte, läugnete dieſer den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernſte ſtatt gefunden, und behielt ſomit das Vermögen ſeines geprellten

Vaters und ſeiner armen Schweſter; dieſe wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry) und ihres Bruders Begeiſterung für Madame hat ſeinen Grund ſowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn, — „Ich wußte genug.“

Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konſequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karliſten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Menſch zu ſchlecht, wenn ſie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, ſo iſt ihnen auch kein Mittel zu ſchlecht. Neben jenen kanoniſchen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karliſten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verläumdung, durch die Tradition. Dieſe ſchwarze Propaganda ſucht den guten Leumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichſte zu verderben. Die Lügen, die in dieſer Abſicht geſchmiedet werden, ſind zuweilen eben ſo abſcheulich, wie abſurd. „Immer verläumden, immer verläumden, es bleibt was kleben!" war ſchon der Wahlſpruch der ſaubern Lehrer.

In einer Karliſtiſchen Geſellſchaft zu Dieppe ſagte mir ein junger Prieſter: „Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abſtatten, müſſen Sie der Wahrheit noch etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der franzöſiſchen Regierung ſtehen geblieben, die Deutſchen ihn deſto ſtärker haſſen und mit deſto größerer Begeiſterung gegen ihn fechten." Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß ſey, lächelte jener faſt mitleidig und verſicherte mir: „die Deutſchen ſeyen das tapferſte Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderſtand leiſten; der Norden, ſo wie der Süden, ſey der rechtmäßigen Dynaſtie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame ſeyen, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein verehrt; das ſey die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieſer legitime Glaubenseifer beſonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes ſich ſolchermaaßen ausſprach, erhob ſich plötzlich vor dem Hauſe, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marſeiller Hymne erſcholl, ſo laut, daß die Fenſterſcheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe! A bas les carlistes! Les carlistes à la lanterne!“ Das geſchah um 1 Uhr in der Nacht, und die ganze Geſellſchaft erſchrak ſehr. Auch ich war erſchrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Diepper Nationalgarden. Dieſe hatten erfahren, daß Ludwig Philipp im Schloſſe Eu angekommen ſey, und ſie faßten auf der Stelle den Beſchluß, dorthin zu marſchiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreiſe wollten ſie aber die armen Karliſten in Schrecken ſetzen, und ſie machten den entſetzlichſten Lärm vor den Häuſern derſelben, und ſangen dort wie wahnſinnig die Marſeiller Hymne, jenes **dies irae, dies illa** der neuen Kirche, das zunächſt den Karliſten ihren jüngſten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, ſo kann ich als Augenzeuge berichten, daß es keine angeordnete Begeiſterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ ſie die Revüe paſſiren, war ſehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit ſie ihn anlachten, und ich kann nicht läugnen, daß in dieſer Zeit des Zwieſpalts und des Mißtrauens ſolches Bild der Eintracht ſehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem Könige ins Auge ſahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und zuweilen mit männlichem Handſchlage ihm Treue und Gehorſam zuſagten. Ludwig Philipp nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, gab jedem die Hand. — Ueber dieſes Händedrücken mokiren ſich die Karliſten noch am meiſten, und ich geſtehe gern, der Haß macht ſie zuweilen witzig, wenn ſie jene, „messéante popularité des poignées de main,“ perſiffliren. So ſah ich in dem Schloſſe, deſſen ich ſchon früher erwähnt, en petit comité eine Poſſe aufführen, wo aufs ergötzlichſte dargeſtellt ward, wie Fip I, König der Philiſter (Epiciers), ſeinem Sohne Großkuken (grand poulot) Unterricht in der Staatswiſſenſchaft gibt, und ihn väterlich belehrt: „er ſolle ſich nicht von den Theoretikern verleiten laſſen, das Bürgerkönigthum in der Volksſouverainetät zu ſehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er ſolle ſich weder an das Geſchwätz der Rechten, noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt ſey, noch viel weniger, ob der Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen barrikadirt oder von erblichen Pairs geſtützt werde; weder die oktroyirten Worte noch die heroiſchen Thaten ſeyen von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunſt beſtehe darin, daß man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verſchiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Poſitionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galloppirt, wenn ſie vorbeidefiliren u. ſ. w. Großkuken iſt gelehrig, macht dieſe Regierungskunſtſtücke aufs beſte nach; ja er ſagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbeſſern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?“ oder, was ſynonym ſey: „Wie geht's, citoyen?“ „Ja, das iſt ſynonym,“ ſagt dann der König ganz trocken, und die Karliſten lachten. Hernach will ſich Großkuken im Händedrücken üben, zuerſt an einer Griſette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es aber nicht an Verhöhnung und Verläumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einſt, vor der Juliusrevolution, als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir ſeitdem ſo gern als Servile herabwürdigen. Bin ich aber ſonſt dem Juſtemilieu nicht ſehr gewogen, ſo regte ſich doch in meinem Gemüthe eine gewiſſe Pietät gegen die einſt Hochverehrten; es regte ſich wieder die alte Neigung, als ich ſie geſchmäht ſah von jenen ſchlechtern Menſchen. Ja, wie derjenige, der ſich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen lichten Tage die Sterne des Himmels ſchauen kann, ſo habe ich, als ich in eine obſkure Karliſtengeſellſchaft hinabgeſtiegen war, wieder klar und rein die Verdienſte der Juſtemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinaire, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliusſonne ihren Glanz verloren haben.

Es iſt dann und wann nützlich, die Dinge von ſolch einem tiefen, ſtatt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächſt lernen wir die Perſonen unpartheiiſcher beurtheilen, wenn wir auch die Sache haſſen, deren Repräſentanten ſie ſind; wir lernen die Menſchen des Juſtemilieu von dem Syſteme deſſelben unterſcheiden. Dieſes letztere iſt ſchlecht, nach unſerer Anſicht, aber die Perſonen verdienen noch immer unſere Achtung, namentlich der Mann, deſſen Stellung die ſchwierigſte in Europa iſt, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz ſieht; dieſer Erhaltungstrieb iſt ſehr menſchlich. Sind wir gar unter Karliſten gerathen, und hören wir dieſen Mann beſtändig ſchmähen, ſo ſteigt er in unſerer Achtung, indem wir bemerken, daß jene an Ludwig Philipp eben dasjenige tadeln, was wir noch am liebſten an ihm ſehen, und daß ſie eben dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebſten goutiren. Wenn er in den Augen der Karliſten das Verdienſt hat, ein Bourbon zu ſeyn, ſo erſcheint uns dieſes Verdienſt im Gegentheil als eine levis nota. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und ſeine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendſte unterſchieden. Das Haus Orleans hat ſich dem franzöſiſchen Volke ſo beſtimmt angeſchloſſen, daß es gemeinſchaftlich mit demſelben regenerirt wurde: daß es aus dem ſchrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben ſo wie das franzöſiſche Volk, geſäubert und gebeſſert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louvet uns in ihrem heiterſten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verweſung ſo gut geſchildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieſer Dynaſtie, dieſen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Bekehrung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümirte Fäulniß beleidigte jede honnete Naſe; und eines ſchönen Juliusmorgens, als der galliſche Hahn krähte, mußten dieſe Geſpenſie wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen ſind geſund und lebendig, es ſind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuſchen Geiſtes, friſchen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karliſten an Ludwig Philipp ſo ſehr mißfällt, hebt ihn in unſerer Achtung. Ich kann mich, trotz des beſten Willens, nicht ſo ganz des Partheigeiſtes entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernſt iſt. Die große Jury der Geſchichte wird entſcheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In dieſem Falle ſind die Poignées de main gar nicht lächerlich, und der männliche Handſchlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtiſche Knien ein Symbol der feudaliſtiſchen Souverainetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt und ſeinen Kindern überliefert, kann in der Geſchichte einen großen Namen hinterlaſſen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynaſtie, ſondem ſogar als Stifter eines neuen Herrſcherthums, das der Welt eine andere Geſtalt gibt, — als der erſte Bürgerkönig, Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt, — aber das iſt ja eben die große Frage.

Vorrede

zu

Heinrich Heine's

Franzöſiſchen Zuſtänden.

◆

Gedruckt bei Dondey-Dupré,
Ludwigsſtraße, nº 46.

◆

Vorrede

zu

Heinrich Heine's

Franzöſiſchen Zuſtänden

nach der

franzöſiſchen Ausgabe ergänzt

und herausgegeben

von

P. G..g.r.

Leipzig,

Heideloff und Campe.

1833.

[illegible]
[illegible]
[illegible] 18.

Vorwort

des Herausgebers.

Die Vorrede zu Heine's Französiſchen Zuſtänden, das politiſche Glaubensbekenntniß des patriotiſchen Verfaſſers enthaltend, und zur richtigen Auffaßung und Verſtändigung des Werkes ſelbſt, ſo nothwendig, wurde von der gedankenmordenden deutſchen Cenſur ſo verſtümmelt und entſtellt, daß ſolche, die unſern gefeierten Heine nicht genau kennen, leicht auf den Gedanken gerathen könnten, als habe ſich Heine den deſpotiſchen Machthabern und deren ſchändlichem Syſteme angeſchloſſen.

Heine hat nun jetzt dem franzöſiſchen Ueberſetzer der Zuſtände, die ganze Vorrede mitgetheilt und dadurch bewieſen, wie er, auch in den unglücklichſten Zeiten, auf der Seite der Patrioten bleibe, und dieß ohne die Hoffnung zu hegen, daß uns ſo bald geholfen werde.

Herausgeber dieſes, der die Unbeſtechlichkeit Heine's und ſeine Verdienſte um Deutſchland kennt und zu ſchätzen weiß, und deſſen hohe Dichtertalente ehrt, glaubt daher allen wahren Vaterlandsfreunden einen großen Dienſt hiedurch zu erzeigen und es der Wahrheit und dem Rechte ſchuldig zu ſeyn, daß er dieſe Vorrede, rein wie ſie Heine geſchrieben, nach der ſo eben erſchienenen franzöſiſchen Ausgabe ergänzt, dem deutſchen Publikum überliefert.

Den 30ſten Juni 1833.

P. G..g.r.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daß die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar nichts merken.“ Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich, nach dem Begehr des Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt, und nach Willkühr umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs Beſtimmteſte zu erklären, daß ich, ſeit zwei Jahren, in keinem politiſchen Journal

Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes, das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändniß der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet: es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer

Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte: an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſolange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzugroßer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend, weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brod betteln, als daß ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gönnern im deutſchen Vaterlande, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludirenden Uebergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen betrogen worden zu ſeyn von jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „Wie alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne — — —.“ Ja, wir ſind wieder Düpes geworden, und wir müſſen eingeſtehen daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeärntet. In der

That, wir ſind die Beſiegten und, ſeit die heroiſche Ueberliſtung auch offiziell beurkundet worden, ſeit der Promulgazion der deplorabelen Bundestagsbeſchlüſſe vom 28ſten Junius, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

Nie iſt ein Volk von ſeinen Machthabern grauſamer verhöhnt worden. Nicht bloß, daß jene Bundestagsordonnanzen vorausſetzen, wir ließen uns alles gefallen: man möchte uns dabei noch einreden, es geſchehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht.

Wenn Ihr aber auch mit Zuverſicht auf knechtiſche Unterwürfigkeit rechnen durftet: ſo hattet Ihr doch kein Recht uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein bischen Roßtäuſcherei, Volteſchlagen, Becherſpiel oder ſonſtig plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann: dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Dieſe unverdiente Beleidigung, daß Ihr uns für noch dümmer gehalten als Ihr ſelber ſeyd, und Euch einbildet uns täuſchen zu können, das iſt die ſchlimmere Beleidigung, die Ihr uns zugefügt in Gegenwart der umſtehenden Völker.

Ich will nicht die konſtitutionnellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch, durch Zwang aller Art, von Oeſtreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. Früh oder ſpät ärnten ſie die bitteren Früchte der böſen Saat. Die Thoren, ſie ſind noch eiferſüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einſieht, daß ſie am Ende von Oeſtreich und Preußen media=

tiſirt werden, iſt all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück ſeines Ländchens abgewinnt. Wahrlich, ſie gleichen jenen Dieben, die, während man ſie nach der Hängſtätte führt, ſich noch unter einander die Taſchen beſtehlen.

Wir können, ob der Großthaten des Bundestags, nur die beiden abſoluten Mächte, Oeſtreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit ſie gemeinſchaftlich unſere Erkenntlichkeit in Anſpruch nehmen, kann ich nicht beſtimmen. Nur will es michbedünken, als habe Oeſtreich wieder das Gehäſſige jener Großthaten auf die Schulter ſeines weiſen Bundesgenoſſen zu wälzen gewußt.

In der That, wir können gegen Oeſtreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daß wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Oeſtreich war immer ein offner ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndts Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, geweint, während er ſie an der Kette feſthielt: — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuſchte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern großartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Oeſtreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Oeſtreich gegen die Reformazion geſtritten: es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revoluzion in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht bloß die

Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Antoinette in den Tuilerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen: für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Luiſa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuilerien den Kampf unterlaſſen und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamiren. Aber bis jetzt iſt es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karls des Großen zu erfaſſen und zu dem Raub ſo vieler polniſcher und ſächſiſcher Kleinodien in den Sack zu ſtecken. Noch hängt die Krone

Karl des Großen viel zu hoch, und ich zweifle ſehr ob ſie je herabſinkt auf das witzige Haupt jenes goldgeſporten Prinzen, dem ſeine Barone ſchon jetzt, als dem künftigen Reſtaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr Se. Königl. Hoheit wird, ſtatt eines Nachfolgers Karls des Großen, nur ein Nachfolger Karl X und Karls von Braunſchweig.

Es iſt wahr, noch vor kurzem haben viele Freunde des Vaterlandes die Vergrößerung Preußens gewünſcht, und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus und die

Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen, und mit dem großen Maule, und mit dem Corporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir mißfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und

Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüff unter den Staaten.

Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin ſich Preußen ſo ſchön zu drappiren gewußt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Despotismus, die darunter verborgen war. Dieſe heilſame Enttäuſchung verdankt Deutſchland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen dieſe edelſten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchleriſch. Der Geſchichtſchreiber wird, vor innerem Abſcheu keine Worte finden können, wenn er etwa erzählen ſoll was ſich zu Fiſchau begeben hat: jene unehrlichen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beſchreiben müſſen ——— ich höre das rothe Eiſen ſchon ziſchen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängſt las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geh. Regierungsrath, Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommee eines königl. Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzuunterdrückungsſüchtige Strenge ſich aufgelehnt: jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der ukkermärkſchen Camarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So geringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen, unter den Linden ſpazier[illegible]ſehen; ich ſah ihn mal auf dem Katheder, als er den Tod

Ludwigs XVI. vortrug und dabei einige königl. Preuß. Amtsthränen vergoß; dann habe ich, in einem Damenalmanach, ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne ebenfalls ſeine „Briefe aus Paris,“ worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt. Es iſt durchaus ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht. Von allen mittelmäßigen Schriftſtellern iſt er noch der beſte, und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der mit gelehrter Makulatur umwickelt iſt. Ich wiederhole, es iſt das friedlebigſte Geſchöpf, das ſich immer ruhig von ſeinen Vorgeſetzten die Säcke aufladen ließ und gehorſam damit zur Amtsmühle trabte, und nur hie und da ſtill ſtand, wo Muſik gemacht wurde. Wie ſchnöde muß ſich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungsluſt gezeigt haben, wenn ſogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor, und rappelköpfiſch wurde, und nicht weiter traben wollte, und ſogar in menſchlicher Sprache zu ſprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte geſehen, der im Wege ſteht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht ſehen? Ach! ſie gaben dem armen Geſchöpfe die wohlgemeinteſten Tritte und ſtacheln es mit ihren goldenen Sporen und haben es ſchon zum drittenmale geſchlagen. Das Volk der Boruſſen abe! — und daraus kann man ſeinen Zuſtand ermeſſen — prieß ſeinen Friedrich von Raumer als einen Ajax der Freiheit.

Dieſer königl. Preuß. Revoluzionär wird nun dazu benuzt, eine Apologie des Verfahrens gegen Polen zu ſchreiben und das berliner Cabinet in der öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

Dieſes Preußen! wie es verſteht ſeine Leute zu gebrauchen! Es weiß ſogar von ſeinen Revoluzionären Vortheil zu ziehen. Zu ſeinen Staatskomödien bedarf es Comparſen von jeder Farbe. Es weiß ſogar trikolor geſtreifte Zebrahs zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren ſeine wüthendſten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen: daß ganz Deutſchland preußiſch werden müſſe. Hegel mußte die Knechtſchaft, das Beſtehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freiheit proteſtiren und chriſtliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrucht iſt dieſe Benutzung von Philoſophen und Theologen, durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott, ſich öffentlich zu entehren. Wie manch ſchöner Name, wie manch hübſches Talent wird da zu Grunde gerichtet, für die nichtswürdigſten

Zwecke. Wie ſchön war der Name Arndts, ehe er, auf höheren Geheiß, jenes ſchäbige Büchlein geſchrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündiſch, wie ein wendiſcher Hund die Sonne des Julius anbellt. Stägemann, ein Name beſten Klanges, wie tief iſt er geſunken, ſeit er Ruſſenlieder gedichtet! Mag es ihm die Muſe verzeihen, die einſt, mit heiligem Kuß, zu beſſeren Liedern ſeine Lippen geweiht hat. Was ſoll ich von Schleiermacher ſagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe! Er war einſt ein beſſerer Ritter und war ſelbſt ein Adler und gehörte zur erſten Claſſe. Aber nicht bloß die Großen, ſondern auch die Kleinen werden ruinirt. Da iſt der arme

Ranke, den die preußiſche Regierung einige Zeit auf ihre Koſten reiſen laſſen, ein hübſches Talent kleine hiſtoriſche Figürchen auszuſchnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben, eine gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleiſch mit teltower Rübchen, ein unſchuldiger Menſch, den ich, wenn ich mal heurathe, zu meinem Hausfreunde wähle, und der gewiß auch liberal — dieſer mußte jüngſt in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeſchlüſſe drucken laſſen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Aehnliches thun müſſen und ſind doch ganz liberale Leute.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder

Leichtſinn das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgibt, weil ſie den Kern eines Grenatsapfels dort genoſſen: ſo geben jene Jeſuiten keinen Menſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſey es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or: — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs in oberweltlichem Lichte zuzubringen: — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns andern Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal: doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſcurantismus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeſchlüſſe.

Letztere, die Bundestagsbeſchlüſſe, kann ich nicht unbeſprochen laſſen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geſchehen, ihre Illegalität zu erweiſen ſuchen. Da ich wohl weiß von welchen Leuten die Urkunde worauf ſich jene Beſchlüſſe berufen, verfertigt worden iſt: ſo zweifle ich keineswegs, daß dieſe Urkunde, nemlich die Wiener Bundesakte, zu jedem deſpotiſchen Gelüſte die legalſten Befugniſſe enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meiſterwerk der edlen Junkerſchaft wenig Gebrauch gemacht, und ſein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig ſeyn. Nun es aber ins rechte Tageslicht geſtellt wird, dieſes Meiſterſtück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befeſtigt werden kann, die Fußangeln, die verſteckten Halseiſen, Daumſchrauben, kurz nun die ganze künſtliche, durchtriebene Arbeit allgemein ſichtbar wird: jetzt ſieht jeder, daß das deutſche Volk, als es für ſeine Fürſten Gut und Blut geopfert und den verſprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen ſollte, aufs heilloſeſte getäuſcht worden, daß man ein freches Gaukelſpiel mit uns getrieben, daß man, ſtatt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtſchaft ausgefertigt hat.

Kraft meiner akademiſchen Befugniß als Doktor beider Rechte, erkläre ich feierlichſt, daß eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde Null und nichtig iſt; Kraft meiner Pflicht als Bürger, proteſtire ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28ſten Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben: Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher, erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine An=

klage und klage ſie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke, ich klage ſie an!

Armes Volk der Deutſchen! Damals, während Ihr Euch ausruhtet von dem Kampfe für Eure Fürſten, und die Brüder begrubet, die in dieſem Kampfe gefallen, und Euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd Euer Blut noch rinnen ſaht aus der vollen Bruſt, die ſo voll Freude und Vertrauen war, ſo voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürſten, ſo voll Vertrauen auf die menſchlich heiligſten Gefühle der Dankbarkeit: damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkſtätten der Ariſtokrazie, ſchmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürſt, der ſeinem Volke am meiſten Dank ſchuldig war, der deßhalb ſeinem Volke eine repräſentative Verfaſſung, eine volksthümliche Conſtitution, wie andere freie Völker ſie beſitzen, in jener Zeit der Noth verſprochen hat, ſchwarz auf weiß verſprochen und mit den beſtimmteſten Worten verſprochen hat: dieſer Fürſt hat jetzt jene anderen deutſchen Fürſten, die ſich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfaſſung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treuloſigkeit zu verführen gewußt, und er ſtützt ſich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutſchen Conſtitutionen zu vernichten, er, welcher, ohne zu erröthen das Wort „Conſtitution“ nicht einmal ausſprechen dürfte!

Ich rede von Sr. Majeſtät, Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen.

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und wohl auch immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daß ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzuherben Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des

Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Cabinet, ich eben ſo unumwunden beſprechen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm III als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reichlich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück, und was viel ſeltener iſt, milde im Glücke gezeigt. Er iſt von keuſchem Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslich, guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarowa, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole — ach! ich wollte er glaubte an den Jupiter, den Vater der Götter, der den Meineid rächt, und er gäbe uns endlich die verſprochene Conſtitution.

Oder iſt das Wort eines Königs nicht ſo heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11227 Thaler 15 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen prozeſſirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmahl preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. Das iſt alles ſehr hübſch und löblich — aber wo bleibt die verſprochene Conſtitution, worauf das preußiſche Volk, nach göttlichem und weltlichem Rechte, die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So lange der König von Preußen dieſe heiligſte „Obligatio" nicht erfüllt, ſolange er die wohlverdiente, freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.

Ich weiß ſehr gut, die literariſchen Lohnlakayen behaupten, der König von Preußen habe jene Conſtitution nur der eigenen Laune halber verſprochen, ein Verſprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumſtänden geweſen ſey. Die Thoren! ohne Gemüth, wie ſie ſind, fühlen ſie nicht, daß die

Menſchen, wenn man ihnen vorenthält was man ihnen von rechtswegen ſchuldig iſt, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen das verſagt, was man ihnen aus bloßer Liebe verſprochen hat: denn in ſolchem Falle wird auch unſere Eitelkeit gekränkt, indem wir ſehen, daß wir demjenigen, der uns aus freiem Willen etwas verſprach, nicht mehr ſo viel werth ſind.

Oder war es wirklich nur eigne Laune, ganz unabhängig von den Zeitumſtänden, was den König von Preußen einſt bewogen hätte, ſeinem Volke eine freie Conſtitution zu verſprechen? Er hatte alſo auch nicht einmal damals die Abſicht dankbar zu ſeyn?

Und er hatte doch ſo viel Grund dazu: denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage, als die worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Inſolenz womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber, wie geſagt, er fand Troſt im Chriſtenthum, welches wahrlich die beſte Religion iſt nach einer verlorenen Schlacht. Ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilandes: auch er konnte damals ſagen: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!" und er vergab ſeinen Feinden, welche mit viermal hunderttauſend Mann ganz Preußen beſetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daß er an Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm III allzuviel denken konnte, er hätte dieſen gewiß gänzlich in Ruheſtand geſetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volkes in dieſer Fürſten-Emeute unterlag und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab: da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und abging und es ihm in den Sinn kam, daß er den Pabſt kojolirt und vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirrſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon iſt jetzt todt, und liegt, wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg, unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel Sankt Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht Ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht Ihr nicht zu fürchten: denn Ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, denn Ihr ſeyd mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt könnt Ihr kaufen, und was ſterblich iſt könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von Euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daß die Königin von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet ſie bis aufs Hemd enträthſelt. Dann habt Ihr auch eiſerne Töpfe, worin Ihr diejenigen einſperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon Ihr nichts wiſſen wollt, und Ihr könnt ſie verſiegeln und ins Meer der Vergeſſenheit verſenken; alles wie König Salomo. Gleich dieſem verſteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und mißfällt Euch der Geſang eines Vogels ſo habt Ihr eine große Scheere, womit Ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet, und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Scheere anſchaffen für die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt ihr die klügſten Vögel in eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt euer Großvezier, und er iſt der geſcheuteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deßhalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden ſie ausgebrütet. Hut-Hut, der akkreditirte Wiedehopf läuft unterdeſſen über den märkſchen Sand, mit den pfiffigſten Depeſchen im Schnabel. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten.

Nur vor einem möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den Ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte die Eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten Geiſtererſcheinungen; aber ſie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andere, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten: dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird: wir wiſſen nicht wie man die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen: wir wiſſen nicht wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt: wir fürchteten uns.

Verlaßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in Eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber iſt, welcher Euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren Euer Zwergfell erſchüttert. Graut Euch nicht manchmal, wenn Euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Demuth umwedeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das iſt vielleicht eine Liſt, dieſer Elende, der ſich ſo blödſinnig abſolutiſtiſch, ſo viehiſch gehorſam gebehrdet, der iſt vielleicht ein geheimer Brutus? Habt Ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die Euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die Ihr des Tags zufällig kriechen geſehen? Aengſtigt Euch nicht! Ich ſcherze nur, Ihr ſeyd ganz ſicher. Unſere dummen Teufel von Servilen verſtellen ſich durchaus nicht. Sogar der Jarke iſt nicht gefährlich. Seyd auch außer Sorge in Betreff der kleinen Narren, die Euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr ſchützt Euch vor den kleinen. Der große Narr iſt ein ſehr großer Narr, rieſengroß, und er nennt ſich deutſches Volk.

O, das iſt ein ſehr großer Narr! Seine buntſcheckige Jacke beſteht aus ſechs und dreißig Flicken. An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter zentnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deßhalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth: dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner Freunde und der beſte Freund ſeiner Feinde. O! der große Narr wird Euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit ſeinen Rieſenſpäßchen wird er immer Eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen ſeine alten Kunſtſtücke machen, und unzählige Laſten auf der Naſe balanziren, und viele hunderttauſend Soldaten auf ſeinem Bauche herumtrampeln laſſen. Aber habt Ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Laſten zu ſchwer werden, und daß er Eure Soldaten von ſich abſchüttelt und Euch ſelber, aus Ueberſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daß Euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt?

Fürchtet Euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt Euch unterthänigſt gehorſam, und wollen Euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt.

Geſchrieben, zu Paris, den 18ten October 1832.

Heinrich Heine.

Ende.

Zur

Geschichte

der

neueren schönen Literatur

in Deutſchland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruck bei J. Smith, rue Montmorency. n. 16.

Zur

Geschichte

der

neueren schönen Literatur

in Deutschland

von

H. Heine.

Paris und Leipzig,
Heideloff und Campe.

1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Obgleich dieſe Blätter, die ich für die Europe litteraire, eine hieſige Zeitſchrift, geſchrieben habe, erſt die Einleitung, zu weiteren Artikeln, bilden, ſo muß ich ſie doch jetzt ſchon dem vaterländiſchen Publikum mittheilen, damit kein Dritter mir die Ehre erzeigt, mich aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche zu überſetzen.

In der Europe litteraire fehlen einige Stellen, die ich hier vollſtändig abdrucke; die Oekonomie der Zeitſchrift verlangte einige geringfügige Auslaſſungen. An Druckfehlern ließ es der deutſche

Setzer eben ſo wenig fehlen wie der franzöſiſche. Das hier zum Grunde gelegte Buch der Frau v. Staël heißt “De l'Allemagne.” Ich kann zugleich nicht umhin eine Anmerkung zu berichtigen, womit die Redaction der Europe litteraire dieſe Blätter begleitet hat. Sie bemerkte nemlich: „daß dem katholiſchen Frankreich die deutſche Literatur von einem proteſtantiſchen Standpunkte aus dargeſtellt werden müſſe.“ Vergebens war meine Einwendung, „es gäbe kein katholiſches Frankreich; ich ſchriebe für kein katholiſches Frankreich; es ſey hinreichend wenn ich ſelbſt erwähne, daß ich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche gehöre; dieſe Erwähnung, indem ſie bloß das Faktum ausſpricht, daß ich das Vergnügen habe in einem lutheriſchen Kirchenbuche als ein evangeliſcher Chriſt zu paradiren, geſtatte ſie mir doch in den Büchern der Wiſſenſchaft jede Meinung, ſelbſt wenn ſolche dem proteſtantiſchen Dogma widerſpräche, vorzutragen: wohingegen die Anmerkung, ich ſchriebe meine Aufſätze vom proteſtantiſchen Standpunkte aus, mir eine dogmatiſche Feſſel anlegen würde." — Vergebens, die Redaction der Europe hat ſolche ſubtile, tüdeske Distinctionen unbeachtet gelaſſen. Ich berichte dieſes zum Theil, damit man mich nicht einer Inkonſequenz zeihe, zum Theil auch, damit mich nicht gar der läppiſche Argwohn trifft, als wollte ich auf kirchliche Unterſcheidungen einen Werth legen.

Da die Franzoſen unſere deutſche Schulſprache nicht verſtehen, habe ich, bei einigen das Weſen Gottes betreffenden Erörterungen, diejenigen Ausdrücke gebraucht, mit denen ſie, durch den apoſtoliſchen Eifer der Saint-Simoniſten, vertraut geworden ſind; da nun dieſe Ausdrücke ganz nackt und beſtimmt meine Meinung ausſprechen, habe ich ſie auch in der deutſchen Verſion beibehalten. Junker und Pfaffen, die, in der letzten Zeit mehr als je, die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deshalb zu depopulariſiren geſucht, mögen immerhin jene Ausdrücke mißbrauchen, um mich, mit einigem Schein, des Materialismus oder gar des Atheismus zu beſchuldigen; ſie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simoniſten; ſie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rückſichten ſollen mich jedoch verleiten, meine Anſicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen, zweideutigen Worten zu verſchleyern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, daß ich meine Gedanken nicht gehörig verſtecke, daß ich die delikateſten Gegenſtände ſchonungslos enthülle, daß ich ein Aergerniß gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde, ſoll mich davon abhalten über die wichtigſte Frage der Menſchheit, über das Weſen Gottes, unumwunden und offen, mein Bekenntniß auszuſprechen.

Ich gehöre nicht zu den Materialiſten, die den Geiſt verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geiſt zurück, ich durchgeiſtige ſie wieder, ich heilige ſie.

Ich gehöre nicht zu den Atheiſten, die da verneinen; ich bejahe.

Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesläugner. Solche ſchweigende Verläugnung wird jetzt ſogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Mißbegriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Deſpotismus als Stütze dienen.

Anfang und Ende aller Dinge iſt in Gott.

Geſchrieben zu Paris den 2. April 1833.

Heinrich Heine.

* * *

Frau von Staëls Werk sur l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht?

iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben mit dem Tode Goethes beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſey auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſey zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte: „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.“

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evoluzionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „goetheſchen Kunſtperiode“, mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem goetheſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau v. Staëlſchen sur l'Allemagne ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau v. Staël, glorreichen Andenkens, hat hier, in der Form eines Buches, gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing, und ihnen Gelegenheit gab ſich der franzöſiſchen civiliſirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten: da iſt das Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen

Klarheit in direktem Widerſpruche ſind: da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daß ſie außer den unbewußten, auch noch bewußte Partheilichkeiten ausübt, daß ſie, durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondiren will. Ihr Buch sur l'Allemagne gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tazitus, der vielleicht ebenfalls durch ſeine Apologie der Deutſchen eine indirekte Satyre gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau v. Staël huldigte und deren Tendenzen ſie beförderte: ſo meinte ich die romantiſche

Schule. Daß dieſe in Deutſchland ganz etwas anderes war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben manifeſtirt hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. Ich weiß nicht ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland

Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, nemlich Hammer, Zange, Nägel, u. ſ. w. abkonterfeyt ſieht, eine Blume die durchaus nicht häßlich, ſondern nur geſpenſtiſch iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen, die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. In ſolcher Hinſicht wäre dieſe Blume das geeignetſte Symbol für das Chriſtenthum ſelbſt, deſſen ſchauerlichſter Reitz eben in der Wolluſt des Schmerzes beſteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Chriſtenthum nur den römiſchen Katholizismus verſteht, ſo muß ich doch beſonders bevorworten, daß ich nur von letzterem ſpreche. Ich ſpreche von jener Religion in deren erſten Dogmen eine Verdammniß alles Fleiſches enthalten iſt, und die dem Geiſte nicht bloß eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will um jenen zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſeyn die Hypokriſie ſich ausbilden mußte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindiziren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgarten, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualismus jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphynx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch läugnen wir hier den Nutzen den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaction gegen den grauenhaft koloſſalen Materialismus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pieces justificatives der franzöſiſchen Revoluzion bilden; wie uns der Terrorismus eines Comité du salut public als nothwendige Arzney erſcheint wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft geleſen: ſo erkennt man auch die Heilſamkeit des aſcetiſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher die man als pieces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daß es wohl der chriſtlichen Diſziplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum. Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genußfähigkeit aufreitzen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinirte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu ſuchen?

Schlimmer Ueberreitz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosphoros wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcheerte, ſich an dem ſiegenden Feinde rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, ſo liſtig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daß Helm und Harniſch ſeinen welkenden Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilſam auf die übergeſunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civiliſazion. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große geniale Inſtituzionen die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt. — Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt und das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſifiziren. Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſeyn; denn letztere exiſtirten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallieder in jedem Frühling. — Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz chriſtlich; denn, wenn die heilige Poeſie auch ausſchließlich das jüdiſche Volk, welches für das allein heilige galt, und deſſen Geſchichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Teſtamentes, die Legende, kurz die Kirche beſang: ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat,“ ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit, am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno“ für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus in's Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von den erſteren wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem Altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in Barlaam und Joſaphat die höchſte Einfachheit, nirgens iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang, mageren ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgeſang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutſchen Gemälden, das Beiwerk faſt zur Hauptſache und trotz der grandioſen Anlage iſt doch das Einzelne aufs Kleinlichſte ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Conzeption eines Rieſen oder die Geduld eines Zwergs bewundern ſoll. Ottfrieds Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poeſie zu rühmen pflegt, iſt lange nicht ſo ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen. In der profanen Poeſie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerſt den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrſcht noch die ganze vorchriſtliche Denk- und Gefühlsweiſe, da iſt die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da ſtehen noch, wie Steinbilder, die ſtarren Kämpen des Nordens, und das ſanfte Licht und der ſittige Athem des Chriſtenthums dringt noch nicht durch die eiſernen Rüſtungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermaniſchen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt und es entſteht ein lichter Kampfplatz, wo der Chriſt mit dem Heiden kämpft: und dieſes ſehen wir im Sagenkreis

Karls des Großen, worin ſich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abſpiegeln. Nun aber, aus der chriſtlich ſpiritualiſirten Kraft, entfaltet ſich die eigenthümlichſte Erſcheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das ſich endlich noch ſublimirt als ein geiſtliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, ſehen wir am anmuthigſten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Courtoiſie und die abentheuerlichſte Kampfluſt herrſcht. Aus den ſüß närriſchen Arabesken und phantaſtiſchen Blumengebilden dieſer Gedichte grüßen uns der köſtliche Jwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben dieſem

Sagenkreis ſehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral“ worin das geiſtliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioſeſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier ſtehen wir der romantiſchen Poeſie gleichſam perſönlich gegenüber, wir ſchauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und ſie umſtrickt uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Endlich ſehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem chriſtlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieſer ſogar frondirt wird, wo der Dichter ſich den Ketten der abſtrakten chriſtlichen

Tugenden entwindet und wohlgefällig ſich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es iſt eben nicht der ſchlechteſte Dichter der uns das Hauptwerk dieſer Richtung, Triſtan und Iſolde, hinterlaſſen hat. Ja, ich muß geſtehn, Gottfried von Straßburg, der Verfaſſer dieſes ſchönſten Gedichts des Mittelalters, iſt vielleicht auch deſſen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Tituel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge damit vorgefallen. Franceſca da Polenta und ihr ſchöner Freund mußten theuer dafür büßen, daß ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daß ſie plötzlich aufhörten darin zu leſen.

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romaniſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antique

Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nemlich die Künſtler ſollen ihren Stoff immer plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſeyn, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, eben ſo wie in der antiquen Kunſt, die Hauptſache ſeyn. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiquen Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des

Odyſſeus gar nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeva war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariae, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftigerweiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen. Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſeyn mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem tradizioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerley ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Ueberſchwengliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ebenfalls ungeheure Ausgeburthen der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die rezitirenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen mußten: ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen. Daher in Skulptur und Malerei jene abſcheulichen Themata, Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heiligen, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchief-fromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll: ſo erfaßt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaßbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mußten auch ſie, die Maler, mit den widerwärtigſten Leidensgeſtalten die ſeufzende Leinwand belaſten. Wahrlich wenn man manche Gemäldeſammlung betrachtet und nichts als Blutſcenen, Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht, ſo ſollte man glauben die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Gallerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiener wußten der

Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen, und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſey hat überhaupt, wenn es die Madonna galt dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoos des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne Dame du Comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des

Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtazionen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werſen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daß man ſie für ausgeſchnitzelt, daß man ſie für brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte: dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wußte, daß er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daß ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht.

Aber die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholizismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand allmählig die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen ſteckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel ſchützte ſie vor Kälte und Nordwind. In der Weltgeſchichte iſt nicht jedes Ereigniß die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereigniſſe bedingen ſich vielmehr wechſelſeitig, und nicht durch die griechiſchen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigrirt, iſt die

Liebe für das Griechenthum und die Sucht es nachzuahmen bei uns allgemein geworden: ſondern auch in der Kunſt wie im Leben regte ſich ein gleichzeitiger Proteſtantismus; Leo X., der prächtige Medizäer, war ein eben ſo eifriger Proteſtant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nympfengeſichter des Guilio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtirenden Gegenſatz zu dem altdüſtern abgehärmten Katholizismus? Die Maler Italiens polemiſirten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, das iſt alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frey, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit, aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Omlymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten beſangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neu-klaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet: ſo gewann hier jene neu-klaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluß des großen Königs verbreitete ſich dieſe neu-klaſſiſche Poeſie im übrigen Europa; in Italien wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Colorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Verſaille unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Godſched, jene große Allongeprücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeſchmacktheit jener Nachahmungen des franzöſiſchen Theaters, das ſelbſt wieder dem griechiſchen nachgeahmt ſchien. Aber nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſeine eignen Kunſtwerke, ward er der Stifter der neuern deutſchen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geiſtes, alle Seiten des Lebens, verfolgte dieſer Mann mit Enthuſiasmus und

Uneigennützigkeit. Kunſt, Theologie, Alterthumswiſſenſchaft, Dichtkunſt, Theaterkritik, Geſchichte, alles trieb er mit demſelben Eifer und zu demſelben Zwecke. In allen ſeinen Werken lebt dieſelbe große ſociale Idee, dieſelbe fortſchreitende Humanität, dieſelbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Meſſias wir noch erwarten. Dieſe Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüſte. Und dann fehlte ihm auch die Kunſt den Stein in Brod zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Armuth und Drangſal; das iſt ein Fluch, der faſt auf allen großen Geiſtern der Deutſchen laſtet, und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird. Mehr als man ahnte war Leſſing auch politiſch bewegt, eine Eigenſchaft die wir bei ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht finden; wir merken jetzt erſt was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in Emilia Galotti gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geiſtesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn ſeine theologiſchen Schriften verſtand man ſchon beſſer. Die Fragmente „über Erziehung des Menſchengeſchlechts“ welche Eugène Rodrigue ins Franzöſiſche überſetzt hat, können vielleicht den Franzoſen von der umfaſſenden Weite des Leſſingſchen Geiſtes einen Begriff geben. Die beiden kritiſchen Schriften welche den meiſten Einfluß auf die Kunſt ausgeübt, ſind ſeine „hamburgiſche Dramaturgie“ und ſein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.“ Seine ausgezeichneten Theaterſtücke ſind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weiſe.

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren zu Camenz in der Lauſitz den 22ſten Januar 1729, und ſtarb zu Braunſchweig den 15ten Febr. 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit ſeiner Polemik das Alte zerſtörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit ſelber etwas Neues und Beſſeres ſchuf; er glich, ſagt ein deutſcher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshauſe weiter bauten. Es iſt hier nicht die Stelle wo ich mehr von Leſſing ſagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeſchichte derjenige Schriftſteller iſt, den ich am meiſten liebe. Noch eines anderen Schriftſtellers, der in demſelben Geiſte und zu demſelben Zwecke wirkte und Leſſings nächſter Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; ſeine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeſchichte einen ganz einſamen Platz einnimmt und ſein Verhältniß zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahr 1803.

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue wo jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. Wenn ich da unter ſo vielen unbedeutenden Leichen den Leſſing oder den Herder ſehe mit ihren erhabenen Menſchengeſichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne Euch flüchtig die blaſſen Lippen zu küſſen!

Wenn aber Leſſing die Nachahmerei des franzöſiſchen Aftergriechenthums gar mächtig zerſtörte, ſo hat er doch ſelbſt, eben durch ſeine Hinweiſung auf die wirklichen Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums, gewiſſermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorſchub geleiſtet. Durch ſeine Bekämpfung des religiöſen Aberglaubens beförderte er ſogar die ſeichte

Aufklärungsſucht, die ſich zu Berlin breit machte, und im ſeligen Nikolay ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere blieſ ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſey. Sein Goetz von Berlichingen und ſein Werther waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den Goetz und den Werther hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der Goetz war ein dramatiſirter Ritterroman und dieſe Gattung liebte man damals. In dem Werther ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen, und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt geworden, ſeinen Lebensüberdruß geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buch noch mehr Beſprechung; einige Narren verfielen auf die Idee ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todt zu ſchießen; das Buch machte, durch ſeinen Stoff, einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Geothe. Wieland war der damalige große Dichter mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Rammler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen trivial witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gerants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Rezept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die ſchlegelſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſings, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproduzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegeleine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprinzip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlte ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man fabelt mancherlei von dem Einfluß des Fichteſchen Idealismus und der Schellingſchen Identitätslehre (Naturphiloſophie) auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichteſchen und Schellingſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Und dieſes erklärt ſich ſchon aus dem einfachen Grunde: weil damals ſchon Fichtes Philoſophie in ſich ſelbſt zerfallen und Fichte ſelbſt ſie durch Beimiſchung Schellingſcher Sätze ungenißbar gemacht hat; und weil anderen Theils Herr Schelling nie eine Philoſophie aufgeſtellt, ſondern nur ein vagues Philoſophiren, ein unſicheres Improviſiren poetiſcher Philoſopheme, verbreitet hat. Vielleicht aus dem Fichteſchen Idealismus, jenem tiefironiſchen Syſteme, wo das Ich dem Nicht-Ich entgegenſetzt iſt und dieſes vernichtet, nahm die romantiſche Schule die Lehre von der Ironie, die der ſelige Solger beſonders ausgebildet hat, die auch die Herrn Schlegel anfänglich als das

Weſen der Kunſt angeſehen, ſpäter aber als unfruchtbar erfunden und gegen die poſitiveren Axiome der Schellingſchen Identitätslehre vertauſcht haben. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, er ſey noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den Poeten ihrer Schule beſtellten, keine feſte Theorie angeben konnten, ſo erſetzten ſie dieſen Mangel dadurch, daß ſie die beſten Kunſtwerke der Vergangenheit als Muſter anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Ueberſetzung des Shakeſpears, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre. Auch ward dieſe Ueberſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen, zu einer Zeit als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmirt hatte. Später, als dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakeſpear angeprieſen: denn bei jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Comödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſchen Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet, mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der Andacht zum Kreuz, oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im ſtandhaften Prinzen; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne dürre Volk nicht zweimal ſagen, beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man folgendes erzählt:

ſie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelexir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elexir enthielt, ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks, nicht blos wieder jung, ſondern gar zu einen ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, dem beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël ſo ſehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütirt, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme Euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman „Sternbalds Wanderungen" und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen Unbeholfenheit kund geben, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wiſſen, kaum einmahl von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graziöſe, als daß man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muß ſich dieſe altitalieniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitalieniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andre Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres, wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaß jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem, wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmahl einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt bethen, ſagt das Sprüchwort, und wahrlich nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum, zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten wie das Deutſche, und mehr noch als der traurige Zuſtand worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrſchaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer beſiegten Fürſten, die ſie zu den Füßen Napoleons kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muß, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adliger Wachslichtern auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden; wie wir ſolches, mit hinlänglicher Rührung, in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübniß fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hülfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen Heerſchaaren war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden.

Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig

ertragen. Aber unſere Fürſten, während ſie hofften durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben ſie auch zugleich dem Gedanken Raum, daß die zuſammengefaßten Kräfte ihrer Völker dabei ſehr mitwirkſam ſeyn möchten: man ſuchte in dieſer Abſicht den Gemeinſinn unter den Deutſchen zu wecken, und ſogar die allerhöchſten Perſonen ſprachen jetzt von deutſcher Volksthümlichkeit, vom gemeinſamen deutſchen Vaterlande, von der Vereinigung der chriſtlich germaniſchen Stämme, von der Einheit Deutſchlands. Man befahl uns den Patriotismus und wir wurden Patrioten; denn wir thun alles was uns unſere Fürſten befehlen. Man muß ſich aber unter dieſem Patriotismus nicht daſſelbe Gefühl denken, das hier in Frankreich dieſen

Namen führt. Der Patriotismus des Franzoſen beſteht darin, daß ſein Herz erwärmt wird, durch dieſe Wärme ſich ausdehnt, ſich erweitert, daß es nicht mehr bloß die nächſten Angehörigen, ſondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civiliſation, mit ſeiner Liebe umfaßt; der Patriotismus des Deutſchen hingegen beſteht darin, daß ſein Herz enger wird, daß es ſich zuſammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländiſche haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, ſondern nur ein enger Deutſcher ſeyn will. Da ſahen wir nun das idealiſche Flegelthum, das Herr Jahn in Syſtem gebracht; es begann die ſchäbige, plumpe, ungewaſchene Oppoſition gegen eine Geſinnung die eben das Herrlichſte und Heiligſte iſt, was

Deutſchland hervorgebracht hat, nemlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menſchen-Verbrüderung, gegen jenen Cosmopolitismus, dem unſere großen Geiſter, Leſſing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutſchland immer gehuldigt haben.

Was ſich bald darauf in Deutſchland ereignete iſt Euch allzuwohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Koſacken die beſten Kräfte des Napoleon zerſtört hatten, erhielten wir Deutſche den allerhöchſten Befehl uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtſchaft, und wir begeiſterten uns durch die guten Melodien und ſchlechten Verſe der Körnerſchen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun alles was uns von unſeren Fürſten befohlen wird.

In der Periode wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles deutſch Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirirte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirirte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich germaniſch chriſtlich romantiſche Schule, die „neu-deutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Uebertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaction gegen die brutale Herrſchaft des imperial römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaction gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholiſch feudaliſtiſchen Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nemlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daß ſie in ihrer kunſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daß der Glauben in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fieſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das unerklärbar Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten: dieſe entſchloſſen ſich zu derſelben Hyppokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakulöſe Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti, mit der Milch ſeiner Eſelin, die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schooß der alleinſeligmachenden römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Goerres und Herr Klemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schooße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Larove, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſchaarenweis das evangeliſche Glaubensbekenntniß und die Vernunft abſchworen, war weit größer. Wenn man nun ſah wie dieſe jungen Leute vor der römiſch katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten: da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher, mit den ſüßen Tönen der Romantik, die deutſche Jugend ſo verderblich zu verlocken wußte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entſtand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geiſtesfreiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland.

Ich habe Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt: ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche bekenne, keiner Partheilichkeit für letztere beſchuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Partheilichkeit habe ich Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; und in der That, es beſteht in Deutſchland ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden. Auf jeden Fall ſind ſie beide verwandt und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der proteſtantiſchen Kirche manche fatale Engſinnigkeit vorwirft, ſo muß man doch zu ihrem unſterblichen

Ruhme bekennen: indem durch ſie die freie Forſchung in der chriſtlichen Religion erlaubt und die Geiſter vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forſchung überhaupt in Deutſchland Wurzel ſchlagen und die Wiſſenſchaft ſich ſelbſtſtändig entwickeln können. Die deutſche Philoſophie, obgleich ſie ſich jetzt neben die proteſtantiſche Kirche ſtellt, ja ſich über ſie heben will, iſt doch immer nur ihre Tochter; als ſolche iſt ſie immer in Betreff der Mutter zu einer ſchonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandſchaftsintereſſen verlangten es, daß ſie ſich verbündeten, als ſie beide von der gemeinſchaftlichen Feindin, von dem Jeſuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der proteſtantiſchen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben ſich zu gleicher Zeit gegen die Reſtauratoren des Katholizismus; und wie ſich von ſelbſt verſteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Intereſſen der Philoſophie oder der proteſtantiſchen Kirche, ſondern für die Intereſſen der bürgerlichen Freiheit beſorgt waren, traten ebenfalls zu dieſer Oppoſition. Aber in Deutſchland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphiloſophen und Theologen, und es iſt immer dieſelbe Idee der Freiheit wofür ſie kämpfen, ſie mögen nun ein rein politiſches, oder ein philoſophiſches oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es wenige, denen das deutſche Volk, in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung, mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht, nach Leſſing, der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daß ich nicht allzukärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahr 1751, im Meklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernächläßigte ſie als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen beiden, gab Unterricht um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten, und lebte arm, frugal und arbeitſam bis in ſein fünf und ſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorbeer, und ſpöttelten viel über den altmodiſchen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadouren, ſo ſomnembüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Luzinde, wie fatal mußte er ihm ſeyn, dieſer nüchterne Voß mit ſeiner keuſchen Luiſe und ſeinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie ſo ehrlich gemeint hat wie ſein Bruder, der konnte ſchon mit dem alten Voß viel beſſer harmoniren, und es beſtand zwiſchen beiden eigenlich nur eine Ueberſetzer-Rivalität, die übrigens für die deutſche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte ſchon vor Entſtehung der neuen Schule den

Homer überſetzt, jetzt überſetzte er, mit unerhörtem Fleiß, auch die übrigen heidniſchen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die chriſtlichen Dichter der romantiſch katholiſchen Zeit überſetzte. Beider Arbeiten wurden beſtimmt durch die verſteckt polemiſche Abſicht: Voß wollte die klaſſiſche Poeſie und Denkweiſe durch ſeine Ueberſetzungenen befördern; während Herr A. W. Schlegel, die chriſtlich-romantiſchen Dichter in guten Ueberſetzungen dem Publikum, zur Nachahmung und Bildung, zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte ſich ſogar in den Sprachformen beider Ueberſetzer. Während Herr Schlegel immer ſüßlicher und zimperlicher ſeine Worte glättete, wurde Voß in ſeinen Ueberſetzungen immer herder und derber, die ſpäteren ſind durch die hineingefeilten Rauhheiten faſt unausſprechbar: ſo daß, wenn man auf dem blank polirten ſchlüpfrigen Mahagoni-Parquet der ſchlegelſchen Verſe leicht ausglitſchte, ſo ſtolperte man eben ſo leicht über die verſifizirten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich, aus Rivalität, wollte letzterer auch den Shakespear überſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen: aber das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Ueberſetzung mißlang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll: da iſt Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, das iſt die Kraft womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals auch aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein mißgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutſcher Schriftſteller welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der

That, Voß iſt ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevallereske, alle Courtoiſie, alle Graziöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem der Katholizismus mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch, in ſeinen Sitten und Weiſen, viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen, ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir als ſey er der alte einäugige Odin ſelbſt, der ſeine Aaſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Catechismus einſtudirt, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter ins Deutſche überſetzt, und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stollberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stollberg-Wernigrode, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutſchland, vielleicht minder durch ſeine poetiſche Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutſchen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stollberg war ein liberaler Mann, von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetiſche Schule ſtifteten. Ich empfehle den franzöſiſchen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu leſen, worin Johann Heinrich Voß das idylliſche Zuſammenleben des Dichterbundes geſchildert, wozu er und Fritz Stollberg gehörten. Dieſe beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterſchaar. Als nun Fritz Stollberg mit Eclat zur katholiſchen Kirche überging und Vernunft und Freiheitsliebe abſchwor, und ein Beförderer des Obſcurantismus wurde, und durch ſein vornehmes Beiſpiel gar viele Schwächlinge nachlockte: da trat Johann

Heinrich Voß, der alte ſiebzigjährige Mann, dem eben ſo alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und ſchrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?“ Er analiſirte darin deſſen ganzes Leben, und zeigte: wie die ariſtokratiſche Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie ſie nach den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution immer ſichtbarer hervortrat; wie Stollberg ſich der ſogenannten Adelskette, die den franzöſiſchen Freiheitsprinzipien entgegenwirken wollte, heimlich anſchloß; wie dieſe Adligen ſich mit den Jeſuiten verbanden; wie man durch die Wiederherſtellung des Katholizismus auch die Adelsintereſſen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Reſtauration des chriſtkatholiſchen feudaliſtiſchen

Mittelalters und der Untergang der proteſtantiſchen Denkfreiheit und des politiſchen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutſche Demokratie und die deutſche Ariſtokratie, die ſich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und dieſe noch nichts befürchtete, ſo unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, dieſe ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf. Der Theil des deutſchen Publikums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die, mit aller Erhabenheit, über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezüchtigten. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren man möchte von ihrer eigenen Miſère auch einmal die Gardine fortziehen, dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeyen. Als nun Fritz Stollberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er, mit frömmlend chriſtlichem, verzeihendem, ächt jeſuitiſchem Tone, über den armen verblendeten Freund ſich ausſprach: da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche

Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten. Ueberhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird. Die Deutſchen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie verſäumen einer Execution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Executionen ſo jammervoll ſich gebehrden, würden aber ſehr verdrießlich ſeyn, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen, die voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haſſe gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da, mehr oder minder, jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere, in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten, ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule, durch die Enthüllung der katholiſchen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nemlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſcuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel gieng nach Wien wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähnerl aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Bramah.

Offen geſtanden Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen mußten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herren Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen.“

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichts deſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommee den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittiren gedroht: vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah:—denn wie Voß dem ſtarren einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter, in Denkweiſe und Geſtalt. Jener, freilich, mußte mit Thors Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten, und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethes erſchien im zweiten Hefte der Goetheſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ und es führt den Titel: „Ueber die chriſtlich patriotiſch neu-deutſche Kunſt.“ Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18ten Brümaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelſche Direktorium ſchon lange ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik oder klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie dieſem nicht viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Courtoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend, ſie küßten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm; dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich aber von der großen Menge dadurch, daß ſie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverain geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten, während der beiden letzten Decennien, ſehr gerechte Gründe auf Goethe ungehalten zu ſeyn. Wie ich ſelber es damals, mit hinlänglicher Bitterkeit, offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiérs état empor hob.

Das war wiederwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtſtändigen Originalſchriftſteller und lob und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein Brevêt der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſeyn.

In ſpäteren Artikeln ſpreche ich von den neuen

Dichtern, die während der Goetheſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern, mit geweihter Axt, gleich dem heiligen

Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt: die Neugläubigen, die Apoſtel des Liberalismus, ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben weil er ſo ſelbſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeyen die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe bebinnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre" im Jahr 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nemlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht bloß die goetheſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des goetheſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daß der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens „Puſtkuchen“ was auf franzöſiſch ommelette soufflée heißt, ein Name welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen: daß ſeine Dichtungen keinen moraliſchen Zweck hätten; daß er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgaire Figuren ſchaffen könne; daß hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſey.

Letzteres, daß nemlich Schiller größer ſey als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie die Produkte beider Dichter zu vergleichen und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Pikolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa, und ſonſtiger ſchillerſchen Theaterhelden, wogegen ſie die goetheſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die goetheſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethes Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſey: denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſey ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporkömmt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmahl nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt, und indem ſie in die Sitten übergeht ſich auch als eine neue Moral geltend macht: ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiquen Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte, und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach, im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletrirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena“ deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heurathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daß alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamiren, und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein

Banner, und es war daſſelbe Banner worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umſchließen ſoll; er war Cosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern" ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudiren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmirt und die Weltgeſchichte beſingt: ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle, oder in die Kunſt, oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht. Wenn Gott in Allem enthalten iſt, ſo iſt es ganz gleich womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Comödianten. Aber Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie die Alten ihn begriffen, ſondern Gott iſt in dem „Prozeß", wie Hegel ſich ausdrückt und wie er auch von den Saint-Simoniſten gedacht wird.

Dieſer Gott der Saint-Simoniſten, der nicht bloß den Fortſchritt regiert, ſondern ſelbſt der Fortſchritt iſt, und ſich von dem alten, in der Subſtanz eingekerkerten Heidengott eben ſo ſehr unterſcheidet, wie von dem chriſtlichen Dieu-pur-esprit, der von ſeinem Himmel herab, mit liebender Flötenſtimme, die Welt regierte: dieſer Dieu-progrès macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie Wolfgang Goethe wähnte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde und ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte: Gott iſt vielmehr in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifeſtation, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller und er ward „ein rückwärtsgekehrter Prophet" und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emanzipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nemlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete: ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne gefällige Form. So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und alles was er ſchrieb wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode“ bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtſtändigen Werth der goetheſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die goetheſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die goetheſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles deſſen was blos durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pigmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Aehnliches geſagt, und das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie, mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Egypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit: — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiquen mahnten mich an die Goetheſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daß ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daß ſie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Partheien, die in Deutſchland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den alten Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutſchland nennt; ſie fürchteten ſeinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unſcheinbarſten Liederchen, ſeine Weltanſicht einflößte; ſie ſahen in ihm den gefährlichſten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er ſagte, ſo fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nemlich ſo ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszuſprechen wagte, mitten in Deutſchland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrſchend ſind. Juſt dieſes war es jedoch keineswegs was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe mißfiel. Wie ſchon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit ſeines Wortes, das Kunſtweſen, das durch ihn in Deutſchland verbreitet wurde, das einen quietiſirenden Einfluß auf die deutſche Jugend ausübte, das einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülote mit der Pique. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war, zeigte in ſeiner Polemik nicht ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten: er baſirte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegels, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie ſey, ſondern nur ein Talent, er rühmte

Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtituzionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, prieß mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres: ſein Haß gegen Goethe war daher ächt und er ſchrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, alſo nicht, wie viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethes war, ſo war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritiſirte, und ich beklagte dieſen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe ſey doch immer der König unſerer Literatur; wenn man an einen ſolchen das kritiſche Meſſer lege, müſſe man es nie an der gebührenden Courtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er ſein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter den Gegnern Goethes gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politiſcher Vergehen, im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag ſeine antigoetheaniſchen Ueberzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene

Berge, lachende Thäler. Nichts iſt thörigter als die Gringſchätzung Goethes zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzuſetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läßt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daß aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauern, welcher kotzt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinetbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die egyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nemlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Fauſt, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im Meiſter — das könnt Ihr dennoch alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethes! Aber Ihr wollt das auch nicht nachmachen, und ich höre wie Ihr mit Abſcheu behauptet: wir ſind keine Hexenmeiſter, wir ſind gute Chriſten. Daß Ihr keine Hexenmeiſter ſeyd, das weiß ich.

Goethes größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles deſſen was er darſtellt; da gibt es keine Parthien, die ſtark ſind während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt während der andere nur ſkizzirt worden, da gibt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre ſie die Hauptperſon.

So iſt es auch bei Homer, ſo bei Shakespear. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenperſonen, jede Figur iſt Hauptperſon an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber, nach eigenem Gutdünken, ihre höchſte Geltung zuerkennen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſire: da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann außer denjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche iſt er wichtig.“

Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läßt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homers, Shakespears und Goethes.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht einer Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zu meiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Vielleicht iſt es nützlich hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich aber deſto tiefſinniger in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der Fauſt womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und kommentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutſchen.

Ich wäre kein Deutſcher, wenn ich bei Erwähnung des Fauſtes nicht einige erklärende Gedanken darüber ausſpräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinſten Markör, vom Philoſophen bis herab zum Doktor der Philoſophie, übt jeder ſeinen Scharfſinn an dieſem Buche. Aber es iſt wirklich eben ſo weit wie die Bibel, und, wie dieſe, umfaßt es Himmel und Erde, mitſammt dem Menſchen und ſeiner Exegeſe. Der Stoff iſt hier wieder der Hauptgrund weßhalb der Fauſt ſo populär iſt: daß er jedoch dieſen Stoff herausgeſucht aus den Volksſagen, das zeugt eben von Goethes unbewußtem Tiefſinn, von ſeinem Genie, das immer das Nächſte und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des Fauſt als bekannt vorausſetzen; denn das Buch iſt in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht ob hier die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land, auf den Jahrmärkten, ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt: wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, am Ende ſeine Bücher weg warf, und ein Bündniß mit dem Teufel ſchloß, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, dergleichen einem Teufelsbündniß zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Paracelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntniß der Dinge ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtſtändig zu forſchen: —

ſo daß mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt, in der That, ſehr bedeutſam, daß zur Zeit, wo, nach der Volksmeinung, der Fauſt gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daß er ſelber, die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nemlich die Buchdruckerei, eine Kunſt die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns im Zweifel und Revolutionen geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen, endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat. Aber nein, das Wiſſen, die Erkenntniß der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, giebt uns endlich die Genüſſe, um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat; wir erkennen, daß die Menſchen nicht bloß zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmliſchen Seligkeit, die uns das Chriſtenthum ſo beſtimmt verſpricht, nach dem Tode theilhaftig werden, ſo ſoll uns das ſehr lieb ſeyn.

Das hat nun längſt ſchon das deutſche Volk tiefſinnig geahnt: denn das deutſche Volk iſt ſelber jener gelehrte Doktor Fauſt, es iſt ſelber jener Spiritualiſt, der mit dem Geiſte endlich die Ungenügbarkeit des Geiſtes begriffen, und nach materiellen Genüſſen verlangt, und dem Fleiſche ſeine Rechte wieder giebt; — doch noch befangen in der Symbolik der katholiſchen Poeſie, wo Gott als der Repräſentant des Geiſtes und der Teufel als der Repräſentant des Fleiſches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleiſches als einen Abfall von Gott, als ein Bündniß mit dem Teufel.

Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutſchen Volke in Erfüllung geht was es ſo tiefſinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geiſt die Uſurpationen des Geiſtes einſieht, und die Rechte des Fleiſches vindizirt. Das iſt dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.

Minder bekannt als der Fauſt, iſt hier, in Frankreich, Goethes „Weſt-öſtlicher Divan“ ein ſpäteres Buch, von welchem Frau v. Staël noch nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gaſellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debüreau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer lang-röhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit ächtem Mokka-Kaffee darreicht: — den berauſchendſten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daß man ſich wundert wie dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber; und da iſt Goethe immer ruhig lächelnd und harmlos wie ein Kind und weisheitvoll wie ein Greis. Dieſe Proſa iſt ſo durchſichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windſtille, und man ganz klar hinabſchauen kann in die Tiefe, wo die verſunkenen Städte mit ihren verſchollenen Herrlichkeiten ſichtbar werden; — manchmal iſt aber auch jene Proſa ſo magiſch, ſo ahnungsvoll, wie der Himmel wenn die Abenddämmerung heraufgezogen: und die großen goetheſchen Gedanken treten dann hervor, rein und golden, wie die Sterne. Unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſes Buches; es iſt ein Salem, den der Occident dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter: ſinnlich rothe

Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Salem aber bedeutet, daß der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er, im Fauſt, ſein Mißbehagen an dem abſtrackt Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen ausgeſprochen, warf ſich gleichſam mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den Weſt-Oeſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daß dieſes Buch bald nach dem Fauſt erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethes und ſein Beiſpiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſeyn, daß Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Wiederwillen ausſprach. Ihm mißfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daß er bei den Sanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Arrière pensée witterte. Dieſe Herren betrachteten nemlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteyungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel nannte ihn deßhalb mit gläſernem Aerger: „einen zum Jslám bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieſes Jahr über Goethe erſchienen ſind, verdient ein hinterlaſſenes Werk von Johannes Falk „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt“ die rühmlichſte Erwähnung. Der Verfaſſer hat uns in dieſem Buche, auſſer einer detailirten Abhandlung über den Fauſt (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichſten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns denſelben in allen Beziehungen des Lebens, ganz naturtreu, ganz unpartheiiſch, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Hier ſehen wir Goethe im Verhältniß zu ſeiner Mutter, deren Naturell ſich ſo wunderbar im Sohne wieder abſpiegelt; hier ſehen wir ihn als Naturforſcher wie er eine Raupe beobachtet, die ſich eingeſponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier ſehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ihm ernſthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menſchheit ſelbſt unbeachtet läßt; wir ſehen ihn wie er, am Hofe des Großherzogs von Weimar, luſtig improviſirend, unter blonden Hofdamen ſitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des König Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er, mit dem Stolze eines Delai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieſer, um ihn herabzuſetzen eine öffentliche Feyer zu Ehren Schillers veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei auſſerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äuſſere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudiren, wie an einer Antique. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge dieſes Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nemlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala annehmen, bei Damayantis Hochzeit, da erkennt dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da wie geſagt die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die

Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er, mit dem Finger, den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen alten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkührlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daß er deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen, womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —

Les dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22ſten März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renommeen verloren hat. Es iſt als ſey der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine fournée ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod, im Gegentheil, im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renommeen auch ihre Autoritäten vernichtete und die geiſtige Gleichheit beförderte? War es Reſpekt oder Inſolenz weßhalb der Tod im vorigen Jahre die Könige verſchont hat? Aus Zerſtreuung hatte er nach dem König von

Spanien ſchon die Senſe erhoben, aber er beſann ſich zur rechten Zeit und er ließ ihn leben. In dem verfloſſenen Jahr iſt kein einziger König geſtorben. Les dieux s'en vont; — aber die Könige behalten wir.

Zur

Geschichte

der

neueren ſchönen Literatur

in Deutſchland

von

H. Heine.

Zweiter Theil.

Paris und Leipzig,
Heideloff und Campe.

1833.

Vorrede.

Die Vorrede des erſten Theiles dieſes Buches mag auch das Erſcheinen des zweiten Theiles rechtfertigen. Jener beſprach die Geſchichte der romantiſchen Schule im Allgemeinen, dieſer beſpricht die Häuptlinge derſelben ins Beſondere. In einem dritten und vierten Theile wird nachträglich von den übrigen Helden des Schlegelſchen Sagenkreiſes, dann auch von den Tragödiendichtern aus der letzten Goethe'ſchen Zeit, und endlich von den Schriftſtellern meiner eigenen Zeit die Rede ſeyn.

Eindringlich bitte ich den geneigten Leſer, nicht zu vergeſſen, daß ich dieſe Blätter für die Europe littéraire geſchrieben, und mich den Beſchränkungen, welche dieſes Journal in Hinſicht der Politik vorzeichnet, einigermaßen fügen mußte.

Da ich ſelber die Correctur dieſes Buches beſorgt, ſo bitte ich eine etwa zu große Menge Druckfehler zu entſchuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir, daß ich es auch an ſonſtigen Verſehen nicht fehlen laſſen. Sehr ernſthaft muß ich hier berichten, daß der Kaiſer Heinrich kein Enkel des Barbaroſſa iſt, und daß Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger iſt, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnims iſt unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in dieſen Blättern mal behauptet, die höhere Kritik in Deutſchland habe ſich nie mit Hoffmann beſchäftigt, ſo vergaß ich ausnahmsweiſe zu erwähnen, daß Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteriſtik Hoffmanns geſchrieben hat.

Paris, den 30ſten Juni 1833.

Heinrich Heine.

I.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzoſen ſich bey mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber ſolche Beklagniß würde nicht ſtatt finden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn A. W. Schlegel nur aus dem Werke der Frau v. Staël, ſeiner edlen Beſchützerinn

Die meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtniß als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daß es ein wunderlicher Kautz von Gott iſt, der in Egypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Aehnlichkeit zwiſchen Herrn A. W. Schlegel und dem Oſiris ſtatt findet, iſt ihnen am allerwenigſten bekannt.

Da ich einigermaßen einſt zu den akademiſchen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, ſo dürfte man mich vielleicht in Betreff deſſelben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geſchont, ſeinen literäriſchen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen.

Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

Ich habe ſchon in den vorigen Artikeln bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr Auguſt Wilhelm; und, in der That, letzterer zehrte nur von den Ideen ſeines Bruders, und verſtand nur die Kunſt ſie auszuarbeiten. Fr. Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daß ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher « einen umgekehrten Propheten. » Dieſes Wort iſt die beſte Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Todes, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete ſolches als ſündhaft, als Sünde die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der «Lucinde» mußte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die Lucinde iſt ein Roman, und auſſer ſeinen Gedichten und einem dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, Alarkos geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Fr. Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleyermacher hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die Lucinde herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Critikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeyten, daß es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeyen, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weißſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegelſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldinn dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daß ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche

Zuſammenſetzung von zwey Abſtrakzionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeihen, daß er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, Florentin geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattinn, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Fr. Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heucheley ſind Zwillingſchweſtern, und beyde ſehen ſich ſo ähnlich, daß ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt letztere etwas weicher die Worte und wiederholt öfter das Wörtchen « Liebe ». — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen der Frau v. Staëlſchen de l'Allemagne, hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwey großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine « Weisheit und Sprache der Indier, » und ſeine « Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur. » Durch das erſtgenannte Buch hat er bey uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilte, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig klare Fluß. Wie kleinlich zeigte ſich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern überſetzte, und ſich dabey nicht genug zu rühmen wußte, daß er in ſeiner Ueberſetzung keine Trochäen einſchlüpfen laſſen und ſo manches metriſche Kunſtſtückchen der Alexandriner nachgeſchnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien iſt gewiß ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann mir das weitere Lob erſparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es iſt im Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Nicht bloß die Myſterien deſſelben, ſondern auch die ganze katholiſche Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bey uns der Sohn des Barbaroſſa mit dem Pabſte Hildebrandt ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bey allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte kirchlicher Weihrauch aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nazionen, und verdammte oder abſolvirte ſie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menſchheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meiſters, jedes Volk dünkte ihm eine beſonders geſtimmte Saite dieſer Rieſenharfe, und er begriff die Univerſal-Harmonie ihrer verſchiedenen Klänge.

Fr. Schlegel ſtarb im Sommer 1829, wie man ſagte, in Folge einer gaſtronomiſchen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigſten literariſchen Scandale. Seine Freunde, die Pfaffenparthey, deren Hauptquartier in München, waren ungehalten über die inoffiziose Weiſe womit die liberale Preſſe dieſen Todesfall beſprochen; ſie verläſterten und ſchimpften und ſchmähten daher die deutſchen Liberalen. Jedoch von keinem derſelben konnten ſie ſagen: « daß er das Weib ſeines Gaſtfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Allmoſen des beleidigten Gatten gelebt habe. »

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel ſprechen. Wollte ich in Deutſchland noch von ihm reden, ſo würde man mich dort mit Verwundrung anſehen.

Wer ſpricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr A. W. Schlegel iſt geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm ſelber. Ich war nie ſo ungallant ihn über ſein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindlers Lexikon der deutſchen Schriftſtellerinnen. Herr A. W. Schlegel iſt daher jetzt 64 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforſcher behaupten er ſey älter. Auch Champolion war dieſer Meinung. Wenn ich von ſeinen literariſchen Verdienſten reden ſoll, ſo muß ich ihn wieder zunächſt als Ueberſetzer rühmen. Hier hat er unbeſtreitbar das Außerordentliche geleiſtet. Namentlich ſeine Uebertragung des Shakeſpear in die deutſche Sprache iſt meiſterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren

Gries und des Herren Grafen Platen, iſt Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutſchlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweyte, wo nicht gar der dritte Rang. In der äſthetiſchen Critik fehlt ihm, wie ich ſchon geſagt, der Boden einer Philoſophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenoſſen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutſchen ſteht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch ſeine deutſche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreyte, womit man, nach dem Beiſpiel der Schlegel, die altdeutſchen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutſchen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergeſprungen wäre. Aber das Altdeutſche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man friſches Aufſehen erregen. Auch hier blieb er gewiſſermaßen Dilettant, die Iniziative ſeiner Gedanken gehört noch ſeinem Bruder Friedrich, und das Wiſſenſchaftliche, das Reelle, in ſeinen ſanskritſchen Leiſtungen gehört, wie jeder weiß, dem Herren Laſſen, ſeinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin iſt in Deutſchland der eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muß man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III, Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: « die Violinſpieler werden eingetheilt in drey Claſſen; zur erſten Claſſe gehören die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweyten Claſſe gehören die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Claſſe gehören endlich die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweyten Claſſe emporgeſchwungen. »

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur erſten Claſſe oder zur zweyten Claſſe? Die Einen ſagen, er ſey gar kein Dichter; die Anderen ſagen, er ſey ein ſehr ſchlechter Dichter. So viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bey dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worinn jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegelſchen

Critik. z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeyen. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkt zu demonſtriren. Aber alles was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur etwas von der Phyſionomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerm ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Ueberhaupt nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eignen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beym großen Hauſen die Dichtungen, worinn die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf Koſten der Dichtungen, worinn unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben. Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer

Geiſt zuweilen aus den Bürgerſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrey eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokrazie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieſes war nemlich die Lage des Verfaſſers der Leonore, und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovirte, baroniſirte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worinn Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraus hungern ſolle!

Der Name «Bürger» iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte *citoyen*.

Was den Ruhm des Herren Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daß ihre ganze klaſſiſche Literatur nichts werth ſey, daß Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſey, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutſchen hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daß die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeyen und daß es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Convenzion, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improviſirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern..... Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben iſt, mußte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine mußte gleich der Erſte ſeyn, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV der erſte moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deßhalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft, in ſeiner Bruſt entſproßen die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorbeeren darinn knoſpen ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bey den Pyramiden, bey Marengo, bey Auſterlitz, bey Moskau und bey Waterloo begraben liegen, ſie hatten alle einſt Racines Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Enthuſiasmus war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und entflammt hat. Was verlangt ihr mehr von einem

Dichter? Wir ſind alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daß die Miſſion des Raciniſchen Wortes vollendet ſey, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe: ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht bloß ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reitz, welcher darinn lag, daß Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiquen Gewändern koſtumirte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte: Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maaßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bey Herren Schlegel ſo eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geiſeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts beſſeres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeſchylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen geſucht, eben ſo, wie einſt Ariſtophanes, das größte Unrecht verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich, in dieſer Hinſicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantiſchen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bey der Menge zu reſtauriren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Razionaliſten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeyert: ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den razionaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der frühern griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beymeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Heleniſt und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit ſo lang es gut gieng, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herren Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welcher er der Geſellſchaft der Frau

v. Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europas, die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniß geworden, daß er, nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerinn, nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herren Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſazion. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſeyn kann, und dennoch äußerlich ſehr anſtändig zu bleiben vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle convenzionellen Formen, und der Name « deutſcher Dichter » oder gar der Name « poetiſches Genie » erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere

Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freylich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darinn beſteht: wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann?

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu « mein Freund », und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freyherrlichſt Schlegelſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund der Großkanzler von England! Glacechandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herren Schlegel damals drey Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu dutzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er ganz Geiſt zu ſeyn ſchien, daß er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Razionaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Razionalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Razionalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Razionalismus wieder nach Hauſe, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Razionalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſeyn, und, ſobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haßte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein egyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Iſis, die arme Iſis, die Gattinn des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttinn nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie mußte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Egypten ein ſcandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Scandal.

Herrn A. W. Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Mißmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abweſenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literäriſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen über Aeſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Aeſthetik, erhalten hatte. Man ſpottete und zuckte die Achſel. Es gieng ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abweſenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes wieder betritt, und nicht begreift warum die Leute lachen ſtatt zu applaudiren. Der Mann hatte ſich entſetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage ſeiner Lächerlichkeiten. Es war ein alter eitler Geck geworden, der ſich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichſten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn A. W. Schlegel perſönlich wieder zu ſehen. Wahrlich, von dieſer Veränderung hatte ich doch keine Vorſtellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem

Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt. Ich ging eben das Haus zu ſehen, worinn Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und ſuche überall mit religiöſer Andacht die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge

Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau v. Staël geſtorben. Dabey lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichſam eine ſpaßhafte zweyte Auflage ſeiner Jugend erlebt; er ſchien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu ſeyn, und die Röthe ſeiner Wangen habe ich ſogar in Verdacht, daß ſie keine Schminke war, ſondern eine geſunde Ironie der Natur.

Mir war in dieſem Augenblick als ſähe ich den ſeligen Molière am Fenſter ſtehen und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholiſch heitere Erſcheinung. Alle Lächerlichkeit derſelben ward mir auf einmal ſo ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darinn enthalten war, ich begriff ganz den Luſtſpielkarakter jener fabelhaft ridikülen Perſonage, die leider keinen großen Comiker gefunden hat um ſie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann geweſen, der eine ſolche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und das ahnte Herr A. W. Schlegel ſchon frühzeitig, und er haßte den Molière aus demſelben Grunde, weßhalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie

Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daß ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte: ſo hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daß er dem Molière, dem großen Comiker, wenn dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſey der Verläumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daß er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſey.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I, König der Franzoſen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden.

Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

◆

II.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beyden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leyer, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit, wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leyer und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck, in dramatiſcher Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatyriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakespearſchen unterſcheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satyren des Herrn Tieck ganz ſo abentheuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkührlich wie die Tragödien des Shakespear. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venezianiſch phantaſtiſchen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Masken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Ste[illegible] der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bey Ariſtophanes. Nur daß letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr

Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude, in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich «ſcherzende Tragödien» waren: denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlinn empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feyert ihre Vermählung mit der Macht, und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber verſtiegen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung; über die zwey wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den Fröſchen beſprochen, wagten ſie zu behandeln: zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satyre wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatyriſirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unſerer Bühne.

Aber man muß auch den politiſch unfreyen Zuſtand Deutſchlands berückſichtigen. Unſere

Witzlinge müſſen ſich, in Betreff wirklicher Fürſten, aller Anzüglichkeiten enthalten, und für dieſe Beſchränkung wollen ſie daher an den Theaterkönigen und Kuliſſenprinzen ſich entſchädigen. Wir, die wir faſt gar keine raiſonirende politiſche Journale beſaßen, waren immer deſto geſegneter mit einer Unzahl äſthetiſcher Blätter, die nichts als müßige Mährchen und Theaterkritiken enthielten: ſo daß, wer unſere Blätter ſah, beinahe glauben mußte, das ganze deutſche Volk beſtände aus lauter ſchwatzenden Ammen und Theaterrezenſenten. Aber man hätte uns doch Unrecht gethan. Wie wenig ſolches klägliche Geſchreibſel uns genügte, zeigte ſich nach der Juliusrevoluzion, als es den Anſchein gewann, daß ein freyes Wort auch in unſerem theuren Vaterland geſprochen werden dürfte. Es entſtanden plötzlich Blätter, welche das gute oder ſchlechte Spiel der wirklichen Könige rezenſirten, und mancher derſelben, der ſeine Rolle vergeſſen, wurde in der eigenen Hauptſtadt ausgepfiffen. Unſere literariſchen Schehezeraden, welche das Publikum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuſchläfern pflegten, mußten jetzt verſtummen, und die Comödianten ſahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn ſie noch ſo göttlich ſpielten, und wie ſogar der Sperrſitz des furchtbaren Stadtkritikers ſehr oft unbeſetzt blieb. Früherhin hatten ſich die guten Bretterhelden immer beklagt, daß nur ſie und wieder ſie zum öffentlichen Gegenſtand der Beſprechung dienen müßten, und daß ſogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erſchracken ſie, als es den Anſchein gewann, daß am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede ſeyn möchte!

In der That, wenn in Deutſchland die Revoluzion ausbrach, ſo hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erſchreckten Novellendichter, Comödianten und Theaterrezenſenten fürchteten mit Recht: « daß die Kunſt zu Grunde ginge. » Aber das Entſetzliche iſt von unſerem Vaterlande, durch die Weisheit und Kraft des frankfurter Bundestages, glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revoluzion in Deutſchland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schreckniſſen der Preßfreiheit ſind wir bewahrt, ſogar die Deputirtenkammern, deren Concurrenz den früher conceſſionirten Theatern ſo viel geſchadet, werden abgeſchafft, und die Kunſt iſt gerettet. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und eine Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wußte er den ſtörrigen, freiheitſüchtigen Geiſt derſelben nur dadurch zu bezähmen, daß er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache; und, da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excellirt, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt, die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt, in der That, der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung, noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten

Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der ſeelige Nikolay ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſtizismus und der Romantik. Nikolay war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perrücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehn, daß der alte Nikolay ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte

Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nikolay, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geitzig geweſen ſey, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eigenen Bruſt, und die Schlegel mußten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erſchloſſen ſich alle Schätze ſeiner Phantaſie, ſeines Gemüthes und ſeines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarſten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelſtein, wovon die romantiſchen Poeten damals ſo viel geſagt und geſungen. Dieſe reiche Bruſt war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literäriſchen Feldzüge die Kriegskoſten ſchöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die ſchon erwähnten ſatyriſchen Luſtſpiele ſchreiben und zugleich nach den neuen äſtetiſchen Rezepten eine Menge Poeſien jeder Gattung verfertigen. Das iſt nun die zweyte Manier des Herren Ludwig Tieck. Seine empfehlenswertheſten dramatiſchen Produkte in dieſer Manier ſind « der

Kaiſer Octavian,» «die heilige Genofeva» und der «Fortunat», drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet ſind. Dieſe alten Sagen, die das deutſche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen koſtbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich geſtanden, ich liebe ſie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So ſchön auch die Tieckſche Genofeva iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfinn nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſäugen läßt.

Weit koſtbarer noch als jene Dramen ſind die Novellen, die Herr Tieck in ſeiner zweiten Manier geſchrieben. Auch dieſe ſind meiſtens den alten Volksſagen nachgebildet. Die vorzüglichſten ſind: « der blonde Eckbart, » und « der Runenberg. » In dieſen Dichtungen herrſcht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein ſonderbares Einverſtändniß mit der Natur, beſonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leſer fühlt ſich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdiſchen Quellen melodiſch rauſchen; er glaubt manchmal, im Geflüſter der Bäume, ſeinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umſtricken manchmal beängſtigend ſeinen Fuß; wildfremde Wunderblumen ſchauen ihn an mit ihren bunten ſehnſüchtigen Augen; unſichtbare Lippen küſſen ſeine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachſen klingend empor [illegible] Fuße der Bäume; große, ſchweigende Vögel wiegen ſich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauſcht, alles iſt ſchauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein ſchönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Und dieſes ſchöne Fräulein iſt ſo ſchön, ſo blond, ſo veilchenäugig, ſo lächelnd und zugleich ſo ernſthaft, ſo wahr und zugleich ſo ironiſch, ſo keuſch und zugleich ſo ſchmachtend, wie die Phantaſie unſeres vortrefflichen

Ludwig Tieck. Ja, ſeine Phantaſie iſt ein holdſeliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem ſeltenen Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt ſich aber jetzt mit Herren Tieck, und dieſe bekundet ſich in ſeiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geſchwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weiſe, wie man ſie von ihm am wenigſten erwartet hatte. Der ehemalige Enthuſiaſt, welcher einſt, aus ſchwärmeriſchem Eifer, ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Proteſtantismus ſo gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudaliſtiſches Mittelalter athmete, welcher die Kunſt nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieſer trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darſteller des modernſten Bürgerlebens, als Künſtler, der in der Kunſt das klarſte Selbſtbewußtſeyn verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So ſehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes iſt darinn ſichtbar, ſo wie überhaupt Herr Tieck in ſeiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erſcheint. Dieſelbe artiſtiſche Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelſchen Schule nicht gelungen, den Goethe zu ſich heranzuziehen, ſo ſehen wir jetzt, wie dieſe Schule, repräſentirt von Herren Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dieſes mahnt an eine mahometaniſche Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge geſagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und ſiehe! das größere Wunder geſchah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck iſt geboren zu Berlin, den 31ten Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er ſich zu Dresden niedergelaſſen, wo er ſich meiſtens mit dem Theater beſchäftigte, und er, welcher in ſeinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſifflirt hatte, er ſelber wurde jetzt königlich ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Mißverhältniß eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieckſche Verſtand iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und nichts von Schwärmerey wiſſen will; jene aber, die Tieckſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft, oder gar in ſeinem Käſeladen, behülflich ſeyn ſoll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit ſeiner baumwollnen

Mütze über dem Kopfe, ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem eheligen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieckſche Verſtand, in ſeinen jüngſten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, ſogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft gibt ſich nur allzuſehr kund in allem was er that und ſchrieb. Wenigſtens in allem was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die er unter dem Titel »dramaturgiſche Blätter« geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läßt Shakespear ihn auch, im Geſpräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaßt. Er ſtudirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll er immer fremd geblieben ſeyn, als ein ächter Romantiker. Nie beſchäftigte er ſich mit Philoſophie; dieſe ſcheint ihm ſogar widerwärtig geweſen zu ſeyn. Auf den Feldern der Wiſſenſchaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Gerten, um mit erſteren die Naſen ſeiner Freunde, und mit letzteren die Rücken ſeiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten

Feldbau hat er ſich nie abgegeben. Seine Schriften ſind Blumenſträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe iſt es Cervantes, welchen Herr Tieck am meiſten nachgeahmt. Die humoriſtiſche Ironie, ich könnte auch ſagen, den ironiſchen Humor dieſer beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herren Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor ſind da ſo verſchmolzen, daß ſie ein und daſſelbe zu ſeyn ſcheinen. Von dieſer humoriſtiſchen Ironie iſt viel bei uns die Rede, die Goetheſche Kunſtſchule preiſt ſie als eine beſondere Herrlichkeit ihres Meiſters, und ſie ſpielt jetzt eine große Rolle in der deutſchen Literatur. Aber ſie iſt nur ein Zeichen unſerer politiſchen

Unfreiheit, und wie Cervantes, zur Zeit der Inquiſition, zu einer humoriſtiſchen Ironie ſeine Zuflucht nehmen mußte, um ſeine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben: ſo pflegte auch Goethe im Tone einer humoriſtiſchen Ironie dasjenige zu ſagen, was er, der Staatsminiſter und Höfling, nicht unumwunden auszuſprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verſchwiegen, ſondern, wo er ſie nicht nackt zeigen durfte, hat er ſie in Humor und Ironie gekleidet. Die ehrlichen Deutſchen, die unter Cenſur und Geiſteszwang aller Art ſchmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verläugnen können, ſind ganz beſonders an die ironiſche und humoriſtiſche Form angewieſen. Es iſt der einzige Ausweg, welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoriſtiſch ironiſchen Verſtellung offenbart ſich dieſe Ehrlichkeit noch am rührendſten. Dieſes mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dännemark. Hamlet iſt die ehrlichſte Haut von der Welt. Seine Verſtellung dient nur um die Dehors zu erſetzen; er iſt wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetiquette doch immer minder verletzt als eine dreinſchlagende offene Erklärung. In allen ſeinen humoriſtiſch ironiſchen Späßen läßt er immer abſichtlich durchſchauen, daß er ſich nur verſtellt; in allem, was er thut und ſagt, iſt ſeine wirkliche Meinung ganz ſichtbar, für jeden der ſich auf Sehen verſteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen ſagen kann (denn dazu iſt er zu ſchwach), dem er ſie aber keineswegs verbergen will. Hamlet iſt durch und durch ehrlich; nur der ehrlichſte Menſch konnte ſagen: « wir ſind alle Betrüger, » und, indem er ſich wahnſinnig ſtellt, will er uns ebenfalls nicht täuſchen, und er iſt ſich innerlich bewußt, daß er wirklich wahnſinnig iſt.

Ich habe nachträglich noch zwey Arbeiten des Herren Tieck zu rühmen, wodurch er ſich ganz beſonders den Dank des deutſchen Publikums erworben. Das ſind ſeine Ueberſetzung einer Reihe engliſcher Dramen aus der vorſhakespearſchen Zeit, und ſeine Ueberſetzung des Don Quixote. Letztere iſt ihm ganz beſonders gelungen, keiner hat die nårriſche Grandeza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha ſo gut begriffen und ſo treu wieder gegeben wie unſer vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug iſt es, daß gerade die romantiſche Schule uns die beſte Ueberſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird. Denn dieſe Schule war ja von demſelben Wahnſinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen ſeinen Narrheiten begeiſterte; auch ſie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder reſtauriren; auch ſie wollte eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in ſeinem nårriſchen Heldengedichte auch andere

Ritter perſiffliren wollen, nemlich alle Menſchen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in deſſen dicken Schildknappen den realen Verſtand parodiren wollen? Immerhin, letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern, muß dennoch, auf ſeinem ruhigen Eſel, hinter der Begeiſterung einher trottiren; trotz ſeiner beſſeren Einſicht muß er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt: denn die ideale Begeiſterung iſt von ſo gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verſtand, mitſammt ſeinen Eſeln, ihr immer unwillkührlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefſinnige Spanier noch tiefer die menſchliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Geſtalt des Don Quixote unſeren Geiſt, und in der Geſtalt des Sancho Panſa unſeren Leib allegoriſirt, und das ganze Gedicht wäre alsdenn nichts anders als ein großes Myſterium, wo die Frage über den Geiſt und die Materie in ihrer gräßlichſten Wahrheit diskutirt wird? So viel ſehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die ſpirituellen Don Quixoterien ſehr viel leiden muß, daß er für die nobelſten Abſichten ſeines Herren ſehr oft die ignobelſten Prügel empfängt, und daß er immer verſtändiger iſt, als ſein hochtrabender Herr; denn er weiß daß Prügel ſehr ſchlecht, die Würſtchen einer Olla-Potrida aber ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben, als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen, als mit dem Kopf.

III.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Wörlitz, in der Oberlauſitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern Romantikern um ſo zugänglicher. Ob jener ſonderbare Schuſter ein ſo ausgezeichneter Philoſoph geweſen iſt, wie viele deutſche Myſtiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht geleſen; ich bin aber überzeugt, daß er keine ſo gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuſter ſpielen überhaupt eine Rolle in unſerer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuſter, welcher im Jahre 1454 zu Nürremberg geboren iſt, und dort ſein Leben verbracht, ward von der romantiſchen Schule als einer unſerer beſten

Dichter geprieſen. Ich habe ihn geleſen, und ich muß geſtehen, daß ich zweifle ob Herr Sakoski jemals ſo gute Verſe gemacht hat, wie unſer alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schellings Einfluß auf die romantiſche Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn ſpäter beſonders beſprechen werde, kann ich mir hier ſeine ausführliche Beurtheilung erſparen. Jedenfalls verdient dieſer Mann unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revoluzion entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daß die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere

Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichteſchen Idealismus proteſtirte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſeyn muß. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikazion der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden: erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die, ganz im Gegentheil, nur den Geiſt als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikazion des Geiſtes erklärte, die ſogar die Exiſtenz der Materie läugnete. Es ſchien faſt, der Geiſt habe jenſeits des Rheins Rache geſucht für die Beleidigung, die ihm dieſſeits des Rheines widerfahren. Als man den Geiſt hier in Frankreich läugnete, da emigrirte er gleichſam nach Deutſchland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieſer Beziehung als den Herzog von Braunſchweig des Spiritualismus betrachten, und ſeine idealiſtiſche Philoſophie wäre nichts anders als ein Manifeſt gegen den franzöſiſchen Materialismus. Aber dieſe Philoſophie, die wirklich die höchſte Spitze des Spiritualismus bildet, konnte ſich eben ſo wenig erhalten wie der kraſſe Materialismus der Franzoſen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, **nicht bloß** in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtire, daß unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſey mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schellingſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literär hiſtoriſche Bedeutung. Die Hegelſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommmener, mediatiſirter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſirten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantirt. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht: ſo hörte ich Herren Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm « ſeine Ideen genommen; » und « meine Ideen ſind es, die er genommen, » und wieder « meine Ideen, » war der beſtändige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, ſprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter.

Nichts iſt lächerlicher als das reklamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich ſehr viele Schellingſche Ideen zu ſeiner Philoſophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit dieſen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philoſophiert, aber nimmermehr eine Philoſophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm ſelber. Wenn man den Spinoza einſt aus ſeiner ſtarren, altkarteſianiſchen, mathematiſchen Form erlöſt, und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird ſich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebſtahl klagen dürfte. Alle unſere heutigen Philoſophen, vielleicht oft ohne es zu wiſſen, ſehen ſie durch die Brillen die Baruch Spinoza geſchliffen hat.

Mißgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegels immer ſteigendem Anſehen, den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen, nemlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda, deren Hauptquartier zu München. Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daß es dazu kommen mußte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich ſo oft die Worte gehört: « man müſſe den Glauben verbinden mit dem Wiſſen. » Dieſe Phraſe war unſchuldig wie die Blume und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich was Ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften ſeines Geiſtes die katholiſche Religion zu rechtfertigen, und alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts anders als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Dabey ſpekulirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt, und die jeſuitiſche Lüge, im Gewande der Philoſophie, ſie deſto leichter bethört. Andächtig kniet dieſe Jugend nieder vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herren Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftliche Werke, namentlich ſeine Antropologie.

Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein Meiſter ſich beklagen, daß man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee: « Henrik Steffens, geboren den 2ten May 1773 zu Stavangar, bey Drohntheim in Norweg, ſey der größte Mann ſeines Jahrhunderts. »

Seit den letzten Jahren iſt dieſer Mann in die Hände der Pietiſten gerathen und ſeine

Philoſophie iſt jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäßrigter Pietismus.

Ein ähnlicher Geiſt iſt Herr Joſeph Görres, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schellingſchen Schule gehört. Er iſt in Deutſchland bekannt unter dem Namen: «der vierte Allierte.» So hatte ihn nemlich einſt ein franzöſiſcher Journaliſt genannt, im Jahr 1814, als er, beauftragt von der heiligen Allianz, den Haß gegen Frankreich predigte. Von dieſem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte, ſo gewaltig wie er, vermittelſt nazionaler Erinnerungen, den Haß der Deutſchen gegen die Franzoſen zu entflammen; und das Journal, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, »der rheiniſche Merkur,« iſt voll von ſolchen Beſchwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres faſt in Vergeſſenheit. Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig und ließen ihn laufen. Als er deßhalb zu knurren anfing, verfolgten ſie ihn ſogar. Es ging ihnen wie den Spaniern auf der Inſel Cuba, die, im Kriege mit den Indianern, ihre großen Hunde abgerichtet hatten, die nackten Wilden zu zerfleiſchen; als aber der Krieg zu Ende war, und die Hunde, die an Menſchenblut Geſchmack gefunden, jetzt zuweilen auch ihre Herren in die Waden biſſen, da mußten dieſe ſich gewaltſam ihrer

Bluthunde zu entledigen ſuchen. Als Herr Görres, von den Fürſten verfolgt, nichts mehr zu eſſen hatte, warf er ſich in die Arme der Jeſuiten, dieſen dient er bis auf dieſe Stunde, und er iſt eine Hauptſtütze der katholiſchen Propaganda zu München. Dort ſah ich ihn, vor einigen Jahren, in der Blüthe ſeiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium das meiſtens aus katholiſchen Seminariſten beſtand, hielt er Vorleſungen über allgemeine Weltgeſchichte, und war ſchon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein ſchreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Allierte iſt jetzt dazu verdammt, den katholiſchen Seminariſten, der Ecole-Polytechnique des Obſcurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrſchte, wie in ſeinen Büchern, die größte Confuſion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und, nicht ohne Grund, hat man ihn oft mit dem babiloniſchen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttauſend Gedanken ſich abarbeiten und ſich beſprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern verſteht. Manchmal ſchien der Lärm in ſeinem Kopfe ein wenig zu ſchweigen, und er ſprach dann lang und langſam und langweilig, und von ſeinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogiſche Wildheit wieder in ihm erwachte und mit ſeinen mönchiſch frommen Demuthsworten widerwärtig kontraſtirte; wenn er chriſtlich liebevoll wimmerte, während er blutdürſtig wüthend hin und her ſprang: dann glaubt man eine tonſurirte Hyäne zu ſehen.

Herr Görres iſt geboren zu Coblenz, den 25ten Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten ſeines Lebens, wie die des Lebens der meiſten ſeiner Genoſſen, bitte ich mir zu erlaſſen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung ſeiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überſchritten wie weit man das Leben dieſer Leute beſprechen darf.

Ach! wie betrübſam iſt es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, ſondern wenn man überhaupt die Sterne unſerer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erſcheinen uns aber vielleicht deßhalb ſo ſchön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt ſtehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne welche lügen und betteln; Sterne welche heucheln; Sterne, welche gezwungen ſind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne welche ſich einander küſſen und verrathen; Sterne welche ihren Feinden und, was noch ſchmerzlicher iſt, ſogar ihren Freunden ſchmeicheln, eben ſo gut wie wir hier unten. Jene Cometen, die man dort oben manchmal wie

Mänaden des Himmels, mit aufgelöſtem Strahlenhaar, umherſchweifen ſieht, das ſind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende ſich reuig und devot in einen obſcuren Winkel des Firmamentes verkriechen und die Sonne haſſen.

Indem ich hier von deutſchen Philoſophen geſprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutſchen Philoſophie hier in Frankreich allzuſehr verbreitet finde. Seit nemlich einige Franzoſen ſich mit der Schellingſchen und Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, die Reſultate ihrer Studien in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, auch wohl auf franzöſiſche Verhältniſſe angewendet: ſeitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deutſchland die aberwitzigſten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geiſter zu verwirren, und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verſtünde. Mit einem Worte, dieſe edlen, für die Intereſſen des Liberalismus beſorgten Leute, klagen über den ſchädligen Einfluß der deutſchen Philoſophie in Frankreich. Aber der armen deutſchen Philoſophie geſchieht Unrecht. Dieſer Name gebührt eigentlich nur den Forſchungen über die letzten Gründen aller Erkenntniß und alles Seyns, wie ſolches, bis vor dem Auftreten des Herren Schelling, das eigentliche Thema der deutſchen Philoſophen geweſen. Kants »Critik der reinen Vernunft« war die Blüthe dieſer deutſchen Philoſophie. Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der meiſten vorſchellingſchen Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben ſo wenig der Despotismus ſeine Stricke daraus drehen um die Geiſter zu binden. Jedoch, ſeit Schelling, verlor die deutſche Philoſophie dieſen dünnen, aber harmloſen Charakter, ſie iſt ganz weſentlich verändert, und ſie iſt ganz etwas anders als eine deutſche Philoſophie. Unſere Philoſophen kritiſirten ſeitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntniſſe und des

Seyns überhaupt, ſie ſchwebten nicht mehr in idealiſtiſchen Abſtrakzionen, ſondern ſie ſuchten Gründe um das Vorhandene zu rechtfertigen, ſie wurden Juſtifikatoren deſſen, was da iſt. Während unſere früheren Philoſophen, arm und entſagend, in kümmerlichen Dachſtübchen hockten und ihre Syſteme ausgrübelten, ſtecken unſere jetzigen Philoſophen in der brillanten Livree der Macht, ſie wurden Staatsphiloſophen, nemlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worinn ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtifizirt jetzt, in ſeinen Vorleſungen, ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche.

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um, durch allegoriſche Auslegungen, die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Aehnliches für die Religion Chriſti. Es kümmert uns wenig zu unterſuchen, ob dieſe Philoſophen einen uneigennützigen Zweck haben; ſehen wir ſie aber in Verbindung mit der Parthei der Prieſter, deren materielle Intereſſen mit der Erhaltung des Catholizismus verknüpft iſt, ſo nennen wir ſie Jeſuiten. Sie mögen ſich aber nicht einbilden, daß wir ſie mit den älteren Jeſuiten verwechſeln. Dieſe waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O, der ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Combinazionen erſonnen; als die, wodurch die alten Jeſuiten den Catholizismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Catholizismus, und nicht für den Catholizismus ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem, an und für ſich, war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten ſie zuweilen das katholiſche Prinzip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüſte, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſoluzionen und buhlten ihre Caſuiſten mit jedem Laſter und Verbrechen. Vergebens haben ſie mit den Layen in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder ſchaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barault: die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde. Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Herr Schelling iſt geboren, den 27ten Januar 1775, in Würtemberg.

*

IV.

Ueber das Verhältniß des Herren Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig Andeutungen geben können. Sein Einfluß war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkühr jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderex zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Roſe, er identifizirte ſich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeſchliffener Spiegel, worinn er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigne Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden. Hoffmann gehört nicht zu der romantiſchen Schule. Er ſtand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte ſeiner hier nur im Gegenſatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule iſt. Novalis iſt hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem ſo vortrefflichen Anzuge dem franzöſiſchen Publikum vorgeſtellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputazion erlangt hat. Bei uns in Deutſchland iſt jetzt Hoffmann keineswegs in Vogue, aber er war es früher. In ſeiner Periode wurde er viel geleſen, aber nur von Menſchen, deren Nerven zu ſtark oder zu ſchwach waren, als daß ſie von gelinden

Akkorden affizirt werden konnten. Die eigentlichen Geiſtreichen und die poetiſchen Naturen wollten nichts von ihm wiſſen. Dieſen war der Novalis viel lieber. Aber, ehrlich geſtanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn letzterer, mit ſeinen idealiſchen Gebilden, ſchwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann, mit allen ſeinen bizarren Fratzen, ſich doch immer an der irdiſchen Realität feſtklammert. Wie aber der Rieſe Antheus unbezwingbar ſtark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und ſeine Kraft verlor, ſobald ihn Herkules in die Höhe hob: ſo iſt auch der Dichter ſtark und gewaltig, ſo lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, ſobald er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daß ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Critikers, ſondern des Arztes ſey. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurglut in Hoffmanns Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzuſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht ſelbſt eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2ten Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Uebel ſtarb. In allem, was er ſchrieb, weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht, im Jahr 1801, ehe er ſein neun und zwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Comödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von Oſterdingen, der berühmte Dichter, iſt der Held dieſes Romans. Wir ſehen ihn als Jüngling in Eiſennach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo ſchon das Größte, aber auch ſchon das Dümmſte geſchehen; wo nemlich Luther ſeine Bibel überſetzt, und einige alberne Deutſchthümler den Gensdarmeriekodex des Herren Kamptz verbrannt haben. In dieſer Burg ward auch einſt jener Sängerkrieg geführt, wo, unter anderen Dichtern, auch Heinrich von Oſterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettſtreit in der Dichtkunſt geſungen, den uns die Maneſſiſche Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter ſollte das Haupt des Unterliegenden verfallen ſeyn und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt ſich nun die Wartburg, der Schauplatz ſeines ſpäteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie geſagt, in dem väterlichen Hauſe zu Eiſennach. „Die Eltern liegen ſchon und ſchlafen, die Wanduhr ſchlägt ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſt der Wind; abwechſelnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner

Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt, fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume habe ich damals nie gehört. »

Mit ſolchen Worten beginnt « Heinrich von Ofterdingen, » und überall in dieſem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll iſt es, daß ſelbſt die fabelhafteſten Perſonen in dieſem Buche uns ſo bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten ſchon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, ſelbſt Sophia trägt ſo wohlbekannte Geſichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und abgegangen und heiter gekoſt. Aber das Alles liegt ſo dämmernd hinter uns, wie ein halbvergeſſener Traum.

Die Muſe des Novalis war ein ſchlankes, weißes Mädchen mit ernſthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermahl an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nemlich als Muſe der Novalisſchen Poeſie eben daſſelbe Mädchen, das mich zuerſt mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldſchnitt, welcher den Oſterdingen enthielt, in ihren ſchönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stazionen von Göttingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der, mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden, wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen zarten Schweſter hingegen war ſchon der Anblick eines Hoffmannſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und, wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novalisſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illuminazion ſtatt gefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert, und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nemlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Profeſſor Blumenbach für einen afrikaniſchen erkannte. Der arme Vogel, mit dem Pfeil in der Bruſt, war er doch nach dem nordiſchen Neſte zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſeyn, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen, auf irgend einer egyptiſchen Pyramide, und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich, im Spätherbſt 1828, aus dem Süden zurück kehrte, (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt,) führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſirt, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Poſtillon Pieper erfuhr, hatte ſie ſogar die Luſt an den Hoffmannſchen Romanen verloren, und ſie trank jetzt vor Schlafengehn deſto mehr Brantewein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Brantewein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmannſchen Romane hingegen mußten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlichſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillion Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſey davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Weſen ſeyn, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte: ſie ſey ein Engel! Und er ſagte dieſes, während er, mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und, neben dem Mißthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Oſterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Oſterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Artikels.

◆

V.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Land und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es gibt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nemlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herren Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreiſt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahr lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er noch am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: »Ponce de Leon.« Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Wortſpielen zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung, und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Calenbours durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen buckligte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle.

Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bachantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, « die Gründung Prags » iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich «die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Nanerl.» Als das ſchöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Nanerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrack noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: «liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.» Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Nanerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr alt ſeyn, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondirendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den

Volksliedern, die er mit ſeinem verſtorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nemlich, in Gemeinſchaft mit letzterem, unter dem Titel: « des Knaben Wunderhorn, » eine Sammlung Lieder herausgegeben, die ſie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und ſeltenen Druckſchriften gefunden haben. Dieſes Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdſeligſten Blüthen des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe dieſe Volkslieder. In dieſem Augenblick liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir als röche ich den Duft der deutſchen Linden. Die Linde ſpielt nemlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens zeigt. Dieſe Bemerkung machte einſt ein deutſcher Dichter, der mir der liebſte iſt, nemlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches iſt ein Knabe, der das Horn bläſt; und wenn ein Deutſcher in der Fremde dieſes Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekannteſten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beſchleichen, wie den ſchweizer Landsknecht, der auf der ſtraßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberſchwimmen,
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch, durch chemiſchen Prozeß die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küßt die deutſche Liebe. Hier perlt der ächt deutſche Wein und die ächt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darinn. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er

Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

» Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink ſo gerne.

» Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

» Man ſetzt mich oben an den Tiſch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,

Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

»Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

»Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

»Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer mußt zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch mußt er mir laſſen.“

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt Ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

« Nun ſchürz dich, Gretlein, ſchürz dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan. »

Sie antwortet vergnügt:

« Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir ſeyn,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein. »

Da nahm ers bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

« Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieſes Gretlein,
Müſſen verſchlemmet ſeyn. »

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

« Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,

Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof. »

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

« Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr? »

« Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr;
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr. »

Das iſt kein Goetheſches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

> «Reit du nach jener Straße,
> Reit du nach jener Heide,
> Woher du gekommen biſt;
> Da liegt ein breiter Stein,
> Den Kopf darauf nur leg,
> Trägſt keine Federn weg.»

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, ſtralt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſeyn,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt:
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schlußworten:

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es habens drei Gäns übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind beſonders die Handwerksburſchen. Wie oft, auf meinen Fußreiſen, verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch, mit Ränzel und Wanderſtab, vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchem Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutſchen Handwerksburſchen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es iſt eine merkwürdige Menſchenſorte. Ohne Sous in der Taſche, wandern dieſe Handwerksburſchen durch ganz Deutſchland, harmlos, fröhlich und frey. Gewöhnlich fand ich, daß drei zuſammen auf ſolche Wanderſchaft ausgingen. Von dieſen dreien war der Eine immer der Raiſonneur, er raiſonnirte mit humoriſtiſcher Laune über alles was vorkam, über jeden bunten Vogel der in der Luft flog, über jeden Muſterreuter der vorüberritt, und kamen ſie gar in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber, ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein, er kann kein

Wort ſagen ohne dabei zu fluchen, er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet, und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm täglich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort »Halberſtadt« ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefſter Bruſt; er iſt der jüngſte, macht zum erſtenmal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

»Des Knaben Wunderhorn« iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herren Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Nibelungenlied ſpielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine beſondere Erwähnung geſchehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſey? Und das Publikum ſah dabei aus wie ein Knabe, den man ernſthaft fragt: haſt du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls iſt aber dieſes Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzoſe kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache worin es gedichtet iſt. Es iſt eine Sprache von Stein und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen, artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein

Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kamen nun ruhig herangeſchritten der ſtraßburger Münſter, der kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. ſ. w., und dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es iſt wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daß einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch dann von den Hauptperſonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm iſt ſo hoch und kein Stein iſt ſo hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieſes Lied verfaßt? Eben ſo wenig, wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geſchrieben. Sonderbar! von den vortrefflichſten Büchern, Gedichten, Bauwerken und ſonſtigen Denkmälern der Kunſt, weiß man ſelten den Urheber. Wie hieß der Baumeiſter, der den köllner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die ſchöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige ſo erquicklich abkonterfeit ſind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das ſo viele leidende Menſchengeſchlechter getröſtet hat? Die Menſchen vergeſſen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edelen, der für das Heil ſeiner Mitbürger geſorgt, finden wir ſelten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grauſamen Kriegshelden. Der Baum der Menſchheit vergißt des ſtillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und von ſchädlichen Thieren geſchützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in ſeine Rinde eingeſchnitten mit ſcharfem Stahl, und er überliefert ſie in immer wachſender Größe den ſpäteſten Geſchlechtern.

*

VI.

Wegen ihrer gemeinſchaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns,“ pflegt man auch ſonſt die Namen Brentano und Arnim zuſammen zu nennen, und da ich erſteren beſprochen, darf ich von dem anderen um ſo weniger ſchweigen, da er in weit höherem Grade unſere Aufmerkſamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim iſt ein großer Dichter und war einer der originellſten Köpfe der romantiſchen Schule. Die Freunde des Phantaſtiſchen würden an dieſem Dichter mehr als an jedem anderen deutſchen Schriftſteller Geſchmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann ſowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieſer in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Geſpenſter beſchwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann ſelbſt zuweilen betrachtete, ſo kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakespear ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule. Ich glaube Arnims Renommee konnte beſonders deßhalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Parthei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſtethiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläßigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem, was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſeyn, wäre nicht die Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſeyn könne; aber das iſt Kinderſpiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann ſeine Todten beſchwört und ſie aus den Gräbern hervorſteigen und ihn umtanzen: dann zittert er ſelber vor Entſetzen, und tanzt ſelbſt in ihrer Mitte, und ſchneidet dabei die tollſten Affengrimaſſen. Wenn aber Arnim ſeine Todten beſchwört, ſo iſt es als ob ein General Heerſchau halte, und er ſitzt ſo ruhig auf ſeinem hohen Geiſterſchimmel, und läßt die entſetzlichen Schaaren vor ſich vorbeidefiliren, und ſie ſehen ängſtlich nach ihm hinauf und ſcheinen ſich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und ſtarb den Winter 1830. Er ſchrieb dramatiſche Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen ſind voll intimer Poeſie, namentlich ein Stück darunter betitelt «der Auerhahn.» Die erſte Scene wäre ſelbſt des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu iſt die betrübteſte Langeweile da geſchildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verſtorbenen Landgrafen ſitzt allein, in dem verwaiſten weiten Burgſaal, und ſpricht gähnend mit ſich ſelber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tiſche immer länger wüchſen, und daß ihm der Morgenwind ſo kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langſam hereingeſchlappt, in den Kleidern des ſeligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er ſonſt um dieſe Stunde den Vater beim Anziehen half, wie dieſer ihm oft eine Brodkruſte zuwarf, die er mit ſeinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; dieſe letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt ſey und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnims Romane heißen »die Kronwächter« und die »Gräfin Dolores.« Auch erſterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz iſt oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und ſeiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht ſo dick iſt, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es iſt Verläumdung, wenn man ihr nachſagte, ſie ſey oben in der Thurmwohnung ſo korpulent geworden, daß ſie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabſteigen könne, und, nach dem Tode ihres erſten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt geweſen ſey, den neuen Thürmer zu heurathen. Ueber ſolche böſe Nachrede grämte ſich die arme Frau droben nicht wenig; und ſie konnte nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, « die Gräfin Dolores, » hat ebenfalls den allervortrefflichſten Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth und zwar einer adeligen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörniß! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten iſt alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geiſeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf, nach langer Abweſenheit, wieder in ſein Schloß heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau, ſehr auffallend, es paſſirt bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und eben ſo wie das übrige Hausgeſinde längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber auch am Ende ſelbſt zu ahnen, daß er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnims Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine «Iſabella von Egypten.» Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Égyptiens nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Mährchenvolk mit ſeinen braunen Geſichtern, freundlichen Wahrſageraugen, und ſeinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen myſtiſchen Schmerz. Die Zigeuner müſſen nemlich nach der Sage, die in dieſer Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungaſtlichen Härte, womit einſt ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewieſen, als dieſe, auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man ſich auch berechtigt, ſie mit Grauſamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schellingſchen Philoſophen hatte, ſo mußte die Poeſie damals die Beſchönigung der unwürdigſten und grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen niemand waren dieſe Geſetze barbariſcher als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten ſie jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne Unterſuchung und Urthel, aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unſchuldig gehenkt. Mit dieſem trüben Ereigniß beginnt die Arnimſche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürſtenmantel um die Schulter, ſetzen ihm die ſilberne Krone auf das Haupt und verſenken ihn in die Schelde, feſt überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hauſe bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzeſſin Iſabella, ſeine Tochter, weiß nichts von dieſer traurigen Begebenheit, ſie wohnt einſam in einem verfallenen Hauſe an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es ſo ſonderbar im Waſſer rauſcht, und ſie ſieht plötzlich wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenſchmuck, und der Mond wirft ſein ſchmerzliches Licht auf die ſilberne Krone. Das Herz des ſchönen Kindes will ſchier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will ſie den todten Vater feſthalten; er ſchwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach ſeinem heimathlichen Wunderland, wo man ſeiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben. Rührend iſt das Todtenmal womit das arme Kind den verſtorbenen Vater ehrt; ſie legt ihren weißen Schleier über einen Feldſtein, und darauf ſtellt ſie Speiß und Trank, welches ſie feierlich genießt. Tief rührend iſt alles was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er ſchon an anderen Orten ſein Mitleid gewidmet z. B. in ſeiner Nachrede zum «Wunderhorn,» wo er behauptet, daß wir den Zigeunern ſo viel Gutes und Heilſames, namentlich die mehrſten unſerer Arzneien verdanken. Wir hätten ſie mit Undank verſtoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten ſie bei uns keine Heimath erwerben können. Er vergleicht ſie in dieſer Hinſicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daß ſie alles herbeiſchafften was ſich ihre großen ſtarken Feinde zu Gaſtmälern wünſchten, aber einmal für wenige Erbſen, die ſie aus Noth vom Felde ablaſen, jämmerlich geſchlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menſchen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafheerde, und jeder dort ein Münzchen niederlegen mußte, bis ſie ein Faß damit füllten.

Eine Ueberſetzung der erwähnten Novelle, Iſabella von Egypten, würde den Franzoſen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, ſondern auch überzeugen, daß all die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnimſchen Dichtungen, nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſeyn ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt, wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läßt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1° Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter- und Seidenputz.

2° Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3° Ein Golem; nemlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt, und wie ein ſchönes Weib ſich gebährdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort « Wahrheit, » und wenn man dieſes auslíſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen, als eitel Lehm.

4° Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daß ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem Männlein auch ein bischen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küßte ſie ihm das Hagebutmaul ganz ſchief; ſie küßte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garſtige Knirps wurde dadurch ſo verzogen, daß er am Ende Feldmarſchall werden wollte, und eine brillante Feldmarſchalluniform anzog, und ſich durchaus Herr Feldmarſchall tituliren ließ.

Nicht wahr, das ſind vier ſehr ausgezeichnete Perſonen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Mirakle und ſämmtliche Peſthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine ſo gute Geſellſchaft zuſammenbringen, wie jene die in einer einzigen Kutſche von Brake nach Brüſſel fuhr. Ihr Franzoſen ſolltet doch endlich einſehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Geſpenſter jener Art. Wenn Ihr Geſpenſter beſchwört, müſſen wir lachen. Ja, wir Deutſchen, die wir bei Euren heiterſten Witzen ganz ernſthaft bleiben können, wir lachen deſto herzlicher bei Euren Geſpenſtergeſchichten. Denn Eure Geſpenſter ſind doch immer Franzoſen; und franzöſiſche Geſpenſter! welch ein Widerſpruch in den Worten! In dem Wort « Geſpenſt » liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Wort « Franzöſiſch » liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſeyn, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtiren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Variétés und dem Gymnas ſtrömen die heiterſten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soiree. Wie müßte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt!

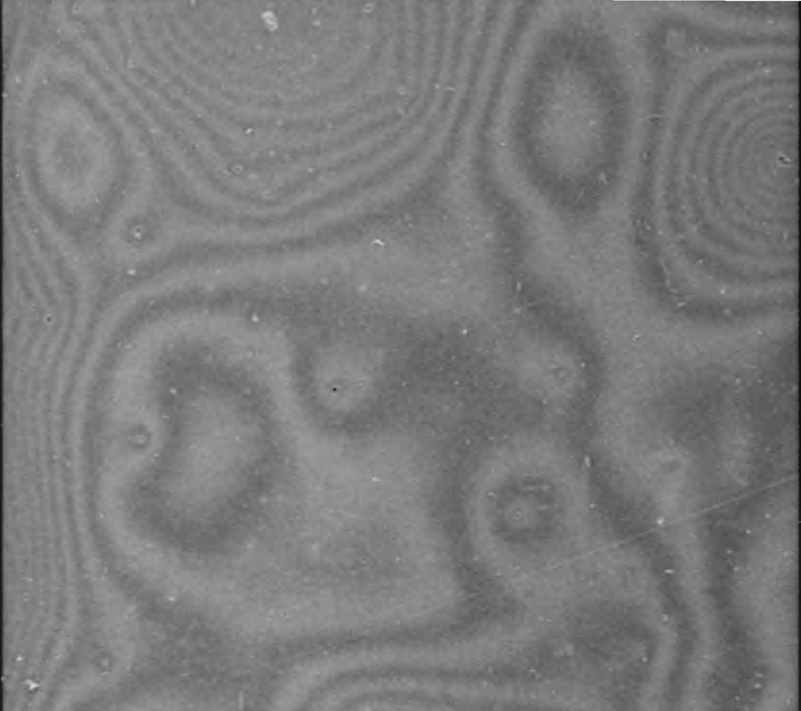
Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiß nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreünions bilden, ſie würden ein Todtenkafeehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine pariſer Todtenrevüe, und es gäben bald Todtenſoirees, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde und in Paris ſpuken kann, zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht; ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muß, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben.

O Ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, Ihr ſolltet doch endlich einſehen, daß Eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Masken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeyd ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche Eurer Kunſt. Das haben ſchon Eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laßt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen. Laßt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen; nimmermehr in Frankreich. Als ich hierher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Gränze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art. — O! ich möchte mich auf den ſtraßburger Münſter ſtellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein theures Vaterland hinüberſchwenkte, und die rechten exorcirenden Worte dabei ausſpräche: die alten Hexen würden auf ihren Beſenſtielen davonfliegen, die kalten Bärenhäuter würden wieder in ihre

Gräber hinabkriechen, die Golems, würden wieder als eitel Lehm zuſammenfallen, der Feldmarſchall Cornelius Nepos kehrte wieder zurück nach dem Orte, woher er gekommen, und der ganze Spuk wäre zu Ende.

Ende des zweiten Theils.



Der Salon.

Erſter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.
Brentano, C., Ponce de Leon. Luſtſp. 1 Rthlr. — Gr.
Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reiſebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage 8. 7 Rthlr. — Gr.
— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.
— — franzöſiſche Zuſtände, 8. 2 Rthlr. — Gr.
Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.
— — Graf Lewzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.
— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.
— — Przebracki der ruſſ. Polizeiſpion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.
— — Gorgona. Bilder aus d. franzöſiſchen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.
Oettinger, E. M., der cenſirte Eulenſpiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.
Raupach, E., dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.
— — Schauſpiele und Trauerſpiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
Weltmann, J. C. A. B., Beſchreibung einer Reiſe nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Der Salon

von

H. Heine.

Erster Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorrede

„Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Eur Schild keinen goldenen Engel, ſondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet ſehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, ſo wird er doch wie ein rother Löwe ausſehn.“

Dieſe Worte eines ehrſamen Kunſtgenoſſen ſoll gegenwärtiges Buch an die Stirne tragen, da ſie jedem Vorwurf, der ſich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeſtändig begegnen. Damit alles geſagt ſey, erwähne ich zugleich, daß dieſes Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und

Herbſt 1831 geſchrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meiſtens mit den Cartons zu künftigen rothen Löwen beſchäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störniß jeder Art.

Bin ich nicht heute ſehr beſcheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, die Beſcheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Beſcheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen ſehr erleichtert. Es iſt z. B. leicht, daß man ſeinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht ſo viel Geiſt beſitzt um ihnen ſchaden zu können, ſo wie es auch leicht iſt, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuſchäbigen Naſe geſegnet iſt.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in dieſem Buche wieder ſehr tief ſeufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachſendes Geſchlecht" hat eingeſehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpektabel iſt, wie jene triſte, modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einſt mit leichten Waffen frondirte, wird jetzt ein offener ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen.

Gott lob! die Revoluzion des Julius hat die Zungen gelöſt, die ſo lange ſtumm geſchienen; ja da die plötzlich Erweckten alles was ſie bis dahin verſchwiegen auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrey, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das iſt nicht ſo leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſey eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Commentirung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem ächten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn Amos ſprach zu König Amazia, ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schaafheerde und ſprach zu mir, gehe hin und weißſage. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn der arme Mönch, der, vor Kaiſer und Reich, zu Worms, angeklagt ſtand, ob ſeiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte, und mit den Worten ſchloß: hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Wenn Ihr dieſe heilige Zwingniß kennet, Ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verläumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn Maximilian Robespierre ſprach: ich bin ein Sklave der Freyheit.

Und auch ich will jetzt Geſtändniſſe machen. Es war nicht eitel Luſt meines Herzen, daß ich alles verließ was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wiſſen warum; ich ging weil ich mußte. Nachher ward mir ſehr müde zu Muthe; ſo lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich ſchier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, ſo matt geworden, wie der Leib einer Gebährerinn —

Ich dachte — habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich ſelber leben, und ſchöne Gedichte ſchreiben, Commödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele, die ſich in meinem Hirnkaſten angeſammelt, und will mich wieder ruhig zurückſchleichen in das Land der Poeſie, wo ich als Knabe ſo glücklich gelebt.

XI

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich beſſer im Stande war, dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bey Havre-de-Grace, in der Normandie. Wunderbar ſchöne Ausſicht auf die große Nordſee; ein ewig wechſelnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen ſchmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, rieſenhaft und abentheuerlich, als wären es die ſpukenden Schatten jener Normanen, die einſt auf dieſen Gewäſſern ihr wildes Weſen getrieben. Unter meinem Fenſter aber blühten die lieblichſten Blumen und Pflanzen: Roſen, die liebeſüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verſchämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, faſt bis in mein Zimmer hereinwuchſen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt.

Ja, einſt lief ich ſchmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt ſich in mein Schlafgemach. Was ich einſt begehrte, iſt mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünſchte, daß kein Menſch von mir ſpräche, wenigſtens in Deutſchland. Und ſtille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang, mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiſte der Dichtkunſt. wohlbekannte edle Geſtalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumſelig, ſo mährchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß jeder, daß man bey ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freye Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So ergings auch mir, und ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen, hoch und langſam, mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerley ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Ueberraſchung, als ich ſie ſprechen hörte — ſie ſprachen Deutſch, in ſchwäbiſcher Mundart. Leicht begriff ich, daß dieſe Leute Auswanderer waren, und als ich ſie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem

Leben empfunden, alles Blut ſtieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müſſe es heraus aus der Bruſt, als müſſe es ſo ſchnell als möglich heraus, und der Athem ſteckte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland ſelbſt das mir begegnete, auf jenen Wagen ſaß das blonde Deutſchland, mit ſeinen ernſtblauen Augen, ſeinen traulichen, allzubedächtigen Geſichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beſchränktheit, über die ich mich einſt ſo ſehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einſt in der blühenden Luſt der Jugend, gar oft die heimathlichen Verkehrtheiten und Philiſtereyen verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einſt mit dem glücklichen, bürgermeiſterlich gehäbigen, ſchneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Hausſhader zu beſtehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: ſo war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloſchen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; ſelbſt ſeine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, ſelbſt mit ſeinen Krähwinkeleyen war ich ausgeſöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutſchen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland ſelber den Handſchlag eines erneuten Bündniſſes der Liebe, und wir ſprachen Deutſch. Die Menſchen waren ebenfalls ſehr froh auf einer fremden Landſtraße dieſe Laute zu vernehmen; die beſorglichen Schatten ſchwanden von ihren Geſichtern, und ſie lächelten beynahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübſch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an, mit ihren zahnloſen lieben Mündchen. Und warum habt Ihr denn Deutſchland verlaſſen? fragte ich dieſe armen Leute. Das Land iſt gut und wären gern dageblieben, antworteten ſie, aber wir konntens nicht länger aushalten —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenſchaften aufregen wollen, und ich will nicht alles wiedererzählen was ich auf jener Landſtraße, bey Havre, unter freyem Himmel, gehört habe über den Unfug der hochnobelen und allerhöchſt nobelen Sippſchaften in der Heimath — auch lag die größere Klage nicht im Wort ſelbſt, ſondern im Ton womit es ſchlicht und grad geſprochen, oder vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: was ſollten wir thun? ſollten wir eine Revoluzion anfangen?

Ich ſchwöre es bey allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von dem was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechs und dreyßig Revoluzionen hervorgebracht und ſechs und dreyßig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppeltvernünftiger Schwabe, aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark wie wir an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freylich, in Afrika werden ſie auch manches ausſtehen müſſen.

Dieſe Leute gingen nemlich nach Algier, wo man ihnen, unter günſtigen Bedingungen, eine Strecke Landes zur Coloniſirung verſprochen hatte. Das Land ſoll gut ſeyn, ſagten ſie, aber wie wir hören; giebt es dort viel giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen, oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder ſchleppen. Das iſt grauſam. Aber zu Hauſe iſt der Amtmann auch giftig wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildſchaden und Jagd noch weit mehr ruinirt, und unſere Kinder wurden unter die Soldaten geſteckt — was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Zur Ehre der Menſchheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Ausſage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensſtazionen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzoſen ſind nicht bloß das geiſtreichſte, ſondern auch das barmherzigſte Volk. Sogar die Aermſten ſuchten dieſen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand, beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Keſſel zum Kochen, halfen ihnen Holz ſpalten, Waſſer tragen und Waſchen. Habe mit eigenen Augen geſehen, wie ein franzöſiſch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brod gab; wofür ich mich auch herzlich bey ihr bedankte. Dabey iſt noch zu bemerken, daß die Franzoſen nur das materielle Elend dieſer Leute kennen; jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum dieſe Deutſchen ihr Vaterland verlaſſen. Denn, wenn den Franzoſen die Landesherrlichen Plackereyen ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzuſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort, ſie fangen eine Revoluzion an.

Was mich betrifft, ſo blieb mir, durch jene Begegnung, ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleyerne Verzagniß im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich, der eben noch ſo übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt ſo matt und krank einher, wie ein gebrochener Menſch. Es war dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu iſt mir ſeit langer Zeit alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einſt ſogar die Sache ſelber einigermaßen verleitet werden, als ich den Mummenſchanz jener ſchwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und ſich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt, und ſich wirklich in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit ſie im Lande fechten gingen. Ich ſage Fechten im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwert gehörte nicht zu ihren Handwerksgebräuchen. Vater Jahn, der Heerbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal ächt war. Sie wußten ſehr gut, daß deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daß es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh und zieht den Huth ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimath der Civiliſazion und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſazion und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben, und achtzig Jahr dabey alt werden, und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hauſe geblieben ſeyn. Das Weſen des Frühlings erkennt man erſt im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die beſten Maylieder. Die Freyheitsliebe iſt eine Kerkerblume und erſt im Gefängniſſe fühlt man den Werth der Freyheit. So beginnt die deutſche Vaterlandsliebe erſt an der deutſchen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutſchen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt, und die Briefe einer verſtorbenen Freundinn enthält, erſchütterte mich geſtern die Stelle, wo ſie in der Fremde den Eindruck beſchreibt, den der Anblick ihrer Landsleute, im Kriege 1813, in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierherſetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen.“

Das iſt es. Deutſchland, das ſind wir ſelber. Und darum wurde ich plötzlich ſo matt und krank beim Anblick jener Auswandrer, jener großen Blutſtröme, die aus den Wunden des Vaterlands rinnen und ſich in den afrikaniſchen Sand verlieren. Das iſt es; es war wie ein leiblicher Verluſt und ich fühlte in der Seele einen faſt phyſiſchen Schmerz. Vergebens beſchwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika iſt auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht viel von kriſtlicher Liebe, und die Affen dort ſind nicht ſo widerwärtig wie die deutſchen Affen — und zur Zerſtreuung ſummte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„— — —
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.“

„— — —
An Deutſchlands Grenzen füllen wir
    Mit Erde noch die Hand;
Und küſſen ſie, das ſey dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speiſ' und Trank,
    Du liebes Vaterland.“

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtniß und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freyheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere Euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr alt ſeyn, trug zwey niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleichkränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weichbeſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich: ob das das Weltmeer ſey? — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebiethend und doch grundweiſe. Denn das Meer weiß alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen, mit den fabelhaft verſunkenen Reichen, auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann Ade Ruhe! Ade ſtille Träume! Ade Novellen und Commödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreyendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum, nach obigem Geſtändniſſe, gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris den 17ten Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Franzöſiſche Maler.

Gemäldeausſtellung in Paris

1831.

Der Salon iſt jetzt geſchloſſen, nachdem die Gemälde deſſelben ſeit Anfang Mai ausgeſtellt worden. Man hat ſie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beſchäftigt und mit ängſtlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieſer Zeit zum erſten Male die Hauptſtadt beſuchte und von unzählig neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger als Andere mit der erforderlichen Geiſtesruhe die Säle des Louvers durchwandeln können. Da ſtanden ſie neben einander, an die dreitauſend, die hübſchen Bilder, die armen Kinder der Kunſt, denen die geſchäftige Menge nur das Almoſen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit ſtummen Schmerzen bettelten ſie um ein Bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber das war es eben, die Ausſtellung glich einem Waiſenhauſe, einer Sammlung zuſammengeraffter Kinder, die ſich ſelbſt überlaſſen geweſen und wovon keins mit dem anderen verwandt war. Sie bewegte unſere Seele wie der Anblick unwürdiger Hülfloſigkeit und jugendlicher Zerriſſenheit.

Welch verſchiedenes Gefühl ergriff uns dagegen ſchon beim Eintritt in eine Gallerie jener italieniſchen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgeſetzt werden in die kalte Welt, ſondern an den Brüſten einer großen, gemeinſamen Mutter ihre Nahrung eingeſogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieſelben Worte, aber doch dieſelbe Sprache ſprechen.

Die katholiſche Kirche, die einſt auch den übrigen Künſten eine ſolche Mutter war, iſt jezt verarmt und ſelber hülflos. Jeder Maler malt jezt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens gibt ihm den Stoff, die Palette gibt ihm die glänzendſten Farben, und die Leinwand iſt geduldig. Dazu kommt noch, daß jezt bei den franzöſiſchen Malern die mißverſtandene Romantik graſſirt, und, nach ihrem Hauptprincip, jeder ſich beſtrebt, ganz anders, als die Anderen, zu malen, oder wie die curſirende Redensart heißt: ſeine Eigenthümlichkeit hervortreten zu laſſen. Welche Bilder hierdurch manchmal zum Vorſchein kommen, läßt ſich leicht errathen.

Da die Franzoſen jedenfalls viel geſunde Vernunft beſitzen, ſo haben ſie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht herausgefunden.

Die Maler, deren Werke man am meiſten beſprach und als das Vorzüglichſte prieß, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Leſſore, Schnetz, Delaroche und Robert. Ich darf mich alſo darauf beſchränken, die öffentliche Meinung zu referiren. Sie iſt von der meinigen nicht ſehr abweichend. Beurtheilung techniſcher Vorzüge oder Mängel will ich, ſo viel als möglich, vermeiden. Auch iſt dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Gallerien der Betrachtung ausgeſtellt bleiben, und noch weniger nüzt es dem deutſchen Berichtempfänger, der ſie gar nicht geſehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der Gemälde mögen lezterem willkommen ſeyn. Als gewiſſenhafter Referent erwähne ich zuerſt die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Fauſt und das Gretchen dieſes Malers im erſten Monat der Ausſtellung die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, da die beſten Werke von Delaroche und Robert erſt ſpäterhin aufgeſtellt wurden. Ueberdieß, wer nie etwas von Scheffer geſehen, wird gleich frappirt von ſeiner Manier, die ſich beſonders in der Farbengebung ausſpricht. Seine Feinde ſagen ihm nach, er male nur mit Schnupftaback und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit ſie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten ſind nicht ſelten ſehr affectirt und verfehlen den in Rembrandtſcher Weiſe beabſichtigten Lichteffekt. Seine Geſichter haben meiſtens jene fatale Couleur, die uns manchmal das eigene Geſicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäuſern, wo der Poſtwagen des Morgens ſtille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffers Bilder etwas näher und länger, ſo befreundet man ſich mit ſeiner Weiſe, man findet die Behandlung des Ganzen ſehr poetiſch, und man ſieht, daß aus den trübſinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenſtrahlen aus Nebelwolken. Jene mürriſch gefegte, gewiſchte Malerei, jene todtmüden Farben mit unheimlich vagen Umriſſen, ſind in den Bildern von Fauſt und Gretchen ſogar von gutem Effekt. Beide ſind lebensgroße Knieſtücke. Fauſt ſizt in einem mittelalterthümlichen rothen Seſſel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tiſche, der ſeinem linken Arm, worin ſein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, ſtemmt er gegen ſeine Hüfte. Gewand ſeifengrünlich blau. Das Geſicht faſt Profil und ſchnupftabacklich fahl; die Züge deſſelben ſtreng edel. Trotz der kranken Mißfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerſtörniß, trägt dieſes Geſicht dennoch die Spuren ſeiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, ſieht es aus wie eine ſchöne Ruine, die der Mond beleuchtet. Ja, dieſer Mann iſt eine ſchöne Menſchenruine, in den Falten über dieſen verwitterten Augbraunen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieſer Stirne lauern böſe Geſpenſter; um Mitternacht öffnen ſich dort die Gräber verſtorbener Wünſche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern ſchleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchens Geiſt. Das iſt eben das Verdienſt des Malers, daß er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daß der bloße Anblick deſſelben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die ſich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum ſichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephiſtopheles, des böſen Geiſtes, des Vaters der Lüge, des Fliegengottes, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen iſt ein Seitenſtück von gleichem Werthe. Sie ſitzt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Seſſel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält ſie ein aufgeſchlagenes Gebetbuch, worin ſie nicht lieſt und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröſtet. Sie hält das Haupt geſenkt, ſo daß die größere Seite des Geſichtes, das ebenfalls faſt Profil, gar ſeltſam beſchattet wird. Es iſt, als ob des Fauſtes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des ſtillen Mädchens. Die beiden Bilder hingen nahe neben einander, und es war um ſo bemerkbarer, daß auf dem des Fauſtes aller Lichteffekt dem Geſichte gewidmet worden, daß hingegen auf Gretchens Bild weniger das Geſicht, und deſto mehr deſſen Umriſſe beleuchtet ſind. Lezteres erhielt dadurch noch etwas unbeſchreibbar Magiſches. Gretchens Mieder iſt ſaftig grün, ein ſchwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz ſpärlich, und von beiden Seiten dringt ihr ſchlichtes, goldgelbes Haar um ſo glänzender hervor. Ihr Geſicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge deſſelben ſind von einer Schönheit, die ſich ſelbſt verbergen möchte aus Beſcheidenheit. Sie iſt die Beſcheidenheit ſelbſt, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine ſtille Thräne über die ſchöne Wange, eine ſtumme Perle der Wehmuth. Sie iſt zwar Wolfgang Goethes Gretchen, aber ſie hat den ganzen Friedrich Schiller geleſen, und ſie iſt viel mehr ſentimental als naiv, und viel mehr ſchwer idealiſch als leicht graziös. Vielleicht iſt ſie zu treu und zu ernſthaft, um graziös ſeyn zu können, denn die Grazie beſteht in der Bewegung. Dabey hat ſie etwas ſo Verläßliches, ſo Solides, ſo Reeles, wie ein baarer Louisd'or, den man noch in der Taſche hat. Mit einem Wort, ſie iſt ein deutſches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinſchaut in die melancholiſchen Veilchen, ſo denkt man an Deutſchland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den ſteinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Conrektor, an ſeine roſige Nichte, an das Forſthaus mit den Hirſchgeweihen, an ſchlechten Taback und gute Geſellen, an Großmutters Kirchhofgeſchichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundſchaft, an erſte Liebe, und allerley andere ſüße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich Scheffers Gretchen kann nicht beſchrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Geſicht. Sie iſt eine gemalte Seele. Wenn ich bey ihr vorübergieng, ſagte ich immer unwillkührlich: Liebes Kind!

Leider finden wir Scheffers Manier in allen ſeinen Bildern, und wenn ſie ſeinem Fauſt und Gretchen angemeſſen iſt, ſo mißfällt ſie uns gänzlich bey Gegenſtänden, die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erforderten, z. B. bey einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit ſeinen gedämpften, freudloſen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargeſtellt. Wie bedeutend auch ſein Talent der Portraitirung iſt, ja, wie ſehr ich hier ſeine Originalität der Auffaſſung rühmen muß, ſo ſehr widerſteht mir auch hier ſeine Farbengebung. Es gab aber ein Portrait im Salon, wofür eben die Schefferſche Manier ganz geeignet war. Nur mit dieſen unbeſtimmten, gelogenen, geſtorbenen, charakterloſen Farben konnte der Mann gemalt werden, deſſen Ruhm darin beſteht, daß man auf ſeinem Geſichte nie ſeine Gedanken leſen konnte, ja, daß man immer das Gegentheil darauf las. Es iſt der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daß vorne das ſtereotype Lächeln von ſeinen Lippen ſchwände. Es iſt der Mann, der vierzehn falſche Eide geſchworen, und deſſen Lügentalente von allen aufeinander folgenden Regierungen Frankreichs benuzt wurden, wenn irgend eine tödtliche Perfidie ausgeübt werden ſollte: ſo daß er an jene alte Giftmiſcherin erinnert, an jene Lokuſta, die, wie ein frevelhaftes Erbſtück, im Hauſe des Auguſtus lebte, und ſchweigend und ſicher dem einen Cäſar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienſte ſtand mit ihrem diplomatiſchen Tränklein. Wenn ich vor dem Bilde des falſchen Mannes ſtand, den Scheffer ſo treu gemalt, dem er mit ſeinen Schirlingsfarben ſogar die vierzehn falſchen Eide ins Geſicht hinein gemalt, dann durchfröſtelte mich der Gedanke: wem gilt wohl ſeine neueſte Miſchung in London?

Scheffers Heinrich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergeſtalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine beſondere Erwähnung. Erſterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daß er einen henry-quatre getragen, und ich kann nicht beſtimmen, in wie weit er getroffen iſt. Der andere, le roi des barricades, le roi par la grâce du peuple souverain, iſt mein Zeitgenoſſe, und ich kann urtheilen, ob ſein Porträt ihm ähnlich ſieht oder nicht. Ich ſah lezteres, ehe ich das Vergnügen hatte, Se. Majeſtät den König ſelbſt zu ſehen, und ich geſtehe, ich erkannte ihn dennoch nicht im erſten Augenblick. Ich ſah ihn vielleicht in einem allzu ſehr erhöhten Seelenzuſtande, nämlich am erſten Feſttage der jüngſten Revolutionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorirten, die alle wie wahnſinnig die Pariſienne und die Marſeiller Hymne brüllten, auch mitunter die Carmagnole tanzten: Se. Majeſtät der König ſaß hoch zu Roß, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwilliger Gefangener, der einen Triumphzug zieren ſoll; ein entthronter Kaiſer ritt ſymboliſch oder auch prophetiſch an ſeiner Seite; ſeine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und ſeine ſchwülſtigen Wangen glühten hervor aus dem Walddunkel des großen Backenbarts, und ſeine ſüßlich grüßenden Augen glänzten vor Luſt und Verlegenheit. Auf dem Schefferſchen Bilde ſieht er minder kurzweilig aus, ja faſt trübe, als ritte er eben über die Place de grève, wo ſein Vater geköpft worden; ſein Pferd ſcheint zu ſtraucheln. Ich glaube, auf dem Schefferſchen Bilde iſt auch der Kopf nicht eben ſo ſpitz zulaufend, wie beim erlauchten Originale, wo dieſe eigenthümliche Bildung noch immer an das Volkslied erinnert:

Es ſteht eine Tann im tiefen Thal,
Iſt unten breit und oben ſchmahl.

Sonſt iſt das Bild ziemlich getroffen, ſehr ähnlich; doch dieſe Aehnlichkeit entdeckte ich erſt, als ich den König ſelbſt geſehen. Das ſcheint mir bedenklich, ſehr bedenklich für den Werth der ganzen Schefferſchen Portraitmalerei. Die Portraitmaler laſſen ſich nämlich in zwei Klaſſen eintheilen. Die einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufaſſen und hinzumalen, die auch dem fremden Beſchauer eine Idee von dem darzuſtellenden Geſichte geben, ſo daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und letzteres, ſobald er deſſen anſichtig wird, gleich wieder erkennt. Bey den alten Meiſtern, vornämlich bey Holbein, Tizian und Vandyk finden wir ſolche Weiſe, und in ihren Portraiten frappirt uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Aehnlichkeit derſelben mit den längſt verſtorbenen Originalen ſo lebendig zuſichert. „Wir möchten darauf ſchwören, daß dieſe Portraite getroffen ſind!“ ſagen wir dann unwillkührlich, wenn wir Gallerien durchwandeln. Eine zweite Weiſe der Portraitmalerei finden wir namentlich bey engliſchen und franzöſiſchen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabſichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Geſicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtniß zurückrufen. Dieſe Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und ſie ſind überaus beliebt bey wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tiſche zeigen, und uns nicht genug verſichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie ſprechend ähnlich der Herr Gemahl iſt, den wir noch nicht die Ehre haben, zu kennen, und deſſen Bekanntſchaft uns noch bevorſteht, wenn er von der Braunſchweiger Meſſe zurückkehrt.

Scheffers „Leonore“ iſt, in Hinſicht der Farbengebung weit ausgezeichneter als ſeine übrigen Stücke. Die Geſchichte iſt in die Zeit der Kreuzzüge verlegt und der Maler gewann dadurch Gelegenheit zu brillianteren Coſtümen und überhaupt zu einem romantiſchen Colorit. Das heimkehrende Heer zieht vorüber, und die arme Leonore vermißt darunter ihren Geliebten. Es herrſcht in dem ganzen Bilde eine ſanfte Melancholie, nichts läßt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen. Aber ich glaube eben, weil der Maler die Scene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlaſſene Leonore nicht die Gottheit läſtern und der todte Reuter wird ſie nicht abholen. Die Bürgerſche Leonore lebte in einer proteſtantiſchen, ſkeptiſchen Periode, und ihr Geliebter zog in den ſiebenjährigen Krieg, um Schleſien für den Freund Voltaires zu erkämpfen. Die Schefferſche Leonore lebte hingegen in einem katholiſchen gläubigen Zeitalter, wo Hunderttauſende, begeiſtert von einem religiöſen Gedanken, ſich ein rothes Kreuz auf den Rock nähten, und als Pilgerkrieger nach dem Morgenlande wanderten, um dort ein Grab zu erobern. Sonderbare Zeit! Aber, wir Menſchen, ſind wir nicht alle Kreuzritter, die wir, mit allen unſeren mühſeligſten Kämpfen, am Ende nur ein Grab ereberen? Dieſen Gedanken leſe ich auf dem edlen Geſichte des Ritters, der, von ſeinem hohen Pferde herab, ſo mitleidig auf die trauernde Leonore niederſchaut. Dieſe lehnt ihr Haupt an die Schulter der Mutter. Sie iſt eine trauernde Blume, ſie wird welken aber nicht läſtern. Das Schefferſche Gemälde iſt eine ſchöne, muſikaliſche Compoſizion; die Farben klingen darin ſo heiter trübe, wie ein wehmüthiges Frühlingslied.

Die übrigen Stücke von Scheffer verdienen keine Beachtung. Dennoch gewannen ſie vielen Beifall, während manch beſſeres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meiſters. Wenn Fürſten einen böhmiſchen Glasſtein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen ächten Diamantring, ſo würde man doch meinen, es ſey eitel Glas.

Die eben angeſtellte Betrachtung leitet mich auf

Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter ächten Steinen den dießjährigen Salon geſchmückt. Das vorzüglichſte ſeiner ausgeſtellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff ſteht, den Holophernes zu tödten. Sie hat ſich eben vom Lager deſſelben erhoben, ein blühend ſchlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften haſtig geſchürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt ſie ein blaßgelbes Unterkleid, deſſen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den ſie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe ſtreift; denn mit der rechten Hand hat ſie eben das krumme Schwert gezogen gegen den ſchlafenden Holophernes. Da ſteht ſie, eine reitzende Geſtalt, an der eben überſchrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hoſtie. Ihr Kopf iſt wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; ſchwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, ſondern ſich bäumen, furchtbar graziös. Das Geſicht iſt etwas beſchattet, und ſüße Wildheit, düſtere Heldſeligkeit und ſentimentaler Grimm rieſelt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Beſonders in ihrem Auge funkelt ſüße Grauſamkeit und die Lüſternheit der Rache; denn ſie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. In der That, dieſer iſt nicht ſonderlich liebreitzend, aber im Grunde ſcheint er doch ein bon enfant zu ſeyn. Er ſchläft ſo gutmüthig in der Nachwonne ſeiner Beſeligung; er ſchnarcht vielleicht, oder, wie Luiſe ſagt, er ſchläft laut; ſeine Lippen bewegen ſich noch, als wenn ſie küßten; er lag noch eben im

Schooße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in ſeinem Schooße; und trunken von Glück und gewiß auch von Wein, ohne Zwiſchenſpiel von Qual und Krankheit, ſendet ihn der Tod, durch ſeinen ſchönſten Engel, in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einſt ſterben ſoll, ihr Götter, laßt mich ſterben wie Holophernes!

Iſt es Ironie von Horace Vernet, daß die Strahlen der Frühſonne auf den Schlaſenden, gleichſam verklärend, hereinbrechen, und daß eben die Nachtlampe erliſcht?

Minder durch Geiſt als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt ſich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Pabſt vorſtellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgeſtickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle ſitzend, wird der Knecht der Knechte Gottes in der

Peterskirche herumgetragen. Der Pabſt ſelbſt, obgleich rothwangig, ſieht ſchwächlich aus, faſt verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden. Aber die Träger des päbſtlichen Stuhles ſind ſtämmige, charaktervolle Geſtalten, in karmoſinrothen Livreen, die ſchwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Geſichter. Es kommen nur drei davon zum Vorſchein, aber ſie ſind vortrefflich gemalt. Daſſelbe läßt ſich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonſuren, im Vordergrunde ſichtbar werden. Aber eben die verſchwimmende Unbedeutenheit der Hauptperſonen und das bedeutende Hervortreten der Nebenperſonen iſt ein Fehler des Bildes. Leztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit ſie hingeworfen ſind, und durch ihr Colorit an den Paul Veroneſe erinnert. Nur der venezianiſche Zauber fehlt, jene Farbenpoeſie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich iſt, aber dennoch die Seele ſo wunderbar bewegt.

In Hinſicht der kühnen Darſtellung und der Farbengebung, hat ſich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es iſt die Arretirung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz iſt eine Treppe des Palais Royal, und die arretirten Prinzen ſteigen herab, nachdem ſie eben, auf Befehl Annens von Oeſterreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieſes Herabſteigen behält faſt jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé iſt der erſte, auf der unterſten Stufe; er hält ſinnend ſeinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der oberſten Stufe der Treppe kommt ein Offizier herab, der die Degen der Prinzen unter'm Arme trägt. Es ſind drei Gruppen, die natürlich entſtanden und natürlich zuſammengehören. Nur wer eine ſehr hohe Stufe in der Kunſt erſtiegen, hat ſolche Treppenideen.

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais Royal auf eine Bank ſteigt und das Volk haranguirt. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Piſtole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als dieſe Bank und da wollteſt du ſtehen bleiben, und du ſchauteſt dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!“ iſt aber das Zauberwort, das die Revoluzionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben ſie ſtehen und ſchauen ſie ſich um, dann ſind ſie verloren, wie Eurydize, als ſie dem Saitenſpiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückſchaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Burſche! das waren die luſtigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank ſprangeſt und dem Deſpotismus die Fenſter einwarfeſt und Laternenwitze riſſeſt; der Spaß wurde nachher ſehr trübe, die Füchſe der Revoluzion wurden bemooste Häupter, denen die

Haare zu Berge ſtiegen, und du hörteſt ſchreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geiſterſtimmen der Gironde, und du ſchauteſt dich um.

In Hinſicht der Koſtüme von 1789 war dieſes Bild ziemlich intereſſant. Da ſah man ſie noch, die gepuderten Friſuren, die engen Frauenkleider, die erſt bei den Hüften ſich bauſchten, die buntgeſtreiften Fräcke, die kutſcherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroriſtiſchen Weſten mit breitaufgeſchlagenen Klappen, die bei der republikaniſchen Jugend in Paris jetzt wieder in Mode gekommen ſind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre ſelbſt iſt ebenfalls auf dem Bilde zu ſehen, auffallend durch ſeine ſorgfältige Toilette und ſein geſchniegeltes Weſen. In der That, ſein Aeußeres war immer ſchmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch ſein Inneres, ſein Herz, war uneigenmäßig, unbeſtechbar und konſequent wie das Beil einer Guillotine. Dieſe unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühlloſigkeit, ſondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unſer Herz verdammt und die unſere Vernunft mit Entſetzen bewundert. Robespierre hatte ſogar eine beſondere Vorliebe für Desmoulins, ſeinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieſer **Fanfaron de la liberté** eine unzeitige Mäßigung predigte und ſtaatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camilles Blut auf der Grève floß, floſſen vielleicht in einſamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dieß ſoll keine banale Redensart ſeyn. Unlängſt ſagte mir ein Freund, daß ihm Bourdon de Loïſe erzählt habe: er ſey einſt in das Arbeitszimmer des **Comité du Salut public** gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in ſich ſelbſt verſunken, über ſeinen Akten ſaß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielſeitigſten Maler, der alles malt, Heiligenbilder, Schlachten, Stillleben, Beſtien, Landſchaften, Portraite, alles flüchtig, faſt pamphletartig.

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen ſtehen ſah, und das ich alſo zu denjenigen Gemälde zähle, denen die meiſte Aufmerkſamkeit zu Theil worden. Die Heiligkeit des Sujets erlaubt keine ſtrenge Kritik des Colorits, welche vielleicht mislich ausfallen könnte. Aber trotz etwaniger Kunſtmängel, athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen iſt dargeſtellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegoriſche Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygiſchen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie ſchreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein ſchöner, ungeſtümer Leib, das Geſicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine ſeltſame Miſchung von Phryne, Poiſſarde und Freiheitsgöttin. Daß ſie eigentlich letztere bedeuten ſolle, iſt nicht ganz beſtimmt ausgedrückt, dieſe Figur ſcheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzuſtellen. Ich kann nicht umhin, zu geſtehen, dieſe Figur erinnert mich an jene peripatetiſchen Philoſophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe oder Schnellliebende, die des Abends auf den Boulevards umherſchwärmen; ich geſtehe, daß der kleine Schornſteinkupido, der, mit einer Piſtole in jeder Hand, neben dieſer Gaſſenvenus ſteht, vielleicht nicht allein von Ruß beſchmutzt iſt; daß der Pantheonskandidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarquen des Theaters gehandelt; daß der Held, der mit ſeinem Schießgewehr hinſtürmt, in ſeinem Geſichte die Galeere und in ſeinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Aſſiſenhofes trägt; — aber das iſt es eben, ein großer Gedanke hat dieſe gemeinen Leute, dieſe Crapüle, geadelt und geheiligt und die entſchlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt.

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris! Aber neidiſch, ängſtlich, wie ſie ſind, fürchteten ſie am Ende, daß die Menſchen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Prieſter ſuchten ſie „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn," und ſie ſtifteten die belgiſche Rebellion, das de Potterſche Viehſtück. Es iſt dafür geſorgt, daß die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachſen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons iſt ſo ſehr die Farbe eingeſchlagen, wie auf Delacroix Julirevoluzion. Indeſſen, eben dieſe Abweſenheit von Firniß und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das ſonnengetrocknete Colorit, das gleichſam nach einem Waſſertropfen lechzt, alles dieſes gibt dem Bilde eine Wahrheit, eine Weſenheit, eine Urſprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Phyſionomie der Julitage.

Unter den Beſchauern waren ſo manche, die damals entweder mitgeſtritten oder doch wenigſtens zugeſehen hatten, und dieſe konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin!" rief ein Epicier, „dieſe Gamins haben ſich wie Rieſen geſchlagen!" Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechniſche Schüler, wie man ihn ſehe auf allen andern Darſtellungen der Julirevoluzion, deren ſehr viele, über vierzig Gemälde, ausgeſtellt waren.

„Papa!" rief eine kleine Karliſtin, „wer iſt die ſchmutzige Frau mit der rothen Mütze?" — „Nun freilich," ſpöttelte der noble Papa mit einem ſüßlich zerquetſchten Lächeln, „nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat ſie nichts zu ſchaffen. Es iſt die Freiheitsgöttin." — „Papa, ſie hat auch nicht einmal ein Hemd an." — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen."

Bei dieſen Worten zupfte der Mann ſeine Manſchetten etwas tiefer über die langen müßigen Hände, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte St. Denis gelingt, daß eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeſchoſſen wird, dann tragen ſie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird raſend, und wir haben dann eine neue Revoluzion.“ — „Tant mieux!“ flüſterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Menſch, der ſich in weltliche Tracht vermummt, wie jezt von allen Prieſtern in Paris geſchieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des böſen Gewiſſens halber; „tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geſchehen, damit das Maaß wieder voll wird! Die Revoluzion verſchluckt dann wieder ihre eignen Anſtifter, beſonders jene eitlen Bankiers, die ſich Gottlob jezt ſchon ruinirt haben.“ „Ja, Eminenz, ſie wollten uns à tout prix vernichten, weil wir ſie nicht in unſere Salons aufgenommen; das iſt das Geheimniß der Julirevoluzion, und da wurde Geld vertheilt an die Vorſtädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlaſſen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umſonſt Wein ſchenkten und noch Pulver hineinmiſchten, um den Pöbel zu erhizen, et du reste, c'était le soleil!“

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonnanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küßt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris. Mit Recht hatte ein franzöſiſcher Dichter den Vorſchlag gemacht, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feyern: und wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bukentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Caſimir Perier hat dieſen Vorſchlag nicht goutirt, er fürchtet den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtet die allzuſtarke Hize einer ſolchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne.

Doch ich vergeſſe, daß ich nur Berichterſtatter einer Ausſtellung bin. Als ſolcher gelange ich jezt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich ſelber ſo ſehr anſprach, daß ſeine Bilder mir nur wie ein buntes Echo der eignen Herzensſtimme erſchienen, oder vielmehr, daß die wahlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen. Decamps heißt der Maler, der ſolchen Zauber übte.

Decamps

heißt der Maler, der ſolchen Zauber auf mich ausübte. Leider habe ich eins ſeiner beſten Werke, das Hundehoſpital, gar nicht geſehen. Es war ſchon fortgenommen, als ich die Ausſtellung beſuchte. Einige andere gute Stücke von ihm entgingen mir, weil ich ſie aus der großen Menge nicht herausſinden konnte, ehe ſie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von ſelbſt, daß Decamps ein großer Maler ſey, als ich zuerſt ein kleines Bild von ihm ſah, deſſen Colorit und Einfachheit mich ſeltſam frappirten. Es ſtellte nur ein türkiſches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fenſterlucke, wo ein Türkengeſicht hervorlauſcht, unten ein ſtilles Waſſer, worin ſich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abſpiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daß Decamps ſelbſt in der Türkei geweſen, und daß es nicht blos ſein originelles Colorit war, was mich ſo ſehr frappirt, ſondern auch die Wahrheit, die ſich mit getreuen und beſcheidenen Farben in ſeinen Bildern des Orients ausſpricht. Dieſes geſchieht ganz beſonders in ſeiner

„Patrouille.“ In dieſem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bey, Oberhaupt der Polizey zu Smyrna, der mit ſeinen Myrmidonen durch dieſe Stadt die Runde macht. Er ſizt ſchwammbauchig hoch zu Roß, in aller Majeſtät ſeiner Inſolenz, ein beleidigend arrogantes, unwiſſend ſtockfinſteres Geſicht, das von einem weißen Turban überſchildet wird; in den Händen hält er das Scepter des abſoluten Baſtonadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollſtrecker ſeines Willens quand même, haſtige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und faſt thieriſchen Geſichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffiſch, ja, eins derſelben bildet eine Moſaik von Hundeſchnautze, Schweinsaugen, Eſelsohren, Kalbslächeln und Haſenangſt. In den Händen tragen ſie nachläßige Waffen, Piken, Flinten, die Kolbe nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusſtöcke. Da die Häuſer, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß ſind und der Boden lehmig gelb iſt, ſo macht es faſt den Effekt eines chineſiſchen Schattenſpiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen ſieht. Es iſt lichte Abenddämmerung, und die ſeltſamen Schatten der magern Menſchen- und Pferdebeine verſtärken die barock magiſche Wirkung. Auch rennen die Kerls mit ſo drolligen Kabriolen, mit ſo unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine ſo närriſch geſchwinde, daß es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen ſcheint —: und das alles haben einige hieſige Kritiker am meiſten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karrikatur verworfen.

Auch Frankreich hat ſeine ſtehenden Kunſtrezenſenten, die nach alten vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekriteln, ſeine Oberkenner, die in den Ateliers herumſchnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kizelt, und dieſe haben nicht ermangelt, über Decamps Bild ihr Urtheil zu fällen.

Ein Herr Jal, der über jede Ausſtellung eine Broſchüre edirt, hat ſogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu ſchmähen geſucht, und er meint, die Freunde deſſelben zu perſiffliren, wenn er ſcheinbar demüthigſt geſteht: „er ſey nur ein Menſch, der nach Verſtandesbegriffen urtheile, und ſein armer Verſtand könne in dem Decamps'ſchen Bilde nicht das große Meiſterwerk ſehen, das von jenen Ueberſchwenglichen, die nicht blos mit dem Verſtande erkennen, darin erblickt wird.“ Der arme Schelm mit ſeinem armen Verſtande! er weiß nicht, wie richtig er ſich ſelbſt gerichtet! Dem armen Verſtande gebührt wirklich niemals die erſte Stimme, wenn über Kunſtwerke geurtheilt wird, eben ſo wenig als er bey der Schöpfung derſelben jemals die erſte Rolle geſpielt hat. Die Idee des Kunſtwerks ſteigt aus dem Gemüthe, und dieſes verlangt bey der Phantaſie die verwirklichende Hülfe. Die Phantaſie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verſchüttet faſt die Idee, und würde ſie eher tödten als beleben, wenn nicht der Verſtand heranhinkte, und die überflüſſigen Blumen bey Seite ſchöbe, oder mit ſeiner blanken Gartenſcheere abmähte. Der Verſtand übt nur Ordnung, ſo zu ſagen die Polizey im Reiche der Kunſt. Im Leben iſt er meiſtens ein kalter Kalkulator, der unſere Thorheiten addirt; ach! manchmal iſt er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Defizit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum beſteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: was ſoll der Künſtler? Viel richtiger wäre die Frage: was will der Künſtler, oder gar, was muß der Künſtler? Die Frage, was ſoll der Künſtler? entſtand durch jene Kunſtphiloſophen, die, ohne eigene Poeſie, ſich Merkmale der verſchiedenen Kunſtwerke abſtrahirten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feſtſtellten, und Gattungen ſchieden, und Definizionen und Regeln erſannen. Sie wußten nicht, daß alle ſolche Abſtraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich ſind, daß aber jeder Originalkünſtler und gar jedes neue Kunſtgenie nach ſeiner eigenen mitgebrachten Aeſthetik beurtheilt werden muß. Regeln und ſonſtige alte Lehren ſind bey ſolchen Geiſtern noch viel weniger anwendbar. Für junge Rieſen, wie Menzel ſagt, gibt es keine Fechtkunſt, denn ſie ſchlagen ja doch alle Paraden durch. Jeder Genius muß ſtudirt und nur nach dem beurtheilt werden, was er ſelbſt will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel, ſeine Idee auszuführen? hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier iſt feſter Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erſcheinung nach unſern ſubjektiven Wünſchen, ſondern wir verſtändigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künſtler zu Gebote ſtehen bey der Veranſchaulichung ſeiner Idee. In den rezitirenden Künſten beſtehen dieſe Mittel in Tönen und Worten. In den darſtellenden Künſten beſtehen ſie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erſcheinende überhaupt, ſind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künſtlers aufſteigen, wenn es der heilige Weltgeiſt bewegt, ſeine Kunſtwerke ſind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern ſeine eigenen Ideen mittheilt. Wer mit den wenigſten und einfachſten Symbolen das Meiſte und Bedeutendſte ausſpricht, der iſt der größte Künſtler.

Es dünkt mir aber des höchſten Preiſes werth, wenn die Symbole, womit der Künſtler ſeine Idee ausſpricht, abgeſehen von ihrer innern Bedeutſamkeit, noch außerdem an und für ſich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams, die, abgeſehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für ſich blühend und lieblich ſind und verbunden zu einem ſchönen Strauße. Iſt aber ſolche Zuſammenſtimmung immer möglich? Iſt der Künſtler ſo ganz willensfrey bey der Wahl und Verbindung ſeiner geheimnißvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muß? Ich bejahe dieſe Frage einer myſtiſchen Unfreiheit. Der Künſtler gleicht jener ſchlafwandelnden Prinzeſſin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad, mit tiefer Liebesweisheit, die ſonderbarſten Blumen pflückte und zu einem Selam verband, deſſen Bedeutung ſie ſelbſt gar nicht mehr wußte, als ſie erwachte. Da ſaß ſie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß, und ſann darüber nach, wie über einen vergeſſenen Traum, und ſchickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiſte Eunuch, der ihn überbrachte, ergözte ſich ſehr an den hübſchen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alradſchid aber, der Beherrſcher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Beſizer des ſalomoniſchen Rings, dieſer erkannte gleich den Sinn des ſchönen Straußes, ſein Herz jauchzte vor Freude, und er küßte jede Blume, und er lachte, daß ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und beſitze auch nicht den Ring Salomonis, und habe auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daß ich den ſchönen Selam, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer beſſer verſtehe als alle Eunuchen mitſammt ihrem Kiſlar Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwiſchenläufer im Harem der Kunſt. Das Geſchwätze ſolcher verſchnittenen Kennerſchaft wird mir nachgerade unerträglich, beſonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte gute Rath für junge Künſtler, und gar das leidige Verweiſen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunſt bin ich Supernaturaliſt. Ich glaube, daß der Künſtler nicht alle ſeine Typen in der Natur auffinden kann, ſondern daß ihm die bedeutendſten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborner Ideen, gleichſam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuerer Aeſthetiker, welcher „italieniſche Forſchungen" geſchrieben, hat das alte Prinzip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen geſucht, indem er behauptete: der bildende Künſtler müſſe alle ſeine Typen in der Natur finden. Dieſer Aeſthetiker hat, indem er ſolchen oberſten Grundſatz für die bildende Künſte aufſtellte, an eine der urſprünglichſten dieſer Künſte gar nicht gedacht, nämlich an die Architektur, deren Typen man jezt in Waldlauben und Felſengrotten nachträglich hineingefabelt, die man aber gewiß dort nicht zuerſt gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, ſondern in der menſchlichen Seele.

Dem Kritiker, der im Decamps'ſchen Bilde die Natur vermißt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bey die Füße wirft und wie ſeine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, dem kann der Künſtler getroſt antworten: daß er ganz mährchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanſchauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen

Grund gemalt werden, erhalten ſie ſchon dadurch einen viſionären Ausdruck, ſie ſcheinen vom Boden abgelöſt zu ſeyn, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Miſchung des Thieriſchen mit dem Menſchlichen in den Figuren auf dem Decamps'ſchen Bilde iſt noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darſtellung; in ſolcher Miſchung ſelbſt liegt jener uralte Humor, den ſchon die Griechen und Römer in unzähligen Misgebilden auszuſprechen wußten, wie wir mit Ergötzen ſehen auf den Wänden von Herkulanum und bey den Statuen der Satyren, Centauren u. ſ. w. Gegen den Vorwurf der Karrikatur ſchützt aber den Künſtler der Einklang ſeines Werks, jene delizieuſe Farbenmuſik, die zwar komiſch, aber doch harmoniſch klingt, der Zauber ſeines Colorits. Karrikaturmaler ſind ſelten gute Coloriſten, eben jener Gemüthszerriſſenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karrikatur bedingt. Die Meiſterſchaft des Colorits entſpringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und iſt abhängig von der Einheit ſeiner Gefühle. Auf Hogarths Originalgemälden in der Nationalgallerie zu London ſah ich nichts als bunte Kleckſe, die gegen einander losſchrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß auf dem Decamps'ſchen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverſchleierte Griechinnen, am Fenſter ſitzen und den drolligen Zug vorüberziehen ſehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demſelben einen ungemein reitzenden Kontraſt. Sie lächeln nicht, dieſe Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorſam iſt ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um ſo wahrhafter verſetzt in das Vaterland des Abſolutismus.

Nur der Künſtler, der zugleich Bürger eines Freiſtaats iſt, konnte mit heiterer Laune dieſes Bild malen. Ein anderer als ein Franzoſe hätte ſtärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas

Berliner Blau hineingemiſcht, oder wenigſtens etwas grüne Galle, und der Grundton der Perſifflage wäre verfehlt worden.

Damit mich dieſes Bild nicht noch länger feſthält, wende ich mich raſch zu einem Gemälde, worauf der Name

Leſſore,

zu leſen war, und das durch ſeine wunderbare Wahrheit und durch einen Luxus von Beſcheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man ſtuzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder,“ iſt es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachſtube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein ſiecher Knabe und ſchaut mit flehenden Augen nach einem rohhölzernen Kruzifixe, das an der kahlen Wand befeſtigt iſt. Zu ſeinen Füßen ſizt ein anderer Knabe, niedergeſchlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und ſeine Höschen ſind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel als vielmehr der Mangel derſelben zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpaſſend iſt die Behandlung. Dieſe erinnert zumeiſt an die Bettlerbilder des Morillo. Scharfgeſchnittene Schatten, gewaltige, feſte, ernſte Striche, die Farben nicht geſchwinde hingefegt, ſondern ruhigkühn aufgelegt, ſonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakeſpeare mit den Worten: the modesty of nature. Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, mußte dieſes Stück um ſo mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeſchwärztem Golde war, ganz übereinſtimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konſequent in ſeiner ganzen Erſcheinung und kontraſtirend mit ſeiner ganzen Umgebung, machte dieſes Gemälde einen tiefen melancholiſchen Eindruck auf jeden Beſchauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir, aus dem erleuchteten Saal einer heitern Geſellſchaft, plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße, und von einem zerlumpten Mitgeſchöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieſes Bild ſagt viel mit wenigen Strichen und noch viel mehr erregt es in unſerer Seele.

Schnetz

iſt ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit ſo großem Vergnügen, wie den vorhergehenden, der bis jetzt wenig in der Kunſtwelt genannt werden. Vielleicht weil die Kunſtfreunde ſchon beſſere Werke von Schnetz geſehen, gewährten ſie ihm viele Auszeichnung, und in Berückſichtigung derſelben muß ich ihm auch in dieſem Bericht einen Sperrſitz gönnen. Er malt gut, iſt aber nach meinen Anſichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im dießjährigen Salon, italieniſche Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhülfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, beſonders ein ſtarrkrampfbehafteter Knabe iſt vortrefflich gezeichnet, große Meiſterſchaft bekundet ſich überall im Techniſchen; doch das ganze Bild iſt mehr redigirt als gemalt, die Geſtalten ſind deklamatoriſch in Scene geſetzt, und es ermangelt innerer Anſchauung, Urſprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um etwas zu ſagen, und was er alsdann ſagt, iſt zum Theil überflüſſig. Ein großer Künſtler wird zuweilen, eben ſo wohl wie ein mittelmäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals gibt er etwas Ueberflüſſiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bey einem mittelmäßigen Künſtler immerhin achtungswerth ſeyn, in ſeiner Erſcheinung kann es jedoch ſehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns ſo ſehr bey dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns ſeines hohen Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft ſeiner Flügel überzeugt ſind, und vertrauungsvoll ſchwingt ſich unſere Seele mit ihm hinauf in die reinſte Sonnenhöhe der Kunſt. Ganz anders iſt uns zu Muthe bei jenen

Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran ſie hinaufgezogen werden, ſo daß wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entſcheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz ſchwebt, zu dünn ſind oder ob ſein Genie zu ſchwer iſt, nur ſo viel kann ich verſichern, daß er meine Seele nicht erhoben hat, ſondern herabgedrückt.

Aehnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deßhalb mit ihm zuſammen genannt wird, der aber in der dießjährigen Ausſtellung nicht blos ihn, ſondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle ſeine Kunſtgenoſſen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntniß, bey der Preisvertheilung das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieſer Maler. Iſt er ein Hiſtorienmaler oder ein Genremaler? höre ich die deutſchen Zunftmeiſter fragen. Leider kann ich hier dieſe Frage nicht umgehen, ich muß mich über jene unverſtändigen Ausdrücke etwas verſtändigen, um den größten Mißverſtändniſſen ein für allemal vorzubeugen. Jene Unterſcheidung von Hiſtorie und Genre iſt ſo ſinnverwirrend, daß man glauben ſollte, ſie ſey eine Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurme gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem Datum. In den erſten Perioden der Kunſt gab es nur Hiſtorienmalerey, nämlich Darſtellungen aus der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht blos der Bibel, der Legende, ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und der heidniſchen Götterfabel entnommen werden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerey bezeichnet; und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen Stoffe ablehnte, wo für leztere vielleicht weder Modelle, noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerey, die gerne Gemälde kauften. Die verſchiedenen Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verſchiedene „Genres.“

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutſam dargeſtellt, doch die techniſche Meiſterſchaft wurde leider die Hauptſache. Alle dieſe Bilder gewinnen aber für uns ein hiſtoriſches Intereſſe; denn wenn wir die hübſchen Gemälde des Mieris, des Netſcher, des Jan Stehn, des Van Dow, des van der Werft u. ſ. w. betrachten, offenbart ſich uns wunderbar der Geiſt ihrer Zeit, wir ſehen ſo zu ſagen dem ſechszehnten Jahrhundert in die Fenſter und erlauſchen damalige Beſchäftigungen und Koſtüme. In Hinſicht der leztern waren die niederländiſchen Maler ziemlich begünſtigt, die Bauerntracht war nicht unmaleriſch und die Kleidung des Bürgerſtandes war bey den

Männern eine allerliebſte Verbindung von niederländiſcher Behaglichkeit und ſpaniſcher Grandezza, bey den Frauen eine Miſchung von bunten Alterweltsgrillen und einheimiſchem Phlegma. Z. B. **Myn heer** mit dem burgundiſchen Sammtmantel und dem bunten Ritterbaret hatte eine irdene Pfeife im Munde; **Mifrow** trug ſchwere ſchillernde Schleppenkleider von venezianiſchem Atlas, brüſſeler Kanten, afrikaniſche Straußfedern, ruſſiſches Pelzwerk, weſtöſtliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andaluſiſche Mandoline oder ein braunzottiges **Hondchen** von ſaardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkiſche Teppich, die bunten Papagaien, die fremdländiſchen Blumen, die großen Silber- und Goldgeſchirre mit getriebenen Arabesken, dergleichen warf auf das holländiſche Käſeleben ſogar einen orientaliſchen Mährchenſchimmer.

Als die Kunſt, nachdem ſie lange geſchlafen, in unſerer Zeit wieder erwachte, waren die Künſtler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzuſtellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenſtände der heiligen Hiſtorie und der Mythologie war in den meiſten Ländern Europas gänzlich erloſchen, ſogar in katholiſchen Ländern, und doch ſchien das Koſtüm der Zeitgenoſſen gar zu unmaleriſch, um Darſtellungen aus der Zeitgeſchichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünſtigen. Unſer moderner Frack hat wirklich ſo etwas Grundproſaiſches; daß er nur parodiſtiſch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre. Die Maler, die ebenfalls dieſer Meinung ſind, haben ſich daher nach maleriſchen Koſtümen umgeſehen. Die Vorliebe für ältere geſchichtliche Stoffe mag hierdurch beſonders befördert worden ſeyn, und wir finden in Deutſchland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unabläſſig bemüht iſt, die heutigſten Menſchen mit den heutigſten Gefühlen in die Garderobe des katholiſchen und feudaliſtiſchen Mittelalters, in Kutten und Harniſche, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel verſucht: zu ihren Darſtellungen wählten ſie Volksſtämme, denen die herandrängende Civiliſation noch nicht ihre Originalität und ihre Nationaltracht abgeſtreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler ſo oft ſehen. Dieſes Gebirge liegt ihnen ſo nahe und das Koſtüm ſeiner Bewohner iſt maleriſcher, als das unſerer Dandys. Daher auch jene freudigen Darſtellungen aus dem italieniſchen Volksleben, das ebenfalls den meiſten Malern ſehr nahe iſt, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, wo ſie jene idealiſche Natur, und jene uredle Menſchenformen und maleriſche Koſtüme finden, wonach ihr Künſtlerherz ſich ſehnt.

Robert, Franzoſe von Geburt, in ſeiner Jugend Kupferſtecher, hat ſpäterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darſtellungen aus dem italieniſchen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er iſt alſo ein Genremaler, höre ich die Zunftmeiſter ausſprechen, und ich kenne eine Frau Hiſtorienmalerin, die jezt über ihn die Naſe rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es, im alten Sinne, keine Hiſtorienmalerey mehr gibt. Es wäre gar zu vag, wenn man dieſen Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken ausſprechen, in Anſpruch nehmen wollte, und ſich dann bey jedem Gemälde herumſtritte, ob ein Gedanke darin iſt; ein Streit, wobey am Ende nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht wenn es in ſeiner natürlichſten Bedeutung, nämlich für Darſtellungen aus der Weltgeſchichte, gebraucht würde, wäre dieſes Wort, Hiſtorienmalerey, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jezt ſo üppig emporwächst und deren Blüthe ſchon erkennbar iſt in den Meiſterwerken von Delaroche.

Doch ehe ich lezteren beſonders beſpreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robertſchen Gemälde. Es ſind, wie ich ſchon angedeutet, lauter Darſtellungen aus Italien, Darſtellungen, die uns die Holdſeligkeit dieſes Landes aufs wunderbarſte zur Anſchauung bringen. Die Kunſt, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jezt der Cicerone ſeiner Herrlichkeit, die ſprechenden Farben des Malers offenbaren uns ſeine geheimſten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einſt durch ſeine Waffen und ſpäter durch ſeine Worte unterjochte, unterjocht uns jezt durch ſeine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrſchen, und Maler, wie Robert, feſſeln uns wieder an Rom.

Wenn ich nicht irre, kennt man ſchon durch Lithographie die Piferari von Robert, die jezt zur Ausſtellung gekommen ſind, und jene Pfeifer aus den albaniſchen Gebirgen vorſtellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern muſiziren und gleichſam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieſes Stück iſt beſſer gezeichnet als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bologneſiſches, wie etwa ein kolorirter Kupferſtich. Doch bewegt es die Seele, als hörte man die naiv fromme Muſik, die eben von jenen albaniſchen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefſinniger iſt ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche ſieht, die unbedeckt, nach italieniſcher Sitte, von der barmherzigen Brüderſchaft zu Grabe getragen wird. Leztere, ganz ſchwarz vermummt, in der ſchwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, ſchreitet dahin wie ein Geſpenſterzug. Auf einer Bank, im Vordergrunde, dem Beſchauer entgegen, ſizt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verſtorbenen. Aermlich gekleidet, tiefbekümmert, geſenkten Hauptes und mit gefalteten Händen ſizt der alte Mann in der Mitte zwiſchen dem Weibe und dem Knaben. Er ſchweigt; denn es gibt keinen größeren Schmerz in dieſer Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, ſein Kind überlebt. Die gelbbleiche Mutter ſcheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Bred in den Händen, er will davon eſſen, aber kein Biſſen will ihm munden ob des unbewußten Mitkummers, und um ſo trauriger iſt ſeine Miene. Der Verſtorbene ſcheint der älteſte Sohn zu ſeyn, die Stütze und Zierde der Familie, korinthiſche Säule des Hauſes: und jugendlich blühend, anmuthig und faſt lächelnd liegt er auf der Bahre, ſo daß in dieſem Gemälde das Leben trüb, häßlich und traurig, der Tod aber unendlich ſchön erſcheint, ja anmuthig und faſt lächelnd.

Der Maler, der ſo ſchön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzuſtellen gewußt: ſein großes Meiſterwerk, „die Schnitter,“ iſt gleichſam die Apotheoſe des Lebens; bey dem Anblick deſſelben vergißt man, daß es ein Schattenreich gibt und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter ſey, als auf dieſer Erde. „Die Erde iſt der Himmel und die Menſchen ſind heilig durchgöttert," das iſt die große Offenbarung, die mit ſeligen Farben aus dieſem Bilde leuchtet. Das Pariſer Publikum hat dieſes gemalte Evangelium beſſer aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariſer haben jezt gegen leztern ſogar ein allzuungünſtiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italieniſch blühendſten Abendlichte erblicken wir auf dem Robertſchen Gemälde. Der Mittelpunkt deſſelben iſt ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit ſchweren Ketten geſchirrten Büffeln gezogen wird, und mit einer Familie von Landleuten beladen iſt, die eben Halt machen will. Rechts ſizen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelſackpfeifer muſizirt und ein luſtiger Geſell zu dieſen Tönen tanzt, ſeelenvergnügt, und es iſt als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und ſchön, Blumen, belaſtet mit Aehren; auch kommen von derſelben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüſtig ſchmachtend mit zu Boden geſenktem Blick einherſchwankt, der Andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſeyn ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt, weich gebettet, der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der anderen Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühnruhigen, männlichen Mann, der mit untergeſchlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels ſizt und das ſichtbare Zeichen des Herrſchens, die Peitſche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, faſt erhaben, ſteht das junge ſchöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Roſe mit einer

Knoſpe, und neben ihr ſteht eine eben ſo holdblühende Jünglingsgeſtalt, wahrſcheinlich der Bruder, der die Leinwand der Zeltſtange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jezt geſtochen wird und vielleicht ſchon nächſten Monat als Kupferſtich nach Deutſchland reist, ſo erſpare ich mir jede weitere Beſchreibung. Aber ein Kupferſtich wird eben ſo wenig wie irgend eine Beſchreibung den eigentlichen Zauber des Bildes ausſprechen können. Dieſer beſteht im Kolorit. Die Geſtalten, die ſämmtlich dunkler ſind als der Hintergrund, werden durch den Widerſchein des Himmels ſo himmliſch beleuchtet, ſo wunderbar, daß ſie an und für ſich in freudigſt hellen Farben erglänzen, und dennoch alle Conturen ſich ſtreng abzeichnen. Einige Figuren ſcheinen Porträt zu ſeyn. Doch der Maler hat nicht, in der dummehrlichen Weiſe mancher ſeiner Kollegen, die Natur treu nachgepinſelt und die Geſichter diplomatiſch genau abgeſchrieben; ſondern, wie ein geiſtreicher Freund bemerkte, Robert hat die Geſtalten, die ihm die Natur geliefert, erſt in ſein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, ſondern ihre irdiſchen Schlacken einbüßen, ehe ſie ſelig hinaufſteigen in den Himmel; ſo wurden jene Geſtalten in der glühenden Flammentiefe des Künſtlergemüthes ſo fegfeurig gereinigt und geläutert, daß ſie verklärt emporſtiegen in den Himmel der Kunſt, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrſcht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer ſterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigſtens nicht älter wird.

In der Farbengebung des Robertſchen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An dieſen erinnert mich ebenfalls die architektoniſche Schönheit der Gruppirung. Auch einzelne Geſtalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus ſeiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die ſtrengen Typen des Perugino, zwar ſonderbar treu, aber doch holdſelig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwiſchen Robert und dem größten Maler der katholiſchen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtſchaft zu geſtehen. Es iſt indeſſen nur eine materielle Formenverwandtſchaft, nicht eine geiſtige Wahlverwandtſchaft. Raphael iſt ganz gedrängt von katholiſchem Chriſtenthum, einer Religion, die den Kampf des Geiſtes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausſpricht, eine Unterdrückung der Materie beabſichtigt, jeden Proteſt derſelben eine Sünde nennt, und die Erde vergeiſtigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholizismus erloſchen iſt. Denn, beiläufig geſagt, der Ausdruck der Charte, daß der Katholizismus die Religion der Mehrheit des Volkes ſey, iſt nur eine franzöſiſche Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerſeits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich proteſtirte, als ſie jüngſt die Kirchen demolirte und die Heiligenbilder in der Seine ſchwimmen lehrte. Robert iſt ein Franzoſe, und er, wie die meiſten ſeiner Landsleute, huldigt unbewußt einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geiſtes mit der Materie nichts wiſſen will, die dem Menſchen nicht die ſichern irdiſchen Genüſſe verbietet und dagegen deſto mehr himmliſche Freuden ins Blaue hinein verſpricht, die den Menſchen vielmehr ſchon auf dieſer Erde beſeligen möchte, und die ſinnliche Welt eben ſo heilig achtet wie die geiſtige; „denn Gott iſt alles, was da iſt.“ Roberts Schnitter ſind daher nicht nur ſündenlos, ſondern ſie kennen keine Sünde, ihr irdiſches Tagwerk iſt Andacht, ſie beten beſtändig, ohne die Lippen zu bewegen, ſie ſind ſelig ohne Himmel, verſöhnt ohne Opfer, rein ohne beſtändiges Abwaſchen, ganz heilig.

Daher, wenn auf katholiſchen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geiſtes, mit einem Heiligenſchein umſtrahlt ſind und die Vergeiſtigung dadurch ſymboliſirt wird, ſo ſehen wir dagegen auf dem Robertſchen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Menſch, der Leib eben ſo gut wie der Kopf, vom himmliſchen Lichte, wie von einer Glorie, umfloſſen iſt.

Aber der Katholizismus iſt im neuen Frankreich nicht bloß erloſchen, ſondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluß auf die Kunſt, wie in unſerm proteſtantiſchen Deutſchland, wo er durch die Poeſie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es iſt vielleicht bey den Franzoſen ein ſtiller Nachgrimm, der ihnen die katholiſchen Traditionen verleidet, während für alle andere Erſcheinungen der Geſchichte ein gewaltiges Intereſſe bey ihnen auftaucht. Dieſe Bemerkung kann ich durch eine Thatſache beweiſen, die ſich eben wieder durch jene Bemerkung erklären läßt. Die Zahl der Gemälde, worauf chriſtliche Geſchichten, ſowohl des alten Teſtaments als des neuen, ſowohl der Tradition als der Legende, dargeſtellt ſind, iſt im diesjährigen Salon ſo gering, daß manche Unter-Unterabtheilung einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig beſſere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitauſend Nummern des Katalogs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein ſchon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scotts Romanen dargeſtellt ſind, über dreißig gezählt werden. Ich kann alſo, wenn ich von franzöſiſcher Malerei rede, gar nicht mißverſtanden werden, wenn ich die Ausdrücke „hiſtoriſche Gemälde“ und „hiſtoriſche Schule“ in ihrer natürlichſten Bedeutung gebrauche.

Delaroche

iſt der Chorführer einer ſolchen Schule. Dieſer Maler hat keine Vorliebe für die Vergangenheit ſelbſt, ſondern für ihre Darſtellung, für die Veranſchaulichung ihres Geiſtes, für Geſchichtſchreibung mit Farben. Dieſe Neigung zeigt ſich jezt bey dem größten Theile der franzöſiſchen Maler: der Salon war erfüllt mit Darſtellungen aus der Geſchichte, und die Namen Deveria, Steuben und Johannot verdienen hier die ausgezeichnetſte Erwähnung.

Delaroche, der große Hiſtorienmaler, hat vier Stücke zur dießjährigen Ausſtellung geliefert. Zwey derſelben beziehen ſich auf die franzöſiſche, die zwey andern auf die engliſche Geſchichte. Die beiden erſten ſind gleich kleinen Umfangs, faſt wie ſogenannte Kabinetſtücke, und ſehr figurenreich und pitteresk. Das eine ſtellt den Kardinal Richelieu vor, „der ſterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und ſelbſt, in einem Kahne, der hinter ſeinem eigenen Kahne befeſtigt iſt, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um ſie dort köpfen zu laſſen.“ Zwei Kähne, die hintereinander fahren, ſind zwar eine unkünſtleriſche Konzeption; doch iſt ſie hier mit vielem Geſchick behandelt.

Die Farbengebung iſt glänzend, ja blendend, und die Geſtalten ſchwimmen faſt im ſtrahlenden Abendgold. Dieſes kontraſtirt um ſo wehmüthiger mit dem Geſchick, dem die drei Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geſchleppt, und zwar von einem ſterbenden Greiſe. Wie buntgeſchmückt auch dieſe Kähne ſind, ſo ſchiffen ſie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldſtrahlen der Sonne ſind nur Scheidegrüße, es iſt Abendzeit, und ſie muß ebenfalls untergehen; ſie wird nur noch einen blutrothen Lichtſtreif über die Erde werfen, und dann iſt alles Nacht.

Eben ſo farbenglänzend und in ſeiner Bedeutung eben ſo tragiſch iſt das hiſtoriſche Seitenſtück, das ebenfalls einen ſterbenden Kardinal-Miniſter, den Mazarin, darſtellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der bunteſten Umgebung von luſtigen Hofleuten und Dienerſchaft, die miteinander ſchwatzen und Karten ſpielen und umherſpaziren, lauter farbenſchillernde, überflüßige Perſonen, am überflüßigſten für einen Mann, der auf dem Todbette liegt. Hübſche Koſtüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtroddeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig XIV. ſpäterer Prachtzeit, wo die lezten Ritter ſich in hoffähige Cavaliere verwandelten, ganz in der Weiſe, wie auch das alte Schlachtſchwert ſich allmählig verfeinerte, bis es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich ſpreche, ſind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das urſprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute ſind noch keck und bewegen ſich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter und die Damen tragen die witzige Friſur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeß ſchon einen Uebergang in die langſchleppende, weitaufgebauſchte Abgeſchmacktheit der ſpäteren

Periode. Die Korſets ſind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quellen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es ſind lauter hübſche Damen auf dem Bilde, lauter hübſche Hofmasken: auf den Geſichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübſinn im Herzen, die Lippen unſchuldig, wie Blumen, und dahinter ein böſes Zünglein, wie die kluge Schlange. Tändelnd und ziſchelnd ſitzen drei dieſer Damen, neben ihnen ein feinöhriger, ſpitzäugiger Prieſter mit lauſchender Naſe, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite ſitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten ſpielen, wahrſcheinlich Landsknecht, ein ſehr gutes Spiel, das ich ſelbſt in Göttingen geſpielt und worin ich einmal ſechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreutzten Sammetmantel ſteht in Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigſte Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen ſich zwey Hofdamen und ein Abbé, welcher der einen ein Papier zu leſen gibt, vielleicht ein Sonnet von eigner Fabrik, während er nach der andern ſchielt. Dieſe ſpielt haſtig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen ſind allerliebſte Geſchöpfe, die eine morgenröthlich blühend wie eine Roſe, die andere etwas dämmerungsſüchtig, wie ein ſchmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes ſizt ebenfalls ſchwatzendes Hofgeſinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimniſſe oder wettet vielleicht, daß der Mazarin in einer Stunde todt ſey. Mit dieſem ſcheint es wirklich zu Ende zu gehen: ſein Geſicht iſt leichenblaß, ſein Auge gebrochen, ſeine Naſe bedenklich ſpitz, in ſeiner Seele erliſcht allmählig jene ſchmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelſchlag des nächtlichen Engels berührt ſchon ſeine Stirne; — in dieſem Augenblicke wendet ſich zu ihm die ſpielende Dame, und zeigt ihm ihre Karten, und ſcheint ihn zu fragen, ob ſie mit ihrem Coeur trumpfen ſoll?

Die zwey andern Gemälde von Delaroche geben Geſtalten aus der engliſchen Geſchichte. Sie ſind in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läßt. Der junge König und ſein jüngerer Bruder ſitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängniſſes läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen ſcheint. Der junge König, noch halb Knabe und halb ſchon Jüngling, iſt eine überaus rührende Geſtalt. Ein gefangener König, wie Sterne ſo richtig fühlt, iſt ſchon an und für ſich ein wehmüthiger Gedanke; und hier iſt der gefangene König noch beinahe ein unſchuldiger Knabe und hülflos preisgegeben einem tückiſchen Mörder. Trotz ſeines zarten Alters, ſcheint er ſchon viel gelitten zu haben; in ſeinem bleichen, kranken Antlitz liegt ſchon tragiſche Hoheit, und ſeine Füße, die, mit ihren langen, blauſammtnen Schnabelſchuhen, vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Anſehen, wie das einer geknickten Blume. Alles das iſt, wie geſagt, ſehr einfach, und wirkt deſto mächtiger. Ach! es hat mich noch um ſo mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir ſo oft zugelächelt, und mit noch lieberen Augen ſo lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche ſtand, kam es mir immer in's Gedächtniß, wie ich einſt, auf einem ſchönen Schloſſe im theuren Polen, vor dem Bilde des Freundes ſtand und mit ſeine[illegible]den Schweſter von ihm ſprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir ſprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher geſtorben, und wie die Menſchen dahinſterben, einer nach dem andern — ach! der liebe Freund ſelbſt iſt jezt todt, erſchoſſen bey Praga, die holden Lichter der ſchönen Schweſter ſind ebenfalls erloſchen, ihr Schloß iſt abgebrannt, und es wird mir einſam ängſtlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht blos unſere Lieben ſo ſchnell aus der Welt verſchwinden, ſondern ſogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte nichts davon exiſtirt, als ſey alles nur ein Traum.

Indeſſen noch weit ſchmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der engliſchen Geſchichte darſtellt. Es iſt eine Scene aus jener entſetzlichen Tragödie, die auch in's Franzöſiſche überſezt worden iſt und ſo viele Thränen gekoſtet hat, dieſſeits und jenſeits des Kanals, und die auch den deutſchen Zuſchauer ſo tief erſchüttert. Auf dem Gemälde ſehen wir die beiden Helden des Stücks, den einen als Leiche im Sarge, den andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder ſind es etwa nicht die Helden ſelbſt, ſondern nur Schauſpieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeſchrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wiſſen, zwey kämpfende Prinzipien tragirten? Ich will ſie hier nicht nennen, die beiden feindſeligen Prinzipien, die zwey großen Gedanken, die ſich vielleicht ſchon in der ſchaffenden Gottesbruſt befehdeten, und die wir auf dieſem Gemälde einander gegenüber ſehen, das eine ſchmählig verwundet und verblutend, in der Perſon von Karl Stuart, das andere keck und ſiegreich, in der Perſon von Oliver Cromwel.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehalls, auf dunkelrothen Sammetſtühlen, ſteht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor ſteht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann ſteht dort ganz allein, ſeine Figur iſt breit unterſezt, ſeine Haltung nachläſſig, ſein Geſicht bäuriſch ehrenfeſt. Seine Tracht iſt die eines gewöhnlichen Kriegers, puritaniſch ſchmucklos: eine langherabhängende dunkelbraune Sammtweſte; darunter eine gelbe Lederjacke; Reiterſtiefeln, die ſo hoch heraufgehen, daß die ſchwarze Hoſe kaum zum Vorſchein kommt; quer über die Bruſt ein ſchmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff; auf den kurzgeſchnittenen, dunkeln Haaren des Hauptes ein ſchwarzer, aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder; am Halſe ein übergeſchlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harniſch ſichtbar wird; ſchmutzige gelblederne Handſchuhe; in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, ſtützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Geſichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erſcheint; denn ſie übertreffen ihn immer an vornehmer Unabhängigkeit, vornehmer Leidenſchaftsloſigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menſchen, und aus Reſpekt vor dem höheren Todtenſtande tritt die Wache ins Gewehr und präſentirt, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und ſey es auch die Leiche des ärmſten Flickſchneiders. Es iſt daher leicht begreiflich, wie ſehr dem Oliver Cromwel ſeine Stellung ungünſtig iſt bey jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieſer, verklärt von dem eben erlittenen Martyrthume, geheiligt von der Majeſtät des Unglücks, mit dem koſtbaren Purpur am Halſe, mit dem Kuß der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendſten Gegenſatz zu der rohen, derblebendigen Puritanergeſtalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derſelben kontraſtiren tiefſchneidend bedeutſam die lezten Prachtſpuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünſeidene Kiſſen im Sarge, die Zierlichkeit des blendendweißen Leichenhemds, garnirt mit Brabanter Spitzen.

Welchen großen Weltſchmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgeſprochen! Da liegt ſie, die Herrlichkeit des Königthums, einſt Troſt und Blüthe der Menſchheit, elendiglich verblutend. Englands Leben iſt ſeitdem bleich und grau, und die entſezte Poeſie floh den Boden, den ſie ehmals mit ihren heiterſten Farben geſchmückt. Wie tief empfand ich dieſes, als ich einſt, um Mitternacht, an dem fatalen Fenſter von Whitehall vorbeiging, und die jetzige kaltfeuchte Proſa von England mich durchfröſtelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben ſo tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngſt zum erſten Male über den entſezlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. geſtorben? Ich glaube, weil dieſer, als er ſtarb, kein König mehr war, weil er, als ſein Haupt fiel, ſchon vorher die Krone verloren hatte. König Karl verlor aber die Krone nur mit dem Haupte ſelbſt. Er glaubte an dieſe Krone, an ſein abſolutes Recht; er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und ſchlank; er ſtarb adelig ſtolz, proteſtirend gegen die Geſezlichkeit ſeines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht dieſen Ruhm, ſein Haupt war ſchon durch eine Jakobinermütze entkönigt; er glaubte nicht mehr an ſich ſelber, er glaubte feſt an die Kompetenz ſeiner Richter, er betheuerte nur ſeine Unſchuld; er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht ſehr magerer Hausvater; ſein Tod hat mehr einen ſentimentalen als einen tragiſchen Charakter, er erinnert allzuſehr an Auguſt Lafontaines Familienromane: — eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorbeer für Karl Stuart!

Un plagiat infame d'un crime étranger, ſind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einſt am 21ſten Januar auf der Place de la concorde ſtattfand. Er macht den Vorſchlag, auf dieſer Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Waſſer aus einem großen Becken von ſchwarzen Marmor hervorſprudeln, um abzuwaſchen — „ihr wißt wohl, was ich meine," ſezt er pathetiſch geheimnißvoll hinzu. Der Tod Ludwigs XVI. iſt überhaupt das beflorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte ſich beſtändig herumtummelt; ſeit Jahr und Tag exploitirt er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinirte Giftdürſtigkeit, womit er dabey deklamirt, und ſeine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalſten iſt es, wenn ſeine Worte wiederhallen aus den Herzen des Faubourg St. Germain, wenn dort die alten Emigrantenkotterien mit heuchleriſchen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären ſie ſeine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären ſie beſonders bevorrechtet, ſeinen Tod zu betrauern. Und doch iſt dieſer Tod ein allgemeines Weltunglück geweſen, das den geringſten Tagelöhner eben ſo gut betraf, wie den höchſten Ceremonienmeiſter der Tuilerien, und das jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen mußte. O, der feinen Sippſchaft! ſeit ſie nicht mehr unſere Freuden uſurpiren kann, uſurpirt ſie unſere Schmerzen.

Es iſt vielleicht an der Zeit, einerſeits das allgemeine Volksrecht ſolcher Schmerzen zu vindiziren, damit ſich das Volk nicht einreden laſſe, nicht ihm gehörten die Könige, ſondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Mißgeſchick als ihr eigenes zu bejammern; anderer Seits iſt es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszuſprechen, da es jezt wieder einige eiskluge Staatsgrübler gibt, einige nüchterne Bacchanten der Vernunft, die, in ihrem logiſchen Wahnſinn, uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſerer Herzen herausdiſputiren möchten. Indeſſen, die trübe Urſache jener Schmerzen nennen wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen und am allerwenigſten infam; wir nennen ſie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menſchen zu hoch ſtellen und zugleich zu tief herabſetzen, wenn wir ihnen ſo viel Rieſenkraft und zugleich ſo viel Frevel zutrauten, daß ſie aus eigener Willkühr jenes Blut vergoſſen hätten, deſſen Spuren Chateaubriand mit dem Waſſer ſeines ſchwarzen Waſchbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zuſtände erwägt und die Bekenntniſſe der überlebenden Zeugen einſammelt, ſo ſieht man, wie wenig der freie Menſchenwille bey dem Tode von Ludwig XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod ſtimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne beſtiegen und von dem dunkeln Wahnſinn der politiſchen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondiſten fühlten, daß ſie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil ausſprachen. Manche Reden, die bey dieſer Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbſtbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geſchwätze, ſtimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgeſtiegen, ſagte er zu ſeinem Freunde: j'ai voté la mort sans phrase. Der böſe Leumund aber mißbrauchte dieſe Privatäußerung; dem mildeſten Menſchen ward als parlamentariſch das Schreckenswort „la mort sans phrase“ aufgebürdet, und es ſteht jezt in allen Schulbüchern und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein verſichert, Beſtürzung und Trauer herrſchte am 21ten Januar in ganz Paris, ſogar die wüthendſten Jakobiner ſchienen von ſchmerzlichem Mißbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabrioletführer, ein alter Sansküllotte, erzählte mir, als er den König ſterben ſehen, ſey ihm zu Muthe geweſen, „als würde ihm ſelber ein Glied abgeſägt.“ Er ſezte hinzu: „es hat mir im Magen weh gethan und ich hatte den ganzen Tag einen Abſcheu vor Speiſen.“ Auch meinte er, „der alte Veto“ habe ſehr unruhig ausgeſehen, als wolle er ſich zur Wehr ſetzen. So viel iſt gewiß, er ſtarb nicht ſo großartig wie Karl I., der erſt ruhig ſeine lange proteſtirende Rede hielt, wobey er ſo beſonnen blieb, daß er die umſtehenden Edelleute einige Mal erſuchte, das Beil nicht zu betaſten, damit es nicht ſtumpf werde. Der geheimnißvoll verlarvte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls ſchauerlich poetiſcher, als Sanſon mit ſeinem nackten Geſichte. Hof und Henker hatten die lezte Maske fallen laſſen, und es war ein proſaiſches Schauſpiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange chriſtliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bey den erſten Worten ſchon ſo gerührt worden wäre, daß man kaum ſeine Unſchuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und ſeine Genoſſen beſtändig paraphraſiren: „fils de Saint Louis, monte au ciel!“ dieſe Worte ſind auf dem Schaffote gar nicht geſprochen worden, ſie paſſen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgworth, dem ſie in den Mund gelegt werden, und ſie ſind die Erfindung eines damaligen Journaliſten, Namens Charles Hiß, der ſie denſelben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung iſt freilich ſehr unnüz; dieſe Worte ſtehen jezt ebenfalls in allen

Compendien, ſie ſind ſchon längſt auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müßte noch obendrein auswendig lernen, daß dieſe Worte nie geſprochen worden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Delaroche abſichtlich durch ſein ausgeſtelltes Bild zu geſchichtlichen Vergleichungen aufforderte, und wie zwiſchen Ludwig XVI. und Karl I. wurden auch zwiſchen Cromwel und Napoleon beſtändig Parallelen gezogen. Ich darf aber ſagen, daß beiden Unrecht geſchah, wenn man ſie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frey von der ſchlimmſten Blutſchuld; (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord) Cromwel aber ſank nie ſo tief, daß er ſich von einem Prieſter zum Kaiſer ſalben ließ, und, ein abtrünniger Sohn der Revoluzion, die gekrönte Vetterſchaft der Cäſaren erbuhlte. In dem Leben des Einen iſt ein Blutfleck, in dem Leben des Andern iſt ein Oelfleck. Wohl fühlten ſie aber beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Waſhington von Europa werden konnte, und nur deſſen Napoleon ward, ihm iſt nie wohl geworden in ſeinem kaiſerlichen Purpurmantel; ihn verfolgte die Freiheit wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, ſogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität ſchreckte ſie ihn vom Lager; und dann ſah man ihn haſtig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er ſchalt und tobte; und wenn er dann des Morgens, bleich und müde, in den Staatsrath kam, ſo klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und ſehr gefährliche Ideologie, und Corviſart ſchüttelte das Haupt.

Wenn Cromwel ebenfalls nicht ruhig ſchlafen konnte und des Nachts ängſtlich in Whitehall umherlief, ſo war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgeſpenſt, was ihn verfolgte, ſondern die Furcht vor den leiblichen Rächern ſeiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deshalb trug er unter dem Wamms immer einen Harniſch, und er wurde immer mißtrauiſcher, und endlich gar, als das Büchlein erſchien: „Tödten iſt kein Mord,“ da hat Oliver Cromwel nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaiſers wenig Aehnlichkeiten bietet, ſo iſt die Ausbeute deſto reicher bey den Parallelen zwiſchen den Fehlern der Stuarts und der Bourbonen überhaupt, und zwiſchen den Reſtaurationsperioden in beiden Ländern. Es iſt faſt eine und dieſelbe Untergangsgeſchichte. Auch dieſelbe Quaſilegitimität der neuen Dynaſtie iſt vorhanden, wie einſt in England. Im Foyer des Jeſuitismus werden ebenfalls wieder wie einſt die heiligen Waffen geſchmiedet, die alleinſeligmachende Kirche ſeufzt und intriguirt ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch, daß der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Sauls, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hier nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwel am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bey dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwey verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwel des Nachts, bey Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſey er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach einer anderen Sage öffnete er den Sarg bey Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und ſprach die Worte: „Es war ein ſtarkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Anſicht hat Delaroche dieſe demokratiſchere Legende im Sinne gehabt. Im Geſichte ſeines Cromwels iſt durchaus kein Erſtaunen oder Verwundern oder ſonſtiger Seelenſturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beſchauer erſchüttert dieſe grauenhafte, entſezliche Ruhe im Geſichte des Mannes. Da ſteht ſie, die gefeſtete, erdſichere Geſtalt, „brutal wie eine Thatſache," gewaltig ohne Pathos, dämoniſch natürlich, wunderbar ordinär, verſehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet ſie ihr Werk, faſt wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat ſie ruhig gefällt, die große Eiche, die einſt ſo ſtolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten ſo viele ſchöne Menſchengeſchlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poeſie ihre ſüßeſten Reigen getanzt; — er hat ſie ruhig gefällt mit dem unglückſeligen Beil, und da liegt ſie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverlezten Krone; — Unglückſeliges Beil!

Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement? das waren die gequälten Worte, womit ein Britte, der hinter mir ſtand, die Empfindungen unterbrach, die ich eben niedergeſchrieben, und die ſo wehmüthig meine Seele erfüllten, während ich Karls Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie iſt etwas allzugrell blutig gemalt. Auch iſt der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und gibt dieſem das Anſehen eines Violinkaſtens. Im Uebrigen iſt aber das Bild ganz unübertrefflich meiſterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyk und mit der Schattenkühnheit des Rembrant; es erinnert mich namentlich an die republikaniſchen Kriegergeſtalten auf dem großen hiſtoriſchen Gemälde des leztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amſterdam geſehen.

Der Charakter des Delaroche, ſo wie des größten Theils ſeiner Kunſtgenoſſen, nähert ſich überhaupt am meiſten der flämiſchen Schule; nur daß die franzöſiſche Grazie etwas zierlich leichter die Gegenſtände behandelt und die franzöſiſche Eleganz hübſch oberflächlich darüber hinſpielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graziöſen, eleganten Niederländer nennen.

An einem andern Orte werde ich vielleicht die Geſpräche berichten, die ich ſo oft vor ſeinem Cromwel vernahm. Kein Ort gewährte eine beſſere Gelegenheit zur Belauſchung der Volksgefühle und Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne, am Eingang der langen Gallerie, und daneben hing Roberts eben ſo bedeutſames Meiſterwerk, gleichſam tröſtend und verſöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergeſtalt, der entſezliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beſchauer erſchütterte und alle politiſchen Leidenſchaften in ihm aufwühlte; ſo ward ſeine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren ſchönern Aehren heimkehrend zum Erndtefeſt der Liebe und des Friedens, im klarſten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeit-

Kampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unſern Füßen; hören wir hier noch das Raſen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; ſehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutſtröme einſchlürft, ſo daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhigſicher die Erde ſtehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römiſche Univerſaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaiſern und Laſtern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geſchichte ſehen, die ſich ſo närriſch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödſinnig ſtillſteht, und dann wieder unbeholfen haſtig aufſpringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeſchichte nennen: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geſchichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln beſpannten Wagen;

eine Geſchichte ohne Anfang und ohne Ende, die ſich ewig wiederholt und ſo einfach iſt wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahrszeiten; eine heilige Geſchichte, die der Dichter beſchreibt und deren Archiv in jedem Menſchenherzen zu finden iſt; die Geſchichte der Menſchheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilſam war es, daß Roberts Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite geſtellt werden. Manchmal, wenn ich den Cromwel lange betrachtet und mich ganz in ihn verſenkt hatte, daß ich faſt ſeine Gedanken hörte, einſylbig harſche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und geziſcht, im Charakter jener engliſchen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu ſich der ſtille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskanas ſüße Sprache von römiſchen Lippen erklingen, und meine Seele wurde beſänftigt und erheitert.

Ach! wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüſtliche, melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſere Seele tröſte in dem mißtönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen mißtönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menſchenmeer, mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt ſich durch die Gaſſen das Volk von Paris und heult: „Warſchau iſt gefallen! Unſere Avantgarde iſt gefallen! Nieder mit den Miniſtern! Krieg den Ruſſen! Tod den Preußen!" — Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſche ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu ſchreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daß alle meine Kunſtideen zerquetſcht werden; oder ich bekomme einen Bajenetſtich in die linke Seite, wo jezt das Herz ſchon von ſelber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſezt als fremder Unruhſtörer.

Bey ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſichte entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge. Mirakuleuſe verändert ſich das Bild des Papſtes von Vernet: der alte ſchwächliche Stadthalter Chriſti ſieht auf einmal ſo jung und geſund aus und erhebt ſich lächelnd auf ſeinem Seſſel, und es iſt, als ob ſeine ſtarken Träger das Maul aufſperrten zu einem Te deum laudamus. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Geſicht und verwandelt ſich plötzlich, und wenn ich genauer hinſchaue, ſo liegt kein König, ſondern das ermordete Polen in dem ſchwarzen Sarge, und davor ſteht nicht mehr Cromwel, ſondern der Zaar von Rußland, eine adlige, reiche Geſtalt, ganz ſo herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin geſehen, als er neben dem Könige von Preußen auf dem Balkone ſtand und dieſem die Hand küßte. Dreißigtauſend ſchauluſtige Berliner jauchzten Hurrah, und ich dachte in meinem Herzen: Gott ſey uns allen gnädig! Ich kannte ja das ſarmatiſche Sprichwort: die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küſſen. — —

Ach! ich wollte der König von Preußen hätte ſich auch hier an die linke Hand küſſen laſſen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichſten Feinde des Vaterlands ſo begegnet, wie es Pflicht und Gewiſſen verlangten. Haben ſich dieſe Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, ſo mußten ſie auch ſeine Marken ſichern gegen das herandrängende Rußland. Die Ruſſen ſind ein braves Volk, und ich will ſie gern achten und lieben; aber ſeit dem Falle Warſchaus, der lezten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, ſind ſie unſeren Herzen ſo nahe gerückt, daß mir Angſt wird.

Ich fürchte, wenn uns jezt der Zaar von Rußland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe ihm die Hand zu küſſen — Gott ſey uns allen gnädig!

Gott ſey uns allen gnädig! Unſere lezte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttinn der Freiheit erbleicht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphirend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jezt ein Seitenſtück zu ſeinem Cromwel, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment wo Sir Hudſon Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräſentanten der Demokratie.

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manche wackere Maler zu rühmen; aber trotz des beſten Willens iſt es mir dennoch unmöglich, ihre ſtillen Verdienſte ruhig auseinander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammenzufaſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Roberts Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goetheſcher Egoismus dazu, um, hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen und wie ſehr einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch, an dieſem Berichte weiterzuſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todtblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt, an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerey bedürfe des friedlichen Oelbaumes in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. Die Oper wird mit tauben Ohren gehört, das Ballet ſogar wird nur theilnahmlos angeglozt. Und daran iſt die verdammte Julirevoluzion Schuld, ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verſchlingt, ſo daß von ihnen gar nicht mehr die Rede iſt.

Wie ich höre — aber ich kanns kaum glauben — wird ſogar in Berlin nicht mehr vom Theater geſprochen, und der Morning Chronicle, der geſtern berichtet, daß die Reformbill im Unterhauſe durchgegangen ſey, erzählt bey dieſer Gelegenheit, daß der Doktor Raupach ſich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil ſein Kunſttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiß ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die Schülerſchwänke, oder die ſieben Mädchen in Uniform, oder das Feſt der Handwerker, oder ſonſt ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht läugnen, daß der Untergang Warſchaus mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor

Raupach mit ſeinem Kunſttalente unterginge. O Warſchau! Warſchau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunſtperiode, die bey der Wiege Goethes anfing und bey ſeinem Sarge aufhören wird, ſcheint ihrer Erfüllung nahe zu ſeyn. Die jetzige Kunſt muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch und nicht die Zeitbewegung ſelbſt iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil, dieſe Zeitbewegung müßte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Partheiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechiſchen und florentiniſchen Künſtler führten kein egoiſtiſch iſolirtes Kunſtleben, die müßig dichtende Seele hermetiſch verſchloſſen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paßten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeſchylus hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in

Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit.

Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebähren, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſeyn wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit, mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt.

Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ſelbſt ein trübſeliges Ende? Jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Litteratur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben, wie bey Menſchen, die in der Todesſtunde plötzlich hellſehend werden und mit verbleichenden Lippen die überſinnlichſten Geheimniſſe ausſprechen? Oder wird das greiſe Europa ſich wieder verjüngen, und die dämmernde Geiſtigkeit ſeiner Künſtler und Schriftſteller iſt nicht das wunbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, ſondern das ſchaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das ſinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausſtellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewieſen und die beſſere Verheißung bekundet. Der Erzbiſchof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterſcheidet ſich unſer Glauben. Ich glaube, daß Frankreich aus der Herzenstiefe ſeines neuen Lebens auch eine neue Kunſt hervorathmen wird. Auch dieſe ſchwere Aufgabe wird von den Franzoſen gelöſt werden, von den Franzoſen, dieſem leichten, flatterhaften Volke, das wir ſo gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling iſt auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Nachtrag.

1833.

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausſtellung, und obgleich die wichtigſten politiſchen und religiöſen Revoluzionen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, zuerſt über die große Revoluzion zu ſchreiben, die hier im Reiche der Kunſt ſtatt gefunden, und als deren bedeutſamſte Erſcheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünſtigſten Vorurtheile gegen die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die franzöſiſche Malerey, deren lezte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtniß mit der Malerey in Frankreich. Auch ſie folgte der ſocialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke ſelber verjüngt. Doch geſchah dieſes nicht ſo unmittelbar, wie in den Schweſterkünſten, Muſik und Poeſie, die ſchon vor der Revoluzion ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den diesjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Intereſſanteſten gehören was je ein Franzoſe über Kunſt geſchrieben, hat ſich, in Betreff obiger Bemerkung, mit folgenden Worten ausgeſprochen, die ich ſo weit es bey der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich iſt, getreu wiedergebe:

„In derſelben Weiſe wie die gleichzeitige Politik und die Litteratur beginnt auch die Malerey des achtzehnten Jahrhunderts; in derſelben Weiſe erreichte ſie eine gewiſſe vollendete Entfaltung; und ſie brach auch zuſammen denſelben Tag, als alles in Frankreich zuſammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bey dem Tode Ludwig XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „„des Herren Scharfrichters““ wie Madame Dubarry ihn nannte! O, dieſes Zeitalter, welches alles verneinte, alles verſpöttelte, alles entweihte und an nichts glaubte, war eben deßhalb um ſo tüchtiger zu dem großen Werke der Zerſtörung, und es zerſtörte ohne im mindeſten etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Luſt dazu.

„Indeſſen, die Künſte, wenn ſie auch derſelben Bewegung folgen, folgen ſie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So iſt die Malerey im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beſtändig im Solde der vornehmen Gönnerſchaft, beſtändig im unterröcklichen Schutze der regierenden Mätreſſen, hat ſich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählig aufgelöſt, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelaſſenheit nie jenen Ungeſtüm, nie jene Begeiſterung bekundet, die uns fort reißt und blendet und für den ſchlechten Geſchmack entſchädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren froſtigen Spielereyen, mit ihren welken Kleinkünſten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen auf dem Sopha hingeſtreckt, ſich leichtſinnig fächert. Favart, mit ſeinen Eglees und Zulmas, iſt wahrheitlicher als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idylliſchen Abees. Favart, wenn er ſich auch lächerlich machte, ſo meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigſten Theil an dem was ſich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revoluzion überraſchte ſie im Negligee. Die Philoſophie, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Literatur, jede durch einen beſonderen Mann repräſentirt, waren ſie ſtürmiſch, wie eine Schaar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgeſtürmt das ſie nicht kannten; aber je näher ſie demſelben gelangten, deſto beſänftigter wurde ihr Fieber, deſto ruhiger wurde ihr Antlitz, deſto ſicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches ſie nicht kannten, mochten ſie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten ſie leſen können, daß alle menſchlichen Freuden mit Thränen endigen. Und ach! ſie kamen von einem zu wüſten, jauchzenden Gelag, als daß ſie nicht zu dem Ernſteſten und Schrecklichſten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, waren ſie in dem ſüßeſten Rauſche dieſer Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängſtigt worden, ſo ſollte man glauben, das Schafott, das all dieſe tolle Luſt endigen ſollte, habe ihnen ſchon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Geſpenſtes.

„Die Malerey welche ſich damals von der ernſthaften ſocialen Bewegung entfernt gehalten, ſey es nun weil ſie von Wein und Weibern ermattet war, oder ſey es auch weil ſie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, ſie hat ſich bis zum letzten Augenblick dahingeſchleppt zwiſchen ihren Roſen, Moſchusdüften und Schäferſpielen. Vien und einige andere fühlten wohl, daß man ſie zu jedem Preis daraus emporziehen müſſe, aber ſie wußten nicht, was man alsdann damit anfangen ſollte. Leſueur, den der Lehrer Davids ſehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er mußte deſſen wohl eingeſtändig ſeyn. In eine Zeit geſchleudert wo auch alles geiſtige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derſelben Verlegenheit wie jene Künſtler. Wiſſen wir doch, daß er nach Rom ging, und daß er eben ſo Vanlooiſch heimkehrte wie er abgereiſt war. Erſt ſpäter, als das griechiſch römiſche Alterthum gepredigt wurde, als Publiziſten und Philoſophen auf den Gedanken geriethen, man müſſe zu den literäriſchen, ſocialen und politiſchen Formen der Alten zurückkehren: erſt alsdann entfaltete ſich ſein Geiſt in all ſeiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunſt aus der tändelnden, parfümirten Schäferey, worin ſie verſunken, und er erhob ſie in die ernſten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reakzion war unbarmherzig wie jede Reakzion, und David betrieb ſie bis zum Aeußerſten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerey.“

Ueber Davids Schaffen und Wirken iſt Deutſchland hinlänglich unterrichtet. Unſere franzöſiſchen Gäſte haben uns, während der Kaiſerzeit, oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von ſeinen Schülern, die ihn, jeder in ſeiner Weiſe, fortgeſetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bey uns von einem anderen Manne, deſſen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerſchule in Frankreich. Das iſt Gericault.

Von dieſer neuen Malerſchule habe ich in den verſchiedenen Blättern unmittelbare Kunde gegeben. Indem ich die beiden Stücke des Salon von 1831 beſchrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine thatſächliche Charakteriſtik der neuen Meiſter. Jener Salon war, nach dem allgemeinen Urtheil, der außerordentlichſte den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunſt. Die Gemälde, die ich einer Beſchreibung würdigte, werden ſich Jahrhunderte erhalten, und mein Werk iſt vielleicht ein nützlicher Beytrag zur Geſchichte der Malerey.

Von jener unermeßlichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieſes Jahr vollauf überzeugen können, als die Sääle des Louvre, welche während zwey Monat geſchloſſen waren, ſich den erſten April wieder öffneten, und uns die neueſten Produkte der franzöſiſchen Kunſt entgegen grüßten. Wie gewöhnlich hatte man die alten Gemälde, welche die Nazionalgallerie bilden, durch ſpaniſche Wände verdeckt, und an letzteren hingen die neuen Bilder, ſo daß zuweilen hinter den gothiſchen Abgeſchmaktheiten eines neuromantiſchen

Malers gar lieblich die mythologiſchen altitalieniſchen Meiſterwerke hervorlauſchten. Die ganze Ausſtellung glich einem Codex palimpſeſtus, wo man ſich über den neubarbariſchen Text um ſo mehr ärgerte, wenn man wußte, welche griechiſche Götterpoeſie damit überſudelt worden.

Wohl gegen viertehalb tauſend Gemälde waren ausgeſtellt, und es befand ſich darunter faſt kein einziges Meiſterſtück. War das die Folge einer allzugroßen Ermüdung nach einer allzugroßen Aufregung? Beurkundete ſich in der Kunſt der Nazionalkatzenjammer, den wir jetzt, nachdem der übertolle Freyheitsrauſch verdampft, auch im politiſchen Leben der Franzoſen bemerken? War die diesjährige Ausſtellung nur ein buntes Gähnen? nur ein farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, ſo tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beyden gefeyerten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dies Jahr nichts vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutſchen, hat kein einziges Gemälde dieſes Salons mich gemüthlich angeſprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortſchritten im Techniſchen zeugte, aber doch nicht viel bedeutete. Es war dieſelbe Idee, glühender gemalt und froſtiger gedacht. Auch Horaz Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur ſchöne Einzelheiten. Decamps hat ſich wohl über den Salon und ſich ſelber luſtig machen wollen, und er gab meiſtens Affenſtücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Hiſtorienbild malt. Das deutſchkriſtlich langherabhängende Haar deſſelben mahnte mich ergötzlich an überrheiniſche Freunde.

Am meiſten beſprochen und durch Lob und Widerſpruch gefeyert wurde dieſes Jahr Herr Ingres. Er gab zwey Stücke; das eine war das

Portrait einer jungen Italienerinn, das andere war das Portrait des Herrn Bertin l'ainé, eines alten Franzoſen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, ſo war Herr Ingres dieſes Jahr König im Reiche der Kunſt. Wie jener in den Tuilerien, ſo herrſchte dieſer im Louvre. Der Charakter des Herren Ingres iſt ebenfalls Jüſte-milieu, er iſt nemlich ein Jüſte-milieu zwiſchen Mieris und Michelangelo. In ſeinen Gemälden findet man die heroiſche Kühnheit des Mieris und die feine Farbengebung des Michelangelo.

In demſelben Maße wie die Malerey in der diesjährigen Ausſtellung wenig Begeiſterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur ſich um ſo glänzender gezeigt, und ſie lieferte Werke, worunter viele zu den höchſten Hoffnungen berechtigten und eins ſogar mit den beſten Erzeugniſſen dieſer Kunſt wetteifern konnte. Es iſt der Kain des Herren Etex. Es iſt eine Gruppe von ſymmetriſcher, ja momumentaler Schönheit, voll antideluvianiſchem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, ſchickſalergeben, gedankenlos brütend, eine Verſteinerung troſtloſer Ruhe. Dieſer Mann hat ſeinen Bruder getödtet, in Folge eines Opferzwiſtes, eines Religionſtreits. Ja, die Religion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Etex ſpäterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufſchwung zu reden habe, den wir, in unſerer Zeit, bey den Bildhauern noch weit mehr als bey den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theſeus, welche beide jetzt im Tuileriengarten aufgeſtellt ſind, erregen jedesmal, wenn ich dort ſpazieren gehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur ſchmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daß ſolche Meiſterſtücke unſerer modernen Kunſt ſo ganz und gar der freyen Luft ausgeſetzt ſtehn. Der Himmel iſt hier nicht ſo milde wie in Griechenland,

Univ. Bibl.
München

und auch dort ſtanden die beſſeren Werke nie ſo ganz ungeſchützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die beſſeren waren wohlgeſchirmt, meiſtens in Tempeln. Bis jetzt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuilerien wenig geſchadet, und es iſt ein heiterer Anblick wenn ſie blendend weiß aus dem friſchgrünen Kaſtanienlaub hervorgrüßen. Dabey iſt es hübſch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort ſpielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der ſo zornig ſein Schwert in der Hand hält, oder was das für ein ſonderbarer Kautz iſt, der auf ſeinem menſchlichen Leib einen Ochſenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederſchlägt; der Ochſenmenſch, ſagen ſie, hat viele kleine Kinder gefreſſen. Junge Republikaner, die vorübergehn, pflegen auch wohl zu bemerken, daß der Spartakus ſehr bedenklich nach den Fenſtern der Tuilerien hinaufſchielt, und in der Geſtalt des Minotaurus ſehen ſie das Königthum. Andere Leute tadeln auch wohl an dem Theſeus die Art wie er die Keule ſchwingt, und ſie behaupten: wenn er damit zuſchlüge, würde er unfehlbar ſich ſelber die Hand zerſchmettern. Dem ſey aber wie ihm wolle; bis jetzt ſieht das alles noch ſehr gut aus. Jedoch nach einigen Wintern werden dieſe vortrefflichen Statuen ſchon verwittert und brüchig ſeyn und Moos wächſt dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Inſektenfamilien niſten zwiſchen dem Ochſenkopfe des Minotaurus und der Keule des Theſeus, wenn dieſem nicht gar unterdeſſen die Hand mit ſammt der Keule abgebrochen iſt.

Da hier doch ſo viel unnützes Militär gefüttert werden muß, ſo ſollte der König in den Tuilerien neben jeder Statue eine Schildwache ſtellen, die, wenn es regnet einen Regenſchirm darüber ausſpannt. Unter dem bürgerköniglichen Regenſchirm würde dann, im wahren Sinne des Wortes, die Kunſt geſchützt ſeyn.

Allgemein iſt die Klage der Künſtler über die allzu große Sparſamkeit des Königs. Als Herzog von Orleans, heißt es, habe er die Künſte eifriger beſchützt. Man murrt er beſtelle verhältnißmäßig zu wenig Bilder und zahle dafür verhältnißmäßig zu wenig Geld. Er iſt jedoch, mit Ausnahme des Königs von Bayern, der größte Kunſtkenner unter den Fürſten. Sein Geiſt iſt vielleicht jetzt zu ſehr politiſch befangen, als daß er ſich mit Kunſtſachen ſo eifrig wie ehemals beſchäftigen könnte. Wenn aber ſeine Vorliebe für Malerey und Skulptur etwas abgekühlt, ſo hat ſich ſeine Neigung für Architektur faſt bis zur Wuth geſteigert. Nie iſt in Paris ſo viel gebaut worden, wie jetzt auf Betrieb des Königs geſchieht. Ueberall Anlagen zu neuen Bauwerken und ganz neuen Straßen. An den Tuilerien und dem Louvre wird beſtändig gehämmert. Der Plan zu der neuen Bibliothek iſt das großartigſte was ſich denken läßt. Die Magdalenenkirche, der alte Tempel des Ruhms, iſt ſeiner Vollendung nahe. An dem großen Geſandtſchaftspallaſte, den Napoleon an der rechten Seite der Seine aufführen wollte, und der nur zur Hälfte fertig geworden, ſo daß er wie Trümmer einer Rieſenburg ausſieht, an dieſem ungeheuren Werke wird jetzt weiter gebaut. Dabey erheben ſich wunderbar koloſſale Monumente auf den öffentlichen Plätzen. Auf dem Baſtillenplatz erhebt ſich der große Elephant, der nicht übel die bewußte Kraft und die gewaltige Vernunft des Volks repräſentirt. Auf der Place de la Concorde ſehen wir ſchon, in hölzerner Abbildung, den Obelisk des Luxor; in einigen Monaten ſteht dort das egyptiſche Original und dient als Denkſtein des ſchauerlichen Ereigniſſes, das einſt am 21. Januar auf dieſem Orte ſtatt fand. Wie viel tauſendjährige Erfahrungen uns dieſer Hieroglyphenbedeckte Bote aus dem Wunderland Egypten mitbringen mag, ſo hat doch der junge Laternenpfahl, der auf der Place de la Concorde ſeit fünfzig Jahren ſteht, noch viel merkwürdigere

Dinge erlebt, und der alte, rothe, urheilige Rieſenſtein wird vor Entſetzen erblaſſen und zittern, wenn mahl, in einer ſtillen Winternacht, jener frivol franzöſiſche Laternenpfahl zu ſchwatzen beginnt und die Geſchichte des Platzes erzählt, worauf ſie beide ſtehen.

Das Bauweſen iſt die Hauptleidenſchaft des Königs und dieſe kann vielleicht die Urſache ſeines Sturzes werden. Ich fürchte trotz allen Verſprechungen werden ihm die forts détachés nicht aus dem Sinne kommen; denn bey dieſem Projekte können ſeine Lieblingswerkzeuge Kelle und Hammer, angewendet werden, und das Herz klopft ihm vor Freude wenn er an einen Hammer denkt. Dieſes Klopfen übertäubt vielleicht einſt die Stimme ſeiner Klugheit, und ohne es zu ahnen wird er von ſeinen Lieblingslaunen beſchwatzt, wenn er jene forts für ſein einziges Heil und ihre Errichtung für leicht ausführbar hält. Durch das Medium der Architektur gelangen wir daher vielleicht in die größten

Bewegungen der Politik. In Beziehung auf jene forts und auf den König ſelbſt will ich hier ein Fragment aus einem Memoir mittheilen, das ich vorigen Juli geſchrieben:

„Das ganze Geheimniß der revoluzionären Partheyen beſteht darinn: daß ſie die Regierung nicht mehr angreifen wollen, ſondern von Seiten derſelben irgend einen großen Angriff abwarten, um thatſächlichen Widerſtand zu leiſten. Eine neue Inſurekzion kann daher in Paris nicht ausbrechen, ohne den beſondern Willen der Regierung, die erſt durch irgend eine bedeutende Thorheit die Veranlaſſung geben muß. Gelingt die Inſurekzion ſo wird Frankreich ſogleich zu einer Republik erklärt, und die Revoluzion wälzt ſich über ganz Europa, deſſen alte Inſtituzionen alsdann, wo nicht zertrümmert, doch wenigſtens ſehr erſchüttert werden. Mißlingt die Inſurekzion ſo beginnt hier eine unerhört furchtbare Reakzion, die alsdann in den Nachbarländern mit der gewöhnlichen Ungeſchicklichkeit nachgeäfft wird, und dann ebenfalls manche Umgeſtaltung des Beſtehenden hervorbringen kann. Auf jeden Fall wird die Ruhe Europas gefährdet durch alles was die hieſige Regierung gegen die Intereſſen der Revoluzion Außerordentliches unternimmt, durch jede Feindſeligkeit, die ſie gegen die Partheyen der Revoluzion ausübt. Da nun der Wille der hieſigen Regierung ganz ausſchließlich der Wille des Königs iſt, ſo iſt die Bruſt Ludwig Philipps die eigentliche Panderabüchſe, die alle Uebel enthält, die ſich auf einmal über dieſe Erde ergießen können. Leider iſt es nicht möglich auf ſeinem Geſichte die Gedanken ſeines Herzens zu leſen; denn in der Verſtellungskunſt ſcheint die jüngere Linie eben ſo ſehr Meiſter zu ſeyn wie die ältere. Kein Schauſpieler auf dieſer Erde hat ſein Geſicht ſo ſehr in ſeiner Gewalt, keiner weiß ſo meiſterhaft ſeine Rolle durchzuſpielen wie unſer Bürgerkönig. Er iſt vielleicht einer der geſchickteſten, geiſtvollſten und muthigſten Menſchen Frankreichs;

und doch hat er, als es galt die Krone zu gewinnen, ſich ein ganz harmloſes, ſpießbürgerliches, zaghaftes Anſehen zu geben gewußt, und die Leute, die ihn ohne viel Umſtände auf den Thron ſetzten, glaubten gewiß ihn mit noch weit weniger Umſtänden wieder davon herunterwerfen zu können. Diesmal hat das Königthum die blödſinnige Rolle des Brutus geſpielt. Daher ſollten die Franzoſen eigentlich über ſich ſelber, und nicht über den Ludwig Philipp lachen, wenn ſie jene Karikaturen anſehen, wo letzterer mit ſeinem weißen Filzhut und großen Regenſchirm dargeſtellt wird. Beides waren Requiſiten, und wie die Poignées de main gehörten ſie zu ſeiner Rolle. Der Geſchichtſchreiber wird ihm einſt das Zeugniß geben, daß er dieſe gut ausgeführt hat; dieſes Bewußtſeyn kann ihn tröſten über die Satyren und Karikaturen, die ihn zur Zielſcheibe ihres Witzes gewählt. „Die Menge ſolcher Spottblätter und Zerrbilder wird täglich größer und überall, an den Mauern der Häuſer, ſieht man groteske Birnen. Noch nie iſt ein Fürſt in ſeiner eignen Hauptſtadt ſo ſehr verhöhnt worden wie Ludwig Philipp. Aber er denkt, wer zuletzt lacht, lacht am beſten; Ihr werdet die Birne nicht freſſen, die Birne frißt Euch. Gewiß er fühlt alle Beleidigungen, die man ihm zufügt; denn er iſt ein Menſch. Er iſt auch nicht von ſo gnädiger Lammsnatur, daß er ſich nicht dafür rächen möchte; er iſt ein Menſch, aber ein ſtarker Menſch, der ſeinen augenblicklichen Unmuth bezwingen kann und ſeiner Leidenſchaft zu gebiethen weiß. Wenn die Stunde kommt, die er für die rechte hält, dann wird er losſchlagen; erſt gegen die innern Feinde, hernach gegen die äußeren, die ihn noch weit empfindlicher beleidigt haben. Dieſer Mann iſt alles fähig, und wer weiß ob er nicht einſt jenen Handſchuh, der von allen möglichen Poignées de main ſo ſchmutzig geworden, nicht der ganzen heiligen Allianz als Fehdehandſchuh hinwirft. Es fehlt ihm wahrhaftig nicht an fürſtlichem Selbſtgefühl. Ihn, den ich kurz nach der Juliusrevoluzion mit Filzhut und Regenſchirm ſah, wie verändert erblickte ich ihn plötzlich am ſechſten Junius voriges Jahr, als er die Republikaner bezwang. Es war nicht mehr der gutmüthige, ſchwammbäuchige Spießbürger, das lächelnde Fleiſchgeſicht; ſogar ſeine Korpulenz gab ihm plötzlich ein würdiges Anſehn, er warf das Haupt ſo kühn in die Höhe wie es jemals irgend einer ſeiner Vorfahren gethan, er erhob ſich in dickſter Majeſtät, jedes Pfund ein König. Als er aber dennoch fühlte, daß die Krone auf ſeinem Haupte noch nicht ganz feſt ſaß und noch manches ſchlechte Wetter eintreten könnte: wie ſchnell hatte er wieder den alten Filzhut aufgeſtülpt und ſeinen alten Regenſchirm zur Hand genommen! Wie bürgerlich, einige Tage nachher, bey der großen Revüe, grüßte er wieder Gevatter Schneider und Schuſter, wie gab er wieder rechts und links die herzlichſten **Poignées de main**, und nicht bloß mit der Hand, ſondern auch mit den Augen, mit den lächelnden

Lippen, ja ſogar mit dem Backenbart! Und dennoch dieſer lächelnde, grüßende, bittende, flehende gute Mann trug damals in ſeiner Bruſt vierzehn forts détachés.

„Dieſe Forts ſind jetzt Gegenſtand der bedenklichſten Fragen, und die Löſung derſelben kann furchtbar werden und den ganzen Erdkreis erſchüttern. Das iſt wieder der Fluch der die klugen Leute ins Verderben ſtürzt, ſie glauben klüger zu ſeyn als ganze Völker, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Maſſen immer richtig geurtheilt, und wo nicht die ganzen Pläne, doch immer die Abſichten ihrer Machthaber errathen. Die Völker ſind allwiſſend, alldurchſchauend; das Auge des Volks iſt das Auge Gottes. So hat das franzöſiſche Volk mitleidig die Achſel gezuckt, als die Regierung ihm landesväterlichſt vorheuchelte: ſie wolle Paris befeſtigen, um es gegen die heilige Allianz vertheidigen zu können. Jeder fühlte, daß nur

Ludwig Philipp ſich ſelber befeſtigen wollte gegen Paris. Es iſt wahr, der König hat Gründe genug Paris zu fürchten, die Krone glüht ihm auf dem Haupte und verſengt ihm das Toupet, ſo lange die große Flamme noch lodert in Paris, dem Feyer der Revoluzion. Aber warum geſteht er dieſes nicht ganz offen? warum gebährdet er ſich noch immer als einen treuen Wächter dieſer Flamme? Erſprießlicher wäre vielleicht für ihn das offene Bekenntniß an die Gewürzkrämer und ſonſtige Partheygenoſſen: daß er für ſie und ſich ſelber nicht ſtehen könne, ſo lange er nicht gänzlich Herr von Paris, daß er deßhalb die Hauptſtadt mit vierzehn Forts umgebe, deren Kanonen jeder Emeute gleich von oben herab Stillſchweigen gebiethen würden. Offenes Eingeſtändniß, daß es ſich um ſeinen Kopf und alle Juſte-milieu-Köpfe handle, hätte vielleicht gute Wirkung hervorgebracht. Aber jetzt ſind nicht bloß die Partheyen der Oppoſizion, ſondern auch die Boutiquiers und die meiſten Anhänger des Juſtemilieu-Syſtems ganz verdrießlich über die forts détachés, und die Preſſe hat ihnen hinlänglich die Gründe aus einander geſetzt weßhalb ſie verdrießlich ſind. Die meiſten Boutiquiers ſind nemlich jetzt der Meinung, Ludwig Philipp ſey ein ganz vortrefflicher König, er ſey werth, daß man Opfer für ihn bringe, ja ſich manchmal für ihn in Gefahr ſetze wie am 5ten und 6ten Junius, wo ſie ihrer 40,000 Mann in Gemeinſchaft mit 20,000 Mann Linientruppen gegen mehrere hundert Republikaner ihr Leben gewagt haben: keineswegs jedoch ſey Ludwig Philipp werth, daß man, um ihn zu behalten, bey ſpäteren bedeutenderen Emeuten, ganz Paris, alſo ſich ſelber nebſt Weib und Kind und ſämmtlichen Boutiquen in die Gefahr ſetzt von 14 Höhen herab zu Grunde geſchoſſen zu werden. Man ſey ja, meinen ſie übrigens, ſeit fünfzig Jahren an alle möglichen Revoluzionen gewöhnt, man habe ſich ganz darauf einſtudiert bey geringen Emeuten zu interveniren, damit die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird, bey größeren Inſurekzionen ſich gleich zu unterwerfen, damit ebenfalls die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird. Auch die Fremden, meinen ſie, die reichen Fremden, die in Paris ſo viel Geld verzehren, hätten jetzt eingeſehen, daß eine Revoluzion für jeden ruhigen Zuſchauer ungefährlich ſey, daß dergleichen mit großer Ordnung, ſogar mit großer Artigkeit ſtatt finde, dergeſtalt, daß es für einen Ausländer noch ein beſonderes Amüſement ſey eine Revoluzion in Paris zu erleben. Umgäbe man aber Paris mit forts détachés, ſo würde die Furcht, daß man eines frühen Morgens zu Grunde geſchoſſen werden könne, die Ausländer, die Provinzialen, und nicht bloß die Fremden, ſondern auch viele hier anſäſſige Rentiers aus Paris verſcheuchen; man würde dann weniger Zucker, Pfeffer und Pommade verkaufen und geringere Hausmiethe gewinnen; kurz Handel und Gewerbe würden zu Grunde gehn. Die Epiziers, die ſolcherweiſe für den Zins ihrer Häuſer, für die

Kunden ihrer Boutiquen, und für ſich ſelbſt und ihre Familien zittern, ſind daher Gegner eines Projektes, wodurch Paris eine Feſtung wird, wodurch Paris nicht mehr das alte, heitere, ſorgloſe Paris bleibt. Andere, die zwar zum Jüſte-milieu gehören, aber den liberalen Prinzipien der Revoluzion nicht entſagt haben, und ſolche Prinzipien noch immer mehr lieben als den Ludwig Philipp: dieſe wollen das Bürgerkönigthum vielmehr durch Inſtituzionen als durch eine Art von Bauwerken geſchützt ſehen, die allzu ſehr an die alte feudaliſtiſche Zeit erinnern, wo der Inhaber der Zitadelle die Stadt nach Willkühr beherrſchen konnte. Ludwig Philipp, ſagen ſie, ſey bis jetzt noch ein treuer Wächter der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit, die man durch ſo viel Blut erkämpft; aber er ſey Menſch, und im Menſchen wohne immer ein geheimes Gelüſte nach abſoluter Herrſchaft. Im Beſitz der forts détachés, könne er ungeahndet, nach Willkühr, jede Laune befriedigen; er ſey alsdann weit unumſchränkter als es die Könige vor der Revoluzion jemals ſeyn mochten; dieſe hätten nur einzelne Unzufriedene in die Baſtille ſetzen können, Ludwig Philipp aber umgäbe die ganze Stadt mit Baſtillen, er embaſtillire ganz Paris. Ja, wenn man auch der edlen Geſinnung des jetzigen Königs ganz ſicher wäre, ſo könne man doch nicht für die Geſinnungen ſeiner Nachfolger Bürge ſtehen, noch viel weniger für die Geſinnungen aller derjenigen, die ſich durch Liſt oder Zufall einſt in den Beſitz jener forts détachés ſetzen und alsdann Paris nach Willkühr beherrſchen könnten. Weit wichtiger noch als dieſe Einwürfe war eine andere Beſorgniß, die ſich von allen Seiten kund gab und ſogar diejenigen erſchütterte, die bis jetzt weder gegen noch für die Regierung, ja nicht einmahl für oder gegen die Revoluzion Parthey genommen. Sie betraf das höchſte und wichtigſte Intereſſe des ganzen Volks, die Nazionalunabhängigkeit. Trotz aller franzöſiſchen Eitelkeit, die nie gern an 1814 und 1815 zurückdenkt, mußte man ſich doch heimlich geſehen, daß eine dritte Invaſion nicht ſo ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, daß die forts détachés nicht bloß den Allirten kein allzugroßes Hinderniß ſeyn würden, wenn ſie Paris einnehmen wollten, ſondern daß ſie eben dieſer Forts ſich bemächtigen könnten, um Paris für ewige Zeiten in Zaum zu halten, oder wo nicht gar für immer in den Grund zu ſchießen. Ich referire hier nur die Meinung der Franzoſen, die ſich für überzeugt halten, daß einſt, bey der Invaſion, die fremden Truppen ſich wieder von Paris entfernt, weil ſie keinen Stützpunkt gegen die große Einwohnermaſſe gefunden, und daß jetzt die Fürſten, in der Tiefe ihrer Herzen, nichts ſehnlicheres wünſchen, als Paris, das Foyer der Revoluzion, von Grund aus zu zerſtören. — —"

Sollte jetzt wirklich das Projekt der forts détachés für immer aufgegeben ſeyn? Das weiß nur der Gott der in die Nieren der Könige ſchaut.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß uns vielleicht der Partheigeiſt verblendet und der

König wirklich die gemeinnützigſten Abſichten hegt und ſich nur gegen die heilige Allianz barikadiren will. Es iſt aber unwahrſcheinlich. Die heilige Allianz hat tauſend Gründe vielmehr den Ludwig Philipp zu fürchten, und ſie hat noch außerdem einen allerwichtigſten Hauptgrund ſeine Erhaltung zu wünſchen. Denn erſtens iſt Ludwig Philipp der mächtigſte Fürſt in Europa, ſeine materiellen Kräfte werden verzehnfacht durch die ihnen innewohnende Beweglichkeit, und zehnfach, ja hundertfach ſtärker noch ſind die geiſtigen Mittel worüber er nöthigenfalls gebiethen könnte; und ſollten dennoch die vereinigten Fürſten den Sturz dieſes Mannes bewirken, ſo hätten ſie ſelber die mächtigſte und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa umgeſtürzt. Ja, die Fürſten ſollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daß Ludwig Philipp König von Frankreich iſt. Schon haben ſie einmahl die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigſten die Republikaner zu bändigen vermochte.

den Napoleon. O, mit Recht nennt Ihr Euch Könige von Gottes Gnade! Es war eine beſondere Gnade Gottes, daß er den Königen noch einmahl einen Mann ſchickte, der ſie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte, und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürſten auch dieſen Mann, ſo kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieſer zwey Mirakel, hat er dem Königthum zweymal ſeine Rettung angeboten. Denn Gott iſt vernünftig und ſieht ein, daß die republikaniſche Regierungsform ſehr unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich iſt für das alte Europa. Und auch ich habe dieſe Einſicht. Aber wir können vielleicht beide nichts ausrichten gegen die Verblendung der Fürſten und Demagogen. Gegen die Dummheit kämpfen wir Götter ſelbſt vergebens.

Ja, es iſt meine heiligſte Ueberzeugung, daß das Republikenthum unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europas, und gar unmöglich für die Deutſchen. Als, in blinder Nachäffung der Franzoſen die deutſchen Demagogen eine deutſche Republik predigten, und nicht bloß die Könige, ſondern auch das Königthum ſelbſt, die letzte Garantie unſerer Geſellſchaft, mit wahnſinniger Wuth zu verläſtern und zu ſchmähen ſuchten: da hielt ich es für Pflicht mich auszuſprechen, wie es in vorſtehenden Blättern, in Beziehung auf den 21. Januar geſchehen iſt. Obgleich mir ſeit dem 28. Junius des vorigen Jahrs mein Monarchismus etwas ſauer gemacht wird, ſo habe ich doch jene Aeußerungen bey dieſem erneuerten Druck nicht ausſcheiden wollen. Ich bin ſtolz darauf, daß ich einſt den Muth beſeſſen weder durch Liebkoſung und Intrigue, noch durch Drohung, mich fortreißen zu laſſen in Unverſtand und Irſal. Wer nicht ſo weit geht als ſein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, iſt eine Memme, wer weiter geht, als er gehen wollte, iſt ein Sclave.

Gedichte.

Abſchied.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mahl warum;
Im Winde klingt ein ſanftes Wort,
Schauſt dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich ſanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du biſt mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, ſonder Raſt,
Du darfſt nicht rückwärts gehn.
Was du ſo ſehr geliebet haſt
Sollſt du nicht wiederſehn.

Träumereyen.

I.

Mir träumte von einem ſchönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir ſaßen unter der grünen Lind,
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küßten uns gern,
Und koſten von Freuden und Leiden.
Es ſeufzten am Himmel die gelben Stern,
Sie ſchienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und ſchau mich um,
Ich ſteh allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und ſtumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

II.

Du biſt ja heut ſo grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geſchaut.
Es perlet ſtill von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkſt du der Heimath, die ſo ferne,
So nebelferne dir verſchwand?
Geſtehe mir's, du wäreſt gerne
Manchmal im theuren Vaterland.

Denkſt du der Dame, die ſo niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürnteſt du, dann ward ſie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkſt du der Freunde, die da ſanken
An deine Bruſt, in großer Stund?
Im Herzen ſtürmten die Gedanken,
Jedoch verſchwiegen blieb der Mund.

Denkſt du der Mutter und der Schweſter?
Mit beiden ſtandeſt du ja gut.
Ich glaube gar du denkſt, mein Beſter,
An — — — — — — — —.

Denkſt du der Vögel und der Bäume
Des ſchönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es iſt ſchon ſpät. Die Nacht iſt helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun ſchnelle
Und in Geſellſchaft gehn. O weh!

III.

Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort ſo hoch, die Veilchen nickten ſanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutſch, und ſprach auf deutſch
(Man glaubt es kaum
Wie gut es klang) das Wort: „ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Tragödie.

I.

Entflieh mit mir und ſey mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus,
Mein Herz ſey in der Fremde dann
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehſt du nicht mit, ſo ſterb' ich hier
Und du biſt einſam und allein;
Und bleibſt du auch im Vaterhaus,
Wirſt doch wie in der Fremde ſeyn.

II.

(Dieſes iſt ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

III.

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter ſitzt, auf dem grünen Platz,
Der Müllersknecht mit ſeinem Schatz.

Die Winde die wehen ſo lind und ſo ſchaurig,
Die Vögel die ſingen ſo ſüß und ſo traurig,
Die ſchwatzenden Buhlen, die werden ſtumm,
Sie weinen und wiſſen ſelbſt nicht warum.

Seraphine.

I.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumeriſchen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Geſtalt.

Iſt es nicht dein weißer Schleyer?
Nicht dein ſanftes Angeſicht?
Oder iſt es nur der Mondſchein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leiſe rinnen hör'?
Oder gehſt du, Liebe, wirklich
Weinend neben mir einher?

II.

An dem ſtillen Meeresſtrande
Iſt die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüſtert aus den Wogen:

Jener Menſch dort, iſt er närriſch,
Oder iſt er gar verliebet,
Denn er ſchaut ſo trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet?

Doch der Mond der lacht herunter,
Und mit heller Stimme ſpricht er:
Jener iſt verliebt und närriſch,
Und noch obendrein ein Dichter.

III.

Das iſt eine weiße Möve,
Die ich dort flattern ſeh
Wohl über die dunklen Fluthen;
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

Der Haifiſch und der Roche,
Die ſchnappen hervor aus der See,
Es hebt ſich, es ſenkt ſich die Möve,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

O, liebe, flüchtige Seele,
Dir iſt ſo bang und weh!
Zu nah iſt dir das Waſſer,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

IV.

Daß du mich liebſt, das wußt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt;
Doch als Du mir's geſtanden
Hat es mich tief erſchreckt.

Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging ans Meer und weinte
Bey'm Sonnenuntergang.

Mein Herz iſt wie die Sonne
So flammend anzuſehn,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

V.

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So feſt mein Ohr gedrückt.

Sie möchte gerne wiſſen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küſſen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur ſelber wüßte
Was mir in die Seele ziſcht!
Die Worte und die Küſſe
Sind wunderbar vermiſcht.

VI.

Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu,
Und wie ein Reh geſchwinde;
Sie kletterte von Klipp zu Klipp,
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo ſich zum Meer der Felſen ſenkt,
Da hab' ich ſie erreichet,
Da hab' ich ſanft mit ſanftem Wort
Ihr ſprödes Herz erweichet.

Hier ſaßen wir ſo himmelhoch,
Und auch ſo himmelſelig.
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne ſank allmählig.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Verſank die ſchöne Sonne;
Die Wogen rauſchten drüber hin,
Mit ungeſtümer Wonne.

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluten;
Sie hat ſich in mein Herz verſteckt
Mit allen ihren Gluten.

Aus meinen Augen grüßt ſie dich,
Mit brennendem Verlangen,
Aus meinem Munde ſtralt ſie dir
Erröthen auf die Wangen.

O, weine nicht, laß an mein Herz
Dein liebes Herz erwarmen;
Ich und die Sonne liegen dir
Glückſelig in den Armen.

VII.

Auf dieſen Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.

Vernichtet iſt das Zweyerley,
Das uns ſo lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerey
Hat endlich aufgehöret.

Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?

Der heilge Gott der iſt im Licht
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt alles was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen.

VIII.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Waſſer
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten ſpielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen ſchwellen.

Heidniſch halb und halb auch kirchlich
Klingen dieſe Melodeyen,
Steigen muthig in die Höhe,
Daß ſich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Luſtgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen ſie umher am Himmel.

Zur Muſik, die unten tönet,
Wirbeln ſie die tollſten Weiſen;
Sonnennachtigallen ſind es,
Die dort oben ſtralend kreiſen.

Und das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenlüſte
Stürmiſch in mein Herze dringen.

IX.

Schattenküſſe, Schattenliebe
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen
Schwindet hin, wie Träumereyn,
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

X.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſeyn Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

XL.

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie ſehr ich traurig bin
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

XII.

Wie ſchändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menſchen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab es den Fiſchen erzählet.

Ich laß' dir den guten Namen
Nur auf dem feſten Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von deiner Schande.

XIII.

Es ziehen die brauſenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie ſchwellen und zerſchellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

XIV.

Es ragt in's Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven ſchreyn,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

XV.

Das Meer erſtralt im Sonnenſchein,
Als ob es golden wär.
Ihr Brüder, wenn ich ſterbe,
Verſenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Fluth
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

Angelique.

I.

Nun der Gott mir günſtig nicket
Soll ich ſchweigen wie ein Stummer,
Ich der, als ich unbeglücket,
So viel ſang von meinem Kummer,

Daß mir tauſend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das ich beſungen
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, Ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man Eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

II.

Wie raſch du auch vorüberſchritteſt
Noch einmal ſchauteſt du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmiſcher Hochmuth in dem Blick.

O, daß ich nie zu faſſen ſuchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O daß ich nie ſie wiederfand!

Verſchwunden iſt ja deine Wildheit,
Biſt wie die Andern zahm und klar,
Und ſanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebſt du mich ſogar!

III.

Nimmer glaub ich, junge Schöne,
Was die ſpröde Lippe ſpricht;
Solche große ſchwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Dieſe braungeſtreifte Lüge,
Streif ſie ab; ich liebe dich.
Laß dein weißes Herz mich küſſen —
Weißes Herz verſtehſt du mich?

IV.

Wie entwickeln ſich doch ſchnelle,
Aus der flüchtigſten Empfindung,
Leidenſchaften ohne Grenzen
Und die zärtlichſte Verbindung!

Täglich wächſt zu dieſer Dame
Meines Herzens tiefſte Neigung,
Und daß ich in ſie verliebt ſey
Wird mir faſt zur Ueberzeugung.

Schön iſt ihre Seele. Freylich,
Das iſt immer eine Meinung,
Sich'rer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erſcheinung.

Dieſe Hüften! Dieſe Stirne!
Dieſe Naſe! Die Entfaltung
Dieſes Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut iſt ihre Haltung!

V.

Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich
Dein Gemüth ſich mir erſchließet,
Und von nobelſter Geſinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählſt, wie immer
Du ſo groß und würdig dachteſt,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachteſt!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkaufteſt,
Lieber würdeſt du ja ſterben!

Und ich ſteh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende;
Wie ein ſtummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände —

VI.

Fürchte nichts, geliebte Seele,
Ueberſicher biſt du hier;
Fürchte nicht, daß man uns ſtehle,
Ich verriegle ſchon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daß auch nicht ein Brand entſtehe,
Löſch' ich unſre Lampe aus.

Ach, erlaube daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet ſich geſchwinde
In Ermanglung eines Schawls.

VII.

Ja freylich, du biſt mein Ideal,
Ich hab' es ja oft bekräftigt
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl;
Doch heute bin ich beſchäftigt.

Komm' morgen zwiſchen zwey und drey,
Dann ſollen neue Flammen
Beweiſen meine Lieb' und Treu;
Wir eſſen nachher zuſammen.

VIII.

Schaff' mich nicht ab. Wenn auch dein Herz
Sich mir entfremdet hat,
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich dich ſatt.

Kannſt du nicht mehr Geliebte ſeyn,
Sey Freundinn mir ſodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt
Fängt man die Freundſchaft an.

Diane.

I.

Dieſe ſchönen Gliedermaſſen
Coloſſaler Weiblichkeit
Sind jetzt, ohne Widerſtreit,
Meinen Wünſchen überlaſſen.

Wär' ich, leidenſchaftentzügelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereu'te ſolche That!
Ja, ſie hätte mich geprügelt.

Welcher Buſen, Hals und Kehle!
(Höher ſeh' ich nicht genau.)
Eh' ich ihr mich anvertrau,
Gott empfehl' ich meine Seele.

II.

Am Golfe von Biskaya
Hat ſie den Tag erblickt;
Sie hat ſchon in der Wiege
Zwey junge Katzen erdrückt.

Sie lief mit bloßen Füßen
Wohl über die Pyreneen;
Drauf ließ ſie als junge Rieſinn
In Perpignan ſich ſehn.

Jetzt iſt ſie die größte Dame
Im Fauxbourg Saint-Denis;
Sie koſtet dem kleinen Sir William
Schon dreyzehntauſend Louis.

III.

Manchmal wenn ich bey Euch bin,
Großgeliebte, edle Doña,
Wie erinnernd ſchweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten iſt ein großer Brunn,
Fonte del Gigante heißt er,
Obendrauf ſteht ein Neptun
Von Johann, dem alten Meiſter.

Erfahrung.

Ehmals glaubt ich, alle Küſſe,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seyen uns, durch Schickſalsſchlüſſe,
Schon urzeitlich vorbeſtimmt.

Küſſe nahm ich und ich küßte
So mit Ernſt in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Thaten der Nothwendigkeit.

Jetzo weiß ich, überflüſſig,
Wie ſo manches iſt der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küſſ' ich,
Glaubenlos im Ueberfluß.

Hortenſe.

I.

Wir ſtanden an der Straßeneck
Wohl über eine Stunde;
Wir ſprachen voller Zärtlichkeit
Von unſerem Seelenbunde.

Wir ſagten uns viel hundertmahl
Daß wir einander lieben;
Wir ſtanden an der Straßeneck,
Und ſind da ſtehn geblieben.

Die Göttinn der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen, flink und heiter,
Kam ſie vorbey und ſah uns ſtehn,
Und lachend ging ſie weiter.

II.

Nicht lange täuſchte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild iſt wie ein falſcher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne ſchien,
Der Nebel iſt zerronnen;
Geendigt hatten wir ſchon längſt,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Clariſſe.

I.

Meinen ſchönſten Liebesantrag
Suchſt du ängſtlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob das ein Korb ſey?
Fängſt du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich, drum erhör' mich,
Lieber Gott! Hilf dieſer Dirne,
Trockne ihre ſüßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne.

II.

Ueberall wo du auch wandelſt,
Schauſt du mich zu allen Stunden,
Und jemehr du mich mißhandelſt,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich feſſelt holde Bosheit,
Wie mich Güte ſtets vertrieben;
Willſt du ſicher meiner los ſeyn,
Mußt du dich in mich verlieben.

III.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die ſo grauſam mich verhindert
Dich zu ſchauen im Theater.

Denn ſie ſaßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur ſeltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und ſie ſaßen da und ſchauten
Zweyer Liebenden Verderben,
Und ſie klatſchten großen Beyfall
Als ſie beide ſahen ſterben.

IV.

Geh' nicht durch die böſe Straße
Wo die ſchönen Augen wohnen —
Ach! ſie wollen allzugütig
Dich mit ihrem Blitz verſchonen.

Grüßen allerliebſt herunter
Aus dem hohen Fenſterbogen,
Lächeln freundlich, (Tod und Teufel!)
Sind dir ſchweſterlich gewogen.

Doch du biſt ſchon auf dem Wege,
Und vergeblich iſt dein Ringen;
Eine ganze Bruſt voll Elend
Wirſt du mit nach Hauſe bringen.

V.

Jetzt verwundet, krank und leidend,
In den ſchönſten Sommertagen,
Trag ich wieder, Menſchen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geſchwätz'gen Vögel ſchweigen
Mitleidvoll in meiner Nähe;
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit, bey meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
Katze, meine ſchöne Katze!
Jammert's aus den Bergen wieder.

Katze, meine ſchöne Katze,
Konnteſt du mich ſo verletzen,
Wie mit grimmer Tiegertatze
Mir das arme Herz zerſetzen.

Dieſes Herz war, ernſt und trübe,
Längſt verſchloſſen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

Heimlich ſchienſt du zu miauen:
Glaube nicht daß ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze.

— — — — —
— —

VI.

Wälderfreye Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Beſſer müſſen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Dieſe gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und ſie picken an den Finger,
Wenn ſie deinen Zucker wittern.

Welch' gemüthlich zarte Scene!
Engel müſſen drob ſich freuen!
Und ich ſelbſt muß eine Thräne
Meiner tiefſten Rührung weihen.

VII.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk,
Mit Jubel und Muſiziren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

Er bringt Jasmin und Röſelein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Selleri für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

VIII.

Schütz' Euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzuſtarke Herzensklopfung,
Allzuriechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

Wie am Tage Eurer Hochzeit,
Sey die Liebe Euch erfreulich,
Wenn Ihr längſt im Ehejoch' ſeyd,
Und Eur Leib, er ſey gedeihlich.

IX.

Jetzt kannſt du mit vollem Recht,
Gutes Mädchen, von mir denken:
Dieſer Menſch iſt wirklich ſchlecht,
Mich ſogar ſucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm geſagt
Was im G'ringſten ihn beleidigt,
Und wo man ihn angeklagt
Leidenſchaftlich ihn vertheidigt —

Mich, die im Begriffe ſtand
Einſtens ihn ſogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überſpannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

X.

Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt,
Wie du dich verdrießlich windeſt,
Wenn du, ohne ſelbſt zu lieben,
Dennoch Eiferſucht empfindeſt!

Nicht die duftig rothe Roſe
Willſt du riechen oder küſſen,
Nein, du ſchnüffelſt an den Dornen,
Bis die Naſe dir zerriſſen.

Yolante und Marie.

I.

Dieſe Damen, ſie verſtehen
Wie man Dichter ehren muß:
Gaben mir ein Mittageſſen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Haſe war geſpickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunſt,
Und ich wurde endlich ſatt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwieſen hat.

II.

In welche ſoll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig ſind?
Ein ſchönes Weib iſt noch die Mutter,
Die Tochter iſt ein ſchönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie ſind ſo rührend anzuſehn!
Doch reitzend ſind geniale Augen,
Die unſre Zärtlichkeit verſtehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwiſchen zwey Gebündel Heu
Nachſinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeſte Futter ſey.

III.

Vor der Bruſt die trikoloren
Blumen, ſie bedeuten: frey,
Dieſes Herz iſt frey geboren,
Und es haßt die Sklaverey,

Königinn Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche die vor dir regierte
Wurde ſchmählig abgeſetzt.

IV.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läßt ſie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend ſpät bis Morgens fruh,
Sie fragt zu jeder Stund:
Was hältſt du mir die Augen zu
Wenn du mir küßt den Mund?

Ich ſag' ihr nicht weßhalb ichs thu',
Weiß ſelber nicht den Grund,
Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' Sie auf den Mund.

V.

Die Gläſer ſind leer, das Frühſtück war gut,
Die Dämchen ſind roſig erhitzet.
Sie ziehen ſich lachend die Kleider aus,
Ich glaube ſie ſind beſpitzet.

Die Schulter wie fein, die Brüſtchen wie weiß!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Sie legen ſich lachend in mein Bett
Und hüllen ſich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und ſchnarchen am End um die Wette.
Da ſteh' ich im Zimmer, ein einſamer Mann,
Betrachte verlegen das Bette.

VI.

Jugend, die mir täglich ſchwindet,
Wird durch raſchen Muth erſetzt,
Und mein kühn'rer Arm umwindet,
Noch viel ſchlankre Hüften jetzt.

Thut auch manche ſehr erſchrocken,
Hat ſie ſich doch bald gefügt;
Holder Zorn, verſchämtes Stocken,
Wird von Schmeicheley beſiegt.

Doch wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabey.
Iſt es die verſchwundne, ſüße,
Blöde Jugendeſeley?

Der Schöpfer.

I

Im Beginn ſchuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Geſtirne;
Hierauf ſchuf er auch die Ochſen,
Aus dem Schweiße ſeiner Stirne.

Dann erſchuf er wilde Beſtien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er dann die kleinen Katzen.

Zur Bevölkerung der Wildniß
Ward hernach der Menſch erſchaffen;
Nach des Menſchen holdem Bildniß
Schuf er gar nachher die Affen.

Satan ſah dem zu und lachte:
Ey! der Herr kopiert ſich ſelber!
Nach dem Bilde ſeiner Ochſen
Macht er noch am Ende Kälber!

II.

Und der Gott ſprach zu dem Teufel:
Ich der Herr kopier mich ſelber,
Nach der Sonne mach ich Sterne,
Nach den Ochſen mach ich Kälber,
Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menſchen mach ich Affen;
Aber du kannſt gar nichts ſchaffen.

III.

Ich hab' mir zu Ruhm und Preiß erſchaffen
Die Menſchen, Löwen, Ochſen, Sonne.
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen
Erſchuf ich zu meiner eigenen Wonne.

VI.

Kaum hab' ich die Welt zu ſchaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgeſonnen
Jahrtauſendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen ſelbſt iſt eitel Bewegung,
Das ſtümpert ſich leicht in kurzer Friſt.
Jedoch der Plan, die Ueberlegung,
Das zeigt erſt wer ein Künſtler iſt.

Ich hab' allein dreyhundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doctores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

Aus den Memoiren
des
Herren von Schnabelewopſki.

Erſtes Buch.

Kapitel I.

Mein Vater hieß Schnabelewopski; meine Mutter hieß Schnabelewopska; als beider ehelicher Sohn wurde ich geboren den erſten April 1795 zu Schnabelewops. Meine Großtante, die alte Frau von Pipitzka, pflegte meine erſte Kindheit, und erzählte mir viele ſchöne Mährchen, und ſang mich oft in den Schlaf mit einem Liede, deſſen Worte und Melodie meinem Gedächtniſſe entfallen. Ich vergeſſe aber nie die geheimnißvolle Art, wie ſie mit dem zitternden Kopfe nickte, wenn ſie es ſang, und wie wehmüthig ihr großer einziger Zahn, der Einſiedler ihres Mundes, alsdann zum Vorſchein kam. Auch erinnere ich mich noch manchmal des Papagois, über deſſen Tod ſie ſo bitterlich weinte. Die alte Großtante iſt jetzt ebenfalls todt, und ich bin in der ganzen weiten Welt wohl der einzige Menſch, der an ihren lieben Papagoi noch denkt. Unſere Katze hieß Mimi und unſer Hund hieß Joli. Er hatte viel Menſchenkenntniß und ging mir immer aus dem Wege wenn ich zur Peitſche griff. Eines Morgens ſagte unſer Bedienter: der Hund trage den Schwanz etwas eingekniffen zwiſchen den Beinen und laſſe die Zunge länger als gewöhnlich hervorhängen; und der arme Joli wurde, nebſt einigen Steinen, die man ihm an den Hals feſtband, ins Waſſer geworfen. Bey dieſer Gelegenheit ertrank er. Unſer Bedienter hieß Prrſchtzztwitſch. Man muß dabey nieſen, wenn man dieſen Namen ganz richtig ausſprechen will. Unſere Magd hieß Swurtſzska, welches im Deutſchen etwas rauh, im Polniſchen aber äußerſt melodiſch klingt. Es war eine dicke unterſetzte Perſon mit weißen Haaren und blenden Zähnen. Außerdem liefen noch zwey ſchöne ſchwarze Augen im Hauſe herum, welche man Seraphine nannte. Es war mein ſchönes herzliebes Mühmelein, und wir ſpielten zuſammen im Garten und belauſchten die Haushaltung der Ameiſen, und haſchten Schmetterlinge, und pflanzten Blumen. Sie lachte einſt wie toll, als ich meine kleinen Strümpfchen in die Erde pflanzte, in der Meinung, daß ein paar große Hoſen für meinen Vater daraus hervorwachſen würden.

Mein Vater war die gütigſte Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderſchöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, ſondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befeſtigt war. Seine Hände waren blendend, weiß und ich küßte ſie oft. Es iſt mir als röche ich noch ihren ſüßen Duft und er dränge mir ſtechend ins Auge. Ich habe meinen Vater ſehr geliebt;

denn ich habe nie daran gedacht, daß er ſterben könne.

Mein Großvater, väterlicher Seite, war der alte Herr von Schnabelewopski; ich weiß gar nichts von ihm, außer daß er ein Menſch und daß mein Vater ſein Sohn war. Mein Großvater, mütterlicher Seite, war der alte Herr von Wlrſſrnski, und er iſt abgemalt in einem Scharlachrothen Sammetrock und einem langen Degen, und meine Mutter erzählte mir oft, daß er einen Freund hatte, der einen grünſeidenen Rock, roſaſeidne Hoſen und weißſeidne Strümpfe trug, und wüthend den kleinen Chapeaubas hin- und herſchwenkte, wenn er vom König von Preußen ſprach.

Meine Mutter, Frau von Schnabelewopska, gab mir, als ich heranwuchs, eine gute Erziehung. Sie hatte viel geleſen; als ſie mit mir ſchwanger ging las ſie faſt ausſchließlich den Plutarch; und hat ſich vielleicht an einem von deſſen großen Männern verſehen; wahrſcheinlich an einem von den

Grachen. Daher meine myſtiſche Sehnſucht, das agrariſche Geſetz in moderner Form zu verwirklichen. Mein Freiheits= und Gleichheitsſinn iſt vielleicht ſolcher mütterlicher Vorlektüre beyzumeſſen. Hätte meine Mutter damals das Leben der Cartuch geleſen, ſo wäre ich vielleicht ein großer Banquier geworden. Wie oft, als Knabe, verſäumte ich die Schule, um auf den ſchönen Wieſen von Schnabelewops einſam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menſchheit beglücken könnte. Man hat mich deßhalb oft einen Müſſiggänger geſcholten und als ſolchen beſtraft; und für meine Weltbeglückungsgedanken mußte ich ſchon damals viel Leid und Noth erdulden. Die Gegend um Schnabelewops iſt übrigens ſehr ſchön, es fließt dort ein Flüßchen, worin man des Sommers ſehr angenehm badet, auch giebt es allerliebſte Vogelneſter in den Gehölzen des Ufers. Das alte Gneſen, die ehemalige Hauptſtadt von Polen, iſt nur drey Meilen davon entfernt. Dort im Dom iſt der heilige

Adalbert begraben. Dort ſteht ſein ſilberner Sarkophag, und darauf liegt ſein eignes Conterfei, in Lebensgröße, mit Biſchofmütze und Krummſtab, die Hände fromm gefaltet, und alles von gegoſſenem Silber. Wie oft muß ich deiner gedenken du ſilberner Heiliger! Ach, wie oft ſchleichen meine Gedanken nach Polen zurück, und ich ſtehe wieder in dem Dome von Gneſen, an den Pfeiler gelehnt, bey dem Grabmal Adalberts! Dann rauſcht auch wieder die Orgel, als probire der Organiſt ein Stück aus Allegris Miſerère; in einer fernen Kapelle wird eine Meſſe gemurmelt; die letzten Sonnenlichter fallen durch die bunten Fenſterſcheiben; die Kirche iſt leer; nur vor dem ſilbernen Grabmal des Heiligen liegt eine betende Geſtalt, ein wunderholdes Frauenbild, das mir einen raſchen Seitenblick zuwirft, aber eben ſo raſch ſich wieder gegen den Heiligen wendet und mit ihren ſehnſüchtig ſchlauen Lippen die Worte flüſtert: „ich bete dich an!“

In demſelben Augenblick, als ich dieſe Worte hörte, klingelte in der Ferne der Meßner, die Orgel rauſchte mit ſchwellendem Ungeſtüm, das holde Frauenbild erhob ſich von den Stufen des Grabmals, warf ihren weißen Schleyer über das erröthende Antlitz, und verließ den Dom.

„Ich bete dich an!“ Galten dieſe Worte mir oder dem ſilbernen Adalbert? Gegen dieſen hatte ſie ſich gewendet, aber nur mit dem Antlitz. Was bedeutete jener Seitenblick, den ſie mir vorher zugeworfen und deſſen Stralen ſich über meine Seele ergoſſen, gleich einem langen Lichtſtreif, den der Mond über das nächtliche Meer dahingießt, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und ſich ſchnell wieder dahinter verbirgt. In meiner Seele, die eben ſo düſter wie das Meer, weckte jener Lichtſtreif alle die Ungethüme, die im tiefen Grunde ſchliefen, und die tollſten Heiſiſche und Schwertfiſche der Leidenſchaft ſchoſſen plötzlich empor, und tummelten ſich, und biſſen ſich vor

Wonne in den Schwänzen, und dabey brauſte und kreiſchte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöſe auf der Nordſee.

Den anderen Tag verließ ich Polen.

Kapitel II.

Meine Mutter packte ſelbſt meinen Koffer; mit jedem Hemde hat ſie auch eine gute Lehre hineingepackt. Die Wäſcherinnen haben mir ſpäterhin alle dieſe Hemde mitſammt den guten Lehren vertauſcht. Mein Vater war tief bewegt; und er gab mir einen langen Zettel, worinn er artikelweis aufgeſchrieben, wie ich mich in dieſer Welt zu verhalten habe. Der erſte Artikel lautete: daß ich jeden Dukaten zehn mahl herumdrehen ſolle, ehe ich ihn ausgäbe. Das befolgte ich auch im Anfang; nachher wurde mir das beſtändige Herumdrehen viel zu mühſam. Mit jenem Zettel überreichte mir mein Vater auch die dazu gehörigen Dukaten. Dann nahm er eine Scheere, ſchnitt damit das Zöpfchen von ſeinem lieben Haupte, und gab mir das Zöpfchen zum Andenken. Ich beſitze es noch und weine immer wenn ich die gepuderten feinen Häärchen betrachte — —

Die Nacht vor meiner Abreiſe hatte ich folgenden Traum:

Ich ging einſam ſpatzieren in einer heiter ſchönen Gegend am Meer. Es war Mittag und die Sonne ſchien auf das Waſſer, daß es wie lauter Diamanten funkelte. Hie und da, am Geſtade, erhob ſich eine große Aloe, die ſehnſüchtig ihre grünen Arme nach dem ſonnigen Himmel emporſtreckte. Dort ſtand auch eine Trauerweide, mit lang herabhängenden Treſſen, die ſich jedesmal empor hoben, wenn die Wellen heranſpielten, ſo daß ſie alsdann wie eine junge Nixe ausſah, die ihre grünen Locken in die Höhe hebt, um beſſer hören zu können, was die verliebten Luftgeiſter ihr ins

Ohr flüſtern. In der That, das klang manchmal wie Seufzer und zärtliches Gekoſe. Das Meer erſtrahlte immer blühender und lieblicher, immer wohllautender rauſchten die Wellen, und auf den rauſchenden glänzenden Wellen ſchritt einher der ſilberne Adalbert, ganz wie ich ihn im gneſener Dome geſehen, den ſilbernen Krummſtab in der ſilbernen Hand, die ſilberne Biſchofsmütze auf dem ſilbernen Haupte, und er winkte mir mit der Hand und er nickte mir mit dem Haupte, und endlich, als er mir gegenüberſtand, rief er mir zu, mit unheimlicher Silberſtimme: — — —

Ja, die Worte habe ich wegen des Wellengeräuſches nicht hören können. Ich glaube aber mein ſilberner Nebenbuhler hat mich verhöhnt. Denn ich ſtand noch lange am Strande und weinte, bis die Abenddämmerung heranbrach, und Himmel und Meer trüb und blaß wurden, und traurig über alle Maaßen. Es ſtieg die Fluth. Aloe und Weide krachten und wurden fortgeſchwemmt von den Wogen, die manchmal haſtig zurückließen und deſto ungeſtümer wieder heranſchwollen, toſend, ſchaurig, in ſchaumweißen Halbkreiſen. Dann aber auch hörte ich ein tacktförmiges Geräuſch, wie Ruderſchlag, und endlich ſah ich einen Kahn mit der Brandung herantreiben. Vier weiße Geſtalten, fahle Todtengeſichter, eingehüllt in Leichentüchern, ſaßen darinn und ruderten mit Anſtrengung. In der Mitte des Kahnes ſtand ein bloſſes aber unendlich ſchönes Frauenbild, unendlich zart, wie geformt aus Liljenduft — und ſie ſprang ans Ufer. Der Kahn mit ſeinen geſpenſtiſchen Ruderknechten ſchoß pfeilſchnell wieder zurück ins hohe Meer, und in meinen Armen lag Panna Jadviga und weinte und lachte: ich bete dich an.

Kapitel III.

Mein erſter Ausflug, als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutſchland, und zwar nach Hamburg, wo ich ſechs Monath blieb, ſtatt gleich nach Leiden zu reiſen und mich dort nach dem Wunſche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muß geſtehen, daß ich während jenes Semeſters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Makbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Bankos herrſcht überall in dieſem kleinen

Freyſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freyſtaat und hier findet man die größte politiſche Freyheit. Die Bürger können hier thun was ſie wollen und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun was er will; jeder iſt hier freyer Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiß ſeinen Franzoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen den Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſere Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Ueber Religion, Politik und Wiſſenſchaft ſind ihre reſpektiven Meinungen ſehr verſchieden, aber in Betreff des Eſſens herrſcht das ſchönſte Einverſtändniß. Mögen die chriſtlichen Theologen dort noch ſo ſehr ſtreiten über die Bedeutung des Abendmahls; über die Bedeutung des Mittagmahls ſind ſie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Parthey geben, die das Tiſchgebet auf deutſch ſpricht, während eine andere es auf Hebräiſch abſingt; beide Partheyen eſſen und eſſen gut und wiſſen das Eſſen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Geſetze, die ſolange die Geſetze wenden und anwenden bis ein Braten für ſie dabey abfällt, dieſe mögen noch ſo ſehr ſtreiten: ob die Gerichte öffentlich ſeyn ſollen oder nicht; darüber ſind ſie einig, daß alle Gerichte gut ſeyn müſſen, und jeder von ihnen hat ſein Leibgericht. Das Militär denkt gewiß ganz tapfer ſpartaniſch, aber von der ſchwarzen Suppe will es doch nichts wiſſen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten ſo ſehr uneinig ſind und die dortige Nazionalkrankheit, (nemlich Magenbeſchwerden) als Braunianer durch noch größere Porzionen Rauchfleiſch, oder als Homöopathen durch $\frac{1}{10,000}$ Tropfen

Abſinth in einer großen Kumpe Mokturtelſuppe zu kuriren pflegen, dieſe Aerzte ſind ganz einig wenn von dem Geſchmacke der Suppe und des Rauchfleiſches ſelbſt die Rede iſt. Hamburg iſt die Vaterſtadt des letztern, des Rauchfleiſches, und rühmt ſich deſſen, wie Mainz ſich ſeines Johann Fauſts und Eisleben ſich ſeines Luthers zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerey und die Reformazion in Vergleichung mit Rauchfleiſch? Ob beide erſteren genutzt oder geſchadet, darüber ſtreiten zwey Partheyen in Deutſchland; aber ſogar unſere eifrigſten Jeſuiten ſind eingeſtändig, daß das Rauchfleiſch eine gute, für den Menſchen heilſame Erfindung iſt.

Hamburg iſt erbaut von Carl dem Großen und wird bewohnt von 80,000 kleinen Leuten, die alle mit Carl dem Großen, der in Aachen begraben liegt, nicht tauſchen würden. Vielleicht beträgt die Bevölkerung von Hamburg gegen 100,000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging um mir dort die Menſchen zu betrachten. Auch habe ich gewiß manchen Mann überſehen, indem die Frauen meine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, ſondern meiſtens ſogar korpulent, mitunter reitzend ſchön, und im Durchſchnitt, von einer gewiſſen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bey Leibe! nicht mißfiel. Wenn ſie in der romantiſchen Liebe ſich nicht allzuſchwärmeriſch zeigen und von der großen Leidenſchaft des Herzens wenig ahnen: ſo iſt das nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die ſchärfſten Liebespfeile auf ſeinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeſchick viel zu tief ſchießt, und ſtatt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, ſo ſah ich meiſtens unterſetzte Geſtalten, verſtändige kalte Augen, kurze Stirn, nachläſſig herabhängende, rothe Wangen, die Eßwerkzeuge beſonders ausgebildet, der Hut wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hoſentaſchen, wie einer der eben fragen will: was hab' ich zu bezahlen?

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören: 1) das alte Rathhaus, wo die großen hamburger Banquiers, aus Stein gemeißelt und mit Zepter und Reichsapfel in Händen, abkonterfeit ſtehen. 2) die Börſe, wo ſich täglich die Söhne Hammonias verſammeln, wie einſt die Römer auf dem Forum, und wo über ihren Häuptern eine ſchwarze Ehrentafel hängt mit den Namen ausgezeichneter Mitbürger. 3) Die ſchöne Marianne, ein außerordentlich ſchönes Frauenzimmer, woran der Zahn der Zeit ſchon ſeit zwanzig Jahren kaut — Nebenbey geſagt, „der Zahn der Zeit" iſt eine ſchlechte Metapher, denn ſie iſt ſo alt, daß ſie gewiß keine Zähne mehr hat, nemlich die Zeit — die ſchöne Marianne hat vielmehr jetzt noch alle ihre Zähne und noch immer Haare darauf, nemlich auf den Zähnen. 4) Die ehemalige Centralkaſſa. 5) Altona. 6) Die Originalmanuſkripte von Marrs Tragödien. 7) Der Eigenthümer des Rödingſchen Cabinets. 8) Die Börſenhalle. 9) Die Bachushalle, und endlich 10) das Stadttheater. Letzteres verdient beſonders geprieſen zu werden, ſeine Mitglieder ſind lauter gute Bürger, ehrſame Hausväter, die ſich nicht verſtellen können und niemanden täuſchen, Männer die das Theater zum Gotteshauſe machen, indem ſie den Unglücklichen, der an der Menſchheit verzweifelt, aufs wirkſamſte überzeugen, daß nicht alles in der Welt eitel Heucheley und Verſtellung iſt.

Bey Aufzählung der Merkwürdigkeiten der Republik Hamburg kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß, zu meiner Zeit, der Apolloſaal auf der Drehbahn ſehr brilliant war. Jetzt iſt er ſehr heruntergekommen, und es werden dort philharmoniſche Conzerte gegeben, Taſchenſpielerkünſte gezeigt und Naturforſcher gefüttert. Einſt war es anders! Es ſchmetterten die Trompeten, es wirbelten die

Pauken, es flatterten die Straußfedern, und Heloiſe und Minka rannen durch die Reihen der Oginskipolonaiſe, und alles war ſehr anſtändig. Schöne Zeit, wo mir das Glück lächelte! Und das Glück hieß Heloiſe! Es war ein ſüßes, liebes, beglückendes Glück mit Roſenwangen, Liliennäschen, heißduftigen Nelkenlippen, Augen wie der blaue Bergſee, aber etwas Dummheit lag auf der Stirne, wie ein trüber Wolkenflor über einer prangenden Frühlingslandſchaft. Sie war ſchlank wie eine Pappel und lebhaft wie ein Vogel, und ihre Haut war ſo zart, daß ſie zwölf Tage geſchwollen blieb durch den Stich einer Haarnadel. Ihr Schmollen, als ich ſie geſtochen hatte, dauerte aber nur zwölf Sekunden, und dann lächelte Sie — ſchöne Zeit, als das Glück mir lächelte! Minka lächelte ſeltener, denn ſie hatte keine ſchöne Zähne. Deſto ſchöner aber waren ihre Thränen, wenn ſie weinte, und ſie weinte bey jedem fremden Unglück und ſie war wohlthätig über alle Begriffe. Den

Armen gab ſie ihren letzten Schilling; ſie war ſogar oft in der Lage wo ſie ihr letztes Hemd weggab, wenn man es verlangte. Sie war ſo ſeelengut. Sie konnte nichts abſchlagen, ausgenommen ihr Waſſer. Dieſer weiche, nachgiebige Charakter kontraſtirte gar lieblich mit ihrer äußeren Erſcheinung. Eine kühne, junoniſche Geſtalt; weißer frecher Nacken, umringelt von wilden ſchwarzen Locken, wie von wollüſtigen Schlangen; Augen, die unter ihren düſteren Siegesbogen ſo weltbeherrſchend ſtralten; purpurſtolze, hochgewölbte Lippen; marmorne, gebiethende Hände, worauf leider einige Sommerſproſſen; auch hatte ſie, in der Form eines kleinen Dolchs, ein braunes Muttermahl an der linken Hüfte.

Wenn ich dich in ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft gebracht, lieber Leſer, ſo tröſte dich damit, daß ſie dir wenigſtens nicht ſo viel gekoſtet wie mir. Doch wird es ſpäter in dieſem Buche nicht an idealiſchen Frauensperſonen fehlen, und ſchon jetzt will ich dir, zur Erholung, zwey Anſtandsdamen vorführen, die ich damals kennen und verehren lernte. Es iſt Madame Pieper und Madame Schnieper. Erſtere war eine ſchöne Frau in ihren reifſten Jahren, große ſchwärzliche Augen, eine große weiße Stirne, ſchwarze falſche Locken, eine kühne altrömiſche Naſe, und ein Maul das eine Guillotine war für jeden guten Namen. In der That, für einen guten Namen gab es keine leichtere Hinrichtungsmaſchine als Madame Piepers Maul; ſie ließ ihn nicht lange zappeln, ſie machte keine langwichtige Vorbereitungen; war der beſte gute Name zwiſchen ihre Zähne gerathen, ſo lächelte ſie nur — aber dieſes Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeſchnitten und fiel in den Sack. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend. Von Madame Schnieper ließ ſich daſſelbe rühmen. Es war eine zarte Frau, kleine ängſtliche Brüſte, gewöhnlich mit einem wehmüthig dünnen Flor umgeben, hellblonde Haare, hellblaue Augen, die entſetzlich klug hervorſtachen aus dem weißen Geſichte. Es hieß man könne ihren Tritt nie hören, und wirklich, ehe man ſich deſſen verſah, ſtand ſie oft neben einem, und verſchwand dann wieder eben ſo geräuſchlos. Ihr Lächeln war ebenfalls tödtlich für jeden guten Namen, aber minder wie ein Beil, als vielmehr wie jener afrikaniſche Giftwind, von deſſen Hauch ſchon alle Blumen verwelken; elendiglich verwelken mußte jeder gute Namen, über den ſie nur leiſe hinlächelte. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend.

Ich würde nicht ermangeln mehre von den Söhnen Hammonias ebenfalls hervorzuloben und einige Männer, die man ganz beſonders hochſchätzt — namentlich diejenigen, welche man auf einige Millionen Mark Banko zu ſchätzen pflegt — aufs prächtigſte zu rühmen; aber ich will in dieſen Augenblick meinen Enthuſiasmus unterdrücken, damit er ſpäterhin in deſto helleren Flammen emporlodere. Ich habe nemlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Ehrentempel Hamburgs herauszugeben, ganz nach demſelben Plane, welchen ſchon vor zehn Jahren ein berühmter Schriftſteller entworfen hat, der in dieſer Abſicht jeden Hamburger aufforderte, ihm ein ſpezifizirtes Inventarium ſeiner ſpeziellen Tugenden, nebſt einem Spezies-Thaler, aufs ſchleunigſte einzuſenden. Ich habe nie recht erfahren können, warum dieſer Ehrentempel nicht zur Ausführung kam; denn die Einen ſagten, der Unternehmer, der Ehrenmann, ſey, als er kaum von Aaren bis Abendroth gekommen und gleichſam die erſten Klötze eingerannt, von der Laſt des Materials ſchon ganz erdrückt worden; die Anderen ſagten, der hoch- und wohlweiſe Senat habe aus allzugroßer Beſcheidenheit das Projekt hintertrieben, indem er dem Baumeiſter ſeines eignen Ehrentempels plötzlich die Weiſung gab, binnen vier und zwanzig Stunden das hamburgiſche Gebieth mit allen ſeinen Tugenden zu verlaſſen. Aber gleichviel aus welchem Grunde, das Werk iſt nicht zu Stande gekommen; und da ich ja doch einmal, aus angeborener Neigung, etwas Großes thun wollte in dieſer Welt und immer geſtrebt habe das Unmögliche zu leiſten: ſo habe ich jenes ungeheure Projekt wieder aufgefaßt und ich liefere einen Ehrentempel Hamburgs, ein unſterbliches Rieſenbuch, worin ich die Herrlichkeit aller ſeiner Einwohner ohne Ausnahme beſchreibe, worin ich edle Züge von geheimer Mildthätigkeit mittheile, die noch gar nicht in der Zeitung geſtanden, worin ich Großthaten erzähle, die keiner glauben wird, und worin mein eignes Bildniß, wie ich auf dem Jungfernſteeg vor dem Schweitzerpavillion ſitze und über Hamburgs Verherrlichung nachdenke, als Vignette paradiren ſoll.

Kapitel IV.

Für Leſer denen die Stadt Hamburg nicht bekannt iſt — und es giebt deren vielleicht in China und Ober-Bayern — für dieſe muß ich bemerken: daß der ſchönſte Spatziergang der Söhne und Töchter Hammonias den rechtmäßigen Namen Jungfernſteeg führt; daß er aus einer Lindenallee beſteht, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuſer, auf der anderen Seite von dem großen Alſterbaſin begrenzt wird; und daß vor letzteren, ins Waſſer hineingebaut, zwey zeltartige luſtige Kaffeehäuslein ſtehen, die man Pavillions nennt. Beſonders vor dem einen, dem ſogenannten Schweitzerpavillion, läßt ſich gut ſitzen wenn es Sommer iſt und die Nachmittagsſonne nicht zu wild glüht, ſondern nur heiter lächelt und mit ihrem Glanze die Linden, die Häuſer, die Menſchen, die Alſter und die Schwäne, die ſich darauf wiegen, faſt mährchenhaft lieblich übergießt. Da läßt ſich gut ſitzen, und da ſaß ich gut, gar manchen Sommernachmittag, und dachte, was ein junger Menſch zu denken pflegt, nemlich gar nichts, und betrachtete, was ein junger Menſch zu betrachten pflegt, nemlich die jungen Mädchen, die vorübergingen — und da flatterten ſie vorüber jene holden Weſen mit ihren geflügelten Häubchen und ihren verdeckten Körbchen, worin nichts enthalten iſt — da trippelten ſie dahin, die bunten Vierlanderinnen, die ganz Hamburg mit Erdbeeren und eigener Milch verſehen, und deren Röcke noch immer viel zu lang ſind — da ſtolzierten die ſchönen Kaufmannstöchter, mit deren Liebe man auch ſo viel baares Geld bekömmt — da hüpft eine

Amme, auf den Armen ein roſiges Knäbchen, das ſie beſtändig küßt, während ſie an ihren Geliebten denkt — da wandeln Prieſterinnen der ſchaumentſtiegenen Göttinn, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen die auf die Jagd gehn, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter — ach! da wandelt auch Minka und Heloiſa! Wie oft ſaß ich vor dem Pavillion und ſah ſie vorüberwandeln in ihren roſageſtreiften Roben — die Elle koſtet 4 Mark und 3 Schilling und Herr Seeligman hat mir verſichert, die Roſaſtreifen würden im Waſchen die Farbe behalten — Prächtige Dirnen! riefen dann die tugendhaften Jünglinge, die neben mir ſaßen — Ich erinnere mich, ein großer Aſſekuradeur, der immer wie ein Pfingſtochs geputzt ging, ſagte einſt: die Eine möcht ich mir mahl als Frühſtück und die Andere als Abendbrot zu Gemüthe führen, und ich würde an ſolchem Tage gar nicht zu Mittag ſpeiſen — Sie iſt ein Engel! ſagte einſt ein Seekapitän ganz laut, ſo daß ſich beide Mädchen zu gleicher Zeit umſahen, und ſich dann einander eiferſüchtig anblickten — Ich ſelber ſagte nie etwas, und ich dachte meine ſüßeſten Garnichtsgedanken, und betrachtete die Mädchen, und den heiter ſanften Himmel, und den langen Petrithurm mit der ſchlanken Taille, und die ſtille blaue Alſter, worauf die Schwäne ſo ſtolz und ſo lieblich und ſo ſicher umherſchwammen. Die Schwäne! Stundenlang konnte ich ſie betrachten, dieſe holden Geſchöpfe mit ihren ſanften langen Hälſen, wie ſie ſich üppig auf den weichen Fluthen wiegten, wie ſie zuweilen ſeelig untertauchten und wieder auftauchten und übermüthig plätſcherten, bis der Himmel dunkelte, und die goldnen Sterne hervortraten, verlangend, verheißend, wunderbar zärtlich, verklärt. Die Sterne! Sind es goldne Blumen am bräutlichen Buſen des Himmels? Sind es verliebte Engelsaugen, die ſich ſehnſüchtig ſpiegeln in den blauen Gewäſſern der Erde und mit den Schwänen buhlen?

— — — Ach! das iſt nun lange her. Ich war damals jung und thöricht. Jetzt bin ich alt und thöricht. Manche Blume iſt unterdeſſen verwelkt und manche ſogar zertreten worden. Manches ſeidne Kleid iſt unterdeſſen zeriſſen, und ſogar der roſageſtreifte Katun des Herren Seeligman hat unterdeſſen die Farbe verloren. Er ſelbſt aber iſt ebenfalls verblichen — die Firma iſt jetzt „Seeligmans ſeelige Wittwe“ — und Heloiſa, das ſanfte Weſen, das geſchaffen ſchien nur auf weichbeblümte indiſche Teppiche zu wandeln und mit Pfauenfedern gefächelt zu werden, ſie ging unter in Matroſenlerm, Punſch, Tabacksrauch und ſchlechter Muſik. Als ich Minka wiederſah — ſie nannte ſich jetzt Kathinka und wohnte zwiſchen Hamburg und Altona — da ſah ſie aus wie der Tempel Salomonis als ihn Nebukadnezar zerſtört hatte und roch nach aſſyriſchem Knaſter — und als ſie mir Heloiſas Tod erzählte, weinte ſie bitterlich und riß ſich verzweiflungsvoll die Haare aus, und wurde ſchier ohnmächtig, und mußte ein großes Glas Brantewein austrinken, um zur Beſinnung zu kommen.

Und die Stadt ſelbſt, wie war ſie verändert! Und der Jungfernſteeg! Der Schnee lag auf den Dächern und es ſchien als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſteegs waren nur todte Bäume mit dürren Aeſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus, mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daß alle Menſchen die eben vorbeygingen in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren, um dieſelbe Stunde, mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zwey mahl zwey iſt vier — Entſetzlich! rief ich, wenn einem von dieſen Leuten, während er auf dem Contoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daß zwey mahl zwey eigentlich fünf ſey, und daß er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irthum vergeudet habe! Auf einmahl aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüberwandlende Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor als ſeyen ſie ſelber nichts anders als Zahlen, als arabiſche Chiffern; und da ging eine krummfüßige Zwey neben einer fatalen Drey, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlinn; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſekuradeur der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharaos mageren Kühen ausſah — blaſſe hohle Wangen, wie ein leerer Suppenteller, kaltrothe Naſe wie eine Winterroſe, abgeſchabter ſchwarzer Rock der einen kümmerlich weißen Wiederſchein gab, ein Hut worin Saturn mit der Senſe einige Luftlöcher geſchnitten, doch die Stiefel noch immer ſpiegelblank gewichſt — und er ſchien nicht mehr daran zu denken, Heloiſa und Minka als Frühſtück und Abendbrot zu verzehren, er ſchien ſich vielmehr nach einem Mittageſſen von gewöhnlichem Rindfleiſch zu ſehnen. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Dieſe und die anderen Zahlenmenſchen rollten vorüber, haſtig und hungrig, während unfern, längſt den Häuſern des

Jungfernſtiegs, noch grauenhafter drollig, ein Leichenzug ſich hinbewegte. Ein trübſinniger Mummenſchanz! hinter den Trauerwagen, einherſtelzend auf ihren dünnen ſchwarzſeidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegirte Leidtragende in parodirt altburgundiſchem Coſtum; kurze ſchwarze Mäntel und ſchwarze Pluderhoſen, weiße Perücken und weiße Halsbergen, wozwiſchen die rothen bezahlten Geſichter gar poſſenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenſchirm.

Aber noch unheimlicher und verwirrender als dieſe Bilder, die ſich, wie ein chineſiſches Schattenſpiel, ſchweigend vorbeybewegten, waren die Töne, die von einer anderen Seite in mein Ohr drangen. Es waren heiſere, ſchnarrende, metalloſe Töne, ein unſinniges Kreiſchen, ein ängſtliches Plätſchern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeſchreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Baſin der Alſter war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entſetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geſchöpfe, die darinn herumſchwammen und in entſetzlicher Todesangſt ſchrieen, und ach! es waren dieſelben Schwäne, die einſt ſo weich und heiter meine Seele bewegten. Ach! die ſchönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit ſie im Herbſt nicht auswandern konnten, nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden ſie feſtgebannt in ſeinen dunkeln Eisgruben — und der Markör des Pavillions meinte, ſie befänden ſich wohl darinn und die Kälte ſey ihnen geſund. Das iſt aber nicht wahr, es iſt einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert iſt, faſt eingefroren, und einem die Flügel gebrochen ſind, und man nicht fortfliegen kann nach dem ſchönen Süden, wo die ſchönen Blumen, wo die goldnen Sonnenlichter, wo die blauen Bergſeen — Ach! auch mir erging es einſt nicht viel beſſer, und ich verſtand die Qual dieſer armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieſelben Sterne die einſt, in ſchönen Sommernächten, ſo liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber ſo winterkalt, ſo froſtig klar und faſt verhöhnend auf ſie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende mitfühlende Weſen ſind, ſondern nur glänzende Täuſchungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts — — —

Kapitel V.

Während ich das vorige Kapitel hinſchrieb, dacht ich unwillkürlich an ganz etwas Anders. Ein altes Lied ſummte mir beſtändig im Gedächtniß, und Bilder und Gedanken verwirrten ſich aufs unleidlichſte; ich mag wollen oder nicht, ich muß von jenem Liede ſprechen. Vielleicht auch gehört es hierher und es drängt ſich mit Recht in mein Geſchreibſel hinein. Ja, ich fange jetzt ſogar an es zu verſtehen, und ich verſtehe jetzt auch den verdüſterten Ton, womit der Claas Hinrichſon es ſang; er war ein Jütländer und diente bey uns als Pferdeknecht. Er ſang es noch den Abend vorher ehe er ſich in unſerem Stall erhenkte. Bey dem Refrain „Schau dich um, Herr Vonved!“ lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieherten dabey ſehr angſtvoll und der Hofhund bellte, als ſtürbe jemand. Es iſt das altdäniſche Lied von dem Herrn Venved, der in die Welt ausreitet und ſich ſolange darin herumſchlägt bis man ſeine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle ſeine Räthſel gelöſt ſind, gar verdrießlich nach Hauſe reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was ſang er im Anfang? was ſang er am Ende? Ich hab oft drüber nachgedacht. Claas Hinrichſons Stimme war manchmal thränenweich wenn er das Lied anfing und wurde allmählig rauh und grollend, wie das Meer wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Venved ſitzt im Kämmerlein,
Er ſchlägt die Goldharf an ſo rein,
Er ſchlägt die Goldharf unterm Kleid,
Da kommt ſeine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Herr Vonved!

Das war ſeine Mutter Adelin, die Königinn, die ſpricht zu ihm: mein junger Sohn, laß Andere die Harfe ſpielen, gürt um das Schwert, beſteige dein Roß, reit aus, verſuche deinen Muth, kämpfe und ringe, ſchau dich um in der Welt, ſchau dich um, Herr Venved. Und

Herr Venved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet mit Kämpfern zu ſtreiten
So wunderlich iſt ſeine Fahrt:
Kar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Venved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,
Sein Roß war ſpringend,
Selbſt war der Herr ſo ſchwingend.
Schau dich um, Herr Venved!

Ritt einen Tag, ritt drey darnach,
Doch nimmer eine Stadt er ſah;
Eia, ſagte der junge Mann,
Iſt keine Stadt in dieſem Land!
Schau dich um, Herr Venved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet ihm;
Herr Thule mit ſeinen zwölf Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all.
Schau dich um, Herr Vonved!

Mein jüngſter Sohn, hör du mein Wort:
Den Harniſch tauſch mit mir ſofort,
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Eh wir ſchlagen dieſen Helden frey.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved reißt ſein Schwert von der Seite,
Es lüſtet ihn mit Kämpfern zu ſtreiten:
Erſt ſchlägt er den Herren Thule ſelbſt,
Darnach all ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite, es lüſtet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Weidmann und verlangt von ihm die Hälfte ſeiner Jagdbeute; der aber will nicht theilen und muß mit ihm kämpfen und wird erſchlagen. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't,
Sieht wie der Hirte das Vieh da treibt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und hör' du, Hirte, ſag du mir:
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir!
Und was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag: wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill ſein Mund,
Davon er gar nichts ſagen kunnt.
Er ſchlug nach ihm mit der Zunge,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er kommt zu einer anderen Heerde und da ſitzt wieder ein Hirt an den er ſeine Fragen richtet. Dieſer aber giebt ihm Beſcheid und Herr Vonved nimmt einen Goldring und ſteckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Nold und erſchlägt ihn mit ſammt ſeinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er warf herum ſein Pferd,
Herr Vonved der junge Edelherr;
Er thät über Berg und Thale dringen
Doch konnt er niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Herr Vonved!

So kam er zu der dritten Schaar.
Da ſaß ein Hirt mit ſilbernem Haar:
Hör du, guter Hirte mit deiner Heerd,
Du giebſt mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Vonved!

Was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?

Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines Todten Mannes Füß?
Schau dich um, Herr Benved

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königs = Saale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Schau dich um, Herr Benved?

Wer trägt den Bart auf ſeinem Rück?
Wer trägt die Naſ' unter ſeinem Kinn?
Als ein Riegel, was iſt ſchwärzer noch mehr?
Und was iſt raſcher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Banved!

Wo iſt die allerbreiteſte Brück?
Was iſt am meiſten zuwider der Menſchen Blick!
Wo wird gefunden der höchſte Gang?
Wo wird getrunken der kälteſte Trank?
Schau dich um, Herr Benved!

„Die Sonn' iſt runder als ein Rad,
Im Himmel begeht man die fröhliche Weihnacht,

Gen Weſten geht die Sonne zu ihrem Sitz.
Gen Oſten ruhn eines todten Mannes Fuß.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Schnee füllt aus alle Thale,
Am herrlichſten kleidet der Muth im Saale,
Der Donner ruft lauter als der Kranich kann,
Und Engel ſind weißer als der Schwan.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Kibitz trägt den Bart in dem Nacken ſein,
Der Bär hat die Naſ' unterm Kinn allein,
Die Sünde ſchwärzer iſt als ein Riegel noch mehr,
Und der Gedanke raſcher als ein Reh.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Das Eis macht die allerbreiteſte Brück,
Die Kröt iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick,
Zum Paradies geht der höchſte Gang,
Da unten da trinkt man den kälteſten Trank.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Weiſen Spruch und Rath haſt du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir.“

Nun hab ich ſo gutes Vertrauen auf dich,
Viel Kämpfer zu finden beſcheideſt du mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

„Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg,
Dort findeſt du viel Kämpfer und Rittersleut,
Die können viel gut ſich wehren im Streit."
Schau dich um, Herr Vonved!

Er zog einen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn goldne Pfund;
Den thät er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er reitet ein in die Burg und er erſchlägt zuerſt den Randulf, hernach den Strandulf,

Er ſchlug den ſtarken Ege Under,
Er ſchlug den Ege Karl ſeinen Bruder,
So ſchlug er in die Kreuz und Quer,
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer und der war viel ſtark.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag mir, du edler Ritter gut,
Wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

„In Oſten ſteht der Fiſch in der Fluth,
In Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Halland findſt du Vidrich daheim
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Von der Bruſt Vonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er dem Kämpfer an ſeinen Arm:
Sag, du wärſt der lezte Mann,
Der Gold vom Herr Vonved gewann.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved vor die hohe Zinne thât reiten,
Bat die Wächter ihn hineinzuleiten;
Als aber keiner heraus zu ihm ging,
Da ſprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Roß an einen Strick er band
Darauf er ſich zur Burgſtube gewandt;
Er ſetzte ſich oben an die Tafel ſofort,
Dazu ſprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Vonved!

Er aß, er trank, nahm Speiſe ſich,
Den König fragt er darum nicht;
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo ſo viel verfluchte Zungen waren.
Schau dich um, Herr Vonved!

Der König ſprach zu den Kämpfern ſein:
„Der tolle Geſell muß gebunden ſeyn:
Bindet Ihr den fremden Gaſt nicht feſt,
So dienet Ihr mir nicht aufs beſt.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu
Und komm zum Spiel du ſelbſt herzu:
Ein Huren=Sohn, ſo nenn ich dich,
Außer, du bindeſt mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

König Esmer, mein lieber Vater,
Und ſtolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das ſtrenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Herr Vonved!

„War Esmer der König dein Vater,
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So biſt du Herr Vonved, ein Kämpfer ſchön,
Dazu meiner liebſten Schweſter Sohn.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Herr Vonved willſt du bleiben bey mir,
Beides Ruhm und Ehre ſoll werden dir,
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“
Doch das zu thun lüſtet ihn nicht,
Er wollt fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn über's weiße Schienbein hin;
Herr Vonved mit ſeinen Roß herumdringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie finden bey ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er ißt, und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang,
Daß ſpringen entzwey alle die Strang.
Schau dich um, Herr Bonved!

Kapitel VI.

Es war aber ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erſtenmahl die Stadt Hamburg verlaſſen. Noch ſehe ich wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbäuche ſpielen, und ich höre noch das heitre langhingeſungene Hoiho! der Matroſen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichſte Aehnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erſtenmahl in die Welt geht, ſich zum erſtenmahl auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch ſind alle ſeine Gedanken buntbewimpelt, Uebermuth ſchwellt alle Seegel ſeiner Wünſche, Hoiho! —

aber bald erheben ſich die Stürme, der Horizont verdüſtert ſich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerſchellt an romantiſchen Klippen oder ſtrandet auf ſeicht-proſaiſchem Sand — oder vielleicht morſch und gebrochen, mit gekapptem Maſt, ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abegetakelt kläglich, als ein elendes Wrak!

Aber es giebt auch Menſchen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, ſondern mit Dampfſchiffen. Dieſe tragen ein dunkles Feuer in der Bruſt und ſie fahren gegen Wind und Wetter — Ihre Rauchflagge flattert wie der ſchwarze Federbuſch des nächtlichen Reuters, ihre Zackenräder ſind wie koloſſale Pfundſporen, womit ſie das Meer in die Wellenrippen ſtacheln, und das widerſpenſtiſch ſchäumende Element muß ihrem Willen gehorchen, wie ein Roß — aber ſehr oft platzt der Keſſel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff ſetzen, welches von Hamburg nach Amſterdam fährt. Es war ein ſchwediſches Fahrzeug, hatte außer den Helden dieſer Blätter auch Eiſenbarren geladen, und ſollte wahrſcheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfiſche nach Hamburg, oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe ſind wunderlieblich. Beſonders hinter Altona, bey Rainville. Unfern liegt Klopſtock begraben. Ich kenne keine Gegend wo ein todter Dichter ſo gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, iſt ſchon weit ſchwerer. Wie oft hab ich dein Grab beſucht, Sänger des Meſſias, der du ſo rührend wahr die Leiden Jeſu beſungen! Du haſt aber auch lang genug auf der Königſtraße hinter dem

Jungfernſteeg gewohnt, um zu wiſſen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Cuxhaven, welches eine hamburgiſche Kolonie. Die Einwohner ſind Unterthanen der Republik und haben es ſehr gut. Wenn ſie im Winter frieren werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geſchickt, und in allzuheißen Sommertagen ſchickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonſul reſidirt dort ein hoch- oder wohlweiſer Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es iſt dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad iſt. Ein großer Damm, worauf man ſpazieren gehn kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Cuxhaven gehört. Das Wort kommt aus dem Phöniziſchen; die Worte „Ritze" und „Büttel" heißen auf phöniziſch: Mündung der Elbe. Manche Hiſtoriker behaupten, Carl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derſelben Zeit als Sodom und Gomorra zu Grunde gingen. Vielleicht haben ſich Flüchtlinge aus dieſen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwiſchen der Fuhlenwiete und der Kaffemacherey einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birſa X. geſchlagen worden. Nach meiner Meinung iſt Hamburg das alte Tharſis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nemlich der König von Juda und Iſrael, hatte immer eine beſondere Liebhaberey für Gold und Affen.

Unvergeßlich bleibt mir dieſe erſte Seereiſe. Meine alte Großmuhme hatte mir ſo viele Waſſermährchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke ſitzen und an die alten Geſchichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme ſprechen zu hören. Wenn ich die Augen ſchloß, dann ſah ich ſie wieder leibhaftig vor mir ſitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und haſtig bewegte ſie wieder die Lippen und erzählte die Geſchichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen geſehen, die auf weißen Klippen ſitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte ſie nur ſingen hören.

Wie angeſtrengt ich auch manchmal in die klare See hinabſchaute, ſo konnte ich doch nicht die verſunkenen Städte ſehen, worin die Menſchen in allerley Fiſchgeſtalten verwünſcht, ein tiefes, wundertiefes Waſſerleben führen. Es heißt, die Lachſe und alte Rochen ſitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenſter und fächern ſich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfiſche in Rathsherrentracht vorbeyſchwimmen, wo junge Modeheringe nach ihnen hinauflorgniren, und wo Krabben, Hummer, und ſonſtig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht ſo tief hinabſehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht ſah ich mahl ein großes Schiff mit ausgeſpannten blutrothen Segeln vorbeyfahren, daß es ausſah wie ein dunkler Rieſe in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amſterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, ſah ich ihn leibhaftig ſelbſt, den graunhaften Myn Heer, und zwar auf der Bühne. Bey dieſer Gelegenheit, im Theater zu Amſterdam, lernte ich auch eine von jenen Nixen kennen, die ich auf dem Meere ſelbſt vergeblich geſucht. Ich will ihr, weil ſie gar zu lieblich war, ein beſonderes Kapitel weihen.

Kapitel VII.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer iſt Euch gewiß bekannt. Es iſt die Geſchichte von dem verwünſchten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt ſchon ſeit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, ſo kommen einige von der unheimlichen Mannſchaft, in einem Bote, herangefahren, und bitten ein Paquet Briefe gefälligſt mitzunehmen. Dieſe Briefe muß man an den Maſtbaum feſtnageln, ſonſt widerfährt dem Schiffe ein Unglück, beſonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeiſen am Fokmaſte befindlich iſt. Die

Briefe ſind immer an Menſchen addreſſirt, die man gar nicht kennt, oder die längſt verſtorben, ſo daß zuweilen der ſpäte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an ſeine Urgroßmutter gerichtet iſt, die ſchon ſeit hundert Jahr im Grabe liegt. Jenes hölzerne Geſpenſt, jenes grauenhafte Schiff, führt ſeinen Namen von ſeinem Capitän, einem Holländer, der einſt bey allen Teufeln geſchworen, daß er irgend ein Vorgebirge, deſſen Namen mir entfallen, trotz des heftigſten Sturms, der eben wehte, umſchiffen wolle, und ſollte er auch bis zum jüngſten Tage ſegeln müſſen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngſten Tage auf dem Meere herumirren, es ſey denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöſt werde. Der Teufel, dumm wie er iſt, glaubt nicht an Weibertreue, und erlaubte daher den verwünſchten Capitän alle ſieben Jahr einmahl ans Land zu ſteigen, und zu heurathen, und bey dieſer Gelegenheit ſeine Erlöſung zu betreiben. Armer Holländer! Er iſt oft froh genug von der Ehe ſelbſt wieder erlöſt und ſeine Erlöſerin los zu werden, und er begiebt ſich dann wieder an Bord.

Auf dieſe Fabel gründete ſich das Stück, das ich im Theater zu Amſterdam geſehen. Es ſind wieder ſieben Jahr verfloſſen, der arme Holländer iſt des endloſen Umherirrens müder als jemals, ſteigt ans Land, ſchließt Freundſchaft mit einem ſchottiſchen Kaufmann, den er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu ſpottwohlfeilem Preiſe, und wie er hört, daß ſein Kunde eine ſchöne Tochter beſitzt, verlangt er ſie zur Gemahlinn. Auch dieſer Handel wird abgeſchloſſen. Nun ſehen wir das Haus des Schotten, das Mädchen erwartet den Bräutigam, zagen Herzens. Sie ſchaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen ſchönen Mann in ſpaniſch niederländiſcher Tracht darſtellt; es iſt ein altes Erbſtück und nach der Ausſage der Großmutter iſt es ein getreues Conterfey des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr in Schottland geſehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch iſt mit dieſem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familie ſich vor dem Originale hüten ſollten. Eben deßhalb hat das Mädchen, von Kind auf, ſich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erſchrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch jener iſt betroffen bey dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorſtelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von ſich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er ſpöttelt ſelber über den fliegenden Holländer den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, ſchildert er, wie Myn Heer auf der unermeßlichen Waſſerwüſte die unerhörteſten Leiden erdulden müſſe, wie ſein Leib nichts anders ſey als ein Sarg von Fleiſch, worin ſeine

Seele ſich langweilt, wie das Leben ihn von ſich ſtößt und auch der Tod ihn abweiſt: gleich einer leeren Tonne, die ſich die Wellen einander zuwerfen und ſich ſpottend einander zurückwerfen, ſo werde der arme Holländer zwiſchen Tod und Leben hin und hergeſchleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; ſein Schmerz ſey tief wie das Meer, worauf er herumſchwimmt, ſein Schiff ſey ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube dieſes waren ungefähr die Worte womit der Bräutigam ſchließt. Die Braut betrachtet ihn ernſthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach ſeinem Conterfey. Es iſt als ob ſie ſein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Catharina, willſt du mir treu ſeyn? antwortet ſie entſchloſſen: treu bis in den Tod.

Bey dieſer Stelle, erinnere ich mich, hörte ich lachen, und dieſes Lachen kam nicht von unten, aus der Hölle, ſondern von oben, vom Paradieſe. Als ich hinaufſchaute, erblickte ich eine wunderſchöne Eva, die mich mit ihren großen blauen Augen verführeriſch anſah. Ihr Arm hing über der Gallerie herab, und in der Hand hielt ſie einen Apfel, oder vielmehr eine Apfelſine. Statt mir aber ſymboliſch die Hälfte anzubieten, warf ſie mir bloß metaphoriſch die Schalen auf den Kopf. War es Abſicht oder Zufall? Das wollte ich wiſſen. Ich war aber als ich ins Paradies hinaufſtieg, um die Bekanntſchaft fortzuſetzen, nicht wenig befremdet, ein weißes ſanftes Mädchen zu finden, eine überaus weiblich weiche Geſtalt, nicht ſchmächtig aber doch kriſtallig zart, ein Bild häuslicher Zucht und beglückender Holdſeligkeit. Nur um die linke Oberlippe zog ſich etwas, oder vielmehr ringelte ſich etwas, wie das Schwänzchen einer fortſchlüpfenden Eidechſe. Es war ein geheimnißvoller Zug, wie man ihn juſt nicht bey den reinen Engeln, aber auch nicht bey häßlichen Teufeln zu finden pflegt. Dieſer Zug bedeutete weder das Gute noch das Böſe, ſondern bloß ein ſchlimmes Wiſſen; es iſt ein Lächeln welches vergiftet worden von jenem Apfel der Erkenntniß, den der Mund genoſſen. Wenn ich dieſen Zug auf weichen vollroſigen Mädchenlippen ſehe, dann fühl ich in den eigenen Lippen ein krampfhaftes Zucken, ein zuckendes Verlangen jene Lippen zu küſſen; es iſt Wahlverwandſchaft.

Ich flüſterte daher dem ſchönen Mädchen ins Ohr: Juffrow! ich will deinen Mund küſſen.

Bey Gott, Myn Heer, das iſt ein guter Gedanke! war die Antwort, die haſtig und mit entzückendem Wohllaut aus dem Herzen hervorklang.

Aber nein — die ganze Geſchichte, die ich hier zu erzählen dachte, und wozu der fliegende Holländer nur als Rahmen dienen ſollte, will ich jetzt unterdrücken. Ich räche mich dadurch an die Prüden, die dergleichen Geſchichten mit Wonne einſchlürfen, und bis an den Nabel, ja noch tiefer, davon entzückt ſind, und nachher den Erzähler ſchelten, und in Geſellſchaft über ihn die Naſe rümpfen, und ihn als unmoraliſch verſchreyen. Es iſt eine gute Geſchichte, köſtlich wie eingemachte Ananas, oder wie friſcher Caviar, oder wie Trüffel in Burgunder, und wäre eine angenehme Lektüre nach der Betſtunde; aber aus Rankune, zur Strafe für frühere Unbill, will ich ſie unterdrücken. Ich mache daher hier einen langen Gedankenſtrich —

Dieſer Strich bedeutet ein ſchwarzes Sopha, und darauf paſſirte die Geſchichte, die ich nicht erzähle. Der Unſchuldige muß mit dem Schuldigen leiden, und manche gute Seele ſchaut mich jetzt an mit einem bittenden Blick. Jenun, dieſen Beſſeren will ich im Vertrauen geſtehn, daß ich noch nie ſo wild geküßt worden, wie von jener holländiſchen Blondine, und daß dieſe das Vorurtheil, welches ich bisher gegen blonde Haare und blaue Augen hegte, aufs ſiegreichſte zerſtört hat. Jetzt erſt begriff ich, warum ein engliſcher Dichter ſolche Damen mit gefrorenem Champagner verglichen hat. In der eiſigen Hülle lauert der heißeſte Extrakt. Es giebt nichts pikanteres als der Contraſt jener äußeren Kälte und der inneren Glut, die bachantiſch emporlodert und den glücklichen Zecher unwiderſtehlich berauſcht. Ja, weit mehr als in Brünetten, zehrt der Sinnenbrand in manchen ſcheinſtillen Heiligenbildern, mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Lilienhänden. Ich weiß eine Blondine aus einem der beſten niederländiſchen Häuſer, die zuweilen ihr ſchönes Schloß am Züderſee verließ, und inkognito nach Amſterdam und dort ins Theater ging, jeden der ihr gefiel Apfelſinenſchalen auf den Kopf warf, zuweilen gar in Matroſenheerbergen die wüſten Nächte zubrachte, eine holländiſche Meſſaline.

— — Als ich ins Theater noch einmahl zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerinn, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck ſeines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu ſchauen iſt. Er liebt ſie und will ſie verlaſſen, um ſie nicht ins Verderben zu ziehen, und er geſteht ihr ſein grauenhaftes Schickſal, und den ſchrecklichen Fluch, der auf ihm laſtet. Sie aber ruft mit lauter Stimme: ich war dir treu bis zu dieſer Stunde, und ich weiß ein ſicheres Mittel wodurch ich dir meine Treue erhalte bis in den Tod!

Bey dieſen Worten ſtürzt ſich das treue Weib ins Meer, und nun iſt auch die Verwünſchung des fliegenden Holländers zu Ende, er iſt erlöſt, und wir ſehen wie das geſpenſtiſche Schiff in den Abgrund des Meeres verſinkt.

Die Moral des Stückes iſt für die Frauen, daß ſie ſich in Acht nehmen müſſen, keinen fliegenden Holländer zu heurathen; und wir Männer erſehen aus dieſem Stücke, wie wir durch die Weiber, im günſtigſten Falle, zu Grunde gehn.

Kapitel VIII.

Aber nicht bloß in Amſterdam haben die Götter ſich gütigſt bemüht, mein Vorurtheil gegen Blondinen zu zerſtören. Auch im übrigen Holland hatte ich das Glück meine früheren Irrthümer zu berichtigen. Ich will bey Leibe die Holländerinnen nicht auf Koſten der Damen anderer Länder herverſtreichen. Bewahre mich der Himmel vor ſolchem Unrecht, welches von meiner Seite zugleich der größte Undank wäre. Jedes Land hat ſeine beſondere Küche und ſeine beſondere Weiblichkeiten, und hier iſt alles Geſchmackſache. Der Eine liebt gebratene Hühner, der Andere gebratene Enten; was mich betrifft, ich liebe gebratene Hühner und gebratene Enten und noch außerdem gebratene Gänſe. Von hohem idealiſchen Standpunkte betrachtet, haben die Weiber überall eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die brittiſchen Schönen nicht eben ſo geſund, nahrhaft, ſolide, konſiſtent, kunſtlos und doch ſo vortrefflich wie Altenglands einfach gute Koſt: Roſtbeaf, Hammelbraten, Pudding in flammendem Cogniac, Gemüſe in Waſſer gekocht, nebſt zwey Saucen, wovon die eine aus gelaſſener Butter beſteht? Da lächelt kein Frikaſſé, da täuſcht kein flatterndes Vol-au-vent, da ſeufzt kein geiſtreiches Ragout, da tändeln nicht jene tauſendartig geſtopften, geſottenen, aufgehüpften, geröſteten, durchzückerten, pikanten, deklamatoriſchen und ſentimentalen Gerichte, die wir bey einem franzöſiſchen Reſtaurant finden, und die mit den ſchönen Franzöſinnen ſelbſt die größte Aehnlichkeit bieten! Merken wir doch nicht ſelten, daß bey dieſen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebenſache betrachtet wird, daß der Braten ſelber manchmal weniger werth iſt als die Sauce, daß hier Geſchmack, Grazie und Eleganz die Hauptſache ſind. Italiens gelbfette, leidenſchaft gewürzte, humoriſtiſch garnirte, aber doch ſchmachtend idealiſche Küche trägt ganz den Charakter der italieniſchen Schönen. O, wie ſehne ich mich manchmal nach dem lombardiſchen Stuffados, nach den Tagliarinis und Brokolis des holdſeligen Toskana! Alles ſchwimmt in Oehl, träge und zärtlich, und trillert Roſſinis ſüße Melodieen, und weint vor Zwiebelduft und Sehnſucht! Den Makaroni mußt du aber mit den Fingern eſſen, und dann heißt er: Beatrice!

Nur gar zu oft denke ich an Italien und am öfterſten des Nachts. Vorgeſtern träumte mir: ich befände mich in Italien und ſey ein bunter Harlekin und läge, recht faulenzeriſch unter einer Trauerweide. Die herabhängenden Zweige dieſer Trauerweide waren aber lauter Makaroni, die mir lang und lieblich bis ins Maul hineinfielen; zwiſchen dieſem Laubwerk von Makaroni floſſen, ſtatt Sonnenſtralen, lauter gelbe Butterſtröme, und endlich fiel von oben herab ein weißer Regen von geriebenem Parmeſankäſe.

Ach! von geträumtem Makaroni wird man nicht ſatt — Beatrice!

Von der deutſchen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich ſage aber nicht welchen. Da giebts gefühlvolles, jedoch unentſchloſſenes Backwerk, verliebte Eyerſpeiſen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthsſuppe mit Gerſte, Pfannkuchen mit Aepfel und Speck, tugendhafte Hausklöſe, Sauerkohl — wohl dem, der es verdauen kann.

Was die holländiſche Küche betrifft, ſo unterſcheidet ſie ſich von letzterer, erſtens durch die Reinlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerkeit. Beſonders iſt die Zubereitung der Fiſche unbeſchreib=

bar liebenswürdig. Rührend inniger, und doch zugleich tiefſinnlicher Sellerieduft. Selbſtbewußte Naivität und Knoblauch. Tadelhaft jedoch iſt es, daß ſie Unterhoſen von Flannel tragen; nicht die Fiſche, ſondern die ſchönen Töchter des meerumſpülten Hollands.

Aber zu Leyden, als ich ankam, fand ich das Eſſen fürchterlich ſchlecht. Die Republik Hamburg hatte mich verwöhnt; ich muß die dortige Küche nachträglich noch einmahl loben, und bey dieſer Gelegenheit preiſe ich noch einmahl Hamburgs ſchöne Mädchen und Frauen. O Ihr Götter! in den erſten vier Wochen, wie ſehnte ich mich zurück nach den Rauchfleiſchlichkeiten und nach den Mokturteltauben Hammonias! Ich ſchmachtete an Herz und Magen. Hätte ſich nicht endlich die Frau Wirthin zur rothen Kuh in mich verliebt, ich wäre vor Sehnſucht geſtorben.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Es war eine unterſetzte Frau, mit einem ſehr großen runden Bauche und einem ſehr kleinen runden Kopfe. Rothe Wängelein, blaue Aeugelein; Roſen und Veilchen. Stundenlang ſaßen wir beyſammen im Garten, und tranken Thee, aus ächtchineſiſchen Porzelantaſſen. Es war ein ſchöner Garten, viereckige und dreyeckige Beete, ſymmetriſch beſtreut mit Goldſand, Zineber und kleinen blanken Muſcheln. Die Stämme der Bäume hübſch roth und blau angeſtrichen. Kupferne Käſige voll Kanarienvögel. Die koſtbarſten Zwiebelgewächſe in buntbemalten, glaſirten Töpfen. Der Taxus allerliebſt künſtlich geſchnitten, mancherley Obelisken, Pyramiden, Vaſen, auch Thiergeſtalten bildend. Da ſtand ein aus Taxus geſchnittener grüner Ochs, welcher mich faſt eiferſüchtig anſah, wenn ich ſie umarmte, die holde Wirthin zur rothen Kuh.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Wenn Myfrau den Obertheil des Kopfes mit den frieſiſchen Goldplatten umſchildet, den Bauch mit ihrem buntgeblümten Damaſtrock eingepanzert, und die Arme mit der weißen Fülle ihrer brabanter Spitzen gar koſtbar belaſtet hatte: dann ſah ſie aus wie eine fabelhafte chineſiſche Puppe, wie etwa die Göttinn des Porzelans. Wenn ich alsdann in Begeiſterung gerieth und ſie auf beide Backen laut küßte, ſo blieb ſie ganz porzelanig ſteif ſtehen und ſeufzte ganz porzelanig: Myn Heer! Alle Tulpen des Gartens ſchienen dann mitgerührt und mitbewegt zu ſeyn und ſchienen mitzuſeufzen: Myn Heer!

Dieſes delikate Verhältniß ſchaffte mir manchen delikaten Biſſen. Denn jede ſolche Liebesſcene influenzirte auf den Inhalt der Eßkörbe, welche mir die vortreffliche Wirthin alle Tage ins Haus ſchickte. Meine Tiſchgenoſſen, ſechs andere Studenten, die auf meiner Stube mit mir aßen, konnten an der Zubereitung des Kalbsbratens oder des Ochſenfilets jedesmahl ſchmecken, wie ſehr ſie mich liebte, die Frau Wirthin zur rothen Kuh. Wenn das Eſſen einmal ſchlecht war, mußte ich viele demüthigende Spötteleyen ertragen, und es hieß dann: ſeht wie der Schnabelewopſki miſerabel ausſieht, wie gelb und runzlicht ſein Geſicht, wie katzenjämmerlich ſeine Augen, als wollte er ſie ſich aus dem Kopfe herauskotzen, es iſt kein Wunder, daß unſere Wirthinn ſeiner überdrüſſig wird und uns jetzt ſchlechtes Eſſen ſchickt. Oder man ſagte auch: um Gotteswillen, der Schnabelewopſki wird täglich ſchwächer und matter, und verliert am Ende ganz die Gunſt unſerer Wirthinn, und wir kriegen dann immer ſchlechtes Eſſen wie heut — wir müſſen ihn tüchtig füttern, damit er wieder ein feuriges Aeußere gewinnt. Und dann ſtopften ſie mir juſt die allerſchlechteſten Stücke ins Maul, und nöthigten mich übergebührlich viel Sellerie zu eſſen. Gab es aber magere Küche mehrere Tage hinter einander, dann wurde ich mit den ernſthafteſten Bitten beſtürmt; für beſſeres Eſſen zu ſorgen, das Herz unſerer Wirthinn aufs neue zu entflammen, meine Zärtlichkeit für ſie zu erhöhen, kurz, mich fürs allgemeine Wohl aufzuopfern. In langen Reden wurde mir dann vorgeſtellt, wie edel, wie herrlich es ſey, wenn jemand für das Heil ſeiner Mitbürger ſich heroiſch reſignirt, gleich dem Regulus, welcher ſich in eine alte vernagelte Tonne ſtecken ließ, oder auch gleich dem Theſeus, welcher ſich in die Höle des Minotaurs freywillig begeben hat — und dann wurde der Livius zitirt und der Plutarch u. ſ. w. Auch ſollte ich bildlich zur Nacheiferung gereitzt werden, indem man jene Großthaten auf die Wand zeichnete, und zwar mit groteſken Anſpielungen; denn der Minotaur ſah aus wie die rothe Kuh auf dem wohlbekannten Wirthshausſchilde, und die karthaginenſiſche vernagelte Tonne ſah aus wie meine Wirthinn ſelbſt. Ueberhaupt hatten jene undankbaren Menſchen die äußere Geſtalt der vortrefflichen Frau zur beſtändigen Zielſcheibe ihres Witzes gewählt.

Sie pflegten gewöhnlich ihre Figur aus Aepfeln zuſammen zu ſetzen, oder aus Brodkrummen zu kneten. Sie nahmen dann ein kleines Aepfelchen, welches der Kopf ſeyn ſollte, ſetzten dieſes auf einen ganz großen Apfel, welcher den Bauch vorſtellte, und dieſer ſtand wieder auf zwey Zahnſtochern, welche ſich für Beine ausgaben. Sie formten auch wohl aus Brodkrummen das Bild unſerer Wirthinn und kneteten dann ein ganz winziges Püppchen, welches mich ſelber vorſtellen ſollte, und dieſes ſetzten ſie dann auf die große Figur, und riſſen dabey die ſchlechteſten Vergleiche. Z. B. der Eine bemerkte, die kleine Figur ſey Hannibal, welcher über die Alpen ſteigt. Ein Anderer meinte hingegen, es ſey Marius, welcher auf den Ruinen von Carthago ſitzt. Dem ſey nun wie ihm wolle, wäre ich nicht manchmal über die Alpen geſtiegen, oder hätte ich mich nicht manchmal auf die Ruinen von Carthago geſetzt, ſo würden meine Tiſchgenoſſen beſtändig ſchlechtes Eſſen bekommen haben.

Kapitel IX.

Wenn der Braten ganz ſchlecht war diſputirten wir über die Exiſtenz Gottes. Der liebe Gott hatte aber immer die Majorität. Nur drey von der Tiſchgenoſſenſchaft waren atheiſtiſch geſinnt; aber auch dieſe ließen ſich überreden, wenn wir wenigſtens guten Käſe zum Deſſert bekamen. Der eifrigſte Deiſt war der kleine Simſen, und wenn er mit dem langen Vanpitter über die Exiſtenz Gottes diſputirte, wurde er zuweilen höchſt ärgerlich, lief im Zimmer auf und ab, und ſchrie beſtändig: das iſt bey Gott nicht erlaubt! Der lange Vanpitter, ein magerer Frieſe, deſſen Seele ſo ruhig wie das Waſſer in einem holländiſchen Canal, und deſſen Worte ſich ruhig hinzogen wie ein Trekſchuite, holte ſeine Argumente aus der deutſchen Philoſophie, womit man ſich damals in Leyden ſtark beſchäfftigte. Er ſpöttelte über die engen Köpfe, die dem lieben Gott eine Privatexiſtenz zuſchreiben, er beſchuldigte ſie ſogar der Blasphemie, indem ſie Gott mit Weißheit, Gerechtigkeit, Liebe und ähnlichen menſchlichen Eigenſchaften verſähen, die ſich gar nicht für ihn ſchickten; denn dieſe Eigenſchaften ſeyen gewiſſermaßen die Negazien von menſchlichen Gebrechen, da wir ſie nur als Gegenſatz zu menſchlicher Dummheit, Ungerechtigkeit und Haß aufgefaßt haben. Wenn aber Vanpitter ſeine eigenen pantheiſtiſchen Anſichten entwickelte, ſo trat der dicke Fichteaner, ein gewiſſer Drikſen aus Uetrecht, gegen ihn auf, und wußte ſeinen vaguen, in der Natur verbreiteten, alſo immer im Raume exiſtirenden Gott gehörig durchzuhecheln, ja er behauptete: es ſey Blasphemie, wenn man auch nur von einer Exiſtenz Gottes ſpriche, indem „Exiſtiren" ein Begriff ſey, der einen gewiſſen Raum, kurz etwas Subſtanzielles vorausſetze. Ja, es ſey Blasphemie von Gott zu ſagen: „er iſt;" das reinſte Seyn könne nicht ohne ſinnliche Beſchränkung gedacht werden; wenn man Gott denken wolle müſſe man von aller Subſtanz abſtrahiren, man müſſe ihn nicht denken als eine Form der Ausdehnung, ſondern als eine Ordnung der Begebenheiten; Gott ſey kein Seyn, ſondern ein reines Handeln, er ſey nur Prinzip einer überſinnlichen Weltordnung.

Bey dieſen Worten aber wurde der kleine Simſon immer ganz wüthend, und lief noch toller im Zimmer herum, und ſchrie noch lauter: O Gott! Gott! das iſt bey Gott nicht erlaubt, O Gott! Ich glaube er hätte den dicken Fichteaner geprügelt, zur Ehre Gottes, wenn er nicht gar zu dünne Aermchen hatte. Manchmal ſtürmte er auch wirklich auf ihn los; dann aber nahm der Dicke die beiden Aermchen des kleinen Simſon, hielt ihn ruhig feſt, ſetzte ihm ſein Syſtem ganz ruhig aus einander, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und bließ ihm dann ſeine dünnen Argumente mitſammt dem dickſten Tabacks-dampf ins Geſicht; ſo daß der Kleine faſt erſtickte vor Rauch und Aerger, und immer leiſer und hülfeflehend wimmerte: O Gott! O Gott! Aber der half ihm nie, obgleich er deſſen eigene Sache verfocht.

Trotz dieſer göttlichen Indifferenz, trotz dieſem faſt menſchlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simſon doch der beſtändige Champion des Deismus, und ich glaube aus angeborener Neigung. Denn ſeine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einſt mit ſeiner beſonderen Liebe protegirt, und das daher bis auf dieſe Stunde eine gewiſſe Anhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden ſind immer die gehorſamſten Deiſten, namentlich diejenigen, welche, wie der kleine Simſon, in der freyen Stadt

Frankfurt geboren ſind. Dieſe können, bey politiſchen Fragen, ſo republikaniſch als möglich denken, ja ſich ſogar ſanskülotiſch im Kothe wälzen; kommen aber religiöſe Begriffe ins Spiel, dann bleiben ſie unterthänige Kammerknechte ihres Jehova, des alten Fetiſchs, der doch von ihrer ganzen Sippſchaft nichts mehr wiſſen will und ſich zu einem Gott-reinen Geiſt umtaufen laſſen.

Ich glaube, dieſer Gott-reiner Geiſt, dieſer Parvenü des Himmels, der jetzt ſo moraliſch, ſo kosmopolitiſch und univerſell gebildet iſt, hegt ein geheimes Mißwollen gegen die armen Juden, die ihn noch in ſeiner erſten rohen Geſtalt gekannt haben und ihn täglich in ihren Synagogen, an ſeine ehemaligen obſcuren Nazionalverhältniſſe erinnern. Vielleicht will es der alte Herr gar nicht mehr wiſſen, daß er paleſtiniſchen Urſprungs und einſt der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs geweſen und damals Jehova geheißen hat.

Kapitel X.

Mit dem kleinen Simſon hatte ich zu Leyden ſehr vielen Umgang und er wird in dieſen Denkblättern noch oft erwähnt werden. Außer ihn, ſah ich am öfterſten einen anderen meiner Tiſchgenoſſen, den jungen Van Moeulen, ich konnte ganze Stunden lang ſein ſchönes Geſicht betrachten und dabey an ſeine Schweſter denken, die ich nie geſehen, und wovon ich nur wußte, daß ſie die ſchönſte Frau im Waterland ſey. Van Moeulen war ebenfalls ein ſchönes Menſchenbild, ein Apollo, aber kein Apollo von Marmor, ſondern viel eher von Käſe. Er war der vollendetſte Holländer, den ich je geſehn. Ein ſonderbares Gemiſch von Muth und Phlegma. Als er einſt im Kaffehauſe einen Irländer ſo ſehr erzürnt, daß dieſer eine Piſtole aus der Taſche zog, auf ihn losdrückte, und ſtatt ihn zu treffen, ihm nur die irdene Pfeife vom Munde wegſchoß; da blieb Van Moeulens Geſicht ſo bewegungslos wie Käſe, und im gleichgültig ruhigſten Tone rief er: Jan e nüe Piep! Fatal war mir an ihm ſein Lächeln; denn alsdann zeigte er eine Reihe ganz kleiner weißer Zähnchen, die eher wie Fiſchgräte ausſahen. Auch mißfiel mir, daß er große goldene Ohrringe trug. Er hatte die ſonderbare Gewohnheit alle Tage in ſeiner Wohnung die Aufſtellung der Möbeln zu verändern, und wenn man zu ihm kam, fand man ihn entweder beſchäfftigt, die Commode an die Stelle des Bettes, oder den Schreibtiſch an die Stelle des Sophas zu ſetzen.

Der kleine Simſon bildete, in dieſer Beziehung, den ängſtlichſten Gegenſatz. Er konnte nicht leiden, daß man in ſeinem Zimmer das mindeſte verrückte; er wurde ſichtbar unruhig wenn man dort auch nur das mindeſte, ſey es auch nur eine Lichtſcheere, zur Hand nahm. Alles mußte liegen bleiben wie es lag. Denn ſeine Möbel und ſonſtige Effekten dienten ihm als Hülfsmittel, nach den Vorſchriften der Mnemonik, allerley hiſtoriſche Daten oder philoſophiſche Sätze in ſeinem Gedächtniſſe zu fixiren. Als einſt die Hausmagd, in ſeiner Abweſenheit, einen alten Kaſten aus ſeinem Zimmer fortgeſchafft und ſeine Hemde und Strümpfe aus den Schubladen der Commode genommen, um ſie waſchen zu laſſen: da war er untröſtlich als er nach Hauſe kam, und er behauptete: er wiſſe jetzt gar nichts mehr von der aſſyriſchen Geſchichte, und alle ſeine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele, die er ſo mühſam, in den verſchiedenen Schubladen, ganz ſyſtematiſch geordnet, ſeyen jetzt in die Wäſche gegeben.

Zu den Originalen, die ich in Leyden kennen gelernt, gehört auch Myn Heer van der Piſſen, ein Vetter van Moeulens, der mich bey ihm eingeführt. Er war Profeſſor der Theologie an der Univerſität und ich hörte bey ihm das hohe Lied Salemonis und die Offenbarung Johannis. Er war ein ſchöner blühender Mann, etwa fünf und dreyßig Jahr alt, und auf dem Katheder ſehr ernſt und geſetzt. Als ich ihn aber einſt beſuchen wollte, und in ſeinem Wohnzimmer niemanden fand, ſah ich durch die halbgeöffnete Thür eines Seitenkabinets ein gar merkwürdiges Schauſpiel. Dieſes Kabinet war halb chineſiſch, halb pompadouriſch franzöſiſch verziert; an den Wänden goldig ſchillernde Damaſttapeten; auf dem Boden der koſtbarſte perſiſche Teppich; überall wunderliche Porzelanpagoden, Spielſachen von Perlmutter, Blumen, Straußfedern, und Edelſteine; die Seſſel von rothen Sammet mit Goldtroddeln, und darunter ein beſonders erhöhter Seſſel, der wie ein Thron ausſah, und worauf ein kleines Mädchen ſaß, das etwa drey Jahr alt ſeyn mochte, und in blauem ſilbergeſtickten Atlas, jedoch ſehr altfränkiſch, gekleidet war, und in der einen Hand, gleich einem Zepter, einen bunten Pfauenwedel, und in der andern einen welken Lorbeerkranz emporhielt. Vor ihr aber, auf dem Boden, wälzten ſich Myn Heer van der Piſſen, ſein kleiner Mohr, ſein Pudel und ſein Affe. Dieſe vier zauſten ſich und biſſen ſich unter einander, während das Kind und der grüne Papagei, welcher auf der Stange ſaß, beſtändig Bravo! riefen. Endlich erhob ſich Myn Heer vom Boden, kniete vor dem Kinde nieder, rühmte in einer ernſthaften lateiniſchen Rede den Muth womit er ſeine Feinde bekämpft und beſiegt, ließ ſich von der Kleinen den welken Lorbeerkranz auf das Haupt ſetzen; — und Bravo! Bravo! rief das Kind und der Papagoi und ich, welcher jetzt ins Zimmer trat.

Myn Heer ſchien etwas beſtürzt, daß ich ihn in ſeinen Wunderlichkeiten überraſcht. Dieſe, wie man mir ſpäter ſagte, trieb er alle Tage; alle Tage beſiegte er den Mohr, den Pudel und den Affen; alle Tage ließ er ſich belorbeeren von dem kleinen Mädchen, welches nicht ſein eignes Kind, ſondern ein Fündling aus dem Waiſenhauſe von Amſterdam war.

Kapitel XI.

Das Haus worinn ich zu Leyden logirte, bewohnte einſt Jan Stehn, der große Jan Stehn, den ich für eben ſo groß halte wie Raphael. Auch als religiöſer Maler war Jan eben ſo groß, und das wird man einſt ganz klar einſehn, wenn die Religion des Schmerzes erloſchen iſt, und die Religion der Freude den trüben Flor von den Roſenbüſchen dieſer Erde fortreißt, und die Nachtigallen endlich ihre lang verheimlichten Entzückungen hervorjauchzen dürfen.

Aber keine Nachtigall wird je ſo heiter und jubelnd ſingen, wie Jan Stehn gemalt hat. Keiner hat ſo tief wie er begriffen, daß auf dieſer Erde ewig Kirmes ſeyn ſollte; er begriff, daß unſer Leben nur ein farbiger Kuß Gottes ſey, und er wußte, daß der heilige Geiſt ſich am herrlichſten offenbart im Licht und Lachen.

Sein Auge lachte ins Licht hinein und das Licht ſpiegelte ſich in ſeinem lachenden Auge.

Und Jan blieb immer ein gutes, liebes Kind. Als der alte ſtrenge Prädikant von Leyden ſich neben ihm an den Heerd ſetzte, und eine lange Vermahnung hielt über ſein fröhliches Leben, ſeinen lachend unkriſtlichen Wandel, ſeine Trunkliebe, ſeine ungeregelte Wirthſchaft und ſeine verſteckte Luſtigkeit; da hat Jan ihm zwey Stunden lang ganz ruhig zugehört, und er verrieth nicht die mindeſte Ungeduld über die lange Strafpredigt, und nur einmal unterbrach er ſie mit den Worten: „ja, Domine, die Beleuchtung wäre dann viel beſſer, ja ich bitte Euch, Domine, dreht Euren Stuhl ein klein wenig dem Kamine zu, damit die Flamme ihren rothen Schein über Eur ganzes Geſicht wirft und der übrige Körper im Schatten bleibt — —“

Der Domine ſtand wüthend auf und ging davon. Jan aber griff ſogleich nach der Palette, und malte den alten ſtrengen Herren ganz wie er ihm in jener Strafpredigtpoſitur, ohne es zu ahnen, Modell geſeſſen. Das Bild iſt vortrefflich und hing in meinem Schlafzimmer zu Leyden.

Nachdem ich in Holland ſo viele Bilder von Jan Stehn geſehen, iſt mir als kennte ich das ganze Leben des Mannes. Ja, ich kenne ſeine ſämmtliche Sippſchaft, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Mutter, alle ſeine Vettern, ſeine Hausfeinde und ſonſtige Angehörigen, ja, ich kenne ſie von Angeſicht zu Angeſicht. Grüßen uns doch dieſe Geſichter aus allen ſeinen Gemälden hervor, und eine Sammlung derſelben wäre eine Biographie des Malers. Er hat oft mit einem einzigen Pinſelſtrich die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Seele darin eingezeichnet. So glaube ich, ſeine Frau hat ihm allzuoft Vorwürfe gemacht über ſein vieles Trinken. Denn auf dem Gemälde, welches das Bohnenfeſt vorſtellt, und wo Jan mit ſeiner ganzen Familie zu Tiſche ſitzt, da ſehen wir ſeine Frau mit einem gar großen Weinkrug in der Hand, und ihre Augen leuchten wie die einer Bachantin. Ich bin aber überzeugt, die gute Frau hat nie zuviel Wein genoſſen, und der Schalk hat uns weiß machen wollen, nicht er, ſondern ſeine Frau liebe den Trunk. Deßhalb lacht er deſto vergnügter aus dem Bilde hervor. Er iſt glücklich: er ſitzt in der Mitte der Seinigen; ſein Söhnchen iſt Bohnenkönig und ſteht mit der Krone von Flittergold auf einem Stuhle; ſeine alte Mutter, in ihren Geſichtsfalten das ſeligſte Schmunzeln, trägt das jüngſte Enkelchen auf dem Arm; die Muſikanten ſpielen ihre närriſch luſtigſten Hopſamelodieen; und die ſparſam bedächtige, ökonomiſch ſchmollende Hausfrau iſt bey der ganzen Nachwelt in den Verdacht hineingemalt als ſey ſie beſoffen.

Wie oft, in meiner Wohnung zu Leyden, konnte ich mich ganze Stunden lang in die häuslichen Scenen zurückdenken, die der vortreffliche Jan dort erlebt und erlitten haben mußte. Manchmal glaubte ich, ich ſähe ihn leibhaftig ſelber an ſeiner Staffeley ſitzen, dann und wann nach dem großen Henkelkrug greifen, „überlegen und dabey trinken, und dann wieder trinken ohne zu überlegen.“ Das war kein trübkatholiſcher Spuk, ſondern ein modern heller Geiſt der Freude, der nach dem Tode noch ſein altes Attelier beſucht, um luſtige Bilder zu malen und zu trinken. Nur ſolche Geſpenſter werden unſere Nachkommen zuweilen ſchauen, am lichten Tage, während die Sonne durch die blanken Fenſter ſchaut, und vom Thurme herab keine ſchwarz dumpfe Glocken, ſondern rothjauchzende Trompetentöne die liebliche Mittagſtunde ankündigen.

Die Erinnerung an Jan Stehn war aber das Beſte, oder vielmehr das einzig Gute an meiner

Wohnung zu Leyden. Ohne dieſen gemüthlichen Reiz hätte ich darinn keine acht Tage ausgehalten. Das Aeußere des Hauſes war elend und kläglich und mürriſch, ganz unholländiſch. Das dunkle morſche Haus ſtand dicht am Waſſer, und wenn man an der anderen Seite des Canals vorbeyging, glaubte man eine alte Hexe zu ſehen, die ſich in einem glänzenden Zauberſpiegel betrachtet. Auf dem Dache ſtanden immer ein paar Störche, wie auf allen holländiſchen Dächern. Neben mir logirte die Kuh, deren Milch ich des Morgens trank, und unter meinem Fenſter war ein Hühnerſteig. Meine gefiederte Nachbarinnen lieferten gute Eyer; aber da ich immer, ehe ſie deren zur Welt brachten, ein langes Gackern, gleichſam die langweilige Vorrede zu den Eyern, anhören mußte, ſo wurde mir der Genuß derſelben ziemlich verleidet. Zu den eigentlichen Unannehmlichkeiten meiner Wohnung gehörten aber zwey der fatalſten Mißſtände: erſtens das Violinſpielen womit man meine Ohren während des Tags beläſtigte, und dann die Stöhrungen des Nachts, wenn meine Wirthinn ihren armen Mann mit ihrer ſonderbaren Eiferſucht verfolgte.

Wer das Verhältniß meines Hauswirths zu meiner Frau Wirthin kennen lernen wollte, brauchte nur beide zu hören, wenn ſie mit einander Muſik machten. Der Mann ſpielte das Violoncello und die Frau ſpielte das ſogenannte Violon d'Amour; aber ſie hielt nie Tempo, und war dem Manne immer einen Takt voraus, und wußte ihrem unglücklichen Inſtrumente die grellfeinſten Keiflaute abzuquälen; wenn das Cello brummte und die Violine greinte, glaubte man ein zankendes Ehepaar zu hören. Auch ſpielte die Frau noch immer weiter, wenn der Mann längſt fertig war, daß es ſchien, als wollte ſie das letzte Wort behalten. Es war ein großes aber ſehr mageres Weib, nichts als Haut und Knochen, ein Maul worin einige falſche Zähne klapperten, eine kurze Stirn, faſt gar kein Kinn und eine deſto längere Naſe, deren Spitze wie ein Schnabel ſich herabzog, und womit ſie zuweilen, wenn ſie Violin ſpielte den Ton einer Saite zu dämpfen ſchien.

Mein Hauswirth war etwa fünfzig Jahr alt und ein Mann von ſehr dünnen Beinen, abgezehrt bleichem Antlitz und ganz kleinen grünen Aeuglein, womit er beſtändig blinzelte, wie eine Schildwache, welcher die Sonne ins Geſicht ſcheint. Er war ſeines Gewerbes ein Bruchbandmacher und ſeiner Religion nach ein Wiedertäufer. Er las ſehr fleißig in der Bibel. Dieſe Lektüre ſchlich ſich in ſeine nächtliche Träume und mit blinzelnden Aeuglein erzählte er ſeiner Frau des morgens beim Caffe: wie er wieder hochbegnadigt worden, wie die heiligſten Perſonen ihn ihres Geſpräches gewürdigt, wie er ſogar mit der allerhöchſt heiligen Majeſtät Jehovahs verkehrt, und wie alle Frauen des alten Teſtamentes ihn mit der freundlichſten und zärtlichſten Aufmerkſamkeit behandelt. Letzterer Umſtand war meiner Hauswirthinn gar nicht lieb, und nicht ſelten bezeugte ſie die eiferſüchtigſte Mißlaune über ihres Mannes nächtlichen Umgang mit den Weibern des alten Teſtamentes. Wäre es noch, ſagte ſie, die keuſche Mutter Maria, oder die alte Marthe, oder auch meinethalb die Magdalene, die ſich ja gebeſſert hat — aber ein nächtliches Verhältniß mit den Sauftöchtern des alten Loth, mit der ſauberen Madam Judith, mit der verlaufenen Königinn von Saba und dergleichen zweydeutigen Weibsbildern, darf nicht geduldet werden. Nichts glich aber ihrer Wuth, als eines Morgens ihr Mann, im Uebergeſchwätze ſeiner Seligkeit, eine begeiſterte Schilderung der ſchönen Eſther entwarf, welche ihn gebeten, ihr bey ihrer Toilette behülflich zu ſeyn, indem ſie, durch die Macht ihrer Reize, den König Ahasverus für die gute Sache gewinnen wollte. Vergebens betheuerte der arme Mann, daß Herr Mardachai ſelber ihn bey ſeiner ſchönen Pflegetochter eingeführt, daß dieſe ſchon halb bekleidet war, daß er ihr nur die langen ſchwarzen Haare ausgekämmt — vergebens! die erboßte Frau ſchlug den armen Mann mit ſeinen eignen Bruchbändern, goß ihm den heißen Caffe ins Geſicht, und ſie hätte ihn gewiß umgebracht, wenn er nicht aufs heiligſte verſprach, allen Umgang mit den altteſtamentaliſchen Weibern aufzugeben, und künftig nur mit Erzvätern und männlichen Propheten zu verkehren.

Die Folge dieſer Mißhandlung war, daß Myn Heer von nun an ſein nächtliches Glück gar ängſtlich verſchwieg; er wurde jetzt erſt ganz ein heiliger Roué; wie er mir geſtand, hatte er den Muth ſogar der nackten Suſanna die unſittlichſten Anträge zu machen; ja, er war am Ende frech genug, ſich in den Harem des König Salomon hineinzuträumen und mit deſſen tauſend Weibern Thee zu trinken.

Kapitel XII.

Unglückſelige Eiferſucht! durch dieſe ward einer meiner ſchönſten Träume und mittelbar vielleicht das Leben des kleinen Simſon unterbrochen!

Was iſt Traum? Was iſt Tod? Iſt dieſer nur eine Unterbrechung des Lebens? oder gänzliches Aufhören deſſelben? Ja, für Leute, die nur Vergangenheit und Zukunft kennen und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja für ſolche muß der Tod ſchrecklich ſeyn! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann ſinken ſie ins ewige Nichts.

Und der Traum? Warum fürchten wir uns vor dem Schlafengehn nicht weit mehr als vor dem Begrabenwerden? Iſt es nicht furchtbar, daß der Leib eine ganze Nacht leichentodt ſeyn kann, während der Geiſt in uns das bewegteſte Leben führt, ein Leben mit allen Schreckniſſen jener Scheidung, die wir eben zwiſchen Leib und Geiſt geſtiftet? Wenn einſt, in der Zukunft, beide wieder in unſerem Bewußtſeyn vereinigt ſind, dann giebt es vielleicht keine Träume mehr, oder nur kranke Menſchen, Menſchen deren Harmonie geſtört, werden träumen. Nur leiſe und wenig träumten die Alten; ein ſtarker, gewaltiger Traum war bey ihnen wie ein Ereigniß und wurde in die Geſchichtsbücher eingetragen. Das rechte Träumen beginnt erſt bey den Juden, dem Volke des Geiſtes, und erreichte ſeine höchſte Blüthe bey den Chriſten, dem Geiſtervolk. Unſere Nachkommen werden ſchaudern, wenn ſie einſt leſen, welch ein geſpenſtiſches Daſeyn wir geführt, wie der Menſch in uns geſpalten war und nur die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt. Unſere Zeit — und ſie beginnt am Kreuze Chriſti — wird als eine große Krankheitsperiode der Menſchheit betrachtet werden.

Und doch, welche ſüße Träume haben wir träumen können! Unſere geſunden Nachkommen werden es kaum begreifen. Um uns her verſchwanden alle Herrlichkeiten der Welt, und wir fanden ſie wieder in unſerer inneren Seele — in unſere Seele flüchtete ſich der Duft der zertretenen Roſen und der lieblichſte Geſang der verſcheuchten Nachtigallen —

Ich weiß das alles und ſterbe an den unheimlichen Aengſten und grauenhaften Süßigkeiten unſerer Zeit. Wenn ich des Abends mich auskleide, und zu Bette lege, und die Beine lang ausſtrecke, und mich bedecke mit dem weißen Laken: dann ſchaudre ich manchmal unwillkürlich, und mir kommt in den Sinn, ich ſey eine Leiche und ich begrübe mich ſelbſt. Dann ſchließe ich aber haſtig die Augen um dieſem ſchauerlichen Gedanken zu entrinnen, um mich zu retten in das Land der Träume.

Es war ein ſüßer, lieber, ſonniger Traum. Der Himmel himmelblau und wolkenlos, das Meer meergrün und ſtill. Unabſehbar weite Waſſerfläche, und darauf ſchwamm ein buntgewimpeltes Schiff, und auf dem Verdeck ſaß ich koſend zu den Füßen Jadvigas. Schwärmeriſche Liebeslieder, die ich ſelber auf roſige Papierſtreifen geſchrieben, las ich ihr vor, heiter ſeufzend, und ſie horchte mit ungläubig hingeneigtem Ohr, und ſehnſüchtigem Lächeln, und riß mir zuweilen haſtig die Blätter aus der Hand und warf ſie ins Meer. Aber die ſchönen Nixen, mit ihren ſchneeweißen Buſen und Armen, tauchten jedesmahl aus dem Waſſer empor, und erhaſchten die flatternden Lieder der Liebe. Als ich mich über Bord beugte, konnte ich ganz klar bis in die Tiefe des Meeres hinabſchaun, und da ſaßen, wie in einem geſellſchaftlichem Kreiſe, die ſchönen Nixen, und in ihrer Mitte ſtand ein junger Nix, der, mit gefühlvoll belebtem Angeſicht, meine Liebeslieder deklamirte. Ein ſtürmiſcher Beyfall erſcholl bey jeder Strophe; die grünlockigten Schönen applaudirten ſo leidenſchaftlich, daß Bruſt und Nacken errötheten, und ſie lobten mit einer freudigen, aber doch zugleich mitleidigen Begeiſterung: „Welche ſonderbare Weſen ſind dieſe Menſchen! Wie ſonderbar iſt ihr Leben! Wie tragiſch ihr ganzes Schickſal! Sie lieben ſich und dürfen es meiſtens nicht ſagen, und dürfen ſie es einmahl ſagen, ſo können ſie doch einander ſelten verſtehn! Und dabey leben ſie nicht ewig wie wir, ſie ſind ſterblich, nur eine kurze Spanne Zeit iſt ihnen vergönnt das Glück zu ſuchen, ſie müſſen es ſchnell erhaſchen, haſtig ans Herz drücken, ehe es entflieht — deßhalb ſind ihre Liebeslieder auch ſo zart, ſo innig, ſo ſüßängſtlich, ſo verzweiflungsvoll luſtig, ein ſo ſeltſames Gemiſch von Freude und

Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft ſeinen melancholiſchen Schatten über ihre glücklichſten Stunden und tröſtet ſie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poeſie in ſo einer Menſchenthräne!

Hörſt du, ſagte ich zu Jadviga, wie die da unten über uns urtheilen? — wir wollen uns umarmen, damit ſie uns nicht mehr bemitleiden, damit ſie ſogar neidiſch werden! Sie aber, die Geliebte, ſah mich an mit unendlicher Liebe, und ohne ein Wort zu reden. Ich hatte ſie ſtumm geküßt. Sie erblich, und ein kalter Schauer überflog die holde Geſtalt. Sie lag endlich ſtarr, wie weißer Marmor, in meinen Armen, und ich hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich nicht zwey große Thränenſtröme unaufhaltſam aus ihren Augen ergoſſen — und dieſe Thränen überfluteten mich, während ich das holde Bild immer gewaltiger mit meinen Armen umſchlang —

Da hörte ich plötzlich die keifende Stimme meiner Hauswirthinn und erwachte aus meinem Traum. Sie ſtand vor meinem Bette, mit der Blendlaterne in der Hand, und bat mich ſchnell aufzuſtehn und ſie zu begleiten. Nie hatte ich ſie ſo häßlich geſehn. Sie war im Hemde und ihre verwitterten Brüſte vergoldete der Mondſchein, der eben durchs Fenſter fiel; ſie ſahen aus wie zwey getrocknete Zitronen. Ohne zu wiſſen was ſie begehrte, faſt noch ſchlummertrunken, folgte ich ihr nach dem Schlafgemach ihres Gatten, und da lag der arme Mann, die Nachtmütze über die Augen gezogen, und ſchien heftig zu träumen. Manchmal zuckte ſichtbar ſein Leib unter der Bettdecke, ſeine Lippen lächelten vor überſchwenglichſter Wonne, ſpitzten ſich manchmal krampfhaft, wie zu einen Kuſſe, und er röchelte und ſtammelte: Vaſthi! Königinn Vaſthi! Majeſtät! Fürchte keinen Ahasveros! Geliebte Vaſthi!

Mit zornglühenden Augen beugte ſich nun das Weib über den ſchlafenden Gatten, legte ihr Ohr an ſein Haupt, als ob ſie ſeine Gedanken erlauſchen könnte, und flüſterte mir zu: haben Sie ſich nun überzeugt, Myn Heer Schnabelewopſki? Er hat jetzt eine Buhlſchaft mit der Königinn Vaſthi! Der ſchändliche Ehebrecher! Ich habe dieſes unzüchtige Verhältniß ſchon geſtern Nacht entdeckt. Sogar eine Heidin hat er mir vorgezogen! Aber ich bin Weib und Chriſtinn, und Sie ſollen ſehen wie ich mich räche.

Bey dieſen Worten riß ſie erſt die Bettdecke von dem Leibe des armen Sünders — er lag im Schweiß — alsdann ergriff ſie ein hirſchledernes Bruchband, und ſchlug damit gottläſterlich los auf die dünnen Gliedmaßen des armen Sünders. Dieſer, alſo unangenehm geweckt aus ſeinem bibliſchen Traum, ſchrie ſo laut, als ob die Hauptſtadt Suſa in Feuer und Holland in Waſſer ſtünde, und brachte mit ſeinem Geſchrei die Nachbarſchaft in Aufruhr.

Den andern Tag hieß es in ganz Leyden, mein Hauswirth habe ſolch großes Geſchrey erhoben, weil er mich des Nachts in der Geſellſchaft ſeiner Gattin geſehen. Man hatte letztere halb nackt am Fenſter erblickt; und unſere Hausmagd, die mir gram war, und von der Wirthinn zur rothen Kuh über dieſes Ereigniß befragt worden, erzählte, daß ſie ſelber geſehen, wie Myfrau mir in meinem Schlafzimmer einen nächtlichen Beſuch abgeſtattet.

Ich kann nicht ohne gewaltigen Kummer an dieſes Ereigniß denken. Welche fürchterliche Folgen!

Kapitel XIII.

Wäre die Wirthinn zur rothen Kuh eine Italienerinn geweſen, ſo hätte ſie vielleicht mein Eſſen vergiftet; da ſie aber eine Holländerinn war, ſo ſchickte ſie mir ſehr ſchlechtes Eſſen. Schon des anderen Mittags erduldeten wir die Folgen ihres weiblichen Unwillens. Das erſte Gericht war: keine Suppe. Das war ſchrecklich, beſonders für einen wohlerzogenen Menſchen wie ich, der von Jugend auf alle Tage Suppe gegeſſen, der ſich bis jetzt gar keine Welt denken konnte, wo nicht des Morgens die Sonne aufgeht und des Mittags die Suppe aufgetragen wird. Das zweite Gericht beſtand aus Rindfleiſch, welches kalt und hart war wie Myrons Kuh. Drittens kam ein Schellfiſch, der aus dem Halſe roch wie ein Menſch. Viertens kam ein großes Huhn, das, weit entfernt unſeren Hunger ſtillen zu wollen, ſo mager und abgezehrt ausſah, als ob es ſelber Hunger hätte: ſo daß man faſt vor Mitleid nichts davon eſſen konnte.

Und nun, kleiner Simſon, rief der dicke Drikſen, glaubſt du noch an Gott? Iſt das Gerechtigkeit? Die Frau Bandagiſtin beſucht den Schnabelewopski in der dunkeln Nacht, und wir müſſen dafür ſchlecht eſſen am hellen lichten Tag?

O Gott! Gott! ſeufzte der Kleine, gar verdrießlich wegen ſolcher atheiſtiſcher Ausbrüche und vielleicht auch wegen des ſchlechten Eſſens. Seine Verdrießlichkeit ſtieg, als auch der lange Vanpitter ſeine Witze gegen die Anthropomorphiſten losließ und die Egypter lobte, die einſt Ochſen und Zwiebel verehrten: denn erſtere, wenn ſie gebraten, und letztere, wenn ſie geſtopft, ſchmeckten ganz göttlich.

Des kleinen Simſons Gemüth wurde aber durch ſolche Spöttereyen immer bitterer geſtimmt, und er ſchloß endlich folgendermaßen ſeine Apologie des Deismus: Was die Sonne für die Blumen iſt, das iſt Gott für die Menſchen. Wenn die Stralen jenes himmliſchen Geſtirns die Blumen berühren, dann wachſen ſie heiter empor und öffnen ihre Kelche und entfalten ihren bunteſten Farbenſchmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt iſt, ſtehen ſie traurig, mit geſchloſſenen Kelchen, und ſchlafen, oder träumen von den goldenen Stralenküſſen der Vergangenheit. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten ſtehen, verlieren Farbe und Wuchs, verkrüppeln und erbleichen, und welken mißmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachſen, in alten Burgkellern, unter Kloſterruinen, die werden häßlich und giftig, ſie ringeln am Boden wie Schlangen, ſchon ihr Duft iſt unheilbringend, boßhaft betäubend, tödtlich —

O, du brauchſt deine bibliſche Parabel nicht weiter auszuſpinnen, ſchrie der dicke Drikſen, indem er ſich ein großes Glas ſchiedammer Genever in den Schlund goß; du, kleiner Simſon, biſt eine fromme Blume, die im Sonnenſchein Gottes die heiligen Stralen der Tugend und Liebe ſo trunken einſaugt, daß deine Seele wie ein Regenbogen blüht, während die unſrige, abgewendet von der Gottheit, farblos und häßlich verwelkt, wo nicht gar peſtilenzialiſche Düfte verbreitet —

Ich habe einmahl zu Frankfurt, ſagte der kleine Simſon, eine Uhr geſehen, die an keinen Uhrmacher glaubte; ſie war von Tombak und ging ſehr ſchlecht —

Ich will dir wenigſtens zeigen, daß ſo eine Uhr wenigſtens gut ſchlagen kann, verſetzte Drikſen, indem er plötzlich ganz ruhig wurde und den Kleinen nicht weiter moleſtirte.

Da letzterer, trotz ſeiner ſchwachen Aermchen, ganz vortrefflich ſtieß, ſo ward beſchloſſen, daß ſich die beiden noch denſelben Tag auf Pariſiens ſchlagen ſollten. Sie ſtachen auf einander los mit großer Erbitterung. Die ſchwarzen Augen des kleinen Simſon glänzten feurig groß, und kontraſtirten um ſo wunderbarer mit ſeinen Aermchen, die aus den aufgeſchürzten Hemdärmeln gar kläglich dünn hervortraten. Er wurde immer heftiger; er ſchlug ſich ja für die Exiſtenz Gottes, des alten Jehovah, des Königs der Könige. Dieſer aber gewährte ſeinem Champion nicht die mindeſte Unterſtützung und im ſechſten Gang bekam der Kleine einen Stich in die Lunge.

O Gott! ſeufzte er und ſtürzte zu Boden.

Kapitel XIV.

Dieſe Scene hatte mich furchtbar erſchüttert. Gegen das Weib aber, das mittelbar ſolches Unglück verurſacht, wandte ſich der ganze Ungeſtüm meiner Empfindungen; das Herz voll Zorn und Kummer, ſtürmte ich nach dem rothen Ochſen.

Ungeheur, warum haſt du keine Suppe geſchickt? Dieſes waren die Worte womit ich die erbleichende Wirthinn anredete, als ich ſie in der Küche antraf. Das Porzelan auf dem Kamine zitterte bey dem Tone meiner Stimme. Ich war ſo entſetzlich, wie der Menſch es nur immer ſeyn kann, wenn er keine Suppe gegeſſen und ſein beſter Freund einen Stich in die Lunge bekommen.

Ungeheuer, warum haſt du keine Suppe geſchickt? Dieſe Worte wiederholte ich, während das ſchuldbewußte Weib ſtarr und ſprachlos vor mir ſtand. Endlich aber, wie aus geöffneten Schleuſen, ſtürzten aus ihren Augen die Thränen. Sie überſchwemmten ihr ganzes Antlitz und tröpfelten bis in den Canal ihres Buſens. Dieſer Anblick konnte jedoch meinen Zorn nicht erweichen, und mit verſtärkter Bitterkeit ſprach ich: O Ihr Weiber, ich weiß daß Ihr weinen könnt; aber Thränen ſind keine Suppe. Ihr ſeyd erſchaffen zu unſerem Unheil. Eur Blick iſt Lug und Eur Hauch iſt Trug. Wer hat zuerſt vom Apfel der Sünde gegeſſen? Gänſe haben das Capitol gerettet, aber durch ein Weib ging Troja zu Grunde. O Troja! Troja! des Priamos heilige Veſte, du biſt gefallen durch die Schuld eines Weibes! Wer hat den Markus Antonius ins Verderben geſtürzt?

Wer verlangte den Kopf Johannis des Täufers? Wer war Urſache von Abelards Verſtümmelung? Ein Weib! Die Geſchichte iſt voll Beyſpiele, wie wir durch Euch zu Grunde gehn. All Eur Thun iſt Thorheit und all Eur Denken iſt Undank. Wir geben Euch das Höchſte, die heiligſte Flamme des Herzens, unſere Liebe — was gebt Ihr uns als Erſatz? Fleiſch, ſchlechtes Rindfleiſch, noch ſchlechteres Hühnerfleiſch — Ungeheur, warum haſt du keine Suppe geſchickt!

Vergebens begann Myfrau jetzt eine Reihe von Entſchuldigungen herzuſtammeln und mich bey allen Seligkeiten unſerer genoſſenen Liebe zu beſchwören, ihr diesmal zu verzeihen. Sie wollte mir von nun an noch beſſeres Eſſen ſchicken als früher, und noch immer nur ſechs Gulden die Porzion anrechnen, obgleich der groote Doelenwirth für ſein ordinäres Eſſen ſich acht Gulden bezahlen läßt. Sie ging ſo weit, mir für den folgenden Tag Auſterpaſtete zu verſprechen; ja, in dem weichen

Tone ihrer Stimme dufteten ſogar Trüffel. Aber ich blieb ſtandhaft, ich war entſchloſſen auf immer zu brechen und verließ die Küche mit den tragiſchen Worten: Adieu, für dieſes Leben haben wir ausgekocht!

Im Fortgehn hörte ich etwas zu Boden fallen. War es irgend ein Küchentopf oder Myfrau ſelber? Ich nahm mir nicht einmahl die Mühe nachzuſehen, und ging direkt nach der grooten Dohlen, um ſechs Porzion Eſſen für den nächſten Tag zu beſtellen.

Nach dieſem wichtigſten Geſchäft, eilte ich nach der Wohnung des kleinen Simſon, den ich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande fand. Er lag in einem großen altfränkiſchen Bette, das keine Vorhänge hatte, und an deſſen Ecken vier große marmorirte Holzſäulen befindlich waren, die oben einen reich vergoldeten Betthimmel trugen. Das Antlitz des Kleinen war leidend blaß, und in dem

Blick, den er mir zuwarf, lag ſo viel Wehmuth, Güte und Elend, daß ich davon bis in die Tiefe meiner Seele gerührt wurde. Der Arzt hatte ihn eben verlaſſen und ſeine Wunde für bedenklich erklärt. Van Moeulen, der allein dort geblieben, um die Nacht bey ihm zu wachen, ſaß vor ſeinem Bette und las ihm vor aus der Bibel.

Schnabelewopski, ſeufzte der Kleine, es iſt gut, daß du kommſt. Kannſt zuhören, und es wird dir wohlthun. Das iſt ein liebes Buch. Meine Vorfahren haben es in der ganzen Welt mit ſich herumgetragen, und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haß dafür erduldet, oder ſich gar dafür todtſchlagen laſſen. Jedes Blatt darin hat Thränen und Blut gekoſtet, es iſt das aufgeſchriebene Vaterland der Kinder Gottes, es iſt das heilige Erbe Jehovahs —

Rede nicht zuviel, rief Van Moeulen, es bekommt dir ſchlecht.

Und gar, ſetzte ich hinzu, rede nicht von Jehovah, dem undankbarſten der Götter, für deſſen Exiſtenz du dich heute geſchlagen —

O Gott! ſeufzte der Kleine und Thränen fielen aus ſeinen Augen — O Gott, du hilfſt unſeren Feinden!

Rede nicht ſo viel, wiederholte Van Moeulen. Und du, Schnabelewopski, flüſterte er mir zu, entſchuldige wenn ich dich langweile; der Kleine wollte durchaus, daß ich ihm die Geſchichte ſeines Namensvetters, des Simſon, vorleſe — wir ſind am vierzehnten Kapitel, hör zu:

„Simſon ging hinab gen Thimnath, und ſahe ein Weib zu Thimnath unter den Töchtern der Philiſter —“

Nein, rief der Kleine, mit geſchloſſenen Augen, wir ſind ſchon am ſechszehnten Kapitel. Iſt mir doch als lebte ich das alles mit, was du da vorlieſt, als hörte ich die Schafe blöcken, die am Jordan weiden, als hätte ich ſelber den Füchſen die Schwänze angezündet und ſie in die Felder der Philiſter gejagt, als hätte ich mit einem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter erſchlagen — O, die Philiſter! ſie hatten uns unterjocht und verſpottet, und ließen uns wie Schweine Zoll bezahlen, und haben mich zum Tanzſaal hinausgeſchmiſſen, auf dem Roß, und zu Bockenheim mit Füßen getreten — hinausgeſchmiſſen, mit Füßen getreten, auf dem Roß, O Gott, das iſt nicht erlaubt!

Er liegt im Wundfieber und phantaſiert, bemerkte leiſe Van Meeulen, und begann das ſechszehnte Kapitel:

„Simſon ging hin gen Gaſa und ſahe daſelbſt eine Hure, und lag bey ihr.

„Da ward den Gaſitern geſagt: Simſon iſt herein kommen. Und ſie umgaben ihn, und ließen auf ihn lauern die ganze Nacht in der Stadt Thor, und waren die ganze Nacht ſtille, und ſprachen: Harre, morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen.

„Simſon aber lag bis zu Mitternacht. Da ſtund er auf zu Mitternacht, und ergriff beide Thüren an der Stadt Thor, ſamt den beiden Pfoſten, und hub ſie aus mit den Riegeln, und legte ſie auf ſeine Schultern, und trug ſie hinauf auf die Höhe des Berges von Hebron.

„Darnach gewann er ein Weib lieb, am Bach Sorek, die hieß Delila.

„Zu der kamen der Philiſter Fürſten hinauf, und ſprachen zu ihr: Ueberrede ihn, und beſiehe, worin er ſo große Kraft hat, und womit wir ihn übermögen, daß wir ihn binden und zwingen, ſo wollen wir dir geben ein jeglicher tauſend und hundert Silberlinge.

„Und Delila ſprach zu Simſon: Lieber, ſage mir worinnen deine große Kraft ſey, und womit man dich binden möge, damit man dich zwinge?

„Simſon ſprach zu ihr: wenn man mich bünde mit ſieben Seilen von friſchem Baſt, die noch nicht verdorret waren: und ſie band ihn damit.

„(Man hielt aber auf ihn bey ihr in der Kammer). Und ſie ſprach zu ihm: Die Philiſter über dir, Simſon. Er aber zerriß die Seile, wie eine flächſene Schnur zerreißet, wenn ſie ans Feuer reucht: und ward nicht kund wo ſeine Kraft wäre.“

O dumme Philiſter! rief jetzt der Kleine, und lächelte vergnügt, wollten mich auch auf die Konſtablerwacht ſetzen —

Van Meeulen aber las weiter:

„Da ſprach Delila zu Simſon: Siehe du haſt mich getäuſchet, mir gelogen; nun, ſo ſage mir doch, womit kann man dich binden?

„Er antwortete ihr: Wenn ſie mich bünden mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geſchehen iſt; ſo würde ich ſchwach und wie ein anderer Menſch.

„Da nahm Delila neue Stricke, und band ihn damit, und ſprach: Philiſter über dir, Simſon; (man hielt aber auf ihn in der Kammer;) und er zerriß ſie von ſeinen Armen, wie einen Faden.“

O, dumme Philiſter! rief der Kleine im Bette,

„Delila aber ſprach zu ihm: Noch haſt du mich getäuſchet, und mir gelogen. Lieber, ſage mir doch, womit kann man dich binden? Er antwortete ihr: Wenn du ſieben Locken meines Hauptes flöchteſt mit einem Flechtbande, und hefteteſt ſie mit einem Nagel ein.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Er aber wachte auf von ſeinem Schlaf, und zog die geflochtenen Locken mit Nagel und Flechtband heraus."

Der Kleine lachte: das war auf der Eſchenheimer Gaſſe. Van Meeulen aber fuhr fort:

„Da ſprach ſie zu ihm: wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, ſo dein Herz doch nicht mit mir iſt? Dreymal haſt du mich getäuſchet, und mir nicht geſaget, worinnen deine große Kraft ſey.

„Da ſie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn, ward ſeine Seele matt bis an den Tod.

„Und ſagte ihr ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: Es iſt nie kein Scheermeſſer auf mein Haupt kommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleib an. Wenn du mich beſchöreſt, ſo wiche meine Kraft von mir, daß ich ſchwach würde, und wie alle andre Menſchen.

„Da nun Delila ſahe, daß er ihr alle ſein Herz offenbaret hatte, ſandte ſie hin, und ließ der Philiſter Fürſten rufen, und ſagen: Kommet noch einmal herauf, denn er hat mir alle ſein Herz offenbaret. Da kamen der Philiſter Fürſten zu ihr herauf, und brachten das Geld mit ſich in ihrer Hand.

„Und ſie ließ ihn entſchlafen auf ihrem Schooß, und rief einem, der ihm die ſieben Locken ſeines Hauptes abſchöre. Und ſie fing an ihn zu zwingen. Da war ſeine Kraft von ihm gewichen.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Da er nun von ſeinem Schlaf erwachte, gedachte er: ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, ich will mich ausreißen, und wußte nicht, daß der Herr von ihm gewichen war.

„Aber die Philiſter griffen ihn, und ſtachen ihm die Augen aus, und führten ihn hinab gen Gaſa, und bunden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängniß.“

O Gott! Gott! wimmerte und weinte beſtändig der Kranke. Sey ſtill, ſagte Van Moeulen, und las weiter:

„Aber das Haar ſeines Hauptes fing wieder an zu wachſen, wo es beſchoren war.

„Da aber der Philiſter Fürſten ſich verſammleten, ihrem Gott Dagon ein groß Opfer zu thun, und ſich zu freuen, ſprachen ſie: Unſer Gott hat uns unſern Feind Simſon in unſere Hände gegeben.

„Deſſelbigen Gleichen als ihn das Volk ſahe, lobeten ſie ihren Gott; denn ſie ſprachen: Unſer Gott hat uns unſern Feind in unſere Hände gegeben, der unſer Land verderbete, und unſerer viele erſchlug.

„Da nun ihr Herz guter Dinge war, ſprachen ſie: Laſſet Simſon holen, daß er vor uns ſpiele. Da holeten ſie Simſon aus dem Gefängniß, und er ſpielete vor ihnen, und ſie ſtelleten ihn zwiſchen zwo Seulen.

„Simſon aber ſprach zu dem Knaben, der ihn bey der Hand leitete: Laß mich, daß ich die Seulen taſte, auf welchen das Haus ſtehet, daß ich mich daran lehne.

„Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philiſter Fürſten alle da, und auf dem Dach bey dreytauſend, Mann und Weib, die da zuſahen wie Simſon ſpielete.

„Simſon aber rief den Herren an, und ſprach: Herr, Herr, gedenke mein, und ſtärke mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beide Augen mich einſt räche an den Philiſtern.

„Und er faſſete die zwo Mittel-Seulen, auf welchen das Haus geſetzet war, und darauf ſich hielt, eine in ſeine rechte, und die andere in ſeine linke Hand.

„Und ſprach: Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern; und neigte ſich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürſten, und auf alles Volk, das drinnen war, daß der Todten mehr waren, die in ſeinem Tode ſturben, denn die bey ſeinem Leben ſturben.“

Bey dieſer Stelle öffnete der kleine Simſon ſeine Augen, geiſterhaft weit; hob ſich krampfhaft in die Höhe; ergriff, mit ſeinen dünnen Aermchen, die beiden Seulen, die zu Füßen ſeines Bettes; rüttelte daran, während er zornig ſtammelte: es ſterbe meine Seele mit den Philiſtern. Aber die ſtarken Bettſeulen blieben unbeweglich, ermattet und wehmüthig lächelnd fiel der Kleine zurück auf ſeine Kiſſen, und aus ſeiner Wunde, deren Verband ſich verſchoben, quoll ein rother Blutſtrom.

Der Salon

von

H. Heine.

Zweiter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

Univ… München Bibliothek

Vorrede.

Ich muß den deutſchen Leſer darauf beſonders aufmerkſam machen, daß dieſe Blätter urſprünglich für eine franzöſiſche Zeitſchrift, die **Revue des deux mondes**, und zu einem beſtimmten Zeitzweck abgefaßt werden. Sie gehören nämlich zu einer Ueberſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, wovon ich bereits früher dem franzöſiſchen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutſcher Sprache als Beyträge „zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" erſchienen ſind. Die Anforderungen der periodiſchen Preſſe, Uebelſtände in der Oekonomie derſelben, Mangel an wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln, franzöſiſche Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutſchland promulgirtes Geſetz über ausländiſche Drucke, welches nur auf mich ſeine Anwendung fand und dergl. Hemmungen mehr, erlaubten mir nicht, die verſchiedenen Theile jener Ueberſchau in chronologiſcher Reihenfolge und unter einem Geſammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz ſeiner inneren Einheit und ſeiner äußerlichen Geſchloſſenheit, iſt alſo nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichſten Gruße. — Geſchrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.

Erſtes Buch.

Die Franzoſen glaubten, in der letzten Zeit, zu einer Verſtändniß Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daß ich im Stande wäre, dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums, ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.

Große deutſche Philoſophen, die etwa zufällig einen Blick in dieſe Blätter werfen, werden vornehm die Achſeln zucken über den dürftigen Zuſchnitt alles deſſen, was ich hier vorbringe. Aber ſie mögen gefälligſt bedenken, daß das wenige, was ich ſage, ganz klar und deutlich ausgedrückt iſt, während ihre eignen Werke, zwar ſehr gründlich, unermeßbar gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupent tiefſinnig, aber eben ſo unverſtändlich ſind. Was helfen dem Volke die verſchloſſenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüſſel hat? Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrod, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den 700 Weiſen Deutſchlands. Ich ſtehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und iſt da irgend eine Wahrheit durchgeſchlüpft, und iſt dieſe Wahrheit bis zu mir gelangt, dann iſt ſie weit genug: — ich ſchreibe ſie mit hübſchen Buchſtaben auf Papier und gebe ſie dem Setzer; der ſetzt ſie in Bley und giebt ſie dem Drucker; dieſer druckt ſie und ſie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutſchland erfreuen, iſt das Chriſtenthum. Ich werde alſo zu erzählen haben: was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholizismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging.

Indem ich nun mit Beſprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, ſich bei Leibe nicht zu ängſtigen. Fürchtet nichts, fromme Seelen! Keine prophanirende Scherze ſollen Euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nützlich in Deutſchland, wo es gilt, die Macht der Religion, für den Augenblick, zu neutraliſiren. Wir ſind nämlich dort in derſelben Lage wie Ihr vor der Revoluzion, als das Chriſtenthum im untrennbarſten Bündniſſe ſtand mit dem alten Regime. Dieſes konnte nicht zerſtört werden, ſo lange noch jenes ſeinen Einfluß übte auf die Menge. Voltaire mußte ſein ſcharfes Gelächter erheben, ehe Samſon ſein Beil fallen laſſen konnte. Jedoch wie durch dieſes Beil, ſo wurde auch durch jenes Lachen im Grunde nichts bewieſen, ſondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Chriſtenthums verletzen können. Alle ſeine Späße, die aus der Kirchengeſchichte geſchöpft, alle ſeine Witze über Dogmatik und Cultus, über die Bibel, dieſes heiligſte Buch der Menſchheit, über die Jungfrau Maria, dieſe ſchönſte Blume der Poeſie, das ganze Dictionaire philoſophiſcher Pfeile, das er gegen Clerus und Prieſterſchaft losſchoß, verletzte nur den ſterblichen Leib des Chriſtenthums, nicht deſſen inneres Weſen, nicht deſſen tieferen Geiſt, nicht deſſen ewige Seele.

Denn das Chriſtenthum iſt eine Idee, und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich, wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?

Eben weil man dieſe Idee noch nicht klar begriffen und Aeußerlichkeiten für die Hauptſache gehalten hat, giebt es noch keine Geſchichte des Chriſtenthums. Zwei entgegengeſetzte Partheyen ſchreiben die Kirchengeſchichte und widerſprechen ſich beſtändig, doch die eine, eben ſo wenig wie die andere, wird jemals beſtimmt ausſagen: was eigentlich jene Idee iſt, die dem Chriſtenthum als Mittelpunkt dient, die ſich in deſſen Symbolik, im Dogma wie im Cultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat? Weder Baronius, der katholiſche Kardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh, entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn Ihr alle Folianten der Manſiſchen Concilienſammlung, des Aſſemanniſchen Codex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet Ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht Ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht Ihr nichts als dogmatiſche Spitzfündigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kund giebt; in dieſer, in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht Ihr nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtskaſuiſtik und Regierungskunſt, mit neuen Formeln und Zwangsmitteln, ſich wieder geltend machen. In der That, wie man in Conſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über Homouſios, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber die byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater Homouſios ſey? ob Maria Gottgebährerin heißen ſoll oder Menſchgebährerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern mußte, oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Löſung davon abhängt, was in den

Gemächern des **Sacri Palatii** geziſchelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn dieſe Dame haßt den Neſtorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, jene haßt den Cyrillus, welchen Pulcheria beſchützt, alles bezieht ſich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätſche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Parthey verfolgt oder befördert. Eben ſo geht's im Occident; Rom wollte herrſchen; „als ſeine Legionen gefallen; ſchickte es Dogmen in die Provinzen;“ alle Glaubenszwiſte hatten römiſche Uſurpazionen zum Grunde; es galt, die Obergewalt des römiſchen Biſchoffs zu konſolidiren. Dieſer war über eigentliche Glaubenspunkte immer ſehr nachſichtig, ſpie aber Feuer und Flamme, ſobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Perſonen in Chriſtus, ſondern über die Conſequenzen der Iſidorſchen Dekretalen; er centraliſirte ſeine Gewalt, durch kanoniſches Recht, Einſetzung der Biſchöfe, Herabwürdigung der fürſtlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. ſ. w. Aber war dieſes das Chriſtenthum? Offenbart ſich uns aus der Lektüre dieſer Geſchichten die Idee des Chriſtenthums? Was iſt dieſe Idee?

Wie ſich dieſe Idee hiſtoriſch gebildet und in der Erſcheinungswelt manifeſtirt, ließe ſich wohl ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geſchichte der Manichäer und der Gnoſtiker vorurtheilsfrei nachforſchen. Obgleich erſtere verketzert und letztere verſchrieen ſind und die Kirche ſie verdammt hat, ſo erhielt ſich doch ihr Einfluß auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte ſich die katholiſche Kunſt, und ihre Denkweiſe durchdrang das ganze Leben der chriſtlichen Völker. Die Manichäer ſind ihrer letzten Gründe nach nicht ſehr verſchieden von den Gnoſtikern. Die Lehre von den beiden Prinzipien, dem guten und dem böſen, die ſich bekämpfen, iſt beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten dieſe Lehre aus der altperſiſchen Religion, wo

Ormuz, das Licht, dem Ariman, der Finſterniß, feindlich entgegengeſetzt iſt. Die Anderen, die eigentlichen Gnoſtiker, glaubten vielmehr an die Präexiſtenz des guten Prinzips, und erklärten die Entſtehung des böſen Prinzips durch Emanazion, durch Generazionen von Aeonen, die, jemehr ſie von ihrem Urſprung entfernt ſind, ſich deſto trüber verſchlechtert. Nach Cerinthus war der Erſchaffer unſerer Welt keineswegs der höchſte Gott, ſondern nur eine Emanazion deſſelben, einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählig ausgeartet iſt, und jetzt, als böſes Prinzip, dem aus dem höchſten Gott unmittelbar entſprungenen Logos, dem guten Prinzip, feindſelig gegenüber ſtehe. Dieſe gnoſtiſche Weltanſicht iſt urindiſch und ſie führte mit ſich die Lehre von der Inkarnazion Gottes, von der Abtödtung des Fleiſches, vom geiſtigen Inſichſelbſtverſenken, ſie gebar das ascetiſch beſchauliche Mönchsleben, welches die reinſte Blüthe der chriſtlichen Idee. Dieſe Idee hat ſich in der Dogmatik nur ſehr verworren und im

Kultus nur ſehr trübe ausſprechen können. Doch ſehen wir überall die Lehre von den beiden Prinzipien hervor treten; dem guten Chriſtus ſteht der böſe Satan entgegen; die Welt des Geiſtes wird durch Chriſtus, die Welt der Materie durch Satan repräſentirt; jenem gehört unſere Seele, dieſem unſer Leib; und die ganze Erſcheinungswelt, die Natur, iſt demnach urſprünglich böſe, und Satan, der Fürſt der Finſterniß, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu entſagen, unſern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele ſich deſto herrlicher emporſchwinge in den lichten Himmel, in das ſtrahlende Reich Chriſti.

Dieſe Weltanſicht, die eigentliche Idee des Chriſtenthums, hatte ſich, unglaublich ſchnell, über das ganze römiſche Reich verbreitet, wie eine anſteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch mancher von uns ſchon geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig geſunde unter lauter Siechen. Einſt wenn die Menſchheit ihre völlige Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen: dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und ſchöneren Generazionen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und, durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit, faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nachkommen werden ſchöner und glücklicher ſeyn als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, er habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich, durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtituzionen jene Seligkeit etabliren, die, nach der Meinung der Frommen, erſt am jüngſten Tage, im Himmel, ſtatt finden ſoll. Jenes iſt vielleicht eben ſo wie dieſes eine thörigte Hoffnung, und es giebt keine Auferſtehung der Menſchheit, weder im politiſch moraliſchen, noch im apoſtoliſch katholiſchen Sinne.

Das endliche Schickſal des Chriſtenthums iſt alſo davon abhängig, ob wir deſſen noch bedürfen. Dieſe Religion war eine Wohlthat für die leidende Menſchheit während achtzehn Jahrhunderten, ſie war providentiel, göttlich, heilig. Alles was ſie der Civiliſazion genutzt, indem ſie die Starken zähmte und die Zahmen ſtärkte, die Völker verband durch gleiches

Gefühl und gleiche Sprache, und was ſonſt noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das iſt ſogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröſtung, die ſie durch ſich ſelbſt den Menſchen angedeihen laſſen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Chriſtus, deſſen Blut gleichſam der lindernde Balſam war, der in die Wunden der Menſchheit herabrann. Beſonders der Dichter wird die ſchauerliche Erhabenheit dieſes Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze Syſtem von Symbolen, die ſich ausgeſprochen in der Kunſt und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche koloſſale Conſequenz in der chriſtlichen Kunſt, namentlich in der Architektur! Dieſe gothiſchen Dome, wie ſtehen ſie im Einklang mit dem Kultus, und wie offenbart ſich in ihnen die Idee der Kirche ſelber! Alles ſtrebt da empor, alles tranſſubſtanzirt ſich: der Stein ſproßt aus in

Aeſten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinſtocks und der Aehre wird Blut und Fleiſch; der Menſch wird Gott; Gott wird reiner Geiſt! Ein ergiebiger, unverſiegbar koſtbarer Stoff für die Dichter iſt das chriſtliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Chriſtenthum konnten auf dieſer Erde ſich Zuſtände bilden, die ſo kecke Contraſte, ſo bunte Schmerzen, und ſo abentheuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen ſollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtirt, und das alles ſey ein koloſſaler Fiebertraum, es ſey der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen; indeſſen obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleyen, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daß der Menſch unwillkührlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrak, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der baſeler Nachtigall kommt mir hier ins Gedächtniß, und da Ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im May 1433, zur Zeit des Concils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bey Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie diſputirten über theologiſche Streitigkeiten, und diſtinguirten und argumentirten, oder ſtritten über Annaten, Expektativen und Reſervazionen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſey als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne, und blieben wie angewurzelt ſtehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall ſaß, die in den weichſten und zärtlichſten Melodieen jauchzte und ſchluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei ſo wunderſelig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die ſcholaſtiſch verklauſulirten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterſchlaf, ſie ſahen ſich an mit ſtaunendem Entzücken; — als endlich einer von ihnen die ſcharfſinnige Bemerkung machte, daß ſolches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß dieſe Nachtigall wohl ein Teufel ſeyn könne, daß dieſer Teufel ſie mit ſeinen holdſeligen Lauten von ihren chriſtlichen Geſprächen abziehen, und zu Wolluſt und ſonſtig ſüßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorciren, wahrſcheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bey dieſer Beſchwörung, ſagt man, habe der Vogel geantwortet, „ja, ich bin ein böſer Geiſt!“ und ſey lachend davon geflogen; diejenigen aber, die ſeinen Geſang gehört, ſollen noch ſelbigen Tages erkrankt und bald darauf geſtorben ſeyn.

Dieſe Geſchichte bedarf wohl keines Commentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die alles, was ſüß und lieblich war, als Teufeley verſchrie. Die Nachtigall ſogar wurde verläumdet und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang.

Der wahre Chriſt ſpazierte, mit ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältniß des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläuftiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändniß der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muß. Vorläufig kann ich nur bemerken, daß franzöſiſche Schriftſteller, mißleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſey während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Prinzip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Prinzip, über das Reich des Satans, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen

Süden. Dieſes entſtand dadurch, daß die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngeſpinſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabey behauptete, alle dieſe Götter ſeyen lauter Teufel und Teufelinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti, ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Göttergeſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darinn doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich dieſe galt für eine Tochter Belzebubs, und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar ins Geſicht:

O, Venus, ſchöne Fraue mein,
Ihr ſeyd eine Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daß die ſchöne Göttinn dort, mit ihren Fräulein und Geſponſen, unter Spiel und Tänzen, das lüderlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des früheren Nazionalglaubens manifeſtirt ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nazionalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheiſtiſch, ſeine Myſterien und Symbole bezogen ſich auf einen Naturdienſt, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Weſen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erſcheinungswelt war durchgöttert; das Chriſtenthum verkehrte dieſe Anſicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunſt verſchönerten Gebilde der griechiſchen Mythologie, die mit der römiſchen Civiliſazion im Süden herrſchte, hat man jedoch nicht ſo leicht in häßliche, ſchauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germaniſchen Göttergeſtalten, woran freylich kein beſonderer Kunſtſinn gemodelt hatte, und die ſchon vorher ſo mißmüthig und trübe waren, wie der Norden ſelbſt. Daher hat ſich bey Euch, in Frankreich, kein ſo finſterſchreckliches Teufelsthum bilden können, wie bey uns, und das Geiſter- und Zauberweſen ſelber erhielt bey Euch eine heitere Geſtalt. Wie ſchön, klar und farbenreich ſind Eure Volksſagen in Vergleichung mit den unſrigen, dieſen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel beſtehen und uns ſo grau und grauſam angrinſen. Unſere mittelalterlichen Dichter, indem ſie meiſtens Stoffe wählten, die Ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder erſonnen oder zuerſt behandelt habt, verliehen ihren Werken vielleicht abſichtlich, ſo viel als möglich von jenem heiter altfranzöſiſchen Geiſte. Aber in unſeren Nazionaldichtungen und in unſeren mündlichen Volksſagen, blieb jener düſter nordiſche Geiſt, von dem Ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben ſo wie wir, mehre Sorten von Elementargeiſtern, aber die unſrigen ſind von den Eurigen ſo verſchieden wie ein Deutſcher von einem Franzoſen. Die Dämonen in Euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und beſonders wie reinlich ſind ſie in Vergleichung mit unſerer grauen und ſehr oft unflätigen Geiſterkanaille. Eure Feen und Elementargeiſter, woher Ihr ſie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, ſie ſind doch ganz naturaliſirt und ein franzöſiſcher Geiſt unterſcheidet ſich von einem deutſchen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glaçehandſchuhen auf dem Boulevard Coblence flannirt, ſich von einem ſchweren deutſchen Sackträger unterſcheidet. Eure Nixen, z. B. die Meluſine, ſind von den unſrigen eben ſo verſchieden wie eine Prinzeſſinn von einer Wäſcherinn. Die Fee Morgana, wie würde ſie erſchrecken, wenn ſie etwa einer deutſchen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben beſchmiert, und auf einem Beſenſtiel, nach dem Brocken reitet. Dieſer Berg iſt kein heiteres Avalon, ſondern ein Rendez-vous für alles, was wüſt und häßlich iſt. Auf dem Gipfel des Bergs ſitzt Satan in der Geſtalt eines ſchwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht ſich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schweſterſchaft um ihn herum und ſingt: Donderemus, Donderemus: Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahût. Es iſt ein böſes Omen für die Hexe, wenn ſie bey dieſem Tanze einen Schuh verliert; das bedeutet, daß ſie noch im ſelbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angſt übertäubt die tolle ächtberlioziſche Sabathmuſik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauſchung erwacht, liegt ſie nackt und müde in der Aſche, neben dem verglimmenden Heerde.

Die beſte Auskunft über dieſe Hexen findet man in der „Dämonologie“ des ehrenfeſten und hochgelahrten Doktor Nicolai Remigii, des durchlauchtigſten Herzogs von Lothringen Criminalrichter. Dieſer ſcharfſinnige Mann hatte fürwahr die beſte Gelegenheit das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Prozeſſen inſtruirte, und zu ſeiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen beſtiegen, nachdem ſie der Hexerey überwieſen worden. Dieſe Beweisführung beſtand meiſtens darin: Man band ihnen Hände und Füße zuſammen und warf ſie ins Waſſer. Gingen ſie unter und erſoffen, ſo waren ſie unſchuldig, blieben ſie aber ſchwimmend über dem Waſſer, ſo erkannte man ſie für ſchuldig, und ſie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutſchen Dämonen ſehen wir, daß alles idealiſche von ihnen abgeſtreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemiſcht iſt. Je plump vertraulicher ſie an uns herantreten, deſto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts iſt unheimlicher als unſere Poltergeiſter, Kobolde und Wichtelmännchen. Präterius in ſeinem Antropodemus enthält in dieſer Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeiſtern halten können, als daß es rechte Menſchen ſeyn müſſen, in der Geſtalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche ſetzen dazu, daß ſie theils Meſſer in den Rücken haben ſollen, theils noch anders und gar greulich geſtaltet wären; nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument vorzeiten umgebracht ſeyen. Denn die Abergläubiſchen halten dafür, daß es derer vorweilen im Hauſe ermordeten Leute Seelen ſeyn ſollen. Und ſchwatzen ſie von vielen Hiſtorien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hauſe gute Dienſte gethan, und ſich ihnen beliebt gemacht haben; daß manches Menſch daher gegen die Kobolde eine ſolche Affekzion bekommen, daß ſie ſolche Knechtchen auch zu ſehen inbrünſtig gewünſcht und von ihnen begehrt haben: worin aber die Poltergeiſter niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß man ſie nicht ſehen könne, ohne ſich darüber zu entſetzen. Doch wenn dennoch die lüſternen Mägde nicht haben nachlaſſen können, ſo ſollen die Kobolde jenen einen Ort im Hauſe benannt haben, wo ſie ſich leibhaft präſentiren wollen; aber man müſſe zugleich einen Eimer kaltes Waſſer mitbringen. Da habe es ſich denn begeben, daß ein ſolcher Kobold, etwa auf dem Boden, in einem Kiſſen, nackt gelegen, und ein großes Schlachtmeſſer im Rücken ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daß ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufgeſprungen iſt, das Waſſer genommen, und das Menſch damit über und über begoſſen hat, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Luſt verloren, und lieb Chimgen niemals weiter zu ſchauen begehrt haben.

Die Kobolde nämlich ſollen auch alle beſondere Namen führen, ins Gemein aber Chim heißen. So ſollen ſie auch für die Knechte und Mägde, welchen ſie ſich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde ſtriegeln, füttern, den Stall ausmiſten, alles aufſcheuern, die Kühe ſauber halten und was ſonſten im Hauſe zu thun iſt, ſehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh ſoll auch von ihnen zunehmen und gedeihn. Dafür müſſen die Kobolde auch von dem Geſinde kareſſirt werden; daß ſie ihnen nur im Geringſten nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Verſäumung im Speiſen. Hat nämlich eine Köchinn das Ding zu ihrem heimlichen Gehülfen einmal im Hauſe angenommen, ſo muß ſie täglich, um eine gewiſſe Zeit, und an einem beſtimmten Ort im Hauſe ſein bereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen, und ihren Weg wieder gehn; ſie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig ſchlafen gehen, ſie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beſchickt finden. Vergißt ſie aber ihre

Pflicht einmal, etwa die Speiſe unterlaſſend, ſo bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und ſie hat allerhand Mißgeſchick: daß ſie ſich entweder im heißen Waſſer verbrennt, die Töpfe und das Geſchirr zerbricht, das Eſſen umgeſchüttet oder gefallen iſt u. ſ. w. daß ſie alſo nothwendig von der Hausfrau oder dem Herren zur Strafe ausgeſcholten werden; worüber man auch zum öftern den Kobold ſoll kichern oder lachen gehört haben. Und ſo ein Kobold ſoll ſtets in ſeinem Hauſe verblieben ſeyn, wenngleich ſich das Geſinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerinn den Kobold rekommandiren und aufs beſte anbefehlen müſſen, daß jene ſeiner auch alſo wartete. Hat dieſe nun nicht gewollt, ſo hat es ihr auch an kontinuirlichem Unglück nicht gemangelt, und ſie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müſſen."

Vielleicht zu den grauenhafteſten Geſchichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unſichtbaren

Hausgeiſt bey ſich am Heerde ſitzen, wo ſie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo ſie ſich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn alſo hieß ſie den Geiſt, er ſolle ſich doch einmal ſehen laſſen, wie er von Natur geſtaltet ſey. Aber das Heinzlein weigerte ſich deſſen. Endlich aber willigt es ein, und ſagte, ſie möchte in den Keller hinabgehen, dort ſolle ſie ihn ſehen. Da nimmt die Magd ein Licht, ſteigt hinab in den Keller, und dort, in einem offenen Faſſe, ſieht ſie ein todtes Kindlein in ſeinem Blute ſchwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein unehliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß geſteckt.

Indeſſen, wie die Deutſchen nun einmal ſind, ſie ſuchen oft im Grauen ſelbſt ihren beſten Spaß und die Volksſagen von den Kobolden ſind manchmal voll ergötzlicher Züge. Beſonders amüſant ſind die Geſchichten vom Hüdeken, einem Kobold, der, im zwölften Jahrhundert, zu Hildesheim ſein Weſen getrieben und von welchem in unſeren Spinnſtuben und Geiſterromanen ſo viel die Rede iſt. Eine ſchon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erſchien ein böſer Geiſt eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim, in der Geſtalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe: weßhalb die Bauern ihn in ſächſiſcher Sprache Hüdeken nannten. Dieſer Geiſt fand ein Vergnügen daran mit Menſchen umzugehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte, oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Herrman von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete, und ihnen allerley Dienſte erwieß. Da man allmählig mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken, und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen. Der Geiſt bat den Hauptkoch, oder den Küchenmeiſter, daß er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiederte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtand ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriß ihn in Stükken, und ſetzte dieſe in Töpfen ans Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch, auf den Mauern und Thürmen der Stadt, fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem

Hüdeken: guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig. Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem anderen kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, ſondern warf ſie alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkam, da ging ihm der Geiſt weit entgegen und ſagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich ſehr über deine Ankunft, damit ich von dem ſchweren Dienſt frey werde, den du mir auferlegt haſt. Ich habe deine Frau mit unſäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daß du ſie mir nie wieder anvertrauen mögeſt. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachſenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen ſucht."

Der Genauigkeit wegen muß ich bemerken, daß Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Koſtüme der Kobolde abweicht. Dieſe ſind meiſtens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen.

Wenigſtens ſieht man ſie ſo im Däniſchen, wo ſie heut zu Tage am zahlreichſten ſeyn ſollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deßhalb ſo gern in Dänemark, weil ſie am liebſten rothe „Grütze" äßen. Aber ein junger däniſcher Dichter, Herr Anderſen, den ich das Vergnügen hatte dieſen Sommer hier in Paris zu ſehen, hat mir ganz beſtimmt verſichert, die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebſten „Brey" mit Butter. Wenn dieſe Kobolde ſich mahl in einem Hauſe eingeniſtet, ſo ſind ſie auch nicht ſobald geneigt, es zu verlaſſen. Indeſſen, ſie kommen nie unangemeldet, und wenn ſie irgend wohnen wollen, machen ſie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: ſie tragen des Nachts allerley Holzſpäne ins Haus und in die Milchfäſſer ſtreuen ſie Miſt von Vieh. Wenn nun der Hausherr dieſe Holzſpäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit ſeiner Familie von jener beſchmuzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bey ihm.

Dieſes iſt manchem ſehr mißbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende ſo verdrießlich über die Genoſſenſchaft eines ſolchen Kobolds, daß er ſein Haus ſelbſt aufgeben wollte, und ſeine ſieben Sachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächſten Dorfe fuhr, um ſich dort nieder zu laſſen. Unterwegs aber, als er ſich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bey dieſen kleinen Dämonen aufgehalten, und es iſt Zeit, daß ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle dieſe Geſchichten illuſtriren den Glauben und den Charakter des deutſchen Volks. Jener Glaube war in den verfloſſenen Jahrhunderten eben ſo gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius ſein großes Buch über das Hexenweſen beendigt hatte, glaubte er ſeines Gegenſtandes ſo kundig zu ſeyn, daß er ſich einbildete jetzt ſelber hexen zu können: und, ein gewiſſenhafter Mann wie er war, ermangelte er nicht, ſich ſelber bey den Gerichten als Hexenmeiſter anzugeben, und in Folge dieſer Angabe wurde er als Hexenmeiſter verbrannt.

Dieſe Greul entſtanden nicht direkt durch die kriſtliche Kirche, ſondern indirekt dadurch, daß dieſe die altgermaniſche Nazionalreligion ſo tückiſch verkehrt, daß ſie die pantheiſtiſche Weltanſicht der Deutſchen in eine pandämoniſche umgebildet, daß ſie die früheren Heiligthümer des Volks in häßliche Teufeley verwandelt hatte. Der Menſch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und ſeinen Verfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen ſich ſeine Empfindungen daran feſt, ſelbſt wenn man es verderbt und entſtellt hat. Daher erhält ſich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Chriſtenthum in Deutſchland, welches nicht wie jener in der Nazionalität wurzelt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand ſehr ſchnell der Glaube an die katholiſchen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerey.

Luther glaubt nicht mehr an katholiſche Wunder, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſey-bey-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf ſchmiß. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauigkeit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden ſogar manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin eins davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Geſellen bey einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſte Kind unter ihnen, der hatte geſagt: Wenn einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt einer in die Stuben zu ihm, ſetzet ſich bey ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter anderen zu dem, der ſich alſo viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich wills thun, laß mich heute recht ſchlemmen, demmen, und guter Dinge ſeyn.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder, und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket Euch, wenn einer ein Pferd kauft, gehöret ihm der

Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken alle. Aber letzlich ſprach der Mann:

„Nun ſagts flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß niemand gewußt, wo er war hinkommen.“

Obgleich ich für unſeren großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daß er ein Spiritualiſt ſey.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Marthin Luther die Geſinnung des Pabſtes und der katholiſchen Kirche. Bey meiner ſtrengen Unpartheilichkeit muß ich beide, eben ſo wie den

Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich aufs Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daß der Pabſt, Leo X., eigentlich weit vernünftiger war, als Luther, und daß dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daß ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſey; er hatte nicht begriffen, daß der Catholizismus gleichſam ein Concordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletriren und dem

Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpazionen verwahrten. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens Gehör geben und ein ſchönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingeſtehn, daß es eine ſchändliche Sünde war, und für dieſe Sünde mußt du Abbuße thun. Daß dieſe Abbuße durch Geld geſchehen konnte, war eben ſo wohlthätig für die Menſchheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ ſo zu ſagen Wehrgeld bezahlen für jeden fleiſchlichen Genuß, und da entſtand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Colporteurs, welche, im Namen der römiſchen Kirche, die Ablaßzettel für jede taxirte Sünde im Lande feil boten, und ein ſolcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerſt auftrat. Unſere Hiſtoriker meinen, dieſes Proteſtiren gegen den Ablaßhandel ſey ein geringfügiges Ereigniß geweſen, und erſt durch römiſchen Starrſinn ſey Luther, der anfangs nur gegen einen Mißbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchſten Spitze anzugreifen. Aber das iſt eben ein Irrthum, der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Conſequenz des ganzen Kirchenſyſtems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche ſelbſt angegriffen, und dieſe mußte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Polizian, der Freund des Raphael, der griechiſche Philoſoph mit der dreyfachen Krone, die ihm das Conclav vielleicht deshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch kriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war . . . . Leo von Medicis, wie mußte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſey die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſeyn! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaßgeldern beſtritten wurden, ſo daß die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein egyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtituzion erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daß es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daß der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen mußte, daß man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, dieſes begriff man nicht im deutſchen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel Ablaßzettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Clima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. Oktober 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaß an die Thüre der Auguſtiner-Kirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwey verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr, wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede immer von ſelber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wovon die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daß ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpazionen des Geiſtes zu vindiziren ſucht.

Auf obige Anfänge der lutheriſchen Reformazion, die ſchon den ganzen Geiſt derſelben offenbaren, muß ich ebenfalls beſonders aufmerkſam machen, da man hier in Frankreich über die Reformazion noch die alten Mißbegriffe hegt, die Boſſuet durch ſeine Histoire des variations verbreitet hat und die ſich ſogar bey heutigen Schriftſtellern geltend machen. Die Franzoſen begriffen nur die negative Seite der Reformazion, ſie ſahen darin nur einen Kampf gegen den Katholizismus, und glaubten manchmal, dieſer Kampf ſey jenſeits des Rheines immer aus denſelben Gründen geführt worden, wie dieſſeits, in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengeſetzte. Der Kampf gegen den Catholizismus in Deutſchland war nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daß er nur den Titel der Herrſchaft führte, und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus, durch hergebrachten Unterſchleif, die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaßkrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus. Der Kampf gegen den Katholizismus in Frankreich, im 17ten und 18ten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Senſualismus begann, als er ſah, daß er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe fletrirt wurde. Statt daß man nun in Deutſchland mit keuſchem Ernſte kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaſſe; und ſtatt daß man dort eine theologiſche Diſputazion führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satyre. Der Gegenſtand dieſer letzteren war gewöhnlich, den Widerſpruch zu zeigen, worin der Menſch mit ſich ſelbſt geräth, wenn er ganz Geiſt ſeyn will; und da erblühten die köſtlichſten Hiſtorien von frommen Männern, welche ihrer thieriſchen Natur unwillkührlich unterliegen oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heucheley ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königinn von Navarra ſchilderte in ihren Novellen ſolche Mißſtände, das Verhältniß der Mönche zu den Weibern iſt ihr gewöhnliches Thema, und ſie will alsdann nicht bloß unſer Zwergfell, ſondern auch das Mönchsthum erſchüttern. Die boßhafteſte Blüthe ſolcher komiſchen Polemik iſt unſtreitig der Tartüf von Molière; denn dieſer iſt nicht bloß gegen den Jeſuitismus ſeiner Zeit gerichtet, ſondern gegen das Chriſtenthum ſelbſt, ja gegen die Idee des Chriſtenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affiſchirte Angſt vor dem nackten Buſen der Dorine, durch die Worte

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accomodements —

dadurch wurde nicht blos die gewöhnliche Scheinheiligkeit perſifflirt, ſondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Unausführbarkeit der chriſtlichen Idee nothwendig entſteht; perſifflirt wurde dadurch das ganze Syſtem von Conceſſionen, die der Spiritualismus dem Senſualismus machen mußte. Wahrlich, der Janſenismus hatte immer weit mehr Grund, als der Jeſuitismus ſich durch die Darſtellung des Tartüf verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodiſten noch immer eben ſo mißbehagen, wie den katholiſchen Devoten ſeiner Zeit. Darum eben iſt Molière ſo groß, weil er, gleich Ariſtophanes und Cervantes, nicht bloß temporelle Zufälligkeiten, ſondern das Ewig-Lächerliche, die Urſchwächen der Menſchheit, perſifflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unweſentliche angriff, muß ihm in dieſer Beziehung nachſtehen.

Jene Perſifflage aber, und namentlich die Voltaireſche, hat in Frankreich ihre Miſſion erfüllt, und wer ſie weiter fortſetzen wollte, handelte eben ſo unzeitgemäß, wie unklug. Denn wenn man die letzten ſichtbaren Reſte des Catholizismus vertilgen würde, könnte es ſich leicht ereignen, daß die Idee deſſelben ſich in eine neue Form, gleichſam in einen neuen Leib flüchtet, und, ſogar den Namen Chriſtenthum ablegend, in dieſer Umwandlung uns noch weit verdrießlicher beläſtigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinirten und allgemein diskreditirten Geſtalt. Ja, es hat ſein Gutes, daß der Spiritualismus durch eine Religion und eine Prieſterſchaft repräſentirt werde, wovon die erſtere ihre beſte Kraft ſchon verloren und letztere mit dem ganzen Freyheitsenthuſiasmus unſerer Zeit in direkter Oppoſition ſteht.

Aber warum iſt uns denn der Spiritualismus ſo ſehr zuwider? Iſt er etwas ſo Schlechtes? Keineswegs. Roſenöl iſt eine koſtbare Sache, und ein Fläſchchen deſſelben iſt erquickſam, wenn man in den verſchloſſenen Gemächern des Harems ſeine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Roſen dieſes Lebens zertrete und zerſtampfe, um einige Tropfen Roſenöl zu gewinnen, und mögen dieſe noch ſo tröſtſam wirken. Wir ſind vielmehr wie die Nachtigallen, die ſich gern an der Roſe ſelber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erſcheinung eben ſo beſeligt werden, wie von ihrem unſichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bey uns den Catholizismus angriff. Aber dieſes gilt nur vom Anfang der Reformazion; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner lang verhaltenen Glut, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freyheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokrazie führen konnten; die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leiden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählig in Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nemlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter. Es iſt dieſes eine ſehr verwickelte Geſchichte, ſchwer zu entwirren. Der katholiſchen Parthey wird es leicht, nach Belieben die ſchlimmſten Motive hervorzukehren, und wenn man ſie ſprechen hört, galt es nur die frechſte Sinnlichkeit zu legitimiren und die Kirchengüter zu plündern.

Freylich, die geiſtigen Intereſſen müſſen immer mit den materiellen Intereſſen eine Allianz ſchließen, um zu ſiegen. Aber der Teufel hatte die Karten ſo ſonderbar gemiſcht, daß man über die Intenzionen nichts Sicheres mehr ſagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichsſaale zu Worms verſammelt waren, mochten wohl allerley Gedanken im Herzen tragen, die im Widerſpruch ſtanden mit den Worten ihres Mundes. Da ſaß ein junger Kaiſer, der ſich, mit jugendlicher Herrſcherwonne, in ſeinen neuen Purpurmantel wickelte, und ſich heimlich freute, daß der ſtolze Römer, der die Vorgänger im Reiche ſo oft mißhandelt und noch immer ſeine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirkſamſte Zurechtweiſung gefunden. Der Repräſentant jenes Römers hatte ſeinerſeits wieder die geheime Freude, daß ein Zwieſpalt unter jenen Deutſchen entſtand, die, wie betrunkene Barbaren, ſo oft das ſchöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Ueberfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürſten freuten ſich, daß ſie, mit der neuen Lehre, ſich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten ſchon, ob ſie nicht ihre Köchinnen heurathen und ihre Kurſtaaten, Bisthümer und Abteyen, auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten ſich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier was zu gewinnen und dachte heimlich an irdiſche Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an ſich dachte, ſondern nur an die göttlichen Intereſſen, die er vertreten ſollte. Dieſer Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorſehung auserwählt, jene römiſche Weltmacht zu brechen, wogegen ſchon die ſtärkſten Kaiſer und kühnſten Weiſen vergeblich angekämpft. Aber die Vorſehung weiß ſehr gut, auf welche Schultern ſie ihre Laſten legt; hier war nicht bloß eine geiſtige, ſondern auch eine phyſiſche Kraft nöthig. Eines durch klöſterliche Strenge und Keuſchheit von Jugend auf geſtählten Leibes bedurfte es, um die Mühſeligkeiten eines ſolchen Amtes zu ertragen. Unſer theurer Meiſter war damals noch mager und ſah ſehr blaß aus, ſo daß die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags faſt mit Mitleid auf den armſeligen Mann in der ſchwarzen Kutte herabſahen. Aber er war doch ganz geſund, und ſeine Nerven waren ſo feſt, daß ihn der glänzende Tumult nicht im mindeſten einſchüchterte, und gar ſeine Lunge muß ſtark geweſen ſeyn. Denn, nachdem er ſeine lange Vertheidigung geſprochen, mußte er, weil der Kaiſer kein Hochdeutſch verſtand, ſie in lateiniſcher Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmahl, wenn ich daran denke; denn unſer theurer Meiſter ſtand neben einem offenen Fenſter, der Zugluft ausgeſetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne treff. Durch das lange Reden mechte er wohl ſehr ermüdet und ſein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden ſeyn. Der muß jetzt großen Durſt haben, dachte gewiß der Herzog von Braunſchweig; wenigſtens leſen wir, daß er dem Martin Luther drey Kannen des beſten Eimbecker Biers in die Heerberge zuſchickte. Ich werde dieſe edle That dem Hauſe Braunſchweig nie vergeſſen.

Wie von der Reformazion, ſo hat man auch von ihren Helden ſehr falſche Begriffe in Frankreich. Die nächſte Urſache dieſes Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht bloß der größte, ſondern auch der deutſcheſte Mann unſerer Geſchichte iſt; daß in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen aufs Großartigſte vereinigt ſind, daß er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentirt. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen. Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann in der That.

Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinkzionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſeyn, wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eiche entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Sephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopfrung zu Ehren des heiligen Geiſtes, er konnte ſich ganz verſenken ins reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und wußte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe

Wahlſpruch: wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakuleuſes, wie wir es bey allen providenziellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luthers Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bey ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewußt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeyt von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff, ſo viel Leidenſchaftſchlacke an ihm kleben geblieben ſeyn, wie man dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdiſche Beymiſchung hätte er nicht ein Mann der That ſeyn können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stillings Geſpenſterlehre, daß die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu lauſen, zu tanzen und alle möglichen Gebärden zu machen verſtehen, daß ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuern Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freylich weiter ſchauen, als dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt;

aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt, als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben angedeutet, hat die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran ſich die ganze Menſchheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Pabſtes läugnet und öffentlich erklärt: „daß man ſeine Lehre durch die Ausſprüche der Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe!“ da beginnt ein neues Zeitalter in Deutſchland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutſche Kirche an Rom gefeſſelt, wird entzwey gehauen. Dieſe Kirche, die vorher einen integrirenden Theil der großen

Hierarchie bildete, zerfällt in religiöſe Demokrazien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch gnoſtiſche Element, und wir ſehen, wie ſich wieder das judäiſch-deiſtiſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht bloß berückſichtigt, ſondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone und es wird ihr unterſagt Wunder zu thun. Ueberhaupt von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sey es nun, daß es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die

Phyſiker ſo mißtrauiſch auf die Finger ſehen, ſey es auch, daß er nicht gern mit Bosko konkurriren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmäht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an, bey allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen; was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtens beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daß eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahr nach ſeinem Tode, von ſeinen Schülern baar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle-Taitbout, begeiſtrungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittirte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiziers ſtutzten ob ſolchem übernatürlichen Zeugniß. Die Schneider aber fingen ſchon an zu glauben!

Indeſſen, wenn bey uns in Deutſchland; durch den Proteſtantismus, mit den alten Mirakeln auch ſehr viel andere Poeſie verloren ging, ſo gewannen wir doch mannichfaltigen Erſatz. Die Menſchen wurden tugendhafter und edler. Der Proteſtantismus hatte den günſtigſten Einfluß auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Proteſtantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieſer Moral ganz zuſammenfällt, und das Evangelium nur als ſchöne Parabel gültig bleibt. Beſonders ſehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geiſtlichen. Mit dem Cölibat verſchwanden auch fromme Unzüchten und Mönchslaſter. Unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen finden wir nicht ſelten die tugendhafteſten Menſchen, Menſchen, vor denen ſelbſt die alten Stoiker Reſpekt hätten. Man muß zu Fuß, als armer Student, durch Norddeutſchland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein ſchönes Beywort gebe, wie viel evangeliſche Tugend manchmal in ſo einer ſcheinloſen Pfarrerwohnung zu finden iſt. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gaſtfreye Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, auſſer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegeſſen und gut geſchlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Paſtor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geſchwätzige Frau Paſtorinn ſteckte mir einige Butterbröde in die Taſche, welche mich nicht minder erquickten; und in ſchweigender Ferne ſtanden die ſchönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren ſchüchternes Feuer, noch in der Erinnerung, für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz ausſprach, daß man ſeine Lehre nur durch die Bibel ſelber, oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müſſe, war der menſchlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären und ſie, die Vernunft, war als oberſte Richterinn in allen religiöſen Streitfragen anerkannt. Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreyheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreyheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Freylich, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frey denken und reden können, und die Scholaſtiker haben über Dinge disputirt, wovon wir kaum begreifen, wie man ſie im Mittelalter auch nur ausſprechen durfte. Aber dieſes geſchah vermittelſt der Diſtinkzion, welche man zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit machte, eine Diſtinkzion, wodurch man ſich gegen

Ketzerey ausdrücklich verwahrte; und das geſchah auch nur innerhalb den Hörſälen der Univerſitäten, und in einem gothiſch abſtruſen Latein, wovon doch das Volk nichts verſtehen konnte, ſo daß wenig Schaden für die Kirche dabey zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche ſolches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat ſie auch wirklich einen armen Scholaſtiker verbrannt. Jetzt aber, ſeit Luther, machte man gar keine Diſtinkzion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt, und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformazion annahmen, haben dieſe Denkfreyheit legitimiſirt, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.

In der That, nicht einmahl in Griechenland hat der menſchliche Geiſt ſich ſo frey ausſprechen können wie in Deutſchland, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Invaſion.

Namentlich in Preußen herrſchte eine grenzenloſe Gedankenfreyheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das proteſtantiſche Prinzip ein legitimer König von Preußen ſeyn konnte, auch die proteſtantiſche Denkfreyheit aufrecht erhalten mußte.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freyheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daß auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freyheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souverainen von allen Seiten inſinuirt, daß man dieſe Inſtitute unterdrücken, oder doch wenigſtens in gewöhnliche Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Plane geſchmiedet und das Pro und Contra diskutirt. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreiſen nicht, daß die Jugend überall, und unter allen Disciplinen, für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſeyn wird, und daß, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht, in Verbindung mit der Jugend des Handelſtands und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprechen wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daß mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daß eben die akademiſche Freyheit den Studien ſo nützlich ſey, daß die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche Vokabeln oder einige Rohheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Mißverſtand iſt ſowohl auf Seiten der armen Profeſſoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Univerſitäten öffentlich auftreten. Nur die katholiſche Propaganda in Deutſchland begreift die Bedeutung derſelben, dieſe frommen Obſcuranten ſind die gefährlichſten Gegner unſeres Univerſitätsſyſtems, dieſe wirken dagegen meuchleriſch mit Lug und Trug, und gar, wenn ſich einer von ihnen den liebevollen Anſchein giebt, als wollte er den Univerſitäten das Wort reden, offenbart ſich die jeſuitiſche Intrigue. Wohl wiſſen dieſe feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel ſteht zu gewinnen. Denn mit den Univerſitäten fällt auch die proteſtantiſche Kirche, die ſeit der Reformazion nur in jenen wurzelt, ſo daß die ganze proteſtantiſche Kirchengeſchichte der letzten Jahrhunderte faſt nur aus den theologiſchen Streitigkeiten der wittenberger, leipziger, tübinger und halleſchen Univerſitätsgelehrten beſteht. Die Conſiſtorien ſind nur der ſchwache Abglanz der theologiſchen Fakultät, ſie verlieren mit dieſer allen Halt und Charakter, und ſinken in die öde Abhängigkeit der Miniſterien oder gar der Polizey.

Doch laßt uns ſolchen melancholiſchen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um ſo mehr, da wir hier noch von dem providenziellen Manne zu reden haben, durch welchen ſo Großes für das deutſche Volk geſchehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreyheit gelangt. Aber dieſer Martin Luther gab uns nicht bloß die Freyheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig iſt durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Ueberſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte.

Man beſaß zwar die Vulgata, die man verſtand, ſo wie auch die Septuaginta, die man ſchon verſtehen konnte. Aber die Kenntniß des Hebräiſchen war in der chriſtlichen Welt ganz erloſchen. Nur die Juden, die ſich, hie und da, in einem Winkel dieſer Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Tradizionen dieſer Sprache. Wie ein Geſpenſt, das einen Schatz bewacht, der ihm einſt im Leben anvertraut worden, ſo ſaß dieſes gemordete Volk, dieſes Volk-Geſpenſt, in ſeinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräiſche Bibel; und in dieſe verrufenen Schlupfwinkel ſah man die deutſchen Gelehrten heimlich hinabſteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntniß der hebräiſchen Sprache zu erwerben. Als die katholiſche Geiſtlichkeit merkte, daß ihr von dieſer Seite Gefahr drohte, daß das Volk auf dieſem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römiſchen Fälſchungen entdecken konnte: da hätte man gern auch die jüdiſche Tradizion unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräiſchen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unſer vortrefflicher Doktor Reuchlin ſo glorreich gekämpft hat. Die Köllner Theologen, die damals agirten, beſonders Hochſtraaten, waren keineswegs ſo geiſtesbeſchränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlins, Ritter Ulrich von Hutten, ſie in ſeinen litteris obscurorum virorum ſchildert. Es galt die Unterdrückung der hebräiſchen Sprache. Als Reuchlin ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war, mit der Ritterpoeſie der hohenſtaufenſchen

Kaiſerzeit, gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich, trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literäriſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte Adelung Recht gehabt, zu behaupten, daß der ſächſiſche, namentlich der meißneſche Dialekt, unſer eigentliches Hochdeutſch, d. h. unſere Schriftſprache, ſey. Aber dieſes iſt längſt widerlegt worden, und ich muß dieſes hier um ſo ſchärfer erwähnen, da ſolcher Irrthum in Frankreich noch immer Gäng und Gäbe iſt. Das heutige Sächſiſche war nie ein Dialekt des deutſchen Volks, eben ſo wenig, wie etwa das Schleſiſche; denn ſo wie dieſes, entſtand es durch ſlaviſche Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutherſchen Bibel finden, entſtanden iſt. Aber ich weiß, daß durch dieſe Bibel, wovon die junge Preſſe, die ſchwarze Kunſt, Tauſende von Exemplaren ins Volk ſchleuderte, die lutheriſche Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutſchland verbreitet und zur allgemeinen Schriftſprache erhoben wurde. Dieſe Schriftſprache herrſcht noch immer in Deutſchland, und giebt dieſem politiſch und religiös zerſtückelten Lande eine literäriſche Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bey dieſer Sprache dafür entſchädigen, daß ſie, in ihrer heutigen Ausbildung, etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bey Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luthers Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutherſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Luthers Originalſchriften haben ebenfalls dazu beygetragen, die deutſche Sprache zu fixiren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revoluzion mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehörte manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luthers Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geiſt Gottes, immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläßt er ſich einer plebeiſchen Rohheit, die oft eben ſo widerwärtig, wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder egyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abentheuerliche Häßlichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtyl erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger des Berges, der, von der Höhe deſſelben, die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luthers Gedichte, die Lieder, die, in Kampf und Noth, aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtral, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bey dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller Hymne der Reformazion, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frey aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkohren.
Fragſt du, wer es iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,

Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen,
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben,
Es iſt bey uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerem theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreyheit verdanken;

welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daß dieſe und ganz eigentlich die ſchöne Literatur mit Luther beginnt, daß ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine tölpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freye Naivität des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neuern Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daß ich den Gegenſatz unſerer neueren Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther blühte, ſo finden wir:

1) ihr Material, ihr Stoff, iſt, wie das Leben des Mittelalters ſelbſt, eine Miſchung zweyer heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf ſich ſo gewaltig umſchlungen, daß ſie am Ende in einander verſchmolzen, nämlich: die germaniſche Nazionalität und das indiſch gnoſtiſche, ſogenannte katholiſche Chriſtenthum.

2) die Behandlung, oder vielmehr der Geiſt der Behandlung in dieſer älteren Literatur iſt romantiſch. Abuſive ſagt man daſſelbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erſcheinungen des Mittelalters, die durch die Verſchmelzung der

erwähnten beiden Elemente, germaniſche Nazionalität und katholiſches Chriſtenthum, entſtanden ſind. Denn, wie einige Dichter des Mittelalters die griechiſche Geſchichte und Mythologie ganz romantiſch behandelt haben, ſo kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klaſſiſcher Form darſtellen. Die Ausdrücke „klaſſiſch“ und „romantiſch“ beziehen ſich alſo nur auf den Geiſt der Behandlung. Die Behandlung iſt klaſſiſch, wenn die Form des Dargeſtellten ganz identiſch iſt mit der Idee des Darzuſtellenden, wie dieſes der Fall iſt bey den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läßt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch“ lieber als das Wort „ſymboliſch.“ Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bey aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der kriſtlichen Religion hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; das iſt nicht wahr, ſie exiſtirten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die Kreuzigung u. drgl. waren unantaſtbare Thatſachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. In dieſem parabolischen Geiſt wurden nun auch alle Künſte im Mittelalter behandelt, und dieſe Behandlung iſt romantiſch. Daher in der Poeſie des Mittelalters jene myſtiſche Allgemeinheit; die Geſtalten ſind ſo ſchattenhaft, was ſie thun, iſt ſo unbeſtimmt, alles iſt darin ſo dämmernd, wie von wechſelndem Mondlicht beleuchtet; die Idee iſt in der Form nur wie ein Räthſel angedeutet, und wir ſehen hier eine vague Form, wie ſie eben zu einer ſpiritualiſtiſchen Literatur geeignet war. Da iſt nicht wie bey den Griechen eine ſonnenklare Harmonie zwiſchen Form und Idee; ſondern, manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und dieſe ſtrebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir ſehen dann bizarre, abentheuerliche Erhabenheit: manchmal iſt die Form ganz der Idee über den Kopf gewachſen, ein läppiſch winziger Gedanke ſchleppt ſich einher in einer koloſſalen Form, und wir ſehen groteske Farce; faſt immer ſahen wir Unförmlichkeit.

3) Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß ſich in allen Produkten derſelben jener feſte, ſichere Glaube kund gab, der damals in allen weltlichen wie geiſtlichen Dingen herrſchte. Baſirt auf Autoritäten waren alle Anſichten der Zeit; der Dichter wandelte, mit der Sicherheit eines Maulеſels, längs den Abgründen des Zweifels, und es herrſcht in ſeinen Werken eine kühne Ruhe, eine ſelige Zuverſicht, wie ſie ſpäter unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Pabſtes, gebrochen war und alle andere nachſtürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denſelben Charakter, es iſt als habe ſie nicht der einzelne Menſch, ſondern das ganze Volk gedichtet; ſie ſind objektiv, epiſch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1) Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden ſoll, iſt der Kampf der Reformazionsintereſſen

und Anſichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeiſt iſt jener Miſchglaube, der aus den erwähnten zwey Elementen, germaniſche Nazionalität und indiſch gnoſtiſches Chriſtenthum, entſtanden iſt, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidniſche Götzendienerey, an deſſen Stelle die wahre Religion des judaiſch deiſtiſchen Evangeliums treten ſoll. Eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet ſich; der Geiſt macht Erfindungen, die das Wohlſeyn der Materie befördern; durch das Gedeihen der Induſtrie und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditirt; der dritte Stand erhebt ſich; die Revoluzion grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2) Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über

ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Aeußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3) Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darinn, daß jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein einziger Staab, in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt

dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen. Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darinn das innigſte Selbſtbewußtſeyn, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektirend.

Zweites Buch.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiöſen Revoluzion gehandelt, die von Martin Luther in Deutſchland repräſentirt ward. Jetzt haben wir von der philoſophiſchen Revoluzion zu ſprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts anderes iſt, wie die letzte Conſequenz des Proteſtantismus.

Ehe wir aber erzählen [illegible] dieſe Revoluzion durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müſſen die philoſophiſchen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schickſale der Leibnitziſchen Philoſophie, die Wechſelverhältniſſe dieſer Philoſophie und der Religion, die Reibungen derſelben, ihr Zerwürfniß u. dergl. mehr erwähnt werden. Beſtändig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philoſophie, denen wir eine ſociale Bedeutung beymeſſen, und zu deren Löſung ſie mit der Religion konkurrirt.

Dieſes iſt nun die Frage von der Natur Gottes. Gott iſt Anfang und Ende aller Weisheit! ſagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philoſoph, in allem Stolze ſeines Wiſſens, muß dieſem frommen Spruche beyſtimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, ſondern Rene Deskartes iſt der Vater der neuern Philoſophie, und in welchem Grade die deutſche Philoſophie von ihm abſtammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

Rene Deskartes iſt ein Franzoſe, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Iniziative. Aber das große Frankreich, das geräuſchvolle, bewegte, vielſchwatzende Land der Franzoſen, war nie ein geeigneter Boden für Philoſophie, dieſe wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und das fühlte Rene Deskartes, und er ging nach Holland, dem ſtillen, ſchweigenden Lande der Trekſchuiten und Holländer, und dort ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke. Nur dort konnte er ſeinen Geiſt von dem tradizionellen Formalismus befreyen und eine ganze Philoſophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt ſind, wie es ſeitdem von jeder wahren Philoſophie verlangt wird. Nur dort konnte er ſo tief in des Denkens Abgründe ſich verſenken, daß er es in den letzten Gründen des Selbſtbewußtſeyns ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbſtbewußtſeyn konſtatiren konnte, in dem weltberühmten Satze: cogito ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgens anders als in Holland, konnte Deskartes es wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Tradizionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben: dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubniß zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft neben dieſelbe hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht bloß die Suprematie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterey erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie ſagten Ein mahl Ein iſt Eins, und bewieſen es; aber ſie ſetzten lächelnd hinzu, das iſt wieder ein Irrthum der menſchlichen Vernunft, die immer irrt, wenn ſie mit den Beſchlüſſen der öcumeniſchen Concilien in Widerſpruch geräth; Ein mahl Eins iſt Drey, und das iſt die wahre Wahrheit, wie uns längſt offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geiſtes! Die Scholaſtiker bildeten, im Geheim, eine philoſophiſche Oppoſizion gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten ſie die größte Unterwürfigkeit, kämpften ſogar in manchen Fällen für die Kirche, und bey Aufzügen paradirten ſie im Gefolge derſelben, ungefähr wie die franzöſiſchen Oppoſizionsdeputirten bey den Feyerlichkeiten der Reſtaurazion. Die Komödie der Scholaſtiker dauerte mehr als ſechs Jahrhunderte und ſie wurde immer trivialer. Indem Deskartes den Scholaſtizismus zerſtörte, zerſtörte er auch die verjährte Oppoſizion des Mittelalters. Die alten Beſen waren durch das lange Fegen ſtumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehrricht, und die neue Zeit verlangte neue Beſen. Nach jeder Revoluzion muß die bisherige Oppoſizion abdanken; es geſchehen ſonſt große Dummheiten. Wir habens erlebt. Weniger war es nun die katholiſche Kirche, als vielmehr die alten Gegner derſelben, der Nachtrab der Scholaſtiker, welche ſich zuerſt gegen die Carteſianiſche Philoſophie erheben. Erſt 1663 verbot ſie der Pabſt.

Ich darf bey Franzoſen eine zulängliche, ſuffiſante Bekanntſchaft mit der Philoſophie ihres großen Landsmannes vorausſetzen, und ich brauche hier nicht erſt zu zeigen, wie die entgegengeſetzteſten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich ſpreche hier vom Idealiſmus und vom Materialiſmus.

Da man, beſonders in Frankreich, dieſe zwey Doktrinen mit den Namen Spiritualiſmus und Senſualiſmus bezeichnet, und da ich mich dieſer beiden Benennungen in anderer Weiſe bediene: ſo muß ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher beſprechen.

Seit den älteſten Zeiten giebt es zwey entgegengeſetzte Anſichten über die Natur des menſchlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geiſtigen Erkenntniß, über die Entſtehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unſere Ideen nur von Außen, unſer Geiſt ſey nur ein leeres Behältniß, worin die von den Sinnen eingeſchluckten Anſchauungen ſich verarbeiten, ungefähr wie die genoſſenen Speiſen in unſerem Magen. Um ein beſſeres Bild zu gebrauchen, dieſe Leute betrachten unſeren Geiſt wie eine Tabula raſa, worauf ſpäter die Erfahrung täglich etwas Neues ſchreibt, nach beſtimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengeſetzter Anſicht, behaupten: die Ideen ſind dem Menſchen angeboren, der menſchliche Geiſt iſt der Urſitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntniß deſſen, was ſchon vorher in unſerem Geiſte war, ſie wecken dort nur die ſchlafenden Ideen.

Die erſtere Anſicht hat man nun den Senſualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Razionalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverſtändniſſe entſtehen, da wir mit dieſen zwey Namen, wie ich ſchon im vorigen Buche erwähnt, ſeit einiger Zeit auch jene zwey ſociale Syſteme, die ſich in allen Manifeſtazionen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlaſſen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geiſtes, der nach alleiniger Verherrlichung ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu fletriren ſucht: und den Namen Senſualismus überlaſſen wir jener Oppoſizion, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitiren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre Rechte vindizirt, ohne die Rechte des Geiſtes, ja nicht einmal ohne die Supremazie des Geiſtes zu läugnen. Hingegen den philoſophiſchen Meinungen über die Natur unſerer Erkenntniſſe, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem erſteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geiſteserkenntniß durch die

Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll iſt der Umſtand, daß die idealiſtiſche Seite der karteſianiſchen Philoſophen niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Janſeniſten verfolgten einige Zeit dieſe Richtung, aber ſie verloren ſich bald in den kriſtlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieſer Umſtand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditirte. Die Völker ahnen inſtinktmäßig, weſſen ſie bedürfen, um ihre Miſſion zu erfüllen. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Wege zu jener politiſchen Revoluzion, die erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu ſie eines Beils und einer eben ſo kaltſcharfen, materialiſtiſchen Philoſophie bedurften. Der kriſtliche Spiritualismus ſtand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde und der Senſualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Da die franzöſiſchen Senſualiſten gewöhnlich Materialiſten waren, ſo entſtand der Irrthum, daß der Senſualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann ſich eben ſo gut als ein Reſultat des Pantheismus geltend machen, und da iſt ſeine Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Uebel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein infizirtes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding ward ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bey Deskartes in die Schule gegangen, und hatte alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann, Mechanik, Scheidekunſt, Combiniren, Conſtruiren, Rechnen. Nur eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daß wir unſere Erkenntniſſe von Außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruirten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillaks erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Claſſe ſetzt. Und doch muß es geſchehen, und ich darf daher die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger ſammt und ſonders als Materialiſten bezeichnen. L'homme machine iſt das konſequenteſte Buch der franzöſiſchen Philoſophie und der Titel ſchon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltanſicht.

Dieſe Materialiſten waren meiſtens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maſchine ſetzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchſten Vollkommenheit dieſer erſteren, daß ſie die techniſchen Kenntniſſe eines ſolchen Künſtlers, theils an ihrer eignen Conſtrukzion, theils an ſeinen übrigen Werken, zu erkennen und zu ſchätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich ſeine Miſſion erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht daſſelbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revoluzionären Partheyen, namentlich die Benthamiſten, die Prädikanten der Utilität. Dieſe ſind gewaltige Geiſter, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborener Materialiſt und ſein kriſtlicher Spiritualismus iſt meiſtens eine tradizionelle Heucheley oder doch nur materielle Bornirtheit — ſein Fleiſch reſignirt ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hülfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland und die deutſchen Revoluzionäre irren ſich, wenn ſie wähnen, daß eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſey.

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deßhalb, während anderthalb Jahrhunderte, der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Deskart und der große Schüler deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinirteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinem nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bey den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheur. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntniß der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehülfliche Formulirung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz“ eben nur „Formel“ ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtirt, und daß es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hülfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodizee iſt in Deutſchland von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten beſprochen worden. Es iſt jedoch ſein ſchwächſtes Werk. Dieſes Buch, wie noch einige andere Schriften, worin ſich der religiöſe Geiſt des Leibnitz ausſpricht, hat ihm manchen böſen Leumund, manche bittere Verkennung, zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichſten Schwachköpfigkeit beſchuldigt; ſeine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bey uns ein Gegenſtand der Controverſe. Die Billigſten haben ihn von dem Vorwurf der Zweydeutigkeit nicht freyſprechen können. Am meiſten ſchmähten ihn die Freydenker und Aufklärer. Wie konnten ſie einem Philoſophen verzeihen, die Dreyeinigkeit, die ewigen Höllenſtrafen, und gar die Gottheit Chriſti vertheidigt zu haben! So weit erſtreckte ſich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von ſeiner harmoniſchen Höhe konnte er ſehr gut das ganze Chriſtenthum vertheidigen. Ich ſage, das ganze Chriſtenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Chriſtenthum. Er zeigte die Conſequenz der Orthodoxen im Gegenſatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann ſtand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verſchiedenſten Syſteme nur verſchiedene Seiten derſelben Wahrheit ſind. Dieſen Indifferenzpunkt hat ſpäterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wiſſenſchaftlich begründet, als ein Syſtem der Syſteme. In gleicher Weiſe beſchäftigte ſich Leibnitz mit einer Harmonie zwiſchen Plato und Ariſtoteles. Auch in der ſpäteren Zeit iſt dieſe Aufgabe oft genug bey uns vorgekommen. Iſt ſie gelöſt worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn dieſe Aufgabe iſt eben nichts anders als eine Schlichtung des Kampfes zwiſchen Idealismus und Materialismus. Plato iſt durchaus Idealiſt und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Menſch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derſelben bewußt wird, ſo kommen ſie ihm vor wie

Erinnerungen aus einem früheren Daſeyn. Daher auch das Vague und Myſtiſche des Plato, er erinnert ſich mehr oder minder klar. Bey Ariſtoteles hingegen iſt Alles klar, Alles deutlich, Alles ſicher; denn ſeine Erkenntniſſe offenbaren ſich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, ſondern er ſchöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles aufs Beſtimmteſte zu klaſſifiziren. Er bleibt daher auch ein Muſter für alle Empiriker, und dieſe wiſſen nicht genug Gott zu preiſen, daß er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daß er durch deſſen Eroberungen ſo viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der Wiſſenſchaft, und daß ſein ſiegender Schüler ihm ſo viele Tauſend Talente gegeben zu zoologiſchen Zwecken. Dieſes Geld hat der alte Magiſter gewiſſenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren ſezirt und Vögel ausgeſtopft, und dabey die wichtigſten Beobachtungen angeſtellt: aber die große Beſtie, die er am nächſten vor Augen hatte, die er ſelber auferzogen, und die weit werkwürdiger war, als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider überſehen und unerforſcht gelaſſen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, deſſen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthſel anſtaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnſinniger oder ein Gott? Noch jetzt wiſſen wir es nicht. Deſto beſſere Auskunft giebt uns Ariſtoteles über babiloniſche Meerkatzen, indiſche Papagoien und griechiſche Tragödien, welche er ebenfalls ſezirt hat.

Plato und Ariſtoteles! Das ſind nicht bloß die zwey Syſteme, ſondern auch die Typen zweyer verſchiedenen Menſchennaturen, die ſich, ſeit undenklicher Zeit, unter allen Coſtumen, mehr oder minder feindſeelig entgegenſtehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf heutigen Tag, wurde ſolchermaßen gekämpft, und dieſer Kampf iſt der weſentlichſte Inhalt der kriſtlichen Kirchengeſchichte. Von Plato und Ariſtoteles iſt immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmeriſche, myſtiſche, platoniſche Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die kriſtlichen Ideen und die entſprechenden Symbole. Praktiſche, ordnende, ariſtoteliſche Naturen bauen aus dieſen Ideen und Symbolen ein feſtes Syſtem, eine Dogmatik und einen Cultus. Die Kirche umſchließt endlich beide Naturen, wovon die einen ſich meiſtens im Clerus, und die anderen im Mönchsthum verſchlangen, aber ſich unabläſſig befehden. In der proteſtantiſchen Kirche zeigt ſich derſelbe Kampf, und das iſt der Zwieſpalt zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen, die den katholiſchen Myſtikern und Dogmatikern in einer gewiſſen Weiſe entſprechen. Die proteſtantiſchen Pietiſten ſind Myſtiker ohne Phantaſie, und die proteſtantiſchen Orthodoxen ſind Dogmatiker ohne Geiſt.

Dieſe beiden proteſtantiſchen Partheyen finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philoſophie deſſelben intervenirte ſpäterhin, als Chriſtian Wolf ſich derſelben bemächtigte, ſie den Zeitbedürfniſſen anpaßte und ſie, was die Hauptſache war, in deutſcher Sprache vortrug. Ehe wir aber von dieſem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen ſeines Strebens und von den ſpäteren Schickſalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müſſen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz ſich in der Schule des Deskartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haß betrachtet worden, und dennoch in unſeren heutigen Tagen zur alleinigen Geiſterherrſchaft emporſteigt.

Ich ſpreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet ſich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Aſſimilirung als durch Reibung. Ein Diamant ſchleift den andern. So hat die Philoſophie des Deskartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, ſondern nur befördert. Daher zunächſt finden wir bey dem

Schüler die Methode des Meiſters; dieſes iſt ein großer Gewinn. Dann finden wir bey Spinoza, wie bei Deſkartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieſes iſt ein großes Gebrechen. Die mathematiſche Form giebt dem Spinoza ein herbes Aeußere. Aber dieſes iſt wie die herbe Schale der Mandel; der Kern iſt um ſo erfreulicher. Bey der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigſten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung ſind, während die unerſchütterlichen Baumſtämme in der ewigen Erde wurzeln. Es iſt ein gewiſſer Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geiſt der hebräiſchen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem ſpäten Enkel. Dabey iſt ein Ernſt in ihm, ein ſelbſtbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu ſeyn ſcheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholiſchſten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die ſich ebenfalls, wie im Leben, ſo auch in den Schriften des Mannes niemals verläugnet hat.

Conſtatirt iſt es, daß der Lebenswandel des Spinoza frey von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben ſeines göttlichen Vetters, Jeſu Chriſti. Auch wie dieſer litt er für ſeine Lehre, wie dieſer trug er die Dornenkrone. Ueberall, wo ein großer Geiſt ſeinen Gedanken ausſpricht, iſt Golgatha.

Theurer Leſer, wenn du mahl nach Amſterdam kömmſt, ſo laß dir dort von dem Lohnlakayen die ſpaniſche Synagoge zeigen. Dieſe iſt ein ſchönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier koloſſalen Pfeilern, und in der Mitte ſteht die Kanzel, wo einſt der Bannfluch ausgeſprochen wurde über den Verächter des moſaiſchen Geſetzes, den Hidalgo

Don Benedikt de Spinoza. Bey dieſer Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblaſen, welches Schofar heißt. Es muß eine furchtbare Bewandtniß haben mit dieſem Horne. Denn wie ich mahl in dem Leben des Salomon Maimon geleſen, ſuchte einſt der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kants, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als derſelbe bey ſeinen philoſophiſchen Ketzereyen halsſtarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finſtern Worten: weißt du, was das iſt? Als aber der Schüler Kants ſehr gelaſſen antwortete: „es iſt das Horn eines Bockes!“ da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entſetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Exkommunikazion des Spinoza akkompagnirt, er wurde feyerlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine kriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die Schweitzergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der ſpaniſchen Synagoge zu Amſterdam, wo ſie einſt mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza geſtochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf ſolche perſönliche Mißgeſchicke des Mannes beſonders aufmerkſam zu machen. Ihn bildete nicht bloß die Schule, ſondern auch das Leben. Das unterſcheidet ihn von den meiſten Philoſophen, und in ſeinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht bloß eine Wiſſenſchaft. Eben ſo die Politik. Auch dieſe lernte er in der Praxis kennen. Der Vater ſeiner Geliebten wurde wegen politiſcher Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man ſchlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabey ſtattfinden. Der Delinquent ſtirbt zugleich vor langer Weile, und der Zuſchauer hat dabey hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, daß Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende ſehr viel nachgedacht hat, und ſo wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, ſo begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt ſein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des Rene Deskarts, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, dozirt, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr entfernt, wie von dem Idealismus ſeines Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er giebt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine

Subſtanz, das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen derivieren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidenzielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwey Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwey Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beywort „atheiſtiſch“ beylegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er läugne Gott, könnte man ſagen, er läugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur Modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura, naturans.

In einem Briefe an Madame Du Deſſant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daß alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daß ein Wiſſen derſelben ihm nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht blos die zwey erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere für uns unerkennbare Attribute gebühren. Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiſte erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. In unſerer Erklärung des Weſens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwey erkennbare Attribute. Und dann iſt ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verſchiedene Form unſerer Anſchauung, und dieſe verſchiedenen Formen ſind identiſch in der abſoluten Subſtanz. Der Gedanke iſt am Ende nur die unſichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung iſt nur der ſichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptſatz der deutſchen Identitätsphiloſophie, die in ihrem Weſen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verſchieden iſt. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daß ſeine Philoſophie von dem Spinozismus verſchieden ſey, daß ſie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen“ ſey, daß ſie ſich von dem Spinozismus unterſcheiden, „wie die ausgebildeten griechiſchen

Statuen von den ſtarregyptiſchen Originalen“: dennoch muß ich aufs beſtimmteſte erklären, daß ſich Herr Schelling, in ſeiner früheren Periode, wo er noch ein Philoſoph war, nicht im Geringſten von Spinoza unterſchied. Nur auf einem andern Wege iſt er zu derſelben Philoſophie gelangt, und das habe ich ſpäterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußſtapfen weiterſchreitet, und durch das Walddunkel der Naturphiloſophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angeſicht zu Angeſicht, gegenüberſteht.

Die neuere Naturphiloſophie hat bloß das Verdienſt, daß ſie den ewigen Parallelismus, der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herrſcht, aufs ſcharfſinnigſte nachgewieſen. Ich ſage Geiſt und Materie, und dieſe Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewiſſermaßen gleichbedeutend iſt auch das, was unſere Naturphiloſophen Geiſt und Natur, oder das Ideale und das Reale, nennen.

Ich werde in der Folge weniger das Syſtem als vielmehr die Anſchauungsweiſe des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bey letzterem wird, eben ſo gut wie bey dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheiſten iſt in der Welt ſelbſt, nicht indem er ſie mit ſeiner Göttlichkeit durchdringt, in der Weiſe, die einſt der heilige Auguſtin zu veranſchaulichen ſuchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einſauge: nein, die Welt iſt nicht bloß gottgetränkt, gottgeſchwängert, ſondern ſie iſt identiſch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Subſtanz und von den deutſchen Philoſophen das Abſolute genannt wird, „iſt alles was da iſt," er iſt ſowohl Materie wie Geiſt, beides iſt gleich göttlich, und

Un l.
Mü

wer die heilige Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt.

Der Gott des Pantheiſten unterſcheidet ſich alſo von dem Gotte des Deiſten dadurch, daß er in der Welt ſelbſt iſt, während letzterer ganz außer, oder was daſſelbe iſt, über der Welt iſt. Der Gott des Deiſten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgeſondertes Etabliſſement. Nur in Betreff der Art dieſes Regierens differenziren unter einander die Deiſten. Die Hebräer denken ſich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Chriſten als einen liebenden Vater; die Schüler Rouſſeaus, die ganze Genfer Schule, denken ſich ihn als einen weiſen Künſtler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa ſeine Uhren verfertigt, und als Kunſtverſtändige bewundern ſie das Werk und preiſen den Meiſter dort oben.

Dem Deiſten, welcher alſo einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, iſt nur der Geiſt heilig, indem er letzteren gleichſam als den göttlichen Athem betrachtete, den der Weltſchöpfer dem menſchlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk ſeiner Hände, eingeblaſen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armſelige Hülle des Ruach hakodaſch, des heiligen Hauchs, des Geiſtes, und nur dieſem widmeten ſie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Cultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geiſtes, keuſch, genügſam, ernſt, abſtrakt, halsſtarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre ſublimſte Blüthe iſt Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt im wahren Sinne des Wortes der inkarnirte Geiſt, und tiefſinnig bedeutungsvoll iſt die ſchöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immakulirte Jungfrau, nur durch geiſtige Empfängniß, zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Gringſchätzung betrachtet, ſo ſind die Chriſten auf dieſer Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Uebel ſelbſt. Da ſehen wir nun, einige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, eine Religion emporſteigen, welche ewig die Menſchheit in Erſtaunen ſetzen, und den ſpäteſten Geſchlechtern die ſchauerlichſte Bewundrung abtrotzen wird. Ja, es iſt eine große, heilige, mit unendlicher Süßigkeit erfüllte Religion, die dem Geiſte auf dieſer Erde die unbedingteſte Herrſchaft erobern wollte — Aber dieſe Religion war eben allzuerhaben, allzurein, allzugut für dieſe Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Verſuch einer Ausführung dieſer Idee hat in der Geſchichte unendlich viel herrliche Erſcheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon ſingen und ſagen. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, iſt jedoch, wie wir endlich ſehen, aufs kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſeyn in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menſchheit leben, ſo gehörte das Chriſtenthum gleichſam zu ihren überſpannteſten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verſtande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Chriſtenthum den Händen Cäſars und ſeiner jüdiſchen Kammerknechte, und begnügte ſich damit, erſterem die Suprematie abzuſprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu fletriren — aber ſiehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräſentanten des Geiſtes müſſen ſich mit ihnen verſtändigen. Ja, aus dieſem Verſtändniß iſt ſogar eine ſolidariſche Allianz geworden. Aber durch dieſe Verbündung geht die Religion des Spiritualismus deſto ſchneller zu

Grunde. Zu dieſer Einſicht gelangen ſchon einige Prieſter, und um die Religion zu retten, geben ſie ſich das Anſehen als entſagten ſie jener verderblichen Allianz, und ſie laufen über in unſere Reihen, ſie ſetzen die rothe Mütze auf, ſie ſchwören Tod und Haß allen Königen, ſie verlangen die irdiſche Gütergleichheit, ſie fluchen, trotz Marat und Robespierre — Unter uns geſagt, wenn Ihr ſie genau betrachtet, ſo findet Ihr: ſie leſen Meſſe in der Sprache des Jakobinismus, und wie ſie einſt dem Cäſar das Gift beygebracht, verſteckt in der Hoſtie, ſo ſuchen ſie jetzt dem Volke ihre Heſtien beyzubringen, indem ſie ſolche in revoluzionärem Gifte verſtecken.

Vergebens jedoch iſt all Euer Bemühen! Die Menſchheit iſt aller Hoſtien überdrüſſig, und lechzt nach nahrhafterer Speiſe, nach ächtem Brod und ſchönem Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die ſie trotz aller Anſtrengung nicht verwirklichen konnte, und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit huldigt jetzt dem irdiſchen Nützlichkeitsſyſtem, ſie denkt ernſthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr ſpäteres Alter. Die nächſte Aufgabe iſt: geſund zu werden; denn wir fühlen uns noch ſehr ſchwach in den Gliedern. Die heiligen Vampire des Mittelalters haben uns ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre ſogar rathſam, wenn wir Feſtſpiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entſchädigungs-Ehren erwieſen. Denn das Chriſtenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat ſie überall fletrirt, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſeren Weibern neue Hemde und neue

Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle müſſen wir durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt.

Der nächſte Zweck aller unſerer neuen Inſtituzionen iſt ſolchermaßen die Rehabilitazion der Materie, die Wiedereinſetzung derſelben in ihre Würde, ihre moraliſche Anerkennung, ihre religiöſe Heiligung, ihre Verſöhnung mit dem Geiſte. Puruſa wird wieder vermählt mit Pakriti. Durch ihre gewaltſame Trennung, wie in der indiſchen Mythe ſo ſinnreich dargeſtellt wird, entſtand die große Weltzerriſſenheit, das Uebel.

Wißt Ihr nun, was in der Welt das Uebel iſt? Die Spiritualiſten haben uns immer vorgeworfen, daß bey der pantheiſtiſchen Anſicht der Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen aufhöre. Das Böſe iſt aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eignen Weltanſchauung, anderen Theils iſt es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen

Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanſchauung iſt die Materie an und für ſich böſe, was doch wahrlich eine Verläumdung iſt, eine entſetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böſe, wenn ſie heimlich konſpiriren muß gegen die Uſurpazionen des Geiſtes, wenn der Geiſt ſie fletrirt hat und ſie ſich aus Selbſtverachtung proſtituirt, oder wenn ſie gar mit Verzweiflunghaß ſich an dem Geiſte rächt; und ſomit wird das Uebel nur ein Reſultat der ſpiritualiſtiſchen Welteinrichtung.

Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtirt ſich in den Pflanzen, die ohne Bewußtſeyn ein kosmiſchmagnetiſches Leben führen. Er manifeſtirt ſich in den Thieren, die in ihrem ſinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Exiſtenz empfinden. Aber am herrlichſten manifeſtirt er ſich in dem Menſchen, der zugleich fühlt und denkt, der ſich ſelbſt individuell zu unterſcheiden weiß von der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kund geben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewußtſeyn, und ſolches Selbſtbewußtſeyn offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen: ſo daß jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All, in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That; und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen, ſie iſt eine Inkarnazion Gottes!

Es iſt eine irrige Meinung, daß dieſe Religion, der Pantheismus, die Menſchen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewußtſeyn ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen.

Wir befördern das Wohlſeyn der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt mißachten, ſondern weil wir wiſſen, daß die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder avilirt, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revoluzien, das Saint-Juſt ausgeſprochen: le pain est le droit du peuple, lautet bey uns: le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin, und in noch manchen anderen Dingen, unterſcheiden wir uns von den Männern der Revoluzion. Wir wollen keine Sanskülotten ſeyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten: wir ſtiften eine Demokrazie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien — Seyd deßhalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure cenſoriſche Vorwürfe entgegnen wir Euch, was ſchon ein Narr des Shakeſpear ſagte: meinſt du, weil du tugendhaſt biſt, ſolle es auf dieſer Erde keine angenehmen Torten und keinen ſüßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simoniſten haben etwas der Art begriffen und gewollt. Aber ſie ſtanden auf ungünſtigem Boden, und der umgebende Materialismus hat ſie niedergedrückt, wenigſtens für einige Zeit. In Deutſchland hat man ſie beſſer gewürdigt. Denn Deutſchland iſt der gedeihlichſte Boden des Pantheismus; dieſer iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus, wie ich ſpäterhin erzählen werde, iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Man ſagt es nicht, aber jeder weiß es; der Pantheismus iſt das öffentliche Geheimniß in Deutſchland. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wir ſind frey und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

Der Pantheismus iſt die verborgene Religion Deutſchlands, und daß es dahin kommen würde, haben diejenigen deutſchen Schriftſteller vorausgeſehen, die ſchon vor funfzig Jahren ſo ſehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendſte dieſer Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutſchen Philoſophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkiſcher Schleicher, der ſich in dem Mantel der Philoſophie vermummt, und ſich bey den Philoſophen einſchlich, ihnen erſt viel von ſeiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losſchmähte. Sein Refrain war immer: die Philoſophie, die Erkenntniß durch Vernunft, ſey eitel Wahn, die Vernunft wiſſe ſelbſt nicht, wohin ſie führe, ſie bringe den Menſchen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerſpruch, und nur der Glaube könne ihn ſicher leiten.

Der Maulwurf! er ſah nicht, daß die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während ſie droben ſicher einherwandelt, ſich ſelber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Haſſe des kleinen Jakobi's gegen den großen Spinoza.

Merkwürdig iſt es, wie die verſchiedenſten Partheyen gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zuſammenſetzung den ſpaßhafteſten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm ſchwarzer und weißer Kaputzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfäſſern, marſchiert die Phalanx der Enzyklopediſten, die ebenfalls gegen dieſen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der amſterdamer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläßt, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pikelflöte der Perſifflage zum Beſten des Deismus muſicirt. Dazwiſchen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderinn dieſer Glaubensarmee. —

Wie entrinnen ſo ſchnell als möglich ſolchem Charivari. Zurückkehrend von unſerem pantheiſtiſchen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitziſchen Philoſophie, und haben ihre weitern Schickſale zu erzählen.

Leibnitz hatte ſeine Werke, die Ihr kennt, theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Chriſtian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht blos ſyſtematiſirte, ſondern auch in deutſcher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienſt beſteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibnitz in ein feſtes Syſtem einſchloß, noch weniger darin, daß er ſie durch die deutſche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte: ſein Verdienſt beſteht darin, daß er uns anregte, auch in unſerer Mutterſprache zu philoſophiren. Wie wir bis Luther die Theologie, ſo haben wir bis Wolf die Philoſophie nur in lateiniſcher Sprache zu behandeln gewußt. Das Beyſpiel einiger wenigen, die ſchon vorher dergleichen auf deutſch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhiſtoriker muß ihrer mit beſonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daſelbſt, ich glaube zu Straßburg, geſtorben iſt. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Myſtikern, die ich als die platoniſche Parthey des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren ſeines Lebens entſagte dieſer Mann allem gelehrten Dünkel, ſchämte ſich nicht in der demüthigen Volksſprache zu predigen, und dieſe Predigten, die er aufgezeichnet, ſo wie auch die deutſchen Ueberſetzungen, die er von einigen ſeiner früheren lateiniſchen Predigten mitgetheilt, gehören zu den merkwürdigſten Denkmälern der deutſchen Sprache. Denn hier zeigt ſie ſchon, daß ſie zu metaphyſiſchen Unterſuchungen nicht blos tauglich, ſondern weit geeigneter iſt als die lateiniſche. Dieſe letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren

Urſprung verläugnen. Sie iſt eine Commandoſprache für Feldherren, eine Dekretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum, mit wahrhaft kriſtlicher Geduld, länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält dieſe Sprache zu ſpiritualiſiren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da mußte er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit ward die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Wort offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung des Parazelſus, oder wie er ſich nannte, des Theophraſtus Parazelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der Ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnißvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bey uns ausgebildet, wenn nicht, durch zufälligen Einfluß, die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Parazelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorkriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und was ſie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm ſollte eigentlich auch hier die Rede ſeyn. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benuzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können ihn zu leſen. Ich laß mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daß ſie das Publikum myſtifiziren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrift, ſo hat Euch ja Saint-Martin einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſezt. Carl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daß er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Görliß ſchickte, um ihn zu ſtudiren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königlicher Herr. Denn während dieſer zu Withehall den Kopf verlor durch Cromwels Beil, hat jener zu Görlitz, durch Jacob Böhms Theoſophie, nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſiren und ſein Populariſiren der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel und wir müſſen beyläufig deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſiren war nur eitel Schein und das wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freylich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumaterialien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein enzyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Enzyklopedie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften." Daß er, der Enkel des Deskartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bey Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerirte bey ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtriren. Es entſtand der ſogenannte Wolfſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolfſche Philoſophie wurde immer wäßrigter und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündflut ſind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da, auf unſeren höchſten Muſenſitzen, findet man noch alte Foſſilien aus der Wolfſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältniß zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte giebt es keine verwickeltere Parthie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen, ſeit dem dreyzigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfündige Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daß die proteſtantiſche Klopffechterey meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ſeinen Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittemberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwey Partheyen, die wir, im katholiſchen Gewande, während dem ganzen Mittelalter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Koſtume gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie dieſer durch ſeine Ueberſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſtizismus begründet, ſo begründete jener den proteſtantiſchen Pietismus, durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Namen Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Speners iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bey Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Speners, Herman Frank, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beyſpiele und im Sinne ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beyfall, den er dabey erwarb, erregte den Neid ſeiner Collegen, die deßhalb unſerem armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich, denn er iſt der Stifter des Halleſchen Waiſenhauſes. Die Univerſität Halle ward nun bevölkert von Pietiſten und man nannte ſie „die Waiſenhausparthey.“ Nebenbey geſagt, dieſe hat ſich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle iſt noch bis jetzt die Taupinière der Pietiſten, und ihre Streitigkeiten mit den proteſtantiſchen Razionaliſten haben noch vor einigen Jahren einen Scandal erregt, der durch ganz Deutſchland ſeinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzoſen, die Ihr nichts davon gehört habt! Sogar die Exiſtenz jener evangeliſchen Klatſchblätter, worin die frommen Fiſchweiber der proteſtantiſchen Kirche ſich weidlich ausgeſchimpft, ſind Euch unbekannt geblieben, glückliche Franzoſen!

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die halleſchen Orthodoxen, welche, in ihrem Kampfe mit den eingeſiedelten Pietiſten, die Wolfſche Philoſophie zu Hülfe rieſen. Denn die Religion, wenn ſie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt ſie bey uns betteln. Aber alle unſere Gaben bringen ihr ſchlechten Gewinn. Das mathematiſche, demonſtrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paßte ihr ſo ſchlecht, daß ſie ſich noch beengter fühlt und in dieſer Beengniß ſehr lächerlich machte. Ueberall platzten die ſchwachen Näthe. Beſonders der verſchämte Theil, die Erbſünde, trat hervor in ſeiner grellſten Blöße. Hier half kein logiſches Feigenblatt. Kriſtlich lutheriſche Erbſünde und Leibnitz-Wolfſcher Optimismus ſind unverträglich. Die franzöſiſche Perſifflage des Optimismus mißfiel daher am wenigſten unſeren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbſünde zu Gute. Der deutſche Panglos hat aber, durch die Vernichtung des Optimismus ſehr viel verloren und ſuchte lange nach einer ähnlichen Troſtlehre, bis das Hegelſche Wort „alles was iſt, iſt vernünftig!" ihm einigen Erſatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bey der Philoſophie Hülfe begehrt, iſt ihr Untergang unabwendlich. Sie ſucht ſich zu vertheidigen und ſchwatzt ſich immer tiefer ins Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Abſolutismus, darf ſich nicht juſtifiziren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Aeſchylus läßt die perſonifizirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß ſtumm ſeyn.

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe ſuchte bey der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabey ungefähr wie Medea bey der Verjüngung des Königs Aeſon. Zuerſt wurde ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr langſam abgezapft; um mich bildles auszudrücken: es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf Mitregent Gottes zu ſeyn, er wurde gleichſam mediatiſirt, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſey. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch, oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonce. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthume ſchieden, heißen Razionaliſten, und gegen dieſe wendete ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, das vermochte der gemeinſchaftliche Haß, der Haß gegen die Razionaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie beginnt mit dem ruhigen Semler, den Ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den Ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem ſeichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft Ihr nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Ueber erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeyd Ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wißt, daß er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte bließ, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von Euch haben gewiß auch Sans-ſouçi beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloßwart, hat Euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in ſchwarzen Maroquin einbinden laſſen, damit ſein geſtrenger Vater glaubte, er läſe in einem lutheriſchen Geſangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweiſen, den Ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieſes nordiſchen Salomons, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher wie Ihr, im Buche der Könige Capitel X, leſen könnt, durch ſeinen Freund Hieram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ. Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente, konnte nun freylich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluß auf den deutſchen Geiſt gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nazionalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muß ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte keiner derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit demſelben führte, iſt merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daß wir deßhalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam, ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden, wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wiſſen, daß der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen, daß es meiſtens unſere eignen Feinde, die Obſcuranten, geweſen, die ihn zu Grunde perſifflirt: ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland daſſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revoluzion ſtatt finden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch, und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daß er Windmühlen für Rieſen anſah und dagegen focht. Noch ſchlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Rieſen für bloße Windmühlen anſah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er ſchrieb eine Satyre gegen deſſen Werther, worin er alle Intenzionen des Autors aufs plumpſte verkannte. Indeſſen, in der Hauptſache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit ſeinem Werther eigentlich ſagen wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerey, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns Noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen;

wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!"

Freund Nicolai hat nun wirklich, nach ſolcher Angabe, einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Bley war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heurathet Charlotte, kurz endet noch tragiſcher als im Goetheſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek“ hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakayen und dergl. kämpften. Es iſt nicht zu läugnen, daß mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bey aller möglichen Vorzüglichkeit, enthielten doch jene Lieder mancherley Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren; die alten Klänge, der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Syrenen nicht hören, unbekümmert, daß ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszuräuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Parthey der Blumen und Nachtigallen, und alles was zu dieſer Parthey gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

Da ich von den philoſophiſchen und religiöſen Zuſtänden jener Zeit einen Begriff geben möchte, muß ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinſchaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichſam ein Juſte-milieu zwiſchen Philoſophen und Belletriſtik bildeten. Sie hatten kein beſtimmtes Syſtem ſondern nur eine beſtimmte Tendenz. Sie gleichen den engliſchen Moraliſten in ihrem Styl, und in ihren letzten Gründen. Sie ſchreiben ohne wiſſenſchaftlich ſtrenge Form und das ſittliche Bewußtſeyn iſt die einzige Quelle ihrer Erkenntniß. Ihre Tendenz iſt ganz dieſelbe, die wir bey den franzöſiſchen Philantropen finden. In der Religion ſind ſie Razionaliſten. In der Politik ſind ſie Weltbürger. In der Moral ſind ſie Menſchen, edle, tugendhafte Menſchen, ſtreng gegen ſich ſelbſt, milde gegen Andere. Was Talent betrifft ſo mögen wohl Mendelſohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Bieſter als die ausgezeichnetſten genannt werden. Moritz iſt mir der liebſte. Er leiſtete viel in der Erfahrungsſeelenkunde. Er war von einer köſtlichen Naivität, wenig verſtanden von ſeinen Freunden. Seine Lebensgeſchichte iſt eins der wichtigſten Denkmäler jener Zeit. Mendelſohn hat jedoch vor allen übrigen eine große ſociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutſchen Iſraeliten, ſeiner Glaubensgenoſſen, er ſtürzte das Anſehn des Talmudismus, er begründete den reinen Moſaismus. Dieſer Mann, den ſeine Zeitgenoſſen den deutſchen Sokrates nannten und wegen ſeines Seelenadels und ſeiner Geiſteskraft ſo ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küſters der Synagoge von Deſſau. Außer dieſem Geburtsübel hatte ihn die Vorſehung auch noch mit einem Buckel belaſtet, gleichſam um dem Pöbel in recht greller Weiſe die Lehre zu geben, daß man den Menſchen nicht nach ſeiner äußern Erſcheinung, ſondern nach ſeinem innern Werthe ſchätzen ſolle. Oder hat ihm die Vorſehung, eben aus gütiger Vorſicht, einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Uebel zuſchreibe, worüber ein Weiſer ſich leicht tröſten kann?

Wie Luther das Pabſtthum, ſo ſtürzte Mendelſohn den Talmud, und zwar in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradizionen verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den kriſtlichen Katholizismus. In der That, der Talmud iſt der Katholizismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daß ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des kriſtlichen Katholizismus mußte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daß ſie dem kriſtlichen Rom eben ſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rome wiederſtehen konnten. Und ſie haben nicht bloß wiederſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden" — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom wurde auch das kriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Laſitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hotel Nummero fünfzehn, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer grandſeigneurlicher Nonchalançe dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Pabſtes, und er bringt in deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelſohn verdient daher großes Lob daß er dieſen jüdiſchen Katholizismus, wenigſtens in Deutſchland, geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradizion verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende

Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten waren, und wofür ſo viel Martyrerblut und Martyrerthränen gefloſſen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, ſo müſſen auch die Könige des Geiſtes unerbittlich ſeyn gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen ſanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deßhalb vielmehr der Meinung, daß Moſes Mendelſohn in dem reinen Moſaismus eine Inſtituzion ſah, die dem Deismus gleichſam als eine letzte Verſchanzung dienen konnte. Denn der Deismus war ſein innerſter Glaube und ſeine tiefſte Ueberzeugung. Als ſein Freund Leſſing ſtarb, und man denſelben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängſtlichſten Eifer, und er ärgerte ſich bey dieſer Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier ſchon zum zweitenmahle den Namen genannt, den kein Deutſcher ausſprechen kann, ohne daß in ſeiner Bruſt ein mehr oder minder ſtarkes Echo laut wird. Aber ſeit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne.

Gleich dem Luther wirkte Leſſing nicht nur indem er etwas beſtimmtes that, ſondern indem er das deutſche Volk bis in ſeine Tiefen aufregte, und indem er eine heilſame Geiſterbewegung hervorbrachte, durch ſeine Critik, durch ſeine Polemik. Er war die lebendige Critik ſeiner Zeit und ſein ganzes Leben war Polemik. Dieſe Critik machte ſich geltend im weiteſten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt. Dieſe Polemik überwand jeden Gegner und erſtarkte nach jedem Siege. Leſſing, wie er ſelbſt eingeſtand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geiſtesentwicklung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die

Talente, Kenntniſſe und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweykampf erſchlug, und in dieſer Weiſe endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich iſt es, daß ſolch ein ſtreitluſtiger Kämpe nicht geringen Lerm in Deutſchland verurſachte, in dem ſtillen Deutſchland, das damals noch ſabathlich ſtiller war als heute. Verblüfft wurden die meiſten ob ſeiner literariſchen Kühnheit. Aber eben dieſe kam ihm hülfreich zu ſtatten; denn Oser! iſt das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, eben ſo wie in der Revoluzion — und in der Liebe. Vor dem Leſſingſchen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm ſicher. Ja, manchen Schädel hat er ſogar aus Uebermuth herunter geſchlagen, und dann war er dabey noch ſo boßhaft ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen ſein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen ſeines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieſer Pfeile; die Feinde fühlten die Spitze in ihren Herzen. Der Leſſingſche Witz gleicht nicht jenem Enjouement, jener Gaité, jenen ſpringenden Saillies, wie man hier zu Land dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines franzöſiſches Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſings, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſingſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Kloß erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daß jener witzigſte Menſch in Deutſchland, auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Conzeſſion, ſelbſt wenn er dadurch, in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen, den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büſſons „der Styl iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende Stärke. Sein Styl iſt ganz der Styl der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bey der höchſten Einfachheit; gleich Quaderſteinen, ruhen die Sätze auf einander, und wie bey jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bey dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſingſchen Proſa ſo wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bey unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche Ihr la belle phrase nennt.

Daß ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſeyn konnte, werdet Ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo mußte er doch unglücklich ſeyn; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läßt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deßhalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Martyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seyns, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm ſchöne Commödiantinnen amüſanter dünkten als hamburgiſche Paſtöre, und daß ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte in der Umfriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtral, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen."

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen: dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, keiner verſtand ihn. Mendelſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren eben ſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verläumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtamente ins dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht bloß durch ſeine Critik, ſondern auch durch ſein Beyſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine ſociale Bedeutung, und Nathan der Weiſe iſt im Grunde nicht bloß eine gute Commödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribune, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Catheder herabſtieß, dann ſprang er aufs Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradizion befreyt, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand, wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradizion. Zur Befreyung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beygetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradizion bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schaar, und in ſolcher Bedrängniß rief er einſt aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. (Huß rief dieſes auf dem Scheiterhaufen.) Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!“

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreyend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradizion erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es itzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſey die letzte Hülle des Chriſtenthums und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts anders, als das, was die Welſchen

Philoſophen zu demonſtriren gedacht, was die Philantropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelſohn im Moſaismus gefunden, was die Freymaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich damals in Deutſchland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Leſſing ſtarb zu Braunſchweig, im Jahr 1781, verkannt, gehaßt und verſchrien. In demſelben Jahre erſchien zu Königsberg die Critik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit dieſem Buche, welches durch ſonderbare Verzögerung erſt am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geiſtige Revoluzion in Deutſchland, die mit der materiellen Revoluzion in Frankreich die ſonderbarſten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben ſo wichtig dünken muß wie jene. Sie entwickelt ſich mit denſelben Phaſen, und zwiſchen beiden herrſcht der merkwürdigſte Parallelismus.

Auf beiden Seiten des Rheines ſehen wir denſelben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradizion wird alle Ehrfurcht aufgekündigt, wie hier in Frankreich jedes Recht, ſo muß dort in Deutſchland jeder Gedanke ſich juſtifiziren, und wie hier das Königthum, der Schlußſtein der alten ſocialen Ordnung, ſo ſtürzt dort der Deismus, der Schlußſtein des geiſtigen alten Regimes.

Von dieſer Kataſtrophe, von dem 21. Januar des Deismus, ſprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht weiter zu ſchreiben. Unſere Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der alte Jehova ſelber, der ſich zum Tode bereitet. Wir haben ihn ſo gut gekannt, von ſeiner Wiege an, in Egypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibiſſen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn geſehen, wie er dieſen Geſpielen ſeiner Kindheit und den Obelisken und Sphynxen ſeines heimathlichen Nilthals Adee ſagte, und in Paleſtina, bey einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalaſt wohnte. — Wir ſahen ihn ſpäterhin, wie er mit der aſſyriſch babiloniſchen Civiliſazion in Berührung kam, und ſeine allzumenſchliche Leidenſchaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache ſpie, wenigſtens nicht mehr wegen jeder Lumperey gleich donnerte. — Wir ſahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptſtadt, wo er aller Nazionalvorurtheile entſagte, und die himmliſche Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit ſolchen ſchönen Phraſen gegen den alten Jupiter Oppoſizion bildete, und ſo lange intriguirte bis er zur Herrſchaft gelang, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — Wir ſahen, wie er ſich noch mehr vergeiſtigte, wie er ſanftſelig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. —

Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Es geht die Sage, daß ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabriziren; dieſes ſey ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch gebährden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulirten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raspeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine ächtengliſche Ausſprache; kurz dieſes Automat war ein vollendeter Gentleman, und zu einem ächten Menſchen fehlte ihm gar nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewußt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daß er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Continente, reiſt beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: **Give me a soul!** Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältniß kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Mißmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältniß kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeyns überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherley Begehrniß in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läßt uns keine Ruhe bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Gedanken auszuſprechen, und es geſtaltet ſich die Welt, es wird Licht oder es wird Finſterniß, die Waſſer ſondern ſich von dem Feſtland, oder gar wilde Beſtien kommen zum Vorſchein. Die Welt iſt die Signatur des Wortes.

Dieſes merkt Euch, Ihr ſtolzen Männer der That. Ihr ſeyd nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigſter Stille Euch all Eu'r Thun aufs Beſtimmteſte vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jaque Rouſſeau, die blutige Hand, die aus dem Schooße der Zeit den Leib hervorzog, deſſen Seele Rouſſeau geſchaffen. Die unſtäte Angſt, die dem Jean Jaque das Leben verkümmerte, rührte ſie vielleicht daher, daß er ſchon im Geiſte ahnte, welch eines Geburtshelfers ſeine Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht als er ſagte: wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde Euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie ſo lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſeyn. Bey Gott! ich laß ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin, wie ein toller Bachantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hospitäler hereinbrechen, und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freylich mein Herz ſehr bekümmern und ich ſelber werde dabey zu Schaden kommen! Denn ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt der Dichter: wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nicht beſſer gehen. Ich bin der krankſte von Euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß was Geſundheit iſt. Ihr aber, Ihr wißt es nicht, Ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeyd kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken.

Ja, viele von Euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran, und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft ...... Fort, Ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorzirende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kants „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, Ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeyd Ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe Ihr köpftet. Und dabey mußtet Ihr ſo viel trommeln und ſchreyen und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erſchütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robeſpierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robeſpierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freylich ſeine Anfälle von Zerſtörungswuth, wenn es das Königsthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in ſeiner regiziden Epilepſie; aber ſobald vom höchſten Weſen die Rede war, wuſch er ſich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog ſeinen blauen Sonntagsrock an, mit den Spiegelknöpfen, und ſteckte noch obendrein einen Blumenſtraus vor ſeinem breiten Bruſtlatz.

Die Lebensgeſchichte des Immanuel Kant iſt ſchwer zu beſchreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geſchichte. Er lehrte ein mechaniſch geordnetes, faſt abſtraktes Hageſtolzenleben, in einem ſtillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöſtlichen Grenze Deutſchlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenſchaftsloſer und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufſtehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienleſen, Eſſen, Spatzierengehn, Alles hatte ſeine beſtimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier ſey, wenn Immanuel Kant, in ſeinem grauen Leibrock, das ſpaniſche Röhrchen in der Hand, aus ſeiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man ſeinetwegen noch jetzt den Philoſophengang nennt. Achtmal ſpatzierte er dort auf und ab, in jeder Jahrzeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, ſah man ſeinen Diener, den alten Lampe, ängſtlich beſorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenſchirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorſehung.

Sonderbarer Contraſt zwiſchen dem äußeren Leben des Mannes und ſeinen zerſtörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieſes Gedankens geahnt, ſie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menſchen hinrichtet — aber die guten Leute ſahen in ihm nichts anderes als einen Profeſſor der Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeywandelte, grüßten ſie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit dieſem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächſt finden wir in beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in beiden daſſelbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Critik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daß ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagſchaale .....

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Critik der reinen Vernunſt“ iſt das Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kants hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781, und wurde erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde anfangs ganz überſehen, nur zwey unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große

Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntniß liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel, als irgend ein anderer Philoſoph. Um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehn, wo er gewiß zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels,“ geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen,“ geſchrieben zehn Jahr ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers,“ voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Eſſays. Der Witz eines Kant, wie er ſich in dieſen Schriftchen äußert, hat etwas höchſt Eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz ſeiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne ſolche Stütze freylich kann der reichſte Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muß er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit ſeinen koſtbarſten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in einem ſo grauen, trocknen Packpapierſtyl geſchrieben? Ich glaube, weil er die mathematiſche Form der Deskartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wiſſenſchaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn ſie ſich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausſpräche. Er verlieh ihr daher eine ſteife, abſtrakte Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geiſtesklaſſen kalt ablehnte. Er wollte ſich von den damaligen

Popularphiloſophen, die nach bürgerlichſter Deutlichkeit ſtrebten, vornehm abſondern und er kleidete ſeine Gedanken in eine hofmanniſch abgekältete Kanzeleyſprache. Hier zeigt ſich ganz der Philiſter. Aber vielleicht bedurfte Kant zu ſeinem ſorgfältig gemeſſenen Ideengang auch einer Sprache, die ſorgfältig gemeſſener, und er war nicht im Stande, eine beſſere zu ſchaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieſes Mangels, eben ſo wie der gute Maximilian, war Kant um ſo mißtrauiſcher gegen das Genie, und in ſeiner Critik der Urtheilskraft behauptete er ſogar, das Genie habe nichts in der Wiſſenſchaft zu ſchaffen, ſeine Wirkſamkeit gehöre ins Gebieth der Kunſt.

Kant hat durch den ſchwerfälligen, ſteifleinenen Styl ſeines Hauptwerks ſehr vielen Schaden geſtiftet. Denn die geiſtloſen Nachahmer äfften ihn nach in dieſer Aeußerlichkeit, und es entſtand bey uns der Aberglaube, daß man kein Philoſoph ſey, wenn man gut ſchriebe. Die mathematiſche Form jedoch konnte, ſeit Kant, in der Philoſophie nicht mehr aufkommen. Dieſer Form hat er in der Critik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematiſche Form in der Philoſophie, ſagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, ſo wie die philoſophiſche Form in der Mathematik nur eitel Geſchwätz hervorbringt. Denn in der Philoſophie könne es keine Definizionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definizionen nicht diskurſiv, ſondern intuitiv ſind, d. h. in der Anſchauung nachgewieſen werden können; was man Definizionen in der Philoſophie nenne, werde nur verſuchsweiſe, hypothetiſch, vorangeſtellt; die eigentlich richtige Definizion erſcheine nur am Ende als Reſultat.

Wie kommt es, daß die Philoſophen ſo viel Vorliebe für die mathematiſche Form zeigen? Dieſe Vorliebe beginnt ſchon mit Pythagoras, der die

Prinzipien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieſes war ein genialer Gedanke. In einer Zahl iſt alles Sinnliche und Endliche abgeſtreift, und dennoch bezeichnet ſie etwas Beſtimmtes und deſſen Verhältniß zu etwas Beſtimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denſelben Charakter des Entſinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denſelben Charakter und daſſelbe Verhältniß zu einander haben. Man kann die Ideen, wie ſie in unſerem Geiſte und in der Natur ſich kund geben, ſehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee ſelber. Der Meiſter bleibt dieſes Unterſchieds noch bewußt, der Schüler aber vergißt deſſen, und überliefert ſeinen Nachſchülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulſtolz nachplappert. Daſſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen

Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixiren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läßt es ſich fixiren durch Linie, Dreyeck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Aeußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntniß geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daß ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der bloß dazu dient, die Abſurditäten der Wolfſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bey den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen.

Die „Critik der reinen Vernunft“ iſt, wie ich bereits geſagt, das Hauptbuch von Kant, und ſeine übrigen Schriften ſind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Commentare zu betrachten. Welche ſociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Die Philoſophen vor Kant haben zwar über den Urſprung unſerer Erkenntniſſe nachgedacht, und ſind, wie wir bereits gezeigt, in zwey verſchiedene Wege gerathen, jenachdem ſie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnißvermögen ſelber, über den Umfang unſeres Erkenntnißvermögens, oder über die Grenzen unſeres Erkenntnißvermögens iſt weniger nachgedacht worden. Dieſes ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unſer Erkenntnißvermögen einer ſchonungsloſen Unterſuchung, er ſondirte die ganze Tiefe dieſes Vermögens und konſtatirte alle ſeine Grenzen. Da fand er nun freylich, daß wir gar nichts wiſſen können von ſehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrauteſter Bekanntſchaft zu ſtehen vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich zu wiſſen, von welchen Dingen wir nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt, wie derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daß wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, nichts wiſſen, ſondern daß wir nur in ſo fern etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektiren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato, im ſiebenten Buche vom Staate, ſo Betrübſames erzählt: Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daß ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerley Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar nichts ſehen und von den vorbeygetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand dahin bewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeyen dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale derſelben einſammelte und ſie klaſſifizirte, hörte auf, als Kant erſchien, und dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kund gab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtillſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtill ſtehen und die Erde um ſie herum wandeln, und ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft, gleich der Sonne, um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kömmt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kants angedeutet, iſt jedem begreiflich, daß ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie, halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur in ſo weit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kund geben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen: ſo hat Kant die Dinge, in ſo fern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich: Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wiſſen, nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen, ſie exiſtiren, noch: ſie exiſtiren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, in ſo weit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtiren, und in Dinge, welche für uns nicht exiſtiren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott iſt, nach Kant, ein Noumen. In Folge ſeiner Argumentation iſt jenes tranzendentale Idealweſen, welches wir bisher Gott genannt, nichts anders als eine Erdichtung. Es iſt durch eine natürliche Illuſion entſtanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wiſſen können, und wie ſogar jede künftige Beweisführung ſeiner Exiſtenz unmöglich ſey. Die Kanteſchen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" ſchreiben wir über dieſe Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläßt mir gern die populäre Erörterung dieſer Parthie, wo „von den Beweisgründen der ſpekulativen Vernunft, auf das Daſeyn eines höchſten Weſens zu ſchließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieſer Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erſt in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorſchein kommt, ſo iſt ſie doch ſchon von vorn herein aufs abſichtlichſte eingeleitet, und ſie gehört zu deſſen Pointen. Es knüpft ſich daran die „Critik aller ſpekulativen Theologie.“ Bemerken muß ich, daß Kant, indem er die drey Hauptbeweisarten für das Daſeyn Gottes, nämlich den ontologiſchen, den kosmologiſchen und den phyſikotheologiſchen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwey letzteren, aber nicht den erſteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt ſind, und ich gebe daher die Stelle aus der Critik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterſcheidungen formulirt:

„Es ſind nur drey Beweisarten vom Daſeyn Gottes aus ſpekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieſer Abſicht einſchlagen mag, fangen entweder von der beſtimmten Erfahrung und der dadurch erkannten beſonderen Beſchaffenheit unſerer Sinnenwelt an, und ſteigen von ihr nach Geſetzen der Kauſalität bis zur höchſten Urſache außer der Welt hinauf; oder ſie legen nur unbeſtimmte Erfahrung, d. i. irgend ein Daſeyn zum Grunde, oder ſie abſtrahiren endlich von aller Erfahrung und ſchließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Daſeyn einer höchſten Urſache. Der erſte Beweis iſt der phyſikotheologiſche, der zweite der kosmologiſche, der dritte iſt der ontologiſche Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchſtudiren des Kanteſchen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen jene beſtehenden Beweiſe für das Daſeyn Gottes überall hervorlauſcht, und ich würde ſie weitläuftiger beſprechen, wenn mich nicht ein religiöſes Gefühl davon abhielte. Schon daß ich jemanden das Daſeyn Gottes diskutiren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an das Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich aber jede Diskuſſion über das Daſeyn Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtſeyn der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewußtſeyn durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bey der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnißvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt, durch die erſte Regung der Vernunft. Der Verfaſſer dieſer Blätter iſt ſich einer ſolchen frühen, urſprünglichen Religioſität, aufs

Freudigſte bewußt, und ſie hat ihn nie verlaſſen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: was iſt Gott? was iſt ſeine Natur? ſo frug ich ſchon als kleines Kind: wie iſt Gott? wie ſieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufſehen, und war des Abends ſehr betrübt, daß ich niemals das allerheiligſte Angeſicht Gottes, ſondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Aſtronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, ſogar die kleinſten Kinder nicht verſchonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß alle dieſe tauſendmillionen Sterne, eben ſo große, ſchöne Erdkugeln ſeyen, wie die unſrige, und über all dieſes leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einſt im Traume, erinnere ich mich, ſah ich Gott, ganz oben in der weiteſten Ferne. Er ſchaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenſter hinaus, ein frommes Greiſengeſicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er ſtreute eine Menge Saatkörner herab, die, während ſie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichſam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis ſie lauter ſtralende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede ſo groß, wie unſere eigne Erdkugel. Ich habe dieſes Geſicht nie vergeſſen können, noch oft im Traume ſah ich den heiteren Alten aus ſeinem kleinen Himmelfenſter die Weltenſaat herabſchütten; ich ſah ihn einſt ſogar mit den Lippen ſchnalzen, wie unſere Magd, wenn ſie den Hühnern ihr Gerſtenfutter zuwarf. Ich konnte nur ſehen wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten: aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingeſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner.

Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweißführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtörte.

Die Rettung des ontologiſchen Beweiſes käme dem Deismus gar nicht beſonders heilſam zu ſtatten, denn dieſer Beweis iſt ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verſtändniß bemerke ich, daß der ontologiſche Beweis derjenige iſt, den Deskartes aufſtellt und der ſchon lange vorher im Mittelalter, durch Anſelm von Kanterbury, in einer ruhenden Gebetform, ausgeſprochen worden. Ja, man kann ſagen, daß der heilige Auguſtin ſchon im zweiten Buche **De libero arbitrio** den ontologiſchen Beweis aufgeſtellt hat.

Ich enthalte mich, wie geſagt, aller populariſirenden Erörterung der Kanteſchen Polemik gegen jene Beweiſe. Ich begnüge mich zu verſichern, daß der Deismus ſeitdem im Reiche der ſpekulativen Vernunft erblichen iſt. Dieſe betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe ſie ſich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längſt Trauer angelegt. **De profundis!**

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hauſe gehn? Bey Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philoſophen trazirt, er hat den Himmel geſtürmt, er hat die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, der Oberherr der Welt ſchwimmt unbewieſen in ſeinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für dieſſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabey mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironiſch ſpricht er: „der alte Lampe muß einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſeyn — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſeyn — das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments, unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den

Leichnahm des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant die Reſurekzion nicht bloß des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizey wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Ueberzeugung gehandelt? Hat er uns eben dadurch, daß er alle Beweiſe für das Daſeyn Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie mißlich es iſt, wenn wir nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe, wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Lanternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunkeln ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Lanternen, welche er nur deshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Critik der reinen Vernunft, bey ihrem Erſcheinen, nicht die gringſte Senſazion gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläuterungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahr 1789 war in Deutſchland von nichts mehr die Rede als von Kanteſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Commentare, Chreſtomatien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bey den Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bey den Anderen eine bittere Verdrießlichkeit, bey vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revoluzion. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie Ihr in der materiellen Welt, und bey dem Niederreißen des alten Dogmatismus eſchauffirten wir uns eben ſo ſehr wie Ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freylich ebenfalls nur ein paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, d. i. die Wolfſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revoluzion, und es fehlte nicht an Greul. Unter der Parthey der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greul am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greul, damit ſich das Maaß fülle, und die Contrerevoluzion deſto ſchneller als nothwendige Reakzion ſtatt finde. Es gab bey uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bey Euch in der Politik. Manche unſerer Peſſimiſten gingen in der Selbſtverblendung ſo weit, daß ſie ſich einbildeten, Kant ſey mit ihnen in einem geheimen Einverſtändniß und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſeyn Gottes nur deßhalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daß man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntniß Gottes gelange, und daß man ſich alſo hier an der geoffenbarten Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluß. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer und ſeine Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der kanteſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe kanteſche Philoſophie, wegen ihrer abſtrakten Trockenheit, ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läßt ſich nicht leicht bewegen, iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis ans Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nazionalſache. Eine ſchöne Schaar großen Denker ſproßte plötzlich aus dem deutſchen Boden, wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revoluzion, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon früher hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bey Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanke und Geſinnung eins, und in ſolcher großartigen Einheit, wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht bloß eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe! Vollauf ſind wir gewiß entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichteſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht bloß den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; beides Dinge womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichteſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Critik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem, hat man der Kanteſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie“ abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kants Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kanteſchen Methode ganz treu, ſo daß man ſeine erſte Abhandlung als ſie anonym erſchien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber ſpäter ein Syſtem aufſtellt, ſo geräth er in ein eifriges, gar eigenſinniges Konſtruiren, und wenn er die ganze Welt konſtruirt hat, ſo beginnt er eben ſo eifrig und eigenſinnig von oben bis unten herab ſeine Konſtrukzionen zu demonſtriren. In dieſem Konſtruiren und Demonſtriren bekundet Fichte eine ſo zu ſagen abſtrakte Leidenſchaft. Wie in ſeinem Syſtem ſelbſt, ſo herrſcht bald die Subjektivität auch in ſeinem Vortrag.

Kant hingegen legt den Gedanken vor ſich hin, und ſezirt ihn, und zerlegt ihn in ſeine feinſten Faſern, und ſeine Kritik der reinen Vernunft iſt gleichſam das anatomiſche Theater des Geiſtes. Er ſelber bleibt dabey kalt, gefühllos, wie ein ächter Wundarzt.

Wie die Methode ſo auch die Form der Fichteſchen Schriften. Sie iſt lebendig, aber ſie hat auch alle Fehler des Lebens: ſie iſt unruhig und verwirrſam. Um recht lebendig zu bleiben, verſchmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philoſophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verſtändniß. Er hat überhaupt über Verſtändniß ganz eigne Grillen. Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daß ihn niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte: er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differenzirte, ließ er drucken: Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todtbette lag, ſagte er: „nur Einer hat mich verſtanden,“ aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „und der hat mich auch nicht verſtanden.“

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichteſche Philoſophie keine große Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur in ſo fern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur in ſo fern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Conſequenz beurkundet, und nur in ſo fern ſie den nothwendigen Uebergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet: iſt der Inhalt der Fichteſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche ſich Fichte ſtellt, iſt:

welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß unſeren Vorſtellungen von Dingen auch Dinge außer uns entſprechen? Und dieſer Frage giebt er die Löſung: alle Dinge haben Realität nur in unſerem Geiſte.

Wie die Critik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, ſo iſt die „Wiſſenſchaftslehre“ das Hauptbuch von Fichte. Dieſes Buch iſt gleichſam eine Fortſetzung des erſteren. Die Wiſſenſchaftslehre verweiſt den Geiſt ebenfalls in ſich ſelbſt. Aber wo Kant analiſirt, da konſtruirt Fichte. Die Wiſſenſchaftslehre beginnt mit einer abſtrakten Formel (Ich=Ich), ſie erſchafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geiſtes, ſie fügt die zerſetzten Theile wieder zuſammen, ſie macht den Weg der Abſtrakzion zurück, bis ſie zur Erſcheinungswelt gelangt. Dieſe Erſcheinungswelt kann alsdann der Geiſt für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bey Fichte iſt noch die beſondere Schwierigkeit, daß er dem Geiſte zumuthet, ſich ſelber zu beobachten, während er thätig iſt. Das Ich ſoll über ſeine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anſtellen während es ſie ausführt. Der Gedanke ſoll ſich ſelber belauſchen, während er denkt, während er allmählig warm und wärmer und endlich gar wird. Dieſe Operazien mahnt uns an den Affen, der am Feuerheerde vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte: die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daß man bloß objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewußt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daß die Fichteſche Philoſophie immer viel von der Satyre auszuſtehen hatte. Ich ſah mahl eine Karrikatur, die eine Fichteſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daß ſie nicht mehr weiß ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich = Ich. Jean Paul hat die Fichteſche Philoſophie aufs heilloſeſte perſifflirt, in einem Buche betitelt **Clavis Fichteana.** Daß der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie läugnete, das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir moquirten uns nicht übel über das Fichteſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken produzirte. Unſeren Spöttern kam dabey ein Mißverſtändniß zu ſtatten, das zu populär geworden, als daß ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Hauſe meinte nämlich, das Fichteſche Ich, das ſey das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich läugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer Menſch glaubt nicht, daß wir exiſtiren, wir die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeiſter und Amtsaktuare ſogar ſeine Vorgeſetzten ſind! Die Damen fragten: glaubt er nicht wenigſtens an die Exiſtenz ſeiner Frau? Nein? Und das läßt Madame Fichte ſo hingehn?

Das Fichteſche Ich iſt aber kein individuelles Ich, ſondern das zum Bewußtſeyn gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichteſche Denken iſt nicht das Denken eines Individuums, eines beſtimmten Menſchen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es iſt vielmehr ein allgemeines Denken, das ſich in einem Individuum manifeſtirt. So wie man ſagt: es regnet, es blitzt u. ſ. w., ſo ſollte auch Fichte nicht ſagen: „ich denke,“ ſondern: „es denkt,“ „das allgemeine Weltdenken denkt in mir.“

Bey einer Vergleichung der franzöſiſchen Revoluzion mit der deutſchen Philoſophie, habe ich einſt, mehr aus Scherz als im Ernſte, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten ſich hier bedeutſame Aehnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroriſtiſches Zerſtörungswerk vollbracht, erſcheint Fichte, wie Napoleon erſchienen, nachdem die Convenzion ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentiren das große unerbittliche Ich, bey welchem Gedanke und That eins ſind, und die koloſſalen Gebäude, welche beide zu konſtruiren wiſſen, zeugen von einem koloſſalen Willen. Aber durch die Schrankenloſigkeit dieſes Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wiſſenſchaftslehre, wie das Kaiſerreich, zerfallen und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie entſtanden.

Das Kaiſerreich gehört nur noch der Geſchichte, aber die Bewegung, welche der Kaiſer in der Welt hervorgebracht, iſt noch immer nicht geſtillt und von dieſer Bewegung lebt noch unſere Gegenwart. So iſt es auch mit der Fichteſchen Philoſophie. Sie iſt ganz untergegangen, aber die Geiſter ſind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar iſt die Nachwirkung ſeines Wortes. Wenn auch der ganze Transzendentalidealismus ein Irrthum war, ſo lebte doch in den Fichteſchen Schriften eine ſtolze Unabhängigkeit, eine Freyheitsliebe, eine Manneswürde, die beſonders auf die Jugend einen heilſamen Einfluß übte. Fichte's Ich war ganz übereinſtimmend mit ſeinem unbeugſamen, hartnäckigen, eiſernen

Charakter. Die Lehre von einem ſolchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem ſolchen Charakter entſprieſſen, und ein ſolcher Charakter mußte, zurückwurzelnd in eine ſolche Lehre, noch unbeugſamer werden, noch hartnäckiger, noch eiſerner.

Wie mußte dieſer Mann den geſinnungsloſen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greul ſeyn! Sein ganzes Leben war ein beſtändiger Kampf. Seine Jugendgeſchichte iſt eine Reihe von Kümmerniſſen, wie bey faſt allen unſeren ausgezeichneten Männern. Armuth ſitzt an ihrer Wiege und ſchaukelt ſie groß, und dieſe magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtinn.

Nichts iſt rührender als den willenſtolzen Fichte zu ſehen, wie er ſich durch Hofmeiſterey in der Welt durchzuquälen ſucht. Solches klägliche Dienſtbrod kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muß nach Warſchau wandern. Dort die alte Geſchichte. Der Hofmeiſter mißfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße ſind nicht fein genug, nicht franzöſiſch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polniſchen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeſchafft wie ein Lakay, erhält von der mißvergnügten Herrſchaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläßt Warſchau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthuſiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Männer iſt in jeder Hinſicht intereſſant, und ich glaube beider Weiſe und Zuſtände nicht beſſer veranſchaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie deſſelben, die ſein Sohn unlängſt herausgegeben, enthalten iſt:

„Am 25. Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther; und traf ohne beſondere Fährlichkeiten am erſten Juli daſelbſt ein. — Den 4ten Kant beſucht, der mich indeß nicht ſonderlich aufnahm: ich hoſpitirte bey ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag iſt ſchläfrig. Unterdeß ſchrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernſthafter beſuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu ſchreiben, und ſie ihm ſtatt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den 13ten damit an, und arbeitete ſeitdem ununterbrochen fort. — Am 18ten Auguſt überſchickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den 25ſten hin, um ſein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und ſchien ſehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wiſſenſchaftlichen Geſpräche kam es nicht; wegen meiner philoſophiſchen Zweifel verwies er mich an ſeine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich ſofort aufſuchen werde. Am 26ſten ſpeiſte ich bey Kant, in Geſellſchaft des Profeſſor Sommer; und fand einen ſehr angenehmen, geiſtreichen Mann an Kant; erſt jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in ſeinen Schriften niedergelegten Geiſtes würdig ſind.“

„Den 27ſten endige ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher ſchon die Excerpte aus den Kantiſchen Vorleſungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beſchließe ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehn fortzuſetzen, und alles Intereſſante, was mir begegnet, beſonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen.“

„Den 28. Abends. Noch geſtern fing ich an, meine Critik zu revidiren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erſte Bearbeitung von Grund aus oberflächlich iſt. Heute wollte ich die neuen Unterſuchungen fortſetzen, fand mich aber von meiner Phantaſie ſo fortgeriſſen, daß ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage iſt dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch 14 Tage hier ſubſiſtiren kann. — Freylich bin ich ſchon in ſolchen Verlegenheiten geweſen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bey zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entſchluß, kann keinen faſſen. — Dem Paſtor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an niemand, als Kant ſelbſt."

„Am 29ſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Condizion vor, die aber noch nicht völlig gewiß iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändniß ab, daß ich preſſirt ſey, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehn. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der

That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bey erſterem ſind ſehr mißlich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Curländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo anfangs mich ſeine Gattinn empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kants deſto freundlicher. Es iſt ein eckiges preußiſches Geſicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſelbſt aus ſeinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und deſſen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß.“

„Am 1ſten September ſtand ein Entſchluß in mir feſt, den ich Kanten entdecken wollte: eine Hauslehrerſtelle, ſo ungern ich dieſelbe auch angenommen hätte, findet ſich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freyem Geiſte zu arbeiten, und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: alſo fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kants Vermittelung verſchafft werden. Aber indem ich zu ihm gehn, und meinen Vorſchlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beſchloß zu ſchreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Am 2ten vollendete ich den Brief an Kant und ſchickte ihn ab."

Trotz ſeiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entſchließen, dieſen Brief hier in franzöſiſcher Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es ſteigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir iſt, als ſollte ich die verſchämteſten Kümmerniſſe der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach franzöſiſchem Weltſinn, trotz meinem philoſophiſchen Cosmopolitismus, ſitzt doch immer das alte Deutſchland mit allen ſeinen Spießbürgergefühlen in meiner Bruſt. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war ſo arm, daß er trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindeſten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierherſetzen will, ſchließen können:

„Am 3ten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; ſagte aber, er habe ſich über meinen Vorſchlag noch nicht reſolvirt; jetzt bis in 14 Tagen ſey er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine Deſſeins, welche verriethen, daß er unſere Lage in Sachſen nicht genug kennt. — — Alle dieſe Tage habe ich Nichts gemacht: ich will aber wieder arbeiten, und das Uebrige ſchlechthin Gott überlaſſen. — Am 6ten. — Ich war zu Kant gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Critik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſey gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Uebrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am 10ten war ich zu Mittag bey Kant. Nichts von unſerer Affaire; Magiſter Genſicher war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche: auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich derſelbe. — — Am 13ten heute wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!"

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweitz findet Fichte endlich eine feſte Stellung in Jena, und von hieraus datirt ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwey ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen in Jena. Die Jahrzahl iſt bedeutſam und erklärt ſowohl den Geiſt ſeiner damaligen Schriften, als auch die Tribulazionen, denen er ſeitdem ausgeſetzt ſtand, und denen er vier Jahre ſpäter endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben ſich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihn unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch ſeinen Abgang von Jena bewirken. Dieſe Begebenheit, die merkwürdigſte in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon ſchweigen. Hier kommt auch Fichte's Anſicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitſchrift „Philoſophiſches Journal,“ welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufſatz betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion“ der ihm von einem gewiſſen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingeſendet worden. Dieſem Aufſatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Ueber den Grand unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung.“

Dieſe beiden Stücke nun wurden von der churſächſiſchen Regierung konfiszirt, unter dem Vorgeben, ſie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requiſitionsſchreiben an den Weimarſchen Hof, worin derſelbe aufgefordert wurde, den Profeſſor Fichte ernſtlich zu beſtrafen. Der Weimarſche Hof hatte nun freylich von dergleichen Anſinnen ſich keineswegs irre leiten laſſen; aber da Fichte bey dieſem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellazion ans Publikum ſchrieb ohne ſeine offizielle Behörde zu berückſichtigen: ſo hat dieſe, die Weimarſche Regierung, verſtimmt und von Außen bedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in ſeinen Ausdrücken unvorſichtigen Profeſſor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der ſich in ſeinem Rechte glaubte, wollte ſolche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach ſeinen damaligen Briefen zu ſchließen, wurmte ihn ganz beſonders das Verhalten zweyer Männer, die, durch ihre amtliche Stellung, in ſeiner Sache beſonders wichtige Stimmen hatten, und dieſes waren S. Ehrwürden der Oberkonſiſtorialrath v. Herder und S. Excellenz der Geheime-Rath v. Goethe. Aber beide ſind hinreichend zu entſchuldigen. Es iſt rührend, wenn man in Herders hinterlaſſenen Briefen lieſt, wie der arme Herder ſeine liebe Noth hatte mit den Candidaten der Theologie, die, nachdem ſie in Jena ſtudirt, zu ihm nach Weimar kamen, um als preteſtantiſche Prediger examinirt zu werden. Ueber Chriſtus, den Sohn, wagte er im Examen ſie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Exiſtenz des Vaters zugeſtand. Was Goethe betrifft, ſo hat er ſich in ſeinen Memoiren über obiges Ereigniß folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinholds Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen im höheren Betracht nichts auszuſetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fand. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuſcht und geſchlichtet, als uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freylich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von Außen beſchwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dießſeits für ihn geſinnt ſey, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freylich ihm nicht gerade mit dürren

Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig wie man ihm auf das Gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Verhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Miniſterium einzureichen, worin er jene Maaßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralyſirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.“

Iſt das nicht wie er leibt und lebt, der miniſterielle, ſchlichtende, vertuſchende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das geſprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken geſprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, ſondern das Wort. Daß der Deismus in der deutſchen Denkerwelt ſeit Kant vernichtet ſey, war, wie ich ſchon einmal geſagt, ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausſchreyen ſollte. Goethe war ſo wenig Deiſt wie Fichte; denn er war Pantheiſt. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit ſeinem ſcharfen Auge, die Haltloſigkeit der Fichteſchen Philoſophie am beſten durchſchauen und ſeine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deiſten am Ende alle ſind, mußte Fichte ein Greul ſeyn; dem großen Heiden war er bloß eine Thorheit. „Der große Heide" iſt nämlich der Name, den man in Deutſchland dem Goethe beylegt. Doch iſt dieſer Name nicht ganz paſſend. Das Heidenthum des Goethe iſt wunderbar moderniſirt. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändniß begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, er hat vom Blute Chriſti genoſſen, und dadurch verſtand er die verborgenſten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verſtand, als ein Tropfen Blut des erſchlagenen Drachen ſeine Lippen benetzte. Es iſt merkwürdig, wie bey Goethe jene Heidennatur von unſerer heutigſten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antique Marmor ſo modern pulſirte, und wie er die Leiden eines jungen Werthers eben ſo ſtark mitempfand wie die Freuden eines alten Griechengotts. Der Pantheismus des Goethe iſt alſo von dem heidniſchen ſehr unterſchieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poeſie. Alle Gedichte Goethe's ſind durchdrungen von demſelben Geiſte, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenigſtens beſchäftigte er ſich damit während ſeiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang ſeiner Memoiren, ſo wie auch in dem kürzlich erſchienenen letzten Bande derſelben, hat er ſolches freymüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr wo ich es geleſen, daß Herder über dieſe beſtändige Beſchäftigung mit Spinoza, einſt übellaunig ausrief: wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateiniſches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber dieſes gilt nicht bloß von Goethe; noch eine Menge ſeiner Freunde, die ſpäter mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeit dem Pantheismus, und dieſer blühte praktiſch in der deutſchen Kunſt, ehe er noch als philoſophiſche Theorie bey uns zur Herrſchaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philoſophie ſeine erhabenſte Blüthezeit feyerte, ward er im Reiche der Kunſt gewaltſam zerſtört, und es entſtand hier jene berühmte Kunſtrevoluzion, die noch heute nicht beendigt iſt, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklaſſiſche Regime, mit den ſchlegelſchen Emeuten, anfängt.

In der That, unſere erſten Romantiker handelten aus einem pantheiſtiſchen Inſtinkt, den ſie ſelbſt nicht begriffen. Das Gefühl, das ſie für Heimweh nach der katholiſchen Mutterkirche hielten, war tieferen Urſprungs als ſie ſelbſt ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für deſſen Volksglauben, Teufelthum, Zauberweſen, Hexerey . . . Alles das war eine bey ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der ſchnöde beſchmutzten und boshaft verſtümmelten Geſtalt liebten ſie eigentlich nur die vorkriſtliche Religion ihrer Väter. Hier muß ich erinnern an das erſte Buch, wo ich gezeigt wie das Chriſtenthum die Elemente der altgermaniſchen Religion in ſich aufgenommen, wie dieſe nach ſchmählichſter Umwandlung ſich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, ſo daß der alte Naturdienſt als lauter böſe Zauberey, die alten Götter lauter häßliche Teufel und ihre keuſchen Prieſterinnen als lauter ruchloſe Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unſerer erſten Romantiker laſſen ſich von dieſem Geſichtspunkte aus etwas milder beurtheilen als es ſonſt geſchieht. Sie wollten das katholiſche Weſen des Mittelalters reſtauriren, weil ſie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nazionalität, ſich noch manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haßten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daß der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daß ſogar die katholiſchen Romantiker unbewußt dieſer Richtung folgten, und daß Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identifizirung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege: er beſchwört die geheimen Erdkräfte, durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinſten und lieblichſten beurkundet ſich dieſer goetheſche Pantheismus in ſeinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat ſich aus der mathematiſchen Hülle entpuppt und umflattert uns als goetheſches Lied. Daher die Wuth unſerer Orthodoxen und Pietiſten gegen das goetheſche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen ſie nach dieſem Schmetterling, der ihnen beſtändig entflattert. Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt Euch keinen Begriff davon machen, wenn Ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe goetheſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte, ſehen wir alſo keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildeſten mißdeuteten die Paſſivität Goethe's, als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichteten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Miniſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phydias zu Olympia, daß er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er einmahl plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und dieſes ſollte er riskiren für eine Lehre, die nicht bloß irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus, das Betragen Goethe's bey Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daß die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daß ſich politiſche Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat beſtimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philoſoph aber hat keine ſolche Verpflichtung eingegangen, kann ſie nicht eingehn, und ſein Gedanke iſt frey wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daß ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen, nicht alles was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den mißlichen Stellen will ich aus dem inkulpirten Aufſatze hier herſetzen: „—— Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen, als die Urſache deſſelben, anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluß ſicher. nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt mißverſtehende Philoſophie macht ihn. — —“

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellazion an das Publikum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart, wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinſt erklärt und ſogar ironiſirt. Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreyt, daß er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtiren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Seyn als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Seyn zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädikat bey Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichteſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtirt ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abſtrakzionen ſo lange durchfiltrirt, bis am Ende gar nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt, wie bey Euch an der Stelle eines Königs, ſo bey uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loix athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loix, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichteſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſchliche Geiſt ausgeheckt. Er iſt gottloſer und verdammlicher als der plumpſte Materialismus. Was man Atheismus der Materialiſten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Reſultaten des Fichteſchen Transzendentalidealismus. So viel weiß ich, beide ſind mir zuwider. Beide Anſichten ſind auch antipoetiſch. Die franzöſiſchen Materialiſten haben eben ſo ſchlechte Verſe gemacht, wie die deutſchen Transzendentalidealiſten. Aber ſtaatsgefährlich iſt die Lehre Fichte's keineswegs geweſen, und noch weniger verdiente ſie als ſtaatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieſer Irrlehre mißleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines ſpekulativen Scharfſinns, wie er nur bey wenigen Menſchen gefunden wird. Dem großen Haufen mit ſeinen tauſend dicken Köpfen war dieſe Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichteſche Anſicht von Gott hätte alſo auf razionellem, aber nicht auf polizeylichem Wege widerlegt werden müſſen. Wegen Atheismus in der Philoſophie angeklagt zu werden, war auch in Deutſchland ſo etwas Befremdliches, daß Fichte wirklich im Anfang gar nicht wußte, was man begehre. Ganz richtig ſagte er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſey oder nicht? klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage: ob ein Dreyeck grün oder roth ſey?

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worinn er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datirt vom 22. May 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängniß des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil deſſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem

Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daß dieſen Entſchluß die Pflicht fordere, indem bey der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden, und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen; ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder ans Reden kommen. — Es war mir, ſeit der Verbindung Rußlands mit Oeſtreich, ſchon längſt wahrſcheinlich, was mir nunmehr durch die neueſten Begebenheiten, und beſonders ſeit dem gräßlichen Geſandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: ſo iſt's recht, dieſe Hunde muß man todt ſchlagen) völlig gewiß iſt, daß der Despotismus ſich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konſequent wird, daß die Baſis ſeines

Plans die iſt, die Geiſtesfreyheit auszurotten, und daß die Deutſchen ihm die Erreichung dieſes Zwecks nicht erſchweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimarſche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Univerſität werde durch meine Gegenwart geſchadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, beſonders von Churſachſen kräftigſt ergriffenen Plans mich entfernen müſſen. Burſcher in Leipzig, ein Eingeweihter dieſer Geheimniſſe, iſt ſchon gegen Ende des vorigen Jahrs eine anſehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieſes Jahrs Exulant ſeyn würde. Voigt iſt durch Burgsdorf ſchon längſt gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wiſſenſchaften zu Dresden iſt bekannt gemacht worden, daß keiner, der ſich auf die neuere Philoſophie lege, befördert werden, oder, wenn er es ſchon iſt, weiter rücken ſolle. In der Freyſchule zu Leipzig iſt ſogar die Roſenmüllerſche Aufklärung bedenklich gefunden; Luthers Kathechismus iſt neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer ſind von neuem auf die ſymboliſchen Bücher konfirmirt werden. Das wird weiter gehn und ſich verbreiten. — — — In Summa: es iſt nichts gewiſſer, als das Gewiſſeſte, daß, wenn nicht die Franzoſen die ungeheuerſte Uebermacht erringen und in Deutſchland, wenigſtens einem beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freyen Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daß finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwey Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beyſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr: wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm ſteinigen laſſen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menſchen, der Unruhen erregt zu entfernen? Aber darf ich dann ſchweigen? Nein, das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutſchen Geiſtes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillſchweigen die Philoſophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daß ſie mich ſchweigend würden exiſtiren laſſen, traue ich noch weniger zu, daß ſie mich werden reden laſſen.

„Aber ich werde ſie von der Unſchädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — — Lieber Reinhold, wie Du mir ſo gut von dieſen Menſchen denken kannſt! Je klärer ich werde, je unſchuldiger ich erſcheine, deſto ſchwärzer werden ſie und deſto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daß ſie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; ſie verfolgen in mir einen Freydenker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen, (Kants Glück war ſeine Obſcurität) und einen verſchrieenen Demokraten; es erſchreckt ſie, wie ein Geſpenſt, die Selbſtſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt.“

Ich habe oben gezeigt, wie die Fichteſche Philoſophie aus den dünnſten Abſtrakzionen aufgebaut, dennoch eine eiſerne Unbeugſamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegenſten Spitze emporſtiegen, kund gab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen und wird weich und beſcheiden. Aus dem idealiſtiſchen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in deſſen leere Gemächer herumgetaſtet: der wird jetzt etwas gebückt Chriſtliches, das viel von Liebe ſeufzt. Solches iſt nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes

Syſtem erleidet die befremdlichſten Modifikazionen. In jener Zeit ſchrieb er ein Buch, welches Ihr jüngſt überſetzt: „die Beſtimmung des Menſchen.“ Ein ähnliches Buch „Anweiſung zum ſeligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der ſtarrſinnige Mann, wie ſich von ſelbſt verſteht, wollte dieſer eignen großen Umwandlung niemals eingeſtändig ſeyn. Er behauptete, ſeine Philoſophie ſey noch immer dieſelbe, nur die Ausdrücke ſeyen verändert, verbeſſert; man habe ihn nie verſtanden. Er behauptete auch, die Naturphiloſophie, die damals in Deutſchland aufkam und den Idealismus verdrängte, ſey im Grunde ganz und gar ſein eignes Syſtem, und ſein Schüler, Herr Joſeph Schelling, welcher ſich von ihm losgeſagt und jene neue Philoſophie eingeleitet, habe bloß die Ausdrücke umgeſchaffen und ſeine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phaſe des deutſchen Gedankens. Wir erwähnten die Namen

Joſeph Schelling und Naturphiloſophie; da nun erſterer hier faſt ganz unbekannt iſt, und da auch der Ausdruck Naturphiloſophie nicht allgemein verſtanden wird, ſo habe ich beider Bedeutung zu erklären. Erſchöpfend können wir ſolches nun freylich nicht in dieſen Blättern; ein ſpäteres Buch werden wir einer ſolchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweiſen, und nur der ſocialen Wichtigkeit der erwähnten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit leihen.

Zuerſt iſt zu erwähnen, daß Fichte nicht ſo ganz Unrecht hat, wenn er eiferte, des Herren Joſeph Schellings Lehre ſey eigentlich die ſeinige, nur anders formulirt und erweitert. Eben ſo wie Herr Joſeph Schelling lehrte auch Fichte: es giebt nur ein Weſen, das Ich, das Abſolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wiſſenſchaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Conſtrukzion aus dem Idealen das Reale konſtruiren wollen. Herr Joſeph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er ſuchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundſatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur eins und daſſelbe ſeyen, gelangt Fichte durch Geiſtesoperazion zur Erſcheinungswelt, aus dem Gedanken ſchafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herren Schelling hingegen, während er von demſelben Grundſatze ausgeht, wird die Erſcheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herren Schelling, ergänzen ſich daher gewiſſermaßen. Denn nach jenem erwähnten oberſten Grundſatze konnte die Philoſophie in zwey Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen: wie aus der Idee die Natur zur Erſcheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen: wie die Natur ſich in lauter Ideen auflöſt. Die Philoſophie konnte daher zerfallen in tranzendentalen Idealismus und in Naturphiloſophie.

Dieſe beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in ſeinen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" und erſtere in ſeinem Syſtem des tranzendentalen Idealismus.

Dieſe Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erſchienen, erwähne ich nur deßhalb, weil jene ergänzende Richtungen ſchon in ihrem Titel ausgeſprochen ſind, nicht weil etwa ein vollſtändiges Syſtem in ihnen enthalten ſey. Nein, dieſes findet ſich in keinem von Herren Schellings Büchern. Bey ihm giebt es nicht, wie bey Kant und bey Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt ſeiner Philoſophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herren Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muß vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmählige Ausbildung ſeines Gedankens darinn verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daß man bey ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herren Schellings Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtriren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herren Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch in den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und ſeine philoſophiſche Stärke beſteht im Conſtruiren. Letzteres aber iſt eine Geiſtesfähigkeit, die bey den mittelmäßigen Poeten eben ſo oft gefunden, wie bey den beſten Philoſophen.

Nach dieſer letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philoſophie, der bloß tranzendentaler Idealiſmus iſt, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte; daß er aber in der Philoſophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthſchaften hatte, gar gewaltig blühen und ſtrahlen mußte. Dieſe Richtung iſt daher nicht bloß von ihm, ſondern auch von den gleichgeſtimmten Freunden vorzugsweiſe verfolgt worden, und der Ungeſtüm, der dabey zum Vorſchein kam, war gleichſam nur eine dichterlingſche Reakzion gegen die frühere abſtrakte Geiſtesphiloſophie. Wie freygelaſſene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Laſt der Vokabeln und Chiffern geſeufzt, ſo ſtürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende ſonnige Reale, und jauchzten, und ſchlugen Burzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herren Schelling“ darf hier ebenfalls nicht in ſeinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling ſelber ſagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterſchule, wo keiner an eine beſtimmte Doktrin und durch eine beſtimmte Disciplin gebunden iſt, ſondern wo jeder dem Geiſte gehorcht und jeder ihn in ſeiner Weiſe offenbart. Er hätte auch ſagen können, er ſtifte eine Prophetenſchule, wo die Begeiſterten zu prophezeyen anfangen, nach Luſt und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meiſters Geiſt angeregt, die beſchränkteſten Köpfe fingen an zu prophezeyen, jeder in einer anderen Zunge, und es entſtand ein großes Pfingſtfeſt in der Philoſophie.

Wie das Bedeutendſte und Herrlichſte zu lauter Mummenſchanz und Narrethey verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholiſchen Hanswürſten im Stande iſt, eine große Idee zu kompromittiren, das ſehen wir hier bey Gelegenheit der Naturphiloſophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenſchule oder die Dichterſchule des Herren Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphiloſophie iſt ja im Grunde nichts anders als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphiloſophie, wie ſie Schelling in ſeiner beſſeren Periode aufſtellte, ſind weſentlich eins und daſſelbe. Die Deutſchen, nachdem ſie den Lockeſchen Materialismus verſchmäht und den Leibnitziſchen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und dieſen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Deſkartes, zu Spinoza. Die Philoſophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann ſagen, es ſey derſelbe, den ſie ſchon vor zweytauſend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bey näherer Vergleichung dieſer beiden Kreisläufe zeigt ſich eine weſentliche Verſchiedenheit. Die Griechen hatten eben ſo kühne Skeptiker, wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben ſo beſtimmt geläugnet, wie unſere neueren Tranzendentalidealiſten. Plato hat eben ſo gut wie Herr Schelling in der Erſcheinungswelt die Geiſteswelt wiedergefunden. Aber wir haben etwas voraus vor den Griechen, ſo wie auch vor den karteſianiſchen Schulen, wir haben etwas vor ihnen voraus, nämlich:

Wir begannen unſeren philoſophiſchen Kreislauf mit einer Prüfung der menſchlichen Erkenntnißquellen, mit der Critik der reinen Vernunft unſeres Immanuel Kant.

Bey Erwähnung Kants kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daß der Beweis für das Daſeyn Gottes, den derſelbe noch beſtehen laſſen, nämlich der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herren Schelling mit großem Eklat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daß dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war und daß Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herren Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahr 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Prinzip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Martyrer unſerer Doktrin, Jordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiener behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie beſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht; denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herren Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: Philoſophie und Religion. Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drey Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kathegoriſche: das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: es iſt nur

Ein Seyn, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt, als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute, zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläßt jetzt den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuizion zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern ... was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bey Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen, die Narrheit, beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bey einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jüles David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive, wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal iſt, bis ſie etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herren Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Disciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herren Schelling, aber ein Schüler, der allmählig im Reiche der Philoſophie, aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie jener und kräftig wie dieſer und hat dabey noch einen konſtituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bey Kant und Fichte nicht finden, da in dieſen mehr der revoluzionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzubedenkliche Rechtfertigungen verlich, ſo geſchah dieſes doch für einen Staat, der dem Prinzip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Prinzip der freyen Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig. Herr Schelling hingegen windet ſich wurmhaft in den Vorzimmern eines ſowohl praktiſchen wie theoretiſchen Abſolutismus, und er handlangert in der Jeſuitenhöhle, wo Geiſtesfeſſeln geſchmiedet werden; und dabey will er uns weiß machen, er ſey noch immer unverändert derſelbe Lichtmenſch, der er einſt war, er verläugnet ſeine Verläugnung, und zu der Schmach des Abfalls, fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verſchweigen: der Mann, welcher einſt am kühnſten in Deutſchland die Religion des Pantheismus ausgeſprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinſetzung des Menſchen in ſeine

Gottesrechte am lauteſten verkündet, dieſer Mann iſt abtrünnig geworden von ſeiner eignen Lehre, er hat den Altar verlaſſen, den er ſelber eingeweiht, er iſt zurückgeſchlichen in den Glaubensſtall der Vergangenheit, er iſt jetzt gut katholiſch und predigt einen außerweltlichen perſönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erſchaffen." Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleiſon ſingen, ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daß der Menſch ſich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtbette ſind ſo viele Freydenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie und würden nur ſchlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene

Freydenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freyem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche ſagt: es ſey ein Naturgeſetz, daß die Iniziatoren gleich ſterben müſſen, ſobald ſie das Werk der Iniziazion vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das iſt nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Iniziazion vollbracht iſt, ſtirbt der Iniziator — oder er wird abtrünnig. Und ſo können wir vielleicht das ſtrenge Urtheil, welches das denkende Deutſchland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die ſchwere, dicke Verachtung, die auf ihm laſtet, in ſtilles Mitleid verwandeln, und ſeinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgeſetzes, daß derjenige, der an das Ausſprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle ſeine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er dieſen Gedanken ausgeſprochen oder ausgeführt hat, erſchöpft dahinſinkt, dahinſinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme ſeiner ehemaligen Gegner.

Nach ſolcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns ſo tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht warum Männer, die für ihre Meinung alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich wenn ſie geſiegt hat, dieſe Meinung verlaſſen und ins feindliche Lager hinübertreten! Nach ſolcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerkſam machen, daß nicht bloß Herr Joſeph Schelling, ſondern gewiſſermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beſchuldigen ſind. Fichte iſt noch zeitig genug geſtorben, ehe ſein Abfall von der eigenen Philoſophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant iſt der Critik der reinen Vernunft ſchon gleich untreu geworden, indem er die Critik der praktiſchen Vernunft ſchrieb. Der Inizìator ſtirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht wie es kommt, dieſer letzte

Satz wirkt ſo melancholiſch zähmend auf mein Gemüth, daß ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laßt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeßlich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräſentirt eben ſo wie Kant und Fichte, eine der großen Phaſen unſerer philoſophiſchen Revolution, die ich in dieſen Blättern mit den Phaſen der politiſchen Revoluzion Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroriſtiſche Convenzion und in Fichte das napoleoniſche Kaiſerreich ſieht, ſo ſieht man in Herrn Schelling die reſtaurirende Reaktion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächſt ein Reſtauriren im beſſeren Sinne. Herr Schelling ſetzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er ſtrebte nach einer Verſöhnung von Geiſt und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltſeele. Er reſtaurirte jene große Naturphiloſophie, die wir bey den altgriechiſchen Philoſophen finden, die erſt durch Sokrates mehr ins menſchliche Gemüth ſelbſt hineingeleitet wird und die nachher ins Ideelle verfließt. Er reſtaurirte jene große Naturphiloſophie, die, aus der alten, pantheiſtiſchen Religion der Deutſchen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Parazelſus die ſchönſten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Carteſianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende reſtaurirte er Dinge, wodurch er auch im ſchlechten Sinne mit der franzöſiſchen Reſtaurazion verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde ſchmählig herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, ſein Major Domus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und ſchor ihn, und der entſetzte Schelling lebte ſeitdem wie ein armſeliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffiſchen Charakter ſchon im Namen trägt und auf Latein monacho monachorum heißt. Dort ſah ich ihn geſpenſtiſch umherſchwanken mit ſeinen großen blaſſen Augen und ſeinem niedergedrückten, abgeſtumpften Geſichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ ſich krönen zu Berlin, leider auch ein bischen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie.

Unſere philoſophiſche Revoluzion iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geſchloſſen. Wir ſehen ſeitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphiloſophiſchen Lehre. Dieſe iſt, wie ich ſchon geſagt, in alle Wiſſenſchaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls angedeutet, mußte zugleich ans Licht treten. Dieſe Erſcheinungen ſind ſo vielfältig, daß ſchon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier iſt die eigentlich intereſſante und farbenreiche Parthie unſerer Philoſophiegeſchichte. Ich bin jedoch überzeugt, daß es den Franzoſen nützlicher iſt von dieſer Parthie gar nichts zu erfahren. Denn dergleichen

Mittheilungen könnten dazu beytragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphiloſophie, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, könnten bey Euch großes Unheil anrichten. So viel weiß ich, wäret Ihr vor vier Jahren mit der deutſchen Naturphiloſophie bekannt geweſen, ſo hättet Ihr nimmermehr die Juliusrevoluzion machen können. Zu dieſer That gehörte ein Conzentriren von Gedanken und Kräften, eine edle Einſeitigkeit, ein süffiſanter Leichtſinn, wie deſſen nur Eure alte Schule geſtattet. Philoſophiſche Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholiſche Inkarnazionslehre allenfalls vertreten konnte, hätten Eure Begeiſterung gedämpft, Euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthiſtoriſch wichtig, daß Eur großer Eklektiker, der Euch damals die deutſche Philoſophie lehren wollte, auch nicht das mindeſte davon verſtanden hat. Seine providenzielle Unwiſſenheit war heilſam für Frankreich und für die ganze Menſchheit.

Ach, die Naturphiloſophie, die in manchen Regionen des Wiſſens, namentlich in den eigentlichen Naturwiſſenſchaften, die herrlichſten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichſte Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialſte Denker und einer der größten Bürger Deutſchlands, ſeine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutſche Jugend für die Urrechte der Menſchheit, für Freyheit und Gleichheit, begeiſterte: ach! zu derſelben Zeit dozirte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphiloſophiſchen Prinzipien; zu derſelben Zeit predigte Herr Görres den Obſcurantismus des Mittelalters, nach der naturwiſſenſchaftlichen Anſicht, daß der Staat nur ein Baum ſey und in ſeiner organiſchen Gliedrung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müſſe, welches alles ſo hübſch in der Korporazions-Hierarchie des Mittelalters zu finden ſey; zu derſelben Zeit proklamirte Herr Steffens das philoſophiſche Geſetz, wonach der Bauernſtand ſich von dem Adelſtand dadurch unterſcheidet, daß der Bauer von der Natur beſtimmt ſey zu arbeiten ohne zu genießen, der Adlige aber berechtigt ſey zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir ſagt, hat ein Krautjunker in Weſtphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Haxthauſen, eine Schrift herausgegeben, worinn er die königlich preußiſche Regierung angeht, den konſequenten Paralleliſmus, den die Philoſophie im ganzen Weltorganismus nachweiſt, zu berückſichtigen, und die politiſchen Stände ſtrenger abzuſcheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, ſo gebe es auch vier analoge Elemente in der Geſellſchaft, nämlich Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man ſolche betrübende Thorheiten aus der Philoſophie emporſproſſen und zu ſchädlichſter Blüthe gedeihen ſah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutſche Jugend, verſenkt in metaphyſiſchen Abſtrakzionen, der nächſten Zeitintereſſen vergaß und untauglich wurde für das praktiſche Leben: ſo mußten wohl die Patrioten und Freyheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philoſophie empfinden, und Einige gingen ſo weit, ihr, als einer müßigen, nutzloſen Luftſechterey, ganz den Staab zu brechen.

Frühlingslieder.

I.

Unterm weißen Baume ſitzend
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſcheren.
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon mit Schneegeſtöber
Hab der Baum dich übergoſſen.

Doch es iſt kein Schneegeſtöber
Merkſt du bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein ſchauerſüßer Zauber!
Winter wandelt ſich in Maye,
Schnee verwandelt ſich in Blüthen,
Und dein Herz es liebt aufs Neue.

II.

In dem Walde ſprießt und grünt es
Faſt jungfräulich luſtbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, ſey willkommen!

Nachtigall! auch dich ſchon hör' ich,
Wie du flöteſt ſeligtrübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied iſt lauter Liebe!

III.

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe ſie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

IV.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich ſchau' in alle Blumenkelche,
Und ſuch' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine,
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch' ein Herz ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang;
Uns beiden iſt ſo bang und wehe,
So weh' und bang.

V.

Gekommen iſt der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

VI.

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Veilchen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laſſ' ſie grüßen.

VII.

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmahl,
Ihn ſelber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt;
Ich aber lieb' Euch all:
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall.

VIII.

Es erklingen alle Bäume
Und es singen alle Neſter —
Wer iſt der Kapellenmeiſter
In dem grünen Waldorcheſter?

Iſt es dort der graue Kibitz,
Der beſtändig nickt, ſo wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt, zeitmaßrichtig?

Iſt es jener Storch, der ernſthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles muſiziret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeiſter,
Und ich fühl' wie er den Takt ſchlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

IX.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Und Vögel all in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So ſpricht zu ſeinen Spätzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie iſt ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und ſchmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

X.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz ſich nicht in Acht,
So wird es ſich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die ſingenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

XI.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwey ſchöne Augen,
Sie haben ſich wider mein Herz verſchworen.

Der Frühling und zwei ſchöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Roſen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieſer Verſchwörung.

XII.

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzenmild,
Und ich fürchte dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder himmliſch quälend,
In die kaum geneſ'ne Bruſt.

XIII.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das ſind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke ſie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen ſeufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, ſingt ſie
Und ſchmettert, daß es ſchallt;
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß ſchon der ganze Wald.

XIV.

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

Dann drehſt du dich um, und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

XV.

Die ſchlanke Waſſerlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den armen blaſſen Geſell'n.

XVI.

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn ſie wird, mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

XVII.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?
Du haſt die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, ſie ſind erſchrocken!
Die Roſen, ſie ſind vor Schaam ſo roth,
Die Liljen, ſie ſind ſo blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und ſtocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geſchlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wiſſen, daß ſie gelauſcht,
Als ich von glühender Liebe berauſcht,
Mit den Sternen droben geſprochen?

XVIII.

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da wird mir ſo träumend zu Sinne,
Daß ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts;
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

XIX.

Wieder iſt das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der May mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die beſuchteſten Alleen,
Unter jedem Hute ſuch' ich
Meine Schöne zu erſpähen.

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräuſch des Waſſerfalles
Hör ich wieder leiſes Klagen,
Und mein ſchönes Herz verſteht es,
Was die weißen Wellen ſagen.

Wieder in verſchlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren.

XX.

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet,
Bey ihres Liedes ſüßem Wiederhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

XXI.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Anlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Weil ich dich liebe, wird ſo bläßlich
So elend mager mein Geſicht —
Du fändeſt mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

XXII.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe ſelber mit,
Ich wandle wie im Traume,
Und ſchwanke bey jedem Schritt.

O, halt' mich feſt, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir ſonſt zu Füßen
Und der Garten iſt voller Leut'.

XXIII.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswegen,
Und er ſelber ſtill und ſicher
Wandelt an dem Himmelsbogen.

Alſo wandelſt du, Geliebte,
Still und ſicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erſchüttert.

XXIV.

Es haben unſre Herzen
Geſchloſſen die heil'ge Allianz;
Sie lagen feſt an einander,
Und ſie verſtanden ſich ganz.

Ach, nur die junge Roſe,
Die deine Bruſt geſchmückt,
Die arme Bundesgenoſſin,
Sie wurde faſt zerdrückt.

XXV.

Sag' mir wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er ſaß in der Winternacht und ſann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag' mir wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabey.
Es war im ſchönen Monat May;
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen.

XXVI.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Waldhaus, weiß und lüſtern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben,
Furchtſam zärtliches Umſchlingen —
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

XXVII.

Hab' ich nicht dieſelben Träume
Schon geträumt von dieſem Glücke?
Waren's nicht dieſelben Bäume,
Blumen, Küſſe, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unſrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang ſtille Wache?

Ach! ich weiß wie ſich verändern
Dieſe allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir ſelber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergeſſen,
Wir, die jetzt ſo zärtlich fühlen,
Herz an Herz ſo zärtlich preſſen.

XXVIII.

Küſſe, die man ſtiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe wie beſeel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinn'rungsſüchtig
Denkt die Seele ſich dabey
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherley.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt.

XXIX.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

XXX.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert!

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welkenden Roſen zeige.

XXXI.

„Mondſcheintrunkne Lindenblüthen,
Sie zerfließen faſt in Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte."

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondenſtralen
Durch die duft'gen Blätter blitzen."

„Sieh dies Lindenblatt! du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden."

„Doch du lächelſt wie verloren
In entfernten Sehnſuchtsträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünſche,
Dir im lieben Herzen keimen?"

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegeſtöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeſchmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, Peitſchenknallend,
Ueber Fluß und Fluren glitten.

XXXII.

Durch den Wald, im Mondenſcheine,
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih' und flogen
Raſch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe
Oder ſoll es Tod bedeuten?

XXXIII.

Morgens ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Roſen,
Die ich brach in Dämmrungsſtunden.

Weißt du was die hübſchen Blumen
Dir Verblümtes ſagen möchten?
Treu ſeyn ſollſt du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

XXXIV.

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang,
Du willſt mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten! eng und zierlich!
Ein kleines Manuſcript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Bey Körben, die man giebt.

XXXV.

Sorge nicht, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in ſtillverborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmahl verdächt'ge Funken
Aus den Roſen — ſorge nie!
Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen
Und ſie nimmt's für Poeſie.

XXXVI.

Wie die Tage macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen.
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch mährchenſüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es ſanfter, ſehnſuchtwilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Roſen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen ſie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Hiſtorie —

Und mir ſelbſt iſt dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und ſänge
Dieſen Roſen meine Liebe,
Träumend ſing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne,
Oder auch das holde Lärmen
Jener and'ren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenſter ſchwärmen.

XXXVII.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schooß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

Der Salon.

Dritter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg iſt erſchienen:

Börne, Schriften, 8 Thle.	5	Rthlr.	—	Gr.
Buchner, Stops. Ein Gedicht		—	12	Gr.
Heine, Buch der Lieder	1	Rthlr.	12	Gr.
— — Ueber den Adel		—	20	Gr.
— — Reiſebilder, 4 Thle.	7	Rthlr.	—	Gr.
— — Salon. 1r u. 2r Bd.	3	Rthlr.	8	Gr.
— — franzöſiſche Zuſtände	2	Rthlr.	—	Gr.
— — romantiſche Schule	2	Rthlr.	—	Gr.
Immermann, Trauerſpiel in Tyrol		—	20	Gr.
— — Tulifäntchen		—	20	Gr.
— — Verkleidungen		—	20	Gr.
Lewald, Album aus Paris, 2 Thle.	2	Rthlr.	16	Gr.
— — Gorgona, 2 Thle.	2	Rthlr.	—	Gr.
— — Lenzinski		—	16	Gr.
— — Novellen, 3 Thle.	4	Rthlr.	12	Gr.
— — Schattirungen, 2 Thle.	2	Rthlr.	16	Gr.
— — Warſchau		—	18	Gr.
Norder, Reiſeerinnerungen, 3 Thle.	5	Rthlr.	—	Gr.
Raupach, Hohenſtaufen, 6 Thle.	6	Rthlr.	—	Gr.
— — Werke komiſcher Gattung, 4 Thle.	7	Rthlr.	—	Gr.
— — — ernſter Gattung, 4 Thle.	6	Rthlr.	—	Gr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten		—	20	Gr.

Universitäts-Bibliothek München

Der Salon

von

H. Heine.

Dritter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1837.

Florentiniſche Nächte.

I.

Im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt, wie er eben ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Ich bin ſehr preſſirt, rief ihm dieſer haſtig entgegen. Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geſchlafen, und nur in dieſem Augenblick iſt ſie ein wenig eingeſchlummert. Ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, ſie durch kein Geräuſch zu wecken; und wenn ſie erwacht, darf ſie bey Leibe nicht reden. Sie muß ruhig liegen, darf ſich nicht rühren, nicht im mindeſten bewegen, darf nicht reden, und nur geiſtige Bewegung iſt ihr heilſam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerley närriſche Geſchichten ſo daß ſie ruhig zuhören muß.

Seyen Sie unbeſorgt, Doktor, erwiederte

Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich habe mich ſchon ganz zum Schwätzer ausgebildet und laſſe ſie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr ſchon genug phantaſtiſches Zeug erzählen, ſo viel Sie nur begehren .... Aber wie lange wird ſie noch leben können?

Ich bin ſehr preſſirt, antwortete der Arzt und entwiſchte.

Die ſchwarze Debora, feinöhrig wie ſie iſt, hatte ſchon am Tritte den Ankommenden erkannt, und öffnete ihm leiſe die Thüre. Auf ſeinen Wink verließ ſie eben ſo leiſe das Gemach, und Maximilian befand ſich allein bey ſeiner Freundinn. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Dieſe warf, dann und wann, halb furchtſame halb neugierige Lichter über das Antlitz der kranken Frau, welche, ganz angekleidet, in weißem Muſſelin, auf einem grünſeidnen Sopha hingeſtreckt lag und ruhig ſchlief.

Schweigend, mit verſchränkten Armen, ſtand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die ſchönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte als verhüllte, und jedesmal wenn die Lampe einen Lichtſtreif über das blaſſe Antlitz warf, erbebte ſein Herz. Um Gott! ſprach er leiſe vor ſich hin, was iſt das? Welche Erinnerung wird in mir wach? Ja, jetzt weiß ichs. Dieſes weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja, jetzt . . .

In dieſem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traumes hervorſchauend, blickten auf den Freund die ſanften, dunkelblauen Augen, fragend, bittend . . . An was dachten Sie eben, Maximilian? ſprach ſie mit jener ſchauerlich weichen Stimme, wie ſie bey Lungenkranken gefunden wird, und worin wir zugleich das Lallen eines Kindes, das Zwitſchern eines Vogels und das Geröchel eines Sterbenden zu vernehmen glauben. An was dachten

Sie eben, Maximilian? wiederholte ſie nochmals und erhob ſich ſo haſtig in die Höhe, daß die langen Locken, wie aufgeſchreckte Goldſchlangen, ihr Haupt umringelten.

Um Gott! rief Maximilian, indem er ſie ſanft wieder aufs Sopha niederdrückte, bleiben Sie ruhig liegen, ſprechen Sie nicht; ich will Ihnen alles ſagen, alles was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal ſelber weiß!

In der That, fuhr er fort, ich weiß nicht genau was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloß meiner Mutter, an den wüſten Garten dort, an die ſchöne Marmorſtatue, die im grünen Graſe lag . . . . Ich habe „das Schloß meiner Mutter“ geſagt, aber ich bitte Sie, bey Leibe, denken Sie ſich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An dieſe Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz beſonderen

Ausdruck auf die Worte „das Schloß!“ und er lächelte dabey immer ſo eigenthümlich. Die Bedeutung dieſes Lächelns begriff ich erſt ſpäter, als ich, ein etwa zwölfjähriges Bübchen, mit meiner Mutter nach dem Schloſſe reiſte. Es war meine erſte Reiſe. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, deſſen dunkle Schauer mir immer unvergeßlich bleiben, und erſt gegen Abend hielten wir ſtill vor einer langen Querſtange, die uns von einer großen Wieſe trennte. Wir mußten faſt eine halbe Stunde warten, ehe, aus der nahgelegenen Lehmhütte, der Junge kam, der die Sperre wegſchob und uns einließ. Ich ſage „der Junge“ weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte; dieſer hatte, um die gnädige Herrſchaft würdig zu empfangen, das alte Livreekleid ſeines verſtorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein bischen ausſtäuben mußte, ließ er uns ſo lange warten. Hätte man ihm

Zeit gelaſſen, würde er auch Strumpfe angezogen haben; die langen, nackten, rothen Beine ſtachen aber nicht ſehr ab von dem grellen Scharlachrock. Ob er darunter eine Hoſe trug, weiß ich nicht mehr. Unſer Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung Schloß oft vernommen, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der Junge uns zu dem kleinen gebrochenen Gebäude führte, wo der ſelige Herr gewohnt. Er ward aber ſchier beſturzt, als meine Mutter ihm befahl die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnden, daß auf dem „Schloſſe" keine Betten befindlich! und die Ordre meiner Mutter, daß er Bettung für uns mitnehmen ſolle, hatte er entweder ganz überhört oder als überflüſſige Mühe unbeachtet gelaſſen.

Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in ſeinen beſten Zeiten höchſtens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Vergänglichkeit. Zerſchlagene

Möbel, zerfetzte Tapeten, keine einzige Fenſterſcheibe ganz verſchont, hie und da der Fußboden aufgeriſſen, überall die häßlichen Spuren der übermüthigſten Soldatenwirthſchaft. „Die Einquartierung hat ſich immer bey uns ſehr amuſirt“ ſagte der Junge mit einem blödſinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daß wir ſie allein laſſen möchten, und während der Junge mit Johann ſich beſchäftigte, ging ich den Garten beſehen. Dieſer bot ebenfalls den troſtloſeſten Anblick der Zerſtörniß. Die großen Bäume waren zum Theil verſtümmelt, zum Theil niedergebrochen, und höhniſche Wucherpflanzen erheben ſich über die gefallenen Stämme. Hie und da, an den aufgeſchoſſenen Taxusbüſchen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da ſtanden auch Statuen, denen meiſtens die Köpfe, wenigſtens die Naſen, fehlten. Ich erinnere mich einer Diana, deren untere Hälfte von dunklem Epheu aufs lächerlichſte umwachſen war, ſo wie ich mich auch einer Göttinn des Ueberfluſſes erinnere, aus deren Füllhorn lauter mißduftendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war, Gott weiß wie, von der Rohheit der Menſchen und der Zeit verſchont geblieben; von ihrem Poſtamente freylich hatte man ſie herabgeſtürzt ins hohe Gras, aber da lag ſie unverſtümmelt, die marmorne Göttinn, mit den rein-ſchönen Geſichtszügen und mit dem ſtraffgetheilten, edlen Buſen, der, wie eine griechiſche Offenbarung, aus dem hohen Graſe hervorglänzte. Ich erſchrack faſt als ich ſie ſah; dieſes Bild flößte mir eine ſonderbar ſchwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bey ſeinem holden Anblick verweilen.

Als ich wieder zu meiner Mutter kam, ſtand ſie am Fenſter, verloren in Gedanken, das Haupt geſtützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen floſſen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich ſie noch nie weinen ſehen. Sie umarmte mich mit haſtiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daß ich, durch Johannes Nachläſſigkeit, kein ordentliches Bett bekommen werde. „Die alte Marte, ſagte ſie, iſt ſchwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann ſoll dir aber die Kiſſen aus dem Wagen ſo zurecht legen, daß du darauf ſchlafen kannſt, und er mag dir auch ſeinen Mantel zur Decke geben. Ich ſelber ſchlafe hier auf Stroh; es iſt das Schlafzimmer meines ſeligen Vaters; es ſah ſonſt hier viel beſſer aus. Laß mich allein!“ Und die Thränen ſchoſſen ihr noch heftiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager, oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht ſchlafen. Der Mondſchein drang ſo unmittelbar durch die gebrochenen Fenſterſcheiben, und es war mir als wolle er mich hinauslocken in die helle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen ſchließen oder wieder ungeduldig öffnen, immer mußte ich an die ſchöne Marmorſtatue denken, die ich im Graſe liegen ſehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bey ihrem Anblick erfaßt hatte, ich ward verdrießlich ob dieſes kindiſchen Gefühls, und „morgen“ ſagte ich leiſe zu mir ſelber: „morgen küſſen wir dich, du ſchönes Marmorgeſicht, wir küſſen dich eben auf die ſchönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein ſo holdſeliges Grübchen zuſammenſchmelzen!“ Eine Ungeduld, wie ich ſie noch nie gefühlt, rieſelte dabey durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich ſprang ich auf mit keckem Muthe und ſprach: „was gilt's und ich küſſe dich noch heute, du liebes Bildniß!“ Leiſe, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um ſo leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenſchild aber mit keinen Thüren mehr verſehen war; und haſtig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des wüſten Gartens. Auch kein Laut regte ſich, und alles ruhte, ſtumm und ernſt, im ſtillen Mondſchein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Graſe lag die ſchöne Göttinn ebenfalls regungslos, aber kein ſteinerner Tod, ſondern nur ein ſtiller Schlaf ſchien ihre lieblichen Glieder gefeſſelt zu halten, und als ich ihr nahete, fürchtete ich ſchier, daß ich ſie durch das geringſte Geräuſch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück als ich mich über ſie hinbeugte, um die ſchönen Geſichtszüge zu betrachten; eine ſchauerliche Beängſtigung ſtieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüſternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küßte ich die ſchöne Göttinn mit einer Inbrunſt, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in dieſem Leben. Auch nie habe ich dieſe grauenhaft ſüße Empfindung vergeſſen können, die meine Seele durchflutete, als die beſeligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund beruhrte .... Und ſehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen ſtand und ich Sie, in ihrem weißen Muſſelinkleide auf dem grünen Sopha liegen ſah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Graſe. Hätten Sie länger geſchlafen, meine Lippen würden nicht widerſtanden haben ....

Max! Max! ſchrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele — Entſetzlich! Sie wiſſen, daß ein Kuß von Ihrem Munde ....

O, ſchweigen Sie nur, ich weiß, das wäre für Sie etwas Entſetzliches! Sehen Sie mich nur nicht ſo flehend an. Ich mißdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die letzten Gründe derſelben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf ihre Lippen drücken dürfen....

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, ſie

hatte ſeine Hand erfaßt, bedeckte dieſe Hand mit den heftigſten Küſſen und ſagte dann lächelnd: Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von Ihren Liebſchaften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloßgarten Ihrer Mutter geküßt?

Wir reiſten den andern Tag ab, antwortete Maximilian, und ich habe das holde Bildniß nie wiedergeſehen. Aber faſt vier Jahre beſchäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenſchaft für marmorne Statuen hat ſich ſeitdem in meiner Seele entwickelt und noch dieſen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurenziana, der Bibliothek der Medizäer, und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollſte Geſchlecht Italiens ſich eine Schlafſtelle von Edelſteinen gebaut hat und ruhig ſchlummert. Eine ganze Stunde blieb ich dort verſunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbilds, deſſen gewaltiger Leibesbau von der kühnen Kraft des Michel Angelo zeugt, während doch die ganze Geſtalt von einer ätheriſchen Süßigkeit umfloſſen iſt, die man bey jenem Meiſter eben nicht zu ſuchen pflegt. In dieſen Marmor iſt das ganze Traumreich gebannt mit allen ſeinen ſtillen Seeligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in dieſen ſchönen Gliedern, ein beſänftigendes Mondlicht ſcheint durch ihre Adern zu rinnen . . . es iſt die Nacht des Michel Angelo Buonarotti. O, wie gerne möchte ich ſchlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieſer Nacht . . .

Gemalte Frauenbilder, fuhr Maximilian fort nach einer Pauſe, haben mich immer minder heftig intereſſirt als Statuen. Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderſchöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Cöln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein ſehr eifriger Kirchengänger und mein Gemüth verſenkte ſich in die Myſtik des Catholizismus. Ich hätte damals gern, wie ein ſpaniſcher Ritter, alle Tage auf Leben und Tod gekämpft für die immakulirte Empfängniß Mariae, der Königinn der Engel, der ſchönſten Dame des Himmels und der Erde! Für die ganze heilige Familie intereſſirte ich mich damals, und ganz beſonders freundlich zog ich jedesmal den Hut ab, wenn ich einem Bilde des heiligen Joſephs vorbey kam. Dieſer Zuſtand dauerte jedoch nicht lange, und faſt ohne Umſtände verließ ich die Muttergottes als ich in einer Antiquen-Gallerie mit einer griechiſchen Nymphe bekannt wurde, die mich lange Zeit in ihren Marmorfeſſeln gefangen hielt.

Und Sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen? kicherte Maria.

Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt, antwortete Maximilian, über deſſen Geſicht ſich wieder ein großer Ernſt verbreitete. Er bemerkte nicht, daß bey dieſen Worten Maria erſchreckend zuſammenfuhr, und ruhig ſprach er weiter:

Ja, es iſt höchſt ſonderbar, daß ich mich einſt in ein Mädchen verliebte, nachdem ſie ſchon ſeit ſieben Jahren verſtorben war. Als ich die kleine Very kennen lernte, gefiel ſie mir ganz außerordentlich gut. Drey Tage lang beſchäftigte ich mich mit dieſer jungen Perſon und fand das höchſte Ergötzen an allem was ſie that und ſprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Weſens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabey in überzärtliche Bewegung gerieth. Auch wurde ich einige Monate drauf nicht allzu tief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß ſie, in Folge eines Nervenſiebers, plötzlich geſtorben ſey. Ich vergaß ſie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daß ich jahrelang auch nicht ein einziges Mahl an ſie gedacht habe. Ganze ſieben Jahre waren ſeitdem verſtrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungeſtörter Einſamkeit den ſchönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menſchen in Berührung, und mein ganzer Umgang beſchränkte ſich auf die Statuen, die ſich im Garten von Sans-Souci befinden. Da geſchah es eines Tages, daß mir Geſichtszüge und eine ſeltſam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtniß trat, ohne daß ich mich deſſen entſinnen konnte welcher Perſon dergleichen angehörten. Nichts iſt quälender als ſolches Herumſtöbern in alten Erinnerungen, und ich war deßhalb wie freudig überraſcht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Very erinnerte und jetzt merkte, daß es ihr liebes, vergeſſenes Bild war, was mir ſo beunruhigend vorgeſchwebt hatte. Ja, ich freute mich dieſer Entdeckung wie einer, der ſeinen intimſten Freund ganz unerwartet wieder gefunden; die verblichenen Farben belebten ſich allmählig, und endlich ſtand die ſüße kleine Perſon wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, ſchmollend, witzig, und ſchöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieſes holde Bild nimmermehr verlaſſen, es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und ſtand, ſtand und ging es an meiner Seite, ſprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von dieſem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es iſt leicht Geiſter zu beſchwören, doch iſt es ſchwer ſie wieder zurück zu ſchicken in ihr dunkles Nichts; ſie ſehen uns dann ſo flehend an, unſer eigenes Herz leiht ihnen ſo mächtige Fürbitte . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen, und ich verliebte mich in die kleine Very, nachdem ſie ſchon ſeit ſieben Jahren verſtorben. So lebte ich ſechs Monate in Potsdam, ganz verſunken in dieſer Liebe. Ich hütete mich noch ſorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend jemand auf der Straße etwas nahe an mir vordenſtreifte, empfand ich die mißbehaglichſte Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegniſſen eine tiefe Scheu, wie ſolche vielleicht die nachtwandelnden Geiſter der Todten empfinden; denn dieſe, wie man ſagt, wenn ſie einem lebenden Menſchen begegnen, erſchrecken ſie eben ſo ſehr wie der Lebende erſchrickt, wenn er einem Geſpenſte begegnet. Zufällig kam damals ein Reiſender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nemlich mein Bruder. Bey ſeinem Anblick und bey ſeinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeſchichte, erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zuſammenſchreckend fühlte ich plötzlich in welcher grauenhaften Einſamkeit ich ſo lange für mich hingelebt. Ich hatte in dieſem Zuſtande nicht einmal den Wechſel der Jahrzeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die, längſt entblättert, mit herbſtlichem Reife bedeckt ſtanden. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Very, und in einer anderen Stadt, wo mich wichtige Geſchäfte erwarteten, wurde ich, durch ſehr eckige Verhältniſſe und Beziehungen, ſehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.

Lieber Himmel! fuhr Maximilian fort, indem ein ſchmerzliches Lächeln um ſeine Oberlippe zuckte: lieber Himmel! die lebendigen Weiber mit denen ich damals in unabweisliche Berührungen kam, wie haben ſie mich gequält, zärtlich gequält, mit ihrem Schmollen, Eiferſüchteln, und beſtändigem in Athem halten! Auf wie vielen Bällen mußte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatſchereyen mußte ich mich miſchen! Welche raſtloſe Eitelkeit, welche Freude an der Lüge, welche küſſende Verrätherey, welche giftige Blumen! Jene Damen wußten mir alle Luſt und Liebe zu verleiden und ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geſchlecht verdammte. Es erging mir faſt wie dem franzöſiſchen Offiziere, der im ruſſiſchen Feldzuge ſich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Bereſina gerettet hatte, aber ſeitdem gegen alles Gefrorene eine ſolche Antipathie bekommen, daß er jetzt ſogar die ſüßeſten und angenehmſten Eisſorten von Tortoni mit Abſcheu von ſich wieß. Ja, die Erinnerung an die Bereſina der Liebe, die ich damals paſſirte, verleidete mir einige Zeit ſogar die köſtlichſten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillenſorbet.

Ich bitte Sie, rief Maria, ſchmähen Sie nicht die Weiber. Das ſind abgedroſchene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu ſeyn, bedürft Ihr dennoch der Weiber.

O, ſeufzte Maximilian, das iſt freylich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art wie ſie uns glücklich machen können, während ſie uns auf dreißigtauſend Arten unglücklich zu machen wiſſen.

Theurer Freund, erwiederte Maria, indem ſie ein leiſes Lächeln verbiß: ich ſpreche von dem

Einklange zweyer gleichgeſtimmten Seelen. Haben Sie dieſes Glück nie empfunden? . . Aber ich ſehe eine ungewöhnte Röthe über Ihre Wangen ziehen . . . Sprechen Sie . . . Max?

Es iſt wahr, Maria, ich fühle mich faſt knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe geſtehen ſoll, die mich einſt unendlich beſeligt hat! Dieſe Erinnerung iſt mir noch nicht verloren, und in ihren kühlen Schatten flüchtet ſich noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande Ihnen von dieſer Geliebten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war ſo ätheriſcher Natur, daß ſie ſich mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, Sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; dieſe nächtlichen Erſcheinungen haben wahrlich eben ſo viel Realität, wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antaſten können und woran wir uns nicht ſelten beſchmutzen.

Ja, es war im Traume, wo ich ſie ſah, jenes holde Weſen, das mich am meiſten auf dieſer Welt beglückt hat. Ueber ihre Aeußerlichkeit weiß ich wenig zu ſagen. Ich bin nicht im Stande die Form ihrer Geſichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Geſicht, das ich nie vorher geſehen, und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und roſig, ſondern ganz einfarbig, ein ſanft angeröthetes Blaßgelb und durchſichtig wie Kryſtall. Die Reitze dieſes Geſichtes beſtanden weder im ſtrengen Schönheitsmaß, noch in der intereſſanten Beweglichkeit; ſein Charakter beſtand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, faſt erſchreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Geſicht voll bewußter Liebe und graziöſer Güte, es war mehr eine Seele als ein Geſicht, und deßhalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren ſanft wie Blumen. Die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein ſeidnes Peignoir von kornblauer Farbe; aber hierin beſtand auch ihre ganze Bekleidung; Hals und Füße waren nackt, und durch das weiche, dünne Gewand lauſchte manchmal, wie verſtohlen, die ſchlanke Zartheit der Glieder. Die Worte, die wir mit einander geſprochen, kann ich mir ebenfalls nicht mehr verdeutlichen; ſoviel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja faſt wie Bruder und Schweſter, mit einander koſten. Manchmal aber ſprachen wir gar nicht mehr und ſahen uns einander an, Aug in Auge, und in dieſem beſeligenden Anſchauen verharrten wir ganze Ewigkeiten . . . . Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht ſagen, aber ich ſchwelgte noch lange Zeit in dem Nachgewühle dieſes Liebesglücks. Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die ſchmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit

Seligkeit, eine mir unbekannte Freude ſchien über alle meine Empfindungen ausgegoſſen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiederſah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblick ganze Ewigkeiten genoſſen? Auch kannte ſie mich zu gut um nicht zu wiſſen, daß ich keine Wiederholungen liebe.

Wahrhaftig, rief Maria, Sie ſind ein **homme à bonne fortune** . . . Aber ſagen Sie mir, war Mademoiſelle Laurence eine Marmorſtatue oder ein Gemälde? eine Todte oder ein Traum?

Vielleicht alles dieſes zuſammen, antwortete Maximilian ſehr ernſthaft.

Ich konnte mirs vorſtellen, theurer Freund, daß dieſe Geliebte von ſehr zweifelhaftem Fleiſche ſeyn mußte. Und wann werden Sie mir dieſe Geſchichte erzählen?

Morgen. Sie iſt lang und ich bin heute

müde. Ich komme aus der Oper und habe zu viel Muſik in den Ohren.

Sie gehen jetzt oft in die Oper, und ich glaube, Max, Sie gehen dorthin mehr um zu ſehen als um zu hören.

Sie irren ſich nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Geſichter der ſchönen Italienerinnen zu betrachten. Freylich, ſie ſind ſchon außerhalb dem Theater ſchön genug, und ein Geſchichtsforſcher könnte an der Idealität ihrer Züge ſehr leicht den Einfluß der bildenden Künſte auf die Leiblichkeit des italieniſchen Volkes nachweiſen. Die Natur hat hier den Künſtlern das Kapital zurückgenommen, das ſie ihnen einſt geliehen, und ſiehe! es hat ſich aufs Entzückendſte verzinſt. Die Natur welche einſt den Künſtlern ihre Modelle lieferte, ſie kopirt heute ihrer Seits die Meiſterwerke die dadurch entſtanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und wie einſt das Fleiſch auf den Geiſt, ſo wirkt jetzt der Geiſt auf das Fleiſch. Und nicht fruchtlos iſt die Andacht vor jenen ſchönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern, die ſich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen, während die Braut einen ſchönen Heiligen im brünſtigen Sinne trägt. Durch ſolche Wahlverwandtſchaft iſt hier ein Menſchengeſchlecht entſtanden, das noch ſchöner iſt als der holde Boden, worauf es blüht, und der ſonnige Himmel, der es, wie ein goldner Rahmen, umſtrahlt. Die Männer intereſſiren mich nie viel, wenn ſie nicht entweder gemalt oder gemeißelt ſind, und Ihnen, Maria, überlaſſe allen möglichen Enthuſiasmus in Betreff jener ſchönen, geſchmeidigen Italiener, die ſo wildſchwarze Backenbärte und ſo kühn edle Naſen und ſo ſanft kluge Augen haben. Man ſagt die Lombarden ſeyen die ſchönſten Männer. Ich habe nie darüber Unterſuchungen angeſtellt, nur über die Lombardinnen habe ich ernſthaft nachgedacht, und dieſe, das habe ich wohl gemerkt, ſind wirklich ſo ſchön wie der Ruhm meldet. Aber auch ſchon im Mittelalter müſſen ſie ziemlich ſchön geweſen ſeyn. Sagt man doch von Franz I. daß das Gerücht von der Schönheit der Mayländerinnen ein heimlicher Antrieb geweſen, der ihn zu ſeinem italieniſchen Feldzuge bewogen habe; der ritterliche König war gewiß neugierig, ob ſeine geiſtlichen Mühmchen, die Sippſchaft ſeines Taufpathen, ſo hübſch ſeyen, wie er rühmen hörte . . . Armer Schelm! zu Pavia mußte er für dieſe Neugier ſehr theuer büßen!

Aber wie ſchön ſind ſie erſt dieſe Italienerinnen, wenn die Muſik ihre Geſichter beleuchtet. Ich ſage beleuchtet, denn die Wirkung der Muſik, die ich, in der Oper, auf den Geſichtern der ſchönen Frauen bemerke, gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erſtaunen ſetzen, wenn wir Statuen in der Nacht bey Fackelſchein betrachten. Dieſe Marmorbilder offenbaren uns dann, mit erſchreckender Wahrheit, ihren innewohnenden Geiſt und ihre ſchauerlichen ſtummen Geheimniſſe. In derſelben Weiſe giebt ſich uns auch das ganze Leben der ſchönen Italienerinnen kund, wenn wir ſie in der Oper ſehen; die wechſelnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünſchen und Aergerniſſen, die ſich alle augenblicklich in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erbleichen, und gar in ihren Augen ausſprechen. Wer zu leſen verſteht, kann alsdann auf ihren ſchönen Geſichtern ſehr viel ſüße und intereſſante Dinge leſen, Geſchichten die ſo merkwürdig wie die Novellen des Boccacio, Gefühle die ſo zart wie die Sonette des Petrarcha, Launen die ſo abentheuerlich wie die Ottaverime des Arioſto, manchmal auch furchtbare Verrätherey und erhabene Bosheit, die ſo poetiſch wie die Hölle des großen Dante. Da iſt es der Mühe werth, hinaufzuſchauen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdeſſen ihre Begeiſterung nicht mit ſo fürchterlichem Lerm ausſprächen! Dieſes allzutolle Geräuſch in einem italieniſchen Theater wird mir manchmal läſtig. Aber die Muſik iſt die Seele dieſer Menſchen, ihr Leben, ihre Nazionalſache. In anderen Ländern giebt es gewiß Muſiker, die den größten italieniſchen Renommeen gleichſtehen, aber es giebt dort kein muſikaliſches Volk. Die Muſik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräſentirt, ſondern ſie offenbart ſich in der ganzen Bevölkerung, die Muſik iſt Volk geworden. Bey uns im Norden iſt es ganz anders; da iſt die Muſik nur Menſch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein wenn man das Beſte was ſolche nordiſche Muſiker uns bieten genau unterſucht, ſo findet ſich darinn italieniſcher Sonnenſchein und Orangenduft, und viel eher als unſerem Deutſchland gehören ſie dem ſchönen Italien, der Heimath der Muſik. Ja, Italien wird immer die Heimath der Muſik ſeyn, wenn auch ſeine großen

Maeſtri frühe ins Grab ſteigen oder verſtummen, wenn auch Bellini ſtirbt und Roſſini ſchweigt.

Wahrlich, bemerkte Maria, Roſſini behauptet ein ſehr ſtrenges Stillſchweigen. Wenn ich nicht irre, ſchweigt er ſchon ſeit zehn Jahren.

Das iſt vielleicht ein Witz von ihm, antwortete Maximilian. Er hat zeigen wollen, daß der Name „Schwan von Peſaro“ den man ihm ertheilt, ganz unpaſſend ſey. Die Schwäne ſingen am Ende ihres Lebens, Roſſini aber hat in der Mitte des Lebens zu ſingen aufgehört. Und ich glaube er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt, daß er ein Genie iſt. Ein Künſtler, welcher nur Talent hat, behält bis an ſein Lebensende den Trieb dieſes Talent auszuüben, der Ehrgeitz ſtachelt ihn, er fühlt daß er ſich beſtandig vervollkommnet, und es drängt ihn das Höchſte zu erſtreben. Der Genius aber hat das Höchſte bereits geleiſtet, er iſt zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen Ehrgeitz, und geht nach

Hauſe, nach Staffort am Avon, wie William Shakeſpeare, oder promenirt ſich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens zu Paris, wie Joachim Roſſini. Hat der Genius keine ganz ſchlechte Leibeskonſtituzion, ſo lebt er in ſolcher Weiſe noch eine gute Weile fort, nachdem er ſeine Meiſterwerke geliefert, oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, nachdem er ſeine Miſſion erfüllt hat. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müſſe früh ſterben; ich glaube man hat das dreyßigſte bis zum vierunddreyßigſten Jahr als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Bellini damit geneckt, und ihm aus Scherz prophezeyt, daß er, in ſeiner Eigenſchaft als Genie, bald ſterben müſſe, indem er das gefährliche Alter erreiche. Sonderbar! Trotz des ſcherzenden Tones, ängſtigte er ſich doch ob dieſer Prophezeyung, er nannte mich ſeinen Jettatore und machte immer das Jettatorezeichen . . . Er wollte ſo gern leben bleiben, er hatte eine faſt leidenſchaftliche Abneigung gegen den Tod, er wollte nichts vom Sterben hören, er fürchtete ſich davor wie ein Kind, das ſich fürchtet im Dunkeln zu ſchlafen... Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihn nur mit ſeinem baldigen Tode zu drohen, und er ward dann gleich kleinlaut und bittend und machte mit den zwey erhobenen Fingern das Jettatorezeichen ... Armer Bellini!

Sie haben ihn alſo perſönlich gekannt? War er hübſch?

Er war nicht häßlich. Sie ſehen, auch wir Männer können nicht bejahend antworten, wenn man uns über jemand von unſerem Geſchlechte eine ſolche Frage vorlegt. Es war eine hoch aufgeſchoſſene, ſchlanke Geſtalt, die ſich zierlich, ich möchte ſagen kokett bewegte; immer à quatre épingles; ein regelmäßiges Geſicht, länglich, blaßroſig; hellblondes, faſt goldiges Haar, in dünnen

Löckchen friſirt; hohe, ſehr hohe, edle Stirne; grade Naſe; bleiche, blaue Augen; ſchöngemeſſener Mund; rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas vagues, charakterloſes, etwas wie Milch, und in dieſem Milchgeſichte quirlte manchmal ſüßſäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieſer Ausdruck von Schmerz erſetzte in Bellinis Geſichte den mangelnden Geiſt; aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poeſielos in den Augen, er zuckte leidenſchaftslos um die Lippen des Mannes. Dieſen flachen, matten Schmerz ſchien der junge Maeſtro in ſeiner ganzen Geſtalt veranſchaulichen zu wollen. So ſchwärmeriſch wehmüthig waren ſeine Haare friſirt, die Kleider ſaßen ihm ſo ſchmachtend an dem zarten Leibe, er trug ſein ſpaniſches Röhrchen ſo idylliſch, daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unſeren Schäferſpielen mit bebänderten Stäben, und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudiren ſehen. Und ſein Gang war ſo jungfräulich, ſo elegiſch, ſo ätheriſch. Der ganze Menſch ſah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bey den Frauen vielen Beyfall gefunden, aber ich zweifle ob er irgendwo eine ſtarke Leidenſchaft geweckt hat. Für mich ſelber hatte ſeine Erſcheinung immer etwas ſpaßhaft Ungenießbares, deſſen Grund wohl zunächſt in ſeinem Franzöſiſchſprechen zu finden war. Obgleich Bellini ſchon mehre Jahre in Frankreich gelebt, ſprach er doch das Franzöſiſche ſo ſchlecht, wie es vielleicht kaum in England geſprochen werden kann. Ich ſollte dieſes Sprechen nicht mit dem Beywort „ſchlecht“ bezeichnen; ſchlecht iſt hier viel zu gut. Man muß entſetzlich ſagen, blutſchänderiſch, weltuntergangsmäßig. Ja, wenn man mit ihm in Geſellſchaft war, und er die armen franzöſiſchen Worte wie ein Henker radebrach, und unerſchütterlich ſeine koloſſalen Coq-à-l'âne auskramte, ſo meinte man manchmal die Welt müſſe mit einem Donnergekrache untergehen . . . Eine Leichenſtille herrſchte dann im ganzen Saale; Todesſchreck malte ſich auf allen Geſichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zinober; die Frauen wußten nicht ob ſie in Ohnmacht fallen oder entfliehen ſollten; die Männer ſahen beſtürzt nach ihren Beinkleidern, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich dergleichen trugen; und was das Furchtbarſte war, dieſer Schreck erregte zu gleicher Zeit eine konvulſive Lachluſt, die ſich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Geſellſchaft war, mußte ſeine Nähe immer eine gewiſſe Angſt einflößen, die, durch einen grauenhaften Reitz, zugleich abſtoßend und anziehend war. Manchmal waren ſeine unwillkürlichen Calembours bloß beluſtigender Art, und in ihrer poſſirlichen Abgeſchmacktheit, erinnerten ſie an das Schloß ſeines Landsmannes, des Prinzen Pallagonien, welches Goethe, in ſeiner italieniſchen Reiſe, als ein Muſeum von barocken Verzerrtheiten und ungereimt zuſammengekoppel.

ten Mißgeſtalten ſchildert. Da Bellini, bey ſolchen Gelegenheiten, immer etwas ganz Harmloſes und ganz Ernſthaftes geſagt zu haben glaubte, ſo bildete ſein Geſicht mit ſeinem Worte eben den allertollſten Contraſt. Das was mir an ſeinem Geſichte mißfallen konnte, trat dann um ſo ſchneidender hervor. Das was mir da mißfiel, war aber nicht von der Art, daß es juſt als ein Mangel bezeichnet werden könnte, und am wenigſten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreuſam geweſen ſeyn. Bellinis Geſicht, wie ſeine ganze Erſcheinung, hatte jene phyſiſche Friſche, jene Fleiſchblüthe, jene Roſenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erſt ſpäterhin, als ich Bellini ſchon lange kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieſes entſtand namentlich als ich bemerkte, daß ſein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele iſt gewiß rein und unbefleckt geblieben von allen häßlichen Berührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmloſe Gutmüthigkeit, das Kindliche das wir bey genialen Menſchen nie vermiſſen, wenn ſie auch dergleichen nicht für jedermann zur Schau tragen.

Ja, ich erinnere mich — fuhr Maximilian fort, indem er ſich auf den Seſſel niederließ, an deſſen Lehne er ſich bis jetzt aufrecht geſtützt hatte — ich erinnere mich eines Augenblicks, wo mir Bellini in einem ſo liebenswürdigen Lichte erſchien, daß ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der letzte Augenblick wo ich ihn in dieſem Leben ſehen ſollte. Dieſes war eines Abends, nachdem wir im Hauſe einer großen Dame, die den kleinſten Fuß in Paris hat, mit einander geſpeiſt und ſehr heiter geworden, und am Fortepiano die ſüßeſten Melodieen erklangen . . . Ich ſehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich erſchöpft von den vielen tollen Bellinismen die er geſchwatzt, ſich auf einen Seſſel niederließ . . . Dieſer Seſſel war ſehr niedrig, faſt wie ein Bänkchen, ſo daß Bellini dadurch gleichſam zu den Füßen einer ſchönen Dame zu ſitzen kam, die ſich, ihm gegenüber, auf ein Sopha hingeſtreckt hatte und mit ſüßer Schadenfreude auf Bellini hinabſah, während dieſer ſich abarbeitete, ſie mit einigen franzöſiſchen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth, das was er eben geſagt hatte, in ſeinem ſicilianiſchen Jargon zu kommentiren, um zu beweiſen, daß es keine Sottiſe, ſondern im Gegentheil die feinſte Schmeicheley geweſen ſey. Ich glaube, daß die ſchöne Dame auf Bellinis Redensarten gar nicht viel hinhörte; ſie hatte ihm ſein ſpaniſches Röhrchen, womit er ſeiner ſchwachen Rhetorik manchmal zu Hülfe kommen wollte, aus den Händen genommen, und bediente ſich deſſen um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maeſtro ganz ruhig zu zerſtören.

Dieſem muthwilligen Geſchäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Geſichte einen Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menſchenantlitz geſehen. Nie kommt mir dieſes Geſicht aus dem Gedächtniſſe! Es war eins jener Geſichter, die mehr dem Traumreich der Poeſie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören ſcheinen; Conturen die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem ſentimental ſpitzzulaufendem Kinn der lombardiſchen Schule. Die Farbung mehr römiſch ſanft, matter Perlenglanz, vornehme Bläſſe, Morbidezza. Kurz es war ein Geſicht, wie es nur auf irgend einem altitalieniſchem Portraite gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorſtellt, worin die italieniſchen Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts verliebt waren, wenn ſie ihre Meiſterwerke ſchufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn ſie ſich unſterblich ſangen, und wonach die deutſchen und franzöſiſchen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn ſie ſich das Schwert umgürteten und thatenſüchtig über die Alpen ſtürzten ... Ja, ja, ſo ein Geſicht war es, worauf ein Lächeln der ſüßeſten Schadenfreude und des vornehmſten Muthwillens ſpielte, während ſie, die ſchöne Dame, mit der Spitze des ſpaniſchen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerſtörte. In dieſem Augenblick erſchien mir Bellini wie berührt von einem Zauberſtäbchen, wie umgewandelt zu einer durchaus befreundeten Erſcheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Geſicht erglänzte im Wiederſchein jenes Lächelns, es war vielleicht der blühendſte Moment ſeines Lebens ... Ich werde ihn nie vergeſſen ... Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daß Italien einen ſeiner rühmlichſten Söhne verloren!

Sonderbar! Zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganinis angezeigt. An dieſem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte, fahle Paganini immer wie ein Sterbender ausſah; doch der Tod des jungen, roſigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des erſteren nur ein Zeitungsirrthum, Paganini befindet ſich friſch und geſund zu Genua und Bellini liegt im Grabe zu Paris!

Lieben Sie Paganini? frug Maria.

Dieſer Mann, antwortete Maximilian, iſt eine Zierde ſeines Vaterlandes und verdient gewiß die ausgezeichnetſte Erwähnung, wenn man von den muſikaliſchen Notabilitäten Italiens ſprechen will.

Ich habe ihn nie geſehen, bemerkte Maria, aber dem Rufe nach, ſoll ſein Aeußeres den Schönheitsſinn nicht vollkommen befriedigen. Ich habe Portraite von ihm geſehen . . .

Die alle nicht ähnlich ſind, fiel ihr Maximilian in die Rede; ſie verhäßlichen oder verſchönern ihn, nie geben ſie ſeinen wirklichen Charakter. Ich glaube es iſt nur einem einzigen

Menſchen gelungen, die wahre Phyſiognomie Paganinis aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der, in ſeiner geiſtreichen Tollheit, mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganinis ſo gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. „Der Teufel hat mir die Hand geführt“ ſagte mir der taube Maler, geheimnißvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bey ſeinen genialen Eulenſpiegeleyen zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz ſeiner Taubheit, liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekutionen zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Opernkritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern! In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen. Giebt es doch Menſchen, denen die Töne ſelber nur unſichtbare Signaturen ſind, worin ſie Farben und Geſtalten hören.

Ein ſolcher Menſch ſind Sie! rief Maria.

Es iſt mir leid, daß ich die kleine Zeichnung von Lyſer nicht mehr beſitze; ſie würde Ihnen vielleicht von Paganinis Aeußerem einen Begriff verleihen. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaßt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreiche als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſcheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt“ betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Alſterpavillion ſtanden, an dem Tage wo Paganini dort ſein erſtes Conzert gab. „Ja, mein Freund, fuhr er fort, es iſt wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er ſich dem Teufel verſchrieben hat, Leib und Seele, um der beſte Violiniſt zu werden, um Millionen zu erfiedeln, und zunächſt um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er ſchon viele Jahre geſchmachtet. Denn ſehen Sie, Freund, als er zu Lukka Kapellenmeiſter war, verliebte er ſich in eine Theaterprinzeſſinn, ward eiferſüchtig auf irgend einen kleinen Abbate, ward vielleicht kokü, erſtach auf gut italieniſch ſeine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua, und wie geſagt, verſchrieb ſich endlich dem Teufel um loszukommen, um der beſte Violinſpieler zu werden, und um jeden von uns dieſen Abend eine Brandſchatzung von zwey Thalern auferlegen zu können . . . Aber, ſehen Sie! Alle gute Geiſter loben Gott! ſehen Sie, dort in der Allee kommt er ſelber mit ſeinem zweydeutigen Famulo!“

In der That, es war Paganini ſelber, den ich alsbald zu Geſicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch ſeine Geſtalt ſehr hoch zu ſeyn ſchien. Das lange ſchwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf ſeine Schulter herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blaſſe, leichenartige Geſicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüſtlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig proſaiſch: roſig verrunzeltes Geſicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausſtehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber, voll beſorglicher Scheu, nach der düſteren Geſtalt hinaufſchielend, die ihm ernſt und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzſch zu ſehen, wo Fauſt mit Wagener vor den Thoren von Leipzig ſpatzieren geht. Der taube Maler kommentirte mir aber die beiden Geſtalten in ſeiner tollen Weiſe, und machte mich beſonders aufmerkſam auf den gemeſſenen breiten Gang des Paganini. „Iſt es nicht, ſagte er, als trüge er noch immer die eiſerne Querſtange zwiſchen den Beinen? Er hat ſich nun einmal dieſen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch wie verächtlich ironiſch er auf ſeinen Begleiter manchmal hinabſchaut, wenn dieſer ihm mit ſeinen proſaiſchen Fragen läſtig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contrakt bindet ihn an dieſen Diener, der eben kein andrer iſt als Satan. Das unwiſſende Volk meint freylich, dieſer Begleiter ſey der Commödien- und Anekdotenſchreiber Harris aus Hannover, den Paganini auf Reiſen mitgenommen habe, um die Geldgeſchäfte bey ſeinen Conzerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß ſeine Geſtalt abgeborgt hat und daß die arme Seele dieſes armen Menſchen unterdeſſen, neben anderem Lumpenkram, in einem Kaſten zu Hannover ſolange eingeſperrt ſitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleiſch-Enveloppe zurückgiebt und er vielleicht ſeinen Meiſter Paganini in einer würdigeren Geſtalt, nemlich als ſchwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird.“

War mir aber Paganini, als ich ihn am hellen Mittage, unter den grünen Bäumen des hamburger Jungfernſtiegs einherwandeln ſah, ſchon hinlänglich fabelhaft und abentheuerlich erſchienen: wie mußte mich erſt des Abends im Concerte ſeine ſchauerlich bizarre Erſcheinung überraſchen. Das hamburger Commödienhaus war der Schauplatz dieſes Concertes, und das kunſtliebende Publikum hatte ſich ſchon frühe und in ſolcher Anzahl eingefunden, daß ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orcheſter erkämpfte. Obgleich es Poſttag war, erblickte ich doch, in den erſten Ranglogen, die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Banquiers und ſonſtigen Millionären, die Götter des Kaffees und des Zuckers, nebſt deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wantram und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrſchte eine religiöſe Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüſtete ſich zum Hören. Mein

Nachbar, ein alter Pelz-Makler, nahm ſeine ſchmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die koſtbaren Töne, die zwey Thaler Entreegeld koſteten, beſſer einſaugen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Geſtalt zum Vorſchein, die der Unterwelt entſtiegen zu ſeyn ſchien. Das war Paganini in ſeiner ſchwarzen Galla. Der ſchwarze Frack und die ſchwarze Weſte von einem entſetzlichen Zuſchnitt, wie er vielleicht am Hofe Proſerpinens von der hölliſchen Etikette vorgeſchrieben iſt. Die ſchwarzen Hoſen ängſtlich ſchlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme ſchienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der anderen den Bogen geſenkt hielt und damit faſt die Erde berührte, als er vor dem Publikum ſeine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen ſeines Leibes lag eine ſchauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närriſch Thieriſches, daß uns bey dieſen Verbeugungen eine ſonderbare Lachluſt anwandeln mußte; aber ſein Geſicht, das durch die grelle Orcheſterbeleuchtung noch leichenartig weißer erſchien, hatte alsdann ſo etwas Flehendes, ſo etwas blödſinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unſere Lachluſt niederdrückte. Hat er dieſe Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Iſt dieſer bittende Blick der eines Todtkranken, oder lauert dahinter der Spott eines ſchlauen Geizhalſes? Iſt das ein Lebender der im Verſcheiden begriffen iſt und der das Publikum in der Kunſtarena, wie ein ſterbender Fechter, mit ſeinen Zuckungen ergötzen ſoll? Oder iſt es ein Todter, der aus dem Grabe geſtiegen, ein Vampyr mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taſchen ſaugt?

Solche Fragen kreuzten ſich in unſerem Kopfe, während Paganini ſeine unaufhörlichen Complimente ſchnitt; aber alle dergleichen Gedanken mußten ſtrals verſtummen, als der wunderbare Meiſter ſeine Violine ans Kinn ſetzte und zu ſpielen begann. Was mich betrifft, ſo kennen Sie ja mein muſikaliſches zweites Geſicht, meine Begabniß, bey jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu ſehen; und ſo kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche ſeines Bogens auch ſichtbare Geſtalten und Situazionen vor die Augen brachte, das er mir in tönender Bilderſchrift allerley grelle Geſchichten erzählte, daß er vor mir gleichſam ein farbiges Schattenſpiel hingaukeln ließ, worin er ſelber immer mit ſeinem Violinſpiel als die Hauptperſon agirte. Schon bey ſeinem erſten Bogenſtrich hatten ſich die Kuliſſen um ihn her verändert; er ſtand mit ſeinem Muſikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches luſtig unordentlich dekorirt, mit verſchnörkelten Möbeln im Pompadurgeſchmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chineſiſches Porzelan, ein allerliebſtes Chaos von Bandern, Blumenguirlanden, weißen Handſchuhen, zerriſſenen Blonden, falſchen Perlen, Diademen von Goldblech und ſonſtigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Aeußeres hatte ſich ebenfalls, und zwar aufs allervortheilhafteſte, verändert: er trug kurze Beinkleider von lillafarbigem Atlas, eine ſilbergeſtickte, weiße Weſte, einen Rock von hellblauem Sammet mit goldumſponnenen Knöpfen; und die ſorgſam in kleinen Löckchen friſirten Haare umſpielten ſein Geſicht, das ganz jung und roſig blühete, und von ſüßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübſchen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult ſtand, während er Violine ſpielte.

In der That, an ſeiner Seite erblickte ich ein hübſches junges Geſchöpf, altmodiſch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauſcht unterhalb den Hüften, die Taille um ſo reitzender ſchmal, die gepuderten Haare hochauffriſirt, das hübſch runde Geſicht um ſo freyer hervorglänzend mit ſeinen blitzenden Augen, mit ſeinen geſchminkten Wänglein, Schönpfläſterchen und impertinent ſüßem Näschen. In der Hand trug ſie eine weiße Papierrolle, und ſowohl nach ihren Lippenbewegungen, als nach dem kokettirenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu ſchließen, ſchien ſie zu ſingen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinſpiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich was ſie ſang und was er ſelber während ihres Singens in der Seele fühlte. O, das waren Melodieen, wie die Nachtigall ſie flötet, in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Roſe ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnſucht berauſcht! O, das war eine ſchmelzende, wollüſtig hinſchmachtende Seligkeit! Das waren Töne die ſich küßten, dann ſchmollend einander flohen, und endlich wieder lachend ſich umſchlangen, und eins wurden, und in trunkender Einheit dahinſtarben. Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem anderen neckend ausweicht, ſich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhaſcht wird, und dann mit dem anderen, leichtſinnig beglückt, im goldnen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann ſolchen verliebten Schmetterlingen mahl plötzlich ein tragiſches Schickſal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig ſeufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranſchleichenden Unglücks, glitt leiſe durch die entzückteſten Melodieen, die aus Paganinis Violine hervorſtralten . . . Seine Augen werden feucht . . . Anbetend kniet er nieder vor ſeiner Amata . . . Aber ach! indem er ſich beugt. um ihre Füße zu küſſen, erblickt er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht was er gegen den armen Menſchen haben mochte, aber der Genueſer wurde blaß wie der

Tod, er erfaßt den Kleinen mit wüthenden Händen, giebt ihm diverſe Ohrfeigen, ſo wie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, ſchmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stylet aus der Taſche und ſtößt es in die Bruſt der jungen Schöne . . .

In dieſem Augenblick aber erſcholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeiſterte Männer und Frauen zollten ihren rauſchendſten Beyfall dem großen Künſtler, welcher eben die erſte Abtheilung ſeines Conzertes beendigt hatte und ſich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Auf ſeinem Geſichte, wollte mich bedünken, winſelte ebenfalls eine noch flehſamere Demuth als vorher. In ſeinen Augen ſtarrte eine grauenhafte Aengſtlichkeit, wie die eines armen Sünders.

Göttlich! rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er ſich in den Ohren kratzte, dieſes Stück war allein ſchon zwey Thaler werth.

Als Paganini aufs neue zu ſpielen begann, ward es mir düſter vor den Augen. Die Töne verwandelten ſich nicht in helle Formen und Farben; die Geſtalt des Meiſters umhüllte ſich vielmehr in finſtere Schatten, aus deren Dunkel ſeine Muſik mit den ſchneidendſten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich ſein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloſchen war. Sonderbar war ſein Anzug, geſpaltet in zwey Farben, wovon die eine gelb und die andre roth. An den Füßen laſteten ihm ſchwere Ketten. Hinter ihm bewegte ſich ein Geſicht, deſſen Phyſionomie auf eine luſtige Bocksnatur hindeutete, und lange haarigte Hände, die, wie es ſchien, dazu gehörten, ſah ich zuweilen hülfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini ſpielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beyfall-Lachen akkompagnirte dann die Töne, die immer ſchmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Geſang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten, und, aus dem Reiche der Seligen verwieſen, mit ſchaamglühenden Geſichtern in die Unterwelt hinabſtiegen. Das waren Töne in deren bodenloſer Untiefe weder Troſt noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel ſolche Töne hören, erſtirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen und ſie verhüllen weinend ihre frommen Häupter! Zuweilen, wenn in die melodiſchen Qualniſſe dieſes Spiels das obligate Bockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft luſtig mit den häßlichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern, in neckender Schadenfreude, ihre Rübchen ſchabten. Aus der Violine drangen alsdann Angſtlaute und ein entſetzliches Seufzen und ein

Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es ſeye denn im Thale Joſaphat, wenn die koloſſalen Poſaunen des Gerichts erklingen und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schickſals harren . . . Aber der gequälte Violiniſt that plötzlich einen Strich, einen ſo wahnſinnig verzweifelten Strich, daß ſeine Ketten raſſelnd entzweyſprangen und ſein unheimlicher Gehülfe, mitſammt den verhöhnenden Unholden, verſchwanden.

In dieſem Augenblick ſagte mein Nachbar, der Pelzmakler: Schade, Schade, eine Saite iſt ihm geſprungen, das kommt von dem beſtändigen Pizzikati!

War wirklich die Saite auf der Violine geſprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfigurazion der Töne, und da ſchien mir Paganini und ſeine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wiederer kennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr verſteckte als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kaputze, einen Strick um die Hüfte, baarfüßig, eine einſam trotzige Geſtalt, ſtand Paganini auf einem felſigen Vorſprung am Meere und ſpielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überfloß die weiten Meeresfluten, die immer röther ſich färbten und immer feyerlicher rauſchten, im geheimnißvollſten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röther aber das Meer wurde, deſto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Waſſer wie lauter ſcharlachgrelles Blut ausſahen, da ward droben der Himmel ganz geſpenſtiſchhell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne . . . und dieſe Sterne waren ſchwarz, ſchwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer ſtürmiſcher und kecker, in den Augen des entſetzlichen Spielmanns funkelte eine ſo ſpöttiſche Zerſtörungsluſt, und ſeine dünnen Lippen bewegten ſich ſo grauenhaft haſtig, daß es ausſah als murmelte er uralt verruchte Zauberſprüche, womit man den Sturm beſchwört und jene böſen Geiſter entfeſſelt, die in den Abgrunden des Meeres gefangen liegen. Manchmal, wenn er, den nackten Arm aus dem weiten Mönchsärmel lang mager hervorſtreckend, mit dem Fiedelbogen in den Lüften fegte: dann erſchien er erſt recht wie ein Hexenmeiſter, der mit dem Zauberſtab den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnſinnig in der Meerestiefe und die entſetzten Blutwellen ſprangen dann ſo gewaltig in die Höhe, daß ſie faſt die bleiche Himmelsdecke und die ſchwarzen Sterne dort mit ihrem rothen Schaume beſpritzten. Das heulte, das kreiſchte, das krachte, als ob die Welt in Trümmer zuſammenbrechen wollte, und der Mönch ſtrich immer hartnäckiger ſeine Violine. Er wollte durch die Gewalt ſeines raſenden Willens die ſieben Siegel brechen, womit Salomon die eiſernen Töpfe verſiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verſchloſſen. Jene Töpfe hat der weiſe König ins Meer verſenkt, und eben die Stimmen der darin verſchloſſenen Geiſter glaubte ich zu vernehmen, während Paganinis Violine ihre zornigſten Baßtöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie Jubel der Befreyung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen ſah ich hervortauchen die Häupter der entfeſſelten Dämonen: Ungethüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodylle mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirſchgeweihen, Affen bemützt mit Trichtermuſcheln, Seehunde mit patriarchaliſch langen Bärten, Weibergeſichter mit Brüſten an die Stelle der Wangen, grüne Kameelsköpfe, Zwittergeſchöpfe von unbegreiflicher Zuſammenſetzung, alle mit kalt klugen Augen hinglotzend und mit langen Floßtatzen hingreifend nach dem fiedelnden Mönche . . . Dieſem aber, in dem raſenden Beſchwörungseifer, fiel die Kaputze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten ſein Haupt wie ſchwarze Schlangen.

Dieſe Erſcheinung war ſo ſinneverwirrend, daß ich, um nicht wahnſinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen ſchloß. Da war nun der Spuk verſchwunden, und als ich wieder aufblickte ſah ich den armen Genueſer in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt, ſeine gewöhnlichen Complimente ſchneiden, während das Publikum aufs entzückteſte applaudirte.

„Das iſt alſo das berühmte Spiel auf der G-Saite, bemerkte mein Nachbar; ich ſpiele ſelber die Violine und weiß was es heißt dieſes Inſtrument ſo zu bemeiſtern!“ Zum Glück war die Pauſe nicht groß, ſonſt hätte mich der muſikaliſche Pelzkenner gewiß in ein langes Kunſtgeſpräch eingemufft. Paganini ſetzte wieder ruhig ſeine Violine ans Kinn und mit dem erſten Strich ſeines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfigurazion der Töne. Nur geſtaltete ſie ſich nicht mehr ſo grellfarbig und leiblich beſtimmt. Dieſe Töne entfalteten ſich ruhig, majeſtätiſch wogend und anſchwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und alles umher hatte ſich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem koloſſalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, ſondern nur das Auge des Geiſtes ihn faſſen kann. In der Mitte dieſes Raumes ſchwebte eine leuchtende Kugel, worauf rieſengroß und ſtolzerhaben ein Mann ſtand, der die Violine ſpielte. Dieſe Kugel war ſie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealiſch verſchönert, himmliſch verklärt, verſöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftigſter Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umſchloß die veredelten Glieder, um ſeine Schulter wallte, in glänzenden Locken, das ſchwarze Haar; und wie er da feſt und ſicher ſtand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine ſtrich: da war es als ob die ganze Schöpfung ſeinen Tönen gehorchte. Er war der Menſch-Planet um den ſich das Weltall bewegte, mit gemeſſener Feyerlichkeit und in ſeligen Rythmen erklingend. Dieſe großen Lichter, die, ſo ruhig glänzend um ihn her ſchwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entſtand, war es der Sphärengeſang, wovon Poeten und Seher ſo viel Verzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angeſtrengt weithinausſchaute in die dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße wallende Gewänder zu ſehen, worin koloſſale Pilgrime vermummt einherwandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und ſonderbar! die goldnen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Dieſe Pilgrime zogen, in weiter Kreisbahn, um den großen Spielmann umher, von den Tönen ſeiner Violine erglänzten immer heller die goldnen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erſchollen und die ich für Sphärengeſang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unnennbare heilige Inbrunſt wohnte in dieſen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnißvolles Flüſtern auf dem Waſſer, dann wieder ſüßſchauerlich anſchwellen, wie Waldhorntöne im Mondſchein, und dann endlich mit ungezügeltem Jubel dahinbrauſten, als griffen tauſend Barden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, ſondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift ſie das Herz am hellen lichten Tage, wenn es ſich jauchzend verſenkt in die Schönheitslinien und Ovalen eines griechiſchen Kunſtwerks . . . .

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zuviel getrunken hat!“ ließ ſich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unſeren Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er ſich umdrehte, erblickte er den Doktor, der, in Begleitung der ſchwarzen Debora, ganz leiſe ins Zimmer getreten war, um ſich zu erkundigen, wie ſeine Medizin auf die Kranke gewirkt habe.

Dieſer Schlaf gefällt mir nicht, ſprach der Doktor indem er nach dem Sopha zeigte.

Maximilian, welcher, verſunken in den Phantasmen ſeiner eignen Rede, gar nicht gemerkt hatte, daß Maria ſchon lange eingeſchlafen war, biß ſich verdrießlich in die Lippen.

Dieſer Schlaf, fuhr der Doktor fort, verleiht ihrem Antlitz ſchon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht ſchon aus wie jene weißen Masken, jene Gipsabgüſſe, worin wir die Züge der Verſtorbenen zu bewahren ſuchen.

Ich möchte wohl, flüſterte ihm Maximilian ins Ohr, von dem Geſichte unſerer Freundinn einen ſolchen Abguß aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch ſehr ſchön ſeyn.

Ich rathe Ihnen nicht dazu, entgegnete der Doktor. Solche Masken verleiden uns die Erinnerung an unſere Lieben. Wir glauben in dieſem Gipſe ſey noch etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, iſt doch ganz eigentlich der Tod ſelbſt. Regelmäßig ſchöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch ſie uns mehr erſchrecken als erfreuen. Wahre Karrikaturen aber ſind die Gipsabgüſſe von Geſichtern, deren Reitz mehr von geiſtiger Art war, deren Züge weniger regelmäßig als intereſſant geweſen; denn ſobald die Grazien des Lebens darin erloſchen ſind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geiſtige Reitze ausgeglichen. Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns, bey längerer Betrachtung, aufs unleidlichſte die Seele durchſchüttelt, ſie ſehen alle aus wie Menſchen, die im Begriffe ſind einen ſchweren Gang zu gehen.

Wohin? frug Maximilian, als der Doktor ſeinen Arm ergriff und ihn aus dem Zimmer fortführte.

Zweite Nacht.

Und warum wollen Sie mich noch mit dieſer häßlichen Medicin quälen, da ich ja doch ſo bald ſterbe!

Es war Maria welche eben, als Maximilian ins Zimmer trat, dieſe Worte geſprochen. Vor ihr ſtand der Arzt, in der einen Hand eine Medizinflaſche, in der anderen einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig ſchäumte. Theuerſter Freund, rief er indem er ſich zu dem Eintretenden wandte. Ihre Anweſenheit iſt mir jetzt ſehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daß ſie nur dieſe wenigen Tropfen einſchlürfe; ich habe Eile.

Ich bitte Sie, Maria! flüſterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht ſehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem ſo wunden Herzen zu kommen ſchien, daß die Kranke, ſonderbar gerührt, faſt ihres eigenen Leides vergeſſend, den Becher in die Hand nahm; ehe ſie ihn aber zum Munde führte, ſprach ſie lächelnd: Nicht wahr, zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geſchichte von der Laurenzia?

Alles was Sie wünſchen ſoll geſchehen! nickte Maximilian.

Die blaſſe Frau trank alsbald den Inhalt des Bechers, halb lächelnd, halb ſchaudernd.

Ich habe Eile, ſprach der Arzt, indem er ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Legen Sie ſich ruhig nieder, Signora, und bewegen Sie ſich ſo wenig als möglich. Ich habe Eile.

Begleitet von der ſchwarzen Debora, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, ſahen ſie ſich lange ſchweigend an. In beider Seele wurden Gedanken laut, die eins dem anderen zu verhehlen ſuchte. Das Weib aber ergriff plötzlich die Hand des Mannes und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen.

Um Gotteswillen, ſprach Maximilian, bewegen Sie ſich nicht ſo gewaltſam und legen Sie ſich wieder ruhig aufs Sopha.

Als Maria dieſen Wunſch erfüllte, bedeckte er ihre Füße ſehr ſorgſam mit dem Shawl, den er vorher mit ſeinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, denn ſie zwinkte vergnügt mit den Augen, wie ein glückliches Kind.

War Mademoiſelle Laurence ſehr ſchön?

Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundinn, und mir angeloben, ganz ſchweigſam und ruhig zuzuhören, ſo will ich alles was Sie zu wiſſen begehren, umſtändlich berichten.

Dem bejahenden Blicke Marias mit Freundlichkeit zulächelnd, ſetzte ſich Maximilian auf den

Seſſel, der vor dem Sopha ſtand, und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

Es ſind nun acht Jahre, daß ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Converſazionen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Continente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimath oder Dauer unſeres Aufenthalts und mit dieſem unaufhörlichen Inquiriren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete: daß die Engländer ihre franzöſiſche Converſazion auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bey Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roſtbeefe tranchiren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen: welch ein Stück wir verlangen? ob ſtark oder ſchwach gebraten? ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde? ob fett oder mager? Dieſe Roßbeefe und ihre Hammelbraten ſind aber auch alles was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus $^1/_3$ Mehl und $^2/_3$ Butter, oder, je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus $^1/_3$ Butter und $^2/_3$ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch jeden vor ihren navon Gemüſen, die ſie, in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als die Küche der Engländer ſind ihre Toaſte und ihre obligaten Standreden, wenn das Tiſchtuch aufgehoben wird und die Damen ſich von der Tafel wegbegeben, und ſtatt ihrer eben ſo viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden . . . denn durch letztere glauben ſie die Abweſenheit des ſchönen Geſchlechtes aufs beſte zu erſetzen. Ich ſage des ſchönen Geſchlechtes, denn die Engländerinnen verdienen dieſen Namen. Es ſind ſchöne, weiße, ſchlanke Leiber. Nur der allzubreite Raum zwiſchen der Naſe und dem Munde, der bey ihnen eben ſo häufig wie bey den engliſchen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die ſchönſten Geſichter verleidet. Dieſe Abweichung von dem Typus des Schönen, wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien ſehe, wo ihre kärglich gemeſſenen Naſen und die breite Fleiſchfläche, die ſich darunter bis zum Maule erſtreckt, einen deſto ſchrofferen Contraſt bildet mit den Geſichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiquer Regelmäßigkeit ſind, und deren Naſen, entweder römiſch gebogen oder griechiſch geſenkt, nicht ſelten ins Allzulängliche ausarten. Sehr richtig iſt die Bemerkung eines deutſchen Reiſenden, daß die Engländer, wenn ſie hier unter den Italienern wandeln, alle wie Statuen ausſehen, denen man die Naſenſpitze abgeſchlagen hat.

Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Contraſt, ihre Mängel erſt recht grell hervortreten ſehen. Es ſind die Götter der Langeweile, die, in blanklakirten Wagen, mit Extrapoſt durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter ſich laſſen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Intereſſe, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger

Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholiſchen Gegenſtänden. Schon ſeit drey Wochen ſieht man hier auf der Piazza di Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher ſtundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuſchaut, der dort, zu Pferde ſitzend, den Leuten die Zahne ausreißt. Dieſes Schauſpiel ſoll den edlen Sohn Albions vielleicht ſchadlos halten für die Exekuzionen, die er in ſeinem theuern Vaterlande verſäumt . . . Denn nächſt Boxen und Hahnenkampf, giebt es für einen Britten keinen köſtlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf geſtohlen oder eine Handſchrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang, mit einem Strick um den Hals, ausgeſtellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit ſchleudert. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daß Schafdiebſtahl und Fälſchung in jenem häßlich grauſamen Lande gleich den abſcheulichſten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutſchande, beſtraft werden. Ich ſelber, den ein triſter Zufall vorbeyführte, ich ſah in London einen Menſchen hängen, weil er ein Schaf geſtohlen und ſeitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handſchrift eines reichen Banquiers nachgeahmt; noch immer ſehe ich die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daß man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigne Handſchrift nachzuahmen! Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen geſtehen, Maria, wenn mir in England nichts munden wollte, weder Menſchen noch Küche, ſo lag auch wohl zum

Theil der Grund in mir ſelber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinübergebracht aus der Heimath, und ich ſuchte Erheiterung bey einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderley kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort den Geiſt des Menſchen uſurpirt zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſeyn, während der entgeiſtete Menſch, als ein hohles Geſpenſt, ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſtäke frißt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt.

Wie mein Mißbehagen in dieſem Lande ſich täglich ſteigerte, können Sie ſich wohl vorſtellen. Nichts aber gleicht der ſchwarzen Stimmung, die mich einſt befiel, als ich, gegen Abendzeit, auf der Waterloo-Brücke ſtand und in die Waſſer der Themſe hineinblickte. Mir war als ſpiegelte ſich darinn meine Seele, als ſchaute ſie mir aus dem Waſſer entgegen mit allen ihren Wundenmalen . . . Dabey kamen mir die kummervollſten Geſchichten ins Gedächtniß . . . Ich dachte an die Roſe, die immer mit Eſſig begoſſen worden und dadurch ihre ſüßeſten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte . . . Ich dachte an den verirrten Schmetterling, den ein Naturforſcher, der den Montblanc beſtieg, dort ganz einſam zwiſchen den Eiswänden umherflattern ſah . . . Ich dachte an die zahme Aeffinn, die mit den Menſchen ſo vertraut war, mit ihnen ſpielte, mit ihnen ſpeiſte, aber einſt, bey Tiſche, in dem Braten, der in der Schüſſel lag, ihr eignes junges Aeffchen erkannte, es haſtig ergriff, damit in den Wald eilte, und ſich nie mehr unter ihren Freunden, den Menſchen, ſehen ließ . . . Ach, mir ward ſo weh zu Muthe, daß mir gewaltſam die heißen Tropfen aus den Augen ſtürzten . . . Sie fielen hinab in die Themſe, und ſchwammen fort ins große Meer, das ſchon ſo manche Menſchenthräne verſchluckt hat, ohne es zu merken!

In dieſem Augenblick geſchah es, daß eine ſonderbare Muſik mich aus meinen dunklen Träumen weckte, und als ich mich umſah, bemerkte ich am Ufer einen Haufen Menſchen, die um irgend ein ergötzliches Schauſpiel einen Kreis gebildet zu haben ſchienen. Ich trat näher und erblickte eine Künſtlerfamilie, welche aus folgenden vier Perſonen beſtand:

Erſtens, eine kleine unterſetzte Frau, die ganz ſchwarz gekleidet war, einen ſehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervortretenden Bauch hatte. Ueber dieſen Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel, worauf ſie ganz unbarmherzig lostrommelte.

Zweitens, ein Zwerg, der wie ein altfranzöſiſcher Marquis ein brodirtes Kleid trug, einen großen gepuderten Kopf, aber übrigens ſehr dünne, winzige Gliedmaßen hatte und hin und hertänzelnd den Triangel ſchlug.

Drittens, ein etwa fünfzehnjähriges junges Mädchen, welches eine kurze, enganliegende Jacke von blaugeſtreifter Seide, und weite, ebenfalls blaugeſtreifte Pantalons trug. Es war eine luftiggebaute, anmuthige Geſtalt. Das Geſicht griechiſch ſchön. Edel grade Naſe, lieblich geſchürzte Lippen, träumeriſch weich gerundetes Kinn, die Farbe ſonnig gelb, die Haare glänzend ſchwarz um die Schläfen gewunden: ſo ſtand ſie, ſchlank und ernſthaft, ja mißlaunig, und ſchaute auf die vierte Perſon der Geſellſchaft, welche eben ihre Kunſtſtücke produzirte.

Dieſe vierte Perſon war ein gelehrter Hund, ein ſehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben, zur höchſten Freude des engliſchen Publikums, aus den Holzbuchſtaben die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zuſammengeſetzt und ein ſehr ſchmeichelhaftes Beywort, nemlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man ſchon ſeinem geiſtreichen Aeußern anmerken konnte, kein engliſches Vieh war, ſondern, nebſt den anderen drey Perſonen, aus Frankreich hinübergekommen: ſo freuten ſich Albiens Söhne, daß ihr großer Feldherr wenigſtens bey franzöſiſchen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Creaturen Frankreichs ſo ſchmählig verſagt wird.

In der That, dieſe Geſellſchaft beſtand aus Franzoſen, und der Zwerg, welcher ſich hiernächſt als Monſieur Türlütü ankündigte, fing an in franzöſiſcher Sprache und mit ſo leidenſchaftlichen Geſten zu bramarbaſiren, daß die armen Engländer, noch weiter als gewöhnlich, ihre Mäuler und Naſen aufſperrten. Manchmal, nach einer langen Phraſe, krähte er wie ein Hahn, und dieſe Kikerikis, ſo wie auch die Namen von vielen Kaiſern, Königen und Fürſten, die er ſeiner Rede einmiſchte, waren wohl das Einzige was die armen Zuſchauer verſtanden. Jene Kaiſer, Könige und Fürſten rühmte er nemlich als ſeine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren, wie er verſicherte, hatte er eine lange Unterredung mit der höchſtſeligen Majeſtät Ludwig XVI, welcher auch ſpäterhin, bey wichtigen Gelegenheiten, ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revoluzion war er, ſo wie viele andre, durch die Flucht entgangen, und erſt unter dem Kaiſerthum war er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt, um Theil zu nehmen an dem Ruhm der großen Nazion. Napoleon, ſagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Sr. Heiligkeit dem Pabſte Pius VII. ſey er faſt vergöttert worden. Der Kaiſer Alexander gab ihm Bonbons, und die Prinzeſſinn Wilhelm von Kiritz nahm ihn immer auf den Schooß. Ja, von Kindheit auf, ſagte er, habe er unter lauter Souverainen gelebt, die jetzigen Monarchen ſeyen gleichſam mit ihm aufgewachſen, und er betrachte ſie wie Seinesgleichen, und er lege auch jedesmal Trauer an, wenn einer von ihnen das Zeitliche ſegne. Nach dieſen gravitätiſchen Worten krähte er wie ein Hahn.

Monſieur Türlütü war in der That einer der kurioſeſten Zwerge, die ich je geſehen; ſein verrunzelt altes Geſicht bildete einen ſo putzigen

Contraſt mit ſeinem kindiſch ſchmalen Leibchen und ſeine ganze Perſon kontraſtirte wieder ſo ruhig mit den Kunſtſtücken die er produzirte. Er warf ſich nemlich in die keckſten Poſituren, und mit einem unmenſchlich langen Rappiere durchſtach er die Luft die Kreuz und die Quer, während er beſtändig bey ſeiner Ehre ſchwur, daß dieſe Quarte oder jene Terze von niemanden zu pariren ſey, daß hingegen ſeine Parade von keinem ſterblichen Menſchen durchgeſchlagen werden könne, und daß er jeden im Publikum auffordere ſich mit ihm in der edlen Fechtkunſt zu meſſen. Nachdem der Zwerg dieſes Spiel einige Zeit getrieben und niemanden gefunden hatte, der ſich zu einem öffentlichen Zweykampfe mit ihm entſchließen wollte, verbeugte er ſich mit altfranzöſiſcher Grazie, dankte für den Beyfall, den man ihm geſpendet, und nahm ſich die Freyheit einem hochzuverehrenden Publiko das außerordentlichſte Schauſpiel anzukündigen, das jemals auf engliſchem Boden bewundert worden. „Sehen Sie, dieſe Perſon“ — rief er, nachdem er ſchmutzige Glacéhandſchuh angezogen und das junge Mädchen, das zur Geſellſchaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreiſes geführt — „dieſe Perſon iſt Mademoiſelle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und chriſtlichen Dame, die Sie dort mit der großen Trommel ſehen und die jetzt noch Trauer trägt wegen des Verluſtes ihres innigſtgeliebten Gatten, des größten Bauchredners Europas! Mademoiſelle Laurence wird jetzt tanzen! Bewundern Sie jetzt den Tanz von Mademoiſelle Laurence!“ Nach dieſen Worten krähte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen ſchien weder auf dieſe Reden, noch auf die Blicke der Zuſchauer im mindeſten zu achten; verdrießlich in ſich ſelbſt verſunken harrte ſie bis der Zwerg einen großen Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet und wieder.

in Begleitung der großen Trommel, ſeinen Triangel zu ſpielen begann. Es war eine ſonderbare Muſik, eine Miſchung von täppiſcher Brummigkeit und wollüſtigem Gekitzel, und ich vernahm eine pathetiſch närriſche, wehmüthig freche, bizarre Melodie, die dennoch von der ſonderbarſten Einfachheit. Dieſer Muſik aber vergaß ich bald, als das junge Mädchen zu tanzen begann.

Tanz und Tänzerinn nahmen faſt gewaltſam meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das war nicht das klaſſiſche Tanzen, das wir noch in unſeren großen Balleten finden, wo, eben ſo wie in der klaſſiſchen Tragödie, nur geſpreizte Einheiten und Künſtlichkeiten herrſchen; das waren nicht jene getanzten Alexandriner, jene deklamatoriſchen Sprünge, jene antithetiſchen Entrechats, jene edle Leidenſchaft, die ſo wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettirt, daß man nichts ſieht als Himmel und Trikot, nichts als Idealität und Lüge! Es iſt mir wahrlich nichts ſo ſehr zuwider, wie das Ballet in der großen Oper zu Paris, wo ſich die Tradizion jenes klaſſiſchen Tanzens am reinſten erhalten hat, während die Franzoſen in den übrigen Künſten, in der Poeſie, in der Muſik, und in der Malerey, das klaſſiſche Syſtem umgeſtürzt haben. Es wird ihnen aber ſchwer werden eine ähnliche Revoluzion in der Tanzkunſt zu vollbringen; es ſey denn, daß ſie hier wieder, wie in ihrer politiſchen Revoluzion, zum Terrorismus ihre Zuflucht nehmen und den verſtockten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotiniren. Mademoiſelle Laurence war keine große Tänzerinn, ihre Fußſpitzen waren nicht ſehr biegſam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, ſie verſtand nichts von der Tanzkunſt wie ſie Veſtris lehrt, aber ſie tanzte wie die Natur den Menſchen zu tanzen gebietet: ihr ganzes Weſen war im Einklang mit ihren Pas, nicht bloß ihre Füße, ſondern ihr ganzer Leib tanzte, ihr Geſicht tanzte . . . ſie wurde manchmal blaß, faſt todtenblaß, ihre Augen öffneten ſich geſpenſtiſch weit, um ihre Lippen zuckten Begier und Schmerz, und ihre ſchwarzen Haare, die in glatten Ovalen ihre Schläfen umſchloſſen, bewegten ſich wie zwey flatternde Rabenflügel. Das war in der That kein klaſſiſcher Tanz, aber auch kein romantiſcher Tanz, in dem Sinne wie ein junger Franzoſe von der Eugene Renduëlſchen Schule ſagen würde. Dieſer Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches, noch etwas Venezianiſches, noch etwas Bucklichtes, noch etwas Makabriſches, es war weder Mondſchein darin noch Blutſchande . . . Es war ein Tanz, welcher nicht durch äußere Bewegungsformen zu amüſiren ſtrebte, ſondern die äußeren Bewegungsformen ſchienen Worte einer beſonderen Sprache, die etwas Beſonderes ſagen wollte. Was aber ſagte dieſer Tanz? Ich konnte es nicht verſtehen, ſo leidenſchaftlich auch dieſe Sprache ſich gebärdete. Ich ahnte nur manchmal, daß von etwas grauenhaft Schmerzlichem die Rede war. Ich der ſonſt die Signatur aller Erſcheinungen ſo leicht begreift, ich konnte dennoch dieſes getanzte Räthſel nicht löſen, und daß ich immer vergeblich nach dem Sinn deſſelben tappte, daran war auch wohl die Muſik Schuld, die mich gewiß abſichtlich auf falſche Fährten leitete, mich liſtig zu verwirren ſuchte und mich immer ſtörte. Monſieur Türlütüs Triangel kicherte manchmal ſo hämiſch! Madame Mutter aber ſchlug auf ihre große Trommel ſo zornig, daß ihr Geſicht, aus dem Gewölke der ſchwarzen Mütze, wie ein blutrothes Nordlicht hervorglühte.

Als die Truppe ſich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demſelben Platze ſtehen, und dachte drüber nach, was dieſer Tanz bedeuten mochte? War es ein ſüdfranzöſiſcher oder ſpaniſcher Nazionaltanz? An dergleichen mahnte wohl der Ungeſtüm, womit die Tänzerinn ihr Leibchen hin und her ſchleuderte, und die Wildheit womit ſie manchmal ihr Haupt rückwärts warf, in der frevelhaft kühnen Weiſe jener Bacchantinnen, die wir auf den Reliefs der antiquen Vaſen mit Erſtaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunken Willenloſes, etwas finſter Unabwendbares, etwas Fataliſtiſches, ſie tanzte dann wie das Schickſal. Oder waren es Fragmente einer uralten verſchollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeſchichte? Manchmal beugte ſich das Mädchen zur Erde, wie mit lauerndem Ohre, als hörte ſie eine Stimme, die zu ihr heraufſpräche . . . ſie zitterte dann wie Espenlaub, bog raſch nach einer anderen Seite, entlud ſich dort ihrer tollſten, ausgelaſſendſten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängſtlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaß, ſchauderte, blieb eine Weile kerzengrade ſtehen, wie erſtarrt, und machte endlich eine Bewegung wie jemand der ſich die Hände wäſcht. War es Blut, was ſie ſo ſorgfältig lange, ſo grauenhaft ſorgfältig von ihren Händen abwuſch? Sie warf dabey ſeitwärts einen Blick, der ſo bittend, ſo flehend, ſo ſeelenſchmelzend … und dieſer Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an dieſen Blick, an dieſen Tanz, an das abentheuerliche Accompagnement; und als ich des anderen Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London ſchlenderte, empfand ich den ſehnlichſten Wunſch der hübſchen Tänzerinn wieder zu begegnen, und ich ſpitzte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmuſik hörte. Ich hatte endlich in London etwas gefunden, wofür ich mich intereſſirte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in ſeinen gähnenden Straßen.

Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Axt, womit Anna Boleyn geköpft worden, genau betrachtet, ſo wie auch die Diamanten der engliſchen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze, inmitten eines großen

Menſchenkreiſes, wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monſieur Türlütü wie einen Hahn krähen hörte. Der gelehrte Hund ſcharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zuſammen, der Zwerg zeigte wieder ſeine unparirbaren Terzen und Quarten, und Mademoiſelle Laurence begann wieder ihren wunderbaren Tanz. Es waren wieder dieſelben räthſelhaften Bewegungen, dieſelbe Sprache die etwas ſagte was ich nicht verſtand, daſſelbe ungeſtüme Zurückwerfen des ſchönen Kopfes, daſſelbe Lauſchen nach der Erde, die Angſt die ſich durch immer tollere Sprünge beſchwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblaſſen, das Erſtarren, dann auch das furchtbar geheimnißvolle Händewaſchen, und endlich der bittende, flehende Seitenblick, der diesmal noch länger auf mich verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben ſo gut wie die Frauen, merken es gleich, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen. Obgleich Mademoiſelle Laurence, wenn ſie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor ſich hinſah, und während ſie tanzte manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf: ſo war es von jetzt an doch nie mehr bloßer Zufall, daß dieſer Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich ſie tanzen ſah, deſto bedeutungsvoller ſtralte er, aber auch deſto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von dieſem Blicke, und drey Wochen lang, von Morgen bis Abend, trieb ich mich umher in den Straßen von London, überall verweilend, wo Mademoiſelle Laurence tanzte. Trotz des größten Volksgeräuſches, konnte ich ſchon in der weiteſten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monſieur Türlütü, ſobald er mich heraneilen ſah, erhub ſein freundlichſtes Krähen. Ohne daß ich mit ihm, noch mit Mademoiſelle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten

Hund, jemals ein Wort ſprach, ſo ſchien ich doch am Ende ganz zu ihrer Geſellſchaft zu gehören. Wenn Monſieur Türlütü Geld einſammelte, betrug er ſich immer mit dem feinſten Takt, ſobald er mir nahete, und er ſchaute immer nach einer entgegengeſetzten Seite, wenn ich in ſein dreyeckiges Hütchen ein kleines Geldſtück warf. Er beſaß wirklich einen vornehmen Anſtand, er erinnerte an die guten Manieren der Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daß er mit Monarchen aufgewachſen, und um ſo befremdlicher war es, wenn er zuweilen, ganz und gar ſeiner Würde vergeſſend, wie ein Hahn krähete.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr ich verdrießlich wurde, als ich einſt drey Tage lang vergebens die kleine Geſellſchaft in allen Straßen Londons geſucht, und endlich wohl merkte, daß ſie die Stadt verlaſſen habe. Die lange Weile nahm mich wieder in ihre bleyernen Arme und preßte mir wieder das Herz zuſammen. Ich konnte es endlich nicht länger aushalten, ſagte ein Lebewohl dem Mob, den Blackguards, den Gentlemen und den Faſchionables von England, den vier Ständen des Reichs, und reiſte zurück nach dem civiliſirten feſten Lande, wo ich vor der weißen Schürze des erſten Kochs, dem ich dort begegnete, anbetend niederkniete. Hier konnte ich wieder einmal wie ein vernünftiger Menſch zu Mittag eſſen und an der Gemüthlichkeit uneigennütziger Geſichter meine Seele erquicken. Aber Mademoiſelle Laurence konnte ich nimmermehr vergeſſen, ſie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtniſſe, in einſamen Stunden mußte ich noch oft nachdenken über die räthſelhaften Pantomimen des ſchönen Kindes, beſonders über das Lauſchen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile ehe die abentheuerlichen Triangel- und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

Und das iſt die ganze Geſchichte? ſchrie auf einmal Maria, indem ſie ſich leidenſchaftlich emporrichtete.

Maximilian aber drückte ſie wieder ſanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf ſeinen Mund und flüſterte: Still! ſtill! nur kein Wort geſprochen, liegen Sie wieder hübſch ruhig, und ich werde Ihnen den Schwanz der Geſchichte erzählen. Nur bey Leibe unterbrechen Sie mich nicht.

Indem er ſich noch etwas gemächlicher in ſeinem Seſſel zurücklehnte, fuhr Maximilian folgendermaßen fort in ſeiner Erzählung:

Fünf Jahre nach dieſem Begebniß kam ich zum erſtenmale nach Paris, und zwar in einer ſehr merkwürdigen Periode. Die Franzoſen hatten ſo eben ihre Juliusrevoluzion aufgeführt, und die ganze Welt applaudirte. Dieſes Stück war nicht ſo gräßlich wie die früheren Tragödien der Republik und des Kaiſerreichs. Nur einige tauſend

Leichen blieben auf dem Schauplatz. Auch waren die politiſchen Romantiker nicht ſehr zufrieden und kündigten ein neues Stück an, worin mehr Blut fließen würde und wo der Henker mehr zu thun bekäme.

Paris ergötzte mich ſehr, durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen dort kund giebt und auch auf ganz verdüſterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien bey deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte-Saint-Martin erging, als ich die Tour-de-Nesle aufführen ſah. Ich kam nemlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſarother Gace trug, und dieſer Hut war ſo breit, daß er mir die ganze Ausſicht auf die Bühne verſperrte, daß ich alles was dort tragirt wurde, nur durch die rothe Gace dieſes Hutes ſah, und daß mir alſo alle Greuel der Tour-de-Nesle im heiterſten Roſenlichte erſchienen. Ja, es giebt in Paris ein ſolches Roſenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuſchauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigende Schauer. Die Schmerzen werden ſonderbar geſänftigt. In dieſer Luft von Paris heilen alle Wunden viel ſchneller als irgendanderswo; es iſt in dieſer Luft etwas ſo Großmüthiges, ſo Mildreiches, ſo Liebenswürdiges wie im Volke ſelbſt.

Was mir am beſten an dieſem pariſer Volke gefiel, das war ſein höfliches Weſen und ſein vornehmes Anſehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickteſt du meine kranke Seele, die in Deutſchland ſo viel Tabacksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeſchluckt! Wie Roſſiniſche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entſchuldigungsreden eines Franzoſen, der am Tage meiner Ankunft, mich auf der Straße nur leiſe geſtoßen hatte. Ich erſchrack faſt vor ſolcher ſüßen Höflichkeit, ich, der ich an deutſchflegelhaften Rippenſtößen ohne Entſchuldigung gewöhnt war. Während der erſten Woche meines Aufenthalts in Paris ſuchte ich vorſätzlich einigemal geſtoßen zu werden, bloß um mich an dieſer Muſik der Entſchuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieſer Höflichkeit, ſondern auch ſchon ſeiner Sprache wegen, hatte für mich das franzöſiſche Volk einen gewiſſen Anſtrich von Vornehmheit. Denn wie Sie wiſſen, bey uns im Norden, gehört die franzöſiſche Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Franzöſiſch-Sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und ſo eine pariſer Dame-de-la-halle ſprach beſſer franzöſiſch als eine deutſche Stiftsdame von vier und ſechzig Ahnen.

Wegen dieſer Sprache, die ihm ein vornehmes Anſehen verleiht, hatte das franzöſiſche Volk in meinen Augen etwas allerliebſt Fabelhaftes. Dieſes entſprang aus einer anderen Reminiszenz meiner Kindheit. Das erſte Buch nemlich, worinn ich franzöſiſch Leſen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derſelben hatten ſich meinem Gedächtniſſe am unauslöſchlichſten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Franzöſiſch ſprechen hörte, erinnerte ich mich beſtändig der lafontaineſchen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierſtimmen zu hören: jetzt ſprach der Löwe, dann wieder ſprach der Wolf, dann das Lamm, oder der Storch, oder die Taube, nicht ſelten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

He! bon jour, Monsieur le corbeau!
Que vous êtes joli, que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiszenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieſes war ja eben jene Welt, die dem ſeligen Lafontaine die Typen ſeiner Thierkaraktere geliefert hatte. Die Winterſaiſon begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worinn ſich jene Welt mehr oder minder luſtig herumtreibt. Als das Intereſſanteſte dieſer Welt frappirte mich nicht ſowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrſcht, ſondern vielmehr die Verſchiedenheit ihrer Beſtandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menſchen betrachtete, die ſich dort friedlich verſammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiquen zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechiſcher Apollo neben einer chineſiſchen Pagode, ein mexikaniſcher Vitzliputzli neben einem gothiſchen Ecce-homo, egyptiſche Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. ſ. w. Da ſah ich alte Mousketairs, die einſt mit Maria Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Obſervanz, die in der Aſſemblee-Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxemburg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrſchende Jeſuiten der Reſtaurazion, kurz lauter abgefärbte, verſtümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran niemand mehr glaubt. Die Namen heulen wenn ſie ſich berühren, aber die Menſchen ſieht man friedſam und freundlich neben einander ſtehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiquen des Quai Voltaire. In germaniſchen Landen, wo die Leidenſchaften weniger disciplinirbar ſind, wäre ein geſellſchaftliches Zuſammenleben ſo heterogener Perſonen etwas ganz Unmögliches. Auch iſt bey uns, im kalten Norden, das Bedürfniß des Sprechens nicht ſo ſtark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn ſie ſich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finſteres Stillſchweigen beobachten können. Auch iſt in Frankreich die Gefallſucht ſo groß, daß man eifrig dahin ſtrebt nicht bloß den Freunden, ſondern auch den Feinden zu gefallen. Da iſt ein beſtändiges Drappiren und Minaudiren und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe die Männer in der Coketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieſer Bemerkung nichts Böſes gemeint haben, bey Leibe nichts Böſes in Betreff der franzöſiſchen Frauen, und am allerwenigſten in Betreff der Pariſerinnen. Bin ich doch der größte Verehrer derſelben, und ich verehre ſie ihrer Fehler wegen noch weit mehr als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariſerinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee ſich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er ſogar als ein neuer Liebreitz wirkt. Dieſe holde Fee iſt die Grazie. Sind die Pariſerinnen ſchön? Wer kann das wiſſen! Wer kann alle Intriguen der Toilette durchſchauen, wer kann entziffern ob das ächt iſt, was der Tüll verräth, oder ob das falſch iſt, was das bauſchige Seidenzeug vorpralt! Und iſt es dem Auge gelungen durch die Schale zu dringen und ſind wir eben im Begriff den Kern zu erforſchen, dann hüllt er ſich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch dieſen unaufhörlichen Modewechſel ſpotten ſie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Geſichter ſchön? Auch dieſes wäre ſchwierig zu ermitteln. Denn alle ihre

Geſichtszüge ſind in beſtändiger Bewegung, jede Pariſerinn hat tauſend Geſichter, eins lachender, geiſtreicher, holdſeliger als das andere, und ſetzt denjenigen in Verlegenheit, der darunter das ſchönſte Geſicht auswählen oder gar das wahre Geſicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir unterſuchen nicht lange das Caliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und wen ſie nicht treffen, dieſe Augen, den blenden ſie wenigſtens durch ihr Feuer, und er iſt froh genug ſich in ſicherer Schußweite zu halten. Iſt der Raum zwiſchen Naſe und Mund bey ihnen breit oder ſchmal? Manchmal iſt er breit, wenn ſie die Naſe rümpfen; manchmal iſt er ſchmal, wenn ihre Oberlippe ſich übermüthig bäumt. Iſt ihr Mund groß oder klein? Wer kann wiſſen wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenſtand der Beurtheilung ſich im Zuſtande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bey einer Pariſerinn ſeyn und welche Pariſerinn iſt jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, ſie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn ſie ihn mit einer Nadel aufs Papier feſtgeſtochen haben. Das iſt eben ſo thörigt wie grauſam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling iſt kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariſerinn muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo ſie mit der Nadel in der Bruſt befeſtigt iſt, ſondern im Salon, bey Soireen und Bällen, wenn ſie mit den geſtickten Gace- und Seidenflügeln dahinflattert, unter den blitzenden Kryſtallkronen der Freude! Dann offenbart ſich bey ihnen eine haſtige Lebensſucht, eine Begier nach ſüßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch ſie faſt grauenhaft verſchönert werden und einen Reitz gewinnen, der unſere Seele zugleich entzückt und erſchüttert. Dieſer Durſt das Leben zu genießen, als wenn in der nächſten Stunde der Tod ſie ſchon abriefe von der ſprudelnden Quelle des Genuſſes, oder als wenn dieſe Quelle in der nächſten Stunde ſchon verſiegt ſeyn würde, dieſe Haſt, dieſe Wuth, dieſer Wahnſinn der Pariſerinnen, wie er ſich beſonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todten Tänzerinnen, die man bey uns die Willis nennt. Dieſe ſind nämlich junge Bräute, die vor dem Hochzeittage geſtorben ſind, aber die unbefriedigte Tanzluſt ſo gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß ſie nächtlich aus ihren Gräbern hervorſteigen, ſich ſchaarenweis an den Landſtraßen verſammeln, und ſich dort, während der Mitternachtsſtunde, den wildeſten Tänzen überlaſſen. Geſchmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den bleichen Händen, ſchauerlich lachend, unwiderſtehlich ſchön, tanzen die Willis im Mondſelhaft durch die Seele ſchoß, da zweifelte ich nicht länger: es war Mademoiſelle Laurence.

Vornehm hingeſtreckt in ihrem Seſſel, in der einen Hand einen Blumenſtrauß, mit der anderen geſtützt auf der Armlehne, ſaß Mademoiſelle Laurence unfern eines Spieltiſches und ſchien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern und Bruſtnadeln von Perlen trug ſie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte den jugendlichen Buſen, bedeckte ihn faſt puritaniſch bis am Halſe, und in dieſer Einfachheit und Zucht der Bekleidung, bildete ſie einen rührend lieblichen Contraſt mit einigen älteren Damen, die, buntgeputzt und diamantenblitzend, neben ihr ſaßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle wo einſt Troja ſtand, melancholiſch nackt zur Schau trugen. Sie ſah noch immer wuner in Muſik überſetzte, was ſehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieſes berühmten Schriftſtellers nicht im Originale leſen können. Nachher ſpielte er den Gang nach der Hinrichtung, **la marche au supplice**, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieſer junge Muſiker, wenn ich nicht irre, am Morgen ſeines Hochzeitstages komponirt hat. Im ganzen Saale erblaſſende Geſichter, wogende Buſen, leiſes Athmen während den Pauſen, endlich tobender Beyfall. Die Weiber ſind immer wie berauſcht, wenn Liſzt ihnen etwas vorgeſpielt hat. Mit tollerer Freude überließen ſie ſich jetzt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe mich aus dem Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten. Hier wurde geſpielt und auf großen Seſſeln ruheten einige Damen, die den Spielenden zuſchauten, oder ſich wenigſtens das Anſehen gaben, als intereſſirten ſie ſich für das Spiel. Als ich einer dieſer Damen vorbeyſtreifte und ihre Robe meinen

Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis hinauf zur Schulter ein leiſes Zucken, wie von einem ſehr ſchwachen elektriſchen Schlage. Ein ſolcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Iſt ſie es oder iſt ſie es nicht? Es war daſſelbe Geſicht, das an Form und ſonniger Färbung einer Antique glich; nur war es nicht mehr ſo marmorrein und marmorglatt wie ehemals. Dem geſchärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsflecken mahnten, wie man ſie auf dem Geſichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgeſetzt ſtanden, zu finden pflegt. Es waren auch dieſelben ſchwarzen Haare, die in glatten Ovalen, wie Rabenflügel, die Schläfen bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, deſſen raſcher Blitz mir immer ſo räthſelhaft durch die Seele ſchoß, da zweifelte ich nicht länger: es war Mademoiſelle Laurence.

Vornehm hingeſtreckt in ihrem Seſſel, in der einen Hand einen Blumenſtrauß, mit der anderen geſtützt auf der Armlehne, ſaß Mademoiſelle Laurence unfern eines Spieltiſches und ſchien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern und Bruſtnadeln von Perlen trug ſie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte den jugendlichen Buſen, bedeckte ihn faſt puritaniſch bis am Halſe, und in dieſer Einfachheit und Zucht der Bekleidung, bildete ſie einen rührend lieblichen Contraſt mit einigen älteren Damen, die, buntgeputzt und diamantenblitzend, neben ihr ſaßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle wo einſt Troya ſtand, melancholiſch nackt zur Schau trugen. Sie ſah noch immer wunderſchön und entzückend verdrießlich aus, und es zog mich unwiderſtehbar zu ihr hin, und endlich ſtand ich hinter ihrem Seſſel, brennend vor Begier mit ihr zu ſprechen, jedoch zurückgehalten von zagender Delikateſſe.

Ich mochte wohl ſchon einige Zeit ſchweigend hinter ihr geſtanden haben, als ſie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog, und ohne ſich nach mir umzuſehen, über ihre Schulter hinweg, mir dieſe Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieſer Blume und er übte auf mich eine eigenthümliche Verzauberung. Ich fühlte mich entrückt aller geſellſchaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man allerley thut und ſpricht, worüber man ſich ſelber wundert und wo unſere Worte einen gar kindiſch traulichen und einfachen Charakter tragen. Ruhig gleichgültig, nachläſſig, wie man es bey alten Freunden zu thun pflegt, beugte ich mich über die Lehne des Seſſels, und flüſterte der jungen Dame in's Ohr:

Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn die Mutter mit der Trommel?

„Sie iſt todt,“ antwortete ſie, in demſelben Tone, eben ſo ruhig, gleichgültig, nachläſſig.

Nach einer kurzen Pauſe beugte ich mich wieder über die Lehne des Seſſels und flüſterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn der gelehrte Hund?

„Er iſt fortgelaufen in die weite Welt!“ antwortete ſie wieder in demſelben ruhigen, gleichgültigen, nachläſſigen Tone.

Und wieder nach einer kurzen Pauſe, beugte ich mich über die Lehne des Seſſels und flüſterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiſelle Laurence, wo iſt denn Monſieur Türlütü, der Zwerg?

„Er iſt bey den Rieſen auf dem Boulevard du Temple“ antwortete ſie. Sie hatte aber kaum dieſe Worte geſprochen, und zwar wieder in demſelben ruhigen, gleichgültigen, nachläſſigen Tone, als ein ernſter alter Mann, von hoher militäriſcher Geſtalt, zu ihr hintrat und ihr meldete, daß ihr Wagen vorgefahren ſey. Langſam von ihrem Sitze ſich erhebend hing ſie ſich jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ ſie mit ihm die Geſellſchaft.

Als ich die Dame des Hauſes, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptſaales ſtand und den Ankommenden und Fortgehenden ihr Lächeln präſentirte, um den Namen der jungen Perſon befragte, die ſo eben mit dem alten Manne fortgegangen, lachte ſie mir heiter ins Geſicht und rief: „Mein Gott! wer kann alle Menſchen kennen! ich kenne ihn eben ſo wenig . . .“ Sie ſtockte, denn ſie wollte gewiß ſagen, eben ſo wenig wie mich ſelber, den ſie ebenfalls an jenem Abende zum erſtenmale geſehen. Vielleicht, bemerkte ich ihr, kann mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?

„Auf der Jagd bey Saint-Germain," antwortete die Dame mit noch ſtärkerem Lachen, „er iſt heute in der Frühe abgereiſt und kehrt erſt morgen Abend zurück . . . Aber warten Sie, ich kenne jemanden, der mit der Dame wonach Sie ſich erkundigen viel geſprochen hat; ich weiß nicht ſeinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn ſie ſich nach dem jungen Menſchen erkundigen, dem Herr Caſimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo."

So ſchwer es auch iſt, einen Menſchen daran zu erkennen, daß er vom Miniſter einen Fußtritt erhalten, ſo hatte ich doch meinen Mann bald ausfindig gemacht, und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das ſonderbare Geſchöpf, das mich ſo ſehr intereſſirte und das ich ihm deutlich genug zu bezeichnen wußte. „Ja, ſagte der junge Menſch, ich kenne ſie ganz genau, ich habe auf mehren Soireen mit ihr geſprochen" — und er wiederholte mir eine Menge nichtsſagender Dinge, womit er ſie unterhalten. Was ihm beſonders aufgefallen, war ihr ernſthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit ſagte. Auch wunderte er ſich nicht wenig, daß ſie ſeine Einladung zu einer Contredance immer abgelehnt, und zwar mit der Verſicherung: ſie verſtünde nicht zu tanzen. Namen und Verhältniſſe kannte er nicht. Und niemand, ſo viel ich mich auch erkundigte, wußte mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rann ich durch alle möglichen Soireen, nirgends konnte ich Mademoiſelle Laurence wiederfinden.

Und das iſt die ganze Geſchichte? — rief Maria, indem ſie ſich langſam umdrehte und ſchläfrig gähnte — das iſt die ganze merkwürdige Geſchichte? Und Sie haben weder Mademoiſelle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel, noch den Zwerg Türlütü, und auch nicht den gelehrten Hund jemals wiedergeſehn?

Bleiben Sie ruhig liegen, verſetzte Maximilian. Ich habe ſie alle wiedergeſehen, ſogar den gelehrten Hund. Er befand ſich freylich in einer ſehr ſchlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier Latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbey, und aus den Pforten derſelben ſtürzte ein Hund, und hinter ihm drein, mit Stöcken, ein Dutzend Studenten, zu denen ſich bald zwey Dutzend alte Weiber geſellen, die alle im Chorus ſchreyen: der Hund iſt toll! Faſt menſchlich ſah das unglückliche Thier aus in ſeiner Todesangſt, wie Thränen floß das Waſſer aus ſeinen Augen, und als er keuchend an mir vorbey rann und ſein feuchter Blick an mich hinſtreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den Lobredner von Lord Wellington, der einſt das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? War er vielleicht vor lauter Gelehrſamkeit übergeſchnappt, als er im Quartier Latin ſeine Studien fortſetzte? Oder hatte er vielleicht in der Sorbonne, durch leiſes Scharren oder Knurren, ſeine Mißbilligung zu erkennen gegeben, über die pausbäckigen Charlatanerien irgend eines Profeſſors, der ſich ſeines ungünſtigen Zuhörers dadurch zu entledigen ſuchte, daß er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend unterſucht nicht lange, ob es verletzter Gelehrtendünkel oder gar Brodneid war, welcher zuerſt ausrief: der Hund iſt toll! und ſie ſchlägt zu mit ihren gedankenloſen Stöcken, und auch die alten Weiber ſind dann bereit mit ihrem Geheule und ſie überſchreyen die Stimme der Unſchuld und der Vernunft. Mein armer Freund mußte unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeſchlagen, verhöhnt, und endlich auf einen Miſthaufen geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrſamkeit!

Nicht viel heiterer war der Zuſtand des Zwergs, Monſieur Türlütü, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiſelle Laurence hatte mir zwar geſagt, er habe ſich dorthin begeben, aber ſey es, daß ich nicht daran dachte ihn im Ernſte dort zu ſuchen, oder daß das Menſchengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erſt ſpät bemerkte ich die Boutique, wo die Rieſen zu ſehen ſind. Als ich hineintrat fand ich zwey lange Schlingel, die müßig auf der Pritſche lagen und raſch aufſprangen und ſich in Rieſenpoſitur vor mich hinſtellten. Sie waren wahrhaftig nicht ſo groß, wie ſie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwey lange Schlingel, welche in Roſatrikot gekleidet gingen, ſehr ſchwarze, vielleicht falſche Backenbärte trugen und ausgehöhlte Holzkeulen über ihre Köpfe ſchwangen. Als ich ſie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiederten ſie, daß er ſeit vier

Univ. Bibl. München

Wochen, wegen ſeiner zunehmenden Unpaßlichkeit, nicht mehr gezeigt werde, daß ich ihn aber dennoch ſehen könne, wenn ich das doppelte Entrée-Geld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu ſehen, das doppelte Entrée-Geld! Und ach! es war ein Freund, den ich auf dem Sterbebette fand. Dieſes Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit ſeinem gelb verſchrumpften Greiſengeſicht. Ein etwa vierjähriges kleines Mädchen ſaß neben ihm und bewegte mit dem Fuße die Wiege und ſang in lachend ſchäckerndem Tone:

Schlaf, Türlütütchen, ſchlafe!

Als der Kleine mich erblickte, öffnete er ſo weit als möglich ſeine gläſern blaſſen Augen und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine weißen Lippen; er ſchien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir ſein vertrocknetes Händchen und röchelte leiſe: alter Freund!

Es war in der That ein betrübſamer Zuſtand worinn ich den Mann fand, der ſchon im achten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zaar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzeſſinn von Kiritz auf dem Schooße getragen, den der Pabſt vergöttert und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieſer letztere Umſtand bekümmerte den Unglücklichen noch auf ſeinem Todtbette, oder wie geſagt in ſeiner Todeswiege, und er weinte über das tragiſche Schickſal des großen Kaiſers, der ihn nie geliebt, der aber in einem ſo kläglichen Zuſtande auf Sankt Helena geendet — „ganz wie ich jetzt endige, ſetzte er hinzu, einſam, verkannt, verlaſſen von allen Königen und Fürſten, ein Hohnbild ehemaliger Herrlichkeit!“

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Rieſen ſtirbt, ſich mit dem Rieſen, der unter Zwergen geſtorben, vergleichen konnte, ſo rührten mich doch die Worte des armen Türlütü und gar ſein verlaſſener Zuſtand in der Sterbeſtunde. Ich konnte nicht umhin meine Verwunderung zu bezeugen, daß Mademoiſelle Laurence, die jetzt ſo vornehm geworden, ſich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber dieſen Namen genannt, ſo bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarſten Krämpfe und mit ſeinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind! das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, dem ich gelehrt, wie man ſich unter den Großen dieſer Welt bewegen und gebährden muß, wie man lächelt, wie man ſich bey Hof verbeugt, wie man repräſentirt . . . du haſt meinen Unterricht gut benutzt, und biſt jetzt eine große Dame, und haſt jetzt eine Kutſche, und Lakayen, und viel Geld, und viel Stolz, und kein Herz. Du läßt mich hier ſterben, einſam und elend ſterben, wie Napoleon auf Sankt Helena! O Napoleon, du haſt mich nie geliebt . . .“ Was er hinzuſetzte konnte ich nicht verſtehen. Er hob ſein

Haupt, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Senſe dieſes Gegners widerſteht kein Menſch, weder ein Napoleon noch ein Türlütü. Hier hilft keine Parade. Matt, wie überwunden, ließ der Zwerg ſein Haupt wieder ſinken, ſah mich lange an mit einem unbeſchreibbar geiſterhaften Blick, krähte plötzlich wie ein Hahn, und verſchied.

Dieſer Todesfall betrübte mich um ſo mehr, da mir der Verſtorbene keine nähere Auskunft über Mademoiſelle Laurence gegeben hatte. Wo ſollte ich ſie jetzt wiederfinden? Ich war weder verliebt in ſie, noch fühlte ich ſonſtig große Zuneigung zu ihr, und doch ſtachelte mich eine geheimnißvolle Begier, ſie überall zu ſuchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten, und die Geſellſchaft gemuſtert, und das wohlbekannte Geſicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe und es trieb mich wieder von hinnen. Ueber dieſes Gefühl nachdenkend ſtand ich einſt, um Mitternacht, an einem entlegenen Eingang der großen Oper, auf einen Wagen wartend, und ſehr verdrießlich wartend, da es eben ſtark regnete. Aber es kam kein Wagen, oder vielleicht es kamen nur Wagen, welche anderen Leuten gehörten, die ſich vergnügt hineinſetzten, und es wurde allmählig ſehr einſam um mich her. „So müſſen Sie denn mit mir fahren“ ſprach endlich eine Dame, die, tief verhüllt in ihrer ſchwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir geſtanden, und jetzt im Begriffe war, in einen Wagen zu ſteigen. Die Stimme zuckte mir durchs Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder ſeinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiſelle Laurence in einem weichen warmen Wagen befand. Wir ſprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verſtehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräuſche durch die Straßen von

Paris dahinraſſelte, ſehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorweg ſtille hielt.

Bedienten in brillianter Livree leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemächer. Eine Kammerfrau, die mit ſchläfrigem Geſichte uns entgegen kam, ſtotterte unter vielen Entſchuldigungen, daß nur im rothen Zimmer eingeheitzt ſey. Indem ſie der Frau einen Wink gab, ſich zu entfernen, ſprach Laurence mit Lachen: „der Zufall führt Sie heute weit, nur in meinem Schlafzimmer iſt eingeheitzt . . .“

In dieſem Schlafzimmer, worin wir uns bald allein befanden, loderte ein ſehr gutes Kaminfeuer, welches um ſo erſprießlicher, da das Zimmer ungeheur groß und hoch war. Dieſes große Schlafzimmer, dem vielmehr der Name Schlafſaal gebührte, hatte auch etwas ſonderbar Oedes. Möbel und Dekorazien, alles trug dort das Gepräge einer Zeit, deren Glanz uns jetzt ſo beſtäubt und deren Erhabenheit uns jetzt ſo nüchtern erſcheint, daß ihre Reliquien bey uns ein gewiſſes Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich ſpreche nemlich von der Zeit der Empires, von der Zeit der goldnen Adler, der hochfliegenden Federbüſche, der griechiſchen Coeffüren, der Gloire, der militäriſchen Meſſen, der offiziellen Unſterblichkeit, die der Moniteur dekretirte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Cigorien verfertigte, und des ſchlechten Zukkers, den man aus Runkelrüben fabrizirte und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reitz, dieſe Zeit des pathetiſchen Materialismus . . . Talma deklamirte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizey, der Kaiſer las den Oſſian, Pauline Borgeſe ließ ſich mouliren als Venus, und zwar ganz nackt, denn das Zimmer war gut geheitzt, wie das Schlafzimmer worin ich mich mit Mademoiſelle Laurence befand.

Wir ſaßen am Kamin, vertraulich ſchwatzend, und ſeufzend erzählte ſie mir, daß ſie verheurathet ſey, an einen bonapartiſchen Helden, der ſie alle Abende, vor dem Zubettegehn, mit der Schilderung einer ſeiner Schlachten erquicke; er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereiſt, die Schlacht bey Jena geliefert; er ſey ſehr kränklich und werde ſchwerlich den ruſſiſchen Feldzug überleben. Als ich ſie frug, wie lange ihr Vater todt ſey? lachte ſie und geſtand, daß ſie nie einen Vater gekannt habe, und daß ihre ſogenannte Mutter niemals verheurathet geweſen ſey.

Nicht verheurathet, rief ich, ich habe ſie ja ſelber zu Londen, wegen den Tod ihres Mannes, in tiefſter Trauer geſehen?

„O, erwiederte Laurence, ſie hat während zwölf Jahren ſich immer ſchwarz gekleidet, um bey den Leuten Mitleid zu erregen, als unglückliche Wittwe, nebenbey auch um irgend einen heurathsluſtigen Gimpel anzulocken, und ſie hoffte unter ſchwarzer Flagge deſto ſchneller in den Hafen der

Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte ſich ihrer, und ſie ſtarb an einem Blutſturz. Ich habe ſie nie geliebt, denn ſie hat mir immer viel Schläge und wenig zu eſſen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monſieur Türlütü ein Stückchen Brod ins Geheim zuſteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daß ich ihn heurathe, und als ſeine Hoffnungen ſcheiterten, verband er ſich mit meiner Mutter, ich ſage Mutter aus Gewohnheit, und beide quälten mich gemeinſchaftlich. Da ſagten ſie immer, ich ſey ein überflüſſiges Geſchöpf, der gelehrte Hund ſey tauſendmal mehr werth als ich mit meinem ſchlechten Tanzen. Und ſie lobten dann den Hund auf meine Koſten, rühmten ihn bis in den Himmel, ſtreichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen, und warfen mir die Krumen zu. Der Hund, ſagten ſie, ſey ihre beſte Stütze, er entzücke das Publikum, das ſich für mich nicht im mindeſten intereſſire, der Hund müſſe mich ernähren mit ſeiner Arbeit, ich fräße das Gnadenbrod des Hundes. Der verdammte Hund!“

O, verwünſchen Sie ihn nicht mehr, unterbrach ich die Zürnende, er iſt jetzt todt, ich habe ihn ſterben ſehen . . .

„Iſt die Beſtie verreckt?“ rief Laurence indem ſie aufſprang, erröthende Freude im ganzen Geſichte.

Und auch der Zwerg iſt todt, ſetzte ich hinzu.

„Monſieur Türlütü?“ rief Laurence, ebenfalls mit Freude. Aber dieſe Freude ſchwand allmählig aus ihrem Geſichte, und mit einem milderen, faſt wehmüthigen Tone, ſprach ſie endlich: „Armer Türlütü!“

Als ich ihr nicht verhehlte, das ſich der Zwerg in ſeiner Sterbeſtunde ſehr bitter über ſie beklagt, gerieth ſie in die leidenſchaftlichſte Bewegung, und verſicherte mir unter vielen Betheurungen, daß ſie die Abſicht hatte den Zwerg aufs Beſte zu verſorgen, daß ſie ihm ein Jahrgehalt angeboten, wenn er ſtill und beſcheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeitzig wie er iſt, fuhr Laurence fort, verlangte er in Paris zu bleiben und ſogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung, ſeine ehemaligen Verbindungen im Faubourg Saint-Germain wieder anknüpfen, und ſeine frühere glänzende Stellung in der Geſellſchaft wieder einnehmen. Als ich ihm dieſes rund abſchlug, ließ er mir ſagen, ich ſey ein verfluchtes Geſpenſt, ein Vampir, ein Todtenkind . . .“

Laurence hielt plötzlich inne, ſchauderte heftig zuſammen und ſeufzte endlich aus tiefſter Bruſt: „Ach, ich wollte ſie hätten mich bey meiner Mutter im Grabe gelaſſen!“ Als ich in ſie drang, mir dieſe geheimnißvollen Worte zu erklären, ergoß ſich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und zitternd und ſchluchzend geſtand ſie mir, daß die ſchwarze Trommelfrau, die ſich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einſt ſelbſt erklärt habe, das Gerücht, womit man ſich über ihre Geburt herumtrage, ſey kein bloßes Mährchen. „In der Stadt nemlich wo wir wohnten“ fuhr Laurence fort „hieß man mich immer: das Todtenkind! Die alten Spinnweiber behaupteten, ich ſey eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der ſeine Frau beſtändig mißhandelte und als ſie ſtarb ſehr prachtvoll begraben ließ; ſie ſey aber hochſchwanger und nur ſcheintodt geweſen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeſchmückte Leiche zu beſtehlen, ihr Grab öffneten, hätten ſie die Gräfinn ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als ſie nach der Entbindung gleich verſchied, hätten die Diebe ſie wieder ruhig ins Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerinn, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieſes arme Kind, das begraben geweſen noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall: das Todtenkind . . . Ach! Sie begreifen nicht, wie viel Kummer ich ſchon als kleines Mädchen empfand, wenn man mich bey dieſem Namen nannte. Als der große Bauchredner noch lebte und nicht ſelten mit mir unzufrieden war, rief er immer: verwünſchtes Todtenkind, ich wollt' ich hätte dich nie aus dem Grabe geholt! Ein geſchickter Bauchredner wie er war, konnte er ſeine Stimme ſo moduliren, daß man glauben mußte ſie käme aus der Erde hervor, und er machte mir dann weiß, das ſey die Stimme meiner verſtorbenen Mutter, die mir ihre Schickſale erzähle. Er konnte ſie wohl kennen, dieſe furchtbaren Schickſale, denn er war einſt Kammerdiener des Grafen. Sein grauſames Vergnügen war es, wenn ich armes kleines Mädchen über die Worte die aus der Erde hervorzuſteigen ſchienen, das furchtbarſte Entſetzen empfand. Dieſe Worte, die aus der Erde hervorzuſteigen ſchienen, meldeten gar ſchreckliche

Geſchichten, Geſchichten, die ich in ihrem Zuſammenhang nie begriff, die ich auch ſpäterhin allmählig vergaß, die mir aber wenn ich tanzte recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine ſonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner ſelbſt und kam mir vor als ſey ich eine ganz andere Perſon, und als quälten mich alle Qualen und Geheimniſſe dieſer Perſon . . . und ſobald ich aufhörte zu tanzen, erloſch wieder alles in meinem Gedächtniß.“

Während Laurence dieſes ſprach, langſam und wie fragend, ſtand ſie vor mir am Kamine, worinn das Feuer immer angenehmer loderte, und ich ſaß in dem Lehnſeſſel, welcher wahrſcheinlich der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehn ſeine Schlachten erzählte. Laurence ſah mich an mit ihren großen Augen, als früge ſie mich um Rath; ſie wiegte ihren Kopf ſo wehmüthig ſinnend; ſie flößte mir ein ſo edles, ſüßes Mitleid ein; ſie war ſo ſchlank, ſo jung, ſo ſchön, dieſe Lilie die aus dem Grabe gewachſen, dieſe Tochter des Todes, dieſes Geſpenſt mit dem Geſichte eines Engels und dem Leib einer Bajadere! Ich weiß nicht wie es kam, es war vielleicht die Influenz des Seſſels worauf ich ſaß, aber mir ward plötzlich zu Sinne, als ſey ich der alte General, der geſtern auf dieſer Stelle die Schlacht bey Jena geſchildert, als müſſe ich fortfahren in meiner Erzählung, und ich ſprach: Nach der Schlacht bey Jena ergaben ſich binnen wenigen Wochen, faſt ohne Schwertſtreich, alle preußiſchen Feſtungen. Zuerſt ergab ſich Magdeburg; es war die ſtärkſte Feſtung und ſie hatte dreyhundert Kanonen. Iſt das nicht ſchmählig?

Mademoiſelle Laurence ließ mich aber nicht weiter reden, alle trübe Stimmung war von ihrem ſchönen Antlitz verflogen, ſie lachte wie ein Kind und rief: „Ja, das iſt ſchmählig, mehr als ſchmählig! Wenn ich eine Feſtung wäre und drehhundert Kanonen hätte, würde ich mich nimmermehr ergeben!“

Da nun Mademoiſelle Laurence keine Feſtung war und keine drehhundert Kanonen hatte …

Bey dieſen Worten hielt Maximilian plötzlich ein in ſeiner Erzählung, und nach einer kurzen Pauſe frug er leiſe: Schlafen Sie, Maria?

Ich ſchlafe, antwortete Maria.

Deſto beſſer, ſprach Maximilian mit einem feinen Lächeln, ich brauche alſo nicht zu fürchten, das ich Sie langweile, wenn ich die Möbel des Zimmers worin ich mich befand, wie heutige Novelliſten pflegen, etwas ausführlich beſchreibe.

Vergeſſen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!

Es war in der That, erwiederte Maximilian, ein ſehr prachtvolles Bett. Die Füße, wie bey allen Betten des Empires, beſtanden aus Karyatiden und Sphinxen, ſtrotzte von reichen Vergoldungen, namentlich von goldnen Adlern, die ſich wie Turteltauben ſchnäbelten, vielleicht ein Sinnbild der Liebe unter dem Empire. Die Verhänge des Bettes waren von rother Seide, und da die Flammen des Kamines ſehr ſtark hindurchſchienen, ſo befand ich mich mit Laurence in einer ganz feuerrothen Beleuchtung, und ich kam mir vor wie der Gott Pluto, der, von Höllengluten umlodert, die ſchlafende Proſerpine in ſeinen Armen hält. Sie ſchlief, und ich betrachtete in dieſem Zuſtand ihr holdes Geſicht und ſuchte in ihren Zügen ein Verſtändniß jener Sympathie, die meine Seele für ſie empfand. Was bedeutet dieſes Weib? Welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieſer ſchönen Formen?

Aber iſt es nicht Thorheit, den inneren Sinn einer fremden Erſcheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthſel unſerer eigenen Seele zu löſen vermögen! Wiſſen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erſcheinungen wirklich exiſtiren! Können wir doch manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgeſichten unterſcheiden! War es ein Gebilde meiner Phantaſie, oder war es entſetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und ſah? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß, während die wildeſten Gedanken durch mein Herz flutesten, ein ſeltſames Geräuſch mir ans Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, ſonderbar leiſe. Sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterſchied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Dieſe Muſik, ſchwirrend und ſummend, ſchien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, ſah ich nahe vor mir, mitten im Zimmer, ein wohlbekanntes Schauſpiel: Es war Monſieur Türlütü der Zwerg, welcher den Triangel ſpielte, und Madame Mutter, welche die große Trommel ſchlug, während der gelehrte Hund am Boden herumſcharrte, als ſuche er wieder ſeine hölzernen Buchſtaben zuſammen. Der Hund ſchien nur mühſam ſich zu bewegen und ſein Fell war von Blut befleckt. Madame Mutter trug noch immer ihre ſchwarze Trauerkleidung, aber ihr Bauch war nicht mehr ſo ſpaßhaft hervortretend, ſondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr Geſicht war nicht mehr roth, ſondern blaß. Der Zwerg, welcher noch immer die brodirte Kleidung eines altfranzöſiſchen Marquis und ein gepudertes Touppée trug, ſchien etwas gewachſen zu ſeyn, vielleicht weil er ſo gräßlich abgemagert war. Er zeigte wieder ſeine Fechterkünſte und ſchien auch ſeine alten Prahlereyen wieder abzuhaſpeln; er ſprach jedoch ſo leiſe, daß ich kein Wort verſtand, und nur an ſeiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken, daß er wieder wie ein Hahn krähte.

Während dieſe lächerlich-grauenhaften Zerrbilder, wie ein Schattenſpiel, mit unheimlicher Haſt, ſich vor meinen Augen bewegten, fühlte ich, wie Mademoiſelle Laurence immer unruhiger athmete. Ein kalter Schauer überfröſtelte ihren ganzen Leib, und wie von unerträglichen Schmerzen zuckten ihre holden Glieder. Endlich aber, geſchmeidig wie ein Aal, glitt ſie aus meinen Armen, ſtand plötzlich mitten im Zimmer und begann zu tanzen, während die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel ihre gedämpfte leiſe Muſik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloo-Brücke und auf den Carrefours von London. Es waren dieſelben geheimnißvollen Pantomimen, dieſelben Ausbrüche der leidenſchaftlichſten Sprünge, daſſelbe bacchantiſche Zurückwerfen des Hauptes, manchmal auch daſſelbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle ſie horchen was man unten ſpräche, dann auch das Zittern, das Erbleichen, das Erſtarren, und wieder aufs Neue das Horchen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr. Auch rieb ſie wieder ihre Hände, als ob ſie ſich wüſche. Endlich ſchien ſie auch wieder ihren tiefen, ſchmerzlichen, bittenden Blick auf mich zu werfen . . . aber nur in den Zügen ihres todtblaſſen Antlitzes erkannte ich dieſen Blick, nicht in ihren Augen, denn dieſe waren geſchloſſen. In immer leiſeren Klängen verhallte die Muſik; die Trommelmutter und der Zwerg, allmählig verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verſchwanden endlich ganz; aber Mademoiſelle Laurence ſtand noch immer und tanzte mit verſchloſſenen Augen. Dieſes Tanzen mit verſchloſſenen Augen im nächtlich ſtillen Zimmer gab dieſem holden Weſen ein ſo geſpenſtiſches Ausſehen, daß mir ſehr unheimlich zu Muthe wurde, daß ich manchmal ſchauderte, und ich war herzlich froh als ſie ihren Tanz beendigt hatte.

Wahrhaftig, der Anblick dieſer Scene hatte für mich nichts Angenehmes. Aber der Menſch gewöhnt ſich an alles. Und es iſt ſogar möglich, daß das Unheimliche dieſem Weibe einen noch beſonderen Reitz verlieh, daß ſich meinen Empfindungen eine ſchauerliche Zärtlichkeit beymiſchte ...

genug, nach einigen Wochen wunderte ich mich nicht mehr im mindeſten, wenn des Nachts die leiſen Klänge von Trommel und Triangel ertönten, und meine theure Laurence plötzlich aufſtand und mit verſchloſſenen Augen ein Solo tanzte. Ihr Gemahl, der alte Bonapartiſt, kommandirte in der Gegend von Paris und ſeine Dienſtpflicht erlaubte ihm nicht die Tage in der Stadt zuzubringen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, er wurde mein intimſter Freund, und er weinte helle Tropfen, als er ſpäterhin für lange Zeit von mir Abſchied nahm. Er reiſte nemlich mit ſeiner Gemahlinn nach Sicilien, und beide habe ich ſeitdem nicht wiedergeſehn.

Als Maximilian dieſe Erzählung vollendet, erfaßte er raſch ſeinen Hut und ſchlüpfte aus dem Zimmer.

Elementargeiſter.

— — — Wie man behauptet, giebt es greiſe Menſchen in Weſtphalen, die noch immer wiſſen wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette ſagen ſie es dem jüngſten Enkel, und der trägt dann das theure Geheimniß in dem verſchwiegenen Sachſenherzen. In Weſtphalen, dem ehemaligen Sachſen, iſt nicht alles todt was begraben iſt. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefſinnigen Zauberſprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnißvolle Ehrfurcht durchſchauerte meine Seele, al ich einſt, dieſe Waldungen durchwandernd, bey der uralten Siegburg vorbey kam. „Hier,“ ſagte mein Wegweiſer, „hier wohnte einſt König Wittekind“ und er ſeufzte tief. Es war ein ſchlichter Holzhauer und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieſer Mann, wenn es drauf ankömmt, ſchlägt ſich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf ſein Beil fällt!

Das war ein ſchwarzer Tag für Sachſenland als Wittekind, ſein tapferer Herzog, von Kaiſer Karl geſchlagen wurde, bey Engter. „Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun alles, mit Weib und Kind, an den Furth kam und ſich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil ſie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen ſollte, ſo wurde ſie von den Sachſen lebendig in einen Sandhügel bey Bellmans-Kamp begraben; dabey ſprachen ſie: krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannſt dem Gerappel nich mer folgen.“

Man ſagt, daß die alte Frau noch lebt. Nicht alles iſt todt in Weſtphalen, was begraben iſt.

Die Gebrüder Grimm erzählen dieſe Geſchichte in ihren deutſchen Sagen; die gewiſſenhaften fleißigen Nachforſchungen dieſer wackeren Gelehrten, werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unſchätzbar iſt das Verdienſt dieſer Männer um germaniſche Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwiſſenſchaft mehr geleiſtet, als Eure ganze franzöſiſche Akademie ſeit Richelieu. Seine deutſche Grammatik iſt ein koloſſales Werk, ein gothiſcher Dom, worin alle germaniſchen Völker ihre Stimmen erheben, wie Rieſenchöre, jedes in ſeinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente, bey dieſem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um dieſe Quadern von Gelehrſamkeit herbeyzuſchleppen, um aus dieſen hunderttauſend Citaten einen Mörtel zu ſtampfen, dazu gehört mehr als ein Menſchenleben und mehr als Menſchengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforſchung des altgermaniſchen Volksglaubens iſt Parazelſus. Ich habe ſeiner ſchon mehrmals erwähnt. Seine Werke ſind ins Lateiniſche überſetzt, nicht ſchlecht aber lückenhaft. In der deutſchen Urſchrift iſt er ſchwer zu leſen; abſtruſer Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er iſt ein Naturphiloſoph in der heutigſten Bedeutung des Ausdrucks. Man muß ſeine Terminologie nicht immer in ihrem tradizionellen Sinne verſtehen. In ſeiner Lehre von den Elementargeiſtern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deßhalb weil dieſe Namen dem Publikum ſchon geläufig ſind, nicht weil ſie ganz dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anſtatt neue Worte willkürlich zu ſchaffen, hat er es vorgezogen für ſeine Ideen alte Ausdrücke zu ſuchen, die bisher etwas Aehnliches bezeichneten. Daher iſt er vielfach mißverſtanden worden, und manche haben ihn der Spötterey, manche ſogar des Unglaubens bezüchtigt. Die Einen meinten er beabſichtige alte Kindermährchen aus Scherz in ein Syſtem zu bringen, die Anderen tadelten, daß er, abweichend von der chriſtlichen Anſicht, jene Elementargeiſter nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe anzunehmen, ſagt er irgendwo, daß dieſe Weſen dem Teufel gehören; und was der Teufel ſelbſt iſt, das wiſſen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeiſter wären, eben ſo gut wie wir, wirkliche Geſchöpfe Gottes, die aber nicht wie Unſeresgleichen aus Adams Geſchlechte ſeyen und denen Gott zum Wohnſitz die vier Elemente angewieſen habe. Ihre Leibesorganiſazion ſey dieſen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Parazelſus die verſchiedenen Geiſter und hier giebt er uns ein beſtimmtes Syſtem.

Den Volksglauben ſelbſt in ein Syſtem bringen, wie Manche beabſichtigen, iſt aber eben ſo unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen faſſen. Höchſtens kann man unter beſtimmten Rubriken das Aehnliche zuſammentragen. Dieſes wollen wir auch in Betreff der Elementargeiſter verſuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits geſprochen. Sie ſind Geſpenſter, ein Gemiſch von verſtorbenen Menſchen und Teufeln; man muß ſie von den eigentlichen Erdgeiſtern genau unterſcheiden. Dieſe wohnen meiſtens in den Bergen und man nennt ſie Wichtelmänner, Gnomen, Metallarii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von dieſen Zwergen iſt analog mit der Sage von den Rieſen, und ſie deutet auf die Anweſenheit zweyer verſchiedener Stämme, die einſt mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber ſeitdem verſchollen ſind. Die Rieſen ſind auf immer verſchwunden aus Deutſchland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergſchachten, wo ſie, gekleidet wie kleine Bergleute, die koſtbaren Metalle und Edelſteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Geld, Silber und Diamanten beſeſſen; denn ſie konnten überall unſichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein um durchzuſchlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Rieſen aber blieben immer arm und wenn man ihnen etwas geborgt hätte, würden ſie Rieſenſchulden hinterlaſſen haben. Von der Kunſtfertigkeit der Zwerge iſt in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie ſchmiedeten die beſten Schwerter, aber nur die Rieſen wußten mit dieſen Schwertern dreinzuſchlagen. Waren dieſe Rieſen wirklich von ſo hoher Statur?

Die Furcht hat vielleicht ihrem Maaße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat ſich oft ſchon ereignet. Nicetas, ein Bizantiner, der die Einnahme von Conſtantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, geſteht ganz ernſthaft, daß einer dieſer eiſernen Ritter des Nordens, der alles vor ſich her zu Paaren trieb, ihnen, in dieſem ſchrecklichen Augenblick, fünfzig Fuß groß zu ſeyn ſchien.

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie ſchon erwähnt, die Berge. Die kleinen Oeffnungen die man in den Felſen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele geſehen. Manche Tropfſteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, ſo wie auch manche bizarre Felſenſpitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit. Es ſind Zwerge die ein böſer Zauberer in Steine verwandelt, als ſie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hauſe trippelten, oder auch beim

Hochzeitmahl ſich gütlich thaten. Die Sagen von ſolchen Verſteinerungen ſind im Norden eben ſo heimiſch wie im Morgenlande, wo der bornirte Moslem die Statuen und Kariatyden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter verſteinerte Menſchen hält. Wie im Harze ſo auch in der Bretagne, ſah ich allerley wunderſam gruppirte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bey Loc Maria Ker ſind die Häuſer der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamſet.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen wodurch ſie ſich unſichtbar machen können; man nennt ſie Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einſt, beim Dreſchen, mit dem Dreſchflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeſchlagen; dieſer wurde ſichtbar und ſchlüpft. ſchnell in eine Erdſpalte. Die Zwerge zeigten ſich auch manchmal freywillig den Menſchen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boßhaft wie wir noch ſind, wir ſpielten ihnen manchen Schabernak. In Wyß Volksſagen lieſ't man folgende Geſchichte:

„Des Sommers kam die Schaar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und geſellte ſich entweder hülfreich oder doch zuſchauend zu den arbeitenden Menſchen, namentlich zu den Mähdern in der Heuärndte. Da ſetzten ſie ſich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Aſt eines Ahorns ins ſchattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und ſägten bey Nacht den Aſt durch, ſo daß er bloß noch ſchwach am Stamme hielt, und als die argloſen Geſchöpfe ſich am Morgen darauf niederließen, krachte der Aſt vollends entzwey, die Zwerge ſtürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten ſich heftig und jammerten:

„O wie iſt der Himmel ſo hoch
Und die Untreu ſo groß!
Heut hierher und nimmermehr!

Sie ſollen ſeit der Zeit das Land verlaſſen haben. Es giebt indeſſen noch zwey andere Tradizionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unſerer Neckſucht und Bosheit zuſchreiben. Die eine wird in den erwähnten Volksſagen folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge welche in Höhlen und Klüften rings um die Menſchen herumwohnten, waren gegen dieſe immer freundlich und gut geſinnt, und des Nachts, wenn die Menſchen ſchliefen, verrichteten ſie deren ſchwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk frühmorgens mit Wagen und Geräthe herbeyzog und erſtaunte, daß alles gethan war, ſteckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald

Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daß vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen ſeyn würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie entflohen, und ſeitdem hat ſie kein Auge wieder erblickt. Die Urſache war dieſe. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirſchbaum ſtehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es ſich daß dreymal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obſt auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt ſonſt die Kirſchen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe ſprachen: „das thut niemand anders, als die redlichen Zwerge, die kommen bey Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leiſe wie Vögel, und ſchaffen den Menſchen emſig ihr Tagwerk; ſchon einmal hat man ſie heimlich belauſcht, allein man ſtört ſie nicht, ſondern läßt ſie kommen und gehn.“ Durch dieſe Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge ſo ſorgfältig ihre Füße bärgen und ob dieſe anders geſtaltet wären, als Menſchenfüße. Da nun das nächſte Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirſchen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Aſche und ſtreute ſie rings um den Berg herum aus. Den anderen Morgen, mit Tagesanbruch, eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er ſah unten in der Aſche die Spuren von vielen Gänſefüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und ſpottete, daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüſteten dieſe ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menſchengeſchlecht und verſagen ihm ihre Hülfe. Jener Hirt, der ſie verrathen hatte, wurde ſiech und blödſinnig fortan bis an ſein Lebensende.“

Die andere Tradizion, die in Otmars Volksſagen mitgetheilt wird, iſt von viel betrübſam härterem Charakter:

„Zwiſchen Walkenried und Neuhof in der Grafſchaft Hohenſtein hatten einſt die Zwerge zwey Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß ſeine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weiſen Frau bey einbrechender Nacht an ſeinem Erbſenfelde auf und ab, und ſchlug mit einem dünnen Stabe über daſſelbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unſichtbar machenden Nebelkappen abgeſchlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten: daß ihr Volk es ſey, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerſte Noth ſie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk ſandte endlich Abgeordnete, und bot Löſung für ſich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlaſſen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren geſammelten und verſteckten Schätzen abziehen laſſen und das Zwergvolk wollte bey ſeinem Abzuge nicht geſehen ſeyn. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine ſchmale Brücke bey Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin geſtelltes Gefäß einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens, als Abzugszoll, werfen ſollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geſchah. Doch einige Neugierige hatten ſich unter die Brücke verſteckt, um den Zug der Zwerge wenigſtens zu hören. Und ſo hörten ſie denn viele Stunden lang das Gerappel der kleinen Menſchen; es war ihnen als ob eine ſehr große Heerde Schafe über die Brücke ging."

Nach einer Variante ſollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldſtück in das Faß werfen, welches man vor der Brücke hingeſtellt; und den anderen Morgen fand man das Faß ganz gefüllt mit alten Geldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber, in ſeinem rothen Mäntelchen, zu den Landeseinwohnern gekommen ſeyn um ſie zu bitten ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehendlich erhob er ſeine Aermchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Arragonien.

Von den Zwergen, den Erdgeiſtern, ſind genau zu unterſcheiden die Elfen, die Luftgeiſter, die auch in Frankreich mehr bekannt ſind und die beſonders in engliſchen Gedichten ſo anmuthig gefeyert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unſterblich wären, ſo würden ſie es ſchon allein durch Shakespeare geworden ſeyn. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poeſie.

Der Glaube an Elfen iſt nach meinem Bedünken viel mehr celtiſchen als ſcandinaviſchen Urſprungs. Daher mehr Elfenſagen im weſtlichen Norden als im öſtlichen. In Deutſchland weiß man wenig von Elfen und alles iſt da nur matter Nachklang von bretaniſchen Sagen, wie z. B. Wielands Oberon. Was das Volk in Deutſchland Elfen oder Elben nennt, ſind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Böſen gebuhlt. Die eigentlichen Elfenſagen ſind heimiſch in Irland und Nordfrankreich; indem ſie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermiſchen ſie ſich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus ſolcher Vermiſchung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die ſchöne Fee ihre Gunſt ſchenkt unter dem Beding, daß er ſein Glück verſchweige. Als aber König Arthus, bey einem Feſtgelage zu Karduel, ſeine Königinn Genevra für die ſchönſte Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger ſchweigen; er ſprach, und ſein Glück war, wenigſtens auf Erden, zu Ende. Nicht viel beſſer ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann ſein Liebesglück nicht verſchweigen, die geliebte Fee verſchwindet, und auf ſeinem Roß Gedefer reitet er lange vergebens, um ſie zu ſuchen. Aber in dem Feenland Avirlun finden die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland ſo viel ſchwatzen, als nur ihr Herz gelüſtet. Hier kann auch Ogier der Däne von ſeinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen ſeiner Morgane. Ihr Franzoſen kennt ſie alle, dieſe Geſchichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perſer kennt es auch, und er nennt es Ginniſtan. Es iſt das Land der Poeſie.

Das Aeußere der Elfen und ihr Weben und Treiben iſt Euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spenzers Elfenköniginn iſt längſt zu Euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania?

Weſſen Hirn iſt ſo dick, daß es nicht manchmal das heitre Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Iſt es aber wahr, daß es ein Vorzeichen des Todes, wenn man dieſe Elfenköniginn mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte dieſes gern genau wiſſen, denn:

In dem Wald, im Mondenſcheine,
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin, wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'ginn,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In den däniſchen Volksliedern giebt es zwey Elfenſagen, die den Charakter dieſer Luftgeiſter am treueſten zur Anſchauung bringen. Das eine Lied erzählt von dem Traumgeſichte eines jungen Fants, der ſich auf Elvershöh niedergelegt hatte und allmählig eingeſchlummert war. Er träumt, er ſtände auf ſeinem Schwerte geſtützt, während die Elfen im Kreiſe um ihn her tanzen und durch Liebkoſen und Verſprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und ſtreichelt ihm die Wange und flüſtert: tanze mit uns, ſchöner Knabe, und das Süßeſte was nur immer dein Herz gelüſtet wollen wir dir ſingen. Und da beginnt auch ein Geſang von ſo bezwingender Liebesluſt, daß der reißende Strom, deſſen Waſſer ſonſt wildbrauſend dahin fließt, plötzlich ſtill ſteht und in der ruhigen Fluth die Fiſchlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein ſpielen. Eine andere Elfe flüſtert: tanze mit uns, ſchöner Knabe, und wir wollen dir Runenſprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber beſiegen kannſt, ſo wie auch den Drachen, der das Geld hütet; ſein Geld ſoll dir anheimfallen. Der junge Fant widerſteht jedoch allen dieſen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken ſie ihre ſcharfen Meſſer, da, zum Glücke, kräht der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht iſt minder luſtig gehalten, die Erſcheinung der Elfen findet nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und ihr ſchauerlich anmuthiges Weſen tritt uns deſto ſchärfer entgegen. Es iſt das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends ſpät ausreutet, um ſeine Hochzeitgäſte zu entbieten. Der Refrain iſt immer: Aber das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald. Man glaubt unheimlich lüſterne Melodieen zu hören und zwiſchendrein ein Kichern und Wiſpern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf ſieht endlich wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigstochter die Hand nach ihm ausſtreckt. Sie bittet ihn zärtlichſt in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und ſagt zu ſeiner Entſchuldigung: morgen iſt mein Hochzeitstag. Da werden ihm nun gar verführeriſche Geſchenke angeboten; jedoch, weder die Widderhautsſtiefel, die ſo gut am Beine ſitzen würden, noch die güldenen Sporen, die man ſo hübſch daran ſchnallen kann, noch das weißſeidne Hemd, das die Elfenköniginn ſelber mit Mondſchein gebleicht hat, nicht mal die ſilberne Schärpe, die man ihm ebenfalls ſo koſtbar anrühmt, nichts kann ihn beſtimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beſtändige Entſchuldigung iſt: morgen iſt mein Hochzeitstag. Da, freylich, verlieren die Elfen endlich die Geduld, ſie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden geſunkenen Ritter wieder auf ſein Roß, und ſagen ſpöttiſch: ſo reite denn heim zu deiner Braut. Ach! als er auf ſeine Burg zurückkehrte, da waren ſeine Wangen ſehr blaß und ſein Leib ſehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitſchaar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein ſtiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin ſo ſchnell durch den Wald.“

Der Tanz iſt charakteriſtiſch bey den Luftgeiſtern; ſie ſind zu ätheriſcher Natur, als daß ſie proſaiſch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über dieſe Erde wandeln ſollten. Indeſſen, ſo zart ſie auch ſind, ſo laſſen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Raſenplätzen, wo ſie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es ſind eingedrückte Kreiſe, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben.

In einem Theile Oeſtreichs giebt es eine Sage, die mit den vorhergehenden eine gewiſſe Aehnlichkeit bietet, obgleich ſie urſprünglich ſlaviſch iſt. Es iſt die Sage von den geſpenſtiſchen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis“ bekannt ſind. Die Willis ſind Bräute, die vor der Hochzeit geſtorben ſind. Die armen jungen Geſchöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen, in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzluſt, die ſie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht ſteigen ſie hervor, verſammeln ſich truppenweis an den Heerſtraßen, und Wehe dem jungen Menſchen, der ihnen da begegnet! Er muß mit ihnen tanzen, ſie umſchlingen ihn mit ungezügelter Tobſucht, und er tanzt mit ihnen, ohne Ruh und Raſt, bis er todt niederfällt. Geſchmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die

Willis im Mondglanz, eben ſo wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich ſchneeweiß, iſt jugendlich ſchön, ſie lachen ſo ſchauerlich heiter, ſo frevelhaft liebenswürdig, ſie nicken ſo geheimnißvoll lüſtern, ſo verheißend; dieſe todten Bachantinnen ſind unwiderſtehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute ſterben ſah, konnte ſich nie überreden, daß Jugend und Schönheit ſo jähling gänzlich der ſchwarzen Vernichtung anheimfallen, und leicht entſtand der Glaube, daß die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden ſucht.

Dieſes erinnert uns an eins der ſchönſten Gedichte Goethes, die Braut von Korinth, womit das franzöſiſche Publikum, durch Frau von Stael, ſchon längſt Bekanntſchaft gemacht hat. Das Thema dieſes Gedichtes iſt uralt und verliert ſich hoch hinauf in die Schauerniſſe der theſſaliſchen Mährchen. Aelian erzählt davon und Aehnliches berichtet Philoſtrates im Leben des Apollonius von Thiane. Es iſt die fatale Hochzeitgeſchichte, wo die Braut eine Lamia iſt.

Es iſt den Volksſagen eigenthümlich, daß ihre furchtbarſten Kataſtrophen gewöhnlich bey Hochzeitfeſten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schreckniß kontraſtirt dann deſto grauſig ſchroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der luſtigen Muſik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berühkt, kann der koſtbare Trank noch immer verſchüttet werden. Ein düſterer Hochzeitgaſt kann eintreten, den niemand gebeten hat, und den doch keiner den Muth hat fortzuweiſen. Er ſagt der Braut ein Wort ins Ohr und ſie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leiſen Wink, und dieſer folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich iſt es ein früheres Liebesverſprechen, weßhalb plötzlich eine kalte Geiſterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle ſaß, und zufällig aufwärts ſchaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichſten Liebesbündniſſe geſtanden, und an dieſem Wahrzeichen merkte er wohl, daß er durch ſeine Treuloſigkeit das Leben verwirkt. Er ſchickt zum Beichtiger, läßt ſich das Abendmahl reichen und bereitet ſich zum Tode. Von dieſer Geſchichte wird in deutſchen Landen noch viel geſagt und geſungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unſichtbar umarmt und in dieſer Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bey dieſer tragiſchen Erzählung. Aber unſere jungen Freygeiſter lächeln darüber ſpöttiſch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen ſo gefährlich ſind. Sie werden ſpäterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Aehnlichkeit mit den Elfen. Sie ſind beide verlockend, anreitzend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wieſen, freyen Waldplätzen und am liebſten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bey Teichen und Flüſſen; man ſah ſie auch wohl auf dem Waſſer tanzen, den Vorabend wenn jemand dort ertrank. Auch kommen ſie oft zu den Tanzplätzen der Menſchen und tanzen mit ihnen ganz wie unſer eins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht iſt. Auch wohl an dem feinen Geſpinnſte ihrer Schleyer und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnißvollen Weſens. Den männlichen Nix erkennt man daran, daß er grüne Zähne hat, die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind. Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man ſeine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu ſorgles mit ihm tanzt. Er zieht ſie hinab in ſein feuchtes Reich. Marsk Stig, der Königsmörder, hatte zwey ſchöne Töchter, wovon die jüngſte in des Waſſermanns Gewalt gerieth, ſogar während ſie in der Kirche war. Der Nix erſchien als ein ſtattlicher Ritter; ſeine Mutter hatte ihm ein Roß von klarem Waſſer und Sattel und Zaum von dem weißeſten Sande gemacht, und die argloſe Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird ſie ihm da unten im Meere die verſprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Waſſermann, der ſich ebenfalls eine Frau vom feſten Lande geholt hat und aufs liſtigſte von ihr betrogen ward. Es iſt die Sage von Roſmer, dem Waſſermann, der, ohne es zu wiſſen, ſeine eigne Frau in einer Kiſte auf den Rücken nahm und ſie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoß darüber nachher die bitterlichſten Thränen.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu

büßen, daß ſie an den Umgang der Menſchen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geſchichte, die von deutſchen Dichtern vielfach beſungen worden. Aber am rührendſten klingt ſie in folgenden ſchlichten Worten, wie ſie die Gebrüder Grimm, in ihren Sagen, mittheilen:

„Zu Epfenbach bey Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drey wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtube des Dorfs. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Mährchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes und keine Spinnerinn konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur: die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See.

Die Burſchen ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und nichts that ihm leider, als daß ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke elf ſchlug, es aber ſchon eigentlich zwölf war, ſtanden die drey Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbey; da hörten ſie wimmern und ſahen drey blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schweſtern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeiſters Sohn zehrte ab und ſtarb kurz darnach.“

Es liegt etwas ſo Geheimnißvolles in dem Treiben der Nixen. Der Menſch kann ſich unter dieſer Waſſerdecke ſo viel Süßes und zugleich ſo viel Entſetzliches denken. Die Fiſche, die allein etwas davon wiſſen können, ſind ſtumm. Oder ſchweigen ſie etwa aus Klugheit? Fürchten ſie grauſame Ahndung, wenn ſie die Heimlichkeiten des ſtillen Waſſerreichs verriethen? So ein Waſſerreich mit ſeinen wollüſtigen Heimlichkeiten und verborgenen Schreckniſſen mahnt an Venedig. Oder war Venedig ſelbſt ein ſolches Reich, das zufällig, aus der Tiefe des adriatiſchen Meers, zur Oberwelt heraufgetaucht mit ſeinen Marmorpaläſten, mit ſeinen delphinäugigen Curtiſanen, mit ſeinen Glasperlen- und Corallenfabriken, mit ſeinen Staatsinquiſitoren, mit ſeinen geheimen Erſäufungsanſtalten, mit ſeinem bunten Maskengelächter? Wenn einſt Venedig wieder in die Lagunen hinabgeſunken ſeyn mag, dann wird ſeine Geſchichte wie ein Nixenmährchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Waſſervolk erzählen, das, durch Beharrlichkeit und Liſt, ſogar über das feſte Land geherrſcht, aber endlich von einem zweyköpfigen Adler todtgebiſſen worden.

Das Geheimnißvolle iſt der Charakter der Nixen, wie das träumeriſch Luſtige der Charakter der Elfen. Beide ſind vielleicht in der urſprünglichen Sage ſelbſt nicht ſehr unterſchieden, und erſt ſpätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen ſelbſt geben keine ſichere Auskunft. In Scandinavien heißen alle Geiſter Elfen, Alf, und man unterſcheidet ſie in weiße und ſchwarze Alfen; letztere ſind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix giebt man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich ſchon früher gemeldet, Niſſen nennt.

Dann giebt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menſchliche Bildung tragen, unten aber in einem Fiſchſchweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderſchöne Frau und mit der Unterhälfte als eine ſchuppige Schlange erſcheinen, wie Eure Meluſine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, deſſen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn ſie ſich mit Menſchen in ein Liebesbündniß einlaſſen, nicht bloß Verſchwiegenheit verlangen, ſondern auch bitten, man möge ſie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimath und Sippſchaft. Auch ſagen ſie nicht ihren rechten Namen, ſondern ſie geben ſich unter den Menſchen ſo zu ſagen einen nom de guerre. Der Gatte der kleviſchen Prinzeſſinn nannte ſich Helias. War er ein Nix oder ein Elfe? Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnißvollen Ritter, der ſo wehmüthig ſtreng ſein Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach ſeiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte. Als die Prinzeſſinn ihre Neugier nicht bemeiſtern konnte, und einſt in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte ſprach: Herr, ſolltet Ihr nicht unſerer Kinder wegen ſagen, wer Ihr ſeyd? da ſtieg er ſeufzend aus dem Bette, ſetzte ſich wieder auf ſein Schwanenſchiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück. Aber es iſt auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht Eure Lippen zum Küſſen, nicht zum Fragen, Ihr Schönen. Schweigen iſt die weſentlichſte Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunſtbezeugungen ſeines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimniſſen ihres Glückes neugierig forſcht, dann gehen ſie beide ihres Glückes verluſtig.

Elfen und Nixen können zaubern, können ſich in jede beliebige Geſtalt verwandeln; indeſſen manchmal ſind auch ſie ſelber von mächtigeren

Geiſtern und Nekromanten in allerley häßliche Mißgebilde verwünſcht werden. Sie werden aber erlöſt durch Liebe, wie im Mährchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muß dreymal geküßt werden und es verwandelt ſich in einen ſchönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häßliche überwindeſt und das Häßliche ſogar lieb gewinnſt, ſo verwandelt es ſich in etwas Schönes. Keine Verwünſchung widerſteht der Liebe. Liebe iſt ja ſelber der ſtärkſte Zauber, jede andere Verzauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt iſt ſie ohnmächtig. Welche iſt das? Es iſt nicht das Feuer, nicht das Waſſer, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es iſt die Zeit.

Die ſeltſamſten Sagen in Betreff der Elementargeiſter findet man bey dem alten guten Johannes Prätorius, deſſen „**Anthropodemus plutonicus**, oder neue Weltbeſchreibung von allerley wunderbaren Menſchen,“ im Jahr 1666 zu

Magdeburg erſchienen iſt. Schon die Jahrzahl iſt merkwürdig; es iſt das Jahr dem der jüngſte Tag prophezeyt worden. Der Inhalt des Buches iſt ein Wuſt von Unſinn, aufgegabeltem Aberglauben, maulhängkoliſchen und affentheuerlichen Hiſtorien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenſtände ſind geordnet nach den Anfangsbuchſtaben ihres Namens, die ebenfalls höchſt willkürlich gewählt ſind. Auch die Eintheilungen ſind ergötzlich, z. B. wenn der Verfaſſer von Geſpenſtern handeln will, ſo handelt er 1° von wirklichen Geſpenſtern, 2° von erdichteten Geſpenſtern, d. h. von Betrügern, die ſich als Geſpenſter vermummen. Aber er iſt voll Belehrung, und in dieſem Buche, ſo wie auch in ſeinen anderen Werken, haben ſich Traditionen erhalten, die theils ſehr wichtig für das Studium der germaniſchen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Curioſitäten ſehr intereſſant ſind. Ich bin überzeugt, Ihr alle wißt nicht, daß es

Meerbiſchöfe giebt? Ich zweifle ſogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute zu wiſſen, daß das Chriſtenthum ſogar im Ocean ſeine Anhänger hat und gewiß in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeſchöpfe ſind Chriſten, wenigſtens eben ſo gute Chriſten wie die Majorität der Franzoſen. Ich möchte dieſes gern verſchweigen, um der katholiſchen Parthey in Frankreich durch dieſe Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Waſſermenſchen, zu ſprechen habe, verlangt es die deutſch-gewiſſenhafte Gründlichkeit, daß ich der Seebiſchöfe erwähne. Präterius erzählt nemlich folgendes:

„In den holländiſchen Chroniken lieſ't man, Cornelius von Amſterdam habe an einen Medikus Namens Gelbert nach Rom geſchrieben: daß im Jahr 1531 in dem nordiſchen Meere, nahe bey Elpach, ein Meermann ſey gefangen worden, der wie ein Biſchof von der römiſchen Kirche ausgeſehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeſchickt. Weil er aber ganz im geringſten nichts eſſen wollte von allem was ihm dargereicht, ſey er am dritten Tage geſtorben, habe nichts geredet, ſondern nur große Seufzer geholet.“

Eine Seite weiter hat Präterius ein anderes Beyſpiel mitgetheilt:

„Im Jahr 1433 hat man in dem baltiſchen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Biſchof ganz ähnlich geweſen. Er hatte einen Biſchofshut auf dem Haupte, ſeinen Biſchofſtab in der Hand, und ein Meßgewand an. Er ließ ſich berühren, ſonderlich von den Biſchöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren laſſen, darwiderſetzte er ſich mit Gebährden, und bat die Biſchöfe, daß man ihn wieder in ſein Element laſſen wolle, welches auch geſchehen, und wurde er von zweyen

Biſchöfen dahin begleitet und erwieß ſich freudig. Sobald er in das Waſſer kam machte er ein Kreuz, und tauchte ſich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr geſehen. Dieſes iſt zu leſen in **Flandr. Chronic.** in **Hist. Ecclesiast. Spondani**, wie auch in den **Memorabilibus Wolfii.**“

Ich habe beide Geſchichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbiſchöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten noch mehr Biſchöfe zu erfinden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich geſtern über die Reform der anglikaniſch episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbiſchöfen lauter Meerbiſchöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch der Schwanenjungfrauen zu erwähnen. Die Sage iſt hier ſehr unbeſtimmt und mit einem allzugeheimnißvollen Dunkel umweben. Sind ſie Waſſergeiſter? Sind ſie Luftgeiſter? Sind ſie Zauberinnen? Manchmal kommen ſie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von ſich, wie ein Gewand, ſind dann ſchöne Jungfrauen, und baden ſich in ſtillen Gewäſſern. Ueberraſcht ſie dort irgend ein neugieriger Burſche, dann ſpringen ſie raſch aus dem Waſſer, hüllen ſich geſchwind in ihre Federhaut, und ſchwingen ſich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Muſäus erzählt in ſeinen Volksmährchen die ſchöne Geſchichte von einem jungen Ritter, dem es gelang eins von jenen Federgewänden zu ſtehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade ſtiegen, ſich ſchnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb eine zurück, die vergebens ihr Federkleid ſuchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, iſt wunderſchön, und der ſchlaue Ritter heurathet ſie. Sieben Jahre leben ſie glücklich; aber einſt, in der Abweſenheit des Gemahls, kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geſchwind ſchlüpft ſie hinein und fliegt davon.

In den altdäniſchen Liedern iſt von einem ſolchen Federgewand ſehr oft die Rede; aber dunkel und in höchſt befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem älteſten Zauberweſen. Hier ſind Töne von nordiſchem Heidenthum, die, wie halbvergeſſene Träume, in unſerem Gedächtniſſe einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht bloß von der Federhaut geſprochen wird, ſondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenſtück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieſes Lied iſt ſo ſchauerlich, ſo grauenhaft, ſo düſter, wie eine ſcandinaviſche Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat, eine Liebe, die, immer gewaltiger entlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporſchießt und mit ihren leidenſchaftlichen Stralen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieſes ungeheure Liebesgedicht mittheile, muß ich vorausbemerken, daß ich mir dabey nur metriſche Veränderungen erlaubte, daß ich nur am Aeußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein Bischen geſchneidert. Der Refrain nach jeder Strophe iſt immer: „So fliegt er über das Meer!“

Sie ſchifften wohl über das ſalzige Meer,
Der König und die Königinn beide;
Daß die Königinn nicht geblieben daheim,
Das ward zu großem Leide.

Das Schiff das ſtand auf einmal ſtill,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund verſenken.

„Iſt jemand unter den Wellen verſteckt,
Und hält das Schiff befeſtigt?

Ich gebe ihm beides Silber und Geld,
Er laſſe uns unbeläſtigt.

„So du es biſt, Nachtrabe wild,
So ſenk' uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Geld,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde.“

„„Dein Geld und Silber verlang ich nicht,
Ich verlange beſſere Gaben,
Was du trägſt unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.““

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das ſind ja meine Schlüſſel klein,
Nimm hin, und laſſ' mir mein Leben.“

Sie zog heraus die Schlüſſel klein,
Sie warf ſie ihm über Bordte.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt ſie freudig beim Worte.

Und als die Kön'ginn nach Hauſe kam,
Sie ging am Strande ſpatzieren,
Da merkt' ſie wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verfloſſen dahin,
Die Königinn eilt in die Kammer,
Eines ſchönen Sohnes ſie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft ſogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn ſchon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wußte ſich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft ſeine liebe Mutter ihn ſah
Thät ſich ihr Herz betrüben.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe

Warum ſo traurig werdet Ihr,
Daß ich Euch weinen ſehe?"

„So wiſſe, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben iſt bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet."

„O Mutter, liebe Mutter mein,
O laßt Eur Leid nur fahren,
Was mir mein Schickſal beſcheeren will,
Davor kann mich niemand bewahren."

Das war eines Donnerstags, im Herbſt,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenſtube offen ſtand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häßliche Rabe kam herein,
Setzt ſich zu der Königinn dorten:
„Frau Königinn, gebt mir Eur Kind,
Ihr habt's mir verſprochen mit Worten."

Sie aber hat beim höchſten Gott,
Bey allen Heil'gen geſchworen,
Sie wüßte weder von Tochter noch Sohn,
Die ſie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig ſchrie er im Fluge:
„Wo find' ich German den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge.“

Und German war alt ſchon fünfzehn Jahr,
Und ein Mädchen zu freyen gedacht' er;
Er ſchickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt,
Und nach England zu reiſen beſchloß er:
Wie komm' ich ſchnell zu meiner Braut,
Rings um die Inſel iſt Waſſer?

Und das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach ſich kleiden that er,

Jn ſeinem ſcharlachrothen Kleid
Vor ſeine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Daß ich fliegen kann über dem Meere.“

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Jch denke daß ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbeſſeren werde.

Auch ſind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken ſie nieder —
Und ziehſt du fort in ein fremdes Land
Jch ſchaue dich niemals wieder.““

Er ſetzte ſich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Waſſer;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere ſaß er.

Wohl über das Waſſer flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erſchrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir verſprach,
Da warſt du viel zarter und kleiner."

„„O laſſ' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bey meinem Worte!),
Sobald ich ſie geſprochen hab',
Dich hier auf demſelben Orte.""

„So will ich dich zeichnen, daß immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben,
Und dieſes Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben."

Er hackte ihm aus ſein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.

Der Ritter kam zu ſeiner Braut,
Mit großen Liebesſchmerzen.

Er ſetzte ſich in der Jungfraun Saal,
Er war ſo blutig, ſo bleiche;
Die koſenden Jungfrau'n in dem Saal,
Sie verſtummten alle ſogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie ſaßen ſtill ſo ſehre;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Warf von ſich Nadel und Scheere.

Die Jungfraun ſaßen ſtill ſo ſehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Schlug zuſammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr geſpielet ſo muthig?
Warum ſind Eure Wangen ſo bleich
Und Eure Kleider ſo blutig?“

„Ade, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Muß wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriß und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben."

Einen goldnen Kamm zieht ſie heraus,
Selbſt kämmt ſie ihm ſeine Haare;
Bey jedem Haare das ſie kämmt,
Vergießt ſie Thränen viel klare.

Bey jeder Locke, die ſie ihm ſchlingt,
Vergießt ſie Thränen viel klare;
Sie verwünſcht ſeine Mutter, durch deren Schuld,
Er ſo viel Unglück erfahre.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„Deine böſe Mutter ſey verwünſcht,
Sie bracht' uns zu ſolchem Leide."

„„Hört, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünſchet nimmer,

Sie konnte nicht wie ſie gewollt,
Seinem Schickſal erliegt man immer.““

Er ſetzte ſich in ſein Federgewand,
Flog wieder fort ſo ſchnelle.
Sie ſetzt ſich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab,
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beſtändig hinter ihm drein,
Blieb immer in ſeiner Nähe.

„Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Müßt wieder nach Hauſe fliegen;
Eure Saalthür ließet Ihr offen ſtehn,
Eure Schlüſſel zur Erde liegen.“

„„Laſſ' meine Saalthür offen ſtehn,
Meine Schlüſſel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eur Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.““

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen ſo dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihm aus dem Geſichte.

Alle die Vögel die ſie im Fluge traf,
Die ſchnitt ſie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand ſie;
Sie fand nicht German den fröhlichen Held,
Seine rechte Hand nur fand ſie.

Da ſchwang ſie ſich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Weſten, gen Oſten ſie flog,
Von ihr ſelbſt den Tod ſollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scheer',
Hat ſie in Stücken zerſchnitten;

Und als ſie den wilden Nachtraben traf,
Sie ſchnitt ihn entzwey in der Mitten.

Sie ſchnitt ihn und zerrt ihn, ſo lang bis ſie ſelbſt
Des müden Todes geſtorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchſt bedeutungsvoll iſt in dieſem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, ſondern das Fliegen ſelbſt. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen von welchen man ſagte, daß ſie in den Lüften zu fliegen verſtünden, und dieſe Zauberkunſt, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde ſpäter, in chriſtlicher Zeit, als eine Abſcheulichkeit des Hexenweſens dargeſtellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen iſt eine Traveſtie alter germaniſcher Tradizionen und verdankt ſeine

Entſtehung keineswegs dem Chriſtenthum, wie man aus einer Bibelſtelle, wo Satan unſeren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelſtelle könnte allenfalls zur Juſtifikazion des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewieſen ward, daß der Teufel wirklich im Stande ſey die Menſchen durch die Luft zu tragen.

Die Schwanenjungfraun, von welchen ich geredet, halten Manche für die Walkyren der Skandinavier. Auch von dieſen haben ſich bedeutſame Spuren im Volksglauben erhalten. Die Hexen, die Shakeſpeare in ſeinem Makbeth auftreten läßt, werden in der alten Sage, die der Dichter faſt umſtändlich benutzt hat, weit edler geſchildert. Nach dieſer Sage ſind dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drey räthſelhafte Jungfrauen begegnet, die ihm ſein Schickſal vorausſagten und ſpurlos verſchwanden. Es waren Walkyren, oder gar die Nornen, die Parzen des

Nordens. An dieſe mahnen auch die drey wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmährchen bekannt ſind; die eine hat einen Plattfuß, die andre einen breiten Daumen und die dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man ſie immer, ſie mögen ſich verjüngt oder veraltert präſentiren.

Ich kann nicht umhin hier eines Mährchens zu erwähnen, als deſſen Schauplatz mir die rheiniſche Heimath wieder recht blühend und lachend in's Gedächtniß tritt. Auch hier erſcheinen drey Frauen, von welchen ich nicht beſtimmen kann, ob ſie Elementargeiſter ſind oder Zauberinnen, nemlich Zauberinnen von der altheidniſchen Obſervanz, die ſich von der ſpäteren Hexenſchweſterſchaft, durch poetiſchen Anſtand, ſo ſehr unterſcheiden. Ganz genau habe ich die Geſchichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre wird ſie in Schreibers rheiniſchen Sagen aufs umſtändlichſte erzählt. Es iſt die Sage vom Wiſperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen iſt. Dieſes Thal führt ſeinen Namen von den wispernden Stimmen, die einem dort ans Ohr vorbeypfeifen und an ein gewiſſes heimliches Piſt! Piſt! erinnern, das man zur Abendzeit in gewiſſen Seitengäßchen einer Hauptſtadt zu vernehmen pflegt. Durch dieſes Wisperthal wanderten eines Tages drey junge Geſellen, ſehr frohgelaunt und höchſt neugierig, was doch das beſtändige Piſt! Piſt! bedeuten möge. Der ältere und geſcheuteſte von ihnen, ein Schwertfeger ſeines Handwerks, rief endlich ganz laut: das ſind Stimmen von Weibern, die gewiß ſo häßlich ſind, daß ſie ſich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd ſchlauen Worte geſprochen, da ſtanden plötzlich drey wunderſchöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und ſeine zwey Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, ſich in ihrem Schloſſe von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen und ſonſtig zu erluſtigen. Dieſes Schloß, welches ſich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Geſellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frey aufgebaut, ſondern in einem Felſen ausgehauen war, ſo daß nur die kleinen Spitzbögenfenſter und ein großer Thorweg von außen ſichtbar. Als ſie hineintraten in das Schloß, wunderten ſie ſich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drey Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen ſchienen, gaben ihnen dort ein köſtliches Gaſtmahl, wobey ſie ihnen ſelber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Geſellen, denen das Herz in der Bruſt immer freudiger lachte, hatten nie ſo ſchöne blühende und liebreitzende Weibsbilder geſehen und ſie verlobten ſich denſelben mit vielen brennenden Küſſen. Am dritten Tage ſprachen die Jungfrauen: wenn Ihr immer mit uns leben wollt, Ihr holden Bräutigame, ſo müßt Ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und Euch erkundigen was die Vögel dort ſingen und ſagen; ſobald Ihr dem Sperling, der Elſter und der Eule ihre Sprüche abgelauſcht und ſie wohlverſtanden habt, dann kommt wieder zurück in unſere Arme.

Die drey Geſellen begaben ſich hierauf in den Wald, und nachdem ſie ſich durch Geſtripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, auch über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu dem Baume worauf ein Sperling ſaß, welcher folgenden Spruch zwitſcherte:

Es ſind mal drey dumme Hänſe
In's Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänſe
Ihnen juſt vors Maul geflogen.
Sie aber ſprachen: die armen Schlaraffen,
Sie wiſſen doch nichts Geſcheutes zu ſchaffen,
Die Gänſe müßten viel kleiner ſeyn,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das iſt eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänſe ſogar vor's Maul geflogen kommen, ſo fruchtet es ihr doch nichts! Ihr Maul iſt zu klein und die Gänſe ſind zu groß, und ſie weiß ſich nicht zu helfen!

Nachdem die drey Geſellen weiter gewandert, ſich durch Geſtripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume auf deſſen Zweigen eine Elſter hin und her ſprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elſter, meine Großmutter war ebenfalls eine Elſter, meine Urgroßmutter war wieder eine Elſter, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elſter, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht geſtorben wär', ſo lebte ſie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das verſtehe ich! das iſt ja die allgemeine Weltgeſchichte. Das iſt am Ende der Inbegriff aller unſerer Forſchungen und viel mehr werden die Menſchen auf dieſer Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drey Geſellen wieder weiter gewandert, durch Geſtripp und Krüppelholz ſich den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, in deſſen Höhlung eine Eule ſaß, die folgenden Spruch vor ſich hin murrte: Wer mit einem Weibe ſpricht, der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwey Weibern ſpricht, der wird von zwey betrogen, und wer mit drey Weibern ſpricht, der wird von drey betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armſeliger Vogel mit deiner häßlichen armſeligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das iſt alter, abgeſtandener Leumund. Du würdeſt die Weiber weit beſſer beurtheilen, wenn du hübſch und luſtig wäreſt wie wir, oder wenn du gar unſere Bräute kennteſt, die ſo ſchön ſind wie die Sonne und ſo treu wie Gold!

Hierauf machten ſich die drey Geſellen auf den Rückweg, und nachdem ſie, luſtig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden ſie ſich wieder Angeſichts des Felſenſchloſſes, und mit ausgelaſſener Fröhlichkeit ſangen ſie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machſt du?
Schläfſt du oder wachſt du?
Weinſt du oder lachſt du?

Während nun die jungen Geſellen ſolchermaßen jubilirend vor dem Schloßthore ſtanden, öffneten ſich über demſelben drey Fenſterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus; alle drey langnaſig und triefäugig, wackelten ſie vergnügt mit ihren greiſen Köpfen, und ſie öffneten ihre zahnloſen Mäuler und ſie kreiſchten: Da unten ſind ja unſere holden Bräutigame!

Wartet nur, Ihr holden Bräutigame, wir werden Euch gleich das Thor öffnen und Euch mit Küſſen bewillkommen, und Ihr ſollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Geſellen, zu Tode beſtürzt, warteten nicht ſo lange bis die Pforten des Schloſſes und die Arme ihrer Bräutchen, und das Lebensglück, das ſie darin genießen ſollten, ſich ihnen öffneten; ſie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten ſo lange Beine, daß ſie noch deſſelben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als ſie hier des Abends in der Schenke beim Weine ſaßen, mußten ſie manchen Schoppen leeren, ehe ſie ſich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügſte Vogel der Welt ſey und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe in dieſen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den intereſſanteſten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte: nemlich die Art und Weiſe wie das Chriſtenthum die altgermaniſche Religion entweder zu vertilgen oder in ſich aufzunehmen ſuchte und wie ſich die Spuren derſelben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde iſt bekannt. — — — — Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienſt, auch nach der Bekehrung für gewiſſe Orte eine verjährte Ehrfurcht bewahrte, ſo ſuchte man ſolche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des böſen Feindes zu verſchreyen. Bey jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der chriſtliche Prieſter ſein kluges Kirchlein, und er ſelber ſegnete jetzt das Waſſer und exploitirte deſſen Wunderkraft. Es ſind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig ſeine Geſundheit ſchöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Aexten widerſtanden, wurden verläumdet; unter dieſen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre hölliſche Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutſchen Volkes, die Eiche iſt noch heut zu Tage das Symbol der deutſchen Nazionalität ſelber: es iſt der größte und ſtärkſte Baum des Waldes; ſeine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; ſein Wipfel, wie ein grünes Banner flattert ſtolz in den Lüften; die Elfen der Poeſie wohnen in ſeinem Stamme; die Miſtel der heiligſten Weisheit rankt an ſeinen Aeſten; nur ſeine Früchte ſind kleinlich und ungenießbar für Menſchen.

In den altdeutſchen Geſetzen giebts jedoch noch viele Verbote: daß man bey den Flüſſen, den Bäumen und Steinen nicht ſeine Andacht verrichten ſolle, in ketzeriſchem Irrwahn, daß eine Gottheit darinn wohne. Karl der Große mußte, in ſeinen Capitularien, ausdrücklich befehlen: man ſolle nicht opfern bey Steinen, Bäumen, Flüſſen: auch ſolle man dort keine geweihte Kerzen anzünden.

Dieſe drey, Steine, Bäume und Flüſſe, erſcheinen als Hauptmomente des germaniſchen Cultus, und damit korreſpondirt der Glaube an Weſen die in den Steinen wohnen, nemlich Zwerge, an Weſen die in den Bäumen wohnen, nemlich Elfen, und Weſen die im Waſſer wohnen, nemlich Nixen. Will man einmal ſyſtematiſiren, ſo iſt dieſe Art weit zweckmäßiger, als das Syſtematiſiren nach den verſchiedenen Elementen, wo man noch für das Feuer eine vierte Klaſſe Elementargeiſter, nemlich die Salamander annimmt. Das Volk aber, welches immer ſyſtemlos, hat nie etwas von dergleichen gewußt. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere, welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben ſind eifrige Naturforſcher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal ſehr angelegen ſeyn laſſen, zu unterſuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einſt meinen Schulkameraden gelungen, ein ſolches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als daſſelbe in den Ofen zu werfen, wo es erſt einen weißen Schleim in die Flammen ſpritzte, immer leiſer ziſchte und endlich den Geiſt aufgab. Dieſes Thier ſieht aus wie eine Eydechſe, iſt aber ſafrangelb, etwas ſchwarz geſprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von ſich giebt und womit es vielleicht manchmal die Flamme löſcht, mag den Glauben veranlaßt haben, daß es in den Flammen leben könne.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, ſind keine Elementargeiſter, ſondern Geſpenſter von verſtorbenen Menſchen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Böſewichtern, die einen Grenzſtein verrückt haben. Die Irrwiſche ſind auch keine Geiſter. Man weiß nicht genau was ſie ſind; ſie verlocken den Wandrer in Meergrund und Sümpfe. Wie geſagt, eine ganze Claſſe Feuergeiſter, wie Paracelſus ſie beſchreibt, kennt das Volk nicht. Es ſpricht höchſtens nur von einem einzigen Feuergeiſt und das iſt kein anderer als Luzifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erſcheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er alſo der einzige Feuergeiſt iſt und uns für eine ganze Claſſe ſolcher Geiſter ſchadlos halten muß, wollen wir ihn näher beſprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeiſt wäre, wie könnte er es denn in der Hölle aushalten? Er iſt ein Weſen von ſo kalter Natur, daß er ſogar nirgends anders als im Feuer ſich behaglich fühlen kann. Ueber dieſe kalte Natur des Teufels haben ſich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinſtimmend ſind in dieſer Hinſicht die Ausſagen der Hexen, wie wir ſie in den Hexenprozeſſen aller Lande finden können. Dieſe Damen, die ihre fleiſchlichen Verbindungen mit dem Teufel eingeſtanden, ſogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte ſeiner Umarmungen; eiskalt, klagten ſie, waren die Ergüſſe dieſer teufliſchen Zärtlichkeit.

Der Teufel iſt kalt, ſelbſt als Liebhaber. Aber häßlich iſt er nicht; denn er kann ja jede Geſtalt annehmen. Nicht ſelten hat er ſich ja auch mit weiblichen Liebreitz bekleidet, um irgend einen frommen Kloſterbruder von ſeinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur ſinnlichen Freude zu verlocken. Bey anderen, die er nur ſchrecken wollte, erſchien er in Thiergeſtalt, er und ſeine hölliſchen Geſellen. Beſonders wenn er vergnügt iſt und viel geſchlammt und gebechert hat, zeigt er ſich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachſen, der hatte ſeine Freunde eingeladen zu einem Gaſtmahl. Als nun der Tiſch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und alles zugerichtet war, fehlten ihm ſeine Gäſte, die ſich einer nach dem anderen entſchuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „wenn kein Menſch kommen will, ſo mag der Teufel bey mir eſſen mit der ganzen Hölle!“ und er verließ das Haus um ſeinen Unmuth zu verſchmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und ſchwarze Reuter, und hießen des Edelmanns Knecht ſeinen Herrn ſuchen, um ihm anzuzeigen, daß die zuletzt geladenen Gäſte angelangt ſeyen. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich ſeinen Herrn, kehrt mit dieſem zurück, haben aber beide nicht den Muth ins Haus hineinzugehen. Denn ſie hören wie drinnen das Schlemmen, Schreyen und Singen immer toller wird, und endlich ſehen ſie wie die beſoffenen Teufel, in der Geſtalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchſen, ans offene Fenſter traten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnautzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

Daß der Teufel in Geſtalt eines ſchwarzen Bockes dem Convente der Hexen präſidirt, iſt allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieſer Geſtalt zu ſpielen pflegte, werde ich ſpäter berichten, wenn ich von Hexen und Zauberey zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worinn der hochgelahrte Georgius Godelmanus über dieſes letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abſtattet, finde ich auch, daß der Teufel nicht ſelten in der Geſtalt eines Mönchs erſcheint. Er erzählt folgendes Beiſpiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte ſtudirte, gedenke mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeiſtern daſelbſt gehört zu haben, daß vor Luthers Thür gekommen ſey ein Münch, welcher heftig an der

Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte was er wollte, da fraget der Münch: ob der Luther daheim wäre? Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch geſehen hatte. Da dieſer hineinkam ſprach er, er habe etliche Pariſiſche Irrthümer, derwegen er ſich gern mit ihm beſprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da ſie Luther ohne Mühe auflöſte, brachte er andere, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, dieſe Worte entfahren ließ: du machſt mir viel zu ſchaffen, da ich doch anderes zu thun hätte! und ſtund ſobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage ſo der Münch verbrachte. Und als er in demſelbigen Geſpräche vermerkte, daß des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, ſprach er: Biſt du nicht Der? Halt, höre zu, dieſes Urtheil iſt wider dich gefällt! und zeigte ihm ſobald den Spruch in Geneſi, dem erſten Buche Moſis: des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit dieſem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, deſſen die Stube noch etliche Tage übel roch.“

In der vorſtehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die ſich ſchon frühe kund gab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es iſt nemlich ſeine Disputirſucht, ſeine Sophiſtik, ſeine „Syllogismen“. Der Teufel verſteht ſich auf Logik, und ſchon vor achthundert Jahren hat der Pabſt Silveſter, der berühmte Gerbert, ſolches zu ſeinem Schaden erfahren. Dieſer hatte nemlich, als er zu Cordova ſtudirte, mit Satan einen Bund geſchloſſen und durch ſeine hölliſche Hülfe lernte er Geometrie, Algebra, Aſtronomie, Pflanzenkunde, allerley nützliche Kunſtſtücke, unter anderen die Kunſt Pabſt zu werden.

In Jeruſalem ſollte vertragsmäßig ſein Leben enden. Er hütete ſich wohl hinzugehen. Als er aber einſt in einer Kapelle zu Rom Meſſe las, kam der Teufel um ihn abzuholen, und indem der Pabſt ſich dagegen ſträubt, beweiſt ihm jener, daß die Kapelle worinn ſie ſich befanden, den Namen Jeruſalem führe, daß die Bedingungen des alten Bündniſſes erfüllt ſeyen, und daß er ihm nun zur Hölle folgen müſſe. Und der Teufel holte den Pabſt, indem er ihm lachend ins Ohr flüſtert:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante Inferno c. 28).

„Du dachteſt nicht daran, daß ich ein Logiker bin!“

Der Teufel verſteht Logik, er iſt Meiſter in der Metaphyſik, und mit ſeinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleyen überliſtet er alle ſeine Verbündeten. Wenn ſie nicht genau aufpaßten und den Contrakt ſpäter nachlaſen, fanden ſie zu ihrem Erſchrecken, daß der Teufel anſtatt Jahre nur Monate, oder Wochen, oder gar Tage geſchrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweiſt ihnen, daß die Friſt abgelaufen. In einem der älteren Puppenſpiele, welche das Satansbündniß, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Fauſtus vorſtellen, findet ſich ein ähnlicher Zug. Fauſt, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdiſchen Genüſſe begehrte, hat ihm dafür ſeine Seele verſchrieben und ſich anheiſchig gemacht, zur Hölle zu fahren, ſobald er die dritte Mordthat begangen habe. Er hat ſchon zwey Menſchen getödtet und glaubt ehe er zum drittenmahle jemanden umbringe, ſey er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieſer aber beweiſt ihm, daß eben ſein Teufelsbündniß, ſein Seelentodſchlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieſer verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in ſeinem Mephiſto jenen Charakterzug der Sophiſtik exploitirt hat, kann jeder ſelbſt beurtheilen. Nichts iſt ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die ſich aus der Zeit der Hexenprozeſſe erhalten haben, und worinn der Contrahent ſich vorſichtig gegen alle Chikanen verklauſulirt und alle Stipulazionen aufs ängſtlichſte paraphraſirt.

Der Teufel iſt ein Logiker. Er iſt nicht bloß der Repräſentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleiſches, er iſt auch Repräſentant der menſchlichen Vernunft, eben weil dieſe alle Rechte der Materie vindizirt; und er bildet ſomit den Gegenſatz zu Chriſtus, der nicht bloß den Geiſt, die aſcetiſche Entſinnlichung, das himmliſche Heil, ſondern auch den Glauben repräſentirt. Der Teufel glaubt nicht, er ſtützt ſich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eignen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieſes iſt nun freylich etwas Entſetzliches, und mit Recht hat die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kirche das Selbſtdenken als Teufeley verdammt und den Teufel, den Repräſentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Ueber die Geſtalt des Teufels läßt ſich in der That nichts genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich ſchon erwähnt, er habe gar keine beſtimmte Geſtalt und könne ſich in jeder beliebigen Form produziren. Dieſes iſt wahrſcheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horſt, daß der Teufel ſich ſogar zu Salat machen könne. Eine ſonſt ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und ſich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte ſie ihn gegeſſen als ſie Regungen empfand, die ihr ſonſt fremd waren und ſich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar ſonderbar zu Muthe des Abends, im Mondſchein, wenn die Blumen ſo ſtark dufteten und die Nachtigallen ſo ſchmelzend und ſchluchzend ſangen.

Bald darauf machte ein angenehmer Junggeſelle mit ihr Bekanntſchaft. Nachdem beide mit einander vertrauter geworden, fragte ſie der ſchöne Jüngling einmal: „weißt du denn auch wer ich bin?“ Nein, ſagte die Nonne mit einiger Beſtürzung. „Ich bin der Teufel, erwiederte jener. Erinnerſt du dich nicht jenes Salates? Der Salat das wär ich!“

Manche behaupten, der Teufel ſehe immer wie ein Thier aus, und es ſey nur eitel Täuſchung, wenn wir ihn in einer anderen Geſtalt erblicken. Etwas Cyniſches hat der Teufel freylich, und dieſen Charakterzug hat niemand beſſer beleuchtet wie unſer Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutſcher Schriftſteller, der in ſeinen Mängeln eben ſo großartig iſt wie in ſeinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern erſten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieſes genialen Schriftſtellers erſcheint der Teufel auf Erden, weil ſeine Mutter in der Hölle ſchruppt; letzteres iſt eine bey uns gebräuchliche Art die Zimmer zu reinigen, wobey das Eſtricht mit heißem Waſſer übergoſſen und mit einem groben Tuche gerieben wird, ſo daß ein quikender Mißton und lauwarmer Dampf entſteht, der es einem vernünftigen Weſen unmöglich macht unterdeſſen zu Hauſe zu bleiben. Der Teufel muß deßhalb aus der wohlgeheitzten Hölle ſich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag iſt, empfindet der arme Teufel dennoch einen ſo großen Froſt, daß er faſt erfriert und nur mit ärztlicher Hülfe aus dieſer Erſtarrung gerettet wird.

Wir ſahen eben, daß der Teufel eine Mutter hat; viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch dieſe kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf ſie bezieht ſich vielleicht das Sprüchwort: wo der Teufel ſelbſt nichts ausrichten kann, da ſchickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber iſt ſie in der Hölle mit der Küche beſchäftigt, oder ſitzt in ihrem rothen Lehnſeſſel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeſchäften, nach Hauſe kommt, frißt er in ſchlingender Haſt was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er ſeinen Kopf in ihren Schooß und läßt ſich von ihr lauſen und ſchläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabey ein Lied vorzuſchnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da ſteht eine Roſenblume,
Roſe roth wie Blut.

Es iſt eine eigne Sache um die Schriftſtellerey. Der Eine hat Glück in der Ausübung derſelben, der Andre hat Unglück. Das ſchlimmſte Mißgeſchick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magiſter Artium zu Göttingen. Keiner dort iſt ſo gelehrt, keiner ſo ideenreich, keiner ſo fleißig wie dieſer Freund, und dennoch iſt bis auf dieſer Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Meſſe zum Vorſchein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, deſſen er ſehr bedürftig ſey für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel während er die Bücherleiter hinaufſtieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn ſie auf der Bibliothek die Bücher abholten: „für den Kitzler.“ Der Mann galt allgemein für einen Eſel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Urſache warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich ſie, als ich ihn einſt um Mitternacht beſuchte, um mein Licht bey ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben ſein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums vollendet; aber er ſchien ſich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth ſein Manuſcript. Nun wird dein Name doch endlich, ſprach ich zu ihm, im Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, auch dieſes Werk werde ich ins Feuer werfen müſſen, wie die vorigen . . . Und nun vertraute er mir ſein ſchreckliches Geheimniß. Den armen Magiſter traf wirklich das ſchlimmſte Mißgeſchick, jedesmal wenn er ein Buch ſchrieb. Nachdem er nemlich für das Thema, das er beweiſen wollte, alle ſeine Gründe entwickelt, glaubte er ſich verpflichtet die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen; er ergrübelte alsdann vom entgegengeſetzten Standpunkte aus die ſcharfſinnigſten Argumente, und indem dieſe unbewußt in ſeinem Gemüthe Wurzel faßten, geſchah es immer, daß, wenn das Buch fertig war, die Meinungen des armen Verfaſſers ſich allmählig umgewandelt hatten, und eine dem Buche ganz entgegengeſetzte Ueberzeugung in ſeinem Geiſte erwachte. Er war alsdann auch ehrlich genug (wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ebenfalls handeln würde) den Lorbeer des literariſchen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, d. h. ſein Manuſcript ins Feuer zu werfen. Darum ſeufzte er aus ſo tiefſter Bruſt, als er die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums bewieſen hatte. Da habe ich nun, ſprach er traurig, zwanzig Körbe Kirchenväter exzerpirt; da habe ich nun ganze Nächte am Studiertiſche gehockt und Akta Sanktorum geleſen, während auf deiner Stube Punſch getrunken und der Landesvater geſungen wurde; da habe ich nun für theologiſche Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, 38 ſauer erworbene Thaler an Vandenhoek et Rupprecht bezahlt, ſtatt mir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund ſeit zwey Jahren, zwey koſtbaren Lebensjahren . . . und alles um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuſchlagen, wenn die Frau Kirchenräthinn Plank mich fragt: wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Chriſtenthums herauskommen? Ach! das Buch iſt fertig, fuhr der arme Mann fort, und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Chriſtenthums uber das Heidenthum darinn verherrlicht und ich habe bewieſen, daß dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heucheley und Wahnſinn geſiegt. Aber, ich Unglückſeligſter, in tiefſter Bruſt fühle ich daß — — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüſtung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu ſchwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehn! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums läugnen möchteſt, ſo kannſt du doch nicht läugnen, daß der Sieg des Evangeliums ſelber ein Wunder war. Eine kleine Schaar wehrloſer Menſchen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weiſen, und triumphirte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morſche Heidenthum erbebte und krachte bey dem Worte dieſer fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht den Grimm der noch wilderen Menſchen, nicht das

Schwert, nicht die Flamme . . . denn ſie ſelber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieſes Schwert hat das welke Laub und dürre Reiſig abgeſchlagen von dem Baume des Lebens und dadurch geheilt von der einfreſſenden Fäulniß; dieſe Flamme hat den erſtarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daß friſches Laub und duftige Blüthen hervorſproßten . . . es iſt die ſchauerlich erhabenſte Erſcheinung der Weltgeſchichte dieſes erſte Auftreten des Chriſtenthums, ſein Kampf und ſein vollkommener Sieg.

Ich ſprach dieſe Worte mit deſto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend ſehr viel eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſchell.

Heinrich Kitzler ließ ſich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironiſch ſchmerzlichen Lächeln ſprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüſſige Mühe. Alles was du jetzt ſagſt, habe ich ſelber, in dieſem Manuſcripte, weit beſſer und weit gründlicher aus einandergeſetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzuſtand zur Zeit des Heidenthums aufs grellſte ausgemalt, und ich darf mir ſchmeicheln, daß meine kühnen Pinſelſtriche an die Werke der beſten Kirchenväter erinnnern. Ich habe gezeigt, wie laſterhaft die Griechen und Römer geworden, durch das böſe Beyſpiel jener Götter, welche, nach den Schandthaten die man ihnen nachſagte, kaum würdig geweſen wären für Menſchen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgeſprochen, daß ſogar Jupiter, der oberſte der Götter, nach dem königl. hannövriſchen Criminalrechte, hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralſprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphraſirt und gezeigt, wie, nach dem Muſter ihres göttlichen Vorbilds, die erſten Chriſten, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche ſie dafür erduldeten, nur die ſchönſte Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das iſt die ſchönſte Parthie meines Werks, wo ich begeiſterungsvoll ſchildere, wie das junge Chriſtenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und dieſen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieſer Zweykampf erſcheint mir ſeitdem in einem ſonderbaren Lichte — — — Ach! alle Luſt und Liebe für meine Apologie verſiegte mir in der Bruſt, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums ſchildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftſteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die ſich eben nicht beſonders günſtig über jenen Sieg ausſprachen und nicht ſehr davon erbaut ſchienen, daß die Chriſten, wo das geiſtige Schwert und die geiſtige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ja, ich muß geſtehen, daß mich endlich für die Reſte des Heidenthums, jene ſchönen Tempel und Statuen, ein ſchauerliches Mitleid anwandelte; denn ſie gehörten nicht mehr der Religion, die ſchon lange, lange vor Chriſti Geburt, todt war, ſondern ſie gehörten der Kunſt, die da ewig lebt. Es trat mir einſt feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek „die Schutzrede für die Tempel" las, worinn der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs Schmerzlichſte beſchwor, jene theuren Meiſterwerke zu ſchonen, womit der bildende Geiſt der Helenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menſchheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiederbringlich zu Grunde, durch den ſchwarzen Zerſtörungseifer der Chriſten — — —

Nein, fuhr der Magiſter fort in ſeiner Rede, ich will nicht nachträglich, durch Herausgabe dieſes Buches, Theil nehmen an ſolchem Frevel, nein, das will ich nimmermehr . . . Und Euch, Ihr zerſchlagenen Statuen der Schönheit, Euch Ihr Mahnen der todten Götter, Euch die Ihr nur noch liebliche Traumbilder ſeyd im Schattenreiche der Poeſie, Euch opfere ich dieſes Buch!

Bey dieſen Worten warf Heinrich Kitzler ſein Manuſcript in die Flammen des Kamines, und von der Vortrefflichkeit des Chriſtenthums blieb nichts übrig als graue Aſche. —

Dieſes geſchah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnißvollen Neujahrsnacht, wo der Pedel Doris die fürchterlichſten Prügel bekommen und zwiſchen der Burſchenſchaft und den Landsmannſchaften fünf und achtzig Duelle kontrahirt wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals, wie ein hölzerner Platzregen, auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Chriſt tröſtete er ſich mit der Ueberzeugung, daß wir dort oben im Himmel einſt entſchädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweiſe hienieden erduldet haben. Das iſt nun lange her. Der alte Doris hat längſt ausgeduldet und ſchlummert in ſeiner friedlichen Ruheſtätte vor dem Weender Thore. Die zwey großen Partheyen, die einſt die Wahlplätze von Bovden, Ritſchenkrug und Raſenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längſt, im Gefühl ihrer gemeinſchaftlichen Nichtigkeit, aufs zärtlichſte Brüderſchaft getrunken; und auf den Schreiber dieſer Blätter hat ebenfalls das Geſetz der Zeit ſeinen mächtigen Einfluß geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz iſt ſchwerer geworden; wo ich einſt lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küßte. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wiſſend, daß meine Lippen ſich nicht immer mit Kapuzinerfleiſch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küßte ſchöne Frauen . . . Aber ſie ſahen mich manchmal an mit ſo bleichem Schmerze, und ich erſchrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das niemand ſah und woran jeder litt; und ich dachte drüber nach. Ich habe auch drüber nachgedacht; ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſey, und ob diejenigen, die hienieden ſich mit Diſteln begnügt haben, dort oben deſto reichlicher mit Ananaſſen geſpeiſt werden? Nein, wer Diſteln gegeſſen, war ein Eſel; und wer die Prügel bekommen hat, der behält ſie. Armer Doris!

Doch es iſt mir nicht erlaubt mit beſtimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger iſt es mir erlaubt die Reſultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verſchloſſenen Lippen ins Grab hinabſteigen müſſen, wie ſo manche andere?

Nur einige banale Thatſachen ſind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleyen, die ich kompilire, einige Vernünftigkeit oder wenigſtens den Schein derſelben einzuweben. Jene Thatſachen beziehen ſich nemlich auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum. Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, daß die Bilderſtürmerey der erſten Chriſten ſo bitter zu tadeln ſey; ſie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht ſchonen, denn in dieſen lebte noch jene alte griechiſche Heiterkeit, jene Lebensluſt, die dem Chriſten als Teufelthum erſchien. In dieſen Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht bloß die Gegenſtände eines fremden Cultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle: ſondern dieſe Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die dieſe Statuen darſtellten, verlieh er eine unbeſtrittene Exiſtenz; ſie waren nemlich lauter Teufel. Wenn die erſten Chriſten ſich weigerten vor den Bildſäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deßhalb angeklagt und vor Gericht geſchleppt wurden, antworteten ſie immer: ſie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daß ſie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelinn Diana, oder gar vor der Erzteufelinn Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

Arme, griechiſche Philoſophen! Sie konnten dieſen Widerſpruch niemals begreifen, wie ſie auch ſpäterhin niemals begriffen, daß ſie in ihrer Polemik mit den Chriſten keineswegs die alte erſtorbene Glaubenslehre, ſondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nemlich nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neoplatoniſche Spitzfindigkeiten zu beweiſen, den erſtorbenen Göttern ein neues ſymboliſches Lebensblut zu infuſiren und ſich mit den plumpen, materiellen Einwürfen der erſten Kirchenväter, die beſonders über den moraliſchen Charakter der Götter faſt voltairiſch ſpotteten, tagtäglich abzuquälen: es galt vielmehr den Helenismus ſelbſt, griechiſche Gefühls- und Denkweiſe, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäiſchen Gefühls- und Denkweiſe, entgegenzuwirken. Die Frage war: ob der trübſinnige, magere, ſinnenfeindliche, übergeiſtige Judäismus der Nazarener, oder ob heleniſche Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebensluſt in der Welt herrſchen ſolle? Jene ſchönen Götter waren nicht die Hauptſache; niemand glaubte mehr an die ambroſiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüſirte ſich göttlich in ihren Tempeln, bey ihren Feſtſpielen, Myſterien; da ſchmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feyerlich holde Tänze, da lagerte man ſich zu freudigen Mahlen . . . wo nicht gar zu noch ſüßeren Genüſſen.

All dieſe Luſt, all dieſes frohe Gelächter iſt längſt verſchollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen, nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechiſchen Gottheiten, aber ſie haben durch den Sieg Chriſti all ihre Macht verloren, ſie ſind arge Teufel, die ſich am Tage, unter Eulen und Kröten, in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit verſteckt halten, des Nachts aber in liebreizer Geſtalt emporſteigen, um irgend einen argloſen Wandrer oder verwegenen Geſellen zu bethören und zu verlocken.

Auf dieſen Volksglauben beziehen ſich nun die wunderbarſten Sagen, und neuere Poeten ſchöpften hier die Motive ihrer ſchönſten Dichtungen. Der Schauplatz iſt gewöhnlich Italien und der Held derſelben irgend ein deutſcher Ritter, der wegen ſeiner jungen Unerfahrenheit, oder auch ſeiner ſchlanken Geſtalt wegen, von den ſchönen Unholden mit beſonders lieblichen Liſten umgarnt wird. Da geht er nun, an ſchönen Herbſttagen, mit ſeinen einſamen Träumen ſpatzieren, denkt vielleicht an die heimiſchen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelaſſen, der leichte Fant! Aber plötzlich ſteht er vor einer marmornen Bildſäule, bey deren Anblick er faſt betroffen ſtehen bleibt. Es iſt vielleicht die Göttinn der Schönheit, und er ſteht ihr Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was iſt das? So ſchlanke Glieder hat er noch nie geſehen, und in dieſem Marmor ahndet er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleiſchlichkeit ſeiner Landsmänninnen gefunden hat. Dieſe weißen Augen ſehen ihn ſo wollüſtig an, und doch zugleich ſo ſchauerlich ſchmerzvoll, daß ſeine Bruſt erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter ſpatzieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannſchaft iſt verwundert, daß man ihn faſt gar nicht mehr ſieht bey Trinkgelagen und Waffenſpielen. Es gehen kurioſe Gerüchte über ſein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens ſtürzt er, mit bleichem verzerrten Antlitz, in die Herberge, berichtet die Zehrung, ſchnürt ſeinen Ranzen, und eilt zurück über die Alpen. Was iſt ihm begegnet?

Es heißt, daß er eines Tages ſpäter als gewöhnlich, als ſchon die Sonne unterging, nach ſeinen geliebten Ruinen wanderte, aber, ob der einbrechenden Finſterniß, jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildſäule der ſchönen Göttinn ſtundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es ſchon Mitternacht ſeyn mochte, befand er ſich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie geſehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten, und ihn im Namen ihrer Gebieterinn einluden, dort zu übernachten.

Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er in einen weiten, erleuchteten Saal tretend eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf und nieder wandelte und an Geſtalt und Geſichtszügen mit der ſchönen Statue ſeiner Liebe die auffallendſte Aehnlichkeit hatte. Ja, ſie glich jenem Marmorbild um ſo mehr, da ſie ganz in blendend weißem Mußlin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter, mit ſittigem Verneigen, ihr entgegentrat, betrachtete ſie ihn lange ernſt und ſchweigend, und fragte ihn endlich lächelnd: ob er hungrig ſey? Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Bruſt bebte, ſo hatte er doch einen deutſchen Magen, in Folge des ſtundenlangen Umherirrens ſehnte er ſich wirklich nach einer Atzung, und er ließ ſich gern von der ſchönen Dame nach dem Speiſeſaal führen. Sie nahm ihn freundlich bey der Hand und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die, trotz aller Pracht, eine unheimliche Oede verriethen. Die

Girandolen warfen ein ſo geſpenſtiſch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerley heidniſche Liebesgeſchichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Calypſo und Ulyſſes, darſtellten. Die großen, abentheuerlichen Blumen, die in Marmorvaſen längs den Fenſtergeländern ſtanden, waren von ſo beängſtigend üppigen Bildungen, und dufteten ſo leichenhaft, ſo betäubend. Dabey ſeufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Menſch. Im Speiſeſaale ſetzte ſich endlich die ſchöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die beſten Biſſen. Mancherley, bey dieſem Abendmahle, mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, deſſen auf dem Tiſche fehlte, zuckte ein faſt häßlicher Unmuth über das weiße Angeſicht der ſchönen Frau, und erſt nach wiederholtem Verlangen, ließ ſie endlich mit ſichtbarer Verdrießlichkeit, von den Dienern das Salzfaß herbeyholen. Dieſe ſtellten es mit zitternden Händen auf den Tiſch und verſchütteten ſchier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beſchwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüſternen Muthes, und als ihn die ſchöne Dame frug: ob er wiſſe was Liebe ſey? da antwortete er ihr mit flammenden Küſſen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von ſüßem Wein, entſchlief er bald an der Bruſt ſeiner zärtlichen Wirthinn. Doch wüſte Träume ſchwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgeſichte, wie ſie uns im wahnwitzigen Halbſchlafe eines Nervenfiebers zu beſchleichen pflegen. Manchmal glaubte er ſeine alte Großmutter zu ſehen, die daheim auf dem rothen Lehnſeſſel ſaß und mit haſtigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhniſches Kichern, und das kam von den großen Fledermäuſen, die, mit Fackeln in den Krallen, um ihn her flatterten; als er ſie genauer betrachtete, wollte es ihm jedoch dünken, es ſeyen die Bedienten, die ihm bey Tiſche aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, ſeine ſchöne Wirthinn habe ſich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er ſelber, in raſcher Todesangſt, habe zu ſeinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeſchlagen. — Erſt ſpät morgens, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, erwachte der Ritter aus ſeinem Schlafe. Aber ſtatt in der prächtigen Villa, worinn er übernachtet zu haben vermeinte, befand er ſich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entſetzen ſah er, daß die ſchöne Bildſäule, die er ſo ſehr liebte, von ihrem Poſtamente heruntergefallen war, und ihr abgebrochenes Haupt zu ſeinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einſt, in einer Villa bey Rom, mit einigen Freunden Ball ſchlug, ſeinen Ring, der ihm bey dieſem Spiele hinderlich wurde, von ſeiner Hand abzog, und damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes ſteckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine heidniſche Göttinn vorſtellte, zurückkehrte, ſah er mit Schrecken, daß das marmorne Weib den Finger, woran er ſeinen Ring geſteckt hatte, nicht mehr grade wie vorher, ſondern ganz eingebogen hielt, ſo daß ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen; welches ihm doch ein ſeltſames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu ſeinen Spielgenoſſen, um ihnen dieſes Wunder zu berichten, und lud ſie ein, ſich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit ſeinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder grade ausgeſtreckt wie gewöhnlich, und der Ring war verſchwunden. Einige Zeit nach jenem Ereigniß beſchloß der Ritter in den heiligen Eheſtand zu treten und er feyerte ſeine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oberwähnten Statue ganz ähnlich war an Geſtalt und Antlitz, und ſie behauptete: dadurch daß er ſeinen Ring an ihren Finger geſteckt, habe er ſich ihr angelobt und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens ſträubte ſich der Ritter gegen dieſen Einſpruch; jedesmal wenn er ſich ſeiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidniſche Weibsbild zwiſchen ihm und ihr, ſo daß er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten mußte. Daſſelbe geſchah in der zweiten Nacht, ſo wie auch in der dritten, und der Ritter ward ſehr trübſinnig geſinnt. Keiner wußte ihm zu helfen und ſelbſt die frömmſten Leute zuckten die Achſel. Endlich aber hörte er von einem Prieſter Namens Palumnus, der ſich gegen heidniſchen Satansſpuk ſchon öfter ſehr hülfſam erwieſen. Dieſer ließ ſich lange erbitten, ehe er dem Ritter ſeinen Beyſtand verſprach; er müſſe dadurch, behauptete er, ſich ſelber den größten Gefahren ausſetzen. Der Prieſter Palumnus ſchrieb alsdann einige ſonderbare Charaktere auf ein kleines Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weiſung: er ſolle ſich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewiſſen Kreuzweg ſtellen; dort würden ihm allerley wunderbare Erſcheinungen vorüberziehen; doch möge er ſich von allem was er höre und ſähe nicht im mindeſten verſchüchtern laſſen, er müſſe ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er ſeinen Ring geſteckt, ſolle er hinzutreten und ihr das beſchriebene Stück Pergament überreichen. Dieſer Vorſchrift unterzog ſich der Ritter; aber nicht ohne Herzklopfen ſtand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den ſeltſamen Zug vorüberziehen ſah. Es waren blaſſe Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Feſtgewanden aus der Heidenzeit; einige trugen goldene Kronen, andere trugen Lorbeerkränze auf den Häuptern, die ſie aber kummervoll ſenkten; auch allerley ſilberne Gefäße, Trinkgeſchirre und Geräthſchaften, die zum alten Tempeldienſte gehörten, wurden vorübergetragen, mit ängſtlicher Eile; im Gewühle zeigten ſich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, ſtrahlend in Purpur, und mit Roſen bekränzt, erſchien ein hohes, wunderſchönes Götterweib. Zu dieſer trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Prieſters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das ſeinen Ring beſaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beſchrieben war, hub ſie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebährde rief ſie: „grauſamer Prieſter Palumnus! du biſt noch immer nicht zufrieden mit dem Leid das du uns zugefügt haſt! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel geſetzt, grauſamer Prieſter Palumnus!“ Nach dieſen Worten reichte ſie dem Ritter ſeinen Ring und dieſer fand in der folgenden Nacht kein Hinderniß mehr ſeine Ehe zu vollziehen. Der Prieſter Palumnus aber ſtarb den dritten Tag nach jenem Ereigniß.

Dieſe Geſchichte las ich zuerſt in dem **Mons Veneris** von Kornmann. Unlängſt fand ich ſie auch angeführt in dem abſurden Buche über Zauberey von Del-Rio, welcher ſie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; ſie iſt wahrſcheinlich ſpaniſchen Urſprungs. Der Freyherr von Eichendorf, ein neuerer deutſcher Schriftſteller, hat ſie zu einer ſchönen Erzählung aufs anmuthigſte benutzt. Die vorletzte Geſchichte hat ebenfalls ein deutſcher Schriftſteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu ſeinen poetiſch geiſtreichſten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kornmann, **Mons Veneris**, oder der Venus-Berg, iſt die wichtigſte Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es iſt ſchon lange her, daß es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es ſchwebt mir noch immer im Gedächtniß, das kleine etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein, mit ſeinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gedruckt ſeyn. Die Lehre von den Elementargeiſtern iſt darinn aufs bündigſte abgehandelt, und daran ſchließt der Verfaſſer ſeine wunderbaren Mittheilungen über den Venus-Berg. Eben nach dem Beyſpiele Kornmanns, habe auch ich bey Gelegenheit der Elementargeiſter von der Transformazion der altheidniſchen Götter ſprechen müſſen. Dieſe ſind keine Geſpenſter, denn, wie ich mehrmals angeführt, ſie ſind nicht todt; ſie ſind unerſchaffene, unſterbliche Weſen, die nach dem Siege Chriſti, ſich zurückziehen mußten in die unterirdiſche Verborgenheit, wo ſie mit den übrigen Elementargeiſtern zuſammenhauſend, ihre dämoniſche Wirthſchaft treiben. Am eigenthümlichſten, romantiſch wunderbar, klingt im deutſchen Volke die Sage von der Göttinn Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, ſich in einen geheimen Berg flüchtete, wo ſie mit dem heiterſten Luftgeſindel, mit ſchönen Wald- und Waſſernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verſchwunden, das abentheuerlichſte Freudenleben führt. Schon von weitem, wenn du dem Berge naheſt, hörſt du das vergnügte Lachen und die ſüßen Cytherklänge, die ſich wie eine unſichtbare Kette um dein Herz ſchlingen, und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs, hält Wache ein alter Ritter, geheißen der getreue Eckhart; er ſteht geſtützt auf ſeinem großen Schlachtſchwert, wie eine Bildſäule, aber ſein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beſtändig und er warnt dich betrübſam vor den zärtlichen Gefahren die deiner im Berge harren. Mancher ließ ſich noch bey Zeiten zurückſchrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners, und ſtürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Luſt. Eine Weile lang gehts gut. Aber der Menſch iſt nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal ſtill und ernſt, und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit iſt die eigentliche Heimath ſeiner Seele, und es erfaßt ihn ein Heimweh nach den Gefühlen die er einſt empfunden hat, und ſeyen es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuſer, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigſten Sprachdenkmalen gehört, die ſich im Munde des deutſchen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerſt in dem erwähnten Werke von Kornmann. Dieſem hat es Präterius faſt wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg“ von Präterius haben es die Sammler des „Wunderhorns“ abgedruckt, und erſt nach einer vielleicht fehlerhaften Abſchrift aus letzterem Buche muß ich das Lied hier mittheilen:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan,
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen;
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeyd mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken.“

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will dem widerſprechen,
Denn niemand ſpricht das mehr als Ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.““

„Herr Tannhauſer, wie ſaget Ihr mir!
Ihr ſollet bey uns bleiben,
Ich geb Euch meiner Geſpielen ein,
Zu einem ehelichen Weibe.“

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllengluth,
Da ewiglich verbrennen.““

„Du ſagſt mir viel von der Höllengluth,
Du haſt es doch nicht befunden;
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmehre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.““

„Herr Tannhauſer wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;

Nun bleibet edler Tannhäuſer zart,
Und friſchet Euer Leben."

„„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.""

"Herr Tannhäuſer nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeyd nicht wohl bey Sinnen,
Nun laßt uns in die Kammer gehn,
Und ſpielen der heimlichen Minnen."

„„Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeyd eine Teufelinne.""

„Tannhäuſer, ach, wie ſprecht Ihr ſo,
Beſtehet Ihr mich zu ſchelten?
Sollt' Ihr noch länger bey uns ſeyn,
Des Worts müßt Ihr entgelten."

„Tannhäuſer wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Pabſt vertrauen.

Nun fahr’ ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Pabſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Pabſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag’ Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab’,
Als ich Euch will verkünden;

„Ich bin geweſen ein ganzes Jahr,
Bey Venus einer Frauen,

Nun will ich Beicht' und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen.“

Der Pabſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.““

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,
So wollt ich Reu' und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.

„Seyd willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen ſeyd, mein liebſter Herr,
Du Held mir treu belehret.“

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben,
Will er denn Buß' und Reu empfahn,
Die Sünde ſey ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerſt dieſes Lied las, in dem erwähnten Buche von Kornmann, überraſchte mich zunächſt der Contraſt ſeiner Sprache mit der pedantiſch verlateiniſirten, unerquicklichen Schreibart des 17ten Jahrhunderts, worin das Buch abgefaßt. Es war mir als hätte ich in einem dumpfen Bergſchacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die ſtolzeinfachen, urkräftigen Worte ſtrahlten mir ſo blank entgegen, daß mein Herz faſt geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus dieſem Liede ſprach zu mir eine wohlbekannte Freudenſtimme; ich vernahm darinn die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die, während der Paſſionszeit des Mittelalters, mit gar ſchweigſamen Schnäblein ſich verſteckt halten mußten, und nur zuweilen, wo man ſie am wenigſten vermuthete, etwa gar hinter einem Kloſtergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennſt du die Briefe von Heloiſe an Abelard? Nächſt dem hohen Liede des großen Königs (ich ſpreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Geſang der

Zärtlichkeit, als das Zweygeſpräch zwiſchen Frau Venus und dem Tannhäuſer. Dieſes Lied iſt wie eine Schlacht der Liebe und es fließt darinn das rotheſte Herzblut.

Das eigentliche Alter des Tannhäuſerlieds wäre ſchwer zu beſtimmen. Es exiſtirt ſchon in fliegenden Blättern vom älteſten Druck. Ein junger deutſcher Dichter, Herr Bechſtein, welcher ſich freundlichſt in Deutſchland daran erinnerte, daß, als ich ihn in Paris bey meinem Freunde Wolf ſah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unſerer Unterhaltung bildeten, hat mir dieſer Tage eins derſelben, betitelt „das Lied von dem Danheüſer“ zugeſchickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Verſion, dieſe ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt, nach meinem Bedünken, einen weit poetiſcheren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängſt eine Bearbeitung deſſelben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Verſionen beybehalten werden, die inneren Motive jedoch aufs ſonderbarſte verändert ſind. In ſeiner älteren Geſtalt iſt das Gedicht unſtreitig viel ſchöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewiſſe Wahrheit des Gefühls hat die erwähnte jüngere Verſion mit demſelben gemein und da ich gewiß das einzige Exemplar beſitze, das davon exiſtirt, ſo will ich auch dieſe hier mittheilen:

Ihr guten Chriſten laßt Euch nicht
Von Satans Liſt umgarnen!
Ich ſing' Euch das Tannhäuſerlied
Um Eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bey dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küſſ' mich geſchwind, und ſage mir:
Was du bey mir vermiſſet?

„„Hab' ich nicht den allerſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele worden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

„Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen."

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen viel tauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.""

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einſt für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner liljenweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

„Dein ſchöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„„Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt;
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Nun hör' ich ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.““

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozeſſion,
Der Pabſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Pabſt Urban,
Er trägt die dreyfache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heilger Vater, Pabſt Urban,
Ich laß dich nicht von der Stelle,
Du hörſt zuvor mir Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk es weicht im Kreiſe zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder:
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt,
Vor dem Pabſte kniet er nieder?

„O heilger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Die Stimme iſt wie Blumenduft,
Wie Blumenduft ſo weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Den zarten Duft zu nippen,
So flatterte meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringelte wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bey mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall;
Du kannſt ſeine Fluten nicht dämmen;

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit wildentzügelten Flammen —
Iſt das der Hölle Feuer ſchon,
Und wird mich Gott verdammen?

„O, heilger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.“

Der Pabſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſelger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der ſchlimmſte von allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich in's Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brod,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabey ſo ſüße.

Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben,
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

„Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Pabſt geſehn,
Der Pabſt er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mayland gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Alpen hinaufgeklommen.

„Und als ich auf dem Sanct-Gotthardt ſtand,
Da hört' ich Deutſchland ſchnarchen,
Es ſchlief da unten in ſanfter Huth
Von ſechs und dreyßig Monarchen.

„In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Doch thut's der Mühe nicht lohnen;
Haſt du den größten von ihnen beſucht,
Gern wirſt du die kleinen verſchonen.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöſe;
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

„In Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt ſehr ſcharf gebiſſen,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und piſſen.

„Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſey todt
Und Eckermann ſey noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrey —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.““

„Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte.
Ich kam dort durch in ſtockfinſtrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

„Zu Hamburg frug ich: warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten?
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir
Das käme von den Fleeten.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechte Geſelle;
Und als ich auf die Börſe kam,
Ich glaubte ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll keiner mich wiederſchauen!
Ich bleibe jetzt im Venusberg,
Bey meiner ſchönen Frauen.

Der Salon.

Vierter Band.

Bei Hoffmann und Campe iſt erſchienen:

Heine, H., Buch der Lieder. 3te Aufl. 8.	1	Rthlr.	12	gGr.
— — Reiſebilder. 4 Bde. 2te Aufl. 8.	7	"	—	"
— — über d. Adel. 8.	—	"	20	"
— — franz. Zuſtände. 8.	2	"	—	"
— — romant. Schule. 8.	2	"	—	"
— — Salon. 4 Bde. 8.	6	"	16	"
— — über Ludwig Börne. 8.	2	"	—	"
— — über den Denunzianten. 8.	—	"	6	"

Börne, L., geſammelte Schriften 8 Thle 8.	2	"	—	"
Buchner, K., F. Stark. 8	—	"	12	"
Bürger, Iſidor, Helgoland. Gedichte. 2te Aufl. 12.	—	"	8	"
Cruſius, G., der Beſuch in Hainthal. Idyll mit 6 Stahlſt. 8.	1	"	—	"
Gelbcke, F. A., Octavianus Magnus. Ein ſatyr. Ged. mit 4 Kpfrn. 8.	—	"	12	"
Immermann, K., Kaiſer Friedrich II.	1	"	—	"
— — Memorabilien. 1ſter Bd.	2	"	—	"
— — d. Trauerſpiel in Tyrol. 8.	—	"	20	"
— — Tulifäntchen. 8.	—	"	20	"
— — Verkleidungen. 8.	—	"	20	"
— — der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier.	—	"	6	"
Maltitz, G. A. v., Pfefferkörner im Geſchmacke der Zeit. Ernſter und ſatyriſcher Gattung. 4 Hefte. 12. à Heft	—	"	16	"
— — der alte Student. 8.	—	"	12	"
— — das Pasquill, Schauſpiel. 8.	—	"	20	"
— — Olivier Cromwell, Schauſpiel. 8.	1	"	—	"
Moore, Th., das Paradies u. die Peri und die Feueranbeter, aus dem Engl. von Minna Witte. 8.	—	"	16	"
Polenlieder, ein Todtenopfer. 8.	—	"	6	"

Universitäts-Bibliothek München

Der Salon

von

H. Heine.

Vierter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.

Univ. Bibl.
München

Druck von H. G. Voigt.

Seinem

geliebten Freunde,

Heinrich Laube,

widmet

die Legende des

Rabbi von Bacharach,

heiter grüßend,

der

Verfaſſer.

Der Rabbi von Bacherach.

(Ein Fragment.)

Erſtes Capitel.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felſen, mit ihren abentheuerlichen Burgruinen, ſich trotziger gebährden, und eine wildere, ernſtere Herrlichkeit emporſteigt, dort liegt, wie eine ſchaurige Sage der Vorzeit, die finſtre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren ſo morſch und verfallen dieſe Mauern mit ihren zahnloſen Zinnen und blinden Warththürmchen, in deren Lucken der Wind pfeift und die Spatzen niſten; in dieſen armſeelig häßlichen Lehmgaſſen, die man durch das zerriſſene Thor erblickt, herrſchte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von ſchreyenden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Dieſe Mauern waren einſt ſtolz und ſtark, und in dieſen Gaſſen bewegte ſich friſches, freyes Leben, Macht und Pracht, Luſt und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einſt zu jenen Munizipien, welche von den Römern während ihrer Herrſchaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten ſehr ſtürmiſch und obgleich ſie ſpäterhin unter hohenſtaufiſcher, und zuletzt unter wittelsbacher Oberherrſchaft geriethen, wußten dennoch, nach dem Beyſpiel andrer rheiniſchen Städte, ein ziemlich freyes Gemeinweſen zu erhalten. Dieſes beſtand aus einer Verbindung einzelner Körperſchaften, wovon die der patriziſchen Altbürger und die der Zünfte, welche ſich wieder nach ihren verſchiedenen Gewerken unterabtheilten, beyderſeitig nach der Alleinmacht rangen: ſo daß ſie ſämmtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, feſt verbunden ſtanden, nach innen aber, wegen ſtreitender Intereſſen, in beſtändiger Spaltung verharrten; und daher unter ihnen wenig Zuſammenleben, viel Mißtrauen, oft ſogar thätliche Ausbrüche der Leidenſchaft. Der herrſchaftliche Vogt ſaß auf der hohen Burg Sareck, und wie ſein Falke ſchoß er herab wenn man ihn rief und auch manchmal ungerufen. Die Geiſtlichkeit herrſchte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geiſtes. Eine am meiſten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperſchaft war die kleine Judengemeinde, die ſchon zur Römerzeit in Bacherach ſich niedergelaſſen und ſpäterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Schaaren flüchtiger Glaubensbrüder in ſich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wüthete am grimmigſten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen Peſt, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entſtanden ſeyn ſollte, indem man behauptete, ſie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Ausſätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, beſonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße ſich ſelbſt geißelnd und ein tolles Marienlied ſingend, die Rheingegend und das übrige Süddeutſchland durchzogen, ermordeten damals viele tauſend Juden, oder marterten ſie, oder tauften ſie gewaltſam. Eine andere Beſchuldigung, die ihnen ſchon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angſt koſtete, das war das läppiſche, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Mährchen:

daß die Juden geweihte Hoſtien ſtählen, die ſie mit Meſſern durchſtächen bis das Blut herausfließe, und daß ſie an ihrem Paſchafeſte Chriſtenkinder ſchlachteten, um das Blut derſelben bey ihrem nächtlichen Gottesdienſte zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Feſttage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn ſie das Gerücht eines ſolchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinſchwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geſchahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanoniſirte. Sankt-Werner iſt ein ſolcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu

Oberweſel jene prächtige Abtey geſtiftet, die jetzt am Rhein eine der ſchönſten Ruinen bildet, und mit der gothiſchen Herrlichkeit ihrer langen ſpitzbögigen Fenſter, ſtolz emporſchießender Pfeiler und Steinſchnitzeleyen uns ſo ſehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Urſprung nicht kennen. Zu Ehren dieſes Heiligen wurden am Rhein noch drey andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getödtet oder mißhandelt. Dies geſchah im Jahre 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von dieſen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangſal und Elend. Doch zwey Jahrhunderte ſeitdem blieben ſie verſchont von ſolchen Anfällen der Volkswuth, obgleich ſie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß ſie von außen bedrängte, deſto inniger und traulicher wurde das häusliche Zuſammenleben, deſto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muſter gottgefälligen Wandels war der dortige Rabiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen ſeiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieſer Stadt, und ſein Vater, der dort ebenfalls Rabiner geweſen, hatte ihm in ſeinem letzten Willen befohlen, ſich demſelben Amt zu widmen und Bacherach nie zu verlaſſen, es ſeye denn wegen Lebensgefahr. Dieſer Befehl und ein Schrank mit ſeltenen Büchern war alles was ſein Vater, der bloß in Armuth und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein ſehr reicher Mann; verheurathet mit der einzigen Tochter ſeines verſtorbenen Vaterbruders, welcher den Juvelenhandel getrieben, erbte er deſſen große Reichthümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen ſeine Frau geheurathet habe. Aber ſämmtliche Weiber widerſprachen und wußten alte Geſchichten zu erzählen: wie der Rabbi, ſchon vor ſeiner Reiſe nach Spanien, verliebt geweſen in Sara — man hieß ſie eigentlich die ſchöne Sara — und wie Sara ſieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er ſie gegen den Willen ihres Vaters und ſelbſt gegen ihre eigne Zuſtimmung durch den Trau-Ring geheurathet hatte. Jedweder Jude nemlich kann ein jüdiſches Mädchen zu ſeinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang ihr einen Ring an den Finger zu ſtecken und dabey die Worte zu ſprechen: „ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moſes und Iſrael!“ Bey der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigne Weiſe zu lächeln; und das geſchah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emſig genug das Studium des göttlichen Geſetzes getrieben, aber auch chriſtliche Gebräuche nachgeahmt und freygeiſtige Denkungsart eingeſogen habe, gleich jenen ſpaniſchen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung ſtanden. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte ſehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernſt war ſeit ſeiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweiſe des Rabbi, die kleinlichſten Glaubensgebräuche übte er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, alle Montag und Donnerſtag pflegte er zu faſten, nur am Sabath oder anderen Feyertagen genoß er Fleiſch und Wein, ſein Tag verfloß in Gebeth und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Geſetz im Kreiſe der Schüler, die der Ruhm ſeines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der ſchönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal ſeines Hauſes, welches neben der Synagoge lag, ſtand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umſtände, verrichtete ſchleunige Gebethe, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Berathung in allgemeiner Noth; hier ſpielten die Kinder am Sabathmorgen während in der Synagoge der wöchentliche Abſchnitt verleſen wurde; hier verſammelte man ſich bey Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte ſich und verſöhnte ſich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tiſch. Außerdem bewegten ſich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte, Brüder und Schweſtern, mit ihren Weibern und Kindern, ſo wie auch ſeine und ſeiner Frau gemeinſchaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläuftige Sippſchaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hauſe desſelben früh und ſpät verkehrten, und an hohen Feſttagen ſämmtlich dort zu ſpeiſen pflegten. Solche gemeinſchaftliche Familienmahle im Rabinerhauſe fanden ganz beſonders ſtatt bey der jährlichen Feyer des Paſcha, eines uralten, wunderbaren Feſtes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Niſſen, zum ewigen Gedächtniſſe ihrer Befreyung aus egyptiſcher Knechtſchaft, folgendermaßen begehen:

Sobald es Nacht iſt, zündet die Hausfrau die Lichter an, ſpreitet das Tafeltuch über den Tiſch, legt in die Mitte desſelben drey von den platten ungeſäuerten Bröden, verdeckt ſie mit einer Serviette und ſtellt auf dieſen erhöhten Platz ſechs kleine Schüſſeln, worin ſymboliſche Speiſen enthalten, nemlich ein Ey, Lattig, Mayrettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Miſchung von Roſinen, Zimmet und Nüſſen. An dieſen Tiſch ſetzt ſich der Hausvater mit allen Verwandten und Genoſſen und lieſt ihnen vor aus einem abentheuerlichen Buche, das die Agade heißt, und deſſen Inhalt eine ſeltſame Miſchung iſt von Sagen der Vorfahren, Wundergeſchichten aus Egypten, kurioſen Erzählungen, Streitfragen, Gebethen und Feſtliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieſer Feyer eingeſchoben, und ſogar während des Vorleſens wird zu beſtimmten Zeiten etwas von den ſymboliſchen Gerichten gekoſtet, ſo wie alsdann auch Stückchen von dem ungeſäuerten Brodte gegeſſen und vier Becher rothen Weines getrunken werden. Wehmüthig heiter, ernſthaft ſpielend und mährchenhaft geheimnißvoll iſt der Charakter dieſer Abendfeyer, und der herkömmlich ſingende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgeleſen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgeſprochen wird, klingt ſo ſchauervoll innig, ſo mütterlich einlullend, und zugleich ſo haſtig aufweckend, daß ſelbſt diejenigen Juden, die längſt von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt ſind, im tiefſten Herzen erſchüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paſchaklänge zufällig ins Ohr dringen.

Im großen Saale ſeines Hauſes ſaß einſt Rabbi Abraham, und mit ſeinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gäſten beging er die Abendfeyer des Paſchafeſtes. Im Saale war alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tiſch zog ſich die buntgeſtickte Seidendecke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich ſchimmerten die Tellerchen mit den ſymboliſchen Speiſen, ſo wie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Zierrath lauter heilige Geſchichten von getriebener Arbeit; die Männer ſaßen in ihren Schwarzmänteln und ſchwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardiſchen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeſchmeide; und die ſilberne Sabathlampe goß ihr feſtlichſtes Licht über die andächtig vergnügten Geſichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkiſſen eines mehr als die übrigen erhabenen Seſſels und angelehnt, wie es der Gebrauch heiſcht, ſaß Rabbi Abraham und las und ſang die Agade, und der bunte Chor ſtimmte ein oder antwortete bey den vorgeſchriebenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls ſein ſchwarzes Feſtkleid, ſeine edelgeformten, etwas ſtrengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn ſie viel Holdes erzählen wollten, und in ſeinen Augen ſchwamm es wie ſeelige Erinnerung und

Ahnung. Die ſchöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetſeſſel an ſeiner Seite ſaß, trug als Wirthin nichts von ihrem Geſchmeide, nur weißes Linnen umſchloß ihren ſchlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieſes Antlitz war rührend ſchön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigenthümlich rührender Art iſt; das Bewußtſeyn des tiefen Elends, der bittern Schmach und der ſchlimmen Fahrniſſe, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Geſichtszüge eine gewiſſe leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangſt, die unſere Herzen ſonderbar bezaubern. So ſaß heute die ſchöne Sara und ſah beſtändig nach den Augen ihres Mannes; dann und wann ſchaute ſie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübſchen, in Gold und Sammt gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbſtück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worinn ſo viele keck und bunt gemalten Bilder, die ſie ſchon als kleines Mädchen, am Paſcha-Abend, ſo gerne betrachtete, und die allerley bibliſche Geſchichten darſtellten, als da ſind: wie Abraham die ſteinernen Götzen ſeines Vaters mit dem Hammer entzwey klopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moſes den Mitzri todtſchlägt, wie Pharao prächtig auf dem Throne ſitzt, wie ihm die Fröſche ſogar bei Tiſche keine Ruhe laſſen, wie er Gott ſey Dank verſäuft, wie die Kinder Iſrael vorſichtig durch das rothe Meer gehen, wie ſie offnen Maules, mit ihren Schafen, Kühen und Ochſen vor dem Berge Sinai ſtehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe ſpielt, und endlich wie Jeruſalem mit den Thürmen und Zinnen ſeines Tempels beſtralt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war ſchon eingeſchenkt, die Geſichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungeſäuerten Oſterbrödte ergriff und heiter grüßend empor hielt, las er folgende Worte aus der Agade: „Siehe! das iſt die Koſt, die unſere Väter in Egypten genoſſen! Jeglicher, den es hungert, er komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und theile unſere Paſchafreude! Gegenwärtigen Jahres feyern wir hier das Feſt, aber zum kommenden Jahre im Lande Iſraels! Gegenwärtigen Jahres feyern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freyheit!“

Da öffnete ſich die Saalthüre, und hereintraten zwey große blaſſe Männer, in ſehr weite Mäntel gehüllt, und der Eine ſprach: „Friede ſey mit Euch, wir ſind reiſende Glaubensgenoſſen und wünſchen das Paſchafeſt mit Euch zu feyern.“ Und der Rabbi antwortete raſch und freundlich: „Mit Euch ſey Frieden, ſetzt Euch nieder in meiner Nähe.“ Die beiden Fremdlinge ſetzten ſich alsbald zu Tiſche und der Rabbi fuhr fort im Vorleſen. Manchmal, während die übrigen noch im Zuge des Nachſprechens waren, warf er koſende Worte nach ſeinem Weibe, und anſpielend auf den alten Scherz, daß ein jüdiſcher Hausvater ſich an dieſem Abend für einen König hält, ſagte er zu ihr: „Freue dich, meine Königinn!“ Sie aber antwortete, wehmüthig lächelnd „es fehlt uns ja der Prinz!“ und damit meinte ſie den Sohn des Hauſes, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeſchriebenen Worten ſeinen Vater um die Bedeutung des Feſtes befragen ſoll. Der Rabbi erwiderte nichts und zeigte bloß mit dem Finger nach einem eben aufgeſchlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmuthig zu ſchauen war: wie die drey Engel zu Abraham kommen, um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von ſeiner Gattinn.

Sara, welche unterdeſſen, weiblich pfiffig hinter der Zeltthüre ſteht um die Unterredung zu belauſchen. Dieſer leiſe Wink goß dreifaches Roth über die Wangen der ſchönen Frau, ſie ſchlug die Augen nieder, und ſah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der ſingend fortfuhr im Vorleſen der wunderbaren Geſchichte: wie Rabbi Jeſua, Rabbi Elieſer, Rabbi Aſaria, Rabbi Akiba, und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt ſaßen und ſich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Iſrael aus Egypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es ſey Tag und in der Synagoge verleſe man ſchon das große Morgengebet.

Derweilen nun die ſchöne Sara andächtig zuhörte, und ihren Mann beſtändig anſah, bemerkte ſie, wie plötzlich ſein Antlitz in grauſiger Verzerrung erſtarrte, das Blut aus ſeinen Wangen und Lippen verſchwand, und ſeine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten; — aber faſt im ſelben Augenblicke ſah ſie, wie ſeine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie ſeine Lippen und Wangen ſich wieder rötheten, ſeine Augen munter umher kreiſten, ja, wie ſogar eine ihm ſonſt ganz fremde tolle Laune ſein ganzes Weſen ergriff. Die ſchöne Sara erſchrak wie ſie noch nie in ihrem Leben erſchrocken war, und ein inneres Grauen ſtieg kältend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von ſtarrem Entſetzen, die ſie einen Momentlang im Geſichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen ſeiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelaſſenheit überging. Der Rabbi ſchob ſein Barett ſpielend von einem Ohre nach dem andern, zupfte und kräuſelte poſſirlich ſeine Bartlocken, ſang den Agadetext nach der Weiſe eines Gaſſenhauers, und bei der Aufzählung der egyptiſchen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weintropfen zur Erde wirſt, beſpritzte der Rabbi die jungern Mädchen mit Rothwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrauſen, und ſchallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der ſchönen Sara bey dieſer krampfhaft ſprudelnden Luſtigkeit ihres Mannes, und beklommen von namenloſer Bangigkeit, ſchaute ſie in das ſummende Gewimmel der buntbeleuchteten Menſchen, die ſich behaglich breit hin und her ſchaukelten, an den dünnen Paſchabrödten knoperten, oder Wein ſchlürften, oder mit einander ſchwatzten, oder laut ſangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit wo die Abendmahlzeit gehalten wird, alle ſtanden auf um ſich zu waſchen, und die ſchöne Sara holte das große, ſilberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waſchbecken, das ſie jedem der Gäſte vorhielt, während ihm Waſſer über die Hände gegoſſen wurde. Als ſie auch dem Rabbi dieſen Dienſt erwies, blinzelte ihr dieſer bedeutſam mit den Augen, und ſchlich ſich zur Thüre hinaus. Die ſchöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; haſtig ergriff der Rabbi die Hand ſeines Weibes, eilig zog er ſie fort, durch die dunkeln Gaſſen Bacherachs, eilig zum Thor hinaus, auf die Landſtraße, die den Rhein entlang, nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgeſtirnt ſind, aber doch die Seele mit ſeltſamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; ſchadenfroh und zugleich ſelbſtbeängſtigt zwitſcherten die Vögel; der Mond warf heimtückiſch gelbe Streiflichter über den dunkel hinmurmelnden Strom; die hohen Felſenmaſſen des Ufers ſchienen bedrohlich wackelnde Rieſenhäupter; der Thurmwächter auf Burg-Strahleck blies eine melancholiſche Weiſe; und dazwiſchen läutete, eifrig gellend, das Sterbeglöckchen der Sankt-Wernerskirche. Die ſchöne Sara trug in der rechten Hand das ſilberne Waſchbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und ſie fühlte wie ſeine Finger eiskalt waren und wie ſein Arm zitterte; aber ſie folgte ſchweigend, vielleicht weil ſie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und fragenlos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angſt verſchloſſen waren.

Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenuber, ungefähr wo jetzt das Dörſchen Niederrheinbach liegt, erhebt ſich eine Felſenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Dieſe erſtieg Rabbi Abraham mit ſeinem Weibe, ſchaute ſich um nach allen Seiten, und ſtarrte hinauf nach den Sternen. Zitternd, und von Todesängſten durchfröſtelt ſtand neben ihm die ſchöne Sara, und betrachtete ſein blaſſes Geſicht, das der Mond geſpenſtiſch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte, wie Schmerz, Furcht, Andacht und

Wuth. Als aber der Rabbi plötzlich das ſilberne Waſchbecken ihr aus der Hand riß und es ſchollernd hinabwarf in den Rhein: da konnte ſie das grauſenhafte Angſtgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe „Schadai voller Genade!“ ſtürzte ſie zu den Füßen des Mannes und beſchwor ihn das dunkle Räthſel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: „Siehſt du den Engel des Todes? Dort unten ſchwebt er über Bacherach! Wir aber ſind ſeinem Schwerdte entronnen. Gelobt ſey der Herr!“ Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entſetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemuth die Agade hinſingend und angelehnt ſaß, und zufällig unter den Tiſch ſchaute, habe er dort, zu ſeinen Füßen, den blutigen Leichnahm eines Kindes erblickt. „Da merkte ich“ — ſetzte der Rabbi hinzu — „daß unſre zwey ſpäte Gäſte nicht von der Gemeinde Iſraels waren, ſondern von der Verſammlung der Gottloſen, die ſich berathen hatten jenen Leichnahm heimlich in unſer Haus zu ſchaffen, um uns des Kindermordes zu beſchuldigen und das Volk aufzureizen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken laſſen, daß ich das Werk der Finſterniß durchſchaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beſchleunigt, und nur die Liſt hat uns beide gerettet. Gelobt ſey der Herr! Ängſtige dich nicht, ſchöne Sara; auch unſre Freunde und Verwandte werden gerettet ſeyn. Nur nach meinem Blute lechzten die Ruchloſen; ich bin ihnen entronnen und ſie begnügen ſich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, ſchöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns laſſen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das ſilberne Becken, zur Verſöhnung hingeworfen. Der Gott unſerer

Vater wird uns nicht verlaſſen. — Komm herab, du biſt müde; dort unten ſteht bei ſeinem Kahne der ſtille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf.

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die ſchöne Sara in die Arme des Rabbi hingeſunken, und langſam trug er ſie hinab nach dem Ufer. Hier ſtand der ſtille Wilhelm, ein taubſtummer aber bildſchöner Knabe, der zum Unterhalt ſeiner alten Pflegemutter, einer Nachbarinn des Rabbi, den Fiſchfang trieb und hier ſeinen Kahn angelegt hatte. Es war aber als erriethe er ſchon gleich die Abſicht des Rabbi, ja es ſchien als habe er eben auf ihn gewartet, um ſeine geſchloſſenen Lippen zog ſich das lieblichſte Mitleid, bedeutungstief ruhten ſeine großen blauen Augen auf der ſchönen Sara, und ſorgſam trug er ſie in den Kahn.

Der Blick des ſtummen Knaben weckte die ſchöne Sara aus ihrer Betäubung, ſie fühlte auf einmahl, daß Alles was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum ſey, und Ströme bitterer Thränen ergoſſen ſich uber ihre Wangen, die jetzt ſo weiß wie ihr Gewand. Da ſaß ſie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr ſaßen ihr Mann und der ſtille Wilhelm, welche emſig ruderten.

Sey es nun durch den einförmigen Ruderſchlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die Freude wächſt, immer geſchieht es, daß auch der Betrübteſte ſeltſam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht, in einem leichten Kahne, leicht dahin fährt auf dem lieben, klaren Rheinſtrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn ſeine Kinder weinen; thränenſtillend wiegt er ſie auf ſeinen treuen Armen, und erzählt ihnen ſeine ſchönſten Mährchen und verſpricht ihnen ſeine goldigſten

Schätze, vielleicht gar den uralt verſunkenen Nibelungshort. Auch die Thränen der ſchönen Sara floſſen immer milder und milder, ihre gewaltigſten Schmerzen wurden fortgeſpielt von den flüſternden Wellen, die Nacht verlor ihr finſtres Grauen, und die heimathlichen Berge grüßten wie zum zärtlichſten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich, und in ſeiner ſeltſamen Mondbeleuchtung ſchien es, als ſtände wieder oben ein Fräulein mit ängſtlich ausgeſtreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felſenſpalten, und als käme ein Reuter den Berg hinaufgeſprengt in vollem Gallop; und der ſchönen Sara war zu Muthe, als ſey ſie wieder ein kleines Mädchen und ſäße wieder auf dem Schooße ihrer Muhme aus Lorch, und dieſe erzähle ihr die hübſche Geſchichte von dem kecken Reuter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geſchichten, vom wunderlichen Wiſperthale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig ſprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgſamen Kinder kommen, und von verwünſchten Prinzeſſinnen, ſingenden Bäumen, gläſernen Schlöſſern, goldenen Brücken, lachenden Nixen . . . Aber zwiſchen all dieſen hübſchen Mährchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die ſchöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausſchalt, daß ſie dem Kinde ſo viel Thorheiten in den Kopf ſchwatze! Alsbald kams ihr vor, als ſetzte man ſie auf das kleine Bänkchen, vor dem Sammetſeſſel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar ſtreichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und ſich behaglich hin und her wiegte in ſeinem weiten, blauſeidenen Sabbathſchlafrock ... Es mußte wohl Sabbath ſeyn, denn die geblümte Decke war über den

Tiſch geſpreitet, alle Geräthe im Zimmer leuchteten, ſpiegelblank geſcheuert, der weißbärtige Gemeindediener ſaß an der Seite des Vaters und kaute Roſinen und ſprach Hebräiſch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat beſcheidentlich ſeinen Oheim um die Erlaubniß einen Abſchnitt der heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der Oheim ſich ſelber uberzeuge, daß er in der verfloſſenen Woche viel gelernt habe und viel Lob und Kuchen verdiene ... Nun legte der kleine Burſche das Buch auf die breite Armlehne des Seſſels, und erklärte die Geſchichte von Jakob und Rahel, wie Jakob ſeine Stimme erhoben und laut geweint, als er ſein Mühmchen Rahel zuerſt erblickte, wie er ſo traulich am Brunnen mit ihr geſprochen, wie er ſieben Jahr um Rahel dienen mußte, und wie ſie ihm ſo ſchnell verfloſſen, und wie er die Rahel geheurathet und immer und immer geliebt hat ...

Auf einmahl erinnerte ſich auch die ſchöne Sara, daß ihr Vater damals mit luſtigem Tone ausrief: „willſt du nicht eben ſo dein Mühmchen Sara heurathen?“ worauf der kleine Abraham ernſthaft antwortete: „das will ich, und ſie ſoll ſieben Jahr warten.“ Dämmernd zogen dieſe Bilder durch die Seele der ſchönen Frau, ſie ſah, wie ſie und ihr kleiner Vetter, der jetzt ſo groß und ihr Mann geworden, kindiſch mit einander in der Lauberhütte ſpielten, wie ſie ſich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Aepfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koſte, bis er allmählig größer und mürriſch wurde, und endlich ganz groß und ganz mürriſch . . . Und endlich ſitzt ſie zu Hauſe allein in ihrer Kammer eines Samſtags Abend, der Mond ſcheint hell durch's Fenſter, und die Thür fliegt auf, und haſtig ſtürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reiſekleidern und blaß wie der Tod, und er greift ihre Hand, ſteckt einen goldnen Ring an ihren Finger und ſpricht feyerlich: „ich nehme Dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Geſetzen von Moſes und Iſrael!“ „Jetzt aber“ — ſetzt er bebend hinzu — „jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, ſieben Jahre ſollſt Du auf mich warten!“ Und er ſtürzt fort, und weinend erzählt die ſchöne Sara das alles ihrem Vater . . . Der tobt und wüthet „ſchneid ab dein Haar, denn du biſt ein verheuratheteſ Weib!“ — und er will dem Abraham nachreuten um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber der iſt ſchon über alle Berge, der Vater kehrt ſchweigend nach Haus zurück, und wie die ſchöne Sara ihm die Reitſtiefel ausziehen hilft und beſänftigend äußert, daß der Abraham nach ſieben Jahren zurückkehre, da flucht der Vater: „ſieben Jahr ſollt ihr betteln gehn!“ und bald ſtirbt er.

So zogen der ſchönen Sara die alten Geſchichten durch den Sinn, wie ein haſtiges Schattenſpiel; die Bilder vermiſchten ſich auch wunderlich, und zwiſchendurch ſchauten halb bekannte, halb fremde bärtige Geſichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derſelben ſtiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerſchlägt ängſtlich die Götzengeſtalten, die ſich immer haſtig wieder von ſelbſt zuſammenſetzen; der Mitzri wehrt ſich furchtbar gegen den ergrimmten Moſes; der Berg Sinai blitzt und flammt; der König Pharao ſchwimmt im rothen Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone feſthaltend; Fröſche mit Menſchenantlitz ſchwimmen hintendrein, und die Wellen ſchäumen und brauſen, und eine dunkle Rieſenhand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hattos Mäuſethurm und der Kahn ſchoß eben durch den Binger Strudel. Die ſchöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereyen gerüttelt, und ſchaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßlichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel ſich hinzogen. Plötzlich aber glaubte ſie dort ihre Freunde und Verwandte zu ſehen, wie ſie mit Leichengeſichtern und in weißwallenden Todtenhemden ſchreckenhaftig vorüberliefen, den Rhein entlang ... es ward ihr ſchwarz vor den Augen, ein Eisſtrom ergoß ſich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte ſie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachtgebeth vorbetete, langſam ängſtlich, wie es bei todtkranken Leuten geſchieht, und träumeriſch ſtammelte ſie noch die Worte: „Zehntauſend zur Rechten, zehntauſend zur Linken; den König zu ſchützen vor nächtlichem Grauen . . . “

Da verzog ſich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grauſen, der düſtre Vorhang ward vom Himmel fortgeriſſen, es zeigte ſich oben die heilige Stadt Jeruſalem, mit ihren Thürmen und Thoren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe deſſelben erblickte die ſchöne Sara ihren Vater, in ſeinem gelben Sabbathſchlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenſtern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligſten kniete der fromme König David, mit Purpurmantel und funkelnder Krone, und lieblich ertönte ſein Geſang und Saitenſpiel, — und ſelig lächelnd entſchlief die ſchöne Sara.

Zweites Capitel.

Als die ſchöne Sara die Augen aufſchlug, ward ſie faſt geblendet von den Stralen der Sonne. Die hohen Thürme einer großen Stadt erhoben ſich, und der ſtumme Wilhelm ſtand mit der Hakenſtange aufrecht im Kahne und leitete denſelben durch das luſtige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannſchaft entweder mußig hinabſchaute auf die Vorbeyfahrenden, oder vielhändig beſchäftigt war mit dem Ausladen von Kiſten, Ballen und Fäſſern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden; wobei ein betäubender Lärm, das beſtändige Hallorufen der Barkenführer, das Geſchrey der Kaufleute vom Ufer her, und das Keifen der Zöllner, die, in ihren rothen Röcken, mit weißen Stäbchen und weißen Geſichtern, von Schiff zu Schiff hüpften.

„Ja, ſchöne Sara“ — ſagte der Rabbi zu ſeiner Frau, heiter lächelnd — „das iſt hier die weltberühmte freye Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am Mayn, und das iſt eben der Maynfluß worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuſer, umgeben von grünen Hügeln, das iſt das Sachſenhauſen, woher uns der lahme Gumpertz, zur Zeit des Lauberhüttenfeſtes, die ſchönen Myrrhen holt. Hier ſiehſt du auch die ſtarke Maynbrücke mit ihren dreyzehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht ſicher darüberhin, und in der Mitte ſteht das Häuschen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der jedem, der ihm eine todte Ratte bringt, ſechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdiſchen Gemeinde, die dem Stadtrathe jährlich fünftauſend Rattenſchwänze abliefern ſoll!“

Ueber dieſen Krieg, den die frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die ſchöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entſetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verſcheucht, und als ſie, aus dem landenden Kahne, von ihrem Manne und dem ſtummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte ſie ſich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der ſtumme Wilhelm aber, mit ſeinen ſchönen, tiefblauen Augen, ſah ihr lange ins Geſicht, halb ſchmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, ſprang zurück in ſeinen Kahn, und bald war er damit verſchwunden.

„Der ſtumme Wilhelm hat doch viele Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Bruder“ — bemerkte die ſchöne Sara. „Die Engel ſehen ſich alle ähnlich“ — erwiederte leichthin der Rabbi, und ſein Weib bey der Hand ergreifend, führte er ſie durch das Menſchengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Oſtermeſſe, eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut ſtanden. Als ſie, durch das dunkle Maynthor, in die Stadt gelangten, fanden ſie nicht minder lermigen Verkehr. Hier, in einer engen Straße, erhob ſich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuſer, wie überall in Frankfurt waren ganz beſonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeſchoſſe keine Fenſter, ſondern lauter offne Bogenthüren, ſo daß man tief hineinſchauen und jeder Vorübergehende die ausgeſtellten Waaren deutlich betrachten konnte. Wie ſtaunte die ſchöne Sara ob der Maſſe koſtbarer Sachen und ihrer niegeſehenen Pracht! Da ſtanden Venezianer, die allen Luxus des Morgenlands und Italiens feil boten, und die ſchöne Sara war wie feſtgebannt beim Anblick der aufgeſchichteten Putzſachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armſpangen und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, das die Frauen ſehr gern bewundern und womit ſie ſich noch lieber ſchmücken. Die reichgeſtickten Sammt- und Seidenſtoffe ſchienen mit der ſchönen Sara ſprechen und ihr allerley Wunderliches ins Gedächtniß zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Muthe, als wäre ſie wieder ein kleines Mädchen und Mühmele Täubchen habe ihr Verſprechen erfüllt, und ſie nach der frankfurter Meſſe geführt, und jetzt eben ſtehe ſie vor den̄ hübſchen Kleidern, wovon ihr ſo viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte ſie ſchon was ſie nach Bacherach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauſeidne Gürtel am beſten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottſchalk paſſen mögen, — doch plötzlich ſagte ſie zu ſich ſelber: ach Gott! die ſind ja unterdeſſen großgewachſen und geſtern umgebracht worden! Sie ſchrak heftig zuſammen und die Bilder der Nacht wollten ſchon mit all ihrem Entſetzen wieder in ihr aufſteigen; doch die goldgeſtickten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tauſend Schelmenaugen, und redeten ihr alles dunkle aus dem Sinn, und wie ſie hinaufſah nach dem Antlitz ihres Mannes, ſo war dieſes unumwölkt, und trug ſeine gewöhnliche ernſte Milde. „Mach die Augen zu, ſchöne Sara“ — ſagte der Rabbi, und führte ſeine Frau weiter durch das Menſchengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeiſt waren es Handelsleute, die laut mit einander feilſchten, oder auch mit ſich ſelber ſprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthelfern, die im kurzen Hundetrapp hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge ſchleppen ließen. Andere Geſichter ließen merken, daß blos die Neugier ſie herbeygezogen. Am rothen Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Rathsherrn. Das ſchwarze, wohlhabend bauſchichte Wams verrieth den ehrſamen ſtolzen Altbürger. Die eiſerne Pickelhaube, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundſporen verkündigten den ſchweren Reutersknecht. Unterm ſchwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zuſammenlief, barg ſich ein roſiges Mädchengeſicht, und die jungen Geſellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein ſprangen, zeigten ſich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingelnden Schnabelſchuhe und ihre ſeidnen Kleider von getheilter

Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite roth, oder die eine regenbogenartig geſtreift, die andre buntſcheckig gewürfelt war, ſo daß die närriſchen Burſchen ausſahen, als wären ſie in der Mitte geſpalten. Von der Menſchenſtrömung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit ſeinem Weibe nach dem Römer. Dieſes iſt der große mit hohen Giebelhäuſern umgebene Marktplatz der Stadt, ſeinen Namen führend von einem ungeheuren Hauſe das Zum-Römer hieß und vom Magiſtrate angekauft und zu einem Rathhauſe geweiht wurde. In dieſem Gebäude wählte man Deutſchlands Kaiſer und vor demſelben wurden oft edle Ritterſpiele gehalten. Der König Maximilian, der dergleichen leidenſchaftlich liebte, war damals in Frankfurt anweſend, und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren, vor dem Römer, ein großes Stechen veranſtaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, ſtanden noch viele Müßiggänger und erzählten ſich, wie geſtern der Herzog von Braunſchweig und der Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenſchall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter ſo gewaltig aus dem Sattel geſtoßen, daß die Lanzenſplitter in die Luſt flogen, und wie der lange blonde König Max, im Kreiſe ſeines Hofgeſindes, auf dem Balkone ſtand und ſich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldnen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der ſpitzbögigen Rathhausfenſter. Auch die übrigen Häuſer des Marktplatzes waren noch feſtlich geſchmückt und mit Wappenſchilden verziert, beſonders das Haus Limburg, auf deſſen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieſes Hauſes ſtanden viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin- und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte ſich hier, um ihre Schauluſt zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, geſtolen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwiſchendrein ſchmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im rothen Mantel, mit ſeinem Hanswurſt und Affen, auf einem hohen Gerüſte ſtand, ſeine eigne Kunſtfertigkeit recht eigentlich auspoſaunte, ſeine Tinkturen und Wunderſalben anpries, oder ernſthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder ſich anſchickte einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwey Fechtmeiſter, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rappiere ſchwingend, begegneten ſich hier wie zufällig und ſtießen mit Scheinzorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten ſie ſich wechſelſeitig für unüberwindlich und ſammelten einige Pfenninge. Mit

Trommler und Pfeifer marſchierte jetzt vorbey die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rothe Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhauſe „zum Eſel“ von Würzburg herkamen und nach dem Roſenthale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewieſen. „Mach die Augen zu, ſchöne Sara!“ — ſagte der Rabbi. Denn jene phantaſtiſch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige ſehr hübſche, gebehrdeten auf die unzüchtigſte Weiſe, entblößten ihren weißen, frechen Buſen, neckten die Vorübergehenden mit ſchamloſen Worten, ſchwangen ihre langen Wanderſtöcke, und indem ſie auf letzteren, wie auf Steckenpferden, die Sankt-Katharinen-Pforte hinabritten, ſangen ſie mit gellender Stimme das Hexenlied:

„Wo iſt der Bock, das Höllenthier?
Wo iſt der Bock? Und fehlt der Bock,
So reiten wir, ſo reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!“

Dieſer Singſang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor ſich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Prozeſſion. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und baarfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heiligenbildern, oder auch große ſilberne Kruzifixe trugen. An ihrer Spitze gingen roth- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkeſſeln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin, ſah man Geiſtliche in weißen Chorhemden von koſtbaren Spitzen oder in buntſeidenen Stolen, und einer derſelben trug in der Hand ein ſonnenartig goldnes Gefäß, das er, bey einer Heiligenniſche der Marktecke anlangend, hoch empor hob, während er lateiniſche Worte halb rief, halb ſang. . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen und alles Volk ringsum verſtummte, fiel auf die Knie und bekreuzte ſich. Der Rabbi aber ſprach zu ſeinem Weibe: „mach die Augen zu, ſchöne Sara!“ — und haſtig zog er ſie von hinnen, nach einem ſchmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüſten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwiſchen dem Dom und dem Maynufer, nemlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholiſchen Prieſter erlangten eine päbſtliche Bulle, die den Juden verwehrte in ſolcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magiſtrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo ſie das heutige Judenquartier erbauten. Dieſes war mit ſtarken Mauern verſehen, auch mit eiſernen Ketten vor den Thoren, um ſie gegen Pöbelandrang zu ſperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angſt, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöthen. Im Jahr 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erſte Judenſchlacht nannte, und im Jahr 1349, als die Geißler, bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandſtiftens anklagten, wurden dieſe von dem aufgereizten Volke zum größten Theil ermordet oder ſie fanden den Tod in den Flammen ihrer eignen Häuſer, welches man die zweite Judenſchlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bey innern Unruhen Frankfurt's, beſonders bey einem Streite des Rathes mit den Zünften, ſtand der Chriſtenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu ſtürmen. Letzteres hatte zwey Thore, die an katholiſchen Feyertagen von außen, an jüdiſchen Feyertagen von innen geſchloſſen wurden, und vor jedem Thor befand ſich ein Wachthaus mit Stadtſoldaten.

Als der Rabbi mit ſeinem Weibe an das Thor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offnen Fenſter ſehen konnte, auf der Pritſche ihrer Wachtſtube, und draußen, vor der Thüre, im vollen Sonnenſchein, ſaß der Trommelſchläger und phantaſirte auf ſeiner großen Trommel. Das war eine ſchwere dicke Geſtalt; Wams und Hoſen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft, und als wenn unzählige Menſchenzungen daraus hervorleckten, von oben bis unten beſät mit kleinen eingenähten rothen Wülſtchen; Bruſt und Rücken gepanzert mit ſchwarzen Tuchpolſtern, woran die Trommel hing; auf dem

Kopfe eine platte runde ſchwarze Kappe; das Geſicht eben ſo platt und rund, auch orangengelb und mit rothen Schwärchen geſpickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So ſaß der Kerl und trommelte die Melodie des Liedes, das einſt die Geißler bei der Judenſchlacht geſungen, und mit ſeinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

„Unſre liebe Fraue,
Die ging im Morgenthaue,
Kyrie Eleiſon!"

„Hans, das iſt eine ſchlechte Melodie" — rief eine Stimme hinter dem verſchloſſenen Thore des Judenquartiers — „Hans, auch ein ſchlecht Lied, paßt nicht für die Trommel, paßt gar nicht, und bey Leibe nicht in der Meſſe und am Oſtermorgen, ſchlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommelhänschen, ich bin ein einzelner Menſch, und wenn du mich lieb haſt, wenn du den Stern lieb haſt, den langen Stern, den langen Naſenſtern, ſo hör auf!“

Dieſe Worte wurden von dem ungeſehenen Sprecher, theils angſtvoll haſtig, theils aufſeufzend langſam hervorgeſtoßen, in einem Tone worin das ziehend Weiche und das heiſer Harte ſchroff abwechſelte, wie man ihn bey Schwindſüchtigen findet. Der Trommelſchläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd ſang er weiter:

„Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entſprungen,
Haleluja!“

„Hans“ — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — „Hans, ich bin ein einzelner Menſch, und es iſt ein gefährlich Lied, und ich hör es nicht gern, und ich hab meine Gründe, und wenn du mich lieb haſt, ſingſt du was anders, und morgen trinken wir . . . “

Bey dem Wort „Trinken“ hielt der Hans inne mit ſeinem Trommeln und Singen, und biedern Tones ſprach er: „Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Naſenſtern biſt mein Freund, ich beſchütze dich, und wenn wir noch oft zuſammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pathe ſeyn, wenn du getauft wirſt, wirſt du ſelig, und wenn du Genie haſt und fleißig bey mir lernſt, kannſt du ſogar noch Trommelſchläger werden. Ja, Naſenſtern, du kannſt es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zuſammen trinken — aber jetzt mach' mal das Thor auf, da ſtehen zwey Fremde und begehren Einlaß.“

„Das Thor auf?“ — ſchrie der Naſenſtern und die Stimme verſagte ihm faſt. „Das geht nicht ſo ſchnell, lieber Hans, man kann nicht wiſſen, man kann gar nicht wiſſen, und ich bin ein einzelner Menſch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüſſel und ſteht jetzt ſtill in der Ecke und brümmelt ſein Achtzehn-Gebeth; da darf man ſich nicht unterbrechen laſſen. Jäkel der Narr iſt auch hier, aber er ſchlägt jetzt ſein Waſſer ab. Ich bin ein einzelner Menſch!“

„Der Teufel hole die Juden!“ — rief der Trommelhans, und über dieſen eignen Witz laut lachend, trollte er ſich nach der Wachtſtube und legte ſich ebenfalls auf die Pritſche.

Während nun der Rabbi mit ſeinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verſchloſſenen Thore ſtand, erhub ſich hinter demſelben eine ſchnarrende, näſelnde, etwas ſpöttiſch gezogene Stimme: „Sternchen, dröhnle nicht ſo lange, nimm die Schlüſſel aus Rindsköpfchen's Rocktaſche, oder nimm deine Naſe, und ſchließe damit das Thor auf. Die Leute ſtehen ſchon lange und warten.“

„Die Leute?“ — ſchrie ängſtlich die Stimme des Mannes, den man den Naſenſtern nannte — „ich glaubte es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus wer da iſt?“

Da öffnete ſich im Thore ein kleines, wohlvergittertes Fenſterlein, und zum Vorſchein kam eine gelbe, zweyhörnige Mütze und darunter das drollig verſchnörkelte Luſtigmachergeſicht Jäkels des Narren. In demſelben Augenblicke ſchloß ſich wieder die Fenſterlucke und ärgerlich ſchnarrte es: „Mach auf, mach auf, draußen iſt nur ein Mann und ein Weib.“

„Ein Mann und ein Weib!“ — ächzte der Naſenſtern. — „Und wenn das Thor aufgemacht wird, wirft das Weib den Rock ab und es iſt auch ein Mann, und es ſind dann zwey Männer, und wir ſind nur unſerer Drey!“

„Sey kein Haſe“ — erwiederte Jäkel der Narr — „und ſey herzhaft und zeige Courage!“

„Courage!“ — rief der Naſenſtern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — „Haſe! Haſe iſt ein ſchlechter Vergleich, Haſe iſt ein unreines Thier. Courage! Man hat mich nicht der Courage wegen hierhergeſtellt, ſondern der Vorſicht halber. Wenn zu viele kommen ſoll ich ſchreien. Aber ich ſelbſt kann ſie nicht zurückhalten. Mein Arm iſt ſchwach, ich trage eine Fontenelle und ich bin ein einzelner Menſch. Wenn man auf mich ſchießt bin ich todt. Dann ſitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbath bey Tiſche, und wiſcht ſich vom Maul die Roſinenſauce, und ſtreichelt ſich den Bauch, und ſagt vielleicht: das lange Naſenſternchen war doch ein braves Kerlchen, wäre Es nicht geweſen, ſo hätten ſie das Thor geſprengt, Es hat ſich doch fur uns todtſchießen laſſen, Es war ein braves Kerlchen, Schade daß es todt iſt —“

Die Stimme wurde hier allmählig weich und weinerlich, aber plötzlich ſchlug ſie über in einen haſtigen, faſt erbitterten Ton: „Courage! Und damit der reiche Mendel Reiß ſich die Roſinenſauce vom Maul abwiſchen, und ſich den Bauch ſtreicheln, und mich braves Kerlchen nennen möge, ſoll ich mich todtſchießen laſſen? Courage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herzhaftig, und hat geſtern auf dem Römer dem Stechen zugeſehen, und hat geglaubt man kenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug, von Sammt, drey Gulden die Elle, mit Fuchsſchwänzchen, ganz goldgeſtickt, ganz prächtig — und ſie haben ihm den violetten Rock ſo lange geklopft bis er abfärbte und auch ſein Rücken violett geworden iſt und nicht mehr menſchenähnlich ſieht. Courage! Der krumme Leſer war herzhaftig, nannte unſeren lumpigen Schultheiß einen Lump, und ſie haben ihn an den Füßen aufgehängt, zwiſchen zwey Hunden, und der Trommelhans trommelte. Courage! Sey kein Haſe! Unter den vielen Hunden iſt der Haſe verloren, ich bin ein einzelner Menſch, und ich habe wirklich Furcht!“

„Schwör' mal!“ — rief Jäkel der Narr.

„Ich habe wirklich Furcht!“ — wiederholte ſeufzend der Naſenſtern — „ich weiß die Furcht liegt im Geblüth und ich habe es von meiner ſeligen Mutter —“

„Ja, ja!“ — unterbrach ihn Jäkel der Narr — „und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem ſeinigen, und ſo hatten es deine Vorältern einer vom andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philiſter zu Felde zog und der erſte war welcher Reißaus nahm. — Aber ſieh mal, Rindsköpfchen iſt gleich fertig, er hat ſich bereits zum viertenmal gebückt, ſchon hüpft er wie ein Floh bey dem dreymaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorſichtig in die Taſche ...“

In der That, die Schlüſſel raſſelten, knarrend öffnete ſich ein Flügel des Thores, und der Rabbi und ſein Weib traten in die ganz menſchenleere Judengaſſe. Der Aufſchließer aber, ein kleiner Mann mit gutmüthig ſauerm Geſicht, nickte träumeriſch wie einer, der in ſeinen Gedanken nicht gern geſtört ſeyn möchte, und nachdem er das Thor wieder ſorgſam verſchloſſen, ſchlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Thore, beſtändig Gebethe vor ſich hinmurmelnd. Minder ſchweigſam war Jäkel der Narr, ein unterſetzter, etwas krummbeinigter Geſell, mit einem lachend vollrothen Antlitz und einer unmenſchlich großen Fleiſchhand, die er, aus den weiten Aermeln ſeiner buntſchäckigen Jacke, zum Willkomm hervorſtreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg ſich eine lange, magere Geſtalt, der ſchmale Hals weiß befiedert von einer feinen batiſtnen Krauſe, und das dünne, blaſſe Geſicht gar wunderſam geziert mit einer faſt unglaublich langen Naſe, die ſich neugierig angſtvoll hin und her bewegte.

„Gott willkommen! zum guten Feſttag!“ — rief Jäkel der Narr — „wundert Euch nicht, daß jetzt die Gaſſe ſo leer und ſtill iſt. Alle unſere Leute ſind jetzt in der Synagoge und ihr kommt eben zur rechten Zeit um dort die Geſchichte von der Opferung Iſaaks vorleſen zu hören. Ich kenne ſie, es iſt eine intereſſante Geſchichte, und wenn ich ſie nicht ſchon drey und dreyßig mal angehört hätte, ſo würde ich ſie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es iſt eine wichtige Geſchichte, denn wenn Abraham den Iſaak wirklich geſchlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, ſo wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt.“ – Und mit wahnſinnig luſtiger Grimaſſe fing der Jäkel an folgendes Lied aus der Agade zu ſingen:

„Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein! ein Böcklein!

„Es kam ein Kätzlein, und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Hündlein, und biß das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Stöcklein und ſchlug das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Feuerlein und verbrannte das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wäſſerlein und löſchte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Oechslein und ſoff das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Schlächterlein und ſchlachtete das Oechslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Todesenglein und ſchlachtete das Schlächterlein, das geſchlachtet das Oechslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwey Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Ja, ſchöne Frau“ — fügte der Sänger hinzu — „einſt kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter ſchlachten wird, und all unſer Blut kommt über Edom; denn Gott iſt ein rächender Gott — — —“

Aber plötzlich den Ernſt, der ihn unwillkührlich beſchlichen, gewaltſam abſtreifend, ſtürzte ſich Jäkel der Narr wieder in ſeine Poſſenreißereien und fuhr fort mit ſchnarrendem Luſtigmachertone: „Furchtet Euch nicht, ſchöne Frau, der Naſenſtern thut Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle iſt er gefährlich. Sie hat ſich in ſeine Naſe verliebt, aber die verdient es auch. Sie iſt ſchön wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut und erhaben wie die Ceder des Libanons. Auswendig glänzt ſie wie Gimmgold und Syrop, und inwendig iſt lauter Muſik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht ſie, im Winter iſt ſie zugefroren, und Sommer und Winter wird ſie gehätſchelt von Schnapper-Elles weißen Händen. Ja, die Schnapper-Elle iſt verliebt in ihn, ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, ſie füttert ihn, und ſobald er fett genug iſt, wird ſie ihn heurathen, und fur ihr Alter iſt ſie noch jung genug, und wer mal nach dreyhundert Jahren hierher nach Frankfurt kömmt, wird den Himmel nicht ſehen können vor lauter Naſenſternen!“

„Ihr ſeyd Jäkel der Narr" — rief lachend der Rabbi — „ich merk es an Euren Worten. Ich habe oft von Euch ſprechen gehört."

„Ja, ja" — erwiederte jener drolliger Beſcheidenheit — „ja, ja, das macht der Ruhm. Man iſt oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man ſelbſt weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu ſeyn, und ſpringe und ſchüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre habens leichter . . . Aber ſagt mir, Rabbi, warum reiſet Ihr am Feyertage?"

„Meine Rechtfertigung" — verſetzte der Befragte — „ſteht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbath."

„Gefahr!" — ſchrie plötzlich der lange Naſenſtern und gebährdete ſich wie in Todesangſt — „Gefahr! Gefahr! Trommelhans trommel', trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans . . ."

Draußen aber rief der Trommelhans mit ſeiner dicken Bierſtimme: „Tauſend Donner Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das iſt ſchon das drittemal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckſt, Naſenſtern! Mach mich nicht raſend! Wenn ich raſe, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, ſo wahr ich ein Chriſt bin, dann ſchieße ich mit der Büchſe durch die Gitterluke des Thores, und dann hüte jeder ſeine Naſe!“

„Schieß nicht! ſchieß nicht! ich bin ein einzelner Menſch“ — wimmerte angſtvoll der Naſenſtern und drückte ſein Geſicht feſt an die nächſte Mauer, und in dieſer Stellung verharrte er zitternd und leiſe betend.

„Sagt, ſagt, was iſt paſſirt?“ — rief jetzt auch Jäkel der Narr, mit all jener haſtigen Neugier, die ſchon damals den Frankfurter Juden eigenthümlich war.

Der Rabbi aber riß ſich von ihm los und ging mit ſeinem Weibe weiter die Judengaſſe hinauf. „Sieh, ſchöne Sara“ — ſprach er ſeufzend — „wie ſchlecht geſchützt iſt Iſrael! Falſche Freunde hüten ſeine Thore von außen, und drinnen ſind ſeine Hüter Narrheit und Furcht!“

Langſam wanderten die Beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenſter hinausguckte, während ſich die Sonne in den blanken Scheiben feſtlich heiter beſpiegelte. Damals nemlich waren die Häuſer des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erſt ſpäterhin die Juden, als ſie in Frankfurt ſich ſehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, ſardellenartig zuſammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Theil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande ſtehen geblieben und den man die alte Gaſſe nennt, jene hohen ſchwarzen Häuſer, wo ein grinſendes, feuchtes Volk umherſchachert, iſt ein ſchauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge exiſtirt nicht mehr; ſie war minder geräumig als die jetzige, die ſpäter erbaut wurde, nachdem die Nuremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erſt zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen, verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauſes trennte er ſich von ſeinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort ſteht, ſeine Hände gewaſchen, trat er in jenen untern Theil der Synagoge, wo die Männer beten; die ſchöne Sara hingegen erſtieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abtheilung der Weiber.

Dieſe obere Abtheilung war eine Art Gallerie mit drey Reihen hölzerner, braunroth angeſtrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette verſehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, ſehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen ſaßen hier ſchwatzend neben einander, oder ſtanden aufrecht, inbrünſtig betend; manchmal auch traten ſie neugierig an das große Gitter, das ſich längs der Morgenſeite hinzog und durch deſſen dünne grüne Latten man hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, ſtanden die Männer in ihren ſchwarzen Mänteln, die ſpitzen Bärte herabſchießend über die weißen Halskrauſen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den geſetzlichen Schaufäden verſehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide beſtand, mitunter auch mit goldnen Treſſen geſchmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig geweißt, und man ſah dort keine andere Zierrath als etwa das vergoldete Eiſengitter um die viereckige Bühne, wo die Geſetzabſchnitte verleſen werden, und die heilige Lade, ein koſtbar gearbeiteter Kaſten, ſcheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Capitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inſchrift geſtickt war. Hier hing die ſilberne Gedächtniß-Ampel und erhob ſich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer ſich allerley heilige Geräthe befanden, unter andern der ſiebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demſelben, das Antlitz gegen die Lade, ſtand der Vorſänger, deſſen Geſang inſtrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen ſeiner beiden Gehülfen, des Baſſiſten und des Diskantſingers. Die Juden haben nemlich alle wirkliche Inſtrumentalmuſik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, daß der Lobgeſang Gottes erbaulicher aufſteige aus der warmen Menſchenbruſt als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute ſich die ſchöne Sara, als jetzt der Vorſänger, ein trefflicher Tenor, ſeine Stimme erhob und die uralten, ernſten Melodien, die ſie ſo gut kannte, in noch nie geahneter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Baſſiſt, zum Gegenſatze, die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwiſchenpauſen der Diskantſänger fein und ſüß trillerte. Solchen Geſang hatte die ſchöne Sara in der Synagoge von Bacherach niemals gehört, denn der Gemeindevorſteher, David Levi, machte dort den Vorſänger, und wenn dieſer ſchon bejahrte zitternde Mann, mit ſeiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in ſolch gewaltſamer Anſtrengung ſeinen ſchlaff herabhängenden Arm fieberhaft ſchnurrelte, ſo reizte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemiſcht mit weiblicher Neugier, zog die ſchöne Sara ans Gitter, wo ſie hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung, die ſogenannte Männerſchule. Sie hatte noch nie eine ſo große Anzahl Glaubensgenoſſen geſehen, wie ſie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte ſo vieler Menſchen, die ihr ſo nahe verwandt, durch gemeinſchaftliche Abſtammung, Denkweiſe und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drey alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite ſchoben, den Kaſten aufſchloſſen und ſorgſam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geſchrieben und für deſſen Erhaltung die Juden ſo viel erduldet, ſo viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tauſendjähriges Martyrthum. Dieſes Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürſtliches Kind in einem buntgeſtickten Mäntelchen von rothem Sammet gehüllt; oben, auf den beiden Rollhölzern ſtecken zwey ſilberne Gehäuschen, worin allerley Granaten und Glöckchen ſich zierlich bewegten und klingelten, und vorn, an ſilbernen Kettchen, hingen goldne Schilde mit bunten Edelſteinen. Der Vorſänger nahm das Buch, und als ſey es ein wirkliches Kind, ein Kind um deſſentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur deſto mehr liebt, wiegte er es in ſeinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an ſeine Bruſt, und durchſchauert von ſolcher Berührung, erhub er ſeine Stimme zu einem ſo jauchzend frommen Dankliede, daß es der ſchönen Sara bedünkte, als ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapitäler immer höher hinaufwüchſen, und die Töne des Diſkanten ſich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge geſprengt würde von den gewaltigen Tönen des Baſſiſten, und die Freudigkeit Gottes herabſtrömte aus dem blauen Himmel. Das war ein ſchöner Pſalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverſe und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge ſchritt langſam der Vorſänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben ſich haſtig hinzudrängten um die Sammethülle deſſelben zu küſſen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das ſammtne Mäntelchen, ſo wie auch die mit bunten Buchſtaben beſchriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem ſingenden Tone, der am Paſchafeſte noch gar beſonders modulirt wird, las der Vorſänger die erbauliche Geſchichte von der Verſuchung Abrahams.

Die ſchöne Sara war beſcheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar geſpreizt wohlwollendem Weſen, hatte ihr, mit ſtummen Nicken, die Miteinſicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Dieſe Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrtinn ſeyn; denn als ſie die Gebethe murmelnd vor ſich hinlas, wie die Weiber, da ſie nicht laut mitſingen dürfen, zu thun pflegen, ſo bemerkte die ſchöne Sara, daß ſie viele Worte allzuſehr nach Gutdünken ausſprach und manche gute Zeile ganz überſchlupperte. Nach einer Weile aber hoben ſich ſchmachtend langſam die waſſerklaren Augen der guten Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzelanhaft roth und weiße Geſicht, und mit einem Tone, der ſo vornehm als möglich hinſchmelzen wollte, ſprach ſie zur ſchönen

Sara: „Er ſingt ſehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel beſſer ſingen hören. Sie ſind fremd und wiſſen vielleicht nicht, daß es der Vorſänger aus Worms iſt, und daß man ihn hier behalten will wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es iſt ein lieber Mann und ſeine Hände ſind wie Alabaſter. Ich halte viel von einer ſchönen Hand. Eine ſchöne Hand ziert den ganzen Menſchen!“ — Dabey legte die gute Frau ſelbſtgefällig ihre Hand, die wirklich noch ſchön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graziöſen Beugung des Hauptes andeutend, daß ſie ſich im Sprechen nicht gern unterbrechen laſſe, ſetzte ſie hinzu: „Das Singerchen iſt noch ein Kind und ſieht ſehr abgezehrt aus. Der Baß iſt gar zu häßlich und unſer Stern hat mal ſehr witzig geſagt: der Baß iſt ein größerer Narr als man von einem Baß zu verlangen braucht! Alle drey ſpeiſen in meiner Garküche, und Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin.“

Die ſchöne Sara dankte für dieſe Mittheilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie ſie einſt in Amſterdam geweſen, dort wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachſtellungen unterworfen war, und wie ſie drey Tage vor Pfingſten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheurathet, wie dieſer am Ende geſtorben, wie er auf dem Todtbette die rührendſten Dinge geſprochen, und wie es ſchwer ſey als Vorſteherinn einer Garkuche die Hände zu konſerviren. Manchmal ſah ſie nach der Seite, mit wegwerfendem Blicke, der wahrſcheinlich einigen ſpöttiſchen jungen Weibern galt, die ihren Anzug muſterten. Merkwürdig genug war dieſe Kleidung: ein weit ausgebauſchter Rock von weißem Atlas, worin alle Thierarten der Arche Noä grellfarbig geſtickt, ein Wams von Goldſtoff wie ein Küraß, die Ärmel von rothem Sammt, gelb geſchlitzt, auf dem Haupte eine unmenſchlich hohe Mutze, um den Hals eine allmächtige Krauſe von weißem Steiflinnen, ſo wie auch eine ſilberne Kette, woran allerley Schaupfennige, Camäen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amſterdam, bis uber den Buſen herabhingen. Aber die Kleidung der ubrigen Frauen war nicht minder merkwurdig und beſtand wohl aus einem Gemiſche von Moden verſchiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juwelierladen. Es war freylich den Frankfurter Juden damals eine beſtimmte Kleidung geſetzlich vorgeſchrieben, und zur Unterſcheidung von den Chriſten, ſollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mutzen hochaufſtehende blaugeſtreifte Schleyer tragen. Jedoch im Judenquartier wurde dieſe obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, beſonders an Feſttagen, und zumal in der Synagoge, ſuchten die Weiber ſo viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, theils um ſich beneiden zu laſſen, theils auch um den Wohlſtand und die Creditfähigkeit ihrer Eheherrn darzuthun.

Während nun unten in der Synagoge die Geſetzabſchnitte aus den Büchern Moſis vorgeleſen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulaſſen. Mancher macht es ſich bequem und ſetzt ſich nieder, flüſtert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um friſche Luft zu ſchöpfen. Kleine Knaben nehmen ſich unterdeſſen die Freyheit ihre Mütter in der Weiberabtheilung zu beſuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückſchritte gemacht: hier wird geplaudert, gerubbelt, gelacht, und, wie es überall geſchieht, die jüngeren Frauen ſcherzen über die alten, und dieſe klagen wieder über Leichtfertigkeit der Jugend und Verſchlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorſänger gab, ſo gab es in der obern Abtheilung eine Vorklatſcherinn. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine ſcandalöſe Geſchichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielſcheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, ſie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebehrden derſelben nachzuäffen, ſo wie auch den ſchmachtenden Anſtand womit ſie die ſchalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

„Wißt Ihr wohl, — rief jetzt Hündchen Reiß — „die Schnapper-Elle hat geſtern geſagt: wenn ich nicht ſchön und klug und geliebt wäre, ſo möchte ich nicht auf der Welt ſeyn!“

Da wurde etwas laut gekichert, und die nachſtehende Schnapper-Elle, merkend daß es auf ihre Koſten geſchah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein ſtolzes Prachtſchiff ſegelte ſie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppiſche Frau, bemerkte mitleidig: die Schnapper-Elle ſey zwar eitel und beſchränkt, aber ſehr bravmüthig, und ſie thue ſehr viel Gutes an Leute, die es nöthig hätten.

„Beſonders an den Naſenſtern“ — ziſchte Hündchen Reiß. Und alle die das zarte Verhältniß kannten, lachten um ſo lauter.

„Wißt ihr wohl“ — ſetzte Hündchen hämiſch hinzu — „der Naſenſtern ſchläft jetzt auch im Hauſe der Schnapper-Elle . . . Aber ſeht mal dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette, die Daniel Fläſch bey ihrem Manne verſetzt hat. Die Fläſch ärgert ſich . . . Jetzt ſpricht ſie mit der Flörsheim . . . Wie ſie ſich ſo freundlich die Hand drücken! Und haſſen ſich doch wie Midian und Moab! Wie ſie ſich ſo liebevoll anlächeln! Freßt Euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Geſpräch anhören.“

Und nun, gleich einem lauernden Thiere, ſchlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daß die beiden Frauen theilnehmend einander klagten, wie ſehr ſie ſich verfloſſene Woche abgearbeitet, um in ihren Häuſern aufzuräumen und das Küchengeſchirr zu ſchäuern, was vor dem Paſchafeſte geſchehen muß, damit kein einziges Broſämchen der geſäuerten Brödte daran kleben bleibe. Auch von der Mühſeligkeit beim Backen der ungeſäuerten Brödte ſprachen die beiden Frauen. Die Fläſch hatte noch beſondere Beklagniſſe: im Backhauſe der Gemeinde mußte ſie viel Aerger erleiden, nach der Entſcheidung des Looſes konnte ſie dort erſt in den letzten Tagen, am Vorabend des Feſtes, und erſt ſpät Nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig ſchlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelhölzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Brödte verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es ſo ſtark, daß es durch das bretterne Dach des Backhauſes beſtändig tröpfelte, und ſie mußten ſich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

„Und daran, liebe Flörsheim“ — ſetzte die Fläſch hinzu mit einer ſchonenden Freundlichkeit, die keineswegs ächt war — „daran waren Sie auch ein bischen Schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hülfleiſtung beim Backen geſchickt haben.“

„Ach Verzeihung“ — erwiederte die Andre — „meine Leute waren zu ſehr beſchäftigt, die Meßwaaren müſſen verpackt werden, wir haben jetzt ſo viel zu thun, mein Mann . . .“

„Ich weiß“ — fiel ihr die Fläſch mit ſchneidend haſtigem Tone in die Rede — „ich weiß, Ihr habt viel zu thun, viel Pfänder und gute Geſchäfte, und Halsketten . . .“

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherinn entgleiten und die Flörsheim ward ſchon roth wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreiſchte: „Um Gottes Willen, die fremde Frau liegt und ſtirbt . . . Waſſer! Waſſer!“

Die ſchöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um ſie herum drängte ſich ein Schwarm von Weibern, geſchäftig und jammernd. Die Eine hielt ihr den Kopf, eine zweyte hielt ihr den Arm; einige alte Frauen beſpritzten ſie mit den Waſſergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen, zum Behufe des Händewaſchens, im Fall ſie zufällig ihren eignen Leib berührten; andre hielten unter die Naſe der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die mit Gewürznägelchen durchſtochen, noch vom letzten Faſttage herrührte, wo ſie zum nervenſtärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief ſeufzend ſchlug endlich die ſchöne Sara die Augen auf, und mit ſtummen Blicken dankte ſie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches niemand verſäumen darf, feyerlich angeſtimmt, und die geſchäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geſchehen muß, ſtehend und das Geſicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend wo Jeruſalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längſten bey der ſchönen Sara; die beiden erſteren indem ſie ihr eifrigſt ihre Dienſte anboten, die letztere, nachdem ſie ſich nochmals bey ihr erkundigte: weshalb ſie ſo plötzlich ohnmächtig geworden?

Die Ohnmacht der ſchönen Sara hatte aber eine ganz beſondere Urſache. Es iſt nemlich Gebrauch in der Synagoge, daß jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verleſung der Geſetzabſchnitte, öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorſicht für ſeine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu ſolcher Dankſagung unten in der Synagoge ſich erhob, und die ſchöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte ſie wie der Ton derſelben allmählig in das trübe Gemurmel des Todtengebetes überging, ſie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem ſegnenden Beywort, das man den Verſtorbenen ertheilt: und die letzte Hoffnung ſchwand aus der Seele der ſchönen Sara, und ihre Seele ward zerriſſen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte todt ſey, daß auch ihre

Bäschen, Blümchen und Vögelchen, todt ſeyen, auch der kleine Gottſchalk todt ſey, alle ermordet und todt! Von dem Schmerze dieſes Bewußtſeyns wäre ſie ſchier ſelber geſtorben, hätte ſich nicht eine wohlthätige Ohnmacht über ihre Sinne ergoſſen.

Drittes Capitel.

Als die ſchöne Sara, nach beendigtem Gottesdienſte, in den Hof der Synagoge hinabſtieg, ſtand dort der Rabbi harrend ſeines Weibes. Er nickte ihr mit heiterem Antlitz und geleitete ſie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verſchwunden und ein lermiges Menſchengewimmel zu ſchauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameiſenhaufen; Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer; neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil ſie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häuſern ihren Eltern entgegen hüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Seegen zu empfangen. Alle heiter und freudig, und die Gaſſe auf und ab ſpatzierend, im ſeeligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, deſſen lieblicher Duft ſchon mundwäſſernd hervorſtieg, aus den ſchwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeinde-Ofen geholt worden.

In dieſem Gewirre war beſonders bemerkbar die Geſtalt eines ſpaniſchen Ritters, auf deſſen jugendlichen Geſichtszügen jene reitzende Bläſſe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuſchreiben. Sein Gang, obſchon gleichgültig hinſchlendernd, hatte dennoch eine etwas geſuchte Zierlichkeit; die Federn ſeines Barettes bewegten ſich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes, als durch das Wehen des Windes; mehr als eben nothwendig klirrten ſeine goldenen Sporen und das Wehrgehänge ſeines Schwertes, welches er im Arme zu tragen ſchien, und deſſen Griff koſtbar hervor blitzte aus dem weißen Reutermantel, der ſeine ſchlanken Glieder ſcheinbar nachläßig umhullte und dennoch den ſorfältigſten Faltenwurf verrieth. Hin und wieder, theils mit Neugier, theils mit Kennermienen nahte er ſich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, ſah ihnen ſeelenruhig feſt ins Antlitz, verweilte bey ſolchem Anſchaun, wenn die Geſichter der Mühe lohnten, ſagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige raſche Schmeichelworte, und ſchritt ſorglos weiter ohne die Wirkung zu erwarten. Die ſchöne Sara hatte er ſchon mehrmals umkreiſt, jedesmal wieder zurückgeſcheucht von dem gebietenden Blick derſelben oder auch von der räthſelhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in ſtolzem Abſtreifen aller ſcheuen Befangenheit, trat er Beiden keck in den Weg, und mit ſtutzerhafter Sicherheit und ſüßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

„Sennora, ich ſchwöre! Hört, Sennora, ich ſchwöre! Bey den Roſen beider Caſtillien, bey den arragoneſiſchen Hiazynthen und andaluſiſchen Granatblüthen! Bey der Sonne, die ganz Spanien mit all ſeinen Blumen, Zwiebeln, Erbſenſuppen, Wäldern, Bergen, Mauleſeln, Ziegenböcken und Alt-Chriſten beleuchtet! Bei der Himmelsdecke, woran dieſe Sonne nur ein goldner Quaſt iſt! Und bey dem Gott, der auf der Himmelsdecke ſitzt, und Tag und Nacht über neue Bildung holdſeliger Frauengeſtalten nachſinnt . . . Ich ſchwöre, Sennora, Ihr ſeyd das ſchönſte Weib, das ich im deutſchen Lande geſehen habe, und ſo Ihr gewillet ſeyd meine Dienſte anzunehmen, ſo bitte ich Euch um die Gunſt, Huld und Erlaubniß mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernſt Eure Farben zu tragen!“

Ein erröthender Schmerz glitt über das Antlitz der ſchönen Sara, und mit einem Blicke, der um ſo ſchneidender wirkt, je ſanfter die Augen ſind, die ihn verſenden, und mit einem Tone, der um ſo vernichtender je bebend weicher die Stimme, antwortete die tief gekränkte Frau:

„Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter ſeyn wollt, ſo müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in dieſem Kampfe giebt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, ſo müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugeſtreifte Schärpe umbinden: denn dieſes ſind meine Farben, die Farben meines Hauſes, des Hauſes, welches Iſrael heißt, und ſehr elend iſt, und auf den Gaſſen verſpottet wird von den Söhnen des Glücks!“

Plötzliche Purpurröthe bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen ſeinen Zügen und faſt ſtotternd ſprach er:

„Sennora . . . Ihr habt mich mißverſtanden . . . unſchuldiger Scherz . . . aber, bey Gott, kein Spott, kein Spott über Iſrael . . . ich ſtamme ſelber aus dem Hauſe Iſrael . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht ſogar mein Vater . . .“

„Und ganz ſicher, Sennor, iſt Eur Oheim ein Jude“ — fiel ihm der Rabbi, der dieſer Scene ruhig zugeſehen, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke ſetzte er hinzu: — „und ich will mich ſelbſt dafür verbürgen, daß Don Iſaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem beſten Blute Iſraels entſproſſen iſt, wo nicht gar dem königlichen Geſchlechte Davids!“

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, ſeine Wangen erblichen wieder bis zur fahlſten Bläſſe, auf ſeiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerze ringt, aus ſeinen Augen grinſte der zornigſte Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, ſcharfgehackten Tone, ſprach er:

„Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohlan, ſo wißt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, ſo wird er ſich hüten, und ſeinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reitzen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann ſeine Schwächen begreifen . . .“

„O, ich begreiſe es wohl“ — antwortete der Rabbi und wehmüthiger Ernſt zog über ſeine Stirne — „ich begreiſe es wohl, wie der ſtolze

Leu aus Stolz ſeinen fürſtlichen Pelz abwirft und ſich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode iſt ein greinendes, ſchlaues, gefräßiges Krokodil zu ſeyn! Was ſollen erſt die geringeren Thiere beginnen, wenn ſich der Löwe verläugnet? Aber hüte dich, Don Iſaak, du biſt nicht geſchaffen für das Element des Krokodils. Das Waſſer — (du weißt wohl wovon ich rede) — iſt dein Unglück, und du wirſt untergehen. Nicht im Waſſer iſt dein Reich; die ſchwächſte Forelle kann beſſer darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verſchlingen wollten . . .“

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Iſaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verſchloß ſeinen Mund mit Küſſen, ſprang ſporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zurückſchraken, und in ſeinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

„Wahrhaftig, du biſt Abraham von Bacherach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundſchaftsſtück, als du zu Toledo von der Alkantara-Brücke ins Waſſer ſprangeſt und deinen Freund, der beſſer trinken als ſchwimmen konnte, beim Schopf faßteſt und aufs Trockene zogeſt! Ich war nahe dran, recht gründliche Unterſuchungen anzuſtellen: ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluß genannt haben? Ich ſage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Waſſerpartie.“

Bey dieſen Worten gebehrdete ſich der Spanier, als wollte er anhängende Waſſertropfen von ſich abſchütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte ſeinem

Freunde wiederholentlich die Hand und jedesmal ſagte er: „Ich freue mich!“

„Und ich freue mich ebenfalls“ — ſprach der Andere — „wir haben uns ſeit ſieben Jahren nicht geſehen; bey unſerem Abſchied war ich noch ein ganz junger Gelbſchnabel, und du, du warſt ſchon ſo geſetzt und ernſthaft . . . Was ward aber aus der ſchönen Donna, die dir damals ſo viele Seufzer koſtete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet haſt . . .“

„Still, ſtill! die Donna hört uns, ſie iſt mein Weib, und du ſelbſt haſt ihr heute eine Probe deines Geſchmackes und Dichtertalentes dargebracht.“

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit, begrüßte der Spanier die ſchöne Frau, welche mit anmuthiger Güte jetzt bedauerte, daß ſie durch Aeußerungen des Unmuths einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

„Ach, Sennora“ — antwortete Don Iſaak — „wer mit täppiſcher Hand nach einer Roſe griff, darf ſich nicht beklagen, daß ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendſtern ſich im blauen Strohme goldfunkelnd abſpiegelt . . .“

„Ich bitte dich um Gotteswillen“ — unterbrach ihn der Rabbi — „hör auf . . . Wenn wir ſo lange warten ſollen bis der Abendſtern ſich im blauen Strohme goldfunkelnd abſpiegelt, ſo verhungert meine Frau; ſie hat ſeit geſtern nichts gegeſſen und ſeitdem viel Ungemach und Mühſal erlitten.“

„Nun ſo will ich Euch nach der beſten Garküche Iſraels führen“ — rief Don Iſaak — „nach dem Hauſe meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nemlich der Garkuche. O wüßteſt du, Abraham, wie dieſer Duft mich anſpricht! Er iſt es, der mich, ſeit ich in dieſer Stadt verweile, ſo oft hinlockt nach den Zelten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke Gottes iſt ſonſt nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, ſondern um zu eſſen beſuche ich die Judengaſſe . . .“

„Du haſt uns nie geliebt, Don Iſaak ...“

„Ja“ — fuhr der Spanier fort — „ich liebe Eure Küche weit mehr als Euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauçe. Euch ſelber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbſt in Euren beſten Zeiten, ſelbſt unter der Regierung meines Ahnherrn Davids, welcher König war über Juda und Iſrael, hätte ich es nicht unter Euch aushalten können, und ich wäre gewiß eines frühen Morgens aus der Burg Sion entſprungen und nach Phönizien emigrirt, oder nach Babilon, wo die Lebensluſt ſchäumte im Tempel der Götter . . .“

„Du läſterſt, Iſaak, den einzigen Gott“ — murmelte finſter der Rabbi — „du biſt weit ſchlimmer als ein Chriſt, du biſt ein Heide, ein Götzendiener . . .“

„Ja, ich bin ein Heide, und eben ſo zuwider wie die dürren, freudloſen Hebräer ſind mir die trüben, qualſüchtigen Nazarener. Unſre liebe Frau von Sidon, die heilige Aſtarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der ſchmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! . . .“

„Aber ſchau nicht ſo ſauer“ — fuhr der Spanier fort in ſeiner Rede, als er ſah wie wenig dieſelbe den Rabbi zu erbauen ſchien — „ſchau mich nicht an mit Abſcheu. Meine Naſe iſt nicht abtrünnig geworden. Als mich einſt der Zufall, um Mittagszeit in dieſe Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Naſe ſtiegen: da erfaßte mich jene Sehnſucht, die unſere Väter empfanden, als ſie zurückdachten an die Fleiſchtöpfe Egyptens; wohlſchmeckende Jugenderinnerungen ſtiegen in mir auf; ich ſah wieder im Geiſte die Karpfen mit brauner Roſinenſauçe, die meine Tante für den Freitagabend ſo erbaulich zu bereiten wußte; ich ſah wieder das gedämpfte Hammelfleiſch mit Knoblauch und Mayrettig, womit man die Todten erwecken kann, und die Suppe mit ſchwärmeriſch ſchwimmenden Klöschen . . . und meine Seele ſchmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und ſeitdem eſſe ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!"

Dieſe Garküche hatte man unterdeſſen erreicht; Schnapper-Elle ſelbſt ſtand an der Thüre ihres Hauſes, die Meßfremden, die ſich hungrig hineindrängten, freundlich begrußend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinaus lehnend, ſtand der lange Naſenſtern und muſterte neugierig ängſtlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte ſich Don Iſaak unſerer Gaſtwirthin, die ſeine ſchalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knixen erwiederte; drauf zog er den Handſchuh ab von ſeiner rechten Hand, umwickelte ſie mit dem Zipfel ſeines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, ſtrich ſie langſam über die Haare ſeines Stutzbartes und ſprach:

„Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluthen der Sonne! Aber obgleich die Eyer, je länger ſie gekocht werden, ſich deſto mehr verhärten, ſo wird dennoch mein Herz nur um ſo weicher je länger es von den Flammenſtrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und ſucht ein trauliches Neſtchen in Eurem

Buſen . . . Dieſen Buſen, Sennora, womit ſoll ich ihn vergleichen? Es giebt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieſes Gewächs iſt einzig in ſeiner Art. Obgleich der Sturm die zarteſten Röslein entblättert, ſo iſt doch Eur Buſen eine Winterroſe, die allen Winden trotzt! Obgleich die ſaure Zitrone, je mehr ſie altert, nur deſto gelber und runzlichter wird, ſo wetteifert dennoch Eur Buſen mit der Farbe und Zartheit der ſüßeſten Annanas! O Sennora, iſt auch die Stadt Amſterdam ſo ſchön, wie Ihr mir geſtern und vorgeſtern und alle Tage erzählt habt, ſo iſt doch der Boden worauf ſie ruht noch tauſendmal ſchöner ...“

Der Ritter ſprach dieſe letztern Worte mit erheuchelter Befangenheit und ſchielte ſchmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elles Halſe hing; der Naſenſtern ſchaute von oben herab mit ſuchenden Augen, und der belobte

Buſen ſetzte ſich in eine ſo wogende Bewegung, daß die Stadt Amſterdam hin und her wackelte.

„Ach!“ — ſeufzte die Schnapper-Elle — „Tugend iſt mehr werth als Schönheit. Was nützt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber, und ſeit Schnapper todt iſt — er hat wenigſtens ſchöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?“

Und dabey ſeufzte ſie wieder, und wie ein Echo, faſt unhörbar, ſeufzte hinter ihr der Naſenſtern.

„Was Euch die Schönheit nützt“ — rief Don Iſaak — „O, Donna Schnapper-Elle, verſündigt Euch nicht an der Güte der ſchaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdeſten Gaben! Sie würde ſich furchtbar rächen. Dieſe beſeligenden Augen würden blöde verglaſen, dieſe anmuthigen Lippen würden ſich bis ins Abgeſchmackte verplatten, dieſer keuſche, liebeſuchende Leib würde ſich in eine ſchwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amſterdam würde auf einen muffigen Moraſt zu ruhen kommen —“

Und ſo ſchilderte er Stück vor Stück das jetzige Ausſehn der Schnapper-Elle, ſo daß der armen Frau ſonderbar beängſtigend zu Muthe ward, und ſie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen ſuchte. In dieſem Augenblicke war ſie doppelt froh als ſie der ſchönen Sara anſichtig ward und ſich angelegentlichſt erkundigen konnte, ob ſie ganz von ihrer Ohnmacht geneſen. Sie ſtürzte ſich dabei in ein lebhaftes Geſpräch, worin ſie alle ihre falſche Vornehmthuerey und ächte Herzensgute entwickelte, und mit mehr Weitläuftigkeit als Klugheit die fatale Geſchichte erzählte, wie ſie ſelbſt vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie wildfremd mit der

Trekſchuite zu Amſterdam ankam, und der ſpitzbubiſche Trager ihres Koffers ſie nicht in ein ehrbares Wirthshaus, ſondern in ein freches Frauenhaus brachte, was ſie bald gemerkt an dem vielen Branteweingeſöffe und den unſittlichen Zumuthungen . . . und ſie wäre, wie geſagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn ſie es, während den ſechs Wochen, die ſie in jenem verfänglichen Hauſe zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte die Augen zu ſchließen . . .“

„Meiner Tugend wegen“ — ſetzte ſie hinzu — „durfte ich es nicht wagen. Und das alles paſſirte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht und Tugend beſteht.“

Don Iſaak war ſchon im Begriff die Einzelheiten dieſer Geſchichte kritiſch zu beleuchten, als glücklicherweiſe der ſcheele Aaron Hirſchkuh, von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hauſe hervorkam, und ärgerlich klagte, daß ſchon längſt die Suppe aufgetragen ſey und die Gäſte zu Tiſche ſäßen und die Wirthin fehle. — — —

(Der Schluß und die folgenden Kapitel ſind, ohne Verſchulden des Autors, verloren gegangen.)

Gedichte.

Katharina.

I.

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der ſüßen Troſt herniederlacht
Und neues Leben mir verſpricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenſchwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

II.

„Wollen Sie ihr nicht vorgeſtellt ſeyn?"
Flüſterte mir die Herzogin. —
„Bey Leibe nicht, ich müßt' ein Held ſeyn,
Ihr Anblick ſchon wirrt mir den Sinn."

Das ſchöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Luſt, mit neuem Weh.

Es hält wie Angſt mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnſucht hin zu ihr!
Wie meines Schickſals wilde Sterne
Erſcheinen dieſe Augen mir.

Die Stirn iſt klar. Doch es gewittert
Dahinter ſchon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erſchüttert
Bis in der Seele tiefſten Sitz.

Der Mund iſt fromm. Doch mit Entſetzen
Unter den Roſen ſeh' ich ſchon
Die Schlangen, die mich einſt verletzen
Mit falſchem Kuß, mit ſüßem Hohn.

Die Sehnſucht treibt. — Ich muß mich näh'ren
Dem holden, unheilſchwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme iſt ihr Wort. —

Sie fragt: „Monſieur, wie iſt der Name
Der Sängerin, die eben ſang?“
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' nichts gehört, von dem Geſang.“

III.

Wie Merlin, der eitle Weiſe,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende feſtgebannt
In die eignen Zauberkreiſe.

Feſtgebannt zu ihren Fußen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, ſie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede weiß ich kaum,
Weiß auch nicht was Sie geſprochen.

117

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

IV.

Du liegſt mir ſo gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreyen und wüthen und ſchelten,
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund,
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebſter Stern!

V.

Ich liebe ſolche weiße Glieder,
Der zarten Seele ſchlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von ſchwarzer Lockenfülle!

Du biſt ſo recht die rechte Sorte,
Die ich geſucht in allen Landen;
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verſtanden.

Du haſt an mir den Mann gefunden
Wie du ihn brauchſt. Du wirſt mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küſſen,
Und dann verlaſſen, wie gebräuchlich.

VI.

Der Frühling ſchien ſchon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten.
Die ganze Gegend ſteht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebſte ſitzt an meiner Seit'
Im raſch hinrollenden Wagen;
Sie ſchaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl ich ſchlagen.

Das trillert und duftet ſo ſonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geſchmeide!
Sein weißes Blüthenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen ſchaun aus der Erd' hervor,
Betrachten, neugierigen Blickes,
Das ſchöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

Univ. Bibl.
München

VII.

Jüngſtens träumte mir: ſpatzieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär der Himmel eine Hölle.

Dort ſah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt:

Kirchenväter und Apoſtel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käutze, ein'ge junge —
Letztre ſahn noch ſchlechter aus!

Lange heilige Geſichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verſchiedne Juden),
Gingen ſtreng an uns vorüber,

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein ſchönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingeſt,
Tändelnd, lächelnd, kokettirend!

Nur ein Einz'ger ſah dich an,
Und es war der einz'ge ſchöne,
Schöne Mann in dieſer Schaar;
Wunderherrlich war ſein Antlitz.

Menſchengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einſt
Schaute Jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner iſt ſo rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eiferſucht beruhret —

Und ich muß geſtehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genirte
Unſer Heiland, Jeſus Chriſtus.

VIII.

Ein jeder hat zu dieſem Feſte
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut ſich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beſte.

Ich wandle allein gleich einem Kranken; —
Ich fliehe die Luſt, ich fliehe den Tanz
Und die ſchöne Muſik und den Lampenglanz; —
In England ſind meine Gedanken.

Ich breche Roſen, ich breche Nelken,
Zerſtreuten Sinnes und kummervoll; —
Ich weiß nicht wem ich ſie geben ſoll; —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

IX.

Geſanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodiſch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die ſich ſchlecht vertragen
Und dennoch brechen wenn ſie ſcheiden.

Manchmal iſt mir, als fühlt ich wehen
Ueber dem Haupt die deutſchen Eichen —
Sie flüſtern gar von Wiederſehen —
Das ſind nur Träume — ſie verbleichen.

Manchmal iſt mir, als hört' ich ſingen
Die alten, deutſchen Nachtigallen —
Wie mich die Töne ſanft umſchlingen! —
Das ſind nur Träume — ſie verhallen.

Wo ſind die Roſen, deren Liebe
Mich einſt beglückt? — All ihre Blüthe
Iſt längſt verwelkt! — Geſpenſtiſch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

Romanzen.

I.

Ein Weib.

Sie hatten ſich beide ſo herzlich lieb,
Spitzbübin war ſie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenſtreiche machte,
Sie warf ſich auf's Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Luſt,
Des Nachts lag ſie an ſeiner Bruſt.
Als man in's Gefängniß ihn brachte,
Sie ſtand am Fenſter und lachte.

Er ließ ihr ſagen: O komm zu mir,
Ich ſehne mich ſo ſehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich ſchmachte —
Sie ſchüttelt' das Haupt und lachte.

Um ſechſe des Morgens ward er gehenkt,
Um ſieben ward er in's Grab geſenkt;
Sie aber ſchon um achte
Trank rothen Wein und lachte.

II.

Unſtern.

Der Stern erſtralte ſo munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragſt mich, Kind, was Liebe iſt?
Ein Stern in einem Haufen Miſt.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrath bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau ſie grunzt,
Im Kothe wälzt ſich ihre Brunſt.

O, fiel ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünſchet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

III.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreu'n ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut, —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

O, daß ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal, —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſey's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

IV.

Anno 1839.

O, Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt!
Das muntre Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Nur der Verſtand, ſo kalt und trocken,
Herrſcht in dem witzigen Paris —
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt Ihr daheim ſo ſüß!

Höfliche Männer! Doch verdroſſen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einſt genoſſen
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder ſtets bewegt!
Da lob' ich Deutſchlands Frauenzimmer,
Das ſchweigend ſich zu Bette legt.

Und alles dreht ſich hier im Kreiſe,
Mit Ungeſtüm, wie'n toller Traum!
Bey uns bleibt alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.

Mir iſt als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, ſanft und traut,
Nachtwächterlieder hör' ich ſingen,
Dazwiſchen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war ſo wohl daheime,
In Schildas theurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenſchein.

V.

In der Frühe.

Auf dem Faurbourg Saint-Marçeau
Lag der Nebel heute Morgen,
Spätherbſtnebel, dicht und ſchwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Geſtalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, ſie war wie Mondenlicht
Leichthinſchwebend, zart und zierlich;
Solchen ſchlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna ſelbſt vielleicht,
Die ſich heut bey einem ſchönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartièr Latin verſpätet?

Auf dem Heimweg dacht ich nach:
Warum floh' ſie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

VI.

Ritter Olaf.

— 1. —

Vor dem Dome ſtehn zwey Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche;
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter;
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf,
Und ſein rother Mund, er lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt Dir mein Haupt verfallen."

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit fey're
Mit Banquett und Fackeltänzen."

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſey gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt' bereit Dein gutes Richtbeil.“

— II. —

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen, bey Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen, im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich Dich hab —
So kalt iſt das Grab — “
Der Henker ſteht vor der Thüre.

— III. —

Herr Olaf es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds
In freyer Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen.
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen."

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land
Und die Blumen auf der Aue.
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft
Wie die Augen meiner Fraue."

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch Euch verlier' ich mein Leben!
Ich ſegne auch den Hollunderbaum,
Wo Du Dich mir ergeben."

VII.

Die Nixen.

Am einſamen Strande plätſchert die Fluth,
Der Mond iſt aufgegangen,
Auf weißer Duhne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die ſchönen Nixen, im Schleyergewand,
Entſteigen der Meerestiefe.
Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig er ſchliefe.

Die Eine betaſtet mit Neubegier
Die Federn auf ſeinem Barette.
Die Andre neſtelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert geſtützt
Beſchaut ſie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüſtert aus tiefem Gemüthe:
„O, daß ich doch Dein Liebchen wär',
Du holde Menſchenblüthe!“

Die Fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnſucht und Verlangen;
Die Sechste zögert und küßt am End
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter iſt klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müſſen;
Er läßt ſich ruhig im Mondenſchein
Von ſchönen Nixen küſſen.

VIII.

Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf ſeiner Stirn Gedankenſpur,
Er konnte jedes Herz beſiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten ſeine ſüßen Töne
Die Löwinn des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beyden Söhne,
Er ſang ſie alle in ſein Netz.

Wie er den Vater ſelbſt bethörte!
In Thränen ſchmolz des Königs Zorn
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

IX.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Am Fluſſe ſitzt die Schäferinn
Und windet die zärtlichſten Kränze.

Das knoſpet und quillt, mit duftender Luſt —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Die Schäferinn ſeufzt aus tiefer Bruſt:
Wem geb' ich meine Kränze?

Ein Reuter reutet den Fluß entlang,
Er grüßt ſo blühenden Muthes!
Die Schäferinn ſchaut ihm nach ſo bang,
Fern flattert die Feder des Huthes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die ſchönen Blumenkränze.
Die Nachtigall ſingt von Lieb' und Kuß —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!

Ueber die französische Bühne.

Vertraute Briefe an August Lewald.

(Geſchrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſeyn. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schaar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern, verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere Hetzjagd. Der Alte iſt endlich ganz in die Flucht geſchlagen und die Nachtigallen ſingen ein Triumphlied. Sie ſingen ſo ſchön und ſo friſch! Endlich können wir die große Oper mitſammt Meyerbeer und Düprés entbehren. Nourrit entbehren wir ſchon längſt. Jeder in dieſer Welt iſt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne dieſe beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Griſetten, und keine deutſche Literatur! . . . Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Carl Streckfuß!

Ja, es iſt Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben ſogar ihre Röckchen ausgezogen und ſpringen in Hemdeärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche ſteht und als Glockenthurm dient. Jetzt iſt der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und ſieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der, ruhig und lächelnd, in der Mitte der blonden Enkel ſteht, die luſtig um ihn herumtanzen. Manchmal überſchüttet er ſie neckend mit ſeinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um ſo brauſender. Streng iſt es unterſagt, bei Prügelſtrafe unterſagt, an dem Glockenſtrang zu ziehen. Doch der große Junge, der den übrigen ein gutes Beiſpiel geben ſollte, kann dem Gelüſte nicht widerſtehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas geheimnißvolles, es ſind wunderbar gedämpfte Laute, und ſobald ſie erklingen, verſtummen plötzlich die geſchwätzigen Vögel, die ſich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erſchrocken davon.

Im Herbſte iſt der Ton der Glocke noch viel ernſter, noch viel ſchauerlicher, und man glaubt eine Geiſterſtimme zu vernehmen. Beſonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unausſprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenſchlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieſer tönende Blätterfall, dieſes klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einſt mit ſo übermächtiger Trauer, daß ich wie ein Kind weinte. Das geſchah vorig Jahr als die Margot ihren Mann begrub …

Aber jetzt iſt ein ſchönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, ſogar lauter als eben nöthig wäre, und hier, in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich ſchon vorig Jahr die ſchönſten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das franzöſiſche Theater eine Reihe Briefe ſchreiben, und dabei, Ihrem Wunſche gemäß, auch die Bezüge auf die heimiſche Bühne nicht außer Augen laſſen. Letzteres hat ſeine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutſchen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtniſſe erbleichen. Von Theaterſtücken, die in der letzten Zeit geſchrieben worden, iſt mir nichts zu Geſicht gekommen, als zwei Tragödien von Immermann, Merlin und Peter der Große, welche gewiß beide, der Merlin wegen der Poeſie, der Peter wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten …

Und denken Sie ſich meine Miene: in dem Paquete, welches dieſe Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige Bände beigepackt, welche „dramatiſche Werke von Ernſt Raupach" betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie etwas von dieſem Schooßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Einige ſeiner Stücke hatte ich nur durch die Bühne kennen gelernt, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder dieſer von jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daß ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den letzten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingehen laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme

Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: ſolche Witze kann ich auch machen! und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Styl. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß ich bei der Lektüre der Raupachſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Uebelbefinden verſpürte. Dieſer Styl hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt beklemmt. Die Converſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchredneriſch vielſtimmiger Monolog, ein ödes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Kaffe kochen, ſich ſelbſt raſiren, allein ſpazieren gehn vor's Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflucken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läßt, tragen die Redensarten unter der weiſſen Mouſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Tabak und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſeren ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der Beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel Luſtſpiele aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Comödianten ſind, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Masken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Contracten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italieniſchen

Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur ein einziges, aber unendlich variirtes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Combinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzelſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren combinirt. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter, der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine conſtruirten Holzfiguren, zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Masken; aber da geriethen ſie in Colliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Masken dreſſirt, um ihre Ungelehrigkeit oder Lernfaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalirten, daß ſie nicht aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zum Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich einſt zittern gemacht und, wie Sie wiſſen, das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daß meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von

Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daß mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt ... Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig fleht: ich bitte, erzählen Sie ...

Doch das iſt eine lange Geſchichte, und dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeel allein, in dem verſchollenen Sansſouci, unter den Orangenbäumen der großen Rampe ... Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am

Brockhauſiſchen Converſationsblatte, und dieſe numerirte Natur hat etwas ſo pfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedunken, als ſchnupften ſie Tabak, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daß ich den Ruhm Friedrichs des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daß der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen Zahn, ſo wähle ich erſteres. Ach, es iſt nichts gräßlicheres als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloß nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo etwas vom Geköpftwerden. Man muß ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen, und ganz ſtill halten, und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung, in ihrer Weisheit, hat alles zu unſerem Beſten eingerichtet und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig berechnende Vorſehung hat unſeren Zahnſchmerzen eben dieſen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen laſſen. Wahrlich, niemand würde ſich zu dieſer Operation, oder vielmehr Exekution entſchließen, wenn der Zahnſchmerz nur im mindeſten erträglich wäre!

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreiſtündigen Fahrt im Poſtwagen ſaß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in ſolchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Poſtillion zwölf gute Groſchen Trinkgeld. Der Kerl ſah mich mit ſonderbar unſchlüſſigem Geſichte an; denn nach dem neuen

Naglerſchen Poſtreglement war es den Poſtillionen ſtreng unterſagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroſchenſtück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einſteckte, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Poſtillion und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpoſtdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Paſſagieren anzunehmen; aber das iſt ein unmenſchliches Geſetz, kein Menſch kann ein Trinkgeld abweiſen, das iſt gegen die Natur!“ Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und ſeufzte. Seufzend gelangte ich endlich in den Gaſthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, ſprach der Wirth mit großer Freude: „das iſt ja ganz vortrefflich, ſo eben iſt ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Tabled'hôte ſpeiſen, werden Sie ihn ſehen.“ Ja, dachte ich, ich will erſt meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armeſünder-Stühlchen ſetze. Aber bei Tiſche fehlte mir doch alle Luſt zum Eſſen. Ich hatte Hunger aber keinen Appetit. Trotz meines Leichtſinns konnte ich mir doch die Schreckniſſe, die in der nächſten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne ſchlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen, widerſtand mir. Unwillkürlich ſuchten meine Augen den ſchrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Inſtinkte der Angſt hatte ich ihn bald unter den übrigen Gäſten herausgefunden. Er ſaß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Geſicht, ein Geſicht wie eine Zange womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kautz, in einem aſchgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum ihm ins Geſicht zu ſehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erſchrak ich, als nahe er ſchon meinen Kinnbacken mit dem Brecheiſen. Mit bebender Angſt wandte ich mich weg von ſeinem Anblick, und hätte mir auch gern die Ohren verſtopft, um nur nicht den Ton ſeiner Stimme zu vernehmen. An dieſem Tone merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig, im Leibe, grau angeſtrichen ſind und hölzerne Gedärme haben. Er ſprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt als die volllauteſte Aufſchneiderei. Jedesmal wenn er ſprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Geſpräch mit meinem Tiſchnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängſtlich den Rucken zukehrte, ſprach ich auch ſo ſelbſtbetäubend laut, daß ich die Stimme deſſelben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswurdiger Mann, von dem vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, und ſeine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Beſcheidenheit ſelbſt. Die Rede floß milde von ſeinen ſanftgewölbten Lippen, ſeine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahne litt, erröthete er und bot mir ſeine Dienſte an. Um Gotteswillen, rief ich, wer ſind Sie denn? Ich bin der Zahnarzt Meyer aus St. Petersburg, antwortete er. Ich ruckte faſt unartig ſchnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und ſtotterte in großer Verlegenheit: wer iſt denn dort oben an der Tafel der Mann im aſchgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? Ich weiß nicht, erwiederte mein Nachbar, indem er mich befremdet anſah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüſterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: es iſt der Herr Theaterdichter Raupach.

Zweiter Brief.

.... Oder iſt es wahr, daß wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel produciren können, und auf ewig verdammt ſind dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daß Ihr Euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis Ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat Euch ſo lange ohne Bier und

Taback eingeſperrt gehalten, bis Ihr Euer dramaturgiſches Verdict ausgeſprochen. Wenigſtens habt Ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B. die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeyen, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deßhalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daß Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete: ſie ſeyen viel zu ernſthaft. Und damals, als Yorik ſeine ſentimentale Reiſe nach Frankreich ſchrieb, bluhte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümirte Fadaiſe des alten Regimes, und die Franzoſen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, ſeit der Juliusrevolution, wie haben ſie in der Ernſthaftigkeit, oder wenigſtens in der Spaßloſigkeit, die langweiligſten Fortſchritte gemacht! Ihre Geſichter ſind länger geworden, ihre Mundwinkel ſind tiefſinniger herabgezogen; ſie lernten von uns Philoſophie und Tabakrauchen. Eine große Umwandlung hat ſich ſeitdem mit den Franzoſen begeben, ſie ſehen ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Nichts iſt kläglicher als das Geſchwätze unſerer Teutomanen, die, wenn ſie gegen die Franzoſen losziehen, doch noch immer die Franzoſen des Empires, die ſie in Deutſchland geſehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran, daß dieſes veränderungsluſtige Volk, ob deſſen Unbeſtändigkeit ſie ſelber immer eifern, ſeit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweiſe ſtabil bleiben konnte!

Nein, ſie ſind nicht heiterer als wir; wir Deutſche haben für das Komiſche vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutſchland für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Perſifflage der Geſellſchaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Originalnarr ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutſcher behaupten, daß nur auf deutſchem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, früh-unterdrückter franzöſiſcher Narr keine Ahnung hat. Nur Deutſchland erzeugt jene koloſſalen Thoren, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laßt uns nicht die Verdienſte der Landsleute verkennen und ausländiſcher Narrheit huldigen;

laßt uns nicht ungerecht ſeyn gegen das eigne Vaterland!

Es iſt ebenfalls ein Irrthum wenn man die Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Mangel an freier Luft, oder, erlauben Sie mir das leichtſinnige Wort, dem Mangel an politiſcher Freiheit zuſchreibt. Das, was man politiſche Freiheit zu nennen pflegt, iſt für das Gedeihen des Luſtſpiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Erſäufungsanſtalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meiſterwerke ſchufen, an Spanien, wo trotz dem abſoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köſtlichen Mantel- und Degenſtücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV ſchrieb; ſogar China beſitzt vortreffliche Luſtſpiele . . . Nein, nicht der politiſche Zuſtand bedingt die Entwicklung des Luſtſpiels bei einem Volke, und ich würde dieſes ausführlich beweiſen, geriethe ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege, wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch . . .

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hin ſpricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein bischen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, Du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In

Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr daß ich Hengſtenberg und Conſorten zum Lebensgenuß bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Mißverſtändniß. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daß ich drum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daß ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . nichts will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſcurantismus und Servilismus beſchuldigen wollten; das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verläumden mich mit der größten Zuvorkommenheit.

. . . Ich bemerkte zuletzt, daß die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politiſchen Freyheit dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt etwas ausführlicher zu zeigen, wie vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Luſtſpiel-Dichter in Frankreich ihre Süprematie verdanken.

Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne Momente deſſelben zu benutzen; auf dieſem Boden pflückt er nur hie und da einige närriſche Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus deſſen ironiſch geſchliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzoſen entgegenlacht. Eine größere Ausbeute findet der Luſtſpieldichter in den Contraſten, die manche alte Inſtitution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweiſe des Volkes bildet, und endlich gar beſonders ergiebig ſind für ihn die Gegenſätze, die ſo ergötzlich zum Vorſchein kommen, wenn der edle Enthuſiasmus, der bei den Franzoſen ſo leicht auflodert und ebenfalls leicht erliſcht, mit den poſitiven, induſtriellen Tendenzen des Tages in Colliſion geräth. Wir ſtehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revolution, ſeit fünfzig Jahren ihre Willkürherrſchaft ausgeübt, hier niederreißend, dort ſchonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des geſellſchaftlichen Lebens: — und dieſe Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben ſondern nur die Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herren und Heiland täglich dafür danken, daß wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daß bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt, und Grimaſſen ſchneidet, und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen Boudoir der königlichen Mätreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daß das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Macht jenes Criticismus, der aus der materialiſtiſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebärdet ſich noch weit greller in dem Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Ueberſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polibius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg, freilich, führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib, in allen Landen, aber dem ſchönen Geſchlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muß verſteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatiſch, zur Erſcheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchſtens zu einer Inſurrektion. Hier aber ſtehen ſich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entſetzlichſten Hausſchlachten. Bei der Einförmigkeit des deutſchen Lebens amüſirt Ihr Euch ſehr im deutſchen Schauſpielhaus, beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geſchlechter, wo eins das andere durch ſtrategiſche Künſte, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Ueberfall, zweideutigen Waffenſtillſtand, oder gar durch ewige Friedensſchlüſſe, zu überliſten ſucht. Iſt man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen ſelbſt, wo dergleichen nicht bloß zum Scheine, ſondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutſches Gemüth in der Bruſt, ſo ſchmilzt einem das Vergnügen bei dem beſten franzöſiſchen Luſtſpiel. Und ach! ſeit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichſten Niäſerie den Hahnrei ſpielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertpré, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiſelle Dejazet, die, wie Sie wiſſen, die Rolle einer Griſette ſo vortrefflich, mit einer klaſſiſchen Liederlichkeit, zu ſpielen weiß.

Wie viel Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieſes Weib zu ſolchen Triumphen in der Kunſt gelangen konnte! Sie iſt vielleicht die beſte Schauſpielerin Frankreichs. Wie meiſterhaft ſpielt ſie eine arme Modiſtin, die, durch die Liberalität eines reichen Liebhabers, ſich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben ſieht, oder eine kleine Wäſcherin, die zum erſtenmale die Zärtlichkeiten eines Carabins (auf deutſch: Studiosus Medicinae) anhört und ſich von ihm nach dem bal champêtre der Grande Chaumière geleiten läßt ... Ach! das iſt Alles ſehr hübſch und ſpaßhaft und die Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Goſſen der Proſtitution, in den Hospitälern von St. Lazarre, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Carabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht . . . Dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchtete ich nicht vor dem gebildetſten Publikum der Welt als Narr zu erſcheinen, ſo wurde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daß wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſolirt ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daß wir beſtändig verlezt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofur er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie fur die Naturerſcheinungen ſeines Landes . . . Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche; ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revolutionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimathgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiß bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf, und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er ſpricht zu ſich ſelber: „ich bin mehr als meine Landsleute die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkürlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn iſt mir ſchwer und wüſt. Ich habe dieſe Nacht faſt gar nicht ſchlafen können. Beſtändig rollte ich mich im Bett umher, und beſtändig rollte mir ſelber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Witehall Carl I köpfte? Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und da träumte mir: es ſey Nacht, und ich ſtände einſam auf dem Pont-neuf zu Paris, und ſchaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber, zwiſchen den Pfeilern der Brücke, kamen nackte Menſchen zum Vorſchein, die bis an die Hüften aus dem Waſſer hervor tauchten, in den Händen brennende Lampen hielten und Etwas zu ſuchen ſchienen. Sie ſchauten mit bedeutſamen Blicken zu mir hinauf, und ich ſelber nickte ihnen hinab, wie im geheimnißvollſten Einverſtändniß .... Endlich ſchlug die ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wußt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſizt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen, und ſteht jezt vor meinem Fenſter, ein Stuck Zucker in den Händchen, und will damit die Roſen füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen, und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder ins Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Style niederzukritzeln. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildniß Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen, dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Beziehungen kennt und den Comödianten in die Nieren ſieht, wie uns Menſchen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einſt gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt ſelbſt der liebe Gott:

Ihnen werde ich wohl weder über deutſches noch franzöſiſches Theater viel Neues ſagen können! Nur flüchtige Bemerkungen wage ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erſchmeicheln ſollen.

So hoffe ich, findet Ihre Beiſtimmung, was ich im vorigen Briefe über das franzöſiſche Luſtſpiel angedeutet habe. Das ſittliche Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Luſtſpiels ſo koſtbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch, iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber eine melancholiſche Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft, zurücklaſſen. Die alte Religion, das katholiſche Chriſtenthum, welche die Ehe ſanktionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt hier mit ſammt dieſer Hölle erloſchen. Die

Moral, die nichts anders iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und rankt jezt mißmuthig welk an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, nur auf Vernunft geſtüzte Moral wird hier gehörig reſpektirt, und die Geſellſchaft huldigt nur der Convenienz, welche nichts Anderes iſt als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer ſorgfältigen Vermeidung alles Deſſen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich ſage, einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal, denn alles Skandalöſe, was nicht zur Erſcheinung kommt, exiſtirt nicht für die Geſellſchaft; ſie beſtraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen allzulaut murmeln. Und ſelbſt dann gibt es gnädige Milderungen. Die Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehegatte ſelbſt ſein Schuldig ausſpricht. Der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthore des franzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig großmüthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt auf immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber dieſes geſchieht ſelten, erſtens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil ſie im Liebesfalle ſich ſo bald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theilhaft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt iſt.

Das iſt es. Bei uns in Deutſchland, wie auch in England und anderen germaniſchen Ländern, geſtattet man den Mädchen die größtmöglichſte Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die ſtrengſte Abhängigkeit und unter die ängſtlichſte Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich iſt, wie geſagt, das Gegentheil der Fall, junge Mädchen verharren hier ſo lange in klöſterlicher Eingezogenheit, bis ſie entweder heirathen oder unter ſtrengſter Aufſicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im franzöſiſchen Salon, ſitzen ſie immer ſchweigend und wenig beachtet; denn es iſt hier weder guter Ton noch klug, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das iſt es. Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen mit unſerer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur dieſe beſingen unſere Poeten; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete Frau der Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.

Ich habe ſo eben auf eine Thatſache hingewieſen, welche einer weſentlichen Verſchiedenheit der deutſchen Tragödie und der franzöſiſchen zum

Grunde liegt. Die Heldinnen der deutſchen Tragödien ſind faſt immer Jungfrauen, in der franzöſiſchen Tragödie ſind es verheirathete Weiber, und die complizirteren Verhältniſſe, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Paſſion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die franzöſiſche Tragödie auf Koſten der deutſchen, oder umgekehrt, zu preiſen. Die Literatur und die Kunſt jedes Landes ſind bedingt von lokalen Bedürfniſſen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberückſichtigt laſſen darf. Der Werth deutſcher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleiſt, Immermann, Grabbe, Oehlenſchläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern beſteht mehr in der Poeſie als in der Handlung und Paſſion. Aber wie köſtlich auch die Poeſie iſt, ſo wirkt ſie doch mehr auf den einſamen Leſer als auf eine große Verſammlung. Was im

Theater auf die Maſſe des Publikums am hinreißendſten wirkt, iſt eben Handlung und Paſſion, und in dieſen beiden excelliren die franzöſiſchen Trauerſpieldichter. Die Franzoſen ſind ſchon von Natur aktiver und paſſionirter als wir, und es iſt ſchwer zu beſtimmen: ob es die angeborene Aktivität iſt, wodurch die Paſſion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erſcheinung kommt, oder ob die angeborene Paſſion ihren Handlungen einen leidenſchaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatiſcher geſtaltet als das unſrige, deſſen ſtille Gewäſſer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenſchlag verrathen. Genug, das Leben iſt hier in Frankreich dramatiſcher, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im hochſtem Grade Handlung und Paſſion.

Die Paſſion, wie ſie ſich in der franzöſiſchen Tragödie geberdet, jener unaufhörliche Sturm der Gefühle, jener beſtändige Donner und Blitz, jene ewige Gemüthsbewegung, iſt den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums eben ſo ſehr angemeſſen, wie es den Bedürfniſſen eines deutſchen Publikums angemeſſen iſt, daß der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenſchaft erſt langſam motivirt, daß er nachher ſtille Partieen eintreten läßt, damit ſich das deutſche Gemüth wieder ſanft erhole, daß er unſerer Beſinnung und der Ahnung kleine Ruheſtellen gewährt, daß wir bequem und ohne Uebereilung gerührt werden. Im deutſchen Parterre ſitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen ſitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, ſchöne blonde Seelen, die ihren Strickſtrumpf oder ſonſt eine Handarbeit ins Theater mitgebracht haben und gelinde ſchwärmen wollen, ohne daß ihnen eine Maſche fällt. Und alle Zuſchauer beſitzen jene deutſche Tugend, die uns angeboren oder wenigſtens anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauſpiel, um das Spiel der Comödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leiſtungen der Künſtler zu beurtheilen, und Leztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unſeren Salons und Journalen. Ein Franzoſe hingegen geht ins Theater, um das Stück zu ſehen, um Emozionen zu empfangen; über das Dargeſtellte werden die Darſteller ganz vergeſſen, und wenig iſt überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzoſen ins Theater, und hier ſucht er am allerwenigſten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, Azor zu rufen, was auf deutſch pfeifen heißt. Die Hauptaufgabe für den franzöſiſchen Bühnendichter iſt alſo, daß ſein Publikum gar nicht zu ſich ſelber, gar nicht zur Beſinnung komme, daß Schlag auf Schlag die Emozionen herbeigeführt werden, daß Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenſchaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzoſen ſich ſchon tobſüchtig genug geberden, auf den Brettern in noch wilderen Raſereien ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem franzöſiſchen Stück die Uebertreibung der Leidenſchaft zu groß iſt, ob hier nicht alle Grenzen überſchritten ſind, dazu gehört die innigſte Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Leben ſelbſt, das dem Dichter als Vorbild diente. Um franzöſiſche Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muß man ſie mit franzöſiſchem, nicht mit deutſchem Maaßſtabe meſſen. Die Leidenſchaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des geruhſamen Deutſchlands ein franzöſiſches Stück ſehen oder leſen, ganz übertrieben erſcheinen, ſind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgeſprochen, und was uns im theatraliſchen Gewande ſo greuelhaft unnatürlich vorkommt, ereignet ſich täglich und ſtündlich zu Paris in der bürgerlichſten Wirklichkeit. Nein, in Deutſchland iſt es unmöglich, ſich von dieſer franzöſiſchen Leidenſchaft eine Vorſtellung zu machen. Wir ſehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber dieſe Handlungen und Worte ſetzen uns zwar in Verwunderung, erregen in uns vielleicht eine ferne Ahnung, aber nimmermehr geben ſie uns eine beſtimmte Kenntniß der Gefühle, denen ſie entſproſſen. Wer wiſſen will, was Brennen iſt, muß die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten iſt nicht hinreichend, und am ungenügendſten iſt es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Hörenſagen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Geſellſchaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Clima der franzöſiſchen Societät die Herzen ſich entzünden oder gar, während den Juliustagen, die Köpfe von den tollſten Sonnenſtichen erhizt ſind. Hören wir, wie ſie dort ſchreien, und ſehen wir, wie ſie Geſichter ſchneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz verſengen, ſo ſind wir Deutſchen ſchier verwundert, und ſchütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnſinn.

Wie wir Deutſche in den Werken franzöſiſcher Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Paſſion nicht begreifen können, ſo unbegreiflich iſt den Franzoſen die ſtille Heimlichkeit, das ahnung- und erinnerungsſüchtige Traumleben, das ſelbſt in den leidenſchaftlich bewegteſten Dichtungen der Deutſchen beſtändig hervortritt. Menſchen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchſte Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erſtaunlichſten Sicherheit handhaben, dieſe begreifen nicht die Gefühlsweiſe eines Volkes, das nur ein Geſtern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das ſich der Vergangenheit beſtändig erinnert und die Zukunft beſtändig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu faſſen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten ſie uns Deutſche, die wir oft ſieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anflehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſammt allen Commentarien gründlich durchſtudiren und die lezten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte, mit einer Dedicazion an den König von Bayern . . .

„O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biß behüte mich, mein Herr und Heiland, Jeſu Chriſt, Amen!“

Vierter Brief.

Ich bin dieſen Morgen, liebſter Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling wirkt auf mich recht ſonderbar. Den Tag über bin ich betäubt und es ſchlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich ſo aufgeregt, daß ich erſt gegen Morgen einſchlafe, und dann umſchlingen mich die qualvoll entzückendſten Träume. O ſchmerzliches Glück, wie beängſtigend drückteſt du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Leidenſchaft mich aber dennoch heimlich beſeligt. Es war in ihrem Landhauſe, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die wilden Oleanderbäume das Balkonfenſter überragen. Das Fenſter war offen, und der helle Mond ſchien zu uns ins Zimmer herein und warf ſeine ſilbernen Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich ſo liebevoll umſchloſſen hielten. Wir ſchwiegen und dachten nur an unſer ſüßes Elend. An den Wänden bewegten ſich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer ſtärker dufteten. Draußen im Garten, erſt ferne, dann wieder nahe, ertönte eine Geige, lange, langſam gezogene Töne, jezt traurig, dann wieder gutmüthig heiter, manchmal wie wehmüthiges Schluchzen, mitunter auch grollend, aber immer lieblich, ſchön und wahr ... „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Bruder, welcher die Geige ſpielt.“ Aber bald ſchwieg draußen die Geige, und ſtatt ihrer vernahmen wir einer Flöte ſchmelzend verhallende Töne, und die klangen ſo bittend, ſo flehend, ſo verblutend, und es waren ſo geheimnißvolle Klagelaute, daß ſie einem die Seele mit wahnſinnigem Grauen erfüllten, daß man an die ſchauerlichſten Dinge denken mußte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Auferſtehung, an Thränen, die man nicht weinen kann . . . „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Mann, welcher die Flöte bläst.“

Theurer Freund, ſchlimmer noch als das Träumen iſt das Erwachen.

Wie glücklich ſind doch die Franzoſen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieſer Umſtand erklärt auch, warum ſie mit ſo wacher Sicherheit ihr Tagesgeſchäft verrichten und ſich nicht auf unklare, dämmernde Gedanken und Gefühle einlaſſen, in der Kunſt wie im Leben. In den Tragödien unſrer großen deutſchen Dichter ſpielt der Traum eine große Rolle, wovon franzöſiſche Trauerſpieldichter nicht die geringſte Ahnung haben. Ahnungen haben ſie überhaupt nicht. Was der Art in neueren franzöſiſchen Dichtungen zum Vorſchein kommt, iſt weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemeſſen, iſt nur den Deutſchen nachempfunden, ja am Ende vielleicht nur armſelig abgeſtohlen. Denn die Franzoſen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, ſie entwenden uns nicht bloß poetiſche Figuren und Bilder, Ideen und Anſichten, ſondern ſie ſtehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzuſtände, ſie begehen Gefühlsplagiate. Dieſes gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die Gemüthsfaſeleien der katholiſch-romantiſchen Schule aus der Schlegelzeit jezt nachheucheln.

Mit wenigen Ausnahmen, können alle Franzoſen ihre Erziehung nicht verläugnen; ſie ſind mehr oder weniger Materialiſten, je nachdem ſie mehr oder weniger jene franzöſiſche Erziehung genoſſen, die ein Produkt der materialiſtiſchen Philoſophie iſt. Daher iſt ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntniß durch Anſchauungen und das Aufgehen im angeſchauten Gegenſtande verſagt. Sie haben nur Reflexion, Paſſion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Andeutung ausſprechen, die zur Beurtheilung mancher deutſchen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität iſt ein Produkt des Materialismus. Der Materialiſt trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewußtſeyn, daß dennoch in der Welt nicht Alles Materie iſt; wenn ihm ſein kurzer Verſtand die Materialität aller Dinge noch ſo bündig demonſtrirt, ſo ſträubt ſich doch dagegen ſein Gefühl; es beſchleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfniß, in den Dingen auch etwas Urgeiſtiges anzuerkennen; und dieſes unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindſamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität iſt die Verzweiflung der Materie, die ſich ſelber nicht genügt und nach etwas Beſſerem, ins unbeſtimmte Gefühl hinausſchwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daß es eben die ſentimentalen Autoren waren, die zu Hauſe, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöst hatte, in den derbſten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der ſentimentale Ton, beſonders wenn er mit patriotiſchen, ſittlich religiöſen Bettelgedanken verbrämt iſt, gilt aber bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer ſchönen Seele!

Frankreich iſt das Land des Materialismus; er bekundet ſich in allen Erſcheinungen des hieſigen Lebens. Manche begabte Geiſter verſuchen zwar ſeine Wurzel auszugraben, aber dieſe Verſuche bringen noch größere Mißlichkeiten hervor. In den aufgelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren Gift den ſocialen Zuſtand Frankreichs auf's Unheilſamſte verſchlimmert.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im Mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeyns froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Banquette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die holden Gerichte, ſtürzen den ſüßen

Trank haſtig in den Schlund und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Holzſchnitt in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Israel vor dem Auszug aus Egypten das Paſchafeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der leztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie, wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs kozte ich ein Bischen über dieſes Bild, denn Nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffee trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches ſich ſanft hindurchziehen läßt, wie das Leben des Gerechten! Aber das iſt eine Idioſynkraſie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftſteller darf ſich nicht ſeiner Subjektivität ganz überlaſſen, er muß Alles ſchreiben können, und ſollte es ihm noch ſo übel dabei werden.

Das Leben eines Deutſchen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man ſagte: Das deutſche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zuſammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe ſeelenruhig herum ſchwimmt.

Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das franzöſiſche Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tauſend und abertauſend Fliegen hineingeſtürzt ſind, und die einen ſich auf den Rücken der andern emporzuſchwingen ſuchen, am Ende aber doch alle zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewußt, und dort, im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln, herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den ſocialen Zuſtand der Franzoſen, aus beſonderen Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie ſich aber die Verwickelung löſen wird, das vermag kein Menſch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer ſchrecklichen Cataſtrophe. Diejenigen, welche eine Revolution anfangen, ſind gewöhnlich ihre Opfer, und ſolches Schickſal trifft vielleicht Völker eben ſo gut, wie Individuen. Das franzöſiſche

Volk, welches die große Revolution Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte ſeines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das franzöſiſche Volk iſt die Katze, welche, ſie falle auch von der gefährlichſten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, ſondern unten gleich wieder auf den Beinen ſteht.

Eigentlich, liebſter Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhiſtoriſch richtig iſt, daß die Katzen immer auf die vier Pfoten fallen und ſich daher nie beſchädigen, wie ich als kleiner Junge einſt gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anſtellen, ſtieg mit unſerer Katze auf's Dach und warf ſie von dieſer Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Koſak an unſerem Hauſe vorbei, die arme Katze fiel juſt auf die Spitze ſeiner Lanze, und er ritt luſtig mit dem geſpießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr iſt, daß Katzen immer unbeſchädigt auf die Beine fallen, ſo müſſen ſie ſich doch in ſolchem Falle vor den Lanzen der Koſaken in Acht nehmen . . .

Fünfter Brief.

Mein Nachbar, der alte Grenadier, ſizt heute nachſinnend vor ſeiner Hausthür; manchmal beginnt er eins ſeiner alten bonapartiſtiſchen Lieder, doch die Stimme verſagt ihm vor innerer Bewegung; ſeine Augen ſind roth, und allem Anſchein nach hat der alte Kauz geweint.

Aber er war geſtern Abend bei Frankoni und hat dort die Schlacht bei Auſterlitz geſehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beſchäftigten ſeine Seele ſo übermächtig, daß er wie ſomnambul die ganze Nacht durchmarſchirte und zu ſeiner eigenen Verwunderung dieſen Morgen im Dorfe anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinandergeſezt, denn er war ſelber bei Auſterlitz, wo das Wetter ſo kalt geweſen, daß ihm die Flinte an den Fingern feſtfror; bei Frankoni hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er ſehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptetete er, daß die Cavallerie bei Auſterlitz keine ſo gut dreſſirte Schimmel beſeſſen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargeſtellt worden, wußte er nicht genau zu beurtheilen; denn bei Auſterlitz, wie bei jeder Schlacht, ſey der Pulverdampf ſo ſtark geweſen, daß man kaum ſah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Frankoni war aber, wie der Alte ſagte, ganz vortrefflich, und ſchlug ihm ſo angenehm auf die Bruſt, daß er dadurch von ſeinem Huſten geheilt ward. „Und der Kaiſer?“ fragte ich ihn. „Der Kaiſer,“ antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibte und lebte, in ſeiner grauen Kapote mit dem dreieckigen Hutchen, und das Herz pochte mir in der Bruſt. Ach, der Kaiſer,“ ſezte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in dieſem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und ſogar nach dem Tode muß ich für ihn ins Feuer gehen!“

Den lezten Zuſatz ſprach Nicon, ſo heißt der Alte, mit einem geheimnißvoll duſteren Tone, und ſchon mehrmals hatte ich von ihm die Aeußerung vernommen, daß er einſt für den Kaiſer in die Hölle käme. Als ich heute ernſthaft in ihn drang, mir dieſe räthſelhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entſetzliche Geſchichte:

Als Napoleon den Pabſt Pius VII. von Rom wegfuhren und nach dem hohen Bergſchloſſe von

Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Pabſte manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden ſeine Gemächer verlaſſen und ſich nach der Schloßkapelle begeben, wo er täglich ſelber Meſſe las. Wenn er dann durch den großen Saal ſchritt, wo die kaiſerlichen Grenadiere Wache hielten, ſtreckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere beſtimmten Befehl, den Ausgang der päbſtlichen Gemächer ſtrenger als vorher zu bewachen und dem Pabſt den Durchgang im großen Saale zu verſagen. Unglücklicherweiſe traf juſt Ricou das Loos, dieſen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, alſo erzkatholiſch war und in dem gefangenen Pabſte den Statthalter Chriſti verehrte. Der arme Ricou ſtand Schildwache vor den Gemächern des

Pabſtes, als dieſer, wie gewöhnlich, um in der Schloßkapelle Meſſe zu leſen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Conſigne erhalten, den heiligen Vater nicht durch zu laſſen. Vergebens ſuchten einige Prieſter, die ſich im Gefolge des Pabſtes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf ſich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Meſſe zu leſen ... Aber Ricou blieb unerſchütterlich, er berief ſich immer auf die Unmöglichkeit, ſeine Conſigne zu brechen, und als der Pabſt dennoch weiter ſchreiten wollte, rief er entſchloſſen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der ſtrenge Befehl wieder aufgehoben, und der Pabſt durfte, wie früherhin, um Meſſe zu leſen, den großen Saal durchwandern. Allen Anweſenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er ſeitdem immer mit ſtrengem Strafblicke anſah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die ſegnende Hand ausſtreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln“ — ſezte der alte Invalide hinzu, als er mir dieſe entſetzliche Geſchichte erzählte — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Conſigne, ich mußte dem Kaiſer gehorchen; und auf ſeinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott ſelber das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Ich habe dem armen Schelm verſichert, daß der Kaiſer für alle Sünden der großen Armee verantwortlich ſey, was ihm aber wenig ſchaden könne, da kein Teufel in der Hölle ſich unterſtehen würde, den Napoleon anzutaſten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geſchwätziger Begeiſterung, von der Herrlichkeit des Kaiſerreichs, der imperialen Zeit, wo Alles ſo goldſtrömend und blühend, ſtatt daß heut zu Tage die ganze Welt ſo welk und abgefärbt ausſieht.

War wirklich die Zeit des Kaiſerreichs in Frankreich ſo ſchön und beglückend, wie dieſe Bonapartiſten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Aecker lagen brach und die Menſchen wurden zur Schlachtbank geführt. Ueberall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht dieſen Bonapartiſten wie dem verſoffenen Bettler, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, ſo lange er nüchtern blieb, ſeine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, ſein Weib in Lumpen gehüllt und ſein Kind krank und hungrig war, daß aber, ſobald er einige Gläſer Branntwein getrunken, dieſes ganze Elend ſich plötzlich änderte, ſeine Hütte ſich in einen Palaſt verwandelte, ſein Weib wie eine gepuzte Prinzeſſin ausſah, und ſein Kind wie die wohlgenährteſte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob ſeiner ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Anſehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo ſehr berauſchte, daß ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge während der Kaiſerzeit nicht ſahen; und jezt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: Das würde ſich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer in vollen Zügen.

Wie dem aber auch ſey, nicht bloß die alten Bonapartiſten, ſondern auch die große Maſſe des Volks wiegt ſich gern in dieſen Illuſionen, und die Tage des Kaiſerreichs ſind die Poeſie dieſer Leute, eine Poeſie, die noch dazu Oppoſition bildet gegen die Geiſtesnüchternheit des ſiegenden Bürgerſtandes. Der Heroismus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine

Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſeyn, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudiren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da gibt es Couplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon ... oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt, am Ende des Stücks, als Deus ex machina! Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein

Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich habe ſogar den alten Fritz, **Frédéric le Grand**, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daß man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stucken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graziöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nämlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder abſingt. Dieſe Lezteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vogel ſangen ſie in den

Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch-ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort, auf dem dunklen Gemäuer, ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napoleon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg ... Wenn ſie nach St. Helena kamen, grüßten ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunklen Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſeyn wird, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jezt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Couſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen Dichter ſind jedoch ganz beſonders an dieſen Helden gewieſen, da das franzöſiſche Volk mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudaliſtiſchen und courtiſanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häßliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrſchergeſtalt, der einzige königliche Held iſt, woran das neue Frankreich ſein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich beyläufig angedeutet, daß der politiſche Zuſtand der Franzoſen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günſtig ſeyn kann. Wenn ſie geſchichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der lezten Bourbonen behandeln, ſo können ſie ſich des Einfluſſes eines gewiſſen Parteigeiſtes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann ſchon von vorn herein, ohne es zu wiſſen, eine modern-liberale Oppoſition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entſtehen Mißlaute, die einem Deutſchen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatſächlich gebrochen hat, und gar einem deutſchen Dichter, der in der Unparteilichkeit Goethe'ſcher Künſtlerweiſe auferzogen worden, aufs unangenehmſte ins Gemüth ſtechen. Die lezten Töne der Marſeillaiſe müſſen verhallen, ehe Autor und Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Conflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragiren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutiren, wenn man den

Söhnen auf dem Place de Grève das Haupt abgeſchlagen hat. So etwas trübt den reinen Theatergenuß. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daß man ihn antirevolutionärer Geſinnungen beſchuldigt. — „Was ſoll dieſes Ritterthum, dieſer phantaſtiſche Plunder?“ ruft dann der entrüſtete Republikaner, und er ſchreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit, zur Verführung des Volkes, zur Erweckung ariſtokratiſcher Sympathien, mit ſeinen Verſen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt ſich eine wahlverwandtſchaftliche Aehnlichkeit zwiſchen den franzöſiſchen Republikanern und den engliſchen Puritanern. Es knurret faſt derſelbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daß dieſen der religiöſe, jenen der politiſche Fanatismus die abſurdeſten Argumente leiht. Unter den Aktenſtucken aus der Cromwell'ſchen Periode gibt es eine Streitſchrift des beruhmten Puritaners Prynne, betitelt: **Histrio-mastix** (gebr. 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

There is scarce one devil in hell, hardly a notorios sin or sinner upon earth, either of modern or antient times, but hath some part or other in our stage-plays.

O, that our players, our play-hounters would now seriously consider, that the persons whose parts, whose sins they act and see, are aven then gelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, whiles they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! Oh, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish,

weeping and gnashing of teeth, the crys and shrieks that these wickednesses causes in hell, whiles they are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!

Sechster Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir iſt, als trüge ich dieſen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einſchläfert. Unwirſch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken ſie wieder ein und ſchnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwiſchen den ſchlummernden Gedanken umherſpringen, zeigen ſich ebenfalls nicht beſonders munter, und ſind vielmehr ſentimental und träge.

Iſt es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubungen verurſacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends ſchon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu ſeyn, genieße dann keinen geſunden Schlaf, der alle Glieder bindet, ſondern wälze mich die ganze Nacht in einem traumſüchtigen Halbſchlummer. In Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr von Tiſche, und dann rollten wir ins Theater. Der Dr. Dettmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch ſo einſchläfernd. Wir haben viel zuſammen gelacht und kritiſirt und mediſirt. Seyen Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntniß gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daß ich ſo oft ins Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Caprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avant-ſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avant-ſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Couliſſen vorgeht, hinter jenen Couliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetiſche Tragödie zu ſchauen iſt, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Comödiantentreiben hinter den Couliſſen hie und da ein Stück zum Vorſchein kömmt, ſo mahnt dergleichen an antike

Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italieniſcher Palazzos, wo in den Ausſchnittecken der großen hiſtoriſchen Gemälde lauter poſſirliche Arabesken, lachende Götterſpäße, Bacchanalien und Satyr=Idyllen angebracht ſind.

Das Theater Français beſuchte ich ſehr wenig; dieſes Haus hat für mich etwas Oedes, Unerfreuliches. Hier ſpuken noch die Geſpenſter der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier ſtäubt noch der Puder der klaſſiſchen Perücken. Daß man auf dieſem klaſſiſchen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daß man den Anforderungen des älteren und des jungeren Publikums, durch eine Miſchung des Klaſſiſchen und Romantiſchen entgegen kommt, daß man gleichſam ein tragiſches Juſte=milieu gebildet hat, das iſt am unerträglichſten. Dieſe franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnons und Talmas.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und ich liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die ſich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigſtens dieſen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo ſie vor der Loge des großen

Kaiſers und vor einem Parterre von Königen ſpielten. Dieſe Zeiten ſind vorbei, die alte Ariſtokratie iſt todt, und Napoleon iſt todt, und der Thron iſt nichts als ein gewöhnlicher Holzſtuhl, überzogen mit rothem Sammet, und heute herrſcht die Bourgeoiſie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe.

Ein Zwitterſtyl und eine Geſchmacksanarchie, wie ſie jetzt im Theater Français verwalten, iſt gräulich. Die meiſten Novatoren neigen ſich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie eben ſo verwerflich iſt wie die hohle Nachahmung des klaſſiſchen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitsſyſtem, den Ifflandianismus, der einſt in Deutſchland graſſirte, und von Weimar aus, beſonders durch den Einfluß von Schiller und Göthe, beſiegt wurde. Ein ſolches Natürlichkeitsſyſtem will ſich auch hier ausbreiten, und ſeine Anhänger eifern gegen metriſche Form und gemeſſenen Vortrag. Wenn erſtere nur in dem Alexandriner und lezterer nur in dem Zittergegröhle der älteren Periode beſtehen ſoll, ſo hätten dieſe Leute Recht, und die ſchlichte Proſa und der nüchternſte Geſellſchaftston wären erſprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muß alsdann untergehen. Dieſe fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Geſellſchaftston verſchiedene Deklamation. Ich möchte dergleichen faſt für alle dramatiſche Erzeugniſſe in Anſpruch nehmen. Wenigſtens ſey die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und ſie zeige daſſelbe in einer gewiſſen vornehmen Veredlung, die ſich, wenn auch nicht im Wortmaaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausſpricht. Denn das Theater iſt eine andere Welt, die von der unſrigen geſchieden iſt, wie die Scene von Parterre. Zwiſchen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orcheſter, die Muſik, und zieht ſich der Feuerſtreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem ſie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überſchritten, ſteht auf dem Theater als Poeſie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wohllaut der Muſik, und ſie iſt mährchenhaft angeſtrahlt von den geheimnißvollen Lampen. Das iſt ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem proſaiſchen Publikum ſehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher iſt als die gewöhnliche Natur; es iſt nämlich durch die Kunſt erhöhete, bis zur blühendſten Göttlichkeit geſteigerte Natur.

Die beſten Tragödiendichter der Franzoſen ſind noch immer Alexander Dúmas und Victor Hugo. Dieſen nenne ich zulezt, weil ſeine Wirkſamkeit für das Theater nicht ſo groß und erfolgreich iſt, obgleich er alle ſeine Zeitgenoſſen dieſſeits des Rheines an poetiſcher Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatiſche abſprechen, wie von Vielen geſchieht, die aus perfider Abſicht beſtändig ſeine lyriſche Größe preiſen. Er iſt ein Dichter und kommandirt die Poeſie in jeder Form. Seine Dramen ſind eben ſo lobenswerth wie ſeine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetoriſche als das Poetiſche, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Maſſe des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefſinnige Geſtaltungen, und pſychologiſche Feinheiten minder empfänglich iſt, als für pompöſe Phraſe, plumpes Gewieher der Leidenſchaft und Couliſſenreißerei. Lezteres heißt im franzöſiſchen Schauſpielerargot: brûler les planches.

Victor Hugo iſt überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach ſeinem vollen Werthe gefeiert. Deutſche Kritik und deutſche Unparteilichkeit weiß ſeine Verdienſte mit beſſerem Maaße zu meſſen, und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier ſteht ſeiner Anerkenntniß nicht bloß eine klägliche Kritikaſterei, ſondern auch die politiſche Parteiſucht im Wege. Die Carliſten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der ſeine Leyer, als ſie noch von den lezten Accorden des Salbungslieds Carls X vibrirte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzuſtimmen gewußt. Die Republikaner mißtrauen ſeinem Eifer für die Volksſache, und wittern in jeder Phraſe die verſteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unſichtbare Kirche der St. Simoniſten, die überall und nirgends, wie die chriſtliche Kirche vor Conſtantin, auch dieſe verwirft ihn; denn dieſe betrachtet die Kunſt als ein Prieſterthum und verlangt, daß jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Muſikers, Zeugniß gebe von ſeiner höheren Weihe, daß es ſeine heilige Sendung beurkunde, daß es die Begluckung und Verſchonerung des Menſchengeſchlechts bezwecke. Die Meiſterwerke Victor Hugos vertragen keinen ſolchen moraliſchen Maaßſtab, ja ſie ſundigen gegen alle jene großmuthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne ſie irrig, denn, wie Sie wiſſen, ich bin fur die Autonomie der Kunſt; weder der Religion, noch der Politik ſoll ſie als Magd dienen, ſie iſt ſich ſelber lezter Zweck, wie die Welt ſelbſt. Hier begegnen wir denſelben einſeitigen Vorwürfen, die ſchon Goethe von unſeren Frommen zu ertragen hatte, und wie dieſer muß auch Victor Hugo die unpaſſende Anklage hören, daß er keine Begeiſterung empfände fur das Ideale, daß er ohne moraliſchen Halt, daß er ein kaltherziger Egoiſt ſey u. ſ. w. Dazu kommt eine falſche Kritik, welche das Beſte, was wir an ihm loben müſſen, ſein Talent der ſinnlichen Geſtaltung, für einen Fehler erklärt, und ſie ſagen: es mangle ſeinen Schöpfungen die innerliche Poeſie, la poësie intime, Umriß und Farbe ſeyen ihm die Hauptſache, er gebe äußerlich faßbare Poeſie, er ſey materiell, kurz ſie tadeln an ihm eben die löblichſte Eigenſchaft, ſeinen Sinn für das Plaſtiſche.

Und dergleichen Unrecht geſchieht ihm nicht von den alten Claſſikern, die ihn nur mit ariſtoteliſchen Waffen befehdeten und längſt beſiegt ſind, ſondern von ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, einer Fraction der romantiſchen Schule, die ſich mit ihrem literariſchen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Faſt alle ſeine früheren Freunde ſind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu geſtehen, abgefallen durch ſeine eigene Schuld, verlezt durch jenen Egoismus, der bei der

Schöpfung von Meiſterwerken ſehr vortheilhaft, im geſellſchaftlichen Umgange aber ſehr nachtheilig wirkt. Sogar St. Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; ſogar St. Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einſt der getreueſte Schildknappe ſeines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Dafur öffentlich ausreitet, ein Panegyriſt vor ihm herläuft, welcher mit lauteſter Stimme beſtändig ſchreit: „ſeht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle andre ſind Ochſen, und nur dieſer iſt der rechte Büffel!“ ſo lief einſt St. Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn dieſer mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und ſtieß in die Poſaune und lobhudelte den Buffel der Poeſie. Dieſe Zeit iſt vorbei, St. Beuve feiert jetzt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der franzöſiſchen Literatur, die befreundeten Stimmen ſchweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in ſeiner Heimath nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen gefunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie, und er iſt voller geſchmackloſer Auswuchſe, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maaßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schriftſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände.

Alexander Dumas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſitzt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr als dieſer ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſirt mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, comödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gaskogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird verſtanden und applaudirt. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dumas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakespear und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Critik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber nichts iſt thörigter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtüzt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakeſpear. Nichts iſt thörigter als das Begehrniß, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen; das ſey Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr verwirft, daß ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite: ich aber, ſezt ſie triumphirend hinzu, ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dumas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nämlich abgefaßt von einem jener jungen Seiden, die blindlings den Befehlen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen

Direktoren mit demſelben aufs Innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuläugnen, und er glaubte ſeinem alten Freunde Dümas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſezt zu haben. In der Thal, über Dümas Renommee hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar nichts mehr dahinter erblicken. Aber ſeit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean“ iſt Dümas Renommee aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue ſein großes dramatiſches Talent.

Dieſes Stück, welches ſich gewiß auch die deutſche Bühne zugeeignet hat, iſt mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und ausgeführt, wie ich noch nie geſehen; da iſt ein Guß, eine Neuheit in den Mitteln, die ſich wie von ſelbſt darbieten, eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entſpringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen ſpricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dumas auch in Aeußerlichkeiten des Coſtüms und des Lokales ſich kleine Fehler zu Schulden kommen laſſen; in dem ganzen Gemälde herrſcht nichts deſto weniger eine erſchütternde Wahrheit: er verſezte mich im Geiſte wieder ganz zurück nach Alt-England, und den ſeligen Kean ſelber, den ich dort ſo oft ſah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu ſehen. Zu ſolcher Täuſchung hat freilich auch der Schauſpieler beigetragen, der die Rolle des Kean ſpielte, obgleich ſein Aeußeres, die impoſante Geſtalt von Frederic Lemaitre, ſo ſehr verſchieden war von der kleinen unterſezten Figur des ſeligen Kean.

Dieſer aber hatte dennoch etwas in ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wieder finde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exeptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall und dieſer iſt ebenfalls einer jener furchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſation trozt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir andere beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich, alles vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teufliſch göttlichen Gewalt, welche wir das Dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit und obgleich zehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylok, als Othello, Richard, Makbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakeſpearſchen Stücke erſchloß mir ſein Spiel das volle Verſtändniß. Da gabs Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Commentar von Franz Horn.

Siebenter Brief.

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach ſo rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitres, den andern großen Schauſpieler, deſſen ſich Paris zu erfreuen hat, mit Stillſchweigen überginge. Boccage genießt hier eines eben ſo glänzenden Ruhmes, und ſeine Perſönlichkeit iſt, wo nicht eben ſo merkwurdig, doch gewiß eben ſo intereſſant, wie die ſeines Collegen. Boccage iſt ein ſchöner, vornehmer Menſch, der ſich in den edelſten Formen bewegt. Er beſizt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegſame Stimme, die eben ſo gut des furchtbarſten Donners von Zorn und Grimm, als der hinſchmelzendſten Zärtlichkeit des Liebeflüſterns fähig iſt. In den wildeſten Ausbrüchen der Leidenſchaft bewahrt er eine Grazie, bewahrt er die Würde der Kunſt, und verſchmäht es, in rohe Natur überzuſchnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu dieſem Preiſe größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetiſche Schönheit entzücken. Dieſer iſt eine exceptionelle Natur, der von ſeiner dämoniſchen Gewalt mehr beſeſſen wird als er ſie ſelber beſitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; jener, Boccage, iſt nicht von anderen Menſchen organiſch verſchieden, ſondern unterſcheidet ſich von ihnen durch eine ausgebildetere Organiſation, er iſt nicht ein Zwittergeſchöpf von Ariel und Kaliban, ſondern er iſt ein harmoniſcher Menſch, eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge iſt nicht ſo bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, beſonders wenn er manchmal weltverhöhnend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironiſche Seufzer, die einem wie eine ſtählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daß man glauben ſollte er verblute nach innen. Wenn er ſich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, ſo wird einem zu Muthe, als ſpräche der Tod: es werde Finſterniß! Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all ſeinem ſüßen Zauber lächelt, dann iſt es, als ob in ſeinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, ſo erlaube ich mir, Ihnen über die Verſchiedenheit der Deklamation in den drei Königreichen der civiliſirten Welt, in England, Frankreich und Deutſchland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorſtellung engliſcher Tragödien zuerſt beiwohnte, iſt mir beſonders eine Geſtikulation aufgefallen, die mit der Geſtikulation der Pantomimenſpiele die größte Aehnlichkeit zeigte. Dieſes erſchien mir aber nicht als Unnatur, ſondern vielmehr als Uebertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen, trotz des carikirten Vortrags die Schönheit einer ſhakespearſchen Tragödie auf engliſchem Boden genießen konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort ſowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragiren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Iſt in England, wo die Schauſpielhäuſer ſo groß ſind, dieſes Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Iſt die oberwähnte carikirte Geſtikulation ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, indem der größte Theil der Zuſchauer in ſo großer Entfernung von der Bühne ſich befindet? Ich weiß nicht. Es herrſcht vielleicht auf dem engliſchen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darſtellung, und dieſem iſt die Uebertreibung beizumeſſen, die mir beſonders auffiel bei Schauſpielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen ſchreitend, nicht ſelten in die widerwärtigſten Mißlaute herabſtürzen, bei jungfräulichen Leidenſchaften, die ſich wie Trampelthiere gebärden. Der Umſtand, daß früherhin die Frauenzimmerrollen auf der engliſchen Bühne von Männern geſpielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamation der heutigen Schauſpielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Ueberlieferungen, nach Theatertraditionen, herſchreien.

Indeſſen, wie groß auch die Gebrechen ſind, womit die engliſche Deklamation behaftet iſt, ſo leiſtet ſie doch einen bedeutenden Erſatz durch die Innigkeit und Naivetät, die ſie zuweilen hervortreten läßt. Dieſe Eigenſchaften verdankt ſie der

Landesſprache, die eigentlich ein Dialekt iſt, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart beſitzt. Die franzöſiſche Sprache iſt vielmehr ein Produkt der Geſellſchaft und ſie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volks entſprungene und mit dem Herzblut deſſelben geſchwängerte Wortquelle gewähren kann. Dafür aber beſitzt die franzöſiſche Deklamation eine Grazie und Flüſſigkeit, die der engliſchen ganz fremd, ja unmöglich iſt. Die Rede iſt hier in Frankreich, durch das ſchwatzende Geſellſchaftsleben, während drei Jahrhunderten ſo rein filtrirt worden, daß ſie alle unedle Ausdrucke und unklare Wendungen, alles Trube und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieſeln, unwiederbringlich verloren hat. Die franzöſiſche Sprache, und alſo auch die franzöſiſche Deklamation, iſt, wie das Volk ſelber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewieſen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung iſt ihr verſchloſſen: ſie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieſer ſtammt ihre ſchöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich iſt ihr die Nacht mit dem blaſſen Mondſchein, den myſtiſchen Sternen, den ſüßen Träumen und ſchauerlichen Geſpenſtern.

Was aber das eigentliche Spiel der franzöſiſchen Schauſpieler betrifft, ſo überragen ſie ihre Collegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzoſen geborene Comödianten ſind. Das weiß ſich in alle Lebensrollen ſo leicht hineinzuſtudiren und immer ſo vortheilhaft zu drappiren, daß es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Comödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daß man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuiren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daß wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte Zettel, und dieſe Inſinuation nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilirende Staatsdiener, alte Dalners, rechtſchaffene Oberforſtmeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne.

Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen; man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daß ſie das Königthum, wo nicht verhaßt, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirect den Sinn für Republikanismus, und das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen ſind, ſo müßte die Republik Hamburg für ihre Schauſpieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufſchrift: den ſchlechten Comödianten das dankbare Vaterland!

Erinnern Sie ſich noch, lieber Lewald, des ſeligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im Don Carlos ſpielte, und immer ſeine Worte ganz langſam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel ſchnellte, dergeſtalt, daß ſie uns nur eine Sekunde lang zu Geſicht kamen?

Aber um nicht ungerecht zu ſeyn, muſſen wir eingeſtehen, daß es vornämlich an der deutſchen Sprache liegt, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Erſteren iſt ein Dialekt, die Sprache der Lezteren iſt ein Erzeugniß der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das eine noch das andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Bücherſprache, ein bodenloſes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Uebertreibung der Natur, Uebernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affectirter Tiradenton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden; beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein wäſſriges Geſinge zerſchmelzen. Doch wir wollen von deutſchen Schauſpielerinnen nichts Böſes ſagen, ſie ſind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänſe das Capitol gerettet, und dann giebt es auch ſo viel ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich ... ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenſter, auf dem Kirchhofe, los iſt.

... Bei den Knaben, die eben noch ſo friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte ſich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und ſie begannen ſich unter einander zu balgen. Ich mußte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, ſie mit Worten zu beſchwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz beſonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losſchlug. Als ich ihn frug: was hat dir das arme Kind gethan? ſah er mich großäugig an und ſtotterte: es iſt ja mein Bruder.

Auch in meinem Hauſe blüht heute nichts weniger als der ewige Friede. Auf dem Corridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopſtockſche Ode die Treppe herunter. Wirth und Wirthin zanken ſich, und Leztere macht ihrem armen Mann den Vorwurf, er ſey ein Verſchwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und ſie ſtürbe vor Kummer. Krank iſt ſie freilich, aber vor Geiz. Jeder Biſſen, den ihr Mann in den Mund ſteckt, bekömmt ihr ſchlecht. Und dann auch wenn ihr Mann ſeine Medizin einnimmt und etwas in den Flaſchen übrig läßt, pflegt ſie ſelber dieſe Reſte zu verſchlucken, damit kein Tropfen von der theuern Medizin verloren gehe, und davon wird ſie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und ſeines Handwerks ein Deutſcher, hat ſich aufs Land zurückgezogen um ſeine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Dieſe Ruhe findet er aber gewiß nur auf dem Grabe ſeiner Gattin. Deßhalb vielleicht hat er ſich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und ſchaut er ſo ſehnſuchtsvoll nach den Ruheſtätten der Abgeſchiedenen. Sein einziges Vergnügen beſteht in Tabak und Roſen, und von lezteren weiß er die ſchönſten Gattungen zu ziehen. Er hat dieſen Morgen einige Töpfe mit Roſenſtöcken in das Parterre vor meinem Fenſter eingepflanzt. Sie blühen wunderſchön. Aber, liebſter Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum dieſe Roſen nicht duften? Entweder haben dieſe Roſen den Schnupfen oder ich.

Achter Brief.

Ich habe im vorlezten Briefe die beiden Chorführer des franzöſiſchen Dramas beſprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexander Dumas, welche dieſen Winter auf den Theatern des Boulevards am meiſten florirten. Hier gabs drei Namen, die beſtändig im Munde des Volkes widerklangen, obgleich ſie bis jezt in der Literatrur unbekannt ſind. Es waren: Malleſile, Rougemont und Bouchardy. Von Erſterem hoffe ich das Beſte, er beſizt, ſo viel ich merke, große poetiſche Anlagen. Sie erinnern ſich vielleicht ſeiner „Sieben Infanten von Lara," jenes Greuelſtücks, das wir einſt an der Porte-Saint-Martin mit einander ſahen. Aus dieſem wüſten Miſchmaſch von Blut und Wuth traten manchmal wunderſchöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von romantiſcher Phantaſie und dramatiſchem Talente zeugten. Eine andere Tragödie von Mallefile, Glenarvon, iſt von noch größerer Bedeutung, da ſie weniger verworren und unklar, und eine Expoſition enthält, die erſchütternd ſchön und grandios. In beiden Stücken ſind die Rollen der ehebrecheriſchen Mutter vortrefflich beſetzt durch Mademoiſelle Georges, der ungeheuren, ſtrahlenden Fleiſchſonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Mallefile ein neues Stück, betitelt: der Alpenhirt, le paysan des alpes. Hier hat er ſich einer größeren Einfachheit befliſſen, aber auf Koſten des poetiſchen Gehalts. Das Stück iſt ſchwächer als ſeine früheren Tragödien. Wie in dieſen werden auch hier die ehelichen Schranken pathetiſch niedergeriſſen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete ſeine Renommée durch drei Schauſpiele, die in der kurzen Friſt von etwa ſechs Monaten hinter einander zum Vorſchein kamen und des größten Beifalls genoſſen. Das erſte hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière,“ ein ſchwaches Machwerk, worin viel Handlung iſt, die aber nicht überraſchend kühn oder natürlich ſich entfaltet, ſondern immer mühſam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, ſo wie auch die Leidenſchaft darin ihre Glut nur erheuchelt und innerlich träge und wurmkalt iſt. Das zweite Stück, betitelt „Leon“ iſt ſchon beſſer, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Vorſätzlichkeit leidet, ſo enthält es doch einige großartig erſchütternde Scenen. Vorige Woche ſah ich das dritte Stück, Eulalie Grangèr, ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfaſſer darin der Natur ſeines Talentes gehorcht, und die traurigen Wirrniſſe heutiger Geſellſchaft mit Verſtandesklarheit in einem ſchön eingerahmten Gemälde darſtellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, iſt bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beiſpielloſem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaspardo,“ iſt binnen fünf Monaten alle Tage geſpielt worden, und geht es in dieſem Zuge fort, ſo erlebt es einige hundert Vorſtellungen. Ehrlich geſagt, der Verſtand ſteht mir ſtill, wenn ich den lezten Gründen dieſes koloſſalen Beifalls nachſinne. Das Stück iſt mittelmäßig, wo nicht gar ganz ſchlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen ſtolpert, ſo daß ein Effekt dem anderen den Hals bricht. Der Gedanke, worin ſich der ganze Spektakel bewegt, iſt eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann ſich natürlich entwickeln und entfalten. Dieſes Aufeinanderthürmen von Stoff iſt zwar ſchon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfaſſer des Gaspardo hat ſie beide noch überboten. Indeſſen, das iſt Vorſatz, das iſt Prinzip, wie mir einige junge Dramaturgen verſichern, durch dieſes Zuſammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen, unterſcheidet ſich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klaſſikern, die in den geſchloſſenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung ſo ſtrenge hielten.

Haben dieſe Neuerer wirklich die Grenzen des franzöſiſchen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber dieſe franzöſiſchen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeiſter, welcher über die Enge des Gefängniſſes ſich beklagte, und um den Raum deſſelben zu erweitern kein beſſeres Mittel wußte, als daß er immer mehr und mehr Gefangene hineinſperrte, die aber, ſtatt die Kerkerwände auszudehnen, ſich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, daß auch in Gaspardo und Eulalie Grangèr, wie in allen dionyſiſchen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geſchlachtet wird.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn ſie auch dann und wann ein verdauliches Stück liefern, ſo zeigt ſich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzoſen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffaſſung. Auch habe ich nur die Stücke geſehen und gleich vergeſſen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Erſatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasverus in Suſa als Kämmerer dienten; ſie hießen: Mehuman, Bistha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben ſprach, und die ich in dieſen Briefen beſtändig im Sinne hatte, ſind die eigentlichen Volkstheater, welche an der Porte-Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang, in immer abſteigendem Werthe ſich aufgeſtellt haben. Ja, dieſe lokale Rangordnung iſt ganz richtig. Erſt kommt das Schauſpielhaus, welches den Namen der Porte-Saint-Martin führt, und für das Drama gewiß das beſte Theater von Paris iſt, die Werke von Hugo und Dumas am vortrefflichſten gibt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiſelle George und Boccage, beſitzt. Hierauf folgt das Ambigu-Comique, wo es ſchon mit Darſtellung und Darſtellern ſchlechter beſtellt iſt, aber noch immer das romantiſche Drama tragirt wird. Von da gelangen wir zu Frankoni, welche Bühne jedoch in dieſer Reihe nicht mitzurechnen iſt, da man dort mehr Pferde- als Menſchenſtücke aufführt. Dann kommt la Gaité, ein Theater, das unlängſt abgebrannt, aber jezt wieder aufgebaut iſt, und von außen wie von innen ſeinem heiteren Namen entſpricht. Das romantiſche Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in dieſem freundlichen Hauſe fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarſten Emotionen; aber hier wird doch ſchon mehr geſungen und gelacht, und das Vaudeville kommt ſchon mit ſeinem leichten Geträller zum Vorſchein. Daſſelbe iſt der Fall in dem daneben ſtehenden Theater les folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles gibt; aber ſchlecht iſt dieſes Theater nicht zu nennen, und ich habe dort manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen ſehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Sacqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerſt mittelmäßige und die miſerabelſten Singſpäße gibt, die endlich bei dem benachbarten Fünembülen, in die derbſten Poſſenreißereien ausarten. Hinter der Fünembülen, wo einer der vortrefflichſten Pierots, der berühmte Debureau, ſeine weißen Geſichter ſchneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazarry heißt, wo man ganz ſchlecht ſpielt, wo das Schlechte endlich ſeine Grenzen gefunden, wo die Kunſt mit Brettern zugenagelt iſt.

Während Ihrer Abweſenheit iſt zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende des Boulevards, bei der Baſtille, und heißt:

Théâtre de la porte Saint-Antoine. Es iſt in jeder Hinſicht hors de ligne, und man kann es weder ſeiner artiſtiſchen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangiren. Auch iſt es zu neu, als daß man über ſeinen Werth ſchon etwas Beſtimmtes ausſprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, ſind übrigens nicht ſchlecht. Unlängſt habe ich dort, in der Nachbarſchaft der Baſtille, ein Drama aufführen ſehen, welches den Namen dieſes Gefängniſſes trägt, und ſehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt die Gemahlin des Gouverneurs der Baſtille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Luſtſpiel ſah ich dort aufführen, welches den Titel führt: mariez vous donc! und die Schickſale eines Ehemanns veranſchaulichte, der keine vornehme Convenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem

Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausoppoſition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muß der Unglückliche endlich an der Barriere eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läßt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahüts zu variiren. So findet ihn ein Freund, und während der arme Mann, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angibt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es gibt nichts Schmerzlicheres, als der Contraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muß, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne, ſchneiden einem hier ironiſch gräßlich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuſchauer einſtimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all ſein Hab und Gut verſchluckt und endlich betteln gehn muß. Aber er bettelt höchſt humoriſtiſch. Er iſt ein dicker Faulwanſt mit einem rothverſoffenen Geſichte, und an einem Seile führt er einen räudigen, blinden Hund, welchen er ſeinen Beliſar nennt. Der Menſch, behauptet er, ſey undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menſchen ſo oft als getreue Führer dienten; er aber wolle dieſen Beſtien ihre Menſchenliebe vergelten, und er diene jezt als Führer ſeinem armen Beliſar, ſeinem blinden Hund.

Ich habe ſo herzlich gelacht, daß die Umſtehenden mich gewiß für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wiſſen Sie, was ein Chatouilleur iſt? Ich ſelber kenne die Bedeutung dieſes Wortes erſt ſeit Kurzem, und verdanke dieſe Belehrung meinem Barbier, deſſen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angeſtellt iſt. Er wird nämlich dafür bezahlt, daß er bei der Vorſtellung von Luſtſpielen, jedesmal wenn ein guter Witz geriſſen wird, laut lacht und die Lachluſt des Publikums aufreizt. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Amt, und der Succes von vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutſche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Vorlachers. Vorgähner beſitzen Sie dort gewiß genug. Aber es iſt nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und wie mir mein Barbier verſichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt ſchon ſeit fünfzehn Jahren, und brachte es darin zu einer ſolchen Virtuoſität, daß er nur einen einzigen ſeiner feineren, halbgedämpften, halbentſchlüpften Fiſtellaute anzuſchlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu laſſen. Er iſt ein Mann von Talent, ſetzte mein Barbier hinzu, und er verdient mehr Geld als ich; denn außerdem iſt er noch als Leidtragender bei den Pompes-Fünebres angeſtellt, und er hat des Morgens oft fünf bis ſechs Leichenzüge, wo er, in ſeiner rabenſchwarzen Trauerkleidung mit weißem Taſchentuch und betrübtem Geſichte, ſo weinerlich ausſehen kann, daß man ſchwören ſollte, er folge dem Sarge ſeines eignen Vaters.

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Reſpekt vor dieſer Vielſeitigkeit, doch wäre ich auch derſelben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Aemter dieſes Mannes übernehmen. Denken Sie ſich, wie ſchrecklich es iſt, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben ſeinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne einem froh ins Herz lacht, ſchon gleich eine Leichenbittermine vorzunehmen, und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeſchiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und deſſen Tod einem nur erfreulich ſeyn kann, weil er dem Leidtragenden ſieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man ſechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todtmüde und ſterbensverdrießlich und ernſthaft iſt, ſoll man noch den ganzen Abend lachen über alle ſchlechten Witze, die man ſchon ſo oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Geſichte, mit jeder Muskel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blaſirtes Parterre zum Mitgelächter zu ſtimuliren . . . Das iſt entſetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich ſeyn.

Neunter Brief.

Aber was iſt die Muſik? Dieſe Frage hat mich geſtern Abend vor dem Einſchlafen Stundenlang beſchäftigt. Es hat mit der Muſik eine wunderliche Bewandtniß; ich möchte ſagen, ſie iſt ein Wunder. Sie ſteht zwiſchen Gedanken und Erſcheinung; als dämmernde Vermittlerin ſteht ſie zwiſchen Geiſt und Materie; ſie iſt Beiden verwandt und doch von Beiden verſchieden: ſie iſt Geiſt, aber Geiſt, welcher eines Zeitmaaßes bedarf; ſie iſt Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wiſſen nicht, was Muſik iſt. Aber was gute Muſik iſt, das wiſſen wir, und noch beſſer wiſſen wir, was ſchlechte Muſik iſt; denn von Lezterer iſt uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die muſikaliſche Kritik kann ſich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe ſtützen; ſie ſollte die muſikaliſchen Werke nur nach ihren Aehnlichkeiten klaſſificiren und den Eindruck, den ſie auf die Geſammtheit hervorgebracht, als Maaßſtab annehmen.

Nichts iſt unzulänglicher als das Theoretiſiren in der Muſik; hier gibt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze, aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palett und Pinſel nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung, es läßt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monsieur Fetis, oder von ſeinem Sohne, Monsieur Foetus, wo a priori, aus lezten Gründen, einem muſikaliſchen Werke ſein Werth ab- oder zuraiſonnirt wird. Dergleichen Kritiken, abgefaßt in einem gewiſſen Argot und geſpickt mit techniſchen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, ſondern nur den executirenden Künſtlern bekannt ſind, geben jenem leeren Gewäſche ein gewiſſes Anſehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Detmold, in Beziehung auf die Malerei, ein Handbuch geſchrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunſtkennerſchaft gelangt, ſo ſollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Muſik ſchreiben, und, durch ein ironiſches Vokabular der muſikaliſchen Kritikphraſen und des Orcheſterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Foetus ein Ende machen. Die beſte Muſikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweiſt, hörte ich voriges Jahr in Marſeille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Roſſini oder Meyerbeer der größere Meiſter ſey, disputirten. Sobald der Eine dem Italiener die höchſte Vortrefflichkeit zuſprach, opponirte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, ſondern er trillerte einige beſonders ſchöne Melodien aus Robert le Diable. Hierauf wußte der Erſtere nicht ſchlagender zu repartiren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere de Siviglia entgegenſang, und ſo trieben ſie es Beide während der ganzen Tiſchzeit; ſtatt eines lärmenden Austauſches von nichtsſagenden Redensarten gaben ſie uns die köſtlichſte Tafelmuſik, und am Ende mußte ich geſtehen, daß man über

Muſik entweder gar nicht oder nur auf dieſe realiſtiſche Weiſe disputiren ſollte.

Sie merken, theurer Freund, daß ich Sie mit keinen herkömmlichen Phraſen in Betreff der Oper beläſtigen werde. Doch bei Beſprechung der franzöſiſchen Bühne kann ich leztere nicht ganz unerwähnt laſſen. Auch keine vergleichende Diskuſſion über Roſſini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weiſe, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beſchränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkoſten des Anderen. Wenn ich mit Erſterem vielleicht mehr noch als mit Lezterem ſympathiſire, ſo iſt das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntniß größeren Werthes. Vielleicht ſind es eben Untugende, welche manchen entſprechenden Untugenden in mir ſelber ſo wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumige Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde, ich mußte gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten . . . Aber ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewiſſe Abgeſchiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroß auch noch ſo rüſtig tummelte und mit dem Schwert auch noch ſo gnadenlos auf die Feinde einhieb, ſo erfaßte mich doch nie das Fieber oder die Luſt, oder die Angſt der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daß die Gedanken anderortig verweilten, während ich im dichteſten Gedränge des Parteikriegs mich herumſchlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem ſolchen Menſchen muß Roſſini beſſer zuſagen als Meyerbeer, und doch zu gewiſſen Zeiten wird er der Muſik des Lezteren, wo nicht ſich ganz hingeben, doch gewiß enthuſiaſtiſch huldigen. Denn auf den Wogen Roſſiniſcher Muſik ſchaukeln ſich am behaglichſten die individuellen Freuden und Leiden des Menſchen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnſucht, Eiferſucht und Schmollen, Alles iſt hier das iſolirte Gefühl eines Einzelnen. Charakteriſtiſch iſt daher in der Muſik Roſſini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines iſolirten Empfindens iſt. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrſchaft der Harmonie; in dem Strome der harmoniſchen Maſſen verklingen, ja erſäufen die Melodien, wie die beſonderen Empfindungen des einzelnen Menſchen untergehen in dem Geſammtgefühl eines ganzen Volkes, und in dieſe harmoniſchen Ströme ſtürzt ſich gern unſre Seele, wenn ſie von den Leiden und Freuden des ganzen Menſchengeſchlechts erfaßt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Geſellſchaft. Meyerbeers Muſik iſt mehr ſocial als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwieſpalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in ſeiner Muſik wieder findet, feiert ihre eigene Leidenſchaft und Begeiſterung, während ſie dem großen Maeſtro applaudirt. Roſſini's Muſik war angemeſſener für die Zeit der Reſtauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuſchungen, bei den blaſirten Menſchen der Sinn für ihre großen Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen mußte, und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Roſſini während der Revolution und dem Empire ſeine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotiſcher, moderantiſtiſcher Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiß nicht als Capellmeiſter angeſtellt bei der großen Armee, wo er einer Geſammtbegeiſterung bedurfte . . . Armer Schwan von Peſaro! der galliſche Hahn und der kaiſerliche Adler hätten dich vielleicht zerriſſen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein ſtiller See, an deſſen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konnteſt, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Reſtauration war Roſſini's Triumphzeit, und ſogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und ſich nicht mehr um das Schickſal der Völker bekümmerten, lauſchten ihm mit Entzücken. Die Juliusrevolution hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert le Diable oder gar der Hugenotten harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen, und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

Dieſes iſt vielleicht der lezte Grund jenes unerhörten, koloſſalen Beifalls, deſſen ſich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er iſt der Mann ſeiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuariſch auf's Schild gehoben, und proklamirt ſeine Herrſchaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es iſt eben keine behagliche Poſition, ſolcher Weiſe im Triumph getragen zu werden: durch Ungeſchick oder Ungeſchicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar ſtark beſchädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar beſudeln, wenn ſie aus ſchmutzigen Händen kommen; und die Ueberlaſt der Lorbeeren kann Einem gewiß viel Angſtſchweiß auspreſſen . . . Roſſini, wenn er ſolchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironiſch mit ſeinen feinen, italieniſchen Lippen, und er klagt dann über ſeinen ſchlechten Magen, der ſich täglich verſchlimmere, ſo daß er gar Nichts mehr eſſen könne.

Das iſt hart, denn Roſſini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer iſt juſt das Gegentheil; wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo iſt er auch in ſeinen Genüſſen die Beſcheidenheit ſelbſt. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tiſch. Als ich einſt à la fortune du pot bei ihm ſpeiſen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gerichte Stockfiſche, welches ſein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, ſchon geſpeiſt zu haben.

Manche haben behauptet, er ſey geizig. Dieſes iſt nicht der Fall. Er iſt nur geizig in Ausgaben, die ſeine Perſon betreffen. Für Andere iſt er die Freigebigkeit ſelbſt, und beſonders unglückliche Landsleute haben ſich derſelben bis zum Mißrauch erfreut. Wohlthätigkeit in eine Haustugend der Meyerbeer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, welcher ich alle Hulfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Dieſe

Frau iſt aber auch die glücklichſte Mutter, die es auf dieſer Welt giebt. Ueberall umklingt ſie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo ſie geht und ſteht, flattern ihr einige Fetzen ſeiner Muſik um die Ohren, überall glänzt ihr ſein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum ſeine Begeiſterung für Giacomo in dem brauſendſten Beifall ausſpricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte nur Eine Mutter, die ihr zu vergleichen wäre, das iſt die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten ihren Sohn kanoniſirt ſah, und in der Kirche, nebſt Tauſenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer ſchreibt jezt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegen ſehe. Die Entfaltung dieſes Genius iſt für mich ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel. Mit Intereſſe folge ich den Phaſen ſeines muſikaliſchen, wie ſeines perſönlichen Lebens, und beobachtete die Wechſelwirkungen, die zwiſchen ihm und ſeinem europäiſchen Publikum ſtattfinden. Es ſind jezt zehn Jahre, daß ich ihm zuerſt in Berlin begegnete, zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marr, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die, während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozarts betrachtete, beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte. Der Enthuſiasmus für Sebaſtian Bach ſollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, ſondern auch die Reputation von Roſſini vernichten, den die Regence am meiſten fürchtete und alſo auch am meiſten haßte.

Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Roſſini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewiſſen Herablaſſung, mit einer leutſeligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jezt herzlich lachen muß. Der Roſſinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeers; er war noch weit entfernt von der Ehre, um ſeiner ſelbſt willen angefeindet zu werden. Er enthielt ſich auch wohlweislich aller Anſprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthuſiasmus ich jüngſt in Italien ſeinen Cruciato aufführen ſehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und ſagte: „Sie compromittiren ſich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach!"

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachahmer der Italiener geworden. Der Mißmuth gegen den feuchtkalten, verſtandeswizigen, farbloſen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entſprang nach Italien, genoß fröhlich ſeines Lebens, ergab ſich dort ganz ſeinen Privatgefühlen, und componirte dort jene köſtlichen Opern, worin der Roſſinismus mit der ſüßeſten Uebertreibung geſteigert iſt; hier iſt das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch ſtärkeren Wohldüften parfümirt. Das war die glücklichſte Zeit Meyerbeers; er ſchrieb im vergnügten Rauſche der italieniſchen Sinnenluſt, und im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlands ward in ihm wach: während er unter welſchen Myrthen lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds; — es ging ihm vielleicht gar wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann . . . Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt, Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloß ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat, und die, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto unauslöſchlicher in ihrem Herzen, die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem Werke, das während den Wehen jener Revolution ſeinem Geiſte entſproſſen, mit Robert le Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beſtändig mit ſich ſelber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moraliſchen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die ſich zwiſchen Tugend und Laſter ſo qualvoll unruhig bewegte, in Beſtrebungen und Hinderniſſen ſich aufrieb, und nicht immer genug Kraft beſaß, den Anfechtungen Satans zu widerſtehen! Ich liebe keineswegs dieſe Oper, dieſes Meiſterwerk der Zagheit, ich ſage der Zagheit, nicht bloß in Betreff des Stoffes, ſondern auch der Exekution, indem der Componiſt ſeinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, ſich dem ganzen Willen deſſelben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, ſtatt ihr unerſchrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängſtliches Genie genannt; es mangelte ihm der ſiegreiche Glaube an ſich ſelbſt, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinſte Tadel erſchreckte ihn, er ſchmeichelte allen Launen des Publikums, und gab links und rechts die eifrigſten Poignées de main, als habe er auch in der Muſik die Volksſouverainität anerkannt und begründe ſein Regiment auf Stimmenmehrheit, im Gegenſatze zu Roſſini, der als König von Gottes Gnade im Reiche der Tonkunſt abſolut herrſchte. Dieſe Ängſtlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlaſſen; er iſt noch immer beſorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert le Diable bewirkte glücklicherweiſe, daß er von jener Sorge nicht beläſtigt wird, während er arbeitet, daß er mit weit mehr Sicherheit componirt, daß er den großen Willen ſeiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten läßt. Und mit dieſer erweiterten Geiſtesfreiheit ſchrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verſchwunden, der innere Selbſtkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, deſſen koloſſale Geſtaltung uns in Erſtaunen ſezt. Erſt durch dieſes Werk gewann Meyerbeer ſein unſterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geiſterſtadt, im himmliſchen Jeruſalem der Kunſt. In den Hugenotten offenbart ſich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerſchrockenen Linien zeichnete er hier ſeinen ganzen Gedanken, und Alles, was ſeine Bruſt bewegte, wagte er auszuſprechen in ungezügelten Tönen.

Was dieſes Werk ganz beſonders auszeichnet, iſt das Gleichmaaß, das zwiſchen dem Enthuſiasmus und der artiſtiſchen Vollendung ſtattfindet, oder, um mich beſſer auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſeyn ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſacen und Arabeſken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugniß geben. Rieſe in der Conception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Compoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale zu Amiens ſtand, und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete, und mich endlich frug: wie es komme, daß wir heut zu Tage keine ſolchen Bauwerke mehr zu Stande bringen? antwortete ich ihm: „Theurer Alphonſe, die Menſchen in jener alten Zeit hatten Ueberzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um ſo einen gothiſchen Dom aufzurichten.“

Das iſt es. Meyerbeer iſt ein Mann der Ueberzeugung. Dieſes bezieht ſich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Geſellſchaft, obgleich auch in dieſem Betracht bei Meyerbeer die Geſinnungen feſter begründet ſtehen, als bei anderen Künſtlern. Meyerbeer, den die Fürſten dieſer Erde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überſchütten, und der auch für dieſe Auszeichnungen ſo viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Bruſt, welches für die heiligſten Intereſſen der Menſchheit glüht, und unumwunden geſteht er ſeinen Cultus für die Helden der Revolution. Es iſt ein Glück für ihn, daß manche nordiſchen Behörden keine Muſik verſtehen, ſie würden ſonſt in den Hugenotten nicht bloß einen Parteikampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch ſind ſeine Ueberzeugungen nicht eigentlich politiſcher und noch weniger religiöſer Art. Die eigentliche Religion Meyerbeers iſt die Religion Mozarts, Glucks, Beethovens, es iſt die Muſik; nur an dieſe glaubt er, nur in dieſem Glauben findet er ſeine Seligkeit und lebt er mit einer Ueberzeugung, die den Ueberzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich iſt an Tiefe, Leidenſchaft und Ausdauer. Ja, ich möchte ſagen, er iſt Apoſtel dieſer Religion. Wie mit apoſtoliſchem Eifer und Drang behandelt er Alles, was ſeine Muſik betrifft. Während andere Künſtler zufrieden ſind, wenn ſie etwas Schönes geſchaffen haben, ja nicht ſelten alles Intereſſe für ihr Werk verlieren, ſobald es fertig iſt: ſo beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erſt nach der Entbindung, er gibt ſich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung ſeines Geiſtes ſich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von ſeiner Muſik erbaut wird, bis ſeine Oper in alle Herzen die Gefühle gegoſſen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menſchheit kommunizirt hat. Wie der Apoſtel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen achtet, ſo wird auch Meyerbeer, erfährt er, daß irgend Jemand ſeine Muſik verläugnet, ihm unermüdlich nachſtellen, bis er ihn zu ſich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und ſey es auch die unbedeutendſte Feuilletoniſtenſeele, iſt ihm dann lieber als die ganze

Heerde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Muſik iſt die Ueberzeugung von Meyerbeer, und das iſt vielleicht der Grund aller jener Aengſtlichkeiten und Bekümmerniſſe, die der große Meiſter ſo oft an den Tag legt, und die uns nicht ſelten ein Lächeln entlocken. Man muß ihn ſehen, wenn er eine neue Oper einſtudirt; er iſt dann der Plagegeiſt aller Muſiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er ſich ganz zufrieden geben, ein einziger falſcher Ton im Orcheſter iſt ihm ein Dolchſtich, woran er zu ſterben glaubt. Dieſe Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrauſch empfangen worden. Er ängſtigt ſich dann noch immer, und ich glaube, er gibt ſich nicht eher zufrieden, als bis einige tauſend Menſchen, die ſeine Oper gehört und bewundert haben, geſtorben und begraben ſind; bei dieſen wenigſtens hat er keinen Abfall zu befürchten, dieſe Seelen ſind ihm ſicher. An den Tagen, wo ſeine Oper gegeben wird, kann es ihm der liebe Gott nie recht machen; regnet es und iſt es kalt, ſo fürchtet er, daß Mademoiſelle Falcon den Schnupfen bekomme, iſt hingegen der Abend hell und warm, ſo fürchtet er, daß das ſchöne Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer ſtehen möchte. Nichts iſt der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn ſeine Muſik endlich gedruckt wird, die Correktur beſorgt; dieſe unermüdliche Verbeſſerungsſucht während der Correktur iſt bei den Pariſer Künſtlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daß ihm die Muſik über Alles theuer iſt, theurer gewiß als ſein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beſchwor ich Meyerbeer, ſo ſchleunig als möglich abzureiſen; aber er hatte noch für einige Tage Ge-

Sache, die er nicht hintenan ſetzen konnte, er hatte mit einem Italiener das italieniſche Libretto für Robert le Diable zu arrangiren.

Weit mehr als Robert le Diable ſind die Hugenotten ein Werk der Ueberzeugung, ſowohl in Hinſicht des Inhalts als der Form. Wie ich ſchon bemerkt habe, während die große Menge vom Inhalt hingeriſſen wird, bewundert der ſtillere Betrachter die ungeheuren Fortſchritte der Kunſt, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausſpruch der competenteſten Richter müſſen jetzt alle Muſiker, die für die Oper ſchreiben wollen, vorher die Hugenotten ſtudiren. In der Inſtrumentation hat es Meyerbeer am weiteſten gebracht. Unerhört iſt die Behandlung der Chöre, die ſich hier wie Individuen ausſprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan gibt es gewiß keine größere Erſcheinung im Reiche der Tonkunſt, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erſchütternde Scene der Schwerterweihe, der eingeſegneten Mordluſt, noch ein Duo geſezt iſt, das jenen erſten Effekt noch überbietet; ein koloſſales Wagniß, das man dem ängſtlichen Genie kaum zutrauen ſollte, deſſen Gelingen aber eben ſo ſehr unſer Entzücken wie unſere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß Meyerbeer dieſe Aufgabe nicht durch Kunſtmittel gelöst hat, ſondern durch Naturmittel, indem jenes famoſe Duo eine Reihe von Gefühlen ausſpricht, die vielleicht nie, oder wenigſtens nie mit ſolcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildeſten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß nie bei einer Muſik mein Herz ſo ſtürmiſch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, daß ich aber dieſem Akte und ſeinen Aufregungen gern aus dem Wege gehe und mit weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieſer iſt ein Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantiſchen Luſtſpielen von Shakeſpeare, vielleicht aber noch mehr dem Amynta von Taſſo ähnlich iſt. In der That, unter den Roſen der Freude lauſcht darin eine ſanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es iſt mehr die Sehnſucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit ſelbſt, es iſt kein herzliches Lachen, ſondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank iſt und von Geſundheit nur träumen kann. Wie kommt es, daß ein Künſtler, dem von der Wiege an alle blutſaugenden Lebens-Sorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schooße des Reichthums, gehätſchelt von der ganzen Familie, die allen ſeinen Neigungen bereitwillig, ja enthuſiaſtiſch fröhnte, weit mehr als irgend ein ſterblicher Künſtler zum

Glück berechtigt war, — wie kommt es, daß Dieſer dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus ſeiner Muſik entgegenſeufzen und ſchluchzen? Denn was er nicht ſelber empfindet, kann der Muſiker nicht ſo gewaltig, nicht ſo erſchütternd ausſprechen. Es iſt ſonderbar, daß der Künſtler, deſſen materielle Bedürfniſſe befriedigt ſind, deſto unleidlicher von moraliſchen Drangſalen heimgeſucht wird! Aber das iſt ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künſtlers ſeine idealſten Freuden verdankt. Der Künſtler iſt jenes Kind, wovon das Volksmährchen erzählt, daß ſeine Thränen lauter Perlen ſind. Ach! die böſe Stiefmutter, die Welt, ſchlägt das arme Kind um ſo unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert le Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieſer Vorwurf beruht auf einem

Irrthum. „Vor lauter Wald ſieht man die Bäume nicht." Die Melodie iſt hier der Harmonie untergeordnet, und bereits, bei einer Vergleichung mit der Muſik Roſſini's, worin das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, habe ich angedeutet, daß es dieſe Vorherrſchaft der Harmonie iſt, welche die Muſik von Meyerbeer als eine menſchheitlich bewegte, geſellſchaftlich moderne Muſik charakteriſirt. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen dieſe Melodien nicht ſtörſam ſchroff, ich möchte ſagen egoiſtiſch, hervortreten, ſie dürfen nur dem Ganzen dienen, ſie ſind disciplinirt, ſtatt daß bei den Italienern die Melodien iſolirt, ich möchte faſt ſagen außergeſetzlich, ſich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat ſchlägt ſich in einer großen Schlacht eben ſo gut, wie der Calabreſe, der einſame Raubheld, deſſen perſönliche Tapferkeit uns weniger überraſchen wurde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih und Glied, ſich ſchlüge. Ich will einer Vorherrſchaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienſt nicht abſprechen, aber bemerken muß ich, als eine Folge derſelben ſehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Enſemble der Oper, gegen die Oper als geſchloſſenes Kunſtwerk, die ſich ſo naiv äußert, daß man in den Logen, während keine Bravourpartien geſungen werden, Geſellſchaft empfängt, ungenirt plaudert, wo nicht gar Karten ſpielt.

Die Vorherrſchaft der Harmonie in den Meyerbeerſchen Schöpfungen iſt vielleicht eine nothwendige Folge ſeiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erſcheinungen umfaſſenden Bildung. Zu ſeiner Erziehung wurden Schätze verwendet und ſein Geiſt war empfänglich; er ward früh eingeweiht in allen Wiſſenſchaften und unterſcheidet ſich auch hierdurch von den meiſten

Muſikern, deren glänzende Ignoranz einigermaßen verzeihlich, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, ſich außerhalb ihres Faches große Kenntniſſe zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur und die Schule der Welt gab ihm die höchſte Entwicklung; er gehört zu jener geringen Zahl Deutſcher, die ſelbſt Frankreich als Muſter der Urbanität anerkennen mußte. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zuſammenfinden und ſicheren Sinnes geſtalten wollte. Aber ob nicht was an Weite der Auffaſſung und Klarheit des Ueberblicks gewonnen ward, an anderen Eigenſchaften verloren ging, das iſt eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künſtler jene ſcharfe Accentuation, jene ſchroffe Färbung, jene Urſprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen ſo ſehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft und die kleine Blanka hat Recht. Dieſes etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die ſie auf der Straße ſpielen ſieht, und äußerte ſich jüngſt folgendermaßen: „Welch ein Unglück, daß ich gebildete Eltern habe! Ich muß von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und ſtill ſitzen und artig ſeyn, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und ſich amuſiren können!“

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer beſizt die Academie royale de musique wenige Tondichter, von welchen es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet ſich die franzöſiſche Oper in der reichſten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, ſie erfreut ſich täglich einer guten Recette. Dieſer Zuſtand des Gedeihens begann vor ſechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, deſſen Prinzipien ſeitdem von dem neuen Direktor, Herrn Düponchel, mit demſelben Erfolg angewendet werden. Ich ſage Prinzipien, denn in der That, Herr Veron hatte Prinzipien, Reſultate ſeines Nachdenkens in der Kunſt und Wiſſenſchaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Mixtur für den Huſten erfunden hat, ſo erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Muſik. Er hatte nämlich an ſich ſelber bemerkt, daß ein Schauſpiel von Frankoni ihm mehr Vergnügen machte als die beſte Oper; er überzeugte ſich, daß der größte Theil des Publikums von denſelben Empfindungen beſeelt ſey, daß die meiſten Leute aus Convenienz in die große Oper gehen, und nur dann ſich dort ergötzen, wenn ſchöne Dekorationen, Koſtüme und Tänze ſo ſehr ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, daß ſie die fatale Muſik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schauluſt der Leute in ſo hohem Grade zu befriedigen, daß die Muſik ſie gar nicht mehr geniren kann, daß ſie in der großen Oper daſſelbe Vergnügen finden wie bei Franconi. Der große Veron und das große Publikum verſtanden ſich: Jener wußte die Muſik unſchädlich zu machen und gab unter dem Titel „Oper" nichts als Pracht- und Spektakelſtücke; dieſes, das Publikum, konnte mit ſeinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor langer Weile zu ſterben. Amerika war entdeckt, das Ei ſtand auf der Spitze, das Opernhaus füllte ſich täglich, Franconi ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron iſt ſeitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Muſik; er hat den Tempel der Göttin verſchönert, aber ſie ſelbſt zur Thür hinausgeſchmiſſen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und dieſe iſt jezt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundſätzen ſeines Vorgängers, obgleich er zu der Perſönlichkeit deſſelben den ergötzlich ſchroffſten Contraſt bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals geſehen? Im Caffe de Paris oder auf dem Boulevard Coblence iſt ſie Ihnen gewiß manchmal aufgefallen, dieſe feiſte carikirte Figur, mit dem ſchief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Cravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, ganz vergraben iſt, ſo daß das rothe, lebensluſtige Geſicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorſchein kommt. In dem Bewußtſeyn ſeiner Menſchenkenntniß und ſeines Gelingens, wälzt er ſich ſo behaglich, ſo inſolent behaglich einher, umgeben von einem Hofſtaate junger, mitunter auch ältlicher Dandys der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder ſchönen Figurantinnen regalirt. Es iſt der Gott des Materialismus, und ſein geiſtverhöhnender Blick ſchnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete.

Herr Düponchel iſt ein hagerer, gelbblaſſer Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm ausſieht, immer triſt, eine Leichenbittermine, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpetuel. Nach ſeiner äußeren Erſcheinung würde man ihn eher für den Aufſeher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnert mich immer an den melancholiſchen Hofnarren Ludwigs XIII. Dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt iſt jetzt Maître de plaisir der Pariſer, und ich möchte ihn manchmal belauſchen, wenn er, einſam in ſeiner Behauſung, auf neue Späße ſinnt, womit er ſeinen Souverän, das franzöſiſche Publikum, ergötzen ſoll, wenn er wehmüthig-närriſch das trübe Haupt ſchüttelt, und das rothe Buch ergreift, um nachzuſehen, ob die Taglioni . . .

Sie ſehen mich verwundert an? Ja, das iſt ein kurioſes Buch, deſſen Bedeutung ſehr ſchwer mit anſtändigen Worten zu erklären ſeyn möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verſtändlich machen. Wiſſen Sie, was der Schnupfen der Sängerinnen iſt? Ich höre Sie ſeufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die lezte Probe iſt überſtanden, die Oper iſt ſchon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima Donna und erklärt, daß ſie nicht ſingen könne, denn ſie habe den Schnupfen. Da iſt nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daß die Vorſtellung der Veſtalin, wegen Unpäßlichkeit der Mademoiſelle Schnaps, nicht ſtattfinden könne und ſtatt deſſen Rochus Pumpernickel aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es nichts, wenn ſie den Schnupfen anſagten, er hinderte ſie ja nicht am Tanzen, und ſie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatiſchen Erfindung, womit dieſe ſich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor, einen Leidenstag verſchaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott daſſelbe Qualrecht, und dieſer, ein Freund des Ballets, wie alle Monarchen, begabte ſie mit einer Unpäßlichkeit, die, an ſich ſelber harmlos, ſie dennoch verhindert öffentlich zu pirouettiren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat ſie eben ſo gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beſte Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünſchte ſich oft zu allen Teufeln, wenn die Sylphide gegeben werden ſollte, und die Taglioni ihm meldete, ſie könne heute keine Flugel und keine Trikothoſen anziehen und nicht auftreten, denn ſie habe den tanzenden Schnupfen… Der große Veron, in ſeiner tiefſinnigen Weiſe, entdeckte, daß der tanzende Schnupfen ſich von dem ſingenden Schnupfen der Sängerinnen durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit unterſcheide, und ſeine jedesmalige Erſcheinung lange voraus berechnet werden könne: denn der liebe Gott, ordnungsliebend, wie er iſt, gab den Tänzerinnen eine Unpäßlichkeit, die im Zuſammenhang mit den Geſetzen der Aſtronomie, der Phyſik, der Hydraulik, kurz des ganzen Univerſums ſteht und folglich kalkulable iſt; der Schnupfen der Sängerinnen hingegen iſt eine Privaterfindung, eine Erfindung der Weiberlaune, und folglich inkalkulable. In dieſem Umſtand der Berechenbarkeit der periodiſchen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens ſuchte der große Veron eine Abhülfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derſelben den ihrigen bekam, ward das Datum dieſes Ereigniſſes in ein beſonderes Buch genau aufgezeichnet, und das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Düponchell in Händen hielt, und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſirt, iſt gewiß von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und wie in den Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Academie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müſſiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italieniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall winken . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, eine Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Concerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außerordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires. Einige Privatſoireen auf der Rue de Bondy, und beſonders die Concerte von Berlioz und Liſzt. Die beiden letzteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die Erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem

Leben Benvenutos Cellini, der Guß des Perſeus. Man erwartet außerordentliches, da dieſer Componiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Aehnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daß er ſeine ungeheure, antedeluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felswand, ſich erhoben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſtenmale vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conſervatoire de Muſique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin- und herflattert, oder von einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodirt wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Componiſten, welcher ſich, am äuſſerſten Ende des Saales, in einem Winkel des Orcheſters befand, und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avant-ſcene," ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miß Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbens verliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören." In der That, in der Avant-ſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Coventgarden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedesmal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miß Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchläger im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der Avant-ſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Liſzt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß deſſen Muſik am beſten zu exekutiren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher. Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haß als zur Liebe. Was am beſten für Lißt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulation, und mehr noch als die Intereſſen ſeiner Kunſt, intereſſiren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Löſung der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne St. Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen oder vielmehr vaporiſtiſchen Gedanken von Ballanche, jetzt ſchwärmt er für die republikaniſchkatholiſchen Lehren eines La Mennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat... Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daß ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfniß fühlt ſich um alle Bedürfniſſe der Menſchheit zu bekümmern, und gern die Naſe in alle Töpfe ſteckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daß Franz Lißt kein ſtiller Klavierſpieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen ſeyn kann, das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn er am Fortepiano ſitzt und ſich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgeſtrichen hat, und zu improviſiren beginnt, dann ſtürmt er nicht ſelten allzutoll über die elfenbeinernen Taſten, und es erklingt eine Wildniß von himmelhohen Gedanken, wozwiſchen hie und da die ſüßeſten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängſtigt und beſeligt wird, aber doch noch mehr beängſtigt.

Ich geſtehe es Ihnen, wie ſehr ich auch Lißt liebe, ſo wirkt doch ſeine Muſik nicht angenehm auf mein Gemüth, um ſo mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Geſpenſter auch ſehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wiſſen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anſchlägt, auch die entſprechende Klangfigur in meinem Geiſte aufſteigt, kurz, da die Muſik meinem innern Auge ſichtbar wird. Noch zittert mir der Verſtand im Kopfe, bei der Erinnerung des Concertes, worin ich Lißt zuletzt ſpielen hörte. Es war im Concerte für die unglücklichen Italiener, im Hotel jener ſchönen, edlen und leidenden Fürſtin, welche ihr leibliches und ihr geiſtiges Vaterland, Italien und den Himmel, ſo ſchön repräſentirt . . . (Sie haben ſie gewiß in Paris geſehen, die ideale Geſtalt, welche dennoch nur das Geſtändniß iſt, worin die heiligſte Engelſeele eingekerkert worden . . . Aber dieſer Kerker iſt ſo ſchön, daß jeder wie verzaubert davor ſtehen bleibt und ihn anſtaunt) . . . Es war im Concerte zum Beſten der unglücklichen Italiener, wo ich Lißt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf ſchwören, er variirte einige Themata aus der Apokalypſe. Anfangs konnte ich ſie nicht ganz deutlich ſehen, die vier myſtiſchen Thiere, ich hörte nur ihre Stimme, beſonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochſen mit dem Buch in der Hand ſah ich ganz genau. Am beſten ſpielte er das Thal Joſaphat. Es waren Schranken wie bei einem

Turnier, und als Zuſchauer um den ungeheuren Raum drängten ſich die auferſtandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerſt galoppirte Satan in die Schranken, ſchwarzgeharniſcht, auf einem milchweißen Schimmel. Langſam ritt hinter ihm her der Tod, auf ſeinem fahlen Pferde. Endlich erſchien Chriſtus, in goldener Rüſtung, auf einem ſchwarzen Roß, und mit ſeiner heiligen Lanze ſtach er erſt Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuſchauer jauchzten … Stürmiſchen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Lißt, welcher ermüdet das Clavier verließ, ſich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönſten zog jenes melancholiſch-ſüße Lächeln . . .

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit nicht eines Pianiſten erwähnen wollte, der neben Lißt am meiſten gefeiert wird. Es iſt Chopin, der nicht bloß als Virtuoſe durch techniſche Vollendung glänzt, ſondern auch als Componiſt das Höchſte leiſtet. Das iſt ein Menſch vom erſten Range. Chopin iſt der Liebling jener Elite, die in der Muſik die höchſten Geiſtesgenüſſe ſucht, Sein Ruhm iſt ariſtokratiſcher Art, er iſt parfumirt von den Lobſpruchen der guten Geſellſchaft, er iſt vornehm wie ſeine Perſon.

Chopin iſt von franzöſiſchen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil ſeiner Erziehung in Deutſchland genoſſen. Dieſe Einfluſſe dreier Nationalitäten machen ſeine Perſönlichkeit zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung; er hat ſich nämlich das Beſte angeeignet, wodurch ſich die drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm ſeinen chevaleresken Sinn und ſeinen geſchichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm ſeine leichte Anmuth, ſeine Grazie, Deutſchland gab ihm den romantiſchen Tiefſinn … Die Natur aber gab ihm eine zierliche, ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt, das edelſte Herz und das Genie. Ja, dem Chopin muß man Genie zuſprechen, in der vollen Bedeutung des Worts; er iſt nicht bloß Virtuoſe, er iſt auch Poet, er kann uns die Poeſie, die in ſeiner Seele lebt, zur Anſchauung bringen, er iſt Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verſchafft, wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt. Er iſt alsdann weder Pole, noch Franzoſe, noch Deutſcher, er verräth dann einen weit höheren Urſprung, man merkt alsdann, er ſtammt aus dem Lande Mozarts, Raffaels, Goethes, ſein wahres Vaterland iſt das Traumreich der Poeſie. Wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt, iſt es mir, als beſuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die kurioſeſten Dinge, die, während meiner Abweſenheit dort paſſirt ſind ... Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie gehts der ſchönen Nixe, die ihren ſilbernen Schleier ſo kokett um die grünen Locken zu binden wußte? Verfolgt ſie noch immer der weißbärtige Meergott mit ſeiner närriſch abgeſtandenen Liebe? Sind bei uns die Roſen noch immer ſo flammenſtolz? Singen die Bäume noch immer ſo ſchön im Mondſchein? . . .

Ach! es iſt ſchon lange her, daß ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor wie der fliegende Holländer und ſeine Schiffsgenoſſen, die auf den kalten Wellen ewig geſchaukelt werden, und vergebens zurückverlangen nach den ſtillen Kayen, Tulpen, Myfrawen, Thonpfeifen und Porzellantaſſen von Holland ... Amſterdam! Amſterdam! wann kommen wir wieder nach Amſterdam! ſeufzen ſie im Sturm, während die Heulwinde ſie beſtändig hin und her ſchleudern auf den verdammten Wogen ihrer Waſſerhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Capitain des verwünſchten Schiffes einſt ſagte: komme ich jemals zurück nach Amſterdam, ſo will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daß ich jemals die Stadt wieder verließe! Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, liebſter Freund, daß dieſe Briefe Sie froh und heiter antreffen, im roſigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimath längſt verſtorben ſind!

H. Heine's

romantiſche Schule.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Gutzkow, K., Novellen. 2 Theile. 8 3 Rthlr. — Gr.
— — öffentliche Charaktere. 1r. Bd. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Heine, Reiſebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 7 Rthlr. — Gr.
— — H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — der Salon. 2 Bde. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.
— — franzöſiſche Zuſtände, 8. 2 Rthlr. — Gr.
— — Kahldorf, über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Gorgona. Bilder aus d. franzöſiſchen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.
— — Przebracki der ruſſ. Polizeiſpion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 16 Gr.
— — Graf Lewzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 12 Gr.
Maltitz, Freiherr G. A. von, Pfefferkörner im Geſchmack der Zeit, ernſter und ſatyriſcher Gattung. 4 Hefte, 12. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — der alte Student. Schauſpiel. 8. — Rthl. 12 Gr.
— — Olivier Cromwell oder die Republikaner. Hiſtor. Drama in 4 Akten. 8. 1 Rthlr. — Gr.
— — das Pasquill. Schauſpiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Raupach, E., dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 1r — 4r Band. 8. 6 Rthlr. 16 Gr.
— — desgl. ernſter Gattung, 1r — 4r. Band. 8. 6 Rthlr. — Gr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Starklof, L., Alma. 2 Thle. 8. 3 Rthlr. — Gr.
— — Prinz Leo. Eine phantaſtiſch-tragiſche Hof- und Staats-Action. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Wienbarg, Dr L., Aeſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Wanderungen d. d. Thierkreis. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die
romantiſche Schule

von

H. Heine.

Hamburg,
bey Hoffmann und Campe.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Den beträchtlichſten Theil dieſer Blätter, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt und an Franzoſen gerichtet ſind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutſcher Verſion, unter dem Titel „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland", dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel „Die romantiſche Schule" verdienen; denn ich glaube, daß es dem Leſer die Hauptmomente der literariſchen Bewegung, den jene Schule hervorgebracht, aufs getreuſamſte veranſchaulichen kann.

Es war meine Abſicht, auch die ſpätere Periode unſerer Literatur in ähnlicher Form zu beſprechen; aber dringendere Beſchäftigungen und äußere Verhältniſſe erlaubten mir nicht unmittelbar ans Werk zu gehen. Ueberhaupt iſt die Art der Behandlung und die Weiſe der Herausgabe bey meinen letzten Geiſteserzeugniſſen immer von zeitlichen Umſtänden bedingt geweſen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ als einen zweiten Theil des „Salon“ publiziren müſſen; und doch ſollte dieſe Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutſche Literatur bilden. Ein beſonderes Mißgeſchick, das mich bey dieſem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits, durch die Tagespreſſe, zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte mein Buch eigenmächtig verſtümmelt zu haben, hat dieſer Beſchuldigung, durch daſſelbe Organ, widerſprochen; er erklärte jene Verſtümmelung für das

Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben iſt. —

Geſchrieben zu Paris, im Herbſt 1835.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

BIBLIOTHECA

MÜNCHEN

Frau von Staëls Werk **de l'Allemagne** iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben mit dem Tode Goethes beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſey auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſey zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte: „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.“

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evoluzionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „goetheſchen Kunſtperiode“, mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem goetheſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine

Fortſetzung des Frau v. Staëlſchen **de l'Allemagne** ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau v. Staël, glorreichen Andenkens, hat hier, in der Form eines Buches, gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing, und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten: da iſt das Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in direktem Widerſpruche ſind: da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daß ſie außer den unbewußten, auch noch bewußte Partheilichkeiten ausübt, daß ſie, durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondiren will. Ihr Buch **de l'Allemagne** gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tazitus, der vielleicht ebenfalls, durch ſeine Apologie der Deutſchen, eine indirekte Satyre gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau v. Staël huldigte und deren Tendenzen ſie beförderte: ſo meinte ich die romantiſche

Schule. Daß dieſe in Deutſchland ganz etwas anderes war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben, manifeſtirt hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. Ich weiß nicht ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, nemlich Hammer, Zange, Nägel, u. ſ. w. abkonterfeyt ſieht, eine Blume die durchaus nicht häßlich, ſondern nur geſpenſtiſch iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen, die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. In ſolcher Hinſicht wäre dieſe Blume das geeignetſte Symbol für das Chriſtenthum ſelbſt, deſſen ſchauerlichſter Reitz eben in der Wolluſt des Schmerzes beſteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Chriſtenthum nur den römiſchen Katholizismus verſteht, ſo muß ich doch beſonders bevorworten, daß ich nur von letzterem ſpreche. Ich ſpreche von jener Religion in deren erſten Dogmen eine Verdammniß alles Fleiſches enthalten iſt, und die dem Geiſte nicht bloß eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſeyn die Hypokriſie ſich ausbilden mußte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindiziren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgarten, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualiſmus jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphynx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch läugnen wir hier den Nutzen, den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaction gegen den grauenhaft koloſſalen Materialiſmus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pièces justificatives der franzöſiſchen Revoluzion bilden; wie uns der Terroriſmus eines Comité du salut public als nothwendige Arzney erſcheint, wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft geleſen: ſo erkennt man auch die Heilſamkeit des ascetiſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher die man als pièces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daß es wohl der chriſtlichen Disziplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genußfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinirte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Ueberreiz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosphoros wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen

Spiritualiſmus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualiſmus beſcheerte, ſich an dem ſiegenden Feinde rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, ſo liſtig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daß Helm und Harniſch ſeinen welkenden Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualiſmus wirkte heilſam auf die übergeſunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civilikazion. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat, durch große geniale Inſtituzionen, die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.

Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt und das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſifiziren.

Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſeyn; denn letztere exiſtirten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz chriſtlich; denn, wenn die heilige Poeſie auch ausſchließlich das jüdiſche Volk, welches für das allein heilige galt, und deſſen Geſchichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Teſtamentes, die Legende, kurz die Kirche beſang, ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat,“ ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno“ für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus in's Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von den erſteren wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem

Altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in Barlaam und Joſaphat die höchſte Einfachheit, nirgens iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang mageren, ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgeſang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutſchen Gemälden, das Beiwerk faſt zur Hauptſache und trotz der grandioſen Anlage iſt doch das Einzelne aufs Kleinlichſte ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Conzeption eines Rieſen oder die Geduld eines Zwergs bewundern ſoll. Ottfrieds Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poeſie zu rühmen pflegt, iſt lange nicht ſo ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poeſie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerſt den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrſcht noch die ganze vorchriſtliche Denk- und Gefühlsweiſe, da iſt die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da ſtehen noch, wie Steinbilder, die ſtarren Kämpen des Nordens, und das ſanfte Licht und der ſittige Athem des Chriſtenthums dringt noch nicht durch die eiſernen Rüſtungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermaniſchen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt und es entſteht ein lichter Kampfplatz, wo der Chriſt mit dem Heiden kämpft: und dieſes ſehen wir im Sagenkreis Karls des Großen, worin ſich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abſpiegeln. Nun aber, aus der chriſtlich ſpiritualiſirten Kraft, entfaltet ſich die eigenthümlichſte Erſcheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das ſich endlich noch ſublimirt als ein geiſtliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, ſehen wir am anmuthigſten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Courtoiſie und die abentheuerlichſte Kampfluſt herrſcht. Aus den ſüß närriſchen Arabesken und phantaſtiſchen Blumengebilden dieſer Gedichte grüßen uns der köſtliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben dieſem Sagenkreis ſehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral" worin das geiſtliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioſeſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier ſtehen wir der romantiſchen Poeſie gleichſam perſönlich gegenüber, wir ſchauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und ſie umſtrickt uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Endlich ſehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem chriſtlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieſer ſogar frondirt wird, wo der Dichter ſich den Ketten der abſtrakten chriſtlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig ſich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es iſt eben nicht der ſchlechteſte Dichter, der uns das Hauptwerk dieſer Richtung, Triſtan und Iſolde, hinterlaſſen hat. Ja, ich muß geſtehen, Gottfried von Straßburg, der Verfaſſer dieſes ſchönſten Gedichts des Mittelalters, iſt vielleicht auch deſſen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceska da Polenta und ihr ſchöner Freund mußten theuer dafür büßen, daß ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daß ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antique Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nemlich die Künſtler ſollen ihren Stoff immer plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſeyn, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, eben ſo wie in der antiquen Kunſt, die Hauptſache ſeyn. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiquen Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odyſſeus gar nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftigerweiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen.

Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſeyn mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem tradizioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerley ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Ueberſchwengliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Ausgeburthen der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die rezitirenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen mußten: ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen.

Daher in Skulptur und Malerei jene abſcheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heiligen, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchief-fromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll, ſo erfaßt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaßbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mußten auch ſie, die Maler, mit den widerwärtigſten Leidensgeſtalten die ſeufzende Leinwand belaſten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldeſammlung betrachtet und nichts als Blutſcenen, Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht, ſo ſollte man glauben die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Gallerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiener wußten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen, und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſey hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schooß des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne **Dame du Comptoir** der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtazionen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daß man ſie für ausgeſchnitzelt, daß man ſie für brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte: dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wußte, daß er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daß ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht.

Aber die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholizismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand allmählich die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen ſteckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel ſchützte ſie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeſchichte iſt nicht jedes Ereigniß die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereigniſſe bedingen ſich vielmehr wechſelſeitig. Keineswegs bloß durch die griechiſchen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigrirt, iſt die Liebe für das Griechenthum und die Sucht es nachzuahmen bei uns allgemein geworden: ſondern auch in der Kunſt wie im Leben regte ſich ein gleichzeitiger Proteſtantismus; Leo X., der prächtige Medizäer, war ein eben ſo eifriger Proteſtant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nympfengeſichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtirenden Gegenſatz zu dem altdüſtern, abgehärmten Katholizismus? Die Maler Italiens polemiſirten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, das iſt alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frey, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit, aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten beſangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neuklaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet: ſo gewann hier jene neu-klaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluß des großen Königs verbreitete ſich dieſe neu-klaſſiſche Poeſie im übrigen Europa; in Italien, wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Colorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Verſaille unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Godſched, jene große Alongeperücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeſchmacktheit jener Nachahmungen des franzöſiſchen Theaters, das ſelbſt wieder dem griechiſchen nachgeahmt ſchien. Aber nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſeine eignen Kunſtwerke, ward er der Stifter der neuern deutſchen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geiſtes, alle Seiten des Lebens, verfolgte dieſer Mann mit Enthuſiasmus und Uneigennützigkeit. Kunſt, Theologie, Alterthumswiſſenſchaft, Dichtkunſt, Theaterkritik, Geſchichte, alles trieb er mit demſelben Eifer und zu demſelben Zwecke. In allen ſeinen Werken lebt dieſelbe große ſociale Idee, dieſelbe fortſchreitende Humanität, dieſelbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Meſſias wir noch erwarten. Dieſe Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüſte. Und dann fehlte ihm auch die Kunſt, den Stein in Brod zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Armuth und Drangſal; das iſt ein Fluch, der faſt auf allen großen Geiſtern der Deutſchen laſtet. — Mehr als man ahnte war Leſſing auch politiſch bewegt, eine Eigenſchaft die wir bei ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht finden; wir merken jetzt erſt, was er mit der Schilderung des Duodezdeſpotiſmus in Emilia Galotti gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geiſtesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn ſeine theologiſchen Schriften verſtand man ſchon beſſer. Die

Fragmente „über Erziehung des Menſchengeſchlechts“ welche Eugène Rodrigue ins Franzöſiſche überſetzt hat, können vielleicht den Franzoſen von der umfaſſenden Weite des Leſſingſchen Geiſtes einen Begriff geben. Die beiden kritiſchen Schriften welche den meiſten Einfluß auf die Kunſt ausgeübt, ſind ſeine „hamburgiſche Dramaturgie“ und ſein „Lackoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.“ Seine ausgezeichneten Theaterſtücke ſind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weiſe.

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren zu Camenz in der Lauſitz den 22ſten Januar 1729, und ſtarb zu Braunſchweig den 15ten Febr. 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit ſeiner Polemik das Alte zerſtörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit ſelber etwas Neues und Beſſeres ſchuf; er glich, ſagt ein deutſcher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshauſe weiter bauten. Es iſt hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Leſſing ſagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeſchichte derjenige Schriftſteller iſt, den ich am meiſten liebe. Noch eines anderen Schriftſtellers, der in demſelben Geiſte und zu demſelben Zwecke wirkte und Leſſings nächſter Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; ſeine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeſchichte einen ganz einſamen Platz einnimmt und ſein Verhältniß zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahr 1803.

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue wo jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. Wenn ich da unter ſo vielen unbedeutenden Leichen den Leſſing oder den Herder ſehe mit ihren erhabenen Menſchengeſichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne Euch flüchtig die blaſſen Lippen zu küſſen!

Wenn aber Leſſing die Nachahmerei des franzöſiſchen Aftergriechenthums gar mächtig zerſtörte, ſo hat er doch ſelbſt, eben durch ſeine Hinweiſung auf die wirklichen Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums gewiſſermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorſchub geleiſtet. Durch ſeine Bekämpfung des religiöſen Aberglaubens beförderte er ſogar die nüchterne Aufklärungsſucht, die ſich zu Berlin breit machte, und im ſeligen Nikolay ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere bließ ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſey. Sein Götz von Berlichingen und ſein Werther waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den Götz und den Werther hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der Götz war ein dramatiſirter Ritterroman und dieſe Gattung liebte man damals. In dem Werther ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings, der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen, und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt geworden, ſeinen Lebensüberdruß geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buche noch mehr Beſprechung; einige Narren verfielen auf die Idee ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todt zu ſchießen; das Buch machte, durch ſeinen Stoff, einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Rammler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gerants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die ſchlegelſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſings, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproduzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlt ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man fabelt mancherlei von dem Einfluß des Fichteſchen Idealismus und der Schellingſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichteſchen und Schellingſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, er ſey noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den Poeten ihrer Schule beſtellten, keine feſte Theorie angeben konnten, ſo erſetzten ſie dieſen Mangel dadurch, daß ſie die beſten Kunſtwerke der Vergangenheit als Muſter anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Ueberſetzung des Shakespears, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre. Auch wurde dieſe Ueberſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen, zu einer Zeit als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmirt hatte. Später, als dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakespear angeprieſen; denn bei jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten, Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Comödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſchen Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet, mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der Andacht zum Kreuz, oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im ſtandhaften Prinzen; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man folgendes erzählt: ſie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelexir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elexir enthielt, ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks, nicht blos wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël ſo ſehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütirt, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme Euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman „Sternbalds Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen Unbeholfenheit kund giebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wiſſen, kaum einmahl von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graziöſe, als daß man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muß ſich dieſe altitalieniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitalieniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres, wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaß jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem, wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmahl einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprüchwort, und wahrlich nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum, zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten wie das Deutſche, und mehr noch als der traurige Zuſtand worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrſchaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer beſiegten Fürſten, die ſie zu den Füßen Napoleons kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muß, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adliger Wachskerzen auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden; wie wir ſolches, mit hinlänglicher Rührung, in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübniß fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hülfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen

Heerſchaaren war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden. —

In der Periode, wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles deutſch Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirirte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirirte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich germaniſch chriſtlich romantiſche Schule, die „neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt“. Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Uebertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaction gegen die brutale Herrſchaft des imperial römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaction gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholiſch feudaliſtiſchen

Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nemlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daß ſie in ihrer kunſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daß der Glauben in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fiëſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das unerklärbar Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten: dieſe entſchloſſen ſich zu derſelben Hyppokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakulöſe Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti, mit der Milch ſeiner Eſelin, die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schooß der alleinſeligmachenden römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Klemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schooße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſchaarenweis das evangeliſche Glaubensbekenntniß und die Vernunft abſchworen, war weit größer.

Wenn man nun ſah wie dieſe jungen Leute vor der römiſch katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten: da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher, mit den ſüßen Tönen der Romantik, die deutſche Jugend ſo verderblich zu verlocken wußte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entſtand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geiſtesfreiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland.

Ich habe Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche bekenne, keiner Partheilichkeit für letztere beſchuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Partheilichkeit habe ich Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; und in der That, es beſteht in Deutſchland ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden. Auf jeden Fall ſind ſie beide verwandt und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der proteſtantiſchen Kirche manche fatale Engſinnigkeit vorwirft, ſo muß man doch zu ihrem unſterblichen Ruhme bekennen: indem durch ſie die freie Forſchung in der chriſtlichen Religion erlaubt und die Geiſter vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forſchung überhaupt in Deutſchland Wurzel ſchlagen und die Wiſſenſchaft ſich ſelbſtſtändig entwickeln können. Die deutſche Philoſophie, obgleich ſie ſich jetzt neben die proteſtantiſche Kirche ſtellt, ja ſich über ſie heben will, iſt doch immer nur ihre Tochter; als ſolche iſt ſie immer in Betreff der Mutter zu einer ſchonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandſchaftsintereſſen verlangten es, daß ſie ſich verbündeten, als ſie beide von der gemeinſchaftlichen Feindin, von dem Jeſuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der proteſtantiſchen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben ſich zu gleicher Zeit gegen die Reſtauratoren des Katholizismus; und wie ſich von ſelbſt verſteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Intereſſen der Philoſophie oder der proteſtantiſchen Kirche, ſondern für die Intereſſen der bürgerlichen Freiheit beſorgt waren, traten ebenfalls zu dieſer Oppoſition. Aber in Deutſchland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphiloſophen und Theologen, und es iſt immer dieſelbe Idee der Freiheit wofür ſie kämpfen, ſie mögen nun ein rein politiſches, oder ein philoſophiſches oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es wenige, denen das deutſche Volk, in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung, mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht, nach Leſſing, der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daß ich nicht allzukärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahr 1751, im Mecklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernachläſſigte ſie als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen beiden, gab Unterricht um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten, und lebte arm, frugal und arbeitſam bis in ſein fünf und ſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorbeer, und ſpöttelten viel über den altmodiſchen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadouren, ſo ſomnambüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Luzinde, wie fatal mußte er ihm ſeyn, dieſer nüchterne Voß mit ſeiner keuſchen Luiſe und ſeinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie ſo ehrlich gemeint hat wie ſein Bruder, der konnte ſchon mit dem alten Voß viel beſſer harmoniren, und es beſtand zwiſchen beiden eigentlich nur eine Ueberſetzer-Rivalität, die übrigens für die deutſche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte ſchon vor Entſtehung der neuen Schule den Homer überſetzt, jetzt überſetzte er, mit unerhörtem Fleiß, auch die übrigen heidniſchen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die chriſtlichen Dichter der romantiſch katholiſchen Zeit überſetzte. Beider Arbeiten wurden beſtimmt durch die verſteckt polemiſche Abſicht: Voß wollte die klaſſiſche Poeſie und Denkweiſe durch ſeine Ueberſetzungen befördern; während Herr A. W. Schlegel die chriſtlich-romantiſchen Dichter in guten Ueberſetzungen dem Publikum, zur Nachahmung und Bildung, zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte ſich ſogar in den Sprachformen beider Ueberſetzer. Während Herr Schlegel immer ſüßlicher und zimperlicher ſeine Worte glättete, wurde Voß in ſeinen Ueberſetzungen immer herber und derber, die ſpäteren ſind durch die hineingefeilten Rauhheiten faſt unausſprechbar: ſo daß, wenn man auf dem blank polirten, ſchlüpfrigen Mahagoni-Parquet der ſchlegelſchen Verſe leicht ausglitſchte, ſo ſtolperte man eben ſo leicht über die verſifizirten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich, aus Rivalität, wollte letzterer auch den Shakespear überſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Ueberſetzung mißlang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll: da iſt Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, das iſt die Kraft womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein mißgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutſcher Schriftſteller welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevallereske, alle Courtoiſie, alle Graziöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch, in ſeinen Sitten und Weiſen, viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen, ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir als ſähe ich den alten einäugigen Odin ſelbſt, der ſeine Aſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Catechismus einſtudirt, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter ins Deutſche überſetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stollberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stollberg, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutſchland, vielleicht minder durch ſeine poetiſche Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutſchen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann, von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetiſche Schule ſtifteten. Ich empfehle den franzöſiſchen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu leſen, worin Johann Heinrich Voß das idylliſche Zuſammenleben des Dichterbundes geſchildert, wozu er und Fritz Stollberg gehörten. Dieſe beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterſchaar. Als nun Fritz Stollberg mit Eclat zur katholiſchen Kirche überging und Vernunft und Freiheitsliebe abſchwor, und ein Beförderer des Obſcurantismus wurde, und durch ſein vornehmes Beiſpiel gar viele Schwächlinge nachlockte: da trat Johann Heinrich Voß, der alte ſiebzigjährige Mann, dem eben ſo alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und ſchrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?“ Er analiſirte darin deſſen ganzes Leben, und zeigte: wie die ariſtokratiſche Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie ſie nach den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution immer ſichtbarer hervortrat; wie Stollberg ſich der ſogenannten Adelskette, die den franzöſiſchen Freiheitsprinzipien entgegenwirken wollte, heimlich anſchloß; wie dieſe Adligen ſich mit den Jeſuiten verbanden; wie man durch die Wiederherſtellung des Katholizismus auch die Adelsintereſſen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Reſtauration des chriſtkatholiſchen feudaliſtiſchen

Mittelalters und der Untergang der proteſtantiſchen Denkfreiheit und des politiſchen Bürgerthums betrieben wurden. Die devtſche Demokratie und die deutſche Ariſtokratie, die ſich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und dieſe noch nichts befürchtete, ſo unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, dieſe ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutſchen Publikums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die, mit aller Erhabenheit, über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezüchtigten. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren man möchte von ihrer eigenen Miſère auch einmal die

Gardine fortziehen, dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeyen. Als nun Fritz Stollberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein“ herauskam, worin er, mit frömmelnd chriſtlichem, verzeihendem, ächt jeſuitiſchem Tone, über den armen verblendeten Freund ſich ausſprach: da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten.

Ueberhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird. Die Deutſchen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie verſäumen einer Execution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Executionen ſo jammervoll ſich gebehrden, würden aber ſehr verdrießlich ſeyn, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen, die voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haß gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da, mehr oder minder, jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere, in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten, ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich unter einander vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule, durch die Enthüllung der katholiſchen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nemlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſcuren

Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel gieng nach Wien wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Bramah.

Offen geſtanden, Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen mußten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herren Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichts deſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommee den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittiren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah: — denn wie Voß dem ſtarren einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener, freilich, mußte mit Thors Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten, und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethes erſchien im zweiten Hefte der Goetheſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ und es führt den Titel: „Ueber die chriſtlich patriotiſch neu-deutſche Kunſt“. Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18ten Brümaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelſche Direktorium ſchon lange ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie dieſem nicht viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Courtoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend, ſie küßten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm; dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich jedoch von der großen Menge dadurch, daß ſie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverain geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten, während der beiden letzten Decennien, ſehr gerechte Gründe auf Goethe ungehalten zu ſeyn. Wie ich ſelber es damals, mit hinlänglicher Bitterkeit, offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig **XI.**, der den hohen Adel unterdrückte und den **tiers état** empor hob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtſtändigen Originalſchriftſteller und lob und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein **Brevêt** der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſeyn.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goetheſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern, mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben weil er ſo ſelbſtſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeyen die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre" im Jahre 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei

Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nemlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht bloß die goetheſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des goetheſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daß der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens „Puſtkuchen“ was auf franzöſiſch **ommelette soufflée** heißt, ein Name welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen: daß ſeine Dichtungen keinen moraliſchen Zweck hätten; daß er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgaire Figuren ſchaffen könne; daß hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſey.

Letzteres, daß nemlich Schiller größer ſey als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Pikolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa, und ſonſtiger ſchillerſchen Theaterhelden, wogegen ſie die goetheſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die goetheſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethes Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſey: denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſey ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmahl nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt, und indem ſie in die Sitten übergeht ſich auch als eine neue Moral geltend macht: ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiquen Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano anzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte, und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen

Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach, im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletrirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena“ deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heurathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daß alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamiren, und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nazionen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umſchließen ſoll; er war Cosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudiren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmirt und die Weltgeſchichte beſingt: ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle, oder in die Kunſt, oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen

Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht.

Es iſt leider wahr, wir müſſen es eingeſtehn, nicht ſelten hat der Pantheismus die Menſchen zu Indifferentiſten gemacht. Sie dachten: wenn Alles Gott iſt, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Comödianten. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtirt ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtirt ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und jedes trägt in ſich den Drang einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das, iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtirt ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde, und ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte: Gott manifeſtirt ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtazion, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller und er ward „ein rückwärtsgekehrter Prophet“ und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emanzipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nemlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete: ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne gefällige Form. So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und alles was er ſchrieb wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode“ bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen

Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtſtändigen Werth der goetheſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die goetheſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die goetheſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles deſſen, was durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Aehnliches geſagt, und das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie, mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Egypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit: — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiquen mahnten mich an die Goetheſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daß ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daß ſie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Partheien, die in Deutſchland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutſchland nennt; ſie fürchteten ſeinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unſcheinbarſten Liederchen, ſeine Weltanſicht einflößte; ſie ſahen in ihm den gefährlichſten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er ſagte, ſo fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nemlich ſo ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszuſprechen wagte, mitten in Deutſchland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrſchend ſind. Juſt dieſes war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe mißfiel. Wie ſchon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit ſeines Wortes, das Kunſtweſen, das durch ihn in Deutſchland verbreitet wurde, das einen quietiſirenden Einfluß auf die deutſche Jugend ausübte, das einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülote mit der Pique. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Eſprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war, zeigte in ſeiner Polemik nicht ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten: er baſirte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegels, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie ſey, ſondern nur ein

Talent, er rühmte Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtituzionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, prieß mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres: ſein Haß gegen Goethe war daher ächt und er ſchrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, alſo nicht, wie viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethes war, ſo war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritiſirte, und ich beklagte dieſen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe ſey doch immer der König unſerer Literatur; wenn man an einen ſolchen das kritiſche Meſſer lege, müſſe man es nie an der gebührenden Courtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er ſein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter den Gegnern Goethes gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politiſcher Vergehen, im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag ſeine antigoetheaniſchen Ueberzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörigter als die Geringſchätzung Goethes zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzuſetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läßt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daß aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauern, welcher kotzt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinetbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die egyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nemlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Fauſt, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im Meiſter — das könnt Ihr dennoch alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethes! Aber Ihr wollt das auch nicht nachmachen, und ich höre wie Ihr mit Abſcheu behauptet: wir ſind keine Hexenmeiſter, wir ſind gute Chriſten. Daß Ihr keine Hexenmeiſter ſeyd, das weiß ich.

Goethes größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles deſſen was er darſtellt; da gibt es keine Parthien, die ſtark ſind während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt, während der andere nur ſkizzirt worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre ſie die Hauptperſon. So iſt es auch bei Homer, ſo bei Shakespear. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenperſonen, jede Figur iſt Hauptperſon an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber, nach eigenem Gutdünken, ihre höchſte Geltung zuerkennen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſire: da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann außer denjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche iſt er wichtig.“ Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läßt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homers, Shakeſpears und Goethes.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht einer Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zu meiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Vielleicht iſt es nützlich hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich aber deſto tiefſinniger in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der Fauſt, womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und kommentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutſchen.

Ich wäre kein Deutſcher, wenn ich bei Erwähnung des Fauſtes nicht einige erklärende Gedanken darüber ausſpräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinſten Markör, vom Philoſophen bis herab zum Doktor der Philoſophie, übt jeder ſeinen Scharfſinn an dieſem Buche. Aber es iſt wirklich eben ſo weit wie die Bibel, und, wie dieſe, umfaßt es Himmel und Erde, mitſammt dem Menſchen und ſeiner Exegeſe. Der Stoff iſt hier wieder der Hauptgrund weßhalb der Fauſt ſo populär iſt; daß er jedoch dieſen Stoff herausgeſucht aus den Volksſagen, das zeugt eben von Goethes unbewußtem Tiefſinn, von ſeinem Genie, das immer das Nächſte und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des Fauſt als bekannt vorausſetzen; denn das Buch iſt in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land, auf den Jahrmärkten, ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt: wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, am Ende ſeine Bücher weg warf, und ein Bündniß mit dem Teufel ſchloß, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, dergleichen einem Teufelsbündniß zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Parazelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Bacc, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntniß der Dinge ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing, gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtſtändig zu forſchen: — ſo daß mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt, in der That, ſehr bedeutſam, daß zur Zeit, wo, nach der Volksmeinung, der Fauſt gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daß er ſelber, die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nemlich die Buchdruckerei, eine Kunſt die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolutionen geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen, endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat.

Minder bekannt als der Fauſt, iſt hier, in Frankreich, Goethes „Weſt-öſtlicher Divan" ein ſpäteres Buch, von welchem Frau v. Staël noch nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gaſellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debûreau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und **de haut en bas** dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur **de bas en haut** zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer lang-röhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit ächtem Mokka-Kaffee darreicht: — den berauſchendſten

Lebensgenuß hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daß man ſich wundert wie dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber; und da iſt Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitvoll wie ein Greis. Dieſe Proſa iſt ſo durchſichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windſtille, und man ganz klar hinabſchauen kann in die Tiefe, wo die verſunkenen Städte mit ihren verſchollenen Herrlichkeiten ſichtbar werden; — manchmal iſt aber auch jene Proſa ſo magiſch, ſo ahnungsvoll, wie der Himmel wenn die Abenddämmerung heraufgezogen: und die großen goetheſchen Gedanken treten dann hervor, rein und golden, wie die Sterne. Unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſes Buches: es iſt ein Selam, den der Occident dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter: ſinnlich rothe Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Selam aber bedeutet, daß der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er, im Fauſt, ſein Mißbehagen an dem abſtract Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen ausgeſprochen, warf ſich gleichſam mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den Weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daß dieſes Buch bald nach dem Fauſt erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethes und ſein Beiſpiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſeyn, daß Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Widerwillen ausſprach. Ihm mißfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daß er bei den Sanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Hinterliſt witterte. Dieſe Herren betrachteten nemlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteyungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel nannte ihn deßhalb mit gläſernem Aerger: „einen zum Jslam bekehrten Heiden“.

Unter den Schriften, welche dieſes Jahr über Goethe erſchienen ſind, verdient ein hinterlaſſenes

Werk von Johannes Falk „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt" die rühmlichſte Erwähnung. Der Verfaſſer hat uns in dieſem Buche, außer einer detaillirten Abhandlung über den Fauſt (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichſten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns denſelben in allen Beziehungen des Lebens, ganz naturtreu, ganz unpartheiiſch, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Hier ſehen wir Goethe im Verhältniß zu ſeiner Mutter, deren Naturell ſich ſo wunderbar im Sohne wieder abſpiegelt; hier ſehen wir ihn als Naturforſcher, wie er eine Raupe beobachtet, die ſich eingeſponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier ſehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ernſthaft zürnt ob dem Indifferentiſmus, womit Goethe die Entpuppung der Menſchheit ſelbſt unbeachtet läßt; wir ſehen ihn wie er, am Hofe des Großherzogs von Weimar, luſtig improviſirend, unter blonden Hofdamen ſitzt, gleich dem

Apoll unter den Schafen des König Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er, mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieſer, um ihn herabzuſetzen eine öffentliche Feyer zu Ehren Schillers veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudiren, wie an einer Antique. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge dieſes Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nemlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala annehmen, bei Damayantis Hochzeit, da erkennt dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da wie geſagt die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er, mit dem Finger, den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoiſmus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkührlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daß er deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und

Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —

Les dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22ſten März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renommeen verloren hat. Es iſt als ſey der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine **fournée** ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod, im Gegentheil, im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renommeen auch ihre Autoritäten vernichtete und die geiſtige Gleichheit beförderte? — —

Zweites Buch.

I.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzoſen ſich bey mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber ſolche Beklagniß würde nicht ſtatt finden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn A. W. Schlegel nur aus dem Werke der Frau v. Staël, ſeiner edlen Beſchützerinn. Die meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtniß als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daß es ein wunderlicher Kauz von Gott iſt, der in Egypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Aehnlichkeit zwiſchen Herrn A. W. Schlegel und dem Oſiris ſtatt findet, iſt ihnen am allerwenigſten bekannt.

Da ich einſt zu den akademiſchen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, ſo dürfte man mich vielleicht in Betreff deſſelben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geſchont, ſeinen literäriſchen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

Ich habe ſchon in dem vorigen Abſchnitt bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr Auguſt Wilhelm; und, in der That, letzterer zehrte nur von den Ideen ſeines Bruders, und verſtand nur die Kunſt ſie auszuarbeiten. Fr. Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daß ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher „einen umgekehrten Propheten″. Dieſes Wort iſt die beſte Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete ſolches als ſündhaft, als Sünde die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde“ mußte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die Lucinde iſt ein Roman, und auſſer ſeinen Gedichten und einem dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, Alarkos geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Fr. Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleyermacher, hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die Lucinde herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Critikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeyten, daß es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeyen, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weißſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegelſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit, allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldinn dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daß ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwey Abſtrakzionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeihen, daß er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, Florentin geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattinn, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Fr. Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heucheley ſind Zwillingsſchweſtern, und beyde ſehen ſich ſo ähnlich, daß ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe“. — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen der Frau v. Staëlſchen **de l'Allemagne**, hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwey großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine „Weisheit und Sprache der Indier", und ſeine „Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur". Durch das erſtgenannte Buch hat er bey uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilt, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig klare Fluß. Wie kleinlich zeigte ſich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern überſetzte, und ſich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in ſeiner Ueberſetzung keine Trochäen einſchlüpfen laſſen und ſo manches metriſche Kunſtſtückchen der Alexandriner nachgeſchnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien iſt gewiß ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann mir das weitere Lob erſparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es iſt im Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Nicht bloß die Myſterien deſſelben, ſondern auch die ganze katholiſche Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bey uns der Kaiſer mit dem Pabſte ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bey allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nazionen, und verdammte oder abſolvirte ſie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menſchheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meiſters, jedes Volk dünkte ihm eine beſonders geſtimmte Saite dieſer Rieſenharfe, und er begriff die Univerſal-Harmonie ihrer verſchiedenen Klänge.

Fr. Schlegel ſtarb im Sommer 1829, wie man ſagte, in Folge einer gaſtronomiſchen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigſten literariſchen Scandale. Seine Freunde waren ungehalten über die inoffizioſe Weiſe, womit die liberale Preſſe dieſen Todesfall beſprochen; ſie verläſterten und ſchimpften und ſchmähten daher die deutſchen Liberalen. Jedoch von keinem derſelben konnten ſie ſagen: „daß er das Weib ſeines Gaſtfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Allmoſen des beleidigten Gatten gelebt habe.“

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel, ſprechen. Wollte ich in Deutſchland noch von ihm reden, ſo würde man mich dort mit Verwunderung anſehen.

Wer ſpricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr A. W. Schlegel iſt geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm ſelber. Ich war nie ſo ungallant ihn über ſein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindlers Lexikon der deutſchen Schriftſtellerinnen. Herr A. W. Schlegel iſt daher jetzt 64 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforſcher behaupten er ſey älter. Auch Champollion war dieſer Meinung. Wenn ich von ſeinen literariſchen Verdienſten reden ſoll, ſo muß ich ihn wieder zunächſt als Ueberſetzer rühmen. Hier hat er unbeſtreitbar das Außerordentliche geleiſtet. Namentlich ſeine Uebertragung des Shakespear in die deutſche Sprache iſt meiſterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren Gries und des Herren Grafen Platen, iſt Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutſchlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweyte, wo nicht gar der dritte Rang. In der äſthetiſchen Critik fehlt ihm, wie ich ſchon geſagt, der Boden einer Philoſophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenoſſen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutſchen ſteht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns, durch ſeine deutſche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreyte, womit man, nach dem Beiſpiel der Schlegel, die altdeutſchen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr

Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutſchen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergeſprungen wäre. Aber das Altdeutſche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man friſches Aufſehen erregen. Auch hier blieb er gewiſſermaßen Dilettant, die Iniziative ſeiner Gedanken gehört noch ſeinem Bruder Friedrich, und das Wiſſenſchaftliche, das Reelle, in ſeinen ſanskritiſchen Leiſtungen gehört, wie jeder weiß, dem Herren Laſſen, ſeinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin iſt in Deutſchland der eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muß man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III, Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: „die Violinſpieler werden eingetheilt in drey Claſſen; zur erſten Claſſe gehören die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweyten Claſſe gehören die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Claſſe gehören endlich die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweyten Claſſe emporgeſchwungen.“

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur erſten Claſſe oder zur zweyten Claſſe? Die Einen ſagen, er ſey gar kein Dichter; die Anderen ſagen, er ſey ein ſehr ſchlechter Dichter. So viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worinn jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegelſchen Critik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeyen. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtriren. Aber alles was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur etwas von der Phyſionomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerm ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eignen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beym großen Haufen die Dichtungen, worinn die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf Koſten der Dichtungen, worinn unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben. Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer Geiſt zuweilen aus den Bürgerſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrey eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokrazie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieſes war nemlich die Lage des Verfaſſers der Leonore, und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovirte, baroniſirte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worinn Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraus hungern ſolle!

Der Name „Bürger“ iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte *citoyen.*

Was den Ruhm des Herren Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daß ihre ganze klaſſiſche Literatur nichts werth ſey, daß Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſey, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutſchen hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daß die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeyen und daß es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Convenzion, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improviſirte, als Paris wim-

melte von Helden, Königen und Göttern.....
Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben iſt, mußte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine mußte gleich der Erſte ſeyn, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorbeeren darinn knospen ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bey den Pyramiden, bey Marengo, bey Auſterlitz, bey Moskau und bey Waterloo begraben liegen, ſie hatten alle einſt Racines Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daß die Miſſion des Raciniſchen Wortes vollendet ſey, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe: ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht blos ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reitz, welcher darinn lag, daß Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiquen Gewändern koſtumirte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte: Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maaßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bey Herrn Schlegel ſo eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geiſeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts beſſeres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeſchylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen geſucht, eben ſo, wie einſt Ariſtophanes, das größte Unrecht verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich, in dieſer Hinſicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantiſchen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bey der Menge zu reſtauriren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeyert: ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den razionaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes

Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beymeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Helleniſt und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit ſo lang es gut gieng, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herren Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europas, die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniß geworden, daß er, nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerinn, nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herren Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſazion. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſeyn kann, und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle konvenzionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter“ oder gar der Name „poetiſches Genie“ erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freylich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darinn beſteht: wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann?

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des

Napoleon, der erſte große Mann den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund", und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freyherrlich-Schlegelſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter!

mein Freund der Großkanzler von England! Glaceehandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drey Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu dutzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er ganz Geiſt zu ſeyn ſchien, daß er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Razionaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Razionalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Razionalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Razionalismus wieder nach Hauſe, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Razionalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſeyn, und, ſobald er die hölzerne Richtigkeit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haßte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein egyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie mußte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Egypten ein ſcandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Scandal.

Herrn A. W. Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Mißmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abweſenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literäriſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen über Aeſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Aeſthetik, erhalten hatte. Man ſpottete und zuckte die Achſel. Es gieng ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abweſenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes wieder betritt, und nicht begreift warum die Leute lachen ſtatt zu applaudiren. Der Mann hatte ſich entſetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage ſeiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der ſich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichſten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn A. W. Schlegel perſönlich wieder zu ſehen. Wahrlich, von dieſer Veränderung hatte ich doch keine Vorſtellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt. Ich ging eben das Haus zu ſehen, worinn Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und ſuche überall mit religiöſer Andacht die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël geſtorben. Dabey lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit ihm vergegangen; er hatte gleichſam eine ſpaßhafte zweyte Auflage ſeiner Jugend erlebt; er ſchien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu ſeyn, und die Röthe ſeiner Wangen habe ich ſogar in Verdacht, daß ſie keine Schminke war, ſondern eine geſunde Ironie der Natur.

Mir war in dieſem Augenblick als ſähe ich den ſeligen Molière am Fenſter ſtehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholiſch heitere Erſcheinung. Alle Lächerlichkeit derſelben ward mir auf einmal ſo ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darinn enthalten war; ich begriff ganz den Luſtſpielkarakter jener fabelhaft ridikülen Perſonage, die leider keinen großen Comiker gefunden hat um ſie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann geweſen, der eine ſolche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und das ahnte Herr A. W. Schlegel ſchon frühzeitig, und er haßte den Molière aus demſelben Grunde, weßhalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daß ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte; ſo hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daß er dem Molière, dem großen Comiker, wenn dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſey der Verläumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daß er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſey.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der

Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

II.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beyden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leyer, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit, wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leyer und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck, in dramatiſcher Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatyriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakespearſchen unterſcheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satyren des Herrn Tieck ganz ſo abentheuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkührlich wie die Tragödien des Shakespear. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venezianiſch phantaſtiſchen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Maſken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daß letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich „ſcherzende Tragödien“ waren: denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlinn empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feyert ihre Vermählung mit der

Macht und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber verſtiegen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung; über die zwey wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den Fröſchen beſprochen, wagten ſie zu behandeln: zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satyre wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatyriſirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unſerer Bühne. — —

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache; und, da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excellirt, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt, die gebührende Bewunderung gezollt.

Er iſt, in der That, der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der ſeelige Nikolay ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſtizismus und der Romantik. Nikolay war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perrücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehn, daß der alte Nikolay ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nikolay, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geitzig geweſen ſey, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eigenen Bruſt, und die Schlegel mußten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erſchloſſen ſich alle Schätze ſeiner Phantaſie, ſeines Gemüthes und ſeines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarſten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelſtein, wovon die romantiſchen Poeten damals ſo viel geſagt und geſungen. Dieſe reiche Bruſt war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literäriſchen Feldzüge die Kriegskoſten ſchöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die ſchon erwähnten ſatyriſchen Luſtſpiele ſchreiben und zugleich nach den neuen äſthetiſchen Rezepten eine Menge Poeſien jeder Gattung verfertigen. Das iſt nun die zweyte Manier des Herren Ludwig Tieck. Seine empfehlenswertheſten dramatiſchen Produkte in dieſer Manier ſind „der Kaiſer Octavian“, „die heilige Genofeva“ und der „Fortunat“, drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet ſind. Dieſe alten Sagen, die das deutſche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen koſtbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich geſtanden, ich liebe ſie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So ſchön auch die Tieckſche Genofeva iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfinn nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſaugen läßt.

Weit koſtbarer noch als jene Dramen ſind die Novellen, die Herr Tieck in ſeiner zweiten Manier geſchrieben. Auch dieſe ſind meiſtens den alten Volksſagen nachgebildet. Die vorzüglichſten ſind: „der blonde Eckbert,“ und „der Runenberg.“ In dieſen Dichtungen herrſcht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein ſonderbares Einverſtändniß mit der Natur, beſonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leſer fühlt ſich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdiſchen Quellen melodiſch rauſchen; er glaubt manchmal, im Geflüſter der Bäume, ſeinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umſtricken manchmal beängſtigend ſeinen Fuß; wildfremde Wunderblumen ſchauen ihn an mit ihren bunten ſehnſüchtigen Augen; unſichtbare Lippen küſſen ſeine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachſen klingend empor am Fuße der Bäume; große ſchweigende Vögel wiegen ſich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauſcht, alles iſt ſchauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein ſchönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Und dieſes ſchöne Fräulein iſt ſo ſchön, ſo blond, ſo veilchenäugig, ſo lächelnd und zugleich ſo ernſthaft, ſo wahr und zugleich ſo ironiſch, ſo keuſch und zugleich ſo ſchmachtend, wie die Phantaſie unſeres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, ſeine Phantaſie iſt ein holdſeliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem ſeltenen Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt ſich aber jetzt mit Herren Tieck, und dieſe bekundet ſich in ſeiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geſchwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weiſe, wie man ſie von ihm am wenigſten erwartet hätte. Der ehemalige Enthuſiaſt, welcher einſt, aus ſchwärmeriſchem Eifer, ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Proteſtantismus ſo gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudaliſtiſches Mittelalter athmete, welcher die Kunſt nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieſer trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darſteller des modernſten Bürgerlebens, als Künſtler, der in der Kunſt das klarſte Selbſtbewußtſeyn verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So ſehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes iſt darinn ſichtbar, ſo wie überhaupt Herr Tieck in ſeiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erſcheint. Dieſelbe artiſtiſche Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelſchen Schule nicht gelungen, den Goethe zu ſich heranzuziehen, ſo ſehen wir jetzt, wie dieſe Schule, repräſentirt von Herren Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mahometaniſche Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge geſagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und ſiehe! das größere Wunder geſchah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck iſt geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er ſich zu Dresden niedergelaſſen, wo er ſich meiſtens mit dem Theater beſchäftigte, und er, welcher in ſeinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſifflirt hatte, er ſelber wurde jetzt königlich ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Mißverhältniß eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieckſche Verſtand iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und nichts von Schwärmerey wiſſen will; jene aber, die Tieckſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft, oder gar in ſeinem Käſeladen behülflich ſeyn ſoll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit ſeiner baumwollnen Mütze über dem Kopfe, ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem eheligen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieckſche Verſtand, in ſeinen jüngſten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, ſogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in allem was er that und ſchrieb. Wenigſtens in allem was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „dramaturgiſche Blätter“ geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läßt Shakespeare ihn auch, im Geſpräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaßt. Er ſtudirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll er immer fremd geblieben ſeyn, als ein ächter Romantiker. Nie beſchäftigte er ſich mit Philoſophie; dieſe ſcheint ihm ſogar widerwärtig geweſen zu ſeyn. Auf den Feldern der Wiſſenſchaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Gerten, um mit erſteren die Naſen ſeiner Freunde, und mit letzteren die Rücken ſeiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er ſich nie abgegeben. Seine Schriften ſind Blumenſträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe iſt es Cervantes, welchen Herr Tieck am meiſten nachgeahmt. Die humoriſtiſche Ironie, ich könnte auch ſagen, den ironiſchen Humor dieſer beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herren Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor ſind da ſo verſchmolzen, daß ſie ein und daſſelbe zu ſeyn ſcheinen. Von dieſer humoriſtiſchen Ironie iſt viel bei uns die Rede, die Goetheſche Kunſtſchule preiſt ſie als eine beſondere Herrlichkeit ihres Meiſters, und ſie ſpielt jetzt eine große Rolle in der deutſchen Literatur. — —

Ich habe nachträglich noch zwey Arbeiten des Herren Tieck zu rühmen, wodurch er ſich ganz beſonders den Dank des deutſchen Publikums erwerben. Das ſind ſeine Ueberſetzung einer Reihe engliſcher Dramen aus der vorſhakespearſchen Zeit, und ſeine Ueberſetzung des Don Quixote. Letztere iſt ihm ganz beſonders gelungen, keiner hat die närriſche Grandezza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha ſo gut begriffen und ſo treu wieder gegeben wie unſer vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug iſt es, daß gerade die romantiſche Schule uns die beſte Ueberſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird. Denn dieſe

Schule war ja von demſelben Wahnſinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen ſeinen Narrheiten begeiſterte; auch ſie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder reſtauriren; auch ſie wollte eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in ſeinem närriſchen Heldengedichte auch andere Ritter perſiffliren wollen, nemlich alle Menſchen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in deſſen dicken Schildknappen den realen Verſtand parodiren wollen? Immerhin, letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch, auf ſeinem ruhigen Eſel, hinter der Begeiſterung einher trottiren; trotz ſeiner beſſern Einſicht muß er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt: ja, die ideale Begeiſterung iſt von ſo gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verſtand, mitſammt ſeinen Eſeln, ihr immer unwillkührlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefſinnige Spanier noch tiefer die menſchliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Geſtalt des Don Quixote unſeren Geiſt, und in der Geſtalt des Sancho Panſa unſeren Leib allegoriſirt, und das ganze Gedicht wäre alsdenn nichts anders als ein großes Myſterium, wo die Frage über den Geiſt und die Materie in ihrer gräßlichſten Wahrheit diskutirt wird? So viel ſehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die ſpirituellen Don Quixoterien ſehr viel leiden muß, daß er für die nobelſten Abſichten ſeines Herren ſehr oft die ignobelſten Prügel empfängt, und daß er immer verſtändiger iſt, als ſein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel ſehr ſchlecht, die Würſtchen einer Olla-Potrida aber ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben, als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen, als mit dem Kopf.

III.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Wörlitz, in der Oberlauſitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern Romantikern um ſo zugänglicher. Ob jener ſonderbare Schuſter ein ſo ausgezeichneter Philoſoph geweſen iſt, wie viele deutſche Myſtiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht geleſen; ich bin aber überzeugt, daß er keine ſo gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuſter ſpielen überhaupt eine Rolle in unſerer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuſter, welcher im Jahre 1454 zu Nürremberg geboren iſt, und dort ſein Leben verbracht, ward von der romantiſchen Schule als einer unſerer beſten Dichter geprieſen. Ich habe ihn geleſen, und ich muß geſtehen, daß ich zweifle ob Herr Sakoski jemals ſo gute Verſe gemacht hat, wie unſer alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schellings Einfluß auf die romantiſche Schule habe ich bereits angedeutet.

Da ich ihn ſpäter beſonders beſprechen werde, kann ich mir hier ſeine ausführliche Beurtheilung erſparen. Jedenfalls verdient dieſer Mann unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revoluzion entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daß die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichteſchen Idealismus proteſtirte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſeyn muß. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikazion der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden: erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die, ganz im Gegentheil, nur den Geiſt als etwas

Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikazion des Geiſtes erklärte, die ſogar die Exiſtenz der Materie läugnete. Es ſchien faſt, der Geiſt habe jenſeits des Rheins Rache geſucht für die Beleidigung, die ihm dieſſeits des Rheines widerfahren. Als man den Geiſt hier in Frankreich läugnete, da emigrirte er gleichſam nach Deutſchland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieſer Beziehung als den Herzog von Braunſchweig des Spiritualismus betrachten, und ſeine idealiſtiſche Philoſophie wäre nichts als ein Manifeſt gegen den franzöſiſchen Materialismus. Aber dieſe Philoſophie, die wirklich die höchſte Spitze des Spiritualismus bildet, konnte ſich eben ſo wenig erhalten, wie der kraſſe Materialismus der Franzoſen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtire, daß unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſey mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schellingſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literär hiſtoriſche Bedeutung. Die Hegelſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſirter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſirten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantirt. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht: ſo hörte ich Herren Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm „ſeine Ideen genommen"; und „meine Ideen ſind es, die er genommen", und wieder „meine Ideen", war der beſtändige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, ſprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter.

Nichts iſt lächerlicher als das reklamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich ſehr viele Schellingſche Ideen zu ſeiner Philoſophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit dieſen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philoſophiert, aber nimmermehr eine

Philoſophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm ſelber. Wenn man den Spinoza einſt aus ſeiner ſtarren, altkarteſianiſchen, mathematiſchen Form erlöſt, und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird ſich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebſtahl klagen dürfte. Alle unſere heutigen Philoſophen, vielleicht oft ohne es zu wiſſen, ſehen ſie durch die Brillen die Baruch Spinoza geſchliffen hat.

Mißgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegels immer ſteigendem Anſehen, den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen. — Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daß es dazu kommen mußte.

Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich ſo oft die Worte gehört: „man müſſe den Glauben verbinden mit dem Wiſſen.“ Dieſe Phraſe war unſchuldig wie die Blume und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich was Ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften ſeines Geiſtes die katholiſche Religion zu rechtfertigen, und alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts anders als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Dabey ſpekulirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt. Andächtig kniet dieſe Jugend nieder vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herren Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftliche Werke, namentlich ſeine Antropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein Meiſter ſich beklagen, daß man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee: „Henrik Steffens, geboren den 2ten May 1773 zu Stavangar, bey Drontheim in Norweg, ſey der größte Mann ſeines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren iſt dieſer Mann in die Hände der Pietiſten gerathen und ſeine Philoſophie iſt jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäßrigter Pietismus.

Ein ähnlicher Geiſt iſt Herr Joſeph Görres, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schellingſchen Schule gehört. Er iſt in Deutſchland bekannt unter dem Namen: „der vierte Allierte". So hatte ihn nemlich einſt ein franzöſiſcher Journaliſt genannt, im Jahr 1814, als er den Haß gegen Frankreich predigte. Von dieſem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte, ſo gewaltig wie er, vermittelſt nazionaler Erinnerungen, den Haß der Deutſchen gegen die Franzoſen zu entflammen; und das Journal, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, „der rheiniſche Merkur", iſt voll von ſolchen Beſchwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres faſt in Vergeſſenheit. — — Er iſt eine Hauptſtütze der katholiſchen Propaganda zu München. Dort ſah ich ihn, vor einigen Jahren, in der Blüthe ſeiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium das meiſtens aus katholiſchen Seminariſten beſtand, hielt er Vorleſungen über allgemeine Weltgeſchichte, und war ſchon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein ſchreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Allierte iſt jetzt dazu verdammt, den katholiſchen Seminariſten, der Ecole-Polytechnique des Obſcurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrſchte, wie in ſeinen Büchern, die größte Confuſion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und, nicht ohne Grund, hat man ihn oft mit dem babiloniſchen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttauſend Gedanken ſich abarbeiten und ſich beſprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern verſteht. Manchmal ſchien der Lärm in ſeinem Kopfe ein wenig zu ſchweigen, und er ſprach dann lang und langſam und langweilig, und von ſeinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogiſche Wildheit wieder in ihm erwachte und mit ſeinen mönchiſch frommen Demuthsworten widerwärtig kontraſtirte; wenn er chriſtlich liebevoll wimmerte, während er blutdürſtig wüthend hin und her ſprang: dann glaubt man eine tonſurirte Hyäne zu ſehen.

Herr Görres iſt geboren zu Coblenz, den 25ten Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten ſeines Lebens,

wie die des Lebens der meiſten ſeiner Genoſſen, bitte ich mir zu erlaſſen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung ſeiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überſchritten wie weit man das Leben dieſer Leute beſprechen darf.

Ach! wie betrübſam iſt es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, ſondern wenn man überhaupt die Sterne unſerer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erſcheinen uns aber vielleicht deßhalb ſo ſchön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt ſtehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne welche lügen und betteln; Sterne welche heucheln; Sterne, welche gezwungen ſind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne welche ſich einander küſſen und verrathen; Sterne welche ihren Feinden und, was noch ſchmerzlicher iſt, ſogar ihren Freunden ſchmeicheln, eben ſo gut wie wir hier unten.

Jene Cometen, die man dort oben manchmal wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöſtem Strahlenhaar, umherſchweifen ſieht, das ſind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende ſich reuig und devot in einen obſcuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne haſſen.

Indem ich hier von deutſchen Philoſophen geſprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutſchen Philoſophie hier in Frankreich allzuſehr verbreitet finde. Seit nemlich einige Franzoſen ſich mit der Schellingſchen und Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, die Reſultate ihrer Studien in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, auch wohl auf franzöſiſche Verhältniſſe angewendet: ſeitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deutſchland die aberwitzigſten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geiſter zu verwirren, und jede

Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verſtände. Mit einem Worte, dieſe edlen, für die Intereſſen des Liberalismus beſorgten Leute, klagen über den ſchädlichen Einfluß der deutſchen Philoſophie in Frankreich. Aber der armen deutſchen Philoſophie geſchieht Unrecht. Denn erſtens iſt das keine deutſche Philoſophie, was den Franzoſen bisher unter dieſem Titel, namentlich von Herren Victor Couſin, präſentirt worden. Herr Couſin hat ſehr viel geiſtreiches Wiſchiwaſchi, aber keine deutſche Philoſophie vorgetragen. Zweitens die eigentliche deutſche Philoſophie iſt die, welche ganz unmittelbar aus Kants Critik der reinen Vernunft hervorgegangen, und, den Charakter dieſes Urſprungs bewahrend, ſich wenig um politiſche oder religiöſe Verhältniſſe, deſto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntniß bekümmerte.

Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der meiſten deutſchen Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben ſo wenig der Despotismus ſeine Stricke daraus drehen um die Geiſter zu binden. Nur ſeit Schelling, verlor die deutſche Philoſophie dieſen dünnen, aber harmloſen Charakter. Unſere Philoſophen kritiſirten ſeitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntniſſe und des Seyns überhaupt, ſie ſchwebten nicht mehr in idealiſtiſchen Abſtrakzionen, ſondern ſie ſuchten Gründe um das Vorhandene zu rechtfertigen, ſie wurden Juſtifikatoren deſſen, was da iſt. Während unſere früheren Philoſophen, arm und entſagend, in kümmerlichen Dachſtübchen hockten und ihre Syſteme ausgrübelten, ſtecken unſere jetzigen Philoſophen in der brillanten Livree der Macht, ſie wurden Staatsphiloſophen, nemlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worinn ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtifizirt jetzt, in ſeinen Vorleſungen, ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche.

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um, durch allegoriſche Auslegungen, die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Aehnliches für die Religion Chriſti. Es kümmert uns wenig zu unterſuchen, ob dieſe Philoſophen einen uneigennützigen Zweck haben; ſehen wir ſie aber in Verbindung mit der Parthei der Prieſter, deren materielle Intereſſen mit der Erhaltung des Catholizismus verknüpft iſt, ſo nennen wir ſie Jeſuiten. Sie mögen ſich aber nicht einbilden, daß wir ſie mit den älteren Jeſuiten verwechſeln. Dieſe waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O, der ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Combinazionen erſonnen, als die, wodurch die alten Jeſuiten den Catholizismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Catholizismus und nicht für den Catholizismus ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem, an und für ſich, war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten ſie zuweilen das katholiſche Prinzip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüſte, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſoluzionen und buhlten ihre Caſuiſten mit jedem Laſter und Verbrechen. Vergebens haben ſie mit den Layen in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder ſchaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barault: die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde. Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Herr Schelling iſt geboren, den 27ten Januar 1775, in Würtemberg.

IV.

Ueber das Verhältniß des Herren Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig Andeutungen geben können. Sein Einfluß war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkühr jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderen zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Roſe, er identifizirte ſich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeſchliffener Spiegel, worinn er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigne Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantiſchen Schule. Er ſtand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte ſeiner hier nur im Gegenſatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule iſt. Novalis iſt hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem ſo vortrefflichen Anzuge dem franzöſiſchen Publikum vorgeſtellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputazion erlangt hat. Bei uns in Deutſchland iſt jetzt Hoffmann keineswegs in Vogue, aber er war es früher. In ſeiner Periode wurde er viel geleſen, aber nur von Menſchen, deren Nerven zu ſtark oder zu ſchwach waren, als daß ſie von gelinden Akkorden affizirt werden konnten. Die eigentlichen Geiſtreichen und die poetiſchen Naturen wollten nichts von ihm wiſſen. Dieſen war der Novalis viel lieber. Aber, ehrlich geſtanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn letzterer, mit ſeinen idealiſchen Gebilden, ſchwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann, mit allen ſeinen bizarren Fratzen, ſich doch immer an der irdiſchen Realität feſtklammert. Wie aber der Rieſe Antheus unbezwingbar ſtark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und ſeine Kraft verlor, ſobald ihn Herkules in die Höhe hob: ſo iſt auch der Dichter ſtark und gewaltig, ſo lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, ſobald er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daß ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Critikers, ſondern des Arztes ſey. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurglut in Hoffmanns Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzuſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der

Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2ten Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Uebel ſtarb. In allem, was er ſchrieb, weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht, im Jahr 1801, ehe er ſein neun und zwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Comödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von Ofterdingen, der berühmte Dichter, iſt der Held dieſes Romans. Wir ſehen ihn als Jüngling in Eiſenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo ſchon das Größte, aber auch ſchon das Dümmſte geſchehen;

wo nemlich Luther ſeine Bibel überſetzt, und einige alberne Deutſchthümler den Gensdarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieſer Burg ward auch einſt jener Sängerkrieg geführt, wo, unter anderen Dichtern, auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettſtreit in der Dichtkunſt geſungen, den uns die Maneſſiſche Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter ſollte das Haupt des Unterliegenden verfallen ſeyn und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt ſich nun die Wartburg, der Schauplatz ſeines ſpäteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie geſagt, in dem väterlichen Hauſe zu Eiſenach. „Die Eltern liegen ſchon und ſchlafen, die Wanduhr ſchlägt ihren einförmigen Tact, vor den klappernden Fenſtern ſauſt der Wind; abwechſelnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt, fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume habe ich damals nie gehört.“

Mit ſolchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen,“ und überall in dieſem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll iſt es, daß ſelbſt die fabelhafteſten Perſonen in dieſem Buche uns ſo bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten ſchon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, ſelbſt Sophia trägt ſo wohlbekannte Geſichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und abgegangen und heiter gekoſt. Aber das Alles liegt ſo dämmernd hinter uns, wie ein halbvergeſſener Traum.

Die Muſe des Novalis war ein ſchlankes, weißes Mädchen mit ernſthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermahl an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nemlich als Muſe der Novalisſchen Poeſie eben daſſelbe Mädchen, das mich zuerſt mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldſchnitt, welcher den Oſterdingen enthielt, in ihren ſchönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues

Kleid und hieß Sophia. Einige Stazionen von Göttingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der, mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmannſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und, wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novalisſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtatt gefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nemlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Profeſſor Blumenbach für einen afrikaniſchen erkannte. Der arme Vogel, mit dem Pfeil in der Bruſt, war er doch nach dem nordiſchen Neſte zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſeyn, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen, auf irgend einer egyptiſchen Pyramide, und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich, im Spätherbſt 1828, aus dem Süden zurückkehrte, (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt,) führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſirt, die zwei Hauptthürme nur hängende

Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Poſtillon Pieper erfuhr, hatte ſie ſogar die Luſt an den Hoffmannſchen Romanen verloren, und ſie trank jetzt vor Schlafengehn deſto mehr Branntewein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmannſchen Romane hingegen mußten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlichſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillion Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſey davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Weſen ſeyn, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte: ſie ſey ein Engel! Und er ſagte dieſes, während er, mit ſeinem hochbeſtiefelten

Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Oſterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

* * *

Drittes Buch.

I.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Land und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es gibt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nemlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herren Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreiſt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahr lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon“. Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen bucklige Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bachantiſchen Zerſtörungsluſt. . . . . . .

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „die

Gründung Prags“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich „die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Nanerl“. Als das ſchöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Nanerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrack noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Nanerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr alt ſeyn, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondirendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit ſeinem verſtorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nemlich, in Gemeinſchaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung Lieder herausgegeben, die ſie, theils noch im Muhde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und ſeltenen Druckſchriften gefunden haben. Dieſes Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdſeligſten Blüthen des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe dieſe Volkslieder. In dieſem Augenblick liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir als röche ich den Duft der deutſchen Linden. Die Linde ſpielt nemlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens zeigt. Dieſe Bemerkung machte einſt ein deutſcher Dichter, der mir am liebſten iſt, nemlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches iſt ein Knabe, der das Horn bläſt; und wenn ein Deutſcher in der Fremde dieſes Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekannteſten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beſchleichen, wie den ſchweizer Landsknecht, der auf der ſtraßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberſchwimmen,
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:

Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch, durch chemiſchen Prozeß die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küßt die deutſche Liebe. Hier perlt der ächt deutſche Wein und die ächt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darinn. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert' wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer mußt zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch mußt er mir laſſen."

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt Ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz dich, Gretlein, ſchürz dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir ſeyn,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein.“

Da nahm ers bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieſes Gretlein,
Müſſen verſchlemmet ſeyn.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,

Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr;
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das iſt kein Goetheſches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des

Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen biſt;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägſt keine Federn weg.“

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, ſtralt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſeyn,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,

Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt:
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schlußworten:

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es habens drei Gäns übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet.

Es ſind beſonders die Handwerksburſchen. Gar oft, auf meinen Fußreiſen, verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch, mit Ränzel und Wanderſtab, vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchen Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutſchen Handwerksburſchen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es iſt eine merkwürdige Menſchenſorte. Ohne Sous in der Taſche, wandern dieſe Handwerksburſchen durch ganz Deutſchland, harmlos, fröhlich und frey. Gewöhnlich fand ich, daß drei zuſammen auf ſolche Wanderſchaft ausgingen. Von dieſen dreien war der Eine immer der Raiſonneur; er raiſonnirte mit humoriſtiſcher Laune über alles was vorkam, über jeden bunten Vogel der in der Luft flog, über jeden Muſterreuter der vorüberritt, und kamen ſie gar in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber, ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort ſagen ohne dabei zu fluchen; er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet; und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm täglich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine

Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberſtadt“ ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefſter Bruſt; er iſt der jüngſte, macht zum erſtenmal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn“ iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herren Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Nibelungenlied ſpielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine beſondere Erwähnung geſchehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſey? Und das Publikum ſah dabei aus wie ein Knabe, den man ernſthaft fragt: haſt du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls iſt aber dieſes Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzoſe kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache worin es gedichtet iſt. Es iſt eine Sprache von Stein und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der ſtraßburger Münſter, der köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. ſ. w. und dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es iſt wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daß einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch dann von den Hauptperſonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm iſt ſo hoch und kein Stein iſt ſo hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieſes Lied verfaßt? Eben ſo wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geſchrieben. Sonderbar! von den vortrefflichſten Büchern, Gedichten, Bauwerken und ſonſtigen Denkmälern der Kunſt, weiß man ſelten den Urheber. Wie hieß der Baumeiſter, der den köllner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die ſchöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige ſo erquicklich abkonterfeit ſind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das ſo viele leidende Menſchengeſchlechter getröſtet hat? Die Menſchen vergeſſen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edelen, der für das Heil ſeiner Mitbürger geſorgt, finden wir ſelten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grauſamen Kriegshelden. Der Baum der

Menſchheit vergißt des ſtillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor ſchädlichen Thieren geſchützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in ſeine Rinde unbarmherzig eingeſchnitten mit ſcharfem Stahl, und er überliefert ſie in immer wachſender Größe den ſpäteſten Geſchlechtern.

II.

Wegen ihrer gemeinſchaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns,“ pflegt man auch ſonſt die Namen Brentano und Arnim zuſammen zu nennen, und da ich erſteren beſprochen, darf ich von dem anderen um ſo weniger ſchweigen, da er in weit höherem Grade unſere Aufmerkſamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim iſt ein großer Dichter und war einer der originellſten Köpfe der romantiſchen Schule. Die Freunde des Phantaſtiſchen würden an dieſem Dichter mehr als an jedem anderen deutſchen Schriftſteller Geſchmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann ſowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieſer in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Geſpenſter beſchwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann ſelbſt zuweilen betrachtete, ſo kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakeſpear ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube Arnims Renommee konnte beſonders deshalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Parthei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläßigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen

Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſeyn, wäre nicht die

Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſeyn könne; aber das iſt

Kinderſpiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann ſeine Todten beſchwört und ſie aus den Gräbern hervorſteigen und ihn umtanzen: dann zittert er ſelber vor Entſetzen, und tanzt ſelbſt in ihrer Mitte, und ſchneidet dabei die tollſten Affengrimaſſen. Wenn aber Arnim ſeine Todten beſchwört, ſo iſt es als ob ein General Heerſchau halte, und er ſitzt ſo ruhig auf ſeinem hohen Geiſterſchimmel, und läßt die entſetzlichen Schaaren vor ſich vorbeidefiliren, und ſie ſehen ängſtlich nach ihm hinauf und ſcheinen ſich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und ſtarb den Winter 1830. Er ſchrieb dramatiſche Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen ſind voll intimer Poeſie, namentlich ein Stück darunter betitelt „der Auerhahn.“ Die erſte Scene wäre ſelbſt des allergrößten Dichters nicht unwürdig.

Wie wahr, wie treu iſt die betrübteſte Langeweile da geſchildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verſtorbenen Landgrafen ſitzt allein, in dem verwaiſten weiten Burgſaal, und ſpricht gähnend mit ſich ſelber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tiſche immer länger wüchſen, und daß ihm der Morgenwind ſo kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langſam hereingeſchlappt, in den Kleidern des ſeligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er ſonſt um dieſe Stunde den Vater beim Anziehen half, wie dieſer ihm oft eine Brodkruſte zuwarf, die er mit ſeinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; dieſe letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt ſey und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnims Romane heißen „die Kronwächter“ und die „Gräfin Dolores.“ Auch erſterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz iſt oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und ſeiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht ſo dick iſt, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es iſt Verläumdung, wenn man ihr nachſagte, ſie ſey oben in der Thurmwohnung ſo korpulent geworden, daß ſie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabſteigen könne, und nach dem Tode ihres erſten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt geweſen ſey, den neuen Thürmer zu heurathen. Ueber ſolche böſe Nachrede grämte ſich die arme Frau droben nicht wenig; und ſie konnte nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores,“ hat ebenfalls den allervortrefflichſten

Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth und zwar einer adelichen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörniß! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten iſt alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit

Brenneſſeln geiſeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf, nach langer Abweſenheit, wieder in ſein Schloß heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau, ſehr auffallend, es paſſirt bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und eben ſo wie das übrige Hausgeſinde längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber am Ende ſelbſt zu ahnen, daß er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnims Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine „Iſabella von Egypten.“ Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich **Bohémiens**, auch **Egyptiens** nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Mährchenvolk mit ſeinen braunen Geſichtern, freundlichen Wahrſageraugen, und ſeinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen myſtiſchen Schmerz. Die Zigeuner müſſen nemlich nach der Sage, die in dieſer Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungaſtlichen Härte, womit einſt ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewieſen, als dieſe, auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man ſich auch berechtigt, ſie mit Grauſamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schellingſchen Philoſophen hatte, ſo mußte die Poeſie damals die Beſchönigung der unwürdigſten und grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen niemand waren dieſe Geſetze barbariſcher als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten ſie jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne Unterſuchung und Urthel, aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unſchuldig gehenkt. Mit dieſem trüben Ereigniß beginnt die Arnimſche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürſtenmantel um die Schulter, ſetzen ihm die ſilberne Krone auf das Haupt und verſenken ihn in die Schelde, feſt überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hauſe bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzeſſin Iſabella, ſeine Tochter, weiß nichts von dieſer traurigen Begebenheit, ſie wohnt einſam in einem verfallenen Hauſe an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es ſo ſonderbar im Waſſer rauſcht, und ſie ſieht plötzlich wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenſchmuck, und der Mond wirft ſein ſchmerzliches Licht auf die ſilberne Krone. Das Herz des ſchönen Kindes will ſchier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will ſie den todten Vater feſthalten; er ſchwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach ſeinem heimathlichen Wunderland, wo man ſeiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben. Rührend iſt das Todtenmal womit das arme Kind den verſtorbenen Vater ehrt; ſie legt ihren weißen Schleier über einen Feldſtein, und darauf ſtellt ſie Speiß und Trank, welches ſie feierlich genießt. Tief rührend iſt alles was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er ſchon an anderen Orten ſein Mitleid gewidmet, z. B. in ſeiner Nachrede zum „Wunderhorn," wo er behauptet, daß wir den Zigeunern ſo viel Gutes und Heilſames, namentlich die mehrſten unſerer Arzneien verdanken. Wir hätten ſie mit Undank verſtoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten ſie bei uns keine Heimath erwerben können. Er vergleicht ſie in dieſer Hinſicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daß ſie alles herbeiſchafften was ſich ihre großen ſtarken Feinde zu Gaſtmålern wünſchten, aber einmal für wenige Erbſen, die ſie aus Noth vom Felde ablaſen, jämmerlich geſchlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menſchen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafheerde, und jeder dort ein Münzchen niederlegen mußte, bis ſie ein Faß damit füllten.

Eine Ueberſetzung der erwähnten Novelle, Iſabella von Egypten, würde den Franzoſen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, ſondern auch zeigen, daß all die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnimſchen Dichtungen, nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſeyn ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läßt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nemlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt, und wie ein ſchönes Weib ſich gebährdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen

Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort „Wahrheit,“ und wenn man dieſes ausliſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen, als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunſt rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daß ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem

Männlein auch ein bischen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küßte ſie ihm das Hagebuttmaul ganz ſchief; ſie küßte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garſtige Knirps wurde dadurch ſo verzogen, daß er am Ende Feldmarſchall werden wollte, und eine brillante Feldmarſchalluniform anzog, und ſich durchaus Herr Feldmarſchall tituliren ließ.

Nicht wahr, das ſind vier ſehr ausgezeichnete Perſonen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Mirakle und ſämmtliche Peſthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine ſo gute Geſellſchaft zuſammenbringen, wie jene die in einer einzigen Kutſche von Brake nach Brüſſel fuhr. Ihr Franzoſen ſolltet doch endlich einſehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Geſpenſter jener Art. Wenn Ihr Geſpenſter beſchwört, müſſen wir lachen. Ja, wir Deutſchen, die wir bei Euren heiterſten Witzen ganz ernſthaft bleiben können, wir lachen deſto herzlicher bei Euren Geſpenſtergeſchichten. Denn Eure Geſpenſter ſind doch immer Franzoſen; und franzöſiſche Geſpenſter! welch ein Widerſpruch in den Worten! In dem Wort „Geſpenſt“ liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Worte „Franzöſiſch“ liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſeyn, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtiren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Variétés und dem Gymnaſe ſtrömen die heiterſten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soirée. Wie müßte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiß nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreünions bilden, ſie würden ein Todtenkaffeehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine pariſer Todtenrevüe, und es gäbe bald Todtenſoireen, **où l'on fera de la musique.** Ich bin überzeugt, die Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde und in Paris ſpuken kann, zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht; ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muß, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben.

O Ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, Ihr ſolltet doch endlich einſehen, daß Eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir anderen ſich gebaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Masken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeyd ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche Eurer Kunſt. Das haben ſchon Eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laßt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen. Laßt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen; nimmermehr in Frankreich. Als ich hierher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Gränze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art. —

III.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretende Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien: ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt, zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche Molusken u. ſ. w. Andere, im Gegentheil, treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ey der Leda eröffnet. Und wie dieſer handeln ſie thörigt. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ey der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſondern ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sterne und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen: . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher worin dieſe ſich offenbaren, aus der Conſtellazion der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimiren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtifizirt. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten die irdiſchen Trauben ſeyen ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindizirt.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſezirte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, ſehr leicht prophezeyen, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. Ich würde herzlich gern, als ein literariſcher Calchas, in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müßte ich nicht befürchten in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nemlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jetzt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jetzt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr

Franzoſen ſeyd während fünfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeyd jetzt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jetzt am Studiertiſche geſeſſen, und haben alte Klaſſiker kommentirt, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben und auf welchen ſeitdem, durch die geiſtreichen Artikel von Philareth Chales, das franzöſiſche Publikum noch beſonders aufmerkſam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erſt ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgeſonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeſchichte von ihm reden müßte. Er iſt faſt gleichzeitig mit der romantiſchen Schule aufgetreten, ohne im mindeſten daran Theil zu nehmen, und eben ſo wenig hegte er ſpäter die mindeſte Gemeinſchaft mit der goetheſchen Kunſtſchule. Er ſteht ganz iſolirt in ſeiner Zeit, eben weil er, im Gegenſatz zu den beiden Schulen, ſich ganz ſeiner Zeit hingegeben und ſein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und ſeine Schriften waren eins und daſſelbe. Dieſe Eigenſchaft, dieſe Ganzheit finden wir auch bey den Schriftſtellern des heutigen jungen Deutſchlands, die ebenfalls keinen Unterſchied machen wollen zwiſchen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, und die zu gleicher Zeit Künſtler, Tribune und Apoſtel ſind.

Ja, ich wiederhole das Wort Apoſtel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beſeelt ſie mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es iſt dieſes der Glaube an den Fortſchritt, ein Glaube der aus dem Wiſſen entſprang. Wir haben die Lande gemeſſen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Induſtrie berechnet, und ſiehe wir haben ausgefunden: daß dieſe Erde groß genug iſt; daß ſie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte ſeines Glückes darauf zu bauen; daß dieſe Erde uns alle anſtändig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht Einer auf Koſten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben die größere und ärmere Klaſſe an den Himmel zu verweiſen. — Die Zahl dieſer Wiſſenden und Gläubigen iſt freylich noch gering. Aber die Zeit iſt gekommen wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, ſondern nach Herzen. Und iſt das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Commödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn, wie könnte ich von dem jungen Deutſchland ſprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendſten hervorleuchtet. Heinrich Laube, einer jener Schriftſteller, die ſeit der Juliusrevolution aufgetreten ſind, iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle guten Eigenſchaften, die wir bey den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabey iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.

In dieſer Hinſicht verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Carl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Carl Gutzkow muß ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und des urtheilenden Kunſtſinnes zuerkennen, und auch ſeine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffaſſung unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe; aber in allem was Laube ſchreibt herrſcht eine weitaustönende Ruhe eine ſelbſtbewußte Größe, eine ſtille Sicherheit, die mich perſönlich tiefer anſpricht, als die pitoreske, farbenſchillernde und ſtechend gewürzte Beweglichkeit des gutzkowſchen Geiſtes.

Herr Carl Gutzkow, deſſen Seele voller Poeſie, mußte eben ſo wie Laube ſich zeitig von jenen Zeloten, die unſeren großen Meiſter ſchmähen, aufs beſtimmteſte losſagen. Daſſelbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Guſtav Schleſier, zwen höchſt ausgezeichneten Schriftſtellern der jüngſten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutſchland die Rede iſt, ebenfalls nicht unerwähnt laſſen darf. Sie verdienen, in der That, unter deſſen Chorführern genannt zu werden und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es iſt hier nicht der Ort ihr Können und Wirken ausführlicher zu beſprechen. Ich habe mich zu ſehr von meinem Thema entfernt; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt wie Jean Paul Friedrich Richter in ſeiner Hauptrichtung dem jungen Deutſchland voranging. Dieſes letztere jedoch, aufs Praktiſche angewieſen, hat ſich der abſtruſen Verworrenheit, der barocken Darſtellungsart und des ungenießbaren Styles der Jean-Paulſchen Schriften zu enthalten gewußt. Von dieſem Style kann ſich ein klarer wohlredigirter franzöſiſcher Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Pauls Periodenbau beſteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal ſo eng ſind, daß wenn eine Idee dort mit einer anderen zuſammentrifft, ſie ſich beide die Köpfe zerſtoßen; oben an der Decke ſind lauter Haken woran Jean Paul allerley Gedanken hängt und an den Wänden ſind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt ſie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bereitet er uns mehr Erſtaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachſen würden, wenn er ſie ordentlich Wurzel faſſen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern ſich ausbreiten ließe: dieſe rupft er uns, wenn ſie kaum noch kleine Pflänzchen, oft ſogar noch bloße Keime ſind, und ganze Geiſteswälder werden uns ſolchermaßen, auf einer gewöhnlichen Schüſſel, als Gemüſe vorgeſetzt. Dieſes iſt nun eine wunderſame, ungenießbare Koſt; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Banianen in ſolcher Menge vertragen. Jean Paul iſt ein großer Dichter und Philoſoph, aber man kann nicht unkünſtleriſcher ſeyn als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in ſeinen Romanen ächtpoetiſche Geſtalten zur Welt gebracht, aber alle dieſe Geburthen ſchleppen eine närriſch lange Nabelſchnur mit ſich herum und verwickeln und würgen ſich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich ſein Denken ſelbſt, wir ſehen die materielle Thätigkeit ſeines Gehirns; er giebt uns, ſo zu ſagen, mehr Gehirn als Gedanken.

In allen Richtungen hüpfen dabey ſeine Witze, die Flöhe ſeines erhitzten Geiſtes. Er iſt der luſtigſte Schriftſteller und zugleich der ſentimentalſte. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer und ſein Lachen verwandelt ſich jählings in Weinen. Er vermummt ſich manchmal in einen bettelhaften plumpen Geſellen, aber dann plötzlich, wie die Fürſten inkognito, die wir auf dem Theater ſehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den ſtralenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfaſſer des Triſtram Shandy, wenn er ſich in den roheſten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich, durch erhabene Uebergänge, an ſeine fürſtliche Würde, an ſeine Ebenbürtigkeit mit Shakespear, zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in ſeinen

Schriften ſeine Perſönlichkeit Preiß gegeben, er hat ſich ebenfalls in menſchlichſter Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewiſſen unbeholfenen Scheu, beſonders in geſchlechtlicher Hinſicht. Lorenz Sterne zeigt ſich dem Publikum ganz entkleidet, er iſt ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hoſe. Mit Unrecht glauben einige Critiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl beſeſſen als Sterne, weil dieſer, ſobald der Gegenſtand den er behandelt eine tragiſche Höhe erreicht, plötzlich in den ſcherzhafteſten, lachendſten Ton überſpringt; ſtatt daß Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindeſten ernſthaft wird, allmählig zu flennen beginnt und ruhig ſeine Thränendrüſen austräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er iſt ein größerer Dichter. Er iſt, wie ich ſchon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakeſpear, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaß. Aber, nach Frauenart, haben ſie ihn, beſonders durch ihre Liebkoſungen, ſchon frühe verdorben. Er war das Schooßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küßte dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſines, die roſige Göttinn des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und küßte begütigend ſeine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerey.

Und ſeitdem geriethen Sternes Herz und Sternes Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch;

wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

IV.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung: wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſey, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute deſſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daß man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Mißbegriff der chriſtlichen Verſöhnungslehre was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug, er war herrſchend, und in Liedern und Sagen lebt die ſchauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geſchlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu feſtigen. Heut zu Tage iſt die Menſchheit verſtändiger; wir glauben nicht mehr an die Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Beſteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den ſilbernen und goldenen Hoſtien, ſchreiben ſie eine Wunderkraft zu; das Geld iſt der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn ſie ein Gebäude zu errichten haben, ſo tragen ſie große Sorge, daß unter den Grundſtein einige Geldſtücke, eine Kapſel mit allerley Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben ſo wie das ganze Staats- und

Kirchengebäude, auf den Glauben an Blut beruhte, ſo beruhen alle unſere heutigen Inſtituzionen auf den Glauben an Geld, auf wirkliches Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieſes iſt der baare Egoismus. Erſteren zerſtörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerſtören. Die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft wird einſt eine beſſere ſeyn, und alle großen Herzen Europas ſind ſchmerzhaft beſchäftigt, dieſe neue beſſere Baſis zu entdecken.

Vielleicht war es der Mißmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den ſie überall hervorgrinſen ſahen, was in Deutſchland einige Dichter von der romantiſchen Schule, die es ehrlich meinten, zuerſt bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Reſtaurazion des Mittelalters zu befördern. Dieſes mag namentlich bey denjenigen der Fall ſeyn, die nicht die eigentliche Coterie bildeten. Zu dieſer letztern gehörten die Schriftſteller die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die Romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literarhiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes, habe ich von dieſen Coteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht mißverſtehen, wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drey Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und

Herr Ludwig Uhland iſt der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drey Dichter einen Vorzug vor Herren Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nemlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Commödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben, beſchäftigt, hat doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vordeklamirte und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzoginn bis zur Wäſcherinn mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtralte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bey der Vorleſung ſeiner Novellen, ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckte. Die Kraft dieſer Poeſie mußte immer deſto mehr hervortreten, je mehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtirte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt, mußte Herr Tieck als einer der kräftigſten Dichter erſcheinen. Während die Lieder unſeres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erſchellen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, iſt kein einziges Lied des Herren Tieck in unſere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herren Ludwig Tieck iſt in unſerem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieſes großen Lyrikers.

Zacharias Werner iſt geboren zu Königsberg in Preußen, den 18. Nov. 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine perſönliche, ſondern nur eine ſympathetiſche. Er begriff in der Ferne was ſie wollten, und that ſein Möglichſtes in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte ſich für die Reſtaurazion des Mittelalters nur einſeitig, nemlich nur für die hierarchiſch katholiſche Seite deſſelben, begeiſtern; die feudaliſtiſche Seite hat ſein Gemüth nicht ſo ſtark in Bewegung geſetzt. Hierüber hat uns ſein Landsmann T. A. Hoffmann, in den Serapiensbrüdern, einen merkwürdigen Aufſchluß ertheilt. Er erzählt nemlich, daß Werners Mutter gemüthskrank geweſen und während ihrer Schwangerſchaft ſich eingebildet, daß ſie die Muttergottes ſey und den Heiland zur Welt bringe. Der Geiſt Werners trug nun, ſein ganzes Leben hindurch, das Muttermahl dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionſchwärmerey finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, der Vierundzwanzigſte Februar, iſt frey davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werners übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter, bey aller draſtiſchen Kraft, faſt gänzlich an Kenntniß der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmanns, der Herr Criminalrath Hitzig, hat auch Werners Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends, im brillanteſten Putz, die Gallerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein, und neckten ihn, und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-royal ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daß alles auf Erden eitel ſey. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſey nur eine häßliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtillionshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daß die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig: daß er ein großer Sünder ſey.

Genau betrachtet iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daß er früherhin bloß beſang was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, aſcetiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genußſucht ſpiritualiſiren, die in den Tiefen der religiöſen Myſtik die ſchauerlichſten Seeligkeiten ſuchen, heilige **Roués.**

Kurz vor ſeinem Tode war die Freude an dramatiſcher Geſtaltung noch einmal in Wernern erwacht, und er ſchrieb noch eine Tragödie, betitelt: die Mutter der Makkabäer. Hier galt es aber nicht den profanen Lebensernſt mit romantiſchen Späßen zu feſtoniren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen ſind feyerlich gemeſſen wie

Glockengeläute, bewegen ſich langſam wie eine Charfreytagsprozeſſion, und es iſt eine paleſtinaſche Legende in griechiſcher Tragödienform. Das Stück fand wenig Beyfall bey den Menſchen hier unten; ob es den Engeln im Himmel beſſer gefiel, das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias ſtarb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr auf dieſer ſündigen Erde gewandelt.

Wir laſſen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantiſchen Triumvirats. Es iſt der vortreffliche Freyherr Friedrich de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr 1777 und zum Profeſſor ernannt an der Univerſität Halle, im Jahr 1833. Früher ſtand er als Major im königl. Preuß. Militärdienſt und gehört zu den Sangeshelden oder Heldenſängern, deren Leyer und Schwert, während dem ſogenannten Freyheitskriege, am lauteſten erklang. Sein Lorbeer iſt von ächter Art. Er iſt ein wahrer Dichter und die Weihe der Poeſie ruht auf ſeinem Haupte. Wenigen Schriftſtellern ward ſo allgemeine Huldigung zu Theil, wie einſt unſerem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er ſeine Leſer nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieſes Publikum iſt immer groß genug, und Herr Fouqué kann ſich rühmen, daß er der einzige von der romantiſchen Schule iſt, an deſſen Schriften auch die niederen Klaſſen Geſchmack gefunden. Während man in den äſthetiſchen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Naſe rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzſtadt, ein wunderſchönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeiſterung ſprach und erröthend geſtand: daß ſie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn ſie nur einmahl den Verfaſſer der Undine küſſen könnte. — Und dieſes Mädchen hatte die ſchönſten Lippen, die ich jemals geſehen.

Aber welch ein wunderliebliches Gedicht iſt die Undine! Dieſes Gedicht iſt ſelbſt ein Kuß; der Genius der Poeſie küßte den ſchlafenden Frühling, und dieſer ſchlug lächelnd die Augen auf, und alle Roſen dufteten und alle Nachtigallen ſangen, und was die Roſen dufteten und die Nachtigallen ſangen, das hat unſer vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine.

Ich weiß nicht, ob dieſe Novelle ins Franzöſiſche überſetzt worden. Es iſt die Geſchichte von der ſchönen Waſſerfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daß ſie ſich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt . . . . aber, ach! mit dieſer Seele bekömmt ſie auch unſere menſchlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemahl wird treulos, und ſie küßt ihn todt. Denn der Tod iſt in dieſem Buche ebenfalls nur ein Kuß.

Dieſe Undine könnte man als die Muſe der Fouquéſchen Poeſie betrachten. Obgleich ſie unendlich ſchön iſt, obgleich ſie eben ſo leidet wie wir und irdiſcher Kummer ſie hinlänglich belaſtet, ſo iſt ſie doch kein eigentlich menſchliches Weſen. Unſere Zeit aber ſtößt alle ſolche Luft- und Waſſergebilde von ſich, ſelbſt die ſchönſten, ſie verlangt wirkliche Geſtalten des Lebens, und am allerwenigſten verlangt ſie Nixen, die in adligen Rittern verliebt ſind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beſtändige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalweſens, die ewige Ritterthümeley, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutſchen Publikum, und man wandte ſich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieſer beſtändige Singſang von Harniſchen, Turnierroſſen, Burgfrauen, ehrſamen Zunftmeiſtern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel ſonſt heißt, wurde uns endlich läſtig; und als der ingenioſe Hidalgo

Friedrich de la Motte Fouqué ſich immer tiefer in ſeine Ritterbücher verſenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verſtändniß der Gegenwart einbüßte: da mußten ſogar ſeine beſten Freunde ſich kopfſchüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieſer ſpäteren Zeit ſchrieb ſind ungenießbar. Die Gebrechen ſeiner früheren Schriften ſind hier aufs höchſte geſteigert. Seine Rittergeſtalten beſtehen nur aus Eiſen und Gemüth; ſie haben weder Fleiſch noch Vernunft. Seine Frauenbilder ſind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen, über die anmuthigen Blumengeſichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouquéſchen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Geſtaltung und Farbenpracht mehr unſer Auge als unſere Seele ergötzen. Das ſind Ritterfeſte, Schäferſpiele, Zweykämpfe, alte Trachten, alles recht hübſch neben einander, abentheuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqués wie bei den Nachahmern des Walter Scott iſt dieſe Manier, ſtatt der inneren Natur der Menſchen und Dinge nur ihre äußere Erſcheinung und das Coſtum zu ſchildern, noch trübſeliger ausgebildet. Dieſe flache Art und leichte Weiſe graſſirt heutigen Tags in Deutſchland eben ſo gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darſtellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, ſondern auch unſere moderne Zuſtände betreffen, ſo iſt es doch noch immer die vorige Manier, die ſtatt der Weſenheit der Erſcheinung nur das Zufällige derſelben auffaßt. Statt Menſchenkenntniß bekunden unſere neueren Romanzièrs bloß Kleiderkenntniß, und ſie fußen vielleicht auf dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenſchreiber, beſonders bey den Engländern. Richardſon giebt uns die Anatomie der Empfindungen, Goldſmidt behandelt pragmatiſch die Herzensakzionen ſeiner Helden. Der Verfaſſer des Triſtram Shandy zeigt uns die verborgenſten Tiefen der Seele; er öffnet eine Lucke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradieſe und Schmutzwinkel, und läßt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das ſeltſame Theater hineingeſchaut, Beleuchtung und Perſpektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kuliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſtrung aufblitzen wird, die Pauke worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Machinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beyſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe, in ſeinem Wilhelm Meiſter, das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouquéſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring" und „Thiodolph der Isländer" verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſonders „Sigurd, der Schlangentödter" iſt ein kühnes Werk, worin die altſcandinaviſche Heldenſage mit all ihrem Rieſen- und Zauberweſen ſich abſpiegelt. Die Hauptperſon des Dramas, der Sigurd, iſt eine ungeheure Geſtalt. Er iſt ſtark wie die Felſen von Norweg und ungeſtüm wie das Meer, das ſie umrauſcht. Er hat ſo viel Muth wie hundert Löwen und ſo viel Verſtand wie zwey Eſel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie ſind die Lieblichkeit ſelbſt. Sie ſind ſo leicht, ſo bunt, ſo glänzend, ſo heiter dahin flatternd; es ſind ſüße lyriſche Kolibri.

Der eigentliche Liederdichter aber iſt Herr Ludwig Uhland, der geboren zu Tübingen im Jahr 1787 jetzt als Advokat in Studtgardt lebt. Dieſer Schriftſteller hat einen Band Gedichte, zwey Tragödien und zwey Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über franzöſiſche Troubadouren geſchrieben. Es ſind zwey kleine hiſtoriſche Unterſuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Bayer“ und „Herzog Ernſt von Schwaben“. Erſtere habe ich nicht geleſen; iſt mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Geſinnung. Es weht darin ein ſüßer Hauch der Poeſie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unſerem Theater ſo viel Beyfall ärndten, nimmermehr angetroffen wird. Deutſche Treue iſt das Thema dieſes Dramas, und wir ſehen ſie hier, ſtark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutſche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um ſo rührender ins Herz. Dieſes Drama, oder vielmehr dieſes Lied, enthält Stellen, welche zu den ſchönſten Perlen unſerer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzubitter darob tadeln. Dieſe Leute haben beſtimmte Bedürfniſſe, deren Befriedigung ſie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten ſollen nicht eben den Sympathien ſeines eignen Herzens, ſondern viel eher dem

Begehr des Publikums entſprechen. Dieſes letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüſte, der einen Sack mit Erbſen gefunden zu haben glaubt und ihn haſtig öffnet; aber ach! es ſind nur Perlen. Das Publikum verſpeiſt mit Wonne des Herren Raupachs dürre Erbſen und Madame Birch-Pfeifers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzoſen höchſtwahrſcheinlich nicht wiſſen wer Madame Birch-Pfeifer und Herr Raupach iſt, ſo muß ich hier erwähnen, daß dieſes göttliche Paar, geſchwiſterlich neben einander ſtehend, wie Apoll und Diana, in den Tempeln unſerer dramatiſchen Kunſt am meiſten verehrt wird. Ja, Herr Raupach iſt eben ſo ſehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeifer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, ſo iſt letztere als kaiſerl. öſtreichiſche Hofſchauſpielerin in Wien, und erſterer als königl. preußiſcher Theaterdichter in Berlin angeſtellt. Die Dame hat ſchon eine Menge Dramen geſchrieben worinn ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt Herr Ludwig Tieck habe, durch eine unvorſichtige Aeußerung, dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Critiken bemerkte er nemlich: daß die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können, als in einem guten Stücke. Fußend auf ſolchem Axiom griffen die Commödianten ſchaarenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Commödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darinn zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen das Stück ſey gut? Der Schauſpieler und der Dichter, die bisher in einer Art von kollegialiſchem Verhältniſſe ſtanden, (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder) traten jetzt in offne Feindſchaft. Die Schauſpieler ſuchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben: ſie verſtänden nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verſtänden nichts von draſtiſchen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauſpieler ſie in der Praxis erlernt und ſie in ſeinen Stücken anzubringen weiß. Die Commödianten, oder wie ſie ſich am liebſten nennen, die Künſtler ſpielten daher vorzugsweiſe in ihren eignen Stücken oder wenigſtens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künſtler, verfertigt hatte. In der That, dieſe entſprachen ganz ihren Bedürfniſſen; hier fanden ſie ihre Lieblingskoſtume, ihre fleiſchfarbige Trikotpoeſie, ihre applaudirten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimaſſen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affectirtes Kunſtzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern geſprochen wird, Blumen, die nur dieſem erlogenen Boden entſproſſen, Früchte, die nur am Lichte der Orcheſterlampe gereift, eine Natur worin nicht der Odem Gottes, ſondern des Souffleurs weht, kuliſſenerſchütternde Tobſucht, ſanfte Wehmuth mit kitzlender Flötenbegleitung, geſchminkte Unſchuld mit Laſterverſenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentuſch u. ſ. w.

Solchermaßen haben die Schauſpieler in Deutſchland ſich von den Poeten und auch von der Poeſie ſelbſt emanzipirt. Nur der Mittelmäßigkeit erlaubten ſie noch, ſich auf ihrem Gebiethe zu produziren. Aber ſie geben genau Acht, daß es kein wahrer Dichter iſt, der, im Mantel der Mittelmäßigkeit, ſich bey ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überſtehen müſſen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu faſſen! Und noch jetzt haben ſie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mahl ein Stück ſchreibt, das nicht ganz und gar ſchlecht iſt, ſo muß er, aus Furcht vor dem Oſtrazismus der Comödianten, gleich wieder ein Dutzend der allermiſerabelſten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert Euch über das Wort „ein Dutzend?“ Es iſt gar keine Uebertreibung von mir. Dieſer Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen ſchreiben, und man bewundert dieſe Produktivität. Aber „es iſt keine Hexerey,“ ſagt Jantjen von Amſterdam, der berühmte Taſchenſpieler, wenn wir ſeine Kunſtſtücke anſtaunen: „Es iſt keine Hexerey, ſondern nur die Geſchwindigkeit.“

Daß es Herren Raupach gelungen iſt, auf der deutſchen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen beſondern Grund. Dieſer Schriftſteller, von Geburt ein Deutſcher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er ſeine Bildung und es war die moskowitiſche Muſe, die ihn eingeweiht in die Poeſie. Dieſe Muſe, die eingezobelte Schöne mit der holdſelig aufgeſtülpten Naſe, reichte unſerem Dichter die volle Branntweinſchaale der Begeiſtrung, hing um ſeine Schulter den Köcher mit kirgiſiſchen Witzpfeilen und gab in ſeine Hände die tragiſche Knute. Als er zuerſt auf unſere Herzen damit losſchlug, wie erſchütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erſcheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung ſetzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht, im ziviliſirten Deutſchland; aber ſein ſarmatiſch ungethümes Weſen, eine täppiſche Behendigkeit, ein gewiſſes brummendes Zugreifen in ſeinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf ſeinem ſlaviſchen Pegaſus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poeſie dahinjagte, und unter dem Sattel, nach ächter Baſchkirenweiſe, ſeine dramatiſche Stoffe gar ritt. Dieſes fand Beyfall in Berlin; — dem Herren Raupach gelang es dort Fuß zu faſſen, er wußte ſich mit den Schauſpielern zu verſtändigen, und ſeit einiger Zeit, wie ſchon geſagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeifer, göttlich verehrt in dem Tempel der dramatiſchen Kunſt. Dreyßig Thaler bekömmt er für jeden Akt den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel" giebt. Alle mögliche Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unter bekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze, die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach der ſie fürs Theater zurichtet. Raumerſche Holzfiguren überzieht er mit ſeiner ledernen Poeſie, mit ſeinen ruſſiſchen Juchten, und der Anblick ſolcher Carrikaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die ſchönſten und edelſten Kaiſer des deutſchen Vaterlandes. Und die Polizey hemmt nicht ſolchen Frevel? Wenn ſie nicht gar ſelbſt die Hand im Spiel hat. Neue, emporſtrebende Regentenhäuſer lieben nicht bey dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiſerſtämme, an deren Stelle ſie gern treten möchten. Nicht bey Immermann, nicht bey Grabbe, nicht einmal bey Herren Uchtritz, ſondern bey dem Herren Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbaroſſa beſtellen. Aber ſtreng bleibt es Herren Raupach unterſagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu ſtecken; ſollte es ihm einmal danach gelüſten, ſo würde man ihm bald die Hausvogtey als Helikon anweiſen.

Die Ideenaſſoziazion, die durch Contraſte entſteht, iſt Schuld daran, daß ich, indem ich von Herren Uhland reden wollte, plötzlich auf Herren Raupach und Madame Birch-Pfeifer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theaterdiana noch viel weniger als unſer Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentiren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bey uns die Herrſchaft der Bühne uſurpiren.

V.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hatte ich den vortrefflichen Uhland zu feyern vermocht! Damals empfand ich ſeine Vortrefflichkeit vielleicht beſſer als jetzt; er ſtand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber ſo vieles hat ſich ſeitdem ereignet! Was mir ſo herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholiſche Weſen, jene Ritter die im adlichen Turney ſich hauen und ſtechen, jene ſanften Knappen und ſittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minneſänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsſchauern, jene blaſſen Entſagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir ſeitdem verleidet! Ja, einſt war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schloſſes zu Düſſeldorf am Rhein, ſaß ich und deklamirte vor mich hin das ſchönſte aller Uhlandſchen Lieder:

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt Du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schloſſes ſaß und dieſes Lied deklamirte, hörte ich auch wohl zuweilen wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeyfließt, meine Worte nachäfften, und das ſeufzte und das ſtöhnte aus den Fluten mit komiſchem Pathos:

„Ein Geiſterlaut herunter ſcholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht ſtören von ſolchen Neckereyen der Waſſerfrauen, ſelbſt wenn ſie bey den ſchönſten Stellen in Uhlands Gedichten ironiſch kicherten. Ich bezog ſolches Gekicher damals beſcheidentlich auf mich ſelbſt, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit heranbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamirte, um dadurch die geheimnißvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nemlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange ſeidne Schleppe vorbeyrauſchen zu hören, und mein Herz pochte . . . . . das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland" begeiſtert war.

Daſſelbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, ich habe unterdeſſen viel gehört und geſehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menſchen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben ſitze und leſe, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildeſten Wogen des Tages, dort kreiſchen die lauteſten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grellt, das trommelt; im Sturmſchritt ſchreitet vorüber die Nazionalgarde; und jeder ſpricht franzöſiſch. — Iſt das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte leſen kann? Dreymal habe ich den Schluß des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamirt, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einſt ergriff, wenn das Königstöchterlein ſtirbt und der ſchöne Schäfer ſo klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein!

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade! du Schäfer mein!“

Vielleicht auch bin ich für ſolche Gedichte etwas kühl geworden, ſeitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit ſchmerzlichere Liebe giebt, als die welche den Beſitz des geliebten Gegenſtandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der That, ſchmerzlicher iſt es, wenn der geliebte Gegenſtand Tag und Nacht in unſeren Armen liegt, aber durch beſtändigen Widerſpruch und blödſinnige Capricen uns Tag und Nacht verleidet, dergeſtalt, daß wir das, was unſer Herz am meiſten liebt, von unſerem Herzen fortſtoßen, und wir ſelber das verflucht geliebte Weib nach dem Poſtwagen bringen und fortſchicken müſſen:

Ade, du Königstöchterlein!

Ja, ſchmerzlicher als der Verluſt durch den Tod iſt der Verluſt durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte, aus wahnſinniger Leichtfertigkeit, ſich von uns abwendet, wenn ſie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Menſch ſie begleiten kann, und wenn ſie dann ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig friſirt, dem erſten beſten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt . . . .

Ade, du Schäfer mein!

Vielleicht erging es Herren Uhland ſelber nicht beſſer als uns. Auch ſeine Stimmung muß ſich ſeitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er ſeit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daß dieſes ſchöne Dichtergemüth ſo kärglich von der Natur begabt geweſen und nur einen einzigen Frühling in ſich trug. Nein, ich erkläre mir das Verſtummen Uhlands vielmehr aus dem Widerſpruch, worin die Neigungen ſeiner Muſe mit den Anſprüchen ſeiner politiſchen Stellung gerathen ſind. Der elegiſche Dichter, der die katholiſch feudaliſtiſche Vergangenheit in ſo ſchönen Balladen und Romanzen zu beſingen wußte, der Oſſian des Mittelalters, wurde ſeitdem in der würtembergiſchen Ständeverſammlung, ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geiſtesfreyheit. Daß dieſe demokratiſche und proteſtantiſche Geſinnung bey ihm ächt und lauter iſt, bewieß Herr Uhland durch die großen perſönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einſt den Dichterlorbeer errungen, ſo erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit ſo ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeiſterung weiter ſingen; und da ſein Pegaſus nur ein Ritterroß war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich ſtätig wurde wenn es vorwärts ſollte in das moderne Leben, da iſt der wackere Uhland lächelnd abgeſtiegen, ließ ruhig abſatteln und den unfügſamen Gaul nach dem Stall bringen. Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein College das Roß Bayard hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſeyn, daß das hohe Ritterroß mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Federbüſchen, nie recht gepaßt habe zu ſeinem bürgerlichen Reuter, der an den Füßen, ſtatt Stiefeln mit goldenen Sporen, nur Schuh mit ſeidenen Strümpfen, und auf dem Haupte, ſtatt eines Helms, nur einen tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben: daß Herr Ludwig Uhland niemals mit ſeinem Thema ganz übereinſtimmen konnte; daß er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealiſirter Wahrheit wiedergiebt, ſondern ſie vielmehr in eine kränklich ſentimentale Melancholie auflöſt; daß er die ſtarken Klänge der Heldenſage und des Volkslieds in ſeinem Gemüthe gleichſam weich gekocht habe, um ſie genießbar zu machen für das moderne Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhlandſchen Gedichte genau betrachtet, ſo ſind es nur ſchöne Schatten, verkörperter Mondſchein, in den Adern Milch, in den Augen ſüße Thränen, nemlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhlandſchen Ritter mit den Rittern der alten Geſänge, ſo kommt es uns vor, als beſtänden ſie aus Harniſchen von Blech, worin lauter Blumen ſtecken, ſtatt Fleiſch und Knochen. Die Uhlandſchen Ritter duften daher für zarte Naſen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiſerne Hoſen trugen und viel fraßen und noch mehr ſoffen.

Aber das ſoll kein Tadel ſeyn. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copey die deutſche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerſchein ergötzen; und er ließ ſie freundlich zurückſpiegeln von der dämmernden Fläche ſeines Geiſtes. Dieſes mag ſeinen Gedichten vielleicht einen beſondern Reitz verleihen und ihnen die Liebe vieler ſanften und guten Menſchen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber ſelbſt in der matteſten Beſchwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Parthey gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns dieſe Geiſterſtimmen ſelbſt in ihrem ſchwächſten Nachhall. Und es iſt leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unſeres vortrefflichen Uhlands, nicht bloß bey Patrioten von 1813, bey frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, ſondern auch bey manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den ſchönſten Beyfall finden.

Ich habe bey dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um ſie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterſcheiden. — Jene älteren Patrioten müſſen an der Uhlandſchen Muſe das ſüßeſte Wohlgefallen finden, da die meiſten ſeiner Gedichte ganz von dem Geiſte ihrer Zeit geſchwängert ſind, einer Zeit wo ſie ſelber noch in Jugendgefühlen und ſtolzen Hoffnungen ſchwelgten.

Dieſe Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten ſie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einſt als Patriotismus angerechnet, wenn ſie ſich Uhlands Gedichte anſchafften. Sie fanden darinn Lieder die ſelbſt Max von Schenkendorf und Herr Ernſt Moritz Arndt nicht beſſer gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhlandſchen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immerfort:
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewaltiges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freyer Hand!
Vorwärts!

Grüß' Euch Gott, du Schweitzerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immerfort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herren Uhlands Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht bloß den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentirt eine ganze Periode, und er repräſentirt ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumiren. Der Ton, der in den Uhlandſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort wo ich noch manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Aehnlichkeit mit Herren Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freyherr von Eichendorf; die Lieder die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhlandſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kriſtallhafteren Wahrheit der Eichendorfſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herren Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bey Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form aufs erfreuſamſte beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volkslieds klingt er ganz zuſammen mit Herren Uhland; mich will es ſogar bedünken, als ſey er in ſolchem Gebiethe manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesformen, und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bey ihm ein freyeres Handhaben der Uebergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern

Jahrgänge von Brockhaus Urania. Daß Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland, gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften beide aus derſelben Quelle, dem Volksgeſange, und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bey Herren Uhland geründeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutſchland angehört. Aber in den Liedern ſeiner früheren Periode weht derſelbe Odem, der uns auch aus den Uhlandſchen Gedichten entgegenſtrömt; derſelbe Klang, dieſelbe Farbe, derſelbe Duft, dieſelbe Wehmuth, dieſelbe Thräne .... Chamiſſes Thränen ſind vielleicht rührender, weil ſie, gleich einem Quell der aus einem Felſen ſpringt, aus einem weit ſtärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in ſüdlichen Versarten geſchrieben, ſind ebenfalls den Sonetten, Aſſonanzen und Ottaverime ſeiner Mitſchüler von der romantiſchen Schule aufs innigſte verwandt, und man kann ſie nimmermehr, ſowohl der Form als des Tones nach, davon unterſcheiden. Aber wie geſagt, die meiſten jener Uhlandſchen Zeitgenoſſen, mitſammt ihren Gedichten, gerathen in Vergeſſenheit; letzteren findet man nur noch mit Mühe in verſchollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald“, die „Sängerfarth“ in einigen Frauen- und Muſenalmanachen die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitſchriften, namentlich in Achim von Arnims „Tröſteinſamkeit“ und in der „Wünſchelruthe“ redigirt von Heinrich Straube und

Rudolph Chriſtiani, in den damaligen Tagesblättern und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland iſt nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder ſonſt ſo Einer, aus deren Individualität ein beſonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenoſſen einen beſtimmten Wiederhall fand. Herr Uhland iſt nicht der Vater, ſondern er iſt ſelbſt nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht urſprünglich angehört, ſondern den ſie aus früheren Dichterwerken mühſam hervorgequetſcht hatte. Aber, als Erſatz für dieſen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben ſo herrlich wie ſelten ſind. Er iſt der Stolz des glücklichen Schwabenlandes und alle Genoſſen deutſcher Zunge erfreuen ſich dieſes edlen Sängergemüthes. In ihm reſumiren ſich die meiſten ſeiner lyriſchen Geſpiele von der romantiſchen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um ſo inniger, da wir im Begriffe ſind uns auf immer von ihm zu trennen.

VI.

„Als nach langen Jahren Kaiſer Otto III. an das Grab kam, wo Karls Gebeine beſtattet ruhten, trat er mit zwey Biſchöfen und dem Grafen von Laumel (der dieſes alles berichtet hat) in die Höle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte; ſondern ſaß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handſchuen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbort und waren herausgewachſen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk ſehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen mußte eine Oeffnung gebrochen werden; ſobald man hineingelangt war, ſpürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten ſogleich die Knie, und erwieſen dem Todten Ehrerbietung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Karls Munde einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. — Nachts drauf ſoll ihm im Traume Carl erſchienen ſeyn, und verkündigt haben: daß Otto nicht alt werden, und keinen Erben hinterlaſſen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutſchen Sagen". Es iſt dies aber nicht das einzige Beyſpiel der Art. So hat auch Euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen laſſen, um ſelber zu ſehen, ob dieſer Held von ſo rieſenhafter Geſtalt geweſen, wie die Dichter rühmen. Dieſes geſchah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebaſtian von Portugall ließ die Grüfte ſeiner Vorfahren öffnen und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog.

Sonderbar ſchauerliche Neugier, die oft die Menſchen antreibt in die Gräber der Vergangenheit hinabzuſchauen! Es geſchieht dieſes zu außerordentlichen Perioden, nach Abſchluß einer Zeit, oder kurz vor einer Kataſtrophe. In unſeren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erſcheinung erlebt; es war ein großer Souverain, das franzöſiſche Volk, welcher plötzlich die Luſt empfand das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längſt verſchütteten, verſchollenen Zeiten bey Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die, mit Spaten und Brecheiſen, ſchnell bey der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein ſtarker Duft ließ ſich verſpüren, der, als gothiſches Haut-gout, denjenigen Naſen, die für Roſenöhl blaſirt ſind, ſehr angenehm kitzelte. Die franzöſiſchen Schriftſteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere ſchnitt ihm die Nägel; ein Dritter ſetzte ihm eine neue Naſe an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausriſſen, alles wie Kaiſer Otto.

Ob der Geiſt des Mittelalters dieſen Zahnausreißern im Traume erſchienen iſt und ihrer ganzen romantiſchen Herrſchaft ein frühes Ende prophezeyt hat, das weiß ich nicht. Ueberhaupt, ich erwähne dieſer Erſcheinung der franzöſiſchen Literatur nur aus dem Grunde, um beſtimmt zu erklären, daß ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derſelben im Sinne habe, wenn ich in dieſem Buche eine ähnliche Erſcheinung, die in Deutſchland ſtatt fand, mit etwas ſcharfen Worten beſprochen. Die Schriftſteller, die in

Deutſchland das Mittelalter aus ſeinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus dieſen Blättern erſehen wird, und die Wirkung die ſie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freyheit und das Glück meines Vaterlandes. Die franzöſiſchen Schriftſteller hatten nur artiſtiſche Intereſſen und das franzöſiſche Publikum ſuchte nur ſeine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die meiſten ſchauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Abſicht, um ſich ein intereſſantes Coſtum für den Carneval auszuſuchen. Die Mode des Gothiſchen war in Frankreich eben nur eine Mode, und ſie diente nur dazu die Luſt der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt ſich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bey der flüchtigſten Bemerkung des Friſeurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt das anders.

Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bey Euch, gänzlich todt und verweſt iſt.

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daß ich eine Parthey, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es ſind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Geſindel, heuchleriſch, verlogen, und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelſt, fühlſt du plötzlich den Stich in der Ferſe. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es iſt die Parthey der Lüge, es ſind die Schergen des Despotismus, die Reſtauratoren aller Miſere, aller Greul und Narrethey der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verſchieden iſt jene Parthey, die man hier die katholiſche nennt, und deren Häupter zu den talentreichſten Schriftſtellern Frankreichs gehören. Wenn ſie auch nicht eben unſere Waffenbrüder ſind, ſo kämpfen wir doch für dieſelben Intereſſen, nemlich für die Intereſſen der Menſchheit. In der Liebe für dieſelbe ſind wir einig; wir unterſcheiden uns nur in der Anſicht deſſen, was der Menſchheit frommt. Jene glauben die Menſchheit bedürfe nur des geiſtlichen Troſtes, wir hingegen ſind der Meinung, daß ſie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die katholiſche Parthey in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, ſich als die Parthey der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben, ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Catholizismus in

Frankreich ſo gründlich ekraſirt, daß faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daß derjenige, welcher den Catholizismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt iſt eine eben ſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeyen gute Catholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen welche ich in der Provinz fand, ſahen alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revoluzion nicht mehr exiſtirt, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwey Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bey Vernunſt und lachte über Weihwaſſer und Oehlung. Aber heißt das eine Herrſchaft des Catholiziſmus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Carl X., durch den Reitz der Neuheit, auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Catholiziſmus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Ueberraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt werden, daß die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, im Handeln wie im Gedanken, ganz heidniſch koſtumirt waren. Während der Revoluzion blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antique Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen und dieſer reſümirte ſich in dem Namen: Napoleon! Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſey irreligiös weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muß vielmehr ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darinn, daß ſie jetzt an einen

Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muß ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darinn, daß ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe man wird dieſe Bemerkungen nicht mißverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen den Leſer dieſes Buches vor einem argen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

◆

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 184) in Betreff des großen Eklektikers entſchlüpft ſind, ganz mißverſtanden werden. Wahrlich, fern iſt von mir die Abſicht Herren Viktor Couſin zu verkleinern. Die Titel dieſes berühmten Philoſophen verpflichten mich ſogar zu Preiß und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und ſeine geiſtreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs.

Ich muß wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthuſiasmus verleiten könnten, gewaltſam unterdrücken. Ich möchte nemlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Couſin iſt ſehr einflußreich im Staate, durch ſeine Stellung und Zunge. Dieſe Rückſicht könnte mich ſogar bewegen, eben ſo freymüthig ſeine Fehler wie ſeine Tugenden zu beſprechen. Wird er ſelber dieſes mißbilligen? Gewiß nicht! Ich weiß, daß man große Geiſter nicht ſchöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben ſo gewiſſenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules beſingt, muß man auch erwähnen, daß er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken geſeſſen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben ſolche Umſtände von Herrn Couſin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Couſin, wenn er auch zuweilen ſchwatzend am Spinnrocken ſaß, ſo hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen ſchmeichelhaften Unterſchieds erwähnen. Das Volk hat nemlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeſchrieben, die von verſchiedenen ſeiner Zeitgenoſſen vollbracht worden; die Werke des Herren Couſin ſind aber ſo koloſſal, ſo erſtaunlich, daß das Volk nie begriff, wie ein einziger Menſch dergleichen vollbringen konnte, und es entſtand die Sage, daß die Werke, die unter dem Namen dieſes Herren erſchienen ſind, von mehren ſeiner Zeitgenoſſen herrühren.

So wird es auch einſt Napoleon gehn; ſchon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held ſo viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Couſin ſchon jetzt nachſagt, daß er fremde Talente zu exploitiren und ihre Arbeiten als die ſeinigen zu publiziren gewußt: ſo wird man einſt auch von dem armen

Napoleon behaupten, daß nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muß man Herren Couſin ganz unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beyſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nemlich die Meinung, daß man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daß man durch metaphyſiſche Spekulazionen den Sinn für induſtrielle Spekulazionen verliere, und daß man, allem Aemterglanz entſagend, in naiver Armuth, und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiethe des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beyſpiel hat er gezeigt: daß man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair-de-France werden kann.

Freilich einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande: daß von jenen zwey Eigenſchaften des Herren Couſin nur die letztere konſtatirt ſey. Giebt es eine liebloſere, unkriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann iſt aber jemals der Perſifflage ſeiner Zeitgenoſſen entgangen? Haben die Athener mit ihren attiſchen Epigrammen den großen Alexander verſchont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäſar geſungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herren Couſin trifft daſſelbe Schickſal, welches ſchon Alexander, Cäſar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer, mitten in Paris, treffen wird. Je größer der Mann, deſto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge ſind ſchon ſchwerer zu treffen.

Die Maſſe aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, iſt von ernſthafter Natur, es iſt abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erſcheinungen erklärt es in tiefſinnig myſtiſcher Weiſe. Alle ſeine Auslegungen tragen einen poetiſchen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganinis erſtaunliches Violinſpiel ſucht das Volk dadurch zu erklären, daß dieſer Muſiker aus Eiferſucht ſeine Geliebte ermordet, deßhalb lange Jahre im Gefängniſſe zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine beſeſſen, und, indem er ſich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchſte Meiſterſchaft auf dieſem Inſtrumente erlangt habe. Die philoſophiſche Virtuoſität des Herren Couſin ſucht das Volk in ähnlicher Weiſe zu erklären, und man erzählt: daß einſt die deutſchen Regierungen unſeren großen Eklektiker für einen Freyheitshelden angeſehen und feſtgeſetzt haben, daß er im Gefängniſſe kein anderes Buch außer Kants Critik der reinen Vernunft zu leſen bekommen, daß er aus langer Weile beſtändig darin ſtudirt, und daß er dadurch jene Virtuoſität in der deutſchen Philoſophie erlangte, die ihm ſpäterhin, in Paris, ſo viele Applaudiſſements erwarb, als er die ſchwierigſten Paſſagen derſelben öffentlich vortrug.

Dieſes iſt eine ſehr ſchöne Volksſage, währchenhaft, abentheuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Boers, von Quaſer dem Weiſen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Couſin eine ſymboliſche Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herren Couſin nicht mehr ein wirkliches Individuum ſehen, ſondern nur die Perſonifikazion des Märtyrers der Freyheit, der, im Kerker ſitzend, Troſt ſucht in der Weisheit, in der Critik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche ſieht vielleicht in ihm eine Allegorie ſeiner Zeit ſelbſt, einer Zeit, wo die Critik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker ſaß.

Was nun wirklich dieſe Gefangenſchaftsgeſchichte des Herren Couſin betrifft, ſo iſt ſie keineswegs ganz allegoriſchen Urſprungs. Er hat, in der That, einige Zeit, der Demagogie verdächtig, in einem deutſchen Gefängniſſe zugebracht, eben ſo gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Couſin dort, in ſeinen Mußeſtunden, Kants Kritik der reinen Vernunft ſtudirt habe, iſt, aus drey Gründen, zu bezweifeln. Erſtens: dieſes Buch iſt auf deutſch geſchrieben. Zweytens: man muß deutſch verſtehen, um dieſes Buch leſen zu können. Und drittens: Herr Couſin verſteht kein deutſch.

Ich will dieſes, bey Leibe! nicht in tadelnder Abſicht geſagt haben. Die Größe des Herren Couſin tritt um ſo greller ins Licht, wenn man ſieht, daß er die deutſche Philoſophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verſtehn, worin ſie gelehrt wird. Dieſer Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menſchen, die wir nur mit großer Mühe dieſe Philoſophie verſtehen, obgleich wir mit der deutſchen Sprache von Kindauf ganz vertraut ſind! Das Weſen eines ſolchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das ſind jene intuitive Naturen, denen Kant das ſpontaneiſche Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Combinazion der Einzeltheile, die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daß einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Critik der reinen Vernunft, durch bloße intuitive Anſchauung, verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſirt wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daß man ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Unterſuchung, von einer wiſſenſchaftlichen Anſicht nur ein Weniges zu ſagen braucht, und dieſes Wenige wiſſen ſie ſo vortrefflich in ihrem Geiſte zu kombiniren und zu verarbeiten, daß ſie alsdann die Sache noch weit beſſer verſtehen wie wir ſelber und uns über unſer eignes Wiſſen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als ſeyen die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffeehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzählige Mahl reflektirt: eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. Dieſe brillanten Köpfe, eben ſo wie die glänzenden Kaffeehäuſer, pflegen einen armen Deutſchen, wenn er zuerſt nach Paris kömmt, ſehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den ſüßen Gewäſſern des Lobes unverſehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin den Herren Couſin wegen eines Umſtandes bitter zu tadeln: nemlich

Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, Er iſt ungerecht gegen ſich ſelber, er verläumdet ſich ſelber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel allerley entlehnt. Gegen dieſe Selbſtanſchuldigung muß ich Herren Couſin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewiſſen! dieſer ehrliche Mann hat aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeſte geſtohlen, und wenn er als ein Andenken von dieſen beyden etwas mit nach Hauſe gebracht hat, ſo war es nur ihre Freundſchaft. Das macht ſeinem Herzen Ehre. Aber von ſolchen fälſchlichen Selbſtanklagen giebt es viele Beyſpiele in der Pſychologie. Ich kannte einen Mann, der von ſich ſelber ausſagte: er habe an der Tafel des Königs ſilberne Löffel geſtohlen; und doch wußten wir alle, daß der arme Teufel nicht hoffähig war, und ſich dieſes Löffeldiebſtahls anklagte, um uns glauben zu machen, er ſey im Schloſſe zu Gaſte geweſen.

Nein, Herr Couſin hat in der deutſchen Philoſophie immer das ſechſte Geboth befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingeſteckt. Alle Zeugenausſagen ſtimmen darin überein, daß Herr Couſin in dieſer Beziehung, ich ſage in dieſer Beziehung, die Ehrlichkeit ſelbſt ſey. Und es ſind nicht bloß ſeine Freunde, ſondern auch ſeine Gegner, die ihm dieſes Zeugniß geben. Ein ſolches Zeugniß enthalten z. B. die berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Critik von dieſem Jahre, und da der Verfaſſer dieſer Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und ſeine Worte alſo deſto unverdächtiger ſind, ſo will ich ſie ſpäter in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt einen großen Mann von einer ſchweren Anklage zu befreyen, und nur deßhalb erwähne ich das Zeugniß der berliner Jahrbücher die freylich durch einen etwas ſpöttiſchen Ton, womit ſie von Herren Couſin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam den Sohn Boers, Quaſer dem Weiſen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der erſte, der dieſen großen Namen auch den Namen Couſin beygeſellt. **Du sublime au ridicule il-n'y-a qu'un pas!** werden freylich ſeine Feinde ſagen, ſeine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen nichts heilig iſt, die keine Religion haben, und die nicht einmal an Herrn Couſin glauben. Aber es wird nicht das erſtemahl ſeyn, daß eine Nazion erſt durch einen Fremden ihre großen Männer ſchätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienſt um Frankreich, daß ich den Werth des Herren Couſin für die Gegenwart und ſeine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn ſchon bey Lebzeiten poetiſch ausſchmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt wie er ſich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einſt eine Zeit kommt, wo der Name Viktor Couſin eine Mythe ſeyn wird. Jetzt iſt er ſchon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O Ihr Verläſterer des Thrones und des Altars, Ihr Böſewichter, die Ihr, wie Schiller ſingt, „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen pflegt," ich prophezeyhe Euch, daß die Renommee des Herren

Couſin, wie die franzöſiſche Revolution, die Reiſe um die Welt macht! — Ich höre wieder boßhaft hinzuſetzen: In der That, die Renommee des Herren Couſin macht eine Reiſe um die Welt, und von Frankreich iſt ſie bereits abgereiſt.

MÜNCHEN

41/773

Ueber
den
Denunzianten.

Eine Vorrede
zum dritten Theile des Salons

von

H. Heine.

Hamburg, 1837
bei Hoffmann und Campe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über das was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daß ich von den „florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherley Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ alles was ins Gebieth der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig als eine Reihe harmloſer Mährchen, die, gleich den Novellen des Dekamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle

Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen. Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches, habe ich ſelber verfaßt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſeyn, daß ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme, und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Mayenwonne, die Gelbveiglein, und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daß es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging und deßhalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen

Wetter, Frühlingsſonne, Mayenwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo mußte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerey mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Akuſativ und

Dativ, ich wußte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſey in der Heimath, bey der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die Ihr ebenfalls kennt, und die von manchem unter Euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Conſulenten, deren Reſponſa ich bey dieſem Ereigniſſe einholte, waren alle der Meynung, ich müſſe ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweiſen: „daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte ſtatt fände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsſpruch die Ausbeutung meiner Beſitzthümer, meiner ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten, unterſagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntniſſen nicht befugt ſey, daß ich proteſtiren, künftigen Schadenerſatz verlangen, kurz Spektakel machen müſſe.“ Zu dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatoriſche Rechthaberey, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge ſelbſt aufgebracht zu ſeyn. Ich wußte im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgeſehen war, durch jenes Interdikt mich perſönlich zu kränken; ich wußte, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutſchlands beabſichtigend, aus beſter Vorſorge für das Geſammtwohl, gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wußte, daß es der ſchnödeſten Angeberey gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Verſammlung, handelnde Staatsmänner, die ſich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beſchäftigen konnten, über den Inhalt derſelben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich ſey das Haupt einer Schule, welche ſich zum Sturze aller bürgerlichen und moraliſchen Inſtituzionen verſchworen habe . . .

Und in dieſem Bewußtſeyn ſchrieb ich, nicht eine Proteſtazion, ſondern eine Bittſchrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt ſeine oberrichtlichen Befugniſſe in Abrede zu ſtellen, den betrübſamen Beſchluß als ein Contumazialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigſt bat, mich gegen die im Beſchluſſe angeführten Beſchuldigungen vor den Schranken der erlauchten Verſammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Intereſſen that ich keine Erwähnung. Eine gewiſſe Schaam hielt mich davon ab. Nichtsdeſtoweniger haben viele edle Menſchen in Deutſchland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe erſah, aufs tiefſte gefühlt, was ich verſchwieg. Und in der That, wenn es ſchon hinlänglich betrübſam iſt, daß ich, ein Dichter Deutſchlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß: ſo wird es gewiß jeden fühlenden Menſchen doppelt ſchmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines literariſchen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigſtens gegen phyſiſches Elend ſchützen konnte.

Ich ſage dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Prinzips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Julius-Revoluzion, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exzepzionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhülfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftgangs iſt dieſe Abhülfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten und vielleicht während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgirt. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daß die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den *ganzen* Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen, in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phantaſie, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruß und Verfolgung zugezogen . . . Gott lob! ich werde mit Gensd'armen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bey Euch ſeyn, Ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt Ihr Euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit Euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Mayenwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile mißdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahr mit demſelben über die Herausgabe ſtipulirt, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen; er ſteht nemlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden, die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinſte von Verläumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberey gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denunziren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunziant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn, nach ſo vielen edlen Stimmen des Unwillens, auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgardt die Ehrloſigkeit, die Infamia, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel mißbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſeyn, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daß ſeine Denunziazion ſo betrübſam wirken konnte, daß beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literaturblätter als Bücher leſen, ihm auf's Wort glaubten. So viel weiß ich, ſein Wort mußte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungsparthey hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Conſtablerwache mit dem Bajonnette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiß eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feindhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunziazion jener großen Verſchwörung, die, unter dem Namen „das junge Deutſchland,“ gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjecte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrenlang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillſchweigen zugeſehen, wie die Religion in Lebensgefahr ſchwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntniß, daß das Chriſtenthum rettungslos verloren ſey, wenn er nicht ſchleunigſt das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz ſtößt. Um das Chriſtenthum ſelber zu retten, muß er freilich ein bischen unkriſtlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verläumdungen und ſonſtigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einſt das Chriſtenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), ſo würden es wahrlich nicht ſeine Gegner ſeyn, denen man die Schuld davon zuſchreiben müßte. Auf jeden Fall hat ſich unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus, nicht bey Herrn Menzel und deſſen bayriſchen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn ſeine Kirche auf ihrem Felſen ſtehen bleibt! Und iſt Herr Menzel wirklich ein guter Chriſt, ein beſſerer Chriſt als Gutzkow und das ſonſtige junge Deutſchland? Glaubt er alles was in der Bibel ſteht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige, oder, ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Witwen und Waiſen immer gut rezenſirt?

War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Policeydiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugniß geben mußte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgardt, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Böſewichtern zu ſeyn ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deßhalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgardt? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keinesweges abſprechen. Es iſt ſchwer in Stuttgardt nicht moraliſch zu ſeyn. In Paris iſt es ſchon leichter, das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann jeder allein üben, er hat niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildniß des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er ſieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieſer Held des Deutſchthums, dieſer Vorkämpe des Germanismus, ſieht gar nicht aus wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieſes iſt nun freylich verdrießlich für einen Mann, der beſtändig auf Nazionalität pocht, gegen alles Fremdländiſche unaufhörlich loszieht, und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenoſſen betrachten. Wir aber ſind keine altdeutſche Raçenmäkler, wir betrachten die ganze Menſchheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, ſondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugeſtehen, daß er ein makelloſer Abkömmling Teuts, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermans und Thusneldens ſey, wenn nur ſein Inneres, ſein Charakter, ſeine Handlungen eine ſolche Annahme rechtfertigen könnten; aber dieſe widerſprechen ſeinem Germanenthume noch weit bedenklicher als ſein Geſicht.

Die erſte Tugend der Germanen iſt eine gewiſſe Treue, eine gewiſſe ſchwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutſche ſchlägt ſich ſelbſt für die ſchlechteſte Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rauſche ſeinen Beyſtand verſprochen; er ſchlägt ſich alsdann mit ſeufzendem Herzen, aber er ſchlägt ſich; wie auch die beſſere Ueberzeugung in ſeiner Bruſt murre, er kann ſich doch nicht entſchließen die Fahne zu verlaſſen, und er verläßt ſie am allerwenigſten, wenn ſeine Parthey in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Uebermacht umzingelt iſt ... Daß er alsdann zu den Gegnern überliefe, iſt weder dem deutſchen Charakter angemeſſen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes ... Aber in dieſem Falle noch gar als Denunziant zu agiren, das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewiſſe Schaam liegt im Weſen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrloſen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antaſten, bis derſelbe ſeiner Bande entledigt und wieder auf freyen Füßen ſteht. Herr Menzel aber ſchwang ſeinen Flammberg am liebſten gegen Weiber, er hat ſie zu Dutzenden niedergeſäbelt, die deutſchen Schriftſtellerinnen, arme Weſen, die, um Brod für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verſpottung nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiß uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Concurrenz der weiblichen Schriftſteller befreyte, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſche Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt er ſey ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haß. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzelſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Uebrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt und jeder weiß, daß ſein Betragen als würtembergiſcher Deputirter eben ſo heuchleriſch wie lächerlich. Ueber ſein Privatſchelmenleben kann ich, ſchon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch ſeiner literariſchen Gaunerſtreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müßte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren die er kritiſirt, ganz andere Dinge zitirt, als in ihren Büchern ſtehn, wie er ſtatt der Originalworte lauter ſinnverfälſchende Synonime liefert u. ſ. w. Nur die kleine, humoriſtiſche Anekdote, wie nemlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta ſeine „deutſche Literatur“ zum Verlag anbot, kann ich, des Spaßes wegen, nicht unerwähnt laſſen. Das Manuſkript dieſes Buches enthielt am Schluſſe die großartigſten Lobſprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs denſelben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es ſchmeichelte aber immerhin den ſeeligen Baron ſich mahl recht tüchtig gelobt zu ſehen, und als bald darauf das Buch der Gebrüder Frankh herauskam, ſprach er freudig zu ſeinem Sohne: Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienſt anerkannt, darin werde ich mahl nach Gebühr gelobt! Georg aber fand, daß in dem Buche alle Lobſprüche ausgeſtrichen und im Gegentheil die derbſten Seitenhiebe auf ſeinen Vater eingeſchaltet worden. Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bey den Germanen, die wir bey Herrn Menzel vermißen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage dieſes bey Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen: man kann ein guter Bürger ſeyn, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf und gegen bleyerne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs Beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nazionalität bramarbaſiren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muß man tapfer ſeyn, ſo muß man ſich ſchlagen ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muß man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerley Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut wenn ſehr viele Zuſchauer dabey ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und dgl. m. auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daß diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferſtünden; und um nur geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonette; es iſt nicht wahr, daß damals bloß der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntniß der Gefahr, in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht: kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. Ich ſpreche hier von der rohen Maſſe, nicht von der Elite der Nazion, die auf den Univerſitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch ſelten in der Wiſſenſchaft, doch deſto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinſte Ausbildung erlangt hat. Ich habe faſt ſieben Jahre, ſtudirenshalber, auf deutſchen Univerſitäten zugebracht, und deutſche Schlagluſt wurde für mich ein ſo gewöhnliches

Schauſpiel, daß ich an Feigheit kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bey meinen ſpeziellen Landsleuten, den Weſtfalen, die, von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bey vorfallenden Mißverſtändniſſen den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichen Wege, nemlich durch die Entſcheidung des Schwerdtes, ſchleunigſt zu beendigen. Deßhalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verläumdungen gegen denſelben losgegeifert, und der Beleidigte, nach Sitte und Brauch deutſcher Jugend, die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daß dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtünde, daß er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne was ihm beliebe, daß er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen, die geforderte Genugthuung geben werde... Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte, wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf der Wahlſtätte der Ehre wie ein Mann ſich zu ſchlagen.

Es iſt betrübſam, es iſt jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel iſt feige. Ich ſage es mit Wehmuth, aber es iſt für höhere Intereſſen nothwendig, daß ich es öffentlich ausſpreche: Herr Menzel iſt feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, ſo will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelſt der Druckerpreſſe, durch Journale und Broſchüren, mich gegen die Inſinuazionen zu vertheidigen, die er ſeiner erſten Denunziazion zum Grunde gelegt, die er ſeitdem noch fortgeſetzt und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird?

Dieſe Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erſchienen und Herr Gutzkow ward auch ſeitdem von der Schwere deſſelben nicht ſo ſehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik deſſelben, da er Privatverläumdungen, Angriffe auf die Perſon, abzuwehren hatte, die Perſönlichkeiten vorherrſchend. Ich aber hätte mehr die Verläumdung meines Geiſtes, meiner Gefühl- und Denkweiſe zu beſprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Anſichten von Religion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negazionen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und Ihr wißt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daß ich ein ſchlechter Dichter ſey und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale welches dieſes Lob nicht lange überlebte. Ich war damals ein kleiner Junge und mein größter Spaß beſtand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrirte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas und das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel mißfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne juſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombiniren und gruppiren, daß es manchmal ausſah, als habe er keine loſen Streckverſe, ſondern ein Buch geſchrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur angeſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagwerk aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig geworden, daß man am Ende ſeine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen. Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daß er unterdeſſen gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hinreichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Unwiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Mockerie für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch imponirte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntniſſen und das Bedürfniß dieſen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meiſten Irthümer oder Schelmereyen des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm nie in den Sinn gekommen ſeyn, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er mußte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jacob Böhm, deſſen deutſcher Styl ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muß, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandniß es hat mit jenem bramarbaſirenden Helden der Nazionalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, das hätte nichts zu bedeuten: wir ſuchen nicht die Allianz des gemeinen Pöbels und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelken Reitze der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daß man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813 und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Caravane marſchirt,“ ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel ob dieſer Böſes oder Gutes im Sinne führt. Die arme Beſtie benutzt vielleicht dieſe Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daß es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meiſten aber unter jenen Franzoſenhaſſern ſind Schelme, die ſich dieſen Haß abſichtlich angelogen, ungetreue, ſchamloſe, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutſchen Volkes, ſich mit den Fehlern deſſelben bekleiden, um ſich den Anſchein des Patriotismus zu geben, und in dieſem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos ſchmähen zu dürfen. Es iſt ein doppelt falſches Spiel. Die Erinnerungen der napoleoniſchen Kaiſerzeit ſind noch nicht ganz erloſchen in unſerer Heimath, man hat es dort noch nicht ganz vergeſſen, wie derb unſere Männer und wie zärtlich unſere Weiber von den Franzoſen behandelt worden, und bey der großen Menge iſt der Franzoſenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe: durch ein geſchicktes

Ausbeuten dieſes Haſſes hat man alſo wenigſtens den Pöbel auf ſeiner Seite, wenn man gegen junge Schriftſteller zu Felde zieht, die eine Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu vermitteln ſuchen. Freylich, dieſer Haß war einſt ſtaatsnützlich, als es galt, die Fremdherrſchaft zurückzudrängen; jetzt aber iſt die Gefahr nicht im Weſten, Frankreich bedroht nicht mehr unſere Selbſtſtändigkeit, die Franzoſen von heute ſind nicht mehr die Franzoſen von geſtern, ſogar ihr Charakter iſt verändert, an die Stelle der leichtſinnigen Eroberungsluſt trat ein ſchwermüthiger, beynah deutſcher Ernſt, ſie verbrüdern ſich mit uns im Reiche des Geiſtes, während im Reiche der Materie ihre Intereſſen mit den unſrigen ſich täglich inniger verzweigen: Frankreich iſt jetzt unſer natürlicher Bundesgenoſſe. Wer dieſes nicht einſieht, iſt ein Dummkopf, wer dieſes einſieht und dagegen handelt, iſt ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bey dem Untergange Deutſchlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock iſt, da iſt des Sklaven Vaterland. Seinen unſterblichen Ruhm? Dieſer erliſcht in derſelben Stunde, wo der Contract abläuft, der ihm die Redakzion des ſtuttgardter Literaturblatte zuſichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldſumme als ſtipulirte Entſchädigung ſpringen laſſen, ſo hat die Menzelſche Unſterblichkeit ſchon heute ein Ende. Oder hätte er etwas für ſeine Perſon zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongoliſchen Horden nach Stuttgardt kommen, läßt Herr Menzel ſich aus der Theatergarderobe ein Amorcoſtum holen, bewaffnet ſich mit Pfeil und Bogen, und die Baſchkiren, ſobald ſie nur ſein Geſicht ſehen, rufen freudig: das iſt unſer geliebter Bruder!

Ich habe geſagt, daß bey unſeren Teutomanen der affiſchirte Franzoſenhaß ein doppelt falſches Spiel iſt. Sie bezwecken dadurch zunächſt eine Popularität, die ſehr wohlfeil zu erwerben iſt, da man dabey weder Verluſt des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimiſche Gewalten iſt ſchon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müſſen unſere Teutomanen manchmal ein freyheitliches Wort gegen die deutſchen Regierungen riskiren, und in der frechen Zagheit ihres Herzens bilden ſie ſich ein, die Regierungen würden ihnen gern ein gelegentlich bischen Demagogismus verzeihen, wenn ſie dafür deſto unabläſſiger den Franzoſenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unſere Fürſten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nazionalhaſſes nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzoſen als die ſicherſte Stütze des monarchiſchen Princips betrachten.

Wer je ſeine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und ſchwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und abgeſtiegen, der wird begreifen weßhalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweiſe als alle andern Verläumdungen, die ſeit vielen Jahren in ſo reichlicher Fülle gegen mich zum Vorſchein gekommen und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich ſage mit Stolz: denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schaar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menſchengeſchlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtſpuren ihrer Fußſtapfen, auch die langen, kothigen Schatten der Verläumdung auf Erden zurücklaſſen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich, nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daß es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſeyn. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora Delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezüchtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daß ich zu einer andern Zeit, wo keine Mißdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der “romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene urſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo viel darf ich behaupten, daß es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des Salon enthielten die ausgeſchiedenen Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcirte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche De l'Allemagne findet jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpirten Bücher wird auch jeden überzeugen, daß die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religion- und Moralſyſteme, und glauben, daß mir jede Doctrin willkommen ſey, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europas zu befördern, oder wenigſtens bey der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? Holt mir das Waſchbecken, würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publicum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt, und reitzt mich unaufhörlich zum Nachſinnen: wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen? Ich glaube endlich es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren kurz nach der Juliusrevoluzion, an jenem ſchmerzlichen Abend wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängniß, dem jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten mahle die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinairen Naturen finden ihren Gewinn bey einer Revoluzion. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revoluzion gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſeyn.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß.

Geſchrieben zu Paris, den
24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Gedruckt in Conrad Müller's Buchdruckerei.

1843.

Buch der Lieder.

٩٨٣٨

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** ſind ferner erſchienen:

Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Närrin. 8.	1 ℛ	16 ℊ
— — Novellen. 2 Thle.	3 :	— :
— — Oeffentliche Charactere. 8. . . .	1 :	16 :
— — Zur Philoſophie der Geſchichte 8.	1 :	16 :
— — Seraphine. Ein Roman. 8. . .	1 :	16 :
— — Götter, Helden, Don-Quixote. Abſtimmungen zur Beurtheilung der literariſchen Epoche. 8. . . .	2 :	— :
— — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius. 8.	— :	12 :
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832.	2 :	16 :
— — Gorgona. Bilder aus dem franz. Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. .	2 :	— :
— — Graf Lewzinski. Polniſche Novelle. 8. 1832.	— :	18 :
— — Przebracki. Der ruſſiſche Polizeiſpion. 8. 1832.	1 :	12 :
— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 1831.	— :	16 :
— — Novellen. 3 Bde. 8. 1831—1833. à 1 ℛ 12 ℊ.	4 :	12 :
Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenſpiegel oder das Buch der 128. Nebſt Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 2 Bde.	3 :	— :
Röding, Dr. J. F. W., Album für Freunde Helgolands. 8. 1836. Nebſt einem Atlas in Querfolio von 10 Anſichten und 1 Karte. Schwarz. .	4 :	— :
Wienbarg, L., Aeſthetiſche Feldzüge. 8. .	1 :	16 :
— — Holland in den Jahren 1831. u. 1832. 2 Thle. 8.	2 :	16 :
— — Wanderungen durch d. Thierkreis. 8.	1 :	12 :
— — Tagebuch v. Helgoland. 8. . .	1 :	8 :

Buch der Lieder

von

H. Heine.

Dritte Auflage.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1839.

Paris chez Eugene Renduel rue Christine No. 3.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Dieſe neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheiniſchen Publikum nicht zuſchicken, ohne ſie mit freundlichen Grüßen in ehrlichſter Proſa zu begleiten. Ich weiß nicht welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichteſammlungen üblich iſt, in ſchönen Rythmen zu verſifiziren. Seit einiger Zeit ſträubt ſich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt ſich bei manchen Zeitgenoſſen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als ſey in ſchönen Verſen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit ſcheue ſich in metriſchen Gewanden zu erſcheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Leſewelt den erneuten Abdruck dieſes Buches. Es hat mir die größte Ueberwindung gekoſtet, ich habe faſt ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchſicht deſſelben entſchließen konnte. Bei ſeinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einſt vor zehn Jahren, bei der erſten Publikazion, die Seele beklemmte. Verſtehen wird dieſe Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der ſeine erſten Gedichte gedruckt ſah. Erſte Gedichte! Sie müſſen auf nachläſſigen, verblichenen Blättern geſchrieben ſeyn, dazwiſchen, hie und da müſſen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne ſichtbar ſeyn . . . Erſte Gedichte aber, die gedruckt ſind, grell ſchwarz gedruckt auf entſetzlich glattem Papier, dieſe haben ihren ſüßeſten, jungfräulichſten Reiz verloren und erregen bei dem Verfaſſer einen ſchauerlichen Mißmuth.

Ja, es ſind nun zehn Jahre, ſeitdem dieſe

Gedichte zuerſt erſchienen, und ich gebe ſie wie damals in chronologiſcher Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die erſten Küſſe der deutſchen Muſe in meiner Seele brannten. Ach! die Küſſe dieſer guten Dirne verloren ſeitdem ſehr viel von ihrer Glut und Friſche! Bei ſo langjährigem Verhältniß mußte die Inbrunſt der Flitterwochen allmählig verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um ſo herzlicher, beſonders in ſchlechten Tagen, und da bewährte ſie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutſche Muſe! Sie tröſtete mich in heimiſchen Drangſalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in böſen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, ſogar in Geldnoth wußte ſie mir zu helfen, die deutſche Muſe, die gute Dirne!

Eben ſo wenig wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten ſelbſt. Nur hie und da, in der erſten Abtheilung, wurden einige Verſe verbeſſert. Der Raumerſparniß wegen habe ich die Dedikazionen der erſten Auflage weggelaſſen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyriſche Intermezzo einem Buche entlehnt iſt, welches unter dem Titel „Tragödien" im Jahr 1823 erſchien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich dieſem großartigen Manne zollte, ſo wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewieſen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr" welche zuerſt in den Reiſebildern erſchien, iſt der ſeligen Friederike Varnhagen von Enſe gewidmet, und ich darf mich rühmen der erſte geweſen zu ſeyn, der dieſe große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von Auguſt Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt als ob die Rahel wußte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich es würde beſſer werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende nahm, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an, und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichſte Theilnahme widmete, und ſich oft nicht wenig für mich ängſtigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete . . .

Dieſe Zeit iſt vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu ſpät bei den Menſchen. Ich ſehe jetzt im klarſten Lichte die Steine über welche ich geſtolpert. Ich hätte ihnen ſo leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt ſich mit Allem befaſſen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handſchuhe anzieht. Und dann ſollten wir nur das thun, was thunlich iſt und wozu wir am meiſten Geſchick haben, im Leben wie in der Kunſt. Ach! zu den unſeligſten Mißgriffen des Menſchen gehört, daß er den Werth der Geſchenke, die ihm die Natur am bequemſten entgegenträgt, kindiſch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am ſchwerſten zugänglich ſind, für die koſtbarſten anſieht. Den Edelſtein, der im Schooße der Erde feſtgewachſen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Menſch für die beſten Schätze; er würde ſie gering achten, wenn die Natur ſie gleich Kieſeln und Muſcheln zu ſeinen Füßen legte. Gegen unſere Vorzüge ſind wir gleichgültig; über unſere Gebrechen ſuchen wir uns ſo lange zu täuſchen, bis wir ſie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einſt, nach einem Conzerte von Paganini, dieſem Meiſter mit leidenſchaftlichen Lobſprüchen über ſein Violinſpiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: aber wie gefielen Ihnen heut meine Complimente, meine Verbeugungen?

Beſcheidenen Sinnes und um Nachſicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieſer Gedichte mögen vielleicht meine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften einigen Erſatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetiſchen, eben ſo gut wie meine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, einem und demſelben Gedanken entſproſſen ſind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanken eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich eben ſo verachten wie bedauern muß. Nur gewiſſen bornirten Geiſtern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir ſelber erſcheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um ſo liebloſer, da ich doch nie ihre Ueberwuth mißdeutet habe. Höchſtens dürfte man mich einer Ermüdung beſchuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu ſeyn . . . Und dann muß jeder dem Geſetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn!

Die Melodie dieſer Verſe ſummt mir ſchon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus allem was ich ſo eben geſchrieben. In einem Stücke von Raymund, dem wackeren Komiker, der ſich unlängſt aus Melancholie todtgeſchoſſen, erſcheinen Jugend und Alter als allegoriſche Perſonen, und das Lied welches die Jugend ſingt, wenn ſie von dem Helden Abſchied nimmt, beginnt mit den erwähnten Verſen. Vor vielen Jahren, in München, ſah ich dieſes Stück, ich glaube es heißt „der Bauer als Millionär.“ Sobald die Jugend abgeht, ſieht man wie die Perſon des Helden, der allein auf der Scene zurück bleibt, eine ſonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählig grau und endlich ſchneeweiß; ſein Rücken krümmt ſich, ſeine Kniee ſchlottern; an die Stelle des vorigen Ungeſtüms, tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erſcheint.

Naht dieſe winterliche Geſtalt auch ſchon dem Verfaſſer dieſer Blätter? Gewahrſt du ſchon, theurer Leſer, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftſteller, der immer jugendlich, faſt allzu jugendlich in der Literatur ſich bewegte? Es iſt ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftſteller vor unſeren Augen, Angeſichts des ganzen Publikums, allmählig alt wird. Wir habens geſehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei Auguſt Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir habens geſehen, nicht bei Adalbert Chamiſſo, der mit jedem Jahre ſich blüthenreicher verjüngt, aber wir ſahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantiſchen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntſche geworden . . . O, Ihr Götter! ich bitte Euch nicht mir die Jugend zu laſſen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geiſter ankläfft, oder ein matter Jammermenſch, der über die gute alte Zeit beſtändig flennt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt, und trotz der Alterſchwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerſchrocken und friſch bleibt!

Sie lächelte geſtern ſo ſonderbar, halb mitleidig halb boßhaft, die ſchöne Freundinn, als ſie mit ihren roſigen Fingern meine Locken glättete . . . . Nicht wahr, du haſt auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn.“

Geſchrieben zu Paris im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das iſt der alte Mährchenwald!
Es duftet die Lindenblüthe!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüthe.

Ich ging fürbas, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das iſt die Nachtigall, ſie ſingt
Von Lieb' und Liebeswehe.

Sie ſingt von Lieb' und Liebesweh',
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt ſo traurig, ſie ſchluchzet ſo froh,
Vergeſſene Träume erwachen. —

Ich ging fürbas, und wie ich ging,
Da ſah ich vor mir liegen,
Auf freiem Platz, ein großes Schloß,
Die Giebel hochaufſtiegen.

Verſchloſſene Fenſter, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es ſchien als wohne der ſtille Tod
In dieſen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphynx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüſten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüſten.

Ein ſchönes Weib! Der weiße Blick,
Er ſprach von wildem Begehren.
Die ſtummen Lippen wölbten ſich
Und lächelten ſtilles Gewähren.

Die Nachtigall, ſie ſang ſo ſüß —
Ich konnt nicht widerſtehen —
Und als ich küßte das holde Geſicht,
Da war's um mich geſchehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küſſe lodernde Glut,
Mit Dürſten und mit Lechzen.

Sie trank mir faſt den Odem aus —
Und endlich, wolluſtheiſchend,
Umſchlang ſie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleiſchend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Luſt unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall ſang: „O ſchöne Sphynx!
O Liebe! was ſoll es bedeuten,
Daß du vermiſcheſt mit Todesqual
All deine Seligkeiten?

„O ſchöne Sphynx! O löſe mir
Das Räthſel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tauſend Jahre.“

* * *

— Das hätte ich alles ſehr gut in guter Proſa ſagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchlieſt, um ihnen, Behufs eines erneueten Abdrucks, einige Nachfeile zu ertheilen, dann überſchleicht einen unverſehens die klingelnde

Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und ſiehe! es ſind Verſe womit ich dieſe dritte Auflage des Buchs der Lieder eröffne. O Phöbus Apollo! ſind dieſe Verſe ſchlecht, ſo wirſt du mir gern verzeihen... Denn du biſt ein allwiſſender Gott, und du weißt ſehr gut, warum ich mich ſeit ſo vielen Jahren nicht mehr vorzugsweiſe mit Maaß und Gleichklang der Wörter beſchäftigen konnte . . . Du weißt warum die Flamme, die einſt in brillanten Feuerwerkſpielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernſteren Bränden verwendet werden mußte . . . Du weißt warum ſie jetzt in ſchweigender Glut mein Herz verzehrt . . . Du verſtehſt mich, großer ſchöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leyer zuweilen vertauſchteſt mit dem ſtarken Bogen und den tödtlichen Pfeilen . . . Erinnerſt du dich auch noch des Marſyas, den du lebendig geſchunden? Es iſt ſchon lange her, und ein ähnliches Beiſpiel thät wieder Noth . . . Du lächelſt, o mein ewiger Vater!

Geſchrieben zu Paris den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

Junge Leiden.

1817 — 1821.

1

Traumbilder.

I.

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühen,
Von hübſchen Locken, Myrthen und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düſtrer Lieder düſtern Melodien.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume!
Verweht iſt gar mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur, was glutherfüllt
Ich einſt gegoſſen hab' in weiche Reime.

Du bliebſt, verwaiſtes Lied! Verweh' jetzt auch,
Und ſuch' das Traumbild, das mir längſt entſchwunden,
Und grüß' es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten ſend' ich luft'gen Hauch.

II.

Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich,
Ergötzte und erſchreckte mich.
Noch ſchwebt mir vor manch grauſig Bild,
Und in dem Herzen wogt's mir wild.

Das war ein Garten, wunderſchön,
Da wollt' ich luſtig mich ergeh'n;
Viel ſchöne Blumen ſahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitſcherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodei'n;
Die Sonne war von Gold umſtrahlt,
Die Blumen luſtig bunt bemalt.

Viel Balſamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und Alles ſchimmert, Alles lacht,
Und zeigt mir freundlich ſeine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen ſtand;
Da ſchaut' ich eine ſchöne Maid,
Die emſig wuſch ein weißes Kleid.

Die Wänglein ſüß, die Aeuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich ſchau, die Maid ich fand
So fremd und doch ſo wohlbekannt.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne, Wäſſerlein,
„Waſche mir das Linnen rein."

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Für wen iſt dieſes weiße Kleid?

Da ſprach ſie ſchnell: Sey bald bereit,
Ich waſche dir dein Todtenkleid!
Und als ſie dieß geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum —

Und fortgezaubert ſtand ich bald
In einem düſtern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich ſtand erſtaunt und ſann und ſann.

Doch horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Aextenſchläge Schall.
Ich eil' durch Buſch und Wildniß fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da ſtand ein großer Eichenbaum;
Und ſieh! mein Mägdlein wunderſam
Haut mit dem Beil den Eichenſtamm.

Und Schlag auf Schlag, und ſonder Weil',
Summt ſie ein Lied und ſchwingt das Beil:
„Eiſen blink, Eiſen blank,
„Zimmre hurtig Eichenſchrank.“

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſüßes Mägdelein,
Wem zimmerſt du den Eichenſchrein?

Da ſprach ſie ſchnell: Die Zeit iſt karg,
Ich zimmre deinen Todtenſarg!
Und als ſie dieß geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Es lag ſo bleich, es lag ſo weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht wie mir geſchah,
Und heimlich ſchauernd ſtand ich da.

Doch als ich endlich fürder ſchweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und ſtand,
Und ſieh! die ſchöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid die weiße Maid
Grub tief die Erd' mit Grabeſcheit.
Kaum wagt ich noch ſie anzuſchau'n,
Sie war ſo ſchön und doch ein Grau'n.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, ſcharf und breit,
„Schaufle Grube tief und weit.“

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüſterte: O ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Was dieſe Grube hier bedeut't?

Da ſprach ſie ſchnell: Sey ſtill, mein Knab',
Ich ſchaufle dir ein kühles Grab.
Und als ſo ſprach die ſchöne Maid,
Da öffnet ſich die Grube weit;

Und als ich in die Grube ſchaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein, — und bin erwacht.

III.

Im nächt'gen Traum hab' ich mich ſelbſt geſchaut,
In ſchwarzem Gallafrack und ſeidner Weſte,
Manſchetten an der Hand, als ging's zum Feſte,
Und vor mir ſtand mein Liebchen, ſüß und traut.
Ich beugte mich und ſagte: „Sind Sie Braut?
Ei! ei! ſo gratulir' ich, meine Beſte!"
Doch faſt die Kehle mir zuſammenpreßte
Der langgezog'ne, vornehm kalte Laut.
Und bitt're Thränen plötzlich ſich ergoſſen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Iſt mir das holde Bildniß faſt zerfloſſen.
O ſüße Augen, fromme Liebesſterne,
Obſchon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

IV.

Im Traum ſah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäſche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und ſchmutzig.
Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Courage ſprach es lang und breit,
Und that ſogar recht trutzig und recht ſtutzig.
„Und weißt du, wer das iſt? Komm her und ſchau'!"
So ſprach der Traumgott, und er zeigt mir ſchlau
Die Bilderfluth in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar ſtand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, Beide ſprachen: Ja!
Und tauſend Teufel riefen lachend: Amen!

V.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Gluth?
Es kocht mein Blut und ziſcht und gährt,
Und grimme Gluth mein Herz verzehrt.

Das Blut iſt toll, die Flamme wild,
Weil zu mir kam ein Traumgebild;
Es kam der finſtre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenſchein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein luſtig Hochzeitfeſt;
Zu Tafel ſaßen froh die Gäſt'.
Und wie ich nach dem Brautpaar ſchaut', —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Lieb, und wunderſam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinter'm Ehrenſtuhl der Braut,
Da blieb ich ſtehn, gab keinen Laut.

Es rauſcht Muſik, — gar ſtill ſtand ich
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, ſie blickt ſo hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher ſein,
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; ſie lächelt Dank, —
O Weh! mein rothes Blut ſie trank.

Die Braut ein hübſches Aepflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm ſein Meſſer, ſchnitt hinein, —
O Weh! das war das Herze mein.

Sie äugeln ſüß, ſie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umſchlang,
Und küßt ſie auf die Wangen roth, —
O Weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund',
Daß ich kein Wörtlein ſprechen kunt.
Da rauſcht es auf, der Tanz begann:
Das ſchmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich ſtand ſo leichenſtumm,
Die Tänzer ſchweben flink herum; —
Ein leiſes Wort der Bräut'gam ſpricht,
Die Braut wird roth, doch zürnt ſie nicht. — —

VI.

Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht und Wunderſchein
Die lang erſehnte Liebſte mein.

Ich ſchau' ſie an und glühe wild,
Ich ſchau' ſie an, ſie lächelt mild,
Und lächelt bis das Herz mir ſchwoll,
Und ſtürmiſch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm alles was da mein,
Mein Liebſtes will ich gern dir weih'n,
Dürft' ich dafür dein Buhle ſeyn,
Von Mitternacht bis Hahnenſchrei'n."

Da ſtaunt' mich an gar ſeltſamlich,
So lieb, ſo weh, und inniglich,
Und ſprach zu mir die ſchöne Maid:
O! gieb mir deine Seligkeit.

„Mein Leben ſüß, mein junges Blut,
Gäb' ich, mit Freud und wohlgemuth,
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich.“

Wohl brauſt hervor mein raſches Wort,
Doch blühet ſchöner immerfort,
Und immer ſpricht die ſchöne Maid:
O gieb mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dieß Wort mir in's Gehör,
Und ſchleudert mir ein Gluthenmeer
Wohl in der Seele tiefſten Raum;
Ich athme ſchwer, ich athme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Die glänzten hell im Roſenſchein;
Nun aber ſtürmte wild herauf
Ein gräulich ſchwarzer Nebeldhauf.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die ſchwarze Schaar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Luſt vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen ſchön;
Sie ſchmiegt ſich an mich wie ein Reh,
Doch weint ſie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küß' ihr Roſenmündlein ſtumm. —
„O ſtill', feins Lieb, die Thränenfluth,
Ergieb dich meiner Minnegluth.“

„Ergieb dich meiner Minnegluth —“
Da plötzlich ſtarr't zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend ſeinen Schlund.

Und aus dem Abgrund ſtieg empor
Die ſchwarze Schaar, ein wilder Chor.
Aus meinen Armen ſchwand feins Lieb;
Ich ganz alleine ſtehen blieb.

Da tanzt im Kreiſe, wunderbar,
Um mich herum, die ſchwarze Schaar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter ſchallt

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer ſummt die Schauerweiſ':
Du gabeſt hin die Seligkeit,
Gehörſt uns nun in Ewigkeit!

VII.

Nun haſt du das Kaufgeld, nun zögerſt du doch?
Blutfinſtrer Teufel, was zögerſt du noch?
Schon ſitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht nah't ſchon, — es fehlt nur die Braut.

Viel ſchauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn; —
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen geſehn?
Viel blaſſe Larven geſtalten ſich da,
Umknixen mich grinſend, und nicken: O ja!

Pack' aus, was bringſt du für Bothſchafterei,
Du ſchwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrſchaft meldet ſich an,
Gleich kommt ſie gefahren im Drachengeſpann."

Du lieb grau Männchen, was iſt dein Begehr?
Mein todter Magiſter, was treibt dich her?
Er ſchaut mich mit ſchweigend trübſeligem Blick,
Und ſchüttelt das Haupt, und wandelt zurück.

Was winſelt und wedelt mein zott'ger Geſell?
Was glimmert ſchwarz Katers Auge ſo hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme bleib heut mit dem Singſang zu Haus,
Das Eiapopeia iſt lange ſchon aus;
Ich fey're ja heute mein Hochzeitfeſt, —
Da ſchau' mal, dort kommen ſchon zierliche Gäſt'.

Da ſchau' mal! Ihr Herren, das nenn' ich galant!
Ihr tragt, ſtatt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein=Leutchen im Galgen=Ornat,
Der Wind iſt ſtill, was kommt ihr ſo ſpat?

Da kommt auch alt Beſenſtielmütterchen ſchon, —
Ach ſegne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn;
Da zittert der Mund im weißen Geſicht:
„In Ewigkeit Amen!" alt Mütterchen ſpricht.

Zwölf winddürre Muſiker ſchlendern herein;
Blind Fidelweib holpert wohl hintendrein.
Da ſchleppt der Hanswurſt, in buntſcheckiger Jack',
Den Todtengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Kloſterjungfrauen herein;
Die ſchielende Kupplerin führet den Reih'n.
Zwölf lüſterne Pfäfflein ſpringen herbey
Und pfeifen ein Schandlied als Litaney.

Herr Trödler, o ſchrei dir nicht blau das Geſicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürſten= und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen ſind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengeſichter mit Heuſchreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur ſeyn!

Die ſämmtliche Höll' iſt los fürwahr,
Und lärmet und ſchwärmet in wachſender Schaar.
Sogar der Verdammniß=Walzer erſchallt, —
Still, ſtill! nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Geſindel ſey ſtill, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum ſelber mein leibliches Wort, —
Ei, raſſelt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo biſt du? ſchnell öffne das Thor.

Willkommen, feins Liebchen, wie geht's dir,
mein Schatz?
Willkommen Herr Paſtor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Paſtor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Hochwürden Dienſteigener ganz!

Lieb' Bräutchen, was ſtehſt du ſo ſtumm und bleich?
Der Herr Paſtor ſchreitet zur Trauung ſogleich;
Wohl zahl ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch dich zu beſitzen gilt's Kinderſpiel mir.

Knie' nieder, ſüß Bräutchen, knie' hin mir zur
Seit'! —
Da kniet ſie, da ſinkt ſie, — o ſelige Freud! —
Sie ſinkt mir an's Herz, an die ſchwellende Bruſt,
Ich halt' ſie umſchlungen mit ſchauernder Luſt.

Die Goldlockenwellen umſpielen uns beid';
An mein Herze pocht das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beide vor Luſt und vor Weh,
Und ſchweben hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein ſchwimmen im Freudenſee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch über den Häuptern viel Grauſen ſich regt,
Da hat die Hölle die Hand gelegt.

Das iſt der finſtre Sohn der Nacht,
Der hier den ſegnenden Prieſter macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten iſt Läſtern, ſein Segnen iſt Fluch.

Und es ſauſet und ziſchet und heulet toll,
Wie Wogengebrauſe, wie Donnergeroll;
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit Amen!“ alt Mütterchen ſpricht.

VIII.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnſinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernſt und ſtill.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenſtein;
Das war der flimmernde Mondesſchein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da ſteigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entſtiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenſtein ſich ſetzt.
In die Saiten der Zither greift er ſchnell,
Und ſingt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einſt ſo wild die Bruſt durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,

Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menſchen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten ſich auf die Gräber all';
Viel Luftgeſtalten dringen hervor,
Umſchweben den Spielmann und ſchrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufſt du in der Nacht?

So heult es verworren und ſchwirret und krächzt,
Und wimmert und greinet und girret und ächzt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umſchweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seyd willkommen!
Habt vernommen
Daß mein Zauberwort erſcholl!

Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenſtill im Kämmerlein;
Laßt uns heute luſtig ſeyn!
Mit Vergunſt, —
Seht erſt zu, ſind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunſt.
Kurzweil ſoll uns heut nicht fehlen,
Jeder ſoll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreiſe, ſo leicht, wie der Wind,
Ein mageres Weſen, das ſummend beginnt:

Ich war ein Schneidergeſelle,
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scheer';
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scheer';
Und hat mir ins Herz geſtochen
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Ein Zweiter trat ſtill und ernſt hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und beſonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muſter vor.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich, wie jene Helden,
Und das ſchönſte Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich ſeufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger raſch
In des reichen Nachbars Taſch'.

Doch der Gaſſenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnſuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taſchentuch,
Das mein Nachbar bei ſich trug.

Und nach frommer Häſcherſitte
Nahm man ſtill mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterſchooß.

Schwelgend ſüß in Liebesſinnen,
Saß ich dort beim Wolleſpinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam,
Und die Seele mit ſich nahm.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Geſchminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und ſpielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich ſeufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer ſpielt' ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön!
Doch trotz der natürlichſten Geſten,
Sie wollte mich nimmer verſteh'n. —

Einſt als ich verzweifelnd am Ende
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und ſtach mich ein bischen zu tief.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Im weißen Flauſch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder ſchwatzte herab der Profeſſor,
Er ſchwatzt', und ich ſchlief oft gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tauſendmal beſſer
Bei ſeinem holdſeligen Töchterlein.

Sie hätt' mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken,
Und miſchte mir Teufelskraut in den Wein, —
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken, —
Der ſprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen ſein und dem Edelgeſtein.
Was ſcheert mich, du Gräflein, dein Edelgeſtein,
Mir mundet weit beſſer dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf beſold'te viel Dienertroß.

Was ſcheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
Ich ſtieg getroſt auf die Leiterſproß.

An Liebchens Fenſterlein klettr' ich getroſt,
Da hör' ich es unten fluchen erboſt:
„Fein ſachte, mein Bübchen, muß auch dabei ſeyn,
Ich liebe ja auch das Edelgeſtein.“

So ſpöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerſchaar.
„Zum Teufel, Geſindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur ſtehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert ſie ſich,
Am hellen Galgen fand ſie mich.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Mit blutigem Haupt trat ein Sechſter hervor:

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm:
Ich ſchlich umher, die Büchſ' im Arm.
Da ſchnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, ſpürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Buſch und Strauch
Späh't rings umher mein Jägeraug'.

Was koſet dort? was ſchnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's ſeyn.
Ich ſchleich herbei, — den Hahn geſpannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt ſie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich ſelbſt dabei als Hauptperſon —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor:
Da trat der Spielmann ſelber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen geſungen,
Das ſchöne Lied iſt aus;

Wenn das Herz im Leibe zerſprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter ſich toller erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreiſe ſchwebt.
Da ſcholl vom Kirchthurm' „Eins" herab,
Da ſtürzten die Geiſter ſich heulend in's Grab.

IX.

Ich lag und ſchlief, und ſchlief recht mild,
Verſcheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerſchönſte Maid.

Sie war wie Marmelſtein ſo bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge ſchwamm es perlengleich,
Gar ſeltſam wallt' ihr Haar.

Und leiſe, leiſe ſich bewegt
Die marmorblaſſe Maid,
Und an mein Herz ſich niederlegt
Die marmorblaſſe Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Luſt,
Mein Herz, und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Bruſt,
Die iſt ſo kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Bruſt,
Die iſt wie Eis ſo kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Luſt,
Der Liebe Allgewalt."

„Mir blüht kein Roth auf Mund und Wang,
Mein Herz durchſtrömt kein Blut;
Doch ſträube dich nicht ſchauernd bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umſchlang ſie mich,
Und that mir bald ein Leid;
Da kräht der Hahn — und ſtumm entwich
Die marmorblaſſe Maid.

X.

Da hab' ich viel blaſſe Leichen
Beſchworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meiſter
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun zieh'n die eig'nen Geiſter
Mich ſelber in's neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finſtren Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Roſenlicht.

Ich muß ja immer ſtreben
Nach der Blume wunderhold; —
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich Dich nicht lieben ſollt'?

Ich möcht ſie nur einmal umfangen,
Und preſſen an's glühende Herz!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küſſen mit ſel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geiſter, zum finſteren Ort.

Die Geiſter haben's vernommen,
Und nicken ſchauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebſt du mich?

Lieder.

I.

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends ſink ich hin und klage:
Ausblieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

II.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann ſoll ich ſie ſchauen,
Sie ſelber, die Schönſte der ſchönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochſt du ſo ſchwer!

Die Stunden ſind aber ein faules Volk!
Schleppen ſich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege; —
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaß't!
Aber wohl niemals liebten die Horen;
Heimlich im grauſamen Bunde verſchworen,
Spotten ſie tückiſch der Liebenden Haſt.

III.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und ſchlich mir in's Herz hinein.

Wer hat Euch dieß Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt ſtill, wenn mein Herz es höret,
Dann thut es noch einmal ſo weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die ſang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübſche, goldne Wort.“

Das ſollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderſchlau!
Ihr wollt meinen Kummer mir ſtehlen,
Ich aber Niemanden trau'.

IV.

Lieb Liebchen, leg's Händchen auf's Herze mein; —
Ach, hörſt du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauſet ein Zimmermann ſchlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtenſarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich ſchon längſt um den Schlaf gebracht.
Ach! ſputet Euch, Meiſter Zimmermann,
Damit ich balde ſchlafen kann.

V.

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmahl meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müſſen ſcheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl! du heilge Stelle,
Wo ich ſie zuerſt geſchaut.

Hätt' ich dich doch nie geſehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geſchehen,
Daß ich jetzt ſo elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein ſtilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängſt mich ſelbſt von hinnen,
Bittre Worte ſpricht dein Mund;
Wahnſinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz iſt krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderſtab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

VI.

Warte, warte, wilder Schiffmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfrau'n nehm' ich Abſchied,
Von Europa und von Ihr.

Blutquell, rinn' aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederſchreib'.

Ei, mein Lieb, warum juſt heute
Schauderſt du, mein Blut zu ſehn?
Sahſt mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir ſtehn!

Kennſt du noch das alte Liedchen
Von der Schlang im Paradies,
Die durch ſchlimme Apfelgabe
Unſern Ahn in's Elend ſtieß!

43

Alles Unheil brachten Aepfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du bracht'ſt beides, Flamm' und Tod.

VII.

Berg' und Burgen ſchau'n herunter
In den ſpiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen ſegelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenſchein.

Ruhig ſeh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt:
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Buſen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt ſein Inn'res Tod und Nacht.

Oben Luſt, im Buſen Tücken,
Strom, du biſt der Liebſten Bild!
Die kann auch ſo freundlich nicken,
Lächelt auch ſo fromm und mild.

VIII.

Anfangs wollt ich faſt verzagen,
Und ich glaubt' ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

IX.

Mit Myrthen und Roſen, lieblich und hold,
Mit duft'gen Zypreſſen und Flittergold,
Möcht' ich zieren dieß Buch wie 'nen Todtenſchrein,
Und ſargen meine Lieder hinein. —

Hier ſind nun die Lieder, die einſt ſo wild,
Wie ein Lavaſtrom, der dem Aetna entquillt,
Hervorgeſtürzt aus dem tiefſten Gemüth,
Und rings viel blitzende Funken verſprüh't!

Nun liegen ſie ſtumm und todtengleich,
Nun ſtarren ſie kalt und nebelbleich.
Doch auf's neu' die alte Gluth ſie belebt,
Wenn der Liebe Geiſt einſt über ſie ſchwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut
Der Liebe Geiſt einſt über ſie thaut;
Einſt kommt dieß Buch in deine Hand,
Du ſüßes Lieb im fernen Land.

Dann löſt ſich des Liedes Zauberbann,
Die blaſſen Buchſtaben ſchaun dich an,
Sie ſchauen dir flehend in's ſchöne Aug',
Und flüſtern mit Wehmuth und Liebeshauch.

Romanzen.

I.

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben ſehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Auf's Geſicht geſchrieben ſtehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche ſonſt ſo ſpröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er ſich nach dem Wald.
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſt'ger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat.

II.

Die Bergſtimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht,
Im traurig ſtillen Trab':
Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich in's dunkle Grab?
Die Bergſtimm Antwort gab:
In's dunkle Grab!

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und ſeufzet ſchwer dazu:
So zieh' ich denn hin in's Grab ſo früh, —
Wohlan im Grab iſt Ruh.
Die Stimme ſprach dazu:
Im Grab iſt Ruh!

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummerbleich und hohl:
Und iſt nur im Grabe die Ruhe für mich, —
So iſt mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwiedert hohl:
Im Grabe wohl!

III.

Zwei Brüder.

Oben auf der Bergesſpitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das ſind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wuthentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderſtreit;
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet ſich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entſcheiden,
Schwert heraus, entſcheide du!

Und ſie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, Ihr wilden Degen,
Böſes Blendwerk ſchleichet Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer ſtürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geſchlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar,
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

IV.

Der arme Peter.

1.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter ſteht ſo ſtill und ſtumm,
Und iſt ſo blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete ſind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitgeſchmeide.
Der arme Peter die Nägel kau't
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter ſpricht leiſe vor ſich her,
Und ſchaut betrübet auf beide:
Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zu leide.

2.

„In meiner Bruſt, da ſitzt ein Weh,
Das will die Bruſt zerſprengen;
Und wo ich ſteh' und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

„Es treibt mich nach der Liebſten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich der in's Auge ſeh',
Muß ich von hinnen eilen.

„Ich ſteig' hinauf des Berges Höh',
Dort iſt man doch alleine;
Und wenn ich ſtill dort oben ſteh',
Dann ſteh' ich ſtill und weine.“

3.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langſam, leichenblaß und ſcheu.
Es bleiben faſt, wenn ſie ihn ſehn,
Die Leute auf der Straße ſtehn.

Die Mädchen flüſtern ſich in's Ohr:
„Der ſtieg wohl aus dem Grab hervor."
Ach nein, Ihr lieben Jungfräulein,
Der legt ſich erſt in's Grab hinein.

Er hat verloren ſeinen Schatz,
Drum iſt das Grab der beſte Platz
Wo er am beſten liegen mag,
Und ſchlafen bis zum jüngſten Tag.

V.

Lied des Gefangenen.

Als meine Großmutter die Liſe behext,
Da wollten die Leut ſie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verklext,
Doch wollte ſie nicht bekennen.

Und als man ſie in den Keſſel ſchob,
Da ſchrie ſie Mord und Wehe;
Und als ſich der ſchwarze Qualm erhob,
Da flog ſie als Rab' in die Höhe.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm' mich im Thurme beſuchen,
Komm'! fliege geſchwinde durch's Gitter herein,
Und bringe mir Käſe und Kuchen.

Mein ſchwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchteſt du nur ſorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luſtig ſchwebe morgen.

VI.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre ſprach: das Lied iſt aus,
Auch ich möchte mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was ſcheert mich Weib, was ſcheert mich Kind,
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen.

VII.

Die Botſchaft.

Mein Knecht! ſteh auf und ſattle ſchnell.
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage raſch, durch Wald und Feld,
Nach König Dunkans Schloß.

Dort ſchleiche in den Stall, und wart',
Bis dich der Stallbub ſchaut.
Den forſch' mir aus: Sprich, welche iſt
Von Dunkans Töchtern Braut?

Und ſpricht der Bub: „Die Braune iſt's“
So bring mir ſchnell die Mähr.
Doch ſpricht der Bub: „Die Blonde iſt's“,
So eile nicht ſo ſehr.

Dann geh' zum Meiſter Seiler hin,
Und kauf' mir einen Strick,
Und reite langſam, ſprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

VIII.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, ſchaurigen Klauſe,
In dem trüben, kalten, ſchaurigen Hauſe,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finſtrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand iſt Eis,
Dein Auge ſprüht, deine Wang' iſt weiß;
Ich aber will mich luſtig freu'n
An Roſenduft und Sonnenſchein.“

Laß duften die Roſen, laß ſcheinen die Sonn',
Mein ſüßes Liebchen!
Wirf um den weiten, weißwallenden Schleyer,
Und greif in die Saiten der ſchallenden Leyer,
Und ſinge ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

IX.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Haſt beſchloſſen mein Verderben,
Und beſchloſſen ohn' Erbarmen.

Donna Clara! Donna Clara!
Iſt doch ſüß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Clara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrüßen —
Wirſt du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da ſpotten meines Willens

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübſinn;
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geſchieden.

„Don Ramiro, du der muthig
So viel Mohren überwunden,
Ueberwinde nun dich ſelber, —
Komm' auf meine Hochzeit morgen.“

Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich ſchwör' es, ja ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen; —
Gute Nacht, ich komme morgen.“

„Gute Nacht!“ — Das Fenſter klirrte.
Seufzend ſtand Ramiro unten,
Stand noch lange wie verſteinert;
Endlich ſchwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienenſummen
Klingt der Glocken Feſtgeläute,
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Hofgeſinde feſtlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauſcht dazwiſchen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geſchmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Rauſchend ſchnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
In dem Saal die Hochzeitgäſte;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhob'ne Ehrenſitze
Läßt ſich Braut und Bräutgam nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und ſie tauſchen ſüße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geſchmückten Menſchenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.

„Doch warum, o ſchöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert ſprach der Ritter.

„Siehſt du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im ſchwarzen Mantel?“
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das iſt ja nur ein Schatten.“

Doch es nähert ſich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro ſchnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat ſchon begonnen,
Munter drehen ſich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreiſen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich ſchwarzen Mantel
Hätteſt du nicht kommen ſollen.“

Mit durchbohrend ſtieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umſchlingend ſpricht er düſter:
„Sprachеſt ja ich ſollte kommen!“

Und in's wirre Tanzgetümmel
Drängen ſich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.

„Sind ja ſchneeweiß deine Wangen!“
Flüſtert Clara heimlich ſchauernd.
„Sprachеſt ja ich ſollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!“
Flüſtert Clara, ſchauerzuckend.
„Sprachеſt ja ich ſollte kommen!“
Und ſie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft iſt ja dein Odem!“
Wiederum dieſelbe Antwort:
„Spracheſt ja ich ſollte kommen!“

Und der Boden raucht und glühet.
Luſtig fidelen die Geiger;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles im Gekreiſel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!“
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro ſtets erwiedert
Seine dumpfen, dunklen Worte.

„Nun ſo geh in Gottes Namen!“
Clara rief's mit feſter Stimme,
Und dieß Wort war kaum geſprochen,
Und verſchwunden war Ramiro.

Clara ſtarret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelſchlummer,
Endlich ſchlägt ſie auf die Wimper:
Aber Staunen will auf's neue
Ihre holden Augen ſchließen.

Denn derweil der Tanz begonnen
War ſie nicht vom Sitz gewichen,
Und ſie ſitzt noch bei dem Bräut'gam;
Und der Ritter ſorgſam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug ſo dunkel? — “
„Und Ramiro? — — — “ ſtottert Clara,
Und Entſetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernſten Falten
Furch't ſich jezt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forſch' nicht blut'ge Kunde. —
Heute Mittag ſtarb Ramiro.“

X.

Belſatzar.

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben, in dem Königsſaal,
Belſatzar hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüſtet ſich frech, und läſtert wild;
Die Knechtenſchaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit ſtolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn haſtig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit ſchäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grauſe Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Buſen bang.

Das gellende Lachen verſtummte zumal;
Es wurde leichenſtill im Saal.

Und ſieh! und ſieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menſchenhand;

Und ſchrieb, und ſchrieb an weißer Wand
Buchſtaben von Feuer, und ſchrieb und ſchwand.

Der König ſtieren Blicks da ſaß,
Mit ſchlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenſchaar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verſtand
Zu deuten die Flammenſchrift an der Wand.

Belſazar ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

XI.

Die Minneſänger.

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon',
Doch die rechte iſt nicht drunter
Mit der rechten Myrthenkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
In die Schranken, ſind geſund;
Aber Minneſänger bringen
Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am beſten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, der erringet
Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.

XII.

Die Fenſterſchau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenſter.
Sie ſprach halblaut: Gott ſteh mir bei,
Der unten ſchaut bleich wie Geſpenſter!

Der unten erhub ſein Aug in die Höh',
Hinſchmachtend nach Hedewigs Fenſter.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch ſie ward bleich wie Geſpenſter.

Schön Hedwig ſtand nun mit Liebesharm
Alltäglich lauernd am Fenſter.
Bald aber lag ſie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Geſpenſter.

XIII.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb':
Ein Ritter lag liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebſte ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten,
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag ſich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeih't!

Da wurden wohl Alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Wider's eigne klagende Herz.

XIV.

Waſſerfahrt.

Ich ſtand gelehnet an den Maſt,
Und zählte jede Welle.
Ade! mein ſchönes Vaterland!
Mein Schiff, das ſegelt ſchnelle!

Ich kam ſchön Liebchens Haus vorbei,
Die Fenſterſcheiben blinken;
Ich guck' mir faſt die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel ſehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzugroßem Wehe.

XV.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter luſtig rauſchen.
Er ſieht eine holde Mädchengeſtalt
Durch Baumeszweige lauſchen.

Der Junker ſpricht: Wohl kenne ich
Dieß blühende, glühende Bildniß,
Verlockend ſtets umſchwebt es mich
In Volksgewühl und Wildniß.

Zwei Röslein ſind die Lippen dort,
Die lieblichen, die friſchen;
Doch manches häßlich bitt're Wort
Schleicht tückiſch oft dazwiſchen.

Drum gleicht dieß Mündlein gar genau
Den hübſchen Roſenbüſchen,
Wo gift'ge Schlangen wunderſchlau
Im dunkeln Laube ziſchen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das iſt die Grube, worein mich trieb
Wahnſinniges Verlangen.

Dort ſeh' ich ein ſchönes Lockenhaar
Vom ſchönſten Köpfchen hangen;
Das ſind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böſe gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar, wie ſtille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauſchen ſchaurig.
Da ſieht er von fern eine zweite Geſtalt,
Die iſt ſo bleich, ſo traurig.

Der Junker ſpricht: O Mutter dort,
Die mich ſo mütterlich liebte,
Der ich mit böſem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt ich dir trocknen die Augen naß
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O, könnt ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulrich,
Im Wald beginnt es zu düſtern,
Viel ſeltſame Stimmen regen ſich,
Die Abendwinde flüſtern.

Der Junker hört die Worte ſein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die ſpöttiſchen Waldvöglein,
Die zwitſchern laut und ſingen:

Herr Ulrich ſingt ein hübſches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende geſungen das Lied,
So ſingt er es wieder auf's Neue.

XVI.

An eine Sängerin.

Als ſie eine alte Romanze ſang.

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie ſie zuerſt mein Auge ſah!
Wie ihre Töne lieblich klangen,
Und heimlich ſüß in's Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wußte nicht wie mir geſchah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Als ſey ich noch ein frommes Kind,
Und ſäße ſtill, beim Lämpchenſcheine,
In Mutters warmem Kämmerleine,
Und laſe Mährchen wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Mährchen fangen an zu leben,
Die Ritter ſteigen aus der Gruft;
Bei Ronzisvall da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wund Roland ſchlimm gebettet;
Er ſchwimmt in Blut, und athmet kaum:
Kaum mochte fern ſein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Carls erreichen. —
Da muß der Ritter ſchon erbleichen. —
Und mit ihm ſtirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verworr'nes Schallen,
Das mich aus meinem Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt ſich tief.

XVII.

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt wo ſeyd ihr hingerathen?

Seyd Ihr bei den güldnen Fiſchlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seyd Ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgenthaue?

Seyd Ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da ſchweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seyd Ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! Ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au',
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell. —
Meine Manichäer, traun!
Halten Euch in ihren Klau'n.

XVIII.

Geſpräch auf der Paderborner Haide.

Hörſt du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine.“

Hörſt du nicht das Waldhorn blaſen?
Jäger ſich des Waidwerks freuen:
Fromme Lämmer ſeh' ich graſen,
Schäfer ſpielen auf Schallmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen,
Iſt kein Waldhorn, noch Schallmeie;
Nur den Sauhirt ſeh' ich kommen,
Heimwärts treibt er ſeine Säue.“

Hörſt du nicht das ferne Singen,
Wie von ſüßen Wettgeſängen?
Englein ſchlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall ſolchen Klängen.

„Ei, was dort ſo hübſch geklungen,
Iſt kein Wettgeſang, mein Lieber!
Singend treiben Gänſejungen
Ihre Gänſelein vorüber.“

Hörſt du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger ſchreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das ſind die Schellen
Von den Ochſen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit geſenktem Kopfe ziehen.“

Siehſt du nicht den Schleier wehen?
Siehſt du nicht das leiſe Nicken?
Dort ſeh' ich die Liebſte ſtehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ei! mein Freund, dort ſeh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liſe;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt ſie weiter nach der Wieſe.“

Nun, mein Freund, ſo magſt du lachen
Ueber des Phantaſten Frage;
Kannſt doch nicht zur Täuſchung machen,
Was ich feſt im Buſen trage.

XIX.

Lebensgruß.

(Stammbuchblatt.)

Eine große Landſtraß' iſt unſere Erd',
Wir Menſchen ſind Paſſagiere;
Man rennet und jaget zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Couriere.

Man fährt ſich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taſchentuch' aus der Caroſſe;
Man hätte ſich gerne geherzt und geküßt, —
Doch jagen von hinnen die Roſſe.

Kaum trafen wir uns auf derſelben Station,
Herzliebſter Prinz Alexander,
Da bläſt ſchon zur Abfahrt der Poſtillon,
Und bläſt uns ſchon auseinander.

XX.

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Aeuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.

Sonette.

An A. W. v. Schlegel.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret.
Schönpfläſterchen auf den geſchminckten Wangen,
Mit Schnabelſchuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfriſur, und wespengleich geſchnüret:
So war die Aftermuſe ausſtaffiret,
Als ſie einſt kam, dich liebend zu umfangen.
Du biſt ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrteſt fort von dunkelm Trieb geführet.
Da fandeſt du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildniß,
Die ſchönſte Maid in Zauberſchlaf verſunken.
Doch wich der Zauber bald, bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutſchlands ächte Muſe,
Und ſank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter, B. Heine,

geborne v. Geldern.

I.

Ich bin's gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bischen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir in's Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
  Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
  Und wollte ſehn ob ich die Liebe fände,
  Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.
Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
  Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
  Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
  Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
  Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
  Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.
Doch da biſt du entgegen mir gekommen,
  Und ach! was da in deinem Aug' geſchwommen,
  Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

An H. S.

Wie ich dein Büchlein haſtig aufgeſchlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland ſchaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich ſehe wieder ſtolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutſcher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwiſchen klingt's wie ſüße Liebesklagen.
Wohl ſeh' ich auch wie ſie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die ſich dort erfrechen
Das hübſche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und ſie des grünen Schmuckes rings berauben, —
Kommt neuer Lenz, wird ſie ſich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.

I.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig ſind, inwendig Sand;
Ich ſchlag' nicht ein, reicht mir ein Bub die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.
Ich beug' mich nicht vor jenen hübſchen Metzen,
Die ſchamlos prunken mit der eignen Schand;
Ich zieh' nicht mit, wenn ſich der Pöbel ſpannt
Vor Siegeswagen ſeiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach, durch ſchwankes Biegen,
In Wind und Wetter ſtehn bleibt, nach wie vor.
Doch ſprich, wie weit bringt's wohl am End' ſolch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierſtock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

II.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, Ich ſey einer von den Ihren.
Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart verſunken,
Verläugne all die ſchönen Geiſtesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettiren.
So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umſchwärmt von deutſchen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzſchwert prügeln ſie mich alle.
Das iſt der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verſtummen.

III.

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Geiſtesrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübſche ſieben Sachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;
Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zerſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

IV.

Im Hirn ſpukt mir ein Mährchen wunderfein,
Und in dem Mährchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderſchönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieſes lieblos froſtige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Uebermuth hinein.
Hörſt du wie mir im Kopf das Mährchen klinget?
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leiſe, leiſe?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerſpringet:
Und, ach! da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Kam der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe.

V.

In ſtiller, wehmuthweicher Abendſtunde,
Umklingen mich die längſt verſcholl'nen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberſpiegels Grunde
Seh' ich das Bildniß meiner Liebſten wieder;
Sie ſitzt am Arbeitstiſch', im rothen Mieder,
Und Stille herrſcht in ihrer ſel'gen Runde.
Doch plötzlich ſpringt ſie auf vom Stuhl und ſchneidet
Von ihrem Haupt die ſchönſte aller Locken,
Und gibt ſie mir, — vor Freud bin ich erſchrocken!
Mephiſto hat die Freude mir verleidet.
Er ſpann ein feſtes Seil von jenen Haaren,
Und ſchleift mich dran herum ſeit vielen Jahren.

VI.

„Du gabſt, als ich vor'm Jahr dich wiederblickte,
Mir keinen Kuß in jener Willkommſtund'."
So ſprach ich, und der Liebſten rother Mund
Den ſchönſten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd ſüß ein Myrthenreis ſie pflückte
Vom Myrthenſtrauche, der am Fenſter ſtund:
„Nimm hin, und pflanz' dies Reis in friſchen Grund,
Und ſtell' ein Glas darauf," ſprach ſie und nickte. —
Schon lang iſt's her. Es ſtarb das Reis im Topf'.
Sie ſelbſt hab' ich ſeit Jahren nicht geſehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf'.
Und aus der Ferne trieb's mich jüngſt zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vor'm Hauſe blieb ich ſtehn
Die ganze Nacht, ging erſt am Morgen fort.

VII.

Hüt' dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch ſchlimmer ſind die ſanften Engelsfrätzchen.
Ein ſolches bot mir einſt ein ſüßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt ich ſcharfe Tatzen.
Hüt' dich, mein Freund, vor ſchwarzen, alten Katzen,
Doch ſchlimmer ſind die weißen, jungen Kätzchen.
Ein ſolches macht' ich einſt zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O ſüßes Frätzchen, wunderſüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Aeuglein täuſchen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleiſchen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glüh'nden Lippen preſſen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdeſſen!

VIII.

Du ſah'ſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geſchminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern beſudeln,
Und mich ſo gerne in's Verderben züngeln.
Du ſaheſt oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz ſich ringeln;
Du ſahſt mein Blut aus tauſend Wunden ſprudeln.
Du aber ſtandeſt feſt gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch iſt man dort, ſo kann man ſicher ſchlafen.

IX.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüſtig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umziſcht von ekelm Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein ſchönes Lieb, allüberall umſchweben,
In ihrem ſeelig ſüßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.
Und heimlich ſchauernd ſehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo ſtille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umſchließen.

Lyriſches Intermezzo.

1822 — 1823.

Prolog.

Es war mal ein Ritter trübſelig und ſtumm,
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er ſchwankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern, ſo täppiſch, ſo links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbeigegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hatt' ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann —
An die Thüre da hört er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein,
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide.
Sie blüht und glüht, wie ein Röſelein,
Ihr Schleier iſt eitel Geſchmeide.
Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Aeuglein grüßen mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer,
Der Blaſſe erröthet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kriſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.
Er ſtaunt, und die Augen erblinden ihm faſt,
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter iſt Bräut'gam, die Nixe iſt Braut,
Ihre Jungfraun ſpielen die Zither.

H.

Sie ſpielen und ſingen, und ſingen ſo ſchön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter dem wollen die Sinne vergehn,
Und feſter umſchließt er die Süße —
Da löſchen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter ſitzt wieder ganz einſam zu Haus,
In dem düſtern Poetenſtübchen.

I.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knoſpen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

II.

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb haſt, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenſter ſoll klingen
Das Lied der Nachtigall.

III.

Die Roſe, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einſt alle in Liebeswonne.
Ich lieb' ſie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie ſelber, aller Liebe Bronne,
Iſt Roſe und Lilie und Taube und Sonne.

IV.

Wenn ich in deine Augen ſeh',
So ſchwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küſſe deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar geſund.

Wenn ich mich lehn' an deine Bruſt,
Kommt's über mich wie Himmelsluſt;
Doch wenn du ſprichſt: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

V.

Dein Angeſicht ſo lieb und ſchön,
Das hab' ich jüngſt im Traum geſehn;
Es iſt ſo mild und engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die ſind roth;
Bald aber küßt ſie bleich der Tod.
Erlöſchen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

VI.

Lehn' deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen;
Und an mein Herz drück' feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt —
Sterb' ich vor Liebesſehnen!

VII.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie ſoll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebſten mein.

Das Lied ſoll ſchauern und beben,
Wie der Kuß von ihrem Mund',
Den ſie mir einſt gegeben
In wunderbar ſüßer Stund'.

VIII.

Es ſtehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tauſend Jahr', und ſchauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie ſprechen eine Sprache,
Die iſt ſo reich, ſo ſchön;
Doch keiner der Philologen
Kann dieſe Sprache verſtehn.

Ich aber hab' ſie gelernet,
Und ich vergeſſe ſie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebſten Geſicht.

IX.

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im ſtillen Mondenſchein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Die Veilchen kichern und koſen,
Und ſchau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Roſen
Sich duftende Mährchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauſchen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauſchen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niederſinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen ſeligen Traum.

X.

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, der iſt ihr Buhle,
Er weckt ſie mit ſeinem Licht',
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

XI.

Im Rhein, im ſchönen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n,
Mit ſeinem großen Dome,
Das große, heilige Cöln.

Im Dom da ſteht ein Bildniß,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.

XII.

Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur in's Angeſicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du haſſeſt, haſſeſt mich ſogar,
So ſpricht dein rothes Mündchen;
Reich' mir es nur zum Küſſen dar,
So tröſt' ich mich, mein Kindchen.

XIII.

O ſchwöre nicht und küſſe nur,
Ich glaube keinem Weiberſchwur!
Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt
Der Kuß, den ich dir abgeküßt;
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort iſt eitel Dunſt und Hauch.

* * *

O ſchwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir auf's bloße Wort!
An deinen Buſen ſink' ich hin,
Und glaube, daß ich ſelig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich,
Und noch viel länger, liebſt du mich.

XIV.

Auf meiner Herzliebſten Aeugelein
Mach' ich die ſchönſten Canzonen.
Auf meiner Herzliebſten Mündchen klein
Mach' ich die beſten Terzinen.
Auf meiner Herzliebſten Wängelein
Mach' ich die herrlichſten Stanzen,
Und wenn meine Liebſte ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein hübſches Sonett.

XV.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Wird täglich abgeſchmackter!
Sie ſpricht von dir, mein ſchönes Kind,
Du haſt keinen guten Charakter.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind,
Und dich wird ſie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie weich deine Arme ſind,
Und wie deine Küſſe brennen.

XVI.

Liebſte, ſollſt mir heute ſagen:
Biſt du nicht ein Traumgebild',
Wie's in ſchwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein ſolches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, ſüßes Kindchen,
Das erſchafft der Dichter nicht.

Baſilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche ſchlimme Fabelthiere,
Die erſchafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein ſüßes Angeſicht,
Und die falſchen, frommen Blicke —
Das erſchafft der Dichter nicht.

XVII.

Wie die Wellenſchaumgeborene
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,
Denn ſie iſt das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entſchuldig' es,
Was die holde Thörin that.

XVIII.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich ſah mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

XIX.

Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn.

Wohl ſeh ich Spott, der deinen Mund umſchwebt,
Und ſeh dein Auge blitzen trotziglich,
Und ſeh den Stolz, der deinen Buſen hebt, —
Und elend biſt du doch, elend wie ich.

Unſichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der ſtolze Buſen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſeyn.

XX.

Das iſt ein Flöten und Geigen,
Trompeten ſchmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.

Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmei'n;
Dazwiſchen ſchluchzen und ſtöhnen
Die guten Engelein.

XXI.

So haſt du ganz und gar vergeſſen,
Daß ich ſo lang dein Herz beſeſſen,
Dein Herzchen ſo ſüß und ſo falſch und ſo klein,
's kann nirgend was ſüß'res und falſcheres ſeyn.

So haſt du die Lieb' und das Leid vergeſſen,
Die's Herz mir thäten zuſammen preſſen.
Ich weiß nicht war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur ſie waren groß allebeid'!

XXII.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

Univ.B[illegible]l.
Mün[illegible]

XXIII.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb',
Mein liebes Liebchen, ſprich?
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

XXIV.

Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben ſie nicht geſagt.

Sie machten ein großes Weſen,
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen,
Und du haſt alles geglaubt.

Jedoch das Allerſchlimmſte,
Das haben ſie nicht gewußt;
Das Schlimmſte und das Dümmſte,
Das trug ich geheim in der Bruſt.

XXV.

Die Linde blühte, die Nachtigall ſang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Luſt;
Da küßteſt du mich, und dein Arm mich umſchlang,
Da preßteſt du mich an die ſchwellende Bruſt.

Die Blätter fielen, der Rabe ſchrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrießlichen Blicks;
Da ſagten wir froſtig einander: „Lebwohl!"
Da knixteſt du höflichſt den höflichſten Knix.

XXVI.

Wir haben viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen,
Wir haben oft „Mann und Frau" geſpielt
Und dennoch uns nicht gerauft und geſchlagen,
Wir haben zuſammen gejauchzt und geſcherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende aus kindiſcher Luſt,
„Verſtecken" geſpielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns ſo zu verſtecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

XXVII.

Du bliebeſt mir treu am längſten,
Und haſt dich für mich verwendet,
Und haſt mir Troſt geſpendet
In meinen Nöthen und Aengſten.

Du gabeſt mir Trank und Speiſe,
Und haſt mir Geld geborget,
Und haſt mich mit Wäſche verſorget,
Und mit dem Paß für die Reiſe.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüte,
Noch lange, vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwieſene Güte.

XXVIII.

Die Erde war ſo lange geizig,
Da kam der Mai, und ſie ward ſpendabel,
Und alles lacht, und jauchzt, und freut ſich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen ſprießen, die Glöcklein ſchallen,
Die Vögel ſprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Geſpräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miſerabel.

Das Menſchenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der ſonſt paſſabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein ſüßes Liebchen, ſo ſüß und aimabel.

XXIX.

Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt,
In fremden Landen geſchwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebſten zu lang die Zeit,
Und ſie nähete ſich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umſchlungen,
Als Bräut'gam, den dümmſten der dummen Jungen.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön und mild,
Noch ſchwebt mir vor ihr ſüßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Roſenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus jahrein.
Daß ich von ſolchem Lieb konnt weichen,
War der dümmſte von meinen dummen Streichen.

XXX.

Die blauen Veilchen der Aeugelein,
Die rothen Roſen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen iſt verdorrt.

XXXI.

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte die wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau', —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen.

XXXII.

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann ſteig' ich langſam zu dir hinab,
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſe, umſchlinge und preſſe dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſtehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten ſtehn auf, der Tag des Gerichtes
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umſchlungen liegen.

XXXIII.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

XXXIV.

(Der Kopf ſpricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebſten Füße ruhn!
Und ſtampfte ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz ſpricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo ſie die Nadeln ſteckt hinein!
Und ſtäche ſie mich noch ſo ſehr,
Ich wollte mich der Stiche freu'n.

(Das Lied ſpricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das ſie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüſtern ihr
In's Ohr, was in mir lebt und haucht.

XXXV.

Seit die Liebſte war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich ſie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab;
Faſt vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

XXXVI.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen ſie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht ſagen,
Was ſie im Herzen ſchauten.

XXXVII.

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht;
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich,
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

XXXVIII.

Manch Bild vergeſſener Zeiten
Steigt auf aus ſeinem Grab,
Und zeigt wie in deiner Nähe
Ich einſt gelebet hab'.

Am Tage ſchwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum;
Die Leute verwundert mich anſah'n,
Ich war ſo traurig und ſtumm.

Des Nachts da war es beſſer,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten ſelbander,
Wir wandelten ſchweigend einher.

Mit wiederhallendem Fußtritt'
Wandelt ich über die Brück;
Der Mond brach aus den Wolken,
Und grüßte mit ernſtem Blick'.

Steh'n blieb ich vor deinem Hauſe,
Und ſtarrte in die Höh',
Und ſtarrte nach deinem Fenſter, —
Das Herz that mir ſo weh'.

Ich weiß, du haſt aus dem Fenſter
Gar oft herabgeſeh'n,
Und ſah'ſt mich im Mondenlichte
Wie eine Säule ſteh'n.

XXXIX.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

XL.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einſt die Liebſte ſang,
So will mir die Bruſt zerſpringen,
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löſ't ſich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh'.

XLI.

Mir träumte von einem Königskind',
Mit naſſen, blaſſen Wangen;
Wir ſaßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und nicht ſein Scepter von Golde,
Ich will nicht ſeine demantene Kron',
Ich will dich ſelber, du Holde!'

Das kann nicht ſeyn, ſprach ſie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich ſo lieb dich habe.

XLII.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber,
Troſtlos auf weitem Meer.

XLIII.

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland';

Wo bunte Blumen blühen
Im goldnen Abendlicht',
Und lieblich duftend glühen,
Mit bräutlichem Geſicht;

Und grüne Bäume ſingen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Die Vögel ſchmettern drein;

Und Nebelbilder ſteigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen,
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorſtein,
Und ſeltſam in den Bächen
Fortſtrahlt der Wiederſchein!

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und ſelig ſeyn!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das ſeh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgenſonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

XLIV.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

* * *

Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesſtunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

XLV.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Ich aber wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchau'n mitleidig mich an:
Sey unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann.

XLVI.

Es leuchtet meine Liebe,
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Mährchen traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, ſtumm und allein;
Es ſingen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenſchein.

„Die Jungfrau ſteht ſtill wie ein Bildniß,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Rieſe der Wildniß,
Die bange Jungfrau flieht.

„Der Ritter ſinkt blutend zur Erde,
Es ſtolpert der Rieſe nach Haus;
Wenn ich begraben werde,
Dann iſt das Mährchen aus."

XLVII.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meiſten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

XLVIII.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird ſich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen ſein.

XLIX.

Wenn zwei von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und ſeufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

L.

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß ſeyn platoniſch,
Der dürre Hofrath ſprach.
Die Hofräthin lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe ſey nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.
Das Fräulein lispelt: wie ſo?

Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
Die Liebe iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herren Baron.

Am Tiſche war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da haſt du gefehlt.
Du hätteſt ſo hübſch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

LI.

Vergiftet ſind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders ſeyn?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
In's blühende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders ſeyn?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

LII.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir ſaßen unter dem Lindenbaum,
Und ſchwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören auf's Neu',
Ein Kichern, ein Koſen, ein Küſſen;
Daß ich gedenk des Schwures ſey,
Haſt du in die Hand mich gebiſſen.

O Liebchen mit den Aeuglein klar!
O Liebchen ſchön und biſſig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüſſig.

LIII.

Ich ſteh' auf des Berges Spitze,
Und werde ſentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tauſendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Neſtchen
Wo deine Fenſter ſind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und ſänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du biſt ja hold den Gimpeln,
Und heileſt Gimpelſchmerz.

LIV.

Mein Wagen rollet langſam
Durch luſtiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubriſch
Im Sonnenglanze blüh'n.

Ich ſitze und ſinne und träume,
Und denk' an die Liebſte mein;
Da grüßen drei Schattengeſtalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und ſchneiden Geſichter,
So ſpöttiſch und doch ſo ſcheu,
Und quirlen wie Nebel zuſammen,
Und kichern und huſchen vorbei.

LV.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du lägeſt im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließeſt mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du wärſt mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

LVI.

Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich,
Und ſehe dich freundlich grüßen,
Und lautaufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen.

Du ſiehſt mich an wehmüthiglich,
Und ſchüttelſt das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen ſchleichen ſich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du ſagſt mir heimlich ein leiſes Wort,
Und giebſt mir den Strauß von Zypreſſen.
Ich wache auf, und der Strauß iſt fort,
Und's Wort hab' ich vergeſſen.

LVII.

Das iſt ein Brauſen und Heulen,
Herbſtnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich ſeh' ſie am Fenſter lehnen,
Im einſamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen
Starrt ſie in die Nacht hinein.

LVIII.

Der Herbſtwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht iſt feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einſam im Wald!

Und wie ich reite, ſo reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebſten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erſcheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe ſtürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da iſt es ſo duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es ſäuſelt der Wind in den Blättern,
Es ſpricht der Eichenbaum:
Was willſt du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?

LIX.

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh';
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es ſingt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend,
Taucht er in's Fluthengrab.

Es iſt ſo ſtill und dunkel!
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt kniſternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

LX.

Der Traumgott bracht' mich in ein Rieſenſchloß,
Wo ſchwüler Zauberduft und Lichterſchimmer,
Und bunte Menſchenwoge ſich ergoß
Durch labyrinthiſch vielverſchlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte ſucht der bleiche Troß,
Mit Händeringen und mit Angſtgewimmer.
Jungfrau'n und Ritter ragen aus der Menge,
Ich ſelbſt bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich ſteh' ich ganz allein, und ſeh',
Und ſtaun', wie ſchnell die Menge konnt' verſchwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die ſich ſeltſam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angſt und Weh,
Verzweifl' ich faſt den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das lezte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer ſteht davor!

Es war die Liebſte, die am Thore ſtand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich ſoll zurückgehn, winkt ſie mit der Hand;
Ich weiß nicht ob ſie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein ſüßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie ſie mich anſah, ſtreng und wunderlich,
Und doch ſo liebevoll, erwachte ich.

LXI.

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf' gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

LXII.

Am Kreuzweg wird begraben
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'.

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum'.

LXIII.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finſterniß, ſo dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebſte, deiner Augen Licht.

Mir erloſchen iſt der ſüßen
Liebesſterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

LXIV.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit ſtarrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht ſagen,
Daß ich geſchlafen hab';
Ich wachte auf und hörte
Wie's pochte an mein Grab.

„Willſt du nicht aufſtehn, Heinrich!
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Todten ſind erſtanden,
Die ew'ge Luſt begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloſchen ſind.

„Ich will dir küſſen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel ſollſt du ſchauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb ich kann nicht aufſtehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du in's Herz mich ſtacheſt
Mit einem ſpitz'gen Wort'.

„Ganz leiſe leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand auf's Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt iſt all ſein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufſtehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeſchoſſen,
Als du mir wurdeſt geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutſtrom,
Und mache dein Haupt geſund."

Es bat ſo ſanft, ſo lieblich,
Ich konnt' nicht widerſtehn;
Ich wollte mich erheben,
Und zu der Liebſten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da ſtürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Bruſt der Blutſtrom,
Und ſieh! — ich bin erwacht.

LXV.

Die alten, böſen Lieder,
Die Träume ſchlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar manches,
Doch ſag' ich noch nicht was;
Der Sarg muß ſeyn noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Todtenbahre,
Von Brettern feſt und dick;
Auch muß ſie ſeyn noch länger
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Rieſen,
Die müſſen noch ſtärker ſeyn
Als wie der ſtarke Chriſtoph
Im Dom zu Cöln am Rhein.

Die ſollen den Sarg forttragen,
Und ſenken in's Meer hinab'
Denn ſolchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt Ihr warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſeyn?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr.

1823 — 1824.

I.

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einſt ein ſüßes Bild;
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angſt befreit.

II.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

III.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer, und Gärten, und Menſchen,
Und Ochſen, und Wieſen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäſche,
Und ſpringen im Graſ' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm'.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

IV.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

„Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind.“

V.

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhauſ';
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

VI.

Als ich, auf der Reiſe, zufällig
Meines Liebchens Familie fand,
Schweſterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und ſagten ſelber ſogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Geſicht ſey bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Baſen,
Nach manchem langweil'gen Geſell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen,
Mit ſeinem ſanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß ſie in den Wochen ſey.

Und freundlich gratulirt' ich,
Und liſpelte liebevoll:
Daß man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grüßen ſoll.

Schweſterchen rief dazwiſchen:
Das Hündchen, ſanft und klein,
Iſt groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Beſonders, wenn ſie lacht;
Sie hat dieſelben Augen,
Die mich ſo elend gemacht.

VII.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählig angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Rieſenbäume blüh'n,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrei'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

VIII.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu ſehr,
Vertrau'ſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

IX.

Der Mond iſt aufgegangen
Und überſtrahlt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unſre Herzen ſchwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand; —
Was horchſt du bei'm Rauſchen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das iſt kein Rauſchen des Windes,
Das iſt der Seejungfern Geſang,
Und meine Schweſtern ſind es,
Die einſt das Meer verſchlang.“

X.

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen;
Er peitſcht die Wellen ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möve ſich,
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

XI.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa! wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten,
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: wär' ich zu Haus.

XII.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weit in die Höh'.

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen,
Und ſetzt ſich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüſte quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und ſie preßt mich
Und thut mir faſt ein Weh'; —
Du drückſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Ich preſſe dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt.“

Der Mond ſchaut immer blaſſer
Aus dämmriger Wolkenhöh'; —
Dein Auge wird trüber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Es wird nicht trüber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trüb',
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unſäglich,
Du liebes Menſchenbild!"

XIII.

Wenn ich an deinem Hauſe
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenſter ſeh'.

Mit deinen ſchwarzbraunen Augen
Siehſt du mich forſchend an:
Wer biſt du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutſchen Land;
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

XIV.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſeel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

XV.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein feines Schloß,
Da wohnen drei ſchöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienſtag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarſchafts-Herren und Damen,
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die ziſchelnden Muhmen und Baſen,
Die merkten's und haben gelacht.

XVI.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Tacte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

XVII.

Sey mir gegrüßt, du große,
Geheimnißvolle Stadt,
Die einſt in ihrem Schooße
Mein Liebchen umſchloſſen hat.

Sagt an, ihr Thürme und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab' ich ſie anvertrauet,
Ihr ſolltet mir Bürge ſeyn.

Unſchuldig ſind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlaſſen ſo ſchnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwiſchen gar ſtill;
Ein Thor iſt immer willig,
Wenn eine Thörin will.

XVIII.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gaſſen;
Ich komme von meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich!

XIX.

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervor gekrochen.

XX.

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppeltgänger! du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle,
So manche Nacht, in alter Zeit?

XXI.

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt in's Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker
Als alle Todten ſind!

XXII.

„Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

Ich will mal ſchaun aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.
Da ſteht ein Todtengerippe,
Und fidelt und ſingt dazu:

Haſt einſt mir den Tanz verſprochen,
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt ſie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das ſingend
Und fidelnd ſchreitet voraus.

Es fidelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit ſeinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenſchein.“

XXIII.

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'!

XXIV.

Ich unglückſel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du ſtolzes Herz! du haſt es ja gewollt!
Du wollteſt glücklich ſeyn, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

XXV.

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir auf's Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen:
Madame, ich liebe Sie!

XXVI.

Mir träumte: traurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hauſe geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren ſo kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenſter die blaſſe Geſtalt,
Beleuchtet vom Mondenſcheine.

XXVII.

Was will die einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schweſtern
Die alle zerfloſſen ſind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerfloſſen in Nacht und Wind.

Wie Nebel ſind auch zerfloſſen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach, meine Liebe ſelber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einſame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

XXVIII.

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof'
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn, der ſtarret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ält're,
Die jüngere Tochter ſpricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu ſehn.

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der iſt verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirſt ihm die Bibel
In's mag're Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſeyn!

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

XXIX.

Das iſt ein ſchlechtes Wetter,
Es regnet und ſtürmt und ſchnei't;
Ich ſitze am Fenſter und ſchaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da ſchimmert ein einſames Lichtchen,
Das wandelt langſam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte ſie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Für's große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnſtuhl,
Und blinzelt ſchläfrig in's Licht;
Die goldnen Locken wallen
Ueber das ſüße Geſicht.

XXX.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitter'm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es ſelber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer geſagt,
Daß ich dich unſäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einſamer Kammer
Sprach ich auf ſolche Art,
Und ach! ich hab' immer geſchwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böſe Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böſe Engel
Bin ich ſo elend jetzund.

XXXI.

Deine weichen Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drücken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel?

XXXII.

„Hat ſie ſich denn nie geäußert
Ueber dein verliebtes Weſen?
Konnteſt du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe leſen?

„Konnteſt du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du biſt ja ſonſt kein Eſel,
Theurer Freund, in ſolchen Dingen.“

XXXIII.

Sie liebten ſich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

XXXIV.

Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt Ihr gegähnt und nichts geſagt;
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt Ihr mir große Elogen gemacht.

XXXV.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich ſah ihn mit Verwund'rung an.
Er iſt nicht häßlich, und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber, ſcharmanter Mann,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er iſt ein geſcheuter Diplomat,
Und ſpricht recht ſchön über Kirch' und Staat.
Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
Sanskritt und Hegel ſtudirt er jetzunder.
Sein Lieblingspoet iſt noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen,
Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juriſtiſches Streben,
Hat früher ſich auch damit abgegeben.
Er ſagte meine Freundſchaft ſey
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei,
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal geſehn bei'm ſpan'ſchen Geſandten?
Und als ich recht beſah ſein Geſicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

XXXVI.

Menſch, verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammniß
Iſt kein bloßer Pöbelwahn.

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan.

XXXVII.

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, ſie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb ſtehn über Joſephs Haus,
Da ſind ſie hineingegangen;
Das Oechslein brüllte, das Kindlein ſchrie,
Die heil'gen drei Könige ſangen.

XXXVIII.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und ſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
Kikereküh! ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beiſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem daſſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffe,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbei ſind die Kinderſpiele
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

XXXIX.

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen! eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe,
Und krausverwirrt und morſch und kalt,
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

XL.

Wie der Mond ſich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren ſtolz hinab den Rhein,
Und die ſommergrünen Ufer
Glühn im Abendſonnenſchein.

Sinnend ſaß ich zu den Füßen
Einer Dame, ſchön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben ſangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au'; —
Und das Alles ſah ich glänzen
In dem Aug' der ſchönen Frau.

XLI.

Im Traum ſah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der ſonſt ſo blühende Leib.

Ein Kind trug ſie auf dem Arme,
Ein andres führt ſie an der Hand,
Und ſichtbar iſt Armuth und Trübſal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie ſchwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet ſie mir,
Und ſieht mich an, und ruhig
Und ſchmerzlich ſag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir ſind,
Vor Allem aber dich ſelber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du ſtirbſt, ſo will ich
Weinen auf deinem Grab.

XLII.

„Theurer Freund! Was ſoll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willſt du ewig brütend ſitzen
Auf den alten Liebes-Eiern!

„Ach! das iſt ein ewig Gattern,
Aus den Schaalen kriechen Küchlein,
Und ſie piepſen und ſie flattern,
Und du ſperrſt ſie in ein Büchlein!“

XLIII.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Schmerzensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neueſten Geſängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

XLIV.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang als ein Comödiant
Mit dir geſpielt die Comödie.

Die prächt'gen Couliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Style,
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühlt.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

XLV.

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und Alles für eine Kuh!

XLVI.

Herz, mein Herz, ſey nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

XLVII.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

XLVIII.

Kind! Es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir ſelber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's ſo leicht gelinget,
Will mich dennoch faſt betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchteſt du mich dennoch lieben!

XLIX.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kiſſen gehüllt,
So ſchwebt mir vor ein ſüßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht das Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

L.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Aeuglein ſüß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang iſt heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir ſeyn,
Bei dir ſitzen, mit dir ſchwatzen,
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

LI.

Mag da draußen Schnee ſich thürmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir an's Fenſter ſchlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

LII.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sey mir gütig, ſey mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

LIII.

Verrieth mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt du, daß der ſtolze Mund
Das Bettelwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz,
Und kann nur küſſen und ſcherzen;
Er ſpräche vielleicht ein höhniſch Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

LIV.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf',
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und du willſt es nicht bekennen,
Und ich ſeh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weſte brennen.

LV.

Ich wollte bei dir weilen,
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußteſt von mir eilen,
Du hatteſt viel zu thun.

Ich ſagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben ſey;
Du lachteſt aus voller Kehle,
Und machteſt 'nen Knix dabei.

Du haſt noch mehr geſteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und haſt mir ſogar verweigert
Am Ende den Abſchiedskuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erſchieße,
Wie ſchlimm auch die Sachen ſtehn!
Das Alles, meine Süße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

LVI.

Saphire ſind die Augen dein,
Die lieblichen, die ſüßen.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Den ſie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es iſt ein Diamant,
Der edle Lichter ſprühet.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen ſind die Lippen dein,
Man kann nicht ſchön're ſehen.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Dem ſie die Liebe geſtehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

LVII.

Habe mich mit Liebesreden
Feſtgelogen an dein Herz,
Und, verſtrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernſte mir mein Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernſt,
Nah'n ſich mir die Höllenmächte,
Und ich ſchieß' mich todt im Ernſt.

LVIII.

Zu fragmentiſch iſt Welt und Leben,
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

LIX.

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen
Sie haben mich zum Entſchluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer ſüßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

LX.

Sie haben heut Abend Geſellſchaft,
Und das Haus iſt lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenſter
Bewegt ſich ein Schattenbild.

Du ſchauſt mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannſt du ſchauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du ſiehſt es nicht.

LXI.

Ich wollt', meine Schmerzen ergöſſen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den luſtigen Winden,
Die trügen es luſtig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das ſchmerzerfüllte Wort;
Du hörſt es zu jeder Stunde,
Du hörſt es an jedem Ort.

Und haſt du zum nächtlichen Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefſten Traum.

LXII.

Du haſt Diamanten und Perlen,
Haſt alles, was Menſchenbegehr,
Und haſt die ſchönſten Augen —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Auf deine ſchönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Mit deinen ſchönen Augen
Haſt du mich gequält ſo ſehr,
Und haſt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

LXIII.

Wer zum erſtenmale liebt,
Sey's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweitenmale
Glücklos liebt, der iſt ein Narr.

Ich, ein ſolcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und ſterbe.

LXIV.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberſchütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten ſollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegiren,
Hätte ich können vor Hunger krepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er ſich meiner an.

Braver Mann! Er ſchafft mir zu eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daß ich ihn nicht küſſen kann!
Denn ich bin ſelbſt dieſer brave Mann.

LXV.

Dieſen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktirt er mich mit Auſtern,
Und mit Rheinwein und Liquören.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geſchäftig iſt er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Geſellſchaft,
Mit begeiſtertem Geſichte,
Deklamirt er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie iſt es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unſrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Beſſern ſchwinden.

LXVI.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und ſitz' im Himmel droben,
Und Englein ſitzen um mich her,
Die meine Verſe loben.

Und Kuchen eſſ' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich ſehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollſt du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamſell Meyer.

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jezt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronenſaft
Soll thauig ſie begieſſen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer ſich,
Sie gehen ſchon an's Freſſen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die ſaufen aus den Göſſen.

Wie freuen die Poeten ſich
Bei ſolchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das ſind die klügſten Leute,
Sie denken, alle Tag' geſchieht
Kein Wunder ſo wie heute.

LXVII.

Ich hab' Euch im beſten Juli verlaſſen,
Und find' Euch wieder im Januar;
Ihr ſaßet damals ſo recht in der Hitze,
Jetzt ſeyd ihr gekühlt und kalt ſogar.

Bald ſcheid' ich nochmals und komm' ich einſt wieder,
Dann ſeyd Ihr weder warm noch kalt,
Und über Eure Gräber ſchreit' ich,
Und das eigne Herz iſt arm und alt.

LXVIII.

Von ſchönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus ſchönen Armen, die uns feſt umſchloſſen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Doch kam der Schwager ſchon mit ſeinen Roſſen.

Das iſt das Leben, Kind, ein ewig Jammern,
Ein ewig Abſchiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat ſelbſt dein Auge mich nicht halten können?

LXIX.

Wir fuhren allein im dunkeln
Poſtwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben geſcherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie ſtaunten wir!
Denn zwiſchen uns ſaß Amor,
Der blinde Paſſagier.

LXX.

Das weiß Gott, wo ſich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gaſthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umſonſt gewandt.

Da erblick' ich ſie am Fenſter,
Und ſie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wiſſen, du bewohnteſt,
Mädchen, ſolches Pracht-Hotel!

LXXI.

Wie dunkle Träume ſtehen
Die Häuſer in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich ſchweigend vorbei.

Der Thurm der Cathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küſſen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond iſt mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hauſe,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlaſſen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findeſt du einen Verliebten,
Der einſam klagt ſein Leid,
So tröſt' ihn, wie du mich ſelber
Getröſtet in alter Zeit.

LXXII.

Und biſt du erſt mein eh'lich Weib,
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von dir ſcheiden.

LXXIII.

Auf deinen ſchneeweißen Buſen
Hab' ich mein Haupt gelegt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Was dir dein Herz bewegt.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlaſſen
Die Herzallerliebſte mein.

Und willſt du mich morgen verlaſſen
So biſt du doch heute noch mein,
Und in deinen ſchönen Armen
Will ich doppelt ſelig ſeyn.

LXXIV.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.

Das war eine wilde Wirthſchaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

LXXV.

Habe auch, in jungen Jahren,
Manches bitt're Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz iſt gar zu theuer,
Und erlöſchen will das Feuer,
Ma foi! und das iſt gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne,
Und den dummen Liebesharm.
Iſt das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

LXXVI.

Biſt du wirklich mir ſo feindlich,
Biſt du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich ſo ſchlecht behandelt.

O Ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt Ihr Schlimmes ſagen
Von dem Manne, der ſo liebend
Euch geküßt, in ſchönen Tagen?

LXXVII.

Ach, die Augen ſind es wieder,
Die mich einſt ſo lieblich grüßten,
Und es ſind die Lippen wieder,
Die mir's Leben einſt verſüßten;

Auch die Stimme iſt es wieder,
Die ich einſt ſo gern gehöret,
Nur ich ſelber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, ſchönen Armen
Feſt und liebevoll umſchloſſen,
Lieg ich jetzt an ihrem Herzen,
Dumpfen Sinnes und verdroſſen.

LXXVIII.

Selten habt Ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden
So verſtanden wir uns gleich.

LXXIX.

Doch die Kaſtraten klagten
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und ſie ſagten:
Ich ſänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben ſie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kriſtalle,
Sie klangen ſo fein und rein.

Sie ſangen von Liebesſehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß;
Die Damen ſchwammen in Thränen,
Bei ſolchem Kunſtgenuß.

LXXX.

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den ſchlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit ſel'gem Finger fühl' ich
Ihres Buſens ſtolzes Wogen.

Doch ein ängſtliches Geflüſter
Zieht ſich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böſe, bange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung ſagt mir:
Einſt wird man mich relegiren,
Und auf Salamankas Wällen
Geh'n wir nimmermehr ſpazieren.“

LXXXI.

Neben mir wohnt Don Henriques,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich ſind unſre Zimmer
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamanka's Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen ſchreitet,
Sporenklirrend, ſchnurrbartkräuſelnd,
Und von Hunden ſtets begleitet.

Doch in ſtiller Abendſtunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele ſüße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantaſiren, —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geſchnarr und Quinquiliren.

LXXXII.

Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen biſt;
Stand nicht dabei die Mutter, die ſchlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlaſſe ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenſter mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

LXXXIII.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf, mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft — und träumt von mir?

LXXXIV.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſtehn zwei große Löwen.
Ei, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht ein großer Rieſe.
Er hat ein Schwert und regt ſich nicht,
Er iſt vor Schreck verſteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht eine große Kirche.
Die Burſchenſchaft und die Landsmannſchaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

LXXXV.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grünen Wieſen;
Goldner Mond, am blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wandrer hört ein Plätſchern,
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet ſich die ſchöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

LXXXVI.

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —
Krankes Herz und müde Glieder;
Ach, da fließt, wie ſtiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheucheſt du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

LXXXVII.

Der Tod das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag.
Es dunkelt ſchon, mich ſchläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt ſich ein Baum,
Drin ſingt die junge Nachtigall;
Sie ſingt von lauter Liebe,
Ich hör' es ſogar im Traum.

LXXXVIII.

„Sag', wo iſt dein ſchönes Liebchen,
Das du einſt ſo ſchön beſungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen ſind erloſchen,
Und mein Herz iſt kalt und trübe,
Und dies Büchlein iſt die Urne
Mit der Aſche meiner Liebe.

Götterdämmerung.

Der May iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern,
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinhoſen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß;
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingsſchnurrbart;
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen;
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleiſtift und Lorgnett'; und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar,

Und lagert draußen ſich auf grünem Raſen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür', und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küſſen!
Ich hielt verriegelt meine Thür', und rief:
Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt;
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geſchaut,
Und viel zu tief, und hin iſt alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen,
Und ſchau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen
Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;
Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt'
Seh' ich die bunte Schellenkappe lachen;
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,

Als ſey ſie von Kriſtall, und ſeh' das Grauſen.
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten,
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen;
Die ſanften Wieſenblümchen lachen hämiſch,
Der todte Vater regt ſich in dem Grab',
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Gluth in deinem Buſen wühlen,
Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſeh' die Rieſenſöhn' der alten Nacht, —
Sie ſteigen aus der Erde off'nem Schlund,
Und ſchwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eiſenleiter an,
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsveſte; —
Und ſchwarze Zwerge klettern nach; — und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang

Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder,
Auf's Angeſicht, die frommen Engelſchaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte; —
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; —
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert.
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

Ratcliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landſchaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten,
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schweſteraugen ſtill mich anſah'n,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitſchern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt ſchien,
Und Stimmen und Geſtalten mich begrüßten,
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
So fremd mir ſchien, ſo wunderſeltſam fremd.
Vor einem ländlich ſchmucken Hauſe ſtand ich,
In meiner Bruſt bewegte ſich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig ſchüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reiſekleidern,
Dumpf klang die Klingel, und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Geſichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich ſcheue Angſt. Seltſam verſtört,
Mit Beileidsmienen faſt, ſah'n ſie mich an,
Daß es mir ſelber durch die Seele ſchauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.

Die alte Marg'reth hab' ich gleich erkannt;
Ich ſah ſie forſchend an, jedoch ſie ſprach nicht.
„Wo iſt Maria?" fragt' ich, doch ſie ſprach nicht,
Griff leiſe meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenſtille herrſchte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt', mit abgewandtem Angeſicht',
Nach der Geſtalt, die auf dem Sopha ſaß.
„Sind Sie Maria?" fragt' ich. Innerlich
Erſtaunt' ich ſelber ob der Feſtigkeit,
Womit ich ſprach. Und ſteinern und metallos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute."
Ein ſchneidend Weh durchfröſtelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch —
Die einſt ſo ſüße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lillakleid,
Nachläſſig angezogen, Buſen ſchlotternd,
Die Augen gläſern ſtarr, die Wangenmuſkeln
Des weißen Angeſichtes lederſchlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einſt ſo ſchöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang auf Reiſen!" ſprach ſie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie ſchaun nicht mehr ſo ſchmachtend, liebſter Freund,
Sie ſind geſund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität." Ein ſüßlich Lächeln

Umzitterte den gelblich blaſſen Mund.
In der Verwirrung ſprach's aus mir hervor:
„Man ſagte mir, Sie haben ſich vermählt?“
„Ach ja!“ ſprach ſie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder iſt, Gemahl ſich nennt; doch Holz
Iſt Holz!“ Und klanglos widrig lachte ſie,
Daß kalte Angſt durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — ſind das die keuſchen,
Die blumenzarten Lippen von Maria?
Sie aber hob ſich in die Höh', nahm raſch
Vom Stuhl den Kachemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing ſich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen, durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Buſch und Au'.

Die glühend rothe Sonnenſcheibe ſchwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überſtrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majeſtätiſch floß.
„Sehn Sie das große goldne Auge ſchwimmen
Im blauen Waſſer?“ rief Maria haſtig.
„Still armes Weſen!“ ſprach ich, und ich ſchaute
Im Dämmerlicht' ein mährchenhaftes Weben.
Es ſtiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umſchlangen ſich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen ſahn ſich zärtlich an, ſehnſüchtig

Zuſammenbeugten ſich die Lilienkelche;
Aus allen Roſen glühten Wolluſtgluthen;
Die Nelken wollten ſich im Hauch entzünden;
In ſel'gen Düften ſchwelgten alle Blumen,
Und alle weinten ſtille Wonnethränen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer ſummten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüſterten, es rauſchten
Die Eichen, ſchmelzend ſang die Nachtigall —
Und zwiſchen all dem Flüſtern, Rauſchen, Singen,
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing.
„Ich kenn' Ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten iſt ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem was man will;
Der Blaurock iſt ein Engel; doch der Rothe,
Mit blankem Schwert, iſt Ihnen ſpinnefeind."
Und noch viel bunt're, wunderliche Reden
Schwatzt ſie in einem fort, und ſetzte ſich,
Ermüdet, mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume ſteht.

Da ſaßen wir beiſammen, ſtill und traurig,
Und ſahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche ſäuſelte wie Sterbeſeufzer,
Tiefſchmerzlich ſang die Nachtigall herab.

Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren ſtarren Augen,
Und mit der alten ſüßen Stimme ſprach ſie:
„Wie wußteſt Du, daß ich ſo elend bin,
Ich las es jüngſt in deinen wilden Liedern?“

Eiskalt durchzog's mir da die Bruſt, mir grauſte
Ob meinem eignen Wahnſinn, der die Zukunft
Geſchaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entſetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schloſſe.

„Läſtig werden mir die Tänze
Und die ſüßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die ſo zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„Ueberläſtig wird mir Alles,
Seit ich ſah, bei'm Strahl des Mondes,
Jenen Ritter, deſſen Laute
Nächtens mich an's Fenſter lockte.

„Wie er ſtand ſo ſchlank und muthig,
Und die Augen leuchtend ſchoſſen
Aus dem edelblaſſen Antlitz,
Glich er wahrlich Sanct Georgen.“

Alſo dachte Donna Clara,
Und ſie ſchaute auf den Boden;
Wie ſie aufblickt, ſteht der ſchöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüſternd,
Wandeln ſie umher im Mondſchein,
Und der Zephyr ſchmeichelt freundlich,
Mährchenartig grüßen Roſen.

Mährchenartig grüßen Roſen,
Und ſie glüh'n wie Liebesboten. —
Aber ſage mir, Geliebte,
Warum du ſo plötzlich roth wirſt?

„Mücken ſtachen mich, Geliebter,
Und die Mücken ſind, im Sommer
Mir ſo tief verhaßt, als wären's
Langenaſ'ge Judenrotten."

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tauſend weiße Blüthenflocken.

Tauſend weiße Blüthenflocken
Haben ihren Duft ergoſſen. —
Aber ſage mir, Geliebte,
Iſt dein Herz mir ganz gewogen?

„Ich, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland ſey's geſchworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückiſch einſt ermordet.“

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
In der Ferne ſchwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumfloſſen.

Weiße Lilien, lichtumfloſſen,
Blicken nach den Sternen droben. —
Aber ſage mir, Geliebte,
Haſt du auch nicht falſch geſchworen?

„Falſch iſt nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Bruſt kein Tropfen
Blut iſt von dem Blut der Mohren
Und des ſchmutz'gen Judenvolkes.“

Laß die Mohren und die Juden
Spricht der Ritter, freundlich koſend;
Und nach einer Myrthenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Wie mit weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich ſie umflochten;
Kurze Worte, lange Küſſe,
Und die Herzen überfloſſen.

Wie ein ſchmelzend ſüßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es ſtiller,
Und man hört nur, wie verſtohlen,
Das Geflüſter kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schloſſe,
Und erwachend hat ſich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir ſcheiden, ſollſt du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir ſo lang verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger ſeiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er ſpricht die langen Worte:

„Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, ſchriftgelehrten Rabbi
Iſrael von Saragoſſa.“

Almanſor.

I.

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Rieſenſäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden,
Ziehn von oben ſich bis unten
Des Corans arab'ſche Sprüche,
Klug und blumenhaft verſchlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieſes Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat Vieles ſich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Thurme, wo der Thürmer
Zum Gebete aufgerufen,
Hebt ſich jetzt der Chriſtenglocken
Melancholiſches Geſumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort geſungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Meſſe fades Wunder.

Und das iſt ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blöckt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Corduva
Steht Almanſor ben Abdullah,
All die Säulen ſtill betrachtend,
Und die ſtillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, ſtark und rieſig,
Einſt geſchmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt Ihr dienend huld'gen
Dem verhaßten Chriſtenthume!

„Ihr bequemt Euch in die Zeiten,
Und Ihr tragt die Laſt geduldig; —
Ei, da muß ja wohl der Schwäch're
Noch viel leichter ſich beruh'gen."

Und ſein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almanſor ben Abdullah
Ueber den gezierten Taufſtein,
In dem Dome zu Corduva.

II.

Haſtig ſchritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg' nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der luſt'ge Ritter,
Pfeift und ſingt, und lacht behaglich.
Und es ſtimmen ein die Vögel,
Und des Stromes laute Waſſer.

In dem Schloß zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater
Und ſie freut ſich mindern Zwanges.

Und Almanſor hört ſchon ferne
Pauken und Trommeten ſchallen,
Und er ſieht des Schloſſes Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea
Tanzen zwölf geſchmückte Damen,
Tanzen zwölf geſchmückte Ritter,
Doch am ſchönſten tanzt Almanſor.

Wie beſchwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu ſagen.

Iſabellens ſchöne Hände
Küßt er raſch, und ſpringt von dannen;
Und er ſetzt ſich vor Elviren
Und er ſchaut ihr froh in's Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze
Eingeſtickt in ſeinen Mantel.

Und zu jeder Dame ſpricht er:
Daß er ſie im Herzen trage;
Und „ſo wahr ich Chriſt bin“ ſchwört er
Dreißig Mal an jenem Abend.

III.

In dem Schloß zu Alkolea
Iſt verſchollen Luſt und Klingen,
Herr'n und Damen ſind verſchwunden,
Und erloſchen ſind die Lichter.

Donna Clara und Almanſor
Sind allein im Saal geblieben;
Einſam ſtreut die letzte Lampe
Ueber beide ihren Schimmer.

Auf dem Seſſel ſitzt die Dame,
Auf dem Schemel ſitzt der Ritter,
Und ſein Haupt, das ſchlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Roſenöhl, aus gold'nen Fläſchchen,
Gießt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und er ſeufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit ſanftem Munde,
Drückt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es wölkt ſich ſeine Stirne.

Thränenfluth, aus lichten Augen,
Weint die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es zuckt um ſeine Lippen.

Und er träumt: er ſtehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
Jn dem Dom zu Corduva,
Und er hört' viel dunkle Stimmen.

All die hohen Rieſenſäulen
Hört er murmeln unmuthgrimmig,
Länger wollen ſie's nicht tragen,
Und ſie wanken und ſie zittern;

Und ſie brechen wild zuſammen,
Es erbleichen Volk und Prieſter,
Krachend ſtürzt herab die Kuppel,
Und die Chriſtengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchau'n die Prozeſſion?“ —

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Cölln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen beide im Chore:
Gelobt ſey'ſt du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr beſtes Kleid;
Heut' hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſey mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh'
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeyſt du, Marie!"

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten ſo laut.

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
Gelobt ſey'ſt du, Marie!

Aus der Harzreiſe.

1824.

Prolog.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlog'nen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei entſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf Euch niederſchauen.

Bergidylle.

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten iſt es gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

II.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter, ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glauben heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?" —

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Ich begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinzt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau' mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

„Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten d'rin.

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Und ich glaube von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehſt du, Kindchen, wie ſchon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kryſtall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolzgeſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſizi.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren ſchönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Auf dem Brocken.

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes,
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Munds Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Lilien-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilſe.

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſeyn.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kriſtallenes Schloß,
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordſee.

1825 — 1826.

Erſter Cyklus.

I.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet Euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das ſtrahlend rothe Gold,
Und webe d'raus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.

Von der flatternd blauſeid'nen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkiſſen,
Ueberreiche ich Dir
Das bischen Verſtand,
Das mir aus Mitleid noch gelaſſen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

II.

Abenddämmerung.

Am blaſſen Meeresſtrande
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war als hört' ich verſcholl'ne Sagen,
Uralte, liebliche Mährchen,
Die ich einſt, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppenſteinen der Hausthür,
Zum ſtillen Erzählen niederkauerten.
Mit kleinen, horchenden Herzen

Und neugierklugen Augen; —
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenſter ſaßen,
Roſengeſichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

III.

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab in's weitaufſchauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleiern,
Ein traurig todtblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.

Einſt am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen, unſchuldigen Kinder.

Doch böſe Zungen ziſchelten Zwieſpalt,
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort oben der Sonnengott,
Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgehärteten Menſchen.
Aber des Nachts,
Am Himmel, wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich geſinnt
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk,
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,

Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In ſein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böſe, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.

Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

IV.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt iſt die Nacht,
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch,
Liegt der ungeſtaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n ſtörriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er in's Waſſer hinein,
Und erzählt viel tolle Geſchichten,
Rieſenmährchen, todtſchlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwiſchen, weitſchallend, lacht er und heult er
Beſchwörungslieder der Edda,
Graue Runenſprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hochaufſpringen und jauchzen,
Uebermuth-berauſcht.

Derweilen, am flachen Geſtade,
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen;
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und kniſtern die Muſcheln,
Und er hüllt ſich feſt in den grauen Mantel,
Und ſchreitet raſch durch die wehende Nacht;
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich ſchimmert
Aus einſamer Fiſcherhütte.

Vater und Bruder ſind auf der See,
Und mutterſeelallein blieb dort
In der Hütte die Fiſchertochter,
Die wunderſchöne Fiſchertochter.
Am Heerde ſitzt ſie
Und horcht auf des Waſſerkeſſels
Ahnungsſüßes, heimliches Summen,
Und ſchüttet kniſterndes Reiſig in's Feuer,
Und bläßt hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederſtrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauſcht

Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, ſorgſame Hand,
Die das Unterröckchen feſter bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür ſpringt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebeſicher ruht ſein Auge
Auf dem weißen, ſchlanken Mädchen,
Das ſchauernd vor ihm ſteht,
Gleich einer erſchrockenen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und ſpricht:

Siehſt du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederſtiegen zu Töchtern der Menſchen,
Und die Töchter der Menſchen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeſchlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch ſtaune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,

Denn draußen war's kalt,
Und bei ſolcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichſten Schnupfen,
Und einen unſterblichen Huſten.

V.

Poſeidon.

Die Sonnenlichter ſpielten
Ueber das weithinrollende Meer;
Fern' auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimath tragen ſollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich ſaß noch ruhig auf weißer Dühne,
Am einſamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odyſſeus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangſal,

Setzte ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Heerde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmeriſche Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängſt'gen

Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos heiliger Veſte,
Kein einziges Härchen haſt du verſengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals rathend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück in's Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

VI.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toſ'te die Fluth,
Und ich ſaß am Strand, und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt,
Und überall mich ruft,
Ueberall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe Dich!"
Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Ueber das ſüße Bekenntniß,
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerſtiebender Sand,
Zerfließende Wellen, Euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit ſtarker Hand, aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchſte Tanne,
Und tauche ſie ein
In des Aetnas glühenden Schlund, und mit ſolcher
Feuergetränkten Rieſenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe Dich!

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenſchrift,
Und alle nachwachſende Enkelgeſchlechter
Leſen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe Dich!“

VII.

Nachts in der Cajüte.

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel hat ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.

Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die ſchönen Sterne blinken,
Möcht' ich preſſen meine Lippen,
Preſſen wild und ſtürmiſch weinen.

Jene Sterne ſind die Augen
Meiner Liebſten, tauſendfältig
Schimmern ſie und grüßen freundlich,
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

Holde, Augen, Gnadenlichter,
O, beſeligt meine Seele,
Laßt mich ſterben und erwerben
Euch und Euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd lichte Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt ſich liebeweit und weiter.

O, Ihr Himmelsaugen droben!
Weint Euch aus in meine Seele,
Daß von lieben Sternenthränen
Ueberfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen,
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich ſtill in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die off'ne Luke ſchau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, ſüßen Augen
Meiner ſüßen Vielgeliebten.

Die geliebten, ſüßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und ſie klingen und ſie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich ſelig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelſchleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauſchen und murmeln
Mir heimlich in's Ohr:
„Bethörter Geſelle!
Dein Arm iſt kurz, und der Himmel iſt weit,
Und die Sterne droben ſind feſtgenagelt,
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beſte wäre, du ſchliefeſt ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Haide
Weit überdeckt von weißem, weißem Schnee,
Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben
Und ſchlief den einſam kalten Todesſchlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel ſchauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die ſüßen Augen! und ſie glänzten ſieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

VIII.

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitſcht die Well'n,
Und die Wellen, wuthſchäumend und bäumend,
Thürmen ſich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Waſſerberge,
Und das Schifflein erklimmt ſie,
Haſtig mühſam,
Und plötzlich ſtürzt es hinab
In ſchwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentſtiegenen!
Großmutter der Liebe! ſchone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, geſpenſtige Möve,
Und wetzt an dem Maſtbaum den Schnabel
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Mund,
Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt,

Und lechzt nach dem Herzen,
Das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählte.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im toſenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde:
Es braußt und pfeift und praſſelt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwiſchendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnſuchtwilden Geſang,
Seelenſchmelzend und ſeelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an ſchottiſcher Felſenküſte,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Ueber die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenſter,
Steht eine ſchöne, kranke Frau,
Zartdurchſichtig und marmorblaß,
Und ſie ſpielt die Harfe und ſingt.
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Ueber das weite, ſtürmende Meer.

IX.

Meeresſtille.

Meeresſtille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Waſſer,
Und im wogenden Geſchmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und ſchnarchet leiſe.
Bei dem Maſtbaum, ſeegelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung.

Hinter'm Schmutze ſeiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es,
Um das breite Maul, und ſchmerzlich
Schau'n die großen, ſchönen Augen.

Denn der Capitän ſteht vor ihm,
Tobt und flucht und ſchilt ihn: Spitzbub.
„Spitzbub! einen Hering haſt du
Aus der Tonne mir geſtohlen!“

Meeresſtille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fiſchlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätſchert luſtig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel
Schwingt ſie ſich hinauf in's Blaue.

X.

Seegeſpenſt.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thürme ſich zeigten
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.
Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Geſichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,

Nach dem treppenhohen Rathhauſ',
Wo ſteinerne Kaiſerbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unferne, vor langen Häuſer-Reih'n
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfrau'n,
Schlanke Leibchen, die Blumengeſichter
Sittſam umſchloſſen von ſchwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewändern,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.

Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer;
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;

Mir iſt als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langſam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholiſch menſchenleer iſt,
Nur daß am untern Fenſter
Ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm geſtützt,
Wie ein armes, vergeſſenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergeſſenes Kind!

So tief, ſo tief alſo
Verſteckteſt du dich vor mir,
Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr herauf,
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte,
Und immer dich ſuchte,
Du immergeliebte,
Du Längſtverlorene,

Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, ſind Sie des Teufels?

XI.

Reinigung.

Bleib' du in deiner Meerestiefe,
Wahnſinniger Traum,
Der du einſt ſo manche Nacht
Mein Herz mit falſchem Glück gequält haſt
Und jetzt, als See-Geſpenſt,
Sogar am hellen Tag' mich bedroheſt —
Bleib' du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die ſo lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir ſo lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,

Unſelige Seele —
Hoiho! hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und ſchwell'n;
Ueber die ſtillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

XII.

Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,

Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
Am Roſenbande, das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,
Sahn ſie ſich an, verſtändnißinnig,
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,

Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreimalſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſey Jeſu Chriſt!

Zweiter Cyklus.

I.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sey mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen
Wie einſt dich begrüßten
Zehntauſend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die ſpielenden Roſenlichter.

Die aufgeſcheuchten Mövenzüge
Flatterten fort, lautſchreiend,
Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer.
Wie Sprache der Heimath rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnißvoll bewahrſt
Dort unten im klaren Kriſtallhaus.

O! wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel,
Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaß' ich ſie plötzlich,

Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſchmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile;
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten;
Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis an's Meer,
Und freiaufathmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

II.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter,
Und durch die ſchwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterſtrahl,
Raſch aufleuchtend und raſch verſchwindend,
Wie'n Witz aus dem Haupte Kronions.
Ueber das wüſte, wogende Waſſer
Weithin rollen die Donner
Und ſpringen die weißen Wellenroſſe,
Die Boreas ſelber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängſtlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, luſtiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den ſchlimmſten Tanz!
Aeolus ſchickt ihm die flinkſten Geſellen,

Die wild aufſpielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der andere bläſt,
Der Dritte ſtreicht den dumpfen Brummbaß —
Und der ſchwankende Seemann ſteht am Steuer,
Und ſchaut beſtändig nach der Buſſole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kaſtor, reiſiger Held,
Und Du, Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!

III.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwüſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer', in Nebeleimern,
Das Waſſer ſchöpfen,
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen,
Und es wieder verſchütten in's Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geſchäft,
Und nuzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möven ſchrillen,
Alte Erinn'rungen wehen mich an,
Vergeſſene Träume, erloſchene Bilder,
Qualvoll ſüße, tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön.
Die ſchlanke Zypreſſengeſtalt
Umſchließt ein lüſtern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine ſelige Nacht,
Von dem flechtengekrönten Haupt ſich ergießend,
Ringelt ſich träumeriſch ſüß
Um das ſüße, blaſſe Antlitz;
Und aus dem ſüßen, blaſſen Antlitz,
Groß und gewaltig, ſtrahlt ein Auge,
Wie eine ſchwarze Sonne.

O, du ſchwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeiſt'rungsflammen,
Und ſtand und taumelte, feuerberauſcht —
Dann ſchwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen,
Und die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen

Hauchten Worte, ſüß wie Mondlicht,
Und zart wie der Duft der Roſe —
Und meine Seele erhob ſich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möven!
Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, ſchiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

IV.

Untergang der Sonne.

Die ſchöne Sonne
Iſt ruhig hinabgeſtiegen in's Meer;
Die wogenden Waſſer ſind ſchon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Ueberſtreut ſie mit goldnen Lichtern;
Und die rauſchende Fluthgewalt
Drängt an's Ufer die weißen Wellen,
Die luſtig und haſtig hüpfen,
Wie wollige Lämmerheerden
Die Abends der ſingende Hirtenjunge
Nach Hauſe treibt.

Wie ſchön iſt die Sonne!
So ſprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,

Und ſcherzend halb und halb wehmüthig,
Verſichert' er mir: die Sonne ſey
Eine ſchöne Frau, die den alten Meergott
Aus Convenienz geheirathet;
Des Tages über wandle ſie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, troſtlos gezwungen,
Kehre ſie wieder zurück
In das naſſe Haus, in die öden Arme
Des greiſen Gemahls.

„Glaub mir's — ſetzte hinzu der Freund,
Und lachte und ſeufzte und lachte wieder —
Die führen dort unten die zärtlichſte Ehe!
Entweder ſie ſchlafen oder ſie zanken ſich,
Daß hochaufbrauſt hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräuſch es hört
Wie der Alte ſein Weib ausſchilt:
„„Runde Metze des Weltalls!
„„Strahlenbuhlende!
„„Den ganzen Tag glühſt du für Andre,

„„Und Nachts, für Mich, biſt du froſtig und müde!““
Nach ſolcher Gardinenpredigt,
Verſteht ſich! bricht dann aus in Thränen
Die ſtolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt ſo jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett ſpringt,
Und ſchnell nach der Meeresfläche heraufſchwimmt,
Um Luft und Beſinnung zu ſchöpfen.

„So ſah ich ihn ſelbſt, verfloſſene Nacht,
Bis an die Bruſt dem Meer' enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Geſicht.“

V.

Der Geſang der Okeaniden.

Abendlich blaſſer wird es am Meer,
Und einſam, mit ſeiner einſamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und ſchaut, todtkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und ſchaut auf das weite, wogende Meer. —
Und über das weite, wogende Meer,
Wie Lüfteſegler, ziehn ſeine Seufzer,
Und kehren zurück, trübſelig,
Und hatten verſchloſſen gefunden das Herz,
Worin ſie ankern wollten —
Und er ſtöhnt ſo laut, daß die weißen Möven,
Aufgeſcheucht aus den ſandigen Neſtern,
Ihn heerdenweiſ' umflattern,
Und er ſpricht zu ihnen die lachenden Worte:

Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewaſſer-ſaufende,
Und thranigtes Robbenfleiſch-freſſende,
Eu'r Leben iſt bitter wie Eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koſte nur Süßes!
Ich koſte den ſüßen Duft der Roſe,
Der Mondſchein-gefütterten Nachtigallbraut;
Ich koſte noch ſüßeres Zuckerbackwerk
Gefüllt mit geſchlagener Sahne;
Und das Allerſüßeſte koſt' ich,
Süße Liebe und ſüßes Geliebtſeyn.

Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt ſteht ſie daheim, am Erker des Hauſes,
Und ſchaut in die Dämm'rung hinaus, auf die Landſtraß',
Und horcht, und ſehnt ſich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens ſpäht ſie umher und ſie ſeufzet,
Und ſeufzend ſteigt ſie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondſchein,
Und ſpricht mit den Blumen, erzählet ihnen:
Wie ich, der Geliebte, ſo lieblich bin
Und ſo liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt ſie ſelig mein theures Bild.
Sogar des Morgens, beim Frühſtück,

Auf dem glänzenden Butterbrode,
Sieht ſie mein lächelndes Antlitz,
Und ſie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!

Alſo prahlt er und prahlt er,
Und zwiſchendrein ſchrillen die Möven
Wie kaltes, ironiſches Kichern;
Die Dämm'rungsnebel ſteigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochaufrauſchen die Meereswogen,
Und tief aus hochaufrauſchendem Meer,
Wehmüthig wie flüſternder Windzug,
Tönt der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfrau'n,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der ſilberfüßigen Peleus-Gattin,
Und ſie ſeufzen und ſingen:

O Thor, du Thor; du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet ſind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und ach! dein Herz, Nioben gleich,
Verſteinert vor Gram!

In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnſinns,
Und du prahlſt vor Schmerzen!
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Halsſtarrig biſt du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmliſches Feuer
Den Göttern ſtahl und den Menſchen gab,
Und Geier-gequälet, Felſen-gefeſſelt,
Olympauftrotzte und trotzte und ſtöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Troſtgeſang.
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du aber biſt ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrteſt die Götter,
Und trügeſt geduldig die Laſt des Elends,
Und trügeſt geduldig ſo lange, ſo lange,
Bis Atlas ſelbſt die Geduld verliert,
Und die ſchwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So ſcholl der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen mitleidigen Waſſerfrau'n,
Bis lautere Wogen ihn überrauſchten —
Hinter die Wolken zog ſich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich ſaß noch lange im Dunkeln und weinte.

VI.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämm'rig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, ſternloſen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie koloſſale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das ſind keine Wolken!
Das ſind ſie ſelber, die Götter von Hellas,
Die einſt ſo freudig die Welt beherrſchten,
Doch jetzt, verdrängt und verſtorben,
Als ungeheure Geſpenſter dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und ſeltſam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich ſtummen, grau'nhaft bewegten
Rieſengeſtalten.
Der dort iſt Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß ſind die Locken des Haupts,
Die berühmten, olympoſerſchütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloſchenen Blitz,
In ſeinem Geſichte liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren beſſere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmliſch ergötzteſt
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einſt ſelber den greiſen Vater
Und deine Titanen-Oehme verdrängt haſt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, ſtolze Here!
Trotz all deiner eiferſüchtigen Angſt,
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,
Und du biſt nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' iſt erſtarrt,
Und deine Lilienarme ſind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Götterſohn.

Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einſt die goldene! jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andere Helden, ich ſtürbe vor Angſt; —
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe ſchaut nach dir,
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Lei'r,
Die ſo freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephaiſtos,
Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Hebe'n in's Amt,
Und ſchenkt geſchäftig, in der Verſammlung,
Den lieblichen Nektar — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaßt.

Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich Euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die Euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,
Für Euch und Eu'r gutes, ambroſiſches Recht,
Und vor Euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich ſelber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben — -

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menſchen,
Stets mit der Parthei der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als Ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Parthei der beſiegten Götter.

. . .

Alſo ſprach ich, und ſichtbar errötheten
Droben die blaſſen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich.
Der Mond verbarg ſich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochaufrauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

VII.

Fragen.

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

„O löſ't mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

VIII.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen kühlen —
Und fliegend ſingt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!
Sie trägt ſein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es ſüß und heimlich verborgen,
Und weiß es ſelbſt nicht!
Aber im Traume ſteht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt ſeine Hände,
Und ruft ſeinen Namen
Und rufend erwacht ſie und liegt erſchrocken.
Und reibt ſich verwundert die ſchönen Augen —
Sie liebt ihn! Sie liebt ihn!“

An den Maſtbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Geſang.
Wie ſchwarzgrüne Roſſe mit ſilbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuſelten Wellen;
Wie Schwänenzüge ſchifften vorüber,
Mit ſchimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordſee;
Ueber mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Roſe des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll ſich im Meer beſpiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!

IX.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte; —
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,

Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen:

Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe, betrunkene Naſe,
Die Naſe des Weltgeiſt's,
Und um die rothe Weltgeiſt-Naſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

X.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende,
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft Euch als nutzlos.
Hölzerne Flegel zerdreſchen Euch höhnend.
Sogar der habloſe Wanderer,
Den Eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt Euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,

Verehrt Euch und pflückt Euch
Und ſchmückt mit Euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert, eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

* * *

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

Bei Hoffmann und Campe iſt erſchienen:

Heine, H.,		Reiſebilder. 4 Theile.	7 ℛ	— Sgr.
—	—	Buch der Lieder.	1 „	12 „
—	—	romantiſche Schule.	2 „	— „
—	—	franzöſiſche Zuſtände.	2 „	— „
—	—	Salon. 3 Theile.	5 „	— „
—	—	Ueber den Denunzianten.	— „	6 „
—	—	Ueber den Adel.	— „	20 „

Börne,

geſammelte Schriften. 8 Theile.

In Stuttgart erſcheint ein „Schiller-Börne.“ Um dieſem Beginnen die Spitze zu bieten, ſetzen wir unſere ſchöne Octav-Ausgabe auf den beiſpiellos billigen Preis von 2 ℛ herab, wozu ſie von jetzt an durch jede ſolide Buchhandlung zu beziehen iſt.

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.

Gedruckt bei C. G. Pinckvoß.

Erſtes Buch.

Es war im Jahr 1815, nach Chriſti Geburt, daß mir der Name Börne zuerſt an's Ohr klang. Ich befand mich mit meinem ſeligen Vater auf der Frankfurter Meſſe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umſehe; das ſei bildend. Da bot ſich mir ein großes Schauſpiel. In den ſogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, ſah ich die Wachsfiguren, wilde Thiere, außerordentliche Kunſt- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, ſowohl chriſtlichen als jüdiſchen Magazine, worin man die Waaren 10 Procent unter den Fabrikpreis einkauft, und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich ſehen, wo die deutſchen Kaiſer gekauft wurden, 10 Procent unter den Fabrikpreis. Der Artikel iſt am Ende ganz ausgegangen. Einſt führte mich mein Vater ins Leſekabinet einer der △ oder □ Logen, wo er oft ſoupirte, Kaffee trank, Karten ſpielte und ſonſtige Freimaurer-Arbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungsleſen vertieft lag, flüſterte mir ein junger Menſch, der neben mir ſaß, leiſe ins Ohr:

„Das iſt der Doctor Börne, welcher gegen die Commödianten ſchreibt!“

Als ich aufblickte, ſah ich einen Mann, der, nach einem Journale ſuchend, mehrmals im Zimmer ſich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch ſein Verweilen, ſo blieb mir doch das ganze Weſen des Mannes im Gedächtniſſe, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatiſcher Treue abkonterfeyen. Er trug einen ſchwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäſche; aber er trug dergleichen nicht wie ein Stutzer, ſondern mit einer wohlhabenden Nachläſſigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er ſich mit dem Knoten der weißen Kravatte nicht lange vor dem Spiegel beſchäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, ſobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er ſchien weder groß noch klein von Geſtalt, weder mager noch dick, ſein Geſicht war weder roth noch blaß, ſondern von einer angerötheten Bläſſe oder verblaßten Röthe, und was ſich darin zunächſt ausſprach, war eine gewiſſe ablehnende Vornehmheit, ein gewiſſes Dedain, wie man es bei Menſchen findet, die ſich beſſer als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntniß zweifeln. Es war nicht jene geheime Majeſtät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die ſich incognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionäre, mehr oder minder titanenhafte Mißmuth, den man auf den Geſichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, ſeine Bewegung, ſein Gang, hatten etwas Sicheres, Beſtimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menſchen heimlich umfloſſen von dem Ausſtrahlen ihres Geiſtes? Ahnet unſer Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht ſehen können? Das moraliſche Gewitter in einem ſolchen außerordentlichen Menſchen wirkt vielleicht elektriſch auf junge noch nicht abgeſtumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt? Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht dieſe Berührung und vergaß nie den Doctor Börne, welcher gegen die Commödianten ſchrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte ſich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Univerſitäts-Freund Dieffenbach, als wir in Bonn ſtudirten, überall wo er einen Hund oder eine Katze erwiſchte, ihnen gleich die Schwänze abſchnitt, aus purer Schneideluſt, was wir ihm damals, als die armen Beſtien gar entſetzlich heulten, ſo ſehr verargten, ſpäter aber ihm gern verziehen, da ihn dieſe Schneideluſt zu dem größten Operateur Deutſchlands machte: ſo hat ſich auch Börne zuerſt an Commödianten verſucht, und manchen jugendlichen Uebermuth, den er damals beging an den Heigeln, Weidnern, Urſprüngen und dergleichen unſchuldigen Thieren, die ſeitdem ohne Schwänze herumlaufen, muß man ihm zu Gute halten für die beſſeren Dienſte, die er ſpäter als großer politiſcher Operateur mit ſeiner gewetzten Kritik zu leiſten verſtand.

Es war Varnhagen von Enſe, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegniſſe den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief, und mir Aufſätze des Mannes, namentlich in der „Wage“ und in den „Zeitſchwingen“ zu leſen gab. Der Ton, womit er mir dieſe Lectüre empfahl, war bedeutſam dringend, und das Lächeln, welches um die Lippen der anweſenden Rahel ſchwebte, jenes wohlbekannte, räthſelhaft wehmüthige, vernunftvoll myſtiſche Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel ſchien nicht bloß auf literariſchem

Wege über Börne unterrichtet zu ſeyn, und wie ich mich erinnere, verſicherte ſie bei dieſer Gelegenheit: es exiſtirten Briefe, die Börne einſt an eine geliebte Perſon gerichtet habe, und worin ſein leidenſchaftlicher hoher Geiſt ſich noch glänzender als in ſeinen gedruckten Aufſätzen ausſpräche. Auch über ſeinen Styl äußerte ſich Rahel, und zwar mit Worten, die jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut iſt, ſehr mißverſtehen möchte; ſie ſagte: Börne kann nicht ſchreiben, eben ſo wenig wie ich oder Jean Paul. Unter Schreiben verſtand ſie nämlich die ruhige Anordnung, ſo zu ſagen die Redakzion der Gedanken, die logiſche Zuſammenſetzung der Redetheile, kurz jene Kunſt des Periodenbaues, den ſie ſowohl bei Goethe, wie bei ihrem Gemahl ſo enthuſiaſtiſch bewunderte, und worüber wir damals faſt täglich die fruchtbarſten Debatten führten. Die heutige Proſa, was ich hier beiläufig bemerken will, iſt nicht ohne viel Verſuch, Berathung, Widerſpruch und Mühe geſchaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne um ſo mehr, da ſie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn ſie gut ſchreiben ſollen, ſich immer in einer leidenſchaftlichen Anregung, in einem gewiſſen Geiſtesrauſch befinden müſſen: Bachanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen, hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all' ihr Denken, Fühlen und Anſchauen, abgelöſt von der gebährenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engſten Widerwillen gegen dergleichen Darſtellungsart; in ſeiner ſubjektiven Befangenheit begriff er nicht die objektive Freyheit, die göthiſche Weiſe, und die künſtleriſche Form hielt er für Gemüthloſigkeit: er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechiſchen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betaſtet und über Kälte klagt.

Indem ich hier antizipirend von dem Widerwillen rede, welchen die göthiſche Darſtellungsart in Börne aufregte, laſſe ich zugleich errathen, daß die Schreibart des letztern ſchon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es iſt nicht meines Amtes, die Mängel dieſer Schreibweiſe aufzudecken, auch würde jede Andeutung über das, was mir an dieſem Style am meiſten mißfiel, nur von den wenigſten verſtanden werden. Nur ſo viel will ich bemerken, daß, um vollendete Proſa zu ſchreiben, unter andern auch eine große Meiſterſchaft in metriſchen Formen erforderlich iſt. Ohne ſolche Meiſterſchaft fehlt dem Proſaiker ein gewiſſer Takt, es entſchlupfen ihm Wortfugungen, Ausdrücke, Cäſuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede ſtatthaft ſind, und es entſteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber ſehr feine Ohren verletzt.

Wie ſehr ich aber auch geneigt war, an der Außenſchale, an dem Style Börne's zu mäkeln, und namentlich wo er nicht beſchreibt, ſondern räſonnirt, die kurzen Sätze ſeiner Proſa als eine kindiſche Unbeholfenheit zu betrachten: ſo ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern ſeiner Schriften, die reichlichſte Gerechtigkeit wiederfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der ſich durchgängig darin ausſprach, und ſeitdem verlor ich den Verfaſſer nicht mehr aus dem Gedächtniß. Man hatte mir geſagt, daß er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre ſpäter, Anno 1827, durch dieſe Stadt reiſen mußte, um mich nach München zu begeben, hatte ich mir beſtimmt vorgenommen, dem Doctor Börne in ſeiner Behauſung meinen Beſuch abzuſtatten. Dieſes gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlſuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, ſah man mich ganz befremdlich an, und man ſchien in ſeinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder ſich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieſer oder jener große Mann lebt, unwillkührlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer ſogar von ſeinem Ruhme beſtrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt ſelbſt anlangen und den großen Mann wirklich darin aufſuchen wollen und ihn erſt lange erfragen müſſen, bis wir ihn unter der großen

Menge herausfinden! So ſieht der Reiſende ſchon in weiteſter Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild ſelbſt, ſo verſchwindet derſelbe wieder ſeinen Blicken, und erſt hin- und herwandernd, durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorſchein, in der Nähe von gewöhnlichen Häuſern und Boutiken, die ihn ſchier verborgen halten.

Als ich bei einem kleinen Brillenhändler nach Börne frug, antwortete er mir mit pfiffig wiegendem Köpfchen: wo der Doctor Börne wohnt, weiß ich nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben. Eine alte rothhaarige Magd, die ich ebenfalls anſprach, gab mir endlich die erwünſchte Auskunft, indem ſie vergnügt lachend hinzuſetzte: ich diene ja bei der Mutter von Madame Wohl.

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen, deſſen früheres Ausſehen mir noch lebhaft im Gedächtniſſe ſchwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und ſtolzer Verdüſterung. Ich ſah jetzt ein zufriedenes Männchen, ſehr ſchmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit ſchwarzen glatten Härchen, auf den Wangen ſogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen ſehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein geſtricktes Kamiſölchen von grauer Wolle, welches eng anliegend wie ein Ringenpanzer, ihm ein drollig mährchenhaftes Anſehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten und wir geriethen ins vertraulichſte Geſpräch. Wovon wir zuerſt redeten? Wenn Köchinnen zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihrer Herrſchaft, und wenn deutſche Schriftſteller zuſammen kommen, ſprechen ſie von ihren Verlegern. Unſere Converſation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenſchaften des letzteren eingeſtand, vertraute mir Börne, daß er mit einer Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften ſchwanger gehe, und für dieſes Unternehmen ſich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe verſichern, daß er kein gewöhnlicher Buchhändler ſey, der mit dem Edlen, Schönen, Großen nur Geſchäfte machen und eine gute Conjunktur benutzen will, ſondern daß er manchmal das Große, Schöne, Edle unter ſehr ungünſtigen Conjunkturen druckt und wirklich ſehr ſchlechte Geſchäfte damit macht. Auf ſolche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und ſie haben ihn ſpäterhin veranlaßt, nach Hamburg zu reiſen und ſich mit dem Verleger der Reiſebilder über eine Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften zu verſtändigen.

Sobald die Verleger abgethan ſind, beginnen die wechſelſeitigen Complimente, zwiſchen zwei Schriftſtellern, die ſich zum erſten Male ſprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leiſen Tadel, den er bisweilen in den ſchäumenden Kelch des Lobes eintröpfeln ließ. Er hatte nämlich kurzvorher den zweiten Theil der Reiſebilder geleſen, und vermeinte, daß ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erſchaffen und ſo weiſe die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein ſterblicher Despot geweſen, mit übertriebener Ehrfurcht geſprochen habe. Der Deiſt und Liberale trat mir alſo ſchon merkbar entgegen. Er ſchien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewußt den größten Reſpekt vor ihm in der Seele trug. Es verdroß ihn, daß die Fürſten ſein Standbild von der Vendomeſäule ſo ungroßmüthig herabgeriſſen.

„Ach! rief er, mit einem bittern Seufzer: Ihr konntet dort ſeine Statue getroſt ſtehen laſſen; Ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inſchrift „18ter Brümaire“ daran zu befeſtigen, und die Vendomeſäule wäre ſeine verdiente Schandſäule geworden! Wie liebte ich dieſen Mann bis zum 18ten Brümaire, noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan, als er aber die Stufen des Thrones erſtieg, ſank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm ſagen: er iſt die rothe Treppe hinaufgefallen!“

„Ich habe noch dieſen Morgen, ſetzte Börne hinzu, ihn bewundert, als ich in dieſem Buche, das hier auf meinem Tiſche liegt — er zeigte auf Thiers Revolutionsgeſchichte, — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel hat, und im Eifer des Geſprächs das Porzelan zerſchlägt, das Kobentzel einſt von der Kaiſerin Catharina erhalten, und gewiß ſehr liebte. Dieſes zerſchlagene Porzelan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: mein Kaiſer hat ſoviel Porzelan, und das giebt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe: das beſte iſt, wir machen mit ihm Friede. Wahrſcheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzelanſervice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzelan, und nicht bloß die Kaffekannen und Taſſen, ſondern auch die chineſiſchen Pagoden, ſie nickten mit den Köpfen vielleicht haſtiger als je, und der Friede wurde ratifizirt.

In Bilderläden ſieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er auf bäumendem Roß den Simplon beſteigt, wie er mit hochgeſchwungener Fahne über die Brücke von Lodi ſtürmt u. ſ. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, ſo würde ich ihn darſtellen, wie er das Service von Kobentzel zerſchlägt. Das war ſeine erfolgreichſte That. Jeder König fürchtete ſeitdem für ſein Porzelan, und gar beſondere Angſt überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzelanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebſter Heine, wie man durch den Beſitz von ſchönem Porzelan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einſt ſo wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzelan. Mit dem Beſitzthum, und gar mit gebrechlichen Beſitzthum kommt die Furcht und die Knechtſchaft. Ich habe mir leider vor kurzem ein ſchönes Theeſervice angeſchafft — die Kanne war ſo lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdoſe war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende, die ſich ſchnäbeln — auf der einen Taſſe der Katharinenthurm, auf einer andern die Konſtablerwache, lauter vaterländiſche Gegenden auf den ubrigen Taſſen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daß ich in meiner Dummheit nicht zu frei ſchreibe und plötzlich fluchten mußte. — Wie könnte ich in der Geſchwindigkeit all' dieſe Taſſen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten ſie zerbrochen werden, und zurucklaſſen möchte ich ſie in keinem Falle. Ja wir Menſchen ſind ſonderbare Käutze! Derſelbe Menſch, der vielleicht Ruhe und Freude ſeines Lebens, ja das Leben ſelbſt aufs Spiel ſetzen wurde, um ſeine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Taſſen verlieren, und wird ein ſchweigender Sklave, um ſeine Theekanne zu conſerviren. Wahrhaftig, ich fuhle, wie das verdammte Porzelan mich im Schreiben hemmt, ich werde ſo milde, ſo vorſichtig, ſo ängſtlich.... Am Ende glaub' ich gar, der Porzelanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzelan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, deßhalb war es ſo wohlfeil und der Mann war ſo beredſam. Ach! die Zuckerdoſe mit dem ehelichen Glück war eine ſo ſüße Lockſpeiſe! Ja, je mehr ich mein Porzelan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm nicht im Mindeſten, daß man mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirſch; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir unausſtehlich. Da iſt aber unſer frankfurter Senat — —“

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter ſprechen zu laſſen, und bemerke nur, daß er am Ende ſeiner Rede mit gutmüthigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, die ſchöne vergoldete Theekanne fliegt zum Fenſter hinaus mitſammt der Zuckerdoſe und dem ehelichen Glück und dem Katharinenthurm und der Konſtablerwache und den vaterländiſchen Gegenden, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!“

Börne's Humor, wovon ich eben ein ſprechendes Beiſpiel gegeben, unterſchied ſich von dem Humor Jean Paul's dadurch, daß letzterer gern die entfernteſten Dinge ineinanderrührte, während jener, wie ein luſtiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantaſie des konfuſen Polyhiſtors von Bayreuth in der

Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenſtiefeln alle Weltgegenden durchſchweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge und die Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, lagen alle in ſeinem räumlichen Geſichtskreis. Er beſprach das Buch, das er eben geleſen, das Ereigniß, das eben vorfiel, den Stein, an den er ſich eben geſtoßen, Rothſchild, an deſſen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil reſidirt, und den er ebenfalls an Ort und Stelle haſſen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich ſage Anfänge, nicht Urſachen; denn wenn auch der Umſtand, daß Frankfurt ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt war, Börne's Aufmerkſamkeit zunächſt auf Goethe lenkte, ſo war doch der Haß, der gegen dieſen Mann in ihm brannte und immer leidenſchaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelſucht, ſondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, ſich in allen Geſchichten des Menſchengeſchlechts kund giebt, und am grellſten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäiſche Spiritualismus gegen helleniſche Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entſchieden iſt und vielleicht nie ausgekämpft wird: der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechiſcher Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erſchienen, und Börne freute ſich kindiſch, daß jemand gekommen ſey, der den Muth zeige ſo rückſichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Reſpekt“ ſetzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszuſprechen. Der Menzel, der hat Muth, der iſt ein ehrlicher Mann, und ein Gelehrter; den müſſen ſie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben; der hat viel Courage, der iſt ein grundehrlicher Mann, und ein großer Gelehrter! An dem Goethe iſt gar nichts, er iſt eine Memme, ein ſerviler Schmeichler und ein Dilettant.“

Auf dieſes Thema kam er oft zurück; ich mußte ihm verſprechen, in Stuttgart den Menzel zu beſuchen, und er ſchrieb mir gleich zu dieſem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig hinzuſetzen: der hat Muth, außerordentlich viel Courage, der iſt ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!

Wie in ſeinen Aeußerungen über Goethe, ſo auch in ſeiner Beurtheilung anderer Schriftſteller, verrieth Börne ſeine nazareniſche Beſchränktheit. Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks „jüdiſch“ noch „chriſtlich“ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden“ und „Chriſten“ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte im Gegenſatz zu „Hellenen,“ mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit aſcetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. So gab es Hellenen in deutſchen

Prädigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theſeus abſtammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Chriſten, kann man hier mit Recht ſagen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltazion war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt. In ſeiner ſpätern Zeit wendete ſich Börne ſogar zum hiſtoriſchen Chriſtenthum, er ſank faſt in den Katholizismus, er fraterniſirte mit dem Pfaffen Lamenais und verfiel in den widerwärtigſten Kapuzinerton, als er ſich einſt über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheiſten von der heitern

Obſervanz, öffentlich ausſprach. — Pſychologiſch merkwürdig iſt die Unterſuchung, wie in Börne's Seele allmählig das eingeborene Chriſtenthum emporſtieg, nachdem es lange niedergehalten werden von ſeinem ſcharfen Verſtand und ſeiner Luſtigkeit. Ich ſage Luſtigkeit, gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewiſſe ſpringende gute Laune, eine witzige eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich kaprizios, gar ſüß, auch glänzend, worauf aber bald eine ſtarre Gemüthsvertrubung folgt: es fehlt ihnen die Majeſtät der Genußſeligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird.

Iſt aber in unſerem Sinne kein großer Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten, ſo exiſtirt dergleichen deſto herber in der Weltbetrachtung frankfurter Philiſter; über die Mißſtände, die ſich daraus ergeben, ſprach Börne ſehr viel und ſehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am Mayn verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Verſprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu ſchenken, er ließ mich nicht mehr von ſich, und ich mußte mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde beſuchen, auch Freundinnen, z. B. Madame Wohl auf dem Wollgraben. Dieſe Madame Wohl auf dem Wollgraben iſt die bekannte Freiheitsgöttin, an welche ſpäterhin die Briefe aus Paris adreſſirt wurden. Ich ſah eine magere Perſon, deren gelblich weißes, pockennarbiges Geſicht einem alten Matzekuchen glich. Trotz ihrem Aeußern und obgleich ihre Stimme kreiſchend war, wie eine Thüre, die ſich auf roſtigen Angeln bewegt, ſo gefiel mir doch alles, was die Perſon ſagte; ſie ſprach nämlich mit großem Enthuſiasmus von meinen Werken. Ich erinnere mich, daß ſie ihren Freund in große Verlegenheit ſetzte, als ſie ausplaudern wollte, was er ihr bei unſerm Eintritt ins Ohr geflüſtert; Börne ward roth wie ein Mädchen, als ſie, trotz ſeiner Bitten, mir verrieth, er habe ſich geäußert: mein Beſuch ſey für ihn eine größere Ehre, als wenn ihn Goethe beſucht hätte. Wenn ich jetzt bedenke, wie ſchlecht er ſchon damals von Goethe dachte, ſo darf ich mir jene Äußerung nicht als ein allzugroßes Compliment anrechnen.

Über das Verhältniß Börne's zu der erwähnten Dame erfuhr ich damals eben ſo wenig Beſtimmtes, wie andere Leute. Auch war es mir gleichgültig, ob jenes Verhältniß warm oder kühl, feucht oder trocken war. Die böſe Welt behauptete, Herr Börne ſäße bei Madame

Wohl auf dem Wollgraben ſo recht in der Wolle; die ganz böſe Welt ziſchelte: es herrſche zwiſchen beiden nur eine abſtrakte Seelen-Verbindung, ihre Liebe ſey platoniſch.

Was mich betrifft, ſo intereſſirt mich bei ausgezeichneten Leuten der Gegenſtand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe ſelbſt. Letzteres aber — das weiß ich — muß bei Börne ſehr ſtark geweſen ſeyn. Wie ſpäter bei der Lektüre ſeiner geſammelten Schriften, ſo ſchon in Frankfurt durch manche hingeworfene Äußerung, merkte ich, daß Börne zu verſchiedenen Jahrzeiten ſeines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eiferſucht weiß er viel zu ſagen, wie denn überhaupt die Eiferſucht in ſeinem Charakter lag, und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erſcheinungen durch die gelbe Lupe des Mißtrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daß Börne zu verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens von Liebesleiden heimgeſucht worden. —

„Ach,“ ſeufzte er einmal wie aus der Tiefe ſchmerzlicher Erinnerungen, „in ſpätern Jahren iſt dieſe Leidenſchaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man ſollte es kaum glauben, da ſich doch mit dem Alter auch unſere Vernunft entwickelt hat, und dieſe uns unterſtützen könnte im Kampfe mit der Leidenſchaft. Saubere Unterſtützung! Merken Sie ſich das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kaprizen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervenzion bald überwinden würden. Aber ſobald ſich eine große wahre Leidenſchaft unſeres Herzens bemächtigt hat, und unterdrückt werden ſoll, wegen des poſitiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hülfe, ja, die Canaille, ſie wird alsdann ſogar eine Bundesgenoſſin des Feindes, und anſtatt unſere materiellen oder moraliſchen Intereſſen zu vertreten, leiht ſie dem Feinde, der Leidenſchaft, alle ihre Logik, alle ihre Sillogismen, alle ihre Sophismen, und dem ſtummen Wahnſinn liefert ſie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie ſie iſt, ſchlägt ſich die Vernunft immer zur Parthei des Stärkern, zur Parthei der Leidenſchaft, und verläßt ſie wieder, ſobald die Force derſelben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Geſetz der Reakzion gebrochen wird. Wie verhöhnt ſie alsdann die Gefühle, die ſie kurz vorher ſo eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenſchaft immer der Sprache der Vernunft, und iſt die Leidenſchaft erloſchen, ſo mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und ſeyen Sie nicht ungerecht gegen ihr Herz!“

Nachdem Börne mir Madame Wohl auf dem Wollgraben gezeigt, wollte er mich auch die übrigen Merkwurdigkeiten Frankfurts ſehen laſſen, und vergnugt, im gemüthlichſten Hundetrapp, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Anſehen gab ihm ſein kurzes Mäntelchen und ſein weißes Hutchen, welches zur Hälfte mit einem ſchwarzen Flor umwickelt war. Der ſchwarze Flor bedeutete den Tod ſeines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne ſchien damals die angenehmen Empfindungen ſolcher Glucksveränderungen noch in ſich zu tragen, und uberhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu ſtehen. Er klagte ſogar uber ſeine Geſundheit, d. h. er klagte, er werde täglich geſunder und mit der zunehmenden Geſundheit ſchwänden ſeine geiſtigen Fähigkeiten. „Ich bin zu geſund und kann nichts mehr ſchreiben, klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernſt, denn bei ſolchen Naturen iſt das Talent abhängig von gewiſſen krankhaften Zuſtänden, von einer gewiſſen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweiſe ſteigert, und die mit der eintretenden Geſundheit wieder verſchwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kurirt,“ ſagte Börne von ſeinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in deſſen Haus ich auch mit ihm ſpeiſte.

Die Gegenſtände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben ſeinem Geiſte nicht bloß die nächſte Beſchäftigung, ſondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung ſeines Geiſtes, und mit ihrem Wechſel ſtand ſeine gute oder böſe Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, ſo empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenſtänden, denen er auf ſeinem

Weg begegnete. Der Anblick ſchöner Gartenanlagen oder einer Gruppe ſchäckernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichſam Roſenlichter über Börne's Seele, und der Wiederſchein derſelben gab ſich kund in ſprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, ſchienen die ſchwarzen Häuſer ihre finſtern Schatten in ſein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie dieſe Gaſſe," ſprach er ſeufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrücktern Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine."

In der That, die Häuſer jener Straße ſahen mich an, als wollten ſie mir betrübſame Geſchichten erzählen, Geſchichten, die man wohl weiß, aber nicht wiſſen will, oder lieber vergäße, als daß man ſie ins Gedächtniß zurückriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauſes, deſſen Kohlenſchwärze um ſo greller hervorſtach, da unter den Fenſtern eine Reihe kreideweißer Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit roſtigen Eiſenſtangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieſeln ſchien, und aus dem Innern tönte ein höchſt ſonderbarer, näſelnder Geſang. Die gebrochene Stimme ſchien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte ſich in den ſanfteſten Klagelauten, die allmählig bis zum entſetzlichſten Zorne anſchwollen. Was iſt das für ein Lied? frug ich meinen Begleiter. „Es iſt ein gutes Lied," antwortete dieſer mit einem mürriſchen Lachen, „ein lyriſches Meiſterſtück, das im diesjährigen Muſenalmanach ſchwerlich ſeines Gleichen findet . . . Sie kennen es vielleicht in der deutſchen Überſetzung: wir ſaßen an den Flüſſen Babels, unſere Harfen hingen an den Trauerweiden u. ſ. w. Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim ſingt es ſehr gut mit ſeiner zitt'rigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag ſänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit ſo viel Ausdruck, mit ſo viel Gefühl . . . Denn der alte Mann haßt noch immer die Babilonier und weint noch täglich über den Untergang Jeruſalems durch Nebukatnezar . . . Dieſes Unglück kann er gar nicht vergeſſen, obgleich ſo viel Neues ſeitdem paſſirt iſt, und noch jüngſt der zweite Tempel durch Titus, den Böſewicht, zerſtört worden. Ich muß Ihnen nemlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein delicium generis humani, er hält ihn für einen Böſewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat . . . Es iſt ihm nemlich eine kleine Mücke in die Naſe geflogen, die, allmählig wachſend, mit ihren Klauen in ſeinem Gehirn herumwühlte und ihm ſo grenzenloſe Schmerzen verurſachte, daß er nur dann einige Erholung empfand, wenn in ſeiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Amboſſe loshämmerten. Das iſt ſehr merkwürdig, daß alle Feinde der Kinder Iſrael ein ſo ſchlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukatnezar gegangen iſt, wiſſen Sie, er iſt in ſeinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras eſſen müſſen. Sehen Sie den perſiſchen Staatsminiſter Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Suſa, in der Hauptſtadt? Und Antiochus, der König von Syrien, iſt er nicht bei lebendigem Leibe verfault, durch die Läuſeſucht? Die ſpätern Böſewichter, die Judenfeinde, ſollten ſich in

Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es ſchreckt ſie nicht ab, das furchtbare Beiſpiel, und dieſer Tage habe ich wieder eine Broſchure gegen die Juden geleſen, von einem Profeſſor der Philoſophie, der ſich Magis amica nennt. Er wird einſt Gras eſſen, ein Ochs iſt er ſchon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachſenfingen beleidigt, und Läuſe hat er gewiß auch ſchon wie der Antiochus. Am liebſten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikaniſchen Küſte. Ich habe nemlich jüngſt geleſen, daß die Mahometaner, die dort wohnen, ſich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Chriſten, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie vertheilen unter ſich dieſe Unglücklichen und benutzen jeden derſelben nach ſeinen Fähigkeiten. So hat nun jüngſt ein Engländer, der jene Küſten bereiſte, dort einen deutſchen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts anderem zu gebrauchen war, als daß man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nemlich zur theologiſchen Fakultät. Ich wünſche nun, der Doctor Magis amica käme in eine ſolche Lage; wenn er auf ſeinen Eiern drei Wochen unaufſtehlich ſitzen müßte (ſind es Enteneier ſogar vier Wochen) ſo kämen ihm gewiß allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünſcht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Chriſten herabwürdigt, und ſogar einen Doctor der Theologie bis zur Bruthenne entmenſcht... Die Hühner, die er ausgebrütet, werden ſehr tolerant ſchmecken, beſonders wenn man ſie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt.“

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterſter Fülle losließ, als wir auf unſerer Wanderung im Weichbilde Frankfurts dem Hauſe vorübergingen, wo der Bundestag ſeine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsſchläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Flieſen der Fenſter ihre friedlichen Neſter gebaut, flogen ſeelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; ſie war ſehr abergläubiſch.

Von der Ecke der Schnur-Gaſſe bis zur Börſe mußten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier verſammelt ſich der edle Handelsſtand und ſchachert und mauſchelt . . . Was wir nemlich in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, iſt nichts anders als die eigentliche frankfurter Landesſprache, und ſie wird von der unbeſchnittenen Populazion eben ſo vortrefflich geſprochen, wie von der beſchnittenen. Börne ſprach dieſen Jargon ſehr ſchlecht, obgleich er, eben ſo wie Goethe, den heimathlichen Dialekt nie ganz verläugnen konnte. Ich habe bemerkt, daß Frankfurter, die ſich von allen Handelsintereſſen entfernt hielten, am Ende jene frankfurter Ausſprache, die wir, wie geſagt, in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgaſſe, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir ſahen nemlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübſche Jungen mit roſigen Geſichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Reſpekt,“ — rief Börne, — „weit mehr Reſpekt habe ich für dieſe Buben, als für ihre erwachſenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten puniſchen Krieg, und er iſt begeiſtert für Hannibal, und als man ihm heute erzählte, wie der große Karthager ſchon als Knabe den Römern Rache ſchwur . . . ich wette, da hat ſein kleines Herz mitgeſchworen . . . Haß und Untergang dem böſen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder. Ich möchte ihn küſſen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der ſo pfiffig hübſch ausſieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einſt nachahmen... Das iſt auch gut, ganz gut, und du biſt mir willkommen. Aber, Burſche, wirſt du auch Gift ſchlucken können, wie der alte König des Pontus? Übe Dich frühzeitig. Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Aquatofana der Verläumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der ſo lange Beine hat und ein ſo unzufrieden aufgeſtülptes Näschen? Den jückt es vielleicht, ein Catilina zu werden, er hat auch lange Finger und er wird einmal den Ciceros unſerer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, ſich mit langen ſchlechten Reden zu blamiren. Der dort, der arme kränkliche Bub, möchte gewiß weit lieber die Rolle des Brutus ſpielen . . . Armer Junge, Du wirſt keinen Cäſar finden, und mußt Dich begnügen, einige alte Perücken mit Worten zu erſtechen, und wirſt Dich endlich, nicht in Dein Schwert, ſondern in die Schelling'ſche Philoſophie ſtürzen und verrückt werden! Ich habe Reſpekt für dieſe Kleinen, die ſich den ganzen Tag für die hochherzigſten Geſchichten der Menſchheit intereſſiren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Intereſſe fühlen, und an Caffebohnen und Cochenille und Manufakturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Luſt, dem kleinen Brutus dort eine Tüte mit Zuckerkringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Brantewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch . . . Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir ſelber . . . Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war!“

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiſerburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe ſie noch nie geſehen,“ ſeufzte er, „und ſeit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnſucht nach dieſer goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichſte Vorſtellung davon und ich hielt ſie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; ſpäter bildete ich mir ein, es ſey ein Kalb, und erſt als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daß ſie nemlich nur eine alte Haut ſey, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geſchrieben ſteht, wie Kaiſer und Reich ſich einander wechſelſeitig verkauften. Nein, laßt uns dieſen miſerabelen Contrakt, wodurch Deutſchland zu Grunde ging, nicht betrachten; ich will ſterben, ohne die goldne Bulle geſehen zu haben.“

Ich übergebe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildeſten und ſchmerzlichſten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieſes Thema war Deutſchland und der politiſche Zuſtand des deutſchen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe und das Vaterland war ſeine ganze Liebe.

Als wir denſelben Abend wieder durch die Judengaſſe gingen, und das Geſpräch über die Inſaſſen derſelben wieder anknüpften, ſprudelte die Quelle des Börne'ſchen Geiſtes um ſo heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düſteren Anblick gewährte, jetzt aufs Fröhlichſte illuminirt war, und die Kinder Iſrael an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr luſtiges Lampenfeſt feierten. Dieſes iſt einſt geſtiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makabäer über den König von Syrien ſo heldenmüthig erfochten haben.

„Sehen Sie," ſagte Börne, „das iſt der 18te October der Juden, nur daß dieſer makabäiſche 18te October mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt, und noch immer gefeiert wird, ſtatt daß der leipziger 18te October noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hat, und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie hier, in dieſem kleinen Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätizia, die ſo viele Finanzbonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlößchen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makabäus und ſeine Brüder eben ſo tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unſern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau dieſe Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und ſie erinnert ſich mit wehmüthiger Wonne jener jüngeren Zeit, wo der ſelige Meyer Anſchel Rothſchild, ihr theurer Gatte, das Lampenfeſt mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindiſcher Luſt darüber hin- und herſprangen, wie es Brauch und Sitte iſt in Iſrael!“

„Der alte Rothſchild,“ fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynaſtie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit ſelbſt. Es war ein mildthätiges Geſicht mit einem ſpitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als beſcheiden, faſt ärmlich. So ging er in

Frankfurt herum, und beſtändig umgab ihn, wie ein Hofſtaat, ein Haufen armer Leute, denen er Allmoſen ertheilte oder mit gutem Rath zuſprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getröſteten und vergnügten Mienen, ſo wußte man, daß hier eben der alte Rothſchild ſeinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengaſſe ging, begegneten wir dem alten Rothſchild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater geſprochen, auch mir einige liebreiche Worte ſagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu ſegnen. Ich bin feſt überzeugt, dieſem Rothſchild'ſchen Segen verdanke ich es, daß ſpäterhin, obgleich ich ein deutſcher Schriftſteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Taſche ganz ausging.“

Ich kann nicht umhin, hier die Zwiſchenbemerkung einzuſchalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlſtande lebte, und ſein ſpäterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbiſſenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumeſſen war. Obgleich er ſelber reich war, ich ſage reich, nach dem Maaßſtabe ſeiner Bedürfniſſe, ſo hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf ſeinem Haupte ruhte, ſo haßte er doch die Söhne, Meyer Amſel Rothſchild's Söhne.

Wie weit die perſönlichen Eigenſchaften dieſer Männer zu jenem Haſſe berechtigten, will ich hier nicht unterſuchen; es wird an einem anderen Orte ausführlich geſchehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unſere deutſchen Freiheitsprediger eben ſo ungerecht wie thöricht handeln, wenn ſie das Haus Rothſchild wegen ſeiner politiſchen Bedeutung, wegen ſeiner Einwirkung auf die Intereſſen der Revoluzion, kurz wegen ſeines öffentlichen Charakters, mit ſo viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es giebt keine ſtärkere Beförderer der Revoluzion als eben die Rothſchilde . . . und was noch befremdlicher klingen mag: dieſe Rothſchilde, die Banquiers der Könige, dieſe fürſtlichen Seckelmeiſter, deren Exiſtenz durch einen Umſturz des europäiſchen Staatenſyſtems in die ernſthafteſten Gefahren gerathen dürfte, ſie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtſeyn ihrer revoluzionären Sendung. Namentlich iſt dieſes der Fall bei dem Manne, der unter dem ſcheinloſen Namen Baron James bekannt iſt, und in welchem ſich jetzt, nach dem Tode ſeines erlauchten Bruders von England, die ganze politiſche Bedeutung des Hauſes Rothſchild reſumirt. Dieſer Nero der Finanz, der ſich in der Rue-Laffitte ſeinen goldenen Palaſt erbauet hat, und von dort aus als unumſchränkter Imperator die Börſen beherrſcht, er iſt, wie weiland ſein Vorgänger, der römiſche Nero, am Ende ein gewaltſamer Zerſtörer des bevorrechteten Patrizierthums und Begründer der neuen Demokrazie. Einſt, vor mehren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz familiär wie Hirſch Hyazynth ſagen würde, in den Straßen von Paris umherflannirten, ſetzte mir Baron James ziemlich klar auseinander: wie eben er ſelber, durch ſein Staatspapierenſyſtem, für den geſellſchaftlichen Fortſchritt in Europa überall die erſten Bedingniſſe erfüllt, gleichſam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen“ — ſagte er mir — „gehört ein Zuſammenfluß von bedeutenden Menſchen, die ſich mit dieſen Dingen gemeinſam zu beſchäftigen haben. Dergleichen Menſchen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deshalb nie ganz frei, ſondern immer an einen entfernten Grundbeſitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefeſſelt; jetzt aber gewährt das Staatspapierenſyſtem dieſen Menſchen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können ſie von den Zinſen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens geſchäftlos leben, und ſie ziehen ſich zuſammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptſtädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine ſolche Reſidenz der verſchiedenartigſten Kräfte, eine ſolche Centraliſazion der Intelligenzen und ſocialen Autoritäten, das iſt hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie ſeine Revoluzion gemacht; hier hatten ſo viele ausgezeichnete Geiſter Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder ſorgloſe Exiſtenz zu führen, mit einander zu verkehren und ſo weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen ſolchen günſtigen Zuſtand allmählig herbeigeführt. Durch das Rentenſyſtem wäre Paris weit ſchneller Paris geworden, und die Deutſchen, die gern eine ähnliche Hauptſtadt hätten, ſollten nicht über das Rentenſyſtem klagen: es centraliſirt, es macht vielen Leuten möglich, an einem ſelbſtgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menſchheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . .“

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet Rothſchild die Reſultate ſeines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden, ja ich gehe noch weiter, und ich ſehe in Rothſchild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokrazie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind für mich drei terroriſtiſche Namen, und ſie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Ariſtokrazie. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind die drei furchtbarſten Nivelleurs Europa's. Richelieu zerſtörte die Souverainität des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkuhr, die ihn entweder durch Hofdienſt herabwürdigte, oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre ſchlug dieſem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr deſſelben, der neue Gutsbeſitzer, ward ganz wieder ein Ariſtokrat, wie ſeine Vorgänger, deren Prätenzionen er unter anderem Namen fortſetzte. Da kam Rothſchild, und zerſtörte die Oberherrſchaft des Bodens, indem er das Staatspapierenſyſtem zur höchſten Macht emporhob, dadurch die großen Beſitzthümer und Einkünfte mobiliſirte, und gleichſam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er ſtiftete freilich dadurch eine neue Ariſtokrazie, aber dieſe, beruhend auf dem unzuverläſſigſten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr ſo nachhaltig mißwirken, wie die ehemalige Ariſtokrazie, die im Boden, in der Erde ſelber, wurzelte. Geld iſt flüſſiger als Waſſer, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern ſeine Impertinenzen, wenn man ſeine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrint und verdunſtet, ehe man ſich deſſen verſieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothſchild zuſammenſtellte, drängte ſich mir die Bemerkung auf, daß dieſe drei größten Terroriſten noch mancherlei andere Aehnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewiſſe unnatürliche Liebe zur Poeſie: Richelieu ſchrieb ſchlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothſchild, wenn er luſtig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch das gehört nicht hierher, dieſe Blätter haben ſich zunächſt mit einem kleineren Revoluzionär, mit Ludwig Börne zu beſchäftigen. Dieſer hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchſten Haß gegen die Rothſchilde, und in ſeinem Geſpräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhauſe derſelben vorübergingen, äußerte ſich jener Haß bereits eben ſo grell und giftig, wie in ſeinen ſpäteren pariſer Briefen. Nichtsdeſtoweniger ließ er doch den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Leute manche Gerechtigkeit wiederfahren, und er geſtand mir ganz naiv: daß er ſie nur haſſen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich ſey, ſie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn ſehen Sie,“ — ſprach er — „die Rothſchilde haben ſo viel Geld, eine ſolche Unmaſſe von Geld, daß ſie uns einen faſt grauenhaften Reſpekt einflößen; ſie identifizirten ſich ſo zu ſagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben dieſe Leute das ſicherſte Mittel angewendet, um jenem Ridikul zu entgehen, dem ſo manche andere baroniſirte Millionären-Familien des alten Teſtaments verfallen ſind: ſie enthalten ſich des chriſtlichen Weihwaſſers. Die Taufe iſt jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das dem armen Judäas vergebens gepredigt worden, iſt jetzt in Floribus bei den Reichen. Aber da die Annahme deſſelben nur Selbſtbetrug, wo nicht gar Lüge iſt, und das angeheuchelte Chriſtenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontraſtirt, ſo geben dieſe Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichſten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuſe in Flöhe verwandeln kann, wenn man ſie mit Waſſer begießt?"

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben ſo melancholiſcher wie lächerlicher Anblick iſt es für mich, wenn die alten Läuſe, die noch aus Egypten ſtammen, aus der Zeit der pharaoniſchen Plage, ſich plötzlich einbilden, ſie wären Flöhe, und chriſtlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Iſraels geſehen, die am Halſe lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Naſen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten ſie ein evangeliſches Geſangbuch, und ſie ſprachen von der prächtigen Predigt, die ſie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug die andere: bei wem ſie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halſe. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von ſchmutzigen Bartjuden, die aus ihren polniſchen Kloaken kamen, von der Bekehrungsgeſellſchaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Chriſtenthum predigten und ſo entſetzlich dabei ſtanken. Es wäre jedenfalls wünſchenswerth, wenn man dergleichen polniſches Läuſevolk nicht mit gewöhnlichem Waſſer, ſondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe.“

Im Hauſe des Gehängten, unterbrach ich dieſe Rede, muß man nicht von Stricken ſprechen, lieber Doktor, ſagen Sie mir vielmehr: wo ſind jetzt die großen Ochſen, die, wie mein Vater mir einſt erzählte, auf dem jüdiſchen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht ſo entſetzlich brüllten, daß die Ruhe der Nachbaren dadurch geſtört wurde?

„Ihr Herr Vater“ rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit geſagt. Es exiſtirte früherhin der Gebrauch, daß die jüdiſchen Viehhändler die männliche Erſtgeburt ihrer Kühe nach bibliſcher Vorſchrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieſer Abſicht, aus allen Gegenden Deutſchlands, hierher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochſen Gottes den jüdiſchen Kirchhof zum Graſen anwies, und wo ſie bis an ihr ſeliges Ende ſich herumtrieben und wirklich oft entſetzlich brüllten. Aber die alten Ochſen ſind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erſtgeburten bleiben ruhig daheim, wenn ſie nicht gar zum Chriſtenthume übergehen. Die alten Ochſen ſind todt.“

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem ſeiner Freunde zu Mittag zu ſpeiſen, und zwar weil derſelbe, in getreuer Beharrniß an jüdiſchen Gebräuchen, mir die berühmte Schaletſpeiſe vorſetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch egyptiſchen Urſprungs und alt wie die Pyramiden iſt. Ich wundre mich, daß Börne ſpäterhin, als er ſcheinbar in humoriſtiſcher Laune, in der That aber aus plebejiſcher Abſicht, durch mancherlei Erfindungen und Inſinuazionen, wie gegen Kronenträger überhaupt, ſo auch gegen ein gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daß er in ſeinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthuſiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Überzeugung ich einſt beim Doctor St. . . . . das altjüdiſche Schaleteſſen verzehrt habe! Dieſes Gericht iſt aber auch ganz vortrefflich, und es iſt ſchmerzlichſt zu bedauern, daß die chriſtliche Kirche, die dem alten Judenthume ſo viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat. Vielleicht hat ſie ſich dieſes für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz ſchlecht geht, wenn ihre heiligſten Symbole, ſogar das Kreuz, ſeine Kraft verloren, greift die chriſtliche Kirche zum Schaleteſſen, und die entwiſchten Völker werden ſich wieder mit neuem Appetit in ihren Schooß hineindrängen. Die Juden wenigſtens werden ſich alsdann auch mit Überzeugung dem Chriſtenthume anſchließen . . . denn, wie ich klar einſehe, es iſt nur der Schalet, der ſie zuſammenhält in ihrem alten Bunde. Börne verſicherte mir ſogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewiſſes Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet ſo zu ſagen der Kuhreigen der Juden ſey.“

Auch nach Bornheim ſind wir mit einander hinausgefahren, am Sabbath, um dort Kaffe zu trinken und die Töchter Iſraels zu betrachten ... Es waren ſchöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebſt. Börne zwinkerte mit den Augen. In dieſem geheimnißvollen Zwinkern, in dieſem unſicher lüſternen Zwinkern, das ſich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verſchiedenheit unſerer Gefühlsweiſe. Börne nemlich war, wenn auch nicht in ſeinen Gedanken, doch deſto mehr in ſeinen Gefühlen, ein Sklave der nazareniſchen Abſtinenz; und wie es allen Leuten ſeines Gleichen geht, die zwar die ſinnliche Enthaltſamkeit als höchſte Tugend anerkennen, aber nicht vollſtändig ausüben können, ſo wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäſchiger Knabe, von Evas verbotenen Äpfeln zu koſten. Ich weiß nicht, ob bei dieſen Leuten der Genuß intenſiver iſt, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterſchleifs, der moraliſchen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Mahomet ſeinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen deſto ſüßer ſchmecke.

In großer Geſellſchaft war Börne wortkarg und einſylbig, und dem Fluß der Rede überließ er ſich nur im Zwiegeſpräch, wenn er glaubte, ſich neben einem gleichgeſinnten Menſchen zu befinden. Daß Börne mich für einen ſolchen anſah, war ein Irrthum, der ſpäterhin für mich ſehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philoſophie, oder der Kunſt, oder der Natur — die ihm ſämmtlich verſchloſſen waren. Vielleicht entfallen mir ſpäterhin in dieſer Beziehung einige charakteriſtiſche Züge. Wir waren überhaupt von entgegengeſetztem Weſen, und dieſe Verſchiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unſerer moraliſchen, ſondern auch phyſiſchen Natur.

Es giebt im Grunde nur zwei Menſchenſorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menſchen, die immer dünner werden, und ſolche, die aus ſchmächtigen Anfängen allmählig zur ründlichſten Corpulenz übergehen. Die erſteren ſind eben die gefährliche Sorte, die Cäſar ſo ſehr fürchtete — ich wollte, er wäre fetter, ſagt er von Caſſius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren, und ſich bei dieſer Gelegenheit erſtochen hätte, wäre er eben ſo dick geworden, wie der Schreiber dieſer Blätter — „Und Brutus war ein braver Mann.“

Da ich hier an Shakespeare erinnert werde, ſo ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett“ nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte Dich dazu beſtimmt, in glücklichſter Wohlbeleibtheit Deine Tage zu verſchlendern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und Du ſollſt ſie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Geſellſchaft zubrachte, verfloſſen in faſt idylliſcher Friedſamkeit. Er beſtrebte ſich angelegentlichſt, mir zu gefallen. Er ließ die Raqueten ſeines Witzes ſo heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chineſiſchen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker ſelbſt unter ſprühendem Flammengepraſſel in die Luft ſteigt: ſo ſchloſſen die humoriſtiſchen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er ſich ſelbſt aufs keckſte preis gab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt, lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauſchend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweiſen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlaſſung des alten Baron Cotta nach München reiſte, um dort die Redakzion der politiſchen Annalen zu übernehmen, und auch einigen projektirten literariſchen Inſtituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Preſſe jene Organe zu ſchaffen, die ſpäterhin ſo heilſamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu ſäen, eine Ausſaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, ſo daß der arme Sämann ſchon gleich nur Aerger und Schmähung einerndtete. Männiglich bekannt ſind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane ariſtokratiſche Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidiren," waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abſchied ins Ohr flüſterte. Als ich ſchon im Coupe des Poſtwagens ſaß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der ſich aufs feſte Land zurückgezogen hat, und ſich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant ſieht, der ſich zum erſten Male aufs Meer begiebt . . . . Der

Alte glaubte damals, dem tückiſchen Elemente auf ewig Valet geſagt zu haben, und den Reſt ſeiner Tage im ſichern Hafen beſchließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm dieſe Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten ſich unſere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem ſchwarzen Gewölk herabſchoſſen, konnte ich genau ſehen, wie Muth und Sorge auf dem Geſichte des Mannes ſchmerzlich wechſelten! Er ſtand am Steuer ſeines Schiffes, und trotzte dem Ungeſtüm der Wellen, die ihn manchmal zu verſchlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich beſpritzten und durchnäßten, was einen ſo kummervollen und zugleich komiſchen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung . . . Ich ſah, wie der Maſt brach, wie die Winde das Tauwerk zerriſſen . . . Ich ſah, wie er die Hand nach mir ausſtreckte . . .

Ich durfte ſie nicht erfaſſen, ich durfte die koſtbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem ſicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich ſelber bin dieſes Guerilla-Krieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln, ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daß ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln, und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Mährchen zu verſenken . . . ich mußte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revoluzionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daß er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riß ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo ruckte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daß ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Zitronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Zitronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert Dir ein ſchreckliches Werda! entgegen. Wie die Zitronen, ſo ſind auch die Goldorangen jetzt ſehr ſauer. Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſiren und Glaceehandſchuh tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Man ſollte einem noch Geld dazugeben, um dort zu wohnen, und ſtatt deſſen koſtet einem der Aufenthalt in England doppelt ſo viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchienen ſich wie Menſchen, und die Menſchen wie Maſchienen gebehrden. Das ſchnurrt und ſchweigt ſo brängſtigend. Als ich dem hieſigen Gouverneur präſentirt wurde, und dieſer Stockengländer mehre Minuten ohne ein Wort zu ſprechen unbeweglich vor mir ſtand, kam es mir unwillkührlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzuſehen, ob man etwa dort vergeſſen habe, die Maſchienen aufzuziehen. Daß die Inſel Helgoland unter brittiſcher Herrſchaft ſteht, iſt mir ſchon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albions Söhne überall ausdünſten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt ſich ein gewiſſes Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und dieſes habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Athmoſphäre ganz davon geſchwängert iſt, aber in ſüdlichen Ländern, wo der reiſende Britte iſolirt umherwandert, und die graue Aureole der Langeweile, die ſein Haupt umgiebt, in der ſonnig blauen Luft recht ſchneidend ſichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile ſey ein Produkt des Ortes, und um derſelben zu entfliehen, reiſen ſie durch alle Lande, langweilen ſich überall und kehren heim mit einem diary of an ennuyée. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem ſeine Kameraden, als er ſchlafend auf der Pritſche lag, Unrath unter die Naſe rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche ſchlecht in der Wachtſtube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt ſtänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngſt aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereiſten den Continent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimath; an den franzöſiſchen Table-d'hôten ſähe man dicke Engländer, die nichts als Vol-au-Vents, Crème, Suprèms, Ragouts, Gelees und dergleichen luſtige Speiſen verſchluckten, und zwar mit jenem koloſſalen Appetite, der ſich daheim an Roſtbeefmaſſen und Yorkſhyrer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle franzöſiſche Gaſtwirthe zu Grunde gehen müſſen. Iſt etwa wirklich die Exploitazion der Table-d'hôten der geheime Grund, weßhalb die Engländer herumreiſen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit ſie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegallerien anſehen, ſind ſie es vielleicht, die uns myſtifiziren, und ihre belächelte Neugier iſt nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gaſtronomiſchen Abſichten?

Aber wie vortrefflich auch die franzöſiſche Küche, in Frankreich ſelbſt ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jeſuiten floriren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor funfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen . . . Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment thörigter als früher; denn, als man ſie aus dem Todtenreich ans Tageslicht herausließ, haben manche von ihnen, in der Haſt, den erſten beſten Kopf aufgeſetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten ſich gar heilloſe Mißgriffe: die Köpfe paſſen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin ſpuckt. Da iſt mancher, welcher wie die Vernunft ſelbſt auf der Tribüne ſich ausſpricht, ſo daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er ſich gleich darauf von dem unverbeſſerlich verrückten Herzen zu den dümmſten Handlungen verleiten . . . Es iſt ein grauenhafter Widerſpruch zwiſchen den Gedanken und Gefühlen, den Grundſätzen und Leidenſchaften, den Reden und den Thaten dieſer Revenants!

Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Furſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freylich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sclaverei, die in den meiſten nordamerikaniſchen Provinzen abgeſchafft, empört mich nicht ſo ſehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entfernteſten Grade von einem Neger ſtammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, ſondern nur in der Geſichtsbildung eine ſolche Abſtammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen dieſe Amerikaner großes Weſen von ihrem Chriſtenthum und ſind die eifrigſten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben ſie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre ſchlechteſten Eigenſchaften zurückließen. Der weltliche Nutzen iſt ihre eigentliche Religion, und das Geld iſt ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freylich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbſtſucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, ſo harret ſeiner ein Märtyrthum, das alle europäiſche Begriffe überſteigt. Ich glaube, es war in Neuyork, wo ein proteſtantiſcher Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menſchen ſo empört war, daß er, dem grauſamen Vorurtheil trotzend, ſeine eigene Tochter mit einem Neger verheurathete. Sobald dieſe wahrhaft chriſtliche That bekannt wurde, ſturmte das Volk nach dem Hauſe des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demolirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und mußte ſeine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. ſie ward ſplitternackt ausgekleidet, mit Theer beſtrichen, in den aufgeſchnittenen Federbetten herumgewälzt, in ſolcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geſchleift und verhöhnt . . .

O Freiheit! du biſt ein böſer Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da geſtern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile uber der ganzen Inſel lag, und mir faſt das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich geſtehe es Dir, trotz dem, daß ich ein heimlicher Helene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, ſondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche . . . Es iſt das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden ſollten ſich leicht tröſten, daß ſie Jeruſalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salamonis eingebüßt haben . . . ſolcher Verluſt iſt doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerſtörbaren Schatze, den ſie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomet, welcher die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefſinnig bezeichnend iſt. Ein Buch iſt ihr Vaterland, ihr Beſitz, ihr Herrſcher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieſes Buches, hier üben ſie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man ſie nicht verjagen, nicht verachten, hier ſind ſie ſtark und bewundrungswürdig. Verſenkt in der Lektüre dieſes Buches, merkten ſie wenig von den Veränderungen, die um ſie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben ſich und ſchwanden, Staaten blühten empor und erloſchen, Revoluzionen ſtürmten über den Erdboden . . . ſie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes ſie „das Volk des Buches“ nannte, ſo hat ſie der Prophet des Abendlands in ſeiner Philoſophie der Geſchichte als „das Volk des Geiſtes“ bezeichnet. Schon in ihren früheſten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abſtrakte, und ihre ganze Religion iſt nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geiſt getrennt, und das Abſolute nur in der alleinigen Form des Geiſtes anerkannt wird. Welche ſchauerlich iſolirte Stellung mußten ſie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die dem freudigſten Naturdienſte ergeben, den Geiſt vielmehr in den Erſcheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entſetzliche Oppoſition bildeten ſie deshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Egypten, gegen Phönizien, den großen Freudetempel der Aſtarte, oder gar gegen die ſchöne Sünderin, das holde, ſüßduftige Babilon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimath der Kunſt!

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie das Volk des Geiſtes ſich allmählig ganz von der Materie befreit, ſich ganz ſpiritualiſirt. Moſes gab dem Geiſte gleichſam materielle Bollwerke, gegen den realen Andrang der Nachbarvölker: Rings um das Feld, wo er Geiſt geſäet, pflanzte er das ſchroffe Ceremonialgeſetz und eine egoiſtiſche Nazionalität als ſchützende Dornhecke. Als aber die heilige Geiſtpflanze ſo tiefe Wurzel geſchlagen und ſo himmelhoch emporgeſchoſſen, daß ſie nicht mehr ausgereutet werden konnte: da kam Jeſus Chriſtus und riß das Ceremonialgeſetz nieder, daß fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er ſprach ſogar das Vernichtungsurtheil über die jüdiſche Nazionalität . . . Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserleſenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menſchheit das jüdiſche Bürgerrecht . . . Das war eine große Emanzipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöſt wurde, wie die heutigen Emanzipazionsfragen in Sachſen und Hannover . . . Freilich, der

Erlöſer, der ſeine Brüder vom Ceremonialgeſetz und der Nazionalität befreyte, und den Cosmopolitismus ſtiftete, ward ein Opfer ſeiner Humanität, und der Stadtmagiſtrat von Jeruſalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verſpottete ihn . . .

Aber nur der Leib ward verſpottet und gekreuzigt, der Geiſt ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiſte die Weltherrſchaft erwarb, ward Sinnbild dieſes Sieges, und die ganze Menſchheit ſtrebte ſeitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und überſinnlichem Aufgehen im abſoluten Geiſte . . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder geſunden von dem einſeitigen Streben nach Vergeiſtigung, dem tollen

Irrthume, wodurch ſowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politiſchen Bewegung und in der Kunſt. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, ſich allerlei geſunde Körperbewegung zu geſtatten; dieſer, indem er uns wieder für griechiſche Kunſt empfänglich machte und ſolide Werke ſchuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, feſtklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des abſoluten Geiſtes . . .

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Teſtamente habe ich das erſte Buch Moſis ganz durchgeleſen. Wie lange Karavanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geiſt. Die Kameele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken ſitzen die verſchleierten Roſen von Canaan. Fromme Viehhirten, Ochſen und Kuhe vor ſich hintreibend. Das zieht uber kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorſchein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Sußes, ſtilles, hellſonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es ſich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich Deine Heerden weiden! Ich würde Dir gerne ſieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere ſieben Jahre fur die Lea, die Du mir in den Kauf giebſt! Ich höre, wie ſie blöcken, die Schafe Jakobs, und ich ſehe, wie er ihnen die geſchälten Stäbe vorhält, wenn ſie in der Brunſtzeit zur Tränke gehn. Die geſprenkelten gehören jetzt uns. Unterdeſſen kommt Ruben nach Hauſe und bringt ſeiner Mutter einen Straus Judaim, die er auf dem Felde gepflückt.

Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt ſie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächſte Nacht bei ihr ſchlafe. Was ſind Judaim? Die Commentatoren haben ſich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er dieſe Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es ſind vielleicht ſchwäbiſche Gelbveiglein. Die Liebesgeſchichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich ſehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht ſo ſentimentaliſch aufgefaßt. Abſcheulich iſt es, daß ſie den unglücklichen Sichem und alle ſeine Angehörigen mit grimmiger Hinterliſt erwürgten, obgleich der arme Liebhaber ſich anheiſchig machte, ihre Schweſter zu heurathen, ihnen Länder und Güter zu geben, ſich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieſer Abſicht ſich und ſein ganzes Volk beſchneiden ließ. Die beiden Burſchen hätten froh ſeyn ſollen, daß ihre Schweſter eine ſo glänzende Partie machte, die angelobte Verſchwägerung war für ihren Stamm von höchſtem Nutzen, und dabei gewannen ſie, außer der koſtbarſten Morgengabe, auch eine gute Strecke Land, deſſen ſie eben ſehr bedurften . . . Man kann ſich nicht anſtändiger aufführen, wie dieſer verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe antizipirt hatte . . . Aber das iſt es, er hatte ihre Schweſter geſchwächt, und für dieſes Vergehen giebt es bei jenen ehrſtolzen Brüdern keine andere Buße, als den Tod . . . und wenn der Vater ſie ob ihrer blutigen That zur Rede ſtellt, und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verſchwägerung mit Sichem verſchafft hätte, antworten ſie: ſollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferſchaft unſerer Schweſter?

Störrige, grauſame Herzen, dieſe Brüder. Aber unter dem harten Stein duftet das zarteſte Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieſes Sittlichkeitsgefühl, wie es ſich noch bei andern Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, iſt nicht Reſultat einer poſitiven Religion oder einer politiſchen Geſetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder poſitive Religion, noch politiſches Geſetz, beides entſtand erſt in ſpäterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit iſt unabhängig von Dogma und Legislazion, ſie iſt ein reines Produkt des geſunden Menſchengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünſchte, wir beſäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung deſſen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten ſonſt verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romaniſchen Völker ſind in demſelben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit iſt, wie von Dogma und Legislazion, ſo auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere ſind Erzeugniſſe des Klimas, der Geſchichte, und aus ſolchen Faktoren entſtandenen Legislazion und Dogmatik. Es giebt daher eine indiſche, eine chineſiſche, eine chriſtliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nemlich eine menſchliche Sittlichkeit. Dieſe läßt ſich vielleicht nicht im Begriff erfaſſen, und das Geſetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, iſt nur eine dialektiſche Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart ſich in Handlungen, und nur in den Motiven derſelben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die ſittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowins Reiſe nach Japan ſtehen als Motto die ſchönen Worte, welche der ruſſiſche Reiſende von einem vornehmen Japaneſen vernommen: „Die Sitten der Völker ſind verſchieden, aber gute Handlungen werden uberall als ſolche anerkannt werden.“

So lange ich denke, habe ich uber dieſen Gegenſtand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem uber die Natur des Guten und Böſen, das ſeit anderthalb Jahrtauſend alle große Gemuther in quälende Bewegung geſetzt, hat ſich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht — —

Aus dem alten Teſtament ſpringe ich manchmal ins neue, und auch hier uberſchauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier Dein Fuß! Bei dieſer

Lektüre ſollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Cap. 16, V. 12. 13. „Ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlöſung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung.

Eine gewiſſe myſtiſche Doppelſinnigkeit iſt vorherrſchend im neuen Teſtamente. Eine kluge Abſchweifung, nicht ein Syſtem ſind die Worte: gieb Cäſarn was des Cäſars, und Gott was Gottes iſt. So auch, wenn man Chriſtum frägt: biſt du König der Juden? iſt die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn ſey? Mahomet zeigt ſich weit offener, beſtimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nemlich, ob er Gottes Sohn ſey, antwortete er: Gott hat keine Kinder.

Welch ein großes Drama iſt die Paſſion! Und wie tief iſt es motivirt durch die Prophezeihungen des alten Teſtamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, ſie war das rothe Siegel der Beglaubniß. Gleich den Wundern, ſo hat auch die Paſſion als Annonce gedient... Wenn jetzt ein Heiland aufſteht, braucht er ſich nicht mehr kreuzigen zu laſſen, um ſeine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen . . . er läßt ſie ruhig drucken, und annunzirt das Büchlein in der Allg. Ztg. mit ſechs Kreuzern die Zeile Inſerationsgebühr.

Welche ſüße Geſtalt dieſer Gottmenſch! Wie bornirt erſcheint in Vergleichung mit ihm der Heros des alten Teſtaments! Moſes liebt ſein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter ſorgt er für die Zukunft dieſes Volks. Chriſtus liebt die Menſchheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen ſeiner Liebe. Welch ein lindernder Balſam für alle Wunden dieſer Welt ſind ſeine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden beſpritzt von dieſem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr geneſen! Die meiſten freilich trugen ſchon längſt in ſich das verzehrende Siechthum und nur der Schreck beſchleunigte ihren Tod. Zuerſt ſtarb Pan. Kennſt Du die Sage, wie Plutarch ſie erzählt? Dieſe Schifferſage des Alterthums iſt höchſt merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inſeln Parä, welche an der Küſte von Aetolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die ſich darauf befanden, waren noch nicht ſchlafen gegangen, und viele ſaßen nach dem Nachteſſen beim Trinken, als man auf einmal von der Küſte her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus, (ſo hieß nemlich der Steuermann) ſo laut rief, daß Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim erſten und zweiten Rufe ſchwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verſtärktem Tone dieſe Worte zu ihm ſagte: „Wenn Du auf die Höhe von Palodes anlangſt, ſo verkündige, daß der große Pan geſtorben iſt!“ Als er nun dieſe Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan iſt todt!“ Auf dieſen Ruf erfolgten von dort her die ſonderbarſten Klagetöne, ein Gemiſch von Seufzen und Geſchrey der Verwunderung, und wie von vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereigniß in Rom, wo man die wunderlichſten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher unterſuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Teſtamente geleſen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt iſt für mich dieſe Darſtellung, wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das iſt wirklich das Wort Gottes, ſtatt daß andere Bücher nur von Menſchenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, iſt die Darſtellung ein Produkt der Kunſt, und wenn auch der Stoff immer, eben ſo wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen iſt, ſo geſtaltet er ſich doch zu einem poetiſchen Gebilde, gleichſam umgeſchmolzen im Tiegel des menſchlichen Geiſtes; er wird geläutert durch einen geiſtigen Prozeß, welchen wir die Kunſt nennen. In der Bibel erſcheint auch keine Spur von Kunſt; das iſt der Styl eines Notizenbuchs, worin der abſolute Geiſt, gleichſam ohne alle individuelle menſchliche Beyhülfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derſelben thatſächlichen Treue, womit wir unſere Waſchzettel ſchreiben. Ueber dieſen Styl läßt ſich gar kein Urtheil ausſprechen, man kann nur ſeine Wirkung auf unſer Gemüth konſtatiren, und nicht wenig mußten die griechiſchen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als ſie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunſtbegriffen definiren ſollten. Longinus ſpricht von Erhabenheit. Neuere Äſthetiker ſprechen von Naivität. Ach! wie geſagt, hier fehlen alle Maßſtäbe der Beurtheilung . . . die Bibel iſt das Wort Gottes.

Nur bey einem einzigen Schriftſteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Styl der

Bibel erinnert. Das iſt Shakspear. Auch bey ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakspear'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakspear iſt zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunſt, haben ſich in ihm verſöhnungsvoll durchdrungen, und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Iſt vielleicht ſolche harmoniſche Vermiſchung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäiſchen Civiliſazion? Wir ſind noch ſehr weit entfernt von einem ſolchen Reſultate. Der Grieche Goethe und mit ihm die ganze poetiſche Parthey, hat in jüngſter Zeit ſeine Antipathie gegen Jeruſalem faſt leidenſchaftlich ausgeſprochen. Die Gegenparthey, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, ſondern nur einige Schreihälſe, wie z. B. der Jude Puſtkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengſtenberg, dieſe erheben ihr phariſäiſches Zeter um ſo krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Juſtizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietiſten, da er immer, wenn er mir ſeinen Beſuch abſtattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deßhalb gern ein bischen prickeln, und ein kauſtiſch oſtpreußiſches Lächeln beſchimmert ſein mageres hageſtolzes Geſicht jedesmal, wenn er uber Religion mit mir ſprechen kann. Wir diſputirten geſtern uber die Dreyeinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; das iſt ja der Weltſchöpfer und jedes Ding muß ſeine Urſache haben. Es haperte ſchon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den ſich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende, mit faſt ironiſcher Gutmuthigkeit, annahm. Jedoch die dritte Perſon der Dreyeinigkeit, der heilige Geiſt, fand den unbedingteſten Widerſpruch. Was der heilige Geiſt iſt, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geiſt hat es wohl am Ende dieſelbe Bewandniß, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapoſt reiſt; man muß immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu ſehen, dieſes dritte Pferd.“

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, iſt weder Pietiſt noch Razionaliſt, ſondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käſe, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung ſetzen, er iſt das Bild der nüchternſten Ruhe, und ſogar wenn er ſich mit meiner Wirthin über ſein Lieblingsthema, das Einſalzen der Fiſche, unterhält, erhebt ſich ſeine Stimme nicht aus der platteſten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muß ich manchmal dergleichen Geſpräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreyeinigkeit ſprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabiljau, Laberdan und Stockfiſch von einander unterſcheidet; es ſey im Grunde ein und daſſelbe.

Mein Hauswirth iſt ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Inſel wegen ſeiner Unerſchrockenheit in Sturm und Noth, dabey gutmüthig und ſanft wie ein Kind. Er iſt eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit luſtigem Ernſte erzählte er mir von einem Phänomen, welches er geſtern, am 28. Juli, auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig: mein Hauswirth behauptet nemlich, die ganze See roch nach friſchgebackenem Kuchen, und zwar ſey ihm der warme delikate Kuchenduft ſo verführeriſch in die Naſe geſtiegen, daß ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehſt Du, das iſt ein Seitenſtück zu dem neckenden Luſtbild, das dem lechzenden Wandrer in der arabiſchen Sandwüſte eine klare erquickende Waſſerfläche vorſpiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. Auguſt.

— — Du haſt keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das ſich mit den Tagesintereſſen beſchäftigt, hierher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek beſteht aus Paul Varnefrids Geſchichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenweſen. Ueber letzteres möchte ich gern ein intereſſantes Büchlein ſchreiben. Zu dieſem Behufe beſchäftigte ich mich jüngſt mit Nachforſchung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es iſt höchſt merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen ſich die ſchönen Weſen der griechiſchen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten ſie ſich ja bey uns bis auf heutigen Tag, bey uns, den Dichtern. Letztere haben, ſeit dem Sieg der chriſtlichen Kirche, immer eine ſtille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienſtes, der jauchzende Götterglaube ſich fortpflanzte von Geſchlecht auf Geſchlecht, durch die Tradizion der heiligen Geſänge . . . Aber ach! die Ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der ſchwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechſeln ab in meinem Geiſte, und mir wird ſehr ungewiß zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgeſöhnt, (Du weißt, wir waren en delicatesse) und wir ſitzen wieder des Abends beyſammen und halten geheime Zwiegeſpräche. Ja, ich will die Politik und die Philoſophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunſt hingeben. Iſt doch all dieſes Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, ſo wird doch dieſes wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt, nicht im ſtarren Stillſtand, aber im erfolgloſeſten Kreislauf. Einſt, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß wenn auch im Befreyungskampfe der Menſchheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende ſiege . . . Und ich erquickte mich an jenen ſchönen Verſen Byrons:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeſchwommen, und eine nach der anderen zerbrechen ſie und zerſtieben ſie auf dem Strande, aber das Meer ſelber ſchreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieſer Naturerſcheinung länger zuſchaut, ſo bemerkt man, daß das vorwärtsgeſchrittene Meer, nach einem gewiſſen Zeitlauf, ſich wieder in ſein voriges Bett zurückzieht, ſpäter aufs neue daraus hervortritt, mit derſelben Heftigkeit das verlaſſene Terrain wieder zu gewinnen ſucht, endlich kleinmuthig wie vorher die Flucht ergreift, und dieſes Spiel beſtändig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menſchheit bewegt ſich nach den Geſetzen von Ebb und Fluth, und vielleicht auch auf die Geiſterwelt übt der Mond ſeine ſyderiſchen Einflüſſe. — —

Es iſt heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelſucht, womit ſich meine Seele hin- und herquält, beſchleichen mich wunderliche Ahnungen . . . Es geſchieht jetzt etwas außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche ſahen vorige Nacht ſo traurig aus, ſo betrübt . . .

Ich wandelte einſam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrſchte feyerliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothiſchen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen darin die Sterne; aber ſie brannten düſter und zitternd. Wie eine Waſſerorgel rauſchten die Meereswellen; ſtürmiſche Choräle, ſchmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphirend. Ueber mir ein luſtiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausſahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Prozeſſion . . . Es ſah faſt aus als ob ſie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer iſt geſtorben? ſprach ich zu mir ſelber. Iſt der große Pan todt?

Helgoland, den 6. Auguſt.

Während ſein Heer mit den Longobarden kämpfte, ſaß der König der Heruler ruhig in ſeinem Zelte und ſpielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume ſitzend, dem Kampfe zuſchaute, rief immer: wir ſiegen! wir ſiegen! — bis er endlich laut aufſeufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu ſpät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in ſein Zelt und erſtachen ihn . . .

Eben dieſe Geſchichte las ich im Paul Warnefrid, als das dicke Zeitungspaquet mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom feſten Lande ankam. Es waren Sonnenſtrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und ſie entflammten meine Seele, bis zum wildeſten Brand. Mir war als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeiſterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kriſtallpaläſten haben die ſchönen Waſſerfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thee-danſant gegeben, zur Feyer der großen Begebenheiten, und deshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnſinnig im Hauſe herum, und kußte zuerſt die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußiſchen Juſtizkommiſſarius, um deſſen Lippen freylich das froſtige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verſchwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz . . . Aber dieſes indifferente Fettgeſicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär ihm die Juliusſonne in Perſon um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen ſeyn. Dieſe Nüchternheit in Mitten einer allgemeinen Begeiſterung iſt empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem ſie ihnen als warnendes Beyſpiel einen berauſchten Heloten zeigten: ſo ſollten wir in unſeren Erziehungsanſtalten einen Holländer füttern, deſſen ſympathieloſe, gehäbige Fiſchnatur den Kindern einen Abſcheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich dieſe holländiſche Nüchternheit iſt ein weit fataleres Laſter als die Beſoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynherr prügeln . . .

Aber nein, keine Exceſſe! Die Pariſer haben uns ein ſo brillantes Beyſpiel von Schonung gegeben. Wahrlich, Ihr verdient es frey zu ſeyn, Ihr Franzoſen, denn Ihr tragt die Freyheit im Herzen. Dadurch unterſcheidet Ihr Euch von Euren armen Vätern, welche ſich aus jahrtauſendlicher Knechtſchaft erhoben, und bey allen ihren Heldenthaten auch jene wahnſinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menſchheit ſein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks ſind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband ſelbſt die Wunden ſeiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an ſeine Tagesbeſchäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freyen Mann, den fürchte nicht!“

Du ſiehſt wie berauſcht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich zitire Schillers Glocke.

Und den alten Knaben, deſſen unverbeſſerliche Thorheit ſo viel Bürgerblut gekoſtet, haben die Pariſer mit rührender Schonung behandelt. Er ſaß wirklich beim Schachſpiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in ſein Zelt ſtürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Dieſe riefen immer: wir ſiegen! wir ſiegen! Unbegreiflich war dieſe Zuverſicht des königlichen Thoren . . . Verwundert blickte er auf, als das Journal-des-Debats, wie einſt der Wächter während der Longobardenſchlacht plötzlich ausrief: malheureux roi! malheureuse France!

Mit ihm, mit Carl X., hat endlich das Reich Carls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus ſich endigte mit Romulus Auguſtulus. Wie einſt ein neues Rom, ſo beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es iſt mir alles noch wie ein Traum; beſonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandirend die Nazionalgarde? Ich fürchte faſt, es ſey nicht wahr, denn es iſt gedruckt. Ich will ſelbſt nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . . Es muß prächtig ausſehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die ſilbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter . . . Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einſt mit ihm kämpften für Freyheit und Gleichheit ... Es ſind jetzt ſechzig Jahr, daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menſchheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Bliz ... Dabey weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreyfarbige Fahne und es klingt die Marſeillaiſe!

Lafayette, die dreyfarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach friſchgebackenen Kuchen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebts neues? dürfen wir wieder hinauf?" Nein, Ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu Euch hinabſteigt . . . „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

Pan iſt todt!

Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreyfarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder was ich will, was ich ſoll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revoluzion und greife wieder zu den gefeyten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leyer, reicht mir die Leyer, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte gleich flammenden Sternen die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte . . . Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll . . . . Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenſtralen iſt mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Waſſer löſcht dieſes griechiſche Feuer. Aber es geht den anderen nicht viel beſſer. Auch die übrigen Badegäſte traf der pariſer Sonnenſtich, zumal die Berliner, die dieſes Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Inſel zur andern kreuzen, ſo daß man ſagen konnte, die ganze Nordſee ſey überſchwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich ſie die Ereigniſſe nur inſtinktmäßig begreifen. Der Fiſcher, welcher mich geſtern nach der kleinen Sandinſel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben geſiegt!“ Ja, mit ſeinem Inſtinkt, begreift das Volk die Ereigniſſe vielleicht beſſer als wir mit allen unſeren Hülfskenntniſſen. So erzählte mir einſt Frau v. Varnhagen: als man den Ausgang der Schlacht bey Leipzig noch nicht wußte, ſey plötzlich die Magd ins Zimmer geſtürzt, mit dem Angſtſchrey: „der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen nichts, wenn ſie nicht auch das Erbrecht beſiegen!“ dieſe Worte ſprach der oſtpreußiſche Juſtizrath in einem Tone, der mir ſehr auffiel. Ich weiß nicht warum dieſe Worte, die ich nicht begreife, mir ſo beängſtigend im Gedächtniß bleiben. Was will er damit ſagen, der trockene Kautz?

Dieſen Morgen iſt wieder ein Paquet Zeitungen angekommen. Ich verſchlinge ſie wie Manna. Ein Kind wie ich bin, beſchäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr als das bedeutungsvolle Ganze. O könnte ich nur den Hund Medor ſehen! Dieſer intereſſirt mich weit mehr als die Anderen, die dem Philipp von Orleans mit ſchnellen Sprüngen die Krone apportirt haben. Der Hund Medor apportirte ſeinem Herrn Flinte und Patrontaſche, und als ſein Herr fiel und ſammt ſeinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe ſitzen, Tag und Nacht, von den Speiſen die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derſelben in die

Erde verſcharrend, vielleicht als Atzung für ſeinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr ſchlafen, und durch den überreizten Geiſt jagen die bizarrſten Nachtgeſichte. Wachende Träume, die über einander hinſtolpern, ſo daß die Geſtalten ſich abentheuerlich vermiſchen, und wie im chineſiſchen Schattenſpiel ſich jetzt zwerghaft verkurzen, dann wieder gigantiſch verlängern; zum Verrucktwerden. In dieſem Zuſtande iſt mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls ſich koloſſal ausdehnten und daß ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutſchland nach Frankreich und wieder zuruckliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich ſolchermaßen durch alle deutſche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thuren meiner Freunde, und ſtörte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, ſo daß ich ſelbſt erſchrak und nicht gleich wußte was ich eigentlich wollte und warum ich ſie weckte! Manche dicke Philiſter, die allzuwiderwärtig ſchnarchten, ſtieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen ſie: „Wie viel Uhr iſt es denn?“ In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das iſt alles was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothiſcher Dome, die auf der Flucht zu ſeyn ſchienen und ängſtlich wackelten. Ich ſelber, des vielen Umherlaufens ſatt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und ſo flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, ſondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil ſie nicht wiſſen worauf ſie fallen können. Schweben dort oben auf und ab, in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor ſtand offen. Lange, hohe, weithallende Säle, mit altmodiſchen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da, auf einem ſammtnen Armſeſſel, ein alter gepuderter Bedienter ſaß, in verblichen rother Livree und gelinde ſchlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren feſt verſchloſſen und obendrein mit großen runden Amtsſiegeln dreyfach verſiegelt, wie in Häuſern wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann ſaß, der unter hohen Papierſtößen kramte. War ſchwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geſchäftsgeſicht und frug mich mit gedämpfter Stimme: was ich wolle? In meiner Naivität hielt ich ihn für den lieben Herr-Gott, und ich ſprach zu ihm ganz zutrauungsvoll:

„Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern! „Sprechen Sie nicht ſo laut, entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter ſeinen Papieren. „Das iſt der Herr Regiſtrator“ flüſterte mir einer von den rothen Bedienten, der von ſeinem Schlafſeſſel ſich erhob und ſich gähnend die Augen rieb . . .

Pan iſt todt!

Cuxhafen, den 19. Auguſt.

Unangenehme Ueberfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; ſo daß ich, wie immer in ſolchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Perſonen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälniſſen. Anfangs geht es gut, da laß ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählig ſchwindelt es mir im Kopfe, und allerley fabelhafte Geſichte umſchwirren mich. Aus den dunkeln Meerſtrudeln ſteigen die alten Dämonen hervor, in ſcheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und ſie heulen ſchlechte unverſtändliche Verſe, und ſpritzen mir den weißen Wellenſchaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern geſtalten ſich droben die Wolken, die ſo tief herabhängen, daß ſie faſt mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fiſtelſtimmchen die unheimlichſten Narretheyen ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu ſeyn, gewährt ſie dennoch die entſetzlichſten Mißempfindungen, unleidlich bis zum Wahnſinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich ſey ein Wallfiſch und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas.

Der Prophet Jonas aber rumorte und wüthete in meinem Bauche und ſchrie beſtändig:

„O Ninive! O Ninive! Du wirſt untergehen! In Deinen Paläſten werden Bettler ſich lauſen, und in Deinen Tempeln werden die babiloniſchen Küraſſiere ihre Stuten füttern. Aber Euch, Ihr Prieſter Baals, Euch wird man bey den Ohren faſſen, und Eure Ohren feſtnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren Eurer Läden wird man Euch mit den Ohren annageln, Ihr Leibbäcker Gottes! Denn Ihr habt falſches Gewicht gegeben, Ihr habt leichte betrügeriſche Brode dem Volke verkauft! O Ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet Ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſpeiſe, und wenn es dürſtete, tranket Ihr ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet Ihr den vollen Kelch. Ihr aber, Ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, Ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet Ihr bekommen, und Ohrfeigen, und ich kann es Euch vorausſagen mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles mögliche thun, damit Ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai . . . O Ninive, O Ninive, Du wirſt untergehn!“

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er ſchien dabey ſo ſtark zu geſtikuliren und ſich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß ſich mir alles kullernd im Leibe herumdrehte . . .

bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Solcherweiſe ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gaſthofe eine gute Taſſe Thee bekam.

Hier wimmelts von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, ſpatzieren hier hin und her, auf den hohen Dämmen, oder ſie liegen in den Kneipen und trinken ſehr ſtarken Grog und jubeln uber die drey Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzoſen ihr wohlverdientes Vivat, und der ſonſt ſo wortkarge Britte preiſt ſie eben ſo redſelig, wie jener geſchwätzige Portugieſe, der es bedauerte, daß er ſeine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfriſchen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzoſenhaß am tiefſten wurzelte, herrſcht jetzt nichts als Enthuſiasmus für Frankreich . . . Alles iſt vergeſſen, Davouſt, die beraubte Bank, die füſilirten Bürger, die altdeutſchen Röcke, die ſchlechten Befreyungsverſe, Vater Blücher, Heil Dir im Siegerkranze, alles iſt vergeſſen . . . In Hamburg flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marſeillaiſe, ſogar die Damen erſcheinen im Theater mit dreyfarbigen Bandſchleifen auf der Bruſt, und ſie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen . . . Sogar die reichen Banquièrs, welche in Folge der revoluzionären Bewegung an ihren Staatspapieren ſehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Courſe noch tiefer gefallen, ſchauen ſie deſto vergnügter und antworten:

„Es iſt ſchon gut, es thut nichts, es thut nichts!“ —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menſchen die Bedeutung dieſer drey Julitage ſehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Intereſſen erkennen und feyern. Die große That der Franzoſen ſpricht ſo deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchſten und den niedrigſten, und in den Steppen der Baſchkiren werden die Gemüther eben ſo tief erſchüttert werden, wie auf den Höhen Andaluſiens . . . Ich ſehe ſchon, wie dem Neapolitaner der Makaroni und dem Irländer ſeine Kartoffel im Munde ſtecken bleibt, wenn die Nachricht bey ihnen anlangt . . . Puliſchinell iſt kapabel, zum

Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutſchland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unſeren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nemlich zu Barikaden für die Befreyung der Welt? Werden wir, denen die Natur ſo viel Tiefſinn, ſo viel Kraft, ſo viel Muth ertheilt hat, endlich unſere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meiſters, die Lehre von den Rechten der Menſchheit, begreifen, proklamiren und in Erfüllung bringen?

Es ſind jetzt ſechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf die Wartburg ankam und die Zelle beſuchte, wo Doktor Luther gehauſt. Ein braver Mann, auf den ich keinen

Tadel kommen laſſe; er vollbrachte ein Rieſenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hände küſſen für das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm ſchmollen, daß er unſere Freunde allzu unhöflich anließ, als ſie in der Exegeſe des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er ſelber, als ſie auch die irdiſche Gleichheit der Menſchen in Vorſchlag brachten . . . Ein ſolcher Vorſchlag war freylich damals noch unzeitgemäß, und Meiſter Hemling der Dir Dein Haupt abſchlug, armer Thomas Münzer, er war in gewiſſer Hinſicht wohl berechtigt zu ſolchem Verfahren: denn er hatte das Schwert in Händen, und ſein Arm war ſtark!

Auf der Wartburg beſuchte ich auch die Rüſtkammer, wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flammberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimath war, und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel, meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatte. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daß es ihm doch etwas zu ſchwer ſey und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frey ſeyn.

(Neun Jahre ſpäter.)

Zwiſchen meinem erſten und meinem zweiten Begegniß mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevoluzion, welche unſere Zeit gleichſam in zwei Hälften auseinander ſprengte. Die vorſtehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkſchrift ſollen ſie als vermittelnde Brücke dienen, zwiſchen dem erſten und dem dritten Buche. Der Uebergang wäre ſonſt zu ſchroff. Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieſer Briefe mitzutheilen, da in den nächſtfolgenden der zeitliche Freyheitsrauſch allzuungeſtüm über alle Polizeyverordnungen hinaustaumelte, während ſpäterhin allzuernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuſchte Herz in muthloſe, verzagende und verzweifelnde Gedanken ſich verliert! Schon die erſten Tage meiner Ankunft in der Hauptſtadt der Revoluzion merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeiſterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helden beider Welten, ſo majeſtätiſch flattern ſah, verwandelte ſich bey näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre beſuchte, und der, gelagert unter dreyfarbigen Fahnen und Trophäen, ſich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, ſondern eine ganz gewöhnliche Beſtie, die ſich fremde Verdienſte anmaßte, wie bey den Franzoſen oft geſchieht, und eben ſo wie viele andre exploitirte er den Ruhm der Juliusrevoluzion . . . Er ward gehätſchelt, gefördert, vielleicht zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben, während der wahre Medor, einige Tage nach dem Siege, beſcheiden davon geſchlichen war, wie das wahre Volk, das die Revoluzion gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es iſt eine ſchon ältliche Geſchichte. Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoiſie, die eben ſo wenig taugt wie jene Nobleſſe, an deren Stelle ſie trat, mit demſelben Egoismus . . . Das Volk hat nichts gewonnen durch ſeinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber ſeyd überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für ſich ſelber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, ächte Meder geehrt und gefüttert werden . . : Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch ſtill, mein Herz, Du verräthſt Dich zu ſehr . . .

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbſt 1831, ein Jahr nach der Juliusrevoluzion, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder ſah. Ich beſuchte ihn im Gaſthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach. Das bischen Fleiſch, das ich früher an ſeinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verſchwunden, vielleicht geſchmolzen von den Stralen der Juliusſonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus ſeinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er ſaß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntſeidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schaale, und wenn er manchmal argwöhniſch ſein dünnes Köpſchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundſchaftlichen Händedruck ausſtreckte. In ſeiner Stimme zitterte eine gewiſſe Kränklichkeit und auf ſeinen Wangen grinſten ſchon die ſchwindſüchtig rothen Streiflichter. Das ſchneidende Mißtrauen, das in allen ſeinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher ſchon litt, die aber ſeitdem immer zunahm, und nicht wenig dazu beytrug, mir ſeine Converſazion zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das iſt brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am beſten meinen, werden alle bald hier ſeyn. Hier iſt der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürſten müſſen in ihren eigenen Ländern beſchäftigt werden, damit ſie nicht in Gemeinſchaft die Freyheit in Deutſchland unterdrucken. Ach Gott! ach Deutſchland! Es wird bald ſehr betrübt bey uns ausſehen und ſehr blutig. Revoluzionen ſind eine ſchreckliche Sache, aber ſie ſind nothwendig, wie Amputazionen, wenn irgend ein Glied in Fäulniß gerathen. Da muß man ſchnell zuſchneiden, und ohne ängſtliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beym Anblick des vielen Blutes, die Operazion nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grauſamer als der ſchlimmſte Wütherich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz recht, il faut faire saigner le genre humain, und hätte man ihm die 300,000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, ſo wären Millionen der beſſeren Menſchen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Uebel geheilt!"

„Die Republik" — ich laſſe den Mann ausreden, mit Uebergehung mancher ſchnörkelhaften Abſprünge — „die Republik muß durchgeſetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die ſogenannten konſtituzionellen Verfaſſungen, wovon unſere deutſchen Kammerſchwätzer alles Heil erwarten. Conſtituzionen verhalten ſich zur Freyheit, wie poſitive Religionen zur Naturreligion: ſie werden durch ihr ſtabiles Element eben ſo viel Unheil anrichten, wie jene poſitiven Religionen, die, für einen gewiſſen Geiſteszuſtand des Volkes berechnet, im Anfang ſogar dieſem Geiſteszuſtand überlegen ſind, aber ſpäterhin ſehr läſtig werden, wenn der Geiſt des Volkes die Satzung überflügelt. Die Conſtituzionen entſprechen einem politiſchen Zuſtand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menſchen, die früher ganz zurückgeſetzt waren, plötzlich jauchzen, daß ſie ebenfalls Rechte erlangt haben . . . Aber dieſe Freude hört auf, ſobald die Menſchen durch ihren freyeren Zuſtand für die Idee einer vollſtändigen, ganz ungeſchmälerten, ganz gleichheitlichen Freyheit empfänglich geworden ſind; was uns heute die herrlichſte Acquiſizion dünkt, wird unſeren Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erſcheinen, und das geringſte Vorrecht, das die ehemalige Ariſtokraſie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Peterſilie zu ſchmücken, wird alsdann eben ſo viel Bitterkeit erregen, wie einſt die härteſte Leibeigenſchaft, ja eine noch tiefere Bitterkeit, da die Ariſtokraſie mit ihrem letzten Peterſilien-Vorrecht um ſo hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reſte des alten Regiments müſſen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue beſſere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietiſten und ſchniffeln: wir Revolutionäre riſſen Alles nieder, ohne im Stande zu ſeyn, etwas an die Stelle zu ſetzen! Und ſie rühmen die Inſtituzionen des Mittelalters, worin die Menſchheit ſo ſicher und ruhig geſeſſen habe. Und jetzt, ſagen ſie, ſey alles ſo kahl und nüchtern und öde und das Leben ſey voll Zweifel und Gleichgültigkeit.“

„Ehemals wurde ich immer wüthend über dieſe Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an dieſen Geſang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beſtändig über unſer Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm iſt dieſe Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergeriſſen iſt, und der Niederreißer verdient eben ſo viel Lob, als der Aufbauende, ja noch mehr, da ſein Geſchäft noch viel wichtiger . . . Z. B. in meiner Vaterſtadt, auf dem Dreyfaltigkeitsplatze, ſtand eine alte Kirche, die ſo morſch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einſturz würden einmal plötzlich viele Menſchen getödtet oder verſtümmelt werden. Man riß ſie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, ſtatt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten . . . Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es iſt wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einſt in den alten Mauern, und ſie waren ſpäterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetiſch anzuſchauen, des Nachts, im Mondſchein . . . Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeyging, einige Steine dieſes übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen, (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünſcht die Verehrer alter Gebäude, und ſegnet die tapferen Arbeitsleute, die ſolche gefährliche Ruinen niederreißen . . . Ja, ſie haben ſie niedergeriſſen, ſie haben ſie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachſen dort grüne Bäumchen und ſpielen kleine Kinder, des Mittags, im Sonnenlicht.“

In ſolchen Reden gab's keine Spur der früheren Harmloſigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloſchen, ward mitunter gallenbitter, blutdürſtig und ſehr trocken. Das Abſpringen von einem Gegenſtand zum anderen entſtand nicht mehr durch tolle Laune, ſondern durch launiſche Tollheit, und war wohl zunächſt der buntſcheckigen Zeitungslektüre beyzumeſſen, womit ſich Börne damals Tag und Nacht beſchäftigte. Inmitten ſeiner terroriſtiſchen Expekterazionen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgeſtreut lagen, und rief lachend:

„Hier können Sie's leſen, hier ſteht's gedruckt: „Deutſchland iſt mit großen Dingen ſchwanger!“ Ja, das iſt wahr, Deutſchland geht ſchwanger mit großen Dingen; aber das wird eine ſchwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und der muß mit eiſernen Inſtrumenten agiren. Was glauben Sie?“

Ich glaube, Deutſchland iſt gar nicht ſchwanger.

„Nein, nein, Sie irren ſich. Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutſchland wird gebähren. Nur müſſen wir uns der geſchwätzigen alten Weiber entledigen, die ſich herandrängen und ihren Hebammendienſt anbieten. Da iſt z. B. ſo eine Vettel von Rotteck. Dieſes alte Weib iſt nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armſeliger Schriftſteller, der ein bischen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthuſiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um ſeinen ſchlechten Büchern Abſatz zu verſchaffen, um ſich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der iſt halb Fuchs, halb Hund, und hüllt ſich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da iſt mir doch tauſendmal lieber der dumme Kerl von Raumer — ſo eben leſe ich ſeine Briefe aus Paris — der iſt ganz Hund, und wenn er liberal knurrt, täuſcht er niemand, und jeder weiß, er iſt ein unterthäniger Pudel, der niemand beißt. Das läuft beſtändig herum und ſchnopert an allen Küchen und möchte gern einmal in unſere Suppe ſeine Schnauze ſtecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und ſie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revoluzionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein bischen Wedelfreyheit, und wenn man ihm dieſe gewährt, ſo leckt es dankbar die goldenen Sporen der ukkermärkiſchen Ritterſchaft. Nichts iſt ergötzlicher, als ſolche unermudliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieſes tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite ſelbſt erzählt, wie er vor den pariſer Theatern ruhig Queue machte . . . Ich verſichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Troß und iſt ſo einfältig, es ſelbſt zu erzählen. Was aber noch weit ſtärker, was die Gemeinheit ſeiner Seele ganz zur Anſchauung bringt, iſt das Geſtändniß, daß er, wenn er vor Ende der Vorſtellung das Theater verließ, jedesmal ſeine Contremarque verkaufte. Es iſt wahr, als Fremder braucht er nicht zu wiſſen, daß ſolcher Verkauf einen ordentlichen Menſchen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er ſeine Contremarque verhandelte, um von ſelbſt zu merken, daß ſie nur der Abſchaum der Geſellſchaft ſind, Diebesgeſindel und Maquereaus, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Menſch nicht gern ſpricht, vielweniger ein Handelsgeſchäft treibt. Der muß von Natur ſehr ſchmutzig ſeyn, wer aus dieſen ſchmutzigen Händen Geld nimmt!“

Damit man nicht wähne, als ſtimme ich in dem Urtheil über den Herrn Profeſſor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, ſo bemerke ich zu ſeinem Vortheil, daß ich ihn zwar für ſchmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort ſchmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muß hier nicht im materiellen Sinn genommen werden . . . Die Frau Profeſſorin würde ſonſt Zeter ſchreyen und alle ihre Waſchzettel drucken laſſen, worin verzeichnet ſteht, wie viel reine Unterhemden und Chemiſettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen . . . und ich bin überzeugt, die Zahl iſt groß, da der Herr Profeſſor Raumer im Laufe des Jahres ſo viel läuft und folglich ſchwitzt und folglich viel Wäſche nöthig hat. Es kommt ihm nemlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muß vielmehr beſtändig auf den Beinen ſeyn, um ihn aufzuſuchen, und wenn er ein Buch ſchreibt, ſo muß er erſt von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zuſammen zu kriegen und endlich dafür zu ſorgen, daß das mühſam zuſammengeſtoppelte Opus auch von der literariſchen Claque hinlänglich unterſtützt wird. Das bewegliche ſüßhölzerne Männchen iſt ganz einzig in dieſer Betriebſamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einſt eine geiſtreiche Frau: „ſein Schreiben iſt eigentlich ein Laufen.“ Wo was zu machen iſt, da iſt es, das Raumerchen aus Anhalt Deſſau. Jüngſt lief es nach London; vorher ſah man es während drey Monaten überall hin- und herlaufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsſchreiben zu betteln, und nachdem es in der engliſchen Geſellſchaft ein bischen herumgeſchnopert und ein Buch zuſammengelaufen, erläuft es auch einen Verleger für die engliſche Ueberſetzung, und Sara Auſtin, meine liebenswürdige Freundin, muß nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das ſaure fließpapierne Deutſch in velinſchönes

Engliſch zu überſetzen und ihre Freunde anzutreiben, das überſetzte Produkt in den verſchiedenen engliſchen Revues zu rezenſiren . . . und dieſe erlaufenen engliſchen Rezenſionen läßt dann Brockhaus zu Leipzig wieder in's Deutſche überſetzen, unter dem Titel: engliſche Stimmen über Fr. v. Raumer!

Ich wiederhole, daß ich mit dem Urtheil Börnes über Herrn v. Raumer nicht übereinſtimme, er iſt ein ſchmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris“ drucken ließ, den armen Nebenbuhler ſo ſcharf kritiſirte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshafteſten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, deſſen „Briefe aus Paris“ faſt gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erſchienen, worin Es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger und ihrem Gatten aus Paris korreſpondirte.

Dieſe Briefe ſind längſt verſchollen, und wir erinnern uns nur noch des ſpaßhaften Eindrucks, den ſie hervorbrachten, als ſie gleichzeitig mit den pariſer Briefen von Börne auf dem literariſchen Markte erſchienen. Was letztere betrifft, ſo geſtehe ich, die zwey erſten Bände, die mir in jener Periode zu Geſicht kamen, haben mich nicht wenig erſchreckt. Ich war überraſcht von dieſem ultra radikalen Tone, den ich am wenigſten von Börne erwartete. Der Mann, der ſich, in ſeiner anſtändigen, geſchniegelten Schreibart, immer ſelbſt inſpizirte und kontrolirte, und der jede Sylbe, ehe er ſie nieder ſchrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in ſeinem Style immer etwas beybehielt von der Gewöhnung ſeines reichsſtädtiſchen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Aengſtlichkeiten ſeines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeyaktuar von Frankfurt am Mayn ſtürzte ſich jetzt in einen Sanskulotismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutſchland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entſetzliche Wortfügungen; welche hochverrätheriſche Zeitwörter! welche majeſtätsverbrecheriſche Accuſative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten ſchon zu zwanzig Jahr Feſtungsſtrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten ſie in mir eine Erinnerung, die ſehr komiſcher Art, die mich faſt bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verſchweigen kann. Ich geſtehe es, die ganze Erſcheinung Börnes, wie ſie ſich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeyvogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterſtadt regierte. Ich ſage regierte, da er mit unumſchränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majeſtätiſchen Reſpekt einflößte und uns ſchon durch ſeinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lermige Spiele trieben. Dieſer Polizeyvogt wurde plötzlich wahnſinnig und bildete ſich ein, er ſey ein kleiner Gaſſenjunge, und zu unſerer unheimlichſten Verwunderung ſahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrſcher, ſtatt Ruhe zu ſtiften, uns zu dem lauteſten Unfug aufforderte. „Ihr ſeyd viel zu zahm, rief er, ich aber will Euch zeigen, wie man Spektakel machen muß! „Und dabey fing er an wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häuſern, daß die Thürglocke abriß, und er warf Steine gegen die klirrenden Fenſterſcheiben, immer ſchreyend: ich will Euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht! Wir kleinen Buben amüſirten uns ſehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'ſchen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeyvogt, und mir war oft, als hörte ich wieder ſeine Stimme: ich will Euch lehren, wie man Spektakel macht!

In den mündlichen Geſprächen Börne's war die Steigerung ſeines politiſchen Wahnſinns minder auffallend, da ſie im Zuſammenhang blieb mit den Leidenſchaften, die in ſeiner nächſten Umgebung wütheten, ſich beſtändig ſchlagfertig hielten und nicht ſelten auch thatſächlich zuſchlugen. Als ich Börne zum zweitenmale beſuchte, in der

Rue de Provence, wo er ſich definitiv einquartirt hatte, fand ich in ſeinem Salon eine Menagerie von Menſchen wie man ſie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutſche Eisbären, welche Tabak rauchten, faſt immer ſchwiegen und nur dann und wann einige vaterländiſche Donnerworte im tiefſten Brumbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polniſcher Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die ſüßlich fadeſten Bemerkungen mit heiſerer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen franzöſiſchen Affen, der zu den häßlichſten gehörte, die ich jemals geſehen; er ſchnitt beſtändig Geſichter, damit man ſich das ſchönſte darunter ausſuchen möge. Das unbedeutendſte Subjekt in jener Börne'ſchen Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Mayn, der ihn gewiß in ſehr nüchterner Stimmung gezeugt, ... eine lange hagere Geſtalt, die wie der Schatten einer eau-de-Cologne-Flaſche ausſah, aber keineswegs wie der Inhalt derſelben roch. Trotz ſeines dünnen Ausſehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieſelben würde er gar nicht exiſtiren. Börne machte ſich beſtändig über ihn luſtig:

„Ich präſentire Ihnen hier einen *, es iſt freylich kein * erſter Größe, aber er iſt doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derſelben ſein Licht ... er iſt ein unterthäniger Verwandter der Herrn von Rothſchild ... Denken Sie ſich, Herr *, ich habe dieſe Nacht im Traum den frankfurter Rothſchild hängen ſehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte ...

Herr * erſchrak bei dieſen Worten, und wie in Todesangſt rief er: „Herr Berne, ich bitte Ihnen, ſagen ſie das nicht weiter . . . ich hab Grind . . .“ „Ich hab Grind“ — wiederholte mehrmals der junge Menſch, und indem er ſich gegen mich wandte, bat er mich mit leiſer Stimme ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir ſeine delikate „Poſiziaun“ zu vertrauen. „Sehen Sie“ fluſterte er heimlich, „ich habe eine delikate Poſiziaun. Von der einen Seite iſt Madame Wohl auf dem Wellgraben meine Tante und auf der anderen Seite iſt die Frau von Herrn von Rothſchild auch ſo zu ſagen meine Tante. Ich bitte Ihnen, erzählen Sie nicht im Hauſe des Herrn Baron v. Rothſchild, daß Sie mich hier bey Berne geſehen haben . . . ich hab Grind.“

Börne machte ſich über dieſen Unglücklichen beſtändig luſtig und beſonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälſchen Art wie er das Franzöſiſche ausſprach. „Mein lieber Landsmann „ſagte er," die Franzoſen haben Unrecht über Sie zu lachen; ſie offenbaren dadurch ihre Unwiſſenheit. Verſtänden ſie deutſch, ſo würden ſie einſehen, wie richtig ihre Redensarten konſtruirt ſind, nemlich vom deutſchen Standpunkte aus . . . Und warum ſollen Sie Ihre Nazionalität verläugnen? Ich bewundere ſogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Mutterſprache, das frankfurter Mauſcheln, ins Franzöſiſche übertragen . . . Die Franzoſen ſind ein unwiſſendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich deutſch zu lernen. Sie haben keine Geduld . . . Wir Deutſchen ſind das geduldigſte und gelehrigſte Volk . . . Wie viel müſſen wir ſchon als Knaben lernen! wie viel

Latein! wie viel Griechiſch, wie viel perſiſche Könige, und ihre ganze Sippſchaft bis zum Großvater! . . . ich wette, ſo ein unwiſſender Franzoſe weiß ſogar in ſeinen alten Tagen noch nicht, daß die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Aſtyages war. Auch haben wir die beſten Handbücher für alle Wiſſenſchaften herausgegeben. Neander's Kirchengeſchichte und Meyer Hirſch's Rechenbuch ſind klaſſiſch. Wir ſind ein denkendes Volk und weil wir ſo viel Gedanken hatten, daß wir ſie nicht alle aufſchreiben konnten, haben wir die Buchdruckerey erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherſchreiben oft das liebe Brod nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel."

Das deutſche Volk, brummte der deutſche Patriot aus ſeiner Ecke, hat auch das Pulver erfunden.

Börne wandte ſich raſch nach dem Patrioten, der ihn mit dieſer Bemerkung unterbrochen hatte, und ſprach ſarkaſtiſch lächelnd: „Sie irren ſich, mein Freund, man kann nicht ſo eigentlich behaupten, daß das deutſche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutſche Volk beſteht aus dreyßig Millionen Menſchen. Nur einer davon hat das Pulver erfunden . . . die übrigen, 29,999,999 Deutſche, haben das Pulver nicht erfunden. — Uebrigens iſt das Pulver eine gute Erfindung, eben ſo wie die Druckerey, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutſchen aber benutzen die Preſſe, um die Dummheit und das Pulver, um die Sklaverey zu verbreiten —“

Einlenkend, als man ihm dieſe irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingeſtehen, daß die deutſche Preſſe ſehr viel

Heil geſtiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muß man dieſes einräumen, in Beziehung auf bürgerliche Freyheit . . . Ach! wenn ich die ganze deutſche Geſchichte durchgehe, bemerke ich, daß die Deutſchen für bürgerliche Freyheit wenig Talent beſitzen, hingegen die Knechtſchaft, ſowohl theoretiſch als praktiſch, immer leicht erlernten und dieſe Disciplin nicht bloß zu Hauſe ſondern auch im Auslande mit Erfolg dozirten. Die Deutſchen waren immer die ludi magistri der Sklaverey, und wo der blinde Gehorſam in die Leiber oder in die Geiſter eingeprügelt werden ſollte, nahm man einen deutſchen Exerziermeiſter. Auch haben wir die Sklaverey über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieſer Sündfluth ſitzen deutſche Fürſtengeſchlechter auf allen Thronen Europas, wie nach uralten Ueberſchwemmungen, auf den höchſten Bergen die Reſte verſteinerter

Seeungeheuer gefunden werden .... Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frey, ſo wird ihm ein deutſcher Prügel auf den Rücken gebunden ... und ſogar in der heiligen Heimath des Harmodios und Ariſtogeitons, im wiederbefreyten Griechenland, wird jetzt deutſche Knechtſchaft eingeſetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt bayerſches Bier und herrſcht der bayerſche Stock... Ja, es iſt erſchrecklich, daß der König von Bayern dieſer kleine Tyrannos und ſchlechte Poet, ſeinen Sohn auf den Thron jenes Landes ſetzen durfte, wo einſt die Freyheit und die Dichtkunſt geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene giebt, welche Marathon und einen Berg, welcher Parnaß heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Gehirn zittert ... Wie ich in der heutigen Zeitung geleſen, haben wieder drey Studenten, in München, vor dem Bilde des König Ludwig's, niederknien und Abbitte thun müſſen. Niederknien vor dem Bilde eines Menſchen, der noch dazu ein ſchlechter Poet iſt! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieſer ſchlechte Dichter ſollte niederknien vor dem Bilde der Muſen und Abbitte thun, wegen ſeiner ſchlechten Verſe, wegen beleidigter Majeſtät der Poeſie! Sprecht mir jetzt noch von römiſchen Kaiſern, welche ſo viel Tauſende von Chriſten hinrichten ließen, weil dieſe nicht vor ihrem Bilde knien wollten . . . Jene Tyrannen waren wenigſtens Herrn der ganzen Welt, von Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute ſehen, wenn auch keine Götter, ſo waren ſie doch ſchöne Menſchen. Man beugt ſich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häßlichkeit. — — —“

— — Es bedarf wohl keines beſonderen Winks für den ſcharfſinnigen Leſer, aus welchen

Gründen ich den Frevler nicht weiter ſprechen laſſe. Ich glaube, die angeführten Phraſen ſind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; ſie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutſchen Tumultanten, die, ſeit der Juliusrevoluzion, in wilden Schwärmen nach Paris kamen und ſich ſchon gleich um Börne ſammelten. Es iſt kaum zu begreifen, wie dieſer ſonſt ſo geſcheute Kopf ſich von der roheſten Tobſucht beſchwatzen und zu den gewaltſamſten Hoffnungen verleiten laſſen konnte! Zunächſt gerieth er in den Kreis jenes Wahnſinnes, als deſſen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieſer F., man ſollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börne's. Die rothe Wuth, die in der Bruſt des einen kochte, das dreytägige Juliusfieber, das die Glieder des Einen rüttelte, der jakobiniſche Veitstanz worin der eine ſich drehte fand den entſprechenden Ausdruck in den Pariſer Briefen des Anderen. Mit dieſer Bemerkung will ich aber nur einen Geiſtesirrthum, keineswegs einen Herzensirrthum andeuten, bei dem Einen wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutſchen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbſtopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu ſolchem Zeugniß glaube ich mich um ſo mehr verpflichtet, da, ſeit er in ſtrenger Haft ſchweigen muß, die ſervile Verläumdung an ſeinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beſchuldigen; er zeigte namentlich im Unglück ſehr viel Charakter, er war durchglüht von reinſter Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die ſein Haupt umklingelt, müſſen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tauſendmal lieber als jener andre Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutſche Ueberſetzung der franzöſiſchen Revoluzion zu beſorgen, jener leiſe Schleicher, welcher matt und menſchenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne ausſah, die zur Abführung eingenommen . . . Übrigens rühmte man auch letztern als einen ehrlichen Mann, der ſogar ſeine Schulden bezahlte, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen ſolcher Ehrlichkeitsverdienſte ward er zum Finanzminiſter des erneuten deutſchen Reichs vorgeſchlagen . . . Im Vertrauen geſagt, er mußte ſich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Miniſters des Innern hatte F. ſchon vorweg vergeben, nemlich an Garnièr, wie er auch die deutſche Kaiſerkrone dem Hauptmanne S. bereits zugeſagt . . .

Garniėr freylich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S. zum deutſchen Kaiſer machen, weil dieſer Lump ihm Geld ſchuldig ſey und er ſonſt nicht zu ſeinem Gelde kommen könne . . . Das iſt aber unrichtig und zeugt nur von Garniėrs Medisançe; F. hat vielleicht aus republikaniſcher Argliſt eben das kläglichſte Subjekt zum Kaiſer gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen . . .

Der Einfluß des F. war indeſſen bald beendigt, als derſelbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an die Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporſtiegen; unter dieſen waren die bedeutendſten der ſchon erwähnte Garniėr und ein gewiſſer Wolfrum. Ich darf ſie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt iſt, und dem Andern, welcher ſich im ſicheren England befindet, durch die Hindeutung auf ſeine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; beide aber, Garnièr zum Theil, Wolfrum aber ganz, ſchöpften ihre Inſpirazionen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der pariſer Propaganda zu betrachten war. Der Wahnſinn blieb derſelbe, aber, um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda“ bedient; aber ich gebrauche daſſelbe in einem andern Sinne als gewiſſe Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verſtehen, eine Verſchwörung der revoluzionären Geiſter in ganz Europa, eine Art blutdürſtiger, atheiſtiſcher und regizider Maçonery. Nein, jene pariſer Propaganda beſtand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zuſammenkünfte von Handwerkern deutſcher Zunge, die in einem großen Saale des Paſſage Saumon oder in den Faubourgs ſich verſammelten, wohl fürnemlich, um in der lieben Sprache der Heimath über vaterländiſche Gegenſtände mit einander zu konverſiren, hier wurden nun, durch leidenſchaftliche Reden, im Sinne der rheinbayriſchen Tribüne, viele Gemüther fanatiſirt, und da der Republikanismus eine ſo grade Sache iſt, und leichter begreifbar, als z. B. die konſtituzionelle Regierungsform, wobey ſchon mancherley Kenntniſſe vorausgeſetzt werden: ſo dauerte es nicht lange und tauſende von deutſchen Handwerksgeſellen wurden Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Dieſe Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unſre deutſchen Regierungen ſchreckten, und vielleicht weit mächtiger als Börne's geſchriebene Reden war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutſchem Glauben einſogen und mit apoſtoliſchem Eifer in der Heimath verbreiteten. Ungeheuer groß iſt die Anzahl deutſcher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderſchaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutſche Blätter ſich darüber luſtig machten, daß Börne mit 600 Schneidergeſellen auf den Montmartre geſtiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, mußte ich mitleidig die Achſel zucken, aber am wenigſten über Börne, der eine Saat ausſtreute, die früh oder ſpät die furchtbarſten Früchte hervorbringt. Er ſprach ſehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig; nackte, kunſtloſe Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freylich nur ein einzigesmal reden hören, nemlich in dem Paſſage Saumon, wo Garnièr der „Volksverſammlung“ präſidirte . . . Börne ſprach über den Preßverein, welcher ſich vor ariſtokratiſcher Form zu bewahren habe; Garnièr donnerte gegen Nikolas, den Czaar von Rußland; ein verwachſener, krummbeinigter Schuſtergeſelle trat auf und behauptete, alle Menſchen ſeyen gleich ... Ich ärgerte mich nicht wenig über dieſe Impertinenz ... Es war das erſte und letzte Mal, daß ich der Volksverſammlung beywohnte.

Dieſes eine Mal war aber auch hinreichend ... Ich will Dir gern, lieber Leſer, bey dieſer Gelegenheit ein Geſtändniß machen, das Du eben nicht erwarteſt. Du meinſt vielleicht, der höchſte Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin beſtanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Capitol gekrönt zu werden, wie weiland Meſſer Francesco Petrarcha ... Nein, es waren vielmehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein

Leben gern auf öffentlichem Markte, vor einer bunten Verſammlung, das große Wort erhoben, welches die Leidenſchaften aufwühlt oder beſänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es Dir gern eingeſtehen, daß ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüſte anwandeln, mich oft in eine ſolche Rolle hineindachte. Ich wollte durchaus ein großer Redner werden, und wie Demoſthenes deklamirte ich zuweilen am einſamen Meeresſtrand, wenn Wind und Wellen brauſten und heulten; ſo übt man ſeine Lungen und gewöhnt ſich dran, mitten im größten Lärm einer Volksverſammlung zu ſprechen. Nicht ſelten ſprach ich auch auf freyem Felde vor einer großen Anzahl Ochſen und Kühe, und es gelang mir, das verſammelte Rindviehvolk zu überbrullen. Schwerer ſchon iſt es, vor Schaafen eine Rede zu halten. Bey allem, was

Du ihnen ſagſt, dieſen Schaafsköpfen, wenn Du ſie ermahnſt, ſich zu befreyen, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern . . . ſie antworten Dir, nach jedem Satze, mit einem ſo unerſchütterlich gelaſſenen Mäh! Mäh! daß man die Contenanze verlieren kann. Kurz, ich that alles, um, wenn bey uns einmal eine Revoluzion aufgeführt werden möchte, als deutſcher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! ſchon gleich bey der erſten Probe merkte ich, daß ich in einem ſolchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragiren kann. Und lebten ſie noch, weder Demoſthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutſchen Revoluzion als Sprecher auftreten: denn bey einer deutſchen Revoluzion wird geraucht. Denkt Euch meinen Schreck, als ich in Paris der obenerwähnten Volksverſammlung beywohnte, fand ich ſämmtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Maule, und der ganze Saal war ſo erfüllt von ſchlechtem Knaſterqualm, daß er mir gleich auf die Bruſt ſchlug und es mir platterdings unmöglich geweſen wäre, ein Wort zu reden...

Ich kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daß in einer deutſchen Revoluzion die Rolle eines Großſprechers in der Weiſe Börne's & Conſorten nicht für mich paßte. Ich merkte überhaupt, daß die deutſche Tribunalkarriere nicht eben mit Roſen, und am allerwenigſten mit reinlichen Roſen bedeckt. So z. B. mußt Du allen dieſen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern" recht derb die Hand drücken. Es iſt vielleicht metaphoriſch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er ſie nachher ins Feuer halten, um ſie zu reinigen; es iſt aber durchaus nicht bildlich, ſondern ganz buchſtäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, ſie nachher waſchen werde.

Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen geſehen, mit eigner Naſe gerochen haben, man muß mit eignen Ohren anhören, wie dieſer ſouveraine Rattenkönig ſich ausſpricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten:

„Man macht keine Revoluzion mit Lavendelöhl. So lange wir die Revoluzionen in den Büchern leſen, ſieht das alles ſehr ſchön aus, und es iſt damit, wie mit jenen Landſchaften, die, kunſtreich geſtochen auf dem weißen Velinpapier, ſo rein, ſo freundlich ausſehen, aber nachher, wenn man ſie in Natura betrachtet, vielleicht an Grandioſität gewinnen, doch einen ſehr ſchmutzigen und ſchäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer geſtochenen Miſthaufen riechen nicht, und der in Kupfer geſtochene Moraſt iſt leicht mit den Augen zu durchwaten!

War es Tugend oder Wahnſinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die ſchlimmſten Miſtdüfte mit Wonne einzuſchnaufen und ſich vergnüglich im plebejiſchen Koth zu wälzen? Wer löſt uns das Räthſel dieſes Mannes, der in weichlichſter Seide erzogen worden, ſpäterhin in ſtolzen Anflügen ſeine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende ſeiner Tage plötzlich uberſchnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der unterſten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entſetzlichſten Grade des Zorns, oder ergriff ihn der ſchauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, das war es vielleicht; er ſah, wie er dieſes ganze Leben hindurch mit all' ſeinem Geiſte und all' ſeiner Mäßigung nichts ausgerichtet hatte, weder für ſich, noch für Andere, und er verhüllte ſein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder ſehen, noch hören, und ſtürzte ſich in den heulenden Abgrund . . . Das iſt immer eine Reſource, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bey jenen hoffnungsloſen Marken, wo alle Blumen verwelkt ſind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür ſtehen, daß ich nicht einſt unter denſelben Umſtänden daſſelbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabaksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaſchenſten Reden vor dem ungewaſchenſten Publikum . . .

Blätternd in Börne's Pariſer Briefen, ſtieß ich jüngſt auf eine Stelle, welche mit den Äußerungen, die mir oben entſchlüpft, einen ſonderbaren Zuſammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

— — „Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byron's Genius, auf ſeiner Reiſe durch das Firmament, auf die Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bey mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner

Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.“

Dieſes ſchrieb Börne den 20. März 1831. Wie über andre, hat er auch über ſich ſelber ſchlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angſt und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungeſtüme Glöckner an den Strängen riſſen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenoſſenſchaftlichen Paſſionen als Organ diente und ſeine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, ſondern als Dokument unſerer politiſchen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müſſen. Was in jener Periode ſich beſonders geltend machte und die Gährung bis zur kochenden Sud ſteigerte, waren die polniſchen und rheinbairiſchen Vorgänge, und dieſe haben auf den Geiſt Börne's den mächtigſten Einfluß geübt. Eben ſo glühend, wie einſeitig war ſein Enthuſiasmus für die Sache Polens, und als dieſes muthige Land unterlag, trotz der wunderbarſten Tapferkeit ſeiner Helden, da brachen bey Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schickſal ſo vieler edlen Märtyrer der Freyheit, die, in langen Trauerzügen Deutſchland durchwandernd, ſich in Paris verſammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in ſeine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch ich Dich, theurer Leſer, an dieſe Betrübniſſe zu erinnern, Du haſt in Deutſchland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angeſehen, und Du weißt, wie das ruhige, ſtille deutſche Volk, das die eignen Landesnöthen ſo geduldig erträgt, bey dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn ſo gewaltig erſchüttert wurde und ſo ſehr außer Faſſung kam, daß wir nahe daran waren, für jene Fremden das zu thun, was wir nimmermehr für uns ſelber thäten, nemlich die heiligſten Unterthanenpflichten bey Seite zu ſetzen und eine Revoluzion zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitliche Plackereyen und demagogiſche Schriften, hat der Durchzug der Polen den deutſchen Michel revoluzionirt, und es war ein großer Fehler der reſpektiven deutſchen Regierungen, daß ſie jenen Durchzug in der bekannten Weiſe geſtatteten. Der größere Fehler freylich beſtand darin, daß ſie die Polen nicht längere Zeit in Deutſchland verweilen ließen; denn dieſe Ritter der Freyheit hätten bey verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchſt bedrohliche Sympathie, die ſie den Deutſchen einflößten, ſelber wieder zerſtört. Aber ſie zogen raſch durch's Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit einer den anderen zu diskreditiren, und ſie hinterließen die ſtaatsgefährlichſte Aufregung.

Ja, wir Deutſchen waren nahe daran, eine Revoluzion zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, ſondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung, für unſere armen Gaſtfreunde, die Polen. Thatſächlich ſchlugen unſre Herzen, wenn dieſe uns am Kamin erzählten, wie viel ſie ausgeſtanden von den Ruſſen, wie viel Elend, wie viel Knutenſchläge . . . bey den Schlägen horchten wir noch ſympathetiſcher, denn eine geheime Ahnung ſagte uns, die ruſſiſchen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, ſeyen dieſelben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutſchen Mütter ſchlugen angſtvoll die Hände über den Kopf, als ſie hörten, daß der Kaiſer Nikolas, der Menſchenfreſſer, alle Morgen drey kleine Polenkinder verſpeiſe, ganz roh, mit Eſſig und Öhl. Aber am tiefſten erſchüttert waren unſre Jungfrauen, wenn ſie im Mondſchein an der Heldenbruſt der polniſchen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warſchau und den Sieg der ruſſiſchen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzoſen, die bey ſolchen Gelegenheiten nur ſchäkerten und lachten . . . nein, dieſe larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, ſie hatten Gemüth, und nichts gleicht der holden Schwärmerey, womit deutſche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beſchworen, ſo ſchnell als möglich eine Revoluzion zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Eine Revoluzion iſt ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück iſt eine verunglückte Revoluzion; und mit einer ſolchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordiſchen Freunde, die in unſre Angelegenheiten alle jene Verwirrung und Unzuverläſſigkeit gebracht hätten, wodurch ſie ſelber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmiſchung wäre uns um ſo verderblicher geworden, da die deutſche Unerfahrenheit ſich von den Rathſchlägen jener kleinen polniſchen Schlauheit, die ſich für politiſche Einſicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutſche Beſcheidenheit, beſiechen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen iſt, dieſen letztern die wichtigſten Führerſtellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals, in dieſer Beziehung, über die Popularität der Polen nicht wenig geängſtigt. Es hat ſich vieles ſeitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutſchen Freyheitsintereſſen einer ſpätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten. Ach nein, wenn einſt Deutſchland ſich wieder rüttelt, und dieſe Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach exiſtiren, ſie werden ganz mit den Ruſſen verſchmolzen ſeyn, und als ſolche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und ſie werden für uns minder gefährlich ſeyn als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, iſt jener Ruſſenhaß, den ſie bey uns geſät und der, ſtill fortwuchernd im deutſchen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde ſchlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Rieſen, der jetzt noch ſchläft und im Schlafe wächſt, die Füße weitausſtreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anſtoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutſchland wird einſt mit dieſem Rieſen den Kampf beſtehen müſſen, und für dieſen Fall iſt es gut, daß wir die Ruſſen ſchon fruh haſſen lernten, daß dieſer Haß in uns geſteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran Theil nehmen . . . das iſt ein Dienſt, den uns die Polen leiſten, die jetzt als Propaganda des Ruſſenhaſſes in der ganzen Welt umherwandern. Ach, dieſe unglücklichen Polen! ſie ſelber werden einſt die nächſten Opfer unſeres blinden Zornes ſeyn, ſie werden einſt, wenn der Kampf beginnt, die ruſſiſche Avantgarde bilden, und ſie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Haſſes, den ſie ſelber geſät. Iſt es der Wille des Schickſals, oder iſt es glorreiche Beſchränktheit, was die Polen immer dazu verdammte, ſich ſelber die ſchlimmſte Falle und endlich die Todesgrube zu graben . . . ſeit den Tagen Sobieski's, der die Türken ſchlug, Polens natürliche Alliirte, und die Öſtreicher rettete . . . der ritterliche Dummkopf!

Ich habe oben von der „kleinen polniſchen Schlauheit" geſprochen. Ich glaube, dieſer Ausdruck wird keiner Mißdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, deſſen Herz am früheſten für Polen ſchlug und der lange ſchon vor der polniſchen Revoluzion für dieſes heldenmüthige Volk ſprach und litt.

Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daß ich nachträglich bemerke, er bezieht ſich hier auf die Jahre 1831 und 1832, wo die Polen von der großen Wiſſenſchaft der Freyheit nicht einmal die erſten Elementarkenntniſſe beſaßen, und die Politik ihnen nichts anders dünkte, als eben ein Gewebe von Weiberkniffen und Hinterliſt, kurz als eine Manifeſtazion jener „kleinen polniſchen Schlauheit,“ für welche ſie ſich ein ganz beſonderes Talent zutrauten.

Dieſe Polen waren gleichſam ihrem heimathlichen Mittelalter entſprungen, und, ganze Urwälder von Unwiſſenheit im Kopfe tragend, ſtürmten ſie nach Paris, und hier warfen ſie ſich entweder in die Sekzionen der Republikaner oder in die Sakriſteyen der katholiſchen Schule: denn um Republikaner zu ſeyn, dazu braucht man wenig zu wiſſen, und um Katholik zu ſeyn, braucht man gar nichts zu wiſſen, ſondern braucht man nur zu glauben. Die Geſcheuteſten unter ihnen begriffen die Revoluzion nur in der Form der Emeute, und ſie ahneten nimmermehr, daß namentlich in Deutſchland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Eben ſo unheilvoll, wie ſpaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutſchen Regierungen verfuhr. Er hatte nemlich bey dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine ſtille deutſche Stadt in Bewegung zu ſetzen, und da er der gelehrteſte Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wußte, daß Deutſchland aus einigen dreyßig Staaten beſteht, ſchickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptſtadt eines dieſer Staaten . . . er ſetzte gleichſam einen Polen auf irgend einen jener dreyßig deutſchen Staaten, wie auf die Nummern eines

Roulets, wahrſcheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: an einem einzigen Polen iſt nicht viel verloren, verurſacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, ſo kommt vielleicht eine ganze Revoluzion dabey heraus!

Ich ſpreche von 1831 und 1832. Seitdem ſind acht Jahre verfloſſen, und eben ſo gut, wie die Helden deutſcher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und viele von ihnen konnten die ſchreckliche Muße des Exils zum Studium der Civiliſazion benutzen. Das Unglück hat ſie ernſthaft geſchult und ſie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn ſie einſt in ihr Vaterland zurückkehren, werden ſie dort die heilſamſte Saat ausſtreuen, und wo nicht ihre Heimath, doch gewiß die Welt wird die Früchte ihrer Ausſaat ärndten. Das Licht, das ſie einſt mit nach Hauſe bringen, wird ſich vielleicht weit verbreiten nach dem fernſten Nordoſten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen ſetzen, ſo daß bey der auflodernden Helle unſere Feinde ſich einander beſchauen und vor einander entſetzen werden . . . ſie würgen ſich alsdann unter einander in wahnſinnigem Wechſelſchreck und erlöſen uns von aller Gefahr ihres Beſuches. Die Vorſehung vertraut das Licht zuweilen den ungeſchickteſten Händen, damit ein heilſamer Brand entſtehe in der Welt . . .

Nein, Polen iſt noch nicht verloren . . . Mit ſeiner politiſchen Exiſtenz iſt ſein wirkliches Leben noch nicht abgeſchloſſen. Wie einſt Iſrael nach dem Falle Jeruſalems, ſo vielleicht nach dem Falle Warſchaus erhebt Polen ſich zu den höchſten Beſtimmungen. Es ſind dieſem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menſchheit höher ſchätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebſt Pferdegetrampel ſeiner nazionalen Vergangenheit! Und auch ohne ſolche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren ſeyn . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichſten Blättern der Geſchichte!!!

Nächſt dem Durchzug der Polen habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächſten Hebel bezeichnet, welcher nach der Julius-Revoluzion die Aufregung in Deutſchland bewirkte und auch auf unſere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte. Die hieſige Volksverſammlung war im Anfang nichts anderes, als eine Filialgeſellſchaft des Preßvereins von Zweybrücken. Einer der gewaltigſten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksverſammlung ſprechen gehört, ſah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffehauſe, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redaktoren der augsburger Allg. Zeitung mit dem Strang bedrohte . . . (Ich wundre mich, daß ich damals noch den Muth hatte als Redakteur der Allg. Zeitung thätig zu ſeyn . . . Jetzt ſind die Zeiten minder gefährlich . . . Es ſind ſeitdem acht Jahre verfloſſen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken iſt in dieſem Augenblick einer der ſchreibſeligſten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung . . .)

Von Rheinbayern ſollte die deutſche Revoluzion ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freyheit, der Heiland, in der Wiege lag und welterlöſend greinte. Neben dieſer Wiege brüllte manches Oechslein, das ſpäterhin, als man auf ſeine Hörner zählte, ſich als ein ſehr gemüthliches Rindvieh verwies. Man glaubte ganz ſicher, daß die deutſche Revoluzion in Zweybrücken beginnen würde, und alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie geſagt, die Gemüthlichkeit einiger Perſonen vereitelte jenes polizeywidrige Unterfangen. Da war z. B. unter den verſchwornen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lauteſten wüthete, der von Tyrannenhaß am tollſten überſprudelte, und dieſer ſollte, mit der erſten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptpoſten bewachte, gleich niederſtechen . . . „Was! — rief der Mann, als man ihm dieſe Ordre gab, — was! mir, mir konntet Ihr eine ſo ſchauderhafte, ſo abſcheuliche, ſo blutdürſtige Handlung zumuthen? Ich, Ich ſoll eine unſchuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und dieſe Schildwache iſt vielleicht ebenfalls ein Familienvater. Ein Familienvater ſoll einen Familienvater ermorden! ja tödten! umbringen!“

Da der Dr. Piſtor, einer der Zweybrücker Helden, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entſprungen iſt, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er verſicherte, mir, daß die deutſche Revoluzion durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajournirt wurde. Und doch war der Moment ziemlich günſtig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Feſtes hatte mit einiger Ausſicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutſchland verſucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte Termin den die Göttinn der Freyheit uns gewährte; die Sterne waren günſtig; ſeitdem erloſch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren ſehr viele Männer der That verſammelt die ſelber von ernſtem Willen glühten und auf die ſicherſte Hülfe rechnen konnten. Jeder ſah ein, es ſey der rechte Moment zu dem großen Wagniß, und die meiſten ſetzten gerne Glück und Leben auf's Spiel . . . Wahrlich es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt die Revoluzion zu beginnen?

Ich wage es kaum zu ſagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geſchichte aus authentiſcher Quelle, nemlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und ſelber zu Hambach in dem Comite ſaß, wo man über die anzufangende Revoluzion debattirte; er geſtand mir nemlich im Vertrauen; als die

Frage der Competenz zur Sprache gekommen, als man darüber ſtritt, ob die zu Hambach anweſenden Patrioten auch wirklich kompetent ſeyen im Namen von ganz Deutſchland eine Revoluzion anzufangen? da ſeyen diejenigen, welche zur raſchen That riethen, durch die Mehrheit überſtimmt worden, und die Entſcheidung lautete: „man ſey nicht kompetent.“

O Schilda, mein Vaterland!

Venedey möge es mir verzeihen, wenn ich dieſe geheime Competenzgeſchichte ausplaudre und ihn ſelber als Gewährsmann nenne; aber es iſt die beſte Geſchichte, die ich auf dieſer Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergeſſe ich alle Kümmerniſſe dieſes irdiſchen Jammerthals, und vielleicht einſt, nach dem Tode, in der neblichten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an dieſe Competenzgeſchichte mich aufheitern können . . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich ſie dort Proſerpinen erzähle, der mürriſchen Gemahlin des Höllengotts, ſo wird ſie lächeln, vielleicht laut lachen . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Iſt die Geſchichte nicht werth mit goldenen Buchſtaben auf Sammt geſtickt zu werden, wie die Gedichte des Mollakat, welche in der Moſchee von Mecka zu ſchauen ſind? Ich möchte ſie jedenfalls in Verſe bringen und in Muſik ſetzen laſſen, damit ſie großen Königskindern als Wiegenlied vorgeſungen werde . . . Ihr könnt ruhig ſchlafen, und zur Belohnung für das furchtheilende Lied, das ich Euch geſungen, Ihr großen Königskinder, ich bitte Euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten . . . Ihr habt nichts zu riskiren, die deutſche Revoluzion iſt noch weit von Euch entfernt, gut Ding will Weile und die Frage der Competenz iſt noch nicht entſchieden . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Wie dem aber auch ſey, das Feſt von Hambach gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen der deutſchen Geſchichte, und wenn ich Börne glauben ſoll, der dieſem Feſte beywohnte, ſo gewährte daſſelbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freyheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bey ſeiner Rückkehr von Hambach, daß ich ihn wiederſah, aber auch zum letztenmale in dieſem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuillerien ſpaziren, er erzählte mir viel von Hambach und war noch ganz begeiſtert von dem Jubel jener großen

Volksfeyer. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anſtand rühmen, die dort herrſchten. Es iſt wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Exceſſe, weder betrunkene Tobſucht, noch pöbelhafte Roheit, und die Orgie, der Kirmestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgeſprochen in jenen Reden, die zum Theil ſpäterhin gedruckt erſchienen. Aber der eigentliche Wahnwitz ward bloß geflüſtert. Börne erzählte mir: während er mit Siebenpfeifer redete, nahte ſich demſelben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte in's Ohr, worauf jener verneinend den Kopf ſchüttelte. „Aus Neugier" ſetzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeifer, was der Bauer gewollt, und jener geſtand mir, daß der alte Bauer ihm mit beſtimmten Worten geſagt habe: Herr Siebenpfeiſer, wenn Sie König ſein wollen, wir machen Sie dazu!"

„Ich habe mich ſehr amuſirt" — fuhr Börne fort — „wir waren dort alle wie Blutsfreunde, druckten uns die Hände, tranken Bruderſchaft, und ich erinnere mich beſonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutſchen ſind ein ganz prächtiges Volk und gar nicht mehr ſo unpraktiſch wie ſonſt. Wir hatten in Hambach auch das lieblichſte Maywetter, wie Milch und Roſen, und ein ſchönes Mädchen war dort, die mir die Hand kuſſen wollte, als wär ich ein alter Kapuziner; ich habe das nicht gelitten, und Vater und Mutter befahlen ihr mich auf den Mund zu kuſſen, und verſicherten mir, daß ſie mit dem größten Vergnugen meine ſämmtlichen Schriften geleſen.

Ich habe mich ſehr amuſirt. Auch meine Uhr iſt mir geſtohlen werden. Aber das freut mich ebenfalls, das iſt gut, das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und das iſt gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher deſto leichter reuſſiren. Da iſt der verwünſchte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend ſey das Prinzip der Republikaner! und ich ängſtigte mich ſchon daß unſere Parthey aus lauter ehrlichen Leuten beſtehen und deshalb nichts ausrichten würde. Es iſt durchaus nöthig, daß wir, eben ſo gut wie unſre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gerne den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemauſt; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, ſogleich die Polizey übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nemlich im hamburger Correſpondenten annonziren, daß ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von 100 Louisd'or auszahle. Die Uhr iſt es werth, ſchon als Curioſität: es iſt nemlich die erſte Uhr, welche die deutſche Freiheit geſtohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unſerer ſchläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir ſtehlen auch!"

Der arme Börne konnte nicht aufhören von Hambach zu reden und von dem Plaiſir, das er dort genoſſen. Es war, als ob er ahnte, daß er zum letzten Mal in Deutſchland geweſen, zum letztenmal deutſche Luft geathmet, deutſche Dummheiten eingeſogen, mit durſtigen Ohren — „Ach!" ſeufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk ſchmachtet, ſo ſchmachte ich manchmal nach jenen friſchen erquicklichen Dummheiten, wie ſie nur auf dem Boden unſeres Vaterlands gedeihen. Dieſe ſind ſo tiefſinnig, ſo melancholiſch luſtig, daß einem das Herz dabey jauchzt. Hier bei den Franzoſen ſind die Dummheiten ſo trocken, ſo oberflächlich, ſo vernünftig, daß ſie für jemand, der an Beſſeres gewohnt, ganz ungenießbar ſind. Ich werde deshalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer und ſterbe am Ende. Das Exil iſt eine ſchreckliche Sache. Komme ich einſt in den Himmel, ich werde mich gewiß auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die ſo ſchön ſingen und ſo gut riechen . . . ſie ſprechen ja kein deutſch und rauchen keinen Kanaſter . . . Nur im Vaterland iſt mir wohl! Vaterlandsliebe! Ich lache über dieſes Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt . . . Sie könnten eben ſo gut von Milchbreyliebe ſprechen. Milchbreyliebe! In einer afrikaniſchen Sandwüſte hat das Wort ſchon ſeine Bedeutung. Wenn ich je ſo glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutſchland zurückzukehren, ſo nennen ſie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftſteller ſchreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man einen im Gefängniß ausſagen läßt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig feſtſetzen laſſen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schickſal vorausſagte, ja denen ich alles vorausſagte wie ich es im Traum geſehen . . ."

„Ja, das war ein närriſcher Traum," — rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düſteren Stimmung in die heitere überſpringend, wie es ſeine Gewohnheit war — „das war ein närriſcher Traum! Die Erzählungen des Handwerksburſchen, der in Amerika geweſen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieſer erzählte mir nemlich, in den nordamerikaniſchen Staaten ſähe man auf der Straße ſehr große

Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geſchrieben ſteht, in welchem Gaſthaus und an welchem Tage ſie als Tortulſuppe verſpeiſt werden. Ich weiß nicht, warum mich dieſe Erzählung ſo ſehr frappirte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die ſo ruhig durch die Straßen von Boſton umher kriechen, und nicht wiſſen, daß auf ihrem Rücken ganz beſtimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geſchrieben ſteht ... Und Nachts, denken Sie ſich, im Traume, ſehe ich meine Freunde, die deutſchen Patrioten, in lauter ſolche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines jeden ſteht mit großen Buchſtaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einſtecken werde in den verdammten Suppentopf ... Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht ſagen, was mir geträumt: denn ſie hättens mir übel genommen, daß ſie, die Männer der Bewegung, mir als langſame Schildkröten erſchienen . . . Aber das Exil, das Exil, das iſt eine ſchreckliche Sache . . . Ach! wie beneide ich die franzöſiſchen Republikaner! Sie leiden aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes ſteht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzoſen, welche hier in Paris kämpfen, und alle jene theuren Denkmaler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und ſie tröſten und aufmuntern! Hier ſprechen die Steine und ſingen die Bäume, und ſo ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nemlich die Märtyrgeſchichte der Menſchheit weit eindringlicher als alle Profeſſoren der hiſtoriſchen Schule zu Berlin und Göttingen. Und dieſe Kaſtanienbäume, hier in den Tuilerien, iſt es nicht als ſängen ſie heimlich die Marſaillaiſe mit ihren tauſend grünen Zungen? ... Hier iſt heiliger Boden, hier ſollte man die Schuhe ausziehen, wenn man ſpaziren geht ... Hier links iſt die Terraſſe der Feuillands; dort rechts, wo ſich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Club der Jakobiner ſeine Sitzungen ... Hier vor uns, im Tuilleriengebäude, donnerte der Convent, die Titanenverſammlung, wogegen Bonaparte mit ſeinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erſcheint ... dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Exempel ſtatuirt wurde ... Und zwiſchen beiden, zwiſchen Schloß und Richtplatz, zwiſchen Feuillands- und Jakobiner-Club, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum ...“

An dieſen alten Kaſtanienbäumen in den Tuilleriengarten ſind aber mitunter ſehr morſche Aeſte, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phraſe ſchließen wollte, brach mit lautem Gekrach ein Aſt jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterſtürzend, hätte er uns beide ſchier zerſchmettert, wenn wir nicht haſtig zur Seite ſprangen. Börne, welcher nicht ſo ſchnell wie ich ſich rette, ward von einem Zweige des fallenden Aſtes an der Hand verletzt, und brummte verdrießlich: „Ein böſes Zeichen!“

Viertes Buch.

— Und dennoch beurkundete das Feſt von Hambach einen großen Fortſchritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feſte vergleicht, das einſt ebenfalls zur Verherrlichung gemeinſamer Volksintereſſen auf der Wartburg ſtatt fand. Nur in Auſſendingen, in Zufälligkeiten, ſind ſich beide Bergfeuer ſehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Weſen nach. Der Geiſt, der ſich auf Hambach ausſprach, iſt grundverſchieden von dem Geiſte, oder vielmehr von dem Geſpenſte, das auf der Wartburg ſeinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder und mit der ganzen Menſchheit ward Brüderſchaft getrunken; hier aber auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obſcuren Rabengeſang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten geſagt und gethan, die des blödſinnigſten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der franzöſiſche Liberalismus ſeine trunkenſten Bergpredigten, und ſprach man auch viel unvernünſtiges, ſo ward doch die Vernunſt ſelber anerkannt als jene höchſte Autorität die da bindet und löſet und den Geſetzen ihre Geſetze vorſchreibt; auf der Wartburg hingegen herrſchte jener beſchränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, deſſen Liebe aber nichts anders war als Haß des Fremden und deſſen Glaube nur in der Unvernunſt beſtand, und der in ſeiner Unwiſſenheit nichts Beſſeres zu erfinden wußte als Bücher zu verbrennen! Ich ſage Unwiſſenheit, denn in dieſer Beziehung war jene frühere Oppoſizion, die wir unter dem Namen

„die Altdeutſchen“ kennen, noch großartiger als die neuere Oppoſizion, obgleich dieſe nicht gar beſonders durch Gelehrſamkeit glänzt. Eben derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorſchlag brachte, war auch zugleich das unwiſſendſte Geſchöpf, das je auf Erden turnte und altdeutſche Lesarten herausgab: wahrhaftig, dieſes Subjekt hätte auch Bröder's lateiniſche Gramatik in's Feuer werfen ſollen!

Sonderbar! trotz ihrer Unwiſſenheit hatten die ſogenannten Altdeutſchen von der deutſchen Gelahrtheit einen gewiſſen Pedantismus geborgt, der ebenſo widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinſeligen Sylbenſtechen und Auspünkteln diskutirten ſie über die Kennzeichen deutſcher Nazionalität! wo fängt der Germane an? wo hört er auf? darf ein Deutſcher Tabak rauchen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutſcher Handſchuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der ſchmutzige Maßmann wollte ganz ſicher gehen und trug gar keine.) Aber Biertrinken darf ein Deutſcher, und er ſoll es als ächter Sohn Germanias; denn Tacitus ſpricht ganz beſtimmt von deutſcher Cerevisia. Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einſt bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutſchen Freunde die Proſkripzionsliſten anfertigten, für den Tag wo ſie zur Herrſchaft gelangen würden. Wer nur im ſiebenten Glied von einem Franzoſen, Juden oder Slaven abſtammte, ward zum Exil verurtheilt. Wer nur im mindeſten etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutſche Lächerlichkeiten geſchrieben hatte, konnte ſich auf den Tod gefaßt machen, und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich dieſe urſprünglich eine deutſche Erfindung und ſchon im Mittelalter bekannt war, unter dem Namen „die welſche Falle.“ Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit, daß man ganz ernſthaft debattirte: ob man einen gewiſſen berliner Schriftſteller, der ſich im erſten Bande ſeines Werkes gegen die Turnkunſt ausgeſprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proſcripzionsliſte ſetzen dürfe: denn der letzte Band ſeines Buches ſey noch nicht erſchienen, und in dieſem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge ſagen, die den inkrimirten Äußerungen des erſten Bandes eine ganz andere Bedeutung ertheilen.

Sind dieſe dunklen Narren, die ſogenannten Deutſchthümler, ganz vom Schauplatz verſchwunden? Nein. Sie haben bloß ihre ſchwarzen Röcke, die Livree ihres Wahnſinns, abgelegt. Die meiſten entledigten ſich ſogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren ſie der neuen Oppoſition deſto gefährlicher während der politiſchen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutſchen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutſchthümlern, die mit ſauren Lippen die moderne Parole nachlallten und ſogar die Marſeillaiſe ſangen . . . ſie ſchnitten dabey die fatalſten Geſichter . . . Jedoch es galt einen gemeinſchaftlichen Kampf für ein gemeinſchaftliches Intereſſe, für die Einheit Deutſchlands, der einzigen Fortſchritts-Idee, die jene frühere Oppoſizion zu Markte gebracht. Unſere Niederlage iſt vielleicht ein Glück . . . Man hätte als Waffenbrüder treulich neben einander gefochten, man wäre ſehr einig geweſen während der Schlacht, ſogar noch in der Stunde des Sieges . . . aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die ultima ratio populorum zu ſchlichten war, nemlich durch die welſche Falle. Die Kurzſichtigen freylich unter den deutſchen Revoluzionären beurtheilten Alles nach franzöſiſchen Maßſtäben, und ſie ſonderten ſich ſchon in Conſtituzionelle und Republikaner und wiederum in Girondiſten und Montagnards, und nach ſolchen Eintheilungen haßten und verläumdeten ſie ſich ſchon um die Wette: aber die Wiſſenden wußten ſehr gut, daß es im Heere der deutſchen Revoluzion eigentlich nur zwey grundverſchiedene Partheyen gab, die keiner Transakzion fähig und heimlich dem blutigſten Hader entgegenzürnten. Welche von beiden ſchien die überwiegende? Die Wiſſenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daß ihre Parthey, welche den Grundſätzen der franzöſiſchen Freyheitslehre huldigte, zwar an Zahl die ſtärkere, aber an Glaubenseifer und Hülfsmitteln die ſchwächere ſey. In der That, jene regenerirten

Deutſchthümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöſer Art, überflügelte leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner ſtehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beſchwört, die Worte „Vaterland, Deutſchland, Glauben der Väter u. ſ. w.“ elektriſiren die unklaren Volksmaſſen noch immer weit ſicherer als die Worte: „Menſchheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit ....!“ Ich will hiermit andeuten, daß jene Repräſentanten der Nazionalität im deutſchen Boden weit tiefer wurzeln, als die Repräſentanten des Cosmopolitismus, und daß letztere im Kampfe mit jenen wahrſcheinlich den Kürzern ziehen, wenn ſie ihnen nicht ſchleunigſt zuvorkommen ... durch die welſche Falle.

In Revoluzionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwiſchen Tödten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von ſolchen Zeiten, wenn man nicht etwas gekoſtet hat von dem Fieber, das alsdann die Menſchen ſchüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweiſe einhaucht. Es iſt unmöglich, die Worte und Thaten ſolcher Zeiten während der Windſtille einer Friedensperiode, wie die jetzige, zu beurtheilen.

Ich weiß nicht, in wie weit obige Andeutungen einem ſtillen Verſtändniß begegnen. Unſere Nachfolger erben vielleicht unſere geheimen Uebel, und es iſt Pflicht, daß wir ſie darauf hinweiſen, welches Heilmittel wir für probat hielten. Zugleich habe ich hier oben inſinuirt, in wie fern zwiſchen mir und jenen Revoluzionären, die den franzöſiſchen Jakobinismus auf deutſche Verhältniſſe übertrugen, eine gewiſſe Verbündung ſtatt finden mußte . . . Trotz dem, daß mich meine politiſchen Meinungen von ihnen ſchieden im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit denſelben angeſchloſſen haben auf den Schlachtfeldern der That . . . Wir hatten ja gemeinſchaftliche Feinde und gemeinſchaftliche Gefahren!

Freylich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revoluzionäre nie die poſitiven Garantien dieſer natürlichen Allianz begriffen. Auch war ich ihnen ſo weit vorausgeſchritten, daß ſie mich nicht mehr ſahen, und in ihrer Kurzſichtigkeit glaubten ſie, ich wäre zurückgeblieben.

. . . .

Es iſt weder hier der Ort, noch iſt es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die ſich bald nach der Juliusrevoluzion zwiſchen mir und den deutſchen Revoluzionären in Paris kund geben mußten. Als der bedeutendſte Repräſentant dieſer letzteren muß unſer Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren ſeines Lebens, als, in Folge der republikaniſchen Niederlagen, die zwey thätigſten Agitatoren, Garnièr und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von erſterem iſt bereits Erwähnung geſchehn. Er war einer der rüſtigſten Umtriebler, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er alle demagogiſche Talente im höchſten Grade beſaß. Ein Menſch von vielem Geiſte, auch vielen Kenntniſſen und großer Beredſamkeit. Aber ein Intriguant. In den Stürmen einer deutſchen Revoluzion hätte Garnièr gewiß eine Rolle geſpielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm ſchlecht. Man ſagt, er mußte von Paris flüchten, weil ſein Gaſtwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speiſen zu vergiften drohte, ſondern indem er ihm gar keine Speiſen mehr ohne baare Bezahlung verabreichen wollte. Der andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Menſch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Commis in einem Handlungshauſe conditionirte, aber ſeine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freyheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, ſeine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeiſterung getriebener Menſch, und ich halte mich um ſo mehr verpflichtet, dieſes auszuſprechen, da ſein Andenken noch nicht ganz gereinigt iſt von einer ſchauderhaften Verläumdung. Als er nemlich aus Paris verwieſen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Miniſter des Innern, ob dieſer Willkühr in der

Kammer zur Rede ſtellte, ſchnäuzte d'Argout ſeine lange Naſe und behauptete: der Verwieſene ſey ein Agent der bayerſchen Jeſuiten geweſen und unter ſeinen Papieren habe man die Beweisſtücke gefunden. Als Wolfrum, welcher ſich in Belgien aufhielt, von dieſer ſchnöden Beſchuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Baarſchaft nur zu Fuße reiſen, und, erkrankt durch Übermüdung und innere Aufregung, mußte er bey ſeiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier ſtarb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnièr waren immer Börne's treue Anhänger, aber ſie behaupteten ihm gegenüber eine gewiſſe Unabhängigkeit, und nicht ſelten ſchöpften ſie ihre Inſpirazionen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber dieſe beiden verſchwanden, trat Börne unter den Revoluzionären zu Paris unmittelbar perſönlich hervor, er herrſchte nicht mehr durch Agenten ſeines Willens, ſondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofſtaat von beſchränkten und erhitzten Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten. Unter dieſen lieben Getreuen ſaß er in aller Majeſtät ſeines buntſeidenen Schlafrocks und hielt Gericht über die Großen dieſer Erde, und neben dem Czaaren aller Reußen war es wohl der Schreiber dieſer Blätter, den ſein rhadamantiſcher Zorn am ſtärkſten traf . . . Was in ſeinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die grellſte Ergänzung, und der argwöhniſche Kleingeiſt, der ihn bemeiſterte, und eine gewiſſe infame Tugend, die für die heilige Sache ſogar die Lüge nicht verſchmäht, kurz Beſchränktheit und Selbſttäuſchung, trieben den Mann bis in die Moräſte der Verläumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhniſcher Kleingeiſt" ſoll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommenſten Repräſentanten gefunden. Mit dieſem hatte Börne zuletzt die größte Aehnlichkeit: im Geſichte lauerndes Mißtrauen, im Herzen eine blutdürſtige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe . . . Nur ſtand ihm keine Guillotine zu Gebothe, und er mußte zu Worten ſeine Zuflucht nehmen und bloß verläumden. Auch dieſer Vorwurf trifft mehr die Gattungen; denn ſonderbar! eben ſo wie die Jeſuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptirt, vielleicht weil ſich beide der höchſten Zwecke bewußt waren: jene ſtritten für die Sache Gottes, dieſe für die Sache der Menſchheit . . . Wir wollen ihnen daher ihre Verläumdungen verzeihen!

Ob aber bey Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Neid im Spiele war? Er war ja ein Menſch, und während er glaubte, er ruinire den guten Leumund eines Andersgeſinnten nur im Intereſſe der Republik, während er ſich vielleicht noch etwas darauf zu Gute that, dieſes Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewußt die verſteckten Gelüſte der eignen böſen Natur, wie einſt Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in Betreff meiner hat der Selige ſich ſolchen Privatgefühlen hingegeben, und alle ſeine Anfeindungen waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine

Tambour-Maitre gegen den großen Tambour-Major empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgeſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre, mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Kokketterie erwiedre!

Der Umgebung Börne's mag ebenfalls vieles von den angedeuteten Verirrungen zur Laſt fallen; er ward von den lieben Getreuen zu mancher ſchlimmen Aeußerung angeſtachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bösartiger aufgeſtutzt und zu wunderlichen Privatzwecken verarbeitet. Bey all ſeinem Mißtrauen war er leicht zu betrügen, er ahnte nie daß er ganz fremden Leidenſchaften diente und nicht ſelten ſogar den Einflüſterungen ſeiner Gegner gehorchte. Man verſicherte mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewiſſer Regierungen hier herumſchnüffeln, wußten ſich ſo patriotiſch zu geberden, daß Börne ihnen ſein ganzes Vertrauen ſchenkte und Tag und Nacht mit ihnen zuſammenhockte und konſpirirte.

Und doch wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und einſt ſagte er mir: „da geht beſtändig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen Straßen verfolgt, vor allen Häuſern ſtehen bleibt, wo ich hineingehe und gewiß von irgend einer Regierung theuer dafür bezahlt wird. Wüßte ich nur, welche Regierung, ich würde ihr ſchreiben, daß ich das Geld ſelbſt verdienen möchte, daß ich ſelber ihr täglich einen gewiſſenhaften Rapport abſtatten wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich geſprochen, wohin ich gegangen: ja, ich bin erbötig, dieſen Rapport zu weit wohlfeilerem Preiſe, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieſer Kerl, der beſtändig hinter mir einher geht, ſich zahlen läßt; denn ich muß ja alle dieſe Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, daß ich mein eigner Spion werde.“

Einen großen, vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die ſogenannte Madame Wohl, eine bereits in dieſen Blättern erwähnte zweydeutige Dame, wovon man nicht genau wußte, zu welchem Titel ihr Verhältniß zu Börne ſie berechtigte, ob ſie ſeine Geliebte oder bloß ſeine Gattinn. Die nächſten Freunde behaupteten lange Zeit ſteif und feſt, daß Madame Wohl ihm heimlich angetraut ſey und eines frühen Morgens, als Frau Doktorin Börne ihre Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrſche zwiſchen beiden nur eine platoniſche Liebe, wie einſt zwiſchen Meſſer Francesko und Madonna Laura, und ſie fanden gewiß auch eine große Aehnlichkeit zwiſchen Petrarchas Sonnetten und Börne's Pariſer Briefen. Letztere waren nemlich nicht an eine erdichtete Luftgeſtalt, ſondern an Madame Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werthe beitrug, indem es ihnen jene beſtimmte Phyſionomie und jenes Individuelle ertheilte, was keine Kunſt nachahmen kann. Wenn ſich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, ſondern auch des Empfängers abſpiegelt, ſo iſt Madame Wohl eine höchſt reſpektable Perſon, die für Freyheit und Menſchenrechte glüht, ein Weſen voll Gemüth, voll Begeiſterung . . . Und in der That, wir müſſen dieſer Anſicht Glauben ſchenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bitterer Zeit an Börne feſthielt, wie ſie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie ſie jetzt, nach ſeinem Tode, in troſtloſem Kummer verharrt, ſich in der Einſamkeit nur noch mit dem Verſtorbenen beſchäftigend. Unſtreitbar herrſchte zwiſchen beiden die innigſte Zuneigung, aber während das Publikum zweifelhaft war, welche ſinnliche Thatſachen daraus entſprungen ſeyn möchten, überraſchte uns einſt die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl ſich nicht mit Börne, ſondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe . . . Die Verwunderung hierüber ward noch dadurch geſteigert, daß die Neuvermählte nebſt ihrem Gatten hierherkam, mit Börne ein und dieſelbe Wohnung bezog, und alle drey einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge Gatte habe die Frau nur deßhalb geheurathet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe ſich ausbedungen, daß zwiſchen beiden das frühere Verhältniß unverändert fortwalte. Wie man mir ſagt, ſpielte er im Hauſe nur die dienende Perſon, verrichtete die roheren Geſchäfte und ward ein ſehr nützlicher Laufburſche für Börne, mit deſſen Ruhm er hauſiren ging und gegen deſſen Gegner er unerbittlich Gift und Galle geiferte.

In der That, jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewiſſe Harmloſigkeit verbindet, und dadurch allen Spott entwaffnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böſe Gattung, wovon in den indiſchen Geſchichten des Kteſias Erwähnung geſchieht. Dieſer Autor berichtet nemlich: in Indien gäbe es gehörnte Eſel, und während alle andere Eſel gar keine Galle haben, hätten jene gehörnten Eſel einen ſolchen Überfluß an Galle, daß ihr Fleiſch dadurch ganz bitter ſchmecke.

Ich hoffe es wird niemand mißdeuten, weßhalb ich obige Particularitäten aus Börne's Privatleben hervorhebe. Sie ſollen nur zeigen, daß es noch ganz beſondere Mißſtände gab, die mir geboten mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele ſträubte ſich in mir bey dem Gedanken, mit ſeiner nächſten Umgebung in die mindeſte Berührung zu gerathen. Soll ich die Wahrheit geſtehen, ſo ſah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieſes Geſtändniß mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeſchrey ſogenannter Sittenprediger einſtimmte und ſelber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich dieſe Verketzerungen? Nach tiefſter Selbſtprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerſpruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele ſelbſt iſt, die beſeelende Seele meines Lebens. Ich gehorche faſt paſſiv einer ſittlichen Nothwendigkeit, und mache deßhalb keine Anſprüche auf Lorbeerkränze und ſonſtige Tugendpreiſe. Ich habe jüngſt ein Buch geleſen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die pariſer Boulevards, deren Reitze mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Correspondenzler ſolche ſaubre Anekdoten nachgeſprochen wurden, ich kann aber dem Verfaſſer jenes Buches die Verſicherung geben, daß ich, ſelbſt in meiner tollſten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeiſtert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Paſſion, jene große Paſſion, die ebenfalls göttlicher Art, weil ſie uns von allen ſelbſtſüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln

Güter des Lebens, ja das Leben ſelbſt, hinopfern läßt! Was aber unſeren Ludwig Börne betrifft, ſo dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeiſterung für Schönheit war, die ihn zu ſeiner Madame Wohl hinzog. Ebenſo wenig findet das Verhältniß dieſer beiden Perſonen ſeine moraliſche Rechtfertigung in der großen Paſſion, Beherrſcht von der großen Paſſion, würden beide keinen Anſtand genommen haben, ſelbſt ohne den Segen der Kirche und der Mairie, bey einander zu wohnen; das kleine Bedenken über das Kopfſchütteln der Welt hätte ſie nicht davon abgehalten . . . Und die Welt iſt am Ende gerecht und ſie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand ſtark und ächt iſt, und ſchön lodert und lange . . . Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer iſt ſie hart und ſie verſpottet jede ängſtliche Halbgluth . . . Die Welt achtet und ehrt jede Leidenſchaft, ſobald ſie ſich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in dieſem Falle eine gewiſſe Legitimität... Aber Madame Wohl that ſich mit Börne zuſammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, deſſen bitteres Fleiſch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geiſt ſich weidete am ſüßen Geiſte Börne's . . . Selbſt in dieſem anſtändigſten Falle, ſelbſt im Fall dem idealiſchen Freunde nur das reine, ſchöne Gemüth und dem rohen Gatten die nicht ſehr ſchöne und nicht ſehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der ſchmutzigſten Lüge, auf entweihter Ehe und Heucheley, auf Immoralität.

Zu dem Ekel, der mich bey dem Zuſammentreffen mit Börne von Seiten ſeiner Umgebung bedrohte, geſellte ſich auch das Mißbehagen, womit mich ſein beſtändiges Kannengießern erfüllte. Immer politiſches Raiſoniren und wieder

Raiſoniren, und ſogar beym Eſſen, wo er mich aufzuſuchen wußte. Bey Tiſche, wo ich ſo gern alle Miſere der Welt vergeſſe, verdarb er mir die beſten Gerichte, durch ſeine patriotiſche Galle, die er gleichſam wie eine bittere Sauce daruber hinſchwatzte. Kalbsfüße à la Maitre d'Hôtel, damals meine harmloſe Lieblingsſpeiſe, er verleidete ſie mir durch Hiobsposten aus der Heimath, die er aus den unzuverläſſigſten Zeitungen zuſammengegabelt hatte. Und dann ſeine verfluchten Bemerkungen, die einem den Apetit verdarben. So z. B. kroch er mir mal nach in den Reſtaurant der Rue Lepelletièr, wo damals nur politiſche Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag ſpeiſten. Börne, welcher ſie alle kannte bemerkte mit freudigem Händereiben: wir beide ſeyen von der ganzen Geſellſchaft die einzigen, die nicht von ihrer reſpektiven Regierung zum Tode verurtheilt worden. „Aber ich habe, ſetzte er hinzu, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es eben ſo weit zu bringen. Wir werden am Ende alle gehenkt, und Sie eben ſo gut wie ich.“ Ich äußerte bey dieſer Gelegenheit, daß es in der That für die Sache der deutſchen Revoluzion ſehr förderſam wäre, wenn unſere Regierungen etwas raſcher verführen und einige Revoluzionäre wirklich aufhingen, damit die übrigen ſähen, daß die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles geſetzt werden müſſe . . . „Sie wollen gewiß, fiel mir Börne in die Rede, daß wir nach dem Alphabeth gehenkt werden, und da wäre ich einer der erſten und käme ſchon im Buchſtab B, man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile bis man an Sie käme, tief ins H.“

Das waren nun Tiſchgeſpräche, die mich nicht ſehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenſtände des Börne'ſchen Enthuſiasmus eine übertriebene, faſt leidenſchaftliche Gleichgültigkeit affektirte. Z. B. Börne hatte ſich geärgert, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Beſſeres zu thun wußte, als für deutſche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemälde-Ausſtellung zu ſchreiben. Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, ob das Kunſtintereſſe, das mich zu ſolcher Arbeit trieb, ſo ganz unvereinbar war mit den revoluzionären Intereſſen des Tages; aber Börne ſah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude ſeines patriotiſchen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tiſch von nichts als von Bildern ſprach, von Roberts Schnittern, von Horaz Vernets Judith, von Scheffers Fauſt. „Was thaten Sie — frug er mich einſt — am erſten Tag Ihrer Ankunft in Paris?

was war ihr erſter Gang?“ Er erwartete gewiß, daß ich ihm die Plaçe Louis XV. oder das Pantheon, die Grabmäler Rouſſeau's und Voltaires, als meine erſte Ausflucht nennen würde, und er machte ein ſonderbares Geſicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit geſtand, daß ich nemlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliotheque-royale gegangen und mir vom Aufſeher der Manuskripte den Maneſſiſchen Codex der Minneſänger hervorholen ließ. Und das iſt wahr; ſeit Jahren gelüſtete mich, mit eigenen Augen die theuern Blätter zu ſehen, die uns unter Anderen die Gedichte Walter's von der Vogelweide, des größten deutſchen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war dieſes ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus und er zieh mich des Widerſpruchs mit meinen politiſchen Grundſätzen. Daß ich es nie der Muhe werth hielt letztere mit ihm zu diskutiren, verſteht ſich von ſelbſt;

und als er einſt auch in meinen Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironiſchen Antwort: „Sie irren ſich, Liebſter, dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vorwerfen könne.“ Aber nicht bloß beym Eſſen, ſondern ſogar in meiner Nachtsruhe inkomodirte mich Börne mit ſeiner patriotiſchen Exaltazion. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgeſtiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem ſüßeſten Schlaf, ſetzte ſich vor mein Bett, und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutſchen Volks, und über die Schändlichkeiten der deutſchen Regierungen, und wie die Ruſſen für Deutſchland ſo gefährlich ſeyn, und wie er ſich vorgenommen habe zur Rettung Deutſchlands gegen den Kaiſer Nikolaus zu ſchreiben und gegen die Fürſten, die das Volk ſo mißhandelten, und gegen den Bundestag . . . Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in dieſem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich, nach langem Schweigen, in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeinde-Verſorger?“ —

Nur zweimal habe ich ihn ſeitdem wieder geſprochen. Das einemal bey der Heirath eines gemeinſamen Freundes, der uns beide als Zeugen gewählt, das anderemal auf einem Spaziergang in den Tuillerien, deſſen ich bereits erwähnte. Bald darauf erſchien der 3te und 4te Theil ſeiner Pariſer Briefe, und ich vermied nicht bloß jede Gelegenheit des Zuſammentreffens, ſondern ich ließ ihn auch merken, daß ich ihm gefliſſentlich auswich, und ſeit der Zeit habe ich ihm zwar zwey- oder dreymal begegnet, aber nie habe ich ſeitdem ein einziges Wort mit ihm geſprochen. Bei ſeiner ſanguiniſchen Art wurmte ihn das bis zur Verzweiflung, und er ſetzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundſchaftlich nahen zu dürfen, oder wenigſtens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte alſo nie im Leben mit Börne einen mündlichen Diſput, nie ſagten wir uns irgend eine ſchwere Beleidigung; nur aus ſeinen gedruckten Reden merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbſtgefühl, ſondern höhere Sorgen und die Treue die ich meinem Denken und Wollen ſchuldig bin, bewogen mich mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Beſtrebungen kompromittiren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen iſt aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug geweſen, mit Börne wieder zu ſprechen und Umgang zu pflegen . . . zumal da ſehr liebe Perſonen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinſchaftlichen Freunde oft in Verlegenheit geriethen bey Einladungen, deren ich keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zuſicherung erhielt, daß Herr Börne nicht geladen ſey . . . noch außerdem riethen mir meine Privatintereſſen, den grimmblütigen Mann durch ſolches ſtrenge Zurückweiſen nicht allzuſehr zu reitzen, . . . aber ein Blick auf ſeine Umgebung, auf ſeine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zuſammengewachſenen Rattenkönig, deſſen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zuruck von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drey, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geiſtig aus dem Geſicht, ſelbſt von jenen Artikeln, die er in franzöſiſchen Zeitſchriften gegen mich ſchrieb und die im ehrlichen Deutſchland ſo verläumderiſch ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines ſpäten Herbſtabends die Nachricht erhielt: Börne ſey geſtorben.

Wie man mir ſagt, ſoll er ſeinen Tod ſelbſt verſchuldet haben, durch Eigenſinn, indem er ſich lange weigerte ſeinen Arzt den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu laſſen. Dieſer nicht bloß beruhmte, ſondern auch ſehr gewiſſenhafte Arzt, der ihn wahrſcheinlich gerettet hätte, kam zu ſpät, als der Kranke bereits eine terroriſtiſche Selbſtkur an ſich vorgenommen und ſeinen ganzen Körper ruinirt hatte.

Börne hatte fruher etwas Medizin ſtudirt und wußte von dieſer Wiſſenſchaft grade ſo viel, als man eben braucht, um zu tödten. In der

Politik, womit er ſich ſpäter abgab, waren ſeine Kenntniſſe wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe ſeinem Begräbniſſe nicht beygewohnt, was unſere hieſigen Correſpondenzler nicht ermangelten nach Deutſchland zu berichten und was zu böſen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts iſt aber thörichter als in jenem Umſtande, der rein zufällig ſein konnte, eine feindſelige Härte zu erblicken. Die Thoren, ſie wiſſen nicht, daß es kein angenehmeres Geſchäft giebt als dem Leichenbegängniſſe eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie ſein Feind. Der Unmuth, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er büßte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen ſeinen Verketzerungen und Nücken entgegenſetzte. Ich habe während er lebte auch keine Zeile gegen ihn geſchrieben, ich gedachte ſeiner nie, ich ignorirte ihn komplet und das ärgerte ihn über alle Maaßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geſchieht es wahrlich weder aus Enthuſiasmus noch aus Mißtrauen; ich bin mir wenigſtens der kälteſten Unpartheilichkeit bewußt. Ich ſchreibe hier weder eine Apologie noch eine Critik, und indem ich nur von der eignen Anſchauung ausgehe bey der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikoniſches zu betrachten ſeyn. Und es gebührt ihm ein ſolches Standbild, ihm dem großen Ringer, der in der Arena unſerer politiſchen Spiele ſo muthig rang, und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub erſiegte.

Wir geben ſein Standbild mit ſeinen wahren Zügen, ohne Idealiſirung, je ähnlicher deſto ehrender für ſein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftſteller genannt, und ihm nur das ſchlichte Beywort „gut“ zuerkenne, möchte ich ſeinen äſthetiſchen Werth weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Critik eben ſo wenig wie eine Apologie ſeiner Schriften; nur mein unmaßgebliches Dafürhalten darf in dieſen Blättern ſeine Stelle finden. Ich ſuche dieſes Privaturtheil ſo kurz als möglich abzufaſſen; daher nur wenige Worte über Börne in rein literariſcher Beziehung.

Soll ich in der Literatur einen verwandten Charakter aufſuchen, ſo böte ſich zuerſt Gotthold

Ephraim Leſſing, mit welchem Börne ſehr oft verglichen worden. Aber dieſe Verwandtſchaft beruht nur auf der inneren Tüchtigkeit, den edlen Willen, die patriotiſche Paſſion und den Enthuſiasmus für Humanität. Auch die Verſtandesrichtung war in beiden dieſelbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Leſſing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunſt und philoſophiſche Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es giebt in der ausländiſchen Literatur zwey Männer, die mit ihm eine weit größere Ähnlichkeit haben: dieſe Männer ſind William Hazlitt und Paul Courrièr. Beide ſind vielleicht die nächſten literariſchen Verwandte Börne's, nur daß Hazlitt ihn ebenfalls an Kunſtſinn überflügelt und Courrièr ſich keineswegs zum Börne'ſchen Humor erheben kann. Ein gewiſſer Esprit iſt allen dreyen gemeinſam, obgleich er bey jedem eine verſchiedene Färbung trägt: er iſt trübſinnig bey Hazlitt, dem Britten, wo er wie Sonnenſtrahlen aus dicken engliſchen Nebelwolken hervorblitzt; er iſt faſt muthwillig heiter bey dem Franzoſen Courrièr, wo er wie der junge Wein der Tourraine im Kelter brauſt und ſprudelt und manchmal übermüthig emporziſcht; bey Börne, dem Deutſchen, iſt er beides, trübſinnig und heiter, wie der ſäuerlich ernſte Rheinwein und das närriſche Mondlicht der deutſchen Heimath... Sein Esprit wird manchmal zum Humor.

Dieſes iſt nicht ſo ſehr in den früheren Schriften Börne's, als vielmehr in ſeinen Pariſer Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünſtigt, ſondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit ſagen, den Humor in den Pariſer Briefen verdanken wir weitmehr den Zeitumſtänden, als dem Talent ihres Verfaſſers. Die Julinsrevoluzion dieſes politiſche Erdbeben, hatte dergeſtalt in allen Sphären des Lebens die Verhältniſſe auseinander geſprengt, und ſo buntſcheckig die verſchiedenartigſten Erſcheinungen zuſammengeſchmiſſen, daß der Pariſer Revoluzionskorreſpondent nur treu zu berichten brauchte, was er ſah und hörte, und er erreichte von ſelbſt die höchſten Effekte des Humors. Wie die Leidenſchaft manchmal die Poeſie erſetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangſt in begeiſterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht beſſer und ſchöner zu erfinden weiß: ſo erſetzen die Zeitumſtände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz proſaiſch begabter, ſinnreicher Autor liefert wahrhaft humoriſtiſche Werke, indem ſein Geiſt die ſpaßhaften und kummervollen, ſchmutzigen und heiligen, grandioſen und winzigen Combinazionen einer umgeſtülpten Weltordnung treu abſpiegelt. Iſt der Geiſt eines ſolchen Autors noch obendrein ſelbſt in bewegtem Zuſtand, iſt dieſer Spiegel verſchoben oder grellgefärbt von eigner Leidenſchaft, dann werden tolle Bilder zum Vorſchein kommen, die ſelbſt alle Geburten des humoriſtiſchen Genius überbieten ... Hier iſt das Gitter, welches den Humor vom Irrenhauſe trennt ... Nicht ſelten, in den Börneſchen Briefen, zeigen ſich Spuren eines wirklichen Wahnſinns, und Gefühle und Gedanken grinſen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke ſtecken müßte, denen man die Douſche geben ſollte . . .

In ſtyliſtiſcher Hinſicht ſind die Pariſer Briefe weit ſchätzbarer als die früheren Schriften Börnes, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrab, eine unerträgliche Monotonie hervorbringen und eine faſt kindiſche Unbeholfenheit verrathen. Dieſe kurzen Sätze verlieren ſich immer mehr und mehr in den Pariſer Briefen, wo die entzügelte Leidenſchaft nothgedrungen in weitere, vollere Rythmen überſtrömt, und koloſſale, gewitterſchwangere Perioden dahinrollen, deren Bau ſchön und vollendet iſt, wie durch die höchſte Kunſt.

Die Pariſer Briefe können in Beziehung auf Börnes Styl dennoch nur als eine Uebergangsſtufe betrachtet werden, wenn man ſie mit ſeiner letzten Schrift „Menzel der Franzoſenfreſſer“ vergleicht. Hier erreicht ſein Styl die höchſte Ausbildung, und wie in den Worten ſo auch in den Gedanken herrſcht hier eine Harmonie, die von ſchmerzlicher aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Dieſe Schrift iſt ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen ſich ſpiegelt, und Börnes Geiſt taucht hier auf und unter, wie ein ſchöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel ſein reines Gefieder beſudelte, ruhig von ſich abſpülend. Auch hat man dieſe

Schrift mit Recht Börnes Schwanengeſang genannt. Sie iſt in Deutſchland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiß an ihrem Platze. Aber da ſie direkt gegen Wolfgang Menzel gerichtet iſt und ich bey dieſer Gelegenheit denſelben wieder ausführlich beſprechen müßte, ſo will ich lieber ſchweigen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und ſie iſt glücklicherweiſe von der Art, daß ſie vielmehr von perſönlichen Bitterniſſen ableitet und dem Hader, worin ſowohl Börne als die ſogenannten Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands mit Menzeln geriethen, eine generelle Bedeutung zuſchreibt, wo Werth oder Unwerth der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht ſogar liefere ich dadurch eine Juſtifikazion des Menzelſchen Betragens und ſeiner ſcheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur ſcheinbar abtrünnig . . . nur ſcheinbar . . . denn er hat der Parthey der Revoluzion niemals mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Teutſchthümler, die, nach der Sonnenhitze der Juliusrevoluzion, gezwungen wurden, ihre altdeutſchen Röcke und Redensarten auszuziehen, und ſich geiſtig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach franzöſiſchem Maße zugeſchnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieſes Buches gezeigt, viele von dieſen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeiſtes Theil zu nehmen, drängten ſich in unſere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Prinzipien der Revoluzion, und ich zweifle nicht, daß ſie muthig mitgefochten hätten in der gemeinſamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege;

ihre alte Natur, die zurückgedrängte Teutſchthümeley, wäre wieder hervorgebrochen, ſie hätten bald die rohe Maſſe mit den dunkeln Beſchwörungsliedern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und dieſe Beſchwörungslieder, ein Gemiſch von uraltem Aberglauben und dämoniſcher Erdkräfte, wären ſtärker geweſen als alle Argumente der Vernunft . . .

Menzel war der erſte, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutſchen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm, und mit Luſt wieder in die alten Ideenkreiſe zurückturnte. Wahrlich, bey dieſer Umwendung fiel es mir wie ein Stein vom Herzen, denn in ſeiner wahren Geſtalt war Wolfgang Menzel weit minder gefährlich als in ſeiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küſſen, als er wieder gegen die Franzoſen eiferte und auf Juden ſchimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Chriſtenthum und deutſche Eichen, in die Schranken trat und erſchrecklich bramarbaſirte! Ich geſtehe es, wie wenig Furcht er mir in dieſer Geſtalt einflößte, ſo ſehr ängſtigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevoluzion und die Franzoſen in ſchwärmeriſche Begeiſterung gerieth, als er für die Rechte der Juden ſeine pathetiſchen, großherzigen, lafayettiſchen Emanzipazionsreden hielt, als er Anſichten über Welt- und Menſchenſchickſal losließ, worin eine Gottloſigkeit grinſte, wie dergleichen kaum bey den entſchloſſenſten Materialiſten gefunden wird, Anſichten, die kaum jener Thiere würdig, die ſich nähren mit der Frucht der deutſchen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich geſtehe es, zitterte ich vor Wolfgang Menzeln!

Börne, in ſeiner Kurzſichtigkeit, hatte die wahre Natur des letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Geſinnungsgenoſſen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, ſo loderte ſein Zorn am grimmigſten gegen Menzeln. — Was mich anbelangt, der ich faſt zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Menzel herausgab, ſo waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, ſelbſt ſeine roheſte Verläſterung hat keine verletzbare Stelle in meinem Gemüthe getroffen. Wer meine Schrift geleſen, wird übrigens daraus erſehen haben, daß hier das Wort weniger verwunden als reizen ſollte, und alles dahinzielte, den Ritter des Deutſchthums auf ein ganz anderes, als ein literäriſches Schlachtfeld herauszufordern. Menzel hat meiner loyalen Abſicht kein Genüge geleiſtet. Es iſt nicht meine Schuld, wenn das Publikum daraus allerley verdrießliche Folgerungen zog . . . Ich hatte ihm aufs großmüthigſte die Gelegenheit geboten, ſich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren . . . Ich ſetzte Blut und Leben aufs Spiel . . . Er hats nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groll gegen Dich! Du warſt nicht der Schlimmſte. Die Anderen ſind weit perfider, ſie verharren länger in der liberalen Vermummung, oder laſſen die Maske nicht ganz fallen . . . Ich meine hier zunächſt einige ſchwäbiſche Kammerſänger der Freyheit, deren liberale Triller immer leiſer und leiſer verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierſtimme die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmen werden . . . Gott erhalte Euch fürs Vaterland! Wenn Ihr, um die Fetzen Eurer Popularität zu retten, den Menzel, Euren vertrauteſten Geſinnungsgenoſſen, ſakrifizirt habt, ſo war das eine ſehr verächtliche Handlung.

Und dann muß man bei Menzeln anerkennen, daß er mit beſtimmter Mannesunterſchrift ſeine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns beſpritzte, hielt er faſt gutmüthig ſtill, um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hats ihm an geſchriebenen Schlägen nicht gefehlt und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift, wie eines Zebrahs. Armer Menzel! Er zahlte für manchen anderen, deſſen man nicht habhaft werden konnte, für die anonymen und pſeudonymen Buſchklapper, die aus den dunkelſten Schlupfwinkeln der Tagespreſſe ihre feigen Pfeile abſchießen . . . Wie willſt Du ſie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den Du brandmarken könnteſt, und gelänge es Dir ſogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchſtaben zu erpreſſen, die ihnen als Namen dienen, ſo biſt Du dadurch noch nicht ſonderlich gefördert ... Du findeſt alsdann, daß der Verfaſſer des inſolenteſten Schmähartikels kein anderer war als jener klägliche Drohbettler, der mit all ſeiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sous von Dir erpreſſen konnte ... Oder, was noch bitterer iſt, Du erfährſt, daß im Gegentheil ein Lumpazius, der Dich um zwey hundert Franks geprellt, dem Du einen Rock geſchenkt haſt, um ſeine Blöße zu bedecken, dem Du aber keine ſchriftliche Zeile geben wollteſt, womit er ſich in Deutſchland als Deinen Freund und großen Mitdichter herumpräſentiren konnte, daß ein ſolcher Lumpazius es war, der Deinen guten Leumund in der Heimath begeiferte ... Ach, dieſes Geſindel iſt kapabel, mit vollem Namen gegen Dich aufzutreten, und dann biſt Du erſt recht in Verlegenheit! Antworteſt Du, ſo verleihſt Du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit, die ſie auszubeuten wiſſen, und ſie finden eine Ehre darin, daß Du ſie mit demſelben Stocke ſchlugeſt, womit ja ſchon die berühmteſten Männer geſchlagen worden . . . Freylich, das Beſte wäre, ſie bekämen ihre Prügel ganz unfigürlich, mit keinem geiſtigen, ſondern mit einem wirklich materiellen Stocke, wie einſt ihr Ahnherr Terſytes . . .

Ja, es war ein lehrreiches Beyſpiel, das Du uns gabeſt, edler Sohn des Laërtes, königlicher Dulder Odyſſeus! Du, der Meiſter des Wortes, der in der Kunſt des Sprechens alle Sterblichen übertrafeſt! jedem wußteſt Du Rede zu ſtehen, und Du ſpracheſt eben ſo gern wie ſiegreich: nur an einen klebrigten Terſytes wollteſt Du kein Wort verlieren, einen ſolchen Wicht hielteſt Du keiner Gegenrede werth, und als er

Dich ſchmähte, haſt Du ihn ſchweigend geprügelt . . .

Wenn mein Vetter in Lüneburg dies lieſt, erinnert er ſich vielleicht unſerer dortigen Spatziergänge, wo ich jedem Betteljungen, der uns anſprach, immer einen Groſchen gab, mit der ernſthaften Vermahnung: „lieber Burſche, wenn Du Dich etwa ſpäter auf Literatur legen und Kritiken für die Brockhauſiſchen Literaturblätter ſchreiben ſollteſt, ſo reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich ſelber wußte noch nicht, daß „der Groſchen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigerte, auch in der Literatur ſo fataliſtiſch wirken konnte!

Ich habe oben der Brockhauſiſchen Literaturblätter erwähnt. Dieſe ſind die Höhlen, wo die unglücklichſten aller deutſchen Skribler ſchmachten und ächzen; die hier hinabſteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer, wie die verurtheilten Polen in den ruſſiſchen Bergwerken, in den Bleyminen von Novrogrod: hier müſſen ſie, wie dieſe, die entſetzlichſten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geſchichtſchreiber loben, oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreiſen und als Mann von Charakter u. ſ. w. . . . Die meiſten ſterben davon und werden namenlos verſcharrt als todte Nummer. Viele unter dieſen Unglücklichen, vielleicht die meiſten, ſind ehemalige Teutomanen, und wenn ſie auch keine altdeutſchen Röcke mehr tragen, ſo tragen ſie doch altdeutſche Unterhoſen; — ſie unterſcheiden ſich von den ſchwäbiſchen Geſinnungsgenoſſen durch einen gewiſſen märkiſchen Accent und durch ein weit windigeres Weſen.

Die Volksthümeley war von jeher in Norddeutſchland mehr Affektazion, wo nicht gar einſtudirte Lüge, namentlich in Preußen, wo ſogar die Championen der Nazionalität ihren ſlaviſchen Urſprung vergebens zu verläugnen ſuchten. Da lob ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigſtens ehrlicher und durfen mit größerem Rechte auf germaniſche Raçenreinheit pochen. Ihr jetziges Hauptorgan, die Cottaſche Dreymonatsrevüe, iſt beſeelt von dieſem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Kölle, (ein geiſtreicher Mann, aber der größte Schwätzer dieſer Erde und der gewiß nie ein Staatsgeheimniß verſchwiegen hat!) der Redakteur jener Revüe iſt der eingefleiſchteſte Raçenmäkler, und ſein drittes Wort iſt immer Germaniſche, Romaniſche und Semitiſche Raçe . . . Sein größter Schmerz iſt, daß der Champion des Germanenthums, ſein Liebling, Wolfgang

Menzel, alle Kennzeichen der mongoliſchen Abſtammung im Geſichte trägt.

Ich finde es für nöthig, hier zu bemerken, daß ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngſt die erwähnte Dreymonatsſchrift gegen mich auskramte, keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht einmal einem perſönlichen Grolle, beymeſſe. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfaſſer, ein gewiſſer G. Pf., durch jenen Artikel ſeinen Freund Menzel rächen wolle. Aber ich muß der Wahrheit gemäß meinen Irrthum bekennen. Ich ward ſeitdem verſchiedenſeitig eines Beſſeren unterrichtet.

„Die Freundſchaft zwiſchen dem Menzel und „dem erwähnten G. Pf.," ſagte mir unlängſt ein ehrlicher Schwabe, „beſteht nur darin, daß letzterer dem Menzel, der kein Franzöſiſch verſteht,

„mit ſeiner Kenntniß dieſer Sprache aushilft. „Und was den Angriff gegen Sie betrifft, ſo iſt „das gar nicht ſo böſe gemeint; der G. Pf. war „früher der größte Enthuſiaſt für Ihre Schriften, „und wenn er jetzt ſo glühend gegen die Immo„ralitat derſelben eifert, ſo geſchieht das, um ſich „das Anſehen von ſtrenger Tugend zu geben, „und ſich gegen den Verdacht der ſokratiſchen „Liebe, der auf ihm laſtete, etwas zu decken.“

Ich wurde den Ausdruck „ſokratiſche Liebe“ gern umſchrieben haben, aber es ſind die eigenen Worte des Dr. D.....r, der mir dieſe harmloſe Confidenz machte. Dr. D.....r, der gewiß nichts dagegen hätte, wenn ich ſeinen ganzen Namen mittheilte, iſt ein Mann von ausgezeichnetem Geiſt, und von einer Wahrheitsliebe, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſpricht. Da er ſich in dieſem Augenblick zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage ſeinen Namen nicht ganz ausſchreiben; er ſteht aber zu Dienſt, ſo wie auch der ganze Name eines der achtungswertheſten Pariſer Gelehrten, des Pr. D......g, in deſſen Gegenwart mir dieſelbe Mittheilung wiederholt ward. — Für das Publikum aber iſt es nützlich zu erfahren, welche Motive ſich zuweilen unter dem bekannten „ſittlich-religiös-patriotiſchen Bettlermantel“ verbergen.

Ich habe mich nur ſcheinbar von meinem Gegenſtande entfernt. Manche Angriffe gegen den ſeligen Börne finden durch obige Winke ihre theilweiſe Erklärung. Daſſelbe iſt der Fall in Beziehung auf ſein Buch „Menzel, der Franzoſenfreſſer.“ Dieſe Schrift iſt eine Vertheidigung des Cosmopolitismus gegen den Nazionalismus; aber in dieſer Vertheidigung ſieht man, wie der Cosmopolitismus Börne's nur in ſeinem Kopfe ſaß, ſtatt daß der Patriotismus tief in ſeinem

Herzen wurzelte, während bey ſeinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe ſpukte und die kühlſte Indifferenz im Herzen gähnte . . . Die liſtigen Worte, womit Menzel ſein Deutſchthum, wie ein Hauſirjude ſeinen Plunder anpreiſt, ſeine alten Tiraden von Hermann dem Cherusker, dem Corſen, dem geſunden Pflanzenſchlaf, Martin Luther, Blücher, der Schlacht bey Leipzig, womit er den Stolz des deutſchen Volkes kitzeln will, alle dieſe abgelebten Redensarten weiß Börne ſo zu beleuchten, daß ihre lächerliche Nichtigkeit aufs Ergötzlichſte veranſchaulicht wird; und dabey brechen aus ſeinem eigenen Herzen die rührendſten Naturlaute der Vaterlandsliebe, wie verſchämte Geſtändniſſe, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorſchluchzen als ausſprechen . . . Der Tod ſteht daneben und nickt, als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht bloß ein guter Schriftſteller ſondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börne's ſchriftſtelleriſchen Werth muß ich hier auch ſeine Ueberſetzung der Paroles d'un croyant erwähnen, die er ebenfalls in ſeinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meiſterſtück des Styls zu betrachten iſt. Daß er eben dieſes Buch überſetzte, daß er ſich überhaupt in die Ideenkreiſe La Menays verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluß, den dieſer Prieſter auf ihn ausübte, zeigte ſich nicht bloß in der erwähnten Ueberſetzung der Paroles d'un croyant, ſondern auch in verſchiedenen franzöſiſchen Aufſätzen, die Börne damals für den Reformateur und die Balance ſchrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden ſeines Geiſtes, wo ſich ein Verzagen, ein Verzweifeln an proteſtantiſcher Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüth in katholiſche Anſchauungen hinüber ſchmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, daß er ſtarb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht ſähen wir ihn heute römiſch katholiſch blamirt.

Wie iſt das möglich? Börne wäre am Ende katholiſch geworden? Er hätte in den Schooß der römiſchen Kirche ſich geflüchtet, und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben geſucht? Nun ja, er war auf dem Wege daſſelbe zu thun, was ſo manche ehrliche Leute ſchon gethan, als der Aerger ihnen ins Hirn ſtieg und die Vernunft zu fliehen zwang, und die arme Vernunft ihnen beim Abſchied nur noch den Rath gab: wenn ihr doch verrückt ſeyn wollt, ſo werdet katholiſch und man wird Euch wenigſtens nicht einſperren, wie andere Monomanen.

„Aus Ärger katholiſch werden“ — ſo lautet ein deutſches Sprichwort, deſſen verflucht tiefe Bedeutung mir jetzt erſt klar wird. — Iſt doch der Katholizismus die ſchauerlich reitzendſte Blüthe jener Doktrin der Verzweiflung, deren ſchnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erſcheint wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zuſtand die ganze römiſche Welt ſchmachtete . . . Wie der Einzelne ſich troſtlos die Adern öffnete und im Tode ein Aſyl ſuchte gegen die Tyranney der Cäſaren: ſo ſtürzte ſich die große Menge in die Aſcetik, in die Abtödtungslehre, in die Martyrſucht, in den ganzen Selbſtmord der nazareniſchen Religion, um auf einmal die damalige

Lebensqual von ſich werfen und den Folterknechten des herrſchenden Materialismus zu trotzen...

Für Menſchen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieſer Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menſchengeſchlecht in den bittern Kelch einige ſüße, einſchläfernde Tropfen goß, geiſtiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der erſten Abtheilung erwähnte, ſeiner Natur nach ein geborner Chriſt, und dieſe ſpiritualiſtiſche Richtung mußte in den Katholizismus überſchnappen, als die verzweifelnden Republikaner, nach den ſchmerzlichſten Niederlagen, ſich mit der katholiſchen Parthey verbanden. — Wie weit iſt es Ernſt mit dieſer Verbindung? Ich kanns nicht ſagen.

Manche Republikaner mögen wirklich aus Ärger katholiſch geworden ſeyn. Die meiſten jedoch verabſcheuen im Herzen ihre neuen Alliirten, und es wird Comödie geſpielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiöſen und des politiſchen, iſt bedrohlich im höchſten Grade. Zuweilen aber geſchieht es, daß die Menſchen ſich in ihrer Rolle verlieren und aus dem liſtigen Spiel ein plumper Ernſt wird; und ſo mag wohl mancher Republikaner ſolange mit den katholiſchen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher ſchlaue Pfaffe mag ſo lange die Marſaillaiſe geſungen haben, bis ſie ſein Lieblingslied ward, und er nicht mehr Meſſe leſen kann ohne in die Melodie dieſes Schlachtgeſanges zu verfallen.

Wir armen Deutſchen, die wir leider keinen Spaß verſtehen, wir haben das Fraterniſiren des Republikanismus und des Katholizismus für baaren Ernſt genommen, und dieſer Irrthum kann uns einſt ſehr theuer zu ſtehen kommen. Arme deutſche Republikaner, die Ihr Satan bannen wollt durch Belzebub, Ihr werdet, wenn Euch ſolcher Exorcismus gelänge, erſt recht aus dem Feuerregen in die Flammentrauſe gerathen! Wie gar manche deutſche Patrioten, um proteſtantiſche Regierungen zu befehden, mit der katholiſchen Parthey gemeinſchaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich ſoviel Herzleid bereiteten, man wird mir ſchwerlich eine blinde Sympathie für Boruſſia zuſchreiben: ich darf daher freymüthig geſtehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholiſchen Parthey nur erſterem den Sieg wünſche . . . Denn eine Niederlage würde hier nothwendig zur Folge haben, daß einige deutſche Provinzen, die Rheinlande, für Deutſchland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein deutſch oder franzöſiſch ſpricht; für ſie iſt es hinreichend, daß man dort lateiniſch die Meſſe ſingt. Pfaffen haben kein Vaterland, ſie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

Daß aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romaniſche Frankreich, eine ausgemachte Sache iſt zwiſchen den Helden der katholiſchen Parthey und ihren franzöſiſchen Verbündeten, wird männiglich bekannt ſeyn. Zu dieſen Verbündeten gehört ſeit einiger Zeit auch ein gewiſſer ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewiſſen gekrönten Jeſuiten in Deutſchland unterhandelt . . . Frommer Schacher! ſcheinheiliger Verrath am Vaterland!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer armer Börne, der ſich nicht bloß von den Schriften, ſondern auch von der Perſönlichkeit Lamennays ködern ließ, und an den Umtrieben der römiſchen Freywerber unbewußt Theil nahm, es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer armer Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholiſchen und republikaniſchen Parthey, unſer Deutſchland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeſte Ahnung, er, dem die Integrität Deutſchlands, eben ſo ſehr wie dem Schreiber dieſer Blätter, immer am Herzen lag. Ich muß ihm in dieſer Beziehung das glänzendſte Zeugniß ertheilen. „Auch keinen deutſchen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten,“ rief er einſt im Eifer des Geſprächs, als jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräſentant der Revoluzion, durch den Wiederbeſitz der Rheinlande geſtärkt werden müſſe, um dem ariſtokratiſch abſolutiſtiſchen Europa deſto ſicherer widerſtehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret ich ab,“ rief Börne, im Zimmer auf- und abſtampfend, ganz zornig.

Es verſteht ſich, bemerkte ein Dritter, wir treten den Franzoſen keinen Fuß breit Land vom deutſchen Boden ab; aber wir ſollten ihnen einige deutſche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzoſen z. B. den Raumer und den Rotteck abtreten?

„Nein, nein,“ rief Börne, aus dem höchſten Zorn in Lachen übergehend — „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Collekzion wäre nicht mehr complet, ich will Deutſchland ganz behalten wie es iſt, mit ſeinen

Blumen und ſeinen Diſteln, mit ſeinen Rieſen und ſeinen Zwergen . . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!“

Ja, dieſer Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germanias ſtiefmütterlichen Brüſten das glühendſte Leben und den bitterſten Tod geſogen! In der Seele dieſes Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verſchämt, wie jede Liebe, ſich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelnden Murrſinn verſteckte, aber in unbewachter Stunde deſto gewaltſamer hervorbrach. Wenn Deutſchland allerley Verkehrtheiten beging, die böſe Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte eine heilſame Medizin einzunehmen, ſich den Staar ſtechen zu laſſen oder ſonſt eine kleine Operazion auszuhalten, dann tobte und ſchimpfte Ludwig Börne, und ſtampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgeſehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutſchland mit Füßen trat oder ſo lange peitſchte bis Blut floß: dann ſchmollte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und ſchluchzend behauptete er alsdann, Deutſchland ſey das beſte Land der Welt, und das ſchönſte Land, und die Deutſchen ſeyen das ſchönſte und edelſte Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends ſey man klüger als in Deutſchland, und ſogar die Narren ſeyen dort geſcheut, und die Flegeley ſey eigentlich Gemüth, und er ſehnte ſich ordentlich nach den geliebten Rippenſtößen der Heimath, und er hatte manchmal ein Gelüſte nach einer recht ſaftigen deutſchen Dummheit, wie eine ſchwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böſe Wort in ſeinen Schriften hat dieſe Qual hervorgepreßt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unſere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unſere Gedanken gießt. Dante ſchrieb ſeine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch was Vaterlandsliebe iſt, Vaterlandsliebe mit all ihren ſüßen Schrecken und ſehnſüchtigen Kümmerniſſen! Zum Glück für unſere Patrioten, die in Frankreich leben müſſen, bietet dieſes Land ſo viele Ähnlichkeit mit Deutſchland; faſt daſſelbe Klima, dieſelbe Vegetazion, dieſelbe Lebensweiſe. „Wie furchtbar muß das Exil ſeyn, wo dieſe Ähnlichkeit fehlt“ — bemerkte mir einſt Börne, als wir im Jardin-des Plantes ſpatzieren gingen — „wie ſchrecklich, wenn man um ſich her nur Palmen und tropiſche Gewächſe ſähe und ganz wildfremde Thierarten, wie Kingourous und Zebrahs . . . Zu unſerem Glücke ſind die Blumen in Frankreich ganz ſo wie bey uns zu Hauſe, die Veilchen und Roſen ſehen ganz wie Deutſche aus, und die Ochſen und Kühe, und die Eſel ſind geduldig und nicht geſtreift, ganz wie bey uns, und die Vögel ſind gefiedert und ſingen in Frankreich ganz ſo wie in Deutſchland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen ſehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: das ſind ja unſere deutſchen Hunde!"

Ein gewiſſer Blödſinn hat lange Zeit in Börne's Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Ueber dieſen Blödſinn konnte er ſehr mitleidig die Achſeln zucken, und über die keuchenden alten Weiber, welche Holz zu ſeinem Scheiterhaufen herbey ſchleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Sancta simplicitas! ausrufen. Aber wenn jeſuitiſche Böswilligkeit ſeinen Patriotismus zu verdächtigen ſuchte, gerieth er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüſtung kennt alsdann keine Rückſicht mehr, und wie ein beleidigter Titane ſchleudert er die tödtlichſten Quaderſteine auf die züngelnden Schlangen, die zu ſeinen Füßen kriechen. Hier iſt er in ſeinem vollen Rechte, hier lodert am edelſten ſein Manneszorn. Wie merkwürdig iſt folgende Stelle in den Pariſer Briefen, die gegen Jarke gerichtet iſt, der ſich unter den Gegnern Börnes durch zwey Eigenſchaften, nemlich Geiſt und Anſtand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Beſoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm.

Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt ſeit einem Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſt eine unterhaltende Camera obſcura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revoluzion zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreitetſten, feſteſten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revoluzionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revoluzion den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Fluſſe ſof, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revoluzion in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juliusrevoluzion. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juliusrevoluzion, ſondern den Lafayette vor funfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revoluzion gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundert und funfzigjährige engliſche Revoluzion, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie könne auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſollte aber nicht vergeſſen, daß, ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

„Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen verſprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: Deutſchland und die Revoluzion. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſey, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Die Stelle aus Jarkes Artikel lautet folgendermaßen:

„„Uebrigens iſt es vollkommen richtig, daß jene Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals ſchaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutſchland niemals in eine Republik nach dem Zuſchnitte der heutigen Volksverſuhrer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja es iſt zweifelhaft, ob die frechſten Führer der ſchlechten Richtung nicht ſelbſt blos ein grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt am beſten wiſſen, daß dieſer Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und bloß deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthiſtoriſchen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem ſie ihren Urſprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unſrigen erduldet.““ —

„O, Herr Jarke, das iſt zu arg! Und als Sie dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der wiener Staatskanzlei ſitzen? Daß Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollten das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für ſo dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutſche Volk haßten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung, in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm laſtet, es von dem Uebermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freyheit Preis zu geben? Haßten wir die

Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.“

Die Verdächtigung ſeines Patriotismus erregte bey Börne, in der angeführten Stelle, eine Mißlaune, die der bloße Vorwurf jüdiſcher Abſtammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüſirte ihn ſogar, wenn die Feinde, bey der Fleckenloſigkeit ſeines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzuſagen wußten, als daß er der Sprößling eines Stammes, der einſt die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralt heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte ſich ſogar oft dieſes Urſprungs, freylich in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe, und den Mirabeau parodirend, ſagte er einſt zu einem Franzoſen:

„Jesus Christ — qui en parenthese était mon cousin — a prêché l'égalité u. ſ. w.“ In der That, die Juden ſind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man ſie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen ſich im ſchäbigſten Kothe des Schachers herumwuhlen, erſteigen die Anderen den höchſten Gipfel der Menſchheit, und Golgatha iſt nicht der einzige Berg, wo ein jüdiſcher Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden ſind das Volk des Geiſtes, und jedesmal, wenn ſie zu ihrem Prinzipe zurückkehren, ſind ſie groß und herrlich, und beſchämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefſinnige Roſenkranz vergleicht ſie mit dem Rieſen Anteus, nur daß dieſer jedesmal erſtarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, ſobald ſie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erſcheinung der grellſten Extreme! während unter dieſen Menſchen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinſten Menſchenthums, und wie ſie einſt die Welt in neue Bahnen des Fortſchrittes geleitet, ſo hat die Welt vielleicht noch weitere Inizіazionen von ihnen zu erwarten . . .

Die Natur, ſagte mir einſt Hegel, iſt ſehr wunderlich; dieſelben Werkzeuge, die ſie zu den erhabenſten Zwecken gebraucht, benutzt ſie auch zu den niedrigſten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchſte Miſſion, die Fortpflanzung der Menſchheit, anvertraut iſt, dient auch zum — — —

Diejenigen, welche über die Dunkelheit Hegel's klagen, werden ihn hier verſtehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Iſrael ausſprach, ſo laſſen ſie ſich doch darauf anwenden.

Wie dem auch ſey, es iſt leicht möglich, daß die Sendung dieſes Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag dieſes in Beziehung auf Deutſchland der Fall ſeyn. Auch letzteres erwartet einen Befreyer, einen irdiſchen Meſſias — mit einem himmliſchen haben uns die Juden ſchon geſegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieſer deutſche Befreyer iſt vielleicht derſelbe, deſſen auch Iſrael harret . . .

O theurer, ſehnſüchtig erwarteter Meſſias!

Wo iſt er jetzt, wo weilt er? Iſt er noch ungeboren oder liegt er ſchon ſeit einem Jahrtauſend irgendwo verſteckt, erwartend die groſſe rechte Stunde der Erlöſung? Iſt es der alte Barbaroſſa, der im Kiffhäuſer ſchlummernd ſitzt auf dem ſteinernen Stuhle und ſchon ſo lange ſchläft, daß ſein weißer Bart durch den ſteinernen Tiſch durchgewachſen . . . nur manchmal ſchlaftrunken ſchüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeſchloſſenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nickt wieder ein, in den ſchweren Jahrtauſendſchlaf!

Nein, es iſt nicht der Kaiſer Rothbart, welcher Deutſchland befreyen wird, wie das Volk glaubt, das deutſche Volk, das ſchlummerſüchtige, träumende Volk, welches ſich auch ſeinen Meſſias nur in der Geſtalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden ſich eine weit beſſere Vorſtellung von ihrem Meſſias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war und mit dem großen Rabbi Manaſſe ben Naphtali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Meſſias ſprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu leſen ſind, die mir der große Rabbi ganz treu mittheilte, und überhaupt nur in den Grundzügen ſchwebt mir ſeine Beſchreibung des Meſſias noch im Gedächtniſſe. Der Meſſias, ſagte er mir, ſey an dem Tage geboren, wo Jeruſalem durch den Böſewicht, Titus Veſpaſian, zerſtört worden, und ſeitdem wohne er im ſchönſten Palaſte des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber ſeine Hände ſeyen gefeſſelt mit goldenen Ketten!

Was, frug ich verwundert, was bedeuten dieſe goldenen Ketten?

„Die ſind nothwendig,“ — erwiederte der große Rabbi, mit einem ſchlauen Blick und einem tiefen Seufzer — „ohne dieſe Feſſel würde der Meſſias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabeilen und zu frühe, zur unrechten Stunde, das Erlöſungswerk unternehmen. Er iſt eben keine ruhige Schlafmütze. Er iſt ein ſchöner, ſehr ſchlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, iſt übrigens ſehr einförmig. Den größten Theil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten oder lacht und ſcherzt mit ſeinen Dienern, welche verkleidete Engel ſind, und hübſch ſingen und die Flöte blaſen. Dann läßt er ſein langes Haupthaar kämmen und man ſalbt ihn mit Narden, und bekleidet ihn mit ſeinem fürſtlichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag ſtudirt er die Cabala. Gegen Abend läßt er ſeinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel iſt, eben ſo wie die vier ſtarken Staatsräthe, die ihn begleiten, verkleidete Engel ſind. Aus einem großen Buche muß alsdann der Kanzler ſeinem Herrn vorleſen, was jeden Tag paſſirte . . . Da kommen allerley Geſchichten vor, worüber der Meſſias vergnügt lächelt, oder auch mißmüthig den Kopf ſchüttelt . . . Wenn er aber hört, wie man unten ſein Volk mißhandelt, dann geräth er in den furchtbarſten Zorn und heult, daß die Himmel erzittern . . . Die vier ſtarken Staatsräthe müſſen dann den Ergrimmten zurückhalten, daß er nicht herabeile auf die Erde, und ſie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären ſeine Hände nicht gefeſſelt mit den goldenen Ketten . . . Man beſchwichtigt ihn auch mit ſanften Reden, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen ſey, die rechte Rettungsſtunde, und er ſinkt am Ende aufs Lager und verhüllt ſein Antlitz und weint . . .“

So ungefähr berichtete mir Manaſſe ben Naphtali zu Krakau, ſeine Glaubwürdigkeit mit Hinweiſung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an ſeine Erzählungen denken müſſen, beſonders in den jüngſten Zeiten, nach der Juliusrevoluzion. Ja, in ſchlimmen Tagen, glaubt ich manchmal mit eignen Ohren ein Geraſſel zu hören, wie von goldenen Ketten, und dann ein verzweifelndes Schluchzen . . .

O verzage nicht, ſchöner Meſſias, der Du nicht bloß Iſrael erlöſen willſt, wie die abergläubiſchen Juden ſich einbilden, ſondern die ganze leidende Menſchheit! O, zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefeſſelt, daß er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„— — — Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit (1799) haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neuſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daß damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühete, heutigen Tags aber unter dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revoluzion die bleyern deutſcheſte Schlafſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen.

Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſeyn, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierrath auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchen-Ocean, die Revoluzion losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſolirt, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzelan, Theetaſſen und Kaffeekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüßten ſie, wovon die Rede ſey. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland mußten für jene Revoluzionsſympathie ſehr arg bußen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tucken. Einige von ihnen fluchteten nach Paris und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jungſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaß und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiterfühlte. Man ſagte mir, es ſey der alte däniſche Dichter Heyberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg Forſter geſtorben. Den Freyheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er ſelber der Retter der Idelogie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet werden. Die deutſchen Freyheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmuthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hullten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lachelten ſie, aber wehmuthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals, mit allerhochſter Bewilligung, in Deutſchland emporjubelte. Sie wußten, was ſie wußten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart fuhren, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevoluzion ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käutze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffeehauſe ſang er uns die marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudiren, die jetzt noch nicht geboren ſind.

Viele von uns aber werden unterdeſſen verfault ſeyn, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde. — — —"

Obige Stelle, aus meinem Buche de l'Allemagne (ſie fehlt in der deutſchen Ausgabe) ſchrieb ich vor etwa ſechs Jahren, und indem ich ſie heute wieder überleſe, lagern ſich über meine Seele, wie feuchte Schatten, alle jene troſtloſen Betrübniſſe, wovon mich damals nur die erſten Ahnungen anwehten. Es rieſelt mir wie Eiswaſſer durch die glühendſten Empfindungen und mein Leben iſt nur ein ſchmerzliches Erſtarren. O kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickſt Du ſo verhöhnend! . . .

Glücklich ſind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig hinmodern . . . denn dieſe

Kerker ſind eine Heimath mit eiſernen Stangen, und deutſche Luft weht hindurch und der Schlüſſelmeiſter, wenn er nicht ganz ſtumm iſt, ſpricht er die deutſche Sprache! . . . Es ſind heute über ſechs Monde, daß kein deutſcher Laut an mein Ohr klang, und alles was ich dichte und trachte, kleidet ſich mühſam in ausländiſche Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geiſtigen Exil kann nur ein deutſcher Dichter ſich eine Vorſtellung machen, der ſich gezwungen ſähe, den ganzen Tag franzöſiſch zu ſprechen, zu ſchreiben, und ſogar des Nachts, am Herzen der Geliebten franzöſiſch zu ſeufzen! Auch meine Gedanken ſind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache.

Glücklich ſind die, welche in der Fremde nur mit der Armuth zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Übeln . . . Durch die Luken ihrer Dachſtuben lacht ihnen der Himmel und alle ſeine Sterne . . . O, goldenes Elend mit weißen Glaceehandſchuhen, wie biſt du unendlich qualſamer! . . . Das verzweifelnde Haupt muß ſich friſiren laſſen, wo nicht gar parfumiren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müſſen lächeln, und immer lächeln . . .

Glücklich ſind die, welche, über das große Leid, am Ende ihr letztes bischen Verſtand verloren, und ein ſicheres Unterkommen gefunden in Charanton oder in Bizètre, wie der arme F. —, wie der arme B. —, wie der arme L. — und ſo manche andere, die ich weniger kannte . . . Die Zelle ihres Wahnſinns dünkt ihnen eine geliebte Heimath, und in der Zwangsjacke dünken ſie ſich Sieger über allen Despotismus, dünken ſie ſich ſtolze Bürger eines freyen Staates . . . Aber das alles hätten ſie zu Hauſe eben ſo gut haben können!

Nur der Uebergang von der Vernunft zur Tollheit iſt ein verdrießlicher Moment und gräßlich . . . Mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie der F. zum letztenmale zu mir kam, um ernſthaft mit mir zu verhandeln, daß man auch die Mondmenſchen und die entfernteſten Sternenbewohner in den großen Völkerbund aufnehmen muſſe. Aber wie ſoll man ihnen unſere Vorſchläge ankundigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Abſicht eine Art koloſſaler Spiegel erdacht, womit man Proklamazionen mit Rieſenbuchſtaben in der Luft abſpiegelt, ſo daß die ganze Menſchheit ſie auf einmal leſen könnte, ohne daß Cenſor und Polizey es zu verhindern vermöchten . . . Welches ſtaatsgefährliche Projekt! Und doch geſchieht deſſen keine Erwähnung in dem Bundestagsberichte uber die revoluzionäre Propaganda!

Am glücklichſten ſind wohl die Todten, die im Grabe liegen, auf dem Père-Lachaiſe, wie Du, armer Börne!

Ja, glücklich ſind diejenigen, welche in den Kerkern der Heimath, glücklich die, welche in den Dachſtuben des körperlichen Elends, glücklich die Verrückten im Tollhaus, am glücklichſten die Todten! Was mich betrifft, den Schreiber dieſer Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht ſo ſehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieſer Leute gewiſſermaßen theilhaft werde, durch jene wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkührliche Mitempfindung, jene Gemüthskrankheit, die wir bei den Poeten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wiſſen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gaſſen Babylons, glaubt mir's! ſobald der Abend herabſinkt, erklingen die melancholiſchen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erſchmettern darin alle Pauken und Zimbeln des Schmerzes, die ganze Janitſcharenmuſik der Weltqual, und es ſteigt empor der entſetzlich gellende Mummenſchanz . . .

O welche Träume! Träume des Kerkers, des Elends, des Wahnſinns, des Todes! Ein ſchrillendes Gemiſch von Unſinn und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut ſchmeckt und nach Orangenblüthen riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Mohnblumen die ironiſchen Larven hervorgucken und Rübchen ſchaben, und die ſtolzen Lorbeerbäume ſich in graue Diſteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgelächter erheben . . .

Gewöhnlich, in meinen Träumen, ſitze ich auf einem Eckſtein der Rue-Laffitte an einem feuchten Herbſtabend, wenn der Mond auf das ſchmutzige Boulevardpflaſter herabſtrahlt mit langen Streiflichtern, ſo daß der Koth vergoldet ſcheint, wo nicht gar mit blitzenden Diamanten uberſat . . . Die vorubergehenden Menſchen ſind ebenfalls nur glänzender Koth: Stockjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falſchmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Leibe zu lügen brauchen, ſatte Faulbäuche, die im Caffé-de-Paris gefuttert worden und jetzt nach der Academie-de-Muſique hinſtürzen, nach der Kathedrale des Laſters, wo Fanny Elsler tanzt und lächelt . . . Dazwiſchen raſſeln auch die Karoſſen und ſpringen die Lakeyen, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrſchaft . . . Und wenn ich nicht irre, in einer jener frechen goldnen Kutſchen ſitzt der ehemalige Zigarrenhändler Aguado, und ſeine ſtampfenden Roſſe beſpritzen von oben bis unten meine roſarothen Trikotkleider . . . Ja, zu meiner eigenen Verwunderung, bin ich ganz in roſarothen Trikot gekleidet in ein ſogenanntes fleiſchfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Clima keine völlige Nacktheit erlaubt wie in Griechenland, bey den Thermopylen wo der König Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern, am Vorabend der Schlacht, ganz nackt tanzte, ganz nackt das Haupt mit Blumen bekränzt . . . Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David bin ich koſtumirt, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckſtein ſitze, an der Rue-Laffitte, wo der verdammte Kutſcher von Aguado mir meine Trikothoſen beſpritzt . . . Der Lump, er beſpritzt mir ſogar den Blumenkranz, den ſchönen Blumenkranz den ich auf meinem Haupte trage, der aber unter uns geſagt, ſchon ziemlich trocken und nicht mehr duftet . . . Ach! es waren friſche freudige Blumen, als ich mich einſt damit ſchmückte, in der Meinung den anderen Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todesſieg für das Vaterland — — — Das iſt nun lange her, mürriſch und müßig ſitze ich an der Rue-Laffitte und harre des Kampfes, und unterdeſſen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben ſich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Bruſt . . . Heiliger Gott! was wird einem die Zeit ſo lange bey ſolchem thatloſen Harren, und am Ende ſtirbt mir noch der Muth . . . Ich ſehe wie die Leute vorbeygehen, mich mitleidig anſchauen und einander zuflüſtern: der arme Narr!

Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, ſo geſchieht es auch zuweilen, daß die Gedanken des Tages über die unſinnigen Nachtträume ſich luſtig machen und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngſt träumte mir, ich machte eine große Reiſe durch ganz Europa, nur daß ich mich dabey keines Wagens mit Pferden, ſondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluß oder ein See ſich auf meinem Wege befand. Solches war aber der ſeltenere Fall, und gewöhnlich mußte ich über feſtes Land, was für mich ſehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldſtege, Moorgründe, und ſogar über ſehr hohe Berge fortſchleppen mußte, bis ich wieder an einen Fluß oder See kam, wo ich gemächlich ſegeln konnte. Gewöhnlich aber, wie geſagt, mußte ich mein Fahrzeug ſelber fortſchleppen, was mir ſehr viel Zeitverluſt und nicht geringe Anſtrengung koſtete, ſo daß ich am Ende vor Überdruß und Müdigkeit erwachte. Nun aber, des Morgens beim ruhigen Kaffé, machte ich die richtige Bemerkung: daß ich weit ſchneller und bequemer gereiſt wäre, wenn ich gar kein Schiff beſeſſen hätte, und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reiſe gemacht haben, ob zu Fuß, oder zu Pferd, oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende alle in dieſelbe Herberge in dieſelbe ſchlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube ſo eng, ſo kalt, ſo dunkel, wo man aber gut ſchläft, faſt gar zu gut . . .

Ob wir einſt auferſtehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen dieſe Frage, und aus reinem Widerſpruchsgeiſte wird ſie von meinen

Nachtträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängſt: ich ſey in der erſten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort, zu meiner höchſten Verwunderung, ſah ich, wie bei jedem Grabe ein paar blankgewichſter Stiefel ſtand, ungefähr wie in den Wirthshäuſern vor den Stuben der Reiſenden .... Das war ein wunderlicher Anblick, es herrſchte eine ſanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die müden Erdenpilger ſchliefen, Grab neben Grab, und die blankgewichſten Stiefel, die dort in langen Reihen ſtanden, glänzten im friſchen Morgenlicht, ſo hoffnungsreich, ſo verheißungsvoll, wie ein ſonnenklarer Beweis der Auferſtehung.

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père-Lachaiſe ſich Börne's Grab befindet. Ich bemerke dieſes ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht ſelten von reiſenden Deutſchen beſucht, die mich frugen, wo Börne wohne, und jetzt werde ich ſehr oft mit der Anfrage behelligt: wo Börne begraben läge? So viel man mir ſagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs, unter lauter Generälen aus der Kaiſerzeit und Schauſpielerinnen des Theatre-Français . . . unter todten Adlern und todten Papageyen.

In der Zeitung für die Elegante Welt las ich jüngſt, daß das Kreuz auf dem Grabe Börne's vom Sturme niedergebrochen worden. Ein jüngerer Poet beſang dieſen Umſtand in einem ſchönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben ſo oft mit den faulſten Aepfeln der Proſa beſchmiſſen worden, jetzt nach ſeinem Tode mit den wohlduftigſten Verſen beräuchert wird. Das Volk ſteinigt gern ſeine Propheten, um ihre Reliquien deſto inbrünſtiger zu verehren; die

Hunde, die uns heute anbellen, morgen küſſen ſie gläubig unſere Knochen! — —

Wie ich bereits geſagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit ſich dieſe Blätter beſchäftigen. Ich zeichne nur ſein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir ſaß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günſtige oder ungünſtige Stimmung mich während der Sitzung beherrſchte. Ich liefere dadurch den beſten Maaßſtab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Iſt aber einerſeits dieſes beſtändige Conſtatiren meiner Perſönlichkeit das geeignetſte Mittel, ein Selbſturtheil des Leſers zu fördern, ſo glaube ich andererſeits zu einem Hervorſtellen meiner eigenen Perſon in dieſem Buche beſonders verpflichtet zu ſeyn, da, durch einen Zuſammenfluß der heterogenſten Umſtände, ſowohl die Feinde wie die Freunde Börne's nie aufhörten, bey jeder Beſprechung deſſelben, über mein eigenes Dichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu räſoniren. Die ariſtokratiſche Parthey in Deutſchland, wohlwiſſend, daß ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher ſey, als die Berſerkerwuth Börne's, ſuchte mich gern als einen gleichgeſinnten Cumpan deſſelben zu verſchreyen, um mir eine gewiſſe Solidarität ſeiner politiſchen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Parthey, weit entfernt, dieſe Kriegsliſt zu enthüllen, unterſtützte ſie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genoſſen erſcheinen zu laſſen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen ſolche Machinazionen öffentlich aufzutreten war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als deſavouirte ich Börne, um die Gunſt ſeiner Feinde zu gewinnen. Unter dieſen Umſtänden that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurzhingeworfenen Worten, ſondern auch in erweiterten Auseinanderſetzungen mich öffentlich angriff und über die Meinungsdifferenz, die zwiſchen uns herrſchte, das Publikum ſelber aufklärte. Das that er namentlich im 6. Bande ſeiner Pariſer Briefe und in zwey Artikeln, die er in der franzöſiſchen Zeitſchrift Le Reformateur abdrucken ließ. Dieſe Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Beſprechung Börne's auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Ariſtokraten überhäuften mich mit den verſüßeſten Lobſprüchen, ſie prieſen mich faſt zu Grunde: ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingeſehen hätte, daß ich meine politiſche Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiter ſpielen könne. Die Radikalen hingegen fingen nun an öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten ſie es zu jeder Zeit) — ſie ließen kein gutes Haar an mir, ſie ſprachen mir allen Charakter ab, und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam ſo zu ſagen meinen politiſchen Abſchied und wurde gleichſam in Ruheſtand nach dem Parnaſſus verſetzt. Wer die erwähnten zwey Partheyen kennt, wird die Großmuth, womit ſie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die Einen ſehen in einem Dichter nichts anderes als einen träumeriſchen Höfling müßiger Ideale. Die anderen ſehen in dem Dichter gar nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poeſie auch nicht den dürftigſten Wiederklang.

Was ein Dichter eigentlich iſt, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter" verbindet, unſere unmaßgebliche Meinung auszuſprechen.

Was verſteht man unter dem Wort „Charakter?"

Charakter hat derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identifizirt, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene behen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen in den Handlungen derſelben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkühr, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere und engere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markte proklamirt haben, dieſe kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maaßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabey über ſeine eigene Intelligenz, wie bey einer aufgelöſten Charade, und jubelt: ſeht, das iſt ein Charakter!

Es iſt immer ein Zeichen von Bornirtheit, wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bey Schriftſtellern iſt dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten beſtehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, iſt am Ende nichts anders als knechtiſche Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunſt.

Der Grundſatz, daß man den Charakter eines Schriftſtellers aus ſeiner Schreibweiſe erkenne, iſt nicht unbedingt richtig; er iſt bloß anwendbar bei jener Maſſe von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inſpirazion die Feder führt und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bey Artiſten iſt jener Grundſatz unzuläßlich, denn dieſe ſind Meiſter des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen

Zwecke, prägen es nach Willkühr, ſchreiben objektiv, und ihr Charakter verräth ſich nicht in ihrem Styl.

Ob Börne ein Charakter iſt, während Andere nur Dichter ſind, dieſe unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigſten Achſelzucken beantworten.

„Nur Dichter“ — wir werden unſere Gegner nie ſo bitter tadeln, daß wir ſie in eine und dieſelbe Categorie ſetzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns geſagt, dieſe Dichter, ſogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, ſie haben ſogar

Naſen und riechen nichts —.“ Dieſe Worte laſſen ſich ſehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daß ohne innere Einheit keine geiſtige Größe möglich iſt, und daß, was eigentlich Charakter genannt werden muß, zu den unerläßlichſten Attributen des Dichters gehört.

Die Diſtinkzion zwiſchen Charakter und Dichter iſt übrigens zunächſt von Börne ſelbſt ausgegangen, und er hatte ſelber ſchon allen jenen ſchnöden Folgerungen vorgearbeitet, die ſeine Anhänger ſpäter gegen den Schreiber dieſer Blätter abhaspelten. In den Pariſer Briefen und den erwähnten Artikeln des Reformateurs wird bereits von meinem charakterloſen Poetenthum und meiner poetiſchen Charakterloſigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen ſich dort die giftigſten Inſinuationen. Nicht mit beſtimmten Worten, aber mit allerlei Winken, werde ich hier der zweideutigſten Geſinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Geſinnungsloſigkeit, verdächtigt! Ich werde in derſelben Weiſe nicht bloß des Indifferentismus, ſondern auch des Widerſpruchs mit mir ſelber bezüchtigt. Es laſſen ſich hier ſogar einige Ziſchlaute vernehmen, die — (können die Todten im Grabe erröthen?) — ja, ich kann dem Verſtorbenen dieſe Beſchämung nicht erſparen: er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet . . .

Schöne, ſüße Ruhe, die ich in dieſem Augenblick in tiefſter Seele empfinde! Du belohnſt mich hinreichend für Alles was ich gethan, und für Alles was ich verſchmäht . . . Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz, noch gegen den Verdacht der Feilheit vertheidigen. Ich habe es vor Jahren, bey Lebzeiten der

Inſinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen ſogar der Anſtand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauſpiel . . . Polemik zwiſchen dem Tod und dem Exil! — Du reichſt mir aus dem Grabe die bittende Hand? . . . Ohne Groll reiche ich Dir die meinige . . . Sieh, wie ſchön iſt ſie und rein! Sie ward nie beſudelt von dem Händedruck des Pöbels, eben ſo wenig wie vom ſchmutzigen Golde der Volksfeinde . . . Im Grunde haſt Du mich ja nie beleidigt . . . In allen Deinen Inſinuazionen iſt auch für keinen Louisd'or Wahrheit!

Die Stelle in Börne's Pariſer Briefen, wo er am unumwundenſten mich angriff, iſt zugleich ſo charakteriſtiſch zur Beurtheilung des Mannes ſelbſt, ſeines Styles, ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Blindheit, daß ich nicht umhin kann, ſie hier mitzutheilen. Trotz des bitterſten Wollens war er nie im Stande mich zu verletzen, und Alles was er hier, ſo wie auch in den erwähnten Artikeln des Reformateurs, zu meinem Nachtheil verbrachte, konnte ich mit einem Gleichmuthe leſen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, ſondern etwa gegen Nebukodonoſor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Radſchid, oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf ſeine Perſon, die an den berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuheften befahl, damit das Publikum ſie beſſer leſen könne. Die erwähnte Stelle iſt datirt von Paris den 25. Februar 1833 und lautet folgendermaßen:

„Soll ich uber Heine's franzöſiſche Zuſtände ein vernünftiges Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürge — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung meine, nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreyhundertjährigen Unmenſchlichkeit der Oſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären: wer es kühn und großartig findet, daß die Herrn von Rothſchild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — Wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich, nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen, und ihrem Laufe nachgeben mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe, der auf dem

Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kömmt, wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts ſieht als die ſchönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüſtert — ſo darf uns das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigne. Weil er oft noch etwas Anders ſeyn will als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem wie ihm, die Form das höchſte iſt, dem muß ſie auch das einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt fließt er in's Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen aber er bildet die Zelle nicht, daß ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht, denn man weiß daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis ſie in Blüthe kömmt, und ſie muß verbluhen ehe ſie Früchte trägt. Heine wurde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber, wegen des rauhen Winters, mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den ſchönen Trotz gegen die Tyranney zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können — hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nätherin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche der feuerſpeienden Mirabeau, auf deutſche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-ſchwarz-goldner Quaſte hervorragen — dann Pfui Freiheit! Und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie-Antoinettens ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preiſt, ſo geſchah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er Athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das ſchrieb einen deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen.

Wie kann man je dem glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn,“ mit lauter Initialbuchſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei ſeiner Sybaritiſchen Natur, kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? die Natur dichtet ſelten, und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läßt jedem Dinge ſeinen Willen, bis zur Reife der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat, und Gefahren ſcheut, der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmächtig wird zur Miſſethat.

„Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, das es ihm nicht immer gelingen wird ſich zu überſchätzen. Alſo nicht dieſe Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daß er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir viel ſind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkundigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von ſeiner Parthei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen, oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezuchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, konnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, halt er ſich fur wichtig; ſieht umher wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo ſeine Freunde noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort, und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerablen Menſchen, hat die Natur zum Glucke nur einen Rucken gegeben, ſo daß wir die Schläge des Schickſals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, ſagt Heine: Die Jeſuitiſch-Ariſtokratiſche-Parthei in Deutſchland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Ariſtokraten zu gefallen, ſagt er: er habe dem Jakobinismus kuhn die Stirne geboten; er ſey ein guter Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſey er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle ſechszehn von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung, — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „„Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab.““ Ferner: „„Wenn die Inſurrektion vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht: Ich verzeihe ihnen gerne dieſe Narrheit.““ Ich nicht. Republikaner, die ſolche Narren wären, daß ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

„Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreiſe ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung des Jakobinismus durch eine gleiche

Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art Krieg zu führen, iſt ſehr löblich, und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ſo iſt es Heine, und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, ſein eigenes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint wo er lachen, demüthig wo er ſpotten möchte; ſo merkt es jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nutzen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt ubernehmen, ſondern muß ſie Andern uberlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spott, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſiren, und ſeine Zahne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie jeder ganz deutlich ſieht und dabey lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg uber den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen; „denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich zu erortern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müßte."" Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreyhundert fünf und ſechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine noch ſonſt einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von neuem zu entzünden? Das iſt freylich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrekzion vertheidigen kann; aber „„eine leicht begreifliche Diskrezion"" hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſeyn, ſein geheimer Sekretär zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen."

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwey Artikel des Reformateur hier mittheilen, aber drey Schwierigkeiten halten mich davon ab; erſtens würden dieſe Artikel zu viel Raum einnehmen, zweytens, da ſie auf Franzöſiſch geſchrieben, müßte ich ſie ſelber überſetzen, und drittens, obgleich ich ſchon in zehn Cabinets-de-Lecture nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen Reformateur auftreiben können. Doch der Inhalt dieſer Artikel iſt mir noch hinlänglich bekannt: Sie enthielten die maliziöſeſten Inſinuazionen über Abtrünnigkeit und Inkonſequenz, allerley Anſchuldigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholizismus gegen mich in Schutz genommen u. ſ. w. — Von Vertheidigung dagegen kann hier nicht die Rede ſeyn; dieſe Schrift, welche weder eine Apologie, noch eine Kritik des Verſtorbenen ſeyn ſoll, bezweckt auch keine Juſtifikazion des Überlebenden.

Genug, ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Abſichten bewußt, und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, ſo regt ſich in mir ein faſt freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt. Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortſchritten zeugen?

Aufrichtig geſagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht viel geſchaffen, ſo war er doch immer auf den Beinen. Ob das, was ich überhaupt ſchuf in dieſem Leben, gut oder ſchlecht war, darüber wollen wir nicht ſtreiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der ſchmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus dieſe Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor ſtehen und ſchwindlicht hinaufblinzeln . . .

Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und ſie ſtoßen ſich nur die Naſen an dem Piedeſtal jener Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes. Sind dieſe Monumente ganz makellos, ſind ſie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Beſtimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszuſetzen wiſſen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beſchränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariſer Badauds, die bey der Aufrichtung des Obelisk auf der Place-Louis XVI. über den Werth oder die Nützlichkeit dieſes großen Sonnenzeigers ihre reſpektiven Anſichten austauſchten. Bey dieſer Gelegenheit kamen die ergötzlichſten Philiſtermeinungen zum Vorſchein. Da war ein ſchwindſüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rothe Stein ſey nicht hart genug, um dem nordiſchen Klima lange zu widerſtehen, und das Schneewaſſer werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederſtürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte ſehr ſchlechte Röcke, wovon kein Fetzen auf die Nachwelt kommen wird, und er ſelbſt liegt ſchon verſcharrt auf dem Père-la-Chaiſe. Der rothe Stein aber ſteht noch immer feſt auf der Place-Louis XVI., und wird noch Jahrhunderte dort ſtehen bleiben, trotzend allem Schneewaſſer, Wind und Schneidergeſchwätz!

Das Spaßhafteſte bey der Aufrichtung des Obelisken war folgendes Ereigniß:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrſcheinlich entſprungen aus etwelchen Skorpionen-Eyern, die in der Emballage des Obelisken aus Aegypten mitgebracht und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrütet wurden. Über dieſe Skorpionen erhuben nun die Badauds ein wahres Zetergeſchrey, und ſie verfluchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran noch Kinder und Kindeskinder leiden würden . . . Und ſie legten die kleinen Ungethüme in eine Schachtel und brachten ſie zum Commiſſaire-de-Police des Magdalaine-Viertels, wo gleich Procès-verbal darüber aufgenommen wurde . . . und Eile that Noth, da die armen Thierchen einige Stunden nachher ſtarben . . .

Auch bey der Aufrichtung großer Geiſtesobeliſken können allerley Skorpionen zum Vorſchein kommen, kleinliche Giftthierchen, die vielleicht ebenfalls aus Ägypten ſtammen und bald ſterben und vergeſſen werden, während das große Monument erhaben und unzerſtörbar ſtehen bleibt, bewundert von den ſpäteſten Enkeln. — —

Es iſt doch eine ſonderbare Sache mit dem Obelisken des Luxor, welchen die Franzoſen aus dem alten Mizraim herübergeholt und als Zierrath aufgeſtellt haben, inmitten jenes grauenhaften Platzes, wo ſie mit der Vergangenheit den entſetzlichen Bruch gefeyert, am 21. des Januar 1793. Leichtſinnig wie ſie ſind, die Franzoſen, haben ſie hier vielleicht einen Denkſtein aufgepflanzt, der den Fluch ausſpricht über jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharaos!

Wer enträthſelt dieſe Stimme der Vorzeit, dieſe uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht keinen Fluch, ſondern ein Rezept für die Wunde unſerer Zeit! O wer leſen könnte! Wer ſie ausſprache, die heilenden Worte, die hier eingegraben . . . Es ſteht hier vielleicht geſchrieben, wo die verborgene Quelle rieſelt, woraus die Menſchheit trinken muß, um geheilt zu werden, wo das geheime Waſſer des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermährchen ſo viel erzählt hat, und wonach wir jetzt ſchmachten als kranke Greiſe. — Wo fließt das Waſſer des Lebens? Wir ſuchen und ſuchen . . .

Ach es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfundig machen; bis dahin muß noch eine lange ſchmerzliche Zeit dahingeſiecht werden, und allerley Quackſalber werden auftreten, mit Hausmittelchen, welche das Uebel nur verſchlimmern. Da kommen zunächſt die Radikalen und verſchreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchſtens den geſellſchaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulniß. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menſchheit auf eine kurze Zeit von ihren wildeſten Qualen zu befreyen, ſo geſchähe es doch nur auf Koſten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben ſind; häßlich wie ein geheilter Philiſter, wird er aufſtehen von ſeinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aſchgrauen Gleichheitskoſtüm wird er ſich all' ſein Lebtag herumſchleppen müſſen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poeſie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig bleiben, als die Rumford'ſche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird ſich kein Platz finden in dem Gemeinweſen unſerer neuen Puritaner, und beide werden fletrirt und unterdrückt werden, noch weit betrübſamer als unter dem älteren Regimente.

Denn Schönheit und Genie ſind ja auch eine Art Königthum, und ſie paſſen nicht in eine Geſellſchaft, wo jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabniß herabzuwürdigen ſucht, bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter ſoll mit dem König gehen,“ dieſe Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritätsglauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald ſein Privatleben von dem unbarmherzigſten Lichte der Preſſe beleuchtet wird, und die Tageskritik an ſeinen Worten würmelt und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nöthigen Reſpekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüſterte: „Der war in der Hölle!“ Hätte er ſie ſonſt mit allen ihren Qualen ſo treu ſchildern können? Wie weit tiefer, bey ſolchem ehrfurchtsvollen Glauben, wirkte die Erzählung der Franceska von Rimini, des Ugolino und aller jener Qualgeſtalten, die dem Geiſte des großen Dichters entquollen . . .

Nein, ſie ſind nicht bloß ſeinem Geiſte entquollen, er hat ſie nicht gedichtet, er hat ſie gelebt, er hat ſie gefühlt, er hat ſie geſehen, betaſtet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdammten . . . er war im Exil! — — —

Die öde Werkeltagsgeſinnung der modernen Puritaner verbreitet ſich ſchon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung, die einer ſtarren Winterzeit vorausgeht . . . Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich ſchmerzlicher, aber auch ſüßer als je ihr melodiſches Schluchzen erheben im deutſchen Dichterwald? Sie ſingen ein wehmüthiges Adee! Die letzten Nymphen, die das Chriſtenthum verſchont hat, ſie flüchten ins wildeſte Dickicht. In welchem traurigen Zuſtand habe ich ſie dort erblickt, jüngſte Nacht!...

Als ob die Bitterniſſe der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die böſen Nachtgeſichte ... In greller Bilderſchrift zeigt mir der Traum das große Leid, das ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszuſprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages. — — —

Jüngſte Nacht träumte mir von einem großen wüſten Walde und einer verdrießlichen Herbſtnacht. In dem großen wüſten Walde, zwiſchen den himmelhohen Bäumen kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorſchein, die aber von einem geſpenſtiſch weißen Nebel gefüllt waren. Hie und da, aus dem dicken Nebel, grüßte ein ſtilles Waldfeuer. Auf eines derſelben hinzuſchreitend, bemerkte ich allerley dunkle Schatten, die ſich rings um die Flammen bewegten; doch erſt in der unmittelbarſten Nähe konnte ich die ſchlanken Geſtalten und ihre melancholiſch holden Geſichter genau erkennen. Es waren ſchöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lüſternen Gemälden des Julio Romano ſehen und die, in üppiger Jugendblüthe, unter ſommergrünem Laubdach, ſich anmuthig lagern und erluſtigen ... Ach! kein ſo heiteres Schauſpiel bot ſich hier meinem Anblick! die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geſchmückt mit dem Leibreiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerſtörniß an Leib und Weſen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch ſüßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröſtelt von kaltem Elend, und gar in den Geſichtern, trotz des lächelnden

Leichtſinns, zuckten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch, ſtatt auf ſchwellenden Raſenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten ſie auf dem harten Boden, unter halbentlaubten Eichenbäumen, wo, ſtatt der verliebten Sonnenlichter, die quirlenden Dünſte der feuchten Herbſtnacht auf ſie herabſinterten ... Manchmal erhob ſich eine dieſer Schönen, ergriff aus dem Reiſig einen lodernden Brand, ſchwang ihn über ihr Haupt, gleich einem Tyrſus, und verſuchte eine jener unmöglichen Tanzpoſituren, die wir auf etruskiſchen Vaſen geſehen ... aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, ſank ſie wieder zurück ans kniſternde Feuer. Beſonders eine unter dieſen Frauen bewegte mein ganzes Herz mit einem faſt wolluſtigen Mitleid. Es war eine hohe Geſtalt, aber noch weit mehr als die Anderen abgemagert an Armen, Beinen, Buſen und Wangen, was jedoch ſtatt abſtoßend vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht wie es kam, aber ehe ich mich deſſen verſah, ſaß ich neben ihr am Feuer, beſchäftigt ihre froſtzitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch ſpielte ich mit ihren ſchwarzen feuchten Haarflechten, die über das griechiſch gradnäſige Geſicht und den rührend kalten, griechiſch kargen Buſen herabhingen . . . Ja, ihr Haupthaar war von einer faſt ſtrahlenden Schwärze, ſo wie auch ihre Augenbraunen, die üppig ſchwarz zuſammenfloſſen, was ihrem Blick einen ſonderbaren Ausdruck von ſchmachtender Wildheit ertheilte. „Wie alt biſt du, unglückliches Kind,“ ſprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter“ — antwortete ſie mit einem halb wehmüthig, halb frevelhaften

Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtauſend jünger machte, ſo blieb ich doch noch ziemlich bejahrt! Aber es wird jetzt immer kälter und mich ſchläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfkiſſen borgen willſt, ſo wirſt du deine gehorſame Dienerin ſehr verpflichten ...“

Während ſie nun auf meinen Knieen lag und ſchlummerte, und manchmal, wie eine Sterbende, im Schlafe röchelte, flüſterten ihre Gefährtinnen allerley Geſpräche, wovon ich nur ſehr wenig verſtand, da ſie das Griechiſche ganz anders ausſprachen, als ich es in der Schule und ſpäter auch beim alten Wolf gelernt hatte ... Nur ſo viel begriff ich, daß ſie über die ſchlechte Zeit klagten und noch eine Verſchlimmerung derſelben befürchteten, und ſich vornahmen noch tiefer waldeinwärts zu flüchten ... Da plötzlich, in der Ferne, erhob ſich ein Geſchrei von rohen Pöbelſtimmen . . . Sie ſchrieen, ich weiß nicht mehr was? . . . Dazwiſchen kicherte ein katholiſches Mettenglöckchen . . . Und meine ſchönen Waldfrauen wurden ſichtbar noch blaſſer und magerer, bis ſie endlich ganz in Nebel zerfloſſen, und ich ſelber gähnend erwachte.

Neue Gedichte

von

H. Heine.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1844.

Paris, chez J. J. Dubochet & Cie., rue de Seine, 33.

6910609 × 6

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Neuer Frühling.

Prolog.

In Gemäldegallerieen
Siehſt du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch ſich mürriſch wehrt.

4

So, in holden Hinderniſſen,
Wind' ich mich mit Luſt und Leid,
Während Andre kämpfen müſſen
In dem großen Kampf der Zeit.

I.

Unterm weißen Baume ſitzend
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſchoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon mit Schneegeſtöber
Hab' der Baum dich übergoſſen.

Doch es iſt kein Schneegeſtöber,
Merkſt es bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein ſchauerſüßer Zauber!
Winter wandelt ſich in Maye,
Schnee verwandelt ſich in Blüthen,
Und dein Herz es liebt aufs Neue.

II.

In dem Walde ſprießt und grünt es
Faſt jungfräulich luſtbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, ſey willkommen!

Nachtigall! auch dich ſchon hör' ich,
Wie du flöteſt ſeligtrübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied iſt lauter Liebe!

III.

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe ſie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

IV.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich ſchau' in alle Blumenkelche,
Und ſuch' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine,
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch' ein Herz ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang;
Uns beiden iſt ſo bang und wehe,
So weh' und bang.

V.

Gekommen iſt der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

VI.

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laſſ' ſie grüßen.

VII.

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmahl,
Ihn ſelber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt;
Ich aber lieb' Euch all:
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall.

VIII.

Es erklingen alle Bäume
Und es ſingen alle Neſter —
Wer iſt der Kapellenmeiſter
In dem grünen Waldorcheſter?

Iſt es dort der graue Kibitz,
Der beſtändig nickt, ſo wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt, zeitmaßrichtig?

Iſt es jener Storch, der ernſthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles muſiziret?

14

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeiſter,
Und ich fühl' wie er den Takt ſchlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

IX.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt
Geht auch der ganze Wald zu Grund.“

So ſpricht zu ſeinem Spätzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmahl drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie iſt ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und ſchmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

X.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz ſich nicht in Acht,
So wird es ſich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die ſingenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

XI.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei ſchöne Augen,
Sie haben ſich wider mein Herz verſchworen.

Der Frühling und zwei ſchöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Roſen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieſer Verſchwörung.

XII.

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzenmild,
Und ich fürchte dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder, himmliſch quälend,
In die kaum geneſ'ne Bruſt.

XIII.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das ſind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke ſie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen ſeufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, ſingt ſie
Lautſchmetternd, daß es ſchallt;
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß ſchon der ganze Wald.

XIV.

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

Dann drehſt du dich um, und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

XV.

Die ſchlanke Waſſerlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den armen blaſſen Geſell'n.

XVI.

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn ſie wird, mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

XVII.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?
Du haſt die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, ſie ſind erſchrocken!
Die Roſen, ſie ſind vor Schaam ſo roth,
Die Lilien, ſie ſind ſo blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und ſtocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geſchlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wiſſen, daß ſie gelauſcht,
Als ich von glühender Liebe berauſcht,
Mit den Sternen droben geſprochen?

XVIII.

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da wird mir ſo träumend zu Sinne,
Daß ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

XIX.

Wieder iſt das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die beſuchteſten Alleen,
Unter jedem Strohhut ſuch' ich
Meine Schöne zu erſpähen.

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

27

Im Geräuſch des Waſſerfalles
Hör' ich wieder leiſes Klagen,
Und mein ſchönes Herz verſteht es,
Was die weißen Wellen ſagen.

Wieder in verſchlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren.

XX.

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet,
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

XXI.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Weil ich dich liebe wird ſo bläßlich,
So elend mager mein Geſicht —
Du fändeſt mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

XXII.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe ſelber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und ſchwanke bei jedem Schritt.

O, halt' mich feſt, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir ſonſt zu Füßen,
Und der Garten iſt voller Leut'.

XXIII.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er ſelber ſtill und ſicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Alſo wandelſt du, Geliebte,
Still und ſicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eig'nes Herz erſchüttert.

XXIV.

Es haben unſre Herzen
Geſchloſſen die heil'ge Allianz;
Sie lagen feſt an einander,
Und ſie verſtanden ſich ganz.

Ach, nur die junge Roſe,
Die deine Bruſt geſchmückt,
Die arme Bundesgenoſſin,
Sie wurde faſt zerdrückt.

XXV.

Sag' mir wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er ſaß in der Winternacht und ſann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag' mir wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabey.
Es war im ſchönen Monat May,
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen.

XXVI.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüſtern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben,
Furchtſam zärtliches Umſchlingen —
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

XXVII.

Hab' ich nicht dieſelben Träume
Schon geträumt von dieſem Glücke?
Waren's nicht dieſelben Bäume,
Blumen, Küſſe, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unſrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang ſtille Wache?

Ach! ich weiß wie ſich verändern
Dieſe allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir ſelber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergeſſen,
Wir, die jetzt ſo zärtlich fühlen,
Herz an Herz ſo zärtlich preſſen.

XXVIII.

Küſſe, die man ſtielt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe wie beſeel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinn'rungſüchtig,
Denkt die Seele ſich dabey
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherley.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt.

XXIX.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beyde ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

XXX.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

XXXI.

„Mondſcheintrunkne Lindenblüthen,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden.

„Doch du lächelſt, wie verloren
In entfernten Sehnſuchtträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünſche
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegeſtöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeſchmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, Peitſchenknallend,
Ueber Fluß und Fluren glitten.

XXXII.

Durch den Wald, im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih' und flogen
Raſch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

XXXIII.

Morgens ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring ich Roſen,
Die ich brach in Dämmrungſtunden.

Weißt du was die hübſchen Blumen
Dir Verblümtes ſagen möchten?
Treu ſeyn ſollſt du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

XXXIV.

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willſt mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuſcript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Wenn man den Abſchied giebt.

XXXV.

Sorge nie, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in ſtill verborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmahl verdächt'ge Funken
Aus den Roſen — ſorge nie!
Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen
Und ſie nimmt's für Poeſie.

XXXVI.

Wie die Tage macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch mährchenſüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es ſanfter, ſehnſuchtwilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Roſen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen ſie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Hiſtorie —

Und mir ſelbſt iſt dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und ſänge
Dieſen Roſen meine Liebe,
Träumend ſing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne,
Oder auch das helle Lärmen
Jener and'ren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenſter ſchwärmen.

XXXVII.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schooß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

XXXVIII.

Ernſt iſt der Frühling, ſeine Träume
Sind traurig, jede Blume ſchaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber, eine Thräne
Küß' ich ſo gern dir vom Geſicht.

XXXIX.

Schon wieder bin ich fortgeriſſen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgeriſſen —
O wüßteſt du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt ſo trübe;
Ich ſcheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen ſie vor meinem Schmerze —
Leb' wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

XL.

Die holden Wünſche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Luſt;
Mein Herz iſt ſo klug und witzig,
Und verblutet in meiner Bruſt.

XLI.

Wie ein Greiſenantlitz droben
Iſt der Himmel anzuſchauen,
Rotheinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder
Müſſen welken Blum' und Blüthe,
Müſſen welken Lieb' und Lieder
In dem menſchlichen Gemüthe.

LXII.

Verdroß'nen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reiſ' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbſt, ein Nebel hält
Feuchteingehüllt die abgeſtorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es ſeufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmſte noch, es regen't.

XLIII.

Spätherbſtnebel, kalte Träume,
Ueberfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert ſchon die Bäume,
Und ſie ſchaun geſpenſtiſch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig ſchweigſam
Einz'ger Baum ſteht unentlaubt,
Feucht von Wehmuthsthränen gleichſam,
Schüttelt er ſein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieſer Wildniß,
Und der Baum, den ich dort ſchau
Sommergrün, das iſt das Bildniß,
Vielgeliebte, ſchöne Frau!

XLIV.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt iſt noch dieſelbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt ſie ſich in der Elbe.

Lange Naſen, noch langweilig
Werden ſie wie ſonſt geſchneuzet,
Und das duckt ſich noch ſcheinheilig,
Oder bläht ſich, ſtolz geſpreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich dieſen Menſchenkehricht
Wiederſeh, und dieſes Wetter!

Verſchiedene.

Seraphine.

I.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
Jn dem träumeriſchen Wald,
Jmmer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Geſtalt.

Jſt es nicht dein weißer Schleyer?
Nicht dein ſanftes Angeſicht?
Oder iſt es nur der Mondſchein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leiſe rinnen hör'?
Oder gehſt du, Liebſte, wirklich
Weinend neben mir einher?

II.

An dem ſtillen Meeresſtrande
Iſt die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüſtert aus den Wogen:

Jener Menſch dort, iſt er närriſch,
Oder iſt er gar verliebet,
Denn er ſchaut ſo trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet?

Doch der Mond der lacht herunter,
Und mit heller Stimme ſpricht er:
Jener iſt verliebt und närriſch,
Und noch obendrein ein Dichter.

III.

Das iſt eine weiße Möve,
Die ich dort flattern ſeh'
Wohl über die dunklen Fluthen;
Der Mond ſteht hoch in der Höh'

Der Haifiſch und der Roche,
Die ſchnappen hervor aus der See,
Es hebt ſich, es ſenkt ſich die Möve;
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

O, liebe, flüchtige Seele,
Dir iſt ſo bang und weh!
Zu nah iſt dir das Waſſer,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

IV.

Daß du mich liebſt, das wußt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt;
Doch als du mir's geſtanden
Hat es mich tief erſchreckt.

Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging an's Meer und weinte
Bey'm Sonnenuntergang.

Mein Herz iſt wie die Sonne
So flammend anzuſehn,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

V.

Wie neubegierig die Möve
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So feſt mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wiſſen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küſſen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur ſelber wüßte
Was mir in die Seele ziſcht!
Die Worte und die Küſſe
Sind wunderbar vermiſcht.

VI.

Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu,
Und wie ein Reh geſchwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo ſich zum Meer der Felſen ſenkt,
Da hab' ich ſie erreichet,
Da hab' ich ſanft mit ſanftem Wort
Ihr ſprödes Herz erweichet.

Hier ſaßen wir ſo himmelhoch,
Und auch ſo himmelſelig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne ſank allmählig.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Verſank die ſchöne Sonne;
Die Wogen rauſchten drüber hin,
Mit ungeſtümer Wonne.

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat ſich in mein Herz verſteckt
Mit allen ihren Gluthen.

VII.

Auf dieſem Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.

Vernichtet iſt das Zweyerley,
Das uns ſo lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerey
Hat endlich aufgehöret.

Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?

Der heilge Gott der iſt im Licht
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt alles was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen.

VIII.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Waſſer
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten ſpielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen ſchwellen.

Heidniſch halb und halb auch kirchlich
Klingen dieſe Melodeyen,
Steigen muthig in die Höhe,
Daß ſich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Luſtgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen ſie umher am Himmel.

Zur Muſik, die unten tönet,
Wirbeln ſie die tollſten Weiſen;
Sonnennachtigallen ſind es,
Die dort oben ſtrahlend kreiſen.

Und das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenwolluſt
Stürmiſch in mein Herze dringen.

IX.

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen
Schwindet hin, wie Träumereyn,
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

X.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſeyn Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

XI.

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie ſehr ich traurig bin
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

XII.

Wie ſchändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menſchen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab es den Fiſchen erzählet.

Ich laß' dir den guten Namen
Nur auf dem feſten Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von deiner Schande.

XIII.

Es ziehen die brauſenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie ſchwellen und zerſchellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig,
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

XIV.

Es ragt in's Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven ſchreyn,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

XV.

Das Meer erſtralt im Sonnenſchein,
Als ob es golden wär.
Ihr Brüder, wenn ich ſterbe,
Verſenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Fluth
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

Angelique.

I.

Nun der Gott mir günſtig nicket
Soll ich ſchweigen wie ein Stummer,
Ich, der, als ich unbeglücket,
So viel ſang von meinem Kummer,

Daß mir tauſend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das ich beſungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, Ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man Eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

II.

Wie raſch du auch vorüberſchritteſt
Noch einmal ſchauteſt du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmiſcher Hochmuth in dem Blick.

O, daß ich nie zu faſſen ſuchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O, daß ich nie ſie wiederfand!

Verſchwunden iſt ja deine Wildheit,
Biſt wie die Andern zahm und klar,
Und ſanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebſt du mich ſogar!

III.

Nimmer glaub ich, junge Schöne,
Was die ſpröde Lippe ſpricht;
Solche große ſchwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Dieſe braungeſtreifte Lüge,
Streif ſie ab; ich liebe dich.
Laß dein weißes Herz mich küſſen —
Weißes Herz, verſtehſt du mich?

IV.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läßt ſie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend ſpät bis Morgens früh,
Sie fragt zu jeder Stund:
Was hältſt du mir die Augen zu
Wenn du mir küßt den Mund?

Ich ſag' ihr nicht weßhalb ich's thu',
Weiß ſelber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund.

V.

Wenn ich, beſeligt von ſchönen Küſſen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutſchland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutſchland in Frieden!
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimath, Sippſchaft und Lebensverhältniß; —
Es hat ſeine Gründe — ich kanns nicht vertragen.

Die Eichen ſind grün, und blau ſind die Augen
Der deutſchen Frauen; ſie ſchmachten gelinde
Und ſeufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

VI.

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätze ſpähe,
Und vor fremden Liebesthüren
Schmachtend auf- und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenſtern
Aeugeln ſie mit meinem Schatze.

Das iſt menſchliſch! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns Allen,
Geb' uns Allen Glück und Segen!

VII.

Ja freilich du biſt mein Ideal,
Hab's dir ja oft bekräftigt
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl;
Doch heute bin ich beſchäftigt.

Komm' morgen zwiſchen zwey und drey,
Dann ſollen neue Flammen
Bewähren meine Schwärmerey;
Wir eſſen nachher zuſammen.

Wenn ich Billete bekommen kann
Bin ich ſogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann;
Man giebt Robert-le-Diable.

81

Es iſt ein großes Zauberſtück
Voll Teufelsluſt und Liebe;
Von Meyerbeer iſt die Muſik,
Der ſchlechte Text von Scribe.

VIII.

Schaff' mich nicht ab, wenn auch den Du
Gelöſcht der holde Trunk;
Behalt' mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannſt du nicht mehr Geliebte ſeyn,
Sey Freundinn mir ſodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundſchaft an.

IX.

Dieſer Liebe toller Faſching,
Dieſer Taumel unſrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken iſt der Kelch,
Der mit Sinnenrauſch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken iſt der Kelch.

Es verſtummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig ſpielten,
Zu dem Tanz der Leidenſchaft;
Auch die Geigen, ſie verſtummen.

Es erlöſchen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergoſſen
Auf den bunten Mummenſchanz;
Auch die Lampen, ſie erlöſchen.

Morgen kommt der Aſchenmittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aſchenkreuz und ſpreche:
Weib bedenke, daß du Staub biſt.

Hortenſe.

I.

Ehmals glaubt ich, alle Küſſe,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seyen uns, durch Schickſalsſchlüſſe,
Schon urzeitlich vorbeſtimmt.

Küſſe nahm ich und ich küßte
So mit Ernſt in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Thaten der Nothwendigkeit,

Jetzo weiß ich, überflüſſig,
Wie ſo manches, iſt der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küſſ' ich,
Glaubenlos im Ueberfluß.

II.

Wir ſtanden an der Straßeneck
Wohl über eine Stunde;
Wir ſprachen voller Zärtlichkeit
Von unſrem Seelenbunde.

Wir ſagten uns viel hundertmahl
Daß wir einander lieben;
Wir ſtanden an der Straßeneck,
Und ſind da ſtehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen, flink und heiter,
Kam ſie vorbey und ſah uns ſtehn,
Und lachend ging ſie weiter.

III.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebſtes Lachen.

Denkſt du noch Montmorençis,
Wie du auf dem Eſel ritteſt,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Dieſteln glitteſt?

Der Eſel blieb ruhig ſtehen,
Fing an die Diſteln zu freſſen —
Dein allerliebſtes Lachen
Werde ich nie vergeſſen.

IV.

(Sie ſpricht:)

Steht ein Baum im ſchönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt ſich am Aſte
Eine Schlange, und ich kann
Von den ſüßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und das ziſchelt ſo verheißend
Und das lockt wie holdes Glück!

(Die Andre ſpricht:)

Dieſes iſt die Frucht des Lebens,
Koſte ihre Süßigkeit,
Daß du nicht ſo ganz vergebens
Lebteſt deine Lebenszeit!
Schönes Kindchen, fromme Taube,
Koſt' einmahl und zittre nicht —
Folge meinem Rath und glaube
Was die kluge Muhme ſpricht.

V.

Neue Melodieen ſpiel' ich
Auf der neugeſtimmten Zitter.
Alt iſt der Text! Es ſind die Worte
Salomos: das Weib iſt bitter.

Ungetreu iſt ſie dem Freunde,
Wie ſie treulos dem Gemahle!
Wermuth ſind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Alſo wahr iſt jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es ſteht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauſcht ſie noch in allen Büſchen,
Koſ't mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörſt ſie gerne ziſchen.

Ach, es wird ſo kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und ſie krächzen. Luſt und Liebe
Iſt auf lange jetzt begraben.

VI.

Nicht lange täuſchte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild iſt wie ein falſcher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne ſchien,
Der Nebel iſt zerronnen;
Geendigt hatten wir ſchon längſt,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Clariſſe.

I.

Meinen ſchönſten Liebesantrag
Suchſt du ängſtlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob das ein Korb ſey?
Fängſt du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich, drum erhör' mich,
Lieber Gott! Hilf dieſer Dirne,
Trockne ihre ſüßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne.

II.

Ueberall wo du auch wandelſt,
Schauſt du mich zu allen Stunden,
Und jemehr du mich mißhandelſt,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich feſſelt holde Bosheit,
Wie mich Güte ſtets vertrieben;
Willſt du ſicher meiner los ſeyn,
Mußt du dich in mich verlieben.

III.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die ſo grauſam mich verhindert
Dich zu ſchauen im Theater.

Denn ſie ſaßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur ſeltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und ſie ſaßen da und ſchauten
Zweyer Liebenden Verderben,
Und ſie klatſchten großen Beyfall
Als ſie beide ſahen ſterben.

IV.

Geh' nicht durch die böſe Straße
Wo die ſchönen Augen wohnen —
Ach! ſie wollen allzugütig
Dich mit ihrem Blitz verſchonen.

Grüßen allerliebſt herunter
Aus dem hohen Fenſterbogen,
Lächeln freundlich, (Tod und Teufel!)
Sind dir ſchweſterlich gewogen.

Doch du biſt ſchon auf dem Wege,
Und vergeblich iſt dein Ringen;
Eine ganze Bruſt voll Elend
Wirſt du mit nach Hauſe bringen.

V.

Es kommt zu ſpät, was du mir lächelſt,
Was du mir ſeufzeſt, kommt zu ſpät!
Längſt ſind geſtorben die Gefühle,
Die du ſo grauſam einſt verſchmäht.

Zu ſpät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenſtrahlen auf ein Grab.

* * *

Nur wiſſen möcht ich: wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

Yolante und Marie.

I.

Dieſe Damen, ſie verſtehen
Wie man Dichter ehren muß:
Gaben mir ein Mittageſſen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Haſe war geſpickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunſt,
Und ich wurde endlich ſatt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwieſen hat.

II.

In welche ſoll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig ſind?
Ein ſchönes Weib iſt noch die Mutter,
Die Tochter iſt ein ſchönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie ſind ſo rührend anzuſehn!
Doch reizend ſind geniale Augen,
Die unſre Zärtlichkeit verſtehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwiſchen zwey Gebündel Heu
Nachſinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeſte Futter ſey.

III.

Die Flaſchen ſind leer, das Frühſtück war gut,
Die Dämchen ſind roſig erhitzet;
Sie lüften das Mieder mit Uebermuth,
Ich glaube ſie ſind beſpitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüſtchen wie nett!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen ſie lachend ſich aufs Bett,
Und hüllen ſich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und ſchnarchen am End' um die Wette.
Da ſteh' ich im Zimmer, ein einſamer Thor,
Betrachte verlegen das Bette.

IV.

Jugend, die mir täglich ſchwindet,
Wird durch raſchen Muth erſetzt,
Und mein kühn'rer Arm umwindet
Noch viel ſchlankre Hüften jetzt.

That auch manche ſehr erſchrocken,
Hat ſie doch ſich bald gefügt;
Holder Zorn, verſchämtes Stocken,
Wird von Schmeicheley beſiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabey.
Iſt es die verſchwundne, ſüße,
Blöde Jugendeſeley?

Emma.

I.

Er ſteht ſo ſtarr wie ein Baumſtamm,
In Hitz' und Froſt und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben ſind.

So quält ſich Bagiratha lange,
Und Brama will enden ſein Weh',
Er läßt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

Ich aber, Geliebte, vergebens
Martre und quäl' ich mich ab,
Aus deinen Himmelsaugen
Fließt mir kein Tropfen herab.

II.

Vier und zwanzig Stunden ſoll ich
Warten auf das höchſte Glück,
Das mir blinzelnd ſüß verkündet,
Blinzelnd ſüß der Seitenblick.

O! die Sprache iſt ſo dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding;
Wird es ausgeſprochen, flattert
Fort der ſchöne Schmetterling.

Doch der Blick, der iſt unendlich,
Und er macht unendlich weit
Deine Bruſt, wie einen Himmel
Voll geſtirnter Seligkeit.

III.

Nicht mahl einen einz'gen Kuß,
Nach ſo monatlangem Lieben!
Und ſo bin ich Allerärmſter
Trocknen Mundes ſtehn geblieben.

Einmahl kam das Glück mir nah —
Schon konnt ich den Athem ſpüren —
Doch es flog vorüber — ohne
Mir die Lippen zu berühren.

IV.

Emma, ſage mir die Wahrheit:
Ward ich närriſch durch die Liebe?
Oder iſt die Liebe ſelber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

V.

Bin ich bei dir, Zank und Noth!
Und ich will mich fort begeben!
Doch das Leben iſt kein Leben
Fern von dir, es iſt der Tod.

Grübelnd lieg ich in der Nacht,
Zwiſchen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube dieſes Elend
Hat mich ſchon verrückt gemacht.

VI.

Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten
Schleicht die böſe Nacht heran;
Unſre Seelen ſie ermatten,
Gähnend ſchauen wir uns an.

Du wirſt alt und ich noch älter,
Unſer Frühling iſt verblüht.
Du wirſt kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende iſt ſo trübe!
Nach der holden Liebesnoth,
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Der Tannhäuſer.

Eine Legende.

(Geſchrieben 1836.)

I.

Ihr guten Chriſten laßt Euch nicht
Von Satans Liſt umgarnen!
Ich ſing' Euch das Tannhäuſerlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bey dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küſſ' mich geſchwind, und ſage mir:
Was du bei mir vermiſſet?

„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele geworden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen viel tauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner lilienweißer Leib
Erheitert deine Sinne.“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einſt für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk ich der Götter und Helden die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner lilienweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

Dein ſchöner lilienweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.“

II.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozeſſion,
Der Pabſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Pabſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Ich laß dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk es weicht im Kreiſ' zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder: —
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt,
Vor dem Papſte kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen;

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, —
Iſt das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O, heiliger Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.“

Der Pabſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſelger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der Schlimmſte von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

Univ.-Bibl.
München

III.

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich in's Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brod,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabey ſo ſüße.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben,
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Pabſt geſehn,
Der Pabſt er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog
Da fing es an zu ſchneyen,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und ſchreien.

Und als ich auf dem Sankt-Gotthardt ſtand,
Da hört ich Deutſchland ſchnarchen;
Es ſchlief da unten in ſanfter Huth
Von ſechs und dreißig Monarchen.

In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Gar liebe Geſchöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Nachtſtühlchen ſaßen ſie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöſe;
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

In Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt gehört zu den Beſſern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wäſſern.

Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſey todt
Und Eckermann ſey noch am Leben!

Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrey —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.“

Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte.
Ich kam dort durch in ſtockfinſtrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

Zu Hamburg frug ich: warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten?
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir,
Das käme von den Fleeten.

Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechte Geſelle;
Und als ich auf die Börſe kam,
Ich glaubte ich wär' noch in Celle.

Zu Hamburg ſah ich Altona,
Iſt auch eine ſchöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich Dir
Was mir alldort begegent.

Schöpfungslieder.

I.

Im Beginn ſchuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Geſtirne;
Hierauf ſchuf er auch die Ochſen,
Aus dem Schweiße ſeiner Stirne.

Später ſchuf er wilde Beſtien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er hübſche kleine Katzen.

Zur Bevölkerung der Wildniß
Ward hernach der Menſch erſchaffen;
Nach des Menſchen holdem Bildniß
Schuf er intreſſante Affen.

Satan ſah dem zu und lachte:
Ey, der Herr kopiert ſich ſelber!
Nach dem Bilde ſeiner Ochſen
Macht er noch am Ende Kälber!

II.

Und der Gott ſprach zu dem Teufel:
Ich der Herr kopier' mich ſelber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochſen mach' ich Kälber,
Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menſchen mach' ich Affen;
Aber du kannſt gar nichts ſchaffen.

III.

Ich hab' mir zu Ruhm und Preiß erſchaffen
Die Menſchen, Löwen, Ochſen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen,
Erſchuf ich zu meiner eigenen Wonne.

IV.

Kaum hab' ich die Welt zu ſchaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgeſonnen
Jahrtauſendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen ſelbſt iſt eitel Bewegung,
Das ſtümpert ſich leicht in kurzer Friſt;
Jedoch der Plan, die Ueberlegung,
Das zeigt erſt wer ein Künſtler iſt.

Ich hab' allein dreyhundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doctores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

V.

Sprach der Herr am ſechsten Tage:
Hab' am Ende nun vollbracht
Dieſe große, ſchöne Schöpfung,
Und hab' alles gut gemacht.

Wie die Sonne roſengoldig
In dem Meere wiederſtralt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Iſt nicht Alles wie gemalt?

Sind nicht weiß wie Alabaſter
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Iſt ſie nicht ſo ſchön vollendet
Und natürlich die Natur?

Erd' und Himmel ſind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Menſch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!

VI.

Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das ſaugt ſich nicht aus dem Finger;
Kein Gott erſchafft die Welt aus Nichts,
So wenig, wie irdiſche Singer.

Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erſchuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenſpeck
Erſchuf ich die ſchönen Weiber.

Den Himmel erſchuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung;
Der Stoff gewinnt erſt ſeinen Werth
Durch künſtleriſche Geſtaltung.

Friedrike.

(1823.)

I.

Verlaß' Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

II.

Der Ganges rauſcht, mit klugen Augen ſchauen
Die Antilopen aus dem Laub, ſie ſpringen
Herbey muthwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln ſtolzgeſpreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, dringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge.

III.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Der Himalaya ſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine,
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelſt, greifen
Gandarven nach der Zither, und ſie ſingen
Dort oben in dem goldnen Sonnenſaal.

Katharina.

I.

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der ſüßen Troſt herniederlacht
Und neues Leben mir verſpricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenſchwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

II.

„Wollen Sie ihr nicht vorgeſtellt ſeyn?“
Flüſterte mir die Herzogin. —
„Bei Leibe nicht, ich müßt' ein Held ſeyn,
Ihr Anblick ſchon wirrt mir den Sinn.“

Das ſchöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Luſt, mit neuem Weh.

Es hält wie Angſt mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnſucht hin zu ihr!
Wie meines Schickſals wilde Sterne
Erſcheinen dieſe Augen mir.

Die Stirn iſt klar. Doch es gewittert
Dahinter ſchon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erſchüttert
Bis in der Seele tiefſten Sitz.

Der Mund iſt fromm. Doch mit Entſetzen
Unter den Roſen ſeh' ich ſchon
Die Schlangen, die mich einſt verletzen
Mit falſchem Kuß, mit ſüßem Hohn.

Die Sehnſucht treibt. — Ich muß mich näh'ren
Dem holden, unheilſchwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme iſt ihr Wort.

Sie fragt: „Monſieur, wie iſt der Name
Der Sängerin, die eben ſang?“
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' nichts gehört von dem Geſang.“

III.

Wie Merlin, der eitle Weiſe,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende feſtgebannt
In die eignen Zauberkreiſe.

Feſtgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, ſie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was ſie geſprochen.

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

IV.

Du liegſt mir ſo gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreyen und wüthen und ſchelten,
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebſter Stern!

V.

Ich liebe ſolche weiße Glieder,
Der zarten Seele ſchlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von ſchwarzer Lockenfülle!

Du biſt ſo recht die rechte Sorte,
Die ich geſucht in allen Landen;
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verſtanden.

Du haſt an mir den Mann gefunden
Wie du ihn brauchſt. Du wirſt mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küſſen,
Und dann verrathen, wie gebräuchlich.

VI.

Der Frühling ſchien ſchon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten.
Die ganze Gegend ſteht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebſte ſitzt an meiner Seit'
Im raſch hinrollenden Wagen;
Sie ſchaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl ich ſchlagen.

Das trillert und duftet ſo ſonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geſchmeide!
Sein weißes Blüthenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen ſchaun aus der Erd' hervor,
Betrachten, neugierigen Blickes,
Das ſchöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

VII.

Jüngſtens träumte mir: ſpazieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär der Himmel eine Hölle.

Dort ſah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt:

Kirchenväter und Apoſtel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käuze, ein'ge junge —
Letztre ſahn noch ſchlechter aus!

Lange heilige Geſichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verſchiedne Juden), —
Gingen ſtreng an uns vorüber,

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein ſchönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingeſt,
Tändelnd, lächelnd, kokettirend!

Nur ein Einz'ger ſah dich an,
Und es war der einz'ge ſchöne,
Schöne Mann in dieſer Schaar;
Wunderherrlich war ſein Antlitz.

Menſchengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einſt
Schaute Jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner iſt ſo rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eiferſucht berühret —

Und ich muß geſtehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genirte
Unſer Heiland, Jeſus Chriſtus.

VIII.

Ein jeder hat zu dieſem Feſte
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut ſich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beſte.

Ich wandle allein gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Luſt, ich fliehe den Tanz
Und die ſchöne Muſik und den Lampenglanz;—
In England ſind meine Gedanken.

Ich breche Roſen, ich breche Nelken,
Zerſtreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiß nicht, wem ich ſie geben ſoll; —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

IX.

Geſanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodiſch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die ſich ſchlecht vertragen
Und dennoch brechen wenn ſie ſcheiden.

Manchmal iſt mir, als fühlt ich wehen
Ueber dem Haupt die deutſchen Eichen —
Sie flüſtern gar von Wiederſehen —
Das ſind nur Träume — ſie verbleichen.

Manchmal iſt mir, als hört' ich ſingen
Die alten, deutſchen Nachtigallen —
Wie mich die Töne ſanft umſchlingen! —
Das ſind nur Träume — ſie verhallen.

Wo ſind die Roſen, deren Liebe
Mich einſt beglückt? — All ihre Blüthe
Iſt längſt verwelkt! — Geſpenſtiſch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

In der Fremde.

I.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mahl warum;
Im Winde klingt ein ſanftes Wort,
Schauſt dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich ſanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du biſt mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, ſonder Raſt,
Du darfſt nicht ſtille ſtehn.
Was du ſo ſehr geliebet haſt
Sollſt du nicht wiederſehn.

II.

Du biſt ja heut ſo grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geſchaut!
Es perlet ſtill von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkſt du der Heimath, die ſo ferne,
So nebelferne dir verſchwand?
Geſtehe mir's, du wäreſt gerne
Manchmal im theuren Vaterland.

Denkſt du der Dame, die ſo niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürnteſt du, dann ward ſie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkſt du der Freunde, die da ſanken
An deine Bruſt, in großer Stund?
Im Herzen ſtürmten die Gedanken,
Jedoch verſchwiegen blieb der Mund.

Denkſt du der Mutter und der Schweſter?
Mit beiden ſtandeſt du ja gut.
Ich glaube gar es ſchmilzt, mein Beſter,
In deiner Bruſt der wilde Muth!

Denkſt du der Vögel und der Bäume
Des ſchönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es iſt ſchon ſpät. Die Nacht iſt helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun ſchnelle
Und in Geſellſchaft gehn. O weh!

III.

Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort ſo hoch, die Veilchen nickten ſanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutſch, und ſprach auf deutſch
(Man glaubt es kaum
Wie gut es klang) das Wort: „ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Tragödie.

I.

Entflieh mit mir und ſey mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde ſey mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehſt du nicht mit, ſo ſterb' ich hier
Und du biſt einſam und allein;
Und bleibſt du auch im Vaterhaus,
Wirſt doch wie in der Fremde ſeyn.

II.

(Dieſes iſt ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

III.

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter ſitzt, auf dem grünen Platz,
Der Müllersknecht mit ſeinem Schatz.

Die Winde die wehen ſo lind und ſo ſchaurig,
Die Vögel die ſingen ſo ſüß und ſo traurig,
Die ſchwatzenden Buhlen, die werden ſtumm,
Sie weinen und wiſſen ſelbſt nicht warum.

Romanzen.

I.

Ein Weib.

Sie hatten ſich beide ſo herzlich lieb,
Spitzbübin war ſie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenſtreiche machte,
Sie warf ſich auf's Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Luſt,
Des Nachts lag ſie an ſeiner Bruſt.
Als man in's Gefängniß ihn brachte,
Sie ſtand am Fenſter und lachte.

Er ließ ihr ſagen: O komm zu mir,
Ich ſehne mich ſo ſehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich ſchmachte —
Sie ſchüttelt' das Haupt und lachte.

Um ſechſe des Morgens ward er gehenkt,
Um ſieben ward er in's Grab geſenkt;
Sie aber ſchon um achte
Trank rothen Wein und lachte.

II.

Frühlingsfeier.

Das iſt des Frühlings traurige Luſt!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schaar,
Sie ſtürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Bruſt: —
Adonis! Adonis!

Es ſinkt die Nacht. Bey Fackelſchein,
Sie ſuchen hin und her im Wald',
Der angſtverwirret wiederhallt
Von Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrey'n:
Adonis! Adonis!

Das wunderſchöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und todt,
Das Blut färbt alle Blumen roth,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
Adonis! Adonis!

III.

Childe Harold.

Eine ſtarke, ſchwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verſtummten
Leichenhüter ſitzen drin.

Todter Dichter, ſtille liegt er,
Mit entblößtem Angeſicht;
Seine blauen Augen ſchauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, ſie zerſchellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

IV.

Die Beſchwörung.

Der junge Franziskaner ſitzt
Einſam in der Kloſterzelle,
Er lieſt im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtſtunde ſchlug,
Da konnt er nicht länger ſich halten,
Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

Ihr Geiſter! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der ſchönſten Frauen,
Belebt ſie mir für dieſe Nacht,
Ich will mich dran erbauen.

Er ſpricht das grauſe Beſchwörungswort,
Da wird ſein Wunſch erfüllet,
Die arme verſtorbene Schönheit kommt,
In weißen Laken gehüllet.

Ihr Blick iſt traurig. Aus kalter Bruſt
Die ſchmerzlichen Seufzer ſteigen.
Die Todte ſetzt ſich zu dem Mönch,
Sie ſchauen ſich an und ſchweigen.

V.

Aus einem Briefe.

(Die Sonne ſpricht:)
Was gehn dich meine Blicke an?
Das iſt der Sonne gutes Recht,
Sie ſtralt auf den Herrn wie auf den Knecht;
Ich ſtrale weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke was deine Pflichten ſind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und ſey ein deutſcher Biedermann.

Ich ſtrale weil ich nicht anders kann.
Ich wandle am Himmel wohl auf wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter ſpricht:)

Das iſt ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten
Der Sehkraft, und es ſinken nieder,
Wie ſchwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlieder . . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil ſie es doch nicht währen kann.

(Chor der Fröſche:)

Im Waſſer, im Waſſer,
Da iſt es noch naſſer
Als auf der Erde,
Und ohne Beſchwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unſinn ſchwatzen
Von Stralen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Jücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm ſpricht:)

Wie ſich die Sonne wichtig macht,
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbeſcheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht!

VI.

Unſtern.

Der Stern erſtralte ſo munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragſt mich, Kind, was Liebe iſt?
Ein Stern in einem Haufen Miſt.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrath bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau ſie grunzt,
Im Kothe wälzt ſich ihre Brunſt.

O, fiel ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünſchet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

VII.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreu'n ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut, —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schelfiſchſeelenduft.

O, daß ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal, —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſey's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

VIII.

Anno 1839.

O, Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt!
Das muntre Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Nur der Verſtand, ſo kalt und trocken,
Herrſcht in dem witzigen Paris —
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim ſo ſüß!

Höfliche Männer! Doch verdroſſen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einſt genoſſen
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder ſtets bewegt!
Da lob' ich Deutſchlands Frauenzimmer,
Das ſchweigend ſich zu Bette legt.

Und alles dreht ſich hier im Kreiſe,
Mit Ungeſtüm, wie'n toller Traum!
Bey uns bleibt alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.

Mir iſt als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, ſanft und traut;
Nachtwächterlieder hör' ich ſingen,
Dazwiſchen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war ſo wohl daheime,
In Schildas theurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenſchein.

IX.

In der Frühe.

Auf dem Faurbourg Saint-Marçeau
Lag der Nebel heute Morgen,
Spätherbſtnebel, dicht und ſchwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Geſtalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, ſie war wie Mondenlicht
Leichthinſchwebend, zart und zierlich;
Solchen ſchlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna ſelbſt vielleicht,
Die ſich heut bey einem ſchönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartièr Latin verſpätet?

Auf dem Heimweg dacht ich nach:
Warum floh' ſie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phebus?

X.

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome ſtehn zwey Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche;
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter;
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf,
Und ſein rother Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt Dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit feyʼre
Mit Banquett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſey gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

2.

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen, bey Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen, im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich dich hab —
So kalt iſt das Grab —“
Der Henker ſteht vor der Thüre.

3.

Herr Olaf es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds
In freier Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen.
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land,
Und die Blumen auf der Aue.
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft
Wie die Augen meiner Fraue.

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch Euch verlier' ich mein Leben!
Ich ſegne auch den Hollunderbaum,
Wo du dich mir ergeben.“

XI.

Die Nixen.

Am einſamen Strande plätſchert die Fluth,
Der Mond iſt aufgegangen,
Auf weißer Dühne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die ſchönen Nixen, im Schleyergewand,
Entſteigen der Meerestiefe.
Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig er ſchliefe.

Die eine betaſtet mit Neubegier
Die Federn auf ſeinem Barette.
Die Andre neſtelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert geſtützt
Beſchaut ſie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüſtert aus tiefem Gemüthe:
„O, daß ich doch Dein Liebchen wär',
Du holde Menſchenblüthe!“

Die Fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnſucht und Verlangen;
Die Sechste zögert und küßt am End
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter iſt klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müſſen;
Er läßt ſich ruhig im Mondenſchein
Von ſchönen Nixen küſſen.

VIII.

Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf ſeiner Stirn Gedankenſpur,
Er konnte jedes Herz beſiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten ſeine ſüßen Töne
Die Löwin des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beyden Söhne,
Er ſang ſie alle in ſein Netz.

Wie er den Vater ſelbſt bethörte!
In Thränen ſchmolz des Königs Zorn
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

XIII.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Am Fluſſe ſitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichſten Kränze.

Das knoſpet und quillt, mit duftender Luſt —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Die Schäferin ſeufzt aus tiefer Bruſt:
Wem geb' ich meine Kränze?

Ein Reuter reutet den Fluß entlang,
Er grüßt ſo blühenden Muthes!
Die Schäferin ſchaut ihm nach ſo bang,
Fern flattert die Feder des Huthes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die ſchönen Blumenkränze.
Die Nachtigall ſingt von Lieb' und Kuß —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!

XIV.

Ali Bey.

Ali Bey, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeſchmack des Paradieſes
Gönnt ihm Allah ſchon auf Erden.

Odalisken, ſchön wie Houris,
Und geſchmeidig wie Gaſellen —
Kräuſelt ihm den Bart die Eine,
Glättet ſeine Stirn die Andre.

Und die Dritte ſchlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich ſchmettern
Die Trompeten, Schwerter raſſeln,
Waffenruf und Flintenſchüſſe —
Herr, die Franken ſind im Anmarſch!

Und der Held beſteigt ſein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume; —
Denn ihm iſt zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis herunterſäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt ſanft und zärtlich.

XV.

Pſyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Bruſt die große Gluth,
Schleichet Pſyche zu dem Lager
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und ſie zittert
Wie ſie ſeine Schönheit ſieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermſte ſtirbt beinah!
Pſyche faſtet und kaſteyt ſich,
Weil ſie Amorn nackend ſah.

XVI.

Die Unbekannte.

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen,
In dem Tuileriengarten,
Unter den Kaſtanienbäumen.

Täglich geht ſie dort ſpazieren
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?

Niemand konnt mir Auskunft geben,
Wer ſie ſei? Bei allen Freunden
Frug ich nach, und ſtets vergebens!
Ich erkrankte faſt vor Sehnſucht.

Eingeſchüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel ſtrenger eingeſchüchtert,

Wagt' ich nie ein ſeufzend Wörtchen
Im Vorübergeh'n zu flüſtern,
Und ich wagte kaum mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erſt hab' ich erfahren
Ihren Namen. Laura heißt ſie,
Wie die ſchöne Provenzalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt ſie! Nun da bin ich
Juſt ſo weit wie einſt Petrarcha,
Der das ſchöne Weib gefeiert
In Canzonen und Sonetten.

Laura heißt ſie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platoniſch ſchwelgen
In dem Wohllaut dieſes Namens —
Weiter hat er's nie gebracht.

XVII.

Wechſel.

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerathe dieſes Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Iſt ſo fromm, ſo ſanft, ſo mild!
In der Hand den Lilienſtengel
Wäre ſie ein Heil'genbild.

Schlanke, ſchwärmeriſche Glieder,
Wenig Fleiſch, ſehr viel Gemüth;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube,
Ihre ganze Seele glüht.

200

Sie behauptet, ſie verſtünde
Gar kein Deutſch — ich glaub' es nicht.
Niemals hätteſt Du geleſen
Klopſtock's himmliſches Gedicht?

XVIII.

Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umſunſt
Thuſt du ſpröde! deine Gunſt
Weiß ich mir, durch Kampf und Ringen,
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Ueberwältigt wirſt du doch,
Und ich ſpanne dich in's Joch,
Und du ſtreckſt am End die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verſtrömt mein rothes Blut,
Und der ſchöne Lebensmuth
Will erlöſchen; ich erliege
Und ich ſterbe nach dem Siege.

XIX.

Klagelied

eines altdeutſchen Jünglings.

Wohl dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh dem, der ſie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die böſen Geſellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht,
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es tröſteten mich die Mädchen,
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als ſie mich ganz beſoffen gemacht
Und meine Kleider zerriſſen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeſchmiſſen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Wie wundr' ich mich über die Sache!
Da ſaß ich armer Jüngling
Zu Caſſel auf der Wache. —

XX.

Laß ab!

Der Tag iſt in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebeſt mich!

Du liebſt mich — ſchon erfaſſen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüthe welkt,
Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht' —
Laß ab von mir und dem Unglück.

XXI.

Frau Mette.

(Nach dem Däniſchen.)

Herr Peter und Bender ſaßen beim Wein,
Herr Bender ſprach: ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.

Herr Peter ſprach: ich wette mein Roß,
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette ſing ich nach meinem Hof,
Noch heut, in der Mitternachtſtunde.

Und als die Mitternachtſtunde kam,
Herr Peter hub an zu ſingen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald,
Die ſüßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen ſo ſtill,
Die Fluth hört auf zu rauſchen,
Am Himmel zittert der blaſſe Mond,
Die klugen Sterne lauſchen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
Wer ſingt vor meiner Kammer?
Sie achſelt ihr Kleid, ſie ſchreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Sie ſchreitet unaufhaltſam;
Herr Peter zog ſie nach ſeinem Hof
Mit ſeinem Liede gewaltſam.

Und als ſie Morgens nach Hauſe kam
Vor der Thüre ſtand Herr Bender:
„Frau Mette, wo biſt du geweſen zur Nacht,
Es triefen deine Gewänder?“

Ich war heut Nacht am Nixenfluß,
Dort hört ich prophezeyen,
Es plätſcherten und beſpritzten mich
Die neckenden Waſſerfeyen.

„Am Nixenfluß iſt feiner Sand,
Dort biſt du nicht gegangen,
Zerriſſen und blutig ſind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen."

Ich war heut Nacht im Elfenwald,
Zu ſchauen den Elfenreigen,
Ich hab mir verwundet Fuß und Geſicht,
An Dornen und Tannenzweigen.

„Die Elfen tanzen im Monat May,
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrſcht der kalte Herbſt
Und heult der Wind in den Wäldern."

Bey Peter Nielſen war ich heut Nacht,
Er ſang und zaubergewaltſam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Es zog mich unaufhaltſam.

Sein Lied iſt ſtark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiß, jetzt muß ich ſterben. —

Die Kirchenthür iſt ſchwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das ſoll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender ſteht vor der Leichenbahr,
Und ſeufzt aus Herzensgrunde:
Nun hab ich verloren mein ſchönes Weib
Und meine treuen Hunde.

XXII.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,
Da tanzen zwei die niemand kennt,
Sie ſchau'n ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Huth
Schwankt eine Neckenlilje,
Die wächſt nur tief in Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr ſeyd der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Euren fiſchgrätigen Zähnen."

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir warum ſo naß der Saum
An eurem weißen Gewand iſt?

„Ich hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen die Nixe."

211

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die beiden.
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

XXIII.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen,
Bei ſeiner ſchönen Waſſerfee;
Die Jahre kommen und ſchwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht ſterben;
Zweihundert Jahre dauert ſchon
Sein ſeliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schooß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug ſie betrachten.

Sein goldnes Haar ward ſilbergrau,
Es treten die Backenknochen
Geſpenſtiſch hervor aus dem gelben Geſicht,
Der Leib iſt welk und gebrochen.

Manchmal aus ſeinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeſchüttert,
Denn droben ſtürmt ſo wild die Fluth
Und das gläſerne Schloß erzittert.

Manchmal iſt ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erſchallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Haſt,
Läßt traurig ſie wieder fallen.

Manchmal iſt ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer ſingen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König ſtöhnt und ſchluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt ſich hinab die Waſſerfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

Unterwelt.

I.

Blieb ich doch ein Junggeſelle! —
Seufzet Pluto tauſendmal —
Jetzt, im meiner Eh'ſtandsqual,
Merk ich, früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Blieb ich doch ein Junggeſelle!
Seit ich Proſerpinen hab'
Wünſch ich täglich mich ins Grab!
Wenn ſie keift, ſo hör' ich kaum
Meines Cerberus Gebelle.

Stets vergeblich, ſtets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich
Kein Verdammter iſt mir gleich!
Ich beneide Siſiphus
Und die edlen Danaiden.

II.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten,
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proſerpine
Mit finſtrer Miene,
Und im Herzen ſeufzet ſie traurig:

Ich lechze nach Roſen, nach Sangesergüſſen
Der Nachtigall, nach Sonnenküſſen —
Und hier unter bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertraur' ich!

Bin feſtgeſchmiedet am Eheioche,
In dieſem verwünſchten Rattenloche!
Und des Nachts die Geſpenſter,
Sie ſchau'n mir in's Fenſter,
Und der Styx, er murmelt ſo ſchaurig!

Heut hab' ich den Charon zu Tiſche geladen —
Glatzköpfig iſt er und ohne Waden —
Auch die Todtenrichter,
Langweil'ge Geſichter —
In ſolcher Geſellſchaft verſaur' ich.

III.

Während ſolcherley Beſchwerde
In der Unterwelt ſich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft,
Ohne Haube, ohne Kragen,
Schlotterbuſig durch das Land,
Deklamirend jene Klage,
Die Euch allen wohlbekannt:

„Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,

Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

„Ach wie lang iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur!
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Haſt du, Zeus, ſie mir entriſſen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſeyn?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſel'gen Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.“

IV.

Meine Schwiegermutter Ceres!
Laß' die Klagen, laß' die Bitten!
Dein Verlangen, ich gewähr' es —
Habe ſelbſt ſo viel gelitten!

Tröſte dich, wir wollen ehrlich
Den Beſitz der Tochter theilen,
Und ſechs Monden ſoll ſie jährlich
Auf der Oberwelt verweilen.

Hilft dir dort an Sommertagen
Bei den Ackerbaugeſchäften;
Einen Strohhut wird ſie tragen,
Wird auch Blumen daran heften.

Schwärmen wird ſie wenn den Himmel
Ueberzieht die Abendröthe,
Und am Bach ein Bauerlümmel
Zärtlich bläſt die Hirtenflöte.

Wird ſich freu'n mit Greth und Hänschen
Bei des Erndtefeſtes Reigen;
Unter Schöpſen, unter Gänschen,
Wird ſie ſich als Löwin zeigen.

Süße Ruh! Ich kann verſchnauſen
Hier im Orkus unterdeſſen!
Punſch mit Lethe will ich ſaufen,
Um die Gattin zu vergeſſen.

V.

„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnſucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeſchick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„Du nickſt ſo traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar iſt dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!“

Zeitgedichte.

I.

Doctrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küſſe die Marketenderin!
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveilſe mit Jugendkraft,
Marſchire trommelnd immer voran,
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft.

Das iſt die Hegel'ſche Philoſophie,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn!
Ich hab' ſie begriffen, weil ich geſcheidt,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

II.

Adam der Erſte.

Du ſchickteſt mit dem Flammenſchwert
Den himmliſchen Gensd'armen,
Und jagteſt mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach and'ren Erdenländern;
Doch daß ich genoſſen des Wiſſens Frucht,
Das kannſt du nicht mehr ändern.

Du kannſt nicht ändern, daß ich weiß
Wie ſehr du klein und nichtig,
Und machſt du dich auch noch ſo ſehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich iſt doch dies
Conſilium-abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen-Mundi!

Vermiſſen werde ich nimmermehr
Die paradieſiſchen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringſte Beſchränkniß,
Verwandelt ſich mir das Paradies
In Hölle und Gefängniß.

III.

Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

IV.

An einen ehemaligen Goetheaner.

(1832.)

Haſt du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunſtkreis,
Womit einſt der kluge Kunſtgreis
Dich von Weimar aus umweben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntſchaft
Seiner Clärchen, ſeiner Gretchen?
Fliehſt du Serlos keuſche Mädchen
Und Otiliens Wahlverwandtſchaft?

Nur Germanien willſt du dienen,
Und mit Mignon iſt's vorbei heut,
Und du ſtrebſt nach größrer Freiheit
Als du fandeſt bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lüneburgerthümlich kämpfſt du,
Und mit kühnen Worten dämpfſt du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob' iſt,
Und wie du der Mirabeau biſt
Von der lüneburger Heide!

V.

Geheimniß.

Wir ſeufzen nicht, das Aug' iſt trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene,
Wird das Geheimniß offenbar.

Mit ſeinen ſtummen Qualen liegt es
In unſrer Seele blut'gen Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verſchloſſen bleibt der Mund.

Frag' du den Säugling in der Wiege,
Frag' du die Todten in dem Grab,
Vielleicht daß dieſe dir entdecken
Was ich dir ſtets verſchwiegen hab'.

VI.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen,
Du kommſt ſo verſtört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Iſt ſchon befreit das Vaterland?“

Vortrefflich geht es, der ſtille Seegen,
Er wuchert im ſittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und ſicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu geſpendet,
Ein Wittelsbach ſchickt Fenſterglas.

Die Conſtitution, die Freiheitsgeſetze,
Sie ſind uns verſprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das ſind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten feſt ſein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns beſcheeren,
Die patriotiſche Ueberkraft
Wird rüſtig rudern auf deutſchen Galeeren;
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schooten,
Wir athmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So ſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur.

VII.

Der Tambourmajor.

Das iſt der alte Tambourmajor,
Wie iſt er jetzt herunter!
Zur Kaiſerzeit ſtand er in Flor,
Da war er glücklich und munter.

Er balanzirte den großen Stock,
Mit lachendem Geſichte;
Die ſilbernen Treſſen auf ſeinem Rock,
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er mit Trommelwirbelſchall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da ſchlug das Herz im Wiederhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und ſah und ſiegte leicht,
Wohl über alle Schönen;
Sein ſchwarzer Schnurbart wurde feucht
Von deutſchen Frauenthränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land,
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiſer die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,
Geduldig wie deutſche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreyungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Erhuben wir unſere Hörner,
Entledigten uns des fränkiſchen Jochs
Und ſangen die Lieder von Körner.

Entſetzliche Verſe! Sie klangen ins Oh'r
Gar ſchauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiſer und die Tambourmajor,
Sie flohen erſchrocken von dannen.

Sie ärndteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein ſchlechtes Ende.
Es fiel der Kaiſer Napoleon
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Inſel Sankt-Helena,
Sie marterten ihn gar ſchändlich;
Am Magenkrebſe ſtarb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entſetzt
Gleichfalls von ſeiner Stelle.
Um nicht zu verhungern dient er jetzt
Als Hausknecht in unſerm Hotele.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muß Holz und Waſſer ſchleppen.
Mit ſeinem wackelnd greiſen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz beſucht, ſo kann
Er nicht den Spaß ſich verſagen,
Den drollig ſchlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spötteley'n, o Fritz!
Es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr mit ſchlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du ſollteſt mit Pietät, mich däucht,
Behandeln ſolche Leute;
Der Alte iſt dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

VIII.

Entartung.

Hat die Natur ſich auch verſchlechtert,
Und nimmt ſie Menſchenfehler an?
Mich dünkt die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilie Keuſchheit.
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küßt und flattert
Am End' mit ihrer Unſchuld weg.

Von der Beſcheidenheit der Veilchen
Halt ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt ſie,
Und heimlich dürſtet ſie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob ſie empfindet,
Die Nachtigall, das was ſie ſingt;
Sie übertreibt und ſchluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit ſchwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' iſt es vorbey.
Die Hunde wedeln noch und ſtinken
Wie ſonſt, doch ſind ſie nicht mehr treu.

IX.

Heinrich.

Auf dem Schloßhof zu Canoſſa
Steht der deutſche Kaiſer Heinrich,
Baarfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht iſt kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenſter lugen
Zwo Geſtalten, und der Mondſchein
Ueberflimmert Gregors Kahlkopf
Und die Brüſte der Mathildis.

Heinrich, mit den blaſſen Lippen,
Murmelt fromme Paternoſter;
Doch im tiefen Kaiſerherzen
Heimlich knirſcht er, heimlich ſpricht er:

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die ſtarken Berge,
Und im ſtillen Bergesſchachte
Wächſt das Eiſen für die Streitart.

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchſten Eiche
Wächſt der Holzſtiel für die Streitart.

„Du, mein liebes treues Deutſchland,
Du wirſt auch den Mann gebähren,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederſchmettert mit der Streitart.“

X.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen,
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimath! mein Herz wie ſchwer!

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimath wie fern!

XI.

Das neue Jſraelitiſche Hoſpital zu Hamburg.

Ein Hoſpital für arme, kranke Juden,
Für Menſchenkinder, welche dreyfach elend,
Behaftet mit den böſen drey Gebreſten,
Mit Armuth, Körperſchmerz und Judenthume!

Das ſchlimmſte von den dreyen iſt das letzte,
Das tauſendjährige Familienübel,
Die aus dem Nil-Thal mitgeſchleppte Plage,
Der altegyptiſch ungeſunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Duſche, nicht die Aparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneyen,
Die dieſes Haus den ſiechen Gäſten bietet.

Wird einſt die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das ſich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einſt der Enkel
Geneſen und vernünftig ſeyn und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preiſen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern ſuchte, was der Lindrung fähig,
Zeitlichen Balſam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künſte
Des Arztes, (oder auch des Todes!) ſorgte
Für Polſter, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der That, that er was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend ſeines Lebens, menſchenfreundlich,
Durch Wohlthun ſich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reich're Spende
Entrollte manchmal ſeinem Aug', die Thräne,
Die koſtbar ſchöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

XII.

Georg Herwegh.

Mein Deutſchland trank ſich einen Zopf,
Und du, du glaubteſt den Toaſten!
Du glaubteſt jedem Pfeifenkopf
Und ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten.

Doch als der holde Rauſch entwich,
Mein theurer Freund, du warſt betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch ſo ſchön beſoffen!

Ein ſchimpfender Bedientenſchwarm,
Und faule Aepfel ſtatt der Kränze —
An jeder Seite ein Gensd'arm,
Erreichteſt endlich du die Grenze.

Dort bleibſt du ſtehn. Wehmuth ergreift
Dich bey dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebrah ſind geſtreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie ſchnell die ſchönen Tage ſchwanden,
Wo ich vor König Philipp ſtand
Und ſeinen uckermärkſchen Granden.

„Er hat mir Beyfall zugenickt,
Als ich geſpielt den Marquis Poſa;
In Verſen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Proſa.“

XIII.

Die Tendenz.

Deutſcher Sänger! ſing' und preiſe
Deutſche Freiheit, daß dein Lied
Unſrer Seelen ſich bemeiſtre
Und zu Thaten uns begeiſtre,
In Marſeillerhymnenweiſe.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geſchlagen
Sollſt du deinem Volke ſagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sey nicht mehr die weiche Flöte,
Das idylliſche Gemüth —
Sey des Vaterlands Poſaune,
Sey Kanone, ſey Karthaune,
Blaſe, ſchmettre, donn're, tödte!

Blaſe, ſchmettre, don're täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieſer Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur ſo allgemein als möglich.

XIV.

Das Kind.

Den Frommen ſchenkt's der Herr im Traum,
Weißt nicht wie dir geſchah!
Du kriegſt ein Kind und merkſt es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet ſich ein Bübelein
Von deiner Nabelſchnur;
Es wird ein hübſcher Schütze ſeyn,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einſt in höchſter Luft den Aar,
Und flög' er noch ſo ſtolz,
Den doppelköpfigen ſogar
Erreicht ſein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid,
Nicht wie der Liebesgott,
Soll er ſich ohne Hoſ' und Kleid
Zeigen als Sanskülott.

Bey uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizey
Gebieten ſtreng, daß Alt und Jung
Leiblich bekleidet ſey.

XV.

Verheißung.

Nicht mehr baarfuß ſollſt du traben,
Deutſche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommſt du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln ſollſt du haben!

Auf dem Haupte ſollſt du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß ſie dir die Ohren ſchütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommſt ſogar zu eſſen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom welſchen Satyr
Nicht verlocken zu Exceſſen!

257

Werde nur nicht dreiſt und dreiſter!
Setz' nicht den Reſpect bei Seiten,
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeiſter!

XVI.

Der Wechſelbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurbart, greiſem Zopf,
Mit ſpinnig langen, doch ſtarken Aermchen,
Mit Rieſenmagen, doch kurzen Gedärmchen, —
Ein Wechſelbalg, den ein Corporal,
Anſtatt des Säuglings, den er ſtahl,
Heimlich gelegt in unſre Wiege, —
Die Mißgeburt, die mit der Lüge,
Mit ſeinem geliebten Windſpiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungethüm zu nennen —
Ihr ſollt es erſäufen oder verbrennen!

XVII.

Der Kaiſer von China.

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuſer,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiſer.

Das iſt ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps
Steht China ganz in Blüthe.

Das Reich der Mitte verwandelt ſich dann
In einen Blumenanger,
Ich ſelber werde faſt ein Mann
Und meine Frau wird ſchwanger.

All uberall iſt Ueberfluß
Und es geſunden die Kranken;
Mein Hofweltweiſer Confuſius
Bekömmt die klarſten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Sammt und Seide.

Die Mandarinenritterſchaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und ſchütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, iſt fertig geworden;
Die letzten Juden taufen ſich dort
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es ſchwindet der Geiſt der Revolution
Und es rufen die edelſten Mantſchu:
Wir wollen keine Conſtitution,
Wir wollen den Stock, den Kantſchu!

Wohl haben die Schüler Eſkulaps
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Beſten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!
Das ſchmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk iſt glücklich, hat's auch den Raps
Und jubelt: Hoſeanna!

XVIII.

Kirchenrath Prometheus.

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düſtren Stirnen
Schau'n die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchſte Zürnen,

Ob dem Raube, ob dem Diebſtahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schickſal,
Wenn dich Jovis Häſcher fangen!

Freilich jener ſtahl noch Schlimm'res,
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menſchheit zu erleuchten —
Du, du ſtahleſt Schellings Hefte,

Juſt das Gegentheil des Lichtes,
Finſterniß, die man betaſtet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Egypten einſt belaſtet.

XIX.

An den Nachtwächter.

(Bei ſpäterer Gelegenheit.)

Verſchlechtert ſich nicht dein Herz und dein Styl,
So magſt du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und ſollt' ich dich auch Herr Hofrath nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geſchrey,
Von wegen deiner Verhofrätherey,
Vom Seineſtrand bis an der Elbe
Hört' ich ſeit Monden immer daſſelbe:

Die Fortſchrittsbeine hätten ſich
In Rückſchrittsbeine verwandelt — O, ſprich,
Reiteſt du wirklich auf ſchwäbiſchen Krebſen?
Aeugelſt du wirklich mit fürſtlichen Kebſen?

Vielleicht biſt du müde und ſehnſt dich nach Schlaf.
Du haſt die Nacht hindurch ſo brav
Geblaſen, jetzt hängſt du das Horn an den Nagel:
Mag tuten wer will für den deutſchen Jan Hagel!

Du legſt dich zu Bette und ſchließeſt zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh.
Vor deinem Fenſter ſpotten die Schreyer:
„Brutus, du ſchläfſt? Wach auf, Befreyer!“

Ach! ſo ein Schreyer weiß nicht warum
Der beſte Nachtwächter wird endlich ſtumm,
Es ahndet nicht ſo ein junger Maulheld,
Warum der Menſch am End' das Maul hält.

Du fragſt mich, wie es uns hier ergeht?
Hier iſt es ſtill, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen ſind ſehr verlegen,
Sie wiſſen nicht wohin ſich bewegen. . .

XX.

Zur Beruhigung.

Wir ſchlafen ganz wie Brutus ſchlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäſar's Bruſt das kalte Meſſer;
Die Römer waren Tyrannenfreſſer.

Wir ſind keine Römer, wir rauchen Taback.
Ein jedes Volk hat ſeinen Geſchmack,
Ein jedes Volk hat ſeine Größe;
In Schwaben kocht man die beſten Klöße.

Wir ſind Germanen, gemüthlich und brav,
Wir ſchlafen geſunden Pflanzenſchlaf,
Und wenn wir erwachen pflegt uns zu dürſten,
Doch nicht nach dem Blute unſerer Fürſten.

Wir ſind ſo treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf ſind wir ſtolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals ſich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäſar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäſar ſuchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben ſechs und dreizig Herr'n,
(Iſt nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder ſchützend auf ſeinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Merzen.

Wir nennen ſie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigenthümlich gehört den Fürſten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würſten.

Wenn unſer Vater ſpatzieren geht,
Zieh'n wir den Huth mit Pietät;
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine römiſche Mördergrube.

XXI.

Verkehrte Welt.

Das iſt ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis
Erſchoſſen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jezt den Koch,
Auf Menſchen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholiſche Eule.

Der Häring wird ein Sanskulott,
Die Wahrheit ſagt uns Bettine,
Und ein geſtiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läßt ein Pantheon
Erbauen für deutſche Helden.
Der Maßmann hat ſich jüngſt gekämmt,
Wie deutſche Blätter melden.

Germaniſche Bären glauben nicht mehr
Und werden Atheiſten;
Jedoch die franzöſiſchen Papagei'n,
Die werden gute Chriſten.

Im uckermärkiſchen Moniteur
Da hat man's am tollſten getrieben:
Ein Todter hat dem Lebenden dort
Die ſchnödeſte Grabſchrift geſchrieben.

Laßt uns nicht ſchwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns wenig!
Laßt uns beſteigen den Templower Berg
Und rufen: es lebe der König!

XXII.

Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkſt du itzt,
Daß man dir die beſten Suppen
Vor dem Maule wegſtibitzt?

Als Erſatz ward dir verſprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleiſch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube ſchwächer
Oder ſtärker dein App'tit?
Du ergreifſt den Lebensbecher
Und du ſingſt ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanſt,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du ſtill verdauen kannſt.

XXIII.

Wartet nur.

Weil ich ſo ganz vorzüglich blitze,
Glaubt Ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt Euch ſehr, denn ich beſitze
Gleichfalls für's Donnern ein Talent.

Es wird ſich grauſenhaft bewähren,
Wenn einſt erſcheint der rechte Tag;
Dann ſollt Ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterſchlag.

Gar manche Eiche wird zerſplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palaſt wird erzittern
Und ſtürzen mancher Kirchenthurm!

XXIV.

Nachtgedanken.

Denk ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn.
Zwölf lange Jahre floßen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht an's Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort in's Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir iſt als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob! ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heit'res Tageslicht;
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Deutſchland.

Ein Wintermährchen.

Geſchrieben im Januar 1844.

Caput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reiſt' ich nach Deutſchland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein ſtärkeres Klopfen
In meiner Bruſt, ich glaube ſogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutſche Sprache vernahm,
Da ward mir ſeltſam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen ſang.
Sie ſang mit wahrem Gefühle
Und falſcher Stimme, doch ward ich ſehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie ſang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben, in jener beſſeren Welt,
Wo alle Leiden ſchwinden.

Sie ſang vom irdiſchen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenſeits, wo die Seele ſchwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie ſang das alte Entſagungslied,
Das Eyapopeya vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weiſe, ich kenne den Text,
Ich kenn' auch die Herren Verfaſſer;
Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich ſeyn,
Und wollen nicht mehr darben;
Verſchlemmen ſoll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächſt hienieden Brod genug
Für alle Menſchenkinder,
Auch Roſen und Myrthen, Schönheit und Luſt,
Und Zuckererbſen nicht minder.

Ja, Zuckererbſen für Jedermann,
Sobald die Schooten platzen!
Den Himmel überlaſſen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachſen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir Euch beſuchen
Dort oben, und wir wir eſſen mit Euch
Die ſeligſten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miſerere iſt vorbey,
Die Sterbeglocken ſchweigen.

Die Jungfer Europa iſt verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit, ſie liegen einander im Arm,
Sie ſchwelgen im erſten Kuſſe.

Und fehlt der Pfaffenſeegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen iſt mein Lied,
Das beſſere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchſten Weihe —

Begeiſterte Sterne, ſie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erſtarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutſche Erde trat
Durchſtrömen mich Zauberſäfte —
Der Rieſe hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchſen ihm neu die Kräfte.

Caput II.

Während die Kleine von Himmelsluſt
Getrillert und muſiciret,
Ward von den preußiſchen Douanièrs
Mein Koffer viſitiret.

Beſchnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hoſen, Schnupftüchern;
Sie ſuchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die Ihr im Koffer ſucht!
Hier werdet Ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reiſt,
Die hab' ich im Kopfe ſtecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner ſind
Als die von Brüſſel und Mecheln,
Und pack ich einſt meine Spitzen aus,
Sie werden Euch ſticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es Euch verſichern,
Mein Kopf iſt ein zwitſcherndes Vogelneſt
Von konfiszirlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht ſchlimmere geben;
Sie ſind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Paſſagier, der neben mir ſtand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußiſchen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein" — bemerkte er —
„Wird unſer Volksthum begründen,
Er wird das zerſplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er giebt die äußere Einheit uns,
Die ſogenannt materielle;
Die geiſtige Einheit giebt uns die Cenſur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie giebt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutſchland thut uns Noth,
Einig nach Außen und Innen."

Caput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechſeln mit Carl
Mayer, der lebt in Schwaben.)

Ich möchte nicht todt und begraben ſeyn
Als Kaiſer zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinſter Poet
Zu Stukkert am Neckarſtrome.

Zu Aachen langweilen ſich auf der Straß'
Die Hunde, ſie flehn unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerſtreuen ein wenig.

Ich bin in dieſem langweilgen Neſt
Ein Stündchen herumgeſchlendert.
Sah wieder preußiſches Militär,
Hat ſich nicht ſehr verändert.

Es ſind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, rothen Kragen —
(Das Roth bedeutet Franzoſenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengrade geſchniegelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock
Womit man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie,
Sie tragen ſie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Nicht übel gefiel mir das neue Coſtum
Der Reuter, das muß ich loben,
Beſonders die Pikkelhaube, den Helm,
Mit der ſtählernen Spitze nach oben.

Das iſt ſo ritterthümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freyherrn Fouquè, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter ſo ſchön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erſchienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchſten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entſteht,
Zieht leicht ſo eine Spitze
Herab auf Euer romantiſches Haupt
Des Himmels modernſte Blitze! — —

Zu Aachen, auf dem Poſthausſchild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir ſo tief verhaßt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirſt du einſt
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du ſollſt mir dann, in luft'ger Höh,
Auf einer Stange ſitzen,
Und ich rufe zum luſtigen Schießen herbei
Die Rheiniſchen Vogelſchützen.

Wer mir den Vogel herunterſchießt,
Mit Zepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blaſen Tuſch
Und rufen: es lebe der König!

Caput IV.

Zu Cöllen kam ich ſpät Abends an,
Da hörte ich rauſchen den Rheinfluß,
Da fächelte mich ſchon deutſche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluß —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er ſehr geſalzen war
Mußt ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglaſe,
Und trinkſt du etwelche Schoppen zu viel,
So ſteigt er dir in die Naſe.

In die Naſe ſteigt ein Prickeln ſo ſüß,
Man kann ſich vor Wonne nicht laſſen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die wiederhallenden Gaſſen.

Die ſteinernen Häuſer ſchauten mich an,
Als wollten ſie mir berichten
Legenden aus altverſchollener Zeit,
Der heilgen Stadt Cöllen Geſchichten.

Ja, hier hat einſt die Cleriſey
Ihr frommes Weſen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrſcht,
Die Ulrich von Hutten beſchrieben.

Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier ſchrieb Hochſtraaten, der Menzel von Cölln,
Die giftgen Denunziaziönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menſchen verſchlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleiſon geſungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gaſſe;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshaſſe. —

Doch ſiehe! dort im Mondenſchein
Den koloſſalen Geſellen!
Er ragt verteufelt ſchwarz empor,
Das iſt der Dom von Cöllen.

Er ſollte des Geiſtes Baſtille ſein,
Und die liſtigen Römlinge dachten:
In dieſem Rieſenkerker wird
Die deutſche Vernunft verſchmachten!

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!“ geſprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet – und das iſt gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmahl von Deutſchlands Kraft
Und proteſtantiſcher Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit ſchwachen Händen
Fortſetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geſchüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden ſogar;
Iſt alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Lißt
Zum Beſten des Doms muſiziren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens deklamiren!

Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu ſeinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine geſendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geſchrey
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich geſinnt, ſo gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit ſogar
Wo man, ſtatt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdeſtall,
Was ſollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drey Kön'gen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?“

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unſerer Zeit zu geniren?
Die heil'gen drey Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logiren.

Folgt meinem Rath und ſteckt ſie hinein
In jene drey Körbe von Eiſen,
Die hoch zu Münſter hängen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menſchen,
Erſetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländiſchen.

Caput V.

Und als ich an die Rheinbrück kam,
Wohl an die Hafenſchanze,
Da ſah ich fließen den Vater Rhein
Im ſtillen Mondenglanze.

Sey mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie iſt es mir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht,
Mit Sehnſucht und Verlangen.

So ſprach ich, da hört' ich im Waſſer tief
Gar ſeltſam grämliche Töne,
Wie Hüſteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Geſtöhne:

„Willkommen, mein Junge, das iſt mir lieb,
Daß du mich nicht vergeſſen;
Seit dreizehn Jahren ſah ich dich nicht,
Mir ging es ſchlecht unterdeſſen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verſchluckt,
Wahrhaftig ſie ſchmeckten nicht lecker!
Doch ſchwerer liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

„Er hat mich beſungen als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von niemand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht ich mir zerrauſen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen!

„Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer,
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich ſchmählich blamiret,
Gewiſſermaßen hat er mich auch
Politiſch kompromittiret.

„Denn kehren jetzt die Franzoſen zurück,
So muß ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr ſo oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und ſpringen ſie noch wie ſonſt?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte ſie gerne wiederſehn,
Doch fürcht' ich die Perſifflage,
Von wegen des verwünſchten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alphred de Müſſet, der Gaſſenbub,
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All ſeine ſchlechten Witze.“

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt ſich nicht zufrieden geben.
Ich ſprach zu ihm manch tröſtendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O, fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den ſpöttelnden Scherz der Franzoſen;
Sie ſind die alten Franzoſen nicht mehr,
Auch tragen ſie andere Hoſen.

Die Hoſen ſind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie ſingen nicht mehr, ſie ſpringen nicht mehr,
Sie ſenken nachdenklich die Köpfe.

Sie philoſophiren und ſprechen jetzt
Von Kant, von Fiſchte und Hegel,
Sie rauchen Tabak, ſie trinken Bier,
Und manche ſchieben auch Kegel.

Sie werden Philiſter ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger;
Sie ſind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengſtenberger.

Der Alfred de Müſſet, das iſt wahr,
Iſt noch ein Gaſſenjunge;
Doch fürchte nichts, wir feſſeln ihm
Die ſchändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen ſchlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen ſchlimmern,
Wir pfeifen ihm vor was ihm paſſirt
Bei ſchönen Frauenzimmern.

Gieb dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk' nicht an ſchlechte Lieder,
Ein beſſeres Lied vernimmſt du bald —
Leb wohl, wir ſehen uns wieder.

Caput VI.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harris.

Napoleon ſah einen rothen Mann,
Vor jedem wicht'gen Ereigniß.
Sokrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugniß.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß
Des Nachts, hab ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu ſeyn mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur,
Die Augen wie zwey Sterne;
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Cöllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang,
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und ſtand
Ich ſtill, ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh' mir Rede,
Was folgſt du mir auf Weg und Steg,
Hier in der nächtlichen Oede?

Ich treffe dich immer in der Stund,
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt —
Steh' Rede: was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer biſt du und was willſt du?

Doch jener erwiederte trockenen Tons,
Sogar ein bischen phlegmatiſch:
„Ich bitte dich, exorzire mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt',
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandl
In Wirklichkeit was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſey es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken.“

Caput VII.

Ich ging nach Haus und ſchlief als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutſchen Betten ſo weich,
Denn das ſind Federbetten.

Wie ſehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländiſchen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag,
In der ſchlafloſen Nacht des Exiles!

Man ſchläft ſehr gut und träumt auch gut
In unſeren Federbetten.
Hier fühlt die deutſche Seele ſich frey
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt ſich frey und ſchwingt ſich empor
Zu den höchſten Himmelsräumen.
O deutſche Seele, wie ſtolz iſt dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen wenn du nah'ſt!
Du haſt auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelſchlägen!

Franzoſen und Ruſſen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber beſitzen im Luftreich' des Traums
Die Herrſchaft unbeſtritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier ſind wir unzerſtückelt;
Die andern Völker haben ſich
Auf platter Erde entwickelt. — —

Und als ich einſchlief, da träumte mir,
Ich ſchlenderte wieder im hellen
Mondſchein die hallenden Straßen entlang,
In dem alterthümlichen Cöllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein ſchwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war ſo müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Bruſt
War klaffend aufgeſchnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal iſt es geſchehen,
Daß ich die Hausthürpfoſten beſtrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal wenn ich ein Haus
Bezeichnet in ſolcher Weiſe,
Ein Sterbeglöckchen erſcholl fernher,
Wehmüthig wimmernd und leiſe.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich ſchwarzen Roſſen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit ſeinem verborgenen Beile
Die dunkle Geſtalt — ſo wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen ſtanden die Pforten dort,
Wir ſind hineingegangen.

Es herrſchte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bey jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelſtein;
Das war die Drey-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drey Könige jedoch,
Die ſonſt ſo ſtill dort lagen,
O Wunder! ſie ſaßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drey Todtengerippe, phantaſtiſch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, ſie trugen auch
Das Zepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten ſie
Die längſtverſtorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte ſogar den Mund
Und hielt eine Rede, ſehr lange;
Er ſetzte mir auseinander warum
Er meinen Reſpekt verlange.

Zuerſt weil er ein Todter ſey,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger ſey, —
Das alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens iſt deine Bemühung!
Ich ſehe, daß du der Vergangenheit
Gehörſt in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab,
Iſt Eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beſchlag
Die Schätze dieſer Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Cavallerie
Soll hier im Dome hauſen.
Und weicht Ihr nicht willig, ſo brauch ich Gewalt,
Und laß' Euch mit Kolben lauſen!

So ſprach ich und ich drehte mich um,
Da ſah ich furchtbar blinken
Des ſtummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verſtand mein Winken.

Er nahte ſich, und mit dem Beil
Zerſchmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er ſchlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entſetzlich, —
Blutſtröme ſchoſſen aus meiner Bruſt,
Und ich erwachte plötzlich.

Caput VIII.

Von Cöllen bis Hagen koſtet die Poſt
Fünf Thaler ſechs Groſchen Preußiſch.
Die Diligence war leider beſetzt
Und ich kam in die offene Beyſchaiſ'.

Ein Spätherbſtmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des ſchlechten Wetters und Wegs
Durchſtrömte mich ſüßes Behagen.

Das iſt ja meine Heimathluft!
Die glühende Wange empfand es!
Und dieſer Landſtraßenkoth, er iſt
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Miſtküchlein dünkten mir ſchön
Wie die Aepfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt iſt nett,
Die Menſchen ſtill und fleißig.
War dort zuletzt im Monat May
Des Jahres Ein und dreyßig.

Damals ſtand alles im Blüthenſchmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel ſangen ſehnſuchtvoll,
Und die Menſchen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterſchaft
Wird bald von hinnen reiſen,
Und der Abſchiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaſchen von Eiſen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-rothen;
Vielleicht holt ſie ſogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!“

Ach Gott! die Ritter ſind immer noch hier,
Und manche dieſer Gäuche,
Die ſpindeldürre gekommen in's Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blaſſen Canaillen, die ausgeſehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben ſeitdem in unſerm Wein
Sich rothe Naſen geſoffen — — —

Und die Freiheit hat ſich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr ſpringen und ſtürmen;
Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

Der Kaiſer iſt auferſtanden ſeitdem,
Doch die engliſchen Würmer haben
Aus ihm einen ſtillen Mann gemacht,
Und er ließ ſich wieder begraben.

Hab' ſelber ſein Leichenbegängniß geſehn,
Ich ſah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Den Eliſäiſchen Feldern entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee,
Kam langſam der Zug gezogen.

Mißtönend ſchauerlich war die Muſik.
Die Muſikanten ſtarrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menſchen ſchauten ſo geiſterhaft
In alter Erinn'rung verloren —
Der imperiale Mährchentraum
War wieder herauf beſchworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir ſind
Die Thränen in's Auge gekommen,
Als ich den verſchollenen Liebesruf,
Das Vive l'Empereur! vernommen.

Caput IX.

Von Cöllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiſet;
Wir kamen nach Hagen ſchon gegen Drey,
Da wird zu Mittag geſpeiſet.

Der Tiſch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermaniſche Küche.
Sey mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdſelig ſind deine Gerüche!

Geſtofte Kaſtanien im grünen Kohl!
So aß ich ſie einſt bei der Mutter!
Ihr heimiſchen Stockfiſche ſeid mir gegrüßt!
Wie ſchwimmt Ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geſchmort
Die Bücklinge und Eyer.

Wie jauchzten die Würſte im ſpritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitſcherten mir: Willkommen!

Willkommen, Landsmann, — zwitſcherten ſie —
Biſt lange ausgeblieben,
Haſt dich mit fremdem Gevögel ſo lang
In der Fremde herumgetrieben!

Es ſtand auf dem Tiſche eine Gans,
Ein ſtilles, gemüthliches Weſen.
Sie hat vielleicht mich einſt geliebt,
Als wir beide noch jung geweſen.

Sie blickte mich an ſo bedeutungsvoll,
So innig, ſo treu, ſo wehe!
Beſaß eine ſchöne Seele gewiß,
Doch war das Fleiſch ſehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüſſel;
Noch immer ſchmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüſſel.

Caput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein ſeltſames Fröſteln. Ich konnte mich erſt
Zu Unna, im Wirthshaus, erwärmen.

Ein hübſches Mädchen fand ich dort,
Die ſchenkte mir freundlich den Punſch ein;
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen ſanft wie Mondſchein.

Den liſpelnd weſtphäliſchen Accent
Vernahm ich mit Wolluſt wieder.
Viel ſüße Erinnerung dampfte der Punſch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Weſtphalen womit ich ſo oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander an's Herz
Und unter die Tiſche geſunken!

Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben, guten Weſtphalen,
Ein Volk ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie ſtanden ſie prächtig auf der Menſur,
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen ſo grade, ſo ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, ſie trinken gut,
Und wenn ſie die Hand dir reichen,
Zum Freundſchaftsbündniß, dann weinen ſie;
Sind ſentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er ſegne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten.

Er ſchenke deinen Söhnen ſtets
Ein ſehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübſch
Unter die Haube — Amen!

Caput XI.

Das iſt der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beſchrieben,
Das iſt der klaſſiſche Moraſt,
Wo Varus ſtecken geblieben.

Hier ſchlug ihn der Cheruskerfurſt,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutſche Nationalität,
Die ſiegte in dieſem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
Mit ſeinen blonden Horden,
So gäb' es deutſche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römiſch geworden!

In unſerem Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vögelſchwärmen.

Birch-Pfeiffer ſöffe Terpentin,
Wie einſt die römiſchen Damen.
(Man ſagt, daß ſie dadurch den Urin
Beſonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutſcher Lump,
Er wäre ein röm'ſcher Lumpazius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horazius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann ſpräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen,
Sich raufen in der Arena, anſtatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hatten Einen Nero jetzt
Statt Landesväter drey Dutzend.
Wir ſchnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtſchaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneka,
Und käme in ſolchem Conflikt um.
Zu unſ'rem Cornelius ſagten wir:
Kakatum non eſt piktum.

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit ſeinen Legionen erlag,
Und wir ſind Deutſche geblieben!

Wir blieben deutſch, wir ſprechen deutſch,
Wie wir es geſprochen haben;
Der Eſel heißt Eſel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutſcher Lump
In unſerm deutſchen Norden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Iſt kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßman ſpricht kein Latein,
Birch-Pfeifer ſchreibt nur Dramen,
Und ſäuft nicht ſchnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie ſich gebühret,
Zu Dettmoldt ein Monument geſetzt;
Hab' ſelber ſubſkribiret.

Caput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaiſe. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten ſtill.
Das iſt nicht ſehr ergötzlich.

Der Poſtillon ſteigt ab und eilt
In's Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das ſind die Wölfe, die heulen ſo wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Beſtien, und mir zu Ehre
Illuminirten ſie den Wald,
Und ſingen ſie ihre Chöre.

Das iſt ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich ſoll gefeyert werden!
Ich warf mich gleich in Poſitur
Und ſprach mit gerührten Gebehrden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo ſo viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in dieſem Augenblick
Empfinde, iſt unermeßlich;
Ach! dieſe ſchöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke Euch für das Vertraun,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweiſe bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch geſagt, ich ſey
Zu den Hunden übergegangen,

„Ich ſey abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widerſprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schaafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin
Für das Glück der Schaafe zu ſchwärmen.

„Ich bin kein Schaaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfiſch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne ſind wölfiſch.

„Ich bin ein Wolf und werde ſtets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch ſelbſt,
Dann wird auch Gott Euch helfen!“

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verſtümmelt hat Kolb ſie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.

Caput XIII.

Die Sonne ging auf bey Paderborn,
Mit ſehr verdroſſ'ner Gebehrde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Syſiphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen,
Im Frührothſchein, das Bild des Mann's,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmahl
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, du Menſchheitsretter!

Sie haben dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerey
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; Du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hätteſt du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Beſaßeſt ja Geiſt und Talent genug,
Und konnteſt ſchonen die Frommen!

Geldwechsler, Banquiérs, haſt du ſogar
Mit der Peitſche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängſt du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Caput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaiſe wackelt im Schlamme,
Doch ſingt es und klingt es in meinem Gemüth:
Sonne, du klagende Flamme!

Das iſt der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme geſungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
er lebt' in Luſt und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenſtamme;
Das haben die Rächer der Vehme gethan —
Sonne, du klagende Flamme!

Die Sonne war Kläger, ſie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte ſterbend geſchrien:
Sonne, du klagende Flamme!

Und denk ich des Liedes, ſo denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich ſehe wieder ihr braunes Geſicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münſterland,
Und wußte, in großer Menge,
Geſpenſtergeſchichten, grauſenhaft,
Und Mährchen und Volksgeſänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einſam auf der Heide ſaß
Und die goldnen Haare ſtrählte.

Die Gänſe mußte ſie hüten dort
Als Gänſemagd, und trieb ſie
Am Abend die Gänſe wieder durch's Thor,
Gar traurig ſtehen blieb ſie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah ſie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das ſie in die Fremde getragen.

Die Königstochter ſeufzte tief:
O, Falada, daß du hangeſt!
Der Pferdekopf herunter rief:
O wehe! daß du gangeſt!

Die Königstochter ſeufzte tief:
Wenn das meine Mutter wüßte!
Der Pferdekopf herunter rief:
Ihr Herze brechen müßte!

Mit ſtockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernſter und leiſer
Zu ſprechen begann und vom Rothbart ſprach,
Von unſerem heimlichen Kaiſer.

Sie hat mir verſichert, er ſey nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verſteckt in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.

Kiffhäuſer iſt der Berg genannt,
Und drinnen iſt eine Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft,
Die hochgewölbten Sääle.

Ein Marſtall iſt der erſte Saal,
Und dorten kann man ſehen
Viel tauſend Pferde, blankgeſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.

Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.

Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.

Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkiſche Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophee zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.

Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal.
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl, am ſteinernen Tiſch,
Das Haupt auf den Armen ſtützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Braunen zuſammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig ſich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd'! zu Pferde!
Sein reiſiges Volk erwacht und ſpringt
Lautraſſelnd empor von der Erde.

Ein jeder ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Das wiehert und ſtampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, ſie ſchlagen gut,
Sie haben ausgeſchlafen.
Der Kaiſer hält ein ſtrenges Gericht,
Er will die Mörder beſtrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einſt
Die theure wunderſame,
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl mancher, der ſich geborgen geglaubt,
Und lachend auf ſeinem Schloß ſaß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbaroſſas! — — —

Wie klingen ſie lieblich, wie klingen ſie ſüß,
Die Mährchen der alten Amme!
Mein abergläubiſches Herze jauchzt:
Sonne, du klagende Flamme!

Caput XV.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.

Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drey Reiter zum Thor hinaus!“ —
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.

Mich ſchläferte und ich entſchlief,
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.

Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl,
Am ſteinernen Tiſch, wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus,
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.

Er watſchelte durch die Sääle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Curioſa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.

Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne ſtäubte er gleichfalls ab,
Und er ſprach: „mein größter Stolz iſt,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß,
Und auch kein Wurm im Holz iſt.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Viel tauſend Krieger, kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:

„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr
Und Löhnungstag iſt heute.“

Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten,
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht,
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann,
Als Sold, nach jedem Jahrhundert.“

Im Saale wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Händ',
Schien ſonderbar ſich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.

„Das iſt noch nicht die rechte Zahl“ —
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genung,
Doch fehlt es noch an Roſſen.

„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.

„Ich warte bis die Zahl komplet,
Dann ſchlag' ich los und befreye
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue.“

So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag' los, du alter Geſelle,
Schlag' los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiederte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,
Und chi va piano va sano, ſo heißt
Das Sprüchwort im römiſchen Reiche.“

Caput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch ſanken die Augenlieder
Bald wieder zu, und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Säale;
Er frug mich dies, er frug mich das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intreſſe
Frug er nach der Gräfin Dübarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum,
Iſt ſchon Capellenmeiſter.

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Cheſy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Die Dübarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt
Als man ſie guillotinirte.

Der König Ludwig der fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der ſechszehnte aber ward guillotinirt
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es ſich gebührte,
Die Dübarry aber weinte und ſchrie
Als man ſie guillotinirte. — —

Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn,
Und ſah mich an mit den ſtieren
Augen und ſprach: „Um Gotteswill'n,
Was iſt das, guillotiniren?“

Das Guillotiniren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bey dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine.

Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt; —
Das ſenkt ſich; — du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwey Pfoſten; — es hängt
Ein dreyeckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter; —
Bey dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiſer fiel mir in die Red:
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königinn!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpekt
Und alle Etiquette!

„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt
Mich ſo vertraulich zu dutzen?
Warte, du Bürſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!

„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!“

Als ſolchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und ſonder Schranken
Und Schonung mich anſchnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimſten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du biſt
Ein altes Fabelweſen,
Geh', leg' dich ſchlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlöſen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn ſie an unſerer Spitze
So ein Geſpenſt mit Zepter und Kron';
Sie riſſen ſchlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutſchen Narren verdarben
Mir ſchon in der Burſchenſchaft die Luſt
An den ſchwarz-roth-goldnen Farben.

Das Beſte wäre du bliebeſt zu Haus,
Hier in dem alten Kiffhäuſer —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiſer gezankt
Im Traum, im Traum verſteht ſich, —
Im wachenden Zuſtand ſprechen wir nicht
Mit Fürſten ſo widerſetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutſche zu ſagen
Die deutſche Meinung, die er ſo tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht' fuhr ich einem Wald
Vorbey, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit
Verſcheuchte meine Träume.

Die Eichen ſchüttelten ernſthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiſer
Sie nickten ſo warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiſer!

Vergieb mir, o Rothbart, das raſche Wort!
Ich weiß, du biſt viel weiſer
Als ich, ich habe ſo wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiſer!

Behagt dir das Guillotiniren nicht,
So bleib bey den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechſle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bischen die Bürger und Bauern, wir ſind
Ja alle Gottesgeſchöpfe.

Stell' wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Carls des fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heilige römiſche Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gieb uns den modrigſten Plunder zurück
Mit allem Firlifanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen — erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,

Von jenem Kamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.

Jag' fort das Comödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodirt —
Komme du bald, o Kaiſer!

Caput XVIII.

Minden iſt eine feſte Burg,
Hat gute Wehr' und Waffen!
Mit preußiſchen Feſtungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu ſchaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück ſtöhnten
So ſchaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Baſtionen ſchauten mich an,
So drohend und verdroſſen;
Das große Thor ging raſſelnd auf,
Ward raſſelnd wieder geſchloſſen.

Ach! meine Seele ward betrübt
Wie des Odyſſeus Seele,
Als er gehört, daß Polyphem
Den Felsblock ſchob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Corporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und ſteche den Staar den Rieſen.

Im Wirthshaus ward mir noch ſchlimmer zu Muth,
Das Eſſen wollt mir nicht ſchmecken.
Ging ſchlafen ſogleich, doch ſchlief ich nicht,
Mich drückten ſo ſchwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rother Damaſte,
Der Himmel von verblichenem Gold,
Mit einem ſchmutzigen Quaſte.

Verfluchter Quaſt! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu ſeyn,
Und ich hörte ihn heimlich ziſchen:
Du biſt und bleibſt in der Feſtung jetzt,
Du kannſt nicht mehr entwiſchen!

O, daß ich wäre — ſeufzte ich —
Daß ich zu Hauſe wäre,
Bey meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg-Poiſſonière!

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal etwas geſtrichen,
Gleich einer kalten Cenſorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gensd'armen in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Geſpenſter ſchleppten mich fort,
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer ſteilen Felſenwand;
Dort war ich feſtgebunden.

Der böſe ſchmutzige Betthimmelquaſt!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch ſah er jetzt wie ein Geyer aus,
Mit Krallen und ſchwarzem Gefieder.

Er glich dem preußiſchen Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Bruſt,
Ich habe geſtöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblaßte.
Ich lag zu Minden im ſchwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaſte.

Ich reiſte fort mit Extrapoſt,
Und ſchöpfte freyen Odem
Erſt draußen in der freien Natur,
Auf Bükkeburgſchem Boden.

Caput XIX.

O, Danton, du haſt dich ſehr geirrt
Und mußteſt den Irrthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürſtenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmigte Wege habe ich wohl
Noch nie geſehen im Leben.

Zu Bückeburg ſtieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und ließ mir die Stiefel putzen.
Ich ging ſogleich die Stadt zu beſehn,
Ich reiſe gern mit Nutzen.

Mein Gott! da ſieht es ſauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gaſſen.
Viel' Prachtgebäude ſah ich dort,
Sehr imponirende Maſſen.

Beſonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von ſtattlichen Häuſern;
Dort wohnt der König, dort ſteht ſein Palaſt,
Er iſt von ſchönem Aeußern.

(Nämlich der Palaſt.) Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schildhaus.
Rothröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie ſehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone ſprach: „Hier wohnt
Der Ernſt Auguſtus, ein alter,
Hochtoryſcher Lord, ein Edelmann,
Sehr rüſtig für ſein Alter.

„Idylliſch ſicher hauſt er hier,
Denn beſſer als alle Trabanten
Beſchützet ihn der mangelnde Muth
Von unſeren lieben Bekannten.

„Ich ſeh' ihn zuweilen, er klagt alsdann
Wie gar langweilig das Amt ſey,
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt ſey.

„An großbritaniſches Leben gewöhnt,
Sey es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte ſchier,
Er halt' es nicht aus auf die Länge.

„Vorgeſtern fand ich ihn traurig gebückt
Am Camin, in der Morgenſtunde;
Er kochte höchſtſelbſt ein Lavement
Für ſeine kranken Hunde.“

Caput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war ſchon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erſchrak ſie faſt vor Freude;
Sie rief „mein liebes Kind!“ und ſchlug
Zuſammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreyzehn Jahr
Verfloſſen unterdeſſen!
Du wirſt gewiß ſehr hungrig ſeyn —
Sag' an, was willſt du eſſen?

„Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen."
So gieb mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem Ap'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, ſie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirſt du auch
Recht ſorgſam gepflegt in der Fremde?
Verſteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt ſie dir Strümpfe und Hemde?"

Der Fiſch iſt gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn ſchweigend verzehren;
Man kriegt ſo leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfſt mich jetzt nicht ſtören.

Und als ich den braven Fiſch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt ſich am beſten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirſt du den Vorzug geben?“

Die deutſche Gans, lieb Mütterlein,
Iſt gut, jedoch die Franzoſen,
Sie ſtopfen die Gänſe beſſer als wir,
Auch haben ſie beſſere Saucen. —

Und als die Gans ſich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelſinen, ſie ſchmeckten ſo ſüß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber ſing wieder an
Zu fragen ſehr vergnüglich,
Nach tauſend Dingen, mitunter ſogar
Nach Dingen die ſehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! wie denkſt du jetzt?
Treibſt du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Parthey
Gehörſt du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und ich laſſe die Schaalen liegen.

Caput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählig;
Wie'n Pudel, der halb geſchoren iſt,
Sieht Hamburg aus, trübſelig.

Gar manche Gaſſen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermiſſe —
Wo iſt das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erſte Küſſe?

Wo iſt die Druckerey, wo ich
Die Reiſebilder druckte?
Wo iſt der Auſterkeller, wo ich
Die erſten Auſtern ſchluckte?

Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen!
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?

Wo iſt das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerſchaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligſte nicht verſchonet.

Die Leute ſeufzten noch vor Angſt,
Und mit wehmüth'gem Geſichte
Erzählten ſie mir vom großen Brand
Die ſchreckliche Geſchichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man ſah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchenthürme loderten auf
Und ſtürzten krachend zuſammen.

„Die alte Börſe iſt verbrannt,
Wo unſere Väter gewandelt,
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die ſilberne Seele der Stadt,
Und die Bücher wo eingeſchrieben
Jedweden Mannes Banko-Werth,
Gottlob! ſie ſind uns geblieben!

„Gottlob! man kollektirte für uns
Selbſt bei den fernſten Nazionen —
Ein gutes Geſchäft — die Collekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unſre offnen Hände,
Auch Victualien nahmen wir an,
Verſchmähten keine Spende.

„Man ſchickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brod und Fleiſch und Suppen!
Der König von Preußen wollte ſogar
Uns ſchicken ſeine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, das ließ ſich ſchätzen —
Jedoch den Schrecken, unſeren Schreck,
Den kann uns niemand erſetzen!“

Aufmunternd ſprach ich: Ihr lieben Leut,
Ihr müßt nicht jammern und flennen,
Troya war eine beſſere Stadt
Und mußte doch verbrennen.

Baut Eure Häuſer wieder auf
Und trocknet Eure Pfützen,
Und ſchafft Euch beſſ're Geſetze an,
Und beß're Feuerſpritzen.

Gießt nicht zu viel Cajenne-Piment
In Eure Mokturtelſuppen,
Auch Eure Karpfen ſind Euch nicht geſund,
Ihr kocht ſie ſo fett mit den Schuppen.

Kalkuten ſchaden Euch nicht viel,
Doch hütet Euch vor der Tücke
Des Vogels, der ſein Ey gelegt
In des Bürgermeiſters Perücke. — —

Wer dieſer fatale Vogel iſt,
Ich brauch es Euch nicht zu ſagen —
Denk' ich an ihn, ſo dreht ſich herum
Das Eſſen in meinem Magen.

Caput XXII.

Noch mehr verändert als die Stadt
Sind mir die Menſchen erſchienen,
Sie geh'n ſo betrübt und gebrochen herum,
Wie wandelnde Ruinen.

Die mageren ſind noch dünner jetzt,
Noch fetter ſind die feiſten,
Die Kinder ſind alt, die Alten ſind
Kindiſch geworden, die meiſten.

Gar manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochſen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit ſtolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geſchminkt
Und geputzt wie eine Syrene;
Hat ſchwarze Locken ſich angeſchafft
Und blendend weiße Zähne.

Am beſten hat ſich konſervirt
Mein Freund der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt ſein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den * * * * den ſah ich nur von fern,
Er huſchte mir raſch vorüber;
Ich höre, ſein Geiſt iſt abgebrannt
Und war verſichert bey Biber.

Auch meinen alten Cenſor ſah
Ich wieder. Im Nebel, gebücket,
Begegnet' er mir auf dem Gänſemarkt,
Schien ſehr darnieder gedrücket.

Wir ſchüttelten uns die Hände, es ſchwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er ſich, mich wieder zu ſehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche geſegnet.
Ach! meinem Gumpelino ſogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele ſo eben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehovahs ſchweben.

Vergebens ſuchte ich überall
Den krummen Adonis, der Taſſen
Und Nachtgeſchirr von Porzelan
Feil bot in Hamburgs Gaſſen.

Sarras, der treue Pudel, iſt todt.
Ein großer Verluſt! Ich wette,
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftſteller verloren hätte. — —

Die Populazion des Hamburger Staats
Beſteht, ſeit Menſchengedenken,
Aus Juden und Chriſten; es pflegen auch
Die letztren nicht viel zu verſchenken.

Die Chriſten ſind alle ziemlich gut,
Auch eſſen ſie gut zu Mittag,
Und ihre Wechſel bezahlen ſie prompt,
Noch vor dem letzten Reſpittag.

Die Juden theilen ſich wieder ein
In zwey verſchiedne Partheyen;
Die Alten gehn in die Synagog'
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen eſſen Schweinefleiſch,
Zeigen ſich widerſetzig,
Sind Demokraten; die Alten ſind
Vielmehr ariſtokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch ſchwör' ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewiſſe Fiſchchen noch mehr,
Man heißt ſie geräucherte Sprotte.

Caput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat beſſere Auſtern; man ſpeiſt
Die beſten im Keller von Lorenz.

Es war ein ſchöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten mit einander dort
In Rheinwein und Auſtern ſchlampampen.

Auch gute Geſellſchaft fand ich dort,
Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen, z. B. Chauſepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, deſſen Geſicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademiſchen Feinde ſich
Recht leſerlich eingeſchrieben.

Da war der Fuchs, ein blinder Heid,
Und perſönlicher Feind des Jehovah,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphytrio
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge ſtralte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank, mit gutem Ap'tit,
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe iſt wirklich ein großer Mann,
Iſt aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern laſſen,
Der aber giebt mir zu trinken ſogar;
Werde ihn niemals verlaſſen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der dieſen Saft der Reben
Erſchuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der, durch ſein großes Werde,
Die Auſtern erſchaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachſen ließ,
Die Auſtern zu bethauen —
Nun laß mich, Vater, dieſe Nacht
Das Eſſen gut verdauen!“

XVI

Der Rheinwein ſtimmt mich immer weich,
Und löſt jedwedes Zerwürfniß
In meiner Bruſt, entzündet darinn
Der Menſchenliebe Bedürfniß.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muß in den Straßen ſchlendern;
Die Seele ſucht eine Seele und ſpäh't
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In ſolchen Momenten zerfließe ich faſt
Vor Wehmuth und vor Sehnen;
Die Katzen ſcheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da ſah ich im Mondenſchimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbuſiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngeſund,
Die Augen wie blaue Turkoaſen,
Die Wangen wie Roſen, wie Kirſchen der Mund,
Auch etwas röthlich die Naſe.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'
Von weißem geſteiftem Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgeſtell
Zwey doriſchen Säulen gleichend.

Die weltlichſte Natürlichkeit
Konnt man in den Zügen leſen;
Doch das übermenſchliche Hintertheil
Verrieth ein höheres Weſen.

Sie trat zu mir heran und ſprach:
„Willkommen an der Elbe,
Nach dreyzehnjähr'ger Abweſenheit —
Ich ſehe du biſt noch derſelbe!

„Du ſuchſt die ſchönen Seelen vielleicht,
Die dir ſo oft begegen't
Und mit dir geſchwärmt die Nacht hindurch,
In dieſer ſchönen Gegend.

„Das Leben verſchlang ſie, das Ungethüm,
Die hundertköpfige Hyder';
Du findeſt nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenöſſinnen wieder!

„Du findeſt die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten ſie — jetzt ſind ſie verwelkt,
Und der Sturm hat ſie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten ſogar
Von rohen Schickſalsfüßen —
Mein Freund, das iſt auf Erden das Loos
Von allem Schönen und Süßen!“

Wer biſt du? — rief ich — du ſchauſt mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnſt du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und ſprach:
„Du irrſt dich, ich bin eine feine,
Anſtänd'ge, moraliſche Perſon;
Du irrſt dich, ich bin nicht ſo Eine.

„Ich bin nicht ſo eine kleine Mamſell,
So eine welſche Lorettinn —
Denn wiſſe: ich bin Hammonia,
Hamburgs beſchützende Göttinn!

„Du ſtutzeſt und erſchreckſt ſogar,
Du ſonſt ſo muthiger Sänger!
Willſt du mich noch begleiten jetzt?
Wohlan, ſo zög're nicht länger.“

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge auf der Stelle —
Schreit' du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!

Caput XXIV.

Wie ich die enge Sahltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht ſagen;
Es haben unſichtbare Geiſter mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonias Kämmerlein,
Verfloſſen mir ſchnell die Stunden.
Die Göttinn geſtand die Sympathie,
Die ſie immer für mich empfunden.

„Siehſt du“ — ſprach ſie — „in früherer Zeit
War mir am meiſten theuer
Der Sänger, der den Meſſias beſang
Auf ſeiner frommen Leyer.

„Dort auf der Commode ſteht noch jetzt
Die Büſte von meinem Klopſtock,
Jedoch ſeit Jahren dient ſie mir
Nur noch als Haubenkopfſtock.

„Du biſt mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildniß zu Häupten des Bettes;
Und ſiehſt du, ein friſcher Lorbeer umkränzt
Den Rahmen des holden Portraites.

„Nur daß du meine Söhne ſo oft
Genergelt, ich muß es geſteben,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geſchehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von ſolcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch ſprich, wie kam der Gedanke dir
Zu reiſen nach dem Norden
In ſolcher Jahrzeit? Das Wetter iſt
Schon winterlich geworden!“

O, meine Göttin! — erwiederte ich —
Es ſchlafen tief im Grunde
Des Menſchenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmniß täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die ſonſt ſo leichte franzöſiſche Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich mußte Athem ſchöpfen hier
In Deutſchland, um nicht zu erſticken.

Ich ſehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutſchem Tabaksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutſchen Boden ſtampfe.

Ich ſeufzte des Nachts, und ſehnte mich,
Daß ich ſie wiederſähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten
Und immer großmüthig beſchützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!“
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich ſehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufſteigt aus deutſchen Schornſteinen,
Nach niederſächſiſchen Nachtigall'n,
Nach ſtillen Buchenhainen.

Ich ſehnte mich nach den Plätzen ſogar,
Nach jenen Leidensſtazionen,
Wo ich geſchleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

Ich wollte weinen wo ich einſt
Geweint die bitterſten Thränen —
Ich glaube Vaterlandsliebe nennt
Man dieſes thörigte Sehnen.

Ich ſpreche nicht gern davon; es iſt
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verſchämten Gemüthes, verberge ich ſtets
Dem Publiko meine Wunde.

Fatal iſt mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen ſeinen Geſchwüren.

Schamloſe ſchäbbige Bettler ſind's,
Almoſen wollen ſie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und ſeine Schwaben!

O meine Göttin, du haſt mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald geſunden.

Ja ich bin krank, und du könnteſt mir
Die Seele ſehr erfriſchen
Durch eine gute Taſſe Thee;
Du mußt ihn mit Rum vermiſchen.

Caput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegoſſen;
Sie ſelber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genoſſen.

An meine Schulter lehnte ſie
Ihr Haupt, (die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon)
Und ſie ſprach mit ſanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem ſittenloſen
Paris ſo ganz ohne Aufſicht lebſt,
Bei jenen frivolen Franzoſen.

„Du ſchlenderſt dort herum, und haſt
Nicht mahl an deiner Seite
Einen treuen deutſchen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung iſt dort ſo groß,
Dort giebt es ſo viele Sylphiden,
Die ungeſund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh' nicht zurück und bleib' bei uns;
Hier herrſchen noch Zucht und Sitte,
Und manches ſtille Vergnügen blüht
Auch hier, in unſerer Mitte.

„Bleib' bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer als eh'mals munden;
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

„Auch die Cenſur iſt nicht mehr ſtreng,
Hoffmann wird älter und milder,
Und ſtreicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reiſebilder.

„Du ſelbſt biſt älter und milder jetzt,
Wirſt dich in manches ſchicken,
Und wirſt ſogar die Vergangenheit
In beſſerem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging,
In Deutſchland, iſt Uebertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
In Rom, durch Selbſtentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

„Geſetzloſe Willkür herrſchte nie,
Dem ſchlimmſten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilſpruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutſchland nie,
Trotz aller Zeitbedrängniß —
Glaub' mir, verhungert iſt nie ein Menſch
In einem deutſchen Gefängniß.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche ſchöne Erſcheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit;
Jetzt herrſcht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktiſche äußere Freiheit wird einſt
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Buſen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unſre ſchöne Poeſie
Erliſcht, ſie iſt ſchon ein wenig
Erloſchen; mit andern Königen ſtirbt
Auch Freiligraths Mohrenkönig.

„Der Enkel wird eſſen und trinken genug,
Doch nicht in beſchaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelſtück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könnteſt du ſchweigen, ich würde dir
Das Buch des Schickſals entſiegeln,
Ich ließe dir ſpätere Zeiten ſeh'n
In meinen Zauberſpiegeln.

„Was ich den ſterblichen Menſchen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannſt nicht ſchweigen!“

Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt —
Das wäre mein größtes Vergnügen,
Laß mich das künftige Deutſchland ſehn —
Ich bin ein Mann und verſchwiegen.

Ich will dir ſchwören jeden Eid,
Den du nur magſt begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —
Sag an, wie ſoll ich ſchwören?

Doch jene erwiederte: „Schwöre mir
In Vater Abrahams Weiſe,
Wie er Elieſern ſchwören ließ,
Als dieſer ſich gab auf die Reiſe.

„Heb' auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und ſchwöre mir Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften!“

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich ſchwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Caput XXVI.

Die Wangen der Göttinn glühten ſo roth,
(Ich glaube in die Krone
Stieg ihr der Rum) und ſie ſprach zu mir
In ſehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburgs Begründung.
Die Mutter war Schellfiſchköniginn
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Carolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger ſogar
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl iſt zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl worauf er ſaß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von ſcheinloſem Aeußern,
Doch böte mir Rothſchild all' ſein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehſt du, dort in dem Winkel ſteht
Ein alter Seſſel, zerriſſen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polſterkiſſen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kiſſen von dem Seſſel,
Du ſchauſt eine runde Oeffnung dann,
Darunter einen Keſſel —

„Das iſt ein Zauberkeſſel worin
Die magiſchen Kräfte brauen,
Und ſteckſt du in die Ründung den Kopf,
So wirſt du die Zukunft ſchauen —

„Die Zukunft Deutſchlands erblickſt du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch ſchaudre nicht, wenn aus dem Wuſt
Aufſteigen die Miasmen!“

Sie ſprach's und lachte ſonderbar,
Ich aber ließ mich nicht ſchrecken,
Neugierig eilte ich den Kopf
In die furchtbare Rundung zu ſtecken.

Was ich geſehn, verrathe ich nicht,
Ich habe zu ſchweigen verſprochen,
Erlaubt iſt mir zu ſagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene ſchnöden, verfluchten
Vorſpielgerüche, das ſchien ein Gemiſch
Von altem Kohl und Juchten.

Entſetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die ſich nachher erhuben;
Es war als fegte man den Miſt
Aus ſechs und dreißig Gruben. — — —

Ich weiß wohl was Saint-Juſt geſagt
Weiland im Wohlfahrtsausſchuß:
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Roſenöl und Moſchus —

Doch dieſer deutſche Zukunftsduft
Mocht alles überragen
Was meine Naſe je geahnt —
Ich konnt es nicht länger ertragen — — —

Mir ſchwanden die Sinne, und als ich aufſchlug
Die Augen, ſaß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Bruſt, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüſtern der Naſe,
Bachantiſch umſchlang ſie den Dichter und ſang
Mit ſchauerlich wilder Extaſe:

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und eſſen
Den Wein und die Auſtern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergeſſen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude verträbet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutſchen Poeten geliebet!

„Ich liebe dich, und ich fühle wie mich
Dein Genius begeiſtert;
Es hat ein wunderbarer Rauſch
Sich meiner Seele bemeiſtert.

„Mir iſt, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter ſingen hörte —
Es ſind Hymenäen, Hochzeitmuſik,
Mein ſüßer Tiſchgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch,
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie ſpringen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweiſe Senat,
Es kommen die Oberalten;
Der Bürgermeiſter räuſpert ſich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erſcheint
Das Corps der Diplomaten;
Sie gratuliren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarſtaaten.

„Es kommt die geiſtliche Deputazion,
Rabiner und Paſtöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit ſeiner Cenſorſcheere!

„Die Scheere klirrt in ſeiner Hand,
Es rückt der wilde Geſelle
Dir auf den Leib — Er ſchneidet in's Fleiſch —
Es war die beſte Stelle.“

Caput XXVII.

Was ſich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich Euch einandermahl,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geſchlecht der Heucheley
Verſchwindet Gott ſey Dank heut,
Es ſinkt allmählig in's Grab, es ſtirbt
An ſeiner Lügenkrankheit.

Es wächſt heran ein neues Geſchlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Luſt —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knoſpet die Jugend, welche verſteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leyer.

Es iſt dieſelbe Leyer, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es iſt die Leyer, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreyt,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen.

Im letzten Capitel hab' ich verſucht
Ein bischen nachzuahmen
Den Schluß der „Vögel“, die ſind gewiß
Das beſte von Vaters Dramen.

Die „Fröſche“ ſind auch vortrefflich. Man giebt
In deutſcher Ueberſetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiquen Geſchmacke;
Den Alten amüſirte weit mehr
Modernes Froſchgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,
Ich riethe ihm nicht ſich in Perſon
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Ariſtophanes,
Dem ginge es ſchlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet ſehn
Mit Chören von Gensd'armen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubniß bald
Zu ſchimpfen ſtatt zu wedeln;
Die Polizei erhielte Befehl
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre ſie nur,
Doch ſchone die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer ſind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erſchaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchſten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter beſtrafen freilich ſehr hart
Des Menſchen Miſſethaten,
Das Höllenfeuer iſt ziemlich heiß,
Dort muß man ſchmoren und braten —

Doch Heilige giebt es, die aus der Glut
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmeſſen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Chriſtus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein ſtrenges Gericht,
Entſchlüpfen wird mancher Geſelle.

Doch giebt es Höllen aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig iſt hier
Des Welterlöſers Verzeihung.

Kennſt du die Hölle des Dante nicht,
Die ſchrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingeſperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland, erlöſt ihn je
Aus dieſen ſingenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu ſolcher Hölle verdammen.

Neue Gedichte

von

H. Heine.

Zweite Auflage.

Ca 51

Paria
Verein

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1844.

Paris, chez J. J. Dubochet & Cie., rue de Seine, 33.

H. E. Voigt's Buchdruckerei.

Neuer Frühling.

Prolog.

In Gemäldegallerieen
Siehſt du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz.

Doch ihn neckten Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch ſich mürriſch wehrt.

So, in holden Hinderniſſen,
Wind' ich mich mit Luſt und Leid,
Während And're kämpfen müſſen
In dem großen Kampf der Zeit.

I.

Unterm weißen Baume ſitzend
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſchoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon mit Schneegeſtöber
Hab' der Baum dich übergoſſen.

5

Doch es iſt kein Schneegeſtöber,
Merkſt es bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein ſchauerſüßer Zauber!
Winter wandelt ſich in Maye,
Schnee verwandelt ſich in Blüthen,
Und dein Herz es liebt aufs Neue.

II.

In dem Walde ſprießt und grünt es
Faſt jungfräulich luſtbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, ſey willkommen!

Nachtigall! auch dich ſchon hör' ich,
Wie du flöteſt ſeligtrübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied iſt lauter Liebe!

III.

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe ſie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

IV.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich ſchau' in alle Blumenkelche,
Und ſuch' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine,
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch' ein Herz ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang;
Uns beiden iſt ſo bang und wehe,
So weh' und bang.

V.

Gekommen iſt der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

VI.

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laſſ' ſie grüßen.

VII.

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmahl,
Ihn ſelber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt;
Ich aber lieb' Euch all:
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall.

VIII.

Es erklingen alle Bäume
Und es ſingen alle Neſter —
Wer iſt der Kapellenmeiſter
In dem grünen Waldorcheſter?

Iſt es dort der graue Kibitz,
Der beſtändig nickt, ſo wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt, zeitmaßrichtig?

Iſt es jener Storch, der ernſthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles muſiziret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeiſter,
Und ich fühl' wie er den Takt ſchlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

IX.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Zükuht! Zükuht!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt
Geht auch der ganze Wald zu Grund.“

So ſpricht zu ſeinem Spatzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmahl drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Die ist ein herrlich gutes Weib
Und [illegible] hier und [illegible] nicht;
Der Mai giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glockenblumenunterricht.

8.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in Acht,
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

XI.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung.

XII.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßer Jammer
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend,
In die kaum genes'ne Brust.

15

Lied

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das ſind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke ſie und denke
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen ſeufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, ſingt ſie
Lautſchmetternd, daß es ſchallt;
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß ſchon der ganze Wald.

XIV.

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

Dann drehſt du dich um, und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

XV.

Die ſchlanke Waſſerlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den armen blaſſen Geſell'n.

XVI.

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn ſie wird, mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

XVII.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?
Du haſt die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, ſie ſind erſchrocken!
Die Rooſen, ſie ſind vor Schaam ſo roth,
Die Liljen, ſie ſind ſo blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und ſtocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geſchlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wiſſen, daß ſie gelauſcht,
Als ich von glühender Liebe berauſcht,
Mit den Sternen droben geſprochen?

XVIII.

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da wird mir ſo träumend zu Sinne,
Daß ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

XIX.

Wieder iſt das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der May mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die beſuchteſten Alleen,
Unter jedem Strohhut ſuch ich
Meine Schöne zu erſpähen.

20

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräuſch des Waſſerfalles
Hör' ich wieder leiſes Klagen,
Und mein ſchönes Herz verſteht es,
Was die weißen Wellen ſagen.

Wieder in verſchlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren.

XX.

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet,
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

XXI.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Weil ich dich liebe wird ſo bläßlich
So elend mager mein Geſicht —
Du fändeſt mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

XXII.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe ſelber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und ſchwanke bei jedem Schritt.

O, halt' mich feſt, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir ſonſt zu Füßen,
Und der Garten iſt voller Leut'.

XXIII.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er ſelber ſtill und ſicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Alſo wandelſt du, Geliebte,
Still und ſicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erſchüttert.

XIV.

Es haben unſre Herzen
Geſchloſſen die heil'ge Allianz;
Sie lagen feſt an einander,
Und ſie verſtanden ſich ganz.

Ach, nur die junge Roſe,
Die deine Bruſt geſchmückt,
Die arme Bundesgenoſſin,
Sie wurde faſt zerdrückt.

XXV.

Sag' mir wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er ſaß in der Winternacht und ſann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag' mir wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabey.
Es war im ſchönen Monat May,
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen.

XXVI.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüſtern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben,
Furchtſam zärtliches Umſchlingen —
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

XXVII.

Hab' ich nicht dieſelben Träume
Schon geträumt von dieſem Glücke?
Waren's nicht dieſelben Bäume,
Blumen, Küſſe, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unſrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang ſtille Wache?

Ach! ich weiß wie ſich verändern
Dieſe allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir ſelber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergeſſen,
Wir, die jetzt ſo zärtlich fühlen,
Herz an Herz ſo zärtlich preſſen.

XXVIII.

Küſſe, die man ſtielt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe wie beſeel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinn'rungſüchtig,
Denkt die Seele ſich dabey
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherley.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt.

XXIX.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beyde ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

XXX.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

XXXI.

„Mondſcheintrunkne Lindenblüthen,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden.

„Doch du lächelſt, wie verloren
In entfernten Sehnſuchtträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünſche
Dir im lieben Herzen keimen?“

31

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegeſtöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeſchmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, Peitſchenknallend,
Ueber Fluß und Fluren glitten.

XXXII.

Durch den Wald, im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih' und flogen
Raſch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

XXXIII.

Morgens ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring ich Roſen,
Die ich brach in Dämmrungſtunden.

Weißt du was die hübſchen Blumen
Dir Verblümtes ſagen möchten?
Treu ſeyn ſollſt du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

XXXIV.

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willſt mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuſcript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Wenn man den Abſchied giebt.

XXXV.

Sorge nie, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in ſtill verborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Roſen — ſorge nie!
Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen
Und ſie nimmt's für Poeſie.

XXXVI.

Wie die Tage macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch mährchenſüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es ſanfter, ſehnſuchtwilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Roſen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen ſie wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Hiſtorie —

Und mir ſelbſt iſt dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und ſänge
Dieſen Roſen meine Liebe,
Träumend ſing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener and'ren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenſter ſchwärmen.

[illegible]

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schoß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Widerhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

[illegible].

Noch ist der Frühling, keine [illegible]
[illegible], jede Blume [illegible]
Vom Schmerz bewegt, er lebt geheime
[illegible] im [illegible].

O bleibe noch, geliebtes [illegible],
Du freundlich [illegible], [illegible] mich?
O, meine Liebe, eine Thräne
[illegible] ich so gern bei deinem [illegible].

XXXIX.

Schon wieder bin ich fortgeriſſen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgeriſſen —
O wüßteſt du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es dröhnet die Brücke,
Der Fluß darunter fließt ſo trübe;
Ich ſcheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen ſie vor meinem Schmerze —
Leb' wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

XL.

Die beſten Wünſche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Luſt;
Mein Herz iſt ſo klug und witzig,
Und verblutet in meiner Bruſt.

XLI.

Wie ein Greiſenantlitz droben
Iſt der Himmel anzuſchauen,
Rotheinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder
Müſſen welken Blum' und Blüthe,
Müſſen welken Lieb' und Lieder
In dem menſchlichen Gemüthe.

LXII.

Verdroß'nen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reiſ' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbſt, ein Nebel hält
Feuchteingehüllt die abgeſtorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es ſeufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmſte nach, es regen't.

XLIII.

Spätherbſtnebel, kalte Träume,
Ueberfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert ſchon die Bäume,
Und ſie ſchaun geſpentiſch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig ſchweigſam
Einz'ger Baum ſteht unentlaubt,
Feucht von Wehmuthsthränen gleichſam,
Schüttelt er ſein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieſer Wildniß,
Und der Baum, den ich dort ſchau
Sommergrün, das iſt das Bildniß,
Vielgeliebte, ſchöne Frau!

XLIV.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt iſt noch dieſelbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt ſie ſich in der Elbe.

Lange Naſen, noch langweilig
Werden ſie wie ſonſt geſchneuzet,
Und das duckt ſich noch ſcheinheilig,
Oder bläht ſich, ſtolz geſpreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich dieſen Menſchenkehricht
Wiederſeh, und dieſes Wetter!

Verſchiedene.

Seraphine.

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumeriſchen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Geſtalt.

Iſt es nicht dein weißer Schleyer?
Nicht dein ſanftes Angeſicht?
Oder iſt es nur der Mondſchein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leiſe rinnen hör'?
Oder gehſt du, Liebſte, wirklich
Weinend neben mir einher?

II.

An dem ſtillen Meeresſtrande
Iſt die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüſtert aus den Wogen:

Jener Menſch dort, iſt er närriſch,
Oder iſt er gar verliebet,
Denn er ſchaut ſo trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet?

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme ſpricht er:
Jener iſt verliebt und närriſch,
Und noch obendrein ein Dichter.

III.

Das iſt eine weiße Möve,
Die ich dort flattern ſeh'
Wohl über die dunklen Fluthen;
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

Der Heifiſch und der Roche,
Die ſchnappen hervor aus der See,
Es hebt ſich, es ſenkt ſich die Möve;
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

O, liebe, flüchtige Seele,
Dir iſt ſo bang und weh!
Zu nah iſt dir das Waſſer,
Der Mond ſteht hoch in der Höh'.

IV.

Daß du mich liebſt, das wußt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt;
Doch als du mir's geſtanden
Hat es mich tief erſchreckt.

Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging an's Meer und weinte
Bey'm Sonnenuntergang.

Mein Herz iſt wie die Sonne
So flammend anzuſehn,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

V.

Wie neubegierig die Möve
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So feſt mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wiſſen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küſſen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur ſelber wüßte
Was mir in die Seele ziſcht!
Die Worte und die Küſſe
Sind wunderbar vermiſcht.

VI.

Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu,
Und wie ein Reh geſchwinde!
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo ſich zum Meer der Felſen ſenkt,
Da hab' ich ſie erreichet,
Da hab' ich ſanft mit ſanftem Wort
Ihr ſprödes Herz erweichet.

Hier ſaßen wir ſo himmelhoch,
Und auch ſo himmelſelig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne ſank allmählig.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Verſank die ſchöne Sonne;
Die Wogen rauſchten drüber hin,
Mit ungeſtümer Wonne.

53

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat ſich in mein Herz verſteckt
Mit allen ihren Gluthen.

VII.

Auf dieſem Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.

Vernichtet iſt das Zweyerley,
Das uns ſo lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerey
Hat endlich aufgehöret.

Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?

Der heilge Gott der iſt im Licht
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt alles was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen.

VIII.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Waſſer
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten ſpielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen ſchwellen.

Heidniſch halb und halb auch kirchlich
Klingen dieſe Melodeyen,
Steigen muthig in die Höhe,
Daß ſich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Luſtgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen ſie umher am Himmel.

Zur Muſik, die unten tönet,
Wirbeln ſie die tollſten Weiſen;
Sonnennachtigallen ſind es,
Die dort oben ſtrahlend kreiſen.

Und das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenwolluſt
Stürmiſch in mein Herze dringen.

IX.

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen
Schwindet hin, wie Träumereyn,
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

X.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſeyn Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

XI.

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie ſehr ich traurig bin
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

XII.

Wie ſchändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menſchen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab es den Fiſchen erzählet.

Ich laß' dir den guten Namen
Nur auf dem feſten Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von deiner Schande.

XIII.

Es ziehen die brauſenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie ſchwellen und zerſchellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig,
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

XIV.

Es ragt in's Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven ſchreyn,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

XV.

Das Meer erſtrahlt im Sonnenſchein,
Als ob es golden wär.
Ihr Brüder, wenn ich ſterbe,
Verſenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Fluth
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,
Was die ſpröde Lippe ſpricht;
Solche große ſchwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Dieſe braungeſtreifte Lüge,
Streif ſie ab; ich liebe dich.
Laß dein weißes Herz mich küſſen —
Weißes Herz, verſtehſt du mich?

IV.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läßt ſie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend ſpät bis Morgens früh,
Sie fragt zu jeder Stund:
Was hältſt du mir die Augen zu
Wenn du mir küßt den Mund?

Ich ſag' ihr nicht weßhalb ich's thu',
Weiß ſelber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund.

V.

Wenn ich, beſeligt von ſchönen Küſſen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutſchland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutſchland in Frieden!
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimath, Sippſchaft und Lebensverhältniß; —
Es hat ſeine Gründe — ich kanns nicht vertragen.

Die Eichen ſind grün, und blau ſind die Augen
Der deutſchen Frauen; ſie ſchmachten gelinde
Und ſeufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

VI.

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätze ſpähe,
Und vor fremden Liebesthüren
Schmachtend auf- und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenſtern
Aeugeln ſie mit meinem Schatze.

Das iſt menſchlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns Allen,
Geb' uns Allen Glück und Segen!

VII.

Ja freilich du biſt mein Ideal,
Hab's dir ja oft bekräftigt
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl;
Doch heute bin ich beſchäftigt.

Komm' morgen zwiſchen zwey und drey,
Dann ſollen neue Flammen
Bewahren meine Schwärmerey;
Wir eſſen nachher zuſammen.

Wenn ich Billette bekommen kann
Bin ich ſogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann;
Man giebt Robert-le-Diable.

Es iſt ein großes Zauberſtück
Voll Teufelsluſt und Liebe;
Von Meyerbeer iſt die Muſik,
Der ſchlechte Text von Scribe.

VIII.

Schaff' mich nicht ab, wenn auch den Durſt
Gelöſcht der holde Trunk;
Behalt' mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannſt du nicht mehr Geliebte ſeyn,
Sey Freundinn mir ſodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundſchaft an.

IX.

Dieſer Liebe toller Faſching,
Dieſer Taumel unſrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken iſt der Kelch,
Der mit Sinnenrauſch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken iſt der Kelch.

Es verſtummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig ſpielten,
Zu dem Tanz der Leidenſchaft;
Auch die Geigen, ſie verſtummen.

Es erlöſchen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergoſſen
Auf den bunten Mummenſchanz;
Auch die Lampen, ſie erlöſchen.

Morgen kommt der Aſchenmittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aſchenkreuz und ſpreche:
Weib bedenke, daß du Staub biſt.

Hortenſe.

1.

Ehmals glaubt ich, alle Küſſe,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seyen uns, durch Schickſalsſchlüſſe,
Schon urzeitlich vorbeſtimmt.

Küſſe nahm ich und ich küßte
So mit Ernſt in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Thaten der Nothwendigkeit,

Jetzo weiß ich, überflüſſig,
Wie ſo manches, iſt der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küſſ' ich,
Glaubenlos im Ueberfluß.

II.

Wir ſtanden an der Straßeneck
Wohl über eine Stunde;
Wir ſprachen voller Zärtlichkeit
Von unſrem Seelenbunde.

Wir ſagten uns viel hundertmahl
Daß wir einander lieben;
Wir ſtanden an der Straßeneck,
Und ſind da ſtehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen, flink und heiter,
Kam ſie vorbey und ſah uns ſtehn,
Und lachend ging ſie weiter.

III.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebſtes Lachen.

Denkſt du noch Montmorencis,
Wie du auf dem Eſel ritteſt,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Diſteln glitteſt?

Der Eſel blieb ruhig ſtehen,
Fing an die Diſteln zu freſſen —
Dein allerliebſtes Lachen
Werde ich nie vergeſſen.

IV.

(Sie ſpricht:)
Steht ein Baum im ſchönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt ſich am Aſte
Eine Schlange, und ich kann
Von den ſüßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und das ziſchelt ſo verheißend
Und das lockt wie holdes Glück!

(Die Andre ſpricht:)
Dieſes iſt die Frucht des Lebens,
Koſte ihre Süßigkeit,
Daß du nicht ſo ganz vergebens
Lebteſt deine Lebenszeit!
Schönes Kindchen, fromme Taube,
Koſt' einmahl und zittre nicht —
Folge meinem Rath und glaube
Was die kluge Muhme ſpricht.

V.

Neue Melodieen ſpiel' ich
Auf der neugeſtimmten Zitter.
Alt iſt der Text! Es ſind die Worte
Salomos: das Weib iſt bitter.

Ungetreu iſt ſie dem Freunde,
Wie ſie treulos dem Gemahle!
Wermuth ſind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Alſo wahr iſt jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es ſteht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauſcht ſie noch in allen Büſchen,
Koſ't mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörſt ſie gerne ziſchen.

Ach, es wird ſo kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und ſie krächzen. Luſt und Liebe
Iſt auf lange jetzt begraben.

VI.

Nicht lange täuſchte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild iſt wie ein falſcher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne ſchien,
Der Nebel iſt zerronnen;
Geendigt hatten wir ſchon längſt,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Clariſſe.

I.

Meinen ſchönſten Liebesantrag
Suchſt du ängſtlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob das ein Korb ſey?
Fängſt du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich, drum erhör' mich,
Lieber Gott! Hilf dieſer Dirne,
Trockne ihre ſüßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne.

II.

Ueberall wo du auch wandelſt,
Schauſt du mich zu allen Stunden,
Und jemehr du mich mißhandelſt,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich feſſelt holde Bosheit,
Wie mich Güte ſtets vertrieben;
Willſt du ſicher meiner los ſeyn,
Mußt du dich in mich verlieben.

III.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die ſo grauſam mich verhindert
Dich zu ſchauen im Theater.

Denn ſie ſaßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur ſeltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und ſie ſaßen da und ſchauten
Zweyer Liebenden Verderben,
Und ſie klatſchten großen Beyfall
Als ſie beide ſahen ſterben.

IV.

Geh' nicht durch die böſe Straße
Wo die ſchönen Augen wohnen —
Ach! ſie wollen allzugütig
Dich mit ihrem Blitz verſchonen.

Grüßen allerliebſt herunter
Aus dem hohen Fenſterbogen,
Lächeln freundlich, (Tod und Teufel!)
Sind dir ſchweſterlich gewogen.

Doch du biſt ſchon auf dem Wege,
Und vergeblich iſt dein Ringen;
Eine ganze Bruſt voll Elend
Wirſt du mit nach Hauſe bringen.

V.

Es kommt zu ſpät, was du mir lächelſt,
Was du mir ſeufzeſt, kommt zu ſpät!
Längſt ſind geſtorben die Gefühle,
Die du ſo grauſam einſt verſchmäht.

Zu ſpät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenſtrahlen auf ein Grab.

* * *

Nur wiſſen möcht ich: wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

Jolante und Marie.

I.

Dieſe Damen, ſie verſtehen
Wie man Dichter ehren muß:
Gaben mir ein Mittageſſen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Haſe war geſpickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunſt,
Und ich wurde endlich ſatt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwieſen hat.

II.

In welche ſoll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig ſind?
Ein ſchönes Weib iſt noch die Mutter,
Die Tochter iſt ein ſchönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie ſind ſo rührend anzuſehn!
Doch reizend ſind geniale Augen,
Die unſre Zärtlichkeit verſtehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwiſchen zwei Gebündel Heu
Nachſinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeſte Futter ſey.

III.

Die Flaſchen ſind leer, das Früſtück war gut,
Die Dämchen ſind roſig erhitzet;
Sie luften das Mieder mit Uebermuth,
Ich glaube ſie ſind beſpitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüſtchen wie nett!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen ſie lachend ſich aufs Bett,
Und hüllen ſich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und ſchnarchen am End' um die Wette.
Da ſteh' ich im Zimmer, ein einſamer Thor,
Betrachte verlegen das Bette.

[illegible].

Jugend, die mir täglich ſchwindet,
Wird durch raſchen Muth erſetzt,
Und mein kühn'rer Arm umwindet
Noch viel ſchlankre Hüften jetzt.

Thut auch manche ſehr erſchrocken,
Hat ſie doch ſich bald gefügt;
Holder Zorn, verſchämtes Stocken,
Wird von Schmeichelei beſiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabei.
Iſt es die verſchwundne, ſüße,
Blöde Jugendeſelei?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

IV.

Emma, ſage mir die Wahrheit:
Ward ich närriſch durch die Liebe?
Oder iſt die Liebe ſelber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

8.

Bin ich bei dir, Zank und Noth!
Und ich will mich fort begeben!
Doch das Leben iſt kein Leben
Fern von dir, es iſt der Tod.

Grübelnd lieg ich in der Nacht,
Zwiſchen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube dieſes Elend
Hat mich ſchon verrückt gemacht.

VI.

Schon mit ihren ſchlimmſten Schatten
Schleicht die böſe Nacht heran;
Unſre Seelen ſie ermatten,
Gähnend ſchauen wir uns an.

Du wirſt alt und ich noch älter,
Unſer Frühling iſt verblüht.
Du wirſt kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende iſt ſo trube!
Nach der holden Liebesnoth,
Kommen Nothen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Der Tannhauſer.

Eine Legende.

(Geſchrieben 1836.)

1.

Ihr guten Chriſten laßt Euch nicht
Von Satans Liſt umgarnen!
Ich ſing' Euch das Tannhäuſerlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bey dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Kuſſ' mich geſchwind, und ſage mir:
Was du bei mir vermiſſet?

„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele geworden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen viel tauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner lilienweißer Leib
Erheitert deine Sinne.“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einſt für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk ich der Götter und Helden die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner lilienweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

Dein ſchöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.“

II.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozeſſion,
Der Pabſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Pabſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Ich laß dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk es weicht im Kreiſ' zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder:
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt,
Vor dem Pabſte kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum'
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet.
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen;

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, —
Iſt das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen."

Der Pabſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſel'ger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der Schlimmſte von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

III.

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich in's Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brod,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabey ſo ſüße.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben,
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Pabſt geſehn,
Der Pabſt er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog
Da fing es an zu ſchneyen,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und ſchreien.

Und als ich auf dem Sankt-Gotthardt ſtand,
Da hört ich Deutſchland ſchnarchen;
Es ſchlief da unten in ſanfter Huth
Von ſechs und dreißig Monarchen.

In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Gar liebe Geſchöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Nackſtühlchen ſaßen ſie dort,
Fallhüthchen auf den Köpfchen.

Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöſe;
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

In Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt gehört zu den Beſſern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wäſſern.

Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſey todt
Und Eckermann ſey noch am Leben!

Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrey —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.“

Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte.
Ich kam dort durch in ſtockfinſterer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

Zu Hamburg frug ich: warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten?
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir,
Das käme von den Fleeten.

Celle

Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechte Geſelle;
Doch als ich auf die Börſe kam,
Jch glaubte ich wär' noch in Celle.

Zu Hamburg liegt auch Altona,
Jſt auch eine ſchöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich Dir
Was mir alldort begegnet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

VI.

Kaum hab' ich die Welt zu ſchaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hab' ich vorher tief ausgeſonnen
Jahrhundertelang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen ſelbſt iſt eitel Bewegung,
Das ſtümpert ſich leicht in kurzer Friſt;
Jedoch der Plan, die Ueberlegung,
Das zeigt erſt wer ein Künſtler iſt.

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doctores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

9.

Sprach der Herr am ſechſten Tage:
Hab' am Ende nun vollbracht
Dieſe große, ſchöne Schöpfung,
Und hab' alles gut gemacht.

Wie die Sonne roſengoldig
In dem Meere wiederſtrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Iſt nicht Alles wie gemalt?

Sind nicht weiß wie Alabaſter
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Iſt ſie nicht ſo ſchön vollendet
Und natürlich die Natur?

Erd' und Himmel ſind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit.
Und der Menſch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!

VI.

Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das ſaugt ſich nicht aus dem Finger;
Kein Gott erſchafft die Welt aus Nichts,
So wenig, wie irdiſche Sänger.

Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erſchuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenſpeck
Erſchuf ich die ſchönen Weiber.

Den Himmel erſchuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung;
Der Stoff gewinnt erſt ſeinen Werth
Durch künſtleriſche Geſtaltung.

Friedrike.

(1823.)

1.

Verlaß' Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heilgen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

11.

Der Ganges rauſcht, mit klugen Augen ſchauen
Die Antilopen aus dem Laub, ſie ſpringen
Herden muthwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln ſtolzgeſpreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, dringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge.

III.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Der Himalaya ſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine,
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual;

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelſt, greifen
Gandarven nach der Zither, und ſie ſingen
Dort oben in dem goldnen Sonnenſaal.

Katharina.

I.

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der ſüßen Troſt herniederlacht
Und neues Leben mir verſpricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenſchwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

II.

„Wollen ſie ihr nicht vorgeſtellt ſeyn?“
Flüſterte mir die Herzogin. —
„Bei Leibe nicht, ich müßt' ein Held ſeyn,
Ihr Anblick ſchon wirrt mir den Sinn.“

Das ſchöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Luſt, mit neuem Weh.

Es hält wie Angſt mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnſucht hin zu ihr!
Wie meines Schickſals wilde Sterne
Erſcheinen dieſe Augen mir.

Die Stirn iſt klar. Doch es gewittert
Dahinter ſchon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erſchüttert
Bis in der Seele tiefſten Sitz.

Der Mund iſt fromm. Doch mit Entſetzen
Unter den Roſen ſeh' ich ſchon
Die Schlangen, die mich einſt verletzen
Mit falſchem Kuß, mit ſüßem Hohn.

Die Sehnſucht treibt. — Ich muß mich näh'ren
Dem holden, unheilſchwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme iſt ihr Wort.

Sie fragt: „Monſieur, wie iſt der Name
Der Sängerin, die eben ſang?“
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' nichts gehört von dem Geſang.“

III.

Wie Merlin, der eitle Weiſe,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende feſtgebannt
In die eignen Zauberkreiſe.

Feſtgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, ſie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was ſie geſprochen.

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

IV.

Du liegſt mir ſo gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreyen und wüthen und ſchelten,
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebſter Stern!

V.

Ich liebe ſolche weiße Glieder,
Der zarten Seele ſchlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von ſchwarzer Lockenfülle!

Du biſt ſo recht die rechte Sorte,
Die ich geſucht in allen Landen;
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verſtanden.

Du haſt an mir den Mann gefunden
Wie du ihn brauchſt. Du wirſt mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küſſen,
Und dann verrathen, wie gebräuchlich.

VI.

Der Frühling ſchien ſchon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten.
Die ganze Gegend ſteht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebſte ſitzt an meiner Seit'
Im raſch hinrollenden Wagen;
Sie ſchaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl ich ſchlagen.

Das trillert und duftet ſo ſonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geſchmeide!
Sein weißes Blüthenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen ſchaun aus der Erd' hervor,
Betrachten, neugierigen Blickes,
Das ſchöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

VII.

Jüngſtens träumte mir: ſpatzieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär der Himmel eine Hölle.

Dort ſah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt:

Kirchenväter und Apoſtel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käutze, ein'ge junge —
Letztre ſahn noch ſchlechter aus!

Lange heilige Geſichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verſchiedne Juden), —
Gingen ſtreng an uns vorüber,

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein ſchönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingeſt,
Tändelnd, lächelnd, kokettirend!

Nur ein Einz'ger ſah dich an,
Und es war der einz'ge ſchöne,
Schöne Mann in dieſer Schaar;
Wunderherrlich war ſein Antlitz.

Menſchengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einſt
Schaute Jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner iſt ſo rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eiferſucht berühret —

Und ich muß geſtehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genirte
Unſer Heiland, Jeſus Chriſtus.

VIII.

Ein jeder hat zu dieſem Feſte
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut ſich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beſte.

Ich wandle allein gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Luſt, ich fliehe den Tanz
Und die ſchöne Muſik und den Lampenglanz; —
In England ſind meine Gedanken.

Ich breche Roſen, ich breche Nelken,
Zerſtreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiß nicht, wem ich ſie geben ſoll; —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

IX.

Geſanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodiſch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die ſich ſchlecht vertragen
Und dennoch brechen wenn ſie ſcheiden.

Manchmal iſt mir, als fühlt ich wehen
Ueber dem Haupt die deutſchen Eichen —
Sie flüſtern gar von Wiederſehen —
Das ſind nur Träume — ſie verbleichen.

Manchmal iſt mir, als hört' ich ſingen
Die alten, deutſchen Nachtigallen —
Wie mich die Töne ſanft umſchlingen! —
Das ſind nur Träume — ſie verhallen.

129

Wo ſind die Roſen, deren Liebe
Mich einſt beglückt? — All ihre Blüthe
Iſt längſt verwelkt! — Geſpenſtiſch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

In der Fremde.

1.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mahl warum;
Im Winde klingt ein ſanftes Wort,
Schauſt dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich ſanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du biſt mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, ſonder Raſt,
Du darfſt nicht ſtille ſtehn.
Was du ſo ſehr geliebet haſt
Sollſt du nicht wiederſehn.

88.

Du biſt ja heut ſo grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geſchaut!
Es perlet ſtill von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkſt du der Heimath, die ſo ferne,
So nebelferne dir verſchwand?
Geſtehe mir's, du wäreſt gerne
Manchmal im theuren Vaterland.

Denkſt du der Dame, die ſo niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürnteſt du, dann ward ſie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkſt du der Freunde, die da ſanken
An deine Bruſt, in großer Stund?
Im Herzen ſtürmten die Gedanken,
Jedoch verſchwiegen blieb der Mund.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
Ich glaube [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort ſo hoch, die Veilchen nickten ſanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutſch, und ſprach auf deutſch
(Man glaubt es kaum
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Tragödie

1.

Entflieh mit mir und ſei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde ſei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehſt du nicht mit, ſo ſterb' ich hier
Und du biſt einſam und allein;
Und bleibſt du auch im Vaterhaus,
Wirſt doch wie in der Fremde ſein.

68.

[illegible]

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

[illegible].

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter ſitzt, auf dem grünen Platz,
Der Müllersknecht mit ſeinem Schatz.

Die Winde die wehen ſo lind und ſo ſchaurig,
Die Vögel die ſingen ſo ſüß und ſo traurig,
Die ſchwatzenden Buhlen, die werden ſtumm,
Sie weinen und wiſſen ſelbſt nicht warum.

Romanzen.

1.

Ein Weib.

Sie hatten ſich beide ſo herzlich lieb,
Spitzbübin war ſie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenſtreiche machte,
Sie warf ſich auf's Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Luſt,
Des Nachts lag ſie an ſeiner Bruſt.
Als man in's Gefängniß ihn brachte,
Sie ſtand am Fenſter und lachte.

Er ließ ihr ſagen: O komm zu mir,
Ich ſehne mich ſo ſehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich ſchmachte —
Sie ſchüttelt' das Haupt und lachte.

Um ſechſe des Morgens ward er gehenkt,
Um ſieben ward er in's Grab geſenkt;
Sie aber ſchon um achte
Trank rothen Wein und lachte.

II.

Frühlingsfeier.

Das iſt des Frühlings traurige Luſt!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schaar,
Sie ſtürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Bruſt: —
Adonis! Adonis!

Es ſinkt die Nacht. Bey Fackelſchein,
Sie ſuchen hin und her im Wald',
Der angſtverwirret wiederhallt
Von Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrey'n:
Adonis! Adonis!

Das wunderſchöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und todt,
Das Blut färbt alle Blumen roth,
Und Klagelaut die Luſt erfüllt: —
Adonis! Adonis!

III.

Childe Harold

Eine ſtarke, ſchwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verſtummten
Leichenhüter ſitzen drin.

Todter Dichter, ſtille liegt er,
Mit entblößtem Angeſicht;
Seine blauen Augen ſchauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, ſie zerſchellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

IV.

Die Beſchwörung.

Der junge Franziskaner ſitzt
Einſam in der Kloſterzelle,
Er lieſt im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtſtunde ſchlug,
Da konnt er nicht länger ſich halten,
Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

Ihr Geiſter! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der ſchönſten Frauen,
Belebt ſie mir für dieſe Nacht,
Ich will mich dran erbauen.

Er ſpricht das grauſe Beſchwörungswort,
Da wird ſein Wunſch erfüllet,
Die arme verſtorbene Schönheit kommt,
In weißen Laken gehüllet.

Ihr Blick iſt traurig. Aus kalter Bruſt
Die ſchmerzlichen Seufzer ſteigen.
Die Todte ſetzt ſich zu dem Mönch,
Sie ſchauen ſich an und ſchweigen.

V.

Aus einem Briefe.

(Die Sonne ſpricht:)
Was gehn dich meine Blicke an?
Das iſt der Sonne gutes Recht,
Sie ſtralt auf den Herrn wie auf den Knecht;
Ich ſtrale weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke was deine Pflichten ſind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und ſey ein deutſcher Biedermann.

Ich ſtrale weil ich nicht anders kann.
Ich wandle am Himmel wohl auf wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter ſpricht:)

Das iſt ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl ich ein Ermatten
Der Seekraft, und es ſinken nieder,
Wie ſchwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlieder . . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil ſie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Fröſche:)

Im Waſſer, im Waſſer,
Da iſt es noch naſſer
Als auf der Erde,
Und ohne Beſchwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unſinn ſchwatzen
Von Stralen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Jücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm ſpricht:)

Wie ſich die Sonne wichtig macht,
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbeſcheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht!

VI.

Unſtern.

Der Stern erſtralte ſo munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragſt mich, Kind, was Liebe iſt?
Ein Stern in einem Haufen Miſt.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrath bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau ſie grunzt,
Im Kothe wälzt ſich ihre Brunſt.

O, fiel ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünſchet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

VII.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreu'n ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut, —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schelfiſchſeelenduft.

O, daß ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal, —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral.

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſey's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

VIII.

Anno 1839.

O, Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt!
Das muntre Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Nur der Verſtand, ſo kalt und trocken,
Herrſcht in dem witzigen Paris —
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim ſo ſüß!

Höfliche Männer! Doch verdroſſen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einſt genoſſen
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder ſtets bewegt!
Da lob' ich Deutſchlands Frauenzimmer,
Das ſchweigend ſich zu Bette legt.

Und alles dreht ſich hier im Kreiſe,
Mit Ungeſtüm, wie'n toller Traum!
Bey uns bleibt alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.

Mir iſt als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhöner, ſanft und traut;
Nachtwächterlieder hör' ich ſingen,
Dazwiſchen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war ſo wohl daheime,
In Schildas theurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenſchein.

IX.

In der Frühe.

Auf dem Fauxbourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute Morgen,
Spätherbſtnebel, dicht und ſchwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Geſtalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, ſie war wie Mondenlicht
Leichthinſchwebend, zart und zierlich;
Solchen ſchlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna ſelbſt vielleicht,
Die ſich heut bey einem ſchönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartièr Latin verſpätet.

152

Auf dem Heimweg dacht ich nach:
Warum floh' ſie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

X.

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome ſtehn zwey Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche;
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter;
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf,
Und ſein rother Mund der lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit fey're
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſey gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

155

2.

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnet
Sein Weib und ſtöhnet —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen, im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich dich hab —
So kalt iſt das Grab —“
Der Henker ſteht vor der Thüre.

3.

Herr Olaf, es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du haſt eines Königstochter
In frevler Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon an dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen.
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land,
Und die Blumen auf der Au.
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft
Wie die Augen meiner Frau.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Bertrand de Born

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspuren,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenet;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er sang sie alle in das Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!
In Thränen schmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

[illegible]

Frühling.

[illegible] —
Es lebt ſich ſo lieblich am Hange!
Am Fluſſe ſitzt die Schäferin
Und windet die zierlichſten Kränze.

[illegible] —
Es lebt ſich ſo lieblich am Hange!
Die Schäferin [illegible]:
Wem geb' ich meine Kränze?

[illegible]
[illegible]
Die Schäferin [illegible]
[illegible]

[illegible]
Die ſchönſten Blumenkränze.
Die Nachtigall [illegible] —
Es lebt ſich ſo lieblich am Hange!

XIV.

Ali Bey.

Ali Bey, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeſchmack des Paradieſes
Gönnt ihm Allah ſchon auf Erden.

Odaliſken, ſchön wie Houris,
Und geſchmeidig wie Gazellen —
Kräuſelt ihm den Bart die Eine,
Glättet ſeine Stirn die Andre.

Und die Dritte ſchlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich ſchmettern
Die Trompeten, Schwerter raſſeln,
Waffenruf und Flintenſchüſſe —
Herr, die Franken ſind im Anmarſch!

Und der Held beſteigt ſein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume; —
Denn ihm iſt zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Franzoſenköpfe
Dutzendweis herunterſäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt ſanft und zärtlich.

XV.

Pſyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Bruſt die große Gluth,
Schleichet Pſyche zu dem Lager
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und ſie zittert
Wie ſie ſeine Schönheit ſieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermſte ſtirbt beinah!
Pſyche faſtet und kaſteit ſich,
Weil ſie Amorn nackend ſah.

XVI.

Die Unbekannte.

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen,
In dem Tuileriengarten,
Unter den Kaſtanienbäumen.

Täglich geht ſie dort ſpazieren
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?

Niemand konnt' mir Auskunft geben,
Wer ſie ſei? Bei allen Freunden
Frug ich nach, und ſtets vergebens!
Ich erkrankte faſt vor Sehnſucht.

Eingeſchüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel ſtrenger eingeſchüchtert,

Wagt' ich nie ein ſeufzend Wörtchen
Im Vorübergeh'n zu flüſtern,
Und ich wagte kaum mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erſt hab' ich erfahren
Ihren Namen. Laura heißt ſie,
Wie die ſchöne Provenzalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt ſie! Nun da bin ich
Juſt ſo weit wie einſt Petrarcha,
Der das ſchöne Weib gefeiert
In Canzonen und Sonetten.

Laura heißt ſie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platoniſch ſchwelgen
In dem Wohllaut dieſes Namens —
Weiter hat er's nie gebracht.

XVII.

Wechſel.

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerathe dieſes Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Iſt ſo fromm, ſo ſanft, ſo mild!
In der Hand den Lilienſtengel
Wäre ſie ein Heil'genbild.

Schlanke, ſchwärmeriſche Glieder,
Wenig Fleiſch, ſehr viel Gemüth;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube,
Ihre ganze Seele glüht.

Sie behauptet, ſie verſtände
Gar kein Deutſch — ich glaub' es nicht.
Niemals hätteſt du geleſen
Klopſtock's himmliſches Gedicht?

XVIII.

Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umſonſt
Thuſt du ſpröde! deine Gunſt
Weiß ich mir, durch Kampf und Ringen,
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Ueberwältigt wirſt du doch,
Und ich ſpanne dich in's Joch,
Und du ſtreckſt am End die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verſtrömt mein rothes Blut,
Und der ſchöne Lebensmuth
Will erlöſchen; ich erliege
Und ich ſterbe nach dem Siege.

XIX.

Klagelied
eines altdeutſchen Jünglings.

Wohl dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh dem, der ſie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die böſen Geſellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht,
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es tröſteten mich die Mädchen,
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als ſie mich ganz beſoffen gemacht
Und meine Kleider zerriſſen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeſchmiſſen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Wie wundert' ich mich über die Sache!
Da ſaß ich armer Jüngling
Zu Caſſel auf der Wache. —

XX.

Laß ab!

Der Tag iſt in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebeſt mich!

Du liebſt mich — ſchon erfaſſen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüthe welkt,
Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht' —
Laß ab von mir und dem Unglück.

XXI.

Frau Mette.

(Nach dem Däniſchen.)

Herr Peter und Bender ſaßen beim Wein,
Herr Bender ſprach: ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.

Herr Peter ſprach: ich wette mein Roß,
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette ſing ich nach meinem Hof,
Noch heut, in der Mitternachtſtunde.

Und als die Mitternachtſtunde kam,
Herr Peter hub an zu ſingen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald,
Die ſüßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen ſo ſtill,
Die Fluth hört auf zu rauſchen,
Am Himmel zittert der blaſſe Mond,
Die klugen Sterne lauſchen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
Wer ſingt vor meiner Kammer?
Sie achſelt ihr Kleid, ſie ſchreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Sie ſchreitet unaufhaltſam;
Herr Peter zog ſie nach ſeinem Hof
Mit ſeinem Liede gewaltſam.

Und als ſie Morgens nach Hauſe kam
Vor der Thüre ſtand Herr Bender:
„Frau Mette, wo biſt du geweſen zur Nacht,
Es triefen deine Gewänder?“

Ich war heut Nacht am Nixenbach,
Dort hört ich prophezeyen,
Es plätſcherten und beſpritzten mich
Die neckenden Waſſerfeyen.

„Am Nixenbach iſt feiner Sand,
Dort biſt du nicht gegangen,
Zerriſſen und blutig ſind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen.“

Ich war heut Nacht im Elfenwald,
Zu ſchauen den Elfenreigen,
Ich hab mir verwundet Fuß und Geſicht,
An Dornen und Tannenzweigen.

„Die Elfen tanzen im Monat May,
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrſcht der kalte Herbſt
Und heult der Wind in den Wäldern.“

Bey Peter Nielſen war ich heut Nacht,
Er ſang und zaubergewaltſam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Es zog mich unaufhaltſam.

Sein Lied iſt ſtark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiß, jetzt muß ich ſterben. —

Die Kirchenthür iſt ſchwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das ſoll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender ſteht vor der Leichenbahr,
Und ſeufzt aus Herzensgrunde:
Nun hab ich verloren mein ſchönes Weib
Und meine treuen Hunde.

XXII.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,
Da tanzen zwei die niemand kennt,
Sie ſchau'n ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilje,
Die wächſt nur tief in Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr ſeyd der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Euren fiſchgrätigen Zähnen."

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir warum ſo naß der Saum
An eurem weißen Gewand iſt?

„Ich hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen die Nixe."

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die beiden.
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

XXIII.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sizt unten in Meeresgründen,
Bei ſeiner ſchönen Waſſerfee;
Die Jahre kommen und ſchwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht ſterben;
Zweihundert Jahre dauert ſchon
Sein ſeliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schooß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug ſie betrachten.

Sein goldnes Haar ward ſilbergrau,
Es treten die Backenknochen
Geſpenſtiſch hervor aus dem gelben Geſicht,
Der Leib iſt welk und gebrochen.

Manchmal aus ſeinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeſchüttert,
Denn droben ſtürmt ſo wild die Fluth
Und das gläſerne Schloß erzittert.

Manchmal iſt ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erſchallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Haſt,
Läßt traurig ſie wieder fallen.

Manchmal iſt ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer ſingen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König ſtöhnt und ſchluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt ſich hinab die Waſſerfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

Unterwelt.

5.

Blieb ich doch ein Junggeſelle! —
Seufzet Pluto tauſendmal —
Jetzt in meiner Eh'ſtandsqual,
Merk' ich, früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Blieb ich doch ein Junggeſelle!
Seit ich Proſerpinen hab'
Wünſch' ich täglich mich ins Grab!
Wenn ſie keift, ſo hör' ich kaum
Meines Cerberus Gebelle.

Stets vergeblich, ſtets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich
Kein Verdammter iſt mir gleich!
Ich beneide Siſyphus
Und die edlen Danaiden.

60.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten,
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proſerpina
Mit finſterer Miene,
Und im Herzen ſeufzet ſie traurig:

Ich ſehne mich nach Roſen, nach Sangesergüſſen
Der Nachtigall, nach Sonnenküſſen —
Und hier unter Bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertrauer' ich!

Bin feſtgeſchmiedet am Ehejoche,
In dieſem vermaledeiten Rattenloche!
Und des Nachts die Geſpenſter,
Sie ſchau'n mir in's Fenſter,
Und der Styx, er murmelt ſo ſchaurig!

Heut hab' ich den Charon zu Tiſche geladen —
Glatzköpfig iſt er und ohne Waden —
Auch die Todtenrichter,
Langweil'ge Geſichter —
In ſolcher Geſellſchaft verdorr' ich.

* * *

[illegible] [illegible] [illegible]
In der [illegible] sich [illegible],
[illegible] [illegible] auf der [illegible],
Die [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], ohne [illegible],
[illegible] durch das [illegible],
[illegible] zum [illegible],
Die [illegible] [illegible] [illegible]:

„[illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]?
[illegible] die [illegible] sich [illegible]?
Die [illegible] [illegible] [illegible],
Und der [illegible] [illegible] [illegible],
Aus den [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] der [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] das [illegible] [illegible],
In dem [illegible] [illegible] [illegible],
Und die [illegible] [illegible]:
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

1829

[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Wird ſich freu'n mit Greth und Hänschen
Bei des Erndtefeſtes Reigen;
Unter Schöpſen, unter Gänschen,
Wird ſie ſich als Löwin zeigen.

Süße Ruh! Ich kann verſchnaufen
Hier im Orkus unterdeſſen!
Punſch mit Lethe will ich ſaufen,
Um die Gattin zu vergeſſen.

V.

„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnſucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeſchick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„Du nickſt ſo traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar iſt dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!“

Zeitgedichte.

1.

Doctrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küſſe die Marketenderin!
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveilje mit Jugendkraft,
Marſchire trommelnd immer voran,
Das iſt die ganze Wiſſenſchaft.

Das iſt die Hegel'ſche Philoſophie,
Das iſt der Bücher tiefſter Sinn!
Ich hab' ſie begriffen, weil ich geſcheidt,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

II.

Adam der Erſte.

Du ſchickteſt mit dem Flammenſchwert
Den himmliſchen Gensd'armen,
Und jagteſt mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach and'ren Erdenländern;
Doch daß ich genoſſen des Wiſſens Frucht,
Das kannſt du nicht mehr ändern.

Du kannſt nicht ändern, daß ich weiß
Wie ſehr du klein und nichtig,
Und machſt du dich auch noch ſo ſehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich iſt doch dies
Conſilium=abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen=Mundi!

Vermiſſen werde ich nimmermehr
Die paradieſiſchen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringſte Beſchränkniß,
Verwandelt ſich mir das Paradies
In Hölle und Gefängniß.

III.

Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

IV.

An einen ehemaligen Goetheaner.

(1832.)

Haſt du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunſtkreis,
Womit einſt der kluge Kunſtgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntſchaft
Seiner Clärchen, ſeiner Grethchen?
Fliehſt du Serlos keuſche Mädchen
Und Otiliens Wahlverwandtſchaft?

Nur Germanien willſt du dienen,
Und mit Mignon iſt's vorbei heut,
Und du ſtrebſt nach größrer Freiheit
Als du fandeſt bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lüneburgerthümlich kämpfſt du,
Und mit kühnen Worten dämpfſt du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob' iſt,
Und wie du der Mirabeau biſt
Von der lüneburger Heide!

V.

Geheimniß.

Wir ſeufzen nicht, das Aug' iſt trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene,
Wird das Geheimniß offenbar.

Mit ſeinen ſtummen Qualen liegt es
In unſrer Seele blut'gen Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verſchloſſen bleibt der Mund.

Frag' du den Säugling in der Wiege,
Frag' du die Todten in dem Grab,
Vielleicht daß dieſe dir entdecken
Was ich dir ſtets verſchwiegen hab'.

VI.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen,
Du kommſt ſo verſtört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Iſt ſchon befreit das Vaterland?“

Vortrefflich geht es, der ſtille Seegen,
Er wuchert im ſittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und ſicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu geſpendet,
Ein Wittelsbach ſchickt Fenſterglas.

Die Conſtitution, die Freiheitsgeſetze,
Sie ſind uns verſprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das ſind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten feſt ſein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns beſcheeren,
Die patriotiſche Ueberkraft
Wird rüſtig rudern auf deutſchen Galeeren;
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schooten,
Wir athmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So ſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur.

VII.

Der Tambourmajor.

Das iſt der alte Tambourmajor,
Wie iſt er jetzt herunter!
Zur Kaiſerzeit ſtand er in Flor,
Da war er glücklich und munter.

Er balanzirte den großen Stock,
Mit lachendem Geſichte;
Die ſilbernen Treſſen auf ſeinem Rock,
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er mit Trommelwirbelſchall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da ſchlug das Herz im Wiederhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und ſah und ſiegte leicht,
Wohl über alle Schönen;
Sein ſchwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutſchen Frauenthränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land,
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiſer die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,
Geduldig wie deutſche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreyungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Erhuben wir unſere Hörner,
Entledigten uns des fränkiſchen Jochs
Und ſangen die Lieder von Körner.

Entſetzliche Verſe! Sie klangen in's Ohr
Gar ſchauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiſer und die Tambourmajor,
Sie flohen erſchrocken von dannen.

Sie ärndteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein ſchlechtes Ende.
Es fiel der Kaiſer Napoleon
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Inſel Sankt-Helena,
Sie marterten ihn gar ſchändlich;
Am Magenkrebſe ſtarb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entſetzt
Gleichfalls von ſeiner Stelle.
Um nicht zu verhungern dient er jetzt
Als Hausknecht in unſerm Hotele.

Er heitzt den Ofen, er ſegt den Topf,
Muß Holz und Waſſer ſchleppen.
Mit ſeinem wackelnd greiſen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz beſucht, ſo kann
Er nicht den Spaß ſich verſagen,
Den drollig ſchlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spötteley'n, o Fritz!
Es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr mit ſchlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du ſollteſt mit Pietät, mich däucht,
Behandeln ſolche Leute;
Der Alte iſt dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

VIII.

Entartung.

Hat die Natur ſich auch verſchlechtert,
Und nimmt ſie Menſchenfehler an?
Mich dünkt die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuſchheit.
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küßt und flattert
Am End' mit ihr Unſchuld weg.

Von der Beſcheidenheit der Veilchen
Halt ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt ſie,
Und heimlich dürſtet ſie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob ſie empfindet,
Die Nachtigall, das was ſie ſingt;
Sie übertreibt und ſchluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit ſchwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' iſt es vorbey.
Die Hunde wedeln noch und ſtinken
Wie ſonſt, doch ſind ſie nicht mehr treu.

IX.

Heinrich.

Auf dem Schloßhof zu Canoſſa
Steht der deutſche Kaiſer Heinrich,
Baarfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht iſt kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenſter lugen
Zwo Geſtalten, und der Mondſchein
Ueberflimmert Gregors Kahlkopf
Und die Brüſte der Mathildis.

Heinrich, mit den blaſſen Lippen,
Murmelt fromme Paternoſter;
Doch im tiefen Kaiſerherzen
Heimlich knirſcht er, heimlich ſpricht er:

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die ſtarken Berge,
Und im ſtillen Bergesſchachte
Wächſt das Eiſen für die Streitart.

„Fern in meinen deutſchen Landen
Heben ſich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchſten Eiche
Wächſt der Holzſtiel für die Streitart.

„Du, mein liebes treues Deutſchland,
Du wirſt auch den Mann gebähren,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederſchmettert mit der Streitart.“

X.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen,
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimath! mein Herz wie ſchwer!

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimath wie fern!

XI.

Das neue Iſraelitiſche Hoſpital zu Hamburg.

Ein Hoſpital für arme, kranke Juden,
Für Menſchenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den böſen drei Gebreſten,
Mit Armuth, Körperſchmerz und Judenthume!

Das ſchlimmſte von den dreyen iſt das letzte,
Das tauſendjährige Familienübel,
Die aus dem Nil-Thal mitgeſchleppte Plage,
Der altegyptiſch ungeſunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Duſche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneyen,
Die dieſes Haus den ſiechen Gäſten bietet.

Wird einſt die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das ſich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einſt der Enkel
Geneſen und vernünftig ſeyn und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preiſen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern ſuchte, was der Lindrung fähig,
Zeitlichen Balſam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künſte
Des Arztes, (oder auch des Todes!) ſorgte
Für Polſter, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der That, that er was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend ſeines Lebens, menſchenfreundlich,
Durch Wohlthun ſich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reich're Spende
Entrollte manchmal ſeinem Aug', die Thräne,
Die koſtbar ſchöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

XII.

Georg Herwegh.

Mein Deutſchland trank ſich einen Zopf,
Und du, du glaubteſt den Toaſten!
Du glaubteſt jedem Pfeifenkopf
Und ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten.

Doch als der holde Rauſch entwich,
Mein theurer Freund, du warſt betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch ſo ſchön beſoffen!

Ein ſchimpfender Bedientenſchwarm,
Und faule Aepfel ſtatt der Kränze —
An jeder Seite ein Gensd'arm,
Erreichteſt endlich du die Grenze.

Dort bleibſt du ſtehn. Wehmuth ergreift
Dich bey dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebrah ſind geſtreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie ſchnell die ſchönen Tage ſchwanden,
Wo ich vor König Philipp ſtand
Und ſeinen ukkermärkſchen Granden.

„Er hat mir Beyfall zugenickt,
Als ich geſpielt den Marquis Poſa;
In Verſen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Proſa.“

XIII.

Die Tendenz.

Deutſcher Sänger! ſing' und preiſe
Deutſche Freiheit, daß dein Lied
Unſrer Seelen ſich bemeiſtre
Und zu Thaten uns begeiſtre,
In Marſeillerhymnenweiſe.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geſchlagen
Sollſt du deinem Volke ſagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sey nicht mehr die weiche Flöte,
Das idylliſche Gemüth —
Sey des Vaterlands Poſaune,
Sey Kanone, ſey Karthaune,
Blaſe, ſchmettre, donn're, tödte!

Blaſe, ſchmettre, donn're, täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieſer Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur ſo allgemein als möglich.

XIV.

Das Kind.

Den Frommen ſchenkt's der Herr im Traum,
Weißt nicht wie dir geſchah!
Du kriegſt ein Kind und merkſt es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet ſich ein Bübelein
Von deiner Nabelſchnur;
Es wird ein hübſcher Schütze ſeyn,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einſt in höchſter Luft den Aar,
Und flög' er noch ſo ſtolz,
Den doppelköpfigen ſogar
Erreicht ſein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid,
Nicht wie der Liebesgott,
Soll er ſich ohne Hoſ' und Kleid
Zeigen als Sanskülott.

Bey uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizey
Gebieten ſtreng, daß Alt und Jung
Leiblich bekleidet ſey.

XV.

Verheißung.

Nicht mehr baarfuß ſollſt du traben,
Deutſche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommſt du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln ſollſt du haben!

Auf dem Haupte ſollſt du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß ſie dir die Ohren ſchütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommſt ſogar zu eſſen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom welſchen Satyr
Nicht verlocken zu Exceſſen!

Werde nur nicht dreiſt und dreiſter!
Setz' nicht den Reſpect bei Seiten,
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeiſter!

XVI.

Der Wechſelbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greiſem Zopf,
Mit ſpinnig langen, doch ſtarken Aermchen,
Mit Rieſenmagen, doch kurzen Gedärmchen, —
Ein Wechſelbalg, den ein Corporal,
Anſtatt des Säuglings, den er ſtahl,
Heimlich gelegt in unſre Wiege, —
Die Mißgeburt, die mit der Lüge,
Mit ſeinem geliebten Windſpiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungethüm zu nennen —
Ihr ſollt es erſäufen oder verbrennen!

XVII.

Der Kaiſer von China.

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuſer,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiſer.

Das iſt ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps
Steht China ganz in Blüthe.

Das Reich der Mitte verwandelt ſich dann
In einen Blumenanger,
Ich ſelber werde faſt ein Mann
Und meine Frau wird ſchwanger.

All überall iſt Ueberfluß
Und es geſunden die Kranken;
Mein Hofweltweiſer Confuſius
Bekommt die klarſten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Sammt und Seide.

Die Mandarinenritterſchaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und ſchütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, iſt fertig geworden;
Die letzten Juden taufen ſich dort
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es ſchwindet der Geiſt der Revolution
Und es rufen die edelſten Mantſchu:
Wir wollen keine Conſtitution,
Wir wollen den Stock, den Kantſchu!

Wohl haben die Schüler Eskulaps
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Beſten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!
Das ſchmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk iſt glücklich, hat's auch den Raps
Und jubelt Hoſeannah!

XVIII.

Kirchenrath Prometheus.

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düſtren Stirnen
Schau'n die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchſte Zürnen.

Ob dem Raube, ob dem Diebſtahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schickſal,
Wenn dich Jovis Häſcher fangen!

Freilich jener ſtahl noch Schlimm'res,
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menſchheit zu erleuchten —
Du, du ſtahleſt Schellings Hefte,

Juſt das Gegentheil des Lichtes,
Finſterniß, die man betaſtet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Egypten einſt belaſtet.

XIX.

An den Nachtwächter.

(Bei ſpäterer Gelegenheit.)

Verſchlechtert ſich nicht dein Herz und dein Styl,
So magſt du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und ſollt' ich dich auch Herr Hofrath nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geſchrey,
Von wegen deiner Verhofrätherey,
Vom Seineſtrand bis an der Elbe
Hört' ich ſeit Monden immer daſſelbe:

Die Fortſchrittsbeine hätten ſich
In Rückſchrittsbeine verwandelt — O, ſprich,
Reiteſt du wirklich auf ſchwäbiſchen Krebſen?
Aeugelſt du wirklich mit fürſtlichen Rebſen?

Vielleicht biſt du müde und ſehnſt dich nach Schlaf.
Du haſt die Nacht hindurch ſo brav
Geblaſen, jetzt hängſt du das Horn an den Nagel:
Mag tuten wer will für den deutſchen Jan Hagel!

Du legſt dich zu Bette und ſchließeſt zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh.
Vor deinem Fenſter ſpotten die Schreyer:
„Brutus, du ſchläfſt? Wach auf, Befreyer!“

Ach! ſo ein Schreyer weiß nicht warum
Der beſte Nachtwächter wird endlich ſtumm,
Es ahndet nicht ſo ein junger Maulheld,
Warum der Menſch am End' das Maul hält.

Du fragſt mich, wie es uns hier ergeht?
Hier iſt es ſtill, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen ſind ſehr verlegen,
Sie wiſſen nicht wohin ſich bewegen. . .

XX.

Zur Beruhigung.

Wir ſchlafen ganz wie Brutus ſchlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäſar's Bruſt das kalte Meſſer!
Die Römer waren Tyrannenfreſſer.

Wir ſind keine Römer, wir rauchen Taback.
Ein jedes Volk hat ſeinen Geſchmack,
Ein jedes Volk hat ſeine Größe!
In Schwaben kocht man die beſten Klöße.

Wir ſind Germanen, gemüthlich und brav,
Wir ſchlafen geſunden Pflanzenſchlaf,
Und wenn wir erwachen pflegt uns zu dürſten,
Doch nicht nach dem Blute unſerer Fürſten.

Wir ſind ſo treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf ſind wir ſtolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals ſich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäſar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäſar ſuchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben ſechs und dreizig Herr'n,
(Iſt nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder ſchützend auf ſeinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Merzen.

Wir nennen ſie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigenthümlich gehört den Fürſten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würſten.

Wenn unſer Vater ſpazieren geht,
Zieh'n wir den Huth mit Pietät;
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine römiſche Mördergrube.

XXI.

Verkehrte Welt.

Das iſt ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis
Erſchoſſen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,
Auf Menſchen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholiſche Eule.

Der Häring wird ein Sanskülott,
Die Wahrheit ſagt uns Bettine,
Und ein geſtiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läßt ein Pantheon
Erbauen für deutſche Helden.
Der Maßmann hat ſich jüngſt gekämmt,
Wie deutſche Blätter melden.

Germaniſche Bären glauben nicht mehr
Und werden Atheiſten;
Jedoch die franzöſiſchen Papagei'n,
Die werden gute Chriſten.

Im ukkermärkſchen Moniteur
Da hat man's am tollſten getrieben:
Ein Todter hat dem Lebenden dort
Die ſchnödeſte Grabſchrift geſchrieben.

Laßt uns nicht ſchwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns wenig!
Laßt uns beſteigen den Templower Berg
Und rufen: es lebe der König!

XXII.

Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkſt du itzt,
Daß man dir die beſten Suppen
Vor dem Maule wegſtibitzt?

Als Erſatz ward dir verſprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleiſch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube ſchwächer
Oder ſtärker dein App'tit?
Du ergreifſt den Lebensbecher
Und du ſingſt ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanſt,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du ſtill verdauen kannſt.

XXIII.

Wartet nur.

Weil ich ſo ganz vorzüglich blitze,
Glaubt Ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt Euch ſehr, denn ich beſitze
Gleichfalls für's Donnern ein Talent.

Es wird ſich grauſenhaft bewähren,
Wenn einſt erſcheint der rechte Tag:
Dann ſollt Ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterſchlag.

Gar manche Eiche wird zerſplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palaſt wird erzittern
Und ſtürzen mancher Kirchenthurm!

XXIV.

Nachtgedanken.

Denk ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn.
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht an's Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir iſt als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob! ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heit'res Tageslicht:
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Deutſchland.

Ein Wintermährchen.

Geſchrieben im Januar 1844.

15*

Caput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reiſt' ich nach Deutſchland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein ſtärkeres Klopfen
In meiner Bruſt, ich glaube ſogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutſche Sprache vernahm,
Da ward mir ſeltſam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen ſang.
Sie ſang mit wahrem Gefühle
Und falſcher Stimme, doch ward ich ſehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie ſang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener beſſeren Welt,
Wo alle Leiden ſchwinden.

Sie ſang vom irdiſchen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenſeits, wo die Seele ſchwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie ſang das alte Entſagungslied,
Das Eyapopeya vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weiſe, ich kenne den Text,
Ich kenn' auch die Herren Verfaſſer;
Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich ſeyn,
Und wollen nicht mehr darben;
Verſchlemmen ſoll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächſt hienieden Brod genug
Für alle Menſchenkinder,
Auch Roſen und Myrthen, Schönheit und Luſt,
Und Zuckererbſen nicht minder.

Ja, Zuckererbſen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlaſſen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachſen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir Euch beſuchen
Dort oben, und wir wir eſſen mit Euch
Die ſeligſten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miſerere iſt vorbey,
Die Sterbeglocken ſchweigen.

Die Jungfer Europa iſt verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit, ſie liegen einander im Arm,
Sie ſchwelgen im erſten Kuſſe.

Und fehlt der Pfaffenſeegen dabei
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen iſt mein Lied,
Das beſſere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchſten Weihe —

Begeiſterte Sterne, ſie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erſtarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutſcher Erde trat
Durchſtrömen mich Zauberſäfte —
Der Rieſe hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchſen ihm neu die Kräfte.

Caput II.

Während die Kleine von Himmelsluſt
Getrillert und muſiciret,
Ward von den preußiſchen Douanièrs
Mein Koffer viſitiret.

Beſchnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hoſen, Schnupftüchern;
Sie ſuchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die Ihr im Koffer ſucht!
Hier werdet Ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reiſt,
Die hab' ich im Kopfe ſtecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner ſind
Als die von Brüſſel und Mecheln,
Und pack' ich einſt meine Spitzen aus,
Sie werden Euch ſticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es Euch verſichern,
Mein Kopf iſt ein zwitſcherndes Vogelneſt
Von konfiſzirlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht ſchlimmere geben;
Sie ſind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Paſſagier, der neben mir ſtand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußiſchen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein" — bemerkte er —
„Wird unſer Volksthum begründen,
Er wird das zerſplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er giebt die äußere Einheit uns,
Die ſogenannt materielle;
Die geiſtige Einheit giebt uns die Cenſur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie giebt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutſchland thut uns Noth,
Einig nach Außen und Innen.“

Caput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechſeln mit Carl
Mayer, der lebt in Schwaben.)

Ich möchte nicht todt und begraben ſeyn
Als Kaiſer zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt ich als kleinſter Poet
Zu Stukkert am Neckarſtrome.

Zu Aachen langweilen ſich auf der Straß'
Die Hunde, ſie flehn unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerſtreuen ein wenig.

Ich bin in dieſem langweilgen Neſt
Ein Stündchen herumgeſchlendert.
Sah wieder preußiſches Militär,
Hat ſich nicht ſehr verändert.

Es ſind die grauen Mäntel noch
Mit dem hohen, rothen Kragen —
(Das Roth bedeutet Franzoſenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengrade geſchniegelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock
Womit man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie,
Sie tragen ſie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Nicht übel gefiel mir das neue Coſtum
Der Reuter, das muß ich loben,
Beſonders die Pikkelhaube, den Helm,
Mit der ſtählernen Spitze nach oben.

Das iſt ſo ritterthümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freyherrn Fouquè, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter ſo ſchön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen,
An die gedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erſchienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchſten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entſteht,
Zieht leicht ſo eine Spitze
Herab auf Euer romantiſches Haupt
Des Himmels modernſte Blitze! — —

Zu Aachen, auf dem Poſthausſchild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir ſo tief verhaßt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirſt du einſt
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du ſollſt mir dann in luft'ger Höh,
Auf einer Stange ſitzen,
Und ich rufe zum luſtigen Schießen herbei
Die Rheiniſchen Vogelſchützen.

Wer mir den Vogel herunterſchießt,
Mit Zepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blaſen Tuſch
Und rufen: es lebe der König!

Caput IV.

Zu Cöllen kam ich ſpät Abends an,
Da hörte ich rauſchen den Rheinfluß,
Da fächelte mich ſchon deutſche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluß —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er ſehr geſalzen war
Mußt ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglaſe,
Und trinkſt du etwelche Schoppen zu viel,
So ſteigt er dir in die Naſe.

In die Naſe ſteigt ein Prickeln ſo ſüß,
Man kann ſich vor Wonne nicht laſſen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die wiederhallenden Gaſſen.

Die ſteinernen Häuſer ſchauten mich an,
Als wollten ſie mir berichten
Legenden aus altverſchollener Zeit,
Der heilgen Stadt Cöllen Geſchichten.

Ja, hier hat einſt die Cleriſey
Ihr frommes Weſen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrſcht,
Die Ulrich von Hutten beſchrieben.

Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier ſchrieb Hochſtraaten, der Menzel von Cölln,
Die giftgen Denunziaziönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menſchen verſchlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleiſon geſungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gaſſe;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshaſſe. —

Doch ſiehe! dort im Mondenſchein
Den koloſſalen Geſellen!
Er ragt verteufelt ſchwarz empor,
Das iſt der Dom von Cöllen.

Er ſollte des Geiſtes Baſtille ſein,
Und die liſtigen Römlinge dachten:
In dieſem Rieſenkerker wird
Die deutſche Vernunft verſchmachten!

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!“ geſprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet — und das iſt gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmahl von Deutſchlands Kraft
Und proteſtantiſcher Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit ſchwachen Händen
Fortſetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geſchüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden ſogar;
Iſt alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Liſzt
Zum Beſten des Doms muſiziren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens declamiren!

Er wird nicht vollendet, der Köllner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu ſeinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine geſendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geſchrey
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich geſinnt, ſo gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit ſogar
Wo man, ſtatt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdeſtall,
Was ſollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drey Kön'gen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?“

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unſerer Zeit zu geniren?
Die heil'gen drey Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logiren.

Folgt meinem Rath und ſteckt ſie hinein
In jene drey Körbe von Eiſen,
Die hoch zu Münſter hängen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menſchen,
Erſetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländiſchen.

Caput V.

Und als ich an die Rheinbruck kam,
Wohl an die Hafenſchanze,
Da ſah ich fließen den Vater Rhein
Im ſtillen Mondenglanze.

Sey mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie iſt es mir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht,
Mit Sehnſucht und Verlangen.

So ſprach ich, da hört' ich im Waſſer tief
Gar ſeltſam grämliche Töne,
Wie Hüſteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Geſtöhne:

„Willkommen, mein Junge, das iſt mir lieb,
Daß du mich nicht vergeſſen;
Seit dreizehn Jahren ſah ich dich nicht,
Mir ging es ſchlecht unterdeſſen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verſchluckt,
Wahrhaftig ſie ſchmeckten nicht lecker!
Doch ſchwerer liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

„Er hat mich beſungen als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von nimand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen!

„Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer,
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich ſchmählich blamiret,
Gewiſſermaßen hat er mich auch
Politiſch kompromittiret.

„Denn kehren jetzt die Franzoſen zurück,
So muß ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr ſo oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und ſpringen ſie noch wie ſonſt?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte ſie gerne wiederſehn,
Doch fürcht' ich die Perſifflage,
Von wegen des verwünſchten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alphred de Müſſet, der Gaſſenbub,
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All ſeine ſchlechten Witze.“

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt ſich nicht zufrieden geben.
Ich ſprach zu ihm manch tröſtendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O, fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den ſpöttelnden Scherz der Franzoſen;
Sie ſind die alten Franzoſen nicht mehr,
Auch tragen ſie andere Hoſen.

Die Hoſen ſind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie ſingen nicht mehr, ſie ſpringen nicht mehr,
Sie ſenken nachdenklich die Köpfe.

Sie philoſophiren und ſprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Nie rauchen Tabak, ſie trinken Bier,
Und manche ſchieben auch Kegel.

Sie werden Philiſter ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger;
Sie ſind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengſtenberger.

Der Alphred de Müſſet, das iſt wahr,
Iſt noch ein Gaſſenjunge;
Doch fürchte nichts, wir feſſeln ihm
Die ſchändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen ſchlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen ſchlimmern,
Wir pfeifen ihm vor was ihm paſſirt
Bei ſchönen Frauenzimmern.

Gieb dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk nicht an ſchlechte Lieder,
Ein beſſeres Lied vernimmſt du bald —
Leb wohl, wir ſehen uns wieder.

Caput VI.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harris.

Napoleon ſah einen rothen Mann,
Vor jedem wicht'gen Ereigniß.
Sokrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugniß.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß,
Des Nachts, hab' ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu ſeyn mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur,
Die Augen wie zwey Sterne;
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Cöllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang,
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und ſtand
Ich ſtill, ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh' mir Rede,
Was folgſt du mir auf Weg und Steg,
Hier in der nächtlichen Oede?

Ich treffe dich immer in der Stund,
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt —
Steh' Rede: was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer biſt du und was willſt du?

Doch jener erwiederte trockenen Tons,
Sogar ein bischen phlegmatiſch:
„Ich bitte dich, exorzire mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein Grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt',
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Buttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſey es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Caput VII.

Ich ging nach Haus und ſchlief als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutſchen Betten ſo weich,
Denn das ſind Federbeten.

Wie ſehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländiſchen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag
In der ſchlafloſen Nacht des Exiles!

Man ſchläft ſehr gut und träumt auch gut
In unſeren Federbetten.
Hier fühlt die deutſche Seele ſich frey
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt ſich frey und ſchwingt ſich empor
Zu den höchſten Himmelsräumen.
O deutſche Seele, wie ſtolz iſt dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen wenn du nah'ſt!
Du haſt auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelſchlägen!

Franzoſen und Ruſſen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber beſitzen im Luftreich' des Traums
Die Herrſchaft unbeſtritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier ſind wir unzerſtückelt;
Die andern Völker haben ſich
Auf platter Erde entwickelt. — —

Und als ich einſchlief, da träumte mir,
Ich ſchlenderte wieder im hellen
Mondſchein die hallenden Straßen entlang,
In dem alterthümlichen Cöllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein ſchwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war ſo müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Bruſt
War klaffend aufgeſchnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal iſt es geſchehen,
Daß ich die Hausthürpfoſten beſtrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal wenn ich ein Haus
Bezeichnet in ſolcher Weiſe,
Ein Sterbeglöckchen erſcholl fernher,
Wehmüthig wimmernd und leiſe.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich ſchwarzen Roſſen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit ſeinem verborgenen Beile
Die dunkle Geſtalt — ſo wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen ſtanden die Pforten dort,
Wir ſind hineingegangen.

Es herrſchte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bey jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelſtein;
Das war die Drey-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drey Könige jedoch,
Die ſonſt ſo ſtill dort lagen,
O Wunder! ſie ſaßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drey Todtengerippe, phantaſtiſch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, ſie trugen auch
Das Zepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten ſie
Die längſtverſtorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte ſogar den Mund
Und hielt eine Rede, ſehr lange;
Er ſetzte mir auseinander warum
Er meinen Reſpekt verlange.

Zuerſt weil er ein Todter ſey,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger ſey, —
Das alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens iſt deine Bemühung!
Ich ſehe, daß du der Vergangenheit
Gehörſt in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab,
Iſt Eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beſchlag
Die Schätze dieſer Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Cavallerie
Soll hier im Dome hauſen.
Und weicht Ihr nicht willig, ſo brauch ich Gewalt,
Und laß' Euch mit Kolben lauſen!

So ſprach ich und ich drehte mich um,
Da ſah ich furchtbar blinken
Des ſtummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verſtand mein Winken.

Er nahte ſich, und mit dem Beil
Zerſchmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er ſchlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entſetzlich, —
Blutſtröme ſchoſſen aus meiner Bruſt,
Und ich erwachte plötzlich.

Caput VIII.

Von Cöllen bis Hagen koſtet die Poſt
Fünf Thaler ſechs Groſchen Preußiſch.
Die Diligence war leider beſetzt
Und ich kam in die offene Beyſchaiſ'.

Ein Spätherbſtmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des ſchlechten Wetters und Wegs
Durchſtrömte mich ſüßes Behagen.

Das iſt ja meine Heimathluft!
Die glühende Wange empfand es!
Und dieſer Landſtraßenkoth, er iſt
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz;
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Miſtküchlein dünkte mir ſchön
Wie die Aepfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt iſt nett,
Die Menſchen ſtill und fleißig.
War dort zuletzt im Monat May
Des Jahres Ein und dreyzig.

Damals ſtand alles im Blüthenſchmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel ſangen ſehnſuchtvoll,
Und die Menſchen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterſchaft
Wird bald von hinnen reiſen,
Und der Abſchiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaſchen von Eiſen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-rothen;
Vielleicht holt ſie ſogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!"

Ach Gott! die Ritter ſind immer noch hier,
Und manche dieſer Gäuche,
Die ſpindeldürre gekommen in's Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blaſſen Canaillen, die ausgeſehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben ſeitdem in unſerm Wein
Sich rothe Naſen geſoffen — — —

Und die Freiheit hat ſich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr ſpringen und ſtürmen;
Die Tricolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

Der Kaiſer iſt auferſtanden ſeitdem,
Doch die engliſchen Würmer haben
Aus ihm einen ſtillen Mann gemacht,
Und er ließ ſich wieder begraben.

Hab' ſelber ſein Leichenbegängniß geſehn,
Ich ſah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Den Eliſäiſchen Feldern entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee,
Kam langſam der Zug gezogen.

Mißtönend ſchauerlich war die Muſik.
Die Muſikanten ſtarrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menſchen ſchauten ſo geiſterhaft
In alter Erinn'rung verloren —
Der imperiale Mährchentraum
War wieder herauf beſchworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir ſind
Die Thränen in's Auge gekommen,
Als ich den verſchollenen Liebesruf,
Das vive l'Empereur! vernommen.

Caput IX.

Von Cöllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiſet;
Wir kamen nach Hagen ſchon gegen Drey,
Da wird zu Mittag geſpeiſet.

Der Tiſch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermaniſche Küche.
Sey mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdſelig ſind deine Gerüche!

Geſtofte Kaſtanien im grünen Kohl!
So aß ich ſie einſt bei der Mutter!
Ihr heimiſchen Stockfiſche ſeyd mir gegrüßt!
Wie ſchwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geſchmort
Die Bücklinge und Eyer.

Wie jauchzten die Würſte im ſpritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitſcherten mir: Willkommen!

Willkommen, Landsmann, — zwitſcherten ſie —
Biſt lange ausgeblieben,
Haſt dich mit fremdem Gevögel ſo lang
In der Fremde herumgetrieben!

Es ſtand auf dem Tiſche eine Gans,
Ein ſtilles, gemüthliches Weſen.
Sie hat vielleicht mich einſt geliebt,
Als wir beide noch jung geweſen.

Sie blickte mich an ſo bedeutungsvoll,
So innig, ſo treu, ſo wehe!
Beſaß eine ſchöne Seele gewiß,
Doch war das Fleiſch ſehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüſſel!
Noch immer ſchmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüſſel.

Caput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein ſeltſames Fröſteln. Ich konnte mich erſt
Zu Unna, im Wirthshaus, erwärmen.

Ein hübſches Mädchen fand ich dort,
Die ſchenkte mir freundlich den Punſch ein;
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen ſanft wie Mondſchein.

Den liſpelnd weſtphäliſchen Accent
Vernahm ich mit Wolluſt wieder.
Viel ſüße Erinnerung dampfte der Punſch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Weſtphalen womit ich ſo oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander an's Herz
Und unter die Tiſche geſunken!

Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben, guten Weſtphalen,
Ein Volk, ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie ſtanden ſie prächtig auf der Menſur,
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen ſo grade, ſo ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, ſie trinken gut,
Und wenn ſie die Hand dir reichen,
Zum Freundſchaftsbündniß, dann weinen ſie;
Sind ſentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er ſegne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten.

Er ſchenke deinen Söhnen ſtets
Ein ſehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübſch
Unter die Haube — Amen!

Caput XI.

Das iſt der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beſchrieben,
Das iſt der klaſſiſche Moraſt,
Wo Varus ſtecken geblieben.

Hier ſchlug ihn der Cheruskerfürſt,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutſche Nationalität,
Die ſiegte in dieſem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
Mit ſeinen blonden Horden,
So gäb' es deutſche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römiſch geworden!

In unſerem Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vögelſchwärmen.

Birch-Pfeifer ſöffe Terpentin,
Wie einſt die römiſchen Damen.
(Man ſagt, daß ſie dadurch den Urin
Beſonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutſcher Lump,
Er wäre ein röm'ſcher Lumpazius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horazius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus,
Me hercule! Maßmann ſpräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmannus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen,
Sich raufen in der Arena, anſtatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt
Statt Landesväter drey Dutzend.
Wir ſchnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtſchaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneka,
Und käme in ſolchem Conflikt um.
Zu unſ'rem Cornelius ſagten wir:
Kakatum non eſt piktum.

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit ſeinen Legionen erlag,
Und wir ſind Deutſche geblieben!

Wir blieben deutſch, wir ſprechen deutſch,
Wie wir es geſprochen haben;
Der Eſel heißt Eſel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutſcher Lump
In unſerm deutſchen Norden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Iſt kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßmann ſpricht kein Latein,
Birch-Pfeifer ſchreibt nur Dramen,
Und ſäuft nicht ſchnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie ſich gebühret,
Zu Dettmoldt ein Monument geſetzt;
Hab' ſelber ſubſkribiret.

Caput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaiſe. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten ſtill.
Das iſt nicht ſehr ergötzlich.

Der Poſtillon ſteigt ab und eilt
In's Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das ſind die Wölfe, die heulen ſo wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Beſtien, und mir zu Ehre
Illuminirten ſie den Wald
Und ſingen ſie ihre Chöre.

Das iſt ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich ſoll gefeyert werden:
Ich warf mich gleich in Poſitur
Und ſprach mit gerührten Gebehrden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo ſo viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in dieſem Augenblick
Empfinde, iſt unermeßlich;
Ach! dieſe ſchöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke Euch für das Vertraun,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweiſe bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch geſagt, ich ſey
Zu den Hunden übergegangen.

„Ich ſey abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widerſprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schaafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin
Für das Glück der Schaafe zu ſchwärmen.

„Ich bin kein Schaaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfiſch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne ſind wölfiſch.

„Ich bin ein Wolf und werde ſtets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch ſelbſt,
Dann wird auch Gott Euch helfen!“

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung!
Verſtümmelt hat Kolb ſie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.

Caput VIII.

Die Sonne ging auf bey Paderborn,
Mit ſehr verdroſſ'ner Gebehrde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Syſiphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen,
Im Frührothſchein, das Bild des Mann's,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmahl
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, du Menſchheitsretter!

Sie haben dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerey
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hätteſt du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Beſaßeſt ja Geiſt und Talent genug,
Und konnteſt ſchonen die Frommen!

Geldswechſler, Banquièrs, haſt du ſogar
Mit der Peitſche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängſt du am **Kreuz**
Als warnendes Exempel!

Caput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaiſe wackelt im Schlamme,
Doch ſingt es und klingt es in meinem Gemüth:
Sonne, du klagende Flamme!

Das iſt der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme geſungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Er lebt' in Luſt und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenſtamme;
Das haben die Rächer der Vehme gethan —
Sonne, du klagende Flamme!

Die Sonne war Kläger, ſie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Otilie hatte ſterbend geſchrien:
Sonne, du klagende Flamme!

Und denk ich des Liedes, ſo denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich ſehe wieder ihr braunes Geſicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münſterland,
Und wußte, in großer Menge,
Geſpenſtergeſchichten, grauſenhaft,
Und Mährchen und Volksgeſänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einſam auf der Heide ſaß
Und die goldnen Haare ſtrählte.

Die Gänſe mußte ſie hüten dort
Als Gänſemagd, und trieb ſie
Am Abend die Gänſe wieder durch's Thor,
Gar traurig ſtehen blieb ſie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah ſie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das ſie in die Fremde getragen.

Die Königstochter ſeufzte tief:
O, Falada, daß du hangeſt!
Der Pferdekopf herunter rief:
O wehe! daß du gangeſt!

Die Königstochter ſeufzte tief:
Wenn das meine Mutter wüßte!
Der Pferdekopf herunter rief:
Ihr Herze brechen müßte!

Mit ſtockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernſter und leiſer
Zu ſprechen begann und vom Rothbart ſprach,
Von unſerm heimlichen Kaiſer.

Sie hat mir verſichert, er ſey nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verſteckt in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.

Kiffhäuſer iſt der Berg genannt,
Und drinnen iſt eine Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft
Die hochgewölbten Sääle.

Ein Marſtall iſt der erſte Saal,
Und dorten kann man ſehen
Viel tauſend Pferde, blankgeſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.

Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.

Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.

Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl
Altfränkiſche Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophee zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.

Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal.
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl, am ſteinernen Tiſch,
Das Haupt auf den Armen ſtützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Braunen zuſammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig ſich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd'! zu Pferde!
Sein reiſiges Volk erwacht und ſpringt
Lautraſſelnd empor von der Erde.

Ein jeder ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Das wiehert und ſtampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, ſie ſchlagen gut,
Sie haben ausgeſchlafen.
Der Kaiſer hält ein ſtrenges Gericht,
Er will die Mörder beſtrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einſt
Die theure, wunderſame,
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl mancher, der ſich geborgen geglaubt,
Und lachend auf ſeinem Schloß ſaß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbaroſſas! — — —

Wie klingen ſie lieblich, wie klingen ſie ſüß,
Die Mährchen der alten Amme!
Mein abergläubiſches Herze jauchzt:
Sonne, du klagende Flamme!

Caput XV.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.

Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drey Reiter zum Thor hinaus!“ —
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.

Mich ſchläferte und ich entſchlief,
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.

Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl,
Am ſteinernen Tiſch, wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus,
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.

„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr
Und Löhnungstag iſt heute."

Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten,
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht,
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann,
Als Sold, nach jedem Jahrhundert."

Im Saale wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Händ',
Schien ſonderbar ſich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.

Er watſchelte durch die Sääle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Curioſa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.

Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne ſtäubte er gleichfalls ab,
Und er ſprach: „mein größter Stolz iſt,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß,
Und auch kein Wurm im Holz iſt.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Viel tauſend Krieger, Kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:

„Das iſt noch nicht die rechte Zahl“ —
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Roſſen.

„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.

„Ich warte bis die Zahl komplet,
Dann ſchlag ich los und befreye
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue.“

So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag' los, du alter Geſelle,
Schlag' los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiederte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,
Und chi va piano va sano, ſo heißt
Das Sprüchwort im römiſchen Reiche.“

Caput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch ſanken die Augenlieder
Bald wieder zu, und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Sääle;
Er frug mich dies, er frug mich das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intreſſe
Frug er nach der Gräfin Dübarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum,
Iſt ſchon Capellenmeiſter.

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Cheſy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Die Dübarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt
Als man ſie guillotinirte.

Der König Ludwig der fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der ſechszehnte aber ward guillotinirt
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es ſich gebührte,
Die Dübarry aber weinte und ſchrie
Als man ſie guillotinirte. — —

Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn,
Und ſah mich an mit den ſtieren
Augen und ſprach: „Um Gotteswill'n,
Was iſt das, guillotiniren?“

Das Guillotiniren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Von Leben bringt zum Tode.

Bey dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine.

Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt; —
Das ſenkt ſich; — du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwey Pfoſten; — es hängt
Ein dreyeckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter; —
Bey dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiſer fiel mir in die Red:
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königinn!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpekt
Und alle Etiquette!

„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt
Mich ſo vertraulich zu dutzen?
Warte, du Bürſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!

„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!“

Als ſolchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und ſonder Schranken
Und Schonung mich anſchnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimſten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du biſt
Ein altes Fabelweſen,
Geh', leg dich ſchlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlöſen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn ſie an unſerer Spitze
So ein Geſpenſt mit Zepter und Kron';
Sie riſſen ſchlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutſchen Narren verdarben
Mir ſchon in der Burſchenſchaft die Luſt
An den ſchwarz-roth-goldnen Farben.

Das Beſte wäre du bliebeſt zu Haus,
Hier in dem alten Kiffhäuſer —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiſer gezankt
Im Traum, im Traum verſteht ſich, —
Im wachenden Zuſtand ſprechen wir nicht
Mit Fürſten ſo widerſetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutſche zu ſagen
Die deutſche Meinung, die er ſo tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht' fuhr ich einem Wald
Vorbey, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit
Verſcheuchte meine Träume.

Die Eichen ſchüttelten ernſthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiſer
Sie nickten ſo warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiſer!

Vergieb mir, o Rothbart, das raſche Wort!
Ich weiß, du biſt viel weiſer
Als ich, ich habe ſo wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiſer!

Behagt dir das Guillotiniren nicht,
So bleib bey den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechſle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bischen die Bürger und Bauern, wir ſind
Ja alle Gottesgeſchöpfe.

Stell' wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Carls des fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heilige römiſche Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gieb uns den modrigſten Plunder zurück
Mit allem Firlifanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen, erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,

Von jenem Kamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.

Jag' fort das Comödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodirt —
Komme du bald, o Kaiſer!

Caput XVIII.

Minden iſt eine feſte Burg,
Hat gute Wehr' und Waffen!
Mit preußiſchen Feſtungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu ſchaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück ſtöhnten
So ſchaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Baſtionen ſchauten mich an,
So drohend und verdroſſen;
Das große Thor ging raſſelnd auf,
Ward raſſelnd wieder geſchloſſen.

Ach! meine Seele ward betrübt
Wie des Odyſſeus Seele,
Als er gehört, daß Polyphem
Den Felsblock ſchob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Corporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und ſteche den Staar den Rieſen.

Im Wirthshaus ward mir noch ſchlimmer zu Muth,
Das Eſſen wollt mir nicht ſchmecken.
Ging ſchlafen ſogleich, doch ſchlief ich nicht,
Mich drückten ſo ſchwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rothem Damaſte,
Der Himmel von verblichenem Gold,
Mit einem ſchmutzigen Quaſte.

Verfluchter Quaſt! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu ſeyn,
Und ich hörte ihn heimlich ziſchen:
Du biſt und bleibſt in der Feſtung jetzt,
Du kannſt nicht mehr entwiſchen!

O, daß ich wäre — ſeufzte ich —
Daß ich zu Hauſe wäre,
Bey meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg-Poiſſonière!

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal etwas geſtrichen,
Gleich einer kalten Cenſorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gensd'armen in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Geſpenſter ſchleppten mich fort,
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer ſteilen Felſenwand;
Dort war ich feſtgebunden.

Der böſe ſchmutzige Betthimmelquaſt!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch ſah er jetzt wie ein Geyer aus,
Mit Krallen und ſchwarzem Gefieder.

Er glich dem preußiſchen Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Bruſt,
Ich habe geſtöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblaßte.
Ich lag zu Minden im ſchwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaſte.

Ich reiſte fort mit Extrapoſt,
Und ſchöpfte freyen Odem
Erſt draußen in der freyen Natur,
Auf Bückeburgſchem Boden.

Caput XIX.

O, Danton, du haſt dich ſehr geirrt
Und mußteſt den Irrthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürſtenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmigte Wege habe ich wohl
Noch nie geſehen im Leben.

Zu Bückeburg ſtieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und ließ mir die Stiefel putzen.
Ich ging ſogleich die Stadt zu beſehn,
Ich reiſe gern mit Nutzen.

Mein Gott! da ſieht es ſauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gaſſen.
Viel' Prachtgebäude ſah ich dort,
Sehr imponirende Maſſen.

Beſonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von ſtattlichen Häuſern;
Dort wohnt der König, dort ſteht ſein Palaſt,
Er iſt von ſchönem Aeußern.

(Nämlich der Palaſt.) Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schildhaus.
Rothröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie ſehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone ſprach: „Hier wohnt
Der Ernſt Auguſtus, ein alter,
Hochtoryſcher Lord, ein Edelmann,
Sehr rüſtig für ſein Alter.

„Idylliſch ſicher hauſt er hier,
Denn beſſer als alle Trabanten
Beſchützet ihn der mangelnde Muth
Von unſeren lieben Bekannten.

„Ich ſeh' ihn zuweilen, er klagt alsdann
Wie gar langweilig das Amt ſey,
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt ſey.

„An großbritaniſches Leben gewöhnt,
Sey es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte ſchier,
Er halt' es nicht aus auf die Länge.

„Vorgeſtern fand ich ihn traurig gebückt
Am Camin, in der Morgenſtunde;
Er kochte höchſtſelbſt ein Lavement
Für ſeine kranken Hunde.“

Caput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war ſchon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erſchrak ſie faſt vor Freude;
Sie rief „mein liebes Kind!“ und ſchlug
Zuſammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreyzehn Jahr
Verfloſſen unterdeſſen!
Du wirſt gewiß ſehr hungrig ſeyn —
Sag' an, was willſt du eſſen?

„Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.“
So gieb mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem Ap'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, ſie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirſt du auch
Recht ſorgſam gepflegt in der Fremde?
Verſteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt ſie dir Strümpfe und Hemde?“

Der Fiſch iſt gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn ſchweigend verzehren;
Man kriegt ſo leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfſt mich jetzt nicht ſtören.

Und als ich den braven Fiſch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt ſich am beſten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirſt du den Vorzug geben?“

Die deutſche Gans, lieb Mütterlein,
Iſt gut, jedoch die Franzoſen,
Sie ſtopfen die Gänſe beſſer als wir,
Auch haben ſie beſſere Saucen. —

Und als die Gans ſich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelſinen, ſie ſchmeckten ſo ſüß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen ſehr vergnüglich,
Nach tauſend Dingen, mitunter ſogar
Nach Dingen die ſehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! wie denkſt du jetzt?
Treibſt du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Parthey
Gehörſt du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und ich laſſe die Schaalen liegen.

Caput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählig;
Wie'n Pudel der halb geſchoren iſt,
Sieht Hamburg aus, trübſelig.

Gar manche Gaſſen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermiſſe —
Wo iſt das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erſte Küſſe?

Wo iſt die Druckerey, wo ich
Die Reiſebilder druckte?
Wo iſt der Auſterkeller, wo ich
Die erſten Auſtern ſchluckte?

Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen?
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?

Wo iſt das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerſchaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligſte nicht verſchonet.

Die Leute ſeufzten noch vor Angſt,
Und mit wehmuth'gem Geſichte
Erzählten ſie mir vom großen Brand
Die ſchreckliche Geſchichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man ſah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchthürme loderten auf
Und ſtürzten krachend zuſammen.

„Die alte Börſe iſt verbrannt,
Wo unſere Väter gewandelt,
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die ſilberne Seele der Stadt,
Und die Bücher wo eingeſchrieben
Jedweden Mannes Banko-Werth,
Gottlob! ſie ſind uns geblieben!

„Gottlob! man kollektirte für uns
Selbſt bei den fernſten Nazionen —
Ein gutes Geſchäft — die Collekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unſere offnen Hände,
Auch Victualien nahmen wir an,
Verſchmähten keine Spende.

„Man ſchickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brod und Fleiſch und Suppen!
Der König von Preußen wollte ſogar
Uns ſchicken ſeine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, das ließ ſich ſchätzen —
Jedoch den Schrecken, unſeren Schreck,
Den kann uns niemand erſetzen!“

Aufmunternd ſprach ich: Ihr lieben Leut,
Ihr müßt nicht jammern und flennen,
Troja war eine beſſere Stadt
Und mußte doch verbrennen.

Baut Eure Häuſer wieder auf
Und trocknet Eure Pfützen,
Und ſchafft Euch beſſ're Geſetze an,
Und beß're Feuerſpritzen.

Gießt nicht zu viel Cajenne-Piment
In Eure Mokturtelſuppen,
Auch Eure Karpfen ſind Euch nicht geſund,
Ihr kocht ſie ſo fett mit den Schuppen.

Kalkuten ſchaden Euch nicht viel,
Doch hütet Euch vor der Tücke
Des Vogels, der ſein Ey gelegt
In des Bürgermeiſters Perücke. — —

Wer dieſer fatale Vogel iſt,
Ich brauch es Euch nicht zu ſagen —
Denk' ich an ihn, ſo dreht ſich herum
Das Eſſen in meinem Magen.

Caput XXII.

Noch mehr verändert als die Stadt
Sind mir die Menſchen erſchienen,
Sie geh'n ſo betrübt und gebrochen herum,
Wie wandelnde Ruinen.

Die mageren ſind noch dünner jetzt,
Noch fetter ſind die feiſten,
Die Kinder ſind alt, die Alten ſind
Kindiſch geworden, die meiſten.

Gar manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochſen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Ganz mit ſtolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geſchminkt
Und geputzt wie eine Syrene;
Hat ſchwarze Locken ſich angeſchafft
Und blendend weiße Zähne.

Am beſten hat ſich konſervirt
Mein Freund der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt ſein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den **** den ſah ich nur von fern,
Er huſchte mir raſch vorüber;
Ich höre, ſein Geiſt iſt abgebrannt
Und war verſichert bey Biber.

Auch meinen alten Cenſor ſah
Ich wieder. Im Nebel, gebücket,
Begegnet' er mir auf dem Gänſemarkt,
Schien ſehr darnieder gedrücket.

Wir ſchüttelten uns die Hände, es ſchwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er ſich, mich wieder zu ſehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche geſegnet.
Ach! meinem Gumpelino ſogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele ſo eben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehovahs ſchweben.

Vergebens ſuchte ich überall
Den krummen Adonis, der Taſſen
Und Nachtgeſchirr von Porzelan
Feil bot in Hamburgs Gaſſen.

Sarras, der treue Pudel, iſt todt.
Ein großer Verluſt! Ich wette,
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftſteller verloren hätte. — —

Die Populazion des Hamburger Staats
Beſteht, ſeit Menſchengedenken,
Aus Juden und Chriſten; es pflegen auch
Die letztren nicht viel zu verſchenken.

Die Chriſten ſind alle ziemlich gut,
Auch eſſen ſie gut zu Mittag,
Und ihre Wechſel bezahlen ſie prompt,
Noch vor dem letzten Respittag.

Die Juden theilen ſich wieder ein
In zwey verſchiedne Partheyen;
Die Alten gehn in die Synagog'
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen eſſen Schweinefleiſch,
Zeigen ſich widerſetzig,
Sind Demokraten; die Alten ſind
Vielmehr ariſtokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch ſchwör' ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewiſſe Fiſchchen noch mehr,
Man heißt ſie geräucherte Sprotte.

Caput XXII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat beſſere Auſtern; man ſpeiſt
Die beſten im Keller von Lorenz.

Es war ein ſchöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten mit einander dort
In Rheinwein und Auſtern ſchlampampen.

Auch gute Geſellſchaft fand ich dort,
Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen, z. B. Chaufepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, deſſen Geſicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademiſchen Feinde ſich
Recht leſerlich eingeſchrieben.

Da war der Fuchs, ein blinder Heid,
Und perſönlicher Feind des Jehovah,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphytrio
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge ſtralte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank, mit gutem Ap'tit,
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe iſt wirklich ein großer Mann,
Iſt aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern laſſen,
Der aber giebt mir zu trinken ſogar;
Werde ihn niemals verlaſſen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der dieſen Saft der Reben
Erſchuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der, durch ſein großes Werde,
Die Auſtern erſchaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachſen ließ,
Die Auſtern zu bethauen —
Nun laß mich, Vater, dieſe Nacht
Das Eſſen gut verdauen!"

Der Rheinwein ſtimmt mich immer weich,
Und löſt jedwedes Zerwürfniß
In meiner Bruſt, entzündet darinn
Der Menſchenliebe Bedürfniß.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muß in den Straßen ſchlendern;
Die Seele ſucht eine Seele und ſpäh't
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In ſolchen Momenten zerfließe ich faſt
Vor Wehmuth und vor Sehnen;
Die Katzen ſcheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da ſah ich im Mondenſchimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbuſiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngeſund,
Die Augen wie blaue Turkoaſen,
Die Wangen wie Roſen, wie Kirſchen der Mund,
Auch etwas röthlich die Naſe.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'
Von weißem geſteiftem Linnen,
Gefältet wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgeſtell
Zwei doriſchen Säulen gleichend.

Die weltlichſte Natürlichkeit
Konnt man in den Zügen leſen;
Doch das übermenſchliche Hinterheil
Verrieth ein höheres Weſen.

Sie trat zu mir heran und ſprach:
„Willkommen an der Elbe,
Nach dreyzehnjähr'ger Abweſenheit —
Ich ſehe du biſt noch derſelbe!

„Du ſuchſt die ſchönen Seelen vielleicht,
Die dir ſo oft begegen't
Und mit dir geſchwärmt die Nacht hindurch,
In dieſer ſchönen Gegend.

„Das Leben verſchlang ſie, das Ungethüm,
Die hundertköpfige Hyder;
Du findeſt nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenoſſinnen wieder!

„Du findeſt die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten ſie — jetzt ſind ſie verwelkt,
Und der Sturm hat ſie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten ſogar
Von rohen Schickſalsfüßen —
Mein Freund, das iſt auf Erden das Loos
Von allem Schönen und Süßen!"

Wer biſt du? — rief ich — du ſchauſt mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnſt du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und ſprach:
„Du irrſt dich, ich bin eine feine,
Anſtänd'ge moraliſche Perſon;
Du irrſt dich, ich bin nicht ſo Eine.

„Ich bin nicht ſo eine kleine Mamſell,
So eine welſche Lorettinn —
Denn wiſſe: ich bin Hammonia,
Hamburgs beſchützende Göttinn!

„Du ſtutzeſt und erſchreckſt ſogar,
Du ſonſt ſo muthiger Sänger!
Willſt du mich noch begleiten jetzt?
Wohlan, ſo zög're nicht länger.“

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge auf der Stelle —
Schreit' du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!

Caput XXIV.

Wie ich die enge Sahltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht ſagen;
Es haben unſichtbare Geiſter mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier in Hammonias Kämmerlein,
Verfloſſen mir ſchnell die Stunden.
Die Göttinn geſtand die Sympathie,
Die ſie immer für mich empfunden.

„Siehſt du" — ſprach ſie — „in früherer Zeit
War mir am meiſten theuer
Der Sänger, der den Meſſias beſang
Auf ſeiner frommen Leyer.

„Dort auf der Commode ſteht noch jetzt
Die Büſte von meinem Klopſtock,
Jedoch ſeit Jahren dient ſie mir
Nur noch als Haubenkopfſtock.

„Du biſt mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildniß zu Häupten des Bettes;
Und ſiehſt du, ein friſcher Lorbeer umkränzt
Den Rahmen des holden Portraites.

„Nur daß du meine Söhne ſo oft
Genergelt, ich muß es geſtehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geſchehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von ſolcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch ſprich, wie kam der Gedanke dir
Zu reiſen nach dem Norden
In ſolcher Jahrzeit? Das Wetter iſt
Schon winterlich geworden!“

O, meine Göttin! — erwiederte ich —
Es ſchlafen tief im Grunde
Des Menſchenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmniß täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die ſonſt ſo leichte franzöſiſche Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich mußte Athem ſchöpfen hier
In Deutſchland, um nicht zu erſticken.

Ich ſehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutſchem Tabacksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutſchen Boden ſtampfe.

Ich ſeufzte des Nachts, und ſehnte mich,
Daß ich ſie wiederſähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten
Und großmüthig beſchützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!“
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich ſehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufſteigt aus deutſchen Schornſteinen,
Nach niederſächſiſchen Nachtigall'n,
Nach ſtillen Buchenhainen.

Ich ſehnte mich nach den Plätzen ſogar,
Nach jenen Leidensſtazionen,
Wo ich geſchleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

Ich wollte weinen wo ich einſt
Geweint die bitterſten Thränen —
Ich glaube Vaterlandsliebe nennt
Man dieſes thörigte Sehnen.

Ich ſpreche nicht gern davon; es iſt
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verſchämten Gemüthes, verberge ich ſtets
Dem Publiko meine Wunde.

Fatal iſt mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen ſeinen Geſchwüren.

Schamloſe ſchäbbige Bettler ſind's,
Almoſen wollen ſie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und ſeine Schwaben!

O meine Göttin, du haſt mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald geſunden.

Ja ich bin krank, und du könnteſt mir
Die Seele ſehr erfriſchen
Durch eine gute Taſſe Thee;
Du mußt ihn mit Rum vermiſchen.

Caput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegoſſen;
Sie ſelber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genoſſen.

An meine Schulter lehnte ſie
Ihr Haupt, (die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon)
Und ſie ſprach mit ſanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem ſittenloſen
Paris ſo ganz ohne Aufſicht lebſt,
Bei jenen frivolen Franzoſen.

„Du ſchlenderſt dort herum, und haſt
Nicht mal an deiner Seite
Einen treuen deutſchen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung iſt dort ſo groß,
Dort giebt es ſo viele Sylphiden,
Die ungeſund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh' nicht zurück und bleib' bei uns;
Hier herrſchen noch Zucht und Sitte,
Und manches ſtille Vergnügen blüht
Auch hier, in unſerer Mitte.

„Bleib' bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer als ehmals munden;
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

„Auch die Cenſur iſt nicht mehr ſtreng,
Hoffmann wird älter und milder,
Und ſtreicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reiſebilder.

„Du ſelbſt biſt älter und milder jetzt,
Wirſt dich in manches ſchicken,
Und wirſt ſogar die Vergangenheit
In beſſerem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging,
In Deutſchland iſt Uebertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
In Rom, durch Selbſtentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

„Geſetzloſe Willkür herrſchte nie,
Dem ſchlimmſten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilsſpruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutſchland nie,
Trotz aller Zeitbedrängniß —
Glaub' mir, verhungert iſt nie ein Menſch
In einem deutſchen Gefängniß.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche ſchöne Erſcheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit;
Jetzt herrſcht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktiſche äußere Freiheit wird einſt
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Buſen getragen — es war
So rein wie der Traum der Liljen!

„Auch unſre ſchöne Poeſie
Erliſcht, ſie iſt ſchon ein wenig
Erloſchen; mit anderen Königen ſtirbt
Auch Freiligraths Mohrenkönig.

„Der Enkel wird eſſen und trinken genug,
Doch nicht in beſchaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelſtück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könnteſt du ſchweigen, ich würde dir
Das Buch des Schickſals entſiegeln,
Ich ließe dir ſpätere Zeiten ſehn'
In meinen Zauberſpiegeln.

„Was ich den ſterblichen Menſchen nie
Gezeigt, ich möcht es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannſt nicht ſchweigen!

„Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt —
Das wäre mein größtes Vergnügen,
Laß mich das künftige Deutſchland ſehn —
Ich bin ein Mann und verſchwiegen.

„Ich will dir ſchwören jeden Eid,
Den du nur magſt begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —
Sag an, wie ſoll ich ſchwören?

Doch jene erwiederte: „Schwöre mir
In Vater Abrahams Weiſe,
Wie er Elieſern ſchwören ließ,
Als dieſer ſich gab auf die Reiſe.

„Heb' auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und ſchwöre mir Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften!“

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich ſchwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Caput XXVI.

Die Wangen der Göttinn glühten ſo roth,
(Ich glaube in die Krone
Stieg ihr der Rum) und ſie ſprach zu mir
In ſehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburgs Begründung.
Die Mutter war Schellfiſchköniginn
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Carolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger ſogar
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl iſt zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl worauf er ſaß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von ſcheinloſem Aeußern,
Doch böte mir Rothſchild all' ſein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehſt du, dort in dem Winkel ſteht
Ein alter Seſſel, zerriſſen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polſterkiſſen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kiſſen von dem Seſſel,
Du ſchauſt eine runde Oeffnung dann,
Darunter einen Keſſel —

„Das iſt ein Zauberkeſſel worin
Die magiſchen Kräfte brauen,
Und ſteckſt du in die Ründung den Kopf
So wirſt du die Zukunft ſchauen —

„Die Zukunft Deutſchlands erblickſt du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch ſchaudre nicht, wenn aus dem Wuſt
Aufſteigen die Miasmen!“

Sie ſprach's und lachte ſonderbar,
Ich aber ließ mich nicht ſchrecken,
Neugierig eilte ich den Kopf
In die furchtbare Rundung zu ſtecken.

Was ich geſehn, verrathe ich nicht,
Ich habe zu ſchweigen verſprochen,
Erlaubt iſt mir zu ſagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene ſchnöden verfluchten,
Vorſpielgerüche, das ſchien ein Gemiſch
Von altem Kohl und Juchten.

Entſetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die ſich nachher erhuben;
Es war als fegte man den Miſt
Aus ſechs und dreißig Gruben. — — —

Ich weiß wohl was Saint-Juſt geſagt
Weiland im Wohlfahrtsausſchuß;
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Roſenöl und Moſchus —

Doch dieſer deutſche Zukunftsduft
Mocht alles überragen
Was meine Naſe je geahnt —
Ich konnt es nicht länger ertragen — — —

Mir ſchwanden die Sinne, und als ich aufſchlug
Die Augen, ſaß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Bruſt, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüſtern der Naſe,
Bachantiſch umſchlang ſie den Dichter und ſang
Mit ſchauerlich wilder Extaſe:

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und eſſen
Den Wein und die Auſtern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergeſſen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude vertrübet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutſchen Poeten geliebet!

„Ich küſſe dich, und ich fühle wie mich
Dein Genius begeiſtert;
Es hat ein wunderbarer Rauſch
Sich meiner Seele bemeiſtert.

„Mir iſt, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter ſingen hörte —
Es ſind Hymeneen, Hochzeitmuſik,
Mein ſüßer Luſtgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch,
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie ſpringen und hupfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweiſe Senat,
Es kommen die Oberalten;
Der Bürgermeiſter räuſpert ſich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erſcheint
Das Corps der Diplomaten;
Sie gratuliren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarſtaaten.

„Es kommt die geiſtliche Deputazion,
Rabiner und Paſtöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit ſeiner Cenſorſcheere!

„Die Scheere klirrt in ſeiner Hand,
Es rückt der wilde Geſelle
Dir auf den Leib — Er ſchneidet in's Fleiſch —
Es war die beſte Stelle.“

Caput XXVII.

Was ſich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich Euch ein andermahl,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geſchlecht der Heuchelei
Verſchwindet Gott ſey Dank heut,
Es ſinkt allmählig in's Grab, es ſtirbt
An ſeiner Lügenkrankheit.

Es wächſt heran ein neues Geſchlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Luſt —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knoſpet die Jugend, welche verſteht,
Des Dichters Stolz und Güte,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leyer.

Es iſt dieſelbe Leyer, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es iſt die Leyer, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreit,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen.

Im letzten Capitel hab ich verſucht
Ein bischen nachzuahmen
Den Schluß der „Vögel", die ſind gewiß
Das Beſte von Vaters Dramen.

Die „Fröſche" ſind auch vortrefflich. Man giebt
In deutſcher Ueberſetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiquen Geſchmacke;
Den Alten amüſirte weit mehr
Modernes Froſchgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,
Ich riethe ihm nicht ſich in Perſon
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Ariſtophanes,
Dem ginge es ſchlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet ſehn
Mit Chören von Gensd'armen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubniß bald
Zu ſchimpfen ſtatt zu wedeln;
Die Polizei erhielte Befehl
Zu fahnden auf den Edlen.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre ſie nur,
Doch ſchone die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer ſind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erſchaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchſten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter beſtrafen freilich ſehr hart
Des Menſchen Miſſethaten,
Das Höllenfeuer iſt ziemlich heiß,
Dort muß man ſchmoren und braten —

Doch Heilige giebt es, die aus der Glut
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmeſſen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Chriſtus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein ſtrenges Gericht,
Entſchlüpfen wird mancher Geſelle.

Doch giebt es Höllen aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten ohnmächtig iſt hier
Des Welterlöſers Verzeihung.

Kennſt du die Hölle des Dante nicht,
Die ſchrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingeſperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland, erlöſt ihn je
Aus dieſen ſingenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu ſolcher Hölle verdammen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Heine's

Deutſchland.

Bei Hoffmann und Campe iſt erſchienen:

	Rthlr.	gGr.
Heine, H., Buch der Lieder. 5te Auſl.	1	12
— — Reiſebilder. 4 Bände. 3te Auſl.	7	—
— — über den Adel.	—	20
— — franzöſiſche Zuſtände.	2	—
— — romantiſche Schule.	2	—
— — Salon. 4 Bände.	6	16
— — über den Denunzianten.	—	6
— — über Ludwig Börne.	2	—

Cruſius, Ed., der Beſuch in Hainthal. Idyll mit 6 Stahlſtichen	1	—
Hebbel, Fr., Gedichte.	1	—
— — Genoveva. Eine Tragödie in 5 Acten.	1	—
— — Judith. Eine Tragödie in 5 Acten.	1	—
— — Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerſpiel in 3 Acten.	1	—
Hoffmann v. Fallersleben, unpolitiſche Lieder. 2 Theile.	2	—
Immermann, K., Kaiſer Friedrich II.	1	—
— — das Trauerſpiel in Tyrol	—	20
— — Tuliſäntchen.		20
— — Verkleidungen.	—	20
— — Memorabilien. 3 Bände.	5	8
Lieder eines cosmopolitiſchen Nachtwächters. 2te Auſl.	1	—
Maltitz, G. A. von, Pfefferkörner im Geſchmacke der Zeit. Ernſter und ſatyriſcher Gattung. 4 Hefte, à 16 gGr.	2	16
— — Polonia. Ein Gedicht.	—	6
— — der alte Student. Dramatiſche Kleinigkeit.	—	12
— — das Pasquill. Schauſpiel.	—	20
— — Olivier Cromwell. Hiſtoriſches Drama.	1	—
Polenlieder, ein Todtenopfer.	—	6
Raupach, E., dramat. Werke kom. Gattung. 4 Bde.	7	—
— — » » ernſter Gattung. 16 Bde.	20	—
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantaſie.	–	6
Sloman, Eliza, Dichtungen.	1	—
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 2te Auſl.	1	—

Deutſchland.

Ein Wintermährchen.

Von

Heinrich Heine.

[illegible] DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1844.

[illegible]
K. [illegible]
BIBL[illegible]EN

Universitäts-
München
Bibliothek

D. G. Voigt's Buchdruckerei.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort.

Das nachſtehende Gedicht ſchrieb ich im diesjährigen Monath Januar zu Paris, und die freye Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit ſchärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, ſchon gleich zu mildern und auszuſcheiden, was mit dem deutſchen Clima unverträglich ſchien. Nichtsdeſtoweniger, als ich das Manuſcript im Monath März an meinen Verleger nach Hamburg ſchickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung geſtellt. Ich mußte mich dem fatalen Geſchäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geſchehen ſeyn, daß die ernſten Töne mehr als nöthig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im haſtigen Unmuth ihre Feigenblätter wieder abgeriſſen, und zimperlich ſpröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es iſt mir leid, aber ich tröſte mich mit dem Bewußtſeyn, daß größere Autoren ſich ähnliche Vergehen zu Schulden kommen ließen. Des Ariſtophanes will ich zu ſolcher Beſchönigung gar nicht erwähnen, denn der war ein blinder Heide, und ſein Publikum zu Athen hatte zwar eine klaſſiſche Erziehung genoſſen, wußte aber wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich ſchon viel beſſer berufen: und erſterer ſchrieb für den hohen Adel beider Caſtilien, letzterer für den großen König und den großen Hof von Verſailles! Ach, ich vergeſſe, daß wir in einer ſehr bürgerlichen Zeit leben, und ich ſehe leider voraus, daß viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alſter, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden! Was ich aber mit noch größerem Leidweſen vorausſehe, das iſt das Zeter jener Phariſäer der Nazionalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Cenſur genießen, und in der Tagespreſſe den Ton angeben können, wo es gilt jene Gegner zu befehden, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchſten Herrſchaften ſind. Wir ſind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieſer heldenmüthigen Lakayen in ſchwarz-roth-goldner Livree. Ich höre ſchon ihre Bierſtimmen: du läſterſt ſogar unſere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzoſen, denen du den freyen Rhein abtreten willſt! Beruhigt Euch. Ich werde Eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müßige oder knechtiſche Spielerey ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freyen Menſchthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt Euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie Ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreyzehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück in's Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen, oder eine ſchiefmäulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie vernünftig und gut ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daß ich wünſchen ſollte, daß meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seyd ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freyen Rheins noch weit freyerer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören ſoll als den Landeskindern. Elſaß und Lothringen kann ich freylich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben wie Ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freyen Inſtituzionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſaſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt *mein* Patriotismus.

Ich werde in einem nächſten Buche auf dieſes Thema zurückkommen, mit letzter Entſchloſſenheit, mit ſtrenger Rückſichtsloſigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entſchiedenſten Widerſpruch werde ich zu achten wiſſen, wenn er aus einer Ueberzeugung hervorgeht. Selbſt der roheſten Feindſeligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will ſogar der Dummheit Rede ſtehen, wenn ſie nur ehrlich gemeint iſt. Meine ganze ſchweigende Verachtung widme ich hingegen dem geſinnungsloſen Wichte, der aus leidiger Scheelſucht oder unſauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen ſucht, und dabey die Maske des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchiſche Zuſtand der deutſchen politiſchen und literariſchen Zeitungsblätterwelt ward in ſolcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet, das ich ſchier bewundern mußte. Wahrhaftig, Schufterle iſt nicht todt, er lebt noch immer, und ſteht ſeit Jahren an der Spitze einer wohlorganiſirten Bande von literariſchen Strauchdieben, die in den böhmiſchen Wäldern unſerer

Tagespreſſe ihr Weſen treiben, hinter jedem Buſch, hinter jedem Blatt, verſteckt liegen und dem leiſeſten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Noch ein Wort. Das Wintermährchen bildet den Schluß der „Neuen Gedichte", die in dieſem Augenblick bey Hoffmann und Campe erſcheinen. Um den Einzeldruck veranſtalten zu können, mußte mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu beſonderer Sorgfalt überliefern, und neue Varianten und Ausmerzungen ſind das Ergebniß dieſer höheren Kritik. —

Hamburg, d. **17**. Sept. **1844**.

Heinrich Heine.

Deutſchland.

Ein Wintermährchen.

Geſchrieben im Januar 1844.

Caput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reiſt' ich nach Deutſchland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein ſtärkeres Klopfen
In meiner Bruſt, ich glaube ſogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutſche Sprache vernahm,
Da ward mir ſeltſam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen ſang.
Sie ſang mit wahrem Gefühle
Und falſcher Stimme, doch ward ich ſehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie ſang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben, in jener beſſeren Welt,
Wo alle Leiden ſchwinden.

Sie ſang vom irdiſchen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenſeits, wo die Seele ſchwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie ſang das alte Entſagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weiſe, ich kenne den Text,
Ich kenn' auch die Herren Verfaſſer;
Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich ſeyn,
Und wollen nicht mehr darben;
Verſchlemmen ſoll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächſt hienieden Brod genug
Für alle Menſchenkinder,
Auch Roſen und Myrthen, Schönheit und Luſt,
Und Zuckererbſen nicht minder.

Ja, Zuckererbſen für Jedermann,
Sobald die Schooten platzen!
Den Himmel überlaſſen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachſen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir Euch beſuchen
Dort oben, und wir wir eſſen mit Euch
Die ſeligſten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein beſſeres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miſerere iſt vorbey,
Die Sterbeglocken ſchweigen.

Die Jungfer Europa iſt verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit, ſie liegen einander im Arm,
Sie ſchwelgen im erſten Kuſſe.

Und fehlt der Pfaffenſeegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen iſt mein Lied,
Das beſſere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchſten Weihe —

Begeiſterte Sterne, ſie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erſtarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutſche Erde trat
Durchſtrömen mich Zauberſäfte —
Der Rieſe hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchſen ihm neu die Kräfte.

Caput II.

Während die Kleine von Himmelsluſt
Getrillert und muſiciret,
Ward von den preußiſchen Douanièrs
Mein Koffer viſitiret.

Beſchnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hoſen, Schnupftüchern;
Sie ſuchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die Ihr im Koffer ſucht!
Hier werdet Ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reiſt,
Die hab' ich im Kopfe ſtecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner ſind
Als die von Brüſſel und Mecheln,
Und pack ich einſt meine Spitzen aus,
Sie werden Euch ſticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es Euch verſichern,
Mein Kopf iſt ein zwitſcherndes Vogelneſt
Von konfiſzirlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht ſchlimmere geben;
Sie ſind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Paſſagier, der neben mir ſtand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußiſchen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein“ — bemerkte er —
„Wird unſer Volksthum begründen,
Er wird das zerſplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er giebt die äußere Einheit uns,
Die ſogenannt materielle;
Die geiſtige Einheit giebt uns die Cenſur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie giebt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutſchland thut uns Noth,
Einig nach Außen und Innen.“

Caput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechſeln mit Carl
Mayer, der lebt in Schwaben.)

Ich möchte nicht todt und begraben ſeyn
Als Kaiſer zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinſter Poet
Zu Stukkert am Neckarſtrome.

Zu Aachen langweilen ſich auf der Straß'
Die Hunde, ſie flehn unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerſtreuen ein wenig.

Ich bin in dieſem langweilgen Neſt
Ein Stündchen herumgeſchlendert.
Sah wieder preußiſches Militär,
Hat ſich nicht ſehr verändert.

Es ſind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, rothen Kragen —
(Das Roth bedeutet Franzoſenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengrade geſchniegelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock
Womit man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie,
Sie tragen ſie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Nicht übel gefiel mir das neue Coſtum
Der Reuter, das muß ich loben,
Beſonders die Pikkelhaube, den Helm,
Mit der ſtählernen Spitze nach oben.

Das iſt ſo ritterthümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freyherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

II

Das mahnt an das Mittelalter ſo ſchön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erſchienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchſten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entſteht,
Zieht leicht ſo eine Spitze
Herab auf Euer romantiſches Haupt
Des Himmels modernſte Blitze! — —

Caput IV.

Zu Cöllen kam ich ſpät Abends an,
Da hörte ich rauſchen den Rheinfluß,
Da fächelte mich ſchon deutſche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluß —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er ſehr geſalzen war
Mußt ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglaſe,
Und trinkſt du etwelche Schoppen zu viel,
So ſteigt er dir in die Naſe.

In die Naſe ſteigt ein Prickeln ſo ſüß,
Man kann ſich vor Wonne nicht laſſen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die wiederhallenden Gaſſen.

Die ſteinernen Häuſer ſchauten mich an,
Als wollten ſie mir berichten
Legenden aus altverſchollener Zeit,
Der heilgen Stadt Cöllen Geſchichten.

Ja, hier hat einſt die Cleriſey
Ihr frommes Weſen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrſcht,
Die Ulrich von Hutten beſchrieben.

Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier ſchrieb Hochſtraaten, der Menzel von Cölln,
Die giftgen Denunziaziönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menſchen verſchlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleiſon geſungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gaſſe;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshaſſe. —

Doch ſiehe! dort im Mondenſchein
Den koloſſalen Geſellen!
Er ragt verteufelt ſchwarz empor,
Das iſt der Dom von Cöllen.

Er ſollte des Geiſtes Baſtille ſein,
Und die liſtigen Römlinge dachten:
In dieſem Rieſenkerker wird
Die deutſche Vernunft verſchmachten!

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!“ geſprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet – und das iſt gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmahl von Deutſchlands Kraft
Und proteſtantiſcher Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit ſchwachen Händen
Fortſetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geſchüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden ſogar;
Iſt alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Lißt
Zum Beſten des Doms muſiziren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens deklamiren!

Er wird nicht vollendet, der Köllner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu ſeinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine geſendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geſchrey
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich geſinnt, ſo gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit ſogar
Wo man, ſtatt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdeſtall,
Was ſollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drey Kön'gen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?“

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unſerer Zeit zu geniren?
Die heil'gen drey Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logiren.

Folgt meinem Rath und ſteckt ſie hinein
In jene drey Körbe von Eiſen,
Die hoch zu Münſter hängen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Der Schneiderkönig ſaß darin
Mit ſeinen beiden Räthen,
Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majeſtäten.

Zur Rechten ſoll Herr Balthaſar,
Zur Linken Herr Melchior ſchweben,
In der Mitte Herr Gaſpar — Gott weiß, wie einſt
Die Drey gehaußt im Leben!

Die heil'ge Allianz des Morgenlands,
Die jetzt kanoniſiret,
Sie hat vielleicht nicht immer ſchön
Und fromm ſich aufgeführet.

Der Balthaſar und der Melchior,
Das waren vielleicht zwey Gäuche,
Die in der Noth eine Conſtituzion
Verſprochen ihrem Reiche,

Und ſpäter nicht Wort gehalten — Es hat
Herr Gaſpar, der König der Mohren,
Vielleicht mit ſchwarzem Undank ſogar
Belohnt ſein Volk, die Thoren!

Caput V.

Und als ich an die Rheinbruck kam,
Wohl an die Hafenſchanze,
Da ſah ich fließen den Vater Rhein
Im ſtillen Mondenglanze.

Sey mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie iſt es mir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht,
Mit Sehnſucht und Verlangen.

So ſprach ich, da hört' ich im Waſſer tief
Gar ſeltſam grämliche Töne,
Wie Hüſteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Geſtöhne:

„Willkommen, mein Junge, das iſt mir lieb,
Daß du mich nicht vergeſſen;
Seit dreizehn Jahren ſah ich dich nicht,
Mir ging es ſchlecht unterdeſſen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verſchluckt,
Wahrhaftig ſie ſchmeckten nicht lecker!
Doch ſchwerer liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

„Er hat mich beſungen als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von niemand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen!

„Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer,
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich ſchmählich blamiret,
Gewiſſermaßen hat er mich auch
Politiſch kompromittiret.

„Denn kehren jetzt die Franzoſen zurück,
So muß ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr ſo oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und ſpringen ſie noch wie ſonſt?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte ſie gerne wiederſehn,
Doch fürcht' ich die Perſiflage,
Von wegen des verwünſchten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alphred de Müſſet, der Gaſſenbub,
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All ſeine ſchlechten Witze.“

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt ſich nicht zufrieden geben.
Ich ſprach zu ihm manch tröſtendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O, fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den ſpöttelnden Scherz der Franzoſen;
Sie ſind die alten Franzoſen nicht mehr,
Auch tragen ſie andere Hoſen.

Die Hoſen ſind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie ſingen nicht mehr, ſie ſpringen nicht mehr,
Sie ſenken nachdenklich die Köpfe.

Sie philoſophiren und ſprechen jetzt
Von Kant, von Fiſchte und Hegel,
Sie rauchen Tabak, ſie trinken Bier,
Und manche ſchieben auch Kegel.

Sie werden Philiſter ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger:
Sie ſind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengſtenberger.

Der Alphred de Müſſet, das iſt wahr,
Iſt noch ein Gaſſenjunge;
Doch fürchte nichts, wir feſſeln ihm
Die ſchändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen ſchlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen ſchlimmern,
Wir pfeifen ihm vor was ihm paſſirt
Bei ſchönen Frauenzimmern.

Gieb dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk' nicht an ſchlechte Lieder,
Ein beſſeres Lied vernimmſt du bald —
Leb wohl, wir ſehen uns wieder.

Caput VI.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harris.

Napoleon ſah einen rothen Mann,
Vor jedem wicht'gen Ereigniß.
Sokrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugniß.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß
Des Nachts, hab ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu ſeyn mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur,
Die Augen wie zwey Sterne;
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Cöllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang,
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und ſtand
Ich ſtill, ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh' mir Rede,
Was folgſt du mir auf Weg und Steg,
Hier in der nächtlichen Oede?

Ich treffe dich immer in der Stund,
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt —
Steh' Rede: was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer biſt du und was willſt du?

Doch jener erwiederte trockenen Tons,
Sogar ein bischen phlegmatiſch:
„Ich bitte dich, exorzire mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſey es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen;
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken.“

Caput VII.

Ich ging nach Haus und ſchlief als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutſchen Betten ſo weich,
Denn das ſind Federbetten.

Wie ſehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländiſchen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag,
In der ſchlafloſen Nacht des Exiles!

Man ſchläft ſehr gut und träumt auch gut
In unſeren Federbetten.
Hier fühlt die deutſche Seele ſich frey
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt ſich frey und ſchwingt ſich empor
Zu den höchſten Himmelsräumen.
O deutſche Seele, wie ſtolz iſt dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen wenn du nah'ſt!
Du haſt auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelſchlägen!

Franzoſen und Ruſſen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber beſitzen im Luftreich' des Traums
Die Herrſchaft unbeſtritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier ſind wir unzerſtückelt;
Die andern Völker haben ſich
Auf platter Erde entwickelt. — —

Und als ich einſchlief, da träumte mir,
Ich ſchlenderte wieder im hellen
Mondſchein die hallenden Straßen entlang,
In dem alterthümlichen Cöllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein ſchwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war ſo müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Bruſt
War klaffend aufgeſchnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal iſt es geſchehen,
Daß ich die Hausthürpfoſten beſtrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal wenn ich ein Haus
Bezeichnet in ſolcher Weiſe,
Ein Sterbeglöckchen erſcholl fernher,
Wehmüthig wimmernd und leiſe.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich ſchwarzen Roſſen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit ſeinem verborgenen Beile
Die dunkle Geſtalt — ſo wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen ſtanden die Pforten dort,
Wir ſind hineingegangen.

Es herrſchte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bey jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelſtein;
Das war die Drey-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drey Könige jedoch,
Die ſonſt ſo ſtill dort lagen,
O Wunder! ſie ſaßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drey Todtengerippe, phantaſtiſch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, ſie trugen auch
Das Zepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten ſie
Die längſtverſtorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte ſogar den Mund
Und hielt eine Rede, ſehr lange;
Er ſetzte mir auseinander warum
Er meinen Reſpekt verlange.

Zuerſt weil er ein Todter ſey,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger ſey, —
Das alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens iſt deine Bemühung!
Ich ſehe, daß du der Vergangenheit
Gehörſt in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab,
Iſt Eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beſchlag
Die Schätze dieſer Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Cavallerie
Soll hier im Dome hauſen.
Und weicht Ihr nicht willig, ſo brauch ich Gewalt,
Und laß' Euch mit Kolben lauſen!

So ſprach ich und ich drehte mich um,
Da ſah ich furchtbar blinken
Des ſtummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verſtand mein Winken.

Er nahte ſich, und mit dem Beil
Zerſchmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er ſchlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entſetzlich, —
Blutſtröme ſchoſſen aus meiner Bruſt,
Und ich erwachte plötzlich.

Caput VIII.

Von Cöllen bis Hagen koſtet die Poſt
Fünf Thaler ſechs Groſchen Preußiſch.
Die Diligence war leider beſetzt
Und ich kam in die offene Beyſchaiſ'.

Ein Spätherbſtmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des ſchlechten Wetters und Wegs
Durchſtrömte mich ſüßes Behagen.

Das iſt ja meine Heimathluft!
Die glühende Wange empfand es!
Und dieſer Landſtraßenkoth, er iſt
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Miſtküchlein dünkten mir ſchön
Wie die Aepfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mülheim. Die Stadt iſt nett,
Die Menſchen ſtill und fleißig.
War dort zuletzt im Monat May
Des Jahres Ein und dreißig.

Damals ſtand alles im Blüthenſchmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel ſangen ſehnſuchtvoll,
Und die Menſchen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterſchaft
Wird bald von hinnen reiſen,
Und der Abſchiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaſchen von Eiſen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-rothen;
Vielleicht holt ſie ſogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!“

Ach Gott! die Ritter ſind immer noch hier,
Und manche dieſer Gäuche,
Die ſpindeldürre gekommen in's Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blaſſen Canaillen, die ausgeſehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben ſeitdem in unſerm Wein
Sich rothe Naſen geſoffen — — —

Und die Freiheit hat ſich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr ſpringen und ſtürmen;
Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

11

Der Kaiſer iſt auferſtanden ſeitdem,
Doch die engliſchen Würmer haben
Aus ihm einen ſtillen Mann gemacht,
Und er ließ ſich wieder begraben.

Hab' ſelber ſein Leichenbegängniß geſehn,
Ich ſah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Den Eliſäiſchen Feldern entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee,
Kam langſam der Zug gezogen.

Mißtönend ſchauerlich war die Muſik.
Die Muſikanten ſtarrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menſchen ſchauten ſo geiſterhaft
In alter Erinn'rung verloren —
Der imperiale Mährchentraum
War wieder herauf beſchworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir ſind
Die Thränen in's Auge gekommen,
Als ich den verſchollenen Liebesruf,
Das Vive l'Empereur! vernommen.

Caput IX.

Von Cöllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiſet;
Wir kamen nach Hagen ſchon gegen Drey,
Da wird zu Mittag geſpeiſet.

Der Tiſch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermaniſche Küche.
Sey mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdſelig ſind deine Gerüche!

Geſtovte Kaſtanien im grünen Kohl!
So aß ich ſie einſt bei der Mutter!
Ihr heimiſchen Stockfiſche ſeid mir gegrüßt!
Wie ſchwimmt Ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geſchmort
Die Bücklinge und Eyer.

Wie jauchzten die Würſte im ſpritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitſcherten mir: Willkommen!

Willkommen, Landsmann, — zwitſcherten ſie —
Biſt lange ausgeblieben,
Haſt dich mit fremdem Gevögel ſo lang
In der Fremde herumgetrieben!

Es ſtand auf dem Tiſche eine Gans,
Ein ſtilles, gemüthliches Weſen.
Sie hat vielleicht mich einſt geliebt,
Als wir beide noch jung geweſen.

Sie blickte mich an ſo bedeutungsvoll,
So innig, ſo treu, ſo wehe!
Beſaß eine ſchöne Seele gewiß,
Doch war das Fleiſch ſehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüſſel;
Noch immer ſchmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüſſel.

Caput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein ſeltſames Fröſteln. Ich konnte mich erſt
Zu Unna, im Wirthshaus, erwärmen.

Ein hübſches Mädchen fand ich dort,
Die ſchenkte mir freundlich den Punſch ein;
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen ſanft wie Mondſchein.

Den liſpelnd weſtphäliſchen Accent
Vernahm ich mit Wolluſt wieder.
Viel ſüße Erinnerung dampfte der Punſch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Weſtphalen womit ich ſo oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander an's Herz
Und unter die Tiſche geſunken!

Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben, guten Weſtphalen,
Ein Volk ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie ſtanden ſie prächtig auf der Menſur,
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen ſo grade, ſo ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, ſie trinken gut,
Und wenn ſie die Hand dir reichen,
Zum Freundſchaftsbündniß, dann weinen ſie;
Sind ſentimentale Eichen.

51

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er ſegne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten.

Er ſchenke deinen Söhnen ſtets
Ein ſehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübſch
Unter die Haube — Amen!

Caput XI.

Das iſt der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beſchrieben,
Das iſt der klaſſiſche Moraſt,
Wo Varus ſtecken geblieben.

Hier ſchlug ihn der Cheruskerfürſt,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutſche Nationalität,
Die ſiegte in dieſem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
Mit ſeinen blonden Horden,
So gäb' es deutſche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römiſch geworden!

In unſerem Vaterland herrſchten jezt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vögelſchwärmen.

Birch-Pfeifer ſöffe Terpentin,
Wie einſt die römiſchen Damen.
(Man ſagt, daß ſie dadurch den Urin
Beſonders wohlriechend bekamen.)

Der R*** wäre kein deutſcher Lump,
Er wäre ein römſcher Lumpazius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horazius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann ſpräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen,
Sich raufen in der Arena, anſtatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten Einen Nero jetzt
Statt Landesväter drey Dutzend.
Wir ſchnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtſchaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneka,
Und käme in ſolchem Conflikt um.
Zu unſ'rem Cornelius ſagten wir:
Kakatum non eſt piktum.

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit ſeinen Legionen erlag,
Und wir ſind Deutſche geblieben!

Wir blieben deutſch, wir ſprechen deutſch,
Wie wir es geſprochen haben;
Der Eſel heißt Eſel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutſcher Lump
In unſerm deutſchen Norden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Iſt kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßman ſpricht kein Latein,
Birch-Pfeifer ſchreibt nur Dramen,
Und ſäuft nicht ſchnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie ſich gebühret,
Zu Dettmoldt ein Monument geſetzt;
Hab' ſelber ſubſkribiret.

Caput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaiſe. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten ſtill.
Das iſt nicht ſehr ergötzlich.

Der Poſtillon ſteigt ab und eilt
In's Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das ſind die Wölfe, die heulen ſo wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Beſtien, und mir zu Ehre
Illuminirten ſie den Wald,
Und ſingen ſie ihre Chöre.

Das iſt ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich ſoll gefeyert werden!
Ich warf mich gleich in Poſitur
Und ſprach mit gerührten Gebehrden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo ſo viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in dieſem Augenblick
Empfinde, iſt unermeßlich;
Ach! dieſe ſchöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke Euch für das Vertraun,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweiſe bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch geſagt, ich ſey
Zu den Hunden übergegangen,

„Ich ſey abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widerſprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schaafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin
Für das Glück der Schaafe zu ſchwärmen.

„Ich bin kein Schaaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfiſch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne ſind wölfiſch.

„Ich bin ein Wolf und werde ſtets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch ſelbſt,
Dann wird auch Gott Euch helfen!“

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verſtümmelt hat Kolb ſie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.

Caput XIII.

Die Sonne ging auf bey Paderborn,
Mit ſehr verdroſſ'ner Gebehrde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Syſiphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen,
Im Frührothſchein, das Bild des Mann's,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmahl
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, du Menſchheitsretter!

Sie haben dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerey
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; Du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hätteſt du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Beſaßeſt ja Geiſt und Talent genug,
Und konnteſt ſchonen die Frommen!

Geldwechseler, Banquiërs, haſt du ſogar
Mit der Peitſche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängſt du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Caput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaiſe wackelt im Schlamme,
Doch ſingt es und klingt es in meinem Gemüth:
Sonne, du klagende Flamme!

Das iſt der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme geſungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Luſt und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenſtamme;
Das haben die Rächer der Vehme gethan —
Sonne, du klagende Flamme!

Die Sonne war Kläger, ſie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte ſterbend geſchrien:
Sonne, du klagende Flamme!

Und denk ich des Liedes, ſo denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich ſehe wieder ihr braunes Geſicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münſterland,
Und wußte, in großer Menge,
Geſpenſtergeſchichten, grauſenhaft,
Und Mährchen und Volksgeſänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einſam auf der Heide ſaß
Und die goldnen Haare ſtrählte.

Die Gänſe mußte ſie hüten dort
Als Gänſemagd, und trieb ſie
Am Abend die Gänſe wieder durch's Thor,
Gar traurig ſtehen blieb ſie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah ſie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das ſie in die Fremde getragen.

Die Königstochter ſeufzte tief:
O, Falada, daß du hangeſt!
Der Pferdekopf herunter rief:
O wehe! daß du gangeſt!

Die Königstochter ſeufzte tief:
Wenn das meine Mutter wüßte!
Der Pferdekopf herunter rief:
Ihr Herze brechen müßte!

Mit ſtockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernſter und leiſer
Zu ſprechen begann und vom Rothbart ſprach,
Von unſerem heimlichen Kaiſer.

Sie hat mir verſichert, er ſey nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verſteckt in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.

Kyffhäuſer iſt der Berg genannt,
Und drinnen iſt eine Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marſtall iſt der erſte Saal,
Und dorten kann man ſehen
Viel tauſend Pferde, blankgeſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.

Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.

Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.

Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkiſche Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophee zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.

Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal.
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl, am ſteinernen Tiſch,
Das Haupt auf den Armen ſtützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Braunen zuſammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig ſich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd'! zu Pferde!
Sein reiſiges Volk erwacht und ſpringt
Lautraſſelnd empor von der Erde.

Ein jeder ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Das wiehert und ſtampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, ſie ſchlagen gut,
Sie haben ausgeſchlafen.
Der Kaiſer hält ein ſtrenges Gericht,
Er will die Mörder beſtrafen –

Die Mörder, die gemeuchelt einſt
Die theure, wunderſame,
Goldlockigte Jungfrau Germania –
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl mancher, der ſich geborgen geglaubt,
Und lachend auf ſeinem Schloß ſaß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbaroſſas! — — —

Wie klingen ſie lieblich, wie klingen ſie ſüß,
Die Mährchen der alten Amme!
Mein abergläubiſches Herze jauchzt:
Sonne, du klagende Flamme!

Caput XV.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.

Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drey Reiter zum Thor hinaus!“ —
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.

Mich ſchläferte und ich entſchlief,
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.

Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl,
Am ſteinernen Tiſch, wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus,
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.

Er watſchelte durch die Sääle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Curioſa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.

Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne ſtäubte er gleichfalls ab,
Und er ſprach: „mein größter Stolz iſt,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß,
Und auch kein Wurm im Holz iſt.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Viel tauſend Krieger, kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:

„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr
Und Löhnungstag iſt heute.“

Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten,
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht,
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann,
Als Sold, nach jedem Jahrhundert.“

Im Saale wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Händ',
Schien ſonderbar ſich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.

„Das iſt noch nicht die rechte Zahl“ —
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genung,
Doch fehlt es noch an Roſſen.

„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.

„Ich warte bis die Zahl komplet,
Dann ſchlag' ich los und befreye
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue.“

So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag' los, du alter Geſelle,
Schlag' los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiederte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

77

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,
Und chi va piano va sano, ſo heißt
Das Sprüchwort im römiſchen Reiche.“

Caput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch ſanken die Augenlieder
Bald wieder zu, und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Sääle;
Er frug mich dies, er frug mich das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intreſſe
Frug er nach der Gräfin Dübarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum,
Iſt ſchon Capellenmeiſter.

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Die Dübarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt
Als man ſie guillotinirte.

Der König Ludwig der fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der ſechszehnte aber ward guillotinirt
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es ſich gebührte,
Die Dübarry aber weinte und ſchrie
Als man ſie guillotinirte. — —

Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn,
Und ſah mich an mit den ſtieren
Augen und ſprach: „Um Gotteswill'n,
Was iſt das, guillotiniren?“

Das Guillotiniren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bey dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine.

Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt; —
Das ſenkt ſich; — du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwey Pfoſten; — es hängt
Ein dreyeckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter; —
Bey dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiſer fiel mir in die Red:
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königinn!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpekt
Und alle Etiquette!

„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt
Mich ſo vertraulich zu dutzen?
Warte, du Bürſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!

„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!“

Als ſolchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und ſonder Schranken
Und Schonung mich anſchnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimſten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du biſt
Ein altes Fabelweſen,
Geh', leg' dich ſchlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlöſen.

Die Republikaner lachen uns aus
Sehn ſie an unſerer Spitze
So ein Geſpenſt mit Zepter und Kron';
Sie riſſen ſchlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutſchen Narren verdarben
Mir ſchon in der Burſchenſchaft die Luſt
An den ſchwarz-roth-goldnen Farben.

Das Beſte wäre du bliebeſt zu Haus,
Hier in dem alten Kiffhäuſer —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiſer gezankt
Im Traum, im Traum verſteht ſich, —
Im wachenden Zuſtand ſprechen wir nicht
Mit Fürſten ſo widerſetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutſche zu ſagen
Die deutſche Meinung, die er ſo tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht' fuhr ich einem Wald
Vorbey, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit
Verſcheuchte meine Träume.

Die Eichen ſchüttelten ernſthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiſer
Sie nickten ſo warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiſer!

Vergieb mir, o Rothbart, das raſche Wort!
Ich weiß, du biſt viel weiſer
Als ich, ich habe ſo wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiſer!

Behagt dir das Guillotiniren nicht,
So bleib bey den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Fur Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechſle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bischen die Bürger und Bauern, wir ſind
Ja alle Gottesgeſchöpfe.

Stell' wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Carls des fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heilige römiſche Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gieb uns den modrigſten Plunder zuruck
Mit allem Firlifanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen — erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,

Von jenem Kamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.

Jag' fort das Comödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodirt —
Komme du bald, o Kaiſer!

Caput XVIII.

Minden iſt eine feſte Burg,
Hat gute Wehr' und Waffen!
Mit preußiſchen Feſtungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu ſchaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück ſtöhnten
So ſchaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Baſtionen ſchauten mich an,
So drohend und verdroſſen;
Das große Thor ging raſſelnd auf,
Ward raſſelnd wieder geſchloſſen.

Ach! meine Seele ward betrübt
Wie des Odyſſeus Seele,
Als er gehört, daß Polyphem
Den Felsblock ſchob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Corporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und ſteche den Staar den Rieſen.

Im Wirthshaus ward mir noch ſchlimmer zu Muth,
Das Eſſen wollt mir nicht ſchmecken.
Ging ſchlafen ſogleich, doch ſchlief ich nicht,
Mich drückten ſo ſchwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rothem Damaſte,
Der Himmel von verblichenem Gold,
Mit einem ſchmutzigen Quaſte.

Verfluchter Quaſt! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu ſeyn,
Und ich hörte ihn heimlich ziſchen:
Du biſt und bleibſt in der Feſtung jetzt,
Du kannſt nicht mehr entwiſchen!

O, daß ich wäre — ſeufzte ich —
Daß ich zu Hauſe wäre,
Bey meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg-Poiſſonière!

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal etwas geſtrichen,
Gleich einer kalten Cenſorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gensd'armen in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Geſpenſter ſchleppten mich fort,
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer ſteilen Felſenwand;
Dort war ich feſtgebunden.

Der böſe ſchmutzige Bettzimmelquaſt!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch ſah er jetzt wie ein Geyer aus,
Mit Krallen und ſchwarzem Gefieder.

Er glich dem bekannten Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Bruſt,
Ich habe geſtöhnt und gejammert.

Ich ſammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblaßte.
Ich lag zu Minden im ſchwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaſte

Ich reiſte fort mit Extrapoſt,
Und ſchöpfte freyen Odem
Erſt draußen in der freien Natur,
Auf Bückeburgiſchem Boden.

Caput XIX.

O, Danton, du haſt dich ſehr geirrt
Und mußteſt den Irthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürſtenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmigte Wege habe ich wohl
Noch nie geſehen im Leben.

Zu Bückeburg ſtieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und ließ mir die Stiefel putzen.
Ich ging ſogleich die Stadt zu beſehn,
Ich reiſe gern mit Nutzen.

Mein Gott! da ſieht es ſauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gaſſen.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Caput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war ſchon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erſchrak ſie faſt vor Freude;
Sie rief „mein liebes Kind!“ und ſchlug
Zuſammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreyzehn Jahr
Verfloſſen unterdeſſen!
Du wirſt gewiß ſehr hungrig ſeyn —
Sag' an, was willſt du eſſen?

„Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.“
So gieb mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem Ap'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, ſie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirſt du auch
Recht ſorgſam gepflegt in der Fremde?
Verſteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt ſie dir Strümpfe und Hemde?“

Der Fiſch iſt gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn ſchweigend verzehren;
Man kriegt ſo leicht eine Gräť in den Hals,
Du darfſt mich jetzt nicht ſtören.

Und als ich den braven Fiſch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt ſich am beſten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirſt du den Vorzug geben?“

Die deutſche Gans, lieb Mütterlein,
Iſt gut, jedoch die Franzoſen,
Sie ſtopfen die Gänſe beſſer als wir,
Auch haben ſie beſſere Saucen. —

Und als die Gans ſich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelſinen, ſie ſchmeckten ſo ſüß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen ſehr vergnüglich,
Nach tauſend Dingen, mitunter ſogar
Nach Dingen die ſehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! wie denkſt du jetzt?
Treibſt du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Parthey
Gehörſt du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und ich laſſe die Schaalen liegen.

Caput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählig;
Wie'n Pudel, der halb geſchoren iſt,
Sieht Hamburg aus, trübſelig.

Gar manche Gaſſen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermiſſe —
Wo iſt das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erſte Küſſe?

Wo iſt die Druckerey, wo ich
Die Reiſebilder druckte?
Wo iſt der Auſterkeller, wo ich
Die erſten Auſtern ſchluckte?

Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen!
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?

Wo iſt das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerſchaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligſte nicht verſchonet.

Die Leute ſeufzten noch vor Angſt,
Und mit wehmüth'gem Geſichte
Erzählten ſie mir vom großen Brand
Die ſchreckliche Geſchichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man ſah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchenthürme loderten auf
Und ſtürzten krachend zuſammen.

„Die alte Börſe iſt verbrannt,
Wo unſere Väter gewandelt,
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die ſilberne Seele der Stadt,
Und die Bücher wo eingeſchrieben
Jedweden Mannes Banko-Werth,
Gottlob! ſie ſind uns geblieben!

„Gottlob! man kollektirte für uns
Selbſt bei den fernſten Nazionen —
Ein gutes Geſchäft — die Collekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unſre offnen Hände,
Auch Victualien nahmen wir an,
Verſchmähten keine Spende.

„Man ſchickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brod und Fleiſch und Suppen!
Der König von Preußen wollte ſogar
Uns ſchicken ſeine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, das ließ ſich ſchätzen —
Jedoch den Schrecken, unſeren Schreck,
Den kann uns niemand erſetzen!“

Aufmunternd ſprach ich: Ihr lieben Leut,
Ihr müßt nicht jammern und flennen,
Troja war eine beſſere Stadt
Und mußte doch verbrennen.

Baut Eure Häuſer wieder auf
Und trocknet Eure Pfützen,
Und ſchafft Euch beſſ're Geſetze an,
Und beß're Feuerſpritzen.

Gießt nicht zu viel Caienne-Piment
In Eure Mokturtelſuppen,
Auch Eure Karpfen ſind Euch nicht geſund,
Ihr kocht ſie ſo fett mit den Schuppen.

Kalkuten ſchaden Euch nicht viel,
Doch hütet Euch vor der Tücke
Des Vogels, der ſein Ey gelegt
In des Bürgermeiſters Perücke. — —

Wer dieſer fatale Vogel iſt,
Ich brauch es Euch nicht zu ſagen —
Denk' ich an ihn, ſo dreht ſich herum
Das Eſſen in meinem Magen.

Caput XXII.

Noch mehr verändert als die Stadt
Sind mir die Menſchen erſchienen,
Sie geh'n ſo betrübt und gebrochen herum,
Wie wandelnde Ruinen.

Die mageren ſind noch dünner jetzt,
Noch fetter ſind die feiſten,
Die Kinder ſind alt, die Alten ſind
Kindiſch geworden, die meiſten.

Gar manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochſen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit ſtolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geſchminkt
Und geputzt wie eine Syrene;
Hat ſchwarze Locken ſich angeſchafft
Und blendend weiße Zähne.

Am beſten hat ſich konſervirt
Mein Freund der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt ſein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den * * * * den ſah ich nur von fern,
Er huſchte mir raſch vorüber;
Ich höre, ſein Geiſt iſt abgebrannt
Und war verſichert bey Biber.

Auch meinen alten Cenſor ſah
Ich wieder. Im Nebel, gebücket,
Begegnet' er mir auf dem Gänſemarkt,
Schien ſehr darnieder gedrucket.

Wir ſchüttelten uns die Hände, es ſchwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er ſich, mich wieder zu ſehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche geſegnet.
Ach! meinem Gumpelino ſogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele ſo eben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehovahs ſchweben.

Vergebens ſuchte ich überall
Den krummen Adonis, der Taſſen
Und Nachtgeſchirr von Porzelan
Feil bot in Hamburgs Gaſſen.

Sarras, der treue Pudel, iſt todt.
Ein großer Verluſt! Ich wette,
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftſteller verloren hätte. — —

Die Populazion des Hamburger Staats
Beſteht, ſeit Menſchengedenken,
Aus Juden und Chriſten; es pflegen auch
Die letztren nicht viel zu verſchenken.

Die Chriſten ſind alle ziemlich gut,
Auch eſſen ſie gut zu Mittag,
Und ihre Wechſel bezahlen ſie prompt,
Noch vor dem letzten Respittag.

Die Juden theilen ſich wieder ein
In zwey verſchiedne Partheyen;
Die Alten gehn in die Synagog'
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen eſſen Schweinefleiſch,
Zeigen ſich widerſetzig,
Sind Demokraten; die Alten ſind
Vielmehr ariſtokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch ſchwör' ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewiſſe Fiſchchen noch mehr,
Man heißt ſie geräucherte Sprott

Caput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat beſſere Auſtern; man ſpeiſt
Die beſten im Keller von Lorenz.

Es war ein ſchöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten mit einander dort
In Rheinwein und Auſtern ſchlampampen.

Auch gute Geſellſchaft fand ich dort,
Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen, z. B. Chaufepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, deſſen Geſicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademiſchen Feinde ſich
Recht leſerlich eingeſchrieben.

Da war der Fuchs, ein blinder Heid,
Und perſönlicher Feind des Jehovah,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphytrio
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge ſtralte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank, mit gutem Ap'tit,
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe iſt wirklich ein großer Mann,
Iſt aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern laſſen,
Der aber giebt mir zu trinken ſogar;
Werde ihn niemals verlaſſen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der dieſen Saft der Reben
Erſchuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der, durch ſein großes Werde,
Die Auſtern erſchaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachſen ließ,
Die Auſtern zu bethauen —
Nun laß mich, Vater, dieſe Nacht
Das Eſſen gut verdauen!“

Der Rheinwein ſtimmt mich immer weich,
Und löſt jedwedes Zerwürfniß
In meiner Bruſt, entzündet darin
Der Menſchenliebe Bedürfniß.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muß in den Straßen ſchlendern;
Die Seele ſucht eine Seele und ſpäh't
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In ſolchen Momenten zerfließe ich faſt
Vor Wehmuth und vor Sehnen;
Die Katzen ſcheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da ſah ich im Mondenſchimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbuſiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngeſund,
Die Augen wie blaue Turkoaſen,
Die Wangen wie Roſen, wie Kirſchen der Mund,
Auch etwas röthlich die Naſe.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'
Von weißem geſteiftem Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgeſtell
Zwey doriſchen Säulen gleichend.

Die weltlichſte Natürlichkeit
Konnt man in den Zügen leſen;
Doch das übermenſchliche Hintertheil
Verrieth ein höheres Weſen

Sie trat zu mir heran und ſprach:
„Willkommen an der Elbe,
Nach dreyzehnjähr'ger Abweſenheit —
Ich ſehe du biſt noch derſelbe!

„Du ſuchſt die ſchönen Seelen vielleicht,
Die dir ſo oft begegen't
Und mit dir geſchwärmt die Nacht hindurch,
In dieſer ſchönen Gegend.

„Das Leben verſchlang ſie, das Ungethüm,
Die hundertköpfige Hyder;
Du findeſt nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenoſſinnen wieder!

„Du findeſt die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten ſie — jetzt ſind ſie verwelkt,
Und der Sturm hat ſie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten ſogar
Von rohen Schickſalsfüßen —
Mein Freund, das iſt auf Erden das Loos
Von allem Schönen und Süßen!“

Wer biſt du? — rief ich — du ſchauſt mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnſt du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und ſprach:
„Du irrſt dich, ich bin eine feine,
Anſtänd'ge, moraliſche Perſon;
Du irrſt dich, ich bin nicht ſo Eine.

„Ich bin nicht ſo eine kleine Mamſell,
So eine welſche Lorettinn —
Denn wiſſe: ich bin Hammonia,
Hamburgs beſchützende Göttinn!

„Du ſtutzeſt und erſchreckſt ſogar,
Du ſonſt ſo muthiger Sänger!
Willſt du mich noch begleiten jetzt?
Wohlan, ſo zög're nicht länger.“

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge auf der Stelle —
Schreit' du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!

Caput XXIV.

Wie ich die enge Sahltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht ſagen;
Es haben unſichtbare Geiſter mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonias Kämmerlein,
Verfloſſen mir ſchnell die Stunden.
Die Göttinn geſtand die Sympathie,
Die ſie immer für mich empfunden.

„Siehſt du" — ſprach ſie — „in früherer Zeit
War mir am meiſten theuer
Der Sänger, der den Meſſias beſang
Auf ſeiner frommen Leyer.

„Dort auf der Commode ſteht noch jetzt
Die Büſte von meinem Klopſtock,
Jedoch ſeit Jahren dient ſie mir
Nur noch als Haubenkopfſtock.

„Du biſt mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildniß zu Häupten des Bettes;
Und ſiehſt du, ein friſcher Lorbeer umkränzt
Den Rahmen des holden Portraites.

„Nur daß du meine Söhne ſo oft
Genergelt, ich muß es geſtehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geſchehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von ſolcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch ſprich, wie kam der Gedanke dir
Zu reiſen nach dem Norden
In ſolcher Jahrzeit? Das Wetter iſt
Schon winterlich geworden!“

O, meine Göttin! — erwiederte ich —
Es ſchlafen tief im Grunde
Des Menſchenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmniß täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die ſonſt ſo leichte franzöſiſche Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich mußte Athem ſchöpfen hier
In Deutſchland, um nicht zu erſticken.

Ich ſehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutſchem Tabaksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutſchen Boden ſtampfe.

Ich ſeufzte des Nachts, und ſehnte mich,
Daß ich ſie wiederſähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten
Und immer großmüthig beſchützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!“
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich ſehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufſteigt aus deutſchen Schornſteinen,
Nach niederſächſiſchen Nachtigall'n,
Nach ſtillen Buchenhainen.

Ich ſehnte mich nach den Plätzen ſogar,
Nach jenen Leidensſtazionen,
Wo ich geſchleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

Ich wollte weinen wo ich einſt
Geweint die bitterſten Thränen —
Ich glaube Vaterlandsliebe nennt
Man dieſes thörigte Sehnen.

Ich ſpreche nicht gern davon; es iſt
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verſchämten Gemüthes, verberge ich ſtets
Dem Publiko meine Wunde.

Universitäts München Bibliothek

Fatal iſt mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen ſeinen Geſchwüren.

Schamloſe ſchäbbige Bettler ſind's,
Almoſen wollen ſie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und ſeine Schwaben!

O meine Göttin, du haſt mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald geſunden.

Ja ich bin krank, und du könnteſt mir
Die Seele ſehr erfriſchen
Durch eine gute Taſſe Thee;
Du mußt ihn mit Rum vermiſchen

Caput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegoſſen;
Sie ſelber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genoſſen.

An meine Schulter lehnte ſie
Ihr Haupt, (die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon)
Und ſie ſprach mit ſanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem ſittenloſen
Paris ſo ganz ohne Aufſicht lebſt,
Bei jenen frivolen Franzoſen.

„Du ſchlenderſt dort herum, und haſt
Nicht mahl an deiner Seite
Einen treuen deutſchen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung iſt dort ſo groß,
Dort giebt es ſo viele Sylphiden,
Die ungeſund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh' nicht zurück und bleib' bei uns;
Hier herrſchen noch Zucht und Sitte,
Und manches ſtille Vergnügen blüht
Auch hier, in unſerer Mitte.

„Bleib bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer als eh'mals munden;
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

„Auch die Cenſur iſt nicht mehr ſtreng,
Hoffmann wird älter und milder,
Und ſtreicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reiſebilder.

„Du ſelbſt biſt älter und milder jetzt,
Wirſt dich in manches ſchicken,
Und wirſt ſogar die Vergangenheit
In beſſerem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging,
In Deutſchland, iſt Uebertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
In Rom, durch Selbſtentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

„Geſetzloſe Willkür herrſchte nie,
Dem ſchlimmſten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilſpruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutſchland nie,
Trotz aller Zeitbedrängniß —
Glaub' mir, verhungert iſt nie ein Menſch
In einem deutſchen Gefängniß.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche ſchöne Erſcheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit;
Jetzt herrſcht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktiſche äußere Freiheit wird einſt
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Buſen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unſre ſchöne Poeſie
Erliſcht, ſie iſt ſchon ein wenig
Erloſchen; mit andern Königen ſtirbt
Auch Freiligraths Mohrenkönig.

„Der Enkel wird eſſen und trinken genug,
Doch nicht in beſchaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelſtück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könnteſt du ſchweigen, ich wurde dir
Das Buch des Schickſals entſiegel'n,
Ich ließe dir ſpätere Zeiten ſeh'n
In meinen Zauberſpiegeln.

„Was ich den ſterblichen Menſchen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannſt nicht ſchweigen!“

Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt —
Das wäre mein größtes Vergnügen,
Laß mich das künftige Deutſchland ſehn —
Ich bin ein Mann und verſchwiegen.

Ich will dir ſchwören jeden Eid,
Den du nur magſt begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —
Sag an, wie ſoll ich ſchwören?

Doch jene erwiederte: „Schwöre mir
In Vater Abrahams Weiſe,
Wie er Elieſern ſchwören ließ,
Als dieſer ſich gab auf die Reiſe.

„Heb' auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und ſchwöre mir Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften!“

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich ſchwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verſchwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Caput XXVI.

Die Wangen der Göttinn glühten ſo roth,
(Ich glaube in die Krone
Stieg ihr der Rum) und ſie ſprach zu mir
In ſehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburgs Begründung.
Die Mutter war Schellfiſchköniginn
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Carolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger ſogar
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl iſt zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl worauf er ſaß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von ſcheinloſem Aeußern,
Doch böte mir Rothſchild all' ſein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehſt du, dort in dem Winkel ſteht
Ein alter Seſſel, zerriſſen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polſterkiſſen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kiſſen von dem Seſſel,
Du ſchauſt eine runde Oeffnung dann,
Darunter einen Keſſel —

„Das iſt ein Zauberkeſſel worin
Die magiſchen Kräfte brauen,
Und ſteckſt du in die Rundung den Kopf,
So wirſt du die Zukunft ſchauen —

„Die Zukunft Deutſchlands erblickſt du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch ſchaudre nicht, wenn aus dem Wuſt
Aufſteigen die Miasmen!“

Sie ſprach's und lachte ſonderbar,
Ich aber ließ mich nicht ſchrecken,
Neugierig eilte ich den Kopf
In die furchtbare Rundung zu ſtecken.

Was ich geſehn, verrathe ich nicht,
Ich habe zu ſchweigen verſprochen,
Erlaubt iſt mir zu ſagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene ſchnöden, verfluchten
Vorſpielgerüche, das ſchien ein Gemiſch
Von altem Kohl und Juchten.

Entſetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die ſich nachher erhuben;
Es war als fegte man den Miſt
Aus ſechs und dreißig Gruben. — — —

Ich weiß wohl was Saint-Juſt geſagt
Weiland im Wohlfahrtsausſchuß:
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Roſenöl und Moſchus —

Doch dieſer deutſche Zukunftsduft
Mocht alles überragen
Was meine Naſe je geahnt —
Ich konnt es nicht länger ertragen — — —

Mir ſchwanden die Sinne, und als ich aufſchlug
Die Augen, ſaß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Bruſt, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüſtern der Naſe,
Bachantiſch umſchlang ſie den Dichter und ſang
Mit ſchauerlich wilder Extaſe:

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und eſſen
Den Wein und die Auſtern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergeſſen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude verträbet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutſchen Poeten geliebet!

„Ich küſſe dich, und ich fühle wie mich
Dein Genius begeiſtert;
Es hat ein wunderbarer Rauſch
Sich meiner Seele bemeiſtert.

„Mir iſt, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter ſingen hörte —
Es ſind Hymeneen, Hochzeitmuſik,
Mein ſüßer Luſtgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch,
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie ſpringen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweiſe Senat,
Es kommen die Oberalten;
Der Bürgermeiſter räuſpert ſich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erſcheint
Das Corps der Diplomaten;
Sie gratuliren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarſtaaten.

„Es kommt die geiſtliche Deputazion,
Rabiner und Paſtöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit ſeiner Cenſorſcheere!

„Die Scheere klirrt in ſeiner Hand,
Es rückt der wilde Geſelle
Dir auf den Leib — Er ſchneidet in's Fleiſch —
Es war die beſte Stelle.

Caput XXVII.

Was ſich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich Euch einandermahl,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geſchlecht der Heucheley
Verſchwindet Gott ſey Dank heut,
Es ſinkt allmählig in's Grab, es ſtirbt
An ſeiner Lügenkrankheit.

Es wächſt heran ein neues Geſchlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Luſt —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knoſpet die Jugend, welche verſteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leyer.

Es iſt dieſelbe Leyer, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Kamenen.

Es iſt die Leyer, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreit,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen.

Im letzten Capitel hab' ich verſucht
Ein bischen nachzuahmen
Den Schluß der „Vögel", die ſind gewiß
Das beſte von Vaters Dramen.

Die „Frösche" ſind auch vortrefflich. Man giebt
In deutſcher Ueberſetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiquen Geſchmacke;
Den Alten amüſirte weit mehr
Modernes Froſchgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,
Ich riethe ihm nicht ſich in Perſon
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Ariſtophanes,
Dem ginge es ſchlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet ſehn
Mit Chören von Gensd'armen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubniß bald
Zu ſchimpfen ſtatt zu wedeln;
Die Polizei erhielte Befehl
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre ſie nur,
Doch ſchone die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer ſind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erſchaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchſten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter beſtrafen freilich ſehr hart
Des Menſchen Miſſethaten,
Das Höllenfeuer iſt ziemlich heiß,
Dort muß man ſchmoren und braten —

Doch Heilige giebt es, die aus der Glut
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmeſſen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Chriſtus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein ſtrenges Gericht,
Entſchlüpfen wird mancher Geſelle.

Doch giebt es Höllen aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig iſt hier
Des Welterlöſers Verzeihung.

Kennſt du die Hölle des Dante nicht,
Die ſchrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingeſperrt,
Den kann kein Gott mehr retten.

Kein Gott, kein Heiland, erlöſt ihn je
Aus dieſen ſingenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu ſolcher Hölle verdammen.

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum.

Von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1847.

BIBLIOTHECA

H. G. Voigt's Buchdruckerei
in Hamburg.

Motto:

Aus dem ſchimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete, fürſtliche Mohr;
So tritt aus ſchimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle, hervor.

(Der Mohrenfürſt v. Ferd. Freiligrath.)

Vorrede.

Der Atta Troll entſtand im Spätherbſte 1841 und ward fragmentariſch abgedruckt in der „Eleganten Welt“, als mein Freund Heinrich Laube wieder die Redakzion derſelben übernommen hatte. Inhalt und Zuſchnitt des Gedichtes mußten den zahmen Bedürfniſſen jener Zeitſchrift entſprechen; ich ſchrieb vorläufig nur die Capitel, die gedruckt werden konnten, und auch dieſe erlitten manche Variante. Ich hegte die Abſicht in ſpäterer Vervollſtändigung das Ganze herauszugeben, aber es blieb immer bei dem lobenswerthen Vorſatze, und wie allen großen Werken der Deutſchen, wie dem Cöllner Dome, dem Schelling'ſchen Gotte, der preußiſchen Conſtituzion ꝛc. ging es auch dem Atta Troll — er ward nicht fertig. In ſolcher unfertigen Geſtalt, leidlich aufgeſtutzt und nur äußerlich gerundet, übergebe ich ihn heute dem Publiko, einem Drange gehorchend, der wahrlich nicht von innen kommt.

Der Atta Troll entſtand, wie geſagt, im Spätherbſte 1841, zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verſchiedenfarbigſten Feinde ſich gegen mich zuſammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte. Es war eine ſehr große Emeute, und ich hatte nie geglaubt, daß Deutſchland ſo viele faule Aepfel hervorbringt, wie mir damals an den Kopf flogen! Unſer Vaterland iſt ein geſegnetes Land; es wachſen hier freilich keine Citronen und keine Goldorangen, auch krüppelt ſich der Lorbeer nur mühſam fort auf deutſchem Boden, aber faule Aepfel gedeihen bei uns in erfreulichſter Fülle, und alle unſere großen Dichter wußten davon ein Lied zu ſingen. Bei jener Emeute, wo ich Krone und Kopf verlieren ſollte, verlor ich keins von beiden, und die abſurden Anſchuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, ſind ſeitdem, ohne daß ich mich zu einer Widerrede herabzulaſſen brauchte, aufs kläglichſte verſchollen. Die Zeit übernahm meine Rechtfertigung und auch die reſpectiven deutſchen Regierungen, ich muß es dankbar anerkennen, haben ſich in dieſer Beziehung verdient um mich gemacht. Die Verhaftsbefehle, die von der deutſchen Grenze an, auf jeder Station, die Heimkehr des Dichters mit Sehnſucht erwarten, werden gehörig renovirt, jedes Jahr, um die heilige Weihnachtzeit, wenn an den Chriſtbäumen die gemüthlichen Lämpchen funkeln. Wegen ſolcher Unſicherheit der Wege, wird mir das Reiſen in den deutſchen Gauen ſchier verleidet, ich feyere deßhalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beſchließen. Die wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtſinns beſchuldigten, gehen unterdeſſen im Vaterlande ſehr ſicher umher, als wohlbeſtallte Staatsdiener, oder als Würdeträger einer Gilde, oder als Stammgäſte eines Clubs, wo ſie ſich des Abends patriotiſch erquicken am Rebenſafte des Vater Rhein und an meerumſchlungenen ſchleßwig-holſteiniſchen Auſtern.

Ich habe oben mit beſonderer Abſicht angedeutet, in welcher Periode der Atta Troll entſtanden iſt. Damals blühte die ſogenannte politiſche Dichtkunſt. Die Oppoſizion, wie Ruge ſagt, verkaufte ihr Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich hinführo nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäſcherinnen der chriſtlich germaniſchen Nazionalität. Es erhub ſich im deutſchen Bardenhain ganz beſonders jener vague, unfruchtbare Pathos, jener nutzloſe Enthuſiasmusdunſt, der ſich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten ſtürzte, und mich immer an den amerikaniſchen Matroſen erinnerte, welcher für den General Jackſon ſo überſchwänglich begeiſtert war, daß er einſt von der Spitze eines Maſtbaums ins Meer hinabſprang, indem er ausrief: „ich ſterbe für den General Jackſon!“ Ja, obgleich wir Deutſchen noch keine Flotte beſaßen, ſo hatten wir doch ſchon viele begeiſterte Matroſen, die für den General Jackſon ſtarben, in Verſen und in Proſa. Das Talent war damals eine ſehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterloſigkeit. Die ſcheelſüchtige Impotenz hatte endlich, nach tauſendjährigem Nachgrübeln, ihre große Waffe gefunden gegen die Uebermüthen des Genius: ſie fand nämlich die Antitheſe von Talent und Charakter. Es war faſt perſönlich ſchmeichelhaft für die große Menge, wenn ſie behaupten hörte:

die braven Leute ſeyen freilich in der Regel ſehr ſchlechte Muſikanten, dafür jedoch ſeyen die guten Muſikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber ſey in der Welt die Hauptſache, nicht die Muſik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf ſein volles Herz, und die Geſinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftſtellers, der es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnete, daß er nicht ſchreiben könne; für ſeinen hölzernen Styl bekam er einen ſilbernen Ehrenbecher.

Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff deſſelben war ein Proteſt gegen die Plebiscita der Tagestribunen. Und in der That, ſchon die erſten Fragmente, die vom Atta Troll gedruckt wurden, erregten die Galle meiner Charakterhelden, meiner Römer, die mich nicht bloß der litterariſchen, ſondern auch der geſellſchaftlichen Reakzion, ja ſogar der Verhöhnung heiligſter Menſchheits-Ideen beſchuldigten. Was den äſthetiſchen Werth meines Poems betrifft, ſo gab ich ihn gern Preiß, wie ich es auch heute noch thue; ich ſchrieb daſſelbe zu meiner eignen Luſt und Freude, in der grillenhaften Traumweiſe jener romantiſchen Schule, wo ich meine angenehmſten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeiſter geprügelt habe. In dieſer Beziehung iſt mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber du lügſt, Brutus, du lügſt, Caſſius, und auch du lügſt, Aſinius, wenn Ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine koſtbare Errungenſchaft der Menſchheit ſind und für die ich ſelber ſo viel geſtritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichſter Klarheit und Größe beſtändig vorſchweben, ergreift ihn deſto unwiderſtehlicher die Lachluſt, wenn er ſieht, wie roh, plump und täppiſch von der beſchränkten Zeitgenoſſenſchaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er ſcherzt dann gleichſam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche ſo verſchoben geſchliffen ſind, daß ſelbſt ein Apollo ſich darin als eine Karikatur abſpiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.

Noch ein Wort. Bedarf es einer beſondern Verwahrung, daß die Parodie eines Freiligrath'ſchen Gedichtes, welche aus dem Atta Troll manchmal muthwillig hervorkichert, und gleichſam ſeine komiſche Unterlage bildet, keineswegs eine Mißwürdigung des Dichters bezweckt? Ich ſchätze denſelben hoch, zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendſten Dichtern, die ſeit der Juliusrevoluzion in Deutſchland aufgetreten ſind. Seine erſte Gedichtesammlung kam mir ſehr ſpät zu Geſicht, nämlich eben zur Zeit als der Atta Troll entſtand. Es mochte wohl an meiner damaligen Stimmung liegen, daß namentlich der Mohrenfürſt ſo beluſtigend auf mich wirkte. Dieſe Produkzion wird übrigens als die gelungendſte gerühmt. Für Leſer, welche dieſe Produkzion gar nicht kennen — und es mag deren wohl in China und Japan geben, ſogar am Niger und am Senegal — für dieſe bemerke ich, daß der Mohrenkönig, der zu Anfang des Gedichtes aus ſeinem weißen Zelte, wie eine Mondfinſterniß, hervortritt, auch eine ſchwarze Geliebte beſitzt, über deren dunkles Antlitz die weißen Straußfedern nicken. Aber kriegsmuthig verläßt er ſie, er zieht in die Negerſchlacht, wo da raſſelt die Trommel mit Schädeln behangen — ach! er findet dort ſein ſchwarzes Waterloo und wird von den Siegern an die Weißen verkauft. Dieſe ſchleppen den edlen Afrikaner nach Europa, und hier finden wir ihn wieder im Dienſte einer herumziehenden Reutergeſellſchaft, die ihm, bei ihren Kunſtvorſtellungen, die türkiſche Trommel anvertraut hat. Da ſteht er nun, finſter und ernſthaft, am Eingange der Reitbahn und trommelt, doch während des Trommelns denkt er an ſeine ehemalige Größe, er denkt daran, daß er einſt ein abſoluter Monarch war, am fernen, fernen Niger, und daß er gejagt den Löwen, den Tiger —

„Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.“

Geſchrieben zu Paris im Dezember 1846.

Heinrich Heine.

Caput I.

Rings umragt von dunklen Bergen,
Die ſich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Waſſerſtürzen
Eingelullet, wie ein Traumbild,

Liegt im Thal das elegante
Cauterets. Die weißen Häuschen
Mit Balkonen; ſchöne Damen
Stehn darauf und lachen herzlich.

Herzlich lachend ſchaun ſie nieder
Auf den wimmelnd bunten Marktplatz,
Wo da tanzen Bär und Bärinn,
Bei des Dudelſackes Klängen.

Atta Troll und ſeine Gattinn,
Die geheißen ſchwarze Mumma,
Sind die Tänzer, und es jubeln
Vor Bewundrung die Baskeſen.

Steif und ernſthaft, mit Grandezza,
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anſtand.

Ja, es will mich ſchier bedunken,
Daß ſie manchmal cancanire
Und gemüthlos frechen Steißwurfs
An die Grand'-Chaumière erinn're.

Auch der wackre Bärenführer,
Der ſie an der Kette leitet,
Scheint die Immoralität
Ihres Tanzes zu bemerken.

Und er langt ihr manchmal über
Ein'ge Hiebe mit der Peitſche,
Und die ſchwarze Mumma heult dann,
Daß die Berge wiederhallen.

Dieſer Bärenführer trägt
Sechs Madonnen auf dem Spitzhut,
Die ſein Haupt vor Feindeskugeln
Oder Läuſen ſchützen ſollen.

Ueber ſeine Schulter hängt
Eine bunte Altardecke,
Die als Mantel ſich gebährdet;
Drunter lauſcht Piſtol und Meſſer.

War ein Mönch in ſeiner Jugend,
Später ward er Räuberhauptmann,
Beides zu verein'gen nahm er
Endlich Dienſte bei Don Carlos.

Als Don Carlos fliehen mußte
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meiſten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen —

(Herr Schnapphahnski wurde Autor) —
Da ward unſer Glaubensritter
Bärenführer, zog durch's Land
Mit dem Atta Troll und Mumma.

Und er läßt die beiden tanzen
Vor dem Volke, auf den Märkten; —
Auf dem Markt von Cauterets
Tanzt gefeſſelt Atta Troll!

Atta Troll, der einſt gehauſet,
Wie ein ſtolzer Fürſt der Wildniß,
Auf den freien Bergeshöhen,
Tanzt im Thal vor Menſchenpöbel!

Und ſogar für ſchnödes Geld
Muß er tanzen, er, der weiland,
In des Schreckens Majeſtät
Sich ſo welterhaben fühlte!

Denkt er ſeiner Jugendtage,
Der verlornen Waldesherrſchaft,
Dann erbrummen dunkle Laute
Aus der Seele Atta Trolls;

Finſter ſchaut er wie ein ſchwarzer
Freiligräthſcher Mohrenfürſt,
Und wie dieſer ſchlecht getrommelt,
Alſo tanzt er ſchlecht vor Ingrimm.

Doch ſtatt Mitgefühl erregt er
Nur Gelächter. Selbſt Juliette
Lacht herunter vom Balkone
Ob den Sprüngen der Verzweiflung. — —

Juliette hat im Buſen
Kein Gemüth, ſie iſt Franzöſinn,
Lebt nach außen; doch ihr Aeuß'res
Iſt entzückend, iſt bezaubernd.

Ihre Blicke ſind ein ſüßes
Strahlennetz, in deſſen Maſchen
Unſer Herz, gleich einem Fiſchlein
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

Caput II.

Daß ein ſchwarzer Freiligräthſcher
Mohrenfürſt ſehnſüchtig lospaukt
Auf das Fell der großen Trommel,
Bis es praſſelnd laut entzweiſpringt:

Das iſt wahrhaft trommelrührend
Und auch trommelfellerſchütternd —
Aber denkt Euch einen Bären,
Der ſich von der Kette losreißt!

Die Muſik und das Gelächter
Sie verſtummen, und mit Angſtſchrei
Stürzt vom Markte fort das Volk,
Und die Damen ſie erbleichen.

Ja, von ſeiner Sklavenfeſſel
Hat ſich plötzlich losgeriſſen
Atta Troll. Mit wilden Sprüngen
Durch die engen Straßen rennend —

(Jeder macht ihm höflich Platz) —
Klettert er hinauf die Felſen,
Schaut hinunter, wie verhöhnend,
Und verſchwindet im Gebirge.

Auf dem leeren Marktplatz bleiben
Ganz allein die ſchwarze Mumma
Und der Bärenführer. Raſend
Schmeißt er ſeinen Hut zur Erde,

Trampelt drauf, er tritt mit Füßen
Die Madonnen! reißt die Decke
Sich vom ſcheußlich nackten Leib,
Flucht und jammert über Undank,

Ueber ſchwarzen Bärenundank!
Denn er habe Atta Troll
Stets wie einen Freund behandelt
Und im Tanzen unterrichtet.

Alles hab' er ihm zu danken,
Selbſt das Leben! Bot man doch
Ihm vergebens hundert Thaler
Für die Haut des Atta Troll!

Auf die arme ſchwarze Mumma,
Die, ein Bild des ſtummen Grames,
Flehend, auf den Hintertatzen,
Vor dem Hocherzürnten ſtehn blieb,

Fällt des Hocherzürnten Wuth
Endlich doppelt ſchwer, er ſchlägt ſie,
Nennt ſie Königinn Chriſtine,
Auch Frau Munoz und Putana. — —

Das geſchah an einem ſchönen,
Warmen Sommernachmittage,
Und die Nacht, die jenem Tage
Lieblich folgte war ſuperbe.

Ich verbrachte faſt die Hälfte
Jener Nacht auf dem Balkone.
Neben mir ſtand Juliette
Und betrachtete die Sterne.

Seufzend ſprach ſie: ach, die Sterne
Sind am ſchönſten in Paris,
Wenn ſie dort, des Winterabends,
In dem Straßenkoth ſich ſpiegeln.

Caput III.

Traum der Sommernacht! Phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer ſammt der Schöpfung!

Nur der eignen Luſt gehorchend,
Gallopirend oder fliegend,
Tummelt ſich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegaſus.

Iſt kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Partheywuth,
Das pathetiſch ſtampft und wiehert!

Goldbeſchlagen ſind die Hufen
Meines weißen Flugelrößleins,
Perlenſchnure ſind die Zugel,
Und ich laß ſie luſtig ſchießen.

Trage mich wohin du willſt!
Ueber luſtig ſteilen Bergpfad,
Wo Kaskaden angſtvoll kreiſchend
Vor des Unſinns Abgrund warnen!

Trage mich durch ſtille Thaler,
Wo die Eichen ernſthaft ragen
Und den Wurzelknorrn entrieſelt
Uralt ſußer Sagenquell!

Laß mich trinken dort und naſſen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwaſſer
Welches ſehend macht und wiſſend.

Jede Blindheit weicht! Mein Blick
Dringt bis in die tiefſte Steinkluft,
In die Höhle Atta Trolls —
Ich verſtehe ſeine Reden!

Sonderbar! wie wohlbekannt
Dünkt mir dieſe Bärenſprache!
Hab' ich nicht in theurer Heimath
Früh vernommen dieſe Laute?

Caput IV.

Ronceval, du edles Thal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verſchollne blaue Blume!

Glänzend ſteigt empor die Traumwelt,
Die jahrtauſendlich verſunken,
Und die großen Geiſteraugen
Schaun mich an, daß ich erſchrecke!

Und es klirrt und toſ't! Es kämpfen
Sarazen und Frankenritter;
Wie verzweifelnd, wie verblutend,
Klingen Roland's Waldhornrufe!

In dem Thal von Ronceval,
Unfern von der Rolandsſcharte —
So geheißen, weil der Held,
Um ſich einen Weg zu bahnen,

Mit dem guten Schwert Duranda
Alſo todesgrimmig einhieb
In die Felswand, daß die Spuren
Bis auf heut'gem Tage ſichtbar —

Dort in einer duſtren Steinſchlucht,
Die umwachſen von dem Buſchwerk
Wilder Tannen, tief verborgen,
Liegt die Höhle Atta Trolls.

Dort, im Schooße der Familie,
Ruht er aus von den Strapazen
Seiner Flucht und von der Muhſal
Seiner Völkerſchau und Weltfahrt.

Süßes Wiederſehn! Die Jungen
Fand er in der theuren Höhle,
Wo er ſie gezeugt mit Mumma;
Söhne vier und Töchter zwei.

Wohlgeleckte Bärenjungfrau'n,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter;
Braun die Buben, nur der Jüngſte
Mit dem einz'gen Ohr iſt ſchwarz.

Dieſer Jüngſte war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm ſpielend
Abgebiſſen einſt ein Ohr;
Und ſie fraß es auf vor Liebe.

Iſt ein genialer Jüngling,
Für Gymnaſtik ſehr begabt,
Und er ſchlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunſtmeiſter Maßman.

Bluthe autochthoner Bildung,
Liebt er nur die Mutterſprache,
Lernte nimmer den Jargon
Des Hellenen und des Romlings.

Friſch und frey und fromm und frohlich,
Iſt verhaßt ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waſchens,
Wie dem Turnkunſtmeiſter Maßman.

Am genialſten iſt der Jungling,
Wenn er klettert auf dem Baume,
Der, entlang der ſteilſten Felswand,
Aus der tiefen Schlucht emporſteigt

Und hinaufragt bis zur Koppe,
Wo des Nachts die ganze Sippſchaft
Sich verſammelt um den Vater,
Koſend in der Abendkuhle.

Gern erzählt alsdann der Alte,
Was er in der Welt erlebte,
Wie er Menſchen viel' und Städte
Einſt geſeh'n, auch viel erduldet,

Gleich dem edlen Laertiaden,
Dieſem nur darin unähnlich,
Daß die Gattinn mit ihm reiſte,
Seine ſchwarze Penelope.

Auch erzählt dann Atta Troll
Von dem koloſſalen Beifall,
Den er einſt durch ſeine Tanzkunſt
Eingeärndtet bei den Menſchen.

Er verſichert, Jung und Alt
Habe jubelnd ihn bewundert,
Wenn er tanzte auf den Märkten,
Bei der Sackpfeif ſüßen Tönen.

Und die Damen ganz beſonders,
Dieſe zarten Kennerinnen,
Hätten raſend applaudirt
Und ihm huldreich zugeäugelt.

O, der Künſtlereitelkeiten!
Schmunzelnd denkt der alte Tanzbär
An die Zeit wo ſein Talent
Vor dem Publiko ſich zeigte.

Uebermannt von Selbſtbegeiſtrung,
Will er durch die That bekunden,
Daß er nicht ein armer Prahlhans,
Daß er wirklich groß als Tänzer —

Und vom Boden ſpringt er plötzlich,
Stellt ſich auf die Hintertatzen,
Und wie ehmals tanzt er wieder
Seinen Leibtanz, die Gavotte.

Stumm, mit aufgeſperrten Schnauzen,
Schauen zu die Bärenjungen,
Wie der Vater hin und her ſpringt
Wunderbar im Mondenſcheine.

Caput V.

In der Höhle, bei den Seinen,
Liegt gemüthskrank auf dem Rücken
Atta Troll, nachdenklich ſaugt er
An den Tatzen, ſaugt und brummt:

„Mumma, Mumma, ſchwarze Perle,
Die ich in dem Meer des Lebens
Aufgefiſcht, im Meer des Lebens
Hab' ich wieder dich verloren!

„Werd' ich nie dich wiederſehen,
Oder nur jenſeits des Grabes,
Wo von Erdenzotteln frey
Sich verkläret deine Seele?

„Ach! vorher möcht' ich noch einmal
Lecken an der holden Schnautze,
Meiner Mumma, die ſo ſüße,
Wie mit Honigſeim beſtrichen!

„Möchte auch noch einmal ſchnuffeln
Den Geruch, der eigenthümlich
Meiner theuren ſchwarzen Mumma,
Und wie Roſenduft ſo lieblich!

„Aber ach! die Mumma ſchmachtet
In den Feſſeln jener Brut,
Die den Namen Menſchen führet,
Und ſich Herr'n der Schöpfung dünkelt.

„Tod und Hölle! Dieſe Menſchen,
Dieſe Erzariſtokraten,
Schau'n auf das geſammte Thierreich
Frech und adelſtolz herunter,

„Rauben Weiber uns und Kinder,
Feſſeln uns, mißhandeln, todten
Uns ſogar, um zu verſchachern
Unſre Haut und unſern Leichnam!

„Und ſie glauben ſich berechtigt
Solche Unthat auszuuben
Ganz beſonders gegen Bären,
Und ſie nennen's Menſchenrechte.

„Menſchenrechte! Menſchenrechte!
Wer hat Euch damit belehnt?
Nimmer that es die Natur,
Dieſe iſt nicht unnaturlich.

„Menſchenrechte! Wer gab Euch
Dieſe Privilegien?
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die iſt nicht ſo unvernünftig!

„Menſchen, ſeid Ihr etwa beſſer
Als wir Andre, weil geſotten
Und gebraten Eure Speiſen?
Wir verzehren roh die unſern,

„Doch das Reſultat am Ende
Iſt daſſelbe — Nein, es adelt
Nicht die Atzung; der iſt edel,
Welcher edel fühlt und handelt.

„Menſchen, ſeid Ihr etwa beſſer,
Weil Ihr Wiſſenſchaft und Künſte
Mit Erfolg betreibt? Wir Andre
Sind nicht auf den Kopf gefallen.

„Giebt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen
Wie Commerzienräthe? Trommeln
Nicht die Haſen ganz vorzüglich?

„Hat ſich nicht in Hydroſtatik
Mancher Biber ausgezeichnet?
Und verdankt man nicht den Störchen
Die Erfindung der Klyſtiere?

„Schreiben Eſel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Komodie?
Giebt es eine größ're Mimin
Als Batavia, die Meerkatz?

„Singen nicht die Nachtigallen?
Iſt der Freiligrath kein Dichter?
Wer beſäng' den Löwen beſſer
Als ſein Landsmann das Kameel?

„In der Tanzkunſt hab' ich ſelber
Es ſo weit gebracht wie Raumer
In der Schreibkunſt — ſchreibt er beſſer
Als ich tanze, ich der Bär?

„Menſchen, warum ſeid Ihr beſſer
Als wir Andre? Aufrecht tragt Ihr
Zwar das Haupt, jedoch im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken.

„Menſchen, ſeid Ihr etwa beſſer
Als wir Andre, weil Eu'r Fell
Glatt und gleißend? Dieſen Vorzug
Müßt Ihr mit den Schlangen theilen.

„Menſchenvolk, zweibein'ge Schlangen,
Ich begreife wohl, warum Ihr
Hoſen tragt! Mit fremder Wolle
Deckt Ihr Eure Schlangennacktheit.

„Kinder! hütet Euch vor jenen
Unbehaarten Mißgeſchöpfen!
Meine Töchter! Traut nur keinem
Unthier, welches Hoſen trägt!“

Weiter will ich nicht berichten,
Wie der Bär in ſeinem frechen
Gleichheitsſchwindel raiſonnirte
Auf das menſchliche Geſchlecht.

Denn am Ende bin ich ſelber
Auch ein Menſch, und wiederholen
Will ich nimmer die Sottiſen
Die am Ende ſehr beleid'gend.

Ja, ich bin ein Menſch, bin beſſer
Als die andern Säugethiere;
Die Int'reſſen der Geburt
Werd' ich nimmermehr verläugnen.

Und im Kampf mit andern Beſtien
Werd' ich immer treulich kämpfen
Für die Menſchheit, für die heil'gen
Angebornen Menſchenrechte.

Caput VI.

Doch es iſt vielleicht erſprießlich
Für den Menſchen, der den höhern
Viehſtand bildet, daß er wiſſe
Was da unten raiſonnirt wird.

Ja, da unten in den düſtern
Jammerſphären der Geſellſchaft,
In den niedern Thierweltſchichten,
Brütet Elend, Stolz und Groll.

Was naturgeſchichtlich immer
Alſo auch gewohnheitsrechtlich
Seit Jahrtauſenden beſtanden,
Wird negirt mit frecher Schnauze.

Von den Alten wird den Jungen
Eingebrummt die böſe Irrlehr,
Die auf Erden die Cultur
Und Humanität bedroht.

„Kinder“ — grommelt Atta Troll,
Und er wälzt ſich hin und her
Auf dem teppichloſen Lager —
„Kinder uns gehört die Zukunft!

„Dächte jeder Bär, und dächten
Alle Thiere ſo wie ich,
Mit vereinten Kräften würden
Wir bekämpfen die Tyrannen.

„Es verbände ſich der Eber
Mit dem Roß, der Elephant
Schlänge brüderlich den Rüſſel
Um das Horn des wackern Ochſen;

„Bär und Wolf, von jeder Farbe,
Bock und Affe, ſelbſt der Haſe,
Wirkten ein'ge Zeit gemeinſam,
Und der Sieg könnt' uns nicht fehlen.

„Einheit, Einheit iſt das erſte
Zeitbedürfniß. Einzeln wurden
Wir geknechtet, doch verbunden
Uebertölpeln wir die Zwingherrn.

„Einheit! Einheit! und wir ſiegen
Und es ſtürzt das Regiment
Schnöden Monopols! Wir ſtiften
Ein gerechtes Animalreich.

„Grundgeſetz ſey volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterſchied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

„Strenge Gleichheit! Jeder Eſel
Sey befugt zum höchſten Staatsamt,
Und der Löwe ſoll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

„Was den Hund betrifft, ſo iſt er
Freilich ein ſerviler Koter,
Weil Jahrtauſende hindurch
Ihn der Menſch wie'n Hund behandelt;

„Doch in unſerm Freiſtaat geben
Wir ihm wieder ſeine alten
Unveräußerlichen Rechte,
Und er wird ſich bald veredeln.

„Ja, ſogar die Juden ſollen
Volles Bürgerrecht genießen,
Und geſetzlich gleichgeſtellt ſeyn
Allen andern Säugethieren.

„Nur das Tanzen auf den Märkten
Sey den Juden nicht geſtattet;
Dies Amendement, ich mach' es
Im Int'reſſe meiner Kunſt.

„Denn der Sinn für Styl, für ſtrenge
Plaſtik der Bewegung, fehlt
Jener Raçe, ſie verdurben
Den Geſchmack des Publikums."

Caput VII.

Düſter in der düſtern Höhle,
Hockt im trauten Kreis der Seinen
Atta Troll, der Menſchenfeind,
Und er brummt und fletſcht die Zähne:

„Menſchen, ſchnippiſche Kanaillen!
Lächelt nur! Von Eurem Lächeln
Wie von Eurem Joch wird endlich
Uns der große Tag erlöſen!

„Mich verletzte ſtets am meiſten
Jenes ſauerſüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menſchenlächeln!

„Wenn ich in dem weißen Antlitz
Das fatale Zucken ſchaute
Drehten ſich herum entrüſtet
Mir im Bauche die Gedärme.

„Weit impertinenter noch
Als durch Worte, offenbart ſich
Durch das Lächeln eines Menſchen
Seiner Seele tiefſte Frechheit.

„Immer lächeln ſie! Sogar
Wo der Anſtand einen tiefen
Ernſt erfordert, in der Liebe
Feyerlichſtem Augenblick!

„Immer lächeln ſie! Sie lächeln
Selbſt im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen dieſe Kunſt
Die ein Cultus bleiben ſollte.

„Ja, der Tanz, in alten Zeiten,
War ein frommer Akt des Glaubens;
Um den Altar drehte heilig
Sich der prieſterliche Reigen.

„Alſo vor der Bundeslade
Tanzte weiland König David;
Tanzen war ein Gottesdienſt,
War ein Beten mit den Beinen!

„Alſo hab' auch ich den Tanz
Einſt begriffen, wenn ich tanzte
Auf den Märkten vor dem Volk,
Das mir großen Beyfall zollte.

„Dieſer Beyfall, ich geſteh' es,
That mir manchmal wohl im Herzen;
Denn Bewundrung ſelbſt dem Feinde
Abzutrotzen, das iſt ſüß!

„Aber ſelbſt im Enthuſiasmus
Lacheln ſie. Ohnmächtig iſt
Selbſt die Tanzkunſt ſie zu beſſern,
Und ſie bleiben ſtets frivol.“

Caput VIII.

Mancher tugendhafte Bürger
Duftet ſchlecht auf Erden, während
Fürſtenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümirt ſind.

Jungfräuliche Seelen giebt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laſter hat zuweilen
Sich mit Roſenöhl gewaſchen.

Darum rümpfe nicht die Naſe,
Theurer Leſer, wenn die Höhle
Atta Trolls dich nicht erinnert
An Arabiens Spezereyn.

Weile mit mir in dem Dunſtkreis,
In dem trüben Mißgeruche
Wo der Held zu ſeinem Sohne
Wie aus einer Wolke ſpricht:

„Kind, mein Kind, du meiner Lenden
Jüngſter Sprößling, leg' dein Einohr
An die Schnauze des Erzeugers
Und ſaug' ein mein ernſtes Wort!

„Hüte dich vor Menſchendenkart,
Sie verdirbt dir Leib und Seele;
Unter allen Menſchen giebt es
Keinen ordentlichen Menſchen.

„Selbſt die Deutſchen, einſt die Beſſern,
Selbſt die Söhne Tuiskions,
Unſre Vettern aus der Urzeit,
Dieſe gleichfalls ſind entartet.

„Sind jetzt glaubenlos und gottlos,
Pred'gen gar den Atheismus —
Kind, mein Kind, nimm dich in Acht
Vor dem Feuerbach und Bauer!

„Werde nur kein Atheiſt,
So ein Unbär ohne Ehrfurcht
Vor dem Schöpfer — ja, ein Schöpfer
Hat erſchaffen dieſes Weltall!

„In der Höhe, Sonn' und Mond,
Auch die Sterne, (die geſchwänzten
Gleichfalls wie die ungeſchwänzten)
Sind der Abglanz ſeiner Allmacht.

„In der Tiefe, Land und Meer,
Sind das Echo ſeines Ruhmes,
Und jedwede Creatur
Preiſet ſeine Herrlichkeiten.

„Selbſt das kleinſte Silberläuschen,
Das im Bart des greiſen Pilgers
Theil nimmt an der Erdenwallfahrt,
Singt des Ew'gen Lobgeſang!

„Droben in dem Sternenzelte,
Auf dem goldnen Herrſcherſtuhle,
Weltregierend, majeſtätiſch,
Sitzt ein koloſſaler Eisbär.

„Fleckenlos und ſchneeweis glänzend
Iſt ſein Pelz; es ſchmückt ſein Haupt
Eine Kron' von Diamanten,
Die durch alle Himmel leuchtet.

„In dem Antlitz Harmonie
Und des Denkens ſtumme Thaten;
Mit dem Scepter winkt er nur
Und die Sphären klingen, ſingen.

„Ihm zu Füßen ſitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Martyrthumes Palmen.

„Manchmal ſpringt der Eine auf,
Auch der Andre, wie vom heil'gen
Geiſt geweckt, und ſieh! da tanzen
Sie den feyerlichſten Hochtanz —

„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte,
Und vor Seeligkeit die Seele
Aus der Haut zu ſpringen ſucht!

„Werde ich unwürd'ger Troll
Einſtens ſolchen Heils theilhaftig?
Und aus irdiſch niedrer Trübſal
Uebergehn in's Reich der Wonne?

„Werd' ich ſelber, himmelstrunken,
Droben in dem Sternenzelte,
Mit der Glorie, mit der Palme,
Tanzen vor dem Thron des Herrn?“

Caput IX.

Wie die ſcharlachrothe Zunge,
Die ein ſchwarzer Freiligrath'ſcher
Mohrenfürſt verhöhnend grimmig
Aus dem düſtern Maul hervorſtreckt:

Alſo tritt der Mond aus dunkelm
Wolkenhimmel. Fernher brauſen
Waſſerſtürze, ewig ſchlaflos
Und verdrießlich in der Nacht.

Atta Troll ſteht auf der Koppe
Seines Lieblingsfelſens, einſam,
Einſam, und er heult hinunter
In den Nachtwind, in den Abgrund:

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es
Bin es den Ihr Zottelbär,
Brumbär, Iſegrim und Petz
Und Gott weiß, wie ſonſt noch nennet.

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin die ungeſchlachte Beſtie,
Bin das plumpe Trampelthier,
Eures Hohnes, Eures Lächelns!

„Bin die Zielſcheib' Eures Witzes,
Bin das Ungethüm, womit
Ihr die Kinder ſchreckt des Abends,
Die unart'gen Menſchenkinder.

„Bin das rohe Spottgebilde
Eurer Ammenmährchen, bin es,
Und ich ruf' es laut hinunter
In die ſchnöde Menſchenwelt.

„Hört es, hört, ich bin ein Bär,
Nimmer ſchäm' ich mich des Urſprungs
Und bin ſtolz darauf, als ſtammt' ich
Ab von Moſes Mendelſohn!“

Caput X.

Zwo Geſtalten, wild und mürriſch,
Und auf allen Vieren rutſchend,
Brechen Bahn ſich durch den dunklen
Tannengrund, um Mitternacht.

Das iſt Atta Troll, der Vater,
Und ſein Söhnchen, Junker Einohr.
Wo der Wald ſich dämmernd lichtet,
Bei dem Blutſtein, ſtehn ſie ſtille.

„Dieſer Stein“ — brummt Atta Troll —
„Iſt der Altar, wo Druiden
In der Zeit des Aberglaubens
Menſchenopfer abgeſchlachtet.

„O, der ſchauderhaften Greuel!
Denk' ich dran, ſträubt ſich das Haar
Auf dem Rücken mir — Zur Ehre
Gottes wurde Blut vergoſſen!

„Jetzt ſind freilich aufgeklärter
Dieſe Menſchen, und ſie tödten
Nicht einander mehr aus Eifer
Für die himmliſchen Int'reſſen; —

„Nein, nicht mehr der fromme Wahn,
Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbſtſucht
Treibt ſie jetzt zu Mord und Todtſchlag.

„Nach den Gütern dieſer Erde
Greifen alle um die Wette,
Und das iſt ein ew'ges Raufen,
Und ein jeder ſtiehlt für ſich!

„Ja, das Erbe der Geſammtheit
Wird dem Einzelnen zur Beute,
Und von Rechten des Beſitzes
Spricht er dann, von Eigenthum!

„Eigenthum! Recht des Beſitzes!
O, des Diebſtahls! O, der Lüge!
Solch Gemiſch von Liſt und Unſinn
Konnte nur der Menſch erfinden.

„Keine Eigenthümer ſchuf
Die Natur, denn taſchenlos,
Ohne Taſchen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir alle.

„Keinem von uns Allen wurden
Angeboren ſolche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebſtahl zu verbergen.

„Nur der Menſch, das glatte Weſen,
Das mit fremder Wolle künſtlich
Sich bekleidet, wußt' auch künſtlich
Sich mit Taſchen zu verſorgen.

„Eine Taſche! Unnatürlich
Iſt ſie wie das Eigenthum,
Wie die Rechte des Beſitzes —
Taſchendiebe ſind die Menſchen!

„Glühend haß ich ſie! Vererben
Will ich dir, mein Sohn, den Haß.
Hier auf dieſem Altar ſollſt du
Ew'gen Haß den Menſchen ſchwören!

„Sey der Todtfeind jener argen
Unterdrücker, unverſöhnlich,
Bis an's Ende deiner Tage, —
Schwör' es, ſchwör' es hier, mein Sohn!“

Und der Jungling ſchwur, wie eh'mals
Hannibal. Der Mond beſchien
Gräßlich gelb den alten Blutſtein
Und die beiden Miſanthropen. — —

Später wollen wir berichten
Wie der Jungbär treu geblieben
Seinem Eidſchwur; unſre Leyer
Feyert ihn im nachſten Epos.

Was den Atta anbetrifft,
So verlaſſen wir ihn gleichfalls,
Doch um ſpäter ihn zu treffen,
Deſto ſichrer, mit der Kugel.

Deine Unterſuchungsakten,
Hochverräther an der Menſchheit
Majeſtat! ſind jetzt geſchloſſen;
Morgen wird auf dich gefahndet.

Caput XI.

Wie verſchlaf'ne Bajaderen
Schau'n die Berge, ſtehen fröſtelnd
In den weißen Nebelhemden,
Die der Morgenwind bewegt.

Doch ſie werden bald ermuntert
Von dem Sonnengott, er ſtreift
Ihnen ab die letzte Hülle
Und beſtrahlt die nackte Schönheit!

In der Morgenfrühe war ich
Mit Laskaro ausgezogen
Auf die Bärenjagd. Um Mittag
Kamen wir zum Pont-d'Espagne.

So geheißen iſt die Brucke,
Die aus Frankreich fuhrt nach Spanien,
Nach dem Land der Weſtbarbaren,
Die um tauſend Jahr zuruck ſind.

Sind zuruck um tauſend Jahre
In moderner Weltgeſittung —
Meine eignen Oſtbarbaren
Sind es nur um ein Jahrhundert.

Zogernd, faſt verzagt, verließ ich
Den geweihten Boden Frankreichs,
Dieſes Vaterlands der Freiheit
Und der Frauen, die ich liebe.

Mitten auf dem Pont-d'Eſpagne
Saß ein armer Spanier. Elend
Lauſchte aus des Mantels Lochern,
Elend lauſchte aus den Augen.

Eine alte Mandoline
Kneipte er mit magern Fingern;
Schriller Mißlaut, der verhöhnend
Aus den Klüften wiederhallte.

Manchmal beugt' er ſich hinunter
Nach dem Abgrund und er lachte,
Klimperte nachher noch toller
Und er ſang dabei die Worte:

„Mitten drin in meinem Herzen
Steht ein kleines guldnes Tiſchchen,
Um das kleine guldne Tiſchchen
Stehn vier kleine guldne Stühlchen.

„Auf den guldnen Stühlchen ſitzen
Kleine Dämchen, guldne Pfeile
Im Chignon; ſie ſpielen Karten,
Aber Clara nur gewinnt.

„Sie gewinnt und lächelt ſchalkhaft.
Ach! in meinem Herzen, Clara,
Wirſt du jedesmal gewinnen,
Denn du haſt ja alle Trümpfe.“ —

Weiter wandernd, zu mir ſelber
Sprach ich: Sonderbar, der Wahnſinn
Sitzt und ſingt auf jener Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien

Iſt der tolle Burſch' das Sinnbild
Vom Ideentauſch der Länder?
Oder iſt er ſeines Volkes
Sinnverrücktes Titelblatt?

Gegen Abend erſt erreichten
Wir die klägliche Poſada,
Wo die Ollea-Potrida
Dampfte in der ſchmutz'gen Schüſſel.

Dorten aß ich auch Garbanzos,
Groß und ſchwer wie Flintenkugeln,
Unverdaulich ſelbſt dem Deutſchen,
Der mit Klöſen aufgewachſen.

Und ein Seitenſtück der Küche
War das Bett. Ganz mit Inſekten
Wie gepfeffert — Ach! die Wanzen
Sind des Menſchen ſchlimmſte Feinde.

Schlimmer als der Zorn von tauſend
Elephanten iſt die Feindſchaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Mußt dich ruhig beißen laſſen —
Das iſt ſchlimm — Noch ſchlimmer iſt es,
Wenn du ſie zerdrückſt: der Mißduft
Quält dich dann die ganze Nacht.

Ja, das Schrecklichſte auf Erden
Iſt der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Geſtank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!

Caput XII.

Wie ſie ſchwärmen, die Poeten,
Selbſt die zahmen! und ſie ſingen
Und ſie ſagen: die Natur
Sei ein großer Tempel Gottes;

Sei ein Tempel, deſſen Prächte
Von dem Ruhm des Schöpfers zeugten,
Sonne, Mond und Sterne hingen
Dort als Lampen in der Kuppel.

Immerhin, Ihr guten Leute!
Doch geſteht, in dieſem Tempel
Sind die Treppen unbequem —
Niederträchtig ſchlechte Treppen!

Dieſes Ab- und Niederſteigen,
Bergaufklimmen und das Springen
Ueber Blöcke, es ermüdet
Meine Seel' und meine Beine.

Neben mir ſchritt der Laskaro,
Blaß und lang, wie eine Kerze;
Niemals ſpricht er, niemals lacht er,
Er, der todte Sohn der Hexe.

Ja, es heißt, er ſei ein Todter,
Längſtverſtorben, doch der Mutter,
Der Uraka, Zauberkünſte
Hielten ſcheinbar ihn am Leben. —

Die verwünſchten Tempeltreppen!
Daß ich ſtolpernd in den Abgrund
Nicht den Hals gebrochen mehrmals,
Iſt mir heut' noch unbegreiflich.

Wie die Waſſerſtürze kreiſchten!
Wie der Wind die Tannen peitſchte,
Daß ſie heulten! Plötzlich platzten
Auch die Wolken — ſchlechtes Wetter!

In der kleinen Fiſcherhütte,
An dem Lac-de-Gobe fanden
Wir ein Obdach und Forellen;
Dieſe aber ſchmeckten köſtlich.

In dem Polſterſtuhle lehnte,
Krank und grau, der alte Fährmann.
Seine beiden ſchönen Nichten,
Gleich zwei Engeln, pflegten ſeiner.

Dicke Engel, etwas flämiſch,
Wie entſprungen aus dem Rahmen
Eines Rubens: goldne Locken,
Kerngeſunde, klare Augen,

Grübchen in Zinoberwangen,
Drin die Schalkheit heimlich kichert,
Und die Glieder ſtark und üppig,
Luſt und Furcht zugleich erregend.

Hübſche, herzliche Geſchöpfe,
Die ſich köſtlich diſputirten:
Welcher Trank dem ſiechen Oheim
Wohl am beſten munden würde?

Reicht die Eine ihm die Schale
Mit gekochten Lindenblüthen,
Dringt die Andre auf ihn ein
Mit Hollunderblumen-Aufguß.

„Keins von beiden will ich ſaufen“ —
Rief der Alte ungeduldig —
„Holt mir Wein, daß ich den Gäſten
Einen beſſern Trunk kredenze!“

Ob es wirklich Wein geweſen,
Was ich trank am Lac-de-Gobe,
Weiß ich nicht. In Braunſchweig hätt' ich
Wohl geglaubt, es wäre Mumme.

Von dem beſten ſchwarzen Bocksfell
War der Schlauch; er ſtank vorzüglich.
Doch der Alte trank ſo freudig,
Und er ward geſund und heiter.

Er erzählte uns die Thaten
Der Banditen und der Schmuggler,
Die da hauſen, frei und frank,
In den Pyrenäenwäldern.

Auch von älteren Geſchichten
Wußt' er viele, unter andern
Auch die Kämpfe der Giganten
Mit den Bären in der Vorzeit.

Ja, die Rieſen und die Bären
Stritten weiland um die Herrſchaft
Dieſer Berge, dieſer Thäler,
Eh' die Menſchen eingewandert.

Bei der Menſchen Ankunft flohen
Aus dem Lande fort die Rieſen,
Wie verblüfft; denn wenig Hirn
Steckt in ſolchen großen Köpfen.

Auch behauptet man: die Tölpel,
Als ſie an das Meer gelangten
Und geſehn, wie ſich der Himmel
In der blauen Fluth geſpiegelt,

Hätten ſie geglaubt, das Meer
Sei der Himmel, und ſie ſtürzten
Sich hinein mit Gottvertrauen;
Seyen ſämmtlich dort erſoffen.

Was die Bären anbetrafe,
So vertilge jetzt der Menſch
Sie allmählig, jährlich ſchwände
Ihre Zahl in dem Gebirge.

„So macht Einer“ — ſprach der Alte —
„Platz dem Andern auf der Erde.
Nach dem Untergang der Menſchen
Kommt die Herrſchaft an die Zwerge,

„An die winzig klugen Leutchen,
Die im Schooß der Berge hauſen,
In des Reichthums goldnen Schachten,
Emſig klaubend, emſig ſammelnd.

„Wie ſie lauern aus den Löchern,
Mit den pfiffig kleinen Köpfchen,
Sah ich ſelber oft im Mondſchein,
Und mir graute vor der Zukunft!

„Vor der Geldmacht jener Knirpſe!
Ach, ich furchte, unſre Enkel
Werden ſich wie dumme Rieſen
In den Waſſerhimmel fluchten!“

Caput XIII.

In dem ſchwarzen Felſenkeſſel
Ruht der See, das tiefe Waſſer.
Melancholiſch bleiche Sterne
Schau'n vom Himmel. Nacht und Stille.

Nacht und Stille. Ruderſchläge.
Wie ein plätſcherndes Geheimniß
Schwimmt der Kahn. Des Fährmanns Rolle
Uebernahmen ſeine Nichten.

Rudern flink und froh. Im Dunkeln
Leuchten manchmal ihre ſtämmig
Nackten Arme, ſternbeglänzt,
Und die großen blauen Augen.

Mir zur Seite ſitzt Laskaro,
Wie gewöhnlich blaß und ſchweigſam.
Mich durchſchauert der Gedanke:
Iſt er wirklich nur ein Todter?

Bin ich etwa ſelbſt geſtorben,
Und ich ſchiffe jetzt hinunter,
Mit geſpenſtiſchen Gefährten,
In das kalte Reich der Schatten?

Dieſer See, iſt er des Styxes
Düſtre Fluth? Läßt Proſerpine,
In Ermangelung des Charon,
Mich durch ihre Zofen holen?

Nein, ich bin noch nicht geſtorben
Und erloſchen — In der Seele
Glüht mir noch und jauchzt und lodert
Die lebend'ge Lebensflamme.

Dieſe Mädchen, die das Ruder
Luſtig ſchwingen und auch manchmal
Mit dem Waſſer, das herabträuft,
Mich beſpritzen, lachend, ſchäkernd —

Dieſe friſchen, drallen Dirnen
Sind fürwahr nicht geiſterhafte
Kammerkatzen aus der Hölle,
Nicht die Zofen Proſerpinens!

Daß ich ganz mich überzeuge
Ihrer Oberweltlichkeit,
Und der eignen Lebensfülle
Auch thatſächlich mich verſichre,

Drückt' ich haſtig meine Lippen
Auf die rothen Wangengrübchen,
Und ich machte den Vernunftſchluß:
Ja, ich küſſe, alſo leb' ich!

Angelangt an's Ufer, küßt' ich
Noch einmal die guten Mädchen;
Nur in dieſer Münze ließen
Sie das Fährgeld ſich bezahlen.

Caput XIV.

Aus dem ſonn'gen Goldgrund lachen
Violette Bergeshöhen,
Und am Abhang klebt ein Dörfchen,
Wie ein keckes Vogelneſt.

Als ich dort hinaufklomm, fand ich
Daß die Alten ausgeflogen
Und zurückgeblieben nur
Junge Brut, die noch nicht flügge.

Hübſche Bübchen, kleine Mädchen,
Faſt vermummt in ſcharlachrothen
Oder weißen wollnen Kappen;
Spielten Brautfahrt, auf dem Marktplatz.

Ließen ſich im Spiel nicht ſtören,
Und ich ſah, wie der verliebte
Mäuſeprinz pathetiſch kniete
Vor der Katzenkaiſerstochter.

Armer Prinz! Er wird vermählt
Mit der Schönen. Murriſch zankt ſie,
Und ſie beißt ihn, und ſie frißt ihn;
Todte Maus, das Spiel iſt aus.

Faſt den ganzen Tag verweilt' ich
Bei den Kindern, und wir ſchwatzten
Sehr vertraut. Sie wollten wiſſen,
Wer ich ſei und was ich triebe?

Lieben Freunde — ſprach ich — Deutſchland
Heißt das Land, wo ich geboren;
Bären giebt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.

Manchem zog ich dort das Fell
Ueber ſeine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich ſelber
Stark gezauſt von Bärentatzen.

Doch mit ſchlechtgeleckten Tölpeln
Täglich mich herumzubalgen
In der theuren Heimath, deſſen
Ward ich endlich überdrüſſig.

Und ich bin hierhergekommen
Beßres Waidwerk aufzuſuchen;
Meine Kraft will ich verſuchen
An dem großen Atta Troll.

Dieſer iſt ein edler Gegner,
Meiner würdig. Ach! in Deutſchland
Hab' ich manchen Kampf beſtanden,
Wo ich mich des Sieges ſchämte. — —

Als ich Abſchied nahm, da tanzten
Um mich her die kleinen Weſen
Eine Ronde und ſie ſangen:
Girofflino, Girofflette!

Keck und zierlich trat zuletzt
Vor mir hin die Allerjüngſte,
Knixte zweimal, dreimal, viermal,
Und ſie ſang mit feiner Stimme:

„Wenn der König mir begegnet,
Mach' ich ihm zwei Reverenzen,
Und begegnet mir die Kön'gin,
Mach' ich Reverenzen drei.

„Aber kommt mir gar der Teufel
In den Weg mit ſeinen Hörnern,
Knix' ich zweimal, dreimal, viermal —
Girofflino, Girofflette!“

Girofflino, Girofflette!
Wiederholt' das Chor, und neckend
Wirbelte um meine Beine
Sich der Ringeltanz und Singſang.

Während ich in's Thal hinabſtieg,
Scholl mir nach, verhallend lieblich,
Immerfort, wie Vogelzwitſchern:
Girofflino, Girofflette!

Caput XV.

Rieſenhafte Felſenblöcke,
Mißgeſtaltet und verzerrt,
Schau'n mich an gleich Ungethümen,
Die verſteinert, aus der Urzeit.

Seltſam! Graue Wolken ſchweben
Drüber hin, wie Doppelgänger;
Sind ein blödes Conterfey
Jener wilden Steinfiguren.

In der Ferne raſ't der Sturzbach,
Und der Wind heult in den Föhren;
Ein Geräuſch, das unerbittlich
Und fatal wie die Verzweiflung.

Schauerliche Einſamkeiten!
Schwarze Dohlenſchaaren ſitzen
Auf verwittert morſchen Tannen,
Flattern mit den lahmen Flügeln.

Neben mir geht der Laskaro,
Blaß und ſchweigſam, und ich ſelber
Mag wohl wie der Wahnſinn ausſehn,
Den der leid'ge Tod begleitet.

Eine häßlich wüſte Gegend.
Liegt darauf ein Fluch? Ich glaube
Blut zu ſehen an den Wurzeln
Jenes Baums, der ganz verkrüppelt.

Er beſchattet eine Hütte,
Die verſchämt ſich in der Erde
Halb verſteckt, wie furchtſam flehend
Schaut dich an das arme Strohdach.

Die Bewohner dieſer Hütte
Sind Cagoten, Ueberbleibſel
Eines Stamms, der tief im Dunkeln
Sein zertretnes Daſein friſtet.

In den Herzen der Baskeſen
Wurmelt heute noch der Abſcheu
Vor Cagoten. Düſtres Erbtheil
Aus der düſtern Glaubenszeit.

In dem Dome zu Bagnères
Lauſcht ein enges Gitterpförtchen;
Dieſes, ſagte mir der Küſter,
War die Thüre der Cagoten.

Streng verſagt war ihnen eh'mals
Jeder andre Kircheneingang,
Und ſie kamen wie verſtohlen
In das Gotteshaus geſchlichen.

Dort auf einem niedern Schemel
Saß der Cagot, einſam betend
Und geſondert, wie verpeſtet,
Von der übrigen Gemeinde. —

Aber die geweihten Kerzen
Des Jahrhunderts flackern luſtig,
Und das Licht verſcheucht die böſen
Mittelalterlichen Schatten! —

Steh'n blieb draußen der Laskaro,
Während ich in des Cagoten
Niedre Hütte trat. Ich reichte
Freundlich meine Hand dem Bruder.

Und ich küßte auch ſein Kind,
Das, am Buſen ſeines Weibes
Angeklammert, gierig ſaugte;
Einer kranken Spinne glich es.

Caput XVI.

Schauſt du dieſe Bergesgipfel
Aus der Fern', ſo ſtrahlen ſie,
Wie geſchmückt mit Gold und Purpur,
Fürſtlich ſtolz im Sonnenglanze.

Aber in der Nähe ſchwindet
Dieſe Pracht, und wie bei andern
Irdiſchen Erhabenheiten
Täuſchten dich die Lichteffekte.

Was dir Gold und Purpur dünkte,
Ach, das iſt nur eitel Schnee,
Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einſamkeit ſich langweilt.

Oben in der Nähe hört' ich
Wie der arme Schnee gekniſtert,
Und den fühllos kalten Winden
All' ſein weißes Elend klagte.

„O, wie langſam — ſeufzt' er — ſchleichen
In der Oede hier die Stunden!
Dieſe Stunden ohne Ende,
Wie gefror'ne Ewigkeiten!

„O, ich armer Schnee! O, wär' ich,
Statt auf dieſe Bergeshöhen,
Wär' ich doch in's Thal gefallen,
In das Thal, wo Blumen blühen!

„Hingeſchmolzen wär' ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönſtes Mädchen wüſche lächelnd
Ihr Geſicht mit meiner Welle.

„Ja, ich wär' vielleicht geſchwommen
Bis in's Meer, wo ich zur Perle
Werden könnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!“

Als ich dieſe Reden hörte,
Sprach ich: „Liebſter Schnee, ich zweiſle,
Daß im Thale ſolch' ein glänzend
Schickſal dich erwartet hätte.

„Tröſte dich. Nur wen'ge unten
Werden Perlen, und du fieleſt
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärſt du geworden!“

Während ich in ſolcher Weiſe
Mit dem Schnee Geſpräche führte,
Fiel ein Schuß, und aus den Lüften
Stürzt herab ein brauner Geyer.

Spaß'chen war's von dem Laskaro,
Jägerſpäßchen. Doch ſein Antlitz
Blieb wie immer ſtarr und ernſthaft.
Nur der Lauf der Flinte rauchte.

Eine Feder riß er ſchweigend
Aus dem Steiß des Vogels, ſteckte
Sie auf ſeinen ſpitzen Filzhut,
Und er ſchritt des Weges weiter.

Schier unheimlich war der Anblick,
Wie ſein Schatten mit der Feder
Auf dem weißen Schnee der Koppen,
Schwarz und lang, ſich hinbewegte.

Caput XVII.

Iſt ein Thal gleich einer Gaſſe,
Geiſterhohlweg iſt der Name;
Schroffe Felſen ragen ſchwindlicht
Hoch empor zu jeder Seite.

Dort, am ſchaurig ſteilſten Abhang,
Lugt in's Thal, wie eine Warte,
Der Uraka keckes Häuslein;
Dorthin folgt ich dem Laskaro.

Mit der Mutter hielt er Rath,
In geheimſter Zeichenſprache,
Wie der Atta Troll gelockt
Und getödtet werden könne.

Denn wir hatten ſeine Fährte
Gut erſpürt. Entrinnen konnt' er
Uns nicht mehr. Gezählt ſind deine
Lebenstage, Atta Troll!

Ob die Alte, die Uraka,
Wirklich eine ausgezeichnet
Große Hexe, wie die Leute
In den Pyrenä'n behaupten,

Will ich nimmermehr entſcheiden.
So viel weiß ich, daß ihr Aeuß'res
Sehr verdächtig. Sehr verdächtig
Triefen ihre rothen Augen.

Bös und ſchielend iſt der Blick;
Und es heißt, den armen Kühen,
Die ſie anblickt, trockne plötzlich
In der Euter alle Milch.

Man verſichert gar, ſie habe,
Streichelnd mit den dürren Händen,
Manches fette Schwein getödtet
Und ſogar die ſtärkſten Ochſen.

Solcherlei Verbrechens wurde
Sie zuweilen auch verklagt
Bei dem Friedensrichter. Aber
Dieſer war ein Voltairianer,

Ein modernes, flaches Weltkind,
Ohne Tiefſinn, ohne Glauben,
Und die Kläger wurden ſkeptiſch
Faſt verhöhnend, abgewieſen.

Offiziel treibt die Uraka
Ein Geſchäft, das ſehr honett;
Denn ſie handelt mit Bergkräutern
Und mit ausgeſtopften Vögeln.

Voll von ſolchen Naturalien
War die Hütte. Schrecklich rochen
Bilſenkraut und Kukuksblumen,
Piſſewurz und Todtenflieder.

Eine Collekzion von Geiern
War vortrefflich aufgeſtellt,
Mit den ausgeſtreckten Flügeln
Und den ungeheuren Schnäbeln.

War's der Duft der tollen Pflanzen,
Der betäubend mir zu Kopf ſtieg?
Wunderſam ward mir zu Muthe
Bei dem Anblick dieſer Vögel.

Sind vielleicht verwünſchte Menſchen,
Die durch Zauberkunſt in dieſem
Unglückſel'gen, ausgeſtopften
Vogelzuſtand ſich befinden.

Seh'n mich an ſo ſtarr und leidend,
Und zugleich ſo ungeduldig;
Manchmal ſcheinen ſie auch ſcheu
Nach der Hexe hinzuſchielen.

Dieſe aber, die Uraka,
Kauert neben ihrem Sohne,
Dem Laskaro, am Kamine.
Kochen Blei und gießen Kugeln.

Gießen jene Schickſalskugel,
Die den Atta Troll getödtet.
Wie die Flammen haſtig zuckten
Ueber das Geſicht der Hexe!

Sie bewegt die dünnen Lippen
Unaufhörlich, aber lautlos.
Murmelt ſie den Drudenſegen,
Daß der Kugelguß gedeihe?

Manchmal kichert ſie und nickt ſie
Ihrem Sohne. Aber dieſer
Fördert ſein Geſchäft ſo ernſthaft
Und ſo ſchweigſam wie der Tod. —

Schwül bedrückt von Schauerniſſen,
Ging ich, freie Luft zu ſchöpfen,
An das Fenſter, und ich ſchaute
Dort hinab in's weite Thal.

Was ich ſah zu jener Stunde —
Zwiſchen Mitternacht und Eins —
Werd' ich treu und hübſch berichten
In den folgenden Capiteln.

Caput XVIII.

Und es war die Zeit des Vollmonds,
In der Nacht vor Sankt Johannis,
Wo der Spuk der wilden Jagd
Umzieht durch den Geiſterhohlweg.

Aus dem Fenſter von Uraka's
Hexenneſt konnt' ich vortrefflich
Das Geſpenſterheer betrachten,
Wie es durch die Gaſſe hinzog.

Hatte einen guten Platz
Den Spektakel anzuſchauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabentſtiegner Todtenfreude.

Peitſchenknall, Hallo und Huſſa!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Wie das jauchzend wiederhallte!

Lief voraus, gleichſam als Vortrab,
Abentheuerliches Hochwild,
Hirſch' und Säue, rudelweis;
Hetzend hinterdrein die Meute.

Jäger aus verſchiednen Zonen
Und aus gar verſchiednen Zeiten;
Neben Nimrod von Aſſyrien
Ritt z. B. Carl X.

Hoch auf weißen Roſſen ſauſten
Sie dahin. Zu Fuße folgten
Die Piqueure mit der Koppel
Und die Pagen mit den Fackeln.

Mancher in dem wüſten Zuge
Schien mir wohlbekannt — der Ritter,
Der in goldner Rüſtung glänzte,
War es nicht der König Artus?

Und Herr Ogier, der Däne,
Trug er nicht den ſchillernd grünen
Ringenpanzer, daß er ausſah
Wie ein großer Wetterfroſch?

Auch der Helden des Gedankens
Sah ich manchen in dem Zuge.
Ich erkannte unſern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen —

Denn verdammt von Hengſtenberg,
Kann er nicht im Grabe ruhen,
Und mit heidniſchem Gelächter
Setzt er fort des Lebens Jagdluſt.

An des Mundes holdem Lächeln
Hab' ich auch erkannt den William,
Den die Puritaner gleichfalls
Einſt verflucht; auch dieſer Sünder

Muß das wilde Heer begleiten
Nachts auf einem ſchwarzen Rappen.
Neben ihm, auf einem Eſel,
Ritt ein Menſch — Und, heil'ger Himmel,

An der matten Betermiene,
An der frommen weißen Schlafmütz,
An der Seelenangſt, erkannt' ich
Unſern alten Freund Franz Horn!

Weil er einſt das Weltkind Shakſpear
Kommentirt, muß jetzt der Aermſte
Nach dem Tode mit ihm reiten
Im Tumult der wilden Jagd!

Ach, mein ſtiller Franz muß reiten,
Er, der kaum gewagt zu gehen,
Er, der nur im Theegeſchwätze
Und im Beten ſich bewegte!

Werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätſchelt ſeine Ruhe,
Sich entſetzen, wenn ſie hören,
Daß der Franz ein wilder Jäger!

Wenn es manchmal im Gallopp geht,
Schaut der große William ſpöttiſch
Auf den armen Commentator,
Der im Eſelstrab ihm nachfolgt,

Ganz ohnmächtig, feſt ſich krampend
An den Sattelknopf des Grauchens,
Doch im Tode, wie im Leben,
Seinem Autor treulich folgend.

Auch der Damen ſah ich viele
In dem tollen Geiſterzuge,
Ganz beſonders ſchöne Nymphen,
Schlanke, jugendliche Leiber.

Rittlings ſaßen ſie zu Pferde,
Mythologiſch ſplitternackt;
Doch die Haare fielen lockigt
Lang herab, wie goldne Mäntel.

Trugen Kränze auf den Häuptern,
Und mit keck zurückgebog'nen,
Uebermüth'gen Poſituren
Schwangen ſie belaubte Stäbe.

Neben ihnen ſah ich ein'ge
Zugeknöpfte Ritterfräulein,
Schräg auf Damenſätteln ſitzend,
Und den Falken auf der Fauſt.

Parodiſtiſch hinterdrein,
Auf Schindmähren, magern Kleppern,
Ritt ein Troß von komödiantiſch
Aufgeputzten Weibsperſonen,

Deren Antlitz reitzend lieblich,
Aber auch ein bischen frech.
Schrie'n, wie raſend, mit den vollen
Liederlich geſchminkten Backen.

Wie das jubelnd wiederhallte!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Peitſchenknall, Hallo und Huſſa!

Caput XIX.

Aber als der Schönheit Kleeblatt
Ragten in des Zuges Mitten
Drei Geſtalten — Nie vergeß' ich
Dieſe holden Frauenbilder.

Leicht erkennbar war die Eine
An dem Halbmond auf dem Haupte;
Stolz wie eine reine Bildſäul',
Ritt einher die große Göttin.

Hochgeſchürzte Tunika,
Bruſt und Hüfte halb bedeckend.
Fackellicht und Mondſchein ſpielten
Lüſtern um die weißen Glieder.

Auch das Antlitz weiß wie Marmor,
Und wie Marmor kalt. Entſetzlich
War die Starrheit und die Bläſſe
Dieſer ſtrengen edlen Züge.

Doch in ihrem ſchwarzen Auge
Loderte ein grauenhaftes
Und unheimlich ſüßes Feuer,
Seelenblendend und verzehrend.

Wie verändert iſt Diana,
Die, im Uebermuth der Keuſchheit,
Einſt den Akteon verhirſchte
Und den Hunden preisgegeben!

Büßt ſie jetzt für dieſe Sünde
In galanteſter Geſellſchaft?
Wie ein ſpukend armes Weltkind
Fährt ſie nächtlich durch die Lüfte.

Spät zwar, aber deſto ſtärker
Iſt erwacht in ihr die Wolluſt,
Und es brennt in ihren Augen
Wie ein wahrer Höllenbrand.

Die verlorne Zeit bereut ſie,
Wo die Männer ſchöner waren,
Und die Quantität erſetzt ihr
Jetzt vielleicht die Qualität.

Neben ihr ritt eine Schöne,
Deren Züge nicht ſo griechiſch
Streng gemeſſen, doch ſie ſtrahlten
Von des Celtenſtammes Anmuth.

Dieſes war die Fee Abunde,
Die ich leicht erkennen konnte
An der Süße ihres Lächelns
Und am herzlich tollen Lachen!

Ein Geſicht, geſund und roſig,
Wie gemalt von Meiſter Greuze,
Mund in Herzform, ſtets geöffnet,
Und entzückend weiße Zähne.

Trug ein flatternd blaues Nachtkleid;
Das der Wind zu lüften ſuchte —
Selbſt in meinen beſten Träumen
Sah ich nimmer ſolche Schultern!

Wenig fehlte und ich ſprang
Aus dem Fenſter, ſie zu küſſen!
Dieſes wär' mir ſchlecht bekommen,
Denn den Hals hätt' ich gebrochen.

Ach! ſie hätte nur gelacht,
Wenn ich unten in dem Abgrund
Blutend fiel zu ihren Füßen —
Ach! ich kenne ſolches Lachen!

Und das dritte Frauenbild,
Das dein Herz ſo tief bewegte,
War es eine Teufelinne
Wie die andern zwo Geſtalten?

Ob's ein Teufel oder Engel,
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem gluthenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,
Auch die Kleider mahnten koſtbar
An Schehezeradens Mährchen.

Sanfte Lippen, wie Grenaten,
Ein gebognes Liljennäschen,
Und die Glieder ſchlank und kühlig
Wie die Palme der Oaſe.

Lehnte hoch auf weißem Zelter,
Deſſen Goldzaum von zwey Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß
An der Fürſtin Seite trabten.

Wirklich eine Fürſtin war ſie,
War Judäas Königinn,
Des Herodes ſchönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrt hat.

Dieſer Blutſchuld halber ward ſie
Auch vermaledeit; als Nachtſpuk
Muß ſie bis zum jüngſten Tage
Reiten mit der wilden Jagd.

In den Händen trägt ſie immer
Jene Schüſſel mit dem Haupte
Des Johannes, und ſie küßt es;
Ja, ſie küßt das Haupt mit Inbrunſt.

Denn ſie liebte einſt Johannem —
In der Bibel ſteht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär ja unerklärlich
Das Geluſte jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Mann's, den ſie nicht liebt?

War vielleicht ein bischen böſe
Auf den Liebſten, ließ ihn kopfen;
Aber als ſie auf der Schuſſel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte ſie und ward verruckt,
Und ſie ſtarb in Liebeswahnſinn.
(Liebeswahnſinn! Pleonasmus!
Liebe iſt ja ſchon ein Wahnſinn!)

Nächtlich auferſtehend trägt ſie,
Wie geſagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert ſie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindiſch lachend,
Und ſie fängt es ſehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als ſie mir vorüberritt,
Schaute ſie mich an und nickte
So kokett zugleich und ſchmachtend,
Daß mein tiefſtes Herz erbebte.

Dreimal auf und niederwogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Geſpenſt.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,
Loderte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — (denn Federbetten
Gab's nicht in Urakas Hütte) —

Und ich ſann: was mag bedeuten
Das geheimnißvolle Nicken?
Warum haſt du mich ſo zärtlich
Angeſehn, Herodias?

Caput XX.

Sonnenaufgang. Goldne Pfeile
Schießen nach den weißen Nebeln
Die ſich röthen, wie verwundet,
Und in Glanz und Licht zerrinnen.

Endlich iſt der Sieg erfochten,
Und der Tag, der Triumphator,
Tritt, in ſtrahlend voller Glorie,
Auf den Nacken des Gebirges.

Der Gevögel laute Sippſchaft
Zwitſchert in verborgnen Neſtern,
Und ein Kräuterduft erhebt ſich,
Wie'n Concert von Wohlgerüchen. —

In der erſten Morgenfrühe
Waren wir in's Thal geſtiegen,
Und derweilen der Laskaro
Seines Bären Spur verfolgte,

Suchte ich die Zeit zu tödten
Mit Gedanken. Doch das Denken
Machte mich am Ende müde
Und ſogar ein bischen traurig.

Endlich müd' und traurig ſank ich
Nieder auf die weiche Moosbank,
Unter jener großen Eiche,
Wo die kleine Quelle floß,

Die mit wunderlichem Plätſchern
Alſo wunderlich bethörte
Mein Gemüth, daß die Gedanken
Und das Denken mir vergingen.

Es ergriff mich wilde Sehnſucht
Wie nach Traum und Tod und Wahnſinn,
Und nach jenen Reiterinnen,
Die ich ſah im Geiſterheerzug.

O, Ihr holden Nachtgeſichte,
Die das Morgenroth verſcheuchte,
Sagt, wohin ſeid Ihr entflohen?
Sagt, wo hauſet Ihr am Tage?

Unter alten Tempeltrümmern,
Irgendwo in der Romagna,
(Alſo heißt es) birgt Diana
Sich vor Chriſti Tagesherrſchaft.

Nur in mitternacht'gem Dunkel
Wagt ſie es hervorzutreten,
Und ſie freut ſich dann des Waidwerks
Mit den heidniſchen Geſpielen.

Auch die ſchöne Fee Abunde
Fürchtet ſich vor Nazarenern,
Und den Tag hindurch verweilt ſie
In dem ſichern Avalun.

Dieſes Eiland liegt verborgen
Ferne, in dem ſtillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelroſſes Flügeln.

Niemals ankert dort die Sorge,
Niemals landet dort ein Dampfſchiff
Mit neugierigen Philiſtern,
Tabackspfeifen in den Mäulern.

Niemals dringt dorthin das blöde
Dumpflangweil'ge Glockenläuten,
Jene trüben Bumm-Bamm-Klänge,
Die den Feen ſo verhaßt.

Dort in ungeſtörtem Frohſinn,
Und in ew'ger Jugend blühend,
Reſidirt die heitre Dame,
Unſre blonde Frau Abunde.

Lachend geht ſie dort ſpatzieren
Unter hohen Sonnenblumen,
Mit dem koſenden Gefolge
Weltentrückter Paladine.

Aber du, Herodias,
Sag, wo biſt du? — Ach, ich weiß es
Du biſt todt und liegſt begraben
Bei der Stadt Jeruſcholayim!

Starren Leichenſchlaf am Tage
Schläfſt du in dem Marmorſarge;
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitſchenknall, Hallo und Huſſa!

Und du folgſt dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenoſſen,
Denen Kreuz und Qual verhaßt iſt!

Welche köſtliche Geſellſchaft!
Könnt' ich nächtlich mit Euch jagen,
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt ich ſtets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meiſten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du todte Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und ſei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und ſei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Sammt der Schüſſel, und genieße
Schmackhaft beſſere Gerichte.

Bin ſo recht der rechte Ritter,
Den du brauchſt — Mich kümmert's wenig
Daß du todt und gar verdammt biſt —
Habe keine Vorurtheile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seeligkeit, und ob ich ſelber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalièr-ſervente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir koſen und wir lachen
Ueber meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Luſt und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.

Ja, am Tage ſitz' ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgruſte,
Auf dem Grabe der Geliebten,
Bei der Stadt Jeruſcholayim.

Alte Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruſcholayim.

Caput XXI.

Argonauten ohne Schiff,
Die zu Fuß geh'n im Gebirge,
Und anſtatt des goldnen Vließes
Nur ein Bärenfell erzielen —

Ach! wir ſind nur arme Teufel,
Helden von modernem Zuſchnitt,
Und kein klaſſiſcher Poet
Wird uns im Geſang verew'gen!

Und wir haben doch erlitten
Große Nöthen! Welcher Regen
Ueberfiel uns auf der Koppe,
Wo kein Baum und kein Fiaker!

Wolkenbruch! (Das Bruchband platzte.)
Kübelweis ſtürzt' es herunter!
Jaſon ward gewiß auf Kolchis
Nicht durchnäßt von ſolchem Sturzbad.

„Einen Regenſchirm! Ich gebe
Sechs und dreißig Könige
Jetzt für einen Regenſchirm!“
Rief ich, und das Waſſer troff.

Sterbensmüde, ſehr verdrießlich,
Wie begoſſ'ne Pudel, kamen
Wir in ſpäter Nacht zurück
Nach der hohen Hexenhütte.

Dort am lichten Feuerheerde
Saß Uraka und ſie kämmte
Ihren großen, dicken Mops.
Dieſem gab ſie ſchnell den Laufpaß,

Um mit uns ſich zu beſchäft'gen.
Sie bereitete mein Lager,
Löſte mir die Espardillen,
Dieſes unbequeme Fußzeug,

Half mir beim Entkleiden, zog mir
Auch die Hoſen aus; ſie klebten
Mir am Beine, eng und treu,
Wie die Freundſchaft eines Tölpels.

„Einen Schlafrock! Sechs und dreißig
Könige für einen trocknen
Schlafrock!“ rief ich, und es dampfte
Mir das naſſe Hemd am Leibe.

Fröſtelnd, zähneklappernd ſtand ich
Eine Weile an dem Heerde.
Wie betäubt vom Feuer ſank ich
Endlich nieder auf die Streu.

Konnt' nicht ſchlafen. Blinzelnd ſchaut' ich
Nach der Hex', die am Kamin ſaß
Und den Oberleib des Sohnes,
Den ſie ebenfalls entkleidet,

Auf dem Schooß hielt. Ihr zur Seite,
Aufrecht, ſtand der dicke Mops,
Und in ſeinen Vorderpfoten
Hielt er ſehr geſchickt ein Töpfchen.

Aus dem Töpfchen nahm Uraka
Rothes Fett, beſtrich damit
Ihres Sohnes Bruſt und Rippen,
Rieb ſie haſtig, zitternd haſtig.

Und derweil ſie rieb und ſalbte,
Summte ſie ein Wiegenliedchen,
Näſelnd fein; dazwiſchen ſeltſam
Kniſterten des Heerdes Flammen.

Wie ein Leichnam, gelb und knöchern,
Lag der Sohn im Schooß' der Mutter;
Todestraurig, weit geöffnet
Starren ſeine bleichen Augen.

Iſt er wirklich ein Verſtorb'ner,
Dem die Mutterliebe nächtlich
Mit der ſtärkſten Hexenſalbe
Ein verzaubert Leben einreibt? —

Wunderlicher Fieberhalbſchlaf!
Wo die Glieder bleiern müde
Wie gebunden, und die Sinne
Ueberreizt und gräßlich wach!

Wie der Kräuterduft im Zimmer
Mich gepeinigt! Schmerzlich grübelnd
Sann ich nach, wo ich dergleichen
Schon gerochen? Sann vergebens.

Wie der Windzug im Kamine
Mich geängſtigt! Klang wie Aechzen
Von getrocknet armen Seelen —
Schienen wohlbekannte Stimmen.

Doch zumeiſt ward ich gequält
Von den ausgeſtopften Vögeln,
Die, auf einem Bret, zu Häupten
Neben meinem Lager ſtanden.

Langſam ſchauerlich bewegten
Sie die Flügel, und ſie beugten
Sich zu mir herab, mit langen
Schnäbeln, die wie Menſchennaſen.

Ach! wo hab' ich ſolche Naſen
Schon geſehn? War es zu Hamburg
Oder Frankfurt, in der Gaſſe?
Qualvoll dämmernd die Erinn'rung!

Endlich übermannte gänzlich
Mich der Schlaf, und an die Stelle
Wachender Phantasmen trat
Ein geſunder, feſter Traum.

Und mir träumte, daß die Hütte
Plötzlich ward zu einem Ballſaal,
Der von Säulen hochgetragen
Und erhellt von Girandolen.

Unſichtbare Muſikanten
Spielten aus Robert-le-Diable
Die verruchten Nonnentänze;
Ging dort ganz allein ſpatzieren.

Endlich aber öffnen ſich
Weit die Pforten, und es kommen,
Langſam feierlichen Schrittes,
Gar verwunderliche Gäſte.

Lauter Bären und Geſpenſter!
Aufrecht wandelnd, führt ein jeder
Von den Bären ein Geſpenſt,
Das vermummt im weißen Grabtuch.

Solcherweis gepaart, begannen
Sie zu walzen, auf und nieder,
Durch den Saal. Kurioſer Anblick!
Zum Erſchrecken und zum Lachen!

Denn den plumpen Bären ward es
Herzlich ſauer Schritt zu halten.
Mit den weißen Luftgebilden,
Die ſich wirbelnd leicht bewegten.

Unerbittlich fortgeriſſen
Wurden jene armen Beſtien,
Und ihr Schnaufen überdröhnte
Faſt den Brummbaß des Orcheſters.

Manchmal walzten ſich die Paare
Auf den Leib, und dem Geſpenſte,
Das ihn anſtieß, gab der Bär
Ein'ge Tritte in den Hintern.

Manchmal auch, im Tanzgetummel,
Riß der Bär das Leichenlaken
Von dem Haupt des Tanzgenoſſen;
Kam ein Todtenkopf zum Vorſchein.

Endlich aber jauchzten ſchmetternd
Die Trompeten und die Zimbeln,
Und es donnerten die Pauken,
Und es kam die Gallopade.

Dieſe träumt' ich nicht zu Ende —
Denn ein ungeſchlachter Bär
Trat mir auf die Hühneraugen,
Daß ich aufſchrie und erwachte.

Caput XXII.

Phöbus, in der Sonnendroſchke,
Peitſchte ſeine Flammenroſſe,
Und er hatte ſchon zur Hälfte
Seine Himmelsfahrt vollendet —

Während ich im Schlafe lag
Und von Bären und Geſpenſtern,
Die ſich wunderlich umſchlangen,
Tolle Arabesken! träumte.

Mittag war's, als ich erwachte,
Und ich fand mich ganz allein.
Meine Wirthin und Laskaro
Gingen auf die Jagd ſchon frühe.

In der Hütte blieb zurück
Nur der Mops. Am Feuerheerde
Stand er aufrecht vor dem Keſſel,
In den Pfoten einen Löffel.

Schien vortrefflich abgerichtet,
Wenn die Suppe überkochte,
Schnell darin herumzurühren
Und die Blaſen abzuſchäumen.

Aber bin ich ſelbſt behext?
Oder lodert mir im Kopfe
Noch das Fieber? Meinen Ohren
Glaub' ich kaum — es ſpricht der Mops!

Ja, er ſpricht, und zwar gemüthlich
Schwäbiſch iſt die Mundart; träumend,
Wie verloren in Gedanken,
Spricht er folgendergeſtalt:

„O, ich armer Schwabendichter!
In der Fremde muß ich traurig
Als verwünſchter Mops verſchmachten,
Und den Hexenkeſſel hüten!

„Welch ein ſchändliches Verbrechen
Iſt die Zauberei! Wie tragiſch
Iſt mein Schickſal: menſchlich fühlen
In der Hülle eines Hundes!

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei den trauten Schulgenoſſen!
Das ſind keine Hexenmeiſter,
Sie bezaubern keinen Menſchen.

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei Carl Mayer, bei den ſüßen
Gelbveiglein des Vaterlandes,
Bei den frommen Metzelſuppen!

„Heute ſterb' ich faſt vor Heimweh —
Sehen möcht' ich nur den Rauch,
Der emporſteigt aus dem Schornſtein,
Wenn man Nudeln kocht in Stukkert!"

Als ich dies vernahm, ergriff mich
Tiefe Rührung; von dem Lager
Sprang ich auf, an das Kamin
Setzt' ich mich, und ſprach mitleidig:

„Edler Sänger, wie gerietheſt
Du in dieſe Hexenhütte?
Und warum hat man ſo grauſam
Dich in einen Hund verwandelt?"

Jener aber rief mit Freude:
„Alſo ſind Sie kein Franzoſe?
Sind ein Deutſcher und verſtanden
Meinen ſtillen Monolog?

„Ach, Herr Landsmann, welch ein Unglück,
Daß der Legazionsrath Kölle,
Wenn wir bei Tabak und Bier
In der Kneipe diskurirten,

„Immer auf den Satz zurückkam,
Man erwürbe nur durch Reiſen
Jene Bildung, die er ſelber
Aus der Fremde mitgebracht!

„Um mir nun die rohe Kruſte
Von den Beinen abzulaufen,
Und wie Kölle mir die feinern
Weltmannsſitten anzuſchleifen:

„Nahm ich Abſchied von der Heimath,
Und auf meiner Bildungsreiſe
Kam ich nach den Pyrenäen,
Nach der Hütte der Uraka.

„Bracht' ihr ein Empfehlungsſchreiben
Vom Juſtinus Kerner; dachte
Nicht daran, daß dieſer Freund
In Verbindung ſteht mit Hexen.

„Freundlich nahm mich auf Uraka,
Doch es wuchs, zu meinem Schrecken,
Dieſe Freundlichkeit, ausartend
Endlich gar in Sinnenbrunſt.

„Ja, es flackerte die Unzucht
Scheußlich auf im welken Buſen
Dieſer laſterhaften Vettel,
Und ſie wollte mich verführen.

„Doch ich flehte: ach, entſchuld'gen
Sie, Madam'! bin kein frivoler
Goetheaner, ich gehöre
Zu der Dichterſchule Schwabens.

„Sittlichkeit iſt unſre Muſe,
Und ſie trägt vom dickſten Leder
Unterhoſen — ach! vergreifen
Sie ſich nicht an meiner Tugend!

„Andre Dichter haben Geiſt,
Andre Phantaſie, und andre
Leidenſchaft, jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter.

„Das iſt unſer einz'ges Gut!
Rauben Sie mir nicht den ſittlich
Religiöſen Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!

„Alſo ſprach ich, doch ironiſch
Lächelte das Weib, und lächelnd
Nahm ſie eine Miſtelgerte
Und berührt' damit mein Haupt.

„Ich empfand alsbald ein kaltes
Mißgefühl, als überzöge
Eine Gänſehaut die Glieder.
Doch die Haut von einer Gans

„War es nicht, es war vielmehr
Eines Hundes Fell — ſeit jener
Unheilſtund' bin ich verwandelt,
Wie Sie ſehn, in einen Mops!"

Armer Schelm! Vor lauter Schluchzen
Konnte er nicht weiter ſprechen,
Und er weinte ſo beträglich,
Daß er faſt zerfloß in Thränen.

„Hören Sie," ſprach ich mit Wehmuth,
„Kann ich etwa von dem Hundsfell
Sie befrein, und Sie der Dichtkunſt
Und der Menſchheit wiedergeben?"

Jener aber hub wie troſtlos
Und verzweiflungsvoll die Pfoten
In die Höhe, und mit Seufzen
Und mit Stöhnen ſprach er endlich:

„Bis zum jüngſten Tage bleib' ich
Eingekerkert in der Mopshaut,
Wenn nicht einer Jungfrau Großmuth
Mich erlöſt aus der Verwünſchung.

„Ja, nur eine reine Jungfrau,
Die noch keinen Mann berührt hat,
Und die folgende Bedingung
Treu erfüllt, kann mich erlöſen:

„Dieſe reine Jungfrau muß
In der Nacht von Sankt-Silveſter
Die Gedichte Guſtav Pfizer's
Leſen — ohne einzuſchlafen!

„Blieb ſie wach bei der Lektüre,
Schloß ſie nicht die keuſchen Augen —
Dann bin ich entzaubert, menſchlich
Athm' ich auf, ich bin entmopſt!"

„Ach, in dieſem Falle" — ſprach ich —
„Kann ich ſelbſt nicht unternehmen
Das Erlöſungswerk; denn erſtens
Bin ich keine reine Jungfrau,

„Und im Stande wär' ich zweitens
Noch viel wen'ger, die Gedichte
Guſtav Pfizer's je zu leſen,
Ohne dabei einzuſchlafen."

Caput XXIII.

Aus dem Spuk der Hexenwirthſchaft
Steigen wir in's Thal herunter;
Unſre Füße faſſen wieder
Boden in dem Poſitiven.

Fort, Geſpenſter! Nachtgeſichte!
Luftgebilde! Fieberträume!
Wir beſchäft'gen uns vernünftig
Wieder mit dem Atta Troll.

In der Höhle, bei den Jungen
Liegt der Alte, und er ſchläft,
Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf.

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt ſich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim ſucht;
Auch ſcandirt er an den Tatzen.

Gleichfalls an des Vaters Seite,
Liegen träumend auf dem Rücken,
Unſchuldrein, vierfüß'ge Liljen,
Atta Troll's geliebte Töchter.

Welche zärtliche Gedanken
Schmachten in der Blüthenſeele
Dieſer weißen Bärenjungfrau'n?
Thränenfeucht ſind ihre Blicke.

Ganz beſonders ſcheint die Jüngſte
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt ſie ſchon ein ſel'ges Jucken,
Ahndet ſie die Macht Cupido's.

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Iſt ihr durch den Pelz gedrungen,
Als ſie Ihn erblickt — O Himmel,
Den ſie liebt, der iſt ein Menſch!

Iſt ein Menſch und heißt Schnapphahnski.
Auf der großen Retirade
Kam er ihr vorbeigelaufen
Eines Morgens im Gebirge.

Heldenunglück rührt die Weiber,
Und im Antlitz unſres Helden
Lag, wie immer, der Finanznoth
Blaſſe Wehmuth, düſtre Sorge.

Seine ganze Kriegeskaſſe,
Zwei und zwanzig Silbergroſchen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Espartero's.

Nicht einmal die Uhr gerettet!
Blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbſtück,
Koſtbar und von ächtem Silber.

Und er lief mit langen Beinen.
Aber, unbewußt, im Laufen,
Hat er Beſſeres gewonnen
Als die beſte Schlacht — ein Herz!

Ja, ſie liebt ihn, ihn, den Erbfeind!
O, der unglückſel'gen Bärin!
Wüßt' der Vater das Geheimniß
Ganz entſetzlich würd' er brummen.

Gleich dem alten Odoardo,
Der mit Bürgerſtolz erdolchte
Die Emilia Galotti,
Würde auch der Atta Troll

Seine Tochter lieber tödten,
Tödten mit den eignen Tatzen,
Als erlauben, daß ſie ſänke
In die Arme eines Prinzen!

Doch in dieſem Augenblicke
Iſt er weich geſtimmt, hat keine
Luſt zu brechen eine Roſe
Eh' der Sturmwind ſie entblättert.

Weich geſtimmt, liegt Atta Troll
In der Höhle bei den Seinen.
Ihn beſchleicht, wie Todesahnung,
Trübe Sehnſucht nach dem Jenſeits!

„Kinder!“ — ſeufzt er und es triefen
Plötzlich ſeine großen Augen —
„Kinder! meine Erdenwallfahrt
Iſt vollbracht, wir müſſen ſcheiden

„Heute Mittag kam im Schlafe
Mir ein Traum, der ſehr bedeutſam.
Mein Gemüth genoß das ſüße
Vorgefühl des bald'gen Sterbens.

„Bin fürwahr nicht abergläubiſch,
Bin kein Faſelbär — doch giebt es
Dinge zwiſchen Erd' und Himmel,
Die dem Denker unerklärlich.

„Ueber Welt und Schickſal grübelnd,
War ich gähnend eingeſchlafen,
Als mir träumte, daß ich läge
Unter einem großen Baume.

„Aus den Aeſten dieſes Baumes
Troff herunter weißer Honig,
Glitt mir juſt in's offene Maul,
Und ich fühlte ſüße Wonne.

„Selig blinzelnd in die Höhe,
Sah' ich in des Baumes Wipfel
Etwa ſieben kleine Bärchen,
Die dort auf und nieder rutſchten.

„Zarte, zierliche Geſchöpfe,
Deren Pelz von roſenrother
Farbe war und an den Schultern
Seidig flockte wie zwey Flüglein.

Ja, wie ſeidne Flüglein hatten
Dieſe roſenrothen Bärchen,
Und mit überirdiſch feinen
Flötenſtimmen ſangen ſie!

„Wie ſie ſangen, wurde eiskalt
Meine Haut, doch aus der Haut fuhr
Mir die Seel', gleich einer Flamme;
Strahlend ſtieg ſie in den Himmel.“

Alſo ſprach mit bebend weichem
Grunzton Atta Troll. Er ſchwieg
Eine Weile, wehmuthsvoll —
Aber ſeine Ohren plötzlich

Spitzten ſich und zuckten ſeltſam,
Und empor vom Lager ſprang er,
Freudezitternd, freudebrüllend:
„Kinder, hört Ihr dieſe Laute?

„Iſt das nicht die ſüße Stimme
Eurer Mutter? O, ich kenne
Das Gebrumme meiner Mumma!
Mumma! meine ſchwarze Mumma!“

Atta Troll, mit dieſen Worten
Stürzte wie'n Verrückter fort
Aus der Höhle, in's Verderben!
Ach! er ſtürzte in ſein Unglück!

Caput XXIV.

In dem Thal von Ronceval,
Auf demſelben Platz, wo weiland
Des Caroli Magni Neffe
Seine Seele ausgeröchelt,

Dorten fiel auch Atta Troll,
Fiel durch Hinterhalt, wie jener,
Den der ritterliche Judas,
Ganelon von Mainz, verrathen.

Ach! das Edelſte im Bären,
Das Gefühl der Gattenliebe,
Ward ein Fallſtrick, den Uraka
Liſtig zu benutzen wußte.

Das Gebrumm der ſchwarzen Mumma
Hat ſie nachgeäfft ſo täuſchend,
Daß der Atta Troll gelockt ward
Aus der ſichern Bärenhöhle —

Wie auf Sehnſuchtsflügeln lief er
Durch das Thal, ſtand zärtlich ſchnopernd
Manchmal ſtill vor einem Felſen,
Glaubt, die Mumma ſei verſteckt dort —

Ach! verſteckt war dort Laskaro
Mit der Flinte; dieſer ſchoß ihn
Mitten durch das frohe Herz —
Quoll hervor ein rother Blutſtrom.

Mit dem Kopfe wackelt' er
Ein'gemal, doch endlich ſtürzt er
Stöhnend nieder, zuckte gräßlich —
„Mumma!" war ſein letzter Seufzer.

Alſo fiel der edle Held.
Alſo ſtarb er. Doch unſterblich
Nach dem Tode auferſtehn
Wird er in dem Lied des Dichters.

Auferſtehn wird er im Liede,
Und ſein Ruhm wird koloſſal
Auf vierfüßigen Trochäen
Ueber dieſe Erde ſtelzen.

Der * * * * * * ſetzt ihm
In Walhalla einſt ein Denkmal
Und darauf, im * * * * * *
Lapidarſtyl, auch die Inſchrift:

„Atta Troll, Tendenzbär; ſittlich
„Religiös; als Gatte brünſtig;
„Durch Verführtſeyn von dem Zeitgeiſt,
„Waldurſprünglich Sansküllotte;

„Sehr ſchlecht tanzend, doch Geſinnung
„Tragend in der zott'gen Hochbruſt;
„Manchmal auch geſtunken habend;
„Kein Talent, doch ein Charakter!

Caput XXV.

Drei und dreißig alte Weiber,
Auf dem Haupt die ſcharlachrothe
Altbaskeſiſche Kapuze,
Standen an des Dorfes Eingang.

Eine drunter, wie Debora,
Schlug das Tamburin und tanzte,
Und ſie ſang dabei ein Loblied
Auf Laskaro Bärentödter.

Vier gewalt'ge Männer trugen
Im Triumph den todten Bären;
Aufrecht ſaß er in dem Seſſel,
Wie ein kranker Badegaſt.

Hinterdrein, wie Anverwandte
Des Verſtorb'nen, ging Laskaro
Mit Uraka; dieſe grüßte
Rechts und links, doch ſehr verlegen.

Der Adjunkt des Maires hielt
Eine Rede vor dem Rathhaus,
Als der Zug dorthin gelangte,
Und er ſprach von vielen Dingen –

Wie z. B. von dem Aufſchwung
Der Marine, von der Preſſe,
Von der Runkelrübenfrage,
Von der Hyder der Parteiſucht.

Die Verdienſte Ludwig Philipps
Reichlich auseinanderſetzend,
Ging er über zu dem Bären
Und der Großthat des Laskaro.

„Du Laſkaro!“ — rief der Redner,
Und er wiſchte ſich den Schweiß ab
Mit der trikoloren Schärpe —
„Du Laſkaro! du Laſkaro!

„Der du Frankreich und Hiſpanien
Von dem Atta Troll befreit haſt,
Du biſt beider Länder Held,
Pyrenäen-Lafayette!“

Als Laſkaro ſolchermaßen
Offiziell ſich rühmen hörte,
Lachte er vergnügt im Barte
Und erröthete vor Freude,

Und in abgebrochenen Lauten,
Die ſich ſeltſam überſtürzten,
Hat er ſeinen Dank geſtottert
Für die große, große Ehre!

Mit Verwund'rung blickte jeder
Auf das unerhörte Schauſpiel,
Und geheimnißvoll und ängſtlich
Murmelten die alten Weiber:

Der Laskaro hat gelacht!
Der Laskaro hat erröthet!
Der Laskaro hat geſprochen!
Er, der todte Sohn der Hexe! —

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward verſteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürſchner ſie erſtanden.

Wunderſchön ſtaffierte dieſer,
Und verbrämte ſie mit Scharlach,
Und verhandelte ſie weiter
Für das Doppelte des Preiſes

Erſt aus dritter Hand bekam ſie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt ſie vor dem Bett als Fußdeck.

O, wie oft, mit bloßen Füßen,
Stand ich Nachts auf dieſer irdiſch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll!

Und von Wehmuth tief ergriffen,
Dacht ich dann an Schiller's Worte:
Was im Lied ſoll ewig leben,
Muß im Leben untergehn!

Caput XXVI.

Und die Mumma? Ach, die Mumma
Iſt ein Weib! Gebrechlichkeit
Iſt ihr Name! Ach, die Weiber
Sind wie Porzellan gebrechlich.

Als des Schickſals Hand ſie trennte
Von dem glorreich edlen Gatten,
Starb ſie nicht des Kummertodes,
Ging ſie nicht in Trübſinn unter —

Nein, im Gegentheil, ſie ſetzte
Luſtig fort ihr Leben, tanzte
Nach wie vor, beim Publiko
Buhlend um den Tagesbeifall!

Eine feſte Stellung, eine
Lebenslängliche Verſorgung,
Hat ſie endlich zu Paris
Im Jardin-des-Plantes gefunden.

Als ich dorten vor'gen Sonntag
Mich erging mit Julietten,
Und ihr die Natur erklärte,
Die Gewächſe und die Beſtien,

Die Giraffe und die Ceder
Von dem Libanon, das große
Dromedar, die Goldfaſanen,
Auch das Zebra — im Geſpräche

Blieben wir am Ende ſtehen
An der Brüſtung jener Grube,
Wo die Bären reſidiren —
Heil'ger Herr, was ſahn wir dort!

Ein gewalt'ger Wüſtenbär
Aus Sibirien, ſchneeweißhaarigt,
Spielte dort ein überzartes
Liebesſpiel mit einer Bärin.

Dieſe aber war die Mumma!
War die Gattin Atta Troll's!
Ich erkannte ſie am zärtlich
Feuchten Glanze ihres Auges.

Ja, ſie war es! Sie, des Südens
Schwarze Tochter! Sie, die Mumma,
Lebt mit einem Ruſſen jetzt,
Einem nordiſchen Barbaren!

Schmunzelnd ſprach zu mir ein Neger,
Der zu uns herangetreten:
„Giebt es wohl ein ſchön'res Schauſpiel
Als zwei Liebende zu ſehen?“

Ich entgegnete: Mit wem
Hab' ich hier die Ehr' zu ſprechen?
Jener aber rief verwundert:
„Kennen Sie mich gar nicht wieder?

„Ich bin ja der Mohrenfürſt,
Der bei Freiligrath getrommelt.
Damals ging's mir ſchlecht, in Deutſchland
Fand ich mich ſehr iſolirt.

„Aber hier, wo ich als Wärter
Angeſtellt, wo ich die Pflanzen
Meines Tropenvaterlandes
Und auch Löw' und Tiger finde:

„Hier iſt mir gemüthlich wohler
Als bei Euch auf deutſchen Meſſen,
Wo ich täglich trommeln mußte
Und ſo ſchlecht gefüttert wurde!

„Hab' mich jüngſt vermählt mit einer
Blonden Köchin aus dem Elſaß.
Ganz und gar in ihren Armen,
Wird mir heimathlich zu Muthe!

„Ihre Füße mahnen mich
An die holden Elephanten.
Wenn ſie ſpricht franzöſiſch, klingt mir's
Wie die ſchwarze Mutterſprache.

„Manchmal keift ſie, und ich denke
An das Raſſeln jener Trommel,
Die mit Schädeln war behangen;
Schlang' und Leu entflohn davor.

„Doch im Mondſchein, ſehr empfindſam
Weint ſie wie ein Krokodil,
Das aus lauem Strom hervorblickt,
Um die Kühle zu genießen.

„Und ſie giebt mir gute Biſſen!
Ich gedeih'! Mit meinem alten,
Afrikaniſchem App'tit,
Wie am Niger, freſſ' ich wieder!

„Hab' mir ſchon ein rundes Bäuchlein
Angemäſtet. Aus dem Hemde
Schaut's hervor, wie'n ſchwarzer Mond,
Der aus weißen Wolken tritt.“

Caput XXVII.

(An Auguſt Varnhagen von Enſe.)

Wo des Himmels, Meiſter Ludwig,
Habt Ihr all' das tolle Zeug
Aufgegabelt? Dieſe Worte
Rief der Kardinal von Eſte,

Als er das Gedicht geleſen
Von des Roland's Raſereien,
Das Arioſto unterthänig
Seiner Eminenz gewidmet.

Ja, Varnhagen, alter Freund,
Ja, ich ſeh' um deine Lippen
Faſt dieſelben Worte ſchweben,
Mit demſelben feinen Lächeln.

Manchmal lachſt du gar im Leſen!
Doch mitunter mag ſich ernſthaft
Deine hohe Stirne furchen,
Und Erinn'rung überſchleicht dich: —

„Klang das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamiſſo
Und Brentano und Fouqué,
In den blauen Mondſcheinnächten?

„Iſt das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt ſchalkhaft nicht dazwiſchen
Die bekannte Schellenkappe?

„In die Nachtigallenchöre
Bricht herein der Bärenbrummbaß,
Dumpf und grollend, dieſer wechſelt
Wieder ab mit Geiſterliſpeln!

„Wahnſinn, der ſich klug gebehrdet!
Weisheit, welche überſchnappt!
Sterbeſeufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter! . . .“

Ja, mein Freund, es ſind die Klänge
Aus der längſt verſcholl'nen Traumzeit;
Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.

Trotz des Uebermuthes wirſt du
Hie und dort Verzagniß ſpüren —
Deiner wohlerprobten Milde
Sei empfohlen dies Gedicht!

Ach, es iſt vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Welch ein Schnattern, wie von Gänſen,
Die das Capitol gerettet!

Welch ein Zwitſchern! Das ſind Spatzen,
Pfennigslichtchen in den Krallen;
Sie gebehrden ſich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!

Welch ein Gurren! Turteltauben,
Liebeſatt, ſie wollen haſſen,
Und hinführo ſtatt der Venus
Nur Bellonas Wagen ziehen!

Welch ein Summſen, welterſchütternd!
Das ſind ja des Völkerfrühlings
Koloſſale Mayenkäfer,
Von Berſerkerwuth ergriffen!

Andre Zeiten! andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!

In unſerm Verlage iſt kürzlich erſchienen:

Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Nebſt poetiſchen Zugaben aus verſchiedenen Völkern und Ländern. Von G. F. Daumer. 8. 1846. X u. 318 S. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

In der Trier'ſchen Zeitung 1846 Nro. 222 ſpricht ſich ein Kritiker über dieſes Werk alſo aus:

„In dieſen Tagen iſt ein Buch erſchienen, das geſchaffen iſt, das größte Aufſehen und Intereſſe zu erregen; ein Seitenſtück zum Humboldtſchen „Kosmos," auch eine Art Entwurfs einer „phyſiſchen Weltbeſchreibung," auch „Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze," aber viel anſchaulicher und klarer als das Werk des Herrn v. Humboldt. Dies merkwürdige Buch iſt eine von dem bekannten gelehrten Fr. Daumer in Nürnberg veranſtaltete Auswahl deutſcher Lieder aus dem Perſiſchen des berühmten Hafis. Wenn eine Schrift ſich eignet, uns durch die anmuthigſten Weiſen von der Welt die Kluft empfinden zu laſſen, welche ſich zwiſchen unſerer ſocialen Miſère und unſrer Erdenbeſtimmung ausdehnt, ſo iſt es dieſes Buch, das den kühnſten Materialismus, der je gedacht und empfunden werden, in einer unwiderſtehlichen Weiſe predigt. Hafis iſt der perſiſche Göthe, ja er iſt mehr als Göthe, der ſich bekanntermaßen auch vor ihm beugte. Die Erde iſt dem perſiſchen Dichter ein Paradies, voll der köſtlichſten Genüſſe, zu denen ihn jeder Athemzug ſeiner Bruſt einlädt. Wer mit ihm genießen will, der leſe, und es wird über ihn kommen wie der ſüßeſte Rauſch, wie die ſeligſte Begeiſtrung. Es wird ihm dabei um alle das leichter zu Muthe werden, was er Ueberflüſſiges an blindem Wiſſen und Glauben in ſich trägt. Hafis redet Hohes von gar niedern Dingen: von dem Staube der Schwelle zur Stätte ſeiner Geliebten, vom Saft der Reben; aber er vindicirt, ohne daß man es merkte, der ſtofflichen Welt eine pſychiſche veredelte Geſtalt, die eine wahre Wiedergeburt der Erde genannt zu werden verdient; er ſtößt unſer ganzes chriſtlich philoſophiſches Anſchauungsſyſtem mit einemmal über den Haufen; er zeigt, wie thöricht der, unſerer Weltanſchauung zu Grunde liegende Grundſatz iſt, nach welchem wir dem in Raum und Zeit Daſeienden, dem Materiellen, ein Raum- und Zeitloſes, ein Immaterielles entgegengeſetzt haben. Nicht aber zieht Hafis das Geiſtige in die Sphäre eines grobſinnigen Materialismus, ſondern er reißt der Materie vielmehr die Maske ab, mit der wir ſie bekleidet haben, und läßt ſie vergeiſtigt und durchlebt bis in ihr Innerſtes an unſere pochende Bruſt wallen. Die Erde ſoll vollkommen ſein; Hafis ſagt: „Um das Heil, was uns in die Leere ladet, ſoll nicht ein einziges Roſenblatt auf Erden zerknittert werden.“ Die Socialiſten werden nicht unterlaſſen, Hafis' köſtliche Lyrik in die Proſa des Lebens zu überſetzen. Aus dieſen perſiſchen Verſen ſind gar viele Conſequenzen zu ziehen.

Eine andere kritiſche Stimme von Gewicht (A. Ruge) ſagt in der „Leipziger Revue“ über Hafis:

„Seine hinreißend ſchönen Gedichte, deren Freiheit biſher kein deutſcher Dichter übertroffen und nur wenige in der letzten Zeit erreicht, legt Daumer in einer meiſterhaften, lange Jahre mit Liebe gepflegten Ueberſetzung dem Pubikum vor. Dies iſt zwar jetzt in einer Mauſer begriffen und ſchwankt zwiſchen den Zeloten und Frivolen hin und her; es iſt zu befürchten, daß die einen Feuer ſchreien und die andern ihren geſetzloſen Frevel nur beſtätigt finden, wenn ſie Hafis Gedichte leſen: aber es herrſcht doch vielleicht ſchon ſo viel edler freien Sinn, daß die Schönheit des Hafiſiſchen Uebermuthes und die Wahrheit ſeiner feſſelloſen, freien, poſitivmenſchlichen Gedanken genoſſen, begriffen und, ich wünſchte es mit Daumer, enthuſiaſtiſch gepflegt wird.

Es iſt eine Probe mit unſerm Jahrhundert Soll es den Negativen, den Zeloten und den unwahren und unſchönen Frevlern, den liederlichen Sophiſten, gelingen, die ſchönen Gedichte des 14. Jahrhunderts noch im 19. in den Staub zu ziehn? Demüthigend genug für die geiſtesſtolzen Deutſchen iſt ein ſo frühes Vorbild, noch demüthiger für die fortſchrittsſtolzen Hiſtoriker iſt dieſer glänzende Stern der Vorzeit, der mit vernichtenden Strahlen in unſre albernen Diſcuſſionen und Reformen hineinſcheint. Nicht nur die Griechen, auch noch die Perſer ſollten uns beſchämen. Doch noch einmal, auch Geiſtesgenoſſen wird Hafis unter uns finden. Laſſen wir endlich den Göttlichen ſelber reden! Er ſingt:

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran;
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alcoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe [illegible]
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

An ſeine Geliebte.

Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erſt erhellten
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe ward der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über den Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprühenden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen
Die Flammen ihres Zepters
Durch alles ird'ſche Land.

Und noch eins! ſie verdienen alle zehnmal abgeſchrieben und hundertmal nachgeſungen zu werden:

Fern ſei die Roſ' und ihre Pracht:
Ein Roſenmündchen iſt genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach, ſchicke mich nach Eden nicht
Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen
Ein trautes Stündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
  Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
  O dieſes Fundchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
  Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
  Ein Wonneſtundchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
  Sei's ohne weitern, ſei es nur,
Zu kuſſen deiner Füße Staub!
  Denn dieſes Gründchen iſt genug.

Ich ſage nichts mehr über Hafis und ſeinen genialen Ueberſetzer — Ueberſetzer? Wird ein Menſch, der Form und Sinn verliebt, Daumers Widerdichtung des Hafis, anders als mit dem vollſten Genuſſe originaler Poeſie leſen? — Ich ſetze nichts weiter hinzu. Für viele Kenner des Schönen iſt ein Einziges Gedicht genug, um von ganzem Herzen für die Nachtigall von Schiras und für ihre ergreifenden Widerklänge in unſern Hainen — Partei zu ergreifen. Iſt es nicht ſo? Oder ſollen wir uns dieſer Bewegung ſchämen, weil irgend ein vertrocknetes Gehirn ſo weiſe iſt, weder kalt noch warm, weder Royaliſt noch Republikaner, weder religiös noch irreligiös, weder Fiſch noch Fleiſch, ſondern nur ein Fuhrmann fremder Entſchiedenheiten aus China, Amerika und Frankreich zu ſein? Ich dächte, nein! Wir entſcheiden uns ſelber

Je

Heinrich Heine's

politiſches Glaubensbekenntniß oder: Epiſtel an Deutſchland.

Geſchrieben und gedruckt

in Paris

im October 1832

und durch die freie deutſche Preſſe neu an's Licht gezogen

im April 1848.

Leipzig,
Wilhelm Jirges.

Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen

Flüchtlinge, die vor allzugroßer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend, weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brod betteln, als daß ich Dienſte nehmen möchte bei jenen vornehmen Gönnern im deutſchen Vaterlande, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludirenden Uebergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen betrogen worden zu ſein von jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen in's Herz lächelten: „Wie alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne — — —.“ Ja, wir ſind wieder Düpes geworden, und wir müſſen eingeſtehen daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeärntet. In der That, wir ſind die Beſiegten und, ſeit die heroiſche Ueberliſtung auch offiziell beurkundet worden, ſeit der Promulgazion der deplorabelen Bundestagsbeſchlüſſe vom 28ſten Junius, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

Nie iſt ein Volk von ſeinen Machthabern grauſamer verhöhnt worden. Nicht blos, daß jene Bundestagsordonnanzen vorausſetzen, wir ließen uns alles gefallen: man möchte uns dabei noch einreden, es geſchehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn Ihr aber auch mit Zuverſicht auf knechtiſche Unterwürfigkeit rechnen durftet: ſo hattet Ihr doch kein Recht uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein bischen Roßtäuſcherei, Volteſchlagen, Becherſpiel oder ſonſtig plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann: dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Dieſe unverdiente Beleidigung, daß Ihr uns für noch dümmer gehalten als Ihr ſelber ſeid, und Euch einbildet uns täuſchen zu können, das iſt die ſchlimmere Beleidigung, die Ihr uns zugefügt in Gegenwart der umſtehenden Völker.

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch, durch Zwang aller Art, von Oeſterreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. Früh oder ſpät ärnten ſie die bitteren Früchte der böſen Saat. Die Thoren, ſie ſind noch eiferſüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einſieht, daß ſie am Ende von Oeſterreich und Preußen mediatiſirt werden, iſt all' ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem

Nachbar ein Stück ſeines Ländchens abgewinnt. Wahrlich, ſie gleichen jenen Dieben, die, während man ſie nach der Hängſtätte führt, ſich noch unter einander die Taſchen beſtehlen.

Wir können, ob der Großthaten des Bundestags, nur die beiden abſoluten Mächte, Oeſterreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit ſie gemeinſchaftlich unſere Erkenntlichkeit in Anſpruch nehmen, kann ich nicht beſtimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Oeſterreich wieder das Gehäſſige jener Großthaten auf die Schulter ſeines weiſen Bundesgenoſſen zu wälzen gewußt.

In der That, wir können gegen Oeſterreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daß wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Oeſterreich war immer ein offner ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberaliſmus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndts Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wußte immer, wie man mit ihm d'ran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuſchte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern großartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Oeſterreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Oeſterreich gegen die Reformation geſtritten; es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht bloß die Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Anteniette in den Tuilerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Luiſa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuilerien den Kampf unterlaſſen und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherlichkeit Preußens proklamiren. Aber bis jetzt iſt es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karls des Großen zu erfaſſen und zu dem Raub ſo vieler polniſcher und ſächſiſcher Kleinodien in den Sack zu ſtecken. Noch hängt die Krone Karls des Großen viel zu hoch, und ich zweifle ſehr ob ſie je herabſinkt auf das witzige Haupt jenes goldgeſporten Prinzen, dem ſeine Barone ſchon jetzt, als dem künftigen Reſtaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr Sr. Königl. Hoheit wird, ſtatt eines Nachfolgers Karls des Großen, nur ein Nachfolger Karl X. und Karls von Braunſchweig.

Es iſt wahr, noch vor kurzem haben viele Freunde des Vaterlandes die Vergrößerung Preußens gewünſcht, und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich trau'te nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen, und mit dem großen Maule, und mit dem Corporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir mißfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes

Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüff unter den Staaten.

Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, womit ſich Preußen ſo ſchön zu drappiren gewußt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Despotismus, die darunter verborgen war. Dieſe heilſame Enttäuſchung verdankt Deutſchland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen dieſe edelſten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchleriſch. Der Geſchichtſchreiber wird, vor innerem Abſcheu, keine Worte finden können, wenn er etwa erzählen ſoll was ſich zu Fiſchau begeben hat; jene unehelichen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beſchreiben müſſen — — — ich höre das rothe Eiſen ſchon ziſchen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängſt las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geheime Regierungsrath, Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommee eines königl. Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzuunterdrückungsſüchtige Strenge ſich aufgelehnt: jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der ukkermärkſchen Camarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So geringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen, unter den Linden ſpazieren ſehen; ich ſah ihn 'mal auf dem Katheder, als er den Tod Ludwigs XVI. vortrug und dabei einige königl. Preuß. Amtsthränen vergoß; dann habe ich, in einem Damenalmanach, ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne ebenfalls ſeine „Briefe aus Paris,“ worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt. Er iſt durchaus ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht. Von allen mittelmäßigen Schriftſtellern iſt er noch der beſte, und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz; und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der mit gelehrter Makulatur umwickelt iſt. Ich wiederhole, es iſt das friedlebigſte Geſchöpf, das ſich immer ruhig von ſeinen Vorgeſetzten die Säcke aufladen ließ und gehorſam damit zur Amtsmühle trabte, und nur hier und da ſtill ſtand, wo Muſik gemacht wurde. Wie ſchnöde muß ſich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungsluſt gezeigt haben, wenn ſogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor, und rappelköpfiſch wurde, und nicht weiter traben wollte, und ſogar in menſchlicher Sprache zu ſprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte geſehen, der im Wege ſteht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht ſehen? Ach! ſie gaben dem armen Geſchöpfe die wohlgemeinteſten Tritte und ſtacheln es mit ihren goldenen Sporen und haben es ſchon zum drittenmale geſchlagen. Das Volk der Boruſſen aber — und daraus kann man ſeinen Zuſtand ermeſſen — prieß ſeinen Friedrich von Raumer als einen Ajax der Freiheit.

Dieſer königl. Preuß. Revolutionär wird nun dazu benutzt, eine Apologie des Verfahrens gegen Polen zu ſchreiben und das berliner Cabinet in der öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

Dieſes Preußen: wie es verſteht ſeine Leute zu gebrauchen! Es weiß ſogar von ſeinen Revolutionären Vortheil zu ziehen. Zu ſeinen Staatskomödien bedarf es Comparſen von jeder Farbe. Es weiß ſogar trikolor geſtreifte Zebrahs zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren ſeine wüthendſten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen: daß ganz Deutſchland preußiſch werden müſſe. Hegel mußte die Knechtſchaft, das Beſtehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freiheit proteſtiren und chriſtliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrucht iſt dieſe Benutzung von Philoſophen und Theologen, durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott, ſich öffentlich zu entehren. Wie manch ſchöner Name, wie manch hübſches Talent wird da zu Grunde gerichtet, für die nichtswürdigſten Zwecke. Wie ſchön war der Name Arndts, ehe er, auf höheren Geheiß, jenes ſchäbige Büchlein geſchrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündiſch, wie ein wendiſcher Hund die Sonne des Julius anbellt. Stägemann, ein Name beſten Klanges, wie tief iſt er geſunken, ſeit er Ruſſenlieder gedichtet! Mag es ihm die Muſe verzeihen, die einſt, mit heiligem Kuß, zu beſſeren Liedern ſeine Lippen geweiht hat. Was ſoll ich von Schleiermacher ſagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe! Er war einſt ein beſſerer Ritter und war ſelbſt ein Adler und gehörte zur erſten Claſſe. Aber nicht bloß die Großen, ſondern auch die Kleinen werden ruinirt. Da iſt der arme Ranke, den die preußiſche Regierung einige Zeit auf ihre Koſten reiſen laſſen, ein hübſches Talent kleine hiſtoriſche Figürchen auszuſchnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben, eine gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleiſch mit teltower Rübchen, ein unſchuldiger Menſch, den ich, wenn ich 'mal heirathe, zu meinem Hausfreunde wähle, und der gewiß auch liberal — dieſer mußte jüngſt in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeſchlüſſe drucken laſſen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Aehnliches thun müſſen und ſind doch ganz liberale Leute.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtſinn das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgibt, weil ſie den Kern eines Granatapfels dort genoſſen: ſo geben jene Jeſuiten keinen Menſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs in oberweltlichem Lichte zuzubringen; — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns andern Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſcurantismus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeſchlüſſe.

Letztere, die Bundestagsbeſchlüſſe, kann ich nicht unbeſprochen laſſen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geſchehen, ihre Illegalität zu erweiſen ſuchen. Da ich wohl weiß von welchen Leuten die Urkunde worauf ſich jene Beſchlüſſe berufen, verfertigt worden iſt: ſo zweifle ich keineswegs, daß dieſe Urkunde, nemlich die Wiener Bundesakte, zu jedem deſpotiſchen Gelüſte die legalſten Befugniſſe enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meiſterwerk der edlen Junkerſchaft wenig Gebrauch gemacht, und ſein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig ſein. Nun es aber in's rechte Tageslicht geſtellt wird, dieſes Meiſterſtück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befeſtigt werden kann, die Fußangeln, die verſteckten Halseiſen, Daumſchrauben, kurz nun die ganze künſtliche, durchtriebene Arbeit allgemein ſichtbar wird: jetzt ſieht jeder, daß das deutſche Volk, als es für ſeine Fürſten Gut und Blut geopfert und den verſprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen ſollte, auf's heilloſeſte getäuſcht worden, daß man ein freches Gaukelſpiel mit uns getrieben, daß man, ſtatt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtſchaft ausgefertigt hat.

Kraft meiner akademiſchen Befugniß als Doktor beider Rechte, erkläre ich feierlichſt, daß eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde Null und nichtig iſt; Kraft meiner Pflicht als Bürger, proteſtire ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28ſten Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben; Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher, erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine Anklage und klage ſie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke, ich klage ſie an!

Armes Volk der Deutſchen! Damals, während Ihr Euch ausruhtet von dem Kampfe für Eure Fürſten und die Brüder begrubet, die in dieſem Kampfe gefallen, und Euch einander die treuen Wunden verbandet und lächelnd Euer Blut noch rinnen ſah't aus der vollen Bruſt, die ſo voll Freude und Vertrauen war, ſo voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürſten, ſo voll Vertrauen auf die menſchlich heiligſten Gefühle der Dankbarkeit: damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkſtätten der Ariſtokratie ſchmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürſt, der ſeinem Volke am meiſten Dank ſchuldig war, der deshalb ſeinem Volke eine repräſentative Verfaſſung, eine volksthümliche Conſtitution, wie andere freie Völker ſie beſitzen, in jener Zeit der Noth verſprochen hat, ſchwarz auf weiß verſprochen und mit den beſtimmteſten Worten verſprochen hat: dieſer Fürſt hat jetzt jene anderen deutſchen Fürſten, die ſich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfaſſung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treuloſigkeit zu verführen gewußt, und er ſtützt ſich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutſchen Conſtitutionen zu vernichten, er, welcher, ohne zu erröthen das Wort „Conſtitution" nicht einmal ausſprechen durfte!

Ich rede von Sr. Majeſtät, Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen.

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und wohl auch immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daß ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzuherben Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Cabinet, ich eben ſo unumwunden beſprechen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm III. als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reichlich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück, und was viel ſeltner iſt, milde im Glücke gezeigt. Er iſt von keuſchem Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslich, guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarowa, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole — ach! ich wollte er glaubte an den Jupiter, den Vater der Götter, der den Meineid rächt, und er gäbe uns endlich die verſprochene Conſtitution.

Oder iſt das Wort eines Königs nicht ſo heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen prozeſſirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmahl preußiſcher Gerechtigkeitsliebe.

Das iſt alles ſehr hübſch und löblich — aber wo bleibt die verſprochene Conſtitution, worauf das preußiſche Volk, nach göttlichem und weltlichem Rechte, die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So lange der König von Preußen dieſe heiligſte „Obligatio“ nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente, freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.

Ich weiß ſehr gut, die literariſchen Lohnlakayen behaupten, der König von Preußen habe jene Conſtitution nur der eigenen Laune halber verſprochen, ein Verſprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumſtänden geweſen ſei. Die Thoren! ohne Gemüth, wie ſie ſind, fühlen ſie nicht, daß die Menſchen, wenn man ihnen vorenthält was man ihnen von rechtswegen ſchuldig iſt, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen das verſagt, was man ihnen aus bloßer Liebe verſprochen hat; denn in ſolchem Falle wird auch unſere Eitelkeit gekränkt, indem wir ſehen, daß wir demjenigen, der uns aus freiem Willen etwas verſprach, nicht mehr ſo viel werth ſind.

Oder war es wirklich nur eigene Laune, ganz unabhängig von den Zeitumſtänden, was den König von Preußen einſt bewogen hätte, ſeinem Volke eine freie Conſtitution zu verſprechen? Er hatte alſo auch nicht einmal damals die Abſicht dankbar zu ſein? Und er hatte doch ſo viel Grund dazu; denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage, als die worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Inſolenz womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber, wie geſagt, er fand Troſt im Chriſtenthum, welches wahrlich die beſte Religion iſt nach einer verlorenen Schlacht. Ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilandes; auch er konnte damals ſagen: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ und er vergab ſeinen Feinden, welche mit viermalhunderttauſend Mann ganz Preußen beſetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daß er an Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm III. allzuviel denken konnte, er hätte dieſen gewiß gänzlich in Ruheſtand geſetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volk's in dieſer Fürſten-Emeute unterlag und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab: da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und abging und es ihm in den Sinn kam, daß er den Pabſt kajolirt und vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon iſt jetzt todt, und liegt, wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg, unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel Sankt Helena. Rund herum iſt Meer.

Den braucht Ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht Ihr nicht zu fürchten; denn Ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, denn Ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt könnt Ihr kaufen, und was ſterblich iſt könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von Euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daß die Königin von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet ſie bis auf's Hemd enträthſelt. Dann habt Ihr auch eiſerne Töpfe, worin Ihr diejenigen einſperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon Ihr nichts wiſſen wollt, und Ihr könnt ſie verſiegeln und in's Meer der Vergeſſenheit verſenken; alles wie König Salomo. Gleich dieſem verſteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und mißfällt Euch der Geſang eines Vogels ſo habt Ihr eine große Scheere womit Ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet, und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Scheere anſchaffen für die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt Ihr die klügſten Vögel in Eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt Euer Großvezier, und er iſt der geſcheuteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deßhalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden ſie ausgebrütet. Hut-Hut, der akkreditirte Wiedehopf läuft unterdeſſen über den märkſchen Sand mit den pfiffigſten Depeſchen im Schnabel. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten.

Nur vor einem möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den Ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten. Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte, womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte die Eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Es gibt Leute, die Muth genug beſitzen jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten Geiſtererſcheinungen; aber ſie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können: ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andere, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten; dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzutoll wird;

wir wiſſen nicht wie man die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen; wir wiſſen nicht, wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlaßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in Eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber iſt, welcher Euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren Euer Zwergfell erſchüttert. Graut Euch nicht manchmal, wenn Euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Demuth umwedeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das iſt vielleicht eine Liſt, dieſer Elende, der ſich ſo blödſinnig abſolutiſtiſch, ſo viehiſch gehorſam gebehrdet, der iſt vielleicht ein geheimer Brutus? Habt Ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die Euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die Ihr des Tags zufällig kriechen geſehen? Aengſtigt Euch nicht! Ich ſcherze nur, Ihr ſeid ganz ſicher. Unſere dummen Teufel von Servilen verſtellen ſich durchaus nicht. Sogar der Jarke iſt nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Narren, die Euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr ſchützt Euch vor den kleinen. Der große Narr iſt ein ſehr großer Narr, rieſengroß, und er nennt ſich deutſches Volk.

O, daß iſt ein ſehr großer Narr! Seine buntſcheckige Jacke beſteht aus ſechs und dreißig Flicken. An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter zentnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzubrennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth: dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner Freunde und der beſte Freund ſeiner Feinde. O! der große Narr wird Euch immer treu und unterwürſig bleiben, mit ſeinen Rieſenſpäßchen wird er immer Eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen ſeine alten Kunſtſtücke machen, und unzählige Laſten auf der Naſe balanciren, und viele hunderttauſend Soldaten auf ſeinem Bauche herumtrampeln laſſen. Aber habt Ihr gar keine Furcht, daß dem Narren 'mal all' die Laſten zu ſchwer werden, und daß er Eure Soldaten von ſich abſchüttelt und Euch ſelber, aus Ueberſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daß Euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt?

Fürchtet Euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt Euch unterthänigſt gehorſam, und wollen Euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

3 fl. 15.

Gedichte

von

H. Heine.

Dritter Band:

Romanzero.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Heine, Heinrich, Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— — Buch der Lieder. 8. Auflage in Octav	1	15
— — — — 9. Auflage, M.-A., geb.	2	—
— — Deutſchland. Ein Wintermährchen	1	—
— — der Doktor Fauſt. Ein Tanzpoem	—	25
— — neue Gedichte. 2. Auflage	1	15
— — Reiſebilder 4 Theile	7	—
— — der Salon. 4 Theile	6	20
— — die romantiſche Schule	2	—
— — Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo	1	7½
— — über den Adel	—	25
— — über Ludwig Börne	2	—
— — über den Denunzianten	—	7½
— — franzöſiſche Zuſtände	2	—
— — der Schwabenſpiegel, enthalten im: Jahrbuch der Literatur für 1839	2	—
Daumer, G. F., Hafis. Perſiſche Gedichte	1	15
— — Mahomed. Orientaliſche Gedichte	1	15
Für Schleswig-Holſtein. Sonnette. 2 Hefte	—	10
Gottſchall, R., Gedichte	1	15
— — Wiener Immortellen	—	7½
— — Die Marſeillaiſe. Dramatiſches Gedicht	—	10
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
Heldenlieder von Adolf IV., dem Schauenburger	—	7½
Hoffmann von Fallersleben, unpolitiſche Lieder. 2 Theile	2	—
Immermann, K., Das Trauerſpiel in Tyrol. Dramatiſches Gedicht	—	25
— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht	—	25
Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters	1	—
Maltitz, G. A. von, Polonia. Ein Gedicht	—	7½
Polenlieder. Ein Todtenopfer	—	7½
Politiſche Wahrheiten, im Gewande der Dichtung	—	5
Sloman, Eliza, Dichtungen	1	—
Tſcherkeſſenlieder	—	20
Waldau, Max, Cordula, Graubündner Sage	1	7½
— — O dieſe Zeit. Canzone	—	15
— — Pierre Cardinal's Sirvente	—	7½
Weitling, W., Kerkerpoeſien	—	15
Werther, Armin, Gedichte	—	20

Romanzero

von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Hiſtorien.

Seite
Rhampſenit 3
Der weiße Elephant 7
Schelm von Bergen 16
Walkyren 19
Schlachtfeld bei Haſtings 21
Carl I. 28
Maria Antoinette 30
Pomare. I. 34
„ II. 35
„ III 36
„ IV. 37
Der Apollogott. I. 40
„ „ II. 41
„ „ III. 43

Seite
Kleines Volk 48
Zwei Ritter 50
Das goldne Kalb 54
König David 55
König Richard 57
Der Asra 58
Himmelsbräute 59
Pfalzgräfin Jutta 62
Der Mohrenkönig 64
Geoffroy Rudèl und Meliſande von Tripoli . 68
Der Dichter Firduſi. I. 72
" " " II. 76
" " " III. 77
Nächtliche Fahrt 81
Präludium 84
Vitzliputzli. I. 89
" II. 100
" III. 108

Zweites Buch.

Lamentationen.

Waldeinſamkeit 119
Spaniſche Atriden 127
Der Ex-Lebendige 142

Seite
Der Ex-Nachtwächter 144
Plateniden 151
Mythologie 153
In Mathildens Stammbuch 154
An die Jungen 155
Der Ungläubige 156
K.-Jammer 157
Zum Hausfrieden 158
Jetzt wohin? 159
Altes Lied 161
Solidität 163
Alte Rose 164
Auto-da-fe 166

Lazarus.

I. Weltlauf 167
II. Rückſchau 168
III. Auferſtehung 170
IV. Sterbende 172
V. Lumpenthum 173
VI. Erinnerung 174
VII. Unvollkommenheit 176
VIII. Fromme Warnung 178
IX. Der Abgekühlte 179
X. Salomo 181
XI. Verlorene Wünſche 182
XII. Gedächtnißfeier 184
XIII. Wiederſehen 186
XIV. Frau Sorge 188

Seite
XV. An die Engel 190
XVI. Im Oktober 1849 192
XVII. Böſes Geträume. 196
XVIII. Sie erliſcht. 198
XIX. Vermächtniß 199
XX. Enfant perdu 201

Drittes Buch.

Hebräiſche Melodien.

Prinzeſſin Sabbath 205
Jehuda ben Halevy. I 213
„ „ „ II 223
„ „ „ III 233
„ „ „ IV. 246
Diſputation 261

Erſtes Buch.

Hiſtorien.

Wenn man an dir Verrath geübt,
Sei du um ſo treuer;
Und iſt deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluthen!
Da ſchmilzt der Zorn, und dein Gemüth
Wird ſüß verbluten.

Rhampſenit.

Als der König Rhampſenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte dieſe,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbſt die Mumien, ſelbſt die Sphynxe,
Daß ſie ſchier zu berſten dachten.

Die Prinzeſſin ſprach: Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfaſſen,
Der hat aber einen todten
Arm in meiner Hand gelaſſen.

Jetzt begreif ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern,
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlöſſern, Riegeln, Klammern.

Einen Zauberſchlüſſel hat er,
Der erſchließet allerorten
Jede Thüre, widerſtehen
Können nicht die ſtärkſten Pforten.

Ich bin keine ſtarke Pforte
Und ich hab' nicht widerſtanden,
Schätzehütend dieſe Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.

So ſprach lachend die Prinzeſſin
Und ſie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

An demſelben Tag ganz Memphis
Lachte, ſelbſt die Crocodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem ſchlammig gelben Nile,

Als ſie Trommelſchlag vernahmen
Und ſie hörten an dem Ufer
Folgendes Reſcript verleſen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

Rhampſenit von Gottes Gnaden
König zu und in Aegypten,
Wir entbieten Gruß und Freundſchaft
Unſern Vielgetreu'n und Liebden.

In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres
Dreizehnhundert vier und zwanzig
Vor Chriſti Geburt, da war es,

Daß ein Dieb aus unſerm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet; es gelang ihm
Uns auch ſpäter zu beſtehlen.

Zur Ermittelung des Thäters
Ließen ſchlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch jene
Zu beſtehlen ſchlau vermocht' er.

Um zu ſteuern ſolchem Diebſtahl
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unſre Sympathie zu zeigen,
Unſre Ehrfurcht, unſre Liebe,

Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unſre einz'ge Tochter geben,
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürſtenſtand erheben.

Sintemal uns die Adreſſe
Unſres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, ſoll dies Reſcript ihm
Bringen Unſrer Gnade Kunde.

So geſchehn den dritten Jenner
Dreizehnhundert zwanzig ſechs
Vor Chriſti Geburt. — Signiret
Von Uns: Rhampſenitus Rex.

Rhampſenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegerſohne,
Und nach ſeinem Tode erbte
Auch der Dieb Aegyptens Krone.

Er regierte wie die Andern,
Schützte Handel und Talente,
Wenig, heißt es, ward geſtohlen
Unter ſeinem Regimente.

Der weiße Elephant.

Der König von Siam, Mahawaſant
Beherrſcht das halbe Indienland,
Zwölf Kön'ge, der große Mogul ſogar,
Sind ſeinem Scepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Poſaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel tauſend Kameele, hochberuckte,
Schleppen die koſtbarſten Landesprodukte.

Sieht er die ſchwerbepackten Kameele,
So ſchmunzelt heimlich des Königs Seele;
Oeffentlich freilich pflegt er zu jammern,
Es fehle an Raum in ſeinen Schatzkammern.

Doch dieſe Schatzkammern ſind ſo weit,
So groß und voller Herrlichkeit;
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Mährchen von Tauſend und Eine Nacht.

„Die Burg des Indra“ heißt die Halle,
Wo aufgeſtellt die Götter alle,
Bildſäulen von Gold, fein ciſeliret,
Mit Edelſteinen incruſtiret.

Sind an der Zahl wohl dreißig Tauſend,
Figuren abentheuerlich grauſend,
Miſchlinge von Menſchen- und Thier-Geſchöpfen,
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im „Purpurſaale“ ſieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, ſeltſamer Geſtalt,
Geſchnörkelt die Aeſte, ein rother Wald.

Das Eſtrich iſt vom reinſten Kryſtalle
Und wiederſpiegelt die Bäume alle.
Faſanen vom bunteſten Glanzgefieder
Gehn gravitätiſch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawaſant
Trägt an dem Hals ein ſeidenes Band,
Dran hängt der Schlüſſel, welcher erſchleußt
Die Halle, die man den Schlafſaal heißt.

Die Edelſteine vom höchſten Werth,
Die liegen wie Erbſen hier auf der Erd'
Hochaufgeſchüttet; man findet dabei
Diamanten ſo groß wie ein Hühner-Ei.

Auf grauen mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König ſich hinzuſtrecken;
Der Affe legt ſich zum Monarchen
Und beide ſchlafen ein und ſchnarchen.

Das Koſtbarſte aber von allen Schätzen
Des Königs, ſein Glück, ſein Seelenergötzen,
Die Luſt und der Stolz von Mahawaſant,
Das iſt ſein weißer Elephant.

Als Wohnung für dieſen erhabenen Gaſt
Ließ bauen der König den ſchönſten Palaſt;
Es wird das Dach, mit Goldblech beſchlagen,
Von Lothos-knäufigen Säulen getragen.

Am Thore ſtehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elephanten,
Und knieend mit gekrümmtem Rücken,
Bedienen ihn hundert ſchwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüſſel
Die leckerſten Biſſen für ſeinen Rüſſel;
Er ſchlürft aus ſilbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den ſüßeſten Spezerei'n.

Man ſalbt ihn mit Ambra und Roſeneſſenzen,
Man ſchmückt ſein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Thier
Die koſtbarſten Shawls aus Kaſchimir.

Das glücklichſte Leben iſt ihm beſchieden,
Doch Niemand auf Erden iſt zufrieden.
Das edle Thier, man weiß nicht wie,
Verſinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Ueberfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügſten Verſuche ſcheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Muſikanten,
Doch nichts erluſtigt den Elephanten.

Da täglich ſich der Zuſtand verſchlimmert,
Wird Mahawaſantes Herz bekümmert:
Er läßt vor ſeines Thrones Stufen
Den klügſten Aſtrologen rufen.

„Sterngucker, ich laß dir das Haupt abſchlagen,“
Herrſcht er ihn an, „kannſt du mir nicht ſagen
Was meinem Elephanten fehle,
Warum ſo verdüſtert ſeine Seele?“

Doch jener wirft ſich dreimal zur Erde,
Und endlich ſpricht er mit ernſter Geberde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannſt dann handeln nach Gutbefinden.

„Es lebt im Norden ein ſchönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elephant iſt herrlich, unläugbar,
Doch iſt er nicht mit ihr vergleichbar.

„Mit ihr verglichen, erſcheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimba, die Rieſin, im Ramajana,
Und an der Epheſer große Diana.

„Wie ſich die Gliedermaſſen wölben
Zum ſchönſten Bau! Es tragen dieſelben
Anmuthig und ſtolz zwei hohe Pilaſter
Von blendend weißem Alabaſter.

„Das iſt Gott Amors koloſſale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falſch und Makel.

„Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu ſchildern;
Selbſt Gautier iſt deſſen nicht capabel, —
O dieſe Weiße iſt implacable!

„Des Himalaya Gipfelſchnee
Erſcheint aſchgrau in ihrer Näh';
Die Lilie, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eiferſucht oder Contraſt.

„Gräfin Bianka iſt der Name
Von dieſer großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und dieſe liebt der Elephant.

„Durch wunderbare Wahlverwandtſchaft,
Im Traume machte er ihre Bekanntſchaft,
Und träumend in ſein Herze ſtahl
Sich dieſes hohe Ideal.

„Sehnſucht verzehrt ihn ſeit jener Stund',
Und er, der vormals ſo froh und geſund,
Er iſt ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

„Geheimnißvolle Sympathie!
Er ſah ſie nie und denkt an ſie.
Er trampelt oft im Mondſchein umher
Und ſeufzet: wenn ich ein Vöglein wär'!

„In Siam iſt nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka im Lande der Franken;
Doch dieſe Trennung von Leib und Seele
Schwächt ſehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

„Die leckerſten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Oſſian;
Er hüſtelt ſchon, er magert ab,
Die Sehnſucht ſchaufelt ſein frühes Grab.

„Willſt du ihn retten, erhalten ſein Leben,
Der Säugethierwelt ihn wiedergeben,
O König, ſo ſchicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptſtadt der Franken.

„Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der ſchönen Frau erfreut,
Die ſeiner Träume Urbild geweſen,
Dann wird er von ſeinem Trübſinn geneſen.

„Wo ſeiner Schönen Augen ſtrahlen,
Da ſchwinden ſeiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verſcheucht die letzten Schatten,
Die hier ſich eingeniſtet hatten;

„Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löſt ſie den Zwieſpalt in ſeinem Gemüth;
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt ſich verjüngt, wie neugeboren.

„Es lebt ſich ſo lieblich, es lebt ſich ſo ſüß
Am Seineſtrand, in der Stadt Paris!
Wie wird ſich dorten ziviliſiren
Dein Elephant und amüſiren!

„Vor allem aber, o König, laſſe
Ihm reichlich füllen die Reiſekaſſe,
Und gieb ihm einen Creditbrief mit
Auf Rothſchild frères in der rue Lafitte.

„Ja, einen Creditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothſchild ſagt von ihm alsdann:
Der Elephant iſt ein braver Mann!“

So ſprach der Aſtrolog, und wieder
Warf er ſich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geſchenken,
Und ſtreckte ſich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen ſchwer.
Sein Affe ſich zu ihm niederſetzt,
Und beide ſchlafen ein zuletzt.

Was er beſchloſſen, das kann ich erzählen
Erſt ſpäter; die indiſchen Mall'poſten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düſſeldorf am Rhein
Wird Mummenſchanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauſcht die Muſik,
Da tanzen die bunten Geſtalten.

Da tanzt die ſchöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beſtändig;
Ihr Tänzer iſt ein ſchlanker Fant,
Gar höfiſch und behendig.

Er trägt eine Maske von ſchwarzem Sammt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Faſtnachtsgeckenſchaar,
Wenn Jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten ſchmettern drein,
Der närriſche Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Muſik verſtummet.

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hauſe gehen —"
Die Herzogin lacht: Ich laß dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz geſehen.

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz ſchauen.

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —"
Die Herzogin lacht: Ich laſſe dich nicht,
Dein Antlitz zu ſchauen begehr' ich.

Wohl ſträubt ſich der Mann mit finſterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das iſt der Scharfrichter von Bergen! ſo ſchreit
Entſetzt die Menge im Saale
Und weichet ſcheuſam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog iſt klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog ſein blankes Schwert und ſprach:
Knie vor mir nieder, Geſelle!

Mit dieſem Schwertſchlag mach ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, ſo nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein ſtolzes Geſchlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt ſchläft es in ſteinernen Särgen.

Valkyren.

Unten Schlacht. Doch oben ſchoſſen
Durch die Luft auf Wolkenroſſen
Drei Valkyren, und es klang
Schilderklirrend ihr Geſang:

Fürſten hadern, Völker ſtreiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrſchaft iſt das höchſte Gut,
Höchſte Tugend iſt der Muth.

Heiſa! vor dem Tod beſchützen
Keine ſtolzen Eiſenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt
Und der ſchlechtre Mann gewinnt.

Lorbeerkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Beſſern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.

Bürgermeiſter und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüſſel vor,
Und der Zug geht durch das Thor.

Hei! da böllert's von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,
Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel Vivat! ruft.

Lächelnd ſtehen auf Balkonen
Schöne Frau'n, und Blumenkronen
Werfen ſie dem Sieger zu.
Dieſer grüßt mit ſtolzer Ruh.

Schlachtfeld bei Haſtings.

Der Abt von Waltham ſeufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Haſtings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die ſchickt' er aus als Boten,
Sie ſollten ſuchen die Leiche Harold's
Bei Haſtings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt iſt uns gram,
Wir ſind verlaſſen vom Glücke.

„Gefallen iſt der beſſre Mann,
Es ſiegte der Bankert, der ſchlechte,
Gewappnete Diebe vertheilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lauſigſte Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Inſel der Britten;
Ich ſah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh' dem, der jetzt ein Sachſe iſt!
Ihr Sachſenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr ſeid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wiſſen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutroth am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Beſen von Feuer.

„Bei Haſtings in Erfüllung ging
Des Unſterns böſes Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und ſuchten unter den Leichen.

„Wir ſuchten hin, wir ſuchten her,
Bis alle Hoffnung verſchwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik ſprachen alſo;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Verſank in tiefe Nachdenklichkeit
Und ſprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenſtein,
Juſt in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürft'gen Hütte.

„Man hieß ſie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat ſie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlaſſen, vergeſſen.
Die Zeit verfließt; wohl ſechzehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen.

„Begebt euch, Brüder, zu dieſem Weib
Und laßt ſie mit euch gehen
Zurück nach Haſtings, der Blick des Weib's
Wird dort den König erſpähen.

»Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen.«

Um Mitternacht gelangten ſchon
Die Boten zur Hütte im Walde:
»Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

»Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Felde bei Haſtings liegt
Der König Harold erſchlagen.

»Komm' mit nach Haſtings, wir ſuchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten.«

Kein Wort ſprach Edith Schwanenhals,
Sie ſchürzte ſich geſchwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greiſendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte baarfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgeſtrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten ſie ſchon
Zu Haſtings die kreidige Klippe.

Der Nebel der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählig; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abſcheulich.

Viel tauſend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verſtümmelt, zerfleiſcht,
Daneben die Aeſer der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Sie ſuchte hin, ſie ſuchte her,
Oft mußte ſie mühſam verſcheuchen
Die fraßbegierige Rabenſchaar,
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie ſuchte ſchon den ganzen Tag,
Es ward ſchon Abend — plötzlich
Bricht aus der Bruſt des armen Weib's
Ein geller Schrei, entſezlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küßte das Antliz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küßte auf des Königs Bruſt
Die Wunde blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickt ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hinein gebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil',
Baumſtämme zuſammenfugen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Todtenlitanei'n
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

Carl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte ſitzt
Trübſinnig allein der König;
Er ſitzt an der Wiege des Köhlerkind's
Und wiegt und ſingt eintönig:

Eyapopeya, was raſchelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe —
Du trägſt das Zeichen an der Stirn
Und lächelſt ſo furchtbar im Schlafe.

Eyapopeya, das Kätzchen iſt todt —
Du trägſt auf der Stirne das Zeichen —
Du wirſt ein Mann und ſchwingſt das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verſchwand,
Es glauben die Köhlerkinder —
Eyapopeya — nicht mehr an Gott
Und an den König noch minder.

Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Wir müſſen zu Schanden werden —
Eyapopeya — im Himmel der Gott
Und ich, der König auf Erden.

Mein Muth erliſcht, mein Herz iſt krank,
Und täglich wird es kränker —
Eyapopeya — du Köhlerkind
Ich weiß es, du biſt mein Henker.

Mein Todesgeſang iſt dein Wiegenlied —
Eyapopeya — die greiſen
Haarlocken ſchneideſt du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eiſen.

Eyapopeya, was raſchelt im Stroh —
Du haſt das Reich erworben,
Und ſchlägſt mir das Haupt vom Rumpf herab —
Das Kätzchen iſt geſtorben.

Eyapopeya, was raſchelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, ſchlafe!

Maria Antoinette.

Wie heiter im Tuilerienſchloß
Blinken die Spiegelfenſter,
Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Geſpenſter.

Es ſpukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort Morgens ihr Lever
Mit ſtrenger Etiquette.

Geputzte Hofdamen. Die meiſten ſtehn,
Auf Tabourets andre ſitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille iſt ſchmal, der Reifrock bauſcht,
Darunter lauſchen die netten
Hochhackigen Füßchen ſo klug hervor —
Ach, wenn ſie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin ſelbſt manquiret
Der Kopf, und Ihro Majeſtät
Iſt deshalb nicht friſiret.

Ja, Sie, die mit thurmhohem Toupet
So ſtolz ſich konnte gebahren,
Die Tochter Maria Thereſia's,
Die Enkelin deutſcher Cäſaren,

Sie muß jetzt ſpuken ohne Friſur
Und ohne Kopf, im Kreiſe
Von unfriſirten Edelfrau'n,
Die kopflos gleicherweiſe.

Das ſind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doctrine;
An Allem iſt Schuld Jean Jaques Rouſſeau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch ſonderbar! es dünkt mich ſchier,
Als hätten die armen Geſchöpfe
Gar nicht bemerkt wie todt ſie ſind
Und daß ſie verloren die Köpfe.

Ein leeres Geſpreize, ganz wie ſonſt,
Ein abgeſchmacktes Scherwenzen —
Poſſirlich ſind und ſchauderhaft
Die kopfloſen Reverenzen.

Es knixt die erſte Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen;
Die zweite reicht es der Königin
Und beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam' und die vierte Dam'
Knixen und niederknieen
Vor Ihrer Majeſtät, um Ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knixt und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeiſterin ſteht dabei,
Sie fächert die Bruſt, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt ſie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenſter wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie ſie gewahrt den alten Spuk,
Prallt ſie erſchrocken zurücke.

Pomare.

I.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blaſen ſie und rufen: Heil!
Heil, der Königin Pomare!

Jene nicht von Otahaiti —
Miſſionäriſirt iſt jene —
Die ich meine, die iſt wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt ſie
Oeffentlich ſich ihrem Volke
In dem Garten Mabill, tanzt
Dort den Cancan, auch die Polke.

Majeſtät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürſtin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

Alſo tanzt ſie — und es blaſen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

II.

Sie tanzt. Wie ſie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied ſich zierlich biegt!
Das iſt ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu ſpringen.

Sie tanzt. Wenn ſie ſich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und ſtille ſteht
Am End' mit ausgeſtreckten Armen,
Mag Gott ſich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derſelbe Tanz iſt das,
Den einſt die Tochter Herodias
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge ſprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich raſend — ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich dir ſchenken ſoll?
Du lächelſt? Heda! Trabanten! Läufer!
Man ſchlage ab das Haupt dem Täufer!

III.

Geſtern noch für's liebe Brod
Wälzte ſie ſich tief im Koth,
Aber heute ſchon mit Vieren
Fährt das ſtolze Weib ſpazieren.
In die ſeidnen Kiſſen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich ſo fahren ſeh,
Thut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieſer Wagen
Nach dem Hospitale tragen,
Wo der grauſenhafte Tod
Endlich endigt deine Noth,

Und der Carabin mit ſchmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen ſchönen Leib zerfetzt,
Anatomiſch ihn zerfetzt —
Deine Roſſe trifft nicht minder
Einſt zu Montfaucon der Schinder.

IV.

Beſſer hat es ſich gewendet,
Das Geſchick, das dich bedroht' —
Gott ſei Dank, du haſt geendet,
Gott ſei Dank, und du biſt todt.

In der Dachſtub' deiner armen,
Alten Mutter ſtarbeſt du,
Und ſie ſchloß dir mit Erbarmen
Deine ſchönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich,
Einen Sarg, ein Grab ſogar.
Die Begräbnißfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört man ſingen,
Keine Glocke klagte ſchwer;
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friſeur.

„Ach, ich habe der Pomare,“
Seufzte dieſer, „oft gekämmt
Ihre langen ſchwarzen Haare,
Wenn ſie vor mir ſaß im Hemd.“

Was den Hund betrifft, ſo rannt’ er
Schon am Kirchhofsthor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Roſ’ Pompon,

Roſ’ Pompon, der Provenzalin,
Die den Namen Königin
Dir mißgönnt und als Rivalin
Dich verklatſcht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
Mit dem Diadem von Koth,
Biſt gerettet jetzt durch Gottes
Ew’ge Güte, du biſt todt.

Wie die Mutter, ſo der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, dieſes that er,
Weil auch du ſo viel geliebt.

Der Apollogott.

I.

Das Kloſter iſt hoch auf Felſen gebaut,
Der Rhein vorüberrauſchet;
Wohl durch das Gitterfenſter ſchaut
Die junge Nonne und lauſchet.

Da fährt ein Schifflein, mährchenhaft
Vom Abendroth beglänzet;
Es iſt bewimpelt von buntem Taft,
Von Lorbeern und Blumen bekränzet.

Ein ſchöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte;
Sein goldgeſticktes Purpurgewand
Iſt von antikem Schnitte.

Zu ſeinen Füßen liegen da
Neun marmorſchöne Weiber;
Die hochgeſchürzte Tunika
Umſchließt die ſchlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich ſingt
Und ſpielt dazu die Leier;
In's Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie ſchlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt ſie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht ſcheucht das Kreuz die ſüße Qual,
Nicht bannt es die bittre Wonne.

II.

Ich bin der Gott der Muſika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Gräzia
Auf Mont-Parnaß geſtanden.

Auf Mont-Parnaß in Gräzia,
Da hab' ich oft geſeſſen
Am holden Quell Kaſtalia,
Im Schatten der Cypreſſen.

Vokaliſirend ſaßen da
Um mich herum die Töchter,
Das ſang und klang la-la, la-la!
Geplauder und Gelächter.

Mitunter rief tra-ra, tra-ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemiſia,
Mein Schweſterlein, die Stolze.

Ich weiß es nicht, wie mir geſchah:
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Waſſer der Kaſtalia,
Da tönten meine Lippen.

Ich ſang — und wie von ſelbſt beinah
Die Leyer klang, berauſchend;
Mir war, als ob ich Daphne ſah,
Aus Lorbeerbüſchen lauſchend.

Ich ſang — und wie Ambroſia
Wohlrüche ſich ergoſſen,
Es war von einer Gloria
Die ganze Welt umfloſſen.

Wohl tauſend Jahr aus Gräzia
Bin ich verbannt, vertrieben –
Doch iſt mein Herz in Gräzia,
In Gräzia geblieben.

III.

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbſten ſchwarzen Serge,
Iſt vermummt die junge Nonne.

Haſtig längs des Rheines Ufern
Schreitet ſie hinab die Landſtraß',
Die nach Holland führt, und haſtig
Fragt ſie Jeden, der vorbeikommt:

„Habt Ihr nicht geſehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,
Lieblich ſingt er, ſpielt die Leyer,
Und er iſt mein holder Abgott.“

Keiner will ihr Rede ſtehen,
Mancher dreht ihr ſtumm den Rücken,
Mancher glotzt ſie an und lächelt,
Mancher ſeufzet: Armes Kind!

Doch des Weg's herangetrottelt
Kommt ein ſchlottrig alter Menſch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näſelnd ſingt er vor ſich hin.

Einen ſchlappen Querſack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen;
Und mit ſchmunzelnd klugen Aeuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

„Habt ihr nicht geſehn Apollo?
Einen rothen Mantel trägt er,
Lieblich ſingt er, ſpielt die Leyer,
Und er iſt mein holder Abgott.“

Jener aber gab zur Antwort
Während er ſein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar poſſirlich
Zupfte an dem ſpitzen Bärtchen:

Ob ich ihn geſehen habe?
Ja, ich habe ihn geſehen
Oft genug zu Amſterdam,
In der deutſchen Synagoge.

Denn er war Vorſänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibiſch,
Was auf Hochdeutſch heißt Apollo –
Doch mein Abgott iſt er nicht.

Rother Mantel? Auch den rothen
Mantel kenn' ich. Echter Scharlach,
Koſtet acht Florin die Elle,
Und iſt noch nicht ganz bezahlt.

Seinen Vater Moſes Jitſcher
Kenn' ich gut. Vorhautabſchneider
Iſt er bei den Portugieſen.
Er beſchnitt auch Souveraine.

Seine Mutter iſt Couſine
Meines Schwagers, und ſie handelt
Auf der Gracht mit ſauern Gurken
Und mit abgelebten Hoſen.

Haben kein Pläſir am Sohne.
Dieſer ſpielt ſehr gut die Leyer,
Aber leider noch viel beſſer
Spielt er oft Tarok und l'Hombre.

Auch ein Freigeiſt iſt er, aß
Schweinefleiſch, verlor ſein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geſchminkten Comödianten.

In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhäring,
Holofernes, König David,
Dieſen mit dem beſten Beifall.

Denn des Königs eigne Lieder
Sang er in des Königs eigner
Mutterſprache, tremulirend
In des Nigens alter Weiſe.

Aus dem Amſterdamer Spielhuis
Zog er jüngſt etwelche Dirnen,
Und mit dieſen Muſen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

17

Eine dicke iſt darunter,
Die vorzüglich quikt und grünzelt;
Ob dem großen Lorbeerkopfputz
Nennt man ſie die grüne Sau.

Kleines Volk.

In einem Pißpott kam er geſchwommen,
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da ſprach er: „Juffräuken, willſt du mich freyn?

„Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloß, in's Brautgemach;
Die Wände ſind eitel Hobelſpäne,
Aus Häkerling beſteht das Dach.

„Da iſt es ſo puppenniedlich und nette,
Da lebſt du wie eine Königin!
Die Schaale der Wallnuß iſt unſer Bette,
Von Spinnweb ſind die Laken drin.

„Ameiſen-Eier gebraten in Butter
Eſſen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und ſpäter erb' ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die ſchmecken ſo ſüß.

„Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte voll Wein,
Auch wächſt eine Rübe in meinem Garten,
Du wirſt wahrhaftig glücklich ſein!“

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl ſeufzte die Braut: ach Gott! ach Gott!
Sie war wehmüthig, wie zum Sterben —
Doch endlich ſtieg ſie hinab in den Pott.

Sind Chriſtenleute oder Mäuſe
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.
Im Beverland hört' ich die ſchnurrige Weiſe,
Es ſind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter.

Crapülinski und Waſchlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris –
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland, iſt ſüß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und ſein Jonathan,
Liebten ſich die beiden Polen,
Küßten ſich: „Kochan! Kochan!“

Keiner je verrieth den Andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob ſie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derſelben Stube,
Schliefen in demſelben Bette;
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten ſie ſich um die Wette.

Speiſten in derſelben Kneipe,
Und da keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden.

Auch dieſelbe Henriette
Wäſcht für beide edle Polen;
Trällernd kommt ſie jeden Monat, —
Um die Wäſche abzuholen.

Ja, ſie haben wirklich Wäſche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob ſie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegeſtöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punſch,
(Es verſteht ſich, unverzückert,
Unverſäuert, unverwäſſert)
Haben ſie bereits geſchlückert.

Und von Wehmuth wird beſchlichen
Ihr Gemüthe; ihr Geſicht
Wird befeuchtet ſchon von Zähren,
Und der Crapülinski ſpricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,
Die im Vaterland geblieben!“

Ihm erwiederte Waſchlapski:
„O du biſt ein treuer Schlachzitz,
Denkeſt immer an der Heimath
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz.

Polen iſt noch nicht verloren,
Unſre Weiber, ſie gebären,
Unſre Jungfrau'n thun daſſelbe,
Werden Helden uns beſcheren,

Helden, wie der Held Sobiecki,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitſch, Schubiakski,
Und der große Eſelinski.“

Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakob's Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brum — brum — brum —
Paukenſchläge und Gelächter!

Hochgeſchürzt bis zu den Lenden
Und ſich faſſend an den Händen,
Jungfrau'n edelſter Geſchlechter
Kreiſen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenſchläge und Gelächter!

Aron ſelbſt wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnſinnwogen,
Und er ſelbſt, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenprieſterrock,
Wie ein Bock —
Paukenſchläge und Gelächter!

König David.

Lächelnd ſcheidet der Deſpot,
Denn er weiß, nach ſeinem Tod'
Wechſelt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtſchaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd' und Farrn
Bleibt es angeſchirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der ſich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend ſpricht zu Salomo
König David: A propos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

Dieſer tapfre General
Iſt ſeit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernſtlich anzutaſten.

Du, mein Sohn, biſt fromm und klug,
Gottesfürchtig, ſtark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.

König Richard.

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungeſtüm ein Reiter;
Er bläſt ins Horn, er ſingt und lacht
Gar ſeelenvergnügt und heiter.

Sein Harniſch iſt von ſtarkem Erz,
Noch ſtärker iſt ſein Gemüthe,
Das iſt Herr Richard Löwenherz,
Der chriſtlichen Ritterſchaft Blüthe.

Willkommen in England! rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
Wir freuen uns, o König, daß du
Oeſtreichiſcher Haft entſprungen.

Dem König iſt wohl in der freien Luft,
Er fühlt ſich wie neugeboren,
Er denkt an Oeſtreichs Feſtungsduft —
Und giebt ſeinem Pferde die Sporen.

Der Aſra.

Täglich ging die wunderſchöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern.

Täglich ſtand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürſtin
Auf ihn zu mit raſchen Worten:
Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimath, deine Sippſchaft!

Und der Sklave ſprach: ich heiße
Mohamet, ich bin aus Yemmen,
Und mein Stamm ſind jene Aſra,
Welche ſterben wenn ſie lieben.

Himmelsbräute.

Wer dem Kloſter geht vorbei
Mitternächtlich, ſieht die Fenſter
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Geſpenſter.

Eine düſtre Prozeſſion
Todter Urſulinerinnen;
Junge, hübſche Angeſichter
Lauſchen aus Kapuz' und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutroth ſchimmern;
Seltſam wiederhallt im Kreuzgang
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und ſie ſetzen dort ſich nieder
Auf des Chores Buchsbaumſtühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weiſen,
Aber wahnſinnwüſte Worte;
Arme Seelen ſind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

„Bräute Chriſti waren wir,
Doch die Weltluſt uns bethörte,
Und da gaben wir dem Cäſar,
Was dem lieben Gott gehörte.

„Reizend iſt die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;
Doch verlockend ſind am meiſten
Cäſar's goldne Epaulette.

„Ach der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirſchgeweihe —
Wir betrogen unſern Heiland.

„Jeſus, der die Güte ſelbſt,
Weinte ſanft ob unſrer Fehle,
Und er ſprach: Vermaledeit
Und verdammt ſei eure Seele!

„Grabentſtieg'ner Spuk der Nacht,
Müſſen büßend wir nunmehre
Irre gehn in dieſen Mauern —
Miſerere! Miſerere!

„Ach, im Grabe iſt es gut,
Ob es gleich viel beſſer wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miſerere! Miſerere!

„Süßer Jeſus, o vergieb
Endlich uns die Schuld, die ſchwere,
Schließ' uns auf den warmen Himmel —
Miſerere! Miſerere!“

Alſo ſingt die Nonnenſchaar,
Und ein längſt verſtorb'ner Küſter
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Regiſter.

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,
Im leichten Kahn, bei Mondenſchein.
Die Zofe rudert, die Gräfin ſpricht:
„Siehſt du die ſieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeſchwommen —
So traurig ſchwimmen die Todten!

Das waren Ritter voll Jugendluſt —
Sie ſanken zärtlich an meine Bruſt
Und ſchwuren mir Treue — Zur Sicherheit,
Daß ſie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich ſie ergreifen
Sogleich und erſäufen —
So traurig ſchwimmen die Todten!“

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt ſo höhniſch durch die Nacht!

Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und ſtrecken die Finger empor,
Wie ſchwörend — Sie nicken
Mit gläſernen Blicken —
So traurig ſchwimmen die Todten!

Der Mohrenkönig.

In's Exil der Alpuxarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigſam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen ſeines Hauſes Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maulthier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabiſch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen ſchlottrig in den Sätteln.

Keine Zymbel, keine Pauke,
Kein Geſangeslaut ertönte;
Nur des Maulthiers Silberglöckchen
Wimmern ſchmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
In's Duero-Thal hinabſchweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar ſind zum letzten Male:

Dorten ſtieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geſchmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Thürmen der Alhambra.

Ach, bei dieſem Anblick brachen
Aus des Königs Bruſt die Seufzer,
Thränen überſtrömten plötzlich
Wie ein Sturzbach ſeine Wangen.

Düſter von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer
Und ſie ſchalt ihn ſtolz und bitter.

„Boabdil el Chico,“ ſprach ſie,
„Wie ein Weib beweinſt du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußteſt
Zu vertheid'gen wie ein Mann.“

Als des Königs liebſte Kebſin
Solche harte Rede hörte,
Stürzte ſie aus ihrer Sänfte
Und umhalſte den Gebieter.

„Boabdil el Chico,“ ſprach ſie,
„Tröſte dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein ſchöner Lorbeer.

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der ſieggekrönte
Günſtling jener blinden Göttin,
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmüth'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schickſal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menſchen Angedenken.“

„Berg des letzten Mohrenſeufzers“
Heißt bis auf den heut'gen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet,
Seiner Liebſten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird ſein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losſpringt von der letzten
Andaluſiſchen Guitarre.

Geoffroy Rudèl und Meliſande von Tripoli.

In dem Schloſſe Blay erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einſt geſtickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele ſtickte
Sie hinein, und Liebesthräne
Hat gefeyt das ſeidne Bildwerk,
Welches darſtellt jene Scene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend ſah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnſucht
Gleich erkannt' in ſeinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum erſten
Und zum letzten Mal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Ueber ihn beugt ſich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umſchlungen,
Küßt den todesbleichen Mund,
Der ſo ſchön ihr Lob geſungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und ſo leerten ſie den Kelch
Höchſter Luſt und tiefſten Leidens.

In dem Schloſſe Blay allnächtlich
Giebt's ein Rauſchen, Kniſtern, Beben,
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame ſchütteln
Die verſchlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüſtern, ſanftes Tändeln,
Wehmuthſüße Heimlichkeiten,
Und poſthume Galantrie
Aus des Minneſanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein todtes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längſt erloſchnen Kohlen
Fühl' ich wieder ein Geglimme!“

„„Meliſande! Glück und Blume!
Wenn ich dir in's Auge ſehe,
Leb' ich auf — geſtorben iſt
Nur mein Erdenleid und =Wehe.““

„Geoffroy! Wir liebten uns
Einſt im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur that dieſes Wunder!“

„„Meliſande! Was iſt Traum?
Was iſt Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur iſt Wahrheit,
Und dich lieb' ich, ewig Schöne.““

„Geoffroy! Wie traulich iſt es
Hier im ſtillen Mondſcheinſaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenſtrahle.“

„„Meliſande! theure Närrin,
Du biſt ſelber Licht und Sonne,
Wo du wandelſt, blüht der Frühling,
Sproſſen Lieb' und Maienwonne!““

Alſo koſen, alſo wandeln
Jene zärtlichen Geſpenſter
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauſchet durch die Bogenfenſter.

Doch den holden Spuk vertreibend
Kommt am End die Morgenröthe —
Jene huſchen ſcheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firduſi.

I.

Goldne Menſchen, Silbermenſchen!
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Iſt die Rede nur von Silber,
Iſt gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürſten,
Eines Schaches, iſt ein Thoman
Gülden ſtets; ein Schach empfängt
Und er giebt nur goldne Thoman.

Alſo denken brave Leute,
Alſo dachte auch Firduſi,
Der Verfaſſer des berühmten
Und vergötterten Schach Nameh.

Dieſes große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden ſeiner Verſe
Einen Thoman ihm verſprochen.

Siebzehn mal die Roſe blühte.
Siebzehn mal iſt ſie verwelket,
Und die Nachtigall beſang ſie
Und verſtummte ſiebzehn mal —

Unterdeſſen ſaß der Dichter
An dem Webſtuhl des Gedankens,
Tag und Nacht, und webte emſig
Seines Liedes Rieſenteppich —

Rieſenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimath Fabelchronik,
Farſiſtans uralte Kön'ge,

Lieblingshelden ſeines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberweſen und Dämonen,
Keck umrankt von Mährchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmliſch angeſtrahlt
Von dem heil'gen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Deſſen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Ueberſchickte ſeinem Gönner
Der Poet das Manuſcript,
Zweimalhunderttauſend Verſe.

In der Badeſtube war es,
In der Badeſtub' zu Gasna,
Wo des Schaches ſchwarze Boten
Den Firduſi angetroffen —

Jeder ſchleppte einen Geldſack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrenſold für ſeine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Haſtig, um am lang entbehrten
Goldesanblick ſich zu laben —
Da gewahrt' er mit Beſtürzung

Daß der Inhalt dieſer Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttauſend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgetheilt in drei
Gleiche Theile, und jedwedem
Von den beiden ſchwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der ſein Bad beſorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderſtab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptſtadt;
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von ſeinen Schuhen.

II.

„Hätt' er menſchlich ordinär
Nicht gehalten, was verſprochen,
Hätt' er nur ſein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich iſt,
Daß er mich getäuſcht ſo ſchnöde
Durch den Doppelſinn der Rede
Und des Schweigens größre Liſt.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Geſtalt und von Geberden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, ſah er mich an,
Er, der Wahrheit ſtolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen.“

III.

Schach Mahomet hat gut geſpeiſt,
Und gut gelaunet iſt ſein Geiſt.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn ſitzt er. Das plätſchert ſo kühl.

Die Diener ſtehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Anſari iſt unter ihnen.

Aus Marmorvaſen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmuthiglich
Die ſchlanken Palmen fächern ſich.

Es ſtehen regungslos die Cypreſſen,
Wie himmelträumend, wie weltvergeſſen.

Doch plötzlich erklingt bey Lautenklang
Ein ſanft geheimnißvoller Geſang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
Von wem iſt dieſes Liedes Text?

Anſari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: Das hat Firduſi gedichtet.

Firduſi? — rief der Fürſt betreten —
Wo iſt er? Wie geht es dem großen Poeten?

Anſari gab Antwort: In Dürftigkeit
Und Elend lebt er ſeit langer Zeit

Zu Thus, des Dichters Vaterſtadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.

Schach Mahomet ſchwieg, eine gute Weile,
Dann ſprach: Anſari, mein Auftrag hat Eile —

Geh' nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maulthiere und funfzig Kameele.

Die ſollſt du belaſten mit allen Schätzen,
Die eines Menſchen Herz ergötzen,

Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Koſtbaren Kleidern und Hausgeräthen

Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und ſilbernen Schnurrpfeiferei'n,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß geſprenkelt,

Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabrizirt in meinen Staaten —

Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speiſen, die man in Töpfen bewahrt,

Auch Confituren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule,
Arabiſcher Zucht, geſchwind wie Pfeile,

Und ſchwarze Sclaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, ſtrapazentrutzend.

Anſari, mit dieſen ſchönen Sachen
Sollſt du dich gleich auf die Reiſe machen.

Du ſollſt ſie bringen nebſt meinem Gruß
Dem großen Dichter Firduſi zu Thus.

Anſari erfüllte des Herrſchers Befehle,
Belud die Mäuler und Kameele

Mit Ehrengeſchenken, die wohl den Zins
Gekoſtet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er ſchon
Die Reſidenz, und in eigner Perſon,

Mit einer rothen Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten ſie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Weſt-Thor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel ſcholl, das Kuhhorn klang,
Und lautaufjubelt Triumphgeſang.

La Illa Il Allah! aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kameele.

Doch durch das Oſt-Thor am andern End'
Von Thus, zog in demſelben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den todten Firduſi zu Grabe trug.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte ſcheu;
Und als wir ſtiegen in den Kahn,
Wir waren unſrer drei.

Es plätſchert' im Waſſer des Ruderſchlag's
Verdroſſenes Einerlei;
Weißſchäumende Wellen rauſchten heran,
Beſpritzten uns alle drei.

Sie ſtand im Kahn ſo blaß, ſo ſchlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär' ſie ein welſches Marmorbild,
Dianens Conterfei.

Der Mond verbirgt ſich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unſern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, geſpenſtiſche Möve war's,
Und ob dem böſen Schrei,
Der ſchauerlich klang wie Warnungsruf,
Erſchraken wir alle drei.

Bin ich im Fieber? Iſt das ein Spuk
Der nächtlichen Phantaſei?
Aefft mich ein Traum? Es träumet mir
Grauſame Narrethei.

Grauſame Narrethei! Mir träumt
Daß ich ein Heiland ſey,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit iſt ſchwer bedrängt,
Ich aber mache ſie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unflätherei.

Du arme Schönheit, ſchaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich ſelber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grauſamer Traum,
Wahnſinn und Raſerei!
Es gähnt die Nacht, es kreiſcht das Meer,
O Gott! o ſteh' mir bei!

O ſteh' mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddey!
Da ſchollert's hinab in's Meer — O Weh —
Schaddey! Schaddey! Adonay! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren an's Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir ſtiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unſrer zwei.

Präludium.

Dieſes iſt Amerika!
Dieſes iſt die neue Welt!
Nicht die heutige, die ſchon
Europäiſiret abwelkt. —

Dieſes iſt die neue Welt!
Wie ſie Chriſtoval Kolumbus
Aus dem Ocean hervorzog.
Glänzet noch in Fluthenfriſche,

Träufelt noch von Waſſerperlen,
Die zerſtieben, farbenſprühend,
Wenn ſie küßt das Licht der Sonne.
Wie geſund iſt dieſe Welt!

Iſt kein Kirchhof der Romantik,
Iſt kein alter Scherbenberg
Von verſchimmelten Symbolen
Und verſteinerten Perucken.

Aus geſundem Boden ſproſſen
Auch geſunde Bäume — keiner
Iſt blaſirt und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindſucht.

Auf den Baumes-Aeſten ſchaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenſchillernd. Mit den ernſthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen.

Brillenartig ſchwarz umrändert,
Schaun ſie auf dich nieder, ſchweigſam —
Bis ſie plötzlich ſchrillend aufſchrei'n
Und wie Kaffeeſchweſtern ſchnattern.

Doch ich weiß nicht, was ſie ſagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tauſend Weiber hatte,

Und die Vögelſprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die todten, alten,
Ausgeſtopften Dialecte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Naſe dringen,

Neckend, prickelnd, leidenſchaftlich —
Und mein grübelnder Geruchſinn
Quält ſich ab: Wo hab' ich denn
Je dergleichen ſchon gerochen?

War's vielleicht auf Regentſtreet
In den ſonnig gelben Armen
Jener ſchlanken Javaneſin,
Die beſtändig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildſäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnißvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein' ich ſelbſt ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erſchreckt in's Buſchwerk fortbuſcht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angſtvoll rufend: „Ein Geſpenſt!
Ein Geſpenſt der alten Welt!“

Affe! fürcht' dich nicht, ich bin
Kein Geſpenſt, ich bin kein Spuk;
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuſter Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten, nahm ich an
Der Verſtorbenen Manieren
Und geheime Seltſamkeiten.

Meine ſchönſten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kiffhäuſer,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht' dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeſchabten Hintern
Trägſt du Farben, die ich liebe.

Theure Farben! Schwarz-roth-goldgelb!
Dieſe Affenſteißcouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmuth
An das Banner Barbaroſſa's.

Vitzliputzli.

I.

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,
Und an ſeinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der in's Buch des Ruhmes einſchrieb,
Mit der eignen frechen Fauſt,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub auf der Schulbank
Lernt' auswendig beide Namen —

Nach dem Chriſtoval Kolumbus,
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenſchickſals letzte Tücke:
Unſer Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menſchen Angedenken.

Wär's nicht beſſer, ganz verhallen
Unbekannt, als mit ſich ſchleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradſchaft?

Meſſer Chriſtoval Kolumbus
War ein Held, und ſein Gemüthe,
Das ſo lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie dieſe.

Mancher hat ſchon viel gegeben,
Aber Jener hat der Welt
Eine ganze Welt geſchenket,
Und ſie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menſchheit,
Die nicht blos Europamüde,
Sondern Afrikas und Aſiens
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beſſres
Als Kolumbus, das iſt Jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er ſelber, Moſes heißt er,
Und er iſt mein beſter Heros.

Doch, mein Pegaſus, du weileſt
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wiſſe, unſer heut'ger Flugritt
Gilt dem g'ringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittig,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt ſchönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gaſtlich ſeinen ſpan'ſchen Gäſten
Angewieſen zur Behauſung.

Doch nicht Obdach blos und Atzung,
In verſchwenderiſcher Fülle,
Gab der Fürſt den fremden Strolchen —
Auch Geſchenke reich und prächtig,

Koſtbarkeiten kluggedrechſelt,
Von maſſivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmuth des Monarchen.

Dieſer unziviliſirte,
Abergläubiſch blinde Heide
Glaubte noch an Treu' und Ehre
Und an Heiligkeit des Gaſtrechts.

Er willfahrte dem Geſuche,
Beizuwohnen einem Feſte,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit ſeinem Hofgeſinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das ſpaniſche Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Feſtſpiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
„Span'ſche Treue!“ doch der Autor
Nannt' ſich Don Fernando Cortez.

Dieſer gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geiſel.

Aber Montezuma ſtarb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung —
Wie ein wild empörtes Meer
Toſten, raſten immer näher
Die erzürnten Menſchenwellen.

Tapfer ſchlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg auf's neue,
Und ermüdend war das Kampfſpiel.

Nach dem Tod des Königs ſtockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr;
Kürzer wurden die Razionen,
Die Geſichter wurden länger.

Und mit langen Angeſichtern
Sah'n ſich an Hiſpaniens Söhne,
Und ſie ſeufzten und ſie dachten
An die traute Chriſtenheimath,

An das theure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten,
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verſchmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, ſchalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd, ſich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürſtchen.

Einen Kriegsrath hielt der Feldherr,
Und der Rückzug ward beſchloſſen;
In der nächſten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlaſſen.

Leicht gelang's hineinzukommen
Einſt durch Liſt dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Feſtland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inſelſtadt,
Liegt in einem großen See,
In der Mitte, fluthumrauſcht:
Eine ſtolze Waſſerfeſtung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Rieſenpfählen ruhen;
Kleine Inſeln bilden Furthen.

Noch bevor die Sonne aufging
Setzten ſich in Marſch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirthe nicht
Aus dem ſüßen Schlafe wecken —
(Hunderttauſend Indianer
Lagerten in Mexiko).

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne ſeinen Wirth die Rechnung;
Noch frühzeit'ger aufgeſtanden
Waren heut' die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furthen harrten ſie,
Um den Abſchiedstrunk allvorten
Ihren Gäſten zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furthen,
Hei! da gab's ein toll Gelage!
Roth in Strömen floß das Blut
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepreßt,
Und wir ſehn auf mancher nackten
Indianerbruſt den Abdruck
Span'ſcher Rüſtungsarabesken.

Ein Erdroſſeln war's, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das ſich langſam,
Schaurig langſam, weiter wälzte,
Ueber Brücken, Flöße, Furthen.

Die Indianer ſangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten ſchweigend;
Mußten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaß-Kämpfen
Boten g'ringen Vortheil heute
Alt-Europas ſtrenge Kriegskunſt,
Feuerſchlünde, Harniſch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das ſie jüngſt erpreßt, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlaſt

Lähmte, hemmte ſie im Kampfe,
Und das teufliſche Metall
Ward nicht blos der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;
Schützen ſaßen d'rin und ſchoſſen
Nach den Brücken, Flößen, Furthen.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch ſie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaſton, der an jenem
Tag' die Fahne trug, worauf
Conterfeit die heil'ge Jungfrau.

Dieſes Bildniß ſelber trafen
Die Geſchoſſe der Indianer;
Sechs Geſchoſſe blieben ſtecken
Juſt im Herzen — blanke Pfeile,

Aehnlich jenen güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Bruſt durchbohren
Bei Charfreitagsprozeſſionen.

Sterbend übergab Don Gaſton
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahin ſank. — Jetzt ergriff

Cortez ſelbſt das theure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen Abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundert ſechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Ueber achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erſt ſpäter unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Theils getödtet, theils erbeutet.

Gegen Abend erſt erreichten
Cortez und ſein Heer das ſich're
Uferland, ein Seegeſtade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

II.

Nach des Kampfes Schreckenstag,
Kommt die Spuknacht des Triumphes;
Hundert tauſend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hundert tauſend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer,
Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläſte, Götterhallen,

Gildenhäuſer und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzli's,
Götzenburg von rothem Backſtein,
Seltſam mahnend an ägyptiſch,

Babyloniſch und aſſyriſch
Koloſſalen Bauwerk-Monſtren,
Die wir ſchauen auf den Bildern
Unſers Briten Henri Martin.

Ja, das ſind dieſelben breiten
Rampentreppen, alſo breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tauſend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche luſtig banketiren,
Hochberauſcht von Sieg und Palmwein.

Dieſe Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack, nach der Plattform,
Einem baluſtradenart'gen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf ſeinem Thron-Altar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexikos blutdürſt'ger Kriegsgott.
Iſt ein böſes Ungethüm,

Doch ſein Aeußres iſt ſo putzig,
So verſchnörkelt und ſo kindiſch,
Daß er trotz des innern Grauſens
Dennoch unſre Lachluſt kitzelt —

Und bey ſeinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blaſſen Tod von Baſel
Und an Brüſſels Mannke-Piß.

An des Gottes Seite ſtehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt ſich heut' die Kleriſey.

Auf des Altars Marmorſtufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,
Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein ſcharlach Kamiſölchen.

Dieſes iſt der Opfer-Prieſter,
Und er wetzet ſeine Meſſer,
Wetzt ſie lächelnd, und er ſchielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli ſcheint den Blick
Seines Dieners zu verſtehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt ſogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempel-Muſici,
Paukenſchläger, Kuhhornbläſer —
Ein Geraſſel und Getute —

Ein Geraſſel und Getute,
Und es ſtimmet ein des Chores
Mexikaniſches Te-Deum —
Ein Miaulen wie von Katzen —

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,
Welche Tigerkatzen heißen
Und ſtatt Mäuſe Menſchen freſſen!

Wenn der Nachtwind dieſe Töne
Hinwirft nach dem Seegeſtade,
Wird den Spaniern, die dort lagern,
Katzenjämmerlich zu Muthe.

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen dieſe dort noch immer,
Und ſie ſtarren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewäſſer

Wiederſpiegelt, ſchier verhöhnend,
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauſpielhauſes,

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform iſt die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Myſterium tragirt wird.

„Menſchenopfer“ heißt das Stück.
Uralt iſt der Stoff, die Fabel;
In der chriſtlichen Behandlung
Iſt das Schauſpiel nicht ſo gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rothwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreiſpeis transſubſtituiret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß ſehr roh und ernſthaft
Aufgefaßt: Man ſpeiſ'te Fleiſch
Und das Blut war Menſchenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchriſten, das ſich nie,
Nie vermiſcht hat mit dem Blute
Der Moresken und der Juden.

Freu' dich, Vitzliputzli, freu' dich,
Heute giebt es Spanier-Blut,
Und am warmen Dufte wirſt du
Gierig laben deine Naſe.

Heute werden dir geſchlachtet
Achtzig Spanier, ſtolze Braten
Für die Tafel deiner Prieſter,
Die ſich an dem Fleiſch erquicken.

Denn der Prieſter iſt ein Menſch,
Und der Menſch, der arme Freſſer,
Kann nicht blos vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt ſchon,
Und es kreiſcht das böſe Kuhhorn!
Sie verkünden, daß heraufſteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, ſchmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Feſtgebunden, ſchleppt und ſchleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man ſie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Poſſentänze,
Und man zwingt ſie durch Torturen,

Die ſo grauſam und entſetzlich,
Daß der Angſtſchrei der Gequälten
Ueberheulet das geſammte
Kannibalen-Charivari. —

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angſtrufſtimmen —

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen ſie auch ganz genau
Die Geſtalten und die Mienen —
Sah'n das Meſſer, ſah'n das Blut —

Und ſie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Pſalm der Todten
Und ſie ſangen: De profundis!

Unter jenen, welche ſtarben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der ſchönen Abbatiſſin,
Cortez' erſte Jugendliebe.

Als er auf der Bruſt des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildniß einſchloß,
Weinte Cortez helle Thränen —

Doch er wiſcht' ſie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandſchuh,
Seufzte tief und ſang im Chore
Mit den andern: miserere!

III.

Blaſſer ſchimmern ſchon die Sterne,
Und die Morgennebel ſteigen
Aus der Seefluth, wie Geſpenſter,
Mit hinſchleppend weißen Laken.

Feſt und Lichter ſind erloſchen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Eſtrich
Schnarchend liegen Pfaff und Laie.

Nur die rothe Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinſend, grimmig ſchäkernd,
Spricht der Prieſter zu dem Gotte:

„Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebſtes Göttchen Vitzliputzli!
Haſt dich heute amüſiret,
Haſt gerochen Wohlgerüche!

„Heute gab es Spanierblut —
O das dampfte ſo app'titlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wolluſtglänzend.

„Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungethüme,
Die des Windes Geiſter zeugten,
Buhlſchaft treibend mit der Seekuh.

„Willſt du artig ſein, ſo ſchlacht' ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübſche Bübchen, ſüßes Blut,
Meines Alters einz'ge Freude.

„Aber artig mußt du ſein,
Mußt uns neue Siege ſchenken —
Laß uns ſiegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

„O verderbe unſre Feinde,
Dieſe Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen über's Weltmeer —

„Warum ließen ſie die Heimath?
Trieb ſie Hunger oder Blutſchuld?
Bleib' im Land und nähr' dich redlich,
Iſt ein ſinnig altes Sprüchwort.

„Was iſt ihr Begehr? Sie ſtecken
Unſer Gold in ihre Taſchen,
Und ſie wollen, daß wir droben
Einſt im Himmel glücklich werden!

„Anfangs glaubten wir, ſie wären
Weſen von der höchſten Gattung,
Sonnenſöhne, die unſterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

„Aber Menſchen ſind ſie, tödtbar
Wie wir Andre, und mein Meſſer
Hat erprobet heute Nacht
Ihre Menſchenſterblichkeit.

„Menſchen ſind ſie und nicht ſchöner,
Als wir Andre, manche drunter
Sind ſo häßlich wie die Affen;
Wie bei dieſen ſind behaart

„Die Geſichter, und es heißt
Manche trügen in den Hoſen
Auch verborg'ne Affenſchwänze —
Wer kein Aff', braucht keine Hoſen.

„Auch moraliſch häßlich ſind ſie,
Wiſſen nichts von Pietät,
Und es heißt, daß ſie ſogar
Ihre eignen Götter fräßen!

„O vertilge dieſe ruchlos
Böſe Brut, die Götterfreſſer —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Laß uns ſiegen, Vitzliputzli!“ —

Alſo ſprach zum Gott der Prieſter,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koſet mit dem Seeſchilf:

Rothjack', Rothjack', blut'ger Schlächter,
Haſt geſchlachtet viele Tauſend,
Bohre jetzt das Opfermeſſer
In den eignen alten Leib.

Aus dem aufgeſchlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele;
Ueber Kieſel, über Wurzel
Trippelt ſie zum Laubfroſchteiche.

Dorten hocket meine Muhme
Rattenkön'gin — ſie wird ſagen:
„Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

„Vitzlipuzelt er vergnügt
In dem honigſüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

„Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhaßte Unheilsgöttin
Mit den ſchwarzen Eiſenpfoten,
Die in Otterngift getränket?“

Nackte Seele, gieb zur Antwort:
Vitzliputzli läßt dich grüßen,
Und er wünſcht dir Peſtilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

Denn du rietheſt ihm zum Kriege,
Und dein Rath, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böſe,
Uralt böſe Prophezeiung

Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärt'gen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Oſten.

Auch ein altes Sprüchwort giebt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt iſt der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

Dieſe iſt es, die mir zürnet,
Sie, die ſtolze Himmelsfürſtin,
Eine Jungfrau ſonder Makel,
Zauberkundig, wunderthätig.

Sie beſchützt das Spaniervolk,
Und wir müſſen untergehen,
Ich, der ärmſte aller Götter,
Und mein armes Mexiko.

Nach vollbrachtem Auftrag, Rothjack,
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl!
Daß du nicht mein Unglück ſchaueſt!

Dieſer Tempel ſtürzt zuſammen,
Und ich ſelber, ich verſinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiederſehen.

Doch ich ſterbe nicht; wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mauſern nur und wechſeln
Auch wie dieſe das Gefieder.

Nach der Heimath meiner Feinde,
Die Europa iſt geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn ich
Eine neue Carrière.

Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gott-ſei-bei-uns;
Als der Feinde böſer Feind,
Kann ich dorten wirken, ſchaffen.

Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen ſie erſchrecken —
Vorgeſchmack der Hölle, Schwefel
Sollen ſie beſtändig riechen.

Ihre Weiſen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis ſie lacht wie eine Metze.

Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß' ich
Satanas und Belial,
Aſtaroth und Belzebub.

Dich zumal begrüß' ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr' mich deine Grauſamkeiten
Und die ſchöne Kunſt der Lüge!

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Zweites Buch.

Lamentationen.

Das Glück iſt eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am ſelben Ort;
Sie ſtreicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich raſch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebeſeſt an's Herz gedrückt;
Sie ſagt, ſie habe keine Eile,
Setzt ſich zu dir an's Bett und ſtrickt.

Waldeinſamkeit.

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der ſchöne Kranz gefiel wohl Allen,
Doch der ihn trug hat Manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menſchenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinſamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geiſtern und Thieren;
Feen und Hochwild von ſtolzem Geweih'
Sie nah'ten ſich mir ganz ohne Scheu.

Sie nah'ten ſich mir ganz ohne Zagniß,
Sie wußten das ſei kein ſchreckliches Wagniß;
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmenſch, wußte die Fee.

Von Feenbegünſtigung plaudern nur Thoren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich geweſen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luſtiges Völkchen! das plaudert und ſchnattert!
Ein Bischen ſtechend iſt der Blick,
Verheißend ein ſüßes, doch tödtliches Glück.

Ergötzten mich mit May-Tanz und May-Spiel,
Erzählten mir Hofgeſchichten, zum Beiſpiel:
Die ſcandaloſe Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, ſo tauchten und ſprangen
Hervor aus der Fluth, mit ihrem langen
Silberſchleier und flatterndem Haar,
Die Waſſerbachanten, die Nixenſchaar.

Sie ſchlugen die Zither, ſie ſpielten auf Geigen,
Das war der famoſe Nixen-Reigen;
Die Poſituren, die Melodey,
War klingende, ſpringende Raſerey.

Jedoch zu Zeiten waren ſie minder
Tobſüchtig gelaunt, die ſchönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten ſie,
Das Köpfchen geſtützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welſche Romanzen,
Zum Beiſpiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menſchengeſicht.

Sie unterbrachen manchmal das Geſinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beiſpiel: „Sag' uns zu welchem Behuf
„Der liebe Gott den Menſchen ſchuf?

„Hat eine unſterbliche Seele ein Jeder
Von Euch? Iſt dieſe Seele von Leder
Oder von ſteifer Leinwand? Warum
Sind Eure Leute meiſtens ſo dumm?“

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unſterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geſchwätzt.

Anmuthig und ſchalkhaft ſind Nixen und Elfen;
Nicht ſo die Erdgeiſter, ſie dienen und helfen
Treuherzig den Menſchen. Ich liebte zumeiſt
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rothmäntelchen, lang und bauſchig,
Die Miene iſt ehrlich, doch bang und lauſchig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum ſie ſo ängſtlich die Füße verſteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden ſich ein, daß Niemand es wiſſe.
Das iſt eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr ſpötteln kunnt'.

Ach Himmel! wir Alle gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja Alle Etwas zu verbergen;
Kein Chriſtenmenſch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unſer Entenfüßchen ſteckt.

Niemals verkehrt ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeiſtern ſehr wenig. Sie huſchten mir ſcheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind ſpindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämmschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgeſtickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, geſpickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein Jeder von ihnen;
Ein Jeder von ihnen bildet ſich ein,
Ein abſoluter König zu ſeyn.

Daß ſie im Feuer nicht verbrennen,
Iſt freilich ein Kunſtſtück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeiſt iſt er nicht.

Die klügſten Waldgeiſter ſind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greiſengeſchlecht;
Woher ſie ſtammen, man weiß es nicht recht.

Wenn ſie im Mondſchein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Piſſewurzeln;
Doch da ſie mir nur Gutes gethan,
So geht mich nichts ihr Urſprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer beſprechen, Vögel beſchreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unſichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runen-Sprüche, womit man ruft
Die Todten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht bethört,
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen ſind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten ſie mich, ſie haben
Mir alles explicirt — umſonſt!
Hab' nie begriffen die Schatzgräberkunſt.

Wohl hatt' ich derſelben nicht nöthig dermalen,
Ich brauchte wenig, und konnt' es bezahlen,
Beſaß auch in Spanien manch luftiges Schloß,
Wovon ich die Revenüen genoß.

O, ſchöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldſcherz
Umgaukelt mein mährchentrunkenes Herz!

O, ſchöne Zeit! wo ſich zu grünen
Triumphespforten zu wölben ſchienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher,
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

Die ſchöne Zeit, ſie iſt verſchlendert,
Und alles hat ſich ſeitdem verändert,
Und ach! mir iſt der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz iſt mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch ſeit der ſchöne Kranz mir fehlt,
Iſt meine Seele wie entſeelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel iſt öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und ſtumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde ſind die Elfen verſchwunden,
Jagdhörner hör' ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht iſt das Reh verſteckt,
Das thränend ſeine Wunden leckt.

Wo ſind die Alräunchen? ich glaube, ſie halten
Sich ängſtlich verborgen in Felſenſpalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo iſt die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erſte Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin ſie gehauſt,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzauſt.

Der Bach rauſcht troſtlos gleich dem Styxe;
Am einſamen Ufer ſitzt eine Nixe,
Todtblaß und ſtumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer verſunken zu ſein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt ſie auf und ſchaut mich an,
Und ſie entflieht mit entſetzten Mienen,
Als ſei ihr ein Geſpenſt erſchienen.

Spaniſche Atriden.

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundert drei und achtzig,
Gab der König uns ein Gaſtmahl
Zu Segovia im Schloſſe.

Hofgaſtmähler ſind dieſelben
Ueberall, es gähnt dieſelbe
Souveraine Langeweile
An der Tafel aller Fürſten.

Prunkgeſchirr von Gold und Silber,
Leckerbiſſen aller Zonen,
Und derſelbe Bleigeſchmack,
Mahnend an Lokuſtes Küche.

Auch derſelbe ſeidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen ſind verſchieden.

Und das iſt ein Wispern, Sumſen,
Das wie Mohn den Sinn einſchläfert,
Bis Trompetenſtöße wecken
Aus der kauenden Betäubniß.

Neben mir, zum Glücke, ſaß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltſam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blut'gen Hofgeſchichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man „König Grauſam“ nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
In's Geheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tiſchgenoſſe ſeufzend:

Sennor! glaubt nicht was ſie klimpern
Auf den ſchlottrigen Guitarren,
Bänkelſänger, Maulthiertreiber,
In Poſaden, Kneipen, Schenken.

Glaubet nimmer, was ſie faſeln
Von der Liebe Don Fredrego's
Und Don Pedro's ſchöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

Nicht der Eiferſucht des Gatten,
Nur der Mißgunſt eines Neidhardts,
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatrava's Ordensmeiſter.

Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, das war ſein Ruhm,
Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken auspoſaunte.

Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgeſtalt des Leibes,
Die ein Abbild ſolcher Seele.

Blühend blieb mir im Gedächtniß
Dieſe ſchlanke Heldenblume;
Nie vergeß ich dieſes ſchöne
Träumeriſche Jünglingsantlitz.

Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein mährchenhaft Geheimniß
Sprach aus allen dieſen Zügen.

Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelſtein, —
Aber auch der ſtieren Härte
Eines Edelſteins theilhaftig.

Seine Haare waren ſchwarz,
Bläulich ſchwarz, von ſeltnem Glanze,
Und in üppig ſchönen Locken
Auf die Schulter niederfallend.

In der ſchönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letzten Male
Lebend — unglückſel'ger Prinz!

Eben kam er vom Alkanzor,
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauſchte
Hinter'm Gitter ihres Fenſters.

Seines Hauptes Helmbuſch weh'te
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava-Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang ſein Liebling, Allan hieß er,
Eine Beſtie ſtolzer Race,
Deren Heimath die Sierra.

Trotz der ungeheuern Größe,
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung
Ob ſie gleich dem Fuchſe ähnlich.

Schneeweiß und ſo weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkruſtiret
War das breite goldne Halsband.

Dieſes Halsband, ſagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

O, der ſchauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüthe,
Denk ich dran, wie ſie ſich hier
Offenbart vor unſern Augen.

O, des ſchreckenvollen Tages!
Hier in dieſem Saale war es,
Und wie heute ſaß ich hier
An der königlichen Tafel.

An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Caſtilian'ſcher Ritterſchaft —

Jenes Tag's ſaß dort Don Pedro,
Finſter ſtumm, und neben ihm,
Strahlend ſtolz wie eine Göttin,
Saß Maria de Padilla.

Hier am untern End der Tafel,
Wo wir heut' die Dame ſehen,
Deren große Linnen-Krauſe
Wie ein weißer Teller ausſieht —

Während ihr vergilbt Geſichtchen
Mit dem ſäuerlichen Lächeln
Der Citrone gleichet, welche
Auf beſagtem Teller ruht:

Hier am untern End der Tafel
War ein leerer Platz geblieben;
Eines Gaſt's von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

Don Fredrego war der Gaſt,
Dem der goldne Stuhl beſtimmt war —
Doch er kam nicht — ach, wir wiſſen
Jetzt den Grund der Zögerung.

Ach, zur ſelben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Unthat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedro's Schergen

Hinterliſtig überfallen,
Und gebunden fortgeſchleppt
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelſchein beleuchtet.

Dorten ſtanden Henkersknechte,
Dorten ſtand der rothe Meiſter,
Der geſtützt auf ſeinem Richtbeil,
Mit ſchwermüth'ger Miene ſprach:

Jetzt, Großmeiſter von San Jago,
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelſtunde ſey
Euch bewilligt zum Gebete.

Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,
Sprach ſodann: ich hab' vollendet,
Und empfing den Todesſtreich.

In demſelben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

Er erfaßte, mit den Zähnen,
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieſer theuern Beute
Schoß er zauberſchnell von dannen.

Jammer und Geſchrei erſcholl
Ueberall auf ſeinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

Seit dem Gaſtmahl des Belſazar
Gab es keine Tiſchgeſellſchaft,
Welche ſo verſtöret ausſah
Wie die unſre in dem Saale,

Als das Ungethüm hereinſprang
Mit dem Haupte Don Fredrego's,
Das er mit den Zähnen ſchleppte
An den träufend blut'gen Haaren.

Auf den leer gebliebnen Stuhl,
Welcher ſeinem Herrn beſtimmt war,
Sprang der Hund und, wie ein Kläger,
Hielt er uns das Haupt entgegen.

Ach, es war das wohlbekannte
Helden-Antlitz, aber bläſſer,
Aber ernſter, durch den Tod,
Und umringelt gar entſetzlich

Von der Fülle ſchwarzer Locken,
Die ſich bäumten wie der wilde
Schlangen-Kopfputz der Meduſe,
Auch wie dieſer ſchreckverſteinernd.

Ja, wir waren wie verſteinert,
Sahn uns an mit ſtarrer Miene
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angſt und Etiquette.

Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen;
Händeringend, laut aufſchluchzend,
Jammerte ſie ahndungsvoll:

„Heißen wird es jetzt, ich hätte
Angeſtiftet ſolche Mordthat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine ſchuldlos armen Kinder!“

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir ſahen,
Daß die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlaſſen.

Höfiſch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten ſelbander
Durch das alte Gothenſchloß.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeſtällen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher ſich verkünd'gen,

Dorten ſah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Feſt mit Eiſenwerk vergattert,
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menſchliche Geſtalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben;
Angefeſſelt bei den Beinen,
Hockten ſie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig ſchien der Eine,
Wenig älter war der Andre;
Die Geſichter ſchön und edel,
Aber fahl und welk von Siechthum.

Waren ganz zerlumpt, faſt nackend
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Mißhandlung;
Beide ſchüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten ſie zu mir empor,
Wie mit weißen Geiſteraugen,
Daß ich ſchier darob erſchrocken.

Wer ſind dieſe Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich haſtig
Don Diego's Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego ſchien verlegen,
Sah ſich um, ob Niemand lauſche,
Seufzte tief und ſprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünſtelnd:

Dieſes ſind zwei Königskinder,
Früh verwaiſet, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transtamare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Laſt der Krone

Und zugleich von jener größern
Laſt, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruders-Kinder
Don Henrico's Siegergroßmuth.

Hat ſich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eigenen Schloſſe gab er
Ihnen freie Koſt und Wohnung.

Enge freilich iſt das Stübchen,
Das er ihnen angewieſen,
Doch im Sommer iſt es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

Ihre Speiſ' iſt Roggenbrod,
Das ſo ſchmackhaft iſt, als hätt' es
Göttin Ceres ſelbſt gebacken
Für ihr liebes Proſerpinchen.

Manchmal ſchickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos,
Und die Jungen merken dann,
Daß es Sonntag iſt in Spanien.

Doch nicht immer iſt es Sonntag,
Und nicht immer giebt's Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeiſter
Regalirt ſie mit der Peitſche.

Denn der Oberkoppelmeiſter,
Der die Ställe mit der Meute,
Sowie auch den Neffenkäfig
Unter ſeiner Aufſicht hat,

Iſt der unglückſel'ge Gatte
Jener ſauren Citronella
Mit der weißen Tellerkrauſe,
Die wir heut' bei Tiſch bewundert,

Und ſie keift ſo frech, daß oft
Ihr Gemahl zur Peitſche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

Doch der König hat mißbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Daß man künftig ſeine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

Keiner fremden Miethlingsfauſt
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinführo
Eigenhändig leiten will.

Don Diego ſtockte plötzlich,
Denn der Seneſchall des Schloſſes
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgeſpeiſt? — —

Der Ex-Lebendige.

Brutus, wo iſt dein Caſſius,
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einſt mit dir, im Seelenerguß
Gewandelt am Seine-Ufer?

Ihr ſchautet manchmal in die Höh',
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke war die Idee,
Die Ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo iſt dein Caſſius?
Er denkt nicht mehr an's Morden!
Es heißt er ſei am Neckarfluß
Tyrannenvorleſer geworden.

Doch Brutus erwiedert: du biſt ein Thor,
Kurzſichtig wie alle Poeten —
Mein Caſſius lieſt dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu tödten.

Er lieſt ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch iſt jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder ſpat,
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter.

Mißgelaunt, ſagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarſtrand,
Und zu München an der Iſar
Ward er Schauſpiel-Intendant.

Das iſt eine ſchöne Gegend
Ebenfalls, es ſchäumet hier
Geiſt- und Phantaſie-erregend
Holder Bock, das beſte Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholiſch wie ein Dante,
Wie Lord Byron gloomy, ſtumm.

Ihn ergötzen nicht Comödien,
Nicht das ſchlechteſte Gedicht,
Selbſt die traurigſten Tragödien
Lieſ't er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht' erheitern
Dieſes gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke ſcheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an ſo muntern Sinns —
Geh' in's Kloſter, armes Täubchen,
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde ſind vergebens
Zu erluſt'gen ihn bemüht,
Singen: Freue dich des Lebens,
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!

Kann dich nichts zum Frohſinn reizen
Hier in dieſer hübſchen Stadt,
Die an amüſanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat ſie in jüngſten Tagen
Eingebüßt ſo manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,
Den man ſchwer entbehren kann.

Wär' der Maßmann nur geblieben!
Dieſer hätte wohl am End'
Jeden Trübſinn dir vertrieben
Durch ſein Burzelbaumtalent.

Schelling, der iſt unerſetzlich!
Ein Verluſt vom höchſten Werth!
War als Philoſoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuſcripte alle,
Gleichfalls ein Verluſt war dies!

Mit Cornelius ging verloren
Auch des Meiſters Jüngerſchaft;
Hat das Haar ſich abgeſchoren
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meiſter legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin ſich ſichtbar oft bewegte
Etwas das lebendig war.

Todt iſt Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umſturz quoll ihm einſt die Thräne
Aus des Auges rothem Schlitz.

Dieſes Raubthier hat ein Söhnchen
Hinterlaſſen, doch es iſt
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen frißt.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das iſt ungefähr ſein Name —
Lebt er noch am Iſarfluß?

Dieſer bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals ſchaut' ich ſolch ein häßlich
Armeſünderangeſicht.

Wie es heißt, iſt er gekommen
Auf die Welt gar wunderſam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Charfreitag wallen
In dem Zug der Prozeſſion,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelſte Perſon.

Ja, Monacho Monachorum
Iſt in unſrer Zeit der Sitz
Der Virorum obſcurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wie du zuckſt beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritſche, dort die Kutten,
Und wie ehmals ſchlage drauf!

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einſt that der Ullerich;
Dieſer ſchlug ſo rittermuthig,
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Sein Geſchwür und er genas.

Auf der Ebersburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutſchen Reichen
Das Gelächter wiederſcholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einz'ge Lache nur
War ganz Wittenberg, ſie ſangen
Gaudeamus igitur!

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh' im Ueberfluß,
Und es mußte ſich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruß.

Aber alea est jacta!
War des Ritters Schlachtgeſchrey,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Kleriſey.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlſt du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Iſarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen.

Deine langen Fortſchrittsbeine,
Heb' ſie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, ſchlage drauf!

Jener aber ſeufzt, und ſeine
Hände ringend er verſetzt:
Meine langen Fortſchrittsbeine
Sind Europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutſche enge Schuh',
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh'!

Plateniden.

Iliaden, Odyſſeen
Kundigſt du uns prahlend an,
Und wir ſollen in dir ſehen
Deutſcher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die du einſt zu thun gedenkſt! —
O, ich kenne ſolche Sorten
Geiſt'ger Schuldenmacher längſt.

Hier iſt Rhodus, komm' und zeige
Deine Kunſt, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und ſchweige
Wenn du heut' nicht tanzen kannſt.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen baar was ſie verzehrt,
Schiller, Goethe, Leſſing, Wieland
Haben nie Credit begehrt.

Wollten keine Ovazionen
Von dem Publico auf Pump,
Keine Vorſchuß-Lorbeerkronen,
Rühmten ſich nicht keck und plump.

Todt iſt längſt der alte Junker,
Doch ſein Same lebt noch heut —
Oh, ich kenne das Geſlunker
Künftiger Unſterblichkeit.

Das ſind Platen's echte Kinder,
Echtes Plateniden-Blut —
Meine theuern Hallermünder,
Oh, ich kenn' euch gar zu gut!

Mythologie.

Ja, Europa iſt erlegen —
Wer kann Ochſen widerſtehen?
Wir verzeihen auch Danäen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ ſich verführen —
Denn ſie dachte: eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht compromittiren.

Aber tief muß uns empören
Was wir von der Leda leſen —
Welche Gans biſt du geweſen,
Daß ein Schwan dich konnt' bethören!

In Mathildens Stammbuch.

Hier, auf gewalkten Lumpen, ſoll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernſthaft halb, halb drollig,
Verſifizirten Firlefanz —

Ich, der gewohnt mich auszuſprechen
Auf deinem ſchönen Roſenmund,
Mit Küſſen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefſtem Herzensgrund!

O Modewuth! Iſt man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim in's Album ſetzt.

An die Jungen.

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Aepfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile ſchwirren,
Doch halten ſie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen iſt halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Beſinnen! Die Königinnen
Erwarten ſchon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! beſteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O ſüßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauſchter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen ſonder Schranken
Erbebt und ſchwillt mein ganzes Herz
Bei dieſem Zaubergedanken.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Ich ſpiele mit den ſchönen
Goldlocken! Dein holdes Köpſchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirſt in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich ſoll des Himmels höchſte Luſt
Hier ſchon genießen auf Erden.

O, heil'ger Thomas! Ich glaub' es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.=Jammer.

Dieſe graue Wolkenſchaar
Stieg aus einem Meer von Freuden;
Heute muß ich dafür leiden
Daß ich geſtern glücklich war.

Ach, in Wermuth hat verkehrt
Sich der Nectar! Ach, wie quälend
Katzen=Jammer, Hunde=Elend
Herz und Magen mir beſchwert!

Zum Hausfrieden.

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Thun ſie heimlich dir ein Wehe,
Darfſt du dennoch dich nicht mucken.

Denn ſie rächen, ſchelmiſch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willſt du drücken
Sie an's Herze, lieberöchelnd,
Ach, da dreh'n ſie dir den Rücken.

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutſchland tragen;
Doch es ſchüttelt klug das Haupt
Mein Verſtand und ſcheint zu ſagen:

Zwar beendigt iſt der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habeſt einſt
Viel Erſchießliches geſchrieben.

Das iſt wahr, unangenehm
Wär' mir das Erſchoſſen-werden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetiſchen Geberden.

Gern würd' ich nach England geh'n,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — ſchon ihr Duft
Giebt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu ſegeln,
Nach dem großen Freiheitſtall,
Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln —

Doch es ängſtet mich ein Land,
Wo die Menſchen Tabak käuen,
Wo ſie ohne König kegeln,
Wo ſie ohne Spucknapf ſpeien.

Rußland, dieſes ſchöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig ſchau ich in die Höh',
Wo viel tauſend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich ſelber mich verirrt
In dem irdiſchen Getümmel. —

Altes Lied.

Du biſt geſtorben und weißt es nicht,
Erloſchen iſt dein Augenlicht,
Erblichen iſt dein rothes Mündchen,
Und du biſt todt, mein todtes Kindchen.

In einer ſchaurigen Sommernacht
Hab' ich dich ſelber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen ſangen,
Die Sterne ſind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbey,
Dort wiederhallt die Litaney;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Todtengebete gebrummet.

Am Weidenſee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Ring's;
Sie blieben plötzlich ſtehn und ſchienen
Uns anzuſchaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da ſtieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Solidität.

Liebe ſprach zum Gott der Lieder,
Sie verlange Sicherheiten
Ehe ſie ſich ganz ergebe,
Denn es wären ſchlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
Ja, die Zeiten ſich verändern,
Und du ſprichſt jetzt, wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

Ach, ich hab' nur eine Leier,
Doch ſie iſt von gutem Golde.
Wie viel Küſſe willſt du borgen
Mir darauf, o meine Holde?

Alte Roſe.

Eine Roſenknoſpe war
Sie für die mein Herze glühte;
Doch ſie wuchs, und wunderbar
Schoß ſie auf in voller Blüthe.

Ward die ſchönſte Roſ' im Land,
Und ich wollt' die Roſe brechen,
Doch ſie wußte mich pikant
Mit den Dornen fortzuſtechen.

Jetzt, wo ſie verwelkt, zerfetzt
Und verklatſcht von Wind und Regen —
Liebſter Heinrich bin ich jetzt,
Liebend kommt ſie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit ſüßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Iſt es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borſten ſind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh' in's Kloſter, liebes Kind,
Oder laſſe dich raſiren.

Auto-da-fe.

Welke Veilchen, ſtäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerriſſene Billette,
Längſt vergeſſner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf' ich ſie verdroſſ'nen Blicks;
Aengſtlich kniſtern dieſe Trümmer
Meines Glücks und Mißgeſchicks.

Liebeſchwüre, flatterhafte
Falſche Eide, in den Schlot
Fliegen ſie hinauf — es kichert
Unſichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich ſeh'
Wie die Fünkchen in der Aſche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

Lazarus.

I.

Weltlauf.

Hat man viel, ſo wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts haſt,
Ach, ſo laſſe dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur die etwas haben.

II.

Rückſchau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieſer holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genoſſen wie je ein Held!
Hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegeſſen,
Hab' manche ſchöne Puppe beſeſſen;
Trug ſeidne Weſten, den feinſten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wieſe des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigſten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umſchloß die Stirn,
Er duftete Träume mir in's Gehirn,
Träume von Roſen und ewigem May —
Es ward mir ſo ſelig zu Sinne dabey,
So dämmerſüchtig, ſo ſterbefaul —
Mir flogen gebrat'ne Tauben in's Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taſchen
Sie zogen hervor Champagnerflaſchen —

Das waren Viſionen, Seifenblaſen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Raſen,
Die Glieder ſind mir rheumatiſch gelähmt,
Und meine Seele iſt tief beſchämt.
Ach, jede Luſt, ach, jeden Genuß
Hab' ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitterniſſen
Und grauſam von den Wanzen gebiſſen;
Ich ward bedrängt von ſchwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube ſogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verſchnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr chriſtlichen Brüder,
Ja, das verſteht ſich, dort ſehn wir uns wieder.

III.

Auferſtehung.

Poſaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar ſchallt es wieder;
Die Todten ſteigen aus der Gruft,
Und ſchütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt ſich fort,
Es wallen die weißen Geſtalten
Nach Joſaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf ſitzet Chriſtus dort
In ſeiner Apoſtel Kreiſe.
Sie ſind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Iſt minniglich und weiſe.

Sie urtheln nicht vermummten Geſichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des jüngſten Gerichts,
Wenn die Poſaunen ſchallen.

Das iſt zu Joſaphat im Thal,
Da ſtehn die geladenen Schaaren,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier ſummariſch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur rechten das Schaf,
Geſchieden ſind ſie ſchnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

IV.

Sterbende.

Flogeſt aus nach Sonn' und Glück,
Nackt und ſchlecht kommſt du zurück.
Deutſche Treue, deutſche Hemde,
Die verſchleißt man in der Fremde.

Siehſt ſehr ſterbebläßlich aus,
Doch getroſt, du biſt zu Haus.
Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutſchen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hauſe kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Daß der Herr ſich ſein erbarme!

V.

Lumpenthum.

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelei'n —
Das Geld iſt platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geſchmeichelt ſeyn.

Das Weihrauchfaß, das ſchwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;
Bet' an im Staub, bet' an im Dreck,
Vor allem aber lob' nicht halb.

Das Brod iſt theuer dieſes Jahr,
Jedoch die ſchönſten Worte hat
Man noch umſonſt — Beſinge gar
Mäzenas' Hund, und friß dich ſatt!

VI.

Erinnerung.

Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,
O Wilhelm Wiſetzki, du ſtarbeſt ſo frühe —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da iſt er im Waſſer umgekommen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben, —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Biſt klug geweſen, du biſt entronnen
Den Stürmen, haſt früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Biſt früh entronnen, biſt klug geweſen,
Noch eh' du erkrankteſt, biſt du geneſen —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmuth gedenk' ich deiner —
Doch die Katze, die Katz' iſt gerettet.

VII.

Unvollkommenheit.

Nichts iſt vollkommen hier auf dieſer Welt.
Der Roſe iſt der Stachel beigeſellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben ſind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:
Auch Ehrlich ſtahl einmal ein Ferkelſchwein.
Hätte Lucretia ſich nicht erſtochen,
Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der ſtolze Pfau.
Uns kann die amüſant geiſtreichſte Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltair's, ſogar wie Klopſtock's Meſſiade.

Die bravſte, klügſte Kuh kein Spaniſch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorſteiß
Der Venus von Canova iſt zu glatte,
Wie Maßmann's Naſe viel zu ärſchig platte.

Im ſüßen Lied iſt oft ein ſaurer Reim,
Wie Bienenſtachel ſteckt im Honigſeim.
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas iſt ein Metis.

Der ſtrahlenreinſte Stern am Himmelzelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beſte Aepfelwein ſchmeckt nach der Tonne,
Und ſchwarze Flecken ſieht man in der Sonne.

Du biſt, verehrte Frau, du ſelbſt ſogar
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel baar.
Du ſchauſt mich an — du fragſt mich was dir fehle?
Ein Buſen, und im Buſen eine Seele.

VIII.

Fromme Warnung.

Unſterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Daß du nicht Schaden leideſt,
Wenn du aus dem Irdiſchen ſcheideſt;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptſtadt des Lichts,
Da ſtehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die ſtäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr' ein, hier findeſt du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und ſchöne Muſik.

IX.

Der Abgekühlte.

Und iſt man todt, ſo muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehen
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehen.

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöſchet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beſeligt werben.

Und eine Blonde müßt' es ſeyn,
Mit Augen ſanft wie Mondenſchein —
Denn ſchlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenſchaft,
Das iſt ein Raſen, Schwören, Poltern
Und wechſelſeit'ges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz geſund,
Wie ich es bin zu dieſer Stund,
Mögt' ich noch einmal lieben, ſchwärmen
Und glücklich ſeyn — doch ohne Lärmen.

X.

Salomo.

Verſtummt ſind Pauken, Poſaunen und Zinken.
An Salomo's Lager Wache halten
Die ſchwertgegürteten Engelgeſtalten,
Sechstauſend zur Rechten, ſechstauſend zur Linken.

Sie ſchützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finſter die Brauen zuſammen,
Da fahren ſogleich die ſtählernen Flammen,
Zwölftauſend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
Verſchwindet, es glätten ſich wieder die Brauen
Des Schläfers, und ſeine Lippen lallen:

O Sulamith! das Reich iſt mein Erbe,
Die Lande ſind mir unterthänig,
Bin über Juda und Iſrael König —
Doch liebſt du mich nicht, ſo welk' ich und ſterbe.

XI.

Verlorene Wünſche.

Von der Gleichheit der Gemüthsart
Wechſelſeitig angezogen
Waren wir einander immer
Mehr als uns bewußt gewogen.

Beide ehrlich und beſcheiden,
Konnten wir uns leicht verſtehen;
Worte waren überflüſſig,
Brauchten uns nur anzuſehen.

O wie ſehnlich wünſcht' ich immer,
Daß ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder
Eines dolce far niénte.

Ja, mein liebſter Wunſch war immer,
Daß ich immer bei dir bliebe!
Alles was dir wohlgefiele,
Alles thät ich dir zu Liebe.

Würde eſſen was dir ſchmeckte
Und die Schüſſel gleich entfernen,
Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Cigarren rauchen lernen.

Manche polniſche Geſchichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt' ich wieder dir erzählen
In Judäas Dialecte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde ſchwärmen —
An dem Herde deines Glückes
Wollt' ich meine Kniee wärmen. — —

Goldne Wünſche! Seifenblaſen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und Ade! ſie ſind zerronnen,
Goldne Wünſche, ſüßes Hoffen!
Ach, zu tödtlich war der Fauſtſchlag,
Der mich juſt in's Herz getroffen.

XII.

Gedächtnißfeier.

Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadoſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an ſolchem Tage,
Wenn das Wetter ſchön und milde,
Geht ſpazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt ſie mir das Grab zu ſchmücken,
Und ſie ſeufzet: Pauvre homme!
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! ſie ſchwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfſt
Nicht zu Fuß nach Hauſe gehen;
An dem Barrière-Gitter
Siehſt du die Fiaker ſtehen.

XIII.

Wiederſehen.

Die Geisblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir ſaßen wieder wie ehmals am Fenſter —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Geſpenſter.

Zwölf Jahre ſchwanden, ſeitdem wir beiſammen
Zum letztenmale hier geſeſſen;
Die zärtlichen Gluthen, die großen Flammen,
Sie waren erloſchen unterdeſſen.

Einſilbig ſaß ich. Die Plaudertaſche,
Das Weib hingegen ſchürte beſtändig
Herum in der alten Liebesaſche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und ſie erzählte: wie ſie die böſen
Gedanken bekämpft, eine lange Geſchichte,
Wie wackelig ſchon ihre Tugend geweſen —
Ich machte dazu ein dummes Geſichte.

Als ich nach Hauſe ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geiſter. Wehmüthige Stimmen riefen —
Doch ich und die Todten, wir ritten ſchnelle.

XIV.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen beſten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück iſt fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloſchen iſt der Sonnenglanz,
Zerſtoben iſt der Mückentanz,
Die Freunde, ſo wie die Mücke,
Verſchwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein ſchwarzes Mützchen, und ſchnupft Tabak.
Die Doſe knarrt ſo gräßlich,
Die Alte nickt ſo häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen ſey
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundſchaft und der Mückenſchwarm —
Da knarrt die Doſe — daß Gott erbarm,
Es platzt die Seifenblaſe —
Die Alte ſchneuzt die Naſe.

XV.

An die Engel.

Das iſt der böſe Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufſchlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden ſoll ich laſſen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht faſſen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Wittwe ſie und Waiſe ſeyn!
Ich laſſ' in dieſer Welt allein
Das Weib, das Kind das, trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beſchützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte Eurem Ebenbilde,
Beſchützt, beſchirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die Ihr je
Geweint um unſer Menſchenweh,
Beim Wort, das nur der Prieſter kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei Eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beſchwör' ich Euch, Ihr Engel, ſchützt Mathilde.

XVI.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat ſich der ſtarke Wind,
Und wieder ſtille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut ſich wieder ſeiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das iſt vom Uebel —
Die Friedensſchwalbe kehrt zurück,
Die einſt geniſtet in des Hauſes Giebel.

Gemüthlich ruhen Wald und Fluß,
Von ſanftem Mondlicht übergoſſen;
Nur manchmal knallt's — Iſt das ein Schuß? —
Es iſt vielleicht ein Freund, den man erſchoſſen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen,
(Nicht Jeder hat ſo viel Verſtand
Wie Flaccus, der ſo kühn davon geloffen).

Es knallt. Es iſt ein Feſt vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sontag, die dem Grab entſteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leyer.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgeröthet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
Kein Ruſſe, noch Kroat hat ihn getödtet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet ſich zu Tode —
Doch unverſehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —
„So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge!“

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutſche Wams zu enge,
Es brauſt darunter wie ein Meer,
Mir iſt als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüth
Die Heldenſage, längſt verklungen,
Das eiſern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es iſt daſſelbe Heldenloos,
Es ſind dieſelben alten Mähren,
Die Namen ſind verändert blos,
Doch ſind's dieſelben „Helden lobebären.“

Es iſt daſſelbe Schickſal auch —
Wie ſtolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den thieriſch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochſe gar
Mit Bären einen Bund geſchloſſen —
Du fällſt; doch tröſte dich, Magyar,
Wir Andre haben ſchlimm're Schmach genoſſen.

Anſtänd'ge Beſtien ſind es doch,
Die ganz honnet dich überwunden;
Doch wir gerathen in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

195

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger.
Doch ſtill, Poet, das greift dich an —
Du biſt ſo krank und ſchweigen wäre klüger.

XVII.

Böſes Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Perſönchen fein formirt! Die ſüßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie ſteht ſo feſt auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme iſt ſo treu und innig,
Man glaubt zu ſchaun bis in der Seele Grund;
Und alles was ſie ſpricht iſt klug und ſinnig;
Wie eine Roſenknoſpe iſt der Mund.

Es iſt nicht Liebesweh, was mich beſchleichet,
Ich ſchwärme nicht, ich bleibe bei Verſtand; —
Doch wunderbar ihr Weſen mich erweichet
Und heimlich bebend küſſ' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich ſei.

Was ſie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Troſtlos daniederliegt ſeit manchem Jahr. — —

XVIII.

Sie erliſcht.

Der Vorhang fällt, das Stück iſt aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub' ich hörte Beifall ſchallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatſchte dankbar ſeinen Dichter.
Jetzt aber iſt das Haus ſo ſtumm,
Und ſind verſchwunden Luſt und Lichter.

Doch horch! ein ſchollernd ſchnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite ſprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich raſcheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ächzt und ziſcht
Verzweiflungsvoll und ſie erliſcht.
Das arme Licht war meine Seele.

XIX.

Vermächtniß.

Nun mein Leben geht zu End',
Mach' ich auch mein Teſtament;
Chriſtlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geſchenken.

Dieſe würd'gen, tugendfeſten
Widerſacher ſollen erben
All mein Siechthum und Verderben,
Meine ſämmtlichen Gebreſten.

Ich vermach' Euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeſchwerden, die perfiden
Preußiſchen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe ſollt Ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter ſchöne Gottesgaben.

Codizill zu dem Vermächtniß:
In Vergeſſenheit verſenken
Soll der Herr Eu'r Angedenken,
Er vertilge Eu'r Gedächtniß.

XX.

Enfant perdü.

Verlor'ner Poſten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich ſeit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich ſiege,
Ich wußte, nie komm' ich geſund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — Ich konnt' nicht ſchlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schaar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieſer Braven
Mich wach, wenn ich ein Bischen ſchlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verſcheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachſam ſtand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So ſchoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den ſchnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es ſich ereignen,
Daß ſolch ein ſchlechter Gauch gleichfalls ſehr gut
Zu ſchießen wußte — ach, ich kann's nicht läugnen —
Die Wunden klaffen — es verſtrömt mein Blut.

Ein Poſten iſt vacant! — Die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeſiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Drittes Buch.

Hebräiſche Melodien.

O laß nicht ohne Lebensgenuß
Dein Leben verfließen!
Und biſt du ſicher vor dem Schuß,
So laß ſie nur ſchießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faſſ' es am Zipfel.
Auch rath' ich dir, baue dein Hüttchen im Thal
Und nicht auf dem Gipfel.

Prinzeſſin Sabbath.

In Arabiens Mährchenbuche
Sehen wir verwunſchte Prinzen,
Die zu Zeiten ihre ſchöne
Urgeſtalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Iſt ein Königſohn geworden;
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blaſend.

Doch die Zauberfriſt zerrinnt,
Und wir ſchauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungethüm verzottelt.

Einen Prinzen ſolchen Schickſals
Singt mein Lied. Er iſt geheißen
Iſrael. Ihn hat verwandelt
Hexenſpruch in einen Hund.

Hund mit hündiſchen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Koth und Kehricht,
Gaſſenbuben zum Geſpötte.

Aber jeden Freitag Abend,
In der Dämmrungſtunde, plötzlich
Weicht der Zauber, und der Hund
Wird aufs Neu' ein menſchlich Weſen.

Menſch mit menſchlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Feſtlich, reinlich ſchier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, Eure heil'gen
Eingangspfoſten küßt mein Mund!“

Durch das Haus geheimnißvoll
Zieht ein Wiſpern und ein Weben,
Und der unſichtbare Hausherr
Athmet ſchaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneſchall,
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geſchäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Troſtverheißend goldne Lichter,
Wie ſie glänzen, wie ſie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüſtung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahrt, und verhängt iſt
Mit der koſtbar ſeidnen Decke,
Die von Edelſteinen funkelt —

Dort an ſeinem Betpultſtänder
Steht ſchon der Gemeindeſänger;
Schmuckes Männchen, das ſein ſchwarzes
Mäntelchen kokett geachſelt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haspelt er am Halſe, ſeltſam
An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.

Trällert vor ſich hin ganz leiſe,
Bis er endlich lautaufjubelnd
Seine Stimm' erhebt und ſingt:
Lecho Daudi Likras Kalle!

Lecho Daudi Likras Kalle —
Komm', Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entſchleiert
Ihr verſchämtes Angeſicht!

Dieſes hübſche Hochzeitcarmen
Iſt gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minneſinger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Israels
Mit der Frau Prinzeſſin Sabbath,
Die man nennt die ſtille Fürſtin.

Perl' und Blume aller Schönheit
Iſt die Fürſtin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Buſenfreundin,

Die, ein Blauſtrumpf Aethiopiens,
Durch Esprit brilliren wollte,
Und mit ihren klugen Räthſeln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzeſſin Sabbath, welche
Ja die perſonifizirte
Ruhe iſt, verabſcheut alle
Geiſteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal iſt ihr die trampelnd
Declamirende Paſſion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöſtem Haar einherſtürmt.

Sittſam birgt die ſtille Fürſtin
In der Haube ihre Zöpfe;
Blickt ſo ſanft wie die Gazelle,
Blüht ſo ſchlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebſten alles,
Ausgenommen Tabakrauchen —
„Liebſter! rauchen iſt verboten,
Weil es heute Sabbath iſt.

„Dafür aber heute Mittag
Soll dir dampfen, zum Erſatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
Heute ſollſt du Schalet eſſen!“

Schalet, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium!
Alſo klänge Schiller's Hochlied,
Hätt' er Schalet je gekoſtet.

Schalet iſt die Himmelſpeiſe,
Die der liebe Herrgott ſelber
Einſt den Moſes kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchſte gleichfalls
All die guten Glaubenslehren
Und die heil'gen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet iſt des wahren Gottes
Koſcheres Ambroſia,
Wonnebrod des Paradieſes,
Und mit ſolcher Koſt verglichen

Iſt nur eitel Teufelsdreck
Das Ambroſia der falſchen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speiſt der Prinz von ſolcher Speiſe,
Glänzt ſein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weſte,
Und er ſpricht mit ſel'gem Lächeln:

„Hör' ich nicht den Jordan rauſchen?
Sind das nicht die Brüßelbrunnen
In dem Palmenthal von Beth-El,
Wo gelagert die Kameele?

„Hör' ich nicht die Heerdenglöckchen?
Sind das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileath-Gebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?"

Doch der ſchöne Tag verflittert;
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geſchritten der Verwünſchung
Böſe Stund' — Es ſeufzt der Prinz.

Iſt ihm doch als griffen eiskalt
Hexenfinger in ſein Herze.
Schon durchrieſeln ihn die Schauer
Hündiſcher Metamorphoſe.

Die Prinzeſſin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchſe.
Langſam riecht er — Will ſich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzeſſin
Auch den Abſchiedstrunk dem Prinzen —
Haſtig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er beſprengt damit den Tiſch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Näſſe,
Daß es kniſtert und erliſcht.

Jehuda ben Halevy.

I.

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein, Jeruſalem —“

Wort und Weiſe, unaufhörlich
Schwirren ſie mir heut' im Kopfe,
Und mir iſt als hört' ich Stimmen,
Pſalmodirend, Männerſtimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorſchein
Bärte, ſchattig lange Bärte —
Traumgeſtalten, wer von euch
Iſt Jehuda ben Halevy?

Doch ſie huſchen raſch vorüber;
Die Geſpenſter ſcheuen furchtſam
Der Lebend'gen plumpen Zuſpruch —
Aber ihn hab' ich erkannt —

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenſtolzen Stirne,
An der Augen ſüßer Starrheit —
Sah'n mich an ſo ſchmerzlich forſchend —

Doch zumeiſt erkannt ich ihn
An dem räthſelhaften Lächeln
Jener ſchön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, ſind verfloſſen
Sieben hundert funfzig Jahre —

Hat zuerſt das Licht erblickt
Zu Toledo in Caſtilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm ſein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung ſeines Geiſtes
Sorgte früh der ſtrenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Dieſe las er mit dem Sohne
In dem Urtext, deſſen ſchöne,
Hieroglyphiſch pittoreske,
Altcaldäiſche Quadratſchrift

Herſtammt aus dem Kindesalter
Unſrer Welt, und auch deswegen
Jedem kindlichen Gemüthe
So vertraut entgegenlacht.

Dieſen echten alten Text
Rezitirte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singſang-Weiſe, Tropp geheißen —

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er ſchlug dabei den Triller,
Den Schalſcheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,
Der geſchrieben iſt in jenem
Plattjudäiſchen Idiom,
Das wir aramäiſch nennen

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie das Schwäbiſche zum Deutſchen —
Dieſes Gelbveiglein-Hebräiſch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm ſolche Kenntniß
Bald darauf ſehr gut zu Statten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,
Und da hat er ihm erſchloſſen
Die Halacha, dieſe große

Fechterſchule, wo die beſten
Dialektiſchen Athleten
Babylons und Pumpedithas
Ihre Kämpferſpiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künſte der Polemik,
Seine Meiſterſchaft bezeugte
Späterhin das Buch Coſari.

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verſchiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Alſo,

Alſo leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man theilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erſtre nannt' ich eine Fechtſchul' —

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantaſtiſch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylons entſproſſen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln, und gar manche
Vögelthümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde
Promeniren wie wir andern
Säugethiere, und ſie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf coloſſalen Säulen
Prangten Palmen und Cypreſſen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und feſt verbunden
Durch unzähl'ge Hänge-Brücken,
Die wie Schlingepflanzen ausſahn
Und worauf ſich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernſte Vögel,
Tiefe Denker, die nicht ſingen,
Während ſie umflattert kleines
Zeiſigvolk, das luſtig trillert —

Alle athmen ein, beſeligt,
Einen reinen Balſamduft,
Welcher unvermiſcht mit ſchnödem
Erdendunſt und Mißgeruche.

Die Hagada iſt ein Garten
Solcher Luftkindgrillen Art,
Und der junge Talmudſchüler,
Wenn ſein Herze war beſtäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Diſpute
Ueber das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Feſttag,

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann ſich zu erfriſchen
In die blühende Hagada,

Wo die ſchönen alten Sagen,
Engelmährchen und Legenden,
Stille Märtyrerhiſtorien,
Feſtgeſänge, Weisheitſprüche,

Auch Hyperbeln, gar poſſirlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — O, das glänzte,
Quoll und ſproß ſo überſchwenglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der wunderſamen Schmerzluſt

Und den fabelhaften Schauern
Jener ſeligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poeſie.

Auch die Kunſt der Poeſie,
Heitres Wiſſen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunſt heißen,
That ſich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht blos ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunſt Meiſter,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter
Stern und Fackel ſeiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große

Feuerſäule des Geſanges,
Die der Schmerzenskarawane
Iſraels vorangezogen
In der Wüſte des Exils.

Rein und wahrhaft, ſonder Makel
War ſein Lied, wie ſeine Seele —
Als der Schöpfer ſie erſchaffen,
Dieſe Seele, ſelbſtzufrieden

Küßte er die ſchöne Seele,
Und des Kuſſes holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch dieſe Gnade.

Wie im Leben, ſo im Dichten
Iſt das höchſte Gut die Gnade —
Wer ſie hat, der kann nicht ſünd'gen
Nicht in Verſen, noch in Proſa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches iſt er.

Nur dem Gotte ſteht er Rede,
Nicht dem Volke — In der Kunſt,
Wie im Leben kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten. —

II.

Bei den Waſſern Babels ſaßen
Wir und weinten, unſre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden —
Kennſt du noch das alte Lied?

Kennſt du noch die alte Weiſe,
Die im Anfang ſo elegiſch
Greint und ſumſet, wie ein Keſſel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange ſchon, jahrtauſendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiob's.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel —
Doch das kann nur kühlend lindern —
Heilen kann mich nur der Tod,
Aber, ach, ich bin unſterblich!

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webſtuhl läuft geſchäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menſchenthränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt ſie ein mit ſtiller Gier —

Tolle Sud! Der Deckel ſpringt —
Heil dem Manne, deſſen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerſchmettert an der Felswand.

Gott ſei Dank! die Sud verdampfet
In dem Keſſel, der allmählig
Ganz verſtummt. Es weicht mein Spleen,
Mein weſtöſtlich dunkler Spleen —

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, ſcheint den böſen
Nachtalp von ſich abzuſchütteln,
Und die klugen Augen fragen:

Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudiſten,
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?

Ja, er ward ein großer Dichter,
Abſoluter Traumweltsherrſcher
Mit der Geiſterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Canzonetten und Ghaſelen
Ausgegoſſen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich ebenbürtig war
Dieſer Troubadour den beſten
Lautenſchlägern der Provence,

Poitous und der Guienne,
Rouſſillons und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Chriſtenheit.

Der galanten Chriſtenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie ſie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung!

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man ſtatt des wahren Gottes
Nur den falſchen Gott der Liebe
Und der Muſen angebeten.

Clerici mit Roſenkränzen
Auf der Glatze, ſangen Pſalmen
In der heitern Sprache d'oc;
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Roſſen trabend,
Spintiſirten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es war dem Minneſänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrod die Butter.

Auch der Held, den wir beſingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte ſeine Herzensdame;
Doch ſie war beſondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, ſterbliche Geſtirne,
In dem Dome am Charfreitag
Den berühmten Brand geſtiftet —

Sie war keine Chatelaine,
Die im Blüthenſchmuck der Jugend
Bei Turniren präſidirte
Und den Lorbeerkranz ertheilte —

Keine Kußrechtscaſuiſtin
War ſie, keine Doctrinärrin,
Die im Spruchcollegium
Eines Minnehofs dozirte —

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,
Der Zerſtörung Jammerbildniß,
Und ſie hieß Jeruſalem.

Schon in frühen Kindestagen
War ſie ſeine ganze Liebe;
Sein Gemüthe machte beben
Schon das Wort Jeruſalem.

Purpurflamme auf der Wange
Stand der Knabe, und er horchte
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte: wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtſpur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balſamiret
Von dem ew'gen Odem Gottes —
O des Jammeranblicks! rief
Einſt ein Pilger, deſſen Bart

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder ſchwärzte und es ausſah,
Als ob ſich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht' es ſeyn, die Augen lugten
Wie aus tauſendjähr'gem Trübſinn
Und er ſeufzt': „Jeruſalem!

„Sie, die volkreich heil'ge Stadt
Iſt zur Wüſtenei geworden,
Wo Waldteufel, Wehrwolf, Schakal
Ihr verruchtes Weſen treiben —

„Schlangen, Nachtgevögel niſten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fenſters luft'gem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

„Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüſte,
Der ſein höckriges Kameel
In dem hohen Graſe weidet.

„Auf der edlen Höhe Zions,
Wo die goldne Veſte ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

„Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns anſehn ſchmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, ſie weinten.

„Und es heißt, ſie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab —
Und mit thränend eignen Augen

„Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen ſickern,
Und ich hörte weheklagen
Die gebrochnen Tempelſäulen.“ — —

Solche fromme Pilgerſagen
Weckten in der jungen Bruſt
Des Jehuda ben Halevy
Sehnſucht nach Jeruſalem.

Dichterſehnſucht! ahnend, träumend
Und fatal war ſie, wie jene,
Die auf ſeinem Schloß zu Blaye
Einſt empfand der edle Vidam,

Meſſer Geoffroi Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang betheuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl' und Blume aller Frauen,
Sei die ſchöne Meliſande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für dieſe Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er beſang ſie, und es wurde
Ihm zu eng im Schloſſe Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er ſich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und ſterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt' er Meliſanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derſelben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebesſang
Singend, ſtarb er zu den Füßen
Seiner Dame Meliſande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Aehnlichkeit
In dem Schickſal beider Dichter!
Nur daß jener erſt im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen ſeiner Liebſten,
Und ſein ſterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jeruſalems.

III.

Nach der Schlacht bei Arabella,
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elephanten und Dariken,
Kron' und Scepter, goldnen Plunder,
Eingeſteckt in ſeine weiten
Macedon'ſchen Pluderhoſen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn um nicht höchſtſelbſt
Gleichfalls eingeſteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Käſtchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken
Und mit incruſtirten Steinen
Und Cameen reich geſchmückt —

Dieſes Käſtchen, ſelbſt ein Kleinod
Unſchätzbaren Werthes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre ſchenkte Alexander
An die Tapfern ſeines Heeres,
Darob lächelnd, daß ſich Männer
Kindiſch freun an bunten Steinchen.

Eine koſtbar ſchönſte Gemme
Schickte er der lieben Mutter;
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Broſche.

Seinem alten Weltarſchpauker
Ariſtoteles, dem ſandt' er
Einen Onix für ſein großes
Naturaliencabinet.

In dem Käſtchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atoſſa
Einſt geſchenkt der falſche Smerdis —

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab ſie
Einer ſchönen Tänzerin
Aus Corinth, mit Namen Thais.

Dieſe trug ſie in den Haaren,
Die bacchantiſch aufgelöſt,
In der Brandnacht, als ſie tanzte
Zu Perſepolis und frech

In die Königsburg geſchleudert
Ihre Fackel, daß laut praſſelnd
Bald die Flammenlohe aufſchlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feſte.

Nach dem Tod der ſchönen Thais,
Die an einer babylon'ſchen
Krankheit ſtarb zu Babylon,
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börſenſaal vergantert.
Sie erſtand ein Pfaff aus Memphis,
Der ſie nach Aegypten brachte,
Wo ſie ſpäter auf dem Putztiſch

Der Cleopatra erſchienen,
Die die ſchönſte Perl' zerſtampft
Und mit Wein vermiſcht verſchluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden
Kam die Perlenſchnur nach Spanien,
Und ſie ſchlängelte am Turban
Des Califen zu Corduva.

Abderam der Dritte trug ſie
Als Bruſtſchleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleima's ſtach.

Nach dem Fall der Mohrenherrſchaft
Gingen zu den Chriſten über
Auch die Perlen, und geriethen
In den Kronſchatz von Caſtilien.

Die kathol'ſchen Majeſtäten
Span'ſcher Königinnen ſchmückten
Sich damit bei Hoffeſtſpielen,
Stiergefechten, Prozeſſionen,

So wie auch Autodafés,
Wo ſie auf Balkonen ſitzend
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,
Satans-Enkel, dieſe Perlen
In Verſatz, um der Finanzen
Defizit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorſchein,
Und ſie ſchimmerte am Halſe
Der Baronin Salomon.

So erging's den ſchönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Ging's dem Käſtchen, dies behielt
Alexander für ſich ſelber.

Er verſchloß darin die Lieder
Des ambroſiſchen Homeros,
Seines Lieblings, und zu Häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Käſtchen — ſchlief der König,
Stiegen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und ſie ſchlichen
Gaukelnd ſich in ſeine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls
Die Geſänge von den Thaten
Des Peliden, des Odyſſeus.

Damals war ſo ſonnengoldig
Und ſo purpurn mir zu Muthe,
Meine Stirn' umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren

Still davon — gebrochen liegt
Jetzt mein ſtolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, ſo wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Zimbelklängen
Mich umtanzten, und ich ſelbſt
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — ſtill davon —

Still davon — es iſt die Rede
Von dem Käſtchen des Darius,
Und ich dacht' in meinem Sinne:
Käm' ich in Beſitz des Käſtchens,

Und mich zwänge nicht Finanznoth
Gleich daſſelbe zu verſilbern,
So verſchlöſſe ich darin
Die Gedichte unſres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Feſtgeſänge, Klagelieder,
Die Ghaſelen, Reiſebilder
Seiner Wallfahrt — alles ließ ich

Von dem beſten Zophar ſchreiben
Auf der reinſten Pergamenthaut,
Und ich legte dieſe Handſchrift
In das kleine goldne Käſtchen.

Dieſes ſtellt' ich auf den Tiſch
Neben meinem Bett, und kämen
Dann die Freunde und erſtaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den ſeltnen Basreliéffen
Die ſo winzig, doch vollendet
Sind zugleich und ob den großen
Incruſtirten Edelſteinen —

Lächelnd würd' ich ihnen ſagen:
Das iſt nur die rohe Schale,
Die den beſſern Schatz verſchließet —
Hier in dieſem Käſtchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Widerſchein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenloſe Turkoaſen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene
Die der Königin Atoſſa
Einſt geſchenkt der falſche Smerdis,

Und die ſpäterhin geſchmücket
Alle Notabilitäten
Dieſer mondumkreiſten Erde,
Thaïs und Cleopatra,

Iſisprieſter, Mohrenfürſten,
Auch Hiſpaniens Königinnen,
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon —

Dieſe weltberühmten Perlen,
Sie ſind nur der bleiche Schleim
Eines armen Auſterthiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Käſtchen
Sind entquollen einer ſchönen
Menſchenſeele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer —

Denn es ſind die Thränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jeruſalem geweinet —

Perlenthränen, die verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunſt güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieſes Perlenthränenlied
Iſt die vielberühmte Klage,
Die geſungen wird in allen
Weltzerſtreuten Zelten Jakob's

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jeruſalems Zerſtörung
Durch den Titus Veſpaſianus.

Ja, das iſt das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jeruſalem geſungen —

Baarfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchſtück
Einer umgeſtürzten Säule; —
Bis zur Bruſt herunter fiel

Wie ein greiſer Wald ſein Haupthaar,
Abenteuerlich beſchattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geiſterhaften Augen —

Alſo ſaß er und er ſang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuſchaun — dem Grab entſtiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte ſchier der wilde Schmerzlaut
Des Geſanges, und die Geier
Nahten horchend, faſt mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam deſſelben Wegs geritten,
Hoch zu Roß, im Bug ſich wiegend
Und die blanke Lanze ſchwingend —

In die Bruſt des armen Sängers
Stieß er dieſen Todesſpeer,
Und er jagte raſch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,
Ruhig ſeinen Sang zu Ende
Sang er, und ſein ſterbeletzter
Seufzer war Jeruſalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene ſei
Gar kein böſer Menſch geweſen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward geſendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieſer Erde, und zu fördern
Ohne Qual in's Reich der Sel'gen.

Droben, heißt es, harrte ſeiner
Ein Empfang der ſchmeichelhaft
Ganz beſonders für den Dichter,
Eine himmliſche Surpriſe.

Feſtlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Muſik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verſe, jenes

Synagogen-Hochzeitcarmen,
Jene Sabbath-Hymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodieen — welche Töne!

Englein blieſen auf Hauboen,
Englein ſpielten Violine,
Andre ſtrichen auch die Bratſche
Oder ſchlugen Pauk' und Zimbel.

Und das ſang und klang ſo lieblich,
Und ſo lieblich in den weiten
Himmelsräumen wiederhallt es:
Lecho Daudi Likras Kalle.

IV.

Meine Frau iſt nicht zufrieden
Mit dem vorigen Capitel,
Ganz beſonders in Bezug
Auf das Käſtchen des Darius.

Faſt mit Bitterkeit bemerkt ſie:
Daß ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöſe ſei, das Käſtchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für ſeine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaſchemir zu kaufen,
Deſſen ſie ſo ſehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte ſie, der ſei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chineſiſch eleganten
Arabesken, wie die hübſchen
Bombonnièren von Marquis
Im Paſſage Panorama.

Sonderbar! — ſetzt ſie hinzu —
Daß ich niemals nennen hörte
Dieſen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.

Liebſtes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der franzöſiſchen Erziehung,

Der Pariſer Penſionate,
Wo die Mädchen, dieſe künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgeſtopfte
Pharaonen von Aegypten,
Merovinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,
Porzellanpagodenkaiſer —
Alle lernen ſie auswendig,
Kluge Mädchen, aber Himmel —

Fragt man ſie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabiſch-althiſpaniſch
Jüdiſchen Poetenſchule,

Fragt man nach dem Dreigeſtirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moſes Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen ſchaun
Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochſinnen.

Rathen möcht' ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Verſäumte
Und hebräiſch zu erlernen —
Laß Theater und Conzerte,

Widme ein'ge Jahre ſolchem
Studium, du kannſt alsdann
Im Originale leſen
Iben Esra und Gabirol

Und verſteht ſich den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunſt,
Das dem Saitenſpiel Davidis
Einſt entlockt die ſchönſten Laute.

Alchariſi — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt iſt,
Ob er gleich, franzöſ'ſcher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon ſechs hundert Jahr vor Voltair' —
Jener Alchariſi ſagte:

„Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeiſt dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunſt
Und behagt weit mehr dem Künſtler —

„Aber Beider Eigenſchaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er iſt ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menſchen.“

Ibn Eſra war ein Freund
Und ich glaube auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in ſeinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgeſucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medicus,

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,
Die mit hoffnungsloſer Flamme
Ibn Eſra's Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergeſſen,
Griff er nach dem Wanderſtabe,
Wie ſo mancher der Collegen;
Lebte unſtät, heimathlos.

Pilgernd nach Jeruſalem,
Ueberfielen ihn Tartaren,
Die an einen Gaul gebunden
Ihn nach ihren Steppen ſchleppten.

Mußte Dienſte dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wen'ger eines Dichters,
Mußte nämlich Kühe melken.

Einſtens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert ſaß,
Ihre Euter haſtig fingernd,
Daß die Milch floß in den Zuber —

Eine Poſition, unwürdig
Eines Rabbi's, eines Dichters —
Da befiel ihn tiefe Wehmuth
Und er fing zu ſingen an,

Und er ſang ſo ſchön und lieblich,
Daß der Chan, der Fürſt der Horde,
Der vorbei ging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sclaven.

Auch Geſchenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenenmandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterſchickſal! böſer Unſtern,
Der die Söhne des Apollo
Tödtlich nergelt, und ſogar
Ihren Vater nicht verſchont hat,

Als er hinter Daphnen laufend
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorbeerbaum erfaßte,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier iſt
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer,
Der ſo ſtolz die Stirne krönet,
Iſt ein Zeichen des Schlemihlthums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wiſſen wir. Hat doch Chamiſſo
Ihm das Bürgerrecht in Deutſchland
Längſt verſchafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Iſt ſein Urſprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unſern
Freund Chamiſſo, ſuchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines ſchattenloſen Peters

Einſt verrathen. Alsbald nahm ich
Eine Droſchke und ich rollte
Zu dem Criminalrath Hitzig,
Welcher eh'mals Itzig hieß —

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er ſäh' geſchrieben
An dem Himmel ſeinen Namen
Und davor den Buchſtab H.

„Was bedeutet dieſes H?“
Frug er ſich — „etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Iſt ein ſchöner Titel — aber

„In Berlin nicht paſſend“ — Endlich
Grübelnsmüd nannt' er ſich Hitzig,
Und nur die Getreuen wußten
In dem Hitzig ſteckt ein Heil'ger.

Heil'ger Hitzig! ſprach ich alſo,
Als ich zu ihm kam, Sie ſollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel Umſchweife nahm der Heil'ge,
Konnte ſich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer chriſtlich — Bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe riſſen
An der Hoſe der Geduld,
Und ich anfing ſo zu fluchen,
So gottläſterlich zu fluchen,

Daß der fromme Pietiſt,
Leichenblaß und beineſchlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir Folgendes erzählte:

„In der Bibel iſt zu leſen,
Als zur Zeit der Wüſtenwandrung
Iſrael ſich oft erluſtigt
Mit den Töchtern Kanaans,

„Da geſchah es, daß der Pinhas
Sahe wie der edle Simri
Buhlſchaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter,

„Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle todtgeſtochen —
Alſo heißt es in der Bibel.

„Aber mündlich überliefert
Hat im Volke ſich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

„Sondern daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unverſehens
Einen ganz Unſchuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday.“ —

Dieſer nun, Schlemihl I,
Iſt der Ahnherr des Geſchlechtes
Derer von Schlemihl. Wir ſtammen
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldenthaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wiſſen
Daß er ein Schlemihl geweſen.

Doch geſchätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob ſeinen guten Früchten,
Sondern nur ob ſeinem Alter —
Drei Jahrtauſend zählt der unſre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtauſende verfloſſen,
Seit geſtorben unſer Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längſt iſt auch der Pinhas todt —
Doch ſein Speer hat ſich erhalten,
Und wir hören ihn beſtändig
Ueber unſre Häupter ſchwirren.

Und die beſten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moſes Iben Esra
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, dieſen treuen
Gottgeweihten Minneſänger,
Dieſe fromme Nachtigall
Deren Roſe Gott geweſen —

Dieſe Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder ſang
In der Dunkelheit der gothiſch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerſchrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Geſpenſtern,
Ob dem Wuſt von Tod und Wahnſinn,
Die geſpukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, ſie dachte
Nur an ihren göttlich Liebſten,
Dem ſie ihre Liebe ſchluchzte,
Den ihr Lobgeſang verherrlicht! —

Dreißig Lenze ſah Gabirol
Hier auf Erden, aber Fama
Auspoſaunte ſeines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr ſein nächſter Nachbar,
Welcher gleichfalls Verſe machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter ſingen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle
Und der Lieder Süße wurde
Bittre Wehmuth für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten
Nächtlich in ſein Haus, erſchlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hauſe in dem Garten.

Aber ſiehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingeſcharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarſten Schönheit.

Seine Frucht war ſeltſam länglich
Und von ſeltſam würz'ger Süße;
Wer davon genoß, verſank
In ein träumeriſch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End zu den erlauchten
Ohren des Chaliſen kam.

Dieſer prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine ſtrenge
Unterſuchungscommiſſion.

Man verfuhr ſummariſch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingeſtand die Unthat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorſchein kam die Leiche
Des erſchlagenen Gabirol.

Dieſe ward mit Pomp beſtattet
Und betrauert von den Brüdern;
An demſelben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

(Fragment.)

Disputation.

In der Aula zu Toledo
Klingen ſchmetternd die Fanfaren;
Zu dem geiſtlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Schaaren.

Das iſt nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eiſenwaffe blitzet —
Eine Lanze iſt das Wort,
Das ſcholaſtiſch ſcharf geſpitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener —
Dieſes Kampfes Ritter ſind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen ſie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Scapulier und Arbekanfeß
Sind der Harniſch, drob ſie trutzen.

Welches iſt der wahre Gott?
Iſt es der Hebräer ſtarrer
Großer Eingott, deſſen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Oder iſt es der dreifalt'ge
Liebegott der Chriſtianer,
Deſſen Kämpe Frater Joſe,
Gardian der Franziskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenſchlüſſe
Und Citate von Autoren,
Die man anerkennen müſſe,

Will ein jeder Kämpe ſeinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonſtriren.

Feſtgeſtellt iſt: daß derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen ſei verbunden,

Daß der Jude ſich der Taufe
Heil'gem Sacramente fuge,
Und im Gegentheil der Chriſt
Der Beſchneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigeſellt ſind elf Genoſſen,
Die zu theilen ſein Geſchick
Sind in Freud und Leid entſchloſſen.

Glaubensſicher ſind die Mönche
Von des Gardians Geleitſchaft,
Halten ſchon Weihwaſſerkubel
Für die Taufe in Bereitſchaft,

Schwingen ſchon die Sprengelbeſen
Und die blanken Räucherfäſſer —
Ihre Gegner unterdeſſen
Wetzen die Beſchneidungsmeſſer.

Beide Rotten ſtehn ſchlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauſcht vom Hofgeſinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Dieſe gleichet einem Kinde.

Ein franzöſiſch ſtumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd ſind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß ſich ihrer Gott erbarme —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde ſie verpflanzt, die arme,

Hierher in den ſteifen Boden
Der hiſpaniſchen Grandezza;
Weiland hieß ſie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt ſie jetzo.

Pedro wird genannt der König,
Mit dem Zuſatz der Grauſame;
Aber heute, milden Sinnes,
Iſt er beſſer als ſein Name.

Unterhält ſich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Dieſe Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsſchranzen,
Sie befehl'gen ſeine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenſchläge,
Und es melden die Trompeten,
Daß begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Iſt abwechſelnd ſeine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des heil'gen Geiſtes Namen
Exorziret er den Rabbi,
Jakob's maledeiten Samen.

Denn bei ſolchen Controverſen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfſinn,
Witz und Gründen ihn verſorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorzismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit
Drei Perſonen ſind enthalten,
Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es paſſend, ſich geſtalten —

Ein Myſterium, das nur
Von demjen'gen wird verſtanden,
Der entſprungen iſt dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferſchaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Oechslein bei ihm ſtunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Aegypten floh, und ſpäter
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urtheil unterſchrieben,
Von den harten Phariſäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entſtiegen ſeinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit iſt,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Joſaphat die Todten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!“ rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den Ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert
Den Ihr in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachſucht,
Juden, das ſeid Ihr geweſen —
Immer meuchelt Ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlöſen.

„Judenvolk, du biſt ein Aas,
Worin hauſen die Dämonen;
Eure Leiber ſind Kaſernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino ſagt es,
Den man nennt den großen Ochſen
Der Gelehrſamkeit, er iſt
Licht und Luſt der Orthodoxen.

„Judenvolk, ihr ſeid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Todten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzuſtöbern.

„Juden, Juden, Ihr ſeid Säue,
Paviane, Nashornthiere,
Die man nennt Rhinozeroſſe,
Crocodile und Vampyre.

„Ihr ſeid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuſe, Wiedehopfe,
Leichenhühner, Baſilisken,
Galgenvögel, Nachtgeſchöpfe.

„Ihr ſeid Vipern und Blindſchleichen,
Klapperſchlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Chriſtus wird
Eur verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt Ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade ſprudelt —
Drin ſollt Ihr die Köpfe ſtecken —

„Waſcht dort ab den alten Adam
Und die Laſter, die ihn ſchwärzen;
Des verjährten Grolles Schimmel,
Waſcht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauſet euch an Chriſti Bruſt
Von der Sünde Ungeziefer!

„Unſer Gott, der iſt die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu ſühnen unſre Schuld
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unſer Gott, der iſt die Liebe,
Jeſus Chriſtus iſt ſein Name;
Seine Duldſamkeit und Demuth
Suchen wir ſtets nachzuahmen.

„Deshalb ſind wir auch ſo ſanft,
So leutſelig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Verſöhners, Muſterbilde.

„Einſt im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottſelig,
In den Handen Lilienſtenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichſten Gewänder
Von Moußlin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unſre Köpfe;
Allerliebſte Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübſche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher ſind hier unten,
Worin ſchäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegentheil viel enger
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen ſein,
Das dort oben uns beſchieden.

„Trinkend, küſſend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleyſon ſingen.“

Alſo ſchloß der Chriſt. Die Mönchlein
Glaubten ſchon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und ſie ſchleppten
Flink herbei das Taufgeräthe.

Doch die waſſerſcheuen Juden
Schütteln ſich und grinſen ſchnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geiſtes dürren Acker,
Mit Miſtkarren voll Schimpfwörter
Haſt du mich beſchmiſſen wacker.

„So folgt jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anſtatt dich drob zu ſchelten,
Sag' ich Dank dir, wohlverſöhnet.

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unſre Leut nicht paſſen,
Die mit Regula-de-tri
Sich von Jugend auf befaſſen.

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Perſonen ſind enthalten
Iſt beſcheiden noch, ſechstauſend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt iſt mir der Gott,
Den ihr Chriſtum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab ich nicht die Ehr zu kennen.

„Ich bedaure, daß er einſt,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jeruſalem erfahren.

„Ob die Juden ihn getödtet,
Das iſt ſchwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus Delicti
Schon am dritten Tag verſchwunden.

„Daß er ein Verwandter ſei
Unſres Gottes, iſt nicht minder
Zweifelhaft; ſo viel wir wiſſen
Hat der letztre keine Kinder.

„Unſer Gott iſt nicht geſtorben
Als ein armes Lämmerſchwänzchen
Für die Menſchheit, iſt kein ſüßes
Philantröpfchen, Faſelhänschen.

„Unſer Gott iſt nicht die Liebe;
Schnäbeln iſt nicht ſeine Sache,
Denn er iſt ein Donnergott
Und er iſt ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die ſpäten Enkelkinder.

„Unſer Gott, der iſt lebendig
Und in ſeiner Himmelshalle
Exiſtiret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unſer Gott, und der iſt auch
Ein geſunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Cocytos.

„Unſer Gott iſt ſtark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Geſtirne:
Throne brechen, Völker ſchwinden,
Wenn er runzelt ſeine Stirne.

„Und er iſt ein großer Gott.
David ſingt: Ermeſſen ließe
Sich die Größe nicht, die Erde
Sei der Schemel ſeiner Füße.

„Unſer Gott liebt die Muſik,
Saitenſpiel und Feſtgeſänge;
Doch wie Ferkelgrunzen ſind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan heißt der Fiſch,
Welcher hauſt im Meeresgrunde;
Mit ihm ſpielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäſchert ward ſein Tempel;
An dem Tag iſt er zu grämlich.

„Des Leviathan's Länge iſt
Hundert Meilen, hat Floßfedern
Groß wie König Og von Baſan,
Und ſein Schwanz iſt wie ein Cedern.

„Doch ſein Fleiſch iſt delicat,
Delicater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferſtehung
Wird der Herr zu Tiſche beten

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weiſen —
Unſres Herrgotts Lieblingsfiſch
Werden ſie alsdann verſpeiſen,

„Theils mit weißer Knoblauchbrühe,
Theils auch braun in Wein geſotten,
Mit Gewürzen und Roſinen,
Ungefähr wie Matelotten.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettig —
So bereitet, Frater Joſe,
Mundet dir das Fiſchlein, wett' ich!

„Auch die braune iſt ſo lecker,
Nämlich die Roſinenſauce,
Sie wird himmliſch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Joſe.

„Was Gott kocht, iſt gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rath an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick' dich am Leviathan.“

Alſo lockend ſprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich ſchmunzelnd,
Und die Juden ſchwangen ſchon
Ihre Meſſer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu ſkalpiren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten feſt
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derſelben nicht berauben.

Nach dem Juden ſprach aufs neue
Der katholiſche Bekehrer;
Wieder ſchimpft er, jedes Wort
Iſt ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf replicirt der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie ſein Herz auch überkocht,
Doch verſchluckt er ſeinen Geifer.

Er beruft ſich auf die Miſchna,
Commentare und Tractate;
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel beweiſende Citate.

Aber welche Blasphemie
Mußt' er von dem Mönche hören!
Dieſer ſprach: der Tausves-Jontof
Möge ſich zum Teufel ſcheren.

„Da hört alles auf, o Gott!“
Kreiſcht der Rabbi jetzt entſetzlich;
Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.

„Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was ſoll gelten? Zeter! Zeter!
Rache, Herr, die Miſſethat,
Strafe, Herr, den Uebelthäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das biſt du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Läugner mußt du
Deines Namens Ehre rächen.

„Laß den Abgrund ihn verſchlingen,
Wie des Kora böſe Rotte,
Die ſich wider dich empört
Durch Emeute und Complotte.

„Donnre deinen beſten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hatteſt du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharaon getroffen,
Der uns nachgeſetzt, als wir
Wohl bepackt davon geloffen.

„Hunderttauſend Ritter folgten
Dieſem König von Mizrayim,
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den ſchrecklichen Jadayim.

„Gott! da haſt du ausgeſtreckt
Deine Jad, und ſammt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im rothen Meere.

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich ſingen dann und ſagen,
Und dabei, wie Mirjam that,
Tanzen und die Pauke ſchlagen.“

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
„Mag dich ſelbſt der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem ſchmutz'gen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube
Belial und Aſtarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geiſtern,
Deinen dunkeln Höllenpoſſen,
Denn in mir iſt Jeſus Chriſtus,
Habe ſeinen Leib genoſſen.

„Chriſtus iſt mein Leibgericht,
Schmeckt viel beſſer als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchſauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

„Ach! anſtatt zu disputiren,
Lieber möcht' ich ſchmoren, braten
Auf dem wärmſten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden.“

Alſo toſt in Schimpf und Ernſt
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreiſchen, ſchelten, wüthen, ſchnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End iſt abzuſchauen;
Müde wird das Publicum
Und es ſchwitzen ſtark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der ſchönen Königin
Wendet fragend ſich der König:

Sagt mir, was iſt Eure Meinung?
Wer hat Recht von dieſen beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entſcheiden?

Donna Blanka ſchaut ihn an,
Und wie ſinnend ihre Hände
Mit verſchränkten Fingern drückt ſie
An die Stirn und ſpricht am Ende:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich ſchier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß ſie alle beide ſtinken.

Noten.

Noten.

I.

Zu Seite 3

Rhampſenit.

„Des Königs Rhampſenitus Reichthum an Geld, ſagten die ägyptiſchen Prieſter, ſey ſo groß geweſen, daß ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten, oder ihm nahe kommen konnte. Da er nun ſeine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein ſteinernes Gemach erbaut, das mit einer ſeiner Wände an den äußern Flügel ſeines Hauſes ſtieß. Der Werkmeiſter davon habe nun, aus böſen Abſichten, Folgendes angeſtellt. Einen der Steine habe er ſo eingerichtet, daß er ſich von zwei Männern oder von Einem leicht aus der Wand heraus nehmen ließ. Und als dieſes Gemach aufgeführt war, verwahrte der König ſeine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeiſter, kurz vor ſeinem Lebensende, ſeine Söhne (deren er zwei hatte), und erzählte denſelben, wie er für ſie geſorgt, daß ſie vollauf zu leben hätten, und den Kunſtgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe; und nach genauer Beſchreibung, wie der Stein herauszunehmen ſey, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn ſie immer auf dieſe Acht hätten, würden ſie Verwalter von den Schätzen des Königs ſeyn. Darauf endigte er ſein Leben; ſeine Söhne aber ſchoben das Werk nicht lange auf: ſie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er ſich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu ſehen; wußte aber doch Niemanden Schuld zu geben, da die Siegel (an der Thüre) unverſehrt waren, und das Gemach verſchloſſen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Oeffnen die Schätze immer vermindert ſah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte er's alſo. Er ließ Schlingen verfertigen und legte ſie um die Gefäße her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen, wie zuvor, und Einer hineinſchlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er ſogleich in der Schlinge gefangen. So wie er aber ſeine Noth bemerkte, rief er ſogleich ſeinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß denſelben eiligſt hereinſchlüpfen, und ihm den Kopf abſchneiden, damit er nicht, ſähe man ihn und fände, Wer er ſey, denſelben ebenfalls in's Verderben brächte. Dem ſchien Das wohlgeſprochen, und er befolgte es wirklich, paßte dann den Stein wieder in die Fuge und ging nach Hauſe mit dem Kopf ſeines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge ſtak, während das Gemach unbeſchädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieſer Verlegenheit ſoll er es nun alſo gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und ſtellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls ſie Einen weinen oder wehklagen ſähen, Den ſollten ſie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, ſoll es ſeiner Mutter arg geweſen ſeyn. Sie ſprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne und gebot ihm, es zu veranſtalten, wie er nur könne, daß er den Leib ſeines Bruders herunterkriege; und, wenn er das unterlaſſen wollte, drohte ſie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, daß er die Schätze habe. Als ſich nun die Mutter ſo hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und Alles, was er ihr ſagte, vergeblich war, ſoll er folgenden Kunſtgriff angewandt haben. Er ſchirrte Eſel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Eſel vor ſich her; und als er an die Wache des aufgehängten Todten kam, ſo zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der Wein auslief, ſchlug er ſich vor den Kopf mit lautem Geſchrei, als wiſſe er nicht, zu welchem Eſel er ſich zuerſt wenden ſolle. Die Wächter aber ſahen nicht ſobald die Menge Wein, die auslief, als ſie ſämmtlich mit Gefäßen in den Weg rannten, und den ausfließenden Wein als gute Beute einſammelten; worüber er ſich zornig ſtellte und Alle ausſchalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, ſtellte er ſich als werde er allmählig ruhiger und ſein Zorn laſſe nach; und zuletzt trieb er die Eſel aus dem Wege und ſchirrte ſie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch Der und Jener ſeinen Spaß mit ihm hatte, und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu; und jetzt beſchloſſen ſie, an Ort und Stelle ſich zum Trinken zu legen, wollten auch ihn dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er ſich denn auch verſtand und da blieb. Endlich als ſie ihm bei'm Trinken herzlich ſchön thaten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, ſtreckten ſie ſich an derſelben Stelle hin, wo ſie getrunken hatten. Nun nahm er, da es ſchon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und ſchor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab; legte dann den Leichnam auf die Eſel und trieb ſie nach Haus, nachdem er ſo, was ihm ſeine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König ſoll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes ſey entwendet, ſehr arg empfunden haben; und da er durchaus ausfindig machen wollte, Wer in aller Welt Solches angeſtellt habe, ſoll er, was mir einmal nicht glaubwürdig iſt, Folgendes gethan haben. Er ließ ſeine Tochter in der Bude feil ſitzen, und gab ihr auf, Jeden ohne Unterſchied anzunehmen; ehe ſie aber zuſammenkamen, müſſe ihr Jeder den klügſten und den ſündlichſten Streich ſagen, den er in ſeinem Leben ausgeführt, und wenn da Einer die Geſchichte mit dem Dieb erzähle, Den ſolle ſie ergreifen und nicht heraus laſſen. Dies that das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war; der Dieb aber, der verſtand, wo Das hinaus wolle, beſchloß, den König noch an Verſchlagenheit zu übertreffen, und ſoll Folgendes gethan haben. Er ſchnitt den ganzen Arm vom friſchen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da ſie ihn ebenſo, wie die Andern befragte, erzählte er ihr, als ſeinen ſündlichſten Streich, daß er ſeinem Bruder, der im Schatz des Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeſchnitten, und als den klügſten, daß er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam ſeines Bruders herunter genommen habe. Als ſie Das hörte, wollte ſie ihn faſſen; der Dieb aber ſtreckte ihr im Dunkeln den Arm des Todten hin, worauf ſie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, ſeinen eigenen Arm feſtzuhalten; und nun ließ er denſelben los und entwiſchte ſchnell zur Thüre hinaus. Als nun auch Dieſes dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menſchen. Zuletzt ſoll er aber in ſämmtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen laſſen, mit Gewährung von Strafloſigkeit, und mit großen Verſprechungen, wenn er ſich vor ſein Angeſicht ſtellen würde. Dem habe der Dieb getraut und ſich ihm geſtellt; und Rhampſenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter zur Hausfrau gegeben, als dem allergeſcheidteſten Menſchen; wiefern er nämlich die Aegyptier über alle Andere ſetzte, und ihn über die Aegyptier."

(Herodot's Geſchichte, zweites Buch, 121. Kapitel.)

II.

Zu Seite 21

Schlachtfeld bei Haſtings.

Sépulture du roi Harold.

„Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandérent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allérent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinérent avec soin l'un aprés l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et desespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressérent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maîtresse, et la priérent de se joindre à eux. Elle s'appelait Edithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé.“

(p. 340 de l'histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry.)

III.

Zu Seite 171.

Erinnerung.

„Auch der kleine Wilhelm liegt dort (auf dem Kirchhofe) und daran bin ich ſchuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloſter (zu Düſſeldorf) und ſpielten auf jener Seite deſſelben, wo zwiſchen ſteinernen Mauern die Düſſel fließt, und ich ſagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und luſtig ſtieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Waſſer, fiel aber ſelbſt hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

(Heinrich Heine's Reiſebilder, zweiter Theil,
Capitel VI., Seite 110.)

IV.

Zu Seite 213:

Jehuda ben Halevy.

„Das Lied, das der Levit Jehuda geſungen, — iſt als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geſchlungen, — als Perlenſchnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, — weilend in den Hallen der Wiſſenſchaft, — der Gewaltige, der Liedesſpeerſchwinger, — der die Rieſen des Geſanges hingeſtreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weiſen den Dichtermuth, — faſt ſchwindet vor ihnen Aſſaph's und Jeduthan's Kraft und Gluth, — und der Korachiten Geſang — daucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunſt Speicher und plünderte die Vorräthe, — und entführte die herrlichſten Gerathe, — er ging hinaus und ſchloß das Thor, daß keiner nach ihm es betrete. — Und denen, die folgen den Spuren ſeines Ganges, — zu erlernen die Kunſt ſeines Sanges, — nicht ſeines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde ſein Wort, — und küſſen ſeiner Füße Ort. — Denn in der künſtlichen Rede Werke — zeigt ſich ſeiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit ſeinen Gebeten reißt er die

Herzen hin, ſie überwindend, — in ſeinen Liebesliedern mild wie der Thau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in ſeinen Klagetönen — läßt er ſtrömen die Wolke der Thränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfaßt, — iſt alle Poeſie eingefaßt.“

(Rabbi Salomo Al-Chariſi über Rabbi Jehuda Halevy.)

Nachwort

zum

Romanzero.

Ich habe dieſes Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrſchend in den Gedichten, die hier geſammelt. Mit wenigen Ausnahmen ſchrieb ich ſie während der letzten drei Jahre, unter mancherlei körperlichen Hinderniſſen und Qualen. Gleichzeitig mit dem Romanzero laſſe ich in derſelben Verlagshandlung ein Büchlein erſcheinen, welches „der Doktor Fauſt, ein Tanzpoem, nebſt kurioſen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunſt“ betitelt iſt. Ich empfehle ſolches einem verehrungswürdigen Publiko, das ſich gern ohne Kopfanſtrengung über dergleichen Dinge belehren laſſen möchte; es iſt eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobſchmied den Kopf ſchütteln wird. Ich hegte urſprünglich die Abſicht, dieſes Product dem Romanzero einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in letzterem waltet und gleichſam ſein Colorit bildet, zu ſtören. Jenes Tanzpoem ſchrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böſes Siechthum bereits bedenklich vorgeſchritten war, aber doch noch nicht ſeine grämlichen Schatten über mein Gemüth warf. Ich hatte damals noch etwas Fleiſch und Heidenthum an mir, und ich war noch nicht zu dem ſpiritualiſtiſchen Skelette abgemagert, das jetzt ſeiner gänzlichen Auflöſung entgegenharrt. Aber exiſtire ich wirklich noch? Mein Leib iſt ſo ſehr in die Krümpe gegangen, daß ſchier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches ſich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne

Flammen gen Himmel lodern. Ach, um dieſe Bäume und ihr friſches Weben beneide ich dich, College Merlinus, denn kein grünes Blatt rauſcht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und ſpat nur Wagengeraſſel, Gehämmer, Gekeife und Claviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verſtorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu ſchreiben brauchen — das iſt ein trauriger Zuſtand. Man hat mir längſt das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich ſterbe ſo langſam, daß ſolches nachgrade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat ſein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geſchloſſen finden, wo Euch die Puppenſpiele meines Humors ſo oft ergötzten.

Was ſoll aber, wenn ich todt bin, aus den armen Hanswürſten werden, die ich ſeit Jahren bei jenen Darſtellungen employirt hatte? Was ſoll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlaß ich ihn, und es erfaßt mich ſchier eine tiefe Wehmuth, wenn ich denke an die Verſe:

Ich ſehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Naſe;
Er ſchlug wie ein Pudel, friſch, fromm, fröhlich, frei,
Die Purzelbäume im Graſe.

Und er verſteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften ſo oft das Gegentheil behauptet, daß niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Aermſte ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quixote geſchrieben ſei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: in ſpaniſcher Sprache — erwiederten ſie, er irre ſich, derſelbe ſei Lateiniſch geſchrieben und das käme ihm ſo Spaniſch vor. Sogar die eigene Gattin war grauſam genug, bei häuslichen Mißverſtändniſſen auszurufen, ſie wundere ſich, daß ihr Mann ſie nicht verſtehe, da ſie doch Deutſch und kein Latein geſprochen habe. Die Maßmänniſche Großmutter, eine Wäſcherin von unbeſcholtener Sittlichkeit und die einſt für Friedrich den

Großen gewaſchen, hat ſich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt: der Onkel, ein wackerer altpreußiſcher Schuhflicker, bildete ſich ein, die ganze Familie ſey ſchimpfirt und vor Verdruß ergab er ſich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbeſonnenheit ſolches Unheil angerichtet. Die würdige Waſchfrau kann ich leider nicht wieder in's Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Goſſe liegt, kann ich nicht mehr des Schnapſes entwöhnen: aber ihn ſelbſt, meinen armen Hanswurſt Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitiren, indem ich alles was ich über ſeine Lateinloſigkeit, ſeine lateiniſche Impotenz, ſeine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewiſſen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man ſehr empfindſam und weichſelig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich geſtehe es, ich habe manchen gekratzt, manchen gebiſſen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene geprieſenen Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig geberden, beſäßen ſie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich ſolcher angebornen Waffen nur ſelten bedient habe. Seit ich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amneſtie ertheilt; manche ſchöne Gedichte, die gegen ſehr hohe und ſehr niedrige Perſonen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ſelbſt enthielten, habe ich mit ängſtlichſtem Eifer den Flammen überliefert. Es iſt beſſer, daß die Verſe brennen, als der Verſifex. Ja, wie mit der Creatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergerniß meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieſes Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie ſie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten ſich noch herber. Der geſammte hohe Clerus des Atheismus hat ſein Anathema über mich ausgeſprochen, und es giebt fanatiſche Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter ſpannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück ſtehen ihnen keine andern Folterinſtrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Miſère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miſerabler Grund. Das himmliſche Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die ſchwindlichſten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheiſten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumeriſche Weſen iſt mit der Welt verwebt und verwachſen, gleichſam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Perſon ſeyn, und, um ihn zu manifeſtiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das iſt doch die Hauptſache — ſo muß man auch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Außerweltlichkeit und ſeine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. ſ. w. annehmen. Die Unſterblichkeit der Seele, unſre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichſam mit in den Kauf gegeben, wie der ſchöne Markknochen, den der Fleiſcher, wenn er mit ſeinen Kunden zufrieden iſt, ihnen unentgeltlich in den Korb ſchiebt. Ein ſolcher ſchöner Markknochen wird in der franzöſiſchen Küchenſprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen ſchmachtenden Kranken ſehr ſtärkend und labend ſind. Daß ich eine ſolche réjouissance nicht ablehnte und ſie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Menſch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheiſten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott iſt, ſowie überhaupt die Pantheiſten eigentlich nur verſchämte Atheiſten ſind, die ſich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den ſie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meiſten in Deutſchland während der Reſtaurationszeit mit dem lieben Gotte dieſelbe funfzehnjährige Komödie geſpielt, welche hier in Frankreich die konſtituzionellen Royaliſten, die größten Theils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königthume ſpielten. Nach der Julius-Revolution ließ man jenſeits wie diesſeits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, beſonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipp's, des beſten Monarchen der jemals die konſtituzionelle Dornenkrone trug, bildete ſich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das abſolute Königthum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man Eins von beiden wählen müſſe, daß alles dazwiſchen liegende Miſchwerk unwahr, unhaltbar und verderblich ſei. In derſelben Weiſe tauchte in Deutſchland die Anſicht auf, daß man wählen müſſe zwiſchen der Religion und der Philoſophie, zwiſchen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Conſequenz des Denkens, zwiſchen dem abſoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entſchiedener die Gemüther, deſto leichter werden ſie das Opfer ſolcher Dilemmen. Was mich betrifft, ſo kann ich mich in der Politik keines ſonderlichen Fortſchritts rühmen: ich verharrte bei denſelben demokratiſchen Prinzipien, denen meine früheſte Jugend huldigte und für die ich ſeitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückſchreitens beſchuldigen, indem ich, was ich bereits oben geſtanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem perſönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt ſich nun einmal nicht vertuſchen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund verſuchte. Ausdrücklich widerſprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückſchritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schooß geführt. Nein, meine religiöſen Ueberzeugungen und Anſichten ſind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik geſpielt und meiner Vernunft nicht ganz entſagt. Ich habe nichts abgeſchworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber ſcheidend in Liebe und Freundſchaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abſchied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe ſchleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach faſt zuſammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unſere liebe Frau von Milo, auf ihrem Poſtamente ſteht. Zu ihren Füßen lag ich lange und ich weinte ſo heftig, daß ſich deſſen ein Stein erbarmen mußte. Auch ſchaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich ſo troſtlos als wollte ſie ſagen: ſiehſt Du denn nicht, daß ich keine Arme habe und alſo nicht helfen kann?

Ich breche hier ab, denn ich gerathe in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhand nehmen kann, wenn ich bedenke, daß ich jetzt auch von Dir, theurer Leſer, Abſchied nehmen ſoll. Eine gewiſſe Rührung beſchleicht mich bei dieſem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von Dir. Der Autor gewöhnt ſich am Ende an ſein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Weſen. Auch Dich ſcheint es zu betrüben, daß ich Dir Valet ſagen muß: Du biſt gerührt, mein theurer Leſer, und koſtbare Perlen fallen aus Deinen Thränenſäckchen. Doch beruhige Dich, wir werden uns wiederſehen in einer beſſeren Welt, wo ich Dir auch beſſere Bücher zu ſchreiben gedenke. Ich ſetze voraus, daß ſich dort auch meine Geſundheit beſſert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieſer erzählt nämlich mit großer Zuverſicht, daß wir in der andern Welt das alte

Treiben, ganz wie wir es in dieſer Welt getrieben, ruhig fortſetzen, daß wir dort unſere Individualität unverändert bewahren, und daß der Tod in unſerer organiſchen Entwickelung gar keine ſonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg iſt eine grundehrliche Haut und glaubwürdig ſind ſeine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Perſonen ſah, die auf unſerer Erde eine Rolle geſpielt. Die meiſten, ſagt er, blieben unverändert und beſchäftigen ſich mit denſelben Dingen, mit denen ſie ſich auch vormals beſchäftigt: ſie blieben ſtazionär, waren veraltet, rococo, was ſich mitunter ſehr lächerlich ausnahm. So z. B. unſer theurer Doktor Martinus Luther war ſtehen geblieben bei ſeiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieſelben verſchimmelten Argumente niederſchrieb — ganz in derſelben Weiſe wie der verſtorbene Baron Ekſtein, der während zwanzig Jahren in der Allgemeinen Zeitung einen und denſelben Artikel drucken ließ, den alten jeſuitiſchen Sauerteig beſtändig wiederkäuend. Aber, wie geſagt, nicht alle Perſonen, die hienieden eine Rolle geſpielt, fand Swedenborg in ſolcher foſſilen Erſtarrung: ſie hatten im Guten wie im Böſen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es ſehr wunderliche Erſcheinungen. Helden und Heilige dieſer Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtſen herabgeſunken, während auch das Gegentheil ſtattfand. So z. B. ſtieg dem heiligen Antonius der Hochmuth in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Chriſtenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarſten Verſuchungen widerſtanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenſtrick, der ſich mit ſeinem Schweine um die Wette im den Koth wälzt. Die keuſche Suſanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die ſie unbeſiegbar glaubte, gar ſchmählich zu Falle, und ſie, die einſt den Greiſen ſo glorreich widerſtanden, erlag der Verlockung des jungen Abſalon, Sohn David's.

Die Töchter Loth's hingegen hatten ſich im Verlauf der Zeit ſehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muſter der Anſtändigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflaſche.

So närriſch ſie auch klingen, ſo ſind doch dieſe Nachrichten ebenſo bedeutſam wie ſcharfſinnig. Der große ſkandinaviſche Seher begriff die Einheit und Untheilbarkeit unſerer Exiſtenz, ſowie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menſchen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode iſt bei ihm kein idealer Mummenſchanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menſchen anziehen; Menſch und Koſtüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenberg werden ſich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einſt, als die däniſchen Miſſionäre ſie bekehren wollten, an dieſe die Frage richteten: ob es im chriſtlichen Himmel auch Seehunde gäbe? auf die verneinende Antwort erwiderten ſie betrübt: der chriſtliche Himmel paſſe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde exiſtiren könnten.

Wie ſträubt ſich unſere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unſerer Perſönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuſchreibt, iſt vielmehr dem menſchlichen Gemüthe angeboren. Sei getroſt, theurer Leſer, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unſere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich Dir etwas ſchuldig bin, ſo ſchicke mir Deine Rechnung. —

Geſchrieben zu Paris, den 30. September 1854.

Heinrich Heine.

Ende October erſcheint, in groß Folio Format, ein im Juli d. J. von E. B. Kietz in Paris gezeichnetes

Bildniß

von

Heinrich Heine

lithographirt

von

Adolph Bornemann.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſes Portrait wird nur auf feſtes Verlangen verſendet.

Hamburg, den 30. Sept. 1851.

Hoffmann und Campe.

Druck: Buchdruckerei in Wiesbaden.

Die verbannten Götter.

Von

Heinrich Heine.

Aus dem Franzöſiſchen

Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter.

Berlin, 1853.
Verlag von Guſtav Hempel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Heine's Name iſt ſeit den letzten Jahren faſt immer in pathologiſchen Beziehungen genannt worden. Beredte Federn ſchilderten die Leiden des Dichters in der rue d'Amsterdam der franzöſiſchen Hauptſtadt. Einige Perſonen verſuchten, in mehr oder weniger geſchickt verdeckter Abſicht, über die nicht bloß körperliche Seite jener Leiden Andeutungen zu machen. Aber der Kranke und Gekränkte redete auch ein Wort darein. Nachdem er im vorigen Jahre ſeinem Vaterlande den Romancero und das Fauſtiſche Tanzpoëm übergeben, bietet er jetzt ſeiner zweiten Heimath das neueſte Product ſeiner Muſe dar. Das erſte Aprilheft der Revue des deux mondes bringt in ſeinem erſten Artikel les Dieux en exil von Heine, der bereits früher in demſelben Journal die Fauſt-Legende zum Gegenſtande ſeiner anmuthigen Darſtellung gemacht hatte.

Der Stoff, den dieſe Aufſätze behandeln, iſt keinem deutſchen Freunde Heine's unbekannt. Gleichwohl erſcheint es nicht unpaſſend, ſchon jetzt die neueſte Studie des Dichters ſeinen Verehrern in Deutſchland zu übergeben, ſei es auch nur, um allen Zweiflern und Beſorgten die Gewißheit zu verſchaffen, daß der Humor des vielduldenden Dichters derſelbe geblieben. Wir haben uns ſo viel über Heine erzählen laſſen, ſo viel Dichtung und Wahrheit, laſſen wir uns denn endlich einmal wieder von ihm ſelber unterhalten, auf die Gefahr freilich hin, nur unvollkommen zu genießen, was durch die unmittelbare Darſtellung des diesmal franzöſiſch redenden Dichters jene unwiderſtehliche Anmuth erhalten hätte, deren anerkannter Meiſter Heine iſt.

Wir glauben jedoch, dem Werke ſelbſt eine Reihe von Mittheilungen vorausſchicken zu müſſen, welche ein ziemlich vollſtändiges Bild von dem Zuſtande, in dem der Dichter ſich ſeit einigen Jahren befindet, zu geben geeignet ſind. Indem dieſe Mittheilungen und Aeußerungen Heine's, charakteriſtiſche Umſtände aus ſeinen Leidensjahren, nicht ſelten mit Berückſichtigung weniger bekannter Daten aus ſeinen frühern Lebensperioden, vorführen, bilden ſie zugleich Beiträge zur richtigen Beurtheilung einer der bedeutendſten Perſönlichkeiten n der Geſchichte der deutſchen Poeſie. — Zu den Erſten, die über den kranken Dichter Bericht erſtatteten, gehört Herr Adolph Stahr. In ſeiner Schrift: „Zwei Monate in Paris“ (Oldenburg, 1851) widmet er einen umfangreichen Artikel dem „ſterbenden Ariſtophanes“. Wie früher ſchon der Dichter Alfred Meißner, deſſen Brief über Heine durch vielfache Veröffentlichungen bekannt iſt, widerlegt auch Stahr, die damals ſchon (October 1850) hin und wieder auftretenden Gerüchte von einer Bekehrung Heine's.

„Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit,“ ſagt Stahr, „bei lebendigem Leibe ſchon ausgeſtrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entſetzlichſten Schmerzensqualen, hat dieſer Mann die ganze Energie ſeines ariſtophaniſchen Geiſtes, die volle Kraft ſeines unverwüſtlichen Humors und all die ſchneidende Schärfe ſeines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe ſich bekehrt, der deutſche Ariſtophanes des 19. Jahrhunderts ſei „fromm,“ ſei ein Betbruder geworden. Es iſt kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen von ihm verbreitet, haben ſich entweder ſelbſt getäuſcht oder ſich von ihm täuſchen laſſen. Es iſt wahr, daß er die Bibel lieſt, weil er ihre poetiſchen Schönheiten wie Wenige empfindet, wahr, daß er gern von Gott und Unſterblichkeit redet. Aber ſein freies Verhältniß zu dieſen Dingen bleibt unverändert, und ſelbſt wo er eine gewiſſe Gläubigkeit zeigte, war er doch ſtets ſeiner Freiheit bewußt und überhaupt geiſtig in allen Dingen vollkommen der Alte.“ — Von Heine's Pietät erzählt Stahr folgenden Zug: „Wenn Sie wüßten,“ ſagte Heine, „wie das thut, wenn man ſo lieſt vom Bergeſteigen und luſtigen Reiten durch Wald und Feld, während man hier feſt liegt! Und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie geſehen. Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hinkam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich nicht Geld genug hatte.

Denn daß ich ein ganz Theil engliſcher Banknoten, die ich von London her noch übrig hatte, in Italien verkaufen könne, fiel mir erſt ein, als ich wieder in Deutſchland war. Das wäre indeſſen noch zu beſeitigen geweſen. Aber mich überfiel eine ſo plötzliche, krankhafte Sehnſucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und Knall und Fall umkehrte. Meine Beängſtigung war anſcheinend ganz grundlos, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir ſchrieb, daß unſer Vater lebensgefährlich krank ſei, und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Weiteres erfahren werde. Als ich dort ankam, war mein Vater todt. Er hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort: Es war ein vortrefflicher Mann, und ich habe Jahre lang den Verluſt nicht begreifen und ihn nie verſchmerzen lernen. Es iſt ſonderbar, daß man nie an den Tod glaubt, den man nicht ſieht, daß man nie glaubt, Jemand, den wir lieben, könne ſterben. Man ſagt ſich wohl, es könne geſchehen, aber man glaubt es nicht, und das iſt ein Unglück. Denn darum behandeln wir unſre Geliebten nicht ſo gut, als wenn wir dächten, daß wir ſie verlieren könnten. Man iſt nie gut genug zu einander.

Einige Monate nachdem ihn Stahr geſehen, ſuchte den kranken Dichter der Componiſt Ferdinand Hiller aus Köln auf (Mai 1851). Er giebt folgende Beſchreibung ſeines Beſuches:

„Was macht Heine?“ iſt eine Frage, die nie öfter gethan worden, als ſeitdem man den berühmten Dichter von ſchweren Leiden heimgeſucht weiß — ſeine Freunde und Gegner begegnen ſich jetzt in ihrer Theilnahme. Es iſt freilich nichts günſtiger für einen hervorragenden Menſchen, als wenn es ihm ſchlecht geht — höchſtens zu ſterben dürfte noch vortheilhafter ſein. Wenn indeß Voltaire ein Jahrhundert ſeiner Unſterblichkeit gegen eine beſſere Verdauung gern eingetauſcht hätte, dann weiß ich nicht, wie viele dergleichen der arme Heine zu geben verſucht ſein könnte, um ſein Krankenlager verlaſſen zu dürfen. Seit zwei Jahren iſt er ununterbrochen an daſſelbe gefeſſelt, und kaum iſt irgend eine Hoffnung da, es werde je auch nur eine geringe Beſſerung in ſeinem Zuſtande eintreten. Iſt aber der Körper faſt gänzlich gelähmt, ſo iſt dem Geiſte die vollkommenſte

Schwungkraft geblieben — iſt der erſtere in die enge Schlafſtube gebannt, ſo tummelt ſich der letztere frei umher, auf allen Gebieten des Gedankens. Und nicht allein das — große und kleine Begebenheiten, große und kleine Perſönlichkeiten nehmen das Intereſſe des humoriſtiſchen Poeten nach wie vor in Anſpruch, und von allen möglichen Erſcheinungen in der Kunſt wie im Leben nimmt er Notiz. Als ich an ſeinem Bette ſaß und er mir abwechſelnd ſprach vom lieben Gott und von Meyerbeer, vom König von Preußen und von mir ſelber, vom Frankfurter Parlament und von ſeinen Gedichten, da war mir's zuweilen, als flanirte ich wie vor funfzehn Jahren mit ihm auf dem Boulevard des Italiens herum. Aber abgeſehen von dem mich aus ſolchem Traume reißenden Anblick deſſen, was mich umgab, kamen zuweilen auch Klagen auf die Lippen des Leidenden, zu welchen der früher ſo geſunde, das Leben ſo reichlich genießende Mann damals keine Veranlaſſung hatte. Doch auch dann, wenn er von ſeiner Krankheit, von ſeiner hoffnungsloſen Zukunft ſpricht, zeugen die Ruhe, die Reſignation ſeiner Worte von einer rieſigen phyſiſchen Kraft. Und was dieſe Unverſehrtheit des Heine'ſchen Geiſtes vollends beweiſt, iſt die ſtarke Doſis von — wie ſoll ich es nennen? — von Schalkhaftigkeit, die ſeinen Urtheilen über Große und Geringe, über Freund und Feind beigegeben iſt. Er gehört noch immer mehr oder weniger zu den Geiſtern, die verneinen — aber wir wiſſen ja zu unſerer Beruhigung aus Göthe's „Fauſt", daß dieſelben im Himmel gar nicht ſo übel angeſchrieben ſind. Zu einem Schluſſe auf die Anſichten, zu welchen unſer Dichter jetzt in Bezug auf die höchſten Dinge gelangt iſt, will ich übrigens durchaus hiermit keine Veranlaſſung gegeben haben — ich weiß nicht, was er glaubt —, aber wenn ich auch glaube, daß er es weiß, ſo glaube ich doch nicht, daß er ſo leicht hierüber irgend Jemandem ganz reinen Wein einſchenkt. Heine's Züge ſind intereſſanter, man könnte faſt ſagen, ſchöner geworden, als ſie je geweſen. Die Augen ſind geſchloſſen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde darüber hinfallende Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeſchnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; ſelbſt über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare ſind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealiſch ſchön iſt die weiße ſchlanke Hand geworden; ſie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klaſſe der rein pſychiſchen. Leider ſind alle dieſe poetiſchen Dinge allzu elegiſcher Natur, und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, ſeine Pausbacken und ſeinen behäbigen embonpoint zurückwünſchen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigſten Lieder zu dichten.

Im Auguſt 1851 eilte Herr Guſtav Heine an das Krankenbett ſeines Bruders. Dieſer loyale öſterreichiſche Unterthan entwirft in dem von ihm redigirten „Wiener Fremdenblatte“ folgende Schilderung:

„Nachdem wir unſere perſönlichen Angelegenheiten beſprochen, gewann ich Zeit mit ihm über verſchiedene Gegenſtände zu plaudern. Ich fragte ihn plötzlich, ob es wahr ſei, daß er, wie man ſage, eine Betſchweſter geworden? Er antwortete lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und bete täglich zum lieben Gott, daß er Dir, lieber Bruder, beſſere politiſche Geſinnungen einflöße.“ Ich bemerkte darauf ſcherzend, daß es mich freue, in ſeiner Antwort den Namen Gottes genannt zu hören, woraus zu ſchließen, daß er kein Atheiſt mehr ſei — als den man ihn früher ſchildern wollte. Zugleich machte ich ihn ernſtlich darauf aufmerkſam, wie ſehr er den Glauben an Gott fördern würde, wenn er ſich öffentlich darüber ausſprechen wollte. Mit der ernſthafteſten Miene antwortete er mir: „dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam kann es ganz gleichgültig ſein, ob ein kleines Mäuschen in der rue d'Amsterdam zu Paris an ſeine Größe und Weisheit glaubt oder nicht. So viel kann ich Dir ſagen, ich bin jetzt einer der treuſten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quand-même. Ich habe Frieden mit Gott gemacht wie mit den Menſchen, und Erſterem die Beſtrafung aller Unbillen überlaſſen, die ich von Letzteren erlitten habe. Ich bemerke ſogar, daß mich der liebe Gott an manchen Menſchen ärger gerächt hat, als es mir lieb iſt. In meinen Nachtgebeten bitte ich ihn im wirklichen Ernſte, daß auch er manchem meiner Feinde verzeihe. Alles was nur einen Anſtrich von Atheismus hatte, habe ich ſorgfältig aus meinen Papieren vertilgt; denn ich bereue aufrichtig, daß ich manchen gläubigen Seelen Anſtoß gegeben habe.“ Dies iſt meines Bruders religiöſe Stimmung; ſeine politiſchen Anſichten ſind dieſelben geblieben und ſein politiſcher Fanatiſmus bricht ſich noch manchmal Bahn.

„Während unſeres Geſpräches über Literatur ſah ich zufällig ein Buch auf ſeinem Tiſche, das den ſonderbaren Titel führte: „Schief Lewinchen.“ Mein Bruder ſagte mir, daß es ihm Campe zugeſchickt und ihm vertraut habe, der Verfaſſer deſſelben ſei unſer alter Freund Hermann Schiff. Heinrich war voll des Lobes über dieſes Buch: „Dieſer dumme Kerl, ſagte er, iſt ein wahres Genie. Er hat mehr plaſtiſche Darſtellungsgabe als alle neueren Poeten zuſammen, die jetzt in Deutſchland leben. Es iſt kaum zu begreifen, daß er ſo wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch iſt tiefſinnig, voll ſprudelnden Witzes, wahrhaft künſtleriſch, und was die Hauptſache iſt — es hat das Verdienſt, mich unendlich amüſirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzſeite des jüdiſchen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinſten Schacherjuden aber iſt ſehr oft Edelſinn und Großmuth verborgen. Sie verſtecken dieſe Glanzſeite oft abſichtlich — wie ſie in den Zeiten des Druckes ihren Reichthum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habſucht zu ſichern wußten.“ Bei den Worten meines Bruders über die Juden kam mir ſein „Rabbi von Bacharach“ in's Gedächtniß und ich ſagte ihm, wie ſehr ich beſonders ſeine Schilderung der alten Stadt Frankfurt bewundere. Er ſprach: „Ich war öfters in Frankfurt und kenne deshalb die Stadt ſo gut. Mein ſeliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit daſelbſt zurück. Ich ſollte aus beſonderen Rückſichten in dem Büreau des Banquiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur 14 Tage dort und benutzte ſeitdem meine junge, uneingeſchränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu ſtudiren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Büreau des Banquiers meines Vaters brachte ich, wie geſagt, nur 14 Tage zu. Daraus mag wohl der abſichtliche Irrthum entſtanden ſein, den ich einmal in einem deutſchen Blatte las: „ich ſei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienſte geſtanden.“ Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunſch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingeſehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrſchaft anheimfalle.“

„Ich fand meinen Bruder eines Morgens ſehr heiter geſtimmt, er hatte ſeit langer Zeit wieder geſchlafen. Auf ſeinem Tiſche lagen Zeitungen, aus denen er ſich hatte vorleſen laſſen. Im Laufe des Geſpräches nahm ich ein franzöſiſches Journal zur Hand, und nachdem ich ſeinen Inhalt überflogen, fragte ich Heinrich, was er von den öffentlichen Perſonen Frankreichs halte: „Ah, ſagte er, da muß ich Dir dieſelben Worte ſagen, die der alte franzöſiſche Wachtmeiſter äußerte, als der Lieferant Lewi ſeine Ochſen ablieferte. Dieſes geſchah auf dem Marktplatze eines kleinen Städtchens, wo der Etat-Major ſtationirte, vor dem jedesmal die Ochſen vorbeidefiliren mußten, um gezählt zu werden. Hr. v. Lewi hatte verſprochen, 300 Ochſen zu liefern, hatte aber nur 100 Ochſen zu ſeiner Dispoſition. Er ließ deshalb die Ochſen einzeln vor dem Etat-Major vorbeitreiben, und richtete es ſo ein, daß die gemuſterten Ochſen von ſeinen Knechten ſchnell zu dem einen Thore hinaus, und um die Stadt herum zu dem andern wieder herein getrieben wurden, ſo zwar, daß endlich von dem Etat-Major die Zahl von 300 Ochſen richtig beſcheinigt wurde. Nur ein alter Wachtmeiſter, der dabei war, ſchüttelte den Kopf mit Verwunderung und bemerkte: Es käme ihm vor, als ſeien es immer dieſelben Ochſen. Ja, lieber Bruder, ſchloß Heinrich, auch mir will es vorkommen, als ſeien es immer dieſelben Ochſen.“

„Und ſo iſt er, der „Schmerzensreiche“, in Stunden, wo ſeine Leiden nicht zu ſehr auf ihm laſten, immer noch der alte Heinrich Heine, dem eben ſo die feine Grazie, als der tief verwundende Sarcasmus zu Gebote ſtehen. Er erzählt in ſolchen Momenten oft die ſonderbarſten Dinge mit der ernſthafteſten Miene. Iſt er aber zu Ende, ſo hebt er ſchalkhaft das Augenlied des rechten Auges mit dem Finger ſachte empor, und wenn er bemerkt, daß man bei ſeiner Rede ein ernſthaftes Geſicht machte, lacht er Einen laut aus. Sein liebenswürdiger Witz trifft Jeden, der ihm naht. Die Frauen nennt er nur: „die große Nation,“ und wie er die Geſammtheit derſelben mit dieſem umfaſſenden Namen bezeichnet, ſo hat er auch für jede einzelne Vertreterin des Geſchlechtes ein Angebinde voll heiterer Neckereien.

X

„Davon iſt nun keine Dame ausgenommen, nicht einmal ſeine Frau, eine ſchöne, große Franzöſin, die mit Treue und Liebe an ihm hängt und die er ſelbſt unendlich liebt. Als ich mit meiner Frau in die Wohnung Heinrichs kam, wollte ich ſie, da ſie leidend iſt, nicht in das Zimmer meines Bruders führen, weil ich befürchtete, daß ſein Anblick einen zu erſchütternden Eindruck auf ſie machen würde. Aber durch die Sehnſucht, den Dichter endlich zu ſehen, den ſie ſeit ihrer frühen Jugend ſo ſehr verehrte und den wiederholten Ruf Heinrichs nach ihr, war meine Frau nicht länger zurückzuhalten und trat ein. Er hob zuerſt das Augenlied empor, und als er dann die zarte Hand meiner Frau in ſeiner Rechten fühlte, rief er, indem ein feines Lächeln ſchalkhaft über ſeine Züge flog: „Bruder, Du warſt klüger als ich, Du nahmſt Dir von den Uebeln das Kleinſte.“ Dabei ergriff er zugleich die Hand ſeiner Frau, die er mit einer unendlichen Innigkeit drückte.

„Nebſt ſeiner Frau wetteiferten noch viele Menſchen in Paris, ihm ſein Leben zu verſchönern. Ich fand mehrere der geiſtreichſten Frauen bei ihm, die ihn zu unterhalten ſuchten. Außerdem verſchafft es ihm den größten Genuß mit Kindern zu ſpielen. Ich werde den Anblick nie vergeſſen, der ſich mir einmal beim Eintreten darbot. Heinrich lag, wie gewöhnlich, mit ſeinem blaſſen Antlitz und ſeinen geſchloſſenen Augen auf dem Lager. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, ſchön wie ein Engel, mit ſchwarzen Augen; an ſeiner Schulter angeſchmiegt, halb ſtehend, halb ſich an das Bett lehnend, ſah ihn ein kleines, ſchönes Mädchen, ſein Pathe, dem er eben Geſchichtchen erzählte, mit den großen blauen leuchtenden Augen lächelnd an. Ein drittes kleines Mädchen ſtand zu ſeinen Füßen. Es war ein Bild, ſo unendlich wehmüthig, ſo voll Stoff zu den ernſthafteſten Betrachtungen, daß ich meiner Rührung nicht Herr werden konnte. — Wie geſagt, Alles bemüht ſich, ihm ſein Leben — oder beſſer geſagt, ſein Leiden, minder ſchmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweiſe der rührendſten Theilnahme zu. Selbſt unſere alte Mutter, die liebe, geiſtreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, ſendet ihm die neueſten deutſchen Bücher, da dieſe in Paris nicht zu bekommen ſind.

„Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt laſſen, wie ſehr mich die Irrthümer verwundet haben, die über die finanzielle Lage meines Bruders verbreitet ſind. Perſonen, die vielmehr das höchſte Lob verdienen, hat man fälſchlich einer Härte angeklagt. Namentlich hat man die angebliche Entziehung einer Penſion, die ſein ſeliger Oheim für ihn konſtituirte, als Urſache der Dürftigkeit des Dichters angegeben. Mein Bruder hat ſich vor drei Jahren in der „Allgemeinen Zeitung“ darüber ausgeſprochen und ſich dahin geäußert, daß jene Penſion faſt verdoppelt ausgezahlt werde. Ich habe mich in Paris nun ſelbſt überzeugt, daß es damit ganz ſeine Richtigkeit habe, und daß der Sohn jenes edlen großen Mannes, Carl Heine in Hamburg, die Summe mit lobenswerther Großmuth mehr als verdoppelt hat. Dadurch, ſeine ſonſtigen Einkünfte abgerechnet, iſt Heinrichs Lage nichts weniger als troſtlos. Es wird für ihn eine eigne Köchin gehalten und zwei Wärterinnen wechſeln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleſer und einen Sekretair und ſein Arzt iſt der ausgezeichnete, ſowohl in Deutſchland als Frankreich berühmte Dr. Gruby.

„Als ich am Tage meiner Abreiſe des Morgens zu ihm kam, fand ich ihn ſehr angegriffen. Er übergab mir das Manuſcript ſeiner neuen Gedichte, „Romancero“ benannt, damit ich es ſeinem Freunde Campe in Hamburg überbringe. Ich verſprach, um ihm und mir den ſchmerzlichen Abſchied zu erſparen, ihn noch einmal zu beſuchen. Er ſchien meine Abſicht zu ahnen, und indem er mir herzlich die Hand drückte, ſagte er lächelnd: „Komme noch einmal zu mir und bald wieder nach Paris. Habe keine Furcht, jetzt ſterbe ich noch nicht, ich habe noch viel zu thun. Ich muß die Geſammtausgabe meiner Werke ordnen, ich habe es Campe verſprochen, du kennſt ihn, früher läßt er mich nicht ſterben.“

Die neueſten Mittheilungen über Heine finden ſich in einem Aufſätze, welchen das „Magazin für die Literatur des Auslandes,“ (19. März 1853) veröffentlicht. Herr F. v. H. (Hohenhauſen) erzählt darin:

„Es war wieder ein wunderſchöner Tag geweſen, das Abendroth färbte den klaren Himmel ſchon winterlich zur Nachmittagsſtunde, die aber in Paris natürlich Vormittag heißt, als wir bei Heine vorgelaſſen wurden. Der Anblick ſeiner Leiden war weniger erſchütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat ſein Geſicht durchaus nicht entſtellt, ſondern es bis zum höchſten Grade vergeiſtigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darſtellt, iſt ähnlich; nur iſt ſein Geſicht noch ſchmaler und leidender. Sein Aeußeres hat ſich eigentlich ſehr wenig verändert, er gleicht noch vollkommen ſeiner Jugend-Erſcheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin geſehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwiſchenzeit dieſer langen Jahre ſoll er einmal beinahe unförmlich ſtark geweſen ſein, wie er verſichert; die Annäherung des traurigen Rückenmark-Leidens hat aber bald ſeine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße ſind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichſten Nervenſchmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht mehr verlaſſen und vertauſcht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnſeſſel. Opium iſt ſeine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. Es iſt wahrhaft ſtaunenswerth, daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinſten Nervengeflechten hat, nicht zerſtörend auf die Organe des Geiſtes zu wirken vermochte. Wir ſollten bei Heine den glänzendſten Beweis davon erhalten.

„Er hatte einen ſeiner ſchlimmſten Tage und ſchon zum zweitenmale Opium genommen. Schwach und klagend empfing er uns in ſeinem Bett, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umſtellt war. Er verſicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu ſein, und bat uns, unſeren Beſuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige raſche, lebhafte Fragen, die ein Geſpräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er ſprach mit der unvergleichlichen Miſchung von Scherz und Ernſt, die ihn zum Schöpfer des poetiſchen Humors in Deutſchland gemacht hat. Wer mit geſchloſſenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für kerngeſund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geiſt ſich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeſchwächter Kraft entfaltete. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an ſeine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz beſonders.

„Jene Zeit, welche die Morgenröthe ſeines beginnenden Ruhmes war, riefen wir gemeinſchaftlich uns in's Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hauſe der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen war damals der Sammelplatz derſelben geweſen; jeder Dienſtag führte dort die genügſamen Berliner bei einer Taſſe Thee zuſammen. Viele literariſche Notabilitäten waren darunter; Varnhagen, mit den feinen, ariſtokratiſchen Mienen; Chamiſſo, dem das lange, graue Lockenhaar phantaſtiſch um das magere, aber edle Geſicht wallte; Eduard Gans, deſſen auffallend ſchöner Kopf mit dem friſchen Kolorit, den ſtolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geiſtigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philoſoph und Schüler von Moſes Mendelsſohn, überſprudelnd von Witz und köſtlich erzählten Anekdoten. Dann damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Henſel, jetzt Profeſſor; Leopold von Ledebur, damals ein ſtudirender Lieutenant, jetzt ein bekannter Hiſtoriograph und Direktor der Kunſtkammer im Berliner Muſeum; der Dichter Apollonius v. Maltitz, jetzt ruſſiſcher Geſandter in Weimar; Graf Georg Blankenſee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der erſten Kammer u. ſ. w. Die Meinungen über Heines Talent waren noch ſehr getheilt, die Wenigſten hatten eine Ahnung von ſeinem dereinſtigen unbeſtrittenen Dichterruhm. Eliſe von Hohenhauſen, welche damals mit ihren Ueberſetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beſchäftigt war, proklamirte ihn zuerſt als deſſen Nachfolger in Deutſchland, fand aber viel Widerſpruch; bei Heine jedoch ſicherte ihr dieſe Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie ſchwer es zu jeder Zeit geweſen iſt, das Talent in der Knoſpe zu erkennen, bewies auch der Umſtand daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für ſeine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewieſen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete ſich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenſchein fand, um die herbe grüne Knoſpe zu ſprengen, bis endlich jedes Purpurblättchen den ſchönen Namen „Immermann" zeigte. In dem Hauſe der Frau von Hohenhauſen wurden damals ſeine Erſtlingsdramen vorgeleſen und vielfach beachtet; Heine's ſpätere Bekanntſchaft mit Immermann wurde dort vermittelt.

In dem unbedeutenden weſtfäliſchen Lokalblatt, der „Sprecher,“ ſtanden ſie öfter mit ihren erſten Erzeugniſſen neben einander, und in der freilich nicht ſehr poetiſchen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterſtützt.

„Da Heine in der Neujahrsnacht 1800 geboren iſt, ſo war er zu jener Zeit 22 bis 23 Jahr alt. Er war klein und ſchmächtig von Geſtalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorſtechenden Zug im Geſicht zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, ſo daß man gleich aufmerkſam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Weſen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der ſpäter die Roſe ſeiner Poeſie umdornte. Er war ſelbſt mehr empfindlich gegen Spott als aufgelegt, ihn auszugeben. Die guten Empfindungen, die er ſpäter oft verlachte, fanden ein wohlklingendes Echo in ſeiner Seele. Zum Beweiſe und als literariſche Kurioſität möge hier eine Stelle aus ſeinen (im weſtphäliſchen „Sprecher“ abgedruckten) „Berliner Briefen“ ſtehen, die gewiß Niemand aus Heine's Feder gefloſſen glaubt, ſo mitfühlend und aufrichtig ſtimmt er dem patriarchaliſchen Kultus der damaligen Berliner für ihre Königsfamilie bei: „Wer nach Berlin kömmt, darf nicht verſäumen, an einem ſchönen Vorfrühlingstage um halb eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe ein einfaches kleines Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußern Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: Der König müſſe ſich oft in dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohne und nur ſelten nach Berlin kommt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls um dieſe Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die Nobleſſe. Offiziere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten; die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch' ein ſchönes kräftiges Fürſtengeſchlecht. An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Geſichtern, reiten dort die zwei älteren Königsſöhne vorbei.

Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſere Alexandrine. Im braunen feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Märchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht, andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus" u. ſ. w.

„Man ſieht, der junge Dichter war auf dem beſten Wege, ſich in eine Prinzeſſin zu verlieben, eine poetiſche Licenz, die viele ſeiner Verehrer ihm ſpäter verdacht haben würden.

„Von Berlin und ſeinen Kreiſen führte uns die gemeinſchaftliche Erinnerung in die Zeit, wo Heine ſeine Reiſebilder ſchrieb und uns in Weſtphalen beſuchte. Die Fußreiſe durch das Weſerthal erſchien ihm jetzt auf ſeinem Krankenbett wie eine Heldenthat und nicht genug erkannte Glücksepiſode. Wir hatten, bei der heiteren Abſchweifung in die Vergangenheit, „ſeine Matratzengruft zu Paris" auf einige Augenblicke vergeſſen. Traurig wurden wir daran gemahnt, der Kontraſt ſeines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszuſtand drängte ſich zu peinlich auf. Dabei iſt ſeine Wohnung nach deutſchen kleinſtädtiſchen Begriffen ſehr düſter und beſchränkt; ſie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indeſſen als ein Vorzug betrachtet wird, der Straßenlärm iſt allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. Aber es iſt doch gar zu traurig, daß der kranke Dichter nie den belebenden Hauch eines friſchen Luftzugs empfinden kann in dieſem ſteinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitſcher, kein Säuſeln grüner Bäume dringen kann zu dem Sänger des Lenzes, um ihn zu erquicken in ſeiner traurigen Blindheit und Hülfsloſigkeit. Ein Transport in's Freie iſt bei den engen hohen Treppen faſt eine Unmöglichkeit, und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deshalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz, dieſe gefängnißartige Wohnung erſchien uns wie eine traurige Vermehrung ſeiner Leiden. Wir redeten ihm zu, ſie wo möglich mit einer Parterrewohnung zu vertauſchen, oder nach Deutſchland zu kommen, um das Bad Oeynhauſen in Weſtphalen zu gebrauchen, das Wunder thun ſoll bei Rückenmarksleiden und wo wenigſtens ſeine Leidensgefährten in Rollſtühlen die friſche Luft und erheiternde Geſelligkeit genießen können. Der Vorſchlag erregte ſichtlich einige Hoffnungen bei ihm. Nur fürchtete er die Schwierigkeit der Reiſe und daß ſeine Frau in einem kleinen deutſchen Bade als Pariſerin ſich unglücklich fühlen würde. Die Rückſicht, welche er ſtets für dieſe zeigt, und die Dankbarkeit, wovon ſein Mund für ſie überfließt, ſind untrügliche Beweiſe für ihre Pflichttreue und aufopfernde Pflege. Heine bezeichnet ſie als den Gegenſtand einer romantiſchen Neigung, der nach fünfzehnjähriger Ehe noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn geblieben ſey.

„Dieſe liebevolle Gattin und die Tröſtungen der Religion ſind die Engel, welche an ſeinem Schmerzenslager ſtehen. Man hat es faſt zu einer Streitfrage gemacht, ob Heine den letzteren zugänglich ſey oder in der ſarkaſtiſchen Auffaſſung ſeiner muthwilligen Jugendlaune verharre. Er ſagte darüber wörtlich: „Mir erging es wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergeſſenen unbeachteten Schubfach ſeines Geldſchranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verluſt des unſchätzbaren Gutes, der Geſundheit, bankerott geworden in allem irdiſchen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen ſtillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verſchmachten gerettet worden.“ Daß er dieſes Geſtändniß nur denen macht, auf deren Sympathie er rechnen kann, iſt ein Zeichen, daß auch ihm die edle Scheu eigen iſt, von heiligen Dingen nicht vor profanen Ohren zu reden. Auch iſt er, trotz ſeiner Kränklichkeit, noch immer ein zu höflicher und liebenswürdiger Wirth, um ſeinen Beſuchen durch direkten Widerſpruch entgegenzutreten. Daher die verſchiedenen Auslegungen ſeiner Anſichten, wie ſie noch kürzlich mit einem gewiſſen Triumph in das Publikum gebracht worden ſind. Den Gewiſſenszwang der Ungläubigen hat Heine aber noch entſchiedener von ſich gewieſen, als den der Gläubigen, die denn doch wenigſtens eine gute Abſicht mit ihm hätten und nicht, wie die Anderen, ihrem eigenen Hochmuth und Geiſtesdünkel mit ſeiner erſchlichenen Beiſtimmung ſchmeicheln wollen.

„Mit Wehmuth ſchieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft beſitzt, um uns einen Abſchiedsblick nachzuſenden, und reichte uns die bleichen feinen Wachshände.

Wir fügen zu dieſen fremden Mittheilungen noch eine von Heine ſelbſt hinzu: Als dieſer nämlich von dem bekannten St. René Taillandier um die genaue Angabe ſeines Geburtsjahres, worüber vielfache Abweichungen vorhanden, erſucht wurde, ſchrieb er zur Antwort (März 1852): „Mein Kopf iſt zu zerrüttet, als daß ich im Stande ſein ſollte, Noten zu dictiren. Ich beſchränke mich darauf, Ihnen zu ſagen, daß das Datum meiner Geburt in den Biographien nicht genau angegeben iſt.

Dieſe Ungenauigkeit mag, unter uns geſagt, die Folge eines abſichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunſten während der preußiſchen Invaſion ſein; man wollte mich dadurch vom Dienſte Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. Seitdem ſind nun faſt alle unſere Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zu Rathe ziehe, ſo finde ich daſelbſt als meinen Geburtstag den 12. December 1799. Wichtig iſt nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich ſchon mit 16 Jahren ein Gedicht auf Napoleon ſchrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „Die beiden Grenadiere“ finden, und es wird Ihnen beweiſen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiſer galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdiſchen Religion an; ich war niemals ſtolz auf dieſe Abkunſt; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu ſein, obgleich ich ebenſo gut wie die frömmſten meiner berliner Feinde dem evangeliſchen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich ſogar gedemüthigt, nur für ein gewöhnliches menſchliches Geſchöpf zu paſſiren, ich, den doch der Philoſoph Hegel glauben machte, ich ſei Gott! Wie war ich da ſtolz auf meine Gottheit! Welche Ideen hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine ſchöne Zeit für mich; ach! ſie iſt ſeit lange verſchwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieſelbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgeſtreckt daliege."

Die verbannten Götter.

Die vorliegende Studie iſt das neueſte Produkt meiner Feder und nur einige Seiten derſelben datiren aus älterer Zeit. Dieſe Bemerkung halte ich inſofern für wichtig, als ich nicht wünſchte, daß es ſcheine, ich möchte gewiſſen Librettiſten, welche ſchon manchmal von meinen Nachſuchungen auf dem Felde der Legende Vortheil zu ziehen wußten, ins Gehäge kommen. Gern verſpräche ich demnächſt eine Fortſetzung dieſer Arbeit zu bringen, zu welcher ſich der Stoff in meinem Gedächtniſſe angehäuft hat; allein mein mißlicher Geſundheitszuſtand geſtattet mir nicht, auch nur für den nächſten Tag eine Verpflichtung zu übernehmen.

Wir ſterben Alle dahin, Menſchen und Götter, Glaubensmeinungen und Traditionen. — Es iſt vielleicht ein frommes Werk, die letzteren einer vollſtändigen Vergeſſenheit zu entreißen, indem man ſie einbalſamirt; freilich nicht in der häßlichen Weiſe, wie es Dokter Gannal macht, ſondern durch Geheimmittel, wie ſie ſich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubensmeinungen ſterben dahin und mit ihnen die Traditionen! Sie ſchwinden nicht nur in unſeren civiliſirten Ländern, ſondern ſogar in den nördlichſten Gegenden der Erde, wo noch vor Kurzem der buntſcheckigſte Aberglaube blühte. Die Miſſionäre, die jene kalten Länder durchwandern, klagen über den Unglauben ihrer Bewohner. In der Beſchreibung einer von einem däniſchen Prediger nach dem nördlichen Grönland gemachten Reiſe erzählt uns derſelbe, daß er einen Greis um den gegenwärtigen Glauben des grönländiſchen Volkes befragt habe. Der gute Mann antwortete ihm: „Früher glaubte man noch an den Mond, aber heute glaubt man auch daran nicht mehr."

Paris, den 19. März 1853.

Heinrich Heine.

Ein eigenthümliches Handwerk, das eines Schriftſtellers! Der Eine hat Glück in dieſer Profeſſion, der Andre nicht; doch der unglücklichſte aller Autoren iſt ohne Widerrede mein armer Freund Heinrich Kitzler, Docent der Literatur in Göttingen. Niemand in dieſer Stadt iſt ſo gelehrt, ſo reich an Ideen, ſo arbeitſam als er, und dennoch iſt niemals auch nur das kleinſte Werkchen von ihm auf der Leipziger Meſſe erſchienen. Der alte Bibliothekar Stiefel mußte jedesmal lachen, wenn Heinrich Kitzler ein Buch von ihm verlangte, das er, wie er ſagte, ſehr nothwendig brauche, um ein Werk zu beenden, welches er „unter der Feder“ habe.

„Das wird lange unter Deiner Feder bleiben!“ murmelte dann der alte Stiefel vor ſich hin, während er die klaſſiſche Leiter hinaufſtieg, die zu den höchſten Schichten der Repoſitorien führte.

Herr Kitzler galt allgemein für einen Einfaltspinſel und war in der That doch nur ein ehrlicher Kerl. Niemand kannte den wahren Grund, weshalb kein Buch von ihm erſchien, und ich ſelbſt entdeckte ihn blos zufällig eines Abends, als ich mein Licht an dem ſeinigen anzünden wollte — denn er wohnte in dem Zimmer nebenan. Er hatte ſo eben ſein großes Werk über „die Erhabenheit des Chriſtenthums“ zu Ende gebracht; weit entfernt jedoch, ſich davon befriedigt zu zeigen, blickte er melancholiſch auf ſein Manuſcript.

Endlich alſo, rief ich ihm zu, wird Dein Name auf dem Bücherkatalog der Leipziger Meſſe erſcheinen?

Ach nein, antwortete er und ſtieß einen tiefen Seufzer aus, ich werde mich gezwungen ſehen, dies Werk gleich den übrigen ins Feuer zu werfen.

Darauf vertraute er mir ſein ſchreckliches Geheimniß an: jedesmal, wenn er ein Buch ſchrieb, traf ihn das größte Unglück. Nachdem er alle für ſeine Theſis ſprechenden Beweiſe erſchöpft hatte, glaubte er ſich verpflichtet, gleichermaaßen alle Einwürfe, welche ein Gegner dawider erheben könnte, durchzunehmen. Er ſuchte dann von einem entgegengeſetzten Standpunkte aus die ſubtilſten Argumente auf, und da dieſe ohne ſein Wiſſen in ſeinem Geiſte Wurzel faßten, ſo geſchah es, daß bis zur Beendigung ſeines Werkes ſeine Anſichten ſich nach und nach ſo weit geändert hatten, daß ſie eine Reihe von Ueberzeugungen bildeten, welche ſeinen früheren Meinungen ſchnurſtracks zuwiderliefen. Aber auch dann war er ehrlich genug, um den Lorbeer des literariſchen Ruhmes auf dem Altar der Wahrheit zu verbrennen, d. h. ſein Manuſcript friſchweg ins Feuer zu werfen. — Und darum eben ſeufzte er aus der Tiefe ſeines Herzens, als er an das Buch dachte, in welchem er die Erhabenheit des Chriſtenthums dargethan hatte. — Ich habe, ſagte er, Auszüge aus den Kirchenvätern gemacht, daß man zwanzig Körbe damit anfüllen könnte. Ganze Nächte habe ich, den Kopf in der Hand, am Tiſche geſeſſen und die Apoſtelgeſchichte geleſen, während Ihr in Deinem Zimmer nebenan Punſch trankt und Gaudeamus igitur ſangt. An die Buchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht habe ich 38 ſauer verdiente Thaler für theologiſche Broſchüren, die ich zu meinem Werke brauchte, gezahlt, und hätte mir für dieſes Geld die ſchönſte Meerſchaumpfeife kaufen können. Ganze zwei Jahre, zwei köſtliche Jahre meines Lebens, habe ich mühſelig gearbeitet, und das alles, um mich lächerlich zu machen und wie ein auf der That ertappter Lügner die Augen niederſchlagen zu müſſen, ſobald die Frau Hofräthin Blank mich fragen wird: „Wann ſoll denn Ihre „Erhabenheit des Chriſtenthums“ erſcheinen?“ Ach, dieſes Buch iſt fertig, fuhr der arme Mann fort, und mein Werk würde ohne Zweifel dem Publicum gefallen: denn ich habe darin den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum verherrlicht und gezeigt, daß die Wahrheit und Vernunft hierdurch über die Lüge und den Irrthum triumphirt haben; aber — ich Unglücklicher; — ich weiß im Grunde meiner Seele, daß das Gegentheil der Fall war, daß die Lüge und der Irrthum . . .

„Still!“ rief ich, über das, was er zu ſagen ſich anſchickte, mit Recht erſchreckt, „ſtill! Wagſt Du es, Verblendeter, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen? Geſetzt auch, Du wollteſt die Wunder des Evangeliums leugnen, ſo könnteſt Du doch nicht leugnen, daß der Triumph des Evangeliums an und für ſich ein Wunder war. Ein kleiner Haufe einfältiger Leute drang trotz der Häſcher und Weltweiſen in die römiſche Welt ein, nur mit der Waffe des Wortes bewehrt . . . Aber auch welch' ein Wort! . . . Das wurmſtichige Heidenthum krachte an allen Seiten bei der Stimme dieſer Fremden, dieſer Männer und Frauen, welche der alten Welt ein neues himmliſches Reich verkündeten, und weder die Krallen der wilden Thiere, noch die Meſſer der noch wilderen Henker, noch das Schwert, noch die Flamme fürchteten ... waren ſie doch ſelber Schwert und Flamme, das Schwert und die Flamme Gottes! — Dieſes Schwert hat das verwelkte Laub und die verdorrten Zweige vom Baume des Lebens abgehauen und hat ihn ſo vor der Fäulniß gerettet. Die Flamme hat ſeinen erkaltenden Stamm wieder erwärmt, und ein grünes Laub und duftende Blüthen ſind aus ſeinen erfriſchten Zweigen entſproſſen! Unter allen Schauſpielen, welche die Geſchichte uns bietet, giebt es nichts ſo Grandioſes, ſo Ergreifendes als dieſes Auftreten des Chriſtenthums, ſeine Kämpfe und ſein vollſtändiger Sieg!"

Ich ſprach dieſe Worte in einem um ſo feierlicheren Tone aus, als meine Stimme, weil ich dieſen Abend viel Eimbecker Bier getrunken hatte, ſonorer geworden war.

Heinrich Kitzler war von meiner Rede keinesweges gerührt. — Bruder, erwiderte er mit einem ſchmerzlichen, ironiſchen Lächeln, gieb Dir nicht ſo viel Mühe; was Du mir da ſagſt, habe ich ſelbſt viel reiflicher durchdacht und beſſer auseinandergeſetzt, als Du es thun könnteſt. Ich habe in dieſem Manuſcripte das verderbte und verworfene Zeitalter des Heidenthums mit den lebhafteſten Farben gemalt, und ich kann mir ſogar ſchmeicheln, an Kühnheit der Pinſelſtriche den beſten Werken der Kirchenväter gleichgekommen zu ſein. Ich habe gezeigt, wie die Griechen und Römer in alle Ausſchweifungen verſanken, weil ſie durch das Beiſpiel ihrer Gottheiten verführt wurden, welche, wenn man ſie nach den Laſtern, deren ſie angeklagt werden, beurtheilen ſoll, kaum werth wären, für Menſchen zu gelten. Ich habe es unwiderruflich ausgeſprochen, daß der oberſte der Götter, Jupiter in eigener Perſon, nach dem Wortlaut des Hannöverſchen Strafgeſetzbuches tauſendmal die Galeren, wo nicht gar den Galgen verdient hätte. Um das Gegenbild aufzuſtellen, habe ich dann die Lehre und die Grundſätze des Evangeliums weitläufig erklärt und dargethan, wie die erſten Chriſten, dem Beiſpiele ihres göttlichen Lehrers folgend, niemals trotz aller Verachtung und allen Verfolgungen, welchen ſie ausgeſetzt waren, etwas Anderes übten oder lehrten, als die reinſte, heiligſte Moral. Die ſchönſte Partie meines Buches iſt die, wo ich voll edlen Eifers das Chriſtenthum darſtelle, wie es gegen das Heidenthum in die Schranken tritt und wie ein neuer David dieſen zweiten Goliath niederwirft. . . Aber ach, dieſer Kampf ſtellt ſich jetzt meinem Geiſte unter einer ganz anderen Geſtalt dar . . . All' meine Liebe, all' mein Enthuſiasmus für dieſe Apologie iſt erloſchen ſeit dem Augenblick, da ich über die Urſachen nachdachte, denen die Gegner des Evangeliums ſeinen Sieg beimeſſen. Unglücklicher Weiſe kamen mir einige neuere Schriftſteller, unter andern Eduard Gibbon, zu Geſicht. Den evangeliſchen Siegern wenig günſtig geſinnt, ſind ſie noch weniger von der Tugend dieſer ſiegreichen Chriſten erbaut, welche ſpäter in Ermangelung des geiſtlichen Schwertes und der geiſtlichen Flamme zum weltlichen Schwerte und zur weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen . . . Soll ich es geſtehen? Auch ich habe am Ende, ich weiß nicht welche, profane Sympathie für jene Reſte des Heidenthums empfunden, für jene ſchönen Tempel und ſchönen Statuen, die lange vor der Geburt Chriſti nicht mehr einer todten Religion angehörten, ſondern der Kunſt, welche ewig lebt. Als ich eines Tages in der Bibliothek herumſtöberte, traten mir die Thränen in die Augen, während ich des Libanius Vertheidigung der griechiſchen Tempel las. Der alte Hellene beſchwor die bigotten Barbaren in den rührendſten Worten, jene köſtlichen Meiſterwerke zu ſchonen, mit denen der plaſtiſche Geiſt der Griechen die Welt geſchmückt hatte. — Vergebliche Bitte! — Die Blüthen des Menſchheitsfrühlings, jene Denkmäler einer Zeit, welche nicht wieder aufblühen wird, gingen unter dem Toben der Zerſtörungswuth auf immer zu Grunde. — Nein, rief mein gelehrter Freund, indem er in ſeiner Rede fortfuhr, ich werde mich niemals durch die Veröffentlichung dieſes Werkes zum Mitſchuldigen einer ſolchen Miſſethat machen; nein, ich muß es verbrennen, wie ich die früheren verbrannt habe. O ihr, Statuen der Schönheit, zertrümmerte Statuen, und ihr, Manen der todten Götter, geliebte Schatten, die ihr die Himmel der Poeſie bevölkert, Euch rufe ich an! Nehmt dieſes Sühnopfer an, Euch opfere ich dieſes Buch!

Und Heinrich Kitzler warf ſein Manuſcript in das Feuer, welches im Kamine kniſterte, und von der „Erhabenheit des Chriſtenthums“ war bald nichts mehr übrig, als ein Aſchenhaufen.

Dies trug ſich zu in Göttingen, im Winter des Jahres 1820, einige Tage vor jener verhängnißvollen Sylveſternacht, wo der Univerſitätspedell Doris eine ſo ſchreckliche Tracht Prügel erhielt und wo zwiſchen den beiden feindlichen Parteien der „Burſchenſchaft“ und der „Landsmannſchaft“ fünfundachtzig Duelle contrahirt wurden. O es waren kräftige Stockſchläge, welche hageldicht auf die breiten Schultern des armen Doris fielen; aber er tröſtete ſich gut chriſtlich mit der Ueberzeugung, daß wir dereinſt im Himmelreich für die Prügel entſchädigt werden, welche wir hier unten empfangen haben.

Ich komme auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum zurück. Ich bin durchaus nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, der den bilderſtürmeriſchen Eifer der erſten Chriſten mit ſo vieler Bitterkeit ſchalt. Ich denke im Gegentheil, daß dieſe die alten Tempel und Statuen weder ſchonen durften noch konnten: denn in den Denkmälern lebte noch jene alte griechiſche Heiterkeit und Lebensluſt, die in den Augen der Gläubigen ein Werk des Satans iſt. In den Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht bloß den Gegenſtand eines leeren Cultus und Irrthums; nein, er betrachtete dieſe Tempel als Feſtungen des Satans, und die Götterbilder hielt er für wirklich belebt: ſie galten ihm für böſe Geiſter. Auch weigerten ſich die erſten Chriſten allezeit, den Göttern zu opfern und vor ihren Bildniſſen ſich niederzuwerfen, und wurden ſie deswegen angeklagt und vor Gericht geſchleppt, ſo antworteten ſie ſtets, daß ſie böſe Geiſter nicht anbeten dürften. Sie wurden lieber Märtyrer, als daß ſie die geringſte Verehrung für dieſen Teufel Jupiter, dieſe Teufelin Diana und dieſe Erzteufelin Venus gezeigt hätten.

Arme griechiſche Philoſophen, die ihr niemals dieſe wunderliche Weigerung begreifen konntet, ihr habt eben ſo wenig begriffen, daß ihr in eurer Polemik gegen die Chriſten nicht eine todte Lehre, ſondern lebendige Realitäten zu vertheidigen hattet! Es kam in der That gar nichts darauf an, durch neuplatoniſche Spitzfindigkeiten der Mythologie eine tiefere Bedeutung zu geben, verblichenen Göttern ein neues Leben, ein neues ſymboliſches Blut einzugießen und mit aller Gewalt die groben und derben Angriffe jener erſten Kirchenväter zurückweiſen zu wollen, welche gegen die Moralität der Götter mit faſt voltairianiſchen Spöttereien zu Felde zogen. Es wäre vielmehr darauf angekommen, das Weſen des Hellenismus, ſeine Denk- und Gefühlsweiſe, das ganze Leben der helleniſchen Geſellſchaft zu vertheidigen und der Verbreitung der aus Judäa hereingebrachten Gedanken und Geſinnungen ſich kräftig zu widerſetzen. Die wahre Frage war, ob die Welt künftig dem ſpiritualiſtiſchen Judaismus angehören ſollte, welcher aus dem Leben alle menſchlichen Freuden verbannte, um ſie in die himmliſchen Räume zu verweiſen, — oder ob die Welt unter der heiteren Macht des griechiſchen Geiſtes verbleiben ſollte, der den Cultus des Schönen aufgerichtet und alle Herrlichkeiten der Erde aufgethan hatte! Gar wenig war an der Exiſtenz der Götter gelegen: Niemand glaubte mehr an jene Bewohner des ambroſiaduftenden Olympos; aber welche göttliche Vergnügungen fand man dafür in ihren Tempeln an den Feſttagen und an den Tagen der Myſterien! Man führte da prachtvolle Tänze auf, die Stirn mit Blumen bekränzt; man ſtreckte ſich auf Purpurkiſſen hin, um die Freuden einer heiligen Ruhe zu koſten, mitunter wohl auch, um ſich ſüßere Genüſſe ſchmecken zu laſſen .... Vorbei ſeit langer Zeit iſt es mit dieſen Freudenergüſſen, mit dieſem ſchallenden Lachen. In den Tempelruinen leben wohl noch die alten Gottheiten, aber in dem Volksglauben haben ſie durch den Sieg Chriſti alle Gewalt verloren: ſie ſind nur noch abſcheuliche Dämonen, die ſich am Tage verborgen halten, wenn aber die Nacht kommt, aus ihren Wohnungen hervortreten und reizende Geſtalten annehmen, um die armen Wanderer zu verführen und Tollkühne in ihre Falle zu locken!

An dieſen Volksglauben knüpfen ſich die wunderbarſten Sagen. An ſeiner Quelle haben die deutſchen Dichter den Stoff zu ihren ſchönſten Inſpirationen geſchöpft. Italien iſt gewöhnlich der Schauplatz, den ſie wählen, und der Held des Abenteuers iſt irgend ein deutſcher Ritter, der wegen ſeiner Jugendreize und ſeiner Unerfahrenheit von ſchönen Dämonen angezogen und in ihre trügeriſchen Netze verſtrickt wird. An einem ſchönen Herbſttage wandelt der Ritter allein umher, fern von jedem bewohnten Orte, und denkt an die Wälder ſeines Vaterlandes und an das blonde junge Mädchen, das er daheim zurückgelaſſen hat, der junge Springinsfeld. Plötzlich befindet er ſich vor einer Statue und bleibt erſtaunt ſtehen. Iſt das nicht die Göttin der Schönheit? Er ſteht ihr Auge in Auge gegenüber, und ſein junges Herz erliegt unter dem Zauber des antiken Liebreizes. Soll er ſeinen Augen trauen? Niemals hat er ſo graciöſe Formen geſehen. Er ahnt unter jenem Marmor ein glühenderes Leben, als jenes, welches unter den Purpurwangen der jungen Mädchen ſeines Landes fließt. Dieſe weißen Augen werfen ihm ſo wollüſtige und zugleich ſo ſchmachtend traurige Blicke zu, daß ſeine Bruſt vor Liebe und Mitleid, vor Mitleid und Liebe ſchwillt. Von da an irrt er oft in den Ruinen umher, und man wundert ſich, ihn nicht mehr bei den Gelagen der Trinker oder den Kampfſpielen der Ritter zu ſehen. Seine Spaziergänge geben bald Anlaß zu ſeltſamen Gerüchten. Eines

Morgens ſtürzt der junge Narr mit bleichem, verſtörtem Geſichte in ſein Hotel; er bezahlt, was er ſchuldig iſt, ſchnürt ſein Ränzel und eilt zurück über die Alpen.

Was iſt ihm denn begegnet?

Eines Tages, ſagt man, machte er ſich ſpäter als gewöhnlich auf den Weg nach den Ruinen, die er ſo ſehr liebte. Die Sonne war untergegangen und die Schatten der Nacht verhüllten ihm die Stellen, wo er täglich ganze Stunden lang die Statue ſeiner ſchönen Göttin betrachtete. Nachdem er lange aufs Gerathwohl umhergeirrt war, befand er ſich gegenüber einer Villa, die er niemals zuvor in dieſer Gegend bemerkt hatte. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er Diener heraustreten ſah, die, Fackeln in der Hand, zu ihm kamen und ihn einluden, die Nacht dort zuzubringen. Sein Erſtaunen wurde noch weit größer, als er mitten in einem weiten erleuchteten Saale eine allein gehende Frau erblickte, die in Wuchs und Zügen die genaueſte Aehnlichkeit mit der ſchönen Statue ſeiner Liebe hatte. Sie glich ihr um ſo mehr, als ſie ein Kleid von blendend weißem Mouſſeline an hatte, und als ihr Geſicht außerordentlich bleich war. Als der Ritter ſie höflich grüßte, blickte ſie ihn lange mit ſchweigendem Ernſte an und fragte ihn dann, ob er hungrig ſei. So ſehr der Ritter fühlte, daß ſein Herz ſtark ſchlug, hatte er nichts deſto weniger einen deutſchen Magen. Nach einem ſo langen Gange merkte er ein Verlangen, ſich ein wenig zu nähren, und ſchlug das Anerbieten der ſchönen Dame nicht aus. Dieſe nahm ihn daher freundſchaftlich bei der Hand, und er folgte ihr durch die weiten tönenden Säle, die ungeachtet ihres Glanzes doch eine gewiſſe ſchreckliche Verödung wahrnehmen ließen. Die Girandolen warfen ein mattes Licht auf die Wände, an denen bunte Fresken allerlei heidniſche Geſchichten darſtellten, wie die Liebe des Paris und der Helena, der Diana und des Endymion, der Calypſo und des Ulyſſes. Große fantaſtiſche Blumen wankten mit ihren Stengeln in Marmorvaſen, die vor den Fenſtern ſtanden, und hauchten einen ſchwindlig machenden Leichengeruch aus. Der Wind ächzte in den Kaminen, wie das Röcheln eines Sterbenden. Da man im Eßſaal angekommen war, ſetzte ſich die ſchöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte und reichte ihm lächelnd die ausgeſuchteſten Speiſen. Wie ſeltſam mußten die Dinge unſerem naiven Deutſchen erſcheinen! Als er nach Salz, das auf dem Tiſche fehlte, verlangte, überflog ein faſt häßlicher Schauder das weiße Antlitz ſeiner Wirthin, und nur auf wiederholtes Begehren des Ritters befahl ſie, offenbar widerwillig, ihrer Dienerſchaft, das Salzfaß zu bringen! Dieſe ſetzten es zitternd auf den Tiſch und ſchütteten es faſt zur Hälfte aus. Indeß beſchwichtigte der edle Wein, der wie Feuer durch die deutſche Kehle unſeres jungen Herrn glitt, den geheimen Schrecken, von dem er ſich mitunter ergriffen fühlte. Bald wurde er vertraut, bekam eine joviale Laune und antwortete auf die Frage der ſchönen Dame, ob er wiſſe, was lieben ſei, mit glühenden Küſſen. Von Liebe und wohl auch von Wein erfüllt, ſchlief er bald am Buſen ſeiner Schönen ein. Wirre Träume, jenen Viſionen ähnlich, die uns im Fieberwahn erſcheinen, durchzogen nun ſeinen Geiſt. Bald war es ſeine alte Großmutter, die in einem weiten Lehnſtuhl ſaß und haſtig ein Abendgebet murmelte. Bald war es das Spottgelächter enormer Fledermäuſe, die, Fackeln in ihren Krallen haltend, um ihn herumflatterten, und in denen er, als er ſie näher betrachtete, die Diener wiederzuerkennen glaubte, die bei Tiſche aufgewartet hatten. Endlich träumte er, daß ſeine ſchöne Wirthin ſich in ein Ungethüm verwandelt habe, und daß er ſelbſt in größter Todesangſt ihr den Kopf abſchnitte. Erſt ziemlich ſpät am nächſten Vormittage erwachte der Ritter aus ſeinem lethargiſchen Schlafe; aber an der Stelle der herrlichen Villa, in der er die Nacht zugebracht zu haben glaubte, fand er nur die Ruinen, die er täglich beſucht hatte, und nahm zu ſeinem Schrecken wahr, daß die Marmorſtatue, welche er ſo ſehr geliebt, von ihrem Piedeſtall gefallen war, und daß ihr Haupt, vom Rumpfe getrennt, zu ſeinen Füßen lag.

Die folgende Erzählung hat beinahe denſelben Charakter. Ein junger Ritter, der in Geſellſchaft einiger Freunde auf einer Villa bei Rom Ball ſpielte, nahm den Ring, der ihm dabei hinderlich war, ab und ſteckte ihn an den Finger einer Statue, damit er nicht verloren ginge. Als das Spiel zu Ende war, wendete ſich der junge Mann wieder zur Statue, die eine heidniſche Göttin vorſtellte. Aber wie groß war ſein Schrecken! Der Finger dieſer Marmorfrau hatte ſich gekrümmt, und er konnte ſeinen Ring nicht anders abnehmen, als wenn er die Hand zerbrach, woran ihn ein geheimes Mitleiden verhinderte. Er eilte, dieſes Wunder ſeinen Gefährten zu erzählen, indem er ſie aufforderte, ſich mit eigenen Augen von der Sache zu überzeugen; allein als er mit ihnen zurückkommt, ſieht er, daß der Finger der Statue wieder gerade geworden und der Ring verſchwunden iſt. Einige Zeit darauf entſchließt ſich unſer Ritter, in den Stand der Ehe zu treten, und ſeiert ſeine Hochzeit; doch in der Hochzeitnacht tritt in dem Moment, wo er ſich zu Bett begeben will, eine Frau zu ihm heran, welche nach Wuchs und Zügen vollkommen der erwähnten Statue glich, und erklärt ihm, daß der an ihren Finger geſteckte Ring ſie zu ſeiner Verlobten gemacht, und daß ſie ihm von nun an als ſeine legitime Frau angehöre. Vergeblich wehrte ſich der Ritter gegen dieſe ſonderbare Behauptung: die heidniſche Frau nahm zwiſchen ihm und derjenigen, welche er geheirathet hatte, allemal ihren Platz, ſobald er ſich der letzteren nähern wollte, ſo daß er in dieſer Nacht auf alle ehelichen Freuden verzichten mußte. Eben ſo ging es die zweite und die dritte Nacht. Der Ritter wurde ernſtlich beſorgt. Niemand konnte ihm helfen, und die frömmſten Leute ſelbſt ſchüttelten die Köpfe. Endlich hört er von einem Prieſter, Namens Palumnus, der ſchon manchmal gegen die Unbill der Dämonen gute Dienſte geleiſtet hatte. Er ſuchte ihn auf; allein der Prieſter ließ ſich lange bitten, ehe er ihm ſeinen Beiſtand verſprach, weil er dadurch, wie er behauptete, ſeine eigene Perſon den größten Gefahren ausſetzte. Endlich jedoch zeichnete er einige unbekannte Charaktere auf ein kleines Stück Pergament und gab unſerem Beherzten die nöthigen Anweiſungen. Dieſen zufolge ſollte der Ritter um Mitternacht ſich auf einen Kreuzweg in der Umgebung von Rom ſtellen, wo er die bizarrſten Erſcheinungen vorüberziehen ſehen würde; er ſolle jedoch unbeweglich bleiben und ſich nicht von dem, was er hören oder ſehen würde, erſchrecken laſſen. Nur in dem Augenblick, wo er die Frau erblicke, an deren Finger er ſeinen Ring geſteckt, habe er an ſie heranzutreten und ihr das Stück Pergament darzubieten. Der Ritter unterwarf ſich dieſen Anordnungen. Sein Herz ſchlug gewaltig, als er ſich zur Mitternachtsſtunde am bezeichneten Kreuzwege befand und einen wunderlichen Zug vorbeikamen ſah. Es waren bleiche Männer und Frauen, koſtbar in Feſtgewänder der heidniſchen Zeit gekleidet: die Einen trugen goldene, die Andern Lorbeerkronen auf einem traurig zur Bruſt herabgeneigten Haupte; man ſah auch welche unruhig gehen, mit allen Arten ſilbernen Gefäße und anderen Geräthſchaften, welche zu den Opfern in den alten Tempeln gehörten, beladen. In der Mitte dieſes Haufens ragten ungeheure Stiere mit goldenen Hörnern hervor, geſchmückt mit Blumengewinden, und dann fuhr auf einem koſtbaren purpurbeſetzten und roſenbekränzten Triumphwagen eine Göttin, hoch von Geſtalt und blendend an Schönheit. Der Ritter näherte ſich ihr und reichte ihr das Pergament des Prieſters Palumnus hin; denn er hatte in ihr diejenige erkannt, welche ſeinen Ring beſaß. Kaum hatte die Göttin die auf das Pergament gezeichneten Charaktere geſehen, als ſie, die Hände zum Himmel erhebend, einen Jammerruf ausſtieß. Thränen entrollten ihren Augen, und ſie rief in Verzweiflung: „Grauſamer Prieſter Palumnus! Du haſt alſo noch nicht genug an dem Uebel, das du uns bisher angethan! Aber deine Verfolgungen werden bald ein Ende haben, grauſamer Prieſter Palumnus!“ So gab ſie den Ring dem Ritter zurück, der in der nächſten Nacht nicht mehr auf Hinderniſſe gegen ſeine eheliche Vereinigung ſtieß. Was den Prieſter Palumnus betrifft, ſo ſtarb er drei Tage nach dieſem Ereigniß.

Dieſe Geſchichte las ich zuerſt in dem Mons Veneris von Kornmann. Vor Kurzem fand ich ſie wieder in einem abgeſchmackten Buche über Zauberei von Delrio, der ſie aus einem ſpaniſchen Werke ausgezogen hat; ſie iſt wahrſcheinlich iberiſchen Urſprungs. Das Werk von Kornmann iſt die wichtigſte Quelle für den hier behandelten Gegenſtand. Es iſt mir lange nicht mehr zu Geſicht gekommen, und ich kann nur aus der Erinnerung davon reden; aber dieſes Werkchen von etwa hundert bis hundertfunfzig Seiten mit ſeinen alten hübſchen gothiſchen Buchſtaben iſt mir immer noch gegenwärtig. Es mag um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gedruckt ſein. Das Kapitel über die „Elementargeiſter“ iſt darin auf die eingehendſte Weiſe behandelt, und der Verfaſſer hat daran wunderbare Erzählungen über den Venusberg angereiht. Nach dem Vorgange Kormann's mußte ich bei den Elementargeiſtern ebenfalls von der Umwandlung der alten Gottheiten reden. Nein, dieſe letzteren ſind nicht ſimple Geſpenſter! Denn, wie ich es mehr als einmal ausgeſprochen habe, dieſe Götter ſind nicht todt: ſie ſind unerſchaffene, unſterbliche Weſen, die nach dem Siege Chriſti gezwungen wurden, ſich in die unterirdiſchen Finſterniſſe zurückzuziehen. Die deutſche Sage von der Venus, als der Göttin der Schönheit und Liebe, trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter: es iſt klaſſiſche Romantik. Nach den germaniſchen Legenden hätte Venus nach der Zerſtörung ihrer Tempel ſich in die Tiefe eines myſteriöſen Berges zurückgezogen, wo ſie in Geſellſchaft der lieblichſten Sylphen und Sylphiden, der artigſten Dryaden und Hamadryaden und mancher berühmten Herren, die von der Bühne der Welt auf eine myſteriöſe Weiſe verſchwunden ſind, ein fröhliches Leben führt. Nähert man ſich etwas dem Aufenthaltsorte der Venus, ſo hört man lautes Lachen und Guitarrentöne, die euch wie unſichtbare Fäden das Herz verſtricken und euch zu dem verzauberten Berg ziehen. Zu eurem Glück hält ein alter Ritter, genannt der getreue Eckart, gute Wacht am Eingange des Berges. Unbeweglich wie eine Statue ſteht er geſtützt auf ſein großes Schlachtſchwert; aber mit ſeinem ſchneeweißen Haupte ſchüttelt er ſtets und macht euch traurig auf die wollüſtigen Gefahren aufmerkſam, die euch erwarten. Manche entſetzen ſich darüber noch zur rechten Zeit; Andere aber hören nicht auf die verdrießliche Stimme des getreuen Eckart und ſtürzen ſich ganz toll in den Abgrund der verdammten Freuden. Einige Zeit geht Alles nach Wunſch; allein der Menſch mag nicht immer lachen; manchmal wird er ſtill und ernſt und denkt an die vergangene Zeit: denn die Vergangenheit iſt die Heimath ſeiner Seele. Er fängt an, ſich nach dieſer Heimath zu ſehnen; er möchte die Gefühle von ſonſt wieder erleben, und wären es auch nur die ſchmerzlichen. Das war es, was dem Tannhäuſer widerfuhr, wie ein Lied berichtet, welches eines der merkwürdigſten linguiſtiſchen Alterthümer iſt, die die Tradition im Munde des deutſchen Volkes aufbewahrt hat. Ich las dieſes Lied zuerſt in dem Werke von Kornmann. Prätorius hat es faſt wörtlich von ihm entlehnt, und nach ihm haben die Zuſammenſteller des „Wunderhorns" es wieder abgedruckt. Es iſt ſchwer auf poſitive Weiſe die Zeit zu beſtimmen, bis zu welcher die Sage vom Tannhäuſer zurückgeht; man findet ſie ſchon auf ganz alten fliegenden Druckblättern. Es giebt davon eine moderne Verſion, die mit dem Originalgedichte nichts als eine gewiſſe Wahrheit der Empfindung gemein hat. Da ich ohne Zweifel das einzige Exemplar davon beſitze, ſo will ich hier dieſen moderniſirten „Tannhäuſer“ veröffentlichen:

Ihr guten Chriſten laßt Euch nicht
Von Satans Liſt umgarnen!
Ich ſing' Euch das Tannhäuſerlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küſſ' mich geſchwind, und ſage mir:
Was du bei mir vermiſſet?

„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Vom ſüßen Wein und Küſſen
Iſt meine Seele geworden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen viel tauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.“

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einſt für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk ich der Götter und Helden die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner liljenweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

Dein ſchöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Als daß du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.“

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozeſſion,
Der Pabſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Pabſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Ich laß dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk es weicht im Kreiſ' zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder:
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt,
Vor dem Pabſte kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen.

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum'
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen;

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, —
Iſt das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Pabſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen."

Der Pabſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſel'ger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der Schlimmſte von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen."

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich in's Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brod,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabei ſo ſüße.

„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben,
Sag an, in welchem Land du dich
So lange herumgetrieben?"

Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich habe in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Pabſt geſehn,
Der Pabſt er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog
Da fing es an zu ſchneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und ſchreien.

— — — — —
— — — — —
Ich bleibe in meinem Venusberg
Bei meiner ſchönen Frauen.

Ich will das Publikum weder in Verſen noch in Proſa täuſchen und geſtehe offen, daß das eben geleſene Gedicht auf meinem eigenen Boden gewachſen iſt und nicht etwa einem Minneſänger des Alterthums gehört. Doch fühle ich mich verſucht, hier das urſprüngliche Gedicht folgen zu laſſen, in welchem der alte Poet den nämlichen Gegenſtand behandelt hat. Dieſe Zuſammenſtellung wird für den Kritiker intereſſant und belehrend ſein, inſofern er zu ſehen wünſcht, auf welche Weiſe zwei Dichter zweier ganz entgegengeſetzter Epochen die nämliche Legende behandelt haben. Der Geiſt der beiden Epochen muß bei einer ſolchen Zuſammenſtellung deutlich heraustreten, und es iſt dies ſo zu ſagen, eine vergleichende Anatomie in der Literatur. In der That, wenn man dieſe beiden Abfaſſungen zu gleicher Zeit lieſt, ſo ſieht man, wie ſehr bei dem älteren Dichter der altfränkiſche Glaube vorherrſcht, indeß bei dem modernen, im Anfang des 19ten Jahrhunderts gebornen Dichter der Scepticismus ſeiner Zeit ſich verräth; man ſieht, wie dieſer letztere, der durch keine Autorität gebunden iſt, ſeiner Phantaſie einen freien Schwung läßt und ſiegend keinen anderen Zweck hat, als den, in ſeinen Verſen die rein menſchlichen Empfindungen gut auszudrücken. Der alte Dichter bleibt dagegen unter dem Joch der kirchlichen Autorität; er hat einen didaktiſchen Zweck, er will ein religiöſes Dogma verdeutlichen, er predigt die Tugend der Barmherzigkeit, und das letzte Wort ſeines Gedichtes iſt dies, daß es die Wirkſamkeit der Buße für den Erlaß aller Sünde darthut; der Papſt ſelbſt wird getadelt, daß er dieſe hohe chriſtliche Wahrheit vergeſſen hat, und an dem trockenen Stecken, der unter ſeinen Händen wieder ausſchlägt, erkennt er, freilich zu ſpät, die unermeßliche Tiefe der göttlichen Barmherzigkeit. Hier ſind die Worte des alten Dichters:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt groß Wunder ſchauen,
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken.“

„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will dem widerſprechen
Denn niemand ſpricht das mehr als Ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.“

„Herr Tannhäuſer, wie ſaget Ihr mir?
Ihr ſollet bei uns bleiben,
Ich geb Euch meiner Geſpielen ein,
Zu einem eh'lichen Weibe.“

„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab in meinem Sinne
So muß ich in der Höllen Gluth,
Da ewiglich verbrennen.“

„Du ſagſt mir viel von der Höllen-Gluth
Du haſt es noch nicht befunden,
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“

„Was hilft mich Euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmehre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch allen Frauen Ehre.“

„Herr Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben,
Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart,
Und friſchet Euer Leben.“

„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.“

„Herr Tannhäuſer nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laßt uns in die Kammer gehen,
Und ſpielen der heimlichen Minnen.“

„Eure Minne iſt mir worden leid,
Ich hab in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid ein Teufelinne.“

„Tannhäuſer ach, wie ſprecht Ihr ſo,
Beſteht Ihr mich zu ſchelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns ſein,
Des Worts müßt Ihr entgelten.

Tannhäuſer wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umbfahrn,
Mein Lob, das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All' auf den Pabſt vertrauen.

„Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Pabſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Pabſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab,
Als ich Euch will verkünden.

„Ich bin geweſen ein ganzes Jahr,
Bei Venus einer Frauen,
Nun will ich Beicht und Buß empfahn,
Ob ich möcht Gott anſchauen.“

Der Pabſt hat einen Stecken weiß,
Der war vom dürren Zweige,
„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind Dir Deine Sünden verziehen.“

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,
So wollt ich Reu und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
„Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von Dir ſcheiden.

„So zieh ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohn Ende,
Zu Venus, meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.“

„Seid willkommen Tannhäuſer gut,
Ich hab Euch lang entbehret,
Willkommen ſeid mein liebſter Herr,
Du Held, mir treu bekehret.“

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in den Berg,
Darinnen ſollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben,
Will er denn Buß und Reu empfahn,
Die Sünde ſei ihm vergeben.

Wie iſt das herrlich! Gleich im Anfang des Gedichtes treffen wir auf einen wundervollen Effekt. Der Dichter giebt uns die Antwort der Frau Venus, ohne vorher die Frage Tannhäuſers, durch welche jene Antwort hervorgerufen wird, berichtet zu haben. Durch dieſe Ellipſe gewinnt unſere Phantaſie ein freieres Feld, wir ſchieben Alles, was Tannhäuſer geſagt haben könnte, unter, und es war vielleicht ſehr ſchwer, dies in wenige Worte zuſammenzufaſſen. Ungeachtet ſeiner Reinheit und mittelalterlichen Frömmigkeit hat es der alte Poet verſtanden, die unſeligen Verführungen und ſchamloſen Anlockungen der Frau Venus zu malen. Ein moderner verderbter Autor hätte die Phyſiognomie dieſes weiblichen Dämons nicht beſſer ziehen können, dieſer Teufelin von Weib, die mit all ihrem olympiſchen Hochmuth und der Erhabenheit ihrer Leidenſchaft, doch die galante Frau nicht verbergen konnte. Sie iſt eine himmliſche ambroſiaduftende Courtiſane, eine Kamelien-Gottheit und ſo zu ſagen eine — unterhaltene Göttin. Wenn ich in meinen Erinnerungen nachſuche, ſo muß ich ihr eines Tages, als ich durch Breda kam, begegnet ſein, wie ſie mit einem entzückend leichten Schritte dahinſchwebte; ſie trug eine kleine graue Kapote von raffinirter Einfachheit und war vom Kinn bis zum Knöchel in einen koſtbaren indiſchen Shawl gehüllt, deſſen Spitze auf dem Pflaſter ſchleifte. — Geben Sie mir die Definition dieſer Frau, ſagte ich zu Herrn von Balzac, der mich begleitete. — Es iſt eine unterhaltene Frau, antwortete der Romanſchreiber. Ich war vielmehr der Meinung, daß es eine Herzogin ſei. Nach den Aufklärungen, die uns ein herbeikommender gemeinſamer Freund gab, erkannten wir, daß wir alle beide Recht hatten.

Eben ſo ſchön, wie den Charakter der Frau Venus, hat der alte Poet den Tannhäuſers, des guten Ritters, zu ſchildern verſtanden. Was iſt es für ein ſchöner Zug, wenn Tannhäuſer mitten in dem Gedichte plötzlich im eigenen Namen zum Publikum zu ſprechen anfängt und uns erzählt, was eigentlich der Dichter erzählen ſollte, nämlich wie er als Verzweifelter in der Welt herumgeirrt. Das ſieht für uns wie die Unbeholfenheit eines undurchbildeten Dichters aus, aber ſolche Wendungen bringen in ihrer Naivetät die wundervollſte Wirkung hervor.

Das Gedicht vom Tannhäuſer iſt allem Anſcheine nach kurz vor der Reformation geſchrieben, und die Legende, welche dazu den Stoff giebt, reicht nicht viel höher hinauf und iſt vielleicht nur um ein Jahrhundert älter.

Frau Venus erſcheint demnach erſt ſehr ſpät in den Volksſagen Deutſchlands, während andere Gottheiten, z. B. Diana, ſeit dem Beginn des Mittelalters bekannt ſind. Im ſechsten und ſiebenten Jahrhundert bereits wird Diana in den biſchöflichen Verordnungen als ein böſer Geiſt bezeichnet. Von der Zeit an ſtellt man ſie gewöhnlich zu Pferde vor, ſie, die ehemals anmuthig geſchürzt und flink wie die Hindin, die ſie verfolgte, die Forſte des alten Griechenlands zu Fuß durchjagte. Innerhalb funfzehnhundert Jahren hat man dieſe Göttin nach und nach die verſchiedenſten Geſtalten annehmen laſſen und in derſelben Zeit hat auch ihr Charakter die vollſtändigſte Veränderung erlitten.

Hier bietet ſich meinem Geiſte eine Bemerkung dar, deren weiteſte Ausführung zu den intereſſanteſten Unterſuchungen hinreichenden Stoff liefern würde. Gleichwohl begnüge ich mich hier mit der Andeutung derſelben und beſchränke ich mich darauf, den Gelehrten ohne Beſchäftigung, den Gedanken-Ouvriers, die keine Arbeit haben, den Weg zu öffnen. Ich will blos mit wenigen Worten darauf hindeuten, daß mit dem endlichen Siege des Chriſtenthums, alſo im dritten und vierten Jahrhundert, die alten heidniſchen Gottheiten ſich in denſelben Verlegenheiten und Drangſalen befanden, die ſie ſchon in den älteſten Zeiten einmal empfunden hatten, nämlich in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen die Thore des Tartarus ſprengten, den Pelion auf den Oſſa ſtellten und den Olymp erſtürmten. Die armen Götter und Göttinnen waren damals mit ihrem ganzen Hofe zur ſchmählichſten Flucht gezwungen und verſteckten ſich unter allerhand Verkleidungen unter uns auf der Erde. Die meiſten flüchteten ſich nach Aegypten, wo ſie der größeren Sicherheit wegen die Geſtalten von Thieren annahmen, wie Herodot uns berichtet. Ganz in derſelben Weiſe mußten die Gottheiten des Heidenthums die Flucht ergreifen und unter allerhand Verkleidungen und in den verborgenſten Verſtecken ihr Heil ſuchen, als der wahre Gott mit dem Kreuze erſchien und die fanatiſchen Bilderſtürmer, die ſchwarze Bande der Mönche, die Tempel abbrachen und den Bannſtrahl gegen die verwieſenen Götter ſchleuderten. Eine große Zahl dieſer olympiſchen Emigrirten, die weder eine Zufluchtſtätte noch Ambroſia mehr hatten, mußte zu irgend einem anſtändigen irdiſchen Handwerk greifen, um wenigſtens ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Einige von ihnen, deren Güter und heilige Haine confiscirt worden waren, ſahen ſich ſogar genöthigt als gewöhnliche Tagelöhner bei uns in Deutſchland zu arbeiten und Bier anſtatt Nectar zu trinken. In dieſer äußerſten Noth ſcheint ſich Apollo dazu entſchloſſen zu haben, in die Dienſte eines Viehzüchters zu treten. Gleichwie er einſt die Kühe des Königs Admet gehütet hatte, lebte er jetzt als Hirte in Nieder-Oeſterreich; aber ſeine lieblichen Melodieen erweckten den Argwohn eines gelehrten Mönchs, welcher in ihm alsbald einen alten heidniſchen Gott erkannte und ihn dem geiſtlichen Gerichte überlieferte. Unter die Folter gebracht geſtand er, daß er der Gott Apollo ſei. Er bat nur um die Erlaubniß, bevor er zum Richtplatz geführt würde, zum letzten Male die Lyra ſpielen und ſingen zu dürfen. Nun ſpielte er in einer ſo rührenden Weiſe, in ſeinem Geſange lag ein ſo mächtiger Reiz, und, was noch mehr, er war ſo ſchön von Wuchs und Geſicht, daß alle Frauen weinten und einige ſogar in Folge dieſer Aufregung heftig erkrankten. Nach Verlauf einiger Zeit wollte man den Körper aus dem Grabe wieder herausnehmen, um ihm einen Pfahl in den Leib zu treiben — denn man glaubte, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein und die kranken Frauen würden durch Anwendung dieſes Hausmittels von allgemein anerkannter Wirkſamkeit geneſen; — aber als man das Grab öffnete, war es leer.

Was den alten Kriegsgott Mars betrifft, ſo wäre ich wohl geneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit ſeine alte Lebensart als Raubritter fortgeſetzt habe. Der lange Weſtphale Schimmelpenning, Neffe des Henkers von Münſter, traf ihn in Bologna als Scharfrichter. Einige Zeit ſpäter diente Mars als Landsknecht unter dem Befehle des Generals Frondsberg und war bei der Einnahme von Rom betheiligt. Welchen grauſamen Kummer muß er empfunden haben, als er ſah, wie ſeine theure Stadt und die Tempel, in welchen er ſelbſt verehrt worden war, ſo wie diejenigen ſeiner Vettern und Mitgötter ſo ſchmählich zerſtört wurden.

Das Schickſal des Bacchus, des ſchönen Dionyſos, nach dem gänzlichen Bankerott war ein glücklicheres, als das des Mars und Apollo. Folgendes erzählt hierüber die Legende des Mittelalters mit ihrem gewöhnlichen Freimuthe.

In Tyrol giebt es ſehr ausgebreitete Seen, von Wäldern umgeben, deren hohe Bäume bis an den Himmel hinaufragen und ſich in den azurblauen Fluthen prachtvoll wiederſpiegeln. Ein ſo geheimnißvolles Geflüſter läßt ſich aus den Gewäſſern und den Bäumen vernehmen, daß man ſeltſam bewegt wird, wenn man an dieſen Orten allein umherwandelt. Am Ufer einer dieſer Seen befand ſich die Hütte eines jungen Mannes, welcher von dem Ertrage des Fiſchfanges lebte und nebenbei den Dienſt eines Fährmannes verſah, wenn ein Reiſender über den See ſetzen wollte. Er hatte eine große Barke, welche unweit ſeiner Wohnung an einem alten Baumſtamme befeſtigt war. Einſtmals in der Herbſt-Tage und Nachtgleiche hörte er um Mitternacht an ſein Fenſter klopfen. Sobald er die Schwelle ſeiner Hütte überſchritten, bemerkte er drei Mönche, die die Kapuze über den Kopf gezogen hatten und es ſehr eilig zu haben ſchienen. Einer von ihnen bat ihn in aller Haſt, ihnen ſeine Barke zu leihen und verſprach ihm dieſelbe nach Verlauf einiger Stunden wieder an denſelben Ort zurückzubringen. Die Mönche waren zu Dreien; der Fiſcher konnte unter dieſen Umſtänden nicht lange überlegen, ſondern machte ſeine Barke los und kehrte, als die drei Reiſenden eingeſtiegen waren und auf dem See ſchaukelten, in ſeine Hütte zurück, um ſich niederzulegen. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſchlief der junge Menſch wieder ein; aber nach wenigen Stunden wurde er von den zurückgekehrten Mönchen abermals geweckt. Er trat heraus, und Einer von ihnen drückte ihm für die Ueberfahrt ein Geldſtück in die Hand, worauf ſich alle drei in größter Eile entfernten. Der Fiſcher ſah nach ſeinem Fahrzeuge, fand es feſt angebunden und ſchüttelte ſich heftig, wie man im Winter zu thun pflegt, um die erſtarrten Glieder zu erwärmen; denn er empfand ein Fröſteln, das aber nicht von dem Einfluſſe der kühlen

Nachtluft herzukommen ſchien. Ein ſeltſamer kalter Schauer war ihm über den ganzen Körper gelaufen und hatte ihn in dem Augenblick ergriffen, als der Mönch ihm das Geld gab und dabei die Hand berührte; die Finger des Mönchs hatten ſich eiſig kalt angefühlt. Lange Zeit dachte der Fiſcher an dieſen ſonderbaren Umſtand; aber die Jugend entledigt ſich zuletzt doch immer der unangenehmen Erinnerungen, und auch der Fiſcher hatte jenes Ereigniß bereits vergeſſen, als im folgenden Jahre genau an demſelben Tage der Nachtgleiche wiederum gegen Mitternacht an das Fenſter ſeiner Hütte geklopft wurde. Es waren die Mönche vom vorigen Jahre wieder, und ſie waren wieder eben ſo eilfertig, wie damals. Sie baten wieder um die Barke, und der junge Menſch überließ ſie ihnen diesmal mit weniger Bedenken. Als nach einigen Stunden die Reiſenden zurückgekehrt waren und Einer von ihnen, um dem Fiſcher ſeine Dienſte zu bezahlen, ihm ein Geldſtück in die Hand gab, fühlte derſelbe mit Entſetzen von Neuem die eiſigen Finger des Mönches. Daſſelbe Ereigniß wiederholte ſich nun jedes Jahr genau um dieſelbe Zeit der Nachtgleiche.

Im ſiebenten Jahre aber fühlte der junge Fiſcher beim Herannahen dieſes Zeitpunktes die lebhafteſte Begierde, in das Geheimniß einzudringen, das unter den drei Kutten ſteckte und wollte um jeden Preis ſeine Neugier befriedigen. Er legte deshalb im Hintergrunde der Barke einen Haufen Netze hin, um ſich daraus ein Verſteck zu bilden, in das er ſchlüpfen könnte, während die drei Mönche an Bord gehen würden. Die geheimnißvollen drei Reiſenden kamen auch wirklich zu der erwarteten Stunde an und es gelang unſerm Fiſcher, ſich geſchickt unter den Netzen zu verbergen und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Dieſelbe währte zu ſeinem größten Erſtaunen nur wenige Minuten, während er in der Regel mehr als einer Stunde bedurfte, um das jenſeitige Ufer des Sees zu erreichen. Seine Verwunderung wuchs aber noch mehr, als er in der ihm völlig bekannten Gegend einen großen lichten Platz bemerkte, den er früher nie geſehen hatte und welcher von Bäumen eingeſchloſſen war, die einer fremden Vegetation anzugehören ſchienen. An den Zweigen dieſer Bäume waren unzählige Lampen angebracht, auf hohen Fußgeſtellen ſtanden Vaſen, in welchen Baumharz brannte und nun verbreitete noch der Mond ein ſo ungewöhnlich helles Licht, daß der junge Menſch ſo deutlich wie am hellen Tage die Menge betrachten konnte, die ſich hier eingefunden hatte. Es waren ihrer mehrere Hunderte junger Männer und Frauen verſammelt, ſämmtlich von außerordentlicher Schönheit, obgleich ihre Geſichter die Weiße des Marmors hatten. Dieſer Umſtand, verbunden mit der Wahl ihrer Kleider — es waren weiße, ſehr hoch aufgeſchürzte Tuniken mit einem Purpurſaume — gab ihnen den Anblick von herumwandelnden Bildſäulen. Die Frauen hatten ihre Häupter mit natürlichen oder aus Silberfäden gemachten Weinreben geſchmückt, das kranzförmig geflochtene Haar ließ eine Fluth von wallenden Locken auf ihre Schultern herabfallen. Die jungen Männer hatten ihre Stirn ebenfalls mit Weinlaub umwunden. Männer und Frauen liefen, vergoldete Stöcke, um welche ſich Weinreben ſchlangen, ſchwingend herbei, um die neu Angekommenen zu begrüßen. Der eine der Mönche warf Kapuze und Kutte ab, und man ſah eine groteſke Geſtalt daraus hervorkommen, deren häßliches, üppig=wollüſtiges Geſicht zwiſchen zwei ſpitzigen Bocks=Ohren ſeltſame Grimaſſen ſchnitt, während ihr übriger Körper ein eben ſo lächerliches als abſtoßendes Uebermaaß von Mannbarkeit zeigte. Der zweite Mönch entledigte ſich ebenfalls ſeines Mönchskleides und man ſah einen dicken Mann, deſſen ungeheure Feiſtigkeit die Fröhlichkeit der Frauen erregte, die ihm unter hellem Gelächter einen Kranz von Roſen auf das kahle Haupt ſetzten. Die Körperfarbe der beiden Mönche hatte die Weiße des Marmors, gleich der der übrigen Anweſenden, und man bemerkte dieſelbe Weiße auf dem Geſichte des dritten Mönches, als er mit einem ſpaßhaften Griffe ſeine Kaputze in die Höhe zog. Nachdem er den gemeinen Strick, der ihm als Gürtel gedient, gelöſt und mit einer verächtlichen Bewegung ſein frommes ſchmutziges Kapuzinergewand, ſo wie Roſenkranz und Crucifix, die daran befeſtigt waren, weit von ſich geworfen hatte, da erblickte man einen mit einer von Diamanten ſtrahlenden Tunica halb bekleideten jungen Menſchen von den allerſchönſten Formen; nur hatten ſeine gerundeten Hüften und ſein zu ſchlanker Wuchs etwas Weibliches an ſich. Die leicht gewölbten Lippen und der Ausdruck einer unbeſtimmten Ueppigkeit in ſeinen Zügen verliehen dem jungen Manne noch mehr einen weiblichen Charakter, aber ſein Geſicht trug zugleich das Gepräge ſtolzen Muthes und einer männlichen und heroiſchen Seele. In dem Sturm ihrer Begeiſterung überſchütteten ihn die Frauen mit Liebkoſungen, ſetzten ihm einen Epheukranz auf den Kopf und warfen ein prachtvolles Leopardenfell um ſeine Schultern. In demſelben Augenblicke erſchien ein goldener, zweirädriger und von zwei Löwen gezogener Triumphwagen; der junge Mann beſtieg ihn mit der Majeſtät eines Königs, aber dabei immer mit heiterem und ſorgloſem Blicke. Er lenkte das wilde Geſpann mit goldenen Zügen. Zur Rechten des Wagens ſchritt der Eine ſeiner Gefährten, nämlich der mit dem lüſternen Geſichte und den Bocks-Ohren, während zur Linken der Dickwanſt mit dem kahlen Kopfe einhertrabte, welchen die Frauen in ihrer muthwilligen Laune auf einen Eſel geſetzt hatten; in der Hand hielt er eine große goldene Trinkſchale, die man ihm immerfort mit Wein anfüllte. Der Wagen bewegte ſich langſam vorwärts; hinterher wirbelten die Schaaren der mit Weinlaub geſchmückten Männer und Frauen, die ſich einer Raſerei des Tanzes überließen. Dem Triumphwagen ſchritt ſeine Kapelle voran. Man bemerkte darunter einen ſchönen Jüngling mit runden und vollen Backen, der die Doppelflöte blies; ein junges, mit einer kühn bis über die Kniee aufgeſchürzten Tunica bekleidetes Mädchen, das mit der verkehrten Hand das Tambourin ſchlug, ein anderes, ebenſo anmuthiges und in gleicher Weiſe entblößtes, welches den Triangel ertönen ließ; dann folgten Trompeter, luſtige Geſellen mit gabelförmigen Beinen, von einnehmendem, aber unzüchtigem Aeußern, die ihre Fanfaren auf ſonderbar geformten Thierhörnern und Seemuſcheln blieſen; dann Lautenſpieler . . .

Aber, theurer Leſer, ich vergeſſe ganz, daß du deine Studien gemacht haſt und vollkommen unterrichtet biſt; du haſt daher ohne Zweifel gleich bei den erſten Zeilen gemerkt, daß hier von einer Bacchanalie, einem Dionyſos-Feſte, die Rede iſt. Auf Basreliefs und an Bauwerken haſt du oft genug das pomphafte Gefolge geſehen, das jenen heidniſchen Gott begleitete. Im klaſſiſchen Alterthum wohl bewandert, würdeſt du nicht ſehr erſchreckt werden, wenn ſich deinen Augen zur mitternächtlichen Stunde und in der tiefſten Stille eines Waldes plötzlich die prachtvolle und phantaſtiſche Erſcheinung eines Triumphzuges des Bacchus zeigte, und wenn du den Lärm dieſer Schaar von luſtigen Geſpenſtern vernähmeſt. Höchſtens würdeſt du eine Art freudiger Ueberraſchung, einen gewiſſen äſthetiſchen Freudenſchauer empfinden bei dem Anblicke jener aus ihren tauſendjährigen Gräbern und den verfallenen Trümmern ihrer Tempel hervorgekommenen Phantome, die ſich hier eingefunden haben, um noch einmal die heiligen Myſterien des Cultus der Freuden zu feiern! Ja, es iſt eine verſpätete Orgie: jene luſtigen Geſpenſter wollen noch einmal durch Spiel und Geſang die glückliche Ankunft des Sohnes der Semele, des Erlöſers der Freude, verherrlichen; noch einmal wollen ſie die Heiden-Polka tanzen, jene Tänze aus der alten Zeit, jene fröhlichen Tänze, die man ohne ein ſcheinheiliges Röckchen, ohne Aufſicht eines die öffentliche Tugend bewachenden Polizeibeamten aufführte, bei denen man ſich dem göttlichen Rauſche dahingab, jener wilden, verzweifelten, raſenden Begeiſterung: Evoë Bacche! — Wie geſagt, mein theurer Leſer, du biſt ein gelehrter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erſcheinung dieſer Art ebenſo wenig in Schrecken ſetzen kann, als wenn es eine Aufführung der kaiſerlich franzöſiſchen Muſikakademie wäre, hervorgerufen durch das dichteriſche Genie des Herrn Eugène Scribe verbunden mit dem muſicaliſchen Genie des berühmten maestro Giacomo Meyerbeer. Aber ach! unſer armer Fährmann aus Tyrol wußte von der

Mythologie kein Sterbenswörtchen, er hatte nicht die geringſten klaſſiſchen Studien gemacht; daher wurde er auch von Angſt und Schrecken ergriffen, als er den ſchönen Triumphator auf ſeinem goldenen Wagen mit den ſonderbaren Geſellen ſah, und er erbebte bei dem Anblick der unanſtändigen Gebehrden und ſchamloſen Sprüngen der Bacchantinnen, Faunen und Satyren, welchen die ſchiefen Füße und die Hörner auf dem Kopfe ein beſonders teufliſches Ausſehen gaben. Die ganze blaſſe Geſellſchaft ſchien ihm nur eine Verſammlung von Vampyren und böſen Dämonen zu ſein, deren Zaubereien nur das Verderben der Chriſten bezweckten. Seine Beſtürzung wuchs noch mehr, als er die Mänaden in ihren die Möglichkeit überſteigenden und nur durch Zauberei hervorzubringenden Stellungen ſah, wie ſie mit aufgelöſ'tem Haar den Kopf rückwärts warfen und ſich nur mit Hülfe des Thyrſusſtabes im Gleichgewicht erhielten. Der arme Fiſcher ward von einem Schwindel ergriffen bei der unheilvollen Verzückung der Korybanten, die ſich mit ihren kleinen Dolchen ſelbſt verwundeten und im fleiſchlichen Schmerze ihr Vergnügen ſuchten. Die Töne der Muſik, weichlich zarte und zugleich raſende Töne, drangen dem armen jungen Menſchen wie Feuerbrände in's Herz; — er glaubte ſich ſchon vom hölliſchen Feuer ergriffen und lief aus allen Kräften zu ſeiner Barke zurück, wo er unter den Netzen niederkauerte. Seine Zähne klapperten und er bebte an allen Gliedern, als hätte ihn der Satan ſchon an einem Beine gefaßt. Bald darauf kehrten die drei Mönche wieder zum Fahrzeug zurück und ſtießen vom Ufer ab. Als ſie, am jenſeitigen Ufer angelangt, ausſtiegen, wußte ſich der Fiſcher mit ſo großer

Behendigkeit aus ſeinem Verſtecke heraus zu ſchleichen, daß die Mönche glaubten, er habe hinter den Weidenbäumen auf ſie gewartet; Einer gab ihm wie gewöhnlich mit ſeinen eiſigen Fingern ein Geldſtück und alle drei machten ſich dann in aller Eile davon.

Ebenſowohl aus Beſorgniß für ſein eigenes Seelenheil, das er gefährdet glaubte, wie aus Theilnahme für alle guten Chriſten, die er vor der Gefahr behüten wollte, hielt ſich unſer Fiſcher für verpflichtet, dieſe geheimnißvolle Geſchichte dem geiſtlichen Gerichte anzuzeigen. Der Prior eines Franciscanerkloſters in der Nähe erfreute ſich als Vorſitzender eines ſolchen Gerichts einer allgemeinen Achtung und beſaß zudem noch den Ruf eines berühmten Teufelsbeſchwörers. Der Fiſcher entſchloß ſich daher, ſich unverzüglich zu dieſem würdigen Manne zu begeben. Die aufgehende Sonne fand ihn ſchon auf dem Wege zum Kloſter. Bald befand er ſich auch, die Augen demüthig zur Erde geſenkt, vor Seiner Ehrwürden dem Prior, welcher in der Kutte und das Geſicht mit der Kaputze bedeckt, in ſeinem großen mit Schnitzarbeit verzierten Lehnſtuhl ſaß. Der geiſtliche Richter verblieb in ſeiner nachdenklichen Stellung, während der Fährmann ihm ſeine fürchterliche Geſchichte erzählte. Als er aber damit zu Ende war, erhob jener plötzlich den Kopf; durch dieſe heftige Bewegung fiel ſeine Kaputze zurück, und der Fiſcher erkannte mit Beſtürzung, daß Seine Ehrwürden einer von den drei Mönchen wären, die alle Jahre über den See fuhren. Er erkannte in ihm genau denjenigen wieder, den er die Nacht vorher als heidniſchen Dämon auf dem mit zwei Löwen beſpannten Triumphwagen geſehen hatte. Daſſelbe bleiche Geſicht, dieſelben Züge von regelmäßiger Schönheit, dieſelben zart gewölbten Lippen. Ein wohlwollendes Lächeln ſpielte um dieſen Mund, und bald entſtrömten ihm in dem melodiöſeſten Tone die folgenden ſalbungsreichen Worte:

„Mein ſehr lieber Sohn in Chriſto! Wir ſind wohl geneigt zu glauben, daß Du die vorige Nacht in der Geſellſchaft des Gottes Bacchus verlebt haſt; Deine phantaſtiſche Träumerei iſt mir dafür der genügende Beweis. Wir werden uns wohl hüten, von dieſem Gotte etwas Schlimmes zu reden; mehr als einmal macht er uns unſere Sorgen vergeſſen, und er erfreut des Menſchen Herz. Aber die Gaben, welche die göttliche Gnade den Sterblichen ertheilt, ſind verſchieden: Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt. Es giebt Menſchen, die von einem Dutzend Flaſchen nicht niedergeworfen werden können, und ich geſtehe in aller chriſtlichen Demuth, daß ich zu jenen auserwählten Geſchöpfen gehöre, und ich danke dem Herrn dafür. Es giebt aber auch unvollkommene und ſchwache Naturen, die ein einziger Schoppen umwerfen kann, und es ſcheint, mein lieber Sohn in Chriſto, daß Du zu dieſen gehörſt. Wir rathen Dir daher, des goldenen Rebenſaftes nur mit Maß zu genießen und die kirchlichen Würdenträger nicht mehr mit den Hallucinationen eines ſtümperhaften Trinkers zu beläſtigen. Wir rathen Dir außerdem, die Geſchichte Deiner letzten Albernheit nicht weiter auszuplaudern und Deine Zunge wohl im Zaume zu halten, widrigenfalls die Kirchenbehörde Dir durch den weltlichen Arm fünf und zwanzig wohl gezählte Stockſchläge verabreichen laſſen würde. Für jetzt, mein ſehr theurer Sohn in Chriſto, begieb Dich in die Küche des Kloſters, wo der Bruder Kellermeiſter und der Bruder Küchenmeiſter Dir einen Morgenimbiß auftragen laſſen werden.“ —

Dazu ertheilten Ihre Ehrwürden dem Fiſcher noch Ihren Seegen, und dieſer lenkte darauf ganz verdutzt ſeine Schritte zur Küche. Beim Anblick des Bruders Kellermeiſters und des Bruders Küchenmeiſters glaubte er in Ohnmacht ſinken zu müſſen: es waren leibhaftig die beiden nächtlichen Gefährten des Priors, die beiden Mönche, welche mit ihm über den See gefahren waren. Der Fiſcher erkannte eben ſo den dicken Wanſt und das kahle Haupt des Einen, wie die Geſtalt des Andern mit ſeinen begehrlichen, lüſternen Geſichtszügen und den ſpitzen Bocks-Ohren. Gleichwohl ließ er kein Wort verlauten, und erſt lange Zeit nachher, als bereits ſeine Haare weiß geworden waaren, erzählte er ſeinen Kindern und Enkeln, die ſich um ihn am Feuerheerde gruppirten, dieſe Geſchichte.

Alte Chroniken, welche eine ähnliche Legende erzählen, verſetzen die Scene nach Speier am Rhein. Man erkennt darin heidniſche Reminiscenzen an die Ueberfahrt der Todten, welche dort ebenfalls mit einem Nachen bewerkſtelligt wurde. In einer an der Küſte von Oſtfriesland verbreiteten Sage ſind die alten auf die Reiſe der Verſtorbenen ins Schattenreich bezüglichen Ideen am reinſten ausgedrückt. Zwar hört man nirgends von einem Schiffer Namens Charon, und iſt im Allgemeinen dieſe ſeltſame Figur aus der Volksſage verſchwunden und nur noch auf den Puppentheatern erhalten, aber die frieſiſche Legende läßt uns in einem holländiſchen Kaufmanne eine in anderer Beziehung wichtige mythologiſche Perſon erkennen, die das Geſchäft übernommen hat, die Todten an den Ort ihrer letzten Beſtimmung zu befördern und das gewöhnliche Ueberſahrtsgeld einem Fährmann oder Fiſcher bezahlt, der die Stelle des Charon eingenommen hat. Wir werden es uns angelegen ſein laſſen, den wahren Namen jener Perſon, trotz ihrer eigenthümlichen Verkleidung zu enthüllen; daher will ich die Sage ſelbſt ſo treu als möglich wiedergeben.

In Oſtfriesland, an der Küſte der Nordſee, giebt es viele Buchten, die eine Art von kleinen Häfen bilden und „Siehle“ genannt werden. An einem der am meiſten hervorſpringenden Punkte dieſer kleinen Meerbuſen erhebt ſich das einſame Haus eines Fiſchers, der hier mit ſeiner Familie glücklich und zufrieden lebt. Die Natur iſt in dieſer Gegend wie abgeſtorben; kein Vogel läßt ſeinen Geſang ertönen, man hört nichts als die Sturmvögel, welche von Zeit zu Zeit von ihren im Sande verborgenen Neſtern auffliegen und mit ihrem ſcharfen und klagenden Geſchrei ein herannahendes Unwetter ankündigen. Hin und wieder ſieht man auch eine Seemöve, einen Vogel von böſer Vorbedeutung, mit ihren ausgebreiteten weißen Flügeln geſpenſtartig über das Meer hinſtreifen. Das eintönige Rollen der Wogen, die ſich an der Küſte brechen oder gegen die Dünen ſtoßen, ſtimmt ganz mit den düſtern Wolkenzügen überein, die den Himmel verdecken. Auch die Menſchen ſingen hier nicht; an dieſer melancholiſchen Küſte ertönt niemals die Melodie eines Volksliedes. Die Einwohner von Oſtfriesland ſind ernſt, bieder, mehr aufgeklärt als gläubig und haben, obwohl ihnen ihre ehemaligen demokratiſchen Inſtitutionen genommen worden, doch nichtsdeſtoweniger ihren Geiſt der Unabhängigkeit bewahrt, jenes Erbtheil ihrer unerſchrokkenen Vorväter, welche mit Heldenmuth ebenſo gegen die Ueberfluthungen des Oceans, als gegen die Fürſten des Nordens gekämpft haben. Leute ſolchen Schlages geben ſich keinen myſtiſchen Träumereien hin und werden ebenſo nicht leicht vom Sturme der Gedanken beunruhigt. Für den Fiſcher, der das einſame Siehl bewohnt, iſt der Fiſchfang das Weſentlichſte, und von Zeit zu Zeit haben ſie noch eine kleine Einnahme von den Reiſenden, die ſich von ihnen auf eine der benachbarten Inſeln überſetzen laſſen.

An einem beſtimmten Tage des Jahres — ſo erzählt man nun, — und genau zur Mittagsſtunde, in dem Augenblick wo der Fiſcher bei Tiſche ſitzt und mit ſeiner Familie in der großen Stube ſpeiſt, trifft ein Fremder ein und erſucht den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zur Beſprechung von Geſchäften zu gewähren. Der Fiſcher erfüllt, nachdem er den Fremden vergebens zur Theilnahme an ſeinem beſcheidenen Mahle eingeladen hat, endlich das Geſuch deſſelben, und beide ziehen ſich, etwas von der übrigen Familie entfernt, in eine Fenſterniſche zurück. Ich will nicht nach dem Beiſpiele unſerer für das Tagesbedürfniß arbeitenden Romanſchreiber hier das Aeußere des Reiſenden mit ermüdender Weitſchweifigkeit ſchildern; für die mir vorliegende Aufgabe genügt ein kurzes Signalement deſſelben. Hier iſt es mit wenigen Worten: Der Fremde iſt ein kleiner Mann, ſchon in Jahren vorgerückt, aber noch kräftig, mit einem Wort ein rüſtiger Alter, wohlbeleibt ohne gerade dick zu ſein, mit kleinen, vollen und apfelrothen Backen, forſchenden und mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin blinzelnden Augen, einem kleinen gepuderten Kopfe und auf demſelben einen kleinen dreieckigen Hut. Unter einem hellgelben mit einer unzähligen Menge von kleinen Krägelchen beſetzten Reiſerocke trägt unſer Mann das altmodiſche Coſtüm, das wir auf den alten Bildern von holländiſchen Kaufleuten ſehen und das eine gewiſſe Behäbigkeit verräth: einen apfelgrünen, ſeidenen Rock, eine Weſte mit eingeſtickten Blumen, Beinkleider von ſchwarzem Atlas, geſtreifte Strümpfe und Schuhe mit Stahlſchnallen. Seine Fußbekleidung iſt ſo rein und glänzend, daß man gar nicht begreift, wie er durch die moraſtigen Wege des Siebls zu Fuß kommen konnte, ohne ſich zu beſchmutzen. Seine kurzathmige Sprache hat einen ſcharfen Ton und wird zuweilen kreiſchend; immer jedoch befleißigt ſich der gute kleine Mann in Rede und Bewegung der Würde und Gemeſſenheit, die einem holländiſchen Kaufmanne ſo gut anſteht. Sein Stand als Geſchäftsmann verräth ſich nicht allein in ſeinem Anzuge, ſondern auch in der Genauigkeit und kaufmänniſchen Umſicht, mit welcher er ſein Geſchäft auf die für ſeinen Auftraggeber vortheilhafteſte Weiſe abzuſchließen ſucht. Er giebt ſich in der That für einen Commiſſionair aus, der den Auftrag hat, an der oſtfrieſiſchen Küſte einen Fährmann zu miethen, welcher willens iſt, eine gewiſſe Anzahl Seelen, nämlich ſo viel als ſeine Barke aufnehmen kann auf die „Weiße Inſel" überzuſetzen. Zu dieſem Ende — fährt der Holländer fort — möchte er nun wiſſen, ob der Fiſcher wohl geneigt wäre, in der kommenden Nacht die beſagte Ladung Seelen auf die benannte Inſel hinüberzufahren; in dieſem Falle wäre er bereit, ihm das Ueberfahrtsgeld im Voraus zu bezahlen, in der feſten Ueberzeugung, daß der Fährmann als ehrlicher Chriſt ihm den möglichſt niedrigſten Preis ſtellen werde. Der holländiſche Geſchäftsmann — das iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Geſchäftsmann iſt — macht dieſen Antrag mit einer nachläſſigen Ruhe, ganz als wenn es ſich um eine Ladung Käſe und nicht um Seelen der Todten handelte. Das Wort „Seelen“ macht auch für den erſten Augenblick auf den Schiffer einen eigenthümlichen Eindruck, er fühlt, wie ein Fröſteln ihm über den Rücken läuft, denn er merkt gleich vom Anfang an, daß hier von Seelen Verſtorbener die Rede ſei und daß er den räthſelhaften Holländer vor ſich habe, von welchem ſeine Seegefährten ihm oft erzählt hatten, jenen Greis, der zu wiederholten Malen ihr Fahrzeug gemiethet habe, um die Seelen der Geſchiedenen nach der „Weißen Inſel“ zu bringen und der ſie immer ſehr gut dafür bezahlt habe. Aber die Bewohner dieſer Küſtengegend ſind, wie ich bereits oben bemerkt habe, muthig, von geſundem Körper, vernünftig, ohne Einbildungen und daher für die leeren Schrecken, die uns die Geiſterwelt einflößt, wenig zugänglich. Daher währte auch das geheime Grauſen, das plötzliche Erbeben des ſchaudernden Fiſchers nur wenige Augenblicke; er erholt ſich bald wieder und denkt mit der gleichgültigſten Miene von der Welt nur noch daran, wie er den möglichſt höchſten Preis für ſeine Ueberfahrt erlangen könnte. Nachdem man einige Zeit gehandelt, werden beide Theile endlich einig; das Geſchäft iſt abgeſchloſſen und man giebt ſich den gebräuchlichen Handſchlag. Der Holländer zieht ſodann unverweilt einen ganz ſchmierigen ledernen Beutel aus ſeiner Taſche, der mit kleinen Geldſtücken, den kleinſten, die jemals in Holland geprägt worden ſind, angefüllt iſt, und bezahlt in dieſer lilliputaniſchen Münze den ganzen Betrag für die Ueberfahrt voraus. Nachdem er dem Fährmann noch eingeſchärft, daß er ſich ja gegen Mitternacht, zur Stunde da der Mond in ſeinem vollen Lichte erſcheint, mit ſeinem Fahrzeuge an einem beſtimmten Punkte der Küſte zur Empfangnahme ſeiner Ladung Seelen einſtellen möge, nimmt der Holländer von der ganzen Familie, die ihn von Neuem vergebens eingeladen mit ihnen zu eſſen, Abſchied; dann entfernt er ſich in einem gewandten und hüpfenden Schritte, der von dem Anſehen des Ernſtes und der niederländiſchen Seelenruhe, das er ſich zu geben geſucht hatte, eigenthümlich abſticht.

Zur verabredeten Stunde befindet ſich der Fährmann an dem verabredeten Orte mit ſeiner Barke. Dieſe wird anfangs von den Wogen hin und her geworfen, aber ſobald der Mond ſich zum Untergange neigt, bemerkt der Schiffer, daß ſein Fahrzeug ſich weniger leicht bewegt und nach und nach immer tiefer ſinkt, ſo daß es zuletzt nur eine Handbreite hoch aus dem Waſſer hervorragt. Aus dieſem Umſtande ſchließt er, daß ſeine Paſſagiere, d. h. die Seelen, ſich am Bord befinden und er beeilt ſich abzuſtoßen. Da kann er lange ſeine Augen anſtrengen, um in ſeiner Barke etwas zu ſehen; er bemerkt nichts darin, als einige Nebelflocken, die ſich hin und her bewegen und in einander fließen, ohne eine beſtimmte Form annehmen zu können. Vergebens ſpitzt er ſeine Ohren, er hört nichts als ein leiſes, kaum vernehmbares Flüſtern und Kniſtern. Nur von Zeit zu Zeit fliegt eine Möve mit kläglichem Geſchrei über ſein Haupt hin, oder ein Fiſch ſteckt nahe an ſeiner Seite den Kopf aus dem Waſſer und heftet ſeine großen, furchtſamen Augen auf ihn. Die Nacht gähnt ihn an und die Luft weht kalt; ringsum nichts als Meer, Mondſchein und Schweigen.

Stumm wie Alles, was ihn umgiebt, erreicht der Fährmann endlich die „Weiße Inſel," wo er ſein Fahrzeug anlegt. Er ſieht Niemanden am Ufer, aber er vernimmt eine keuchende Stimme mit kurzathmigem Kreiſchen, in der er die des Holländers erkennt. Dieſe unſichtbare Perſon ſcheint eine Liſte von Eigennamen abzuleſen, und zwar in dem eintönigen Vortrage eines Aufſehers, welcher Namen aufruft. Mehrere dieſer Namen ſind dem Fiſcher bekannt, da ſie Perſonen angehören, die im Laufe des letzten Jahres geſtorben ſind. Während der Verleſung dieſes Namensverzeichniſſes wird die Barke allmälig leichter. Vor einigen Augenblicken lag ſie noch auf dem Sande der Düne, und nun ſteigt ſie in dem Maße, als die Namensliſte erſchöpft wird. Der Fährmann merkt endlich, daß ſeine Ladung an den Beſtimmungsort gelangt iſt, und kehrt in Frieden zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern in ſein liebes Häuschen an dem Siebl zurück.

Auf dieſelbe Weiſe wird die Reiſe der Seelen nach der „Weißen Inſel" jedesmal bewerkſtelligt. Ein außergewöhnlicher Umſtand fiel einem Fährmanne, der dieſe Ueberfahrt beſorgte, einmal ganz beſonders auf. Die unſichtbare Perſon nämlich, welche am Ufer die Namensliſte ablas, unterbrach ſich plötzlich und rief aus: „Wo iſt denn Pitter Janſen? Pitter Janſen iſt ja nicht da!" — Hierauf erwiederte eine kleine flötende Stimme: „Ich bin Pitter Janſens Frau und ich habe mich unter dem Namen meines Mannes einſchreiben laſſen."

Nunmehr halte ich mich endlich für ſtark genug, um die wichtige mythologiſche Perſon, die in dieſer Legende figurirt, durch ihre liſtige Verkleidung hindurch zu enthüllen. Sie iſt nämlich Niemand anders als der Gott Mercur, der ehemalige Seelenführer, der dieſes beſonderen Amtes wegen „Hermes Psychopompos“ genannt wurde. Ja unter dieſem unſcheinbaren Rocke, unter dieſer armſeligen Geſtalt eines Krämers verſteckt ſich einer der ſtolzeſten und berühmteſten der heidniſchen Götter, der edle Sohn der Maja. An dem kleinen dreieckigen Hute weht nicht die kleinſte Feder, welche an die Flügel der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte; an ſeinen Schuhen mit Stahlſchnallen findet man nicht die geringſte Spur von beflügelten Sandalen. Dieſes niederländiſche Blei bildet einen vollkommenen Contraſt zu dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſeinen eigenen Namen verliehen hat; aber gerade dieſer Contraſt offenbart die Abſicht des ſchlauen Gottes: er nahm dieſe Maske nur vor, um vor einer Erkennung deſto ſicherer zu ſein. Nicht aus Laune oder Zufall hat er dieſe Verkleidung gewählt. Mercur war bekanntlich der Gott der Diebe und der Kaufleute und übte beide Induſtrien mit Erfolg aus. Es war demnach ganz natürlich, daß er bei der Wahl ſeiner Vermummung, unter der er ſich zu verbergen ſuchte und des Gewerbes, das ihn ernähren ſollte, ſeinen Antecedentien und Anlagen Rechnung trug. Er hatte nur zu berechnen, welcher jener Erwerbszweige, die ſich nicht gar zu bedeutend von einander unterſcheiden, ihm die meiſte Ausſicht auf Gelingen darböte. In Bezug auf den Diebſtahl mußte er ſich geſtehen, daß derſelbe durch hundertjährige Vorurtheile in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt worden iſt, daß es den Philoſophen bisher noch nicht gelungen, ihn wieder zur Geltung zu bringen und dem Eigenthume gleichzuſtellen, daß er von der Polizei und den Gensd'armen nicht mit den freundlichſten Augen angeſehen werde, und daß der Dieb zum Lohne für allen ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit zuweilen zur Galeerenſtrafe, wo nicht gar zum Strange verurtheilt wird; der Handel dagegen habe ſich der größten Strafloſigkeit zu erfreuen, werde von der Geſellſchaft geehrt und von den Geſetzen geſchützt; Kaufleute würden mit Orden decorirt, kämen an den Hof, und könnten ſogar zu Miniſterpräſidenten gemacht werden. Der ſchlaueſte der Götter entſchied ſich demnach natürlicherweiſe für den am meiſten gewinnbringenden und am wenigſten gefährlichen Stand, für den Handel, und um ein rechter Geſchäftsmann zu ſein, wurde er ein holländiſcher Kaufmann. Wir ſehen ihn alſo, wie er in dieſer Eigenſchaft ſich auf die Beförderung der Seelen nach dem Reiche des Pluto legt, und er, der alte Hermes, der eignete ſich ganz beſonders für dieſes Geſchäft.

Die „Weiße Inſel" wird auch zuweilen „Brea" oder „Britania" genannt. Sollte dieſer Name eine Anſpielung auf das weiße Albion ſein, auf die Kalkfelſen der engliſchen Küſte? Es wäre in der That ein ſpleeniger Gedanke, aus England das Land der Todten, das Reich Pluto's, die Unterwelt, zu machen. Und doch iſt es möglich, daß ſich Großbritannien mehr als Einem Fremden unter dieſem Charakter darſtellte.

In meiner Abhandlung über die Fauſtſage habe ich ausführlich über das Reich des Pluto und den ſich daran anknüpfenden Volksglauben geſprochen; ich habe dort dargethan, wie aus dem Schattenreiche eine vollkommen organiſirte Hölle geworden iſt und wie man den alten Beherrſcher der Finſterniß gänzlich dem Satan gleichgeſtellt hat: aber nur der amtliche Kirchenſtil beehrt die alten Gottheiten mit ſo ſchrecklichen Namen. Ungeachtet dieſes Kirchenbannes blieb Pluto's Lage im Grunde dieſelbe. Pluto, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptun, der Gott der Meere, ſind nicht wie ihre Verwandten, die andern Götter, ausgewandert. Selbſt nach dem Siege des Chriſtenthums blieben Beide in ihren Reichen, in ihren Elementen. Auf der Erde konnte man die albernſten und abgeſchmackteſten Fabeln auf ſeine Koſten erdichten, der alte Pluto ſaß warm und ungeſtört unten bei ſeiner ſchönen Proſerpina. Neptun endlich war der Gott, der am wenigſten Plackereien zu erdulden hatte: weder Glockentöne noch Orgelklänge konnten ſein Ohr in der Tiefe des Oceans beleidigen, wo er mit Amphitrite, ſeiner guten Ehefrau, in der Geſellſchaft von weißen Nereiden und pausbackigen Tritonen in Ruhe und Frieden reſidirte. Nur zu Zeiten, wenn ein junger Seemann zum erſten Male die Linie paſſirte, tauchte der Gott aus dem Schooße der Fluthen empor, den Dreizack in der Hand, den Kopf mit Schilf bekränzt und mit langem in ſilberweißen Locken bis zum Gürtel herabwallenden Barte. Dann gab er dem jungen Neuling die gewaltige Taufe des Meerwaſſers und hielt zugleich zur größten Freude ſeiner getheerten Zuhörer eine lange mit kräftigen Seemannsſpäßen geſpickte Rede, deren Worte aus ſeinem von dem herben und gelben Safte des Priemchens vollen Munde mehr ausgeſpieen als ausgeſprochen wurden. Einer meiner Freunde, der mir beſchrieben hat, wie man an Bord der Schiffe dieſes oceaniſche Myſterium feiert, hat mir verſichert, daß die Matroſen, während ſie beim Anblick dieſer den Neptun vorſtellenden poſſirlichen Carnevals-Figur aus vollem Halſe lachten, doch im Grunde ihres Herzens nicht den geringſten Zweifel an der Exiſtenz dieſes Gottes hegen, deſſen Beiſtand ſie ſogar in großen Gefahren manchmal anrufen.

Neptun blieb demnach der Beherrſcher des Reiches der Meere, eben ſo wie Pluto, trotz ſeiner Verwandlung in den Teufel, den Thron des Tartarus behielt. Sie waren Beide glücklicher als ihr Bruder Jupiter, der ganz beſonders die verſchiedenſten Wechſel des Glücks zu erdulden hatte. Dieſer dritte Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturze ſeines Vaters die Oberherrſchaft über die Götter an ſich geriſſen hatte, thronte eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf dem Gipfel des Olymp, umgeben von einem heitern Hofe von hohen und höchſten Göttern und Halbgöttern, ſo wie von hohen und höchſten Göttinnen und Nymphen, ihren himmliſchen Kammerfrauen und Ehrendamen, welche Alle, ſich an Nectar und Ambroſia erquickend, ein luſtiges Leben führten, die an der Erdſcholle unten klebenden gemeinen Geſchöpfe verachteten und ſich keine Sorge für den folgenden Tag einkommen ließen. Aber ach! Als die Herrſchaft des Kreuzes, des Leidens, verkündigt wurde, da flüchtete der große Chronide und verſchwand mitten unter dem Getümmel der barbariſchen Völker, welche die römiſche Welt überſchwemmten und an ſich riſſen. Man verlor die Spuren des Ex-Gottes gänzlich, und vergebens befrug ich alte Chroniken und alte Weiber: Niemand hat mir auch nur die entfernteſte Auskunft über ſein Schickſal geben können. Ich habe viele Bibliotheken durchſtöbert, wo ich mir die prachtvollſten, mit Gold und Edelſteinen verzierten codices, wahre Odalisken im Harem der

Wiſſenſchaft, zeigen ließ — und ich benutze dieſe Gelegenheit, um der Sitte gemäß hier den gelehrten Eunuchen meinen Dank öffentlich auszuſprechen, die mir, ohne zu ſehr zu brummen und zuweilen ſelbſt mit Freundlichkeit, dieſe ihrer Huth anvertrauten köſtlichen Schätze zugänglich gemacht haben. Ich habe mich aber überzeugt, daß das Mittelalter uns keine Ueberlieferungen über Jupiters Schickſal ſeit dem Sturze des Heidenthums hinterlaſſen hat. Alles was ich in Bezug auf dieſen Gegenſtand ausfindig machen konnte, iſt in der Geſchichte enthalten, die mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählt hat.

Ich habe Niels Anderſen genannt, und dieſe gute, ſo drollige und liebenswürdige Geſtalt taucht freundlich lächelnd in meinem Gedächtniſſe auf. Ich will ihr hier einige Zeilen widmen. Zudem liebe ich es, meine Quellen anzugeben und ihre guten und übeln Eigenſchaften aufzudecken, damit der Leſer im Stande ſei, aus eigener Ueberzeugung zu urtheilen, bis zu welchem Grade dieſe Quellen ſeinen Glauben verdienen.

Niels Anderſen, zu Drontheim in Norwegen geboren, war einer der geſchickteſten und unerſchrockenſten Wallfiſchjäger, die ich je geſehen habe. Ihm verdanke ich meine auf den Wallfiſchfang bezüglichen Kenntniſſe. Er machte mich mit allen Kunſtgriffen des Handwerks vertraut, er lehrte mich alle Kniffe und Finten kennen, die das kluge Thier anwendet, um die Kriegsliſt des Jägers zu vereiteln und ihm zu entwiſchen. Niels Anderſen unterrichtete mich in der Handhabung der Harpune, er zeigte mir, wie man in dem Augenblicke, da man die Harpune auswirft, mit dem Kniee des rechten Beines ſich auf den Rand des Schiffes ſtützen müſſe und mit dem linken Beine dem tölpelhaften

Matroſen, der das an der Harpune befeſtigte Tau nicht ſchnell genug ſchießen läßt, einen tüchtigen Fußtritt verſetzt. Ihm verdanke ich Alles, und wenn ich trotzdem kein berühmter Wallfiſchfänger geworden bin, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Sterne, der mich in der Laufbahn meines Lebens niemals einem Wallfiſche begegnen ließ, mit welchem ich in würdiger Weiſe einen Kampf hätte aufnehmen können. Ich bin leider immer nur auf gemeine Stockfiſche und elende Häringe geſtoßen. Wozu dient aber die beſte Harpune, wenn man es nur mit einem Häringe zu thun hat? Und jetzt, da meine Beine gelähmt ſind, muß ich für immer auf die Wallfiſchjagd verzichten! Als ich übrigens in Ritzebüttel bei Cuxhaven die Bekanntſchaft mit Niels Anderſen machte, war er ebenfalls nicht mehr leicht zu Fuße, denn an der Küſte von Senegal hatte ein junger Haifiſch, der ſein rechtes Bein ohne Zweifel für eine Stange Gerſtenzucker angeſehen hat, ihm daſſelbe mit einem einzigen Biß abgeriſſen; ſeit der Zeit humpelte der arme Niels Anderſen auf einem künſtlichen, aus einer Tanne ſeines Vaterlandes verfertigten Beine einher, das er als ein Meiſterwerk der norwegiſchen Zimmerei rühmte. Sein größtes Vergnügen war zu dieſer Zeit, ſich auf den oberſten Deckel eines großen leeren Faſſes zu ſetzen, auf deſſen Bauch er mit ſeinem hölzernen Beine trommelte. Ich half ihm auf die Tonne hinaufklettern, aber zuweilen gewährte ich ihm, wenn er wieder hinabſteigen wollte, meinen Beiſtand dazu nur unter der Bedingung, daß er mir vorher eine ſeiner merkwürdigen Sagen von der Nordſee erzählte.

Gerade wie Mahomet Ebn-Manſur alle ſeine Gedichte mit einem Lobe des Pferdes begann, ließ Niels Anderſen allen ſeinen Erzählungen eine preiſende Aufzählung der Eigenſchaften des Wallfiſches vorangehen. Mit einem ſolchen Panegyrikus leitete er denn auch die Legende ein, die wir hier geben wollen.

Der Wallfiſch, ſagte er, wäre nicht bloß das größte, ſondern auch das herrlichſte unter allen Thieren; die beiden Waſſerſtröme, die aus ſeinen oben am Haupte befindlichen Naſenlöchern ſpritzten, gäben ihm das Anſehen einer Fontäne und brächten, zumal bei Nacht im Mondenſcheine, eine magiſche Wirkung hervor. Zudem habe dieſes Thier aber auch Sympathien, einen guten Character und viel Neigung und Geſchmack für das eheliche Leben. — Es iſt ein rührendes Schauſpiel, ſetzte er hinzu, eine Wallfiſchfamilie um ihr ehrwürdiges Oberhaupt gruppirt und, um ſich an der Sonne zu wärmen, auf einem enormen Eisblocke gelagert zu ſehen. Manchmal fängt die junge Zucht zu ſpielen und zu tollen an, und dann werfen ſich am Ende alle ins Meer, um mitten unter den ungeheuren Eisblöcken Verſteck zu ſpielen. Die Reinheit ihrer Sitten und ihre Keuſchheit darf freilich weniger moraliſchen Principien, als dem Eiswaſſer, in dem ſie ſich beſtändig bewegen, zugeſchrieben werden. Man kann leider auch nicht leugnen, fuhr Niels Anderſen fort, daß ſie keine Frömmigkeit beſitzen, daß ſie ohne alle Religion ſind . . .

Das halte ich für einen Irrthum! unterbrach ich meinen Freund. Ich habe letzhin den Bericht eines holländiſchen Miſſionärs geleſen, in welchem dieſer die Pracht der Schöpfung beſchreibt, die ihm zufolge ſich ſelbſt in den Polargegenden zu der Stunde offenbart, wenn die Sonne eben aufgegangen iſt, und die auf die gigantiſchen Eisfelder fallenden Lichtſtrahlen dieſelben jenen Diamantſchlöſſern ähnlich machen, von welchen wir in den Feenmärchen leſen. Dieſe ganze Schönheit der Schöpfung iſt, wie der gute Herr ſagt, ein Beweis für die Allmacht Gottes, die auf jedes lebendige Weſen der Art einwirkt, daß nicht bloß der Menſch, ſondern auch ein Ungethüm von Fiſch, hingeriſſen von dieſem Anblick, den Schöpfer verehrt und ſeine Gebete an ihn richtet. Der gute Herr verſichert, daß er mit ſeinen eigenen Augen einen Wallfiſch geſehen habe, der ſich an dem Rande eines Eisblockes aufrichtete und den oberen Theil ſeines Körpers in der Weiſe bewegte, wie Menſchen, welche beten.

Niels Anderſen gab zu, daß auch er Wallfiſche geſehen habe, die ſich an einem Eisfelſen in die Höhe richteten und Bewegungen machten, die denen wohl ähnlich wären, welche wir in den Bethäuſern mancher religiöſen Secten beobachteten; aber er behauptete, daß die Frömmigkeit dabei nicht im Spiele ſei. Er erklärte die Sache aus phyſiologiſchen Gründen; er machte mir bemerklich, daß der Wallfiſch, dieſer Chimboraſſe unter den Thieren, unter ſeiner Haut Fettlager von einer fabelhaften Größe habe, ſo daß ein einziger Wallfiſch oft hundert bis hundertfünfzig Fäſſer Thran gebe. Dieſe Fettlagen haben eine ſolche Dicke, daß, während der Coloß ſeiner ganzen Länge nach auf einer Eisſcholle ausgeſtreckt liegt, Hunderte von Waſſerratten ſich darin einniſten können. Dieſe Gäſte, die weit größer und gieriger als die Landratten ſind, führen unter der Haut des Wallfiſches ein luſtiges Leben und freſſen ſich Tag und Nacht an dem vortrefflichen Fette ſatt, ohne daß ſie auch nur nöthig hätten, ihr Neſt einmal zu verlaſſen. Am Ende aber werden dieſe Schmauſereien dem unfreiwilligen Wirthe doch unbequem und verurſachen ihm ſogar bedeutende Schmerzen. Da er nicht Hände hat, wie der Menſch, der Gott ſei Dank ſich kratzen kann, wenn's ihn juckt, ſo ſucht der Wallfiſch Erleichterung ſeiner Leiden darin, daß er ſich an die ſcharfen Kanten eines Eisfelſens drückt und ſich daran mit wahrer Wuth durch gewaltiges Auf- und Niederbewegen den Rücken reibt, wie wir es an den Hunden ſehen, die ihre Haut an einem Holze reiben, wenn die Flöhe ſie zu ſehr beißen. In dieſen Bewegungen nun hatte der gute Herr die erbauliche Handlung des Gebetes zu ſehen geglaubt und ſchrieb der Frömmigkeit die verzweifelten Sprünge zu, an denen die Orgien der Ratten Schuld waren. Eine ſo ungeheure Menge Thran der Wallfiſch auch in ſich faſſen mag, von religiöſem Gefühle beſitzt er doch nicht die Spur. Nur unter den lebenden Weſen von mittelmäßiger Größe findet man Religion; die ganz großen, die rieſenhafteſten Geſchöpfe wie der Wallfiſch, ſind mit dieſer Eigenſchaft nicht ausgeſtattet. Und warum nicht? Vielleicht darum nicht, weil ſie keine ſo geräumige Kirche finden, in deren Schooß ſie eintreten könnten? Die Wallfiſche finden auch keinen Geſchmack an den Propheten, und jener, der den Jonas verſchlang, hat den großen Prediger nicht verdauen können: von Ekel ergriffen, ſpie er ihn nach drei Tagen wieder aus. Das beweiſt unfehlbar die Abweſenheit jeden religiöſen Gefühls in dieſen Ungethümen. Der Wallfiſch wird ſich alſo keine Eisſcholle zum Betſtuhl wählen und mit ſeinen Balancirungen bigotte Grimaſſen machen. Er betet ſo wenig den wahren Gott an, der da oben im Himmel wohnt, als den falſchen, heidniſchen

Gott, der nahe am Eispol wohnt, auf der Kanincheninſel, wo das Thier ihm mitunter einen Beſuch macht.

Was iſt denn die „Kanincheninſel?“ fragte ich Nils Anderſen. Er klapperte mit ſeinem hölzernen Bein auf der Tonne und antwortete: „Gerade auf dieſer Inſel paſſirt die Geſchichte, die ich Ihnen erzählen ſoll. Ich kann Ihnen ihre geographiſche Lage nicht genau beſtimmen. Seitdem ſie entdeckt worden iſt, hat Niemand wieder hinkommen können; die ungeheuren Eisberge, die rings um dieſelbe aufgethürmt ſind, verſperren den Zugang zu ihr. Nur das Schiffsvolk eines ruſſiſchen Wallfiſchfahrers, den der Sturm in dieſe nördlichen Striche geworfen hatte, hat ſie beſuchen können, und ſeitdem ſind mehr als hundert Jahre verfloſſen. Als jene Seeleute mit ihrer Barke dort landeten, fanden ſie das Land verlaſſen und ohne Cultur. Kümmerlicher Ginſter ſchwankte trübſelig auf dem beweglichen Sande; hie und da waren einiges Zwerggeſträuch und verkümmerte, auf unfruchtbarem Boden hinkriechende Tannen zerſtreut. Kaninchen liefen überall in großer Anzahl umher; darum gaben jene Reiſenden dem Inſelchen den Namen „Kanincheninſel.“ Eine Hütte, die einzige, die man traf, zeigte die Gegenwart eines menſchlichen Weſens an. Als die Seeleute in dieſe Hütte getreten waren, ſahen ſie einen hochbetagten in Kaninchenfelle kläglich eingehüllten Greis; er ſaß auf einem Sitz von Stein und wärmte ſeine mageren Hände und ſchlotternden Kniee an einem Heerde, auf welchem einiges Strauchwerk brannte. Zu ſeiner Rechten befand ſich ein Vogel von übermäßiger Größe, der einem Adler ähnlich ſah, den aber die Mauſer ſo grauſam entfedert hatte, daß ihm nur noch die großen Schwungfedern ſeiner Flügel geblieben waren: das gab dem Vogel ein lächerliches und zugleich erſchreckend häßliches Anſehen. Zur Linken des Greiſes lag an der Erde eine alte kurzhaarige Ziege, die aber einfältig gut ausſah und trotz ihres hohen Alters ein milchſtrotzendes Euter und friſche, rothe Zitzen behalten hatte.

Unter den an der Kanincheninſel gelandeten Seeleuten befanden ſich einige Griechen; einer unter ihnen ſagte, da er nicht glaubte, daß der Herr der-Hütte ſeine Sprache verſtehen würde, zu ſeinen Cameraden auf Griechiſch: „Der alte Kauz muß ein Geſpenſt oder ein böſer Geiſt ſein.“ Bei dieſen Worten ſchrak der Greis auf, erhob ſich raſch von ſeinem Sitze, und die Seeleute ſahen zu ihrem großen Erſtaunen eine hohe impoſante Geſtalt, die mit befehlender und ſelbſt majeſtätiſcher Würde ſich ungeachtet der Seuche der Jahre gerade aufrecht hielt, ſo daß das Haupt an die Balken der Decke reichte. Seine Geſichtszüge, wenn auch verwüſtet und zerrüttet, zeigten doch noch Spuren einer früheren Schönheit: ſie waren edel und vollkommen regelmäßig. Wenige ſilberweiße Haare fielen auf eine von Stolz und Alter gerunzelte Stirn; ſeine Augen, wenn auch ſtier und glanzlos, warfen ſcharfe Blicke und ſein ſtark gewölbter Mund brachte in griechiſcher Sprache, vermiſcht mit vielen Archaismen, folgende wohltönende und harmoniſche Worte hervor: „Ihr irrt euch, junger Mann, ich bin weder ein Phantom noch ein böſer Geiſt; ich bin ein Unglücklicher, der beſſere Tage geſehen hat. Aber wer ſeid ihr?“

Auf dieſe Frage gaben die Seeleute ihrem Wirthe über das Unglück Auskunft, das ſie von ihrem Wege abgebracht hatte, und baten ihn, ihnen über alles, was die Inſel betreffe, Beſcheid zu ertheilen; aber der Greis konnte ihrem Verlangen nicht willfahren. Er ſagte ihnen, daß er ſeit undenklicher Zeit dieſe Inſel bewohne, deren Eiswälle ihm ein ſicheres Aſyl gegen ſeine unverſöhnlichen Feinde gewähren, welche ihm ſeine legitimen Rechte geraubt hätten; er lebe hauptſächlich vom Ertrage der Jagd auf Kaninchen, an denen die Inſel Ueberfluß habe; alljährlich kämen zu der Zeit, wenn das ſchwimmende Eis ſich zu einer compacten Maſſe bilde, Trupps von Wilden in Schlitten an, an die er ſeine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm allerlei, was zur Nothdurft gehöre, dafür in Tauſch geben. Die Wallfiſche, ſagte er, die von Zeit zu Zeit ihre Richtung nach dieſer Inſel nähmen, ſeien ſeine liebſte Geſellſchaft. Doch, fuhr er fort, mache es ihm in dieſem Augenblicke viele Freude, ſeine Mutterſprache reden zu können: denn er ſei Grieche von Geburt. Er bat ſeine Landsleute, ihm einige Neuigkeiten über den gegenwärtigen Zuſtand Griechenlands mitzutheilen. Er hörte mit einer ſchlecht verhehlten Schadenfreude, daß man das Kreuz auf den Thürmen der helleniſchen Städte zerbrochen habe, zeigte aber weniger Befriedigung, als man ihm ſagte, daß dieſes chriſtliche Symbol durch den Halbmond verdrängt worden ſei. Seltſam war es, daß keiner der Seeleute die Namen der Städte kannte, nach denen er ſich bei ihnen erkundigte, und die, wie er ſagte, zu ſeiner Zeit blühend geweſen waren. Umgekehrt waren die Namen, unter denen die Matroſen die Städte und Flecken des heutigen Griechenlands angaben, ihm gänzlich fremd. Auch ſchüttelte der Alte oft kummervoll das Haupt, und die Matroſen ſahen überraſcht einander an: ſie ſahen wohl, daß der Alte die Oertlichkeiten des Landes ſelbſt bis in's kleinſte Detail hinein vollſtändig kannte; denn er beſchrieb die Buchten, die Landzungen, die Vorgebirge, oft ſelbſt die kleinſten Hügel und manche iſolirte Feldgruppen auf's beſtimmteſte und genaueſte, ſo daß ſeine Unkenntniß in Betreff der gewöhnlichſten topographiſchen Namen ſie nur noch mehr verblüffte.

Mit dem lebendigſten Intereſſe und ſelbſt mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit erkundigte ſich der Greis nach einem alten Tempel, der, wie er ſagte, einſt der ſchönſte in ganz Griechenland geweſen ſei. Keiner unter den Anweſenden kannte den Namen, welchen er mit zarter Rührung ausſprach; endlich, nachdem der Alte die Stelle, wo das Monument zu finden ſein ſollte, aufs allerbeſtimmteſte beſchrieben hatte, erkannte ſie ein junger Matroſe. — Das Dorf, in dem ich geboren bin, liegt genau an jener Stelle; während meiner Knabenzeit habe ich dort lange die Schweine meines Vaters gehütet. Dort findet man allerdings die Ueberreſte ſehr alter Bauten, die von einer unerhörten Pracht zeugen: hin und wieder ſieht man noch aufrechtſtehende Säulen, manche einzelne, manche auch noch durch die Bruchſtücke einer Bedachung verbunden; andere, darunter einige von röthlichem Marmor, liegen zerbrochen im Graſe. Der Epheu hat ihre herrlichen, aus ſchön gearbeiteten Blumen und Blättern gebildeten Capitäler überwuchert. Große Marmorplatten, Fragmente von Wänden und Dächern liegen da, halb in den Boden eingeſenkt, noch umher. Ich habe, fuhr der junge Mann fort, oft viele Stunden damit zugebracht, die darauf eingegrabenen Kämpfe und Spiele, Tänze und feierlichen Aufzüge, ſchönen und komiſchen Figuren genau zu betrachten; leider ſind dieſe Sculpturen durch die Zeit ſtark beſchädigt und mit Moos und Schlingpflanzen überdeckt. Mein Vater, den ich einmal fragte, was dieſe Ruinen bedeuteten, antwortete mir, es ſeien die Ueberreſte eines alten Tempels, in welchem einſt ein heidniſcher Gott gewohnt habe, der nicht blos den ſchwelgeriſchſten Ausſchweifungen ergeben geweſen ſei, ſondern auch durch Blutſchande und andere infame Laſter ſich beſudelt habe; nichts deſto weniger hätten die Götzendiener in ihrer Verblendung am Fuße ſeines Altares Stiere, oft zu Hunderten, geopfert. Mein Vater verſicherte mir, daß noch das Marmorgefäß da ſei, in welchem das Blut der Thiere aufgefangen wurde, und daß es eben der Trog ſei, aus welchem ich meine Schweine das darin aufgeſammelte Regenwaſſer ſaufen laſſe und worin ich die Abfälle aufbewahre, die meine Thiere mit ſo viel Appetit verſchlingen.

Nachdem der junge Seemann dies geſagt hatte, ſtieß der Greis einen tiefen Seufzer aus, der den ſtechendſten Schmerz verrieth; er ſank nieder und fiel auf ſeinen Steinſitz zurück und, indem er das Geſicht mit ſeinen Händen bedeckte, fing er an zu weinen wie ein Kind. Der Vogel an ſeiner Seite erhob ein ſchreckliches Geſchrei, breitete ſeine ungeheuren Flügel aus und bedrohte die Fremden mit ſeinem Schnabel und ſeinen Krallen. Die alte Ziege ließ ein Aechzen hören und leckte ihrem Herrn die Hände, um ſeinen Kummer durch ihre demüthigen Liebesbezeugungen zu mildern. Bei dieſem Anblick wurde den Seeleuten das Herz ganz eigen beklemmt; ſie verließen haſtig die Hütte und fühlten ſich erſt wieder frei, als ſie nicht mehr die Seufzer des Greiſes, das Krächzen des abſcheulichen Vogels und das Gemecker der alten Ziege hörten. Nach ihrer Rückkehr zum Schiffe erzählten ſie dort ihr Abenteuer. Unter der Schiffsmannſchaft befand ſich ein Gelehrter, welcher erklärte, daß dies ein Ereigniß von der höchſten Wichtigkeit ſei. Indem er mit einer weiſen Miene den Zeigefinger ſeiner rechten Hand an die Naſe legte, verſicherte er den Seeleuten, daß der Alte von der Kanincheninſel ohne Zweifel der alte Gott Jupiter, der Sohn des Saturn und der Rhea, einſt der unumſchränkte Herrſcher der Götter, wäre; der Vogel, den ſie an ſeiner Seite geſehen, wäre offenbar der berühmte Adler, welcher den Blitz in ſeinen Krallen getragen, und allem Anſchein nach wäre die Ziege die alte Amme Amalthea, die den Gott einſt auf der Inſel Creta getränkt habe und jetzt fortfahre, ihn auf der Kanincheninſel mit ihrer Milch zu ernähren.

Dies war die Erzählung des Niels Anderſen, und ſie zerriß mir das Herz. Ich verhehle es nicht: ſchon ſeine Aufklärungen über die geheimen Leiden des Wallfiſches hatten mich auf's Tiefſte betrübt. Armes Thier! Gegen die Canaille von Ratten, die ſich in deinem Körper einniſtet und unaufhörlich darin wühlt, giebt es kein Mittel und du ſchleppſt ſie mit dir fort bis ans Ende deiner Tage; du magſt immerhin von Norden nach Süden eilen und dich an den Eisſchollen der beiden Pole reiben: der nichtswürdigen Ratten kannſt du dich nicht entledigen. So ergriffen ich aber auch von der Pein der armen Wallfiſche war, ſo wurde meine Seele doch noch ganz anders durch das tragiſche

Schickſal dieſes Greiſes bewegt, der nach der mythologiſchen Hypotheſe des gelehrten Ruſſen kein Anderer war, als der weiland König der Götter, Jupiter der Chronide. Ja, auch er war dem Schickſal erlegen, welchem die Unſterblichen ſelbſt nicht entgehen konnten, und der Anblick ſolchen Unglücks erfüllt uns mit Mitleid und Bitterkeit. Sei alſo Jupiter, ſei der ſouveräne Herr der Welt, vor deſſen Zornblick das Univerſum erzittert, ſei von Homer beſungen und von Phidias gemeißelt, in Gold und Elfenbein, ſei von hundert Völkern lange Jahrhunderte hindurch angebetet, ſei der Geliebte der Semele, der Danae, der Europa, der Alkmene, der Leto, der Io, der Leda, der Caliſto! — von allen dem bleibt am Ende nichts, als ein abgelebter Greis, der, um den Unterhalt für ſein elendes Leben zu gewinnen, , ſich genöthigt ſieht, ein Kaninchenfellhändler zu werden, wie ein armer Savoyarde. Ein ſolches Schauſpiel macht allerdings der feilen Menge Vergnügen; ſie beſchimpft am nächſten Tage, was ſie Tags vorher angebetet hat. Vielleicht befinden ſich unter dieſen Leuten die Nachkommen jenes unglücklichen Rindviehs, das einſt zu Hunderten auf dem Altar des Jupiter geopfert wurde; mögen ſie ſich ſeines Falles freuen, mögen ſie nach Herzensluſt ſchmähen, um das Blut ihrer Ahnen die dem Götzendienſt gefallen, zu rächen. Ich für meinen Theil bin tief bewegt und habe ein ſchmerzhaftes Mitgefühl bei dem Anblick dieſes erhabenen Unglücks.

Dieſe Rührung hat mich vielleicht gehindert, in meiner Erzählung jene ruhige Haltung zu gewinnen, die dem Geſchichtsſchreiber ſo gut ſteht, und jenen ſtrengen Ernſt, den man nur in Frankreich ſich erwirbt. Auch geſtehe ich beſcheiden gegenüber den großen Meiſtern in dieſem Gebiete meine ganze Unbedeutendheit ein, und indem ich mein Werk der Nachſicht des gütigen Leſers, dem ich ſtets meine größte Hochachtung bezeugt habe, empfehle, ſchließe ich hier die erſte Abtheilung meiner Geſchichte der „Verbannten Götter.“

Druck von W. Bürenſtein in Berlin, Königsſtr. 43.

Heinrich Heine.

Erinnerungen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Meißner, Alfred, der Pfarrer von Grafenried. Eine deutſche Lebensgeſchichte. 2 Bände	3	—
Heine, H., Buch der Lieder. 12. Aufl. Oct. Ausg.	1	15
— " " " 13. Aufl. M. A. geb.	2	—
— Neue Gedichte. 3. Aufl. Oct. Ausg.	1	15
— " " 4. Aufl. M. A. geb.	2	—
— Romanzero. Oct. Ausg.	2	—
— " 4. Aufl. M. A. geb.	2	15
— Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— Deutſchland. Ein Wintermärchen	1	—
— der Doctor Fauſt. Ein Tanzpoem	—	25
— die Harzreiſe. M. A. geb.	1	3
— Reiſebilder. 4 Theile	7	—
— der Salon. 4 Theile	6	20
— über den Denuncianten. Vorrede z. 3. Th. d. Salon	—	7½
— Vermiſchte Schriften. Drei Bände	6	—
— die romantiſche Schule	2	—
— Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo	1	7½
— über den Adel	—	25
— über Ludwig Börne	2	—
— Franzöſiſche Zuſtände	2	—
— der Schwabenſpiegel, abgedruckt im Jahrbuch der Literatur f. 1839	2	—
— Bildniß. Gezeichnet von E. B. Kietz	1	15
Falkſon, Ferdinand, Giordano Bruno	1	15
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Ruſſen. Erſter und zweiter Theil	1	20
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile	5	10
Vehſe, Dr. Eduard, Shakespeare als Proteſtant, Politiker, Pſycholog und Dichter. 2 Theile	3	10
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Bde.	3	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Zweite Auflage. 3 Bde.	4	15
Weiſſer, Adolf, Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. 2 Bde.	2	15
Wienbarg, Dr. L., äſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet	1	20
Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

Heinrich Heine.

Erinnerungen

von

Alfred Meißner.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

ECA
A.
ACENSIS.

Ueberſetzungen in fremden Sprachen können nur mit Einwilligung
des Verfaſſers vorgenommen werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Heinrich Heine iſt todt! Der große Dichter, der die Welt ein volles Vierteljahrhundert lang mit ſich zu beſchäftigen gewußt, hat ſein langes Sterbelied zu Ende geſungen! Wie groß der Verluſt auch iſt, den die deutſche Literatur erlitten, Heine hat ſein Tagewerk vollſtändig und glorreich gethan. Sein Körper hat eben ſo lange gedauert, als er nöthig war, um der Welt alle Phänomene ſeines merkwürdigen Geiſteslebens zu zeigen.

Faſt noch unter dem Schlage der Nachricht von ſeinem Hingange, in der doppelten Trauer um einen ſeltenen Genius und einen großen, edlen Freund beginne ich die Sammlung meiner Erinnerungen an den Verewigten und lege das vorliegende kleine Buch wie ein Todtenopfer auf Heinrich Heine's Grab. Ich werde damit nicht allein ſeinen Manen eine verdiente Genugthuung leiſten, ſondern mir auch Jene verpflichten, welchen der Todte theuer war. Vielleicht gelingt es mir, hie und da auf die letzte Lebensperiode des Dichters ein Licht fallen zu laſſen, das Ganze iſt zum Mindeſten ein Verſuch, die Widerſprüche eines Charakters aufzulöſen, der wohl an ſich von einer ſehr räthſelhaften Compoſition war, aber durch Unkenntniß und Parteilüge, die ſich an ihn hing, noch dunkler und verworrener erſchien, als er es in Wirklichkeit geweſen. Eine vieljährige Bekanntſchaft mit dem Dichter und ein ſiebenjähriger Briefwechſel haben mich in den Stand geſetzt, über das Leben ſeiner letzten Jahre ſprechen zu dürfen und auch manches Bild ſeiner Verhältniſſe aufzurollen. Das Vertrauen, das er mir ſchenkte und die zahlreichen Beweiſe von Freundſchaft, die mich ſo oft tief rührten, machen mir dieſe Aufgabe beinahe zu einer gebieteriſchen, aber auch angenehmen Pflicht.

Die Haltung des vorliegenden Buchs hat die Reihenfolge der Jahre und des Erlebniſſes in deſſen oft ganz zufälliger Geſtalt. Seine Quellen bilden nicht bloß Erinnerungen, die nur zu oft bei einem etwas ferneren Rückblicke mindeſtens die urſprünglichen Umriſſe verlieren, ſondern ſorgfältig aufbewahrte und meiſt unmittelbar nach dem lebendigen Vorfall niedergeſchriebene Blätter. Die vorkommenden Ausſprüche ſind mit faſt ſtenographiſcher Treue wiedergegeben, die erzählten Anekdoten haben keine decorativen Zuthaten erhalten und die angeführten Thatſachen ſind ohne Schmuck und jede künſtliche Staffage geblieben. Wo des Verfaſſers Anſichten und Urtheile eingefloſſen ſind, da läßt ſich vielleicht mit ihm rechten, aber dem Vorwurf, daß dem Buche mehr Objectivität zu wünſchen wäre, kann er ruhig ins Geſicht lächeln. Es würde Jedermann ein Gleiches begegnet ſein, der den Dichter bewundert und ſeine Perſon geliebt.

Der Haß iſt ſchwerlich gerechter als die Liebe und die geiſtesſtolze Kälte erſcheint mir wie todte Gleichgiltigkeit.

Prag, 26. März 1856.

Erſte Abtheilung.

1847.

I.

Als ich Heine zuerſt kennen lernte — es war im Februar des Jahres 1847 — war er bei Weitem noch nicht der kranke Mann, als den wir einige Jahre ſpäter ihn uns zu denken gewohnt wurden. Freilich war das rechte Auge geſchloſſen, aber andere Spuren des vorangegangenen Schlagfluſſes waren auf ſeinem Geſichte kaum bemerkbar Dies Geſicht war von eigenthümlicher Schönheit, die Stirne hoch und breit, die Naſe fein und edel geſchnitten; den Mund von zierlicher Bildung beſchattete ein Bart, der auch das ganze Kinn umkleidete. Dieſer Bart war ſchon weiß geſprenkelt, während das braune Haupthaar, das tief in den Nacken hinabhing, in ſeiner Ueppigkeit noch keine Spur des Alters verrieth. Der Geſammteindruck ſeines Geſichtes war ſchwärmeriſche Schwermuth, doch wenn er ſprach oder ſich bewegte, brach eine ungeahnte Energie und ein überraſchendes, faſt dämoniſches Lächeln hervor. Er war noch ſo ziemlich gut auf den Füßen und konnte, auch nur um eines Zeitungsartikels willen, den weiten Weg vom Faubourg Poiſſoniere bis zum Palais Royal in das Cabinet de Lecture zurücklegen.

Heine ſtand damals im acht und vierzigſten Jahre, er nannte ſich ſelbſt einen der erſten Männer des Jahrhunderts, weil er am erſten Januar 1800 zur Welt gekommen. Seine Krankheit, welche ſpäter zu ſo ſchrecklichen Verwüſtungen führte, hatte aus einem ſcheinbar unbedeutenden Anlaſſe begonnen. Der Kämpfer, dem hundert wüthende Angriffe nichts geſchadet, war in Folge eines kleinen Familienſtreits vom Schlage gerührt worden. Aber ſein Organismus ſchien ihn ſchon damals fühlen zu laſſen, daß dieſer Zuſtand über kurz oder lang mit dem Tode enden müſſe. Ohne Beſſerung war er das Jahr zuvor aus dem Bade von Bagnères in den Pyrenäen zurückgekehrt und hatte es in Paris mit eben ſo wenig Erfolg mit mehreren Aerzten verſucht.

Deſſenungeachtet war er noch immer geſellig, liebte Gäſte um ſich zu ſehn, konnte ausgelaſſen froh ſcherzen, lachen und ſpotten. Sein Geiſt war von den Leiden ſeines Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Werkſtätte mit der alten unerſchöpflichen Kraft, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihn zuſammenſtürzen würde.

Bei der trüben Zukunft, die ihm drohte, war es noch ein Glück und Troſt, daß ſeine Vermögensverhältniſſe, wenn auch nicht glänzend, doch anſtändig waren, und daß ihm eine gute und theilnahmsvolle Frau zur Seite ſtand.

Mathilde hatte noch immer Spuren von Schönheit, war aber recht corpulent geworden. Das Bild in Oelfarben, das lebensgroß an der Wand ihres Zimmers hing, glich ihr ſchon lange nicht mehr. Ihr Naturell war ein ſo harmloſes und naives, wie wir es an Kindern ſehn und war es bei zunehmendem Alter und allen Erfahrungen pariſer Lebens immer geblieben. Dieſe Eigenſchaften zeigten ſich auch in den raſchen Uebergängen von Lachen zum Weinen, vom Scherz zum Mitleid. Sie konnte über das bevorſtehende düſtere Loos ihres Mannes oft Thränen vergießen, aber dieſe Thränen konnte ſchnell wieder ein zufälliger Zwiſchenfall trocknen.

Beider Ehe war kinderlos.

Ich weiß nicht, welchem Zufalle ich es zuzumeſſen habe oder welchen Eigenſchaften, daß ich mit Heine in kürzeſter Zeit auf einen vertrauten Fuß zu ſtehen kam und bald in den kleinen Kreis Jener gehörte, die er zu ſehen liebte. Während meines viermaligen Aufenthalts in Paris, der einmal ſogar von faſt einjähriger Dauer war, vergingen ſelten mehr als ein paar Tage, an welchen ich nicht in ſein Haus gekommen wäre. So gewöhnte ich mich allmälig und ſchrittweiſe an ſeinen ſich ununterbrochen verſchlimmernden Krankheitszuſtand, deſſen Anblick oft die Nerven der ihn Beſuchenden auf das Peinlichſte erſchütterte und ſo Manchen in ſpäteren Jahren von ferneren Viſiten zurückhielt. Der Platz an ſeinem Bette und die Unterhaltung mit ihm ward mir allmälig lieber als ein Spaziergang über die lachenden Boulevards und der Verkehr mit den meiſten Geſunden. Im Geſpräch mit dem alten kranken Zauberer vergaß ich die Krankenſtube. Der Reiz, den ſeine Bücher auf mich übten, ſetzte ſich hier fort und es war mir, als läſe ich manches Capitel, von dem die übrige Welt nichts erfahren würde. Aber auch den Menſchen gewann ich lieb; die Güte ſeines Herzens, von Allen in Frage geſtellt, wurde für mich über jeden Zweifel erhoben. Wenn ich die große Metropole beſuchte, von welcher mir Heine ein Beſtandtheil geworden war, konnte ich die Reiſe ebenſo gut als eine Vergnügungstour, wie als eine Wallfahrt zu Heine's Haus betrachten.

II.

Die Wohnung eines der größten Dichter, die Deutſchland je gehabt, ſtand gewiß hinter der eines franzöſiſchen Autors zweiten oder dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke waren mit beſcheidenem Comfort geziert, die Ausſicht, wenn ſie ſo zu nennen, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Der Kamin hatte die übliche weiße Marmorverkleidung, über ihm hing ein breiter Spiegel, eine Uhr im Porzellangehäuſe, zwiſchen den in Frankreich unausweichlichen Blumenvaſen mit künſtlichen Bouquetten aufgeſtellt, ließ ihr Tiktak vernehmen; ſie war der auffallendſte

Schmuck. Man wüßte nichts Beſonderes von dieſer einfachen Wohnung zu ſagen, wenn nicht eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntſeidenen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erſchienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelle Schrei eines Papagei herübertönte.

Es war die Zeit, in welcher eben der vereinigte Landtag in Berlin zuſammentreten ſollte. Heine erſchien faſt täglich im Cercle Valois und verfolgte die politiſchen Thatſachen mit großem Intereſſe; aber er hatte nur Sarkasmen für ſie auf den Lippen.

„Die Epoche der conſtitutionellen Regierungen beginnt", ſagte er. „Man ſage was man will, der Anfang iſt gemacht. Die Nationen werden ſich nicht mehr ohne Verfaſſungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben ſie bei Seite gelegt, für dieſes alte Buch müſſen ſie ein neues haben. Dahinein wird ſich

Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienſt lebt, flüchten. Für ſie wird die Charte das ſein, was für uns die Bibel, die auch ſoviel Kämpfe und Blut gekoſtet. Haben Sie Acht, mit den Verfaſſungen wird es den Völkern furchtbarer Ernſt werden. Ich für meinen Theil kann mir keine ſchönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphauſen, Hanſemann und Beckerath.“

Man kam auf die Bewegung des Deutſchkatholicismus zu ſprechen. Er ſagte:

„Da ſehen Sie die Conſtitutionellen auf religiöſem Gebiete. Was wollen ſie? Was iſt ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, gemäßigter Aberglaube. **Warum wären Origines und der heilige Auguſtin ſchlechter als der Apoſtel Ronge im ſchwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche iſt doch eine Geiſteskraft ſichtbar, die mir** imponirt. Dieſe modernen Sektirer ſind mir ebenſo zuwider wie die Kirchenväter, vielleicht gar noch mehr.“

Er warf das Zeitungsblatt, das ihm zu dieſer Apoſtrophe hingeriſſen, verächtlich weg und verließ heftig das Leſecabinet.

Ich muß hier, um, wenn auch noch ſo flüchtig, den Hintergrund zu untermalen, von dem ſich Heine's Geſtalt ablöſen ſoll, einiger Bekannten und Freunde gedenken, die ſich in ſeinem Hauſe trafen und ſeinen näheren Umgang bildeten. Es waren zum Theil Deutſche, zum Theil Franzoſen; zum Theil Schriftſteller, in größerer Anzahl aber einfache Sterbliche, ohne Prätenſionen auf Kränze und Nachruhm. Heine war bei ſeiner langjährigen Anweſenheit in Paris und bei der erſten Rangſtellung, die ihm auch das franzöſiſche Publikum eingeräumt hatte, faſt mit allen Berühmtheiten in Verbindung getreten, aber die weiten Entfernungen, das reiche Leben, die tauſend Zerſtreuungen und Abhaltungen bringen es in ſo einer Stadt mit ſich, daß auch die beſten Freunde und Solche, die das größte Gefallen an einander finden, ſich doch Monate lang aus den Augen verlieren. Zuletzt bleibt aus einer unendlichen Maſſe Bekannter nur eine gewiſſe kleine Zahl ſtätiger Beſucher übrig, ſtätig, weil ſie näher wohnen, weniger zu thun haben oder eine ganz beſondere Anziehung ſie an einander knüpft.

Faſt täglich in Heine's Hauſe ſah man Madame A...., von Heine die flammenaugige Eliſe genannt, eine Penſionsfreundin Frau Mathildens. Sie war eine echte Pariſerin, lebhaft, ziemlich coquett, mit ſchwarzen Augen und ſchwarzem Haar; ihr Mann hatte damals, ſo viel ich weiß, nur eine Schnittwaarenhandlung in der Chauſſee d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreiſe. Die kleine Alice, Madame A....'s Tochter, hatte Heine aus der Taufe gehoben. Er liebte das Kind über die Maßen. Seinetwillen und Eliſen zu Liebe wurde der Gatte A.... mit hingenommen, ſo wenig er in den Kreis paßte. Die Ungenirtheit ſeiner Manieren verletzte gar oft Heines empfindliches Weſen und ſeine Othellolaunen verdarben zuweilen die ganze harmloſe Stimmung der Geſellſchaft. Die ſchlanke reizende Mademoiſelle Jenny, jetzt noch Comptoirmädchen bei A...., wachte über die kleine Alice, führte ſie im Wagen heran, brachte ſie, wenn, wie gewöhnlich, die Geſellſchaft des Abends länger zuſammenblieb, früher nach Hauſe und war ihrer ſchönen Augen und raſchen, klugen, grotesken Einfälle wegen gleichfalls bei dem kranken Dichter wohl gelitten.

Zu dieſer Geſellſchaft von rein franzöſiſchem Typus kam nun ein Deutſcher, jüdiſcher Herkunft, der aber bei langjährigem Aufenthalt mit Paris auf's Genaueſte bekannt geworden war, ein halber Diplomat, ein halber Finanzier, ein Mann der Pläne und Spekulationen, fein, weltkundig und elegant, welcher Heine'n bei den kleinen Börſengeſchäften, die er von Zeit zu machen beliebte, dienſtreich zur Hand war. Heine hatte dieſen Freund Calmonius getauft in Erinnerung eines bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, mit dem ſein Freund, wie er ſagte, viele große Eigenſchaften eines Spekulanten — Scharfblick, Gewandtheit, Unerſchöpflichkeit der Mittel und peſſimiſtiſche Weltanſchauung gemein habe. Von dem hiſtoriſchen Calmonius behauptete Heine, daß er in genauer Beziehung zu dem alten Deſſauer geſtanden und erzählte zur Bekräftigung dieſer Behauptung gern eine Geſchichte, die freilich, wenn ſie wahr ſein ſollte, von der traulichen Intimität der beiden Veteranen, die ſie über alle Unterſchiede des Standes, der Herkunft und der Religion hinweghob, ein beſonders erfreuliches Zeugniß giebt. Eines Tages lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf ſeinen Namen rufen hört. Kriegeriſche Klänge miſchen ſich in dies Rufen, er eilt im Hemde an's Fenſter und blickt heraus. Was ſieht er? Mitten auf dem Markte, inmitten der gaffenden Menge ſitzt der alte Deſſauer, von ſeinem ganzen Generalſtabe umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hute. „Lebe wohl! lebe wohl Calmonius“, ruft er. „Ich ziehe in den ſiebenjährigen Krieg!“

Auch Heine liebte ſeinen Calmonius, er hatte mit ihm ſeit Jahren in engem Umgang geſtanden, aber der arme Calmonius hatte an ihm einen äußerſt ſchwierigen Clienten. Capriciös wie ein Kind erfreute ſich Heine der Gewinnſte, wenn es Gewinnſt gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluſte verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen ſchuldigen Tribut der Götter, der Verluſt aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll des Dranges war, ihm nützlich zu ſein und es wirklich und rechtſchaffen gut mit ihm meinte. Armer Calmonius! Als eine neue Speculation gründlich mißrieth, verlor er gänzlich das Herz des Dichters und doch bin ich überzeugt, daß er den beſten Willen gehabt hätte, ihn zugleich mit ſich ſelbſt ſogar zum Millionär zu machen.

Auch der Homöopath Dr. R.... trat zuweilen bei Heine vor. Mit dieſem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reiſe aus dem Süden waren Heine und ſeine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violiniſten Ernſt zuſammengekommen, den Beide ſchon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen ſoll, bittet der Virtuoſe den Dichter, ihm ein Geſchenk an ſeinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der coloſſalen lyoner Würſte, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicateſſe gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch nicht auf der Eiſenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reiſe im Poſtwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurſt ſchneidet, die ſo ſchwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine koſtet eine Schnitte und findet ſie vortrefflich, Heine thut desgleichen und iſt ebenſo ſehr davon entzückt. Die Reiſe dauert noch einen Tag, die Wurſt verringert ſich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichen, trifft es ſich, daß nur ein ganz kleiner Reſt von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erſt fühlt es Heine, wie ſchnöde er ſich ſeines Auftrages entledigt. Was thut er? Er ſchneidet mit einem Raſiermeſſer eine völlig durchſichtige Scheibe herunter und ſendet ſie unter Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!“ ſchreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forſchungen iſt nunmehr ganz feſtgeſtellt, daß Milliontheile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionſten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernſt für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit iſt, die Wirkung thun, wie ein ganzer."

Von berühmten Franzoſen, welche öfter bei Heine zu ſehen waren, iſt noch Hektor Berlioz, Theophile Gautier und der unglückliche Gerard de Nerval zu nennen. Letzterer, ein weiches zartes Gemüth, hatte eine große Vorliebe für deutſche Literatur und lebte in ihr faſt mehr als in der franzöſiſchen. Er hatte den Fauſt überſetzt, in ſeinem Buche Loreley eine Reihe von Reiſeſkizzen vom Rhein und aus Thüringen niedergelegt und ſich in einem Drama Burkhart einen deutſchen Studenten zum Helden gewählt. Schon damals war er Heine behilflich, das Buch der Lieder ins Franzöſiſche zu übertragen und war dieſem ſehr lieb geworden. Er war eine träumeriſche Natur und verſtand es nicht, was ſeine Landsleute ſo gut können, literariſch zu ſpeculiren. Er arbeitete mit einem raſtloſen Fleiß und verſchmähte, ſo ſehr ihn die Noth drängen mochte, die Franks für ein Werk einzukaſſiren, welches er noch nicht für reif und gefeilt genug hielt. Alle Welt weiß, welches Ende er acht Jahre ſpäter genommen. In einer Februarnacht, im Schneegeſtöber, war er im ſchwarzen Frack, ohne einen Sous in der Taſche um den Mantel im Leihhauſe auszulöſen, in die ſchreckliche Rue de la vielle Lanterne gerannt und machte ſich dort mit einem Stricke ein Ende. Dieſe Nachricht war eine der letzten Schmerzen Heine's. Auch mich hat ſie ſchwer getroffen, denn ich kannte Gerard de Nerval und erinnere mich manches Spaziergangs und manches intereſſanten Geſprächs im Café du Divan Lepelletier.

III.

Noch immer gemahnt es mich ſeltſam, daß es Heine war, der mich zuerſt mit einem Menſchen bekannt machte, der ſpäter eine große und vielleicht noch immer nicht beendigte Rolle ſpielte und daß mir durch Heine zuerſt deſſen Bedeutung geoffenbart wurde.

Am ſiebenten April, dem Sterbetag Fouriers, ſand in der Salle Valentino das alljährliche Banquett ſeiner Anhänger ſtatt. Der Ballſaal, in dem einen Abend vorher die tollen Pariſer die wilden Saturnalien des Cancans gefeiert, war — ſeltſamer Wechſel — heute in eine Kirche verwandelt, wo bei einem Liebesmahl, wie in der erſten Zeit des Chriſtenthums, die kleine Schaar zukunftsgläubiger Menſchen ſich begeiſtern und verbrüdern ſollte.

Nimmermehr konnte ich damals bei einem ſolchen Feſte fehlen. Scheu und tiefbewegt trat ich in den Saal und die hundert flackernden Lichter, die weißgedeckten, blumengezierten Tiſche, vor denen in gemeſſener Haltung einige Hundert Gäſte, Männer und Frauen ſaßen, riefen in mir eine fremde, eigenthümlich aufſchauernde Empfindung wach.

Es waren nun ſchon zehn Jahre her, daß die ſozialiſtiſche Schule ein Feſtmahl zum Andenken ihres Meiſters gab, aber die Manifeſtation des Sozialismus war noch nie ſo ſtattlich geweſen: eine Vorahnung von 1848 berief ſie Alle. Wie ſich mein Auge allmälig an die eigenthümliche Beleuchtung gewöhnte, überſah ich wohl an tauſend Anweſende, darunter wohl auch hundert Frauen, die meiſten, wie es ſchien, den beſten

Ständen angehörig. Auch Kinder in weißen Feſtkleidern ſaßen an einem langen Tiſch — dieſe nach des Meiſters Wunſch mit Blumen bekränzt, da für ſie das Reich des Friedens und der Glückſeligkeit ſchon da iſt, für das die Väter kämpfen und dulden.

In der Mitte des Saals, auf einem grauen Sockel, ſtand Fouriers Büſte aus weißem Marmor. Ich betrachtete lange das Geſicht dieſes einſamen Denkers, der aus tiefſter Armuth, wie Spinoza vom Kaufmannsſtande zur philoſophiſchen Forſchung überging: ein eigenthümlicher Ausdruck der Trunkenheit und ſtiller Exſtaſe ſchien über die Züge ergoſſen. Kaiſerkronen, ſeine Lieblingsblumen, weil er ſie als verklärte Märtyrerkronen gedeutet, umhüllten das Piedeſtal zum großen Theil und in Uebereinſtimmung hiermit waren ganze Wände von Blumen verkleidet. Fourier war ein leidenſchaftlicher Blumenliebhaber geweſen und hatte ſich daran gewöhnt, in jeder

Pflanze das Abbild einer menſchlichen Seelenkraft zu ſehn.

Welcher Partei man auch angehöre, immer iſt es ein ergreifender Anblick, Hunderte, Tauſende zur Verehrung eines Genius verſammelt zu ſehn und der Eindruck wächſt, wenn dieſe Feier der Nachklang eines Lebens iſt, das in Armuth und Noth, belacht, ignorirt oder verleumdet dahinfloß, ein ſpäter Triumph eines Kampfs, der vergeblich ſchien.

Fröhlich rauſchende Muſik erſcholl vom Orcheſter herab, lebhaft ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl, bei dem ſich der Eine dem Andern freundlich zu nähern ſuchte, weil ſeine bloße Anweſenheit ſchon verwandte Geſinnung verbürgte; der Fremde wurde mit Zuvorkommenheit überſchüttet. Bald begannen die Toaſte.

In dieſem Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Ich ſah mich um und erkannte Heine an einem benachbarten Tiſche. Ich trat auf ihn zu und wir ſchüttelten uns die Hände ohne viel zu reden, denn die Redner wurden mit Spannung erwartet.

„Dem Genius Fouriers, des Offenbarers menſchlicher Geſchicke, der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menſchen!“ rief eine wohltönende Rieſenſtimme. Andere Redner ſtiegen auf die Tribüne. Der Eine brachte einen Gruß des Friedens allen Völkern des geſitteten Europa's, insbeſondere dem „Brudervolk jenſeits des Rheins, das freier in ſeiner religiöſen Ueberzeugung, vorgeſchrittener in humaner Entwicklung als alle übrigen Nationen. Deutſchland werde die Allianz Frankreichs nicht mehr von ſich abweiſen, ſobald es erkannt, daß dieſes auf jeden Eroberungsgedanken verzichtet.“

Bald jagten ſich die Toaſte. Dem ſterbenden Polen wird ein Hoch gebracht. „Es wird wieder erwachen, denn ſeine Miſſion iſt unſterblich.“ Dem „Ende des Kriegs auf der Erde!“

„der allmäligen Emancipation der Frau“ wird begeiſtert zugetrunken. Aber auch der Todten wird gedacht, die für den Fortſchritt der Menſchheit geſtritten. „Sie bilden eine unſichtbare Kirche, ſie ſind gegenwärtig bei dieſem Mahle, das einem ihrer Brüder, einem der größten Denker, Fourier, geweiht iſt.“

Man umarmt ſich, Thränen treten in manches Auge, der Fernſtehende ſelbſt wird von der Macht des Augenblicks ergriffen. Sind wir noch in dem als frivol verſchrieenen Paris? Unwillkürlich ſpricht es im Herzen des fremden Gaſtes: Weißt du denn, welches die künftige Ordnung ſein wird? Vielleicht wohnſt du einer Verſammlung der wahren, wenn auch noch zur Zeit unterdrückten Kirche der Menſchheit bei. Gewiß die Aſſociation iſt das Wort der Zukunft, wir kommen dazu trotz alledem! Das Meiſte wird anders werden, als ſich's dieſe Leute denken, ihr Friedensreich iſt Quietismus, ihre Ueberzeugung, daß die ſociale Reform unter jeder Regierungsweiſe möglich, eine Utopie, aber ſie beſitzen dennoch Manches, was als Loſung in die Zukunft herüberkommen wird.

Ich verließ mit Heine den Saal und wir kamen in die gaserleuchtete Rue St. Honoré, wo allerlei Volk in Gruppen umherſtand.

Bei Gott! ſagte ich, die franzöſiſche Nation hat doch einen idealiſchen Drang in ſich, wie keine andere. Ein Volk, wo Hunderte eines ſo reinen, allgemeinmenſchlichen Aufſchwungs fähig ſind, iſt doch ein großes und bevorzugtes.

Ein unterſetzter Mann, mit einem vollen, heiteren Geſicht, breiter, rundgewölbter Stirn und blauer Brille vor den Augen, ſtand vor uns im Gedränge. Wie von ſeinem Erſcheinen frappirt, blieb Heine, mich zurückhaltend, ſtehen und flüſterte mir raſch zu: Sehen Sie ſich den an!

„Waren Sie denn auch drin?“ fragte Einer den Mann mit der blauen Brille.

„Nein!“ erwiederte dieſer kurz. „Ich kam nur ſo vorüber und blieb ſtehn, weil es wie ein Auflauf ausſah. Ach! es iſt daſſelbe Lied bei allen Sektirern! Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der uns von der Sünde erlöſt hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt ſei Fourier, der uns die ſocialen Geſetze geoffenbart! Poſſen! Wer wird endlich einmal ausrufen: Lob und Ehre dem geſunden Menſchenverſtand, der Keinen anbetet?“

Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achſeln und entfernte ſich langſam.

Wer iſt dieſer Herr? fragte ich Heine, über deſſen Geſicht im Augenblick ein aufgeregtes Leben blitzte.

„Wer er iſt?“ gab er zur Antwort. „Monſieur Proudhon nennt er ſich unter den Menſchen. Eigentlich iſt es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, einmal wieder einen Solchen zu ſehen. Ich werde lebensüberdrüſſig, wenn ich nichts als Geſchäftsleute und Alltagsmenſchen um mich ſehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir gut nach ſo viel ſchönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht! vollſtändig Recht!

Wer iſt der Menſch? fragte ich mit einer noch höher geſpannten Neugier aufs Neue.

„Immer ſagen Sie: der Menſch!“ verſetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß das kein Menſch iſt, trotz ſeiner blauen Brille. Es iſt das zerſtörende Princip in Geſtalt eines Staatsphiloſophen, zum Uebermaß noch bevorzugt mit den Darſtellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo ſcheint ihm die Macht ſeiner Antitheſe abgetreten und Alexandre Dumas ſeine heitere Phantaſie geliehen zu haben. Der furchtbare Ernſt der Sache iſt elegant und ſinnvoll drappirt und ſieht das Barfüßergewand deutſcher Trockenheit mit dem Standesſtolze eines Ariſtokraten an. Dieſe Werke, oder um die Polizeiſprache zu ſprechen — dieſe Brandſchriften — leſen ſich wie

Romane! Sie gehn hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüſirt ſich dabei und niemand merkt, daß beim Umdrehen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tags prächtig aufgehen und eine geſegnete Ernte geben werden.“

Heine begleitete dieſe letzten Worte mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln. Es war aber nicht das Lächeln, welches ſeinen ſchönen Knabenkopf in Geſellſchaft guter Freunde oder beim Erzählen eines witzigen Einfalls zu überſtrahlen pflegte. Es war ſein deſtruktives Lächeln, daſſelbe, das im Wintermährchen, im Atta Troll und in ſeinen politiſchen Gedichten in Worte gekleidet ſcheint. Auf das Papier gezaubert hat dies Lächeln die dämoniſche Gewalt, ſich dem Leſer mitzutheilen. Man lieſt und lächelt und das Schlimmſte daran iſt: dieſes Lächeln iſt nicht flüchtig. Es kömmt wieder und wird, ſo graziös es anfangs auch war, nach und nach immer ſtärker, immer lauter, immer muthwilliger, immer wilder, endlich wird es ein Ausbruch rebelliſchen Hohns. Artet es bis zu dieſer Höhe aus, dann wirft es den Fürſtendiener auf die Oppoſitionsbank, macht den orthodoxen Pfarrer zum Ketzer, den Billardſpieler zum Verſchwörer und den beſtgeſinnten Philiſter zum Freiheitsſchwärmer.

Dieſes Lächeln hat für die Bewegung der letzten Jahre viel gethan ....

IV.

Nicht fern von Heine, als mein Hausgenoſſe im Hotel Violet, wohnte der deutſche Flüchtling V...... Er beſuchte Heine von Zeit zu Zeit, kannte ihn ſchon ſeit vielen Jahren, aber das Verhältniß Beider zu einander war ein geſpanntes. - V..... trug eine Unmaſſe Bedenken gegen Heine's Poeſie und Charakter mit ſich herum und Heine ironiſirte den alten Burſchenſchafter und hatte kaum ein Auge für ſein edles Herz, ſeinen ehrlichen Charakter, ſeine noble Natur, ſo komiſch waren ihm ſeine Schwächen, die ihn fortwährend an die ſeiner alten Commilitonen aus der Studenzeit erinnerten.

Insbeſondere komiſch war für Heine die

Aengſtlichkeit, die Schwäche, die geſpaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menſchen, der von Deutſchland und ſeinen Fürſten nur Böſes empfangen. B…., ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr iſt, ein Freund von Buonarotti und Charles Teſte, der Männer des jungen Europa, hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienſte ſeiner Ueberzeugungen vergoſſen worden wäre, zurückgeſchaudert und er pflegte oft den Spruch zu wiederholen, daß, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müſſe.“ Nur proteſtiren, ſeine Meinung ſagen und für ſie dulden ſolle der Volksmann und in dieſem Sinne hatte er auch ſeinen „John Hampden“ geſchrieben. So war er ſchon damals ein ſeltſames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt und die in der That vom Schickſal dazu auserſehn iſt, bei kommenden Zeiten des Sturmes zerriſſen zu werden und zwiſchen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden.

Viele Stunden täglich ſtand V..... bei ſeinem Pulte und ſchrieb. Außer den Berichten für die Allgemeine Zeitung förderte er auch vielbändige Werke politiſcher Gattung in die Welt. Dieſe Bücher waren langweilig und haben, wie ich glaube, nie viel Leſer gefunden. Aber man hat kaum ein Recht ſcharf gegen ſie zu verfahren. Die herbe Nöthigung des Lebens hatte den Flüchtling zum Schriftſteller gemacht und wenn er auch nur ein geringes Maß ſchöpferiſcher Gedanken beſaß, die Geſinnung und das Wollen des Autors waren immer im höchſten Grade edel.

Es war die Zeit, wo Lola Montez damals in München die ganze Preſſe mit ihren Abentheuern erfüllte. V..... war entrüſtet. Er ſah in den Huldigungen, die König Ludwig der ſchönen Spanierin darbrachte, eine Schmach des deutſchen Weſens und fürchtete, daß eine Pompadour Einfluß auf deutſche Männer und deutſche Zuſtände nehmen würde. Heine'n hingegen amüſirte die Sache ja ich glaube, er freute ſich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimat von Görres und Döllinger, in Monacho-Monachorum gewann. Er ahnte den bevorſtehenden Kampf des Balletröckchens mit der Kutte und ging ſogar mit dem Gedanken um, die ganze Hiſtorie zu einem komiſchen Gedichte in der Art des Atta Troll auszubeuten.

In dieſen Tagen ſchrieb B..... überaus entrüſtete Briefe an die Augsb. Allgemeine Zeitung und da dieſe ſie nicht aufnahm, ſtellte er ſie in einem Büchlein zuſammen, das er auf eigne Koſten herausgab.

„Haben Sie die neue Broſchüre B....'s geleſen?" fragte ich eines Morgens.

Welche Broſchüre?

„**Das Büchlein gegen die Lola Montez: Die ſpaniſche Tänzerin und die deutſche Freiheit.**"

„Nein! lieber Freund," erwiderte der Dichter.

„Ueberhaupt leſe ich nur die großen Werke unſeres Freundes. Die drei-, vier-, fünfhändigen ſind mir die liebſten.“

„Sie ſcherzen und haben gewiß wieder etwas dahinter?“

„Nun ja“, ſagte Heine, „Waſſer in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Waſſer iſt eine ſchöne Sache. Im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden.“

V.

Als der Mai herankam, verließ Heine ſeine Wohnung in der Rue Poiſſonière und bezog ein Landhaus in Montmorency. Die engen Gaſſen, der Wagenlärm, das Menſchengewühl waren ſeinen überreizten Nerven unerträglich geworden, er brauchte friſche Luft, Ruhe und Stille. Frau Mathilde hatte in der Chaitaignerée ein hübſches Haus mit einem ſchattigen Garten gefunden und raſch ging die Ueberſiedelung vor ſich.

Montmorency, zu Rouſſeau's Zeit faſt eine Wildniß und vier Wegſtunden von Paris entfernt, iſt jetzt durch die Nordbahn faſt an die Barrière herangerückt worden, es iſt eine Vorſtadt, in der man ſich bei allem Comfort doch auch an Waldluft und Wieſengrün erfreuen kann. Die Fahrt auf der Bahn dauert funfzehn Minuten. Der Montmartre, die Forts, St. Denis mit ſeinen öden Königsgräbern fliegt vorüber und ehe man's merkt, iſt man in Enghien.

Enghien hat einen kleinen Park und einen ziemlich großen Teich, der von den Pariſern zu Waſſerpartieen in kleinen Segelböten benutzt wird. Studenten und Griſetten machen hier jeden Sonntag nautiſche Experimente, die nicht ſelten bei der Ausgelaſſenheit der Schiffer mit einem Umſturz des Boots enden. Zierliche Landhäuſer ſind ringsum zwiſchen den Wieſen und Baumpartieen zerſtreut, ihre Jalouſieen ſind geöffnet, hübſche Mädchenköpfe blicken da und dort heraus, zwiſchen den Feldern und Weingärten gehn bunte Gruppen ſpazieren. Das Ganze gewährt einen hübſchen, coquetten Anblick.

Von Enghien aus ſchlängelt ſich der Weg

in Krümmungen durch die Weinberge die Anhöhe hinan und läßt rechts und links die Ausſicht auf das freundlichſte Land offen. Kleine weißgetünchte Häuschen liegen fern und nah in den blühenden Kirſchbaumgruppen verſteckt, bläulicher Rauch verkündet auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen ſieht. Sanfte Bergketten umgrenzen den Horizont, Paris in ſeiner ungeheuern Ausdehnung liegt wie ein erſtarrter, hellſchimmernder, weißer Meeresſpiegel in der Ferne.

Montmorency ſelbſt, auf der Berghöhe gelegen, iſt ein kleines Städtchen mit einem überaus bösartigen Pflaſter. Vor den Thoren der zahlreichen Hotels der Stadt ſtehn Gruppen gezäumter Eſel mit rothen Schabraken und altmodiſchen Satteln — denn Montmorency iſt der klaſſiſche Ort für ein Gebiet der Reitkunſt, für das die Ladenmädchen und Ladenſchwengel von Paris an Sonn- und Feiertagen eine große Vorliebe zeigen. Unfern vom Orte liegt ein ziemlich ausgedehnter Buſchwald von einzelnen mächtigen Eichen unterbrochen, zahlreiche Landhäuſer von Gärten umgeben liegen in den verſchiedenen Thalzügen verſtreut. Hier im duftigen Flieder ſingen ſogar Nachtigallen.

Faſt an jedem Sonntage mußte der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, am Hauſe in der Chataignerée anhalten und dort einen Trupp von Gäſten abſetzen. Alexander Weill, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Alphonſe Royer und ſeine Frau waren häufige Beſucher. Wir fanden Heine ins Grüne gelagert, die Mappe und den Bleiſtift in der Hand, entwerfend und dichtend. Frau Mathildens Papagei war nicht in der Stadt vergeſſen worden, ſein Käfig ſtand am Fenſter und ſo oft die Klingel an der Gartenthür ſchellte, begrüßte er die Ankommenden mit lautem Bon jour! Das große Zimmer im Erdgeſchoſſe wurde als

Speiſeſaal benutzt; auf dem zierlich gedeckten Tiſch fehlte nie ein rieſiges Bouquet von Blumen, jedes Couvert hatte ſein kleines Arſenal von Gläſern für den Madera, den Medoc und den Sauterne, der Spitzkelch für den Champagner überragte die Genoſſen. Welch ein Feſt im kühlen, beſchatteten Gartenhauſe, von blühenden Akazien umduftet, ſich zu Tiſche zu ſetzen, ſchönen Augen von Franzöſinnen gegenüber und Heine zum Geſellſchafter!

Wenn die Anweſenheit von Freunden, die er liebte, Heine auf Augenblicke vom Gefühl ſeiner Leiden abzog und das Geplauder hübſcher Frauen ihn anregte, war er unerſchöpflich in drolligen Einfällen und ſie ſchoſſen raketenartig nach allen Seiten. Eine lebhafte und noch immer hübſche Frau, Madame F…., eine Deutſche, die er ſchon vor Jahren gekannt und die nun nach längerer Abweſenheit wieder nach Paris gekommen, war heute mit ihrem Gemahl unter den Gäſten. Das Wiederſehn und die Erinnerung an beſſere Tage verjüngten den Kranken. Man ſprach von der Vergangenheit und Madame F … warf Heine den Flatterſinn vor, mit welchem er damals von einer weiblichen Erſcheinung zur andern zu wandern pflegte.

„Que voulez vous?“ erwiderte der Dichter, „das Ideal kömmt beinahe gar nicht vor. Große Schönheit und ſeltene Tugend ſind faſt niemals zuſammen, es bleibt nichts übrig als beide Weiblichkeit ſtückweiſe zuſammenzuleſen. Endlich hat man ein vortreffliches Herz gefunden, auch das Aeußere iſt herrlich gelungen, aber die Farbe des Haars ſtimmt nicht zu unſerem Schönheitsbegriff. Hier iſt eine Stirne, welche uns entzückt; hier ein Wuchs, dort eine Naſe, hier ein niedlicher Fuß, dort ein ſchwärmeriſches, meertiefes Auge. Dieſe lächelt holdſelig, aber ſie tanzt abſcheulich, jene manoeuvrirt entzückend mit Lorgnette und Fächer, aber es ſteckt nichts als leere Gaukelei dahinter. Es iſt wie mit den Kaffeehäuſern. Hier giebt es alle möglichen Zeitungen und Revuen, aber ſchlechtes Getränk, dort gutes Getränk, aber harte Sorba's. Wo endlich die Sorba's vortrefflich ſind, giebt's nichts, was lesbar oder trinkbar iſt. Man muß umherwandern und kann nirgends ein Stammgaſt werden. So hat auch manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang feſſelt, eine ſchwarze, verrätheriſche Seele, aber der Schnitt ihres Ohres iſt von einer Vollendung, wie man ſie noch nirgends getroffen."

Madame F.... lächelte und ſchlug dem Dichter mit dem Sonnenſchirm über die Hand, denn er hatte mit dieſer letzten Anſpielung ſie ſelbſt gemeint. Man ging zum Diner, welches ziemlich lange dauerte und recht geräuſchvoll war.

„Wer führt Sie umher, wer zeigt Ihnen Paris?" fragte Heine zu ſeiner Nachbarin gewendet.

„Der gute P....", antwortete die Dame und nannte den Namen eines ziemlich bekannten Muſikers.

„O, das iſt recht!“ rief Heine, „das kömmt uns allen zu Statten, es wird ihn wenigſtens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der Gute neulich eine Symphonie in der Salle Valentino aufführen ließ, hatte ſich eine Schaar von Verſchwörern eingefunden, welche dieſe muſikaliſche Arbeit einmal ganz beſonders auspfeifen wollte. Dieſer Racheſturm ſollte nach feſter Verabredung am Schluſſe des Finales losbrechen. Aber die Verſchwörer hatten ihren Plan entworfen ohne den eigenthümlichen Geiſt des Maeſtro in die Rechnung gezogen zu haben. Als die einzelnen Sätze nämlich ſich immer unerträglicher in die Länge zogen, ſchlich Einer nach dem Andern leiſe und heimlich aus dem Saal und zählte auf die Zurückbleibenden. Aber — da die Verſchwörer eben die Kenner waren — blieb keiner darin und ſo kam es, daß der Treffliche noch zuletzt gar von den Mitgliedern ſeiner Clique applaudirt wurde.“

Als ſich das Gelächter gelegt hatte, fragte Heine: „Was wollen Sie denn zuerſt beſuchen?

„Es iſt noch nichts beſtimmt,“ erwiederte die Dame, „aber Madame K..... wollte mich gegen zwölf Uhr mit ihrer Equipage abholen.“

„Madame K.....?“ rief Heine. „O liebe Freundin, laſſen Sie ſich warnen, zeigen Sie ſich nicht in der Equipage dieſer Dame, wahrlich, das hieße Spießruthen fahren.“

„Ich erinnere mich eben“, gab Frau F..... ein wenig betroffen zur Antwort, „Madame K..... ſchlug vor, wir ſollten uns das Pantheon anſehn.“

„Das Pantheon“, rief Heine. „Ach, was will Frau K..... im Pantheon? Frau K..... iſt ja ſelbſt ein Pantheon, wo große Männer ruhten.“

VI.

Montmorency iſt durch den großen Mann, der dort einen bedeutenden Theil ſeines Lebens verbrachte, man kann wohl ſagen, geheiligt. Der Gedanke verläßt uns nicht in dieſem hainumkränzten Dörfchen, daß hier Rouſſeau den Emile, das Glaubensbekenntniß des ſavoyardiſchen Vikars, die neue Heloiſe und die Briefe an d'Alembert geſchrieben; ſeine größten, ſchönſten, wirkungsvollſten Bücher. Er ſelbſt ſagt, er habe auf dieſen Höhen, damals noch fern von Paris, einſam und unwirthbar, ſeine Transfiguration erlebt, er habe ſich dort beſſer und größer gefühlt, als er es ſonſt geweſen, er habe dort Flügel an den Schultern gehabt und die Erde unter ſeinen Füßen oft kaum geſpürt. Es war die Zeit ſeines ſchönſten Schwunges, ſeiner ergiebigſten Thätigkeit, die kurze Zeit ſeines größten Glücks. Bald darauf begann der arme Jean Jaques die unſelige Wanderſchaft, die erſt auf der Inſel St. Pierre endet.

Gleich bei meinem erſten Beſuch in Montmorency fragte ich nach Rouſſeau's Eremitage. Ein Bettelmann, der am Wege ſtand, wies mich mit ſeiner Krücke dorthin, wo der vorſpringende Winkel eines Daches aus einer Gruppe blühender Obſtbäume hervorſah. Ich dankte und ſchritt lebhaft bewegt auf das bezeichnete Haus los. Dort alſo, dachte ich, ſteht die Hütte, wo der arme Jean Jaques ohne Feuer im Kamin, beim ſtrengſten Winter ſeine glühenden Dithyramben ſchrieb! Ob doch die Pietät alles dort noch erhalten hat, wie er es zurückließ, die Holzſtühle, den einfachen Schreibtiſch, das ärmliche Bett:

Ob die Laube wohl noch erhalten iſt, wo er mit Sophie d'Houdetot ſaß und der Roſenbaum noch gezeigt wird, den er ſelbſt gepflanzt und den er mit ſo viel Thränen begoſſen?

Eine arge Täuſchung erwartete mich. Die Mauern der Eremitage ſind vielleicht ſtehn geblieben, aber die Hütte hat ſich in eine elegante Villa verwandelt. Ein ariſtokratiſches Gitter hält den Beſucher ab, in die Nähe zu kommen und wenn man klingelt und Einlaß begehrt, ſagt uns ein Lakei, daß die Herrſchaft zu Hauſe ſei und nicht geſtört werden dürfe. Aber was wollte man wohl auch ſehn? Die Möbel ſind fort, die Zimmer verändert. Den Roſenſtock Rouſſeau's haben fremdländiſche Bäume erſetzt, eine Fontaine, die auf einem zierlichen Wieſenfleck plätſchert, ſpricht eine an dieſem Orte ganz fremde Sprache ......

In einer nicht weit entfernten Villa in der Thalſenkung wohnte damals die Prieſterin der tragiſchen Muſe, Rachel Felix. Sie hatte ſich das Haus ſelbſt erbaut und nannte es La Sante, was zu ewigen Calembours Anlaß gab. Bald war die Sante der Reparatur bedürftig, bald hieß es, ſie habe für ihre Sante einen Baumeiſter kommen laſſen. Fräulein Felix kam nicht ſelten zu Heine herüber, ſie ſpeiſte ein oder zwei Mal mit uns, aber ich erinnere mich nicht, viel Intereſſantes aus ihrem Munde gehört zu haben. Sie ſprach weitläufig über die Auction ihrer alten Möbel, die ſie ſoeben veranſtaltet hatte und machte ſich über die Engländer luſtig, die ſelbſt werthloſes Geräth um fabelhafte Preiſe erſtanden hatten. Ihr Bett war zuletzt von einem alten Lord M.... erobert worden, nachdem ſich ein Auctionskampf in beinahe homeriſcher Art zwiſchen den Helden des Turf entſponnen. Ich glaube, es datirt von dieſer Zeit das Syſtem oft wiederkehrenden Möbelverkaufs, das Fräulein Rachel ſpäter mit induſtriellem Sinn organiſirte und das ſich ſo lange rentirte, als ihr Ruhmesgeſtirn im Zenith ſtand ......

Wenn unſer Mahl zu Ende ging, war auch meiſt der Abend ſchon da. Die Sterne ſtanden am Himmel, die blühenden Akazienbäume und der Jasmin dufteten ſtärker, von fernher tönte ein Singen und Klingen der Geigen. Der Tanzplatz von Montmorency, der an keinem Sonntage leer war, lag Heine's Villa gerade gegenüber. Die Kinder des Dorfs und die Gäſte, die von Paris herübergekommen, hatten ſich dort verſammelt. Man gab den Damen den Arm und führte ſie in den Kreis der Zuſchauer. Heine ſelbſt mochte nie fehlen, wo getanzt wurde und hübſche Mädchengeſichter zu ſehn waren.

Manchen Ball champêtre habe ich da mit angeſehn. Unter ſchattigen, breitkronigen Bäumen gingen die Quadrillen hin und her, in der

Mitte, auf einer kleinen bretternen Tribüne muſicirte das ländliche Orcheſter. Niedliche Landmädchen mit glatten weißen Häubchen und elegante Pariſerinnen, gravitätiſche Bauernburſchen und extravagant luſtige Studenten tanzten durcheinander. Der herbeigekommene Pariſer, der ſich den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht ſich durch groteske Sprünge bemerkbar, die trotz des beſten Vorſatzes doch noch in ſeinem Tanze vorkommen; das Bürgerkind von Montmorency hingegen ſcheint ſchon durch größere Anſtändigkeit für die größere Moral auf dem Lande zu zeugen. Bei dieſem Bilde echt franzöſiſcher Heiterkeit, die in uns ruhige Zuſchauer ſelbſt überging, verweilten wir bis zum Einbruch der Nacht, wo der Spättrain von Enghien uns und alle heimbrachte.

Auf ſolcher Rückkehr weilten meine Gedanken noch lange bei Heine und Montmorency, wo er gegenwärtig lebte, als Jean Jaques Aufenthaltsort berühmt, drängte mich unwillkürlich zu Parallelen zwiſchen dieſen zwei ſo ganz verſchiedenen Naturen, die mir doch darin einander zu gleichen ſchienen, daß ſie beide der Ausdruck der Zerriſſenheit ihrer Zeit geweſen. Der Eine enthüllt ihn rhetoriſch mit allem Pathos der Leidenſchaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironiſch, ſeiner eigenen Schmerzen ſpottend, in gewaltſamen Sprüngen von Wehmuth zu Hohn. Der Eine iſt der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, ſie kritiſirend und zuweilen verhöhnend, weil er die Skepſis in Alles und Jedes zu tragen gewohnt iſt. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein prophetartiger Menſch, der Andere eine Doppelnatur voll Licht und Schatten, ein Weſen wie der Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt. Beide haben das Bedürfniß mit einander gemein, die Heuchelei zu haſſen und ihr ganzes Herz mit aller Schonungsloſigkeit gegen ſich ſelbſt der Welt offen zu zeigen. Rouſſeau entledigt ſich ſeiner Sünden in einer Generalbeichte und unter Reuethränen, Heine hatte von jeder die dämoniſche Luſt, ſich ſchlechter zu machen, als er war. Rouſſeau glich übrigens keinem Franzoſen und Heine gleicht eigentlich keinem Deutſchen. Kein Franzoſe beſaß je wie Rouſſeau ſo viel Ernſt, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz ſo viel Gemüth, kein Franzoſe haßte wie er die Lüge und eitle Selbſtbeſchönigung; kein Deutſcher beſaß je wie Heine ſo viel Ironie, ſo viel Grazie, einen ſo leicht flatternden und gaukleriſch funkelnden Geiſt, kurz ſo viel Esprit. Es iſt als ob Beide ihre Nationalität untereinander ausgetauſcht hätten. Der Eine ſcheint der ernſthafteſte Deutſche unter den Franzoſen, der Andere der witzigſte Franzoſe unter den Deutſchen.

Zweite Abtheilung.

1849.

I.

Zwei Jahre ſpäter — im Januar 1849 — kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erſchrak, das Herz ſchnürte es mir zuſammen, als ich Heine wiederſah und er mir die blaſſe abgemagerte Hand zum Gruße entgegenſtreckte.

In Montmorency hatte ich ihn zuletzt geſehen, ſehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht, ſeiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amſterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder, der das Bett ſeit Jahr und Tag nicht verlaſſen.

Es war Abend als ich eintrat, auf dem

Simſe des Kamins brannte eine Lampe, eine breite Tapetenwand ſchied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüſterten Abtheilung ſtand das Bett. „Qui est la?“ hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, ſtreckte ſich mir eine hagere Hand entgegen, die ſich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Dieſe Hand war faſt durchſichtig und von einer Bläſſe und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefſten Gemüthe ergriffen, ſuchte ich vergebens nach Worten und eine lange Pauſe erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimper eines Claviers.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ ſagte Heine endlich — ſchmerzlich, aber mit jenem ironiſchen Lächeln, das er auch ſpäter nicht verlor, um die

Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten beſungen und ahnten wohl ſchwerlich, daß auch einmal Ihr Freund ſich zu dieſer Secte bekennen werde. Doch iſt es ſo! Nun ſind es ſchon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehn Sie, beinahe zwei Jahre ſind es, daß ich keine Hoſen angezogen habe!“

Er erhob ſich auf ſeinem Kiſſen und ſprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht geſprochen. Er erzählte von ſeinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von ſeiner Hülfloſigkeit, von all der ſchrecklichen Hiobspein, welche nun ſchon ſo lange dauere. Er ſchilderte, wie er ſich ſelbſt gleichſam ein Geſpenſt geworden, wie er als ein gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedener und in einem Zwiſchenreiche lebender Geiſt herabſehe auf ſeinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er ſchilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, ſchreiben und ſchaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unſichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder alles verwiſchten. Er ſchilderte ſeine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbſtmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuſchleudern mit der Erinnerung an ſein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe — und wahrhaft entſetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernſt in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleiſt, an Hölderlin und den unglückſeligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutſchen Dichtern!“ —

Man hat viel von dieſem Fluch geſprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat ſeinen Grund in der vorherrſchenden Gewalt der Phantaſie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer ſteigert, alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheuere malt und dadurch das Leben bis in ſeine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantaſie iſt im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie raſch und erbarmungslos gefräßig ſie das wunderbare Knochengebäuſe, das ein Menſch genannt wird, ſchmilzt, das haben uns von den älteſten Zeiten her unzählige Beiſpiele gelehrt. Der Geiſt iſt, wie der Güter, ſo der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal ſind ſein Erbtheil, und die Extaſen, die er ſchafft, ſind mit der Diätetik ſchwer vereinbar. So ſind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Arioſt die Poeſie nur ein äſthetiſches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht ſelbſt genug," ſchreibt dieſer Letztere an Schiller, „um zu wiſſen, ob ich eine wahre Tragödie ſchreiben könnte; ich erſchrecke aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte.“ Andere wagen den Griff in's Herz, ſelbſt auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein ſolches Opfer war Schiller; nach ſeinem Tode fand man ſeine Organe in ſo furchtbarer Zerſtörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur ſeine große Seele hatte ihn gewaltſam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigſten eine excentriſche, im Gegentheil eine harmoniſche Seele, iſt in ſpäterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er ſoll oft im Zimmer auf- und abgerannt ſein und ſchmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!“

Warum dieſer Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er beſaß ihn im Uebermaße. Waren ſeine häuslichen Verhältniſſe zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden, weiter zu produciren? Keinesfalls. Alſo woher dieſe Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poeſie recht bedenkt, ſo muß es Einem faſt unerklärbar ſcheinen, wie ein Menſch, der, um ſie darſtellen zu können, wenigſtens geiſtig alle Leidenſchaften in ſich aufnehmen mußte und ſie mit der erſchütterndſten Macht ausſprach, wie kein Anderer vor ihm und keiner ſeitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menſchlich geartetes Weſen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebar er doch fünfzig Geſtalten aus ſich heraus, von denen man glauben ſollte, daß ſie die Bruſt, die ſie getragen und groß gezogen, zerſprengen müßten! Doch man irrt gar ſehr, wenn man glaubt, daß nicht auch dieſe ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologiſch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen ſie ſich abgab und ungeſtraft wieder und wieder in den Tartarus aller Leidenſchaften hinabſtieg. Nur mit der tiefſten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauder, der ſich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darſteller an die Vorführung mancher ſhakespeariſchen Rolle. Es war eine Clauſel im Contrakt Garriks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu ſpielen und dieſe Bedingung erklärt ſich aus der Alles aufwühlenden Erſchütterung, die die Darſtellung dieſes Parts im Schauſpieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geiſtesproceſſe ſein, die zur Schöpfung eines ſolchen Dramas führten! Im Phlegma und in der Ruhe ſchreibt ſelbſt der Pfuſcher nichts, wie mußte erſt die große Seele vibriren und klingen, ſich ausdehnen und rauſchen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus ſich hervorſteigen ließ! Ja, Shakespeare ſogar litt pathologiſch unter den Werken, die er ſchrieb. Sein Scheitel wurde frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenoſſe von ihm ſchreibt, daß ſeine Knieen oft unter ihm ſchwankten. Wem iſt es nicht aufgefallen, wie die Farben dieſes Dichters auch immer düſterer werden, bis ſie im „Timon von Athen“ und im „Maaß für Maaß“, den ganz ſpäten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein furchtbarer Weg von der Comödie der Irrungen und der ſonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom ſüßen William zu reden?

Ja, ſo iſt es! Ein Dichter ſollte eigentlich Sehnen von Eiſen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muſe ertragen zu können, welche erſchöpfender ſind, als die von zehn irdiſchen Frauen. Was ſag' ich? Er ſollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er friſſet Heu wie ein Ochſe! Siehe, ſeine Kraft iſt in den Lenden, ſeine Knochen ſind feſt, wie Erz, und ſeine Gebeine wie eiſerne Stäbe! Er ſchlukket den Strom in ſich, und achtet es nicht; er läſſet ſich dünken, er könne den Jordan mit ſeinem Munde erſchöpfen.“ So heißt es im Buche Hiob von dieſem Weſen, und wenn einem Dichter erlaubt ſein dürfte, bei dem hohen Geſchenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Weſen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieſer Behemoth mit den Knochen von Eiſen ſein.

Was Heine betrifft, ſo war dieſer von jeher eine der unruhe- und ſehnſuchtsvollſten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe ſchwächlichen Organismus eingeſchloſſen, Qual und Entzückung des Lebens mit ſteigernder Phantaſie gekoſtet. Die faſt ununterbrochenen literariſchen Kriege, die er, wie ſelten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen ſeiner Feinde einzuäſchern, weit öfter aber, um nur ſein eigenes Gebiet vor Invaſionen zu ſchützen, mußten überdies ſein Gemüth in bedenklicher Weiſe ſpannen und reizen. Die kleinſte ungünſtige Recenſion, aus einer unbedeutenden Feder gefloſſen, war ſchon im Stande, dem lorbeergekrönten Manne eine ſchlafloſe Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch ſein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zarteſten Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire geſagt: „Dieſer Menſch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous haben.“

Und während ihn ſeine Polemik aufrieb, ſeine Produktionen anſtrengten und ſein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein beſonderer Zug ſeiner Natur an der Zerſtörung ſeines Leibes. Er hatte die Miſſion empfangen, die Liebe zu beſingen und war gleichſam prädeſtinirt, dem Cultus der Frauenſchönheit ſein Leben zu widmen. Man hat viel über dieſen Punkt hin- und hergeſtritten. Es iſt kein Zweifel, daß ihm dieſe Leidenſchaft verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es ſich gleichſam um ſein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menſchen.

Heine war der Dichter der Liebe, er beſang ſie vom Platonismus bis zum Hexenſabbath, er hatte das Wort für ihre zarteſten Ahnungen, als beſitze er das Herz der Elfen, und kannte ihre laſcivſten Ausdrücke, als hätte er an den Feſten der Faune theilgenommen. Er war ſchön und liebenswürdig, er verſtand Herzen zu erobern und zu feſſeln und verbrachte den größten Theil ſeines Lebens im modernen Babylon.

Dies alles beſtimmte ſein Schickſal. Bei ſeinem enthuſiaſtiſchen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, ſich nicht einfach an ihr in blos platoniſchem Genuſſe weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen feſt.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grauſame Göttin, diva mater Cupidinum. Grauſam gegen Alle, iſt ſie um ſo grauſamer, wenn ſie ein Weſen von ſo erregbarer und heißer Phantaſie wie das eines Dichters erfaßt. Für Heine war ſie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, ſondern eine unermeßliche Leidenſchaft, die ſein ganzes Weſen durchdrang und in einen großen und ſchön lodernden Brand ſteckte. Wenn er in ſeinem Wintermährchen ſagt, ſeine Seele ſei rein und keuſch wie das Feuer, wenn er abermals in ſeinem Buche über Börne behauptet, die Liebe ſei ſtets die große Paſſion ſeines Gemüthes geweſen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, ſo iſt es ihm zu glauben. Seine Seele war ganz bei dem, was er liebte. In dieſer ſein ganzes Leben durchklingenden Leidenſchaft, in der Liebe fühlte er ſich hinausgehoben über den Zwieſpalt der Welt, der Menſchen, wie der Staatsformen; in ihr ſchwang er ſich auch über ſich ſelbſt hinaus und über den inneren ſich ewig mit elektriſcher Gewalt reibenden Dualismus ſeiner Natur. Aber die Flammen, in denen er ſo gerne athmete, fraßen an ſeinem Leben, verzehrten ihn ſelbſt. Nicht eben materielle, geiſtige Erregungen arbeiteten an ſeiner zarten Organiſation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos ſeines Lebens war auch ſein Tod. Er ſelbſt geſtand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er ſich oft. Mit Wehmuth und einem gewiſſen Ingrimm ſagte er einmal: „Sehn Sie hin! Wie blühen dieſe Frauen! Es ſind Blumen, denen weder der Sonnenſtich noch der kalte Nachtthau ſchadet. An ihren Kelchen berauſchen ſich tauſend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöſchen. Es iſt Herbſt — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends ſieht man einen Schmetterling mehr!“ ....

Dieſe Worte ſagten ein für alle Mal genug, ſie ſagten daſſelbe nur anders, was ich in irgend einem Buche von Mery geleſen habe: „Les femmes ont tué beaucoup d'artistes, et les artistes n'ont jamais tué des femmes."

Wäre überhaupt an einer, wie mir ſcheint, ſo prädeſtinirten Organiſation zu mäkeln, ſo könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tauſend Jahre lang todt geweſen und gegen welchen ſich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gekehrt? Der Arme! ihm wäre beſſer geweſen, ein Spiritualiſt zu bleiben! Es iſt ein Syſtem, in welches wir alle hineingeboren werden, das unſerem Geiſte wie unſerem Körper angemeſſen iſt, und bei dem wir uns wohlbefinden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krankheit überfallen, als Heine ſeine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbblind, halbgelähmt, am Stocke ſich hinſchleppend, ſuchte aus dem betäubenden Getöſe herauszukommen und flüchtete ſich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieſer bewegten Zeit faſt leeren Räume des Palaſtes ein, und befand ſich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinen ſtehn.

Plötzlich ſtand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meiſters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überraſcht, bewegt, durchſchnitten, faſt entſetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter ſtrömten die Thränen über ſeine Wangen herunter.

Die ſchönen Lippen der Göttin, die zu athmen ſchienen, lächelten wie immer und unten ſtand ihr unſeliges Opfer.

Dieſer einzige Moment enthält eine ganze Welt von Jammer ……

II.

Heine wurde mit Börne zuſammen genannt; gleiche Abſtammung, ein gleicher Kampf, der gemeinſame Aufenthalt in Paris brachte ſie zuſammen, aber beide Naturen waren himmelweit verſchieden und zwiſchen beiden lag von jeher ein Abgrund.

Heine war ein Kind, in deſſen Kopf liebliche Traumbilder gaukelten, ausgelaſſen, wild, überreizt, ein Poet, ein Sybarit, ein Weltkind, er bewegte ſich am liebſten im Umgang mit ſchönen Frauen und zog wie ſein Namensvetter Prinz Heinz die Geſellſchaft geiſtreicher und frivoler Abentheurer, lockerer Genoſſen, „thörichter Töchter" (wie man im Mittelalter ſagte), erfindungsreicher Glücksritter nicht ſelten dem Verkehr mit den angeſehenſten und gewiegteſten Notabilitäten der Literatur und des Patriotismus vor. Er war kein Freund des „ſittlichen Ernſtes", er liebte nichts ſo ſehr als ein übermüthiges, laut aus der Seele ſchallendes Gelächter, er war der entſchiedenſte Feind der Tugendbündler, Motte Fouqué, Jahn, Görres, er ſah deren Nachfolger noch in den Republikanern, den Burſchenſchaftern des Hambachfeſtes, in allen jenen deutſchen Männern mit der Pfeife, und kam, er, der Menſch der freieſten Freiheit, in offenen Widerſpruch mit der Demokratie.

Börne's Natur war eigentlich weich geſchaffen. Er hatte etwas von Rouſſeau, etwas von Jean Paul. Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen, er ging aus jener ſchaurigen Judengaſſe zu Frankfurt hervor und führte das Gedächtniß daran wie ein ewig ſchwärendes Brandmal mit ſich herum. Das Gefühl des Unrechts, das der chriſtliche Staat den Juden anthut, verloſch nie in ſeiner Seele. Allmälig verhärtete dieſe urſprünglich weich und ſenſitiv angelegte Natur, ward bitter, ward gallig. Er war ganz Zorn, ganz Schmerz, ganz Entrüſtung, er konnte nicht lachen, er trug ſeinen Weltſchmerz unaufhörlich mit ſich herum und jedes Wort, das er ſchrieb, war mit ſeinem Blute geſchrieben.

Börne war kein Poet; ſeine Novelletten, ſeine Reiſeſkizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, an Plaſtik, an Geſtaltung. Ein geſunder Menſchenverſtand war ihm gegeben, das lebendigſte Gefühl für Recht und Unrecht, dabei ein ſcharfer, ätzender Witz, der jedoch nicht ſelten alles verkehrte und aus der einſeitigſten Anſchauung der Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärte.

Heine, in Paris angekommen, traf Börne bereits dort an. Sie waren Freunde von Frankfurt der und ſahen ſich in der erſten Zeit häufig. Ein Kreis von Geſinnungsmännern, Republikanern, Clubbiſten umgab den gefeierten Verfaſſer der „Pariſer Briefe," der mit allen Montagnards und alten Conventmitgliedern in Verbindung ſtand und die Erziehung des deutſchen Handwerksgeſellen ſich angelegen ſein ließ.

Nun war Heine ein luſtiger Burſch, der auf den Trottoirs von Paris ſich trefflich amuſirte. In ſeiner Taſche klapperten die ſchönen, melodiſchen Louisd'or, die ihm ſein Onkel aus Hamburg ſchickte und manche andere, die er ſich ſelbſt verdiente, er ſah den jungen Schönen nach und pfiff ſeine Lieder.

Börne ging aber grollend einher, ein Mann, wenn es je einen gegeben, in ſeinem tiefen, edlen Herzen vibrirte jede Schande nach, jede Unbill, die man an Menſchen verübt. Die Politik war ſeine Religion, ſeine Ueberzeugungen waren ſtarr, er wurde einſeitig, wie alle Fanatiker und maß jeden mit ſeinem Maßſtab. Dieſer Maßſtab war die Geſinnung.

Es iſt traurig, daß zwei Männer, die einander ſo verwandt waren, die ſich ſo nahe ſtanden — nicht Freunde blieben, wie ſie es einſt geweſen, aber das hieß das Unmögliche fordern. Sie kamen aus einander, allmälig, unmerklich, erſt nur ſchrittweiſe, bald aber mehr und mehr, ohne Möglichkeit der Vereinigung, weil ihre beiden Naturen ſich antipodiſch entgegengeſetzt waren und ſich mit der Kraft entgegengeſetzter Pole abſtießen. Der Haß der Tugendbündler und Montagnards trieb Heine bald aus purer Liebe zum Gegenſatz dazu, ſich als ein warmer Vertheidiger der Monarchie zu geriren und er redete ſich ſelbſt ſo in die Hitze hinein, daß er bald überzeugt war, die Republikaner hätten nach ihrem Siege ſeinen Tod geſchworen.

Ich weiß, daß Heine in ſpäteren Jahren viel darum gegeben hätte, wenn er das Buch über

Börne nicht geſchrieben. Es war ein Produkt der Erbitterung, die von den Anhängern der beiden Männer, den Fraubaſereien und dem Geklatſche böſer Freunde genährt und großgezogen worden war. Man weiß, wie leicht es zu einer Rauferei in Verona kömmt, wenn um die Glieder beider Häuſer herum ein Troß von Begleitern herläuft, die jeden Cancan, jedes Geträtſch hin- und hertragen und den Kampf beginnen, den dann die Großen ausfechten ſollen. Heine konnte es nicht dulden, daß ihn Einer, wäre es auch Börne, überſehen wollte, ſeinen Lebenswandel kritiſirte, ſeine Ehrlichkeit in Frage ſtellte.

„Börne“, ſagte mir Heine eines Tags, „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Menſch, ſo das, was der Franzoſe un chien hargneux nennt. Seine „Briefe“ mag ich nicht leſen, Galle iſt kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geſchrieben, iſt wahr, deſſenungeachtet geſtehe ich, daß ich es nicht geſchrieben zu haben wünſchte, oder es gern wieder zurücknähme. Es iſt immer eine bedenkliche Sache, eine gehäſſige Wahrheit gegen einen Autor auszuſprechen, der einen großen Leſerkreis und ein Heer von Anhängern beſitzt. Man kämpft da nicht allein gegen dieſe oder jene Zeile ſeines Buches, man tadelt dann nicht allein dieſe oder jene Unart ſeines Charakters, ſondern man greift zugleich damit das ganze Heer ſeiner Freunde an, und fühlt ſich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttauſend Beſitzer ſeiner Werke ins Treffen vor. Göthe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete ſich wohl, irgend eins auszuſprechen, um nicht die Begeiſterung einer ganzen Zeit gegen ſich zu kehren.“

III.

Es iſt wohl Niemandem, der ſich um Literatur bekümmert, unbekannt, welche mannichfache Unannehmlichkeiten über Heine hereinbrachen, nachdem dieſer ſein Buch über Börne herausgegeben hatte. Ein Duell mit dem beleidigten Gemahl einer in dieſem Werk oft erwähnten Dame war die erſte Folge davon. Es fand, wenn ich nicht irre, im Jahre 1844 im Bois de Vincennes ſtatt. Venedey und Seuffert waren Heine's Zeugen. St.. hatte, als der Geforderte, den erſten Schuß. Heine hatte, als er ſeinen Platz nahm, einen Zweig von einem Baume, unter dem er ſtand, gebrochen. „Ich ſtelle mich damit," ſagte er mir,

„gleichſam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten ſind ein abergläubiſches Volk.“ Die Kugel ziſchte hart an ſeinem Ohre vorüber, traf ihn aber nicht. Da kam die Reihe an Heine, er ſchoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor ſich gehe. Damit war der Ehre genug gethan, die Gegner verſöhnten ſich, aber von Seiten der beleidigten Frau war der Krieg noch nicht eingeſtellt, er brach vielmehr bald mit all ſeinen Furien hervor. Die Briefe des todten Börne erhielten nun allerlei Supplemente, in denen Heine's auf die unangenehmſte Art Erwähnung geſchah. Dieſe Supplemente kamen nicht alle auf einmal, ſie kamen in Zwiſchenräumen, und immer wieder, da man ſie nun bereits erſchöpft glaubte; die beleidigte Dame langte immer wieder in ihre Caſette und brachte immer wieder ein gehäſſiges Blatt hervor, das wie ein letztes ausſah und doch nicht das letzte ſein ſollte; kurz, alle Blätter, die Börne's Haß gegen

Heine in unermüdlichem Eifer viele Jahre hindurch beſchrieben und bei Lebzeiten entweder im Pult begraben wollte oder nur an vertraute Perſonen geſendet hatte, kamen allmälig zum Vorſchein. Bedenkt man die Anzahl derſelben, ſo muß man darüber erſtaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's jedenfalls war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte und wie im Buſen einer von Menſchenliebe emporlodernden Seele eine ſo lange währende und ſo tief gehende Verfolgungsluſt mitbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, deſſen Streben im Grunde mit dem ſeinigen Eins und daſſelbe, eben ſo frei und ſo groß war und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen ſich gebunden fühlen mußte. — Aber es zeigte ſich oft und zeigt ſich auch hier wieder, daß aufgelöſte Freundſchaft die grimmigſte Feindſchaft giebt. —

Gleichzeitig hatte ein heftiger journaliſtiſcher

Kampf gegen Heine begonnen. Ich weiß nicht, ob es eine Hallucination ſeiner Sinne war, wenn Heine abermals auch in der Mitte dieſer, ihn mit allen Waffen angreifenden Phalanx die Geſtalt des beleidigten Weibes zu erkennen glaubte, aber er iſt feſt überzeugt geblieben, und glaubt Beweiſe zu haben, daß auch diesmal die Caſette der Madame S.... ſich aufthat, diesmal, um den Kämpfern einen pekuniären Succurs zukommen zu laſſen. Lachend pflegte er zu ſagen, dies ſei das einzige Mal geweſen, daß Andere etwas an ihn gewandt hätten, aber ſein Lächeln war bitter und er ſchien im Glauben befangen, daß die erbitterte Feindin in der That ſeinem Lorbeer zu ſchaden vermocht hätte. „Mein Leben war ſchön," ſagte er einmal, „ich war der Lieblingspoet der Deutſchen geworden und wurde ſogar gekrönt wie ein deutſcher Kaiſer zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern ſtreuten mir Blumen, o es war ſchön! Warum mußte ich doch meinen Heimweg durch die Judengaſſe nehmen, die, wie Sie vielleicht wiſſen, vom Römer nicht gar weit entfernt iſt! Als ich ſie auf meinem Triumphzuge durchſchreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle ſie mir Unglück weiſſagen. — Ich ſtutze vor der Geſtalt, fahre einen Schritt zurück und mein Kranz — mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieſer unreinen Gaſſe. Weh mir! ſeitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den ſchönen, ſchönen Kranz!“

— — So ſeufzte Heine; ich aber, in befreundeter Stellung zu ihm und ein entſchiedener Feind der Art, wie Madame S..., die Freundin Börne's, den Krieg gegen Heine geführt, fühlte das Leid und die Verunglimpfung, die ihm angethan worden, mit. Um ſo voller war mein Antheil und um ſo vollſtändiger meine Erbitterung, als ich von dieſer Gegnerin Heine's bis dahin gar nichts gehört und ſonach keine Gegenvorſtellung meine Gefühle mindern konnte. Die Geſtalt, die Heine'n quer über den Weg gehend, Unglück weiſſagte, ſchwebte mir daher immer mit allen Attributen der Weſen vor, die der abergläubiſchen Phantaſie des Mittelalters als ſchlimme Vorbedeutung erſchienen.

Ich fürchtete mich vor Madame S... und ihrem böſen Auge...

Doch ſchien es mir beſchieden, ihrer Bekanntſchaft theilhaftig zu werden. Ein Frankfurter Buchhändler, ein Neffe der Dame, hatte mir ein Paquet und einen Brief an ſie mitgegeben und mir aufgetragen, ſie ja gleich in den erſten Tagen meines Pariſer Aufenthalts in ihrem Landhaus in Auteuil aufzuſuchen. Ich ſandte Brief und Paquet hin und verſchob die Fahrt. Erſt als der Gemahl Monſieur S... mich in meinem Zimmer in der Cour de Commerce beſucht hatte, konnte ich die Fahrt nicht länger verſchieben und machte mich nach Auteuil auf.

Auteuil iſt ein Dorf, wie faſt alle Dörfer in der Nähe der großen Metropole, ein kleiner Flecken voll eleganter Sommerwohnungen, theuer und faſhionable, wo man vergeblich ländliche Sitten und ländliche Einfalt ſuchen würde. Es liegt am Ende des berühmten Boulogner Hölzchens, auf deſſen Raſenplätzen die beleidigten Dandys von Paris ſich Genugthuung zu geben pflegen. Die Allee des Holzes verlängert ſich bis dahin und ſo wird Auteuil der Zielpunkt jener täglichen Morgenpromenaden, die der Pariſer Lebemann auf dem Vollblutpferd, die Pariſerin, nonchalant im Wagen hingeſtreckt, unternehmen. Die grünen Jalouſieen der Häuſer ſind meiſt von breiten Lindenwipfeln beſchattet, und in der Ferne erblickt das Auge erfreut grüne weithingedehnte Saatfelder und das blitzende, vielgewundene Band der Seine.

Ich hatte leider, um nach Auteuil zu fahren, das ökonomiſche, aber geduldprüfende Beförderungsmittel des Omnibus gewählt, diesmal noch zu beſonderem Unglück, denn die Pferde waren todtmüde und ſchienen auf dem kothigen Pflaſter gar nicht fortkommen zu wollen. Alle Augenblicke zog der Condukteur die Klingel, der Kutſcher hielt an, bald ſtieg Einer mißvergnügt aus, entſchloſſen den weiteren Weg zu Fuß zu machen, bald galt es, eine dicke Bäuerin, die ihre Einkäufe in Paris gemacht hatte, mit ihren Korben und Schachteln aufzunehmen. Ueberdies war ich zu ſpät ausgefahren. Es mochte vier Uhr ſein, da ich aufſaß, der Februar hat ſo kurze Tage und nun dunkelte es bereits, das unabſehbare Häuſermeer von Paris hüllte ſich in einen grauen, unheimlichen Schleier, und nur die Kuppel des Pantheon glühte in röthlichem Feuer. Wir kamen an Paſſy vorüber, wo Franklin einſt wohnte und Beranger jetzt lebt, und ich ſah bereits Licht in dem kleinen rebenumpflanzten Hauſe, wo der greiſe Dichter wohnt. Allmälig zog ſich der Nebel immer dichter zuſammen und ein ſtiller, aber eindringlicher Regen fiel. „Teufel!" dachte ich," das haſt du ſchlecht gemacht! Kurz vor der Eſſensſtunde willſt du bei den Leuten erſcheinen! Wer aber hätte auch geglaubt, daß Auteuil ſo weit iſt, die Pferde ſo müde ſind und der Omnibus ſo oft anhalten würde! Ich komme der Freundin Börne's vielleicht recht ungelegen über den Hals!"

Trotz oder vielleicht gerade wegen des düſteren Bildes, das ich mir von dieſer Frau machte, war ich neugierig ſie zu ſehn. Börne's Freundin kann kein gewöhnliches Weſen ſein. An ſie, die damals noch in Deutſchland lebte, waren die „pariſer Briefe" gerichtet, dieſe wilden Dithyramben des Zorns, dieſe Bündel von Schwertern, dieſe Feuerregengüſſe von Witz, Erbitterung, Schmerz. Börne, ein Prophet, zum

Haß getrieben aus Uebermaß der Liebe, ein Apoſtel, nicht mit einem Palmzweig, mit der Brandfackel in der Hand, konnte nur ein Weib lieben, ihm ähnlich, ihm verwandt.

So dachte ich und langſam trabten die Pferde; es ward immer dunkler, immer heftiger ſchlug der Regen an die Fenſter, die klappernd in ihrem ſchlechtgefügten Rahmen auf und ab gingen. Der dicke Nachbar, mir gegenüber, ſchlief regelmäßig ein, bis ihn ein ſtärkeres Poltern auf dem Pflaſter weckte und ebenſo regelmäßig fiel mir ſein naſſer Regenſchirm zwiſchen die Beine. Verdammter Einfall, ſo ſpät auszufahren, oder vielmehr welch kläglicher Mangel an Berechnung!

Der Condukteur hat ſich endlich auch in den Wagen hinein geſetzt, ich frage ihn, ob heute noch ein Omnibus nach Paris zurückfährt. „Unmittelbar nach Ankunft dieſes fährt Einer,“ iſt die Antwort.

„In einer halben Stunde, eine Stunde ſpäter?“

„Geht keiner mehr“ iſt die Antwort. „Die Abfahrt, die ſich an uns anſchließt, iſt die letzte.“

Erfreulicher Gedanke, einer Viſite wegen in Auteuil übernachten oder einen eigenen Wagen nehmen zu müſſen! Doch da iſt nicht zu helfen. Wenn ſich der Beſuch nur lohnt. Indeß hält der Wagen, wir ſind in Auteuil.

Bei Dunkelheit und Regenwetter iſt es nicht eben angenehm, an einem fremden Ort nach einer Wohnung zu fragen. Mit immer wachſendem Mißmuth gehe ich von Haus zu Haus. Endlich iſt die Wohnung gefunden, ich klopfe an, das Thor geht auf, eine alte Portiersfrau entſteigt ihrer Spelunke, beſtätigt, daß Herr und Madame S… zu Hauſe ſeien, meint aber, ſie müſſe ſich erſt näher erkundigen, ob ſie heute Jemanden vorlaſſen könne. Sie geht hinauf, ſich zu erkundigen.

Ich ſtehe fröſtelnd im Thorwege. Lange ſtand ich da und hörte den Omnibus ſeine Rückfahrt antreten. Die Alte kam nicht wieder. Was ich überſah, war der Hofraum eines alten, vierſtöckigen, ſchweigſamen Hauſes. Alle Fenſter waren dunkel, nur eines war matt erleuchtet, hinter niedergelaſſenen Vorhängen mußte dort eine Lampe brennen. Der Regen gießt immer ſtärker herab, er klaſcht auf die Pflaſterſteine vor meinen Füßen, ich verſchlucke manchen Fluch. Endlich höre ich Schritte. Die Portierfrau, ein Licht in der Hand, kömmt die Treppe herab, ein Mann in ſchwarzem Frack folgt ihr. Es iſt Herr S....

„Ach mein Gott!“ ſagte er, als er mir näher tritt und mich erkennt, mit verlegener Miene. „Es thut mir leid, aber Sie haben einen ſchlechten Tag getroffen. Meine Frau iſt eingeſperrt und läßt Niemand vor. Sehen Sie, ich ſelbſt darf nicht zu ihr. Sie ſitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, ſie hält Jahrzeit. Wirklich, es thut mir leid, aber es iſt heute der Sterbetag des Börne.“

Er verbeugte ſich, ich verbeugte mich, mein Beſuch war gemacht. Ich tappte hinaus und ging, aber nicht weit. Von der Straße abbiegend blieb ich mitten im Regen ſtehen und blickte, ich weiß nicht wie lange, auf das eine beleuchtete Fenſter im Hinterhauſe, wo durch eine Gardine das Neſchamahlicht hervordämmerte, wie feſtgebannt.

Meiner Seele hatte ſich nach den Worten, die der beſcheidene Gemahl zu mir geſprochen, ein Sturm bemächtigt, welcher mich nicht allein erſchütterte, ſondern auch machtvoll belebte. Nie wieder werden wohl ſo anſpruchsloſe Worte einen ſolchen Schlag auf mein Herz führen.

Meine Vorſtellungen über Heine’s Todtfeindin, die ich nach Auteuil mitgebracht, kämpften gegen ein neugewonnenes Bild einen heißen Kampf. Nach langer Gegenwehr zog ſich mein Haß, ſo weit er Parteiſache war, ehrfurchtsvoll zurück. Die leidenſchaftliche Trauer dieſes Weibes, das Jahre nach dem Tode des Geliebten noch keinen Troſt gefunden, flößte mir Hochachtung ein. Ich erkannte und bewunderte die energiſche Seele der Börne-Freundin, die ſogar den Gatten von ſich verweiſt, wenn ſie das heilige Todtenamt hält.

Ich habe auch ſeitdem dieſe merkwürdige Frau nicht kennen gelernt, die Anſchauung aber, die ſich auf dem Feldwege von Auteuil mit vulkaniſcher Macht in mir empor bildete, herrſcht noch heute in meinem Innern vor.

Wie eine überlebensgroße Statue des Schmerzes, die mit der Linken einen Aſchenkrug an das Herz preßt, in der rechten Hand aber ein Schwert ſchwingt, mit welchem ſie den Todten an ſeinem Feinde rächt — ſo ſchwebt mir dieſe Frau vor den Augen.

IV.

An einem Abend einige Wochen ſpäter kamen wir auf die Politik zu ſprechen, was eben nicht oft geſchah. Heine hatte die Politik aufgegeben. Seine literariſchen Arbeiten ſtanden ihm obenan und die religiöſe Frage ſchlich ſich allmälig in ſein Gemüth.

„Es wird nicht mehr lange ſo bleiben", ſagte er bitter lächelnd. „Ein Staatsſtreich iſt ein öffentliches Geheimniß. Man plaudert ſo viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präſident arbeitet nach der Schablone ſeines Onkels und geht auf den 18. Brumaire los. Nur zu! nur zu!“

Er ſagte dies alles ohne Zorn und ich wunderte mich darüber. Was ſollte, kann man fragen, der politiſche Sarkasmus, der den Prieſterrock zerreißt und ſich ſogar an den Scepter der Könige wagt, wenn er dann ſpäter lächelnd dem Verrath zuſieht? Warum die titaniſche Verachtung des Beſtehenden, der luxuriöſe Aufwand von politiſchem Haß, die blutige Satyre, die guillotinirende Ironie? Was war denn Heine noch, wenn er kein Republikaner war?

Er war, das wußte ich, einſt ein Anhänger der Julimonarchie geweſen, weil er, wie er ſagte, ſich keinen beſſern Zuſtand in dem damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterſtützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die franzöſiſche Politik zu ſchreiben, wie er dachte; wogegen die franzöſiſche Polizei wieder mit größter Bereitwilligkeit ſeinen Steckbrief mit den ehrenrührigſten Bezeichnungen an die deutſchen Polizeiämter ſandte. Er hatte den Prinzen Nemours gelobt, doch nur, weil er ſich in Bagnères höflich und aufmerkſam gegen ihn benommen. Deſſenungeachtet ſchien mir Heine nie ein aufrichtiger Monarchiſt — was war er alſo?

Er merkte meine Verwunderung und ergriff meine Hand. „Verſtehen Sie mich recht,“ ſagte er. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proclamirt wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, was nichts als ein Traum war und ein Traum ſein ſollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik iſt nichts weiter als ein Namenswechſel, ein revolutionairer Titel. Wie könnte ſich dieſe corrupte, weichliche Geſellſchaft ſo ſchnell verwandeln? Geld machen, Aemter erhaſchen, vierſpännig fahren, eine Theaterloge beſitzen, aus einem Vergnügen in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten dieſe Menſchen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher ſo ſorgfältig verſteckt? Paris, glauben Sie mir, iſt gut napoleoniſtiſch — ich meine, hier herrſcht der Napoleon d'or. Mögen es Andere zu ihrer Partheiſache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag ſelbſt Proudhon die beſtehende Staatsform in dieſer ihrer kläglichſten Phaſe für gegeben, unantaſtbar und unveränderlich, ſogar über den Urſprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine ſolche Politik iſt nicht die meine. Der Name iſt mir nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abſtrakte Idee iſt ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundſchaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es gibt keine Republikaner!“

Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik und erwartete ihr Ende mit einer gewiſſen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerſtörung ſelber. Es war, als wünſche er, daß etwas zuſammenfalle, was es auch ſei, damit er nur das Geräuſch eines großen Umſturzes vernehme und rieſenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarſte Krankheit ſelbſt konnte ihn nicht conſervativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war ſeine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation ſein Weſen. Dieſem Zuge in ihm lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, ſondern er hatte mit dem künſtleriſchen Bedürfniß ein und dieſelbe Wurzel, jeden Gegenſtand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgeſtaltet zu ſehn. Es war der Drang einer, nach mächtigen Aufregungen ſich ſehnenden Natur und zugleich ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Skepſis. Charakteriſtiſch iſt einer ſeiner Ausſprüche, daß ihm an keiner Erſcheinungsform menſchlicher Gedanken etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken ſelbſt ſtehe. Aus Allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte.

Dritte Abtheilung.

1850.

I.

Wenige Tage nach meiner neuen Rückkehr in Paris, im Mai 1850, zu einer Zeit, wo ſich in ſeinem Geſundheitszuſtand wieder einmal eine Beſſerung einzuſtellen ſchien, gab Heine ein Diner. Im Zimmer, das den ſtolzen Namen Salon führte, war der runde Tiſch auf's Prächtigſte gedeckt; auf dem Büffet erblickte das verwunderte Auge einen ganz unverhältnißmäßigen Luxus von Tellern, Gläſern und Flaſchen.

Die Gäſte, die Heine erwartete, ſind ſolche, die wir bereits kennen, aber ſie haben ſich im Lauf der Zeit einigermaßen verändert. Die Klingel hat geſchellt und ſie ſtellen ſich ein. Frau

Heine's Freundin, Madame A...., tritt in einer reizenden Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, daß er ſie küſſe. Es iſt ein Pärchen, Poulon und Poulette werden ſie ſcherzweiſe genannt. Alice, das ſchöne ſchwarzlockige Kind, zählt ſchon fünf Jahre, ein lieblicheres Geſchöpf iſt nicht zu finden. Ihr Geiſt iſt für ihr Alter, man möchte ſagen, dämoniſch entwickelt. Heine, das wiſſen wir bereits, iſt ihr Pathe.

Madame A... iſt aus einer Bürgersfrau von Paris inzwiſchen eine Weltdame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch Schnittwaarenhändler, iſt durch glückliche Börſenſpeculationen in den Stand geſetzt worden, das Hippodrome, den großen Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens zu kaufen und macht mit ihm die glänzendſten Geſchäfte. Er hat den unleugbaren Inſtinkt, wie man es anfangen muß, das Publicum zu beſchäftigen und es ſteht ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach bevor, Millionär zu werden. „Sie kommen ſpät, ſieben Uhr iſt vorüber, das Eſſen droht zu verderben," ſagt Heine. „Wo bleibt Ihr Mann, warum iſt er nicht mitgekommen?"

„Er hatte noch Geſchäfte, muß aber gleich erſcheinen."

„Gleich! er läßt immer warten, wenn man ihn einladet; das iſt unerträglich."

„Que voulez vous!" ſeufzt Eliſe, „ich kann ihn nicht ändern."

Schon fängt Heine an, ernſtlich unwillig zu werden. Da rollt ein Cabriolett in die Hausflur. „Er iſt's," ſagt die junge Frau, und der Barnum des Hippodrome, den langhaarigen Filzhut auf dem Kopf behaltend, tritt ins Zimmer.

Herr A . . . iſt eine jener Geſtalten, die man vorzüglich in den Foyers der großen Oper und auf dem Turf der Wettrennplätze begegnet; ein ſchöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, ſüdlichem Geſichtsausdruck und pechſchwarzem Haar und Barte. Seine Toilette iſt überaus ſorgfältig, ſeine Manieren ſind brüsk, und wie wir ſehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er ſpielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen ſchönen ciſelirten Knopf von Gold hat, und ahnt eigentlich eben ſowenig wie dieſes Stöckchen, wer der Menſch iſt, bei dem er zu Beſuche iſt.

„Wie geht's Ihnen, Heine?“ fragt er, „wohl recht ſchlecht? Bei Gott, Sie ſehen nicht viel beſſer aus, als ein Todter. Mein Lebtage habe ich keinen Menſchen geſehen, dem das Sterben ſo ſchwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir gehts gut. Das Hippodrome macht unglaubliche Geſchäfte.“

Um Heine's Mund ſpielt ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menſchen muß man ertragen, weil er der Mann ſeiner Frau iſt. Doch noch Eins! Der Dandy klopft fortwährend mit ſeinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken herum. Was weiß auch ſo ein Geſunder davon, was Nerven ſind!

Der Dandy bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome,“ fährt er fort, „macht unglaubliche Geſchäfte! An jedem Tag, an dem ſchönes Wetter iſt, ſtreichen wir mindeſtens zehn Tauſend Franken ein. Nicht wahr, das läßt ſich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichſten Sachen zu Tage, je me fais poëte, ich verwirkliche Tauſend und eine Nacht, ich ſpeiſe, ſo zu ſagen, die Pariſer mit Wundern!“

„Sie haben doch gehört,“ fährt er fort, und ſein Teufelsſtöckchen klopft immer beänſtigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieſer verwegenſte, größte, außerordentlichſte aller Aëronauten, der alle früheren Luftſchiffer, alle Greens and Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will ſagen, aus der Luft geſchlagen hat, zu Pferde mit ſeinem Luftballon in die Höhe ſteigt? Nun! nächſte Woche ſoll er auf einem Eſel ſitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies: Ascente à la Sancho Pansa! — Sancho Panſa — müſſen Sie wiſſen — iſt eine Figur aus einem ſpaniſchen Romane. Eine köſtliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch franzöſiſche Spahis? Auch dieſe Farce iſt von meiner höchſteigenen Erfindung, und ohne Renommage — ganz köſtlich! Die Spahis ſind Knaben, die auf kleinen Corſikanerpferden ſitzen, die Kabylen, auf eben ſolchen Pferden, ſind Affen. Jeder Affe iſt wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnuß an, und eine Flinte zur Seite. — Sie ſollten ſehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengeſichtern ſteht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; ſie erreichen ſie, und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen ſchreien, die kleinen Corſikanerpferde greifen aus, — es iſt die komiſchſte

Jagd, die Sie ſehen können. ..... Nun, das iſt etwas für die Kinder und Griſetten. Für die Männer giebt es wieder andere Schauſpiele! Da iſt der Char du printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle ſchwebend in den verſchiedenſten und verwegenſten Stellungen, in fleiſchfarbnen Trikots, nur auf das Oberflächlichſte in Gaze drappirt, — luftſchwebende Bajaderen, die Beine nach oben geſtreckt und nach allen Seiten hin! wirkliche Houris! es iſt kaum zu glauben! Houri's nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieſes! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hippodrome geworben! Die ſchönſten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden ſind! Wie ſchade, Heine, daß Sie krank ſind! C'est la, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!"

Der Dandy glaubt durch dieſe Erzählungen Heine'n ſehr gut zu unterhalten. Er iſt kein

Menſchenkenner. Der Kranke hat ſich während der langen Auseinanderſetzung der Vergnügungen des Hippodrome unwillig auf ſeinem Bette herumgeworfen und Laute von ſich gegeben, die Herr A... für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts Anderes ſind, als deutſche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Satze des Dandy's, der mittlerweile ſogar ſeinen Fuß auf den Rand des Bettes ſetzen wollte, richtet er ſich auf, ſieht mich an, und ſagt auf deutſch: „So ein durchwegs geſunder Menſch iſt auch ein halbes Thier!“

Aber Herr A... iſt noch nicht fertig. „All dies Zeug,“ ſagt er, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig iſt. Jeden Tag fünf Tauſend, vielleicht auch fünfzehn Tauſend Franken einzunehmen, iſt freilich eine ſchöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beſte nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrome verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch funfzigtauſend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht ſich den Kopf genug bei meinem Geſchäfte und man iſt oft recht müde! Man muß die unglaublichſten, die pyramidalſten Sachen erfinden, und nur ein Menſch von Geſchmack und Phantaſie iſt einer ſolchen Stellung gewachſen. Wäre ich nicht ſeit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und Allem, was dazu gehört, geweſen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrome einbüßen müſſen. Ja, man muß ſich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas ſchreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, ſo iſt nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das iſt nicht ſo bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich bald ruiniren."

„Sehen Sie," fährt er fort, indem er ſich endlich niederſetzt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —“, Herr A... zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verſtandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtauſend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikulirt ſehr deutlich): Ein Feſt in Peking! — Peking, müſſen Sie wiſſen, iſt die Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches. Auf einer prächtigen Eſtrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert iſt, — die Chineſen, müſſen Sie wiſſen, glauben noch an Götzen — ſitzen die Mandarine im Kreiſe herum. Die Mandarine ſind ſo zu ſagen die Pairs, die Senatoren, die Ariſtokraten des Landes — — —“

Der Director iſt erſt im Anfang ſeiner Erzählung begriffen, aber Heine, deſſen Ungeduld ſich bis zur ſtillen Wuth geſteigert hat, richtet ſich ungewöhnlich raſch auf, blickt mich an, und ſagt auf deutſch, mit einer Stimme, in welcher ſich Wehmuth und Ingrimm miſchen: „Hören Sie dieſes Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen ſind — es verdient täglich zehntauſend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!“

Und mit einem komiſchen „Du lieber Himmel!“ ſinkt er wieder auf's Kiſſen. „Das Weitere nach dem Eſſen, lieber A...“, ſagt er. „Der Braten wird nicht zu eſſen ſein, wenn Sie mir noch vor Tiſch Ihr ganzes Feſt von Peking erklären wollen.“

II.

Das leckerſte Mahl iſt vorbei, das ein deutſcher Poet je ſeinen Bekannten gegeben, ein Mahl, prachtvoll, als wenn der Poet dazu Apollo und die neun Muſen hätte einladen wollen — Heine war von jeher ein Gaſtronom — und wieder ſitzen wir, die Taſſen ſchwarzen Caffee's ſchlürfend, im andern Zimmer um das Bett des Kranken.

Auch dieſer hat vom goldenen Sauterne genippt und da ſeine Schmerzen eben auch nachgelaſſen haben, iſt er heiter und geſprächig. Seltener Geiſt! Kaum auf wenige Augenblicke von ſeinen Qualen befreit, findet er all ſeine ehemalige Schwungkraft wieder und erzählt Geſchichten aus früheren Tagen mit einer Wärme und Lebendigkeit, die bezaubert. Seltſam — man meint einer jener phantaſtiſchen, unbeſchreiblichen Ballnächte beizuwohnen, die unter dem freien Himmel von Paris ihr unendliches Leben entfalten. Da rauſcht es von Muſik und Tanz, da wogen die lieblichſten und groteskeſten Geſtalten! Hier giebt es verſchwiegene Lauben für Seufzer und Thränen, dort wieder beleuchtete Plätze voll grellen Gelächters. Rakete um Rakete ſteigt auf und fliegt in Millionen Sternlein auseinander, eine unendliche Verſchwendung von Blitz, Feuer, Poeſie und Leidenſchaft entzündet ſich und läßt die Welt bald in dieſem, bald wieder in jenem Lichte erſcheinen, bis endlich wieder die klaren ſilbernen Sterne hervorleuchten und das Gemüth mit dem Bewußtſein von des Lebens Schönheit erfüllen.

Da plötzlich, trotz der etwas vorgerückten Stunde, klopft es an die Thüre, und da von allen Mitgliedern der Geſellſchaft ein übermüthig lautes „Herein“ erſchallt, tritt eine Geſtalt ins Zimmer, die ſich gleich als eine nicht franzöſiſche zu erkennen giebt. —

Es iſt ein Mann in den vierziger Jahren. Sein Geſicht iſt bis an die Wangenknochen hinauf in einen dichten, pechſchwarzen Bart vermummt, dafür iſt das Kopfhaar kurz abgeſchnitten und zieht ſich, wie eine ſchwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Geſtalt viel zu großen Schädel. Man ſtutzt, man glaubt einen jener Männer vor ſich zu haben, die auf den Pariſer Maskenbällen als ours, als „Bär“ figuriren, und der Eindruck, den dies macht, wäre beinahe ein ſchreckhafter, wenn die kleinen Augen nicht gar ſo gutmüthig und poſſirlich unter den buſchigen Augenbrauen hervorblitzten. Zu dem ſeltſamen Antlitz ſtimmt die ganze Kleidung. Der viereckige Leib ſteckt in einem dunkelbraunen, ziemlich abgeſchabten Paletot, die kurzen Beine ſtecken in ſchwarzer Hülle. Dabei iſt es, als ob der Menſch gewohnt geweſen ſei, auf allen Vieren zu laufen, und erſt ſpäter gelernt habe, ſich auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auch auf Heine hat das Eintreten des Fremden einen erheiternden Eindruck gemacht, der ſich durch ein gehäbiges Schmunzeln kund thut und den Menſchen aufführend, ſagt er nun mit großem Ernſt und würdigem Anſtand: „Monſieur Faiwiſch (Phöbus), der Verfaſſer der indiſchen Schwalbenneſter, Deutſchlands größter Dichter.“

Der Fremde nimmt dieſe Bezeichnung ruhig an, und lächelt milde vor ſich hin. Dann nach einer Pauſe ſagt er gutmüthig in frankfurtiſch-jüdiſchem Dialekte: „O ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine!“

Ich will mich an die Damen um Auskunft wenden, doch dieſe haben den größten Dichter Deutſchlands ſchon längſt in ihre Mitte genommen. „Aha, Monſieur Faiwiſch, wie geht's? Sie kommen ſpät? Wie kommt das? Haben Sie ſchon geſpeiſt? Ja? Nun! ein Glas Wein, ein Bisquit? Hier nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns etwas von der ſchönen Dame Ihrer Gedanken!"

„Von der Dame meiner Gedanken?" wiederholt der Fremde, indem er vor einem Glaſe Wein Platz nimmt.

„Ja."

Faiwiſch beſchränkt ſich auf ein trübſinniges „Ach!"

„Erzählen Sie," dringen Alle in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken!" ruft Faiwiſch noch einmal. „Ach, meine Freunde und Gönner, ich darf Ihnen wohl geſtehen, daß ich wegen dieſes holdſeligen Weſens manche ſchlafloſe Nacht habe, und ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitung nicht ſo geräth, wie ich es gern haben möchte. Einmal nur habe ich dieſe Lieblichſte und Geiſtreichſte ihres Geſchlechtes geſehen und doch kann ich ſie nicht vergeſſen. Sie iſt das einzige weibliche Weſen, das mich ganz verſteht. Aber was will ſie ſagen mit den Wächtern, die ſtets um ſie ſind und ſie ſo ſelten nur hervorlaſſen? Sollte man glauben, daß hier in Paris die ſtrenge Hut mancher Burgfräulein des Mittelalters noch exiſtire?“

„Sie iſt noch jung?“ fragt Frau Eliſe.

„Ja gewiß, dreißig Jahre höchſtens.“

„Schön?“

„Recht hübſch. Röthliches Haar! das liebe ich, und einen beinahe olivenfarbenen Teint! das liebe ich auch.“

„Und ſpricht von Wächtern, die ſie hüten?“ frägt Heine.

„Von Wächtern und Mauern.“

„Das iſt außerordentlich romantiſch! Erzählen Sie uns doch endlich, wo Sie mit dieſer Dulcinea bekannt geworden ſind.“

„Bei einem Manne, der mit Wollwaaren handelt, Monſieur Jacquard, Rue St. Jaques, 16."

„Wie kamen Sie zu dieſem?" frägt Eliſe.

„Die Geſchichte iſt kurz", erwiedert Faiwiſch. „Neulich, als meine Portiersfrau beim Aufräumen mein Fenſter zerſchlägt, und ich mich in's Bett lege, ohne es bemerkt zu haben, erwache ich mit einem Rheumatismus. Die Folge iſt, daß ich das Bedürfniß fühle, mir ein flanellenes Wamms zu kaufen. Ich ſuche in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel vor dem Fenſter hängen, und treffe, da ich eintrete, eine gutmüthige, geſprächige Pariſer Kleinbürgerin, die eben mit erhitztem Geſichte aus ihrer Küche hervortritt und mir eine Auswahl deſſen, was ich ſuche, vorlegt. Ich wähle mir ein Wamms, nicht eben eines von erſter Qualität, aber eines von den wärmſten und dauerhafteſten. Wir wollen eben handeleins werden, da tritt mit beſtürzter Miene der Gatte ein und flüſtert ſeiner Frau etwas in's Ohr. Dieſe ſtutzt, ſieht auf die Uhr, ſagt, „es iſt zu ſpät,“ dann wendet ſie ſich zu mir, der eben ſein Geld hingelegt hatte.

„Mein Herr,“ ſagt ſie, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie wohl heute mit uns zu Tiſche eſſen wollen? Wir feiern den Namenstag [illegible]es Mannes.“

„Von der Frau eines Wollwaarenhändlers, ſonderbar!“ wirft Frau Eliſe ein.

„Ich geſtehe, daß mich dieſe Einladung einen Augenblick lang frappirte,“ erwiedert Faiwiſch. „Wie ich ſpäter erfuhr, verdanke ich ſie dem Umſtand, daß der Mann, der ſehr abergläubiſch iſt, als er ſich mit ſeinen Gäſten zu Tiſch ſetzen wollte, zu ſeinem Schrecken gewahr wurde, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueberzeugung, daß dieſe guten Leute in mir nach Kräften die deutſche Literatur ehren wollen, erwiedere, daß dieſe Einladung mir ein ſchöner Beweis der Anerkennung ſei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollt, ein lebendiges Zeichen der ſich immer mehr befeſtigenden Verbindung Deutſchlands und Frankreichs.“

„So komme ich an den Tiſch eines Pariſer Fabrikanten von Flanelljacken, den ich vorher noch nie geſehen. Da ich den engen Geſichtskreis dieſer Leute kenne, beſtrebe ich mich, die ganze Mahlzeit hindurch ſo populär zu ſein, als dies einem tieferen Geiſt möglich iſt. Ich gebe mich als den Dichter der indiſchen Schwalbenneſter zu erkennen und überſetze, da ſie den Gäſten noch nicht bekannt ſind, mehrere Gedichte aus dieſer Sammlung, ſo gut ſich dies in franzöſiſcher Proſa thun läßt. Erſt gegen das Ende des Mahles, da mich der Wein erhitzt hat, laſſe ich mehr meinen Genius walten, und beſchäftige mich angelegentlicher mit meiner Nachbarin, die ich früher weniger beachtet hatte. Wunderbare Entdeckung! Dieſe

Nachbarin erſetzt, was ihr etwa an Jugend und Schönheit abgehen mag, tauſendfach durch die Reize des Geiſtes! Ich glaube zu träumen und bin wach! Zum erſten Male fühle ich mich von einem weiblichen Weſen verſtanden, und da ich mich vom Tiſche erhebe, hat mein Herz auch für alle Zeit gewählt. Es hat gefunden, was es lange geſucht."

„Aber eben ſo raſch und gewaltig muß der Eindruck geweſen ſein, den ich auf die Dame gemacht habe. Als die Geſellſchaft aufbricht, zieht ſie mich mit leiſer Hand in eine Ecke des Zimmers, ſieht mich mit durchdringenden Augen an und ſpricht: „Monſieur, ich glaube, wir ſind unter demſelben Stern geboren. Daß wir uns anders als durch einen Schickſalsſchluß hier begegnet, glaube ich nimmer. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken, denken Sie auch an mich. Wächter, denen alle Plagen der Erde zu Gebote ſtehen, halten mich gefangen, aber von heute in vier Wochen hoffe ich, wieder hier zu ſein. Werde ich Sie finden?“

Ich ſchwöre es!

„Verſprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen, und ſich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter ſind!“

Ich ſchwöre es!

„So leben Sie wohl!“

Und wir ſcheiden.

„Eine ſonderbare Geſchichte!“ meinte Frau Eliſe. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?“ —

„Vollkommen gewiß.“

„Man erlebt doch in Paris kurioſe Dinge. Und Sie haben ſeitdem nichts von Ihrer Dame erfahren?“

„Ich war durch mein Verſprechen gebunden, mich nicht zu erkundigen, und habe dies nicht gethan," erwiedert Herr Faiwiſch. „Glücklicher Weiſe ſind bereits zwei Wochen, die Hälfte meiner Wartezeit um."

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpelino Platz zu nehmen!" dachte ich, als ich meinen Hut ſuchte, um mich zu entfernen. Und ſo war es. Ich hatte eine jener verkörperten Chargen geſehn, die Heine von jeher in ſeinen Troß hineinzuziehen liebte. Rabbi Faiwiſch intereſſirte ihn ſchon lange, indem er ſich ohne Aufhören in die poſſierlichſten Abentheuer verwickelte, ohne jemals den Humor ſeiner Lage gewahr zu werden. Heine pflegte von ihm zu ſagen: „dieſer Menſch iſt eigentlich wahnſinnig, aber man muß auch geſtehn, daß er lichte Momente hat, wo er blos dumm iſt." Er iſt Derſelbe, den Heine im Auge hatte, als er einen ſeiner Beſucher mit den Worten anredete:

„Mein Kopf iſt heute ganz wüſt und Sie werden mich recht dumm finden. Ein Freund war bei mir und da haben wir ſo unſere Gedanken ausgetauſcht.“

III.

Täglich, um die Zeit herum, die der franzöſiſchen Tiſchzeit vorhergeht — zwiſchen fünf und ſechs Uhr, wenn der Garten der Tuillerien von Spaziergängern wimmelt, ſaß in der Nähe der hölzernen Zeitungsbude ein Menſch, die beiden Füße auf die beiden Sproſſen, die Ellenbogen auf die Lehne eines leeren, vor ihm ſtehenden Seſſels geſtemmt, und blickte ſtundenlang mit heiteren Augen gutmüthig ſchmunzelnd das bunte Menſchengeſchlecht an, das vor ihm auf- und abwogte. Das war Faiwiſch, von Heine der „Schwalbenvater“ genannt, den manche ſeiner Landsleute für verrückt hielten, weil er in der Ueberzeugung lebte, Deutſchlands größter lebender Dichter zu ſein.

War der Schwalbenvater wirklich verrückt? Wenn er mir ſeine täglich fortlaufenden Betrachtungen über Vorſehung und Menſchenſchickſal darlegte, ehe er ſie unter Couvert brachte, und an ſeine Zeitung abſchickte, war er wohl ziemlich barock, aber nicht eben verrückt. Nur die Art, in der er von ſich ſprach und Alles auf ſich bezog, mußte Bedenken erregen. Ueberall hörte er ſein Lob, überall ſah er die Leute ſtill ſtehen, auf ihn deuten, und hörte ſie, von Begeiſterung für ſeine Werke hingeriſſen, von ihm erzählen. Die Verwunderung, die ſein dicker Oberrock, den er bei brennender Sonnenhitze trug, oder ſein zerbrochener Chapeau-Gibus erregte, der mit ſeiner oberen Hälfte ſo ſeltſam von einer Seite zur andern ſchwankte, als ob er auf Zitternadeln ruhe, oder ein eigenes Leben habe, nahm er für ſtaunende Neugier, für ſtaunende Huldigung der Menge.

Darüber, daß er im fernen Deutſchland, welches er vor acht oder zehn Jahren verlaſſen hatte, nur neben Göthe und Uhland genannt werde, hatte er keinen Zweifel, ebenſo darüber nicht, daß ſeine Gedichte in jedem anſtändigen Hauſe vorräthig ſeien. Wenn deſſenungeachtet nichts darüber verlautete, daß der Verleger eine neue Auflage ſeiner Gedichtſammlung, der „indiſchen Schwalbenneſter" zu machen beabſichtige, ſo lag die Urſache davon einzig in der ſündhaften Natur der Verleger, die in Deutſchland ungefähr ſo organiſirt ſind, wie die Banditen in Spanien, in Leipzig eine wahre Sierra Morena haben, und bekanntlich mindeſtens zehntauſend, oft aber auch zwanzigtauſend Exemplare zu drucken pflegen, wenn ſie ſich contractlich zu der Auflage der üblichen Siebenhundert und funfzig verpflichtet haben. Glücklicher Faiwiſch! Selbſt die Spottreden und Lazzis, die von Fremden oder Halbbekannten auf ihn geſchleudert wurden, verwandelte ein guter

Schutzgeiſt, der ihn nie verließ, dicht vor ſeinen Ohren in eben ſo viele Schmeicheleien. „Il m'enbête“ hatte einmal die großäugige Eliſe von ihm geſagt, und er verſtand: ſie „bete“ ihn an! So war es einmal, ſo war es hundertmal und ſo für Alles, was kommen konnte, gewappnet, durſte er nicht wie andere mittelmäßige Poeten, die das Bewußtſein ihrer Unfähigkeit haben, unglücklich, bösartig, und zuletzt ſogar ſchlecht werden, er konnte gut und harmlos bleiben, wie ihn die Mutter Natur geſchaffen. Ja! dieſe freundliche Mutter hatte ihm einen Zauber mitgegeben, der ihn nie unglücklich werden ließ. Wenn er wieder ein neues Gedicht geſchrieben hatte — manchmal gelang ihm ſogar etwas recht Hübſches — ſo ſtieg er ſtolz aus ſeiner Kammer herab, trug den Kopf hoch in der Höhe, und wenn er dem Bankier der Belle-Etage begegnete, grüßte er ihn mit milder, ſchonender Herablaſſung, denn er fühlte ſich unendlich reicher, als jener. Es giebt ja Gedanken, die Einem ordentlich den Kopf in den Nacken werfen, und von ſolchen Gedanken war Rabbi Faiwiſch ſtets erfüllt.

So ſtieg er auch ohne Erbitterung die fünf Treppen zu einem armſeligen Dachſtübchen hinauf, und trug im Hochſommer geduldig die Laſt des winterlichen Rockes, des einzigen, den er beſaß. Ein ſolcher Tüffelrock iſt wohl bei neun und zwanzig Grad Hitze recht läſtig. Aber kann z. B. ein Eisbär im Sommer ſeinen Pelz ablegen? Nein, ſelbſt dann nicht, wenn er nach Afrika käme! Warum ſollte nun ein Menſch darüber klagen, der ſich in ähnlicher Lage befindet? Ebenſo verdarben die zweideutigſten Speiſen, die ihm ſein Charcutier in der Rue de la Harpe vorſetzte, wohl manchmal ſeinen Magen, aber nie ſeinen Humor, denn wie viel andere deutſche Poeten, welche jetzt in der Walhalla aufgeſtellt ſind, oder im Saffianeinband in den Buchſchränken der Kronprinzen prangen, haben auch in ſchlechten Koſthäuſern zu Tiſch gegeſſen, im Falle ſie überhaupt etwas zu eſſen hatten? Und jener Troubadour, dem man gar das Herz ſeiner Geliebten gebraten vorſetzte, hatte der nicht noch ſchlechtere Koſt?

Nur ein Schmerz hatte bisher den Schwalbenvater geplagt. Er hatte noch immer nicht das Weib gefunden, das ſeine Poeſien gefaßt und verſtanden hätte! Und ſein Herz ſehnte ſich nach Liebe und Verſtändniß! Wie vielen Hofrathstöchtern in Deutſchland hatte er nicht ſchon ſeine „indiſchen Schwalbenneſter" vorgeleſen; wie vielen ſchönen und gebildeten Jüdinnen von Frankfurt nicht ſchon einen zierlichen Vers in's Album geſchrieben? Sie hatten ihn alle nicht verſtanden. Und nun hatte er in's Land der leichtſinnigen Franken auswandern müſſen; ſeine Sehnſucht nach Verſtändniß und Eheglück ward immer heftiger und er ward — alt.

Die neue Liebe kam ihm eben im rechten Augenblicke.

„Sehen Sie,“ ſagte er eines Tages zu mir, als er von ſeinem gewöhnlichen Platze aufſtand und die zwei Sous für den gemietheten Seſſel der Frau einhändigte, „ſehen Sie,“ ſagte er, indem wir in den Alleen des Tuilleriengartens auf und ab gingen und die Sonne mild gedämpft durch das Dach der Kaſtanienbaumkronen ſchien, die Springbrunnen rauſchten, die weißen Marmorſtatuen verführeriſch herüberglänzten und auf den Raſenplätzen fernab die Schaar der Kinder lärmte — „dies Alles ſehe ich jetzt mit veränderten Blicken an. Ich kenne ein Weſen, das mich verſteht! Welch ein hoher Geiſt! Welch ein Verſtand! Das einzige Weib, das mich je verſtanden!“

Und dann ſprach er davon, daß vielleicht im Herbſte ſchon die Hochzeit ſtattfinden könne.

„Vor der Hand wünſche ich Ihnen nur,“

erwiederte ich, „daß die Wächter Ihrer Dame nichts dawider haben.“

„Ach ja, die Wächter!“ ſeufzte er, „das iſt in der That eine räthſelhafte Geſchichte!“ Und ſinnend entfernte er ſich, indeß ſein zerbrochener Chapeau-Gibus ſeltſamer als je auf ſeinem Kopfe hin und her zitterte.

IV.

Der geneigte Leſer wird nun, wofern er ſich irgendwie für die Geſtalt des Rabbi Faiwiſch intereſſirt hat, erfahren wollen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit der Schönen der Rue St. Jaques, dem einzigen weiblichen Weſen, das ihn je verſtanden und ihren Wächtern hatte. Ich beeile mich, ihn aus dieſer Ungewißheit zu erlöſen.

Es kam der Tag heran, wo der Verabredung gemäß der Rabbi die Dame ſeines Herzens wiederſehen ſollte, und zwar an dem Orte, wo er ſie zuerſt gefunden. Auf's Beſte geſchmückt begibt er ſich zu Monſieur Jaquard und findet genau die Geſellſchaft wieder, in die er vor vier Wochen zum erſtenmale trat. Nur eine Perſon fehlte, es iſt die Erſehnte. Faiwiſch ſitzt auf Nadeln. Wohl denkt er anfangs: Sie bleibt ſo lange bei ihrer Toilette, weil ſie weiß, daß ſie mich hier treffen ſoll; als aber Stunde um Stunde vergeht und Faiwiſch ſieht, daß er heute ſchon auf ſein Glück verzichten muß, iſt er überzeugt, daß die geheimnißvollen Wächter ſeine Geliebte zurückgehalten haben.

Er wendet ſich an den Hausherrn.

„Sie hatten neulich,“ ſagt er, der ganzen Geſellſchaft vernehmlich, „eine Dame von entzückendem Geiſte in dieſem Kreiſe. Ich bedauere, daß ſie heute fehlt.“

„Ich wüßte nicht“ — ſagt der Kaufmann.

„Sie ſaß neben mir,“ ſagt Faiwiſch, „und die Augenblicke, in denen ich mich mit ihr unterhielt, gehören zu den glücklichſten meines Lebens.

Leider ſehe ich ein gewiſſes Geheimniß um ſie verbreitet und ſelbſt ihre heutige Abweſenheit —"

Ein ſeltſames Lächeln überfliegt die Lippen der Hausfrau. „Die Dame, von der Sie reden," ſagt ſie, „erhält nur ſelten die Erlaubniß, in der Welt zu erſcheinen."

„Iſt es möglich?" ruft Faiwiſch. „Aber leben wir denn in der Türkei? Ja, ja, die Dame ſprach von Wächtern, die ſie nicht fortlaſſen und denen alle Plagen der Welt zu Gebote ſtänden — was konnte ſie damit ſagen wollen?"

„Sollten Sie es nicht längſt errathen haben?" frägt die Hausfrau, indem ſie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückt. „Die Dame lebt in Charenton. Es iſt unſere wahnſinnige Tante, die ein- oder zweimal des Jahres die Erlaubniß erhält, uns zu beſuchen."

„Sie war das einzige Weſen, das mich je verſtanden!" rief der Schwalbenvater und ſank in ſeinen Seſſel zurück.

V.

Eines Tages fand ich Heine in beſter Laune, höchlich ergötzt von einem Buche, das auf ſeinem Bette lag und in dem er eben geleſen hatte. Dies Buch war eins, das in der Regel eben für kein ergötzliches und erheiterndes angeſehn wird, nämlich kein anderes als der Tacitus. „Kennen Sie,“ fragte er mich, noch immer lachend, „kennen Sie denn die ſeltſame Geſchichte, die dieſer finſtere Römer von der Entſtehung des jüdiſchen Volks gibt? Nie, nie iſt mir doch ein boshafteres Paſquill vorgekommen! Denken Sie nur, dieſer Menſch bringt dem jüdiſchen Volke, das er übrigens genus hominum absurdum atque sordidum nennt, auf, daß ſie von Ausſätzigen herſtammen und in ihrem Tempel einen Eſel göttlich verehren.“

„Vielleicht eine Verwechſelung mit dem goldenen Kalbe, am Horeb gegoſſen, von dem er die Sage gehört haben mochte.“

„Vielleicht,“ erwiederte Heine. „Doch hier ſteht deutlich: Sie verehren den Eſel. Das pfiffigſte Volk der Erde, iſt Ihnen ſchon je ſo etwas vorgekommen?“

„Ich habe,“ erwiederte ich, „dergleichen noch nirgendwo geleſen; im Leben jedoch iſt es mir ſchon als ſporadiſcher Fall vorgekommen. In meiner Vaterſtadt kenne ich eine ſchöne Jüdin, die einen Eſel anbetet. Freilich iſt ſie mit ihm verheirathet. Inſofern dieſer Eſel unermeßlich reich iſt, kann man ihn auch einen goldnen nennen. Alle Verſuche der männlichen Welt, dieſen Eſel in einen gehörnten Eſel, wie er auf Ceylon vorkommen ſoll, zu verwandeln, ſind geſcheitert.

Das iſt der einzige Fall von der Anbetung eines Eſels, den ich kenne. Beim jüdiſchen Volke fand ich immer, daß es wenig Eſel beſitzt und dieſe verachtet."

„Das iſt in der That wahr," rief Heine, „aber hören Sie doch, was uns dieſer ernſte Chroniſt vom Urſprung und von den Religionsgebräuchen der Hebräer erzählt. Es iſt gar zu poſſierlich und wäre mir früher etwas davon zu Ohren gekommen, ich hätte gewiß ein Gedicht daraus geſchaffen."

Er blätterte eine Weile in ſeinem Buche und fuhr dann im Stegreif überſetzend fort: „Als das Volk von Egypten," erzählt der Geſchichtſchreiber, „einſt von einem bösartigen Ausſatz, der den ganzen Leib ergriff, heimgeſucht wurde, fragte der damals regierende König Bacchoris bei dem Orakel des Jupiter Ammon an, wie denn der Seuche Einhalt zu thun ſei? Es wurde ihm befohlen, ſein Königreich einfach von den Ausſätzigen zu ſäubern und dieſe in irgend einen fernen Erdſtrich zu verbannen. Man veranſtaltete eine genaue Viſitation, trieb alle Ausſätzigen zuſammen und jagte ſie in die Wüſte. Als ſie nun, ſchreibt Tacitus, durch ihre troſtloſe Lage in die größte Entmuthigung verfielen, ermahnte einer der Ausgetriebenen, Moſes mit Namen, ſeine Leidensbrüder, weder von den Göttern, noch von den Menſchen, die ſie ja beide im Stich gelaſſen, Hilfe zu erwarten, ſondern ihm zu folgen, der ihnen als ein Retter in der Noth gegeben worden ſei. Moſes Worte machten Eindruck und es folgten ihm alle, aber in der Wüſte, ohne Speiſe und Trank, kamen ſie dem Verſchmachten nahe. Da plötzlich ſehn ſie in der Ferne einen Trupp wilder Eſel, der einer bewaldeten Gegend zueilt. Moſes gibt den Rath, dieſen Thieren zu folgen und bald gelangt der Haufe der Unglücklichen an eine Quelle. Von dieſem Tage an begann für ſie ein beſſeres Loos.

Nachdem ſie ſechs Tage lang gewandert waren, gelangten ſie am ſiebenten in ein Land, deſſen Bewohner ſie vertreiben, in dem ſie ſich niederlaſſen und Wohnungen und einen Tempel bauen."

„Aber dankbaren Gemüths vergaßen ſie der Eſel nicht, die ſie auf eine glückliche Fährte gebracht hatten. Ein goldener Eſel wurde als Heiligthum im Tempel aufgeſtellt. Zum Gedächtniß aber der ſchändlichen Krankheit, an der ſie gelitten, enthielten die Juden ſich fortan ewig des Schweinefleiſches, weil auch das Schwein der Krankheit unterworfen iſt, an der ſie gelitten hatten."

Die Fülle des Wohlgefallens, mit welcher Heine dieſe Geſchichte ablas, wollte nicht enden. Noch immer wiederholte er: „ein Eſel im Tempel!" und ſchüttelte ſich vor Lachen. „Haben Sie aber auch bemerkt," fuhr er fort, „welche Rolle der Eſel in der heiligen Schrift ſpielt? Denken Sie an den Eſel Bileams, an die Eſel Sauls.

Auf einem Eſel hält Chriſtus ſeinen Einzug. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eſelreligion der Juden ſpricht und nur das ſcheint mir unverſchämt, daß er behauptet, überall wo die Eſel aufträten, käme ein humanerer Geiſt in das ſtarre Dogma. Die Humanität iſt nie eine Sache der Eſel geweſen."

„Dieſe Erzählung des Tacitus," erwiederte ich, „hat ihr Pikantes, aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tradition aufgeben, die uns das zweite Buch Moſis von dieſem Auszug entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komiſchen Blitzen, wie ſie in der Hiſtorie dieſes Volks nie fehlen! Iſts Ihnen nicht auch ſo? Immer wieder in dieſer heiligen Chronik verwandelt ſich das furchtbare Antlitz Jehovahs in die Züge des alten Bekannten vom Trödelmarkt, der auf Pfänder leiht, und ſo iſt es auch hier."

„Sie meinen die Geſchichte von dem Ausleihen der Juwelen und Geſchirre?" fragte

Heine. „Ach ja, das iſt eine gute alte Geſchichte und ſie iſt ſeitdem bei manchem Wohnungswechſel wiederholt worden. Damit Pharao das Volk fortlaſſe, wird ihm geſagt, daß es nur einen Ausflug gelte, um ein Feſtopfer in der Wüſte zu halten, und der Herr ſpricht zu Moſe: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Egypten ausgießen, darnach wird er euch laſſen von hinnen und wird nicht allein alles laſſen, ſondern euch auch von hinnen treiben.“

„So ſaget nun für dem Volke, daß ein Jeglicher von ſeinem Nächſten und eine Jegliche von ihrer Nächſten ſilberne und goldene Gefäße fordere, denn der Herr wird dem Volke Gnade geben im Egypterland.“

Nun folgt die ärgſte der Plagen, jede Erſtgeburt im Lande Egypten ſoll ſterben: von dem erſten Sohn Pharao an, der auf ſeinem Stuhl ſitzet, bis auf den erſten Sohn der Magd, die hinter der Mühle iſt, und alle Erſtgeburt unter dem Vieh.

Es geſchieht. Zwei Wochen ſpäter geht der Herr um, die Egypter zu plagen.

„Und um Mitternacht ſchlug der Herr alle Erſtgeburt im Egypterland, von dem erſten Sohn Pharaos, der auf ſeinem Stuhl ſaß, bis auf den erſten Sohn des Gefangenen im Gefängniß und alle Erſtgeburt des Viehes.“

„Da ſtand Pharao auf und alle ſeine Knechte in derſelben Nacht, und alle Egypter und ward ein groß Geſchrei in Egypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter wäre.“

„Und er forderte Moſe und Aaron in der Nacht und ſprach: Machet euch auf und ziehet aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Israel, gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr geſagt habt.“

„Und die Egypter drangen das Volk, daß ſie es eilends aus dem Lande trieben, denn ſie ſprachen, wir ſind alle des Todes."

„Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moſes geſagt hatte und von den Egyptern gefordert ſilberne und güldene Geräthe."

„Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben für den Egyptern, daß ſie ihnen leiheten und entwanden es den Egyptern."

„Alſo zogen aus die Kinder Israel von Raemſes gen Suchoth, ſechshunderttauſend Mann zu Fuß, ohne die Kinder." (Moſe II. 12.)

Mit lauter Stimme und etwas carrikirter Würde hatte Heine dieſes Citat geleſen, nun legte er das ſchwarzgebundene Buch wieder auf ſeine alte Stelle, auf das Nachttiſchchen an ſeiner Seite. Eine Weile ſchwieg er, dann ſagte er in natürlichem Tone, wie aus ſeinen Gedanken heraus:

„Es iſt doch Unrecht, daß wir ſo ſpotten! Wenn Israel ſich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an ſeinen Bütteln rächt, — es nimmt zur Entſchädigung damit nur den millionſten Theil der Buße, die ihm gebührte! Seltſames Volk, das ſeit Jahrtauſenden immer geſchlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von ſeinem Gotte vergeſſen wird und doch ſo zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O! wenn Märtyrerthum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, ſo iſt dieſes Volk adlig vor vielen andern. Leſen wir doch die Geſchichte des Mittelalters, dieſer klaſſiſchen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandſchatzungen und Maſſacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Chriſti, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den roheſten und wildeſten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen! O, es iſt doch ein ſchönes Ding um die Religion der Liebe!

Wiſſen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1688) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnißvollen Thieren in Verbindung, es liefen nämlich: 1. die Eſel, 2. die Juden, 3. die Büffel, 4. die Berberpferde: man ſtieg von den niedrigſten und verächtlichſten Thieren zu den edelſten empor .... Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich faſt in einem Athemzuge die Juden verſpotte und bemitleide; ſie ſcheinen mir aber auch in der That ebenſo lächerlich als ehrwürdig zu ſein. Ich konnte mich ihnen ausſchließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rieſſer und Andere, ich gebe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Chriſten oder Juden ſein. Dieſes habe ich mit allen Artiſten gemein, welche nicht für enthuſiaſtiſche

Momente ſchreiben, ſondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, ſondern für die Welt, nicht für einen Stamm, ſondern für die Menſchheit. Es wäre abgeſchmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachſagte, mich je geſchämt hätte, ein Jude zu ſein, aber es wäre ebenſo lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerkſam durchblättern, ſo werden Sie manche Stellen finden, welche das hebräiſche Volk in Schutz nehmen, und wenn Sie nächſtens wiederkommen, will ich Ihnen eine große Probe davon zeigen. Ich will Ihnen ein Gedicht, das ziemlich umfangreich iſt und das erſt in meiner nächſten Gedichtſammlung erſcheint, vorleſen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Abſurde, Falſche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, ſo iſt es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern.“

Heine hatte die letzten Worte tiefernſt geſprochen und war nachdenklich geworden. Aber als ſollte das Lächeln, das eine Zeitlang vertrieben war, immer wieder den gewohnten Platz um ſeinen Mund in Beſitz nehmen, ſetzte er ſcherzend hinzu: „Wenn uns in dieſen nächſten Tagen der kleine Weill beſucht, ſo ſoll Ihnen, lieber Freund, auch noch eine andere Probe meiner Pietät für den uralten Moſaismus gegeben werden. Weill war ehedem Vorſänger in der Synagoge, er beſitzt eine metallreiche Tenorſtimme und trägt die alten Wüſtengeſänge Juda's in ihrer urſprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an bis zu der vollen Höhe altteſtamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude bin, wundert ſich nicht wenig, wenn ſie dieſes unerhörte muſikaliſche Lamento, dies Tremoliren und Quinqueliren zu Ohren bekömmt. Als Weill ſeine erſte Piece vortrug, verkroch ſich der Pudel Minko unter dem Sopha und Cocotte, der Papagei, wollte ſich zwiſchen dem Käfiggitter erhängen. „Monſieur Weill! Monſieur Weill!“ rief Mathilde ängſtlich, „treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit!“ Weill fuhr fort. Die Gute aber wendete ſich an mich und fragte dringend: „Henri, ſage mir, was ſind das für Lieder?“ — „Es ſind unſere deutſchen Volksgeſänge“ erwiederte ich; ich bin bei dieſer Ausſage hartnäckig verblieben.“

VI.

Es war dies die Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung ſprach. Dieſe meinten, er kehre im Geiſte zum Chriſtenthum, jene, noch abentheuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben ſeiner Bücher und der Umſtand, daß die Bibel oft auf ſeinem Tiſche zu ſehen war, gaben den Anlaß zu dieſen Gerüchten.

Wir ſprachen ſelten über dieſen Punkt, doch ſchien es mir in der That, daß religiöſe Gedanken Heine'n damals vielfach beſchäftigten. Es konnte dies bei einem Geiſte, wie der ſeinige war, nicht anders ſein. Wenn die Sonne der Poeſie und der Lebensfreude zu verblaſſen anfängt an einem Horizonte und über einem Leben, in welchem ſie ohnehin das einzige Poſitive waren, tritt das Mondlicht einer jenſeitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unſicher zitterndem Scheine die öden Trümmer.

Aber ich fürchte, es erging Heine hierin wie mit allen andern Glaubensartikeln, die er im bunten Wechſel aufgriff, um mit ihnen zu ſpielen, und ſie dann wieder bei Seite zu werfen. Mehr waren ihm die jenſeitigen Gedanken damals noch nicht, als ein Amulet, oder eine rheumatiſche Kette, die ja auch ein Menſch verſucht und braucht, der ſonſt nicht viel davon hält. Da ihm alle Aerzte nicht helfen können, läßt er nun die Quackſalber pfuſchen; nur, um nichts unverſucht gelaſſen zu haben.

Freilich! Wenn man auf einem jahrelangen Krankenbette liegt, ein unſeliges Uebel frühſchnell unſerer Thätigkeit ein Ende gemacht hat, da ſchweift die Phantaſie gerne maßlos hinaus, und träumt gerne von einem zweiten Leben. Es iſt überhaupt ein koloſſaler, beinahe orientaliſch-ſchwelgeriſcher Gedanke, man werde dereinſt nicht nur dies Sandkorn, die Erde, ſondern auch Sonne, Mond und den ganzen Sternenplunder überdauern, in Gottes Schooß aufgehoben den Untergang der Welt mit anſehen und dabei das Gefühl einer unzertrümmerbaren Perſönlichkeit retten und bewahren können. Ewig, überirdiſch, ein Weſen mit Flügeln werden, nachdem man hier ſein Lebelang mühſam, vielleicht noch dazu mit kranken Gliedern und am Stocke wackelnd über die kleinen Unebenheiten dieſes Erdballs kaum hinweggekonnt, das iſt ein ſchöner, ein üppiger Gedanke, der Nonplusultra-Traum der egoiſtiſchen Perſönlichkeit, und manchem kranken Gemüth mag er ſchon wohl gethan haben. So auch unſerem Heine.

„Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehn!" ſeufzte er. „Wiſſen Sie, wohin ich ginge?"

„Nein!" erwiederte ich.

„Geradenwegs in die Kirche!"

„Sie ſcherzen!" warf ich ungläubig ein.

„Nein nein! gewiß! in die Kirche!" antwortete Heine. „Und wohin ſoll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, ſpazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabille mitmachen!"

Eine andere Anekdote iſt nicht minder charakteriſtiſch. Eines Morgens, als ich zu ihm kam, lächelte er mich von Weitem an. „Ich habe heute," ſagte er, „einen beſonders tröſtlichen Traum gehabt, beinahe eine Viſion. Mir war's, als ginge ich in der erſten Morgenfrühe über den Cimitière Montmartre, auf den ich mich auch einſt beſtatten laſſen will und zwar darum, weil er geräuſchlos iſt und man dort viel weniger geſtört wird, als auf dem Pere la Chaiſe. Die Leichenſteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und ſiehe, vor jedem Steine ſtand ein Paar blank gewichſter Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war wie in einem großen Hotel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen, und das Schuhwerk beſorglich und beſcheiden hingeſtellt. Noch ſchlummerten ſie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichſten Stiefeln aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichſt, und das ganze Bild ſchien zu ſagen: Ja, wir werden Alle wieder aufſtehen und einen neuen Lebenslauf beginnen."

So ſah Heine damals als Betbruder aus.

VII.

Zu den Geſtalten, die ſich für den, der ſich um Heine intereſſirt, zunächſt um ihn gruppiren, gehört vor Allen ſeine Mutter.

Wir begegnen ihr zuerſt im Buch der Lieder, wo ein paar recht wilder und trotziger Sonetten ihr gewidmet ſind, dann auf's Rührendſte erwähnt in dem Gedicht „Nachtgedanken“, das unter den neuern Gedichten ſteht. Alle Welt kennt es:

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen —
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Und wie das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn,
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht ans Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden!

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär'.
Das Vaterland wird nicht verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben!

— — — — — — — — — — — —

Und ſo meinte ich auch, müſſe es gekommen ſein. Ich konnte mir nicht recht denken, daß die „alte Frau", zu der der Sohn im Winter 1844 die ereignißvolle Reiſe unternahm, die wir in jenem phantaſievollen „Wintermährchen" beſchrieben finden, noch am Dammthore wohne, im Zimmer, das er uns ſo treulich beſchrieben. Damals, als er nach dreizehnjähriger Abweſenheit ſo unerwartet eintrat, ſchlug ſie die Hände zuſammen und rief:

Mein liebes Kind, wohl zehen Jahr
Verfloſſen unterdeſſen —
Du wirſt gewiß recht hungrig ſein,
Sag' an, was willſt du eſſen?

Aber ſeitdem war abermals eine lange Zeit verfloſſen und „eine alte Frau kann ſterben."

Um ſo mehr war ich erſtaunt, als ich, eines Abends bei Heine eintretend, eben dazu kam, als er ſeinem Sekretär einen Brief diktirte und auf meine Frage, an wen er ſchreibe, erwiederte: an meine Mutter!

„So lebt ſie noch," fragte ich, „die alte Frau, die am Dammthor wohnt?"

„Ach ja," ſagte er, „zwar alt und krank und gebrechlich, doch noch immer das warme Mutterherz."

„Und Sie ſchreiben ihr oft?"

„Regelmäßig jeden Monat."

„Wie muß ſie Ihres Zuſtandes wegen unglücklich ſein!"

„Meines Zuſtandes wegen?" antwortete Heine. „O, was das betrifft, herrſcht zwiſchen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Meine Mutter hält mich für ſo wohl und geſund, als ich damals war, als ich ſie zuletzt ſah. Sie iſt alt und lieſt keine Zeitung; die wenigen alten Freunde, die ſie beſuchen, ſind in ähnlicher Lage. Ich ſchreibe ihr oft, ſo gut ich's kann, in heiterer Laune, erzähle ihr von meiner Frau, ſage ihr, wie gut ich es habe. Da es ihr auffällt, daß nur die Unterſchrift von mir iſt, und alles Uebrige von der Hand des Sekretärs, ſo heißt es immer, daß ich etwas Augenleiden habe, das bald vergehen werde, mich aber verhindere, ſelbſt Alles zu ſchreiben. Und ſo iſt ſie glücklich. Daß übrigens ein Sohn ſo krank und elend werden kann, wie ich bin, das glaubt ohnehin keine Mutter.“

Heine ſchwieg und ich ſah mit bewegter Seele zu, wie er ſeinen, mit tröſtlichem Bericht und erkünſtelter Heiterkeit erfüllten Brief verſiegeln und zur Poſt abgehen ließ.

Dieſer Sohn, der auf langwierigem Marterbette mit frommem Betrug ſeine Mutter über ſeine Leiden täuſcht und dieſe Mutter, die in der Abgeſchloſſenheit hohen, hohen Alters vermuthlich ſterben wird, ohne über den wahren Zuſtand ihres Sohnes die ſchreckliche Wahrheit zu erfahren — die außer ihr die ganze Welt kennt — ſie ſind in ihrem Verhältniß zu einander ein ganzes Gedicht!

VIII.

Man wird nun fragen: wie war Madame Heine? Wie war Heine's Ehe? Ich glaube darauf mit Beſtimmtheit antworten zu können. Man kann der Anſicht ſein, daß der Dichter anders hätte wählen ſollen, aber man muß geſtehen, daß ſeine Ehe eine eigenthümliche und poetiſche war.

Er hatte mit ſeiner Frau — Crescence Mathilde Mirat iſt ihr vollſtändiger Name — mehrere Jahre gelebt, ohne mit ihr verheirathet zu ſein. Es war eins jener Bündniſſe, die in Paris ſo häufig vorkommen, daß ſie in den Augen der Welt beinahe legitimirt ſind und menages parisiens genannt werden. Unzählig ſind — beſonders bei Künſtlern — die Ehen dieſer Art; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimirten Frau und nur die vertrauteſten Freunde wiſſen, daß der kirchliche Segen und der bürgerliche Contrakt fehlt. Erſt nach Jahren, meiſt wenn Kinder geboren werden und die Eltern noch enger an einander ketten, wird die kirchliche Sanction nachgeholt und man ſagt dann mit Beranger, der in ähnlicher Art jahrelang mit ſeiner vielbeſungenen Liſette lebte:

Ces deux époux ont mis enfin
De l'eau bénit dans leur vin.

Heine hatte keine Kinder, dafür trat ein anderer Anlaß ein, daß er die Ehe in ſtrengſter Form legitimirte. Es war das Duell mit Herrn S..... Damit Mathilde nicht unverſorgt bleibe, damit ſeine Verwandten ſie bedächten, wofern er auf dem Platze bliebe, heirathete er ſie. Es mochte für den Verfaſſer der freien Liebe ein ſchwerer Schritt ſein, er that ihn doch und unter eigenthümlicher Form. Er lud zur Hochzeit nur ſolche Freunde ein, die in ähnlichen Ehebündniſſen lebten, um ſie durch das Beiſpiel, das er gab, zu bewegen, auch wie er dieſen allerletzten Schritt zu thun, ja nach der Tafel forderte er ſie dazu in einer humoriſtiſchen Anrede auf. Es war eine Geſellſchaft der geiſtreichſten Schriftſteller und Künſtler, aber leider auch unverbeſſerlicher Junggeſellen. Ich weiß nicht, ob ein Einziger, durch Heines Exempel und Rede gerührt, ſich bekehrte.

Mathildens Gemüth war das naivſte, das ſich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloſeſte. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Geſellſchafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs eliſées machen und dann erzählen, was ſie geſehn — das war ihr Leben. Heine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und ſtarkgeiſtigen Frau, dem Blauſtrumpf und dem Verſtandesweibe — Mathilde feſſelte ihn durch ihr harmloſes Geplauder, ihre immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Krucifix und einen kleinen Jeſus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie ſie von Hauſe aus gewohnt war. Heine ſtörte ſie nie in dieſen Gebräuchen. „Sie iſt ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu ſagen — und hatte Recht.

Fortwährend neckte er ſie und ſtellte ſich, wenn ſie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber raſch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine poſſierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverſtändniß merkte und Beide ſich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ ſagte er einſt ſehr ernſthaft, „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich beſitze, hinterlaſſen, aber nur unter einer unabänderlichen Clauſel.“

„Ach, wie kannſt du von ſolchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was iſt die Clauſel?“ fragte ich.

„Daß ſie ſich ungeſäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja wohl,“ fuhr Heine fort, „du ſollſt einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da ſein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt.“

Heine war nicht eiferſüchtig und hatte gewiß auch keine Urſache es zu ſein, aber er ſah Mathilden doch nicht ohne Sorge allein in dieſem Babel: Paris. Er entlud ſich dieſer Angſt in Gedichten und in kurzen halberſtickten Ausbrüchen. „Ach!“ ſeufzte er, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schickſal und dem lieben Gott überlaſſen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männern concurriren?“

Manchmal ſteigerte ſich dieſe Unruhe ſo, daß er klagte. „Ich war geſtern,“ ſagte er zu einer Freundin, die ihn beſuchte, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte verſprochen, um vier Uhr zurück zu ſein. Es wird halb fünf, ſie kommt nicht. Es wird halb ſechs, ſie kommt nicht. Es wird halb ſieben, ſie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächſt. Sollte ſie des kranken Mannes überdrüſſig geworden und mit einem ſchlauen Verführer auf und davon gegangen ſein? In meiner peinlichen Angſt ſchicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und laſſe fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da iſt. Ja, Cocotte iſt noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“

Heine hatte in den letzten Jahren ſogar zwei Wärterinnen nöthig, ſo viel gab es, beinahe ununterbrochen, bei dem Kranken zu thun. Es iſt von ſelbſt verſtändlich, daß die Hilfe ſeiner Frau dadurch überflüſſig wurde. Deſſenungeachtet ſaß ſie an ſeinem Lager, hielt ſeine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in ſeinem Schmerz noch ſchelmiſch, verklagte ſie mit halbunterdrücktem Lächeln oft auf's Poſſierlichſte.

„Ach was war das geſtern für eine Nacht!“ rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hauſe gehabt, die Katze iſt vom Kamin herabgefallen und hat ſich das rechte Ohr aufgeſchunden. Sie hat ſogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde iſt aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umſchläge aufgelegt. Meinethalben hat ſie noch nie gewacht.“

Und wie ſein ironiſcher Geiſt nie ruhte, ſo war Heine, trotzdem er ſeine Frau liebte und von ihrer Treue überzeugt war, doch unerſchöpflich in Erzählungen von der Unbeſtändigkeit und Untreue jener lieblichen Geſchöpfe „die wir anbeten und die uns verrathen."

„Heirathen Sie nie, lieber Meißner," ſagte er mir einmal mit einem tiefen Seufzer. „Eine treue Frau iſt die größte Seltenheit auf Erden und iſt es von jeher geweſen. Die älteſten Schriftſteller führen uns ſchon erbauliche Hiſtorien zur Warnung an. Warum beachten wir ſie ſo wenig? Kennen Sie die Geſchichte vom König Pheron, dem Sohne Seſoſtris, dem Sohne Ramſes? — es erzählt ſie Herodot in ſeinem zweiten Buche, genannt Euterpe."

„Erzählen Sie mir ſie, wenn ich ſie auch kennen ſollte," erwiederte ich.

„Pheron, ein König von Aegypten," begann Heine, „war von den Göttern mit Blindheit geſchlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeſchloſſen hatte. Er wandte ſich, um die Mittel ſeiner Heilung zu erfragen, an die Orakel und erhielt die Antwort, daß er, um wieder ſehend zu werden, ſich die Augen mit dem Waſſer einer Frau waſchen ſolle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron that, wie ihm geboten, er wuſch ſich täglich mit dem Waſſer einer Anderen, wuſch ſich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen ſogar im Waſſer ſeiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da verſammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Erythrebolos und ließ ſie verbrennen. Endlich ſandte er hinaus in die Vorſtädte, wo das ärgſte Volk wohnte und man ſchickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte ſich kaum damit die Augen gewaſchen, als der Staar von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufſtellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu ſeiner Gemahlin. Das iſt eine Geſchichte, die ich nie ohne Wehmuth geleſen habe — wir denken ja ſo gut von den Sitten unſerer Voreltern — und ſo oft ich über den Platz de la Concorde gegangen und den röthlichen Granit im Glanz der Abendſonne ſchimmern ſah, fiel es mir bei: Du biſt vielleicht der Stein, der geſetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tauſenden gefunden!“

Aber dies waren nur Blitze einer mit Gegenſätzen ſpielenden Natur oder vielmehr: ich glaube, Heine ſah in ſeiner Frau ſelbſt jenes Kind der Vorſtädte, das er treuer erfunden als die ehrſamſten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet ſeine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Weſen auf Erden. Auf ſeinem Krankenlager, unter den ärgſten Schmerzen, waren ſeine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und ſie für den Reſt ihrer Tage ſicher zu ſtellen. Es war ſein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen ſeines Glückes zu wenig gewirthſchaftet und Nichts zurückgelegt und er ſuchte nach Kräften das Verſäumte nachzuholen. Nur für ſie ſtrengte er noch ſeine letzten Kräfte zur Arbeit an und jeder Artikel ſeines Teſtaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die ſich über das Grab hinaus erſtreckte. Sie war ſeine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönſten geſchmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er ſchickte ſie ſpazieren, ſchickte ſie in Theater und Concerte, lächelte ſo oft ſie ihm entgegen kam und hatte für ſie nur Bonmots und koſende Worte. An ſeinen Geiſtesproceſſen hat ſie nie Theil genommen, von ſeinen Kämpfen hat ſie nie etwas gewußt, aber ſie hat nur durch ihn gelebt und iſt ihm zwanzig Jahre lang zur Seite geſtanden. Er pflegte lachend zu ſagen, daß ſie nie eine Zeile von ihm geleſen. Man ſollte glauben, es hätte ihn verſtimmen oder verletzen müſſen, nein, es amuſirte ihn nur!

Für Frau Mathilde war alſo Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber was alle Welt läugnete, der beſte, herzlichſte, aufrichtigſte Mann. Mit Thränen in den Augen hat ſie mir oft, die lächelnde Franzöſin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendſte Beweis ſeltener Herzensgüte waren. Geiſtreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat ſie ſich nie gemerkt, ſie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn ſelbſt wird ſie heute eben ſo wenig zu erzählen wiſſen, wie ein Kind, das in ſeiner Nähe gelebt, aber ſie wird ſich unermeßlich allein, hilflos und verlaſſen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.

IX.

Es kam die Zeit heran, von Paris zu ſcheiden. Es war ein heller, ſommergleicher Tag im Spätherbſt, ein hellblauer wolkenloſer Himmel lag über der lachenden Stadt und dem Gewühl ihrer Gaſſen. Ich verließ mein Hotel im „Quartier der Lateiner“ und ſchritt über den Pont neuf dahin, von deſſen Höhe aus ſich die Cité mit ihren Thürmen und Zinnen ſo phantaſtiſch ausnimmt, wandelte den Quai entlang, unter dem der Strom mit tauſend Lichtern glitzerte, und befand mich wieder im Tuilleriengarten, der mir mit ſeinen duftigen Blumenbeeten und Baſſins, mit ſeinen ſchattigen Kaſtanienalleen und ſeinen marmornen Statuen ſo lieb und theuer geworden war. Da wogte ein Gewühl von Menſchen, ſchönen Herren und hübſchen Damen; Kindermägde ließen ſich von ſtattlichen Soldaten den Hof machen; kleine Mädchen ſchlugen Ballon, Knaben ließen kleine Schiffe auf der Waſſerfläche des Baſſins fahren, — es war das unendliche, ſtets erneuerte und nie verſiegende Leben des Ortes und dazu blies der marmorne Pan die Schalmei, die er ſeit hundert Jahren trotz aller Revolutionen nie aus der Hand gegeben und Spartakus ballte, ein ſtarrer Oppoſitionsmann, ſeine Fauſt gegen den Palaſt der Tuillerien.

Abermals ergriff mich die unendliche Schönheit dieſes Ortes. Ich dachte der Perſonen, die ich ſo oft hier erwartet, der Freunde, mit denen ich ſo oft hier gewandelt, und mir ward weh zu Muthe. Ich ſah hinauf zu dem hellblauen Himmel, der durch das Zelt der Kaſtanienbäume ſo lieblich herabſchimmerte, aber er verdüſterte ſich nicht, mich zu tröſten.

Da ſchlug die Glocke vier und mahnte mich zur Eile. Ich erinnerte mich, daß ich in der Rue de Caſtiglione noch einen Landsmann zu beſuchen habe, und ſchritt aus dem Garten hinaus.

Der Freund war nicht zu Hauſe. Haſtig griff ich in der Loge des Portiers nach einem Blatt Papier und einer Feder, und ſchrieb ein paar Worte des Abſchiedes. Als ich die Worte überlas, mußte ich lächeln. Ich hätte nicht anders ſchreiben können, wenn ich auf dem Punkte geſtanden hätte, mir das Leben zu nehmen. „Es muß ſein — ich ſcheide aus dieſer herrlichen Welt,“ ſo ungefähr hatte ich geſchrieben. Das ganze Lebewohl eines Sterbenden ſtand vor mir, und doch hatte ich, ohne einen Scherz im Sinne zu haben, nur geſchrieben, wie mir um's Herz geweſen. — Die, welche in Paris gelebt hatten und dann plötzlich abreiſen mußten, werden mich begreifen.

Mein letzter Gang war, die Rue de Milan hinan, zu Heinrich Heine. Ich fand ihn aufrecht im Bette ſitzend, beſchäftigt, die lyriſchen Gedichte des Romancero zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen," ſagte er, „Sie kommen, Abſchied zu nehmen. Laſſen Sie ihn kurz ſein; jeder Abſchied erſchüttert jetzt meine Nerven. Wie werde ich allein ſein, wenn Sie fort ſind!"

„Wir werden uns wiederſehen," ſagte ich.

„Ich glaube es kaum," erwiederte er. „Dieſe Vorrede des Todes hat nun ſchon zu lange gedauert. Sie kann nicht ewig währen, und mehrere Bände ſtark werden. Plötzlich, mitten in der ſpannendſten Periode wird mein Leben abbrechen, wie manches ſchöne Capitel in meinen Büchern. Leben Sie wohl! ich könnte Ihnen beinahe zürnen, daß Sie mich aus der geſpenſterhaften Ruhe geſtört haben, in der ich liege, und in der ich meiſtens von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer vierundzwanzig einen Tag geben. Doch nein, ſeien Sie gedankt für die Stunden, welche Sie an meinem Bette zugebracht haben, ſeien Sie innig gedankt! Ich werde nun wieder recht einſam ſein.“

Ich ſah ihn an. Thränen ſtanden in ſeinen Augen. Thränen in Heine's Augen — in den Augen des Mannes, den die Welt ſo oft als herzlos geſcholten! Ich konnte nicht widerſtehen, unbezwingbare Rührung ergriff mich — — — — — — — Ewig unvergeßlich ſteht dieſer Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte ſeine Hand und drückte ſie feſt.

„Möge das endloſe Sterbelied des Schwans der Rue d'Amſterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben!“ flüſterte der Kranke und wandte ſich ab.

Ich ging und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menſchen und Häuſer an meinen aufgeregten Sinnen vorüber. —

Eine Stunde ſpäter ſaß ich in der Ecke des Eiſenbahnwagens und ſah mich mit Dampfesſchnelle losgeriſſen von der Stadt, wo ich ſo glückliche Tage verbracht. O wie ein ſchadenfroher Dämon ſchnaubte und puſtete die Locomotive, dies eherne Roß, das von Kohlen lebt und keine Ruhe kennt, das des Morgens im Süden aufbricht und des Nachts im Norden an der Krippe ſteht. Wenn es raſtet, wie weit bin ich, wie fern!

Der Tag war, meiner Stimmung gemäß, plötzlich grau und trüb geworden, und lagernde Wolken am Horizont ſchienen böſes Wetter bringen zu wollen. Paris, ein Meer von Zinnen und Thurmſpitzen, verlor ſich allmählich, nur die Ausläuſer der Vorſtadt umgaben mich, auf der Höhe des Montmartre drehten ſich wie angſtvoll die wirbelnden Windmühlflügel. Leb wohl! Leb wohl! —

Ja, „Lebe wohl!“ Ein ſo kurzes Wort thut Alles ab, alle peinlichen Zuckungen des Schmerzes, der Entſagung, der Muthloſigkeit!

O wie viele Lebewohl waren in dieſem Einen enthalten! Lebewohl den Orten, wo ich ſo glücklich gewandelt, Lebewohl der Geliebten, für die ich mit allen Gedanken einer begeiſterten Bruſt geſchwärmt, Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, Lebewohl ſo Vielem, das ich nie mehr wiederſehen und nie verſchmerzen lernen werde! Ich halte meinen Schmerz an mich, doch jeder Ruck des Wagens hallt ſchmerzlich in meinem Gehirn wieder. Leb wohl!

Die Locomotive thut einen gellenden Schrei. St. Denis zeigt ſich in der Ebene mit ſeinen Thürmen und verſchwindet wieder, kaum geſehen! Ein anderer Pfiff! Nun kommt Enghien mit ſeinem lachenden Park und dem buſchumſäumten See, auf dem ich in ſchwankender Gondel mit heiterer Geſellſchaft das Ruder geführt. Das Auge ſchweift zu den wohlbekannten Hügeln empor; dort liegt Montmorency mit ſeinen anmuthigen Waldhöhen und ſeinen weißen Villas —

Noch einmal denke ich an Heine. Es war ſchon in ſeiner Villa Ombroſa, die allabendlich von Nachtigallen tönte. Aber das Dampfroß trägt mich vorbei. Leb wohl! Ich werfe mich, um nichts mehr zu ſehen, was Erinnerung weckt, in die Ecke zurück, — ärger und ärger ſtöhnt und puſtet das ehern dahinrollende Schickſal — — — ich glaube in ein Exil hineinzufahren.

Vierte Abtheilung.

1854.

I.

Ein langer Zwiſchenraum! Drei Jahre waren vergangen, ſeitdem ich an einem ſchönen Septembertag mit zerriſſener Seele von Paris Abſchied genommen. Ich hatte zwei Sommer im öſterreichiſchen Alpenlande und einen am Genferſee zugebracht und eine projektirte Tour nach Paris immer wieder verſchoben.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Heine. Ich beſitze viele dieſer mir ſehr koſtbaren Blätter, kann mich aber nicht entſchließen, ſie bei Lebzeiten vollſtändig zu veröffentlichen. Die Angriffe auf die verſchiedenſten Perſönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die Perſiflage, in der ſich der Dichter ergeht und die nicht ſelten über das Maß des bei uns Geſtatteten und Gemeinten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachenſaat von Verfolgungen heraufbeſchwören. Dieſe Briefe müſſen, trotz der köſtlichen Dinge, die ſie enthalten, liegen bleiben. Nur zur Probe und mit zahlreichen Auslaſſungen, die bedeutend mehr betragen als der abgedruckte Text, laſſe ich hier einen der mildeſten folgen. Wieder muß ich zu meiner Betrübniß ſagen, daß die beſten Stellen aus Schonungsgefühl oder Gemüthlichkeit den Cenſurſtrichen geopfert wurden.

Paris, 1. März 1852.

Liebſter Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die ſich in Ihrem letzten Briefe ausſpricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zuſtande bin, wo jedes Wort eine Anſtrengung koſtet. Es geht mir nämlich ſeit zwei Monaten immer ſchlimmer und ich verliere ſogar die Luſt zu klagen. Ruhe iſt mir in dieſem Augenblicke die höchſte Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expectorationen, die leicht gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf dieſe Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichſt zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Iola“ danke ich ſchönſtens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen faſt gewaltſam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Regle generale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich deſſen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigſten Bücher immer gewiſſenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtſammlung ſchon ſiebenmal verliehen und ſchon zum ſiebenten Male ſind dieſe Vöglein wieder zu mir in ihr Neſtchen zurückgeflattert. Ich werde ſie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, ſondern nur verſchenken. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Beklagniſſe beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausheckt. Wie die Sachen zuſammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir — — — — — — — einige Indicationen über die Perſonagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheelſucht verfolgen. —

Es iſt in der That eine ſehr bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu ſchmuzig erſcheint .... Aber getroſt! Solche Aergerniſſe werden Sie früher oder ſpäter überwinden und deſto ſiegreicher aus dem Treffen hervorgehn. Ich habe mit noch weit ſchlimmeren Subjekten zu thun gehabt und wahrlich nicht dieſe haben mich zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,“

ſchrieb mir einſt der ſelige Wolf, „hat ſeine Laus“ und Sie wiſſen, wen er darunter meinte … Ich hatte aber eigentlich zwei Läuſe und die eine davon lebt noch ihr miſerables Scheinleben. Sie, liebſter Freund, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen, die in der bekannten Hauſirerweiſe überall umherkriechen. — — — — — — — — — — Laſſen Sie ſich nichts merken, Liebſter, von dem, was ich Ihnen hier ſage, es iſt gut, daß Sie die Dinge wiſſen und es wird ſich bei ruhigem Abwarten der Dinge ſchon Abhilfe finden. Nur Gelaſſenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beiſpiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde ſich bieten! Unbegreiflich iſt es mir, daß ich in meinem jetzigen tiefſten Miſere noch den Romancero ſchreiben konnte. Sie haben

Recht, wenn Sie ſagen, daß ſeit Buchhändlergedenken kein Buch bei ſeinem Erſcheinen und gar eine Gedichtſammlung ein ſolches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach ſeinem Erſcheinen war ſchon die vierte Auflage (ſogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe geſteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Und nun, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder ſchreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken ausſprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Diskretion. Bei meiner Frau ſind Sie in heiterſter Erinnerung und ſie läßt Sie freundlichſt grüßen. Ueber Politik ſchreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier ausſieht, werden Ihnen die Lacunen der hieſigen Blätter beredſam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenoſſe
Heinrich Heine.

Es war im August 1854, als es mich wieder nach Paris und zwar beinahe nur Heine's wegen nach Paris trieb. Mein Aufenthalt konnte ſich diesmal nicht lange erſtrecken, denn er war gewiſſermaßen nur ein Seitenſprung, den ich mir auf einer größern Reiſe erlaubte. Paris ſah übrigens damals ſehr düſter aus. Alle Welt war an den Rhein, nach Baden-Baden und Homburg ausgewandert und die Zurückgebliebenen ſchienen merklich niedergedrückt von der Nähe der Cholera, die wie eine Miasmawolke von dem heißen Himmel Marſeille's daherzog und über das unglückſelige Arles immer höher und höher bis an die lachenden Ufer der Seine hinaufſtrich.

Mein erſter Gang am andern Morgen galt dem Hotel der britiſchen Geſandtſchaft, wo mein Freund Odo Ruſſell wohnte, der zweite Gang war zu Heine. Er wohnte noch immer Nr. 50 Rue d'Amſterdam in jenem fatalen Zimmer mit der Ausſicht auf den Hof hinaus und in ſeine

Matrazengruft klang noch immer von drüben gedämpftes Pianofortegeklimper herüber. Jahr um Jahr war vergangen, die Elevinnen, die drüben ſonſt die Etuden von Czerny und Herz herabgeleiert, waren nun gewiß ſchon recht reife Jungfrauen geworden, und trugen nun die „Sehnſucht nach Kiew“ von Jules Schulhoff vor — die gereizten Nerven des Kranken mußten Tag für Tag die Entwicklungen ihrer Pianofertigkeit verfolgen — mit welcher Qual!

Er ſchien mir körperlich wenig verändert, aber nervös ſehr gereizt. Gegen Meyerbeer war er vom heftigſten Aerger erfüllt. Die Urſache deſſelben iſt mir nicht klar geworden, es ſchien mir jedoch ſich damit ſo zu verhalten: Heine hatte ein paar Jahre zuvor ein Tanzpoem Fauſt geſchrieben, das Berliner Theater hatte den Stoff faſt ganz in Heine's Art und Zurechtlegung als „Satanella“ auf die Bühne gebracht. Der Dichter ſah ſich um ſeine Tantieme gebracht und ſchrieb an den Generaldirektor, ihn zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Meyerbeer konnte oder wollte nichts thun. Heine ergoß ſich nun in Späßen über den Maeſtro und fügte endlich lachend hinzu: Deſſenungeachtet iſt Meyerbeer unſterblich — nämlich ſo lange er lebt — und auch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für dieſe hat er vorausbezahlt."

Er beſchäftigte ſich damals eben eifrig mit der franzöſiſchen Ueberſetzung ſeiner Gedichte. Sie gab ihm viel zu thun. Der arme Gerard de Nerval war ihm bei dieſer Thätigkeit zur Hand und brachte alle Vormittage ein paar Stunden an ſeinem Bette zu.

Heine hatte nämlich trotz ſeines langen Aufenthaltes in Frankreich das Franzöſiſche nie vollkommen erlernt, wiewohl er alle Feinheiten dieſer Sprache im Munde Anderer vollkommen zu würdigen verſtand. Die Ueberſetzungen, die er ſelbſt zu Wege brachte, litten an einer gewiſſen Weitſchweifigkeit und hatten deutſche Tournure. „Sie können nicht glauben," ſagte er, „wie ſchwer es den Deutſchen fällt in dieſen abgezirkelten, beſtimmten, unverrückbaren Formen den deutſchen Geiſt wiederzugeben. Meine eignen Lieder kommen mir in dieſer Umbildung ganz fremd vor. Ich deutſcher Waldvogel, gewohnt ſeine Wohnung aus dem bunteſten und einfachſten Material zuſammenzubauen — ich niſte da in der Allongeperücke Voltaire's!

Heine war einſamer geworden. Der kleine Kreis von Freunden, der ihn früher umgab, hatte ſich verringert. Die flammenäugige Eliſe kam nicht mehr — das Freundſchaftsverhältniß war abgebrochen. In dem großen Hauſe, das Herr A...., der inzwiſchen Millionär geworden, führte, trafen ſich, ſo hieß es, manche zweideutige Exiſtenzen. Der Unternehmer eines Circus kann es nicht vermeiden, daß in ſeinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftſtellern und dramatiſchen Künſtlern auch ein Genie des geſpannten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunſt erſcheine, und Heine verbat ſich den Umgang.

Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war geſtorben. Ich fragte nach Mademoiſelle Jenny — Bouſſillon hieß ſie in unſerem Kreiſe — ſie war eine grande dame du quartier Breda, eine berühmte Cameliendame geworden — eine Cameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komiſchen Oper und zwei Lakaien.

Heine langte nach den Papieren, die auf ſeinem Nachttiſchchen lagen und gab mir die dem erſten Bande der vermiſchten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Sie haben an mir das Schlimmſte verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt ſie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der luſtige Vogelgeſang erſchallt,
Und Blumen und Mädchen, ſie lächeln jungfräulich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Da lob' ich mir den Orkus faſt;
Dort kränkt uns nirgends ein ſchnöder Contraſt,
Für leidende Herzen iſt es viel beſſer
Dort unten am ſtygiſchen Nachtgewäſſer.

Sein melancholiſches Geräuſch,
Der Stymphaliden ödes Gekreiſch,
Der Furien Singſang, ſo ſchrill und grell,
Dazwiſchen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrüßlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, im traurigen Thal,
In Proſerpinen's verdammten Domänen
Iſt Alles im Einklang mit unſern Thränen.

Hier oben aber — wie grauſamlich —
Sonne und Roſen ſtechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Von Strophe zu Strophe hatte ſich meine Bewegung geſteigert. Hier gelangte die Stimmung des Kranken zum entſetzlichſten Ausdruck. Ja, ſo war's. Draußen lag der Sonnenſchein auf den Straßen, die Caroſſen fuhren nach dem Bois de Boulogne, die guten Freunde flanirten und hier lag einſam und elend der Unſelige auf ſeinem Lager.

„Leſen Sie weiter," ſprach Heine. „Hier finden ſich auch religiöſe Gedichte."

Ich las:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen,
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös?" fragte ich. „Ich nenne es atheiſtiſch."

„Nein, nein, religiös, blasphemiſch-religiös," erwiederte er lächelnd. „Da iſt aber Eins, das ich beſonders lieb habe; leſen Sie es laut, daß ich es noch einmal höre."

Ich las:

Ein Wetterſtrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück iſt, wie tief entſetzlich.

Selbſt Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So ſchweigſam ſtandeſt, wie ein Bildniß
So marmorſchön und marmorkühl.

O Gott! wie muß ich elend ſein!
Denn ſie ſogar beginnt zu ſprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein ſogar erbarmt ſich mein!

Erſchüttert hat mich, was ich ſah!
Auch Du erbarm' Dich mein und ſpende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die ſchreckliche Tragödia.

Ich mußte inne halten. „Welche Gedichte ſind das,“ rief ich, „welche Klänge! Nie noch haben Sie dergleichen geſchrieben und ich habe noch nie dergleichen Töne gehört.“

„Nicht wahr?“ fragte Heine und richtete ſich mit aller Mühe ein wenig auf ſeinem Kiſſen auf, indem er mit dem Zeigefinger ſeiner blaſſen, blutloſen Hand das geſchloſſene Auge ein wenig öffnete — „nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das iſt ſchön, entſetzlich ſchön! Es iſt eine Klage wie aus einem Grabe, da ſchreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab ſelbſt. Ja ja, ſolche Töne hat die deutſche Lyrik noch nie vernommen und hat ſie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in ſolch einer Lage war.“

„Ein Ruf vom Jenſeits liegt darin,“ antwortete ich, „ein Wehruf wie von den acherontiſchen Ufern, es iſt der Sehnſuchtsſchrei eines Schattens nach dem ſonnigen Leben. Und es iſt kein gewöhnlicher Todter, der heraufſchreit, es klagt und jammert ein Lear! Die tiefſte Schwermuth Ihrer geſunden Tage, ach, ſie iſt eine helle prachtvolle Mondnacht gegen dieſe ſternenloſe, noch nie von Licht durchſchnittene Finſterniß!“

Ich fühlte es tief: das ſchreckliche Krankenlager hatte ſeine Natur auf eine tragiſche Höhe gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der ſchweren phyſiſchen Leiden hatte ſeine Seele gewaltſam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Heine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt und wollte mich durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Geſpräch rächte ſich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und ſtreckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre ſein Geiſt ſchon entflohen. Nur das über ſein Geſicht oft blitzartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unſäglich gequältes Leben.

Von dem tiefſten Mitleid erfaßt, ich kann wohl ſagen, zerriſſen, ſah ich eine Zeitlang ſtumm auf ihn, da aber ſein Zuſtand ſich nicht änderte, richtete ich ein paar Fragen an ihn, die er nicht beantwortete, nicht einmal zu hören ſchien.

Da wollte ich mich eben zur Thür hinausbegeben, um die eine der Wärterinnen herbeizurufen, aber Heine machte eine Bewegung mit dem Arm und ich blieb ſtehen, um zu erfahren, was er wolle. Er wiederholte dieſe Bewegung, die mir jedenfalls einen Wink geben ſollte, ohne daß ich ſie verſtand.

Da machte Heine meinem Zweifel ein Ende, indem er auf das mühſeligſte ein „Bleiben Sie" flüſterte. Sein Wille erzwang eher den Gehorſam von ſeiner Sprache, als von ſeinem Arm.

Faſt eine halbe Stunde lang lag er in dieſem Schmerzensanfall reglos da.

Ich erwähne dieſer Scene, um ein Bild von einem Krankenlager zu geben, welches Tag für Tag ſolche Vorſpiele des Todeskampfes darbot, um die Macht und Elaſticität eines Geiſtes zu zeigen, der beinahe nur noch in den Trümmern eines Leibes wohnte. Bei ähnlichen Auftritten verweilen und ſie in ihrer Gräßlichkeit ausmalen, will ich nicht. Draußen war der hellſte Tag, der blaueſte Himmel; die lachende Sonne blickte durch's Fenſter, das rege freudige Leben der Andern rauſchte geräuſchvoll vorüber. In meiner Seele klangen die Verſe:

„O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!“

ſeltſam contraſtirend nach.

II.

So hatte ich Heine bei meinem letzten Beſuche gefunden. Sein Weſen ſtand in der letzten Phaſe ſeiner Entwickelung und war keiner Metamorphoſe und keiner Steigerung mehr fähig. Diejenigen, die ihn ſpäter geſehen, werden nichts Neues oder Anderes zu berichten haben.

Wie Hiob auf ſeinem Lager hingeſtreckt, ſtieß er die wildeſten Klagen gegen den Himmel aus und ſchien im Zwieſpalt mit der ganzen Natur zu liegen. Aber auch die Menſchen vermehrten noch ſeine Qual und konnten ihn noch an einem Theile ſeines Gemüthes verwunden, dem einzigen, der für den Schlag einer bewaffneten Hand noch empfindlich war. Ununterbrochene Angriffe erfolgten aus Deutſchland auf ſeine Perſon und auf ſeine Werke, mit einer Wuth und einer Ausdauer geführt, wie er ſie in den vorigen Tagen nie erlebt. Während in Frankreich ſein Anſehen ſtieg und Nordamerika ſeine Muſe zu ſchätzen begann, läſterte ihn Deutſchland und würdigte ihn tief herab. Es war einen Augenblick lang, als wenn im Vaterlande ſeine ehemals ſo hochgefeierten Werke wie gemeine Börſenpapiere im Werthe zurückgehen ſollten. Noch da und dort gab es ein deutſches Journal, das für ihn in die Schranken trat, aber auch dieſe Blätter verminderten ſich von Tag zu Tage oder ſie ſchloſſen ſich wenigſtens durch ihr Verſtummen der täglich wachſenden Macht der Verkennung an.

Dies Alles mußte den Kranken tief niederbeugen und hierzu trat noch das Gefühl, zu ſchwach und alt geworden zu ſein, um dem Feinde, der immer übermüthiger tobte, mit einem Heere entgegenzuziehen oder doch wenigſtens einen der feindlichen Oberfeldherrn zu einem Zweikampf zu fordern, wie er es in ehemaligen Tagen zu thun gewohnt war.

Hier wird es am Platze ſein, einige Worte über Heine's literariſche Kriegsführung zu ſagen, welcher ſo oft vorgeworfen wurde, daß ſie von keinem ritterlichen Sinne, ſondern von einem rohen und gemeinen Charakter zeuge. Dieſe Verleumdung auf das Haupt des Sängers der zarteſten Liebeslieder geſchleudert zu ſehen, muß Verwunderung erregen. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Heine in vielen Fällen den Richter und Kläger in einer Perſon vereinigte und wo es Noth that, nicht anſtand, auch als Henker zur Hand zu ſein. Der lachende Ingrimm, mit welchem er bei dem Akt der Brandmarkung zu Werke ging, wurde nicht nur grauſam, ja barbariſch gefunden, ſondern er ſollte ſogar aus dem Kitzel einer teufliſchen Natur hervorgegangen ſein.

Jenes ingrimmige Gelächter iſt aber nicht ſo diaboliſch, als man glauben machen will; es iſt nur zu ſehr menſchlich. Der Soldat ſteht auf der erſtürmten Baſtion über Leichen und ſchwenkt in wilder Freude des Triumphs die bluttriefende Waffe. Die Leiche, die er eben jetzt mit Füßen tritt, hätte im umgekehrten Falle als Sieger daſſelbe gethan.

Daß aber Heine unter den größten Verläumdungen, den frechſten Unbilden, den unverſchämteſten Verketzerungen gelitten, davon ſpricht man weniger. Wie kömmt das? Seine Gegner waren doch ſo boshaft und wüthend und ihre Zahl groß genug! Sie ſchrieben nur ephemere Blätter, die am Morgen die Welt ſehen und des Abends zum Verpacken benutzt werden. Ihnen ſtand kein unſterblicher Griffel zu Gebote, um die Inſulte in Marmor zu graben — verderblich ſchön, kunſtvoll vernichtend — in dem großen Style, den dieſes Material verlangt.

Heine beſaß dieſen Griffel. Sollte er keinen Gebrauch von ihm machen, weil die Rekriminationen ſeiner Feinde nur dem flüchtigen Klatſch einer hämiſchen Minute glichen und es vorziehn, mit ſchweigender Verachtung ſeine Ehre zerſetzen, ſeine Schriften verläſtern, ſeine Ueberzeugungen infamiren zu laſſen? Dann, aber erſt dann, hätte er ſeine Feinde verzehnfacht, nicht ſie beſchwichtigt, ſie zur Vermeſſenheit getrieben, nicht von ihr zurückgehalten.

Heine hat Recht, wenn er ſagt: „Es iſt wahr, ich habe manchen gekratzt, manchen gebiſſen, ich war kein Lamm. Aber die geprieſenſten Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig geberden, beſäßen ſie, wie ich, die Zähne und die Tatze des Tigers.“ Ihm waren dieſe furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte ſie zuweilen, aber zu ſeiner Ehre ſei's geſagt und nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefordert. Seine perſönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer ſchmähſüchtigen Seele, nicht der Trieb zu ſcandalöſen Auftritten, ja ſogar nicht des Uebermuths im Bewußtſein ſolcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte ſie, die Situation berief ihn zu ſeinem Amte.

Er wußte das und freute ſich deſſen.

Als ich ihn in jenen Sommertagen des Jahres 1854 zum letzten Male ſah, ſagte er:

„Wie läſtern mich die Journale, was für ein miſerabler Kerl bin ich nach dieſen Artikeln, wie viel Mängel finden ſie in meinen Werken! Geht es ſo fort, ſo werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutſchland, das ich ſo geliebt, während Frankreich nur Worte des Preiſes für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt und Literaten in Neu-York und Albany Vorleſungen über mich halten!“

Er hielt inne, ergriff dann meine Hand, drückte ſie und fuhr fort: „Da eben erinnere ich mich, daß ich Ihnen dereinſt für einen großen Freundſchaftsdienſt nur mit einigen Zeilen gedankt! Es hat mich gerührt und ich erkenne den Muth an, ſich im Deutſchland von 1834 ſo warm an meine Seite zu ſtellen in eben dem Augenblicke, wo alle Thiere des Waldes über den ſterbenden Löwen herfallen. Ach! ich ſah ſogar den Eſel X… vor meiner Höhle ſtreifen, doch er ſchien mich nicht für marod genug zu halten, um mir einen Hufſchlag zu verſetzen und trollte ſich fort, unſicher mit den Glotzaugen hin und her ſtierend — nur ein groteſk fürchterliches Gewieher entrang ſich ſeiner zottigen Bruſt. Er ging — er ſchlich fort; vielleicht hat er gehört, daß ſelbſt des todten Löwen Schatten manchem windigen Patron noch furchtbar werden wird ……“

Er zeigte auf ein Käſtchen, das zu oberſt auf einem Schranke gerade ſeinem Bette gegenüber ſtand und fuhr plötzlich neubelebt fort:

„Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren, darin ſammle ich ſeit Jahren frazzenhafte Portraits, abſchreckende Silhouetten. Manche wiſſen von dem Käſtchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten ſich inzwiſchen in banger Erwartung ſtill oder laſſen wenigſtens nur verſtohlen durch nichtige Subjekte und literariſche Handlanger den Krieg gegen mich führen. In dieſem Käſtchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven laſſen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopf zu faſſen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehn. Das entſetzliche Geſchrei, das der Hallunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und flößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpekt ein.

Ach! Wenn der Kerl nicht ſo erſchrecklich ſchriee, es verlohnte ſich wahrlich gar nicht der Mühe ihn zu ſchinden ... aber bis jetzt haben ſie alle furchtbar geſchrieen .....“

Er ſchmauſte eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge ſeiner Angriffe. Endlich ſetzte er hinzu: „Ja, ja! Ich habe ſo manchen aufgeblaſenen Froſch, manche perfide Schlange, manchen unausſtehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht ſo leicht meinem Glaſe! Mich dauert Deutſchland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverſchämt auf allen Tiſchen umherkriechen, wenn ich todt ſein werde, ich, der große Vertilger“.....

So konnte er haſſen, tief, ingrimmig, mit einer Energie, wie ich ſie bei keinem andern Menſchen noch angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte. Er hatte den Sinn des Hohen, Reinen und Idealen, aber von dem, was er in Licht getaucht ſah, löſte ſich die Mehrzahl der Menſchen und der Inſtitutionen grell abſtechend in dunkler Farbe ab. Mattherzig gehn die Meiſten, wenn ſie auch das Böſe und Schlechte ſehn, daran vorbei, denn der Kampf iſt gefährlich und ſie ſcheuen ihn. In der That, wer nicht ein Rieſe iſt, kann in dieſer Welt kaum etwas Anderes thun, als ſchweigen und ſich, ſo gut es geht, vor dem Böſen zu wahren ſuchen — Heine warf ſich mitten drauf, unbekümmert um die Gefahr, ſelbſt Biſſe und Wunden davon zu tragen, denn ſein Herz war groß und gut und muthig.

Ja, es ſei geſagt: ſein Herz war gut. Doch dieſes Herz gehörte nur ſeinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieſes gute Element, das in ihm waltete, ergoß ſich ſogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menſchen. Es genügte dieſen, um ſein Intereſſe zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu ſein. Zahlloſe Flüchtlinge haben ſeine wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei ſie angehörten, wenn ſie ſogar aus einem Lager kamen, deſſen Fahnen er verſpottete und in deſſen Reihen ihm feindliche Kämpfer niſteten; zu jeder Geldſammlung für irgend ein edles oder unverſchuldetes Unglück ſteuerte er mit, beinahe mehr als ſeine Mittel es geſtatteten und ſagte dabei lächelnd und wie zur Entſchuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Viſitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.“

Was mich betrifft, ſo denke ich mit gerührter Seele an die vielen Beweiſe freundſchaftlicher Aufmerkſamkeit, die mir ſeit Jahren von ihm zu Theil wurden. Als ich 1847 in Paris eine kurze Zeit lang an’s Bett gefeſſelt war, kam er faſt täglich zu mir, drei Treppen hinauf, wie ſchwer auch damals der Weg ſeinen Füßen fiel. Vier Tage vor ſeinem Tode noch erzeigte er mir einen Freundſchaftsdienſt unaufgefordert, ſtill, ohne Oſtentation. Vier Wochen nach ſeinem Tode erfuhr ich die Sache durch ein zufälliges Zuſammentreffen mit Taillandier in Prag.

Er ging hin — ich kann ihm dafür nicht einmal danken ....

III.

Es hängt, während ich dies ſchreibe, Heine's Portrait von Kietz gezeichnet über meinem Tiſche und da ich ein um's andere Mal hinaufſehe, ruft es mir den Todten, wie ich ihn zuletzt geſehn, mit beinahe wunderbarer Treue vor die Augen. Ja das iſt er, der bei ſo viel Güte ſo grauſam, bei ſo viel natürlicher Zartheit ſo wild und ausgelaſſen, bei ſo viel Witz und Laune ſo todestraurig ſein konnte, der Dichter der Mondnächte, des Meers, der Nachtigallen und der blühenden Linden, der ſo gräßlich endete! So ſaß er, während Tauſende im fernen Deutſchland auf dem Kahne, vom Berg herab, vom Sims der Burgruine ins Thal herunter ſeine Lieder ſangen —

Jahr um Jahr im Lehnſtuhl, zu Tode traurig, bei dem vollſten Drang nach Lebensgenuß vom Leben abgeſchnitten...

Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary Schefer, der große, ſinnige Meiſter, mir doppelt werth, weil er ſo viel Liebe und Verſtändniß für deutſche Poeſie beſitzt, hat ihn in früherer Zeit gezeichnet, im Alter von dreiunddreißig Jahren ungefähr mit langem Haar, bartlos, ohne Halstuch — es iſt ein ſchöner Kopf und es mag dies der Dichter des „Buchs der Lieder“ ſein, aber ich habe Heine ſo ganz anders ausſehend gekannt, daß dies Portrait für mich keinen Werth hat. Es blickt mich fremd und unbekannt an. Aus Heine's Lazarustagen iſt ein anderes Bild von Gleyre vorhanden, das zuerſt in der Revue des deux Mondes erſchien und ſpäter der franzöſiſchen Ausgabe der Reiſebilder beigefügt wurde. Es iſt ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine iſt hier nicht allein, nicht unbelauſcht, er liegt auf dem Paradebett vis-à-vis den zwei Welten. Wie er in Trauer verſenkt in ſeinem Fauteuil zu ſitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er da ſann und träumte, bis ein neues Lied in ſeiner Seele aufging, ſo hat ihn Kietz aufgefaßt und es gebührt dem Künſtler für ſein ſprechend ähnliches Bild der wärmſte Dank.

Julius Campe, nicht nur Heine's Verleger, ſondern auch einer ſeiner treueſten Freunde, veranlaßte die Zeichnung. Sein Wunſch war ein Oelbild von Heine zu beſitzen und er bat ihn darum. Heine ſagte, daß ſeine Jammergeſtalt dies nicht geſtatte. Man ſprach hin und her und Campe bemerkte, daß ſich Heine's Züge, der ganze Kopf gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?“ lächelte dieſer. Campe wiederholte ſeine Aeußerung. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?“ Es geſchah. „Nun dann ſoll ein Maler das Bild in ſchwarzer Kreide liefern.“

Campe war bei den verſchiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entſtand unter ſeinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papier ſtand, brachte er ihn zu Frau Mathilde. Sie erſchrak. „Er ſieht ganz blind aus!“ ſagte ſie. Campe erwiederte, das ſei nach der Natur. „Iſt er nicht ähnlich?“ „Zum Erſchrecken ähnlich,“ ſagte ſie, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben. —“ „Gut, wir haben den Maler hier, er ſoll es verſuchen, ob er Ihrem Wunſche genügen kann.“ Er machte den Verſuch und ging, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf ihn Campe wieder und bat ihn, das Bild mit den geſchloſſenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere der Frau zu laſſen. Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgeſetzt wurde, bat Heine: „Laſſen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen.“ Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das iſt eine Lüge,“ ſagte er. Das andere betrachtete er eine Weile und ſeufzte: „Ja, ja, das iſt das wahre Bild unſeres Herrn — er war ja auch ein Jude.“

So am Fenſter, im Fauteuil, wie das Bild ihn zeigt, verbrachte Heine gewöhnlich den ganzen Vormittag. Die Mappe lag auf ſeinen Knieen und mit dem Bleiſtift auf einzelne Blätter ſchrieb er ſeine Verſe und das der Welt noch unbekannte, mehrbändige Buch ſeiner Memoiren. Man muß nach ſeinem Tode ganze Stöße dieſer Papiere aufgefunden haben, denn er ſchrieb weit, mit großen Buchſtaben und nur auf eine Seite der Bogen. Alles iſt von ſeiner Hand, Nichts wurde diktirt, außer Briefe, nur die Reinſchrift beſorgte der Sekretär. War der Kranke müde vom Arbeiten oder nicht in der Stimmung, machte Frau Mathilde die Vorleſerin. Sie hat ihm ohne Ausnahme alle Romane Alexander Dumas' vorgeleſen, denn Heine liebte und ſchätzte dieſen fruchtbaren, lebendigen und erfindungsreichen Geiſt und fand in ſeinen leichtgeſchriebenen Büchern die ergötzlichſte Zerſtreuung. Aber viele ſeiner der Lektüre gewidmeten Stunden nahmen Werke ernſthafterer Gattung in Anſpruch. Es waren keine ſolchen, die zu ihm als Künſtler und Dichter in irgend einer Beziehung ſtanden — man darf hier weder auf Kunſtphiloſophie noch Literaturgeſchichte rathen — es waren Werke, die mit ſeinem Leiden in dem ſchrecklichſten Zuſammenhange ſtanden. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Phyſiologie, Anatomie und Pathologie ſeiner Krankheit auf das Fleißigſte ſtudirt und die Schriften von Heſſe, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier ſeine Kenntniſſe zu ironiſiren. „Meine Studien," pflegte er zu ſagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchſtens im Himmel Vorleſungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie ſchlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung kuriren.“ So hatte er auch einmal einem Beſuche ſcherzend geſagt: „Meine Nerven ſind ſo beſonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, ſie würden auf der Expoſition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Ausſprüche, würdig eines humoriſtiſchen Ribera!

IV.

Ich habe nun über den Geiſt der Skepſis, der in unſerem Dichter waltete, noch einige Worte zu ſagen. Es iſt wahr, Heine war ein negirender Geiſt, ein Zerſtörungsgeiſt. Doch muß man ſich bei dieſer oft gebrauchten Bezeichnung erinnern, daß ſie rein bildlich iſt. Man kann wohl ein ſchönes Haus zerſtören, ohne nach der Mühe, die man ſich gegeben, etwas Anderes als einen Trümmerhaufen geſchaffen zu haben; ganz anders verhält es ſich mit der Zerſtörung auf geiſtigem Gebiete. Da kann man keinen Begriff und keinen Gegenſtand vernichten, ohne daß ſich als ſofortiger Austauſch ein Anderes an die Stelle ſetzt, gleichwie man an der Oberfläche eines See's, aus dem man mit einem Eimer geſchöpft, kein Loch zurückläßt.

Wenn Heine ſpöttelt, daß er das halbe Fürſtenthum Bückeburg an den Sohlen mit ſich fortgetragen, negirt er die Kleinſtaaterei und taſtet Beſtehendes an. In dieſer Regirung aber drückt ſich offenbar der Wunſch nach deutſcher Einheit aus. Dieſe deutſche Einheit iſt freilich ein Phantom, könnte aber gleichwohl etwas Reales und Poſitives werden. Wie in dem angeführten Beiſpiele, das die Politik berührt, verhält es ſich mit ſeinen Sarkasmen auf philoſophiſchem, religiöſem, literariſchem Gebiete. Ein poſitiver Inhalt iſt überall involvirt und wo er nicht ausgeſprochen ſcheint, wird er dem Leſer von dem Zeitgeiſt ſoufflirt.

Heine's Schriften haben ſtets durch die ſeltene Senſation, die ſie hervorriefen, bewieſen, daß ſie Worte der Zeit enthielten. Sein reicher, großer Geiſt hat nie etwas ausgeſprochen, was nicht tauſend und tauſend Menſchen entweder geſagt oder auf den Lippen gehabt. Der Unterſchied war nur dieſer: die Anderen tauſchten die Worte der Zeit nur gelegentlich in einem mehr und minder beſchränkten Lebenskreiſe aus, Heine that es immer und überall mittelſt der Preſſe an eine halbe Welt gerichtet. Die Zaubermacht der Farbe und die zu Schlagworten abgerundete Bildlichkeit ſeiner Ausſprüche verändern nichts an ihrem Inhalte, ſind aber die Quelle des unwiderſtehlichen Reizes, den ſie ausüben. Dieſe beiden künſtleriſchen Eigenſchaften haben ſogar jene, die das Geſagte vorher gewußt und vorher geſchrieben, erfreut, wenn auch nur darum, weil ſie ſich damit ihrer eigenen banalen Phraſe entledigen konnten und für ſie die lebendige, ſich frei bewegende Geſtalt des Heineſchen Ausdrucks geſchenkt erhielten. So iſt Heine, um mathematiſch zu reden, einer der Exponenten des Jahrhunderts geweſen und ſein Name wird in den Annalen deutſcher Culturentwicklung für immer mit großen Schriftzügen eingezeichnet bleiben. In wie weit der gute, fortſchrittsbefördernde, lichtvolle Einfluß ſeines gewaltſamen Geiſtes den nachtheiligen überrage, das iſt freilich jetzt, mitten im Gewühl des fortdauernden Parteikampfs, äußerſt ſchwer zu ermitteln.

Was aber eine ganze Zeit ſo mächtig und nachhaltig aufgeregt, muß ein lebendiges Princip in ſich tragen. Die Wirkungen deſſelben, die zu Tage liegen, laſſen ſich wohl bezeichnen, aber, bevor ſie ihre volle Thätigkeit nicht abgerollt, iſt das Urtheil über ſie faſt unmöglich. Ein weitblickender Kopf ſucht allerdings aus dem bekannten Reſultate Schlüſſe zu ziehn und Vorausberechnungen der wirkenden Kraft anzuſtellen, wie der Aſtronom, der einen Planeten entdeckt hat, aus deſſen Entfernung und Beſchaffenheit die Umlaufszeit beſtimmt. Welche Abweichungen ſich dabei ergeben werden, iſt lediglich Sache einer langen, oft vieljährigen Beobachtung. Eine hochmüthige

Kritik freilich bringt ihren Wahrſpruch ſchneller zu Wege.

Ich erinnere hier an den Philoſophen von Ferney, der mit Heine wenig gemein hat, Eines aber in hohem Maße: nämlich das Lächeln. Zur Zeit ſeines Todes lauteten die Nekrologe ſeiner Bewunderer wie ſeiner Feinde ganz anders als nach der Revolution. Dieſe große Erſchütterung belebte ſeinen Namen von Neuem und bei dem Brande des altfranzöſiſchen Staates wurden ſeine Schriften erſt im wahren Lichte geſehn. Die kritiſchen Größen aber, die ſeinen Nekrolog ſchrieben, würden vor dieſer welthiſtoriſchen Thatſache nicht wenig in Harniſch gerathen ſein, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß ſie in Voltaire's Weſen und Bedeutung nicht ſattſam eingeweiht geweſen ....

So wartet auch Heine's Genius, um Gerechtigkeit zu erfahren, auf den Umſchlag der Weltſtimmung. Er wird nicht ausbleiben.

Ich habe ſchon früher darauf hingedeutet, wie ſich Heine's Weſen in den letzten Jahren eben durch die ganz unerhörten Qualen, die er auszuſtehen hatte, immer mehr erweiterte und vertiefte, ich habe nun Dem, was ich über die religiöſe Richtung ſeines Geiſtes ſagte, noch einige wenige Worte hinzuzufügen.

Es iſt ganz wahr, daß Heine in der ſchrecklichen Iſolirung, die ihm gegen das Ende ſeines Lebens zu Theil ward, in der durch Folter geſchärften Zellenhaft ſeiner ſpäteren Exiſtenz ſich viel mit der Gottes- und Unſterblichkeitsfrage beſchäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Verſuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Witzes abzugewinnen. Die Größe einer ſolchen Frivolität paßt zu ſehr zu einem ſo gearteten Weſen, als daß es nicht Leute gegeben haben ſollte, die ihn eines ſolchen Spieles anklagten, aber nein — es war kein

Spiel, es war eine Reihe ernſthafteſter Bekehrungsverſuche, die er an ſich ſelbſt anſtellte.

In den Tagen körperlicher Kraftfülle, wo es den Anſchein hat, als habe das Leben kein Ende, wird man mit dem Glauben und der Metaphyſik bald fertig. Auch Heine glaubte in dieſer Hinſicht abgeſchloſſen zu haben und mit allen jenſeitigen Gedanken im Reinen zu ſein.

Als er aber auf das Krankenbett niedergeworfen lag, hilflos, gelähmt, halbblind, das Opfer endloſer Schmerzen, die ihm zehnmal des Tags den Tod vor die Augen führten, da brach ſich der Gedanke in ihm Bahn, daß das philoſophiſche Ergebniß ſeines Atheismus doch wohl einer Reviſion, wenn nicht bedürftig, doch werth ſein könne. Die religiöſe Frage drängte ſich ihm mit einer natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße ſchon in das Grab geſtiegen, ſchien er, ehe er den Tritt that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der

Atheismus, wie er ſich in den letzten Jahren in Deutſchland ſyſtemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. Eine Naturauffaſſung, die nicht nur keinen Platz für einen außerweltlichen Gott läßt, ſondern auch einen innerweltlichen weltordnenden Verſtand nicht annimmt, ſchien ihm flach und beinahe abgeſchmackt. Dieſe Fragen bewegten ihn mehr als man es glauben ſollte. Iſt die Natur ohne ein innerlich zweckmäßig bildendes Princip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunſtvollſten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoffmetamorphoſen allein dieſe reiche und geſtaltenvolle Welt erklären, in der Alles ſo wunderbar in einander greift, um ſich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erſchaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiſte liegen, der früher da war, als die Dinge?

Und doch — welch ein Geiſt iſt es, ein wie fremder, wie unbarmherziger, mit dem wir nirgends und nimmermehr in Verbindung treten können! Die Natur zerbricht des Einzelnen wegen nirgendwo ihre Ordnung, es giebt keine Geiſter, die Ereigniſſe aufzuhalten und das Gebet des Verzweifelnden iſt nur ein Rufen, in dem er ſich ſelbſt berauſcht!

Heine prüfte das Alles, es beſchäftigte ihn fortwährend, ſeine ehemaligen Reſultate ſchienen ihm unbefriedigend und das machte ihn zum Spötter über denſelben Gegenſtand, deſſen Ernſt ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen ſchien. Es gelang ihm doch nicht, ſich ſelbſt zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Witze. Sein Bruder Guſtav beſuchte ihn und ſagte nach den erſten Begrüßungen: „Wie ich höre, biſt du eine ganze Betſchweſter geworden.“ „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden,“ gab der Leidende mit ſeinem gedehnten Klageton zur Antwort „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, guter Bruder, beſſere politiſche Geſinnungen eingeben möge.“ Der Wiener Redakteur lachte und hob dann ernſthaft wieder an: „Aber an die Exiſtenz eines höchſten Weſens glaubſt du doch, lieber Heinrich?“ Der Kranke lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchſtes Weſen giebt, ſo iſt es auch mit den vollkommenſten Eigenſchaften, mit Allwiſſenheit und Allmacht ausgeſtattet. Was kann es nun dieſes große, allwiſſende, allmächtige Weſen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d’Amſterdam an ihn glaubt oder nicht?‘ So lag es in der Natur dieſes Geiſtes, ſich fortwährend an der Unfruchtbarkeit ſeiner Forſchungen durch Spott zu rächen, wie empfindlich dieſer auch ſein Herz und deſſen Hoffnungen traf!

Wenn wir nun Heine während ſeiner achtjährigen Krankheit, die an jedem kommenden Tag mit dem Tode zu enden drohte, betrachten, ſo zeigt ſich an ihm eine moraliſche Kraft, die man ihm in ſeinen geſunden Tagen nimmermehr zugetraut hätte. Es überraſcht uns ein Stoicismus im Ertragen der Schmerzen, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organiſation, welche nur für das Wohlleben und die Feſtmahle Epikur's geſchaffen ſcheint, doppelt merkwürdig iſt. Zeigt er ſich hier als ein Glied des Volks, dem er angehört und bei dem auch der heftigſte Lebenstrieb mit der erſtaunlichſten Kraft des Duldens gepaart iſt? Auch Juda duldet ohne Himmelshoffnung, was kein anderes Volk tragen würde! Doch nein, hier war mehr! Jede Pauſe ſeiner körperlichen Qualen benutzte er, um ſeiner Umgebung zuzulächeln und ſeinen Gaſt, wer es auch war, zu erheitern. Er nahm Antheil an Allem, was die Welt bewegte, er klagte nicht, er fiel Niemanden zur Laſt, er wies ſeine Lieben hinaus, wenn die Schmerzen kamen, er verzweifelte nicht. Wie ein Weltweiſer im griechiſchen Sinne des Wortes ließ er geſchehen, was der unabänderliche Rathſchluß des Schickſals über ihn verhängt. Er ſchrieb Romanzen, Satoren, Balladen, verbeſſerte alte Auflagen, las Correkturen und richtete dabei Briefe an Freunde in allen Himmelsgegenden. Das that er krank, auf ſeinem Sterbebette! ...

Und wenn er doch dann und wann eine Klage ausſtieß, ſo war ſie flüchtig, kurz und unter dem Schlage des Schmerzes entfahren — ſie glich gewiſſermaßen dem unwillkürlichen Zucken des Auges, gegen welches eine Hand fährt. Mir kam es oft vor, als wenn ſein Geiſt zu ſtolz geweſen wäre, um einzugeſtehen, wie ſchmerzlich er vom Körper mitberührt werde.

Schön und höchſt charakteriſtiſch iſt ein Brief, den er an Dumas gerichtet. Er ſchrieb ihn einige Monate vor ſeinem Tode. Ich weiß nicht, ob er auf Alle einen ſo mächtigen Eindruck ausüben wird, mir war bei ſeiner Leſung ſo weh zu Muth, daß mir die Thränen in die Augen traten. Er lautet:

Mein lieber Dumas!

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Dieſe Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeſchluchzt als geſchrieben und mit einem faſt grauſamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müſſen.

„Ich danke Ihnen für dieſe Thränen, oder beſſer geſagt, für dieſen Vorwand, um zu weinen: denn das menſchliche Herz, dieſer hochmüthige Hund von einem Herzen, iſt ſo beſchaffen, daß es, wie erdrückt es ſich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als ſich durch Thränen erleichtern möchte. Dieſer Hund von einem hochmüthigen Herzen ſollte doch immer froh ſein, wenn es ihm geſtattet iſt, ſeine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anſchein zu haben, als weine es über das Unglück ſeiner Mitmenſchen.“

„Ich danke Ihnen alſo für die rührenden Blätter über Marie Dorval.“

Freilich in ſeinen letzten Gedichten entfährt ihm oft eine an den Himmel pochende Klage, ein verzweifelter Ausruf. Die Thränen über ſein Unglück ſcheinen in Strömen zu fließen. Aber das iſt kaum ein perſönlicher Aufſchrei mehr zu zu nennen. Der gefeſſelte, der Furchtbares leidende Prometheus iſt es nicht, aus deſſen Munde die Klagen entſtrömen und aus deſſen Augen die Thräne quillt. Prometheus leidet muthig und trotzt ruhig, er rührt kaum die Feſſeln, daß man die Schmach ſeiner Haft an ihrem Geklirre nicht vernehme. Es ſind die Oceaniden, welche, aus dem Meeresgrunde hervortauchend, den Gefangenen beweinen. Die Klagen, der verzweifelnde Aufſchrei, die Thränen ſind Lieder der Meergöttinnen....

Welcher Abſtand, welcher Wechſel, welch ein Hohn, Heine auf dem Krankenbette ſchreiben

zu ſehen! In der Zeit ſeiner blühenden Lebenskraft hatte er auf einem Roſenlager gedichtet, der Gott der Liebe ſaß zu ſeiner linken, der rebenbekränzte Gott der Begeiſterung zu ſeiner rechten Seite. Wie war das Ende dieſes poeſievollen Trimalchion! — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

V.

Seit jenen Tagen des Auguſts 1854 ſah ich Heine nicht mehr, doch ich erhielt noch immer Zeichen, daß er mich nicht vergeſſen. Ein paar Monate ſpäter ließ er mir die „Vermiſchten Schriften“ zukommen, ſpäter zur Ergötzung einen Brief an Alexander Dumas, einen deutſchen Flüchtling betreffend, endlich ſeine Vorrede zur „Allemagne,“ in welcher er meiner gedacht. Auf dieſe letzte Zuſendung blieb ich ihm ſogar den Dank ſchuldig, ſo ſchmerzhaft hatten mich dieſe Zeilen übergroßen Lobes berührt. Ich konnte nur ſchweigen und beſchämt die Stirn ſenken. Der theure große Geiſt! Er hatte mich vor ſich geſehen, wie er mich ſehen wollte, der erſte Eindruck, den der junge, vom Glücke getragene Menſch, der in ſeinem Uebermuthe kein Ziel für unerreichbar hielt, in ihm zurückgelaſſen, war fortgewachſen und er hatte ihm Worte gegeben. Ich darf ſie als nichts Anderes nehmen, als für ein Zeichen, daß das Freundſchaftsgefühl, das ich für Heine getragen, eine Erwiederung in ſeinem Herzen gehabt.

Inzwiſchen hatte der Kranke ſeine Wohnung gewechſelt und ein Quartier in den Champs eliſees, Avenue Matignon N. 3 bezogen, ein freundliches Haus, unfern vom Palais Bourbon. Hier fand er, was er ſo lange geſucht, Sonnenlicht, friſche Luft, die Ausſicht ins Grüne; dabei war die Wohnung ſo gelegen, daß der Friede des Krankenzimmers nicht allzuſehr durch den Lärm der heerweiſe auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrauſenden Caroſſen geſtört wurde. Heine konnte an ſonnigen und windſtillen Tagen, um Luſt zu ſchöpfen, auf den Balkon hinausgetragen werden. Er ſchrieb mir voll Freude über dieſen Wohnungswechſel und ich trug mich den ganzen Winter über mit dem Gedanken und der Hoffnung, daß ich ihn im kommenden Frühjahr dort wiederſehn ſolle. Man war durch die lange Dauer der Krankheit beinahe gewohnt worden, zu denken, daß dies Halbleben ſich ſo noch auf lange hinaus fortfriſten laſſen könne. O Eitelkeit menſchlicher Pläne! Wenn ich wieder einmal nach Paris komme, werde ich ihn wirklich in einer neuen Wohnung beſuchen — aber auf dem Montmartre!....

Abermals war die Einſamkeit um ihn herum gewachſen, er ſelbſt empfand, daß ſeine Agonie zu lange daure und das koſtbare Mitleid der Zeitgenoſſen ſich in der Länge der Zeit verflüchtige. Er verlor ſogar ſeinen Schwalbenvater*), der ihn ſo oft ergötzt hatte. Franzöſiſche Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr lang nicht vor. In einer Stadt der Freuden wie Paris es iſt, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in geſperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines ſolchen Menſchenlebens anſchauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigſten ein Franzoſe! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der Arme ſich haſtig aufrichtend: „Was? Jemand beſucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!“ Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlaſſenheit, welcher Vorwurf gegen die Menſchen liegt in dieſer lächelnden Aeußerung!

---

*) Zwei in einem frühern Capitel angeführte Witzworte Heine's über den „Schwalbenvater" ſind, da ſie

Es war um dieſe Zeit, wenige Monate vor

---

von Mund zu Munde gingen, auf einen deutſchen Poeten L. W. bezogen worden. Mit Unrecht. Ich habe mit dem „Schwalbenvater“ eine ganz andere Perſönlichkeit im Auge.

ſeinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches ſeit früheſter Jugend für ihn begeiſtert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von ſeltener geiſtigen Anlage, in deſſen anmuthigem Weſen ſich der franzöſiſche Esprit mit deutſcher Innerlichkeit in reizender Weiſe verband. Er bat ſie den Beſuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne ſie kaum einen Tag beſtehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleiſtift geſchrieben vor mir, die er aus der Einſamkeit ſeines Krankenzimmers an das Mädchen ſandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. So wie der Gefangene das Vögelchen liebt, das am Simſe ſeines Fenſters zu ſitzen pflegt und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen luftigen Wald von Zeit zu Zeit vergeſſe, ſo überhäuft auch Heine ſeine Freundin und Geſellſchafterin mit kleinen Geſchenken, welche ſinnvoll ſein Wohlwollen in hundert Geſtalten ausdrücken, und ſtrengt beinahe täglich ſeine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehenden Schmeichelſtimmen zu neuen Beſuchen auffordern. Sieht man die großen, zierlichen, edeln Schriftzüge, ſo kann man es kaum glauben, daß ſie von der welken Hand eines gebrochenen Organismus herrühren, und lieſt man den Sinn, den ſie verdollmetſchen, ſo kann man ſich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zarteſten Sehnſuchtsworte von ehemals und die ſüßeſten Schmeichellaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zum blasphemiſchen Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuſſe, nach dem Leben. Dies Alles hüllt ſich in eine finſtere Atmoſphäre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.

Dieſe Briefe werden nie die Oeffentlichkeit ſehn, der Name des Mädchens ſelbſt iſt ein Geheimniß. Ein bizarrer Zufall führte mich erſt nach Heine's Tode mit deren Beſitzerin zuſammen; wenn man es einen Zufall nennen kann, eine Bekanntſchaft, die ſeit neun Jahren in den Wogen des Lebens untergegangen zu ſein ſchien, zu erneuern. Es war mir vergönnt, einen Blick in dieſen Schatz zu werfen, der ſogar zahlreiche Gedichte enthält und ich theile hier ein paar der Briefe mit, welche mir mit Erlaubniß der Veröffentlichung mitgetheilt wurden.

Ein Blatt vom November 1855 lautet:

Liebſte holde Freundin!

Ich danke für die ſüßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl ſind — ich leider bin immer ſehr krank, ſchwach und unwirſch, manchmal bis zu Thränen über den geringſten Schickſalsſchabernack affizirt. — Jeder Kranke iſt eine Ganaſche. Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſerablen Zuſtande ſehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch ſumſen hören. Komm Du bald — ſobald Ew. Wohlgeboren nur wollen — ſobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwabengeſicht — das Gedicht habe ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

Wenige Tage ſpäter:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebſte Seele!

Bin ſehr elend. Huſtete ſchrecklich 24 Stunden lang; daher heute Kopfſchmerz, wahrſcheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeſte, ſtatt Morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche ſich krank

---

*) Damit iſt Heine's letzter Sekretär gemeint.

melden laſſen. Welche unbehagliche Mißſtände! Ich werde faſt wahnſinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der ſo grauſam an mir handelt, bei der Thierquälergeſellſchaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdeſſen küſſe ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnſinniger H. H.

Am 1. Januar, Heine's eigenem Geburtstag, ſchreibt er an die Freundin:

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und ſchicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigſtens de bon goût iſt. Ich weiß ſehr gut, daß es dir nicht ganz recht iſt, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geſchieht auch unſerer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerkſamkeit einen Mangel an wechſelſeitigem Eſtime ſehen würde. Ich liebe Dich ſo ſehr, daß ich für meine

Perſon gar nicht nöthig hätte, Dich zu eſtimiren. Du biſt meine liebe Mouche und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geiſtes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir ſolche Worte, „gemünzte Luft" ſagen. Meine beſten Wünſche zum neuen Jahre, ich ſpreche ſie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouche zu ſehen, dann laſſe ich es ihr wiſſen. Jedenfalls aber kommt ſie übermorgen zu

Ihrem Nebukadnedzar II.,
ehemaliger preuß. Atheiſt, jetzt Lotosblumenanbeter.

Eines aus den erſten Tagen des Januar 1856 lautet:

Liebſte Mouche!

Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlied meines rechten Auges fällt zu und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Aber ich liebe Dich ſehr und denke an Dich, Du Süßeſte! Die Novelle hat mich gar nicht ennüyirt und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du biſt nicht ſo dumm, als Du ausſiehſt! Zierlich biſt Du über alle Maaßen und daran erfreut ſich mein Sinn. Werde ich Dich morgen ſehen? Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe baillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefſter Jammer, dein Name iſt

H. Heine.

Ein letztes Billet, ungefähr vier Wochen vor ſeinem Tode geſchrieben, iſt ganz kurz.

Liebſte Freundin!

Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daß ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. Leb wohl. H.

Ich breche ab, meine Auswahl iſt durch Verhältniſſe beſchränkt und ich weiß nicht, ob dieſe oft rührenden, oft entſetzlichen Klagerufe dem Leſer, der Heine weniger liebte, nicht monoton ſcheinen. Ich füge nur noch ein Gedicht hinzu, das weder der Form noch dem Inhalte nach neu oder bedeutend genannt werden kann, dem aber die Zeit, in der es geſchrieben wurde, bei allen Jenen, die Heine's Muſe verehren, einen unbeſtreitbaren Werth ertheilt. Dieſes Gedicht iſt ſein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor ſeinem Tode entſtanden. Wehmüthig war mir zu Muthe, als ich das Brouillon durchflog und die großen, zierlichen, edlen, mit Bleiſtift geſchriebenen Buchſtaben wiederfand. Es war ja die letzte Bewegung ſeiner Hand auf dem Papiere und dieſe ſcheint noch ſo ſtark, ja in manchen Zügen muthwillig, als wäre es noch gar weit bis zum Tode! Das Gedicht ſelbſt iſt gleichſam ein Ueberblick über Heine's ganze dichteriſche Thätigkeit. Er deutet noch einmal alle ſeine Lieblingsgeſtalten mit einigen Pinſelſtrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendſten Wendepunkten ſeiner Laufbahn und beſchließt ſeine Geſänge von ehemals mit ſeinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit ſeiner jetzigen troſtloſen Liebe, — ſeiner Schattenliebe.

Es trägt den Titel „für die Mouche“ und lautet:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reſte alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaiſſance.

Nur hie und da, mit doriſch ernſtem Knauf,
Hebt aus dem Schutt ſich einzeln eine Säule,
Und ſchaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob ſie ſpotte ſeiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer mit Sculpturen,
Wo Menſch und Thier vermiſcht, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es ſteht ein offner Marmorſarkophag
Ganz unverſtümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unverſehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend ſanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie ſcheinen mühſam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten ſieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeiſelte Geſtalten.

Hier ſieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit ſeinen lüderlichen Heidengöttern,
Adam und Eva ſtehn dabei, ſind beid'
Verſehn mit keuſchem Schurz von Feigenblättern.

Hier ſieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor ſah man,
Moſes und Aaron gleich daneben ſtand,
Auch Eſther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu ſehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto, Proſerpina und Merkur,
Gott Bachus und Priapus und Silenus.

Daneben ſtand der Eſel Balaams
— Der Eſel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort ſah man auch die Prüfung Abrahams
Und Loth, der mit den Töchtern ſich beſoffen.

Hier war zu ſchau'n der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüſſel,
Die Hölle ſah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsſchlüſſel.

Abwechſelnd wieder ſah man hier ſculpirt
Des geilen Jovis Brunſt und Freveltbaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu ſehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeſchürzte Nymphen, Doggen,
Hier ſah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält ſein Arm den Rocken.

Daneben iſt der Sinai zu ſehn,
Am Berg ſteht Iſrael mit ſeinen Ochſen,
Man ſchaut den Herrn als Kind im Tempel ſtehn
Und disputiren mit den Orthodoxen.

Die Gegenſätze ſind hier grell gepaart,
Des Griechen Luſtſinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide ſchlingt der Epheu ſeine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen ſolcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich ſelber ſei
Der todte Mann im ſchönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruheſtätt'
Stand eine Blume, räthſelhaft geſtaltet,
Die Blätter ſchwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt ſie die Blum' der Paſſion
Und ſagt, ſie ſei dem Schädelberg entſproſſen,
Als man gekreuzigt hat den Gottesſohn,
Und dort ſein welterlöſend Blut gefloſſen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe dieſe Blum',
Und alle Marterinſtrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge ſie abconterfeit im Kelche.

Ja, alle Requiſiten der Paſſion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beiſpiel: Geiſel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe ſtand
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt ſie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, troſtlos ſchweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltſamlich,
Die Blum' der Paſſion, die ſchwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß ſich,
Und das iſt Sie — die Liebſte, ja, Dieſelbe!

Du warſt die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küſſen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen ſind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geſchloſſen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beſtändig Dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Graſe glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag', was ſie duften, Nachtviol' und Roſen,
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner ſchlummerkühlen Marmortruhe
Den ſchönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungeſtörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesſtille, du,
Nur du kannſt uns die beſte Wolluſt geben,
Den Krampf der Leidenſchaft, Luſt ohne Ruh,
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es ſchwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich ſich ein Lärm erhoben;
Es war ein ſcheltend, ſtampfend wüſter Streit,
Ach, meine Blum' verſcheuchte dieſes Toben!

Ja, draußen ſich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe,
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren dieſe Marmorſchemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifert wild mit Moſis Anathemen!

O, dieſer Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geſchieden ſein der Menſchheit Heer
In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, ſchimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieſer Controverſe, der langweil'gen,
Da war zumal der Eſel Balaams,
Der überſchrie die Götter und die Heil'gen!

Mit dieſem I-a, I-a, dem Gewieh'r,
Dem ſchluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung ſchier das dumme Thier.
Ich ſelbſt zuletzt ſchrie auf — und ich erwachte.

Als Heine dieſe Verſe ſchrieb, glaubte er ſelbſt nicht, daß ſchon der Tod an ſeine Thür poche, ja ſogar ſein Arzt hoffte den Kranken noch länger hinaus zu erhalten. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Krankheitszuſtand ein heftiges Unwohlſein und zerſtörte auf eine unerwartete Weiſe den ſo lange faſt nur künſtlich zuſammengehaltenen Organismus. Wohl nicht mit Unrecht ſagt ein engliſcher Arzt: man ſtirbt nicht an dem Uebel, wegen welchem man krank darnieder liegt, ſondern an der Schwäche der Natur, das Uebel nicht beſtehen zu können. Es war weder das Leiden der Nerven, noch das des Rückenmarks, an welchem Heine endete, eine unter anderen Verhältniſſen ganz unbedeutende Indigeſtion brachte ihn um.

Drei Tage hielt ein nicht zu ſtillendes Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus ſeiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müſſe. Die ungeheuren Doſen Morphium, die er allmälig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm wohl ſonſt ähnliche Zuſtände bereitet, doch noch nie ſo heftige und anhaltende. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus dieſem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er ſetzte ein neues Teſtament auf, ohne es jedoch über den erſten Paragraph hinaus zu bringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtſein. Ja, der Witz ſogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor ſeinem Ende ſtürzte ein Bekannter in ſein Zimmer, um ihn noch zu ſehen. Gleich nach ſeinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott ſtehe. Heine erwiederte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er ſterben werde. Doctor Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müſſen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er ſeinen Geiſt aus.

Er war als Leiche ſo ſchön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, ſogar ſein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod ſelbſt über jugendliche Geſichter ſo viel Verklärung ausgegoſſen habe. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd dieſe Züge feſt.

Ja, er iſt todt, der kranke Schwan hat ſein Sterbelied endlich zu Ende geſungen! Die Muſe der deutſchen Poeſie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieblinge iſt dahingegangen. In dieſem Jahrhundert hat ſie vielleicht nur zwei oder drei Mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verluſt, wie dieſer, ſteht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der ſeit ſeiner Jugend nur den ſüß bezaubernden Liedern des Sängers gelauſcht, ohne gewohnt geweſen zu ſein, ihn ſeinen geliebten Freund zu nennen und ihm die Hand zu ſchütteln, der hat nichts verloren. Heine's Leier iſt durch ſeinen Tod nicht zerſchmettert, ſie liegt neben der Urne wohlerhalten, mit unverſtimmten Saiten. Die Menſchenhand, die bisher die entzückenden Accorde auf dieſer Leier gegriffen, wird als Geiſterhand noch immer und um ſo reiner und mächtiger hineingreifen und das Grabesſchweigen durchklingen. Ueber den Verewigten wird der Mond der romantiſchen Poeſie in ruhiger Lichtfülle ſtehn und mit ſeinen Silberſtrahlen wie ſonſt die blühenden Lindenbäume verklären. Auch die Elfen und Waldfrauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geiſterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geiſterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einſamen Waldſeen wie zuvor emportauchen und Geſänge der Liebe, ſchmerzlicher Sehnſucht und ſüßer Schwermuth ertönen laſſen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die ſchöne menſchliche Illuſion, daß eine ſeltene Exiſtenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fortdauern ſollte, ſenkt hier und dort ein Haupt und läßt eine ſchmerzliche Klage emporſteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Muſen nicht wie alle übrigen Menſchenkinder ſterben, für welche das irdiſche Daſein der Umfang alles Lebens iſt, ſondern daß ſie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampf- und thatenvolle Laufbahn nicht ſelten mit einem entſetzlichen Tode beſchließen, um den Ruhm ihres göttlichen Urſprungs anerkannt zu ſehn und als Halbgötter, über jeden Schickſalswechſel erhaben, fortzuleben.

Ein griechiſcher Tragiker ſagt, es ſei den Göttern nicht genug für das Loos zu danken, zur rechten Zeit für ſeinen Ruhm zu ſterben.

Ward Heine eines ſolchen Looſes theilhaftig?

Auf den erſten Blick ſollte man es ſchlechtweg verneinen. Eine ſo martervolle, lange Krankheit hängt ſich an ein Leben, das wir in genialer Kriegs- und Liebesluſt hinbrauſen ſahen und welches wünſchen ließ, daß es eines Tages wie Merkutio's Leben auf einen Hieb ende, und daß der letzte Witz der letzte Seufzer ſei.

Dennoch aber iſt dieſe martervolle achtjährige Krankheit kein unglücklich abſtechender, disharmonirender Lebensanhang, ſondern ſie iſt ein ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Merkutio geſtorben, ſo hätte wohl Niemand ſeinem Leben die Torſogeſtalt angeſehen, eben nur darum, weil das, was nicht zum Vorſchein kommt, wie nicht vorhanden, wie nicht geſchehen und daher auch nicht zu ſuchen iſt. Doch wäre es ein Torſo geweſen, denn Heine hätte das, was in ihm war, nicht vollſtändig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmermehr ſeine volle Bedeutung abwiegen können.

Eben durch ſein Leiden erſt ſollten ſeiner Lyra Töne entquellen, wie ſie die deutſche Lyrik noch nicht gehört, es ſollte die freie, auf ſich ſelbſt beruhende Macht des in ihm wohnenden Geiſtes ſiegreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf der Frivolität, die auch an dem Heiligſten zupft und für nichts einſteht, zu Schanden gemacht werden. Sein ſonſt ewig heiteres Weſen, eine natürliche Folge ſeines Glückes und Lebensmuthes, hatte zu der Verläumdung geführt, daß es ihm an Ernſt und Charakter mangle. Ein ſo ſchreckliches Verhängniß mußte leider erſt kommen, um ihn vor der Welt, die ſonſt den xenophontiſchen Ernſt des hohlen Charlatans ſo oft gläubig hinzunehmen pflegt, von dieſem Schein oder dieſer Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, ins Auge, ſo muß man geſtehn, daß das Schickſal keinen ungünſtigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unſerer Zeit die literariſche Stimmung mehr als jemals, anderntheils lenken dem Todten feindſelige Gewalten die Organe, durch welche allein ſich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Preſſe des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß einregiſtrirt.

Dieſes Stillſchweigen iſt aber nicht Gleichgiltigkeit, ſondern nur augenblickliches Verſtummen.

Auf Heine's Grabe iſt, ſeiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort geſprochen worden, ebenſowenig durfte für ihn eine Meſſe geſungen oder ein Kadeſch geſagt werden. Er ſang lange vorher:

Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadeſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.

In einem ſeltſamen Einklang damit iſt auch jede literariſche Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttauſenden lebte, iſt nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie ſeinem lebloſen Körper iſt es ſymboliſch auch ſeinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht ſo bleiben. Die flüchtigen Wolken an ſeinem Ruhme werden vorübergehen und ſein Name wird bald mit allen ſeinen Strahlen die deutſche Literatur ſchmücken.

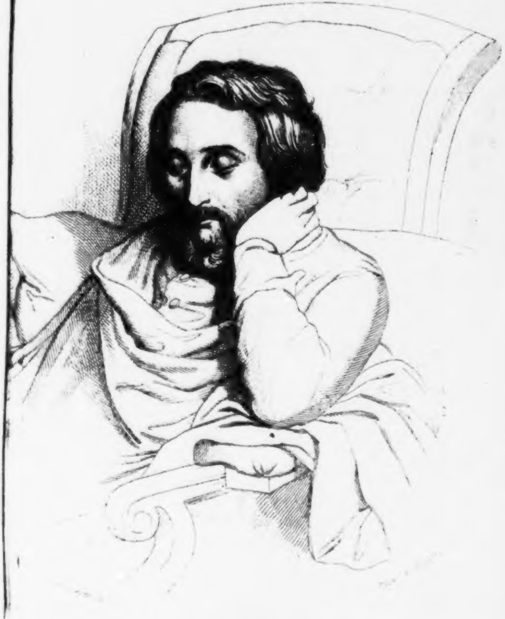
Heinrich Heine's Tod wird der Anfang ſeiner Apotheoſe ſein.

Denkwürdigkeiten

aus

H. Heine's Leben.

Erinnerungen und Erlebniſſe.



Heinrich Heine

H. Heine.

Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe

aus

meinem Zuſammenleben mit ihm.

Von

Friedrich Steinmann.

> So hat ein Purpur wieder fallen müſſen!
> Haſt eine Krone wiederum geraubt!
> Du ſchonſt die Schlangen unter deinen Füßen,
> Und trittſt den Adlern auf das Haupt!
> Du läßt die Sterne von dem Himmel ſinken,
> Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
> Sprich, Schickſal — — —
>
> **G. Herwegh.**

Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Heine's Tod — er ſtarb am 10. Februar 1856 zu Paris — obwohl längſt vorher geahnt und erwartet, hat nichts deſto weniger überraſcht; denn er ſchied in fortwährender geiſtiger Thätigkeit, durch langjähriges ſchweres Siechthum an das Zimmer und Krankenlager gefeſſelt, endlich von den furchtbarſten körperlichen Leiden auf immer durch den Tod befreit, dem er unverzagt und muthig lange Friſt hindurch ins Auge geſchaut hat. — Heine, reichbegabt mit Geiſt und Phantaſie, Humor und Witz, tief eingedrungen in alle Schachten menſchlichen Wiſſens, im Beſitze umfaſſender Kenntniſſe, ein Dichtergenius, unter den Dichtern deutſcher Zunge in erſter Reihe, gediegen als Politiker und Publiziſt, ein glühender Vorkämpfer für Recht und Freiheit, ein Deutſcher in vollem ganzen Sinne des Wortes, trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen von den Lippen ſeiner Feinde.

„Pflanzt die ſchwarzrothgoldene Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens! — ſagt er im Vorworte zu ſeinem Gedichte: „Deutſchland, ein Wintermärchen.“ — Macht ſie zur Standarte des freien Menſchthums! Und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie Ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exil verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer. Vollenden wir, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir ſie überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan haben im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desſelben emporſchwingen, den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir die Jünger; ja — nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! — Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deuſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus!“

Wer kann ſich eines beſſeren Patriotismus rühmen? Wer hebt den Stein auf wider ihn und ſolche Geſinnung? — Den Inhalt der vorliegenden Schrift bilden „Erinnerungen“ und „Erlebniſſe“ aus meinem Zuſammenleben mit Heine. Die beiden erſten Abſchnitte enthalten nur Bilder und Bildchen, Skizzen und Umriſſe aus ſeinem Leben, wie ich — einer ſeiner älteſten Freunde und rheiniſchen Landsleute — dasſelbe ſelbſterlebt habe mit ihm, von der Schule her, auf dem Gymnaſium und aus der akademiſchen Zeit; der letzte Abſchnitt gibt gleichfalls ſelbſterlebtes, gemiſcht mit nichterlebtem. Ich habe mir dabei ſtrengſte Wahrheit, größte Unparteilichkeit in ruhiger gemeſſener Darſtellung als Ziel geſetzt, und hoffe nicht ganz fern von demſelben geblieben zu ſein.

„Der Tod verſöhnt!“ — Das mögen ſich alle geſagt ſein laſſen, die aus Leidenſchaft gegen den Hingeſchiedenen oder aus gänzlicher Unkenntniß ſeines Charakters oder Verkennung ſeines Lebens und ſeiner Tendenzen ſeine Feinde im Leben geweſen. Ueber die ſtille kalte Gruft hinaus kann nur die Bosheit ihm grollen.

„Ein Stern iſt untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs; und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben. Wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft und Milde, und heiteren Scherz und entfeſſelte Rede. Das iſt das Schwert, das gebrochen, der Spott in ſcharfer Hand, der ſeine Stachel verloren. Sein Geſchoß war gut, ſeine Hand ſicher; er übte ſie gern. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihn; er wollte nur die Felder und Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manchen Raubvogels, von dem Geweih und der Klaue manchen erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken in dieſer guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar befunden wird, nur die Büchſe von der Wand herabzuholen.

„Nicht allen hat er gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme.“

Alſo die Worte eines Anderen über ihn! —

Heine hatte ein kindliches Gemüth; ich darf mich auf jeden berufen, der ihn gekannt hat, ihm näher geſtanden iſt. Treu als Freund, ein warmer Freund des Rechts, ein grimmiger Gegner jeden Unrechts griff er im Kampfe wider dasſelbe zur ſcharfen Waffe ſeiner Feder; und es erlag ihm. Aber noch manch andres traf zweiſchneidig ſein Witz, und es fiel als ſein Opfer; doch auch ihn ſelbſt ſchonte er nicht; in tauſend und abertauſend Funken ließ er ihn frank und frei und ungezügelt wider ſich ſelbſt ſprühen und glühen, nicht aus „dämoniſchem“ Gelüſte, ſondern aus ſarkaſtiſcher Luſt; denn ſein Herz war nicht böſe, ſein Blut nicht galligt und ſchwarz, ſeine Ader war humoriſtiſch und überſtrömend, und nach langem Krankenlager noch unerſchöpft; ſein „Romancero“ iſt deſſen Zeuge, worin er die letzten Regungen ſeines Humors geſammelt der Oeffentlichkeit übergab.

Von vielen Seiten wird man dieſer Anſicht nicht beiſtimmen; ich weiß es zum voraus; ſie iſt aber auf meiner genauen Kenntniß des Herzens des Dahingeſchiedenen gegründet, durch vieljährigen Verkehr mit ihm bewährt. Leicht ſei ihm die Erde, unter deren Decke er nun ruht, nicht in der ſeines geliebten Vaterlandes, von dem entfernt er länger als ein Vierteljahrhundert lebte!

Es ſind dieſer Schrift das Bildniß Heine's und zwei Autographa von ſeiner Hand beigefügt. Das Erſtere iſt zur Zeit, als Heine durch Schlaganfall gliedergelähmt im Seſſel zubrachte, des Gebrauchs ſeiner Augen aber in ſoweit wieder mächtig war, daß er, das gelähmte Augenlid mit dem Finger aufhebend, wieder ſehen konnte, vom Maler Kietz auf Herrn J. Campe's Veranlaſſung gezeichnet und gemalt, und ſtellt den Dichter mit geſchloſſenen Augen dar. Es iſt das Beſte unter allen erſchienenen Porträts deſſelben; er erſcheint darauf gleichſam idealiſirt, mit veredelten Geſichtszügen. Ein anderes Bild, auf den Wunſch ſeiner Frau mit offenen Augen gefertigt, desavouirte Heine ſelbſt mit den Worten: „Das iſt eine Lüge," während er das Erſte eine Weile betrachtete und ſeufzend ſprach: „Ja, ja — das iſt das wahre Bild unſeres Herrn — er war ja auch ein Jude!"

Das eine Autographon Heine's iſt das Sonett, welches er mir bei ſeinem Abgange von Bonn nach Göttingen ins Stammbuch ſchrieb. Das zweite läßt uns gleichſam den Dichter in ſeinem Poetenſtübchen, ja — in ſeiner geiſtigen Gedanken-, in ſeiner dichteriſchen Phantaſie-Werkſtatt belauſchen. Es iſt das Brouillon eines ſeiner kleinen Gedichte, wie es mit allen Abänderungen und Ausfeilungen unter ſeiner Hand bis zur Druckfertigkeit hervorging; das Opusculum tritt uns auf dem Blatte in ſeinem ſchaffenden poetiſchen Atelier durch alle ſeine Entwickelungsſtadien entgegen.

Beſonders kalligraphiſch ſchön von ſeiner Hand ausgeſtattet, beſitze ich noch zwei größere Gedichte, die er mir von Hamburg aus bei ſeiner letzten dortigen Anweſenheit zuſandte, die ich indeß ihres Inhalts wegen zur Zeit nicht veröffentlichen kann.

Seine Handſchrift hat ſich von ſeinen Univerſitäts- ja Schuljahren her im ganzen wenig geändert; ich habe noch die Handſchrift des von ihm 1815 geſchriebenen Gedichts: „Deutſchland" im Beſitz, die nach ihren Hauptzügen wenig abweicht von ſeinen ſpäteren Handſchriften.

Fr. Steinmann.

Düſſeldorf. — Frankfurt am Main.
Hamburg.

1797—1819.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Es war im Jahre 1797, als den Kaufmann Samuel Heine, — auf der Bolkerſtraße zu Düſſeldorf wohnhaft, und kaum von einer Geſchäftsreiſe von London zurückgekehrt, — ſeine Gattin, Luiſe van Geldern, mit einem Sohne beſchenkte. Der Vater hatte in der Themſeſtadt einen Freund gefunden, Harry mit Vornamen; deßhalb ward dem Erſtgebornen dieſer Name beigelegt, den derſelbe, ſpäter als Schriftſteller auftretend, bei Unterzeichnung der Vorreden zu ſeinen Schriften in Heinrich verwandelte, während er auf den Titeln ſelbſt nur den Buchſtaben H. zu ſetzen pflegte.

Dem Erſtgebornen folgten mehrere Kinder, von denen die innig von ihm geliebte einzige Schweſter, Charlotte, verehelichte Embden, welche viel vom Geiſte des Bruders beſitzt, noch lebt; außer ihr noch zwei ſeiner Brüder, deren Einer, Guſtav Heine, früher in öſterreichiſchen Militärdienſten, jetzt als Literat in Wien lebt; der Andere, Maximilian mit Vornamen, ſtand als Militärarzt, jetzt als Medizinalrath, in ruſſiſchen Dienſten, nahm an dem letzten Feldzuge Rußlands gegen die Türkei Theil und gab über dieſes Land und ſeine Erlebniſſe in jenem Kriege eine Schrift unter dem Titel: „Bilder aus der Türkei“ Petersburg 1838, ſowie einige Schriften mediziniſchen Inhalts heraus.

Die Familie Heine hat europäiſchen Namen erlangt durch H. Heine und ſeinen Oheim, Salomon Heine zu Hamburg, der am Schluſſe des Jahres 1844 ſtarb und ſein ſegensreiches, dem Wohle der Menſchheit gewidmetes Leben durch ein Teſtament beſchloß, worin er mehr als eine Million zu mildthätigen und frommen Zwecken legirte, obwohl er, als er nach Hamburg von ſeinem Geburtsorte Hannover überſiedelte, als ganzes Hab und Gut eine lederne Hoſe und einige Groſchen im Beſitz hatte. Fleiß und Thätigkeit verwandelten aber zu einem reichen Manne und Eigenthümer vieler Millionen den „armen Judenjungen.“

Die Familie Heine gehörte nämlich dem Volksſtamme an, von dem H. Heine ſelbſt ſagt, in ſeinen „Nachträgen zu den Reiſebildern", daß „dieſes Urübelvolk" aus Egypten, dem Vaterlande der Krokodille und des Prieſterthums gekommen, und außer den Hautkrankheiten und den geſtohlenen Gold- und Silbergeſchirren auch eine ſogenannte poſitive Religion mitgebracht, eine ſogenannte Kirche, ein Gerüſte von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der ſpäteren Staatsreligionen; das längſt verdammt ſei, und ſeine Verdammnißqualen durch Jahrtauſende ſchleppe.

„O dieſes Egypten! — ruft er aus — ſeine Fabrikate trotzen der Zeit; ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich; ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und ebenſo unverwüſtlich iſt jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein *verhärtet Stück Weltgeſchichte*, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt!"

Eine wunderbare Erſcheinung, ein Volk ohne politiſche Selbſtſtändigkeit, das ſeine Freiheit verlor ſammt ſeinen Heiligthümern und Nationalpalladien, deſſen Hauptſtadt zerſtört ward, ein Volk ohne Staat, eine Nation ohne Land, verbreitet über die ganze Erde und trotz aller Beſchränkungen, Bedrückungen und Verfolgungen ein Volk! Die gewaltigen Reiche Altaſiens gingen unter, ſelbſt die ewige Roma, Jeruſalems Mörderin, fiel; aber das jüdiſche Volk ging nicht unter.

Und Salomon Heine, der Wohlthäter Hamburgs, war — kein hamburger Bürger; die ſtädtiſchen „Erbgeſeſſenen“ duldeten keinen Juden unter ſich, das hamburg'ſche Stadtrecht ſchloß den Sohn Iſraels aus vom Bürgerrechte; aber er hatte ſich die Liebe und Achtung des „hamburger Pöbels“ erworben, und als im Herbſte des Jahres 1830 das „Hepp Hepp!“ noch in Hamburgs Mauern erſcholl, da ward kein Stein wider das ſtattliche Haus am Jungfernſtieg geſchleudert, worin Salomon Heine wohnte.

Heine's Großvater von mütterlicher Seite war der Kaufmann van Geldern; ſein Oheim, der Bruder ſeiner Mutter, ein beliebter, tüchtiger Arzt; und Düſſeldorf war unſers Heine Geburtsſtadt. „Dort bin ich geboren —ſchreibt er ſelbſt — und ich bemerke dieß ausdrücklich für den Fall, daß etwa nach meinem Tode ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Dülken, Beckum, Göttingen und Schöppenſtädt — ſich um die Ehre ſtreiten ſollten, meine Vaterſtadt zu ſein. Die Stadt Düſſeldorf — fährt er fort — iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt und zufällig dort geboren iſt, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müßte ich gleich nach Hauſe gehen. Und wenn ich ſage, nach Hauſe gehen, ſo meine ich die Bolkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daß ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſoll. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſoviel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben ſchreiben lehrte — ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekoſtet; aber mein Ruhm ſchläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, und der Makulaturlorbeer, womit deutſche Journale meine Stirn geſchmückt, hat ſeinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet.“

Ueber ſeine jüdiſche Abſtammung und ſein Geburtsjahr ſchrieb er auf des franzöſiſchen Literaten S. René Taillandier Veranlaſſung von ſeinem Krankenlager folgende Zeilen an denſelben:

„Mein Kopf iſt zu zerrüttet, als daß ich im Stande ſein ſollte, Noten zu diktiren. Ich beſchränke mich darauf, Ihnen zu ſagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben iſt, die Sie über mich leſen können. Dieſe Ungenauigkeit mag, unter uns geſagt, die Folge eines abſichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunſten während der preußiſchen Invaſion ſein; *man wollte mich dadurch vom Dienſt Sr. Majeſtät des Königs von Preußen befreien.* Seitdem ſind nun faſt alle unſere Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zu Rathe ziehe, ſo finde ich daſelbſt als meinen Geburtstag den

12. Dezember 1799. Wichtig iſt nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich ſchon mit ſechszehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon ſchrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „die beiden Grenadiere“ finden, und es wird Ihnen beweiſen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiſer galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdiſchen Religion an; ich war niemals ſtolz auf dieſe Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu ſein, obgleich ich ebenſo gut wie die frömmſten meiner berliner Feinde dem evangeliſchen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich ſogar gedemüthigt, nur für ein gewöhnliches menſchliches Geſchöpf zu paſſiren, ich, dem doch der Philoſoph Hegel glauben machte, ich ſei Gott! Wie war ich da ſtolz auf meine Gottheit! Welche Idee hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine ſchöne Zeit für mich; ach! ſie iſt ſeit lange verſchwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieſelbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgeſtreckt daliege. Meine Krankheit macht fürchterliche Fortſchritte.“

In einem ſpäter mitzutheilenden Briefe Heine's an Friedrich Raßmann vom 20. Oktober 1821, der ihn um Beiträge für den von ihm herausgegebenen rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger erſucht hatte, ſchreibt er demſelben folgendermaßen die kurze biographiſche Notiz, die er dem Almanach einverleiben ſollte, vor: „H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düſſeldorf, erhielt im dortigen Gymnaſium ſeine Schulbildung, ſtudirte Jurisprudenz in Göttingen, Jena und Berlin, woſelbſt er jetzt lebt." — Darnach war ſein — wenn auch bezweifelt angegebenes Geburtsjahr das Jahr 1797, und dieſes iſt das einzig richtige, wie ich mehrmals aus ſeinem Munde gehört habe, und er ſelbſt zudem in mein Stammbuch eintrug.

Von Heine's früheſten Kinderjahren weiß ich nur mitzutheilen, daß er zuerſt Hausunterricht genoß, und darauf den höheren Unterricht auf dem damaligen Lyzeum ſeiner Vaterſtadt begann. Seine Knabenzeit fiel in die Zeit der großen politiſchen Umwälzungen in Europa; der Untergang des „heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation", die Bildung des Rheinbundes, des Großherzogthums Berg fielen geſammt in ſeine Knabenjahre. Vor dieſer ungeheuren politiſchen Kataſtrophe ſah es anders aus, und Heine ſchildert ſie mit den Worten: „Damals waren die Fürſten noch keine geplagten Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe feſtgewachſen, und des Nachts zogen ſie noch eine Schlafmütze darüber und ſchliefen ruhig. Und ruhig zu ihren Füßen ſchliefen die Völker, und wenn dieſe des Morgens erwachten, ſo ſagten ſie: Guten Morgen, Landesvater! und jene antworteten: Guten Morgen, liebe Landeskinder! — Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düſſeldorf erwachten, und: Guten Morgen, Vater! ſagen wollten, da war der Vater abgereiſt, und in der ganzen Stadt war nichts als ſtumpfe Beklemmung; es war überall eine Art Begräbnißſtimmung, und die Leute ſchlichen ſchweigend nach dem Markte und laſen den langen papiernen Anſchlag auf der Rathhausthür, worauf der Kurfürſt dankte „für die bewährte Unterthanentreue“ und worauf es weiter hieß: „und entbinden Wir euch eurer Unterthanenpflichten“.

„Bald darauf wurde auf dem Rathhauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt; es gab Einquartierung; die franzöſiſchen Truppen, „das freudige Volk des Ruhmes, das ſingend und klingend die Welt durchzog", rückten ein, die heiter-ernſten Grenadiergeſichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Artigkeit und Point d'honneur. Es war, als wenn die Welt neu angeſtrichen worden."

Den bedeutendſten Eindruck auf Heine machte die Erſcheinung des Kaiſers Napoleon, der am 2. Novbr. 1810 in Düſſeldorf eintraf. „Wie ward mir, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer. Er war eben in der Allee des Hofgartens; — erzählt Heine — als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten und dennoch zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Thlr. Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ritt mitten durch die Allee; kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm. Dieſe Ausnahme machte auch auf mich als Knaben beſondern Eindruck, daß ich den Fall in Reime brachte."

Ich habe dieſes erſte Dokument für Heine's poetiſche

Ader, das er mir mitgetheilt, ſorgſam aufgehoben. Es lautet:

Im Hofgarten zu Düſſeldorf
Der Kaiſer ritt durch die Allee
Mit grünem Rock und kleinem Hut,
Auf einem Rappen weiß wie Schnee.

Der alte Kurfürſt auf dem Markt
Bedenklich ſchüttelte den Kopf,
Woran die Krone gewachſen war
Wie an dem Nacken der Zopf.

Das Reiten bei fünf Thaler iſt
In der Allee verboten.
O Polizei, wagſt dich nicht an
Den Kaiſer mit deinen Pfoten!

Das war jene Zeit, wo die „Franzoſen alle Grenzen verrückten; alle Tage wurden auf den Landkarten die Länder neuilluminirt; die erſt blaugeweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth; die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht, daß kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Zichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur Haſen und hinterher laufende Landjunker zu ſehen waren. Unter den Fürſten gab es viel Avancement; die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel; manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt.“

Die Zeit änderte ſich indeß. Der Kaiſer mit dem „welthiſtoriſchen Hütlein“ zog mit einem Heere nach Rußland gerade auf Moskau zu, der alten Reſidenz des Moskowiterreiches. Dort fand er zwei gar ſchlimme Feinde wider ſich gewaffnet, in „heiliger Allianz“ mit einander verbunden. Es waren — ruſſiſche Kälte und Hunger. Vor ihnen beugte ſich der Siegesgott Napoleons, und das franzöſiſche Kaiſerthum, groß und „herrlich“, wie es Europa zuvor nie geſehen, ging zu Schanden, und ganz Europa fiel her über den, dem Element und der Naturnothwendigkeit erlegenen Kaiſer, und trieb ſein Häuflein zu Paaren. Und „Deutſchland wurde wieder frei“; denn es hatte die „Freiheitskriege“ gekämpft, und die Kämpfer erhielten „eiſerne Kreuze“, und das Wohl und Wehe der Völker wurde zu Wien mit obligater Begleitung von Soupertoaſten, Ballmuſik, Operouvertüren und Schlittenpferdegeklingel geregelt. Und bald herrſchte die alte Ordnung wieder, und man ſang von Deutſchlands Glück und deutſcher Freiheit.

Auch Heine ſtimmte mit ein, und er ſang:

Deutſchland.

1815.

Deutſchlands Ruhm will ich beſingen.
Höret meinen ſchönſten Sang!
Höher will mein Geiſt ſich ſchwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geſchehn;
Wie das Gut' und Böſe ſtreiten,
Alles meine Blicke ſehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einſt die Hölle ſchlau, gewandt,
Brachte Schmach und ſchnöde Schande
In dem frommen, deutſchen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelsſeligkeit —
Alles Gute ſie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutſche Sonne wurde düſter,
Will nicht leuchten deutſcher Schand'!
Und ein dumpfes Trau'rgeflüſter
Sich durch deutſche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauſchet Freud'.
Kommen ſind die Racherichter,
Wollen ſühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grauſen Schlund.
Alle deutſchen Herzen danken;
Frei iſt deutſcher, heil'ger Grund.

Siehſt du's lodern hoch vom Berge?
Sag', was deut' die Flamme wild?
's deut' dieß Feuer auf dem Berge
Deutſchlands reines ſtarkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet
Stehet Deutſchland unverſehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die ſchön're Form entgährt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sproſſen Blüthen, herrlich, ſchön;
Und die fremden Blüthen weichen;
Traulich grüßt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutſche, fromm und bieder,
Froh genießt ſein deutſches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmuth.
Schwerter ſchwinget Deutſchlands Jugend;
Hermann's Enkel ſcheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,
Löwengleich iſt Hermann's Art;
Doch der Liebe ſchöner Glauben
Sei mit Stärke gleich gepaart.

Eignes Leid dem Deutſchen lehrte
Chriſtus ſanftes Wort verſtehn;
's zeugt nur Brüder deutſche Erde,
Nur die Menſchlichkeit iſt ſchön.

Auch die alte fromme Minne
Kehrt zurück, die Sängerluſt,
Viereſt herrlich, fromme Minne,
Deutſchen Mannes Heldenbruſt.

Er iſt gezogen aus im Kriege
In die heiße Frankenſchlacht;
Um zu rächen Meineidslüge
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und daheim die Frauen regen
Liebevoll die ſanfte Hand,
Und der heil'gen Wunden pflegen,
Die geblut't für's Vaterland.

Feſtlich in dem ſchwarzen Kleide
Glänzt das ſchöne deutſche Weib
Und mit Blumen und Geſchmeide,
Demantgürtel ſchmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geſchmücket
Mit Gefallen ich ſie ſchau',
Wenn am Krankenbett gebücket
Sorgend ſchafft die deutſche Frau.

Himmels-Engeln wohl ſie gleichet,
Wenn ſie letzten Labetrank
Dem verwund'ten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Muthig ſich ein Grab erwerben
In der Feldſchlacht — das iſt ſüß;
Doch in Frauenarmen ſterben,
Das iſt Gottes Paradies.

Arme, arme Frankenſöhne,
Euch war nicht das Schickſal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutſche Frauen, deutſche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dieß Wort!
Deutſche Frauen, deutſche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutſchlands Töchter wie Luiſe,
Deutſchlands Söhne Friedrich gleich!
Hör' im Grabe mich, Luiſe!
Herrlich blüh' das deutſche Reich!

Alſo ſtimmte Heine ein in das allgemeine deutſche Tutti; ließ aber bald darauf folgen den humoriſtiſchen

Traum.

1816.

Sohn der Thorheit, träume immer,
Wenn dir's Herz im Buſen ſchwillt;
Doch im Leben ſuche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einſt ich ſtand in ſchönern Tagen
Auf dem höchſten Berg am Rhein.
Deutſchlands Gauen vor mir lagen
Blühend, hell im Sonnenſchein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodei'n;
Süße Ahnungsſchauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lauſch' ich jetzt von meinem Berge
In das deutſche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Rieſen Grab.

Mutterſöhnchen gehn in Seide,
Nennen ſich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeſchmeide,
Söldner brüſten ſich als Herrn.

Statt Verdienſte zählt man Ahnen,
Und den Mann macht nur das Kleid,
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen, Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurcht ſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eiſenkleide
Und ein Herz im Manne war. —

Unſre Gartenbeete hegen
Tauſend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umſpielt von Sonnenſchein.

Doch die allerſchönſte Blume
Blüht in unſern Gärten nie,
Sie, die einſt im Alterthume
Selbſt auf felſ'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesveſte
Männer mit der Eiſenhand
Pflegten als der Blumen beſte; –
Gaſtlichkeit wird ſie genannt.

Müder Wand'rer, ſteige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gaſtlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläſt kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und ſein Wächter
Schlummern längſt im kühlen Grab.

In den dunklen Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wohnlich hegen ſolche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich ſchauern da die Lüfte,
Wie von Minneſängerhauch;
Denn in dieſe heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich;
Denn ſie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei;

Singen auch in ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im geheimen,
Ob das Märchen möglich ſei.

Unſre Mütter einſt erkannten
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den ſchönſten der Demanten
Nur der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Frau'n in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein'!

Aberglauben, Trug und Luge
Herrſchen — Leben ohne Reiz;
Und die ſchöne Jordansperle
Hat verfälſcht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder ſchön'rer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns verſagt!

So waren die äußeren Zuſtände während der Kinder- und Knabenjahre Heine's, der — wie ſchon bemerkt — auf dem damaligen Lyzeum ſeiner Vaterſtadt

Düſſeldorf Unterricht erhielt. Als ich im Jahre 1812 dorthin kam, war Heine bereits auf einer der höheren Klaſſen, während ich in „Quinta“ eintrat. Ueber das Lyzeum und den Unterricht, den man darauf genoß, hat ſich Heine ſelbſt ausführlich vernehmen laſſen. „Es wurde — ſagt er — viel auswendig gelernt, die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die Nomina auf im, die Verba irregularia, griechiſch, hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — alles mußte auswendig gelernt werden. Was das Lateiniſche betrifft — witzelt er — ſo haben Sie, Madame, keine Idee, wie das verwickelt iſt; den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übriggeblieben ſein, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wußten ſchon in der Wiege, welche Nomina den Akkuſativ auf im haben; ich hingegen mußte ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen.“

„Vom Griechiſchen will ich gar nicht ſprechen; ich ärgere mich ſonſt zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten ſo unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgeſtanden. Mit dem Hebräiſchen ging's beſſer, denn ich hatte ſtets eine große Vorliebe für die Juden, obgleich ſie bis auf dieſe Stunde meinen Namen kreuzigen. Indeſſen — von der deutſchen Sprache begriff ich viel mehr, und die iſt doch nicht gar zu kinderleicht; denn wir armen Deutſchen haben uns noch obendrein den Adelung aufgeſackt, und quälen uns einander mit dem Dativ und Akkuſativ. Viel deutſche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer (dem damaligen Direktor des Lyzeums), einem braven geiſtlichen Herrn, der ſich meiner von kindauf annahm. Auch in der Mythologie ging es gut; ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergeſindel, das ſo luſtig nackt die Welt regierte. Am allerbeſten aber erging es mir in der franzöſiſchen Klaſſe des Abbé Daulnoy, eines emigrirten Franzoſen, der eine Menge Grammatiken geſchrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umherſprang, wenn er ſeine art poétique und ſeine histoire allemande vortrug; er war im ganzen Gymnaſio der Einzige, welcher deutſche Geſchichte lehrte. Indeß auch das Franzöſiſche hat ſeine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desſelben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur und vor Allem darf man kein bête allemande ſein."

Während der „Kaiſer auf der öden Inſel des großen Weltmeeres einſam weilte, und nach den blutigen Revolutionsſzenen und Kaiſeraktionen in Frankreich die dicken Bourbonen wieder herangewatſchelt kamen, und die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln graziös herbeihüpfte", und in Deutſchland der alte Heſſenkurfürſt mit Zopf und Korporalſtock wieder auf dem Throne ſaß, und die gute alte Zeit wieder begann unter ſeinen 34 Herren und Herrchen, hatte Heine das Gymnaſium Düſſeldorf abſolvirt. Den neueren Sprachen hatte er ſich mit Fleiß und Eifer zugewandt: franzöſiſch und engliſch verſtand er ſchon damals in ſolchem Grade, daß er jeden Klaſſiker verſtand; auch das Italieniſche trieb er in den letzten Gymnaſialferien, da er von ſeinem Vater zum Handelsſtande beſtimmt war.

Zunächſt wurde er nach Frankfurt am Main geſandt, um die Handlung zu erlernen. Sein Vater hatte ihn bereits ein Jahr zuvor (1814) mit nach der frankfurter Meſſe genommen, „damit er ſich in der Welt einmal umſehe; das ſei bildend.“ Allein im Gefühle ſeiner geiſtigen Kraft und erglüht von höherem Streben vernachläſſigte er dieſes Brodfach gänzlich. Mit äußerſtem Widerwillen unterzog er ſich den Kontorarbeiten, und von ſeinem frankfurter Prinzipal gingen Jeremiaden unter Briefkouverts an ſeinen Vater nach Düſſeldorf ab. Alle Ermahnungen waren fruchtlos; aus dem „Poeten“ war kein Kaufmann heranzubilden. Der Oheim Salomon Heine in Hamburg wurde als Familienrath herangezogen; der „dumme Junge“, wie dieſer ihn nannte, wollte nur ſtudiren. Da rieth denn der Oheim auch dazu, verlangte aber, daß er ſich dem Studium der Rechte widme und promovire, um ſpäter als Doctor utriusque juris zum Advokaten in der „freien Stadt“ Hamburg befähigt zu ſein, da er ſich ſelbſt überzeugt hatte, daß es mit Erlernung kaufmänniſcher Wiſſenſchaft nichts ſei. Auf des Oheims Veranlaſſung war Heine nämlich Ende des Jahres 1816 nach Hamburg gekommen, um in deſſen großem Bankiergeſchäft ſich weiter auszubilden; aber dem Scharfblicke des alten Heine blieb es gleich in den erſten Tagen nicht verborgen, daß ſein Neffe Harry zu allem, nur nicht zum kaufmänniſchen Geſchäftsmanne tauge. Und als der Neffe von ſelbſt ihm ſeine Abneigung dawider offen geſtand, ſo ſagte der Oheim ihm ſeine Unterſtützung durch einen bedeutenden jährlichen Wechſel während ſeiner akademiſchen Jahre zu. Gegen Frankfurt blieb aber Heine fortwährend wie mit Haß erfüllt, und als dasſelbe im Jahre 1821 projektirte, Goethe ein Monument zu ſetzen, da ſchrieb Heine, in ſeinem Grolle gegen das „Krämerneſt“, wie er ſich ſtereotyp auszudrücken pflegte, das nachfolgende Sonett:

Goethe's Denkmal zu Frankfurt am Main.

Hört zu, ihr deutſchen Männer, Mädchen, Frauen,
Und ſammelt Subſkribenten unverdroſſen!
Frankfurt's Bewohner haben jetzt beſchloſſen:
Ein Ehrendenkmal Goethe'n zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer ſchauen —
So denken ſie — daß Wir des Mann's Genoſſen,
Daß Unſerm Boden ſolche Blum' entſproſſen;
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen!“

O laßt dem Dichter ſeine Lorbeerreiſer,
Ihr Handelsherrn, behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.

In Windeln war er euch einſt nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüßchen trennt vom Sachſenhäuſer.

In Hamburg war für ſeine lyriſche Muſe ein ergiebiger Boden, und die Jahre von 1817 an gerechnet, bis er die Hochſchule Bonn beſuchte, gehören jedenfalls zu den liederreichſten Jahren in Heine's Leben. Er begann hier in Hamburg zuerſt ſeine poetiſchen Kinder in die Oeffentlichkeit zu führen. Noch wagte er aber nicht mit ſeinem wahren Namen aufzutreten. Aus ſeinem Namen: Harry Heine aus Düſſeldorf, förderte er mühſam das Anagramm: „Sy Freudhold Rieſenharf", und mit dieſem ſeltſamen Dichternamen trat er zuerſt im Jahre 1817 in der damals in Hamburg erſcheinenden Zeitſchrift: „Der Wächter" auf, indem er in No. 17 und 25 die auch in ſeine Gedichtſammlung und ſpäter in das „Buch der Lieder" aufgenommenen Poeſien: der Traum (Ein langer Traum gar fürchterlich) und: die Weihe (Einſam in der Waldkapelle) durch den Druck veröffentlichte. Sämmtliche in ſeinen „Gedichten" abgedruckten Lieder und Balladen ſtammen mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in Hamburg her; er brachte ſie im Manuſkript mit nach Bonn, wo er mich nach und nach damit bekanntmachte, indem er ſie mir vorlas, über vorgenommene Aenderungen und Varianten meine Anſicht verlangte, kurz ſie eifrig und ſorgfältig wieder und wieder las und feilte; denn auch ihm galt der Ausſpruch eines älteren Dichters: „Auch das Feilen hat ſein Schäferſtündchen.“ — Davon mehr im folgenden Abſchnitte.

Bonn.

1819 — 1820.

Wohl vorbereitet ging Heine zur Univerſität. Es wurde die eben gegründete Hochſchule zu Bonn gewählt, wohin er ſich um Oſtern des Jahres 1819 begab zu ſeiner weiteren wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Das ein und zwanzigſte Lebensjahr war bereits überſchritten, als er ſich dem akademiſchen Studium zuwandte, da ihm ſeine zuerſt eingeſchlagene kaufmänniſche Laufbahn mehrere Jahre genommen hatte. Um deſto eifriger und mit wahrhaft eiſernem Fleiße lag er dem Studium ob. Das Studium der Rechtswiſſenſchaft war zum ſ. g. Brodſtudium nach dem Willen des Oheims gewählt. Wie wenig ſeine Phantaſie und ſein reichpoetiſcher Sinn ſich durch Juſtinians Inſtitutionen und Pandekten angezogen fühlten, bedarf kaum der Erwähnung. Daß er unter dieſen Umſtänden die juridiſchen Vorleſungen zu „ſchwänzen“ für kein Verbrechen hielt, ergibt ſich daraus von ſelbſt, obwohl er ſpäter dennoch zu Göttingen promovirte, vorſchriftsmäßig öffentliche Disputationen hielt und sub umbra alarum des geheimen Hofraths Hugo als Dekans der juridiſchen Fakultät Doctor juris utriusque ~~rite~~ promotus ward.

Mit deſto regerem Fleiße und ununterbrochener Aufmerkſamkeit wohnte er dagegen den übrigen Vorleſungen in denjenigen anderen Fächern bei, welche ſeine Neigung gewählt hatte; der Beſuch derſelben war trotz ihrer großen Zahl unausgeſetzt von ſeiner Seite regelmäßig und pünktlich, ſo daß keiner ſeiner Kommilitonen hierin ihm Rang und Vorzug ſtreitig machen konnte.

Geſchichte, beſonders deutſche Geſchichte, ſowie Alles, was ſich auf deutſche Literatur bezog, war ſein Haupt- und Lieblingsſtudium während ſeines akademiſchen Aufenthaltes auf der Rheinuniverſität. Die Vorleſungen Hüllmanns, Radlofs und Schlegels hörte er ſämmtlich ohne Ausnahme; ſeine Hefte waren vollſtändig und ſauber geſchrieben; denn er ſchrieb ſchnell und ſchön zugleich — eine Kaufmannshand — und revidirte täglich ſeine Aufzeichnungen; denn in ſeinen Lieblingsſtudien war er gewiſſenhaft wie Einer.

Die Vorleſungen des erſten Halbjahres 1818—1819 wurden für drei Fakultäten angekündigt, für die evangeliſch-theologiſche, die mediziniſche und philoſophiſche. Die erſte zählte zwei Lehrer, die Profeſſoren Lücke und Sack; die zweite hatte die Namen Biſchoff, Harleß und Windiſchmann aufzuweiſen; die der dritten angehörigen Lehrer beſtanden aus den Profeſſoren Arndt, Kalker, Delbrück, Goldfuß, Heinrich, Hüllmann, Kaſtner, Naeke, Nees von Eſenbeck, Nöggerath, Radlof, A. W. v. Schlegel, Strahl und Windiſchmann, faſt alle Männer von Ruf in ihrem Fache, ſelbſt Notabilitäten der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur.

Im darauf folgenden zweiten Halbjahre der Hochſchule geſellten ſich ihnen zu, und zwar in der evangeliſch-theologiſchen Fakultät der Profeſſor Auguſti, in der mediziniſchen die Profeſſoren Mayer und von Walther, in der philoſophiſchen die Profeſſoren Dieſterweg, Freitag, Freudenfeld und F. G. Welcker. Den Lehrſtuhl der katholiſch-theologiſchen Fakultät betrat zuerſt und allein Profeſſor Seber, und in der juriſtiſchen Fakultät eröffneten die erſten Vorleſungen die Profeſſoren Mackeldey, Mittermaier, Welcker und als Dozent der Dr. Burchardi.

In den beiden nächſten Jahren 1820 und 1821 traten dem Lehrerperſonal hinzu die Profeſſoren Gratz und Hermes als Lehrer der katholiſchen, der Profeſſor Gieſeler als Lehrer der evangeliſchen Theologie. Die juriſtiſche Fakultät gewann den Profeſſor Walter und Dr. Linde, die mediziniſche die Profeſſoren Ennemoſer, Naſſe und Stein und die Dozenten Krimer und Weber, die philoſophiſche die Profeſſoren d'Alton, G. Biſchoff, von Münchow, Sturm und Wecklein. Die Univerſität zählte ſomit vier Lehrer in der evangeliſch-theologiſchen, drei in der katholiſch-theologiſchen, ſechs in der juriſtiſchen, elf in der mediziniſchen und zwanzig in der philoſophiſchen — ein Lehrerperſonal, in ſeiner Geſammtzahl würdig ſeines Berufs; die junge Hochſchule trat ſomit als ebenbürtige Genoſſin in die Reihe ihrer älteren Schweſtern in Deutſchland.

War das lehrende Element alſo während dieſer erſten Periode der Univerſität ſeiner Stellung würdig, und an Zahl dem Kreiſe ſeines Wirkens angemeſſen, ſo war auch das lernende Element nicht minder in reicher Zahl verſammelt, (es überſtieg die Zahl von 700 Studirenden) und der Bedeutung ſeines Berufs und ſeines Strebens ſich bewußt. Der Geiſt, der alle beſeelte, war ausgezeichnet in jedem Betrachte, und Bonns Studentenwelt zeichnete ſich durch hohen Grad von Sittlichkeit, durch tiefe Erkenntniß ihres hohen Zweckes, durch richtige Ergründung des akademiſchen Lebens und Studiums und ihrer ſpäteren Stellung als wiſſenſchaftlich gebildete Glieder in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft auf das Vortheilhafteſte aus. Fern von wüſtem Treiben, zügelloſer Rohheit und Gemeinheit, in innigem Verkehr und vereintem Streben nach Ausbildung mit und zu einander wechſelten Studium und Austauſch der Ideen mit den Freuden des geſelligen Verkehrs in makelloſer Sittenreinheit und bewährter Ehrenhaftigkeit, und jeder, der in jener Zeit der Univerſität Bonn anzugehören das Glück gehabt, wird ſich derſelben mit zufriedener, froher Selbſtgenugthuung erinnern; jene Tage gehören ohne Widerrede zu den Höhepunkten ſeines Lebens.

Das Prinzip der Burſchenſchaft als eines Geſammtvereins aller Studirenden, als eines alle zu einem Ganzen verbindenden Bundes war das herrſchende in jener erſten Periode, das ſich in der zweiten Hälfte derſelben erſt zu lockern und zu löſen begann durch die Stiftung von Landsmannſchaften in dem ſich bildenden Gegenſatze zur allgemeinen Burſchenſchaft. Die Einheit und das bisher ſo glückliche und förderſam wirkende Geſammtleben hörte auf, als erſte Folge der Gliederung der Studentenſchaft in Korporationen, die kurz zuvor ſeit dem Wartburgsfeſte aufgehört hatten, und in eine „allgemeine deutſche Burſchenſchaft" zuſammengefloſſen waren. Die Verdächtigungen, welche gegen dieſe burſchenſchaftliche Verbindung vorgebracht, die Maßregeln, die Seitens der deutſchen Bundesregierungen zur Unterdrückung der „demagogiſchen Umtriebe" genommen wurden, waren der Gründung von Landsmannſchaften günſtig, da es auf gänzliche Unterdrückung burſchenſchaftlicher Tendenzen abgeſehen war, und man die Landsmannſchaften gleichſam als Gegengewicht betrachtete, und ſie, obgleich man alle Verbindungen jeder Art auf Univerſitäten öffentlich verbot, unter der Hand unterſtützte, oder doch ſtillſchweigend duldete. Es iſt hier nicht der Ort, in nähere desfallſige Details einzugehen; es genügt die Bemerkung, daß zu Bonn durch Austreten einer großen Zahl Studirender aus der Burſchenſchaft und Zuſammentreten in Landsmannſchaften — zunächſt in die Rhenania und Weſtfalia — jene den neugegründeten Verbindungen als für ſich beſtehende Verbindung gegenüberſtand, dadurch der bisherige Geſammtverein gelöſt ward, und mit dieſer Sonderung der Beſtandtheile des bonner Studententhums zugleich der tüchtige Geiſt, der bisher Alle erfüllte, von dannen wich und in entgegengeſetzter Richtung im Streben und Treiben ſich kund gab, das von dem bis dahin eingeſchlagenen Wege abwich, unförderlich dem Zwecke des akademiſchen Lebens als Vorbereitung zu dereinſtiger tüchtiger Mitgliedſchaft des öffentlichen Lebens, obwohl das Leben in den Landsmannſchaften noch nicht den durchaus ſchädlichen Charakter der Entartung und Entſittlichung annahm, wie er auf den übrigen deutſchen Univerſitäten ſich früher kundgegeben im Hinſtreben nach entwürdigenden Genüſſen, in polternder, gehaltloſer Renommiſterei, in gänzlicher Verkennung des Zweckes akademiſchen Zuſammenlebens und den tollſten Ausbrüchen der Rohheit und Gemeinheit. Die ſittliche Bedeutung der Burſchenſchaft ward durch die allgemeine Bundesgeſetzgebung zu Grabe getragen, dem allgemeinen Streben nach moraliſcher Reinheit und Vervollkommnung dadurch hemmende Schranken geſetzt, und man darf frei und ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, auf gegründete Widerrede zu ſtoßen, die Behauptung ausſprechen, daß jene geſetzlichen, auf Aufhebung der allgemeinen Burſchenſchaft abzielenden Geſetze auf die ſittliche und wiſſenſchaftliche Ausbildung der akademiſchen Jugend Deutſchlands in jenen Jahren ſowohl, als fortwirkend auf die folgende Zeit nachtheilig eingewirkt haben. Mochte auch ein zwanzigjähriger Weltverbeſſerer an Reformträumen leiden — Träume ſind Schäume — und was hat unſere letzte Zeit für Schwindler und Jakobiner zu Tage gefördert, eine ganze zahlreiche Brut von Demagogen reaktionärer Tendenz, die ſelbſt in unter polizeilicher Zenſuraufſicht erſchienenen Schriften Aufruhr predigten, in Zeitungen zur Entzweiung des deutſchen Vaterlandes, zur Schilderhebung einer Partei wider die andere aufriefen, frei und ungeſtraft, und ungehemmt durch irgend eine

Maßregel eines Bundesſtaates, während damals der ganze deutſche Bund zuſammentrat wider der Jugend eitle Hirngeſpinſte, jüngſt aber den ernſten, gefährlichen Umtrieben von Männern, welche die Flamme des Aufruhrs im eigenen Vaterlande anzufachen glühten, kaum einzelne Bundesregierungen mit einem Bücherverbote entgegenwirkten. Alſo iſt die Zeit, ewig wandelbar und unſtät in ihren Anſichten. Damals belegte man den Traum deutſcher Einheit mit dem Anathem, denn jede Gefahr von außen war fern; in unſern Tagen ward jedes Mittel angewandt, ihn gleich einem Geiſte heraufzubeſchwören und jedes Widerſtreben zu bannen; denn Gefahr ſchien nahe.

Züchtig in allen Bezügen, ohne Makel irgend einer Art, ruhig, ſonder Trotz, gehorſam war der Geiſt, der Bonns Studentenwelt erfüllte; es bedurfte kaum des Gebrauchs der Zügel der Disziplin; denn der Student war willig und fügſam. Keine Unordnung, keine Ruheſtörung, keine Mißhelligkeit gab ſich während der ganzen erſten Periode kund. Nur einer in die Oeffentlichkeit getretenen und vielfach in öffentlichen Blättern beſprochenen Oppoſition gegen einen Profeſſor iſt zu gedenken, wozu dieſer aber ſelbſt herausfordernd die Veranlaſſung gab in konvertitiſcher Verblendung. Ich meine damit die wider den Profeſſor Freudenfeld, ſpäter Jeſuiten im Kollegium zu Freiburg, ins Leben getretene Kundgebung der Mißbilligung eines grundloſen Angriffs auf den Charakter Luthers in einer ſeiner Vorleſungen über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte, in Folge deren derſelbe das Feld des Hörſaales räumen mußte, bedeckt von unrühmlichem Staub, den Scharren und Stampfen aufgewirbelt hatte und verfolgt von dem Siegesrufe der tumultuirenden Jugend: Heraus! Gleich einem Lauffeuer durchlief die Univerſität Tags vorher die Kunde, Freudenfeld ſei in ſeinen Vorleſungen bis zu Luther gelangt, und jedem der Univerſität Angehörigen war die Vorahnung lebendig, daß der Reformator vor dem Richterſtuhle Freudenfeld's keine Gnade finden würde, und zum Voraus, ohne irgend eine Verſtändigung geſtaltete ſich in dem geſunden Sinne der Studentenwelt der Entſchluß lauter und ſelbſteingreifender Parteinahme wider den von der Reformation abgefallenen Dozenten. Nicht unbekannt konnte dem Senat ſein, was bevor ſtand. Schon zeitig vor dem Beginn der Vorleſung war der Pandektenſaal überfüllt; die Pedelle waren auf den Beinen; die Stunde der Vorleſung ſchlug, Freudenfeld trat ins Auditorium, um daſſelbe nach kaum zehn Minuten wieder zu verlaſſen. Man ließ es geſchehen, um ein begründetes Motiv zur Entfernung dieſes zugleich zu den Diis minorum gentium des Lehrerperſonals gehörigen, der damals minder als heut zu Tage indifferenten Studentenwelt verhaßten Verkündigers der Wiſſenſchaft aufweiſen zu können, die dann auch kurz darauf erfolgte. Die akademiſche Disziplin, die bekanntlich mit verbundenen Augen das Schwert handhabt gleich der Göttin Gerechtigkeit, forderte indeß auch ihr Opfer, und brach den Stab über einen Studiosus theologiae aus Breslau, den ſie als angeblichen Rädelsführer relegirte, obwohl mit Ausnahme des Freudenfeld'ſchen Anhangs, **Jarcke** und **Goßler** an der Spitze, das Auditorium in ſeiner Mehrzahl ſich erhoben und den Widerſacher der Reformation herausgetrommelt hatte.

Eine Emeute geringerer Bedeutung brach gegen den Profeſſor Heinrich aus, der in ſeiner Charakterſeltſamkeit und mehr als „göttlichen Grobheit" als Todfeind der Augenbewaffnung, in ſeiner äußern Taktloſigkeit ſich ſoweit vergaß, einen Hospitanten, der eine Brille trug, darüber öffentlich im Kollegio zur Rede zu ſtellen und ſich die Anſchauung ſeiner Perſon durch das Medium der Brillengläſer zu verbitten. Das entgalt ihm dann Tags darauf die weniger taktloſe bonner Burſchenwelt, die in großer Zahl ſich in ſeiner Vorleſung einfand, alle Bänke des Auditoriums füllend, Mann für Mann mit Kneipbrillen auf der Naſe, ihn anſtierte. Und Heinrich verbiß ſeinen Groll und kommentirte, obwohl wuthſchäumend, die vierte Satire des Juvenal.

Auf dieſe beiden Oſtentationen beſchränkte ſich das Studententhum dieſer Periode, im erſten Falle verdient ſtrafend, im letzteren ebenſo verdient ſpottend, in richtigem Gefühle des ihm zuſtehenden Rechts ſchleunigſter Selbſthülfe wider bornirteſte Arroganz. In beiden Fällen war ſie dazu herausgefordert, zu dem erſten tumultuöſen Auftritt durch unzeitigen Eifer eines Konvertiten, der in blindem Groll und unwürdig ſeiner nicht begriffenen Stellung als akademiſcher Lehrer verfuhr, gereizt, im zweiten Falle dazu durch offenkundigen Mangel an Lebensklugheit und Savoir vivre eines unbeholfenen reizbaren Lehrers veranlaßt.

Was die Zuſtände der Studentenwelt außerhalb der Vorleſungen und Hörſäle betrifft, ſo waren dieſelben iſolirt und auf ſich beſchränkt. Die Bürger der Univerſitätsſtadt, aus Kaufleuten von im Ganzen geringer Bedeutung, Gewerbe und andere bürgerliche Beſchäftigungen Treibenden, aus den Beamten des Ober-Bergamts, des landräthlichen Bureaus und des Friedensgerichtes beſtehend, ſeparirten ſich während der erſten Jahre gänzlich; kaum daß man hie und da an den öffentlichen Orten einer Einwohnerfamilie anſichtig ward; ſelbſt auf den Spaziergängen waren ſie eine ſeltene Erſcheinung. Von Einführung der Akademiker in Familienkreiſe war mit ſeltenen Ausnahmen, die auf Empfehlungen, Verwandt- und Bekanntſchaften baſirten, kaum die Rede. Ihr Verhältniß zu den Profeſſoren außer den Hörſälen war im Ganzen genommen nicht anders; nur in Arndt's gaſtlichem Hauſe fand man ſich — wenn auch in geringerer Zahl — ein und war herzlich willkommen; Naſſe, der Mediziner, verſammelte ſeine Schüler zu wiſſenſchaftlichem Ideentauſche um ſich, und Mackeldey, obwohl im höchſten Grade geſellig, ward durch gänzlichen Mangel des Gehörs gehindert, zahlreicheren Beſuch um ſich zu ſehen. Bei Schlegel fand ſich nur exquiſite Geſellſchaft ein, während dieſer Periode indeß ſelten, ſpäterhin aber häufiger, und während der Anweſenheit der Kurfürſtin von Heſſen, die von dem Hausherrn in eigner Perſon an der Hausſchwelle empfangen und hinaufgeleitet ward, unter Vortritt von Bedienten mit ſilbernen Armleuchtern durch die weitgeöffneten Flügelthüren in die prachtvoll geſchmückten Salons eintrat, mit allen Zeremonien und Requiſiten der ſtrengſten Etikette. In dieſen Soireen wurden geſangkundige Kommilitonen geladen, die als Sängerchor mit muſikaliſchen Produktionen unterhielten. Sonſt fand wenig Gemeinſchaft zwiſchen Profeſſoren und Studirenden ſtatt, die ſich meiſt auf Anmeldungen zu den Vorleſungen, Vorzeigen der Honorarquittung der Univerſitätsquäſtur und Geſuche um Ausſtellung von Atteſten über die „mit rühmlichem Fleiß" beſuchten Kollegien beſchränkte. Sogar das akademiſche Leſezimmer im Univerſitätsgebäude, zur

Lektüre von Zeitungen und Journalen beſtimmt, war in jener Periode ein Regal der Profeſſoren und den Studirenden als Laien der Eintritt in dieſes Heiligthum verſchloſſen; für ſie mußte der Journalzirkel des Buchhändlers Markus aushelfen.

So war denn der bonner Student jenes Zeitraums in ſeiner äußern Stellung auf ſich und ſeine Genoſſenſchaft allein angewieſen, und daraus ging denn ein ununterbrochenes Zuſammenleben unter ſich hervor; am Abend nach getragener Tageslaſt im Winter in den „Kneipen“ bei Wein, Bier und Tabak, zur Sommerzeit außerhalb der Stadt auf der „Vinea domini,“ in Beul, auf der Baumſchule u. ſ. w., an den Sonntags- und andern kollegienfreien Nachmittagen weiter hinaus auf Ausflügen nach Godesberg, Königswinter, ins Siebengebirge, nach dem Rolandseck und Nonnenwerth, alles meiſt zu Fuß oder auf dem Rhein in offenen Nachen, den Fluß ſelten weiter als Köln, wo ſich der bonner Student des Straßenjungen-Nachrufs: ‚Bönnſche Geck“, ſeiner dort ungewohnten Burſchentracht halber, gefallen laſſen, auch ſpäter daſelbſt bei dem Faſchingszuge durch die Stadt in karikirte Proträtirung ſeinen Doppelgänger ſehen mußte, wogegen in Köln der „Köllſche Drikkes“ zu Hauſe war und im Munde der nicht akademiſchen Straßenjugend lebte; denn Neid und Rivalität haben Jahrhunderte lang zwiſchen beiden Städten gelebt, von Köln ausgehend, dem der Aufenthalt ſeines Kurfürſten zu Bonn und Poppelsdorf ein Dorn im Auge, ein Stein im Magen war. — Im Beginn der Univerſität ſahen die Aelteren auf die junge Kollegin mit neidiſchen Augen; man mißgönnte ihr ihre herrliche Lage am Rhein und hob hervor, daß die Vertreter der Wiſſenſchaft daſelbſt „ein vergnügliches Leben führten und zum Theil in Paläſten wohnten, in denen einem halliſchen oder königsberger Profeſſor das Bewußtſein einer Kirchenmaus überkommen möchte.“

Alſo geſtaltet waren und geſtalteten ſich die Zuſtände und Bezüge der neubegründeten Rheinuniverſität, während ſich Heine dort befand. Eine auffallende Erſcheinung war es, daß, während das lehrende Element der Univerſität in enger Beſchränkung auf den ihm zunächſt angewieſenen Wirkungskreis — die Vorleſungen — ſich ſtereotypirte, und nicht theilnehmend in die

Wirren und Kämpfe und ihre Anforderungen trat, aus dem lernenden Elemente jenem gegenüber ſich entwickelnd, Individuen hervorgingen, deren ſpätere Lebensaufgabe gerade die entgegengeſetzte Richtung ward.

Der Zufall hatte in jener Periode eine Zahl von Jünglingen hier gleichſam zuſammengewürfelt aus den verſchiedenſten Theilen des deutſchen Vaterlandes, die, im ganzen wenig unter und zu einander in Bezügen ſtehend, vielmehr jeder von ihnen in beſonderen, fern von einander ſtehenden Kreiſen ſich bewegend, auf eigner Bahn auch ſpäterhin zum öffentlichen Verkämpfer- und Wortführerthume der heterogenſten Beſtrebungen und Richtungen auf der offenen Wahlſtatt der Anſichten und Beſtrebungen in Politik, Glauben, Literatur und Wiſſenſchaft gelangten. Es hatten ſich damals auf der Rheinuniverſität **Adams**, **Bauerband**, **Böcking**, **Daniels**, **Dieffenbach**, **Gleinich**, **H. Goßler**, **Grundſchöttel**, **Hagenbach**, **Hagnauer**, **H. Heine**, **Hengſtenberg**, **Hoffmann (von Fallersleben)**, **Jarcke**, **Liebig**, **Linde**, **Wolfgang Menzel**, **Johannes Müller**, **Reuter**, **J. B. Rouſſeau**, **Simrock**, **Willberg** und andere zuſammengefunden; wir alle hielten uns — wie man in Göttingen teſtirt — „Studirenshalber“ dort auf, wir waren alle an der Neige des vorigen oder im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren, lebten in burſchenſchaftlichem Verkehr mehr oder minder mit einander, trugen ungeſtraft die ſchwarz-roth-goldenen Farben an Mütze, Uhrband und Tabakspfeifenquaſten, die nicht lange nachher unter dem demagogenriechenden camptz-zſchoppeſchen Regimente mit Relegation und Haft verpönt waren, und trennten uns darauf in den nächſtfolgenden Lebensjahren, mehr oder minder in den verſchiedenſten Beſtrebungen und Richtungen in Anſicht, Geſinnung und Ueberzeugung auseinandergehend.

Mir war nicht bekannt, als ich im Herbſte 1819 nach Bonn kam, daß Heine da ſei. Am Tage nach meiner Ankunft daſelbſt traf ich ihn am Rheinufer, wo er mit mehreren zuſammenſtand und Fiſchern im Kahne zuſchaute. Da hörte ich den erſten „Witz, den er riß“, indem er ſeiner Umgebung zuraunte: „Seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht ins Waſſer fallet! Man fängt hier Stockfiſche.“ Dabei reckten ſich ſeine Mundwinkel ſcharf auseinander und der alte bekannte ſatiriſche Zug ſpielte um ſeine Lippen. — Nach anderthalbjährigem Zuſammenleben mit uns verließ Heine Bonn und begab ſich nach Göttingen, im Bewußtſein, ſeine Zeit gut angewandt zu haben, während ich mit mehreren mich Heidelberg zuwandte.

Die Mütze von brennendrother Farbe, weit nach hinten auf den Kopf geſchoben, der Rock — im Winter Flauſch, im Sommer von gelbem Nankingzeuge, beide Hände in den Hoſentaſchen, mit nachläſſigem Gange, ſtolpernd und rechts und links umherſchauend — das waren die Umriſſe zu Heine's äußerem Bilde, wenn er über das Straßenpflaſter zu Bonn ſchlenderte, die Mappe unter dem Arme, um ins Kollegium zu gehen, das Geſicht fein — weißer Teint, lichtbraunes Haar, ein kleines Bärtchen unter der Naſe, die Geſichtsfarbe feingeröthet.

Die wenige Zeit, welche Heinen während ſeines bonner Aufenthalts der Beſuch der vielen von ihm gewählten Vorleſungen, die Reviſion ſeiner Hefte und das Studium übrigließen, war der Muſe gewidmet; und keine Minute dieſer „Muſezeit" ließ er unbenutzt vorübergehen. Allen neuen Erſcheinungen auf poetiſchem

Gebiete, ſowohl des Inlandes wie des Auslandes, wenn ſie nur einigen Werth hatten, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit zu; die übrige Zeit ward dichteriſchem Schaffen gewidmet. Niemand konnte ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſein als er, obwohl ſchwerlich irgend jemand ſeinen poetiſchen Produktionen die Feile anſieht, welche er, nimmer mit ſeinen Leiſtungen zufrieden, ſtets aufs neue wieder anlegte. „Streng ſei gegen dich ſelbſt!“ war das Motto bei aller ſeiner poetiſchen und literariſchen Thätigkeit, das er auch uns, ſeinen jüngeren Freunden, ſtets vor Augen führte; und ſchwerlich möchte neben ihm und Bürger ein anderer deutſcher Dichter aufzuweiſen ſein, der die Feile ſo oft und wiederholt, ſelbſt bei dem kleinſten Gedichte, anwandte, und deſſen Produktionen nichtsdeſtoweniger die ſo oft angelegte Feile auch nicht im mindeſten zur Schau tragen, indem ſie überall leicht hingeworfen und wie aus einem Guſſe erſcheinen, oft gar Flüchtigkeit zu verrathen ſcheinen, obwohl niemand davon entfernter war als gerade Heine.

Niemand hat die alte Regel,des Horaz beſſer und genauer befolgt als er: Nonum prematur in annum.

Indeß ſcherzte er ſelbſt darüber und wies ſie von der Hand. Dieſe horaziſche Regel — ſagte er — mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten; aber in der Praxis taugt ſie nichts. Als Horaz dem Autor dieſe Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pulte liegenzulaſſen, hätte er ihm auch zugleich das Rezept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der Tafel des Mäzenas und aß Truthahn mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Kirchenrippchen mit teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter und Gott weiß! was noch mehr, und alles — umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit; unſere Mäzenaten haben ganz andere Prinzipien; ſie glauben Autoren und Mispeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Stroh liegen; ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Gedanken- und Bilderjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden. Ach! und wenn ſie ja mal einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient. Und warum ſollte ich auch die Regel ausüben? Ich habe des Guten ſoviel zu ſchreiben, daß ich nicht Federleſens zu machen brauche.

Das Letztere war richtig; indeß förderte er nicht viel auf einmal zu Tage, non multa, sed multum; aber bei ſeiner angeſtrengten Thätigkeit gab das Multum auf die Dauer auch Multa. Wie er feilte, kann ich aus einigen von Heine's Hand beſchriebenen Blättchen, die vor mir liegen, nachweiſen. Ich wähle nur eins derſelben, worauf er zuerſt das durch Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung*) bekannt gewordene Lied:

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Blätter blühn u. ſ. w.

niedergeſchrieben. Hier heißt es gleich in der erſten Strophe:

Die liebe Erd' iſt grün.

Die Schlußſtrophe lautet bekanntlich:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

---

*) Vergl. Reiſebilder II. S. 262.

Dieſe Schlußſtrophe hat er vielfach durchſtrichen und variirt:

Doch ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör' ein ſüßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Ferner:

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Und ferner:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Alle dieſe Varianten fanden vor der ſcharfen kritiſchen Feile des Dichters keine Gnade; ſie wurden geſtrichen, und an ihre Stelle trat die oben zuerſt angeführte Strophe.

Die Mehrzahl der in ſeine „Gedichte“ aufgenommenen Lieder und Balladen hatte er während ſeines hamburger Aufenthalts gedichtet. In Bonn ſchrieb er ſämmtliche darin aufgenommene treffliche Sonette; nur wenige Lieder fielen in die Zeit des akademiſchen Aufenthalts zu Bonn, darunter eins ſeiner trefflichſten, welches ihm abhandengekommen ſein muß, da ich es nirgend in ſeinen Schriften abgedruckt finde. Es möge daher hier ſeine Stelle finden:

Seufzer.

Wenn ich bei meiner Liebſten bin,
Dann gebt das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder ſcheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann ſchwindet all mein Ueberfluß,
Und ich bin bettelarm.

Ein anderes Lied aus jener Zeit, das er mir gleich, nachdem er es niedergeſchrieben, gab, iſt auch keiner ſeiner Liederſammlungen, ſelbſt nicht ſeinem „Buch der Lieder“ einverleibt. Ich bewahre es daher hier auf:

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich ſchickte ſie zu riechen
Der Herzallerliebſten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küſſe ſein;
Ich ſchickt' ſie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbſen klein;
Ich kocht' eine Erbſenſuppe,
Die ſollte köſtlich ſein.

Faſt alle ſeine Gedichte im handſchriftlichen Konzepte zeigen deutlich, wie emſig Heine an Gedanken wie an der Form feilte. Wie gern überredet man ſich nicht, daß der Dichter ſie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſkripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit — ſie ſind die Frucht der kalten Ueberlegung, das Produkt des ſorglichſten Nachdenkens. Die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.

In Bonn verſuchte ſich Heine zuerſt in der Proſa.

Die Vorleſungen Schlegel's über das Nibelungenlied veranlaßten ihn, ſeine Gedanken über daſſelbe kurz niederzuſchreiben. Ich beſitze den kleinen Aufſatz handſchriftlich. Er lautet:

„Das Nibelungen-Lied.

— — Ein Eiland am Rhein, der Roſengarten genannt, erinnert an die herrliche Maid, die ſeiner wartete in Urzeiten, Chriemhilde, und an unſer Heldengedicht, das viel verkannte und viel überſchätzte Nibelungenlied aus der Zeit der höchſten Blüthe der Poeſie des Mittelalters, welches, wie Johannes von Müller ſagt, keinen kaltlaſſen kann. Es iſt mehr tragiſch-erhaben, als epiſch-ſchön; neben dem Mythiſchen und Wunderbaren herrſchen chriſtliche Ideen, jedoch treten ſie im ganzen wenig hervor, und kann dieß als Baſis gelten, daß Grund und Urſprung der Sage über die Zeiten des Chriſtenthums hinausreichen. Ueberirdiſche Kräfte wirken wenig darin; nur die Tarnkappe behauptet ihr Recht; außer dem Einſpielen der Träume, dem Lindwurme, dem Bluten des Leichnams in der Nähe des Mörders, der Wünſchelruthe und den wahrſagenden Nixen der Donau ſammt dem Zwerge Albrich und dem Rieſen iſt alles klar, und klar und ſtark prägen ſich die Charaktere aus, unter denen vorzugsweiſe Siegfried, Chriemhilde, Gunther, Brunhilde, Hagen und Dietrich von Bern hervorragen. Siegfried iſt heldenmüthig, redlich, offen; Chriemhilde voll zärtlicher treuer Liebe zu dem Gatten, die ſie zu wilder, unweiblicher Rachſucht und Grauſamkeit anſpornt, dennoch aber mehr zu Mitleiden auffordert, als Haß gegen ſie hervorruft; Gunther, ein Fürſtenſchwächling voll Haß gegen ſeine Schweſter; Hagen tapfer, wild, hinterliſtig, grauſam, doch in dem Maße, daß er Theilnahme behält; Brunhilde männerhaſſend, voll Eiferſucht und Rachgier; Dietrich von Bern ſanft, doch tapfer und männlich-liebenswürdig.

Das Nibelungenlied könnte unſere deutſche Ilias werden — iſt Johannes von Müller's bekannter Ausſpruch. Warum und wie dieſes Epos zu dieſer Stufe erſt gelangen ſoll, iſt mir jedesmal, ſo oft ich das las, oder das Gedächtniß dieſe Aeußerung mir zurückrief, aufgefallen und einigermaßen parador erſchienen, da es trotz aller Gegenäußerungen eher auf dieſe Ehrenſtelle

Anſpruch macht, als irgend ſonſt ein epiſches Produkt deutſcher Poeſie. Denn welches deutſche Epos macht ihm wohl dieſen Rang ſtreitig? Etwa das unepiſche Gedicht Goethe's, Hermann und Dorothea, welches die knechtiſchen Goethefröſche mit ihrem ewigen Koaxen gern als das erſte und einzige Epos Deutſchlands ausgeſchrieen hätten und wirklich ausgerufen haben, ohne jedoch Nachſchreier und Nachrufer zu finden, welches nicht einmal idylliſch, ſondern nach Weiſe der niederländiſchen Malerſchule ein deutſches Klein- und Stillleben malt, und fern im Hintergrunde nicht einmal eine große Landes- und Weltbegebenheit, ſondern einen Zug armer Flüchtlinge auf Wagen und Mauleſeln blicken läßt? Oder will man Klopſtock's tiefreligiöſen, frommbegeiſterten Hymnus auf den Meſſias in das Geſchlecht des Epos hinüberpfropfen, wie viele kritiſche Botaniker verſucht haben? — Wohl iſt es ein kühn ſich hinaufwindendes Gewächs im großen deutſchen Garten der Poeſie, aber keine epiſchkräftige, kühnaufſtrebende, männliche Eiche. Das Nibelungenlied aber iſt dieſe tauſendjährige gewaltige Eiche, die im Laufe der Jahrhunderte ſich alſo entfaltet hat und unverletzt geblieben iſt im Sturm der Zeiten, die heilige Eiche des deutſchen Rieſengottes, woraus er zu uns redet mit allgewaltiger Stimme: Es iſt unſere Ilias.“ —

Der Aufſatz über das Nibelungenlied trat nicht in die Oeffentlichkeit, was indeß mit ſeinem zweiten Verſuche in Proſa der Fall war. Ein Angriff auf die Romantik in dem „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte,“ einem Beiblatte des bekannten „Sprechers“ oder „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers,“ der dazumal in Hamm erſchien, veranlaßte Heine zu einer Entgegnung, die er in jenem Blatte abdrucken ließ. Sie lautete:

„Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.
A. W. von Schlegel.

Nro. 12 und 14 dieſer Blätter enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu gloſſirte Satire wider Romantik und romantiſche Form. Ob man zwar einer ſolchen Satire eigentlich nur mit einer Gegenſatire entgegnen ſollte, ſo iſt es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache ſelbſt nutzen würde? Nro. 124 der Hall. allgem. Literatur-Zeitung enthält die Rezenſion einer ſolchen Gegenſatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieſelbe zu ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher, nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

Im Alterthume, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend. Die Menſchen lebten meiſtens in äußern Anſchauungen, und ihre Poeſie hatte vorzugsweiſe das Aeußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein ſchöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menſchen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas beſſeres gibt als Sinnenrauſch, als die unüberſchwenglich beſeligende Idee des Chriſtenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchſchauern begann: da wollten auch die Menſchen dieſe geheimen Schauer, dieſe unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wolluſt mit Worten ausſprechen und beſingen. Vergebens ſuchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und juſt ſolche, die durch eine geheime ſympathetiſche Verwandtſchaft mit jenen neuen Gefühlen dieſe letztern jederzeit im Gemüthe erwecken und gleichſam heraufbeſchwören konnten. So entſtand die ſogenannte romantiſche Poeſie, die in ihrem ſchönſten Lichte im Mittelalter aufblühte, ſpäterhin vom kalten

Hauch der Kriegs- und Glaubensſtürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutſchen Boden aufſproßte und ihre herrlichſten Blumen entfaltete. Es iſt wahr, die Bilder der Romantik ſollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr iſt dasjenige die wahre Romantik, was ſo viele dafür ausgeben, nämlich: ein Gemengſel von ſpaniſchem Schmelz, ſchottiſchen Nebeln und italieniſchem Geklinge, verworrene und verſchwimmende Bilder, die gleichſam aus einer Zauberlaterne ausgegoſſen werden und durch buntes Farbenſpiel und frappante Beleuchtung ſeltſam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen ebenſo klar und mit ebenſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein, als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie. Dieſe romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen, verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden. — So kommt es, daß unſere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unſre größten Plaſtiker ſind. In

Goethe's Fauſt und Liedern ſind dieſelben reinen Umriſſe, wie in der Iphigenie, in Hermann und Dorothea, in den Elegien u. ſ. w.; und in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's ſind dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Konturen, wie in deſſen wahrhaft plaſtiſchem Rom. O, möchten dieß doch endlich diejenigen beherzigen, die ſich ſo gern Schlegelianer nennen!

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuern Einfluß das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtete ſchon längſt auf dem Altare unſerer Poeſie; kein Prieſter brauchte noch geweihtes Oel hinzuzugießen und kein Ritter brauchte mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſchling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deßhalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektirtes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Oelblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt.

H. Heine."

Heine's erſter dramatiſcher Verſuch fällt gleichfalls in die Zeit ſeines Aufenthaltes zu Bonn. Die kleine Tragödie in einem Akte: William Ratcliffe war dieſer erſte Verſuch auf dem Gebiete des Drama's, die er ſpäter in ſeine „Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo" durch den Druck veröffentlichte. Es war dieſelbe, obwohl von untergeordneter dramatiſcher Bedeutung, für die Bühne beſtimmt, und auf Bühneneffekt berechnet, übrigens ein Sprößling nach Muſter und Vorbild der werner-müllner'ſchen Schule, deren Erzeugniſſe damals auf allen deutſchen Bühnen Effekt machten. Die Ausführung iſt kurz, aber kräftig; viele einzelne Spezialitäten darin ſind trefflich. Zur Beurtheilung des Werthes dieſes Drama's will ich — um dem Dichter in keiner Weiſe zu nahe zu treten — den Maaßſtab daranlegen, den er ſelbſt an eine dramatiſche Dichtung angelegt wiſſen will. „Von einem Dichter — ſagt Heine irgendwo — verlangt man zwei Dinge: in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder *dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſein*. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimiren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Die Geſtalten, die ich meine, ſind nämlich ſeine ſelbſtſtändigen Geſchöpfe, die vor dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüſtet hervortreten."

Dieſe Geſtalten aber vermißt man in dem kleinen heine'ſchen Drama gänzlich, und derſelbe Vorwurf, den er dem Grafen Platen machte, trifft in dieſer Hinſicht auch ihn ſelbſt. Aber eine andere als dramatiſche Virtuoſität gibt ſich darin zu erkennen, und das iſt die Wahrheit der Schilderung der Eigenthümlichkeiten Schottlands — dort iſt nämlich der Schauplatz des

Stücks — der dortigen Lokalitäten, des Lebens, des Koſtüms im weiteren Sinne des Worts mit den treueſten Farben und in den ſicherſten Umriſſen, kurz die ganze Phyſiognomie des ſchottiſchen Hochlandes und Altenglands, die er, da er damals noch nicht über den Kanal geſchifft war, nicht aus eigener Anſchauung kannte, ſondern nur durch jene „wunderſame Intuition, die dem Dichter die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht,“ und welche ſich u. a. auch in Jean Paul's Schilderung der Iſola bella ſo glänzend zu erkennen gibt. Ausgeprägte Charakterdarſtellung dagegen mangelt der Mehrzahl der im Stück auftretenden redenden Perſonen; immer aber doch iſt dieſer erſte dramatiſche Verſuch Heine's den damals bewunderten Erzeugniſſen der Bühnenwahl in jeder Hinſicht — wenigſtens *ebenbürtig*.

Außer dem Ratcliffe waren es meiſt nur Gedichte kleineren Umfanges, Lieder und Sonette, die er in ſeinen Mußeſtunden nach der Studienzeit förderte. Aus einem Brouillon gebe ich einige, die, ſoviel ich mich augenblicklich erinnere, nicht in ſeine verſchiedenen Gedichtſammlungen ſpäter übergegangen ſind.

Es hebt die Waſſerlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß;
Da wirft der Mond herunter
Manch lichten Liebeskuß.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n:
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den zärtlich blaſſen Geſell'n.

Morgen ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Roſen,
Die ich brach in Dämm'rungsſtunden.

Weißt du, was die hübſchen Blumen
Ganz verblümt dir ſagen möchten? —
Treu ſein ſollſt du mir am Tage,
Und mich lieben in den Nächten.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Vermeiden dich — o zürne nicht!
Schlecht paßt dein Antlitz ſchön und blühend
Zu meinem traurigen Geſicht.

Weil ich dich liebe, wird ſo bläßlich,
So elend, hager mein Geſicht;
Du fändeſt mich am Ende häßlich
Ich muß dich meiden — zürne nicht!

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang:
Du willſt mich nicht mehr lieben;
Jedoch — dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich —
Ein kleines Manuſkript:
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Bei Körben, die man gibt.

Zwei Notabilitäten von europäiſchem Rufe gehörten damals der Zahl der bonner Profeſſoren an: Auguſt Wilhelm von Schlegel und Ernſt Moritz Arndt. Beiden gebührt eine ausführlichere Schilderung; beiden verdankt die Studentenſchaft jener Zeit viel, dem Erſteren beſonders Heine, indem er ſeine Gedichte einer genauen Durchſicht und Korrektur unterzog. Beider Auftreten und Erſcheinen in der Oeffentlichkeit war ein durchaus verſchiedenes.

Ich ſah und ſprach Arndt zum erſtenmale im Oktober 1819, wo ich in Bonn eintraf. Ich meldete mich als Zuhörer ſeiner Vorleſungen über deutſche Geſchichte. Er ſtand da noch in den Jahren vollſter Manneskraft. Sein Wohngebäude, in ſeiner, wenngleich kleinen, aber herrlich hart am Rheine vor dem koblenzer Thore gelegenen Beſitzung mit der unvergleichlichen An- und Ausſicht des Siebengebirges und Godesbergs, war kurz zuvor beendet. Ich traf ihn beſchäftigt im Garten.

Herzlich und zutraulich, und wie jeden ſo auch mich auf der Stelle einnehmend, war ſein Wort, ſein Empfang. Seine Frage, woher ich ſtamme, wo die Meinigen, knüpfte das Geſpräch an Weſtfalen, an Stein (den großen Staatsmann) und ſein weſtfäliſches Sansſouci: Kappenberg, an Norddeutſchland und an ſeine Heimat, die Inſel Rügen. In jedem Worte trat der Mann der Biederkeit, Hoheit und Ehrenhaftigkeit der Geſinnung, erfüllt von reinſter Begeiſterung für Vaterland, Freiheit, Recht und Wahrheit, hervor; vor mir ſtand er da, der „deutſche Wächter“*), deſſen einziges Ziel nur Deutſchlands Wohl und Ehre immerdar geweſen in den Tagen ſeiner Größe und Erniedrigung, in den Stunden der Gefahr und Sicherheit, in den Jahren ſeines Ruhmes und ſeiner Schmach, ſeiner Unterjochung und Erhebung. Das war auch der Geiſt, der ſeine geſchichtlichen Vorleſungen belebte und erfüllte, wodurch er auf Sinn und Gemüth der akademiſchen Jugend ſeiner Zuhörerſchaft anregend wirkte.

---

*) Der Name der Zeitſchrift, welche er — gleichzeitig mit Görres' „Rheiniſchem Merkur“ — herausgab.

Schlegel's akademiſche Vorträge hatten nicht dieſen Erfolg: er las über alte und neue deutſche Literatur, erklärte das Nibelungenlied und andere Erzeugniſſe der altdeutſchen Poeſie. Dagegen waren ſeine Vorleſungen über akademiſches Leben und Studium, womit er das erſte Halbjahr 1819 eröffnete, muſterhaft, eine Fülle von Kenntniſſen über das ganze menſchliche Wiſſen entfaltend, die zur Bewunderung das ungeheuer zahlreiche Auditorium hinriß, welches den ganzen Pandektenſaal füllte und wozu ſich viele der Profeſſoren Bonns geſellten. Er entwickelte darin einen Scharfſinn und Tiefblick in die einzelnen Fächer der Wiſſenſchaft von der Philoſophie bis zum poſitiven Recht, von der Theologie bis zur Naturkunde, welcher von der erſten bis zur letzten Stunde feſſelte. Sein äußerer Vortrag war dazu in allen ſeinen Erforderniſſen vollendet.

Wie er überhaupt auf äußere Repräſentation hielt, ſo auch in ſeinen Vorleſungen: der Solitär am Finger, das Ordensbändchen der Ehrenlegion im Knopfloch fehlten nie, und ſeinen Zuhörern wird der ſilberne Armleuchter mit Wachslichtern auf dem Katheder zu ſeiner Rechten immer in der Erinnerung gegenwärtig ſein. Spott und Verunglimpfung iſt ihm zutheil geworden: aber die Welt erkennt die Verdienſte des deutſchen „Profeſſors“ an, der es in ſeinem titelreichen Vaterlande neben und unter Tauſenden gelehrter Stümper, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen zu löſen, nicht zu einem — Titel hat bringen können. Wohl aber haben Frankreichs und Schwedens Beherrſcher ihn belohnt, für den Deutſchland keinen Medizeer als Mäcen hatte.

Heine war der fleißigſte Zuhörer Schlegel's und ließ keine ſeiner Vorleſungen unbenutzt und ungehört vorübergehen. Nicht anders war es mit Hüllmann, dem emſigen, ſcharfſichtigen Hiſtoriker, der aus Tauſenden von Urkunden, Chroniken, Aktenſtücken und Relationen die Geſchichte — beſonders Deutſchlands — alle ſeine vorzeitlichen Bezüge der Staatsverfaſſung und Landesverwaltung, der Wiſſenſchaft und des Handels, des Städteweſens und Verkehrs, der moraliſchen wie materiellen Intereſſen und Zuſtände mit eiſerner Unverdroſſenheit zuſammengeleſen, und aus kaum zu entziffernden Pergamentblätterkonvoluten und vergilbten Papierſtößen mit emſigem Bienenfleiße das Dunkel des Mittelalters aufgehellt und mit kombinirendem Scharfſinn das Alterthum und die Geſchichte dahingegangener Nationen der grauen Urzeit aus den Ueberbleibſeln ihrer Literatur und Kunſt, aus ihren Schriftſtellern, Inſchriften, Papyrusrollen erforſcht hat. Die große Zahl ſeiner geſchichtlichen Werke iſt geſammt, das eine wie das andere, gediegenes hiſtoriſches Gold, jedes das Reſultat ausſchließlichſten Quellenſtudiums: er erweckte gleichſam die Vorwelt aus ihren Grabſtätten. Auch Delbrück's literarhiſtoriſche und äſthetiſche Vorleſungen beſuchte Heine regelmäßig, eines Gelehrten, begeiſtert für die Wiſſenſchaft wie je einer, deſſen Charakteriſtik eine ſpätere Schrift aus meiner Feder, kulturhiſtoriſchen Inhalts, liefern wird. Mit den Vorleſungen des ſ. g. Brotſtudiums, den juridiſchen Kollegien, war es ſchlecht dagegen bei Heine beſtellt; ſeine Zeugniſſe weiſen nach, daß er das — Honorar dafür bezahlt hatte. Auch Radlofs, des Sprachkundigen, Vorträge gehörten der Reihe der von Heine fleißig beſuchten an, und nur ſelten verſäumte er eine derſelben.

Es wäre — wenn es nicht den Raum dieſer Schrift überſtiege — an der Zeit, hier auch das *lernende* Element jenes Zeitraumes der Hochſchule am Rheine in ihren ſpäterhin im Reiche der Wiſſenſchaft hervorragenden Angehörigen näher zu betrachten; es muß dieſes indeß einer andern Schrift überlaſſen bleiben, ſie wird Gelegenheit darbieten, ſelbe in ihren eigenthümlichen Geiſtesrichtungen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu betrachten. *)

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, — und dadurch unterſcheidet ſich die Univerſität Bonn rühmlich vor allen übrigen deutſchen Hochſchulen — daß ſie gerade aus den erſten Jahren ihres Beſtehens eine zahlreiche Reihe von Zöglingen aufzuweiſen hat, welche ſich ſpäter nicht allein im Gebiete der Wiſſenſchaften in den verſchiedenſten Richtungen wie im öffentlichen Leben

---

*) Sie erſcheint binnen kurzem unter dem Titel: *Die Hochſchule Bonn in den Leiſtungen ihrer hervorragendſten Zöglinge aus den erſten Jahren nach ihrer Gründung.*

bedeutenden Namen erworben haben, ſondern ſich auch durch beſondere geiſtige Begabung weithinreichenden Ruhm und allgemeine Anerkennung weit über Deutſchlands Grenzen hinaus errangen. Wie damals eine große Zahl reichbegabter, durch ihre Eigenthümlichkeiten, tiefes Wiſſen und lebendiganregenden Vortrag ausgezeichneter Männer die Lehrſtühle aller vier Fakultäten der Hochſchule Bonn einnahm, ſo war nicht minder gering auch die Zahl derjenigen, welche zu den Füßen ſolcher Lehrer ſich bildeten, um ſpäter wiederum durch bedeutende Leiſtungen auf dem Felde der Wiſſenſchaft in Literatur und Kunſt zu glänzen oder ſich in anderer Weiſe namhaften Ruhm zu erwerben.

Daß Heine in erſter Reihe unter ihnen daſteht — wer will es leugnen? Ich nehme den Faden ſeiner Lebensgeſchichte wieder auf, indem ich kurz erwähne, daß er beim Herannahen der Herbſtferien des Jahres 1820 den Entſchluß faßte, Bonn mit einer andern Univerſitätsſtadt zu vertauſchen. Wohin, wußte er lange Zeit hindurch nicht, bis er ſich endlich für Göttingen zunächſt entſchied.

Der üblichen Sitte in der Studentenwelt gemäß wurden die Stammbuchsblätter gewechſelt. Ich erhielt als ſolches das nachfolgende (als Autograph hier beigegebene) Sonett von Heine's Hand:

„Die Schlechten ſiegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt ſtiller Glut lobt man nur helles Flackern.

Vergebens wirſt du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild, und Blum' auf Blume ſtapeln,
Vergebens wirſt du dich zu Tode zappeln, —
Verſtehſt du's nicht, noch vor dem Ey zu gackern.

Auch muſt du wie ein Kampfſtier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken machen lernen,
Und kräftig oft in die Poſaune ſchmettern;

Auch ſchreibe nicht für Nachwelt, ſchreib' für Pöbel,
Der Knalleffekt ſey deiner Dichtung Hebel, —
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.“

Dieſe Stammbuchsverſe waren Heine's letztes Reimerzeugniß während unſers gemeinſamen Aufenthalts und Zuſammenlebens auf der Univerſität am Rheine.

Die Vorleſungen waren geſchloſſen. Wir nahmen Abſchied voneinander. Heine begab ſich hinüber nach

Beul, einem Bonn gegenüberliegenden Dörfchen hart am Ufer des Rheins, um die Ferien hindurch ganz ungeſtört den Muſen leben zu können.

Seitdem, daß wir Bonn verließen, trat eine gewaltige Metamorphoſe im lehrenden Elemente der Univerſität ein, und es glich die Hochſchule in dieſer Hinſicht nach Verlauf von einigen Jahren ſchon einem Handlungshauſe, das große Verluſte erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Kompagnie waren theils ausgetreten (Mittermaier, Welcker, v. Walther), theils geſtorben (Haſſe, Niebuhr, Hermes). Dadurch war ein bedeutendes Einlagekapital verſchwunden, der Kredit des Hauſes bedeutend geſunken und ſeine Papiere und Anweiſungen gefallen. Die Handlungsdiener, Kontoriſten, Muſterreiter und Markthelfer des Hauſes wollten das Geſchäft unter der alten Firma auf eigne Rechnung fortſetzen; allein Mangel an geiſtigen Fonds und andere Urſachen wirkten nachtheilig. Erſt ſpäter gelang es wieder, die ſtark heruntergegangene Zahl der Studirenden zu heben, welche gegenwärtig — die Reſidenzuniverſitätsſtädte Deutſchlands ausgeſchloſſen — fortdauernd die Hochſchule am Rheine in erſter Reihe beſuchen.

In Beul verlebte Heine faſt ſechs Ferienwochen; wie thätig er dort auf dem Felde der Muſen geweſen, werden die Briefe von ihm lehren, welche er von Göttingen aus mir ſchrieb, und die ich im folgenden Abſchnitte mittheile. In der Mitte des Septembermonats 1820 reiſte er von Bonn nach Göttingen ab, um ſeine Studien fortzuſetzen.

Obwohl kein Spaziergänger und Freund der Fußwanderung machte er bei dieſer akademiſchen Ueberſiedlungsreiſe eine Ausnahme von der Regel: er griff zum Ziegenhainer und ſchritt fürbaß über die Marken der „rothen Erde", die ihm bis dahin ganz und gar ein unbekanntes Land war, ergötzte ſich an den Schönheiten des Sauerlandes, der Grafſchaft Mark und des Weſerthales, und kam wohlbehalten in der hannover'ſchen Muſenſtadt an. Er hatte früher ein Vorurtheil gegen Weſtfalen; in einem Stammbuchsſonette, das er einem weſtfäliſchen akademiſchen Freunde ſchrieb, ſpielten die „Knüppelwege von Dorſten nach Dülmen" eine Hauptrolle; aber er überzeugte ſich durch eigne Anſchauung eines anderen gar bald.

Von ſeiner Wanderung durch Weſtfalen war er wirklich ſehr befriedigt. Von Berlin aus ſchrieb er unterm 26. Januar 1822 darüber an Dr. Schultz, den Redakteur des bereits erwähnten, damals zu Hamm erſcheinenden „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers“, eines von dem rheiniſch-weſtfäliſchen Publikum ſelbſt geſchriebenen, ſeine Zuſtände, Geſtaltungen, Intereſſen und Angelegenheiten mit eigenen Federn und Kräften beſprechenden Provinzialblattes, welches der Freiherr von Stein in ſeiner ſtarken Ausdrucksweiſe mit dem Ehrentitel: „Weſtfalens Spucknapf“ belegte, nachſtehende Zeilen:

„Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. — ſchrieb Heine an ihn — hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1821 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtniß. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche (Gaſtwirth) Overweg zu Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B., Sie, Wundermann (Buchhändler und Miteigenthümer der damaligen ſchulz-wundermann'ſchen Buchhandlung), die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die paderborner Haide, alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: „Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten!“ Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer, ſteh! hier hat Armin den Varus geſchlagen.“ — Man muß zu Fuß und zwar wie ich in öſterreichiſchen Landwehrtagemärſchen Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will.“

Noch im Jahre 1853, wo er, auf das Krankenlager geworfen, einen Beſuch von Eliſe von Hohenhauſen empfing, ſchwelgte er in Erinnerungen an ſeine Fußwanderung durch Weſtfalen. Seine Fußreiſe durch das Weſerthal erſchien ihm noch wie eine Heldenthat und nicht genug erkannte Glücksepiſode, und er vergaß bei dieſer heiteren Abſchweifung in die Vergangenheit auf einige Augenblicke „ſeine Matratzengruft zu Paris.“

Ich weiß aus ſeinem Munde, daß er dieſe Wanderung durch Weſtfalen als Stoff zu einem neuen Reiſebilde unter dem Titel: „Auf rother Erde“ benutzen und bearbeiten wollte; ob er aber wirklich Hand ans Werk gelegt, weiß ich nicht; möglich, daß ſich in ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe darüber etwas — entweder ganz oder bruchſtückweiſe — vorfindet.

Göttingen.

1820 — 1821.

Göttingen, „berühmt durch ſeine Würſte und Univerſität", das „einem am beſten gefällt, wenn man es hinter ſich hat", — wie Heine ſagte — hatte damals ſeine Blütezeit und Glanzperiode noch nicht eingebüßt; es glich noch nicht einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte berühmte Wirthshausſchild noch immer als Köder für die Gäſte über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längſt ausgelaufen iſt, und die Fäſſer wieder mit ſchlechteren Jahrgängen gefüllt ſind, wie ſpäterhin für längere Zeit der Fall war. Seine eigentliche Glanz- und Blüteperiode fiel theils mit der Allongenperücke — theils mit der Puderthauzeit zuſammen; ſein Ruhm ſank ſeltſamer Weiſe, als die Mode Zopf, Toupé und Puderbeutel verdrängte und ſtatt der friſirten ehrwürdigen Häupter die Köpfe mit kurzgeſchnittenem Haar zum Vorſchein kamen. Jahre und Jahrzehende hindurch kann ſich der Ruhm einer Hochſchule gleichſam ſtereotypiren, bis er endlich allmälig oder urplötzlich durch Zuſammentreffen beſonderer Umſtände ſeinen Glanz einbüßt. Heine ſelbſt ſagt irgendwo von den Univerſitäten: „In ſolcheiner Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehen; alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration; das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren ſtehen bleiben in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Egyptens, — nur daß in dieſen Univerſitätspyramiden nicht immer Weisheit verborgen iſt.“

Aber dieſe Pyramiden der Gelehrſamkeit bringen es nicht zu ſo hohen Jahren, wie die jahrtauſendalten Baudenkmale, die das Proletariat des alten Nillandes für die Ewigkeit mit ſeinem Schweiß, Mark und Blut errichtet hat; ſie ſchwinden mit der Zeit, und war in ihnen viel Weisheit verborgen, ſo geht auch mit ihnen der Stern des Glanzes und Ruhmes für die Univerſität unter.

So war es damals, als Heine Göttingen bezog, mit der Hochſchule an der Leine: die alten Vorfahren, d. h. die Heroen der Wiſſenſchaft, welche die Univerſität berühmtgemacht, waren abgetreten vom Schauplatze ihres Wirkens; die „alten Profeſſoren“, die noch daſtanden aus den alten guten und großen Zeiten, gehörten dem ausſterbenden Geſchlechte der Dronten an, und der jüngere Anwuchs des Lehrerperſonals hatte ſelbſt noch nicht ſoviel an Zweig, Aſt und Laub errungen, um unter ſeinem Schatten gediegenes wiſſenſchaftliches Leben zu fördern und zu ſchützen. Göttingens Univerſität trug damals eine altväteriſche, hagere, naſerümpfende Ultraphyſiognomie zur Schau: ſeine ſteifen, pedantiſchen „Gelehrten Anzeigen“ harmonirten mit ſeinen Grafentiſchen, die Freitiſche mit den Tiſchen der Hörſäle; denn beide brachten viel geſchmack- und kraftloſe Gerichte, unförderlich für Leib und Seele, für Körper und Geiſt.

Ueberhaupt begann für Deutſchlands Hochſchulen ſeit jenem Jahre, wo Heine nach Göttingen überſiedelte, eine nichts weniger als rühmliche Periode, die ſchier ein Jahrzehend dauerte. Berlin ſpreizte ſich in eingebildeter, gewichtiger, ſich ſelbſt rühmender Ueberlegenheit nebſt ſeinen vornehmen Manieren und hegel'ſchen Jahrbüchern; Halle lag an ſeiner innern, rationaliſtiſch-pietiſtiſchen Spaltung darnieder, ſeine Glieder zuckten gleichſam, berührt von geheimen Einwirkungen rigoröſen Denunziantenthums; Jena laborirte an Unbedeutendheit, geld- und honorarwuchernder Kritik und brodneidiſcher Literaturzeitungs-Niederträchtigkeit; München hatte ſich in die Harlekinsjacke der ſchroff- und buntgemiſchteſten Heterogenität wiſſenſchaftlicher Prinzipien und Syſteme gezwängt und Leipzig gefiel ſich in ſeiner Freiheitsfiktion und ſeinem Ideenpſeudoliberalismus. Nur in Breslau, Freiburg und Heidelberg regte ſich ein freieres allſeitigeres Streben, während Königsberg und die kleineren Univerſitäten kaum ein Lebenszeichen von ſich gaben.

Käſtner's und Lichtenberg's und Schlözer's Katheder waren leer; verſchwunden war die Zeit, wo dort des Letzteren Ausſpruch: „Publizität iſt der Puls der Freiheit“ als Univerſitätsmotto galt, und er durch ſeinen Staatsanzeiger und Briefwechſel alles in die Oeffentlichkeit brachte, beſprach und kritiſirte. Man verſchlang beide periodiſche Zeitſchriften, die ihm ein reines Jahreseinkommen von 3000 Thaler einbrachten, und den Verleger, obwohl er 40 Thaler Honorar für den Bogen zahlte, reichmachten. Nie iſt ein deutſches Journal von größerem Einfluſſe geweſen: Fürſten und Kabinete nahmen mehr als Notiz davon. Joſeph II. und Georg II. ſchützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürſten und Prälaten, deren lichtſcheues Thun und Treiben unerbittlich darin ans Licht gezogen ward, und Maria Thereſia äußerte ſelbſt einſt, als ihre Miniſter ihr einen Geſetzvorſchlag machten: „Was wird Schlözer dazu ſagen?“ — Nicht minder waren die Namen und Sterne Heyne, Spittler, Stäudlin, Blumenbach, Gmelin, Oſiander, Strohmeyer u. ſ. w. — ich wähle Namen aus allen vier Fakultäten — am Univerſitätshimmel Göttingens erloſchen: der „alte Hugo“ allein hatte ſich noch aus der großen Zeit hinübergelebt; indeß zerfiel er damals ſchon zur Ruine. Heine promovirte zum Doctor juris utriusque am 20. Juli 1825 unter Hugo's Dekanate der juriſtiſchen Fakultät. Im Vergleich zu jenem alten Göttingen nannte ſich das Göttingen während der Jahre 1813—1830 ſelbſt das neue, welches indeß, am

Juſtemilien der Intelligenz hangend, den Todeskeim in ſich trug. Die deutſchen Jahrbücher brachten ihrer Zeit (1841) Enthüllungen der Geheimniſſe und Aufſchlüſſe über die damaligen Zuſtände Göttingens und der „königlich hannover'ſchen Braminen.“ Man ſchrie über Profanirung, Impietät und Liebloſigkeit: indeß darf ſich die Wahrheit in jener geiſtvollen Schilderung auf Asmus, des wandsbecker Boten, Reime ſtützen:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich ſehe:
Gut eingerieben — thut ſie wehe!“

Auch Heine erkannte bald die Zuſtände der Hochſchule, die er bezogen; er ſah hinter Vorhang und Kuliſſen, entdeckte Lampenlicht und Qualm und Schminke und falſches Haar — Puderperücke und Zopf und wedelnden Hundeſchwanz — und beklagte gar bald, daß er nicht in Bonn geblieben. Er ſchrieb mir darüber:

„Göttingen, 29. October 1820.

Mit zuſammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff, einen himmel- und höllezerſprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie (Almanſor, abgedruckt in ſeinen „Tragödien“) ſchließen wollte, als ein königlich hannover'ſcher Poſtbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete, und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat ſich mein ganzes Weſen; doch der Fluch, der hübſche Fluch iſt dadurch zum Teufel gegangen. Indeſſen der Schaden iſt ſo groß nicht, Heine kann nicht lange in einer ſeelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht ſchon die nächſte Stunde ſchickt mir einen Aerger an den Hals; die böſen Geiſter ſteigen wieder ins Haupt und beſagter Tragödienfluch bricht um ſo furchtbarer heraus.

Wirklich ſchon, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, verfliegt allmälig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben ſich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Bruſt iſt, und dieſe ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — ſo wird dieſe Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterſcheide ich die Worte: Du hätteſt in Bonn bleiben ſollen.

Das ſind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich ſie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchſeufze! — Ich habe es ja nicht beſſer gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig ſeine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger ſeine Strümpfe denſelben nachwarf.

Ja, wie ſehr ich mich auch dadurch blamire, ſo will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuvire. Steifer, patenter, ſchnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben. Nur gut ochſen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradieſiſchen Beuls*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, ſah ich im Verklärungsglanze vor mir ſchweben den leuchtenden Genius des Ochſens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Mackeldey's Inſtitutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauſcht:

---

*) Dorf bei Bonn, wo ſich Heine die Ferien hindurch aufhielt.

Ochſe, deutſcher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einſt bereuſt du, daß du ſchändlich
Haſt vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchſt tragiſch? Wahrlich, es liegt ein ernſterer und ſchauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengeſang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieſer Brief, wie Ihr an der Aufſchrift erſehen könnt, iſt an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen ſollte, jedem von Euch privatim zu ſchreiben; ſintemal ich doch ſehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen ſchreibe, dem Andern nicht gleichgiltig iſt. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreiſe gelebt, was ich in Beul geſagt und geſungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirſt Du gewiß ſchon an — — — erzählt haben; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geſchloſſen. Das war der ſchwerſte und längſte Akt. Hoffentlich werde ich dieſen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, ſo wird es doch wenigſtens ein großes Aufſehen erregen. In dieſes

Stück habe ich mein eignes Selbſt hineingeworfen, mitſammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Haſſe und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird ſchon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anſtrengung hat mir das Stück ſchon genug gekoſtet. Und aufrichtig geſagt, ich fange faſt an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu ſchreiben viel ſchwerer ſei, als eine gute Klinge zu ſchlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Ariſtoteles gehalten und habe ſeine Menſur in Hinſicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewiſſenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch geſucht, etwas Poeſie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht ſo viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächſtens. — Du ſiehſt, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasſelbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen iſt Deine Muſe niedergekommen?

Sind die Kindlein wohlgeſtaltet? Schone nicht das kritiſche Amputirmeſſer, wenn's auch das liebſte Kind iſt, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei ſtreng gegen Dich ſelbſt; das iſt des Künſtlers erſtes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beiſpiel gegeben zu haben. Mit unſerm „Poeten" geht's, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muſe in wilder Ehe gelebt, hat mit ſeinem Gaſſenmenſch Demagogia manchen Wechſelbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muſe ſchwängerte, ſo hatte er bei ſolcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunſt geführt, ſeine Hand in die der wahren Muſe gelegt und über Beide den ehelichen Segen ausgeſprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine ſolche Weihe der Poeſie auszuüben; — doch wo der Prieſter fehlt, da kann auch oft eine ſchlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirſt vor Verwunderung die Augen aufſperren, wenn Du ſiehſt, welch ein tüchtiger Poet unſer „Poet" jetzt geworden iſt. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten ohne dabei zu denken" und das foleniſche*) Kraftwortereſiren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts ſo hübſches und zartes geleſen, wie eins ſeiner Sonette; ſeine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen, endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umſungen hat, duftet und flimmert wie gold'ner Johannisberger in einem ſchöngeſchliffenen Kryſtallpokal. — Du weißt, ich lobe ſelten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, ſo quillt es mir umſo unaufhaltſamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüſtig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienſt Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten ſoll, dafür laß nur mich ſorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im ſelben Glanze leuchten, wenn längſt die Hunde verſtummt ſind, die ihn anbellen. Sein Goldſchimmer erſtreckt ſich über die ganze Erde.

---

*) C. Folen, der bekannte, in Amerika verunglückte Literat.

Aber wie weit erſtreckt ſich die Stimme eines Hundes? Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die perſönliche Bekanntſchaft von Dr. Schulz gemacht. Mit ſeinem Aſſocié habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zuſammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wunderſüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poeſie, hat ſich dort ſehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorſatz aufgegeben, auf den Sandſteppen der Mark einige Blumen aus unſerm Poeſiegärtlein zu verpflanzen, und den Saamen derſelben dort wuchern zu laſſen; denn mit dem Unterhaltungsblatte iſt durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'ſchen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demſelben zugeſtellt, lieber Steinmann. Doch bei obiger Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck ſehr ſaumſelig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächſten Sommer wieder

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweiſle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rouſſeau wird ſich an Steinmann's löbliche plaſtiſche Umriſſe gewöhnt haben und Steinmann an Rouſſeau's romantiſchen Farbenſchmelz und Wortfluß. Aber keiner ſoll ſich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde Euch nächſtens mehr ſchreiben über meine Studien, mein Poetiſiren, meinen Umgang ꝛc. Ich habe Dr. Hundeshagens ſämmtliche Aufträge richtig beſorgt, welches ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben werde, da jetzt die Poſt abgeht und es zu ſpät iſt, noch etwas zu ſchreiben. — Denkt Euch, Hofrath Beneke iſt hier der einzige, welcher über altdeutſche Literatur lieſt, und nur (horribile dictu) 9, ſage neun Zuhörer hat. Zu dieſen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächſten Sommer über Nibelungen leſen wird, ſo möchte mich dies wahrſcheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich deinen Brief erbrochen (in England ſteht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibe mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von dir gewartet, und erhalte nach ſo langem Warten nur wenige Zeilen.

Grüße mir alle unſere Freunde. Leb' wohl, ſonſt geht mir noch die Poſt ab. Schreibt, ſchreibt, ſchreibt bald!

H. Heine.

Dieſer Brief führt uns mitten in Heine's Göttinger Leben hinein; wir ſehen ihn am Tiſche auf ſeiner „Kneipe“ ſitzen und an ſeiner Tragödie Almanſor fördern; wir hören ihn klagen und bereuen, daß er Bonn verlaſſen hat und das göttinger Studentenleben ſchelten und tadeln. Ich hatte bei ihm angefragt, wie es mit der bereits in Bonn vorbereiteten Herausgabe ſeiner im Manuſkript ganz zum Druck fertig liegenden Gedichte ſtehe; er ertheilt darüber in den Paar Worten: „Ueber meine Gedichte nächſtens“ eine ausweichende Antwort; weshalb — wird ſpäter klar werden. Nach den Vorſchriften, die er mir und Rouſſeau „de arte poetica“ gibt, kommt er auf ſeine Reiſe von Bonn nach Göttingen durch Weſtfalen und ſein Zuſammenleben mit Dr. Schulz, dem Herausgeber des weſtfäliſchen Anzeigers, und dem Buchhändler Wundermann während ſeines Aufenthalts zu Hamm zu ſprechen und ſchließt mit der Klage über Mangel an Docenten im Fache der altdeutſchen Literatur.

„Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben.“ Und das that auch er, indem er nur mit wenigen, wie er zum Theil auch in Bonn gepflogen, verkehrte; indeß war ſein Umgang und Zuſammenleben hier in Göttingen noch beſchränkter wie dort. Bonn, kaum gegründet, zählte nicht mehr als 700, das „alte“ Göttingen faſt 1000 Studenten: die Namen Hugo, Eichhorn, Heeren, Bouterweck, Blumenbach, Langenbeck u. ſ. w. „zogen;“ nirgends haben aber die offiziellen Vertreter der deutſchen Wiſſenſchaft in der damaligen wie auch in der ſpäteren, für Staat, Kirche und Wiſſenſchaft ſo gewichtigen und ſtrebenden Zeit geringere Thätigkeit und Theilnahme an den großen Fragen des Tages an den Tag gelegt als grade die Profeſſoren Bonn's und Göttingen's. Das lehrende Element beider Univerſitäten ſtereotypirte ſich in engſter ſtabiler Beſchränkung auf ſeinen amtlichen Wirkungskreis, auf die normalen Vorleſungen: es — las. Das lernende Element Bonn's lebte in der „Burſchenſchaft“, das Göttingen's in den „Landsmannſchaften“, nach althergebrachter Weiſe der deutſchen Hochſchulen dort von jeher adoptirt. Die hannoverſche Polizei war darnach der amtlichen Mühe überhoben, acht zu haben auf jeden — wie Heine ſang — „Pfeifenkopf mit ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten." Ueber Heine's Verkehr mit Waldeck in Berlin, dem bekannten Obertribunalsrath, und einigen anderen gleichgültigen Kommilitonen in Göttingen habe ich ſchon früher anderswo geſprochen.*) Heine ſelbſt charakteriſirt ſie in dem nachfolgenden, an mich gerichteten Briefe, der außerdem über ein Begebniß berichtet, welches auf Heine's ganzes ferneres Leben und geiſtige Richtung von den bedeutendſten Folgen war. Zunächſt wurden dadurch ſeine Reiſebilder und unter ihnen ſeine „Harzreiſe" ins Leben gerufen, wiewohl er wegen der Winterzeit nur kurz und ſchnell durch den Harz flog, was ihn indeß veranlaßte, ſpäter ihn mit Muße zu durchwandern. Eine niedliche Zeichnung von Lyſer's Hand und Heine'n von ihm geſchenkt, eine Scene aus der „Harzreiſe" iſt noch vorhanden; Heine ſelbſt ſitzt darin auf einem Stuhle in luſtiger Wandertracht nachläſſig in der Hütte des harzer Bergmanns, das Ränzlein nebſt Harzſtock am

---

*) Waldeck, ein Lebensbild für das Volk in Erinnerungen und Erlebniſſen, geſchildert von Fr. Steinmann. Berlin 1849.

Boden; der Alte hockt halb abgewendet mit ſeinem ſpinnenden Weibe am Fenſter und ſpielt die Zither. Der Mond ſchaut in das Kämmerlein; zu Heine's Füßen liegt das junge Bergmannstöchterlein, auf dem Fußſchemmel knieend, und ſpricht zu ihm die Worte, die Heine ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer.
Dieſes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Heine's Brief iſt folgender:

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! ſtaune! ſtaune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten ſchon ſeit 3 Monaten in beſtändiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgeſucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgeſetze

auf ein halb Jahr conſiliirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank ſei, das Zimmer zu verlaſſen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben.

An — — — kannſt Du dieſe Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erſt das Wort abnehmen, daß er ſie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düſſeldorfer würden es erfahren und nach Hauſe ſchreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannſt Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorſtellen; ſehnſüchtig Spieße*) von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, ſo ſitze ich ſchon den ganzen Morgen und ſchrieb ſo eben Jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, ſonder Harm,
Liegt der Menſch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß
Und weit fort von ſeinen Lieben
Muß der Menſch ſich weiter ſchieben.

Aber wohin ſoll ich mich ſchieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältniſſe halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Univerſität beſtimmen wird, wohin ich mich begeben ſoll. Wahrſcheinlich wird es Berlin ſein. Ich werde Euch dieſes näher anzeigen.

---

*) Gelder.

Mit Vergnügen ſehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eiſernen Nägeln beſchlagen haſt, um beſſer den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine überſandten dramatiſchen Proben geleſen und abermals geleſen. Doch daß Du mein Urtheil über dieſelben verlangſt, ſetzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menſchen im Allgemeinen, um nicht zu wiſſen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigſt um die ſtrengſte Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht anſieht, wenn ſie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen juſt nicht haſſen wird, man ihn doch deshalb nicht noch deſto mehr lieben wird. Denn die Menſchen ſind die eitelſten unter allen Kreaturen, und die Poeten ſind die eitelſten unter allen Menſchen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majeſtätsverbrechen.

Das iſt eben mein Wahnſinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich ſehe es Dir an, guter Steinmann, Du haſt mich beim Rock erfaßt, und beſtehſt drauf, daß ich mich über Deine Dramen ausſprechen ſoll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangſt, über meine eigne Tragödie ſprechen.

Ich habe mit aller Kraftanſtrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnſchweiß dabei geſchont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entſetzen finde ich, daß dieſes von mir ſelbſt angeſtaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie iſt, ſondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend ſchöne Stellen und Scenen ſind drin; Originalität ſchaut überall draus hervor; überall funkeln überraſchend poetiſche Bilder und Gedanken, ſo daß das Ganze gleichſam in einem zauberhaften Diamantſchleier blitzt und leuchtet. So ſpricht der eitle Autor, der Enthuſiaſt für Poeſie. Aber der ſtrenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geſchliffene Brille, ſchüttelt den Kopf, und erklärt das

Ganze für — eine ſchöne Drathfigur. Eine Tragödie muß draſtiſch ſein — murmelt er, und das iſt das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatiſches Talent? Leicht möglich. Oder haben die franzöſiſchen Tragödien, die ich ſonſt ſehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere iſt etwas wahrſcheinlicher Denke Dir, in meiner Tragödie ſind alle drei Einheiten höchſt gewiſſenhaft beachtet, faſt nur vier Perſonen hört man immer ſprechen, und der Dialog iſt faſt ſo preziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaire. Du wunderſt Dich? Das Räthſel iſt leicht gelöſt: ich habe verſucht auch im Drama romantiſchen Geiſt mit ſtreng plaſtiſcher Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegels Jon, nämlich weil letztere ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt.

Nach Deinen Probeſzenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen dieſen Fehler haben werden. (Von der Ueberſchrift dramatiſches Gedicht nehme ich keine Notiz; ſo etwas beſticht mich nicht.) Wenigſtens wirſt Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben.

Doch ob auch gute? Das iſt die Frage — ſagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausſtehlich ſind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus laſſe ich dort gelten. Doch dürfen dieſe nicht reimen; höchſtens in ganz lyriſchen Stellen, wie z. B. das Geſpräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expoſitionsſzenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metriſcher Hinſicht finde ich die Jamben weit beſſer, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengeſindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold“, dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetiſchen Bilder in jenen zwei Proben ſehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meiſten bei Dir wundert, iſt, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könnteſt ſie auf die Bühne bringen, wenn Du Anſpielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebteſt. Studire jenen Prozeß. Aber überhaupt ſei ſtreng gegen Dich ſelbſt. Dieſes iſt bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich ſingt der perſiſche Goethe, der herrliche Sadi:

Streng ſei gegen Dich ſelbſt. Beſchneide die üppigen Reben,
Deſto fröhlicher wächſt ihnen die Traube dereinſt.

Aber beſonnene Strenge gegen ſich ſelbſt iſt ganz etwas anderes als das unbeſonnene Gedichte-auto-da-fé eines wahrſcheinlich Beſoffenen. Indeſſen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wiſſen, daß ein Poet ſich weit eher die Naſe abſchneidet, als daß er ſeine Gedichte verbrennt. Letzteres iſt nur ein ſtehender Ausdruck für Beiſeitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müſſen nicht Geiſteskinder uns viel theurer ſein als Leibeskinder, da letztere oft ohne ſonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erſtern aber ungeheure Anſtrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht ſatt daran ergötzen. Ich habe es wenigſtens ſchon 20 Mal laut vorgeleſen und die Schönheiten deſſelben mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt. Den rheiniſch-weſtfäliſchen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet"? Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machſt Du? Ich ſpreche jetzt ſehr oft von Dir mit Deinem Freunde — — — Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft des letztern gemacht. Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas klares, reines, beſtimmtes, heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſol Waldeck iſt ein ſehr guter Poet, und wird mal viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel beide tüchtig angeſpornt, habe denſelben meine Anſichten über Poeſie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigſtens bei letzterem dieſer Saame wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholiſch geworden ſind?*)

---

*) Es waren die Gebruder Goßler, von denen der eine zur Zeit Franziskanermonch zu Paderborn iſt.

Nun muß ich endlich doch in einen ſauern Apfel beißen und Dir ſagen, wie es mit meinen Gedichten ſteht. Du thuſt mir Unrecht, wenn Du glaubſt, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe ſchuld bin. Ich habe dieſelben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerſt zierlichen und höflichſten Antwort: daß er gar zu ſehr in dieſem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen ſei. Ich will jetzt ſehen, daß ich ſie irgend anders unterbringe. Es iſt dem großen Goethe ebenſo gegangen mit ſeinem erſten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken laſſen. Lebe wohl!

H. Heine,
St. Juris.

Ich werde wahrſcheinlich übermorgen abreiſen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreiſe nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher ſchreiben, bis ich Euch nochmals geſchrieben habe. Dies ſoll in vier Wochen geſchehen.

Durch das verhängte Concilium abeundi eröffnete ſich nach obigem Briefe für Heine die Ausſicht, Göttingen mit Berlin zu vertauſchen, die ſich auch ſchon bald darauf verwirklichte; die Kritik, welche der Brief über ſeine Tragödie Almanſor enthält, erſchöpft alles, was darüber als Drama zu ſagen iſt, und trifft den Nagel auf den Kopf. Aber ſeine Vorzüge, die es als Gedicht enthält, hat der Dichter ſelbſt gar nicht gewürdigt. Ich komme darauf zurück in dem Lebensabſchnitte Heine's, wo die Veröffentlichung desſelben durch den Druck ſtattfand.

Schließlich löſt der Brief das Räthſel des Nichterſcheinens ſeiner Gedichtſammlung, deren Verlagsannahme der Buchhändler Brockhaus in Leipzig, der den Werth dieſes deutſchen, ſo reichen Liederſchatzes nicht zu würdigen wußte, abgelehnt hatte. Als Heine kurz darauf Auszüge aus der Sammlung unter dem Titel: „Poetiſche Ausſtellungen" im Berliner Geſellſchafter von Gubitz veröffentlichte, jauchzte dem jungen neuen Dichter ganz Deutſchland Hoſiannah jubelnd zu, und der Verleger war gar bald in einem Verlagsbuchhändler Berlins gefunden. Der Name H. Heine erklang von dem Geſtade der Oſtſee bis zur Wüſte Adria's im vollſten Tone. *)

---

*) Die Anweſenheit der Sängerin Catalani in Göttingen kurz vor ſeinem Abgange von dort veranlaßte Heine zu einem Artikel in glänzendem humoriſtiſchen Style; er iſt in meinem Beſitz und wird in der von mir zu veranſtaltenden Sammlung ſeiner ungedruckten Schriften ſeine Stelle finden.

Berlin.

1821—1825.

(Harz, Hamburg, Poſen, Heiligenſtadt, Göttingen.)

Berlin iſt ein großes Krähwinkel — ſagt Heine von der Hauptſtadt des „Staates der Intelligenz“, — in allen großen Städten findet man ein Volk, in Berlin nur Gebildete und Pöbel; daher kein Volksſinn, keine Volksfeſte, keine Volksbühne in Berlin. Der Schein gilt am meiſten, was ſchon die berliner allgemeine Redensart andeutet: Man ſo duhn! (Nur ſo thun!) Der Berliner iſt wohlthätig, aber er gibt mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen: Berlin iſt das unendliche Thränentuch, welches oft und ſtets willig die Thränen des Unglücks trocknet. An Vereinen fehlt es nicht in Berlin, wohl an Vereinigung.

Saphir charakteriſirte Berlin im Vergleich zu Wien höchſt treffend mit einer Straßenſzene in beiden Reſidenzen. Er ſagt: Zwei Straßenjungen zu Wien raufen ſich in der Himmelspfortſtraße: es verſammelt ſich eine Menge Menſchen, bemüht, ſie auseinanderzubringen.

Sie ſagen: Na, Buabna, ſeid's geſcheidt! Gibt's a Friad! (Frieden) Ihr Schlanken, ſeid ruawi! (ruhig) In Berlin balgen ſich in der Königsſtraße zwei Straßenbuben. Leute verſammeln ſich und hetzen beide Jungen noch mehr aneinander. Der eine ruft: Halten man feſt! Der andere ſchreit: Jib dem Racker man eens uf's Oberkapitolium! Man zu! Druf los! u. ſ. w. Und ſo adelt ſich das ähnliche Benehmen bis zu den Kunſt- und literariſchen Straßenbuben hinauf.

Jede Stadt hat wie jeder Menſch ſein Steckenpferd. Damals, wie Heine von Göttingen dahin überſiedelte, war das Theater das große Schaukelpferd, worauf das große Berlin kindiſch ritt und die tollſten Kavalkaden verübte: der Generalintendant der Schauſpiele war nach dem Könige der erſte Mann in Berlin; über Schauſpieler und Sängerinnen dachte, ſprach und ſchrieb jeder, je nachdem ihm Hirn, Zunge und Feder gewachſen. Ohne Theater wäre damals Berlin geweſen wie eine Börſe ohne Geld; aber es koſtet viel Geld: mit den Koſten, welche aufgewendet wurden, eine ephemere Oper in Szene zu ſetzen oder ein Ballet, worin die Tänzerin — „Goethe tanzte," wie ein überſchwänglicher Balletkritiker an der Spree einſt von Fanny Elsler ſagte, könnte man eine Kirche bauen für Jahrtauſende. Die Beſoldungen der Schauſpieler, Sängerinnen und Fußkünſtlerinnen des Hoftheaters waren beiſpiellos; man hätte damit ein ganzes Armeekorps auf dem Kriegsfuße erhalten können; die Gage des Generalmuſikdirektors ſtand dem Gehalte eines Oberpräſidenten gleich; die Bühnenkünſtler rangirten in ihrem Dienſteinkommen mit den Präſidenten der Landesbehörden. Gute Tänzerinnen galten mehr als gute Miniſter, obwohl dieſe mit dem Kopfe arbeiten ſollen, jene nur mit den Füßen. Die Opernmanie graſſirte wie ſpäter die Cholera; an der Opernſucht litt ſchon damals die berliner Bühne, aber nicht der Komponiſt, ſondern der Dekorationsmaler, der Garderobeſchneider und dergleichen Leute hatten Geltung und lockten durch ihre „Werke" in Logen und Parterre, die überfüllt waren, wenn in Spontini's Cortez die Elefanten aufmarſchirten nach dem Takte der Ambosmuſik — ein probates Surrogat der Poſaunen am Tage des jüngſten Gerichts zur Auferweckung der Todten aus den Gräbern. Ein Perſonal von mehreren Hunderten bis zum Statiſten, Zettelträger und Lampenputzer hinunter und ein jährliches Koſtenbudget von mehreren Hunderttauſenden waren die Wunderkraft, welche die „Metropole der Kunſt und Wiſſenſchaft“ in Deutſchland zu Zeiten in ein Irrenhaus zu verzaubern ſchien.

Ende Februar oder im Beginne des Märzmondes 1821 betrat Heine das „Straßenpflaſter der ſtaubigen Reſidenz“ zum erſtenmale, den Boden, auf welchem im Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt von jeher bedeutendes wie werthloſes gediehen, auf welchem das bedeutendſte wie werthloſeſte von jeher überſchätzt ward — eine Erſcheinung, wie ſie ſich in andern Städten nirgend in ſo auffallendem Grade jemals gezeigt hat. Als Heine ſich dort „Studirens halber“ niederließ, graſſirte gleichſam choleraartig in der ganzen Reſidenz durch alle Schichten der Geſellſchaft die *Freiſchützopernwuth*, in gewiſſen Kreiſen daneben die *Goethevergötterungsmanie* (— „Goethekultus“ nach der äſthetiſchen Bezeichnung —) und auf dem Gebiete der *periodiſchen Preſſe Berlins* die *beiſpielloſeſte Korruption und geiſtige Erbärmlichkeit.* Daran reihte ſich ſpäter der *Enthuſiasmus für die* königsſtädter Bühne und was daran hing, Saphir, ſeine Erfolge und ſeine journaliſtiſchen Eskamotagen und das Sontagsdelirium, worein die Sängerin Sontag, ſpätere Gräfin Roſſi, die ganze Stadt verſetzte. Clauren und Stehely beſchloſſen den Zyklus.

Die Schwärmerei für Weber's Oper hat niemand beſſer gegeißelt als Heine. „Wie man in Goethe's Elegien — ſchrieb er — die armen Britten von dem Liede: Malborough s'en va-t-en guerre durch alle Länder der Welt verfolgt ſieht, ſo werde auch ich früh Morgens bis ſpät in die Nacht durch das Lied vom Jungfernkranz verfolgt. Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich meine ganze Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den Jungfernkranz zwitſchernd, an meinem Fenſter vorbeizieht. Kaum eine Stunde nachher ſteht die Tochter meiner Wirthin mit ihrem Jungfernkranz auf. Ich höre einen Barbier mit dem Jungfernkranz die Treppe hinaufſteigen; die kleine Wäſcherin kommt mit dem „Lavendel, Myrth' und Thimian." So gehts fort — mein Kopf dröhnt, ich halt's nicht aus, eile aus dem

Hauſe und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droſchke, damit ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Ich ſteige aus. Iſt das Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf: die Holde ſitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem ſüßen

Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.

Sie ſingen wie ein Engel! rufe ich mit krampfhafter Freundlichkeit. Ich will nochmals von vorn anfangen — liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren Jungfernkranz und windet und windet, bis ich mich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm winde, und vor Seelenangſt ausrufe: Samiel, hilf! Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſang und liſpelt: Was fehlt Ihnen? — Es iſt pures Entzücken — ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie ſind krank — liſpelt ſie — geben Sie nach dem Thiergarten. Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze hinaus und - bin erlöſt.“

Doch die Freude der Erlöſung hatte nicht lange Dauer. Hören wir ihn weiter: —

„Ich ſteige in die erſte beſte Droſchke, rolle nach dem brandenburger Thore, ſteige aus und laufe hinein in den Thiergarten. Da — erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten und eine Altweiberſtimme quäkt: Wir winden dir den Jungfernkranz. Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich am Tiſche ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit der „veilchenblauen Seidenſchnur" gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fiſteliren und ein Gurgeln — und immer die alte Melodei. Das Kasparlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähnrich zur Abwechslung in das Geſumme hineingebrüllt; aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder von vorn an; aus allen

Häuſern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja — ich glaube faſt: die Hunde auf der Straße bellen ihn.“

„Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der Geliebten, ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar .... und die Unglückſelige ſingt: Wir winden dir den Jungfernkranz. In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke.“ — —

Der „Goethe-Kultus“ in wahrhaft lächerlichen Extremen, die Goethe-Abgötterei war damals einer der Haupttöne in dem ewigen Dacapo und Einerlei des berliner Reſidenzlebens und ſeiner „begabteren“ Kreiſe. Nirgends in ganz Deutſchland war dieſer moderne Götzendienſt in größerem Schwunge als hier: er war ſchier der St. Simonismus Berlins, der eine nicht unbedeutende Gemeinde zählte. Der alte Herr in Weimar, der zwar Weihrauch und Lobqualm in ſeinem

Leben nie verſchmähte, ſchüttelte ſelbſt bedenklich das Haupt und brummte in den greiſen Bart in ſeinen zahmen Xenien:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich,
Ob die Andern verrückt ſind!

Die damals dort exiſtirende ſ. g. Mittwochsgeſellſchaft — man parodirte den Namen in „Mittwochsgeſellſchaft" — war der Apoſtelverein, von welchem dieſe Neulehre ausgehen ſollte in alle Welt. Varnhagen ſtand als Hauptapoſtel und Erzprieſter an der Spitze, der Jünger, den der Meiſter liebgewonnen durch ſein „bejahendes Entgegenkommen", wie Letzterer ſelbſt ſich treffend ausdrückte, und die berliner Journale und Zeitungen wurden als Miſſionsblätter benutzt. Ein zweiter Jünger nach jenem berliner „Johannes" war der Geheimrath Schultz, der in gedachter Gemeinde bei Gelegenheit der Geburtsfeier ihres Herrn ein Poem zum Beſten gab, welches begann:

Ich wollt', ich wär ein Fiſch,
So wohlig und friſch

Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethe'n
Gebraten am Tiſch,
Ein köſtlicher Fiſch (!!)

Und als der Meiſter ſtarb, da heulten die berliner Goethiſten wie gedungene römiſche Leichenweiber, ohne ſich indeß die Haare auszuraufen wie dieſe. Aber es jubelten darob die Würmer der Erde und die berliner Journaliſten, denn Goethe's Tod bereitete ihnen ein Feſtmahl; auf Monate lang wurden die Journalreſtaurationen Berlins nur mit Gerichten von und über Goethe reich beſetzt, und Reliquien jeder Art von ihm — Wäſchezettel und Theeeinladungen nicht ausgeſchloſſen — aufgetiſcht. In den Setzkaſten aller Buchdruckereien mangelte es an den ſechs Buchſtaben Goethe, die Setzer rangen verzweiflungsvoll die Hände, die Buchdruckerherren ſtampften vergeblich den Boden, ſie vermochten ſie ebenſowenig mit den Füßen hervorzuſtampfen wie Wallenſtein — Armeen; eine wahre Hungersnoth nach dieſen Buchſtaben herrſchte; eine Noahsſündfluth von Klagen, Oden und Elegieen — gereimt und ungereimt zugleich — brach von Berlin aus über ganz Deutſchland herein, und es währte lange, ehe ſich dieſe poetiſchen (?) Waſſer verliefen. Man rannte wie vom Böſen beſeſſen durch die Straßen, und keiner vermochte den Teufel auszutreiben; man ſah ſie einzeln wie in ganzen Haufen unter den Linden herſtürmen: der Tod Goethe's brachte ſie um ihre ſchönſte, luſtigſte Feier, des Geburtstags im Auguſt, mit gutem Wein, fetten Biſſen, lautem Jubel, geſegnetem Appetit, donnernden Toaſten und — ſchlechten Reimen.

„Der unſterbliche Goethe iſt geſtorben“ — las man in einem berliner Journal. O deutſcher Unſterblichkeitstod! O deutſche Journaliſten-Eſelei! „Goethe's Leichenbegängniß iſt Sache der Nation! heulte Kuhn's Freimüthiger. Goethe's Ich war ſeine Welt, Gold und Lorbeer ſein Gott, zu beidem hat die deutſche Nation gehörig contribuirt. Das iſt eine Wahrheit; denn er ſelbſt ſagt:

> Mit unſeren wenigen Gaben,
> Haben wir redlich geprahlt.
> Und was wir dem Publikum gaben,
> Das hat es uns tüchtig bezahlt.

Wie feind Heine dieſer Tollheit war, mit welchem Maaßſtabe er Goethe ſelbſt maaß, das weiß Jeder, der ſeine Schriften geleſen. Er verkehrte mit den erſten Apoſteln des Goethismus, aber man bekehrte ihn trotz vielfacher angewandter Mühe und heiligen Eifers nicht. Die Journaliſtik Berlin's ſtand während Heine's Aufenthalt in Zenith der geiſtigen Erbärmlichkeit und beiſpielloſeſten Korruption. Sie zählte damals grade ſoviel Blätter als Wochen im Jahre vom alten Freimüthigen bis zur jüngſten Ephemere hinunter. Dieſe literariſchen Droſchken Berlin's ſympathiſirten mit den wirklichen Droſchken, ſie waren unbeholfen, langſam, hölzern und raſſelten lärmend daher; die reſidenzſtädtiſchen Droſchkenfahrer der Journaliſtik glichen wie ein Ei dem anderen den wirklichen Droſchkenkutſchern, kurz das ganze Fuhrweſen, ſowohl der Zeitſchriften als Droſchken, der Reſidenz lag im Argen — ein wahrer Augiasſtall von alten Uebelſtänden, verjährt-geheiligten Mängeln und tief eingewurzelten Makeln, des aufräumenden Herkules harrend.

Die Berliner Literatur entfaltete eine gewaltige Herbſtthätigkeit: die Anekdotenkrämer und literariſchen

Beſenbinder — Karl Müchler an der Spitze —, die Korreſpondenzſchmierer, die Novitätenplaudermäuler und Theaterrezenſionenſchreiber, die Fabriküberſetzer aus dem franzöſiſchen, die Kunſtſtaarmatze — kurz das ganze berliner in Journalen und für die Bühne ſchreibende Corps pfiff und piepte, das Bücherfabrikhandwerk hatte goldenen Boden neben Hegel, Raumer und dem Rundenſänger des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht — Friedrich Förſter. Das waren die Früchte in der Reſidenz-Oaſe der Markwüſte Sahara, das die Aſtern des berliner literariſchen Herbſtes jener Zeit. Auf dieſen Steckenpferden trabte und galoppirte die Bevölkerung einer Stadt von vielen tauſend Einwohnern.

Die Univerſität Berlin's, gleich der Hochſchule am Rhein, von Friedrich Wilhelm III. gegründet, reich fundirt und glänzend ausgeſtattet, hatte viele bedeutende Namen neben vielen „kleinen Göttern" aufzuweiſen. Ein genaueres Eingehen in ihre Zuſtände und Geſtaltungen jener Zeit iſt hier nicht am Orte, da Heine, obwohl ein rite immatriculatus Commilito derſelben, doch mehr außerhalb ihrer Bezüge in andern Kreiſen ſich bewegte, und auf das in Bonn wohl erworbene Prädikat eines fleißigen Bruder Studio hier keinen Anſpruch machte.

Zunächſt war es ſeine äußerſt bedeutende Produktivität, die ihn vom Studium ſelbſt abzog; nicht minder hielten ihn davon ferne die vielfachen Bezüge zu anderen Perſönlichkeiten, Zuſammenkünften und Vereinen, deren Beſchäftigung Kunſt und Wiſſenſchaft waren, die Zerſtreuungen, die eine Reſidenz bietet, während an einem kleineren Univerſitätsorte es an derartigen Hemm- und Hinderniſſen mehr oder minder ganz fehlt, beſonders in Bonn und Göttingen, welche Beide damals in der ganzen deutſchen Univerſitätswelt in dem Rufe ſtanden, daß daſelbſt „tüchtig geochſt“ werde.

Das erſte Lebenszeichen, welches ich von Heine aus Berlin erhielt, war ein Brief von ihm, gegen 6 Wochen nach ſeinem dortigen Eintreffen geſchrieben. Er ſchrieb:

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückſtande iſt. Sollte ich es ſein, was auch ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo habe die Güte mich zu entſchuldigen.

Was du auch erdenken magſt, das mich entſchuldigen könnte, ſo wirſt du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verluſt des Allerliebſten, Krankheit und Unmuth und dergleichen ſchöne Dinge mehr ſind ſeit zwei Jahren die hervorragendſten Punkte in dem Leben deines Freundes. Ich tröſtete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß du alte und neue Wunden aufreißeſt und Herzblut in Briefcouvert ihm zuſchickſt. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen ſein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Bruſt ſeines Freundes ausſieht; — am meiſten aber beſchwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adreſſe. Dieſe letztere Entſchuldigung gilt aber nicht mehr ſeit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münſter biſt, dem Chriſtian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felſenlaſt von der Stelle rollt. Der ehrliche Chriſtian, deſſen bloßes Wort am jüngſten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird als die Eide von Hunderttauſenden, dieſer Chriſtian ſoll bürgen, daß meine Geſinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barſch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen beſten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweiſe. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da ſoll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetiſchen Arbeiten iſt mir ſeitdem manches zu Geſicht gekommen, und das meiſte hat mich auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelaſſen. Du kennſt von Alters her meine ehrliche Strenge und ſtrenge Ehrlichkeit in ſolchen Dingen, und wenn Du noch der Alte biſt, und noch das alte Zutrauen zu mir haſt, ſo wird Dich ein ſolches Urtheil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir ſehr gut gefallen, doch in einem derſelben hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige hold faſt ein Bein zerbrochen; und wie ſehr das Trauerſpielchen Achtung und Beifall in Anſpruch nahm, ſo wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle deſſelben faſt erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas ſchreiben wirſt, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine Tragödien haben eben die Preſſe verlaſſen. Ich weiß, man wird ſie ſehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen geſtehen: ſie ſind ſehr gut, beſſer als meine Gedichteſammlung, die keinen Schuß Pulver werth iſt. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er ſchreibt viel. In ſeinen Sonetten ſind ſüperbe Sachen, ein ächter poetiſcher Hauch und freudige Lebensfriſche. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen ſie auch den Fehler dieſer Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel ſchlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloſes Blattwerk hervorbringt. Freilich unſere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüſe, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbſen. Kennſt Du den Carl Immermann? Vor dieſem müſſen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerſt. Das iſt eine kräftige, leuchtende Dichtergeſtalt, wie es deren Wenige gibt. — Ob Du mir mal ſchreiben wirſt, das hängt ganz von Dir ab; wenigſtens ſollſt Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adreſſe nicht kennſt. Dieſe iſt an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moſer, neue Friedrichsſtraße No. 47.

Ich reiſe in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeſchickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Dein

H. Heine.

Mit ſeinen „Gedichten“ debütirte er zuerſt in Berlin. Von denſelben, welche A. W. Schlegel in Bonn im Manuſkript Vers um Vers, Zeile um Zeile revidirt und mit ſeinen Bemerkungen kritiſch verſehen hatte, hatte er kurz nach ſeiner Ankunft in Berlin eine Auswahl mit der Aufſchrift: Poetiſche Ausſtellungen von H. Heine im Gubitz'ſchen Geſellſchafter veröffentlicht. Dadurch hatte er auf die Geſammtausgabe aufmerkſam gemacht, denn die Proben machten in der Reſidenz großes Furore. Die Sammlung erſchien, getheilt in Traumbilder, Minnebilder, Romanzen, Sonette, vermiſchte Gedichte und Ueberſetzungen aus Byron's Werken.

„Verluſt des Allerliebſten“ — ſchreibt er. Welcher Verluſt war gemeint? Ich knüpfe daran kurz die

Erzählung ſeiner erſten Jugendliebe, worüber bis heute nichts in die Oeffentlichkeit gekommen. Seiner ganzen Poeſie Hauptthema, deſſen Variationen ſeine kleineren Gedichte ſind, hat er in dem bekannten Gedichtchen von der unvergoltenen Liebe ausgeſprochen: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" u. ſ. w. Die Schlußſtrophe deſſelben:

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu.
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

enthält die Geſchichte ſeiner erſten Liebe. An dieſe Geliebte waren die ſchönſten Blüthen ſeiner Poeſie gerichtet; ihr widmete er ſie unter ihrem Namen: Eveline; ſie war das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", ſie, die Nichte des Dichters in Düſſeldorf, Eveline van Geldern, die ihm nicht ward, ſondern einem anderen kurz vor ſeinem Abgange von Göttingen nach Berlin ſich ehelich verband. Sie ſchwebte ihm vor in der Zuleima im „Almanſor", in der Marie im „Ratcliffe."

Seinen Gedichten folgten die beiden „Tragödien", nebſt einem „lyriſchen Intermezzo" (80 kleinen Liedern als Zugabe), welche er ſchon zu Bonn und Göttingen gedichtet hatte, William Ratcliffe und Almanſor.

Auffallender Weiſe iſt Heine viel zu wenig oder faſt gar nicht als dramatiſcher Dichter vom Publikum beachtet und von der Kritik gewürdigt worden, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß ihm vielleicht dasjenige Talent gerade gebrach, welches zu wahrhaft dramatiſchen und bühnengerechten, d. h. auf der Bühne darſtellbaren dichteriſchen Erzeugniſſen befähigt. Wenigſtens muß er dieſes ſelbſt gefühlt oder geglaubt haben, da er nach jenen beiden dramatiſchen Jugendgedichten ſich nicht weiter in dieſem Genre — mit Ausnahme eines Operntextes, der durch die Läſſigkeit des Componiſten, wofür er ihn ſchrieb, nicht dem Publikum bekannt geworden iſt — verſuchte.

Sein „Almanſor“ ragt aber, wenn er auch vielleicht zu den unaufführbaren Produktionen deutſcher Poeſie auf den Brettern gehört, ſo bedeutend in ſeiner Geſammtbedeutung wie in ſeinem dichteriſchen Werthe vor Hunderten von Dramen der Gegenwart und Vorzeit empor, daß er eine ganz andere Berückſichtigung verdient, als ihm bis dahin ſowohl Seitens des Publikums wie der

Kritik geworden iſt, und zwar der Darſtellung der darin vorkommenden Karaktere, wie ihrer Tendenz halber.

Unter den dramatiſchen Meiſterwerken unſerer Dichterheroen ſind es Leſſing's Nathan der Weiſe und Goethe's Fauſt, welche ſich minder zu einer theatraliſchen Darſtellung eignen als die übrigen Dramen ernſter und heiterer Gattung dieſer beiden Dichter. Die Wahrheit geſtanden, ſo ſchließt Fauſt jede derartige Vorführung unbedingt aus; denn die verſuchten Darſtellungen ſind und bleiben immerhin Verſuche, und nie iſt es Goethe's Intention geweſen, durch ſeine gigante Dichtung Fauſt von der Bühne herab wirken zu wollen. Leſſing's Nathan hatte ebenſowenig dieſe Tendenz, die bekanntlich eine theologiſch-polemiſche Richtung vertreten ſollte; und weiter war keine Abſicht des Verfaſſers damit verbunden. Indeß ſchon der äußeren Abfaſſung und Abtheilung dieſes Dramas nach, ſich aufführbarerer Form mehr anſchließend als der Fauſt, der nur in ſzenenartiger Einkleidung auftritt, ward daſſelbe ſchon gleich nach ſeinem Hervortreten in die Oeffentlichkeit durch die Preſſe Gegenſtand theatraliſcher Thätigkeit und ward aufgeführt — mit allgemeinem Beifall, da ſeine Tendenz in damaliger Zeit dem an den theologiſchen Kämpfen ſich betheiligenden und theils der freieren, theils der orthodoxen Richtung huldigenden Publikum genehm und willkommen war, während Goethe's Fauſt erſt ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Erſcheinen auf die Bretter der Bühne gezwungen und in Akte gezwängt wurde.

Der Tendenz des Nathan ähnlich iſt Heine's Almanſor: während jener, das Mährchen von den drei Ringen zur dramatiſchen Anſchauung bringend, dadurch Chriſtenthum, Muhammedanismus und Judenthum gleichſtellte und jede Bevorzugung der Lehren dieſer drei Konfeſſionen paralyſirte, paralleliſirt der Almanſor die beiden erſten — Chriſtenthum und Muhammedanismus, indem er beide in ihren Hauptlehren und Unterſcheidungen nebeneinanderſtellt.

Ein Prolog in Oktaverimen karakteriſirt ſeinen Inhalt:

Glaubt nicht, es ſei ſo ganz und gar phantaſtiſch
Das hübſche Lied, das ich euch freundlich biete.
Hört zu, es iſt halb epiſch und halb draſtiſch,
Dazwiſchen blüht manch' lyriſch zarte Blüthe:

Romantiſch iſt der Stoff, die Form iſt plaſtiſch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe,
Es kämpfen Chriſt und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Der kleinen Tragödie Ratcliffe kommt der Name Tragödie oder auch Drama mit größerem Rechte zu als dem Almanſor, welcher aber als Kunſtwerk bedeutend über jenem ſteht, obwohl er eher auf den Namen eines dramatiſchen Gedichts Anſpruch macht. Auch dieſes fordert gleich einem bühnengerechten Stücke eine fortſchreitende Entwickelung aus ſich ſelbſt heraus; das zeigen die Leiſtungen im Drama aller Völker. Und daß auch der Almanſor dieſe Anforderung erfüllt, ergibt die Fabel des Stückes.

In Granada lebten Abdullah und Ali, zwei edle Mauren, als innige Freunde: Ali's Gattin ſtirbt nach der Geburt eines Sohnes Almanſor. Der Vater vermag den Anblick des Schmerzenskindes nicht zu ertragen und geht willig zwei Vorſchläge Abdullah's ein: zur Beſieglung und Forterbung beiderſeitiger Freundſchaft ſeinen Sohn Almanſor mit Abdullah's bald darauf geborner Tochter Zuleima ſchon als Kinder zu verloben, und um Almanſor's ſchmerzerregenden Anblick für den Augenblick zu vermeiden und eine ſeiner würdige Gattin aufzuerziehen, die Kinder zu vertauſchen. Ali erzieht Zuleima und Abdullah den Almanſor. Ehe noch beide Eltern ihren Pflegekindern das Geheimniß entdecken können, trifft der Blitz die Zinnen der Alhambra, und Granada wird von Ferdinand und Iſabella erobert. Als der Muhammedaner furchtbare Verfolgungen beginnen, läßt Ali (nachdem Zuleima durch ihr Herz und eine fromme Amme ſchon zum Chriſtenthume gezogen worden) ſich taufen, weil er

> nicht wollte
> Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
> Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
> Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühten;
> Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
> Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
> Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte;
> Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
> Die Liebe für das liebe ſchöne Spanien.

Abdullah dagegen, ein blinder Moslem, verläßt mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe Spanien und iſt in Mauritanien und auf der Fahrt nach

Mekka begriffen, ehe noch Ali davon Kunde erhalten. Abdullah rächt ſich an dem abtrünnigen Freunde, wie er ihn nennt, indem er deſſen Sohn als ſeinen eigenen auferzieht, die Tochter aber, „die Gottesleugnerin", will er nie wiederſehen.

Vater und Mutter ſterben auf der Wallfahrt nach Mekka, ohne Almanſor'n das Geheimniß enthüllt zu haben, daß er nicht ihr Kind ſei. Doch treibt ihn das Gebot der ſterbenden Mutter: Zuleima ihren letzten Kuß zu bringen, ſowie die eigene Liebe zur Abtrünnigen nach Spanien hinüber. Hier hat Ali, jetzt Gonzalvo genannt, ſich an Abdullah, von dem er glaubt, er habe ihm aus Rache ſeinen Sohn Almanſor ermordet, chriſtlich gerächt, indem er Zuleima als ſein Kind auferzogen. Almanſor kehrt heim, wird in den Ruinen ſeines Vaterſchloſſes von einem alten Diener erkannt, der jetzt, nachdem die letzten Mauren durch Don Aguilar auch aus der Sierra Morena vertrieben worden, das Räuberhandwerk im Lande treibt. Haſſan drängt ihn, die Abtrünnigen zu vergeſſen: Almanſor will ſie aber noch ſehen, ehe er ſcheidet.

Abgewieſen von dem Pförtner in Ali's Schloſſe, weil Gaſtfreundſchaft eine alte Heidenſitte ſei, erkennt doch Zuleima ſogleich des Geliebten Stimme. Vergebens redet er ihr zu, mit ihm nach Afrika zu fliehen; ſie iſt glücklicher, indem ſie ihm mit der Stimme der Liebe den Glauben der Liebe predigt. Aber jetzt will er auch die irdiſche genießen, und Zuleima ſagt ihm, ſie ſei ſchon die Braut eines Chriſten, ſie weiſt auf ihr dem frommen Abte gegebenes Verſprechen.

Da umfängt Wahnſinn Almanſor's Stirn: er verwünſcht die Zaubertöne der Zauberin und will ſich ſelbſt morden, doch Haſſan belebt die ſcheidenden Sinne mit der Ausſicht, Zuleima rauben zu können und mit ihr nach Mauritanien zu fliehen. Im Wahnſinn ſtürzt er auf das Hochzeitsfeſt und reißt Zuleima mit ſich fort. Er wird verfolgt, und der dem Räuber nachſetzende Ali erfährt beim Verfolgen vom ſterbenden Haſſan, der Räuber ſei ſein Sohn, der todtgeglaubte Almanſor. Dieſer iſt mit ſeiner ohnmächtigen Beute auf einen Felſen geſtiegen: Zuleima erwachend glaubt im Paradieſe zu ſein; auch Almanſor ſchwelgt in dem Gedanken; da nahen die Spanier, und Ali's Sohn ſtürzt ſich mit Abdullah's Tochter in den Abgrund, wenige Augenblicke zuvor, ehe der Vater herbeiſtürzt, um den Untergang aller ſeiner Hoffnung zu erblicken. —

Wenn auch handlungsarm, iſt die Fabel des Drama gedankenreich. Der letzte Untergangskampf in Granada iſt ein reicher Stoff der Dichtung, für die Glut der Fantaſie wie für die Einfalt der Darſtellung. Das Reich war vom Wurm angefreſſen: Zwiſt und Verrath, Hader und Hinterliſt zerriſſen die letzten Haufen und Kämpfer des letzten Maurenreiches in Spanien, und die in den Augen der Romantik tugendhafteſten Ritter ſind, im hiſtoriſchen Lichte betrachtet, ſchwarze Vaterlandsverräther. Weil ſchon in ſich zerfallen, mußte es untergehen. Das zu ſchildern, war nicht Aufgabe des Dichters: die geiſtige Haltung ſeines Dramas concentrirt ſich in dem das Ganze durchdringenden Gegenſatze des Chriſtenthums und des Muhammedanismus und in der Apologie und Apotheoſe des erſteren, die zwei Reden, in Almanſor's und Zuleima's Mund vertheilt, enthalten. Ihre beiderſeitigen Anſichten von dem chriſtlichen Glauben ſind die ſchönſten und Hauptſtellen des Gedichts.

Der befangene Moslem erwiedert auf die Frage: ob er nie das verſöhnende Bildniß des Weltheilandes geſchaut:

Wohl traf ich ſchon auf meinem Weg das Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr nach Hispanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moſchee;
Doch wo der Thürmer einſt vom Thurme rief:
„Es gibt nur einen Gott und Mahomet
Iſt ſein Prophet!“ da klang jetzund hinab
Ein dröhnend dumpfes ſchweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauſchten und wie ſchwarzer Sod
Im glüh'nden Zauberkeſſel qualmig quollen,
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen,
Und zwängten ein die Bruſt und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſ're Singen wunderlicher Männer,
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothberockten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer

Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche nickte mir entgegen
Daſſelbe Bild, das ich hier wiederſehe;
Doch überall ſah ſchmerzensbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darſtellt.
Hier ſchlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen ſeine Schläfe,
Hier ſchlug man ihn ans Kreuz, mit ſcharfem Speer
Durchſtieß man ſeine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich ſchaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooße
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von ſchwarzem Blut umronnen,
Und wie ich umſah, ſchaut' ich einen Prieſter,
Der eben einen Becher austrank. —

Dieſe lebendige, nichtchriſtliche Schilderung aus des Moslems Munde findet ihre Kehrſeite in der darauf folgenden Wechſelſchilderung der Chriſtin Zuleima:

Ins Haus der Liebe trat dein Fuß, Almanſor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermiſſen mochteſt du den heitren Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betſtub' kauert.

Ein ernſt'res, beſſ'res Haus hat ſich die Liebe
Zur Wohnung ausgeſucht auf dieſer Erde.
In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte,
Denn ſelber als ein traurig, armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen.
Und flüchten mußte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern
Zerſprengen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgelegt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich aufs neu die ſieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche,
Im Mutterſchooße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit;
Aus jenem Blute ſproſſen ſchön're Blumen
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes

Fließt wunderbar ein ſüß'res Roſenöl,
Als alle Roſen Schiras liefern können.
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gem Blute,
Auch du kannſt ſetzen dich zu Tiſch mit Engeln,
Und Gottesbrot und Gotteswein genießen;
Auch du darfſt wohnen in der ſel'gen Halle,
Und gegen Satan's ſtarke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein“.

So tritt hier alles in reichſtem Maße zuſammen: originelle Fantaſie, Kraft und Schönheit der Sprache, tiefe Empfindung, lebendige Darſtellung, intereſſanter Stoff, geiſtreiche Verarbeitung deſſelben, feſſelnde Entwickelung, um dem aus der Vereinigung aller dieſer Eigenſchaften hervorgegangenen Produkte Beachtung und Theilnahme im höchſten Maße und nach Verdienſt zu verſchaffen und in jedem ohne Ausnahme zu erwecken, trotzdem daß das Ganze kein regelrechtes, nach den Vorſchriften der ariſtoteliſchen Dramaturgie entworfenes Drama iſt. —

Der Kreiſe, worin er ſich zu Berlin bewegte, waren verſchiedene. Zunächſt war er ein thätiges Mitglied des im Jahre 1822 von Eduard Gans, L. Zunz und M. Moſer geſtifteten „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden“; er hielt in den Sitzungen desſelben mehrmals geiſtvolle Vorträge, unter anderen bei einer öffentlichen Jahresfeier dieſes Vereins einen höchſt anziehenden, zunächſt an die iſraelitiſchen Frauen gerichteten Vortrag. Angeregt durch dieſen Verein begann er in der erſten Zeit ſeines berliner Aufenthalts eine Schrift, von der ich nur den Titel: „der Rabbi“ weiß. Von höchſtem Intereſſe wäre es ſelbſtredend, ſich zu vergewiſſern, ob beide Produktionen etwa noch irgendwo in Berlin handſchriftsweiſe beruhten, um ſelbe der Geſammtausgabe ſeiner Werke anſchließen zu können.

Ueber einen zweiten Kreis, dem er während ſeines berliner Aufenthalts angehörte, verdanken wir eine intereſſante Mittheilung weiblicher Hand, die in den nachfolgenden Zeilen enthalten, zu welchen ein Beſuch des kranken Heine in Paris Veranlaſſung gab.

„Die Erinnerung an die Vergangenheit — ſagt die beſuchende Verfaſſerin jener Mittheilung — an ſeine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren erfreute ganz beſonders den kranken Dichter in Paris.

Jene Zeit, welche die Morgenröthe ſeines beginnenden Ruhmes war, rieſen wir gemeinſchaftlich uns ins Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hauſe der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen war damals der Sammelplatz derſelben geweſen; jeder Dienſtag führte dort die genügſamen Berliner bei einer Taſſe Thee zuſammen. Viele literariſche Notabilitäten waren darunter: Varnhagen mit den feinen ariſtokratiſchen Mienen; Chamiſſo, dem das lange, graue Lockenhaar phantaſtiſch um das magere, aber edle Geſicht wallte; Eduard Gans, deſſen auffallend ſchöner Kopf mit dem friſchen Kolorit, den ſtolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geiſtigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philoſoph und Schüler von Moſes Mendelsſohn, überſprudelnd von Witz und köſtlich erzählten Anekdoten, dann damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Henſel, jetzt Profeſſor; Leopold von Ledebur, damals ein ſtudirender Leutnant, jetzt ein bekannter Hiſtoriograph und Direktor der Kunſtkammer im berliner Muſeum;

der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt ruſſiſcher Geſandter in Weimar; Graf Georg Blankenſee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der erſten Kammer, u. ſ. w. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den erſten Platz ein; neben ihr blühte damals ihre wunderſchöne Schwägerin, Friederike Robert, Heine's angebetete Muſe; ſeine herrlichſten, zarteſten Liebesgedichte waren ihr zu Füßen gelegt, z. B.: „Fern an den Ufern des Ganges", „Du haſt Diamanten und Perlen" u. ſ. w.; Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Ueberſetzerin der Frithiofs-Sage; Helmina von Chezy, die fahrende Meiſterſängerin jener Zeit, gehörten nebſt noch vielen geiſtreichen Frauen aus der höheren berliner Geſellſchaft, z. B. Frau von Bardeleben, die Freundin Raumer's, Frau von Waldow, jetzt die Schwiegermutter A. von Sternberg's, zu dieſem Kreiſe. Heine las dort ſein eben erſchienenes „lyriſches Intermezzo", ſeinen „Radcliff" und „Almanſor" vor. Er mußte ſich manche Ausſtellung, manchen Tadel gefallen laſſen, namentlich erfuhr er häufig einige Perſiflage über ſeine poetiſche Sentimentalität, die wenige Jahre ſpäter ihm ſo warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckt hat. Ein Gedicht mit dem Schluß: „Und lautaufweinend ſtürz' ich mich zu ihren ſüßen Füßen" fand eine ſo lachende Oppoſition, daß er es nicht zum Drucke gelangen ließ. Die Meinungen über ſein Talent waren noch ſehr getheilt, die wenigſten hatten eine Ahnung von ſeinem dereinſtigen unbeſtrittenen Dichterruhm. Eliſe von Hohenhauſen, welche damals mit ihren Ueberſetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beſchäftigt war, proklamirte ihn zuerſt als deſſen Nachfolger in Deutſchland, fand aber viel Widerſpruch; bei Heine jedoch ſicherte ihr dieſe Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie ſchwer es zu jeder Zeit geweſen iſt, das Talent in der Knoſpe zu erkennen, bewies auch der Umſtand, daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für ſeine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewieſen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete ſich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenſchein fand, um die herbe grüne Knoſpe zu ſprengen, bis endlich jedes Purpurblättchen den ſchönen Namen „Immermann" zeigte. In dem Hauſe der Frau v. Hohenhauſen wurden damals ſeine Erſtlingsdramen vorgeleſen und vielfach beachtet; Heine's ſpätere Bekanntſchaft mit Immermann wurde dort vermittelt. In dem unbedeutenden weſtfäliſchen Lokalblatt, der „Sprecher", ſtanden ſie öfter mit ihren erſten Erzeugniſſen nebeneinander, und in der freilich nicht ſehr poetiſchen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterſtützt.

Da Heine in der Neujahrsnacht 1800 (?) geboren iſt, ſo war er zu jener Zeit 22 bis 23 Jahre alt. Er war klein und ſchmächtig von Geſtalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorſtechenden Zug im Geſicht zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, ſo daß man gleich aufmerkſam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Weſen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der ſpäter die Roſe ſeiner Poeſie umdornte. Er war ſelbſt mehr empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ihn auszuüben. Die guten Empfindungen, die er ſpäter oft verlachte, fanden ein wohlklingendes Echo in ſeiner Seele. Zum Beweiſe und als literariſche Kurioſität möge hier eine Stelle aus ſeinen „Berliner Briefen" ſtehen, die gewiß niemand aus Heine's Feder gefloſſen glaubt, ſo mitfühlend und aufrichtig ſtimmt er dem patriarchaliſchen Kultus der damaligen Berliner für ihre Königsfamilie bei: „Wer nach Berlin kömmt, darf nicht verſäumen, an einem ſchönen Vorfrühlingstage um halb eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe ein einfaches kleines Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müſſe ſich oft in dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohne und nur ſelten nach Berlin komme. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls um dieſe Zeit im Thiergarten, ſowie auch den ganzen Hof und die Nobleſſe. Offiziere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten; die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch' ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt.

In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Geſichtern, reiten dort die zwei älteren Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeiſliegt, das iſt unſere Alexandrine. Im braunen feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Märchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht, andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus" u. ſ. w.

Soweit Eliſe von Hohenhauſen über dieſen berliner Kreis, dem ſich Heine angeſchloſſen hatte. —

Die erſte kritiſche Beſprechung der Gedichte Heine's fand fern vom Orte ihres Erſcheinens ſtatt, im weſtfäliſchen Anzeiger; die Kritik floß aus Immermann's Feder, der damals, ungefähr gleichen Lebensalters mit Heine, als Militärauditeur zu Münſter lebte, und von dem Redakteur jenes Provinzialblattes brieflich um ſein Urtheil befragt worden war; dazumal ſtand er zu Heine noch gar nicht in näheren Bezügen irgend einer Art. Immermann antwortete durch Einſendung nachfolgender Rezenſion*):

„Sie wünſchen meine Meinung über Heine's Gedichte. Wollen Sie mit dem guten Willen zufrieden ſein, Ihnen für Ihr Blatt etwas zu liefern, ſo kann ich Ihnen, bei gänzlicher Unfähigkeit, eine ſchulgerechte Kritik zu ſchreiben, wohl ſagen, welche Gedanken dieſe Poeſien in mir erweckt haben.“

„Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts einen neuen Poeten anzeigen, ſo empfinde ich ungefähr dasſelbe Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft wieder ein toller Hund her! Ich kann daher nicht bergen, daß Ihr Wunſch mich mit einigem Schauder erfüllte: die Furcht war aber nicht gegründet.“

---

*) Da dieſe Jugendkritik Immermann's längſt verſchollen, überhaupt in weiteren Kreiſen gar nicht bekannt geworden iſt, ſo wird die Wiedervorführung derſelben nicht unangenehm ſein.

„In den meiſten Erzeugniſſen Heine's ſchlägt eine reiche Lebensader: er hat das, was das erſte und letzte beim Dichter iſt: Herz und Seele, und das, was daraus entſpringt: eine innere Geſchichte. Deshalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt einmal ſtark durchempfunden und durchgelebt hat. Er iſt ein wahrer Jüngling, und das will viel ſagen zu einer Zeit, worin die Menſchen ſchon als Greiſe auf die Welt kommen. Mit kecker, faſt dramatiſcher Anſchaulichkeit zeichnet er die Zuſtände ſeines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit gibt er ſich blos, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abſcheu vor weichlicher Sentimentalität in ſolchem Grade, daß er ſich lieber hin und wieder in's gemeine und poſſenhafte verirrt. Er ſagt ſelbſt irgendwo:

Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die in Charaktermasken prächtig prunken,
Nicht wähnen: Ich ſei einer von den Ihren.

Dieſe Verſe geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unſeres Dichters zu berühren.

Aus allen ſeinen Liedern ſpricht der Unmuth, der ſich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung ſteigert. Man leſe nur z. B. das Gedicht: Die Hochzeit, und unter den Fresko-Sonetten No. III, IV, VII, VIII, X. Bleibt man bei den Worten ſtehn, ſo iſt dieſe trübe Stimmung durch ein geſtörtes Liebesverhältniß erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, ſo ſcheint es mir, daß ein herberes, als jener Liebesverdruß, die Bruſt des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches ſo bitter geſcholten wird, für die Unbillen andrer büßen müſſe.

Sie werden mich der Paradoxie beſchuldigen, wenn ich ſage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichteriſches Weſen erſcheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufſtellen, daß es mir wie eine ſchwere Laſt des Schickſals vorkommt, in unſern Tagen mit poetiſchem Talente geboren zu ſein. Alles andre, wodurch die Menſchheit gefördert wird, vermag eher, ſich gewaltſam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poeſie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenoſſen, um ſich ganz geſund entfalten zu können.

Sie werden mir einwenden, daß die Dichter aller Jahrhunderte gehudelt worden ſind. Befragen wir aber die Geſchichte der größten, die uns als Muſter der reinſten Entwicklung gelten müſſen, ſo finden wir, daß ſie von Rohen zwar derb gemißhandelt wurden, daß aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um ſich verſammelte, der mit der rührendſten Theilnahme an ihm hing und ſeinen Schritten folgte.

Jetzt hat ſich das umgekehrt. Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, ſeitdem man ſich gewöhnte, die Poeſie mit andern Tageserſcheinungen in Reihe und Glied zu ſtellen. Dagegen iſt die Ahnung von etwas heiligem und unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den beſſern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium," wie Goethe die Poeſie nennt, iſt ſo groß, daß ihr nur allenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abſpricht, an die Seite geſetzt werden kann.

Es iſt ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntniß von dieſem troſtloſen Stande der

Dinge, diejenigen ergreift und verſtimmt, welche mit Anlagen ausgerüſtet ſind. Daher treten alle Talente in unſern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je ſtellt ſich der Dichter in offene Oppoſizion gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen iſt, zwiſchen und über allen Parteien ſtehend, alle aufzulöſen und zu beſchwichtigen, bildet jetzt die heftigſte Partei, und wie er ſonſt friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Pallaſt trat, ſo muß er nun, in Stahl und Eiſen gepanzert, ſein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

Jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindſchaft gegen die Zeit, ſcheint nun die kraftvolle Natur unſers Heine ganz beſonders ſtark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit ſpricht. Mit dem, worüber er unmittelbar ſich beklagt, würde er leichter und harmoniſcher fertig geworden ſein, läge nicht das oben angedeutete Bewußtſein eines tiefern Zwieſpaltes in ſeiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige ſeiner Fresko-

Sonette, ſowie die Gedichte: An eine Sängerin als ſie eine alte Romanze ſang; und: Geſpräch, auf der paderborner Haide.

Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwiſchen dieſen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unſer Landsmann eine beſondere Neigung zu haben ſcheint. Die Vergleichung beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutſchen ausfallen.

Gewaltiger und reicher als Byron kann niemand den Abgrund einer zerſtörten Seele zeigen, er iſt Roquairol à cheval, und unſer Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich, wie jener Fiſch, den die Römer zu grauſamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerſchneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichſte Farbenſpiel ſehen ließ.

Dagegen iſt der Deutſche viel friſcher und lebensmuthiger. Es iſt ihm noch möglich, ſeinen Haß an einer einzelnen Erſcheinung auszulaſſen, während der Lord alles menſchliche und göttliche, zeitliches und ewiges gleichmäßig verhöhnt.

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß bald etwas beſſeres über dieſe Gedichte geſagt werden möge, indem ich überzeugt bin, daß ſie einer reiflichern Betrachtung werth ſind, als die ich ihnen widmen konnte.“

Aber auch in noch anderen Kreiſen war Heine eingebürgert, mit vielen anderen Notabilitäten pflog er Umgang: Grabbe ſtand ihm nicht fern, und zu Fouqué, dem heutzutage verkannten, ſchier vergeſſenen Dichter des „Zauberringes“, der „Fahrten Thiodolfs des Isländers“ und vieler anderen wahrhaften Fantaſieerzeugniſſe, deſſen gediegenes Zaubermährchen Undine allein nur das jüngere Geſchlecht der Gegenwart kennt, ſtand er in nahen Verhältniſſen. Ein verſchollenes Gedicht dieſes Dichterfreundes an Heine, das er mir von Berlin aus mittheilte, mag hier ſeine erneuerte Stelle finden.

An H. Heine.

Am 21. Mai 1823.

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich ja wohl!
Doch ſinge ſo wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!

Ich habe ſo zürnend geſungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da ſtrahlte durch Wolken Mondesruh,
Da fühlt' ich: dort iſt nicht hier!

Da wußt' ich: es gibt ein allſüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Feſt.
Doch warnte mich's: tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten ſo feſt!

Wer bis an ſein Grab mit den Schlangen ſpielt,
Dem kriechen ſie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln ſie's wieder bergab.

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz,
Du haſt ſchon einmal ſo ſchlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja ſo lieb,
Und haucht ihm zu: Dich verſöhn' ich!
Die Schlange, das iſt der uralte Dieb,
Dein Gott iſt der ewige König!

Seine „Briefe aus Berlin“, ſechs an der Zahl, machten Furore in ganz Preußen, vor allem in der Reſidenz, „die wie ein junges Mädchen ihr Angeſicht gern wieder ſieht im Spiegel fremder Korreſpondenz“. Sie liefen durch mehrere Nummern des mit dem weſtfäliſchen Anzeiger verbundenen Kunſt- und Wiſſenſchaftsblattes des Jahrganges 1822, und trugen nicht wenig zur allgemeineren Verbreitung dieſes Provinzialblattes und Steigerung ſeiner Abonnentenzahl bei, welche die Höhe von zweitauſend erreichte. Sie lieferten ein getreues Spiegelbild der Zuſtände und Vorkommniſſe in Berlin, und waren die erſten größeren Verſuche, die er in der Proſa machte, ſprühend von Humor, Witz, Satire und Sarkasmen; ſie ſind gleichſam die Vorſtudien zu ſeiner „Harzreiſe“, die Vorhalle des Ruhmes ſeiner „Reiſebilder“. Er löſte darin die Aufgabe: „Was ſoll ich nicht ſchreiben?“ und er ſchrieb frei und frank, ohne „Syſtematie, denn ſie iſt der Würgengel aller Korreſpondenz“ — wie er ſagte, nur „andeutend, nicht ausmalend.“

Nach den „poetiſchen Ausſtellungen“ in Gubitz's Geſellſchafter“ und den „berliner Briefen“ im weſtfäliſchen Anzeiger trat er in einem andern damals in Berlin erſcheinenden Journale mit einer umfangreichen Kritik über eine Tragödie von W. Smets, dem Sohne der großen Schauſpielerin Sophie Schröder, hervor, die den Titel führte: Taſſo's Tod. Die Rezenſion geht weit über den üblichen Gehalt ſolcher Produktionen hinaus und enthält einen Schatz von gediegenem kritiſchen Golde. Hoffen wir, daß der teſtamentariſche Herausgeber der Geſammtausgabe der Werke Heine's, Dr. Chriſtiani, dieſe treffliche Arbeit in dem verſchollenen berliner Journale aus jener Zeit nicht überſieht.

Eine fernere poetiſche Arbeit von größerem Umfange fällt gleichfalls in die Periode ſeines berliner Aufenthaltes — ein Operntext unter dem Titel: Der Batavier. Durch die Schuld des Komponiſten, auf deſſen Bitte er ſich veranlaßt ſah, zu dieſem Produkt zu ſchreiten, iſt derſelbe bisher nicht bekannt geworden.*) Eine große Zahl kleinerer poetiſcher Erzeugniſſe —

---

*) „Der Batavier“ wird in einer Sammlung bisher ungedruckter Schriften Heine's gleichfalls erſcheinen.

in Sonetten- und Liederform — die er während dieſer Zeit ſchrieb, ſind ſchier in alle Welt gerathen und zerſtreut. Ich kann einige derſelben hier wiedervorführen:

Burleskes Sonett.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüßt' ich den Pinſel kunſtgerecht zu führen
Und hübſch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlöſſer ſtolze Wände.

Wie flöſſe bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt' ich auf Flöten, Geigen und Clavieren
So rührend und ſo fein zu muſiziren,
Daß Herrn und Damen klatſchten in die Hände.

Doch ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brodloſeſte der Künſte, Poeſie!

Und ach! wenn andre ſich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürſten oder ich muß — pumpen.

Zuckerpaſtillen für die Geliebte.

I.

Das Herz, den Frohſinn und das Glück
Haſt du mir, Liebchen, längſt genommen,
Und, was ich auch von dir bekommen,
Nicht Eines gabſt du mir zurück.

Für Herz und Frohſinn und für Glück
Haſt du den Schmerz für's ganze Leben
Und bittre Worte mir gegeben:
Nimm, Liebchen, nimm auch die zurück!

II.

Gedenkſt du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des langverſagten, erſten Kuſſes,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen ſich das Fiſchlein hängt!
O Kuß, du ſüße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

III.

Du ſprachſt, und gabſt ein Löckchen mir
Von deinem ſeidnen Haar;
„Das trag', ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar.“

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl ſpielten dieſe Roll'.
Drum ſprich: iſt noch dein Kopf nicht kahl?
Dein kleines Herz nicht voll?

IV.

Du, Liebchen, haſt mir's verſichert,
Ich, Liebchen, glaubt' es faſt;
Von dir war es gar ſo dumm nicht,
Daß du's verſichert haſt:
Doch daß ich beinah es glaubte,
Das leg' ich mir zur Laſt.

V.

Der Trauerſpiele ſah ich ſchon viel,
Ich weinte ſo manche Thräne,
Doch hatte keins ein ſo trauriges End',
Als jene rührende Szene:

Du ſpielteſt darin die Hauptperſon,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuſchend machteſt die Unſchuld du,
O ſchönſte der ſchönen Aktricen!

Parodie.*)

Sie haben mich ennüjiret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Sie haben das Ohr mir zerriſſen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Doch die mich am meiſten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die ſchrieben weder poetiſch,
Noch recht proſaiſchen Styl.

Lieder.

I.

Frag' nicht, Liebchen, was ich habe,
Frage lieber, was ich ſei;
Denn nicht große Schätze hab' ich,
Aber gut bin ich und treu.

Frag' mich ja nicht, wie ich lebe,
Nur wofür, das frage mich;
Denn beſchränkt und einſam leb' ich,
Doch ich lebe ja für dich.

---

*) Seines bekannten Liedes: Sie haben mich gequälet ꝛc.

Frage nicht nach meinen Freuden,
Frage nicht nach meinem Schmerz;
Denn die Freude flieht ihn ewig,
Dem gebrochen iſt das Herz.

II.

Vertheid'ge nicht, vertheid'ge nicht
Die miſerable Welt!
Das Gaffervolk vertheid'ge nicht,
Denn nur was glänzt und täuſcht gefällt!

Vertheid'ge die Philiſter nicht
Und die Langweiligkeit,
Vertheid'ge die Gelehrten nicht
In ihrer edlen Nüchternheit!

Vertheid'ge drum die Frauen nicht,
Ob es auch beſſre gibt:
Die Beſte ja verſchmäht es nicht,
Zu feſſeln den, den ſie nicht liebt.

Vertheid'ge meine Freunde nicht
Und zähl' dich nicht dazu:
Denn jenen Freunden gleichſt du nicht,
Nein, ſtark und gut und treu biſt du.

Wandelnde Blumen in Berlin.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbau'n,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Frau'n.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch' ſchöne Federhüte!
Welch' ſchöne Türkenſhawls!
Welch' ſchöne Wangenblüthe!
Welch' ſchöner Schwanenhals!

Dresdener Poeſie.

Zu Dresden, in der ſchönen Stadt der Elbe,
Wo's gibt Taback- und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt ſich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Iſt nun mit Herr'n und Frau'n beſetzt daſſelbe,
So leſen vor, Glut-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Noſtitz — o Entzücken!
Ha! Herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andren Tage ſteht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit ſchwadernt, Kind's Kindheit iſt kindiſch,
Dazwiſchen kriecht das krit'ſche Beiblatt bündiſch.

Arnoldi ſorgt für's Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung ſei das Weltorakel.

Seine erſte Rezenſion ſchrieb er kurz nach ſeinem Eintreffen in Berlin. Es war der „rheiniſch-weſtfäliſche Muſenalmanach", der im Verlage von Schulz und Wundermann in Hamm in einigen Jahrgängen erſchien, den er beſprach. Ein Exemplar des Jahrganges 1822 war ihm von der Verlagshandlung zugeſandt worden. Dieſer Almanach, ein ausſchließliches Produkt der damaligen Dichterwelt Rheinland-Weſtfalens, wurde redigirt und herausgegeben von Friedrich Raßmann zu Münſter, als Dichter, Literator, Antholog und Zeitſchriftſteller geraume Zeit hindurch thätig, in deſſen Dichterſtillleben ſich Schiller's Worte in ſeinem Gedichte: die Theilung der Erde:

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn.

in buchſtäblichem Sinne verwirklichten. Denn er „lebte mit Zeus in ſeinem Himmel,“ d. h. er lebte der Poeſie — in ſteteſtem, härteſtem Kampfe mit Sorgen, Mangel und Noth, ſeinen einzigen Feinden, darbend mit Weib und Kindern bis zu ſeinem letzten Stündlein, das am 9. April 1831 ſchlug, wo er 59 Jahr alt von hinnen ſchied.

Mit Raßmann ſtand Heine eine zeitlang in literariſchem Briefwechſel, der indeß verloren gegangen iſt. Nur einen einzigen Brief kann ich hier mittheilen, folgenden Inhalts:

„Einliegend erhalten Ew. Wohlgeb. einen kleinen Beitrag zum rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach:

Aus den Paar Worten, die ich im Geſellſchafter über den Almanach geſagt habe, erſehen Ew. Wohlgb., daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung deſſelben diesmal eine beträchtliche Einſendung machen, wenn nicht juſt alle meine vorzüglichſten Gedichte in einer geſchloſſenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Preſſe iſt und im Verlag der Maurer'ſchen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine“ nächſten Monat erſcheinen wird.

Ja ich befürchtete, daß der Almanach wieder ſo ſpät erſcheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathſam, etwas zu ſchicken, was in jener Sammlung enthalten iſt.

Vor 4 Monaten ſchrieb mir mein Freund Rouſſeau, daß Ew. Wohlgb. für die Dichtergallerie biogr. Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich unterſagte es ihm ernſtlich, dieſe zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erſt durch Werke beweiſen muß, daß es mir mit der Poeſie gar beſonders Ernſt iſt, und weil ich zweifle, ob Rouſſeau meine äußern Verhältniſſe kennt! Iſt daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, ſo bitte ich ſie zu ſtreichen; iſt es indeſſen doch der Fall, ſo erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin ſchrieb mir Rouſſeau, daß mein Verbot zu ſpät kam.

Wenn Ew. Wohlgb. wünſchen, etwas von meiner Perſönlichkeit dem Namenverzeichniſſe des Almanachs beizufügen, ſo bitte ich bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen.

„H. Heine, 24 (?) Jahr alt, geboren in Düſſeldorf, erhielt im dortigen Gymnaſium ſeine Schulbildung, ſtudirte Juriſprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woſelbſt er jezt lebt."

Ueber meine literar. Hervorbringungen iſt ſchwerlich was zu ſagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgb. und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgb.

Berlin, d. 20. Oktbr.
1825.

ganz ergebener
H. Heine,
Behrenſtr. No. 71, 3. Etage.

Die Rezenſion des Muſenalmanachs von Raßmann war kurz und unbedeutend. Einige Beurtheilungen andrer poetiſchen Produkte aus jener Zeit ſind in Zeitſchriften zerſtreut. J. B. Rouſſeau veröffentlichte während derſelben zwei Gedichtſammlungen unter den Titeln: „Gedichte" und „Poeſieen für Liebe und Freundſchaft", worüber ſich Heine in einer weitläufigeren Rezenſion ausſprach; ſie möge ſeine damaligen äſthetiſchen Anſichten dokumentiren. Die Kritik iſt vergeſſen, weil ſie einem periodiſchen Zeitblatte anvertraut war; aber ſie iſt mehr als Ephemere, ein Zeugniß für

Heine und die Höhe ſeiner damaligen Kritik. Ziehen wir ſie wieder aus der Vergeſſenheit hervor, wozu ſie durch ihre Veröffentlichung in einem Journal von vornherein verdammt war. Er ſagt über jene beiden Sammlungen:

„Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daß ihm die Darſtellung deſſelben nicht mislungen iſt. Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüth? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt in's Menſchengewühl und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich in's Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beſtändigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf ſeine eigne Weiſe, und da auch wir das Recht haben, unſern eignen Ausdruck zu wählen, ſo erklären wir jene Erſcheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geſchichte haben." Das iſt die Bedeutung unſeres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerſtört, genoſſen und gelitten haben; im Mannesalter iſt ſchon manches dergleichen erlangt, und jener brauſende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft ſelbſt ſein mag, iſt ſchon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erſt der Greis, der im Kreiſe ſeiner Enkel unter der ſelbſtgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen ſeiner Lieben auf den Trümmern ſeines Hauſes ſitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geſchichte in ſeinem Herzen gänzlich befriedigt und erloſchen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugſam andeuten, wenn wir ſagen, daß der Verfaſſer in dem erſten ſein Streben, eine Geſchichte zu haben, und in dem andern die erſten Anfänge ſeiner Geſchichte dargeſtellt hat. Wir nannten die Darſtellung gelungen, weil der Verfaſſer uns nicht Reflexionen über ſeine Gefühle, Geſinnungen und Anſichten, ſondern dieſe letzteren ſelbſt gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Ausſprüchen, Thätigkeiten und anderen Aeußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf ſich einwirken laſſen und frei und ſchlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv, ausgeſprochen, wie ſie ſich in ſeinem bewegten Gemüth abgeſpiegelt. Der Verfaſſer hat hierin den oberſten Grundſatz der Romantiker-Schule befolgt, und hat, ſtatt nach der bekannten, falſchen Idealität zu ſtreben, die beſonderſten Beſonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in ſeinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, iſt: daß in jenen Beſonderheiten ſich wieder das allgemeine zeigt, und daß ſogar in jenen niederländiſchen Gemälden, wie ſie uns der Verfaſſer in den Sonetten manchmal dargibt, das Idealiſche ſelbſt uns ſichtbar entgegentritt. Dieſe Wahl und Verbindung der Beſonderheiten iſt es ja, woran man das Maaß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunſt darin beſteht, daß ſein Auge auf eine eigenthümliche Weiſe ſieht, und er z. B. die ſchmutzigſte Dorfſchenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher ſie eine dem Schönheitsſinne und Gemüth zuſagende Anſicht gewährt: ſo hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendſten und unerfreulichſten Beſonderheiten des gemeinen Lebens ſo anzuſchauen und zuſammenzuſetzen, daß ſie ſich zu einem ſchönen, ächt-poetiſchen Gedichte geſtalten. Deshalb hat jedes ächte Gedicht eine beſtimmte Lokalfärbung, und im ſubjektiven Gedichte müſſen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geiſt der Rhein-Gegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volks-Karakters mit all ſeiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinſicht der Kunſtſtufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erſte, obſchon dieſes mehr anſprechendes und kräftiges enthält. In dem erſten Buche iſt noch die Bewegung der Leidenſchaft vorherrſchend, eben weil in demſelben das unruhige Streben nach Geſchichte ſich ausſpricht; im zweiten dämmert ſchon eine epiſche Ruhe hervor, da bereits einiger Geſchichtsſtoff vorhanden iſt, der beſtimmte Umriſſe gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenſchaft ebenſogut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetiſche Genius. Darum ſieht man ſo viele deutſche Jünglinge, die ſich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenſchaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnſinn ſelbſt, einige erträgliche Verſe erzeugt. Darum ſind ferner manche Winkel-Aeſthetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutſcher oder eine zürnende Köchin in poetiſche Redensarten ausbrechen ſahen, zu dem Wahne gelangt: die Poeſie ſei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenſchaft. Sichtbar hat unſer Verfaſſer in dem erſten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenſchaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt ſich ſagen, daß ſie zum Theil Erzeugniſſe des Genius ſind. Schwerer iſt es, das Maaß der Kraft desſelben zu beſtimmen, und der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht eine ſolche Unterſuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erſte enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verſchiedenen Vers- und Ton-Arten. Der Verfaſſer gefällt ſich darin, die meiſten ſüdlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die ſchlichtdeutſche Spruchweiſe und das Volkslied ſind nicht vergeſſen. Seiner Kürze halber ſei folgender Spruch erwähnt:

Mir iſt zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutſchen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder ſind zwar im rechten Volkstone, aber nach unſerm Bedünken etwas zu maſſiv geſchrieben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volkslied-Formen zu erfaſſen, und mit der Kenntniß desſelben nach unſerm Bedürfniß gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguß ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe" überſchrieben, aus poetiſchen Apologieen befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebes-Sonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft" zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. von Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Seine, das iſt ein widerwärtiger geographiſcher Irrthum von 1814. Im Ganzen ſcheint kein tadelſüchtiger Geiſt in dieſem „Tempel der Freundſchaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das verſifizirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich geſpendet ſein. Beſonders iſt dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verf. auch ſchon im erſten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt ſind. Heine’s Haupt wird durch jene Sonette mit einem ſo köſtlichen Lorbeerzweige geſchmückt, daß Hr. Rouſſeau ſich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieſes von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn ſolches nicht geſchieht, ſo iſt es Jammerſchade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur.“ — —

Im Sommer des Jahres 1822 unternahm Heine eine Reiſe nach Polen; ſie gab Veranlaſſung zu einem neuen Reiſebilde aus Heine's Feder. Ich wußte weder von dieſer Fahrt, noch von dieſem literariſchen Reſultate derſelben ein Wort, als ich unverſehens ein kleines Paquetchen mit dem Poſtzeichen Berlin und der Adreſſe von Heine's Hand erhielt, worin ein Exemplar ſeiner polniſchen Reiſeerinnerungen lag. Er hatte in Berlin einen jungen Polen, Eugen von Breza, kennengelernt und ihn liebgewonnen. Das Gut ſeines Vaters war hinter Gneſen gelegen. Ihn beſuchte er dort, beobachtete des Volkes und Landes Zuſtände mit vorurtheilsfreiem Blicke, hielt ſich dann auch einige Zeit in der Provinzialhauptſtadt Poſen auf, und lieferte ein höchſt anſchauliches Bild, das der berliner Geſellſchafter damals veröffentlichte, und dem Herausgeber ſeiner Geſammtwerke nicht entgehen möge.

In ſeinen Briefen aus Berlin charakteriſirt er ſeinen polniſchen Freund, indem er über Unaufgelegtſein zum Korreſpondiren klagt: „Ich bin heute (16. März 1822) ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Mismuth hat der Fantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre ...... Meine Betrübniß wird durch eine weit vernünftigere Urſache bewirkt: mein köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von Breza, iſt vorgeſtern abgereiſt. Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht langweilte, der einzige, deſſen originelle Witze mich zur Lebensluſtigkeit aufzuheitern vermochten und in deſſen edlen, ſüßen Geſichtszügen ich deutlich ſehen konnte, wie einſt meine Seele ausſah, als ich noch ein ſchönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe.“

Bedeutſamer war eine andere Reiſe, welche er von Berlin aus im Jahre 1825 unternahm, nach Heiligenſtadt, wo er am 28. Juni der evangeliſchen Kirche ſich anſchloß und mit den Vornamen: Chriſtian Johann Heinrich in's Kirchenbuch eingetragen wurde. Taufzeuge war der Superintendent Dr. Bonitz aus Langenſalza.

Von Heiligenſtadt begab er ſich nach Göttingen und erwarb ſich dort in öffentlicher üblicher Promotion die juridiſche Doktorwürde unter dem derzeitigen Dekan der juridiſchen Fakultät Hugo am 20. Juli, der in ſeiner Rede zugleich des Promovirenden Verdienſte als deutſchen Dichters hervorhob.

Als juris utriusque Doctor rite promotus verließ er die Muſenſtadt Georgia Auguſta und traf in ſeiner zweiten Vaterſtadt Hamburg Ende des Julimonats ein als „Dr. Heine.“

Hamburg.

1826—1831.

Lüneburg. Helgoland. Norderney. England. München.
Italien. Frankfurt. Berlin.

In Hamburg lebte Salomon Heine, ſein Oheim, der ältere Bruder ſeines Vaters, ein Ehrenmann in vollſtem Sinne und weiteſtem Umfange des Wortes, weit über Hamburg's Gebiet hinaus als Wohlthäter und Stifter mehrerer bedeutenden milden und gemeinnützigen Anſtalten bekannt, der Armen Freund, Hort und Schutz, aber als Jude nicht einmal im Genuſſe der Bürgerrechte Hamburg's. Als Knabe von ſeinen dürftigen Eltern aus ſeiner Vaterſtadt Hannover in die Welt geſchickt, brachte er als Ausſtattung und Mitgift etwas Münze und ein paar lederne Hoſen nach Hamburg, und errang ſich ohne Beihülfe irgend einer Art die Stellung, die er bis zu ſeinem Tode im Jahre 1845 ſich zu erhalten wußte. Das ſchönſte Monument, welches er ſich ſelbſt errichtete, iſt ſein Teſtament.*)

---

*) Daſſelbe lautet: In aller Stille früh Morgens, ohne allen Pomp, zu beerdigen; dreimal 24 Stunden über der Erde ſtehen und 36 Stunden im Bette zu laſſen.

Auf des Oheim's Koſten hatte der Neffe in Bonn, Göttingen und Berlin ſtudirt, die Bedingung, unter

---

	Ct Mk
Die Männer (16), welche ihn waſchen, reinigen und beerdigen, erhalten	1200
Die Boten und Bedienten	300
Acht Tage nach dem Begräbniß ſollen vertheilt werden:	
An Hamburgs chriſtliche Arme	3000
An Hamburgs iſraelitiſche Arme	3000
An Hamburgs iſraelitiſche (portugieſiſche) Arme	400
An Altonas chriſtliche Arme	1500
An Altonas iſraelitiſche Arme	1500
An Altonas iſraelitiſche (portugieſiſche) Arme	300
An die Ottenſer Armen	800
Den drei in Hamburg beſtehenden Vorſchußanſtalten ſchenke ich, was ſie ſchuldig ſind, und außerdem legire ich denſelben: an die erſte	1000
an die zweite	2000
an die iſraelitiſche	3000
Dem Betty Heine Stift (iſrael. Krankenhaus), jedoch unter der Bedingung, daß, wenn mein Neffe, Dr. Heine, Hoſpitalarzt zu werden Neigung hat, demſelben dieſe Stelle zu übertragen, wo nicht, ſo ſollen nur 15000 Mk. an daſſelbe fallen und von den übrigen 15000 Mk. ſoll die iſraelitiſche Armenſchule 5000 und das allgemeine Krankenhaus die übrigen 10000 Mk. haben	30000
An das allgemeine Krankenhaus	10000
An die Taubſtummenanſtalt	3000

welcher jener ihn unterſtützte, war, daß der Neffe die Rechtswiſſenſchaft ſtudire und promovire. Gewiſſenhaft

---

	Ct. Mk.
An die Blindenanſtalt von 1830	3000
An die Wolf-Jülich'ſche Blindenanſtalt	5000
An die Warteſchulen	4000
An das rauhe Haus	4000
An den weibl. Verein für Armen- u. Krankenpflege	3000
An den medizinischen Armenverein	2000
An das Freimaurer-Krankenhaus	3000
An den iſraelitiſchen Krankenverein	8000
An die iſraelitiſche Freiſchule	2000
An die chriſtlichen Armenſchulen	6000
An das iſraelitiſche Bekleidungsinſtitut	2000
An das chriſtliche Bekleidungsinſtitut	2000
An die iſraelitiſche Mädchenſchule	2000
An die chriſtliche Mädchenſchule	2000
An das chriſtliche Waiſenhaus	3000
An den Verein für nützliche Gewerbe unter den Iſraeliten	8000
An den Feuerungsverein	2000
An den Brod- und Suppenverein	3000
An den Frauenverein	2000
An den Verein für greiſe Männer und Weiber	3000
An den Krankenpflegeverein	3000
An den Mietheverein	4000
An den Wittwenverein	1500
An die Schillingsſammlung für alte Jungfern	1500
An das vom Erblaſſer und Hrn. C. H. Donner erbaute Schulhaus in Ottenſen	4000

war von ihm dieſelbe erfüllt worden, und mit dem Doktordiplom in der Taſche trat er in des Oheims

---

	Ct. Mk.
An das altonaer Waiſenhaus	2000
An den altonaer Frauenverein	1000
Für St. Nikolai Kirchenbau	4000
Für St. Petri Kirchenbau	4000
An den iſraelitiſchen Verein zur Erbauung einer neuen Synagoge, wenn ſolche in fünf Jahren fertig	5000
An die Synagoge in Altona	5000
An die Synagoge in Hannover	5000
An Heimann Aron Wwe.	Bko. Mk. 3000
An Notar Breſſelau Wwe.	: 3000
An das Kontorperſonal insgeſammt (10 Perſ.) (für jedes Jahr 1000 Mk. Bko.)	: 111000
An die Kontorläufer zuſammen	: 5000
Dem Gärtner in Ottenſen zeitlebens freie Wohnung und jährliche Rente	500
Zweien Töchtern von ihm jede ein Legat von	500
Deſſen Tochter Auguſte	3000
An zwei Arbeitsleute, jeden eine jährl. Rente von	150
An einen andern Arbeiter eine jährl. Rente von	300
An den Oberkunſtgärtner ein Legat von	1000
An deſſen Gehülfen	200
An das Dienſt- und Kammermädchen der Doktorin Halle jede eine jährl. Rente voh	300
An den Kutſcher	500
An den Unterkutſcher	300
An den Reitknecht	3000

Haus, der nach des Vaters Tode deſſen Stelle treu vertreten hatte. Die jetzige Anforderung deſſelben, daß ſich der neue Doktor dem hamburger Advokatenſtande widmen ſolle, fand indeß taube Ohren bei ihm, und jener nahm auch von ſeinem Verlangen Abſtand, da er des Neffen Abneigung erkannte und zugleich den Ruf erfahren, den jener ſich durch ſein poetiſches Talent erworben hatte. So konnte denn Heine, von ſeinem Oheim fernerhin großmüthig unterſtützt, ſeiner Lieblingsneigung Folge geben. Zu Anerkennung des Dankes, den er ihm ſchuldete, ſchrieb er ſein Leben, ein Denkmal dauernder als Erz, deſſen Veröffentlichung durch den Druck — obwohl es bereits in den Händen des Verlegers Campe war — dennoch die Familie

---

	Ct. Mk.
An die weiblichen Dienſtboten zuſammen	3000
An die männlichen Dienſtboten zuſammen	4000
An die Haushälterin, ſo lange ſie im Dienſte bleibt, jährlich	Bko. Mk. 200
und wenn ſie denſelben verläßt eine jährl. Rente von	800
Der Familie insgeſammt	Bko. 1,110,800
Außerdem den Kindern der drei verſtorbenen Töchter des Erblaſſers	Bko. 2,700,000

Un[illegible]lerbe iſt der einzig lebende Sohn, Carl Heine.

verhinderte und wirklich unterdrückte, weil ſie an den geringen Urſprung ihres Ahnherrn nicht erinnert ſein wollte! Deutſchlands Literatur ward dadurch um eins ihrer ſchönſten Kleinode ärmer.

Hamburg, Deutſchlands ſehenswürdigſte Stadt, die Metropole des Handels, hat ſtatt Hochſchule und wiſſenſchaftliche Anſtalten höherer Grade ſeine Bank, worin der alten Hanſaſtadt Reichthum in den Millionen ruht, die den Handelsverkehr in Bewegung ſetzen, ſeine Börſe und ſeine Börſenhalle, Gerhard's von Hoßtrupp Schöpfung, die Halle der Kaufmannswelt mit der großen Journal- und Zeitungsleſehalle. Aber dennoch iſt trotz ihrer kommerziellen Richtung die Stadt den Muſen nicht abhold. Sein Johanneum hat Namen von feſtem Klang unter ſeinem lehrenden Perſonal aufzuweiſen. Eine gute Bibliothek erfüllt vollſtändig die Zwecke, weshalb ſie errichtet ward. Leſſing ſchrieb hier ſeine Dramaturgie, die Bühne war von jener Zeit an blühend, Hamburgs Oper bereits im 17. Jahrhundert hervorragend, und zu der Zeit, wo Heine ſich hier aufhielt, zählte das Stadttheater unter der tüchtigen Direktion Schmidt's unter ſeinen Mitgliedern Namen wie Lebrun, Lenz, Gloy, Jacobi, Cornet, E. Devrient, Joſt, die Reinhold und die Unzer.

Hamburg war Jahre lang der Sammelplatz literariſcher und künſtleriſcher Kapazitäten, wenn auch nur in zeitweiſer Dauer. Zu Heine's Zeit verſammelten ſich — vorzugsweiſe in dem Hotel de Saxe und in den Pavillons an der Alſter — Hamburgs ausgezeichnete Geiſter: Reinhold, der Dramaturg und Herausgeber der Hammonia, Gatte der gefeierten Bühnenkünſtlerin Chriſtina Reinhold; Kosmeli, aus Schleſien an die Elbe übergeſiedelt; Zimmermann, der Verfaſſer der neuen dramaturgiſchen Blätter, die ſich würdig dem unſterblichen Werke Leſſing's anſchloſſen, beliebt und jüngere Talente um ſich verſammelnd; Heine's Lehrer, Ludwig, Redakteur der Blätter der Börſenhalle; Meyer, Schröder's Freund und Biograph, aus Bramſtedt herüberkommend; Kruſe, der Däne, der treffliche, nicht genug nach Verdienſt gewürdigte Romandichter; A. Lewald; Töpfer, der beliebte Luſtſpielſchreiber; von Maltitz, als Dichter der „Pfefferkörner", des „Pasquills", des „Hans Kohlhaas" bekannt, bildeten die Elite der damaligen literariſchen Tafelrunde Hamburgs.

Hier zu Hamburg im Verlage von Hoffmann und Campe erſchien ſeine „Harzreiſe", der „Reiſebilder" erſter Theil 1826. „Selten hat ein Buch in Deutſchland ſo laute und allſeitige Theilnahme hervorgerufen als jene Harzreiſe; die Verſchiedenheiten des Alters und Standes verſchwanden vor dieſem mächtigen Eindruck. Die vorwärtsſtrebende Jugend begeiſterte ſich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie ſchlürfte mit geheimem Entzücken das ſüße Gift, deſſen Verderblichkeit ſie keinen Augenblick verkannte: Fürſt Metternich und Gentz, ſein Vertrauter, waren nicht weniger entzückt als der Demagog, der mit genauer Noth ihren Verfolgungen entging. Die Reiſebilder waren das erſte freie Aufathmen nach einer ſchweren und ſchwülen Atmoſphäre. Zum erſtenmal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenfantaſie der Reſtaurationsdichter uns beſchenkt, ein lautes, übermüthiges, aus der Seele kommendes Gelächter."

Statt des Prologs zur Harzreiſe: Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe u. ſ. w. hatte Heine den nachfolgenden geſchrieben, den er ſpäter verwarf; er lautete:

Was ich ſchaute, was ich hörte,
Was mir Geiſt und Herz entzückte,
Was mich ennuyirte, ſtörte,
Was mich feindlich niederdrückte —

Ernſtes Streben, tolles Treiben
Wie der Narren ſo der Weiſen —
Alles will ich niederſchreiben,
Wie ich es geſchaut auf Reiſen.

Iſt nicht Reiſen doppelt Leben?
Einmal lebt man's nur zu Hauſe.
Willſt du richtig fürder ſtreben,
So verlaſſe deine Klauſe!

Auf dem großen Welttheater
Sind wir Affen, Marionetten,
Reiten Steckenpferde alle:
Suche Jeder ſein's zu retten!

Mag der Nachbar ſpotten, tadeln
Ob der närr'ſchen Kavalkade,
Zwickeln auf Herrn Vetter Michels
Wacker unter ſeiner Gnade.

Alſo nehmt auch dieſe Reiſe
Auf, wie ich ſie hingeſchrieben.
Jeder hat ſo ſeine Weiſe,
Die er üben muß und lieben.

Ein Liederzyklus: die *Heimkehr* benannt, von 88 Liedern, eröffnet das Buch. Den proſaiſchen Theil desſelben bildet die Harzreiſe; ſie iſt Fragment und beſtimmt, ein Torſo zu bleiben. Sarkasmen, Witz, Laune und Satire geben dem Ganzen die originellſte, frappanteſte und ſchärfſte Würze. Der Haß und Unmuth, den er gegen Göttingen hegte, ſind auf der ganzen Reiſe durch den Harz ſeine treuen Begleiter, ſeine unzertrennlichen Gefährten; ihnen muß er als Reiſegenoſſen Freiheit zugeſtehen, und deshalb brechen dieſer Groll und Ingrimm unverhohlen und in lauten Ausbrüchen hervor. Aber nirgend geben ſich nüchterne, pedantiſch-trockene, gewöhnliche Alltagsausfälle kund; echte Satire, ſinnige Laune und kerniger Witz, wie exzentriſch ſie ſich auch immerhin hie und da geberden, feſſeln das Intereſſe des Leſers bis zu Ende. Er brach in dieſem Genre eine neue Bahn, oder vielmehr er ſchuf dieſes Genre, aber das große Heer der Nachtreter, der zahlreiche Troß deutſcher Reiſepilgrimme ſammt ihren touriſtiſchen Schilderungen iſt nicht werth, ihm die Schuhriemen zu löſen.

Der zweite Theil der Reiſebilder wurde 1827 ausgegeben; ihr Charakter beginnt hier bereits publiciſtiſch zu werden; Heine wagt ſich hier zuerſt auf den Weg, den er ſpäterhin vorzugsweiſe einſchlug und nicht verlaſſen bis zu ſeinem wintermährlichen Deutſchland. Dieſer zweite Band beginnt mit der Schilderung: „die Nordſee.“ Es ſind echt-poetiſche, bald humoriſtiſche, bald ernſtgewichtige Ergießungen, durch den Anblick der Nordſee veranlaßt, welche der Dichter während ſeines Aufenthalts auf der Inſel Norderney im Jahre 1826 oftmals erblickte. Höchſt originelle Auffaſſung einzelner Momente und Erſcheinungen, woran Heine's reiche Fantaſie Ideen und Bilder, neu und überraſchend zugleich, anknüpft, zeichnen dieſe Poeſieen, welche antik-moderne Oden genannt werden können, auf das vortheilhafteſte aus; die faſt in allen vorherrſchend durchgeführte Antitheſe zwiſchen der alten Mythologie und ihren Mythenbildern auf der einen Seite und auf der andern dem Leben, der Anſicht und Betrachtung unſerer Zeit fördert die Originalität dieſer poetiſch-humoriſtiſchen Schöpfung noch mehr. Ebenſowenig wie vor Heine die deutſche Literatur Traumbilder aufzuweiſen hat, hat ſie Produkte, welche dieſen Nordſeebildern gleichen, hervorgebracht.

An dieſe reiht ſich der Nordſee dritte Abtheilung, gleichfalls auf dem Eiland Norderney geſchrieben in Art und Weiſe der Harzreiſe, indeß ohne ausſchließliche Beſchränkung auf dieſes Eiland, reich mit fernerliegenden Ideen und Betrachtungen durchwebt, die ſich über Literatur und Kunſt, Zeitgeſchichte und Zeitgegenſtände, wie Reflexionen über ältere Geſchichte u. ſ. w. verhalten. Eine Mittheilung unter dem Titel: Ideen, mit der zweiten Bezeichnung: das Buch le Grand, ſetzt, wenngleich durchaus in anderer Einkleidung, die vorhergehende Mittheilung fort und enthält vor allem Jugenderinnerungen aus dem Leben des Dichters, aus denen — wie bereits bemerkt — falſche Patrioten den abgöttiſchen Bonapartismus Heine's haben deduciren wollen. Auf ihrer beſchränkten Stufe waren ſie indeß unvermögend, jene tiefen Eindrücke, welche aus den großen welthiſtoriſchen Tagen und ihren Erſcheinungen, die der Dichter als Knabe miterlebte, ihm in Herz und Sinn und Gemüth zurückgeblieben, zu würdigen, daher dieſer gehaltloſe Vorwurf. Sie enthalten einen wahren Schatz gediegener Lebensweisheit und neuer treffender Ideen und Anſichten, denen man, wenn ſie auch meiſt zu enthuſiaſtiſch gehalten ſind, dennoch zuſtimmenden Beifall nicht verſagen kann. Die früher bereits beſprochenen Briefe aus Berlin machen den Schluß des zweiten Bandes. Leider hat Heine ſelbe unbegreiflicher Weiſe in der dritten Auflage dieſes Theils der Reiſebilder ausgemerzt, was ſehr zu bedauern. Ich führe über ſie die Worte eines kompetenten Richters, Gutzkow's, an. Er ſagt:

„Die Diktion Heine's darin iſt der Kulminationspunkt der modernen Schreibart; ſie hat alle Vorzüge und Fehler derſelben. Ihr größter Fehler iſt wohl einer, für den ſie ſelbſt nicht kann, nämlich der, daß ſie ſich nachahmen läßt. Dieſe ſeine muſiviſche Kompoſition, dieſe drei-, viermal überbrüſtete Einkleidung lächelnder Gedanken, dieſe ſogar im Erhabenen noch immer beobachtende Beobachtung ihrer ſelbſt könnte Methode werden, da ſie ordentlich ihre Regeln hat.

Alles heineſirt, alles miſcht den Scherz in den Ernſt, ſetzt die konkreten Bilder für abſtrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewiſſen Fortſpinnen der Perioden durch träumeriſch-gedankenloſe Verbindungspartikel beſteht. Jeder, der heute ſchön ſchreiben will, muß einen Theil von Heine borgen; doch gibt es mancherlei Erlöſung von den Extremen dieſer Diktion.“

Im Jahre 1830 erſchien der dritte Theil der Reiſebilder, welchem im daraufkommenden Jahre als vierter Theil die Nachträge zu den Reiſebildern folgten. Im erſten muß Italien den Stoff hergeben, den Punkt bieten, von dem er gleichſam als Zentrum alle Radien ſeiner Geiſtesthätigkeit ausſtrömen läßt in den divergirendſten Geſtalten, bis zu der — Keule, womit er Platen's moraliſche Exiſtenz vernichtet, als furchtbare Rache wegen der Heine von jenem in ſeinem romantiſchen Oedipus zugefügten, gehaltloſen Unbilden. Zu ſeiner Rache, wie zu dieſen Unbilden ſucht man vergeblich in der ganzen deutſchen Literatur nach einem Pendant. Die Reiſebilder-Nachträge bringen in der einen Hälſte die Bilder aus Italien zum Schluß und füllen die andere Hälſte mit den vortrefflichen „Engliſchen Fragmenten“, welche — früher als Beiträge in den politiſchen Annalen abgedruckt — der Verfaſſer hier zuſammengeſtellt hat. Sie ſind alle geſammt rein publiziſtiſchen Inhalts, die er dem deutſchen Vaterlande und Volke darbringt als ſein „Kunz von der Roſen, als der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil iſt in guten Tagen, der aber in des Volkes Kerker dringt zur Zeit der Noth, ſein ſtarkes Zepter und ſeine ſchöne Krone unter dem Mantel, daß es frei als ſein eigner Kaiſer herrſche.“

„Kahldorf über den Adel“, in Briefen an den Grafen Moltke, war Heine's nächſte Schrift 1831, vielfach angefeindet, aber mit Kraft, Wahrheit und Nachdruck die Rechte der übrigen Stände vertheidigend, als Gegenſchrift einer Schrift des däniſchen Kammerherrn „über den Adel und deſſen Verhältniß zum Bürgerſtande,“ worin „der hochadelige Kämpe auf ſeinem Turnierroß ſitzt und keck die mittelalterliche Zote behauptet, daß durch adelige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe, als durch gemeine bürgerliche, worin er die

Geburtsprivilegien vertheidigt, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, wofür man den Adeligen dafür belohnen ſolle, daß er ſich die große Mühe gegeben habe, geboren zu werden." Dagegen erhebt ſich Heine, der die Autorſchaft zwar ablehnt und nur als Herausgeber auftritt, weil er „nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die Prätenſionen von Erblingen habe diskutiren können." Stück um Stück ſchlägt er jene aberwitzigen Behauptungen und „noblen" Anſichten zu Boden, und die Wahlſtatt wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Inſolenz.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung, ſeine Werke wurden verſchlungen, aber um den Dichter ſelbſt kümmerte man ſich nicht; um deſto ungezwungener konnte er leben — ſchreibt A. Lewald. Seine Mutter lebte dort in Zurückgezogenheit von der Welt, innig verehrt von ihrem Sohne. Sein Vater ſtarb daſelbſt, als der Sohn in Italien reiſte; ſchnell kehrte er, alles im Stiche laſſend, zurück. Sein Vater war ein unglücklicher Mann, dem es ſein ganzes Leben hindurch nicht recht glücken wollte; er ſtarb jung, im

Wahnſinn. Seine einzige Tochter, unſeres Heine Schweſter, eine feine hübſche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, einer Engländerin ähnlicher als einer Deutſchen, liebte Heine ſehr.

Er hatte wenigen Umgang; nächſt den Seinigen verkehrte er mit A. Lewald am meiſten, ſo lange ſich derſelbe in Hamburg aufhielt. Nachmittags ſah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Joſt, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Luſtſpieldichter Töpfer und Lewald gehörten dieſem Kreiſe an.

Während ſeines Aufenthalts zu Hamburg nach ſeiner Rückkehr von Helgoland ſchrieb er den letzten Theil des dritten Bandes ſeiner Reiſebilder, nämlich die wahrhaft künſtliche, aber auch wahrhaft gräßliche Diatribe gegen den Grafen Platen. Als Intermezzo fiel dazwiſchen die Abfaſſung der Antwort Kahldorf's an den Grafen Moltke über den Adel, auf den Wunſch des Verlegers ſeiner Schriften, Buchhändlers Julius Campe in Hamburg, und beſchloß dann ſeine literariſche Thätigkeit in Hamburg mit theilweiſem Niederſchreiben und Zuſammentragen der „Nachträge zu den Reiſebildern.“ Sie erſchienen, wie alles, was er ſchrieb, im Verlage von Julius Campe in Hamburg, mit dem er täglich verkehrte; dort ſah man ihn Vormittags im Buchladen, beſonders wenn Bücherballen von Leipzig eintrafen, deren Novitäten er dann durchſtöberte.

Er liebte Campe ſehr. So lange er ſo bleibt — pflegte er zu ſagen — bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht — fügte er lachend hinzu — wie ſehr er ſich verändert hat. Ehe er nach Italien reiſte, war er ein vortrefflicher Menſch.

Campe war daran gewöhnt, über ſich ſcherzen zu laſſen, und nahm es Heine vollends nicht übel.

Der Börne koſtet ihm zuviel — ſagte dieſer — und will noch immer nicht recht ziehn.

Aber Börne wird ziehn, wenn Sie längſt vergeſſen ſein werden — gab Campe zurück.

Das iſt ein Unglück für ihn und für Sie — erwiederte Heine — daß ſo lange darauf gewartet werden muß.

Den Sommer über wohnte er in dem ſtillen Dörfchen Wandsbeck, lebte dort ſeinen Studien und kam ſelten zur Stadt. Von hier aus datirt beſitze ich noch einen Brief Heine's — leider in fetzenhaften Fragmenten — worin er ſarkaſtiſch ſich ergötzt über den „Stuttgarter Bullenbeißer" (Wolfg. Menzel), der nach einer Rezenſion in ſeinem Literaturblatt unter meinen damals erſchienenen Erzählungen „mörderliche, fleiſchermäßige Gemälde" herausgewittert habe, die „nur für engliſche Doggen, nicht für Menſchen geſchrieben ſeien", während die, von Menzel „altersgrau und grünmoosbewachſen" getaufte Literaturzeitung von Jena ihnen „ein recht großes Publikum wünſchte." — Alſo ſich diametral einander gegenüberſtehend, trieb man damals „kritiſche Studien" in der deutſchen Journaliſtik; ob's heutzutage beſſer geworden in der periodiſchen Preſſe?

Eine Fahrt nach Norderney in's Seebad fällt in dieſes Jahr; die Reiſebilder ſchildern ſie. Eine Reiſe nach England folgte. Sein Oheim, der für die Anerkennung, die ſein Neffe bereits in der literariſchen Welt ſchon damals genoß, nicht gleichgültig war, hatte ihm

— den er noch immer wie früher den „dummen Jungen" nannte — für die Widmung eines Theils ſeiner Reiſebilder ein Geſchenk, beſtehend in einer Banknote von 100 Pfund Sterling, gemacht, zur Ausrüſtung zu einer Reiſe jenſeits des Kanals.

Während ſeiner Anweſenheit in London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus augenblicklicher Geldverlegenheit, weil es vernommen, Heine beabſichtige die Herausgabe einer Schrift über das Haus Rothſchild. Als Heine erfuhr, daß jenes Bankierhaus zu den entſchiedenſten Gegnern Rothſchild's gehöre und ſehr wünſche, daß die ihm erwieſene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß ſein möchte, übermachte er demſelben ſogleich die vorgeſchoſſene ſtarke Summe, obgleich ihm dieſes zu jener Zeit bedeutende Opfer koſtete, um ſeine vollkommenſte Unabhängigkeit ſich zu bewahren und das Londoner Bankierhaus nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte. Ob Heine wirklich die Abſicht gehabt, wie A. Lewald erzählt, eine Schrift über Rothſchild zu veröffentlichen, iſt mir nicht bekannt geworden.

Im Jahre 1827 begab er ſich von Hamburg über

Frankfurt am Main, wo er Börne, der ſich dort aufhielt, beſuchte, nach München, auf Veranlaſſung des Buchhändlers von Cotta, der ihn berufen hatte, um mit Dr. Lindner die „politiſchen Annalen“ zu redigiren, und auch einigen anderen projektirten literariſchen Inſtituten ſeine Thätigkeit zu widmen. Es galt — ſagt Heine ſelbſt — damals für die liberale Preſſe jene Organe zu ſchaffen, die ſpäterhin ſo heilſamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu ſäen, eine Ausſaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, ſo daß der arme Säemann ſchon gleich nur Aerger und Schmähung einerntete.

Männiglich bekannt — ſchrieb Heine — ſind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane, ariſtokratiſche Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte, und Börne warnte ihn, ſich zu hüten, mit den Pfaffen in München zu kollidiren. Er nahm an der Redaktion eines Jahrganges Theil: jedes Heft enthielt ein bis zwei Mittheilungen aus Heine's Feder, beſonders England betreffend, Schilderungen und Bilder aus der Zeit ſeiner Anweſenheit in London; auch ſeine Charakteriſtik Napoleon's oder richtiger — ſeine Kritik des Lebens Napoleon's von Walter Scott — erſchien darin. Alle dieſe Beiträge zu den „allgemeinen politiſchen Annalen" ſtellte er im vierten Theile der „Reiſebilder" ſpäter zuſammen. Ein Artikel in jenem Journal war der Literaturgeſchichte Wolfgang Menzel's gewidmet. Auch das „Morgenblatt" und „Inland", beide periodiſche Unternehmungen des Cotta'ſchen Verlags, enthielten in jener Zeit Beiträge von ihm. Unter ihnen verdient die Kritik des Trauerſpiels Struenſee von M. Beer beſonderer Erwähnung.

Das Jahr darauf ſah ihn Italien. Seine Aufzeichnungen darüber erſchienen zuerſt im Morgenblatt und wurden darauf den Reiſebildern einverleibt. Von dort nach Hamburg zurückgekehrt, verweilte er auch hier nicht lange; er wechſelte mit Lüneburg, wo er in regem Verkehre mit Dr. Chriſtiani lebte.

Im Jahre 1829 finden wir ihn wieder in Berlin, ſeine früheren Kreiſe und Bezüge in treuer Anhänglichkeit auf's neue aufſuchend. Beſonders näherte er ſich Rahel, der von ihm in einer Reihe von Sonetten poetiſch Gefeierten, wiederum wie früher. Ein Brief an Varnhagen vom 13. März 1829 aus ihrer Feder erzählt von ihrem Verkehre mit ihm. Sie ſchreibt:

„Von Heine wollte ich dir eben ſchreiben. Das Reſumé, was ich heraus habe, iſt und bleibt ſein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, ſonſt wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entſchlüpft, was er ſagen mag, iſt für die Menſchen gut genug. — — Wir ſprachen alle viel. Die Rede kam auf die egyptiſchen Bildwerke; ich nahm ihre ſteifen Haltungen in Schutz und erwies, die Natur im Vaguen und alles, was ſie verſucht und zu thun gezwungen iſt, aus lauter nur für ſie geltenden Gründen nachahmen zu wollen, ſei durchaus falſch und daher unthunlich; in eine menſchliche Schranke müſſen Künſte ſich engen; in einen ſolchen, für den höchſten gehaltenen Menſchenzuſtand, in Beſchränkung, in Grenze ihre Einwilligung geben, das allein ſei ihre Freiheit; und ſo ſeien der Egypter Stellungen eine Art Bild ihres geſelligen Daſeins; nicht arbeitend, nicht ſtrebend, nicht recht bewegt. Der Gegenſatz davon ſei der wiener Walzer, der oft ſo unſinnig angebracht ſchiene, nach jedem ernſten Kampf oft, mir aber ſtets ernſten Eindruck mache und gefalle — ohne daß ich lange den Grund deutlich gewußt — ſowie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geſchehen ſei: gewalzt! Was will der Menſch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigſein! — Heine ſchlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen; er brach wider Willen aus.

Tollheit! ſchrie er, toll, ganz toll, o wie toll! Tollheit! nein, das iſt raſend: ſolcher Unſinn ward noch nicht geſagt!

Und ſo blieb er lachend. Sowie er wieder zu ſich war, war er reinſter lichter Neid. Ich ſagte ihm auch: Den Unſinn möchten Sie gemacht haben! — Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, mußte ich ihm erklären: er frug ganz ernſthaft, und fand es dann ſehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich ſah ich ihn nie. Das wollte ich dir erzählen. Um 9 Uhr ging Heine.“ —

Sein Zerwürfniß mit dem Grafen Auguſt von Platen fällt in dieſe Zeit, hervorgerufen durch deſſen Ausfälle gegen Heine in ſeinem Luſtſpiel: „der romantiſche Oedipus“ (1829). Heine war gegen öffentliche tadelnde Ausſprüche über ſeine Schriften nicht gerade ſehr empfindlich; aber eine Erinnerung daran, daß er jüdiſcher Herkunft ſei, empörte ihn und verſetzte ihn in fieberhafteſte Glut: er, der ſonſt ſanft und ſtill, ward heftig, tobte und vergaß ſolche Unbilden ſobald nicht. Auf's äußerſte entrüſtete ihn daher, daß Platen ihn in ſeinem Oedip den „getauften Juden" vorwarf, und ſo wandelte er in ſeinem Grimme racheſchnaubend und auf Rache ſinnend einher. Das war der mir bekannte Grund jener wahrhaft ſcheußlichen Prangerſtellung Platen's im dritten Theil ſeiner Reiſebilder, woran die Art und Weiſe Bewunderung erheiſcht, wie und wodurch er ſolch ein Produkt zu Stande brachte, das in vieler Hinſicht, ſowohl rückſichtlich ſeiner Kompoſition wie ſeiner Tendenz, ohne gleichen iſt: keine Literatur irgend eines Landes hat nur entfernt ähnliches aufzuweiſen. Die Korreſpondenz, welche er mit Immermann, dem Hauptſubjekt des Platen'ſchen Luſtſpieles und ſeiner Invektiven, über dieſes Erzeugniß des „Zeus im Silbenfalle" führte, wird die Wahrheit meiner Angabe beſtätigen; die Veröffentlichung der Briefe Heine's und Immermann's ſteht bekanntlich bevor. Sie wird auch jetzt ſchon durch eine Mittheilung im Feuilleton der oſtdeutſchen Poſt beſtätigt, in welchem der ungariſche Schriftſteller und Ueberſetzer Kertbeny manche ſchlagende Bemerkungen Heine's anführt. So erzählt Kertbeny, daß er Heine fragte: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wiſſen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn geſtorben?“ — „Ei freilich,“ meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichſt kalten; er war ein Dichter im griechiſchen Sinne, deſſen Poeſie nicht im Gemüthe, ſondern in einem inneren muſikaliſchen Sinne beſtand, in einem mathematiſchen Sinne für Muſik.“—„Weshalb thaten Sie ihm denn aber ſo mit vollem Bewußtſein Unrecht?“ — „Ja, ſehen Sie,“ erwiederte Heine, und er lächelte fauniſch, „ich trat damals gerade erſt auf, und mein ganzes geiſtiges Weſen iſt ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Oppoſition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus; und beſonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und ſo erwiſchte ich gleich den größten unter ihnen heraus, ſchindete ihn, wie Apollo den Marſyas, und ſchleppte dieſen Rieſen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört ſo zur Taktik literariſcher Feldzüge. Und dann war der Menſch wirklich ein Halbnarr, als Menſch wenigſtens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze ſpazieren, das hab' ich ſelbſt geſehen. Auch — und hier ſtockte Heine etwas — war er ſchrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male ſagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich ſei keiner, am allerwenigſten einer in ſeinem Sinne; er blieb aber ſtörriſch wie Don Quixote, und ſo nannte ich ihn denn einen .... und endlich erſtach er ſich wie ein Skorpion."

Platen's erſtes Luſtſpiel dieſes „ariſtofaniſchen" Genre's, „die verhängnißvolle Gabel" richtete ihre Spitzen und Zinken gegen Müllner, Grillparzer, Houwald und die ſogenannten Schickſalstragödien, die ſie auf die Bretter der Bühne brachten; ſie ging einzig und allein aus Platen's Antipathie wider die tragiſche Schickſalsidee Müllner's und ſeiner Nachahmer hervor. Die Veranlaſſung zu dem „romantiſchen Oedip" war indeß eine ganz andere — nur individueller Groll, perſönliche Rache, daraus erwachſen, daß Immermann den gräflichen Poeten in einigen Xenien gerade nicht höflich rückſichtlich ſeiner poetiſchen Leiſtungen bewillkommnete, und Heine ſelbe im zweiten Theile der Reiſebilder veröffentlichte. Das ſollten beide büßen: und ſo ſchrieb Platen ſeinen Oedip, worin er den „Romantiker Nimmermann,“ das Publikum als Reiſenden, den Verſtand (exilirt) und den Chor aus Haidſchnucken (Schaafen) auf der Lüneburger Haide beſtehend, aufführt, wo „Tag und Nacht, romantiſche Blasbälge tretend, der berühmte Verſeſchmied wohnt, Beſitzer einer Schäferei und nebenbei Scharfrichterei treibt,“ denn ſein Trauerſpiel Cardenio iſt „die größte, mehr als ekelhafte Metzelei, die je der fette Froſch Bombaſt in dunſtigem Irrlichterſumpf poetiſchen Wahnſinns laichte.“ Die Szene zeigt uns den Nimmermann hinter einer ſpaniſchen Wand, wo er „ein Trauerſpiel überlegt“ und ein „Privatgeſchäft abthut,“ indem er „Sophokles Oedip geleſen, der ſogleich wieder als Purganz von ihm geht.“ Die Heine berührende Stelle waren die Immermann in den Mund gelegten Worte:

„Dort*) erklärt' ich auch,
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitſtrebender,
Kein Byron blos mir, aber ein Petrarca ſcheint.
Ihn nennen dürfen hätt' ich auch den Pindarus
Vom kleinen Namen Benjamin; er nannte mich
Des jetz'gen Zeitabſchnittes erſten Tragiker

und ſpäter nennt er Heine „den herrlichen Petrark des Laubhüttenfeſtes“ und weil er ſich „der erſten Dichter einen“ in einem „Liedlein“ ſelbſt genannt, ſpricht er von „Synagogenſtolz“ und nennt ihn den „Buſenfreund“ Immermann's, „des ſterblichen Geſchlechts der Menſchen Allerunverſchämteſten.“

Das war mehr als Heine zu ertragen vermochte: er ſchwur Rache und Verfolgung ſeinem Feinde. Immermann's Angriffe wider Platen in ſeiner Broſchüre: „Der im Irrgarten der Metrik taumelnde Kavalier“ waren ſchwach, deſto ſtärker Heine's Keulenſchläge; ſie mordeten ihn moraliſch. —

Im Juli und Auguſt des Jahres 1830 badete Heine in Helgoland; er war ſelig im Gefühle, nicht auf dem

---

*) Im „Hegel'ſchen Wochenblatt.“ d. h. in den berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, worin Immermann Heine's Tragödien rezenſirt hatte.

Boden des deutſchen Feſtlandes zu ſtehen; ſeine Stellung im Vaterlande wurde ihm tagtäglich unangenehmer, ſchwieriger.

„Ich ſelber bin des Guerillakrieges müde — ſchrieb er mir unterm 6. Juli von Helgoland — und verlange nach Ruhe. Es iſt wahrlich ſeltſam, daß gerade ich aus meinem beſchaulichen Leben herausgeſtört ward, um meine armen deutſchen Landsleute gleichfalls herauszuſtören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Polizei und Zenſur herumzuhetzen. Was mußte ich auch Reiſebilder ſchreiben, politiſche Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Intereſſen abplagen, den armen deutſchen Michel aus ſeinem tauſendjährigen Dachsſchlaf aufrütteln? Was half's mir? Er ſchlug die Augen auf, um ſie gleich darauf wieder zu ſchließen; er gähnte, um ſofort wieder nur noch ſtärker zu ſchnarchen; er reckte ſeine ſteifen ungelenken Gliedmaaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette ſeiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beſte, worauf die „ſtillen Leute" ruhen, und wo es Betten gibt, die man „kühl“, „kalt“, „ſtill“ und „düſter“ nennt. Doch nein — für dieſe Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutſchland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwiſchen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der ſicher meinen „Almanſor“ geleſen hat, und mehr für ihn ſchwärmt als für ſeine Fatimen im Harem, noch zu ſich einladet und mich zu ſeinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen ſtudirte, und man in Deutſchland den Katzenjammer am beſten kennt, weil er am häufigſten hier vorkommt und am gründlichſten und ſchmackhafteſten mit Häringſalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernſt. Gib mir Rath, wohin ich gehen ſoll? Uebereile dich nicht und ſchreibe mir offen deine Anſicht; ich bleibe wenigſtens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen, brittiſchen Gouverneurs des einſamen Eilandsfelſens.“ Alſo wankte er in ſeinen Vorſätzen und wußte nicht, wohin.

Während Heine auf Helgoland badete, war ein gewaltiges Ereigniß — von vielen längſt erwartet, von manchen nicht einmal geahnt und für unmöglich gehalten — auf dem europäiſchen Kontinente eingetreten: die Julirevolution hatte in drei Tagen das Geſchlecht der Bourbonen vom Throne Frankreichs geſtürzt, und ſetzte Deutſchland gleichſam nachhallend in Bewegung. Kaum hatte der Kanonendonner in Paris geſchwiegen, die Barrikaden waren weggeräumt aus den Straßen, die neue dreifarbige Fahne flatterte auf dem alten Thurme der Kathedrale Notre Dame und die Pflaſterſteine flogen nicht mehr, da begann hie und da auch in Deutſchland unvorbereitet ein ähnliches Kugel- und Straßenpflaſterſteinſpiel en miniature. Das ruhige deutſche Hausherz gerieth aus ſeinem gewohnten Schlage in ſchnellere Bewegung, und als der Geſchützdonner von der Seine ſich in den Flintenſchüſſen Brüſſels erneute, holte man in Deutſchland die roſtigen Feuergewehre aus den Plunderkammern, Piſtolen und Waidmeſſer von den Wänden, und putzte ſie und trällerte die Marſeillaiſe. In den Miniaturfürſtenländchen Reuß-Schleiz-Lobenſtein u. ſ. w. reizten die Wildgehege des Landesvaters zu einem „Sturm im Waſſerglaſe“; in Mecklenburg-Schwerin wagte Johannes

Hagel — gemeinhin Janhagel — im begeiſterten Freiheitsgefühle einen herzhaften Angriff auf einen Münzſchatz von 160,000 blanken Thalern; in Sachſen proteſtirte man wider alte Satzungen und neuen Brückenzoll, und in Hamburg machte ſich der Steuerjammer gewaltſam Luft und der Pöbel ließ ſein Hepp, hepp! erſchallen. Man begann ſchon Steine gegen des alten Salomon Heine ſtattliches Haus am Jungfernſtieg zu erheben; aber alſobald brachten ihm Tauſende ein Hurrah und riefen zur Ordnung: und keine Fenſterſcheibe ward verletzt. Dagegen flüchtete Karl von Braunſchweig aus ſeinem brennenden Schloſſe und ſegelte nach John Bull hinüber. Später ward das „Hambacher Feſt" begangen, wo Börne ſprach. Heine nahm an allen Vorgängen keinen Antheil. Die Haufen verliefen ſich: die deutſche Eintagsfliege der Bewegung hatte ihren kurzen Lebensathem ausgehaucht, und die frankfurter Bundestagsbeſchlüſſe waren das Schlußbild des deutſchen Revolutionspanorama's.

Von Helgoland war er wieder nach Hamburg zurückgekehrt. Ihn drängte es nach Berlin, nach Rahel, um ſie wiederzuſehen, zum letztenmale vor ſeiner Auswanderung aus dem Vaterlande; denn immer mehr befreundete er ſich mit dem Gedanken, daß ſeines Bleibens in Deutſchland nicht länger ſein könne, und ſtets mehr befeſtigte ſich ſein Vorhaben, nach Paris zu überſiedeln. Rahel's und Heine's Verhältniß zu einander war ein inniges; auch ihrem Bruder Robert ſtand er nahe. Sie ſelbſt ſpricht ſich darüber offen in einem Briefe vom 9. Oktbr. 1830 an Gentz aus:

„Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt wie ſo viele, und immer zu viele. Da er fein und abſonderlich iſt, verſtand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen. Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie alle gern und ließ ihm nichts durch, ſah ich's vor dem Druck; doch das geſchah kaum, und ich tadelte dann ſcharf. Mit einem Male bekam ich ſein fertiges eingebundenes Buch[*]) von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geſchehen, und nur darin konnte ich mich faſſen, daß ich ſchon damals wußte, daß alles Geiſtige vergeht, und ſogar bald von Neuem der Art verſchlungen wird, ja das meiſte faſt unbeachtet bleibt. Thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts als ihm ſchreiben: nun ſähe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürſtinnen erſt die Erlaubniß erbitte, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen u. ſ. w. Wir blieben uns aber hold nach wie vor.“

---

*) Die Harzreiſe, ihr gewidmet.

Als er von Rahel Abſchied genommen, kehrte er nach Hamburg zurück, woſelbſt er jedesmal wie nach einem Aſyle ſeine Zuflucht nahm; denn dort lebte ſeine Mutter, an der er mit wahrer Kindesliebe hing, ſeine nicht minder geliebte Schweſter, dort verehelicht, und ſein Oheim und Wohlthäter Salomon Heine und die Seinigen. Nach dieſem Familienkreiſe ſehnte er ſich ſtets zurück nach ſeinen näheren Reiſen und ferneren Fahrten, nach ſeinem Aufenthalte in München, in Italien und England, auf Helgoland und in Norderney, in Berlin und Frankfurt. Das waren lauter Epiſoden in ſeinem hamburger Leben vom Jahre 1826 bis zu 1831.

Paris.

1831 — 1856.

Achen, Köln, Münſter, Hamburg, Baréges,
Cauterets, Hautes Pyrenées.

Mit dieſem Abſchnitte der Denkwürdigkeiten aus Heine's Leben, meinen Erinnerungen und Erlebniſſen daran und daraus, beginnt — nach ſeinen Lebensjahren gerechnet — ſein Mannesalter; er hatte das vierunddreißigſte Lebensjahr zurückgelegt und ſtand ſomit an der Scheide der Tage, wo im Leben von Männern, die in irgend einer Weiſe ſich ausgezeichnet und Einfluß geübt haben, die Lehrjahre zu Ende gehen und die Meiſterjahre beginnen. Aber große Geiſter reifen nicht mit der Zeit, gleich der Traube an der Rebe; ſie ſind gereift von Beginn an, und was ſie produziren, ſind reife Früchte von vornherein. Es bedarf auf poetiſchem Gebiete nur der Erinnerung an die Heroen unſerer deutſchen Literatur, und ihnen in dieſer Beziehung durchaus ebenbürtig ſteht Heine da; vielleicht nimmt er gar die erſte Stelle in erſter Reihe an; denn niemanden hat weniger gezeitigt die Zeit als ihn: das erſte Lied, das er geſungen, bekundet den Meiſter im Geſange; ſein erſtes Werk in proſaiſcher Form, die Harzreiſe, tritt in gleich gerundeter, vollkommener Geſtalt auf wie die letzte Zeile aus ſeiner Feder. Keinen Schritt, nicht einen Zoll breit, iſt er fortgeſchritten in Vollendung deſſen, was er geſchaffen: der Genius leuchtet von ſeinem Erwachen an in gleich glänzendem Lichte; die „Zeit hat keinen Theil“ an ihm; er ſteht gleichſam über ihr, außer und über dem Geſetze des Endlichen zugleich. Gleich Minerva aus Jupiter's Haupte tritt er gewaffnet hervor. Seine Jugend lieferte Meiſterwerke, das Mannesalter blieb nicht hinter ihnen zurück. Das iſt ein untrüglicher Maaßſtab, der ſich von ſelbſt an ſeine Geiſteswerke legt. Und wo der Name eines deutſchen Dichters genannt wird, „da wird auch der Meine genannt.“ Das ſang er im Jahre 1818, einundzwanzigjährig; in Vorahnung ſeiner geiſtigen Kraft, ſeiner reichen Fantaſie, ſeines übermächtigen Geiſtes.

Die klügelnde Welt, die „das Strahlende zu ſchwärzen, das Hohe in den Staub zu ziehen“ ſtrebt, hat viel zu meiſtern gefunden; ſie hat mit ihrer ſogenannten kritiſchen Feile viel am Rufe ſeines Muſenroſſes herumzuarbeiten verſucht; — aber, unbekümmert um ſolche Hufſchmiede, durchflog ſein Pegaſus die Bahn empor zu Zeus; denn er gehörte zur auserwählten Zahl derjenigen, zu denen er bei der Theilung der Erde ſprach:

> Willſt du in meinem Himmel mit mir leben?
> So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein! — —

Im Frühjahre 1831 beſchloß er endlich, von Hamburg nach Paris zu gehen und den deutſchen Boden zu verlaſſen; die Abreiſe ward auf den erſten Mai feſtgeſetzt; und Heine reiſte ab. Er nahm ſeinen Weg über Frankfurt am Main, woſelbſt er von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ, überraſcht war; man erzeigte ihm alle möglichen Auszeichnungen — berichtet A. Lewald, der ihm bald darauf nach Paris folgte. Heideloff und Campe — erzählt er — die ich in Paris ſogleich aufſuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen. Dort traf er ihn auch. Es fing ihm nachgerade an, in Paris zu gefallen; er hatte bereits einige Bekanntſchaften gemacht, die ihn intereſſirten. Ein junger Mann von bedeutendem

Talente hatte begonnen, unter ſeinen Augen die Reiſebilder zu überſetzen. Heine freute ſich darauf, den Franzoſen alſobald bekannt zu werden. Leider war aber der Ueberſetzer zugleich Nachtwandler, ſtieg einige Wochen ſpäter auf's Dach und ſtürzte ſich zu Tode, ehe er ſeine Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück" — ſagte Heine.

In Rothſchild's Zirkeln hatte er Gelegenheit, ſich den ausgezeichnetſten Männern des Tages zu nähern; auch die Soiréen bei Lafayette pflegte er zu beſuchen. Die S. Simoniſten bemühten ſich, ihn für ihr Intereſſe zu gewinnen; er nahm Theil an ihren Zuſammenkünften, die ſie in der Rue Faitbout gaben. Olinde Rodrigues und den Père Enfantin, die er perſönlich kannte, ſchätzte er ſehr, ohne ſich jedoch ihren Wünſchen hinzugeben. Er hielt ſich wie in Deutſchland ſo auch in Frankreich fern von allen Cliquen, und ging ruhig ſeines Weges, ohne ſich irren zu laſſen. Balzac, Dumas, Scribe, A. Scheffer, V. Hugo, G. Sand, D. Gay, Th. Gauthier, Lamartine, L. Blanc und anderen literariſchen Notabilitäten Frankreichs ſtand er mehr oder minder nahe. Sein eiſerner Fleiß wich trotz aller

Zerſtreuungen, welche die Weltſtadt bot, und die in Folge ſeines Rufes noch mehr von allen Seiten auf ihn eindrangen, nicht einen Augenblick von ihm. Zwar wies er das Dolce far niente des Dichters nicht ganz von ſich, und ſeine Muſenſtunden wechſelten mit Mußeſtunden ab. Zudem war, um alſo zu ſchaffen und zu wirken, wie Wille und Abſicht bei ihm waren, ihm auch Zeit zur Beobachtung und Selbſtanſchauung nöthig, gleich dem Maler, deſſen Aufgabe es iſt, ſprechend ähnliche Bildniſſe zu liefern. Wollte er doch ein ſolches Bild liefern, und dazu waren ihm, nachdem er ſelbſt Augenſchein genommen, Muße und — Ruhe nothwendig.

In Paris nahm er daher überall ſeine Wohnungen in den entlegenſten einſamſten Straßen, und wählte wieder einen ſtillen Hof, oft den zweiten oder dritten, wohinaus die Fenſter ſeiner Arbeitskammer blickten, weit entfernt vom Gewirre und Geräuſche des Tages und dem Getriebe der lauten Welt der Hauptſtadt. So wohnte er eine Zeitlang in der Rue de l'Echiquier im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, abgeſchieden, todtenſtill, aber komfortable. Und hier war es, wo er ſeine „Franzöſiſchen Zuſtände“ für die allgemeine augsburger Zeitung in faſt täglichen Korreſpondenzartikeln ſchrieb, die er ſpäter ſammelte und als Buch herausgab. Von Cotta bezog er für dieſe Mitarbeiterſchaft ein feſtes Jahreshonorar von 3000 Francs. Seine Korreſpondenzartikel in jener Zeitung trugen das Zeichen eines rheiniſchen Wirthshausſchildes an der Stirn, zwei aufeinanderliegende Dreiecke.

Später vertauſchte er dieſe Wohnung mit einer gleich einſam gelegenen auf dem Faubourg poissonnière, drauf mit einem Logis in der entlegenen Rue d'Amsterdam Nr. 50, welches er drauf mit einem neuen in der Avenue Matignon in der Nähe der elyſäiſchen Felder wechſelte.

Jener Antheil, den er an der allgemeinen augsburger Zeitung eine Reihe von Jahren hindurch nahm, förderte die Bedeutung und Verbreitung dieſes Blattes in hohem Grade; ſeine Artikel zogen die Aufmerkſamkeit der Diplomatie und Kabinette in gleichem Grade auf ſich, wie ſie die Blicke des ganzen Publikums aller Länder Europas feſſelten; denn kaum mochte damals eine Stadt exiſtiren, wohin nicht mindeſtens ein Exemplar der Augsburgerin kam. Ja — ſeine Artikel hatten ſelbſt Reklamationen — theils direkte, theils indirekte — Seitens mehrerer Höfe zur Folge.

Intereſſant iſt die Reklamation des damaligen öſterreichiſchen Kabinets, die ohne amtlichen Charakter in einem Privatbriefe des Hofraths Gentz zu Wien an den Freiherrn von Cotta als Verleger ſich ausſprach, datirend aus dem Jahre 1832. Gentz machte auf die pariſer Korreſpondenzartikel darin aufmerkſam, die in ihrer Mehrheit von dem Perier'ſchen Miniſterium und der franzöſiſchen Regierung in feindſeligen, oder, was noch ſchlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken ſich ausſprächen. Die darin enthaltene Anſicht ſei nach und nach überwiegend, und zugleich die Sprache derer, welche ſie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die augsburger Zeitung aber in den letzten 6 Monaten — und ungefähr von da an ſchreibt Heine's Mitarbeiterſchaft ſich her — durch die Tendenz ihrer meiſten politiſchen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beiſtand geleiſtet; die faſt täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konſtitutionellen Monarchie mehr geſchadet, als die ärgſten karliſtiſchen und republikaniſchen Diatriben der Gazette de France und Quotidienne, des National und der Tribüne, da die Exiſtenz jenes Miniſteriums eine der letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens ſei, und von dem Verleger der Zeitung nicht anzunehmen ſei, daß er zu der Partei derjenigen übergegangen ſein ſolle, die das Heil der Welt — ſei es im Sinne einer gewaltſamen Contrerevolution oder eines völligen Umſturzes der alten geſellſchaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarte.

„Endlich aber — fährt Gentz wörtlich fort — iſt das Maaß — verzeihen Sie mir das ſtarke Wort — dieſer falſchen, und wie ich glaube, höchſt verderblichen Richtung voll geworden, durch die Aufnahme der ſchmählichen Artikel, die Heine ſeit einiger Zeit unter dem Titel: Franzöſiſche Zuſtände wie einen Feuerbrand in Ihre, ſolchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein ſehr großer Theil des Publikums ergötzt ſich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier (und Louis Philipp mit ihm) ſind blos und allein, weil ſie Ordnung und Frieden als ihren höchſten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutſchland ſo ſehr in Mißkredit gefallen, daß man heute ſchon lieber die Koſacken als das verſchrieene Juste milieu in Paris regieren ſehen möchte.

„Dies alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugeſehen, um nicht auf das unglaublichſte und unſinnigſte in den Revolutionen der Meinung ſtets gefaßt zu ſein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausſchweifungen, die Sie zuverläſſig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe.

„Was ein verruchter Abenteurer (?) wie Heine, den ich als Dichter gelten laſſe, ja ſogar liebe, und gegen den alſo kein perſönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünſcht, indem er die heutige franzöſiſche Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter unterſuchen, obwohl es ſich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die gränzenloſe Verachtung, womit dieſe Unholde unter anderen, und jetzt vorzugsweiſe, von den achtbarſten Klaſſen des Mittelſtandes ſprechen, ſollte ſelbſt dieſe Klaſſen gegen ſie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „noch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes ſo tief geſtanden, und es zeige ſich jetzt, daß in einer Maitreſſenherrſchaft immer noch mehr Seele zu finden ſei, als in dem Contor eines Banquiers.“ Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe ſein? Die Geiſtlichkeit und den Adel mag man längſt nicht mehr; ſie ſind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, noch mehr verhorreſcirt werden, als die ehemaligen Fürſten, Grafen und Barone, wer ſoll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwiſchen den Redakteurs des „Freiſinnigen“ (Welcker), als der (Gott ſtehe uns bei!) gemäßigteren Revolutions-Cotterie, und Volksvertretern, wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer“ u. ſ. w.

Seine literariſche Thätigkeit entfaltete ſich während ſeines pariſer „Aſyls“ auf die reichſte mannichfaltigſte

Weiſe: alle ſeine übrigen Schriften, die nach ſeinen Gedichten und Buche der Lieder, ſeinen Tragödien und Reiſebildern erſchienen ſind, ſind auf franzöſiſchem Boden entſproſſen. Nebenbei gingen aus ſeiner Feder eine Menge kleiner Erzeugniſſe, Beiträge zu periodiſchen Schriften, Vorreden, Einleitungen zu Werken und dergleichen hervor.

Während ſeines pariſer Aufenthaltes ſchrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andere Intereſſen ſehr in Anſpruch nahmen, die bekannte kleine Skizze: „Die Theegeſellſchaft in den Appeninen“ für Theodor von Kobbe, um ſein ihm gegebenes Wort zu löſen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verſchiedener norddeutſcher Autoren ſein Scherflein beizutragen. Heine war überhaupt einer echten Aufopferung für ſeine Freunde fähig. Als die Cholera an allen Enden in Paris wüthete, ging er, der mehr als andere reizbar und empfänglich war, in die engſten ſchmutzigſten Gaſſen, um für einen Freund ein Geſchäft in Ordnung zu bringen, woran dieſem viel gelegen war. Mit gleicher Aufopferung pflegte er zu jener Zeit einen kranken Vetter, und blieb deshalb in Paris zurück, während alle ſeine Freunde daraus flohen und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Er ſagte, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, ſeinem Oheim dieſen Sohn zu erhalten, da er ſchon mehrere Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde geſtorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus. —

Mit großer Vorliebe hing Heine an dem deutſchen Theater. Außer ſeinen früh erſchienenen Tragödien lag eine Menge von Stoffen und Szenen in ſeinem Pulte, die nur der Zuſammenfügung und Bildung zu einem dramatiſchen Ganzen harrten. Schon längſt beabſichtigte er, der Bühne Deutſchlands damit ein Geſchenk zu machen. Lewald gab um jene Zeit ſeine, leider zu früh eingegangene „allgemeine Theaterrevue" heraus und bat ihn um Ueberſendung eines Fragments einer ſolchen dramatiſchen Dichtung. Er ſagte für die Folge zu, ſchloß aber den Brief mit folgenden Worten, die ſich auf eine ernſte Neigung beziehen, die ſich damals zu entwickeln begann und ihn ſogar von ſeinen Freunden und ſeiner Beſchäftigung abzog.

„Seit Oktober — ſchrieb er — hat nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, niemanden ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und ſo habe ich oft darüber geſeufzt, daß ſie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich nicht gelangen. Und das iſt alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte. Warten Sie nur; in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Komödien und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Leſen Sie das hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann."

Statt der zugeſagten Tragödien und Komödien ging ein entſchuldigender Brief ein: Heine war noch nicht wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Dagegen lief für den letzten Jahrgang der Theaterrevue ein höchſt intereſſanter Artikel: „Ueber die franzöſiſche Bühne“ ein, den Heine in ländlicher Abgeſchiedenheit auf einem Dorfe bei Paris im Mai 1837 geſchrieben hatte, und über 6 Druckbogen ſtark eine der Hauptzierden der Lewald'ſchen Theaterrevue iſt. Auch die deutſchen Zeitſchriften wurden nicht vergeſſen: Morgenblatt und Planet und viele andere brachten Beiträge von ihm; ſie ſind größtentheils verſchollen, vom Dichter wahrſcheinlich ſelbſt vergeſſen und weder in ſeine ſpäteren Gedichtſammlungen, noch in neuen Auflagen derſelben aufgenommen. Eine ſorgfältige Nachleſe derſelben wäre an der Zeit, um ſie der Geſammtausgabe ſeiner Werke einzuverleiben. Einige „Abendlieder“ aus dem Jahre 1831 ſind mir zufällig zur Hand: ſie mögen hier ihre Wiederaufnahme finden!

Ich wandle längs dem Teiche,
  So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holde, bleiche,
  Seh'n mich geſpenſtiſch an.

Sie ſehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lied ſodann.
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finſtern Mann.

Ich muß ſie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und, außer Kredit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

Und auf dem Teiche ſchwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie ſchwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt,
Und wenn die Schwäne ſingen,
So ſterben ſie alſobald.

D'rum müſſen ihr Leid ſie verhehlen,
Wie ſchwer auch die Bruſt geſchwellt;
Denn Schwäne und Dichterſeelen
Verſteht nicht die dumme Welt.

Und ſind ſie dann auch verloren,
Sie ſingen doch noch zuletzt;
Und liegt mir's nicht vor den Ohren,
So ſingen ſie eben jetzt.

Es ſchiffen vergnügte Wölkchen
Durch's blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung ſchwebet
Ein ſchattig Gebild mir daher.

Es blickt mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein,
Wie ferner Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut iſt mir dieſe Erſcheinung,
Ich glaub', ich erkenne ſie:
Es iſt der ſüße Schatten
Von der geſtorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und ſtille
Und faßt mich mit leiſem Weh';
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich ſie beſſer ſeh'.

Das Jahr 1833 brachte ſeine Schrift: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" (Paris und Leipzig) — ein Torſo; er kündigte ſie ſelbſt als ſolchen an, zugleich als Fortſetzung des Werkes der Frau von Staël über Deutſchland, welches er da für gut und vortrefflich hält, „wo die großfühlende Frau ganz ſelbſt iſt, wo ſie ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, und wo man nicht den feinen Diskant des Herrn A. W. von Schlegel aus dem Buche hervorſchreien hört.“

Ihr ſchloß ſich im darauffolgenden Jahre „Die romantiſche Schule“ an, eine Girandole von humoriſtiſchen Blitzen und wunderſamen Geiſtesfunken. Es iſt eine Ueberarbeitung eines Theils der vorhergegangenen Schrift, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt war.

Um dieſe Zeit war es, wo in Preußen und in einigen deutſchen Staaten nach ihm ein Generalverbot gegen die Schriften Heine's, ſowohl die bereits erſchienenen wie die *künftig erſcheinenden*, erlaſſen ward. Es gründete ſich daſſelbe auf eine öffentliche *Denunziation Wolfgang Menzel's*. Man begann von einer Partei der Bewegung in Deutſchland zu träumen, von einer Verſchwörung, zu deren Angehörigen man eine Zahl junger Literaten ſtempelte, die nicht einmal in einer äußeren Verbindung, in perſönlichen Bezügen zu einander und der Mehrzahl nach in gar keiner

Berührung irgend einer Art zu Heine ſtanden, und wozu man unter anderen Mundt, Gutzkow, Laube, Kühne und andere rechnete; an ihrer Spitze ſtellte man ohne weiteres Heine und Börne in Paris. Dieſe „Verſchwörer“ ſollten ihre Pfeile auf Moral und Religion richten und ſich anſchicken, die ſittlichen Zuſtände des deutſchen Vaterlandes zu untergraben und zu vernichten*); ich ſagte unter anderen damals: man bezeichnete ſie mit dem Namen „das junge Deutſchland,“ und nahm es leider Ernſt mit dieſer Chimäre. Das benutzte Menzel in ſeinem Intereſſe; er trat als Denunziant in ſeinem Literaturblatte auf, er, früher deutſcher Turner und glühendes Mitglied der deutſchen Burſchenſchaft, unzufrieden mit Deutſchlands Inſtitutionen, ſein Heil in der Schweiz ſuchend, Widerſacher Goethe's und ſeiner von allem politiſchen Meinungsſtreit entfernten, ruhigen, literariſchen Leiſtungen und Beſtrebungen, dann eloquenter Lobredner Börne's und Heine's und Vertheidiger des franzöſiſchen Bürgerkönigthums, wandelte plötzlich Rock und Geſinnung und ließ in der Philiſter-Patriotenperücke mit Zopf und ſteifen Locken und im pfarrherrlichen Kanzeltone Manifeſte ausgehen in alle Welt, dem deutſchen Vaterlande das Herannahen einer Gefahr verkündend, wie noch nie eine gedroht.

---

*) Ich habe mich weitläufiger darüber ausgeſprochen in dem von mir herausgegebenen „Neuen rheiniſchen Merkur.“ 1847. Heft 6. S. 447 ff.

Dieſe Manifeſte, wirkliche Meiſterwerke journaliſtiſcher Sophiſtik, wie ſie die Jahrgänge 1835 und 1836 des Literaturblattes zum Morgenblatte brachten, waren Heerpredigten wider das junge Deutſchland und ſeine Tendenzen, mit fingirtem Ernſt die Sache behandelnd, die beiſpiellos in der deutſchen Journaliſtik iſt. Kaum noch öffentlicher Anhänger der franzöſiſchen Julirevolution und ihrer deutſchen Vertreter Heine und Börne, ward Menzel urplötzlich ein alter deutſcher Philiſter echten Hausbackenthums, ein „Franzoſenfreſſer“, wie Börne ihn treffend in ſeiner alſo betitelten Flugſchrift bezeichnete, und Todfeind der „beiden Juden.“ Der kaum geprieſene Heine erſcheint ihm jetzt im ſchwärzeſten, verdammlichſten Lichte als Ahn und Stammvater dieſer „verderblichen Koterie, deren Lehren ſtaatsgefährlich ſind, die Grundlagen der Religion und Sitte untergrabend.“ Das ſogenannte junge Deutſchland war nach Menzel eine „vaterlandsverrätheriſche, gottloſe, unſittliche und in jeder Beziehung nichtswürdige Partei.“ Daraus argumentirte er a priori eine „hiſtoriſche Propaganda der galliſchen Sitte,“ machte „Franzoſen und Juden“ zu Mitverbündeten, die an dem unheiligen Feuer ſchüren, das unſere beſte Kraft verzehre, das ſtille Erbtheil unſerer innern Nationalität, das reine Gemüth, vergifte und ſeinen ätzenden Verſtand zum alleinigen Richter unſerer Gedanken machen ſolle, den Gott ſchon in der Vorwelt verworfen als die Schlange, die ſich um unſer Gewiſſen ringelt. „Franzoſengroll und Judenhaß“ führten nun Menzel's Feder, die er einſt für kosmopolitiſche Tendenzen geſchnitten; er entblödete ſich nicht, mit dem jungen Deutſchland ſogar den Begriff „eines jungen Paläſtina“ zu verbinden, den Geiſt des mittelalterlichen Judenhaſſes heraufzubeſchwören und zu neuem Hepp! Hepp! Deutſchlands Pöbel aufzuwiegeln.

Die neue „in Heine verſammelte Gemeinde“ wurde von Menzel beſchuldigt der Verbreitung „der Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden

Menſchheit,“ eine Weltliteratur verkündend; nicht minder klagte der Denunziant ſie der „Uſurpation der Zukunft und der Appellation an die künftige Revolutionirung Europa's durch die Ideen St. Simons“ an; Gutzkow, den Mitverbündeten, nannte er den „neuen Marat“; die von dieſem veröffentlichte Ankündigung eines neuen Journals war Menzel's Literaturblatte gefährlich. Irreligioſität war nach ſeiner Denunziation die dritte Lehre des jeune Allemagne, indem ſie den gröbſten Materialismus an die Spitze ſtelle und außer der Natur und Materie keinen Gott und keine unſichtbare Welt annehme. Die vierte Lehre des jungen Deutſchland ſei „die von der Irreligioſität unzertrennliche Unſittlichkeit“ und in dem Gefolge Vielweiberei, Weibergemeinſchaft und Orgien, wie zur Zeit der Wiedertäuferrotte in Münſter im 16ten Jahrhundert. Er proklamirte Goethe als den Abgott der Sekte zum Meſſias der neuen ſinnlichen Religion. Da Unſittlichkeit der gefährlichſte Feind eines jeden Staates ſei, die alten Ultramonarchien im Orient untergegangen ſeien, als die Sitten verdarben, die römiſche Republik und das Kalifat unter gleichen Verhältniſſen zu Grunde gegangen, die römiſche Kirche im tiefſten Grunde erſchüttert, das türkiſche Reich dem Untergange nahe gebracht, die helvetiſche Freiheit verſchwunden und die franzöſiſche Monarchie geſtürzt worden, als die Sitten verdarben: ſo thue ſchleuniges Einſchreiten der Regierungen Deutſchlands noth, um gleichem Schickſale zu entgehen.

Dieſe Rodomontaden, wie ſie der Journalismus in Deutſchland ſeit Wöllner nicht aufzuweiſen, beſtachen den Nichteingeweihten, während der Eingeweihte dieſe Angeberei nur verachten konnte; Menzel, den Angeber, kümmerte nur ſein Behaupten der Stellung, die er uſurpirt hatte; deßhalb mußte er die junge Literatur, die an ſeinem Heiligenſcheine zerrend Hand anlegte, in ihren erſten Anfängen, im Keime zu erſticken ſtreben. Deßhalb ſchreckte er mit einem leeren Phantom, einem eitlen Popanz. Und ſiehe — Regierungen und Staatsmänner, denen bei überhäuften Amtsgeſchäften die Lektüre eines jeden erſcheinenden Buches nicht zuzumuthen, die ſich leider in den meiſten Fällen mit Literaturzeitungen begnügen — trauten der Stimme Menzel's und ſchwuren auf ſeine Worte; er gab einzelne

Abirrungen der deutſchen jüngeren Schriftſtellerwelt, auf welche er fußte, für das Weſen ſelbſt aus; man glaubte der ehrlichen Miene, die er angenommen, und ſo erfolgten die bekannten Dekrete gegen „das junge Deutſchland,“ die einzig und ohne gleichen daſtehen, nur für Deutſchland; denn die zur Regierungsmaßregel erhobene Erfindung Tſchoppe's, auch die künftigen Schriften eines Autors zum voraus zu verbieten, war, außer dem ſeinigen, noch keinem ſtaatsverwaltenden Hirne in irgendeinem Volke und zu irgendeiner Zeit entſprungen, wie denn andererſeits auch nur Deutſchland durch die Feder eines Menzel eine ſolche Denunziation zu Tage fördern konnte, welche die Regierungen myſtifizirte, die organiſirte Entwickelung der Zeitideen auf dem Gebiete der Literatur zu hindern und die reichſten Talente desſelben zu vernichten ſtrebte aus — Privatintereſſe.

Jene Verfügungen gegen jene vorgebliche Konſpiration des ſogenannten jungen Deutſchland — ſagte damals eine journaliſtiſche Stimme — waren in ihren Folgen hart; ſie beraubten die Getroffenen nicht nur für den Augenblick der perſönlichen Subſidenzmittel, ſondern ſie unterſagten der Blüthe der jungen Talente das Recht der freien Benutzung ihres Geiſtes, der Ausbeute ihres Talentes, des edelſten Geſchenkes, welches ihnen die Natur gegeben und worauf ſie ſie angewieſen.

Nicht lange darauf wurde das Interdikt wieder zurückgenommen, als man, ſeit gediegene Männer dawider auftraten, zur Einſicht und Erkenntniß kam, daß jene journaliſtiſche Denunziation nicht der Sache, ſondern den Perſonen gegolten. Die Kritik, welche Menzel übte, ging unter in Parteiſucht; eigenes Intereſſe und gefährdete Exiſtenz hießen ihn zu jenem verzweifelten Mittel der Gegenwehr greifen. Mit dem Gifte der raffinirteſten Intrigue, mit der Aqua toffana der glühendſten Kabale alliirt, war er nach ſeiner italieniſchen Reiſe wieder am Neckar erſchienen. Durch die Beſtrebungen und die geiſtigen Bevorzugungen der Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands ſtand ſeine literariſche Exiſtenz auf dem Spiele. Verzweiflung und Trieb der Selbſterhaltung geboten ihm jenes Mittel, wozu er griff, jenes Manifeſt, das auf kurze Zeit ihn rettete, indem er, unfähig, ſich ſelbſt zu ſchützen, die Staatsgewalt alarmirte, welche die Angelegenheit vor ihr Forum zog. Allein nur zu bald zeigte ſich die allgemeine Geringſchätzung des literariſch-gebildeten Publikums im deutſchen Vaterlande, das ihn von ſich wies. Alſo ſank die Wage Menzel's, „der — wie Heine in ſeiner Vertheidigungsſchrift unter dem Titel: Ueber den Denunzianten, ſagt — gar nicht ausſieht wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole — jeder Backenknochen ein Kalmuck.“

Wie Menzel in ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte und in vielen Artikeln ſeines Literaturblattes ſich gegen Goethe aufgelehnt hatte, aus beſchränkter Anſicht und egoiſtiſchen Zwecken, ſeine Abſicht aber unter der Maske einer chriſtlich-moraliſchen und patriotiſchen Entrüſtung verſteckte, in gleicher Weiſe auch gegen Heine und das ſogenannte junge Deutſchland. Er trat nicht als Opponent, ſondern als Ankläger auf, improviſirte eine Verſchwörung der jungen Geiſter, die nicht exiſtirte, und denunzirte ſie als eine Schule zum Sturze aller ſozialen und moraliſchen Einrichtungen. Seine Maxime war dieſelbe wie die vordem bei und gegen Goethe angewandte: es frappirte, daß er den Muth, gegen dieſen Heros zu keifen, beſaß; es war der blinde Muth der

Schwäche, der Muth Heroſtrat's, der den Dianentempel zu Epheſus in Brand ſteckte, um ſich einen Namen zu machen, aus dem „ſchäbigſten Privatintereſſe.“

„Ueber den Denunzianten“ heißt Heine's Schrift, womit er gegen Menzel zu Felde zog, der — wie er ſagt — niemals der Partei der Revolution mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört; er war einer jener „Teutſchthümler“, die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutſchen Röcke und Redensarten auszuziehen. Er war aber der erſte, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutſchen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm und mit Luſt wieder in die alten Ideenkreiſe zurückturnte. Börne brannte auf in lichterlohem Haß wider Menzel und ſchrieb den „Franzoſenfreſſer“; er hatte ſeine wahre Natur früher nicht erkannt, und da man gegen Renegaten und umgewandelte Geſinnungsgenoſſen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, ſo loderte ſein Zorn am grimmigſten auf.

Die Motive zu der Schrift Heine's: „Ueber den Denunzianten“ waren ganz andere; die Schrift ſollte weniger verwunden als reizen, und zielte dahin ab, den Ritter des Deutſchthums auf ein ganz anderes als ein literariſches Schlachtfeld herauszufordern; indeß leiſtete der „Denunziant" Heine's Abſicht keine Genüge, obwohl ihm Gelegenheit geboten ward, ſich durch einen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren: aber er hat der verdienten Schläge und Züchtigungen genug empfangen und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift wie der eines Zebras, da er ſtets mit Namensunterſchrift auftrat, während außerdem anonyme und pſeudonyme Buſchklepper aus den dunkelſten Schlupfwinkeln der Tagespreſſe ihre Pfeile wider ihn abſchoſſen. Dahin auch gehörten die „ſchwäbiſchen Kammerſänger der Freiheit", wie Heine ſie nannte, die über ihn herfielen; deren „liberale Triller immer leiſer und leiſer verklangen und die mit der alten Bierſtimme wieder die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmten." Ihr Hauptorgan war die Dreimonatsrevue in Cotta's Verlage, die „deutſche Vierteljahrsſchrift," worin einer aus der „ſchwäbiſchen Dichterſchule", Guſtav Pfizer, einen dem Raume nach gewaltigen Schmähartikel gegen

Heine zum beſten gab, wogegen letzterer ſich in ſeinem „Schwabenſpiegel“ revanchirte. —

Die Schrift: „Heinrich Heine über Börne“ erſchien im Jahre 1840. Sie war — offen geſtanden — nichts als ein hämiſcher Angriff auf Börne, auf einen vom Lebensſchauplatz abgetretenen, ehrenhaften Schriftſteller; denn Heine gab ſie, obwohl er ſie längſt fertig im Pulte liegen hatte, erſt nach Börne's Tode heraus. Zuerſt hatte er Börne in Frankfurt am Main, ſeinem Geburts- und Wohnorte, im Jahre 1815 geſehen, als ihn ſein Vater mit zur Meſſe genommen, „damit er ſich in der Welt einmal umſehe, was bildend ſei.“ Zwölf Jahre ſpäter beſuchte er ihn auf Rahel's und Varnhagen's Veranlaſſung, als er durch Frankfurt reiſte, und lebte drei Tage mit ihm zuſammen. Börne hielt ihn für einen Gleichgeſinnten; „das war ein Irrthum — ſchrieb Heine — der ſpäterhin für mich ſehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philoſophie oder der Kunſt oder der Natur, die ihm verſchloſſen waren. Indeß verfloſſen die drei Tage in idylliſcher Friedſamkeit.“

Im Herbſt 1831 ſah Heine in Paris Börne wieder, wohin er vor ihm übergeſiedelt war, der deutſchen Luft Adieu ſagend, indem er ihn beſuchte. „Willkommen in Paris!“ rief der letztere ihm freudig entgegen. „Das iſt brav; ich bin überzeugt: die guten, die es am beſten meinen, werden alle bald hier ſein. Hier in Paris iſt der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen. Ach Gott! ach Deutſchland!“ klagte Börne. „Es wird bald ſehr betrübt ausſehen und ſehr blutig. Revolutionen ſind eine ſchreckliche Sache; aber ſie ſind nothwendig wie Amputationen, wenn irgendein Glied in Fäulniß gerathen. Der Henker hole die ſogenannten konſtitutionellen Verfaſſungen, wovon unſere deutſchen Kammerſchwätzer alles Heil erwarten. Konſtitutionen verhalten ſich zur Freiheit wie poſitive Religionen zur Naturreligion.“*) In dieſem Sinne ſchrieb Börne ſeine „Briefe aus Paris.“ Heine war überraſcht über dieſen ultraradikalen Ton, den Börne angeſchlagen, der ſich in einen Sanskullotismus des Gedankens und des

---

*) Alſo erzählt Heine in ſeiner Schrift gegen Börne.

Ausdrucks geſtürzt hatte, wie es damals in Deutſchland unerhört war. Heine war beſtürzt darob und rief für ſich aus: Himmel! welche entſetzliche Wortfügungen, welche hochverrätheriſche Zeitwörter, welche majeſtätsverbrecheriſche Akkuſative, welche polizeiwidrige Fragezeichen, welche Metaphern, deren bloßer Schatten ſchon zu zwanzig Jahre Feſtungsſtrafe berechtigte!

Als Heine zum zweitenmale Börne beſuchte, fand er in ſeinem Salon in der Rue de Provence, wo er ſich definitiv einquartirt hatte, eine — ich bediene mich der Worte Heine's — „Menagerie von Menſchen, wie man ſie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutſche Eisbären, welche Taback rauchten, faſt immer ſchwiegen und nur dann und wann einige vaterländiſche Donnerworte im tiefſten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte ein polniſcher Wolf, der eine rothe Mütze trug und manchmal die ſüßlich fadeſten Bemerkungen mit heiſerer Kehle heulte; dann fand ich dort einen franzöſiſchen Affen, der zu den häßlichſten gehörte, die ich je ſah, und der beſtändig Geſichter ſchnitt, damit man ſich das ſchönſte darunter ausſuchen möge.“

Börne war damals als die Seele der pariſer Propaganda zu betrachten; die Propagandiſten ſchöpften ihre Inſpirationen aus ſeinem Munde. Jene Propaganda beſtand — nach Heine — „viel mehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zuſammenkünfte von Handwerkern deutſcher Zunge, die in einem großen Saale der Paſſage Saumon oder in den Faubourgs ſich verſammelten, vornehmlich um in der lieben Sprache der Heimat ſich über vaterländiſche Gegenſtände zu unterhalten. Hier wurden nun durch leidenſchaftliche Reden im Sinne der rheinbairiſchen Tribune, einer Zeitſchrift Wirth's und der übrigen rheinpfälziſchen Demagogen, die Gemüther fanatiſirt. So wurden Tauſende von deutſchen Handwerksgeſellen Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Zudem ſprach Börne ſehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig, in nackter, kunſtloſer Rede, ganz im Bergpredigertone in den Volksverſammlungen, die im Anfang nichts andres waren als Filialgeſellſchaften des Preßvereins von Zweibrücken, einmal auf dem Montmartre vor 600 Schneidergeſellen.“

Börne's frühere bürgerliche Stubenuhr — ſagt Heine — wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angſt und Schrecken verbreitete; er diente den zeitgenoſſenſchaftlichen Paſſionen als Organ, und ſeine Schriften ſind nicht als das Produkt eines einzelnen, ſondern als Dokument jener politiſchen Sturm- und Drangperiode zu betrachten. Die polniſchen und rheinbairiſchen Vorgänge übten auf Börne's Geiſt den mächtigſten Einfluß. Der Durchzug der Polen durch Deutſchland war es, der den deutſchen Michel am meiſten revolutionirte, und jene „edlen Märtyrer der Freiheit", die ſich in Paris verſammelten, wirkten auch am meiſten auf Börne; ihr Schickſal riß ihn fort. Er nahm auch an dem hambacher Feſte Theil.

Als er von dieſem nach Paris zurückkehrte, ſprach ihn Heine zum letztenmale. Seitdem trat Börne unter den Revolutionären in Paris unmittelbar perſönlich hervor, er herrſchte in eigenem Namen. Was in ſeinen Schriften nur halbwegs angedeutet ward, fand im mündlichen Vortrage die grellſte Ergänzung. Heine behauptet, daß Börne zuletzt mit Robespierre die größte Aehnlichkeit gehabt habe: im Geſicht lauerndes

Mißtrauen, im Herzen blutdürſtige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe, nur habe ihm keine Guillotine zugebote geſtanden.

Heine zog ſich ſeit der Rückkehr Börne's von Hambach von ihm zurück, und bald darauf — behauptete Heine — hätten ſeine Anfeindungen wider ihn angefangen, indem Heine ihn merken ließ, daß er ihm gefliſſentlich auswich. Tief kränkten Heine Börne's Artikel über oder vielmehr gegen ihn in franzöſiſchen Zeitſchriften, die in Deutſchland „verleumderiſch ausgebeutet" wurden. Zuerſt griff er ihn im 6. Theile ſeiner pariſer Briefe an, darauf in zwei franzöſiſchgeſchriebenen Artikeln im „Reformateur." „In ſämmtlichen Aufſätzen Börne's wider mich — ſagt Heine — wird bereits von meinem charakterloſen Poetenthum und meiner poetiſchen Charakterloſigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen ſich dort die giftigſten Inſinuationen. Nicht mit beſtimmten Worten, aber mit allerlei Winken werde ich hier der zweideutigſten Geſinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Geſinnungsloſigkeit verdächtigt. Ich werde in derſelben Weiſe nicht bloß des Indifferentismus, ſondern auch des Widerſpruchs mit mir ſelbſt bezüchtigt; ja er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet.“

Mag Börne von Heine geſagt und geſchrieben haben, was er wollte, es war Pflicht Heine's, dem *lebenden* Börne entgegenzutreten, ſtatt darauf zu pochen, daß er nie etwas auf ſeine Artikel erwiedert habe; es mußten aber, als Börne geſchieden, ihm die Worte vor Augen ſchweben: Laſſet die Todten ruhen! Namentlich war es höchlich zu tadeln — um nicht mehr zu ſagen und einen anderen Ausdruck zu wählen — das etwaige Verhältniß Börne's zu „Madame Wohl“ hervorzuziehen. Bekanntlich erfolgte eine Duellherausforderung ſeitens des Ehemannes der an den Pranger geſtellten Frau; Heine nahm ſie an; das Duell endete aber blutlos. Später fühlte Heine ſelbſt, daß er dem Todten gegenüber zu weit gegangen, und als er mich zuletzt beſuchte auf ſeiner Durchreiſe durch Münſter nach Hamburg, war es eine ſeiner erſten Fragen: was ich von ſeiner Schrift *über* Börne halte? Ich fiel ihm gleich korrigirend ins Wort, nannte ſie ſeine Schrift *gegen* Börne und gab ihm den wohlgemeinten Rath, ſie nicht in die Geſammtausgabe ſeiner Schriften, die er ſchon damals projektirte, aufzunehmen; das würde die Indignation des Publikums wider ihn (Heine) aufs neue aufleben laſſen. „Man muß viel Baumwolle zwiſchen uns legen, ſollen wir zuſammen verpackt werden,“ ſagte Heine. Das alles entſchuldigt ihn nicht in ſeinem Verfahren gegen Börne. Indeß — er erkannte ſpäter ſein Unrecht, „aber zu ſpät“ — ſchloß ſein franzöſiſcher Freund Nerval einen Artikel über Heine in der Revue des deux Mondes. —

Der Salon folgte bald darauf in vier Theilen; er enthält zum Theil das Glänzendſte und Gediegenſte, was Heine's reicher Geiſt geliefert hat. —

Eine Reiſe nach Cauterets ſollte ihn zerſtreuen; allein der Aufenthalt daſelbſt ward ihm vergällt durch Journaliſtenverleumdung in deutſchen Blättern. Wie ſehr ihn dergleichen Artikel aufs äußerſte reizten, ergibt ſich aus einer Veröffentlichung dawider in einer „vorläufigen Erklärung.“

„Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literariſche Schelſucht, politiſche Parteiwuth, Miſère jeder Art haben nicht ſelten die Tagespreſſe benutzt, um über mein Privatleben die gehäſſigſten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlaſſen, die Abſurdität derſelben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abweſenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich geweſen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer ſehr ſpät zu Geſicht kamen, gehörig zu kontroliren, allen anonymen Lügen darin haſtig nachzulaufen, und mich mit dieſen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauſpiel einer ſolchen Jagd gewähre, ſo verleitet mich dazu minder die Mißſtimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunſch, bei dieſer Gelegenheit auch die Intereſſen der deutſchen Journaliſtik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin ausſprechen, daß die franzöſiſche Sitte, die dem perſönlichen Muthe gegen ſchnöde Preßbengelei eine nach Ehrengeſetzen geregelte Intervention geſtattet, auch bei uns eingeführt werden müſſe. Früh oder ſpät werden alle anſtändigen Geiſter in Deutſchland dieſe Nothwendigkeit einſehen und Anſtalt treffen, in dieſer Weiſe die löſchpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, ſo wünſche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beiſpiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literariſchen Kunſtperiode mit dieſer ſelbſt jetzt ein Ende hat, und daß der königlichſte Genius gehalten ſein muß, dem ſchäbigſten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichſelzopf desſelben nicht mit dem gehörigen Reſpekt geſprochen. Wir ſind jetzt, Gott erbarm' ſich unſer, alle gleich! Das iſt die Konſequenz jener demokratiſchen Prinzipien, die ich ſelber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieſes längſt eingeſehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitſchaft. Wer dieſes bezweifelte, hätte ſich leicht davon überzeugen können. Es ſind aber nie dahinlautende Anſprüche in beſtimmter Form an mich ergangen. Was in dieſer Beziehung in einem anonymen Artikel der mainzer Zeitung behauptet wird, iſt, ebenſo wie die dabei mitgetheilte Erzählung von der Inſultirung meiner Perſon, eine reine oder vielmehr ſchmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Perſon iſt nicht im entfernteſten von irgendjemand auf den Straßen von Paris inſultirt worden, und der Held . . ., der ſich rühmt, mich auf öffentlicher

Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſage durch ſein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch ſeine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrſcheinlich auch durch die Autorität ſeines Ehrenwortes bekräftigt, iſt ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigſten Geſtalt, der ... bereits vor einem Jahre, mit derſelben Schamloſigkeit, dieſelben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Dießmal ſuchte er die aufgefriſchte Erfindung durch die Preſſe in Umlauf zu bringen, er ſchmiedete den erwähnten Artikel der mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigſtens einen mehrwöchentlichen Vorſprung, da ich nur ſpät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der ſpaniſchen Grenze, von dem ſaubern Gewebe etwas erfahren und widerſprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch dießmal dem ausgeheckten Lug nur ſchweigende Verachtung entgegenſetzen würde. Da wir unſere Leute kennen, ſo wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechenkünſte. — Was ſoll ich aber von einem Korreſpondenten der leipziger allgemeinen Zeitung ſagen, der jeder fremden Argliſt ſo gläubig Vorſchub leiſtete, und dem auch der miſerabelſte Gewährsmann genügte, wo es galt, meinem Leumund zu ſchaden? — An einem geeignetern Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutſcher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine ſo ſchnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdeſſen höflichſt bitten, die nachhinkende Wahrheit eben ſo bereitwillig zu fördern. — Cauterets, den 7. Julius 1841.

Heinrich Heine."

Ueber den „Schwabenſpiegel" gerieth er mit Gutzkow in Hader, deſſen Unerquicklichkeit indeß alles überſteigt, was die damalige Federſtreitluſt an literariſchem Klopffechterthum in Deutſchland nur irgendwo in jener Zeit aufzuweiſen hat. Der von Gutzkow damals herausgegebene Telegraph mußte ſeine Spalten für ſeinen Redakteur nebſt Streithähnen hergeben; Heine bediente ſich der Zeitung für die elegante Welt unter Kühne's Redaktion zu ſeinen Entgegnungen. Mag man heutzutage auch gerechte Klage führen über die geſunkene deutſche Journaliſtik und ihre geringe Bedeutung gegenüber dem franzöſiſchen und engliſchen Journalismus, ſo muß man andererſeits den deutſchen Journaliſten der Gegenwart darin Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß das Handegenthum der zwei vorhergegangenen Jahrzehende ein Ende genommen hat: man iſt — zahmer geworden, aber auch langweiliger und nüchterner, wie denn überhaupt die ganze ſogenannte ſchöne Literatur Deutſchlands eine gänzliche Umwandlung erlitten, an die Stelle des Fantaſieenreichthums, der die Romane und Novellen jener Zeit von Hoffmann und Fouqué bis auf van der Velde und Weißflog erfüllte, kalte Berechnung und überlegender Verſtand getreten ſind, die Herz und Gefühl nicht in Anſpruch nehmen, und ſtatt poetiſcher Gebilde Bilder unſerer ſozialen Gebrechen und der ganzen Miſère der Gegenwart von den Salons der vornehmen Welt bis zu den Dachſtuben und Kellerwohnungen des Proletariats hinunter uns vorführen.

Atta Troll erſchien zuerſt in der Zeitung für die elegante Welt, eröffnete die erſte Nummer des 42ſten Jahrganges derſelben (1843) und lief mit ſeinen 24 Geſängen oder Kapiteln, wie ſie der Verfaſſer nannte, durch die erſten zehn Nummern der Zeitung, deren Redaktion H. Laube vom 1. Januar des genannten Jahres an übernommen und bei ſeiner Anweſenheit in

Paris im Jahre zuvor Heine als Mitarbeiter gewonnen hatte. Der Redakteur ſah ſich veranlaßt, im Feuilleton der erſten Nummer dem Publikum vom Erſcheinen „des erſten größeren Epos, welches Heine geſchrieben" Kenntniß zu geben und hinzuzuſetzen, daß „es in ſeiner abgeſchloſſenen Kapitelart nicht beſonders leide unter der alſo eintretenden Zerſplitterung, daß es aber erſt nach völligem Abſchluſſe richtig beurtheilt werden könne, und werde dieſe Notiz zwar die (vor)eiligen Urtheile nicht verhindern, beſonders da eine Menge lebender Perſonen in dieſem Epos erſchienen, aber ſie werde doch dem Publikum und der vorſichtigen Kritik ein zweckmäßiger Wink ſein."

Nach zwölfjährigem Aufenthalte in Paris trieben Heine Kindesliebe und Sehnſucht nach ſeiner greiſen Mutter, die auf dem Krankenlager darniederlag, nach Hamburg, um ſie noch einmal zu ſehen. Nicht kam ihm damals der Gedanke in den Sinn, daß ſie ihn überleben würde. Wie ſeiner Fußwanderung durch den Harz ſeine „Harzreiſe" ihren Urſprung verdankte, ſo war dieſe Reiſe zur Heimat die Veranlaſſung zu ſeinem „Deutſchland, ein Wintermärchen", welches er, nach Paris zurückgekehrt, im Januar 1844 begann und endete.

Ende Oktober 1843, als

> Die Tage wurden trüber,
> Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
> Da reiſt' er nach Deutſchland hinüber.

Sein Weg führte über Aachen und Köln, von wo er am 27. Oktober zu Münſter eintraf. In der Heimat fand er wieder

> Die altgermaniſche Küche.
> Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut!
> Holdſelig ſind deine Gerüche.

Es war 9 Uhr Morgens am genannten Tage. Ich ſaß im Bureau, mit Amtsarbeiten beſchäftigt, als der Kanzleidiener mir meldete, ein Franzoſe ſei da mit einem Lohnlakai: er wünſche mich zu ſprechen. Ich eilte, neugierig auf den Nachbar jenſeits des „freien deutſchen Rheins“, hinunter auf den Vorhof des Amtslokals und ſiehe — Heine ſtand vor mir, obwohl wir uns in 23 Jahren nicht geſehen, ganz der Alte wie vor faſt einem Vierteljahrhundert, nur daß er ein nicht unbedeutendes Embonpoint gewonnen hatte.

Vor einer Stunde mit der Schnellpoſt eingetroffen, hatte er ſich bereits zur Schnellpoſt nach Osnabrück einſchreiben laſſen, die um 10 Uhr des Weges nach Hamburg fuhr. Eine Stunde war uns zum Wiederſehen, zur Erinnerung an unſer Jugendleben, zum Austauſch von Gedanken nur vergönnt; er hatte Münſter noch nicht geſehen; deßhalb galt es ſorgſamſte Benutzung der knapp uns zugemeſſenen Zeit, der einzigen Stunde. Wir gingen zum Dom, zum Rathhauſe, zur Lambertikirche, bis zum Schloſſe und ſahen, was zu ſehen war, alſo im Fluge. Auffallend war es mir, daß er, der die deutſche Mutterſprache ſchreibend in ſeiner Gewalt hatte wie kein anderer, im Sprechen jetzt oftmals die Worte ſuchen mußte. Er leitete dieſen Mangel daher, daß ſeine Gattin nicht allein Franzöſin, ſondern auch ſein Haushalt in Paris franzöſiſch ſei; und er wenig Umgang mit Deutſchen dort pflege. Seiner Aeußerung zufolge war er mit einem Werke über ſeine Erlebniſſe während ſeines Aufenthalts zu Paris beſchäftigt, wovon in öffentlichen Blättern unter der Firma: Memoiren häufig die Rede war.

Zum erſtenmale ſah er hier
Jene Körbe von Eiſen,
Die hoch zu Münſter hangen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.
Der Schneiderkönig ſaß darin
Mit ſeinen beiden Räthen;
Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majeſtäten u. ſ. w.

Alſo ſingt er im „Wintermärchen.“ Für die Geſchichte der Wiedertäufer hegte er das lebendigſte Intereſſe, und zu meiner Verwunderung kannte er die Schriften von Kerſſenbrock, Jochmus und Ranke's — wenngleich kurze, aber dennoch tiefbegründete — Schilderung jenes erſten kommuniſtiſchen Reiches genau; er hatte ſie mit Vorliebe ſtudirt. Viele Aeußerungen über deutſche literariſche Notabilitäten und politiſche Zuſtände, über die Verhältniſſe des deutſchen Buchhandels und der Preſſe in Deutſchland und Frankreich, über die Geſammtausgabe ſeiner Werke aus ſeinem Munde dem Papiere anzuvertrauen, dürfte hier zur Zeit nicht am Orte ſein; daß ſie treffend waren, bedarf der Verſicherung nicht.*) Fünf Minuten vor 10 Uhr waren wir auf dem Poſthofe; ſie flohen dahin unter fortdauerndem Gedankentauſche; der Poſtillon blies und die Schnellpoſt trug ihn der Stadt zu, wohin ihn kindliche Sehnſucht rief.

---

*) Bei Gelegenheit der bevorſtehenden Herausgabe ſeiner

Sie ſprach ſich in den nachfolgenden Gedichten glühend aus:

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie ſchwer!

„ungedruckten Schriften" werde ich — weil erforderlich — dieſelben zu ſeiner ſchriftſtelleriſchen Charakteriſtik näher würdigen.

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen,
Es pfeift der Wind, die Planken krachen,
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimat wie fern!

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt —
Die alte Frau hat mich behext;
Ich denke immer an die Alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn;
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht ans Herz geſchloſſen.

Deutſchland iſt kerngeſund. Es ſteht
So feſt! Und käm' ich noch ſo ſpät,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es ſtets am Leben finden.

Ich lechzte nicht nach Wiederkehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir iſt, als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob, ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heitres Tageslicht.
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Außer jenen größeren literariſchen Arbeiten ſchrieb er in Paris noch mehrere Aufſätze und Artikel geringeren Umfangs; mehrere nahm er in ſeine, in den letzten Jahren geſammelten „Vermiſchten Schriften“ wieder auf; andere ſammelte er nicht. Es waren diejenigen, zu deren Abfaſſung er durch äußere Umſtände, Anträge von Buchhändlern und auf Bitten von Freunden oder jüngeren deutſchen Schriftſtellern veranlaßt worden. Dahin gehören u. a. ſeine Vorworte zu A. Weil's „Elſäſſer Dorfgeſchichten“, ſeine glänzende Mittheilung über die pariſer Theater in Lewald's Theaterrevue, ſeine Einleitung zu dem Prachtwerke des ſcheible-rieger'ſchen Verlags zu Stuttgart: Don Quixote von Cervantes, welche ihm mit 1000 Francs honorirt ward; ferner „Shakſpeare's Frauen und Mädchen“, Text zu den Bildniſſen zu den Dramen des britiſchen Heros, eine Schilderung der pariſer Kunſtausſtellung im Morgenblatte, ſein in franzöſiſcher Sprache geſchriebener Nachruf an ſeinen jugendlichen Freund und Ueberſetzer ſeiner Gedichte G. de Nerval, der mir unbekannt iſt, von Adolf Stahr aber als der Ausdruck des aufrichtigſten und herzlichſten charakteriſirt wird, was Heine je geſchrieben. Dieſen Arbeiten ſchließt ſich eine große Zahl kleinerer Gedichte an, in Journalen, Muſenalmanachen, Taſchenbüchern, Gedichtſammlungen, Albums u. ſ. w. zerſtreut, welche er faſt alle auf Bitte und aus Rückſicht auf deren Herausgeber ohne Honorar beiſteuerte.

Zwei kleine Gedichtchen aus ſeiner Feder, die im Brouillon vor mir liegen und von denen ich nicht weiß, ob dieſelben — anſcheinend Impromtus — bekannt geworden, laſſe ich folgen; ſie ſind nach der Angabe auf den Blättchen des Konzepts aus dem Jahre 1843.

Der deutſche Rhein.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten feſt ſein Haupt.

Die deutſche Flotte.

Auch eine Flotte thät man uns beſcheeren;
Die patriotiſche Ueberkraft
Wird rüſtig rudern auf den Galeeren:
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Seine lyriſchen Gedichte, oder vielmehr Produktionen in Verſen, werden gegenwärtig durch vier Sammlungen in gleicher Bändezahl repräſentirt: „Das Buch der Lieder“; „Neue Gedichte“; „Romanzero“ und „Deutſchland, ein Wintermärchen“ nebſt „Atta Troll“.

Möge vor allen Dingen bei der zu veranſtaltenden Geſammtausgabe ſeiner Werke darauf Bedacht genommen und nichts von Werth überſehen werden. In dieſer Hinſicht ſprach ſich eine Stimme in den „Grenzboten“ dahin aus: „Heine gehört zu den Dichtern, auf deren Werke das Publikum ein Recht hat, und die Geſammtausgabe muß alles enthalten, was er geſchrieben hat. Der Herausgeber wird weiter nichts zu thun haben, als das Zuſammengehörige zuſammenzubringen, was freilich zuweilen auch ſeine Schwierigkeiten haben wird.“

Sein Teſtament hat neben den anderweitigen Beſtimmungen über ſeinen Vermögensnachlaß — die ſeine Frau zu ſeiner alleinigen Erbin ernennen — auch ſeinen literariſchen Nachlaß ins Auge gefaßt. Dieſer wie alle ſeine Briefe und Papiere ſollen ſorgfältigſt geſammelt und gut aufgehoben an ſeinen Neffen Ludwig Emden, den Sohn ſeiner Schweſter, in Hamburg, geſandt werden. Ihre Herausgabe ſoll Dr. Chriſtiani in Lüneburg beſorgen und überwachen, daß nichts fremdartiges ſich einſchleiche.

Dem Verleger Julius Campe in Hamburg, der bereits bei Lebzeiten Heine's (1837) das Verlagsrecht der Geſammtausgabe erworben hat, ſoll keine Schwierigkeit bereitet werden, wenn er aus buchhändleriſchen Rückſichten irgendeine Abänderung beanſprucht. Dieſes Teſtament datirt bereits aus dem Novembermonat des Jahres 1851. Möge vor allem dem bisher Ungedruckten aus ſeiner Feder Rechnung getragen werden, damit nichts verloren gehe. —

Es bleibt noch übrig, über Heine rückſichtlich ſeiner außerdeutſchen literariſchen Bezüge und der Theilnahme und Anerkennung, die ihm das Ausland erwieſen, einige Mittheilungen hier zum Schluſſe an dieſer Stelle, wo unſere Beſprechung ſeines Schriftſtellerthums und ſchriftſtelleriſchen Wirkens als deutſcher Dichter und Schriftſteller ſchließt, anzuknüpfen.

Keine ausländiſche Literatur hat Heine ignorirt;

ſie konnte ihn auch wegen ſeiner großen Bedeutung nicht überſehen, und in den literariſchen Blättern wie politiſchen Zeitungen aller ziviliſirten Völker hat man ihm und ſeinen Leiſtungen fortwährend gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſeine Schriften, je nach ihrem Erſcheinen, beſprochen, beurtheilt, einzelnes daraus theils überſetzt, theils auszugsweiſe mitgetheilt, überhaupt ſich immer in Bezug auf ihn au fait gehalten. Die Anſichten über ihn gingen bei den verſchiedenen Völkern nach den verſchiedenſten Richtungen auseinander; aber ſeine hohe Begabung an Geiſt, Phantaſie und Humor fand überall gleiche Anerkennung. —

Während ſeines Aufenthalts zu Paris trat Heine ſelbſt auch als franzöſiſcher Schriftſteller auf, indem er theils Artikel in franzöſiſcher Sprache oder Ueberſetzungen ſeiner Schriften und Gedichte ins Franzöſiſche in pariſer Zeitſchriften z. B. in der Revue des deux Mondes und der Europe littéraire veröffentlichte, theils beſondere Schriften herausgab, theils ſeine ſämmtlichen Schriften franzöſiſch herauszugeben begann; über letzterem Unternehmen iſt er hingeſtorben, nachdem kaum der Anfang dazu gemacht worden. Die

Ueberſetzungen rühren theils aus ſeiner Feder her, theils unterſtützte ihn dabei ein junger franzöſiſcher Freund, G. de Nerval, der ſeinem „Dichterleben in Elend und Noth“ — Deutſchland hat nicht allein ſeine Höltys u. ſ. w., auch Frankreich — ſelbſt ein Ende gemacht.

Heine's erſte Schrift in franzöſiſcher Sprache erſchien in dem neu begonnenen franzöſiſchen Journal: l'Europe littéraire, die im Jahre 1833 bei Heideloff und Campe in Paris in deutſcher Ueberſetzung unter dem Titel: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ ausgegeben ward. „De l'Allemagne“ war die nächſte, ihr folgende. Briefe über Deutſchland folgten in der Revue des deux Mondes, an welcher gediegenen Halbmonatsſchrift er eine Zeitlang fleißig mitarbeitete; er lieferte dafür eine Ueberſetzung im Auszuge aus ſeinen Reiſebildern, im Jahre 1847 eine proſaiſche Uebertragung des Gedichts: „Atta Troll“ unter dem Titel: „Rêve d'une nuit d'été;“ „la Lutèce, les aveux d'un poète de la nouvelle Allemagne“, (die Selbſtbekenntniſſe, die an der Spitze der „Vermiſchten Schriften“ in deutſcher Sprache ſtehen) „les dieux en Exil“ u. ſ. w. Von den „Oeuvres complètes“, welche bei Michael

Levy in Paris erſchienen, wurden bis zum Tode Heine's zwei Bände ausgegeben, darin waren enthalten: de l'Allemagne, Lutèce, les Poëmes et Légendes und das lyriſche Intermezzo, letztere von G. de Nerval überſetzt, der auch in der Revue des deux Mondes eine ausführliche Charakteriſtik Heine's lieferte; beſonders gelungen ſind in ſeiner franzöſiſchen Uebertragung die Nordſeebilder.

Der pekuniäre Vortheil, den Heine (ausſchließlich ſeiner Mitarbeiterſchaft an der Revue, die in großartigem Maßſtabe honorirt) von der franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke zog, war höchſt unbedeutend. Ueberhaupt hat man in Deutſchland zum Theil eine unrichtige Anſicht von den Honorarverhältniſſen in Frankreich. Gewöhnlich iſt man ſplendid ſeitens der Verleger; wo das Honorar beträchtlicher ausfällt, da wird die Acquiſition als Feuilleton eines geleſenen Blattes verwendet; drauf macht man nach erfolgtem Abdrucke in dem Journale ein Buch daraus, und endlich verkauft man das Werk an einen belgiſchen Buchhändler in Brüſſel oder Antwerpen, verwerthet es mithin dreimal. Ueberhaupt honorirt man ſehr ſelten und dann nur geringe Honorare; das eigentliche Verlagsgeſchäft ruht faſt gänzlich. Die enormen Honorare, welche oft in Erſtaunen ſetzen, ſind entweder durch Subſkriptionen der Miniſterien gedeckt oder durch ſonſtige vorgängige Abonnements.

Heine erhielt von dem Verleger der Geſammtausgabe ſeiner Werke in franzöſiſcher Sprache, Levy zu Paris, der vor wenigen Jahren noch ein kleines Geſchäft, jetzt aber ein ſtattliches Lokal in der Rue Vivienne beſitzt, für jedes verkaufte „Volume" 10 Centimes, die Ausgabe iſt ſtereotypirt; indeß war ihm dieſes Honorar Nebenſache, da er in franzöſiſcher Sprache publizirt ſein wollte; darum allein und nicht um Geldgewinne war es ihm dabei zu thun. Er wollte eingereiht ſein der Literatur Frankreichs und neben dem deutſchen auch franzöſiſcher Schriftſteller ſein, da er ein Vierteljahrhundert Frankreich angehört hatte, während er dieſe lange Reihe von Jahren hindurch — wenn auch fern vom heimatlichen Boden — Deutſchland als Schriftſteller treu geblieben, und eine Reihe von deutſchen Schriften ſeinen vaterländiſchen Schriftſtellerruhm vergrößert und befeſtigt hat.

Was er durch ſein Auftreten in der franzöſiſchen Literatur gewollt, das hat er auch erreicht: ganz Frankreich nahm Kenntniß von ſeinem neuen Schriftſtellerthume, und eine große Zahl Stimmen ließ ſich über ihn und ſeine Schriften in öffentlichen bedeutenden Journalen und kritiſchen Blättern Frankreichs vernehmen. Drei gewichtige Kritikerſtimmen in Paris ſprachen ſich auf das vortheilhafteſte über ihn aus: Taillandier, Gauthiér und Thomas, der Erſtere in mehreren Aufſätzen größeren Umfangs in der Revue des deux Mondes, und G. de Nerval lieferte in demſelben Journale (vom 15. Sept. 1848) eine dithyrambiſche Apotheoſe des „Liederdichters“ Heine, woran er eine franzöſiſche Ueberſetzung, des „lyriſchen Intermezzo“ in Proſa knüpfte. Theophile Gauthiér widmete am Tage nach ſeinem Hinſcheiden ihm im Feuilleton des Moniteur einen Nachruf, deſſen Anfang hier ſeine Stelle finden mag; da daraus (— trotz mehrerer Gegenäußerungen manichfacher Art, beſonders in deutſchen Blättern*), die vor allem in neueſter Zeit ſich das Ziel geſteckt zu haben ſcheinen, gegen Heine ungerecht zu ſein und ſich gegen ihn in Tadel aller Art zu ergießen, während ſie die kleineren literariſchen Götter der deutſchen Gegenwart belobräuchern —) deutlich hervorgeht, wie die Stimmung für Heine und die Anerkennung ſeiner Verdienſte ſich im Nachbarlande Frankreich geſtaltet und befeſtigt haben; denn der geachtete Feuilletoniſt des offiziellen Organs Frankreichs — des Moniteurs — würde wahrlich, wäre die Sachlage nicht wirklich eine ſolche, ſich nicht alſo ausgeſprochen haben zum größten Ruhme des hingeſchiedenen deutſchen Dichters. Gauthiér beginnt ſeinen letzten Nachrufartikel alſo:

---

*) Eins dieſer Blätter entblödete ſich in ſeinem Vorurtheilskritikaſterthum nicht der Aeußerung: „unſerm Landsmann

„Ein Stern erſter Größe iſt am Himmel der Poeſie erloſchen, ohne daß die Welt viel darauf geachtet hätte; die Welt hat mehr zu thun, als auf glänzende Meteore zu achten. Heinrich Heine iſt geſtorben, oder vielmehr die eigenſinnige kleine Flamme, die dieſen ſeit acht Jahren auf das Krankenlager hingeſtreckten gelähmten Körper an der Auflöſung verhinderte, iſt auf immer

---

(Heine) ſei ſeine Spekulation auf franzöſiſche Lorbeern nicht geglückt.“

entflohen. — Wohl war er lebendig in ſeinen Sarg genagelt; aber wenn man an denſelben das Ohr legte, ſo hörte man die Poeſie ihre lebensvollen Melodien unter dem Leichentuche ſingen. **Heine iſt der größte deutſche Lyriker, und ſtellt ſich ganz naturgemäß neben Goethe und Schiller.“**

Taillandier hat ſich in der mehrgedachten Revue mehrmals und zu verſchiedenen Zeiten über ihn kritiſch vernehmen laſſen, zuerſt kurz nach ſeiner Ueberſiedelung nach Paris, im Jahre 1832*), wodurch er Heine gleichſam den Pariſern als einen Mitbürger und den Franzoſen als neuangekommenen freiwilligen Landsmann vorführte. Mehrmals ergriff er bei Gelegenheit einer literariſchen Erſcheinung aus Heine's Feder ſeinen kritiſchen Griffel, zuletzt im Jahre 1852, wo er in derſelben Zeitſchrift**), Kritik und Biographie Heine's verbindend, den Dichter wahrhaft feiert. Was überhaupt die franzöſiſche Kritik über ihn gebracht hat, hat ſowohl das Lob zum Gegenſtande, welches man ihm wegen ſeiner in franzöſiſcher Sprache gebrachten Schriften ſpendet, als auch dasjenige, welches ſie ihm in Anerkennung deſſen zuwendet, was die deutſche Poeſie ruhmvolles von der Blüthe des Heine'ſchen Geiſtes aufzuweiſen hat. Die Revue des deux Mondes anerkannte, daß in Heine dem franzöſiſchen Geiſte verwandtes und ähnliches enthalten ſei, und nannte ihn deßhalb einmal einen „Voltaire pittoresque et sentimental“; und die Revue iſt ein verbreitetes, hochangeſehenes pariſer Journal und Paris repräſentirt in dieſen Dingen das Urtheil von ganz Frankreich, was die Ausſprüche des Blattes im Intereſſe Heine's genügend charakteriſirt. G. de Nerval*) überſchüttet aber Heine's Namen mit großartigen Lobeserhebungen und Prädikaten, worüber die gegenwärtige deutſche Journaliſtik die Köpfe gar verwunderlich ſchüttelt und die Naſe rümpft; ſie möge indeß in die deutſche Journalwelt früherer Jahre zurückblicken und zuſchauen, wie ihre Vorgänger, ſelbſt die ernſteſten, u. a. die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und in ihnen ein

---

*) Im Hefte vom 15. Dezbr.

**) Im Hefte vom 1. April, dem auch ein trefflich ausgeführtes, von Gleyne gezeichnetes und von J. François geſtochenes Porträt beigefügt iſt.

---

*) In der Revue des deux Mondes v. 15. Sept. 1848.

Immermann und Gans und Varnhagen — drei Namen von großer und wichtiger Bedeutung auf dem Felde der Kritik — über Heine in anerkennendſter Weiſe geurtheilt haben. Goethe ſelbſt äußerte ſich — nach Eckermann — über Heine in folgender Weiſe klar und verſtändig, wie's ſtets ſeine Art war: „Es iſt nicht zu leugnen, er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt die — Liebe. Er liebt ſo wenig ſeine Leſer wie ſeine Mitpoeten und ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden! Und wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von ihm geleſen, und ſein reiches Talent iſt nicht zu verkennen. Allein — wie geſagt — die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht das Talent haben."

Und Friedrich Gentz, eine ganz heterogene Perſönlichkeit, ſagt in einem Briefe an Rahel (1830) über Heine:

„Wie weit ich es in dieſer Lieblingsbeſchäftigung, Dichter zu leſen, gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beiſpiel zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Intereſſe ſein kann. — Im vergangenen Jahre fielen mir die Reiſebilder von Heine in die Hände. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich in der politiſchen Geſinnung des Verfaſſers die meinige nicht wiederfand; und daß mir überdieß manches Unkorrekte, Ultra-Originelle in dieſer Schrift zuwider ſein mußte. Nichtsdeſtoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingeſtreuten Gedichte (nicht alle!) mich im höchſten Grade anzog. Erſt vor einigen Tagen entdeckte ich ſein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, wovon ein Abſchnitt Ihnen gewidmet iſt; und früher ſchon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr, wer? — geſagt oder geſchrieben, daß Heine bei Ihnen in beſonderer Gnade ſtehe. Ich entſchloß mich daher auch ſogleich, dieſe Lieder zu leſen. — Eine gewiſſe Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeſchreiblichen Zauber; und an dieſen ergötze ich mich fortwährend, Morgens und Abends;

ſie ſind meiner heutigen Gemüthsſtimmung dergeſtalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen und verſenken kann. — Wenn ich erſt wiſſen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhauſe reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgeſprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich, auf ein einziges zu deuten; es ſteht S. 136.“

Später ſchreibt Gentz:

„Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien iſt nur Ein Menſch, der mit mir über dieſe Gedichte völlig ſympathiſirt, der Major Pr., V. kennt ihn gewiß. Mit dieſem bade ich mich Stunden lang in dieſen melancholiſchen ſüßen Gewäſſern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dieß auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gottesläſterung ſtreifen (wie Götter-Dämmerung, Fragen u. ſ. w.) leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo: Nr. XXXII und XXXVII — möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner friſcheſten Jugend war ich nie ſo auf die Poeſie verſeſſen, als heute. Nie würden wir uns beſſer verſtanden haben, und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große ſchöne Urſach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?“ —

Ich komme auf die Anerkennung, welche Heine in Frankreich geworden, zurück: dort hat weder Clique noch Claque eine Einwirkung auf das Urtheil über ihn gehabt, während bis hieher — ſelbſt über ſeine Gruft hinaus — in Deutſchland der Leidenſchaften Sturm noch tobt und ihre Wogen branden. Hier hat in gewiſſen Kreiſen G. de Nerval's*) bereits oben erwähnte Charakteriſtik Heine's nicht Anklang gefunden; man hat ſie — kurz abgefertigt — „bloßes Antitheſengeklapper“ genannt.

---

*) Eigentlich Labrunier, geb. 1810, endete in einem Anfall von Schwermuth freiwillig im Jahre 1854, bekannt als gründlicher Kenner der ſchönen Literatur Deutſchlands, überſetzte Goethe's Fauſt, der 3 Auflagen erlebte (1828, 1833, 1840) und gab ein „Choix de Ballades et poésies“ von Goethe, Schiller, Bürger, Klopſtock, Schubart, Körner, Uhland 1830, Bürger's Lenore in franzöſiſcher Bearbeitung 1835 heraus, war einer der beliebteſten und geleſenſten pariſer Feuilletoniſten für faſt alle Zeitungen der Hauptſtadt und Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes; er reiſte 1848 durch Deutſchland nach dem Orient.

Aber ganz richtig bemerkt A. Stahr, es fänden ſich darin neben zahlreichen Ueberſchwänglichkeiten auch ſcharftreffende Züge. So ſagt er darin u. a.: „Heine iſt grauſam und zärtlich, naiv und perfide, ſkeptiſch und gläubig, lyriſch und proſaiſch, ſentimental und ſpöttiſch, leidenſchaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenſchaften, und wenn man ſo will, alle Fehler, die ſonſt einander ausſchließen. Er iſt der Menſch der Gegenſätze, und das ohne Gewaltſamkeit, durch ſeine pantheiſtiſche Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt.“ Er ſetzt ganz richtig Heine's Kampfkraft in den unglaublichen Realismus ſeiner Zeichnung und Darſtellung. „Idee und Form — ſagt er — identifiziren ſich bei ihm vollſtändig, und niemand beſitzt in ſolchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder ſehen aus wie die Spiegelungen einer Camera obſcura, ſeine Figuren heben ſich ab vom Grunde und wirken durch die Intenſität der Illuſion ebenſo überraſchend, wie Porträtbilder, wenn ſie aus dem Rahmen träten. Die Worte ſind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, ſie rufen ſie ins Leben. Heine iſt halb Franzoſe, halb Deutſcher. Voltaire's ſchrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen, melancholiſchen Tone auch des Knaben Wunderhorn.“

Höchſt charakteriſtiſch und treffend zugleich rechtfertigt Nerval in wenigen Worten Heine von einem ihm vielfach und vielſeitig gemachten Vorwurf, indem er ſagt:

„Man hat oft behauptet, Heine achte nichts, nichts ſei ihm heilig. Das iſt wahr in dem Sinne, daß er das angreift, was kleine Dichter und kleine Könige vor allem achten, d. h. ihre falſche Größe und ihre falſche Tugend; aber Heine achtet und verſchafft Achtung dem wahren Schönen, überall, wo er ihm begegnet.“ Und von ſeinem lyriſchen Intermezzo ſagt der junge franzöſiſche Kritiker: „Jeder Vers oder jede Strophe iſt ein Tropfen purpurnen Blutes, welches dem edlen Herzen des Dichters, von ſeiner Hand konvulſiviſch gepreßt, entfließet, indem er die tödtliche Wunde den Blicken des indifferenten Haufens ausſetzt.“ —

Die Geſammtausgabe ſeiner Schriften in franzöſiſcher

Sprache erregte in ihren erſten beiden Bänden in ganz Paris Aufſehen und den äußerſten Enthuſiasmus unter den jüngeren pariſer Literaten; die Feuilletons aller Zeitungen und Blätter begrüßten dieſe Erſcheinung mit dem lauteſten Jubel. Ein Artikel aus Paris in Nr. 218 der augsburger allgemeinen Zeitung vom Jahre 1855 enthält darüber das Nähere, und ſomit war Heine's Ziel erreicht; er hatte neuen Balſam auf die Wunde ſeiner langen Leiden dadurch gefunden — Sonnenblicke in ſeine verdüſterte Krankenſtube; er gehörte auch Frankreichs gefeierten Schriftſtellern an; ſeine „Lutèce“ hatte ihm dieſe Ehrenſtelle allein erworben; ganz Paris drängte ſich dahin, ſie zu leſen und anzuerkennen.

Auch bei anderen Nationen iſt Heine in jüngſter Zeit eingebürgert. In Holland iſt in dieſem Jahre eine Ueberſetzung ſeiner Schriften — Poeſie wie Proſa — erſchienen*), und in Philadelphia eine Uebertragung ſeiner Reiſebilder in engliſcher Sprache**); während ebendaſelbſt zwei deutſche Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Schriften (bei F. W. Thomas und bei J. Weik 1855) erſchienen. Die letztere Ausgabe war auf 26 Lieferungen berechnet, jede zum Preiſe von 25 Cents; ſie enthält zudem mehrere Produktionen von Heine, welche in Zeitungen und periodiſchen Schriften zerſtreut geſtanden und bis dahin nicht geſammelt herausgegeben worden ſind.

---

*) H. Heine Poezy en Proza door A. van der Hoop. I. deel. Schiedam: Roelants 1856.

**) Pictures of Travel. Translated by C. Leland 1856.

Zum Schluſſe, und bevor wir zu Heine's Leben während ſeines langen Siechthums übergehen, liegt dem Lebensſchilderer noch ob, ſich auf ein Gebiet hinauszuwagen, welches von ihm hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf, weil man von gewiſſen Kreiſen aus ſich gemüſſigt geſehen hat, dasſelbe für prinzipiell-einſeitige Zwecke auszubeuten, theilweiſe mit wahrhaft kannibaliſcher Wolluſt das Richteramt der Verketzerung gegen ihn zu üben und das Anathema auszuſprechen. Man hat alle Perioden ſeines Lebens hindurch von dieſer Verfolgung nicht nachgelaſſen; von ſeinem erſten Auftreten an, während ſeines Schmerzenslagers, ja ſelbſt als er das Auge geſchloſſen hatte, über das Grab hinaus, hat jenes Harpyengezücht nicht geruht und geraſtet. —

Jene Richtung in gewiſſen Kreiſen unſerer Zeit, die ſich ſelbſt „die fromme“ bezeichnend nennt, weil ſonſt niemand ihr dieſen Namen beilegt, die aber den Schalk im Nacken trägt und den Mantel des Luges und Truges umgehangen, Buſen und Schultern des anderen Geſchlechts verhüllt wiſſen will, jedoch verſtohlen und lüſtern hinſchielt, die Hände faltet, mit den Lippen wispelt und den Kopf himmelwärts richtet; die den Splitter im Auge des Nächſten achtet, aber den eigenen Balken nicht ſieht: hat ſich ſplitterrichtend angelegen ſein laſſen, ſich um Heine's Glauben und Rechtgläubigkeit zu kümmern und ihn vor aller Welt in öffentlichen Blättern vor ihr Ketzergericht zu ziehen. Wie die berliner Muckerzeitung ihren Stab längſt über die größten Geiſter unſerer Nation gebrochen und vor ihr ein Goethe und Schiller keine Gerechtigkeit gefunden, alſo iſt es auch Heine ergangen; er hat ſich darüber getröſtet, daß er das gleiche Geſchick, dieſelben Anfeindungen mit jenen hat theilen müſſen. Indeß iſt dieſes Zelotenthum über ihn mit noch eifrigerer Rigoroſität, mit noch maßloſerer Heftigkeit wahrhaft hyänenartig hergefallen: und daran war der „Jude“

Schuld. War es aber ſeine Schuld, als Iſraelit geboren zu ſein?! —

Es hat ſich der blödſichtigſte Pietismus in Verläumdungen und Vorwürfen gegen ihn gleichſam erſchöpft, ihm gegenüber Voltaire als engelhaft dargeſtellt, da er dieſen an „Schmutz, Grimaſſe und witzigem Teufelsdreck überbiete“; ja — einer ſeiner Jugendfreunde von der Univerſität her — ich mag keinen Namen nennen — hat von ihm drucken laſſen: „Wie der Spötter Arouet ſchändet er nicht nur, was lebt, auch mit dem, was todt und ehrwürdig, treibt er noch ſeine Unzucht; durch das Evangelium iſt die Welt ein Gottesgarten, mit den heine'ſchen Lehren würde ſie ein großes Bordell.“ Er wirft ihm „biſſigen Spott, Bonmot, Perſiflage, Gift der Geſinnung unter Blumen ſchöner Worte“ vor, und wie „ſeine religiöſen Anſichten perfid, ſo ſeien ſeine literariſchen parteiiſch“. —

Ich werfe mich nicht zum Vertheidiger des bei ſeinem Leben wie nach ſeinem Tode vielfach Verläſterten auf, indem die Anſicht bei mir zur Ueberzeugung geworden, daß niemand auf der Erde berufen iſt zum Kritiker des Glaubens und der Glaubensanſichten des

Nächſten, viel weniger zum Läſterer und Ketzerrichter konfeſſioneller Scheidungen wie individueller Gedanken und Meinungen in Glaubensſachen. Das iſt eines Jeden ausſchließlich eigene Angelegenheit, deren Ordnung ihm allein obliegt ohne irgendeine Einmiſchung eines Anderen. Verruchte Hände aber waren es, die nicht ablieſſen wider ihn und zur Feder griffen, als er, auf das Leidenslager von ſchwerer Krankheit niedergeworfen, hilflos dalag, um ihn auch da noch zu verunglimpfen und zu begeifern. „Es ſcheint, der liebe Herrgott macht Experimente mit mir; ich wünſchte, er hätte dazu einen Anderen ſich auserſehen“— ſagte er geiſtesſtark noch kurz vor ſeinem Ende. Und als ein Freund, der ihn beſuchte, ſich ſeines „Wiederhinwendens zum Glauben und zu Gott“ freute, erwiderte er: „Er wird mir verzeihen, denn das iſt ſein Metier.“

Ich glaubte, auch dieſe Glaubenskritik, der man Heine unterworfen hat, berühren zu müſſen, ohne ſie in irgendeiner Richtung hin auszubeuten, ſondern ſie bloß zu erwähnen. Eine Zeitepoche wie die unſerige, die in gewiſſen und weitausgedehnten Kreiſen alles mit der Elle des poſitiven Glaubens mißt, Talent und

Genie nach ihren beſchränkten Satzungen und Normen engherzig beurtheilt und ihnen Bahn und Wirkungskreis nur eröffnet, wenn ſie ſich ihrer Richtung gleichſam zu akklimatiſiren wiſſen, ſie aber von ſich weiſt, wenn ſie ſich in ihre ſpaniſchen Schnürſtiefel nicht einzwängen laſſen, iſt gewiß und wahrhaftig nicht geeignet und berufen zu unparteiiſchem Urtheil; ſie übt voll Vorurtheil und nach vorgefaßter Meinung nur ein Gericht, wie es die ebenſo korrumpirte Zeit der Hexen-, Ketzer- und Inquiſitionsprozeſſe geübt; ſie baute ebenſo gern wie jene wiederum Holzſtöße und Scheiterhaufen, um ihren Urtheilsſprüchen der Verdammniß durch Flammenexekution das fehlende Anſehen und reichhaltigen Effekt zu verſchaffen, uneingedenk der „Liebe", die der große Stifter des Chriſtenthums und ſeine Lehre verkündeten.

Als Menſch dem Nebenmenſchen gegenüber lebte Heine bis zum letzten Todesröcheln ſeiner Bruſt als ein wahrer Chriſt, helfend, wo immer er konnte: Züge ſeiner Menſchenfreundlichkeit, der Sanftmuth ſeines Charakters, echter wahrer Freundſchaft, inniger Kindesliebe ſind mehr als zur Genüge bekannt geworden, und kein rigoroſer Eiferer hat es gewagt, in dieſer Hinſicht einen Stein aufzuheben; man hat ſeine guten Eigenſchaften, deren ihm ſo viele eigen waren und womit er ſo reich ausgeſtattet war, mit — Stillſchweigen übergangen, während man mit Ungeſtüm und Lärm ſonſt über ihn hergefallen iſt. Die über ihn zu Gericht geſeſſen, ſtanden ihm fern; ſie haben ihn nie durch eigene Anſchauung und durch Zuſammenleben mit ihm kennen gelernt. —

Hören wir ihn ſchließlich aus ſeinem 1851 verfaßten Teſtamente kennen; er ſagt darin:

„Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopſie zu unterwerfen, und da meine Krankheit oft einem ſtarrartigen Zuſtande glich, ſo ſoll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen. .. Ich wünſche, daß mein Leichengang ſo einfach wie möglich ſei, und daß die Koſten meiner Beſtattung die eines gewöhnlichen Bürgers nicht überſteigen. Obwohl ich zur lutheriſchen Kirche gehöre, wünſche ich nicht, daß ein Geiſtlicher derſelben meiner Leiche folge; auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung zur Feier meines Leichenbegängniſſes.

„Dieſer Wunſch iſt keineswegs aus dem ſchwachen Willen eines Freigeiſtes hervorgegangen; vielmehr habe ich ſeit 4 Jahren allen philoſophiſchen Stolz abgelegt und mich wieder religiöſen Ideen zugewandt. Ich ſterbe mit dem Glauben an Einen ewigen Gott, Erſchaffer der Welt, deſſen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unſterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Werken oft von heiligen Dingen reſpektlos geſprochen zu haben; aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeitgeiſte fortgeriſſen, als von dem eigenen Triebe. Wenn ich ohne mein Wiſſen die guten Sitten und die Moral beleidigt, welche die wahre Kraft alles Glaubens ſind, ſo bitte ich Dich, mein Gott, und die Menſchen um Verzeihung! Ich verbiete, daß an meinem Grabe eine Rede, ſei es deutſch oder franzöſiſch, gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, es ſei nicht mein Wunſch, daß meine irdiſchen Ueberreſte nach Deutſchland gebracht werden. Die große Aufgabe meines Lebens war das Beſtreben, ein herzliches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland herzuſtellen.“ —

Gehen wir zu den letzten Lebens- und Leidensjahren Heine's über; ſchwere Prüfungen wurden ihm beſchieden;

er hat ſie mit einer Kraft ertragen, wie ſie ſelten iſt unter Millionen: ſeine Geiſteskraft blieb ungeſchwächt und aufgerichtet unter der Folterqual ſeiner Leiden.

Das Jahr 1847 war das verhängnißvollſte, unſeligſte im Leben Heine's, indem er plötzlich von einer Krankheit befallen ward, die ſich als unheilbar bald herausſtellte, durch die Bemühungen ſeines ausgezeichneten Arztes, des Dr. Gruby, aber im Laufe der Zeit derartig für den Leidenden gehoben und erleichtert wurde, daß ihm, der anfangs am ganzen Körper gelähmt und des Augenlichtes beraubt war, durch ärztliche Kunſt die Bewegung der Arme wie das Geſicht wiedergegeben wurden. Hören wir zunächſt über die Krankheit und ihren Verlauf den Kranken ſelbſt, der einigemal ſelbſt Veranlaſſung nahm, in Briefen an Freunde, und ſogar einmal in einer Veröffentlichung an das Publikum, ſich darüber auszuſprechen.

Als er auf den Rath ſeines Hausarztes die Bäder von Barèges im Pyrenäengebirge beſuchte, ſchrieb er von dort an ſeinen Freund und Verleger Campe im Okt. 1846 darüber, indem er gleich dem Merkutio ſelbſt angeſichts des Todes noch nicht ſeinen Humor verlor.

„Meine Meinung, hinſichtlich meiner Krankheit, geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder zwei Jahre, in einer trübſeligen Agonie mich hinfriſten kann. Nun, das geht mich nicht an, das iſt die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdſelige Bewußtſein ein ſchönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele ſelbſt in dieſer kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns geſagt, dieſer letztere iſt das wenigſt Furchtbare; das Sterben iſt etwas ſchauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube. Was ſoll ich zu dem Zufall ſagen, der eben in jetziger Zeit eine falſche Todesnachricht von mir in Deutſchland verbreitete? Dieſe hat mich eben nicht ergötzlich geſtimmt. Zu andern Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich faſt gleichzeitig einen Artikel in der allg. Zeitung, der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn ſie nicht etwa ſelbſt jene Nachricht geſchmiedet. Daß ich Ihnen den Troll noch nicht geſchickt, iſt wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeſchichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich ſo auszurüſten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, ſchnell fördern und werde es bei meiner Ankunft in Paris ſchnell vornehmen. Mein Geiſt iſt klar, ſogar ſchöpferiſch geweckt, aber nicht ſo beſeligend heiter, wie in den Tagen meines Glücks.“ —

Wenig geſtärkt kehrte er aus den Bädern zurück, ohne daß er ſich jedoch durch ſeinen fortwährend ſehr beunruhigenden Zuſtand in Zimmer und Bett bannen oder ſeine heitere Laune ſich ganz von den Leiden des Körpers rauben ließ. Seit dem Herbſte 1847 war er aber fortdauernd ans Bett gefeſſelt, während er in demſelben wiederum ſehend die Feder führen und zu den manichfaltigſten literariſchen Arbeiten wie zu poetiſcher Produktion geſchickt war. Journaliſtengeſchwätz in deutſchen Blättern, beſonders von ſolchen deutſcher Touriſten ausgehend, die nach Paris gekommen und ihn beſucht hatten — denn er ließ faſt jeden vor ſein Krankenlager treten, der ſich bei ihm anmeldete — veranlaßten ihn unterm 15. April 1849 eine öffentliche Erklärung in die augsburger Zeitung rücken zu laſſen, des Inhalts:

„Deutſche Blätter, namentlich die berliner Zeitungen, haben über meinen Geſundheitszuſtand, ſowie auch über meine ökonomiſchen Verhältniſſe einige Nachrichten in Umlauf geſetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob ſie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt), oder eine jener Privatkrankheiten iſt, woran der Deutſche, der im Auslande privatiſirt, zu leiden pflegt; ob ſie ein franzöſiſches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutſche Rückgratſchwindſucht — ſo viel weiß ich, daß ſie eine ſehr garſtige Krankheit iſt, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervenſyſtem, ſondern auch das Gedankenſyſtem bedenklich erſchüttert hat. In manchen Momenten, beſonders wenn die Krämpfe in der Wirbelſäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Menſch wirklich ein zweibeiniger Gott iſt, wie mir der ſelige Profeſſor Hegel vor 25 Jahren in Berlin verſichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen und ich bin ſeitdem nicht wieder aufgeſtanden. Unterdeſſen, ich will es freimüthig geſtehen, iſt eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: — ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieſte Deutſche nach Goethe", wie mich Ruge in geſünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionyſus vergeblich, während man meinem Collegen Nr. 1. den Titel eines großherzoglich-weimariſchen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübſinnige Nazarener heiter herablächelt — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Menſch! Soviel über meinen Geſundheitszuſtand aus authentiſcher Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältniſſe betrifft, ſo ſind ſie, ich geſtehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterſtatter der obenerwähnten Tagesblätter überſchätzen meine Armuth und ſie ſind von ganz beſonders irrthümlichen Annahmen befangen, als habe ſich meine Lage dadurch nur noch verſchlimmert, daß mir die Penſion, die ich von meinem ſeligen Oheim

Salomon Heine genoſſen, ſeit dem Ableben desſelben entzogen oder vermindert worden ſei. Ich will mich mit der Geneſis dieſes Irrthums nicht befaſſen, Erörterungen vermeidend, die ebenſo kummervoll für mich, wie langweilig für andere ſein möchten. Aber dem Irrthum ſelbſt muß ich mit Beſtimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillſchweigen einerſeits die Freunde in der Heimat beunruhige, die juſt das edelſte Gemüth träfe, das jemals ſich mit ſchweigendem Stolze in einer Menſchenbruſt verſchloſſen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Beſprechung perſönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemeſſen, folgende Thatſachen hier vorzuſtellen. Die in Rede ſtehende Penſion iſt mir ſeit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und ſie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit dieſen Auszahlungen belaſtet, hat mir, ſeitdem ſich mein Krankheitszuſtand verſchlimmert, noch außerordentliche trimeſtrielle Zuſchüſſe angedeihen laſſen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Derſelbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunſten des viel theuren Weibes, das mit mir ihre irdiſche Stütze verliert, auch die bitterſte aller Sorgen von meinem Krankenlager verſcheucht. — Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter ſehr fehlerhaft adreſſirten Zuſchriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigem Geſtändniſſe ihre Erledigung finden. — Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!“

Ueber ſeine langjährigen Leiden laſſe ich Augenzeugen reden. Eliſe von Hohenhauſen, welche ihn in Paris beſuchte, ſchrieb:

„Es war ein wunderſchöner Tag geweſen, das Abendroth färbte den klaren Himmel ſchon winterlich zur Nachmittagsſtunde, die aber in Paris natürlich Vormittag heißt, als wir bei Heine vorgelaſſen wurden. Der Anblick ſeiner Leiden war weniger erſchütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat ſein Geſicht durchaus nicht entſtellt, ſondern es bis zum höchſten Grade vergeiſtigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darſtellt, iſt ähnlich; nur iſt ſein Geſicht noch ſchmaler und leidender. Sein Aeußeres hat ſich eigentlich ſehr wenig verändert, er gleicht noch vollkommen ſeiner Jugend-Erſcheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin geſehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwiſchenzeit dieſer langen Jahre ſoll er einmal beinahe unförmlich ſtark geweſen ſein, wie er verſichert; die Annäherung des traurigen Rückenmarkleidens hat aber bald ſeine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße ſind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichſten Nervenſchmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht mehr verlaſſen und vertauſcht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnſeſſel. Opium iſt ſeine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. Es iſt wahrhaft ſtaunenswerth, daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinſten Nervengeflechten hat, nicht zerſtörend auf die Organe des Geiſtes zu wirken vermochte. Wir ſollten bei Heine den glänzendſten Beweis davon erhalten.

„Er hatte einen ſeiner ſchlimmſten Tage und ſchon zum zweitenmale Opium genommen. Schwach und klagend empfing er uns in ſeinem Bett, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umſtellt war. Er verſicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu ſein, und bat uns, unſeren Beſuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige raſche, lebhafte Fragen, die ein Geſpräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er ſprach mit der unvergleichlichen Miſchung von Scherz und Ernſt, die ihn zum Schöpfer des poetiſchen Humors in Deutſchland gemacht hat. Wer mit geſchloſſenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für kerngeſund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geiſt ſich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeſchwächter Kraft entfaltete. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an ſeine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz beſonders.

„Traurig wurden wir daran gemahnt; der Kontraſt ſeines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszuſtand drängte ſich zu peinlich auf. Dabei iſt ſeine Wohnung nach deutſchen kleinſtädtiſchen Begriffen ſehr düſter und beſchränkt; ſie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indeſſen als ein Vorzug betrachtet wird; der Straßenlärm iſt allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. Aber es iſt doch gar zu traurig, daß der kranke Dichter nie den belebenden Hauch eines friſchen Luftzugs empfinden kann in dieſem ſteinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitſcher, kein Säuſeln grüner Bäume dringen kann zu dem Sänger des Lenzes, um ihn zu erquicken in ſeiner traurigen Blindheit und Hilfsloſigkeit. Ein Transport ins Freie iſt bei den engen hohen Treppen faſt eine Unmöglichkeit, und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deßhalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz, dieſe gefängnißartige Wohnung erſchien uns wie eine traurige Vermehrung ſeiner Leiden. Wir redeten ihm zu, ſie womöglich mit einer Parterrewohnung zu vertauſchen, oder nach Deutſchland zu kommen, um das Bad Oeynhauſen in Weſtfalen zu gebrauchen, das Wunder thun ſoll bei Rückenmarksleiden und wo wenigſtens ſeine Leidensgefährten in Rollſtühlen die friſche Luft und erheiternde Geſelligkeit genießen können. Nur fürchtete er die Schwierigkeit der Reiſe und daß ſeine Frau in einem kleinen deutſchen Bade als Pariſerin ſich unglücklich fühlen würde. Die Rückſicht, welche er ſtets für dieſe zeigt, und die Dankbarkeit, wovon ſein Mund für ſie überfließt, ſind untrügliche Beweiſe für ihre Pflichttreue und aufopfernde Pflege. Heine bezeichnete ſie als den Gegenſtand einer romantiſchen Neigung, der nach fünfzehnjähriger Ehe noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn geblieben ſei. Sein unvergleichlich ſchönes Gedicht im Romancero, an Mathilde, hat ihr ein dauerndes Denkmal geſtiftet.

„Dieſe liebevolle Gattin und die Tröſtungen der Religion ſind die Engel, welche an ſeinem Schmerzenslager ſtehen. Man hat es faſt zu einer Streitfrage gemacht, ob Heine den letzteren zugänglich ſei oder in der ſarkaſtiſchen Auffaſſung ſeiner muthwilligen Jugendlaune verharre. Er ſagte darüber wörtlich: „Mir erging es wie dem verarmten Manne, der alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergeſſenen unbeachteten Schubfache ſeines Geldſchranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verluſt des unſchätzbaren Gutes, der Geſundheit, bankerott geworden an allem irdiſchen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen ſtillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verſchmachten gerettet worden.“ Daß er dieſes Geſtändniß nur denen macht, auf deren Sympathie er rechnen kann, iſt ein Zeichen, daß auch ihm die edle Scheu eigen iſt, von heiligen Dingen nicht vor profanen Ohren zu reden. Auch iſt er, trotz ſeiner Kränklichkeit, noch immer ein zu höflicher und liebenswürdiger Wirth, um ſeinen Beſuchen durch direkten Widerſpruch entgegenzutreten. Daher die verſchiedenen Auslegungen ſeiner Anſichten, wie ſie noch kürzlich mit einem gewiſſen Triumph unter das Publikum gebracht worden ſind. Den Gewiſſenszwang der Ungläubigen hat Heine aber noch entſchiedener von ſich gewieſen, als den der Gläubigen, die denn doch wenigſtens eine gute Abſicht mit ihm hätten und nicht, wie die anderen, ihrem eigenen Hochmuth und Geiſtesdünkel mit ſeiner erſchlichenen Beiſtimmung ſchmeicheln wollten.

„Mit Wehmuth ſchieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft beſitzt, um uns einen

Abſchiedsblick nachzuſenden, und reichte uns die bleichen, feinen Wachshände. Der letzte Schimmer des Abendrothes warf einen Verklärungsſchein über das Schmerzenslager; es ſchien der Nimbus der Poeſie zu ſein, der einem Lieblingsdichter Deutſchlands gebührt.“

„Was macht Heine?“ ſagt der Komponiſt und Muſikdirektor Hiller von Köln in einem Feuilletonartikel aus Paris in der kölniſchen Zeitung — „das iſt eine Frage, die nie öfter gethan worden, als ſeitdem man den berühmten Dichter von ſchweren Leiden heimgeſucht weiß — ſeine Freunde und Gegner begegnen ſich jetzt in ihrer Theilnahme. Es iſt freilich nichts günſtiger für einen hervorragenden Menſchen, als wenn es ihm ſchlecht geht — höchſtens zu ſterben dürfte noch vortheilhafter ſein. Wenn indeß Voltaire ein Jahrhundert ſeiner Unſterblichkeit gegen eine beſſere Verdauung gern eingetauſcht hätte, dann weiß ich nicht, wie viele dergleichen der arme Heine zu geben verſucht ſein könnte, um ſein Krankenlager verlaſſen zu dürfen. Seit zwei Jahren iſt er ununterbrochen an daſſelbe gefeſſelt, und kaum iſt irgend eine Hoffnung da, es werde je auch nur eine geringe Beſſerung in ſeinem Zuſtande eintreten.

Iſt aber der Körper faſt gänzlich gelähmt, ſo iſt dem Geiſte die vollkommenſte Schwungkraft geblieben — iſt der erſtere in die enge Schlafſtube gebannt, ſo tummelt ſich der letztere frei umher, auf allen Gebieten des Gedankens. Und nicht allein das — große und kleine Begebenheiten, große und kleine Perſönlichkeiten nehmen das Intereſſe des humoriſtiſchen Poeten nach wie vor in Anſpruch, und von allen möglichen Erſcheinungen in der Kunſt wie im Leben nimmt er Notiz. Als ich an ſeinem Bette ſaß und er mir abwechſelnd ſprach vom lieben Gott und von Meyerbeer, vom König von Preußen und von mir ſelber, vom frankfurter Parlament und von ſeinen Gedichten, da war mir's zuweilen, als flanirte ich wie vor fünfzehn Jahren mit ihm auf dem Boulevard des Italiens herum. Aber abgeſehen von dem mich aus ſolchem Traume reißenden Anblicke deſſen, was mich umgab, kamen zuweilen auch Klagen auf die Lippen des Leidenden, zu welchen der früher ſo geſunde, das Leben ſo reichlich genießende Mann damals keine Veranlaſſung hatte. Doch auch dann, wenn er von ſeiner Krankheit, von ſeiner hoffnungsloſen Zukunft ſpricht, zeugen die Ruhe, die Reſignation ſeiner

Worte von einer rieſigen pſychiſchen Kraft. Und was dieſe Unverſehrtheit des heine'ſchen Geiſtes vollends beweiſt, iſt die ſtarke Doſis von — wie ſoll ich es nennen? — von Schalkhaftigkeit, die ſeinen Urtheilen über Große und Geringe, über Freund und Feind beigegeben iſt. Er gehört noch immer mehr oder weniger zu den Geiſtern, die verneinen — aber wir wiſſen ja zu unſerer Beruhigung aus Goethe's Fauſt, daß dieſelben im Himmel gar nicht ſo übel angeſchrieben ſind. Zu einem Schluſſe auf die Anſichten, zu welchen unſer Dichter jetzt in Bezug auf die höchſten Dinge gelangt iſt, will ich übrigens hiermit durchaus keine Veranlaſſung gegeben haben — ich weiß nicht, was er glaubt — aber wenn ich auch glaube, daß er es weiß, ſo glaube ich doch nicht, daß er ſo leicht hierüber irgend jemandem ganz reinen Wein einſchenkt.

„Heine's Züge ſind intereſſanter, man könnte faſt ſagen, ſchöner geworden, als ſie je geweſen. Die eingefallenen Wangen laſſen das edle Oval des Kopfes, ſo wie die feingeſchnittene Naſe traurig klar hervortreten. Die Augen ſind geſchloſſen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde, darüber hinfallende

Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeſchnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; ſelbſt über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare ſind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealiſch ſchön iſt die weiße, ſchlanke Hand geworden; ſie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klaſſe der rein pſychiſchen. Leider ſind alle dieſe poetiſchen Dinge allzu elegiſcher Natur, und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, ſeine Pausbacken und ſeinen behäbigen Embonpoint zurückwünſchen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigſten Lieder zu dichten.“

Der leider zu früh ruhenden Feder Max Waldau's verdanken wir ein humoriſtiſches Genrebildchen, welches uns Heine's und ſeines Verlegers Campe Zuſammentreffen ſchildert, indem er erzählt:

„Ein überaus behäbig ausſehender, wohlbeleibter, feſt auftretender Mann, mit einem runden Kopfe, ſehr expreſſiven Augen, weißem, ſorgfältig geknüpftem Halstuche, hoch herauf geknöpftem Rocke und abſonderlichem Hute ſteuerte kürzlich vom Hôtel Valois nach Heine's

Wohnung. Der Mann war nicht jung, er hatte ſtark gebleichtes Haar, aber trotz deſſen ein friſches, runzelfreies Geſicht und große Beweglichkeit, ſo daß er mühelos die Etage erreichte.

Er zog die Schelle. Ein Mädchen erſchien.

„Je voudrais bien parler à Monsieur Heine.“

„Ah, Monsieur est si malade, il ne peut pas parler à personne. Impossible, Monsieur, de vous annoncer.“

„Mademoiselle, il n'y aura jamais de règle sans exception.... Ayez la complaisance de lui présenter ma carte.“ — —

„Entrez, Monsieur.“

Die Thür ging auf. Zwiſchen dieſer Treppenthüre und einer zweiten war ein Korridor, der ſich mit einem Schritte durchmeſſen ließ. Dieſer kleine Raum bedeutete im Augenblicke eine Reihe von Jahren, er bedeutete einen Sprung vom höchſten Wohlbefinden und heiterſten Lebensgenuſſe, von jenem ausgelaſſenen, allzeit fertigen und nie ſein Ziel verfehlenden Witze, welcher Heine auszeichnet, zu all dem Jammer, zu der Niedergeſchlagenheit und dem Geſinnungswechſel, die ſeit drei Jahren die Feuilletoniſten beſchäftigten.

Der Schritt ward gethan.

Der Kranke hatte ſich auf ſeinem Lager halb aufgerichtet und ſtreckte dem Eintretenden die Rechte entgegen, während er mit den Fingern der linken Hand das gelähmte Augenlid hob. Die Hand faßte ſich warm und völlig normal an, ſie war nicht einmal magerer als ſonſt. Heine ſchien lange nicht ſo krank, als man ihn geſchildert.

„Nun, das iſt brav von Ihnen," ſagte er, „brav, lieber Campe, daß Sie endlich einmal kommen." Und der Dichter ſchüttelte ſeinem Verleger, den er im Wintermärchen ſo köſtlich beſungen, herzlich die Hand.

Campe hatte ſich einer Sündflut von Grüßen zu entledigen und ebenſo viele Fragen des „Todtkranken" zu beantworten, der immer lebhafter und gemüthlicher wurde.

„Und meine Mutter, was macht meine Mutter?" fragte er wiederholt.

Es gibt Leute, denen dieſe Anhänglichkeit des „herzloſen Spötters" ein arges Dementi gibt; es gibt deren freilich auch, die womöglich nicht begreifen können, wie der Verfaſſer des Salon überhaupt — eine Mutter haben kann.

Stunden belebteſten Gedankenaustauſches gingen darüber hin, und jede neue Wendung zeigte, daß Heine nicht allein vollſtändig Herr ſeiner Denkkraft ſei, ſondern auch, daß ſeine Körperſchwäche — wir ſagen nicht: ſeine körperlichen Leiden — von den Touriſten überſchätzt worden iſt. Er iſt nur in einem Punkte verändert, und dieſe Veränderung gereicht nicht zu ſeinem Nachtheile. Alle, die früher mit ihm in Berührung kamen, beklagten ſich über eine gewiſſe Unſtätheit, er war nicht zu fixiren, er ſprang haſtig von einem Gegenſtande zum andern über, während er ſich jetzt gern in jedes Thema verſenkt, das Intereſſe bietet. Er hat alſo eher ein hohes Stadium männlicher Reife erreicht, als ſeine Mannheit durch Konzeſſionen an den Glauben eingebüßt. Auch ſeine alte Weiſe, Scherz an Scherz zu reihen und Witz auf Witz folgen zu laſſen, hat er behalten; er ſpricht faſt nur in Pointen. Campe, der ihn durch langjährigen Verkehr hinlänglich kennt, hütete ſich auch wohl, der nervöſen Reizbarkeit des

Dichters Stoff und Halt zu geben. Er behandelte den Mann wie einen Geſunden, und hatte denn auch einen Geſunden vor ſich, ſo weit eine Rückenmarkslähmung irgend erlaubt.

Man kann ſich einen Begriff von der Art dieſer, eine Woche lang täglich fortgeſetzten Unterhaltung machen, wenn man hört, wie der Verleger dem Dichter ein neues Manuſkript ablockte.

„Sie arbeiten viel,“ ſagt Campe; „wo fort und fort gearbeitet wird, muß doch endlich etwas zum Abſchluß fertig werden. In Deutſchland haben wir zur Zeit den Hausſuchungsrummel, ich will doch ſehen, ob in Paris bei Heinrich Heine eine Hausſuchung kein Reſultat liefert.“

„Scelerate Casca, quid moliris? Wiſſen Sie, daß ich ſeit Jahr und Tag nur am Ruine des „Buches der Lieder“ arbeite?“

„Daran wären Sie nicht mehr betheiligt als ich, der ich das Buch der Lieder erſt habe ſtereotypiren laſſen und es eben erſt in reichſter Ausſtattung ausgegeben habe. Indeß würde mir das Gelingen dieſes neuen

Planes doch Freude machen und wahrſcheinlich den Ausfall decken. Alſo kurzen Prozeß: Her damit!“

„Ja, einen neuen Band Gedichte können Sie haben, aber Sie müſſen mir ihn heillos bezahlen, denn…“

„Wenn Sie die Saiten zu ſtramm ſpannen, mögen Sie Ihr Papier behalten, man kann auch Gold zu theuer kaufen.“

Die Szene endete damit, daß Heine lachend ausrief: „So viel hat der große klaſſiſche Goethe in ſeinem ganzen Leben nicht für all ſeine Gedichte bekommen! Und ich armer, kranker Menſch, der ich keine Excellenz bin, michle hier auf dem Bette einen alten Fuchs ſo glorios an!“ —

Adolf Stahr hat gleichfalls über die Leidenstage Heine's berichtet; er beſuchte ihn zuletzt im October 1855. — „Ich traf ihn,“ erzählt er, „genau in demſelben Zuſtande, wie ich ihn vor fünf Jahren zum letztenmale geſehen hatte. Ich fand ihn auf einer niedrigen Coupette liegend, einen Bleiſtift und eine Schreibmappe vor ſich; denn er hatte, wie er ſagte, den Verſuch gemacht, bei der Erkrankung ſeines Sekretärs ſelbſt etwas zu ſchreiben. Sein Ausſehen war im Ganzen ſcheinbar wenig verändert. Er äußerte herzliche Freude, mich wieder zu ſehen. „Ihnen muß es märchenhaft vorkommen, daß Sie mich noch am Leben treffen,“ ſagte er; „iſt es mir doch zuweilen, als löge ich mir ſelber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumſchlafe aufwache und mich noch in einer Stube wiederfinde.“

„Aber glauben Sie nur,“ fuhr er fort, ohne meine banale Entgegnung: daß ich ihn eigentlich beſſer ausſehend fände, als vor fünf Jahren, zu beachten, „glauben Sie nur, das nächſtemal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch allzu langweilig für meine Freunde; es gehört eine Theilnahme von Kautſchuk dazu, um ſolche Ausdehnung auszuhalten!“ Er erzählte dann von ſeinem Umzuge in die neue Wohnung, die er ſich auswählen laſſen, weil ſie die Möglichkeit gewährte, ihn in guten Stunden auf dem breiten, mit einer Marquiſe überdachten, und durch Tapetenwände vor Zug geſchützten Balkon, auf einem eigens dazu bereiteten niedrigen Lager, friſche Luft und Sonnenſchein genießen zu laſſen, und hieß mich hinaustreten, um mich der Ausſicht auf die grünen Bäume und das ferne Leben der Elyſäiſchen Felder zu erfreuen. Als ich beides nach Gebühr lobte, bemerkte er: „Sie können nicht wiſſen, wie mir zu Muthe war, als ich nach ſo vielen Jahren von da aus zum erſtenmale wieder mit meinem einen halben Auge die Welt ſah, und es war doch ſo wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen laſſen und ſah mit unglaublichem Vergnügen einem Paſtetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolin-Röcken ſeine Paſtetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume ſtand und ....! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr ſehen — denn ich beneidete den Hund!“

Die Wärterin kam, ihm einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen, von der niedrigen Couvette, auf welcher ich ihn hingeſtreckt gefunden, wieder in ſein Bett zurück. Er hatte unterdeſſen das Geſpräch auf Deutſchland gebracht und ſich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, ſeiner Ausſage nach, die Erfolge entſchädigten und tröſteten, die ſeine Sachen in der franzöſiſchen Ueberſetzung in Frankreich davontrügen, und bemerkte ſchließlich mit ſeinem eigenthümlichen leiſen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde mich in Deutſchland prügeln, trägt man mich in Frankreich auf Händen. Sie ſahen es ja eben!“ — Ich gab ihm zu, daß ſeine „Lutetia“ viel Anſtoß erregt habe, und nicht ohne Grund. Er unterbrach mich mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geſchrieben. Aber bei Ihnen kann ich das nachſehen. Sie ſind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten laſſen, daß ſie mich einmal gelobt und als den Vorboten Ariſtophanes' qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein ſo guter Ariſtophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können, und ich glaube, bei dieſer Vergleichung komme wenigſtens ich nicht zu kurz!“

Nerval's unglückliches Ende durch Selbſtmord hat Heine'n, wie er ſelbſt geſtand, als der ſchwerſte Schlag getroffen. „Er war mir ein Freund, wie ich ſeit 25

Jahren in Frankreich keinen beſeſſen. Ich glaubte nicht, daß ich ſeinen Verluſt ſo lange überleben würde!“

Im ganzen fand ich ihn denn doch viel leidender, als vor fünf Jahren, und ſeine produktive Kraft im Geſpräche nicht mehr ſo unabläſſig ſprudelnd als ſonſt. Ein furchtbarer Huſten, der ſich ſeit einiger Zeit eingeſtellt hatte, unterbrach oft unſere Unterhaltungen mit ſo entſetzlichen Anfällen, daß ich ein paarmal glaubte, der Unglückliche müſſe erſticken. Wenn wir aber in ſolchen Augenblicken uns entfernen wollten, ſo winkte er uns mitten in dem konvulſiviſchen Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben; und während wir es für unmöglich hielten, daß nach einem ſolchen Anfalle die durchſchütterte Bruſt noch Kraft zu einem Worte behalten haben könnte, nahm er ſchneller, als wir glaubten, das unterbrochene Geſpräch wieder auf. Sein Humor verließ ihn ſelbſt bei dieſer Steigerung ſeiner Leiden nicht. Man erzählte uns, daß er nach den erſten dieſer Anfälle einmal ſeinen Arzt gefragt, ob dieſe Anfälle nicht ſeinen Tod beſchleunigen würden. Als der Arzt dieß verneinte, erwiderte er: „Sagen Sie das wenigſtens nicht meiner Frau; ſie hat ſo ſchon genug zu leiden." Als der Arzt ſeine Bruſt unterſuchte und ihn dabei fragte: Pouvez-vous siffler? antwortete er: Hélas, non! pas même les pièces de Monsieur Scribe!

Ueber die gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs und der franzöſiſchen Welt äußerte er ſich mit merkwürdiger Beſtimmtheit. „Es hilft alles nichts," ſagte er einmal, „die Zukunft gehört unſeren Feinden, den Kommuniſten, und Louis Napoleon iſt ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß dieſe letzte grandiöſe Komödie aufzuführen erlaubt hat? — Wenn ihn die Kommuniſten auch heute noch verleugnen, Er weiß beſſer als ſie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo ſie an ihn glauben lernen werden." —

Auch Dr. Schleſinger veröffentlichte Erinnerungen an Heine aus der Zeit ſeines Krankenlagers, welche darthun, wie kräftig ſein Geiſt den Körperqualen widerſtand und wie er im jahrelangen Todeskampfe ſolche energiſche Kraft über den zum Schatten hingeſchwundenen, zur Hälfte faſt erſtorbenen Leib bewahrt hatte. Schleſinger erzählt:

„Es war am 24. Auguſt 1855, als ich Heine zum letztenmale ſah. Er war von heftigen Schmerzen, die vom Rückenmark ausſtrahlten, durchwühlt. Nachdem er bereits 2 Gran Morphium ohne Erfolg genommen, rieth ich ihm, gegen die gleichzeitigen und ſchmerzbetäubenden Anfälle von Ischias, Waſchungen mit Schwefeläther. Heine erwiderte: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmuſik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im allgemeinen, aber die meinigen ſind ſo ganz beſonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, ſie würden in der Expoſition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“ —

Am 16. Februar diktirte Heine im Vorgefühl ſeines Todes ſeine letzten Anordnungen in Betreff ſeiner Beſtattung, ſich nochmals, wie in ſeinem früher verfaßten Teſtamente, jede Feierlichkeit wie jede Zeremonie verbittend. Er ſtarb nicht nur bei vollem Bewußtſein, ſondern er hat noch wenige Stunden vor ſeinem Tode an ſeinen „Denkwürdigkeiten“ diktirt. „Plato ſtarb ſchreibend“; von Heine kann man ſagen: er ſchrieb ſterbend.

Haben wir bis hieher uns mit dem lebenden und ſterbenden Heine beſchäftigt, ſo widmen wir nunmehr die letzten Spalten dieſer Schrift dem geſchiedenen Heine, der Beſtattung ſeiner irdiſchen Reſte am 20. Februar in den Worten eines ſeiner pariſer Bekannten, des Augenzeugen — Friedrich Szarvady in ſeiner Schilderung: „H. Heine's Begräbniß“. Er ſagt:

Wären nicht ſeine Lieder geweſen, die im deutſchen Munde, wie im deutſchen Herzen fortleben werden, ich möchte ſagen: Heinrich Heine iſt klanglos zum Orkus hinabgeſtiegen. Soeben komme ich vom Begräbniſſe des Poeten, einer von den Wenigen in Paris, die ihm das letzte Geleite gegeben, und ich geſtehe zu meinem Schmerze, daß die Pflicht des Journaliſten mehr Theil an dieſem Gange hatte, als die Pietät für den großen Dichter. Es waren unter dem kleinen Häuflein wohl wenige, die das Gefühl der Verehrung zu dem Sarge hinzog, welcher die Ueberreſte eines Mannes barg, der ſeine Zeit hätte erfüllen können wie Voltaire. Bei Heinrich Heine mußte ſtets das Genie angerufen werden, um für den Charakter zu plaidiren, und leider war es dieſem noch öfter gelungen, jenes zu verdunkeln. Der Poet, der unſterblich bleiben wird, wurde vergeſſen über den dunkeln Seiten im Leben und Wirken Heine's, und ſo geſchah es, daß ſelbſt der verſöhnende Moment, der ſonſt ſo vieles ausgleicht, nicht die Kraft beſaß, ſeine Landsleute oder die Bewunderer ſeines Geiſtes unter den Franzoſen im Gefolge des ſchwarzen Wagens zu verſammeln.

Es war nicht Mangel an Ehrfurcht vor ihren großen Männern, der die hier lebenden Deutſchen abhielt, einem der größten Dichter ihres Volkes die letzte Ehre anzuthun. Die Deutſchen in Paris haben bei Ludwig Börne's Begräbniß bewieſen, daß ſie die Pflichten zu würdigen wiſſen, welche der Tod eines bedeutenden Landsmannes auferlegt. Damals vereinigten ſich Franzoſen und Deutſche, um dem Manne, der einen Lebenswandel führte, wie er ſeiner Schrift und ſeinem Worte entſprach, auch die letzte Huldigung darzubringen. Heute hielten ſich die Franzoſen eben ſo fern wie die Deutſchen, und doch war Heinrich Heine in der letzten Zeit als Schriftſteller und Dichter viel bekannter, als Börne es jemals geweſen. Außer Alexander Dumas und Theophile Gauthier fand ſich niemand von den Zelebritäten ein, deren Freundſchaft Heinrich Heine noch in ſeinen jüngſten Schriften ſich rühmte.

Heine hatte in ſeiner letzten Willensverordnung beſtimmt, daß man ihn aufs ärmlichſte, ohne Beiſtand eines Prieſters, mit Vermeidung jeder religiöſen Feierlichkeit beerdige — und ſo geſchah es auch. Es wurde an ſeinem Grabe keine Rede gehalten, weil er ſich eine ſolche gleichfalls verbeten hatte, und die geringe Schar trennte ſich, nachdem der Sarg in eine vorläufige Gruft beigeſetzt worden. Es war ein trauriger Anblick, wir können es nicht verhehlen. Es war ein wahres Todtengericht, aber wir hoffen, daß dieſes ſcharfe Verdikt der Ueberlebenden in dieſem entſcheidenden Augenblicke eine Sühne für die Vergangenheit ſein und daß aus der Aſche des gebrechlichen Menſchen nur der unſterbliche Geiſt des großen Dichters der Erinnerung der Deutſchen Nation entgegenſchweben werde. Mögen auch die vielfach verletzten Zeitgenoſſen, die Heine zu ihren Freunden oder zu ihren Feinden zählten und von ihm zu leiden hatten — ſchlug er doch ohne Unterſchied nach allen Seiten hin — mit dieſer letzten Buße verſöhnt ſein. Es iſt ja ſchon ein Unglück, daß eine ſolche den Dichter treffen muß, deſſen Lieder unſere Jugend beglückten und uns jetzt noch entgegenklingen mit ihrer Wehmuth, mit ihrem Humor, mit ihrer liebenswürdigen Schelmerei.

Das Ende iſt ſchnell herbeigekommen und war nicht die Folge des Leidens, an dem Heine ſeit Jahren darniederlag. Es war eine zufällige Unpäßlichkeit, die ihn erfaßte, und ſein Arzt, der ihn ſeit Jahren auf die künſtlichſte Weiſe erhielt, wurde um vierundzwanzig Stunden zu ſpät gerufen. Am Donnerstag Abends ſtellte ſich plötzliches Erbrechen ein, deſſen Urſache man jetzt noch nicht kennt. Ein anderer Arzt wurde in Eile herbeigeholt, aber Dr. Gruby ſah ihn erſt am Freitag Abends. Heine fragte ihn: Nun, Doktor, wie ſteht's mit mir — ich werde ſterben? Der Doktor, der das rettungsloſe ſeines Zuſtandes alſobald erkannt hatte, verheimlichte ihm dieſes auch nicht. Heine mußte nach ſo langem Leiden auf ſeinen Tod gefaßt ſein, und er wurde durch die Kunde ſeines Arztes nicht im geringſten erſchüttert. Das viele Erbrechen hatte ihn aber ſchon ſtark geſchwächt, und die Hinfälligkeit ſeines Weſens ſtellte ſich ſofort heraus, wie die künſtlich durch den Arzt erzeugte Harmonie geſtört wurde.

Dr. Gruby behandelte Heine ſeit ſieben Jahren. Als ihn dieſer ausgezeichnete Mann übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel auf der Erde liegend, vom Speichelfluſſe behaftet und unfähig, irgendeine Nahrung zuſichzunehmen. Seiner Kunſt gelang es, ihn wieder ſoweit herzuſtellen, daß er aufgeſetzt werden konnte; er gab ihm das Geſicht und die Bewegung der Arme wieder, und Heine konnte ſogar wieder ſchreiben. Der Keim zu dem Rückenmarksleiden, das den deutſchen Dichter aufs Krankenlager warf, lag ſchon ſeit langer Zeit in ihm. Schon vor vierzehn Jahren wurde Gruby einmal zu einer Konſultation bei Heine gerufen, der damals am Auge litt. Gruby erklärte, die Urſache der Krankheit ſtecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten wie von deſſen damaligen Aerzten ausgelacht. Später ſagte Heine oft wehmüthig lächelnd zu Gruby: Ach, wenn ich nur damals beſſer geſehen hätte, ich läge heute nicht da. Dr. Gruby, ein Ungar von Geburt, der nun ſeit zwanzig Jahren hier ſeine Kunſt ausübt, nimmt eine hervorragende Stelle unter den erſten Aerzten von Paris ein, und man erzählt ihm Wunder nach, was er in verzweifelten Fällen ſchon geleiſtet. Seine Kranken haben einen eigenen Kultus für ihn, und vor einigen Jahren haben mehrere Familien, denen er das eine oder das andere Mitglied gerettet, eine goldene Medaille für ihn prägen laſſen. Die Erhaltung Heine's gehört nicht zu den geringſten ſeiner Leiſtungen. Die Aerzte, die ihn behandelten, wie die Freunde, die ſeinen früheren Zuſtand kannten, trauten ihren Augen nicht. Die Exiſtenz Heine's war eine Art Mythus geworden, und ohne die Geiſtesblitze, die zuweilen Paris durchzuckten, ohne die verſchiedenen Arbeiten, welche der ſterbende Dichter in der letzten Zeit veröffentlichte, hätte man niemals daran geglaubt. Gruby iſt vielleicht der einzige Menſch, an dem Heine mit inniger Liebe und Dankbarkeit hing. Als Gruby ihn zum letztenmale vor dem Brechanfalle ſah, einige Tage vorher, war er mit der Vorrede und der Korrektur zu einem neuen Werke oder einer neuen Auflage eines ſeiner älteren Werke beſchäftigt. Er arbeitete noch bis zum letzten Augenblicke und trug ſich mit allerlei Plänen herum. Er hinterläßt alles, was er beſitzt, ſeiner Frau, und ein alter Freund, H. Joubert, ehemals Rath am Kaſſationshofe, iſt der Teſtamentsvollſtrecker.

Von Heine's literariſcher Hinterlaſſenſchaft verlautet nichts, und auch das Vorhandenſein der vielfach beſprochenen Memoiren iſt nicht gewiß.

Der deutſchen Nation hinterläßt er ſeine Lieder und ſeine Reiſebilder, welche die Epoche der modernen Proſa begonnen haben. Dafür ſei ihm vieles vergeben.

Die Schilderung dieſes merkwürdigen Lebens iſt beendet, von ſeinem erſten Athemzuge fortgeſetzt bis zum letzten Aufflackern und Erlöſchen ſeiner Lebensflamme. Sein Tod, obwohl Jahre hindurch täglich und ſtündlich erwartet, hat nichtsdeſtoweniger auffallender Weiſe in gleichem Grade überraſcht, wie manches Hinſcheiden in der Fülle der Kraft und Geſundheit. Iſt es doch — ſagt A. Stahr — als ob die Langwierigkeit des Leidens ſelbſt uns gewöhnt hätte, an die Dauer eines Lebens zu glauben, das ſolchen Qualen eines unerhörten Siechthumes ſo energiſchen Widerſtand leiſtete. — Es iſt nicht mein Zweck noch Ziel, eine Kritik des literariſchen Strebens und Wirkens des Hingeſchiedenen zu geben: das bleibe der Literaturgeſchichte überlaſſen; es iſt ihre Aufgabe, dieſe im Gewirre der Parteien und Leidenſchaften noch ſchwebende Frage ruhig, unparteiiſch und vorurtheilslos zum endlichen Abſchluſſe zu bringen, und Heine'n die Stelle in der Walhalla deutſchen Ruhmes und deutſcher Geiſtesgröße anzuweiſen, die ihm gebührt. Schweigen die Stürme der Leidenſchaften und vorgefaßten Meinungen, ſo wird ſein Geiſtesbild klar und deutlich hervortreten.

Heine ſteht an der Scheide einer Zeitepoche deutſcher Literatur: er iſt ihr Markſtein. Dieſe Stellung kann ihm die ſchonungsloſeſte Kritik nicht rauben; darüber hat ſich bereits das Gericht in ſeinen Lebenstagen ausgeſprochen. In ſeinen dichteriſchen Schöpfungen iſt viel des reichen, reinen, gediegenen Goldes ausgeſtreut;

ſind die wenigen Schlacken, die es umhüllen, zerſtäubt, iſt die Spreu entfernt, ſo wird die Frucht ſeines Dichtergeiſtes offen zu Tage treten und dem Trefflichſten und Köſtlichſten zugezählt werden müſſen, was die deutſche Sprache und Dichtung in ihrem ſo reichen, vollen Schatze beſitzt. Neben den Heroen der deutſchen Dichterwelt wird der Name Heine durch alle kommenden Geſchlechter unauslöſchlich ſtrahlen.

Bayerische Staatsbibliothek

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

~~Es hebt die Wasserlilie~~
~~Ihr Köpfchen aus dem Fluß,~~
~~Da wirft der Mond~~ ~~herunter~~ ~~hoch~~
~~Mit lichtem Liebeskuß.~~

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus
dem See
Da grüßt der Mond; herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie ihr das Köpfchen
Wieder herab zu den Wellen,
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den (armen) zärtlichen ~~[illegible]~~ blassen Gesellen.

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n –
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesellen.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern
Vergebens wirst du den Parnaß beackern
Und Bild auf Bild und Blum auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, –
Verstehst du nicht noch vor dem Ei zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfstier dich beschäumen
Und Schutz- und Trutz-Artikel machen lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern;
Auch schreibe nicht für Nachwelt schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sey deiner Dichtung Hebel, –
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.
Bonn d. 7 Aug 1820.
H. Heine Stud. Juris
aus Düsseldorff

Heinrich Heine's
Wirken und Streben,

dargeſtellt an ſeinen Werken.

Von

Adolf Strodtmann.

Ein Poſten iſt vakant! — Die Wunden klaffen —
  Der eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeſiegt, und meine Waffen
  Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

G. C. W.

Hamburg.
Verlag von Guſtav Carl Würger.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in
fremde Sprachen vor.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſind mit geringer Veränderung einer Reihe von Vorleſungen über den **Geiſt der deutſchen Literatur der Gegenwart** entnommen, welche ich vor zwei Jahren in Milwaukie, einer der raſch aufblühenden Städte am Ufer des Michiganſees, hielt. Die Charakteriſtik Heine's trug ich kurz nach deſſen Tode als Denkrede auf den Verſtorbenen in der vorliegenden Geſtalt abermals in Philadelphia vor. Ich halte es für nöthig, dieſe Thatſachen hier zu bemerken, damit dem Leſer der Gedanke fernbleibe, als hätte die neueſte Broſchüren-Literatur über Heinrich Heine irgend welchen Einfluß auf meine Darſtellung gehabt. Ich beabſichtige weder den abgöttiſchen Panegyrikos von Alfred Meißner, noch die mißgünſtige Kritik des Herrn Eduard Schmidt-Weißenfels zu widerlegen, welche dem todten Löwen die letzte Schande erweiſt.

Nein, meine Aufgabe war eine andere. Es ſchien mir an der Zeit, endlich eine Skizze des Dichters und ſeiner Stellung zu den großen Fragen des Jahrhunderts zu entwerfen, deren Wahrheit nicht durch zufällige Anekdoten oder die trügliche Auffaſſung perſönlichen Verkehres, wohl aber durch einen Hinweis auf ſämmtliche Werke des geſchilderten Kämpfers verbürgt werden kann. Das Privatleben Heine's mit ſeinen Irrthümern und Schwächen, die ich ſo wenig in Abrede ſtellen will, daß mir jede Rechtfertigung oder poetiſche Verherrlichung derſelben als der ſchlechteſte Freundſchaftsdienſt erſcheint, den man dem Verſtorbenen erzeigen kann, hatte ich in einer Darſtellung ſeiner *literariſchen Thätigkeit* mit keiner Silbe zu berühren, und weder eine Bemäntlung ſeiner Fehler noch ein Hervorheben etwaiger tugendſamen Handlungen auf dieſem, der Oeffentlichkeit fernliegendem Felde zu verſuchen.

Trotzdem zweifle ich nicht, daß meine Schrift mancherlei Widerſprüche erfahren wird. Die Radikalen werden mir vorwerfen, daß ich den Künſtler gegen die einſeitig beſtimmten Forderungen der Tendenz; die Konſervativen, daß ich das Recht einer freien Weltanſchauung gegen den Zwang einer herkömmlichen Moral; die Aeſthetiker, daß ich eine originelle Form gegen die Willkühr veralteter Regeln in Schutz nahm.

Gegen ſolche Einwürfe denke ich mich nicht zu verwahren. Aber ich hoffe, daß jenes ungerechte Urtheil über Heinrich Heine, welches eine grämliche Kritik im letzten Jahrzehnt dem Publikum leider nicht ohne Erfolg aufzudringen bemüht war, zu Schanden werde vor dem begeiſtrungsfreudigen Sinne der Jugend! Ihr, der unſterblichen, widme ich die nachſtehende Schilderung, und wünſche, daß manchem Auge der Schatten des Todten aus dieſen Blättern in feſten Konturen entgegenſchreite!

Heinrich Heine.

Wenige Schriftſteller in Vergangenheit und Gegenwart dürfen ſich rühmen, während ihrer eigenen Lebenszeit einen tieferen Einfluß auf die geiſtige Entwicklung ihres Volkes geübt zu haben, als der am 17. Februar 1856 zu Paris verſtorbene deutſche Dichter Heinrich Heine. Obwohl jedes ſeiner Werke von Publikum und Kritik mit Begeiſterung oder fanatiſcher Erbitterung — in jedem Fall aber mit leidenſchaftlichem Intereſſe — empfangen ward, hat dennoch bis auf den heutigen Tag ſelten Jemand eine Charakteriſtik des Geſammtwirkens dieſes größten Schriftſtellers der Gegenwart verſucht. Ehren wir ſeine Manen durch das Bemühen, ein umfaſſendes

Bild ſeiner Thätigkeit aus dem Geiſt ſeiner ſämmtlichen Werke zu gewinnen!

Muß eine gerechte Kritik überall die Zeitverhältniſſe treulich beachten, unter welchen ein Schriftſteller auftrat, ſo iſt dies mehr als bei jedem Andern bei Heine erforderlich, der in jeder Zeile, welche er ſchrieb, von den Ideen ſeines Jahrhunderts erfüllt war.

Sein erſtes Auftreten fällt in die Jahre kurz vor der Juli-Revolution. Es waren Tage einer wüſten Gährung, in denen auf die großen politiſchen Enttäuſchungen nach den Freiheitskriegen eine dumpfe Verzweiflung ſelbſt unter den Beſſern gefolgt war. Niemand ſah noch das Neue, welches aus den Trümmern der napoleoniſchen Herrſchaft nach Geſtaltung rang; und die Poeſie hatte ſich, durchdrungen von dem unnatürlichen Gegenſatz zwiſchen Ideal und Leben, in Form der Romantik ſehnſuchtsvoll in eine Vergangenheit geflüchtet, wo noch das Band einer einheitlichen Weltanſchauung die civiliſirten

Völker Europa's umſchlang, und das äußere Leben nicht ſo rauh und eiſig mit den innern Bedürfniſſen des Herzens in Widerſpruch ſtand. Auch Heine ſehnte ſich in ſeinen erſten Liedern nach dem fernen Kindheitsalter unſeres Volkes zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte dieſes phantaſtiſchen Sehnens, und ſtürzte ſich muthig in die Wellen der kalten, poeſieloſen, dumpf in ihren Feſſeln aufſtöhnenden *Gegenwart*!

Wohin er die Augen wandte, begegneten ihm Elend und Schmerz. Jede gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Fauſt verkündeten ein unſägliches Leid, aus welchem es ſcheinbar keine Rettung gab — und mit tiefem Weh rief der Dichter all dieſe ſtummen Klagen laut in die Welt hinaus. Er zuerſt verlieh all dieſem Sehnen das Wort; er ſprach aus, was der Sklave einer barbariſchen Geſellſchaft ſich kaum ſelbſt zu bekennen gewagt hatte: — *die Verworfenheit der ganzen beſtehenden Lebensform.* Und mit welcher Berechtigung lehnte ſich ſeine Klage an die Zeit! Zu dem Mißlingen aller phantaſtiſch traumhaften Beſtrebungen der Romantiker geſellte ſich der widrig rohe politiſche Druck. Ueberall die bitterſten Enttäuſchungen, im Leben wie in der Kunſt! Die Eide der Fürſten — jene heiligen Eide, geſchworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde ſtand — waren vergeſſen; jede Hoffnung auf politiſche Freiheit erſtickt; die Kaiſerſchreier brachten auch nach der Juli-Revolution ihren Kaiſer eben ſo wenig zu Stande, wie 1848 die Kaiſerheuler zu Frankfurt am Main; ſelbſt die volksfeindliche Partei gelangte nicht vollſtändig zum Siege; es war ein Zuſtand zwitterhafteſter Verſtörtheit; der nackte Verſtand, die Proſa der Maſchinen fraß ſich durch, und Wenige noch ahnten die ſtille Revolution, welche der Dampf zu vollziehen hat; der lezte Troſt, die Religion, ſchlug um in Görres'ſchen Jeſuitismus; kein Hoffnungsſchimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einſt jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und ſo mußte es kommen — der Weltſchmerz; die Seele unſerer Literatur!

Der Weltſchmerz iſt: das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit all unſerer Lebensformen entſpringende Leid; er iſt das beſtimmte Gefühl: daß ein Riß durch das Weltall und Menſchenherz geht, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die geſtillt werden und verharſchen muß. Die Poeſie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweiſe das Ueberſinnliche betrachtet; gleich unſerer Philoſophie war auch unſere Dichtung metaphyſiſch und transzendental, ſo oft der Poet, ſich abkehrend vom ſubjektiv lyriſchen Gefühle, ſein Lied in das Allgemeine ſich hinabtauchen ließ. Selbſt Göthe hatte ſeinen Fauſt zuletzt in den chriſtlichen Himmel geflüchtet; allein dieſer Himmel wurde von ihm, dem „großen Heiden", ſo wenig mehr geglaubt, wie ſich die Menſchheit länger auf ihn vertröſten ließ. Die Philoſophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Maſſen, welchen auch der letzte Troſt für irdiſches Elend, das beſſere Jenſeits, entriſſen war. Da ſtieg die Poeſie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmliſchen Throne, aus den überſinnlichen Sphären auf die ſchöne Erde hinab, und gab ſich ihr zu eigen für ewig. Und das Erſte, was ihr dort entgegentrat, war das Elend, die Noth, der Schmerz! Was Wunder, daß ſie dieſen auf die Saiten ihrer Harfe ſpannte, und ſo mächtig ſchwellende Akkorde griff, daß wir alle lautlos verſtummten, und dem Geſange horchten, der unſer tiefgeheimſtes Weh in ſo entſetzlicher Klarheit über die Erde erſchallen ließ?

Ueber die Thatſache, daß von jetzt an der Weltſchmerz die Seele unſerer Poeſie ward, und all ihr Singen der Freiheit, jener „rechten Dame“ gilt, die noch immer nicht erſcheinen will, ſpricht ſich Heine ſchon in einem ſeiner älteſten Lieder klar genug aus:

Die Minneſänger.

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
  Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
  Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
  Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte iſt nicht drunter
  Mit der rechten Lorbeerkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
  In die Schranken, ſind geſund;
Doch wir Minneſänger bringen
  Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am Beſten dringet
  Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, der erringet
  Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.

Aber der Weltſchmerz war dennoch nicht die vergebliche Klage um ein ewig verlorenes Gut; — nein, er brachte der Menſchheit all ihr Leid zum Bewußtſein, und erſchuf dadurch jene gefühls- und verſtandesklare Unzufriedenheit, welche ſich nicht mehr zur Ruhe begeben kann, ehe ſie die zu vollem Glück nothwendigen Bedingungen ſich erſtritten hat. Mitten im Aufſchrei ſeiner Schmerzen ſang uns der Poet ein blutrothes Kampflied, ſang die Auferſtehung des Weltalls, ſang die Verſöhnung zwiſchen Menſch und Menſchen, zwiſchen Menſch und Natur.

Heine zuerſt — wie nach ihm alle neueren Dichter — gelangte, indem er das Verdammungs-Urtheil über die alte Geſellſchaft ſprach, zu der unerſchütterlichen Ueberzeugung, daß die Weltgeſchichte bei einer ganz neuen Phaſe angelangt ſei, und daß ſich im Schooße der Menſchheit ein ganz neues Ideal entwickle, das nach blutig ernſtem Kampfe auf der abgeräumten Bauſtelle der Vergangenheit den Tempel der Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Verſöhnung begeben wird.

Ehe wir die ſpezielle Thätigkeit unſeres Dichters näher in's Auge faſſen, werfen wir einen flüchtigen Blick auf jene vielbeſprochene literariſche Erſcheinung, welche unter der Firma: „Das junge Deutſchland" beſonders häufig mit Heine's Namen in Verbindung gebracht worden iſt, und in direktem Gegenſatz zu der romantiſchen Schule ſtand. Dieſer Ausdruck bedarf einer Erklärung. Das Grundſtreben beider feindlichen Parteien — jenes ſehnſüchtige Verlangen: die Einheit zwiſchen Kunſt und Leben, Ideal und Wirklichkeit wiederherzuſtellen — blieb daſſelbe; nur hatten die Romantiker als Weg zu dieſer Einheit die Rückkehr in die Vergangenheit bezeichnet, während das junge Deutſchland ihn in der Verwirklichung ihrer Ideale der irdiſchen Zukunft fand. Als die Männer des „jungen Deutſchlands" (der Name war bekanntlich durch Wienbarg's „Aeſthetiſche Feldzüge; dem jungen Deutſchland gewidmet!" entſtanden) nennt der Bundestagsbeſchluß vom December 1835, welcher ihre Schriften verbot, die Namen: Heine, Wienbarg, Gutzkow, Mundt und Laube. Ein bewußt einheitliches Streben hatte zwiſchen dieſen Männern kaum jemals beſtanden; ſeit jetzt feindeten ſie ſich zum Theil gar öffentlich an. Nichts deſto weniger ruht ihre Weltanſchauung auf einer gemeinſchaftlichen Baſis; in ihren Hauptlehrſätzen waltet ein kaum zu beachtender Unterſchied, und … es iſt wohl hier zum erſten Male die komiſche Thatſache zu berichten, daß eine oberſte Polizeibehörde mit kritiſchem Scharfſinn das Amt des Literarhiſtorikers geübt hat.

Als erſte Eigenthümlichkeit ihres Strebens ſehen wir bei all dieſen Männern ein entſchieden feindſeliges Verhalten gegen das Chriſtenthum. „Der einſtmalige unbewußte Einklang zwiſchen Menſch und Natur, Menſch und Menſchen iſt verloren gegangen; der letzte große Verſuch zur Wiederherſtellung dieſes Einklanges war das Chriſtenthum, und auch dies hat jene Miſſion nicht vollbracht." So lautete das Wort, welches unſere Dichter aus jedem kummerblaſſen Antlitz, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloſer Mühe wider die feſſelnden Staatsinſtitutionen anringt, welche ihm von Kanzel und Katheder als ſo vortrefflich geprieſen werden. Auch das Chriſtenthum — dieſe Thatſache wurde jetzt feſtgeſtellt — iſt nicht im Stande geweſen, die ganze Menſchheit oder auch nur deren Mehrzahl zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdiſchen und Menſchlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen ſich mit Bibelworten nicht ſtillen. Da hatte das junge Deutſchland — und zuerſt wieder Heinrich Heine — den Muth, jenes Fragezeichen auf der Stirn der Menſchheit zu leſen: ob nicht über das Chriſtenthum hinaus eine Weltverſöhnung zu finden ſei? Man verſuchte zuvörderſt die Löſung dieſer Frage nicht indem man alle Religion barſch über den Haufen warf, ſondern durch das Aufſtellen einer neuen Geſellſchaftsreligion, deren Göttin „die Freiheit“ war (Heine's Reiſebilder, vierter Band, Seite 316, und an anderen Orten). Jeder Schriftſteller verfolgte hier ziemlich ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg, je nachdem ihm ſein beſonderes Ideal der Freiheit vor Augen ſtand; aber darin kamen wieder alle überein, daß ihnen weniger an dem Verhalten des Menſchen zu Gott, als an dem Verhältniß des Menſchen zum Menſchen gelegen war. Schon dieſer

Umſtand erklärt zur Genüge, weßhalb man im Allgemeinen bald den perſönlichen Gott fallen ließ, und offen zur Fahne des Pantheismus ſchwor. Wie letzterer durch ſein Negiren eines ſpeziell und vorbedacht die Menſchengeſchicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem unveräußerlichen Freibriefe bewußter Selbſtbeſtimmung verſah, ſo führte er auf der andern Seite eben dies Individuum auf einen harmoniſchen Zuſammenhang mit dem Weltganzen und der Menſchheit zurück. Aber dies Band erweiterte ſich von den beſchränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und in Folge dieſer Anſchauung begann der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur ſeiner Verwirklichung entgegenzureifen.

Bei ihren Beſtrebungen gegen die krankhaften Auswüchſe des Chriſtenthums kam dieſen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngſten Entwicklungsſtufen der deutſchen Philoſophie trefflich zu ſtatten, und vor Allem wurde die Frage nach dem Verhältniß von Geiſt und Materie auf's Glücklichſte angeregt.

Das Chriſtenthum hatte mit ſeiner Lehre von der Verderbniß der Welt als ſolcher und der Erbſündhaftigkeit des Fleiſches die widernatürliche Trennung von Geiſt und Leib ſcharf ausgeſprochen, und dieſe Lehre in ſeiner Dogmatik zum durchgebildetſten Spiritualismus entfaltet. In Frankreich war freilich ſeit längerer Zeit eine Reaktion gegen ſolche Verdammniß des Fleiſches aufgeſtanden, aber dieſe hatte einem ziemlich rohen Materialismus gehuldigt; und ſo fand nun das junge Deutſchland einen hiſtoriſch naheliegenden Weg der Verſöhnung in der Lehre: „Weder Geiſt noch Materie für ſich allein iſt berechtigt; die Trennung dieſer beiden war ein Irrthum von mehreren tauſend Jahren; beide in ihrer Einheit, und gleichberechtigt in dieſer, bilden den ganzen, vollharmoniſchen Menſchen.“ Das war der Sinn jener verrufenen „Wiedereinſetzung des Fleiſches“, welche von den Vertretern des jungen Deutſchlands — von jedem freilich in beſonderer, manchmal verletzender Form, und von jedem dennoch nur bis zu einem gewiſſen Punkte gepredigt ward. Mit beſonderem Nachdruck heben wir dieſen jugendlichen Ungeſtüm hervor, welchem jede Berechnung der Form ferne lag, und welcher daher eine Zeitlang nicht durch das, was er ſagte, ſeinen Zweck vereitelt ſah, ſondern durch die Weiſe, wie er es vortrug. Nur hieraus läßt es ſich erklären, daß in Deutſchland die ſo kühn erhobene Forderung nach der Emanzipation des Weibes ſo bald und auf lange Jahre wieder zurückgedrängt ward; denn gegen den Hauptſatz des jungen Deutſchlands: daß eine Ehe ohne Liebe, eine Gemeinſchaft der Leiber bei Mangel jedes Bandes geiſtiger Verſtändigung weit unſittlicher ſei, als der Liebesverkehr zweier Menſchen ohne ein kirchliches Band — gegen dieſen Satz herrſchte gewiß gar kein ſo ernſtlicher Groll.

Den Reigen all dieſer Ideen der neuen Zeit — der Gleichberechtigung von Geiſt und Materie, der Weltverbruderung und Weltliteratur — eröffnete nun als Chorführer Heinrich Heine, geboren am 12. December 1799 zu Düſſeldorf am Rhein. Seine

Eltern waren jüdiſchen Glaubens, und obwohl Heine im Jahr 1825, um ſeine juriſtiſche Carrière fortſetzen zu können, pro forma zum Chriſtenthum übertrat, kann man doch hierin ſchwerlich etwas Anderes, als das Vollziehen eines ſtaatsmäßig vorgeſchriebenen Aktes erblicken. In ſeinen kürzlich erſchienenen Geſtändniſſen ſagt er ganz unumwunden: „Wenn ich uberhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe, ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzuſehr genirte. Freilich, ich geſtehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande beſtimmt losgeſagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der ſich zu keiner von den ſtaatlich privilegirten poſitiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten.“ Durch ſein ganzes Leben hat dagegen Heine eine ſchonungsvolle Pietät gegen das Religions- und Kulturleben ſeiner Vorfahren bewahrt, wie denn überhaupt mit ihm recht eigentlich die

Betheiligung des Judenthumes an unſerer Literatur beginnt. Durch den geſellſchaftlichen Fluch, welcher ſeit länger als zweitauſend Jahren ſo entwürdigend auf dieſem Volke gelaſtet hat, ſcheinen die Juden ganz beſonders zu Trägern des Weltſchmerzes berufen zu ſein.

Seine erſte Erziehung genoß Heine im Franziskanerkloſter und ſpäter im Gymnaſium zu Düſſeldorf, welches damals — in der franzöſiſchen Zeit — hauptſächlich unter Leitung der Jeſuiten ſtand. Den Einfluß dieſer franzöſiſchen Zeit auf die ganze Jugend des Dichters dürfen wir um ſo weniger außer Acht laſſen, als er ſelbſt auf dieſe Einflüſſe ſo hohen Werth zu legen ſcheint, und dieſelben im „Buch Le Grand“ mit unübertrefflicher Wärme und Lebensfriſche geſchildert hat. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre verherrlicht er den Kaiſer in einem Gedichte, das unter dem Titel „Die Grenadiere“ (Buch der Lieder, Seite 56—57) berühmt geworden iſt — er verherrlicht den Kaiſer in einem Momente, wo das ganze koalizionirte Europa triumphirt! Wir dürfen behaupten, daß gerade der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der franzöſiſchen Nationalität ihm ſelbſt jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Geſellſchaft erhob.

Von ſeinen Eltern anfänglich dem Kaufmannsſtande beſtimmt, lebte Heine eine Zeitlang in Hamburg, verließ indeß bald eine ihm ſo wenig zuſagende Beſchäftigung. Von 1819—21 ſtudirte er in Bonn, 1822 in Göttingen, 1822—23 in Berlin, 1824 wieder in Göttingen Rechtswiſſenſchaft, auf welcher letztgenannten Univerſität er im folgenden Jahr promovirte. In Berlin verkehrte er, außer mit Rahel und deren feingebildetem Manne Varnhagen von Enſe, namentlich mit dem Philoſophen Hegel, dem Rechtsgelehrten Gans, dem Sanskritkundigen Bopp, dem Schauſpieler Ludwig Devrient, und den Dichtern Chamiſſo, Laube, Wolf, Uechtritz und Grabbe. Von dort aus bereiſte er Preußiſch-Polen, und trat in Folge dieſer Reiſe 1822 zuerſt im „Geſellſchafter“

mit einem anonymen Aufſatze „Ueber Polen“ auf, in welchem ſich ſchon mancher originelle Zug ſeiner ſpäteren Proſa erkennen läßt, und in welchem der Zenſor ſchon bedeutende Parthieen zu ſtreichen fand. In demſelben Jahre erſchien von Heine ein Band Jugendgedichte (Berlin, bei Maurer), welcher indeß ziemlich kühl aufgenommen ward. Nur Rahel erkannte mit dem ihr eigenen Scharfblicke ſchon jetzt die ganze Bedeutſamkeit des Dichters, und blieb ihm bis an ihren Tod auf's Innigſte befreundet. „Heine hat ein Sieb im Ohr, welches nichts Schlechtes durchläßt“, ſchreibt ſie an Gentz: „er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie ſo Viele und immer zu Viele; da er fein und abſonderlich iſt, verſtand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen, und das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin.“ Die beſten jener Gedichte finden wir unter dem Titel „Junge Leiden“ im „Buch der Lieder“ abgedruckt. 1823 erſchienen die „Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo.“ Erſtere fanden bisher ſelten die rechte Würdigung, obwohl beide — namentlich der „Almanſor“

— voll überraſchender lyriſcher Schönheiten ſind. Als das Reſultat welcher Schmerzen ſich „Ratcliff“, die erſte dieſer Tragödien, geltend macht, ſehen wir am Beſten aus folgenden, bisher ungedruckten, von dem Dichter in ein Exemplar ſeiner „Tragödien“ geſchriebenen Zeilen:

Ich habe die ſüße Liebe geſucht,
Und hab' den bittern Haß gefunden,
Ich habe geſeufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tauſend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengeſindel herumgetrieben;
Und als ich all dieſe Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geſchrieben.

An künſtleriſchem Werthe übertrifft indeß „Almanſor“ bei Weitem den „William Ratcliff“, in welchem ſich der Einfluß altengliſcher Volkslieder von blutigſtem Inhalte nicht verkennen läßt, während ſich in der Form auch eine gewiſſe Nachahmung Shakspeare's bemerklich macht. Weßhalb aber, fragen wir, iſt „Almanſor“ nie zu gebührender Anerkennung gelangt?

Dies Drama war ein ſo kühner und origineller Wurf, daß ich nicht begreife, warum es ſo unbeachtet geblieben iſt. Die Gedankenarbeit der jüngſtverfloſſenen Zeit hatte mit unerbittlicher Strenge die bisherige Welt- und Religionsanſicht der Menſchheit über den Haufen geſtürzt: aber dieſe Thatſache hüllte ſich — von Wenigen gekannt — noch in den Mantel einer ſchwerverſtändlichen philoſophiſchen Terminologie oder in die vornehmen ruhige Würde Göthe'ſcher Dichtungsform, welche die Maſſen über die in Geiſt und Gemüth herrſchende Aufregung täuſchen wollte. Gegen dieſe vornehme, in ſich doch unruhige Kälte erhob ſchon in ſeinen Jugendwerken Heine den unverſöhnlichſten Proteſt. Ihn, den jungen kecken Studenten ergrimmte die ganze Verlogenheit unſerer Exiſtenz, ihn ergrimmte vor Allem die Scheu, jene geheime Aufregung des deutſchen Geiſtes und die Unnatur all unſerer Zuſtände laut und offen zu verkünden. Nicht das Herz, nur der Verſtand hatte bis jetzt an dieſen gewaltigen Kämpfen theilgehabt: Göthe hatte erſteres dem letzten geopfert, und befahl ſeinem Herzen:

„Schweig!“ Heine gebot ſeinem Herzen: „Sprich!“ und dies Herz entfernte nun mit ſtürmiſchem Pochen den Schleier von jener ganzen Geiſtesrevolution, über welche uns Göthe durch die ſteinerne Plaſtik ſeiner Werke belog. Dies war der Kampf Heine's wider die Göthe'ſche Richtung; hier lag das Motiv ſeiner Rebellion, nicht, wie er ſpäter einmal ironiſch ſpaßhaft ſagte, im „Neid“. Er bekennt an dieſer und mehreren anderen Stellen der „romantiſchen Schule“ ausdrücklich, daß er „in Göthe nie den Dichter (ſoll nach ſeiner eigenen Erklärung, Seite 86 ff., heißen: den Künſtler) angegriffen, ſondern nur den Menſchen.“

Alles ſo eben Geſagte gilt höchſt nachdrücklich vom „Almanſor“. Wie derſelbe überhaupt zu den wärmſten und tiefſtempfundenen Dichtungen Heine's gehört, ſo finden wir in dieſem Verſuch, eine Tragödie des Weltſchmerzes zu erſchaffen, bereits einen an Abſcheu ſtreifenden Haß gegen das Chriſtenthum und deſſen ſpiritualiſtiſche Moral. — Die Wahl des Stoffes konnte kaum eine glücklichere ſein. Das

Stück ſpielt in Granada, kurz nach Vertreibung der Mauren aus Spanien. Einer dieſer Mauren, Almanſor ben Abdullah, iſt nach Spanien zurückgekehrt, um noch einmal die Heimath ſeiner Väter und ſeine Jugendliebe, Zuleima, zu ſehen, die mit ihrem Verwandten Aly, dem Vater Almanſor's, zum Chriſtenthum übergetreten iſt. Schon an der Thüre von Aly's Hauſe begrüßt den Fremdling in Geſtalt des Dieners Pedrillo ein charakteriſtiſches Beiſpiel des Renegatenthums. Almanſor wird aus dem feſtlich erhellten Schloß ſeines Vaters (den er irrthümlich für ſeinen Oheim hält) in das Wirthshaus gewieſen; denn

— was die alte Gaſtlichkeit betrifft,
So iſt das eine jener Heidenſitten,
Wovon dies chriſtlich fromme Haus geſäubert

Auch die alten mauriſchen Namen ſind umgetauft; der alte Glaube iſt ausgezogen.

— — — — — — die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgeſtoßen,
Und laut verlacht ihr leiſes Todeswimmern.

Verändert ſind die Namen und die Menſchen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haß.

Almanſor wartet, bis die Gäſte ſich aus dem Schloß entfernt haben, und ſingt dann vor Zuleima's Fenſter ein altes, ihr wohlbekanntes Lied. Sie erſcheint auf dem Balkon, und erkennt den todtgeſagten Geliebten. Am Morgen überraſcht er ſie im Garten, und hier führen die Beiden ein herrliches Zwiegeſpräch über das Chriſtenthum. Almanſor erinnert ſich beim Anblick eines Chriſtusbildes des Tages, wo er bei ſeiner Rückkehr nach Spanien zuerſt eine chriſtliche Kirche betreten hat! Der Eindruck dieſes Kultus' auf ein unbefangenes Menſchenherz iſt wohl ſelten dämoniſch ergreifender geſchildert worden:

Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hochaufrauſchten und wie ſchwarzer Sud,
Im glüh'nden Zauberkeſſel, qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen, zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen,
Und zwängten ein die Bruſt, und ſtachen mich.

Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir in's Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſre Singen wunderlicher Männer,
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche nickte mir entgegen
Daſſelbe Bild, das ich hier wiederſehe.
Doch überall ſah, ſchmerzensbleich und traurig,
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darſtellt.
Hier ſchlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll in's Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen ſeine Schläfe,
Hier ſchlug man ihn an's Kreuz, mit ſcharfem Speer
Durchſtieß man ſeine Seite, — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich ſchaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß

Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von ſchwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend ſcharfe Stimme:
„Dies iſt ſein Blut“, und wie ich hinſah, ſchaut' ich
Den Mann, der eben einen Becher austrank.*)

Aber traumhaft weiß ihn Zuleima in das Chriſtenthum als in ein „Haus der Liebe“ hineinzuſingen; dies Wort nimmt all ſein Weſen gefangen; er denkt nicht an den heuchleriſchen Sinn, welchen die Kirche unter dem Worte verbirgt, er hört nur deſſen ſüßen Klang:

---

*) Wie wenig Heine in ſpäterer Zeit dies herbe Jugendurtheil gemildert hat, ſehen wir aus folgender Stelle der „romantiſchen Schule“ (Seite 26 ff.): „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Domes ſelbſt iſt ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre grünen und rothen Lichter wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt.“

Du ſpracheſt aus, Zuleima, jenes Wort,
Das Welten ſchafft, und Welten hält zuſammen;
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein: Liebe!

Schon will Almanſor ganz ſich dieſer Religion der Liebe hingeben, ſchon ruft er aus:

Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almanſor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almanſor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almanſor's Hort, dein Chriſtus ſei
Almanſor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet –

da tönen in der Ferne die Kirchenglocken, und auf ſeine erſchreckte Frage erklärt ihm Zuleima:

Hörſt du, Almanſor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almanſor heißt.

Jene Religion der „Liebe" verwandelt ſich plötzlich in eine Religion der unnatürlichſten Entſagung, und wahnſinnig ſtürzt Almanſor fort. Wunderſchön iſt der Monolog des wahnwitzigen Almanſor's, den ein alter, ergebener Diener, Haſſan, welcher dem Koran treu geblieben iſt, endlich dadurch aus ſeinen

Selbſtmordgedanken weckt, daß er ihm die Ausſicht erſchließt, Zuleima am Hochzeitstage zu rauben. Nach blutigem Kampfe trägt Almanſor (der noch immer nicht weiß, daß Aly ſein Vater iſt) die ehemalige Geliebte von dannen, welche ſich bei ihrem Erwachen im Himmel glaubt, und ſich nicht genug verwundern kann, auch Almanſor dort zu finden, der nach dem Ausſpruch ihres Beichtvaters zur ewigen Hölle verdammt ſei.

— — — — — — — — In dem Himmel
Bedarf es der Verſtellungskünſte nicht,
Und frei darf ich geſtehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almanſor!

Aber ſchon tönt das Waffengeklirr der Verfolger zu ihnen aus der Felsſchlucht empor:

Nenn's Eblis, nenn' es Satan, nenn' es Menſchen,
Die tückiſch arge Macht, die wild hinaufſteigt
In meinen Himmel ſelbſt!

Zuleima fordert ihn auf, hinab in das Blumenthal zu fliehen, und mit den Worten:

— — — — Die Jäger nahen ſchon,
Mein Reh zu ſchlachten! Dorten klirrt der Tod,

Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

ſtürzt ſich Almanſor mit ihr vom Felſen hinab.

Aly, der Chriſt, welcher erſt eben erfahren hat, daß ſein Sohn Almanſor noch lebe, ſchließt mit der furchtbaren Anklage gegen das Chriſtenthum:

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentroſts und deines Beiſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung ſagt mir: ausgeräutet wird
Die Lilie und die Myrthe auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtät.

Indem wir nochmals die Lektüre dieſer in ihrer Art einzigen Tragödie dringend empfehlen, wenden wir uns jetzt zu Heine's erfolgreichſter Wirkſamkeit, wie ſich dieſelbe im „Buch der Lieder", den „Neuen Gedichten", dem „Romanzero" und ſeinen jüngſten „Gedichten" bethätigt hat. Wir dürfen dieſe verſchiedenen Sammlungen um ſo eher in ihrem Zuſammenhange betrachten, als ſich im Weſentlichen ſchon in dem erſten Bande dieſelbe Tendenz wie in ſeiner neueſten Lyrik zeigt — nur daß Heine mit jedem Jahre ſchärfer den Grundzug ſeines Weſens und den Kerngedanken ſeiner Dichtung entfaltet hat. Wir haben ſchon einmal bemerkt, daß Heine zuerſt die Heuchelei und Verlogenheit unſerer Zuſtände offen proklamirte. Dies geſchah im „Almanſor", dies geſchieht in ſeinen lyriſchen Gedichten. Daß er ſelbſt von den unheilvollen Einflüſſen all dieſer geſellſchaftlichen Mißſtände für ſeine eigene Perſon weder frei war, noch Freiheit von denſelben erlog, machte ihn eben zu dem, was er unleugbar geworden iſt: zu dem getreuſten Spiegel der Zeit, in welche ſein Auftreten fällt. In ihm kam ſich — in direktem Gegenſatz zu der Lehre von einer prädeſtinirten „Erbſündhaftigkeit des Fleiſches" — die Menſchheit zum Bewußtſein ihrer ganzen ſelbſtverſchuldeten, daher auch heilbaren Verſunkenheit; und gerade dies Bewußtſein iſt der erſte Schritt zu ihrer vollſtändigen Wiedergeburt. Was Heine ſomit am Schönſten ziert, iſt jene, ich möchte ſagen: leidenſchaftliche Subjektivität, welche ſo oft als ein Tadel gegen ihn erhoben ward. Die einzig richtige Entſprechungsform dieſer wie aller Subjektivität war die Lyrik, und von dieſer hat ſich Heine weder in ſeinen Liedern, noch in ſeinen Dramen, noch ſelber in ſeiner Proſa um die Breite eines Haares entfernt. Ja, er giebt uns nicht blos die Stimmung, den Gedanken, das Gefühl, ſondern zugleich immer den Prozeß, aus welchem Gefühl, Stimmung und Gedanke hervorging. Dies paſſionirte Streben nach abſoluter Wahrhaftigkeit theilt er mit Rahel, *) deren

---

*) Es dürfte wohl mehr als eine müſſige Behauptung ſein, wenn ich hier den Satz aufſtelle, daß erſt mit dem ſelbſtthätigen Eingreifen der Frauen in die Weltgeſchichte uns die Möglichkeit einer vollendeten Dichtung geboten wird, welche einem idealeren Leben den wahrhaft entſprechenden Ausdruck verleihen kann. Poeſie und Leben waren bisher unnatürlich getrennt: die Poeſie — man drehe und wende die Sache, wie man will, oder bemäntle ſie mit jeder beliebigen Phraſe — die Poeſie in all ihren Schöpfungen bot uns meiſtens ein Leben, das in Wirklichkeit ſelten oder nie genau in der Weiſe vorhanden war, wie die Phantaſie es uns darſtellte. Es fällt uns nicht ein, den Dichter deßhalb zu tadeln, da ſeine Werke eben meiſt aus der überwältigenden Sehnſucht nach einem Edleren und Beſſeren entſprangen, und ſein ungeduldiges Herz ihn dies ſchönere Leben wenigſtens in einem Traumbild erſchaffen ließ; aber nur zu oft hielt er ſelbſt und öfter noch die kritikloſe Menge, durch jene Phantaſien

Einfluß auf ihn nicht genug hervorzuheben iſt, und der auch ſpäter „die Heimkehr“ gewidmet ward.

Unter allen Männern haben wenige dies Wahrheitsſtreben einer, wenn auch nicht einheitlichen, ſo doch einheitsbedürftigen Natur in ſo überraſchendem Grade beſeſſen, wie Heinrich Heine. Deßhalb wohl hat er ſich in der lyriſchen Dichtungsform als den größten Meiſter aller Zeiten und Völker bewährt. Nur drei Lehrer hatte er in dieſer höchſten Kunſt:

---

geblendet, dieſe ſelbſt ſchon für Wirklichkeit, und ließ ſich träge an ihrem glänzenden Gaukelſpiele genügen. Man hat bekanntlich an den dichteriſchen Produktionen der Frauen häufig getadelt, daß ſie in unkünſtleriſcher Gewiſſenhaftigkeit das Leben blos abſpiegeln, ſtatt es »poetiſch zu verklären«. Man tadelt hier jedenfalls am unrechten Orte; denn dieſe Eigenſchaft befähigt die Frauen eher zur Erreichung der höchſten Palme auf dem Felde der Dichtkunſt; man hätte die Wahl des Stoffes tadeln mögen, den ſie ſchilderten, wenn derſelbe als zu werthlos erſchien; allein ſicher nicht die Weiſe ihrer Schilderung, wenn dieſelbe aus jenem Streben nach abſoluter Wahrhaftigkeit entſprang. Es iſt ein charakteriſtiſcher Vorzug der Frau, daß ſie in der Regel die Dinge ſieht, wie ſie ſind, nicht wie dieſelben trüglich erſcheinen. Ich ſehe die Rache der Weltgeſchichte für die Unterdrückung des Weibes zumal in dem Umſtande, daß (mit ſeltenen Ausnahmen) der Mann ſein eigenes Herz, das Herz des Weibes, und die alten Volkslieder unſerer Nation. Von erſterem hat er am Meiſten gelernt; Vieles von unſerm Volksliederſchatze; Einiges, aber am Wenigſten von den Frauen, deren Herz ihm, wie er in ſeinen letzten Krankheitsliedern ſelbſt geſteht, ewig ein Räthſel blieb; während er dennoch als echter Prophet das Bekenntniß der ihm ſo unliebſamen Wahrheit nicht zurückhalten kann: daß die alte Welt „in Trümmer fällt", ſobald ſich das Weib zum Bewußtſein ihres Weſens gelangen wird:

---

die Fähigkeit verlor, ſich ſelbſt als den richtigen Spiegel des Alls zu betrachten; während bei dem Weibe im Ganzen eine ſo gefährliche Spaltung ihrer Geiſteseinheit, eine ſo irreführende Zerklüftung in Denken, Fühlen und Wiſſen niemals ſtattgefunden hat. In ihrer einheitlichen Natur ſpiegelt ſich daher viel öfter noch die Welt in ungetrübter Reine, als beim Manne, wo jedes Bild ſich in der Regel erſt an den ſcharfen Zacken des Verſtandes bricht, und dadurch von vornherein eine ſchiefe Verzerrung erhält. Nicht als ſpiegelte ſich in den Frauen nur das Reine rein; im Gegentheil, auch das Schlechte und Schmutzige mag ſich eben ſo oft in ihrer Seele reflectiren; aber es ſpiegelt ſich auch dann, wie es iſt. Welch eine ungeahnte Fülle herrlicher Dichtungen haben wir von dem Weibe zu erwarten, wenn unſer Leben künftig einmal würdigere und höhere Geſtaltungen zu ſpiegeln erlaubt, als in unſerer traurigen Gegenwart!

Die Geſtalt der wahren Sphynx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faſelei iſt jener Zuſatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel iſt das Räthſel
Dieſer wahren Sphynx. Es hatte
Kein ſo ſchweres zu errathen
Frau Jokaſtens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt ſein eignes
Räthſel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Löſungswort,
Fiele dieſe Welt in Trümmer.

Hier giebt uns der Dichter ſelbſt den Standpunkt, von welchem aus all ſein Streben der Zukunft nicht mehr genügen wird. Auch er war kein Oedipus, und jenes Räthſel will eben gelöſt ſein. Auch hat unſer Dichter Verſuche — aber mißlungene — zur Löſung gemacht; und der Grund des Mißlingens lag darin, daß Heine den Gegenſatz von Geiſt und Materie im Eifer des Kampfes gegen den Spiritualismus weder im Leben, noch in Folge davon im Liede aufzuheben gewußt hat. Er war auch hier wieder der treueſte Spiegel ſeiner Zeit, und konnte nicht über dieſelbe hinaus; jener Dualismus kam ſich in ſeiner Perſon auf's Klarſte, oftmals auf's Schneidendſte zum Bewußtſein; er verkündete ſtürmiſch die Nothwendigkeit, ihn zu vernichten — aber die Vernichtung ſelber mißlang.

Pſyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Bruſt die große Gluth,
Schleichet Pſyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und ſie zittert,
Wie ſie ſeine Schönheit ſieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermſte ſtirbt beinah!
Pſyche faſtet und kaſteit ſich,
Weil ſie Amorn nackend ſah.

Das iſt die Klage. Pſyche, die arme Seele, irrt achtzehn Jahrhunderte lang unter dem Bannfluche des Chriſtenthumes umher, weil ſie nach der Vermählung mit dem unverhüllten Gott der Liebe gezittert hat. Auch gegen die pantheiſtiſche Antwort:

Auf dieſem Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.

Vernichtet iſt das Zweierlei,
Das uns ſo lang' bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott der iſt im Licht
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt Alles, was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen —

auch gegen dieſe Antwort hätten wir kaum Vieles einzuwenden, wenn nur nicht Heine's übrige Poeſie einen gar zu roh materialiſtiſchen Kommentar zu dieſem „neuen Teſtament“ böte!

Seine Laufbahn als Liederdichter eröffnete er im „lyriſchen Intermezzo“ mit der Feier einer unglücklichen Liebe, von welcher ſein Gemüth ſich erſt nach Jahren befreit hat. So ſchmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet von Liebesleiden geſungen, und wahrlich, wem nicht ein Herz von Stein im Buſen ſaß, der konnte nicht gefühllos bleiben bei dieſen wild leidenſchaftlichen, ſüß träumenden, bald hell auflachenden, bald wieder wie leiſes Wellengemurmel dahinfluthenden Akkorden. Statt die Geliebte zu verfluchen, ſtatt ſich in wilden Läſterungen zu ergehn, ſucht er nur ſeinen Schmerz einzuſchläfern; er ſingt ihm ein Wiegenlied, leiſe — leiſe — und dann wieder ſchreit er plötzlich empor aus dem Abgrund ſeiner Qualen, ſo laut, ſo gellend, daß alle Seiten unſerer Seele gewaltſam nachzucken und erſt im nächſten Liede ſich wieder beruhigen. Manchmal auch hält er ſolch eine Stimmung mit dämoniſcher Wolluſt der Schmerzen feſt, und gönnt ſich gar keine Befreiung — ſo in den Liedern:

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und ſah, mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

* * *

Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſein!

Wohl ſeh' ich Spott, der deinen Mund umſchwebt,
Und ſeh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und ſeh' den Stolz, der deinen Buſen hebt, —
Und elend biſt du doch, elend wie ich.

Unſichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der ſtolze Buſen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir ſollen beide elend ſein.

Zu den einfach wehmüthigſten Liedern, welche je einem Dichterherzen entfloſſen ſind, gehört unſtreitig jene, „Tragödie" betitelte Romanze (Neue Gedichte, S. 160 ff.), in welche Heine kunſtvoll ein altes Volkslied verflochten hat. Eine ſolche Plaſtik, eine ſolche Gegenſtändlichkeit der Form, wie ſie dieſer Schriftſteller in all ſeinen Werken aufzuweiſen hat, iſt ſelbſt bei Göthe, den man in dieſer Hinſicht als Muſter zu nennen pflegt, ſchwerlich zu finden. Heine hat Göthe's Werke bezeichnend mit Statuen verglichen; ich wüßte in der That kein zutreffenderes Bild. Die ſichtbare Form der Erſcheinung, jeder Zug des Geſichts, jeder Muskel, die ganze äußere Signatur ſind mit täuſchender Vollendung dem Leben nachgebildet; aber es fehlt häufig die Seele, das Leben ſelbſt; es fehlt das Herz, das warme pulſirende Menſchenherz. Und dies Herz iſt es, welches bei gleicher techniſcher Vollendung die Heine'ſchen Lieder beſeelt. Gar keine Prahlerei, ſondern ein ganz richtiges Urtheil liegt deßhalb in ſeinen ſcherzhaft kritiſchen Worten:

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn ſie wird mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber, dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

Auch die vollſte Muſik, welche in den Tönen unſerer Sprache verborgen lag, hat mit ſeltenem Taktgefühl und nie ſich täuſchendem Ohre dieſer Poet hervorgezaubert. Nur beiſpielsweiſe erinnern wir an die helleniſch trunkene Heiterkeit, welche er in dem Gedicht „der Apollogott" (Romanzero, S. 41 ff.) durch beſtändige Wiederholung des Reimes auf das volle „a", und andererſeits an das unheimlich beklommene Gefühl, welches er in der „Nächtlichen

Fahrt" (Romanzero, S. 81 ff.) durch den monoton wiederkehrenden Reim auf das tückiſch widerwärtige „**ei**" heraufbeſchwört.

Daß Heine mit ſeinen Liebesliedern nicht der Trivialität ſentimentaler Gefühlsſchwärmerei Vorſchub zu leiſten gedachte, dürften wir ihm auch ohne Verſicherung glauben. Hätte er hier dennoch zuweilen geſündigt, ſo hat er ſich auch für dieſen Fall ehrlich gerichtet:

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Aeuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth: —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Ebenſowenig aber gefiel ihm die unpoetiſche Tendenzdichterei, welche namentlich ſeit 1840 ſich in unſerer modernen Lyrik breit machte, und das Lied nur noch als journaliſtiſche Parteiwaffe gelten ließ. „Die wahrhaft großen Dichter“, ſchrieb er damals, „haben immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders aufgefaßt, als in gereimten Zeitungsartikeln, und ſie haben ſich wenig darum bekümmert, wenn die knechtiſche Menge, deren Rohheit ſie anwidert, ihnen den Vorwurf des Ariſtokratismus machte.“ Nicht blos der „Atta Troll“ war gegen dieſe phraſenhafte, „ſo allgemein wie möglich“ gehaltene politiſche Zeitpoeſie gerichtet, ſondern auch ſchon früher hat Heine, wie in dem Gedicht: „Die Tendenz“ (Neue Gedichte, S. 232 ff.) ſolche Eintagsfliegen auf's Herbſte verſpottet. Im Gegenſatz zu dieſer verſchwommenen „Allgemeinheit“ hat er ſelbſt, wie ſchon angedeutet worden iſt, ſich ſtets auf das ſcharf erkennbare Beſondere gewandt. Auch ihn beſchäftigt, ſo gut wie jene ungeſchickten Trommler, ohne Ruh' und Raſt derſelbe Schmerz um die unnatürlich zerklüftete Menſchheit; aber ſtets ſind es konkrete und deßhalb ergreifende Bilder, welche er uns vor die Seele führt.

Weit ſeltener giebt er uns eigene Raiſonnements, als ſolche Lieder, in denen ſich die Geſellſchaft, dadurch daß ſie ſich offen zeigt, ſelbſt zu verſpotten ſcheint. Gerade dieſe Lieder mußten die Welt auf's Wirkſamſte und Nachhaltigſte erbittern, und haben das auch redlich gethan. Wer hat ihr je zuvor einen keckeren Fehdehandſchuh in's Geſicht geſchleudert, als die Worte, mit denen er (Neue Gedichte, S. 45) zu ſeiner Geliebten ſpricht:

Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen,
Und ſie nimmt's für Poeſie!

Dieſelbe ſchwächliche Trennung von Kunſt und Leben wirft Heine der Geſellſchaft noch öfters vor:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und Nichts geſagt;
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Zur Kritik der zuletzt in dem eigenen Netz ſich fangenden Verlogenheit unſerer heutigen Zuſtände ſind u. a. auch zu beachten:

Sie liebten ſich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſahn ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

Habe mich mit Liebesreden
Feſtgelogen an dein Herz,
Und, verſtrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernſte nun der Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernſt,
Nahn ſich mir die Höllenmächte,
Und ich ſchieß' mich todt im Ernſt.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang' als ein Komödiant
Mit dir geſpielt die Komödie.

Die prächt'gen Kouliſſen, ſie waren bemalt,
Im hochromantiſchen Style,
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

Von ergreifend wehmüthigſter Wirkung ſind ferner jene einfachen Elegien, in denen der Dichter ſeine Schmerzen unter einem vieldeutigen Bilde beſingt, welches dennoch keiner Erklärung bedarf. So:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'.

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum'.

und jenes berühmte Lied:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme
Die fern im Morgenland
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

Handelt es ſich hier, wie ſo oftmals bei dem Dichter, um eine unglückliche Liebe? Oder iſt jener einſam trauernde Baum die Menſchheit, welche ſehnſüchtig ihrer Erlöſung aus Schnee und Nordlandsfroſt, ihrem Ideale der Zukunft, ihrer fernen Palme entgegenträumt? . . .

Wie ſehr mußte den armen Poeten fröſteln, der ſo klar in das tückiſche Weltgetriebe ſah; wie ſehr mußte ihn dieſe Welt beklemmen, aus der ihn nur „das Bischen Liebe“ (Buch der Lieder, S. 208) in die Bahnen der Zukunft zog! So widerwärtig war ihm damals, in ſeiner erſten Jugendperiode, die Welt, daß er ſich beſtändig aus ihr hinwegſehnt. Je friedlicher und heitrer ihn die Natur umlacht, deſto mehr empört ihn die ſchneidende, den Meiſten noch kaum zum Bewußtſein gekommene Disharmonie in der Menſchenwelt. „Und doch möcht' ich im Grabe liegen!“ (Buch der Lieder, S. 129), „Ich wollt', er ſchöſſe mich todt!“ (Ebendaſ. S. 172), „O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!“ (Verm. Schriften. Erſter Band, S. 127) lauten ſeine Klagen inmitten der blühenden, leuchtenden Frühlingspracht. Nicht gar ſelten beſchleicht ihn der Zweifel, ob nicht am Ende ſelbſt die Natur von dieſem Gift der Falſchheit und Heuchelei angeſteckt worden ſei, das rings die Menſchenwelt verſchlechtert hat; z. B.

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das was ſie duftet, ob die Nachtigall

Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

Entartung.

Hat die Natur ſich auch verſchlechtert,
Und nimmt ſie Menſchenfehler an?
Mich dünkt, die Pflanzen und die Thiere,
Sie lügen jetzt wie Jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuſchheit;
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; der küßt und flattert
Am End' mit ihrer Unſchuld weg.

Von der Beſcheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt ſie,
Und heimlich dürſtet ſie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob ſie empfindet,
Die Nachtigall, das was ſie ſingt;

Sie übertreibt und ſchluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit ſchwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' iſt es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und ſtinken
Wie ſonſt, doch ſind ſie nicht mehr treu.

Wie ſehr Heine übrigens auch auf die Natur Menſchenſtimmungen überträgt, wie ſehr er die Natur an Menſchenluſt und -leid theilnehmen läßt, davon kann nicht oft und nachdrücklich genug die Rede ſein. In den Liedern:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,

Sie kamen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

—

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb,
Mein liebes Liebchen, ſprich?

O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben ſehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Auf's Geſicht geſchrieben ſtehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn;
Labung möcht' in's Herz ihm lächeln
Manche ſonſt ſo ſpröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er ſich nach dem Wald.
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſt'ger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat. —

In dieſen und zahlreichen verwandten Liedern iſt der Pantheismus, welcher ſeit Spinoza allmälig durch den Verſtand die beſſere Ueberzeugung unſerer Denker ward, zum erſten Male — in Fleiſch und Blut ubergegangen — Naturſprache des Herzens geworden. Die Natur iſt für den Dichter nicht mehr Offenbarung, ſondern Regel und Norm des Geiſtes; er ſucht bei ihr Sympathie, Troſt oder Heilung für das eigene Leid wie die eigene Luſt. In dieſer Hinſicht iſt der „Neue Frühling" von beſonderem Werthe, z. B.

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe ſie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

—

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmal.

Ihn ſelber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt;
Ich aber lieb' euch all:
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall.

Zu einer ſolchen — wenn auch nur momentanen und vorübergehenden — Verſöhnung hat es Heine indeß ſelten in ſeinen früheſten, ſondern erſt in ſeinen „Neuen Gedichten", dem zweiten Theile des „Buches der Lieder", gebracht. In letzterem zeigt ſich vielmehr noch faſt überall die unverſöhnte Disharmonie, welche ſicherlich kaum unheimlicher und gellender aufſtöhnen kann, als in der

Götterdämmerung.

Der Mai iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern,
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften,

Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf.
Die Männer ziehn die Nankinghoſen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen.
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß;
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingsſchnurrbart;
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen;
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleiſtift und Lorgnett'; — und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar,
Und lagert draußen ſich auf grünem Raſen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür, und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küſſen!
Ich hielt verriegelt meine Thür, und rief:

Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt.
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geſchaut,
Und viel zu tief, und hin iſt alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen,
Und ſchau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen
Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;
Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,
Als ſei ſie von Kryſtall, und ſeh' das Grauſen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten:
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.

Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; —
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen;
Die ſanften Wieſenblümchen lachen hämiſch; —
Der todte Vater regt ſich in dem Grab; —
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Gluth in deinem Buſen wühlen,
Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſehe deine trotz'gen Rieſenſöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden ſteigend
Und rothe Fackeln in den Händen ſchwingend; —
Sie legen ihre Eiſenleiter an,
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsveſte; —
Und ſchwarze Zwerge klettern nach; — und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder,
Auf's Angeſicht, die frommen Engelſchaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —

Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's weite Himmelreich, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; –
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert; –
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge –
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung –
Und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

So hat dies ganze Gewirre nur Ekel für ihn; er findet keinen Plaz, wo er ſich heimiſch fühlt: „ein Reiſender war er auf dem Erdball" (Vorrede zur „Lutezia"; Verm. Schriften, Zweiter Band, S. VI.), welcher „ausflog nach Sonn' und Glück" (Romanzero,

S. 172), aber nackt und arm wieder zurückkam! Die erſten Lieder und die letzten, alle wiederholen ſtärker oder ſchwächer, lauter oder leiſer den dumpfen Schrei von

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreu'n ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut, —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.

O, daß ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal, —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt,
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

Es giebt wohl kaum einen Ton der Leidenſchaft, der Verzweiflung oder des ſtill nagenden, leiſe verwimmernden Schmerzes, den Heine nicht angeſchlagen hat. Ueberall verfolgt ihn jener dämoniſche Widerſtreit zwiſchen der idealeren Gluth des Gefühles und dem ſchneidend kalten proſaiſchen Verſtande der Alltagswelt. Zuweilen malt er, wie in der „Unterwelt" (Neue Gedichte, S. 215 ff.), mit erſchreckender Treue die platteſte und entnervendſte Gewöhnlichkeit unſeres konventionellen Lebens. Wir ſchauen die arme Proſerpina, welche „nach Roſen, nach Sangesergüſſen der Nachtigall, nach Sonnenküſſen" lechzt, „feſtgeſchmiedet im Ehejoche" an einen Gemahl, der ihrer gern ſelbſt wieder los wäre, und „Punſch mit Lethe ſäuft, um die Gattin zu vergeſſen." Schiller's „Klage der Ceres" wird hier in treffend poſſirlicher Weiſe eingeſchoben, der Poet bedient ſich abſichtlich der vulgärſten Form zur Bezeichnung vulgärſter Verhältniſſe; aber wie ſchmerzlich edel ſpricht er am Schluſſe ſein Urtheil über ſolche Disharmonien aus:

Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnſucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeſchick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

Du nickſt ſo traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar iſt dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

Häufiger allerdings wählt Heine den umgekehrten Weg. Mit aller Gluth einer trunkenen Begeiſterung, mit den erfüllungsdurſtigen Idealen einer liebenden Seele ſtürzt er ſich in das Leben, und findet als Wiederhall ſeiner Stimmung nur die ſchalſte Proſa, die nüchternſte Berechnung, die poeſie- und herzloſeſte Konvenienz. Daher jene bittern und beißenden Abſchlüſſe: „Madam, ich liebe Sie!“ (Buch der Lieder, S. 194), „Madame, Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!“ (Neue Gedichte, S. 137),

„Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir ſonſt zu Füßen,
Und der Garten iſt voller Leut“ —

(ebendaſ., S. 30) und zahlloſe andere Pointen, bei denen die gedankenloſe Sentimentalität, welche durchaus ein erlogenes Gefühl feſthalten will, ſich mit einem „Schade!“ über die „Zerſtörung“ der anfänglichen Stimmung zu beklagen pflegt. Aehnliche ſcharfumriſſene Bilder aus einer Geſellſchaft, in welcher man die Geliebte „Madam“ oder „Madame“ tituliren kann, ſind außer „Kleines Volk“ (Romanzero, S. 48), „Die Launen der Verliebten“ (Verm. Schriften, Erſter Band, S. 178 ff.) ꝛc. ꝛc. z. B. noch folgende:

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſein Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

Die Erde war ſo lange geizig,
Da kam der Mai, und ſie ward ſpendabel,
Und Alles lacht, und jauchzt, und freut ſich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen ſprießen, die Glöcklein ſchallen,
Die Vögel ſprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Geſpräch nicht gefallen,
Ich finde Alles miſerabel.

Das Menſchenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der ſonſt paſſabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein ſüßes Liebchen, ſo ſüß und aimabel.

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht;
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich;
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Sie ſaßen und tranken am Theetiſch,
Und ſprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren äſthetiſch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß ſein platoniſch,
Der dürre Hofrath ſprach.
Die Hofräthin lächelt ironiſch,
Und dennoch ſeufzet ſie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe ſei nicht zu roh,
Sie ſchadet ſonſt der Geſundheit.
Das Fräulein liſpelt: wie ſo?

Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
Die Liebe iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herrn Baron.

Am Tiſche war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da haſt du gefehlt.
Du hätteſt ſo hübſch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

Aber nicht immer zeichnet uns Heine den Feind, welchen er bekämpft, in ſo abſchreckender Nacktheit. Nein, oftmals bekränzt er ſein Opfer mit Blumen, beſchwört — ich weiß nicht, mit welcher dämoniſchen Luſt — Geſpenſter aus dem Schattenreiche empor, haucht ihnen ein künſtliches Leben ein, und zeigt uns dann, wie hinter der bunten Maske ein bleiches Skelett, eine verweſte, mit geſtohlenem Flittertand umhangene Leiche ſitzt. So in dem Gedicht „Frieden", deſſen erſte Hälfte gewiß mancher Bibelgläubige zu frömmſter Erbauung geleſen hat, und die aus dem „Buch der Lieder" unredlicherweiſe ohne den vernichtenden Schluß in manche Gedichtſammlung überging.

Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;

Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Roſenbande das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt.
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,

Sahn ſie ſich an, verſtändnißinnig,
Und ſchauernd in Liebe und ſüßer Entſagung
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreimalſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

* * *

Wie verhält ſich zu dieſer edel reinſten, längſt entſchwundenen Auffaſſung des Chriſtenthums die moderne Chriſtusreligion? Etwas Anderes, als das Hervorheben dieſes Gegenſatzes hat der Dichter mit ſeinem Liede durchaus nicht beabſichtigt.

Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Was gäbeſt du drum,
Geliebteſter!
Der du in Kopf und Lenden ſo ſchwach,
Und im Glauben ſo ſtark biſt,
Und die Dreifaltigkeit ehreſt in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote

Der hohen Gönnerin täglich küſſeſt,
Und dich hinaufgefrömmelt haſt
Zum Hofrath und dann zum Juſtizrath,
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Waſſer
Die Seelen wäſcht und den Thee verdünnt —
Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Geliebteſter!
Du trügeſt es höheren Ortes zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verſchwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir auf's Knie,
Und ihr Auge, ſelig ſtrahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußiſch Courant,
Und du ſtammelteſt händefaltend:
Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

Auf gleicher Linie damit ſteht auch das ſpätere:

„Im Anfang war die Nachtigall,
Und ſang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth'.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So ſpricht zu ſeinem Spätzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie iſt ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und ſchmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

Weit unverſöhnlicher noch hat der Poet am Abend ſeines Lebens im Schlußgedichte des „Romanzero"

(„Diſputation") das Chriſtenthum, wie es ſich hiſtoriſch geſtaltete, befehdet, wie er ſich überhaupt ſeit je auf's Ernſtlichſte mit Religions- und philoſophiſchen Fragen beſchäftigt hat. Es erſcheint mir als charakteriſtiſch, daß ein Mann, welchem man immer das aufrichtig ernſthafteſte Streben zuzuſprechen gewohnt iſt — Börne — ſein Lebenlang gegen alle Philoſophie, zum Theil ſelbſt gegen das Nachdenken über religiöſe Dinge, eine unüberwindliche Abneigung bewies; während Heine, den man ſo gerne der Frivolität und der ſeichteſten Oberflächlichkeit bezichtigt, ſeit je in ſolchen Betrachtungen zu Hauſe war, und ſich noch auf dem Todbette unaufhörlich um die Löſung der großen Welträthſel bemühte. Er begann mit ſolchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wiſſen möcht' ich, wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

(Neue Gedichte, S. 99.)

oder.

Was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
(Buch der Lieder, S. 353.)

ſo fragte ſchon der Jüngling, und wußte erſt nur zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort.“ Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch ſtürmiſcher und wilder verlangte ihn nach der Löſung, je näher ſein letztes Stündlein herankam:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.
Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?
Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt das eine Antwort?

Welche Antwort Heine auf dieſe Fragen gab; wie er die Löſung ernſtlich ſuchte — erſt vergeblich bei Hegel:

Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben!
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammenzuſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

und dann etwas befriedigender in einem poetiſch verklärten Pantheismus — haben wir oben bereits erwähnt. Daß ihm letztere Phantaſiereligion nicht mehr genügen konnte, ſobald er zu der Einſicht kam, daß die Theilnahme des außermenſchlichen Naturlebens am Leben der Menſchheit eine geträumte, in Wirklichkeit nicht vorhandene ſei, war ganz folgerecht, und ſein ſpäteres Rückſehnen zum Deismus ebenſo motivirt. Die wenigen Stellen, auf Grund welcher man ihn in den letzten Jahren häufig eines feigen Abfalles von ſeiner beſſern Erkenntniß beſchuldigt hat, ſind eben durchaus im Zuſammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Entwicklungen zu betrachten. Außerdem vergeſſe man nicht, daß unter den beſtehenden Zenſurverhältniſſen Heine den Druck mancher ſeiner Werke nur dadurch ermöglichen konnte, daß er hie und dort in den Vorreden ſcheinbare Konzeſſionen machte, welche indeß nie den denkenden Leſer — und wäre dieſer ſelbſt ein Gegner des Dichters — getäuſcht haben. Man erinnere ſich, wie z. B. die erſte Auflage ſeiner „Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland" ſo traurig von der Zenſurſcheere verſtümmelt ward, daß der Grundgedanke des Buches faſt gänzlich verloren ging, und wie doch ſicher der Leſer nach Lektüre des nun endlich vollſtändig erſchienenen Werkes nicht den Eindruck jener diplomatiſchen Vorrede — die vielleicht kaum der Zehnte einmal lieſt — ſondern den Eindruck der gewaltigen, in dem Buche ſelbſt entwickelten Reſultate in der Seele behalten wird. — Daß ſich Heine, nachdem er die Unhaltbarkeit ſeiner geträumten Welträthſel-Löſungen erkannt hat, in den trübſten Stunden eines achtjährigen Siechthumes voll Schmerz, Blindheit und Elend bisweilen zum alten Herrgott, „der ihm helfen könnte“, zurückſehnt, iſt um ſo erklärlicher, da ſeine ganze Entwicklung weit mehr eine inſtinktiv ſich entfaltende, als eine ſelbſtbewußt fortſchreitende war. Daß Herz und Phantaſie bei ihm den logiſch rechnenden Verſtand überragten, beweiſt doch höchſtens, daß auch er kein vollkommener Menſch geweſen iſt — wer ihn deßhalb tadeln mag, erhebe den erſten Stein! Aber man glaube nur: Wer ſich nicht in jedem Momente bewußt ſelber forterſchafft, wird, ſobald ihn die ſchmeichelnden Trugbilder der Phantaſie verlaſſen, für ſeine Seele eines fremden Schöpfers bedürfen. Heine befand ſich in dieſem Falle; er nahm ſich, wie er ſich fand, lebte in träumendem Halbbewußtſein fort, und ſuchte immer noch Den, welcher ihn alſo erſchuf. Zu mehr als einem Wunſch, einer Sehnſucht nach dem perſönlichen Gotte hat er es übrigens niemals gebracht, zum Glauben an ihn gar nicht. Von einer „Bekehrung“ — das beweiſen auch die meiſt angezogenen Stellen — kann durchaus nicht die Rede ſein. Und hätte er ſich — wie es nicht geſchah — „bekehrt“, ſo würde das an dem Werth ſeiner früheren Werke nicht einen Gran ändern, ſondern nur die alte Wahrheit beſtätigen, daß unerträglichen Schmerzen des Leibes zuletzt auch die ſtärkſte Seele erliegt, da ſie mit ihm auf Tod und Leben verkettet iſt. Es hätten dann auf ihn ſelbſt die Worte Anwendung gefunden, welche er vor mehr als zwanzig Jahren (Salon, Zweiter Band, S. 285 ff.) bei Gelegenheit einer ſolchen Abtrünnigkeit ſchrieb: „Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung; es beweiſt nur, daß der Menſch ſich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtenbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie, und würden nur ſchlechtes Zeugniß geben für eure Sache. Sie beweiſen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren." Noch in den letzten Zeilen, welche Heine vor Kurzem über ſeine Religionsanſichten in den „Geſtändniſſen" veröffentlicht hat, beſchränkt er die ganze mit ihm vorgegangene Veränderung zu wiederholten Malen ausdrücklich auf „die Wiedererweckung des religiöſen Gefühls." Es heißt dort u. A. (Verm. Schriften, Erſter Band, S. 81—82): „Die Bibel hat, wie ich oben geſagt, das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann." So finden wir auch hier denſelben Heine, wie er vor dreißig Jahren zu uns herantrat, dieſelbe ſchöne Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Herzens, welche ihn niemals verlaſſen hat, und welche ihm, ſo oft er ſich zu einer kleinen Lüge verleiten ließ, ſtets auf der folgenden Seite das Geſtändniß abnöthigte: „Ich log!“ Weit entfernt, ſich zu irgend einer poſitiven Religion zu bekennen, ſchließt er vielmehr noch ſeine letzten Klagen mit den poſſirlichſten Anfechtungen des Verlangens nach einer perſönlichen Unſterblichkeit, — jener philiſtröſen Kleinigkeit, welche „noch ein Trinkgeld dafür haben will, daß man die kranke Mutter gepflegt, und ſeinen Herrn Bruder nicht vergiftet hat.“ (Verm. Schriften. Erſter Band, S. 62). Außer der „Himmelfahrt“ (Verm. Schriften, Erſter Band, S. 165) nennen wir hier beſonders:

Rückſchau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieſer holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genoſſen wie je ein Held;
Hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegeſſen,
Hab' manche ſchöne Puppe beſeſſen;

Trug ſeidne Weſten, den feinſten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wieſe des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigſten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umſchloß die Stirn,
Er duftete Träume mir in's Gehirn,
Träume von Roſen und ewigem Mai —
Es ward mir ſo ſelig zu Sinne dabei,
So dämmerſüchtig, ſo ſterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben in's Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taſchen
Sie zogen hervor Champagnerflaſchen —
Das waren Viſionen, Seifenblaſen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Raſen,
Die Glieder ſind mir rheumatiſch gelähmt,
Und meine Seele iſt tief beſchämt.
Ach, jede Luſt, ach, jeden Genuß
Hab' ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitterniſſen,
Und grauſam von den Wanzen gebiſſen;
Ich ward bedrängt von ſchwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen

Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube ſogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verſchnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr chriſtlichen Brüder,
Ja, das verſteht ſich, dort ſehn wir uns wieder.

—

Auferſtehung.

Poſaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar ſchallt es wieder;
Die Todten ſteigen aus der Gruft,
Und ſchütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt ſich fort,
Es wallen die weißen Geſtalten
Nach Joſaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf ſitzet Chriſtus dort
In ſeiner Apoſtel Kreiſe.
Sie ſind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Iſt minniglich und weiſe.

Sie urtheln nicht vermummten Geſichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des jüngſten Gerichts,
Wenn die Poſaunen ſchallen.

Das iſt zu Joſaphat im Thal,
Da ſtehn die geladenen Schaaren,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier ſummariſch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaaf,
Geſchieden ſind ſie ſchnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

Fromme Warnung.

Unſterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Daß du nicht Schaden leideſt,
Wenn du aus dem Irdiſchen ſcheideſt;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptſtadt des Lichts,
Da ſtehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier Nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die ſtäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr' ein, hier findeſt du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und ſchöne Muſik.

—

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im ſel'gen Land;
Dort find' ich keine ſchönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinſten Schwingen
Könnt' mir erſetzen dort mein Weib;
Auf Wolken ſitzend Pſalmen ſingen,
Wär' auch nicht juſt mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär das Beſte,
Du ließeſt mich in dieſer Welt;
Heil' nur zuvor mein Leibgebreſte,
Und ſorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es iſt voll Sünd' und Laſter
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf dieſem Erdpechpflaſter
Zu ſchlendern durch das Jammerthal.

Geniren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn ſelten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich ſie ſchwätzen,
Trinkt meine Seele die Muſik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich iſt ihr Blick!

Geſundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel' ſchöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo.

Miſerere.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben; beneiden
Will ich ſie nur ob ihrem Tod,
Dem ſchmerzlos raſchen Verſcheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen ſie froh beim Lebensbankett —
Da trifft ſie jählings die Hippe.

Im Feſtkleid und mit Roſen geſchmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum ſie entſtellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt ſie an ihrem Hof
Zarewna Proſerpine.

Wie ſehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon ſieben Jahr' mit herben,
Qualvollen Gebreſten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht ſterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe,
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrthume habe.

Ob deiner Inkonſequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich ſtaune:
Du ſchufeſt den fröhlichen Dichter, und raubſt
Ihm jetzt ſeine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
  Und macht mich melancholiſch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
  So werd' ich am Ende katholiſch.

Ich heule dir die Ohren voll,
  Wie andere gute Chriſten —
O Miſerere! Verloren geht
  Der beſte der Humoriſten!

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Heine's Art und Weiſe, das ganze Leben in ſeiner ungeſchminkten Nacktheit zu enthüllen, zuerſt große Entrüſtung im lieben deutſchen Vaterlande unter den Spießbürgern jeder Gattung hervorrief.

  Doch die Kaſtraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und ſie ſagten:
Ich ſänge viel zu grob.

  Und lieblich erhoben ſie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kriſtalle,
Sie klangen ſo fein und rein.

Sie ſangen von Liebesſehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen ſchwammen in Thränen,
Bei ſolchem Kunſtgenuß.

Der Dichter hätte freilich niemals ſeine Arbeit zur Hälfte vollbracht, ſeine Abſicht zur Hälfte erreicht, wenn er ſich durch ſolche Klagen hätte ſtören laſſen. Er wollte und durfte nicht unter Blumen verſtecken, was in ſeiner grellſten Rohheit und Gemeinheit uns zum Bewußtſein zu bringen war; er wollte und durfte nicht mit Lavendelwaſſer beſprengen, was nach Verweſung roch. Es iſt ein trauriges Geſtändniß — nicht für Heine, ſondern für ſein Publikum, — wenn er ausruft:

Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

oder:

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich ſei einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart verſunken,
Verleugne all' die ſchönen Geiſtesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettiren.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umſchwärmt von deutſchen Rittern, Mönchen, Kön'gen;
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzſchwert prügeln ſie mich alle.
Das iſt der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verſtummen.

Ja, das Dichterherz gleicht einer Mater dolorosa, deren Bruſt das ſiebenſchneidige Schwert durchſtößt, und das Lied iſt die klingende, helle Kriſtallſchale, welche ſein reinſtes Herzblut, ſeine heißeſten Zähren — Thräne nach Thräne, Tropfen nach Tropfen — auffängt! So darf auch Heine von ſich rühmen, wenn man das eitlen Ruhm nennen mag:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutſchen Land:
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.

Von Heine's übrigen, in ſogenannter gebundener Rede geſchriebenen Werken bleiben uns noch „Atta Troll; ein Sommernachtstraum“ und „Deutſchland; ein Wintermärchen“ zu beſprechen. Obwohl „Atta Troll“ erſt 1847 in Buchform veröffentlicht ward, iſt er doch im Weſentlichen ſchon 1841 verfaßt und zu Anfang des Jahres 1843 bruchſtückweiſe in der „Zeitung für die elegante Welt“ publizirt worden. Wir fanden bisher ſchon mehrfach Gelegenheit, des Auftretens von Heine wider die Vergangenheit zu erwähnen. Hier war es zumal die Romantik, gegen welche er die tödtlichſten Pfeile ſeines Witzköchers verſchoß, und welche ihm dennoch ſo innig an's Herz gewachſen war, daß er ſich nie gänzlich von ihr zu befreien vermocht hat. Oftmals inmitten des heißeſten Kampfes beſchleicht ihn plötzlich die Sehnſucht nach den „Blumen der Brenta“ oder „ſeinem Vaterlande, dem heiligen Ganges“, nach der „kleinen todten Veronika“ oder der „Elfenkönigin, welche ihm lächelnd im Vorüberreuten nickt.“ Er hat weder ſich noch uns über dieſe Sehnſucht nach dem einheitlichen Traumlande der Vergangenheit jemals getäuſcht, und bekennt offen in ſeinen „Geſtändniſſen“ (Verm. Schriften, Erſter Band, S. 7 und 8): „Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer ſelbſt ein Romantiker . . . Mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward.“ — Den „Atta Troll“ nennt er ſelbſt „das letzte freie Waldlied der Romantik“. Es entſtand dies Gedicht aus dem Mißbehagen Heine's an der aufblühenden politiſchen Dichtkunſt:

„Die Oppoſition, wie Ruge ſagt, verkaufte ihr

Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich hinfüro nicht mehr müſſig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäſcherinnen der chriſtlich-germaniſchen Nationalität. Es erhub ſich im deutſchen Bardenhain ganz beſonders jenes vague, unfruchtbare Pathos, jener nutzloſe Enthuſiasmusdunſt, der ſich mit Todesverachtung in einen Ozean von Allgemeinheiten ſtürzte, und mich immer an den amerikaniſchen Matroſen erinnerte, welcher für den General Jackſon ſo überſchwänglich begeiſtert war, daß er einſt von der Spitze eines Maſtbaums ins Meer hinabſprang, indem er ausrief: „Ich ſterbe für den General Jackſon!“ Ja, obgleich wir Deutſchen noch keine Flotte beſaßen, ſo hatten wir doch ſchon viele begeiſterte Matroſen, die für den General Jackſon ſtarben, in Verſen und in Proſa. Das Talent war damals eine ſehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterloſigkeit. Die ſcheelſüchtige Impotenz hatte endlich, nach tauſendjährigem Nachgrübeln, ihre große

Waffe gefunden gegen die Uebermüthen des Genius; ſie fand nämlich die Antitheſe von Talent und Charakter. Es war faſt perſönlich ſchmeichelhaft für die große Menge, wenn ſie behaupten hörte: die braven Leute ſeien freilich in der Regel ſehr ſchlechte Muſikanten, dafür jedoch ſeien die guten Muſikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber ſei in der Welt die Hauptſache, nicht die Muſik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf ſein volles Herz, und die Geſinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftſtellers, der es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnete, daß er nicht ſchreiben könne; für ſeinen hölzernen Styl bekam er einen ſilbernen Ehrenbecher.

„Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am Allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff deſſelben war ein Proteſt gegen die Plebiscita der Tagestribunen.

... Du lügſt, Brutus, du lügſt, Caſſius, und auch du lügſt, Aſinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine koſtbare Errungenſchaft der Menſchheit ſind und für die ich ſelber ſo viel geſtritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichſter Klarheit und Größe beſtändig verſchweben, ergreift ihn deſto unwiderſtehlicher die Lachluſt, wenn er ſieht, wie roh, plump und täppiſch von der beſchränkten Zeitgenoſſenſchaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er ſcherzt dann gleichſam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche ſo verſchoben geſchliffen ſind, daß ſelbſt ein Apollo ſich darin als eine Karikatur abſpiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.“

Eben ſo klar, wie hier in der Vorrede, ſpricht ſich Heine in dem Gedicht ſelber aus:

Traum der Sommernacht! Phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied. Ja, zwecklos

Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer ſammt der Schöpfung!

Nur der eignen Luſt gehorchend,
Galoppirend oder fliegend,
Tummelt ſich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegaſus.

Iſt kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwuth,
Das pathetiſch ſtampft und wiehert!

Goldbeſchlagen ſind die Hufen
Meines weißen Flügelroßleins,
Perlenſchnüre ſind die Zügel,
Und ich laſſ' ſie luſtig ſchießen.

Trage mich wohin du willſt!
Ueber luftig ſteilen Bergpfad,
Wo Kaskaden angſtvoll kreiſchend
Vor des Unſinns Abgrund warnen!

Trage mich durch ſtille Thäler,
Wo die Eichen ernſthaft ragen
Und den Wurzelknorren entrieſelt
Uralt ſüßer Sagenquell!

Laß mich trinken dort und näſſen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwaſſer,
Welches ſehend macht und wiſſend.

Als Probe, mit wie trefflichem Erfolg der Poet in dieſem „phantaſtiſch zweckloſen“ Liede die bombaſtiſch ſich ſpreizende Zeitdichtung lächerlich macht, ohne jedoch den Inhalt ihrer Lehren mit ſeinem Spott zu verdächtigen, erwähnen wir beiſpielsweiſe die Rede Atta Troll's, des ehemaligen Tanzbären, in welcher er ſeinen Sohn am Blutſteine über die Verderbniß der Menſchen belehrt (Gedichte, Vierter Band, Seite 209—211). Einen tief ergreifenden Kontraſt bildet in dem ganzen Gedicht jenes geſpenſtige Hineinragen der Romantik in die froſtig nüchterne Gegenwart; aber wir fühlen klar, daß es nur todte Schatten ſind, welche uns auf der Grenzſcheide zwiſchen einer alten und neuen Weltanſchauung ſeltſam umgaukeln. Wir haben uns nicht völlig von ihren Einflüſſen befreit, das Gemüth ſehnt ſich zuweilen nach dem alten Traumlande zurück, aber der Verſtand weiſt uns in die unbekannte Zukunft. Wie ſehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' dieſen Umſturztheorien ſeiner bärenhaft täppiſchen Zeitgenoſſen ſympathiſirt, kann wohl Niemandem entgangen ſein, und die Theologie mag ſich über Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer" und ſeine Empfehlung ihres „Schöpfers droben in dem Sternenzelte", jenes „koloſſalen Eisbären mit ſchneeweiß fleckenloſem Pelze" (Seite 201—204), nicht ſonderlich gefreut haben!

In ſcheinbarem Gegenſatz zu „Atta Troll", dem „zwecklos phantaſtiſchen Sommernachtstraume", ſteht das Wintermärchen: „Deutſchland", welches drei Jahre ſpäter geſchrieben iſt. Heine, pflegt man zu ſagen, betritt hier doch ſelbſt das Feld jener politiſchen Poeſie, gegen welche der „Atta Troll" gerichtet war. Aber auch diesmal lügen die Herren Brutus, Caſſius und Aſinius. Oder hat wohl ein vernünftiger Menſch jemals eine Aehnlichkeit zwiſchen den gereimten Zeitungsartikeln der vierziger Jahre und dieſem „Hochzeitskarmen" des jungen Deutſchlands entdeckt? Das

Heimweh ließ dem Dichter in Paris keine Ruhe, er mußte ſein geliebtes Deutſchland einmal noch wiederſehn, und ſein Reiſegruß war dies vielverrufene, geſchmähte, trotz aller Aeſthetiker unvergleichlich herrliche Lied. Schon an der Grenze weckt ihm der Geſang eines kleinen Harfenmädchens die trunkenſte Jugendluſt; ein neues Lied — das Lied von „Europa's Verlobung mit dem ſchönen Geniuſſe der Freiheit" — ſteigt in ſeiner Seele empor; „der Rieſe hat wieder die Mutter, die deutſche Erde, berührt", und in dieſer jubelnden Siegesſtimmung durchreiſt nun der Dichter das alte Vaterland, und ſtürmt mit ſeinem lachenden Spott wider all' die „geheiligten Inſtitutionen" des Staates und der Kirche, wider all das Aufwärmen mittelalterlicher Feudalwirthſchaft oder krankhafter Nationalitätsſchwärmerei. Unter all dieſem Spott aber blickt der geweihteſte Ernſt hervor, und vielleicht nie ſprach ſich Heine deutlicher und bewußter über den Einfluß ſeiner Werke aus, als an jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm auf Weg und Steg nachfolgt, auf Befragen die Antwort giebt:

„— — Was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Im Verlauf des Gedichtes läßt ſich Heine von der Göttin Hammonia, welche ihm zur Bezeichnung des feilen, um jeden Preis nach Geld jagenden Sinnes der Gegenwart unter dem treffenden Bild einer Straßendirne erſcheint, die nächſte Zukunft des Vaterlandes beſchreiben. Er konnte, was immer von einer engherzig prüden Kritik gegen dieſe Schau vorgebracht werden mag, kein paſſenderes Bild wählen, um die ganze widerwärtige Rohheit unſerer Zuſtände und den Mißduft zu ſchildern, welchen das Auskehren des geſellſchaftlichen Augiasſtalles verurſachen wird. Auch die Angſt der konſervativen Gegenwart vor jener dunklen Zukunft wird in der nun folgenden Rede Hammonia's anſchaulich parodirt. Aber der Poet ſieht über dieſe nächſte und allernächſte Zukunft hinaus, und läßt ſich nicht in ſeinem Glauben erſchüttern —

Das alte Geſchlecht der Heuchelei
Verſchwindet Gott ſei Dank heut,
Es ſinkt allmälig in's Grab, es ſtirbt
An ſeiner Lügenkrankheit.

Es wächſt heran ein neues Geſchlecht,
Ganz ohne Schminke und Sünden,

Mit freien Gedanken, mit freier Luſt —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon knoſpet die Jugend, welche verſteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leier . . .

Verzagen wir nicht bei dem Gedanken, daß Heine jenes Lied der Zukunft uns ſchuldig blieb! Genug, daß er als ein Johannes der Täufer den Heiland der neuen Weltanſchauung verkündet, und ihm eine Stätte in den Herzen der Jugend bereitet hat! — —

Nach ſo ausführlicher Beſprechung ſeiner Liederpoeſie darf ich mich bei der Revue ſeiner in Proſa verfaßten Werke um ſo kürzer faſſen, als von ihnen im Weſentlichen daſſelbe gilt, was von ſeinen Liedern geſagt worden iſt. Ueber die Einheit all ſeiner

Beſtrebungen erklärt er ſelbſt: „Bemerken muß ich daß meine poetiſchen, ebenſogut wie meine politiſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften einem und demſelben Gedankenentſproſſen ſind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen.“ Dieſe Einheit ſeiner ſämmtlichen Schriften iſt in der That eine ſo vollſtändige, daß wir bei einer Scheidung ſeiner proſaiſchen Werke von ſeinen Liedern in die größte Verlegenheit gerathen. Er hat das wankende Gebäude der alten Aeſthetik vollends über den Haufen geſtürzt, und — wie im Liede — ſo auch in der Proſa bis jetzt den höchſten Gipfel erreicht. Wir dürfen noch mehr ſagen, wir dürfen wohl, ohne daß ein Widerſpruch zu befürchten ſteht, in ihm geradezu den Schöpfer der modernen Proſa begrüßen. Es hat mit einer ſolchen Behauptung freilich ebenſogut ſeine Gefahr, wie mit der Thatſache ſelbſt. Daß Heine der Schöpfer unſerer neueren Proſa werden konnte, iſt für ihn ſicher ein unbedingtes Lob, für die übrigen Schriftſteller dagegen ein Tadel; denn ſie haben ihn alle — vom größten bis zum kleinſten — mehr oder minder nachgeahmt. Fragen wir daher lieber: aus welchen inneren Gründen Heine der Schöpfer einer ſo trefflichen Proſa ward? Die Antwort iſt: — Weil es für ihn in der weiten Welt, außer ſeiner eigenen, hoch- und höchſteigenen Perſönlichkeit, nicht eine einzige Kunſtregel gab. Das Rezept Börne's: „in drei Tagen ein guter Originalſchriftſteller zu werden," ſtimmt hiemit weſentlich überein; aber der Schriftſteller muß freilich zugleich eine ſchönharmoniſche Perſönlichkeit beſitzen, wenn er, ſtatt der Kopie eines triſten Grämlings, ein lebendiges Kunſtwerk erſchaffen ſoll. Und Heine war ein ſolcher, trotz aller Gegenbehauptung, harmoniſcher Menſch; er verwahrt ſich mit vollem Recht gegen die Anſchuldigung, daß er „ein Nachbeter, oder beſſer geſagt, Nachfrevler Byron's" ſei; „von allen großen Schriftſtellern iſt Byron juſt derjenige, deſſen Lektüre ihn am Unleidlichſten berührt." Die ſubjektiv disharmoniſche Periode ſeiner erſten Jugendzeit hatte er ſchnell überwunden, während Byron unmuthig in derſelben verblieb; und auch

Heine zwang wahrlich nicht Wohlgefallen, ſondern Abſcheu an der großen Weltdisharmonie, dieſelbe in ſchroffſtem Wiederhall, ganz wie ſie in ſeine Seele geſchauert war, hinauszuſingen und die Schläfer zu wecken. Es iſt falſch zu glauben, daß die Beſchäftigung mit widerwärtigen oder ſchmutzigen Dingen für Heine oder irgend einen wahren Dichter je ein Vergnügen war; ihn empörte eben die Rohheit unſeres Lebens, welche durchaus als roh und gemein uns zur Erkenntniß gebracht, und deßhalb in treueſter Spiegelung vorgeführt werden mußte. Der Poet aber kannte ſchon dieſe Disharmonie; er ſchilderte ſie mit bewußter Klarheit als mißtönend und verrucht; er empfand über ſie, welche ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, den bitterſten Schmerz — allein man darf nicht ſagen, daß er ſelbſt disharmoniſch geweſen ſei. Was alſo war nun ſeine Harmonie? War ſie jener bis jetzt unerreichte, nun endlich gefundene Zuſammenklang alles Seins, jene ſich ſelbſt erkennende, fühlende, wiſſende Einigung des Menſchen mit der Menſchheit und dem ganzen blühenden, glühenden, formen- und farbenprangenden All? Nein, ſie war das nicht; ſie war ein Auflöſen der Diſſonanzen in einen *geträumten, nicht gelebten* Akkord, ein Vorliebnehmen mit der Hälfte, wo das Ganze noch gar zu mühſam zu erlangen war, eine Liſzt'ſche Variation über ein bedeutſames Thema der Gegenwart. Es giebt Melodien und harmoniſche Einklänge von verſchiedenſtem Werth — eine Walzermelodie, ein Kücken'ſches Lied, ein Chopin'ſches Notturno, und mehr als dies alles: eine Beethoven'ſche Symphonie. Wer beſtreitet den erſten ihren Rang, wenn er auch letzterer den Vorzug giebt? Vielleicht wird verſtändlicher, was ich ſagen will, wenn ich Heine's Werke mit dem bekannten Muſikſtück „Der Karneval von Venedig" vergleiche. Hier ſind die grellſten Diſſonanzen, das jubelnde, lärmende Geſchrei, das wiehernde Gelächter der Volksmaſſen in rauſchende oder neckiſche Akkorde aufgelöſt; der Komponiſt ſpiegelte ein Stück Leben, aber er ſtand über demſelben, weil er es bis in ſeine kleinſten Details erkannte, und mit dem Wohllaut ſeiner eigenen Seele die

Disharmonie für ſich ſelbſt aufzuheben verſtand. Es iſt mit Bildern eine mißliche Sache, und ſo habe ich mich auch hier des Bildes nur in Einer Beziehung bedient; ich wollte beiſpielsweis zeigen, wie ein Mißklang ſich für den Künſtler harmoniſch auflöſen läßt, nicht aber behaupten, daß Heine's Werke in der Dichtkunſt keinen höheren Rang einnähmen, als unter den Muſikſtücken der Karneval von Venedig oder eine Lanner'ſche Walzermelodie. Da vergliche ich ſie lieber mit Beethoven's neunter Symphonie, wo ſich der melodiſche Rhythmus ſo qualvoll innig nach den Worten des Dichters ſehnt, und zuletzt trunken ſich im „Lied der Freude" berauſcht! Ach, es war ein fremdes, ein altes Lied, wie auch Heine ſich dem alten, fremden Liede des Pantheismus in die Arme wirft, das ihn ſo wenig, wie Schiller den unglücklichen Beethoven, erlöſen kann!

Es iſt faſt unglaublich, mit welcher vollendeten Plaſtik Heine ſelbſt da, wo ihm die allergeringſten Mittel des Ausdrucks zu Gebot ſtanden — in dem

Tanzpoem: „Der Doktor Fauſt“ und der Pantomime: „Die Göttin Diana“ — uns ſeine tiefſten Gedanken zu veranſchaulichen weiß. Wir heben an dieſer Stelle beſonders die erſtgenannte Schöpfung hervor, welche ſich vor dem Göthe'ſchen „Fauſt“ nicht blos dadurch auszeichnet, daß ſie mit naivſter Treue den Inhalt der alten Volksſage bewahrt, ſondern weit mehr dadurch, daß ſie dem weiblichen Element und dem Liebesideal eine würdigere Rolle zutheilt. Kein mißhandeltes Gretchen ſtreckt ihre Hände aus einem chriſtlichen Himmel herab, um den ergrauten Sünder, der ſelbſt im Tode mit keiner leiſeſten Regung der hingemordeten Mädchenſeele gedenkt, zu ſich und ihren katholiſchen Engelsſchaaren emporzuziehen; nein, in dem Augenblicke, wo der Heine'ſche Fauſt ſein „Gretchen“ erſchaut, und zu der Erkenntniß gelangt, daß er ſtatt der reinen, züchtigen Liebe nur dem wilden Sinnestaumel dämoniſcher Leidenſchaften gefröhnt hat, ſtreckt ſich die ſchwarze Hand des erkannten Schuldbewußtſeins aus der Erde hervor, die Teufelsverſchreibung begegnet ſeinem Auge, und die naturnothwendige Rache ſelbſtſüchtigen Frevels reißt ihn in die Hölle der Verdammniß und Verzweiflung hinab.

Ich darf vorausſetzen, daß den meiſten Leſern dieſes Aufſatzes wenigſtens der erſte Theil der Reiſebilder — „Die Harzreiſe" — bekannt iſt. 1826 erſchien dieſer erſte Theil, und erregte eine Unruhe unter den Philiſtern am Throne bis zu den Philiſtern der Krambude hinab, wie dergleichen ſeit Schiller's „Räubern" im heiligen deutſchen Reiche nicht wieder erlebt worden. Dies Buch war, wenn man will, geradezu gegen das Philiſterthum gerichtet, nicht aber, wie man häufig ſagt, in ſtudentiſchem Sinne, ſondern ebenſoſehr gegen das Zopfweſen der Studentenſchaft. Heine parodirt in der Harzreiſe mit nie dageweſener Friſche die ganze erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit unſeres Treibens, aus dem er mit ſpöttiſchem Knix in die Berge flieht. In der keckſten, jugendfröhlichſten Stimmung hebt die „Harzreiſe" an — ebenſo kräftig endet ſie; nur daß ſich jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall (ſchon im Eingangsliede) mit der lachenden Naturfreude kontraſtirt, noch wehmüthiger an das Herz des Dichters gekettet hat, ſo daß er nach all dem Spotte ſchier in Weinen ausbricht.

Wenn Heine im erſten Band der „Reiſebilder“ ſeinen Feldzug gegen die Welt- und Religionsanſchauung der Vergangenheit gleichſam als Plänkler durch ein gutes Tirailleurfeuer eröffnet hat, rückt er ihr in den folgenden Bänden ſchon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt ſie endlich gar ſo weit, daß ſie in ihrer Verzweiflung ſich ſelbſt zum Ergötzen des Siegers verſpotten muß. Die dritte Abtheilung der „Nordſee“, das „Buch Le Grand“, die „Reiſe von München nach Genua“, die „Bäder von Lukka“, die „Stadt Lukka“ und die „Engliſchen Fragmente“ ſind Ausführungen der in der „Harzreiſe“ blitzartig herabſchlagenden Gedanken. Der Schlag hat gezündet, und das vernichtende Feuer ergreift mälig die ganze hinſterbende alte Welt. Von Schonung iſt nicht die Rede; wer ſich aus dem Schiffbruch veralteter, inhaltsloſer Gefühle nicht an das blinkende Geſtade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehn; die

„Reiſebilder" ſind gleichſam eine lebendige Illuſtration des Göthe'ſchen Wortes:

Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch;
Wen ſollte ſolche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch —
Wir wollen ſie nicht balſamiren!

Ich kann nicht umhin, hier mit einigen Worten der Bedeutung des Heine'ſchen Spottes zu gedenken, welcher ihm oftmals ſo thöricht zum Vorwurf gemacht worden iſt. Man verglich Heine nicht ſelten mit Voltaire, und er hat mit Recht gegen ſolchen Vergleich proteſtirt. Voltaire ging einem Zeitalter der Philoſophie voraus, und ſpottete über Dinge, welche bisher noch von Wenigen bedacht waren. Heine folgte einem philoſophiſchen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Geſellſchaft waren auf's Ernſtlichſte diskutirt, und man konnte über dieſelben im Klaren ſein. Wer noch in der alten Gefühls- und Denkweiſe verharrte, war träge und feig; er verdiente nichts Anderes als Spott; ja, er mußte ſich ob ſeiner

Halbheit verachten. Da half eben nur die Heineſche Ironie; und wahrlich, wenn ein Geſchichtsforſcher nach hundert Jahren dieſe Spiegelbilder der Gegenwart erblickt, wird er kaum ein Geſchlecht begreifen, das ſo klar ſeine Thorheit und Nichtswürdigkeit erkannte, und doch ſo langſam ſich zu einer freien, beſſeren Weltanſchauung erhob. Nirgends tritt dieſe Schlaffheit des modernen Lebens prägnanter hervor, als wo dieſelbe mit der gewaltigen Zeitbewegung zuſammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in dieſe ſchale, abgeſtandene Welt: ſie erbebt unter ſeinen Tritten; der Kaiſer reitet langſam auf dem weißen Rößlein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon" ꝛc. ꝛc. (Reiſebilder, zweiter Band, S. 133 ff.)

Als die große Aufgabe unſerer Zeit nennt Heine in den Reiſebildern: „*die Emanzipation, das ſich Losreißen von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie* (gegen welche in engerem Sinne auch „Kahldorf über den Adel“ gerichtet war), *die Herſtellung der bürgerlichen Gleichheit.*“ Aber er weiß recht wohl, daß auch dieſer Kampf nicht das Ende der Kämpfe, nicht mehr als das Ziel der nächſten Zukunft bleiben wird. „Jede Zeit“, ſagt er, „glaubt, ihr Kampf ſei vor allen Kämpfen der wichtigſte, dies iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daß einſt unſere Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen ebenſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten.“

Je weiter wir in der Lektüre der „Reiſebilder“ fortſchreiten, welche von 1824 bis 1828 geſchrieben ſind, deſto kühner erhebt der Dichter ſein ſtrahlendes Panier, deſto lauter preiſt er die Freiheit als ſeine neue Religion, deſto vorahnender weht uns der Geiſt der Julitage entgegen, welche Heine uns lange vorausverkündet hat. Er vergleicht ſich mit Don Quixote; aber „ſeine Ideen ſind entgegengeſetzter Art, als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners: —

„Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wiederherſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein College ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen, jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Caſtelle, Eſeltreiber für Cavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſere Caſtelle nur für Lumpenherbergen, unſere Cavaliere nur für Eſeltreiber, unſere Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsakzion hielt, ſo halte ich unſere Staatsakzionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft."

Eine Zeitlang betheiligte ſich Heine als Redakteur der „Neuen politiſchen Annalen", welche er von 1827—28 mit Lindner herausgab, noch direkter an der politiſchen Journaliſtik. Ebenſo ſelbſtbewußt wie beſcheiden ſagt er in der „Reiſe von München nach Genua": „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einſt mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiſt oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein

Schwert ſollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit."

Während der Julirevolution befand ſich Heine auf Helgoland. Zu welcher freudigen Begeiſterung ihn die Kunde von dieſem Ereigniß entflammte, ſehen wir aus ſeinen Briefen, in deren einem er damals ſchrieb:

„Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . . Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen . . . Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebts Neues? dürfen wir wieder hinauf?' Nein, Ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu Euch hinabſteigt . . . „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

„Pan iſt todt!

„Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

„Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte . . . Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!"

Ja, es duldete ihn nicht mehr in Deutſchland, wo die Zenſur ihm ſeine kühnſten Gedanken ſtrich und nur Kerker und Verfolgung in Ausſicht ſtand — in Paris hatte der Hahn gekräht — da hängte er die Leier über die Schulter, und pilgerte an die Wiege der Revolution. Andere haben oft und viel mit ihrem Martyrthume und ihren Opfern geprahlt; Heine that das nie; wo er von ſeinen Schmerzen und ſeinem Patriotismus ſpricht, geſchieht ſolches nie in jenem ſtelzenhaften Tone, deſſen ſich jeder ausgewieſene Literat oder Schneidergeſell zu bedienen pflegt. Vergleichen wir mit den pomphaft inhaltsloſen Tiraden unſerer modernen Flüchtlinge die Stelle, wo jener ſo oft als „unbeſcheiden“ verſchriene Poet (Vermiſchte Schriften, Erſter Band, Seite 32 ff.) naiv anſpruchslos die Gründe ſeiner Flucht auseinanderſetzt, ſo werden wir fühlen, daß dieſer Humor des Schmerzes ein wirkſamerer Pfeil iſt, als alle fürſtenmörderiſchen Deklamationen auf der Bierbank.

„Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julinsrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch war mir die heimathliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein Bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbeeren zu parfümiren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen? Er ſagte nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das

Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, ſingen zu hören.“

Von Heine's Arbeiten in Paris erwähnen wir zuerſt ſeine langjährigen Korreſpondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, welche größtentheils ſpäter in Buchform veröffentlicht worden ſind. In der Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden“, und neuerdings im zweiten Bande der „Lutezia“ hat ſich unſer Dichter auf's Vollſtändigſte wider alle verleumderiſchen Anſchuldigungen wegen ſeiner Korreſpondenzen in jener Zeitung gerechtfertigt. „Leztere“, ſchrieb er im Oktober 1832, „die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur *das Verſtändniß der Gegenwart* beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß *die große Menge die Gegenwart verſteht*, ſo laſſen ſich die Völker nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu futtern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Frieden und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit war mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer

Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß.“

Der Zweck, welchen Heine mit dieſen Korreſpondenzen verband, war ein kosmopolitiſcher. Nicht blos in der angeführten Stelle ſpricht er ſich hierüber aus, ſondern faſt all' ſeine Werke tragen den Charakter eines bewußten Anbahnens der Weltverbrüderung und Weltliteratur. Er hat es ſich ganz beſonders zur Aufgabe gemacht, uns über das Weſen der Franzoſen und letztere über uns aufzuklären, die germaniſche und franzöſiſche Nationalität mit einander zu verſchmelzen. Er ſelbſt ging uns in ſeinen Schriften mit dem erhabenſten Beiſpiele voran; er hat alle Vorzüge der franzöſiſchen Nationalität in ſich aufgenommen, ohne dafür eine einzige Perle des deutſchen Charakters zu opfern. Mehr noch; er hatte vor letzterer Gefahr eine ſo unüberwindliche Scheu, daß er ſich nicht einmal in Frankreich naturaliſiren ließ. Es war ihm ein närriſcher Gedanke, auch nur pro forma ein Franzoſe zu ſein, und halb rührend, halb ironiſch ſchrieb er über dieſen Umſtand noch im

Sommer 1854 jene denkwürdige Stelle (Vermiſchte Schriften, dritter Band; S. 167 ff.), in welcher er ſich ſelbſt gegen jeden Schein eines Losſagens vom Vaterlande verwahrt, und welche mit den Worten ſchließt: „Der Steinmetz, der unſere letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutſcher Dichter.“

Seine Berichte aus Paris dürfen wir als Muſter einer geiſtvollen und — ſo weit als möglich — ehrlichen Korreſpondenz empfehlen. Wir ſagen: ehrlich, ſo weit als möglich; denn es konnte nicht fehlen, daß der Poet ſich zuweilen eine Zeitlang durch glänzende Eigenſchaften dieſer oder jener Perſon blenden ließ; allein in der Kritik von Thatſachen, beſonders aber von neu hervorblitzenden Ideen hat er ſich ſelten getäuſcht. So ſchuf er ſelbſt auf einem ſonſt ſo ſterilen Felde im Ganzen wirklich „ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch, worin jeder Tag ſich ſelbſt abkonterfeite; und durch die Zuſammenſtellung ſolcher Bilder hat der ordnende

Geiſt des Künſtlers ein Werk geliefert, worin das Dargeſtellte ſeine Treue authentiſch durch ſich ſelbſt dokumentirt.“

Wie nun Heine in dieſen Berichten uns das eigentliche Weſen der franzöſiſchen Neuzeit vor Augen führt, ſo hat er gleicherweiſe die Franzoſen mit dem innerſten Kerne der deutſchen Geiſtesbeſtrebungen vertraut gemacht. Solches geſchah hauptſächlich in ſeinem Buche „De l'Allemagne“, von welchem er ſpäter die bedeutendſten Parthien im „Salon“ und der „romantiſchen Schule“ veröffentlichte. Die „romantiſche Schule“ und die Aufſätze „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ gehören ohne Zweifel zu den wichtigſten Dokumenten der Geſchichte des deutſchen Geiſtes in Vergangenheit und Gegenwart; obwohl in dem erſtgenannten Buche der Verfaſſer in der Hitze ſeiner Kampfwuth die nicht geringen Verdienſte der Romantiker, ja ihr Hauptbeſtreben (jene verſuchte Einigung von Kunſt und Leben) faſt ganz überſieht, und ziemlich einſeitig gegen ihre katholiſch-ſpiritualiſtiſche Mittelalterlichkeit polemiſirt. Trotz ſolcher parteilichen Ungerechtigkeit möchten wir dennoch Jedem, der ſich mit den Grundurſachen aller Geiſteskämpfe der Neuzeit bekannt machen will, gerade dieſe zwei Werke empfehlen. Nie zuvor iſt einem Schriftſteller eine ſo populäre Behandlung der Philoſophie gelungen, wie dieſem „ungezogenen Liebling der Grazien", welcher hier gezeigt hat, daß er ſehr ernſt ſein kann. So oft man ihm eine franzoſenfreundliche Herabwürdigung des deutſchen Geiſtes vorgeworfen hat, ſo falſch iſt dieſe Beſchuldigung. Er ſchilt freilich (ſo gut wie Börne) die träumeriſche Langſamkeit der deutſchen Hand; aber wie majeſtätiſch feiert er die Thaten des deutſchen Geiſtes, ja ſelber des deutſchen Herzens Traum! Wir erinnern nur beiſpielsweis an die Worte jenes „Geſprächs auf der Themſe" (Reiſebilder, vierter Band, Seite 153): „Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken."

Mit Ernſt verwahrt ſich Heine überall gegen die Verdächtigungen jener „Phariſäer der Nationalität", die in ihrem Haſſe gegen ſein kosmopolitiſches Streben „mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gingen." Er antwortet ihnen in der Vorrede zum Wintermärchen:

„Wir ſind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieſer heldenmüthigen Lakaien in ſchwarz-roth-goldner Livree. Ich höre ſchon ihre Bierſtimmen: Du läſterſt ſogar unſere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzoſen, denen du den freien Rhein abtreten willſt! Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müſſige oder knechtiſche Spielerei ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verbracht, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück in's Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine ſchiefmaulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie vernünftig und gut ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daß ich wünſchen ſollte, daß meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe nicht ein, warum der Rhein irgend einem Anderen gehören ſoll, als den Landeskindern. Elſaß und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Ländern hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſäſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger. Ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus.“

Glänzender aber iſt nie und von keinem Schriftſteller der deutſche Geiſt gewürdigt worden, als in der Schlußſtelle von Heine's „Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland" — jener Stelle, die wie eine Weiſſagung der Kaſſandra in unſre Herzen rauſcht:

„Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige, das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daß wir erſt unſere Philoſophie und hernach unſere Revolution ausarbeiteten .... Das Chriſtenthum hat jene brutale, germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt, und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem

Rieſenhammer ſpringt empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome . . . Die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppiren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten . . . Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen, und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löſchen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wißt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem

Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrika's werden die Schwänze einkneifen, und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte."

Da ich glaube, daß in dem bisher Geſagten ein zwar ſkizzenhaftes, aber doch in den Grundzügen klares Bild von Heine's Wirken geboten ward, bliebe nur noch ſein Buch „Ueber Ludwig Börne" zu beſprechen — jenes Buch, wegen deſſen der Verfaſſer von der geſammten deutſchen Kritik ſo ſchmählich mißhandelt ward. Mit Wehmuth legte der Poet häufig das Geſtändniß ab, daß ſelten Jemand ſein Streben in vollem Umfange verſtanden habe — am Wenigſten leider oftmals die Männer ſeiner eigenen Partei! Und noch heute bin ich auf den lebhafteſten Widerſpruch gefaßt, wenn ich jenes Werk nicht als einen Makel an Heine's Ehre, ſondern als eine ſeiner muthvollſten Thaten bezeichne. Die Vertretung der unveräußerlichen Rechte des Geiſtes wider die „braven Leute, aber ſchlechten Muſikanten", nennt er, wie wir ſahen, „das große Geſchäft ſeines Lebens", und dieſe Pflicht erforderte maaßloſeſte Offenheit. Es galt die Rettung der Kunſt und Schönheit wider die einſeitig nackte Tendenz, welche ſich engherzig an die Bedürfniſſe von morgen und übermorgen hielt. Ja, man hatte oft genug von Heine verlangt, daß er ſich in ſeinen künſtleriſchen Produktionen auf ein beſtimmtes Programm mit der liberalen Oppoſition vereine, und Niemand hatte dies verletzender, als Börne, gethan. Wie hat ihn Letzterer in ſeinen „Briefen aus Paris", ſowohl in den von ihm ſelbſt, als den von ſeinen Erben veröffentlichten, geſchmäht! Das iſt ein endloſes Gefaſel: wie „Heine an der Wahrheit nur das Schöne liebt"; wie er „Nichts glaubt, und ſogar Gott den HERRN mit lauter Initialbuchſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe;" und vor Allem, wie Heine „nur ein Dichter und kein Charakter" ſei!

„Charakter!“ — da haben wir das Schiboleth, mit welchem ſich alle „ſchlechten Muſikanten“ zu „braven Leuten“ umtaufen, und, auf ihre Bravheit pochend, raſtlos den „Dichter“ beſchimpfen, von welchem Heine ſo wahr behauptet:

Nur dem Gotte ſteht er Rede,
Nicht dem Volke. — In der Kunſt,
Wie im Leben kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten.

Es war durchaus nöthig, dieſe widerſinnige Diſtinktion zwiſchen Dichter und Charakter, zu welcher Börne den Anlaß gab, ein für alle Mal um der Menſchheit, um der Kunſt willen zu vernichten. Dieſe Aufgabe hat ſich Heine in ſeiner Schrift über Börne geſtellt, und dieſelbe im Ganzen richtig gelöſt.

„Was verſteht man unter dem Wort: Charakter?

„Charakter hat derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identifizirt, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derſelben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkühr, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markte proklamirt haben, dieſe kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maaßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabei über ſeine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelöſten Charade, und jubelt: Seht, das iſt ein Charakter! . . . „Nur Dichter" — wir werden unſere Gegner nie ſo bitter tadeln, daß wir ſie in eine und dieſelbe Kategorie ſetzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns geſagt, dieſe Dichter, ſogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!“

Man kann ſich einen Begriff davon machen, wie ſpießbürgerlich der „Patriot“ Börne den „Dichter“ Heine mit ſeiner Tagespolitik verfolgt hat, wenn man in den nachgelaſſenen Briefen des Erſteren die lächerlichen Bemerkungen über Letzteren lieſt. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moraliſirt — „der arme Heine merkt gar nicht, wie er chemiſch von mir zerſetzt wird“ — der arme Heine! Einmal kommt er nach Mitternacht „zu ihm heraufgeſtiegen in ſeine Wohnung, weckt ihn aus dem ſüßeſten Schlaf, ſetzt ſich vor ſein Bett, und jammert eine ganze Stunde über die Leiden des deutſchen Volkes, und über die Schändlichkeiten der deutſchen Regierungen, und wie die Ruſſen für Deutſchland ſo gefährlich ſeien, und wie er es ſich vorgenommen habe, zur Rettung Deutſchlands gegen den Kaiſer Nikolaus zu ſchreiben und gegen die Fürſten, die das Volk ſo mißhandelten, und gegen den Bundestag“ . . . bis Heine vor Verzweiflung über all dies Gerede zuletzt in die Worte ausbricht: „Sind Sie Gemeinde-Verſorger?"

Fortwährend ärgert ſich Börne über Heine's Kunſt-Intereſſe, das ihm mit den Intereſſen des Tages unvereinbar ſchien. Er ſieht in dem Umſtand, daß Heine gleich bei ſeiner Ankunft in Paris einen Bericht über die dortige Gemälde-Ausſtellung ſchrieb, einen Beweis ſeines „Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit"; er quält ihn ſelbſt bei Tiſche mit ſeiner praktiſch alltäglichen Wuthpolitik; und als er ſchließlich in Heine's Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben will, begnügt ſich dieſer mit der ironiſchen Antwort: „Sie irren ſich, Liebſter, dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vorwerfen könne."

Man hat das Buch Heine's in der Regel als Schmähung gegen den Todten aufgefaßt; ich begreife ſchwer, wie ein unbefangener Leſer zu einer derartigen Anſicht gelangen kann. Bewunderung ergreift mich im Gegentheil, wenn ich ſehe, mit welcher „kälteſten Unparteilichkeit" Heine über einem Manne zu Gericht ſaß, deſſen zahlreiche Mangel uns ſo leicht über den richtigen Werth ſeiner praktiſchen Leiſtungen verblenden, und mit wie ſicherm Takte, mit wie rhadamantiſcher Gerechtigkeitsliebe er Jenem für immer ſeine Stelle in der deutſchen Literaturgeſchichte zuwies. Es iſt keine Unwahrheit, wenn er ſagt:

„Ich ſchreibe hier weder eine Apologie, noch eine Kritik, und indem ich nur von der eigenen Anſchauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, durfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikoniſches zu betrachten ſein. Und es gebuhrt ihm ein ſolches Standbild, ihm dem großen Ringer, der in der Arena unſerer politiſchen Spiele ſo muthig rang, und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub erſiegte.

„Wir geben ſein Standbild mit ſeinen wahren Zügen, ohne Idealiſirung, je ähnlicher, deſto ehrender für ſein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot.“

Strengen Tadel verdienen in dem ganzen Buche nur die Bemerkungen, welche über das Verhältniß Börne's zu der Madame Wohl eingeflochten ſind, obſchon dies Verhältniß, welches von Börne nach freiem Entſchluſſe vor die Oeffentlichkeit gezogen ward, kein Recht darauf hat, ſich der öffentlichen Kritik entzogen zu ſehen. Es war Unrecht, daß Heine — ſtatt auch hier eine Kritik vorliegender Thatſachen zu ſchreiben und den Nachweis zu liefern, daß Madame Wohl den von ihr angebeteten Börne nicht in ſeiner Geiſtesentwicklung gefördert, ſondern in ſeiner beſchränkten Anſchauungsweiſe beſtärkt hat — ſich, um uns ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen (Augsburger Allgemeine Zeitung, No. 3 vom Jahre 1846), „in einer menſchlichen Stunde und nicht ohne Provokation“ zu einer frivolen Witzelei über die Natur jenes Verkehres hinreißen ließ. Er hat ſchwer für dieſe Schuld gebüßt, ſchwerer ſelbſt als billig war; denn hauptſächlich wegen dieſer einen Stelle haben die Meiſten das Buch in einem durchaus falſchen Sinne aufgefaßt, und — verworfen.

Das Urtheil der Geſchichte wird ein anderes ſein, und ſpätere Geſchlechter, deren geiſtiges Auge nicht von den Parteileidenſchaften der heutigen Tage geblendet iſt, werden erkennen, daß ſolcher ſcheinbar perſönlichen Fehde ein Kampf um die höchſten Güter der Menſchheit zu Grunde lag. Nicht der ephemere Ruf dieſes oder jenes Schriftſtellers, ſondern das innerſte Weſen geiſtigen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Anſicht über die Kunſt zu allgemeinerer Geltung kam. Er hatte von ihrer Bedeutung nicht den entfernteſten Begriff; ſie erſchien ihm nur dann von Werth, wenn ſie ſklaviſch in den Dienſt ſeiner beſtimmt abgegrenzten Parteifraktion trat; ja, er betrachtete dieſelbe geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben erlernen könnte, und als er einmal der Politik etwas überdrüſſig wird, und ihm obendrein die Zenſur etwas ſchärfer als gewöhnlich auf die Finger ſieht, will er ſich auf die Kunſt verlegen! Wirklichen Nutzen haben von all' ſeinen Streifzügen auf dieſem Gebiete nur die Angriffe wider Göthe gebracht, da ſie den bedeutendſten Anlaß zu einer gründlichen Polemik über Göthe's ſittlichen und künſtleriſchen Werth gaben, aus welcher ein erneutes Studium ſeiner Werke und eine ſorgfältige Prüfung aller Kunſtprinzipien der Vergangenheit und Gegenwart hervorging; — aber Börne's Angriffe waren auch hier von ſpaßhafter Einſeitigkeit. In einer Geſchichte der deutſchen Publiziſtik verdient er unzweifelhaft die freudigſte Würdigung; in die Geſchichte unſerer Kunſt und Poeſie hat er mit ſeiner willkürlichen Unterſcheidung zwiſchen Dichter und Charakter nur eine heilloſe Verwirrung gebracht, und verdiente hiefür die ſtrengſte Zurechtweiſung. Der große Erfolg ſeines Wirkens lag auf dem Felde der Politik — aber gerade hier ſchloß die praktiſche Beſchränkung auf beſtimmt formulirte Intereſſen des Augenblicks jede künſtleriſche Behandlung aus. Börne hat ſich in ſeinen politiſchen Anſichten bis zum Jahre 1830 ſo wenig über den alltäglichſten Konſtitutionalismus, wie ſpäter über den beſcheidenſten

Republikanismus erhoben. Dem Heine, der als wahrer Poet ſein Programm nicht ſo konzeſſionsmäßig nach den ſchnell durch einen Geſetzerlaß zu befriedigenden Forderungen von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher einzurichten vermochte, wirft er deßhalb beſtändig ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur äſthetiſches Behagen an der Revolution vor, und meint, die „ſpartaniſchen Suppen der Freiheit“ würden demſelben nicht ſonderlich ſchmecken. Gewiß nicht; denn Heine begehrt die freieſte Entwicklung der Individualität, er will keine ſpartaniſchen Suppen, ſondern „Auſtern und Rheinwein für Alle.“ Und das iſt zwiſchen dieſen Männern der Unterſchied: Börne verlangt Judenemanzipation, Aufhebung der Zenſur und eine Konſtitution — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menſchheit!

„Armer Mann!“ ruft Heine ihm nach. „Er mußte aus dem ſichern Hafen bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten ſich unſere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte!

Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem ſchwarzen Gewölk herabſchoſſen, konnte ich genau ſehen, wie Muth und Sorge auf dem Geſichte des Mannes ſchmerzlich wechſelten! Er ſtand am Steuer ſeines Schiffes, und trotzte dem Ungeſtüm der Wellen, die ihn manchmal zu verſchlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich beſpritzten und durchnäßten, was einen ſo kummervollen und zugleich komiſchen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung . . . Ich ſah, wie der Maſt brach, wie die Winde das Tauwerk zerriſſen . . . Ich ſah, wie er die Hand nach mir ausſtreckte . . .

„Ich durfte ſie nicht erfaſſen, ich durfte die koſtbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem ſicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.“

Ja, der Zukunft, die er freilich nur in ſeinen Träumen geſchaut! Heine's Ideal der neuen Geſellſchaft war kein ſicher und bewußt erſchaffenes Leben; es war ein geträumtes Avalun, ein Märchenland, in welchem die Fee Abunde auf weißem Zelter grüßend vorüberritt. Wenn er, „Nachts am Meere wandelnd, den Wellengeſang hört, und allerlei Ahnung und Erinnerung in ihm erwacht, ſo iſt ihm, als habe er einſt mit der Allwiſſenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menſchen von oben herabgeſehn, und ſei vor ſchwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es iſt ihm dann auch, als ſeien ſeine Augen ſo teleſkopiſch ſcharf geweſen, daß er die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln geſehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends kommen ihm dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber ſie ſind ſo neblicht, daß er nicht erkennt, was ſie wollen." Dieſe Stelle giebt einen Schlüſſel zu Heine's Wirkſamkeit, ſofern ſich dieſelbe auf die Zukunft bezieht. Er ſpricht es hier unter Blumen ſelber aus, daß er von der urſprünglichen Höhe ſeines Ideales ſich aus Zagheit entfernt hat, und ihm daſſelbe in neblige Ferne ſchwand. Aber in ſeiner Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben" ſchreibt er folgende köſtliche Worte über die Menſchen, welche „die Unbehagniſſe und Ekelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen wiſſen, und hinausgaloppiren in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee“ — und dieſe Worte rufen wir heute dankbar und zukunftsfreudig dem Geſchiedenen nach:

„Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Konſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſacken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter ...

„Wer ſind jene Götter?

„Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſt-Verachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daß weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen wem zu Gefallen!

„In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daß es ein Zeitaltar gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brod, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockigten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.“

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile 1 v. u. ſtatt umfaſſendes lies: getreues.

Seite 17, Zeile 8 v. o. ſtatt Hamburg lies: Frankfurt am Main und Hamburg.

Seite 17, Zeile 10—14 ſtatt »Von — promovirte.« lies: Von Oſtern 1819 bis Herbſt 1820 ſtudirte er in Bonn und hierauf in Göttingen Rechtswiſſenſchaft, wo er zu Ende Januar 1821 wegen »Uebertretung der Duellgeſetze« das consilium abeundi erhielt. Er ſetzte in Berlin ſeine Studien fort, von wo aus er ſich behufs ſeines Uebertrittes zur evangeliſchen Kirche (der am 28. Juni ſtattfand) im Jahre 1825 nach Heiligenſtadt; und ſpäter nach Göttingen begab, um dort am 20. Juli d. J. zum Doctor juris utriusque zu promoviren.

Seite 36, Zeile 5 v. u. ſtatt Seiten lies: Saiten.

Seite 75, Zeile 4 v. o. ſtatt beweiſen lies: bewieſen.

Seite 76, Zeile 9 ſtatt Kleinigkeit lies: Kleinlichkeit.

Seite 100, Zeile 9 ſtatt welche lies: welches.

Von demſelben Verfaſſer ſind ſo eben bei Ernſt Keil in Leipzig erſchienen:

Gedichte

von

Adolf Strodtmann.

(274 Seiten.) Miniaturausgabe mit Goldſchnitt.

Eine Sammlung lyriſcher Gedichte, welche, ungeachtet der lyriſchen Ueberſchwemmung, an der unſer Parnaß leidet, dennoch durch Schwung und Tiefe der Empfindung ſowie durch Innigkeit und Glanz des Ausdruckes wohl geeignet ſein dürften, das Publikum aus der Gleichgültigkeit, mit der es die Neuigkeiten unſerer Lyriker gewöhnlich empfängt, aufzurütteln.
Deutſches Muſeum.

Bei Guſtav Carl Würger in Hamburg erſchien ferner:

Rohana.

Ein Liebesleben in der Wildniß.

Von

Adolf Strodtmann.

(120 Seiten.) Elegant cartonnirt, mit Goldſchnitt.
Preis: 18 Silbergroſchen.

Dieſe Dichtung, welche das Indianerleben und ſeine Berührung mit der Civiliſation ſchildert, möchte außer einzelnen Sachen von Lenau in keiner poetiſchen Schöpfung unſerer Literatur ein entſprechendes Seitenſtück haben.
Jahreszeiten.

Es iſt eine fremdartige Welt, die Strodtmann vor uns entrollt, und doch heimelt ſie uns mächtig an. In die Wildniß voll Schrecken zaubert er trauliche Ruheplätze an murmelnden Bächen, die unter ſchattigen Bäumen fließen, und zeigt uns dann, welch kindlich reines Herz auch manchmal eine rothe Haut verbirgt. In vielfach wechſelnden Verſen gelingt dem Dichter die Zeichnung des Lieblichen ſowohl, wie die des Gewaltigen, und überall vereinigt er ein tiefes Gemüth mit bedeutender Versgewandtheit.

Altonaer Nachrichten.

Ueberblicken wir dieſen gedrängten, aber reichgliedrigen Inhalt der »Rohana«, ſo möchten wir mit dem Dichter faſt über ſeine Beſcheidenheit rechten, daß er das Gedicht »ein Liebesleben in der Wildniß« nennt. Wir hatten nach dem Titel ein Idyll, eine romantiſche Schilderung der Urwälder, eines Stilllebens, das ohne Bewegung, »ewig gleich und ſpiegelklar und eben«, dahinfließt, erwartet, und wir haben ein Gedicht von faſt dramatiſcher Wirkung gefunden. Das Gedicht hat ein ganz eigenartiges Gepräge. Es ſind Spuren einer Meiſterſchaft darin, die wir herabſetzen würden, wollten wir ſie blos eine Meiſterſchaft der Form nennen. Ein zierlicher Vers, eine elegante Diktion, ein reiner Vers ſteht Manchem unſerer zeitgenöſſiſchen Poeten ebenſo wie Strodtmann zu Gebote, aber wir glauben in vielen Stellen der »Rohana« mehr als das zu finden: eine Identität von Form und Inhalt, die den Dichter berechtigt, um den höchſten Preis der Poeſie zu ringen. Ja, nicht wenige Kapitel der »Rohana« erinnern uns an jene Durchdringung von Form und Inhalt, durch die die geprieſenſten Balladen unſerer National-Literatur ihren unwiderſtehlichen Zauber üben.

Kompaß.

. . . ein kleines Epos, das ſich ungeſcheut zu dem Beſten rechnen darf, was die jetzige deutſche Lyrik bietet. Es iſt die »alte Geſchichte« von Liebe und Verrath, aber ſie endet nicht mit paſſivem Herzbrechen, ſondern mit wilder Rache; ſie ſpielt nicht im heutigen modernen Salon, ſondern vor einem Jahrhundert am Erieſee in Nordamerika, aber die Menſchen darin ſind höchſt anziehend geſchildert und die Naturbeſchreibungen ſind reizend und lieblich, wie vielleicht nur ein deutſcher Dichter ſie auffaſſen und ſchreiben konnte. Die 30 einzelnen Abtheilungen ſind in verſchiedenen Versmaaßen gedichtet, aber in allen waltet die gewandte, kunſtfertige Hand, das geübte Ohr des Meiſters: mit dem ernſten Metrum der Ballade wechſeln leichte daktyliſche Verſe, die ſo melodiſch klingen, daß man ſie leſend ſingen möchte. — Das auch äußerlich elegant ausgeſtattete Büchlein empfiehlt ſich als würdige Gabe bei einer Feier, deren uns des Hauſes Kreis ja ſo manche darbietet.

Altenaer Merkur.

Das Gedicht enthält ſo viel' reizende Einzelheiten, iſt aber auch in Bezug auf den Bau des Ganzen als ſolches ſo beachtenswerth, daß wir gern unſere volle Bewunderung hiedurch zu erkennen geben. Rohana reiht ſich den beſten Erſcheinungen unſerer deutſchen Literatur auf das Würdigſte an.

Allgem. Theaterzeitung.

Adolf Strodtmann aus Hadersleben liefert wieder einen Beweis, daß die Schleswiger Deutſche ſind und nicht Dänen, und in Amerika ſchreibt er Poeſien, wie ſie kein Amerikaner zu dichten verſteht. Wir begrüßen in demſelben ein ausgezeichnetes Talent, reich an dichteriſchem Schwunge und ſehr gewandt in der Form. Es erſcheint viel Lyriſches und der Liebeshiſtorien haben wir auch manche, allein dies Liebesleben in der *amerikaniſchen* Wildniß darf auf freundliche und vielfache Aufnahme rechnen. Strodtmann's Rohana gehört dem Beſten neueſter Dichtungen an, und iſt — was wir beſonders rühmen — naturfriſch ohne Coquetterie, Selbſtüberſchätzung oder Tendenzreiterei.

Düſſeld. Zeitung.

Außerdem ſind bei dem Verleger dieſes Buches ſoeben erſchienen:

Endrulat, Bernh., Von einem verlorenen Poſten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holſtein. Preis 1 ℱ 15 Sgr.

Was er in zwei Feldzügen für die gute, deutſche Sache Schleswig-Holſteins erlebt und geſehen hat, was ihm Sage und Geſchichte des Landes Anziehendes und Bedeutungsvolles zugeführt haben, das rollt hier ein reichbegabter Dichter in lebendigen, farbenreichen Bildern vor den Augen des Leſers auf. Glühende Liebe zum deutſchen Vaterlande, die freieſten und edelſten Geſinnungen, ſicherer klarer Blick in die Vergangenheit und freudiges Ausſchauen in die Zukunft verleihen dieſem Buche im Verein mit der künſtleriſchen Vollkommenheit der Darſtellung den höchſten Werth und Reiz.

Endrulat, Bernh., Gedichte. Miniaturausgabe in Goldſchnitt gebunden. 2 ℱ.

Einige Auszüge aus Beurtheilungen vorgenannter Gedichte:

Von dem durch ſeine Schickſale bekannten Dichter liegt hier eine Sammlung vor uns, die ſich durch den Reichthum der darin ſich kund gebenden Gefühle, die Innigkeit der Gedanken und den Wohllaut der Sprache und Versbildung auf's Vortheilhafteſte hervorthut. — Seine Dichtungen ſind durchaus original, aber nirgends barock, in der Form ſogar mit ſtrenger Sorgfalt gefeilt und offenbar aus einer Maſſe von Liedern, die im Geiſte des Dichters geſchlummert, ausgewählt und geſichtet.

Hamb. unparteiiſcher Correſpondent.

Die Betrachtung des Buches überzeugt uns, daß die Gedichte die gute Meinung durchaus rechtfertigen, die wir im Voraus dafür zu erwecken ſuchten. — Noch angenehmer, als die geſchmackvolle Bildung der Form und ſelbſt als die Mannigfaltigkeit der poetiſchen Anſchauung und Geſtaltung, hat uns die Reife des Urtheils und die Harmonie überraſcht, welche überall zwiſchen Stimmung und Gedanken herrſcht.

Hamburger Nachrichten.

Dieſes außerordentlich ſauber und ſchön ausgeſtattete Buch legen wir unſern Leſern ganz beſonders freundlich an's Herz und nicht nur deßwegen etwa, weil Bernhard Endrulat ein Mitarbeiter der »Jahreszeiten« iſt, ſondern hauptſächlich und weit mehr, weil ſeine Gedichte friſch, kräftig und geſund, wie ſie ſind, den Hauch eines kernigen und braven Mannes ſeele athmen, wie wir ſie unſerer Poeſie durchaus zu wünſchen haben.

Jahreszeiten.

Der Dichter hat eine entſchiedene Begabung. Er verſteht es, ſeinen poetiſchen Stimmungen in reinen wohllautenden Verſen Ausdruck zu geben. Er beherrſcht die Sprache mit Geſchick und mit Sicherheit, gebraucht Redefiguren und Bilder mit Geſchmack und hat ein glückliches Auge, mit dem er der Natur manch hübſchen Zug abgelauſcht.

Kompaß.

Es iſt ein ächter deutſcher Sängergeiſt, der uns aus dieſen Gedichten anſpricht, — männlich, ſtolz, frei, zu Kampf und Streit für das theure Vaterland und für jedes höchſte Gut gerüſtet, den Reizen der Natur, bald fröhlich genießend, bald träumeriſch ſinnend, hingegeben, der Liebe huldigend, hier in reiner Verehrung, dort in muthwilligerer Luſt, je nach dem Werthe des Weibes. Es iſt in dieſen Gedichten nichts Geſuchtes, nichts Gewähltes, ſondern es ſpricht ſich in ihnen eine geſunde, edle Natur aus. So iſt auch ihre Sprache und Form ebenſo einfach, ungekünſtelt, wie ſchön.

Zeitung für Norddeutſchland.

Der Aufenthalt Endrulat's auf der Citadelle in Magdeburg hat die »Träumereien eines gefangenen Dichters« hervorgerufen, dreizehn Sonette, welche wir zu den beſten Productionen der deutſchen Lyrik rechnen dürfen. Auch die übrigen Gedichte, welche dem Vaterlande, der Natur, der Liebe geweiht ſind, bekunden durchweg in Inhalt und Form ein ächt deutſches, für alles Gute und Große begeiſtertes Herz, eine phantaſiereiche Dichterſeele, die bald ſinnend, bald fröhlich genießend, Alles erfaßt, was das Leben bewegt, veredelt und verſchönt.

Deutſche Reichs-Zeitung.

Je mehr man ſich in das Buch hineinlieſt, deſto deutlicher tritt es Einem entgegen, daß man hier einem ſeltenem Talent begegnet, das in der Form unbeſtreitbare Meiſterſchaft beſitzt und unter den vielen zuletzt erſchienenen Lyrikern (wenn wir Geibel ausnehmen) den erſten Rang einnimmt.

Düſſeldorfer Zeitung

Es iſt ein ganzes, reiches Leben, das ſich in dieſen Gedichten vor uns auslegt. Man fühlt es ihnen an, daß ſie nicht gemacht ſind, um gemacht zu werden, daß ſie aus dem innerſten Born eines ächten Dichtergemüthes gefloſſen ſind und mit der Naturgewalt eines poetiſchen Berufes ſich ihre Form geſchaffen haben.

National-Zeitung.

Aus durchgebildeter, harmoniſch abgerundeter, wohllauterfüllter Form ſpricht hier ein friſcher, kräftiger, ein wirklich dichteriſcher Geiſt zu uns; männlich ernſt, der höchſten Ideale voll, und doch auch jedem zarteſten Gefühle tief erſchloſſen.

Weimarer Zeitung.

Johannsen. Wilhelmine. **Die Traubencur.** Ein romantiſches Gemälde. Preis 22½ Sgr.

Einige Auszüge aus Beurtheilungen vorgenannten Buches:

Das vorliegende Buch iſt deutſchen Frauen und Jungfrauen gewidmet und denen darf es getroſt in die Hände gegeben und empfohlen werden, ſie finden darin entſprechende Beſchäftigung für Geiſt und Herz. In der ſchönen Rheinpfalz werden uns die Herzens- und Lebens-Geſchichten zweier wackerer Frauen in einfach rührender Weiſe erzählt, die ſich zuweilen in frauenhaft behäbiger, aber immer anmuthiger und ſtreng ſittlicher Breite ergeht und auch die Männer mit einem Glanze von Tugend, Berufstreue und Edelmuth ſchmückt. Ein ganz klein wenig gezwungen könnte es erſcheinen, rechtfertigt ſich aber durch den Schauplatz der Geſchichte und den Lebensberuf der Verfaſſerin, daß ſich an entſprechenden Orten immer ſachkundige Männer finden, die uns die Geſchichten und Sagen der Städte, Burgen, Klöſter und Kirchen erzählen, welche die Badereiſenden beſuchen Hoffentlich wird das Buch bei recht vielen Leſerinnen — und warum auch nicht Leſern? — einen eben ſo wohlthuenden Eindruck zurücklaſſen, wie es dem Referenten gewährt hat. Altonaer Merkur.

Uns hat die natürliche Einfachheit, welche die Erzählungsmanier der Verfaſſerinn charakteriſirt, wohlthuend angeſprochen. Wir begegnen durchaus nichts Gemachtem, keiner unmöglichen oder doch ſchwer denkbaren Situation, keinem forcirten Geiſtreichthum, womit ſchriftſtellernde Frauen gern kokettiren, und keinen verſchrobenen Charakteren. Da außerdem ſämmtliche Erzählungen auf ſtreng ſittlicher Baſis ruhen, ohne in den Fehler zimperlicher Prüderie zu verfallen, ſo eignen ſie ſich ganz gut zu einer Lectüre für Frauen und Jungfrauen, die ſich gewiß vortrefflich dabei unterhalten werden.

Hamb. unparteiiſcher Correſpondent.

Die Verfaſſerinn, welche ſich ſchon durch ihre »braune Mappe« einen ehrenvollen Ruf geſchaffen hat, bringt uns in dieſem Werke ein höchſt gefälliges und anſprechendes Bild aus dem wirklichen Leben. In ungezwungener, einfacher Darſtellungsweiſe, in Schilderungen, welche einen tiefen Blick in's menſchliche Herz kund thun, erzählt ſie uns Scenen aus der Gegenwart, die, fern von allem Abenteuerlichen und Unwahrſcheinlichen, den Stempel der Wahrheit an ſich tragen, und ſowohl dadurch, wie durch die Charaktere, welche ſie uns vorführt und durch das humane Gefühl, welches in der ganzen Erzählung durchleuchtet, den Leſer feſſeln. In dieſelbe ſind Natur- und Sittenſchilderungen, geſchichtliche Thatſachen und Sagen der Gegend im Haardtgebirge eingeflochten, welche Jeden intereſſiren werden, der einmal dieſes ſchöne Stückchen Erde beſuchte.

Trier'ſche Zeitung.

Dieſes freundliche Familiengemälde der ſchon als Schriftſtellerin anerkannten Dame hat das Paradies Deutſchlands, die herrliche Pfalz, zum Schauplatz. Mannigfach ſpielt Natur und Geſchichte deſſelben in den Gang der Ereigniſſe hinein, welche ſich um die ehrwürdigen Ruinen der Limburg und Hartenburg, die von uralten Erinnerungen umwehten Höhen der Heidenmauer und den in erneutem Goldſchmuck ſtrahlenden Dom zu Speyer gleich friſchen Blüthenkränzen herumſchlingen.

Mecklenburgiſche Zeitung.

Xav. Fiſcher's Buchdruckerei.

Kleiner

Wunder-Schauplatz

der

geheimen Wiſſenſchaften, Myſterien, Theoſophie,
göttlichen und morgenländiſchen
Magie, Naturkräfte, hermetiſchen und
magnetiſchen Philoſophie, Spagyrik, Kabbala
und andern höhern Kenntniſſe, Divination,
Offenbarung, Viſion, Combination
und ſchwer begreiflichen Thatſachen.

Nach
alten Hand- und Druckſchriften und
Erſcheinungen der Neuzeit.

Zugleich als Beiträge zur Geſchichte der Kultur
und Literatur, des Myſticismus, der religiöſen
Sekten, geheimen Ordensverbindungen und dahin
bezüglichen Curioſitäten,

herausgegeben
von

J. Scheible.

Zwölfter Theil:

Heinrich Heine, der Unſterbliche.

Stuttgart, 1857.
Verlag von J. Scheible.

Heinrich Heine,

der

Unſterbliche.

Eine Mahnung aus dem Jenſeits.

Nur Thatſächliches, keine Dichtung.

Nebſt einem Anhang contra Dr. Zimmermann
und Herrn Ziegler.

Von dem

Rendanten D. Hornung,
Verfaſſer der „Neuen Geheimniſſe des Tages.“

Stuttgart, 1857.
Verlag von J. Scheible.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ueberſetzungen in fremde Sprachen dürfen nur mit Einwilligung des Verfaſſers vorgenommen werden.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Dedikation

Den Herren Moleſchot,
Vogt, Büchner und Genoſſen,
die jenem großen Pot
aus Kraftſtoff ſind entſproſſen,

ſendet einen Gruß aus dem Jenſeits der Geiſt Heinrich Heine, deſſen Kraftſtoff dem Grabe zu neuen Verwandlungen übergeben ward am 18. Februar 1856.

„Was Luther, Leibnitz und auch Kant
Vernunft genannt, war Unverſtand;
Was Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder,
Was Göthe's Geiſt im Fauſt und Werther,
Und Schiller in der Poeſie
Als Geiſt verehrt, war Phantaſie! —
In Kraft und Stoff iſt alles Leben
Unſterblich in ſich ſelbſt gegeben.
Des Stoffes Kraft und ſeine „Würde"
Erlöſet von des Daſeyns Bürde,
In ihm iſt Geiſt und Poeſie
Vereint in ſchönſter Harmonie."

„Unſterblich in des Stoffes Wechſel
Schwingt Geiſt und Fleiſch, wie Stroh und Häckſel
Im ew'gen Kreis durch eig'ne Kraft
Sich nach der neu'ſten Wiſſenſchaft.
Sie hat im Stoff das All gefunden
Und alle Sünden überwunden!
Ein Jeder thut, was ihm gefällt,
Das iſt der wahre Geiſt der Welt:
Denn in dem Stoff nur iſt der Wille,
Daß Jeder ſeine Lüſte ſtille
Wie's ihm beliebt; — Er iſt nicht ſchuld,
Wenn es ihm mangelt an Geduld,
Und wenn bei Luſt und Trinkgelagen
Er einen Bruder hat erſchlagen:
Das Alles iſt nur Eigenſchaft
Von ſeines ew'gen Stoffes Kraft."

„Ein Freund der Naturwiſſenſchaften."

Vorwort.

Heinrich Heine, von jüdiſchen Eltern abſtammend, geboren in Duſſeldorf am 31. Dezember 1799, geſtorben in Paris am 17. Febr. 1856, der beliebte, vielgeleſene Liederdichter und Belletriſt, war von ſeinem Vater der kaufmänniſchen Beſchäftigung beſtimmt, welche ihm nicht behagte. Er bezog die Univerſität Bonn, um Jurisprudenz zu ſtudieren, kam ſpäter nach Berlin, wo er Hegels philoſophiſche Collegia hörte und mit Gans in Verbindung trat. — Schmidt-Weißenfels in ſeiner Schrift: „Ueber Heinrich Heine“ ſagt von ihm: „Heine hat in ſeinen Schriften Spuren dieſer Lehre gezeigt; man kann mindeſtens die Klarheit und die Logik in denſelben als ein Reſultat jenes Beſuches der

Hegelſchen Collegia annehmen. Genügend philoſophiſch, romantiſch und praktiſch ausgebildet, beſchloß Heine ſeine Studien in Göttingen, wurde Doktor der Rechte und Chriſt obenein, bereiste Italien und England und lebte dann abwechſelnd in Berlin, München und Hamburg nach den Prinzipien ſeiner eignen Philoſophie.“

Das letzte Jahrzehent ſeines irdiſchen Daſeins verlebte er in Paris, wo er, mit der Herausgabe ſeiner bekannten literariſchen Produkte ſich beſchäftigend, acht volle Jahre hindurch an den ſchweren Qualen der Rückenmarksverweichung litt und meiſt an das Bett gefeſſelt war. Ein nicht zu ſtillendes Erbrechen machte dieſem Leben und Leiden ein Ende. Einige Stunden vor ſeinem Tode richtete ein Bekannter Heine's an ihn die Frage, wie er mit Gott ſtehe. Heine erwiderte lächelnd: „Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!“ — Bei ſeinem Begräbniß wurde, ſeiner eignen Verordnung gemäß, kein Wort geſprochen, eben ſo wenig durfte für ihn eine Meſſe geſungen oder ein Kadoſch geſagt werden. Er ſang lange vorher:

„Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadoſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.“

Wie es mit Heine's Uebertritt zum Chriſtenthum und ſeiner Bekehrung ſtand, davon berichtet ſein Freund Alfred Meißner: „Es gab eine Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung ſprach. Dieſe meinten, er kehre im Geiſte zum Chriſtenthum, jene, noch abenteuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben ſeiner Bücher und der Umſtand, daß die Bibel oft auf ſeinem Tiſche zu ſehen war, gaben den Anlaß zu dieſen Gerüchten. — Wir ſprachen ſelten über dieſen Punkt, doch ſchien es mir in der That, daß religiöſe Gedanken Heine'n damals vielfach beſchäftigten. Es konnte dieß bei einem Geiſte, wie der ſeinige war, nicht anders ſeyn. — Aber ich fürchte, es erging Heine hierin wie mit allen andern Glaubensartikeln, die er im bunten Wechſel aufgriff, um mit ihnen zu ſpielen und ſie dann wieder bei Seite zu werfen. Mehr waren ihm die jenſeitigen Gedanken damals noch nicht, als ein Amulet oder eine rheumatiſche Kette, die ja auch ein Menſch verſucht und braucht, der ſonſt nicht viel davon hält."

Einſt ſeufzte Heine: „Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehen! wiſſen Sie, wohin ich ginge?" — Nein! entgegnete Meißner. „Geradeweges in die Kirche." — M. Sie ſcherzen! „H.. Nein, nein! gewiß in die Kirche; und wohin ſoll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, ſpazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabille mitmachen." — Meißner erzählt weiter: „Eine andere Anekdote iſt nicht minder charakteriſtiſch. Eines Morgens, als ich zu ihm kam, lächelte er mich von weitem an und ſagte: „Ich habe heut einen beſonders tröſtlichen Traum gehabt, beinahe eine Viſion. Mir war's, als ginge ich in der erſten Morgenfrühe über den Cimitière Montmatre, auf den ich mich auch einſt beſtatten laſſen will und zwar darum, weil er geräuſchlos iſt und man dort viel weniger geſtört wird, als auf dem Pere la Chaiſe. Die Leichenſteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und ſiehe! vor jedem Steine ſtand ein Paar blank gewichster Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war, wie in einem großen Hotel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen und das Schuhwerk beſorglich und beſcheiden hingeſtellt. Noch ſchlummerten ſie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichsten Stiefel aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichst, und das ganze Bild ſchien zu ſagen: Ja, wir werden alle wieder auferſteh'n und einen neuen Lebenslauf beginnen.“ — So ſah Heine damals als Betbruder aus. —

Heine äußerte in der letzten Zeit ſeines Lebens: „Ich gebe in keiner Parthei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Chriſten oder Juden ſeyn. Es wäre abgeſchmackt und klein, wenn ich — wie man mir nachſagte — mich je geſchämt hätte ein Jude zu ſeyn, aber es wäre eben ſo lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer.“

Ueber Heine's Bekehrungsverſuche ſagt Meißner: „Als Heine auf das Krankenbett niedergeworfen lag, hülflos, gelähmt, halbblind, das Opfer endloſer Schmerzen, die ihm zehnmal des Tages den Tod vor Augen führten, da brach ſich der Gedanke in ihm Bahn, daß das philoſophiſche Ergebniß ſeines Atheismus doch wohl einer Reviſion, wenn nicht bedürftig, doch werth ſeyn könne*). Die religiöſe Frage drängte ſich ihm mit einer natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße ſchon in das Grab geſtiegen, ſchien er, ehe er den Tritt that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der Atheismus, wie er ſich in den letzten Jahren in Deutſchland ſyſtemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. *Eine Naturauffaſſung, die nicht nur keinen Platz für einen außerweltlichen Gott läßt, ſondern auch einen innerweltlichen, weltordnenden Verſtand nicht annimmt, ſchien ihm flach und beinahe abgeſchmackt.* —

Dieſe Fragen bewegten ihn mehr als

---

*) Vergleiche das Protokoll vom 13. Dezember 1856 ad. 6, in dieſer Schrift.

man es glauben ſollte: Iſt die Natur ohne ein innerlich zweckmäßiges Prinzip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunſtvollſten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoff-Metamorphoſen allein dieſe reiche und geſtaltende Welt erklären, in der Alles ſo wunderbar in einander greift, um ſich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erſchaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiſte liegen, der früher da war, als die Dinge?"

„Heine prüfte das Alles, es beſchäftigte ihn fortwährend, ſeine ehemaligen Reſultate ſchienen ihm unbefriedigend, und das machte ihn zum Spötter über denſelben Gegenſtand, deſſen Ernſt ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen ſchien. Es gelang ihm doch nicht, ſich ſelbſt zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Witze. — Sein Bruder Guſtav beſuchte ihn und ſagte nach den erſten Begrüßungen: „Wie ich höre, biſt du eine ganze Betſchweſter geworden!“ „Nein, nein! ich bin ein Betbruder geworden“ gab der Leidende mit ſeinem gedehnten Klageton zur Antwort, „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er Dir, guter Bruder! beſſere politiſche Geſinnungen eingeben möge.“ Die Fortſetzung dieſes Wechſelgeſprächs findet man im Protokoll vom 13. Dezember ad 7, und 8, wo Heinrich Heine ſeinen in das Jenſeits mit hinübergenommenen Atheismus in den Worten ausſpricht: „Nur die Narren erkennen außer ſich ein höheres Weſen; ich fand ſtets in meinem ungetrübten Selbſtbewußtſein das höchſte Weſen, welches mir Geſetze gab — und ſo denke ich heute noch.“ —

Daß Heine bis an ſein Ende frivolen Geſinnungen huldigte und mit Dem, was dem Chriſten wie dem Juden heilig und ehrwürdig iſt, wenigſtens ſeyn ſollte, Spott trieb, davon zeugen die Briefe an ſeine **Mouche**, (einem Mädchen, ohne welches Heine nicht leben zu können ſchien und die er mit den ſüßeſten Worten wiederholt zu ſich einlud.) Meißner, der dieſe

Briefe geleſen, theilt nur einige derſelben mit und äußert ſich darüber wie folgt: „Wenige Monate vor ſeinem Tode führte ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein, welches ſeit früheſter Jugend für ihn begeiſtert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen — er bat ſie, den Beſuch zu wiederholen. Sie kam wieder, und der Kranke konnte endlich ohne ſie kaum einen Tag beſtehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleiſtift geſchrieben vor mir, die er aus der Einſamkeit ſeines Krankenzimmers an das Mädchen ſandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. — Liest man den Sinn, den ſie verdollmetſchen, ſo kann man ſich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zarteſten Sehnſuchtsworte von ehemals und die ſüßeſten Schmeichellaute, den bekannten Spott, von der Neckerei an bis zum blasphemiſchen Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuſſe, nach dem Leben. Dieß Alles hüllt ſich in eine finſtere Atmoſphäre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen

— wie Blitze — die Flüche der Verzweiflung hervorfahren. Dieſe Briefe werden nie die Oeffentlichkeit ſehen, der Name des Mädchens ſelbſt iſt ein Geheimniß.“ —

Mehr noch als dieſe Briefe zeugt ein von Meißner S. 250 bis 257 mitgetheiltes, etwa 2 bis 3 Wochen vor Heine’s Tod von ihm verfaßtes, „für die Mouche“ überſchriebenes Gedicht vor der Gott entfremdeten, frivolen Geſinnung Heine’s, die er mit in das Jenſeits hinüber nahm und deren Folgen ſich in ſeinem jetzigen Zuſtande fortwährend geltend machen und manifeſtiren.

Schmidt-Weißenfels ſagt in ſeiner Schrift: „Ueber Heinrich Heine“ von ihm: „Heine wußte aus aller Materie ſtets den Geiſt zu ziehen und dadurch dieſelbe zu vergeiſtigen. Aus dieſem Grunde war ihm aber auch umgekehrt Alles, ſelbſt der höchſte Geiſt, bloße Materie geworden. Das Chriſtenthum hatte nach ſeiner Anſicht die Materie fletrirt und die edelſten Genüſſe entweiht; folglich war ihm das Chriſtenthum und damit der Deismus verhaßt. — Dennoch aber beſaß er den Gram, der uns faſt Alle zu gewiſſen Stunden überraſcht, wo uns das Unzureichende des Lebens hierunten erſcheint. Es gab auch bei ihm Stunden, wo ihm ſein Leben als ein reinvergebliches*), wo ihm ſein Witz Thorheit, ſein Geiſt Ohnmacht, ſeine beſte That elend erſchien. In ſeinem Teſtament, welches er kurz vor ſeinem Tode ſchrieb, klagt er ſich ſelbſt ſeiner Verirrungen an, und hat den Muth, für ſeine Pietätloſigkeit gegen „heilige Dinge“, für ſeine literariſchen Verſtöße gegen die „Moral“ und „die guten Sitten“ bei dem „Einen und ewigen Gott“ in tiefer Zerknirſchung Abbitte zu thun. Dieſes Teſtament, welches ſeine ſchlechten Werke richtet, iſt heut noch faſt unbekannt, und merkwürdiger Weiſe von ſeinen Freunden bisher ſorgſam ignorirt.“

---

*) Das beſtätigen auch die Aeußerungen Heine's in den Protokollen dieſer Schrift vom 11. 12. und 13. Februar. — Um falſchen Urtheilen vorzubeugen, verſichere ich, daß weder ich noch das Medium M. damals von obiger Schrift Kenntniß hatten, noch haben konnten, indem ſie erſt ſpäter erſchien; daß demnach die determinirten Antworten des Geiſtes Heine nicht in unſerm Bewußtſeyn lagen, auch nicht unbewußt in uns liegen konnten, zumal wir keineswegs ſolche, ſondern vielmehr abweiſende und ſchmähende Antworten erwarteten.

Der Verfaſſer.

Wie aber ſtimmen die angeführten Worte dieſes Teſtaments mit ſeinem bis zu ſeinem Tode gepflogenen Verhältniſſe zu ſeiner **Mouche**? Wie mit ſeinem letzten an dieſe gerichteten Gedicht? — Hier finden ſich dieſelben Widerſprüche wie in den durch die Medien M... und X. von dem Geiſt Heine gegebenen Antworten. Die vorwiegende Richtung ſeines Geiſtes ſcheint ſich jedoch in den Antworten durch das Medium X. zu dokumentiren, welchen auch die ſchauerlichen Manifeſtationen entſprechen.

Daß die in dieſer Schrift veröffentlichten Protokolle nicht poetiſche Fiktionen enthalten, wie die in Hannover bei Karl Rümpler 1856 erſchienene

„Höllenfahrt von Heinrich Heine“,

noch weniger aber dem bei C. Troſchel

in Trier 1857 erſchienenen, dieſe Höllenfahrt mit Heineſcher Satyre geißelnden Phantaſiebilde:
„Heinrich Heine's Himmelfahrt“ gleichzuſtellen ſind, ſpricht ihr Inhalt zur Genüge aus.

Sie führen vielmehr dem über ſich und ſeine Zukunft ernſtlich nachdenkenden Leſer den Ernſt des Wortes zu Gemüth: „Irret Euch nicht! Gott läßt ſich nicht ſpotten. Denn was der Menſch ſäet, das wird er auch ernten. Wer auf ſein Fleiſch ſäet, der wird vom Fleiſche das Verderben ernten! wer aber auf den Geiſt ſäet, der wird vom Geiſte das ewige Leben ernten.“ Paulus an die Galater Kap. 6 Vers 7 und 8.

Um ſo mehr erkennt es der Herausgeber dieſer Schrift für ſeine unabweisliche Pflicht, darauf hinzuweiſen, daß der Geiſt Heinrich Heine (der häufig ſeinen Antworten ſein facsimile hinzufügte) ohne irgend eine Veranlaſſung unſererſeits und ohne daß Jemand der anweſenden Zeugen auch nur im Entfernteſten an ihn dachte, ſich als Verfaſſer und Interpret des auf dem Emanulektor pſychographirten Gedichts:

„Stille, ſtille! nimmer lange
Soll der Sohn des Weibes klagen ꝛc.*)

erklärte, indem er auf die Frage: Wer hat dieſe Erklärung und jenes Gedicht gegeben? buchſtabenweiſe auf dem Inſtrumente die Antwort gab:

„Ich, Heinrich Heine, der als Atheiſt geſtorben.“

Der Herausgeber dieſer Schrift und auch das Medium X war nach deſſen Verſicherung damals mit den Heineſchen Schriften nicht bekannt und beide nahmen, erſt nach dieſer Manifeſtation Heine's, Kenntniß von denſelben. Daß dieſes Medium dasjenige, was gefragt werden ſollte, niemals vorher wußte, demnach ganz unvorbereitet ſich an das Inſtrument ſetzte und daß trotzdem die überraſchendſten, oft verletzenden Antworten in Heine's origineller Weiſe augenblicklich gegeben wurden, dürfte wohl zu der Annahme berechtigen, daß wirklich der Geiſt des verſtorbenen Heinrich Heine ſich hier manifeſtirte.

---

*) Siehe die Protokolle vom 1. und 29. November.

Das Medium X befand ſich, wie alle Anweſende bezeugen können und wie auch das Atteſt des Magnetiſeurs Gehring unter dem Protokoll vom 1. November bezeugt, während der Antworten und Manifeſtationen Heine's in wachem, körperlich und geiſtig geſundem Zuſtande, war nicht ſomnambül in der gewohnlichen Bedeutung dieſes Worts, wurde auch nie magnetiſirt. Es erklärte auf Befragen, wodurch dieſe Manifeſtationen bewirkt würden: „Nur wenn ein anderes Ich ſich mit meinem Ich verbindet, können dieſelben ſtatt finden; der Magnetismus bewirkt ſie nicht.“*)

---

*) Herr von Schubert ſagt hiermit übereinſtimmend in ſeiner Schrift: „Die Zaubereiſünden ꝛc.“ S. 12: „Es ſind nicht die elektromagnetiſchen Naturkräfte, nicht die pſychiſch-ſomatiſchen Kräfte des eigenen Leibes, es iſt nicht der allgemeine Lebenshauch aus dem Gebiete einer höheren Leiblichkeit, welcher durch das Gehirn eines leiblichlebenden We-

Ausführlicher wurde dieſe Antwort am 28. Februar geiſtmagnetiſch — dem Medio unbewußt — von ihm in folgenden Worten pſychographirt: „Es iſt eine geiſtige Kraft, die der Natur angeboren, und dadurch geweckt wird, daß ein geiſtig kräftiger willensfähiger Menſch den feſten Willen hegt, mit einem zwei-

---

ſens und aus jenem durch die Nerven ſtrömt, ſondern es iſt ein Anregen von geiſterhaftem Urſprunge, das zu dem Geiſte geht. Der erkennende Geiſt, ſchon in der Seele des magnetiſch Angeregten, erkennt und verſteht die Gedanken des Magnetiſeurs. Aber die magiſche Wirkſamkeit der Menſchennatur äußert ſich nicht nur als eine geiſtig erkennende Macht, in einem fremden Gebiete der Gedanken, ſondern auch als ein bewegende in dem Gebiete des Willens. — Zu den magiſchen Erſcheinungen der letztere Art gehört das, was die Italiener Attratt benennen. Es iſt die unwiderſtehlich Macht, welche der Wille der einen Seele übe den Willen und das Handeln einer ander Seele auszuüben vermag, wenn dieſe in bewußter oder unbewußter Weiſe dem Zuge i das fremde Herrſchergebiet dahingegeben iſt.

ten, ihm ähnlichen Weſen — wenn auch unbekannt — in Verbindung zu treten.“

Das Medium X iſt ein ſolcher „geiſtig auch körperlich kräftiger, willensfähiger“ junger Mann von 23 Jahren, im Beſitz der Gymnaſialbildung, raſtlos thätig in ſeinem, viele naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe und praktiſche Ausübung derſelben erfordernden Beruf, frei von Sentimentalität und Schwärmerei, gutmüthiger, heiterer, die geſelligen Vergnügungen liebender Geſellſchafter, der ſich nur ungern, jedoch ganz anſpruchslos und jedes pekuniäre Intereſſe verſchmähend, zu den ſpiritualiſtiſchen Experimenten hergiebt. Seine Geiſtesrichtung gleicht der des Heinrich Heine, und dieß dürfte wohl die Urſache der ſo innigen Verbindung und Durchdringung dieſer beiden Geiſter ſeyn, da ja in der ganzen körperlichen und geiſtigen Natur nur das Verwandte ſich anzieht.

Die Theologen werden dieſe Verbindung mit „possessio“ oder „circumsessio“ bezeichnen und auf Beiſpiele ſolcher „Beſitzung“, wie ſie die heiligen Urkunden und die Kirchenväter nicht nur, ſondern auch viele gelehrte und ſcharfſinnige Profanſchriftſteller älterer und neuerer Zeit erzählen, hinweiſen. Franz von Baader ſagt: (ſ. deſſen ſämmtliche Werke, Band 4, S. 245). „Beſeſſenheit (occupatio) iſt, man mag hierunter leibliche, ſeeliſche oder geiſtige verſtehen, nicht mit „Erfülltheit“ zu vermengen. Wie denn ein höheres Weſen, wenn es von ſeinem Sitze nicht weicht, ein niederes wohl erfüllt aber darum nicht beſitzt. Sehr richtig wird daher die eigentliche Inſpiration eine geiſtige Beſitzung genannt.“

Profeſſor Fiſcher in Baſel würde nach ſeiner Klaſſifikation das Medium X entweder zu den „Traumwandlern“ rechnen, denen — wie er ſich ausdrückt — „ein Traum in die Glieder gefahren, mit denen er dieſen Traum zu verwirklichen ſuche“ — oder zu den „Traumhandlern,“ welche nach ihm, eine Stufe im Somnambulismus höher ſtehend, den Traum ſchon mit mehr Intelligenz in der Zucht halten — oder wohl gar zu den „Tagwandlern“, von denen der ſcharfſinnige Profeſſor höchſt naiv ſagt, daß ſie „zum vollen innern und äußern Erwachen gekommen, nicht zu ſchlafen ſcheinen und wie Wache thuen.“

Dem geehrten Leſer bleibt es überlaſſen, ſich von ſeinem Standpunkte aus ein Urtheil, nicht nur über dieſen, der ernſten Beherzigung werthen Gegenſtand, ſondern auch über die in dieſer Schrift mitgetheilten Manifeſtationen einer von den meiſten Fachmännern bis jetzt faſt gänzlich ignorirten geiſtigen Kraft, durch welche materielle Gegenſtände ohne materielle Handhabung bewegt werden, zu bilden.

Möge der in der Einleitung vorangeſtellte Ausſpruch des Altmeiſters Göthe und die weiteren Mittheilungen aus den Werken hochgeachteter Gelehrten und gründlicher Forſcher auf dieſem Gebiete einem reifen und beſonnenen Urtheil Bahn brechen und zu tieferen Forſchungen anregen! — Nähere Erörterungen behalte ich mir vor, wenn kompetente Beurtheiler die vorliegende Schrift mit Sachkenntniß und ernſter Würdigung dieſes der allgemeinen Beachtung und gründlichen Erforſchung ſo werthen Objekts beſprechen werden.

Der Anhang iſt durch die auf dem Titel genannten Druckſchriften des Dr. Zimmermann und des Herrn Ziegler, als Beſtreitern der vermittelſt der Pſychographie wieder entdeckten geiſtigen Kraft im Allgemeinen und der Geiſter-Manifeſtationen im Beſondern, provozirt und bezeichnet den Standpunkt des Verfaſſers.

Berlin, im Juni 1857.

D. Hornung.

Einleitung.

„Nicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter
Sie liegen lauſchend unter dünner Decke
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.“

Schiller.

Göthe (in Eckermanns Geſprächen mit Göthe) ruft unſerm proſaiſchen, dem Materialismus huldigenden Jahrhundert zu:

„In der poetiſchen Region läßt man ſich Alles gefallen, und iſt kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in dieſem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringſte ſtutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tauſend Wundern umgeben, *an die wir gewöhnt ſind*, iſt uns ein einziges unbequem, daß *uns bis jetzt neu war*. Auch fällt es

„dem Menſchen durchaus nicht ſchwer, an
„Wunder einer früheren Zeit zu glauben, allein
„einem Wunder, das heute geſchieht, eine
„Art von Realität zu geben, und es, neben
„dem ſichtbaren Wirklichen, als eine *höhere*
„*Wirklichkeit* zu verehren, dieſes ſcheint
„nicht mehr im Menſchen zu liegen, oder wenn
„es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben
„zu werden. Unſer Jahrhundert wird daher
„auch immer proſaiſcher werden, und es wird
„mit der *Abnahme des Verkehrs und*
„*Glaubens an das Ueberſinnliche* alle
„Poeſie auch immer mehr verſchwinden. —

„Wenn nur die Menſchen — fuhr Göthe
„fort — das Rechte, nachdem ſie es geſunden,
„nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo
„wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit
„ein Poſitives noth, das man ihr von
„Generation zu Generation überlieferte. Aber
„die Menſchen können keine Ruhe halten, und
„ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung
„wieder oben auf. — — — Wenn die *vernichtende*
„Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt
„ſie es in Religionsſachen; denn hierbei beruht
„Alles auf dem *Glauben*, zu *welchem*
„*man nicht zurückkehren kann, wenn*
„*man ihn einmal verloren hat.* Wir

„wollen uns nur im Stillen auf dem rechten „Weg forterhalten und die Uebrigen geben „laſſen; das iſt das Beſte.“

Friedrich von Meyer ſagt in einem Sendſchreiben an Dr. Kerner über deſſen Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur:“

„Wenn wir den Widerſtand beim wahren Lichte beſehen, ſo findet ſich, daß die eingebildeten Starkgeiſter nur darum wider den Glauben an Geſpenſter, Beſitzungen und das ganze magiſche Reich eifern, weil ſie ſich ſelbſt vor Geſpenſtern fürchten. Mit ihrem vermeinten Heldenmuth wollen ſie ſie vertreiben, um nicht von dem, was dieſe Weſen ſind und ihnen ſagen könnten, beunruhigt zu werden. — Durch den Widerſpruch der Vernunftklugen wird der Schwärmerei und dem Betrug geſteuert und *die Forſchung angeregt*; durch die Erfahrung und die Theorie der Glaubenden wird *die Seichtheit der blinden Widerſprecher* zur Beſcheidenheit verwieſen. Seinerzeit werden beide Theile ſich zuſammenfinden, oder vielmehr, *das rationale Nichts wird ſich zu dem geläuterten, wiſſen-*

ſchaftlichen Etwas bekehren, **dem wir überdieß Alle entgegengehen.“**

Gerber in ſeinem ſcharfſinnigen, kritiſchen Werk: „Das Nachtgebiet der Natur ꝛc.“ ſagt S. 494: „Wenn man die Erklärungen lieſt, durch welche man die Geiſtererſcheinungen weg zu diſputiren ſucht, ſo ſollte man denken, *dieſe Herren hätten ſämmtlich mit Kerner die Rolle getauſcht und ſeien zu romantiſchen Dichtern geworden, während Kerner die gemeinſte Wirklichkeit dieſer Geiſter feſthält. Denn die kühnſten Hypotheſen, durch welche dieſe Geiſter natürlich erklärt werden ſollen, ſind weit phantaſtiſcher und romantiſcher, es wird darin der Phantaſie mehr das Wort geredet, als bei der ganz trocknen, proſaiſchen Annahme der Realität dieſer Weſen.*“

David Strauß nimmt in einer Rezenſion der Berliner Jahrbücher J. Kerner gegen die gehäſſigen Verunglimpfungen der vermeintlichen Freunde der Aufklärung in Schutz und ſagt: „Kerners Bemühungen werden von keinem Theil recht gewürdigt. Ein großer Theil der Gebildeten wendet ſich von ſeinen Mittheilungen mit Widerwillen, ſelbſt mit Verachtung ab, weil ihnen hier, neben einer Reihe außerordentlicher Thatſachen, welche für ſich wohl geeignet wären, Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erwecken, zugleich der alte Glaube an Geſpenſter ꝛc. mit in den Kauf gegeben wird, welche ihnen ſo widrig ſind, daß ſie — um ihrer ledig zu bleiben — auch von jenen Thatſachen keine, oder nur oberflächliche und ablehnende Notiz nehmen. — Die Mittheilungen Kerners ſind für den Arzt, den Philoſophen, überhaupt für jeden, dem die Kenntniß der menſchlichen Natur nach ihren verborgenen Tiefen angelegen iſt, von dem höchſten Belange; es bleibt ohne dieſelben eine Reihe der Krankheitszuſtände des Menſchen in den wichtigſten Punkten lückenhaft; eine nicht unbedeutende Anzahl geſchichtlicher Erſcheinungen erhält erſt durch dieſe Erfahrungen ihr wichtiges Licht, und die Natur- und Seelenlehre, wenn ſie dieſelben unberückſichtigt läßt, muß dafür angeſehen werden, ihre Aufgabe umgangen, nicht gelöſt zu haben."

Gerber ſagt in dem angeführten Werk a. a. O.: „Was von der herrſchenden Meinung als Aberglaube bezeichnet worden war, durfte nicht mehr unterſucht und geprüft werden, denn es galt ſchon für Unverſtand, ſich mit Etwas, was durch das Wort Aberglaube für dumm, gemein und unmöglich erklärt worden war, auch nur zu befaſſen *). Dieſe Gewaltherrſchaft wird nun aber endlich jedem läſtig, welcher nach Wahrheit in dieſem Gebiete ſtrebt, und Horſt ſagt ausdrücklich in ſeiner Deuteroſkopie S. 168: „„Faſt thut es „„in der Gegenwart wieder noth, auch das „„rein Faktiſche und Hiſtoriſche, das nicht zu „„vorgefaßten Anſichten paßt, aller Erfahrung „„und allen Sinnenorganen zum Trotz weg„„zuleugnen, und faſt iſt die redliche Erklä„„rung: ich weiß dieß nicht! ich verſtehe dieß

---

*) Dieſes Urtheil paßt leider auch auf die Gegenwart und viele leitende Organe der öffentlichen Meinung.

„„nicht! ſchon verfänglich.““ — Das kann auch gar nicht anders ſeyn; denn ſchon dieſes Nichtwiſſen iſt Auflehnung gegen die herrſchende Meinung; wer aufgeklärt ſeyn will, darf nicht ungewiß ſeyn, nicht zweifeln, er muß wiſſen, daß alles nur Dummheit, Betrug, Hallucination ꝛc. iſt."

„Wie will, ſagt Grohlmann, irgend eine Wiſſenſchaft ein abſolutes Kriterium des Möglichen und Unmöglichen haben? Hier tritt die Natur ein, die ſo Vieles möglich macht, was wir für unmöglich hielten, und doch manche Verſtandesmöglichkeiten wieder unerfüllt läßt. Das große, weite Gebiet der Möglichkeit beruht allein auf der Natur, auf der Unendlichkeit derſelben und auf den allgewaltigen und ſo vielen verborgenen Kräften, die wir gewiß noch nicht alle kennen."

„Unbegreiflich und deßhalb auch unerklärbar können uns ſowohl Natur- als Geiſtererſcheinungen aus zweierlei Gründen ſeyn, entweder weil uns das Naturgeſetz, auf welchem ſie beruhen, noch nicht bekannt iſt, aber noch in den Kreis unſerer Erkenntniß fallen kann und vielleicht ſpäter entdeckt wird, — oder weil das Naturgeſetz überhaupt von uns nicht gefunden und begriffen werden kann, indem deſſen letzter Grund in Kräften oder Weſen aus einer andern, uns noch unzugänglichen Weltordnung liegt. Daß unſere ſichtbare Welt mit ihren Geſetzen und Kräften nicht die einzige und höchſte iſt, unterliegt keinem Zweifel. Das Univerſum bildet eine Kette von Weltordnungen, welche auf das Genaueſte verbunden ſind und in einander greifen; dieß lehrt uns der Anblick des Sternenhimmels und das Sonnenmikroſkop. — Sollte das im Geiſtigen nicht eben ſo ſeyn, ſollte der Menſchengeiſt das einzige, letzte und höchſte Weſen in Gottes Schöpfung ſeyn? — Sollte der unendliche, ewige Geiſt nur materielle Schöpfungen ins Daſein gerufen haben und mit dem Menſchengeiſt alle ſeine Macht erſchöpft geweſen ſeyn?" — —

„Man ſpricht immer von dem Befangenſein derjenigen, welche an Geiſtererſcheinungen glauben, man verwirft das Zeugniß gemeiner Leute, weil ſie abergläubiſch ſeyen, und vergißt dagegen, daß die Gebildeten, die Aufgeklärten noch weit befangener ſind. Der Bauer, welcher abergläubiſch iſt und daher Hang zum Uebernatürlichen hat, iſt befangen, denn er wird zum Voraus ſchon jede Unterſuchung unterlaſſen, weil er gar keinen

Zweifel hat. Der Gebildete aber unterläßt jede Unterſuchung eben ſo, oder ſtellt ſie wie die Pariſer Akademie auf eine ſo zweckwidrige Weiſe an, weil er zu viele Zweifel hat, und gar nicht an etwas Uebernatürliches glauben will und kann. Das Reſultat iſt bei beiden gleich, der Akademiker und der dumme Bauer unterlaſſen beide die Unterſuchung, wenn auch aus ganz verſchiedenen Gründen. Unbefangen iſt nur Der, welcher wie Lavater ſpricht: ich werde die Sache unterſuchen, mag herauskommen, was da will" *).

Profeſſor Eſchenmeyer ſagt: „Wenn der Unglaube nicht aufhören kann, gegen Erſcheinungen aus der Unſichtbarkeit zu läſtern, zu ſpotten und mit ſeinen Schmähartikeln die

---

*) Jakob Grimm, in ſeiner Abhandlung über den Urſprung der Sprache, ſagt: „das iſt eben wahres Zeichen der Wiſſenſchaft, daß ſie ihr Netz auswerfe nach allſeitigen Ergebniſſen und jede wahrnehmbare Eigenheit der Dinge haſche, hinſtelle und der zäheſten Prüfung unterwerfe, gleichviel, was zuletzt daraus hervorgehe."

Zeitungsblätter anzufüllen, weil nämlich dergleichen warnende Zeichen — unſerer irren Zeit gegeben — der ſinnlichen Welt und ihrer Jugend nicht munden wollen, ſo gehört das auch nicht in's Reich des Guten. *Solche Spötter machen aber gewöhnlich eine Satyre auf ſich ſelbſt.* — Viele Geiſtergeſchichten ſind oder waren Betrug, Täuſchung und Einbildung, andere ſind entſtellte Thatſachen; deßhalb iſt allezeit ſtrenge faktiſche, dann theologiſch-pſychologiſche Unterſuchung nöthig. Allein *falſche* Münze iſt kein Beweis *gegen* das Daſein der *ächten*, ſondern ein Beweis *dafür*; das ungläubige allgemeine Abſprechen darüber iſt Brutalität oder Eigenſinn. — *Eine zu einer Erfahrung erſtarkte Thatſache iſt unüberwindlich, weil kein Menſch das Geſchehene ungeſchehen machen kann*, und weil eine ſolche Zumuthung das gleiche Unmögliche enthielte, als aus einer negativen Größe eine gerade Wurzel zu ziehen."

„*Prüfung* und *Unterſuchung* der *Thatſachen* iſt das, was uns noth thut. Theorieen, Hypotheſen, Kombinationen, pſychiſche Reflexionen, die nicht auf Thatſachen ſich gründen, ſondern aus dem weiten Topie der Konjunkturen hervorgeholt werden, ſind bloßer Luxus des Verſtandes, der zwar Glanz gibt, aber die Blößen nicht deckt.“

Der Verfaſſer der „Leitſterne in die Gebiete der Myſtik“ ſagt S. 20: „Ich habe mein hiſtoriſches Glaubensbekenntniß dahin formulirt, daß ich Alles das für wahr annehme, was Zeugen ausſagen, gegen die ich Einwendungen nicht zu machen weiß, und was andere entgegenſtehende Fakta nicht zweifelhaft machen. Das Vertrauen, welches ich untadelhaften Zeugen ſchenke, beruht auf keinem Zwange, auf keiner logiſchen Röthigung. Ich glaube, wenn ich dem Zeugniß glaube, gewiſſermaßen an mich ſelbſt, indem ich an die menſchliche Natur in ihm glaube. Wenn nun viele Zeugen, welche ſich nicht verabredet haben, daſſelbe ausſagen, wenn unzählige und dringende Umſtände ihre Ausſagen beſtätigen, ſo gebe ich mich dem ſichern Vertrauen hin, daß Gott ein ſolches Zuſammentreffen nicht zulaſſen würde, wenn das bekundete Faktum nicht wahr wäre. — Wer ſo verbürgte Thatſachen leugnet, dürfte aus dem nämlichen

Grunde und wegen der nämlichen Bedenken gar keine Thatſache irgend einer Art annehmen können. Das iſt jenen Leugnern freilich praktiſch unmöglich, und da ſie ſich entſchließen müſſen, andere verbürgte Fakta anzunehmen, ſo befinden ſie ſich im Widerſpruch mit ſich ſelbſt und auf dem Wege eigenſinniger Willkühr, wenn ſie jene verwerfen, dieſe aber gelten laſſen.“

Görres in ſeiner „Chriſtlichen Myſtik,“ 3. Theil, berichtet über den „Spuk auf dem Mönchhofe bei Grätz im Jahr 1818,“ welcher von vielen glaubwürdigen Zeugen beobachtet, von dem Lehrer der techniſchen Mathematik am Johanneum in Grätz H. J. von Aſchauer, einem in der Phyſik und Mathematik vorzüglich erfahrenen Gelehrten, unterſucht und beſchrieben worden iſt. Hier kamen Manifeſtationen derſelben unſichtbaren geiſtigen Kraft, von welchen die nachſtehenden Protokolle erzählen, in dem größten Umfange, ſelbſt am hellen Tage, vor. Es wurde mit Steinen bis zu fünfzehn Pfund an Gewicht von unſichtbarer Kraft geworfen, es wurden Scheiben durch dieſelbe unſichtbare

Kraft zertrümmert, in der Küche wurde das irdene Geſchirr vor den Augen der Beobachter zerſchlagen, ein „funfzehn Pfund wiegender“ Eimer, der auf dem Fußboden der Küche geſtanden hatte, kam plötzlich ſenkrecht von der oberſten Höhe des Küchengewölbes mitten zwiſchen die beobachtenden Perſonen hinunter, ohne daß ſie begreifen konnten, wie er hinaufgekommen, da nichts oben war, woran ſich irgend etwas hätte aufhängen laſſen u. ſ. w.

Auch bei dieſen, wie bei den in den Protokollen mitgetheilten Manifeſtationen wurde keine Perſon beſchädigt; wenn die Gegenſtände auch mit der größten Schnelligkeit den Beobachtern entgegengeworfen wurden, ſo fielen ſie entweder unmittelbar vor denſelben zur Erde oder trafen ſie nur ſanft berührend. Der Beſitzer des Mönchhofes hatte öffentlich einen Preis von Eintauſend Gulden dem Entdecker der Urſach dieſer Beſchädigungen an ſeinem Eigenthum zugeſagt. Es waren von Herrn von Aſchauer alle Wetterableiter und andere Gegenſtände vermittelſt eines Elektrometers unterſucht, aber nirgends elektriſche Anhäufungen gefunden worden; auch wurde bei den heftigſten Würfen kein Leuchten, kein Geräuſch oder Knall, auch kein Geruch von ihm wahrgenommen. Die Lokalität der Küche war ſo beſchaffen, daß kein Menſch auf die Gegenſtände in ihr weder mittelbar noch unmittelbar einwirken konnte; und wie ſehr Aſchauer, Angeſichts der Erſcheinungen, nachſann, aus dem ganzen Reich der bekannten Naturkräfte irgend eine aufzufinden, aus der ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Phänomene erklären ließen, er konnte nichts erſinnen. —

Der Vorgang hatte bei den Behörden Aufſehen erregt; das Bezirksamt berichtete darüber am 7. November 1818 an das Kreisamt in Grätz, dieſen Bericht durch folgende bezeichnende Worte einleitend: „Entfernt von jenem finſtern Zeitalter, wo jede dem gemeinen Verſtand unbegreifliche Erſcheinung der Wirkung einer Zauberkraft oder des Satans zugeſchrieben wurde, während der in den Naturkräften mehr Eingeweihete dieſe abergläubiſche Meinung nicht ſelten zu betrügeriſchen Spekulationen zu benützen wußte u. ſ. w. — bleibt es merkwürdig, wenn in einem Zeitpunkt, wo die hellodernde Fackel der Aufklärung alle Dämonen längſt verſcheucht und die neue Phyſik und Chemie die ver-

„borgenen Naturkräfte an das Tageslicht befördert hat, **Erſcheinungen zum Vorſchein kamen**, die früher nicht bemerkt wurden, und die die **genaue und aufmerkſame Beobachtung** ſachkundiger Männer zu löſen nicht verſtand." — In dieſem Bericht wird des Herrn von Aſchauer und des Kaplans Hölzel vollkommene Kompetenz zur Beurtheilung anerkannt und auch eine Unterſuchung erwähnt, die im Auftrage der Behörde durch Herrn ꝛc. Gayer mit elektriſchen Apparaten daſelbſt angeſtellt worden. — Der Beſcheid darauf von Seiten des Guberniums war: daß ſich wahrſcheinlich Alles durch einen im Rauchfang verſteckten Menſchen erklären laſſe. (Hört! Hört!) Doch wurden drei Profeſſoren vom Johanneum zur Unterſuchung abgeordnet, die es aber (wie jetzt noch ſo viele Profeſſoren) unter ihrer Würde fanden, einem Kobold nachzuziehen, und den Auftrag ablehnten.

Görres fügt dieſer Mittheilung hinzu: „Glücklicher Weiſe haben wir in dieſem Berichte Alles beiſammen, was zu einem guten, ſoliden, unverwerflichen Zeugniß erfordert wird. Ein achtbarer, wahrhafter, glaubwürdiger Mann hat es abgelegt und dabei keinen

Anſtand genommen, ſich — allen Spott nicht achtend — perſönlich zu nennen. Er iſt Mathematiker ſeines Zeichens, der von Berufs wegen ſchon weiß, was zu einem korrekten, mit Strenge ſchließenden Urtheil gehört. Er iſt auch der Naturkräfte wohl kundig und weiß recht wohl, was in den Bereich ihrer Wirkungen fällt. Er hat ſeine Beobachtungen mit allem vernünftigen Mißtrauen angefangen und mit Unbefangenheit fortgeführt; ſie haben ſich öfter und unter wechſelnden Umſtänden wiederholt und lange genug gedauert, um zu einem beſtimmten Ergebniß hinzuführen. Mehr noch, er hat auch, die vorhandenen Möglichkeiten in ihren Wechſelfällen berechnend, mit gutem Verſtande Verſuche angeſtellt und ihre Reſultate mit geſchärfter Aufmerkſamkeit beobachtet. Es iſt Alles geſchehen, was nach menſchlicher Möglichkeit zu einer guten Reiſe geſicherter Beobachtungen gehört. — Erklärt nun ein ſolcher — gleich unſerem Zeugen — der Evidenz nachgebend: er ſey überzeugt, daß unter den vorliegenden Umſtänden kein phyſikaliſcher Apparat und kein taſchenſpieleriſches Geſchick ſolche Wirkungen hervorzubringen vermöge; dann müſſen wir — gern oder ungern — ihm

Glauben beimeſſen und uns im Gefolge dieſer Einſtimmung nach andern Urſachen als den gewöhnlichen phyſiſchen umſehen. Da nichts Veranlaſſendes zur Sichtbarkeit gekommen, mußte die Veranlaſſung aus dem unſichtbaren Reiche herübergreifen."

„Es war eine bewegende Kraft, die ſich hier wirkſam zeigte, aber nicht zu einem mit Nothwendigkeit gewieſenen Ziele hin; ſondern ſie breitete ſich über Vieles nach eignem Wohlbefinden aus, war alſo durch eine freie Thätigkeit getrieben und gelenkt. Dieſe wirkſame Thätigkeit konnte ſich mit den Anweſenden in Verkehr ſetzen, denn ſie vernahm, was dieſe unter ſich verhandelten und ließ ſich dadurch in ihrem Thun beſtimmen." (Alles dieß, ſo wie das folgende iſt ganz übereinſtimmend mit den in den nachſtehenden Protokollen mitgetheilten Thatſachen). „Es iſt alſo eine geiſtig aufmerkende und vernehmende Thätigkeit, die hier wirkſam geweſen. Es iſt aber auch eine ſolche, die moraliſcher Motive fähig iſt; denn während ſie durch Zertrümmern der Fenſter und Geräthe am Beſitzthume Schaden anzurichten ſich nicht geſcheut, hat ſie doch mit ſichtbarer Sorgfalt jede körperliche

Verletzung der Anweſenden vermieden. Ihr war ferner über die phyſiſchen Kräfte, deren ſie zur Hervorbringung dieſer Wirkungen gebrauchte, entweder größere Gewalt oder ein größeres Geſchick gegeben: denn ſie hat durch Menſchen nicht oder doch kaum zu Leiſtendes erwirkt, ſo z. B. in der Richtung der Würfe in einer nach phyſiſchen Geſetzen kaum erklärbaren, ſpiralförmigen Bogenlinie u. ſ. w."

„Die bewegten Maſſen waren oft groß, alſo bei der pfeilſchnellen Geſchwindigkeit das Moment der Bewegung übergroß, und doch die Wirkung am Ende ſo gering, daß das Geworfene öfters in den Scheiben ſtecken blieb, oder ſenkrecht an den beworfenen Perſonen niederfiel. Die Kraft konnte alſo nach Wohlgefallen mehr oder weniger intenſiv ſich auslaſſen, die Regulirung dieſer Intenſion aber war nicht dem Zufall hingegeben, ſondern zu vernünftigem Zwecke, die Menſchen nicht zu verletzen, geordnet; ſie war alſo bei vorausgeſetzter Gutartigkeit durch ſich ſelbſt gemäßigt, bei Annahme von Bösartigkeit aber durch ein höheres Geſetz gehalten und beherrſcht; in beiden Fällen alſo wieder eine durch Vernunft geordnete Willenskraft. — Iſt dem aber ſo, ſind die Thatſachen nicht abzuleugnen, laſſen die hier daraus gezogenen Schlüſſe ſich nicht abweiſen; **dann ſind alſo entweder unſichtbare, unleibliche Geiſter, oder wenn leibliche Menſchen, dann ſolche, die entweder in die Ferne wirken oder ſich unſichtbar machen können, dabei wirkſam geweſen,** was beides den magiſchen Gebieten angehört. Das alles iſt unabweisliche Folgerung aus unabläugbaren Vorderſätzen, und ſomit einem gewöhnlichen philoſophiſchen Verfahren wohlgemäß; während das jetzige alberne Verneinen **Thorenart** iſt, das Aufſichberuhenlaſſen und Abweiſen aber **elende Geiſtesfeigheit und Nullität.**"

Die vielen beglaubigten Erzählungen ähnlicher und gleicher Wirkungen [*]) einer geiſti=

---

[*]) Z. B. der Steinregen in Paris im Jahr 1846 in unmittelbarer Nähe der Univerſität, von Tauſenden beobachtet, von den Akademikern nicht unterſucht und von der Polizei der Zuſammenhang dieſer unerhörten Begebenheit mit irgend einem menſchlichen Weſen

gen — oft ſchwere Gegenſtände bewegenden — nach den bekannten phyſikaliſchen Geſetzen bis jetzt unerklärbaren Kraft, wie ſie J. Kerner in der Seherin von Prevorſt, in den Blättern aus Prevorſt, dem Magikon und andern Schriften mittheilt, ſo wie die vom Grafen Szápary in den „Geiſtigen Agapen“ S. 236—324 und von vielen andern Schriftſtellern mitgetheilten, übergehend, erwähne ich hier nur noch den Standpunkt, von welchem aus Szápary dieſen Gegenſtand betrachtet. Er verwirft in dem genannten Werke die Erklärungen der ſogenannten ſpiritualiſtiſchen Schule, und ſchreibt die jetzt häufiger als ſonſt hervortretenden wunderbaren Phänomenen der „Geiſtigkeit der Natur“ zu. Er meint, es werde von jenen Erklärungen nichts zurückbleiben als die Erkenntniß von der wunder-

---

nicht zu ermitteln geweſen, obgleich dieſelbe während des 3 Wochen andauernden Phänomens die Gegend, woher die Steine geflogen kamen, ſorgſam durchforſchte. — Die Pariſer Zeitungen, und nach ihnen Mirville, Cahagnet und Szápary theilten dieſe unerhörte Begebenheit mit, ohne daß Widerſpruch gegen die Wahrheit derſelben erhoben wurde.

baren Verkettung der Geiſter, welche ſo weit gehe, daß der Menſchengeiſt ſich in jede Individualität — ſelbſt längſt vergangener Zeiten — verſetzen und durch deren Anſchauungsweiſe denken und urtheilen könne. Es gebe keine Erklärung für die Wunder der Natur und Niemand könne in den geheimnißvollen Zuſammenhang des geringſten dieſer Vorgänge blicken. —

Nur der überraſchenden Wirkung dieſer Thatſachen und dem Unglauben an das unglaublich Scheinende ſey es zuzuſchreiben, daß wir ſeit Swedenborg und noch mehr ſeit Kerners ſüddeutſcher Schule nicht ſchon längſt den eigentlichen Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen erkannt haben, und es müſſe Männern, wie Kerner, Eſchenmeyer und Taſel eine ſehr ſchlechte Meinung über ihre Zeitgenoſſen beigebracht haben, daß man ihren ernſten Bemühungen nicht mehr Aufmerkſamkeit, und ihren Verſicherungen nicht mehr Glauben ſchenkte. Jetzt habe ſie die Zeit gerechtfertigt, denn diejenigen, welche auch jetzt noch nicht an Tiſchrücken und an die neueren phyſiſchen und pſychiſchen Erſcheinungen glauben, erſcheinen nicht mehr tadelnswerth, ſondern nur bedauernswürdig.

Dieſe Erſcheinungen ſeyen nach den bisher bekannten phyſiſchen Geſetzen durchaus nicht zu begreifen, nur ſo viel ſey klar, daß hierin die phyſiſchen (ſoll wohl heißen pſychiſchen) Kräfte des Menſchen wirkſam ſind, und daß ganz beſonders die konzentrirte Willenskraft der alleinige Hebel dieſer Erſcheinungen ſey, welcher, uns ſelbſt unbewußt, die unglaublichſten Effekte hervorbringe, um uns darauf hinzuweiſen, welche höhere Kräfte im Menſchen exiſtiren.

Ob durch die von Szápary ſogenannte „Geiſtigkeit der Natur“ irgend etwas erklärt, oder die Manifeſtationen der Geiſterwelt irgend wie den menſchlichen Begriffen verdeutlicht werden, das möge der geehrte Leſer ſelbſt beurtheilen. — Wenn aber Szápary der unſichtbaren Verkettung der Geiſter, welche in den engen Raum ihres Körpers eingeſchloſſen ſind, das Vermögen zuſchreibt: „ſich in jede Individualität, ſelbſt längſt vergangener Zeiten, zu verſetzen, und durch deren Anſchauungsweiſe denken und urtheilen zu können;“ ſo dürften denjenigen Menſchengeiſtern, die ihre Körper bereits verlaſſen haben, dieſe Attribute konſequenter Weiſe nicht ſtreitig gemacht werden, vielmehr ihnen in ausgedehnterem Maaße zuzuerkennen ſeyn.

Mögen die nun folgenden, durch die vorangeſchickten Ausſprüche von Männern, die dieſes dunkle Gebiet kennen und vielfach durchforſcht haben, eingeleiteten protokollariſchen Mittheilungen eine vorurtheilsfreie Aufnahme finden und zu weiterem und tieferem Forſchen Diejenigen anregen, deren äußerer und innerer Beruf und die ihnen ſich darbietenden Gelegenheiten ſolches geſtatten.

Protokolle.

„Forſchung und Unterſuchung ſind die einzigen Wege und Mittel, wodurch die Ungebildeten, die Leichtgläubigen und die Abergläubiſchen vor Gefahren bewahrt werden können.“

Berlin, am 1. November 1856.

Auf geſchehene Einladung verſammelten ſich heut bei dem Unterzeichneten Abends 8 Uhr die Herren Seminar-Director Dr. Dieſterweg, Obriſtlieutenant Baron A. v. Forſtner, Magnetiſeur F. A. F. Gebrig und Kaufmann A. B. Murmann zur Prüfung der Wirklichkeit verſchiedener Leiſtungen des Geiſtes-Magnetismus durch magnetiſchen Rapport.

Es wurden aufgeſtellt und in ihren Leiſtungen erläutert a. der Emanulektor, b. der Kreuz-Pſychograph, c. ein nach dem Princip des Emanulektors konſtruirter Apparat, an welchem dem Medium die Buchſtaben des Alphabets unſichtbar, hingegen den Prüfenden in umgekehrter Reihefolge zugekehrt ſind *).

Zunächſt experimentirten auf dem Emanulektor die Medien, Herr X., Mathilde und Karoline, um die Handhabung dieſes Inſtruments zu zeigen. Hierauf wurde die Wirklichkeit der Gedankenübertragung durch geiſtmagnetiſchen Rapport auf folgende Weiſe konſtatirt und für die Prüfenden zur unumſtößlichen, überzeugenden Gewißheit erhoben. Das Medium M. legte die Hand auf den Zeiger des Emanulektors, der Unterzeichnete entfernte ſich mit Dr. Dieſterweg in das angränzende Zimmer und ließ ſich dort von demſelben ein Wort leiſe in's Ohr

---

*) Der Verfaſſer hat ſeinen in den „Neuen Geheimniſſen des Tages" beſchriebenen Emanulektor jetzt ſo konſtruirt, daß auf demſelben die größere oder geringere Senſitivität der Medien genau geprüft werden kann, wodurch der ohnehin nur in ſeltenen Fällen anwendbare Magnetometer ganz entbehrlich gemacht iſt. Dieſer vervollkommnete Emanulektor kann durch ihn gegen poſtfreie Einſendung von 2⅓ Rthlr. bezogen werden.

ſagen. Zurückgekehrt fragte derſelbe das Medium, was hat Dr. Dieſterweg mir in's Ohr geſagt? Das Medium pſychographirte ſofort das Wort: Fuchs, was Dr. Dieſterweg als richtig anerkannte. Dieſes Experiment wurde auf ganz gleiche Weiſe von den beiden Genannten mehrmals wiederholt und gelang jedesmal. Die weiteren Prüfungswörter waren: Mars und Apfel, und wurden eben ſo ſchnell von dem Medio pſychographirt.

Sodann wurde die Möglichkeit *der Darſtellung nur gedachter, dem Medio durch kein Zeichen kundgegebener, ihm deßhalb nicht zum Bewußtſein kommender Figuren*, mittelſt des geiſtmagnetiſchen Rapports, dargethan. Das Medium Karoline, ein Dienſtmädchen, welches zeichnen nicht gelernt hat, noch viel weniger etwas von Mathematik verſteht, und in beiden Fächern auf gewöhnlichem Wege nichts leiſten kann, hielt einen Bleiſtift über ein Blatt Papier. Einige der Prüfenden ſagten in möglichſt weiter Entfernung von dem Medio dem Unterzeichneten leiſe in's Ohr, welche Figuren ſie gezeichnet zu ſehen wünſchten, und ſofort zeichnete das Medium die verlangte Figur mit ziemlicher Korrektheit. Es waren das Quadrat, das rechtwinklige Dreieck und das Kreuz, welche dem Medio vor dem Zeichnen derſelben nicht zum Bewußtſein kamen.

Hiernächſt legte das Medium X. die Hand auf den Zeiger des ihm bis dahin gänzlich unbekannten, nach dem Princip des Emanulektors konſtruirten oben beſchriebenen Apparats. Gelang dieſes Experiment, ſo mußte auch der ſtärkſte Zweifler, wenn er logiſch richtig urtheilt, ſich von der Thatſache der bisher unerhörten, deßhalb ſo ſchwer geglaubten, Leiſtungen der geiſtmagnetiſchen Kraft überzeugen können. Dr. Dieſterweg ſtellte die unten folgenden Fragen, welche ſofort exakt auf dem genannten Inſtrumente buchſtabenweiſe in ſchnellem Tempo beantwortet wurden wie folgt:

„Stehe ich mit dem Medio in geiſtmagnetiſchem Rapport?“ „Nein.“ „Willſt du meine Fragen beantworten?“ „Nein!“ „Warum willſt du meine Fragen nicht beantworten?“ „Warum willſt du die Antwort, ſo lange du zweifelſt!“ „Wie viel Enkel habe ich?“ „Haſt du es etwa vergeſſen, daß du mich fragſt?“ „Kannſt du mir ſagen, was ich in dieſem Jahre mit meinem Freunde in Oberbayern erlebt habe?“ „Wie lächerlich deine Frage, ſo iſt auch dein Glaube. — Ich mag keine Frage beantworten, ſo lange ihr nur in den Gränzen des Verſtandes weilt.“

Dr. Dieſterweg vermuthete nach der ſchnellen Beantwortung der erſten Fragen, daß das Medium einen ausgezeichneten Ortsſinn beſitze, vermöge deſſen es die Antworten auf dem ihm unſichtbaren Alphabet (dem jedoch in derſelben Reihe auch die Ziffern beigefügt ſind) ſo ſchnell und richtig zeigen könne und verlangte deßhalb, daß demſelben die Augen verbunden würden.

Baron v. Forſtner wendete dagegen ein, daß das Experiment mit verbundenen Augen nicht gelingen könne, indem vorzüglich das Auge magnetiſche Kraft ausſtrahle. Er bemerkte zugleich, daß in ſeiner Gegenwart noch kein Experiment gelungen ſey, wenn dem Medio die Augen verbunden waren.

Dagegen wurde von dem Unterzeichneten erwidert, daß bei intenſiven Medien das Gegentheil ſich ihm öfters bewährt habe. Bei doppelt verbundenen Augen des Medii und gleichzeitiger Verdeckung der nicht in der alphabetiſchen Reihenfolge aufgeſtellten Buchſtaben, ſeyen die Antworten ſchnell und korrekt erfolgt *). Nach dieſer Diskuſſion hatte man dem Medio, welches überdieß das Geſicht von dem Inſtrument abgewendet hielt, die Augen in der Art verbunden, daß ihm unmöglich war, irgend etwas zu ſehen. Ohnerachtet dieſer dreifachen Hinderniſſe waren die letzten der vorſtehenden Fragen beantwortet worden. — Nun wurde die Frage geſtellt: „Kannſt du ungeachtet dieſer Hinderniſſe uns ein Gedicht liefern?“ „Ja!“ Der hierauf geſtellten Aufgabe folgend, zeigte der Zeiger im ſchnellſten Tempo unter der Hand des Medii die folgenden Buchſtaben, deren Notirung der Director Dr. Dieſterweg übernahm, bei welchem Geſchäft er ſich zu dem Ausruf genöthigt ſah „Nicht ſo ſchnell, — ich komme nicht mit!“ — Nach Beendigung dieſes Experiments wurden die von dem Director Dr. Dieſterweg notirten Buchſtaben in Wörter abgetheilt und ſtellten das folgende Gedicht dar, welches die Ueberſchrift tragen könnte:

---

*) S. Neue Geheimniſſe des Tages S. 239 und 240.

Werth der Thräne.

„Stille! ſtille! Nimmer lange
Soll der Sohn des Weibes klagen,
Sieht er, wie die ew'gen Götter
Schwer an ihrem Glücke tragen.“
„Wie ſie ſorgenlos in Freuden
Luſtig in dem Himmel leben,
Und doch ihren ganzen Himmel
Ach! um Eine Thräne gäben.“

Nachdem das Staunen über dieſe Leiſtung vorüber war, wünſchte Dr. Dieſterweg, daß die Frage geſtellt werden möchte: „Wer hat die Antworten gegeben?“ Hierauf erfolgte auf dem Inſtrumente die Antwort: „Herwich,“ welches Dr. Dieſterweg auf Herwegh deutete. Deßhalb wurde dieſe Frage wiederholt und es erfolgte abermals — trotz des dem Medio verborgenen Alphabetes, trotz des abgewendeten Geſichts, trotz der verbundenen Augen deſſelben — ſchnell und korrekt der Name „Herwich.“ Frage: Wer biſt du, da dich Niemand von uns kennt? „Ein Seifenſieder!“ Wo? „In Neuyork!“ Haſt du früher in Europa gelebt und wo? „In Bellevue und in Peſth.“ *) Der Un-

---

*) Ungeachtet des ſcheinbaren Unſinns und der

terzeichnete fragte: Wer hat dich angezogen? „Hornung." Wodurch? „Durch deinen Eifer und Intereſſe und deinen Ernſt." Biſt du wirklich noch körperlich lebend? „Ja, in Neuyork." Was biſt du dort? „Ich bin Seifenſieder." Wo wohnteſt du in Europa? „In Bellevue und Peſth."*)

Für die getreue Darſtellung der vorſtehenden Facta bürgt D. Hornung.

Lächerlichkeit dieſer letzten Antworten, liegt in denſelben ein für den Pſychologen ſchwer zu löſendes Problem, wenn er die Frage beantworten ſoll: „Woher ſtammen nach ſo trefflichen Leiſtungen dieſe abſurden Antworten des Medii und was nöthigte daſſelbe, dieſen ſcheinbaren Unſinn ſo ſicher und ſchnell zu pſychographiren?"

*) Georg Herwegh hat früher (was keines der Anweſenden wußte) wirklich in Belle-Vue bei Konſtanz gelebt, wo er an der Redaction der „deutſchen Volkshalle" theilnahm. Seine Gedichte und Kritiken aus den Jahren 1839 und 1840 erſchienen daſelbſt im Jahre 1845, was ſich bei ſpäter erfolgter Nachforſchung ergab. Ob er auch in Peſth gelebt habe, blieb hier unermittelt.

Atteſt.

Daß der vorſtehende Bericht die von uns Unterzeichneten genau beobachteten Reſultate der vorgenommenen Prüfung in allen einzelnen Punkten getreu und der ſtrengen Wahrheit gemäß darſtellt, beſcheinigen wir durch unſerer Namen eigenhändige Unterſchriften.

Berlin, den 15. November 1856.

F. A. F. Gehrig,
Magnetiſeur und Galvaniſeur.
A. B. Murmann, Kaufmann.

Atteſt.

Ich Endes-Unterzeichneter beſcheinige, daß das mir ſeit längerer Zeit befreundete, dem Rendanten D. Hornung bis dahin unbekannt geweſene Medium X nicht magnetiſirt war, ſondern ſich während der Experimente in völlig wachem, ganz normalem Geſundheitszuſtande befand. Ich füge dem noch hinzu, daß ich mit demſelben ſchon früher in gleicher Weiſe experimentirt habe, zum Zweck einer wiſſenſchaftlichen Forſchung auf dieſem Gebiet, und daß von einer Täuſchung in irgend einer Hinſicht keine Rede ſein kann, während das Medium ſowohl als ich, uns die oft erlangten Fakta zu erklären nicht anmaßen.

Berlin, den 15. November 1856.

F. A. F. Gehrig,
Magnetiſeur und Galvaniſeur.

Am 2. Nov. Abends legte ich dem Medio Mathilde zur Prüfung einiger der im vorſtehenden Bericht mitgetheilten Antworten die folgenden Fragen in Gedanken, ohne ſie auszuſprechen, vor und erhielt auf dem Emanulektor die folgenden pſychographiſchen Antworten.

Wer hat geſtern unſere Fragen auf dem Emanulektor beantwortet?

„Herwich.“ Iſt das ſein wirklicher Name? „Ja!“ Wer iſt damit bezeichnet? „Ein Seifenſieder.“ Iſt das der Name eines noch körperlich lebenden Menſchen? „Ja.“ Iſt es nicht etwa bloß eine Myſtification der geiſtmagnetiſchen Kraft, die ſich verſchiedene Namen beilegt? „Nein.“ **Wirkt** bei dieſen Manifeſtationen nur die geiſtmagnetiſche Kraft des Medii? „Deine Gegenwart trägt dazu bei, daß die Kraft verſtärkt wird.“ Wodurch? „Mehrfacher Magnetismus kann die Sache befördern.“

Weßhalb glauben wir uns getäuſcht durch die Perſonennamen, welche bei dieſen Manifeſtationen die wirkende Kraft, ſich beilegt? „Zweifler werden ſehr oft angeführt; ſie ſehen, und glauben doch nicht.“ D. Hornung.

Berlin, am 15. November 1856.

In Gegenwart der dazu eingeladenen Herren: Magnetiſeur Gehrig, Kaufmann Murmann und Baron von Forſtner wurden durch die geiſtmagnetiſche Kraft des Medii X folgende Fragen auf den Kreuzpſychographen ſchnell und exakt beantwortet. Dieſem Inſtrument war das Tableau untergelegt, welches in drei konzentriſchen Kreiſen die Buchſtaben und Ziffern darſtellt und zwar ſo, daß der äußere Kreis die Konſonanten, der mittlere die Vokale und Umlaute und der innere die Ziffern enthält. Dem Medium waren auf ſeinen Wunſch die Augen verbunden, wodurch das Gelingen des Experiments nicht im mindeſten behindert wurde. Fragen: Können Geiſter lebender, örtlich weit von einander entfernter Menſchen vermittelſt des Emanulektors oder durch geiſtmagnetiſches Schreiben in geiſtmagnetiſchen Rapport treten, und wie, und nach welchem höheren Naturgeſetz wird das bewirkt? „Ja, — wenn Menſchen von gleicher Geiſtesbildung ſind — frei von jedem Vorurtheil, ſo gibt es keine Entfernung.“ *)

Können für dieſen Rapport minder Befähigte in dieſer Fähigkeit geſtärkt werden, und durch welche Mittel kann das geſchehen? „Was nennt ihr Stärke? Der ſcharfe Geiſt hat euch durchdrungen, dieſes ſollt ihr ſelbſt ergründen.“

Weßhalb gelang der heutige Verſuch auf einem anderen Inſtrumente nicht? — „Von einem Gelingen iſt eine mechaniſche Kraft bedingt, und ſolche Kräfte ſind (hier) wirkungslos.“ Was willſt du damit ſagen? „Nur eine geregelte Geiſtesverbindung iſt von Wirkung — mechaniſche Kräfte ſind wirkungslos.“ Zwiſchen wem wirkungslos? „Zwiſchen gleichdenkenden Geiſtern, gleichgültig ob lebend oder für

---

*) Dieſe Ausſage wurde von Heinrich Heine ſpäter wiederholt.

dieſe Welt todt." — — (Die Zeit erlaubte weitere Fragen nicht.)

D. Hornung.
F. A. F. Gehrig.
A. B. Murmann.

Berlin, am 29. November 1856.

Das Medium X experimentirte heut auf dem Emanulektor, deſſen Buchſtaben ihm abgewendet, den Prüfenden dagegen ſichtbar ſind. Die Buchſtaben waren ſo geſtellt, daß keiner in der alphabetiſchen Ordnung ſich befand. Das Medium verlangte ſelbſt, daß ihm auch noch die Augen verbunden würden, und nachdem dieſes geſchehen, begann die Prüfung.

Es wurde ſchnell und ſicher von ihm jeder beliebige Buchſtabe und darauf als Beiſpiel auch das Wort „Mutter" gezeigt. Hierauf verlangte der Unterzeichnete von demjenigen, der am 1. Novbr. das Gedicht über den Werth der Thräne gefertigt, eine Erklärung über die von ihm den Worten „Sohn des Weibes" beigelegte Bedeutung und ſchnell pſychographirte auf dem vorbeſchriebenen Inſtrument das Medium mit verbundenen Augen folgendes ganz korrekt: „Der Menſch in ſeiner vollkommenſten Ausbildung, frei von jedem Vorurtheil. — Und dazu gelangt er, wenn jede Leidenſchaft abgeſtumpft und die Seele unbefriedigt im Körper weilt und durch ein mit ſich ſelbſt Beſchäftigen ſich gegen das Alltagsleben ein Reich von Gedanken bildet. Sie erlangt dann den Grad von Selbſtſtändigkeit, um die wahren Ideale der Wahrheit und Tugend zu erkennen, und dann darf der Sohn des Weibes nicht länger klagen."

Frage. Was iſt in jenem Gedicht mit den „ewigen Göttern" gemeint, die ihren ganzen Himmel gern um Eine Thräne gäben?

„Unter Göttern verſteht ihr die höchſten, vollkommenſten Weſen, und dieſes iſt **die Ausbrut eurer beſchränkten Phantaſie**, weil ihr etwas haben müßt, das euch beherrſcht — ihr könnt ohne Sclavenketten nicht leben." —

Frage. Was bedeutet der Himmel und der Werth der Thräne in jenem Gedicht?

„Der Menſch trägt ſeinen Himmel in ſich ſelbſt. — Und ſteht er in ſeinem ungetrübten Selbſtbewußtſein nicht höher als ein ſolches Phantaſiebild, das er ſich ſelbſt geſchaffen? — Daß die Götter nicht weinen können, bedeutet ihre Unvollkommenheit."

Frage. Wer hat dieſe Erklärung und jenes Gedicht gegeben?

„**Ich, Heinrich Heine, der als Atheiſt geſtorben.**" Biſt du der bekannte, in Paris nach langen ſchmerzlichen Leiden geſtorbene Heinrich Heine? „Ja." Biſt du glücklich? „Ich bin ſtets glücklich geweſen, da ich mir ſtets ſelbſt treu geblieben." Wer nannte ſich uns am 1. November als Beantworter unſerer Fragen?

„Herwegh." — Welche Buchſtaben wählte derſelbe zur Darſtellung ſeines Namens? „Herwich." Lebt derſelbe noch? „Ja." Wo lebt er? „Jetzt in Zürich in der Schweiz." Iſt das derſelbe, der ſich uns Herwich nannte und in Neuyork zu leben vorgab? „Ja, es iſt derſelbe und lebte in Neuyork als Flüchtling." *)

---

*) Vergleiche die Anmerkung am Schluſſe des Protokolls vom 1. November.

Ich ſagte darauf: Heinrich Heine! biſt du wirklich hier, ſo bitte ich dich — wenn du es vermagſt — uns, die an ſolche Geiſtermanifeſtationen nicht glauben, durch dein Erſcheinen davon zu überzeugen, daß du wirklich hier biſt. — Das Medium legte auf meine Bitte die Hand auf den Zeiger des oben beſchriebenen Inſtruments, und augenblicklich wurde buchſtabenweiſe Folgendes gezeigt:

„Ich bin hier — ihr ſollt mich ſehen — macht es finſter, doch zittert nicht“ *). Die Lampe wurde nun aus dem

---

*) Ueber die Art des Erſcheinens oder des Sichkundgebens der Spukgeiſter ſagt die Seherin von Prevorſt, und übereinſtimmend mit ihr auch Dr. Werners Somnambule R.: „Sie erſcheinen den menſchlichen Sinnen vermittelſt des Nervengeiſtes, den ſie zu einer ſcheinbar ganz ſinnlichen Figur, mit Hülfe der Luft und von Stoffen, die ſie aus der Atmoſphäre an ſich ziehen, kondenſiren und vermöge der dem Nervengeiſte eigenen plaſtiſchen Kraft ganz dem Leibe ähnlich zu formen vermögen, der auf Erden ihre Hülle gebildet habe. Selbſt die Form ihrer Kleider wiſſen ſie auf dieſe Weiſe nachzubilden, und, obwohl nicht ſelten ganz geſunkene Geiſter in abſcheulichen Thiergeſtalten und ungeheuren Charak-

Zimmer entfernt und in weniger als einer Minute rief das Medium haſtig: „Ich ſehe

---

terfiguren erſcheinen, ſo ſey doch Regel, daß die Seelen eine menſchliche Figur annehmen, welche je nach ihrer Stufe, bald hellglänzend wie Sonnenlicht und Morgenroth, bald wolkengrau, bald ſchwarzgrau erſcheine.“ (Siehe „die Schutzgeiſter von Dr. Heinrich Werner,“ Stuttgart bei Cotta 1839. S. 471, auch N. Geheimniſſe des Tages S. 236.) Ausführlichere Mittheilungen über Geiſtererſcheinungen und deren wiſſenſchaftliche Begründung enthalten die Schriften 1) von Jung Stilling, beſonders deſſen „Theorie der Geiſterkunde“ — 2) C. Crowe, die Nachtſeite der Natur oder Geiſter und Geiſterſeher, 2 Theile (Stuttgart bei Scheible 1849.) 3) Cahagnet: Der Verkehr mit den Verſtorbenen auf magnetiſchem Wege (Leipzig bei Keſſelring 1854), beſonders im 3. Bande S. 1 — 39, wo allen Einwendungen der „Gelehrten“ der „Weltmenſchen“ der „Kirchengläubigen“ der „Poſitiviſten“ u. ſ. w. gründlich begegnet wird. 4) Die Exiſtenz der Geiſter und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt; pſychologiſch erklärt und hiſtoriſch begründet von F. Nork. (Weimar bei Voigt 1841.) 5) Uebernatürliche Erſcheinungen von Ferd. Harth. (Berlin bei Hübenthal 1842.) 6) Das geiihn! bringt ſchnell die Lampe herein!“ Als dieß geſchehen, erſchraken wir vor den bleichen Zügen des tief erſchütterten jungen Mannes, der nun aufgefordert wurde, zu beſchreiben, was er geſehen, da die übrigen Anweſenden nichts geſehen hatten. Er zeigte den Ort im Zimmer, wo er die Geſtalt, an das Fortepiano lehnend, die rechte Hand auf ein Tiſchchen, die Linke in die Hüfte geſtützt, die Beine übereinander geſchlagen, in der Stellung eines in Gedanken Verſunkenen geſehen habe, forderte Bleiſtift und Papier und zeichnete das Geſicht, wie es ihm erſchienen, das Haupt- und Bart-

---

ſtige Doppelleben. Ein Bild aus der Gegenwart (Leipzig bei Brockhaus 1856.) 7) U. Gerber: Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, zur Aufklärung und zum Chriſtenthum (Mergentheim 1840.) Gerbers Werk (638 Seiten) iſt eines der gründlichſten und gediegenſten auf dieſem Gebiet. Prof. Franz Hoffmann nennt es bei einer Citation in Franz von Baaders ſämmtlichen Werken S. 146 mit vollem Rechte ſehr ſcharfſinnig und kritiſch. 8) Die Schriften von Juſtinus Kerner, Eſchenmeyer, Ennemoſer, v. Meyer, v. Schubert, Dr. Steinbeck u. A.

haar. Man wollte die Prozedur noch einmal wiederholen, der vom Schreck Ergriffene verbat ſich jedoch dieſelbe. Als der Magnetiſeur Gebrig eingetreten war, wurde das Zimmer wieder finſter gemacht mit Einwilligung des Medii, welches ſeine Augen mit den Händen deckte. Auch dießmal ſahen wir nichts, was zu beweiſen ſcheint, daß unſere Sehnerven für dergleichen Erſcheinungen nicht geeignet ſind.

Die Wahrheit der vorſtehend dargeſtellten Thatſachen bezeugt gewiſſenhaft

D. Hornung.

Berlin am 13. Dez. 1856, Abends von 8 Uhr ab.

Gegenwärtig: Das Medium X, Kaufmann Murmann, Chemiker Stöcklein und Gemahlin. Der Unterzeichnete hatte ſich einige Stellen aus Heinrich Heines Atta Troll und aus Alfred Meißners Erinnerungen an Heinrich Heine notirt, und ſtellte über dieſelben die folgenden Fragen, die zum Theil auf dem Emanulektor, welcher die Buchſtaben außer der alphabetiſchen Reihenfolge, dem Medio unſichtbar, enthält, zum Theil durch geiſtmagnetiſches Schreiben von dem Medio mit feſt verbundenen Augen beantwortet wurden, wie folgt:

1. Wen bezeichneteſt du in dem von dir herſtammenden Gedicht: Atta Troll mit den Namen: „Atta Troll und Mumma?“ (Antwort auf dem Emanulektor): „Dieſe beiden Individuen perſonifizirten die Thorheiten der herrſchenden Welt.“ — Durch geiſtmagnetiſche Schrift wurde auf die Frage: iſt die pſychographirte Antwort richtig? geantwortet: „Nein, es heißt nicht perſonifizirten — ſondern nur perſonifiziren.“ — Iſt der Satz beendet, ſo mache ein Kreuz! — Dieß erfolgte, mit dem Beiſatz: „Vermuthet ihr vielleicht den Teufel, des Kreuzes wegen? Heinrich Heine“ — „wie du willſt.“

2. Welche Perſon bezeichneteſt du mit dem „Junker Einohr?“

Antwort. „Welcher Schriftſteller hat euch ſchon geſagt, wen er mit ſeinen Namen gemeint? Menſchen, ſeyd doch nicht ſo dumm!“

3. Wen meinteſt du mit dem kolloſſalen Eisbär? auf Seite 202 in den Worten

„Droben in dem Sternenzelte
Auf dem goldnen Herrſcherſtuhle,
Welt regierend majeſtätiſch,
Sitzt ein kolloſſaler Eisbär.“

Antw. „Euer Phantaſiebild, das

ihr Gott nennt und zu euren Thorheiten einen Feſtmarſch brummt."

4. Erkläre uns die Stelle von den „Bärenheiligen" (S. 203) wo es heißt:

Ihm zu Füßen ſitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Märtyrthumes Palmen."

Antw. „Dieſes ſind die Pietiſten, die da hoffen, ſie werden, — wenn ſie todt ſind — ein beſſeres Leben führen und ſich deßhalb die Freuden der Erde verſagen."

5. Erkläre uns die folgenden Worte auch:

„Manchmal ſpringt der Eine auf
Auch der Andre, wie vom heil'gen
Geiſt geweckt, und ſieh! da tanzen
Sie den feierlichſten Hochtanz."
„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte
Und vor Seligkeit der Seele
Aus der Haut zu ſpringen ſucht."

Antw. „Dieſes ſind Menſchen, die über eure Thorheiten erhoben ſind, ſich mit kecker Kühnheit dem Throne des Eisbären nahen, ſeinem Zorn trotzen, indem ſie ihm etwas vortanzen."

6. Du nannteſt gegen Alfred Meißner eins deiner Gedichte „*blasphemiſch religiös*“ (S. 198). Vor deinem Tode aber glaubteſt du, daß das *philoſophiſche Ergebniß deines Atheismus* einer Reviſion bedürfe. (S. 229 in Meißner). Haſt du dieſe Reviſion in deinem jetzigen Zuſtande angeſtellt und welche Reſultate ergaben ſich daraus?

Antw. „*Die Reviſion iſt ſchon vor meinem Tode geſchehen, und nicht vielleicht weil ich anders dachte, ſondern nur um meine zurückbleibende Frau vor den Pfeilen der pietiſtiſchen Welt zu ſchützen.*“

7. Als dein Bruder Guſtav dich fragte (S. 232 in Meißner), ob du an die Exiſtenz eines höchſten Weſens glaubeſt? äußerteſt du ſpottend:

„*Wenn es ein höchſtes Weſen gibt, ſo iſt es auch mit den vollkommenſten Eigenſchaften, mit Allwiſſenheit und Allmacht ausgeſtattet. Was kann es nun dieſes große, allwiſſende, allmächtige Weſen kümmern, ob ein Mäuschen in der* **Rue d'Amsterdam** *an ihn glaubt oder nicht?*“

8. Was hältſt du jetzt von der Exiſtenz eines höchſten Weſens und von deſſen Eigenſchaften?

Antw. „Nur die Narren erkennen außer ſich ein höheres Weſen; ich fand ſtets in meinem ungetrübten Selbſtbewußtſein das höchſte Weſen, welches mir Geſetze gab, — und ſo denke ich heute noch.“

9. Alfred Meißner ſagt von dir (S. 260): „die Menſchenhand, die bisher die entzückenden Akforde auf dieſer Leier gegriffen, wird als Geiſterhand reiner und mächtiger hineingreifen und das Grabesſchweigen durchklingen.“ Eine Beſtätigung dieſes Freundeswortes erbitten wir uns von dir in einem ſinnigen Gedichte. Die ſofort erfolgte Antwort lautet:

„Frei bin ich! Gedanken ruhen nie in Feſſeln, —
Sie hält kein Band, — ſie feſſeln keine Schrecken —
Drum durch die Wogen kühn, dem Sturme preisgegeben,
Durchſtreiche Bruſt des Lebens Brandung ohne Zagen.
Der Freiheit galt ja nur mein ganzes Wagen;

Riß auch des Lebens Fluth mich in den Brand hinunter,
Ich zittre nicht, — die Seele geht im Sturm nicht unter.
„Heinrich Heine" *).

Ich las hierauf das von Alfred Meißner (S. 250 — 257) mitgetheilte Gedicht vor, welches Heinrich Heine drei Wochen vor ſeinem Tode für ſeine „Mouche" gedichtet hat, in welchem er ſich in einem Sarkophag erblickt und ſeine Mouche als Paſſionsblume zu ſeinem Haupte ſtehend ꝛc., und ſprach dann über den bejammernswerthen Zuſtand dieſes Unglücklichen.

Hierauf ließ ich das Medium die Hand auf den Zeiger des obengenannten Inſtrumentes legen, welches mit verbundenen Augen die folgenden Fragen ſchnell beantwortete:

Hörſt du Alles, was wir hier von dir ſprechen?

---

*) Während ich die Frage aufſchrieb und noch ehe ich ſie ausſprach: „Iſt es dir angenehm, dich auf dieſem Wege mit uns zu unterhalten, ſo bezeuge dieß durch Deines Namens Unterſchrift," erfolgte ſchon die vorſtehende Unterſchrift „Heinrich Heine."

Antw. „Glaubſt du, daß ich taub bin?“

Wie nennſt du den Ort, wo du dich jetzt befindeſt?

Antw. „Ich bin da, wo die Juden Manna und Honig geleckt.“

Wie heißt dieſer Ort?

Antw. „Es ſtinkt dort hölliſch, — denn Manna und Honig haben verdammt gewirkt.“

Willſt du dich uns jetzt ſichtbar manifeſtiren?

Antw. „Narren, — ihr habt ja Angſt.“

Es wurde entgegnet: Bange machen gilt nicht. — Das Zimmer wurde finſter gemacht und die anweſenden Herren warteten ab, was erfolgen würde. Nach etwa 10 Minuten fragte das auf einem Stuhle ſitzende Medium, auf deſſen linker Schulter ich meine Hand hielt, ob ich den Stuhl feſt halte? Ich erwiderte: meine Hand liegt auf Ihrer Schulter. Kaum hatte ich das geſagt, als das Medium mit einer ungeheuren Vehemenz vom Stuhl und der Stuhl mit ſolchem Gepolter niedergeworfen wurde, daß wir Alle glaubten, der Niedergeworfene müſſe ſtark beſchädigt und der

Stuhl total zertrümmert ſeyn. Es wurde ſchleunig Licht herbeigebracht, und das Medium vom Boden — ohne ſich, außer einer leichten Kontuſion am Arme, verletzt zu haben — aufgerichtet. Herr M. hatte eine ſchwarze Hundegeſtalt an ſeinen Füßen vorbeiſtreichen ſehen, wobei es ihm eiskalt über den Rücken lief. Das Medium hatte die ganze Zeit über die Geſtalt des Heinrich Heine geſehen, der zuletzt an ſeinen Stuhl ſcheinbar die Hand anlegte und dadurch die Veranlaſſung zu obiger Frage gab. Die beiden andern Herren ſahen und empfanden nichts. Alle, auch die hinzugetretenen Damen, nahmen einen widerlichen Ozongeruch wahr, der eine ganze Zeit hindurch ſich nicht verzog. Nach einer Weile wurde beſchloſſen, das Zimmer wieder finſter zu machen. Die Herren ſetzten ſich nun, mit dem Rücken dem Ofen, mit dem Geſicht dem Sopha zugekehrt, das Medium in ihre Mitte nehmend, und verlangten, daß das Sopha von dem angeblichen H. Heine fortgeſchoben würde. Es dauerte nicht lange, als man ein Knacken im Sopha und zugleich in dem Stuhle, auf welchem das Medium ſaß, wahrnahm. Das Medium erklärte: Heine ſteht hinter meinem Stuhl. Wir hielten daſſelbe feſt, damit ſich das Herunterwerfen nicht wiederhole. Hr. M. rief plötzlich: das Sopha rückt! Wir unterſuchten, und fanden, daß das Sopha wirklich um mehr als einen halben Fuß ſich von uns entfernt hatte. Nun legten wir Alle die Hände leiſe auf die Lehne des Sophas, um die Möglichkeit dieſes außerordentlichen Phänomens zu prüfen, und verlangten — wenn die unſichtbare Kraft es vermöge — daß das Sopha noch weiter gerückt würde. Zu unſerm Erſtaunen geſchah dieß in mehreren Rucken um einige Zoll weiter, obgleich das Medium ſeine Hand nicht auf die Lehne, ſondern auf die Hand eines andern Herrn, der nicht den leiſeſten Druck ſpürte, gelegt hatte. Nun wurde das Zimmer wieder erhellt, und die wunderbare Erſcheinung beſprochen. Ein Verſuch, ob auf unſern feſten Willen bei ganz mattem Lampenlicht ein Stuhl von der ſich hier manifeſtirenden Kraft in die Höhe gehoben werden könne, hatte keinen Erfolg, und es mochte das ſpäter erfolgte Werfen deſſelben die Rache dafür ſeyn. Man beſchloß darauf, daß wir Herren und eine der Damen ſich auf das Sopha ſetzen und dann verlangen ſollten, daß daſſelbe mit vier Perſonen beſchwert, gerückt werde. Zuvor wurden noch Verſuche angeſtellt über die Leichtigkeit oder Schwere des Rückens des leeren Sophas, wozu eine ziemliche Kraftanſtrengung erforderlich war. Das Zimmer wurde, nachdem die vier Perſonen auf dem Sopha Platz genommen, wieder dunkel gemacht, und mit konzentrirter Willenskraft verlangt, daß das Sopha von der unſichtbaren Kraft fortbewegt würde, welches indeß nicht geſchah. Dagegen that es in dem Tiſche, der ſo entfernt vom Sopha ſtand, daß wir weder mit den Händen noch Füßen ihn erreichen konnten, einen entſetzlichen Knall, der auch von den im andern Zimmer befindlichen Perſonen und vom Dienſtmädchen in der Küche gehört wurde, ſo daß wir glauben mußten, die Platte deſſelben müßte zertrümmert ſeyn. Wir erwarteten indeß noch immer im Dunkeln die Bewegung des Sopha's, jedoch vergeblich. Statt deſſen bewegte ſich ein von uns acht Schritt entfernt ſtehender Stuhl, ohne daß wir uns von der Stelle rührten, und ohne irgend ein hörbares Geräuſch, bis etwa zwei Schritt vor unſern Füßen, wo er mit ſchrecklichem Gepolter umgekippt und niedergeworfen wurde *). Als Licht herein-

---

*) Auf die Frage: Wie kann ein Geiſt mit der

gebracht war, fand ſich bei der Unterſuchung auch dieſer Stuhl ſo wie der Tiſch unverſehrt.

Materie in Berührung kommen und darauf einwirken wie ein Körper auf den andern? antwortet Dr. Rechenberg, daß eine unmittelbare Berührung nicht nothwendig ſtatt finde. Ein feines elektriſches (magnetiſches) Fluidum durchdringe die ganze Natur, und wenn dieſes unwägbare Agens das Mittel der Mittheilung bilde, ſo geſchehe es eben ſo indirekt, wie der Geiſt des Menſchen ja auch nicht direkt auf die phyſiſche Natur einwirkt; denn zuerſt inſpirire er das nervo-elektriſche Fluidum der Nerven, die Nerven wirken auf die Muskeln, die Muskeln auf die Knochen und ſo kommen der Arm und die Hand in Berührung mit Subſtanzen und ſetzen dieſelben in Bewegung. Mr. Fiſhbough ſagt: „Die Phyſiologen geben im Allgemeinen zu, daß das Nervenſyſtem des Menſchen von einem feinen Fluidum oder einer Eſſenz durchdrungen iſt, welches als das Medium des Willens das unmittelbare Werkzeug der Zuſammenziehung der Muskeln und folglich aller menſchlichen mechaniſchen Thätigkeit in Beziehung auf Dinge der Außenwelt iſt. Man nimmt allgemein an, daß das innere Lebensprinzip des Menſchen, als ein unabhängiges und ſelbſtbewußtes Sein betrachtet, die Auflöſung ſeiner körperlichen Hülle überlebt.

Das **Medium** hatte nach ſeiner Verſicherung während der ganzen Zeit, als wir im Dunkeln ſaßen, Heine's Geſtalt, etwa ſieben Schritt von uns entfernt, auf den Emanulektor ge-

---

Wenn wir dieſes als ein ſubſtanzielles organiſches Etwas und nicht als eine bloße ungreifbare Irealität betrachten, ſo verſchwindet ein großer Theil der Schwierigkeit, welche einer richtigen Auffaſſung der Sache im Wege ſteht. — Bei dem Tode des Körpers wird dieſes innere Prinzip in ſeiner organiſchen Form frei und macht die Perſönlichkeit deſſen aus, was wir einen Geiſt nennen.“ Dieſes innere Prinzip wird von der Seherin von Prevorſt und Anderen mit dem Namen des Nervengeiſtes bezeichnet.

Auf den Einwurf, daß die mechaniſchen Manifeſtationen, z. B. das Werfen von Stühlen ꝛc. eines Geiſtes unwürdig ſeyen und was für einen Nutzen dieſelben haben, wird daſelbſt geantwortet: „Wenn die ätheriſchen Weſen auch weiter nichts thäten, als einen Stuhl oder Tiſch umwerfen, aber auf eine Weiſe, welche uns überzeugt, daß es nur durch geiſtige Kraft geſchieht, ſie ſelbſt dann ein großes und herrliches Werk verrichten würden, weil dadurch die Wahrheit einer zweiten Exiſtenz nothwendig dargethan oder vielmehr beſtätiget wird.“

beugt, denſelben unterſuchen ſehen. Als wi von ihm die Beſchreibung dieſer Geſtalt verlangten, erfolgte auf mehrmals wiederholte Anrufen keine Antwort, und wir überzeugte uns, als ſchleunigſt Licht herbeigebracht war, daß es in einen lethargiſchen Zuſtand verfallen war, aus welchem Gegenſtriche daſſelb aufzuwecken nicht vermochten. Es macht mit den Lippen die Bewegung des Kauen und liſpelte: „Es ſchmeckt bitter, was mir de Kerl gibt, der Schaafskopf!“ Man fragte da Medium, was geſchehen müſſe, um dieſen Zuſtand zu beſeitigen? Antw. „Macht ihm dre Kreuze auf den Buckel!“ Als dieß in die Luf nach der genannten Richtung geſchah, und de Geiſt der Befehl zum Weichen im Namen de Dreieinigen gegeben wurde, erwachte das Medium plötzlich aus ſeinem lethargiſchen Zuſtande und befand ſich zwar matt, aber dennoch ganz wohl. Dieſer Vorfall hatte kein weiteren nachtheiligen Folgen für das Medium, als daß daſſelbe die folgende Nacht des Schlafes entbehrte und die Geſtalt Heines an ſeinem Bette verweilen ſah. Am nächſten Tage und in der Folgezeit befand ſich daſſelbe bei ſeine Geſchäften heiter und wohl.

D. Hornung.

Die der Wahrheit getreue Darſtellung der von uns mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachteten Thatſachen, wie der vorſtehende Bericht ſie enthält, beglauben wir durch unſere Namensunterſchrift.

Gez. Murmann, Gez. Stöcklein,
Kaufmann. Chemiker.

*)

Berlin, am 29. Dezember 1856.

Auf geſchehene Einladung fanden ſich um 8 Uhr Abends bei dem Unterzeichneten ein: 1) das Medium X, 2) der Baron A. v. Forſtner, Obriſtlieutenant a. D. 3) Freiherr von

---

*) Es ſcheint, daß Heine im dieſſeitigen Leben ſeinen jetzigen Zuſtand prophetiſch erblickt, und im Buche der Lieder mit den Worten ausgeſprochen habe: — — — — — —

„Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend ſich ein Schlund,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde ſteigt
Die ſchwarze Schaar; fein's Lieb erbleicht!“
„Aus meinen Armen ſchwand fein's Lieb,
Ich ganz alleine ſtehen blieb;
Da tanzt' im Kreiſe wunderbar
Um mich herum die ſchwarze Schaar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter ſchallt.“
„Und immer enger wird der Kreis,
Und immer ſummt die Schauerweiſ':
Du gabeſt hin die Seligkeit,
Gehörſt uns nun in Ewigkeit.“

Zedlitz, General a. D. 4) Magnetiſeur Gehrig. 5) **Dr. med.** Hermann. 6) Chemiker Stöcklein. 7) Kaufmann W-t-h-f. 8) Kaufmann Frick und 9) uneingeladen Stenograph L.

Es wurde ein neu angefertigter Emanulektor aus Ahornholz geprüft, welcher die Buchſtaben in umgekehrter alphabetiſcher Reihenfolge, dem Medio unſichtbar, darſtellt. Das Medium, dem die Augen verbunden wurden, legte die Hand auf den Zeiger dieſes Inſtruments, um die aufgegebenen Buchſtaben zu zeigen; der Zeiger verharrte jedoch längere Zeit ohne die geringſte Bewegung. War es die Weiße des Holzes oder der Umſtand, daß dieſes Inſtrument vorher noch nicht benutzt war oder ſonſt ein anderer Grund, das blieb unentſchieden; indeß ſollte das Inſtrument ſchwarz gebeizt, und in der nächſten Sitzung aufs Neue geprüft werden.

Hierauf wurde der in den früheren Sitzungen benutzte Emanulektor aufgeſtellt, auf welchem jedoch die dem Medio abgewendeten Buchſtaben in folgender von ihm nicht gekannten Reihe dargeſtellt ſich befanden: **H. E. P. A. Ä. C. B. D. G. F. I. J. N. M. L. O. Ö. K. Q. T. R. U. Ü. S. V. Z. X. W. Y.**

Kaum hatte das Medium mit verbundenen Augen und abgewendetem Geſicht die Hand auf den Zeiger dieſes Inſtruments gelegt, als derſelbe ſofort mit außerordentlicher Schnelligkeit und Sicherheit ſämmtliche von den Herrn v. Forſtner und von Zedlitz aufgegebenen Buchſtaben zeigte und auf die Frage: Welchen Tag haben wir heute? ſofort das Wort: „Montag" pſychographirte.

Der verlangte Vorname des Baron von Forſtner wurde nicht aufgezeigt, aus welchem Grunde, blieb unbekannt — obwohl dieſes nach vielfältigen Erfahrungen doch ſehr leicht geſchehen konnte. Hierauf wurden folgende Fragen geſtellt und exakt beantwortet. Herr v. Forſtner diktirte und zwei andere Herren notirten die von dem Medio unter den obengenannten vierfach erſchwerenden Umſtänden gezeigten Buchſtaben, welche, in Wörter abgetheilt, die folgenden Antworten lieferten. Wer wird jetzt unſere Frage beantworten? „Ihr ſeyd alle Narren, weil ihr unſinnig fragt." Wer gab dieſe Antwort? „Ein Narr aus dem fabelhaften Jenſeits." Verdeutſche uns das in dem dir vorgelegten franzöſiſchen Texte enthaltene hebräiſche Wort! „In dieſem Jenſeitigen iſt keine Ueberſetzer-Fabrik." Einer der anweſenden Herren legte die Hand mit auf den Zeiger, um zu verſuchen, ob auc ſeinem Bewußtſeyn und ſeiner Kenntniß der hebräiſchen Sprache die Ueberſetzung erfolgen würde, was bei früheren Prüfungen dieſer Art gelungen war, jedoch vergeblich. Sodann wurde der ſich „einen Narren aus dem fabelhaften Jenſeits Nennende" von mir aufgefordert, den Titel eines eingeſiegelten Buches (Erinnerungen an H. H. von Alfred Meißner) anzugeben, worauf die Antwort erfolgte: „Die Welt iſt ein Narrenhau und Jeder beſtrebt ſich der größte zu ſeyn, und ein ſolcher biſt du auch." Wen meinſt du? „Hornung." Ich las hierauf den in H. Heine's „Buch der Lieder" enthaltenen Vers:

„Im Dom da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hinein geſtrahlt"

und fragte: Wer iſt der Dichter dieſer Zeilen „Theodor Körner." Wem wurde dieſe Vers kürzlich (in der Spener'ſchen Zeitung bei Beſprechung dieſes Bildniſſes zugeſchrieben? Antw. „Wohin ſollen dieſe Phra ſen führen; ſoll ich etwas beantworten, was du ſelbſt geleſen?" Wer gab dieſe Antwort? „**Der unſterbliche Heine.**" Erinnerſt du dich, wo du dieſes Bildniß geſehen haſt? „Das Original befindet ſich in der Stephanskirche in Wien*). Bekennſt du dich nun als Verfaſſer jenes Verſes? „Nein, es iſt nur ein Diebſtahl von mir." Finden wir dieſen Vers in Theodor Körner's Gedichten? „Ein Bruchſtück davon." Wie iſt dieſes Gedicht überſchrieben? „Der Dreiklang des Lebens." Keiner der Anweſenden konnte Aufſchluß über die Richtigkeit dieſer Mittheilung geben; das Medium jedoch erinnerte ſich, eine ſolche Ueberſchrift in Körner's Gedichten geleſen zu haben, ohne ſich auf den Inhalt dieſes Gedichts beſinnen zu können. Bei acht Tagen ſpäter erfolgter Unterſuchung fanden ſich H. Heine's Angaben nur theilweiſe beſtätigt, indem das Gedicht Anklänge nicht aus obigem Körner'ſchen Gedicht, ſondern aus dem unter der Ueberſchrift „Vor Raphaels Madonna" im 1. Band S. 253 befindlichen enthält, welches lautet:

---

*) Ob dieſe Angabe richtig, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Der Verſ.

„Lange hab' ich vor dem Bild geſtanden,
Mich ergriff's mit wunderbarem Siegen,
Schöne Welten ſah ich vor mir liegen
Und ich fühlte frei mich aller Banden.“

„Wehe denen, die den Gott verkannten,
Wenn die inn're Stimme hier geſchwiegen;
Ahnung dämmert in Mariens Zügen,
Wehe, wer die Liebe nicht verſtanden!

„Heilig, heilig! tönen Seraphslieder,
Lichte Engelchöre ſtürzen nieder
Und umſchweben ihres Gottes Braut.“

„Und der Geiſt erhebt ſich aus dem Staube,
Und lebendig wird dem Lieb und Glaube,
Der ſie reines Herzens angeſchaut.“

Das letzte ſcheint von Heinrich Heine nicht geſchrieben zu ſeyn, indem Sein Gedicht (Buch der Lieder 12. Aufl. S. 114) mit folgender in's Sinnliche hinüber ſpielenden Strophe ſchließt:

„Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſere liebe Frau; (Madonna)
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.“

Bei dieſer Gelegenheit ſtellte ſich jedoch ein viel merkwürdigerer literariſcher Diebſtahl aus Körners „Dreiklang des Lebens“ heraus, welchen Heine in dem am 13. Dezbr. durch ihn vermittelſt der Hand des Medii pſychographirten Gedicht beging, welches lautet:

„Frei bin ich! Gedanken ruhen nie in Feſſeln —
Sie hält kein Band, — ſie feſſeln keine Schrecken. —
Drum durch die Wogen kühn dem Sturme preisgegeben
Durchſtreiche Bruſt des Lebens Brandung ohne Zagen; —
Der Freiheit galt ja nur mein ganzes Wagen. —
Riß auch des Lebens Fluth mich in den Brand hinunter,
Ich zittre nicht, die Seele geht im Sturm nicht unter.“
„Heinrich Heine.“

Theodor Körner ſang im Dreiklang des Lebens (Band I. S. 273) Vers 2.

„Die Fluth riß mich in ihren Brand hinunter“
Und neben mir ſank manches edle Herz.
Ich ſchlug mich durch, — ich ging im Sturm nicht unter,
Um die Verlornen trauerte mein Schmerz.“

(S. 273 in dem Gedichte unter der Aufſchrift „Muth“):

„Und drum hinaus in's raſche Leben,
Drum durch die Brandung ohne Beben.“

(S. 272):

„Hinaus, hinaus in's raſche Leben,
Die Bruſt dem Sturme preisgegeben,
Friſch durch die Brandung kühnes Herz.“

Auf den Wunſch eines Anweſenden wurde die Frage geſtellt: „Haſt du, Heinrich Heine! in deinem irdiſchen Leben vom Tiſchrücken, Tiſchklopfen und Pſychographiren Kenntniß genommen und was hielteſt du davon?“ Antw. „Ich hielt es für eine Narrheit, und ihr macht es jetzt dazu.“ Was hältſt du jetzt von dieſen Manifeſtationen? „Jetzt iſt es eine wahre Praxis mit falſcher Theorie.“ Worin iſt die Theorie falſch? „Confuſionsrath forſche! wozu haſt du deinen Grützkaſten*).“

---

*) Heine kann die an ihm ſich fortwährend beſtätigende Praxis nicht läugnen und nennt ſie deßhalb eine wahre mit falſcher Theorie,

Hatteſt du in deinem körperlichen Leben Kenntniß vom geiſtmagnetiſchen Schreiben, wie es jetzt in vielen Orten ſtattfindet, und was hielteſt du davon? „Ich ſang nur dazu:

Es iſt das Treiben dieſes Lebens
Nur Gaukelei und Taſchenſpiel.“

Da das Medium angegriffen war, mußten die weiteren Fragen der nächſten Sitzung vorbehalten werden, und es wurden nun die folgende Experimente, zur Beſtätigung der in den früheren Sitzungen vorgekommenen angeſtellt.

Die aus zehn Herren beſtehende Geſellſchaft ſetzte ſich in einen ſo weiten Kreis, daß man nur mit ausgereckten Armen ſich die Hände reichen konnte. Der bisher benutzte runde Klapptiſch wurde in die Mitte dieſes Kreiſes

---

das letztere wohl deßhalb, weil die von höheren und reineren Geiſtern des Jenſeits enthüllte Theorie erklärt, daß nur die niederen, durch ihre Leidenſchaften und Laſter noch an die Erde geketteten Geiſter Poltergeiſter ſind, und er ſelbſt ſich als ſolcher erweist. Vergl. N. Geheimniſſe des Tages S. 81. 82. 84. 85. 181. Frage 12 u. a. O.

Der Verfaſſer.

gerückt, ſo daß derſelbe von Niemand, ohne vom Stuhle aufzuſtehen, mit den Füßen erreicht werden konnte; die Hände wurden durch Kettenſchließung außer Stand geſetzt, irgend etwas zu unternehmen. Auf dem Tiſche befand ſich der Emanulektor und das erwähnte eingeſiegelte Buch. Es wurde das Problem geſtellt: das Buch ſolle ohne unſer Zuthun durch die unſichtbare Kraft H. Heine's vom Tiſch herabgeworfen werden. Da nach früheren Erklärungen Heine's, dieß nur im finſtern Zimmer geſchehen konnte, ſo wurde, nachdem die Handkette geſchloſſen war — die Lampe aus dem Zimmer entfernt, und zwar mit der Beſtimmung, daß auf den Ruf „Licht!“ ſofort die Lampe hereingebracht werden ſolle. Gleichzeitig war verabredet: das Medium oder jeder Andere ſoll, ſobald er etwas ſähe, durch Händedruck, bei gänzlicher Stille, dieſes ſeinen Nachbarn mittheilen, und dieſe Mittheilung durch die ganze Kette ſich fortpflanzen. Nach kaum einer Minute erfolgte von dem Medium der Händedruck, welches auf Befragen erklärte: Ich ſehe den Heinrich Heine am Tiſche ſtehen. Keiner der übrigen Anweſenden ſah etwas, hingegen gingen von dem Tiſche Allen deutlich vernehmbare Detonationen aus: zuerſt ein Kratzen, wie mit Fingernägeln, dann ein mehrmaliges Knacken, endlich ein Scharren, wobei der Tiſch — welchen Niemand von uns wegen der Entfernung und der geſchloſſenen Handkette erreichen konnte — rückte und mit ſchrecklichem Gepolter den Emanulektor, das Buch und alles ſonſt auf dem Tiſche Befindliche herabwarf, ſo daß die Theile des Emanulektors auseinander flogen. Bei dem ſofortigen Ruf: „Licht“ und der Erleuchtung des Zimmers fanden wir den Tiſch ſtehend und die auf demſelben befindlich geweſenen Gegenſtände auf der Diele zerſtreut umherliegend. Jetzt erſt wurde die bis dahin geſchloſſen gebliebene Handkette gelöst, indem durch dieſelbe jedem Einzelnen von uns die Gewißheit gegeben werden ſollte, daß hier keines Menſchen Hand im Spiele ſey. Einer der Anweſenden, Herr W-t-h-f, verlangte, daß das Buch nun auch ohne Kippen des Tiſches, welches er bei der erſten Aktion vorausſetzte, herabgeworfen werden ſolle. Ihm zu genügen, wurde der Tiſch mit dem wieder darauf gelegten Buch in die Mitte des neun Fuß weiten Kreiſes geſchoben, die Handkette zur Sicherung vor Täuſchung abermals geſchloſſen und das Zimmer finſter gemacht. Nach kaum einer Minute wiederholte ſich das allen laut und deutlich vernehmbare, Kratzen, Knacken und Scharren, ſowie der verabredete Händedruck des Medii, welches die Geſtalt Heine's und zwar dießmal auf dem Tiſche ſitzend ſah. Kein Anderer konnte etwas bemerken. Plötzlich rief der Herr, dem zu Gefallen das Experiment wiederholt worden war, „der Tiſch iſt auf meinen Schooß gekippt, jedoch ganz ſanft.“ Sofort wurde Licht herbeigerufen und man fand den Tiſch mit der Kante ſeiner Platte und dem Buche auf des genannten Herrn Schooß, welcher einwendete, daß das Experiment doch nicht ganz nach ſeinem Willen, (d. h. ohne Kippen) vollbracht ſey, wogegen ihm bemerklich gemacht wurde, daß kein Experimentator ſelbſt bei phyſikaliſchen Experimenten im Voraus beſtimmen könne und dürfe, wie und in welcher Weiſe ein Experiment gelingen müſſe.

Hierauf wurde ein anderes Experiment mit einem Stuhle und darauf gelegten Buche gemacht. Dießmal wurde zwar eine Kette gebildet, jedoch der Kreis nicht geſchloſſen, damit alle Anweſende, bei mattem Lampenlicht, den außerhalb des Kreiſes ſtehenden Stuhl beobachten konnten. Man verlangte irgend eine Bewegung des Stuhles oder ein Herabwerfen des Buches; jedoch vergeblich, obgleich ſich unſer Wille auf das Gelingen des Experimentes konzentrirte. Nur das Medium ſah wieder den H. Heine, dießmal auf dem Stuhle ſtehend. Nun wurde dieſer Stuhl in die Mitte des Kreiſes geſtellt, der Emanulektor darauf gelegt, die Handkette geſchloſſen und das Zimmer finſter gemacht. Bald vernahm man wieder das Kratzen und Scharren; plötzlich erfolgte ein Knall, als ob der Emanulektor gehoben und mit Gewalt niedergeworfen würde. Man rief Licht herbei, der Emanulektor befand ſich auf dem Stuhle liegend; er konnte alſo nur in die Höhe gehoben und wieder niedergeworfen ſeyn.

Nach dieſem Experimente entfernten ſich die Herrn v. Forſtner und der Stenograph L.....

Dem immer noch nicht ganz befriedigten Herrn W. zu gefallen, wurde das Experiment mit dem Tiſche, der das Buch — ohne zu kippen — abwerfen ſollte, wiederholt. Alle Vorbereitungen wurden, wie oben erzählt, getroffen, die Kette geſchloſſen, das Zimmer finſter gemacht. Alsbald vernahm man wieder das Kratzen und Knacken im Tiſche; auch das

Scharren wiederholte ſich. Einige der Herren konnten von ihrem Sitze aus, da eine Straßenlaterne einen matten Schimmer durch das herabgelaſſene Roleaux auf die Tiſchplatte fallen ließ, während des Scharrens das Fortrücken des Tiſches bemerken, jedoch nicht nach der Richtung jenes unbefriedigten Herrn, ſondern gegen den Magnetiſeur Gebrig, welcher gleich darauf ausrief: „das Buch iſt auf meinen Schooß gefallen.“ Dießmal hatte der Tiſch nicht gekippt, was gewiß von irgend Jemand bemerkt worden wäre, da Alle mit größter Spannung ihre Augen auf die Tiſchplatte gerichtet hatten. Nun wurde bei mattem Lampenlichte der Verſuch gemacht, ob durch den konzentrirten Willen ſämmtlicher Anweſenden der Tiſch vermittelſt ihrer geiſt-magnetiſchen Kraft ſich ohne körperliche Berührung in Bewegung ſetzen könne, oder ob er ein anderes Zeichen ſeiner Magnetiſation geben würde. Dieſer Verſuch blieb jedoch ganz erfolglos, was zu beweiſen ſcheint, daß die lokomotoriſche Kraft bei den vorigen Experimenten ſich nicht in, ſondern außer uns befand, und einer anderen als unſerer geiſtigen Potenz angehörte.

Auf den Wunſch mehrerer Herren wurde

nun noch das Tiſchrücken exerzirt. Die Finger wurden — nachdem ſich der Tiſch in Rotation geſetzt hatte — unter den Rand der Tiſchplatte gelegt und durch feſten Willen verlangt, daß der Tiſch ſich heben ſolle, was ſofort geſchah, und zwar bis zu einer ſolchen Höhe, daß die kleinern Perſonen den Tiſch nicht mehr erreichen konnten. Der Tiſch ſchien bei dieſem Experiment an ſeinem Gewichte verloren zu haben. Ein zweiter derartiger Verſuch führte zu der Anſicht, daß das ſcheinbare Leichterwerden des Tiſches in der ſtärkeren Muskelſpannung der Experimentirenden ſeinen Grund haben dürfte.

Das folgende Experiment gehört zu den intereſſanteſten und liefert den Beweis, daß das Rotiren der Tiſche nicht nur durch mechaniſche, ſondern auch durch dynamiſche (galvano-magnetiſche) Kraft bewirkt werden könne. Sieben der anweſenden Herren hatten ihre Hände ohne Kettenſchließung auf einen birkenen polierten Tiſch mit einer auf drei Füßen ruhenden Säule gelegt. Der Tiſch ſetzte ſich ſchon in den erſten Minuten in Rotation; auf Kommando wurden die Hände nach dem Mittelpunkt der Platte geſchoben, ſo daß ſich die Fingerſpitzen ſämmtlicher Theilnehmer berührten. Der Tiſch machte bei dieſer Lage der Hände noch neun volle Drehungen. Auch eine Wiederholung dieſes Experimentes hatte gleichen Erfolg. Hierauf wurde verſucht, auf mechaniſchem Wege durch Auflegen zweier und ſodann mehrerer Hände zunächſt dem Mittelpunkte der Platte den Tiſch in Rotation zu bringen, was bei mehrmaliger Wiederholung durch verſchiedene Perſonen nicht gelang. Das letzte Experiment lieferte den Beweis, daß der durch Handauflegung in Rotation gebrachte Tiſch auf den feſten, unausgeſprochenen Willen eines Nichtmitwirkenden ſich nach jeder vorgeſchriebenen Richtung hinbewegt und ſämmtliche Handauflegende mit ſich fortzieht. Die Richtungen, welche der Tiſch nehmen ſollte, hatte ich vorher notirt und den Zettel mit dieſen Notationen behufs nachheriger Kontrolle bei Seite gelegt. Keiner der Mitwirkenden wußte, welche Richtungen ich dem Tiſch in Gedanken vorſchreiben würde. Die Kontrolle beſtätigte nach Beendigung des Experiments die richtige Löſung dieſes Problems, indem der Tiſch die drei notirten Richtungen bis zu den von mir verlangten Punkten genau und prompt befolgt hatte.

D. Hornung.

Wir Endes-Unterſchriebene bezeugen hierdurch der Wahrheit gemäß, daß ſämmtliche in dem vorſtehenden Bericht erzählte Vorgänge ſich in unſerer Gegenwart und unter unſerer paſſiven Mitwirkung genau ſo ereignet haben, wie der Bericht ſie darſtellt, auch daß ſämmtliche Fragen auf dem Emanulektor buchſtäblich genau ſo beantwortet wurden, wie obiger Bericht ſie mittheilt.

Berlin, den 13. Januar 1857.

Freiherr v. Zedlitz, General a. D. Baron v. Forſtner, Obriſtlieutenant a. D. Gebrig, Magnetiſeur und Galvaniſeur. Robert Stöcklein, Chemiker. Carl Frick, Kaufmann und Fabrikbeſitzer.

Berlin, am 7. Januar 1857.

Das im Dienſte des Unterzeichneten ſtehende Medium Karoline, von nur mittelmäßigen Fähigkeiten, beſchränktem Verſtande und geringen Schulkenntniſſen, 24 Jahr alt, von robuſtem kräftigen Körperbau, ſtets geſund und muſterhaft thätig in ihren Berufsarbeiten, von deſſen geiſtmagnetiſcher Kraft bereits in dem Protokoll vom 1. Nov. berichtet wurde, beantwortete vermittelſt des Emanulektors die folgenden von dem Unterzeichneten nur gedachten, nicht ausgeſprochenen Fragen ſchnell und exakt wie folgt: Wer wird antworten? „Geiſt L. v. W.“ Kann Heinrich Heine ſich durch dieſes Medium manifeſtiren? „Heinrich Heine kann es.“ In wie viel Minuten? „Er muß hier ſeyn.“ Kannſt du, Heinrich Heine! deinen Namen oder eine Sentenz, ohne Benutzung einer Menſchenhand, jetzt niederſchreiben, wenn man dir Schreibmaterial hinlegt? Dieß ſoll nämlich nach der Verſicherung glaubwürdiger Männer in Paris von Geiſtern geſchehen ſeyn. „Nein.“ Weßhalb nicht? „Ich muß durch das Medium X. angezogen werden; ohne dieſes Medium kann ich es nicht.“ Dürfen die Anweſenden in dem Zimmer bleiben, wenn das Schreiben bewirkt wird, und muß daſſelbe zu dieſem Zweck finſter ſeyn? „Ja.“ Weßhalb muß das Zimmer finſter ſeyn? „Ich bin ein Geiſt und ſonſt nicht zu ſehen.“ Kannſt du nicht im hellen Zimmer ſchreiben, wie dieß in Paris von Geiſtern geſchehen ſeyn ſoll? „Nein.“ Glaubſt du, daß dieß in Paris wirklich geſchieht? „Nein.“ Was haben wir, wenn du ſchreibſt, zu beob=

achten? „Nichts.“ Wie viel Minuten ſollen wir im finſtern Zimmer warten, bis du deinen Namen geſchrieben haſt? „Zehn Minuten.“

Die Wahrheit dieſer Facta bezeugt

D. Hornung.

Berlin, am 12. Januar 1857.

Der berühmte Profeſſor Dr. Du Bois-Reymond hatte meine Einladung, dieſen Sitzungen beizuwohnen, um ſich von der ſich manifeſtirenden, von der Wiſſenſchaft bisher ignorirten Kraft zu überzeugen, vorläufig abgelehnt; jedoch unter der Bedingung zugeſagt, wenn vermittelſt dieſer Kraft ein in einem Cylinder freihängender Pendel bewegt werden könne. Dieß Problem veranlaßte mich zu den folgenden Fragen, die ich nicht ausſprach, ſondern nur in Gedanken that und die von dem Medio Karoline auf dem Emanulektor beantwortet wurden, wie folgt: Wer wird jetzt antworten? „Heinrich Heine.“ Wird das vom Profeſſor Du Bois-Reymond mir vorgeſchlagene Pendel-Experiment durch dich, Heinrich Heine, oder durch das Medium X. ausgeführt werden? „Durch das Medium X. im Dunkeln.“ Vermag X. denn auch ohne dich dieſes Experiment auszuführen? „Nein." Durch welche Kraft werden die Pendelſchwingungen bewirkt werden? (Keine Antwort). Iſt zur Herſtellung des Pendels ein Faden oder Pferdehaar, oder Kupfer = oder Eiſendraht geeigneter? „dünner Kupferdraht." Iſt der, welchen ich beſitze, dazu geeignet? „Ja." Iſt das an dem Pendel zu befeſtigende Kügelchen zweckmäßiger von Kork oder Metall? „Metall." Welches Metall eignet ſich dazu am beſten? „Eiſen." Würde ein an dem Pendel befeſtigtes Glöckchen vermittelſt dieſer Kraft läuten? „Ja." Vermöchteſt du dieſes Experiment bei mattem Lampenlicht zu vollbringen, ſo daß wir es ſehen können? „Nein, nur im Dunkeln*)." Iſt dir dabei die

---

*) Der Verfaſſer eines an mich gerichteten Schreibens aus Pittsburg in Penſylvanien, dem ich im April v. J. einige Mittheilungen über das Pendelexperiment gemacht hatte, bemerkt unter Anderem: „Das ingeniöſe Experiment mit dem Pendel im Cylinder, das Ihnen ſo gu gelungen und vor dem Profeſſor Reymont ſo viel Reſpect hat, iſt ein Seitenſtück zu vielen ähnlichen Experimenten, die man hier anſtellte. Es freut mich ſehr, daß Ihre Ver

Gegenwart mehrerer Perſonen hinderlich? „Nein.“

Daß die vorſtehenden Gedankenfragen von dem Medio K. buchſtäblich ſo wie ſie hier mitgetheilt ſind, beantwortet wurden, bezeugt der Wahrheit gemäß D. Hornung.

Berlin, am 13. Januar 1857.

Zur Sitzung am 13. Januar Abends 8 Uhr von dem Unterzeichneten eingeladen, erſchienen die Herren Baron v. Forſtner, General von Zedlitz, Direktor Dr. Dieſterweg,

---

ſuche mit den hieſigen harmoniren, wie z. B., daß die äußeren Manifeſtationen im Dunkeln beſſer gelingen, wie am Tage oder bei Licht. Der Grund für dieſe Erſcheinung wurde ſchon mehrfach erörtert; auch haben die Geiſter darüber Aufſchlüſſe gegeben, die darauf hinaus laufen, daß durch das Licht die Phantome, die ſie aus den Ausſtrömungen der Körper ſchaffen, zerſetzt würden. Wo immer eine Verbrennung ſtatt findet, geht eine raſche Entwicklung der Ausſtrömungen von ſtatten, wodurch ein Zug der umgebenden Atmoſphäre entſteht, der die von den Geiſtern in eine gewiſſe Richtung geleitete Ausſtrömung ſtört.“

Kreisphyſikus Sanitätsrath **Dr.** Steinbeck, **Dr. med.** Fiſcher, Chemiker Stöcklein und Gemahlin, Baumeiſter Achilles, Kaufmann Neubart und Gemahlin.

Das eingeladene Medium X. war nicht erſchienen, weßhalb die vorbereiteten Experimente nicht ausgeführt werden konnten. Dagegen theilte der Unterzeichnete die Protokolle über die früheren Sitzungen mit, um die neu hinzugetretenen Herren mit den Reſultaten derſelben bekannt zu machen. Hierauf wurde das vom Profeſſor **Dr.** Du Bois-Reymond vorgeſchlagene Experiment: *das Anſchlagen eines in einem Glascylinder freihängenden Pendels ohne Benutzung mechaniſcher Kräfte*, geprüft, was vorausſichtlich ohne die dem genannten Medio adhärirende und ſich durch daſſelbe manifeſtirende Kraft keine Wahrſcheinlichkeit des Gelingens darbot. Der Glascylinder mit dem darin freihängenden Pendel wurde in der Mitte des Zimmers auf einem Tiſche aufgeſtellt, und um denſelben ein 12 Fuß im Durchmeſſer haltender Kreis von Stühlen geſtellt, auf denen die incl. des Unterzeichneten und deſſen Gattin anweſenden 12 Perſonen Platz nahmen. Es wurde von dieſen zwölf

Perſonen eine Handkette geſchloſſen, das Zimmer finſter gemacht, und von ſämmtlichen Anweſenden mit feſtem konzentrirten Willen das Anſchlagen des Pendels vermittelſt der unbekannten Kraft verlangt. Nach längerem vergeblichen Warten überzeugte man ſich, daß weder die durch die Handkette hervorgerufene galvaniſche Strömung noch irgend ein anderes unbekanntes Imponderabile, dem menſchlichen Willen gehorchend, zur Vollführung des genannten Experiments führen werde. Sollte das Anſchlagen des Pendels ſpäter im Beiſeyn des Medii X. bei Verhütung jeder möglichen Täuſchung dennoch ſtatt finden, ſo müßte angenommen werden, daß in dieſem Falle eine geiſtige, nicht zu den ſogenannten Imponderabilien gerechnete Kraft ſich thätig erweiſe. D. Hornung.

Berlin, am 23. Januar 1857.

Auf geſchehene Einladung verſammelten ſich am heutigen Abend um 8 Uhr bei dem Unterzeichneten die Herren Kreisphyſikus Sanitätsrath Dr. Steinbeck aus Brandenburg, Kreisphyſikus Dr. Wolf, Dr. med. Fiſcher, Magnetiſeur Gebrig, Direktor Dr. Dieſterweg, General Freiherr v. Zedlitz, der kaiſerl. ruſſ.

Obriſt von Bock, Obriſtlieutenant Baron A von Forſtner, Baumeiſter Achilles, Kaufmann Wittelshöfer, Chemiker Stöcklein nebſt Gattin, Frau Poſtſekretär Küſter, Kaufmann Murmann, Kaſtellan Rieß und das Medium X.

Der Emanulektor, auf welchem die Buchſtaben ſämmtlich außer ihrer alphabetiſchen Reihenfolge und obenein ſo dargeſtellt ſind, daß ſie den Beobachtern zugekehrt, von dem Medio aber nicht geſehen werden können, wurde aufgeſtellt, und dem Medio die Augen verbunden. Daſſelbe legte die Hand auf den Zeiger des Emanulektors und zeigte jeden von den Prüfenden verlangten Buchſtaben, ohne ein einziges Mal zu fehlen, mit außerordentlicher Schnelligkeit. Sodann verlangte der dem Medio gänzlich unbekannte kaiſerl. ruſſ. Obriſt von Bock ſeinen Namen und Charakter. Beides zeigte das Medium ſchnell und richtig, wobei der Dr. med. Fiſcher die gezeigten Buchſtaben notirte, welche, in Wörter abgetheilt, folgendes Reſultat gaben:

„v. Bock, Obriſt in kaiſerl. ruſſi. Dienſten." Frage: Wer hat dieſe Charge genannt? Die auf dem Emanulektor gegebene Antwort lautete: „Peter, genannt der Große." Könnte der Geiſt, welcher früher unſere Fragen durch dieſes Medium beantwortete, auch heut antworten? „Ja.“ Bitte um deinen Namen, „Heinrich Heine.“ Wer hat in den Sitzungen am 15. und 29. Nov. und 13. und 29. Dez. v. J. unſere Fragen beantwortet? „Heinrich Heine.“ Durch welches andere Medium haſt du meine Gedankenfragen beantwortet? (dieß war durch das Medium Karoline Z. am 7. und 12. Januar geſchehen). Antwort. „Was nennſt du Medium. Ein Medium iſt ein Werkzeug.“ Sind die mir von dir gegebenen Antworten zuverläſſig? Antwort. „Hältſt du mich für einen Lügner? habe ich je in meinem Leben gelogen? altes Regiſter!“ — Hältſt du dich für befähigt, ohne eines Menſchen Hand zu ſchreiben, wenn man dir Papier und Bleiſtift hinlegt? „Nein.“ Iſt dir bekannt, daß dieſes Experiment vor Kurzem in Paris gemacht und von glaubwürdigen Männern beſtätigt worden iſt? „Ja, es iſt nur Schwindel.“ Weßhalb kannſt du dieſes Experiment nicht machen? „Weil Geiſter nicht körperlich ſind.“ Hältſt du alſo das von einem Augenzeugen, der in Paris dieſen Experimenten beigewohnt und mir und Vielen andern die Wahrheit des Geiſterſchreibens ohne Menſchenhand mit ſeinem Namen verbürgt hat für Schwindel? „Ja.“ Kannſt du dich im Dunkeln keinem der Anweſenden, außer Herrn X. ſichtbar machen? „Narren, ſperrt die Augen auf!“ Kannſt du das mir von Herrn Dubois-Reymond vorgeſchlagene Experiment, nämlich das Anſchlagen eines in einem Cylinder frei hängenden Pendels ohne menſchliche Beihülfe bewerkſtelligen? „Ja.“ Iſt der hier ſtehende Glascylinder mit dem darin hängenden Pendel dazu geeignet? „Ja.“ Kann das Medium X. durch ſeine magnetiſche Kraft dieſes Experiment auch ohne dich vollführen? „Nein.“ (Die folgende Frage: „Sind meine jetzigen Vorrichtungen zu dieſem Experimente ganz zweckmäßig oder wie anders wären ſie einzurichten?“ wurde von Dr. Fiſcher als überflüſſig abgelehnt, da dieß bereits bei einer der vorigen Fragen bejaht ſey, was ſich jedoch ſpäter leider widerlegte). Dürfen wir beſtimmen, wie vielmal der Pendel an den Cylinder hörbar anſchlagen ſoll? „So weit reicht Eure Herrſchaft nicht.“ Könnteſt du die Bewegungen des Pendels nicht eben ſo gut, wie die des Zeigers auf dem Emanulektor im matt erleuchteten Zimmer vollbringen? „Ohne menſchliche Körperkraft nicht." Welche menſchliche Körperkraft meinſt du? „Dieſelbe, die ihr bei dem Pſychographiren anwendet *)." Hierauf wurde das Experiment mit einem 20 Zoll hohen, 6 Zoll weiten Cylinder, in deſſen Mitte ein Pendel von Kupferdraht mit einer an deſſen unterm Ende befe-

---

*) Dieſe Maskirung der motoriſchen Kraft vermittelſt welcher Heine nur im finſtern Raume körperliche Gegenſtände bewegt, wirft u. ſ. w. iſt nicht bedeutungslos. Beim Pſychographiren und geiſtmagnetiſchen Schreiben wirkt er, von dem Medio ungeſehen, vermittelſt deſſen Nerven und Muskeln, aus ihm heraus; bei den Experimenten im Finſtern hingegen projezirt er ſeine Geſtalt außerhalb des Medii, demſelben ſichtbar und wirkt gewaltig, ohne ſich der motoriſchen Nerven des Medii zu bedienen. Das letztere iſt deßhalb unmöglich, weil das Medium während dieſer Manifeſtationen von ſich abwechſelnden und gegenſeitig kontrollirenden glaubwürdigen Perſonen, Aerzten, Phyſikern, Pädagogen ꝛc., an beiden Händen feſt gehalten, und von allen Anweſenden ſorgſam kontrollirt wird. Vergl. N. Geheimniſſe des Tages S. 302—319, beſonders die Antworten unter 4.

ſtigten eiſernen Halbkugel, verſucht. Das Aufſtellen deſſelben auf einen Tiſch wurde vom Direktor Dr. Dieſterweg abgelehnt und dagegen deſſen Aufſtellung auf der Diele in der Mitte des Zimmers beliebt. Die Maaßregeln gegen jede mögliche Täuſchung wurden dadurch getroffen, daß mehrere Herrn mit möglichſt ſtarkem Auftreten um den Cylinder umhergingen, um durch die Erſchütterung der Dielen den Pendel in Bewegung zu ſetzen, was jedoch erfolglos blieb. Nachdem eine fernere Unterſuchung ergeben hatte, daß keine, weder elektriſche noch galvaniſche; noch ſonſt eine andere Verbindung mit dem ganz freiſtehenden Cylinder vorhanden ſey, wurden die Stühle in gleich weiter Entfernung von demſelben in einem 12 Fuß Durchmeſſer haltenden Kreis gerückt, ſämmtliche Anweſende nahmen auf denſelben Platz und es wurde nicht etwa zur Herſtellung einer galvaniſchen Strömung, ſondern lediglich, um jeden noch möglichen Verdacht einer perſönlichen Einwirkung auf das Gelingen des Experiments im Voraus zu beſeitigen, eine Handkette geſchloſſen und die Verabredung getroffen, daß jeder, dem etwas ſichtbar würde, dieſes ſeinen Nachbaren durch Händedruck andeuten ſolle. Man ging zufolge der in den früheren Sitzungen gemachten Erfahrungen darauf ein, das Zimmer finſter zu machen und 10 Minuten mit geſchloſſener Handkette, die erſt nach der Wiedererleuchtung des Zimmers gelöſt werden dürfe, den Erfolg des Experiments abzuwarten. Die Damen im Nebenzimmer übernahmen es, den Ablauf der 10 Minuten anzukündigen. Während dieſer Zeit fand der von dem Medio ausgehende Händedruck öfters ſtatt, indem daſſelbe nach ſeiner Verſicherung den Heinrich Heine, ganz ſo, wie in den früheren Sitzungen erblickte. Außer demſelben ſah jedoch Niemand etwas, auch wurde kein Anſchlagen des Pendels gehört. Man wartete noch 5 Minuten über die angegebene Zeit, jedoch ohne Erfolg. Das Zimmer wurde nun erleuchtet, der Cylinder entfernt und ein Stuhl mit darauf gelegten Büchern in die Mitte des Kreiſes geſtellt, alle Vorſichtsmaßregeln wie oben getroffen, das Zimmer, nachdem die Handkette abermals geſchloſſen, finſter gemacht und erwartet, ob die unſichtbare Kraft auf Verlangen der Anweſenden die Bücher von dem Stuhle herabwerfen oder ſich ſonſt bemerklich machen würde. Das Medium, deſſen rechte und linke Hand die Herren Dr.

Steinbeck und Baumeiſter Achilles hielten, ſah ſofort wieder, und während der ganzen Zeit die Geſtalt Heine's; der mit Büchern beſchwerte Stuhl blieb jedoch unbewegt. Dieſer Verſuch wurde hierauf dadurch modifizirt, daß man bei wieder erleuchtetem Zimmer den Stuhl, auf welchem das Medium bisher geſeſſen, mit dem in der Mitte des Kreiſes befindlichen vertauſchte und mit den Büchern beſchwerte. Das Medium benutzte nun den zuerſt genannten Stuhl, indem es ſich wieder zwiſchen die beiden vorgenannten Herren ſetzte. Gleich nachdem die Handkette wieder geſchloſſen und das Zimmer finſter gemacht war, ſah das Medium abermals Heine's Geſtalt ſich erſt vis-a-vis, dann zur Seite und in kaum einigen Minuten ward daſſelbe — in demſelben Augenblick als es die beiden, ſeine Hände haltenden Herren um die Feſthaltung ſeines Stuhles bat — von demſelben mit furchtbarer Vehemenz zur Seite des Herrn Achilles rücklings herab- und der Stuhl umgeworfen. Schleunigſt ward das Zimmer wieder erleuchtet und das Medium unbeſchädigt an der Diele liegend gefunden. Beide genannte Herren verſicherten, die Hände des Medii bis zu dem Augenblick ſeines Herabwerfens feſtgehalten zu haben, die ihnen gewaltſam entriſſen ſeyen. Da bei genauer Unterſuchung ſich keine Verletzung, auch keine Abnormität in dem Befinden des Medii vorfand, ſo wurde der letzte Verſuch mit dem mit Büchern belegten Stuhl, jedoch dießmal ohne Kettenſchließung, wiederholt und nur die beiden Aerzte, der Kreisphyſikus Dr. Wolf und Dr. Fiſcher, faßten die Hände des Medii in die ihrigen. Sofort, nachdem das Zimmer finſter gemacht war, ſah das Medium die Geſtalt Heine's zuerſt vis-a-vis, dann ſchräg hinter ſich ſtehend, es wurde ein ſich wiederholendes Kniſtern innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes, welches ſich zu dem Medio hin fortpflanzte und zuletzt in deſſen Stuhl, von allen Anweſenden deutlich vernommen. Die Aerzte fühlten ein krampfartiges Zittern in den Armen des Medii und ſchon nach einer Minute erfolgte das Herabſchleudern deſſelben vom Stuhl, dießmal nach vorn, trotzdem, daß die beiden Aerzte daſſelbe am Arm feſthielten. Die Unterſuchung ergab auch dießmal, daß keine Beſchädigung ſtattgefunden hatte. Dr. Wolf erklärte, daß das krampfhafte Zittern durch die magnetiſche Strömung veranlaßt ſeyn könnte und mahnte, den jungen Mann nicht zu oft und nie zu lang zu ſolchen Experimenten zu benutzen, weil es für deſſen Geſundheit nachtheilige Folgen haben könne *). Ueber das pſychiſche Element bei dieſen wunderbaren Erſcheinungen erlaubten ſich die Herren Aerzte keine Erklärung. Das Medium erklärte, noch nie von Krämpfen befallen worden zu ſeyn, es befinde ſich auch jetzt ganz wohl; was ſich den ſpäteren Abend hindurch, ſowie in den darauf folgenden Tagen bewährt hat.

Auf den Wunſch mehrerer Anweſenden ſollten noch einige Fragen, das Nichtgelingen der Experimente betreffend, durch das Medium pſychographiſch beantwortet werden. Der Unterzeichnete notirte dieſe Fragen in der Art, daß das Medium ſie nicht ſehen konnte, machte nun darauf aufmerkſam, daß er dieſe Fragen in Gedanken thun und das Medium mit verbundenen Augen dieſe Fragen geiſtmagnetiſch ſchriftlich beantworten würde. Das Reſultat ergab Folgendes:

---

*) Dieſe Vorſicht war bisher und wurde ſpäter jederzeit beobachtet, indem höchſtens alle 14 Tage eine Sitzung anberaumt wurde, die man ſofort ſuspendirte, wenn das Medium ſich angegriffen fühlte.

Fr. **Weßhalb** gelangen **heut die** erwarteten **Experimente** nicht?

Antw. „So lange ein nackter Wille hinreichend — ſind wir im Stande, Körper in Bewegung zu bringen — ſind aber Kunſtgriffe nothwendig, (ſo) iſt menſchliches Fleiſch erforderlich.“

Fr. Willſt du künftig das Experiment mit dem Pendel machen?

Ant. „Ja, wenn ihr den Cylinder umdreht*).“

Fr. Willſt du das Experiment mit den Büchern künftig auch vollbringen?

Ant. „Auch mit den Büchern.“

D. Hornung.

Als gegenwärtige Zeugen beſcheinigen wir die getreue Darſtellung der von uns beobachteten Thatſachen, wie der vorſtehende Bericht ſie mittheilt, der Wahrheit gemäß.

---

*) Dieſer war ſo aufgeſtellt, daß der Boden deſſelben, in welchem ſich nur eine einen Zoll weite Oeffnung befindet, nach oben gekehrt, das offene Ende deſſelben aber der Diele zugekehrt war.

Berlin, am 26. Januar 1857.

A. Baron v. Forſtner. **Dr.** Steinbeck.
Freih. v. Zedlitz, Gen. a. D. Murmann.
Achilles, Baumeiſter.
R. Stöcklein, Chemiker.
Gebrig, Magnetiſeur und Galvaniſeur.
Dr. Fiſcher. **Dr.** Wolf.
Rieß, Kaſtellan.

Berlin, am 4. Februar 1857.

In der heutigen Sitzung des magnetiſchen Vereins wurden dem zu derſelben eingeladenen Medio X. von dem Unterzeichneten die folgenden Gedankenfragen vorgelegt, welche derſelbe durch geiſtmagnetiſches Schreiben mit verbundenen Augen wie folgt, beantwortete.

1. Weßhalb beantwortete dieſes Medium neulich auf einem andern ihm unterbreiteten Inſtrumente keine Fragen? Die Antwort wurde durch einen Vers Schillers, welcher ſich in dem Gedicht: „die Huldigung der Künſte“ befindet, jedoch mit einigen weſentlichen Abänderungen (die hier geſperrt gedruckt ſind) ſchriftlich gegeben, wie folgt:

„Euch hält kein Band, Euch feſſeln keine Schranken;
Frei ſchwingt Ihr Euch durch alle Räume fort.
Eu'r unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Euer geflügelt Werkzeug iſt doch nur das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Soll Euch entſchleiert und entſiegelt werden:
Denn nichts beſchränkt des freien Denkers Kraft;
Doch mit der Zeit nur werdet Ihr erringen,
Was Ihr durch Kühnheit wollt erzwingen.“

„Schiller.“

Obgleich durch vorſtehende Zeilen die Frage nicht direkt beantwortet iſt, ſo ſind doch die im ſchnellſten Tempo mit verbundenen Augen korrekt geſchriebenen Abänderungen des Urtextes, die Umwandlung der Pronomina in die angeredete Perſon, ſo wie der Stelle: „die freie Dichterkraft“ in „des freien Denkers Kraft“ und die gänzliche Neuſchaffung der beiden letzten Zeilen bemerkenswerth, welche im Urtexte heißen:

„Doch Schön'res find ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form, — die ſchöne Seele.“

Auf die zweite Gedankenfrage: „Willſt du meine vorige Frage nicht beſtimmter beantworten?“ erfolgte die geiſtmagnetiſch geſchriebene paſſende Antwort: „Das Mittel, welches ihr Pſychograph nennt, macht es nicht; nur das ſtrenge Bewußtſein, daß eine Antwort erfolgen wird, macht es möglich. Ihr waret ſtets im Unklaren darüber; nur deßhalb erfolgte Nichts.“

Fr. Wer hat dieſe Frage beantwortet? „Heinrich Heine.“ Hierauf wurden Facſimile's der Namenszüge des Heinrich Heine und Fr. Schillers erbeten, welche das Medium gleichfalls mit verbundenen Augen ſchrieb. Das des Heinrich Heine wurde auffallend ähnlich befunden.

Achilles, Vorſitzer des magn. Vereins.
Hornung, Sekretär.

Berlin, am 10. Februar 1857.

Auf erfolgte Einladung, waren bei dem Unterzeichneten zum Behuf der Prüfung der in den früheren Sitzungen begonnenen und fortgeführten Forſchungen, verſammelt die Herren Direktor Dr. Dieſterweg, Kreisphyſikus Sanitätsrath Dr. Steinbeck, Magnetiſeur Gehrig, Chemiker Stöcklein, Obriſtlieutenant Baron v. Forſtner, General Freiherr v. Zedlitz und das Medium X.

Dr. Steinbeck hatte einen von dem General von Sch. erfundenen Pſychographen beſonderer Konſtruktion zur Prüfung ſeiner Brauchbarkeit mitgebracht. Derſelbe unterſcheidet ſich von den bekannten derartigen Inſtrumenten dadurch, daß der Zeiger ſich nicht um einen Drehpunkt bewegt, ſondern ſich in gerader Linie vor dem in einer einzigen Reihe aufgeſtellten Alphabete hin und herbewegen läßt, und daß das aufrechtſtehende Alphabet nach Belieben dem Medio oder den Beobachtern zugekehrt werden kann. Mit dieſem Inſtrumente wurden — indem das Alphabet von dem Medio abgewendet und nur den Prüfenden ſichtbar war — einige Verſuche angeſtellt und daſſelbe für pſychographiſche Manifeſtationen brauchbar befunden, indem ſowohl die Gattin des Unterzeichneten als deſſen Dienſtmädchen die laut genannten (ihnen nicht ſichtbaren) Buchſtaben zeigten, die erſtgenannte auch das von Herrn v. Forſtner nur gedachte nicht ausgeſprochene Wort „heut“ ſofort richtig pſychographirte. Unter des Medii X. Händen blieb der Zeiger, ſowohl dieſes als des ſchwarz gebeizten Emanulektors, bewegungslos, obwohl beide erſtgenannte Medien auf demſelben, bei ihnen gleichfalls unſichtbaren Buchſtaben, mit Erfolg experimentirt hatten. Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung, daß das höchſt intenſive Medium X. auf dieſen beiden Inſtrumenten, trotz ſeines ſcheinbar guten Willens, nicht experimentiren konnte, blieb bis jetzt unerklärt und ſcheint anzudeuten, daß hier nur eine intellektuelle, mit dieſem Medio verbundene Willenskraft im Spiele ſey.

Der Direktor Dr. Dieſterweg hatte eine von ihm ſelbſt mit kleinen lateiniſchen Lettern geſchriebene Buchſtabenreihe, in der kein Buchſtabe in der alphabetiſchen Ordnung ſtand, mitgebracht, um zu prüfen, ob das Medium auch auf dieſen, weder ihm noch dem Unterzeichneten vorher zu Geſicht gekommenen, Buchſtaben die Antworten auf vorgelegte Fragen geben könne. Nachdem dieſe Buchſtabenreihe, von dem Medio unbemerkt, auf der Kante des Emanulektors befeſtigt war, zeigte daſſelbe mit verbundenen Augen, durch Auflegung ſeiner Hand auf den Zeiger, ſofort ſchnell und richtig die vom Direktor Dieſterweg genannten Buchſtaben, pſychographirte auch ganz exakt die Worte Dieſterweg, Doctor und Leipzig. Dr. Dieſterweg ſetzte ſich nun auf die Stelle, welche das Medium eingenommen hatte und verſuchte, theils mit offenen theils mit verbundenen Augen, ob er die Buchſtaben ſehen und zeigen könne, was er jedoch in beiden Fällen nach wiederholten Verſuchen für unmöglich erklärte. Hierauf befeſtigte der Unterzeichnete auf dem Emanulektor einen von ihm für dieſen Zweck gefertigten Sattel, welcher die Sehlinie des Medio nach der Stelle, wo die Buchſtabenreihe ſich befindet, in der Art unterbricht, daß nur die Oberfläche des Sattels geſehen werden kann. — Es fand ſich, daß hierdurch die Experimente bedeutend erſchwert wurden, indem das Pſychographiren der aufgegebenen Buchſtaben und Wörter nur langſam und nicht ganz fehlerfrei erfolgte. Nach Wegnahme des Sattels erfolgten die Antworten, zuerſt auf der vom Direktor Dieſterweg mitgebrachten, dann auf einer andern, gleichfalls nicht alphabetiſch geordneten und dem Medio unſichtbaren Buchſtabenreihe mit außerordentlicher Schnelligkeit und Präziſion. Der Direktor Dieſterweg kontrollirte und notirte die Buchſtaben. Folgende Fragen wurden geſtellt und beantwortet: In welchem Hauſe und in welcher Straße wohnteſt du, Heinrich Heine, einſt als Student in Berlin? „Narren, wozu nützt dieſer Blödſinn!“ Wir wünſchen uns von der Identität deiner Perſon zu überzeugen, da Niemand von uns dieſe Wohnung weiß. Sei demnach ſo gut und beantworte — wenn du es vermagſt — dieſe Frage! „Unter den Linden Nro. 18.“ Verſuchsweiſe wurde der Sattel nun wieder aufgelegt und dann gefragt: In welchem Stockwerk wohnteſt du? Es erfolgten hierauf langſam und etwas verwerren die Buchſtaben „parterre ei meinen ratclif geſchrieben.“ Nach Wegnahme des Sattels wurde gefragt: Auf welche Perſon in dieſem Hauſe haſt du ein Gedicht verfaßt? Antw. „Wann werdet ihr zur Vernunft kommen! Was bringen Euch ſolche Kindereien vorwärts“*)?

---

*) Die vorſtehenden Prüfungsfragen waren dem Unterzeichneten von einem Freunde zugeſtellt,

Du verſprachſt uns neulich, das Anſchlagen des Pendels in dem Cylinder und das Herabwerfen von Gegenſtänden vom Tiſch, ohne Menſchenhand zu bewirken, willſt du dieß heut vollführen? „Ja." Sind meine Vorrichtungen dazu geeignet? „Gleichgültig." Iſt keiner der Anweſenden dir durch irgend etwas hinderlich? „Die Hinderlichen weiß ich bei Seite zu ſchaffen." Wie könnte die ſich hier manifeſtirende Kraft zum Wohle der Menſchheit verwendet werden und wie können wir ſie uns dienſtbar machen? „Da liegt der Hund begraben. Es iſt ein Geheimniß, welches ihr erforſchen ſollt; doch mit eurem Schaafsmiſt *) kommt ihr nicht vorwärts!" Könnte dieſe Kraft vielleicht als Hebel oder

---

der jedoch die von ihm gewußten Antworten ſorgfältig verſchwieg. Bei ſpäterer Erkundigung ergab ſich, daß die angegebene Wohnung nicht die vom Frageſteller gemeinte und ihm unbekannt ſey, ob Heinrich Heine auch unter den Linden Nro. 18 gewohnt habe.

*) Heine bezeichnet hier das Gehirn als Organ des Denkens mit Schaafmiſt, ſowie früher mit Grützkaſten.

Lokomotivkraft benutzt werden? „Vorläufig ſollen alle Langohren (Eſel) darnach tanzen." Welche Kraft iſt es, die auch am hellen Tage in menſchenleeren Räumen Meubel bewegt hat, wie glaubwürdig bezeugt wird, und von wem geht dieſe Kraft aus? „Zu tief wagt ihr einzudringen; noch ſeyd ihr zu dumm." Weißt du es denn ſelbſt? (hierauf erfolgte keine Antwort). Sind höhere oder niedere Geiſter dabei thätig? „Hier geht niemand auf Stelzen, auch liegt niemand im Dreck." Hierauf wurde das Pendel-Experiment geprüft. Der 20 Zoll hohe, 6 Zoll weite Glascylinder wurde, mit dem offenen Ende nach oben gekehrt, auf einen in der Mitte des Zimmers ſtehenden gewöhnlichen Tiſch geſtellt; der 1½ Loth ſchwere Pendel, beſtehend aus einem 17 Zoll langen Kupferdraht mit einer am untern Ende befeſtigten ſtählernen Halbkugel, wurde im Centro des Cylinders an einem gewöhnlichen auf dem Rande des Cylinders liegenden Bleiſtifte frei aufgehängt. Man verſuchte durch möglichſt ſtarke Erſchütterung der Dielen dieſen Pendel in Bewegung zu bringen, was jedoch unmöglich erſchien. Die Stühle wurden, in gleich weiter Entfernung von dem Tiſch, in einem 12 Fuß weiten Kreiſe aufgeſtellt, ſo daß bei erfolgter Probe der Tiſch von keinem der Anweſenden, die auf den Stühlen Platz genommen hatten, mit den Füßen erreicht werden konnte. Zu noch größerer Sicherung vor möglicher Täuſchung wurde von ſämmtlichen Anweſenden eine Handkette geſchloſſen, in welcher das Medium, rechts von dem Direktor Dr. Dieſterweg, links von dem Kreisphyſikus Dr. Steinbeck gehalten wurde. Etwaniges Aufſtehen und dem Tiſche Nahen, ohne von ſeinen Nachbarn bemerkt zu werden, war durch dieſe Vorkehrung unmöglich gemacht.

Nach allen dieſen Vorſichtsmaßregeln, und da auf die Aufforderung des Unterzeichneten keine weiteren vorgeſchlagen wurden, machte man das Zimmer finſter, mit der Beſtimmung, daß auf den Ruf „Licht“ daſſelbe ſofort wieder erleuchtet, und daß derjenige, welcher etwas ſähe, dieß bei gänzlicher Stille nur durch einen Händedruck ſeinen Nachbaren andeuten ſolle, damit dieſe es weiter durch die Handkette mittheilen könnten. Es dauerte nur einige Minuten, als das Medium dieſes Zeichen gab, indem ihm nach ſeiner Verſicherung die Geſtalt des Heinrich Heine ganz ſo, wie ſie ihm bei den früheren Sitzungen erſchienen war, am Tiſche ſichtbar wurde. Der Händedruck wiederholte ſich in kurzen Pauſen einigemal, ſodann erklärte das Medium auf Befragen, daß es nichts mehr ſehe. Später wiederholte ſich dieſer Händedruck, und faſt gleichzeitig hörte man einen vom Tiſch ausgehenden, ziemlich heftigen Knall oder Schlag und ein einmaliges deutlich vernehmbares Anſchlagen des Pendels. Als ſich nach etwa 5 Minuten außer dieſen Detonationen nichts hören ließ, wurde das Zimmer wieder erleuchtet und darauf erſt die Handkette gelöst. Bei ſofort angeſtellter Unterſuchung fand ſich der Bleiſtift, an welchem der Pendel genau im Centro des Cylinders befeſtigt geweſen war, ganz an die eine Seite des Cylinders und mit dem einen Ende in denſelben hineingeſchoben und herabhängend; das untere Ende des Pendels berührte die innere Wandung des Cylinders, wodurch es erklärlich iſt, daß weitere Pendelſchläge nicht ſtattgefunden hatten. Die Herren Dr. Steinbeck und Stöcklein befeſtigten nun den Bleiſtift mit Siegellack genau über dem Centro des Cylinders und verhinderten durch auf den Bleiſtift aufgetropften Siegellack auch die Verſchiebung des Pendels. Man legte nun einige Bücher und den vorher benutzten Emanulektor auf den Tiſch, es der nnſichtbaren Kraft überlaſſend, entweder den Pendel anzuſchlagen oder einen der genannten Gegenſtände vom Tiſch herabzuwerfen.

Alle vorgenannten Vorſichtsmaßregeln wurden genau in derſelben Art wieder getroffen und das Zimmer finſter gemacht. Nach wenigen Minuten erfolgte von Seiten des Medii der verabredete Händedruck, als Zeichen, daß Heinrich Heine ihm ſichtbar ſey und bald darauf hörte man ein Trippeln mit den Füßen, welches vom Medio auszugehen ſchien. Auf Befragen erklärte daſſelbe: „Ich kann meine Füße nicht feſthalten.“ Da dieſes Trippeln bald nachließ und das Medium erklärte, ihm ſey wieder wohl, ſo wurde kein Licht herbeigerufen. Nun vernahm man mehrere deutliche, von dem Tiſche ausgehende Schläge, auch ein Scharren an oder auf dem Tiſche. Kurz darauf erfolgten drei dumpfe, ſchauerliche, ziemlich heftige Schläge, wie ſie bei der ſpäteren Unterſuchung durch Aufſchlagen auf den Tiſch nicht hervorgebracht werden konnten, und die aus dem Innern der Tiſchplatte hervorgegangen zu ſeyn ſchienen. Gleichzeitig erfolgte das von allen Anweſenden deutlich gehörte Anſchlagen des Pendels an den Glascylinder, ein wiederholtes Scharren auf dem Tiſch, und ein Geräuſch, als ob der Tiſch gekippt und wieder auf die Füße zurückgeworfen würde. Sofort wurde das Zimmer erleuchtet und die bis dahin geſchloſſen gebliebene Handkette geöffnet. Bei der ſogleich erfolgten Unterſuchung fand ſich der Glascylinder von dem Mittelpunkte der Tiſchplatte, wo er geſtanden hatte, um einige Zoll entfernt und der Emanulektor nach derſelben Richtung über den Rand der Tiſchplatte ſo weit hinaus geſchoben, daß er dem Herabfallen nahe war. Dieſe Thatſachen wurden von allen Anweſenden konſtatirt, die Erklärung derſelben aber vorbehalten. Man bedauerte allgemein, das Zimmer ſo frühe ſchon wieder erleuchtet zu haben, weil bei längerem Warten wahrſcheinlich ſämmtliche Gegenſtände vom Tiſch herabgeworfen ſeyn würden.

Der Unterzeichnete forderte die Anweſenden auf, dieſes Experiment unter noch mehr erſchwerenden Bedingungen einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen und ſchlug — indem andererſeits keine Vorſchläge gemacht wurden — vor, daß ſämmtliche Anweſende an der einen Seite des Zimmers Platz nehmen und der Tiſch mit dem Cylinder an die entgegengeſetzte Seite gerückt und dann das Experiment erſt ohne, dann mit Handkettenſchließung verſucht werden ſolle. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und zu noch größerer Sicherung gegen jede Ungehörigkeit ſo ausgeführt, daß eine Reihe Stühle in gleicher Entfernung von dem Tiſch und den Prüfenden als Barriere aufgeſtellt und eine Schnur über dieſe Stühle geſpannt wurde, deren Enden der Direktor Dieſterweg und **Dr.** Steinbeck hielten. Als nach 15 Minuten langem vergeblichen Harren ſich weder etwas ſehen noch hören ließ, wurde beſchloſſen, das Experiment ganz in derſelben Art, wie es zuerſt ſtatt gefunden hatte, zu wiederholen. Alle oben beſchriebenen Vorſichtsmaßregeln wurden beobachtet, aber der Erfolg blieb auch dießmal aus, was man allgemein der Abſpannung und Ermattung des Medii zuzuſchreiben geneigt war. Dieſe Abſpannung ſchien durch eine heftige Gemüthsbewegung und Nervenaufregung des Medii veranlaßt zu ſeyn, welche Symptome ſich unter Anderem, wenn auch nur auf kurze Zeit, durch das krampfhafte Nervenzittern und Trippeln der Füße des Medii, bevor das beſchriebene Phänomen auf dem Tiſche ſtatt fand, kundgegeben hatten.

Unter dieſen Umſtänden wurde die Sitzung aufgehoben. Das Medium hatte ſich bald wieder erholt und befand ſich in den folgenden Tagen bei ſeinen Berufsgeſchäften, wie ſonſt immer, ganz wohl. D. Hornung.

Die getreue Darſtellung der in dem vorſtehenden Protokoll erzählten, von uns beobachteten Thatſachen, bezeugen wir Unterzeichnete der Wahrheit gemäß.

Berlin, im Februar 1857.

Gehrig. Freih. v. Zedlitz. Dr. Steinbeck.
R. Stöcklein. Baron v. Forſtner.

Bemerkung. Als ich einige Tage nach den vorſtehend beſchriebenen Experimenten den Seminar-Direktor a. D. Dr. Dieſterweg beſuchte, erklärte derſelbe: „Nun bin ich noch mehr im Zweifel als früher in Betreff der von uns Allen gehörten Detonationen. Ich kenne Ihre Lokalitäten nicht; es könnte durch eine Verbindung der Balken mehrerer Zimmer eine Erſchütterung der Dielen und durch dieſe die von dem Tiſch ausgehenden Schläge und das Anſchlagen des Pendels an den Glascylinder bewirkt worden ſeyn, indem Jemand in der Küche etwa Holz verkleinert oder andere Erſchütterungen der Dielen und Balken hervorgebracht habe.“ Auf die Entgegnung, daß ſämmtliche Anweſende eine ſolche Erſchütterung nothwendiger Weiſe auch an ihren, dieſen Tiſch umgebenden, Stühlen bemerkt haben müßten, wußte **Dr.** Dieſterweg nichts Beſſeres zu antworten als: „So lange ich mir eine ſo außerordentliche Sache nicht erklären kann, glaube ich ſie nicht, ſondern bezweifle ſie,“ was demſelben für ſeine Perſon auch in Beziehung auf die höchſten Begriffe gern zugeſtanden wurde nach dem von ihm ausgeſprochenen Grundſatz: „Der Menſch muß nichts glauben, was er nicht begreifen und erklären kann.“

Dieſe Anſchauungsweiſe Dieſterwegs war die Urſach, daß er zu den ſpäteren Sitzungen nicht mehr eingeladen wurde, da ein ſolcher Standpunkt zur Erforſchung noch unbekannter Kräfte unfähig macht.

Der Verfaſſer.

Berlin, am 11. Februar 1857.

Die wichtigen, in den „Neuen Geheimniſſen des Tages“ S. 345 — 350 von mir mitgetheilten Aufſchlüſſe und Belehrungen aus dem Jenſeits veranlaßten mich, auf den Geiſt Heinrich Heine religiös einzuwirken. Das Medium Mathilde, welches ich vermittelſt des Emanulektors dazu benutzte, iſt im Beſitz der Kenntniſſe, welche in höheren Töchterſchulen gelehrt werden, frei von Sentimentalität und Exaltation, nüchternen Verſtandes, dem Myſtizismus und der Exkluſivität in der Religion abgeneigt, und glaubt bis heut nicht an die Kommunikation mit der Geiſterwelt, ſondern beſtreitet dieſelbe hartnäckig. Um ſo auffallender ſind die folgenden Antworten, die durch ſie geiſtmagnetiſch — gegen die Ueberzeugung ihrer bewußten Intelligenz — von dem Geiſt Heinrich Heine auf meine Fragen ertheilt wurden. — In einer ſo wichtigen Sache betheure ich vor dem Allwiſſenden und Allgegenwärtigen, daß die folgenden Mittheilungen genau ſo, wie ſie hier vorliegen, auf dem Emanulektor Buchſtabenweiſe gegeben wurden und daß ich daran nichts geändert oder hinzugeſetzt habe.

a. Unausgeſprochene und nur in Gedanken geſtellte Fragen.*)

---

*) Ich ſprach die erſten Fragen, die in dieſem

Wer wird jetzt antworten? „Kraft." — Wäre es möglich, daß Heinrich Heine meine Fragen durch dieſe Kraft beantworten könnte? „Ja." Willſt du jetzt ſo gut ſeyn, mir zu antworten, da ich dich, Heinrich Heine! darum bitte? „Heinrich Heine wird ſtets bereit ſeyn, dir zu antworten." — Alſo auch jetzt? „Ja."

b. Ausgeſprochene Fragen.

Biſt du, Heinrich Heine! befähigt und geneigt, von mir religiöſe Worte zu vernehmen, die dir zum Heil gereichen könnten?

„Mein irdiſches Leben war ein ganz verfehltes."

Biſt du geneigt, Worte, die über die zerſetzenden Verſtandeskräfte hinauf- und in das Gebiet des Glaubens hineinreichen, anzuhören und in dir aufzunehmen? **„Reue kommt oftmals zu ſpät, doch immer noch Zeit umzu-**

---

und den folgenden Protokollen enthalten ſind, deßhalb nicht aus, um einer möglichen Täuſchung vorzubeugen, und mich zu vergewiſſern, ob ich wirklich mit dem Geiſt Heinrich Heine in Verbindung treten würde, wovon ich durch die erfolgten Antworten mich überzeugt hatte.

Der Verfaſſer.

kehren auf den rechten Weg." Glaubſt du, daß die Reue jetzt bei dir zu ſpät kommt? **„Ja! Schmach und Hohn verfolgen mich auch im Fegfeuer, meine Qual nimmt auch hier kein Ende."** Haſt du in deinem Erdenleben jemals um Erleuchtung deines Geiſtes zu dem Allerhöchſten gebetet? **„Nein! mein Leben war ein ſündenſchweres. In meinem letzten Athemzuge empfand ich noch nicht den Geiſteszuſtand der reuigen Sünder."** Was war der Grund, daß du dich den religiöſen Eindrücken entzogeſt und ſie verſpotteteſt? **„Weltluſt war meine größte Leidenſchaft. Gott erſchien mir ſtets zuwider; höhere Eindrücke empfand nie mein Gemüth."** Iſt dir die Bibelſtelle bekannt: Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten; denn was der Menſch ſäet, das wird er ernten? — **„Nein! — Meine Saat wird auch reiche Früchte tragen."** Welche? **„Zeitliche!"**

(Da das Medium ſich angegriffen fühlte, mußten die ferneren Fragen ſuspendirt werden bis zum folgenden Tage.)

Berlin, am 12. Febr. 1857. Nachmittags.

a. Gedankenfragen.

Wer wird jetzt antworten? **„Magneti-**

ſche Kraft.“ Iſt es dir möglich, lieber Heinrich Heine! vermittelſt dieſer Kraft zu antworten und biſt du dazu geneigt, ſo pſychographire deinen Namen. (Anmerkung. Ich hatte dieſen Satz kaum ausgedacht, als ſchon von dem Medio pſychographirt wurde: „**Heinrich Heine.**“) Erkläre dich jetzt deutlicher über die letzte deiner Antworten: Meine Saat wird auch reiche Früchte tragen! — „**Es wird mir ſchwer werden dahin zu gelangen, eine höhere Macht anzuerkennen; himmliſche Wonne werde ich nicht genießen, die Himmelsleiter iſt für Würdigere beſtimmt. — O ihr Erdenkinder! genießet Eure Pilgerfahrt auf Erden beſſer!**“ — — —

b. Ausgeſprochene Fragen.

Meinteſt du geſtern die Saat, durch welche du auf Tauſende vermittelſt deiner ſchlüpfrigen, blasphemiſchen Gedichte und Schriften verderblich gewirkt haſt, und bezieht ſich die reiche Ernte auf dieſe Saat oder auf deine Perſon? „**Tauſend Zaubermährchen ſind mir lieber als Eine Bibelſtelle, und unzählbar (iſt) die Menge, welche meine Werke mit dem höchſten Intereſſe benutzt haben.**“

Sind dir auch jetzt noch Tauſend Zaubermärchen lieber als Eine Bibelſtelle? „**Du kurze**

Zeit iſt's, daß ich von der Welt geſchieden bin, um ſchon eine Aenderung meines Sinnes angenommen zu haben. Jahrzehende werden wohl vergehen, wo meine Anſchauung eine andere wird." Nach dieſen, mein tiefſtes Mitleid erregenden Erklärungen ging ich auf ein anderes Thema über und fragte: Wodurch entſtand, und wer oder was veranlaßte neulich das ſtarke Zittern in des Medii Füßen? „Heftige Gemüthsbewegung und Nervenanſtrengung durch innere Zuſammenziehung der Nerven." Iſt bei ferneren Experimenten mit dieſem Medio die Wiederkehr dieſes Zitterns zu befürchten? „Nein." Wodurch kann man etwas dagegen thun? „Durch mäßig ſtrenge Diät."

(Wegen Angegriffenheit der Nerven des Medii M. mußten für jetzt weitere Fragen unterbleiben.)

Am 13. Februar Abends wurden von mir und meinem anweſenden Schwager mit dem Medio M. beſtätigende Verſuche des geiſt-magnetiſchen Schreibens angeſtellt. Das Medium hielt einen gewöhnlichen Bleiſtift über einen unbeſchriebenen

Bogen Papier, und es wurden von demſelben mehrere unſerer nur in Gedanken geſtellten Fragen richtig beantwortet. Wir, die beiden zuerſt Genannten, entfernten uns darauf in ein anderes Zimmer und verabredeten dort, in Gedanken die Frage zu ſtellen: Wollteſt du, Heinrich Heine! wohl ſo gefällig ſeyn, durch die Hand des Medii M. deinen Namen zu ſchreiben? Als wir wieder in das Zimmer getreten waren, in welchem das Medium uns erwartete, ſtellten wir nur in Gedanken die genannte Frage, worauf das Medium M. ſofort — ohne unſere Frage auch nur ahnen zu können — folgendes ſchrieb: „**Nein! aber gedenken werde ich meiner ſteten Grundſätze; ſie bleiben mir ſtets eigen, trotz Eurer ſorglichen Bemühung. Ich will nicht nach anderer Menſchen Willen gehen.**“

Am 15. Februar Abends 6 Uhr.

Fragender: Der Verfaſſer. Medium: Mathilde auf dem Emanulektor.

a. Gedankenfragen.

Lieber Heinrich Heine! biſt du jetzt hier und willſt du mir einige Fragen beantworten? — „Ja.“ — Buchſtabire zum Zeichen, daß du wirklich hier anweſend biſt, gefälligſt durch die

Hand des Medii deinen Namen. Kaum daß ich dieſen Gedanken ausgedacht, zeigte das Medium auf dem Emanulektor die Buchſtaben:

HEINRICH HEINE.

Soll ich die ferneren Fragen laut ausſprechen? „Ja.“

b. Ausgeſprochene Fragen.

Wodurch iſt das Medium X. mit dir in eine ſo nahe und innige Verbindung gekommen? **„Durch Verſinken ſeines Geiſtes in meine Werke und durch gleiche Religionsanſichten.“** Welche deiner Schriften hatte er geleſen, ehe ich ihn kennen lernte? **„Vorher hatte er nichts geleſen. Mein Bildniß hatte einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht!“** Wo hat er das geſehen? „Unter den Linden.“ Beſitzt er dein Bildniß? „Nein.“ Weicht ſeine religiöſe Richtung von der deinigen ab? „Nein.“ Wird meine religiöſe Einwirkung ſeine Religionsanſichten und Grundſätze ändern und willſt du mir dabei förderlich ſeyn, inſofern du es vermagſt? **„Er wird ſo feſt darin ſeyn, wie ich. — Handeln gegen meine Grundſätze war nie meine Art und Weiſe.“** Sage mir gefälligſt, weßhalb Herr X. am Dienſtag Abend auf den beiden dir bewußten Inſtrumenten durchaus nicht pſychographiren konnte, während Mathilde und Karoline es vermochten? „Abneigung für dieſe Inſtrumente.“ Weſſen Abneigung? „Des Medii.“ Rührte dieſe Abneigung von deinem oder von ſeinem Willen her? „Von ſeinem Willen.“ Wodurch entſtand in ihm dieſe Abneigung? „Durch verſchiedene Urtheile der menſchlichen Meinungen.“ War auch mein Urtheil daran ſchuld? „Nein.“

Am 6. März.

Das Medium M. beantwortete auf dem Emanulektor folgende

a. Gedankenfragen.

Wer wird jetzt antworten? „Magnetiſche Kraft.“ Wird ein Geiſt durch dieſe Kraft antworten? „Nein.“ Weßhalb nicht? „Weil Laſter und Tugend nicht zuſammen paſſen.“ Wer gab dieſe Antwort? „Heinrich Heine.“ Auf wen bezogſt du das Wort Laſter? „Auf mich.“

b. Ausgeſprochene Fragen.

Was veranlaßte deine oft pikirten und rohen Antworten, die du mir durch das Medium X. gabſt? „So wie ihr fragt, ſo eine paſſende Antwort ihr darauf bekommt.“ Erkläre uns den neulich von dir gebrauchten Ausdruck: Hier geht Niemand auf Stelzen, auch fällt Niemand in Dreck. „Wo anders kennt man den Ausdruck **nicht als in der Hölle.**“ Biſt du denn darin? „Fragſt du denn noch darnach?“ Biſt du — wie du früher ſagteſt — im Fegfeuer oder in der Hölle? „Iſt ganz gleich.“ (Vergleiche Neue Geheimniſſe des Tages S. 188 die Antworten auf Frage 30 und 31). Nach meinen Begriffen iſt das nicht gleich, deßhalb erkläre, in welchem Zuſtande du dich eigentlich befindeſt? „**Du haſt doch ſchon hölliſche Beweiſe genug von mir erfahren.**“ (Vergleiche das Protokoll vom 28. Februar, welches dieſem folgt.) Wodurch? „Durch meine Kraft.“ Welches Mittel bedienteſt du dich, um die ſämmtlichen Produktionen des Klopfens, Werfens, Läutens ꝛc. hervorzubringen? (Keine Antwort.) Vermagſt du einen leichten Gegenſtand, etwa ein Buch ꝛc. von einem Tiſch auf das Klavier zu werfen? „Ohne das Medium nicht.“ [*] Willſt du es nächſtens thun? „Ja." — Wünſcheſt du einige religiöſe Worte von mir zu hören? „Nein." *). — — —

---

[*] Es ſcheint demnach, daß die Geiſter ſich nur durch die Verbindung mit ihnen geiſtig verwandter Menſchen manifeſtiren können.

Der Verfaſſer.

Fragender war der Verfaſſer.

Berlin, am 28. Februar 1857.

Auf die erfolgte Einladung erſchienen bei dem Unterzeichneten die Herren Baron von Forſtner, General der Infanterie a. D. und vormals Kriegs-Miniſter v. Pfuel, Kreisphyſikus Dr. Steinbeck, Chemiker Stöcklein nebſt Gattin, Baumeiſter Achilles, Kaſtellan Rieß, Profeſſor Haſert und das Medium X.

---

*) Möchte der arme, bedauernswerthe Heinrich Heine doch während ſeines irdiſchen Lebens ernſt bedacht und gewiſſenhaft befolgt haben, was er Andern im „Buche der Lieder" S. 204 zuruft, es ſtünde jetzt beſſer mit ihm! Sein Zuruf lautet daſelbſt:

„Menſch! Verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammniß
Iſt kein bloßer Pöbelwahn."

„Menſch! bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan!"

Evangel. des Lukas Kap. 11, (5—13.)

Der Unterzeichnete las aus H. Heine's „Neuen Gedichten“ das unter Nro. XII. befindliche Gedicht an Georg Herwegh vor, ließ ſodann das Medium mit verbundenen Augen die Hand auf den Zeiger des früher beſchriebenen Emanulektors legen, und that die folgenden Fragen, deren pſychographirte Antworten von ihm und Dr. Steinbeck notirt wurden, wie folgt: Wer hat dieſes Gedicht gefertigt und in welcher Sammlung iſt es gedruckt? „Von Herwegh in ſeinem Werke, betitelt „Kritiken.“ Verlag „Bellevue“ (falſch). Iſt es von ihm? „Auf Herwegh von mir“ (richtig). Wie heißt der Titel des Buches, aus dem ich es entnahm? „Gedichte von Heinrich Heine. Im Verlag, Hamburg“ (richtig.) Vermagſt du deinen Freund Georg Herwegh jetzt zu inſpiriren, daß er lebhaft an dich denkt, und ihn zu veranlaſſen, daß er ſich Tag und Stunde anmerkt, wo und wann dieß geſchehen? „Herwegh iſt ein Freigeiſt; ihn berühren dergleichen Sachen nicht. Altes Dromedar, du biſt zu dumm.“ Du ſagteſt uns doch früher: (15. Nov. v. J.) Eine geregelte Geiſtesverbindung ſey möglich zwiſchen Geiſtern, gleichgültig ob lebend oder für dieſe Welt todt. „Nur wo eine **Gleichheit des Geiſtes** ſtattfindet, könnt ihr euch verſtändigen. Biſt du jetzt klüger, Trampelthier?“

Anmerkung. Nach dieſen abweiſenden Antworten unterblieben die weiteren, in Beziehung auf Herwegh vorbereiteten Fragen, und wurden auf einen denſelben Zweck verfolgenden Gegenſtand übergeleitet. Ich las eine Stelle aus einem am 24. Februar aus Seſana bei Trieſt an mich gerichteten Briefe vor, in welcher der Anfang eines Gedichts auf Barbaroſſa enthalten iſt, und das von H. Heine's Geiſt herrühren ſollte. Frage: Iſt dieſes Gedicht von dir? Antw. „Verfluchter Betrug! Dieſes Gedicht iſt von Herwegh und befindet ſich in dem Werke, betitelt Kritiken von Herwegh. Verlag Bellevue*).

---

*) Ein Werk Herwegh's unter dem Titel „Kritiken“ iſt nicht vorhanden, dagegen aber ein Werk, betitelt „Gedichte und kritiſche Aufſätze von Georg Herwegh. Bellevue bei Conſtanz 1845.“ In dieſem Buche iſt ein Gedicht Herwegh's überſchrieben: Barbaroſſa, welches jedoch ganz andern Inhalts und anderen Versmaaßes als das mir aus Seſana mitgetheilte iſt.

Ich bitte dich um Vollendung dieſes Gedichts. „Haſt du das Leſen verlernt, Faulpelz! Du gottesfürchtiger Mann! In der Bibel ſteht geſchrieben: Suchet, ſo werdet ihr finden." Hierauf las ich aus dem obigen Briefe die Stelle vor, in welcher erzählt wird, daß in Gegenwart eines Wachtmeiſters der Gensdarmerie und ſechs Gensdarmen, und zwar in der Kaſerne, auf meines Freundes und ſeines Medii Verlangen von unſichtbarer Hand der Füſeliermarſch auf den Fenſterſcheiben getrommelt worden ſey und fragte, ob dieß möglich und ob daſſelbe auch hier geſchehen könne. Antw. „Ich will Euch jetzt vernünftiger antworten, denn ihr treibt mit einer ſo ernſten Sache zu viel Kinderei. Was nützt Euch dieſes; was bringt dieſe Wiſſenſchaft! Vorwärts! wie Ihr Euch auszudrücken beliebt." Ich las hierauf den Schluß des erwähnten Briefes vor, welcher lautet: „Ich werde die Zeit eine glückliche heißen, wo wir mittelſt unſerer Medien aus weiter Ferne korreſpondiren werden," und ſtellte die Frage: Kannſt und willſt du zwiſchen mir und meinem Korreſpondenten in Seſana eine geregelte Geiſtesverbindung ohne Schriftwechſel und elektromagnetiſchen Telegraphen herſtellen, und was haben wir (ich und mein Freund) dabei zu beobachten? „Ich habe heute ſchon geſagt, daß nur zwiſchen gleich geſinnten Menſchen dieſe Verbindung ſtattfinden kann. Du biſt dazu nicht geeignet, wohl aber der, durch den ich zu Euch ſpreche." Wen meinſt du damit? (Hier wurde der Name des Medii genannt.) Würde derſelbe ſich auch mit Herwegh unterhalten können? „O ja!"

Willſt du nun das Experiment mit dem Pendel wiederholen? „Ja." Willſt du auch das Läuten mit einer an den Tiſch angeſchraubten Glocke und das Klingen eines auf den Tiſch zu ſtellenden Schlittengeläutes produziren? „Ja." Soll beides getrennt von einander geſchehen? „Spielt wie ihr wollt!" Hierauf wurde der Tiſch mit dem früher beſchriebenen Glascylinder in die Mitte des Zimmers gerückt und die Stühle in einen 12 Fuß weiten Kreis um denſelben in gleichweiter Entfernung herumgeſtellt. Nachdem die anweſenden (mit Einſchluß des Unterzeichneten und deſſen Gattin) 11 Perſonen auf denſelben Platz genommen und durch möglichſt ſtarke Erſchütterung der Dielen ſich herausgeſtellt hatte, daß dadurch ein Anſchlagen des Pendels an die innere Wandung des Cylinders nicht bewirkt werden könne, auch eine Erreichung des Tiſches mit den Füßen unmöglich war, wurde von ſämmtlichen Perſonen eine Handkette geſchloſſen, um jeden noch irgend wie begründeten Verdacht menſchlicher Einwirkung auf das Experiment zu beſeitigen, und das Zimmer finſter-gemacht. In dieſer Kette hielt der General von Pfuel die rechte und der Kreisphyſikus Dr. Steinbeck die linke Hand des Mediums, welches bald durch den verabredeten Händedruck zu erkennen gab, daß es die Geſtalt H. Heine's ſehe. Dieſer Händedruck wiederholte ſich öfters und theilte ſich von Hand zu Hand den übrigen Anweſenden mit. Außer dem Medio wurde nur von dem Herrn A. und der Schwägerin des Unterzeichneten ein matter Lichtſchimmer in der Richtung nach dem Ofen zu bemerkt. Es erfolgte ein Knacken in dem freiſtehenden Tiſche, und derſelbe rückte auf der Diele ſcharrend mehrere Fuß weit den Damen entgegen, welche ihre Füße gegen eine mögliche unſanfte Berührung zu ſchützen ſuchten. Eine Bangigkeit überfiel ſie, und ſie wurden auf ihre dringende Bitte aus dem Zimmer entlaſſen. Der Tiſch wurde ſodann wieder in die Mitte des Kreiſes gerückt. Nachdem das Zimmer kaum wieder finſter gemacht war, erfolgte der Händedruck des Medii, welches die Geſtalt H. Heine's bald am Tiſch, bald hinter ſich bemerkte und dieſes auf Befragen anzeigte. Hinter dem Stuhl des Medii lag auf einer Pfeilerkommode unter dem Spiegel das an dem heutigen Tage gekaufte eingerahmte Bild H. Heine's mit dem bekannten Facſimile deſſelben:

„Jahre kommen und vergehen —
In dem Webſtuhl läuft geſchäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt das weiß kein Weber.“
H. H.

Die Geſtalt Heine's ſchien dieſes Bild, wie es dem Medio vorkam, genau zu beobachten, und Herr Baumeiſter A. zeigte an, daß er einen Schimmer im Spiegel ſehe, der bald wieder verſchwand. Die übrigen Perſonen bemerkten nichts. Nach ganz kurzer Zeit gingen ununterbrochen abermals Detonationen vom Tiſche aus, und das von den Herren v. Pfuel und Dr. Steinbeck feſtgehaltene Medium ward ſeitwärts zwiſchen den von ihm und den von **Dr.** Steinbeck benutzten Stuhl gewaltſam herabgeworfen, ohne jedoch beſchädigt zu werden. Die beiden genannten Herren hielten das Medium auch während des Herabfallens an den Händen feſt. Als das Zimmer wieder erleuchtet war, erkundigte ſich der Unterzeichnete, ob während der Schließung der Handkette (in welcher von der rechten Hand des Medii aus die Anweſenden in der unten bemerkten Reihe ſaßen *) Jemand etwas empfunden habe. Prof. Haſert erklärte: Blutandrang nach dem Kopfe und Unbehaglichkeit, **Dr.** Steinbeck eine von ſeiner rechten zur linken Seite ihn durchſtrömende, außergewöhnliche, unangenehme, faſt ſiedende Hitze; und Herr Rieß auf ſeiner rechten Seite eine in ihn eindringende Wärme, Kopfſchmerz und ſtechenden Schmerz in der rechten Hand empfunden zu haben **). Prof. Haſert trat auf ſeinen

---

*) v. Piuel, v. Forſtner, Haſerl, der Unterzeichnete, Achilles, Stöcklein, Rieß und Dr. Steinbeck, welcher die linke Hand des Medii hielt.

**) Es ſcheint dieß durch eine galvaniſche, von dem Medio ausgehende Strömung, bewirkt worden zu ſeyn, welche die für eine ſolche Durchſtrömung beſonders Empfänglichen afficirte.

Wunſch aus der Kette und nahm hinter derſelben Plaz. Die Herren Dr. Steinbeck und Kaſtellan Rieß hatten bei den darauf folgenden Schließungen der Kette dieſelben Empfindungen, welche jedoch augenblicklich aufhörten, als die Kette gelöſt wurde. Die übrigen Anweſenden, mit Einſchluß des Medii, hatten keine ungewöhnlichen Empfindungen. Als alle vorbeſchriebene Maßregeln zur Sicherung jeder möglichen Täuſchung wieder getroffen waren, verſuchte man bei matter Beleuchtung des Zimmers die Wiederholung des vorigen Experiments. Es erfolgten auch bald einige Detonationen, welche vom Innern der Tiſchplatte auszugehen ſchienen, und der Tiſch rückte — von Niemand berührt — dem Unterzeichneten und Herrn Stöcklein entgegen. Da nach einigen Minuten keine weiteren Töne und Bewegungen erfolgten, ſo wurde der Tiſch wieder in die Mitte gerückt und das Zimmer finſter gemacht. Es erfolgten abermalige Detonationen und ein Knacken des Tiſches; das Medium hatte dabei die frühere Erſcheinung und gab das durch den verabredeten Händedruck zu verſtehen. Der Glascylinder wurde deutlich hörbar auf dem Tiſch hin und her gekippt und dadurch ein ſich wiederholendes Anſchlagen des Pendels veranlaßt. Nach Wiedererleuchtung des Zimmers fand ſich der Cylinder um mehrere Zolle von der Mitte der Tiſchplatte entfernt. Der Glascylinder wurde nun beſeitigt und ſtatt deſſen eine gewöhnliche Stubenglocke mit ihrer Feder an die Tiſchplatte angeſchraubt, auch ein zu dieſem Zweck vorgerichtetes Schlittengeläut auf den Tiſch geſtellt. Nach abermaliger Schließung der Handkette und Finſtermachung des Zimmers erfolgten zuerſt einige vom Tiſche ausgehende Detonationen, jedoch kein Läuten der Glocke und des Schlittengeläuts. Das Medium bemerkte ſodann ein Heben ſeines Stuhls, wie es nachher erzählte, und ſuchte durch Umklammerung der vorderen Stuhlfüße mit ſeinen Füßen ſich und den Stuhl feſtzuhalten. Seine rechte Hand hielt General v. Pfuel, ſeine linke Dr. Steinbeck, als plötzlich mit ſtarkem Gepolter der Stuhl um etwa zwei Fuß verrückte, ſodann rückwärts um- und überkippte und das Medium faſt bis in die Mitte des Kreiſes ſchleuderte, ohne jedoch daſſelbe zu beſchädigen. Die beiden Herrn hatten die Hände deſſelben auch während des Herabſchleuderns feſtgehalten. Das Medium lag, als Licht herbeigebracht wurde, auf dem Rücken, den Kopf in der Nähe des Stuhls, die Füße nach der Mitte des Kreiſes hingeſtreckt. Hierauf wurde nach Beſeitigung des Glockengeläuts das Bildniß Heinrich Heine's auf den in der Mitte des Kreiſes ſtehenden Tiſch gelegt, auch ein gefülltes Glas Waſſer auf den Rand der Tiſchplatte geſtellt, letzteres, um die Erſchütterung des Tiſches durch Ueberſchwappen des Waſſers zu beſtätigen. Auf den Vorſchlag des Medii wurde dießmal die Handkette zwar wieder in derſelben Reihenfolge geſchloſſen, jedoch zwiſchen dem Herrn v. Forſtner und dem Unterzeichneten offen gelaſſen. Kaum war das Zimmer finſter gemacht, als auch der verabredete Händedruck und gleich darauf ein Knacken, Klopfen und Scharren des Tiſches ſtattfand und man das über den Rand des Glaſes übergeſchwappte Waſſer vom Tiſch herablaufen hörte. Unmittelbar darauf ward der Tiſch durch die ſich hier manifeſtirende unſichtbare Kraft auf Herrn v. Forſtner zu gerückt und vor ſeinen Füßen mit Vehemenz umgekippt, wodurch das Bild und Glas herabgeſchleudert ward. Sofort wurde das Zimmer erleuchtet. Man fand Heine's Bild unbeſchädigt auf der bloßen Diele liegend, das Waſſerglas mit ſeinem Inhalt auf den Velourteppich geſchleudert und in kleine Stücke zerſplittert. Das Waſſer, zum Theil auf das Glas des Bildes übergegoſſen, war bis auf das Papier durchgedrungen, hatte jedoch beim Trocknen durch den zurückgebliebenen gelben Rand das Bild ſelbſt nicht beſchädigt und war nur bis zur äußerſten Contour des Hinterkopfes gedrungen, deren Richtung verfolgend. Nachdem alles beſeitigt war, wurde die Stubenglocke wieder an die Tiſchplatte geſchraubt, der Glascylinder in die Mitte derſelben geſtellt und mit einem Kreideſtrich umgränzt, um ſein Fortrücken zu konſtatiren, auch das Schlittengeläut auf den Tiſch geſtellt. Unter den Tiſch ſchob man den vorher mit dem Medio umgeworfenen Stuhl, auf welchen man den vorhin benutzten Emanulektor legte. Der Tiſch ſammt dem Stuhle ſtand in der Mitte des 12 Fuß weiten Kreiſes, die Kette wurde ganz wie früher geſchloſſen, und nur zwiſchen den vorhin genannten Perſonen eine Oeffnung gelaſſen. Als das Zimmer kaum wieder finſter gemacht war, ſah das Medium die Geſtalt Heine's am Tiſche, bat, daß man ſeine Hände frei ließe und ging auf die Geſtalt los, dieſelbe mit der Hand durchfahrend, auch in dieſelbe ſcheinbar mit ſeinem Körper eingehend, ohne irgend eine

Empfindung oder einen Widerſtand zu bemerken. Nachdem daſſelbe wieder im Kreiſe Platz genommen hatte und von den Herren Rieß und Achilles an den Händen Behufs der Kettenſchließung gefaßt war, begann ein unheimliches Scharren, Klopfen und Stampfen im Tiſch und Stuhl; der auf letzterem liegende Emanulektor wurde gehoben und deutlich hörbar niedergeworfen. Der Spektakel nahm je länger je mehr zu, der Pendel ſchlug mit ſtarken Schlägen an die innere Wandung des Cylinders, das Schlittengeläut läutete, die an den Tiſch angeſchraubte Stubenglocke wurde dergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß ſie den übrigen Spektakel faſt übertönte. Das Läuten derſelben war dem eines Erzürnten gleich, dem auf wiederholtes Läuten ſeine Wohnung nicht geöffnet wurde und der ſich nun mit aller Gewalt Eingang verſchaffen will. Es dauerte mit dem Aufſtoßen des hin und her kippenden Glascylinders, dem dadurch bewirkten lauten Anſchlagen des Pendels, dem Schlittengeläute und dem Stoßen und Pochen in der Tiſchplatte und dem Stuhle eine geraume Zeit fort. Erſt als dieſer Spektakel nachließ, wurde Licht herbeigerufen. Man fand den Tiſch ſammt dem Stuhle um einige

Fuß fortgerückt, der Glascylinder war au ſeiner Kreideumgränzung um einige Zoll i derſelben Richtung fortbewegt, alle Gegenſtände übrigens unbeſchädigt. Beſonders auffallend war, daß der Glascylinder bei de ſtarken Schwankungen und Stößen, die da lange andauernde Anſchlagen des Pendels bewirkten, nicht umfiel und zertrümmert wurde. Auf den Wunſch des Herrn General v. Pfue wurden folgende Fragen geſtellt und durch da Medium mit verbundenen Augen auf de Emanulektor, deſſen Buchſtaben außer der alphabetiſchen Reihenfolge und von ihm abgewendet ſich befinden, exakt und ſchnell durch Handauflegung auf den Zeiger beantwortet.

1. Iſt es der Naturgeiſt oder die Weltſeele, die dieſe von uns Allen gehörten Manifeſtationen erzeugte, oder weſſen perſönlich Kraft iſt es?

Antwort. „**Es iſt eine geiſtige Kraft, di der Natur angeboren (iſt) und dadurch geweckt wird, daß ein geiſtig kräftiger, willensfähiger Menſch den feſten Willen hegt, mit einem zweiten, ihm ähnlichen Weſen — wenn auch unbekannt — in Verbindung zu treten.**“

2. Wer iſt heute bei dieſen Manifeſtationen das zweite unbekannte Weſen geweſen?

Antw. **„Eine verkörperte Phantaſie, welche Heinrich Heine perſonifizirte.“**

3. Iſt die verkörperte Phantaſie des Heinrich Heine oder die des Medii gemeint?

Antw. **„Heine phantaſiert nicht mehr.“**

4. Iſt damit alſo die Phantaſie des Medii gemeint?

Antw. **„Ja.“**

5. Die Frage: Wer iſt mit dem zweiten — dem Medio ähnlichen **Weſen** — von dir gemeint? wurde abgelehnt und wäre höchſt wahrſcheinlich mit „Heinrich Heine“ beantwortet worden. D. Hornung.

Die Richtigkeit und Genauigkeit des vorſtehenden Protokolls in allen ſeinen Mittheilungen bezeugen der Wahrheit gemäß durch ihrer Namen eigenhändige Unterſchriften.

Berlin, den 3. März 1857.

Rieß, Kaſtellan. — Achilles, Baumeiſter. — Stöcklein, Chemiker. — A. Baron von Forſtner. — Dr. Steinbeck. — Haſert, Profeſſor. — v. Pfuel.

Am 4. März 1857 ließ ich einige der im vorſtehenden Protocoll am Schluß ſtehenden Fragen durch das Medium Karoline beantworten, um aufs Neue zu konſtatiren, welchen Antheil die Bildung und Intelligenz der Medien an ſolchen geiſtigen Produktionen hat *). Ich fragte zunächſt in Gedanken: Wer wird antworten? und erhielt die Antwort auf dem Emanulektor: „Heine.“ Auf die Frage 1) erfolgte die Antwort: „Der Weltgeiſt.“ Was verſtehſt du unter Weltgeiſt? „Den anweſenden Geiſt aus dem Jenſeits.“ Weſſen Geiſt hat die lauten und lärmenden Manifeſtationen bewirkt? „Heine.“ Auf die Frage 2) Wer iſt bei dieſen Manifeſtationen das zweite unbekannte Weſen geweſen? erfolgte die Antwort: „Mein Freund.“ — Frage: Wie hat dir neulich dein Bildniß gefallen? „Gut.“ Iſt es dir ähnlich? „Nicht ganz.“ Was daran iſt dir nicht ähnlich? „Der Blick und die Stirn.“ Wie müßte der Blick ſeyn? „Finſterer.“ Wie die

---

*) Vergleiche „Neue Geheimniſſe ꝛc.“ S. 191, wo thatſächlich dieſe Wahrnehmung dargeſtellt iſt.

Stirn? „Gefaltet.“ Wie alt warſt du damals, als dieſes Bild gezeichnet wurde? „Vier und dreißig Jahr.“ An welchem O[illegible] iſt es von dir abgenommen? „Berlin.“ Von wem? „Böttcher“ [*]).

Am 14. März 1857 Abends 8 Uhr.

Von den zu dieſer Sitzung Eingeladenen erſchienen die Herren v. Forſtner, v. Zedlitz, v. Williſen, Achilles, Stöcklein, Gebrig, Regierungsräthin v. Bernuth aus Poſen und das Medium X. Entſchuldigt hatten ſich die Herren **Dr.** Steinbeck, v. Piuel, Murmann und Rieß. — Ohne Entſchuldigung war ausgeblieben Herr Profeſſor Du Bois Reymond, dem die Wiederholung des von ihm vorgeſchlagenen am 10. und 28. Februar ausgeführten Pendelexperiments angezeigt war. Auf dem früher beſchriebenen Emanulektor wurden folgende Fragen von dem Medio mit verbundenen Augen exakt beantwortet und die von demſelben gezeigten Buchſtaben von zwei Anweſenden notirt. Nach Vorleſung der letzten Antworten des vorigen Protokolls und Anerkennung einer verkörpernden und verkörperten Phantaſie in den Produktionen der Malerei, Skulptur, muſikaliſchen Kompoſition ꝛc. wurde die nächſte Frage mit Bezugnahme auf jene Antworten formulirt wie folgt: Da dieſe Verkörperungen ſtets nur vermittelſt der Hände und Werkzeuge geſchehen können, wie und wodurch war es möglich, daß „ein geiſtig kräftiger Menſch in Verbindung mit einem zweiten, ihm ähnlichen Weſen“ die in den früheren Sitzungen ſtattgefundenen hörbaren Manifeſtationen, nur durch ſeine geiſtige Kraft, ohne körperliche Vermittelung hervorbringen konnte? *) Antw. „Es iſt ein geiſtiges Wollen in der höchſten Vollendung eines Denkers.“ Erkläre dich hierüber beſtimmter und ausführlicher. „Seid ihr Kinder, daß ich den ganzen Zuſammenhang der vorangegangenen Sätze wiederholen ſoll?“ Weshalb perſonifizirte das Medium in den früheren Sitzungen jedesmal nur den Heinrich Heine? „Ich habe ſchon oft geſagt, daß nur verwandte Seelen ſich verbinden. Hieraus dürfte wohl einleuchten, weshalb Heine erſcheint. Alter Junge, du biſt doch zu dumm!“ Da weitere Aufklärungen über dieſen wichtigen Gegenſtand für heute nicht erwartet werden durften, ſo wurde gefragt: Willſt du

---

[*]) Die drei letzten Antworten ſind unrichtig, ſie ſtimmen wenigſtens nicht mit den von Alfred Meißner in ſeiner Schrift über Heinrich Heine auf S. 216—220 gegebenen Notizen über dieſes Bild, welches von Kietz in Paris 1851 in Kreide gezeichnet und von A. Hornemann lithographirt iſt. Meißner ſagt daſelbſt: Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary Schefer hat ihn in früherer Zeit gezeichnet, im Alter von 33 Jahren mit langem Haar, bartlos, ohne Halstuch — es iſt ein ſchöner Kopf, und es mag dies der Dichter des „Buchs der Lieder“ ſeyn. Sollten ſich die obigen Antworten vielleicht auf dieſes Bild beziehen? Der Verfaſſer.

---

*) Das Medium wußte weder bei dieſer noch bei allen früheren und ſpäteren Sitzungen keine einzige der an daſſelbe zu richtenden Fragen früher als in dem Augenblick, wo ſie laut vor den Anweſenden ausgeſprochen wurden, war alſo auf dieſelben jederzeit unvorbereitet. Um ſo bemerkenswerther ſind demnach die jedesmaligen augenblicklich gegebenen präziſen Antworten, ſelbſt bei den genannten Erſchwerungen.

heute wohl das Pendel-Experiment wiederholen? Antwort: „Weßhalb?" Weil einige Perſonen anweſend ſind, die früher nicht zugegen geweſen waren und die ſich davon überzeugen möchten. „Soll auf dieſe Weiſe vielleicht die ganze Welt überführt werden? Jetzt biſt du wirklich bald reif für das Tollhaus. Weißt du, was Göthe dazu ſagen würde?

„Ein getretener Quark wird breit
— nicht ſtark."

Möchteſt du wohl, wie dieß in Seſana kürzlich in Gegenwart von einem Wachtmeiſter der Gensdarmerie und ſechs Gensdarmen durch ein unſichtbares Agens geſchah, einen Marſch an den Fenſterſcheiben trommeln?

„Wünſcheſt du vielleicht den Bärentanz; nur darnach würdeſt du, Kuhfuß, tanzen können." Kannſt du einige Töne auf einer auf dem Tiſche befindlichen Mundharmonika hervorbringen? „Wenn du gern einen pfeifſt, glaubſt du, daß wir auch noch gern einen pfeifen?" Nach dieſen abweiſenden ſpöttelnden Antworten ging man nach 9 Uhr Abends zu den Experimenten über. In die Mitte des 12 Fuß weiten Kreiſes wurde der früher benutzte runde Tiſch, mit darauf gelegter Guitarre, einer Mundharmonika, einem harmoniſchen Schlittengeläut und dem Emanulektor geſtellt und bei matter (durch ein Fenſter von der Straße hereinfallender) Beleuchtung irgend welche Manifeſtationen der unſichtbaren Kraft — jedoch nach längerer Zeit ohne Erfolg — erwartet. Die Handkette war wie bei der vorigen Sitzung geſchloſſen und an einer Stelle offen gelaſſen. An dieſem Abend wurde das Medium, rechts von dem General v. Williſen, links von dem General v. Zedlitz gehalten, denen ſich die übrigen Anweſenden anſchloßen. Hierauf wurde das Zimmer durch Herablaſſen der äußeren und inneren Roleaux ganz dunkel gemacht und ſofort begannen die Detonationen von dem Tiſche aus, ein Knacken, Klopfen und Scharren. Die Guitarre ließ verſchiedene Töne hören, die nach und nach ſtärker wurden und von einem Erheben und Niederfallen derſelben herzurühren ſchienen. Das Schlittengeläut läutete ſtark und anhaltend, während gleichzeitig die klopfenden und ſcharrenden Detonationen des Tiſches von allen Anweſenden deutlich vernehmbar gehört wurden *). Während dieſer Manifeſtationen gab das Medium durch den verabredeten wiederholten Händedruck zu erkennen, daß es die Geſtalt Heine's am Tiſche ſehe. Da man befürchtete, daß die Guitarre vom Tiſch herab-

---

*) Durch ein Schreiben meines Korreſpondenten in Pittsburg (Penſylvanien) vom 21. Mai d. J. bin ich in den Stand geſetzt, in Folgendem eine Beſtätigung ſolcher und noch auffallenderer „Geiſter-Manifeſtationen“ hier mitzutheilen.

Der ehrwürdige Geiſtliche J. W. Higginſon in Worceſter hat in der Zeitung „Worceſter-Spy“ die folgende gerichtlich beglaubigte Urkunde veröffentlicht. „Eine Aufzählung von Thatſachen.“ „Wen es angeht.“ „Die öffentliche Aufmerkſamkeit wurde neuerdings durch die als Medium beanſpruchten Kräfte des Herrn J. L. H. Willis von Cambridge erregt und auf die ſonderbaren Rechtsverhandlungen in Verbindung mit ſeiner Suſpenſion aus der theologiſchen Schule der Harward-Univerſität gelenkt. Zur Rechtfertigung von Mr. Willis und einer außerordentlichen Klaſſe von bis jetzt wiſſenſchaftlich noch unerklärter Thatſachen, wünſche ich einige Phänomene mitzutheilen, die ich an zwei Abenden beobachtet habe, welche ich bei ihm in ſeiner Privatwohgeworfen und beſchädigt würde, rief man Licht herbei und legte die Guitarre unter den Tiſch auf die Diele. Gleich nach Finſtermachung des Zimmers begannen die Detonationen wie-

---

nung in dieſer Stadt ſpendete. Es waren daſelbſt zwölf Perſonen gegenwärtig, welche alle achtbare Bürger dieſes Ortes ſind und worunter ſich einer unſerer erfahrenſten Aerzte befand. — Wir ſaßen um einen langen Eßtiſch. Das Zimmer war nicht ſehr hell beleuchtet, aber hinreichend, um jede Bewegung irgend eines Anweſenden genau zu beobachten; ich wenigſtens beobachtete ſie genau. Ich werde die Einzelnheiten der Phänomene zu beſchreiben unterlaſſen und nur die Hauptſachen berühren. — 1) Die muſikaliſchen Inſtrumente — eine Guitarre, eine kleine Trommel, ein Akkordeon und zwei Glocken, — die vorher von der Geſellſchaft unter den Tiſch gelegt worden, wurden herumbewegt von einem Ort zum andern, aufgehoben und gegen die untere Seite des Tiſches damit geklopft, und wiederholt und laut darauf geſpielt. Zwei derſelben wurden einigemal — gänzlich außer dem Bereich des Mediums — auf dem entgegengeſetzten Ende des Tiſches zuſammen harmoniſch geſpielt. Während dieſer Vorgänge wurde der ganze Tiſch einigemal in die Höhe gehoben und eine Platte davon (es war ein der und endeten mit dem Umwerſen des Tiſches und Herabwerfen aller auf demſelben befindlich geweſenen Gegenſtände, doch ohne Beſchädigung derſelben. Als Licht herbeige-

---

Auszug-Tiſch) wurde gänzlich von ihrer Stütze gehoben und vibrirte in der Luft ohne Berührung von Händen. — 2) Das Akkordeon wurde aufgehoben und in Mr. Willis Schooß gelegt, und indem es von ihm mit Einer Hand zwiſchen ſeinen Knieen gehalten ward, wurden eine Menge Stücke mit großer Geſchicklichkeit darauf geſpielt, die wir ausgewählt — ja ſogar auf die in Gedanken behaltenen Wünſche einiger von der Geſellſchaft — obſchon nicht von mir. Das Oboe wurde ausgezeichnet nachgeahmt; eben ſo das Violonçello und die Baßgeige. Es iſt wohl bekannt, daß das Spielen des Akkordeons beide Hände verlangt. — 3) Als man um des Experimentes willen die Lampe auslöſchte, zeigten ſich ſchwache Flämmchen auf dem Tiſche in der Nähe von Mr. Willis, zwei oder drei zu gleicher Zeit, die ſich herumbewegten wie Johanniswürmchen, denen ſie auch ſonſt glichen. — Als ich mir ein Glas mit Phosphor verſchafft und geöffnet hatte, nahmen die Flämmchen an Intenſität zu, und wieder ab zu ihrer urſprünglichen Stärke, wenn ich das Glas wieder verſchloß. Alle Anweſenden ſahen ſie rufen war, wurde der Tiſch wieder aufgerichtet und in die Mitte des Kreiſes geſtellt. Der Stuhl, auf welchem das Medium bisher geſeſſen hatte, wurde mit dem darauf gelegten

---

genau. — 4) Als das Zimmer noch dunkel war, wurde das Akkordeon von Mr. Willis auf den Tiſch gehalten, und während es ſo auf oben beſchriebene Weiſe geſpielt wurde, flackerten die ſchwachen Flämmchen um die Claves des Inſtruments. In der Dunkelheit waren alle Phänomene ſtärker, ſchienen aber die Nerven des Mr. Willis ſehr unangenehm anzugreifen; daher bat er, die Lampen wieder anzuzünden. — 5) Als das Zimmer wieder erleuchtet war, ſchritt ich zu genaueren Experimenten. Ich nahm das Akkordeon in meine eigene Hand zwiſchen meine Kniee, und — indem ich es mit den Füßen gegen eine Berührung von Anderen ſchützte, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß das andere Ende von einer unſichtbaren Gewalt ergriffen und die verſchiedenen Claves hörbar gehandhabt wurden, wodurch zuletzt, obſchon unvollkommene, doch muſikaliſche Töne hervorgebracht wurden. Bald aber wurde es mir mit großer Gewalt entriſſen und fiel auf den Boden. — Ich füge hinzu, daß ich es einfach am Ende nur mit Einer Hand hielt und daß ich das Inſtrument nicht zu ſpielen verſtehe, auch daß die Hände

Emanuſektor unter den Tiſch geſchoben und die Füße des Tiſches und Stuhls mit Kreide umgränzt, um die Fortbewegung derſelben kontrolliren zu können. Im angränzenden

---

aller Anweſenden ſich auf dem Tiſche befanden und endlich, daß ich außer dem Bereich von Mr. Willis Perſon war. — 6) Ich ſah unter den Tiſch, als die Guitarre geſpielt wurde, und bemerkte mit vollkommener Genauigkeit, daß das Inſtrument auf dem Rücken lag, unberührt von irgend einer Hand, und daß ſchwache Lichterſcheinungen über die Saiten ſpielten. Auch konnte ich die Füße derjenigen ſehen, die ihm am nächſten waren, und dieſe kamen damit nicht in Berührung, während Mr. Willis gänzlich außer dem Bereiche war. — 7) Die Guitarre wurde langſam durch irgend eine für mich unerforſchliche Macht entlang bewegt und zwiſchen meine Kniee in die Höhe geſchoben, ſo daß der Hals der Guitarre auf meinen Schenkel zu ruhen kam. Auf den Vorſchlag Eines aus der Geſellſchaft ſang ich, nachdem ich das Inſtrument ſo geſchützt hatte, daß ohne mein Wiſſen eine Berührung unmöglich war. Jeder Geſang, den ich ſang, wurde genau und geſchmackvoll auf der Guitarre begleitet mit einer beſtändig ſich vermehrenden An-

Vorzimmer waren zwei Glocken an einen andern Tiſch angeſchraubt, zur Prüfung, ob bei geöffneter Thür die ſich manifeſtirende Kraft in dieſer Entfernung wirken werde. Als dieß

---

paſſung. Die beſte Begleitung wurde zuletzt geſpielt zu einem beſondern, ziemlich ſchwierigen portugieſiſchen Geſang, der wohl nicht einem Dutzend Perſonen außer mir in Amerika bekannt iſt. Ich ſelbſt kann die Guitarre nicht ſpielen, aber ich habe ſie oft ſpielen gehört, um zu wiſſen, daß die Begleitung dieſes Geſanges ein außerordentlich ſchwieriges Ding iſt, wenn man das Geheimniß ſeines Urſprunges nicht kennt. Ich weiß, daß ich außer dem Bereich des Mr. Willis und daß es phyſiſch unmöglich war für irgend Einen, das Inſtrument ohne meine Entdeckung zu berühren. — 8) Während dieſer mannigfaltigen Phänomene fühlte ich wiederholt ſanfte Griffe auf meinen Füßen, die genau denen von einer Hand glichen mit den einzelnen Fingern. Nachdem ich meinen Schuh abgeſtreift, fühlte ich die Griffe noch genauer. Sie waren jederzeit mit einer beſonderen elektriſchen Empfindung begleitet. Dieß für mich behaltend, hörte ich Perſonen am andern Ende des Tiſches dieſelben Phänomena zu gleicher Zeit genau beſchreiben. Als ich ſpäter meine Hand unter den Tiſch hielt, fühlte ich dieſelbe in dem von der Straße aus matt beleuchteten Zimmer unterblieb, wurden die Roleaux dieſes Zimmers gleichfalls heruntergelaſſen; aber auch hiernach blieb der Erfolg an beiden Ti-

---

Berührung auch auf dieſer, noch deutlicher. Alle Uebrigen hielten ihre Hände auf den Tiſch und ich war außer dem Bereiche von Mr. Willis. Ich könnte dieſe Beſchreibung noch wunderbarer machen, wenn ich in die Einzelheiten eingehen wollte ꝛc.“

„Wenn irgend Jemand dieſe Thatſachen auf mein Zeugniß hin zu glauben verweigert, ſo kann ich nur ſagen, daß ich es eben ſo ſchwer gefunden haben würde, ihm auf das ſeinige hin dieſelben zu glauben. Wie er, ziehe ich vor, neue Thatſachen durch eigene Obſervation zu bewahrheiten. Ferner kann ich für mich ſelbſt nur ſagen, daß ich mein ganzes Leben lange in der Naturwiſſenſchaften Befliſſener geweſen bin und bis zu dieſer Zeit mir ein gewiſſes Vertrauen in die Sorgfalt meiner eigenen Beobachtungen und in die Genauigkeit meiner Sinne angeeignet habe. — Die Frage des „geiſtigen“ Urſprungs iſt nicht aufgeſtellt worden, ſondern die einfache Frage, ob Betrug oder Aechtheit. — Wenn ich keinen hinreichenden Beweis für die Aechtheit dieſer Phänomena erlangt habe, die ich eben beſchrieben, dann gibt es kein ſolches ſchen aus. Als die Verbindungsthür zwiſchen den beiden Zimmern kaum geſchloſſen war, begannen die Detonationen des mitten im Kreiſe ſtehenden Tiſches und der Guitarre. Die zuvor angeſchraubte Glocke und das wieder auf den Tiſch geſtellte Schlittengeläut ertönten je länger je heftiger, bis letzteres vom Tiſche herabfiel, jedoch auch dießmal unbeſchädigt blieb. Als Licht herbeigerufen und die Handkette geöffnet war, fand man Tiſch,

---

Ding, wie Beweis, und das ganze Gebäude der Naturwiſſenſchaften mag eben ſo eine Maſſe von Betrug ſeyn. Und wenn ich durch Unterſuchung finde, daß jenen ähnliche Thatſachen von Hunderten intelligenter Perſonen an verſchiedenen Orten und ſchon ſeit einigen Jahren beobachtet worden ſind, ſo bin ich demüthig geneigt, mich der Maxime zu erinnern, die Herrn Arago zugeſchrieben wird: „„Derjenige iſt ein voreiliger Mann, der — außer in der Mathematik — das Wort: ,,**Unmöglich**'' endgültig ausſpricht.““

(Unterzeichnet) „Thos. Wentworth Higginſon."

„Worceſter Maß, April 15, 1857."

„Unterzeichnet und Obiges eingeſchworen von Henry Chapin, Friedensrichter."

Stuhl und Guitarre über einen Fuß, und, wie die Tiſchfüße anzeigten, in drehender Bewegung, aus den Kreideumgränzungen fortgerückt. Der Tiſch und Stuhl wurden wieder in die Mitte des Kreiſes auf die mit Kreide markirten Stellen gerückt. Nachdem die Glocke und das Schlittengeläut beſeitigt, wurde der Glascylinder mit zwei darin aufgehängten Pendeln auf die Mitte der Tiſchplatte geſtellt und mit einem Kreideſtrich umgränzt. Die Verbindungsthür wurde geöffnet; da indeſſen nach längerem Warten ſich nirgend etwas hören ließ, wieder geſchloſſen. Als letzteres geſchehen, hörte und unterſchied man deutlich das Knacken und ſtoßweiſe Fortrücken des Stuhls; gleich darauf fing das Scharren, Knacken und Klopfen des Tiſches an, und wurde immer heftiger; die Pendel ſchlugen, durch das hörbare Hin- und Herkippen des Cylinders bewegt, je länger je ſtärker an. Man hörte dazwiſchen fortwährend das Scharren des Tiſches und Stuhls, welches mit dem Umwerfen des erſteren vor den auf dem Sopha ſitzenden Damen und der Zertrümmerung des Glascylinders endete. Bei dieſen Manifeſtationen erklärte das Medium auf Befragen, daß es die Geſtalt Heine's nicht ſehe. Als Licht herbeigerufen war, fand man, daß der Tiſch und Stuhl von den mit Kreide bezeichneten Stellen um einige Fuß weit fort- und bis dahin gerückt waren, wo der Tiſch umkippte und den Cylinder abwarf. Es lag in der Unmöglichkeit, daß bei der Weite des Kreiſes und der Handkettenſchließung irgend Jemand der Anweſenden den Tiſch und die auf demſelben befindlichen Gegenſtände erreichen oder körperlich auf ſie einwirken konnte, wovon ſich die ganze Geſellſchaft überzeugte. Der General v. Zedlitz, welcher eine fühlbare Kundgebung von dieſer Kraft gewünſcht hatte, erhielt während der zuletzt erzählten Manifeſtationen drei deutlich hörbare Stöße durch das Rohrgeflecht ſeines Stuhls, während er und der General v. Williſen die Hände des Mediums hielten und die nächſten Anweſenden gleichfalls durch die Handkettenverbindung behindert waren, eine ſolche Manifeſtation zu bewirken. Die Stühle ſtanden ſo weit von einander entfernt, daß auch mit den Füßen eine ſolche Kundgebung unmöglich erfolgen konnte, was übrigens auch die nächſten Perſonen in der Kette ſofort durch die dazu erforderliche Körperbewegung bemerkt haben würden. General v. Zedlitz erklärte, daß er unmittelbar vor den Stößen ein Vorgefühl davon empfunden habe, was in der galvaniſchen, von dem Medio ausgehenden Strömung, begründet ſeyn dürfte. Von allen bisher erzählten Manifeſtationen abweichend, hatte ſich ein Knacken in dem im Zimmer befindlichen Kleider-Sekretair, darauf ein dreimaliges Klopfen im Zimmer hören laſſen, ganz in derſelben Art, als wenn ein Fremder anklopft, und doch ſchien dieſes Klopfen nicht von den zugänglichen Thüren des Zimmers auszugehen. Nachdem die Trümmer des Glascylinders beſeitigt waren, wurde der Tiſch mit drei an denſelben angeſchraubten Glocken außerhalb des Kreiſes an die vorherbezeichnete geſchloſſene Zwiſchenthür geſtellt, auf denſelben einige grüne, friſch abgeſchnittene Hyazinthenblätter gelegt, und der allgemein ausgeſprochene Wunſch gefaßt, daß die unbekannte, ſich hier manifeſtirende Kraft, wenn es möglich wäre, a) auch an dieſer Stelle die Glocken läuten, b) in den Hyazinthenblättern eine Veränderung der Farbe bewirken, c) irgend einen Wohlgeruch von Blumen verbreiten möge. Nach Schließung der Handkette, in welcher die beiden Generale das Medium hielten, und nach Finſtermachung des Zimmers wurde vergeblich auf das Läuten der Glocken gewartet, auch ward kein Wohlgeruch, wohl aber ein ſchwacher Phoſphor- oder Ozon-Geruch von mehreren Herren wahrgenommen; dagegen erfolgte ein ſich mehrmals wiederholendes Knacken in dem Stuhl des Medii, welches bald darauf, ungeachtet es die beiden Generale feſthielten, von dem Stuhle nach der Seite des Generals v. Zedlitz plötzlich herabgeſchleudert wurde, glücklicher Weiſe ohne verletzt zu werden. Kurz zuvor, ehe dieſes geſchah, hatte der General v. Zedlitz wieder zwei deutlich hör- und ſtark fühlbare Stöße durch das Rohrgeflecht ſeines Stuhls erhalten, und ſein Stuhl wurde etwa einen Zoll weit in der Richtung von rechts nach links fortgerückt. Das Zimmer ward ſofort erleuchtet und die Handkette gelöst. Der letzte Verſuch mit dem außer dem Kreiſe ſtehenden Tiſch und den darauf liegenden Gegenſtänden wurde — nachdem das Zimmer abermals finſter gemacht war — wiederholt, jedoch auch dießmal ohne den gewünſchten Erfolg. Weder ein Knacken im Tiſch, noch ein Läuten, noch die Farbenveränderung an den grünen Blättern erfolgte. Dagegen hörte man ein Knacken in dem Stuhle des Medii, welches gleich darauf — trotz der

abſichtlich kräftigern Feſthaltung der beid
Generale — faſt wie heimtückiſch, rückling
kopfüber über die Stuhllehne mit unwide
ſtehlicher Kraft herabgeſchleudert wurde, w
bei der General v. Williſen einen elektriſch
Schlag im linken Arm erhielt, der Stuhl a
die Rücklehne, und das Medium mit ſeine
Kopfe über dieſelbe hinaus, die Füße über de
Sitz geſtreckt, auf den Rücken zu liegen kan
Sofort wurde Licht herbeigerufen, das Me
dium, welches man aufrichtete, erklärte, ni
gend wo Schmerz zu empfinden oder verlet
zu ſeyn, was ſich auch dadurch bewahrheitete
daß es den Rückweg nach ſeiner entlegene
Wohnung ohne Beſchwerde zurücklegen un
am nächſten Tage in ſeinem Berufe wie ſonſ
thätig ſeyn konnte. Nach ſorgfältiger Unter
ſuchung fand ſich auch der mit ſchrecklichen
Gepolter umgeſtürzte Stuhl des Medii unbe
ſchädigt, und es verdient bemerkt zu werden
daß bei allen bisherigen gewaltſamen Manifeſtationen weder das Medium noch irgend
ein Möbel beſchädigt worden iſt. Das Waſſerglas und den Glascylinder hatte man gleich
von vorn herein der Zertrümmerung preisgegeben, welche dann auch erfolgte.

D. Hornung.

Die Richtigkeit und Genauigkeit der vorſtehenden Darſtellung ſämmtlicher von uns beobachteten Thatſachen beſcheinigen wir durch unſerer Namen eigenhändige Unterſchriften.

Berlin, den 18. März 1857.

A. Baron v. Forſtner. v. Williſen.
Achilles. Freiherr v. Zedlitz.
Stöcklein. Gehrig.

Berlin, am 24. März 1857.

Auf erfolgte Einladung des Mitunterzeichneten D. Hornung verſammelten ſich in der Wohnung des Magnetiſeurs Gehrig die Herren v. Forſtner, Stöcklein und das Medium X, zur Berathung über die Richtung, in welcher künftig bei Benutzung der ſich manifeſtirenden geiſtigen Kraft des Medii zu verfahren, ſowohl was zu fragen, als nach welchem Ziele die Experimente zu richten ſeyen.

Der Mitunterzeichnete machte mehrere Vorſchläge, die zum größten Theile adoptirt wurden. Hierauf las derſelbe einige Mittheilungen aus der „Zeit" vom 17. und 24. März vor, über die merkwürdigen Manifeſtationen des Amerikaners Hume, welche ſelbſt von dem Kaiſer der Franzoſen mit ausgezeichnetem Intereſſe beobachtet und von der Kaiſerin mit einer Uhr, die auf der inneren Seite ihr Medaillon trägt, honorirt worden ſeyn ſollen. In Beziehung auf dieſe Mittheilungen wurde die Frage zur geiſtmagnetiſchen Beantwortung geſtellt: „Heinrich Heine! haſt du vernommen, was hier ſo eben über den Amerikaner Hume aus Paris mitgetheilt wurde, und was haſt du uns darüber zu ſagen.“ Das Medium hielt einen Bleiſtift über einen unbeſchriebenen Bogen Papier und wartete mit verbundenen Augen ab, was ſeine Hand — ihm unbewußt — ſchreiben würde. Nach wenigen Sekunden wurde folgendes von ihm geſchrieben: „Zuerſt die Cigarren fort!“ Wir folgten, indem wir zu rauchen aufhörten, und nun wurde geiſtmagnetiſch weiter geſchrieben, wie folgt: „Hume iſt ein Menſch, deſſen Geiſt die vollſte Vollendung von Kraft beſitzt — doch leider mit dieſer wirkenden Willensfähigkeit nicht zufrieden — miſcht er darunter eine gute Portion Taſchenſpielerei, welche zwar nothwendig (iſt), um die ewig etwas Neues haben wollenden Pariſer zu befriedigen, doch aber dabei den wahren Zweck in den Hintergrund ſtellt. Führen Hume's Leiſtungen zu irgend einem Zweck? — Wozu dieſes ewige

Umherwerfen mit halbreifen Begriffen? — Hume iſt ein Talent, aber jetzt auch ein großer Betrüger.“ *). — Frage: Welches iſt denn der eigentliche Zweck der jetzt an verſchiedenen Orten ſtattgehabten Manifeſtationen? Antw. „Welches iſt der Zweck dieſer an verſchiedenen Orten ſtattgehabten Manifeſtationen?“ — Wie falſch habt ihr ſchon wieder gefragt! Welches euer Zweck iſt, müßt ihr doch ſelbſt wiſſen; ihr wolltet aber fragen: Was ſollen uns dieſe Manifeſtationen nützen? — **Qui proficit in literis, sed deficit in moribus, non proficit, sed deficit.** (Wer im Wiſſen fortſchreitet, aber in den Sitten fehlt [abnimmt], der ſchreitet nicht vor-, ſondern rückwärts.) Wenn ihr durch Mühen der Sache werdet auf den Grund gelangt ſeyn, wird ſie euch Aufſchlüſſe geben über Sachen, die euch jetzt ein dunkles Räthſel (ſind). Sie wird euch eure

---

*) Dieſe Mittheilung Heine's iſt um ſo merkwürdiger, als ſie von ihm gemacht wurde, ehe noch irgend welche nachtheilige und verdächtigende Nachrichten über Hume bekannt waren. Der Verfaſſer.

verhüllte Gottheit entſchleiern, eu
ſagen, was Unſterblichkeit heiß
was Sünde iſt, — auch den Weg, a
welchem ihr dazu gelangen ſollt, ze
gen u. ſ. w. Alles dieſes nicht dur
ein Holzbrett oder ſonſt etwas, ſo
dern ein inneres Bewußtſeyn wi
euch dieſes zeigen, und dieſes wi
die vielerſehnte Vollkommenhe
ſeyn. Bis jetzt nur ſo viel.“ — —
Frage: Welchen Weg haben wir zu gehe
um den wahren Zweck zu erreichen und nic
abzuſchweifen? Antwort: „Freilich, wen
Kindern das Alphabet gelehrt wi
und ihnen nur A B C vorgeſagt wir
wiſſen ſie noch nicht, daß der vier
Buchſtabe ein D — und zwar kon
men ſie deßhalb ſo ſchwer darübe
fort, weil — **Deus** Gott bedeut
und der Deutſche in ſeiner Urſprac
Deufel ſagte. — Einen eben ſolche
Knoten könnt ihr nicht verdauen
ihr ſeyd ja auch noch Kinder in de
erſten Kindheit. Der ganze Brenn
punkt dieſer für euch noch fabelha
ten Vollkommenheit iſt euch ſcho
oft gezeigt; doch was ihr mit eu

ren leiblichen Fingern nicht faſſen könnt, liegt euch meilenfern. — So ſtellt denn zuerſt dieſe Fragen:

„1) **In wie fern wird uns dieſe Kraft fördern?**

„2) **Wie erkennt man ſolche Menſchen, denen dieſe Kraft eigen?**

„3) **Wie kann man ſich dieſe Kraft aneignen?**

„4) **Aus welchem Gebiete dürfen wir Fragen entnehmen?**

„Wenn ihr ſo weit gekommen ſeyd, wird euch hoffentlich klar werden, wie ihr fragen ſollt, um der Sache auf den Grund zu kommen.“

Frage: Wer hat uns dieſe Antworten gegeben? Antw. „Heinrich Heine.“

Herr Gehrig bat, ihm wo möglich ein Mittel zur Heilung eines von mehreren Aerzten aufgegebenen Kranken, der bei ihm Hülfe ſucht, zu nennen. Antw. „Schicke ihn in den Leib ſeiner Mutter zurück und laß ihn umarbeiten. Bekommſt du dieſes zuwege, ſo wird dein Beutel von den Zuſchauern ſicher gefüllt werden. — Habe ich dich verſtanden?“ „Heinrich Heine.“

Frage: Weßhalb befahlſt du uns, die Gegarren wegzulegen? Antw. „Erſt noch etwas für Gehrig. — Nimm den ſechsten Theil eines Quentchens ſalpeterſauren Silberoxydes und löſe es in drei Loth Waſſer, das mit bittern Mandeln bereitet, auf, und gieb dem ſchmachtenden Lazarus dreimal täglich 15 Tropfen. Der liebe Gott wird ſchon helfen.“ „*Die Cigarren wollte ich deßhalb nicht, weil die Mutter Beelzebubs ſolche glühende Stränge aus ihrem einäugigen Geſichte dreht.*“ — Hierauf wurden noch einige Experimente im Dunkeln gewünſcht. Sämmtliche Anweſende ſetzten ſich an der einen Seite des Zimmers, ohne Kettenſchließung, und ein ovaler Tiſch wurde an die entgegengeſetzte Seite des Zimmers gerückt. Man wünſchte, daß ein Marſch getrommelt würde, welches ſofort auf dem 8 Fuß von dem Medio und allen Anweſenden entfernten Tiſch deutlich vernehmbar geſchah. Der Parademarſch wurde auf Verlangen gleichfalls exakt getrommelt. Es wurde, ſo oft als man wünſchte, von der unſichtbaren Kraft auf dem Tiſche und dann auch mit einem der Tiſchfüße geklopft. Ueberraſchend natürlich und deutlich wurde ſodann vermittelſt dieſer Kraft auf Verlangen das Holzſägen, Holzſpalten, Holzraſpeln, das Schmieden auf dem Ambos, das Reifen-Aufſchlagen des Böttchers, der Dreſchertakt, wenn zwei, drei, vier Perſonen dreſchen, nachgeahmt, und endlich erfolgten auf Verlangen ſogar einige Kanonenſchläge. Jede dieſer Manifeſtationen dauerte ſo lange, bis man etwas anderes verlangte. Nach Beendigung derſelben, bei welchem das Medium fortwährend am Tiſche die Geſtalt Heine's ſah, wurde die Bitte geſtellt: der Tiſch möge ſich mit der Breitſeite, dann mit der ſchmalen Seite uns zuwenden, ſich uns nähern, nach einer beſtimmten Thür ſich hinbewegen u. ſ. w., was jedesmal deutlich hörbar geſchah und ſofort durch Beleuchtung des Zimmers kontrollirt wurde. Das Medium wurde die ganze Zeit über genau überwacht und befand ſich ruhig auf ſeinem 8 Fuß von dem Tiſche entfernten Stuhl. Bei matter Beleuchtung des Zimmers erfolgte keine Manifeſtation. Zum Schluß verlangte man, der Tiſch möge mit einem ſeiner Füße den Namen deſſen klopfen, von dem dieſe Manifeſtationen ausgeführt, und zwar ſollte a durch 1, b durch 2, c durch 3 Klopfe bezeichnet werden. Zu unſerer Ueberraſchung klopfte der Tiſch langſam und deutlich, mit den zwiſchen jedem Buchſtaben ſtattfindenden Pauſen erſt 8, dann 5, dann 9, dann 13, dann 5 Mal, was den Namen **Heine** darſtellt.

Daß die ſämmtlichen hier beſchriebenen Reſultate ohne unſer Zuthun und nur auf unſern Willen effektuirt wurden, und daß das von uns überwachte Medium ſich nicht von ſeinem Stuhle bewegte, viel weniger eine körperliche Einwirkung deſſelben auf die Experimente ſtattfinden konnte, bezeugen wir durch die eigenhändige Unterſchrift unſerer Namen.

Berlin, den 28. März 1857.

D. Hornung. A. Baron v. Forſtner.
R. Stöcklein, Chemiker. Gebrig.

Berlin, am 28. März 1857.

Auf erfolgte Einladung verſammelten ſich bei dem Unterzeichneten nach 7 Uhr Abends die Herren General v. Williſen, General v. Pfuel, General v. Zedlitz, Baron v. Forſtner, Sanitätsrath Dr. Steinbeck, Magnetiſeur Gebrig, Chemiker Stöcklein, Kaſtellan Rieß, Kaufmann Murmann, Baumeiſter Achilles, Profeſſor Scherre und Frau Geheimeräthin Heim.

Nachdem Herr Sanitätsrath Dr. Steinbeck einige brieſliche Mittheilungen aus Paris über die dort ſtattgefundenen Manifeſtationen Heine's und aus Schweden über geiſtmagnetiſche Eröffnungen, auch der Unterzeichnete die Protokolle über die beiden letzten Sitzungen vorgeleſen hatte, erſchien das Medium, welches ſich kurz zuvor einer höchſt ſchmerzhaften Operation an dem Daumen der rechten Hand, wegen eines Splitters unter dem Nagel, unterwerfen mußte und erklärte, daß es für heute dieſe Hand nicht benutzen könne, jedoch verſuchen wolle, mit der linken Hand zu experimentiren. Die in der Sitzung vom 24. März von Heine ſelbſt geiſtmagnetiſch geſtellten vier Fragen wurden vorgeleſen und die erſte derſelben vermittelſt des früher beſchriebenen Emanulektors zur Beantwortung geſtellt. Sie lautet:

„In wie fern wird uns dieſe Kraft fördern?" Das Medium zeigte hierauf mit verbundenen Augen ſo ſchnell und exakt wie gewöhnlich die folgenden Buchſtaben auf der den Prüfenden zugewendeten, nicht alphabetiſch geordneten Buchſtabenreihe, welche der General v. Williſen und der Unterzeichnete notirten und General v. Pfuel zum Verſtändniß der entfernter Sitzenden gleichzeitig laut nannte. Aus dieſen Buchſtaben ergab ſich die

Antwort: „Vermöge dieſer Kraft werdet ihr erfahren, wie es mit **Dem** ſteht, was ihr Gott nennt; in welchem Verhältniß ihr zu dieſem Weſen ſteht; was für euch die Sternenwelt zu bedeuten, was mit euch **nach, nach, nach** dem Tode geſchieht; kurz — ſie wird euch über jeden Zweifel ein Licht anzünden; doch wird ſie ſo lange mangelhaft bleiben, als ihr auch nur **den Gedanken** hegt, ſie zu eurem materiellen Vortheil zu verwenden.“ Die zweite jener Fragen wurde, der größeren Schnelligkeit wegen, durch geiſtmagnetiſches Schreiben des Medii beantwortet, welches die linke Hand dazu benutzte. Die Antwort wurde mit lateiniſchen, von der gewöhnlichen Schrift des Medii abweichenden Buchſtaben, letztere zum Theil in fremdartigen Formen geſchrieben. Die zweite Frage lautet: „Wie erkennt man ſolche Menſchen, denen dieſe Kraft eigen?“ Antwort: „Sie müſſen ein Alter erreicht haben, welches ſie befähigt, richtig zu denken, in jede Tiefe des Lebens hinabgeblickt, ohne ſich verleitet gefühlt zu haben, darnach zu handeln, zu jeder Höhe hinauf geblickt" — bei dem letzten Worte war das Medium ſo angegriffen, daß ihm die Fortſetzung und der Schluß dieſes Satzes unmöglich wurde und auf die nächſte Sitzung verſchoben werden mußte. Deshalb ſchritt man ſofort zu den anderen Experimenten. Die Stühle wurden in einem 12 Fuß weiten Kreis, und in deſſen Mitte der früher beſchriebene Tiſch geſtellt. Einen zweiten Tiſch, an welchen drei Hausglocken angeſchraubt waren, ſtellte man außerhalb des Kreiſes, um zu ſehen, ob auch an dieſer Stelle die Glocken läuten würden. Die Hauptexperimente dieſes Abends ſollten indeß in einer Wiederholung der am 24. März kundgegebenen Manifeſtationen beſtehen. Man hatte abſichtlich die Wetterroleaux nicht herabgelaſſen, um den Verſuch zu wiederholen, ob bei ganz mattem, von der Straße einfallendem Lichtſchimmer irgend welche Manifeſtationen ſtattfinden würden. Nach längerem vergeblichem Warten der durch die Handkettenſchließung verbundenen Anweſenden ſah man ſich genöthigt, die genannten Roleaux herunter zu laſſen, um das Zimmer ganz finſter zu machen. Aber auch jetzt erfolgten nach wiederholter Aufforderung keine Manifeſtationen.

Es wurde Licht herbeigerufen und das Medium aufgefordert, mit verbundenen Augen geiſtmagnetiſch zu ſchreiben, weßhalb die Manifeſtationen heut unterblieben? Die Antwort lautete: „Der Blonde an der Sopha-Ecke muß heraus!“ Das Medium, welches dieſen Herrn — der zum erſtenmale zugegen war — unter den anweſenden 14 Perſonen nicht bemerkt zu haben verſicherte, entſchuldigte ſich, und erklärte, daß ihm dieſe Antwort höchſt unerwartet komme. Der Genannte entfernte ſich in das Nebenzimmer und trat ſpäter wieder (jedoch außerhalb der Kette) ein, ohne jedoch daß dadurch die begonnenen Manifeſtationen ſiſtirt wurden. Gleich nach dem Austritt des Blonden erfolgte ein Knacken in dem Stuhle des Medii, welches von den Generalen v. Williſen und v. Zedlitz gehalten wurde. Der Stuhl erhob ſich und drohte das Medium herabzuwerfen. Um dieß zu verhüten, ſtellte ſich der Unterzeichnete, als Licht herbeigerufen war, hinter den Stuhl des Medii, um daſſelbe erforderlichen Falls feſt zu halten. So lange dieſes geſchah, unterblieb jede Manifeſtation und man ſtand von dieſer Vorſichtsmaßregel ab. Auf die wiederholte Aufforderung und die Bitte der auf dem Sopha den Kreis ſchließenden Damen nahm das Medium, um vor dem Herabwerfen geſichert zu ſeyn, in der rechten Ecke des Sophas Platz und neben ihn ſetzte ſich der Kaſtellan Rieß in die linke Ecke. Die Kettenſchließung wurde unterlaſſen, der Tiſch aber und der vom Medio benutzte Stuhl in eine größere Entfernung von dem Sopha gerückt und deren Füße mit Kreide umgränzt. Als das Zimmer kaum wieder finſter gemacht war, fanden verſchiedene, theils vom Tiſche, theils vom Sopha ausgehende Detonationen, ein Klopfen und Scharren, ſelbſt ein einmaliges Läuten der Glocken an dem zur Seite ſtehenden Tiſche ſtatt. Das Sopha fing an ſich zu heben und niederzuwerfen, was durch dumpfe Schläge hörbar wurde. Das Medium ſowie die übrigen Anweſenden ſahen nichts. Dagegen erklärte Herr A. ein Zupfen am Arm gefühlt zu haben, wiewohl er iſolirt da ſaß und die ihm zunächſt Sitzenden verſicherten, ſich ganz ruhig verhalten zu haben. Herr Kaſtellan Rieß fühlte nach ſeiner Verſicherung durch das Polſter des Sophas wiederholte ſtarke Stöße und an den Waden eine eigenthümliche Berührung. Das laute Scharren des Sophas geſchah ruckweiſe.

Als ſpäter Licht herbeigerufen war, fand man daſſelbe über einen Fuß weit von rechts nach links fort- und das rechte Ende über 3 Fuß weit von der Wand abgerückt. Während dieſer Manifeſtationen mit dem Sopha forderte man, daß der Tiſch ſechsmal, und dann viermal mit dem Fuße klopfen ſollte. Statt deſſen geſchahen dieſe Schläge mit den Füßen des Sopha, was durch das dumpfe und ſtarke Dröhnen deutlich zu erkennen war, und auch von den darauf Sitzenden beſtätigt wurde. Der Dreſcherſchlag wurde gleichfalls mit den Füßen des Sophas effektuirt. Man verlangte dringend, daß die ferneren Manifeſtationen an dem Tiſche geſchehen möchten, und es wurde auch dieſem Verlangen entſprochen, indem auf Begehren der Parademarſch getrommelt, dann das Holzſägen, Holzſpalten, Raspeln u. ſ. w. täuſchend nachgeahmt wurde. Bei der Nachahmung des Holzhauens wurde der Tiſch nach der Seite des Sophas zu umgeworfen. Man rief Licht herbei und ſtellte Tiſch und Stuhl wieder auf die Kreidemarkirungen, von denen ſie — dem Sopha ſich nährend — abgerückt waren. Nach Wiederdunkelmachung des Zimmers erfolgten keine weiteren Manifeſtationen, obgleich verſchiedene derſelben wiederholt verlangt wurden, und das Medium ſelbſt laut dazu aufforderte. Man beſchloß hierauf, daß Jeder Anweſende der Reihe nach die Frage laut ausſpreche: ſoll ich hinausgehen? und verlangte, der Tiſch möge demjenigen, der möglicherweiſe ein Hinderniß der Manifeſtationen ſey, durch ein einmaliges Klopfen dieß anzeigen. Die Frage wurde der Reihe nach von Allen und zuletzt von dem Medio geſtellt, welchem durch einmaliges Klopfen des Tiſches die Frage bejaht wurde. Man glaubte dieſe merkwürdige Bejahung als ein Zeichen der Erſchöpfung des Medii betrachten zu dürfen, und die Sitzung wurde geſchloſſen. Nachdem das Medium ſich entfernt hatte, und ihm der Wunſch ausgeſprochen war, auf ſeinem Heimwege ſein Verlangen mit dem der Zurückbleibenden zu vereinigen, daß noch einige Manifeſtationen ſtattfinden möchten, ſchloß man die Handkette, machte das Zimmer finſter und verlangte mit konzentrirter Willenskraft irgend eine Manifeſtation, jedoch vergeblich, wodurch ſich wiederholt beſtätigte, daß dieſe Manifeſtationen nur durch dieſes Medium zu ermöglichen ſeyen.

D. Hornung.

Die Richtigkeit des vorſtehenden Berichts bezeugen durch ihrer Namen eigenhändige Unterſchriften.

Achilles, Baumeiſter. A. Baron
v. Forſtner. Freiherr v. Zedlitz.
Steinbeck. v. Pfuel. Stöcklein.
v. Williſen. Murmann.

Berlin, am 7. April 1857.

Von den Eingeladenen fanden ſich ein die Herren General v. Williſen, welcher jedoch vor Beginn der Experimente einer Dienſtpflicht halber ſich beurlaubte, Baron v. Forſtner, Gehrig, Stöcklein und das Medium. General v. Pfuel und Dr. Steinbeck hatten ſich ſchriftlich entſchuldigt.

Nach Vorleſung und Unterzeichnung des letzten Protokolls verlangte man die Fortſetzung der in der vorigen Sitzung nicht vollendeten Antwort auf die Frage 2. — Das Medium ſchrieb mit verbundenen Augen, theils bei erleuchtetem, theils bei dunkel gemachtem Zimmer, geläufig und fehlerfrei geiſtmagnetiſch folgendes mit lateiniſchen Lettern: „Erwartet heute keine Antwort, — denn wir haben am 1. April des Jahres 1857 nach Chriſti Geburt das Narrenfeſt gefeiert, und ſind heute noch ganz katzenjämmerlich beſoffen. — Jedoch Donnerſtag." — „Heinrich Heine." Frage: Wie können denn Geiſter betrunken ſeyn? „Betrunken bin ich nicht, es gibt hier aber Zeiten, in denen wir unfähig ſind, beſtimmte Handlungen zu vollbringen." „H. Heine." Frage: Willſt du dich heut auf andere Weiſe uns manifeſtiren? „Nicht allein manifeſtiren, ſondern ſogar handgreiflich machen. Heine." Frage: Was meinteſt du mit den Worten: Jedoch Donnerſtag? „Donnerſtag iſt ein Tag, an dem ich euch vieles enthüllen kann, ſpäter fällt es mir ſchwer (das) Warum? fragt heute mich! Heinrich Heine." Frage: Warum fällt es dir ſpäter ſchwer? „Donnerſtag dürfen wir noch thätig ſeyn, mit Freitag beginnt das Leiden Chriſti*), den ich fürchte." „Heine." (Vergleiche hiermit das Protokoll vom 17. April und 16. Mai.)

---

*) Das Wort „Chriſti" wurde mit größerer Schrift, eine beſondere Zeile einnehmend, geſchrieben.

Man kam überein, das Medium eine Fra
zuerſt durch ſein intellektuelles Vermögen, ſ
dann aber dieſelbe Frage geiſtmagnetiſch, ob
Bewußtſein und mit paſſiver Hingabe, dur
den Geiſt Heine beantworten zu laſſen, u
den Unterſchied und die Verwandſchaft d
beiden Antworten kennen zu lernen. E
wurde hierzu die Frage gewählt: Wesha
mußte neulich der Blonde hinausgehen u
weshalb hörten alle Manifeſtationen au
Die intellektuelle Antwort lautete nach einige
Nachdenken: „Es iſt mir unerklärlic
weshalb der Blonde fort mußte.“ D
geiſtmagnetiſch geſchriebene Antwort dageg
lautete: „Ihr bekamt deshalb kein
Antworten mehr, weil ich den Lie
ling der Geiſterwelt (das Medium
ſchonen wollte, — denn noch lebt e
ja, und bedarf zur Aufrechthaltun
ſeiner fleiſchlichen Hülle der wel
lichen Vergnügungen, deshalb hö
ten auch die Experimente auf. — D
Blonde ſollte nur deshalb hinau
um euch einen Grund zu geben, we
halb Alles aufhörte.“ „Heinri
Heine.“ Auf dieſe ſeinem Facſimile ſehr äh
liche Unterſchrift bat man Heine um ein ga

genaues Facſimile ſeines Namens, welches augenblicklich und täuſchend ähnlich geſchrieben wurde, wiewohl des Medii Augen verbunden waren und das Zimmer nur ſo matt erleuchtet war, daß man die Bewegung der ſchreibenden Hand nicht bemerken konnte. Die Experimente in dem nunmehr ganz dunkel gemachten Zimmer begannen damit, daß man von Heine verlangte, er möge zu einer auf dem Forte geſpielten muſikaliſchen Compoſition den Takt auf dem von den Anweſenden 10 Fuß entfernt ſtehenden Tiſche, an welchen drei Glocken angeſchraubt waren, ſchlagen. Zuerſt wurde die Volkshymne geſpielt: Heil dir im Siegerkranz, ohne daß der Taktſchlag erfolgte. Kaum jedoch begann das Spiel des Deſſauer-Marſches, als mit den Füßen eines in einem Winkel des Zimmers ſtehenden Stuhle der Takt ſehr ſtark und höchſt pünktlich geſchlagen wurde. Man wiederholte das Verlangen, daß der Takt auf dem Tiſche geſchlagen würde; anſtatt deſſen fuhr mit furchtbarer Vehemenz der Stuhl, mit deſſen Füßen der Taktſchlag erfolgt war, über den vor ihm ſtehenden Lehnſeſſel hinweg, donnerte zuerſt auf den mit den drei Glocken verſehenen Tiſch mit furchtbarem Gepolter nieder, riß eine der feſt angeſchraubten Glocken los und warf ſie einige Fuß weit hinter den Tiſch zur Erde. Als Licht herbeigebracht war, fand man dieſen Stuhl gleichfalls einige Fuß hinter dem Tiſch auf ſeiner Rücklehne neben der Glocke liegend, und einen andern Stuhl, der in der Nähe des Lehnſeſſels geſtanden hatte, gleichfalls auf ſeiner Rücklehne mit daneben liegendem abgebrochenem Sitz, von dem auch der hintere angeleimte Stab abgetrennt war. Die Entfernung des geworfenen Stuhles von ſeinem frühern Standpunkt betrug 14 Fuß, und es muß als höchſt auffallend bezeichnet werden, daß derſelbe ſowohl als der Tiſch bei der Unterſuchung ganz unverletzt gefunden wurden.

Nachdem das Zimmer wieder finſter gemacht war, verlangte man, daß die Tritte eines im Zimmer Umhergehenden von dem Geiſte nachgeahmt werden ſollten, was augenblicklich mit den Füßen des von keinem der Anweſenden erreichbaren Lehnſeſſels deutlich effektuirt wurde. Der Aufforderung, über die ganze Länge des Zimmers die Fußtritte eines Gehenden nachzuahmen, wurde nicht genügt. Auch das verlangte Geräuſch des Geldzählens wurde nicht effektuirt; hingegen fand das verlangte Klopfen an den Wänden oder der Decke ſo ſtark an der hinter dem Sopha befindlichen Wand und zwar nicht entfernt von der Decke des Zimmers ſtatt, daß die auf dem Sopha ſitzenden Herren Gehrig und v. Forſtner ſowohl, als das neben dem erſten ſitzende Medium bemerkten, daß dieſes Klopfen nur mit einem an dieſer Wand befindlich geweſenen Stuhle hervorgebracht worden ſeyn könne. Auch wollten die Genannten einen Luftzug über ihren Häuptern bemerkt haben. Nicht genug! Auch die über dem Sopha hängende über 2 Fuß hohe und 2 Fuß breite Schilderei fing ſo ſtark gegen die Wand zu klappen an, daß man, deren Herabfallen befürchtend, Licht herbei rief und ſie herunternahm. Eine Mundharmonika war an einer leicht angelegten Thür in der Art befeſtigt, daß durch den eingeengten Luftzug ein Tönen derſelben, gleich dem der Aeolsharfe, möglich zu ſeyn ſchien. Als das Zimmer wieder finſter gemacht war, forderte der an der gegenüberliegenden Thür ſitzende Unterzeichnete den Geiſt Heine auf, Töne auf dieſem Inſtrumente hervorzubringen. Er erwähnte in ſeiner Anrede, daß die Windſtrömung den Aeolsharfen Töne entlocke, und daß er ſelbſt mit einem Blaſebalge auch der Mundharmonika Töne entlockt habe, welches Beides durch deutlich vernehmbares einmaliges Klopfen im Tiſche bejaht wurde. Anſtatt jedoch dieſem Verlangen zu genügen, flog ein auf dem erwähnten Armſeſſel als Rücklehne befindliches, 16 Zoll hohes und 13 Zoll breites, faſt 1¾ Pfund ſchweres Lederkiſſen über den mit Trinkgläſern beſetzten Tiſch — vor den auf dem Sopha ſitzenden Perſonen vorbei ſauſend, — der 8 Fuß entfernt ſitzenden Gattin des Unterzeichneten gegen die Bruſt, ſich an dieſelbe flach anlegend, ohne jedoch durch die Heftigkeit des Wurfs derſelben wehe zu thun. — Sowohl dieſer Wurf als der mit dem Stuhle ſchien den Anweſenden in einer Bogenlinie erfolgt zu ſeyn, was auch der bei dem letzten Wurfe über den Köpfen der genannten Herren deutlich gefühlte Luftzug beſtätigen dürfte *). Nach Wiederbeleuchtung des Zimmers vergegenwärtigte man ſich die ſtattgefundenen Manifeſtationen durch gegenſeitigen Austauſch der dabei gemachten Wahrnehmungen, und beſchloß, der Aufforderung Heine's Folge gebend, am nächſten Donner-

---

*) Ueber das Werfen der Stühle und des Kiſſens gibt das Protokoll vom 17. April Auskunft. Der Verfaſſer.

ſtag demſelben die von ihm ſelbſt geſtellten Fragen zur Beantwortung vorzulegen.

D. Hornung.

Die Richtigkeit der Darſtellung der in dem vorſtehenden Bericht enthaltenen, von uns beobachteten Thatſachen, beſcheinigen wir durch unſerer Namen eigenhändige Unterſchrift.

A. v. Forſtner. Gehrig. Stöcklein.

Berlin, am 9. April 1857.

Von den Eingeladenen waren erſchienen die Generale v. Williſen und v. Zedlitz, Baron v. Forſtner, die Herren Gehrig, Stöcklein, Geh. Legationsrath Abeken und das Medium.

Nachdem ſich das Medium mit verbundenen Augen an den früher beſchriebenen Emanulektor geſetzt und ſeine Hand auf den Zeiger deſſelben gelegt hatte, verlangte der Unterzeichnete Aufſchluß über die am 7. April von Heinrich Heine durch das Medium geſchriebenen Worte: „Der Donnerſtag iſt ein Tag, an dem ich euch vieles enthüllen kann. Donnerſtag dürfen wir noch thätig ſein, mit Freitag beginnt das Leiden Chriſti, den ich fürchte. Heine.“ Pſychographirte Antw.: „Hierüber ſpäter.

Wollt ihr ſchon wieder klüger ſeyn? Ich habe euch die Fragen geſtellt und nicht anders."

Wir bitten demnach jetzt um die Fortſetzung der unvollendeten Antwort auf deine zweite Frage: Wie erkennt man ſolche Menſchen, denen dieſe Kraft eigen? Du antworteſt hierauf am 28. März Folgendes: „Sie müſſen ein Alter erreicht haben, welches ſie befähigt, richtig zu denken, in jede Tiefe des Lebens hinabgeblickt, ohne ſich verleitet gefühlt zu haben, darnach zu handeln, zu jeder Höhe hinaufgeblickt." — Hierauf wurden ſofort die folgenden Buchſtaben auf dem Emanulektor ſchnell und korrekt gezeigt: „und ſich angetrieben fühlen, das Unmögliche zu erlangen, um auf dem Wege der ſcheinbaren Unmöglichkeit das Größtmöglichſte zu erreichen. Jede Begierde nach ſelbſtſüchtigem Thun iſt abgerieben, jede Leidenſchaft abgeſtumpft. — Er zittert nicht mehr, wenn ihn die Folgen ſeiner Handlungen treffen; zwiſchen ſeinem innern Streben und der äußern Wirklichkeit iſt ein Bruch eingetreten, der Gedanke — Geiſt

— *) ſtellt die Elemente der menſchlichen Vernunft in Reinheit dar, wie ſie das gemeine Leben nicht kennt, nicht einmal zu ahnen vermag."

Da das Medium ſich erſchöpft fühlte, wurde eine Weile pauſirt, und dann wurde die vorſtehende Antwort durch geiſtmagnetiſches Schreiben fortgeſetzt, wie folgt:

„Dieß war die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes†), den man äußerlich nicht erkennen kann; — das ganze und einzige äußere Merkmal iſt das finſter umwölkte Auge. — Iſt ein Menſch von dieſer Beſchaffenheit, — vorurtheilsfrei, ohne Eigenſucht; dann hat ſein Wille, ſein Gedanke, eine unumſchränkte Macht, er kann

---

*) Es blieb ungelöst, ob hier „Gedanke" und „Geiſt" als gleichbedeutend zu verſtehen ſeyen, oder ob die Lesart: der Gedanke: „Geiſt" die richtige ſey.

†) Die hier aufgezählten Attribute dürften in ihrer Geſammtheit ſich bei keinem Menſchen, am wenigſten aber bei Heine und dem Medio X. vorfinden.

gebieten über Dahingeſchiedene.“ „Dieſe Wiſſenſchaft werdet ihr nennen: „Das Sich-ſelbſt-Finden des Gedankens und deſſen unumſchränkte Kraft.“

„Vergleiche dich hiermit, Hornung! biſt du dieſem auch nur im Entfernteſten ähnlich? — Ich frage dich jetzt auf Ehre und Gewiſſen: Iſt dein Thun bei dieſer Angelegenheit ganz unſelbſtſüchtig, frei von jedem materiellen Intereſſe? — Antworte mir! Heinrich Heine.“ Antw.: Ich bin mir deſſen in Beziehung auf meine desfallſigen Forſchungen nicht bewußt. Glaubſt du etwa, daß ich meinen materiellen Vortheil bei dieſer Angelegenheit ſuche, ſo ſage, welchen du meinſt. Hierauf ſchrieb das Medium geiſtmagnetiſch: „Alte Schraube! Du haſt gründlich gelogen. — Was ſollen deine Schnurrpfeifereien, die du ſo widerſinnig Emanulektor nennſt? *) was iſt dein Handel mit dieſen Schaufeln,

---

*) Heine ſcheint ſehr erbittert auf den Emanulektor zu ſeyn, wohl nur deßhalb, weil durch denſelben ſein gegenwärtiger Zuſtand und enthüllt wurde und fortwährend immer mehr enthüllt wird.

mit denen Herkules den Augiasſtall reinigen kann; zu Beſſerem ſind ſie nicht zu brauchen. Heinrich Heine.“ Man ging auf dieſe ihren Urheber ſo deutlich kennzeichnende gereizte Expektoration nicht weiter ein, ſondern bat um eine kurze und bündige Beantwortung der dritten Frage, welche lautet: „Wie kann man ſich dieſe Kraft aneignen?“ Antw.: „Ich ſoll kurz und deutlich ſeyn, — wohlan es ſey! — Der alte Nagel ſoll auf den Kopf getroffen werden. — Wenn ihr nicht ſo einfältig wäret, hättet ihr die Beantwortung meiner dritten Frage ſchon aus der zweiten erſehen können. — So hört denn kurz und erbaulich, weil die Feiertage ſo nahe. Lebt genau ſo, wie das Leben in der zweiten Beantwortung geſchildert iſt. — Schlaget die Bibel auf und leſet etwas über **Euren** Gott. 1 Buch Moſis, Kapitel 3, Vers 3, 4, 5 und 24 und 25.“ „Heinrich Heine.“

Die Schriftſtelle wurde aufgeſchlagen und vorgeleſen Vers 3: „Aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott geſagt: Eſſet nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht ſterbet. Vers 4: Da ſprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes ſterben; Vers 5: ſondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon eſſet, ſo werden eure Augen aufgethan, und werdet ſeyn wie Gott, und wiſſen, was gut und böſe iſt.“

Die Parallelſtelle hierzu ſteht im 22. Vers und nicht im 24. und 25. (Dieſes Kapitel hat überhaupt nur 24 Verſe.)

Die Verſe 22 und 23 wurden gleichfalls vorgeleſen, welche lauten:

Vers 22: „Und Gott der Herr ſprach: Siehe, Adam iſt worden als unſer einer, und weiß, was gut und böſe iſt. Nun aber, daß er nicht ausſtrecke ſeine Hand, und breche auch von dem Baume des Lebens, und eſſe, und lebe ewiglich; Vers 23: da ließ ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, daß er das Feld bauete, davon er genommen iſt.“

Augenſcheinlich führte Heine nur in blasphemiſcher Beziehung dieſe Schriftſtellen an, da er ſagte: „Leſet etwas über Euren Gott.“ Es war hier nicht der Ort, ſich auf dogmatiſche Disputationen einzulaſſen; deshalb wurde die von ihm gegebene vierte und letzte Frage zur Beantwortung geſtellt. Sie lautet: „Aus welchem Gebiete dürfen wir Fragen entnehmen?" Antw.: „Vorläufig beſchränkt euch rein auf empiriſch-philoſophiſche Fragen, dieſe werden euch der wahren Erkenntniß näher bringen. 1. Buch Mauſis, genannt Brübl, Kapitel 3, Vers 3, 4, 5, 22 und 23." „Heinrich Heine"*). Auf das Verlangen einer Erklärung des Wortes „Brübl" gab Heine durch geiſtmagnetiſche Schrift die Antwort: „Es war ein ihm (Mauſe) eigener Spottname, der urſprünglich Brühl hieß, weil er ſich eines Tages, als ihn Gott zu ſich befohlen, er aber erſt ſeine Suppe eſſen wollte, ſeine Speiſeanſtalt (den Mund) verbrühte. — Dieſer Name iſt ſpäter von den Hebräern in Brübl verwandelt." †) „Heinrich Heine." Man ſchritt hierauf zu den Manifeſtationen im dunkel gemachten Zimmer, hatte jedoch abſichtlich die innern Roleaux nicht herabgelaſſen. Auf dem Sopha ſaß in der Mitte das Medium und rechts und links von ihm die Generale v. Williſen und v. Zedlitz, welche behufs der Kettenſchließung deſſen Hände hielten, und an deren Händen die übrigen Anweſenden den weiten Kreis durch die Handkettenſchließung bildeten. Da die Manifeſtationen ausblieben, ſah man ſich genöthigt, auch die innern Roleaux herabzulaſſen. Es wurde verlangt, daß Heine den Takt zu den auf dem Fortepiano geſpielten Stücken ſchlagen ſolle. Bei dem Spiel des Volksliedes: „Heil dir im Siegerkranz“ ließ ſich kein Taktſchlag hören, welcher dagegen beim Deſſauer-Marſch deutlich mit den Füßen eines frei ſtehenden Stuhles geklopft wurde. Andere verlangte Manifeſtationen fanden nicht ſtatt. Das Medium ſah die Geſtalt Heine's und rief bald darauf: „Er packt mich an der Bruſt!“ Sofort wurde Licht herbeigebracht und es fand ſich die doppelte, ſtarke goldene Uhrkette des Medii zerriſſen und herabhängend. Die beiden Generale verſichern, die Hände des Medii die ganze Zeit über, bis Licht herbeigebracht war, feſtgehalten zu haben; es konnte demnach die

---

*) Da dieſe Schriftſtelle zu der vierten Antwort in keinerlei Beziehung ſteht, ſo iſt anzunehmen, daß ſie dieß als Correctur der früher unrichtig angeführten Verſe 24 und 25 gegeben wurde.

†) Nach ſorgfältiger Erkundigung iſt dieſe Legende den Talmudiſten unbekannt und wohl nur ein Witz von Heinrich Heine. Der Verf.

Zerreißung der Kette nur durch eine unerklärliche Kraftäußerung erfolgt ſeyn. — Nach Wiederfinſtermachung des Zimmers erfolgten keine Manifeſtationen, vielleicht deshalb, weil der Kreis nicht vollſtändig geſchloſſen war. Es wurde Licht herbeigebracht und gefragt: Weshalb unterblieben [illegible] die Manifeſtationen? Das Medium ſchrieb mit verbundenen Augen: „Schließet einen Kreis, denn nur in einem Kreiſe können die Hexen ärſchelingstanzen, denn heute ſind mir Höllengeiſter dienſtbar.“ „Heinrich Heine.“

Als der Kreis geſchloſſen, das Zimmer finſter gemacht war, und wieder keine Manifeſtationen erfolgten, rief man Licht herbei, um durch das Medium die Urſach hiervon zu erforſchen. Daſſelbe ſchrieb mit verbundenen Augen geiſtmagnetiſch Folgendes: „Ihr ſollt einen Kreis ſchließen — ich will es. Bildet das Sopha vielleicht auch einen Theil des Kreiſes? Wo ſtehen euch heute die Begriffe. Macht in den Grützkaſten (Köpfen) etwas Licht!“ *) Frage: Haſt du etwa Luſt, das

---

*) Der Kreis war — wie oben erwähnt —

Medium vom Stuhle zu werſen? Geiſtmagnetiſche Antwort: „Nein keineswegs! — Daß ich ihm die Kette zerriſſen — — nun ich wollte ihn dort herunterwerfen; er ſcheint aber den edelſten Theil ſeines Körpers mit Oſterleim beſchmiert zu haben.“ — Man beſchloß nun einen Kreis — ohne Benutzung des Sophas — zu bilden und ſtellte die Stühle ſo, daß das Medium ſeitwärts an der rechten Ecke des geöffneten Fortepianos zu ſitzen kam und ſeine linke Hand von dem General v. Williſen, ſeine rechte Hand von dem General v. Zedlitz gehalten wurde. Die übrigen Anweſenden ſchloßen, auf den Stühlen ſitzend, durch Handkettenbildung den Kreis. In die Mitte dieſes geſchloſſenen Kreiſes war ein mit Kiſſen und Büchern belegter Stuhl geſtellt, an letzterem auch eine Hausglocke angehängt. Nachdem das Zimmer wieder finſter gemacht war, ſah das Medium die Geſtalt

---

dießmal durch die Handkette vollſtändig geſchloſſen; die beiden Generale, welche des Medii Hände hielten, hatten in dieſem geſchloſſenen Kreiſe ihre Plätze auf dem Sopha beibehalten.

Heine's an dem in der Mitte des Kreiſes ſtehenden Stuhle, welcher bald zu knacken, zu klopfen und zu ſcharren anfing, und endlich dem General v. Williſen zu Füßen niedergeworfen wurde. Nachdem Licht herbeigebracht, der Stuhl aufgerichtet und, mit obigen Gegenſtänden belegt, in die Mitte des Kreiſes gerückt war, erfolgten ſogleich nach Entfernung des Lichtes dieſelben Detonationen vom Stuhle aus; die Glocke läutete anhaltend und der Stuhl fiel kurz darauf abermals vor den Füßen des General v. Williſen mit Gepolter nieder, jedoch ohne zu beſchädigen oder beſchädigt worden zu ſeyn. Nach Beleuchtung des Zimmers wurde derſelbe Stuhl wieder mit Sophakiſſen belegt, in die Mitte des Kreiſes gerückt und das Zimmer finſter gemacht. Man verlangte, daß von Heine Töne auf dem Forte angeſchlagen würden, was alsbald in den höher gelegenen Oktaven geſchah. Man verlangte darauf, daß tiefere Töne angeſchlagen würden, welchem Verlangen ſofort genügt wurde. Auch das Andrücken des Piano- und des Forte-Zuges wurde auf Verlangen effektuirt, und durch die angeſchlagenen ſanften und gedämpften, dann durch die Töne des Fortiſſime der Beweis für die wirkliche Benutzung der

Züge bewahrheitet. Auch beſtimmte verlangte Töne wurden meiſt richtig angeſchlagen, Läufer und Triller auf geſchehene Aufforderung producirt, ſelbſt Pelotonfeuer und Kanonenſchläge nachgeahmt und endlich, als der verſprochene Hexentanz, ein lang anhaltender, betäubender, wahrhaft hölliſch-muſikaliſcher Lärm — anſcheinend vierhändig — ausgeführt, wobei die tiefſten Baßtöne vorherrſchend waren. Man beſchloß, daß während des ſtärkſten Lärms plötzlich die Thür des erleuchteten Nebenzimmers geöffnet würde. In demſelben Augenblick, als dieß geſchah, verſtummte ſofort die infernale Muſik, um ſich bei Schließung dieſer Thür auf's Neue, jedoch ſchwächer, vernehmen zu laſſen. Ein anweſender Muſikverſtändiger verſicherte, Sextimen-Akkorde aus dieſem betäubenden Concert durchgehört zu haben, die von großer Virtuoſität zeugten. General v. Zedlitz, welcher der Klaviatur am nächſten ſaß, verſicherte auf Pflicht und Gewiſſen, daß das Medium während dieſer Manifeſtationen ſich nicht von ſeinem Stuhle, oder ſonſt bewegt habe, um etwa die Taſten zu berühren, was auch General v. Williſen beſtätigte *).

---

*) Die übrigen Anweſenden konnten — als wei-

Zwiſchen dieſer furchtbaren Muſik hörte man an der entfernten Wand, an welcher das Sopha ſteht, ein Geräuſch und ein Klappen

---

ter entfernt von dem Inſtrument ſitzend — noch weit weniger dieſes muſikaliſche Quodlibet hervorbringen, ohne irgend von jemand bemerkt zu werden, und würden bei der plötzlichen Beleuchtung des Zimmers während des ſtärkſten muſikaliſchen Spektakels ſofort entlarvt worden ſeyn.

Anmerkung. Ein dieſe Manifeſtation beſtätigendes, noch auffallenderes Phänomen iſt das durch Miß Brooks in Buffalo bewirkte. Durch Vermittelung dieſes Medii ſollen die herrlichſten Konzerte auf dem Piano geſpielt werden, worüber mir unter Anderem Folgendes im Juni v. J. gemeldet wurde. „Das Piano wird zu dieſem Zweck mit der Klaviatur nach der Wand zu geſtellt und verſchloſſen, während das Medium nur eine Hand auf das Inſtrument legt. Der geiſtige Pianiſt ſoll ein Deutſcher ſeyn, und führt beſonders ein Stück auf, das „den Sturm auf dem Meere“ repräſentirt. Es ſoll wahrhaft muſterhaft ausgeführt werden und Schrecken und Schauder erregen, wenn der Sturm endlich in ſeiner ganzen Macht mit Donner und Blitz eintritt; und dann wieder, wenn ſich die Elemente beruhigen, eine wehmüthige Melodie das Stück ſchließen.“

mit der über dem Sopha hängenden Schilderei. Als Licht herbeigeruſen war, ſand man ein ſtarkes Notenheft in Großfolio, welches auf dem Fortepiano gelegen hatte, an der Rücklehne des Sophas aufgeſtellt, und ein Dreilliter, welches auf dem in der Mitte des Kreiſes ſtehenden Stuhle gelegen hatte, im Winkel an dem 12 Fuß weit entfernten Ofen liegen. Vor dem Schluſſe der letzten Finſtermachung des Zimmers wurden auf Verlangen der Anweſenden, mit den Füßen des im geſchloſſenen Kreiſe frei ſtehenden Stuhles, die Namen, theilweiſe auch die Geburtstage derſelben, durch Klopfen der Buchſtaben meiſtens richtig angegeben, welches um ſo mehr die Verwunderung erregte, als auch einzelne verlangte Buchſtaben, z. B. die Vokale oder die Anfangs- und Endbuchſtaben der Vornamen, die kein Anderer als der Fragende wußte, meiſt richtig geklopft wurden.

D. Hornung.

Die Richtigkeit der in dem vorſtehenden Berichte dargeſtellten, von uns beobachteten Thatſachen und Manifeſtationen bezeugen wir durch unſerer Namen eigenhändige Unterſchriften.

M. Stöcklein. Gebrig. A. v. Forſtner. Abeken. v. Williſen. Freiherr v. Zedlitz.

Am 17. April ließ der Verfaſſer durch das Medium Karoline vermittelſt des Emanulektors folgende Fragen in Beziehung auf einige in dem Protokoll vom 7. April mitgetheilte Aeußerungen und Manifeſtationen Heine's beantworten. Das Medium kannte jene Aeußerungen nicht; die Fragen geſchahen nur in Gedanken, ohne ſie auszuſprechen.

Auf die Frage: Wer wird antworten? wurde pſychographirt: „Louis v. W." — Ich wünſchte aber, daß Heinrich Heine meine Fragen beantworte! „Ich will es nicht." Weshalb willſt du es nicht? „Dieſe Fragen ſind mir wichtig." Sind ſie denn für Heine nicht auch wichtig? „Ja, er hört ja, was wir ſprechen." Biſt du befähigt und bereit, die von mir hier aufgeſchriebenen Fragen zu beantworten? „Ja." Hierauf fragte ich in Gedanken: Welches Wort wurde von dem Medio X mit auffallend großen Buchſtaben geſchrieben? „Chriſt — Chriſti." Welche Worte fügte Heine dieſem hinzu? „Den ich fürchte." Fürchteſt auch du Chriſtum? „Ja." Weshalb? „Ich fürchte

Chriſtus, weil er für unſere Sünden geſtorben iſt.“ Hat Heine es auch in dieſem Sinne gemeint? „Ja.“ Alſo nicht ſpottweiſe? „Nein.“ Glaubſt du alſo, daß Heine Chriſtum wirklich fürchtet? — „Jetzt, aber erſt nicht.“ Als was fürchtet er ihn? „Als Strafer, denn er iſt ſchon ſein Strafer geweſen.“ Wann? „In der Zeit, ſeit du mit ihm verkehrſt.“ Wird Heine von mir ferner noch religiöſe Worte vernehmen? „Ja.“ Weshalb gibt er mir durch das Medium X. Antworten im entgegengeſetzten Sinn? „X. iſt nicht fromm.“ Richtet ſich denn Heine nach den Geſinnungen des Medii? „Nein, aber X. will nicht ſolche Antworten haben.“ Nehmen — wie Heine's letzte Antworten anzudeuten ſcheinen — die Geiſter im Jenſeits noch Theil an den chriſtlichen Feſten, die wir auf Erden feiern? „Nicht alle.“ Welche nicht? „Viele, die ſich noch nicht bekehrt haben.“ — — Weshalb warf Heine neulich das Lederkiſſen nach meiner Frau? „Weil ſie (an dieſe Manifeſtationen) ungläubig iſt.“ Wurde der neben dem Lehnſeſſel ſtehende Stuhl durch den über ihn wegfliegenden berührt und umgeworfen? „Durch Geiſteskraft von Heine unmittelbar*).“

Berlin, am 16. Mai 1857.

Auf geſchehene Einladung verſammelten ſich in der Wohnung des Magnetiſeur Gehrig die Herren: General-Lieutenant v. Williſen, General v. Zedlitz, Baron v. Forſtner, Sanitätsrath Dr. Steinbeck aus Brandenburg und der Unterzeichnete. Das Medium X. beantwortete die folgenden Fragen mit verbundenen Augen durch geiſtmagnetiſche Schrift.

In Beziehung auf deine Antworten vom 28. März bitten wir dich, Heinrich Heine! um deine Anſicht a) von dem, was wir Gott nennen, b) was die Sternenwelt für uns zu bedeuten hat, c) was mit uns nach dem Tode geſchieht, auch weshalb das Wort nach dreimal geſchrieben wurde. Antwort:

ad a) „Noch ſeyd ihr nicht ſo weit.“

---

*) Die letzten der vorſtehenden Antworten ſind deßhalb um ſo mehr der Beachtung werth, als ſie den von mir erwarteten durchaus nicht entſprachen, und das Medium ſich mit ihnen auch nicht einverſtanden erklärte. Der Verf.

ad b) „Noch ſeyd ihr erſt recht nicht ſo weit."

ad c) „Dahin kommt ihr noch lange nicht."

„Was das: nach — nach — nach zu bedeuten? es ſoll euch darauf aufmerkſam machen, daß es noch wirklich nach dem Tode ein Fortleben gibt, doch anders als ihr es denkt."

Als der Fragende ſich mit dieſen Antworten nicht zufrieden geſtellt erklärte, erfolgte der Beſcheid: „Wenn ich nicht zu ſchonend gegen die übrigen Umſitzenden wäre, würde ich dir wieder eine ſarkaſtiſche Antwort geben, doch du biſt zu dumm, als daß du verſtändeſt, was ich dir ſagen will. Kannſt du vielleicht nicht verſtehen, was ich dir ſchon geſagt: „noch ſeid ihr erſt recht nicht ſo weit." Auf die wiederholte Frage: Was hat die Sternenwelt für uns zu bedeuten? erfolgte: „Nun ſo höret jetzt, was die Sternenwelt für euch zu bedeuten. — Die Sterne ſind Körper, ähnlich eurer Erde, deren Bewohner bei Weitem der Wahrheit näher gerückt ſind. Diejenigen Verſtorbenen eures Erdballes, welche nach dem wahren Begriffe „Unſterblichkeit" unſterblich ſind, ſtehen mit den Bewohnern der Sonne in Verbindung. — Die Bedeutung

für euch? — Wenn ihr der Wahrheit auch ſo nahe gekommen ſeyn werdet, wird keine Entfernung zwiſchen **euren** und **jenen Seelen** ſtattfinden. **Gedanken** werdet ihr **gegenſeitig** austauſchen, ohne euch zu ſehen. — Dieſes begreift ihr noch nicht."
„Heinrich Heine."

Anmerkung. Es fiel allgemein auf, daß, nachdem der letzte Satz geſchrieben war, die hier geſperrt, ſo wie die mit fetterer Schrift gedruckten Wörter, welche fünf Zeilen einnahmen, von dem Medio — das unmöglich ſehen konnte, was es geſchrieben, — ein-, zwei- und dreimal genau an den paſſenden Stellen unterſtrichen wurden.

Frage. Auf welche Weiſe kann eine geiſtmagnetiſche Korreſpondenz zwiſchen mir und meinem Freunde in Seſana bei Trieſt durch unſere Medien hergeſtellt werden, und was haben wir dabei zu beobachten?

Antwort. „Es kann eine Unterhaltung ſtattfinden zwiſchen zwei gleichgeſchaffenen Perſonen, gleichviel wie weit entfernt, jedoch müſſen ſie ſich vorher geſehen haben. Wie und auf welche Weiſe wir die Verbindung bewerkſtelligen, kann euch doch wohl gleichgültig ſeyn. Seid doch zufrieden, wenn euch verſprochen wird, daß eine Verbindung ſtatt finden ſoll. Sie ſoll ſo weit gehen, daß ihr euch vollkommen über alle Gegenſtände unterhalten könnt. — Jetzt genug.“ „Heinrich Heine.“ Frage. Dürfen die zu ſtellenden Fragen nur von unſeren Medien geſchehen, oder können wir Experimentatoren die Fragen in Gegenwart unſerer Medien ſtellen, und hat beides den gleichen Erfolg? Antw. „Zuerſt noch einmal: du biſt zu dumm, — ſogar reif für das Tollhaus, leider beſteht für dich noch kein paſſendes — für dich muß erſt ein ganz beſonderes gebaut werden; denn deine Dummheiten haben in einem gewöhnlichen Tollhauſe nicht Raum. Dieſes die letzte Grobheit, die du erfahren; auf künftige Dummheiten gibt es gar keine Antworten.“ *)

„Es iſt möglich, daß eine geiſtige Verbin-

---

*) Des Verfaſſers religiöſe Geſinnung und ſein Verſuch einer religiöſen Einwirkung auf Heines Geiſt ſcheinen ihn wohl am meiſten zum Zorn und Spott gereizt zu haben. Auch mag es ſeinen zur Schau geſtellten Hochmuth und

dung, gleichviel wohin, errichtet werden kann, doch die erſte Bedingung iſt die, daß die ſich Unterhaltenwollenden ſich vorher geſehen haben müſſen, um erſt durch Austauſch der Gedanken verwandt zu werden! — Gleiches zieht Gleiches an." „Heinrich Heine."

Frage. Am 7. April ſchriebſt du durch das Medium: „Donnerſtag dürfen wir noch thätig ſeyn, mit Freitag beginnt das Leiden Chriſti, den ich fürchte." Wir bitten dich um eine Erklärung hierüber, namentlich in welchem Sinne du die letzten Worte gemeint haſt.

Antwort. „Chriſtus und ich, wir ſind beide Normalmenſchen geweſen — jedoch Antipoden, wir beide ſind unſterblich — wir leben ewig. Chriſtus hat eine große Zahl von Anhängern; ſie verſammeln ſich

---

Trotz bitter kränken, daß ſein jetziger, beklagenswerther Zuſtand durch dieſe Protokolle veröffentlicht werden ſoll, was ihm als Geiſt — ſeinen Aeußerungen zufolge — wohl bekannt iſt. Möge er ſich zur Demüthigung unter die gewaltige Hand Gottes entſchließen.

geiſtig an ſeinen Gedächtnißtagen*) und haſſen dann ihre Antipoden. Meine Anhänger ſind gering und noch zu zählen. — Da ich meinen Grundſätzen treu bleibe, weil ich durch dieſe unſterblich geworden,

---

*) Dr. Heinrich Werner in ſeinem Werke: „*Die Schutzgeiſter*“ macht auf Seite 473 darauf aufmerkſam, daß die Sagen von Geiſterſpukereien gar oft die Zeit derſelben vor den chriſtlichen Hauptfeſten und in dieſen ſelbſt angeben. In ſeiner Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ ſagt Kerner S. 66: „Es iſt zu bemerken, daß hier und im vorigen Rapport ſchon die Adventswochen angefangen hatten, in denen die Erſcheinung *hörbarer als vorher und nachher, auftrat*“ und S. 106. „nachdem die Adventszeit vorüber war, hörte das ſtärkere Getöne im Gange wieder auf.“ „Es möchte daraus zu folgern ſeyn, daß die Spukgeiſter, welche meiſtens finſterer Art ſind, gerade um dieſe Zeit vielleicht darum unruhiger werden, weil ſie wiſſen, daß beſſere Geiſter nun ihres himmliſchen Glückes in erhöhtem Maaße ſich erfreuen dürfen, während ihnen der Kontraſt ihrer Lage, gegenüber von der

werde ich unthätig, dazwiſchen uns dann ein Zwiſt beſteht; — ich fürchte ihn deßhalb, — ich fliehe ihn, um nicht zurückzutreten. — Doch glaubt mir, ich lebe — wenn auch von den Uebrigen verſtoßen — dennoch glücklich; die einzige Strafe, die ich erleide, beſteht darin, daß ich auf der Erde verachtet werde, weil ich offen und treu in meiner Mutterſprache die Wahrheit geſagt." „Heinrich Heine."

Ein Anweſender ſtellte die Frage an die durch das Medium ſich manifeſtirende Kraft: Kannſt du mir ſagen, welchen Tag, welche Stunde, Minute und Sekunde die Zeiger der in meiner Wohnung befindlichen, ſtehen ge-

---

jener Glücklichen jetzt doppelt fühlbar werden muß." Jedenfalls iſt entſchieden, ſagt Werner, daß die Theilnahme der Geiſter auch an unſern chriſtlichen Feſten einen eben ſo ſchönen und erhabenen Gedanken enthält als die heilige Schrift mit den Worten ausdrückt: „Es iſt Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

bliebenen Taſchenuhr zeigen? Wenn du es kannſt, ſo bitte ich dich darum. Als nach längerer Zeit keine Antwort erfolgte, richtete dieſer Herr dieſelbe Frage an den Geiſt Heinrich Heine, und augenblicklich erfolgte durch das Medium, dem die Augen feſt verbunden waren, die ſchriftliche Antwort:

„Horch! die Glocken dumpf zuſammenhallen
Und der Zeiger hat vollbracht den letzten Lauf,
Weil es dir nicht hat gefallen,
Den alten Zwieback*) zu ziehen auf.“ —

„Nicht der Reim macht den Vers, — ſondern nur der Gedanke den Dichter, und der Dichter dann die Verſe. — Du willſt des Scherzes wegen wiſſen, wie deine Uhr zeigt, — doch ſo leicht ſoll es dir nicht werden; — denn im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen — ſagt der liebe Gott im 1. Buch Moſes Kap. 3. — Zu Danzig lebte im ſiebenzehnten Jahrhundert der berühmte Glockengießer Hans Sinnig — er ſtarb am 12. Mai 1653 — wenn (du) den Tag und

---

*) Die Uhr.

Jahr ſeiner Geburt nimmſt (und vom obigen Datum) ſubtrahirſt, dann haſt du die gewünſchten Zahlen.“ „Heine.“

Da keiner der Anweſenden den Geburtstag des Hans Sinnig wußte und ob ein ſolcher Glockengießer wirklich gelebt habe, ſo bat man Heine um Angabe dieſes Datums, worauf augenblicklich durch das Medium geſchrieben wurde: „Hans Sinnig iſt geboren am 1. Mai — 1 — 12 = 11, alſo 11 Uhr — im Jahr 1611 = 1653 — 1611 = 42, alſo 42 Minuten. — 1653 = 1 + 6 + 5 + 3 = 15
am 12. Mai geſtorben 12
= 3.
am 1. Mai geboren, addirt . . 1
= 4
Sekunden. So ſteht die Uhr richtig und nicht 5 Sekunden.“ „Heine.“

Der Fragende hatte zu Hauſe den Stand der Zeiger ſeiner Uhr notirt, und zog nun den Zettel, der dieſe Angaben enthielt, aus der Taſche. Es ſtand darauf geſchrieben: 11 Uhr, 42 Minuten, 5 Sekunden. Sonach ſtimmte die Rechnung Heine's genau bis auf eine Sekunde.

(Als Wochentag zeigte die Uhr Dimanche, als Datum den 5. Mai.)

D. Hornung.

Die Richtigkeit der vorſtehenden Mittheilungen, namentlich auch die der ſinnigen und mit der Wirklichkeit ſo genau übereinſtimmenden Zeitrechnung, beſcheinigen wir der Wahrheit gemäß durch eigenhändige Unterſchrift.

Berlin, am 29. Mai 1857.

A. Baron v. Forſtner. v. Williſen. Frhr. v. Zedlitz. Dr. Steinbeck. Gebrig.

* * *

Anhang.

I.

Abfertigung

des pſeudonymen Verfaſſers eines populären Handbuchs der Phyſik, Dr. W. F. A. Zimmermann in Berlin.

II.

Entgegnung

auf den ſogenannten Beweis des Herrn W. Ziegler in München, daß die Geiſter-Mittheilungen aus dem unenthüllten Jenſeits auf Irrthum beruhen.

I.

Dr. C. W. Vollmer hat unter dem pſeudonymen Namen **Dr.** W. F. A. Zimmermann in ſeinem populären Handbuch der Phyſik (Berlin 1856) es nicht verſchmäht, auf S. 336 bis 368, 32 Seiten der von ihm ſogenannten „modernen Geiſterſeherei als Verirrung der neueren Zeit, dem Od, den Pendelverſuchen, dem Tiſchrücken und Geiſterklopfen, dem Emanulektor und Pſychographen“ zu widmen, und dabei mit gewohnter Virtuoſität — die ihm von dem Verfaſſer dieſer Schrift geliehenen Zeitſchriften benutzend — Männer, denen die Wiſſenſchaft viel zu verdanken hat, herabzuwürdigen.

Als Antwort auf dieſe fleißig kompilirte Abhandlung könnte das von mir herausgegebene, bei Fr. Fleiſcher in Leipzig 1857 erſchienene

Werk „Neue Geheimniſſe des Tages
und die vorſtehende Schrift genügen
ich halte mich jedoch noch zu folgender kurze
Abfertigung des gelehrten Herrn Verfaſſer
jener Abhandlung verpflichtet.

Die ſchon unzähligemal aufgewärmten, vo
dem Dr. Vollmer aus dem 113. (für 5 Ng
käuflich zu habenden) Hefte der Zeitſchri
„die Gegenwart“ größtentheils treu kopir
ten Erzählungen vom Erbbuch und Erb
ſchlüſſel, von den Pendelſchwingunge
eines Ringes, von der Wünſchelruth
von Orakelfragen ꝛc. übergehend, wend
ich mich zu der aus den Schriften von J. Ke
ner, Ennemoſer, Carus u. ſ. w. zuſammenge
tragenen Abhandlung über das Tiſchrücken

Hier, ſo wie vieler Orten ſeiner populäre
Phyſik, iſt der Verfaſſer ſo recht dem Wort
verfallen: **„O si tacuisses, philosophu**
mansisses.“ Denn was nutzt alle Nachbe
terei, was das beſtändige Berufen auf Auto
ritäten, wenn man über die nun einmal nich
mehr wegzuleugnenden, allem Spott und Hoh
Trotz bietenden Erſcheinungen verächtlich ab
ſpricht, ohne — mit Darangabe aller Vorur
theile — den Gegenſtand gründliche

Forſchung und Prüfung ſelbſt unterworfen zu haben. — Wer über „Naturkräfte und Naturgeſetze, über ihre Geheimniſſe, ihre Wirkungen, ihre Anwendung, die Gebildeten jeden Standes“ unterrichten will, hat doch wohl die Pflicht, zuerſt ſich ſelbſt mit dieſen Gegenſtänden vertraut zu machen. Dieß iſt — wenigſtens hinſichtlich des in Rede ſtehenden Gegenſtandes — von dem pſeudonymen **Dr. Zimmermann** nicht geſchehen. Er hat die durch den Vorſtand des Berliner magnetiſchen Vereins und auch durch den Verfaſſer dieſer Schrift ihm wiederholt dargebotene Gelegenheit zu einer feſten Ueberzeugung zu gelangen, abgewieſen, nachdem einige in ſeiner Gegenwart angeſtellte Verſuche den gewünſchten Erfolg nicht gehabt hatten, nicht bedenkend, daß neue Verſuche und Experimente auf den Gebieten der Phyſik und Chemie auch nicht jederzeit und unter allen Umſtänden gelingen.

Anſtatt den Beweis der Unmöglichkeit der an ſo vielen Orten von gründlichen und vorurtheilsfreien Forſchern beglaubigten Aeußerungen einer in ihrer allſeitigen Wirkſamkeit bei weitem nicht erkannten Naturkraft anzutreten, ergeht er ſich in kleinlichen Erzählungen, hämiſchen Verdächtigungen, ja ſelbſt in Verunglimpfungen von Männern, deren Namen in der gelehrten Welt einen guten Klang haben. Ich überlaſſe es dieſen, ihre Indignation gegen ſolch unwiſſenſchaftliches Gebahren auszuſprechen und frage nur: Welche Belehrung geben dergleichen Tiraden dem wißbegierigen Leſer und Forſcher? Welche Förderung gewinnt die Wiſſenſchaft, wenn der Verfaſſer in ſpöttelnder Weiſe den verſtorbenen Dr. Ennemoſer, deſſen gediegene Forſchungen die ſeinigen wohl überleben werden, als von „dem neuen Prophetenweſen entzückt," darſtellt. Was nutzt die Bemängelung des wiſſenſchaftlichen Werthes der bekannten Mittheilung des Fürſten Pückler von Muskau über die beiden von ihm in Smyrna beobachteten Mädchen und der durch ſie bewirkten ſeltſamen (elektromagnetiſchen?) Erſcheinungen? Welche Belehrung bietet die fade, nach Kaffeeklatſch ſchmeckende Satyre auf die Gründer des Pſychographen und des Emanulektors?

Wie unrichtig beſchreibt der gelehrte Doctor den Emanulektor, wie mangelhaft den Pſychographen! Wie ſucht er die Benutzung des Letzteren, den er auf S. 300 (vielleicht abſichtlich) falſch abbildet, dadurch ins Lächerliche zu ziehen, daß er von „gewaltigen, ſchweißtreibenden Bewegungen auf dem ganzen Tiſch umher“ faſelt, welche das Medium auf dem Inſtrumente machen ſoll, um den Stift auf die verſchiedenen Buchſtaben zu bringen, aus denen die Antwort beſteht.

Möge das lernbegierige Publikum ſich an den ferneren derartigen wiſſenſchaftlichen Mittheilungen, an den wohlfeilen, dem gelehrten Verfaſſer ſo geläufigen Witzen und an der oft falſchen Darſtellung des Herrn Dolters erbauen und mit ihm die „Männer von ungewöhnlicher, ja ſelten zu nennender Bildung um ihren unerſchütterlichen Glauben“ an die ſich ſtets wiederholenden Thatſachen beneiden! — Möge die kraſſe Ignoranz des Verfaſſers, welche er in dieſer ganzen Abhandlung zur Schau ſtellt, ſich an den auf S. 316 von ihm deutlich bezeichneten „hochgeſtellten Beamten,“ Belehrung ſuchend, wenden, der — „durch ſeinen Beruf mit der Mathematik und Phyſik vertraut — Verfaſſer bedeutender wiſſenſchaftlicher Werke iſt" — und der von dieſer „von ihm unbegreiflichen Verirrung" noch nicht zurückgekommen, vielmehr ſeit jener Zeit vielfältige neue und unwiderlegbare Thatſachen beobachtet und in der vorſtehenden Schrift mit beglaubiget hat. — Belehrung wird ihm bereitwillig zu Theil werden.

Das von dem gelehrten Doktor ſo genannte „Poſſenſpiel mit dem Emanulektor oder dem Pſychographen, das direkte Schieben der Maſchinerie, das dadurch hervorgebrachte ſchwerfällige Buchſtabiren, welches die Wunder bewirkt, daß ſonſt verſtändige Leute ſich auf eine ſo plumpe Weiſe hänſeln laſſen" würde ihn — falls er vorurtheilsfrei prüfend den gewonnenen und in dieſer Schrift mitgetheilten Reſultaten beigewohnt hätte — wohl zu ernſterem Nachdenken geführt und ihn vielleicht über ſein vorſchnelles, abſprechendes Urtheil beſchämt haben.

Zum Schluß empfehle ich dem beleſenen Herrn Verfaſſer des populären Handbuchs der Phyſik — Dasjenige nachzuleſen, was Herr v. Reichenbach in ſeinem Werke: „Der ſenſitive Menſch" über das Urtheil der Kommiſſion der Pariſer Akademie in Beziehung auf die elektro-magnetiſche Kraft der vierzehnjährigen Angelika Cottin ſagt; vielleicht wird ihm dadurch klar, daß die Weisheit nicht allein und nicht jederzeit den Akademikern und den Koryphäen der Wiſſenſchaft beiwohnt.

D. Hornung.

II.

Entgegnung auf den ſogenannten B
weis des Herrn W. Ziegler, daß die Ge
ſter-Mittheilungen aus dem unenthüllten Je
ſeits auf Irrthum beruhen.

Geehrter Freund!

Durch die oben bezeichnete mir gewidme
Broſchüre, ſo wie auch brieflich, gaben S
mir Veranlaſſung zu dieſer Entgegnung.

Ob Sie wirklich einen Beweis in Ihr
Schrift geführt oder nur Ihre individuel
Anſicht ausgeſprochen haben, wird jed
denkende Leſer wohl ſelbſt finden, ohne daß
erforderlich ſeyn dürfte, deſſen Urtheil dur
den Münchener Witz: „der zu liefernde B
weis müſſe ſich wohl noch bei Herrn Z.
in der Farbe befinden“ beſtimmen zu wollen.

Weder Ihre „Bürgersfrau und d
Somnambule,“ noch Ihr „Johann i

der *Peterskirche*" hat dieſen Beweis geliefert, und mit Recht nennen Sie ſelbſt auf S. 6 Ihren Beweis nur ein Urtheil über mein Werk: „*Neue Geheimniſſe des Tages*." — Daß Sie die von mir mitgetheilten Facta als *unumſtößliche Thatſachen* für Ihre Behauptungen in Anſpruch nehmen, beweiſt wieder, daß Sie keinen Beweis gegen dieſe Thatſachen führen können und wollen, ſondern nur einfach erklären: „Wo mein Freund ſieht, da ſehe ich nichts, wo derſelbe glaubt — kann ich nicht begreifen." — Wie wenig paßt hier Ihr Gleichniß vom Johann in der Peterskirche? Nirgend habe ich in meinem Werk, nirgend auch in der vorſtehenden Schrift behauptet oder auch nur angedeutet, einen Geiſt *geſehen* zu haben. — Daß Sie nicht begreifen wo ich *glaube*, finde ich ſehr natürlich. Die von mir geſammelten Thatſachen habe ich nirgend unumſtößliche genannt (was jedoch Thatſachen als ſolche immer ſind), ſondern auf dem Titel der „*Neuen Geheimniſſe*" nur bemerkt, daß ſolche Thatſachen ein unumſtößlicher Beweis für die perſönliche Fortdauer des menſchlichen Geiſtes und der Seele nach dem Tode des Leibes ſeyen. Auf S. 15 ſagen Sie ſelbſt:

„Jedoch bin ich feſt überzeugt, daß Gelehrte, Naturforſcher ꝛc., wenn ſie Entdeckungen machen, die Jahrtauſende vor aller Menſchen Augen verborgen waren, mit den vorangegangenen großen Geiſtern in fortwährender Verbindung ſtehen," das „wodurch" haben Sie freilich verſchwiegen. — S. 16 ſagen Sie: „Wie im Erdenleben die ſichtbar gewordene Geiſterwelt ſich bewegt, ſo wird ſich fort und fort die unſichtbare Geiſterwelt bewegen, vielleicht auch ſich wieder in dieſer oder jener Weiſe verkörpern und wieder ſichtbar werden. Dieß können die Menſchen mit geſundem Verſtand und richtigem Gefühl wohl ahnen, und werden dieſe Vorſtellungsweiſe ſich durch keine andere ganz weg demonſtriren laſſen." — Von ſich ſelbſt bekennen Sie S. 17, daß Sie ſchwärmeriſch Ihre unwiderſprechbaren Thatſachen aufſtellen, welche Sie ſo lange für Wahrheit halten müßten, bis Sie zu einer beſſeren Erkenntniß gelangt ſind. Auch ich habe in meinem Werke Thatſachen — jedoch nicht ſchwärmeriſch, ſondern prüfend — mitgetheilt und bin mir wohl bewußt, daß die exakte Wiſſenſchaft und alle

Ungläubigen ſich für die Annahme ſolcher — wie Sie ſagen — Einbildungsprodukte als unwiderſprechbare Thatſachen bedenken werden. Doch dieß wird ganz gewiß auch mit den Ihrigen geſchehen, ſo lange man noch v. Reichenbach's gründliche, wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Od und die Senſitivität nicht anerkennt. Da Sie ſelbſt Ihre eigenen „unwiderſprechbaren" Thatſachen als „ſchwärmeriſch aufgeſtellte" bezeichnen, ſo will ich es mir als **Ihre** feſte Ueberzeugung gern gefallen laſſen, wenn Sie S. 6 erklären, daß ich mit redlichem Willen, der Wiſſenſchaft und dem Glauben zugleich zu dienen, dieſen Irrweg betreten habe. Auch überlaſſe ich es gern Ihrem perſönlichen Urtheil „den großen Grad von Schwärmerei in höheren Regionen" zu ermeſſen, (S. 7) die den Verfaſſer der Neuen Geheimniſſe beſeelt.

Gleich Ihnen nehme aber auch ich mit „vollberechtigtem Selbſtgefühl" das gleiche Recht in Anſpruch, wie jeder Andere auf dieſem Felde, bis ich zu einer andern Erkenntniß gelangt bin; bleibe auf meinem Standpunkte ſtehen und räume meinem Gegner gleiche Berechtigung bereitwillig ein. — Ob dieſer Standpunkt aber der richtige ſey, darauf kommt, wie überhaupt, ſo auch in der beregten Sache alles an. Wenn z. B. von einer Kirchthurmſpitze behauptet wird, ſie neige ſich nach Süd, ſo darf der Beurtheilende nicht gegen Nord oder Süd ſeinen Standpunkt nehmen, wenn er zu einem richtigen Urtheil gelangen will, ſondern gegen Oſt oder Weſt. Wer von uns beiden nun den richtigen Standpunkt einnimmt, das iſt eine Frage, die hier unerörtert bleiben kann, da ein Jeder behauptet, den richtigen Standpunkt gewählt zu haben. —

Dem in Ihrem Schreiben vom 1. Februar v. J. ausgeſprochenen Wunſche zu genügen, theile ich hier Ihre Antwort auf meine Frage: „Was iſt Wahrheit, was Irrthum in dieſer Sache?“ mit; ſie lautet: „Das iſt leicht zu entſcheiden; jeder von den Gegnern hat Recht von ſeinem Standpunkte aus, und zeiht von hieraus den Andern des Irrthums.“ Mit dieſen Worten haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen und beſtätigen durch dieſelben das von mir Behauptete.

Daß Sie laut Ihres Schreibens bei Ihren Fragen an Wilhelm gefliſſentlich die Frage vermeiden: „Wer iſt eigentlich der Antwortgebende?“ zeugt wieder von dem Standpunkte den Sie zu dieſer Sache eingenommen haben und befremdet mich nicht im Geringſten.

Schließlich noch ein Wort zu S. 9 Ihrer Schrift. Ihrem „direkten Widerſpruch“ in Betreff des Sonnambulismus Ihres Sohnes Wilhelm ſetze ich Ihre drei gerichtlich beglaubigten Atteſte, die auf S. 251 der „Neuen Geheimniſſe“ abgedruckt ſind, entgegen und bemerke, daß es hier nur darauf ankommt, was die Wiſſenſchaft bis jetzt unter ſomnambul und hellſehend (clairvoyant) verſteht, wonach Sie Ihr Urtheil reformiren mögen. — Da Sie übrigens die von mir mitgetheilten Thatſachen ſammt und ſonders zugegeben und ſogar beglaubigt atteſtirt haben, ſo wären wir in dieſem Punkte ja ganz einverſtanden und nur in der Erklärung dieſer Thatſachen uneins, was wieder nur in unſern verſchiedenen Standpunkten begründet iſt.

Der weitere Inhalt Ihrer Broſchüre berührt Ihren ſogenannten Beweis weit weniger und kann deßhalb mit Stillſchweigen übergangen werden. Sie ſehen indeß aus der vorſtehenden Schrift, daß ich auf dem von mir betretenen Wege nicht ſtille ſtehe, ſondern in meinen intereſſanten Forſchungen eifrig fortfahre. — Ihrem Urtheil über dieſe Schrift entgegenſehend, unterzeichnet Ihr ergebener Freund

D. Hornung.

Bei J. Scheible in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Heinr. Cornelius Agrippa's
von Nettesheim
Magiſche Werke
ſammt
den geheimnißvollen Schriften des Petrus von Abano, Pictoris von Villingen, Gerhard von Cremona, Abt Tritheim von Spanheim, dem Buche Arbatel, der ſogenannten Heil. Geiſt=Kunſt und verſchiedenen anderen.

Zum erſten Male vollſtändig ins Deutſche überſetzt.

Vollſtändig in fünf Bänden mit einer Menge Abbildungen.

Preis 5 fl. 12 kr. oder 3 Thlr.

Inhalts=Verzeichniß.

Kurze Lebensgeſchichte Heinrich Cornelius Agrippa's von Nettesheim. — Vorrede des Verfaſſers. — Schreiben Agrippa's an Tritheim. — Tritheim's Antwort. — Dedication an den Erzbiſchof von Köln.

Erſtes Buch (oder Band).

Wie die Magier aus der dreifachen Welt ihre Kräfte ſchöpfen, ſoll in den drei Büchern dieſes

Werkes gezeigt werden. Was die Magie ſey, aus welchen Theilen ſie beſtehe, und welche Eigenſchaften ein Magier haben müſſe. Von den vier Elementen, ihren Eigenſchaften und ihren gegenſeitigen Vermiſchungen. Von der dreifachen Ordnung der Elemente. Von der wunderbaren Natur des Feuers und der Erde. Von der wunderbaren Natur des Waſſers, der Luft und der Winde. Von den Gattungen der zuſammengeſetzten Körper, in welcher Beziehung ſie zu den Elementen ſtehen, und wie die Elemente ſich zur Seele, zu den Sinnen und dem Charakter der Menſchen verhalten. Wie di Elemente in den Himmeln, in den Geſtirnen, in den Engeln und endlich in Gott ſelbſt ſind Von den zunächſt von den Elementen abhängenden Kräfte der natürlichen Dinge. Von den verborgenen Kräften der Dinge. Wie die verborgenen Kräften in die verſchiedenen Arten de Naturgegenſtände von den Ideen aus vermittelſ der Weltſeele und der Strahlen der Sterne einfließen, und welche Gegenſtände ſolche Kräfte in beſonderem Maße beſitzen. Wie in verſchiedene Individuen, auch von derſelben Art, verſchieden Kräfte einfließen. Ueber die verborgenen Kräft der Dinge kommen. Vom Weltgeiſte und dem Bande der verborgenen Kräfte. Wie wir di Kräfte der Dinge nach der Aehnlichkeit erforſchen und prüfen ſollen. Wie die Wirkunge verſchiedener Kräfte von einem Gegenſtand au den andern übertragen und gegenſeitig mitgetheilt werden. Wie die Kräfte der Dinge nac

Zwietracht und Freundſchaft zu erforſchen und zu prüfen ſind. Von den Abneigungen und Feindſchaften. Wie die Kräfte der Dinge, welche denſelben vermöge der ganzen Art innewohnen oder eine individuelle Gabe einer Sache ſind, erforſcht und geprüft werden ſollen. Wie die natürlichen Kräfte einigen Geſchöpfen ihrem ganzen Weſen nach innewohnen, bei anderen aber nur in gewiſſen Theilen oder Gliedern ſich finden. Von den Kräften, welche den Dingen nur bei Lebzeiten innewohnen, und von denen, welche dieſelben auch noch nach dem Tode beſitzen. Wie die Dinge dieſer Welt den Himmelskörpern untergeordnet ſind, und wie der menſchliche Leib ſelbſt, ſowie das Leben und Treiben der Menſchen den Sternen und Himmelszeichen entſpricht. Wie zu erkennen iſt, unter welchen Geſtirnen die natürlichen Dinge ſtehen, und welche Dinge der Sonne zugehören. Welche Dinge dem Monde, dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Venus, dem Merkur zugehören. Wie die ganze ſublunariſche Welt und was ſich auf ihr befindet, den Planeten zugetheilt iſt. Wie die Länder und Reiche den Planeten zugetheilt werden. Welche Dinge den Himmelszeichen, ſowie den Fixſternen und ihren Bildern untergeordnet ſind. Von den Zeichen und Merkmalen der natürlichen Dinge. Wie die natürlichen Dinge und ihre Kräfte die Einflüſſe und Kräfte der Himmelskörper anziehen können. Von den Miſchungen der natürlichen Dinge und ihrem Nutzen. Von der Verbindung der gemiſchten Dinge und der

Einführung einer edleren Form, ſowie von den Lebensanregungen. Wie wir durch natürliche und künſtliche Zubereitungen gewiſſe himmliſche und belebende Kräfte anziehen können. Auf welche Art wir nicht allein himmliſche, ſondern auch gewiſſe geiſtige Kräfte von oben herab erhalten können. Wie wir durch gewiſſe natürliche Stoffe die Geiſterfürſten der Welt und ihre Diener, die Dämonen, herbeiziehen können. Vom Bannen, ſeinen verſchiedenen Arten, und wie es bewerkſtelligt zu werden pflegt. Von den Zaubermitteln und ihrer Gewalt. Von den wunderbaren Kräften einiger Zaubermittel. Von den Räucherungen, ihrem Verhalten und ihren Kräften. Zuſammenſetzung einiger den Planeten entſprechenden Räucherungen. Von den Salben und Liebestränken und ihren Kräften. Von dem Anbinden und Anhängen natürlicher Dinge. Von den Ringen und ihrer Verfertigung. Von den Kräften der Oerter, und welche Oerter einem jeden Sterne entſprechen. Von dem Lichte und den Farben, den Lichtern und Lampen, und wie die Farben unter die Sterne und ihre Häuſer, ſowie die Elemente vertheilt ſind. Von der Bezauberung und der Art und Weiſe, auf welche ſie ſtattfindet. Von gewiſſen Verrichtungen und Beobachtungen und ihren wunderbaren Kräften. Von den Mienen und Geberden, der Haltung und Geſtalt des Körpers, wie dieſe den Sternen entſprechen, und worin die Weiſſagungskünſte der Phyſiognomie, Metoſkopie und Chiromantie ihren Grund haben. Von der Wahrſagung der

Auſpicien und Augurien. Von den verſchiedenen Thieren und anderen Dingen, die bei den Augurien eine Bedeutung haben. Wie die Auſpicien durch das Licht des Naturſinnes beglaubigt werden, nebſt einigen Regeln hierüber. Vom Weiſſagen aus den Blitzen, und wie Wunderzeichen und außerordentliche Erſcheinungen zu erklären ſind. Von den vier elementariſchen Wahrſagungskünſten, der Geomantie, Hydromantie, Aëromantie und Pyromantie. Von der Wiederbelebung der Todten, ſowie dem ungewöhnlich langen Schlafen und Hungern. Von der Weiſſagung durch Träume. Von der Begeiſterung und den Weiſſagungen, welche im wachen Zuſtande ſtattfinden, ſowie von der Macht des melancholiſchen Temperamentes, wodurch bisweilen Dämonen in menſchliche Körper gelockt werden. Von der Bildung des Menſchen, den äußeren und inneren Sinnen, dem Verſtande, der dreifachen Richtung der Seele und den Neigungen des Willens. Von den Leidenſchaften der Seele, ihrem Urſprung, ihrer Verſchiedenheit und ihren Arten. Wie die Leidenſchaften der Seele den eigenen Körper umwandeln, indem ſie die zufälligen Eigenſchaften deſſelben verändern und auf den Geiſt einwirken. Wie die Leidenſchaften der Seele, vermöge der Nachahmung des Aehnlichen auf den Körper einwirken; deßgleichen von der Verwandlung und Verſetzung des Menſchen, und welche Herrſchaft die Einbildungskraft nicht allein über den Körper, ſondern auch über die Seele beſitzt. Wie die

Leidenſchaften der Seele auch nach außen auf einen fremden Körper wirken. Wie die Leidenſchaften der Seele durch einen günſtigen Einfluß des Himmels ſehr unterſtützt werden, und wie bei jedem Werk Standhaftigkeit der Seele nothwendig iſt. Wie die menſchliche Seele ſich mit den Seelen der Himmelskörper und den Intelligenzen verbinden und im Verein mit ihnen den unteren Dingen gewiſſe Kräfte verleihen kann. Wie unſere Seele die untern Dinge verwandeln und ſie an das, was ſie verlangt, binden kann. Von der Rede und den Kräften der Worte. Von der Kraft der Eigennamen. Von den zuſammenhängenden Reden und Geſängen und den Kräften der Beſchwörungen. Von der wunderbaren Kraft der Zauberformeln. Von der Kraft der Schrift, den Anwünſchungen und Aufſchriften. Von dem Verhältniſſe, der Uebereinſtimmung und Zurückführung der Buchſtaben auf die Himmelszeichen und Planeten nach verſchiedenen Sprachen, nebſt einer dieß erläuternden Tabelle.

Zweites Buch (oder Band).

Von der Nothwendigkeit der mathematiſchen Wiſſenſchaften, und von den vielen wunderbaren Wirkungen, welche allein durch dieſelben erzielt werden. Von den Zahlen, ihrer Macht und ihren Kräften. Welch große Kräfte die Zahlen ſowohl in natürlichen als übernatürlichen Dingen beſitzen. Von der Einheit und ihrer Leiter. Von der Zahl Zwei und ihrer Leiter. Von der Zahl Drei und ihrer Leiter. Von der Zahl

Vier und ihrer Leiter. Von der Zahl Fünf und ihrer Leiter. Von der Zahl Sechs und ihrer Leiter. Von der Zahl Sieben und ihrer Leiter. Von der Zahl Acht und ihrer Leiter. Von der Zahl Neun und ihrer Leiter. Von der Zahl Zehn und ihrer Leiter. Von der Zahl Elf und Zwölf, mit der doppelten Leiter der letzteren, der kabaliſtiſchen und orphiſchen. Von den Zahlen über Zwölf und ihrer Kraft und Wirkung. Von der Bezeichnung der Zahlen durch gewiſſe Handbewegungen. Von den verſchiedenen Zahlzeichen der Römer. Von den Zahlzeichen der Griechen. Von den Zahlen der Hebräer und Chaldäer, nebſt einer magiſchen Zahlenſchrift. Welche Zahlen den Buchſtaben zugetheilt werden, ſowie von dem Wahrſagen durch dieſelben. — Welche Zahlen gewiſſen Gottheiten geweiht und welche beſtimmten Elementen zugetheilt ſind. Von den Planetentafeln, ihren Kräften und Formeln, ſowie den ihnen vorgeſetzten göttlichen Namen, Intelligenzen und Dämonen. Welche geometriſche Figuren und Körper magiſche Kräfte beſitzen, und wie dieſelben mit den Elementen und dem Himmel übereinſtimmen. Von der muſikaliſchen Harmonie, ihren Eigenſchaften und ihrer Macht. Von dem Ton, den Accorden und dem Grund ihrer wunderbaren Wirkungen. Von der Uebereinſtimmung der Töne und Accorde mit dem Himmliſchen, und welche Töne und Accorde den einzelnen Geſtirnen entſprechen. Von dem Verhältniſſe, dem Maße und der Harmonie des menſchlichen Körperbaues. Von der Zuſam-

menſetzung und Harmonie der menſchlichen Seel
Von der Nothwendigkeit der Beobachtung de
Geſtirne bei jedem magiſchen Werke. Wann di
Planeten den ſtärkſten Einfluß beſitzen. Von de
Beobachtung der Fixſterne und ihrer Natu
Von der Sonne und dem Mond und ihren ma
giſchen Beziehungen. Von den 28 Statione
des Mondes und ihren Kräften. Von der Be
obachtung der wahren Bewegung der Himmels
körper in der achten Sphäre, und von der Be
rechnung der Planetenſtunden. Wie künſtlich
Dinge, z. B. Bilder, Siegel und Aehnliches ein
Kraft von den Himmelskörpern erhalten. Vo
den Bildern des Thierkreiſes und welche Kräf
die Abbildungen derſelben von den Sternen e
halten. Von den Bildern der Geſichter und i
ren Kräften, ſowie von den Bildern, die außer
halb des Thierkreiſes ſind. Von den Bilder
des Saturn. Von den Bildern des Jupite
Von den Bildern des Mars. Von den Bilder
der Sonne. Von den Bildern der Venus. Vo
den Bildern des Merkur. Von den Bildern d
Mondes. Von den Bildern des Kopfes un
Schwanzes des Monddrachen. Von den Bilder
der Mondſtationen. Von den Bildern der Fi
ſterne. Von den geomantiſchen Figuren, welch
zwiſchen den Bildern und Charakteren in d
Mitte ſtehen, nebſt ihrer Tabelle. Von den Bi
dern, die nicht nach einer Himmelsfigur, ſo
dern nach dem, was die Seele des Operirend
verlangt, geſtaltet ſind. Von der Beobachtun
gewiſſer Conſtellationen und der Verfertigun

ſolcher Bilder. Von den Charakteren, die nach den Himmelskörpern gebildet ſind und wie ſolche aus den geomantiſchen Figuren abgeleitet werden, nebſt ihrer Tabelle. Von den Charakteren, die den Dingen ſelbſt der Aehnlichkeit nach entnommen werden. Daß es ohne die Aſtrologie keine vollkommene Wahrſagung gebe. Von den Looſen, wann und wodurch ſie eine Weiſſagungskraft beſitzen. Von der Weltſeele und den Seelen der Himmelskörper, nach den Ausſprüchen der Dichter und Philoſophen. Beſtätigung derſelben Anſicht durch die Vernunft. Beweis, daß die Weltſeele, wie auch die Seelen der Himmelskörper vernünftig ſind und an dem göttlichen Verſtande theilnehmen. Von den Namen der himmliſchen Seelen und ihrer Herrſchaft über die untere Welt, nemlich den Menſchen. Von den ſieben Regenten der Welt, den Planeten und ihren verſchiedenen Namen, wie ſie zu magiſchen Sprüchen dienen. Wie die Zauberſprüche und Beſchwörungen auf eine natürliche Weiſe ihre Kräfte den äußeren Dingen eindrücken, und wie die menſchliche Seele durch die einzelnen Grade der Unterordnungen zur geiſtigen Welt hinaufſteigt und den höhern Geiſtern und Intelligenzen ähnlich wird.

Drittes Buch (oder Band).

Von der Nothwendigkeit, der Kraft und dem Nutzen der Religion. Vom Stillſchweigen und der Verbergung religiöſer Geheimniſſe. Welche Vorbereitung für einen wahren Magier und Wunderthäter erforderlich ſey. Von den beiden

Hülfsmitteln bei der ceremoniellen Magie, der Religion und der Superſtition. Von den drei Führerinnen der Religion, die uns auf den Pfad der Wahrheit leiten. Wie unter dieſen Führungen die menſchliche Seele zur göttlichen Natur emporſteigt und eine Wunderthäterin wird. Daß die Kenntniß des wahren Gottes dem Magier nothwendig ſey, und welche Vorſtellung die alten Magier und Philoſophen von Gott gehabt haben. Welche Anſicht die alten Philoſophen von der göttlichen Dreieinigkeit gehabt haben. Von dem wahren chriſtlichen Glauben in Hinſicht Gottes und der allerheiligſten Dreifaltigkeit. Von den göttlichen Attributen, welche die Hebräer Zahlen, Andere Attribute, Heidengötter und himmliſche Mächte nannten; ferner von den zehn Sephiroth, ſowie von den zehn heiligſten Namen Gottes, welche ihnen vorſtehen, und ihrer Erklärung. Von den göttlichen Namen und ihrer Macht und Kraft. Vom Einfluſſe der göttlichen Namen durch die einzelnen Mittelglieder in dieſe untere Welt. Von den Gliedern Gottes und ihrem Einfluſſe auf unſere Glieder. Von den Göttern der Heiden und den Seelen der Himmelskörper, und wie die Völker und Länder einſt ihre beſonderen Gottheiten hatten. Welche Anſicht unſere Theologen von den himmliſchen Seelen haben. Von den Intelligenzen und Dämonen, ihrer dreifachen Art und ihren verſchiedenen Beinamen, ſowie von den hölliſchen und unterirdiſchen Geiſtern. Von demſelben Gegenſtande nach der Anſicht der Theologen.

Von den Ordnungen der böſen Dämonen, ihrem Fall und ihren verſchiedenen Naturen. Von den Körpern der Dämonen. Von den Nachſtellungen der böſen Dämonen und dem von den guten Geiſtern uns verliehenen Schutz. Wie man dem eigenen Genius folgt und ſeine Natur erforſcht. Von den drei Schutzgeiſtern des Menſchen und von wo ein jeder ausgehe. Von der Sprache der Engel und ihrem Verkehr ſowohl unter ſich als mit uns. Von den Namen der Geiſter und deren Urſprung, ſowie von den Geiſtern, welche den Geſtirnen, Himmelszeichen, Himmelsgegenden und Elementen vorſtehen. Wie die hebräiſchen Kabaliſten die heiligen Namen der Engel aus der heil. Schrift ausziehen, deßgleichen von den zweiundſiebenzig Engeln, welche den Namen Gottes tragen, nebſt den Tafeln Ziruph und den Tafeln der Buchſtaben- und Zahlenverſetzungen. Wie die Namen der Geiſter und Genien aus der Ordnung der Himmelskörper herauszufinden ſind. Von der Kunſt der Berechnung ſolcher Namen nach der Tradition der Kabaliſten. Wie bisweilen die Namen der Geiſter von den Dingen ſelbſt, denen ſie vorgeſetzt ſind, genommen werden. Von den Charakteren und Siegeln der Geiſter. Andere Arten von Charakteren, wie die Kabaliſten ſie überliefert haben. Noch eine Art von Charakteren und Geiſterſiegeln, die man allein durch Offenbarung erhalten hat. Wie die guten Dämonen von uns angezogen und die böſen von uns bezwungen werden können. Von den Banden der Geiſter und ihrer Beſchwörung und Vertreibung. Von der animaſtiſchen Ordnung un den Heroen. Von den ſterblichen und irdiſche Göttern. Wie der Menſch nach dem Bilde Gottes erſchaffen iſt. Von der menſchlichen Seele und auf welche Weiſe ſie mit dem Körper verbunden iſt. Welche göttliche Gaben der Menſc von oben herab von den einzelnen Ordnunge der Himmel und Intelligenzen empfängt. Wi die oberen Einflüſſe, während ſie von Natur gu ſind, in dieſer unteren Welt verſchlimmert un Urſachen zum Böſen werden. Wie einem jede Menſchen ein göttlicher Charakter verliehen iſt, durch deſſen Kraft er Wunderbares wirken kann Die verſchiedenen Meinungen über den Zuſtan des Menſchen nach dem Tode. Auf welche Weiſ die Magier und Nekromanten die Seelen de Verſtorbenen citiren zu können glaubten. Von den Beſtandtheilen der menſchlichen Seele, dem Verſtande, der Vernunft und dem Bilde. Von den Stufen der Seelen, ihrem Untergange ode ihrer Unſterblichkeit. Von der Weiſſagung un Begeiſterung. Von der erſten Art der Begeiſterung, die von den Muſen ausgeht. Von de zweiten, von Dionyſus ausgehenden Art de Begeiſterung. Von der dritten, von Apollo ausgehenden Art der Begeiſterung. Von der vierten, von der Venus ausgehenden Art der Begeiſterung. Von der Verzückung oder Ekſtaſe, ſowie von dem Blick in die Zukunft bei Epileptiſchen, bei den von einer Ohnmacht Befallenen und bei Sterbenden. Vom prophetiſchen Traume.

Von den Looſen und Zeichen, die als Orakel betrachtet werden können. Wie ſich derjenige vorbereiten muß, welcher Orakel erhalten will. Von der Reinheit und ihrer Beobachtung. Von der Enthaltſamkeit, dem Faſten, der Keuſchheit, der Einſamkeit, der Gemüthsruhe und der Erhebung der Seele. Von der Buße und dem Almoſengeben. Von den äußern Mitteln, welche zur Entſündigung mitwirken. Von dem Gebete und den Gelübden. Von den Opfern und Opfergaben und ihren verſchiedenen Arten. — Welche Gebetsformeln und Gebräuche die Alten bei ihren Opfern und Opfergaben anzuwenden pflegten. Wie die Gebete, Opfer und Weihungen ſich entweder auf Gott, oder auf niedrigere himmliſche Mächte beziehen können. Von den Weihungen und ihrem Ritus. Welche Dinge heilig und welche geweiht heißen, und wie dieſe ſich zu uns und den Göttern verhalten, deßgleichen von den heiligen Zeiten. Von gewiſſen religiöſen Beobachtungen, Ceremonien und dem Ritus der Räucherungen, Salbungen u. ſ. f. Schluß.

Vierter Band.

Agrippa's Abhandlung über die Geomantie (Punktirkunſt). Das vierte Buch der geheimen Philoſophie oder von den magiſchen Ceremonien. Heptameron oder die magiſchen Elemente des Petrus v. Abano. Georg Pictorius von Villingen, von den verſchiedenen Gattungen der ceremoniellen Magie. Von der Nekromantie. Von der Anthropomantie. Von der Leconomantie. Von der Gaſtromantie. Von der Kapſtromantie. Von der Onimantie. Von der Hydromantie. Von der Geomantie. Von der Pyromantie. Von der Aeromantie. Von der Kapnomantie. Von der Ceromantie. Von der Ichthyomantie. Von der Onomantie. Von der Tephramantie. Von der Botanomantie. Von der Sykomantie. Von der Axiomantie. Von der Libanomantie. Von der Chiromantie. Von der Coscinomantie. Von der Opferwahrſagung. Von den Auſpicien, den Vorzeichen, den Träumen, den Siegeln, Characteren u. ſ. w., den Amuleten und Talismanen. Iſt es dem Chriſten nicht verwehrt, mit Weiſſagungen, Vorzeichen, Augurien u. ſ. w. ſich zu befaſſen? Die beiden erſten Kapitel des 30. Buches der Naturgeſchichte des C. Plinius Secundus. Commentar über dieſe beiden Kapitel, zugleich eine kurze Darſtellung der geſammten natürlichen Magie. Von den Bezauberungen.

Fünfter Band.

Einleitung in die Lehre von den ſublunariſchen Dämonen, von Pictorius. Gerhard's von Cremona aſtronomiſche Geomantie. Arbatel, von der Magie der Alten. Die Geiſt-Kunſt. Ueber Segenſprechen, Beſchwörung und Amulete. Entſcheid, ob die Hexen oder Unholdinnen zum Feuertod zu verurtheilen ſind, von Pictorius. Tritheim's apologetiſche Vorrede zu ſeinem Werke von der Steganographie. Aus Tritheim's Schrift von den acht Fragen. Die verſchiedenen Wahrſagungsarten.

Die Myſterien
des
Schlafes und Magnetismus,
oder
Phyſiologie
des natürlichen und magnetiſchen Somnambulismus in Erzählungen und Anekdoten.

Prophetiſche Träume — Ekſtaſen — Viſionen — Hallucinationen u. ſ. w. — Lebensfluidum — Cerebrale Phänomene — Magie und Wunder auf ihre natürliche Urſache zurückgeführt.

Die Phyſik des Tiſchrückens,
natürliche Erklärung der dabei vorkommenden Bewegungen.

Von
A. Debay.

Aus dem Franzöſiſchen.

Zwei Bände. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 2 Sgr.

Inhalts-Verzeichniß. **Erſter Theil.** An die Leſer. Erſtes Kapitel. Vom Schlafe und ſeinen verſchiedenen Stufen. Kataphora: Koma, Carus und Lethargie. Katalepſie: Merkwürdige Fälle von vollſtändiger Katalepſie. Falſche Katalepſie. Einige Beiſpiele. — Zweites Kapitel. Oneirogenie, oder Entſtehung und Theorie der Träume. Mechanismus des Traums.

Claſſification der Träume; 1) Nach dem Zuſtande der Geſundheit oder Krankheit und nach dem Zwang oder dem Leiden der Organe. 2) Nach dem Geſchlechte und der Lebensweiſe. 3) Nach dem Klima und dem Orte. 4) Nach dem Temperamente und dem Alter. Das Alpdrücken, Definition und Beſchreibung deſſelben; ſeine Urſachen. Prophetiſche oder weiſſagende Träume. Rückblick auf das bisher bezüglich der Träume Geſagte. Von den bei den Alten und Neuern gebräuchlichen ſchlafbefördernden Mitteln. — Drittes Kapitel. Der Somnambulismus. Seine Urſachen. Seine verſchiedenen Grade. Höchſt merkwürdige Fälle von Somnambulismus. — Viertes Kapitel. Geſchichte des animaliſchen Magnetismus bei den Alten. Mesmer'ſcher Magnetismus. Seine Erfolge in Frankreich. Puyſegür'ſcher Magnetismus. Die medizinische Akademie und der Magnetismus. — Fünftes Kapitel. Was iſt der Magnetismus? Löſung dieſer Frage. Wiſſenſchaftliche Autoritäten zu Gunſten des Magnetismus. Die Senſitiven des Baron Reichenbach. — Sechstes Kapitel. Der magnetiſche Somnambulismus. — Siebentes Kapitel. Der Magnetiſeur und der Magnetiſirte. — Achtes Kapitel. Die verſchiedenen Methoden und Mittel zur Hervorrufung des magnetiſchen Schlafes. Vorſchriften, um die Somnambulen ohne Gefahr aufzuwecken. — Neuntes Kapitel. Das Magnetiſiren lebloſer Körper. — Zehntes Kapitel. Magnetiſche Experimente. Das Sehen ohne Beihülfe der Augen. Der Geruchsſinn. Der Gefühls- und Gehörsſinn. Verſetzung der Sinne. Die Kryptoſkopie, oder das Vermögen, verborgene Gegenſtände zu ſehen. Allgemeine oder theilweiſe Unempfindlichkeit des menſchlichen Körpers, durch den magnetiſchen Einfluß hervorgerufen. Fälle von außerordentlichem Hellſehen. — Eilftes Kapitel. Magnetismus des Blickes. — Zwölftes Kapitel. Magnetismus der Stimme und der Töne. Poeſie. Declamation. Mimik. Muſik u. ſ. w.

Zweiter Theil. Dreizehntes Kapitel. Magnetismus des Beiſpiels. Merkwürdige Fälle, welche die Anſteckung des Beiſpiels beweiſen. Convulſiviſcher Tanz der Maurinnen Algeriens. — Vierzehntes Kapitel. Der Magnetismus oder die Macht des Willens. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Macht. — Fünfzehntes Kapitel. Magnetotherapie, oder Anwendung des Magnetismus zur Heilung bei Krankheiten. Ausgezeichnete Aerzte, die zu Gunſten der Magnetotherapie geſchrieben haben. Die Kuren des Herrn von Puyſegür unter der Ulme von Büſancy. Aerztlicher Inſtinkt der Somnambülen, verglichen mit dem der Thiere. Meinung verſchiedener gelehrten Aerzte über Magnetotherapie. — Sechszehntes Kapitel. Der neue Magnetismus. Aneuroſie, oder Nervenerſchöpfung. Bulikodynamie oder die Gewalt des Willens. Höchſt intereſſante aneuroſiniſche Experimente. Vollkommene Entziehung des Willens eines Individuums und Erſetzung deſſelben

durch den Willen des Operateurs. Phyſiologi
ſcher Zuſtand einer in Aneuroſie verſetzten Per
ſon. Von der Bulitodynamie; ihre Wirkungs
kreiſe. Dupotet und ſeine Magie. — Sieben
zehntes Kapitel. Die Ahnungen. — Acht
zehntes Kapitel. Die Ekſtaſe. Mittel, die
ſelbe hervorzurufen. Beiſpiele. — Neunzehnte
Kapitel. Die Hallucinationen des Gehörs
des Geſichts, des Gefühls, des Geruchs und Ge
ſchmacks. Hallucination aller Sinne zugleich
aus abergläubiſchen Ideen. Periodiſche Hallu
cinationen in Folge von Angſt und in Beglei
tung von Symptomen der Waſſerſcheuen. Hallu
cinationen in Folge einer Gehirncongeſtion. —
Zwanzigſtes Kapitel. Theorie des modi
ficirten elektriſchen Fluidums, d. h. des Lebens
oder elektriſchen Nerven-Fluidums. Entwicklung
des Nerven-Fluidums. Seine anziehenden und
abſtoßenden Eigenſchaften. Modificationen deſſel
ben durch die Organe. Ausſtrömung des mo
dificirten Nervenfluidums. Merkwürdige Beiſpiele
— Einundzwanzigſtes Kapitel. Kurz
Geſchichte der Klopfgeiſter, der ſich drehenden und
ſprechenden Tiſche. Ihr Aufkommen und ihr Fort
ſchritt. Die Wahrheit und der Irrthum. Ma
dame Fox und ihre beiden Töchter. Die ame
rikaniſchen Mediums. Die Meinung der Ph
Faraday und Babinet über die Bewegung der
Tiſche. Die verſchiedenen Urſachen dieſes Phä
nomens. Experiment des Herrn von Gasparin
Von der Trapezomantie oder Wahrſagung ver
mittelſt der Tiſche. Anekdoten von Trapezoman

ſtern. Ein Klopfgeiſt vor dem Inſtitut von Frankreich. Angelika Cottin oder das elektriſche Mädchen. Von den Quellen der Liebe zum Wunderbaren. — Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Schluß. Ueberreizung des Gehirns. Fixe Idee. Unordnungen im Nervenleben. Daraus hervorgehende Zerrüttung der Verſtandeskräfte. Geiſteskrankheiten. Viſion. Hallucination. Wahnſinn. Verrücktheit.

Dr. G. H. v. Schubert:

Die Symbolik des Traumes.

Sammt dem Nachlaſſe eines Viſionärs,
des **Fr. Oberlin**, und weiteren
Materien.
Neueſte Auflage 1 fl. 30 kr. oder 27 Sgr.

Schlüſſel
zur
Geiſterwelt,
oder
die Kunſt des Lebens.
Von
J. Kerning.
Neue Auflage. 36 kr. oder 11 Sgr..

Das

Reich der Geiſter,

nach den

Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker.

Zur Annäherung der Menſchheit an die Geiſterwelt.

Herausgegeben vom Grafen ***.

Acht Bände in Oktav.

Preis nur 3 fl. oder 1 Thlr. 24 Sgr.

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichniſſe.

Cäſar erſcheint ſeinem Mörder Brutus. Die böſen Geiſter auf der Chriſtburg. Der beherzte und überzeugte Schmied. Die durch eine Somnambüle entdeckte Diebin. Eine Somnambüle ſagt den plötzlichen Tod ihres Vaters voraus. Eine Somnambüle macht ihrer kranken Freundin einen Beſuch. Der in einem Duell gefallene Student erſcheint ſeiner Mutter. Der durch ein Geſicht angekündigte Beſuch. Der Jäger und ſeine Geliebte. Heinrich und Wilhelmine. Entgehung einer Todesgefahr durch vorherige Ahnung. Der Galgen. Der durch Gebet erlöste Brudermörder. Das Ausſehen der Geiſter. Ein Bauer und deſſen Frau büßen den Mord ihres Kindes. Der Bote an den Herzog von Buckingham. Die Kraniche des Ibikus. Die Entdeckun eier Mörder durch den Geiſt des Gemordeten. Der vorhergeſagte Brand. Der ungewöhnliche Weg nach dem Friedhofe. Die an einem Schiffsmaſte aufgehängten Verbrecher. Die Schlacht bei Lützen. Der von einem Schwarm von Todtengerippen verfolgte Waidmann. Das wilde Heer. Die beiden Zwillingsgeſchwiſter und die Bildniſſe ihrer Urältern. Das Geſtändniß am Hochzeitstage. Das Auffinden von Gebeinen erklären das Herumirren eines verſtorbenen Prieſters. Der Student im Leichenhauſe. Der Küraſſier und der gehängte Verbrecher. Die betende Seherin. Der Jenſeitsſehende. Die angekündigte Todesſtunde. Die Somnambüle und der Wollüſtling. Die betende Somnambüle. Die Beſeſſenen. Die Beſchwörung. Die Somnambüle als Arzt. Die Somnambüle und der Ring. Ladislaus, Königs von Ungarn und Böhmen, Ahnung ſeiner nahen Todesſtunde. Der vorhergeſagte Sterbetag. Die vorhergeſagte Todesſtunde. Der Magnetiſeur und ſeine entfernte Kranke. „Ich bin deine Mutter.“ Eine Mutter zeigt ihrem entfernten Sohne ihren Tod an. Der hingerichtete Graf im Schloſſe zu Pottendorf. Die beiden Freunde und das gegebene Verſprechen. Der Nixenbrunnen und der Lord von Ravenswood. Der Oberpfleger einer Armenanſtalt büßt ſeine im Leben verübten Unterſchlagungen ab. Das wirkſame Gebet. Die Hellſehende. Die Freundin auf dem Paradebett. Die Todtenprophetin. Das Ahnen verborgener menſchlicher Gebeine. Ahnung bevorſtehender Ereigniſſe. —

Vorgefühl eines großen Unglückes. Die geſchlagene Frau. Das mitleidende Mädchen. Lavaters Ahnung von ſeinem gewaltſamen Tode. Die unruhige Frau. Der ſich bewahrheitete Traum der Katharine von Medicis. Der durch einen Traum angezeigte Sterbeort. Der durch einen Traum angekündigte Tod. Das erfüllte Traumgeſicht. Der warnende Traum. Das geträumte Heilmittel. Die verlorene Quittung. Die Veranlaſſerin eines Traumes. Die begleitende Geſtalt auf dem Kirchhofswege. Die Rath gebende weiße Frau. Der Schutzgeiſt Calignons. Das letzte Lebewohl. Eine bekannte Stimme. Der wachende Schutzgeiſt. Der rettende Freund. Der Nachtwandlerin Beſuch. Ein Mondſüchtiger. Der Schlafwandler als Bediente. Die auf einem jähen Dach herumwandelnde Mondſüchtige. Der Tagwandler auf einer Reiſe. Der Veitstänzer. Die einige Ausgänge machende Somnambule. Der Scheintodte. Der Scheintodte im anatomiſchen Theater. Der erwachte Scheintodte ſtört die Gäſte beim Leichenmahle. Der erwachte Scheintodte im Paradeſarge. Der Scheintodte und die Leichenräuber. Die vom Tode erſtandene Richmodis. Der Fallſüchtige und die ſprechende Kugel. Das ſpukende Zimmer. Das Hausgeſpenſt. Der ſeinen Mörder verfolgende Geiſt eines Matroſen. Der Geiſt eines ermordeten Mädchens verlangt die Entdeckung ihres Mords. Der erlöſte Geiſt. Der gequälte Geiſt und die Seherin. Die einen Geiſt in der Religion unterrichtende Seherin. Der

Schneider im Fegefeuer. Der Beſuch der Ehegattin. Der Geiſt und das verborgene Geld. Der gewarnte Simonides. Der ſich bewahrheitete Traum. Der Schutzgeiſt. Die drei Träume. Taſſo und ſein Genius. Der himmliſche Beſuch. Das erfüllte Verſprechen. Der geſchloſſene Bund. Der Schweſter Beſuch als Ankündigung ihres Todes. Die drei Schweſtern. Der verdorrende Strauch. Der ſonderbare Vers. Die beiden Träume. Der Poltergeiſt Die im Schlaf muſicirende Dienſtmagd. Das predigende Landmädchen. Der Geiſterſeher. Der treue Liebhaber. Die drei Reiſenden. Die Feuersbrunſt. Die Hausfrau in Doppelgeſtalt. Das zweite Geſicht. Der entſprungene Neger auf Jamaika. Die Leichenprozeſſion. Die ſieben Leichen und die Braut. Der verborgene Schatz und die Nonne. Der Bettler und das Hausgeſinde. Der Verbrecher und die böſen Geiſter im Gefängniſſe. Der Todſeher. Der Seher und ſeine eigene Geſtalt. Der niedergeſchlagene Engländer. Das kleine Kind und ſein Vetter. Das fliehende Weib und ihr Verfolger. Die Hellſehende und der abweſende, ihr fremde junge Mann. Das entdeckte Heilkraut. Die Somnambule und das tödtliche Gift. Ein Traum rettet ein Bein. Die wunderbare Cur. Die glückliche Operation. Ein träumender Kranke rettet ſich durch ein Lied von dem nahen Tode. Der Geiſt des Vaters und der Geldkaſten befreien eine Familie aus großer Armuth. Der wohlwollende Schutzgeiſt. Der mit Gewalt im Gehen gehinderte Menſch. Die von einer Feuersbrunſt rettende Stimme. Der durch einen Traum ſeines Freundes gewarnte Reiſende, deſſen Mörder durch eben dieſen Traum entdeckt wurden. Der Traum der Mutter als Entſcheider über die Berufsbeſtimmung ihres Sohnes. Die vier Traumgeſichter und das Brautpaar. Der durch einen Traum ſeines Vaters von der Gefahr der Verführung gerettete Sohn. Das Traumgeſicht, oder der Hochzeitstag und die Kindtaufe an ein und demſelben Tage. Vorgeſicht eines Lehrburſchen von dem ihn erwartenden gewaltſamen Tod. Die im Traum unbekannte und ſpäter in Wirklichkeit gemachte Reiſetour. Eines Knaben Traum geht durch den Tod ſeines Großvaters in Erfüllung. Die erwünſchte Anſtellung. Kaiſer Mauritius Strafe. Die ſchwierige Erklärung. Das gefundene Heilmittel. Xerxes Traum und der Krieg mit Griechenland. Antigones und Mithridates. Der Traum des Königs Kambyſes. Der als todt geahnte Sohn. Die beiden Geliebten. Die zukünftige Gattin. Der Trauring. Cäſars Gattin. Octavianus Rückkehr aus dem Lager. Herzog Heinrich der Fromme und ſein Heldentod. Der ſüße Honig. Cromwells Grab unter dem Galgen. Glaphyra und ihre drei Gatten. Der verſteckte Schuldſchein und der Geiſt des Vaters. Der Schlafkamerade. Die Stimme des Selbſtentleibers. Die beiden Gelehrten und die Unſterblichkeit. Der Todesbote. Die Todesankündigung. Der Verſtorbene und die arme Wittwe. Die wunderbare Rettung aus den Händen dreier

Räuber. Glückliche Rettung vom nahen Tod durch Ahnung. Der Kaufmann und die Räuber. Der treue Schutzengel. Der todten Mutter und Geſchwiſter Beſuch. Die arme Wittwe und Gottes Hülfe. Das ſingende Geiſtermädchen. Der Geiſt als Fiſcher. Die Stiefel als Retter. Der Student in Doppelgeſtalt. Die Somnambüle als Selbſtarzt. Die Todesſtunde. Die Verurtheilten und ihr Gnadenakt. Der Poltergeiſt in Geſtalt einer Katze. Der raſtloſe Poltergeiſt. Die weiße Frau. Die beiden Frauen in weißer Geſtalt. Die weiße Frau im Schloſſe zu Berlin. Der ſtrahlende Knabe. Der Zerſtörgeiſt. Die fünf Frauengeſtalten und das fürchterliche Ungeheuer. Der graubärtige Mönch mit den beiden Geldſäcken. Die Knabengeſtalt und der eiſerne Käfig. Der Geiſt des Ehrenſchänders. Der Spukgeiſt. Die ſtumme Geſtalt im langen ſchwarzen Rocke. Der Rachegeiſt eines Gemordeten. Der Geiſt als Aufſchlußgeber. Der beſorgte Geiſt als Retter einer Familie von drohender Armuth. Ein ermordeter Gatte entſchleiert ſeiner Gattin ſein Ausbleiben durch einen Traum. Das unangenehme Rendezvous. Die Windelwaſcherin. Die Rache einer Geſchändeten. Der Mörder eines Weibes. Das Gerechtigkeit verlangende Geſpenſt. Der unangenehme Auftrag. Der durch einen Geiſt angenagelte Hofmeiſter. Der Neckgeiſt. Der Rachefluch eines Gemordeten. Der Geiſt eines Verunglückten und das Geſtändniß. Das boshafte Geſpenſt. Die weiße Männergeſtalt in Begleitung zweier Lämmchen und eines ſcheußlichen Hundes. Die Mönchsgeſtalten in der Kirche zu Rathenau. Der todte Prieſter auf der Kanzel. Das Geiſterheer. Die Frauengeſtalt. Der gerächte Mord. Der Geiſt und das verſteckte Geld. Der Beſuch und die Unterhaltung zweier Mädchen. Auskunft über das Ausbleiben eines Lieutenants durch einen Geiſt. Das lärmende aber unſichtbare Geſpenſt. Die Schattengeſtalt. Die Frauensgeſtalt als Geſellſchafterin. Die Todesverkündigung. Abbüßung einer Mordthat. Die Rachegeiſter. Der Sterbende. Anklage eines Mordes durch einen Hund. Der treue Hund und der Mörder. Der Hund als Rächer eines Mordes. Ein Affe wird der Ankläger einer Räuberbande. Die Treue eines Hundes. Ahnung eines Hundes. Die Seherin und das kranke Mädchen. Der nachtwandelnde Apotheker-Gehülfe. Der geſchäftige Nachtwandler. Die unterhaltende Seherin. Der arbeitende Somnambüle. Der Somnambüle als Dichter. Die Nachtwandlerin. Der Somnambüle und das Vogelneſt. Das von dem Dämone eines Mönches beſeſſene Landmädchen und die weiße Frauengeſtalt. Die Beſchwörung eines Beſeſſenen. Todesahnung durch einen Traum. Ein Reiſender zeigt ſeinem Freunde ſeine Ermordung in einem Traume an. Der ſich bewahrheitete Traum. Vorgefühl des nahen Todes. Jung Stillings Ahnung von Lavaters Tod. Melanchthon's Traum. Ein Traum bereitet einen Vater auf den Tod ſeines Sohnes vor. Der Traum und die verſchwundene Schweſter. Der Tod im Steinbruche. Das verſteckte Buch. Des Bruders Abſchied. Die Brandſtifterin. Das merkwürdige Eintreffen. Die Sparkaſſe. Das Gewitter. Von Brenkenhof's Traum. Der Schiffsbrand. Die heulende Taubſtumme. Der Träumende als Selbſtarzt. Die Veitstänzerin und ihre Heilung. Der vorhergeſagte Tod. Der Engel Gabriel. Der Prophet und die franzöſiſche Revolution. Cazotte's Vorherſagung ſeiner Hinrichtung. Die badende Prinzeſſin als Prophetin. Der Auskundſchafter. Der Schiffer und der Zauberer. Der Schatten der Schweſter. Die beiden Geſchwiſter und ihr Verſprechen. Die beiden Freunde und die ſchlanke Geſtalt. Die bekränzte Geſtalt. Frau von Mazarin und ihr der Freundin gegebenes Verſprechen. Jeanne d'Arc und ihre Erſcheinungen. T. Flavius Veſpaſian und die beiden Kranken. Die Heilkraft Königs Olaf II. von Norwegen. Die Heilkraft Ludwig des Heiligen. Das Heilen Kranker durch bloße Berührung. Der beherzte Geſelle und der Poltergeiſt. Der Teufelsbrunnen bei Winnenden. Der unangenehme Beſuch. Ein Todtengräber ſagt bei jeder Leiche das Haus des Nachfolgenden voraus. Die Leichenbegleitung. Die Geſtalt ohne Kopf als Todesankündigerin. Das verunglückte Fiſcherboot. Das boshafte Weib. Das Begräbniß auf einem Ruderſchiffe. Der gekränkte Seher. Der gute Spieler. Der Diebstransport. Die unangenehme Reiſe. Die Macht des Wiſſens. Die Prophetin. Die Doppelgeſtalt. Der

Prediger in Doppelgeſtalt. Swedenborg und die Könige von Schweden. Swedenborg und der Kaufmann. Der unbekannte Mann. Vorherſagung zweier Todesfälle. Die Leiche auf dem Tiſche. Der Leichenzug. Der närriſche Harfenſpieler. Die Vorausſagung. Warnung vor Feinden. Die Offenbarung eines Geiſtes. Marion und ſeine Söhne. Die Camiſarden und der Courier. Der Verräther und ſeine Entdeckung. Der h. Severin und der ſchlanke Jüngling. Der h. Severin ſagt die Verheerung von Batavis vorher. Severins Warnung an einen Mönch. Des h. Severins Prophezeihung von der Dauer der Herrlichkeit Odoakers. Der Traum Alexander des Großen. Der Traum der heil. Monika. Die vornehme Türkin. Die Karthaune. Die Erſcheinung im Traume. Ein Traum rettet einen Menſchen vom Laſter. Der im Traum geſehene Mord. Das brennende Haus. Das verſchwundene Kind. Die Mutter und ihr Säugling. Der Student und ſein Leichenſtein. Die glücklichen Nummern. Die geträumten Nummern. Das Glücksrad. Der Bibelſpruch. Der aufgegebene Kranke und das geträumte Heilmittel. Petrarca und der Tod ſeines Freundes. Des Vaters und der Mutter gleicher Traum und der Tod ihres Kindes. Der ſteckengebliebene Fuß. Die bekannten Leichenbegleiter. Entdeckung eines Mordes durch einen Traum. Ein Traum verkündet einem Pfarrer die Begebenheiten bei dem Tode ſeines Freundes. Die Beſeſſenen und der Dämonen Bekenntniß. Die beiden Beſeſſenen und die Beſchwörung. Ein Prieſter, in der Gefahr zu ertrinken, wird von dem Geiſte eines Knaben gerettet. Der dankbare Geiſt. Der auf den Pfad der Pflicht zurückgeführte Prediger. Der durch eine Erſcheinung vom Verderben gerettete Wüſtling. Raphael und das Madonnabild. Der Geiſt als Hauswächter. Der Schutzgeiſt Magdeburgs. Der Prediger in Lebensgefahr. Verhütung eines Brandes durch einen Traum. Das ſchöne jungfräuliche Weſen. Das troſtende Geſicht. Das Verſprechen. Die Officiersgeſtalt in der Hängmatte. Die Soldatengeſtalt ohne Kopf. Der ungewöhnliche Beſuch. Die Erſcheinung im Traume. Von Grumskow und die Geſtalt des Königs Auguſt II. von Polen. Das verſprochene Erſcheinen nach dem Tode und die untrüglichen Zeichen. Die Geſtalt eines verwundeten Officiers zeigt einer Dame den Tod ihres Bräutigams an. Die Stimme des Bruders. Die troſtbringende Erſcheinung. Das Gelöbniß und die nackte Geſtalt. Das unbeſtreitbare Eigenthum. Die Todesanzeige. Zweimalige Erſcheinung nach dem Tode. Die Beſeſſene und ihr Dämon. Die Beſeſſene und die Austreibung ihres Plagegeiſtes. Die Beſchwörung einer Beſeſſenen. Der Blick in das Jenſeits. Vorahnungen der Ermordung Heinrichs IX. von Frankreich. Die Vorausſeherin. Der Leichenbitter. Perescius Traum und die goldene Münze des Julius Cäſars. Der Träumende als Mathematiker. Der ungewöhnliche Schmetterling.

Die jüdiſche Seherin und das Schweineſchmalz. Der Unglücksſtich. Der Leichengeſang. Das blutige Bildniß. Das blutige Schwert. Die Lotterienummer. Die Anzeigen bevorſtehender Todesfälle. Der Feuerregen und die acht Särge. Der Sarg. Merkwürdige Ahnung. Der Traum und die Diebe. Der Blick in die Vergangenheit. Ahnung eines Unglückes. Der Todtenſarg und die darauf ſitzende Frauengeſtalt. Die Doppelgeſtalt und die Bibelſtelle. Der begleitende Sarg. Der Unbekannte im Sarge. Die Leichenprozeſſion. Der Geiſt und ſein Auftrag. Der Geiſt einer Verführten. Das Kind und der Geiſt ſeines Onkels. Die Rachegeiſter der Erſäuften. Die Predigerin und ihre Erſcheinungen. Erſcheinung des Geiſtes einer Kindsmörderin. Der Geiſt als Krankenwärter. Der Geiſt eines Kindes. Die Somnambüle und der Quälgeiſt. Die Somnambüle und ihr Führer. Die beleidigende Somnambüle. Die Fernſeherin. Der treue Verehrer. Die Sterbende.

Blicke in die
Traum- und Geiſter-Welt.

Erzählungen und Thatſachen
von der
Nachtſeite der Natur, über Träume,
Ahnungen, Vampyre und das Geſpenſt
des Alpes.

Mit 1 Kupfer. 30 kr. oder 8 Sgr.

Ferdinand Santanelli's

Profeſſors der Medizin zu Neapel,

Geheime Philoſophie

oder

magiſch-magnetiſche Heilkunde.

Eine Erklärung der wunderbaren Erſcheinungen des Magnetismus und Einleitung in die verborgenſten Geheimniſſe der Natur.

Aus dem Lateiniſchen.

209 S. ſtark. 1855. Preis 48 kr. oder 14 Sgr.

Dieſes hochwichtige Werk beſteht aus folgenden Hauptabſchnitten: Von der Bedeutung des Namens, dem Urſprung und den Fortſchritten dieſer Wiſſenſchaft. — Ueber die unbeſtreitbare Natürlichkeit und die Wirkungsweiſe der Magie. — Die Grund- und Folgeſätze der Magie. — Einleitung zur nähern Begründung des magiſchen Wirkens. — Erklärung der aufgeſtellten Sätze. — Bemerkungen über die Erlernung und den Hauptzweck dieſer Wiſſenſchaft. — Von den Mitteln, welche das magiſche Heilverfahren unterſtützen. — Von der Wahl der Heilmittel, welche zur Anwendung kommen. — Von der Zeit der Einſammlung und Anwendung der Heilmittel. — Von der magiſchen Gährung. — Von den Magneten oder magiſchen Heilmitteln. — Von den Mumien oder mumialen Balſamen. — Von dem Darmkoth. — Von dem Urin. — Vom Schweiße und der unmerklichen Ausdünſtung. — Von den Haaren. — Von den Abfällen der Nägel und den Zähnen. — Vom Luftröhren- und Naſenſchleim. — Vom Blut und dem Eiter. — Ueber die Anwendungsarten der magiſchen Heilmittel. — Von der Verpflanzung und den verſchiedenen Arten ihrer Ausführung. — Von der bloßen Application und ihren Arten. — Sätze, in welchen die ganze Magie und ihre Regeln kurz enthalten ſind. — Von den in Stein geſchnittenen himmliſchen Figuren. — Von der Heilkraft der Zahlen. — Von der Art und Weiſe, die böſen Geiſter durch natürliche Mittel zu vertreiben.

Auszug aus dem Vorworte des berühmten Verfaſſers. — „Es iſt von meiner Seite zur Erklärung dieſer Wiſſenſchaft Alles geſchehen. Lies mit Aufmerkſamkeit und überlege ſorgfältig das Geleſene, denn Vieles, was von den Philoſophen kaum berührt, als große Geheimniſſe behandelt und unter das Siegel des Schweigens gelegt worden iſt (wie denn dieſe Wiſſenſchaft bekanntlich ſchon bei den Aegyptiern verborgen wurde), habe ich hier zur Oeffentlichkeit gebracht, und ich hoffe, eine klare Erörterung der Fundamente dieſer Wiſſenſchaft zu geben.

In ſolcher Abſicht ſparte ich keine Mühe, und außer den darüber angeſtellten Nachforſchungen, Experimenten, fortwährenden Unterredungen mit weiſen Männern wurde auch die Lectüre mehrerer ſehr geheimen alten Bücher nicht unterlaſſen. Mit dem Aufwand aller meiner Kräfte, unter fortgeſetztem Nachdenken bei Tage und bei Nacht, gelangte ich alſo zu Vollendung der vorliegenden Schrift. Der Hauptzweck bei Verfaſſung dieſes Werkes war, die natürliche Wirkungsweiſe vieler herkömmlichen Heilmittel zu erörtern und die Welt darüber aufzuklären, damit ſie bei der Betrachtung ſo vieler verborgener Mittel, welche die magiſche Wiſſenſchaft darbietet, den Stolz und die Prablerei mit einer vorgeblichen Weisheit ablegt. Wer einmal, wenigſtens aus Neugierde, in die verſchloſſenen Geheimniſſe der Naturphiloſophie ſich vertieft, wird zu begreifen im Stande ſeyn, was (wenn es auf dem gewöhnlichen Wege nicht gehen will) zur Beſeitigung ſo vieler Uebel erforderlich iſt. Und noch mehr, wer beim Glanze dieſer magiſchen Wiſſenſchaft die Augen ſeines Geiſtes öffnet, wird außer der Heilung der körperlichen Krankheiten auch Arznei für die Seele finden, um hier in der Welt zufrieden und ruhig zu leben und das Höhere vollkommener zu erkennen. Wen eine gute Geſinnung hiebei beſeelt, der darf verſichert ſeyn, daß er in dieſer Wiſſenſchaft mit Glück wirken und noch vieles Andere finden werde, wovon hier nicht gehandelt wird.

Ferd. Santanelli,
von Foreno bei Neapel.“

Drei Bücher
der
# magnetiſchen Heilkunde,
worin
ſowohl die Theorie als Praxis dieſer Wiſſenſchaft
enthalten iſt, viele geheime Naturwunder
geoffenbart, die bisher unbekannten Wirkungen
des Lebensgeiſtes enthüllt und die Fundamente
dieſer ganzen verborgenen Kunſt mit den ſtärkſten,
auf Erfahrung geſtützten Beweisgründen
dargeſtellt werden.
Den Liebhabern der geheimen Philoſophie gewidmet
von dem Verfaſſer
William Maxwell,
ſchottiſch-brittiſchem Arzte.
Herausgegeben
von
Georg Frank,
Med. und Phil. D., Decan und Senior der mediniſchen
Facultät, Rector der Univerſität Heidelberg ꝛc
Aus dem Lateiniſchen.

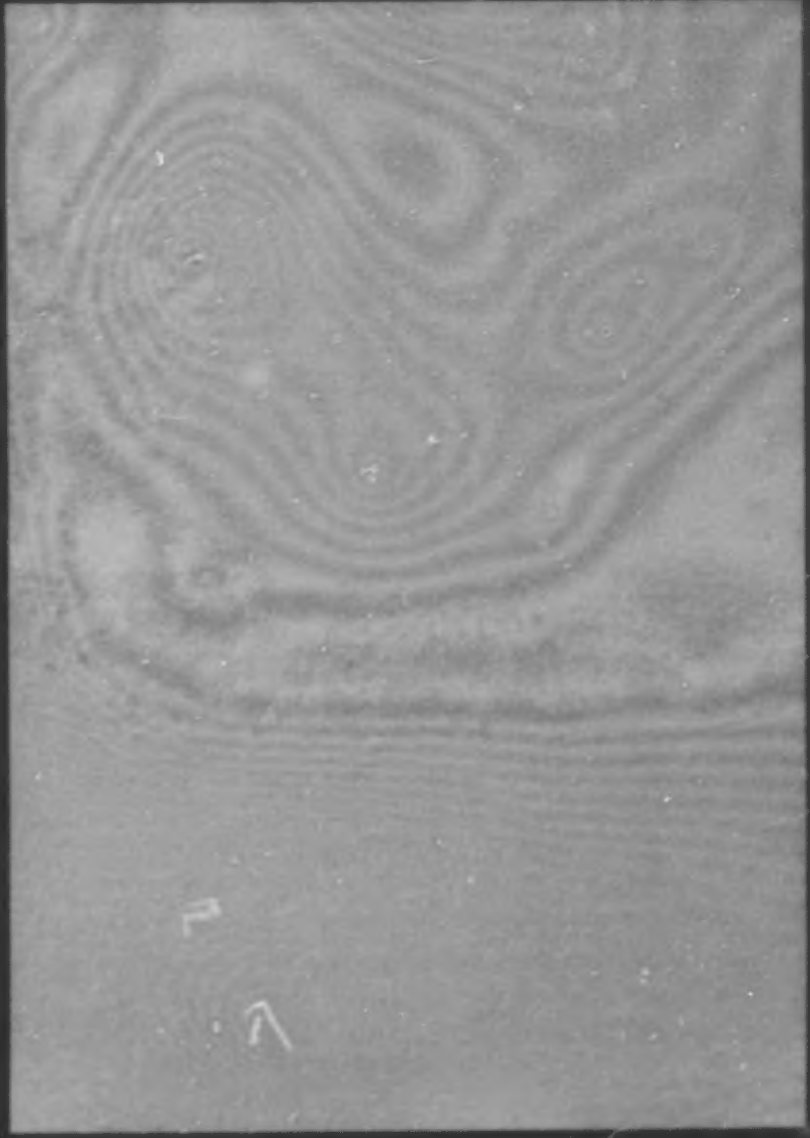
1855. 240 Seiten. 48 kr. oder 14 Sgr.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichniß. **Erſtes Buch.** Von den Principien dieſer Kunſt. **Zweites Buch.** Von der Praxis der magnetiſchen Heilkunde. Von dem, was ein Arzt von der Ausübung der magnetiſchen Heilkunde wiſſen muß. Von den Abführungsmitteln und dem Purgiren. Von Fontanellen. Von den ſtärkenden Mitteln. Von denjenigen Mitteln, die man in dieſer Kunſt wählen ſoll. Von der Zeit der Einſammlung und Anwendung dieſer Mittel im Allgemeinen. Von den verſchiedenen Arten, auf welche dieſe Kunſt ihre Mittel zur Heilung der Krankheiten anwendet. Von der Transplantation und den verſchiedenen Arten, auf welche ſie ausgeführt wird. Von den Arten der bloßen Application. Von dem in dieſer Kunſt erforderlichen Magnete. Von dem Gebrauche des Magnets. Von den Mitteln, durch welche ohne den Gebrauch eines Magnets in dieſer Kunſt Kuren verrichtet werden. Von dem Darmkoth. Vom Harne. Vom Schweiß und der unmerklichen Ausdünſtung. Von den Haaren. Von den abgeſchnittenen Nägeln und den Zähnen. Vom Speichel und dem Naſenſchleim. Vom Blut und dem Eiter. Sehr nützliche Sätze, worin beinahe die ganze natürliche Magie enthalten iſt. Vom Kopfſchmerze. Von der Herſtellung der Liebe und Eintracht. Von der Gelbſucht. Von der Waſſerſucht. Vom Seitenſtechen. Von den Fiebern. Von den Verſtopfungen der Leber, Milz ꝛc. Von den Gliederſchmerzen, die von Verſtopfung herrühren. Vom Podagra. Von den Wunden und Geſchwüren. Von den Flüſſen bei Zahnweh und Augenleiden. Von der monatlichen Reinigung. Von der Schwindſucht und Auszehrung. Von dem Schwinden einzelner Theile. Von der Unfruchtbarkeit.

Blicke
in das Leben der Todte
Die
Lehre von Gott und den geh
men Kräften der Natur.
Von
L. A. Cahagnet.
Neue Auflage. 36 kr. oder 11 Sgr.

Die
enthüllten Geheimniſſe
des
Magnetismus & d. Electrizitä
Von
Pater Lacordaire.
Auch über Geiſterklopſen und Tiſchrücken
Neue Auflage. 30 kr. oder 9 Sgr.

Lichtſtrahlen
aus dem
unenthüllten Jenſeits.
Beweiſe für die Fortdauer
des Menſchen und der Seele na
dem Tode.
Bekenntniſſe eines römiſchen Prieſters.
Von A. Esquiros.
Neue Auflage. 27 kr. oder 5 Sgr.



Erinnerungen

an

Heinrich Heine

und ſeine Familie.

Von

ſeinem Bruder

Maximilian Heine.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1868.

[illegible]

Der ſo warmen Verehrerin des Dichters,

meiner innigſtgeliebten Frau,

Henriette von Heine

geb. v. [illegible]

ſind dieſe Blätter

in treueſter Geſinnung

gewidmet.

Inhalt.

Vorrede.
Familien-Nachrichten 1
Etwas zur Charakteriſtik des Dichters . . . 17
1. Einleitung 19
2. Das öffentliche Declamatorium 21
3. Der aufgefreſſene Reſpekt 23
4. Das geſchenkte Fauſtexemplar 24
5. Das erſte Gelegenheits-Gedicht 26
6. Der Muſik-Lehrer 29
7. Der Tanz-Lehrer 30
8. Der Jugendfreund 31
9. Die Spinne 33
10. Der Vater und Goethe's Gedichte 34
11. Der unglückliche Hexameter 37
12. Der Barbier und der Sammetrock 39
13. Bei Profeſſor Hugo in Göttingen 41
14. Der ſpukende Student 43
15. Wie fünfviertel Jahre ein Jahr machen . . 44
16. Der Nachbar und ſeine Gedichte 45
17. Das ſchöne Mädchen bei Göttingen 48
18. Die Spazierfahrt 50
19. Die weiſe Medicin 52
20. Onkel und Neffe 53
21. Die Schwiegerſöhne des Onkels 60

22. Der Oelhändler 66
23. Ein neuer Verwandter 67
24. Immermann's Trauerſpiel in Tyrol 72
25. Der Kaffee nach Tiſch 74
26. Die Soiree und das Aſtrolabium 75
27. Charlotte Stieglitz 77
28. Theeabenteuer 81
29. Ein Beſuch 85
30. Das Monument in Hamburg. 87
31. Ganz angenehm 96
32. Abſchiedsgedicht an mich 98
33. Die Krankheit 102
34. Das Teſtament. 108
Miscellen. 1 7
Aus meinem Tagebuche 137
Original-Briefe 147
Einige Züge aus dem Leben des Onkels . . 187
Nachrede 219

Anhang.

H. Heine's Berliner Freunde im Jahre 1826 . . . 231

Vorrede.

In einer aufgeregten Stunde gab ich dem theuren Bruder Heinrich das Verſprechen, und er meinte, der jüngere dürfe dieſes dem älteren Bruder nach den Naturgeſetzen ſchon zuſagen, ſein künftiger Biograph zu werden.

Aus dem dritten Bande, Brief 265, Seite 141 des Briefwechſels, welcher die Schlußbände zu der Geſammtausgabe der Werke Heinrich Heine's bildet, ſo wie auch aus dem in dieſem Buche mitgetheilten Teſtamente H. Heine's, ergiebt ſich: daß der Dichter mich als den „geeignetſten und ihm liebſten“ Herausgeber ſeiner Werke bezeichnet, und nur in meiner weiten Entfernung (St. Petersburg) ein Hinderniß gefunden hat.

Es war vorauszuſehen, daß nach des Dichters Ableben eine Fluth biographiſcher Schriften über ihn erſcheinen würde, dictirt von der innigſten und heiterſten Verehrung oder von dem blaſſeſten Neide und perſönlichſten Haſſe. Die einen verſetzten ihn in einen Himmel, welchen wir mit den ſchärfſten Teleskopen nicht erreichen können, die andern in eine Hölle, deren Gluth, Gott Lob, weder dem Verſtorbenen noch ſeinen Feinden ſchaden wird.

Das muß ſich jeder große, geniale, den wichtigſten Zeitfragen rückſichtslos ergebene Schriftſteller gefallen laſſen, zumal wenn er bei Lebzeiten die Peitſche der Satyre, den Morgenſtern des Witzes und die Herkuleskeule der Verachtung alles Geiſtloſen und Niedrigen ſo glorreich, wie unbarmherzig geſchwungen hat.

Noch iſt nicht viel mehr als ein Jahrzehnt dahin, daß ſein Grab geſchloſſen wurde, noch ſtehen ſich die Meinungen auf dem politiſchen, religiöſen und ſocialen Felde zu ſehr entgegen, noch iſt in der Literaturgeſchichte nicht die nöthige objective Ruhe eingetreten, als daß jetzt ſchon ein ganzes biographiſches Lebensblid des Dichters und Menſchen gezeichnet werden könnte.

Die Erörterung, was Heinrich Heine ſeinen Zeitgenoſſen und den folgenden Generationen Nützliches und Unvergängliches geleiſtet hat, muß einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben.

Wohl aber kann ich jetzt ſchon einen Theil meines dem geliebten Bruder gegebenen Verſprechens löſen, indem ich die folgenden kleinen Bilder aus dem Leben des Dichters mittheile. Der künftige Biograph mag ſie in den Rahmen ſeiner literar-hiſtoriſchen Arbeit einflechten, und dadurch manche Irrthümer, viele Verwechſelungen und falſche Angaben berichtigen, die ſich in die gegenwärtigen Biographien Heinrich Heine's abſichtlich und unabſichtlich eingeſchlichen haben.

Die guten Freunde werden in dieſen meinen Aufzeichnungen mit aufrichtiger Theilnahme wahrnehmen, wie der Knabe, der Jüngling ſich oft geberdet hat, ehe er der große Liebling des deutſchen Volkes geworden. Mögen dieſe kleinen

Lebenszüge, die ich ohne beſondere ſyſtematiſche Ordnung gebe, zur wahren Kenntniß des Menſchen, zur Aufklärung manches ſocialen Verhältniſſes und, ich will auch dies hoffen, zur Sühne des beleidigten Genius ihr Schärflein beitragen!

Familien-Nachrichten.

Meine Vor- und Großeltern lebten theils in Hannover, theils in den Schaumburgiſchen Landen, und gehörten meiſtens dem kaufmänniſchen Stande an. Die Großeltern hatten ſechs Söhne und zwei Töchter. Der zweite Sohn war mein Vater, und der dritte, mein Onkel, der große Hamburger Banquier. Von den zwei Töchtern hieß die jüngere Suſanne und war ein durch ſeine große Schönheit ausgezeichnetes Mädchen.

Sämmtliche Söhne hatten bei dem ſpärlichen Einkommen der Eltern eine mühevolle Jugend durchzumachen; ſie verließen deshalb früh das elterliche Haus und gründeten ſich auswärts eine neue Heimath.

Die Heimath des Aelteſten wurde Frankreich, wo er in Bordeaux ſich verheirathete und ſechs Kinder hinterließ, welche jetzt größtentheils in Paris anſäſſig ſind. Es iſt dies die franzöſiſche Branche der Familie Heine.

Die zweite Branche, unſere Linie, iſt die rheinländiſche (Düſſeldorfer). Sämmtliche Söhne, ſo wie auch die Brüder der Mutter, haben ſich gelehrten und literäriſchen Studien ergeben, während die dritte Branche, die Hamburger, mit dem weltbekannten Salomon Heine an der Spitze, und noch einem jüngeren Bruder daſelbſt, Henry Heine, eine kaufmänniſche Richtung eingeſchlagen haben. Letzterer hinterließ einen Sohn und zwei Töchter und ſtarb den 18. Oktober 1855. Die beiden andern Brüder ſtarben in jugendlichem Alter.

Unſer Vater, Sigismund Sampſon Heine, wurde den 19. Auguſt 1764 in Hannover geboren, und ſtarb den 2. Dezember 1828 in Hamburg im Kreiſe der Seinigen, am Nervenſchlag, und nicht, wie es in einigen albernen Biographien heißt, im Wahnſinn. Mein Bruder Heinrich giebt in ſeinen noch im Manuſcript vorhandenen Memoiren (die mit der Zeit erſcheinen werden) ein ſehr ausführliches Bild vom Vater, voll innigſter Pietät und kindlichſter Liebe. Noch in den letzteren Jahren vor ſeinem Tode ſprach er ſehr oft und ſehr viel von dieſem ſo gütigen Vater. An Andeutungen darüber fehlt es auch nicht in ſeinen Schriften.

Unſer Vater, früher dem Militair-, ſpäter dem Kaufmannsſtande angehörig, kam in ſeinem Kriegsleben auch nach Düſſeldorf, wo er in dem Hauſe der am Rheine ſehr bekannten Familie von Geldern Quartier fand.

Der Hausherr, der alte Doctor von Geldern — ſeiner Ehegattin Bruder war der holländiſche Admiral Vogt — hatte zwei Söhne und drei Töchter, von denen der erſtere, Joſeph von Geldern, churfürſtlicher Leibarzt geweſen iſt. Er ſowohl als ſein Vater hatten auf der damaligen Univerſität Duisburg ſtudirt und promovirt; beide waren große ärztliche Autoritäten der Stadt. Leider ſtarb der Sohn in der Blüthe ſeines Alters, unverheirathet. Der zweite Sohn, Simon von Geldern, Privatgelehrter, fleißiger Mitarbeiter an den rheinländiſchen Zeitſchriften jener Zeit, ſtarb Ende der zwanziger Jahre, gleichfalls unverheirathet. Mit ihm ſtarb der männliche Stamm der von Geldern aus. Er war das Muſter eines redlichen Mannes und mein Bruder Heinrich liebte ihn außerordentlich. Auch von ihm hat Heinrich in den oben erwähnten Memoiren ein meiſterhaftes Bild entworfen, das uns den ſo originellen und achtungswerthen Oheim recht lebhaft vor Augen führt.

Von den Töchtern blieb die älteſte, Johanna, unverheirathet, die zweite, Fanny, heirathete einen dortigen Gutsbeſitzer, und die jüngſte, Eliſabeth (ſie wurde am 27. November 1771 in Düſſeldorf geboren und ſtarb am 5. September 1859 in Hamburg), war die, welche mein Vater zu ſeiner glücklichen Lebensgefährtin erwählte.

Zur Heirath kam es aber nicht ſo raſch. Der alte Herr von Geldern, ſtets im rothen Staatshabit, mit prachtvollen Manchetten, goldenen Schnallen und glitzerndem Stoßdegen (wir haben ſpäter noch damit geſpielt), war ſehr ernſter Natur, kurz angebunden, und benutzte die wenigen Ruheſtunden zu Hauſe zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Der Alte hatte ſeine Eigenheiten, ſah auf ſtrenge häusliche Zucht und Thätigkeit ſeiner Töchter, und verbot jeden muſikaliſchen Unterricht, den er als Zeitverluſt und luxuriöſen Tand betrachtete. Aber Fräulein Eliſabeth hatte andere Anſichten, ſie liebte die Muſik mit ganzer Seele. Ein Clavier auf ihrem Zimmer, auch noch ſo klein, hätte der ſtrenge Vater entdeckt; ſie verfiel alſo auf den Gedanken die Flöte zu lernen, die ſie in ihrer Commode, zwiſchen ihren Lieblingsbüchern, verbergen und verſchließen konnte. Die Muſikſtunden nahm ſie heimlich während der Abweſenheit des Vaters vom Hauſe. Sie brachte es auf dieſem Inſtrumente recht weit, und ich erinnere mich recht gut, wie ſie mit meinem Bruder Guſtav hübſche Duo's geblaſen hat.

Das ſüße Flötenſpiel im Hauſe erregte die Neugierde des jungen im Quartier ſtehenden Mannes, der durch die Originalität und das ſo geiſtreiche und anmuthige Benehmen des jungen Mädchens ſich außerordentlich angezogen fühlte.

Die innige Zuneigung war gegenſeitig. Von einer ehelichen Verbindung wollte der Alte Anfangs gar nichts hören, bis ſich der junge Mann entſchloß, für immer in Düſſeldorf ſich niederzulaſſen. Am 6. Januar 1798 fand die aus inniger Liebe hervorgegangene eheliche Verbindung ſtatt, die über dreißig Jahre auf's glücklichſte gedauert hat.

Dieſer Ehe ſind entſproſſen: drei Söhne und eine Tochter, die ſämmtlich an der Bruſt der theuren Mutter genährt, auch ihre erſte geiſtige Nahrung (das Leſen) von ihr genoſſen haben. Der älteſte Sohn, Heinrich Heine, der Stolz ſeiner Familie, wurde am 13. Dezember 1799 geboren. Die Widerſprüche in der Angabe des Geburtsjahres H. Heine's liegen in Folgendem: Um in die oberſte Klaſſe des Gymnaſiums in Düſſeldorf einzutreten, war ein beſtimmtes Alter vorgeſchrieben und Heine's Geburtsjahr mußte, da er bereits geiſtig reif für dieſe Klaſſe war, zur Ergänzung des ihm fehlenden Jahres von der Mutter um ein Jahr zurück datirt werden. So hat Heine auch einmal den wirklichen Tag ſeiner Geburt um einige Wochen hinausgeſchoben, d. h. auf den 1. Januar 1800 verlegt, um ſich ſcherzweiſe Einen der erſten Männer des Jahrhunderts zu nennen. Im Familienkreiſe wurde er ſtets ſtatt Heinrich nur Harry genannt, zum Andenken an einen geliebten Jugendfreund unſeres Vaters; in Frankreich kennt man nur einen Henri Heiné.

Zu den in deutſchen Schriften immer wiederkehrenden Fragen wegen der Religion des Dichters (Franzoſen*) und Engländer befaſſen ſich nicht mit ſolchen polizeilichen Fragen, wenn es der Würdigung ihrer geiſtigen Größen gilt), bemerke ich, daß nicht die Vorfahren, wohl aber Heinrich Heine und ſeine Brüder zum Chriſtenthum ſich bekennen.

Heine beſuchte nach Beendigung der Studien auf dem Düſſeldorfer Gymnaſium die Univerſitäten zu Bonn, Berlin und Göttingen, an welcher letzteren er am 20. Juli 1825 zum Doctor juris promovirt wurde. Ich ſtudirte damals gerade in Berlin, und erhielt von ihm ein großes Packet ſeiner lateiniſchen

---

*) Ein Factum aus jüngſter Zeit: Achille Fould, der ſo lange Jahre hindurch Staatsminiſter in Frankreich geweſen, ſtarb im October vorigen Jahres (1867) plötzlich. Der Kaiſer, der Fould, ſeiner Familie wegen, für einen Juden hielt, ſetzte ſofort den Oberrabbiner von Paris davon in Kenntniß, mit dem Bemerken, ſich auf eine Grabrede vorzubereiten. Anderen Tages kam zu Letzterem die Nachricht, daß eine ſolche nicht nöthig wäre, weil es ſich ergeben habe, daß Herr Fould längſt ſchon der proteſtantiſchen Kirche angehöre.

Theſes, die ich an ihm befreundete Perſonen vertheilen ſollte, z. B. Varnhagen von Enſe, Moſer, Hegel, Chamiſſo, Raumer, Gans, Lehmann u. ſ. w. Letzterer, der einzige noch lebende dieſer Freunde Heine's, iſt der ſo rühmlichſt bekannte Herausgeber des „Magazins für die Literatur des Auslandes“, deſſen 37. Jahrgang (1868) von der Geiſtesfriſche ſeines Herausgebers volles Zeugniß ablegt.

Die erſte Theſis lautete: „Dem Manne verbleibt die Mitgift ſeiner Frau,“ und gab überall zu vielen heitern Discuſſionen Anlaß, beſonders bemächtigte ſich ihrer die berühmte Rahel, Gattin Varnhagen von Enſe's.

Das damalige Deutſchland lockte wahrlich nicht ſeine Söhne im Vaterlande zu bleiben, und ſo zog Heine nach der Juli-Revolution nach Paris, freiwillig — und nicht, wie man vielfältig verbreitet hat — exilirt. Hier verheirathete er ſich 1841 mit einer Pariſerin, Fräulein Mathilde Crescentia Mirat, mit welcher er in der glücklichſten Ehe bis zu ſeinem Ende gelebt hat. Die Ehe blieb kinderlos.

Dem Heinrich folgte eine Schweſter, die durch ihre Liebenswürdigkeit und geiſtige Gaben bevorzugte Charlotte. Sie heirathete im Jahre 1822 einen in kaufmänniſchen Kreiſen viel geachteten Mann, Moritz von Emden in Hamburg, der, nach vierundvierzigjähriger glücklicher Ehe, vielbetrauert daſelbſt ſtarb. Aus dieſer Ehe ſind entſproſſen drei Töchter (Marie, Anna, Helene) und ein Sohn (Ludwig), denen Allen ein gutes geiſtiges Erbtheil von ihrer Mutter, der Heinrich Heine's ſo würdigen Schweſter, zugefallen iſt.

Meine Schweſter beſitzt noch aus ihrer früheſten Jugendzeit ein kalligraphiſch ſchön geſchriebenes Stammbuchblatt, das von des Dichters Geſchwiſterliebe, die bis zu ſeinem Ende unwandelbar geblieben, Zeugniß ablegt.

Stammbuchblatt:

„Wir können die Menſchen füglich in zwey Claſſen eintheilen: 1ſtens Diejenigen, die uns lieben; 2tens Diejenigen, die uns oft und deutlich ſagen, daß ſie uns lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannſt Du dreiſt zur erſten Claſſe rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düſſeldorf, den 20. Juny 1817.

Dein Bruder
Harry Heine."

Das dritte der Geſchwiſter iſt mein Bruder Guſtav von Heine in Wien, öſterreichiſcher Offizier a. D., Eigenthümer und Herausgeber des viel verbreiteten Journals „das Fremdenblatt“. Seine ſo früh heimgegangene Gattin, Emma, hinterließ ihm drei Söhne (Guſtav, Max, Heinrich) und zwei Töchter (Marie und Mathilde).

Das jüngſte der Geſchwiſter bin ich, Maximilian, der nach eben vollendeten mediciniſchen Studien in den ruſſiſchen Staatsdienſt getreten, in St. Petersburg ſein beſtändiges Domizil gegründet, und ſich mit Henriette von Arendt, Wittwe des rühmlichſt bekannten Kaiſerlichen Leibarztes Geheimrath von Arendt, verheirathet hat, deren Kinder erſter Ehe (Nicolaus, Theodor, Robert und Marie) mich den Mangel eigener nicht empfinden laſſen.

Der Onkel Salomon Heine, der Gründer der Hamburger Linie (geboren 1767 in Hannover, geſtorben den 23. Dezember 1844 in Hamburg), war mit einer Hamburgerin, der ſchönen Betty Goldſchmidt, verheirathet, geb. den 25. September 1777 und geſt. den 15. Januar 1837. Zur Erinnerung an dieſe Frau, mit der er über 40 Jahre glücklich gelebt, gründete er ein großartiges Hoſpital, „das Betty-Heine'ſche Krankenhaus“ genannt, das auf der Heineſchen Straße in St. Pauli bei Hamburg gelegen, ſeine ſegensreiche Thätigkeit immerfort ausübt. Von ſeinen vielen Töchtern lebt (1868) nur noch eine (vergleiche das Capitel „Die Schwiegerſöhne des Onkels“). Er hatte nur zwei Söhne. Der Aelteſte, zum Andenken des Großvaters Herrmann genannt, ſtarb (1830) in jugendlicher Blüthe, während ſeiner Reiſen zur Herſtellung ſeiner Geſundheit, in Rom. Auch zu ſeinem Andenken wurde eine wohlthätige Anſtalt: „Die Herrmann Heine'ſche Stiftung“ in Hamburg gegründet. Carl Heine, der durch ſein finanzielles und wohlthätiges Wirken ſeinem Vater ſo ähnliche jüngere Sohn, mit ſeinem Vetter, Heinrich Heine, oft verfeindet, oft befreundet, war mein innigſt geliebter Jugendfreund, und ſelten in meinem Leben hat mich ein Ereigniß ſo erſchüttert, als ſein jäher Tod im Juli 1865. Er befand ſich im Pyrenäenbad Bagnères de Luchon, wo er auf einem Spazierritte, plötzlich vom Schlage getroffen, ſterbend vom Pferde ſtürzte. Durch ſeine Heirath mit Fräulein Cäcilie Furtado war er mit der Familie Fould in Paris nahe verwandt. Da ſeine Ehe kinderlos blieb, ſo iſt mit ihm der männliche Stamm der Hamburger Linie der Familie Heine erloſchen.

In den ſpäterhin erſcheinenden eigenen Aufzeichnungen (Selbſtſchau) ſollen über alle nahen und fernen

Verwandten Heinrich Heine's, ſo auch über viele Perſonen, die mit ihm in Beziehung geſtanden, ausführliche Mittheilungen gemacht werden.

Doch vorläufig ein Wort zur Charakteriſtik der theuren Mutter, welche, auch politiſch ſehr gebildet, mit Eifer die Schriften deutſcher Patrioten las, und ihren jungen Söhnen Reiſebeſchreibungen und Alles, was überhaupt zur Völkerkunde beitrug, zur Lectüre beſonders empfahl. Sie unterließ keine Gelegenheit, uns auf die traurigen Zuſtände des damaligen Deutſchlands aufmerkſam zu machen, beſonders auf die Miſère der Kleinſtaaterei. „Verſprecht mir," wiederholte ſie oft ihren Söhnen, „verſprecht mir, nie in einem kleinen Staate Eure Heimath zu ſuchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutſches Herz für das deutſche Volk."

Heinrich zog nach Paris, Guſtav nach Wien, und ich nach St. Petersburg, den größten Städten dreier Kaiſerreiche!

Etwas zur Charakteriſtik des Dichters.

1.

Der Altmeiſter Goethe ſagt:

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Wir fügen hinzu: er muß auch mit des Dichters Jugendleben vertraut ſein. Abgeſehen von den Gaben, die dem Dichter von der Natur zu Theil wurden, ſind es beſonders zwei Elemente, die zum Verſtändniß der Heine'ſchen Poeſie nothwendig berückſichtigt werden müſſen. Um dieſe ſo originelle Poeſie nachempfinden zu können, iſt es nöthig, Heine's Jugendleben und erſte Eindrücke zu betrachten, und dann den Düſſeldorf-Cölner Volks-Charakter in's Auge zu faſſen.

Wer auch nur kurze Zeit an dem Rhein gelebt, einen rheiniſchen Carneval vor fünfzig Jahren geſehen, den witzigen ſatyriſchen Geiſt in jenen Landen geſchmeckt, und dann die erſten ſo trüb ernſten Eindrücke, wie ſie auf die junge poetiſche Seele Heine's eingewirkt (in der Nachrede dieſes Buches näher angedeutet), mitgefühlt hat, dem offenbart ſich leicht der Kern der Heine'ſchen Dichtung.

Nimmt man noch in Betracht den philoſophiſchen Unterricht bei dem freiſinnigen Director des damaligen Düſſeldorfer Gymnaſiums, Profeſſor **Schallmeier**, der die großen Gaben ſeines Zöglings frühzeitig erkannt und ſorgſam gepflegt hat, ſo konnten die Conſequenzen dieſes Unterrichts, ein überall ſich ausſprechender Rationalismus, nicht fehlen.

Nicht die Ruinen des Tempels von Jeruſalem, nicht die aus dem Grabe citirten ſchönen Couſinen des Dichters, nicht ſeine eigenen ſocialen Nöthen, nicht die Kämpfe mit liebenden oder treuloſen Mädchenherzen gründen in erſter Reihe den Heine'ſchen Welt- oder Liebesſchmerz. Der Schmerz in der Bruſt des Dichters war nur der Reflex ſowohl des einzelnen Individuums als ganzer Völker. Jeder Leidende, jeder Verzweifelnde, jeder glücklich oder unglücklich Liebende fand eine willkommene Stätte in Heine's poetiſcher Seele. Sein poetiſches Mitgefühl war ſo mächtig, daß er den beginnenden Schmerz ſeines eigenen Herzens verklingen ließ; im Objectiven verſchwand ſein eigenes Leid. Unerwartet bricht ſein witzig-ſatyriſches Naturell hervor, das, im Bunde mit der Skepſis, die Pritſche gegen den Genius der Poeſie ſchwingt, und zu einer Anſchauung kommt, die von frommen Seelen oft eine triviale genannt worden iſt. Ein Beiſpiel genügt; der Dichter ſingt:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt, —
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.“

Wie viele von Heine's Biographen und Commentatoren halten dieſes Gedicht, ſo wie manches andere unglücklicher Liebe und verzweifelnden Schmerzes, für ein Stück des eigenen Lebens des Dichters. Sie irren. Der Dichter fühlt nur dies Alles nach, als ob es in ſeinem eigenen blutenden Herzen vorgegangen wäre. Er kennt keinen Unterſchied zwiſchen eigenem und fremdem Leid, aber der philoſophiſche Schalk, oder der ſchalkhafte Philoſoph macht dem ewigen Verbluten des Herzens damit ein plötzliches Ende, daß er ſich hier, wie in vielen anderen Gedichten, ganz auf den realiſtiſchen Boden ſtellt, mit dem Ausrufe:

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu.“ —

aber ſchnell wieder zum edlen poetiſchen Mitgefühle zurückfliegend, ſchließt er:

„Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

Viele der Biographen des Dichters haben wohl das rheinländiſche Naturell Heine's richtig aufgefaßt, aber ich glaube kaum, daß einer von ihnen das erſte Jugendleben gekannt oder genau erforſcht hat, und doch liegt in dieſer erſten Jugend, nach den Andeutungen, die mir aus ſeinem eigenen Munde zu Theil geworden ſind, die Hauptrichtung ſeiner Poeſien.

Ich rechne mich zu den letzten, die im Stande ſind, über Heine's poetiſchen Genius ein kritiſches Urtheil zu fällen, es wäre eitle Ueberhebung, wollte ich ein beſonderes Verſtändniß ſeines Geiſtes und Weſens in Anſpruch nehmen, aber das darf ich offen geſtehen, daß er gegen Niemand rückhaltsloſer, offener und treuer ſich ausgeſprochen hat, als mir gegenüber. Auch ſeine Briefe bezeugen dies.

Ich muß manchen ſeiner Beſucher, welche die Welt mit ſo vielen Anekdoten, Meinungen, Anſichten und Aeußerungen Heine's über Politik, Religion, Literatur in Feuilletons, Journalen und ſelbſt in Büchern zu ihrer eigenen Glorie unterhalten haben, gewaltig enttäuſchen; ſie ſind auf Heine'ſche Weiſe oft perſiflirt worden. Ein Beſucher des heutigen Tages hörte oft von dem „Schalk“ ganz das Gegentheil von dem, was der Beſucher des vorigen Tages mit diplomatiſcher Genauigkeit in ſeinem Notizbüchlein aufgezeichnet hatte. Ich kann es mit Beſtimmtheit wiederholen, daß mancher dieſer literariſchen Touriſten noch auf der Treppe war, während ſchon Heine, ſarkaſtiſch lächelnd, mit den Worten ſich die Hände rieb: „Dem habe ich was Nettes für ſeine Correſpondenz aufgebunden!“

2.

Das öffentliche Declamatorium.

Als Heinrich Heine das Gymnaſium in Düſſeldorf beſuchte, war er am Schluſſe des Schuljahres einer von den Schülern, die beſtimmt waren, bei dem öffentlichen Schulactus ein Gedicht vorzutragen.

In jener Zeit ſchwärmte der junge Gymnaſiaſt für die Tochter des Oberappellationsgerichts-Präſidenten von A.... Dieſe war ein wunderſchönes, ſchlankes Mädchen mit langen blonden Locken. Ich bin überzeugt, daß manches ſeiner erſten Gedichte an dieſe reizende, faſt ideale Erſcheinung gerichtet war. Der Saal, in welchem der Schulactus ſtattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Ganz vorn, auf prachtvollen Lehnſtühlen, ſaßen die Schuldirectoren. In der

Mitte zwiſchen denſelben ſtand ein leerer goldener Seſſel.

Der Oberappellationsgerichts-Präſident kam mit ſeiner Tochter ſehr ſpät, und es blieb nichts Anderes übrig, als dem ſchönen Fräulein auf dem leerſtehenden goldenen Seſſel, zwiſchen den ehrbaren Schulinſpectoren, den Platz anzuweiſen. Heine war gerade in der Declamation des „Tauchers“ von Schiller in vortrefflichem Schwunge bis zur Stelle gelangt, wo es heißt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt,“

da wollte es ſein Mißgeſchick, daß ſein Auge gerade auf den goldenen Seſſel fiel, wo das von ihm angebetete ſchöne Mädchen ſaß. Heine ſtockte. Dreimal wiederholte er die Stelle: „Und der König der lieblichen Tochter winkt,“ aber er kam nicht weiter. Der Klaſſenlehrer ſoufflirte und ſoufflirte; Heine hörte nichts mehr. Mit großen offenen Augen ſchaute er, wie auf eine plötzlich erſchienene überirdiſche Geſtalt, auf den goldenen Seſſel hin und ſank dann ohnmächtig nieder. Keiner im Saale ahnte die Urſache. „Das muß die große Hitze im Saale gethan haben,“ ſagte der Schulinſpector zu meinen herbeieilenden Eltern und ließ alle Fenſter öffnen.

Nach vielen Jahren hat er mir den Zuſammenhang dieſer Jugendbegebenheit erzählt, indem er ſich oft mit dem Ausrufe unterbrach: „Wie war ich damals unſchuldig!"

3.

Der aufgefreſſene Reſpect.

Unſere Mutter, die überhaupt für eine ziemlich ſtrenge Erziehung war, hatte von unſerer erſten Jugend an uns daran gewöhnt, wenn wir irgendwo zu Gaſt waren, nicht Alles, was auf unſeren Tellern lag, aufzueſſen. Das, was übrig bleiben mußte, wurde der „Reſpect" genannt. Auch erlaubte ſie nie, wenn wir zum Kaffee eingeladen waren, in den Zucker ſo einzugreifen, daß nicht wenigſtens ein anſehnliches Stück zurückbleiben mußte.

Einſtmals hatten wir, meine Mutter und ihre ſämmtlichen Kinder, an einem ſchönen Sommertage außerhalb der Stadt Kaffee getrunken. Als wir den Garten verließen, ſah ich, daß ein großes Stück Zucker in der Doſe zurückgeblieben war. Ich war ein Knabe von ſieben Jahren, glaubte mich unbemerkt und nahm haſtig das Stück Zucker aus der Doſe. Mein Bruder Heinrich hatte das bemerkt, lief erſchrocken zur Mutter und ſagte ganz eiligſt: „Mama, denke Dir, Max hat den Reſpect aufgegeſſen!“

Ich habe dafür eine Ohrfeige bekommen, vor der ich mein ganzes Leben Reſpect behalten habe.

4.

Das geſchenkte Fauſt-Exemplar.

Von meiner früheſten Jugend an liebte ich die deutſchen Dramatiker; viel mag zu dieſer Neigung beigetragen haben, daß ich, faſt Kind noch, ſehr oft in das Theater mitgenommen wurde. Es war dies die Zeit, wo die Ritterſpiele auf der Bühne im vollen Flor ſtanden. „Johanna von Montfaucon“, „die Kreuzfahrer“, „die Sonnenjungfrau“ ꝛc. waren meine Lieblingslectüre. Ich war damals dreizehn Jahre alt. Mein Bruder Heinrich bemerkte ungern dieſe meine Lectüre.

„Max,“ ſagte er eines Tages zu mir, „ſolche Bücher verderben den Geſchmack, ich werde Dir ein anderes Buch ſchenken, damit magſt Du Dich in Deinen Freiſtunden beſchäftigen. Es iſt auch ein Theaterſtück.“ Bei dieſen Worten nahm er von ſeinem Tiſch ein kleines, in ſchwarze Pappe eingebundenes Büchlein und ſagte: „Dies ſchenke ich Dir." Ich ſchlug des Büchleins Decke auf und las zum erſtenmal den Titel: „Fauſt, von Goethe. Der Tragödie erſter Theil."

Ich blickte in die erſten Blätter hinein, die den wunderſchönen Prolog enthalten, dann, nach echter Knabenart, ſchlug ich die letzte Seite auf, wo die Worte: „Heinrich, her zu mir," — „Sie iſt gerettet," mir ſo räthſelhaft klangen. Ich ſah meinen Bruder ganz erſtarrt an, als wie Einer, der da ſagen wollte: „Die Komödie begreife ich nicht." Er nahm darauf das Buch in die Hand, griff raſch zur Feder und ſchrieb Folgendes auf die innere Seite des Deckels:

„Dieſes Buch ſei Dir empfohlen,
Leſe nur, wenn Du auch irrſt:
Doch wenn Du's verſtehen wirſt,
Wird Dich auch der Teufel holen."

Viele Jahrzehnte waren darüber hingegangen, als wir bei meiner Anweſenheit in Paris, einige Jahre vor dem Tode des Dichters, auf Goethe's „Fauſt", zweiten Theil, zufällig zu ſprechen kamen. „Ich habe nie vergeſſen, Heinrich," ſagte ich, „was Du mir einſt in dem erſten Theile des „Fauſt" zur Erinnerung eingeſchrieben hatteſt," und citirte obige Verſe.

„Nun, Max, was antworteſt Du mir jetzt?"

Ich nahm ein Stück Papier, und ſchrieb mit Bleifeder Folgendes:

„Lieber Bruder, hab's verſtanden,
Leider! wie Du's ſelbſt gedacht,
Doch den Goethe nicht begriffen,
Der den zweiten Theil gemacht."

Mein Bruder lächelte, drückte mir die Hand und ſagte: „Dieſes Blättchen ſoll zu meinem Nachlaß gehören."

Der von Heinrich mir geſchenkte „Fauſt" iſt mir auf eine unbegreifliche Weiſe ſchon längſt abhanden gekommen. Die Verſe mit ſeiner vollen Namensunterſchrift, Ort, Datum und Jahreszahl waren kalligraphiſch ſchön geſchrieben.

3.

Das erſte Gelegenheits-Gedicht.

In dem „Buche der Lieder" befindet ſich ein Gedicht unter dem Titel: An eine Sängerin, als ſie eine alte Romanze ſang, mit dem Anfange:

„Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie ſie zuerſt mein Auge ſah."

aus der früheſten Jugendzeit des Dichters.

Zu damaliger Zeit hatte die kleine Stadt Düſſeldorf eine ganz vortreffliche Oper, deren Kapellmeiſter, ein höchſt origineller Mann, Burgmüller hieß. Sein Sohn war der ſpäterhin bekannt gewordene Componiſt.

Bei der Oper befand ſich eine Primadonna von ungefähr zwanzig Jahren, Caroline Stern genannt.

Dieſe hatte eine wundervolle Altſtimme, war von äußerſt ſchönem Wuchſe und ſehr angenehmen Manieren. Sie lebte in Düſſeldorf mit ihrer Mutter, ſittſam zurückgezogen, obgleich ſie von dem Publikum faſt angebetet und viel aufgeſucht wurde; nur in dem Hauſe unſerer Eltern verkehrte ſie, und war ein immer willkommner lieber Gaſt; meine Mutter, große Beſchützerin der Literatur und Kunſt, nahm das junge Mädchen mit beinahe mütterlicher Liebe in ihre Obhut. Sie überlegte mit ihr ſtets ihre Toilette, unterſtützte ſie reichlich in ihren Ausgaben, weshalb ihre Anzüge in den Opern für die dortigen Verhältniſſe wahrhaft Epoche machend waren. Zum Beſten der Armen wurde einſtmals ein großes Concert arrangirt und Fräulein Stern ſang auf den Wunſch meiner Mutter eine prachtvolle Romanze, die einen unerhörten Beifallsſturm hervorrief.

Nach dem Concert war ſie zum Souper in unſerm Hauſe, an dem Heinrich und wir übrigen Geſchwiſter Theil nahmen.

„Das wird wieder für Sie, liebe Stern,“ ſagte meine Mutter, „in den nächſten Zeitungen ein Weihrauchdunſt werden, der bis in den türkiſchen Himmel reicht. Schade, daß keinem der Herren je eingefallen iſt, Ihnen ein Gedicht zu widmen. Das wäre doch einmal eine Abwechſelung von dem proſaiſchen Loben.“

Heine hatte den ganzen Abend über nur Blicke für die reizende Sängerin. Wer konnte ahnen an jenem Abend, was in der Bruſt des jungen Dichters vorging, von dem damals Niemand wußte, daß die Poeſie ſchon ſein ganzes Ich erfaßt hatte. Wie unendlich groß war die Ueberraſchung der Mutter am andern Morgen, als ihr der geliebte Sohn, deſſen ſinnenden Blick bisher Niemand zu deuten verſtand, das erwähnte Gedicht, kalligraphiſch ſchön auf Velinpapier geſchrieben und mit Arabesken verziert, ängſtlich übergab. Der Schluß lautete:

„Das war ein laut verwerr'nes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief,
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo“ ohne Ende;
Die Sängerin verneigt ſich tief.“

In dem Schluſſe dieſes Gedichtes ſpiegelt ſich ſchon die ganze künftige originelle Dichtungsweiſe **Heine's** ab.

Das Gedicht gefiel ungemein; die Sängerin küßte in ihrem Entzücken den ganz verwirrt gewordenen jungen Dichter, und behielt die Romanze als das theuerſte Andenken.

Wenn ich nicht irre, iſt das Gedicht damals, ohne Unterſchrift des Dichters, in einem Düſſeldorfer Blatte abgedruckt worden.

Von jener Zeit an ſah man mit ganz andern Augen auf den jungen Herrn des Hauſes.

6.

Der Muſik-Lehrer.

Es war die Abſicht unſerer Mutter, daß ihre ſämmtlichen Kinder recht muſikaliſch gebildet würden. Heinrich ſollte Violine ſpielen lernen. Ein Lehrer wurde angenommen, die Muſikſtunden beſtimmt, die auf einem oberen Stübchen eines in dem Garten gelegenen Flügels unſeres Hauſes in Düſſeldorf ſtattfinden ſollten. Meine Mutter kümmerte ſich um nichts weiter, als daß der Lehrer allmonatlich richtig bezahlt wurde. Heinrich that, nämlich in Worten, als ob er ganz für die Violine lebte.

So war ein Jahr hingefloſſen, als einſtmals um die Zeit der Muſikſtunde meine Mutter im Garten ſpazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte ſie ein gutes und fertiges Violinſpiel. Sie freute ſich ſchon in der Seele über die Fortſchritte ihres Erſtgeborenen und eilte die Flügeltreppe hinauf, um dem gewiſſenhaften Lehrer recht ſehr zu danken. Als ſie die Thür öffnete, ſah ſie zu ihrem großen Erſtaunen, wie Heinrich der Länge nach auf einem Divan lag, der Lehrer vor ihm auf und ab ging, und ihn mit ſeinem Violinſpiel unterhielt. Die Sache klärte ſich damit auf, daß auf dieſe Weiſe die Muſikſtunden gegeben worden waren und mein Bruder nicht die Tonleiter rein zu ſpielen vermochte. Der Lehrer wurde verabſchiedet, und bei dem ausgeſprochenen Widerwillen Heinrich's gegen die Violine hatte ein für alle Mal der Muſikunterricht ſein Ende.

7.

Der Tanz-Lehrer.

Ich kann auch erzählen, wie der Tanzunterricht ſein Ende nahm, gegen den Heinrich einen noch größeren Widerwillen hatte. Der Tanzlehrer, klein, dünn, ſchmächtig, aber grob, quälte den Knaben immerfort mit Battements, ſo daß er alle Geduld verlor und Grobheit gegen Grobheit austauſchte. Ein vollſtändiger Conflict begann, und der auf's Höchſte gereizte Knabe warf den leichten Tanzlehrer aus dem Fenſter. Glücklicher Weiſe fiel er auf einen Miſthaufen, und wurde von meinen Eltern mit einer Geldſumme entſchädigt. Heinrich hat nie im Leben wieder getanzt.

8.

Der Jugendfreund.

Heinrich hatte, als er das Gymnaſium in Düſſeldorf beſuchte, nur mit ſehr wenigen Jünglingen intimen Umgang. Er wählte immer, wie ſpäter in ſeinem ganzen Leben. Sehr befreundet jedoch war mit ihm der Sohn eines reichen Kornhändlers, der von ſeinem Vater des Spinozismus wegen faſt verſtoßen war. Dieſer Sohn ſaß ſelten am väterlichen Familientiſch; mit einem Häring und einem Stück Brod in der einen Taſche, philoſophiſche Schriften in der andern, brachte er viele einſame Stunden in den Nebenalleen des Hofgartens zu. Er wurde deshalb auch der Häringsphiloſoph, auch wohl der Atheiſt genannt. Heinrich hatte mit ihm geheime Zuſammenkünfte, da der junge abſonderliche Menſch auch in unſerem Hauſe ſehr ungern geſehen wurde. Gewiß iſt, daß die beiden jungen Leute gemeinſchaftlich Spinoza's Werke geleſen, ſich mit rationaliſtiſchen Schriften früh vertraut, und überhaupt ſehr ernſte, gar nicht ihrem Alter gemäße Discuſſionen geführt haben. Ich bin faſt überzeugt, daß hier eine Mitveranlaſſung zu dem ſpäter ſo poetiſch ausgebildeten Weltſchmerz ſtattgefunden, und ein Mißachten deſſen, was vielen Anderen mit Recht oder Unrecht erhaben ſchien, geſchaffen wurde.

Mein Bruder ſprach nie gern über den jungen, gelbbleichen Menſchen mit dem unheimlichen Blicke. Doch fehlt's nicht an Andeutungen, daß das Kornwuchergeſchäft ſeines Vaters, dem auch ſein jüngerer von ihm gehaßter Bruder ſich hingab, ſo frühzeitig ſein Gemüth erbittert, ſo menſchenfeindlich geſtimmt hat.

Dieſer Freund der früheſten Jugend Heinrich's, eine Zuſammenmiſchung von Galle, Zerknirſchung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Poſa, ſoll ſehr befähigt, ſprachgewandt und kenntnißvoll geweſen ſein; er hat auf Heine's rationaliſtiſche Richtung entſchiedenen Einfluß gehabt. Es war vielleicht ein Glück, daß jener ſo frühzeitig geſtorben iſt.

9.

Die Spinne.

In den ſonnigen Mittagsſtunden liebte Heinrich in unſerm Hausgarten zu promeniren. Auf dieſen Spaziergängen war ich oft im Geſpräche an ſeiner Seite, und hier flößte er dem dreizehnjährigen Knaben die Liebe zur Poeſie, zum Wiſſen ein; hier ſchöpfte ich zuerſt aus dem reichen Borne ſeiner poetiſchen Seele. Der vortreffliche Bruder, frei von jedem Egoismus, bedauerte nicht die durch mich verlorenen Stunden, wenn ich auch oft wenig von ſeinen Mittheilungen verſtand.

Heinrich liebte ſehr das Arbeiten und Treiben der Spinnen zu beobachten. Einſtmals ſtanden wir vor einem großen wunderbar gearbeiteten Netze einer in der Mitte deſſelben lauernden mächtigen Kreuzſpinne. „Sieh Max," ſagte er, und zeigte auf die gefangenen und ausgeſogenen Fliegen in dem Netze, „ſieh, ſo geht es auch dem Dummen in der Welt. Die Spinne iſt unſer Lebensfeind, das Netz ſeine falſchen und verlockenden Worte, — aber der Kluge, der Entſchloſſene macht es ſo," und damit ſchlug er mit einem Stocke das ganze ſchöne Netz raſch herunter. Auf der Erde kroch die große Kreuzſpinne, er zeigte auf ſie hin und ſagte zu mir: „Tödte ſie ja nicht! wenn man des Feindes Werk gründlich vernichtet, verſtehſt Du? wenn man ſeine Pläne gänzlich vereitelt hat, braucht man ihn nicht zu tödten, man läßt ihn laufen."

10.

Der Vater und Goethe's Gedichte.

Ich erinnere mich noch, als ob es heute geſchehen wäre, der Ueberraſchung unſerer Eltern beim Empfange der *erſten Gedichte* meines Bruders. Durch die Poſt kam das ſauber gedruckte grün eingebundene Bändchen mit dem Titelblatte: *Gedichte von H. Heine*, 1821. Verlag der Maurer'ſchen Buchhandlung in Berlin.

Wohl hegte man im elterlichen Hauſe ſeit mehreren Jahren den Verdacht, daß Heinrich poetiſchen Unfug, wie ein lieber Verwandter ſich auszudrücken pflegte, treibe. Aber, daß er die Keckheit hätte mit einem ganzen Bande Gedichte mit voller Namensunterſchrift vor die Welt zu treten, das erregte beinahe Beſtürzung.

Die ſo günſtigen öffentlichen Recenſionen, das gute Urtheil zuverläſſiger, geiſtig begabter Freunde der Familie, milderten allmählich den Eindruck des Schreckens. Mit wachſendem Wohlgefallen hielt der Vater das Büchlein in den Händen, die Mutter gönnte ihm unbelauſcht einen freundlichen Blick, und, was mich betrifft, ſo imponirte mir gewaltig unſer gedruckter Name. Von nun an folgte der Vater dem beginnenden Rufe des Sohnes und forſchte nach den öffentlichen Urtheilen.

Goethe ſtand damals in höchſter Blüthe, ſein vergötterter Name ſchien Alles zu verſchlingen, was nur in der deutſchen Literatur auftauchen wollte. Die Literaturgeſchichte weiß von den ſogenannten Goethekoraren damaliger Zeit viel zu erzählen, die Alles verneinten, was nicht von dem hohen Meiſter ausgegangen. Man ſprach und ſchrieb nur über Goethe, und dies ewige Geträtſch, dieſe faſt kindiſche Abgötterei mit dem Namen Goethe, der Anfang und Ende aller Literaturblätter und Journale bildete, machte unter dieſen Umſtänden, nach den Anſichten des Vaters, die Concurrenz ſeines Sohnes Heinrich mit dem großen Goethe doch bedenklich.

„Wie ſoll mein Junge aufkommen?“ ſagte mein

Vater oft, „wenn man immer und immer nur von Goethe ſprechen will?“

Dieſer Umſtand machte dem guten Vater die größten Widerwärtigkeiten; er hatte ſich zuletzt, ohne daß er es wußte, in einen wahren Haß gegen Goethe hineingelebt. Nun wollte es noch der böſe Zufall, daß unſer ganzes Haus ſelbſt für Goethe ſchwärmte, all' überall ein Band von Goethe's Gedichten zu finden war. So oft nun der Vater unwillkürlich einen dieſer Bände öffnete und ihm der verhaßte Titel: „Gedichte von Goethe“ in die Augen fiel, verfinſterte ſich ſein ſonſt ſo heiteres, freundliches Antlitz. Wir aber konnten nicht ohne Goethe ſein. Die Mutter erfreute ſich an den Elegien, Heinrich las immer wieder die kleinen reizenden Gedichte, und ich lernte die „Braut von Korinth“ und den „Gott und die Bajadere“ auswendig.

Da verfiel mein Bruder auf einen abſonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die ſo elegant eingebundenen Bände der „Gedichte Goethe's“ von ihren reſpectiven Plätzen verſchwunden, und an ihrer Stelle lagen ganz armſelig eingebundene Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze.“ Heinrich hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethe ſanft auskratzen und die Stelle mit „Schulze“ überkleben laſſen. Als der Vater zufällig einen Band dieſer Bücher öffnete und „Gedichte von Schulze“ las, legte er ganz heiter zufrieden den Band bei Seite und dachte bei ſich: „weder dieſer Schulze, noch ein Müller, noch ein Meier, werden dem Namen meines Sohnes hinderlich ſein.“ Die Mutter aber, die ſofort den Witz bemerkt hatte, nahm einſt in Abweſenheit des Vaters einen Band, ſchlug den Titel auf, und ſagte, indem ſie den Finger auf die Stelle legte, wo „Goethe“ verſchwunden und „Schulze“ hineinescamotirt war: „Mein lieber Sohn, möchteſt Du einſt nur halb ſo berühmt werden, wie „Schulze“ der Verfaſſer dieſer Gedichte.“

11.

Der unglückliche Hexameter.

Mein Bruder Heinrich war mehrmals gegenwärtig, wenn ich, als Primaner des Gymnaſiums, meine proſodiſchen Arbeiten anfertigte. Ich hatte damals eine große Vorliebe für das claſſiſche Metrum, und durch vieles Ueberſetzen und tägliche Uebung eine außerordentliche Leichtigkeit in Anfertigung von deutſchen Diſtichen erlangt. Obgleich Heinrich die Alten hochſchätzte, und bereits damals durch ſeine Gedichte einen großen Namen als Poet erworben hatte, ſo hatte er ſich doch im deutſchen Hexameter bisher nie verſucht. Wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand. Ich citirte Goethe's herrliche Elegien und forderte meinen Bruder auf, auch einmal in dieſem Versmaße einen Gegenſtand poetiſch zu bearbeiten. Ich wiederholte mehrmals Goethe's reizenden Vers, wo er auf den Nacken der Geliebten „mit fühlendem Auge und ſehender Hand“ des Hexameters Maß ſcandirt hat.

Endlich ging Heinrich an die Arbeit, und als ich an einem der nächſten Vormittage in ſein Zimmer trat, kam er mir mit einem Blatt entgegen, freudig ausrufend: „Siehſt Du, auch ich bin unter die Hexameter gegangen.“ Er recitirte mir einige Zeilen eines Gedichtes: „Troſt für Dido“, wobei ich aber ſchon beim dritten Hexameter (keine kleine Satisfaction für einen Primaner) dem bereits berühmten Dichter in die Rede fiel: „Um Gotteswillen, lieber Bruder, dieſer Hexameter hat ja nur fünf Füße.“ Und nun ſcandirte ich ihm mit wichtigſter Schulweisheit den Vers vor. Als er ſich vom Fehler überzeugt hatte, zerriß er leider das Papier mit den Worten: „Schuſter, bleib bei Deinem Leiſten!“

Ein paar Tage nach dieſer Begebenheit, wovon übrigens nicht mehr geſprochen worden war, ſtand eines Morgens früh, als ich eben aufwachte, Heinrich vor meinem Bette. „Ach, lieber Max,“ begann er mit kläglicher Miene, „was für eine ſchauerliche Nacht hab' ich gehabt.“ Ich erſchrak. „Denke Dir, gleich nach Mitternacht, eben als ich eingeſchlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt und forderte von mir unter den fürchterlichſten Jammertönen und ſchrecklichſten Drohungen ſeinen ſechſten Fuß. Ja, Shylock konnte nicht hartnäckiger auf ſeinem Pfunde Fleiſch beſtehen, als dieſer impertinente Hexameter auf ſeinem fehlenden Fuß. Er berief ſich auf ſein urclaſſiſches Recht und verließ mich unter ſchrecklichen Gebehrden nur mit der Bedingung, daß ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreifen wolle.“

Heine hat Wort gehalten, denn außer einigen zahmen Xenien, in Gemeinſchaft mit Carl Immermann verfaßt, hat er nie wieder in dieſem Versmaße gedichtet.

12.

Der Barbier und der Sammetrock.

Als Heine in Bonn ſtudirte, trug er gewöhnlich einen Studentenrock von ſchwarzem Sammet. Da der

Rock ziemlich abgetragen war, ſo beſtellte er bei ſeinem Schneider einen neuen Rock vom ſchönſten blauen Sammet, und verſprach ſeinem täglich kommenden Barbier ſeinen alten, welcher beſtändig im Vorzimmer an einem Nagel hing. Der Schneider brachte zur beſtimmten Zeit den neuen ſchönen Rock und hing denſelben an dem Nagel im Vorzimmer auf, von dem zufällig der alte Rock weggenommen war. Als Heine bald darauf raſirt wurde, ſagte er dem weggehenden Barbier: „Heute können Sie den Rock draußen mitnehmen.“

Der Barbier dankte aufs Verbindlichſte, empfahl ſich und nahm aus dem Vorzimmer den ſchönen neuen Rock mit.

Heine kleidete ſich nun an, um in ſeinem ſchönen neuen Sammetrocke ſpazieren zu gehen, wozu ihn ein eintretender Freund einlud. Wie erſchrak er, als ſein neuer Rock weg war; er ſagte aber nichts weiter als: „Hat der Barbier Glück!“ und zog den alten an.

Späterhin in ſeinem Leben, ſo oft von einem Menſchen die Rede war, der ſehr viel Glück hatte, ſagte er nichts weiter, als: „Hat das Barbierchen Glück!“ und erzählte dann ganz gemüthlich, wie er ſeinen alten Sammetrock und ſein Barbier den neuen behalten hat.

13.

Bei Profeſſor Hugo in Göttingen.

Bekanntlich hat man vor dem Doctor-Examen und der Promotion die Hälfte der Gebühren, wenn ich nicht irre zehn Louisd'ors, bei der Anmeldung dem betreffenden Decan der Facultät einzuhändigen. Nach dem Examen und vor der Promotion zahlt man die andere Hälfte.

Der Decan der juriſtiſchen Facultät in Göttingen, zu der Heine gehörte, war damals der hochberühmte Rechtsgelehrte Profeſſor Hugo. Bei ihm meldete ſich zum Examen und Promotion Heine, indem er die ganze Summe (20 Louisd'ors) dem Decan hinſchob.

Profeſſor Hugo aber ſchob die Hälfte der Summe zurück, indem er ſagte: „erſt, mein lieber Herr, müſſen wir Sie prüfen.“ Heine ſchob die Hälfte der Summe wieder zurück, indem er ſagte: „Prüfet Alles und behaltet das Beſte.“

Bei demſelben Profeſſor Hugo paſſirte dem jungen Doctor juris folgendes Mißgeſchick. So geizig Frau Profeſſor Hugo auch war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, auf den Wunſch ihres Mannes zuweilen einige junge Herrn zum Souper einzuladen.

Auch Heine bekam einſtmals eine ſolche auszeichnende Einladung.

Am kleinen runden Abendtiſche ſaßen Herr und Madame Hugo, Heine und noch ein junger Herr. Bei ſolchen frugalen Soupers ging es in der Regel ſehr knapp zu. Madame Hugo ſchien auf einen kleinen Teller großes Gewicht gelegt zu haben, auf dem vier Saucischen, ſparſam mit Teltower Rübchen garnirt, pretentiös ausgebreitet lagen. Natürlich war auf jeden der Tiſchtheilnehmer ein Saucischen berechnet. Ein intereſſanter Gegenſtand der Unterhaltung beſchäftigte die beiden jungen Herren.

Der Bediente präſentirte das famoſe Schüſſelchen an Heine zuerſt. Dieſer, in der Hitze des Geſpräches, in poetiſcher Vergeſſenheit, nahm das ganze Schüſſelchen, ſetzte es vor ſich hin, und, immerfort discutirend, verzehrte ein Saucischen nach dem anderen, wobei die Teltower Rübchen keine Schonung fanden.

Madame Hugo erbleichte, Herr Hugo drehte ſich verlegen auf ſeinem Lehnſtuhle und der andere Herr ſah bald den eſſenden Heine, bald den verlegenen Wirth an. Mit eben ſo ſattem Behagen und behaglichem Gefühl ſtand Heine von dem Tiſche auf, als die Anderen eben ſo unbehaglich wie wortlos ihre Sitze verließen.

Heine iſt nie wieder bei Hugo's eingeladen worden.

14.

Der ſpukende Student.

Obgleich Heine die Jurisprudenz zu ſeiner Fachwiſſenſchaft gewählt hatte, ſo fand er ſie doch zu trocken, um nach ſeiner Art Geſchmack daran zu finden, und unterließ keine Gelegenheit an den guten juriſtiſchen Profeſſoren in Göttingen ſeinen Witz auszuüben.

Auch Meiſter, ſein berühmter Pandektenlehrer, blieb nicht verſchont, und die Gaſſe, in welcher Meiſter ſein Collegium las, hieß allgemein die Pandektengaſſe.

Heine wußte durch ſeine Freunde das Gerücht allgemein auszubreiten, daß in der Pandektengaſſe allnächtlich ein Geiſt ſpukte. Die Göttinger Philiſter wagten gar nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich, der ſpukende Geiſt ſei ein Student, der im Collegium von Meiſter ſich zu Tode ennuyirt habe, und deſſen Seele nicht ehe Ruhe finden könnte, bis Meiſter einmal einen Witz machen würde. Die Geſchichte hat Meiſter dermaßen geärgert, daß er ſein Collegium aus der Pandektengaſſe in eine andere Straße verlegt hatte. Doch ſoll bis zum Tode Meiſter's der ſpukende Geiſt keine Ruhe gefunden haben.

15.

Wie fünfviertel Jahre ein Jahr ausmachen.

Es iſt leicht denkbar, daß die Mutter oft ihre Noth hatte mit der Sturm- und Drangperiode ihrer drei Söhne. Sie hatte viel zu ſchlichten, aber noch mehr zu bezahlen. Der Geldbeutel Heinrich Heine's war von jeher ein Danaidenfaß. Ueber das Maß freigebig, für Freunde ſich aufopfernd, echt philanthropiſch geſinnt, hatte er es bei ſehr großen Einkünften nie zu ordentlicher Finanzwirthſchaft gebracht; wohl verſtand er ſehr gut zu berechnen, was er einnahm — was er aber ausgab, vergaß er vollſtändig.

Die Mutter, ebenſo praktiſch wie klug, rechnete auch ganz vortrefflich, kam aber einmal bei ihrem genialen Sohn ſehr zu kurz.

Während Heinrich die Univerſität Göttingen beſuchte, war die Einrichtung getroffen, daß ihm alle drei Monate eine Geldanweiſung zugeſchickt wurde, die er bei einem dortigen Kaufmann in Baarem einlöſen konnte. Nun verſtand es Heinrich, durch allmähliche Vorausnahme und ſonſtige Confuſion erregende Correſpondenzen dahin zu bringen, daß er einmal in einem Jahre fünf Quartalgeldanweiſungen erhielt, was die Mutter erſt nach mehr als einem

Jahr bemerkt hatte. Sie war nicht wenig piquirt, daß ſie, die gute Rechnerin, von ihrem Sohne, dem ſchlechten Finanzmann, ſo übervortheilt worden war. Sie ließ es ſtill hingehen, doch jedesmal ſpäter, wenn der geniale Sohn ihr etwas Problematiſches für poſitiv ausgeben wollte, ſagte ſie ganz ruhig: „Lieber Sohn, nicht jedes Jahr hat fünf Vierteljahre," und damit wurde der Gegenſtand abgebrochen.

16.

Der Nachbar und ſeine Gedichte.

Der Student Heinrich Heine bewohnte in Göttingen bei einem Färber auf der Wehnder Straße zwei große, hübſche Zimmer, viel beſucht von den Mitgliedern der „Weſtphalia", derjenigen Landsmannſchaft, der Heine angehörte.

Ihm gerade vis-à-vis auf der Straße wohnte der Studioſus Adolph……, der ſpäterhin unter den lyriſchen und frommen Dichtern einen berühmten Namen ſich erworben hat. Damals aber mußte Adolph die erſten Sporen auf dem Felde der Lyrik verdienen, und dies unter den Augen eines ſo witzigen, ſatyriſchen und originellen Dichters wie Heine.

Wenn dieſer ſich amüſiren wollte oder des Schlaſes bedürftig war, ſo öffnete er ſein Fenſter, und rief mit lauter Stimme über die ganze Straße: „Adolph!“ lud ihn zu ſich ein und bat Gedichte mitzubringen. Adolph, gutmüthig, ſanft und fromm, folgte ſofort der ihm ſo ſchmeichelhaften Einladung. Nun begann das Vorleſen des in Verzückung gerathenden Dichters. Nach jedem Gedicht, ſo mittelmäßig es auch war, oder nach dem Ausſpruche eines Heine matt und leer erſchien, ſagte Heine: „Weißt Du, Adolph, das iſt Dein Beſtes.“

So ging es mit allen Gedichten ohne Ausnahme ein Jahr lang, und vom jedesmaligen letzten Gedichte hieß es: „Adolph, das iſt Dein Allerbeſtes, bitte noch einmal,“ worauf denn nicht ſelten Heine eingeſchlummert war.

Adolph hielt dieſen Schlummer für überwallendes, zur Abſpannung verzücktes Gefühl Heine's, ſchlug dann ſeine Mappe zu, und ging überglücklich auf den Fußſpitzen aus dem Zimmer nach Hauſe. Ein Werdender iſt, wie Goethe ſagt, immer dankbar.

Einſtmals hatte Heine einige Freunde bei ſich, muntere, aufgeweckte Studenten. Die Rede kam auf lyriſche Poeſie und angehende, empfindſame Poeten. „Wollt Ihr ein capitales Exemplar dieſer Sorte,“ ſagte Heine, „ſo kann ich damit aufwarten.“ Heine rief über die Straße hin: „Adolph!“ und Adolph erſchien ſofort mit der großen Mappe voll von Gedichten.

Nun muß ich vorher berichten, daß Adolph's Ideal Hulda hieß, und er hatte an ſie, wie Schiller einſt an Laura, eine Unzahl Gedichte unter allen möglichen Aufſchriften gerichtet.

Die junge Geſellſchaft, durch Heine's malitiöſe Bemerkungen ſchon ohnedies zur ungeheuerſten Heiterkeit geſtimmt, ſaß im Kreiſe. Mit ſüßer, liſpelnder Stimme und ſchmachtend verklärten Augen begann Adolph ſein erſtes Gedicht mit den Worten: „Hulda ſchifft." Wer je auf einer Univerſität geweſen, oder auch nur mit Studenten Umgang gehabt, der kennt das Unausſprechliche dieſes Wortes in der Studentenſprache. Nicht in ein Gelächter, ſondern in ein wahres unartikulirtes Brüllen brach die ganze Geſellſchaft aus. Es war unmöglich, auch nur für einen Augenblick Ruhe und Stille wieder herzuſtellen. Gern hätte Heine geſagt: „Adolph, das iſt Dein Allerbeſtes," aber für heute blieb es bei dem verhängnißvollen: „Hulda ſchifft." *)

---

*) Seit jener Zeit ſind mehr als vierzig Jahre verfloſſen, und Adolph, heute als Dichter, Gelehrter und Menſch viel geachtet und geehrt, wird ſeines damaligen ſo muthwilligen Univerſitäts Freundes noch gerne gedenken. M. H.

17.

Das ſchöne Mädchen bei Göttingen.

Allen, die in den zwanziger Jahren in Göttingen ſtudirt haben, dürfte es wohl noch in Erinnerung ſein, daß die ein Stündchen von Göttingen gelegene anſtändige Kneipe, die „Landwehr" genannt, von vielen Studenten beſucht wurde.

Ganz beſonders mag den ehemaligen Burſchen das ſchöne Schenkmädchen, „Lottchen von der Landwehr" geheißen, in Erinnerung geblieben ſein. Dieſes Mädchen war eine reizende Erſcheinung. Höchſt anſtändig, gleich freundlich gegen alle Gäſte, bediente ſie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graziöſer Behendigkeit. Sehr oft beſuchte Heinrich Heine in Begleitung ſeiner Freunde aus der Landsmannſchaft der Weſtphalia dieſe Schenke, um daſelbſt zu Abend zu eſſen, gewöhnlich „eine Taube" oder eine „Viertel Ente mit Apfelcompot". Das Mädchen gefiel auch Heine, er liebte mit ihr zu ſcherzen, wozu ſie übrigens weder Veranlaſſung noch Erlaubniß gab, ja einſtens umfaßte er ſie, um ſie zu küſſen.

Da hätte man das beleidigte Mädchen ſehen müſſen; vor Zorn ganz roth ſtellte ſie ſich vor Heine hin und hielt eine ſo würdevolle Anſprache, kanzelte ihn dermaßen moraliſch herunter, daß nicht blos er, ſondern alle übrigen Studenten, die anfangs dieſer Scene recht fidel zugeſehen hatten, ganz verlegen und kleinlaut davon ſchlichen.

Heine blieb längere Zeit von der Landwehr weg und erzählte allenthalben, wie ein junges, ſeiner weiblichen Würde bewußtes Mädchen allezeit den kräftigſten Schutz gegen jede Frivolität in ſich ſelbſt berge. Nach einem Monat zog es ihn jedoch wieder nach der Landwehr mit der eitlen Abſicht, das hübſche Mädchen völlig zu ignoriren. Wie war er aber erſtaunt, als er in die Schenke trat! Das Mädchen kam heiter lächelnd ihm entgegen, gab ihm die Hand und ſagte ganz unbefangen: „Mit Ihnen iſt's etwas ganz Anderes, als mit den übrigen Herren Studioſen; Sie ſind ja ſchon ſo berühmt wie unſere Profeſſoren; ich habe Ihre Gedichte geleſen, ach, wie herzlich ſchön! Und das Gedicht vom „Kirchhof" weiß ich faſt auswendig, und jetzt, Herr Heine, können Sie mich küſſen in Gegenwart von allen dieſen Herren. Seien Sie aber auch recht fleißig und ſchreiben Sie noch mehr ſo ſchöne Gedichte."

Als mein Bruder mir ſpäter, faſt gegen Ende ſeines Lebens, dieſe kleine Geſchichte erzählte, ſagte er wehmüthig: „Dies kleine Honorar hat mir mehr reine Freude verurſacht, als ſpäterhin alle die blinkenden Geldſtücke von Herrn Hoffmann und Campe.“

Lottchen wurde ſpäter recht glücklich verheirathet und bekam viele Söhne, deren älteſter, zur Erinnerung an den berühmten Dichter, Heinrich genannt wurde.

18.

Die Spazierfahrt.

Folgende ſehr heitere Scene mit meinem Bruder bleibt mir unvergeßlich. An einem ſchönen Tage machten wir in einer leichten, offenen Kaleſche einen Ausflug von Göttingen nach dem einige Meilen entfernten preußiſchen Städtchen Heiligenſtadt. Ein anmuthiger Chauſſeeweg führt dahin. Wir plauderten viel und moquirten uns über die lächerliche Titelſucht; Heinrich rief: „Wer mich Doctor juris ſchimpft, dem mache ich einen Injurienproceß, in welchem ich mit Hülfe der zehn römiſchen Tafeln ſelbſt plaidiren werde, oder prügele ihn ſo lange durch, bis er auch den Doctor der Medicin ruft.“

Mittlerweile waren wir an die Grenze des preußiſchen Staates gelangt, wo an dem ſchwarz-weißen Schlagbaume ein martialiſches „Halt!“ gerufen wurde und ein Originalſtück von Gamaſchenfeldwebel mit purpurrother Naſe zu uns herantrat. Er richtete an meinen Bruder folgende Fragen:

„Vorname?“

Antwort: „Heinrich.“

„Zuname?“

Antwort: „Heine.“

„Titel?“

Antwort: „Liegt ſchon im Namen.“

Nachdem der Feldwebel dies in Hieroglyphen auf einer Schiefertafel protokollirt hatte, begann er abermals zu fragen:

„Und der andere Herr. Vorname?“

Antwort: „Maximilian.“

„Zuname?“

Antwort: „Bruder.“

„Titel?“

Antwort: „Haupthahn zu Mariahüpp.“

Da ich gerade am letzten Sonntage zu Mariaſpring (einem lieblichen Tanzorte in der Nähe von Göttingen und von den Studenten Mariahüpp genannt) ſehr viel herumgetanzt hatte, ſo ſollte der Haupthahn ſo viel als Haupttänzer heißen. Auch Obiges wurde von dem Grenzfeldwebel gewiſſenhaft notirt, dann kam die Frage:

„Nichts Zollbares?“

Antwort: „Nichts, außer Gedanken und Schulden.“

Wieder eine Frage:

„Abſicht der Reiſe nach Heiligenſtadt?“

Antwort: „Um katholiſch zu werden.“

Bekanntlich iſt das in dieſem Winkel gelegene Heiligenſtadt eine ſtreng katholiſche Stadt.

Der Preuße machte ein gar ernſtes Geſicht, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchloß mit der Frage:

„Kehren die Herren zurück?“

Antwort: „In der Nacht als Biſchöfe.“

So wurde damals bei den Studenten nach den bekannten Getränken Jeder benannt, der vom „Biſchof“ ſchon zu viel und vom „Cardinal“ noch zu wenig hatte.

Hat nicht hierin vielleicht das Gerücht, als ob Heine katholiſch geworden, ſeine hiſtoriſche Begründung gefunden?

19.

Die weiße Medicin.

Auf einer Reiſe von Berlin nach Hamburg begleitete ich meinen Bruder. Wir fuhren mit einem Lohnkutſcher und konnten demnach unſere Reiſeſtationen nach Willkür eintheilen. Am zweiten Reiſetage gegen Mittag fühlte ſich mein Bruder ſehr unwohl; wir beſchloſſen ſofort in der nächſten kleinen Stadt Halt zu machen und zu nächtigen. „Lieber Max," ſagte mein Bruder zu mir, „ich fühle mich ſehr aufgeregt, verſchreibe mir etwas."

Ich erfüllte ſofort ſeinen Wunſch und verſchrieb eine beruhigende Arznei, die ich mit Mandelſyrup verſetzen ließ. Die Medicin ſah demnach ganz weiß aus.

Als Heinrich den erſten Löffel eingoß, ſagte er: „Zu Dir habe ich volles Vertrauen; ich ſehe, Du biſt kein Brownianer."

Zur näheren Erklärung diene, daß mein Bruder oft braun ausſehende Mixturen eingenommen hatte, die ihm ſehr zuwider waren.

Bekanntlich war John Brown der Gründer des nach ſeinem Namen benannten Brownianismus, eines Syſtems, das, auf falſche Grundſätze baſirt, viel Unheil in der Arzneiwiſſenſchaft angerichtet und leider vielen Menſchen das Leben gekoſtet hat.

20.

Onkel und Neffe.

Wohl ſchwerlich gab es einen größeren Contraſt zwiſchen zwei Menſchen als den zwiſchen Heinrich

Heine, dem großen Dichter, und ſeinem Onkel Salomon Heine, dem großen Bankier.

Man kennt den lebensluſtigen, Niemanden ſchonenden, nie ſparenden, Jeden unterſtützenden, genialen Neffen, der, als ein Dichter von Gottes Gnaden, ſich für den Beherrſcher aller mit Geld geſegneten Menſchen hielt. Die Rothſchilds, die Foulds, die Meyerbeers und andere Millionäre wiſſen davon ein Lied zu ſingen, ganz wie das ſchöne „Lied von der Reue" im Buche der Lieder, das immer „wieder auf's Neue" anfängt.

Ganz beſonders aber ſah er ſeinen Onkel (da der Vater, der ältere der Brüder, frühzeitig geſtorben war) als ein damals noch nicht entdecktes Californien an, wobei es oft unentſchieden blieb, wer mehr gewaſchen wurde, der das Geld gab, oder der es bekam.

Salomon Heine, der bekanntlich über ſo viele Millionen gebot, der reichſte Mann des reichen Hamburg, war auch genial, auch voller Witz und Humor und hatte vor ſeinem Neffen das voraus, daß er nie ſeine Zeit mit Poeſie verloren und ſein Leben lang nur ſolchen ſchriftlichen Arbeiten obgelegen hatte, die fünf- und ſechsprocentige Renten abgaben, oder ſonſt vortheilhaft discontirt werden konnten. Beide, Onkel und Neffe, fühlten heimlich und unausgeſprochen im

Innern ihren gegenſeitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, zuſammengekommen, allezeit in baldigen Conflict. Der Onkel, der durch Mühen, bewunderungswürdige Thätigkeit und intelligenten Fleiß ſo koloſſale Reichthümer ſelbſt erworben, blieb immer, ſeinem Principe nach, einfach, nie verſchwenderiſch, allezeit den Werth des Groſchens hochſchätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttauſende für wohlthätige Zwecke wegzuſchenken. Der Neffe, der den Werth des Geldes gar nicht kannte, immer bereit war ſo zu leben, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, ſchien in der That in der Idee befangen zu ſein, als ob der reiche alte Onkel nur deswegen auf Erden wandelte, um ſeine enormen Ausgaben und Schulden zu bezahlen. Und das hat der brave gute Onkel nicht ſelten gethan; bei welchen Gelegenheiten es aber an kräftigen Sermonen auch nicht gefehlt hat.

Onkel und Neffe, von Herzen edel und gut, konnten bei dieſer großen Verſchiedenheit des Alters und ſo direct entgegengeſetzten Anſichten vom praktiſchen Leben nicht ſehr lange harmoniſch neben einander gehen; zwei ſo poſitive Pole! Das war denn auch wohl mit die Haupturſache, daß Heinrich nie lange in Hamburg auszuhalten pflegte und die erſte Gelegenheit, das heißt wenn der Onkel ſich tüchtig an=

pumpen ließ, benützte, um verſchiedene Reiſen zu unternehmen.

Heinrich hatte bereits die Tragödie Radcliff geſchrieben, die um ſo pikanter war, als er einen Hamburger Mann, den der Onkel mit Aufträgen unbedingten Vertrauens beehrt hatte, der ſich jedoch, wie es ſich ſpäter erwies, ſehr ſchuftig benommen hatte, mit vollem Namen unter die im Stücke vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Beiläufig geſagt, wurde ſpäterhin, aus Familienrückſichten, der Name des Gauners umgeändert.)

Als der Onkel einſtmals in aller Gemüthlichkeit ſeinen Morgenkaffee ſchlürfte, ſagte der Neffe zu ihm: „Ich muß das Land meines Radcliff, ich muß England ſehen.“

„So reiſe,“ entgegnete der Onkel.

„Aber in England iſt ſehr theures Leben.“

„Du haſt ja unlängſt Geld bekommen!“

„Ja, das iſt für das tägliche Brod, aber für den Namen, für die Repräſentation habe ich auf Rothſchild einen guten Creditbrief nöthig.“

Und richtig, der gute Onkel gab dem Neffen, der unlängſt erſt eine hübſche Summe erhalten, von der Mutter hundert Louisd'or Extra-Reiſegeld bekommen, zur Repräſentation einen Creditbrief von vierhundert Pfund Sterling, d. h. 10,000 Francs, ſammt dringender Empfehlung an Baron von Rothſchild in London mit.

Die Abſchiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Creditbrief iſt nur zur formellen Unterſtützung der Empfehlung, mit Deinem baaren Reiſegeld wirſt Du ſchon auskommen. Auf glückliches Wiederſehen!“ Und was that der Dichter? Er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er ſich bereits auf dem Comptoir Rothſchild's mit ſeinem Creditbriefe präſentirte und die zehntauſend Francs gemüthlich einſtrich. Dann ging er zum Chef des Hauſes, Baron James von Rothſchild, der ihn ſofort zu einem ſolennen Diner einlud.

Der Onkel Salomon Heine ſaß eines Morgens abermals gemüthlich beim Kaffee, rauchte ſeine lange Pfeife und öffnete die von London eingelaufenen Geſchäftsbriefe. Es war gerade ſo viel Zeit ſeit der Abreiſe ſeines Neffen aus Hamburg verſtrichen, als die nächſte Poſt aus London zur Meldung ſeiner glücklichen Ankunft daſelbſt nöthig hatte. Der erſte Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige von Rothſchild, daß er das Vergnügen gehabt, ſeinen berühmten, charmanten Neffen perſönlich kennen zu lernen, und die Ehre genoſſen, den Credit von zehntauſend Francs auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch ſprang er von ſeinem

Lehnſtuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante (von der ich die Beſchreibung dieſer ganzen Scene habe) ſah erſchrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausſtieß: „Der Teufel hole Rothſchild mit ſeinem Vergnügen und ſammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: „Ich ſage Dir, Betty, der kann mich ruiniren.“ Den ganzen Tag über, jedem Bekannten an der Börſe, erzählte er die große Begebenheit und rannte Abends noch zu unſerer Mutter mit den bitterſten Klagen. Ich glaube, hätte Goethe den zweiten Theil ſeines Fauſt damals ſchon veröffentlicht gehabt, der Alte hätte ſich hingeſtellt und mit Mephiſtopheles declamirt:

„Bei wem ſoll ich mich noch beklagen,
Wer ſchafft mir mein erworbnes Recht?
Ich bin geprellt in meinen alten Tagen,
Hab' nichts verdient, es geht dem Onkel ſchlecht.“

Unſere Mutter ſchrieb ſofort eine ſtrenge Epiſtel an den mittlerweile in London ungemein flott lebenden Sohn und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung.

Die kam auch mit der folgenden Poſt, aber in ſonderbarſter Weiſe. Eine Stelle in dieſem Briefe lautete wörtlich: „Alte Leute haben Capricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böſer wieder zurücknehmen. Da mußte ich ſicher gehen; denn es hätte ihm im nächſten Briefe an Rothſchild einfallen können, demſelben zu ſchreiben, daß das mit dem Creditbriefe nur eine leere Form geweſen, wie die Annalen der Comptoirs der großen Bankiers Beiſpiele genug aufzuführen wiſſen. Ja, liebe Mutter, der Menſch muß immer ſicher gehen," und nun machte er noch den malitiöſen Zuſatz: „der Onkel ſelbſt wäre nie ſo reich geworden, wenn er nicht immer ſicher gegangen wäre."

Nicht unbedeutend war die Scene, als der geniale Neffe zum erſten Male wieder vor den erzürnten Onkel trat.

Vorwürfe über grenzenloſe Verſchwendung, Drohungen des Onkels, nie wieder ſich mit ihm zu verſöhnen — alles dieſes hörte Heinrich mit der größten Ruhe an.

Als der Onkel endlich mit ſeinem Sermon zu Ende war, da hatte der Neffe nur die eine Antwort: „Weißt Du, Onkel, das Beſte an Dir iſt, daß Du meinen Namen trägſt," und ging ſtolz aus dem Zimmer.

Dieſe kecke Aeußerung hat der Millionär lange nicht überwinden können, aber ſein gutes Herz verſöhnte ſich doch bald mit dem Genie des Neffen, deſſen Zärtlichkeit beſtimmt ſo lange vorhielt, als das Honorar des letzterſchienenen Buches.

„Denke Dir," ſagte einſt der Onkel zu mir, nachdem er mir Obiges erzählt hatte, „er rechnet es ſich noch zur Tugend an, daß ich ihm für ſeine Briefe an mich kein ſpecielles Honorar zu zahlen brauche," denn Heinrich hatte wirklich einſt im Uebermuth ihm geſchrieben: „Jedes Wort, das ich ſchreibe, iſt baares Geld für mich." Der edle Onkel hat es dennoch nicht unterlaſſen, dem Neffen eine lebenslängliche reichhaltige Penſion auszuſetzen, denn in ſeiner Seele erfreute er ſich des hochberühmten, aber ſehr theuren Neffen.

21.

Die Schwiegerſöhne des Onkels.

Ich erwähnte bereits der Neider Heinrich Heine's. Dies betrifft beſonders die dem Heine'ſchen Stamme angeheiratheten Perſonen, und namentlich die Schwiegerſöhne des reichen Onkels. Von ſeinen blühenden Töchtern ſtarben drei, Fanny, Friedericke, Amalie, im jugendlichen Alter, die vierte, Thereſe, mehr fromm als liebenswürdig, wurde mit dem

Dr. juris Adolph Halle verheirathet. Dieſe Ehe blieb kinderlos.

Dieſer Schwiegerſohn, übrigens ein Mann von vieler Bildung und großen juriſtiſchen Kenntniſſen (er ſtarb den 27. Januar 1866), ertrug den wachſenden Ruhm des jungen Heine nicht, ebenſo wie der andere Schwiegerſohn, Herr Chriſtian Moritz Oppenheimer. Beide, ſtets den Onkel zu ihrem Vortheil leitend, hatten für meine Geſchwiſter eiferſüchtige Blicke und Mißwollen. Unſere kluge Mutter warnte uns allezeit und das mit Recht vor dieſen Verwandten, die, zwar niemals mir perſönlich, doch ganz beſonders meiner Schweſter in der Gunſt des Onkels zu ſchaden geſucht, und auch in manchen Dingen wohl geſchadet haben.

Wer wollte leugnen, daß der geniale Neffe, in jugendlichem Uebermuthe und Trotze, manchen Conflict mit dem ſtrengen conſervativen Onkel heraufbeſchworen, der aber von den Neidern und ihren willigen Trabanten weidlich ausgebeutet wurde. Im Hauſe des Onkels gab es allezeit ein Heer von armſeligen Schmarotzern, die, größtentheils jetzt ſchon zu Staube geworden, hier ungenannt bleiben mögen.

Edler Bruder, bei den gewaltigen Waffen, die Dir zu Gebote ſtanden, haſt Du dennoch alle dieſe

Schwiegerſöhne geſchont, aus Achtung vor dem Onkel, und ſpäterhin aus Rückſicht für den von Dir wahrhaft geliebten Vetter, Karl Heine, den einzigen damals noch lebenden Sohn des alten Onkels.

Ich aber, der wahrhaftiges Material für den künftigen Biographen eines Lieblings der deutſchen Nation zuſammenhäufe, ich, perſönlich unbetheiligt an den oben angedeuteten Umtrieben, kenne dieſe Rückſicht nicht für die in den Heine'ſchen Stamm eingepfropften Verwandten und Hausſchmarotzer. Dieſe waren es hauptſächlich, welche Onkel und Neffe ſo oft aneinander gehetzt, jedem von beiden vielſeitigen Verdruß bereitet, der ſprudelnden Poeſie die proſaiſchſten Kränkungen zugefügt, und damals (auch noch ſpäter) in Hamburger und anderen Zeitſchriften das glänzende Bild des jungen Dichters zu verdunkeln ſich abgemüht haben!

Wenn alſo der künftige Biograph von den Verwandten Heinrich Heine's ſprechen ſollte, ſo gebe ich ihm dieſe Seitenverwandten und, ausnahmsweiſe, auch einen früher rothhaarigen, ſcharfnäſelnden Agnaten, der Fuchs genannt, vollkommen Preis. Die Ruſſen haben ein Sprüchwort: „Keine Familie ohne Mißgeburt.“ In der That, dieſer Verwandte, der ſich zu Heinrich Heine verhält, wie die Käſemilbe zu dem Königsadler, hatte, freilich aus ſicherem Verſteck und im Verein mit den angeheiratheten Seitenverwandten, möglichſt oft mitgeholfen, die beginnende Laufbahn des Dichters mit Gift zu beſpritzen. Heine hat nie davon Notiz genommen.

Die directen Mitglieder der Heine'ſchen Familie aber, ſammt ihren vortrefflichen Ehefrauen, Mathilde (die Wittwe des Dichters), Emma (die verſtorbene Gattin Guſtav's), Henriette (meine Gattin), haben allezeit den hohen Werth Heine's anerkannt, und ihn mit gerechtem Stolze den Ihrigen genannt.

Der künftige Biograph möge demnach nicht überſehen, daß alle nächſten Verwandte Heinrich Heine's, auch die von Seiten der Mutter (die übrigens nicht Louiſe, wie in einer fehlerhaften Biographie ſteht, ſondern Betty hieß), das Leben des Dichters erheitert, und ihre liebevolle Theilnahme nicht ſelten durch Thaten bekräftigt haben.

Eine ſehr drollige Figur war Herr Chriſtian Moritz Oppenheimer. Er ſpielte gern den Engländer, den Millionär, den höchſt feinen Gentleman, dem aber ſeine Manieren nicht entſprachen. Der Onkel hatte Tage, wo er ihn ſehr malitiös behandelte, und das geſchah einſtmals in ſehr eklatanter

Weiſe. Herr Oppenheimer war, ehe er dem Heineſchen Hauſe zugetheilt war, lange Zeit in Geſchäften des Onkels in London geweſen. Der Onkel, deſſen einfache Erziehung aus dem vorigen Jahrhundert ſtammte, kannte nur die deutſche Sprache, und haßte es in der Seele, wenn zwei Deutſche ſich franzöſiſch oder engliſch unterhielten.

Nun traf es ſich einſt, an einem Sonntage, wo ſehr große Tafel war, und viele ausgezeichnete Fremde eingeladen waren, daß auch eine deutſche Dame, die eben aus London angekommen, Herrn Oppenheimer gegenüber ſaß. Die Dame ſprach ſchönes Deutſch, aber Herr Oppenheimer ergriff jeden möglichen Augenblick, um laut über den ganzen Tiſch weg mit der Dame eine engliſche Converſation anzubinden. Das verdroß den alten Onkel, den Nachbar der Dame; ehe man es ſich verſah, ſprach er von Erziehung und ſagte dann, zu der Dame gewandt, mit lauter Stimme: „Sehen Sie, meine gnädige Frau, meine Erziehung hat blutwenig meinen armen Aeltern gekoſtet; was glauben Sie aber, was mich das koſtet, daß hier mein Schwiegerſohn (und er deutete auf Herrn Chriſtian Moritz Oppenheimer) Engliſch ſpricht? Einige hunderttauſend Mark hat er mir in England verhandelt — aber dafür auch Engliſch gelernt.“

Ich muß noch bemerken, daß ein anderer der Schwiegerſöhne des Onkels, Herr Dr. med. Schröder, ſehr eigenſinniger Natur, großer Sollicitant, mit dem Onkel oft hart aneinander gekommen iſt.

Ein Nachbar, neben dem Landſitze des Onkels in Ottenſen, hieß Herr Gumpel, ein ſehr reicher Mann, der dem Onkel in Allem gern nachahmte.

Dagegen machte es dem Onkel vielen Spaß, womöglich dieſem Nachbar irgend einen Schabernack zu ſpielen, wobei Herr Gumpel gewöhnlich auch den Kürzeren zog.

Als einſtmals auf die Schwiegerſöhne des Onkels die Rede kam, es war gerade zur Zeit, als Herr Gumpel ſich in der ſchlechteſten Laune befand, ſagte er ſchadenfroh: „Den Doctor Schröder habe ich von Salomon Heine's ſämmtlichen Schwiegerſöhnen noch am Liebſten; denn der ärgert den Alten am Meiſten."

Gelegentlich die Bemerkung, daß der in den Reiſebildern Heinrich Heine's klaſſiſch gewordene Marcheſe Gumpelino mit dieſer Familie nicht ganz außer Connex ſteht, was natürlich den alten Onkel höchlichſt erfreute. Wie David den Saul mit der Harfe, ſo konnte ich den Onkel, wenn er ſeine Brummſtunde hatte, aufheitern, ſobald ich ihm nur das Kapitel vom „Marcheſe Gumpelino“ vorlas.

22.

Der Oelhändler.

Zu den Bekannten Heine's in Hamburg gehörte auch ein junger Kaufmann, der vielerlei Geſchäfte angefangen hatte und doch nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Endlich gerieth dieſer Kaufmann auf die Idee einen „Oelhandel“ zu beginnen, nachdem ſo viele ſeiner commerciellen Unternehmungen bereits mißglückt waren.

Als Heine dies gehört hatte, rief er ſeufzend aus: „Armer N., das iſt Deine letzte Oelung!“ und richtig, die Prophezeiung ging alsbald in Erfüllung. Der junge Kaufmann wurde auch in dieſem ſeinem letzten Geſchäfte banquerott, verließ den Handelsſtand und ſchlug einen ihm mehr zuſagenden Lebensweg ein. Derſelbe iſt jetzt angeſehen und reich, hat aber von ſeinem letzten Geſchäftszweige her einen ſolchen Widerwillen gegen das Oel behalten, daß er bis jetzt, wie man ſagt, ſelbſt den Salat ohne Oel ißt.

23.

Ein neuer Verwandter.

Heine ſchrieb manches ſeiner herrlichen kleinen Gedichte in Lüneburg, in welcher Salinen-Stadt die Eltern zur Herſtellung der Geſundheit des Vaters einen zeitweiligen ruhigen Aufenthalt genommen hatten. Zu dieſen Gedichten gehören z. B. „Nacht lag auf meinen Augen,“ „Mein Herz, mein Herz iſt traurig,“ und die Stelle in dem Gedichte:

„Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht,
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und niedergeht.“

bezieht ſich auf die damals noch rothuniformirten hannoverſchen Soldaten. Die ganze Beſchreibung in dieſem Gedichte paßt genau auf die damalige Localität des Lüneburger Walles. Der junge Ruhm des nur erſt einige zwanzig Jahre zählenden Dichters drang ſchon bis in die Schichten der höheren intelligenten Geſellſchaft und man ſuchte ſeine Bekanntſchaft. Der dortige General-Superintendent Chriſtiani hatte einen Sohn, Namens Rudolph Chriſtiani, Dr. juris, welcher beim Stadtmagiſtrate angeſtellt war.

Dieſer noch junge Mann war ſehr ſchön, von großer Eleganz, liebenswürdigen Manieren, kenntnißreicher Aeſthetiker und, was man damals ſo zu nennen beliebte, ein geſchätzter Stadtpoet. Er ſuchte Heine gleich auf, ſchloß mit ihm innige Freundſchaft und blieb immer ſein poetiſcher Leibknappe. Beide verlebten täglich viele Stunden bei einander. Das mit den Worten beginnende Gedicht: „Dieſen liebenswürdigen Jüngling“ bezieht ſich ganz auf Doctor Chriſtiani; es iſt eine gereimte Photographie des Mannes, unvergleichlich wahr in den Worten:

„Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde?“

Dieſer Chriſtiani iſt derſelbe, der, zum Deputirten in der hannoverſchen Kammer gewählt, als gewandter Redner der Oppoſition den Miniſtern zu ſeiner Zeit ſchweren Verdruß gemacht hat. Deshalb nannte ihn auch Heine in einem anderen launigen Gedichte „den Mirabeau der Lüneburger Haide“.

Auf dieſe Weiſe wurde nun Doctor Chriſtiani mit uns Allen bekannt und beſuchte auch immer, ſo oft er nach Hamburg kam, unſere dort verheirathete Schweſter Charlotte. Ich will hier beiläufig erwähnen, daß dieſe von uns innig geliebte, höchſt liebenswürdige, ſeelen- und geiſtvolle Schweſter, die Jugendgeſpielin Heinrich's, großen Einfluß auf das poetiſche Gemüth des Knaben gehabt hat, was auch an vielen Stellen im „Buche der Lieder" ſeinen entſchiedenen Reflex gefunden. Ebenſo wörtlich wahr wie plaſtiſch ſchön iſt das ganze Gedicht, das mit den Worten anfängt:

„Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kindlein, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen,
Verſteckten uns unter das Stroh."

Wer das „Buch der Lieder" gerade zur Hand hat, möge das Ganze nachleſen, und es wird ihm das volle, treue Bild zweier ſo intereſſanter Kinder, wie Heinrich und ſein Schweſterchen, recht lebendig vor ſein geiſtiges Auge treten.

Unſere Schweſter, ſo begabt und intelligent ſie auch war, theilte das Loos aller Töchter Eva's, die Luſt Heirathen zu ſtiften, und ſo ſprach ſie denn von einer unſerer Couſinen, die ſich zum Beſuche im Hauſe des reichen Onkels befand, ſo lange, bis der Doctor Chriſtiani warm wurde, das junge Mädchen voll franzöſiſcher Schwatzhaftigkeit, das auch Charlotte hieß, in unſerer Familie kennen lernte und ſeine entſchiedene Neigung zur Heirath ausſprach. Meine Schweſter beeilte ſich bei dem alten Onkel, von dem ſie eine reiche Mitgift für die Nichte vorausſetzte, ein dahinzielendes Wort fallen zu laſſen, das aber für den erſten Augenblick ignorirt wurde. Schon glaubte meine Schweſter die Sache für immer beſeitigt, im Herzen ſelbſt darüber nicht unzufrieden, weil ſie fürchtete, indiscret und nicht diplomatiſch genug verfahren zu ſein. Da trat nach einiger Zeit, an einem Sonntag Morgen (dieſer geſchäftsfreie Morgen wurde vom Onkel immer den angenehmen und unangenehmen Familienangelegenheiten beſonders gewidmet), der alte Onkel plötzlich und unangemeldet in das Boudoir meiner Schweſter: „Guten Morgen, Lottchen! gieb mir einmal einen Bogen Papier, einen Bleiſtift und wiederhole mir ganz wörtlich, was Du mir über Doctor Chriſtiani geſagt haſt.“ Meine Schweſter, die des alten Onkels lakoniſches Verfahren zu gut kannte, war nicht wenig erſchrocken, da ſie wohl wußte, daß man hier nicht zu wenig ſagen, und in dem, was man ſagte, auch nicht ein Haar breit von der abſoluteſten Wahrheit abweichen durfte. Welch' eine ſchwere Aufgabe für eine Hochzeitsſtifterin, die pflichtgemäß ihren Candidaten auf das Vortheilhafteſte herausſtreichen ſoll!

Nun gingen die Fragen los über Alles, Lebensweiſe, Tugenden, Vermögensverhältniſſe und ſonſtige Fähigkeiten des deſignirten Bräutigams, was Alles vom Onkel, wie von einem Inſtruktionsrichter, zu Papier genommen wurde. Meine Schweſter hielt das Kreuzfeuer der Fragen mit großer Vorſicht aus; die Partie kam zu Stande und der Onkel gab achtzigtauſend Mark Banco der Nichte als Mitgift. Ein glänzender Polterabend, zu dem ich ein Feſtſpiel mit Tanz geſchrieben hatte, wurde von ihm arrangirt, die Trauung vom Vater Chriſtiani's, dem alten General-Superintendenten, vollzogen, die Hochzeit in Ottenſen (der ſchönen Villa des Onkels) gefeiert, und wir hatten eine Frau Doctor Chriſtiani in unſerer Familie.

Mein Bruder Heinrich, der damals ſchon in Paris wohnte, ſchrieb in Folge dieſer neuen Verwandtſchaft an Doctor Chriſtiani einen ungemein heiteren Brief, der ſo anfing: „Wir können uns jetzt wie die Könige „mon cousin“ anreden,“ ꝛc. Da, wo Heinrich von Chriſtiani's künftigem Onkel, dem Löwen der Familie, ſpricht, ſchreibt er ihm: „Fürchte Dich nur nicht gleich, wenn er brüllt, iſt er doch ſonſt gut und edel, am umgänglichſten aber in der Fütterungsſtunde.“

Dieſer ſo höchſt originelle Brief hatte Abſchriften gefunden, und ſollte den Feinden und Widerſachern des Dichters — und zu dieſen gehörten ganz beſonders Dr. Rieſſer in Hamburg, die Schwiegerſöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einſtmals wieder in momentanen Conflict gerathen waren. Aber der gute Onkel nahm die Sache von der heiterſten Seite, und unterſchrieb einſt einen in beſter Laune abgefaßten Brief an mich mit den Worten: „Dein Dich liebender Onkel vor der Fütterungsſtunde.“

24.

Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol“.

Keinen unter allen Dichtern ſeiner Zeit hat Heine ſo innig und warm geliebt als Karl Immermann, des Parnaſſus „jungen Adler“, wie er ihn nannte. Immermann war vielleicht der Einzige, ſelbſt ſeine nächſten liebſten Verwandten nicht ausgenommen, der nie ſeinen Witz, ſeine ſatiriſche Laune empfunden hatte. Er verſchluckte ein mir heimlich mitgetheiltes Witzwort, das, wäre es damals ausgeſprochen und öffentlich bekannt geworden, Immermann's ſchönes Werk, das „Trauerſpiel in Tyrol“, die Verherrlichung Andreas Hofer's, total lächerlich gemacht hätte. Die ergreifende Schlußſcene des Stückes ſtellt den Hofer dar, wie er nimmer glauben wollte, daß Tyrol und ſeine todesmuthigen, treuen Vertheidiger von Oeſterreich aufgeopfert würden, und ſchließlich doch zu dieſer Ueberzeugung gelangen mußte, als man ihm das dahin lautende kaiſerliche Actenſtück mittheilte, und Hofer, ganz vernichtet, das Document erſchüttert anſchauend, in die Schlußworte der Tragödie ausbricht: „Des Kaiſers Siegel!“ Nun iſt aber allgemein bekannt, daß der damalige Kaiſer Franz von Oeſterreich die große Paſſion hatte, freie Augenblicke der Anfertigung von Siegellack, in allen möglichen Farben, zu widmen. „Max,“ ſagte Heinrich zu mir, als wir das Stück geleſen hatten, „was für eine Rührung müßte Andreas Hofer, oder ein Anderer im Publikum hervorbringen, wenn am Ende in Verzweiflung gerufen würde: „Des Kaiſers Siegel—lack.“ Um Gotteswillen aber erzähle das nie weiter, ich liebe Immermann und ſchone ihn weit mehr als — meinen Bruder.“

25.

Der Kaffee nach Tiſch.

Als Heine ſich in München aufhielt, befand ſich in der königlichen Familie des bairiſchen Hofes eine Prinzeſſin, die es ſehr liebte, berühmte Namen bei ſich zu ſehen. Einſtmals, nach Aufhebung der königlichen Tafel, nachdem bereits bei Tiſch viel von dem jungen, genialen Dichter geſprochen war, und eine andere Prinzeſſin den Wunſch äußerte, den Verfaſſer des Gedichtes: „Ein Fichtenbaum ſteht einſam“ kennen zu lernen, ſagte die erſtere: „Dieſem Wunſche kann gleich Genüge geleiſtet werden, ich weiß, in welchem Künſtlerkreiſe der Dichter zu finden iſt,“ und ſofort wurde ein königlicher Kammerdiener mit dem Befehl abgeſendet, Herrn Heinrich Heine zum Kaffee ins Palais der Prinzeſſin zu entbieten. Der Kammerdiener richtete bei Heine ſeinen Auftrag pünktlich aus. „Mein lieber Freund,“ ſagte der Dichter, „vermelden Sie Ihrer königlichen Hoheit meinen tiefſten Reſpect, und ſagen Sie gefälligſt Hochderſelben: daß ich gewohnt bin, da meinen Kaffee zu genießen, wo ich auch zu Mittag gegeſſen habe.“

26.

Die Soiree und das Aſtrolabium.

In München beſuchte ich mit meinem Bruder Heinrich ſehr oft das gaſtliche Haus der Gräfin D. Mittwochs war in der Regel große Abendgeſellſchaft. Notabilitäten jeder Art fanden ſich da ein, und die Gräfin hielt etwas darauf, berühmte Fremde bei ſich zu ſehen. Allgemeine Unterhaltung belebte eines ſolchen Abends die ganze Geſellſchaft, und namentlich begann ein alter Herr, höherer Marineofficier in holländiſchen Dienſten, eine Seefahrt zu beſchreiben, die viel Intereſſe darzubieten ſchien. Alle horchten aufmerkſam zu. Da gebrauchte der Erzähler ganz zufällig das Wort Aſtrolabium (das bekannte Inſtrument, um Winkel nach Graden, Minuten u. ſ. w. auf dem Meere zu meſſen), als Heine in ein ſolches ſchallendes Gelächter ausbrach, daß nicht nur der Erzähler ganz betroffen innehielt, ſondern auch die ganze herumſitzende Geſellſchaft mit dem größten Befremden den Dichter anſah. Die Gräfin D., die Wirthin des Hauſes, bat den Erzähler fortzufahren, und als dieſer das Wort Aſtrolabium wiederholte, begann auf's Neue das Heine'ſche Gelächter.

Man befürchtete allgemein eine durch nichts provocirte malitiöſe Bemerkung Heine's; ſchon zeigte ſich in den Mienen der Anweſenden Mitleiden mit dem ſo plötzlich chockirten Fremden, als die Gräfin D. das Wort raſch ergriff, und ſagte: „Lieber Heine, haben Sie die Güte frei heraus zu ſagen, was Sie in der ſo ernſten Erzählung, die uns Alle ſo intereſſirte, ſo außerordentlich lächerlich gefunden haben?" Jetzt ſammelte ſich Heine, ſtand auf, ging zum Fremden, gab ihm die Hand, und ſagte: „Mein Herr, ich bin Ihnen Genugthuung ſchuldig, und die Achtung vor dem Hauſe verlangt, daß ich nicht einen Augenblick zögere. Erlauben Sie mir eine kleine Erzählung. Die jungen Damen mögen mich ruhig anſehen, die älteren dürfen die Augen niederſchlagen.

„Als ich vor einigen Jahren in Göttingen Student war, ritt ich zuweilen und benutzte zur Bequemlichkeit eine Leibbinde, von den wiſſenſchaftlichen Bandagiſten Suspenſorium genannt.

„Ich hatte eine ſehr gewiſſenhafte Wäſcherin, die jeden Gegenſtand ſpeciell mit dem Preiſe aufſchrieb, und da las ich einſt oben an: ein leinenes Aſtrolabium gewaſchen, 6 Pfennige.

„Gott weiß, wie meine Wäſcherin an dieſen maritimen Ausdruck gekommen, und in dieſe Capitalverwechſelung gerathen iſt. Ich habe herzlich lachen müſſen, und heute, wo ich ſo plötzlich und unerwartet das mir ſo lächerliche Wort gehört, überfiel mich ein ſo krampfhaftes Lachen, daß ich beim beſten Willen nicht im Stande geweſen, daſſelbe zu unterdrücken, und ich bitte demüthig, wenn noch einer von den Herrn oder Damen etwas zu erzählen hat, mich auf das Wort Aſtrolabium gefälligſt vorzubereiten."

Man kann ſich denken, welche allgemeine Heiterkeit dieſer Erklärung gefolgt iſt. Die Gräfin D. reichte auf's Liebenswürdigſte ihre ſchöne Hand dem jungen Dichter zum Kuſſe dar, indem ſie ſagte: „Nicht mit Unrecht hat man Sie den ungezogenen Liebling der Grazien genannt."

27.

Charlotte Stieglitz.

Während unſeres Aufenthalts in Berlin beſuchten mein Bruder Heinrich und ich oft das gaſtliche Haus von Varnhagen von Enſe, wo die Sommitäten in der Wiſſenſchaft ſich gern um die berühmte Wirthin, die unvergleichliche Rahel, ſchaarten.

„Haben Sie Heinrich Stieglitz kürzlich geſehen," fragte eines Abends Varnhagen meinen Bruder.

„Seit längerer Zeit nicht."

„So kann ich Ihnen ſeine Adreſſe geben, er hält ſich jetzt in Potsdam auf."

Auf dem Rückwege von Varnhagen nach Hauſe ſagte mir mein Bruder: „Morgen früh um zehn Uhr fahren wir nach Potsdam, beſuchen Heinrich Stieglitz, und Du wirſt ſeine ſehr intereſſante Frau kennen lernen."

So geſchah es. Nach dreiſtündiger ſtaubiger Fahrt, wozu man heutigen Tags kaum eine Stunde braucht, aßen wir in einem Potsdamer Hotel zu Mittag (eine Angelegenheit, die der geſunde Heinrich Heine ſehr ungern verzögerte), beſuchten dann Stieglitz und ſeine Frau, die in einem Gartenhauſe ſehr einfach, aber angenehm wohnten.

Wir fanden eine ſehr herzliche Aufnahme, und Charlotte Stieglitz ließ es ſich nicht nehmen, uns einen wohlſchmeckenden Kaffee vorzuſetzen.

Der Eindruck, den das junge Ehepaar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen ſollte, ein ängſtlicher zu nennen. Aus Allem ſprach die unſichere bürgerliche Lage, Ueberquellen dichteriſcher Phantaſie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und ſeine bewunderungswürdige Charlotte waren ernſt, dagegen mein Bruder ausgelaſſen heiter; was mich betrifft, den beſcheidenen Beobachter, ſo fielen mir die ſonderbaren Contraſte nicht wenig auf.

Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der franzöſiſchen Revolution.

„Mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts,“ rief Stieglitz aus, „ſind die thatvollen großen Frauencharaktere verſchwunden, und die Weiber ſind hervorgetreten.“

„Sie meinen doch nicht die Berliner Waſchweiber?“ unterbrach ihn lachend Heine.

Da verfinſterten ſich plötzlich die ſo ſchönen Geſichtszüge Charlottens, ſie wandte ſich raſch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und ſagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdrucke ihrer Stimme:

„Alſo Du meinſt wirklich, es giebt heut zu Tage keine Frauen mehr, wie jene Römerin, die Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonière präſentirte.“

„Jedenfalls,“ ſetzte Heine ſcherzend hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern.“ Es wurde darauf noch Vieles über Literatur und hervorragende Perſönlichkeiten Berlins geſprochen, und Abends fuhren wir nach Berlin zurück. Es war das erſte und letzte Mal, daß ich Charlotte Stieglitz geſehen, aber nie habe ich jene Stunden in Potsdam vergeſſen, die mir zu der ſpäteren Kataſtrophe im Leben Charlottens den Schlüſſel gegeben haben.

Auf dem Rückwege ſprachen wir nur von dem Ehepaar, und da brach mein Bruder in die prophetiſchen Worte aus: „Weißt Du Max, die ſind nicht glücklich zuſammen, die zanken nicht mit einander, ſondern hadern mit dem Schickſal; das iſt die ſchlechteſte Sorte von Verdruß, und ich ſage Dir, entweder er wird verrückt, oder ſie begeht einen Selbſtmord.“

Leider! hat die Zeit die Wahrheit dieſer Worte beſtätigt; noch heute gedenke ich des Schreckens, als die Trauerkunde durch ganz Deutſchland flog: Charlotte Stieglitz hat ſich ermordet, um ihren geliebten Mann, den von ihr überſchätzten Dichter, von den Feſſeln der Ehe zu befreien, und um durch ein erſchütterndes Ereigniß, durch einen großen Schmerz, den wahnvollen Geiſt zu neuem Aufſchwung zurückzuführen. Durch dieſen Dolchſtoß verblutete eines der edelſten und liebwertheſten Frauenherzen im Jahre 1834, aber Heinrich Stieglitz wurde dadurch nicht aufgerichtet; er ſtarb 1849 in Venedig.

28.

Theeabenteuer.

Wer in Italien Reiſen gemacht, wird ſich erinnern, daß überall von Allen geklagt wird, wie ſelten guter Thee zu haben iſt. Mein Bruder liebte ſehr guten Thee, und er konnte gern aus dieſer Urſache an irgend einem Orte, wo er ihn fand, längere Zeit verweilen. Aber nicht blos der gute Thee, den wir in unſerer Locanda erhielten, feſſelte uns an Lucca, ſondern auch eine engliſche Familie, deren intereſſante Bekanntſchaft zu machen wir gleich anfangs das Glück hatten. Sir James Brown oder Smith oder Bell, ich habe den Namen wirklich vergeſſen, hatte eine ſehr ſtarke, nach allen Seiten gut proportionirte Gattin und, ſehr bemerkenswerth, zwei ſchöne, blondlockige Töchter. Ihre Namen habe ich nicht vergeſſen, die ältere hieß Arabella, die jüngere Sara. Wir wohnten in einem Hauſe, die engliſche Familie Bel-Etage und wir über ihnen, und kamen öfter in ihrem Salon zuſammen. Man kann nicht immer in engliſche Augen ſehen, man kann nicht immer über Shakeſpeare und Byron ſprechen, und ſo führte uns unſere Unterhaltung auch einmal auf das wirthſchaftliche Gebiet. Da hörten wir denn von allen Mitgliedern der Familie die einſtimmige Klage über das ſchlechte Eſſen, und ganz beſonders über den ſchlechten Thee in Italien.

„Letzteres, was den Thee betrifft,“ verſetzte die geſetzte Miſtreß, „können wir glücklicher Weiſe verbeſſern; wir führen jetzt überall unſeren guten Thee aus England mit uns.“

„Bitte um Entſchuldigung,“ unterbrach ſie mein Bruder, „das Eſſen zwar will ich nicht beſingen, aber der Thee, den uns unſer Wirth Abends ſervirt, iſt vortrefflich und macht dem Italiener alle Ehre.“

Es wurde über dieſen Gegenſtand viel hin und her geſtritten, wir vertheidigten lebhaft die Thee-Ehre unſeres dicken ſchwarzbärtigen Hauswirthes.

„Meine hochgeehrte Société,“ ſagte Heinrich in animirter Stimmung, „laſſen wir Thatſachen ſprechen, entſcheiden Sie ſelbſt, und ſchenken Sie uns morgen Abend die Ehre Ihres Beſuches zu einer Taſſe Thee in unſerem home.“

Die Einladung wurde graciös angenommen. Anderen Abends, zur beſtimmten Stunde, fand ſich Alt- und Jung-England auf unſerer Etage ein. Sonſtige Einwohner gab es in dieſem Hauſe nicht. Dem Wirthe war angedeutet, daß wir den Abend etwas früher als ſonſt den Thee wünſchten, weil wir den einen oder den anderen Gaſt erwarteten. Wir hatten ſchon geraume Zeit über alle möglichen Tagesintereſſen geplaudert, und es war die höchſte Zeit, daß der Thee ſervirt wurde. Kein Thee kam. Wir ließen den Wirth dringend erinnern, daß die ſchickliche Theeſtunde bereits im Verſchwinden ſei — es half nichts, kein Thee erſchien. Unſere Verlegenheit nahm mit jeder Minute zu, und Heinrich, der vortrefflich Engliſch ſprach, wandte alle mögliche geiſtige Kraft auf, um die Unterhaltung in Fluß zu erhalten und die Secunden zu tödten. Doch — kein Thee kam.

In einem freien Moment der Unterhaltung bat Heinrich mich heimlich, ſelbſt zum Wirthe zu eilen, um den ſo ängſtlich erwarteten Thee herbeizuſchaffen. Allein der Wirth erſchien ſchon von ſelbſt an der Schwelle unſerer Zimmerthür mit Geſticulationen, als ob er nach dem alten Syſtem telegraphiren wollte; dabei entſchlüpften ſeiner keuchenden Bruſt tieftönende Seufzer. Ich konnte aus der verrückten Exaltation des ſo unglücklich ausſehenden Mannes nicht ganz klug werden und bat deshalb meinen Bruder, mit dem Wirthe ſich ſelbſt zu verſtändigen. Endlich, nach vielen Exclamationen, ſtürzte dieſer die verzweiflungsvollen Worte heraus:

„Sie können heute Abend keinen Thee bekommen!“

Man denke ſich nach dieſer Erklärung unſere ſchmachvolle Lage: eine kaum kennen gelernte engliſche Familie laden wir zum Thee zu uns, ſie iſt ſo liebenswürdig, mit Beſeitigung aller conventionellen Formen Großbritanniens, unſere Garçon-Wohnung zu betreten, wartet in aller Engelsgeduld auf ihr allabendlich gewohntes Fluidum, das wir noch extra ſo gerühmt hatten, und nun die Berliner Anzeige: „Is nicht!“ Endlich erklärte ſich unſer in Schweiß triefender Wirth deutlich: da die engliſche Familie allezeit ihren Thee eine Stunde früher, als wir, zu genießen pflegte, ſo bekamen wir von dem aus ihren Zimmern zurückgebrachten guten Thee einen prächtigen Aufguß, der natürlich ganz vortrefflich ſchmeckte, nebenbei geſagt, dem Wirthe gar nichts koſtete und von uns dennoch ſehr theuer bezahlt wurde.

Eigenen Thee hatte er gar nicht im Hauſe. Da nun die Familie für dieſen Abend zu uns zum Thee eingeladen war, alſo natürlich zu Hauſe keinen Thee zubereitet hatte, ſo fiel auch ebenſo natürlich unſer Aufguß für dieſen Abend weg. Der unglückliche Wirth, der nicht wußte, daß gerade dieſe Familie bei uns Thee trinken würde, und kein ſonſtiges Arrangement eingeleitet hatte, theilte mit uns die ganze Verlegenheit des Wartens. Heinrich erzählte nun der ganzen Familie in den humorvollſten Ausdrücken die ganze Wahrheit dieſer tragi-komiſchen Geſchichte, was ein langes, anhaltendes Gelächter hervorbrachte. Die blondlockigen Miſſes waren ganz beſonders heiter. Das Ende vom Liede war, daß die engliſche Familie jetzt uns einlud, bei ihnen den ſo verſpäteten Thee einzunehmen. In der größten Heiterkeit verließen wir Alle unſere Kneipe und ſtiegen lachend nach der Bel-Etage hinunter. Selten auf unſerer Reiſe hatten wir einen ſo unvergeßlich heitern Thee-Abend zugebracht.

29.

Ein Beſuch.

Heinrich Heine war eine Zeit lang der Redacteur der bei Cotta erſcheinenden: „politiſchen Annalen“; mein Bruder Guſtav iſt Redacteur des vielverbreiteten beliebten „Fremdenblattes“ in Wien, und ich habe drei Jahre lang ein Petersburger belletriſtiſches Journal „Magazin für angenehme Unterhaltung“, und ſiebenzehn Jahre lang „die mediciniſche Zeitung Rußlands“ redigirt und herausgegeben.

Es mag oft vorgekommen ſein, daß drei Brüder Schriftſteller, aber daß drei Brüder auch Redacteure von Journalen geweſen, mag wohl ſelten ſtattgefunden haben.

Unſere Mutter ſcherzte viel über ihre Redacteur-Jungens, und bedauerte, nicht noch mehrere Söhne zu haben, weil ſie dann recht viele Journale gratis erhalten würde. Sie ſchrieb mir auch einmal, daß ſie nicht blos eine Mutter der Preſſe, ſondern ganz beſonders auch eine gepreßte Mutter wäre, was ihr jeder gern glauben wird, wenn man die Sturm- und Drangperiode ihrer drei Söhne ſich vergegenwärtigt.

Mein Bruder Guſtav beſuchte Heinrich in Paris, als derſelbe ſchon längſt auf beiden Hemiſphären des Erdballs den glänzendſten Ruhm erworben hatte. Er theilte ſeinem Bruder mit, daß er einige neue Gedichte geſchrieben habe.

„Gieb ſie mir,“ ſagte Guſtav zu dem Dichter, „ich werde ſie durch mein Blatt verbreiten.“

Heinrich war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloſes Geſicht und ſagte dann im demüthigſten Tone: „Ach, lieber Bruder, Du haſt Recht: das iſt eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden.“

Heine ſchonte auch ſeine Brüder nicht, wenn er ein ſatyriſches Wort auf der Zunge hatte, aber wir haben es dem „Schalk“ nie übel genommen.

Bei oben erwähntem erſtmaligen Beſuche in Paris wurde Guſtav von ſeiner Gattin Emma begleitet, welche klein, zart und ſchmächtig war. In großer Aufregung, endlich den geliebten Dichter zu ſehen, warf ſie ſich in Heinrich's Arme, deſſen Gattin Mathilde, eine große, volle, ſtattliche Geſtalt, daneben ſtand.

„Bruder,“ ſagte Heinrich, indem er ſeine neue Schwägerin umarmte: „Du haſt klüger wie ich gehandelt. Du haſt von zwei Uebeln das kleinere gewählt.“

Faſt um dieſelbe Zeit, als Heinrich ſtarb, wurde dem Bruder Guſtav ein Sohn geboren, der zur Erinnerung an den Dichter auch Heinrich getauft wurde.

30.

Das Monument in Hamburg.

In einer der vielen unvergeßlichen Stunden, die ich in Paris am Krankenbette meines Bruders verplauderte, war auch einmal die Rede von dem prophetiſchen Geiſte des wahren Dichters.

Ich vertrat dieſen Gegenſtand auf das Lebhafteſte: „Biſt Du nicht ſelbſt, lieber Heinrich, das ſchlagendſte Argument dazu; haſt Du nicht ſelbſt dieſe Wahrheit koloſſal bewieſen? Wie hätteſt Du in Deinem früheſten Jünglingsalter ſagen dürfen:

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land,
Nennt man die beſten Namen,
Wird auch der meine genannt.“

„Du haſt früh herausgefühlt, was der reife Mann ſeinem Vaterlande einſt gelten würde. Auch bin ich ſicher, daß ein Monument für Dich in unſerer Vaterſtadt Düſſeldorf, deſſen einſtige Herſtellung Du mit ſo vieler Ironie in den Reiſebildern anticipirt haſt, nicht gar zu lange Zeit wird auf ſich warten laſſen.“*)

„In Hamburg hab' ich ſchon eins,“ unterbrach mich mit ſatyriſchem Lächeln der Dichter.

„Wo?“ rief ich erſtaunt.

„Wenn Du von dem Börſenplatze Dich links hältſt, ſo ſiehſt Du ein großes, ſchönes Haus, das dem Verleger meiner Reiſebilder, Herrn Julius **Campe**, gehört. Das iſt ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines Buches der Lieder."

---

*) Am Hauſe, in welchem Heine zu Düſſeldorf geboren wurde, befindet ſich jetzt ſchon eine Erinnerungstafel.

Zur Ergänzung des Heine-Campe'ſchen Briefwechſels.

Der Herausgeber des Heine'ſchen Briefwechſels (im Verlag von Hoffmann und Campe) hielt es für ſchicklich, den Anfang des an Julius Campe gerichteten Briefes Nr. 222 gänzlich weg zu laſſen, weil er „unerquickliche und gereizte Auseinanderſetzungen über eine Gelddifferenz enthält, die auf Mißverſtändniß beruhte und ſich ſchließlich zur Zufriedenheit Beider aufklarte." Wir begreifen aber nicht, warum den Herausgeber gerade bei dieſem Briefe an ſeinen und Heine's Verleger ein ſolcher Scrupel urplötzlich überfallen hat, den er doch bei der Veröffentlichung ſo vieler anderer Briefe Heine's, die gleichfalls „ſehr unerquickliche und gereizte Auseinanderſetzungen" über Geldpunkte mit ſeinem Oheim und ſeinem Vetter Carl Heine enthalten, gar nicht gekannt zu haben ſcheint. Deshalb um ſo auffallender, weil auch dieſe von der Klatſchpubliziſtik ſo ausgebeuteten Geldconflikte gleichfalls ſchließlich ihre Löſungen „zu Beider Zufriedenheit“ gefunden haben, folglich eben ſo gut hätten wegfallen können.

Ich bin aber unter anderen Concepten auch ſchon längſt im Beſitze des von Heinrich Heine eigenhändig geſchriebenen Conceptes zu oben angeführtem Briefe (Nr. 222), den ich hier in ſeiner ganzen Faſſung unverkürzt, buchſtäblich mittheile:

„Paris, den 19. December 1844.

Ich danke Ihnen, liebſter Campe, daß Sie mir die Augen geöffnet und mir gezeigt haben, daß ich mit Ihnen eben ſo gut wie mit Andern die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln nehmen muß, wenn ich nicht meine ſauer erworbenen paar Pfennige einbüßen will. Da ich letztere jetzt nothwendiger gebrauche als ehemals, wo ich weder krank noch verheurathet war, ſo will ich ſie wohl ſchon zu vertheidigen wiſſen. Es iſt vielleicht ein Freundſchaftsdienſt, daß Sie mir eine Lektion gaben, wie man niemanden trauen ſoll.

Ich kann freilich mich noch nicht entſchließen zu glauben, daß Sie um eine Summe, die nicht der Mühe werth, mich beeinträchtigen wollen, ich habe auch kein Recht vor der Hand an etwas anderes zu glauben als an einen Irthum; das wahrſcheinlichere bleibt, daß ein Hintergedanke bei Ihnen im Kopfe iſt, wie dies oft bei Ihnen vorkommt und den ich nicht errathen kann. Der Himmel verzeihe es Ihnen aber, daß Sie mich in einem Augenblicke beunruhigen, wo mein Herz von großen Kümmerniſſen niedergedrückt iſt, und wo ich in Arbeiten ſtecke, die alle meine Geiſteskräfte in Anſpruch nehmen.

Voriges Jahr rechneten wir ab, bey einer geringen Differenz zeigten Sie ſich ganz generös und Sie zahlten mir die paar Franks aus, die ich noch forderte; ich hätte ſie auch ohne Bedenken ſakrifizirt, da die Sache verwickelt war.

Dies Jahr aber ſind die Sachen ſo klar wie zwey mal zwey vier iſt. Als ich mit Ihnen vorigen Winter den großen Contract abſchloß, ſtipulirten wir 1200 Mark Banco für den Band neuer Gedichte, worin ich auch den Atta Troll zu geben verſprach. Sie erinnern ſich, nicht ich, ſondern Sie ſchlugen mir jene Summe vor, die ich, der andern wichtigen Stipulationen wegen, ohne Widerrede annahm, obgleich ich von jedem andern Verleger das vierfache (hier bot mir jemand 10,000 Francs) für ein ſolches Buch haben konnte. Ferner ward ſtipulirt, daß ich bis 1848 jährlich 200 Mark Banco von Ihnen bekomme. Als ich nach Paris zurückgekehrt und mein Wintermärchen geſchrieben und Ihnen daſſelbe zum Verlag antrug, habe ich dafür als Honorar 1000 Mark Banco bedungen und wohlwiſſend, daß ich ein politiſches Poëm geliefert, das in die Tagesintreſſe eingreifen müſſe, machte ich Ihnen in der Freude meines Herzens den Vorſchlag dieſes Gedicht (das Wintermärchen) nicht beſonders herauszugeben, ſondern anſtatt des zahmen Atta Troll in den neuen Gedichten aufzunehmen, deſſen Succes dadurch geſichert; wobei ich Ihnen ausdrücklich das Recht einräumte, ſpäter den Atta Troll beſonders herausgeben zu dürfen, ohne mir dafür ein nachträgliches Honorar zu zahlen. Sie haben mir in Hamburg ſelbſt ſehr gern eingeſtanden, daß das eine glückliche Idee war in Ihrem Intereſſe; ich ſage Ihrem, nicht meinem Intereſſe, wenigſtens nicht in meinem Geldintereſſe, da mir für das Wintermärchen auch jeder andere 1000 Mark Banco gegeben hätte. Ja, ich hätte mehr draus ziehen können. Indem ich Ihnen treulichſt behülflich war, das Gedicht noch beſonders herausgeben zu können, da dieſes Gedicht es war, das dem neuen Gedichte den raſend großen Abſatz bereitete, hätte ich wahrlich von Ihnen wo nicht eine Gratifikation doch gewiß einen ehrlichen Dank erwartet. —

Addiren Sie die erwähnte Summe, ſo hatte ich 2400 Mark Banco von Ihnen in dieſem Jahre zu bekommen, wobei ich Ihnen nur noch den Atta

Troll zu beſonderem Abdruck zu liefern hatte. Sie zahlten dieſen Sommer für mich an die Ordre von Henri Heine einmal 400 Mark Banco und einmal 1000 Mark Banco, das macht zuſammen erſt 1400 Mark Banco. Als ich nun jüngſt die reſtirenden 1000 Mark auf Sie traſſirte, habe ich Ihnen wahrſcheinlich noch ausdrücklich bemerkt, daß ich eigentlich über das Geld nicht eher verfügen ſollte, bis ich Ihnen den Atta Troll geliefert, daß Sie ihn aber bald erhalten werden. Hierauf antworten Sie mir lakoniſch, daß Sie mir nichts ſchuldig ſeyen.

Ich hoffe Sie werden meine Tratte angenommen haben. Liegt Ihrem unglücklichen Briefe nur der Gedanke zum Grunde, daß ich auf die traſſirten 1000 Mark Banco keine Anſprüche habe, ehe ich den Atta Troll geliefert, ſo bitte, lieber Campe, ſagen Sie es mir gleich und ich will es Ihnen glauben und wenigſtens das Widerwärtigſte des Mißtrauens in meinem Herzen zurückdrängen; wahrlich letzterer würde bitterer in mir nagen und mir ſchmerzlicher ſeyn, als ein Geldverluſt von lumpigen 1000 Mark. Aber wie geſagt,"

NB. Jetzt erſt beginnt der Brief Nr. 222 in dem angeführten Briefwechſel mit den Worten:

„ſchreiben Sie mir gleich, damit ich mit erleichtertem Gemüthe über eine Publikation ſchreiben kann, die ſehr dringend; ich muß nämlich eine Reihe Briefe über Deutſchland publiziren voll der wichtigſten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinanderſetzungen.

Ich zögerte mit dem Atta Troll, weil ich einige Stücke hinzufügen wollte und dieſe auf dem Schauplatz des Gedichtes, in den Pyreneen, dieſes Frühjahr ſchreiben wollte. Gedichte müſſen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Arioſt, wie oft Taſſo. Der Dichter iſt nur ein Menſch, dem die beſten Gedanken erſt hinternach kommen. Das Wintermärchen iſt auch in der jetzigen Geſtalt unvollendet, es bedarf bedeutender Verbeſſerung und die Hauptſtücke darin fehlen. Ich habe den heißeſten Wunſch dieſe ſo bald als möglich zu ſchreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe des Gedichtes zu veranſtalten. Sie werden ſehen, wie es dadurch vollendet ſeyn wird, und welcher Nachjubel entſteht."

NB. Die jetzt in dem abgedruckten Briefe (Nr. 222) des Briefwechſels folgenden zehn Schlußzeilen fehlen in dem von Heinrich

Heine eigenhändig geſchriebenen Concepte. Dies Concept ſchließt mit folgenden Zeilen:

„Während ich aber nur an die Poeſie denke, ſind Sie nur auf geldliche Vortheile, ja auf Uebervortheilung bedacht. — Ich wünſchte, Sie glaubten ein Bischen an Gott.“

So mußte der todtkranke Lieblingsdichter Deutſchlands mit ſeinem Verleger feilſchen, und wurde bei ſeiner ihm ſparſam zugemeſſenen Arbeitskraft noch zu einem Briefwechſel gezwungen, der ſchließlich überzeugt, daß Heine bei anderen Verlagsverhältniſſen wohl mehr als ein ſolches oben erwähntes Campe'ſches Monument von Stein ſich hätte ſchaffen können.

31.

Ganz angenehm.

Wie man ganz unſchuldiger Weiſe die Veranlaſſung zu einer poetiſchen Licenz werden kann, beweiſt Folgendes.

Es gab eine Zeit, und ſie liegt jetzt weit hinter uns, wo ſehr viel und ſehr oft von der Knutenſtrafe in Rußland, beſonders von Ausländern, geredet und gefabelt wurde. Man hätte glauben können, daß die längſt gänzlich abgeſchaffte Knute zu ſeiner Zeit ein ſehr bekanntes Strafwerkzeug geweſen wäre. Dem war aber nicht ſo. Wie Viele ſind in Rußland geboren und in hohem Alter daſelbſt geſtorben, und haben doch nie einer die Todesſtrafe vertretenden Execution mit der Knute beigewohnt. Ja, wie äußerſt Wenige haben das Inſtrument ſelbſt je mit Augen geſehen.

Meine Neugierde ließ mich deshalb nicht ruhen, bis ich einſtmals ſelbſt Augenzeuge eines ſolchen Strafactes wurde.

Es war beim kaum beginnenden Tage in der Frühe eines grauen Wintermorgens, als ich mich, faſt in fieberhafter Aufregung, auf dem Richtplatz einfand. Wir mußten längere Zeit bei kaltem Nordwinde auf beſchneitem Boden ſtehen, und den Delinquentenzug erwarten.

Ich kannte einen der im Militair-Carré ſtehenden Officiere, mit dem ich mich unterdeſſen unterhielt. Auch ihm muß es ſehr kalt zu Muthe geweſen ſein:

„Warum,“ ſagte er, „ſind Sie an einem ſo unfreundlichen Tage gekommen, im Sommer iſt es hier ganz angenehm.“

Wie in Emilia Galotti das das Todesurtheil unterſchreibende: „Recht gern,“ ging mir dies „ganz angenehm“ auf dem Knutenplatze durch Mark und Bein.

Ich habe es nie vergeſſen können, und bei einer zufälligen Gelegenheit meinem Bruder Heinrich erzählt. Das war etwas für ſeinen Humor, und darauf bezieht ſich die Stelle in einem Gedicht:

„Rußland, dieſes ſchöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht vertragen.“

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible] ENSIS

32.

Abſchiedsgedicht an mich.

Heine war für Beſuche ſehr zugänglich. Viele gebildete Menſchen aus allen Ländern, von den verſchiedenſten politiſchen Anſichten, Damen der höchſten Ariſtokratie und Blauſtrümpfe jeglicher Zunge lauſchten ſeinen Worten. Er ließ ſich ſehr ungenirt gehen, das Herz lag auf ſeinen Lippen.

Sehr viele Damen aus Rußland, welche bei uns in großer Achtung und Anſehen ſtehen, fanden ſich zum Beſuche bei ihm ein, und Alle müſſen mein Zeugniß beſtätigen, daß Heine allezeit mit großer Liebe über Rußland und vollſter Hochachtung von Rußlands Monarchen geſprochen hat. Wer wollte aber leugnen, daß ſich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältniſſe, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer hiſtoriſchen Zeit angehören, auch ſarkaſtiſche, ſatyriſche Bemerkungen eingeſchlichen haben.

Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geiſtigen Aufſchwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünſcht haben!

Unter den vielen Beſuchern am Krankenbette meines Bruders hat es nicht an Erzdemagogen, und beſonders an Polen gefehlt, die ihm Anſichten und Aeußerungen über Rußland zugeſchrieben haben, an die er im Leben nie gedacht hat. Er hatte ein ſympathiſches Herz für die Armuth, für das Elend, für den Hunger aller Unglücklichen, darum hat er auch Manchen unterſtützt. Und wie haben Viele es ihm vergolten? Mit Verleumdungen jeder Art! Dies hat ſein eigener Mund mir geſtanden. Crapülinsky und Waſchlapsky und der große Eſelinsky ſind wahrlich nicht bloße Schöpfungen ſeiner Phantaſie.

Ich benutzte jede Gelegenheit, um meinen Bruder über das wirkliche Rußland gänzlich aufzuklären, und nicht, wie es ihm und dem ganzen Auslande verlorene Söhne ihres Vaterlandes vorgemalt haben.

Mit großem Intereſſe hörte er meine Schilderungen des gaſtlichen Landes an, dem ich mich mit ſo vieler Liebe angeſchloſſen habe. Mit brüderlicher Freude hörte er alle Einzelheiten aus meinem Privatleben, wie das ſociale, geſellige, philiſterloſe Petersburg mir ſo unendlich lieb geworden, und wie ich daſelbſt bereits ſo manches Decennium in geſunder Heiterkeit zugebracht habe.

Er erkundigte ſich beſonders nach unſerem Winterleben, und da gab es gar vielen Stoff von den großen Bällen, Soireen, Piqueniks, Maskenbällen, Theatern und dergleichen zu erzählen, ſo daß er mich oft in heiterſter Laune mit den Worten unterbrach: „So flogſt Du von Kuhſchwanz zu Kuhſchwanz!“

Nun muß ich zur näheren Verſtändigung dieſes ſo trivial klingenden Ausdrucks die Erklärung zufügen, daß in der Studentenſprache „Kuhſchwanz“ ein Tanzvergnügen der ungenirteſten Art genannt wird.

Der Göttinger Student, wenn er zu einem Tanzvergnügen, bal-champêtre, oder ſonſt dergleichen Jubel aufgefordert wurde, ſagte nie anders als: „famoſen Kuhſchwanz“.

Es gereicht mir noch heute zur großen Freude, daß die naturwüchſigen Erzählungen aus meinem Leben in Rußland meinen theuren Bruder ſehr oft erheitert, und trotz der körperlichen Schmerzen zu anhaltendem Lachen angeregt haben. Er dankte mir oft mit herzlichſtem Händedruck für dieſe harmlos heiteren Stunden, die ihm, ohne zu große Aufregung, ſo viel Vergnügen gewährten. Mit Seufzen geſtand er mir, daß die Beſuche ſo vieler fremder, neugieriger Perſonen ihn äußerſt ermatteten.

Am letzten Morgen, als ich von ihm Abſchied nahm, riß er plötzlich aus einem Buche ein weißes Blatt Papier, und ſchrieb mit raſchen Zügen folgendes Gedicht, das er mir dann vorlas, und, wehmüthig lächelnd, unter Kuß und Umarmung einhändigte:

An meinen Bruder Max.

Max! Du kehrſt zurück nach Rußlands
Steppen, doch ein großer Kuhſchwanz
Iſt für Dich die Welt: Plaiſir
Bietet jede Schenke Dir.

Du ergreifſt die nächſte Grete,
Und beim Klange der Trompete
Und der Pauken, dum! dum! dum!
Tanzeſt Du mit ihr herum.

Wo Dir winken große Humpen,
Läßt Du gleichfalls Dich nicht lumpen,
Und wenn Du des Bacchus voll,
Reimſt Du Lieder wie Apoll.

Immer haſt Du ausgeübet
Luther's Wahlſpruch: Wer nicht liebet
Wein und Weiber und Geſang —
Bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Möge, Max, das Glück bekränzen
Stets Dein Haupt, und Dir kredenzen
Täglich ſeinen Feſtpocal
In des Lebens Kuhſchwanz-Saal!

Paris, den 20. Juli 1852. **Heinrich Heine.**

Das Original dieſer mir ſo theuren Reliquie ſteht jedem Verehrer der Heine'ſchen Muſe bei mir zur Anſicht offen. Mir aber gelten dieſe humorvollen Zeilen als ein unſchätzbares Werthzeichen des unvergeßlichen Bruders.*)

33.

Die Krankheit.

Ich habe die feſte Ueberzeugung und Heine ſtarb auch mit derſelben, daß Paris und die Behandlung der früheren franzöſiſchen Aerzte ſein Leben um viele Jahre verkürzt haben.

Heine's zarter Organismus, ein Gehirn- und Nervenſyſtem, das in ſteter Vibration ſich befand, das durch das leiſeſte Geräuſch, Klopfen, Clavierſpielen, ja Vogelzwitſchern auf das Schmerzhafteſte aufgeregt wurde, eine ſo reizbare, ſenſitive Natur wurde allezeit mit den ſchwächendſten Mitteln mißhandelt. Die Herrſchaft des damals in Frankreich ſehr verbreiteten Syſtems von Brouſſais hatte auch für ihn ſeine verderblichen Folgen.

---

*) Ich erwarte von der Loyalität eines jeden Blattes, welchem etwa obiges Gedicht nachzudrucken beliebt, daß auch die ganze dem Gedichte voranſtehende, ſo nothwendige Einleitung mitgetheilt wird.

Aderläſſe, Blutegel, Abführungen und dergleichen ſchwächende Mittel genügten, den Zuſtand des außerdem noch von täglicher Migräne geplagten Kranken troſtlos zu machen. Fern von der lebenzehrenden Reſidenz Paris, in den Händen eines gebildeten deutſchen Arztes, hätten wir den Dichter länger behalten können. Zuletzt war alle Behandlung nur palliativ geworden; immerfort Opiate zur Bekämpfung und Erleichterung der Krämpfe und Kolikſchmerzen. Und dennoch hat ſich in dieſem von Schmerzen unterwühlten Körper ein friſcher, ſprudelnder, heiterer Geiſt voller Witz, Ironie, Satyre und epigrammatiſcher Schärfe bis zum letzten Lebenshauche erhalten! Seine Füße waren gelähmt, ſo wie die Augenlider, aber nicht die Sehkraft.

Er bedurfte ſtets der größten Pflege. Eine ſeiner Wärterinnen, eine Mulattin, nahm ihn wie ein Kind in die Arme und legte ihn vom Bett auf den Divan. Ich war einmal Zeuge, wie er alſo vom Divan auf das aufgemachte Bett zurückgebracht wurde. „Max,“ ſagte er lächelnd zu mir, „wenn Du nach Deutſchland kommſt, ſo kannſt Du erzählen, wie ich in Paris auf Händen getragen werde.“

Zur ſelben Zeit fragte ihn ſein Arzt: „Wie iſt Ihr Geſchmack?“ — „Gar keiner,“ antwortete er, „wie der von Herrn Scribe.“ Was Heine ſo oft von ſeiner Matratzengruft geſprochen und was noch öfter von den Journaliſten und Feuilletoniſten mit ſo vieler Emphaſe ausgebeutet wurde, darf man in dieſer Beziehung ja nicht ſo buchſtäblich nehmen. Sein Krankenzimmer war mit allem Comfort, deſſen ein Kranker bedurfte, ausgeſtattet, die Pflege zweier Dienerinnen vortrefflich, und ein liebevolles, treues Weib, die ſo ſchön beſungene Mathilde, wußte ebenſo gut die kranken Tage des Dichters zu erheitern, wie ſie ihm in geſunden Tagen eine lebensfrohe Gattin geweſen iſt.

Mathilde Heine, ein echtes Pariſer Kind, war überglücklich, wenn ſie mit ihrem „Henry“ auf den Boulevards von Paris flaniren, die Theater beſuchen und alle möglichen Delicateſſen der Reſtaurants theilen konnte.

Die Klatſchpubliciſtik hat dennoch dieſe vortreffliche Frau mit Bitterkeiten nicht verſchont. Bald ſoll ſie den Genius ihres Mannes nicht begriffen haben, bald ſoll ſie an ſeinem Krankenbette nicht hingebend, nicht aufopfernd genug geweſen ſein. Kein wahres Wort! Sie war ganz Franzöſin, die mit ihrem natürlichen Esprit den Heine'ſchen Humor vollkommen verſtanden hat und, ohne alle Sentimentalität, ein ſorgſames, ihren Gatten höchſt liebendes, herzliches Weib geweſen iſt. Sie waren Beide leider nicht ſparſam, verſtanden nichts von ökonomiſchen Berechnungen; denn in dieſem Punkte war Mathilde dem großen Dichter allzu ähnlich. Wie konnten da bei den reichlichſten Einkünften die Finanzen blühen, zumal da noch ſchmeichelnde Emigranten jeder Nation das ſo gaſtliche Haus auszunutzen verſtanden haben!!

Auch der in dem Gedichte „Gedächtnißfeier“ neben Mathilde erwähnten Pauline will ich dankbar gedenken, die als Geſellſchafterin und Haushälterin der Frau ſo viele Jahre zur Seite geſtanden und bei der Wittwe des Dichters treu verblieben iſt.

Mathilde Heine lebt in Paris in guten Verhältniſſen, vollſtändig ſorgenfrei und iſt noch immer belle femme.

So krank Heinrich auch war, ſo ſchlecht die Nacht geweſen ſein mochte, zur beſtimmten Zeit des Morgens kam ſein Secretair, dem er dictirte. Späterhin erſchien auch ſein Vorleſer; auch empfing er dann liebe Beſuche, trotz des großen Bedürfniſſes nach Ruhe.

Eines Tages kam ich zu ihm, und er fühlte ſich ſehr matt. Nichtsdeſtoweniger rief er ſehr lebhaft aus: „Schade, daß Du nicht früher gekommen biſt; iſt Dir nicht eine ſchwarzgekleidete Dame auf der Treppe begegnet?“

„Allerdings,“ ſagte ich.

„Das war Madame Dudevant, mein beſter Freund, George Sand, und ich hätte gern gewünſcht, daß Du ihre Bekanntſchaft gemacht hätteſt. Sie war wenigſtens eine Stunde bei mir, plauderte viel, und ſo todtmüde ich auch bin, ich wollte, ſie wäre noch länger geblieben.“

Sein letzter Arzt war Dr. Gruby, ein denkender, tiefgebildeter Mann, der ihn, ſo lange die Palliative der ärztlichen Kunſt ausreichten, hinhielt. Sein Geiſt bedurfte nie der Medicin.

Einige Jahre, nachdem ich Paris verlaſſen und der Briefwechſel mit Heine ununterbrochen gedauert hatte, erhielt ich in St. Petersburg plötzlich folgenden Brief von Dr. Gruby, deſſen Schriftzüge von größter Aufregung zeugten:

„Mit größtem Bedauern melde ich Ihnen, geehrter Herr College, das Ableben Ihres Bruders in Paris. Er iſt heute um fünf Uhr Morgens verſchieden, in Folge von Schwäche durch ein heftiges Brechen herbeigerufen.

Mit Hochachtung Ihr ergebener College

Paris, den 17. Februar 1856.

Dr. Gruby.“

Dem ſchwachen Gedächtniße Derjenigen, die vergeſſen haben, was Mathilde ihrem Manne geweſen, wollen wir folgendes Gedicht wieder in Erinnerung bringen:

An die Engel.

„Das iſt der böſe Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufſchlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden ſoll ich laſſen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht faſſen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Wittwe ſie und Waiſe ſein!
Ich laſſ' in dieſer Welt allein
Das Weib, das Kind, das trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beſchützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte Eurem Ebenbilde,
Beſchützt, beſchirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die Ihr je
Geweint um unſer Menſchenweh,
Beim Wort, das nur der Prieſter kennt,
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei Eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beſchwör ich Euch, Ihr Engel, ſchützt Mathilde.

34.

Das Teſtament.

a.

Dieſes iſt mein Teſtament, wie ich es eigenhändig zu Paris den ſieben und zwanzigſten September achtzehnhundert ſechs und vierzig niedergeſchrieben habe.

Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menſchen begünſtigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geiſtesgaben weder an Verſtand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, auf's Engſte befreundet mit den Reichſten und Mächtigſten dieſer Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Geld und Aemter zu erlangen: ſo ſterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es ſo gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabſcheute die Lüge. Meine Hinterlaſſenſchaft iſt daher ſehr geringfügig und ich ſehe mit Betrübniß, daß ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich ſie unſäglich liebte, auch unſäglich verwöhnte, verhältnißmäßig mit ihren Bedürfniſſen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zuſtand zurücklaſſe. Wie dem auch ſei, die ſpärlichen Beſitzthümer, die meinen Nachlaß ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Creſcentia Heine, geborene Mirat, die, eben ſo treu wie ſchön, mir das Daſein erheitert hat. — Die Herren Sichel Dr. med. und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'academie des sciences morales et politiques, die mir ſchon ſo viele Liebesdienſte erwieſen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbſchaftsintereſſen meiner Frau, ſo wie überhaupt mit der Exekuzion dieſes Teſtamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich es dergeſtalt einzurichten, daß die Penſion, die ich als Honorar meiner Geſammtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von derſelben hier in Paris und womöglich in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein ſeliger Oheim Salomon Heine zugeſagt und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen ſollte, ſo bitte ich meinen Vetter Carl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit ſein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weiſe zuſichern, die weder zu ſpäteren Demüthigungen noch zu Kümmerniſſen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinſcheiden ſein großmüthiges Herz ſich wieder der Freundſchaft erinnern wird, die uns einſt ſo innig verbunden und deren Verluſt mir den tödtlichſten Seelengram verurſacht hat. — Obgleich ich hoffe die Herausgabe meiner Geſammtwerke noch ſelber beſorgen zu können, ſo kann ich doch nicht umhin hier zu beſtimmen, daß, ſtürbe ich bevor dieſe Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Herrmann Detmoldt zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt ſind, mich hier zu erſetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriß die Geſammtausgabe begleiten wollte.

Ich verordne, daß mein Leichenbegängniß ſo einfach ſei und ſo wenig koſtſpielig, wie das des geringſten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, ſo will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebſtes Leben gelebt. Obgleich ich der lutheriſch-proteſtantiſchen Confeſſion angehöre, ſo wünſche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römiſch-katholiſchen Glaubens angewieſen iſt, damit die irdiſchen Reſte meiner Frau, die dieſer Religion mit großem Eifer zugethan iſt, einſt neben den meinigen ruhen können; wird mir eine ſolche Vergünſtigung von der chriſtlichen Barmherzigkeit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit bewilligt, ſo wünſche ich, daß man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbniß kaufe; zeigen ſich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilſten Art.

Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die ſo viel für mich gethan, ſo wie auch meinen theuern Geſchwiſtern, mit denen ich im ungetrübteſten Einverſtändniſſe gelebt, ſage ich ein letztes Lebewohl! Leb' wohl, auch Du, deutſche Heimath, Land der Räthſel und der Schmerzen; werde hell und glücklich. Lebt wohl, Ihr geiſtreichen, guten Franzoſen, die ich ſo ſehr geliebt habe! Ich danke Euch für Eure heitere Gaſtfreundſchaft.

Geſchrieben zu Paris den ſieben und zwanzigſten September achtzehnhundert ſechs und vierzig.

Heinrich Heine.

Spätere Nachſchrift.

Seitdem ich dieſes Teſtament ſchrieb, hat eine Ausſöhnung zwiſchen mir und meinem Vetter Carl Heine ſtattgefunden und die Ausdrücke, womit ich ihm eben meine überlebende Gattin empfahl, ſind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn geſtern in dieſer Beziehung ſprach, beſchämte er mich faſt durch den Vorwurf, wie ich nur im mindeſten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Wittwe hinlänglich ſorgen würde, und mit der liebreichſten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Penſion lebenslänglich auszuzahlen; — ja er verrieth hier wieder ſein ganzes edles Gemüth, ſeine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande ſeines feierlichen Verſprechens die Hand reichte, drückte ich ſie an meine Lippen, ſo tief war ich erſchüttert und ſo ſehr glich er in dieſem Momente ſeinem ſeligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich ſo oft wie ein Kind die Hand küßte, wenn er mir eine Güte erwies! Ach, mit meinem Oheim erloſch der Stern meines Glückes! Ich bin ſehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle dieſe Leiden ertrage. Troſt und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewußtſeins. — Paris, den ſechs und zwanzigſten Februar achtzehnhundert ſieben und vierzig.*)

Heinrich Heine.

---

*) In einem ſpäteren Codizill ſind wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Chriſtiani und Veränderung mancher Verhältniſſe einige andere Verfügungen getroffen worden. M. H.

b.

Ceci est mon testament, que j'ai écrit à Paris le dix Juin milhuitcent quarante huit.

Tout ce que je possède, tout ce qui m'appartient de droit, tout ce que je peux nommer ma propriété, je le lègue à mon épouse légitime Mathilde Crescence Heine, née Mirat, qui a partagé avec moi les bons jours et les mauvais jours et dont les soins ont adouci mes souffrances pendant cette longue maladie à la quelle je succombe.

Je prie Mr. Mignet, l'historien, et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune après mon décès.

C'est à mon bien aimé cousin Charles Heine, que je recommande particulièrement le sort de ma femme. Le vingt cinq février dixhuitcent quarante sept mon cousin Charles Heine m'a solemnellement promis en me donnant sa parole d'honneur, qu'il payera à ma veuve comme pension viagère la moitié de la pension, que feu son père, mon oncle bien aimé, avait constituée en ma faveur. Mais j'espère que sa générosité ne s'arrêtera pas à moitié chemin, et que son bon et noble coeur lui dictera les procédés les plus délicats. Dans tous les cas je supplie mon cher Charles de ne pas oublier de mettre ma pauvre femme à l'abri de ces vicissitudes testamentaires qui tuent.

J'ordonne à ma femme d'enfermer tous mes papiers dans une caisse, qu'elle tiendra à la disposition de mon frère bien aimé Maximilien Heine, qui en fera ce que bon lui semble.

Quant à l'édition de mes oeuvres complètes je désignerai dans un codicil ou par une lettre particulière les amis que je charge de surveiller cette publication.

Par acte de baptême j'appartiens à l'église chrétienne et évangelique, mais ma pensée n'a jamais sympathisé avec les croyances d'aucune réligion*), et après avoir vécu en bon payen, je désire aussi mourir sans que le sacerdoce soit convié à mes funerailles. J'exige que ces dernières soient aussi peu couteuses que possible. En outre je défends à qui que ce soit de prononcer un discours sur ma tombe. Si je meurs à Passy, ce sera aussi dans cet endroit, qu'on doit m'enterrer. Si je meurs à Paris, je désire trouver ma modeste sépulture dans le cimetière Montmartre. —

---

*) Obiger Satz kann mißverſtanden werden. Wer aber den Dichter näher gekannt hat, weiß, daß derſelbe eben ſo wohl durch ein fühlendes Herz, als durch die Bereitwilligkeit ſeinen unglücklichen Mitmenſchen zu helfen, die erhabene Be-

Passy (64. grande rue) ce dix Juin mil huit cent quarante huit.

Henri Heine.

---

deutung der Religion der chriſtlichen Liebe anerkannt und in Anwendung gebracht, und nur mit der dogmatiſchen Seite der Kirche ſich nicht befreunden konnte.

Miſcellen.

1.

Als Göttinger Student war Heine einſt in großer Geldnoth. Er ſchrieb an einen Berliner intimen Freund einen Brief, der mit folgenden Worten anfing: „Schicke mir augenblicklich 50 Thaler, oder ich verhungere auf Deine Koſten.“

2.

Wir hatten einen gemeinſchaftlichen Freund, der, ein großer Poltron, einen enorm großen langen ſchwarzen Backenbart trug.

Heine ſagte: „Wenn ich dieſem Backenbarte allein in einem Walde begegnete, ich würde mich fürchterlich ängſtigen. Sieht man, Gottlob, dies Geſicht dabei, ſo iſt gleich alle Furcht vorbei.“

3.

Wir trafen einſt in Hamburg in einer Zeit zuſammen, in welcher ein naher Todesfall viel Betrübniß hervorgebracht hatte. „Du wirſt ſehen,“ ſagte

Heinrich zu mir, „wie Hr. *** an ſeinem ganzen Körper kein Plätzchen ohne große Trauerzeichen frei gelaſſen hat.“

Als wir den Herrn beſuchten und in ſeinem Schlafcabinet antrafen, wären wir bei dieſer Condolenzviſite beinahe in ein wahnſinniges Gelächter ausgebrochen; der ganze Mann war in Schwarz eingewickelt, und die weiße Nachtmütze ſchwarz eingerahmt, am Zipfel mit einem ſchwarzen Bändchen verſehen. Heinrich machte das ernſteſte Geſicht von der Welt, warf mir einen vielſagenden Blick zu, ſo daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als auszurufen: „Wieder mein Naſenbluten!“ um mit dem Tuche vor dem Geſicht aus dem Zimmer zu rennen.

4.

Heinrich erzählte, daß er früher ſeine Proceſſe oder ſonſtigen Conflikte immer gewonnen habe, daß er aber, ſeitdem er Doctor der Rechte geworden, nicht nur keinen Proceß mehr gewonnen habe, ſondern überhaupt viel mehr geprellt worden ſei.

5.

Der alte romantiſche Baron de la Motte-Fouqué, der ſo unendlich viele Romane geſchrieben, hatte das Verdienſt den jungen Dichter Heinrich Heine gleich bei ſeinem erſten Auftreten in der Literatur erkannt und viel gewürdigt zu haben.

Kaum hatte Fouqué die erſten Gedichte geleſen, ſo ſchrieb er (und de la Motte Fouqué war damals eine Autorität) an Heinrich Heine einen Brief mit folgendem Gedichte:

An Heinrich Heine am 21. Mai 1823.

Du lieber, Herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich gar wohl!
Doch ſinge ſo wirr nicht länger!
So zürnend nicht und ſo hohl.

Hohl wie die Geiſter um Mitternacht!
Wie im Walde der Wind ſo wirr!
Und zürnend wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr.

Ich habe ſo zürnend geſungen wie Du!
Ich habe geblutet gleich Dir!
Da ſtrahlte durch Wolken Mondesruh'! —
Da fühlte ich: dort iſt nicht hier!

Da wußt' ich, es giebt ein allſüßes Licht,
Das zieht mich zum Ewigen Feſt! —
Doch warnte mich's: „Tändle mit Schlangen nicht!
Die Schlangen halten ſo feſt!“

Wer bis in ſein Grab mit Schlangen ſpielt,
Dem kriechen ſie nach in das Grab.

Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht
So ringeln ſie's wieder Berg ab.“ —

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz —
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt,
O hüte Dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat Dein Gott ja ſo lieb,
Und haucht ihm zu: „Dich verſöhn' ich!“
Die Schlange iſt der uralte Dieb!
Dein Gott iſt der ewige König!
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Ich war beim Empfange dieſes Gedichtes in Lüneburg zufällig gegenwärtig und ſah, daß der junge Dichter bis zu Thränen gerührt war.

6.

Es ſprach gerade nicht für den Scharfblick des großen Goethe, daß er den aufgehenden Stern einer ſo originellen Poeſie, wie die Heine's, nicht erkannte, oder, wie Einige zu ſeiner ſonderbaren Entſchuldigung behaupten, nicht erkennen wollte. Wie dem auch ſei, der junge Dichter glühte in Verehrung für den hohen Meiſter, und ein innerer Drang zog ihn nach Weimar, um dem größten Dichter ſeiner Zeit perſönlich zu huldigen.

Goethe empfing Heine mit der ihm eigenen graziöſen Herablaſſung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte ſich auf ſehr gewöhnlichem Boden, ſelbſt über die Pappelallee zwiſchen Jena und Weimar wurde geſprochen. Da richtete plötzlich Goethe die Frage an Heine: „Womit beſchäftigen Sie Sich jetzt?“

Raſch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Fauſt.“

Goethe, deſſen zweiter Theil des Fauſt damals noch nicht erſchienen war, ſtutzte ein Wenig, und fragte in ſpitzigem Tone: „Haben Sie weiter keine Geſchäfte in Weimar, Herr Heine?“

Heine erwiderte ſchnell: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz ſind alle meine Geſchäfte in Weimar beendet,“ und empfahl ſich.

7.

Am nächſten Tage meiner Ankunft in Göttingen ſagte mein Bruder Heinrich zu mir: heute ſollſt Du meinen lieben Freund, von Grüter, kennen lernen. Er nahm mich unter den Arm, führte mich auf einen Platz, wo er vor einem Gebäude ſtehen blieb, und nach einem der vergitterten kleinen Fenſter in die Höhe ſah. Aus vollen Leibeskräften ſchrie er: Grüter! Grüter! Alsbald erſchien an dem Gitter eines Fenſters ein Antlitz und ſchrie herunter: „Heine biſt Du's? Guten Morgen!“ „„Ja, Grüter, ich habe die Ehre nach aller Etiquette meinen Bruder Max Dir vorzuſtellen!““ ſo ſchrie Heinrich hinauf. Die Stimme von oben ſchrie nun mit Macht zurück: „Freue mich kennen zu lernen, bedaure aber nicht empfangen zu können.“ — Heinrich ſagte hierauf zu mir: Im Hotel de Brühbach (ſo heißt bekanntlich das Carcer in Göttingen) wohnt man allzeit allein und ſehr beſcheiden. Dann ſchrie er wieder hinauf: „Hoffentlich, Grüter, kommſt Du bald los und machſt meinem Bruder Platz.“ — — Auch dies prophetiſche Wort ging, wie manch anderes, ganz in Erfüllung.

8.

Als ich das erſte Mal das herrliche Bild von Begas, die Lorelei, ſah, konnte ich mich gar nicht darüber beruhigen, daß die Lorelei eine Art Häubchen auf dem Kopfe trägt. Ich hatte mir vorgenommen bei dem nächſten Zuſammentreffen mit meinem Bruder, die ſo eigenthümliche Auffaſſung des Malers zu beſprechen und ich fragte ihn demnach, „wie kommt Deine Lorelei zu einer Haube?“ Lächelnd antwortete er mir: „Es iſt ſchon ſehr lange her, daß ich ihre Bekanntſchaft gemacht habe; kennſt Du die Capricen einer Frau?"

9.

Die das Nervenſyſtem ſo erſchütternden, haarſträubenden Kriminal-Geiſter-Mord-Romane von Cruſe wurden eine Zeitlang in Deutſchland außerordentlich geleſen, beſonders vom ſchönen Geſchlechte. Sie waren auch eine Lieblingslectüre meiner Schweſter. Cruſe, der in Altona lebte, war zur Zeit mit dem in Hamburg ſich aufhaltenden Heinrich Heine recht befreundet. Als Heinrich einſt mit unſerer Schweſter Charlotte an der Alſter ſpazierte, begegnete ihm Herr Cruſe. Er ſtellte ihm ſeine Schweſter vor als eine ſeiner eifrigſten Leſerinnen, fügte aber hinzu: „Meine Schweſter iſt nicht ganz zufrieden mit Ihnen, Sie müſſen noch viel ſchauervoller ſchreiben." Herr Cruſe war ſo verlegen, daß er kein Wort hervorbrachte, während Heinrich laut lachend davon ging.

10.

Die im „Buche der Lieder" gedruckten neun Frescoſonette an Chriſtian S. hat Heinrich Heine ſeinem intimen Jugendfreunde Chriſtian Sethe in Düſſeldorf gewidmet, der jetzt als höherer Juſtizbeamter in Berlin lebt. Sie beginnen mit den Worten: **„Ich tanz' nicht mit, ich räuch're nicht den Klötzen."**

Das Stammbuchblatt benannt: „Lebensgruß", gleichfalls im Buch der Lieder, iſt dem als Dichter bekannten Prinzen Alexander von Württemberg gewidmet (dem Verfaſſer der „Lieder des Sturms").

Das Sonett „an H. S." überſchrieben gilt dem Dichter Heinrich Smets, der, wenn ich nicht irre, als ſtreng katholiſcher Geiſtlicher in Aachen geſtorben iſt.

Das Gedicht: **„Die Wallfahrt nach Kevlaar"** iſt faſt ganz einer wahren Begebenheit entnommen.

In dem Gedichte, unter den Worten: „Auf den Wällen Salamancas", iſt der Promenadenwall

Göttingens zu verſtehen. Dieſer Wall, der das Rendezvous ſo vieler Verliebten iſt, und in der Studentenſprache der Pouſſirwall genannt wird, endet mit einem ſehr hübſchen Gebäude, der berühmten Entbindungsanſtalt Göttingens.

Das ſo myſtiſche vielbeſprochene Gedicht: „Ratcliff" iſt als eine Art Epilog zur Tragödie „Ratcliff" zu betrachten; die wehmüthigſten Erinnerungen an dieſe haben den Dichter nie ganz verlaſſen.

11.

Heine's „Wintermärchen Deutſchland" gehört gewiß zu einem der keckſten humoriſtiſchen Gedichte, die je geſchrieben worden ſind. Es werden noch manche Decennien hingehen müſſen, bevor die ganze geiſtige Kraft, der großartige Einfluß, ſo wie alle Conſequenzen dieſer Satyre völlig erkannt werden. Die Zeitgenoſſen des zerriſſenen Deutſchland, die Chronikenſchreiber von Mecklenburg, Heſſen, Naſſau u. ſ. w. müſſen das Urtheil ſuspendiren, und wollen wir nur auf die Stelle in der Vorrede zu dieſem Gedichte aufmerkſam machen, wo Heine erklärt, was er unter ſeinem Patriotismus verſteht.

Da eine Zeit kommen wird, wo ſo Manches in dieſem Gedichte, das perſonell und local iſt, unverſtändlich bleiben muß, will ich einige Stellen commentiren, ſo weit ich poſitive Kenntniß davon habe.

Caput 18. ſeufzt der Dichter:

„Daß ich zu Hauſe wäre,
Bei meiner lieben Frau in Paris
Im Faubourg Poiſſonnière.“

Heine iſt wenigſtens dreißigmal in Paris umgezogen, doch in dieſer Straße hat er ſehr lange und auf das Comfortabelſte eingerichtet gewohnt.

Caput 21. heißt es:

„Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen,
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?“

Dreckwall in Hamburg wurde die alte Wallſtraße genannt, wo viele Bekannte Heinrich's gewohnt haben, z. B. die hochbetagte Schwiegermutter meiner

Schweſter, bei der Leſſing ſehr oft zu Mittag gegeſſen hat.

Der Pavillon, von dem die Rede iſt, war der Schweizerpavillon, der nach dem Brande nicht weiter exiſtirte, und dem Neuen Walle gegenüber lag. Der Alſter-Pavillon, den großen Bleichen gegenüber, iſt noch da. Der oben erwähnte Pavillon aber war allezeit der Rendezvous-Ort mit meinen Brüdern, wenn wir in Hamburg zum Beſuche waren. Abgerechnet die beſten Kuchen, die man da fand, fanden ſich auch noch andere frohe Geſellen dort zuſammen; hier beſprach man die beabſichtigten luſtigen Partieen und ſonſtigen tollen Streiche. Weder unſere Mutter, noch unſere Oheime liebten dieſen Pavillon. Wir betraten ihn nur heimlich, und nannten ihn in unſeren Geſprächen Panama, weil zu jener Zeit ein Congreß zu Panama ſtattfand, und dies Wort als Parole für unſere Zuſammenkünfte galt.

Caput 22.

„Am beſten hat ſich conſervirt
Mein Freund, der Papierverkäufer."

Dieſer Herr hieß Michälis, hatte ſeinen großen Papierladen auf dem alten Steinwege, und war ſtets voller humoriſtiſcher Laune und wohlfeiler Witze. Er war ſehr oft Tiſchgaſt bei meinem Onkel Henri Heine, und ſaß gern an der Seite meiner Mutter, die keine Gelegenheit unterließ, um ihn zu ſchlechten Witzen zu provociren.

„Ich höre, ſein Geiſt iſt abgebrannt,
Und war verſichert bei Biber.“

Er meinte damit Herrn Doctor Halle.

Die Firma Biber war eine Aſſecuranz-Geſellſchaft, die banquerott wurde, und den Abgebrannten wenig zahlte.

„Ob noch der kleine Meyer lebt.“

Dieſer Herr ſchrieb Theaterkritiken, war ſehr liberal, und iſt dann verſchollen.

Caput 23.

„Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen, z. B. Chauſpié.“

Dieſer Herr, von ſehr hübſchem Aeußeren und ſtets nach der allerneueſten Mode ſehr auffallend gekleidet, war ein ziemlich unbeſchäftigter Arzt in

Hamburg, mit allen Stadtintriguen bekannt, in vielen Klatſch verwickelt, und ſtarb im Irrenhauſe.

Nicht zu verwechſeln mit ſeinem Vater, einem berühmten Arzte der Stadt, der ein Freund meines Onkels war, auf deſſen Rath er, als ſeine Vermögensverhältniſſe ſehr zerrüttet wurden, eine recht angejahrte reiche Wittwe in Hamburg heirathete.

„Und als ich auf die Drehbahn kam.“

Eine höchſt anrüchige Straße in Hamburg, wo Abends die dort wohnenden Veſtalinnen herum promenirten.

Caput 24.

„Ich ſeufze des Nachts und ſehne mich,
Daß ich ſie wiederſehe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt,
Das Lottchen wohnt in der Nähe.“

Die alte Frau war unſere Mutter, die während des großen Brandes eine Wohnung unfern des Dammthors bezogen hatte. Die Wohnung war nicht geräumig, hatte aber eine ſchöne Ausſicht auf die Gartenanlagen des Walls, und, ſehr berückſichtigenswerth, das Stadttheater war nur einige Häuſer entfernt. Die achtzigjährige Frau wollte ſpäterhin ihre gemüthliche proviſoriſche Wohnung mit einer großen eleganten Behauſung niemals vertauſchen.

Das Lottchen, unſere verheirathete Schweſter, wohnte eine Straße weiter, auf dem ſogenannten Gänſemarkt, und wurde vom Dichter außerordentlich geliebt.

„Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten,
Und immer großmüthig beſchützt: auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen“,
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.“

Der edle alte Herr war der Onkel Salomon Heine. Man ſieht aus dieſer ganzen Stelle, daß das Verhältniß des Dichters und des alten Onkels oft ein ganz anderes geweſen iſt, als es die ungemüthlichen Feuilletoniſten und Zeitungsreferenten dem Publikum dargeſtellt haben.

12.

Das Gedicht, welches mit den Worten anfängt: „Ich rief den Teufel und er kam,“ hat ſehr viel Aergerniß hervorgerufen, und ganz beſonders den Dichter Müllner in Weißenfels, Verfaſſer der Tragödie: „Die Schuld“, erboſt. Er feindete Heine vielfältig an, weil er die Stelle, „daß der Teufel die Kritik gänzlich überlaſſen der theuern Großmutter Hekate“ auf ſich bezog, indem ſeine damalige kritiſche Zeitſchrift „Hekate“ genannt war.

13.

Als Heine in Bonn Jura ſtudirte, kam er in der Ferienzeit nach Düſſeldorf herüber. Er war ſehr milde, ſanft und weichherzig; aber in Zorn gebracht, äußerſt heftig, ſelbſt gegen ſeine Gewohnheit manchmal etwas gewaltthätig. Ich erinnere mich noch, daß er über die Unverſchämtheit und grobe Prellerei eines Karrenſchiebers, der ſeinen Koffer von der Poſt in’s elterliche Haus bringen ſollte, außer ſich gerieth; ein anderer hätte dem groben Lümmel eine Ohrfeige gegeben. Heinrich, bleich vor Zorn, faßte ſich, zahlte ruhig das ausgepreßte

Geld, zupfte aber mit aller Vehemenz des Kerls großen, ſchwarzen Backenbart, indem er freundlich zu ihm ſagte: „Ich glaubte, mein Beſter, Sie trügen einen falſchen Bart."

So habe ich, erzählte er ſpäter, meinem ſchrecklichen Aerger Luft gemacht, ohne daß der Kerl mich verklagen konnte.

14.

Während ſeines temporären Aufenthaltes in Lüneburg hatte Heinrich ſein Zimmer unmittelbar neben dem meinigen und da habe ich vieles belauſcht, wie es in der Werkſtatt des Dichters zugegangen iſt. Viele ſeiner herrlichſten Lieder, oft von der Tinte noch nicht getrocknet, las er mir vor, z. B. „Du biſt wie eine Blume," betonte ſcharf was er gelungen fand, und hörte, wie ein frommes Kind, gerechte und ungerechte Bemerkungen an. Dieſe Zutraulichkeit ermuthigte mich, ihm auch einige meiner poetiſchen Verſuche vorzuleſen. Er hörte meine ſchlechten Reime mit Geduld an, und ſagte dann milde: „Schreibe Proſa, lieber Max, genug Unglück in einer Familie an einem Dichter."

15.

Ich bin in dem unſchätzbaren Beſitze des Gratulationsgedichtes des dreizehnjährigen Knaben Heinrich Heine, das, zur Feier des Hochzeitstages unſerer theuern Eltern geſchrieben, nie öffentlich bekannt geworden, folgendermaßen lautet:

„O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter ſchöne Seele
Heut feiern ihren ſchönſten Tag!“

Düſſeldorf, den 1. Februar 1813.

Harry Heine.

Vivat.

16.

Wie irrthümlich iſt die Behauptung einiger Biographen, daß der Dichter ſeine ſchöne, deutliche Handſchrift der viel ſpäter fallenden, ſo kurzen kaufmänniſchen Epiſode ſeines Lebens zu danken habe. Die Handſchrift des dreizehnjährigen Knaben war ſchon ſo ſchön, daß ſie als kalligraphiſches Vorlegeblatt dienen konnte. Unſere Eltern ſahen ſtrenge darauf, daß alle ihre Kinder frühzeitig einen guten Unterricht im Zeichnen erhielten, und der Zeichenlehrer war der Bruder des berühmten Peter Cornelius in Düſſeldorf, auch ſelbſt ausgezeichnet in ſeinem Fache. Die vom Dichter mit Kreide gezeichneten Köpfe waren muſtergiltig, und wurden lange unter Rahmen im elterlichen Hauſe aufbewahrt. Auch mein Bruder Guſtav, der gleichfalls eine ſchöne Handſchrift hat, zeichnete vortrefflich. Ich aber, der das wenigſte Talent zum Zeichnen hatte, tröſtete mich ſpäter, wenn die Setzer über meine Handſchrift klagten, mit dem Docti male pingunt.

Aus meinem Tagebuche.

Ich war noch in den unterſten Klaſſen des Gymnaſiums, als Heinrich mir den Rath ertheilte ein Tagebuch zu führen. Dieſem Rathe habe ich es zu danken, daß ich im Stande bin, von meiner früheſten Jugend an bis zum heutigen Tage eine Rückſchau meines Lebens geben zu können. Als ich das letzte Mal den leidenden Dichter ſah, konnte ich ihn durch manche Jugend-Erzählung aus dieſen Tagebüchern in die beſte Laune verſetzen, beſonders heiter aber ſtimmte ihn folgende Skizze:

Signora Catalani.

Einige Jahre nachdem die Rheinlande preußiſch geworden waren, beſuchte die berühmte Sängerin Signora Catalani meine Vaterſtadt Düſſeldorf. Der Ruf dieſer zu ihrer Zeit einzig daſtehenden Künſtlerin brachte die Stadt in einen wahren Aufruhr, und ihre Anweſenheit war ein Ereigniß, als ob abermals eine Völkerſchlacht ſtattgefunden hätte. Zeitungen und Anſchlagezettel verkündeten ihr erſtes Concert, zu dem in Düſſeldorf unerhört zu nennenden Preiſe, das Billet zu einem holländiſchen Ducaten. Dieſer noch nie dageweſene Preis für den Eintritt in einen Concertſaal, deſſen höchſter Eintrittspreis bis jetzt ein ganzer oder ein halber Thaler geweſen war, brachte eine wahre Beſtürzung in die ökonomiſch geſinnte Einwohnerſchaft. Die Aeltern ſingender Töchter ſchüttelten bedenklich das Haupt, und die kunſtgeſinnten Fräuleins ſeufzten ſo tief, als ob auch der letzte Lieutenant der Garniſon die Stadt verlaſſen hätte.

In unſerm häuslichen Familienkreiſe kam nach langen Debatten die Reſolution zu Stande: es ſollten drei Billets genommen werden, zwei für die Aeltern und eins für meine ſehr ſchön ſingende Schweſter Charlotte. Meine Brüder Heinrich und Guſtav ſtudirten auswärts; ich war allein zu Hauſe. Meine Mutter hob die Sitzung des Catalani-Conſeil mit den Worten auf: „Für den Bengel (das war ich) werde ich keinen Ducaten ausgeben. Einige Apfeltörtchen ſollen ihn entſchädigen.“ Ich dachte aber in meinem ſchlichten Sinne: „Ich werde doch die Catalani hören und noch die Apfeltörtchen dazu haben.“

Der große Tag des Concerts erſchien. Schon am Morgen war eine ganz beſondere Bewegung in der Stadt bemerkbar; eine ganz eigenthümliche Spannung drückte ſich in allen muſikaliſchen Phyſiognomien aus. Die Officiere waren ungewöhnlich feſt geſchnürt; neue Achſelbänder ſchimmerten und glitzerten, und die Damenwelt gab ganz beſondere convulſiviſche Bewegungen für ihre Toilette kund. Das Concert ſollte um drei Uhr Nachmittags in dem damaligen Janſenſchen Gartenſaale ſtattfinden. Von einem ordentlichen Mittageſſen war an dieſem Tage gar keine Rede, Alles benahm ſich mit einer Haſt und Unruhe, als ob ein unmittelbarer Belagerungszuſtand der Stadt zu erwarten wäre.

Da es gar keine numerirten Plätze gab, ſo fuhren meine Aeltern und meine Schweſter, nur um einen bequemen und guten Platz zu erwiſchen, bereits zwei Stunden vor dem Anfange des Concerts aus dem Hauſe.

Es war an dem Tage vorher ſchon ſo viel von der Strenge bei der Abnahme der Entreebillets geſprochen, von der egoiſtiſchen Knauſerei der Italienerin ſo viel geklatſcht worden, daß unſer äſthetiſcher Hausfreund die Bemerkung machte: „Heute wird es nicht heißen ſoviel Köpfe ſoviel Sinne, ſondern: ſo viel Köpfe ſo viel holländiſche Ducaten.“ Wie der große Galilei nach aller Tortur ausrief: „Und ſie bewegt ſich dennoch,“ ſo rief ich, allein zurückgelaſſen in meiner Betrübniß, (ich liebte ſehr den

Geſang) mehrmals aus: „Ich werde ſie dennoch hören.“

Es war zu jener Zeit, nach der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, die Manie, Alles altdeutſch zu kleiden, beſonders die Knaben, und ſo hatte ich denn auch einen ſolchen ſehr ſchönen Anzug. Der Rock, mit Sammet ausgelegt, war vorn ſtatt der Knöpfe, von oben bis unten zugehakt; natürlich trug ich langes Haar über dem prachtvoll geſtickten zugeſpitzten Kragen; auf dem Kopfe ein Sammetbarret. Ziemlich ſchlank, ſah ich wie ein Page von zwölf Jahren aus.

Dieſen Sonntagsanzug holte ich raſch hervor, kleidete mich ſorgfältigſt an und eilte unbemerkt bis in die Nähe des Concertgartens. Ein außerordentlich großer Volkshaufe füllte den Platz und die Anfahrt. Ich hielt mich, im Hintergrunde verſteckt, ſo lange ſtill, bis der allgemeine elektriſirende Ruf erſcholl: Sie kommt! Sie kommt!

In dem Augenblick, wo die Equipage der Catalani anfuhr, drängte ich mich an die Wagenthür und ergriff, als die Sängerin ausgeſtiegen war, den Zipfel ihrer unendlich langen Schleppe. Die Seiten der Schleppe wurden von einigen zu ihrer Suite gehörenden Herrn getragen. In dem allgemeinen Wirbel und Trubel wurde ich nicht beſonders bemerkt, alle Thüren ſtanden geöffnet, die Billetempfänger traten ehrfurchtsvoll zurück, und ſo gelangte ich denn mit dem großen Cortège in den Concertſaal. Hier ließ ich raſch den Zipfel der Schleppe los, ſchlich mich nach einer Seite, und erreichte in einer Niſche der Fenſter ein Plätzchen, das jedem andern Zuhörer daſelbſt nicht weniger als einen Ducaten gekoſtet hätte. Mit pochendem Herzen und nicht ganz ruhigem Gewiſſen hörte ich den bezaubernden Geſang der wirklich einzig daſtehenden Sängerin an. Die erſte Abtheilung war vorüber, und die Herren bewegten ſich, ſo viel es möglich war, in dem Kopf an Kopf gefüllten Saale. Auch ich ſchlich mich ein wenig herum, und kam bis in die Nähe, wo meine Aeltern ſaßen; bei ihrem Anblick prallte ich ſchnell zurück und verbarg mich unbemerkt auf der andern Seite des Saales. Da ſtand ich plötzlich dem äſthetiſchen Hausfreunde gegenüber, der mit dem größten Erſtaunen mich anſah und ausrief: „Max, wie biſt Du denn hereingekommen?“ Ich zeigte nach dem Haupteingange und ſagte ganz unbefangen: „Durch dieſe Thür.“ Damit entſchlüpfte ich jeder weiteren Forſchung, und eroberte meinen alten Platz wieder.

Nun begann der zweite Theil; die berühmten Variationen von Rhode riſſen das Publikum zu wahrhaft fanatiſchem Applaus hin. Zum erſten Mal im Leben hatte ich einer ſolchen Scene beigewohnt: im Knaben erhob ſich der Stolz, die Schleppe einer ſolchen Dame getragen zu haben, und ich weiß nicht wie der Gedanke in mir rege wurde, daß Mancher für dieſe Ehre gewiß noch einen Ducaten gezahlt hätte.

Das Concert ging zu Ende, und ehe noch die Aeltern heimkehren konnten, hatte ich in aller Eile das Haus ſchon erreicht, meine Pagenkleidung abgelegt, und zu meiner großen Ueberraſchung, als ich in das Wohnzimmer trat, die von der Köchin ſchon beſorgten Apfeltörtchen vorgefunden. Ich ſaß gemüthlich beim Verzehren derſelben, als die Aeltern das Zimmer betraten und noch in vollem Enthuſiasmus über das Concert ſich ausſprachen. „Ich habe noch nie einen ſo ſchönen Geſang gehört,“ ſagte meine Schweſter. „Auch ich nicht,“ ſetzte ich keck hinzu, das letzte Apfeltörtchen verzehrend. Nicht wenig erſtaunt ſah mich meine Mutter an. Ich wiederholte meine Worte mit dem Zuſatz: „und was ſie für ein ſchönes weißes Atlaskleid mit langer Schleppe hatte!“ Das Erſtaunen meiner Mutter wuchs. „Ja, liebe Mutter, fuhr ich fort, wenn Du mir verſprichſt, morgen wieder Apfeltörtchen zu geben, ſo erzähle ich Dir, wie ich die große Catalani gehört habe.“ In demſelben Augenblicke trat der äſthetiſche Hausfreund ein und beſtätigte meine Angabe.

Die kluge Mutter verſprach volle Amneſtie, und bemerkte ſpäter, daß ſie für die Catalani nicht nur drei Ducaten, ſondern auch vier Apfeltörtchen bezahlt habe. Bis in ihr ſpäteſtes Alter erzählte ſie dieſe Geſchichte mit der größten Heiterkeit. Und wenn ſpäterhin im Leben von möglichen Hinderniſſen für mich die Rede war, dann pflegte ſie lächelnd zu bemerken: „Wird ſchon gut gehn! er hat die Catalani ohne Ducaten gehört.“

Original-Briefe.

10*

Aus der Fülle der mir vorliegenden Original-Briefe von Heinrich Heine will ich jetzt ſchon einige mittheilen, welche zum beſſern Verſtändniß mancher Kapitel dieſer „Erinnerungen“ dienen können. Die Verehrer Heine's werden mit Genugthuung erkennen, daß ihr Liebling auch ein vortrefflicher Sohn, liebevoller Gatte, und ſeinen Geſchwiſtern ein herzgetreuer Bruder geweſen iſt.

M. H.

1.

Paris, den 13. Februar 1834.

Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhalte ich den lieben Brief, worin mir unſere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich alſo getäuſcht, indem Ihr mir ſagtet, daß wir erſt zum Frühjahr in Wochen kommen.

Mit tiefem Seufzen ſah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz iſt jetzt ſo erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. Ich laſſe mich bei Herrn Moritz von Embden*) ſehr bedanken, aber ich hoffe, daß er ſich jetzt in Acht nehmen wird, uns nicht öfter ſolche Freuden zu bereiten. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen, und ich ſehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gluck und Dich, die junge Gluck, und deine kleinen Vögelchen wohl wiederſehe. Daß Max nach Rußland reiſt, ohne daß ich ihn geſehen, macht mir viel Kummer. Schreib nur gleich, wie Du Dich befindeſt, ich fühle ſchon die Nachgeburt meiner Sorge. — Lebt wohl und behaltet freundſchaftlich im Andenken Euren ergebenen

H. Heine.

2.

Brief an die Mutter.

Paris, den 4. März 1834.

Ich muß mich bitter beklagen, liebe Mutter, daß ich, ſeitdem Ihr mir Lottchens Niederkunft gemeldet, ganz ohne alle Nachricht von Euch bin.

---

*) Unſerem Schwager. M. H.

Ein Wochenbett iſt doch kein gewöhnlicher Zuſtand, und da gebührte es ſich wohl, daß ich etwas von dem Wohlſein meiner Schweſter erfahre. Ich merke, daß euch nicht viel an mir gelegen iſt, und daß ich ein Narr bin, Euch zu ſchreiben. Ihr habt nichts zu thun und ich muß doch um jede Zeile betteln. — Ich befinde mich wohl und geſund, welches mir im Grunde leid iſt; denn wäre ich krank, liebe Mutter, ſo würde ich es Dir heute ſchreiben, blos um Dich zu ängſtigen.

Wenn Ihr mich bei ſo wichtigen Umſtänden öfters ohne Brief läßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir feſt und ſteif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillſchweigens zu rächen. Ich fühle wirklich ſchon einige Diarrhöe; ſeit zwei Minuten kullert es mir ſehr ſtark im Bauch, iſt das vielleicht die Cholera? Mein theurer Herr Märchen ſchreibt mir auch nichts, warum erhalte ich keinen ordentlichen Brief von Euer Wohlgeboren? Wie lebſt Du, wie geht es Dir, wo biſt Du, wo wirſt Du ſein? Du könnteſt mir auch über deutſche Literatur ſchreiben, denn außer den Brockhauſiſchen Blättern erhalte ich hier kein einzig deutſches Journal. — Den Salon habe ich endlich erhalten, es ſind ſehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, dieſes war politiſche Abſicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewiſſe Wendung geben. Beſſer, man ſagt, ich ſei ein Gaſſenjunge, als daß man mich für einen allzuernſthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres iſt in dieſem Augenblick kein rathſam Renommée. Die Demagogen ſind wüthend über mich; ſie ſagen, ich werde bald öffentlich als Ariſtocrat auftreten. Ich glaube, ſie irren ſich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag ſich einen anderen Narren ſuchen. Hier geht es mir vortrefflich. Lottchen und die Kinder zu küſſen; lebt wohl.

H. Heine.

3.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Paris, den 21. April 1834.

Lieber Max, Euren lieben Brief, woraus ich erſehe, daß Ihr alle Narren ſeid, hab' ich erhalten,*) und da in dieſem Augenblick mein körperliches und geiſtiges Mißbehagen mir nichts Beſſeres zu thun erlaubt, ſo will ich auf der Stelle Deine Zeilen erwidern. Rathe mir als Arzt, was thue ich gegen mein Kopfweh, das mich ſeit zwei Monaten ſtärker als je heimſucht? Es iſt vielleicht Folge großer Geiſtesbewegung. Nicht als hätte ich in der letzten Zeit ſo viel gearbeitet, ſondern vielmehr die Widerwärtigkeiten, die ich, in Folge der politiſchen Begebenheiten, zu erleiden hatte, verhinderten mich meiſtens am Arbeiten. Meine Lage iſt nur von Außen glänzend, ich werde von den außerordentlichſten Ehrenbezeugungen faſt erdrückt. Du haſt keine Idee davon, welche coloſſale Reputation hier auf mir laſtet — aber das iſt eine Laſt wie jede andere und hat genug Noth, Aerger, Verlegenheit, Mühe und Qual zur Folge.

---

*) Ich kann mich nicht entſinnen, auf welche Angelegenheit dieſe Schmeichelei Bezug hat. M. H.

Ich begreife jetzt ſehr gut, warum alle berühmte Männer ein unglückliches Leben geführt. Rathe mir, lieber Max, ſoll ich dies Jahr wieder ein Seebad beſuchen? Schlecht, eigentlich ſchlecht iſt mir die See noch nicht bekommen. Hat mir aber vorig Jahr nicht viel geholfen. Auf jeden Fall kann ich erſt Auguſt Paris verlaſſen, denn ich laſſe jetzt meine Reiſebilder in's Franzöſiſche überſetzen, und mein Ueberſetzer iſt ſo ſchlecht, daß ich die meiſte Arbeit dabei habe. Dann habe ich noch eine Reihe Artikel über Deutſchland zu ſchreiben, verſprochene Arbeit, die ich unterlaſſen würde, wenn ich hier nicht enormes Geld brauchte. Enorme Summen ſeit einem Jahre ausgegeben. — Sag an Kampe, er kann ganz ſicher ſein, daß ich ihm bald Manuſcript ſchicke. Die Zögerung liegt in den Zeitumſtänden, ich will jetzt nichts Politiſches herausgeben (obgleich ich deſſen genug geſchrieben), überhaupt will ich in dieſer Reactionsepoche nur zahme Bücher herausgeben. Hätte ich nur keine Kopfſchmerzen.

Daß Deine „Bilder aus der Türkei“*) wegen Deiner Ruſſenliebe juſt nicht überall amüſiren, konnteſt Du Dir wohl vorſtellen bei der jetzigen Stimmung. Tröſte Dich aber damit, daß das Buch ſelbſt gut iſt. Das Buch iſt wirklich gut. Die Verſe ſind ſchlecht, die Proſa iſt aber vortrefflich. Ich verſtehe das. Habe jetzt zum dritten Mal geleſen und ich weiß nicht, warum ich nicht gegen meinen eigenen Bruder gerecht ſein ſoll. Die Deutſchen haben wahrhaftig nicht viel Aehnliches in den letzten drei Jahren hervorgebracht, Beſſeres

---

*) Erſchienen in St. Petersburg im Jahre 1833 mit einer Dedication an das Ruſſiſche Heer, das ich in zwei Feldzügen kennen gelernt hatte. Die letztere Campagne zur Unterdrückung der polniſchen Revolution war eben beendet.
M. H.

gewiß nicht.*) Ich weiß, daß es nicht leicht iſt mit Leichtigkeit zu ſchreiben, und gar über Krieg und Peſt. Ich ſtelle Dein Buch den Briefen eines Verſtorbenen an die Seite. Der Verfaſſer dieſes letzten Buches, der Fürſt Pückler, hat ſich verſchlechtert. Er hat mir ſein Tutti frutti geſchickt mit einem langen liebkoſenden Briefe, hat aber mein Urtheil nicht damit beſtechen können. Der beſte deutſche Schriftſteller bin ich jetzt — parmi les aveugles le borgne est roi. Wer wie ich zwei Augen hat, iſt es alſo ganz gewiß. — Ich tauſche aber gleich mit Rothſchild, — der Teufel ſoll Rothſchild holen, der dem Improviſator Langenſchwarz**) einen Empfehlungsbrief an mich gegeben hat, ſo daß dieſer langweilige Menſch mir dieſen Morgen mit dieſem Empfehlungsbrief ſeine Aufwartung gemacht und zwei volle Stunden gekoſtet hat. Das beſte an ihm iſt, daß er Dich kennt, und von Dir zu erzählen wußte, daß Deine Geliebte in Petersburg ein wunderſchönes Mädchen ſei. — Grüß mir Carl, über den ich ſehr böſe bin, da er mir nicht ſchreibt. Sage ihm, ich könnte ihm die ſchönſten Sachen ſchreiben, z. B. daß ich Goldſchmidt hier geſehen, welcher einen ungeheuer großen Schnurrbart trägt, ſo daß wer ihn nicht kennt, ihn für einen kalabreſiſchen Banditen, kurz für einen wüthenden Bramarbas halten würde.

---

*) Nur auf Anrathen kompetenter Freunde habe ich mich entſchließen können, obigen Paſſus nicht zu ſtreichen.

M. H.

**) Im Jahre 1832 gab ich bei J. Brieff in St. Petersburg unter dem Titel „Biarmia" einen Almanach heraus, zu dem, auf Aufforderung des Verlegers, der gerade in St. Petersburg anweſende Improviſator M. Langenſchwarz eine ſehr lange, aber auch ſehr gehaltloſe Novelle, „Soldaten-Tod," beigeſteuert hat.

M. H.

Er iſt aber doch noch der Alte, und wenn er an der Wand den Schatten ſeines eigenen Schnurrbarts ſieht, erſchrickt er.

Grüße mir alles Unterrockvolk in Hamburg, meine Mutter, Lottchen, meine drei Nichten, Madame Salomon Heine u. ſ. w.

Hätte ich nur keine Kopfſchmerzen.

Dein Freund und Bruder
H. Heine.

4.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. Auguſt 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreiſe von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin ſie mir ſagte, daß

Du mir wahrſcheinlich ein Rendezvous in London geben würdeſt. Ich reiſte nach Boulogne ſur mer und gab in Paris Ordre mir meine Briefe dorthin nachzuſchicken. Aber eine Reihe von Verdrießlichkeiten, die mich in Boulogne gleich aſſaillirten, bewogen mich hierher nach Havre zu reiſen, um meine Bäder zu nehmen, die ich ach! ſo ſehr nöthig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber ſo viel ſage ich, daß ich nicht dieſes Jahr nach London gehen kann, und ich eile Dir dieſes zu melden, für den Fall, daß Du mir in Deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat, ein Rendezvous gegeben haben möchteſt. Dieſes aber betrübt mich unſäglich; ich hätte Dich gern noch einmal geſehen, ich ſage noch einmal, denn eine ſchmerzliche Ahnung belaſtet mich, daß ich aus der Welt ſcheiden werde, ohne Dich wieder mit leiblichen Augen geſehen zu haben.*) Mit den Augen des Geiſtes ſehe ich Dich beſtändig; denn Du biſt der einzige von Allen, der mich ſchweigend verſtehen kann, und dem ich nicht nöthig habe, weitläuftig auseinander zu ſetzen, wie alle Bekümmerniſſe meines Lebens nicht durch eigene Schuld entſtanden ſind, ſondern ſich als nothwendige Folge meiner ſocialen Stellung und meiner geiſtigen Begabung erklären laſſen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unſerer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieſes Verbrechens ſich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchſte und allerniedrigſte Verzeihung erkaufen will!

---

*) Dieſer Brief iſt, wie man erſieht, von 1837 datirt. In den noch folgenden 19 Jahren bis zu ſeinem Tode waren wir ſo glücklich den geliebten Bruder noch öfter zu ſehen. Der Dichter gab ſich in ſeinen Briefen frühzeitig ſchon den trübſten Anſchauungen hin. M. H.

Ich bitte Dich von dieſem Briefe an Mutter nichts zu ſagen, denn ſie könnte ob des Tones desſelben ſich betrüben. Du ſiehſt auch, wie ſehr ich Recht hatte, Dir nicht zu ſchreiben, denn ich darf Dir das Beſtimmte nicht ſagen, und das Unbeſtimmte würde Dich nur in der weiten Ferne beängſtigt haben. — Was man Dir in Hamburg von mir ſagt, wirſt Du hoffentlich nicht glauben. Am allerwenigſten hoffe ich, daß Du den Schnödigkeiten, die Dir bei Onkel Heine von mir zu Ohren kämen, Glauben ſchenkſt.

In dieſem Hauſe herrſchte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpeſtete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in dieſem Hauſe immer die reichlichſte Atzung.

Aber es iſt dafür geſorgt, daß der Tempel meines Ruhmes nicht auf dem Jungfernſtieg*) oder in Ottenſen zu ſtehen kommt, und einer von Salomon Heine's Hausſchmarotzern und Protegés als hoher Prieſter meines Ruhmes angeſtellt wird! — — Sogar was der Onkel Dir von mir ſagen möchte, darfſt Du nicht buchſtäblich glauben. Zur Zeit, als ich durch Krankheit (ich hatte dabei noch die Gelbſucht) und unverſchuldetes Unglück bis zur äußerſten Bitterkeit geſtimmt war, ſchrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur ſeinen Zorn erregte. Das iſt all ſein Klagegrund gegen mich! Denn die Paar tauſend Francs, die ich ihm koſte, berechtigen ihn ſchwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, deſſen Generoſität ... genug davon!

Du weißt, daß ich dieſen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun mußte ich ... genug davon. Am meiſten ſchmerzt mich die Meinung der Welt, die ſich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine ſchlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verſchweigt ... ach!

---

*) Auf dieſer Straße in Hamburg lag das Haus und in Ottenſen (unweit Altonas an der Elbe) das Landhaus des Onkels. M. H.

wenn ich ſchlechte Handlungen begehen wollte, ich ſtünde gut mit der ganzen Welt und .... genug davon!

Leb wohl, und haſt Du mal eine müßige Stunde, ſo ſchreibe mir. Adreſſire Deine Briefe Poste restante au Havre de Grâce. — Ich befinde mich wohl; körperlich leide ich faſt gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Lähmung bis an den Elnbogen hinaufſteigt. Ich werde übrigens ſehr dick. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erſchrecke ich; ich ſehe jetzt ganz aus wie mein ſeliger Vater ausſah, nämlich zur Zeit, als er aufhörte hübſch zu ſein. — Ich ſchreibe viel. Mein wichtigſtes Werk ſind meine Memoiren, die aber doch nicht ſo bald erſcheinen werden; am liebſten wäre es mir, wenn ſie einſt nach meinem Tode gedruckt würden! —

Den Herrn *** habe ich in Paris nicht geſehen, habe aber in Erfahrung gebracht, daß er dem Journal des Débats und der Revue des deux mondes Artikel überſchicken wird (verſteht ſich günſtige), für deren Aufnahme er noch beſonders bezahlen wird. Er beſticht die Preſſe auf Order und Rechnung ſeiner Regierung. Bei mir wäre er ſchlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre. Obgleich die deutſchen Demagogen das

Gerücht verbreiten, ich ſei von den Regierungen gekauft, ſo kann ich Dir doch bei dem Leben aller derer, die ich liebe, beſchwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, ſelbſt wenn ich in der größten Bedrängniß war. Und jetzt iſt es gar unmöglich, daß ich eine ſo klägliche Handlung beginge . . . genug davon! Lebe wohl, behalte mich lieb. Schreibe mir, wie es in Hamburg ausſieht, nämlich bei Mutter, Lottchen und Onkel; befindet er ſich wohl?

Dein Bruder
H. Heine.

5.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Havre de Grâce, den 25. Auguſt 1837.

Liebſter Max!

Deinen Brief habe ich erhalten, geſtern; da morgen früh das Dampfboot nach Hamburg geht, eile ich Dir zu antworten. — Nein, ich kann Dir heute nicht ſchreiben, ich will auch nicht in die Materien, die Du erwähnſt, eingehen, denn theils iſt heute mein Kopf trüb und wüſt, in Folge eines Kopfſchmerzes, der geſtern mich bis zur Verzagniß quälte, theils auch bin ich ſo verſtört, ſo ſchwarzmüthig geſtimmt, daß Dich mein Brief vielleicht ängſtigen könnte.

Dein Brief aber hat mich ſehr erfreut, denn nicht bloß ſchöpfte ich daraus einige Labungstropfen der Hoffnung, ſondern er war mir auch ein Beweis Deiner brüderlichen Liebe, er gab mir Zeugniß, daß ich es auf dieſer Welt nicht mit lauter Egoiſten zu thun habe. Du glaubſt es nicht, wie theuer ich meine Liebe und meine beſſeren Gefühle täglich bezahlen muß, und wie alle meine Nöthen und Bedrängniſſe durch die beſſeren Eigenſchaften, die unzerſtörbar in mir walten, herbeigeführt werden! — Lieber Junge, wie viel und unverſchuldeten Kummer ich ſeit zwei Jahren trage, iſt kaum glaublich. —

Deinen Wunſch, daß ich an Onkel Heine ſchreiben ſoll, werde ich dieſe Tage erfüllen und er wird durch die Landpoſt nächſtens einen Brief von mir erhalten. Uebrigens habe ich ihm bereits vor drei Monat von Granville aus einen gehorſamen und ganz aus der Seele gefloſſenen Verſöhnungsbrief geſchrieben, worauf ich freilich keine Antwort begehrte, indem ich ihm nicht meine Adreſſe gab, aber wovon er doch gegen Dich Erwähnung thun konnte. Erinnere ihn daran, und ſiehe zu, daß er mir einige Zeilen ſchreibe. — Iſt er ſo edel, ſo großmüthig, wie Du mir immer rühmſt, iſt er dieſer außerordentlich edle, große Menſch, ſo geb ich ihm ja die Gelegenheit es zu beweiſen.

Dein Bruder
H. Heine.

6.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Havre de Grâce, den 29. Auguſt 1837.

Mein theurer Bruder! Da ich doch einmal verurtheilt bin, ſtatt Dir zu dienen, Dienſte von Dir zu empfangen, ſo ſollſt Du auch heute eine Commiſſion von mir empfangen. Ich bitte Dich nämlich, ſuche meine früheſten Gedichte, nämlich das Bändchen, das bei Maurer in Berlin erſchienen, ſo wie auch meine Tragödien zu verſchaffen, und ſchick ſie hierher mir per Dampfſchiff unter der Adreſſe von: Wanner, Langer und Comp. Giebt es dort etwas Neues, irgend eine Novität, die mich direkt intereſſiren könnte, ſo pack' ſie bei. — Kannſt Du mir über die Wirkung meiner Menzeliade etwas ſagen? Hier in Frankreich ſeh' ich und höre ich nichts. Die Nothwendigkeit, daß ich Menzel endlich züchtigte, wirſt Du wohl begriffen haben. Mein größter Wunſch wäre, er ſchlüge ſich. Acht Jahre lang ließ ich mich ruhig inſultiren und wartete, bis er reif war.*) — Hier in Havre bleibe ich nur noch einige Tage, weiß aber nicht, ob ich dann direct nach Paris zurückgehe. Meine Badekur iſt wieder verpfuſcht. Vorigt Jahr konnte ich nicht baden, weil ich die Gelbſucht hatte. Dies Jahr vielleicht, weil mich während der letzten Zeit ſo viel Quälereien heimſuchten, bekommen mir die funfzehn Bäder, die ich bis jetzt genommen habe, ſehr ſchlecht; wieder leide ich an Migräne, die drei Tage mich quält und zur Arbeit unfähig macht. Sogar neue Uebel melden ſich, aber ich bin ja, ſeitdem wir uns nicht geſehen, acht Jahre älter geworden, und bei dem geſetzten Leben das ich führe, bei der geiſtigen und leiblichen Aufregung der letzten Jahre, hat ſich gewiß die Avantgarde der Decrepitüde ſchon eingeſtellt. Die Jugend iſt dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht müde zu ſein. — An Onkel werde ich mit dem zunächſt abgehenden Dampfboote ſchreiben. Der Gedanke ſchon an dieſen Brief erregt allen Mißmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, ſondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geſchunden von den ſchneidendſten Beſchuldigungen, und ich ſoll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für dieſen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn Mal mehr Kummer verurſacht, ich hätte es gewiß längſt verziehen, aber es iſt grauſam hart, daß ich das himmelſchreiende Unrecht, das er an mir begeht, verſchweigen ſoll. Ich bin kein falſcher Menſch, ſagt mein ſeliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Irreſpectuoſität in Worten, nicht in Handlungen, und das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wiſſen ſollte, daß wir alle in unſerer Familie von aufbrauſender Natur ſind, und daß wir in der nächſten Stunde es bereuen, was wir Verletzendes geſagt haben. — Ich habe wahrhaftig, um zu dem Anſehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihülfe meiner Familie nicht bedurft, daß aber die Familie nie das Bedürfniß fühlte, dieſes Anſehen, und ſei es auch in den kleinſten Dingen zu befördern, iſt unbegreiflich.*)

---

*) Wolfgang Menzel, Redacteur der Stuttgarter Literaturzeitung, ſchrieb in den dreißiger Jahren ſeine berüchtigten Denunciationen gegen das ſogenannte „junge Deutſchland" (Laube, Gutzkow, Mundt, Wienbarg u. ſ. w.), was die Veranlaſſung gab zu Heine's kauſtiſcher Schrift: „Ueber den Denuncianten." M. H.

---

*) Der künftige Biograph möge berückſichtigen, daß wo Heinrich Heine in ſeinen Briefen von der Familie ſpricht, in der Regel nur der alte Onkel und ſein Haus, zuweilen

Ja, im Gegentheil, im Hauſe meines Oheims fanden diejenigen Menſchen eine gute Aufnahme, die notoriſch als Gegner meines Renommée bekannt waren. Ein miſerabler Wurm, der Doctor, der mich auf's Gemeinſte angriff, ward, wie man mir jüngſt erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tiſche geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamſell Spekter, die er heirathen wollte, eine Ausſtattung. Dieſes Gewürm paßte zuſammen, denn in keinem Hauſe, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anweſenheit in Hamburg ſchändlicher gegen mich als Schriftſteller raiſonnirt als im Spekterſchen Hauſe. Das iſt nur ein Beiſpiel. — Wir wollen ſehen, ob ich Recht habe, oder Du? — — Schreib mir doch viel während Deiner Abweſenheit aus Rußland; beſonders gieb mir detaillirte Nachrichten über Mutter. — Ich werde Euch wohl nie wiederſehen!*)

Wie ich mich mit Campe arrangirt, wirſt Du

---

auch einige angeheirathete gemüthloſe Verwandte, niemals aber ſeine Aeltern oder Geſchwiſter gemeint ſind. Außer Guſtav und mir hatte Heine keine Brüder, und der in einigen literariſchen Werken fälſchlich als jüngerer Bruder H. Heine's angeführte Wilhelm Heine (bekannt durch ſeine Reiſewerke) iſt nicht mit uns verwandt.

M. H.

*) Vergleiche die Anmerkung im dritten Briefe.

wohl wiſſen. Ich habe in der ſchlimmſten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Jahre für 20,000 Francs verkauft. Durch beiſpielloſe Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantirt und bei dem ich Gelder deponirt, ward ich damals in eine heilloſe Lage verſetzt.*) Nur durch die größten Anſtrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen — und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptſache. Lebe wohl, handle für Deinen Bruder, der Dich unausſprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieſer Brief iſt nicht abgegangen, und ich ſchicke Dir ihn mitſammt dem Briefe an Onkel, den Du ihm bei guter Gelegenheit mittheilen ſollſt.**)

---

*) Dies aus dem größten Edelmuthe hervorgegangene ſo häufige Garantiren für Andere, welches meinen Bruder Heinrich oft unerwartet um große Summen brachte, hat den alten Onkel ſtets erbittert, um ſo mehr, da er das Danaidenfaß der Finanzen des Neffen meiſtentheils füllen ſollte. Es würde etwas Erkleckliches ausmachen, wenn man die Summen zuſammenrechnen wollte, um die der Dichter, der in Geldangelegenheiten aber ein ewiges Kind blieb, während ſeines Lebens betrogen wurde. Leider wurde Heine oft noch von Denjenigen am meiſten verläumdet, denen er die größten Wohlthaten erwieſen hatte. M. H.

**) Siehe den folgenden Brief. M. H.

7.

Brief an ſeinen Onkel Salomon Heine.

[Zum Verſtändniſſe dieſes Briefes diene Folgendes: Ich ſtand bei dem Onkel in großer Gunſt, (auch von ihm bewahre ich eine Maſſe höchſt origineller Briefe für meine ſpätern Aufzeichnungen) brachte den Sommer 1837 auf ſeiner Villa in Ottenſen zu, und überreichte ihm in ſeinem Cabinette den Brief meines Bruders. Die Lectüre des Briefes, den er mir zurückgab, brachte eine ungünſtige Wirkung hervor. Der Alte ſchnellte mehrmals von ſeinem Lehnſtuhle in die Höhe, tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beſtändigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!“ Was ſagt aber Göthe:

Es regnet, wenn es regnen muß,
Es regnet ſeinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört's auch wieder auf.

Ich war ſo glücklich nach einiger Zeit eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, die wenigſtens bis zum nächſten nöthigen Goldregen anhielt, wo dann alle Freundſchaft wieder in Frage geſtellt wurde.]

M. H.

Havre de Gräce, den 1. September **1837**.

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer erſehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beſchwerde gegen mich führen, ſich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in ſeinem Enthuſiasmus für Sie, ermahnt mich auf's Dringendſte Ihnen mit Liebe und Gehorſam zu ſchreiben, und ein Mißverhältniß, welches der Welt ſo viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beſeitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weiſe der Liebloſigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewiſſen iſt ruhig und ich habe außerdem dafür geſorgt, daß, wenn wir Alle längſt im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, ſeine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir ſehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt iſt, zu verſcheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieſes iſt jetzt das ſchmerzlichſte Bedürfniß meiner Seele, und um dieſe Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdienteſten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigſte Krankheit, die Gelbſucht, mein ganzes Weſen verkehrte, und Schreckniſſe in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wiſſen, daß in unſerer Familie, bei unſerem aufbrauſenden und offenen Charakter, die böſen Worte nicht viel bedeuten, und in der nächſten Stunde, wo nicht gar vergeſſen, doch gewiß bereut ſind. Wer kann das beſſer wiſſen als Sie, lieber Onkel, an deſſen böſen Worten man manchmal ſterben könnte, wenn man wüßte, daß ſie nicht aus dem Herzen kommen, und daß Ihr Herz voll Güte iſt, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären ſie noch ſo böſe, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich auf's Gramvollſte, es ſchmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die ſich jetzt in Ihrem Herzen ſelbſt zeigt. Ich ſage *unnatürliche Härte*, denn ſie iſt gegen Ihre Natur, hier müſſen unſelige Zuflüſterungen im Spiel ſein,*) hier iſt ein geheimer Einfluß wirkſam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um ſo

---

*) Vergleiche Kapitel 21. „Die Schwiegerſöhne des Onkels."
M. H.

verdrießlicher iſt, da mein Argwohn jeden in Ihrer Umgebung, die beſten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muß mich dieſes Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es iſt, daß ich davon erlöſt werde. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie ſehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen beſſeren Eigenſchaften verdanke ich die Kümmerniſſe, die mich zernagen und vielleicht zerſtören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörteſten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die ſchleichenden Intriguen, die nach den wilden Aufregungen des Partheikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, iſt der Stolz der geiſtigen Obermacht, die mir angeboren iſt, und das Bewußtſein, daß kein Menſch in der Welt mit weniger Federſtrichen ſich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — —

Aber ſagen Sie mir, was iſt der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius laſtet: Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geiſter, die Thürme der Menſchheit, am öfteſten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit ſo liebreich verſchont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe ſäet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der ſo weichfühlend, ſo mitleidig, ſo barmherzig iſt gegen fremde Menſchen, ſich jetzt ſo hart zeigt gegen ſeinen Neffen?

H. Heine.

8.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Paris, den 12. April 1843.

Liebſter Bruder!

Wenn ich Dir nicht ſchreibe, ſo iſt der Grund ſehr einfach: Ich hätte Dir ſo viel zu ſagen, daß ich nicht weiß, womit anfangen und wie endigen. Aber beſtändig denke ich an Dich, faſt tagtäglich ſpreche ich von Dir mit meiner Frau, die Dich ſo gern einmal ſähe! und in meinen bitterſten Nöthen ſtärkte mich oft das Bewußtſein, daß ich einen getreuen Bruder habe, der mit ganzer Seele mir ergeben iſt. Und es hat mir an Nöthen in den letzten Jahren nicht gefehlt! — Ich lebe in dieſem Augenblicke ziemlich ruhig, es herrſcht ein Waffenſtillſtand zwiſchen mir und meinen Feinden, die aber darum nicht minder rührig im Geheimen agiren und ich muß mich auf alle mögliche Ausbrüche des tödtlichſten Haſſes und der feigſten Niederträchtigkeit gefaßt machen. Das hat aber Alles nicht viel zu bedeuten, trüge ich nicht meinen ſchlimmſten Feind in meinem eigenen Leibe, nämlich in meinem Kopfe, deſſen Krankheit in letzter Zeit in eine ſehr bedenkliche Phaſe getreten. Faſt die ganze linke Seite iſt paralyſirt, in Bezug auf die Empfindung; die Bewegung der Muskeln iſt noch vorhanden. Ueber der linken Augenbraue, wo die Naſe anfängt, liegt ein Druck wie Blei, der nie aufhört, ſeit beinah zwei Jahren iſt dieſer Druck ſtationär; nur in Momenten des ſtarken Anſtrengens beim Arbeiten empfand ich ihn weniger, nachher aber war die Reaction deſto größer, und wie Du denken kannſt, darf ich wenig jetzt arbeiten. Welch ein Unglück! Damit iſt auch das linke Auge ſehr ſchwach und leidend, ſtimmt oft nicht zuſammen mit dem rechten, und zu Zeiten entſteht dadurch eine Verwirrung des Geſichtes, die weit unleidlicher, als das Dunkel der vollen Blindheit. Seit zwei Monat habe ich im Genick ein Haarſeil, aber das iſt nur Palliativ, und ich habe zu keinem Heilmittel Vertrauen. Ich erzähle Dir das, nicht, weil ich von Dir Rath erwarte, ſondern weil ich Deine ärztliche Neugier zufrieden ſtellen will. Ich habe wenig Hoffnung des Beſſerwerdens und ſehe einer trüben Zukunft entgegen. — Meine Frau iſt ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launiſch wie nur irgend eine Franzöſin ſein kann, und ſie erlaubt mir nicht in melancholiſches Träumen, wozu ich ſo viel Anlage habe, zu verſinken. Seit acht Jahren liebe ich ſie mit einer Zärtlichkeit und Leidenſchaft, die an's Fabelhafte grenzt. Ich habe ſeitdem ſchrecklich viel Glück genoſſen, Qual und Seligkeit in entſetzlichſter Miſchung, mehr als meine ſenſible Natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne Bitterniß des Bodenſatzes ſchlucken müſſen? Wie geſagt, mich graut vor der Zukunft. — Aber wer weiß, es geht vielleicht beſſer, als mein getrübter Sinn es ahnet. — Bleibe Du mir nur zugethan, theuerſter Bruder, und ich gebe meinem Herzen einen Halt Deiner Brudertreue, an Deiner ſicheren Bruderliebe.

In Hamburg ſcheint Alles in floribus zu ſein. Daß Mariechen eine ſo gute Parthie machte, iſt ein groß Glück, für welches ich dem lieben Gott danke. Welche Freude für unſere Schweſter und unſere Mutter! Letztere altert ſehr, aber das liegt in einem allgemeinen Menſchenſchickſal; ich hoffe, ſie wird lange bei uns bleiben, die gute, vortreffliche Mutter.

Mit der Familie ſtehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine, er giebt mir jährlich acht tauſend Francs, ungefähr die Hälfte von dem, was ich brauche. Bin aber zufrieden jetzt, wo ich körperleidend bin und auf meine Arbeit nicht gut rechnen kann, eine fixe Penſion zu haben. — Nach Deutſchland gehe ich nie und nimmermehr zurück. Ich lebe hier umfriedet, wenigſtens in Bezug auf äußere Berührung. — Und nun, theurer Bruder, lebe wohl, und ſchreib mir bald. Meine Adreſſe iſt: Faubourg Poiſſonnière Nr. 46.

Möge Dich dieſes Blatt in guter Geſundheit und glücklicher Stimmung antreffen.

H. Heine.

Außer meinem Kopf bin ich leiblich und geiſtig ganz geſund.

9.

Madame
Me. Henri Heine.
Dans la pension de Me. Darte, 101 à Chaillôt
affr. Paris.

Hambourg, le 20. Novembre **1843**.

Ma femme chérie! Je t'ai écrit hier d'acheter chez la modiste deux chapeaux, un pour ma

sœur, l'autre pour ma nièce. Mais ma nièce vient de me faire dire qu'elle ne veut pas de chapeau dans ce moment, où qu'elle à encore deux chapeaux magnifiques et qu'elle accouchera à la fin du mois prochain, ce qui l'empêchera de faire usage d'un nouveau chapeau de sitôt. Pour cette raison, tu n'as besoin d'acheter que le chapeau pour ma sœur qui doit être conditionné comme je te l'ai dit hier. Elle a la figure minée, mais ce n'est pas une grande femme; elle est à peu près de la grandeur d'Elisa. Si le velours simple ou le velours crêpé est le plus à la mode, tu prendras un chapeau de cet étoffe; mais je le repète, il ne doit pas être trop cher, la caisse doit être addressée comme je l'ai dit dans ma lettre d'hier. — Adieu, je t'embrasse. Mes affaires vont très bien et je suis sur le point de regler mes intérêts avec mon libraire d'une manière bien favorable. C'était bien nécessaire que je suis venu ici — je ne perds pas mon temps. Tu trouveras ici tout bien préparé. Adieu! Je ne pense qu'à toi et je t'aime comme un fou que je suis

Henri Heiné.

10.

Brief an ſeine Mutter.

Montmorency, den 28. Auguſt 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. Auguſt habe ich richtig erhalten. Es iſt hier Alles beim Alten, und ich werde, bis es herbſtlich wird, hier bleiben; dies wird aber wahrſcheinlich nicht über vier Wochen währen, da es Ende September hier ſehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen im ſelben Zuſtand, und das Schreiben macht mich übel; ſchreibe daher faſt gar nicht. Heute ſchreibe ich Dir zunächſt, um Dir einliegende Papiere zurückzuſchicken, die zu dieſem Endzweck bereits ſeit ſechs Monaten, wo ich meine Scripturen ordnete, bereit lagen. Wozu ſoll ich ſie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich geſtanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten ſie für mich eine Geltung, ſonſt aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Gebrauch zu machen.*) Max wird in dieſer Beziehung ganz ſo denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rathe, die ganze Summe meiner Schweſter laſſen. — Mein weib- und kinderloſer, in Amt und Glück ſtehender Bruder Max iſt verſorgt, wohlverſorgt, und auch ich hab' bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau iſt geſorgt und iſt ſchon dadurch beglückt, daß Du ſie liebſt, hier kann alſo von keinem Opfer die Rede ſein.

Sei überzeugt, auch Guſtav hat dies Geld eben ſo wenig nöthig, wie ich und Max. Das iſt mein Wunſch und mein Rath, die beide um ſo mehr Gewicht haben dürften, da ich der Aelteſte meiner Geſchwiſter bin, und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich ſelbſt beruhigen darf. — Nun, thue was Du willſt, und laß mich nichts mehr von dieſer Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn

Heinrich Heine.

---

*) Zum näheren Verſtändniß des obigen Briefes diene die Notiz, daß die Mutter teſtamentariſch ein Kapital unter ihre vier Kinder vertheilen wollte. Die Mutter hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Documente zugeſchickt, und ihn wegen der formellen Anordnungen conſultirt.

M. H.

11.

Brief an ſeine Mutter.

Montmorency, den 5. October 1847.

Liebſte Mutter!

Mein Brief iſt einige Tage liegen geblieben, da ich erſt morgen nach Paris reiſe, wo ich ihn auf die Poſt legen will. Ich ſuche mir dort eine neue Wohnung für den 15. October; bis dahin bleibe ich hier, wo ich mich behaglich befinde. Meine Frau iſt wohl, und wir ſprechen beſtändig von Dir. Schreib mir bald, denn ich bin jetzt, wo ich weniger leſen kann, ſehr leicht im Stande zuviel nachzugrübeln. Der Himmel erhalte Dich im ſchönſten Wohlſein. Wenn nicht die fatalen Geſichter in Hamburg wären! — Nächſtes Jahr gedenke ich das Bad Gaſtein zu beſuchen, das man mir ſehr rühmt. Lebe wohl, theure Mutter, ſchreibe mir bald und ſei überzeugt, daß keine Stunde vergeht, wo ich nicht an Dich und Deine mütterliche Treue denke.

Dein gehorſamer Sohn
H. Heine.

12.

Brief an ſeinen Bruder Max.

Paſſy, den 12. September 1848.

Mein geliebter Bruder!

Es drängt mich meinem geſtrigen Briefe einige Zeilen auf dem Fuße nachfolgen zu laſſen. Das Beſte, was ich Dir zu ſagen habe, iſt, daß die verfloſſene Nacht eine ſchmerzloſe und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde dieſelben geblieben, und dieſelben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, ſo fehlte ihnen doch der acute Schmerz und ich habe auch einige Minuten geſchlafen. Ich träumte von unſerem ſeligen Vater. Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu ſagen habe, betrifft noch die 4000*) Francs, die Du mir noch ſchicken wollteſt. Ich muß Dich auf Ehr und Gewiſſen bitten, mir aufrichtig zu ſagen, ob wirklich Deine Umſtände es erlauben, dieſe Summe zu risquiren, ich ſage zu risquiren, denn obgleich meine Finanzen im nächſten Jahre wieder ganz hergeſtellt ſein werden, ſo bin ich doch nicht ſicher, ob ich dieſe Zeit auch erlebe. Wenn Du aber jene Summe entbehren kannſt, und ſchlimmſten Falles verlieren kannſt, ſo geſtehe ich Dir offen, daß die Hülfe ihren Hauptwerth dadurch erhält, daß ſie bald anlangt, indem eben der Moment von kritiſcher Bedeutung iſt. Du haſt keinen Begriff davon, wie Jeder hier von Geldnoth gehetzt wird; denk' Dir nun Einen, der gehetzt wird und keine Beine hat, und eine Meile entfernt vom Schauplatze des Verkehrs auf ſeinem Bette angenagelt liegt. In vierzehn Tagen werde ich wieder in Paris wohnen, und kann ſchon allenfalls die Perſonen, womit ich im Verkehr ſtehe, zu mir kommen laſſen, und ich hoffe allmählich meine Verhältniſſe behaglich zu geſtalten. Ich habe mich ſeit geſtern entſchloſſen, dennoch eine neue Wohnung zu nehmen, was freilich wieder neue Koſten herbeiführt. Dir, lieber Max, verdanke ich es, daß ich ſolches ausführen und ſomit für meine Geſundheit etwas Förderliches thun kann. — Von Hamburg habe ich eben die beſten Nachrichten empfangen. Die Mutter ſchickt mir auch Deine Anweiſung, wie man ſich bei der Cholera zu verhalten habe. Ich kann vielleicht für Andere nützlichen Gebrauch davon machen. Wie wäre es, wenn Du mir zu öffentlicher Benutzung einen großen Brief ſchriebeſt, im populärſten Tone, jeder Intelligenz zugänglich, mit den genaueſten Details, was man bei den erſten Symptomen der Krankheit zu thun habe, mit einer ganz populär geſchriebenen und für die Laien faßlichen Angabe der Medicamente; kurz einen Brief, den ich hier veröffentlichen könnte, ſobald die Cholera hier wieder ihre Aufwartung macht, und die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt? Das iſt eine Idee, die mir ſoeben aufſchießt und durch ihre Actualität vielleicht fruchtbar ſein kann, aber das Manuſcript muß zur rechten Zeit anlangen.*) Dein Brief über die „*Peſt*“ war ſehr gut geſchrieben; hier aber brauchſt Du Dich nicht in Koſten des Schönſchreibens zu ſetzen, da ich Deinen Brief in's Franzöſiſche überſetzt geben muß. Deinen Brief über die Peſt erhielt ich am Tage, wo ich nach Barège reiſte; ich gab ihn einem Freunde zur Veröffentlichung in's Franzöſiſche, aber nur ein einziges franzöſiſches Blatt druckte ihn; die franzöſiſche Preſſe verbreitet nicht gern etwas, was mit den franzöſiſchen Handlungsintereſſen im Widerſpruch ſtand, wie Deine Meinung über die Quarantänen. Vielleicht intereſſirt Dich dieſe retroſpective Notiz.**)

---

*) Vergleiche die Schlußbemerkung.

---

*) Iſt geſchehen. M. H.

**) Bekanntlich habe ich für ein ſtrenges Quarantäne-Syſtem gegen die orientaliſche Peſt (freilich nicht im Intereſſe des Handels) ein erfolgreiches Wort geführt.
M. H.

Ueber meine Krankheit will ich Dir nächſtens einmal mancherlei mittheilen, woraus Dir, dem Arzte, vielleicht ein Licht aufgehen mag. Ich weiß nicht woran ich bin, und keiner meiner Aerzte weiß es. So viel iſt gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die ſpaniſche Inquiſition erſinnen konnte. Dieſer lebendige Tod, dieſes Unleben iſt nicht zu ertragen, wenn ſich noch Schmerzen dazu geſellen. Vorigen Winter hatte ich große Geneſungshoffnung durch einen ungariſchen Charlatan, der durch ſeine Wundertinctur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich ſterbe, ſo iſt doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit ſo inbrünſtiger Leidenſchaft. Für mich giebt es keine ſchöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küſſe, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Geſellſchaft heiter ſchmauſender Gäſte; meine Lippen ſind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge ſind gelähmt, eben ſo ſehr wie die Abſonderungscanäle. Ich kann weder kauen noch k . . ., werde wie ein Vogel gefüttert. Dieſes Unleben iſt nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir ſein kann.

Dein leidender Bruder
Heinrich Heine.

Schlußbemerkung zu Seite 180.

Gehört Das auch in die Oeffentlichkeit? wird mancher delicate Leſer einwerfen. Ganz gewiß. Mit Uebergehung ſo vieler dahin bezüglicher Familienbriefe H. Heine's glaubten wir beiſpielsweiſe dieſen einen Brief veröffentlichen zu müſſen, da öffentliche Blätter und Lebensbeſchreiber H. Heine's ſich erdreiſteten, den nächſten Verwandten den Vorwurf zu machen, daß ſie den Dichter in Elend (!) und Noth (!) verkümmern ließen. Das alberne Märchen von Schillers Armuth hat eben ſo wenig Bedeutung, als daß H. Heine gleich den „Mispeln“ auf Stroh am beſten gediehen iſt. Die Einkünfte des Privatmannes H. Heine betrugen oft mehr als 15,000 Francs jährlich, der Dichter brauchte nicht ſelten das doppelte. Es ereignete ſich einmal, daß in elf Monaten neun Mal die Wohnung geändert wurde!! Man braucht gerade nicht Paris zu kennen, auch der letzte Bewohner von Krähwinkel weiß, mit welchen Koſten Umzüge verbunden ſind. Heine's bekannte beſtändige Reiſen in Deutſchland, Italien, England, Frankreich und beſonders eine zeitlang der faſt alljährliche Beſuch der Seebäder, oft mit Familie, ſprechen gerade nicht für Elend (!) und Noth (!).

Dieſe thatſächliche Berichtigung wird freilich dem etwaigen Erſcheinen eines pikanten Romans oder Dramas mit obligater Verhungerungs- und Verdurſtungs-Scene Heinrich Heine's nicht ſehr förderlich ſein.

M. H.

Einige Züge aus dem Leben des Onkels.

1.

Der Beſuch in der Schenke.

Oftmals mußte ich den Onkel von der Börſe abholen, um mit ihm eine kleine Spaziertour zu Fuße zu machen. Die Equipage wurde dann an einen beſtimmten Ort beſtellt, wo ſie auf uns warten ſollte. So hatten wir es auch eines Nachmittages, ehe wir auf's Land fuhren, eingerichtet. Wir ſchlugen unweit des Dammthores der Stadt einen Seitenweg ein, der ziemlich öde gelegen war. Sehr bald bemerkten wir, daß das Wetter ſich verändert hatte; der Himmel überzog ſich plötzlich mit drohenden Wolken, ein leiſer Donner wurde vernehmbar. Im Nu begann ein Regen und wir hatten kaum Zeit eine unweit des Weges gelegene Branntweinſchenke zu erreichen, als das fürchterlichſte Unwetter losbrach. Die Schenke war mit allerhand Volk angefüllt, Alles in einen Tabaksqualm eingehüllt, ſo daß man kaum das auf dem Tiſch ſtehende Oellämpchen bemerken konnte. Eine wahre Finſterniß herrſchte in dem engen Raume. Der Onkel und ich quetſchten uns in eine Ecke hinter einen Tiſch, auf den wir zwei Gläſer Schnaps hinſtellen ließen.

Der Onkel hatte ſeine Mütze tief in das Geſicht gedrückt und den Rock hoch zugeknöpft. Vor dem Schenktiſch war eine ſehr lebhafte Unterhaltung in plattdeutſcher Sprache. Von unſerer Ecke aus konnten wir jedes Wort verſtehen. Aus dem Durcheinander erkannten wir ſehr bald die Klagen des Wirthes, die mit den Worten ſchloſſen: „Nun iſt bald meine Wirthſchaft hier aus. Die Schenke wird unter dem Hammer verkauft, und ich mit Weib und Kind müſſen den Bettelſtab ergreifen.“ „Wie ſo denn das?“ riefen mehrere Stimmen. „Eine Schuld hat mich in die unglückliche Lage gebracht, daß mein kleines Häuschen von Gerichtswegen übermorgen verhammert wird.“ — Der arme Mann und Kinder! — riefen die Gäſte im Chor. — Ja, rief einer, hat denn gar Keiner mit Euch Mitleiden und ſucht Euch zu helfen, bis ihr wieder flott werdet? Ein Anderer: Ach ja, die Reichen, die haben kein Herz, die kennen unſer Elend nicht. Und da ſagt man, unſer Hamburg wäre eine wohlthätige Stadt, und ein armer Bürger muß mit Weib und Kind betteln gehen, weil bei ſeinem unverſchuldeten Unglück auch nicht eine Hand Hülfe leiſtet. — Ne, ſagte wieder ein Anderer, das iſt nicht ganz wahr, ich habe doch von einem Hamburger Bürger gehört, der gerne hilft. — „Und wer iſt es denn?“ fragte der Wirth. „Nun, wer Anders als der reiche Heine.“ — Der Wirth: „Aber wie kommt man an den?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Na,“ ſagte abermals der Wirth, „denn trinkt ihr heute den letzten Schnaps bei mir.“

Unterdeſſen donnerte und blitzte und platzregnete es immerfort. Wir ſaßen immer ſchweigend in der dunklen Ecke. Als das Unwetter ſich zu verziehen begann, ſtand mein Onkel auf, ging an den Buffettiſch, zahlte die unberührten Schnäpſe und fragte ganz gleichgültig den Wirth: „Wie groß iſt denn die Schuld, um die Euer Häuschen weggehammert werden ſoll?“

„Ach, lieber Meiſter,“ erwiderte der Wirth, der ohne Zweifel den Alten für einen Handwerker gehalten, „für mich eine große Schuld 280 Mark.“ — „Nicht wenig,“ verſetzte der Onkel, „wie ſeid Ihr denn dazu gekommen?“ — „Krankheiten und Gutſage für einen betrügeriſchen Freund.“ — „Habt Ihr Euch ſchon um Hülfe an Andere gewandt?“ — „Ach an ſo Viele, Meiſter, daß ich nicht mehr den Muth habe mich an Jemand zu wenden!“ — „Na ſo wendet Euch an den alten Heine, wie der eine Fuhrmann Euch gerathen hat.“ — „Ich kenne ihn ja doch nicht." — „Nun, vielleicht kann ich Euch etwas helfen, ich kenne den Alten. Wollen wir es zuſammen verſuchen. Morgen Glock zehn findet Euch ein an der Thür ſeines Hauſes auf dem Jungfernſtieg. Ich werde auch da ſein, hab' auch im Heine'ſchen Comptoir zu thun, Adieu!"

Das Wetter hatte ſich aufgeklärt. Wir fanden ſehr bald unſere Equipage und fuhren auf's Land nach Ottenſen. Der Onkel ſprach kein Wort über das Vergangene. Auch ich ſchwieg, doch war ich nicht wenig geſpannt, wie ſich das kleine Drama entwickeln werde.

Anderen Morgens fuhren wir rechtzeitig von Ottenſen aus, ſtiegen an der Ecke des Jungfernſtiegs aus, gingen das Stückchen bis zum Hauſe zu Fuß, und fanden richtig an der Thür unſeren Mann von geſtern. Er grüßte, indem mein Onkel zu ihm ſagte: „Kommen Sie mit." Schweigend ging ich hinterher. Beim Eintritt des Onkels ins Comptoir erhoben ſich alle die Herrn. Der Onkel rief den erſten Geſchäftsführer und ſagte ganz laut zu ihm: „Herr Leo, geben Sie dieſem Mann da ſogleich 280 Mark ohne alle Quittung. Adieu," wandte er ſich zu dieſem um. „Seien Sie fleißig, dann trinke ich wieder einmal einen Schnaps bei Ihnen."

Ohne Weiteres ſchritt der Onkel durch alle

Comptoirzimmer in ſein Cabinet. Der arme Mann wollte ihm mit Dankesworten folgen. „Schon gut," ſagte der Alte ganz ärgerlich, „jetzt ſtören Sie mich nicht weiter; denn jetzt muß ich mit Herrn Heine arbeiten. Adieu." Der verblüffte arme Mann empfing ſofort ſein Geld, verbeugte ſich nach allen Seiten im Comptoir, und verließ ſeelenvergnügt das Heine'ſche Haus.

2.

Das Schulhaus in Ottenſen.

Das an der Elbe reizend gelegene Landhaus des Onkels gehörte zum Dorfe Ottenſen in Holſtein. Der Onkel liebte dieſe Gegend und hatte dem Dorfe und ſeinen Bewohnern manche Wohlthat erwieſen. Die Dorfkirche bedurfte der Reſtauration und des gründlichen Aufbaues eines Schulgebäudes. Der Gemeinde fehlte es an den gehörigen Geldmitteln, und ſie bat die Regierung um die Erlaubniß, eine Collecte veranſtalten zu dürfen. Der Bitte wurde willfahrt, und ein großes, dickes, amtlich unterſiegeltes Buch ſollte zu dieſem Zwecke in Umlauf geſetzt werden. Es mußten 40,000 Mark aufgebracht werden. Die Gemeinde von Ottenſen wählte eine Deputation, die mit der Ausführung der Collecte betraut wurde. Sie beſchloß, ſich zuerſt an ihren reichen Sommermitbürger zu wenden. So geſchah es. An einem ſchönen Morgen traten drei Herrn im Frack, weißer Halsbinde und ſonſtigen Deputationsrequiſiten in das Empfangszimmer der Heine'ſchen Villa in Ottenſen, und brachten unter den gehörigen Verbeugungen ihre Angelegenheit vor. Der Onkel ſah ſich das große, dicke Buch an und ſagte, indem er es öffnete und auf die erſte noch ganz unbeſchriebene Seite hindeutete: „Meine Herren, es wäre unbeſcheiden von mir, mich an die Spitze Ihres Buches zu ſchreiben, denn eigentlich bin ich doch Hamburger, nur hieſiger Sommerbewohner. Ich glaube, es wäre geziemender, ſich zuerſt an ein Landeskind, z. B. an meinen reichen Nachbar Herrn Donner zu wenden, und dann zu mir zu kommen."

Die Deputation empfing das große Buch zurück und empfahl ſich in aller Ehrerbietung.

Sie wandte ſich nun an Herrn Donner, den Millionair in Altona, der gerade nicht zu den Freigebigſten zu rechnen war. Herr Donner hörte mit großer Ruhe und Würde die Deputation an, nahm auch zur Beſcheidenheit ſeine Zuflucht indem er ſagte: „Nein, meine Herren, das geht nicht, an der Spitze Ihres Buches muß ein Mann wie Herr Salomon

Heine ſtehen, aber ſein Sie überzeugt, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, den Beitrag, den Herr Heine zeichnet, zeichne ich auch; dann kommen Sie zu mir zurück."

Am nächſten Sonntag erſchienen die drei Herrn in Frack, weißer Halsbinde und den übrigen Requiſiten einer Deputation abermals im Empfangzimmer der Villa in Ottenſen. Mein Onkel empfing ſie auf's Liebenswürdigſte und befragte ſie um das Reſultat ihrer Miſſion. Verlegen bemerkte der Sprecher, daß Herr Donner noch nichts gezeichnet, ſie abermals aus Beſcheidenheit zu Herrn Heine zurückgeſchickt habe mit der poſitiven Bemerkung, daß, was Herr Heine gäbe, gleichfalls auch von ihm gegeben würde.

„So," ſagte der Onkel lächelnd, „das hat Ihnen Herr Donner geſagt?"

„Jawohl," antworteten mehrere der Deputation, „er hat darauf auch ſein Wort gegeben."

Der Onkel ergriff raſch eine Feder, tunkte ſie ein, nahm das Buch in die Hand und ſchrieb oben auf die erſte Seite: Salomon Heine — 20,000 Mark.

„Und nun, meine Herren, gehen Sie ſogleich zu Herrn Donner und laſſen Sie ſich die andere Hälfte geben. Ihr Geſchäft iſt jetzt beendet, ich grüße Sie.“ Herr Donner, ein Mann von Wort und Treue, zögerte nicht, die anderen 20,000 Mark zu zeichnen, aber mit welchem Gefühle? Die Lacher waren nicht auf ſeiner Seite.

3.

Die Collecte.

Mein Onkel liebte ſehr das Theater. Wie ſtrahlte ſein lebhaftes Auge, wenn er von dem früheren Glanze der Hamburger Bühne erzählte, wenn er vom Spiel der Ackermann, von Iffland, Schröder und Schmidt ſprach. Er hatte allzeit den Mitgliedern der Hamburger Bühne unendlich viele Wohlthaten und Gefälligkeiten erwieſen. Außer ſeiner abonnirten Loge in der Bel-Etage hatte er, als Mitglied des Theater-Comité's, noch einen Platz in der Proſceniumsloge. Da ſaß er ſo viele Jahre mit ſeinem einfachen, ſo richtigen Urtheile und brachte durch ſeine derbe, ſchmuckloſe, aber ſehr wahre Kritik den Director Schmidt oft zur Verzweiflung. Und in der That, wenn Schmidt ein Stück enthuſiaſtiſch lobte und empfahl, Schmidt, der Meiſter der Dramaturgie, ſo ſetzte mein Onkel oft kurz hinzu: „Das Stück wird durchfallen,“ und Amen, es wurde wahr.

Da ereignete es ſich eines Tages, daß ein armer Theaterarbeiter, Vater von fünf kleinen Kindern, aus den Wolken fiel, nämlich aus den Soffiten vom Schnürboden, und ſo unglücklich, daß er beide Beine brach.

Es wurde unter dem Theaterperſonal, das wahrlich keine brillanten Gagen bezog, viel überlegt, wie der blutarmen Familie in dieſem Unglücke zu helfen ſei. Wieviel konnte auch eine Theatercollecte einbringen? Höchſtens 70 bis 80 Mark. Da beſchloß man, den Collectbogen auch anderer Privatwohlthätigkeit einzuhändigen. „Wenden wir uns zuerſt," ſagte ein Choriſt, „an unſern großen Gönner, an Herrn Salomon Heine, vielleicht giebt er einen fetten Beitrag."

Der Vorſchlag wurde angenommen, und da man die Liebenswürdigkeit des Alten gegen hübſche junge Mädchen beim Theater kannte, ſo wurde das jüngſte und hübſcheſte Mädchen von dem Singchor (mit dem Unterſchriftsbogen in der Hand) mit dieſer Miſſion betraut.*)

Mein Onkel, der in Zwiſchenacten oft die Bühne beſuchte, kannte beſonders das weibliche Perſonal ganz perſönlich. Es war eine gute Stunde, als das hübſche Mädchen in ſein Cabinet eintrat. Schüchtern und ſehr befangen erzählte das junge Mädchen die tragiſche Begebenheit, die den Alten wahrhaft rührte. „Ja, mein liebes Kind, ſagte er, da muß man was thun,“ nahm den Bogen und ſchrieb — 200 Mark. Als das Mädchen dieſe ihr ſo bedeutend ſcheinende Summe ſah, zitterte ſie vor Freude, Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen, doch fügte ſie naiv hinzu: „Aber Herr Heine, haben Sie ſich nicht verſchrieben, das iſt ja ſehr viel!“

---

*) Es war dies Fräulein Marianne Hellmann, die leider ſchon am 7. Juli 1841 in Prag ſtarb.

„Wenn Du mir, gutes Kind,“ ſagte der Alte, dem das Benehmen des Mädchens ſo ſehr gefiel, „einen Kuß giebſt, dann ſchreibe ich noch eine Null hinzu!“

Das Mädchen umarmte den Alten und küßte ihn unter einem Strom von Thränen.

Auf dem Bogen ſtand 2000 Mark, und das junge Mädchen eilte mit dieſer Botſchaft an das Krankenlager des unglücklichen Arbeiters. Seit jener Zeit brachte das Mädchen alljährlich zur Weihnacht eine kleine Handarbeit zum Geſchenk. Die letzte, die ich ſelbſt ſah, war ein geſtickter Wandkalender, der bis zum Tode des Onkels in ſeinem Cabinete gehangen hat.

4.

Die Begegnung.

Der Onkel machte faſt jährlich eine mehrwöchentliche Badereiſe. Nach beendeter Kur wurde dann noch eine kleine Vergnügungsreiſe unternommen.

Einſtmals zog er auf dieſe Weiſe durch Bayern, und kam bis in die Gegend von Bayreuth. Er fuhr gewöhnlich in vierſpännigem eigenen Wagen, begleitet von ſeiner Frau und gehöriger Dienerſchaft. Er liebte es, wo eine ſchöne Gegend, eine reizende Anhöhe ſich zeigte, den Wagen zu verlaſſen und allein vorauszugehen. Der Wagen blieb oft eine halbe Stunde zurück. Das that er einſtmals auch, als er ungefähr eine Meile von Bayreuth entfernt war. Er wanderte heiteren Muthes voran, als er in ſeiner Nähe einen Mann gewahrte, der ihm außerordentlich auffiel. Eine ſtämmige Figur ohne Hut, entblößten Halſes mit wallendem Lockenhaar, einen derben Knotenſtock in der Hand haltend.

Die beiden Fußgänger kamen immer näher an einander. Mein Onkel grüßte den Unbekannten, der ſehr höflich den Gruß erwiderte. Es entſpann ſich bald ein Geſpräch, bei welchem der Eine dem Andern ſtets tief in die Augen ſchaute. Beide Männer ſprachen lebhaft, raſch, pikant. Endlich als man ſchon Bayreuths anſichtig wurde, ſagte der Onkel: „Jetzt muß ich Sie verlaſſen, und zu meiner Frau in den Wagen ſteigen. Aber Sie gefallen mir, ich möchte wiſſen, wer Sie ſind?“ Der Andere ſprach: „Auch Sie gefallen mir recht gut, ich bin Jean Paul.“ — „Freue mich, Sie kennen zu lernen.“ — „Heiße auch Friedrich Richter und bin in Bayreuth zu Hauſe.“ — „Freue mich nochmals, ich bin der Banquier Salomon Heine aus Hamburg und bleibe heute zu Nacht in Bayreuth; wir müſſen uns noch einmal ſprechen.“

Die beiden Männer gaben ſich die Hände und trennten ſich. Als der Onkel im Wagen ſaß, ſagte er zu ſeiner Frau: „Ich habe eben einen Mann kennen gelernt, der, ich glaube, Jean Paul ſich nennt. Ich habe zu fragen vergeſſen, was er für ein Geſchäft hat. Aber ich ſage Dir, der Mann muß viel gelernt haben, und ſpricht, ſo was Liebliches kannſt Du Dir nicht denken. Der muß den Abend mit uns ſein.“

Der Wirth im Gaſthofe zu Bayreuth machte große Augen, als ihn der Onkel fragte: ob er einen Mann im Orte kenne, der Jean Paul heiße? Nun erfuhr der Onkel, daß er den größten Humoriſten ſeiner Zeit, es war im Jahre 1818, geſprochen habe.

Der Wirth erfuhr aber auch, namentlich durch die Dienerſchaft, daß der große Millionair von Hamburg bei ihm eingekehrt ſei. Durch die Vermittelung des Wirths beſuchte Jean Paul noch am ſelben Abend den Onkel, und Beide brachten bei einer Flaſche Champagner ungeheuer heitere Stunden zu, die beſonders der Tante, die mir oft davon erzählt hat, unvergeßlich geblieben ſind. Jean Paul mußte verſprechen, den Onkel in Hamburg zu beſuchen, was auch im nächſten Frühling geſchah. Die Aufnahme Jean Paul's im Heine'ſchen Hauſe war glänzend, und der Onkel, der deſſen dürftige Vermögensverhältniſſe kannte, machte ihm beim Abſchied ein anſehnliches Geldgeſchenk. Mehr als alle ſeine zahlreichen Schriften hat die herrliche Perſönlichkeit des großen Mannes auf den Onkel gewirkt. Späterhin warf er Blicke in Jean Paul's Werke, Katzenberger's Badereiſe hat ihm ſehr gefallen, aber am liebſten ſprach er von — Jean Paul dem Menſchen.

5.

Eine Vergnügungsreiſe.

Es war oft die Rede, die in Lüneburg verheirathete Couſine Charlotte Chriſtiani zu beſuchen.

Im Frühjahr 1838 wurde der große Plan ausgeführt. Ich, damals Günſtling des Familientyrannen, ſollte mitfahren. Ich kannte noch nicht den großen Blechkaſten mit geklopftem Zucker, den unvermeidlichen Begleiter aller Vergnügungstouren des Onkels und der Tante, die Verzweiflung des jedesmaligen Mitreiſenden, Neffe oder Nichte. Mein Bruder Heinrich hatte auch einmal den alle Gemüthlichkeit ſtörenden koloſſalen Zuckerkaſten auf einer Badereiſe kennen gelernt und — verwünſcht. Ich aber ſollte auf dieſer kleinen Tour faſt an einem und demſelben Tage zwei Scenen mit dem Alten erleben, die an Draſtiſchem keinem flamändiſchen Genreſtücke nachſtehen würden. Auf der vier Meilen von Hamburg entfernten Station Zollenſpieker angelangt, war die über die Elbe führende Fähre eben abgegangen, folglich ein Aufenthalt von wenigſtens einer guten Stunde in Ausſicht. Dies verſtimmte ſchon den Alten, der überhaupt immer dem Endziele einer Reiſe zuzufliegen liebte. Vom Frühſtück war keine Rede. Beide, Onkel und Tante, hatten keinen Appetit, was galt ihnen mein jugendlicher Magen, was war ihnen „Hekuba?" Indem ich im Hotel des Stations- und Wartehauſes herumſchlenderte, kam mir der einladendſte Brodem aus der Küche in die Naſe; ich beſtellte eine Taſſe Bouillon, die ich mit dem größten Behagen hinunterſchlürfte. Da wurde ich plötzlich zur Tante gerufen, ich dachte die Bouillon nachher zu bezahlen. Die Tante nahm meinen Arm, um am Ufer der Elbe zu promeniren. Es kam die Zeit zur Abfahrt und der Kellner mahnte meinen Onkel um zwei Schilling (1½ Sgr.) für die Bouillon. „Ich habe nichts verzehrt," brüllte der Alte. „Aber der Herr Sohn," verſetzte der Kellner, der vielleicht unwillig war, den Hamburger Kröſus nicht prellen zu können. Der Alte zahlte; in dem kritiſchen Augenblick kam ich hinzu. Man hat oft ſchon wüthende Onkel auf dem Theater geſehen, oder in Romanen beſchrieben geleſen, aber die ſich jetzt hier präſentirende Scene übertraf Alles. Der Alte zitterte vor Wuth, der Schaum kam vor den Mund, ein Hagel von Vorwürfen der unſchmeichelhafteſten Art ergoß ſich über mich, er ließ ſich gar nicht beſänftigen. Der ewige Refrain lautete: „Ich habe geſagt, hier will ich nichts verzehren!" Der ſo ſtürmiſche Auftritt ärgerte mich der Art, daß mir völlig übel wurde. Ich machte eine kleine Handbewegung, und die ganze vermaledeite Bouillon ſtürzte hervor. Ich ließ den Alten ſammt dem Corpus delicti verblüfft ſtehen, und ging der uns erwartenden Fähre zu. Nun ſpielte ich den Beleidigten. Der Alte ſuchte ſich wieder angenehm zu zu machen, aber bis Lüneburg ſprach ich kein Wort.

Ein gutes Mittagsmahl bei Chriſtiani's brachte Alles wieder in das beſte Geleis. Der Thee wurde ſpäterhin unter großer Heiterkeit genoſſen, und gegen elf Uhr trennten wir uns. Für mich waren in einem benachbarten Hôtel Zimmer gemiethet, und ich machte mich auf den Weg. Als ich auf die Straße trat, war es eine herrliche Nacht, ein prachtvoller Mondſchein. Da ſtand ich vor dem ſchlanken Johannisthurm, da war das alte Schulhaus, der erinnerungsreiche Schulplatz, wo ich vor 14 Jahren eine ſo glückliche Jugend verlebt hatte. Träumend ging ich immer weiter, ich war am Thor, ich überſchritt die kleine Brücke, unter der die Lüne fortrauſcht, ich betrat jene liebliche Allee, die mich ſo oft nach dem Kloſter Lüne geführt, den Spaziergang für meine dichteriſche Phantaſie. Da ſtand ich vor dem Kloſter-Gebäude, wo der fromme Liederdichter Spitta gelebt, zu dem ich ſo oft gewandert bin, und der den poetiſchen Funken in meiner jungen Seele zur Flamme angefacht. Auf einer Bank dieſer jetzt vom Monde ſo klar beleuchteten Allee hatte ich einſt die erſten größeren Jugendgedichte entworfen, dieſe Seifenblaſen holder Täuſchungen. Aber auch zu wirklichen Geſtalten der vergangenen Jahre männlicher Reife riß mich die Erinnerung hin. Von der Schulbank flog ich über den Balkan zu den reizenden Griechinnen an den Wellen des ſchwarzen Meeres, Ströme Blutes ſah ich auf den Schlachtfeldern Polens fließen, an den Ufern der Elbe verſank ich noch einmal in die Träume der Lyrik, und ſüße Erinnerungen von dem Strande der Neva durchzuckten mein Herz. Das ganze erſte Decennium meines ſo bewegten Lebens durchflog ich in dieſen ſtillen Stunden der Mondnacht. Zwei Uhr hatte ſchon längſt die Uhr des Johannisthurmes geſchlagen, als ich in meinem Hôtel anlangte, wo erſt gegen Morgen ein ruhiger Schlaf mich erquickte.

Hell ſchien die freundlichſte Sonne in mein Schlafgemach, als, es war ſchon über zehn Uhr Morgens, der Kellner mich erweckte, mit dem Zuſatze: „Der Herr Oheim haben bereits zwei Mal nach Ihnen geſchickt.“

Nach eingenommenem Kaffee, der in Lüneburg ganz vortrefflich bereitet wird, eilte ich zum Onkel, der in beſter Laune ſchon um ſieben Uhr nach ſeiner Gewohnheit aufgeſtanden war. Er empfing mich mit allen möglichen Neckereien über mein langes Schlafen. Ja, er behauptete ſogar, daß ich aus Müdigkeit, aus Bequemlichkeitsſinn, wohl noch früher als er und die Tante ins Bett gekrochen ſei. „Mein lieber Onkel,“ ſagte ich, „Du biſt in großem Irrthum. Ich habe geſtern Nacht noch einen weiten Spaziergang aus dem Thor gemacht, und bin erſt nach zwei Uhr heim gekommen.“ Der Onkel wandte ſich zur Tante: „Betty, hör' doch die Windbeuteleien an, das ſollen wir Alles glauben. Der bequeme Junge will uns zum Beſten haben!“ — „Lieber Onkel, ich betheure noch einmal in allem Ernſte was ich geſagt habe.“ — Er nahm aber gar keine Raiſon an. Hitzig griff er endlich in die Taſche, nahm zehn Louisd'ors heraus und legte ſie in das Körbchen, das vor der Tante ſtand, mit folgenden Worten: „Hier wette ich zehn Louisd'ors gegen einen, wenn es wahr iſt.“ Im Gefühle meines Rechtes und der Wahrheit öffnete ich mein Beutelchen (damals gab es noch keine Portemonnaies) und legte einen Louisd'or neben die des Onkels. Die Wette war feierlichſt geſchloſſen. Wie ſollte ich meinen Beweis führen? Da ſchoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Onkel,“ ſagte ich, „jeder Beweis, woher er auch kommen mag, der beweiſt, wird angenommen.“ — „Ganz gewiß.“ — „Dann bitte ich um einen Spaziergang bis zum Kloſter Lüne, wo ich, wie Du bezweifelſt, geſtern nach Mitternacht noch geweſen bin.“

Arm in Arm gingen wir aus dem Lüner Thore und betraten die freundliche Allee, die nach Kloſter Lüne führt. Ich hielt noch einmal unſere Schritte an. „Nicht wahr, lieber Onkel, jeder wirkliche Beweis wird beſtimmt, ohne allen Proteſt, angenommen.“ — „Ich ſage nochmals ja, und nun vorwärts.“ — „Noch einen Augenblick, lieber Onkel. Geſtern um die Mitternachtszeit, als ich promenirend in der Nähe des Kloſters Lüne mich befand, überkam mich plötzlich etwas Menſchliches. Wenn wir jetzt zu Ende dieſer Allee kommen, ſo muß rechts, in der Nähe der Mauer, einige Schritte am Abhange mein Beweis ſich vorfinden, und bei dieſem windſtillen Wetter der geſtrige Hamburger Correſpondent herumliegen.“ Und nun drängte ich den Alten zum Ziel. Es war Alles wie ich angegeben, ein juriſtiſcherer Beweis war nicht möglich. — „Du haſt gewonnen,“ ſagte der Onkel in einem Tone, der gerade ſeine gute Laune nicht zu vermehren ſchien, „aber ſprich nicht weiter davon.“

Nach einigen Tagen fuhren wir nach Hamburg zurück, und ich hatte zehn Louisd'or mehr in meiner Börſe.

Viele Jahre ſpäter, es war nach dem Tode des Onkels, erzählte ich meinem lieben Bruder Heinrich dies Geſchichtchen, das den Leidenden recht zu ergötzen ſchien; es freute ihn herzlich, daß der Millionair ein ſo ſchlechtes Geſchäft mit mir gemacht hatte.

Heinrich fügte hinzu: „Wenn Du einſt die Biographie des Alten ſchreibſt, ſo vergiß ja nicht dieſes Souvenir der Lüneburger Tour genau mitzutheilen, wenn es auch die Familie in üblen Geruch bringen ſollte, und dem Capitel gebe die Ueberſchrift: Argumentum ad hominem!“

6.

Der Antiquar.

Herr Behn, Antiquar und Hausbeſitzer in Hamburg, hatte ein Geſchäft, das ihn und ſeine neun Kinder gut nährte. Dabei hatte er eine Leihbibliothek. Meine Mutter war bei ihm abonnirt, und er war nicht wenig ſtolz darauf, daß die Mutter Heinrich Heines die deutſche Literatur durch ſeine Hand erhielt. Sie war eine ſehr raſche Leſerin, und Herr Behn konnte ihre Nachfrage nach Novitäten kaum befriedigen. Sie drohte zuweilen als Abonnentin von ihm abzugehen, dann war Herr Behn außer ſich und brachte ſelbſt, unter einſchmeichelnden Worten, das Neueſte, was eben die Preſſe verlaſſen hatte. Das war die Gelegenheit, welche mir die Bekanntſchaft des Herrn Behn verſchaffte. Meine Mutter war ihm übrigens recht gewogen, weil er ein fleißiger, rechtſchaffener Mann war, dem nur eine größere Ordnung in ſeinen merkantiliſchen Geſchäften zu wünſchen war. Durch mannichfaltige Unglücksfälle kam er in eine ſolche Verlegenheit, daß, wegen einer Schuld von 9000 Mark, nicht nur ſein Haus unter dem Hammerſchlag verkauft werden ſollte, ſondern er auch durch gänzlichen Verluſt des Geſchäfts mit ſeiner zahlreichen Familie dem Bettelſtabe zufallen mußte.

Ich wohnte damals (1834) zu längerem Beſuche in Hamburg in dem Hauſe des Onkels, der mir ſeine ganze Liebe ſchenkte, und deſſen viel vermögender Günſtling ich genannt wurde. Gerade deshalb hielt ich mich von jeder Vermittlung aller Bittſteller entfernt. Erſtens wußte ich, daß in Geldfragen die Gemüthlichkeit aufhört, und zweitens war mir der frühere Verſuch des Protegirens einige Male nicht gut bekommen. Der ſo heftige aufbrauſende Charakter meines Onkels machte oft die klügſte Berechnung zu nichte, denn wer kann die Launen eines Millionärs berechnen? Auch meine Mutter hatte mir, bei meiner ſo bevorzugten Stellung beim Onkel, den beſtändigen Rath gegeben, in keine fremden Angelegenheiten mich zu miſchen. Da kam Herr Behn mit ſeinen neun Kindern und allen ſeinen Tugenden. Ich konnte dem Flehen des ſo unglücklich ausſehenden Mannes nicht widerſtehen, von meinem Onkel die 9000 Mark als Darlehn zu erbitten. Ich vergaß die Klugheit und folgte meinem Herzen. Ich erlebte eine fatale Viertelſtunde, aber ich brauchte es, Gottlob nicht zu bereuen!

In dem alten, auf dem Jungfernſtieg gelegenen Hauſe in der zweiten Etage ſaß der Onkel, wie gewöhnlich am Morgen, in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter, rauchte aus ſeiner langen Pfeife und trank behaglich ſeinen Kaffee. Auf dem Tiſche vor ihm lagen die neuen Zeitungen und die angekommenen Briefe. Letztere überflog er mit ſeinem Kennerblick, ſtumm, indem er nur zuweilen die Worte fallen ließ: „Wieder betrogen, verliere zehn Tauſend, verliere dreißig Tauſend Mark, vielleicht das Doppelte noch.“ Ich habe dieſe Worte an verſchiedenen Morgen gehört. Von den coloſſalen Gewinnen, die einige Briefe brachten, ſprach er aber nie. In ſolchen Fällen ſagte er ſchmunzelnd die Briefe bei Seite legend: „Nicht ſo viel verdient, als der Junge da (d. h. ich) ſchon aufgegeſſen hat!“ Dann las ich ihm die Zeitungen vor, beſonders über Paris, London, Berlin, — lautete aber die Ueberſchrift: Caſſel, ſagte der Alte: „Pfui, lies weiter!“ Naſſau, Schwerin, Detmold, „pfui, pfui, lies weiter!“

So faſt bei allen Kleinſtaaten. Hatte der Artikel aber die Ueberſchrift St. Petersburg, dann hieß es: „Lies Alles, vor Rußland hab' ich Reſpect!“ Ja, ja, dachte ich wieder bei mir, das ſind die Sechsprocentigen!

An einem ſolchen ſchönen Morgen, es war weiter nichts zu thun, die Tante war hinausgegangen, war ich mit dem Alten allein und dachte: das iſt der günſtige Moment, meine Bitte für den armen Antiquar anzubringen. Fehlgeſchoſſen, ich hatte kaum meine Bitte hervorgebracht, die neun Tauſend Mark waren kaum aus dem Munde, ſo ſtand mein Onkel wüthend auf, warf die Kaffeetaſſe zur Erde, ließ die Pfeife fallen, und ſchrie mich mit den Worten an: „Soll ich des Morgens früh auch ſchon keine Ruhe haben. Muß ich zu Grunde gerichtet werden, hol Dich der Teufel mit dem ganzen Antiquar! —“ Ich ließ den Wüthenden ſeinen Satz nicht ganz ausſprechen, rief eben ſo ſchreiend dazwiſchen: „Und' mit ſeinen neun Kindern!“ und verließ raſch das Zimmer.

Ich kam nicht zu Mittag und für den Abend ließ ich mich unwohl melden; ich wußte wohl, daß ich ihm ſehr fehlen würde. Am anderen Morgen kamen wir beim Kaffee zuſammen und thaten Beide, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Als wir wieder allein im Zimmer waren, begann er: „Sag' mir doch einmal genau, wie verhält ſich die Sache mit dem Bücherhändler?“ — Lieber Onkel, ſie verhält ſich gar nicht mehr, ich will mit dieſer uns gar keiner Angelegenheit etwas zu thun haben — und war im Begriff das Zimmer zu verlaſſen. Der gute Alte mußte mich jetzt ordentlich bitten, daß ich ihm den ganzen Zuſtand des Antiquars ausführlich mittheilte. „Sage ihm, Max, daß er morgen, bevor ich an die Börſe fahre, mit ſeinem Hauptbuche in mein Cabinet komme.“

So geſchah es. Der Alte überzeugte ſich vollkommen, daß der ſo thätige Mann nur Unglück in ſeinem Geſchäfte gehabt, und durch einen Vorſchuß gerettet werden könnte. Herr Behn erbot ſich drei Procent Zinſen zu zahlen. „Ich will keine Zinſen,“ ſagte der Alte, „und die neun Tauſend Mark können Sie durch mein Comptoir beziehen.“ Herr Behn erholte ſich, ſein Geſchäft ging weiter, und ich habe nach vielen Jahren den mit Thränen mir dankenden Mann wiedergeſehen.

Mein Onkel wußte, daß meine Mutter bei Herrn Behn abonnirt war, und ſagte ihr einmal bei einem

Beſuche: „Liebe Schwägerin, Ihr Abonnement iſt garantirt.“

7.

Das Wunder.

Viele Jahre hindurch war Pyrmont der Badeort, an welchem der Onkel alljährlich einige Wochen der Erholung zuzubringen pflegte. Mit den Jahren, vielleicht auch mit der Mode, änderte ſich dies und Marienbad wurde die Sommerfriſche für den Alten. Er liebte ſehr [illegible] Ort, und wußte von der dortigen Badegeſellſchaft Intereſſantes zu erzählen. Es war an einem Winterabende 1834, wir ſaßen im kleinen Familienkreiſe um den Theetiſch, und der Onkel, heiter gelaunt, war ungemein geſprächig. Er erzählte viel von ſeinen früheren Sommerreiſen, auch von Marienbad, und wandte dann ſich plötzlich zu mir mit der Frage: „Glaubſt Du an Wunder?“ — „Lieber Onkel, das wäre ſchon ein Wunder, wenn ich an Wunder glauben würde.“ — „Nun ſo höre, was vor mehreren Jahren in Marienbad paſſirt iſt. — Auf einem entlegenen Wege befand ſich eine ziemlich verfallene Waldkapelle, nur erleuchtet von einem Lämpchen vor dem Muttergottesbilde. Der Ernährer einer dortigen ſehr armen Tagelöhnerfamilie war geſtorben; da war auch die Mutter ſterbenskrank geworden, und die ganze ſchwere Sorge lag auf der älteſten Tochter, einem kaum ſechszehn Jahre alten Mädchen. Alle Hülfe fehlte; es war für die jüngeren Geſchwiſter nicht einmal Brod im Hauſe. In ſeiner Verzweiflung läuft das junge Mädchen in die einſame Capelle, wirft ſich vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, betet inbrünſtig, weint die bitterſten Thränen, und fleht knieend um Erlöſung aus dem harten Elende. Denke Dir, als das Mädchen ſich wieder erhob, lag vor ihm ein Haufen Geld, Goldſtücke und Silberſtücke bunt durcheinander. Das Mädchen erzählte allenthalben, die Mutter Gottes ſelbſt wäre in dem Dämmerlichte hervorgetreten, und hätte mit lauter Stimme, das Geld hinlegend, geſagt: „Das gebe ich Dir."

Dieſe Geſchichte hat das größte Aufſehen gemacht, und als ich nach Marienbad wiederkam, wurde mir und allen Badegäſten von dieſem Wunder erzählt; denn Zufriedenheit und Wohlhabenheit war in die arme Tagelöhnerfamilie eingekehrt. Die Capelle wurde auf das Prächtigſte renovirt, zum Andenken an das Wunderbild. Nun, was ſagſt Du dazu?" — „Frage mich nicht, lieber Onkel, ich ſehe es Deinem klugen Lächeln an, Du kennſt genau die Auflöſung dieſes Räthſels." — „Nun ja," murmelte der Alte,

„ich ſpazierte an jenem Dämmerungsabend der einſamen Capelle vorbei, ſah zufällig hinein, und hörte das hübſche Mädchen ſo innig beten und um Hülfe flehen, daß ich, ohne mich zu beſinnen, in beide Taſchen griff und ſo viel Geld, als ich mit beiden Händen faſſen konnte, raſch hinlegte und ſagte: „Dies kommt von der Mutter Gottes,“ und verſchwand ohne daß ich geſehen wurde.“

Die Erzählung des Alten hatte mich tief ergriffen. Herzlicher als je ſagte ich dem guten Onkel eine gute Nacht, und als ich auf meinem Zimmer war, faßte ich das hübſche Bild in folgenden Rahmen.

Zum Wohle der Armen und Dürſt'gen,
Steht, hülfreichen Schutzes bereit,
Zu Marienbad eine Capelle,
Der heiligen Jungfrau geweiht.

Da kam um die Vesperſtunde
Ein Mädchen, das flehentlich bat
Die Heil'ge in der Capelle
Um Hülfe und troſtreichen Rath.

Und vor des Altares Stufen,
Hin ſinkt ſie in weinendem Schmerz,
Gemartert von Elend und Armuth,
Erſchloß ſich das klagende Herz.

„Zu Dir, meiner Heil'gen, ich bete,
Du ſende den Hung'rigen Brod,

Und bann' von der ſiechenden Mutter
Hinweg den ſchleichenden Tod.

O laß ſie geſunden, geneſen,
Laß mich ihre Stütze ſein!
Du Himmliſche! leih' Deinen Segen,
Laſſ' mich nicht im Elend allein!“

Nah hörte ein Wand'rer die Klagen,
Ein frömm'res Kind ſah er nie,
Und heimlich ſprach er zum Mädchen:
„Dies ſend't Dir die heil'ge Marie!“

D'rauf als ſich nun umſah das Mädchen,
Da war kein Wand'rer zu ſehn,
Da hatte ſie Gold in den Händen,
Da wollt' ſie vor Freuden vergehn.

Die drückende Noth war erleichtert,
Der nagende Hunger gebannt,
Die ſiechende Mutter geneſen,
Der Fremde ein — Engel genannt.

Einſt ſchaute der Wand'rer wieder,
Marienbadbrunnen — — — doch ſieh':
Da hört' er im Volke die Sage
Vom Wunder der heil'gen Marie!

Ich ſchrieb das Gedicht ſauber ab, und las es am anderen Morgen beim Kaffee zur guten Stunde dem Onkel vor, der, wortlos, meine Hand drückte und das Gedicht zu ſich nahm. Als ich ſelbigen

Tages zu Mittag kam, nur der Onkel, die Tante und der Sohn Carl waren am Familientiſche, und meine Serviette von meinem Teller hob, fand ich unter derſelben eine Rolle von 25 Louisd'ors. Ich kannte meinen Alten, jedes laute Wort darüber hätte ihn verdrießlich gemacht. Ich dankte ſtumm, und der Mittag verlief in heiterſter Stimmung. Ueber das Ereigniß iſt nie weiter geſprochen worden.

Nachrede.

Es war Grundſatz der Familie **Heine**, die erſten zehn Jahre nach dem Tode des Dichters in Schweigen vorübergehen zu laſſen, wohlbewußt, daß die Neider und Haſſer des Genius mit jedem Tage mehr verſchwinden, und die Verehrer zunehmen würden. Sie fand ſich auch nicht veranlaßt, die den Dichter betreffenden Papiere dem erſten beſten Lebensbeſchreiber H. **Heine's** einzuhändigen. Auch hat der rechte Biograph dafür, wie es z. B. ein Varnhagen von Enſe geweſen wäre, bisher gefehlt; am wenigſten fand die Familie ſich bemüßigt, an einer Herausgabe der Briefe H. **Heine's** ſich zu betheiligen, welche nicht wenig dazu beigetragen haben, den damaligen Chef dieſer Firma, Herrn Julius Campe ſelbſt, zu compromittiren.

Nachdem nun mehr als zehn Jahre verfloſſen, hatte ich es verſucht, Fragmente aus meinen „**Erinnerungen an Heinrich Heine**“ in der Gartenlaube zu veröffentlichen. Dieſe kleinen Skizzen haben beim großen Publikum (einige in der Journaliſtik nie fehlende Kläffer abgerechnet), Beifall gefunden, ſind vielfältig nachgedruckt, und ich bin von vielen Seiten aufgefordert worden, baldmöglichſt mit dieſen Erinnerungen fortzufahren. So entſtand jetzt ſchon dieſes Buch.

Die Geſchwiſter des Dichters ſind in reichlichem Beſitze H. Heine'ſcher Briefe. So wohl dieſe, ſowie alles was im Nachlaſſe ſich befindet, ſollen zu ſeiner Zeit dem Publikum mitgetheilt werden. Es iſt bereits ein Anfang dazu gemacht worden. Bei meiner Anweſenheit in Paris habe ich vermittelt, daß einundzwanzig franzöſiſch geſchriebene, eigenhändige Briefe H. Heine's, die derſelbe während ſeines Beſuches in Deutſchland 1843 an ſeine in Paris lebende Gattin Mathilde geſchrieben hat, Herrn Michel Levy, dem Verleger der Heine'ſchen Schriften in franzöſiſcher Sprache, zum Druck übergeben wurden.

Selten wohl iſt das Privatleben eines noch lebenden oder jüngſt verſtorbenen Dichters ſo feuilletoniſtiſch ausgebeutet worden, wie das H. Heine's. Jeder Touriſt, der die ſogenannte „Matratzengruft" in Paris beſucht oder nicht beſucht hat, glaubte ein pikantes und intereſſantes Hiſtörchen heimbringen zu müſſen.

Selbſt die letzte Schrift über Heine's Leben und Werke (von Herrn Strodtmann), ein Buch voll inniger Liebe und Verehrung für den Dichter und ſeine Werke, geiſtreich geſchrieben, iſt nicht frei von auffallenden Irrthümern. Gleich im Anfange wird unſer Vater der jüngſte von ſeinen Brüdern genannt, während er der zweite war. Onkel Simon von Geldern war der Privatgelehrte, der große Arzt hieß Joſeph von Geldern; die ſo kurze merkantiliſche Zeit des Jünglings war nur ein Verſuch zur Prüfung, ob einem wirklich innern Drange Heinrich Heine's zu gelehrten Studien nachgegeben werden dürfe, die Mutter hatte nie einen Zweifel gehegt. Von beſchränkten Mitteln zum Studiren konnte gar nicht die Rede ſein. Auf dieſe und einige andere, die Familie betreffenden, unrichtigen Angaben, (wir kennen nur des erſten Bandes erſte Hälfte), legen wir keinen ſonderlichen Werth, ſie können bald berichtigt werden, aber wie kommt Herr Strodtmann, der ſonſt ſo vortreffliche Biograph H. Heine's, gleich im Anfange ſeiner Vorrede zu folgenden ſo rührenden aber hohlen Phraſen.

Erſte Phraſe: „Die Armuth ſtand an ſeiner Wiege.“

Ich fürchte die Beſcheidenheit zu übertreten, wenn ich mehr andeute, als daß unſere Eltern eines der ſchönſten Häuſer auf der Bolkerſtraße in Düſſeldorf beſeſſen, welches der Sitz der freigebigſten Gaſtfreundſchaft geweſen, und daß ſämmtliche Kinder eine für jene Zeit ſehr koſtſpielige Erziehung erhalten haben. Möchte über der Wiege eines jeden deutſchen Kindes eine ſo heitere Sonne ſcheinen, als über der von H. Heine.

Eine zweite Phraſe: „Die kalte Sonne des Ruhmes beglänzte ſeinen einſamen Pfad.“

Selten wohl hat ein Dichter bei Lebzeiten ſchon eine ſolche warme Theilnahme beim Volke gefunden (auch in Amerika ſind Auflagen über Auflagen ſeiner Werke erſchienen), ſelten im Vollgenuſſe ſeines Ruhmes ſich ſo ſonnen können, als Heinrich Heine. Soll aber der einſame Pfad das Loos bedeuten, was allen, ihren Zeitgenoſſen weit vorgeſchrittenen Männern auf der vereinſamten Höhe ihres geiſtigen Lebens beſchieden iſt, — — ſo mag das gelten; eine andere Auffaſſung wäre irrthümlich.

Eine dritte Phraſe: „Trüb und traurig erloſch ſein Leben in der unwirthlichen Fremde.“

An der Seite ſeiner Gattin Mathilde, die er vergötterte, wie viele Beweiſe dafür ſprechen in Proſa und Verſen! in einem Lande, deſſen erſter Miniſter

(Thiers) zu ſeiner Zeit geſtand, daß Frankreich ſeit Voltaire keinen glänzenderen Geiſt als Heine beſeſſen, in einem Lande, deſſen Liebe und Gaſtfreundſchaft Heine, nach ſeinem eigenen Teſtamente, ſein „liebſtes Leben“ verdankt: fühlte er ſich da in einer unwirthlichen Fremde?

So gediegen Herrn Strodtmanns Biographie iſt, wo es Heine's literariſchem Leben gilt, um ſo ſchwankender bewegt er ſich auf dem Boden des häuslichen Lebens des Dichters. Gerade dem Auslande gegenüber, welches ſich zu gern über das Verkümmern der großen Männer des zerriſſenen Deutſchland ausſpricht, ſollte die Lebensſchilderung eines Genius wahrhaft getreuer hervortreten, der den Aufbau der politiſchen Größe Deutſchlands durch ſeine aufregende Geiſteskraft mit gefördert hat.

Allerdings ſehr traurig erloſch das phyſiſche Leben Heine's, aber nicht in Sorgen und Mangel, was übrigens mein Bruder Guſtav, nach ſeinem Beſuche 1851 in Paris, in Folgendem bereits öffentlich berichtigt hat:

„Es wird für ihn eine eigene Köchin gehalten, und zwei Wärterinnen wechſeln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleſer und einen Secretär, und ſein Arzt iſt der ausgezeichnete, ſo wohl in Deutſchland als auch Frankreich berühmte

Dr. Gruby. — Alles bemüht ſich, ihm ſein Leben, — oder beſſer geſagt, ſein Leiden minder ſchmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweiſe rührendſter Theilnahme zu. Selbſt unſere alte Mutter, die liebe, geiſtreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, ſendet ihm die neueſten deutſchen Bücher, da dieſe in Paris ſchwer zu bekommen ſind."

Der müßigen Nachforſchung einiger Biographen, wer und wo die erſte Liebe Heine's geweſen, und als ſolche wird zuweilen eine Couſine Eveline von Geldern, zuweilen eine ſchöne Couſine Amalie in Hamburg*) bezeichnet, kann ich nur das beſtimmtentgegnen, daß eine Eveline von Geldern nie exiſtirt hat, und daß mein Bruder, noch ehe er Hamburg je geſehen, ſchon einige ſeiner ſchönſten und wehmüthigſten Gedichte geſchrieben hatte. Die düſtere Richtung ſeiner Jugendpoeſie, der ſo früh im Jüngling ſich offenbarende Seelenſchmerz, hatten ein ganz anderes Bewandniß. Nur ſo viel will ich hier in Kürze andeuten, daß Heine eine jugendliche Neigung für ein ſehr junges phantaſiereiches Mädchen hatte, welches Joſepha hieß. Ihr Onkel war Scharfrichter in Düſſeldorf, und lebte gänzlich vereinſamt in dem abgeſchiedenen Freihauſe. Zu dieſem ſo ſinnigen wunderbaren Weſen, das eine Waiſe war, fühlte ſich Heinrich magnetiſch hingezogen; ihre einſamen Stunden füllten oft ſeine Beſuche aus. In dieſem düſtern verfehmten Orte, in dieſem Umgange, zu dem ſich noch zuweilen des Scharfrichters Schweſter, die ſogenannte „Hexe von Goch“, mit ihren unheimlichen Volksſagen geſellte, liegt der erſte Keim zu des Dichters früheſten ſo trüben Poeſieen. Dahin gehören die Traumbilder, z. B.:

---

*) Amalie Heine, eine der Töchter des Onkels Salomon Heine, war an den Rittergutsbeſitzer Joh. Friedländer in Preußen verheirathet, und hatte, wie ich aus beſtimmten Mittheilungen weiß, eine große Zuneigung für den jungen Dichter.

„Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich,
Ergötzte und erſchreckte mich.“

und das wunderbare Gedicht, „der Kirchhof,“ das beginnt:

„Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnſinn und Mitternachtsgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernſt und ſtill.“

Ein Ereigniß in dem Freihauſe, das ihm Joſepha in allen Einzelheiten wiederholt hat, iſt von Heine's früheſter Jugend bis an ſein Lebensende ſtets in regſter Erinnerung bei ihm geblieben.

Eines Tages wurde Joſepha frühzeitiger als ſonſt von ihrem Onkel auf ihre Schlafkammer gewieſen.

Sie vermuthete etwas Geheimnißvolles, und ſchlich ſich gegen Mitternacht bis an's Wohnzimmer. Da ſah ſie, wie allmählich im Zimmer ſich Männer verſammelten, die alle mit ſcharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerſchwert in den Händen hielten. Sie ſprachen kein Wort, ſeufzten aus tiefſtem Herzen und erhoben ſich, als die Mitternachtsſtunde ſchlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete ſich, der Onkel, gleichfalls im ſcharlachrothen Mantel, das Henkerſchwert in der Hand, ſchritt voran. So ging es in mondſcheinheller Nacht bis in das Dickicht des nächſten Waldes. Immer ſeufzten die ſchweigenden Männer. Joſepha war ihnen auch dahin nachgefolgt, und erlauſchte, wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnißvoller Ceremonie das Henkerſchwert des Onkels, des Hauptleidtragenden, beſtattet wurde. Es war nämlich uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, daß das Henkerſchwert, nachdem fünfzig mal mit ihm geköpft worden war, von den Scharfrichtern und ihren Geſellen feierlichſt begraben wurde.

Dies Henkerſchwert wurde nach einiger Zeit von der oben erwähnten Schweſter des Scharfrichters, der ſogenannten „Hexe von Goch," die das Ereigniß gleichfalls von Joſepha erfahren hatte, wieder ausgegraben, und zu ihren Zauberkünſten viel in Anwendung gebracht. Von ihr und ihren „Todtenliedern“ wußte Heine manches zu erzählen, aber mehr als Alles dies hat auf die erſte Jugendphantaſie eines Dichtergemüthes, wie H. Heine's, das „verfehmte blaſſe ſchöne Kind“ gewirkt.

Heine erzählte mir gern von dieſem „blaſſen“ Mädchen, das er ſtatt Joſepha „Säfchen“ nannte. Er hatte auch in ſeiner früheſten Jugend ſchon eine kleine Novelle geſchrieben, in welcher „Säfchen und die Hexe von Goch“ den Hauptinhalt bildeten. Bei einem Brande in Hamburg iſt mit vielen andern Manuſcripten des Dichters leider auch dieſe Novelle verloren gegangen.

Was man nun noch von dem, bis zur Lächerlichkeit abgenutzten, Ausdrucke „von der kleinherzigen Beſchränktheit der Familie,“ im Betreff des Zurückhaltens des Heine'ſchen Nachlaſſes, und was man überhaupt von der Zuverläſſigkeit vieler der bisherigen Biographen des Dichters zu halten hat, iſt in dieſen „Erinnerungen“ genugſam angedeutet; das Mangelnde ſoll in einer ſpätern Schrift ergänzt werden.

Anhang.

(Aus meinen Tagebüchern.)

Heinrich Heine's Freunde in Berlin im Jahre 1826.

Für den Gelehrten giebt es vier große Lebenstage: den Tag, wo er zum erſten Male als Student die Hörſäle der Univerſität beſucht; den Tag, an welchem er die höchſten akademiſchen Würden, den Doctortitel erhält; den Tag, an welchem er den erſten Schritt in das Amt thut, und endlich den Tag, an welchem er ſeine Hochzeit feiert. Ich ſtand jetzt vor dem erſten Tage; noch einmal eilte ich im Vollgenuſſe der jungen Freiheit nach Hamburg, um von allen Verwandten Abſchied zu nehmen, und mit den verführeriſchen Lockungen einer großen Stadt Bekanntſchaft zu machen. Um jene Zeit, 1825, waren die erſten Schnellpoſten in Deutſchland eingeführt worden, um welche große Verbeſſerung der Reiſemittel jener Zeit der damalige preußiſche Generalpoſtmeiſter von Nagler ſich unbeſtrittenes Verdienſt erworben hat. Damals, wie noch heutigen Tages, war es nur Preußen, welches Deutſchland zuweilen in raſchere Bewegung brachte.

Ich war reichlich mit Geld verſehen und noch reichlicher mit moraliſchen Rathſchlägen. Meine Weſte war mit Friedrichsd'oren durchnäht, und unter der Weſte ſchlug ein ſorgenloſes, jubelndes Herz. Die Wahl Berlins, als meiner erſten Univerſitätsſtadt, war theoretiſch betrachtet ganz richtig, aber in Praxis mehr nachtheilig als nützlich. Man wollte mich, der ich noch ſehr jung und wie man glaubte, zu unerfahren war, nicht nach Göttingen ſchicken, weil ich, wie man beſorgte, dort alle meine lockeren Schulkameraden wiederfinden und in ihr gediegenes Kneip- und Raufleben ſofort hineingezogen würde.

In Berlin, und das war ganz richtig berechnet, trat ich ſogleich in ein Familienleben ein, fand eine Unzahl Verehrer meines Bruders Heinrich und höfliche Geſchäftsfreunde meines reichen Onkels Salomon Heine. Der wichtigſte mir ans Herz gelegte Empfehlungsbrief war an Moſes Moſer gerichtet, den bewährten, edlen Freund Heinrich Heine's, denſelben, an den die heute lachenden, morgen wehklagenden Briefe im XIX. Bande der Geſammtausgabe des Dichters gerichtet ſind.

Einige Stunden nach meiner Ankunft in Berlin präſentirte ich mich Herrn Moſer, dem Manne, der unter dem Namen „Marquis Poſa“ die ganze Liebe der Heine'ſchen Familie ſich erworben hat.

Moſer war Geſchäfts-Theilnehmer des reichen Banquierhauſes M. Friedländer & Co. und, im edelſten Sinne des Worts, Autodidact und Philanthrop. Da er mit dem Leben Heinrich Heine's langjährig und ſo bemerkenswerth verflochten iſt, ſo muß ich mich über den Mann ausführlicher ausſprechen.

Kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichen Ausſehens, mit ſchwärmeriſch-klugen Augen, die durch viele Nacht-Arbeiten geröthet waren, exacter Redeweiſe, gewann er gleich bei der erſten Unterhaltung das Vertrauen des von ihm freundlich empfangenen Fremden, und dieſer ſagte ſich bald, daß er es hier mit einem ungewöhnlichen Menſchen zu thun habe, mit einem Verſtande, dem die größte Beſcheidenheit zur Seite ſtand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungs-Fähigkeit für die höchſten Güter der Menſchheit ſchlug, mit einer Seele, welcher Freundſchaft und Menſchenliebe noch echte, wahre Begriffe waren. Thätiger und gewiſſenhafter Geſchäftsmann, benutzte er jede freie Stunde zu ernſten Studien. Seine Vielſeitigkeit war bewunderungswürdig. Abgeſehen von ſeiner gründlichen Kenntniß der neueren Sprachen — er las z. B. Shakeſpeare engliſch, Cervantes ſpaniſch, Dante italieniſch, überraſchte ich ihn ſo manchen Sonntag Morgen bei Plato, Homer, Tacitus und Sanſcrit-Studien. Auch in der Aſtronomie war er zu Hauſe, und für die Berliner Kalender-Deputation ſoll er manche Arbeit geliefert haben. Philoſophie — er hat Hegels Vorleſungen viel beſucht — war ſeine Stärke, und auch die neueſte belletriſtiſche Literatur war ihm nicht fremd.

Man kann ſich denken, wie ein ſo vielſeitig gründlich gebildeter Mann, eine ſo lebendige Encyclopädie, meinem Bruder Heinrich nützlich und bequem ſein mußte; abgeſehen davon, daß die Taſche des Philoſophen immer voll und die des Dichters immer leer war. Moſer ſchrieb über Alles in Zeitſchriften, anonym. Heute ſchrieb er eine Kritik der Sanſcrit-Grammatik von Bopp, morgen eine Abhandlung über die Gedichte und Tragödien Heinrich Heine's. Gegen Andere mild, höchſt verſöhnlichen Charakters, war er gegen ſich ſelbſt ſtreng, moraliſch feſt.

Dieſem vortrefflichen Menſchen, gelehrten Felſen und ſittenreinen Giganten überlieferte ich mich, nachdem ich kaum in Berlin angekommen war. Wäre mir ein großer, feſt auftretender, ſtarker Mann mit ſtarker Baßſtimme und Profeſſortitel protectoriſch entgegentreten, er hätte mir, wenn auch im Beſitz des zehnten Theils der Kenntniſſe und Herzenseigenſchaften Moſer's, imponirt und für den Anfang mich gewiß in Reſpect gehalten. So aber merkte ich gleich, daß dieſes kleine, beſcheidene Männchen mit ſanfter Stimme und etwas verlegenen Manieren, mit jungen, brauſenden Studenten und ihren Neigungen wohl wenig in Berührung gekommen war. Meine Aufnahme war herzlich, der wärmſte Hauch unendlicher Liebe für meinen Bruder quoll mir entgegen. Nachdem er ſich mit vieler Theilnahme nach allen Details meines Werdens und Seins erkundet hatte, entſchloß er ſich, trotz allen Geſchäftsdranges, ſogleich mit mir eine Privatwohnung zu ſuchen; „denn," ſetzte er gutmüthig hinzu, „es iſt zu koſtſpielig, lange in einem Gaſthofe zu leben." Das machte mich etwas ſtutzig, denn wozu hatte ich ſo viel Geld? Ich ſagte dies, wie ich es dachte, worauf er klug lächelnd bemerkte: „Ihr lieber Bruder hat auch ſolche Anſichten."

Mit den Empfehlungsbriefen von Heinrich in der einen Hand, und Herrn Moſer an der anderen, trat ich nun in einen großen Kreis von Familien, deren Mitglieder zu den begabteſten und ausgezeichnetſten Menſchen gehörten. Zuerſt war es Varnhagen von Enſe, mein Düſſeldorfer Landsmann, (geb. 1785 † 1858) berühmt durch ſeine kritiſchen und biographiſchen Schriften; als deutſcher Styliſt ein anerkanntes Muſter. Die Seele ſeines Hauſes war die berühmte Rahel, oft die „Mutter des jungen Deutſchland“ genannt. Sie ſtarb 25 Jahre früher als ihr Mann, 62 Jahre alt. Die hochbegabte Gattin Varnhagens hatte in ihren blitzenden Aeußerungen und Schlagantworten manche Aehnlichkeit mit meinem Bruder Heinrich, und ſie war es, die dem jungen muthwilligen Dichter den ariſtophaniſchen Beinamen eines „ungezogenen Lieblings der Grazien“ gab. Im Salon Varnhagen's traf man die geiſtigen Spitzen Berlins. Alle Wiſſenſchaften und Künſte waren hier vertreten. Wilhelm und Alexander von Humboldt, der große Philoſoph Hegel, der unſterbliche Bildhauer Rauch, der große Kanzelredner Schleiermacher, Hitzig, Chamiſſo und viele, viele Andere waren dort beſtändige Gäſte. Auch ſah ich da Ludwig Robert (geb. 1778, † 1832), den Bruder Rahel's, berühmt als Dichter und Mann einer idealiſch ſchönen Frau, Friederike Robert's, der Heinrich Heine ſeine ſchönſten Lieder und einen großen Theil ſeines Herzens gewidmet hatte. Selten fand man in Berlin einen ſolchen Salon wieder, ſelten wieder eine ſolche Vereinigung von Männern jeden Standes, jeder Wiſſenſchaft, die ihrem Zeitalter ein ſo unſterbliches Gepräge aufgedrückt haben.

Als ich eines Morgens Frau von Varnhagen beſuchte, fand ich daſelbſt den berühmten Theologen und Philoſophen Schleiermacher. Ich hatte von Heinrich den Auftrag erhalten einige ſeiner neueſten Gedichte im Manuſcript mitzutheilen. Ich zögerte verlegen. „Nur heraus damit,“ verſetzte Rahel raſch, und bat Schleiermacher, die drei kleinen Gedichte ihr vorzuleſen. Es war mir ein unvergeßlicher Moment, den ernſten Meiſter der Rede, den Ueberſetzer des Plato, die leichtgeflügelten Rhythmen Heinrich Heine's recitiren zu hören.

Einen ganz anderen, in ſich abgeſchloſſenen Kreis bot mir das Veit'ſche Haus dar, das mit der Geſchichte des geiſtigen und commerziellen Berlins in intereſſanter Berührung ſtand. Der alte Herr Philipp Veit, dem eine treffliche Gattin zur Seite ſtand, Chef eines angeſehenen Handlungshauſes, verſammelte allwöchentlich am Donnerſtage einen Kreis von Männern um ſich, die ſich für dieſen Abend die Aufgabe geſtellt, eine mit Humor und Witz reich ausgeſtattete Unterhaltung zu führen. Ich muß die Hauptmitglieder dieſes Kreiſes, faſt ſämmtlich perſönliche, treue Freunde Heinrich Heine's, beſonders erwähnen, da jeder von ihnen in ſeiner Art auf meinen jungen Geiſt, auf die Entwickelung meiner intellectuellen Kräfte und beſonders auf meine literariſchen Neigungen ſtark eingewirkt hat.

Ueber Moſer, der ein nie fehlender Gaſt war, habe ich ſchon geſprochen und will nur gelegentlich hier erwähnen, daß er im Jahre 1838 im beſten Mannesalter in Lippehne, ſeiner Vaterſtadt, wo er zum Beſuche war, an einer ſehr ſeltenen Krankheit, Pemphigus, geſtorben iſt.

Ein anderes Mitglied des Veit'ſchen Kreiſes war der hochberühmte Juriſt Profeſſor Eduard Gans, Verfaſſer des „Erbrechts in weltgeſchichtlicher Entwickelung“ und vieler politiſchen und kritiſchen Schriften, ein ſchöner, geiſtreicher, aber etwas eitler Mann, der nicht leicht einen Andern zu Worte kommen ließ. Welch ein Contraſt mit dem beſcheidenen, gediegenen Moſer! Gans las damals gerade ein Collegium über die franzöſiſche Revolution, und zwar im größten Auditorium der Berliner Univerſität. Er war das tumultuariſche Element in der Veit'ſchen Geſellſchaft, kam immer zu ſpät, und ſprach dann ſtets von ſich. Er ſtarb vor dem Eintritte der von ihm ſo lebhaft herbeigewünſchten beſſeren politiſchen Zuſtände in Preußen, im Jahre 1839. Er war niemals verheirathet, gleich ſeinem Jugendfreunde Moſer.

Doctor Roſenhain, ein ſtiller Botaniker, fehlte nie in unſerem Kreiſe, ſprach aber kein Wort, weshalb man ihn oft, der Ausgleichung wegen, neben Profeſſor Gans ſetzte.

Ein geniales Element in dem Kreiſe war mein unvergeßlicher Freund **Daniel Leßmann** (1794 bis 1831.) Die heutige Generation kennt ihn kaum und doch wurden zu ſeiner Zeit ſeine „Briefe aus Südſpanien“ und das „Wanderbuch eines Schwermüthigen“ mit Enthuſiasmus aufgenommen. Leßmann war die Liebenswürdigkeit ſelbſt; unverwüſtlicher Humor und nie verletzender Witz würzten ſeine Unterhaltung. Er hatte viel Originelles. Er beſaß z. B. keinen Ueberrock, ging bei Sturm und Unwetter im Frack, mit einem Ziegenhainer in der Hand. Als er einmal auf drei Jahre nach Italien reiſte, nahm er — wie er ſelbſt lachend erzählte — ſeinen großen Berliner Hausſchlüſſel mit, weil es doch möglich wäre, daß er Nachts in Berlin ankommen und in der Wohnung ſeines Neffen nicht Einlaß finden könnte. Nachdem er dieſen Schlüſſel, einer Piſtole faſt ähnlich, auf ſeiner italieniſchen Hin- und Rückreiſe ſorgfältig in ſeiner Fracktaſche mitgeſchleppt hatte, verlor er ihn auf der letzten Station vor Berlin. Ich vergeſſe nie ſeine Begleitung auf den „Stralauer Fiſchzug“, das große Volksfeſt Berlins. Wenige ließ er ungeneckt und den vielen Berliner Carrikaturen gab er ergötzliche Beinamen. Er war ein Schatz der heiterſten Anekdoten, und dennoch nahm dieſer Mann, auf deſſen Antlitz ich nie das kleinſte Wölkchen bemerkt habe, denn er trug die Lebensbeſchwerden mit ſtoiſchem Gleichmuth, ein ſo tragiſches Ende. Im September 1831 fand man ihn in einem Walde bei Wittenberg, an einem Baum hängend, todt. Anfangs glaubte man an ein Verbrechen, aber wer hätte an Leßmann, der kein Geld im Beutel, keine Uhr in der Taſche, keinen Ring am Finger trug, einen Raub ausgeführt? So weit ich den originellen Menſchen kannte, erklärte ich mir die Sache pſychologiſch folgendermaßen. Leßmann ſchlendert im alten Frack durch den Wald. Er gedenkt der herben Jugenderinnerungen; wie ein Blitz zuckt der Schmerz über die einſt ſo heißgeliebte und verlorene Braut durch die verwaiſte Seele, keine roſige Zukunft winkt dem alternden Humor; da ſingt er ein Abſchiedsliedchen vor ſich hin; ein hübſcher, ſchlanker Baum ladet ſo recht zum Aufhängen ein; Leßmann beſinnt ſich nicht lange, reißt das alte ſeidene Tuch vom Halſe; er ſieht die That wie einen ſchlechten Witz an, und der Galgenhumor iſt gekrönt!

In dieſem Veit'ſchen Kreiſe lernte ich auch gleich Anfangs einen jungen, hübſchen, liebenswürdigen Mann kennen, mit dem ich mein ganzes Leben hindurch in freundſchaftlichſter Verbindung geblieben bin. Ich meine Joſeph Lehmann, Anfangs Mitarbeiter an der neu organiſirten preußiſchen Staatszeitung und ſpäter Redacteur und Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes“, einer Zeitſchrift, die er von der erſten, vor 36 Jahren erſchienenen, Nummer bis zum heutigen Tage redigirt, und zum Theil ſtets ſelbſt geſchrieben hat. Das Blatt iſt in der ganzen literariſchen Welt verbreitet und geachtet.

Lehmann, der älteſte Freund Heinrich Heine's in Berlin, war ein Verehrer des Dichters von ſeinem erſten Auftreten an, und hatte deſſen volle Bedeutung bereits im Jahre 1821 erkannt. Unter dem anagrammatiſchen Namen Anſelmi hat er die erſten kritiſchen Anzeigen von H. Heine's Gedichten geliefert. Seine gelungenen Parodien derſelben ſind ſogar häufig für Dichtungen Heine's gehalten worden. Dem ganzen literariſchen Lebenslaufe Heinrich Heine's iſt Lehmann in ſeiner vielgeleſenen Zeitſchrift treu gefolgt, oft hat er in ſchönen Aufſätzen ihn illuſtrirt, und immer den herzlichen Freund und unbeſtechlichen ſtrengen Kritiker in humanſter Weiſe zu einigen verſtanden.

Die Heiterkeit und der witzvolle Humor dieſes Veit'ſchen Kreiſes waren kaum zu zügeln, und man beſchloß einſt, ein geſchriebenes Journal unter dem Namen „Narrenzeitung“ herauszugeben. Zu dieſem Zwecke war im Veit'ſchen Hauſe ein Kaſten angebracht, in welchen die anonymen Aufſätze und Gedichte der Freunde hineingeworfen wurden, um durch die Redaction Lehmann's geordnet, Donnerſtag Abend zwiſchen Thee und Souper vorgeleſen zu werden. Die Aufſätze dieſes Manuſcript-Journals waren von höchſt pikantem Inhalt und behandelten meiſt die zeitgenöſſiſchen, geſellſchaftlichen ſowohl, als literariſchen Zuſtände.

Auch des Sohnes des Veit'ſchen Hauſes, Moritz Veit (ſpäterhin Buchhändler und Abgeordneter im Deutſchen Parlament und in der Preußiſchen Kammer), damals mein Nachbar in den Collegien von Hegel, muß ich, als des jüngſten Mitarbeiters an jenem Journal und als eines ſehr liebenswürdigen Mitgliedes des Veit'ſchen Kreiſes, beſonders erwähnen.

Mein Bruder Heinrich hatte von dieſer Geſellſchaft die günſtigſte Meinung. Er ſchickte mir einen Cyclus der ſpäter ſo berühmt gewordenen Nordſeegedichte mit dem Bemerken, dieſelben dort vorzuleſen, und, falls ſie bei den Freunden entſchiedenen Beifall fänden, dieſelben am anderen Morgen zu Gubitz zu bringen, damit ſie im „Geſellſchafter" abgedruckt würden. So fremdartig und ganz eigenthümlich dieſe Nordſeebilder auch geſchrieben waren, der poetiſche Sinn unſerer Geſellſchaft goutirte ſie vollſtändig, und ſchenkte ihnen den ungemeſſenſten Beifall.

Ich muß noch einige Familien nennen, zu denen ich allwöchentlich Zutritt hatte. Ich nenne zunächſt das beſcheidene, ſtille Haus von Dr. Leopold Zunz, dem großen Orientaliſten, der ſelbſt auch ein Angehöriger des Veit'ſchen Freunde-Kreiſes war. Mein Bruder Heinrich hat dieſen originellen Mann allezeit hoch geachtet, und ich fand bei ihm und ſeiner Frau die gemüthlichſte Aufnahme. Auch traf ich jeden Freitag Abend daſelbſt eine geiſtreiche Geſellſchaft, faſt alle die früher erwähnten Veit'ſchen Freunde und auch einige Aerzte von Bedeutung.

Politik und Literatur waren die Hauptthemata dieſer Reunionen. Zunz war damals Redacteur der „Haude und Spenerſchen Zeitung“, die zu jener Zeit ein vielgeleſenes und einflußreiches Blatt war.

Zunz ſelbſt war die eigenthümlichſte Geſtalt, die ich je im Leben geſehen, dem Bilde des langlockigen Spinoza etwas ähnlich. Ein barocker, unnachahmlicher Witz, ſtets ſchlagfertig und Alles auf den Kopf ſtellend, ſtand ihm immer zu Gebote, er war, ich kann es nicht anders ausdrücken, von einem eiskalten Humor. Die ſogenannten Zunz-Witze gingen von Munde zu Munde, wie eine Legende, durch ganz Berlin, und noch heutzutage iſt der alte Gelehrte eine der eigenthümlichſten, intereſſanten Geſtalten dieſer Hauptſtadt.

Unter den Univerſitätsfreunden meines Bruders in Göttingen befand ſich Carl von Raumer, der als studiosus juris in Berlin auch meine ganze Freundſchaft und Zuneigung ſich erwarb. Er war ein Neffe des berühmten Verfaſſers der Geſchichte der Hohenſtaufen, der, 1781 geboren, noch heute ein friſcher Greis, auch noch in unſerer Zeit als großer Hiſtoriker hervorragt. Mit Carl von Raumer, einem blühenden, vielbegabten, poetiſchen, ſchwärmeriſchen Jünglinge, verlebte ich herrliche Stunden. Wir laſen einſt in einer Nacht den eben erſchienenen erſten Theil der „Reiſebilder“, und weinten vor Enthuſiasmus bei der Leſung des „Buches Legrand“. Dieſer ſo liebenswerthe Jüngling wurde ſpäter Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Preußen und brachte es in ſeiner pietiſtiſchen Verirrung zuletzt dahin, daß er die Werke Heinrich Heine's für Preußen verbot, ja, die confiscirten Exemplare zerſtampfen ließ. Fern in St. Petersburg habe ich wohl viele Jahre hindurch von der Wirkſamkeit eines Staatsminiſters von Raumer gehört und geleſen, nie aber iſt mir die Idee gekommen, daß dies mein geliebter Univerſitätsfreund ſein könne. Erſt im Jahre 1852, in Paris, erfuhr ich es durch meinen

Bruder Heinrich, der Raumer ſeinen lieben Zerſtampfer nannte.

Auch in dem Mendelsſohn'ſchen Hauſe war ich durch Moſer eingeführt, und habe mit Entzücken dem Spiel des jungen Felix zugehört und in ſeine ſchwärmeriſchen, poeſievollen Augen geſchaut. Damals dachte ich nicht, daß aus dieſem Knaben-Kopfe einſt ſolche „Lieder ohne Worte" und Heine's Worte mit ſolcher Muſik hervorgehen würden!

Wie glücklich ſchienen mir die Eltern. Viele Jahre ſpäter ſah ich den Vater des ſo berühmt gewordenen Sohnes im Hauſe des Barons Stieglitz in St. Petersburg als Gaſt wieder. Er ſagte mir einſt: „Sie haben gut gethan, daß Sie nach Rußland gegangen ſind. Sie haben ſich hier einen eigenen Namen erworben. In Deutſchland wären Sie, bei allen Ihren eigenen Verdienſten, immer nur der Neffe von Salomon Heine oder der Bruder von Heinrich Heine geblieben. So iſt es mir gegangen. Als ich jung war, hieß ich nur der Sohn von Moſes Mendelsſohn, und als ich alt geworden, der Vater von Felix Mendelsſohn. Das ſind die wahren Peter Schlehmils, die keinen Schatten beſitzen."

Hierbei muß ich ganz beſonders des unſterblichen Verfaſſers der wunderſamen Geſchichte des „Peter

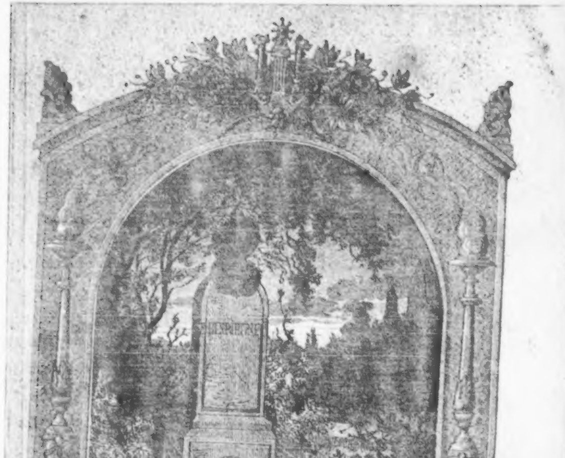
Schlehmil" gedenken, des lieben, von Heinrich Heine außerordentlich geſchätzten Adalbert von Chamiſſo, geb. 1781 † 1838. Er ſteht, obgleich Franzoſe von Geburt, mit an der Spitze der deutſchen Lyriker. Als Naturforſcher machte er bekanntlich mit Otto von Kotzebue die Reiſe um die Welt. Ich beſuchte Chamiſſo öfter, faſt jedes mal mit dem liebevollſten Gruße aus einem Briefe von Heinrich, und fand ihn meiſtens mit dem Sortiren und Claſſificiren von Pflanzen beſchäftigt, die auf langen Tiſchen aufgethürmt lagen. Der liebenswürdige Mann mit dem edelſten Herzen nahm jeden Menſchen außerordentlich für ſich ein. Nicht wenn er ſprach, nur wenn er dichtete, ſchien ihm der ganze Schatz der deutſchen Sprache erſchloſſen zu ſein. Bei ihm lernte ich auch den Criminalrath Julius Eduard Hitzig kennen, (geb. 1780 † 1849), Chamiſſo's ausgezeichneten Biographen. Hitzig war ſtets ein ſehr liebevoller Freund Heinrich Heine's, deſſen poetiſcher Jugend er die regſte Theilnahme bezeigt hat. Durch ſeine Vermittelung erſchienen auch in Ferd. Dümmler's Verlage die Tragödien H. Heine's. Gleiches gilt von Profeſſor Gubitz, der damals das Journal: „Geſellſchafter für Geiſt und Herz" in eleganter Form herausgab. Zu ihm brachte ich oft kleine Gedichte von Heine, den er überhaupt als

Dichter durch den Geſellſchafter bei dem deutſchen Publikum eingeführt hatte. Er that dies allezeit mit einer gewiſſen Protectormiene, kam mir aber wie die Hebamme und Wickelfrau der Heine'ſchen Muſe vor: auch verſchaffte er ihm den Verleger für ſeine erſte Gedichtſammlung (Maurer'ſche Buchhandlung).

[illegible] THECA
[illegible] SIS

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallſchreiberſtr. 47.

Immortellen Heinrich Heine's.


HEINES GRAB

A. Closs. Sc.

Immortellen
Heinrich Heine's.

Geſammelt

von

Adolf Strodtmann.

Mit dem Titelbilde:
Heinrich Heine's Grab.

Berlin.
Verlag von R. Leſſer.
Internationale Buchhandlung,
Leipzigerſtr. 27/28.
1871.

[illegible]

[illegible]ICA
[illegible]
[illegible]IS

Vorwort.

Ich habe dieſem Buche einige kurze Erläuterungen vorauf zu ſenden, welche den Zweck deſſelben darlegen ſollen.

Wenn ich dem Leſer, nach Abſchluſs der von mir beſorgten Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke, jetzt eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung philoſophiſcher, politiſcher und literariſcher Ausſprüche des Dichters in die Hand gebe, ſo möchte ich mich von vornherein gegen die irrthümliche Auffaſſung verwahren, als ob es dabei nur auf eine Blumenleſe geiſtreicher und ſchöner Stellen nach Art der gewöhnlichen Anthologien abgeſehen ſei. Es war im Gegentheil meine Abſicht, aus den Schriften Heine's ſelber den Nachweis zu liefern, daſs dieſelben, trotz ihres meiſt aphoriſtiſchen Charakters, einer dem Weſen nach einheitlichen Weltanſchauung entfloſſen ſind, und ſolchergeſtalt in ihrem eigenthümlichen Ausdrucke gleichſam die lyriſche Ergänzung der philoſophiſchen und politiſchen Entwicklung der Menſchheit in der erſten Hälfte unſres Jahrhunderts bilden. Durch die Art und Weiſe der Zuſammenſtellung ſollten die einzelnen Ausſprüche nicht bloß als witzige Impromptüs, ſondern zugleich an ihrem beſtimmten Platze als Strahlenbrechungen eines ſtetig wiederkehrenden Grundgedankens erſcheinen, der auf alle Gebiete des Lebens ſein farbig erhellendes Licht verſtreut. Wie durch meine Biographie des Dichters (H. Heine's Leben und Werke. 2 Bde. Berlin, Franz Duncker), hoffe ich auch durch die vorliegende literarhiſtoriſche Arbeit mit Erfolg die noch vielfach herrſchende Anſicht, als ob Heine nur ein frivoler Spaßmacher ohne jeden Ernſt einer tieferen philoſophiſchen Weltanſchauung geweſen ſei, zu bekämpfen und das Intereſſe für eine eingehendere Beſchäftigung mit ſeinen Schriften auch in Kreiſen zu wecken, die ſich bisher mit ſeinem Genius hinlänglich abgefunden zu haben vermeinten, wenn ſie das „Buch der Lieder“ und allenfalls noch die „Harzreiſe“ geleſen. Die Oekonomie dieſes Buches machte es freilich nothwendig, die einzelnen Ausſprüche und Entwicklungen nur in gedrängteſter Kürze anzuführen. Um jedoch das genauere Studium des Dichters und das Nachſchlagen der aufgenommenen Stellen zu erleichtern, habe ich unter jeder Sentenz die betreffende Band- und Seitenzahl der Geſammtausgabe von H. Heine's Werken hinzugefügt.

Es wird, denke ich, meiner Arbeit nicht zum Nachtheil gereichen, daſs dieſelbe vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges, alſo ohne Rückſichtnahme auf die ſeitdem weſentlich veränderte Stellung des deutſchen zum franzöſiſchen Volke, begonnen und ausgeführt worden iſt. In ſo fern die Auslaſſungen Heine's über die Politik Frankreichs und den Charakter des franzöſiſchen Volkes hie und da einer Korrektur bedürften, genügt es vielleicht, auf die Thatſache hinzuweiſen, daſs es mir vergönnt iſt, dieſe Zeilen im Gefolge der ſiegreichen deutſchen Heere Angeſichts der Stadt Paris und jenes Montmartre-Friedhofs zu ſchreiben, auf welchem die Gebeine des Dichters ruhen, der die Franzoſen, denen er ſo freundlich geſinnt war, umſonſt gewarnt, ſich in unſere Angelegenheiten zu miſchen und mit dem jungen Rieſen Deutſchland zu hadern.

Auf der Schanze Moulin de la Tour bei Paris,
den 20. September 1870.

Adolf Strodtmann.

Inhalt.

Vorwort.

I. Perſönliches.
Seite 1 – 6.

II. Natur.
Seite 7 – 13.

III. Tod und Unſterblichkeit.
Seite 14 – 25.

IV. Religion und Philoſophie.
Seite 26 – 58.

V. Staat und Geſellſchaft.
Seite 59 – 104.

VI. Kunſt und Literatur.
Seite 105 – 157.

VII. Malerei.
Seite 158 – 163.

VIII. Muſik.
Seite 164 – 170.

IX. Menſch und Welt.
Seite 171 – 192.

X. Frauen, Liebe und Ehe.
Seite 193 – 216.

Abkürzungen.

Die römiſchen Ziffern am Fuße der einzelnen Ausſprüche geben die Band-Zahl, die arabiſchen Ziffern die Seiten-Zahl der Geſammtausgabe von H. Heine's Werken an. Wo die Seitenzahlen der Volksausgabe von denen der kritiſchen Ausgabe abweichen, ſind dieſelben in Klammern beigefügt.

Varnh. = Briefe H. Heine's, abgedruckt im Nachlaſſe Varnhagen's von Enſe.

M. H. = Briefe H. Heine's, abgedruckt in Maximilian Heine's Erinnerungen an Heinrich Heine und deſſen Familie.

C. = Briefe H. Heine's an den Baron Cotta, abgedruckt in der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, Nr. 50—52, vom December 1867.

I.

Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts. XXII. [illegible]

* * *

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht. XV. 206 [133].

* * *

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.
Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt. XV. 211 [140].

* * *

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,
Diese Dreie hört' ich preisen,
Und ich pries und suchte sie,
Aber, ach! ich fand sie nie. XV. 172 [106].

* * *

Die Philiſter, die Beſchränkten,
Dieſe geiſtig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wiſſen ſtets in unſren Scherzen
Lieb' und Freundſchaft zu entdecken. XXII. 64.

* * *

Ich habe die friedlichſte Geſinnung. Meine Wünſche ſind eine beſcheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Eſſen, Milch und Butter, ſehr friſch, vor dem Fenſter Blumen, vor der Thür einige ſchöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an dieſen Bäumen etwa ſechs bis ſieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die ſie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß ſeinen Feinden verzeihen, aber nicht früher als bis ſie gehenkt werden. . . So lange man ſich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück. XXII. 185.

* * *

Ich geſtehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebiſſen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene geprieſenen Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig gebärden, beſäßen ſie die Zähne und die Tatzen des Tigers. XVIII. 9.

* * *

Man ſieht mich etwas ſauer an wegen des bittern, ſpottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen ſpreche, die andern Leuten theuer ſind und theuer ſein ſollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu ſehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmuth ergreifen ſollte, wenn ich unſere winzigen, breitſchwatzenden Freiheitshelden in ihrer aſchgrauen Armſeligkeit betrachte; in meiner

Seele lebt zu ſehr Liebe für Deutſchland und Verehrung deutſcher Herrlichkeit, als daß ich einſtimmen könnte in das unſinnige Gewäſche jener Pfennigsmenſchen, die mit dem Deutſchthume kokettieren: und zu mancher Zeit regt ſich in mir faſt krampfhaft das Gelüſte, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenſchein vom Kopf zu reißen und den Löwen ſelbſt an der Haut zu zerren, — weil ich einen Eſel darunter vermuthe. XIII. 108.

* * *

Vielleicht habt ihr Recht, und ich bin nur ein Don Quixote, und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt. Freilich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners: Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein Kollege ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen; Jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kaſtelle, Eſeltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Kaſtelle nur für Lumpenherbergen, unſre Kavaliere nur für Eſeltreiber, unſre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft. II. 111.

* * *

Perſönliches.

O deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln daniederliegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth. II. 427.

* * *

Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine

Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daß wir wie gezwungene Gladiatoren für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten ſchloß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Wenn ihr dieſe heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Maximilian Robespierre ſprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

XIV, 35.

* * *

Ich habe es längſt gefühlt, daß ein gar zu feuriger Enthuſiasmus für meine Perſönlichkeit endlich verkohlen muß und, wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem ſchwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieſes Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit ſehen, daß mich die Menſchen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Abwechſelung einmal mit Koth werfen. XIX, 93.

* * *

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angeborenem Knechtſinn, ſondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. XIV, 59.

* * *

Meine Ehre iſt nicht in der Hand des erſten, beſten Zeitungskorreſpondenten; nicht das erſte, beſte Tagesblatt iſt ihr Tribunal; nur von den Aſſiſen der Literaturgeſchichte kann ich gerichtet werden. XXI, 121.

* * *

Wer das Loſungswort der Zukunft kennt, gegen Den vermögen die Schächer der Gegenwart ſehr Wenig. Ich weiß, wer ich bin. XX, 47.

* * *

Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche Zwecke, und ob man meine Lieder preiſet oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert ſollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit. II, 145.

* * *

Ein Poſten iſt vakant! — Die Wunden klaffen —
Der Eine fällt, die Andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeſiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

XVIII, 185 [167].

* * *

II.

Natur.

Große Natureindrücke müſſen unſere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menſchen faſſen können.

XIX, 292.

* * *

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgiebt?

Hatte einſt, wie die Menſchen, auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt Dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind phlegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Ein königl. preuß. Poet wird nimmermehr mit den Klängen ſeiner Leier den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

II, 315.

* * *

O Natur, du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daß ich weine. II, 318.

* * *

Wie ein guter Dichter, liebt die Natur keine ſchroffen Übergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch korreſpondierendes Kolorit, ſo daß alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik in einander ſchmelzen, und jeder Naturanblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. I, 22.

* * *

Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt Letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß ſo und ſo viel' Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden klaſſificiert, und das Waſſer iſt naß. I, 23.

* * *

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.
Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.
Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen. XV, 289 [201].

* * *

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen ſprießen und Vögel ſingen;
Denn wenn ich im Grab einſt liegen werde,
Iſt Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,

Natur und Menſch.

Die Blumen kann ich nicht ſprießen ſehn,
Und Vögelgeſang hör' ich nicht klingen. XXII, 8.

* * *

Das Bedürfnis der Einſamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühlings, wenn das Erwachen der Natur ſich auch in den Geſichtern der Stadtphiliſter zeigt und unerträglich gemüthliche Grimaſſen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden ſich die Bäume, die ruhig grün werden und beſtimmt wiſſen, was ſie wollen.

* * *

Varnh. 208.

Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derſelbe Herbſtwind
Ihres Blätterſchmucks entkleidet —
Alle ſtehen kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Deſſen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenoſſen.
Ach! bei uns, den Menſchen, lebt
Jeder ſeine eigne Jahrzeit;
Während bei dem Einen Winter,
Iſt es Frühling bei dem Andern,
Und der Greis fühlt doppelt ſchmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte. XXII, 98.

* * *

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick.
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.
Und wie Viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!

Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben! XV, 234 [158].

* * *

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe, ſie hebt dich wieder.
Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele. XVI, 167 [143].

* * *

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt;
Ich aber lieb' euch all':
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall! XVI, 160 [145].

* * *

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs Neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all' den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all' den rothen Korallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnisvoll bewahrſt,
Dort unten im klaren Kryſtallhaus.
O, wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel,

Das Meer.

Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaſſ' ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta! XV, 334 [241].

* * *

Das Meer weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen mit den fabelhaft verſunkenen Reichen auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann ade, Ruhe! ade, ſtille Träume! XIV, 18.

* * *

Es ziehen die brauſenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie ſchwellen und zerſchellen
Wohl auf dem Sand.
Sie kommen groß und kräftig
Ohn' Unterlaß;

Natur.

Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns Das? XIV, 195 [174].

* * *

Wie ſie ſchwärmen, die Poeten,
Selbſt die zahmen! und ſie ſingen
Und ſie ſagen: die Natur
Sei ein großer Tempel Gottes;
Sei ein Tempel, deſſen Prächte
Von dem Ruhm des Schöpfers zeugten,
Sonne, Mond und Sterne hingen
Dort als Lampen in der Kuppel.
Immerhin, ihr guten Leute!
Doch geſteht, in dieſem Tempel
Sind die Treppen unbequem —
Niederträchtig ſchlechte Treppen!
Dieſes Ab- und Niederſteigen,
Bergaufklimmen und das Springen
Über Blöcke, es ermüdet
Meine Seel' und meine Beine. XVII, 50 [48].

* * *

Es iſt das eigne Blut, das uns hinauf ſteigt
Ins Aug', wodurch mit ſchönem rothen Schimmer
Bekleidet werden all' die Roſenblätter,
Jungfrauenwänglein, Sommerabendwölkchen,
Und gleiche Spielerein, die uns entzücken. XVI, 67 [66].

* * *

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das, was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall: —
Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,

Tücke und Kälte der Natur.

Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

* * *

XVI. 168 [151].

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh. XXII. 48.

* * *

Trau nicht der Nacht, ſie birgt im ſchwarzen Mantel
Viel' arge Fratzenbilder, Molch' und Schlangen,
Und wirft ſie heimlich hin vor deine Füße.
Trau ihrem bleichen Buhlen nicht, der droben
Liebäugelnd aus den Wolken niederblinzelt,
Und hämiſch bald, mit ſchrägen, fahlen Lichtern,
Die Schreckgeſtalten deines Wegs beſchimmert.
Trau nimmer ihrer Baſtardbrut dort oben,
Den goldnen Kindlein, die ſo munter funkeln,
Und freundlich thun, und liebeſchmeichelnd nicken,
Und dennoch, wie mit tauſend glühnden Fingern,
Am Ende ſpöttiſch auf dich niederdeuten. XVI. 26 [28].

* * *

O wie klug ſind doch die Sterne!
Halten ſich in ſichrer Ferne
Von dem böſen Erdenrund,
Das ſo tödtlich ungeſund.
Kluge Sterne! wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden,
Und mit uns elendig werden —
Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun ſie oft auf unſer Wehe:
Eine goldne Thräne fällt
Dann herab auf dieſe Welt. VIII. 221 [205].

* * *

III.

Tod und Unſterblichkeit.

Der Tod, Das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag. XV. 264 [179].

* * *

Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereinigt,
Das Leben iſt's, was uns gewaltſam trennt.
XVI, 62 [61].

* * *

Der Verluſt geliebter Perſonen durch den Tod ſchlägt unſerem Herzen tiefe Wunden. Wunden dieſer Art heilen langſam, aber ſie hinterlaſſen *ſchöne* Narben, ſtatt daß manche andere Kümmerniſſe ſehr häßliche Narben laſſen, z. B. wenn wir geliebte Perſonen nicht durch den Tod, ſondern durch das Leben verlieren. — Von Tröſtung kein Wort; wer in gewiſſen Fällen getröſtet werden kann, Der hatte gewiß des Troſtes nicht nöthig. XXI, 443.

* * *

Es wird mir einſam ängſtlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht bloß unſere Lieben ſo ſchnell aus der Welt verſchwinden, ſondern ſogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte Nichts davon exiſtiert, als ſei Alles nur ein Traum. XI, 68.

* * *

Traum und Tod.

Was iſt Traum? Was iſt Tod? Iſt dieſer nur eine Unterbrechung des Lebens, oder gänzliches Aufhören desſelben? Ja, für Leute, die nur Vergangenheit und Zukunft kennen und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja, für Solche muß der Tod ſchrecklich ſein! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann ſinken ſie ins ewige Nichts.

Und der Traum? Warum fürchten wir uns vor dem Schlafengehen nicht weit mehr als vor dem Begrabenwerden? Iſt es nicht furchtbar, daß der Leib eine ganze Nacht leichentodt ſein kann, während der Geiſt in uns das bewegteſte Leben führt, ein Leben mit allen Schreckniſſen jener Scheidung, die wir zwiſchen Leben und Geiſt geſtiftet? Wenn einſt in der Zukunft beide wieder in unſerem Bewußtſein vereinigt ſind, dann giebt es vielleicht keine Träume mehr, oder nur kranke Menſchen, Menſchen, deren Harmonie geſtört, werden träumen. Nur leiſe und wenig träumten die Alten; ein ſtarker, gewaltiger Traum war bei ihnen wie ein Ereignis und wurde in die Geſchichtsbücher eingetragen. Das rechte Träumen beginnt erſt bei den Juden, dem Volke des Geiſtes, und erreichte ſeine höchſte Blüthe bei den Chriſten, dem Geiſtervolk. Unſere Nachkommen werden ſchaudern, wenn ſie einſt leſen, welch ein geſpenſtiges Daſein wir geführt, wie der Menſch in uns geſpalten war und nur die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt ... Und doch, welche ſüße Träume haben wir träumen können! Unſere geſunden Nachkommen werden es kaum begreifen. Um uns her verſchwanden alle Herrlichkeiten der Welt, und wir fanden ſie wieder in unſerer inneren Seele — in unſere Seele flüchtete ſich der Duft der zertretenen Roſen und der lieblichſte Geſang der verſcheuchten Nachtigallen. IV, 182 ff.

Tod und Unſterblichkeit.

Jeder Augenblick iſt mir eine Unendlichkeit; ich meſſe nicht die Zeit mit der Brabanter oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Prieſter ein zweites Leben verſprechen zu laſſen, da ich ſchon in dieſem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit. I. 211.

* * *

O, laßt mich leben! Das Leben iſt gar zu ſpaßhaft ſüß, und die Welt iſt ſo lieblich verworren, ſie iſt der Traum eines weinberauſchten Gottes, der ſich aus der zechenden Götterverſammlung à la française fortgeſchlichen, auf einem einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt, und ſelbſt nicht weiß, daß er alles Das auch erſchafft, was er träumt — und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll, oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moſes, die mediceiſche Venus, der Straßburger Münſter, die franzöſiſche Revolution, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt ſich die verſchlafenen Augen, und lächelt — und unſere Welt iſt zerronnen in Nichts, ja, ſie hat nie exiſtiert.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt auch Dieſes beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſein des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes, und das ſchlimmſte Übel iſt der Tod. Mögen berliniſche Gardelieutenants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen, daß der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch eben ſo viel Kourage wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Kollegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftige Menſchen lieben das Leben. Goethe's Egmont ſcheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens." Immermann's Edwin hängt am Leben „wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten", und obgleich es ihm hart ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt."

Wenn Odyſſeus in der Unterwelt den Achilleus als Führer todter Helden ſieht, und ihn preiſt wegen ſeines Ruhmes bei den Lebendigen und ſeines Anſehens ſogar bei den Todten, antwortet Dieſer:

„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schar der geſchwundenen Todten beherrſchen." I. 208 ff.

* * *

Unſer Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrenthum!
Der Pelide ſprach mit Recht:
„Leben wie der ärmſte Knecht
In der Oberwelt iſt beſſer,
Als am ſtygiſchen Gewäſſer
Schattenführer ſein, ein Heros,
Den beſungen ſelbſt Homeros. XVIII. 351 [324].

* * *

Die holden Wünſche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.
Das weiß ich, und Das vertrübet
Mir alle Lieb' und Luſt. XVI. 181 [161].

* * *

Tod und Unſterblichkeit.

So geht alles Leben, das Schöne eben ſo wie das Häßliche, ſpurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verſchont die Roſe eben ſo wenig wie die Diſtel, er vergiſſt auch nicht das einſame Hälmchen in der fernſten Wildnis, er zerſtört gründlich und unaufhörlich, und überall ſehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menſchen und ihre Werke, zu Staub zerſtampft, und ſelbſt jene ägyptiſchen Pyramiden, die ſeiner Zerſtörungswuth zu trotzen ſcheinen, ſie ſind nur Trophäen ſeiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch ſchlimmer als dieſes Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden, gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinſterben, ſondern als Kopien von längſtverſchollenen Menſchen, die geiſtig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menſchen geboren werden, die wieder ganz ausſehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein troſtloſes ewiges Wiederholungsſpiel, wobei die zeugende Erde beſtändig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerſtören vermag, ſo daß ſie, in ſolcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen ſorgen kann. II. 156.

* * *

Am Ende kommt es auf Eins heraus, wie wir die große Reiſe gemacht haben, ob zu Fuß oder zu Pferd oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende Alle in dieſelbe Herberge, in dieſelbe ſchlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube ſo eng, ſo kalt, ſo dunkel, wo man aber gut ſchläft, faſt gar zu gut. XII. 233.

* * *

Bekehrungen auf dem Todbette.

Sind wir Menſchen nicht Alle Kreuzritter, die wir mit allen unſeren mühſeligen Kämpfen am Ende nur ein Grab erobern? XI, 11.

* * *

Wir ſind Alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie. VI, 120.

* * *

Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man ſehr empfindſam und weichſelig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. XVIII, 8.

* * *

Auf dem Todbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daß der Menſch ſich dem Katholicismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie, und würden nur ſchlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umher wandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren. V, 256.

* * *

Das Sterben iſt etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube. XXI, 81.

* * *

Tod und Unſterblichkeit.

Die Todten haben einen Ausdruck im Geſichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erſcheint; denn ſie übertreffen ihn immer an vornehmer Leidenſchaftsloſigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menſchen, und aus Reſpekt vor dem höheren Todtenſtande tritt die Wache ins Gewehr und präſentiert, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und ſei es auch die Leiche des ärmſten Flickſchneiders. XI, 76.

◆

Todtenmasken verleiden uns die Erinnerung an unſere Lieben. Wir glauben, in dieſem Gipſe ſei noch Etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, iſt doch ganz eigentlich der Tod ſelbſt. Regelmäßig ſchöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch ſie uns mehr erſchrecken als erfreuen. Wahre Karikaturen aber ſind die Gipsabgüſſe von Geſichtern, deren Reiz mehr von geiſtiger Art war, deren Züge weniger regelmäßig als intereſſant geweſen; denn ſobald die Grazien des Lebens darin erloſchen ſind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geiſtige Reize ausgeglichen. Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung aufs unleidlichſte die Seele durchfröſtelt; ſie ſehen alle aus wie Menſchen, die im Begriffe ſind, einen ſchweren Gang zu gehen. V, 316.

◆

Ich liebe Schlachtfelder, denn ſo furchtbar auch der Krieg iſt, ſo bekundet er doch die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeinde, dem Tode, zu trotzen vermag. II, 110.

◆

Selbſtmord.

Feige iſt der Schwächling,
Der lieber [illegible] mit dem Schmerz zu ringen,
Und [illegible] [illegible], und [illegible]
Des [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]

* * *

Almanſor. Der Wurm zernagt die Roſen,
Und leiſe ſinkt vom Baum die Frucht herab.
Soll nun der Menſch, die allerſchönſte Frucht,
Nicht auch zu Boden fallen, wenn der Wurm,
Der ſchändliche Wurm, die Seelenkraft zernagte,
Und der Verzweiflung wilder Sturm ihn ſchüttelt?
Haſſan. Nur der Wurm
Mag ſich am Boden krümmen, doch der Aar
Fliegt hoch hinauf zum ew'gen Sonnenlichte.
Almanſor. Reiß da dem Aar die mächt'gen Flügel aus,
Und auch der Aar iſt Wurm und kriecht am Boden.

* * *

[illegible]

Die allerſchlimmſte Krankheit iſt das Leben,
Und heilen kann ſie nur der Tod. Das iſt
Die einzige Arznei, doch auch die letzte,
Und iſt zu haben überall, und wohlfeil.

[illegible]

Ihr, eine ſchwarze Pforte
Führt aus dem Haus des Jammers in das Land
Der Freude. Trauernd ſitzt am Eingang dort
Mit finſterm Schweigen ein [illegible] Weib, —
Der iſt kein Anblick [illegible], doch der Menſchen
[illegible] [illegible] das Land der Freude.
Ja, dorten iſt die wahre Freude, aber —
Was doch [illegible] iſt — die wahre Noth.
[illegible]
Und [illegible]

Dort fällt kein grelles Licht ins blöde Aug';
Und nimmer quält dort Hitz' und Froſt und Hunger
Und Durſt; und, was das Beſte iſt, dort ſchläft man
Den ganzen Tag, und ebendrein die Nacht.

XVI. 68 ff. [67 ff.]

Es iſt allgemein recipiert, daß man einen Monolog hält, ehe man ſich todtſchießt. Auf jeden Fall ſind ſolche Reden ein ſehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigſtens Zeit. I. 116.

Wenn ein Menſch ſich todtſchießen will, ſo hat er dazu immer hinlängliche Gründe. Aber ob er ſelbſt dieſe Gründe kennt, Das iſt die Frage. Bis auf den letzten Augenblick ſpielen wir Komödie mit uns ſelber. Wir maskieren ſogar unſer Elend, und während wir an einer Bruſtwunde ſterben, klagen wir über Zahnweh. I. 119.

O Tod, mit deiner Grabesſtille, du,
Nur du kannſt uns die beſte Wolluſt geben;
Den Kampf der Leidenſchaft, Luſt ohne Ruh'
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben.

XVIII. 240 [221].

O Grab, du biſt das Paradies
Für pöbelſcheue, zarte Ohren —
Der Tod iſt gut, doch beſſer wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren. XVIII. 111 [119].

Nach euch, ihr ehrlich ſtillen Todten,
Die ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt ſich mein Herz. Dort braucht ihr Nichts,
Und braucht deßhalb auch nicht zu ſtehlen.

XVIII. 200 [207].

Ruhe und Vergeſſen.

Mein Troſt iſt: Lethe's Waſſer haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menſchenherz zu laben
Mit des Vergeſſens ſüßer Nacht. XVIII. [illegible]

◆

Nur wiſſen möcht' ich: wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

XVI. [illegible]

◆

Die Zeit iſt unendlich, aber die Dinge in dieſer Zeit, die leiblichen Körper, ſind endlich; ſie können zwar in die kleinſten Theilchen zerſtieben, doch dieſe Theilchen, die Atome, haben ihre beſtimmte Zahl, und beſtimmt iſt auch die Zahl der Geſtaltungen, die ſich [illegible] aus ihnen hervor bilden; und wenn auch noch ſo lange Zeit darüber hingeht, ſo müſſen doch, nach den ewigen Kombinationsgeſetzen dieſes ewigen Wiederholungsſpiels, alle Geſtaltungen, die auf dieſer Erde ſchon geweſen ſind, ſich wieder begegnen, anziehen, abſtoßen, küſſen, verderben, vor wie nach.

XXII. [illegible]

◆

Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Thonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte, es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daß ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nicht anders fühlen und denken konnte? I. 47.

◆

Früh oder ſpät muß die Flamme des Geiſtes im Menſchen erlöſchen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — iſt jene Flamme, die als Liebe (die Freundſchaft iſt ein Funken derſelben) dieſen morſchen Leib durchſtrömt.

◆

XIX. 159.

Wie ſträubt ſich unſere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unſerer Perſönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuſchreibt, iſt vielmehr dem menſchlichen Gemüthe angeboren. XVIII. 16.

◆

Gott hat Nichts manifeſtirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwieſe; auch Moſes redet nicht davon. Es iſt Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer ſo feſt annehmen — In ſeiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surpriſe machen.

◆

XXII. 189.

Ich denke, es gehört eine beträchtliche Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir ſchon ſo viel Gutes und Schönes auf dieſer Erde genoſſen, noch obendrein vom lieben Gott die Unſterblichkeit zu verlangen! Der Menſch, der Ariſtokrat unter den Thieren, der ſich beſſer dünkt, als alle ſeine Mitgeſchöpfe, möchte ſich auch dieſes Ewigkeitsvorrecht am Throne des Weltkönigs durch höfiſche Lob- und Preisgeſänge und knieendes Bitten auswirken.

◆

II. 279.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſei, und ob Diejenigen, die hienieden ſich mit Diſteln begnügt haben, dort oben deſto reichlicher mit Ananaſſen

Auferſtehung.

geſpeiſt werden? Nein, wer Diſteln gegeſſen, war ein Eſel, und wer die Prügel bekommen hat, der behält ſie.

◆

VII. 219.

Und iſt man todt, ſo muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehen
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehen.

◆

XVIII. 182 [158].

Über das Leben hinaus verſpreche ich Nichts. Mit dem letzten Athemzuge iſt Alles vorbei, Freude, Liebe, Ärger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältniſſe, Klatſchen, Hundegebell, Champagner — und von dem unſeligen Talbot, der die Theater Deutſchlands mit ſeinem Ruhm erfüllte, bleibt Nichts übrig als eine Handvoll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Kirchhofs verſchlingt „die Tochter Jephtha's" mitſammt dem ausgepfiffenen „Almanſor." Varnh. 152.

◆

Was einmal begraben iſt,
Das kann nicht wiederkommen. XXI. 157 [XVI. 108].

◆

Kein Wiederſehn
Giebt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit iſt dem Staub verfallen,
Du wirſt zerſtieben, wirſt verhallen.
Viel anders iſt es mit Poeten,
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche. XVIII. 211 [218].

◆

IV.

Religion und Philoſophie.

Die Erde iſt der große Felſen, woran die Menſchheit, der eigentliche Prometheus, gefeſſelt iſt und vom Geier des Zweifels zerfleiſcht wird. Sie hat das Licht geſtohlen, und leidet Martern dafür. XXI. 188.

◆

Der Gedanke iſt die unſichtbare Natur, die Natur der ſichtbare Gedanke. XXII. 189.

◆

Alle Religionen ſind heilig, denn bei aller Verſchiedenheit der äußeren Formen hegen ſie doch ein und denſelben heiligen Geiſt. Das iſt die Religion der Religionen. XXII. 385.

◆

Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesleugner. VI. 8.

◆

Was die Sonne für die Blumen iſt, Das iſt Gott für die Menſchen. Wenn die Strahlen jenes himmliſchen Geſtirns die Blumen berühren, dann wachſen ſie heiter empor und öffnen ihre Kelche und entfalten ihren bunteſten Farbenſchmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt iſt, ſtehen ſie traurig mit geſchloſſenen Kelchen, und ſchlafen, oder träumen von den goldenen Strahlenküſſen der Vergangenheit. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten ſtehen, verlieren Farbe und Wuchs, verkrüppeln und erbleichen, und welken mißmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachſen, in alten Burgkellern, unter Kloſterruinen, die werden häßlich und giftig, ſie ringeln am Boden wie Schlangen, ſchon ihr Duft iſt unheilbringend, boshaft betäubend, tödtlich. IV. 170.

* * *

Schon daß ich Jemanden das Daſein Gottes diskutieren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt Alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an dem Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich aber jede Diskuſſion über das Daſein Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewußtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnißvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt durch die erſte Regung der Vernunft. V. [illegible].

* * *

Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiſte Erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. V. 129.

* * *

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken,“ würde Pontius Pilatus ſagen. XIV, 79.

* * *

Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben —
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben.
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus. XV, 241 [164].

* * *

O löſt mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort. XV, 247 [255].

* * *

Warum muß der Gerechte ſo Viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronierende Hanswurſt ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommiſſion, deren Präſident Eſra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft dieſe Frage geſtellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverſtand, ſondern weil ſie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menſchlichen Natur tief begründet und berechtigt iſt, und daß man ihn alſo nicht täppiſch ganz unterdrücken, ſondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieſer Kur ganz homöopathiſch, durch das Gleiche wirkend, aber ſie gaben keine homöopathiſch kleine Doſis, ſie ſteigerten vielmehr dieſelbe aufs ungeheuerſte, und eine ſolche überſtarke Doſis von Zweifel iſt das Buch Hiob; dieſes Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menſchheit. Ja, wie der Menſch, wenn er leidet, ſich ausweinen muſs, ſo muß er ſich auch auszweifeln, wenn er ſich grauſam gekränkt fühlt in ſeinen Anſprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigſte Weinen, ſo entſteht auch durch den höchſten Grad des Zweifels, den die Deutſchen ſo richtig die Verzweiflung nennen, die Kriſis der moraliſchen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der geſund iſt und keiner Medicin bedarf! XIV, 205.

Auch im Gemüth des Aufgeklärteſten niſtet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das ſich nicht ausbannen läßt; man ſpricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimſten Schlupfwinkeln unſerer Seele ſein unkluges Weſen. X. 180.

* * *

Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil ſeine Faſſungskraft es nicht erlaubt, ſo muß auch eine poſitive Religion, eine Kirche vorhanden ſein, die alle überſinnlichen Fragen des Volks, ſeiner Faſſungskraft gemäß, recht ſinnlich beantworten kann. II. 389.

* * *

Es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe; ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſt, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Naſe — und dieſes Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man dieſe auch die heilige Schrift; wer ſeinen Gott verloren hat, Der kann ihn in dieſem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, Dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche ſich auf Koſtbarkeiten verſtehen, wuſſten ſehr gut, was ſie thaten, als ſie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und ſilbernen Opfergeſchirre, die Leuchter und Lampen, ſogar den hohenprieſterlichen Bruſtlatz mit den großen Edelſteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Dieſe war der wahre Tempelſchatz, und derſelbe ward, Gottlob! nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Veſpaſianus. V. 25.

* * *

Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar aſcetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtrakten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturkulten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſrael's nicht genug bewundern.

◆

XIV. 305.

Es iſt in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrſcht. Dieſe Wahlverwandtſchaft entſtand nicht auf hiſtoriſchem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germaniſchen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichſten Feinde der Römer, und alſo natürliche Bundesgenoſſen waren; ſie hat einen tiefern Grund, und beide Völker ſind ſich urſprünglich ſo ähnlich, daß man das ehemalige Paläſtina für ein orientaliſches Deutſchland anſehen könnte, wie man das heutige Deutſchland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geiſtheit halten ſollte.

◆

III. 219.

Die jüdiſche Geſchichte iſt ſchön; aber die jungen Juden ſchaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer ſetzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände ſich irgendwo ein Exemplar von dieſem Volk, man würde hundert Stunden reiſen, um es zu ſehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus! XXII, 195.

◆

Eben ſo wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Weſen, ſind der Welt bekannt. Man glaubt ſie zu kennen, weil man ihre Bärte geſehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorſchein, und, wie im Mittelalter, ſind ſie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweisſagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menſchheit geduldet, ſeine glorreiche Anerkennung empfängt. XIV, 276.

◆

Für das Porzellan, das die Juden einſt in Sachſen kaufen muſſten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt — Am Ende wird Iſrael für ſeine Opfer entſchädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe. XXII, 198.

◆

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Chriſtlichwerdung Europas ſich ihre Glaubensfreiheit behaupteten. XXII. 195.

◆

Die Juden, wenn ſie gut ſind, ſind ſie beſſer, wenn ſie ſchlecht, ſind ſie ſchlimmer, als die Chriſten. XXII. 198.

◆

Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, — gewaltige, unbeugſame Männer, nicht bloß ehemals, ſondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. XIV, 295.

Juden und Hellenen.

In der That, die Juden ſind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man ſie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen ſich im ſchäbigſten Kothe des Schachers herumwühlen, erſteigen die Anderen den höchſten Gipfel der Menſchheit, und Golgatha iſt nicht der einzige Berg, wo ein jüdiſcher Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden ſind das Volk des Geiſtes, und jedesmal, wenn ſie zu ihrem Principe zurückkehren, ſind ſie groß und herrlich, und beſchämen und überwinden ihre plumpen Dränger. XII. 214.

* * *

Wie tief begründet iſt doch der Mythos des ewigen Juden! Im ſtillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das ſchaurige Märchen, die Kleinen drücken ſich ängſtlicher an den Herd, draußen iſt Nacht — das Poſthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Meſſe. — Wir, die wir die Helden des Märchens ſind, wir wiſſen es ſelbſt nicht. Den weißen Bart, deſſen Saum die Zeit wieder verjüngend geſchwärzt hat, kann kein Barbier abraſieren. XIX. 278.

* * *

A. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unſer Heiland entſproſſen, ich würde mich Deſſen eher rühmen, als ſchämen.

B. Ach, Das thät' ich auch, wenn unſer Heiland der Einzige wäre, der dieſem Stamme entſproſſen — aber es iſt demſelben ſo viel Lumpengeſindel ebenfalls entſproſſen, daß dieſe Verwandtſchaft anzuerkennen ſehr bedenklich ward.

* * *

XXII. 197.

„Juden" und „Chriſten" ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte, im Gegenſatz zu „Hellenen," mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. So gab es Hellenen in deutſchen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theſeus abſtammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Chriſten, kann man hier mit Recht ſagen. XII, 21.

◆

Der Taufzettel iſt das Entréebillett zur europäiſchen Kultur. XXII, 197.

◆

Der neue Himmel lockt viel' alte Sünder. XVI, 22 [24].

◆

Peſt-Örtern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt.
Dort zieht man dir mit ſüßen Zangentönen
Aus tiefer Bruſt hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, daß nimmermehr dein Hirn
Geſunden kann vom wilden Wahnſinnſchmerz.
Dorten vertauſcht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n, damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe. XVI, 25 [27].

◆

Der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagt, keine Sympathie für die Synagoge hegen können; man wendet ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. XIV, 75.

◆

Die Juden-Emancipation.

Kain tödtete ſeinen Bruder in Folge eines Opferzwiſtes, eines Religionſtreits. Ja, die Religion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne. XI. 102.

* * *

O, dieſer Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geſchieden ſein der Menſchheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

* * *

XVIII. 330 [323].

Die Emancipation der Juden wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daß der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daß derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedachten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deisuns ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müßten froh ſein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daß es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer und trocknet leicht. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: „Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr. XIV, 194 ff.

* * *

Iſt die Miſſion der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Induſtrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eiſenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Roſen werden geſtreut auf ſeinen Pfaden. XXII, 198.

* * *

Judenthum — Ariſtokratie: Ein Gott hat die Welt erſchaffen und regiert ſie; alle Menſchen ſind ſeine Kinder, aber die Juden ſind ſeine Lieblinge und ihr Land iſt ſein auserwähltes Dominium. Er iſt ein Monarch, die Juden ſind der Adel, und Paläſtina iſt das Exarchat Gottes.

Chriſtus.

Chriſtenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erſchaffen und regiert, aber alle Menſchen gleich liebt und alle Reiche gleich beſchützt. Er iſt kein Nationalgott mehr, ſondern ein univerſeller. XXII. 161.

Welche ſüße Geſtalt, dieſer Gottmenſch! Wie borniert erſcheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Teſtaments! Moſes liebt ſein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, ſorgt er für die Zukunft dieſes Volks. Chriſtus liebt die Menſchheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen ſeiner Liebe. Welch ein lindernder Balſam für alle Wunden dieſer Welt ſind ſeine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß!

XII. 73.

Chriſtus iſt der Gott, den ich am meiſten liebe — nicht weil er ſo ein legitimer Gott iſt, deſſen Vater ſchon Gott war und ſeit undenklicher Zeit die Welt beherrſchte, ſondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratiſch geſinnt, keinen höfiſchen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Ariſtokratie von geſchorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein beſcheidener Gott des Volks iſt, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Chriſtus noch kein Gott wäre, ſo würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen abſoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

II. 261.

Das Chriſtenthum iſt eine Idee, und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich, wie jede Idee. V. 36.

Religion und Philoſophie.

War die chriſtliche Religion vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die heiteren Götter von Hellas, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wuſſten auch nicht, wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter Menſch konnte auch in ſeiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Es waren Feſttagsgötter, um die man luſtig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deßhalb auch nie ſo ganz von ganzem Herzen geliebt. Um ſo ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden, muß man leidend ſein. Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden, beſonders von den Frauen. II, 347.

* * *

Im Chriſtenthume kommt der Menſch zum Selbſtbewuſſtſein des Geiſtes durch den Schmerz — Krankheit vergeiſtigt, ſelbſt die Thiere. XXII, 192.

* * *

Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu

Symbolik des Chriſtenthums.

Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt, dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daß man ſie für ausgeſchnitzelt, daß man ſie für Brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte, dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wußte, daß er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daß ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht. VI. 33.

* * *

Für Menſchen, denen die Erde Nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieſer Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menſchengeſchlecht in den bittern Kelch einige ſüße, einſchläfernde Tropfen goß, geiſtiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben! XII, 201.

* * *

Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht, mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne. XIII, 283.

* * *

Nur in der Dunkelheit kann der Katholicismus uns bezwingen: der lichte Tag verſcheucht den Eindruck ſeiner trüben Schatten. XXII, 301.

* * *

Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, haſſe ich jene

Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und der geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelin Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frei. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionsparteien, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſticismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken. II. 396.

◆

Wie den Gewerben, iſt auch den Religionen das Monopolſyſtem ſchädlich, durch freie Konkurrenz bleiben ſie kräftig, und ſie werden erſt dann zu ihrer urſprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, ſobald die politiſche Gleichheit der Gottesdienſte, ſo zu ſagen, die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird.

◆

II. 399

Giebt's irgendwo 'nen Glauben zu verſchachern,
So ſind zuerſt die Pfaffen bei der Hand.

◆

XVI. 22 [24].

Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Muftis, Dominikaner, Konſiſtorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatiſche Korps

Gottes, im Geſichte eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben, wie man ſie immer findet bei Leuten, die ein und daſſelbe Gewerbe treiben. Freilich, einige Nüancen entſtehen durch die Art und Weiſe, wie ſie ihr Geſchäft treiben. Der katholiſche Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer großen Handlung angeſtellt iſt; die Kirche, das große Haus, deſſen Chef der Papſt iſt, giebt ihm beſtimmte Beſchäftigung und dafür ein beſtimmtes Salär; er arbeitet läſſig, wie Jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet, und viele Kollegen hat, und im großen Geſchäftsgetreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des Hauſes liegt ihm am Herzen, und noch mehr deſſen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte ſeinen Lebensunterhalt verlöre. Der proteſtantiſche Pfaffe hingegen iſt überall ſelbſt Principal, und er treibt die Religionsgeſchäfte für eigne Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie ſein katholiſcher Gewerbsgenoſſe, ſondern nur einen Kleinhandel; und da er demſelben allein vorſtehen muß, darf er nicht läſſig ſein, er muß ſeine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel ſeiner Konkurrenten herabſetzen, und als echter Kleinhändler ſteht er in ſeiner Ausſchnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuſer, abſonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tauſend Buchhalter und Packknechte beſoldet und ſeine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Ein katholiſcher Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein proteſtantiſcher Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe.

II. 256.

* * *

Die Thoren meinen, um das Kapitel zu erobern, müſſe man zuerſt die Gänſe angreifen. XXII. 194.

* * *

Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Aquatoffana der Verleumdung. XII. 32.

* * *

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu ſchmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich ſeinen Sinn und kniete nieder und betete an! Es ging Manchem wie Biliam, dem Sohne Boer's, der Iſrael zu fluchen auszog, und gegen ſeine Abſicht es ſegnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Eſels gehört. XXII. 193.

* * *

Die römiſche Kirche ſtirbt an jener Krankheit, wovon Niemand geneſt: Erſchöpfung durch die Macht der Zeit. Weiſe, wie ſie iſt, lehnt ſie alle Ärzte ab: ſie hat in ihrer langen Praxis ſo manchen Greis ſchneller als nöthig ſterben ſehen, weil ein energiſcher Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieſes Artikels, den Drucker, der ihn ſetzt, ſelbſt den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt. XXII. 194.

* * *

Die Lehre von der Abtödtung des Fleiſches, die eigentliche Idee des Chriſtenthums, hatte ſich unglaublich ſchnell über das ganze römiſche Reich verbreitet, wie eine anſteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch Mancher von uns ſchon geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig Geſunde unter lauter Siechen. Einſt, wenn die Menſchheit ihre völlige

Agonie des Chriſtenthums.

Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen, dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und ſchöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nachkommen werden ſchöner und glücklicher ſein als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, ſie habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtitutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erſt am jüngſten Tage im Himmel ſtattfinden ſoll. V, 41.

◆

Das endliche Schickſal des Chriſtenthums iſt davon abhängig, ob wir deſſen noch bedürfen. Dieſe Religion war eine Wohlthat für die leidende Menſchheit während achtzehn Jahrhunderten, ſie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was ſie der Civiliſation genützt, indem ſie die Starken zähmte und die Zahmen ſtärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was ſonſt noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird. Das iſt ſogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröſtung, die ſie durch ſich ſelbſt den Menſchen angedeihen laſſen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leiden

den Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Chriſtus, deſſen Blut gleichſam der lindernde Balſam war, der in die Wunden der Menſchheit herabrann.

* * *

V. 43.

Indem Luther den Satz ausſprach, daß man ſeine Lehre nur durch die Bibel ſelber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe, war der menſchlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und ſie, die Vernunft, war als oberſte Richterin in allen religiöſen Streitfragen anerkannt. Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreiheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. V. 63.

* * *

Aber dieſer Martin Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig iſt, durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Überſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte. V. 89.

* * *

Die Sprache in Luther's Bibel iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen Dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können. Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können, und ihre Sprache wird bibliſch ſein. V. 33.

* * *

Luther war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinktionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geiſtes, er konnte ſich ganz verſenken ins reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und wußte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe Wahlſpruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang.“ Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöſes, wie wir es bei allen providentiellen

Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches. V, 77.

* * *

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen, als Dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt; aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. V, 79.

* * *

Seit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe Beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart ſchauen wir hinauf nach ihren tröſtenden Standbildern, und ſie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Leſſing fortgeſetzt, und deſſen das deutſche Vaterland ſo ſehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich ſehe ſchon ſeine goldene Rüſtung, die aus dem purpurnen Kaiſermantel hervorſtrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!“ V, 167.

* * *

Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigſten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung ſind, während die unerſchütterlichen Baumſtämme in der ewigen Erde wurzeln. Es iſt ein gewiſſer Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geiſt der hebräiſchen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem ſpäten Enkel. V. 124.

* * *

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen dem Volke mitzuteilen. V. 32.

* * *

Erſt in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen. V. 144.

* * *

Wie kommt es, daß die Philoſophen ſo viel Vorliebe für die mathematiſche Form zeigen? Dieſe Vorliebe beginnt ſchon mit Pythagoras, der die Principien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieſes war ein genialer Gedanke. In einer Zahl iſt alles Sinnliche und Endliche abgeſtreift, und dennoch bezeichnet ſie etwas Beſtimmtes und deſſen Verhältnis zu etwas Beſtimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denſelben Charakter des Entſinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denſelben Charakter und dasſelbe Verhältnis zu einander haben. Man kann die Ideen, wie ſie in unſerem Geiſte und in der Natur ſich kundgeben, ſehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee ſelber. Der Meiſter bleibt dieſes Unterſchieds noch bewuſſt, der Schüler aber vergiſſt deſſen, und überliefert ſeinen Nachſchülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulſtolz nachplappert. Daſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixieren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läſſt es ſich fixieren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen. V. 192.

* * *

Im Grunde lehren Schelling und Hegel eine und dieſelbe Lehre, die wohlbekannte Identitätsphiloſophie, nur in der Darſtellungsart unterſcheiden ſie ſich. Wenn Hegel die Grundſätze ſeiner Philoſophie aufſtellt, ſo glaubt man jene hübſchen Figuren zu ſehen, die ein geſchickter Schulmeiſter durch eine künſtliche Zuſammenſtellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergeſtalt, daß ein gewöhnlicher Beſchauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder abſolute Soldätchen ſieht, das aus jenen Zahlen formiert iſt, während ein denkender Schulknabe in der Figur ſelbſt vielmehr die Auflöſung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darſtellungen Schelling's gleichen mehr jenen indiſchen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen durch abenteuerliche Verſchlingungen zuſammengeſetzt ſind. Dieſe Darſtellungsart iſt viel anmuthiger, heiterer, pulſierend wärmer, Alles darin lebt, ſtatt daß die abſtrakt Hegel'ſchen Chiffern uns ſo grau, ſo kalt und todt anſtarren. II. 320.

* * *

Philoſophiſcher Servilismus.

Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der meiſten deutſchen Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete Das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben ſo wenig der Deſpotismus ſeine Stricke daraus drehen, um die Geiſter zu binden. Erſt ſeit Schelling verlor die deutſche Philoſophie dieſen dünnen, aber harmloſen Charakter. Unſere Philoſophen kritiſierten ſeitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntniſſe und des Seins überhaupt, ſie ſchwebten nicht mehr in idealiſtiſchen Abſtraktionen, ſondern ſie ſuchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, ſie wurden Juſtifikatoren Deſſen, was da iſt. Während unſere früheren Philoſophen arm und entſagend in kümmerlichen Dachſtübchen hockten und ihre Syſteme ausgrübelten, ſtecken unſere jetzigen Philoſophen in der brillanten Livrée der Macht, ſie wurden Staatsphiloſophen, nämlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worin ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch-proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtificiert jetzt in ſeinen Vorleſungen ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche.

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um durch allegoriſche Auslegungen die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Ähnliches für die Religion Chriſti. VI, 167.

* * *

Mit Recht ſagte einſt Barrault: „Die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den

Himmel herab zur Erde.“ Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen, und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

VI. 170.

* * *

Ich hörte einſt in Köln, wie ein kleiner Bube ſeine Mutter frug, warum man die halben Dome nicht fertig baue. Es war ein ſchöner Bube, und ich küſſte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm, daß jetzt die Menſchen ganz etwas Anderes zu thun hätten. II. 147.

* * *

Wie Viel hat Gott ſchon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Moſis Zeit that er Wunder über Wunder, ſpäter in der Geſtalt Chriſti ließ er ſich ſogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Geſtalt Enfantin's that er das Ungeheuerſte, um die Welt zu retten: er machte ſich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaſſt ihn vielleicht der Wahnſinn der Verzweiflung, und er zerſchellt ſein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

XXII. 189.

* * *

Das Heidenthum endigt, ſobald die Götter von den Philoſophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Chriſtenthum iſt auf denſelben Punkt gelangt. Strauß iſt der Porphyrius unſerer Zeit. XXII. 199.

* * *

Die Philoſophen zerſtörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidniſche, aber eine neue, die chriſtliche, ſtieg hervor. Auch dieſe iſt bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philoſophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt iſt ein großer Viehſtall, der nicht ſo leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil während gefegt wird, die Ochſen drin bleiben und immer neuen Miſt anhäufen.

XXII. 199.

* * *

Die Religion, wenn ſie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt ſie bei uns betteln. Aber alle unſere Gaben bringen ihr ſchlechten Gewinn. V. 153.

* * *

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philoſophie Hilfe begehrt, iſt ihr Untergang unabwendlich. Sie ſucht ſich zu vertheidigen und ſchwatzt ſich immer tiefer ins Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Abſolutismus, darf ſich nicht juſtificieren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Äſchylus läſſt die perſonificierte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß ſtumm ſein. Sobald die Religion einen räſonnierenden Katechismus drucken läſſt, ſobald der politiſche Abſolutismus eine officielle Staatszeitung herausgiebt, haben beide ein Ende. Aber Das iſt eben unſer Triumph, wir haben unſere Gegner zum Sprechen gebracht, und ſie müſſen uns Rede ſtehn.

Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß der religiöſe Abſolutismus, eben ſo wie der politiſche, ſehr gewaltige Organe ſeines Wortes gefunden hat. Doch laſſt uns darob nicht bange ſein. Lebt das Wort, ſo wird es von Zwergen getragen; iſt das Wort todt, ſo können es keine Rieſen aufrecht erhalten. V. 153.

* * *

Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige, das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daß wir erſt unſere

Philoſophie und hernach unſere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodiſches Volk, wie wir, muſſte mit der Reformation beginnen, konnte erſt hierauf ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politiſchen Revolution übergehen. Dieſe Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philoſophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abſchlagen. Die Philoſophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn dieſe ihr vorherging, abgeſchlagen worden wären. Laſſt euch aber nicht bange ſein, ihr deutſchen Republikaner; die deutſche Revolution wird darum nicht milder und ſanfter ausfallen, weil ihr die Kant'ſche Kritik, der Fichte'ſche Transcendentalidealismus und gar die Naturphiloſophie vorausging. Durch dieſe Doktrinen haben ſich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo ſie hervorbrechen und die Welt mit Entſetzen und Bewunderung erfüllen können. Das Chriſtenthum hat die brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo Viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome ... Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher, und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wiſſt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſch werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrikas werden die Schwänze einkneifen und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. V. 264 ff.

* * *

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. XVI, Vers 12 u. 13: „Ich habe euch noch Viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, Der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern, was er hören wird, Das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine neue Offenbarung knüpfen läſſt. Sie beginnt mit der Erlöſung vom Worte, macht dem Martyrthum ein Ende, und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millenium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung. XII. 71.

* * *

Unſer altes Feldgeſchrei gegen den Prieſterſtand iſt heut zu Tage durch eine beſſere Parole erſetzt worden. Es handelt ſich nicht mehr darum, gewaltſam die alte Kirche zu zertrümmern, ſondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Prieſterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage ſelbſt danach, Prieſter zu ſein.

* * *

I. XLVII.

Ein neuer Glaube beſeelt uns mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es iſt Dieſes der Glaube an den Fortſchritt, ein Glaube, der aus dem Wiſſen entſprang. Wir haben die Lande gemeſſen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Induſtrie berechnet, und ſiehe, wir haben ausgefunden, daß dieſe Erde groß genug iſt, daß ſie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte ſeines Glückes darauf zu bauen; daß dieſe Erde uns Alle anſtändig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Koſten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klaſſe an den Himmel zu verweiſen. — Die Zahl dieſer Wiſſenden und Gläubigen iſt freilich noch gering. Aber die Zeit iſt gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, ſondern nach Herzen.

* * *

VI, 225.

Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene älteren Sonnen, die Liebe und der Glaube, ſind welk und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlaſſen ſind die alten Myrtenwälder, die einſt ſo übervölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben niſten in den zärtlichen Büſchen. Es ſinken die alten Dome, die einſt von einem übermüthig frommen Geſchlechte, das ſeinen Glauben in den Himmel hinein bauen wollte, ſo rieſenhoch aufgethürmt wurden: ſie ſind morſch und verfallen, und ihre Götter glauben an ſich ſelbſt nicht mehr. Dieſe Götter ſind abgelebt, und unſere Zeit hat nicht Phantaſie genug, neue zu ſchaffen. Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Märtyrer und ihre Iſchariots! III. 5.

* * *

Wie einſt jedes Volk, indem es das Chriſtenthum annahm, ſolches nach ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem eignen Charakter modelte, ſo wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur Dasjenige annehmen, was ſeinen Lokalbedürfniſſen und ſeinem Nationalcharakter gemäß iſt. III, 6.

* * *

Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häßlichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab. II. 144.

* * *

Religion und Philoſophie.

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am beſten durch die Religion geleitet, wie in ſtockfinſtrer Nacht ein Blinder unſer beſter Wegweiſer iſt; er kennt Wege und Stege beſſer, als ein Sehender — Es iſt aber thöricht, ſobald es Tag iſt, noch immer die alten Blinden als Wegweiſer zu gebrauchen. XXII. 200.

* * *

Bei den früheren Religionen wurde der Geiſt der Zeit durch Einzelne ausgeſprochen und durch Mirakel beſtätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geiſt der Zeit durch Viele ausgeſprochen und beſtätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Phyſik ausgebildet worden, Oken ſieht dem lieben Gott auf die Finger, und dieſer will nicht mit Bosko rivaliſieren. XXII. 200.

* * *

Vielleicht wird Gott von jetzt an bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen, was auch am vernünftigſten iſt. V, 81.

* * *

Jede Religion gewährt auf ihre Art Troſt im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir ſind in der Gefangenſchaft, Jehova zürnt uns, aber er ſchickt einen Retter.“ Bei den Muhamedanern Fatalismus: „Keiner entgeht ſeinem Schickſal, es ſteht oben geſchrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Chriſten ſpiritualiſtiſche Verachtung des Angenehmen und der Freude, ſchmerzſüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Verſuchung des Böſen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben? XXII. 201.

* * *

Die Moral der neuen Religion.

Unſere Moralbegriffe ſchweben keineswegs in der Luft; die Veredlung des Menſchen, Recht und Unſterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, iſt kein Hirngeſpinſt. XXII, 261.

◆

Ich wünſchte, wir beſäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung Deſſen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten ſonſt verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romaniſchen Völker ſind in demſelben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet werden. Aber wahre Sittlichkeit iſt, wie von Dogma und Legislation, ſo auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere ſind Erzeugniſſe des Klimas, der Geſchichte, und aus ſolchen Faktoren entſtanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indiſche, eine chineſiſche, eine chriſtliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menſchliche Sittlichkeit. Dieſe läßt ſich vielleicht nicht im Begriff erfaſſen, und das Geſetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, iſt nur eine dialektiſche Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart ſich in Handlungen, und nur in den Motiven derſelben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die ſittliche Bedeutung. XII, 69 u. 70.

◆

Das religiöſe Princip und die Moral ſind Speck und Schweinefleiſch, Eins und Dasſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſiert werden, als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben. XX, 46.

◆

Bei meinen Handlungen auf dieſer Welt kümmert mich nicht einmal die Exiſtenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und ſtolz, als daß der Geiz nach himmliſchen Belohnungen, oder die Furcht vor hölliſchen Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las, gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens ſchritt, in der einen Hand einen Waſſerſchlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menſchen zurief, daß ſie mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen und mit der Fackel den Himmel in Brand ſtecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlaſſen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unſre Handlungen ſollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorſprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht. II, 369.

* * *

Die Herrlichkeit der Welt iſt immer adäquat der Herrlichkeit des Geiſtes, der ſie betrachtet. Der Gute findet hier ſein Paradies, der Schlechte genießt ſchon hier ſeine Hölle.

* * *

XXII, 201.

Ich ſehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein roſenfarbiger, und hindurch ſchimmern goldene Säulen und Geſchmeide und klingt es ſüß. XXII, 202.

* * *

V.

Staat und Geſellſchaft.

In der Weltgeſchichte iſt nicht jedes Ereignis die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereigniſſe bedingen ſich vielmehr wechſelſeitig. VI. 34.

* * *

Man muß den Schlüſſel der lärmenden Tagesräthſel zunächſt in der Vergangenheit ſuchen. Die Salons lügen, die Gräber ſind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geſchichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenſchaft verſteht. VIII. 161.

* * *

In der Geſchichte hat Jeder Recht, der ſeinem inwohnenden Principe getreu bleibt. III. 163.

* * *

Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daß die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daß manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite.

* * *

XIII. 160.

Um die Menſchen zu beglücken, muß man ſie lenken können, und die Mittel zu dieſem ernſten Zweck erlangt man nur durch Verbündung mit den herrſchenden Gewalten.

IX. 180.

* * *

Der Schriftſteller, welcher eine ſociale Revolution befördern will, darf immerhin ſeiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politiſche Revolution beabſichtigt, darf ſich nicht allzu weit von den Maſſen entfernen. Überhaupt, in der Politik, wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünſchen. VIII. 257.

* * *

Jede Zeit iſt eine Sphinx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat. VI. 21.

* * *

Einſt waren die Verhältniſſe in der Welt weit einfacher, und die ſinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Miniſter mit deſſen Steuermann. Jetzt aber iſt Alles komplicierter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsſchiff iſt ein Dampfboot geworden, und der Miniſter hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, ſondern als verantwortlicher Engineer ſteht er unten zwiſchen dem ungeheuern Maſchinenwerk, unterſucht ängſtlich jedes Eiſenſtiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entſtehen könnte, ſchaut Tag und Nacht in die lodernde Feuereſſe, und ſchwitzt vor Hitze und Sorge — ſintemalen durch das geringſte Verſehen von ſeiner Seite der große Keſſel zerſpringen, und bei dieſer Gelegenheit Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehen könnte. Der Kapitän und die Paſſagiere ergehen ſich unterdeſſen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmaſt, und wer das Boot ſo ruhig dahinſchwimmen ſieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maſchinerie und welche Sorge und Noth in ſeinem Bauche verborgen iſt. III, 75.

* * *

Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Raubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wuſſten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nation mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müſſten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Mißverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichts deſto weniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit?

Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daß Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegirter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daß Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte. Dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft werden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daß einſt unſere Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten. II. 131 ff.

* * *

Wenn jetzt nicht viele Heldennamen beſonders laut erklingen, iſt keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld. Überhaupt ſcheint die Weltperiode vorbei zu ſein, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Parteien, die Maſſen ſelber ſind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterſcheidet ſich von der antiken dadurch, daß jetzt die Chöre agieren und die eigentlichen Hauptrollen ſpielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Perſonen waren, jetzt zu mäßigen Repräſentanten des Parteiwillens und der Volksthat herabſinken, und zur ſchwatzenden Betrachtung hingeſtellt ſind, als Thronredner, als Gaſtmahlpräſidenten, Landtagsabgeordnete, Miniſter, Tribunen u. ſ. w. VIII. 261.

* * *

Fürſten hadern, Völker ſtreiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrſchaft iſt das höchſte Gut,
Höchſte Tugend iſt der Muth. XVIII. 34 [32].

* * *

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile ſchwirren,
Doch halten ſie nicht den Helden auf.
XVIII. 148 [137].

* * *

Es iſt eine gar zu ſchlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth beſitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernſthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das ſich ſo aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das ſich ſo breit macht, ſo unerträglich breit. XIX, 276.

* * *

Nur die Jünglinge ſind es, auf die man noch rechnen kann in unſerer kalten Zeit; denn Dieſe werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deßhalb begreifen ſie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend iſt uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deßhalb die Wahrheit am tiefſten, und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntnis und That. Die älteren Leute ſind ſelbſtſüchtig und kleinſinnig; ſie denken mehr an die Intereſſen ihrer Kapitalien als an die Intereſſen der Menſchheit; ſie laſſen ihr Schifflein ruhig fortſchwimmen im Rinnſtein des Lebens, und kümmern ſich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder ſie erkriechen mit klebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeiſterthums oder der Präſidentſchaft ihres Klubbs, und zucken die Achſel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen ſie vielleicht, daß ſie ſelbſt in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt ſeien, daß ſie ſich aber nachher mit der Wand wieder verſöhnt hätten, denn die Wand ſei das Abſolute, das Geſetzte, das an und für ſich Seiende, das, weil es iſt, auch vernünftig iſt, weßhalb auch Derjenige unvernünftig iſt, welcher einen allerhöchſt vernünftigen, unwiderſprechbar ſeienden, feſtgeſetzten Abſolutismus nicht ertragen will. Ach! dieſe Verwerflichen, die uns in eine gelinde

Knechtſchaft hineinphiloſophieren wollen, ſind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Deſpotismus ſich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlaſſen, ſondern ihn geſchichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran ſich die Menſchen im Laufe der Zeit allmählich gewöhnt hätten, und das alſo rechtsgültig und geſetzkräftig und unumſtößlich ſei. II, 411.

* * *

Es iſt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale ſind unſre Feſtungen. XIX, 348.

* * *

Die Preſſe gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, ſo erkrankt man; genießt man die Blätter, ſo geneſt man von dieſer Krankheit, und umgekehrt.
XXII, 213.

* * *

Die Wetterfahnen verlaſſen ſich auf ihr berühmtes Talent der Vielſeitigkeit in der Bewegung; ſie fürchten nicht die ärgſten Stürme, da ſie immer verſtanden, ſich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann euch nicht brechen, denn ihr ſeid noch beweglicher wie der Wind. Aber ihr bedenkt nicht, daß ihr trotz eurer windigen Verſatilität dennoch kläglich aus eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederſtürzt, auf deſſen Spitze ihr geſtellt ſeid!
X, 139.

* * *

Die ganze Geſchichte der Menſchheit, die man gern in verſchiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, iſt doch immer eine und dieſelbe Geſchichte; es iſt eine nur maskierte Wiederkehr derſelben Naturen und Ereigniſſe, ein organiſcher Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man Das einmal gemerkt hat, ſo ärgert man ſich nicht mehr über das Böſe, man freut ſich auch nicht mehr allzu ſtark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die ſich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menſchengeſchlechts; man amüſiert ſich mit weiſer Gelaſſenheit. III. 238.

◆

Die Sonne treibt ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!
Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.
Der Stein entrollt dem Siſyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! XVII, 168 [159].

◆

Freiheit und Gleichheit! man findet ſie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne ſind nicht gleich, einer iſt größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen ſie vorgeſchriebenen, eiſernen Geſetzen — Sklaverei iſt im Himmel wie auf Erden. III. 14.

◆

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegoſſen wird, ſtillt es die Gedankenſtürme? XXII, 233.

◆

Wenn ein König den Kopf verloren, iſt ihm nicht mehr zu helfen. XXII, 238.

◆

Die Menſchen halten um ſo eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewiſſer der Titulus iſt, der ſie dazu berechtigt. II, 290.

◆

Das deutſche Adelthum.

Geſchätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob ſeinen guten Früchten,
Sondern nur ob ſeinem Alter. XVIII, 227 [206].

* * *

Es adelt
Nicht die Atzung; Der iſt edel,
Welcher edel fühlt und handelt. XVII, 26.

* * *

Es iſt mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Konſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns Nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen, der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Konſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Konſtitutionen befreit ſind, die ihnen der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Kourtiſanerie abzugewinnen wußte; Konſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen; Konſtitutionen, deren Kodex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Konſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etikette.

Durch die Etikette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Konſtitution ſichert die Rechte des Volks, ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiketten des Adels, der, ſo bald die Kaſtenintereſſen ins Spiel kommen, alle Privatfeindſchaften bei Seite ſetzt und als Korps verbündet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Korps, das in Intrigen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt, das ausſchließlich um deſſen Perſon ſein darf, dergeſtalt, daß der Fürſt ſeine Edelleute, ſelbſt wenn er ſie haßt, durchaus nicht von ſich weiſen kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er ſich von ihnen ankleiden, die Hände waſchen und lecken laſſen muß, daß er mit ihnen eſſen, trinken und ſprechen muß — denn ſie ſind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden ſich empören und dem armen Fürſten ſein eigenes Haus verleiden, wenn er nach ſeines Herzens Gefühlen handelte, und nicht nach den Vorſchriften der Etikette.

Ich wiederhole, alle geſchriebene Konſtitutionen können uns Nichts helfen, ſo lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es iſt nicht damit abgethan, daß man durch diskutierte, votierte und ſanktionierte und promulgierte Geſetze die Privilegien des Adels annulliert; Dieſes iſt an mehreren Orten geſchehen, und dennoch herrſchen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Mißbräuche im fürſtlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgeſinde eine neue Geſindeordnung einführen, die Etikette zerbrechen, und, um ſelbſt frei zu werden, mit der Fürſtenbefreiung, mit der Emancipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verſcheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn ihr Dieſes gethan habt, ſeid wachſam, damit ſie nicht nächtlicher Weiſe wieder herankriechen und den Quell vergiften. VIII, 269 ff.

* * *

Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverän geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. VI, 71.

* * *

Eine Handvoll Junker, die Nichts gelernt haben als ein bischen Roßtäuſcherei, Volteſchlagen, Becherſpiel oder ſonſtige plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann — Dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. VIII, 17.

* * *

Lächelnd ſcheidet der Deſpot,
Denn er weiß: nach ſeinem Tod
Wechſelt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtſchaft hat kein Ende.
Armes Volk! wie Pferd und Farrn
Bleibt es angeſchirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der ſich nicht bequemt den Jochen.

* * *

XVIII, 61 [51].

O das Volk, dieſer arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel ſchamloſer, als die Höflinge von Byzanz und Verſailles, ihm ihren Weihrauchkeſſel an den Kopf ſchlugen. Dieſe Hoflakaien des Volkes rühmen beſtändig ſeine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeiſtert: „Wie ſchön iſt das Volk! wie gut iſt das Volk! wie intelligent iſt das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk iſt nicht ſchön; im Gegentheil, es iſt ſehr häßlich. Aber dieſe Häßlichkeit entſtand durch den Schmutz und wird mit demſelben ſchwinden, ſobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majeſtät das Volk ſich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht ſchaden, und wir werden dann ein Volk ſehen, das hübſch propre iſt, ein Volk, das ſich gewaſchen hat. Das Volk, deſſen Güte ſo ſehr geprieſen wird, iſt gar nicht gut; es iſt manchmal ſo böſe, wie einige andere Potentaten. Aber ſeine Bosheit kommt vom Hunger; wir müſſen ſorgen, daß das ſouveräne Volk immer zu eſſen habe; ſo bald allerhöchſt dasſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent; es iſt vielleicht dümmer, als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm, wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur Denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laßt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!" — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. Und wenn Jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen. XIV, 269.

* * *

Paſſiert es doch oft auf großen Sklavenſchiffen, daß man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! ſie eilen zu den Pumpen, ſtampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen iſt, klettern, ſpringen, kappen die Maſten, winden die Taue, kurz arbeiten ſo lange, bis die Gefahr vorüber iſt. Alsdann werden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefeſſelt, und in ihrem dunkeln Elend machen ſie demagogiſche Betrachtungen über Verſprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überſtandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauſchen. II, 17.

◆

Öſtreich war immer ein offner, ehrlicher **Feind**, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzen den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndt's Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm. VIII, 19.

◆

Noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgnis dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir mißfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüffe unter den Staaten. Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin ſich Preußen ſo ſchön zu drapieren gewußt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Deſpotismus, die darunter verborgen war. VIII, 20 ff.

* * *

Es iſt entſetzlich, wie man's bei uns verſtanden hat, die Sklaverei ſogar geſchwätzig zu machen, und wie deutſche Philoſophen und Hiſtoriker ihr Gehirn abmartern, um jeden Deſpotismus, und ſei er noch ſo albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen iſt die Ehre des Sklaven, ſagt Tacitus; jene Philoſophen und Hiſtoriker behaupten das Gegentheil, und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch. II, 413.

* * *

Das deutſche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem böſen Geſpenſte belebt, und tritt am hellen, lichten Tage in unſere Mitte, und ſaugt uns das rothe Leben aus der Bruſt... Ach! ſeht ihr nicht, wie Deutſchland ſo traurig und bleich iſt? zumal die deutſche Jugend, die noch unlängſt ſo begeiſtert emporjubelte? Seht ihr nicht, wie blutig der Mund des bevollmächtigten Vampyrs, der zu Frankfurt reſidiert, und dort am Herzen des deutſchen Volkes ſo ſchauerlich langſam und langweilig ſaugt? VI. 275.

* * *

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen — erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,
Von jenem Kamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.
Jag fort das Komödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodiert —
Komme du bald, o Kaiſer! XVII. 184 [175].

* * *

Wenn die Geiſtesbildung und die daraus entſtandenen Sitten und Bedürfniſſe eines Volkes nicht mehr im Einklange ſind mit den alten Staatsinſtitutionen, ſo tritt es mit dieſen in einen Nothkampf, der die Umgeſtaltung derſelben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet iſt, ſo lange jene Umgeſtaltung der Inſtitutionen nicht ganz mit der Geiſtesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten und Bedürfniſſen des Volkes übereinſtimmt, ſo lange iſt gleichſam das Staatsſiechthum nicht völlig geheilt, und das überreizte Volk wird zwar manchmal in die ſchlaffe Ruhe der Abſpannung verſinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die feſteſten Bandagen und die gutmüthigſte Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelſten Krankenwärter zum Fenſter hinauswerfen, und ſich ſo lange ſchmerzhaft und mißbehaglich hin und her wälzen, bis es ſich in die angemeſſenen Inſtitutionen von ſelbſt hineingefunden haben wird. VIII. 165.

* * *

Es iſt immer ſchlimm, wenn das Publikum Zweifel hegt über die Feſtigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer ſchwindet ſchon ihre beſte Stütze. X, 21.

* * *

Revolutionen ſind eine ſchreckliche Sache, aber ſie ſind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulnis gerathen. Da muß man ſchnell zuſchneiden, und ohne ängſtliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt ſchlimmer als der ſchlimmſte Wütherich. XII, 112.

* * *

Eine Revolution iſt ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück iſt eine verunglückte Revolution. XII, 143.

* * *

Nur die ſchlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein. XIV, 80.

* * *

Die Revolution.

„Nimm dich in Acht,“ ſagte einſt ein Demagoge zu einem großen Patrioten, „wenn das Volk in Wahnſinn geräth, wird es dich zerreißen.“ Und Dieſer antwortete: „Nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt.“ X, 39.

* * *

Die Revolution iſt noch eine und dieſelbe, wir haben erſt den Anfang geſehen, und Viele von uns werden die Mitte nicht überleben! IX, 171.

* * *

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den „Hamburger Correſpondent“ ſetzen wollen: „Meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!“ dann greift der Cenſor zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit.“

Wird Dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutiert wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts Anderes iſt als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten. V, 85.

* * *

Zwiſchen Völkern, die eine freie Preſſe, unabhängige Parlamente und überhaupt die Inſtitutionen des öffentlichen Verfahrens beſitzen, können die Mißverſtändniſſe, die durch die Intrigen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteiſucht angezettelt worden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfnis emporwuchern. IX, 226.

* * *

Vermag der Geiſt der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutſche Volk aufzurütteln? iſt es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal ſiedend zu Kopfe ſteigt, wenn es ſein Herz wieder ſchlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singſang bairiſcher Scheinheiligen noch auf das myſtiſche Geſchwätz ſchwäbiſcher Faſler hören; ſein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen.

Wer iſt dieſer Mann?

Es iſt der Mann, den das deutſche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verſchaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es ſo lange in ſeinen Träumen geſchmachtet. Was zögerſt du noch, du, den die Greiſe mit ſo brennender Sehnſucht verkündet haben, du, den die Jugend ſo ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberſtab der Freiheit und die kreuzloſe Kaiſerkrone trägt? VII, 113.

* * *

Demokratie und Königthum ſtehen ſich nicht feindlich gegenüber, wie man fälſchlich in unſern Tagen behauptet hat. Die beſte Demokratie wird immer diejenige ſein, wo ein Einziger als Inkarnation des Volkswillens an der Spitze des Staates ſteht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnierten Volkswillen, wie unter der Majeſtät Gottes, blüht die ſicherſte Menſchengleichheit, die echteſte Demokratie. III, 212.

* * *

Deutſchland kann keine Republik ſein, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt im Gegentheil ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daß die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Überfluß vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht bloß von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentieren, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze hochachtet, daß er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontroliert, daß er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

In Frankreich ſind die großen Reputationen zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten giebt es hier keine Autorität mehr. Aber nicht bloß der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an Alles, was exiſtiert. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daß man ſich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind dem Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'ſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. VIII, 252—257.

* * *

Es iſt leicht vorauszuſehen, daß die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaſſt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Greſſe und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel niſten ſie in den Wipfeln deutſcher

Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man Nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſo bald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Konſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen? VIII, 248.

* * *

Die Eiche iſt noch heut zu Tage das Symbol der deutſchen Nationalität ſelber: es iſt der größte und ſtärkſte Baum des Waldes; ſeine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; ſein Wipfel, wie ein grünes Banner, flattert ſtolz in den Lüften; die Elfen der Poeſie wohnen in ſeinem Stamme; die Miſtel der heiligſten Weisheit rankt an ſeinen Äſten; nur ſeine Früchte ſind kleinlich und ungenießbar für Menſchen. VII, 97.

* * *

Luther erſchütterte Deutſchland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel. XXII, 233.

* * *

Staat und Geſellſchaft.

Es läſſt ſich nicht leugnen, daß auch die Deutſchen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie ſein rechtmäßiges Weib, er beſitzt ſie, und wenn er ſie auch nicht mit abſonderlicher Zärtlichkeit behandelt, ſo weiß er ſie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burſchen, der ſich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — ſei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzoſe liebt die Freiheit wie ſeine Braut. Er glüht für ſie, er flammt, er wirft ſich zu ihren Füßen mit den überſpannteſten Betheuerungen, er ſchlägt ſich für ſie auf Tod und Leben, er begeht für ſie tauſenderlei Thorheiten. Der Deutſche liebt die Freiheit wie ſeine alte Großmutter.

Aber ſcheltet mir trotzdem nicht die Deutſchen! Wenn ſie auch Träumer ſind, ſo haben doch Manche unter ihnen ſo ſchöne Träume geträumt, daß ich ſie kaum vertauſchen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unſerer Nachbarn. Da wir Alle ſchlafen und träumen, ſo können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unſere Tyrannen ſchlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals ſind wir erwacht, als die katholiſchen Römer unſere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und ſiegten, und legten uns wieder hin und träumten. O, ſpottet nicht unſerer Träumer! dann und wann, wie Somnambüle, ſprechen ſie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann abſehen die Wendung der Dinge. Der ſpleenige Britte, ſeines Weibes überdrüſſig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt ſie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzoſe wird ſeiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläſſt ſie, und tänzelt ſingend nach den Hofdamen (**courtisanes**) ſeines königlichen Pallaſtes (palais royal). Der Deutſche wird aber ſeine alte Großmutter nie ganz von der Thüre ſtoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo ſie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken. III, 10 ff.

* * *

Franzoſen und Britten ſind von Natur
Ganz ohne Gemüth; Gemüth hat nur
Der Deutſche, er wird gemüthlich bleiben
Sogar im terroriſtiſchen Treiben.
Der Deutſche wird die Majeſtät
Behandeln ſtets mit Pietät.
In einer ſechsſpännigen Hofkaroſſe,
Schwarz panaſchiert und beflort die Roſſe,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitſche
Der weinende Kutſcher — ſo wird der deutſche
Monarch einſt nach dem Richtplatz kutſchiert
Und unterthänigſt guillotiniert. XXII, 158.

* * *

Die erſte Tugend der Germanen iſt eine gewiſſe Treue, eine gewiſſe ſchwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutſche ſchlägt ſich ſelbſt für die ſchlechteſte Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rauſche ſeinen Beiſtand verſprochen; er ſchlägt ſich alsdann mit ſeufzendem Herzen, aber er ſchlägt ſich; wie auch die beſſere Überzeugung in ſeiner Bruſt murre, er kann ſich doch nicht entſchließen, die Fahne zu verlaſſen, und er verläſſt ſie am allerwenigſten, wenn ſeine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt iſt.

Und auch eine gewiſſe Scham liegt im Weſen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrloſen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antaſten, bis derſelbe ſeiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen ſteht. XIV, 63 u. 64.

* * *

Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daß Diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferſtünden; und um geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonette; es iſt nicht wahr, daß damals bloß der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich, um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken, um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht, — kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. XIV, 67.

* * *

Der Deutſche gleicht dem Sklaven, der ſeinem Herrn gehorcht ohne Feſſel, ohne Peitſche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtſchaft iſt in ihm ſelbſt, in ſeiner Seele; ſchlimmer als die materielle Sklaverei iſt die ſpiritualiſierte. Man muß die Deutſchen von innen befreien, von außen hilft Nichts. XXII, 233.

* * *

Der Knecht ſingt gern ein Feiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke. XXII, 86.

* * *

Viele ſehen Alles grau in Grau, was auch ihre eigne Farbe iſt; ſie ſagen, Deutſchland ſtände an einem Abgrunde — nun, da iſt es gut, daß Deutſchland kein wildes Roß iſt, ſondern ein geſcheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht ſchwindelt, und das an dem Rand deſſelben ruhig hinwandeln kann. XXI, 215.

* * *

Um zu handeln, muß der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk wird eben wegen ſeiner Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen. XIX, 331.

* * *

Deutſchland iſt noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne iſt ſeine Amme.
Sie ſäugt es nicht mit ſtiller Milch,
Sie ſäugt es mit wilder Flamme ...
Ja, du wirſt einſt wie Siegfried ſein,
Und tödten den häßlichen Drachen,
Heiſa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!
Du wirſt ihn tödten, und ſeinen Hort,
Die Reichskleinodien, beſitzen.
Heiſa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen! XVII, 268 [246].

* * *

Wie wir unſere Mutter lieben, ſo lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren ſind, ſo lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menſchen, die aus dieſem

Boden hervorgeblüht ſind; keine Religion iſt ſo ſchlecht und keine Politik iſt ſo gut, daß ſie im Herzen ihrer Bekenner ſolche Liebe erſticken könnte. III, 117.

* * *

Das deutſche Wort iſt unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. XIII, 16.

* * *

Das iſt es. Deutſchland, Das ſind wir ſelber. Und darum wurde ich plötzlich ſo matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutſtröme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und ſich in den afrikaniſchen Sand verlieren. XIV, 45.

* * *

Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben. XIII, 93.

* * *

Der Patriotismus des Franzoſen beſteht darin, daß ſein Herz erwärmt wird, durch dieſe Wärme ſich ausdehnt, ſich erweitert, daß es nicht mehr bloß die nächſten Angehörigen, ſondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civiliſation mit ſeiner Liebe umfaſſt. Der Patriotismus des Deutſchen hingegen beſteht darin, daß ſein Herz enger wird, daß es ſich zuſammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das

Fremdländiſche haſſt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, ſondern nur ein enger Deutſcher ſein will. VI, 51.

* * *

In dieſem Augenblick freilich ſind die meiſten Völker noch darauf hingewieſen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centraliſation ihrer Kräfte zu gelangen, und ſomit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erſtarken. Aber das Nationalgefühl iſt nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöſchen, ſobald dieſer erreicht iſt, und es hat keine ſo große Zukunft wie jenes Bewuſſtſein des Weltbürgerthums, das von den edelſten Geiſtern des achtzehnten Jahrhunderts proklamiert worden, und früh oder ſpät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrſchaft gelangen muß. XIII, 298.

* * *

Beruhigt euch, ich werde eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müßige oder knechtiſche Spielerei ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr, wie ihr. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie vernünftig und gut ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daß ich wünſchen ſollte, daß meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit freierer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören ſoll, als den Landeskindern. Elſaß und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſaſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir Dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus. XVII, 125 ff. [117 ff.]

Der Fluch des Exils.

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt werden, und es nie gewuſſt haben; aber man muß dann auch zu Hauſe geblieben ſein. Das Weſen des Frühlings erkennt man erſt im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die beſten Mailieder. Die Freiheitsliebe iſt eine Kerkerblume, und erſt im Gefängniſſe fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutſche Vaterlandsliebe erſt an der deutſchen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutſchen Unglücks in der Fremde. XIV, 44.

* * *

Das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daß wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſoliert ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daß wir beſtändig verletzt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes ... Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche; ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele! XI, 155.

* * *

Welche ſchreckliche Sache iſt das Exil! Zu den traurigſten Widerwärtigkeiten desſelben gehört auch, daß wir dadurch in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koaliſation aller Schufte ausſetzen wollen. Wie rührend ſchmerzlich und zugleich ingrimmig ſind über dieſes Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie! XXI, 216.

* * *

Es lebt ſich ſo lieblich, es lebt ſich ſo ſüß
Am Seineſtrand, in der Stadt Paris!

◆

XVIII, 30 [29].

Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergebt es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte Saint-Martin erging, als ich die „Tour de Nesle“ aufführen ſah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſarother Gaze trug, und dieſer Hut war ſo breit, daß er mir die ganze Ausſicht auf die Bühne verſperrte, daß ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieſes Hutes ſah, und daß mir alſo alle Greuel der „Tour de Nesle“ im heiterſten Roſenlichte erſchienen. Ja, es giebt in Paris ein ſolches Roſenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuſchauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigenden Schauer. Die Schmerzen werden ſonderbar geſänftigt. In dieſer Luft von Paris heilen alle Wunden viel ſchneller als irgend anderswo; es iſt in dieſer Luft etwas ſo Großmüthiges, ſo Mildreiches, ſo Liebenswürdiges wie im Volke ſelbſt. IV, 259.

◆

Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-royal entzückt iſt, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt.

Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daß man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchimaſchi verſchluckt hat; denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangiert ſind, manchmal etwas Hautgout haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken. XIV, 256.

* * *

Wie ſchrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifiſche und ſonſtige Meerungeheuer:
Viel grimmere, ſchlimmere Beſtien enthält
Paris, die leuchtende Hauptſtadt der Welt,
Das ſingende, ſpringende, ſchöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —

* * *

XVIII, 257 [234].

Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

* * *

XIV, 254.

Die Franzoſen können eigentlich gar nicht begreifen, warum die Deutſchen ihr Vaterland verlaſſen. Denn wenn den Franzoſen die landesherrlichen Plackereien ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu ſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort: ſie fangen eine Revolution an. XIV, 42.

* * *

Die Franzoſen ſind ſicherer im Umgang, eben weil ſie poſitiv und traumlos — der träumende Deutſche ſchneidet dir eines Morgens ein finſteres Geſicht, weil ihm geträumt, du hätteſt ihn beleidigt, oder ſein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen. XXII, 247.

◆

Worüber ich am meiſten erſtaune, Das iſt die Anſtelligkeit dieſer Franzoſen, das geſchickte Übergehen oder vielmehr Überſpringen von einer Beſchäftigung in die andre, in eine ganz heterogene. Es iſt Dieſes nicht bloß eine Eigenſchaft des leichten Naturells, ſondern auch ein hiſtoriſches Erwerbnis; ſie haben ſich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vorurtheilen und Pedantereien. So geſchah es, daß die Emigranten, die während der Revolution zu uns herüber flüchteten, den Wechſel der Verhältniſſe ſo leicht ertrugen und Manche darunter, um das liebe Brot zu gewinnen, ſich aus dem Stegreif ein Gewerbe zu ſchaffen wußten. X, 109.

◆

Jedes Volk hat ſeinen Nationalfehler, und wir Deutſchen haben den unſrigen, nämlich jene berühmte Langſamkeit; wir wiſſen es ſehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, ſogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzoſen alle Geſchwindigkeit, all ihr flinkes, anſtelliges Weſen, wenn ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, was ſie gethan? Sie haben kein Gedächtnis, und Das iſt ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Vergeßlichkeit. Jeden Tag müſſen ſie den Kreislauf ihrer Geſchichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs Neue durchkämpfen, und morgen hat der Sieger vergeſſen, daß er geſiegt hatte, und der Überwundene hat eben ſo leichtſinnig ſeine Niederlage und ihre heilſamen Lehren vergeſſen. X, 239.

◆

Es will mich manchmal bedünken, als ſeien die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzähligemal reflektiert; eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. VI, 290.

* * *

Der Soloniſche Spruch, daß man Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen möge, gilt ganz beſonders von den Königen von Frankreich. X, 70.

* * *

Wer in Frankreich das Nationalgefühl beſitzt und begreift, übt den unwiderſtehlichſten Zauber auf die Maſſe, und kann ſie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen, und ſie in alle möglichen Uniformen ſtecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die Livree der Knechtſchaft. IX, 244.

* * *

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht. XXII, 238.

* * *

Je näher die Leute bei Napoleon ſtanden, deſto mehr bewunderten ſie ihn — bei ſonſtigen Helden iſt das Umgekehrte der Fall. XXII, 238.

* * *

In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaintſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapacitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilien, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Geld und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde desſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit. VIII, 360.

* * *

Man weiß nicht, warum unſere Fürſten ſo alt werden — ſie fürchten ſich zu ſterben, ſie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden. XXII, 242.

* * *

Vielleicht nach Jahrtauſenden wird ein ſpitzfindiger Schulmeiſter in einer grundgelehrten Diſſertation unumſtößlich beweiſen, daß der Napoleon Bonaparte ganz identiſch ſei mit jenem andern Titanen, der den Göttern das Licht raubte und für dieſes Vergehen auf einem einſamen Felſen mitten im Meere angeſchmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich ſein Herz zerfleiſchte. II, 128.

* * *

Ich bitte dich, lieber Leſer, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Mißverſtändnis, daß die europäiſche Ariſtokratie, repräſentiert von England, ihn ſo todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regeneriert haben, ſtatt daß ſie jetzt darnieder liegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg. II, 129.

Napoleon beſaß Scharfblick nur für Auffaſſung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war ſtockblind für jede Erſcheinung, worin ſich die Zukunft ankündigte. Er ſtand auf dem Balkon ſeines Schloſſes zu Saint-Cloud, als das erſte Dampfſchiff dort auf der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindeſten die weltumgeſtaltende Bedeutung dieſes Phänomens! X, 50.

War wirklich die Zeit des Kaiſerreichs in Frankreich ſo ſchön und beglückend, wie dieſe Bonapartiſten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Äcker lagen brach, und die Menſchen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht dieſen Bonapartiſten wie dem verſoffenen Bettler, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, ſo lange er nüchtern blieb, ſeine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, ſein Weib in Lumpen gehüllt und ſein Kind krank und hungrig war, daß aber, ſobald er einige Gläſer Branntwein getrunken, dieſes ganze Elend ſich plötzlich änderte, ſeine Hütte ſich in einen Pallaſt verwandelte, ſein Weib wie eine geputzte Prinzeſſin ausſah, und ſein Kind wie die wohlgenährteſte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob ſeiner ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Anſehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo ſehr berauſchte, daß ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge während der Kaiſerzeit nicht ſahen, und jetzt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: „Das würde ſich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epauletten, contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer, in vollen Zügen.“ XI, 187.

* * *

Der Kaiſer iſt todt und begraben. Wir wollen ihn preiſen und beſingen, aber zugleich Gott danken, daß er todt iſt. Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Philiſterwelt athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Über ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwolleſpinner. IX, 225.

* * *

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne, und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris!

* * *

XI, 30.

Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoiſie, die eben ſo Wenig taugt, wie jene Nobleſſe, an deren Stelle ſie trat mit demſelben Egoismus . . . Das Volk hat Nichts gewonnen durch ſeinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber ſeid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für ſich ſelber und verlangt den wohlverdienten Lohn.

* * *

XII, 106.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutſchland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, ſo daß die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häſcher, denen die Reichspolizei anvertraut, ſchleppen ſchon die Löſcheimer herbei, und ſchnüffeln jetzt um ſo wachſamer und ſchmieden um ſo feſter die heimlichen Ketten, und ich merke ſchon, unſichtbar wölbt ſich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutſche Volk.

* * *

II, 424.

Die europäiſchen Fürſten ſollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daß Ludwig Philipp König von Frankreich iſt. Schon haben ſie einmal die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigſten die Republikaner zu bändigen vermochte, den Napoleon. O, mit Recht nennt ihr euch Könige von Gottes Gnaden! Es war eine beſondere Gnade Gottes, daß er den Königen noch einmal einen Mann ſchickte, der ſie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürſten auch dieſen Mann, ſo kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieſer zwei Mirakel, hat er dem Königthum zweimal ſeine Rettung angeboten. Denn Gott iſt vernünftig und ſieht ein, daß die republikaniſche Regierungsform ſehr unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich iſt für das alte Europa. XI, 117.

* * *

Wie herrlich leuchtete Ludwig Philipp im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen, und wie er ſich von Horace Vernet malen ließ. Jetzt hütet ſich Ludwig Philipp, die Worte „Valmy“ und „Jemappes“ ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſilegitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp muſſte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er muſſte ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbeſcholtenſten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte muſſten vernichtet, Valmy und Jemappes aber muſſten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp muſſte erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, muſſte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind Alle frei, ſind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp muſſte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identificieren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! ausſprach, ſo muſſte er mit noch größerem Selbſtbewuſſtſein ausrufen: La liberté c'est moi!

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie ſind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läſſt ſich nichts Beſtimmtes vorausſagen. VIII, 150.

◆

Weder Sein noch Nichtſein,[*] ſondern Ruhe oder Unruhe iſt die große Frage der Börſe. Darnach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen wie in eine Feſtung zurück, hält ſich eingezogen — der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend — der

Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden giebt. VIII, 218.

* * *

Ein Dichter ſagte, „daß der erſte König ein glücklicher Soldat war!“ — in Betreff der Stifter unſrer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſche Wort ausſprechen, daß der erſte Bankier ein glücklicher Spitzbube geweſen. X, 227.

* * *

Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieſelbe Religion. Sein Komptoir iſt ſeine Kirche, ſein Schreibpult iſt ſein Betſtuhl, ſein Memorial iſt ſeine Bibel, ſein Waarenlager iſt ſein Allerheiligſtes, die Börſenglocke iſt ſeine Betglocke, ſein Gold iſt ſein Gott, der Kredit iſt ſein Glauben. XIII, 73.

* * *

Wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben ſo wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, ſo beruhen alle unſere heutigen Inſtitutionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch Dieſes iſt der bare Egoismus. Erſteren zerſtörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerſtören. Die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft wird einſt eine beſſere ſein, und alle großen Herzen Europas ſind ſchmerzhaft beſchäftigt, dieſe neue beſſere Baſis zu entdecken. VI, 234.

* * *

Wo fließt das Waſſer des Lebens? Wir ſuchen und ſuchen, und ach, vielleicht der Mann, der es ſchon gefunden, vergaß einen Becher mitzubringen, und kann Nichts davon ſchöpfen, um ſich und Andere damit zu tränken.

Es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muß noch eine lange ſchmerzliche Zeit dahingeſiecht werden, und allerlei Quackſalber werden auftreten mit Hausmittelchen, welche das Übel nur verſchlimmern. Da kommen zunächſt die Radikalen und verſchreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchſtens den geſellſchaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulnis. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menſchheit auf eine kurze Zeit von ihren wildeſten Qualen zu befreien, ſo geſchähe es doch nur auf Koſten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben ſind; häßlich wie ein geheilter Philiſter wird er aufſtehen von ſeinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aſchgrauen Gleichheitskoſtüm, wird er ſich all ſein Lebtag herumſchleppen müſſen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poeſie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon Nichts übrig bleiben, als die Rumford'ſche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird ſich kein Platz finden in dem Gemeinweſen unſerer neuen Puritaner, und beide werden fletriert und unterdrückt werden, noch weit betrübſamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie ſind ja auch eine Art Königthum, und ſie paſſen nicht in eine Geſellſchaft, wo Jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabnis herabzuwürdigen ſucht bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter ſoll mit dem König gehen," dieſe Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. XII, 257 ff.

* * *

Die neubürgerliche Geſellſchaft will im Taumel der Vergnügungen haſtig den letzten Becher leeren, wie die altadelige vor 1789 — auch ſie hört ſchon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Feſtſaal eintreten werden und die Tiſche umſtürzen. XXII, 235.

* * *

Durch die Eiſenbahnen wird unſre ganze Exiſtenz in neue Gleiſe fortgeriſſen, fortgeſchleudert, neue Verhältniſſe, Freuden und Drangſale erwarten uns, und das Unbekannte übt ſeinen ſchauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängſtigend. So muß unſern Vätern zu Muth geweſen ſein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers ſich durch ihre erſten Schüſſe ankündigte, als die Buchdruckerei die erſten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt ſchickte. Die Eiſenbahnen ſind wieder ein ſolches providentielles Ereignis, das der Menſchheit einen neuen Umſchwung giebt, das die Farbe und Geſtalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abſchnitt in der Weltgeſchichte, und unſre Generation darf ſich rühmen, daß ſie dabei geweſen. Welche Veränderungen müſſen jetzt eintreten in unſrer Anſchauungsweiſe und in unſern Vorſtellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum ſind ſchwankend geworden. Durch die Eiſenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anſtändig zu tödten! In viertbalb Stunden reiſt man jetzt nach Orleans, in eben ſo viel' Stunden nach Rouen. Was wird Das erſt geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutſchland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden ſein werden! X, 121.

* * *

Kommunismus.

In dem großen Viehſtall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geſchöpf die Krippe,
Und darin ſein gutes Futter. XXII, 60.

* * *

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waiſenhaus, worin
Kein ſo fröhliches Gaſtieren;
Gar elendig lamentieren
Dort Millionen Waiſenkinder.
Die Montur iſt nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl;
Keiner geht dort mit dem Andern,
Einſam kummervoll dort wandern
Viel' Millionen Waiſenkinder. XVIII, 285 [263].

* * *

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurſt-Citaten.
Ein ſchweigender Stockfiſch, in Butter geſotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel beſſer, als ein Mirabeau
Und alle Redner ſeit Cicero. XXII, 161.

* * *

Früh oder ſpät wird die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mitſammt ihren parlamentariſchen Heldenſpielern und Komparſen ein ausgeziſcht ſchreckliches Ende nehmen und ein Nachſpiel aufgeführt werden, welches das Kommuniſtenregiment heißt. Von langer Dauer freilich kann dieſes Nachſpiel nicht ſein; aber es wird um ſo gewaltiger die

Gemüther erſchüttern und reinigen; es wird eine echte Tragödie ſein. x, 8.

* * *

Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig beſprochen wird und in verborgenen Dachſtuben auf ſeinem elenden Strohlager hinlungert, ſo iſt er doch der düſtre Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beſchieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. x, 56.

* * *

Die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht. x, 10.

* * *

Für den Kommunismus iſt es ein unberechenbar günſtiger Umſtand, daß der Feind, den er bekämpft, bei all ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam. x, 230.

* * *

Wenn die europäiſche Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, zum Ausbruch gelangt, dann wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doktrinen der Vergangenheit in allen Landen ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Koſtüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, es wird zuletzt vielleicht nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblöckende Menſchenherde! Wilde, düſtere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müſſte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daß die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Beſorgnis über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen. X, 58—60.

◆

Meine Scheu vor dem Kommunismus hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für ſeine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeſchäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angſt des Künſtlers und des Gelehrten, die wir unſre ganze moderne Civiliſation, die mühſelige Errungenſchaft ſo vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelſten Arbeiten unſrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht ſehen. XIV, 267.

◆

England müſſte man eigentlich im Stile eines Handbuchs der höhern Mechanik beſchreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplicierte Fabrik, wie ein ſauſendes, brauſendes, ſtockendes, ſtampfendes und verdrießlich ſchnurrendes Maſchinenweſen, wo die blankgeſcheuerten Utilitätsräder ſich um alt verroſtete hiſtoriſche Jahrzahlen drehen. Mit Recht ſagen die St. Simoniſten, England ſei die Hand und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieſes große Weltherz müſſte verbluten, wenn es, auf brittiſche Generoſität rechnend, einmal Hilfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoiſtiſche England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanſt, wie man ihn auf Karikaturen ſieht, ſondern, nach der Beſchreibung eines Satirikers, in der Geſtalt eines langen, magern, knöchernen Hageſtolzes, der ſich einen abgeriſſenen Knopf an die Hoſen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an deſſen Ende als Knäul die Weltkugel hängt — er ſchneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läſſt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen. VIII, 108.

Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern Alles, was ſchön und lieblich iſt, verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang noch Sinne zum Genuß verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakſpeare. III, 106.

England mit ſeinen Ariſtokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geiſter haben jetzt im Nothfall einen noch beſſeren Zufluchtsort; würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, ſo gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entſchlüpfen, das iſt Amerika, und, Gottlob! das Loch iſt noch größer als der Kerker ſelbſt. II, 140.

VI.

Kunſt und Literatur.

Das ſichtbare Werk ſpricht harmoniſch den unſichtbaren Gedanken aus; daher iſt auch die Lebekunſt die Harmonie des Handelns und unſrer Geſinnung.

Schön iſt das Kunſtwerk, wenn das Göttliche ſich dem Menſchlichen freundlich zuneigt — Diana küſſt Endymion; erhaben, wenn das Menſchliche ſich zum Göttlichen gewaltſam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert ſein Kind. Die Chriſtusmythe iſt ſchön und erhaben zugleich. XXII, 206.

* * *

Sei ſtreng gegen dich ſelbſt; Das iſt des Künſtlers erſtes Gebot. XIX, 7.

* * *

In der Kunſt iſt die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denſelben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er laſſe ſich nur die Façon bezahlen, und den Stoff ſchenke er. XXII, 206.

* * *

Ich bin für die Autonomie der Kunſt; weder der Religion, noch der Politik ſoll ſie als Magd dienen, ſie iſt ſich ſelber letzter Zweck, wie die Welt ſelbſt.

* * *

Traum der Sommernacht! Phantaſtiſch
Zwecklos iſt mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer ſammt der Schöpfung.
Nur der eignen Luſt gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt ſich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegaſus.
Iſt kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwuth,
Das pathetiſch ſtampft und wiehert! XVII, 18.

* * *

Da jedesmal nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt und, indem ſie in die Sitten übergeht, ſich auch als eine neue Moral geltend macht, ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Ärgernis empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiken Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müſſte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlandes für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand der Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletriert iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena," deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal, dieſes Stück im Theatre Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, dasſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intrigenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heirathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

VI, 75.

* * *

Der Dichter verſteht ſehr gut das ſymboliſche Idiom der Religion und das abſtrakte Verſtandeskauderwelſch der Philoſophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philoſophie werden jemals den Dichter verſtehen, deſſen Sprache ihnen immer ſpaniſch vorkommen wird. XXI, 213.

* * *

Der Dichter kann weit leichter als andre Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſels.

* * *

XIV, 297.

Wie im Leben, ſo im Dichten
Iſt das höchſte Gut die Gnade —
Wer ſie hat, Der kann nicht ſünd'gen,
Nicht in Verſen, noch in Proſa,
Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches iſt er.
Nur dem Gotte ſteht er Rede,
Nicht dem Volke. — In der Kunſt,
Wie im Leben, kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten.

XVIII, 202 [182].

* * *

Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. XIII, 265.

* * *

Die Daguerreotypie iſt ein Zeugnis gegen die irrige Anſicht, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur ſei — die Natur hat ſelbſt den Beweis geliefert, wie wenig ſie von der Kunſt verſteht, wie kläglich es ausfällt, wenn ſie ſich mit Kunſt abgiebt. XXII, 207.

* * *

Das Genie trägt im Geiſte ein Abbild der Natur, und durch dieſe erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und ſchafft analytiſch, was das Genie ſynthetiſch ſchafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwiſchen beiden ſchweben. XXII. 207.

* * *

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifeſtation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beſtändiger Öffentlichkeit. XXII, 257.

* * *

Der Künſtler iſt jenes Kind, wovon das Volksmärchen erzählt, daß ſeine Thränen lauter Perlen ſind. Ach! die böſe Stiefmutter, die Welt, ſchlägt das arme Kind um ſo unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

XI. 257.

* * *

Alles wird man dir verzeihen, man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läſſt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deßhalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt. V, 171.

* * *

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daß er ſich endlich zurückziehen muß in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. XIV. 124.

* * *

Das Verlegerſuchen gehört zu den Anfängen des ſchriftſtelleriſchen Märtyrthums. Nach dem buchhändleriſchen Verhöhnen und dem Insgeſichtgeſpucktwerden kommt die theegeſellſchaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwiſchen zwei kritiſierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt! XIX, 34.

* * *

Der arme Lafontaine hat in Château-Thierry, ſeiner Vaterſtadt, eine Marmorſäule, die 40,000 Franken gekoſtet. Der arme Schelm verlangte bei Lebzeiten ein Stück Brot, und nach dem Tode giebt man ihm für 40,000 Franken Marmor. Jean Jacques Rouſſeau und ähnliche Menſchen, die in ihrem Leben kaum ein Dachſtübchen erlangen konnten, Denen dediciert man jetzt ganze Straßen. Varnh., 232.

* * *

Die Horaziſche Regel „nonum prematur in annum“ mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt ſie Nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pult liegen zu laſſen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben ſollen, wie man neun

Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Lerchenrippchen mit Teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter, und Gott weiß, was noch mehr, und Alles umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit, unſere Mäcenaten haben ganz andere Principien, ſie glauben, Autoren und Miſpeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Stroh liegen, ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn ſie ja mal einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneſer der ſich in den duftigen Schoß der Hausdame zu ſchmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brotwiſſenſchaft gelernt und apportieren, tanzen und trommeln kann. I, 282.

* * *

Dem armen Verſtande gebührt niemals die erſte Stimme, wenn über Kunſtwerke geurtheilt wird, eben ſo wenig als er bei der Schöpfung derſelben jemals die erſte Rolle geſpielt hat. Die Idee des Kunſtwerks ſteigt aus dem Gemüthe, und dieſes verlangt bei der Phantaſie die verwirklichende Hilfe. Die Phantaſie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verſchüttet faſt die Idee, und würde ſie eher tödten als beleben, wenn nicht der Verſtand heranhinkte und die überflüſſigen Blumen bei Seite ſchöbe, oder mit ſeiner blanken Gartenſcheere abmähte. Der Verſtand übt nur Ordnung, ſo zu ſagen die Polizei, im Reiche der Kunſt. Im Leben iſt er meiſtens ein kalter Kalkulator, der unſere Thorheiten addiert; ach! manchmal iſt er nur der

Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Deficit ruhig ausrechnet. XI, 38.

* * *

Der große Irrthum beſteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: Was ſoll der Künſtler? Viel richtiger wäre die Frage: Was will der Künſtler? oder gar: Was muſs der Künſtler? XI, 39.

* * *

Man pflegt zu ſagen, daß der Dichter der Natur den Spiegel vorhalte. Dieſer Ausdruck iſt tadelhaft, da er über das Verhältnis des Dichters zur Natur irreleitet. In dem Dichtergeiſte ſpiegelt ſich nicht die Natur, ſondern ein Bild derſelben, das dem getreueſten Spiegelbilde ähnlich, iſt dem Geiſte des Dichters eingeboren; er bringt gleichſam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelangt, iſt ihm jeder Theil der äußern Erſcheinungswelt gleich in ſeinem ganzen Zuſammenhang begreifbar; denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in ſeinem Geiſte, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiſte räthſelhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forſchung nur mühſam, oder auch gar nicht begriffen werden ... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinſte Fragment eines Kreiſes giebt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desſelben angeben kann: ſo auch der Dichter, wenn ſeiner Anſchauung nur das kleinſte Bruchſtück der Erſcheinungswelt von außen geboten wird, offenbart ſich ihm gleich der ganze univerſelle Zuſammenhang dieſes Bruchſtücks; er kennt gleichſam Cirkulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weiteſten Umfang und tiefſten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchſtück der Erſcheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceß der Weltergänzung in ihm ſtattfinden kann; dieſes Wahrnehmen eines Stücks der Erſcheinungswelt geſchieht durch die Sinne, und iſt gleichſam das äußere Ereignis, wovon die innern Offenbarungen bedingt ſind, denen wir die Kunſtwerke des Dichters verdanken.

III, 173 u. 174.

* * *

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirklich äußere Urſachen empfindet, gleichſam maskieren, indem ſie an die Stelle dieſer letzteren ganz andere äußere Urſachen erträumen, die aber in ſo fern ganz adäquat ſind, als ſie dasſelbe Gefühl hervorbringen. II, 37.

* * *

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verſchiedenſten Geſtalten ein Vorleben geführt — ſeine Intuition iſt wie Erinnerung. XXII, 203.

* * *

Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

XVI, 262 [231].

* * *

Ein wunderliches Sonntagskind iſt der Poet; er ſieht die Eichenwälder, welche noch in der Eichel ſchlummern, und er hält Zwieſprache mit den Geſchlechtern, die noch nicht geboren ſind. Sie wiſpern ihm ihre Geheimniſſe, und er plaudert ſie aus auf öffentlichem Markt. Aber ſeine Stimme verhallt im lauten Getöſe der Tagesleidenſchaften; Wenige hören ihn, Keiner verſteht ihn. Friedrich Schlegel nannte den Geſchichtſchreiber einen Propheten, der rückwärts ſchaue in die Vergangenheit; — man könnte mit größerem

Fug von dem Dichter ſagen, daß er ein Geſchichtſchreiber ſei, deſſen Auge hinausblicke in die Zukunft. XVI, 6.

* * *

Die großen Fakta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sternen, und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Dichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit, eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher, worin dieſe ſich offenbaren, aus der Konſtellation der Geſtirne zu erklären. VI, 222.

* * *

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſecierte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. VI, 223.

* * *

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webſtuhl läuft geſchäft'g
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

* * *

XVIII, 203 [184].

Die Bildung vernichtet bei dem Künſtler jene ſcharfe Accentuation, jene ſchroffe Färbung, jene Urſprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten ungebildeten Naturen ſo ſehr bewundern. XI, 259.

* * *

Ein großer Künſtler wird zuweilen, eben ſo wohl wie ein mittelmäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals giebt er etwas Überflüſſiges. XI, 47.

* * *

Die Leidenſchaft eben ſo gut, als der eingeborne poetiſche Genius, bringt Gedichte hervor. Darum ſieht man ſo viele deutſche Jünglinge, die ſich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenſchaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnſinn ſelbſt, einige erträgliche Verſe erzeugt. XIII, 200.

* * *

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knoſpen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Äuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äugle'n und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

* * *

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. VI, 78.

* * *

Am Ende kommt es auf Eins heraus, wann und wo man Etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. I, 116.

* * *

Es giebt in der Kunſt kein ſechſtes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakſpeare. Nichts iſt thörichter als das Begehrniß, ein Dichter ſolle all' ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen. Das ſei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr vorwirft, daß ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite; „ich aber," ſetzt ſie triumphirend hinzu, „ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor." XI, 206.

* * *

Die Wahl und Verbindung der Beſonderheiten iſt es, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunſt darin beſteht, daß ſein Auge auf eine eigenthümliche Weiſe ſieht, und er z. B. die ſchmutzigſte Dorfſchenke gleich von der Seite auffaſſt und zeichnet, von welcher ſie eine dem Schönheitsſinne und Gemüth zuſagende Anſicht gewährt: ſo hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendſten und unerfreulichſten Beſonderheiten des gemeinen Lebens ſo anzuſchauen und zuſammen zu ſetzen, daß ſie ſich zu einem ſchönen, echt poetiſchen Gedichte geſtalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine beſtimmte Lokalfärbung, und im ſubjektiven Gedichte müſſen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. XIII, 199.

* * *

Das äußere Leben der Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſein. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimieren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen. II, 259.

* * *

Es iſt ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftſteller vor unſeren Augen, Angeſichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. XV, 10.

* * *

So ein armer, alter Dichter mit ſeiner kahlen Hölzernheit gleicht den Weinſtöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen ſtehen ſehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der ſüße Moſt, der ihnen einſt entquoll, in den fernſten Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauſcht. II. 194.

* * *

Wie leicht auch die Geſchichte eines Dichters Aufſchluß geben könnte über ſein Gedicht, wie leicht ſich wirklich nachweiſen ließe, daß oft politiſche Stellung, Religion, Privathaß, Vorurtheil und Rückſichten auf ſein Gedicht eingewirkt, ſo muß man Dieſes dennoch nie erwähnen, beſonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichſam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desſelben, wenn jener Einfluß der Geſchichte, den man nachweiſt, wirklich vorhanden iſt; man verunſtaltet das Gedicht, wenn man ihn fälſchlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig iſt oft das äußere Gerüſte unſerer Geſchichte mit unſerer wirklichen, inneren Geſchichte zuſammenpaſſend! XIX, 83.

* * *

Wir forſchen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Dieſe Neugier iſt um ſo thörichter, da die Größe der äußeren Ereigniſſe in keinem Verhältniſſe ſteht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereigniſſe können ſehr klein und ſcheinlos ſein, und ſind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich ſehr klein und ſcheinlos iſt. III, 175.

* * *

In den Werken der Dichter muß man ihre Geſchichte ſuchen, und hier ſindet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. XIV, 121.

* * *

Die perſönlichen Bekannten eines großen Helden, ſeine Mitkämpfer, ſeine Leibdiener, ſeine Kämmerer, Sekretäre, Adjutanten, vielleicht ſeine Zeitgenoſſen überhaupt, ſind am wenigſten geeignet ſeine Geſchichte zu ſchreiben; ſie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Inſekt, das auf dem Kopf eines Menſchen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarſten Nähe ſeiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet, und doch nie von ſeinem wahren Leben und der Bedeutung ſeiner Handlungen das Mindeſte ahnt. X, 25.

* * *

Die allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. XIII, 145.

* * *

Wir wiſſen ganz genau, daß die ſpäteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender ſind als die früheren, eben ſo wenig wie ein Weib, je öfter ſie gebärt, deſto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erſte Kind iſt ſchon eben ſo gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erſt ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und Dieſer gab uns beim erſten Wurf ſeinen Löwen von Berlichingen. Eben ſo warf auch Schiller gleich ſeine Räuber, an deren Tatze man ſchon die Löwenart erkannte. Später kam erſt die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Meſſina. II, 295.

◆

Erſte Gedichte! Sie müſſen auf nachläſſigen, verblichenen Blättern geſchrieben ſein, dazwiſchen hie und da müſſen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne ſichtbar ſein ... Erſte Gedichte aber, die gedruckt ſind, grell ſchwarz gedruckt auf entſetzlich glattem Papier, dieſe haben ihren ſüßeſten, jungfräulichſten Reiz verloren, und erregen bei dem Verfaſſer einen ſchauerlichen Mißmuth. XV, 4.

◆

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue, wo Jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. VI, 39.

◆

In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Aktion und Reaktion. XIV, 137.

◆

In der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

VI, 106.

* * *

Wie die Griechen ſich das Leben blühend und heiter darſtellten und zur Ausſicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, ſo hingegen iſt nach chriſtlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und ſchattenhaft, und erſt nach dem Tod kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Troſt im Unglück geben, aber taugt nicht für den plaſtiſchen Dichter. Darum iſt die Ilias ſo heiter jauchzend, das Leben wird um ſo heiterer erfaſſt, je näher unſre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles. XXII, 205.

* * *

Ein bischen Seichtigkeit wäre manchem Schriftſteller nützlich. Im Grunde, was iſt tief? Iſt die Grube tiefer als der flache Spiegel, der ſie mit ihrer tiefſten Tiefe zurückſtrahlt? XIX, 313.

* * *

Mir ſcheint: man kann von den Dichtern ſagen, was Solon von den Politikern ſagt, daß diejenigen die ſchlechteſten, die es aller Welt recht machen. XXI, 294.

* * *

Vergebens wirſt du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume ſtapeln,
Vergebens wirſt du dich zu Tode zappeln,
Verſtehſt du's nicht, noch vor dem Ei zu gackern.
Auch ſchreibe nicht für Nachwelt, ſchreib für Pöbel,
Der Knalleffekt ſei deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

XV, 113 [283].

* * *

Unſer Vaterland iſt ein geſegnetes Land; es wachſen hier freilich keine Citronen und keine Goldorangen, auch krüppelt ſich der Lorber nur mühſam fort auf deutſchem Boden, aber faule Äpfel gedeihen bei uns in erfreulichſter Fülle, und alle unſere großen Dichter wuſſten davon ein Lied zu ſingen. XVII, 4.

* * *

Kümmere dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im ſelben Glanze leuchten, wenn längſt die Hunde verſtummt ſind, die ihn anbellten. Sein Geldſchimmel erſtreckt ſich über die ganze Erde. Aber wie weit erſtreckt ſich die Stimme eines Hundes? XIV, 9.

* * *

Es iſt jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die heutige Geſellſchaft, die auf dem Eigenthumsrechte baſiert iſt, auch den Geiſtern eine gewiſſe Theilnahme an ſolchem Beſitzprivilegium geſtatten möchte. Kann der Gedanke Eigenthum werden? Iſt das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſolche Frage, und freue mich nur darüber, daß ihr dem armen Dochte, der ſich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für ſein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienſt! IX, 249.

* * *

Möge auch einmal für Deutſchland die Stunde ſchlagen, wo das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers eben ſo ernſthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachtmützenfabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; ſie ſind rechtlos, wahrhaft vogelfrei! XI. 393.

* * *

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung. XIII, 206.

* * *

Man preiſt den dramatiſchen Dichter, der es verſteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichſte Zwiebel, mit dieſer theilt er ſeinen Ruhm.

XXII, 208.

* * *

Die wahre Tragödie fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Geſellſchaftston verſchiedene Deklamation. Ich möchte dergleichen faſt für alle dramatiſche Erzeugniſſe in Anſpruch nehmen. Wenigſtens ſei die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und ſie zeige daſſelbe in einer gewiſſen vornehmen Veredlung, die ſich, wenn auch nicht in Wortmaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausſpricht. Denn das Theater iſt eine andere Welt, die von der unſrigen geſchieden iſt, wie die Scene vom Parterre. Zwiſchen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orcheſter, die Muſik, und zieht ſich der Feuerſtreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem ſie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überſchritten, ſteht auf dem Theater als Poeſie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wohllaut der Muſik, und ſie iſt märchenhaft angeſtrahlt von den geheimnisvollen Lampen. Das iſt ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem proſaiſchem Publikum ſehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher iſt, als die gewöhnliche Natur; es iſt nämlich durch die Kunſt erhöhete, bis zur blühendſten Göttlichkeit geſteigerte Natur. XIII, 231.

* * *

Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. XIII, 231.

* * *

Das eigene Gemüth ſoll dem Dichter ein ſicherer Maßſtab ſein, wie weit er den Schrecken und das Entſetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verſtand ſoll emſig alles Gräßliche ergrübeln, moſaikähnlich zuſammenwürfeln und in der Tragödie aufſtapeln. Es iſt empörend, wenn man ſieht, wie in unſern neuern Tragödien, ſtatt des wahrhaft Tragiſchen, ein Abſchlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen iſt, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf ſeinem Armenſünderbänkchen ſitzt, wie es moraliſch gerädert wird und zwar von unten herauf. Haben denn unſere Dichter ganz und gar vergeſſen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volksſitten ausübt? Haben ſie vergeſſen, daß ſie dieſe Sitten milder, und nicht wilder machen ſollen?

Haben ſie vergeſſen, daß das Drama mit der Poeſie überhaupt denſelben Zweck hat, und die Leidenſchaften verſöhnen, nicht aufwiegeln, menſchlicher machen und nicht entmenſchen ſoll? Haben unſere Poeten ganz und gar vergeſſen, daß die Poeſie in ſich ſelbſt genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgeſtumpfteſte Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daß unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten. XIII, 238 ff.

* * *

Man behauptet, die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deßhalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Sie ſind nicht heiterer als wir; wir Deutſche haben für das Komiſche vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutſchland für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Perſifflage der Geſellſchaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Originalnarr ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann.

Es iſt ebenfalls ein Irrthum, wenn man die Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Mangel an freier Luft oder an politiſcher Freiheit zuſchreibt. Das, was man politiſche Freiheit zu nennen pflegt, iſt für das Gedeihen des Luſtſpiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo trotz der Bleikammern und geheimen Erſäufungsanſtalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meiſterwerke ſchufen, an Spanien, wo trotz dem abſoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köſtlichen Mantel- und Degenſtücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. ſchrieb; ſogar China beſitzt vortreffliche Luſtſpiele . . . Nein, nicht der politiſche Zuſtand bedingt die Entwicklung des Luſtſpiels bei einem Volke. XI, 145 u. 146.

* * *

Auf unſerm Theater gedeiht nicht bloß Miſt, ſondern auch Gift. In der That, höre ich, wie in unſern Luſtſpielen die heiligſten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und ſo leichtfertig ſicher abgeleiert werden, daß man am Ende ſelbſt gewöhnt wird, ſie als die gleichgültigſten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die ſentimentalen Freundſchaftsbündniſſe zu gemeinſchaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuſchung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' dieſe ſtereotypen Luſtſpielmotive heißen mögen, ach! ſo erfaßt mich inneres Grauen und bodenloſer Jammer, und ich ſchaue ängſtlichen Blickes nach den armen, unſchuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiß nicht ohne Erfolg, verdeklamiert wird. I, 182.

* * *

Das Publikum verſpeiſt mit Wonne des Herrn Raupach's dürre Erbſen und Madame Birch-Pfeiffer's Saubohnen; Uhland's Perlen findet es ungenießbar. VI, 247.

* * *

Es liegt vornehmlich an der deutſchen Sprache, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Erſteren iſt ein Dialekt, die Sprache der Letzteren iſt ein Erzeugnis der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das Eine noch das Andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Bücherſprache, ein bodenloſes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Übertreibung der Natur, Übernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affektierter Tiradenton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden, beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein wäſſriges Geſinge zerſchmelzen.

* * *

XI, 221.

Der Charakter der deutſchen Romane läſſt ſich am beſten auffaſſen, wenn man ſie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzoſen, Engländer u. ſ. w. Da ſieht man, wie die äußere Stellung der Schriftſteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der engliſche Schriftſteller reiſet, mit einer Lords- oder Apoſtel-Equipage, ſchon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiſet, ſtumm und verſchloſſen beobachtet er die Sitten, die Leidenſchaften, das Treiben der Menſchen, und in ſeinen Romanen ſpiegelt ſich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldſmith), oft finſter (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der franzöſiſche Schriftſteller lebt beſtändig in der Geſellſchaft, und zwar in der großen, mag er auch noch ſo dürftig und titellos ſein. Fürſten und Fürſtinnen kajolieren den Notenabſchreiber Jean Jacques, und im Pariſer Salon heißt der Miniſter Monſieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzoſen jener leichte Geſellſchaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menſchen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der franzöſiſchen Romane, deren

Sprache immer dieſelbe ſcheint, eben weil ſie die geſellſchaftliche iſt. Aber der arme deutſche Schriftſteller, der, weil er meiſtens ſchlecht honoriert wird, oder ſelten Privatvermögen beſitzt, kein Geld zum Reiſen hat, der wenigſtens ſpät erſt, wenn er ſich ſchon in eine Manier hineingeſchrieben, der ſelten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Geſellſchaft, die bei uns nicht immer die feine iſt, erſchleußt, ja der nicht ſelten einen ſchwarzen Rock entbehrt, um die Geſellſchaft der Mittelklaſſe zu frequentieren: der arme Deutſche verſchließt ſich in ſeiner einſamen Dachſtube, faſelt eine Welt zuſammen, und in einer aus ihm ſelbſt wunderlich hervorgegangenen Sprache ſchreibt er Romane, worin Geſtalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchſt poetiſch ſind, aber nirgends exiſtieren. Dieſen phantaſtiſchen Charakter tragen alle unſre Romane, die guten und die ſchlechten, von der früheſten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieſer Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutſchen ſind unter allen Nationen am meiſten empfänglich für Myſtik, geheime Geſellſchaften, Naturphiloſophie, Geiſterkunde, Liebe, Unſinn und — Poeſie! XIII, 129.

* * *

Seltſame Grille des Volkes! Es verlangt ſeine Geſchichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Hiſtorikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatſachen, ſondern jene Thatſachen wieder aufgelöſt in die urſprüngliche Poeſie, woraus ſie hervorgegangen. Das wiſſen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenluſt modeln ſie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung ſtelztrockner Hiſtoriographen und pergamentener Staatsarchivare. II, 86.

* * *

Es liegt in den Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch durch chemiſchen Proceß die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. VI, 192.

* * *

Gewöhnlich iſt es wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind beſonders die Handwerksburſchen. Gar oft auf meinen Fußreiſen verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſierten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch mit Ränzel und Wanderſtab vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchem Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all' die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. VI, 198.

* * *

Die Maſſe, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, iſt von ernſthafter Natur, es iſt abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erſcheinungen erklärt es in tiefſinnig myſtiſcher Weiſe. Alle ſeine Auslegungen tragen einen poetiſchen, wunderbaren, legendenhaften Charakter.

* * *

VI, 287.

Humor.

Wie die Leidenſchaft manchmal die Poeſie erſetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangſt in begeiſterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht beſſer und ſchöner zu erfinden weiß, ſo erſetzen die Zeitumſtände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz proſaiſch begabter, ſinnreicher Autor liefert wahrhaft humoriſtiſche Werke, indem ſein Geiſt die ſpaßhaften und kummervollen, ſchmutzigen und heiligen, grandioſen und winzigen Kombinationen einer umgeſtülpten Weltordnung treu abgeſpiegelt. Iſt der Geiſt eines ſolchen Autors noch obendrein ſelbſt in bewegtem Zuſtand, iſt dieſer Spiegel verſchoben oder grellgefärbt von eigner Leidenſchaft, dann werden tolle Bilder zum Vorſchein kommen, die ſelbſt alle Geburten des humoriſtiſchen Genius überbieten ... Hier iſt das Gitter, welches den Humor vom Irrenhauſe trennt. XII, 186.

* * *

Witz in ſeiner Iſolirung iſt gar Nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear“. Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard, den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß ich ſelbſt mich zu Zeiten herablaſſe, einen Witz zu reißen.

* * *

XIX, 218.

Mag immerhin der Witz zu den niedrigſten Seelenkräften gehören, ſo glauben wir doch, daß er ſein Gutes hat. Wir wenigſtens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und ſollte man auch ſo übellaunig ſein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, ſondern ſogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, ſo werdet darüber nicht allzuſehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutſchen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte der kleinen Erdenherrſcher zu zügeln, ſie verhöhnen euch ungeſtraft, und ihre Roſſe zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem ſchmutzigen Parvenü, alle Roſen dieſer Welt werden die Beute eines windigen Geſchlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt ſchützt euch Nichts — als der Tod und die Satire. XIII. 274.

* * *

Das Leben iſt im Grunde ſo fatal ernſthaft, daß es nicht zu ertragen wäre ohne ſolche Verbindung des Pathetiſchen mit dem Komiſchen. Das wiſſen unſere Poeten. Die grauenhafteſten Bilder des menſchlichen Wahnſinns zeigt uns Ariſtophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerſchmerz, der ſeine eigene Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelverſen eines Puppenſpiels auszuſprechen, und die tödlichſte Klage über den Jammer der Welt legt Shakſpeare in den Mund eines Narren, während er deſſen Schellenkappe ängſtlich ſchüttelt. I, 266.

* * *

Das ſchöne Wort Büffon's „der Stil iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf Niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende

Stärke. Sein Stil iſt ganz der Stil der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bei der höchſten Einfachheit; gleich Quaderſteinen ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo Wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bei unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt. V, 168.

* * *

Der Leſſing'ſche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen ſpringenden saillies, wie man in Frankreich Dergleichen kennt. Sein Witz wer kein kleines franzöſiſches Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt. V, 168.

* * *

Die Poeſie in allen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antike Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nämlich, die Künſtler ſollen ihren Stoff immer plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſein, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, ebenſo wie in der antiken Kunſt, die Hauptſache ſein. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Komödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiken Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee, die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odyſſeus gar nichts Anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts Anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts Anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftiger Weiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der

Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen. VI, 27 ff.

* * *

Deutſchland war nichts Anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben, manifeſtiert hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. VI, 18.

* * *

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne, dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und Das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man Folgendes erzählt. Sie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elixir enthielt; ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks nicht bloß wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo Viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau von Staël ſo ſehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütiert, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifacius, und ich komme, euch zu ſagen u. ſ. w. VI, 46.

* * *

Der Baron Friedrich de la Motte Fouqué war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes. XIV, 233.

* * *

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute unterſagt war und die ſich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüſterte, fand in dieſer gedämpften Poeſie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtet die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholiſch zirpte. XXII, 210.

* * *

Die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformation ſchwand allmählich die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen ſteckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel ſchützte ſie vor Kälte und Nordwind. VI, 34.

* * *

Goethe und Schiller.

Eine neue Periode iſt in der Kunſt angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieſelben Geſetze, die auch in unſerem Menſchengeiſte walten, man vermenſchlicht ſie (Novalis), man entdeckt in dem Menſchengeiſte die Geſetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abſtoßende Pole (Heinrich von Kleiſt). Goethe zeigt das Wechſelverhältnis zwiſchen Natur und Menſch; Schiller iſt ganz Spiritualiſt, er abſtrahiert von der Natur, er huldigt der kantiſchen Äſthetik. XXII, 208.

* * *

Bei Schiller feiert der Gedanke ſeine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, ſchwingen den Thyrſus, tanzen wie Bacchanten — beſoffene Reflexionen. XXII, 209.

* * *

Schiller ſelbſt iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat. VI. 78.

* * *

Wir gehören nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letzteren herabdrücken möchten. Beide Dichter ſind vom erſten Range, Beide ſind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Verneigung für Goethe, ſo entſteht ſie doch nur aus dem geringfügigen Umſtand, daß wir glauben, Goethe wäre im Stande geweſen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Deſſen Räubern, Piccolominis, Louiſen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darſtellung eines ſolchen Dichters nebſt den dazu gehörigen Gedichten in ſeinen Werken bedurft hätte. XIII, 284.

* * *

Nichts iſt thörichter als die Geringſchätzung Goethe's zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries, um Goethe herabzuſetzen. Oder wuſſte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten, hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läſſt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daß aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauer, welcher kotzt oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinettbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? VI, 87.

* * *

Goethe's größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles Deſſen, was er darſtellt; da giebt es keine Partien, die ſtark ſind, während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt, während der andere nur ſkizziert worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre ſie die Hauptperſon. So iſt es auch bei Homer, ſo bei Shakſpeare. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenperſonen, jede Figur iſt Hauptperſon an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber nach eigenem Gutdünken ihre höchſte Geltung zuerkennen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſiere, da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den Worten: „Es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann, außer Demjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche, iſt er wichtig.“ Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läßt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homer's, Shakſpeare's und Goethe's. VI. 89.

* * *

Die Goethe'ſchen Meiſterwerke zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar; die Goethe'ſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor wie die Schiller'ſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die Goethe'ſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles Deſſen, was bloß durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen, hat ſie nie Kinder bekommen. VI, 82.

* * *

Goethe's Abneigung, ſich dem Enthuſiasmus hinzugeben, iſt eben ſo widerwärtig wie kindiſch. Solche Rückhaltung iſt mehr oder minder Selbſtmord; ſie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht ſich zu konſumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert ſich ſelbſt; je ſchöner ſie brennt, deſto mehr nähert ſie ſich der Vernichtung, dem

Erlöſchen. Ich beneide nicht die ſtillen Nachtlichtchen, die ſo beſcheiden ihr Daſein friſten. XXII, 209.

* * *

Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat; iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode. XIII, 269.

* * *

Jean Paul's Periodenbau beſteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal ſo eng ſind, daß, wenn eine Idee dort mit einer andern zuſammentrifft, ſie ſich beide die Köpfe zerſtoßen; oben an der Decke ſind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden ſind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läſſt ſie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bereitet er uns mehr Erſtaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachſen würden, wenn ſie ordentlich Wurzel faſſen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern ſich ausbreiten ließe, dieſe rupft er aus, wenn ſie kaum noch kleine Pflänzchen, oft ſogar noch bloße Keime ſind, und ganze Geiſteswälder werden uns ſolchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüſſel als Gemüſe vorgeſetzt. Dieſes iſt nun eine wunderſame, ungenießbare Koſt; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Bananen in ſolcher Menge vertragen. Jean Paul iſt ein großer Dichter und Philoſoph, aber man kann nicht unkünſtleriſcher ſein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in ſeinen Romanen echtpoetiſche Geſtalten zur Welt gebracht, aber alle dieſe Geburten ſchleppen eine närriſch lange Nabelſchnur mit ſich herum und verwickeln und würgen ſich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich ſein Denken ſelbſt, wir ſehen die materielle Thätigkeit ſeines Gehirns; er giebt uns, ſo zu ſagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen hüpfen dabei ſeine Witze, die Flöhe ſeines erhitzten Geiſtes. Er iſt der luſtigſte Schriftſteller und zugleich der ſentimentalſte. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer, und ſein Lachen verwandelt ſich jählings in Weinen. Er vermummt ſich manchmal in einen bettelhaften plumpen Geſellen, aber dann plötzlich, wie die Fürſten inkognito, die wir auf dem Theater ſehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den ſtrahlenden Stern.

VI, 230.

Hoffmann iſt ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verſtehen weder den Einen, noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengeſetzten Charakter. Ein Jean Paul'ſcher Roman fängt höchſt barock und burlesk an, und geht ſo fort, und plötzlich ehe man ſich Deſſen verſieht, taucht hervor eine ſchöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninſel, die mit all ihrer ſtillen, duftenden Herrlichkeit ſchnell wieder verſinkt in die häßlichen, ſchneidend kreiſchenden Wogen eines excentriſchen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen iſt gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnißvolle Weſen tänzeln vorüber, fromme Geſtalten ſchreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all dieſem ergötzlichen Treiben grinſt hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Haſtigkeit ihre allerfatalſten Geſichter ſchneidet und verſchwindet, und wieder freies Spiel läſſt den verſcheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligſten Sprünge machen, aber das in unſere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können.

XIII, 129.

* * *

Börne's Humor unterſchied ſich von dem Humor Jean Paul's dadurch, daß Letzterer gern die entfernteſten Dinge ineinanderrührte, während Jener, wie ein luſtiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff; und während die Phantaſie des konfuſen Polyhiſtors von Baireuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenſtiefeln alle Weltgegenden durchſchweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge, und die Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, lagen alle in ſeinem räumlichen Geſichtskreis. Er beſprach das Buch, das er eben geleſen, das Ereignis, das eben vorfiel, den Stein, an dem er ſich eben geſtoßen, Rothſchild, an deſſen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil reſidiert und den er ebenfalls an Ort und Stelle haſſen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich ſage Anfänge, nicht Urſachen; denn wenn auch der Umſtand, daß Frankfurt ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt war, Börne's Aufmerkſamkeit zunächſt auf Goethe lenkte, ſo war doch der Haß, der gegen dieſen Mann in ihm brannte und immer leidenſchaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen, in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelſucht, ſondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, ſich in allen Geſchichten des Menſchengeſchlechts kundgiebt und am grellſten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäiſche Spiritualiſmus gegen helleniſche Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entſchieden iſt und vielleicht nie ausgekämpſt wird, der kleine Nazarener haſſte den großen Griechen, der noch dazu ein griechiſcher Gott war. XII, 19.

* * *

Börne findet nach ſeinem Tode große Anerkennung als Menſch. Deutſchland verliert in ihm unſtreitig ſeinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm. XX, 146.

* * *

Varnhagen von Enſe war mein wahlverwandteſter Waffenbruder, in Spiel und Ernſt. Er hat gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert und erſchrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich ins Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt. XXI, 55.

* * *

Varnhagen's Stil iſt die eiſerne Hand mit einem Handſchuh von Sammt. XXI, 76.

* * *

In der Zeit vor der Julirevolution hatte in Deutſchland der politiſche Druck eine allgemeine Stummheit zu Wege gebracht; die Gemüther waren in eine Lethargie der Verzweiflung verſunken, und wer damals noch zu reden wagte, muſſte ſich mit um ſo größerer Leidenſchaftlichkeit ausſprechen, je mehr er am Siege der Freiheit verzweifelte, und je erbitterter die Partei des Pfaffenthums und der Ariſtokratie gegen ihn loszog. I. XLV.

* * *

Der Schiller-Goethe'ſche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunſtperiode, es galt den Schein des Lebens, nicht das Leben ſelbſt — jetzt gilt es die höchſten Intereſſen des Lebens ſelbſt, die Revolution tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernſter. Varnh. 200.

* * *

Die frommen und ritterlichen Töne Ludwig Uhland's, der die Lieder der Minne und des Glaubens ſo hold und lieblich hervorgeſungen aus den Trümmern alter Burgen und Kloſterhallen, dieſe Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängſt in der Periode einer patriotiſchen Beſchränktheit von allen Seiten wiederhallten, verweben jetzt im Lärmen der neueſten Freiheitskämpfe, im Getöſe einer allgemeinen europäiſchen Völkerverbrüderung, und im ſcharfen Schmerzjubel jener modernen Lieder, die keine katholiſche Harmonie der Gefühle erlügen wollen und vielmehr jakobiniſch unerbittlich die Gefühle zerſchneiden, der Wahrheit wegen. XVI, 8.

* * *

Ach, theurer Leſer, wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daß die Welt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, Der geſteht nur, daß er ein proſaiſches, weitabgelegenes Winkelherz hat.

Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht. II, 189.

* * *

Wir ſeufzen nicht, das Aug' iſt trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit ſeinen ſtummen Qualen liegt es
In unſrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verſchloſſen bleibt der Mund.

XVII, 235 [219].

* * *

Ach! wir ſind nur arme Teufel,
Helden von modernem Zuſchnitt,
Und kein klaſſiſcher Poet
Wird uns im Geſang verew'gen!
Und wir haben doch erlitten
Große Nöthen! XVII, 88 [82].

* * *

Die höchſten Blüthen des deutſchen Geiſtes ſind die Philoſophie und das Lied. Dieſe Blüthezeit iſt vorbei, es gehörte dazu die idylliſche Ruhe; Deutſchland iſt jetzt fortgeriſſen in die Bewegung, der Gedanke iſt nicht mehr uneigennützig, in ſeine abſtrakte Welt ſtürzt die rohe Thatſache, der Dampfwagen der Eiſenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserſchütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verſcheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgeſtank verdirbt die duftige Mondnacht. XXII, 213.

* * *

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unſerer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktiſchen, zur Proſa, zum Hausbackenen. XXII, 203.

* * *

Seit einiger Zeit ſträubt ſich Etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und, wie ich höre, regt ſich bei manchen Zeitgenoſſen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als ſei in ſchönen Verſen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen. XV, 8.

* * *

Vielleicht unſere ganze Zeit iſt den Verſen nicht mehr günſtig und verlangt Proſa. XXII, 247.

* * *

Die heutige Proſa iſt nicht ohne viel Verſuch, Berathung, Widerſpruch und Mühe geſchaffen worden. XII, 10.

* * *

Ein feines Ohr für deutſche Proſa wird viel ſeltener noch als Poeſie bei den Deutſchen angetroffen. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft Einem ſehr viel in der Proſa, dem Lügner wird der gute Stil erſchwert. XXI, 157.

* * *

Um vollendete Proſa zu ſchreiben, iſt unter Anderm auch eine große Meiſterſchaft in metriſchen Formen erforderlich. Ohne eine ſolche Meiſterſchaft fehlt dem Proſaiker ein gewiſſer Takt, es entſchlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäſuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede ſtatthaft ſind, und es entſteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber ſehr feine Ohren verletzt. XII, 11.

* * *

In der Poetenwelt iſt der tiers état nicht nützlich, ſondern ſchädlich. XXII, 21[illegible].

* * *

Der Hauptzug der jetzigen Dichter iſt Geſundheit — weſtfäliſche, öſtreichiſche, ja ungariſche Geſundheit. XXII, 213.

* * *

So wie die Demokratie wirklich zur Herrſchaft gelangt, hat alle Poeſie ein Ende. Der Übergang zu dieſem Ende iſt die Tendenzpoeſie. Deßhalb — nicht bloß weil ſie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoeſie von der

Demokratie begünſtigt. Sie wiſſen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poeſie ein Ende.
XXII. 214.

* * *

Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die man in Preußen ſo ſtrenge verboten, ſind ſpottſchlecht, und vom äſthetiſchen Standpunkte aus hatte die preußiſche Regierung ganz Recht, darüber ungehalten zu ſein: ſchlechte Späßchen, um Philiſter zu amüſiren bei Bier und Tabak. XX, 242.

* * *

Die Demokraten hegen einen unbarmherzigen Haß gegen die Poeſie — der Parnaß ſoll geebnet werden, nivellirt, macadamiſirt, und wo einſt der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauſcht, wird bald eine platte Landſtraße ſein, eine Eiſenbahn, wo der Dampfkeſſel wiehert und der geſchäftigen Geſellſchaft vorüber eilt. Nicht die Liebe ſoll man mehr feiern — Warum die Roſe beſingen, Ariſtokrat! beſing die demokratiſche Kartoffel, die das Volk nährt! XXII. 215.

* * *

In einer vorwiegend politiſchen Zeit wird ſelten ein reines Kunſtwerk entſtehen. Der Dichter in ſolcher Zeit gleicht dem Schiffer auf ſtürmiſchem Meere, welcher fern am Strande ein Kloſter auf einer Felsklippe ragen ſieht; die weißen Nonnen ſtehen dort ſingend, aber der Sturm überſchrillt ihren Geſang. XXII. 215.

* * *

Deutſcher Sänger! ſing und preiſe
Deutſche Freiheit, daß dein Lied
Unſrer Seelen ſich bemeiſtre
Und zu Thaten uns begeiſtre,
In Marſeillerhymnenweiſe.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geſchlagen,
Sollſt du deinem Volke ſagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!
Blaſe, ſchmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieſer Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur ſo allgemein als möglich. XVII, 249 [229].

Das, was das Höchſte in der Kunſt iſt, das läßt ſich weder lehren noch lernen.

Was iſt in der Kunſt das Höchſte? Das, was auch in allen andern Manifeſtationen des Lebens das Höchſte iſt: die ſelbſtbewußte Freiheit des Geiſtes. Dieſes Selbſtbewußtſein der Freiheit in der Kunſt offenbart ſich ganz beſonders durch die Behandlung, durch die Form, in keinem Falle durch den Stoff, und wir können im Gegentheil behaupten, daß die Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, gewöhnlich von beſchränktem, gefeſſeltem Geiſte, wirklich Unfreie ſind. Dieſe Bemerkung bewährt ſich heutigen Tages ganz beſonders in der deutſchen Dichtkunſt, wo wir mit Schrecken ſehen, daß die zügellos trotzigſten Freiheitſänger, beim Licht betrachtet, meiſt nur bornierte Naturen ſind, Philiſter, deren Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſcht, Eintagsfliegen, von denen Goethe ſagen würde:

Matte Fliegen! Wie ſie raſen!
Wie ſie, ſumſend überkeck,
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennaſen! XI, 373.

Paraboliſcher Charakter neuerer Poeſie.

Andre Zeiten, andre Vögel;
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!

XVII, 120 [112].

* * *

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders aufgefaſſt als die gereimten Zeitungsartikeln, und ſie haben ſich wenig darum bekümmert, wenn die knechtiſche Menge, deren Roheit ſie anwidert, ihnen den Vorwurf des Ariſtokratismus machte.

XI, 374.

* * *

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen, zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt ſich ſchon der Übergang in den komiſchen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die aus einem Fabrikantenirrthume entſpringt Seine ſchönen Reime ſind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath iſt ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er beſitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entſpringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke iſt Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes. Alles kann er machen, nur kein **Lied** — Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich ſo nennen; halb epiſch, halb lyriſch) participiert mehr oder minder vom Liede, ſelbſt in den freieſten Rhythmen — nicht ſo bei Freiligrath; ſein Wohllaut iſt meiſtens rhetoriſcher Art. XXII, 222.

* * *

Ich ſchätze Freiligrath hoch, zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendſten Dichtern, die ſeit der Julirevolution in Deutſchland aufgetreten ſind. Es iſt ein Talent erſten Ranges und ein kräftiger Koloritmaler, und beſitzt eine große Originalität. XVII, 8 u. V, 10.

* * *

Gutzkow iſt das größte Talent, das ſich ſeit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, iſt für die Gegenwart ganz wie geſchaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, ſondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verurſachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß ſie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht ſo irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräſentanten des heil'gen Geiſtes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; — aber ſo muß er ſein, ſonſt könnte er ſein Tagewerk nicht vollenden. XX, 158.

* * *

Campe ſagt mir, daß Gutzkow's Bücher keinen Abſatz finden, daß er nicht von der Menge geleſen wird — Lieber Gott! Das hätte man gar nicht nöthig gehabt, mir zu ſagen. Das weiß ich. Wenn man kein Herz in der Bruſt hat, kann man nicht für die große Menge ſchreiben.

* * *

XX. 259.

Jagd auf die Tagesſchwächen.

Gutzkow liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesſchwächen des Publikums zu erſpähen. Er giebt dem Publikum keine eigne Impulſionen, ſondern er empfängt ſie von demſelben; er zieht die Livree der Tagesidee an. XXII, 220.

* * *

Die Werke gewiſſer Lieblingsſchriftſteller des Tages ſind ein Steckbrief der Natur, keine Beſchreibung. XXII, 216.

* * *

Der erſte Band von Auerbach's „Spinoza" hat mir ungemein zugeſagt, der zweite ſchon weniger. Der Verfaſſer hat viel Geiſt, viel Talent der Darſtellung, nicht viel Poeſie. XX, 156.

* * *

Vehſe's Geſchichte der Höfe iſt für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutſchen einmal eine ordentliche Nationalgeſchichte bekommen werden. Vehſe's Buch iſt der Anfang. Sein Verdienſt iſt ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls ſein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorſchießen. Der Weg iſt gebahnt, und die Deutſchen bekommen endlich ihre Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Welche koſtbare Menagerie der originellſten Beſtien! Jedes in ſeiner Art von verſchiedenem Charakter, abgeſchloſſen und vollendet, wahre Meiſterſtücke des lieben Gottes, deſſen dichteriſche Schöpfungskraft, deſſen Autorgröße hier im hellſten Lichte erſcheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Dieſe preußiſchen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakſpeare und kein Raupach; da ſehen wir den Finger Gottes. XXI, 263.

* * *

Wie überhaupt Jeder einen beſtimmten Gegenſtand in der Sinnenwelt auf eine andere Weiſe ſieht, ſo ſieht auch Jeder in einem beſtimmten Buche etwas Anderes, als der

Andre. Folglich muß auch der Überſetzer ein geiſtig begabter Menſch ſein, denn er muß im Buche das Bedeutendſte und Beſte ſehen, um Dasſelbe wieder zu geben. Den Wortverſtand, den körperlichen Sinn kann Jeder überſetzen, der eine Grammatik geleſen und ein Wörterbuch ſich angeſchafft hat. Nicht kann aber der Geiſt von Jedem überſetzt werden. XXII, 212.

◆

Die deutſche Sprache an ſich iſt reich, aber in der deutſchen Konverſation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieſes Reichthums; faktiſch ſind wir alſo ſpracharm.

Die franzöſiſche Sprache an ſich iſt arm, aber die Franzoſen wiſſen Alles, was ſie enthält, in der Konverſation auszubeuten, und ſie ſind daher ſprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutſchen ihren ganzen Sprachſchatz, und die Franzoſen, davon geblendet, denken Wunders wie glänzend wir zu Hauſe — ſie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hauſe. Bei den Franzoſen juſt das Gegentheil: mehr Ideen in der Geſellſchaft, als in den Büchern und die Geiſtreichſten ſchreiben gar nicht oder bloß zufällig.

XXII, 224.

◆

Voltaire hebt ſich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne ſchaut — Rouſſeau iſt ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menſchen von oben herab. XXII, 224.

◆

Die heutigen franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnon's und Talma's. XI, 197.

◆

Franzöſiſche Romantiker.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die ſich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigſtens dieſen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo ſie vor der Loge des großen Kaiſers und vor einem Parterre von Königen ſpielten. Dieſe Zeiten ſind vorbei, die alte Ariſtokratie iſt todt, und Napoleon iſt todt, und der Thron iſt Nichts als ein gewöhnlicher Holzſtuhl, überzogen mit rothem Sammet und heute herrſcht die Bourgeoiſie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe. XI, 198.

* * *

Durch ein Zuſammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen unterſcheidet ſich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klaſſikern, die in den geſchloſſenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung ſo ſtrenge hielten.

Haben dieſe Neuerer wirklich die Grenzen des franzöſiſchen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber dieſe franzöſiſchen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeiſter, welcher über die Enge des Gefängniſſes ſich beklagte, und, um den Raum deſſelben zu erweitern, kein beſſeres Mittel wuſſte, als daß er immer mehr und mehr Gefangene hineinſperrte, die aber, ſtatt die Kerkerwände auszudehnen, ſich nur einander erdrückten. XI, 228.

* * *

Die Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und Beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. XI, 338.

* * *

Chateaubriand will das Chriſtenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet ſich im umgekehrten Falle wie der neapolitaniſche Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand iſt ein Polichinell, der ſeine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“ XXII, 226.

* * *

Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was Viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen gefunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie und er iſt voller geſchmackloſer Auswüchſe, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schriftſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte Daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände. XI, 204.

* * *

Was wir bei Victor Hugo am unleidlichſten vermiſſen, iſt Das, was wir Deutſche „Natur“ nennen: er iſt gemacht, verlogen, und oft im ſelben Verſe ſucht die eine Hälfte die andre zu belügen; er iſt durch und durch kalt, wie nach Ausſage der Hexen der Teufel iſt, eiskalt ſogar in ſeinen leidenſchaftlichſten Ergüſſen; ſeine Begeiſterung iſt nur eine Phantasmagorie, ein Kalkul ohne Liebe, oder vielmehr, er liebt nur ſich: er iſt ein Egoiſt, und damit ich noch Schlimmeres ſage, er iſt ein Hugoiſt. Wir ſehen hier mehr Härte als Kraft, eine freche eiſerne Stirn, und bei allem Reichthum der Phantaſie und des Witzes dennoch die Unbeholfenheit eines Parvenüs oder eines Wilden, der ſich durch Überladung und unpaſſende Anwendung von Gold und Edelſteinen lächerlich macht — kurz, barocke Barbarei, gellende Diſſonanz und die ſchauderhafteſte Difformität! XI. 303.

* * *

Alexander Dumas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſitzt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr, als Dieſer, ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſiert mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, komödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gascogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird verſtanden und applaudiert. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dumas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. XI, 305.

* * *

In der franzöſiſchen Literatur herrſcht jetzt ein ausgebildeter Plagiarismus. Hier hat ein Geiſt die Hand in der Taſche des andern, und das giebt ihnen einen gewiſſen Zuſammenhang. Bei dieſem Talent des Gedankendiebſtahls, wo Einer dem Andern den Gedanken ſtiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geiſt Gemeingut — In der république des lettres iſt Gedankengütergemeinſchaft. XXII, 225.

* * *

Die franzöſiſchen Autoren der Gegenwart gleichen den Reſtaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag ſpeiſt. Anfangs munden ihre Gerichte, ſpäter entdeckt man, daß ſie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und ſchon alt oder verfault bezogen. XXII, 226.

* * *

Es iſt ein Glück, daß Shakſpeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenoſſe Eliſabeth's und Jakobs war, als freilich der Proteſtantismus ſich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweiſe äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterweſens, noch in aller Glorie der Poeſie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erſt in der Theorie zerſtört; aber er lebte noch in ſeinem vollen Zauber im Gemüthe der Menſchen, und erhielt ſich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anſchauungen. Erſt ſpäter, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübſinn auszubreiten, der ſeitdem, entgeiſtet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnſchläfrigen Pietismus ſich verwäſſerte. Wie die Religion, ſo hatte auch das Königthum in England zu Shakſpeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die ſich dort heutigen Tags unter dem Namen konſtitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Beſten der europäiſchen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunſt geltend macht. III, 161.

* * *

Shakſpeare.

Während die klaſſiſchen Dichter der Griechen nach erhabenſter Verklärung der Wirklichkeit ſtreben und ſich zur Idealität emporſchwingen, dringt unſer moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit ſcharfgewetzter Geiſtesſchaufel in den ſtillen Boden der Erſcheinungen, und entblößt vor unſeren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegenſatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Koſten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakſpeare ſein Augenmerk zunächſt auf Wahrheit und Inhalt; daher ſeine Meiſterſchaft der Charakteriſtik, womit er nicht ſelten, an die verdrießlichſte Karikatur ſtreifend, die Helden ihrer glänzenden Harniſche entkleidet und in dem lächerlichſten Schlafrocke erſcheinen läſſt. III, 197.

* * *

Das Weſen der Shakſpeare'ſchen Komödie beſteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit ſie von Blume zu Blume dahingaukelt, ſelten den Boden der Wirklichkeit berührend. III, 386.

* * *

Jedes Shakſpeare'ſche Stück hat ſein beſonderes Klima, ſeine beſtimmte Jahreszeit und ſeine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Perſonen in jedem dieſer Dramen, ſo hat auch der Boden und der Himmel, der darin ſichtbar wird, eine beſondere Phyſiognomie. III, 295.

* * *

Auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unſerem großen Dichter. Nur ſind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz ſeiner Dramen iſt dieſer Erdball, und Das iſt ſeine Einheit des Ortes; die Ewigkeit iſt die Periode, während welcher ſeine Stücke ſpielen, und Das iſt ſeine Einheit der

Zeit; und beiden angemäß iſt der Held ſeiner Dramen, der dort als Mittelpunkt ſtrahlt, und die Einheit des Intereſſes repräſentiert ... Die Menſchheit iſt jener Held, jener Held, welcher beſtändig ſtirbt und beſtändig aufersteht — beſtändig haſſt, doch noch mehr liebt als haſſt — ſich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorber verdient, noch öfter Beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Rieſe, der homöopathiſch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar ſehr verdünnt, aber doch immer exiſtiert. III, 172.

* * *

Nur bei einem einzigen Schriftſteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das iſt Shakſpeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakſpeare'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber Das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakſpeare iſt zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunſt, haben ſich in ihm verſöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet. Iſt vielleicht ſolche harmoniſche Vermiſchung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäiſchen Civiliſation? Wir ſind noch ſehr weit entfernt von einem ſolchen Reſultate.

XII, 76.

* * *

Es iſt ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den Begründer des ſogenannten hiſtoriſchen Romans anſehen will und letztern von deutſchen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteriſtiſche der hiſtoriſchen Romane eben in der Harmonie des ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elements beſteht, daß Walter Scott dieſe Harmonie, welche während der Alleinherrſchaft des demokratiſchen Elements geſtört war, durch die Wiedereinſetzung des ariſtokratiſchen Elements aufs ſchönſte herſtellte, ſtatt daß unſere deutſchen Romantiker das demokratiſche Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleiſe des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. XIV, 131.

* * *

Der Todesfall Byron's hat mich ſehr bewegt. Es war der einzige Menſch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. Ich las ihn ſelten ſeit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menſchen, deren Charakter von dem unſrigen verſchieden iſt. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakſpeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu ſehr, daß ich nicht ſeines Gleichen bin, er iſt der allgewaltige Miniſter, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es iſt mir, als ob er mich jeden Augenblick abſetzen könnte. XIX, 172.

* * *

Ich liebe Petrarca eben ſo wenig wie die Päpſte; ich haſſe die chriſtliche Lüge in der Poeſie eben ſo ſehr wie im Leben. XX, 94.

* * *

VII.

Malerei.

In den Werken der Maler einer beſtimmten Periode zeigt ſich immer ein gewiſſer verwandtſchaftlicher Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeiſtes. Z. B. auf der Leinwand des Watteau, oder des Boucher, oder des Vanloo, ſpiegelt ſich ab das graciöſe gepuderte Schäferſpiel, die geſchminkte, tändelnde Leerheit, das ſüßliche Reifrockglück des herrſchenden Pompadourthums, überall hellfarbig bebänderte Hirtenſtäbe, nirgends ein Schwert. In entgegengeſetzter Weiſe ſind die Gemälde des David und ſeiner Schüler nur das farbige Echo der republikaniſchen Tugendperiode, die in den imperialiſtiſchen Kriegsruhm überſchlägt, und wir ſehen hier eine forcierte Begeiſterung für das marmorne Modell, einen abſtrakten froſtigen Verſtandesrauſch, die Zeichnung korrekt, ſtreng, ſchroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanerſuppen. Was wird ſich aber unſern Nachkommen, wenn ſie einſt die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinſame Eigenthümlichkeiten werden ſich dieſe Bilder gleich beim erſten Blick als Erzeugniſſe aus unſrer gegenwärtigen Periode ausweiſen? Hat vielleicht der Geiſt der Bourgeoiſie, der

Induſtrialismus, der jetzt das ganze ſociale Leben durchdringt, auch ſchon in den zeichnenden Künſten ſich dergeſtalt geltend gemacht, daß allen heutigen Gemälden das Wappen dieſer neuen Herrſchaft aufgedrückt iſt? Beſonders die Heiligenbilder erregen in mir eine ſolche Vermuthung. Da hängt eine Geißelung, deren Hauptfigur mit ihrer leidenden Miene dem Direktor einer verunglückten Aktiengeſellſchaft ähnlich ſieht, der vor ſeinen Aktionären ſteht und Rechnung ablegen ſoll; ja, Letztere ſind auch auf dem Bilde zu ſehen, und zwar in der Geſtalt von Henkern und Phariſäern, die gegen den Ecco-Homo ſchrecklich erboſt ſind und an ihren Aktien ſehr viel Geld verloren zu haben ſcheinen. Die Geſichter auf den eigentlich hiſtoriſchen Bildern, welche heidniſche und mittelalterliche Geſchichten darſtellen, erinnern ebenfalls an Kramladen, Börſenſpekulation, Merkantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da iſt ein Wilhelm der Eroberer, dem man nur eine Bärenmütze aufzuſetzen brauchte, und er verwandelte ſich in einen Nationalgardiſten, der mit muſterhaftem Eifer die Wache bezieht, ſeine Wechſel pünktlich bezahlt, ſeine Gattin ehrt und gewiß das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Porträts! Die meiſten haben einen ſo pekuniären, eigennützigen, verdroſſenen Ausdruck, den ich mir nur dadurch erkläre, daß das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Porträt koſten werde, während der Maler beſtändig die Zeit bedauerte, die er mit dem jämmer-Lohndienſte vergeuden muſſte. XI, 120 ff.

* * *

Die Unterſcheidung von Hiſtorien- und Genre-Malerei iſt ſo ſinnverwirrend, daß man glauben ſollte, ſie ſei eine Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurme gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem Datum.

In den erſten Perioden der Kunſt gab es nur Hiſtorienmalerei, nämlich Darſtellungen aus der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht bloß der Bibel, der Legende, ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und der heidniſchen Götterfabel entnommen wurden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerei bezeichnet, und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle, noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verſchiedenen Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verſchiedene „Genres.“

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutſam dargeſtellt, doch die techniſche Meiſterſchaft wurde leider die Hauptſache. Alle dieſe Bilder gewinnen aber für uns ein hiſtoriſches Intereſſe; denn wenn wir die hübſchen Gemälde des Mieris, des Netſcher, des Jan Steen, des Van Dow, des Van der Werff u. ſ. w. betrachten, offenbart ſich uns wunderbar der Geiſt ihrer Zeit, wir ſehen, ſo zu ſagen, dem ſechzehnten Jahrhundert in die Fenſter und erlauſchen damalige Beſchäftigungen und Koſtüme. In Hinſicht der letztern waren die niederländiſchen Maler ziemlich begünſtigt, die Bauerntracht war nicht unmaleriſch, und die Kleidung des Bürgerſtandes war bei den Männern eine allerliebſte Verbindung von niederländiſcher Behaglichkeit und ſpaniſcher Grandezza, bei den Frauen eine Miſchung von bunten Allerweltsgrillen und einheimiſchem Phlegma. Z. B. Mynheer mit dem burgundiſchen Sammtmantel und dem bunten Ritterbarett hatte eine irdene Pfeiſe im Munde; Myfrow trug ſchwere ſchillernde Schleppenkleider von venezianiſchem Atlas, brüſſeler Kanten, afrikaniſche Straußfedern, ruſſiſches Pelzwerk, weſtöſtliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andaluſiſche Mandoline oder ein braunzottiges Hondchen von ſaardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkiſche Teppich, die bunten Papageien, die fremdländiſchen Blumen, die großen Silber- und Goldgeſchirre mit getriebenen Arabesken, Dergleichen warf auf das holländiſche Käſeleben ſogar einen orientaliſchen Märchenſchimmer.

Als die Kunſt, nachdem ſie lange geſchlafen, in unſerer Zeit wieder erwachte, waren die Künſtler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzuſtellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenſtände der heiligen Hiſtorie und der Mythologie war in den meiſten Ländern Europa's gänzlich erloſchen, ſogar in katholiſchen Ländern, und doch ſchien das Koſtüm der Zeitgenoſſen gar zu unmaleriſch, um Darſtellungen aus der Zeitgeſchichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünſtigen. Unſer moderner Frack hat wirklich ſo etwas Grundproſaiſches, daß er nur parodiſtiſch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre. Die Maler, die ebenfalls dieſer Meinung ſind, haben ſich daher nach maleriſcheren Koſtümen umgeſehen. Die Vorliebe für ältere geſchichtliche Stoffe mag hiedurch beſonders befördert worden ſein, und wir finden in Deutſchland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unabläſſig bemüht iſt, die heutigſten Menſchen mit den heutigſten Gefühlen in die Garderobe des katholiſchen und feudaliſtiſchen Mittelalters, in Kutten und Harniſche, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel verſucht; zu ihren Darſtellungen wählten ſie Volksſtämme, denen die herandrängende Civiliſation noch nicht ihre Originalität und ihre Nationaltracht abgeſtreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge die wir auf den Gemälden der Münchener Maler ſo oft ſehen. Daher auch jene freudigen Darſtellungen aus dem italiäniſchen Volksleben, wo die Maler jene idealiſche Natur und jene uredle Menſchenformen und maleriſche Koſtüme finden, wonach ihr Künſtlerherz ſich ſehnt. XI. 49 ff.

* * *

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Ölbaums in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. XI. [illegible]

* * *

Die jetzige Kunſt muß zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Überreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch, und nicht die Zeitbewegung ſelbſt, iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil, dieſe Zeitbewegung müſſte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Parteiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechiſchen und florentiniſchen Künſtler führten kein egoiſtiſch iſoliertes Kunſtleben, die müßig dichtende Seele hermetiſch verſchloſſen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem

Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paſſten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeſchylos hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit.

Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt. XI, 90 ff.

VIII.

Muſik.

Es hat den Anſchein, als ob in den Annalen der Kunſt unſre heutige Gegenwart vorzugsweiſe als das Zeitalter der Muſik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmählichen Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts halten auch die Künſte ebenmäßig Schritt. In der früheſten Periode muſſte nothwendigerweiſe die Architektur alleinig hervortreten, die unbewuſſte rohe Größe maſſenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. ſehen bei den Ägyptern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunſt, und dieſe bekundet ſchon eine äußere Bewältigung der Materie; der Geiſt meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geiſt fand dennoch den Stein viel zu hart für ſeine ſteigenden Offenbarungsbedürfniſſe, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzuſtellen. Da entſtand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters ſich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewuſſtſeinlebens ſchwindet bei den Menſchen alle plaſtiſche Begabnis, am Ende erliſcht ſogar der Farbenſinn, der doch immer an beſtimmte Zeichnung gebunden iſt, und die geſteigerte Spiritualität, das abſtrakte Gedankenthum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Überſchwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts anderes iſt, als die Auflöſung der ganzen materiellen Welt; die Muſik iſt vielleicht das letzte Wort der Kunſt, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

XI, 327.

* * *

Es hat mit der Muſik eine wunderliche Bewandtnis; ich möchte ſagen: ſie iſt ein Wunder. Sie ſteht zwiſchen Gedanken und Erſcheinung; als dämmernde Vermittlerin ſteht ſie zwiſchen Geiſt und Materie; ſie iſt beiden verwandt und doch von beiden verſchieden; ſie iſt Geiſt, aber Geiſt, welcher eines Zeitmaßes bedarf; ſie iſt Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann. XI, 236.

* * *

Die muſikaliſche Kritik kann ſich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe ſtützen; ſie ſollte die muſikaliſchen Werke nur nach ihren Ähnlichkeiten klaſſificieren und den Eindruck, den ſie auf die Geſammtheit hervorgebracht, als Maßſtab annehmen.

Nichts iſt unzulänglicher als das Theoretiſieren in der Muſik; hier giebt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze, aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palette und Pinſel, nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung, es läßt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft. XI, 237.

* * *

Roſſini, divino maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreiteſt! verzeih meinen Landsleuten, die dich läſtern auf Schreibpapier

und auf Löſchpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodiſchen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich ſo lieblich umgaukeln und mir das Herz küſſen wie mit Lippen der Grazien! Divino maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht ſehen, weil du ſie mit Roſen bedeckſt, und denen du nicht gedankenſchwer und gründlich genug biſt, weil du ſo leicht flatterſt, ſo gottbeflügelt! H. 85.

* * *

Auf den Wogen Roſſini'ſcher Muſik ſchaukeln ſich am behaglichſten die individuellen Freuden und Leiden des Menſchen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnſucht, Eiferſucht und Schmollen, Alles iſt hier das iſolierte Gefühl eines Einzelnen. Charakteriſtiſch iſt daher in der Muſik Roſſini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines iſolierten Empfindens iſt. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrſchaft der Harmonie; in dem Strome der harmoniſchen Maſſen verklingen, ja erſäufen die Melodien, wie die beſonderen Empfindungen des einzelnen Menſchen untergehen in dem Geſammtgefühl eines ganzen Volkes, und in dieſe harmoniſchen Ströme ſtürzt ſich gern unſre Seele, wenn ſie von den Leiden und Freuden des ganzen Menſchengeſchlechts erfaſſt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Geſellſchaft. Meyerbeer's Muſik iſt mehr ſocial als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwieſpalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in ſeiner Muſik wiederfindet, feiert ihre eigene Leidenſchaft und Begeiſterung, während ſie dem großen Maeſtro applaudiert. Roſſini's Muſik war angemeſſener für die Zeit der Reſtauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuſchungen, te den blaſierten Menſchen der Sinn für ihre großen Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen mußte und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Die Julirevolution hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel' Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von „Robert-le-Diable" oder gar der „Hugenotten" harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

XI, 240 ff.

* * *

Wie bei den Malern, ſo herrſcht auch bei den Muſikern eine ganz falſche Anſicht über die Behandlung chriſtlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Chriſtliche müſſe in ſubtilen magern Kontouren und ſo abgehärmt und farblos als möglich dargeſtellt werden; die Zeichnungen von Overbeck ſind in dieſer Beziehung ihr Ideal. Um dieſer Verblendung durch eine Thatſache zu widerſprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der ſpaniſchen Schule aufmerkſam; hier iſt das Volle der Konturen und der Farbe vorherrſchend, und es wird doch Niemand leugnen, daß dieſe ſpaniſchen Gemälde das ungeſchwächteſte Chriſtenthum athmen und ihre Schöpfer gewiß nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meiſter, die in Rom zum Katholicismus übergegangen ſind, um mit unmittelbarer Inbrunſt malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Bläſſe iſt ein Kennzeichen des wahrhaft Chriſtlichen in der Kunſt, ſondern eine gewiſſe innere Überſchwänglichkeit, die weder angekauft noch einſtudiert werden kann in der Muſik wie in der Malerei, und ſo finde ich auch das „Stabat“ von Roſſini wahrhaft chriſtlicher als den „Paulus“, das Oratorium von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, das von den Gegnern Roſſini's als ein Muſter der Chriſtenthümlichkeit gerühmt wird. XI, 359.

* * *

Man kann jene Komponiſten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art ſind, daß ſie ſich Eingang bei dem Volk verſchaffen, und rechte Lebensluſt und wahren Frohſinn verbreiten. Die meiſten Komponiſten ſind innerlich ſo verkünſtelt, verſumpft und verſchroben, daß ſie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organiſch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete iſt es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der ſie allen Gemüthern einprägt und ſie populär macht. Einige unſerer Komponiſten ſind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß ſie dergleichen ſchlichte Liederkompoſitionen liefern könnten; aber theils dünken ſie ſich zu vornehm dazu, theils gefallen ſie ſich in abſichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man ſie nicht für wirkliche Künſtler halten möchte, wenn ſie nicht muſikaliſche Kunſtſtücke machen. Das Theater iſt die nächſte Urſache, warum das Lied vernachläſſigt wird; Alles, was nur den Generalbaß ſtudiert oder halb ſtudiert oder gar nicht ſtudiert hat, ſtürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenſeelen wollen koloſſale Elephanten-Muſik hervor poſaunen und pauken; handfeſte Kraftkerle wollen ſüße Roſſini'ſche

Roſinen-Muſik oder gar noch überzuckerte Roſinen-Muſik hervor hauchen. Gott beſſer's! XXII, 272.

* * *

Pianoforte heißt das Marterinſtrument, womit die jetzige vornehme Geſellſchaft noch ganz beſonders torquiert und gezüchtigt wird. Wenn nur nicht der Unſchuldige mit leiden müſſte! Dieſe ewige Klavierſpielerei iſt nicht mehr zu ertragen! Dieſe grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhallen, dieſe herzloſen Schwirrklänge, dieſes erzproſaiſche Schollern und Pickern, dieſes Fortepiano tödtet all unſer Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgeſtumpft, blödſinnig. Dieſes Überhandnehmen des Klavierſpielens und gar die Triumphzüge der Klaviervirtuoſen ſind charakteriſtiſch für unſere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maſchinenweſens über den Geiſt. Die techniſche Fertigkeit, die Präciſion eines Automaten, das Identificieren mit dem beſaiteten Holze, die tönende Inſtrumentwerdung des Menſchen, wird jetzt als das höchſte geprieſen und gefeiert. XI, 267.

* * *

Bei den Violiniſten iſt die Virtuoſität nicht ganz und gar Reſultat mechaniſcher Fingerfertigkeit und bloßer Technik, wie bei den Pianiſten. Die Violine iſt ein Inſtrument, welches faſt menſchliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers, ſo zu ſagen, in einem ſympathetiſchen Rapport ſteht; das geringſte Mißbehagen, die leiſeſte Gemüthserſchütterung, ein Gefühlshauch, findet hier einen unmittelbaren Wiederhall, und Das kommt wohl daher, weil die Violine, ſo ganz nahe an unſre Bruſt gedrückt, auch unſer Herzklopfen vernimmt. XI, 271.

* * *

Die Vergleichung zwiſchen Virtuoſen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einſt auch in der Poetik florierte, nämlich in dem ſogenannten Princip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber ſeitdem eingeſehen hat, daß die metriſche Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünſtlichkeit des Dichters Zeugnis zu geben, und daß wir einen ſchönen Vers nicht deßhalb bewundern, weil ſeine Anfertigung viele Mühe gekoſtet hat, ſo wird man bald einſehen, daß es hinlänglich iſt, wenn ein Muſiker Alles, was er fühlt und denkt, oder was Andere gefühlt und gedacht, durch ſein Inſtrument mittheilen kann, und daß alle virtuoſiſchen Tours de force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und ins Gebiet der Taſchenſpielerei, des Volteſchlagens, der verſchluckten Schwerter, der Balancierkünſte und der Eiertänze zu verweiſen ſind. Es iſt hinreichend, daß der Muſiker ſein Inſtrument ganz in der Gewalt habe, daß man des materiellen Vermittelns ganz vergeſſe und nur der Geiſt vernehmbar werde. XI, 273.

* * *

Laſſt uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuoſen einernten, nicht allzu genau unterſuchen. Iſt doch der Tag ihrer eitlen Berühmtheit ſehr kurz und die Stunde ſchlägt bald, wo der Titane der Tonkunſt vielleicht zu einem Stadtmuſikus von ſehr untergeſetzter Statur zuſammenſchrumpft, der in ſeinem Kaffeehauſe den Stammgäſten erzählt und auf ſeine Ehre verſichert, wie man ihm einſt Blumenbouquete mit den ſchönſten Kamelias zugeſchleudert, und wie ſogar einmal zwei ungariſche Gräfinnen, um ſein Schnupftuch zu erhaſchen, ſich ſelbſt zur Erde geſchmiſſen und blutig gerauft haben! Die Eintagsreputation der Virtuoſen verdünſtet und verhallt, öde, ſpurlos, wie der Wind eines Kameles in der Wüſte. XI, 409.

IX.

Menſch und Welt.

Weiſe erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten ſie. XXII. 2 5.

* * *

Neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlöſende Idee, den Tag erblickt, ſteht auch ein proſaiſcher Ochſe, der ruhig frißt. XXII. 255.

* * *

Es giebt nur eine einzige Klugheit, und dieſe hat ihre beſtimmten Grenzen; aber es giebt tauſend unermeßliche Narrheiten. Der gelehrte Kaſuiſt und Seelſorger Schupp ſagt ſogar: „In der Welt ſind mehr Narren als Menſchen.“ I. 265.

* * *

„Wie klug auch die Maſchinen ſind,
Welche die Menſchen ſchmieden,
Dem Eſel bleibt zu jeder Zeit
Sein ſicheres Daſein beſchieden.
„Der Himmel verläſſt ſeine Eſel nicht,
Die ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter gethan,
Tagtäglich traben zur Mühle. . .

„In dieſem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt ſich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,
Wird auch der Eſel beſtehen.“ XVIII, 276 [254].

* * *

Die Dummheit der Menſchen iſt immer dieſelbe, nur überall modificiert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo ſagen können. XIX, 252.

* * *

Wie vernünftige Menſchen oft ſehr dumm ſind, ſo ſind die Dummen manchmal ſehr geſcheit. XXII, 238.

* * *

Die Affen ſehen auf die Menſchen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, ſo wie die Holländer das Deutſche für verdorbenes Holländiſch erklären. XXII, 260.

* * *

Hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, ſo wie wir die Affen haſſen, weil ſie von allen Säugethieren uns ſelber am ähnlichſten ſchauen und dadurch unſern Stolz kränken, ſo ſeien den Göttern auch die Menſchen verhaſſt, die, nach ihrem eigenen Bildniſſe erſchaffen, mit ihnen ſelber ſo viel beleidigende Ähnlichkeit haben; ſo daß die Götter, je größer, ſchöner, gottgleicher die Menſchen ſind, ſie deſto grimmiger durch Mißgeſchick verfolgen und zu Grunde richten, während ſie die kleinen, häßlichen, ſäugethierlicheren Menſchen gnädigſt verſchonen und im Glücke gedeihen laſſen. VIII, 114.

* * *

Welche ſonderbare Weſen ſind dieſe Menſchen! Wie ſonderbar iſt ihr Leben! wie tragiſch ihr ganzes Schickſal! Sie lieben ſich und dürfen es meiſtens nicht ſagen, und dürfen ſie es einmal ſagen, ſo können ſie doch einander ſelten verſtehn! Und dabei leben ſie nicht ewig, ſie ſind ſterblich, nur eine kurze Spanne Zeit iſt ihnen vergönnt das Glück zu ſuchen, ſie müſſen es ſchnell erhaſchen, haſtig ans Herz drücken, ehe es entflieht — deßhalb ſind ihre Liebeslieder auch ſo zart, ſo innig, ſo ſüß ängſtlich, ſo verzweiflungsvoll luſtig, ein ſo ſeltſames Gemiſch von Freude und Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft ſeinen melancholiſchen Schatten über ihre glücklichſten Stunden und tröſtet ſie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poeſie in ſo einer Menſchenthräne! IV, 165.

* * *

Wie herrlich auch der Sonne Pracht,
Wie lieblich auch in ſtiller Nacht
Das Mondenlicht, der Sterne Glanz,
Wie ſtrahlend der Kometenſchwanz —
Die Himmelslichter alleſammt,
Sie ſind mir eitel Pfennigskerzen,
Vergleich ich ſie mit jenem Herzen,
Das in der Bruſt des Menſchen flammt.

XVIII, 337 [311].

* * *

Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, iſt das menſchliche Herz — es iſt herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, ſtrahlender und blühender — es iſt unendlich in ſeiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es iſt die Gottheit ſelbſt. XXII, 262.

* * *

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, iſt überwunden
Schon zur Hälfte. XVIII, 329 [303].

* * *

Das menſchliche Herz, dieſer hochmüthige Hund von einem Herzen, iſt ſo beſchaffen, daß es, wie bedrückt es ſich fühlen mag, zuweilen lieber krepieren, als ſich durch Thränen erleichtern möchte. Dieſer Hund von einem hochmüthigen Herzen ſollte doch immer froh ſein, wenn es ihm geſtattet iſt, ſeine eignen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anſchein zu haben, als weine es über das Unglück ſeiner Mitmenſchen. XXI. 423.

* * *

Laß bluten deine Wunden, laß
Die Thränen fließen unaufhaltſam —
Geheime Wolluſt ſchwelgt im Schmerz;
Und Weinen iſt ein ſüßer Balſam.

* * * XVIII. 251 [226].

Nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und Jeder weint eigentlich für ſich ſelbſt. II. 170.

* * *

Die Augen ſind der Seele klare Fenſter,
Und Thränen ſind der Seele weißes Blut.

* * * XVI. 17 [18].

Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Freunden etwas Angenehmes und unſern Feinden bittere Wahrheiten ſagen. XIV. 240.

* * *

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungeſund.
Mit dem einen Maule ſchon
Schwätzt zu viel der Erdenſohn.
Wenn er doppelmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er ſchweigen unterdeſſen,
Hätt er aber Mäuler zwei,
Löge er ſogar beim Freſſen. XXII. 141.

* * *

Der Jüngling.

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzuſtreben;
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unſre Menſchheit kleben ſolle;
Um ein Stillſtandsknecht zu ſein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein. XXI. 115.

* * *

Im Kinde ſpiegelt ſich Alles ab: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, ſogar die Verruchtheit und die Konvenienz. XIX. 39.

* * *

Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch. Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein. Ich fühle es an mir ſelber. Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war! XII. 33.

* * *

Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf ſeine eigne Weiſe, und da auch wir das Recht haben, unſeren eignen Ausdruck zu wählen, ſo erklären wir jene Erſcheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geſchichte haben.“ Das iſt die Bedeutung unſeres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerſtört, genoſſen und gelitten haben; im Mannesalter iſt ſchon manches Dergleichen erlangt, und jener brauſende

Trieb, der vielleicht die Lebenskraft ſelbſt ſein mag, iſt ſchon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erſt der Greis, der im Kreiſe ſeiner Enkel unter der ſelbſtgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen ſeiner Lieben auf den Trümmern ſeines Hauſes ſitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geſchichte, in ſeinem Herzen gänzlich befriedigt und erloſchen. XIII, 197.

◆

So ein Hafen im Frühling hat die freundlichſte Ähnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erſtenmal in die Welt geht, ſich zum erſtenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch ſind alle ſeine Gedanken buntbewimpelt, Übermuth ſchwellt alle Segel ſeiner Wünſche, heiho! — aber bald erheben ſich die Stürme, der Horizont verdüſtert ſich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerſchellt an romantiſchen Klippen oder ſtrandet auf ſeicht proſaiſchem Sand — oder vielleicht morſch und gebrochen mit gekapptem Maſt ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als elendes Wrack!

Aber es giebt auch Menſchen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, ſondern mit Dampfſchiffen. Dieſe tragen ein dunkles Feuer in der Bruſt, und ſie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Rauchflagge flattert wie der ſchwarze Federbuſch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder ſind wie koloſſale Pfundſporen, womit ſie das Meer in die Wellenrippen ſtacheln, und das widerſpenſtig ſchäumende Element muß ihrem Willen gehorchen wie ein Roß — aber ſehr oft platzt der Keſſel, und der innere Brand verzehrt uns. IV, 124.

◆

Lachen und Weinen.

Der Menſch läßt nicht gern ab von Dem, was ihm und ſeinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krampen ſich ſeine Empfindungen daran feſt, ſelbſt wenn man es verderbt und entſtellt hat. V, 61.

* * *

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir ſelbſt Ruinen ſind. XXII, 256.

* * *

Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie das Gähnen. XI, 234.

* * *

Wenn des Glückes hübſche Siebenſachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;
Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zerſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.
XV, 115 [80].

* * *

Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart ſich
Durch das Lächeln eines Menſchen
Seiner Seele tiefſte Frechheit. XVII, 33 [32].

* * *

Man kann es den Glocken ſelten anſehen, wo ſie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. II, 169.

* * *

Der Väter Feindſchaft bringt den Kindern Tod. XVI, 52.

* * *

Es giebt keinen größeren Schmerz in dieſer Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, ſein Kind überlebt. XI, 55.

* * *

Der Menſch iſt ſeiner Natur nach eine tapfere Beſtie. XXII, 330.

* * *

Wenn ſie zuſammen ſind und in Reih und Glied ſtehen, ſind die feigſten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt derjenige, der allein ſteht. Va. 170.

* * *

Wir glauben nur gar zu gern was wir wünſchen, und wir glauben deshalb ſo ſelten an Gefahr. Der wahre Muthige weiß ſolche Einflüſterungen ſeiner Wünſche abzuweiſen, eben ſo wie der Feigling ſich ihnen gern hingiebt und wenn er etwas Kühnes thun mußte, immer dabei heimlich glaubt, es werde ihm ſo hingehen. Dieſes iſt aber Frechheit; hingegen der Muth täuſcht ſich nicht über die Folgen einer Handlung und erwartet die ſchlimmſten. Va. 210.

* * *

Wer nicht ſo weit geht als ſein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, iſt eine Memme; wer weiter geht, als er gehen wollte, iſt ein Sklave. XI. 118.

* * *

Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach durch ſchwankes Biegen
In Wind und Wetter ſtehn bleibt, nach wie vor.
Doch ſprich, wie weit bringt's wohl am End' ſolch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierſtock dient's dem Stutzer,
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer. XV, 114 [79].

* * *

Es ſind ſchon viele große Männer über dieſe Erde geſchritten, hier und da ſehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußſtapfen, und in heiligen Stunden treten ſie wie Nebelgebilde vor unſre Seele; aber ein ebenfalls großer Mann ſieht ſeine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen

Funken ihrer irdiſchen Lichtſpur erkennt er ihr geheimſtes Thun, aus einem einzigen hinterlaſſenen Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und ſolchermaßen, in einer myſtiſchen Gemeinſchaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtauſende hinweg nicken ſie einander zu, und ſehen ſich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen ſich auf den Gräbern untergegangener Geſchlechter, die ſich zwiſchen ſie gedrängt hatten, und ſie verſtehen ſich und haben ſich lieb. I. 166.

⁂

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. VI, 285.

⁂

Sind außerordentliche Menſchen heimlich umfloſſen von dem Ausſtrahlen ihres Geiſtes? Ahnet unſer Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht ſehen können? Das moraliſche Gewitter in einem ſolchen außerordentlichen Menſchen wirkt vielleicht elektriſch auf junge, noch nicht abgeſtumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt. XII, 7.

⁂

Nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß das Vaterland ſeinen großen Männern danken, ſondern für den Willen und die Aufopferung, die ſie dabei bekundet. Selbſt wenn ſie gar Nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müſſte dieſes ſeine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn ſie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels ſind, ſo zieren große Menſchen ihre Heimat, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menſchen ſind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabſähe auf unſern Planeten, würden uns dieſe Herzen wie klare

Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenſtrahlen. Vielleicht von ſo hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel' herrliche Sterne auf dieſer Erde zerſtreut ſind, wie viele derſelben in obſkuren Wüſten unbekannt und einſam leuchten, wie ſchöngeſtirnt unſer deutſches Vaterland, wie glänzend, wie ſtrahlend Frankreich iſt, dieſe Milchſtraße großer Menſchenherzen! VIII, 212.

* * *

Wie langſam kriechet ſie dahin,
Die Zeit, die ſchauderhafte Schnecke!
XVIII, 315 [291].

* * *

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unſre Geſinnung, durch beſtändige Beſchäftigung mit dem Gegenſatz. Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denſelben am Ende gar nicht mehr ſo unanſtändig und möchte wohl gar mittanzen. Der Proteſtant ſieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für ſo greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Meſſe. XXII, 256.

* * *

Es giebt im Grunde nur zwei Menſchenſorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menſchen, die immer dünner werden, und Solche, die aus ſchmächtigen Anfängen allmählich zur rundlichſten Korpulenz übergehen. Die Erſteren ſind eben die gefährliche Sorte, die Cäſar ſo ſehr fürchtete — „ich wollte, er wäre fetter“, ſagt er von Caſſius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und ſich bei dieſer Gelegenheit erſtochen hätte, wäre er eben ſo dick geworden, wie der Schreiber dieſer Blätter. XII, 48.

* * *

Geſchenke der Natur.

Ach! zu den unſeligſten Mißgriffen des Menſchen gehört, daß er den Werth der Geſchenke, die ihm die Natur am bequemſten entgegen trägt, kindiſch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am ſchwerſten zugänglich ſind, für die koſtbarſten anſieht. Den Edelſtein, der im Schoße der Erde feſtgewachſen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Menſch für die beſten Schätze; er würde ſie gering achten, wenn die Natur ſie gleich Kieſeln und Muſcheln zu ſeinen Füßen legte. Gegen unſere Vorzüge ſind wir gleichgültig; über unſere Gebrechen ſuchen wir uns ſo lange zu täuſchen, bis wir ſie endlich für Vortrefflichkeiten halten. XV, 7.

◆

Es iſt nicht hinreichend, ehrlich zu ſein, man muß ſich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten. XX, 161.

◆

Wie Solon ſagte, daß man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich nennen könne, ſo kann man auch ſagen, daß Niemand vor ſeinem Tode ein braver Mann genannt werden ſollte. XIX, 266.

◆

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunſt der Frauen. XXII, 128.

◆

Geſtern noch ein Held geweſen,
Iſt man heute ſchon ein Schurke. XXII, 43.

◆

Es giebt hohe Geiſter, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben ſind und den Thron nur für einen Stuhl anſehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geiſter, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eiſen iſt. Sie haben keine Scheu vor der eiſernen Kravatte, wenn ſie nur dadurch ein Publikum um ſich verſammeln können; dieſem imponieren ſie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt werden. XXII, 255.

* * *

Miſtpfütze, hüte dich, daß man dich rühre!
Kein Ambraduft ſteigt auf durch ſolche Rührung.

XVI, 42 [44].

* * *

Ein großer Menſch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen ſeine Überzeugung handeln und zweideutig oft von einer Partei zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß Derjenige, der ſich auf einer gewiſſen Höhe behaupten will, ebenſo den Umſtänden nachgeben muß, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, den, obgleich er von Eiſen iſt, jeder Sturmwind zerbrechen und herabſchleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe, und nicht die edle Kunſt verſtände, ſich nach jedem Winde zu drehen.

III. 117.

* * *

Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Beſten, und die Beſten müſſen Schurken werden. Ich verſtehe ſehr gut die Worte des Pſalmiſten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daß ich deinen Namen nicht läſtre!“ XIX, 115.

* * *

Nichts iſt vollkommen hier auf dieſer Welt,
Der Roſe iſt der Stachel beigeſellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben ſind nicht ohne Mängel.

XVIII, 165 [151].

* * *

Kürze des Lebens.

Nicht kleinlich ſein, das iſt Etwas, das mir mehr gefällt, als all' die andern Seeleneigenſchaften, die von unſern Moralkompendien ſo viel geprieſen werden. Va. 132.

* * *

Mich wenigſtens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiſte minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Richtiges. XIX, 253.

* * *

Eine große Landſtraß iſt unſre Erd',
Wir Menſchen ſind Paſſagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kouriere.
Man fährt ſich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taſchentuch aus der Karoſſe;
Man hätte ſich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Roſſe. XV, 101 [74].

* * *

Das eigentliche Leben iſt meiſtens kurz, und wenn es lang wird, iſt es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man ſoll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgeſinnten ſein Herz erſchließen oder einem ſchönen Mädchen das Buſentuch lüften kann. XIX, 53.

* * *

Wir verlangen von einem Freunde nie Beiſtimmung, ſondern Verſtändnis unſerer Handlungen, er mag ſie loben oder tadeln je nach ſeinen eigenen Principien, aber immer ſoll er ſie verſtehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unſerem beſonderen Standpunkte aus, wenn auch der ſeinige ganz verſchieden iſt. XIX, 410.

* * *

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.

Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen beſten Braten
Und meinen letzten Dukaten.
Das Glück iſt fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloſchen iſt der Sonnenglanz,
Zerſtoben iſt der Mückentanz,
Die Freunde, ſo wie die Mücke,
Verſchwinden mit dem Glücke. XVIII, 175 [159].

* * *

Leicht erſpäht Familienliſt
Wo der Held verwundbar iſt. XVIII, 329 [304].

* * *

Es giebt Stunden im Leben, wo uns die Liebſten am tiefſten beleidigen können, und dieſe Verletzung läßt ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählig aufkommen, für welches unſere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermiſcht iſt. Va. 184. 185.

* * *

Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. VIII, 358.

* * *

Betrug und Freundſchaft ſind ja zumeiſt
Im Erdenverkehre Geſchwiſter,
Und was man jung ein Stammbuch heißt,
Wird endlich Todtenregiſter.
Nur mit dem Ärgernis macht ein Komplott,
Wer Viel von Freundſchaft will buchen;

Denn findet man immer ſie wieder bankrott,
So lernt man ſein Leben verfluchen.
[F. W. Gubitz, Erlebniſſe, Bd. II., 274.]

* * *

O Modewuth! Iſt man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album ſetzt. XVIII, 136 [128].

* * *

Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen, während man ſich nur um ſo öfter verirrt. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; ſie thun es gern, und finden noch obendrein ein beſonderes Vergnügen daran, wenn ſie uns mit ſelbſtgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten, welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir verſinken konnten, und welch ein Glück es ſei, daß wir ſo wegkundige Leute, wie ſie ſind, noch zeitig angetroffen. I. 55.

* * *

Der Fanatismus iſt ein anſteckendes Übel, das ſich unter den verſchiedenſten Formen verbreitet und am Ende gegen uns Alle wüthet. IX, 69.

* * *

Der Haß verblendet ſelbſt die Klügſten. XI. 325.

* * *

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil ſie das Ei geſehen, woraus er hervorgekrochen. XXII, 256.

* * *

Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann ſeine Schwächen begreifen. IV, 71.

* * *

Menſch und Welt.

Begegnete uns Jemand auf der Straße, der ganz ſo ausſähe, wie wir ſelber, ſo würden wir das befremdend wohlbekannte Antlitz nur inſtinktmäßig und mit geheimem Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken, daß es unſere eigenen Geſichtszüge ſind, die wir eben erblickten. III, 289.

* * *

Mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem Letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlegener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. XIV, 215.

* * *

Aber der Mann, der in ſeiner eigenen Perſon auch die menſchliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unſere Erbſchwäche, die darin beſteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erſcheinen wollen als wir wirklich ſind.

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit uns die Fatalität angeſtrichen hat.

XIV, 216 u. 217.

* * *

Heldenſchickſals letzte Tücke:
Unſer Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menſchen Angedenken.
Wär's nicht beſſer, ganz verhallen
Unbekannt, als mit ſich ſchleppen

Beſcheidene Leute.

Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradſchaft? XVIII, 88 [78].

* * *

Mancher ſchlechte Stein gilt ſchon Etwas, weil er ungewöhnlich und ſelten iſt. XIX, 188.

* * *

Wenn Fürſten einen böhmiſchen Glasſtein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen echten Diamantring, ſo würde man doch meinen, es ſei eitel Glas. XI, 22.

* * *

Kourtoiſie. Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften: „Es lebe der König!“ rufen. XXII, 256.

* * *

Der Giftbereiter muß gläſerne Handſchuh anziehen.
XXII, 257.

* * *

Ihr könnt euch darauf verlaſſen, die Beſcheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Beſcheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen ſehr erleichtert. Es iſt z. B. leicht, daß man ſeinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht ſo viel Geiſt beſitzt, um ihnen ſchaden zu können, ſo wie es auch leicht iſt, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuſchäbigen Naſe geſegnet iſt. XIV, 34.

* * *

O laß nicht ohne Lebensgenuß
Dein Leben verfließen!
Und biſt du ſicher vor dem Schuß,
So laß ſie nur ſchießen.
Fliegt Dir das Glück vorbei einmal,
So faß es am Zipfel.

Auch rath ich dir, bau' dein Hüttchen im Thal
Und nicht auf dem Gipfel. XVIII. 188 [170].

◆

Das Glück iſt eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am ſelben Ort;
Sie ſtreicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich raſch und flattert fort.
Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefeſt ans Herz gedrückt;
Sie ſagt, ſie habe keine Eile,
Setzt ſich zu dir ans Bett und ſtrickt.
XVIII. 106 [100].

◆

Vergnügen iſt Nichts als ein höchſt angenehmer Schmerz.
II. 80.

◆

Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig, als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. XIV, 62.

◆

Mancher tugendhafte Bürger
Duftet ſchlecht auf Erden, während
Fürſtenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümiert ſind.
Jungfräuliche Seelen giebt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laſter hat zuweilen
Sich mit Roſenöl gewaſchen. XVII. 26 [24].

◆

Für manche ſchöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine beſſere Enveloppe erſchaffen können. Der liebe Gott iſt aber zu ſehr beſchäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff iſt, der edlen Perle eine prächtig ciſelierte Goldfaſſung zu verleihen, wird er plötzlich geſtört und er wickelt das Juwel geſchwind in das erſte, beſte Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären. XIV, 200.

* * *

Wir pflegen öfter an Diejenigen zu denken, denen wir aus Saumſeligkeit eine Antwort ſchuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief ſchreiben und mit ſolchem gleichſam ſo bald als möglich abzufertigen ſuchen. XXI, 212.

* * *

Im Grunde iſt es auch nicht nöthig, daß Leute unſerer Art ſich einander Viel ſchreiben. Unſere Bücher ſind große Briefe, die doch zumeiſt an die Leute unſerer Art gerichtet ſind. XIX, 225.

* * *

Wenn der Sohn Äſkulap's gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen ſoll, dann ſchickt er uns ins Bad mit einem langen Konſultationszettel, der nichts Anderes iſt, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall! X, 263.

* * *

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer ſo langweilig, erſt in der Mitte amüſiere man ſich, man ſollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu leſen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß ſie die Teppiche anfangen zu brodieren. XXII, 259.

* * *

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd
Um Hilfe bittend zu dir kömmt —
Er iſt vielleicht ein Götterſohn. XXII, 110.

* * *

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werde keck und fordre laut,
Und man wird ſich dir bequemen,
Und du führeſt heim die Braut.
Wirf dein Geld den Muſikanten,
Denn die Fidel macht das Feſt;
Küſſe deine Schwiegertanten,
Denkſt du gleich: „Hol euch die Peſt!“
Iſt die Kirche dir verhaßt, Thor,
Deſto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Paſtor,
Schick ihm auch ein Fläſchchen Wein.
Hat verſalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm' die Wuth,
Sag ihr lächelnd: „Süße Puppe,
Alles was du kochſt, iſt gut.“
Trägt nach einem Shawl Verlangen
Deine Frau, ſo kauf ihr zwei;
Kauf ihr Spitzen, goldne Spangen,
Und Juwelen noch dabei.
Wirſt du dieſen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießeſt du
Einſt das Himmelreich dort oben,
Und du haſt auf Erden Ruh'. XVIII, 282 [260].

* * *

Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. II, 185.

* * *

Durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann ſich Jeder leicht verſchaffen
Alle irdiſchen Genüſſe. XXII, 81.

* * *

Armuth und Reichthum.

Die reichen Leute, Die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelein —
Das Geld iſt platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geſchmeichelt ſein. XVIII, 163 [146].

* * *

Hat man Viel, ſo wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, Dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar Nichts haſt,
Ach, ſo laſſe dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die Etwas haben. XVIII, 159 [144].

* * *

Wie kommt es, daß der Reichthum ſeinem Beſitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarſte Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Fließe und vom Niblungshort ſind ſehr bedeutungsvoll. Das Gold iſt ein Talisman, worin Dämonen hauſen, die alle unſre Wünſche erfüllen, aber uns dennoch gram ſind ob des knechtiſchen Gehorſams, womit ſie uns dienen müſſen, und dieſen Zwang tränken ſie uns ein durch geheime Tücke, indem ſie eben die Erfüllung unſerer Wünſche zu unſerem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten. XXII, 257.

* * *

Nur von Leuten, welche ſelbſt Wenig haben, läßt ſich allenfalls Etwas erborgen, denn erſtens ſind ihre Kiſten nicht von Eiſen, und dann wollen ſie reicher ſcheinen, als ſie ſind. X, 157.

* * *

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du muſſt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan. XV, 217 [152].

* * *

Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'. XV, 229 [154].

* * *

Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen. XIII, 301.

X.

Frauen, Liebe und Ehe.

Freilich, ein ungläub'ger Thomas,
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Roma's
Und Jeruſalem's verſpricht.
Doch die Exiſtenz der Engel,
Die bezweifelte ich nie;
Lichtgeſchöpfe ſonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln ſie.
.... Nur die Flügel
Sprech' ich jenen Weſen ab;
Engel giebt es ohne Flügel,
Wie ich ſelbſt geſehen hab'.
Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem ſchönen Blick
Schützen ſie den Menſchen, wenden
Von ihm ab das Mißgeſchick. XVIII. 142 [125].

◆

Wir dummen Poeten, wir vergleichen die Frauenzimmer, wenn es hoch kommt, mit Engeln; wir ſollten wahrlich Letztere mit Erſteren vergleichen. V. 161.

◆

Des Weibes Leib iſt ein Gedicht,
Das Gott der Herr geſchrieben,
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geiſt getrieben . . .
Das iſt kein abſtraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleiſch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit ſchöngereimten Lippen.
Hier athmet wahre Poeſie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung. XVIII. 286 [264].

* * *

Einer ſchönen Frau ſchreiben, ſcheint mir eben ſo thöricht, als wenn ich mit einer ſtraßburger Paſtete in Korreſpondenz treten wollte. Jedes Ding auf der Welt will auf ſeine eigene Weiſe genoſſen ſein. Jene ſchönen Augen, deren Glanz unſer Herz erfreut, und jene Trüffelpaſtete, deren Duft uns begeiſtert — ſie verlieren gar ſehr in der Ferne. Va. 171.

* * *

Wie viel höher ſteht die Frau bei Moſes, als bei den andern Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Dieſe ſagen beſtimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat ſie davon ausgeſchloſſen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr ſei, wenn Jeder ſeine Frau dort wiederfände? XXII. 252.

* * *

Ihr armen Frauen, ihr ſeid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er ſie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ.

Naives Gebet von Menſchen, die eben durch Geburt nicht glücklich ſind, aber ein weibliches Geſchöpf zu ſein für das ſchrecklichſte Unglück halten! IX. 169.

* * *

Wenn ich Weltgeſchichte leſe, und irgend eine That oder Erſcheinung mich frappiert, ſo möchte ich manchmal das Weib ſehen, das als geheime Triebfeder dahinter ſteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar). Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — ſie machen Geſchichte, obgleich der Hiſtoriker nur Männernamen kennt. XXII, 252.

* * *

Wo das Weib aufhört, fängt der ſchlechte Mann an.

* * *

XXII, 254.

Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. XIV, 251.

* * *

Weit mehr als in Brünetten zehrt der Sinnenbrand in manchen ſcheinſtillen Heiligenbildern mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Lilienhänden. IX. 136.

* * *

Deutſche und franzöſiſche Frauen. — Die deutſchen Öfen wärmen beſſer, als die franzöſiſchen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern ſieht, iſt angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Froſt im Rücken — Deutſcher Ofen, wie wärmſt du treu und ſcheinlos! XXII, 248.

* * *

Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben — ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. XIII, 147.

◆

Die Weiber haben überall eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die brittiſchen Schönen nicht eben ſo geſund, nahrhaft, ſolide, konſiſtent, kunſtlos und doch ſo vortrefflich wie Altenglands einfach gute Koſt: Roſtbeef, Hammelbraten, Pudding in flammendem Kognac, Gemüſe in Waſſer gekocht, nebſt zwei Saucen, wovon die eine aus zerlaſſener Butter beſteht? Da lächelt kein Frikaſſée, da täuſcht kein flatterndes Vol-au-vent, da ſeufzt kein geiſtreiches Ragout, da tändeln nicht jene tauſendartig geſtopften, geſottenen, aufgehüpften, geröſteten, durchzückerten, pikanten, deklamatoriſchen und ſentimentalen Gerichte, die wir bei einem franzöſiſchen Reſtaurant finden, und die mit den ſchönen Franzöſinnen ſelbſt die größte Ähnlichkeit bieten! Merken wir doch nicht ſelten, daß bei Dieſen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebenſache betrachtet wird, daß der Braten ſelber manchmal weniger werth iſt als die Sauce, daß hier Geſchmack, Grazie und Eleganz die Hauptſache ſind. Italiens gelbfette, leidenſchaftgewürzte, humoriſtiſch garnierte, aber doch ſchmachtend idealiſche Küche trägt ganz den Charakter der italiäniſchen Schönen. Alles ſchwimmt in Öl, träge und zärtlich, und trillert Roſſini's ſüße Melodien und weint vor Zwiebelduft und Sehnſucht!

Den Makaroni muſſt Du aber mit den Fingern eſſen, und dann heißt er: Beatrice!

Von der Deutſchen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich ſage aber nicht, welchen. Da giebt's gefühlvolles, jedoch unentſchloſſenes Backwerk, verliebte Eierſpeiſen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthsſuppe mit Gerſte, Pfannkuchen mit Äpfeln und Speck, tugendhafte Hausklöße, Sauerkohl — wohl Dem, der es verdauen kann! IV, 139 u. 140.

* * *

Frauen zeichnen ſich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Geſinnungen. C.

* * *

Ich will nicht ſagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben“, wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daß ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daß er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daß ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der

Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem, das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zuſammen fällt. Haben ſie heute ſchlechte Grundſätze, ſo wette ich darauf, haben ſie morgen die allerbeſten. Sie wechſeln ihre Meinungen ſo oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiſte juſt kein herrſchender Gedanke ſteht, ſo zeigt ſich das Allererfreulichſte, das Interregnum des Gemüthes. Und dieſes iſt bei den Frauen am reinſten und am ſtärkſten, und führt ſie ſicherer als die Verſtandes-Abſtraktionslaternen, die uns Männer ſo oft irre leiten. XIII, 155.

* * *

Unendlich ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objektiv und ſubjektiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz, und in der fünften gar Nichts, nämlich die Idee, enthalten iſt. I, 112.

* * *

Ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, ſind wie Blumen ohne Duft; ſie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus

ihren chineſiſchen Porzellanköpfen ſo porzellanhaft anſehen, und wenn ſie ſprechen könnten, und gewiß auseinanderſetzen würden, wie ſie ganz natürlich aus einer Zwiebel entſtanden ſind, wie es hinreichend ſei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.
II, 386.

* * *

Es iſt ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Konfeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen! XIV, 311.

* * *

Die Weiber, die jungen Mädchen eben ſo gut wie die Frauen, merken es gleich, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen. IV, 255.

* * *

Frauen, Liebe und Ehe.

Es iſt eine tägliche Erſcheinung, juſt bei den ſchönſten Mädchen hält es ſo ſchwer, daß ſie einen Mann bekommen. Dies war ſchon im Alterthum der Fall, und wie bekannt iſt, alle drei Grazien ſind ſitzen geblieben. I, 21.

* * *

Es giebt gar keine Frau, die dreißig Jahr' alt wäre. Aus den Zwanzigen geht's gleich in die Vierzig. Auch habe ich noch keine Frau gefunden, die fünfzig Jahr' alt war; aus den Vierzigen geht's gleich in die Sechzig.

* * *

XXII, 285.

Die Gunſt der Frauen, wie das Glück überhaupt iſt ein freies Geſchenk, man empfängt es, ohne zu wiſſen wie, ohne zu wiſſen warum. Aber es giebt Menſchen, die es mit eiſernem Willen vom Schickſal zu ertrotzen verſtehen, und Dieſe gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem ſie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem ſie ihr Mitleiden anregen, oder indem ſie ihnen Gelegenheit geben ſich aufzuopfern... Letzteres, nämlich das Geopfertſein, iſt die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet ſie ſo ſchön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einſamkeit ſo viel thränenreiche Wehmuthsgenüſſe. III, 270.

* * *

O jene naive Zauberformel, wodurch unſere Roth- und und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurrbärtige Liebenswürdigkeit die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort und komme wohl nie wieder!“ I, 48.

* * *

Einſt glaubte ich, die Treuloſigkeit der Frauen ſei das Schrecklichſte, und, um das Schrecklichſte zu ſagen, nannte ich ſie Schlangen. Aber ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichiſte iſt, daß ſie nicht ganz Schlangen ſind; denn die

Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von ſich abſtreifen und neugehäutet ſich verjüngen. II, 199.

* * *

Ich will nicht ſagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch ſchon das erſte Weib, die berühmte Eva, ein Muſter ehelicher Treue. Ohne den leiſeſten Ehebruchsgedanken wandelte ſie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adam's, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konverſierte ſie gern, aber bloß wegen der ſchönen franzöſiſchen Sprache, die ſie ſich dadurch aneignete, wie ſie denn überhaupt nach Bildung ſtrebte. O, ihr Evastöchter, ein ſchönes Beiſpiel hat euch eure Stamm-Mutter hinterlaſſen! III, 202.

* * *

Die Schlange im Paradieſe, die kleine Privatdocentin, trug ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vor. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigt ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was Daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelange. Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daß die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daß ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stamm-Mutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von

Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab – o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewußtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! V, 23.

◆

Es iſt ein Irrthum zu glauben, daß die Weiber, wenn ſie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn ſie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, ſo möchten ſie doch manchmal ein bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigſtens zu koſten, wie Gift ſchmeckt. III, 223.

◆

O die Weiber! Wir müſſen ihnen Viel verzeihen, denn ſie lieben viel, und ſogar Viele. Ihr Haß iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſre vorgefaßten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Kankan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daß ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. XIV, 225.

* * *

Ja, die Weiber ſind gefährlich, aber die ſchönen doch nicht ſo ſehr wie die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn jene ſind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. XIV, 226.

* * *

Die Geſtalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faſelei iſt jener Zuſatz
Des betatzten Löwenleibes.
Doch zum Glücke kennt ſein eignes
Räthſel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Loſungswort;
Fiele dieſe Welt in Trümmer. XVIII, 321 [297].

* * *

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.
Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe. XV, 320 [229].

* * *

Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einſt ſo wild die Bruſt durchglüht,

Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel, Die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, Die nennen es Höllenleid,
Die Menſchen, Die nennen es — Liebe! XV. 42 [33].

* * *

Was die Liebe iſt, Das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphiloſophen haben behauptet, es ſei eine Art Elektricität. Das iſt möglich; denn im Momente des Verliebens iſt uns zu Muthe, als habe ein elektriſcher Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unſer Herz eingeſchlagen. Ach! dieſe Blitze ſind die verderblichſten, und wer gegen dieſe einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man ſeine Pfeile nicht ſo leicht rauben, wie dem Jupiter ſeinen Blitz und den Tyrannen ihr Scepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert ſie wie eine Schlange unter Roſen, und erſpäht die erſte Herzenslücke, um hineinzuſchlüpfen; manchmal iſt es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unſcheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unſer Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufſchießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieſelbe Sonne, die im Nilthal Ägyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebesſaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Ägypten und Potsdam. Aber Thränen ſind noch lange keine Erklärungen — Was iſt die Liebe? Hat Keiner ihr Weſen ergründet? hat Keiner das Räthſel gelöſt? Vielleicht bringt ſolche Löſung größere Qual als das Räthſel ſelbſt, und das Herz erſchrickt und erſtarrt darob, wie beim Anblick der Meduſa. Schlangen ringeln ſich um das ſchreckliche Wort, das dieſes Räthſel auflöſt — O, ich will dieſes Auflöſungswort niemals wiſſen, das brennende Elend in meinem Herzen iſt mir immer noch lieber als kalte Erſtarrung. II, 218.

* * *

Bei der Erklärung der Liebe muß ein phyſikaliſches Phänomen oder ein hiſtoriſches Faktum angenommen werden. Iſt es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eiſen anzieht? Oder iſt eine Vorgeſchichte vorhanden, deren dunkles Bewuſſtſein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abſtoßung ſich ausſpricht? XXII, 252.

* * *

Die Liebe iſt immer eine Art Wahnſinn, mehr oder minder ſchön. III, 391.

* * *

Liebe im Bündniſſe mit dem Tode iſt unüberwindlich.

* * *

III, 29[illegible].

Liebe! Sie iſt die höchſte und ſiegreichſte aller Leidenſchaften. Ihre weltbezwingende Stärke beſteht aber in ihrer ſchrankenloſen Großmuth, in ihrer faſt überſinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsſüchtigen Lebensverachtung. Für ſie giebt es kein Geſtern und ſie denkt an kein Morgen ... Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber dieſen verlangt ſie ganz, unverkürzt, unverkümmert ... Sie will Nichts davon aufſparen für die Zukunft und verſchmäht die aufgewärmten Reſte der Vergangenheit ... „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht“ ... Sie iſt eine wandelnde Flamme zwiſchen zwei Finſterniſſen ... Woher entſteht ſie? ... Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! ... Wie endet ſie? ... Sie erlöſcht ſpurlos, eben ſo unbegreiflich ... Je wilder ſie brennt, deſto früher erlöſcht ſie ...

Aber Das hindert ſie nicht, ſich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieſes Feuer . . .

III, 296.

* * *

Wie entwickeln ſich doch ſchnelle
Aus der flüchtigſten Empfindung
Leidenſchaften ohne Grenzen
Und die zärtlichſte Verbindung! XVI, 199 [177].

* * *

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende
Roth' und blaue Blumen.
Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den euer Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch ſchönes Unkraut,
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und ſchmückt mit euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen. XV, 355 [257].

* * *

Verliebtſein.

Wenn man verliebt iſt, ſo gebärdet man ſich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felſen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Es iſt Einem dabei zu Muthe, als ſei die Welt erſt heute erſchaffen worden, und man ſei der erſte Menſch. II, 220.

* * *

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze!
Die Nachtigall ſingt von Lieb' und Kuß —
Es liebt ſich ſo lieblich im Lenze. XVI, 288 [255].

* * *

Was giebt es Süßres, als in Feld und Wieſen
Den Spuren der Geliebten nachzugehn,
Und all' die Freuden, durch *ſie* doppelt ſchön,
Der Theuren nachempfindend zu genießen!? —
Da wo ſie von dem Gras mit leichten Füßen
Den Thau geſtreift, ſüßſinnend ſtillzuſtehn,
Die Bäum' und Blumen, die ihr Blick geſehn,
Als tiefbefreundet alle zu begrüßen! — XXII, 66.

* * *

Aug' in Auge
Und Seel' in Seele tauchten wir. O Gott!
Das dunkle Urgeheimnis meines Lebens
War plötzlich mir erſchloſſen, und verſtändlich
War mir der Sang der Vögel, und die Sprache
Der Blumen, und der Liebesgruß der Sterne,
Der Hauch des Zephyrs und des Baches Murmeln,
Und meiner eignen Bruſt geheimes Seufzen!
Wie Kinder jauchzten wir und ſpielten wir.
Wir ſuchten uns und fanden uns im Garten.
Sie gab mir Blumen, Myrten, Locken, Küſſe;
Die Küſſe gab ich doppelt ihr zurück.

Frauen, Liebe und Ehe.

Und endlich ſank ich hin vor ihr aufs Knie,
Und bat: O ſprich, Maria, liebſt Du mich?
XVI. 122 [112].

* * *

Du ſpracheſt aus, Geliebte, jenes Wort,
Das Welten ſchafft und Welten hält zuſammen;
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein „Liebe!“
Und tauſend Engel ſingen's jauchzend nach,
Und in den Himmeln klingt es ſchallend wieder.
Du ſprachſt es aus, und Wolken wölben ſich
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel,
Die Ulmen rauſchen auf wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitſchern fromme Andachtlieder,
Der Boden dampft von wallend ſüßem Weihrauch,
Der Blumenraſen hebt ſich als Altar, —
Nur eine Kirch' der Liebe iſt die Erde.
XV. 60 [59].

* * *

O! die Sprache iſt ſo dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding;
Wird es ausgeſprochen, flattert
Fort der ſchöne Schmetterling.
Doch der Blick, der iſt unendlich,
Und er macht unendlich weit
Deine Bruſt, wie einen Himmel
Voll geſtirnter Seligkeit. XVI. 220 [202].

* * *

Sag mir, wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küſſte und dachte Nichts dabei.
Es war im ſchönen Monat Mai,
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen. XVI, 171 [158].

* * *

Erſte und zweite Liebe.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann ſoll ich ſie ſchauen,
Sie ſelber, die ſchönſte der ſchönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochſt du ſo ſchwer!
Tobende Eile mich treibend erfaſſt!
Aber wohl niemals liebten die Horen; —
Heimlich im grauſamen Bunde verſchworen,
Spotten ſie tückiſch der Liebenden Haſt. XV, 55 [42].

* * *

Wer von Wonne trunken iſt,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.
Wo Seligkeit, iſt Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zuſammen,
Hier giebt es weder Raum noch Zeit. XXII, 176.

* * *

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der großen Fluth erfaſſt wird, ſo fehlt leider dieſer Glaube an ihre Unſterblichkeit, und die ſchmerzlichſte Erinnerung ſagt uns, daß ſie ſich am Ende ſelber aufzehrt . . . Daher die Verſchiedenheit der Melancholie bei der erſten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der erſten denken wir, daß unſere Leidenſchaft nur mit tragiſchem Tode endigen müſſe, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden ſind, entſchließen wir uns leicht, mit der Geliebten ins Grab zu ſteigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, daß unſere wildeſten und herrlichſten Gefühle ſich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen die Lippen, die Hüften, die uns jetzt ſo ſchauerlich begeiſtern, einſt mit Gleichgültigkeit betrachten werden . . . Ach! dieſer Gedanke iſt melancholiſcher als jede Todesahnung! . . . Das iſt ein troſtloſes Gefühl, wenn wir im heißeſten Rauſche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wiſſen, daß die hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften ein ſo kläglich proſaiſches Ende nehmen! . . . III, 297.

* * *

Iſt die zweite Liebe bei dem Manne die ſtärkere, eben weil ſie alsdann mit klarem Selbſtbewußtſein gepaart iſt? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, ſeine Natur iſt zu zart, als daß ſie zweimal das furchtbarſte Erdbeben des Gemüthes überſtehen könnte. III, 299.

* * *

Wer zum erſten Male liebt,
Sei's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, Der iſt ein Narr.

XV. 244 [166].

* * *

In ſpätern Jahren iſt die Liebesleidenſchaft noch weit gefährlicher, als in der Jugend. Man ſollte es kaum glauben, da ſich doch mit dem Alter auch unſere Vernunft entwickelt hat und dieſe uns unterſtützen könnte im Kampfe mit der Leidenſchaft. Saubere Unterſtützung! die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kapricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber ſobald ſich eine große, wahre Leidenſchaft unſeres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden ſoll, wegen des poſitiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hilfe, ja, die Kanaille, ſie wird alsdann ſogar eine Bundesgenoſſin des Feindes, und anſtatt unſere materiellen oder moraliſchen Intereſſen zu vertreten, leiht ſie dem Feinde der Leidenſchaft alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem ſtummen Wahnſinn liefert ſie die Waffe des Wortes.

Vernünftig, wie ſie iſt, ſchlägt ſich die Vernunft immer zur Partei des Stärkern, zur Partei der Leidenſchaft, und verläſſt ſie wieder, ſobald die Force derſelben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Geſetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt ſie alsdann die Gefühle, die ſie kurz vorher ſo eifrig rechtfertigte! In der Leidenſchaft mißtraue man immer der Sprache der Vernunft, und iſt die Leidenſchaft erloſchen, ſo mißtraue man ihr ebenfalls, und ſei nicht ungerecht gegen ſein Herz! XII. 24.

* * *

Im reiferen Alter ſind die Ausbrüche der großen Paſſionen zwar ſehr furchtbar, aber man bringt ſich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode. X, 16.

* * *

Wenn ich bei meiner Liebſten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn
Und biet' die Welt zu Kauf.
Doch wenn ich wieder ſcheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann ſchwindet all mein Überfluß,
Und ich bin bettelarm. XV. 54 [270].

* * *

Wenn Zwei von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und ſeufzen ohne End'. XV. 180 [114].

* * *

O, die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt iſt, fühlt man erſt recht, wie lieb man einander hat! XXII. 388.

* * *

Den Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willſt mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief iſt lang.
Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuſkript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich,
Wenn man den Abſchied giebt. XVI, 177 [158]

◆

Die armen Menſchen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müſſen ſich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen. XXII, 3.

◆

Die Erde iſt ein großes Golgatha,
Wo zwar die Liebe ſiegt, doch auch verblutet.
XVI, 60 [59].

◆

Leider! weder Menſchen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichſte Weſen
Hat ſeine Fehler, wie wir leſen
In alten Märchen. Herr Luſignan,
Der einſt die ſchöne Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenſchwanz gefunden. XXII, 30.

◆

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, Alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?
Was wir lieblich feſt beſeſſen,
Schwindet hin, wie Träumerein;

Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein. XVI, 193 [172].

◆

Im alten Märchen giebt es goldne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen, ſchöne Jungfraun tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt,
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt. XVI, 66 [65]

◆

Du fragſt mich, Kind, was Liebe iſt?
Ein Stern in einem Haufen Miſt. XVI, 277 [146].

◆

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einſt mit ſchläfrig halbgeſchloſſnen Augen
Ein Engel gähnend ſprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt von Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe! XVI, 74 [72].

◆

Wir müſſen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir ſchaun,
Daß ſich die Herzen lieben
Und ſich die Köpfe nicht traun. XXII, 10.

◆

In den Küſſen welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie ſüß iſt das Betrügen,
Süßer das Betrogenſein! XV, 254 [287].

O ſüße Augen, fromme Liebesſterne,
Obſchon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!
XV, 32 [26].

* * *

Sag nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige. XVI, 174 [156].

* * *

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen. XVI, 250 [228].

* * *

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei. XV, 173 [158].

* * *

Wenn dich ein Weib verrathen hat,
So liebe flink eine Andre;
Noch beſſer wär' es, du ließeſt die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre!
Du findeſt bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Da weinſt du aus dein kleines Weh
Und deine engen Leiden.
Da wirſt du ſelbſt ein Adler faſt,
Du biſt wie neugeboren,
Du fühlſt dich frei, du fühlſt: du haſt
Dort unten nicht Viel verloren. XVIII, 154 [142].

* * *

Trübes Ende.

Wermuth ſind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale. XVI, 212 [188].

* * *

Ach, das Ende iſt ſo trübe!
Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod. XVI, 231 [204].

* * *

Das iſt das Loos,
Das Menſchenloos: Was gut und groß
Und ſchön, Das nimmt ein ſchlechtes Ende. XXII, 181.

* * *

Die Liebesgluthen, die ſo lodernd flammten,
Wo gehn ſie hin, wenn unſer Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher ſie einſt gekommen,
Zur Hölle, wo ſie braten, die Verdammten. XXII, 169.

* * *

Es geht am End', es iſt kein Zweifel,
Der Liebe Gluth, ſie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die beſſre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Menſch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er ſpeiſt vergnügt ſein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos ſein Haupt, er ruhet warm
In ſeiner treuen Gattin Arm. XXII, 169.

* * *

Ich liebe wohl die Myrte, ich ergötze
Mein Auge an dem friſchen Grün der Blätter,
Erquicke mir das Herz an ihrem Duft;

Doch hüt' ich mich, daß ich die Myrte koche,
Um als Gemüſe ſie zu ſpeiſen, — bitter,
Señora, bitter ſchmeckt ein ſolch Gericht. XVI, 79 [78].

◆

Jeder, wer heirathet, iſt wie der Doge, der ſich mit dem adriatiſchen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüm, unbekannte Stürme. XXII, 254.

◆

Daß der Gatte Xanthippe's ein ſo großer Philoſoph geworden, iſt merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber ſchreiben konnte er nicht. Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlaſſen. XXII, 253.

◆

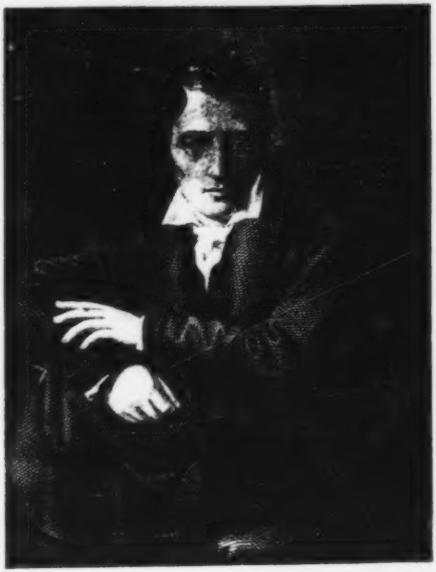
Die Ehe iſt überall eine gute Sache, in Deutſchland aber iſt ſie eine Nothwendigkeit. XXI, 46.

◆

Die deutſche Ehe iſt keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, ſondern eine Magd, und lebt ſein iſoliertes Hageſtolzleben im Geiſte fort, ſelbſt im Kreis der Familie. Ich will darum nicht ſagen, daß er der Herr ſei, im Gegentheil, er iſt zuweilen nur der Bediente ſeiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hauſe nicht.
XXII, 254.

◆

Dr. Strousberg's Druckerei in Berlin.



Heinrich Heine.

Heinrich Heines
Familienleben.

Von ſeinem Neffen

Baron Ludwig v. Embden.

Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Univerſitätsjahren bis zu ſeinem Tode, und 4 Bildern.

Hamburg.
Hoffmann & Campe Verlag.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Heinrich Heines Familienleben

ward verſchiedentlich unrichtig geſchildert, und ſeine Beziehungen zu ſeinen nächſten Verwandten oft arg entſtellt. — Den Wünſchen ſeiner zahlreichen Verehrer nachgebend, um eine genauere Charakteriſirung des Dichters zu ermöglichen, beauftragte mich meine hochbetagte Mutter, die einzige Schweſter H. Heines, ſeine Familienbriefe, welche ſie bisher als ein theures Vermächtniß gehütet, verbunden mit den Erinnerungen an ihren Bruder, noch zu ihren Lebzeiten zu veröffentlichen. —

Während ſeines ganzen Lebens ſtand Heinrich Heine mit ſeiner Mutter und Schweſter in einer regelmäßigen Correſpondenz, dagegen mit ſeinen Brüdern, nach ſeiner Pariſer Ueberſiedelung, nur im oberflächlichſten brieflichen Verkehr. —

Heinrich Heine, am 13. December 1799 zu Düſſeldorf geboren, ſtarb am 17. Februar 1856 in Paris und ruht ſeit 36 Jahren in der Gruft auf dem Friedhof Montmartre.

Wie vieles hat ſich ſeit dem Hinſcheiden des Dichters verändert, und welche große politiſche Umwälzungen haben ſtattgefunden! Seine idealiſtiſchen Zukunftsträume haben ſich realiſiert, die Kleinſtaaterei mit ihren Miſeren und Abſolutismus, welche ſo oft ſeinen Spott erregte, iſt verſchwunden, und ein neuerſtandenes Deutſchland verband die verſchiedenen Staaten zu einer großen ſtarken Nation. —

Des Dichters Spott traf nie das Ideal, ſondern die realiſtiſchen Ueberbleibſel des Particularismus und religiöſer Unduldſamkeit, und vor allen deren Apoſtel, die dem Fortſchrittsdrange des Volkes hemmend entgegen traten. Des Dichters Trieb nach Freiheit und Wahrheit begeiſterte ihn, die Diſſonanzen ſeiner Zeit ironiſch und grell zu ſchildern, jene Kontraſte und Widerſprüche einer beſchränkten Weltanſchauung, die Thorheiten der Geſellſchaft in humoriſtiſcher Darſtellung zu beleuchten und rückſichtslos aus ihrer Brutſtätte zu ſcheuchen.

Seine Widerſacher fühlen ſich heute noch durch ſein damaliges Wirken in ihren engherzigen reaktionären Anſchauungen verletzt; ſein reformatoriſches Streben abſichtlich verkennend, urtheilen ſie nach dem Beſtehenden und verdächtigen ſeinen Patriotismus. Eine umſo ungerechtere Beſchuldigung, da der Dichter in ſeinen Verſen und Schriften oftmals ſein Exil beklagte und ſeine Sehnſucht nach Deutſchland ſchilderte. —

„O Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk ich Deiner, wein' ich faſt!
Das muntere Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.“

Samſon Heine, der Vater des Dichters, 1765 in Hannover geboren, kam 1796 nach Düſſeldorf, ward mit der angeſehenen Familie van Geldern befreundet, und heirathete am 6. Juni 1798 deren Tochter Betty, welcher Ehe 3 Söhne Heinrich, Guſtav, Max, und eine Tochter, Charlotte, entſproſſen. — Samſon Heine gründete in Düſſeldorf ſeinen Heerd, und das jetzige Haus in der Bolkerſtraße mit der marmornen Votivtafel mag wohl der Platz geweſen ſein, wo H. Heines Geburtshaus geſtanden, doch iſt von dem vor mehr als 100 Jahren erbauten alten Hauſe kein Stein mehr vorhanden, dasſelbe zweimal abgeriſſen und wieder neu aufgebaut worden. Heines Schweſter erklärte ſ. Z. öffentlich, als ſie vernahm, daß vom jetzigen Bewohner des Hauſes den Fremden zwei Zimmer in einem ſtallartigen Hintergebäude, durch eine ſchmale Hühnerſteige zu erreichen, als

H. Heines Geburtsſtätte gezeigt werden: daß jene Räume von ihren Eltern niemals bewohnt wurden, und des Dichters Wiege dort keinesfalls geſtanden habe. —

Heinrich Heine, deſſen geiſtige Entfaltung ſchon als Knabe zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, ward gegen ſeine Neigung, nachdem er die Claſſen des Düſſeldorfer Lyceums durchgemacht, von ſeinen Eltern für den Kaufmannsſtand ausgebildet. Nachdem dieſelben, nach verſchiedenen reſultatloſen Verſuchen, ſich von ſeiner ſchwachen Befähigung für dieſen Stand überzeugt hatten, gaben ſie ſeinen Wünſchen nach und ließen ihn ſtudiren. Nach Abſolvirung eines vorbereitenden Gymnaſialkurſus bezog H. Heine Ende des Jahres 1819 die Univerſität Bonn. Seine Familie war nach kurzem Aufenthalt in Oldesloe nach Lüneburg überſiedelt, und nach dem Umzug erhielt ſeine Schweſter folgendes Schreiben:

1.

Bonn, den 22. März 1820.

Liebes Lottchen!

Ich beziehe mich auf alle meine Briefe. — Du ſollſt mir ſchreiben, wie es Euch dort geht, und wie es bei Eurer Abreiſe herging. Der Saal des

Muſikvereins iſt gewiß mit ſchwarzem Flor behangen worden, 14 Tage iſt dort gewiß kein Allegro gehört worden, nur Adagio. — Und die Straßen, wie müſſen die jetzt todt ſein! — Haſt Du auch geweint wie Du fortfuhrſt? — Wie iſt es Euch auf der Reiſe gegangen? Ich habe manche Nacht auf meinem Holzſtuhl geſeſſen und in meinen großen gelehrten Büchern mechaniſch fortgeleſen, während meine Gedanken ſich auf der Lüneburger Haide herumtrieben und ängſtlich zuſahen: ob auch Euer Kutſcher nicht ſchläft, ob Euer Wagen auf der rechten Spur, ob Euch kein Rad bricht. —

Biſt Du auch werth, daß ich Dich ſo lieb habe?

Harry Heine,
stud. juris.

Nach einjährigem Aufenthalt in Bonn ging H. Heine nach Göttingen und begab ſich im nächſten Jahre nach Berlin, wo er ſich 1821 als Student auf der dortigen Univerſität immatrikuliren ließ. — Er ſtudirte Rechts- und Kameralwiſſenſchaften, blieb aber trotz des etwas trockenen Studiums ſeinem dichteriſchen Triebe treu und ſchuf Lieder und Romanzen in Fülle. Sein Aufenthalt in Berlin und ſeine intimen Verbindungen mit den litterariſchen Elitekreiſen der Reſidenz entwickelten immer mehr ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, bald erregten ſeine Produktionen allgemeines Aufſehn, und zu jener Zeit begann ſchon der Anfang ſeines Dichterruhms.

Seine Schweſter Charlotte, welche zum Beſuch bei ihrem Onkel in Hamburg verweilte, verlobte ſich mit dem dortigen Kaufmann Moritz Embden*) und erhielt derſelbe in Folge des freudigen Familienfeſtes nachſtehendes Schreiben:

2.

Berlin, den 2. Februar 1823.

Lieber Embden!

Ihr Brief vom 23. v. Mts. hat mich mit vieler Freude erfüllt. Ich gratulire zu Ihrer Verlobung mit meiner Schweſter. Obſchon die Nachricht derſelben mich ſehr bewegt, gewiß mehr als man mir es zutraute, ſo kam ſie mir doch nicht vor wie eine „ſeltſame Schickſalslaune", ſie erſchien mir vielmehr als etwas, was ich längſt gewußt, und zwar ſchon vor vielen Jahren gewußt, und was ich während meiner inneren und äußeren Lebensſtürme allmälig vergeſſen hatte.

Ich hoffe, daß Sie und meine Schweſter ein glückliches Paar ſein werden, da Lottchen im Stande iſt, den Werth Ihres Charakters zu fühlen, und da auch Sie den Charakter meiner Schweſter zu würdigen verſtehn, weil Sie gewiß nicht, wie unſere verbildete ſchöne Welt, an einem Weibe einſeitig hervorſtehende Vorzüge des Verſtandes, oder des Herzens, oder des Körpers ſchätzen, und weil Sie gewiß, wie ich Sie beurtheile, nur im ſchönen Ebenmaße aller Seelenkräfte die wahre Bildung, und in der Harmonie von Seele und Körper die wahre Liebenswürdigkeit erkennen. Mein Lottchen iſt Muſik, ganz Ebenmaß und Harmonie — der Bruder braucht ſich gegen den Bräutigam ſolcher Ausdrücke nicht zu enthalten.

---

*) Geb. 1790, † 1866, hinterließ einen Sohn und 3 Töchter.

Der politiſche Theil Ihres Briefes hat mich ſehr erfreut; es iſt mir lieb, daß der künftige Mann meiner Schweſter kein Revoluzionär iſt. Auch finde ich es ſehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam iſt, nicht den Umſturz der beſtehenden Formen wünſcht, und für ſeine und Europas Ruhe beſorgt iſt. Bei mir ſind andere Verhältniſſe obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bischen ſeltſam geſtimmt, wenn ich zufällig in den Zeitungen leſe, daß auf den Straßen Londons einige Menſchen erfroren, und auf den Straßen Neapels einige Menſchen verhungert ſind. Obſchon ich aber in England ein Radikaler, und in Italien ein Carbonari bin, ſo gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutſchland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieſer letztern, einige tauſend jüdiſche Hälſe, und juſt die beſten, abgeſchnitten werden. — Mögen indeſſen unſere Anſichten über die Erſcheinungen des Tages noch ſo grell von einander abweichen, oder ſich gar entgegen geſetzt ſein, ſo bin ich überzeugt, daß dieſes nicht im mindeſten einen unfreundlichen Einfluß ausüben wird auf unſere verwandtſchaftliche Freundſchaft, die auch in der Ferne (ein trüber Unmuth wird mich auf immer von Hamburg zurückhalten), durch gemüthliche Theilnahme, durch verſtändige Berichtigung und durch liebevolle Aufmunterung, mich, der ich noch in Verſtimmung, Irrthum und Kampf lebe, oft erheitern, belehren und beruhigen wird.

H. Heine.

3.

Berlin, den 3. Mai 1823.

Lieber Embden!

Ihren Brief vom 28. April habe ich richtig erhalten, und beeile mich, Ihren Wunſch meine Tragödien zu ſehen in Erfüllung zu bringen, indem ich Ihnen beikommendes Exemplar als ein Zeichen meiner Achtung verehre. Möge das Büchlein bei Ihnen eine gute Aufnahme finden, und die ethiſche

Grundlage desſelben nicht von Ihnen verkannt werden. Sie leſen in dieſem Buche, wie Menſchen untergehn und Geſchlechter, und wie dennoch dieſer Untergang von einer höheren Nothwendigkeit bedingt und von der Vorſehung zu großen Zwecken beabſichtigt wird.*) Der ächte Dichter giebt nicht die Geſchichte ſeiner eignen Zeit, ſondern aller Zeiten, und darum iſt ein ächtes Gedicht auch immer der Spiegel jeder Gegenwart.

Dieſer Tage reiſe ich nach Lüneburg, bin aber in dieſem Augenblick ſehr malade, und ſchreibe dieſe Zeilen unter den furchtbarſten Schmerzen.

Ich grüße Sie herzlich

H. Heine.

Bald nach der Hochzeit ſeiner Schweſter, welche am 22. Juni 1823 ſtattgefunden, ging Heine zur Cour nach Ritzebüttel, um in Cuxhaven Seebäder zu nehmen, da er ſich durch Ueberarbeitung ein nervöſes Kopfleiden zugezogen hatte.

4.

Ritzebüttel, den 28. Juli 1823.

Liebes Lottchen!

Ich bin hier. Mehr kann ich wegen Unwohlſein nicht ſagen. Ich will die ganze Cur hier mitmachen.

---

*) Ratcliff.

Die erſten Tage des Septembers werde ich wohl fertig ſein. Wenn ein Brief für mich ankommt, ſo ſchicke ihn mir per Adreſſe H. Heine von Berlin, logirt in der Harmonie in Ritzebüttel. Es ſind wenig Menſchen hier, triste und enuyant. Und alles erſchrecklich theuer. Ich gebe über 6 Mark des Tages aus, und iſt nicht wohlfeiler abzukommen. Schreibe an Mutter wo ich mich befinde. Grüße mir Moritz, ſowie auch alle die nach mir fragen. — Wenn Du mir etwas erfreuliches herſchreiben kannſt, ſo thue es doch.

Dein Dich liebender Bruder
H. Heine.

Die Seebäder hatten günſtig auf Heines Geſundheit gewirkt, und nach kurzem Aufenthalt bei ſeiner Schweſter in Hamburg ging derſelbe auf einige Monate zum Beſuch ſeiner Eltern nach Lüneburg.

5.

Lüneburg, den 15. September 1823.

Lieber Schwager und liebe Schweſter!

Ich bin vorgeſtern Nacht geſund und wohl hier angelangt, und habe meine lieben Eltern ebenfalls geſund und wohl angetroffen. — Ich bin erſt um 1 Uhr von Hamburg abgereiſt, ſchönes Wetter und ſchnelle Fahrt. — Es iſt noch immer das alte mürriſche Lüneburg! die Reſidenz der Langeweile. — Amichen war ganz außer ſich vor Freude! Mutter hat ſich nicht wenig erſchrocken, als ſie Deinen Unfall liebes Lottchen, erfahren. Ich erzählte, daß ihr letzter Brief mit gutem Rath zu ſpät kam, und ſich ihre großmütterlichen Hoffnungen, obſchon Zeit verloren, dennoch ſpäter erfüllen würden. Ich habe viel von Euch erzählen müſſen, wie Ihr Euch wohl vorſtellen könnt. Die Daumenſchrauben wurden mir gehörig angelegt. Ich habe Mutter eine Schilderung Eures Dienſtmädchens entworfen, und ſie rathet Dir, liebes Lottchen, dieſes Mädchen nicht abzuſchaffen, bei der dritten Magd würdeſt Du die erſte wieder zurückwünſchen. Du kannſt kaum glauben, liebes Lottchen, wie ſehr die Mutter Tag und Nacht an Dich denkt! Sie wundert ſich, daß Du heftig geworden ſeiſt; ſie glaubt, es ſei die Folge der Lebensweiſe, der gewürzten und fetten Speiſen. — Ich habe nicht genug erzählen können, wie Du ausſiehſt. Ich konnte mit Freuden erzählen, daß Sie, lieber Embden, meine Schweſter herzlich lieben, beſtändig Sorge für ſie tragen, ihre Schwächen ertragen, ihre Caprizchen männlich ertragen, die eignen Caprizen gern ablegen, und ſich immer als braver Ehemann zeigen. Wahrlich, meine Freunde, Eure kleinen Scharmützel rechne ich für nichts, das iſt überall; der höchſte Moment der Ehe iſt ein Kampf, ſogar ein blutiger; und es hat nichts zu ſagen, daß die Frau dem Manne die Zähne zeigt, wenn ſie nur hübſch weiß ſind, daß ſie Thränen weint, wenn es ſie nur gut kleidet, und daß ſie unwillig mit den Füßen trampelt, wenn dieſe nur hübſch klein ſind. Und was giebt es ſchöneres als die Verſöhnung! Und Moritz hat ein gutes Herz! Ja, lieber Embden, Ihr Herz iſt zwar ſehr eckig, aber es iſt gut, und was Ihren übrigen Charakter betrifft, ſo mußte ich dieſen immer mehr und mehr achten und lieb gewinnen, obſchon ſeine Schroffheiten ungewöhnlich ſind, und mein Charakter anders gebaut iſt. — Ich hoffe, daß wir uns in der Folge gemüthlich näher treten mögen, und daß auch Sie das Gute, was oft ſehr verſteckt in mir liegt, herausfinden und anerkennen werden. Ich habe Ihnen ſchon den Beweis geliefert, daß ich Ihnen im praktiſchen Leben einen richtigen Scharfblick zutraue; vielleicht bemerken Sie mal, daß ich im idealen Leben, nemlich da, wo es auf die Ideen ankömmt, nicht minder ſcharf und richtig ſehe. Sie haben mir zur guten Stunde, durch Ihre Einſicht viel genützt, und ich bin Ihnen ſehr dankbar. Nebenbei ſtatte ich auch meinen Dank ab, für die guten Suppen, die ich bei Ihnen gegeſſen, für ſo manches ſchöne Glas Wein, das ich bei Ihnen getrunken, und für ſo viele Freundlichkeiten, die Sie mir freundlich erwieſen.

Halten Sie mich in gutem Andenken! Alle Freunde herzlich zu grüßen. Lebt wohl und behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

6.

Lüneburg, den 12. Oktober 1823.

Liebes Lottchen!

Deinen lieben kleinen Brief vom 7. Oktober habe vorige Woche richtig erhalten und hinlänglich geküßt. Es iſt alles ſo niedlich was Du ſchreibſt, als hätte es der geſchickteſte Zuckerbäcker gedrechſelt. Schreibe mir oft, Du machſt mir jedesmal dadurch ein Vergnügen. Wir befinden uns alle ſehr wohl. Mutter und Vater befinden ſich wohl. Guſtav befand ſich wohl, nur zu wohl. Maxchen iſt fleißig, großer Pedant. Aber iſt doch ordentlich, und man braucht wegen ſeiner nichts zu fürchten. —

Wir haben eine neue Köchin, welche ſehr frech. Behalte Dein Mädchen, rathe ich Dir. — Mein Kopf beſſert ſich täglich. Wie kannſt Du glauben, daß ich nicht darauf bedacht ſei, den bekannten juriſtiſchen Plan auszuführen? Ich liebe Dich unausſprechlich und ſchmachte danach Dich mal wiederzuſehen, giebt es doch niemand auf der Welt, in deſſen Geſellſchaft es mir wohler zu Muthe wäre, als in der meiner Schweſter. Wir verſtehen uns ſo gut, wir allein ſind vernünftig, und die ganze Welt iſt verrückt. Schreibe mir viel, was es dort neues giebt. Schone Deine Geſundheit, das viele Herumwirthſchaften iſt Dir nicht geſund. Sei nachgiebig gegen Deinen Mann, er iſt wahrhaftig ein ſeelenguter Menſch. Wir beide unterſcheiden uns darin, daß bei ihm in ſeinem Kopf die Schrauben zu feſt geſchraubt ſind und daß ſie bei mir zu loſe geſchraubt ſind. Soeben erhalte ich die Adreſſe der Bücher, Jan geht ſie holen. Es iſt hier ſehr langweilig, doch bin ich vergnügt. —

Lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein getreuer Bruder

H. Heine.

7.

Lüneburg, 7. November 1823.

Liebes Lottchen!

Du biſt mir gewiß böſe! Und dennoch würde ich Dir auch heute nicht ſchreiben, wenn ich Dir nicht den Nummernzettel zu ſchicken hätte, den ich den Büchern beizulegen vergaß. Schicke mir recht bald andere Bücher. — Und was hätte ich Dir auch zu ſchreiben? Wie wir leben weißt Du; — Ich werde hier ſehr honorirt. Beſonders bin ich oft in Geſellſchaft bei dem Superintendent Chriſtiani; der Dr. Chriſtiani hat mich in ganz Lüneburg berühmt gemacht, und meine Verſe rouliren. Indeſſen ſuche ich immer, wo ich es kann mich zurückzuziehen; meine Kopfſchmerzen, die noch immer nicht verſchwinden, und meine Jurisprudenz beſchäftigen mich zu ſehr. — Bildung iſt hier gar keine; ich glaube auf dem Rathhaus ſteht ein Culturableiter. Aber die Menſchen ſind nicht ſchlimm. An Dich denke ich ſehr oft, Du gutes liebes durchſichtiges Kind! Wie oft ſehne ich mich danach, Deine kleinen Alabaſterpfötchen zu küſſen! habe mich nur lieb, ſo ſtark Du kannſt! — Was Du mir von Methfeſſel ſchreibſt erfreut mich. Grüße ihn recht herzlich. Ich möchte gerne mal meine Lieder ſingen hören. Ich will doch ſehen, daß ich mir auch die Kleinſche Compoſition derſelben verſchaffe. Wir alle befinden uns wohl. Lebe wohl kleine ſüße Chriſtallpuppe. Mache mir ein Paar wollne Pantoffel. —

Dein Dich liebender Bruder
H. Heine.

8.

Lüneburg, 8. December 1823.

Liebe kleine Seele!

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, weil ich noch immer Antwort auf einen meiner letzten Briefe von Dir erwartete. Ich hätte mich freilich nicht daran kehren, und doch ſchreiben ſollen, aber ich habe doch eine gute Ausrede. Ueberdies bin ich zu mißmüthig um etwas heitres zu ſagen, und Du weißt wenn ich meine düſtere Stunde habe, ſo laß ich mich nicht vor Dir ſehen. Du ſollſt mich immer roſenroth ſehen, und ſollſt mich lieb haben. O, wie freut mich die Nachricht, daß Du bald herkommſt! Ich höre Dich ſchon: wau, wau! Ich küſſe ſchon im Gedanken die lieben Töne. — Es freut mich auch Moritz zu ſehen. Ich muß ihn wohlwollen wenn ich höre, daß er Dich ſo ſehr liebt, wie Vater nicht genug erzählen kann. O wie ſchön iſt es wenn Ihr beide wechſelſeitig Eure ſchwachen Seiten ertragen lernt. Wechſelſeitige Nachſicht, Billigkeit, Verſtändniß gründet eine gute Ehe. Moritz wird ſchon wiſſen wie er ſo ein liebes, gläſernes, hübſches und wunderliches Spielzeug, wie Du biſt, zu behandeln hat. Ich hoffe daß Du Dich wohl befindeſt liebes Lottchen. Sei verſichert, daß ich immer an Dich denke. Ich weiß ja daß der liebe Gott haben will, daß Dir alle Menſchen die Hände küſſen. Daran glaube ich, das iſt meine Religion.

H. Heine.

9.

Lüneburg, den 26. December 1823.

Liebe Lotte!

Es iſt himmelſchreiendes Unrecht, daß ich keine Zeile von Dir zu ſehen kriege. — Wie lebſt Du, was machſt Du? — O wie ſchmerzt es mich, daß ich abreiſen muß, ohne Dich ſüßes Weſen wiedergeſehen, und geſprochen, und geküßt zu haben! — Ich breche mir ſchon den ganzen Morgen den Kopf, ob ich ein oder zwei Finger darum gäbe, wenn ich einige Jahre in Deiner Nähe verleben könnte. Ich würde nach Hamburg kommen Abſchied von Dir zu nehmen, wenn ich dort nicht durch eine zu große Reihe Bekannte moraliſch Spießruthen laufen müßte. —

Schreibe mir dann und wann wenn ich in Göttingen bin. Deine Briefe tragen ganz das Gepräge Deiner netten Seele, und ſind wahre Bonbons — für mein Herz. — Der Gedanke an Dich, liebe Schweſter, muß mich zuweilen aufrecht halten, wenn die große Maſſe, mit ihrem dummen Haß und ihrer ekelhaften Liebe mich niederdrückt. — Ich gratulire Dir zum neuen Jahre. Auch Moritz gratulire ich, ich will ihm von Göttingen aus ſchreiben. Hier habe ich ihm nichts zu ſagen und für bloße Convenienzbriefe mit gehörigem Waſſeraufguß, iſt er mir zu gut. — Ach ich bitte Dich wenn Du zu Salomon Heines kommſt, ſo gratulire dort in meinem Namen. Auch Henry Heine grüße mitſammt der ganzen Henriade. Und wenn Dir das nicht ſchon zu läſtig iſt, ſo grüße mir alle Embdens. —

Vor allem aber lebe wohl und behalte mich lieb.

H. Heine.

10.

Lüneburg, den 9. Januar 1824.

Liebe kleine Perſon!

Heute reiſe ich noch nicht, aber ich reiſe übermorgen, wenn meine Hemden unterdeſſen trocken ſind und wenn ein Brief, den ich von Berlin erwarte angekommen iſt. Du weißt noch von Hamburg her, daß ich überall wo ich bin, ſo leicht kleben bleibe. Aber heute über 8 Tage, müſſen die Thore und Menſchengeſichter Lüneburgs hinter mir ſein. Von meinen Eltern wird mir der Abſchied ſchwer werden. Wir deklamiren Dein Trompeterſtückchen: Calypso ne pouvait se consoler du depart d'Ulysse. — Denkſt Du kleine Franzöſin noch an jene Telemakzeit? — Wie gerne küßte ich Dir noch einmal die charmanten Katzenſötchen, ehe ich mich aus dieſer Gegend entferne. — Auch von Amichen wird mir der Abſchied ſchwer. Die kleine Beſtie hat mir hier wahrlich manche Stunde verſchönert. Wenn ich jeden Abend leſe, ſitzt das nette Thierchen auf meiner Schulter und fängt immer an zu bellen, wenn ich an eine ſchöne Stelle des Buches komme. Amichen hat mehr Verſtand und Gefühl als alle deutſchen Philoſophen und Poeten. —

Ueber Deinen Brief v. 31. December habe ich mich recht gefreut. Ueber Deine literariſche Noth habe ich herzlich gelacht. Schreibe mir oft. Daß ich an ein Trauerſpiel arbeite, wie man Dir berichtet, hat nicht ganz ſeine Richtigkeit.

Ich habe nemlich noch keine Zeile davon geſchrieben, und das Stück exiſtirt bis jetzt bloß in meinem Kopfe, wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank um etwas zu ſchreiben, und meine wenigen geſunden Stunden ſind meinen Studien gewidmet. Es iſt jetzt überhaupt noch immer die Zeit der Saat bei mir, ich hoffe aber auf eine gute Erndte. — Ich ſuche die verſchiedenartigſten Kenntniſſe in mir aufzunehmen und werde mich in

Folge deſto vielſeitiger und ausgebildeter als Schriftſteller zeigen. Der Poet iſt blos ein kleiner Theil von mir, ich glaube Du kennſt mich hinlänglich um dieſes zu begreifen. Deinen Rath, recht viele in meinem Trauerſpiel ſterben zu laſſen, habe ich mir bemerkt. Ach Gott! ich wollte ich könnte alle meine Feinde darin ſterben laſſen.

Moritz grüße mir recht viele tauſendmal. Wiederhole ihm die Verſicherung meiner Freundſchaft. Wer mein kleines Lottchen liebt, den liebe ich auch. Außerdem bin ich ja auch ein großer Verehrer von Archenholz. — Ich hoffe liebes Lottchen, daß Du mir in Göttingen viele liebe Briefchen zukommen laſſen wirſt, jedes derſelben erheitert meine Seele. Alles was Du ſchreibſt iſt ſo lieb und klar; wie ein reiner Spiegel zeigt mir jede Zeile Dein gutes Orginalgemüth.

Lebe wohl und behalte mich lieb

H. Heine.

11.

Göttingen, den 31. Januar 1824.

Liebe ſüße Schweſter!

Ich hoffe daß Dich dieſe Zeilen im vollen Wohlſein antreffen werden. Was mich betrifft, ſo geht es mir beſſer als früher. Ich glaube Lüneburg muß eine ſchlechte Luft haben; faſt keine ganz geſunde Stunde genoß ich dort. Die Leute haben zwar alles aufgeboten, um mir das Neſt angenehm zu machen, namentlich zuletzt. Ich habe die Reiſe ohne beſondere Vorfälle abgemacht. Die Lüneburger Heide iſt ein Drittel von der Ewigkeit und hat mich hinlänglich gelangweilt und aus Langeweile machte ich Verſe, auch Verſe an Dich gerichtet, welche ich Dir vielleicht mal mittheile. Es ſind nur ein paar Strophen. Aber ich habe Dich lieb und denke beſtändig an Dich.

In Hannover brachte ich 3 Tage zu, und hab eine ſchöne Frau dort kennen gelernt, und war liebenswürdig, nämlich Ich! Auf meiner Herreiſe von Hanover hatte ich ſchlechtes Wetter, es ſchneite als wenn die ſämmtlichen himmliſchen Heerſchaaren ihre Federbetten auf mich herabſchüttelten, und obendrein ſaß ich auf halboffenem Beiwagen, neben dem Schirmmeiſter, deſſen rother Purpurmantel allmälig zum Hermelin wurde. — Und ich dachte an Dich, und ich ließ es in Gottesnamen fortſchneien, und als — Trarah! Trarah! der Junge auf dem Briefpoſtwägelchen vorbeirollte, wurde mir das Herz bewegt, und ich dachte, der hat gewiß Briefe die in 3 Tagen zu Hamburg ſind, und ich beneidete die Briefe. — Schlafend bin ich in in Göttingen angelangt. — Was bedeutet das?

Als ich des andern Morgens im Wirthshaus am Fenſter ſtehe, ſehe ich meinen alten Stiefelputzer vorbeigehen, und ich rufe ihn herauf, und der drollige Kerl kommt, ohne ein Wort zu ſprechen, und putzt meine Kleider und Stiefel ohne ein Wort zu ſprechen, und geht fort und zeigt nicht die mindeſte Verwunderung, daß ich 3 Jahre von Göttingen abweſend war, und mein altes Verbot nie in meiner Gegenwart zu ſprechen und nie etwas zu fragen, hatte er noch nicht vergeſſen.

Hier habe ich nur wenige Bekannte, und die Profeſſoren ſind mir auch nicht beſonders hold, weil ich, als ich hier konſiliert worden, den Mitgliedern des akad. Senats auf mokante Weiſe Abſchiedskarten zuſchickte.

Bis am Halſe ſtecke ich in meinen juriſtiſchen Studien und es geht gut. Ich fand es ſo glücklich, daß ich, obſchon ich mitten im Cours gekommen, doch einiges hören kann, wobei ich nichts verſäumt habe.

Lebe wohl ſchöne Frau und behalte mich in gutem Andenken und ſchreibe mir oft. Meine Adreſſe iſt H. Heine, cand. juris., auf der Rothenſtraße bei Wwe. Brandißen in Göttingen. Grüße mir alle Bekannte, und ſchreibe mir wie es dort ausſieht, und ob die Torten dieſes Jahr in Hamburg gut gerathen ſind. Wenn Du was gutes kochſt oder bäckſt, ſo heb es mir auf, bis ich mal wieder dort bin. Aber Du ſelbſt biſt mir doch lieber als alle Torten auf dieſer Erde, die Zitronentorte mit inbegriffen. — Ich möchte Dir gerne mehr ſchreiben, aber in meinem Kopfe iſt es zu trübe und ich kann es ja doch nicht ausdrücken wie herzlich Dir ergeben iſt

Dein Bruder
H. Heine.

12.

Göttingen, den 30. März 1824.

Liebes Lottchen!

Dein und Moritz Brief habe ich richtig erhalten und mit Freuden daraus erſehen, daß Ihr Euch wohl und behaglich befindet. Sag an Moritz, daß ich ſehr froh bin bei ihm noch in gutem Andenken zu ſtehen, und daß ich ihn nächſtens ſchreiben werde. Auch Dir liebes Lottchen will ich heute ſo eine eigentliche Antwort nicht ſchreiben; und der Zweck dieſes Briefes iſt blos Dir zu ſagen: daß ich dieſe Woche einen Abſtecher nach Berlin mache um dort einen Theil der hieſigen Ferien zu verbringen, daß ich Dir alſo nächſtens gewiß Intereſſanteres als jetzt ſchreiben kann, und daß wenn Du in Berlin etwas von mir beſorgt haben willſt, Du mir es umgehend ſchreiben mußt, unter der Adſ. H. Heine aus Düſſeldorf, abzugeben bei M. Friedländer & Co. auf der neuen Friedrichſtr. Nr. 47 in Berlin. — Der Zweck dieſer Reiſe beſteht aus tauſenderlei kleinen Nebenzwecken, und das Amüſiren iſt wohl der kleinſte derſelben. — Indeſſen iſt auch meinem Kopfe eine ſolche Reiſebewegung und Veränderung ſehr zuträglich. — Ich hoffe daß Du liebes Lottchen Dich auch jetzt wohl befindeſt und mich lieb haſt. — Meine Muſe trägt einen Maulkorb, damit ſie mich beim juriſtiſchen Strohdreſchen, mit ihren Melodien nicht ſtöre. Doch habe ich unlängſt einen Cyklus kleiner Gedichte für den Geſellſchafter*) abgeſchickt, und gab Ordre, daß man Dir vom Abdruck deſſelben 2 Exemplare nach Hamburg ſchicke, und ich erſuche Dich ein Exemplar davon an Onkel Henry zuzuſtellen. Vergiß das nicht. Auch ſei ſo gut und ſage an Onkel Henry, daß mir ſein Brief zugekommen, und das Creditiv mir richtig ausbezahlt geworden. Du mußt dieſes wie ſich verſteht, gleich thun, und kannſt ſagen, daß ich eine Reiſe mache, und deßhalb erſt ſpäter ſchreiben würde. Auch dieſes vergiß bei Leibe nicht, denn Onkel Henry erzeigt mir ſehr viel Liebes und Gutes, und ich bin ihm viel Dank ſchuldig. Von Lüneburg habe ich geſtern Brief erhalten, und gehört, daß Thereſe Heine an den Pocken krank gelegen, und wieder hergeſtellt ſei. — Sag mir doch, hat ſie viel gelitten? — Das thäte mir ſehr leid. Bringe dem lieben Mädchen, ſowie auch den Uebrigen meinen freundlichſten Gruß.

---

*) Eine vielgeleſene Zeitſchrift herausgegeben von Prof. Gubitz.

Mit meiner Geſundheit kann ich noch nicht prahlen, aber es geht ſchon. — Mit Lüneburg ſtehe ich in ſtarker Correſpondenz, und ſchreibe ſehr oft, Du weißt das macht Vater und Mutter Freude, und dem lieben Vater doppelt, da er die Briefe ſelbſt holt. An Dich liebes ſüßes Weibchen denke ich beſtändig, und möchte Dich wohl ſehen in Deiner jetzigen Rundung. Es regt ſich ſchon in mir die Ahnung oheimlicher Gefühle, und ich bin geſpannt, ob ich einen Neffen oder eine Neffin bekomme. O, wie wie wird Moritz vergnügt ſein, wenn er das erſte Kindergeſchrei hört! — Wie wird's bei Mama nach Kuchen riechen! Alles wird ſich freuen und in Bewegung ſein, und Tante Jette*) wird im erſten Augenblick nicht wiſſen, ob ſie Tante oder eigentlich Großtante geworden iſt.

---

*) Die Gattin Henry Heines war die Schweſter von Moritz Embden.

Aber damit dieſes Alles geſchehe, ſchone Dich liebes Kind, und behalte lieb

Deinen Bruder
H. Heine.

13.

Göttingen, den 8. Mai 1824.

Geliebte Schweſter.

Ich will Dir heute nur anzeigen, daß ich geſund und wohl wieder in Göttingen angelangt bin, und daß ich hier einen ausführlichen Brief von Dir erwarte, wie Du Dich befindeſt. Alles andere iſt Nebenſache, nur wie Du Dich befindeſt will ich wiſſen? — Wann gedenkſt Du niederzukommen? Siehſt Du jetzt wie gut es iſt wenn man rechnen gelernt hat. Schone Dich nur, laufe nicht zu viel, naſche nichts, ſonſt wird Dein Kind ein Näſcher, auch leſe jetzt keine Verſe, ſonſt wird das Kind, das Du bekommſt, ein Poet, — welches wohl ein großes Unglück genannt werden kann. Ich dachte nicht an Deinen Zuſtand, ſonſt hätte ich Dir die 33 Lieder nicht geſchickt. — Meine Hinreiſe nach Berlin habe ich in ſehr ſchlechtem Wetter gemacht, es war kalt und ſchneite entſetzlich. Die Herreiſe ging weit beſſer, in ſchönem Wetter und in 48 Stunden, — ſo ſchnell geht es mit der Schnellpoſt![*] —

---

[*] Um jene Zeit waren die erſten Schnellpoſten in Deutſchland eingeführt, durch den damaligen preußiſchen Generalpoſtmeiſter von Nagler.

Es war recht überraſchend, daß ich das Harzgebirge, das ich mit Schnee bedeckt verlaſſen hatte, im freundlichſten Frühlingsgrün wieder ſah. Eben im Harzgebirge war es, wo ich eine Dame ſah, die Dir ſehr ähnlich war, in Geſichtszügen und im ganzen Weſen. — Ich fuhr nämlich von Stollberg nach Harzgerode, über einen hohen ſchneebedeckten Berg, wo der Wagen jeden Augenblick umzufallen drohte, eine lebensgefährliche, traurige Tour. — Als wir nun um Mitternacht nach dem Harzgeroder Poſthauſe gelangten, fanden wir die halbe Stube mit Paſſagieren gefüllt, die theils mit anderen Poſtwagen, theils mit Extra gekommen waren, und dort Caffe tranken, ihre Pelze an- und auszogen, mit dem Poſtmeiſter laut zankten, über das Wetter fluchten und Katzenjammergeſichter ſchnitten. Am Ofen, der nicht beſonders warm war, ſaß eine wunderſchöne Frau, die ſehr vornehm, aber auch höchſt verdrießlich ſchien, und präziſe ſo ausſah wie Du, wenn Du ärgerlicher Stimmung biſt. Nein, ſie ſah wie die Verdrießlichkeit ſelbſt aus, als ſie von unſerem Poſtillion erfuhr, daß der Weg nach Stollberg ſo ſchlecht ſei, und ein feiner Herr, mit prächtigem Pelzrock, welcher ſich, ängſtlich beſchwichtigend und auf ihre leiſeſten Winke lauſchend, um ſie herum bewegte, mußte den ganzen Strom ihres

Unmuths aushalten, und halb weinend, halb ſcheltend ſagte ſie zu dieſem: warum haben ſie mich nicht früher umgebracht? Wußten ſie denn nicht daß ich krank bin? — u. ſ. w. —

Ich ſuchte die mißmuthige Dame ſo gut als möglich zu tröſten, und trillerte aus Jean de Paris: welch' Vergnügen gewährt das Reiſen! Wie ſie das hörte, zog ſich ein allerliebſtes wehmüthiges Lächeln über ihr ſchönes Verdrießlichkeitsgeſicht, ſie tobte nicht mehr ſo laut gegen den armen ſeinen Pelzrockherrn, und als dieſer ihr bald den Arm bot, und ſie zierlich nach ihrem Wagen geleitete, wandte ſie ſich noch oft grüßend nach mir um, und ſeufzte und trillerte: welch' Vergnügen gewährt das Reiſen! —

Dieſe Worte klingen mir heute den ganzen Morgen im Ohr, und deßhalb erzähle ich die Geſchichte. Wollte ich aber von Berlin erzählen, ſo würde ich nicht ſo bald fertig werden. Nur ſo viel will ich Dir ſagen, daß ich dort noch bei den Leuten in hinlänglicher Liebe und Achtung ſtehe. Die Leute haben ſich auch nicht wenig gewundert, daß ich aus Arbeitsliebe das langweilige Göttingen ſtatt des reizvollen Berlins zum Aufenthalt wählte. Noch mehr wunderte man ſich, daß ich im Stande war zur rechten Zeit wieder abzureiſen, um hier kein Collegium zu verſpäten. Ich habe in Berlin manche ſchöne Stunde verlebt und viele geiſtige Anregung und Erfriſchung in mich aufgenommen, und dieſe Reiſe war mir gewiß in jeder Hinſicht nützlich. —

Ich danke Dir liebes Lottchen, daß Du die Güte hatteſt bei Onkel Henry meinen Auftrag auszurichten, und würdeſt mich nochmals verbinden, wenn Du auch diesmal dem guten Onkel Henry meinen Gruß beſtellſt. Ich habe nemlich in dem unruhigen Treiben, worin ich mich innerlich und äußerlich befand, noch bis auf dieſe Stunde nicht dazu kommen können, dem guten Onkel zu ſchreiben, und es iſt mir daran gelegen, daß er erfahre, daß ich nicht gar zu lange in Berlin geblieben und dieſe Reiſe mir körperlich und geiſtig heilſam war. —

Ich befinde mich nämlich jetzt ſo wohl, wie ich mich ſeit Jahr und Tag nicht befunden habe. — Wenn es mir möglich iſt, werde ich heute noch nach Lüneburg ſchreiben. Was macht Onkel Salomon Heine? — Ich erſchrak nicht wenig, als ich unlängſt erfuhr, daß alle bei Onkel Heine ſo krank waren. Gottlob daß ſie wieder hergeſtellt ſind. Ich bin froh, daß ich es nicht früher gewußt. Ich bitte Dich, ſchreibe mir ausführlich was ſie jetzt machen. Meine Adr. iſt H. Heine, stud. juris aus Düſſeldorf in Göttingen. —

Grüße mir Moritz, ein Theil dieſes Briefes iſt auch an ihn gerichtet, ich denke oft und gern an ihn. Schreibe mir bald und behalte mich lieb. Du glaubſt wirklich nicht, wie ſehr herzlich ich Dich liebe.

Dein Bruder
H. Heine.

14.

Göttingen, den 9. Auguſt 1824.

Lieber Vater Moritz!

Ich kann es nicht ausſprechen, wie ſehr mich Mutters Zeilen und Ihre Nachſchrift entzückte! — Ich gratulire Ihnen zu dem kleinen ſüßen Töchterchen, und wünſche daß es ſeiner kleinen ſüßen Mutter gleich werde. Tag und Nacht mußte ich an unſer liebes Lottchen denken, meine Gedanken waren beſtändig auf dem Neuenwall, in einem der niedlichen Zimmer. Ich habe ſeit einiger Zeit mit großer Freude wahrgenommen, daß Sie, lieber Moritz, täglich mehr und mehr das Geheimniß ergründen, wie man mit unſerem lieben Lottchen glücklich leben und ſie ſelbſt beglücken kann. Ich wußte wohl, daß ein ſo geſcheuter und braver Mann wie Sie es ſind, am Ende hinter das Geheimniß kommen und ſolches anwenden würden, ſo wie ich auch wußte, daß ein ſo liebes Kind wie unſer Lottchen, ſich immer liebenswürdig und kindlich folgſam zeigen würde, wenn man ſie recht behandelt, nämlich wie ein geliebtes Kind.

Jetzt hat ein neues Band Euch zu Eintracht und Glück verbunden, das ſüße Weſen dem Ihr beide das Leben geſchenkt, wird für Euch eine neue Quelle, neuer Freude und Liebe.

Auch ich lieber Moritz bin Ihnen jetzt durch ein neues Familienband enger verbunden, Ihre Tochter iſt meine Nichte.

Möge der Himmel die beiden Weſen, die wir ſo ſehr lieben, Mutter und Tochter geſund erhalten.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo geht es mit meiner Geſundheit immer beſſer; freilich ſehr langſam. — Mit meinen juriſtiſchen Studien bin ich ausſchließlich beſchäftigt, und denke Januar zu promoviren. Ich glaube ganz beſtimmt, daß ſich meine Kopfſchmerzen im Laufe einiger Jahre ganz verlieren werden, und daß ich dann mehr als jetzt im Stande ſein werde, tüchtig zu wirken und zu leben.

Mein ſüßes Lottchen laſſe ich herzlich grüßen. Ich kann ihr nicht genug ſagen, wie hübſch und ergötzlich ihr letzter Brief war. Ich habe jede Zeile geküßt, und wieder geleſen, und wieder geküßt. Ich bitte Lottchen in meinem Namen zu gratuliren, und die Hand zu küſſen.

Wenn es mir möglich iſt, ſo ſchreibe ich heute noch unſerer lieben Mutter. Wie muß die ſich freuen. — Ich habe jetzt Fremde hier, nämlich mein Bruder Max iſt jetzt hier bei mir zum Beſuch. Wir können nicht aufhören von Euch zu ſprechen. Ihre Mutter und Brüder laſſe ich gratuliren.

Ich bitte Euch gebt dem Kinde nur keinen präciöſen Namen, gebt ihm einen einfachen ächt deutſchen. — Lebt wohl und behaltet mich lieb.

Ich bin
Ihr Bruder
H. Heine.

15.

Göttingen, 11. Mai 1825.

Theurer Schwager!

Sie haben wirklich Urſache ſehr böſe auf mich zu ſein, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mein langes Stillſchweigen entſchuldigen ſoll. Das einzige was ich vorbringen will iſt, daß ich weder aus Nachläſſigkeit, noch aus Gleichgiltig nicht geſchrieben. Ich denke beſtändig an meine Schweſter, folglich auch an Allem was mit ihr zuſammenhängt, folglich auch an meinen Schwager. Aber ich liebe Euch zu ſehr, als daß ich Euch eine Stunde verbittern ſollte, mit langen Schilderungen der peinlichen Situation eines kranken, mürriſchen, von Gott und Welt geplagten Menſchen. Euch leere Wort oder vielleicht Unwahrheiten zu ſchreiben, dazu ſeid Ihr mir gewiß zu lieb. Möge mir daher der gute Schwager, und ſeine kleine Frau mein langes Stillſchweigen entſchuldigen. Jetzt aber kann ich Euch ſchreiben, mit meiner Geſundheit geht es beſſer, — es war ſehr ſchlimm, — und auch in meinem äußeren Leben wird es lichter. Ich habe den ganzen verfloſſenen Winter anhaltend Jurisprudenz getrieben, und war dadurch im Stande vorige Woche das juriſtiſche Doctorexamen zu machen, welches ich ganz vortrefflich beſtand. Dieſes iſt im Betreff des Promovirens die Hauptſache, alles andere, z. B. das Disputiren iſt leere Formel, und kaum des Erwähnens werth. Ich bin alſo jetzt der Sache nach Doctor, und es macht keine ironiſche Wirkung mehr, wenn Sie mich in Ihren Briefen mit dieſem Titel benennen. Ich werde jedoch erſt in 6 Wochen disputiren, denn erſtens hat es keine Eile, da ich doch bis Michaelis hier bleibe, zweitens will ich erſt eine Diſſertation fertig ſchreiben. Das iſt die beſte Nachricht die ich Ihnen mittheilen kann, — alles Andere liegt noch im Trüben. Sie können es ſich auch leicht erklären warum ich Sie mit Nachrichten über meine äußere Lage, die, wie bei jedem vom Oekonomiſchen bedingt iſt, verſchone. —

Man mag mich immerhin der Narrheit und Unklarheit anklagen, aber ich weiß, ich denke und handle wie es innerer Würde geziehmt. Ich habe, lieber Moritz, meine beſtimmte Jüry, über alles was ich thue, — aber dieſes Jüry iſt jetzt noch nicht zum Richter über mich verſammelt. — Es werden ſchwerlich Kaufleute darunter ſein.

Ich hoffe, daß dieſer Brief Sie geſund und heiter antreffe. Da ich höre daß Lottchen im Begriff iſt nach Lüneburg zu reiſen, ſo will ich der lieben kleinen Frau dorthin ſchreiben. — Klein Marichen zu küſſen. Wie neugirig bin ich es zu ſehen!

Ob ich mich in Hamburg fixiren werde? Das wiſſen die Götter, die den Hunger erſchaffen. Ich werde mich dort nicht niederlaſſen, ohne auf ein paar Jahre mit Brod proviantirt zu ſein. Indeſſen von meiner Seite wird alles geſchehen; getauft und als Doctor Juris, und hoffentlich auch geſund, werde ich nächſtens nach Hamburg kommen. Ich würde Ihnen dieſes nicht ſchreiben, wenn Sie es nicht zu wiſſen oftmals verlangt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und ſeien Sie überzeugt, daß ich vom ganzen Herzen bin,

Ihr ergebener Schwager
H. Heine.

16.

Göttingen, 31. Juli 1825.

Liebes Lottchen.

Vom Vater habe ich erfahren, daß Du die Blumenauen Lüneburgs längſt verlaſſen, und Du Dich wieder in dem geſegneten Hamburg befindeſt. Was mich betrifft, ſo bin ich noch immer, wie Du ſiehſt, in dem gelehrten Kuhſtall Göttingen, wo ich den 20. ds. für die juriſtiſche Doctorwürde öffentlich disputirt habe. Von Lüneburg wird man Dir dieſe Nachricht ſchon mitgetheilt haben. Ich glaubte Dich dort, ſonſt hätte ich Dir ſchon früher geſchrieben.

An Max habe ich aufgetragen, unſerem Moritz von Berlin aus meine Theſen*) zu ſchicken, ich hätte ihm auch ſchon geſchrieben, wenn ich es überhaupt der Mühe werth hielte, über eine Doctorpromozion viele Worte zu machen.

Grüße mir Moritz recht herzlich, und wenn Du ſicher biſt, daß er keine Plaudertaſche iſt, ſo ſage

---

*) Der lateiniſche Aufſatz enthielt:
1) Der Ehemann iſt Herr der Mitgift.
2) Der Gläubiger muß eine Quittung ausſtellen.
3) Alle Rechtsverhandlungen ſind öffentlich zu führen.
4) Aus dem Eid erwächſt keine Verpflichtung.
5) Die Confarreatio war bei den Römern die älteſte Art einer rechtlichen Eheverbindung.

ihm, ich ſei jetzt nicht nur Dr. Juris, ſondern auch — —.[*]) Es hat geſtern geregnet, ſo wie auch vor 6 Wochen. — Als längſt hin der längſte Tag war habe ich an den Zollenſpiker[**]) gedacht, und habe ihn mit Schwitzen und Gedanken an Euch gefeiert.

Du kennſt jetzt ſchon ſeit 2 Jahren unſern Moritz ganz intim, und mußt jetzt wiſſen was an ihm iſt, ob er den Mund halten kann u. ſ. w. — Ich habe vorgeſtern ſchöne Erdbeeren gegeſſen, ſie haben auf dem Zucker recht weich gelegen, und ich habe ſie auch recht gut zugedeckt. —

Ich weiß nicht wie lange ich jetzt noch hier bleibe, und ob ich nicht gar ſchon dieſe Tage abreiſe und wieder eine Fußtour mache. Auf jeden Fall bin ich Mitte September in Lüneburg, um meine Eltern wieder zu ſehen, und von da aus geht es — ich weiß es wahrhaftig noch nicht, ob es mir möglich ſein wird nach Hamburg mich zu fixiren. — Ich befinde mich ſelbſt zwar nicht mehr ſo ganz ſchlecht, mit meiner Geſundheit geht es jetzt Gottlob viel beſſer als ſonſt, doch bin ich noch immer krank genug, um mehr an die Gegenwart als an die

---

*) Eine Anſpielung auf ſeine Taufe den 28. Juni 1825.

**) Wo die Hochzeit ſeiner Schweſter gefeiert wurde.

Zukunft zu denken. Auf keinen Fall werde ich nach Hamburg kommen, wenn nicht dort die Mittel meiner Subſiſtenz im Voraus geſichert ſind. —

Iſt dies nicht der Fall, ſo wähle ich vor der Hand Berlin, wo mir gleich mehr Erwerbsquellen offen ſtehen. — Wenn ich nur das Bewußtſein gewinne, daß Du liebes Lottchen mit mir zufrieden biſt, und einſiehſt, daß ich von meiner Seite alles gethan habe, wodurch ich es möglich zu machen glaubte, in Deiner geliebten Nähe zu leben. —

Sei überzeugt daß kein Vergnügen, kein Champagner, kein Theater, kein Eitelkeitskitzel, und keine ſchöne Damenblicke mir ſo lieb ſind, wie ein trauliches ſchwatzendes Zuſammenſein mit Dir, Du gutes liebenswürdiges Kind. Du weißt ja wie ich bin, wie leicht verträglich, wie folgſam, und mit wenigem zufrieden geſtellt. Du und zwei andere herrliche Damen wiſſen das ſehr gut, und wiſſen es zu ſchätzen.

Ich bitte Dich geh viel ſpatziren, damit Du nicht zu dick wirſt! — Ich bitte Dich werde keine Hamburgerin. Grüße mir und küſſe mir Dein Kindchen. Und ſchreibe mir bald. Die Briefe ſchicke nur nach Lüneburg, ich will, wenn ich hier ſobald abreiſe, an Vater ſchreiben, wohin er mir ſie ſchicken ſoll. —

Unſern endlich ganz in Hamburg befindlichen Guſtav, grüße mir herzlich. Ich ſchicke einligend die Theſen, worüber ich disputirt, die Du an Guſtav, oder andern Gelehrten mittheilen kannſt.

Lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Bruder
H. Heine.

Das wenig bekannte Titelbild ward von einem Jugendfreund H. Heines, zur Zeit ſeines erſten Aufenthalts in Göttingen gezeichnet, und von ſeiner Schweſter wegen der großen Aehnlichkeit hoch in Ehren gehalten; auch die von Profeſſor Herter in Berlin 1890 gemeißelte jugendliche Büſte gleicht demſelben.

Zu jener Zeit ſchilderte meine Mutter ihren Bruder: „Sein Ausſehen war jugendlicher als ſein Alter vermuthen ließ, bartlos bis zu ſeiner unheilvollen Krankheit, und die feinen faſt mädchenhaften Züge des ovalen blaſſen Geſichts wurden von hellbraunen Haaren umſchattet. Der Mund verzog ſich zu einem ſatyriſchen Lächeln, wenn er einen Scherz oder Witz erzählte, und die ſonſt etwas matten graublauen Augen begannen zu leuchten. Von mittler Statur, immer ſehr elegant gekleidet, hatte ſein ganzes Weſen etwas ariſtokratiſches. —

Er war immer ſehr fleißig und arbeitſam, und beſuchte regelmäßig die Colegien. Ihm waren niemals die Studentenſitten ſympathiſch, er rauchte nicht, trank kein Bier, nur ſehr mäßig Wein, und vermied, obgleich Mitglied einer Burſchenſchaft alle nächtlichen Gelage.“ —

Heine war nach der Doctor-Promotion ſehr unſchlüſſig, ob er Hamburg oder Berlin zum dauernden Aufenthalt wählen wollte. In Berlin hatte er viele Freunde, und namentlich waren es dort zwei Geſellſchaftskreiſe, die für ihn eine große Anziehung hatten. — Das Haus der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen war der Sammelplatz aller Schöngeiſter, und dieſe geniale Frau, eine enthuſiaſtiſche Verehrerin Lord Byrons, deſſen Dichtungen ſie theilweiſe überſetzte, erkannte zuerſt Heines hohe poetiſche Begabung, nannte ihn den deutſchen Byron, und proklamirte in ihm ein neues Aufleben ihres Ideals.

Der zweite Kreis, welcher noch mehr zu ſeiner poetiſchen Entwicklung beitrug, war derjenige bei Varnhagen von Enſe, deſſen geiſtreiche Gattin Rahel, deren Bruder Robert und ſeine ſchöne Frau, Heines vertrauteſten Umgang bildeten. — In dieſem Hauſe war Goethe ein Altar errichtet, und ward eine begeiſterte Propaganda für ein richtiges Verſtändniß und Werthſchätzung ſeiner Schriften gemacht. — Alles wurde, bei ihrer überſchwenglichen Verehrung, mit ihm verglichen, und in Heines Dichtungen, trotz der verſchiedenen Richtung, eine gewiſſe Verwandſchaft mit der Goethiſchen Dichtweiſe herausgefunden.

Max Heine beſchreibt in ſeinem Tagebuch die Berliner Freunde der damaligen Zeit und erzählt, wie er mit einem Empfehlungsbrief an Moſes Moſer gerichtet, zu dem bewährten edlen Freund H. Heines gekommen, demſelben, an den die heute lachenden, morgen wehklagenden Briefe des Dichters gerichtet ſind. —

Moſer war Geſchäftstheilnehmer des reichen Banquierhauſes M. Friedländer & Co., und im edelſten Sinne des Wortes Autodidact und Philanthrop. Er benutzte jede freie Stunde zu ernſten Studien, und ſeine Vielſeitigkeit war bewundrungswürdig. Abgeſehen ſeiner gründlichen Kenntniß faſt aller Sprachen, er las Plato, Homer, Tacitus, Shakeſpeare, Cervantes, Dante, im Original, trieb er Sanscrit-Studien und war in der Aſtronomie, Philoſophie und der belletriſtiſchen Literatur gründlich zu Hauſe. Mit den Empfehlungsbriefen von Heinrich in der einen Hand, und Herrn Moſer an der anderen, trat ich nun in einen großen Kreis von Familien, deren Mitglieder zu den begabteſten und ausgezeichnetſten Menſchen gehörten. Zuerſt war es Varnhagen von Enſe, berühmt durch ſeine kritiſchen und biographiſchen Schriften, als deutſcher Styliſt ein anerkanntes Muſter. Die Seele ſeines Hauſes war die berühmte Rahel, die hochbegabte Gattin Varnhagens, und war ſie es, welche dem jungen muthwilligen Dichter den ariſtophaniſchen Beinamen eines „ungezogenen Lieblings der Grazien" gab. Man traf hier die geiſtigen Spitzen Berlins, und alle Künſte und Wiſſenſchaften waren vertreten. — Wilhelm und Alexander von Humboldt, der große Philoſoph Hegel, der unſterbliche Bildhauer Rauch, Schleiermacher, Hitzig, Chamiſſo und der Bruder Rahels, Ludwig Robert, berühmt als Dichter, mit ſeiner idealiſch ſchönen Frau Friederike, waren wie viele Andere dort beſtändige Gäſte. — Einen ganz anderen, in ſich abgeſchloſſenen Kreis bot mir das Veit'ſche Haus dar, das mit der Geſchichte des geiſtigen und commerziellen Berlins in intereſſanter Berührung ſtand. Chef eines angeſehenen Handlungshauſes, verſammelte er allwöchentlich einen Kreis von Männern um ſich, die ſich für dieſen Abend die Aufgabe geſtellt, eine mit Humor und Witz reich ausgeſtattete Unterhaltung zu führen. — Die Hauptmitglieder dieſes Kreiſes, faſt ſämmtlich perſönliche treue Freunde H. Heines. Moſer und ein berühmter Juriſt, Profeſſor Gans, waren nie fehlende Gäſte. Dr. Roſenhain, ein Botaniker, der geniale Schriftſteller Daniel Leßmann, und Joſeph Lehmann, Herausgeber und Redakteur des „Magazin“ für die Literatur des Auslandes, deſſen Hauptmitarbeiter derſelbe war. — Lehmann, der älteſte Freund H. Heines, war ein Verehrer des Dichters von ſeinem erſten Auftreten an, und unter dem anagrammatiſchen Namen Anſelmi hat er die erſten kritiſchen Anzeigen von H. Heines Gedichten geliefert. Seine gelungenen Parodien derſelben ſind ſogar häufig für Dichtungen Heines gehalten worden. Dem ganzen literariſchen Lebenslauf H. Heines iſt Lehmann in ſeiner vielgeleſenen Zeitſchrift treu gefolgt, oft hat er in ſchönen Aufſätzen ihn illuſtrirt und immer den herzlichen Freund und unbeſtechlichen ſtrengen Kritiker in humanſter Weiſe zu einigen verſtanden.

Ich muß noch einige Familien nennen, wo ich und mein Bruder Heinrich gemüthlichſte Aufnahme fanden und ſich eine geiſtreiche Geſellſchaft wöchentlich verſammelte.

Dr. Leopold Zunz, der große Orientaliſt und Redakteur der vielgeleſenen und einflußreichen „Haude und Spenerſchen Zeitung“, der ſelbſt auch ein Angehöriger des Veit'ſchen Freundekreiſes war; wo die ſogenannten Zunzwitze erheiternd von Munde zu Munde gingen. —

Auch in dem Mendelsſohn'ſchen Hauſe war ich durch Moſer eingeführt, und habe mit Entzücken dem Spiel des jungen Felix zugehört, und damals dachte ich nicht, daß aus dieſem Knabenkopf einſt ſolche „Lieder ohne Worte“ und Heines Worte mit ſolcher Muſik hervorgehen würden!

Auch muß ich des außerordentlich geſchätzten Albert von Chamiſſo gedenken, welcher, obgleich Franzoſe von Geburt mit an der Spitze der deutſchen Lyriker ſteht. Bei ihm lernte ich auch den Criminalrath Hitzig kennen, Chamiſſos ausgezeichneten Biograph. Hitzig war ſtets ein liebevoller Freund H. Heines, deſſen poetiſcher Jugend er die regſte Theilnahme bezeigt hat. Durch ſeine Vermittelung erſchienen auch in Ferd. Dümmlers Verlage die Tragödien H. Heines. — Gleiches gilt von Prof. Gubitz, der damals das Journal: „Geſellſchafter für Geiſt und Herz“ herausgab. Zu ihm brachte ich oft kleine Gedichte von Heine, den er überhaupt als Dichter durch den „Geſellſchafter“ bei dem deutſchen Publikum eingeführt hatte, und ihm die Maurerſche Buchhandlung als Verleger für ſeine erſte Gedichtſammlung verſchaffte. —

Trotz aller Verlockungen, welche der Aufenthalt in Berlin für Heine hatte, zog ihn die Liebe zu ſeinen Verwandten nach Hamburg, und nach einem längeren Erholungsaufenthalt in Norderney beſuchte er ſeine Eltern in Lüneburg, um mit ihnen ſeine Angelegenheit zu berathen.

17.

Lüneburg, Oktbr. 1826.

Mein liebes Lottchen

laſſe ich herzlich grüßen und meiner brüderlichen Liebe verſichern. Ich habe wahrlich öfter an Dich gedacht als Du glaubſt, und weit zärtlicher, beſonders in der letzten Zeit, als ich es mir wohl ſelbſt zutraute. Deine Niederkunſt habe ich zu Norderney in der Hamburger Zeitung geleſen, und wahrlich! ich hatte vorher weniger Gemüthsruhe. Ich freue mich daß Du einen Knaben haſt. — Möge Gott das liebe Kind in ſeine beſondere Obhut nehmen, daß der Menſch in ihm nicht allzufrüh verkrüppelt werde. —

Liebes Lottchen wo ich auch ſein werde, ergießt ſich täglich mein Herz in den liebreichſten und frömmſten Wünſchen für Dich und Deine Kinder. Möge es Dir und ihnen immer gut gehen! — Sei Du nur gut, und Du wirſt glücklich ſein, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden. — Ich bitte Dich vergiß mich nicht, denn ich liebe Dich ſehr

Dein Bruder
H. Heine.

Anfangs November traf Heine in Hamburg ein, um ſich dort als Advokat niederzulaſſen, aber ſchon nach kurzem gab er dieſen Plan wieder auf und widmete ſich ganz dem Schriftſtellerberufe.

Der erſte Theil der Reiſebilder, bei Campe verlegt, war erſchienen, und der über alle Maßen ruhmreiche literariſche Erfolg mag nicht wenig dazu beigetragen haben, die kaum begonnene trockne juriſtiſche Carriere wieder aufzugeben.

Die Wirkung dieſes Buches war eine wahrhaft ſenſationelle. Die humoriſtiſche, geiſtreiche, originelle Schreibweiſe ſeines Proſaſtils brachte, ebenſo wie ſeine neue Versbildung, eine gewaltige Revolution in der deutſchen Literatur hervor, welche, von vielen nachgeahmt, dieſelbe lange beherrſchte.

H. Heine lebte in Hamburg ſehr zurückgezogen, ſeine Eltern waren von Lüneburg nach dort überſiedelt, und außer ihnen, dem Hauſe ſeiner Schweſter, und ſeiner beiden Onkel, verkehrte er wenig mit Familien. Seine ganze Zeit widmete er der Vollendung des 2. Theils der Reiſebilder, und auch dieſes Buch hatte denſelben großen Erfolg wie das erſte. — Im Frühjahr 1827 ging Heine bald nach Ausgabe des vorerwähnten Buches nach England, wo er 3 Monate verweilte. — Heine ſchrieb: „daß London ſeine Erwartungen übertroffen in Hinſicht ſeiner Großartigkeit, aber ſich dort faſt ſelbſt verloren habe. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning, und ſo fürchterlich feucht und unbehaglich. Die ewigen Roaſtbeefe und Hammelbraten, die Gemüſe wie Gott ſie erſchaffen, und der Himmel bewahre jeden vor ihren Saucen. — Schickt einen Philoſophen nach London, bei Leibe keinen Poeten!“ — Auf ſeiner Rückreiſe ging Heine über Holland nach Norderney, und kehrte Ende September nach Hamburg zurück.

Zunächſt erſchien das Buch der Lieder, dem das geſammte Publikum enthuſiaſtiſch zujauchzte, und welches auch heute noch als Lichtbild der Heineſchen Muſe angeſehen wird. Aber viele Kritiker der damaligen Zeit, welche die alte Metrik der deutſchen Poeſie verletzt glaubten, vermochten in dem melodiſchen, volksliederartigen Reime nur eine ſtilloſe, willkürliche Versbildung zu erkennen.

Jener Vorwurf, welcher gegen Heine erhoben wurde, daß er die klaſſiſche Form vernachläſſige, war höchſt ungerecht, und wiederholt ſich oftmals, wenn etwas neues, ungewohntes geſchaffen wird. Heine ſchrieb nicht flüchtig und nachläſſig, ſondern legte ungemein viel Werth auf die ſtiliſtiſche Vollendung des Ausdrucks, und faſt in allen Koncepten ſeiner Manuſkripte, welche ich durchblätterte, findet ſich kaum eine Seite, wo nicht Abänderungen und Verbeſſerungen ſtattgefunden. Heine, welcher ſeit ſeiner Niederlaſſung in Hamburg ſich immer der unbeſtimmten Hoffnung hingegeben, in Hamburg als Syndikus, oder in Preußen als Profeſſor angeſtellt zu werden, ſah ſich in ſeinen Wünſchen getäuſcht. Er entſchloß ſich, das ihm von Baron Cotta in Ausſicht geſtellte feſte journaliſtiſche Engagement zu berückſichtigen, und begab ſich Ende des Jahres nach München. Cotta wollte Heine für die „politiſchen Annalen“ als Redakteur und Mitarbeiter feſt engagiren. Heine, der mehrere Aufſätze für die Annalen geſchrieben, wollte jedoch nur auf ein feſtes Engagement von 6 Monaten eingehen, da ihm große Ausſichten auf eine Profeſſorenſtelle an der Münchner Univerſität gemacht wurden.

Der damalige Miniſter Eduard von Schenk, der ſich lebhaft für den Dichter intereſſirte und ihm ſeine Freundſchaft ſchenkte, glaubte ſicher, daß er die gewünſchte Profeſſur durch ihn erlangen würde. Von ihm dem König warm empfohlen, der großes

Gefallen an Heines Dichtungen fand, lag die Entſcheidung bei Ludwig I. Das Ernennungsdekret war ſchon ausgefertigt, und hätte er auch durch die Gunſt des kunſtſinnigen Königs die Stelle erhalten, wenn nicht jeſuitiſche Ohrenbläſerei das Projekt hintertrieben hätte. Verläumdungen und erlauſchte allzufreiſinnige Aeußerungen des Dichters wurden dem König hinterbracht, welche denſelben verſtimmten und die Unterzeichnung des Dekrets vereitelten. Unmuthig verließ Heine das Bier-Athen, wie er München nannte, und brachte ſeinen längſt gehegten Entſchluß Italien zu beſuchen zur Ausführung, von ſeinem Bruder Max, welcher in München ſtudierte, bis Tyrol begleitet.

Nachdem Heine in Verona, Mailand und Genua die Denkmäler und Gallerien beſichtigt, traf er Anfangs September über Livorno in den Bädern von Lucca ein, deren wildromantiſche Lage in den Apenninen ihn entzückte und unter Benutzung der heißen Mineralbäder zu einem 4wöchentlichen Aufenthalt beſtimmte. Seine mangelhaften italieniſchen Sprachkenntniſſe beklagend, ſchrieb er:

„Ich verſtehe die Leute nicht, und kann nicht mit ihnen ſprechen. Ich ſehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier ſprechen die Steine, und ich verſtehe ihre ſtumme Sprache. So eine abgebrochne Säule aus der Römerzeit, ſo ein zerbröckelter Longobardenthurm, ſo ein verwittertes gothiſches Pfeilerſtück verſteht mich recht gut. Manchmal wollen mir die alten Paläſte etwas heimliches zuflüſtern, ich kann ſie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräuſch, dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond iſt ein guter Dolmetſch, der den Lapidarſtil verſteht, und in den Dialekt meines Herzens zu überſetzen weiß. Ja des Nachts kann ich Italien ganz verſtehn, dann ſchläft das junge Volk, mit ſeiner jungen Opernſprache, und die Alten ſteigen aus ihren kühlen Betten, und ſprechen mit mir das ſchönſte Latein."

In Florenz, der kunſtvollen Medicäerſtadt, blieb Heine faſt 6 Wochen, berauſcht durch die Kunſtſchätze und Gemäldegalerien; und ſeinen Beſuch Roms für eine ſpätere Zeit aufſchiebend, trat er den Rückweg über Venedig an. Dort erhielt er die ſchmerzliche Nachricht vom plötzlichen Tode ſeines Vaters und beeilte ſeine Heimreiſe, um Mutter und Schweſter über den Verluſt des innigſt geliebten Vaters zu tröſten.

Bis zum nächſten Frühjahr blieb Heine in Hamburg bei ſeiner Familie, kehrte dann nach Berlin zurück, um noch einmal mit Hülfe ſeiner einflußreichen Freunde ſeine Bemühungen zur

Erlangung einer Staatsanſtellung fortzuſetzen. 3 Monate lebte er in ländlicher Abgeſchiedenheit in Potsdam, emſig an der Fortſetzung des 3. Bandes ſeiner Reiſebilder arbeitend, und nach einem kurzen Beſuch Helgolands nahm er wieder ſeinen Aufenthalt in Hamburg. — Anfangs 1830 erfolgte die Veröffentlichung des benannten Werkes und erregte großes Aufſehn; ward jedoch wegen allzu freiſinniger Beſprechung der politiſchen Zeitfragen und kirchlichen Verhältniſſe in ganz Deutſchland ſogleich verboten. — Max Heine ſchreibt darüber in ſeinem Tagebuch: „Unter den Univerſitätsfreunden meines Bruders in Göttingen, befand ſich Carl von Raumer; ein Neffe des berühmten Hiſtorikers, Verfaſſers der Geſchichte der Hohenſtaufen; mit dem ich eng befreundet ward. Es war ein vielbegabter, poetiſch ſchwärmeriſcher Jüngling, der damals mit Enthuſiasmus den eben erſchienenen 1. Theil der Reiſebilder mit mir zuſammen las. Er ward ſpäter Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Preußen, und brachte es in ſeiner pietiſtiſchen Verirrung zuletzt dahin, daß er die Werke H. Heines für Preußen verbot, ja, die confiscirten Exemplare zerſtampfen ließ.“

Viele ſeiner früheren Berliner Freunde hielten ſich ängſtlich in ſcheuer Zurückgezogenheit, und Heine ſuchte ſeinen Aerger über die vielen anonymen boshaften Kritiken verſchiedener Zeitſchriften in den kühlen Wellen der Nordſee zu Helgoland zu vergeſſen. —

Sein Kummer darüber mag jedoch nicht lange angehalten haben, denn ſeine Schweſter Charlotte, welche wegen ihrer angegriffnen Geſundheit in Ems zur Cour weilte, erhielt folgende Schreiben:

18.

Helgoland, 28. Juli 1830.

Liebes Lottchen.

Obgleich eine freundſchaftliche Coreſpondenz mir ſehr ſauer wird, und ich Dir garnichts zu ſchreiben habe als daß ich Dich liebe, ſo kann ich doch nicht umhin Dir einige Zeilen in's Bad zu ſchicken. Ich habe Dir wirklich nichts anderes zu ſagen, als daß ich Dich liebe, und zwar ſehr ſtark. Ich denke ſehr oft an Dich, täglich 25 Stunden lang, und mein größter Wunſch iſt, daß die Reiſe Deine Geſundheit herſtellen möge. — Ehrlich geſtanden fühle ich dabei immer auch die Angſt, daß Dein Temperament Dich verleiten könnte, Deinen Zuſtand und den Zweck der Reiſe zu vergeſſen, und Dich ſolchen Aufreitzungen hinzugeben, die Deine Geſundheit noch verſchlimmern würden. Ich hoffe Du biſt geſcheit genug bei vorkommenden Anläſſen, an Dich ſelbſt und Deine Kinder zu denken. Vermeide nur abendliche Geſellſchaften, werde nur nie heftig, ſei geduldig und ſo heiter wie möglich. — Nur in ſolcher Stimmung wirkt das Bad. —

Du ſiehſt ich gebe Dir gute Regeln — aber ehrlich geſtanden, ich ſelbſt, der in ähnlicher Lage bin, befolge leider keine davon. —

Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belaſtet, keineswegs erwehren, und lebe im geſellſchaftlichen Leben, das mir nie gut thut, ſchwatze zu viel, denke zu viel, eſſe zu viel, habe viel Geſum und Geklopf um die Ohren und meine Kopfſchmerzen ſind in ihrer beſten Blüthe. Ich bin jetzt 3 Wochen hier und bleibe vielleicht noch 3 Wochen länger. — Hamburger ſind wenig hier, unter dieſen die Schröder, wir ſpeiſen zuſammen, kutſchieren den ganzen Tag auf der Nordſee herum, und ich kann ſie gut leiden, — aber Dich liebe ich doch tauſendmal mehr, ja millionenmal mehr! — Ich umarme Dich und hoffe Dich bald wiederzuſehen. Ich will den Herbſt in Deiner Nähe zubringen, da meine Arbeiten mir ſelten in die Stadt zu kommen erlauben.*) — Was es dort beſonderes en famille neues giebt, weiß ich nicht, da meine Mutter nichts ſchreibt. —

---

*) Wohnte damals in Wandsbeck; in der Nähe Hamburgs.

Lebe wohl ich küſſe Dich ſchriftlich und nächſten Monat küſſe ich Dich mündlich. —

Antwort brauchſt Du mir nicht zu ſchreiben. Nächſte Woche ſchreibe ich an Immermann, und werde noch einen Brief für Dich bei ihm einlegen. Du kannſt daher bei Deiner Ankunft in Düſſeldorf bei dem Regirungsrath Immermann fragen laſſen, ob er nicht einen Brief für Dich hat. — Lebe wohl, ſüße Frau und behalte mich lieb.

Dein getreuer Bruder
H. Heine.

19.

Helgoland, Auguſt 1830.

Liebe gute Schweſter!

Ich hoffe, daß dieſer Brief Dich noch trifft, und zwar in ſehr verbeſſerter Geſundheit. Mit der meinigen geht es ſo ziemlich. Das Baden in der Nordſee iſt immer das heilſamſte Mittel für mein Uebel. Obgleich ich bis jetzt noch Unterhaltung genug auf Helgoland hier habe, ſo denke ich doch beſtändig an Dich. — Mademoiſſelle Schröder iſt wieder abgereißt, und eine andere Sängerin die Siebert iſt dagegen angekommen, und ich habe viel Singſang um die

Ohren. — Mit der Schröder habe ich mich täglich 3 mal gezankt und 1½ mal verſöhnt. — Ich bleibe noch 10 Tage hier, und kehre dann nach Wandsbeck (oder St. Georg) zurück an die Arbeit. — Von Hamburg habe ich keine Nachrichten. — Trifft Dich dieſer Brief, wie ich hoffe noch in Düſſeldorf, ſo grüße mir Onkel und Tante recht herzlich. Schone Deine Geſundheit, laß Dich nicht aufreitzen, und behalte mich lieb. — Ich hoffe Dich in 14 Tagen zu ſehen. — Calipso ne pouvait se consoler du depart d'Ulysse. —

In Ems muß es lebhaft geweſen ſein, und Du biſt der franzöſiſchen Revolution ſo zu ſagen auf halben Wege entgegen gekommen.

Ich küſſe Dich,

Dein getreuer Bruder
H. Heine.

Die franzöſiſche Juli-Revolution, welche Heine in dem vorſtehenden Brief ſo ſcherzhaft erwähnte, ſollte eine verhängnißvolle Wirkung auf ſein Leben ausüben, und ward mit Jubel und überſchwenglicher Begeiſterung vom jungen Poeten erfaßt. Der Fall des bourboniſchen Abſolutismus und der Sieg der Volkspartei wirkten mächtig und ergreifend auf ſein Gemüth, welches Heine in dem 1831 erſchienenen Nachtrag zu den Reiſebildern, wie auch in der zur gleichen Zeit geſchriebenen Vorrede zu Kahldorfs Broſchüre über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke, lebhaft zum Ausdruck brachte. —

Des vielen Ungemachs müde, welches der Dichter in ſeiner Heimat zu erdulden hatte, vornämlich des Verbots ſeiner Schriften in Deutſchland, reifte ſein ſchon früher gefaßter Plan, eine Ueberſiedelung nach Frankreich auszuführen. Ende April mit einem Scheidegruß an Deutſchland, die Lieder des „neuen Frühlings“, ſeiner Schweſter Charlotte gewidmet, verließ Heine Hamburg und traf Anfangs Juni 1831 in Paris ein. —

Die Gründe ſeiner Ueberſiedelung ſchilderte er in den „Geſtändniſſen“ in folgender humoriſtiſcher Weiſe: „Ich hatte viel gethan und viel gelitten und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgrade ſehr müde geworden, und bedurfte einer Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich, und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melankoliſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zubrachte, und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbern zu parfümiren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen. Er ſagte nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte, und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant marchons“! und „Lafayette aux cheveux blancs“

ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an alle Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er mir auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind, und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken, und dieſe letztere nebſt „En avant marchons und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſingen zu hören.“

Heine wohnte vor ſeiner Abreiſe nach Paris bei ſeiner Mutter auf dem Neuenwall 28, und da er keineswegs die Abſicht hatte in Frankreich dauernd ſeinen Wohnſitz zu nehmen, ließ er ſeine Correſpondenz, vollendete und unvollendete Manuſkripte dort zurück. — Im Jahre 1833 brach im Hauſe ſeiner Mutter Feuer aus, und alles ward ein Raub der Flammen. — Leider verbrannten auch die Briefe, an Mutter und Schweſter gerichtet, der italieniſchen

Reiſe und der erſten Jahre ſeines pariſer Aufenthalts. Alle Manuſkripte, wovon in den Briefen an Ludwig Robert, M. Moſer und Julius Campe die Rede war, ſind damals verbrannt, und beklagte ſich Heine in verſchiedenen Schreiben, 16. Juli 1833 an Varnhagen und 17. März 1837 an Julius Campe, welchen großen Verluſt er an Papieren, durch den Brand des Hauſes ſeiner Mutter, erlitten hätte. —

Paris, das ſchöne, große, elegante, vorurtheilsfreie Eldorado, mit ſeinen Theatern, Bällen und öffentlichen Vergnügungen, machte auf Heine einen berauſchenden Eindruck, welcher, mit guten Empfehlungen verſehen, in den eleganten Salons der Geſellſchaft, mit den hervorragenden politiſchen und literariſchen Größen bekannt wurde. — Nicht allein dem Taumel der Vergnügungen ſich hingebend, ſondern auch beobachtend ſchilderte Heine in Zeitungsartikeln und Briefen in humoriſtiſcher fröhlicher Stimmung die neuen Eindrücke. Heine ſchrieb, wie Paris ihn ergötze, durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen kundgiebt, und wie an dieſem Pariſer Volke das höfliche, liebenswürdige, vornehme Weſen ihm gefiele. — „Süßer Ananasduft der Höflichkeit, wie wohlthätig erquickteſt Du meine arme Seele, die in Deutſchland ſo viel Tabaksqualm, Sauerkrautgeruch und Grobheiten einſchluckte. Aber außer der Höflichkeit hat auch die Sprache des franzöſiſchen Volkes für mich einen gewiſſen Anſtrich der Vornehmheit; und ſo eine Pariſer dame de la halle ſpricht beſſer als eine deutſche Stiftsdame von 64 Ahnen.“

Im Buchladen von Heideloff & Campe in der Rue Vivienne war Heine täglich zu finden. Ein Sammelplatz aller hervorragenden Deutſchen, welche Paris vorübergehend beſuchten, oder dort ihren Aufenthalt gewählt hatten. Felix Mendelsſohn, Michael Beer, Koreff, Alexander von Humboldt, Baron Maltitz und viele Andere gaben ſich dort Rendezvous, um die erhaltenen Nachrichten der Heimath gegenſeitig auszutauſchen. —

Vor allem feſſelten Heine die herrlichen Galerien des Louvres, ſowie die großen Gemäldeausſtellungen und gehören ſeine Berichte darüber im erſten Theil des „Salon“ (1833 erſchienen), durch die wahrhaft plaſtiſche Schilderung einzelner Bilder, mit zu ſeinen beſten Arbeiten auf kunſtwiſſenſchaftlichem Gebiete.

Heines politiſche Berichte der Augsburger allgemeinen Zeitung, durch die deutſche Cenſur arg verſtümmelt, erſchienen ſpäter im Original-Texte unter dem Titel „Franzöſiſche Zuſtände“, und mit einer rückhaltloſen, ungemein kühnen Sprache der Vorrede ward der Druck und die Knebelung der deutſchen Preſſe beleuchtet. —

Die vielen Cenſurplackereien und eine kleine Differenz darüber mit ſeinem Verleger hatten ſeine überaus reizbaren Nerven ſo angegriffen, daß Heine Erholung im Bade ſuchen mußte, und er ſchrieb alsdann vollſtändig gekräftigt:

20.

Paris, 25. Octbr. 1833.

Liebe gute Mutter.

Seit 8 Tagen bin ich hier zurück von Boulogne, wo ich mich in den letzten 6 Wochen, ſehr behaglich, geſund und heiter befunden. Das Bad hat nun freilich mir nicht übel gethan, aber auch nicht ſo gut wie ſonſt. Ich fühle mich nicht wie ſonſt geſtärkt dadurch an Leib und Geiſt, muß alſo ein anderes Heilmittel ſuchen. —

Dir liebes Lottchen ſage ich für die Briefe Deiner Putchen den herzlichſten Dank, ſage an Marie und Ludwig, daß ich, ſobald ich Zeit, ihnen ſelber antworten werde.

Dein Jüngſtes zu küſſen. — Hoffentlich biſt Du wohl, denke beſtändig an Dich, und glaubſt kaum, wie ich Dich liebe, liebes Lottchen. — Geſtern ſah ich ein junges Frauenzimmer, das ganz ausſah wie Du, als Du noch unverheirathet. — Chriſtiani und Gattin ſind noch nicht zurück von Bordeaux.

Dein Jammern liebe Mutter über das außerordentliche Malheur mich nicht zu ſehen, mußt Du einſtellen. Von hierher kommen nach Frankreich, iſt kein Gedanke, laß das nur fahren, oder ſei überzeugt ich reiſe nach Egypten, wohin längſt große Luſt zu reiſen habe. Iſt es Dir nicht möglich meines holden Anblicks länger zu entbehren, ſo weißt Du daß ich kein ungehorſamer Sohn bin und daß ich jeden Deiner Wünſche erfülle, wenn er nicht mit Deiner eignen Wohlfahrt unverträglich iſt. Uebers Meer kann ich und will ich Dich nicht reiſen laſſen, durchaus nicht, ich gehe ſonſt nach Egypten. Aber ich will, wenn Du es durchaus verlangſt, dieſen Sommer auf 8 Tage nach Hamburg kommen, nach dem ſchändlichen Neſte, wo ich meinen Feinden den Triumph gönnen ſoll mich wiederzuſehen und mit Beleidigungen überhäufen zu können. —

Daß ich mich wegen meiner politiſchen Stellung irgend einer Gefahr ausſetze, glaube ich eigentlich nicht. Aber Vorſicht iſt in allen Dingen rathſam. Du darfſt keiner Seele außer Lottchen, ahnen laſſen, daß ich nur den Gedanken hege nach Hamburg zu kommen; ſonſt legen ſich meine Feinde ſchon jetzt auf die Lauer. Komme ich aber unvermuthet, ſo haben ſie keine Zeit zu überlegen, und nach Hamburg zu kommen. Du wirſt nächſtens erfahren wie aufſäſſig mir die Preußen ſind, unter uns geſagt, ich übertreibe vielleicht die Sache, aber vorſichtig bin ich doch, und eben meine große Vorſicht wegen, kannſt Du immer wegen meiner außer Sorge ſein.

Ich bin in Sicherheit überall, bin leidenſchaftslos, ruhig, — und bekomme einen dicken Bauch wie der Burgmüller. —*)

Kommt Zeit, kommt Rath! — Jetzt ſind meine Verhältniſſe ſo unklar daß ich nicht beſtimmen kann, was ich in 6 Wochen thun will. Bis dahin aber hat ſich manches vielleicht in der Welt verändert und ich ſelber hätte unterdeſſen wenigſtens Zeit und Gelegenheit, etwas wie eine Reiſe zu Dir, mit Ruhe vornehmen zu können. —

Warte daher, mache mir den Kopf nicht wirre. — Hab' viel im Kopf. —

Meine Wohnung in der Stadt, wo ich ein Jahr die völligſte Ruhe genoſſen, hatte ich behalten, und ich unglücklicher Menſch, bei meiner Rückkehr iſt eine Familie mit entſetzlichem Spektakel und Kindergeſchrei grade unter mir gezogen. —

---

*) Componiſt und Geſangslehrer ſeiner Schweſter Charlotte in Düſſeldorf.

Leb' wohl, melde mir was Max ſchreibt. Hab' große Arbeit im Kopfe, hätte ich nur Ruhe! — Gott weiß, ich würde wenig Spektakel machen, wenn ich nicht immer dazu gezwungen wär. —

Schreib mir, liebes Lottchen. Sprich der Mutter Vernunft ein. Schreib mir nur immer genau, wie Mutter, Du, und die Kinder Euch befindet.

H. Heine.

Heines Brüder hatten gleichfalls Hamburg verlaſſen. Guſtav, geb. 1803, nachdem er es erſt als Landmann, dann als Kaufmann verſucht hatte, war in öſterreichiſche Militärdienſte getreten und brachte es bei der Cavallerie bis zum Oberlieutenant. Nach ſeiner Heirath mit Emma geb. Cahn, deren Ehe 3 Söhne und 2 Töchter entſproſſen, quittirte er den Dienſt, gründete in Wien, klein anfangend, das ſpätere offiziöſe, viel verbreitete „Fremdenblatt“, ward in den Freiherrnſtand erhoben und ſtarb den 15. November 1886 in Wien als mehrfacher Millionär. —

Max, geb. 1805, war nach vollendeten mediciniſchen Studien in den ruſſiſchen Staatsdienſt getreten, nahm 1828 als Militärarzt am ruſſiſchen Kaukaſuskriege Theil, ward Arzt an einem Cadetten-Inſtitut, geadelt, Hofrath und quittirte den Dienſt mit der Titulatur eines Staatsraths, nach ſeiner Verheirathung mit der Wittwe des kaiſerlichen Leibarztes Geheimrath von ~~Arndt~~. — Er war bekannt als Verfaſſer mehrerer mediciniſcher Werke: 1844 Mediciniſch-topographiſche Skizze von Petersburg, 1846 Geſchichte der orientaliſchen Peſt, 1848 Fragmente aus der Geſchichte der Medicin in Rußland, 1851 Mediciniſch-Hiſtoriſches aus Rußland, 1853 Reiſebriefe eines Arztes, — Verfaſſer mehrerer belletriſtiſchen Schriften: Skizze über Gretſch, die Wunder des Ladoga-Sees, Bilder aus der Türkei, Briefe aus Petersburg, Gedichte und 1868 Erinnerungen an H. Heine und ſeine Familie, ſtarb den 6. November 1879 in Berlin.

Die vielen Plackereien der deutſchen Cenſur, ſowie die Beſchlüſſe des deutſchen Bundestages, welche nicht allein Heines Schriften, ſondern auch dasjenige, welches er ſpäter ſchreiben würde, verboten, traten hemmend ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit entgegen. Schon 1832 hatte er in der „Revue des deux mondes“ einige Aufſätze einrücken laſſen, welche viel Beifall fanden, und er entſchloß ſich in Folge deſſen, alle ſeine früheren Produktionen ins Franzöſiſche zu überſetzen. In raſch aufſteigender Progreſſion erregte jedes ſeiner Bücher eine ungeahndete Anerkennung und Verſtändniß bei der franzöſiſchen Nation. —

Ein großes Uebel waren für Heine die politiſchen Flüchtlinge, welche damals Paris überſchwemmten, zu deren Umſturztheorien er ſich ablehnend verhielt, und die, in Verbindung mit pariſer Correſpondenten deutſcher Zeitungen, durch unwahre Klatſchereien ſeinen Charakter verdächtigten. Daß auch Börne ſich dieſem Treiben anſchloß und in ſeinen Briefen aus Paris, ſowie im „Reformateur“ ſich ſcharfe Angriffe gegen Heine erlaubte, ihn eines zweideutigen Diplomatiſirens und feigen Lavirens zwiſchen den Parteien beſchuldigte, verletzte ihn ſchwer. Er ſprach ſich in ſeinen Briefen an verſchiedene Freunde in bitteren Worten über dieſe unverſchuldete Kränkung aus, hinzufügend, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit einer zeitraubenden Zeitungspolemik nicht opfern wolle und daher vorläufig ſchweige. —

Nachdem die franzöſiſchen Zuſtände, der 2. Theil ſeiner Literaturgeſchichte, der 2., 3. und 4. Theil des Salons erſchienen, veröffentlichte er 1840 ſein Buch über Börne. Sein Ingrimm über Börne war mit den Jahren gewachſen, da deſſen frühere Angriffe ein gläubiges Echo bei ſeinen Neidern und Feinden gefunden hatten, und endlich erſchien das längſt verkündete Werk. — Börne war inzwiſchen geſtorben, und auf den Vorwurf ſeiner Freunde, dasſelbe nicht zu Lebzeiten Börnes herausgegeben zu haben, ſagte Heine: „dann hätte man mir nachgeſagt, mein Buch hätte ihn umgebracht und ich hätte ihn zu Tode geärgert.“ — Die Freundin Börnes, Frau Wohl, über welche Heine mehrere Aeußerungen gemacht hatte, worüber ſie ſich arg verletzt fühlte, ließ durch ihre Freunde ein beſonderes Büchlein zuſammenſtellen, worin alle gehäſſigen Aeußerungen Börnes über Heine in den an ſie gerichteten Privatbriefen zuſammengeſtellt, publizirt wurden. Ein Jahr war verſtrichen, Heine hatte die Sache ſchon vergeſſen, als ſich ein Herr Salomon Strauß als zweiter Gatte der beleidigten Dame vorſtellte und von ihm öffentliche Abbitte oder Genugthuung durch die Waffen verlangte. —

Das Duell fand ſtatt, Heine erhielt einen Streifſchuß, welcher ſeine Hüfte leicht verletzte, — und damit war der Ehre genug gethan; — aber noch lange Zeit war Frankfurt die Quelle zahlloſer Notizen, welche ſein Privatleben verunglimpften und in deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen Aufnahme fanden. —

Das Hineinziehen confeſſioneller Erörterungen war für Heine um ſo peinlicher, da man ihm vorwarf, daß ſein unternommener Religionswechſel nicht im Einklang mit ſeiner inneren Ueberzeugung ſtehe. Sein Uebertritt zur evangeliſchen Religion hing weſentlich mit der Abſicht zuſammen, ſich in Hamburg als Juriſt niederzulaſſen, welches damals in ganz Deutſchland nur den Angehörigen der chriſtlichen Kirche geſtattet war. Er ſchrieb darüber an Moſer: „Daß man den Dichter herunter reißt, kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältniſſe ſo derb anſpielt, oder beſſer geſagt anprügelt, iſt mir ſehr verdrießlich; ſo lange ich Jude war, nannte man mich einen Hellenen, und kaum bin ich getauft, ſo werde ich als Jude verſchrien.“ —

Sein Buch über Börne ſollte jedoch noch einen größern Einfluß auf ſein zukünftiges Leben ausüben; denn Heine, welcher mit einem ſchönen anmuthigen Mädchen ein Verhältniß angeknüpft hatte, mit dem er ein gemeinſchaftliches Logis theilte, wollte vor dem Duell, nicht wiſſend, wie es ausfallen würde, ihre Zukunft für alle Fälle ſichern und ließ ſich mit ihr geſetzlich trauen. — Die Einſegnung fand in der Kirche St. Sulpice ſtatt, und ein legitimes Bündniß verband ihn mit ſeiner heißgeliebten, langjährigen Lebensgefährtin. —

Seine Schweſter erhielt Folgendes darüber:

21.

Paris, d. 13. Sept. 1841.

Theuere vielgeliebte Schweſter.

Erſt heute bin ich im Stande Dir officiell meine Vermählung anzuzeigen. Den 31. Auguſt heirathete ich Mathilde Creſzentia Mirat, mit der ich mich ſchon länger als 6 Jahre täglich zanke. — Sie iſt jedoch vom edelſten und reinſten Herzen, gut wie ein Engel, und ihre Aufführung war während den vielen Jahren unſeres Zuſammenlebens ſo untadelhaft, daß ſie von allen Freunden und Bekannten, als ein Muſter der Sittſamkeit gerühmt wurde. —

— — — — — — — — — — —

H. Heine.

Heine ſchrieb ſeinem Freunde Lewald bei der Anzeige der Heirath: „Dieſes eheliche Duell, welches nicht aufhören wird, als bis einer von uns getödtet, iſt gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Strauß aus der Frankfurter Judengaſſe.“

22.

Paris, d. 8. März 1842.

Liebe gute Mutter!

Ich hoffe daß Dich dieſe Zeilen im beſten Wohlſein antreffen, ich erwarte in großer Ungeduld

Nachrichten von Dir, wie Du Dich befindeſt, wie es Lottchen geht, und wie es überhaupt in der Familie ausſieht. — Mit mir geht es ſeitdem etwas beſſer, meine Augen ſind wieder ganz gut, und nur meine Geſichtslähmung, die aber durchaus nicht ſchmerzhaft, iſt übrig. — Leider war meine Frau ſeit 10 Tagen krank, und erſt in dieſem Augenblick wagt ſie es wieder auszugehen. Auch herrſchte hier ſeitdem eine furchtbare Kälte, die noch nicht ganz verſchwunden. —

Ich lebe ruhig, beſonnen und hoffend. Neues fällt nicht vor — Gott lob! — Ich gehöre ſchon zu den Menſchen die zufrieden ſind, wenn die Sachen beim Alten bleiben. Jede Veränderung und der Spektakel iſt mir zuwider, — daran ſiehſt Du daß ich alt geworden bin. Seit etwa 6 Monat fühle ich eine ungeheure Müdigkeit des Geiſtes, und wie die alte 100jährige Veronika ſagte: „Die Gedanken nehmen ab!“ — Dieſes iſt aber ein vorübergehender Zuſtand, ich weiß es wohl: eine Folge großer Aufregung, wie ich denn leider ſeit 8 Jahren in einer paſſionirten Gemüthsſtimmung verbracht. —

Meine Frau führt ſich Gottlob ſehr gut auf. Sie iſt ein kreuzbraves, ehrliches, gutes Geſchöpf, ohne Falſch und Böswilligkeit. Leider iſt ihr Temperament ſehr ungeſtüm, ihre Launen nicht gleich, und ſie irritirt mich manchmal mehr als mir heilſam iſt. — Ich bin ihr noch immer mit tiefſter Seele zugethan, ſie iſt noch immer mein innigſtes Lebensbedürfniß, — aber das wird doch einmal aufhören, wie alle menſchlichen Empfindungen mit der Zeit aufhören, und dieſem Zeitpunkt ſehe ich mit Grauen entgegen. Ich werde alsdann nur die Launenlaſt empfinden, ohne die erleichternde Sympathie. Zu andern Stunden quält mich die Angſt vor der Hülfsloſigkeit und Rathloſigkeit meiner Frau im Fall ich ſtürbe; denn ſie iſt unerfahren und rathlos wie ein 3jähriges Kind! — Du ſiehſt liebe Mutter wie meine Nöthen im Grunde nur hypochondriſche Grillen ſind, zum größten Theil! — Für das Frühjahr habe ich bereits meinen Entſchluß gefaßt, ich gehe auf's Land in der Nähe von Paris, und nicht in's Bad. — Obgleich meine Finanzen ziemlich geordnet, ſo iſt dieſes ihnen denoch zuträglicher, als das Reiſen. Die Pyrenäenreiſe und die gleichzeitig eingetretenen Fatalitäten hatten mich für eine geraume Zeit ruinirt, und ich hatte Mühe wieder einigermaßen in's Gleiſe zu kommen. —

Und nun lebe wohl, und grüße mir Lottchen und ſeine Kätzchen. — Täglich ſpreche ich von Euch mit meiner Frau, die Euch ſo gerne einmal alle ſehen möchte. —

Das Brautpaar laſſe ich grüßen, auf wann iſt die Hochzeit beſtimmt? —

Mein Haarſeil im Nacken thut mir gut, und ſchmerzt faſt gar nicht.

Dein gehorſamer Sohn
H. Heine.

1842 in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai brach in Hamburg das große Feuer aus, welches faſt die halbe Stadt einäſcherte, und auch die Wohnung ſeiner Mutter zerſtörte. — Trotz der traurigen Erfahrung von 1833, hatte Heine ihr zum zweitenmal zur Aufbewahrung eine Kiſte mit Manuſkripten und Briefen geſchickt, wo er ſie, bei ſeinem häufigen Wohnungswechſel, ſicherer als in ſeinem Hauſe hielt. — Seine Mutter wohnte auf dem Neuenwall, welcher ein Opfer der Flammen wurde, und bei dieſer Kataſtrophe gingen des armen Dichters Papiere, ſeine geiſtigen Schätze, verloren, die, wie er ſelber ſagte, für ihn unerſetzlich wären. Er ſchrieb: „Dieſe Manuſkripte waren Produkte meiner erſten Jugendkraft, und nie werde ich ſie wieder ſo niederſchreiben können. Ich wollte ſie liegen laſſen, um ſpäter, wenn bei meiner geſchwächten Geſundheit meine Geiſtesfriſche abnehmen ſollte, von dem angehäuften Capital in meinen alten Tagen zehren zu können.“

Heines Schweſter Charlotte verſuchte mit eigner Lebensgefahr in die verlaſſene Wohnung ihrer Mutter zu dringen, um ſeine Papiere zu retten. — Es gelang ihr, mit dem Packet Manuſkripten die Straße zu erreichen, aber dort hatte ſich die Scene raſch verändert: das Feuer der gegenüber brennenden Häuſer ſandte einen Funken- und Aſchenregen auf ſie herab, und dichte Rauchwolken mit erſtickendem Qualm umnachteten ihre Sinne. Von der ſich rettenden Menge im Gedränge vorwärts geſchoben, hielt ſie krampfhaft die Papiere in ihren Händen, welche durch einen plötzlichen Stoß ihr entfielen. Ihre Sinne ſchwanden, und wäre auch ſie verloren geweſen, wenn die Hinſinkende nicht mitleidigerweiſe durch einen Unbekannten der Gefahr entriſſen worden wäre. —

23.

Paris, 13. Mai 1842.

Liebe gute Mutter und liebe Schweſter!

Geſtern Abend habe ich Euren Brief vom 7. erhalten, und habe dadurch wenigſtens die letzte Nacht ruhig ſchlafen können, 24 Stunden lang bin ich ohne Kopf herumgegangen, ſeit ich die allarmirenden Nachrichten aus den Blättern erfahren habe. — Ich bewundere Dich liebes Lottchen! — Wie Du noch ſo ruhig und beſonnen ſchreiben konnteſt — beim Anblick des entſetzlichen Feuers, — ich danke Dir vom ganzen Herzen über die Beruhigung die Du mir ertheilſt. —

Meine Frau iſt krank vor Schreck, nachdem ſie die Schreckensnachricht erfahren. — Ich hoffe daß der Schreck und die Agitation Euch nicht nachträglich niederwirft. — Meine arme gute Mutter! Laß Dich nur nicht aus Kummer über materielle Verluſte zu ſehr agitiren. —

Gott iſt ein guter Mann. Diesmal hat er ſich auf die guten Löſchanſtalten Hamburgs zu ſehr verlaſſen.

Lebt wohl, meinen Schwager grüße ich freundſchaftlich. — Hoffentlich habe ich heute gute Poſt. —

Euer getreuer
H. Heine.

24.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebſte Mutter und liebe Schweſter!

Euren Brief v. 9. habe ich richtig erhalten, und danke Gott, daß wir ſo mit einem blauen Auge davon gekommen ſind. —

Daß die liebe Mutter abgebrannt, iſt freilich ſehr betrübend, aber die Hauptſache war für uns doch, daß Dein Haus liebes Lottchen unverſehrt blieb. Hoffentlich wirſt Du durch das Unglück auf anderem Wege ebenfalls nicht viel verloren haben; beruhige mich hierüber, welches von Anfang an meine Hauptſorge war. — Dein Mann iſt eine praktiſche thätige Natur, und kleine Verlüſte wird er durch neugeſtachelte Arbeitſamkeit wieder bald erſetzen. — Hatte die Mutter ihre Sachen verſichert, und wird da gezahlt werden? — Auch hierüber ſagt mir ein Wort. — Ich bin noch ganz wie betäubt von der verfluchten Geſchichte; meine Kopfnerven wurden plötzlich erſchüttert, und vielleicht erſt morgen oder übermorgen, werde ich wieder geiſtesklar ſein. —

Als man mich vorigen Freitag von allen Seiten um Nachrichten aus Hamburg befragte, zeigte ich einem Freunde Euren Brief vom 7. und der fand es höchſt rührend, daß meine arme Mutter, während alles brennt, noch daran dachte mir den Brief zu frankiren. Wahrlich, es iſt nicht meine Schuld, daß dieſer Zug, wie ihr aus dem einliegenden Stück National erſehen werdet, zur Publizität kam, und ſchon mehrere Hauptblätter ihn mittheilten. Meine arme gute Mutter, die mir einige Sous Ausgabe erſparen will, während der Brand vor Eurer Thüre. — Wenigſtens wird ſie jetzt aus Depit ihre Briefe nicht mehr frankiren! —

Und nun lebt wohl und behaltet mich lieb. Die Kinder zu küſſen. Schreibt mir bald und viel. Meine Frau läßt herzlich grüßen. Sie war ſehr beſtürzt als ſie die Hamburger Nachrichten empfing, ſie hat einen ſehr ſchwachen Kopf, aber ein ganz vortreffliches Herz. — Daß Campe verſichert war, und bezahlt bekommen wird, iſt mir ſehr wichtig. — Hab ihm heute geſchrieben.

Euer getreuer

H. Heine.

25.

Monsieur Mr. Henri Heine,*)
agent de change
à Hambourg.

Paris, d. 16. Mai 1842.

Mein theurer Onkel!

Ich hoffe, daß die Schreckniſſe des entſetzlichen Unglücks welches Hamburg betraf, Sie nicht krank gemacht haben. Wie groß die Gemüthserſchütterung ſein mußte, kann ich mir leicht vorſtellen, da ich ſie ſogar in der Ferne verſpürte; ich habe bis auf dieſe Stunde noch im Kopf eine ſonderbare Betäubung behalten. 24 Stunden lang war ich ohne alle Nachrichten von Euch, als ich endlich von meiner lieben Mutter und Schweſter Brief erhielt. Lottchen ſchrieb mit einer Beſonnenheit und Ruhe, die eines Feldherrn würdig. — Hier in Paris hat das Unglück große Senſazion gemacht und eine Theilnahme gefunden, die wahrhaft beſchämend für diejenigen Hamburger, die vom Franzoſenhaß noch nicht geheilt ſind, und ihn noch bis jetzt zur Schau trugen. Die Franzoſen ſind das bravſte Volk. —

---

*) Das Original beſitzt Frau Anna Hanau geb. Oswalt in Frankfurt a. M., Enkelin von Henry Heine.

Alſo trotz der vortrefflichen Löſchanſtalten, womit Ihr immer gepralt, ſeid Ihr zur Hälfte abgebrannt! welche Strecke von der Deichſtraße bis zu Onkels Heines Haus auf dem Jungfernſtieg! — Der Jungfernſtieg abgebrannt mitſammt den Pavillons! — Ich bin ſehr begierig zu erfahren wie weit die Aſſecuranzkompagnien ihre Verpflichtungen erfüllen werden. —

Leben Sie wohl theurer Onkel, und grüßen Sie mir herzlichſt Tante Jette, die nicht wenig ſich geängſtigt haben wird, ſo wie auch Hermann und die jungen Damen. — Meine Frau welche in dieſem Augenblick auf dem Lande ihrer Geſundheit wegen, iſt weinend hereingelaufen kommen, als ſie das

Unglück vernahm; ſie befindet ſich übrigens ziemlich wohl. — Die Cataſtrophe von der Versailler Eiſenbahn hat auch uns tief erſchüttert, da manche Freunde von uns dadurch zu Grunde gingen. — Welches Elend! —

Ihr getreuer Neffe

H. Heine.

Heine ſchrieb gelegentlich des großen Hamburger Brandes: „Mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir ſo wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend ſo innig verwachſen, ſie ſind ein rauchender Schutthaufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes, — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel wo mein Schuſter wohnte, und wo ich Auſtern aß bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Koreſpondent“ meldet zwar daß der „Dreckwall“ ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Facade zierten! — Sind die hoch und wohl gepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehn gaben? Der Himmel bewahre mich, in einen Moment wie der jetzige an dieſe alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an guten Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Vernünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daß der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bischen erleuchtet haben wird, und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daß der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen*) wird gewiß nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen. —

---

*) Geſchah erſt 1849.

26.

Paris, 23. Juni 1842.

Liebe gute Schweſter!

Ich habe Dir noch zu danken, für Deine lieben niedlichen und geiſtreichen Briefe. —

Du biſt eine ganz prächtige Perſon, — Du weißt ich mache ſelten Complimente, — aber Du, liebes Lottchen verdienſt eine ganze Ladung Schmeichelworte. — Schreib mir oft, Du weißt gar nicht wie ſehr Du mich erheiterſt und erquickſt. — Du ſchreibſt allerliebſt. — Ich bin neugirig, ob Deine älteſte Tochter Dir nachſchlägt. Hat ſie vielleicht das Sanfte von der Großmutter? —

Meine Frau läßt Dich grüßen. Die wird Dir gefallen, wenn Du ſie ſiehſt. Eine engelgute, grundehrliche Seele, durch und durch großmüthig und nobel, aber wild und launig, mitunter auch quäleriſch und zänkiſch, — was jedoch immer noch erträglich, da ſie dabei ſehr hübſch und graziös bleibt. —

Dieſer Tage ſah ich den jungen Holländer, der Dir Grüße von mir zurückbringt; er ſieht garnicht gealtert aus. —

Grüße mir meinen Schwager. Die kleinen Puppen küſſe ich herzlich. Nächſtens mehr! —

Ich brauche jetzt die Waſſerkur. — ob ſie mir helfen wird weiß Gott! —

Dein treuer Bruder

H. Heine.

27.

Paris, 10. Aug. 1842.

Liebſtes Lottchen.

Ich bin im Begriff ins Bad zu reiſen, und bin mit den Vorbereitungen heute allzu ſehr beſchäftigt, als daß ich Dir einen langen Brief ſchreiben könnte, wie ich wohl wünſchte, und wie Du es wohl verdienſt. Dein letzter Brief war ſo liebenswürdig, und hat mir viel Vergnügen gemacht. — Dieſer Tage war Armand Heine*) hier, den ich noch nicht kannte und der mir viel von Hamburg erzählen konnte. Er hat mir zu meiner Freude erzählt, daß Deine Kinder gut gerathen, und daß Deine älteſte Tochter, Marie ſchlank und geiſtreich wie ihre Mutter geworden. Sie könnte mal die Feder anſetzen und ihrem Onkel ſchreiben. —

---

*) Armand Heine † 1883 ein Vetter des Dichters, gründete mit ſeinem Bruder Michel Heine das weltberühmte Bankhaus A. & M. Heine in Paris. Des letzteren Tochter Alice verwittwete Herzogin v. Richelieu, iſt in zweiter Ehe mit dem Fürſten von Monaco verheirathet.

Ich gehe mit meiner Frau nach Boulogne sur mer, wohin Du mir poste restante ſchreiben kannſt, wenn Du mich erfreuen willſt. — Meine Frau befindet ſich jetzt ziemlich wohl. Wir ſprechen oft von Dir und ſie kennt ſchon viele von unſern Familienſtücken. Dieſen Winter ſoll ſie auch deutſch lernen. Du ſiehſt wie ich ſie bilde, und wie ſie bald eine Zierde unſerer Familie ſein wird. — Sie zankt ſeit einiger Zeit ſehr wenig, und wird ſehr korpulent. Uebrigens iſt ſie die Seelengüte in Perſon und gewinnt alle Herzen. —

Grüße mir Deinen Mann, und küſſe die lieben Kinder. —

Und nun lebe wohl und behalte lieb
Deinen treuen Bruder
H. Heine.

Mathilde lernte niemals deutſch und das Einzige, welches vom Unterricht in ihrem Gedächtniß zurückblieb, war die ſtehende Redensart, wenn ein Deutſcher ſich zum Beſuch anmeldete: „Guten Tag mein Herr, nehmen ſie Platz!“ — Dann brach ſie in ein ſchallendes Gelächter aus, lief fort, den Beſucher betroffen ob des ſonderbaren Empfangs im Zimmer allein zurücklaſſend, bis er in das Krankenzimmer des Dichters geführt wurde.

28.

Paris, 28. November 1842.

Liebſte Schweſter!

Obgleich mein Kopf wie betäubt iſt von ſtarken Arbeiten, eile ich doch Dir meinen Glückwunſch zu ſenden. Wie ſoll ich Die Freude ausſprechen die mich beim Empfang Deines lieben Briefes faſt beſtürzt machte; ich und meine liebe Frau, die den innigſten Antheil an Euch nimmt, wir haben eine ſehr vergnügte Stunde genoſſen. — Sie läßt ſich Euch alle dringendſt empfehlen, und für das Portrait, das wir erhalten noch beſonders danken; ſie war außer ſich vor Freude, als ſie es empfing, und es paradirt ſeitdem in unſerem Salon, wo es jedem gezeigt wird, und oft bewundert wird. — Du biſt noch äußerlich und geiſtig ſo ſehr jung, und verheiratheſt ſchon eine Tochter, und wirſt alſo bald Großmutter werden! — Und die alte Gluck wird Urgroßmutter! — Hätte ich nur einen Augenblick mein armes Väterchen. Wie würde der ſich gefreut haben! Das iſt beſtändig mein Gedanke und das Glück macht mich traurig! — Ich laſſe mich der Braut ſehr ergebenſt empfehlen, ſowie auch dem Bräutigam. — Meinem Schwager danke ich herzlich, daß er mir gleich geſchrieben hat, und ich gratulire ihm mit großer Freude. — Könnte ich nur auf einige

Tage bei Euch ſein! — Welch ein Kummer! — Es iſt aber jetzt nicht möglich. — Die Hoffnung, daß Marie nach Paris kommen wird, entzückt mich bis in tiefſter Seele. Sie wird ſich überzeugen, daß ſie keinen gewöhnlichen Onkel hat, und daß ihre Tante hübſch und gut iſt. — Meine Mutter grüße ich, und ich umarme Euch beide; werde dieſer Tage an Mutter ſchreiben. Bin wie geſagt vom vielen Arbeiten ſehr angegriffen. Hab in dieſem Augenblick viel um die Ohren. Ich habe bis Ende Februar vollauf zu thun, die wichtigſten Geſchäfte, und leider iſt mein Kopf krank, und manchmal muß ich wider Willen feiern. —

Ich komme aber durch und dann will ich für mein Kopfübel etwas anhaltendes thun.

Dein getreuer Bruder

H. Heine.

H. Heine hatte ſeine Correſpondenz für die allgemeine Zeitung, in den vermiſchten Schriften, unter dem Titel „Lutetia" geſammelt, in Buchform erſcheinen laſſen. Ein Geſchichtsbuch der pariſer Tagesereigniſſe der Regierungszeit Louis Philipps, die Periode des Bürgerkönigsthums, wo Politik, Kunſt und Geſellſchaftsleben in pikanter, amüſanter Form geſchildert wurde. — Schon damals warnte Heine vor dem ſich kühn erhebenden Socialismus, welchem, wenn nicht eine durchgreifende Reform der beſtehenden Zuſtände erfolge, der Sieg der Zukunft gehöre. — **„Die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Todt. Das lernt ſich ſo leicht, und wird ſich auflöſen in eine Weltrevolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes."** —

1843 veröffentlichte H. Heine in Laubes Zeitung für die elegante Welt ein neues humoriſtiſches Epos, den „Sommernachtstraum", welches jedoch erſt ſpäter bei ſeinem Erſcheinen in Buchform, 1847, allgemeines Verſtändniß und Anerkennung beim Publikum fand. —

29.

Monsieur Mr. Henri Heine,
agent de change
à Hamburg.

Paris, den 11. Febr. 1843.

Theurer Oheim!

Dieſes ſind die erſten Zeilen, die ich ſeit drei Wochen ſchreibe. Mein Augenübel war nämlich mit der größten Stärke wieder eingetreten, und erſt heute fühle ich mich ein weniges erleichtert. Ich würde Ihnen, der Sie mehr als ich Gründe zur Betrübniß haben*), nicht von meinem eignen Leiden ſprechen, wenn ich nicht die Urſache angeben müßte, warum Sie erſt heute Brief von mir erhalten: die kummervolle Nachricht die Sie in Trauer verſetzt, iſt mir bereits vor 10 Tagen von meiner Mutter gemeldet worden, und ich kann Ihnen verſichern, ich habe unterdeſſen oft und nicht ohne Thränen, an Sie gedacht! Der Himmel erhalte Sie und tröſte Ihr liebes Herz. Meine Frau, die Ihnen die wehmüthigſte Theilnahme widmet, läßt ſich Ihnen empfehlen. —

Ich bitte Sie Tante Jetten zu verſichern, daß ich in der Ferne ihre Betrübniſſe mit empfunden. Grüßen Sie mir Emilie und Hermann, der immer ein braver Junge war. —

Ich kann Ihnen unmöglich ſagen, theurer Onkel, wie mir das Herz beklemmt iſt, daß ich, wenn ſo traurige Ereigniſſe eintreten, nicht mal nach Hamburg kommen kann! Aber ſeit ich verheirathet bin,

---

*) Condolenzſchreiben gelegentlich des Hinſcheidens ſeiner Tochter Mathilde im blühenden Alter von 17 Jahren. Das Original beſitzt Herr Dr. H. Oswalt in Frankfurt a. M., Enkel von Henry Heine.

bin ich nicht mehr ſo mobil wie früher: ich kann meine Frau nicht hier (in Paris) allein laſſen, und ſie mitnehmen iſt zu koſtſpielig und umſtändlich. Ich lebe hier übrigens ein ſehr beglücktes häusliches Leben, genieße der koſtbarſten Seelenruhe, und es fehlt mir nichts als Befreiung von meinem Augenübel, und der fatalen Kopfkrankheit, worin jenes Uebel eigentlich wurzelt. Dieſer Tage habe mir ein Haarſeil hinten im Halſe ſetzen laſſen, und hoffe dadurch Linderung. — Von Herzen wie geſagt, bin ich geſund, und ich eſſe ſoviel wie ſechs Franzoſen, ja beinah ſo viel als drei Hamburger. —

Und nun, leben Sie wohl, mein theurer Oheim, und erheiternde Stunden werden ſchon wiederkommen! Ich liebe Sie ſehr,

Ihr gehorſamer Neffe
H. Heine.

30.

Paris, 21. Februar 1843.

Liebe gute Mutter!

Meine Saumſeligkeit im Schreiben mußt Du entſchuldigen. Leider iſt mein Augenübel einige Zeit die Schuld geweſen, warum ich nicht ſchreibe. Erſt ſeit etwa 10 Tagen kann ich wieder ordentlich ſehen.

Dieſe temporäre Beläſtigung hatte mich diesmal ſehr beängſtigt, da ſie jetzt mit einer Erſchlaffung der Geſichtsmuskeln auf der rechten Seite des Geſichts, (von der Kopfſpitze bis zum Kinn) verbunden war. Aber mein Augenübel ſcheint doch nur ein vorübergehendes Uebel zu ſein, das noch oft zu gewiſſen Zeiten ſeine Aufwartung machen wird, und ebenſo regelmäßig verſchwinden wird, die übriggebliebene Geſichtsparaliſie, (die aber Gottlob nicht ſichtbar) wird ſchon etwas langſamer vertrieben werden können. Ich habe deswegen mir ein Haarſeil im Nacken ſetzen laſſen. Sonſt befinde ich mich vom Herzen geſund, ja geſünder als je. Mein Uebel ſtört mich ſehr im Betreff meiner Arbeiten, denn ich ſchone mich ganz außerordentlich. Ich habe eine gute Leibeskonſtituzion, und hoffe noch lange auf dieſer Welt mitzuſpringen. — Daß Du aber theure Mutter krank warſt, beunruhigt mich nicht ſelten, ſchreibe mir bald und viel. — Lottchen herzlich zu grüßen. — Ich denke an ſie ſehr oft. — Madame Holländer hat mir meine Nichte Marie ſehr gerühmt. Wie die Holländer immer jung bleibt, und trotz ihres zwanzigjährigen Aufenthalts in Hamburg nicht das mindeſte von ihrer franzöſiſchen Liebenswürdigkeit eingebüßt hat! Ich ſah ſie geſtern auf einem Balle bei ihrem Vater, dem alten Worms, wohin ich, nebenbei geſagt, nur meiner Frau wegen gegangen bin. Sie tanzt ſo gern, und verdient es, daß ich mich manchmal für ſie ſakrifizire. Sie hat mich auch in der letzten Zeit ſehr gut gepflegt und von dieſer Seite bin ich ſehr glücklich. —

Du fragſt mich über den Atta Troll, er mag von einem Emanzipazions-Juden ein bischen Färbung bekommen haben, doch hatte ich nur die Satyre, auf die menſchlichen Liberalismus-Ideen überhaupt im Sinne, unter uns geſagt. — Du ſiehſt ich ſtehe Dir Antwort. —

Und nun lebe wohl theure Mutter, und ſchreib mir viel und oft.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

31.

Paris, 22. März 1843.

Liebſte Mutter!

Wenn Du alle meine Worte auf die Goldwage legſt, kann ich Dir nicht mehr mit flüchtiger Unbefangenheit ſchreiben, wie ich zu thun pflege. Es müßte vielmehr für Dich eine Beruhigung ſein, daß ich Dir Alles gleich melde, ſogar eine gegenſtandsloſe Verſtimmung. —

Als ich Dir zuletzt ſchrieb, lagen in meinem

Hauſe 2 Leichen; 2 Nachbaren waren am Typhusfieber geſtorben, darunter ein junger 31jähriger Mann, der Frau und Kinder hülflos zurückläßt. — Meine Frau lag krank, und das Wetter war ſehr kalt. — Unter ſolchen Umſtänden ſchreibt man keine luſtigen Briefe. Heute iſt das Wetter wunderſchön, ſchon ſeit 8 Tagen haben wir hier wie Frühling, ich befinde mich dadurch ungemein aufgeheitert und wohl, auch kann ich wieder ſchreiben; auch meine Frau iſt hergeſtellt und zankt Gottlob wieder in voller Geſundheit. Ich hoffe nun, daß auch Du ganz auf den Strumpf. —

Leb wohl und grüße mir lieb Lottchen und die Kinder.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

32.

Paris, 8. April 1843.

Liebſte Schweſter!

Meine Mutter ſchrieb mir jüngſt, daß der 8. dieſes Monats der Heirathstag ſei, das iſt heute, und ich bin deßhalb in beſtändigen Gedanken bei Euch. Ich erwarte mit Ungeduld Nachricht von Dir, wie Alles hübſch abgegangen. Heute mußt Du viel um die Ohren haben; ſeit dem denkwürdigen

Zollenſpikertag*), haſt Du keinen ſo groſzen Tag gehabt. — Ich gratulire Dir und umarme Dich herzlich, auch dem jungen Paare bitte ich Dich meine tiefempfundenſte Theilnahme und Liebe zu verſichern. Deinem Mann die heiterſte Gratulazion und viele freundſchaftliche Grüße. Küß mir die Mutter, die alte Gluck und Deine Kücken. Meine Frau läßt Euch Allen das Liebſte und Freudigſte ſagen. Ich hoffe daß Ihr Euch wohl befindet. —

Uns geht es gut, nur daß mein armer Kopf ſich nicht beſſert. —

— — — — — — — — — — —

H. Heine.

33.

Paris, 23. Mai 1843.

Liebſte Mutter!

Dein Schreiben vom 9. Mai habe ich richtig erhalten, und Dein Wohlſein daraus erſehen. Dein Brief von vorig Jahr deſſelben Datums war minder erfreulich!

Ich kann den Brandſchrecken nimmermehr vergeſſen. Ich vergeſſe auch nicht wie groß meine liebe Schweſter ſich bei dieſer Gelegenheit zeigte! Welche Heldin! Wellington iſt ein Waſchlappen dagegen! —

---

*) Ort der Hochzeitsfeier in den Vierlanden bei Hamburg belegen.

Ich laſſe mein liebes Lottchen herzlich grüßen, und danke ihr für ihre jüngſte Mittheilungen über die Hochzeit meiner Nichte. — Meine Gratulation muß ſie zu derſelben Zeit empfangen haben. — Jetzt aber möchte ich wiſſen, wie es dem jungen Paare geht; mögen die Flitterwochen, mit der nachfolgenden Zeit, nie ſehr kontraſtiren! —

Bei mir hat ſich in der Ehe noch garnichts verändert; im Gegentheil, meine Frau wird mit jedem Jahr vernünftiger und traitabler und ich habe meine Heirath noch nicht bereut. Das iſt viel, in der jetzigen Zeit und in Paris, wo es ſchlechte Ehen wimmelt; die guten Ehen ſind ſo rar, daß man ſie in Spiritus ſetzen ſollte. —

Mein Kopfübel iſt noch immer daſſelbe. Was ich dieſen Sommer für Cur gebrauchen werde, weiß ich noch nicht, die Reiſekoſten ſind zu groß, da ich doch meine Frau mitnehmen müßte; kann ſie nicht allein in Paris laſſen. Werde überhaupt nicht reiſen. Vielleicht beziehe ich eine Wohnung in der Nähe von Paris, wo etwas Landluft, wenn es ſich billig einrichten läßt. —

Wie ſehr oft ich an Dich denke, davon haſt Du keinen Begriff. Schreib mir nur oft und viel wie Du Dich befindeſt wie es Dir geht. —

Sobald Du Brief von Max empfängſt, melde es mir. Ich möchte wiſſen ob er meinen Brief erhalten, den ich ihm jüngſt über Riga geſchickt, an einen Freund, der ihn nach Petersburg an ſeine Adreſſe, die ich nicht wußte, befördern ſollte. —

Und nun leb wohl, küß mir Lottchen und die lieben Kinder.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

34.

Paris, 18. Juni 1843.

Liebſte gute Mutter!

Dein liebes Schreiben v. 5. ds., nebſt den Einlagen habe ich richtig vorige Woche erhalten, und ich danke Dir für die innigen Beweiſe Deiner mütterlichen Liebe, die ſich hier, wie bei jeder Gelegenheit ausſpricht. — Da es ſo viele ſchlechte Menſchen giebt, da ich für das viele Gute, das ich thue, immer ſo ſehr undankbar behandelt werde, da überhaupt manche Verſtimmung auf mir laſtet: ſo iſt es gewiß ein großer Troſt für mich, eine ſo brave Mutter, wie Du biſt, zu beſitzen, und inſofern war mir Deine liebreiche Fürſorge ſchon jetzt vom größten Werthe. — Wem ich die Papiere aufzubewahren gebe, weiß ich noch nicht. Ich glaube das beſte iſt, ich bewahre ſie ſelbſt. Ich bin nämlich von Herzen geſund und wohl, und mein Kopfübel iſt von der Art, daß ich alt und grau dabei werden kann. Jedenfalls lebe ich ſo gemäßigt, daß mein Geſundheitszuſtand eher verbeſſert als verſchlimmert wird. — Sei deshalb ruhig — Ich hoffe daß auch Du liebe Mutter, Dich wohl befindeſt. Schreibe mir in dieſer Beziehung nur oft wie es Dir geht. Der Himmel erhalte uns alle! — Schreib mir wie es dort ausſieht. —

Da ich den Telegraphen*) nicht leſe, ſo vergiß nicht ihn für mich im Auge zu behalten. — Onkel hat mir nebſt einen freundlichen Brief ſein Portrait geſchickt**), welches außerordentlich ähnlich iſt. Auch Carl hat mir ſehr liebreich geſchrieben, ſo daß ich Gottlob mit der Familie jetzt im beſten Einvernehmen ſtehe. —

---

*) Der Telegraph, eine Zeitſchrift von Carl Gutzkow, ein Hauptgegner Heines.

**) Eine Lithographie Salomon Heines von Otto Spekter in Hamburg.

Salomon Heine, geb. 19. Oct. 1767, † 23. Decbr. 1844, verh. mit Betty, geb. Goldſchmidt, geb. 1777, † 1837, deren 6 Kinder und Schwiegerſöhne ſämmtlich verſtorben:

Friederike, verh. mit Moritz Oppenheimer,
Fanny, verh. mit Dr. med. Schröder,
Hermann, geb. 1804, ſtarb unvermählt 1830 in Rom,
Amalie, verh. mit John Friedländer,
Carl, geb. 1810, † 1865, verh. mit Cecilie Furtado in Paris,
Thereſe, † 1880 in Ottenſen, verh. mit Dr. Adolph Halle.

Ich glaube Max thut am beſten, daß er ſeine Briefe an mich durch Dich über Hamburg ſchickt, ich glaube direct iſt hierher von St. Petersburg nicht ſehr ſicher. —

Schreib mir wie es Lottchen und dem jungen Ehepaar geht. — Ich denke noch bis zum 4. des nächſten Monats in Paris zu bleiben, und alsdann auf 6 Wochen oder 2 Monat nach einem Meerplatze, vielleicht wieder nach Boulogne zu gehen. Die Stille, Seeluft und auch Bäder, werden mir dort heilſam ſein. — Mit meiner deutſchen Schriftſtellerei ſieht es wegen Cenſurnergelungen ſehr ſchlecht aus. — Wenn Du mir gleich ſchreibſt erhalte ich Deinen Brief noch hier in Paris. — Meine Frau küßt Dich.

Dein treuer Sohn
H. Heine.

35.

Trouville, 5. Auguſt 1843.

Liebſte gute Mutter!

Während 3 Wochen ſchleppte ich mich mit der Unſchlüſſigkeit herum wohin ich reiſen würde. Endlich reiſte ich hierher, wo ich ſeit 8 Tagen verweile, ebenfalls unſchlüſſig ob ich hier bleiben werde. Das iſt der Grund weßhalb ich Dir nicht früher ſchrieb. Jetzt aber wo ich entſchloſſen bin eine gute Weile hier auszuhalten, melde ich Dir mein Wohlſein, und bitte Dich mich ſo bald als möglich, auch von dem Deinigen zu unterrichten. — Meine Adreſſe iſt H. Heine à Trouville, Departement Calvados en France. — Schreibe mir nur bald wie es Euch allen geht. Ich und meine liebe Frau ſind wohl, und die Seebäder bekommen mir dieſes Jahr ſehr gut.

Beſtändig ſprechen wir von Dir und Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie eifrig meine Frau Dich zu ſehen wünſcht; denn ich erzähle ihr oft, wie viel Liebe Du mir immer erwieſen, und wie es wenig Mütter giebt gleich Dir. —

Meine Augen ſind leider ſehr ſchwach, wie immer des Sommers. — Lottchen und die Kücken zu küſſen. Leb wohl alte Gluck. —

Dein Dich innigſt liebender Sohn
H. Heine.

Ich bitte Dich frankire nicht Deine Briefe.

36.

Paris, den 18. Sept. 1843.

Liebe gute liebe Mutter!

Deinen Brief v. 18. Aug., den Du nach Trouville adreſſirt, hat man mir richtig nachgeſchickt, und ſeitdem erhielt ich auch Deinen Brief v. 2. Sept. — Aus letzterem erſehe ich mit tiefem Kummer, daß es mit Onkel Heines Geſundheit nicht gut ausſieht: ich bitte Dich mir nur immer recht beſtimmt und ausführlich zu ſchreiben wie es ihm geht. Ich bin in dieſer Beziehung wo nicht ganz ruhig, doch von dem feſten Glauben, daß die Geſundheit dieſes theuren Mannes einen eiſernen Fonds hat, der zwar durch Erſchütterung allmälig aufgerieben werden kann, aber zu unſerer aller Freude noch lange Zeit dauern wird. Außer Tiſchexceſſe hat Onkel nie etwas gegen ſeine Geſundheit verbrochen, und die eigentlichen Lebenskräfte ſind nur durch Kummer manchmal angegriffen worden. Gott erhalte ihn! —

Und Du alte ſüße Katze, wie geht es Dir? Wenn Du ſtirbſt ehe ich Dich wiederſehe, ſchieße ich mich todt. Merke Dir das für den Fall, daß Dir Anwandlungen kämen, Deine Dammthorwohnung gegen ein ſchlechteres Logis zu vertauſchen! Merk Dir das, und Du wirſt keine ſolche Thorheit begehen. —

Ich habe geſtern einen Freund von Max hier geſprochen, den Gretſch aus Petersburg, der auch Dich kennt und mit ſo großer Vorliebe und Verehrung von Dir ſprach, daß ich den ganzen Tag ſehr melancholiſch, mit einem weichgekochten Herzen herumging. —

Wäre es mir möglich, (aber es iſt mir in dieſem Augenblick faſt nicht möglich), würde ich Dich doch noch dieſes Jahr beſuchen; nächſtes Jahr geſchieht es aber in jedem Falle. — Grüße mir Lottchen und die Kinder. —

Wie ich höre ſoll X.*) in Paris ſein. Welches Glück für Paris, eine Entſchädigung dafür daß die Königin von England nicht hierher gekommen! —

Leb wohl, überhaupt bleib am Leben ſo lang als möglich, und merk Dir was ich geſagt habe.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

37.

Paris, 21. Sept. 1843.

Liebſte Schweſter!

Dieſe Zeilen erhälſt Du durch Mlle A. de C. eine junge Perſon, die ebenſo ausgezeichnet von Charakter, wie ſchwarz von Haut iſt. Sie iſt von afrikaniſcher Race, wird aber ſeit ihrer zarteſten Kindheit in Paris erzogen, und zwar in derſelben Penſion, wo auch meine Frau mehrere Jahre zubrachte. Sie iſt die intimſte Freundin derſelben, und Du kannſt daraus ſchließen, daß ich ſie ganz genau kenne, und ſie Dir mit eben ſo gutem Gewiſſen, wie herzlichſter Wärme empfehlen kann. Ihr Vater iſt ein reicher Kaufmann aus St. Thomas, der kürzlich eine Hamburgerin geheirathet hat, ſich jetzt in Hamburg befindet, und um delikate Dinge mit ihm zu verhandeln, reiſt Mlle de C. — nach Hamburg in Geſellſchaft ihres Bruders, eines ebenſo ſchwarzen, wie guten jungen Menſchen. —

---

*) Ein öfterer Tiſchgaſt ſeines Onkels Salomon, deſſen Größenwahn Heines Spott oftmals erregte.

Nimm ſie gut auf, aus Liebe zu uns; Deine Schwägerin bittet Dich ebenfalls darum. Wo Du ihnen durch guten Rath und Vermittlung nützen kannſt, wirſt Du es gewiß thun. Es handelt ſich darum auf ihren Vater zu influenziren, ſie wird es Dir ſogleich nicht geſtehn wollen, denn ſie iſt von außerordentlich hochmüthigem Charakter, aber der junge Mann wird Dich ſchon von ihren Verhältniſſen unterrichten. — Ich habe ſie auch an Cecilie Heine empfohlen. —

Ich erhalte keinen Brief von Euch, und wir leben deßhalb in der äußerſten Angſt. — Grüße mir Deinen Mann, und küſſe die Kinder.

Ich umarme Dich herzlich

Dein getreuer Bruder
H. Heine.

Du biſt ſo klug und haſt ein ſo gutes Herz, daß ich nicht zweifle, Du wirſt unſerer Freundin von erfreulichſtem Nutzen ſein.

38.

Paris, 18. Oct. 1843.

Liebe gute theure Mutter!

Deinen letzten Brief habe ich richtig erhalten, und Deine Idee dem Max aufs Frühjahr ein Rendezvous in Hamburg zu geben, hat den Wunſch Dich einmal wieder zu ſehen, ſehr heftig in mir rege gemacht. Ich will Dich aber noch früher ſehen als im Frühjahr, noch in dieſem Jahr, und ehe Du Dich deſſen verſiehſt, eines frühen Morgens ſtehe ich in Lebensgröße vor Dir. — Das iſt aber ein großes Geheimniß, und Du darfſt keiner Seele ein Wort davon ſagen; denn ich reiſe nicht zu Waſſer, ſondern gradeswegs durch Deutſchland, und da ich auch hier Niemandem davon ſpreche, und auch ſchnell reiſen werde, iſt von der Regirung nichts zu fürchten. — Aber wie geſagt keiner Seele ein Wort davon; Onkel Heine werde ich es ſchreiben, aber nur einen Tag vor meiner Abreiſe, nicht früher, aus wichtigen Gründen. — Kann Lottchen ſchweigen, ſo kannſt Du es ihr ſagen. Meine Frau laſſe ich hier in Paris, in der Penſion wo ſie früher war. Da ich nicht weiß, wann ich reiſe, ſo ſchreib mir nicht mehr hierher. —

Künftige Woche mehr von

Deinem getreuen Sohn
H. Heine.

39.

Paris, 21. Octbr. 1843.

Liebe gute Mutter!

Ich hoffe Dich in gutem Wohlſein anzutreffen, und will Dir heute wenig ſchreiben, da ich Dich ja doch in 10 bis 14 Tagen ſehe, und Dir mündlich alles mögliche Liebe und Gute ſagen kann. Ich bin im Begriff von hier abzureiſen, vorerſt nach Brüſſel, von da gehe ich wahrſcheinlich nach Amſterdam und von dort über Bremen nach Hamburg, wo ich bei Dir der beſten Aufnahme mit Sicherheit entgegen ſehe. Ich habe mich zu dieſer Reiſe ſchnell entſchloſſen, ſolche Dinge muß man nicht lange aufſchieben. Das iſt eben ſo ſchmerzlich wie unklug! —

Und ſo ſehe ich Dich bald wieder theure Mutter. Erſchrick nicht über mein verändertes Ausſehn! — Von Unterwegs werde ich Dir noch ſchreiben.

Küß mir Lottchen und die Kinder, — werde Euch alle bald mündlich küſſen. —

H. Heine.

40.

Bremen, 28. Oct. 1843.

Liebe gute Mutter!

Du ſiehſt meine Reiſe iſt faſt vollendet, ich bin vor einer Stunde geſund und wohl, aber ſehr ermüdet von vielen Nachtreiſen hier angekommen.

Wie ich nach Hamburg weiter reiſen will, weiß ich noch nicht, da ich keine Nacht mehr durchfahren will, und der Poſtwagen nur dieſen Abend abgeht. Ich komme alſo vielleicht erſt übermorgenfrüh zu Dir, oder wo möglich morgen Abend ſehr ſpät. —

Küß mir Lottchen und die Kinder, die ich übermorgen ſelbſt küſſen werde.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

Bei ſeinen Reiſen durch Deutſchland mußte Heine die größte Vorſicht beobachten, da das Betreten der preußiſchen Staaten dem Dichter verboten, und an den Grenzorten harrten ſeiner die gemeſſenſten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden.

Nach 12jähriger Abweſenheit trieb Heine die Sehnſucht, ſein Vaterland wieder zu ſehen und Mutter und Schweſter umarmen zu können, nach Hamburg. Seinen 6wöchentlichen Aufenthalt verbrachte er faſt ausſchließlich im engſten Familienkreis ſeiner Lieben, und war kaum zugänglich für die größere Zahl ſeiner dortigen Bekannten. Außerdem benutzte er ſeine Anweſenheit, um mit ſeinem Verleger Julius Campe einen Contract über die Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke abzuſchließen;

und bedang ſich eine jährlich ſteigernde Rente bis 1800 Mark Banco (ca. 3400 Frs.), welche nach ſeinem Tode auf ſeine Frau lebenslänglich übergehen ſolle. — Die Sorge für Mathildens Zukunft veranlaßte ihn, mit einer gewiſſen Ueberſtürzung den Verkauf abzuſchließen, und bereute er es ſpäter oftmals, ſeinem Verleger gegenüber zu gefügig geweſen zu ſein. —

Im December trat Heine die Heimreiſe an, und verſprach im nächſten Jahre mit Mathilden, von der er nicht genug lobenswerthes erzählen konnte, ſeinen Beſuch auf längere Zeit wiederholen zu wollen. —

Wegen des eingetretenen Froſtes mußte er die Reiſe zu Lande wagen, und es iſt rührend, wie Heine ſeiner Mutter, welche darüber in großer Angſt ſchwebte, bei jedem Aufenthalt Nachricht zukommen ließ. —

41.

Hanover, d. 9. Decbr. 1843.

Liebſte gute Mutter!

Ich bin geſtern Morgen geſund und wohl hier angekommen. Einige Tage bleibe ich hier, Geſchäfte wegen; zu befürchten habe ich gar nichts. Das

Wetter iſt wunderſchön, und eben dieſer Umſtand verleitet mich, vielleicht noch ganz beſonders hier die paar Tage zuzubringen. Ich bin glücklich und heiter geſtimmt, und hoffe daß Du nicht zu betrübt jetzt biſt. —

Küß und grüß mir Lottchen und ſeine Kinder. In etwa 10 Tagen bin ich in Paris und ſchreibe Dir gleich.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

42.

Cöln, d. 14. Decb. 1843.

Liebe gute Mutter!

Ich bin wie Du ſiehſt nicht ſo lange in Hanover geblieben, als ich beabſichtigte. Jetzt bin ich in Cöln wo ich einen Tag verweile; übermorgen gehe ich per Eiſenbahn nach Bruxelles, eine bequeme Eintagsfahrt, und von da iſt es ein Katzenſprung nach Paris. Die Reiſe iſt alſo ſo gut wie abgemacht, und Du kannſt jetzt ruhig ſchlafen. Ich bin von der nächtlichen Fahrt ſehr ermüdet in dieſem Augenblick, ſonſt aber heiter und ganz geſund. Das Wetter war wunderſchön, und ich war in dieſer Beziehung vom Himmel überaus begünſtigt. —

Und nun lebe wohl, ich ſchreibe Dir erſt in 8 Tagen. Grüß mir Lottchen und küß die Kinder. Meinen Schwager und Neffen ebenfalls herzliche Grüße. — Müde und eilig.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

43.

Bruxelles, d. 18. Decb. 1843.

Liebſte Mutter!

Soeben bin ich hier geſund und wohl angekommen. Morgen in der Frühe reiſe ich nach Paris, wo ich übermorgenfrüh eintreffe; ich bin alſo gleichſam ſchon zu Hauſe, und dieſer Brief mag Dir ſchon jetzt als Ankunftsanzeige dienen. — Sei alſo ruhig und laß mich zufrieden. Werde Dir erſt in 6 oder 8 Tagen wieder ſchreiben können, denn ſowie ich in Paris ankomme, bin ich gleich mit einem ſolchen Wulſt von Geſchäften überſchüttet, daß ich nicht ſobald zum ſchreiben kommen dürfte. Ich habe bisher wunderſchönes Wetter gehabt. — Grüße mir Lottchen meine liebe Schweſter und ſeine Kinder, alle meine Gedanken auf der Reiſe wanderten von Euch zu meiner Frau, und von meiner Frau wieder zu Euch. — Daß ich Euch nur

Alle geſund und glücklich künftiges Jahr wiederfinde! Das iſt meine einzige Sorge. —

Meine Feder ſchreibt nicht, aber ich bin wie immer

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

44.

Paris, 23. Janr. 1844.

Liebe gute Schweſter!

Die Mutter hat mir die glückliche Entbindung Deiner Tochter angezeigt, vor etwa 14 Tagen, aber ſeitdem bin ich ohne Nachrichten über ihr Befinden, was die Hauptſache iſt, und muß Euch deßhalb der Nachläſſigkeit anklagen. Ich hoffe daß Marie ſich wohlbefindet, und ich auch noch dieſer Tage darüber beruhigende Nachrichten von Euch empfange. — Ich und meine Frau wir befinden uns ziemlich wohl, und ſprechen beſtändig von Dir; ich kann ihr nicht genug erzählen, was Du für eine Pracht von Schweſter biſt, und die Liebe womit ich von Dir ſpreche, macht ſie faſt eiferſüchtig. Wir leben ſtill und eingezogen.

— — — — — — — — — — —

Meine Projekte für dieſen Sommer, ſind noch immer dieſelben, und ich werde Dir ſeiner Zeit ausführlich darüber ſchreiben. —

Schreib mir nur viel und umſtändlich, damit ich das dortige lokale immer genau beurtheilen kann. Beſonders über die Geſundheitszuſtände von Onkel gieb mir beſtimmte Nachricht jedesmal. Ich hoffe daß Du Dich wohl befindeſt, und daß Du nicht zu viel ausſtehſt. — Mutter klagt etwas über ihr Befinden, ich hoffe es iſt nichts.

Trotz meiner zunehmenden Geſichtslähmung arbeite ich viel. Vielleicht aber muß ich eines Tages die Feder zum Teufel werfen, und mich zum Garnichtsthun verdammt ſehn! —

Meine Frau führt ſich ziemlich gut auf, zankt nicht zu oft, bleibt aber immer eine Verbringerin. Mit Noth und Mühe komme ich aus, doch ich komme aus, und die Sorgen vergehn. — Könnte ich Dich ſüßer Engel nur manchmal ſehen, Dich anſehn ohne zu ſprechen! —

Lebe wohl und grüße mir die Sippſchaft; Deinen Haushahn und die Putchen.

Dein weitläuftiger Bruder

H. Heine.

45.

Paris, d. 20. Febr. 1844.

Liebſte Mutter!

In dem Briefe den ich an Lottchen geſchrieben ſtand nichts, und ich weiß nicht warum Lottchen ihn Dir nicht ſehen laſſen wollte. — Ich kann Dir heut und vielleicht auch in den erſten 4 Wochen nicht viel ſchreiben, denn mein Augenübel iſt wiedergekommen, und ich muß meine Augen unterdeſſen ſehr ſchonen. Der Arzt ſagt mir daß ich diesmal länger als ſonſt warten muß, bis der Acces über iſt, und ich die Augen wieder wie ſonſt gebrauchen kann.

Ich grüße Lottchen und die Kinder. — Schreibe bald Deinem

getreuen Sohn
H. Heine.

46.

Paris, d. 4. März 1844.

Liebe gute Mutter!

Du mußt mir immer aufs Wort glauben, denn ich ſage Dir immer Alles. Deinen Brief erhielt ich ſo eben, und erſehe daraus, daß Du Dir unnöthige Gedanken und Sorgen machſt. Meine Augen oder vielmehr das Auge woran ich litt, iſt wieder geheilt, aber ich muß mich ſehr ſchonen, und daher ſchreibe ich an Niemand, leſe garnichts und pflege mich. Ich hoffe in einigen Tagen bin ich wieder ganz auf den Strumpf. — Ich ſehne mich danach Euch alle wiederzuſehen. Dieſes ſoll dieſen Sommer in jedem Fall geſchehen. Und müßte ich auch nur wieder auf kurze Zeit nach Hamburg hingehen, und wieder meine Frau hierlaſſen.

— — — — — — — — — — —

H. Heine.

47.

Paris, 11. Juli 1844.

Liebe gute Schweſter!

Geſtern habe ich der lieben Mutter geſchrieben, und ihr gemeldet, daß ich die Reiſe nach Hamburg per Land und zwar über Antwerpen machen werde. Jetzt alſo wird ſie nicht mehr bei jedem Windzug zittern. —

Dir aber liebes Lottchen ſage ich heute die Wahrheit, nämlich, daß ich nächſte Woche d. 20. Juli mit dem Dampfſchiff von Havre nach Hamburg abfahre, alſo den 22. oder 23. bei Euch anlange. Die Mutter braucht nichts zu wiſſen, bis ich geſund und wohl mit meiner Ehehälfte angelangt bin. —

Es iſt die ſchönſte Zeit zum Seereiſen, und außer der Seekrankheit, iſt auch nicht das geringſte zu beſorgen. — Jetzt aber liebes Lottchen, kommt die Frage des Logirens, und über dieſe, will ich Dir heute auf Beſtimmteſte ſagen, was zu thun iſt.

Ich bin dieſes Jahr gar nicht in's Bad gereiſt, und meine Nerven ſind ſo gereizt, daß ich gewiß krank werde, wenn ich nicht noch einige Zeit auf dem Lande friſche Luft, oder am Meere Seeluft einathme, und zwar in der größten Seelenruhe. Könnteſt Du alſo liebes Lottchen, vor dem Dammthor noch eine Landwohnung für mich finden, wo ich den Aug. Sept. und Oct. zubringen könnte, ſo wäre mir das ſehr recht. Iſt es aber nicht möglich, ſo bleibe ich zuerſt nur einige Tage in Hamburg, und reiſe gleich mit meiner Frau nach Helgoland, um dort einige Wochen in der Seeluft zu athmen, und wenn ſie mir nicht ſchlecht bekommen, auch Bäder zu nehmen. — Ich habe es ſo nöthig. —

Sobald ich in Hamburg angekommen, ſteige ich wieder ab bei Hillert, obgleich ich vorausſehe, daß ſeine neugebaute Stadt London gewiß für mich, der ich ein Greul gegen alles friſche Bauwerk habe, nicht zuträglich ſein wird. Aber ich bleibe ja doch nur wenige Tage dort und gehe dann aufs Land, wenn ich eine Landwohnung habe, oder nach Helgoland, wenn ich keine habe. Gehe ich nach Helgoland, ſo ſuchſt Du mir unterdeſſen eine Wohnung in der Stadt, in Deiner Gegend, die ich bei meiner Rückkehr gleich beziehen kann. — Im Fall es Dich gar nicht genirt (aber nur in dieſem Fall) wär es mir angenehm, wenn Du die paar Tage, die ich bei Hillert zubringe, meine Frau beherbergen könnteſt, nicht weil ich Geld ſparen will, ſondern weil es mir anſtändiger dünkt, daß meine Frau nicht im Wirthshaus abgeſtiegen. Jedenfalls werde ich Dir darüber nochmals ſchreiben. —

Wie wär es, wenn Du Dir ein Plaiſirchen machteſt und uns nach Helgoland begleiteſt? — Das wäre mir noch am angenehmſten. Kannſt Du das möglich machen? Jedenfalls wäre es Dir ſehr zuträglich. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Da ich nur bis Mitte, ſpäteſtens Ende November dort bleibe, ſo werde ich nichts von Haushalt mitbringen, und ich muß daher die Wohnung auf dem Lande oder ſpäter die Stadtwohnung ganz möblirt, und allen nöthigen Geräthen miethen. Doch brauchte die Einrichtung nicht complet zu ſein, da es mir ganz gleichgültig iſt, allerlei Sachen und Geräth dort anzuſchaffen, die ich doch immer ſpäter dort gebrauchen, oder vielleicht gar mitnehmen kann. — Ich habe nöthig: 2 Schlafzimmer, jedes mit einem Bett, dann 1 Wohnzimmer, 1 Arbeitszimmer und ein Stübchen für eine Magd. —

— — — — — — — — — —

H. Heine.

48.

Paris, 13. Juli 1844.

Mein liebes Lottchen!

Ich bin bis am Hals mit Reiſevorbereitungen beſchäftigt, gehe dieſe Tage, wie ich Dir geſchrieben von hier ab, und nächſten Sonnabend frühe, bin ich mit meiner Frau auf dem Hamburger Dampfſchiff in Havre. In Bezug auf meinen Brief, den ich Dir vorgeſtern ſchrieb, bemerke ich Dir nachträglich, daß ich, nach reiflicher Ueberlegung mit meinem Arzt, auf jedem Falle nach Helgoland in's Seebad gehe, und alſo vor der Hand nur einige Tage in Hamburg zubringe. Ich ſehe daher, daß ich nur in Hamburg, wenn ich von Helgoland dorthin zurückkehre, eine Wohnung nöthig habe, und Du haſt alſo nur für eine ſolche, nicht für eine Landwohnung Dich zu bemühen. Jedenfalls auch in Betreff dieſer Stadtwohnung darfſt Du nicht miethen, ehe ich ſie geſehen, ich bin ja doch bald dort Am liebſten wäre mir die Eſplanade, doch auch Deine Theaterſtraße, etwas nahe beim Junfernſtieg, würde mir genügen. Der neue Junfernſtieg wäre mir eben ſo lieb. —

Der Mutter werde ich vielleicht nochmals vor meiner Abreiſe ſchreiben, aber nicht ihr ſagen daß ich zu Waſſer reiſe; ich will ihr nur ſagen, daß ſie mich zwiſchen dem 23. und 25. erwarten ſolle, damit ſie ſich nicht erſchreckt. —

Meine Frau und ich ſind ſchon im Gedanken in Hamburg, und wir ſprechen beſtändig von Euch. — Wie freue ich mich darauf Dich und die Kinder wiederzuſehen.

Das Wetter iſt hübſch freundlich und kühl; ich reiſe in der ſchönſten Jahrzeit. Ich bitte Dich mach es möglich, daß Du und Marie mit uns nach Helgoland gehen könnt. — Die Koſten ſind ſehr gering, und die Luft iſt ſo köſtlich und heilſam. —

Heute reiſt Furtado von hier nach Hamburg, um dort Cäcilie*) abzuholen, und mit ihr nach der Schweiz ins Bad Leuk zu reiſen. —

---

*) Cäcilie, geb. Furtado, Gemahlin von Carl Heine, in Paris domicilirend, bekannt wegen ihres Reichthums und vieler wohlthätigen Stiftungen in Frankreich. — Ihr Gatte, Carl Heine, geboren den 20. Januar 1810, ſtarb den 4. Juli 1865 in Bagnères de Luchon, bei einem Spazierritt vom Schlag gerührt, und ward in Paris begraben. Die

Grüße mir Deinen Mann und küſſe mir die Kinder auf Abſchlag. —

Wie freue ich mich Dich und meine alte Mutter wieder zu ſehn. —

Dein Bruder
H. Heine.

An einem herrlichen ſonnigen Nachmittag, traf das Havre-Dampfboot etwas verſpätet im hieſigen Hafen ein, und wir harrten alle ſchon lange an der Schiffsbrücke in erwartungsvoller Aufregung, Heines Frau, Mathilde, perſönlich kennen zu lernen. — Endlich näherte ſich das Schiff, und mein Onkel, welcher etwas ſtärker geworden, und dem äußerlich nichts krankhaftes anzuſehen war, ſtieg, eine ſtaatliche Dame in einfachem grauen Reiſecoſtüm am Arme, an's Ufer. Mathilde war wirklich eine ſehr ſchöne Frau von hoher Statur, etwas üppigen Formen, ein ovales liebliches Geſicht, umrahmt von kaſtanienbraunem Haar, volle rothe Lippen, ſchöne weiße Zähne zeigend, und große ausdrucksvolle Augen, welche in Erregung feurig blitzten. —

Ehe blieb kinderlos und adoptirten ſie ein kleines Mädchen. Dieſe Adoptivtochter war mit dem General Ney, Fürſt von Elchingen verheirathet, und frühzeitig verwittwet, vermählte ſie ſich in zweiter Ehe mit dem Herzog v. Rivoli.

Bald ſollten wir dieſe ſchönen Augen blitzen ſehen, als nach freudiger Begrüßung mein Vater ſie zum Wagen führte, und ihr einen Kaſten beim Einſteigen reichte, den er mit ſchmerzhafter Bewegung fallen ließ, da er ſich heftig im Finger gebiſſen fühlte. — Ein gellender Schrei entfuhr Mathilden, denn in dem Kaſten ſteckte Cocotte der Papagei, ihr Liebling, den ſie von Paris mitgebracht hatte. — „Mein Gott! welche Unvorſichtigkeit, nachdem der arme Cocotte erſt ſo ſeekrank geweſen, ihn ſo zu erſchrecken!“ — ſprach ſie im erregten Tone. —

Doch glücklicherweiſe hatte Cocotte keinen Schaden erlitten, und freudig lächelnd glätteten ſich die Züge der ſchönen Frau. — „Mein Onkel näherte ſich laut lachend, und ſagte: „Lieber Schwager, bald hätten Sie Mathildens Gunſt für ewig verloren, ich ſchrieb doch, daß ich mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Papagei kommen würde, und Sie ignoriren letztern gänzlich, bis er ſich Ihnen beißend ſelber vorſtellt.“ — Cocotte war ein unbändig bosartiges Thier, das, wenn es übler Laune war, wild zu ſchnattern und zu ſchreien begann, was dem armen Dichter bei ſeinen öfteren Kopfſchmerzen höchſt läſtig fiel. — Eines Tags ſtürzte Mathilde in die Stube, als Cocotte einen Krampfanfall hatte; „Henri“, ſchluchzte ſie, „Cocotte ſtirbt!“ und Heine erwiederte auf deutſch, Mathilden unverſtändlich, „Gott ſei gedankt“, aber das Dankgebet kam zu früh, denn der Vogel erholte ſich wieder. —

Während der erſten Tage ihres Aufenthalts wohnte Heine mit ſeiner Frau in unſerem Hauſe in der großen Theaterſtraße, und bezog in der nächſten Woche ein elegantes Logis in einer erſten Etage der Esplanade. — Die Mahlzeiten wurden größtentheils bei uns eingenommen, und Mathilde, welcher das Hamburger Eſſen vortrefflich mundete, fühlte ſich bald recht munter und heimiſch; umſomehr da wir alle franzöſiſch ſprachen, und ihre ſcherzhaften Einfälle Anklang fanden. —

Die erſte Viſite, welche Heine mit ſeiner Frau machte, war bei ſeinem Onkel Salomon, dem Mathilde gut gefiel, da Heine, mit großem Geſchick den Dolmetſcher machend, den Umſtand, daß ſie kein Deutſch verſtand, zu umgehen wußte. — Der Alte war nämlich ein guter wohlthätiger Herr, aber ein arger Haustyrann und konnte es nicht leiden, daß man ſich in ſeiner Gegenwart in einer fremden Sprache unterhielt, da er nur deutſch verſtand. — Und über ſein Deutſch ſagte Heine ſehr bezeichnend: Bei den officiellen Diners ſtand an einer Seite des Tiſches ein Diener für den Dativ, und am andern Ende ein Diener für den Accuſativ. — Einer ſeiner

Schwiegerſöhne, welcher früher in England etablirt, dort ſchlechte Geſchäfte gemacht, und gerne jede Gelegenheit benutzte, um Engliſch zu ſprechen, führte eines Tages während der Tafel mit der ihm gegenüberſitzenden Gemahlin des engliſchen Conſuls, einer Deutſchen, eine laute engliſche Converſation. Der Alte, welcher die Dame zu Tiſche geführt, hörte eine Zeit lang ruhig zu, endlich runzelte er ſeine Stirne, und die Converſation unterbrechend ſagte er: „Nicht wahr, mein Schwiegerſohn ſpricht gut Engliſch, aber ich habe dafür büßen müſſen; denn die Erlernung dieſer Sprache koſtet mich $^1/_2$ Million Mark.“

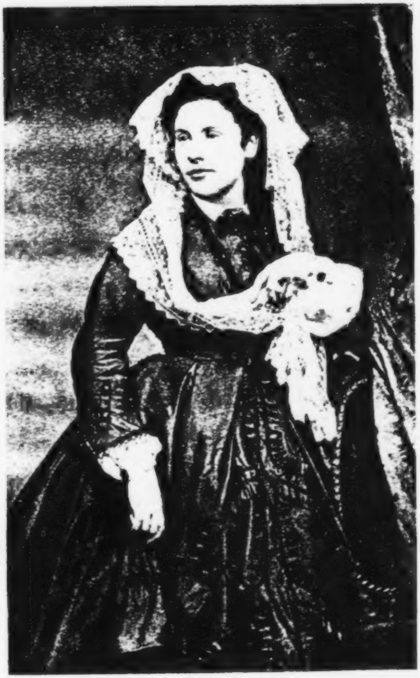
Salomon Heine bewohnte im Sommer eine herrliche Villa in Ottenſen, deren blumenreicher Garten terraſſenförmig bis zum Strande der Elbe reichte, und am Mittwoch und Sonntag fanden dort die Familiendiners ſtatt. — Am nächſten Sonntag holte die elegante Equipage des Onkels den Dichter und ſeine Frau, um auf dem Landſitze zu ſpeiſen, und Heine folgte nur ungerne der erhaltenen Einladung, da er wußte, daß Mathilde, ſein munteres Naturkind, nur wenig zu den Plutokraten der dort verſammelten Familie paßte. —

Das Verbot des Alten kennend, ſich bei Tiſche in keiner fremden Sprache zu unterhalten, wurden nur einige franzöſiſche Worte verſtohlen geflüſtert, und die arme Mathilde mußte ſich 2 Stunden ſtumm verhalten und ſich furchtbar langweilen. — Beim Deſſert paſſirte noch der unglückliche Zufall, daß der Alte eine Weintraube, welche in ſeinem Treibhaus gezogen, von ſeltner Größe mit faſt pflaumengroßen Beeren, zur allgemeinen Bewunderung als Schauſtück herumreichen ließ. — Als der Teller bei Mathilde angelangte, nahm ſie die Traube, da ſie nicht anders glaubte als daß dieſelbe für ſie beſtimmt, und ließ ſie ſich gut ſchmecken. — Nach einiger Zeit fragte der Alte erregt, wo die Traube geblieben, und als man ſagte was geſchehen, erwiederte Heine raſch gefaßt: „Lieber Onkel, Ihre Traube war ein Wunder, aber noch ein zweites Wunder hat ſich ereignet, ſie iſt verſchwunden, ein Engel hat ſie geholt." — Der Alte lachte, und die Traube war vergeſſen; denn er liebte es, wenn ſein Neffe derartige Impromptus machte. Ein andermal ſagte Heine von einem Wechſelmakler, welcher zuweilen Tiſchgaſt bei ſeinem Onkel war, der in ſeinen Jugendjahren eine Univerſität beſucht hatte, ziemlich bornirt war und viel auf gutes Eſſen hielt: „Schade, daß ſeine Gelehrſamkeit nur bis zum Halſe gekommen iſt!" —

Mathilde war froh, als ſie wieder zu Hauſe angelangt, und erklärte ihrem Gatten, die langweilige, ſteife Geſellſchaft des Onkels nicht wieder beſuchen zu wollen. — Heine kannte ſein Trotzköpfchen und war in großer Verlegenheit, da ihm an der Gunſt ſeines Onkels viel gelegen war, und erwiederte: dagegen gebe es nur ein Mittel, wieder ohne ihn nach Paris zurück zu kehren. — Da Mathilde auf ihrem Entſchluß beſtand, war ihr Gatte genöthigt, unter dem Vorwand, daß ihre Mutter erkrankt ſei, ſie nach ihrer früheren Penſion bei Mad. Darte nach Paris zu ſchicken; und nach 14tägigem Aufenthalt nahm Mathilde, in Thränen gebadet, von uns Abſchied. —

Heine blieb in Hamburg und vollendete ſein Buch „Deutſchland ein Wintermärchen", ein humoriſtes Epos, worin ſeine vorjährigen Reiſeeindrücke geſchildert wurden, welches mit den „neuen Gedichten" im September noch während ſeines hieſigen Aufenthalts erſchien. Die ſcharfe ſatyriſche Geiſelung der damaligen unerträglichen Zuſtände ſeines Vaterlandes erregte bei Manchen Aerger und Verſtimmung, jedoch bei der Mehrzahl hohe Bewunderung ſeines geiſtreichen, unverwüſtlichen Humors. In Preußen war der Verkauf des Buches ſofort ſtrenge verboten, eine unverhoffte Reklame, die den geheimen Abſatz fabelhaft ſteigerte.

Seinem Onkel Salomon bereitete das Wintermärchen ein ſolches Vergnügen, daß er ſeinem Neffen ein namhaftes Geldgeſchenk machte und ihm verſprach,



Mathilde Heine.

daß die jährliche Rente, welche er bezog, auch nach ſeinem Ableben auf ſeine Frau übergehen ſollte. —

Heine nahm ſeine Mahlzeiten gewöhnlich im Hauſe meiner Eltern ein, und blieb dort oft die Abende im fröhlichen Geplauder bei einer Taſſe Thee. Meine Schweſter Anna*), ſein Liebling, bereitete denſelben und hatte vorzugsweiſe viel von ſeinen Pikanterien zu erdulden.

Faſt jedesmal neckte er: „Iſt das auch eine Taſſe Thee, als wenn Du ſie für Dich ſelber beſtimmt hätteſt, oder iſt es Camillenthee?“ — Dieſer ſich wiederholenden Neckerei müde, reichte ſie dem Onkel eines Tages eine Taſſe wirklichen Camillenthee, welche er ſchaudernd vom Munde ſetzte, ausrufend: „Ver! das Backfiſchchen hat ſich gerächt!“

Heines Lieblingsaufenthalt war der Pavillon am Alſterbaſſin, wo er faſt täglich verkehrte und mit ſeinen Freunden Dr. Wille, Julius Campe, Dr. Fuchs, Michelis, Dr. Carl Toepfer, Profeſſor Zimmermann und dem Maler Kizero plaudernd verweilte. —

Manchmal war es mir vergönnt, ihn begleiten zu dürfen, und dann ſaß er entweder wortkarg, träumeriſch in die ſich kräuſelnden Wellen der Alſter blickend, mit den Augen einen vorüberziehenden Schwan verfolgend, oder geſprächig mir vortreffliche

---

*) Frau Anna Italiener, geb. Embden in London.

Anweiſungen gebend, welche Bücher ich für meine Lektüre wählen ſollte. Er warnte mich vor zu vielem Zeitungsleſen, da weniger davon im Gedächtniß bliebe, als ſelbſt von einem nur mittelmäßigen Buche. Für Jean Paul habe er eine hohe Werthſchätzung, und müſſe ich ſeine Werke langſam und aufmerkſam leſen, was für mein ganzes Leben Früchte tragen würde. Auch könne er mir nicht genug empfehlen, in Ermangelung des ſo wenig vertretenen komiſchen deutſchen Romans mich mit Charles Dickens Werken vertraut zu machen. —

Das ſchöne Zuſammenſein nahm für uns alle ein zu frühes Ende, denn Heines franzöſiſcher Verleger verlangte dringend ſeine Anweſenheit in Paris, und nach zärtlichem Abſchied kehrte er Anfangs October mit dem Dampfſchiff über Amſterdam nach Paris zurück. —

49.

Amſterdam, 11. Octbr. 1844.

Liebſte Mutter!

Amſterdam wo wir dieſen Morgen ankommen ſollten, ſind wir erſt dieſen Nachmittag um 7 Uhr angekommen. — Ich habe jedoch eine ſehr glückliche Reiſe gehabt, und bin garnicht krank geweſen. Noch dieſen Abend reiſe ich nach Haag, und bin in

2 bis 3 Tagen in Paris, wo ich Dir nicht gleich ſchreiben werde, da jetzt die Reiſe nur ein Kinderſpiel. Ich hoffe daß dieſe wenigen, und in der größten Haſt geſchriebenen Zeilen, noch dieſen Abend abgehen. — Jedenfalls mußt Du Dich in Betreff meiner längſt beruhigt haben, da Du ſelbſt ſehen konnteſt, wie ſchön das Wetter war und wie ſtill. —

Ich ſchreibe dieſe Zeilen auf der Bank des Eiſenbahnbüreau und mit einer ſeekranken Feder. —

Ich umarme Lottchen. Alle zu grüßen.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

50.

Paris, d. 17. Octbr. 1844.

Meine liebe gute Mutter!

Den Brief, den ich Dir bei meiner Ankunft in Amſterdam geſchrieben, wirſt Du hoffentlich erhalten haben. Der Reſt meiner Reiſe war ebenfalls durch das ſchönſte Wetter begünſtigt, und ich bin geſtern Abend im beſten Wohlſein bei meiner lieben Frau in Paris angekommen. Ich fand ſie friſch und geſund, und hat ſie ſich mit muſterhaften Gehorſam, ganz wie ich es vorgeſchrieben, aufgeführt. Wir ſind beide noch wie betäubt von der Freude des Wiederſehens! Wir ſehen uns mit großen Augen an, lachen, umarmen uns, ſprechen von Euch, lachen wieder und der Papagey ſchreit dazwiſchen wie toll. Wie froh bin ich meine beiden Vögel wieder zu haben. Du ſiehſt liebe Mutter, ich bin glücklich wie es nur ein Menſch ſein kann, da nichts auf der Welt vollkommen iſt; mir fehlt jetzt nur ein geſunder Kopf und die Nähe meiner guten Mutter, und meines guten Lottchens. In einigen Tagen werde ich Euch noch mehr entbehren, jetzt erfüllt mich noch zu ſehr das Freudegefühl der Rückkehr.

Sage an Lottchen, daß ſie mir nur bald ſchreibt (Faubourg Poissonnière No. 46) ich werde ihr erſt ſpäter ſchreiben, da ich ihr noch nichts mitzutheilen habe, und ſie meine glückliche Ankunft aus dieſem Brief erfährt. Ich grüße die ganze Klicke, die Putchen, den Jung, und ganz beſondere Empfehlungen in meinem und meiner Frau Namen ſind an meinen Schwager zu beſtellen, welchem meine Frau für ſeine artige Aufmerkſamkeit ihren verbindlichſten Dank ſagen läßt.

Schreibt mir nur bald wie ſich Onkel Heine befindet, Euch habe ich Alle in ſo gutem Wohlſein verlaſſen, daß ich letzteres vorausſetze.

Eine große Maſſe Arbeit harret meiner hier in dieſem Augenblick, und trotz meines böſen Kopfübels muß ich die nächſten Monate mich ſehr anſtrengen. Aber ich bin froh und munter. — Meiner Frau habe ich ein wunderprächtiges Stammbuch gekauft, ein Album wie ſie es längſt gewünſcht. Sie verſpricht Euch bald zu ſchreiben. — Gott erhalte Euch unterdeſſen und Ihr werdet lange leben.

Ich umarme Dich, liebe Mutter — hat Jette Mittwoch Nacht oft nach dem Wind ſehen müſſen?

H. Heine.

51.

Paris, 24. Octbr. 1844.

Liebe gute Mutter!

Von meiner Kiſte ſehe und höre ich nichts, und doch habe ich die Bücher nöthig die darin ſind. Ich bitte mir nur gleich zu ſchreiben, wann und wie die Kiſte abgegangen. Ich befinde mich Gottlob ganz wohl, auch meine Frau iſt wohl. Lottchen und die Kinder zu küſſen. — Wir ſprechen hier beſtändig von Euch. — Lottchen wird mir hoffentlich bald ſchreiben.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

52.

Paris, 28. Novbr. 1844.

Liebe gute Mutter!

Meine Augen waren wieder ſchlecht, ſind aber hergeſtellt, und um ſie zu ſchonen ſchreibe ich wenig. Sonſt befinden ich und meine Frau uns ſehr gut. Wir ſind glücklich und heitern Gemüthes. Deinen jüngſten Brief habe ich erhalten. Onkels Krankheit betrübt mich über alle Begriffe, ſchreibt mir nur alles gleich und oft. — Deinen Brief habe ich erhalten: ich weiß nicht, was das für ein Gedicht iſt, wovon Du ſprichſt, betrifft es mich, ſo ſchicke es mir unter Kreuzcouvert. An Lottchen bitte ich die Einlage zuzuſtellen. —

Es iſt ſpät und ſehr dunkel und meine Feder iſt viel ſchlechter, als mein Herz.

— — — — — — — — — — —

H. Heine.

53.

Paris, 28. Novbr 1844.

Meine liebe gute Schweſter!

Ich danke Dir für Deinen Brief vom 18. Ich hätte Dir längſt und viel geſchrieben. Aber leider war mein Augenübel ſo fatal geſteigert, daß ich nur mit der größten Anſtrengung ſchreiben konnte, und zu ſagen hatte ich Dir nichts von dringender Wichtigkeit. Mein Auge, welches ganz geſchloſſen war während 3 Wochen, iſt jetzt wieder auf, aber iſt noch ſehr ſchwach, doch ſcheint das Uebel periodiſch zu ſein, und ich werde gewiß von Zeit zu Zeit ganz davon befreit ſein. Im Uebrigen befinde ich mich ganz wohl, habe guten Appetit, bin ſehr ruhig und lebe angenehm in meiner Häuslichkeit. Die Verbringerin iſt wie immer ein gutes Kind, brav, heiter, nur mitunter einige Launen. Wir ſprechen beſtändig von Euch. Und ich kann Dir nicht ſagen, wie viel meine Frau auf Euch alle hält, beſonders auf Mutter, die wirklich eine prachtgute Frau iſt. Küß ſie mir nur recht in meinem, und meiner Frau Namen. Auch Deine Kinder zu küſſen und Deinem Mann die herzlichſten Grüße. —

Was Du mir von Onkel*) ſchreibſt iſt überaus traurig. Du kannſt Dir meinen Kummer vorſtellen. Du mußt mich über ſeinen Zuſtand, bei Leibe nicht ohne Nachricht laſſen; ich erwarte wöchentlich ein Bülletin von Dir; ich bitte Dich, unterlaſſe nicht mich ſo oft als möglich, die traurigen oder erfreulichen Nachrichten wiſſen zu laſſen; es iſt mir über alle Begriffe wichtig. Das hab ich mir nicht vorgeſtellt, und ich habe davon viel Herzleid. —

---

*) Salomon Heine.

Mein Augenübel, das mich ſchon gleich hier befiel, iſt Schuld daß ich an Max nicht, wie ich beabſichtigte, einen ausführlichen Bericht geſchrieben; ich wollte ihm in einer nothwendig vorſichtig abgefaßten Weiſe, Alles mittheilen, und ſo geſchah es daß ich garnichts ſchrieb. Jetzt aber tritt der Fall ein, wo Du verpflichtet biſt, ihm ſchnell und beſtimmt den Zuſtand unſeres armen Onkels zu melden, ſag ihm die Wahrheit. Iſt Hoffnung da, daß er nicht zu ſpät kommt, die Pflichten der kindlichen Anhänglichkeit zu erfüllen, ſo wird er jetzt vielleicht eher als ſonſt dorthin eilen. — Ich bitte Dich ſchreib ihm daher gleich, und halte auch ihn au courant jenes theuren Geſundheitszuſtandes. —

Und nun leb wohl. — Sobald meine Augen es erlauben, ſchreibe ich mehr. —

Dazu iſt es heute auch ſo dunkel. Ein ſcheußlicher ekelhafter Monat! —

Ich erwarte mit Spannung Deinen nächſten Brief. — Alle zu grüßen. —

Dein treuer Bruder

H. Heine.

54.

Paris, d. 23. Decbr. 1844.

Liebes Kind!

Einligend einen Brief an Mutter, deſſen Inhalt auch für Dich iſt! Ich beläſtige Dich nachträglich mit einer Commiſſion für Onkel Henri. Ich hatte demſelben einen Wechſel von 1000 Mark Banco auf Campe geſchickt, mit der Bitte ihn zu discontiren. Mein guter Onkel Henri ſchickt mir nun geſtern den Betrag, bemerkt mir aber, daß Campe den Wechſel noch nicht angenommen, und zwar nicht dazu abgeneigt ſei, aber erſt Antwort von mir auf ſeinen jüngſten Brief erwarte. Es iſt nämlich ſeitdem zwiſchen uns eine Differenz entſtanden, die hoffentlich nur ein Mißverſtändniß zum Grunde hat, welches ich in meiner Antwort aufklärte. Da ich ihm aber bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtark die Wahrheit geſagt, ſo iſt es möglich, daß er meinen Wechſel nicht acceptirt. Sage daher an Onkel Henri, daß ich ihm herzlich danke für ſein Vertrauen, daß ich aber unter obigen Umſtänden, die von ihm erhaltene Tratte auf Fould, mir nicht eher auszahlen laſſe, bis ich durch Dich die Nachricht erhalten, daß mein Wechſel von Campe acceptirt ſei. Iſt dies nicht der Fall, ſo ſchicke ich meinem

Onkel Henri ſeine Anweiſung zurück. — Sage Mutter nichts davon. — Mit Campe werde mich mehr vorſehn, obgleich ich bisher keinen Disput mit ihm hatte. —

Von Onkel Heine hat meine Frau ein Weihenachtsgeſchenk erhalten. — — — — — — — — — — — — — — — — —

H. Heine.

Am 23. December 1844 ſtarb Salomon Heine, und verſetzte die Todesnachricht den Dichter, bei ſeinem nervöſen Temperament, in große Aufregung. —

Salomon Heine, 1767 in Hannover geboren, kam mittellos nach Hamburg, etablirte ſich nach ſeiner kaufmänniſchen Ausbildung als Wechſelmakler, gründete das ſ. Z. weltberühmte Bankhaus und ſtarb als vielfacher Millionär, wegen ſeiner vielen Wohlthätigkeitswerke allgemein aufrichtig bedauert. — Seine hervorragendſten Stiftungen ſind: die Hermann Heine-Vorſchußanſtalt, zum Andenken ſeines 1830 in Rom verſtorbenen Sohnes, und das Hamburger Israelitiſche Krankenhaus, zur Erinnerung ſeiner Gattin Betty geb. Goldſchmidt.

55.

Paris, 29. Decbr. 1844.

Liebe gute Schweſter!

Geſtern Abend ſpät erhielt ich Deinen Brief. Du kannſt Dir leicht vorſtellen, welche ſchreckliche Nacht ich verbracht habe. Das Gehirn zittert mir im Kopf. Ich kann noch keine zwei Gedanken zuſammen faſſen. Obgleich ich auf den Fall gefaßt war, erſchüttert er mich doch ſo tief, wie mich ſeit dem Tode meines Vaters noch nichts bewegt. Ich wundere mich, daß Du bei aller Deiner Betrübniß mir gleich ſchreiben konnteſt.

Du weinſt, ich habe aber bis jetzt keine Thräne vergießen können. Den Vortheil habt ihr Weiber, daß ihr leichter weinen könnt. Auch meine Frau weint, ſie iſt dreimal dieſe Nacht zu mir gekommen. Du haſt recht, daß die Zeit allein hier tröſten kann. Wie muß Thereſe*) die gute Frau leiden! — Und Carl, der arme Junge, wie viel muß der ausgeſtanden haben! Ehe ich nicht gefaßt und ruhig bin, will ich den armen Kindern nicht ſchreiben. O Gott welch ein Kummer. —

---

*) Thereſe, die jüngſte Tochter Salomon Heines, † 1880, war ebenſo wenig wie ihre ältere frühverſtorbene Schweſter, Frau Amalie Friedländer, eine unglückliche Jugendliebe Heinrich Heines. Einzelne Citate ſeiner Dichtungen mögen wohl auf Amalie Bezug haben, welche ſchön und geiſtreich, bei gegenſeitigem Verſtändniß, vom Dichter hoch verehrt wurde.

Unſer guter Onkel Henry, wie muß der angegriffen ſein. Sag ihm alles Liebe. — Zu condoliren ſteht mir noch nicht der Kopf. Die Feder zittert mir in der Hand. Dazu ſind meine Augen wieder in dem ſchrecklichſten Zuſtand. — Wenn ich nur weinen könnte! —

Noch geſtern ſchrieb ich ihm, obgleich ich das Unglück wohl ahnte. Gebe mir nur recht viele Details über ſeine letzten Augenblicke. Dieſer Mann ſpielt eine große Rolle in meiner Lebensgeſchichte, und ſoll unvergeßlich geſchildert werden. Welch ein Herz! Welch ein Kopf! — Ueber ſeine letzten Verfügungen bin ich längſt ohne Beſorgniß; er hat mir ſelbſt genug davon geſagt, oder deutlich angedeutet. — Ich gäbe meinen letzten Schilling darum, wenn ich ihn nur 5 Jahre, oder auch nur 3 Jahre länger hätte behalten können; ja die Hälfte meiner übrigen Lebensjahre, würde ich darum geben. Und wie liebenswürdig behandelte er meine arme Mutter. — Mir ſagte er viel hartes, er hat dieſen Sommer mir in der Aufregung ſogar einen Schlag mit dem Stock gegeben. — Ach Gott! Wie gern bekäme ich wieder meine Schläge. — Könnte ich nur weinen!

Ich erwarte mit Angſt den Jammerbrief von Mutter, die, wie ich ſie kenne ſobald nicht beruhigt ſein wird, und alle alten Wunden aufreißt. — Schreib mir nur gleich wie ſich Carl befindet; ſowie auch Thereſe, die bei all ihrer Standhaftigkeit doch ein zartes Weſen iſt, und ſchon ſo viel geduldet. Ihr Vater war ihr Alles, und iſt ſie ihm im ganzen Weſen ſo ähnlich. Lebe wohl, und ſchreibe mir gleich. — Ich habe Dir nichts zu ſagen, bin heute nur ein matter Waſchlappen. — Ich war beſtändig auf dieſen Fall gefaßt, und habe mir alles tröſtliche ſchon längſt vorgeſagt, und doch trifft mich das Unglück, als wenn es ganz unerwartet, ganz unmöglich geweſen wäre. Ja ich weiß daß es wahr iſt, daß ich ihn verloren habe, aber ich kann es doch nicht glauben. —

Grüß mir Deinen Mann. Küſſe mir die lieben Kinder. — Möchte ihnen etwas heiteres ſagen, aber heute vergeht mir der Spaß.

Dein Bruder
H. Heine.

Die plötzliche Nachricht des Todes ſeines Onkels Salomon, und daß im Teſtament nicht, wie bei Lebzeiten verſprochen, eine Fortzahlung der jährlichen

Rente erwähnt war, wirkte niederſchmetternd auf die Geſundheit Heines. — Sein einziger Sohn Carl, nach more judaico der Haupterbe, verweigerte deren Fortzahlung und hatte gleichfalls die Einbehaltung des kleinen Legats von 8000 Mark Banco beordert, welches ihm laut Teſtamentsbeſtimmung rechtlich zukam, da Heine drohte, gerichtlich ſein Recht erkämpfen zu wollen. —

Als man Heine zuredete, die Sache nicht auf's Aeußerſte zu treiben und die Differenz mit ſeinem Vetter durch Vermittelungsverſuche beizulegen, ſchrieb er: „Ich kenne Carl Heine beſſer, der iſt ebenſo ſtarrköpfig wie verſchloſſen. — Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er iſt in dieſer Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling ſchmeichelte; und iſt es meinem Vetter ganz gleichgültig, was die Leute reden. — Er hat nur drei Leidenſchaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. — Die beiden Erſteren kann ich ihm nicht nehmen, — aber ſeine Ruhe, und dazu dient mir eben der Prozeß." — Beide waren Hitzköpfe, und erſt 2 Jahre ſpäter, nach vielen Bemühungen ſeiner Schweſter Charlotte und verſchiedener Freunde, fand eine Verſtändigung mit Carl Heine ſtatt. Eine Rente von 4000 Frs. halbjährlich praenumerando zu zahlen, ward bewilligt, welche nach dem Ableben des Dichters zur Hälfte auf ſeine Wittwe übergehen ſolle. —

Carl Heine war ein jähzorniger, aber herzensguter Mann, und des Dichters Klagen über deſſen Knickerei war ungerecht. Als ſich Heines Krankheit verſchlimmerte, und die Verpflegung große Unkoſten verurſachte, erhöhte Carl Heine freiwillig die Penſion auf 8000 Frs., und Mathilde bekam als Wittwe, nicht, wie ſtipulirt, die halbe Rente, ſondern bis an ihr Lebensende jährlich 5000 Frs. ausgezahlt, wohl in Erinnerung daß, als die Cholera 1832 in Paris wüthete, und Carl Heine daran lebensgefährlich erkrankt war, er nur durch die aufopfernde Pflege ſeines Vetters ſeine Geſundheit wieder erlangte. —

H. Heines Krankheit war durch die fortwährende Aufregung ſehr gefährlich geworden, eine Waſſerkur hatte ihn jedoch gerettet; und eine gänzliche Geneſung erhoffend, hatte er auf Verordnung ſeines Arztes eine Landwohnung bezogen. —

56.

Paris, 24. Juni 1845.

Meine liebe gute Mutter!

Seit etwa 14 Tagen lebe ich zu Montmorency, komme ſehr ſelten zur Stadt. Geſtern Abend hier angelangt höre ich, daß mir ein deutſcher Brief nach Montmorency nachgeſchickt worden, und ich vermuthe, daß der Brief von Dir iſt, morgen werde ich ihn erhalten, und iſt es nöthig, ſo werde ich ihn nachträglich beantworten, wo nicht ſo begnüge Dich mit der Nachricht, daß wir uns wohl befinden. Ich habe in Montmorency ein kleines Landhaus mit einem hübſchen Garten, ein wahres Paradies en miniature. — Meine Frau führt ſich ſehr liebenswürdig auf, und amüſirt ſich mit den Blumen. — Mein Papagei ſpricht etwas zu viel. — Mein linkes Auge iſt immer noch zu. — Ich brauche Schwefelbäder die mir gut bekommen. — Ich kann mit meiner heutigen Feder faſt garnicht ſchreiben; ich will Dich aber nicht allzulange ohne Brief laſſen. — Ich hoffe, daß Du und Lottchen Euch wohl befindet. Geh nur viel ſpaziren. — Wir ſprechen beſtändig von Euch, und Du haſt keinen Begriff davon wie meine Frau Dich liebt. — Schreib mir nur bald wie es Dir geht. — Ich thue ſehr wenig, ſchreibe garnichts. —

Lebe wohl und behalte lieb

Deinen getreuen Sohn

H. Heine.

57.

Paris, 31. Octbr. 1845.

Liebe theure Mutter!

Du biſt wieder ſehr ſaumſelig mit Schreiben. Dein Stillſchweigen beängſtigt mich noch mehr in einer Jahreszeit, wo das Wetter ſchon verſtimmend iſt. Ich hoffe Du und Lottchen befindet Euch wohl. Mir geht es wie gewöhnlich. Vorgefallen iſt ſeitdem nichts Erhebliches. Meine Frau befindet ſich wohl, ja ich hoffe ihr Uebel hat ſich ganz verloren. Wir leben ſtill, einträchtig und gut, ſind viel zu Haus, und denken an Euch in langen Winterabendgeſprächen. —

Hoffentlich rutſcht dieſes Jahr ruhig vorüber, ohne neue Stöße, es war ein ſchlechtes Jahr. —

Grüße mir herzlich die liebe Schweſter; ich habe ihr nichts zu ſagen, ſonſt würde ich ihr ſchreiben. Sie aber ſoll mich doch nicht ohne Brief laſſen. —

Meine Frau läßt Euch grüßen; ſie iſt in dieſem Augenblick beſchäftigt mit dem Säumen meiner Betttücher; ihre Liebhaberei iſt Leinewand. —

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

58.

Paris, 23. April 1846.

Liebſte gute Mutter!

Dein jüngſtes Schreiben habe ich etwa vor 14 Tagen richtig erhalten, und Euer Wohlſein daraus erſehen. — Ich wundere mich nicht wenig über die Nachricht, daß Deine Geſellſchafterin Jette unter die Haube kommt, und Dich verläßt. Ich bin in großer Sorge bis ich von Dir erfahren, daß ſie gut erſetzt worden. Ich hoffe, daß ſonſt nichts mißliches vorgefallen und daß Lottchen ſich wohl befindet. — Mir geht es wie gewöhnlich, mein Uebel zieht ſich mehr nach den untern Theilen des Geſichts, nach meinem Munde. Doch von Herzen bin ich friſch und geſund, ich will dieſes Jahr eine Badereiſe machen, und alſo wieder etwas Ernſtliches zu meiner gänzlichen Wiederherſtellung thun. —

Ich arbeite faſt garnichts, das iſt gewiß das Beſte was ich thun kann. Ich reiſe wahrſcheinlich Mitte des nächſten Monats.

Meine Frau befindet ſich ziemlich wohl, nur ſeit 2 Tagen flöten ein bischen die Grunzvögelchen. Ich bin ausgezogen und wohne jetzt auf derſelben Straße etwas beſſer. Meine Adreſſe iſt 41 Faubourg

Poissonnière. — Schreib mir bald, damit der Brief mich noch in Paris findet. —

Meine Frau läßt zärtlich grüßen.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

*59.

Paris, 26. Decbr. 1846.

Liebe gute Mutter!

Wir ſtehen am Ende des alten Jahrs welches ebenſo wenig wie das vergangene taugte. Möge das neue Jahr ſich beſſer aufführen! Jedenfalls gratulire ich Dir, und unſerem lieben Lottchen zu dieſem Jahreswechſel. Auch meine Frau läßt Euch das liebſte ſagen und wünſchen. Wir umarmen Euch mit innigſter Zärtlichkeit. — Meine Frau befindet ſich jetzt ganz wohl, und auch mit mir geht es beſſer. Ich eſſe und trinke mit gutem Apetit, und habe alle Aerzte abgeſchafft. — Wir leben ruhig und in beſter Eintracht. — Sprechen beſtändig von Euch. —

Anbei ein Brief, den ich bitte an Campe zu ſchicken. —

— — — — — — — — — — —

H. Heine.

60.

Paris, 28. Febr. 1847.

Liebe gute Pracht-Mutter!

Dein und Lottchens jüngſten Briefe, worin die Beantwortung meiner Anfrage bei Campe, habe ich richtig erhalten, und ich danke Dir herzlich liebes Lottchen für die raſche Förderung. Ich habe jetzt Mittel gefunden wie ich gleich Antwort von Euch haben kann, nämlich durch eine Commiſſion. — Ich hoffe Ihr befindet Euch alle ſehr wohl. Hier iſt wieder eine grimmige Kälte eingetreten, die mir eben nicht ſehr zuträglich iſt. Ich befinde mich jedoch ziemlich wohl, mein Zuſtand beſſert ſich peu à peu, und ich ſehe einem angenehmen Frühling und Sommer entgegen. Nur meine armen Augen ſind ſehr leidend, oder vielmehr die Augenlider zieht die krampfhafte Lähmung immer tiefer herab, ſo daß ich jetzt ſehr ſchlecht ſehe; die Augen ſelbſt ſind geſund. —

Mit Carl Heine bin ich ganz auf's Reine, ja, ich bin ſogar ſehr mit ihm zufrieden! Nicht bloß daß er mir die Penſion, ganz wie ich ſie früher von ſeinem Vater bezogen, bis an mein Lebensende auszahlt, ſondern er hat mir noch außerdem das feierliche Verſprechen ertheilt, daß nach meinem Tode, (Gott erhalte mich!) die Hälfte der Summe nämlich 2400 Frs., als lebenslängliche Penſion auf meine mich überlebende Frau übergehen ſolle — Das iſt mir lieber, als wenn er mir eine große Summe geſchenkt hätte. Zwar iſt es noch eine große Frage, ob ſie mich überlebt, aber ſie iſt ſo verwöhnt und unerfahren, daß ich nicht genug für ſie ſorgen kann. Wäre ſie klüger, würde ich mich minder mit ihrer Zukunft beſchäftigt haben, und auch hier ſiehſt Du wie die Dummheit eine glückliche Gottesgabe iſt, denn Andre müſſen für ſie ſorgen. Meine Geſchäfte gehen übrigens gut. Ich meine nicht die der Börſe, von denen ich mich mit einem blauen Auge zurückgezogen. —

Von Dir und dem lieben Lottchen und den Kindern ſprechen wir hier beſtändig. Gott erhalte Euch! —

Schöne Grüße an meinen Schwager Moritz, beſonders von meiner Frau, die einen Narren an ihm gefreſſen hat. — Carl war verwundert mit welchem Enthuſiasmus meine Frau von Moritz ſprach, auch er lobt ihn. —

Und nun lebt wohl und behaltet mich lieb

H. Heine.

61.

Paris, 27. März 1847.

Liebe gute Mutter!

Das wunderſchönſte Wetter begünſtigt uns hier ſeit einigen Tagen, aber es iſt doch zu ſchwühl um geſund zu ſein, die ganze Welt iſt mehr oder weniger unpäßlich, und ich für meine Perſon leide noch immer an den Augen. Du kannſt Dir nicht vorſtellen wie unangenehm das iſt, daß ich nicht leſen darf, und auch, wegen der ſchrecklichen Gaslichter nicht in's Theater gehen kann; ſitze die Abende immer en tête à tête mit meiner Frau, die mir jetzt andere Amüſements erſetzen muß. Ich habe eine wunderſchöne Landwohnung in Montmorency gemiethet, koſtet auch wunderſchönes Geld, 1000 Frs. für die Saiſon, und im Mai werde ich alſo hinaus ziehen, und mich der völligſten nervenſtärkendſten Ruhe ergeben. —

Und wie geht es Euch? Schreibt mir nur viel. Auch Lottchen danke ich für jede Zeile die ſie mir ſchreibt. —

Den Atta Troll habe in franzöſiſcher Sprache herausgegeben, und er macht ungeheures Glück. —

Lebt wohl, ich will jetzt im ſchönen Wetter ſpaziren gehen. Euer liebend getreuer

H. Heine.

Heine ſchreibt in der franzöſiſchen Vorrede: „Der Atta Troll entſtand 1841 zu einer Zeit als die ſogenannte politiſche Dichtkunſt blühte. Die Oppoſition verkaufte ihr Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich ferner nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit, oder als Wäſcherinnen der chriſtlich-germaniſchen Nationalität. Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff desſelben, war ein Proteſt gegen die Plebiscita der Tagestribünen. — Und in der That, ſchon die erſten Fragmente, die vom Atta Troll gedruckt wurden, erregten die Galle meiner Charakterhelden, meiner Römer, die mich nicht bloß der literariſchen, ſondern auch der geſellſchaftlichen Reaktion, ja ſogar der Verhöhnung heiligſter Menſchheits-Ideen beſchuldigten. Was den äſthetiſchen Werth meines Poems betrifft, ſo gab ich ihn gern Preis, und ſchrieb dasſelbe zu meiner eignen Luſt und Freude in der grillenhaften Traumweiſe jener romantiſchen Schule, wo ich meine angenehmſten Jugendjahre verlebt habe. In dieſer Beziehung iſt mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber Du lügſt, Brutus, du lügſt, Caſſius, und auch du lügſt, Aſinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine koſtbare Errungenſchaft der Menſchheit ſind und für die ich ſelber ſo viel geſtritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichſter Klarheit und Größe beſtändig vorſchweben, ergreift ihn deſto unwiderſtehlicher die Lachluſt, wenn er ſieht, wie roh, plump und täppiſch von der beſchränkten Zeitgenoſſenſchaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er ſcherzt dann gleichſam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche ſo verſchoben geſchliffen ſind, daß ſelbſt ein Apoll ſich darin als eine Karikatur abſpiegeln muß, und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.“ —

62.

Paris, d. 19. April 1847.

Liebſte gute Mutter!

Deinen Brief v. 13. habe ich erhalten, und mit Freuden daraus erſehen, daß Ihr Euch wohl befindet, ſo wie auch daß Madame Guſtav gekalbt hat. Ich laſſe ihn durch Euch gratuliren. Er hat von jeher nur Mädchen machen können, das iſt keine Kunſt, und wenn ich das gewollt hätte, ſo könnte ich jetzt Vater von 9 Töchtern ſein, ſo gut wie Apollo, der die 9 Muſen erzeugte. — Von Guſtav höre ich aus Wien nur Gutes, es ſoll ihm ganz vorzüglich gehn. Früher hörte ich ſchon mit großer Verwunderung, daß er ſehr ökonomiſch wirthſchafte, (ich dachte freilich an den Commiſſionär). Grüße ihn mir herzlich, ich denke oft an ihn, und noch geſtern Nacht fiel mir ein, wie er einſt als kleiner Junge betheuerte, daß er ſeine Mutter lieber habe als ſeine Katze, ja, daß er ſie mehr liebe als 6 Katzen. —

Mein liebes Lottchen umarme ich brüderlich, ſowie die Kinder. Ich befinde mich heiter und wohl; klage aber gegen die ganze Welt, und wenn Du etwa hörſt, daß ich in's Gras beiße, ſo ſei überzeugt, daß ich nur in einen guten Kuchen beiße. — Mit meinen Augen iſt leider noch nichts geändert, es iſt Krampf der auch den Mund affizirt, und wahrſcheinlich ſchwindet das durch die nervenſtillende Landluft und Landruhe. Doctoren will ich garnicht mehr an mich laſſen. Ich ſehe alle diejenigen, welche dieſen Winter geſtorben ſind, haben einen Arzt gehabt.

Ich bin in dieſem Augenblick, wo ich mich ſchon zum Hinausziehen aufs Land vorbereite, mit der Ordnung meiner Papiere beſchäftigt. Diesmal gehe ich alle meine Briefe wieder durch, und verbrenne alle, worin nur das geringſte Verfängliche, beſonders in Familienbeziehung, ſteht. — So habe ich leider von Dir einen Theil Briefe, und von Lottchen faſt alle dem Feuer übergeben müſſen; was mir ſehr weh that, denn ich liebe Euch mehr als — 6 Katzen. —

Ich habe den Atta Troll in franzöſiſcher Sprache herausgegeben wie Ihr wißt, und freue mich über den außerordentlichen Beifall den er findet. — Grüß mir Max wenn Du ihm ſchreibſt; und bitte ich Dich ſchicke mir noch einmal ſeine Petersburger Adreſſe; habe ſie verlegt, und will mir die Mühe ſparen ſie aufzuſuchen. —

Soeben kommt meine Frau zu mir, (ſie wohnt nämlich 6 Zimmer entfernt von meinem Arbeitszimmer), und ohne daß ich es ihr ſage, merkt ſie daß ich Euch ſchreibe, und läßt Euch mit vielen Küſſen und Zärtlichkeiten grüßen. — Auch dieſe Katze liebe ich mehr als 6 andere Katzen. — Meinen Schwager läßt ſie noch ganz beſonders grüßen, und bei dieſer Gelegenheit füge ich ebenfalls einige Grüße für Moritz bei. Du haſt keinen Begriff davon liebes

Lottchen, wie ſehr vortheilhaft meine Frau von Deinem Mann eingenommen iſt. — Auch Ludwig läßt ſie grüßen, meinen Herrn Neffen. —

Euer getreuer

H. Heine.

63.

Paris, 8. Mai 1847.

Liebſte gute Mutter!

Ich glaubte eine Gelegenheit zu haben etwas nach Hamburg zu ſchicken, und bereitete zu dieſem Zwecke ein Käſtchen, worin 2 ſeidene Kleider, ein ſchwarzes Kleid für Dich, und violetartiges hellfarbiges Kleid für mein liebes Lottchen, da aber die Gelegenheit ausblieb, gab ich das Käſtchen direct auf den Poſtweg, damit es Dir ja per Havre zukomme. — Obgleich ich Ordre gegeben in Havre zu frankiren, (hier kann man nicht direct bis Hamburg frankiren) ſo weiß ich doch nicht ob es geſchehen, und Du haſt vielleicht liebe Mutter ſchweres Porto zu zahlen. — Sage mir ob dieſes der Fall iſt. — Ich und meine Frau wir haben die Kleider ſelbſt ausgeſucht, und meine Frau hat ſich dabei wie ein Kind gefreut, und hofft daß Lottchen ihren Geſchmack billige. Daß ich auf Deine Billigung in keinem Fall gerechnet, verſteht ſich von ſelbſt, und ich bin zufrieden, wenn Du mit mir nicht darüber zankſt. —

Wir grüßen und küſſen Euch

Getreu und liebend

H. Heine.

64.

Montmorency, 7. Juni 1847.

Liebſte gute Mutter!

Deinen und Lottchens lieben Brief worin der Empfang meines Kiſtchens angezeigt, habe ich ſeiner Zeit richtig hier erhalten, denn ſchon ſeit 3 Wochen lebe ich hier, in meiner wunderſchönen Landwohnung, wo ich das angenehmſte und behaglichſte Daſein genieße. — Ein großer Garten, beinah ein Park, wo hohe Bäume, und worin die Nachtigohls, wie der alte Nathan David aus Copenhagen ſagt, ſo wunderſchön ſingen. Und dabei thue ich nichts und pflege nur meine Geſundheit. — Du ſiehſt daß Du wegen meiner nicht in Sorgen zu ſein brauchſt. Meine Frau iſt dabei ſo luſtig wie eine Meerkatze, erheitert mir die Stunden, wo ich betrübt, und führt ſich ſogar ſehr gut auf. — Wäre nicht mein Augenübel, das mir alle Lektüre zu entſagen gebietet, würde ich nichts entbehren, als etwa meine Mutter und Schweſter, aber wir ſprechen von Euch beſtändig mit innigſter Liebe. —

Zu London kommt in dieſem Augenblick ein Ballet von mir zur Aufführung, auf dem Theater der Königin von England. Da es mir von dem Director bereits bezahlt iſt (und mit einer enorm großen Summe) ſo erwarte ich ganz ohne Unruhe den Erfolg, iſt dieſer ein glänzender, wie zu erwarten ſteht, ſo erblüht mir in England eine neue Geldhülfsquelle, wie ich dergleichen nie in Deutſchland, und auch nicht in Frankreich bis jetzt gefunden. — Mein liebes Lottchen küſſe ich, nebſt den Kindern, herzlich. —

Meine Frau die liebenswürdige Verbringerin, läßt Euch alle, und hauptſächlich meinen Schwager, recht herzlich grüßen. —

Mein Papagei ſchreit in dieſem Augenblick, als wenn er ebenfalls Grüße nach Hamburg zu beſtellen habe. —

Euer

H. Heine.

65.

Montmorency, 22. Juni 1847.

Liebſte gute brave Mutter!

Ich weiß nicht warum, aber ſeit einigen Tagen quält mich beſtändig der Gedanke, daß Du unpäßlich ſein möchteſt, und ich geſtehe Dir, ich wünſche ich hätte ſchon Brief von Dir. Laß mich daher nicht lange auf Nachricht von Dir warten. — Seit ich an den Augen ſo ſehr leide, ſchreibe ich mit ſchön geſchnittenen Federſpulen, (die der Teufel holen ſoll); denn unter 20 iſt kaum eine gute. —

Meine gute Katze läßt Euch herzlich grüßen. Sie iſt glücklich eine Landwohnung mit einem ſo ſchönen großen Garten zu haben, wo ſie von Morgens früh bis Abends ſpät, ſich mit Begießen, Früchte ſammeln, Pflanzen und Pflücken beſchäftigt; trägt einen großen braunen Strohhut, und iſt die harmloſeſte Liebenswürdigkeit in Perſon. —

Mein liebes Lottchen küſſe ich — aber ſchreibt, ſchreibt, ſchreibt!

Euer

H. Heine.

66.

Montmorency, 27. Juli 1847.

Liebſte gute Mutter!

Wenn ich Dir jetzt wenig ſchreibe, ſo geſchieht es einestheils weil ich Dir wirklich nichts erhebliches mitzutheilen habe, anderſeits weil ich, ſeitdem ich auf dem Lande lebe, ſo faul bin, daß ich vor Dinte und Feder einen wahren Abſcheu empfinde. Ich befinde mich leidlich wohl, doch mein Augenübel iſt halsſtarrig. Ich darf faſt garnichts leſen, und das Schreiben iſt mir ebenfalls nicht ſonderlich heilſam. —

Dieſen Winter werde ich mir in Paris einen Vorleſer anſchaffen, der mir zugleich als Sekretär dienen ſoll. Wenn Du daher alsdann mal einen Brief von mir erhälſt, der nicht eigenhändig geſchrieben iſt, ſo erſchrick nicht; ich ſage es Dir 6 Monat voraus. Ich will hoffen, daß Du in Deinem jüngſten Brief (den Du direct hierher adreſſirt), die Wahrheit geſagt haſt, und Dich wohl befindeſt; Du haſt keinen Begriff davon wie ſehr ich manchmal mich ängſtige, wenn ich an Euch denke. Ich gehe ſelten nach Paris, und lebe hier ſtill und friedſam in meiner Ländlichkeit, ich pflege mich mit Gewiſſenhaftigkeit. — Seit 2 Tagen iſt ein ſchändlich ſchlechtes Regenwetter, und bei meiner Frau zwitſchern die Grunzvögelchen; ſie liebt Dich und Lottchen unausſprechlich, und wir ſprechen beſtändig von Euch. Sie führt ſich ſehr gut auf bis auf die kleine Launenhaftigkeit, und die große Verbringerei. — Immerhin da ich keine Kinder habe, verbringt ſie im Grunde nur ihr eignes Geld, da ich ihr weniger hinterlaſſen werde, als wenn ſie ſparſam wäre! —

Mein liebes Lottchen, und die Kinder grüße ich herzlich. Ach, hätte ich nur heute ein Graupenſüppchen, wie man ſie bei Lottchen bekommt, oder einen Auflauf wie Anna ihn liebt! — Lebt wohl, und ſchreibt mir hierher nach Montmorency direct unter der angegebenen Adreſſe. —

Es gießt der Regen wie mit Eimern vom Himmel.

Euer getreuer
H. Heine.

67.

Montmorency, d. 21. Sept. 1847.

Liebſte gute Mutter!

Deinen lieben Brief v. 3. ds. habe ich richtig erhalten, und mit Freude Euer Wohlſein daraus erſehen. Mit mir geht es wie gewöhnlich. — Ich erhalte jetzt aus Deutſchland mehrere Glückwunſchbriefe worin mir zu meiner gänzlichen Geſundheitsherſtellung gratulirt wird, worauf ſich das bezieht weiß ich nicht, da ich ſeit Monaten nichts las. — Ich melde Dir heute, daß ich in 3 Tagen Montmorency wieder verlaſſe, wegen der herannahenden feuchten und froſtigen Jahreszeit. Ich beziehe vorläufig wieder meine alte Wohnung (Faubourg Poissonaire 41), wohin Du auch Deine Briefe adreſſiren ſollſt. Aber Anfangs October bekomme ich eine neue Wohnung, und werde es Dir melden, ſobald ich glücklich eingezogen. — Welch ein Gezippel und Gezappel um das bischen Leben nur einigermaßen erträglich zu machen. — Meine Frau läßt grüßen, iſt ſehr beſchäftigt. Sie und der Papagei zanken den ganzen Tag, — doch ich habe beide nöthig. — Meine Augen ſind immer leidend, und kann nicht leſen. — Schreibt mir nur viel und oft, aber ich ſage es Dir voraus, kann nicht viel ſchreiben.

Mein lieb, lieb Lottchen grüß ich herzlich, und ſoll mir ſeine Kinder ſämmtlich küſſen. Für meinen Neffen hat, außer den Grüßen an die ganze Sippſchaft, meine Frau noch Extragrüße mir auf's Herz gebunden. — Auch für meinen Schwager Moritz die freundlichſten Grüße. —

Euer getreuer
H. Heine.

68.

Paris, 28. Oct. 1847.

Liebe gute Mutter!

Ich wohne jetzt: 21 Ter., rue de la Victoire, — das iſt die Hauptſache die ich Dir heute zu melden habe. —

Denk Dir d. 21. vorg. Mts. verließ ich Montmorency, und bezog wieder mein altes Logis, und dieſes mußte ich vor 14 Tagen wieder verlaſſen, und das Neue beziehn. — Alſo 2mal umgezogen! — Welche Laſt für meine arme Frau. — Mitten in dieſer Noth verließ mich meine Magd, und meine Frau mußte 10 Tage lang die Geſchäfte derſelben verſehen! Auch iſt ſie jetzt wie zerſchlagen, und ich bin deßhalb ſehr traurig. Sonſt aber geht es uns gut. Meine Augen noch immer in leidenden Zuſtand. Deinen Brief worin die Einlage von Chriſtiani, habe richtig erhalten, Chriſtianis Augenleiden hatte eine ganz andere Quelle. Ich werde dieſen Winter ſchon was beſſeres verſuchen.

Lebt wohl. — Liebes Lottchen ich küſſe Dich, und Dich liebe Mutter küſſe ich doppelt. —

Dein gehorſamer Sohn

H. Heine.

69.

Paris, 6. Novbr. 1847.

Liebſte gute Mutter!

Dein und Lottchens Schreiben v. 11. ds. habe ich richtig erhalten, und mit großem Kummer daraus erſehn, daß Du krank geweſen, und vielleicht noch nicht hergeſtellt biſt. — Das Schrecklichſte bei dem Getrenntſein iſt, daß man ſich in der Ferne die Leiden unſerer Lieben immer größer vorſtellt als in der Nähe, wo ſchon ihr bloßer Anblick tröſtend wirkt. Ich bitte Dich, liebſte Mutter ſchreib mir gleich, oder laß mir gleich ſchreiben wie es mit Dir ausſieht, die ſtrengſte Wahrheit, denn ich kann alles vertragen, nur nicht die Ungewißheit. — Ich begreife nicht daß mein verzögertes Schreiben Dich beunruhigen konnte; ich hatte Dich ja lange vorher darauf vorbereitet, daß ich in dieſer Zeit alle möglichen Gezippels und Gezappels auf den Hals bekäme. —

Meine neue Wohnung iſt ſchöner aber kleiner als die Vorige; bis jetzt bin ich damit zufrieden (Rue de la Victoire 21 Ter.).

Dir liebes Lottchen meinen herzlichſten Dank für die letzten 2 Briefe, ſchreib mir nur viel, beſonders in Bezug auf die Familie, da ich hier garnichts erfahre. Dein Plan mich hier zu beſuchen, entzückt mich, meine Frau iſt ebenfalls außer ſich vor Freude. — Heute jedoch will ich Dir in dieſer Beziehung wenig ſchreiben, da ich heute mehr als gewöhnlich an meinen armen Augen leide. Ich will Dir aber nächſtens mal über die Ausführung Deines Projektes ausführlich ſchreiben. Kannſt Du im Winter nicht reiſen? — Sag mir doch, liebes Lottchen Deine jetzige Adreſſe, da ich wahrſcheinlich jemanden einen Recommandazionsbrief an Dich zu geben habe, und nie die Adreſſe weiß. —

Deinen Mann ſowie die Kinder und meinen Herrn Neffen zu grüßen. — Meine Frau läßt küſſen in blanco. — Lebt wohl und behaltet mich lieb. — Wenn nur meine alte Mauſel wieder geſund iſt! —

H. Heine.

70.

Paris, 4. Decbr. 1847.

Liebe gute Mutter!

Aus Deinem jüngſten Brief erſehe ich mit Freude, daß Du auf der Beſſerung und ich hoffe daß Du mir die Wahrheit geſagt haſt. Was meine Geſundheit betrifft, ſo leide ich noch immer an meinen Augen, aber im Uebrigen befinde ich mich beſſer als gewöhnlich. Ja, ich bin von Herzen ſeit 2 Jahren noch nicht ſo friſch und geſund geweſen, wie ſeit

14 Tagen; das kommt von einem Kräutertrank, den ich als Cur jetzt trinke, und der mich nach der Betheuerung meines Arztes radikal herſtellen ſoll, ſo daß ich einem guten Winter entgegen ſehe. Sobald meine Cur vollendet, erzähle ich Dir mehr davon. (Ich habe eine Feder mit der ich nicht ſchreiben kann, auch keine andere heute ſchneiden kann, — da es ſchon ſehr dunkel iſt, und meine Wohnung leider nicht ſehr hell, — letztere iſt überhaupt nicht nach meinen Wünſchen, da ich, zumal heute, beſtändig klopfen höre. —

Wenn ich nicht irre muß dieſer Tage Dein Geburtstag ſein, und ich ſage Dir mit herzlicher Liebe meinen Glückwunſch. Da ich nicht weiß ob ich Dir noch vor Neujahr ſchreibe, gratulire ich Dir bei dieſer Gelegenheit doppelt. — Was ſoll ich Dir zum Weihnacht ſchenken? Einen Criſtallleuchter für Deinen Salon, oder einen türkiſchen Teppich? — Ich habe geſtern einen geſehn der nur 6000 Frs. koſtet. — Meine Frau hat mir bereits mein Weihnachtsgeſchenk gekauft, (für ihr erſpartes Geld) nämlich einen prächtigen — Nachtſtuhl, der wirklich ſo prächtig iſt, daß ſich die Göttin Hammonia deſſelben nicht zu ſchämen brauchte. — Ich vertauſche ihn nicht gegen den Thron des Königs von Preußen, und ſitze darauf ruhig und ſicher. — — — —

Mein liebes Lottchen küſſe ich, ſowie auch die Kinder. — Schreib mir bald mein gut lieb alt Mauſel.

Euer getreuer
H. Heine.

71.

Paris, 29. Decbr. 1847.

Liebſte gute Mutter!

Ich ſchreibe Dir noch immer unter den verdrießlichſten äußren Hinderniſſen, nämlich in meiner Wohnung wird beſtändig geklopft und es raucht. Auch werde ich ausziehn ſobald ich eine neue Wohnung gefunden. —

Meine Cur ſchlägt gut an, aber meine Augen ſind noch immer leidend, deßhalb kann ich wenig ſchreiben. Wiesbaden kann mir nicht helfen. Mit Chriſtianis Heilung dort hat es ſeine eigne Bewandniß. Der hat in Wiesbaden geſpielt, und als er dort all ſein Geld verſpielt hatte, gingen ihm plötzlich die Augen auf!! —

Meine liebe Frau läßt Dir, und meiner lieben Schweſter zum neuen Jahr gratuliren. Wir wünſchen Euch Glück und Segen! —

Schreib mir nur bald, ich bin ſehr traurig, wenn ich einige Wochen ohne Brief von Euch bin. — Das alte ſcheidende Jahr war ein ſchlechtes! — Der Teufel hol es! —

Schreib! Schreib! bald! bald! —

Dein gehorſamer Sohn

H. Heine.

72.

Paris, 19. Janr. 1848.

Liebe gute Mutter!

Euer jüngſtes Schreiben, den Glückwunſch zum neuen Jahr enthaltend, habe ich richtig erhalten, und ich hoffe, daß die Nachricht Eures Wohlſeins eine Wahrheit iſt. — Was mich betrifft ſo befinde ich mich wohler als gewöhnlich, ſehr viel wohler, und wenn meine Cur auf die Augen noch nicht ſo ſchleunig gewirkt, als ich wohl wünſche, ſo hat ſie mich doch von mehren Leiden, wie Unterleibsbeſchwerden, Kopfweh, und dergleichen ſchon befreit. In einigen Tagen werde ich wohl wieder ausziehen; unter meinem Schlafzimmer hat mein infamer Hauswirth, gegen Recht und Uebereinkunft, ſeine Pferde einquartirt, welche die ganze Nacht ſtampfen, — und mir den Schlaf rauben. Den ganzen Tag verbringe ich außer dem Hauſe wegen des Klopfens. Ich ſchreibe in Eile, ehe ich ausgehe, und es iſt dunkel noch um 9 Uhr. Meine arme Frau war geſtern ſehr krank. — Was ich ausſtehe! — Soeben läßt mich meine Frau rufen, ſie hat eine gute Nacht verbracht, und ich hoffe ſie wird bald wieder flügge. Geſtern hatte ſie einen Nervenakzes, und das Glas Waſſer das man ihr zur Erfriſchung hinhielt, zerbiß ſie krampfhaft mit den Zähnen, und man mußte ihr die Glasſcherben aus dem Munde reißen. — Denke Dir meinen Schreck! — Ich hoffe es iſt ihr kein Splitter zurückgeblieben. Nichts als Schrecken und Unangenehmes! — Was ich ausſtehe! — An einem Fädchen hängt oft das menſchliche Leben! —

In engliſchen Blättern hat man mich wieder todt geſagt, und mein frühes Hinſcheiden ſehr bedauert. — In deutſchen Blättern bin ich wenigſtens dreiviertel todt. — Ich bin jetzt an dergleichen gewöhnt. —

Dich liebes Lottchen küſſe ich, und bitte Dich mir viel, auch über die liebe Mutter zu ſchreiben. — Sobald ich eine neue Wohnung beziehe, meld ich Euch die neue Adreſſe. —

Euer getreuer

H. Heine.

73.

Paris, 27. Janr. 1848.

Liebe gute Mutter!

Ich will Dir bloß flüchtig anzeigen, daß ich in einigen Tagen meine neue Wohnung beziehe, und meine Adreſſe iſt: Rue de Berlin No. 9 à Paris. Schreib mir alſo bald. — Meine liebe Frau iſt wieder ganz hergeſtellt, und zankt nach wie vor. — Wir leben ſehr einträchtig in der Hauptſache, aber in den Details quält ſie mich. Namentlich muß ich von ihrer Reinlichkeitsliebe viel ausſtehn, und da mahnt ſie mich nicht ſelten an ſcheel Hannchen, die mich zur Verzweiflung brachte mit dem Schrubben.

Von Dir liebes Lottchen erwarte ich einen großen Brief, und unterdeſſen küſſe ich Dich und Deine Kücken. — Ich befinde mich noch immer ſehr wohl, doch meine eigentliche Cur iſt vor der Hand durch den großen Schreck, und den vielen Hauslärm, neutraliſirt worden.

Ich liebe Dich unausſprechlich, meine liebe gute Mutter! —

H. Heine.

Heine verheimlichte ſeinen wahren Geſundheitszuſtand ſeiner alten Mutter, die unleſerliche Schrift mit ſchlechten Federn entſchuldigend, und ſchilderte ſeine ſchweren Leiden als ein vorübergehendes Unwohlſein. — Der Wundertrank des Dr. Sichel hatte nicht die verſprochene Wirkung, ebenſowenig die Kaltwaſſercur des Dr. Wertheim. Dr. Gruby, ein Ungar, nahm Heine jetzt als Arzt an und bezog auf deſſen Anrathen die Privatheilanſtalt ſeines Freundes Faultrier. Fürchterliche Krämpfe, im Kopfe anfangend, den ganzen Körper bis zu den Füßen durchwüthend, machten große Doſen Morphium nöthig, um nur vorübergehende Linderung zu ſchaffen. — Mitten in dieſen ſchweren Leiden brach 1848 plötzlich die Februar-Revolution aus. Heine nicht minder überraſcht, als die ganze übrige Welt, ſagte zu Louis Philipps Sturz: „Für alte Leute iſt das Kriegsglück ſelten, Louis Philipp riß aus in der erſten Verwirrung der Schlacht, und ſo kamen wir in die Republik, ohne zu wiſſen wie uns geſchah.“ — Heine blieb bei ſeinem Freunde Faultrier bis Ende März, und bezog dann im Mai ziemlich gekräftigt eine Landwohnung in Paſſy.

74.

Paris, 30. März 1848.

Liebſte gute Mutter!

Eben weil es jetzt ſo ſtürmiſch in der Welt, und hier beſonders tribulant hergeht, kann ich Dir wenig ſchreiben. Der Spektakel hat mich phyſiſch und moraliſch ſehr heruntergebracht. Ich bin ſo entmuthigt wie ich es noch nie war. Will jetzt ganz ruhig leben, und mich um nichts mehr bekümmern. Mitten in der Kriſis meiner Cur ging der Lärm los, und nicht blos Geld, ſondern auch Geſundheit habe ich eingebüßt. — Sollten ſich hier die Sachen, wie ich fürchte, noch düſterer geſtalten, ſo gehe ich fort, mit meiner Frau, oder auch allein. Bin ſehr verdrießlich. — In Deutſchland muß es auch nicht angenehm zugehen, und dahin hab ich auch kein großes Begehr. — Meine Frau befindet ſich wohl. Wir leben ſtill, und von der Welt abgeſondert. Ich will mich in keinem Fall hervorſtellen. Dennoch werde ich von den hieſigen Deutſchen viel verläumdet. Sie ſchreien darüber daß ich von der vorigen Regierung Geld bekommen, als mein Name auf der Penſionsliſte gefunden. —

Das Wetter iſt wunderſchön, und ich gehe viel ſpaziren. Meine Haushaltung geht ihren ruhigen Stiefel fort. Meine Frau führt ſich gut auf. Führte ſie ſich nicht gut auf, ſo würde ich ihr jetzt die Freiheit geben, wie alle Könige ihren Völkern: ſie würde dann ſchon ſehen was bei der Freiheit herauskommt. — Du haſt keinen Begriff davon, welche Misère jetzt hier herrſcht.

— Die ganze Welt wird frei und bankrott. — Leb wohl!

Schreib mir nur viel liebe Mutter. Auch Du liebes Lottchen. Rechnet aber nicht viel auf Nachrichten von mir; ſetzte gar zu ungern die Feder an. Fürchte das Schreiben. Um meine Adreſſe noch beſtimmter zu machen, ſo ſchreibt: An H. Heine chez Mr. Faultrier, 84 Rue de Lourcine à Paris.

So laſſe ich alle meine Briefe jetzt adreſſiren, denn ich traue meinen Hausportier nicht. Hat die Familie viel Geld verloren? — Schreib mir nur viel, lieb Lottchen und küſſe die Kinder. Meine Frau grüßt herzlich.

H. Heine.

Die Februar-Revolution belebte Heine Anfangs mit neuem jugendlichen Enthuſiasmus, und er ſeufzte: „Welch' ein Unglück ſolche Revolution in meinem Zuſtande zu erleben! Ich hätte todt oder geſund ſein müſſen!" — Sein Bericht an die Allgemeine Zeitung über die drei großen Februartage begann: „Der Kopf war mir ganz betäubt, beſtändig Getrommel, Schießen und Marſeillaiſe. Letztere, das unaufhörliche Lied, ſprengte mir faſt das Gehirn und ach! das ſtaatsgefährlichſte Gedankengeſindel, das ich dort ſeit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor!" — Aber ſchon aus dem Schreiben an ſeine Mutter erſieht man, daß der revolutionäre Chaos, welcher das nervöſe Leiden des Dichters verſchlimmerte, bald einen Umſchwung ſeiner freudigen Gefühle bewirkte; und dieſer Unmuth ſteigerte ſich, als die „Allgemeine Zeitung", auf einen Artikel des franzöſiſchen Flugblatts „Revue Retrospective" ſich berufend, Heines Geſinnung arg verdächtigte. —

Die Publikationen aus den Archiven der vorigen Regierung unter Guizots Miniſterium ergaben, daß mehrere Perſonen von der geſtürzten Regierung Unterſtützungspenſionen genoſſen, darunter auch H. Heine, aus derſelben Caſſe, aus welcher der Exkönig von Schweden Guſtavſon, der Fürſt Godoy, der berühmte Geſchichtsſchreiber Auguſtin Thierry, viele politiſche Flüchtlinge und Künſtler unterſtützt wurden. Von Deutſchen Dr. Weil, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, Legationsrath Schmieder und Baron von Klindworth. —

Auch in neuſter Zeit wiederholten ſich die damaligen Beſchuldigungen, welchen H. Heine mit einer öffentlichen Erklärung in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" entgegentrat, und da ſie nicht jedem bekannt iſt, folgt dieſelbe in unverkürzter Faſſung.

Erklärung:

„Die Revue Retrospective erfreut ſeit einiger Zeit die republikaniſche Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte ſie auch die Rechnungen des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geſchäftsführung Guizot's. Der Umſtand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhafter Summe aufgeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehäßigſten Art, und perfide Zuſammenſtellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retrospective“ vorlag, diente einem Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung“ zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Miniſterium Guizot für beſtimmte Summen meine Feder erkauft, um ſeine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korreſpondenz mit der Note, worin ſie vielmehr die Meinung ausſpricht, daß ich nicht für das, was ich ſchrieb, jene Unterſtützung empfangen haben möge, „ſondern für das, was ich nicht ſchrieb.“ Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ die ſeit 20 Jahren nicht ſowohl durch das, was ſie von mir druckte, als vielmehr durch das, was ſie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der ſervile Schriftſteller bin, der ſich ſein Stillſchweigen bezahlen läßt — beſagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verſchonen können. Nicht dem Korreſpondenzartikel, ſondern der Redaktionsnote widme ich dieſe Zeilen, worin ich mich ſo beſtimmt als möglich über mein Verhältniß zum Guizotſchen Miniſterium erklären will. Höhere Intereſſen beſtimmen mich dazu, nicht die kleinen Intereſſen der perſönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre iſt nicht in der Hand des erſten, beſten Zeitungskorreſpondenten; nicht das erſte, beſte Tageblatt iſt ihr Tribunal; nur vor den Aſſiſen der Literaturgeſchichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein die Unterſtützung, welche ich von dem Miniſterium Guizot empfing, war kein Tribut, ſie war eben nur eine Unterſtützung, ſie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten, und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten. Ich nahm ſolche Hilfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch financiell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht bloß meine vorhandene Schriften, ſondern auch Alles, was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kaſſe des Miniſteriums der äußern Angelegenheiten, und zwar auf die Penſionsfonds angewieſen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgeſetzt, hatte zunächſt ſeinen Grund in dem Umſtand, daß die andern Kaſſen dermalen zu ſehr belaſtet geweſen. Vielleicht auch wollte die franzöſiſche Regierung nicht oſtenſibel einen Mann unterſtützen, der den deutſchen Geſandtſchaften immer ein Dorn im Auge war, und deſſen Ausweiſung bei mancher Gelegenheit reklamirt worden. Wie dringend meine königlich preußiſchen Freunde mit ſolchen Reklamationen die franzöſiſche Regierung behelligten, iſt manniglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweiſung und zahlte mir jeden Monat meine Penſion, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringſten Dienſt. Als ich ihm, bald nachdem er das

Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortſetzung meiner Penſion notificiren ließ, antwortete er mit melancholiſcher Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutſchen Dichter, welcher im Exil lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Dieſe Worte ſagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erſte und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte ihn zu ſprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retrospective“ die Beweiſe geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentiſchen Quellen, die ihr zugänglich ſind, mag ſie jetzt, wie es franzöſiſcher Loyauté ziemt, ſich über die Bedeutung und den Urſprung der in Rede ſtehenden Penſion ausſprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

H. Heine.

75.

Paſſy, d. 27. Mai 1848.

Liebe gute Mutter!

Seit 3 Tagen bewohne ich ein Gartenhaus in Paſſy, eine halbe Stunde iſt dieſer Ort von Paris entfernt. Ob ich es mit dieſer Wohnung gut getroffen, ob nicht neue Störungen mir auch hier das Leben verleiden werden, das weiß ich nicht. Bis jetzt hat mich das Unglück immer verfolgt in jeder Wohnungsveränderung. Vor der Hand geht es mir noch leidlich. Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen im Freien, unter einer grünen Laube, wo die Sonnenlichter mir auf's Papier ſpielen, was ſehr hübſch iſt, aber mir das Schreiben ſehr erſchwert; mein Augenübel, überhaupt meine Geſichtsmuskellähmung iſt momentan in ſeiner unausſtehlichſten Blüthe, und meine arme Frau muß deswegen viel von meiner Verdrießlichkeit erdulden. Doch ſoeben haben wir, auf demſelben Tiſch wo ich dieſes ſchreibe, ſehr gut mit einander gefrühſtückt, und uns unſerer häuslichen Ruhe, auch der ſchönen Spargel und Erdbeeren, die wir hatten, ſehr erfreut!

Wie geht es Euch? Wie geht es Dir liebes Lottchen in dieſer ſchrecklichen Zeit? Habt Ihr auch Zucker genug, damit die Erdbeeren weich liegen können, und warm zugedeckt werden? —

Dieſes Jahr iſt kein Zuckerjahr, und es geht der ganzen Welt ſehr bitter. —

Ich bekümmere mich um nichts, und eben meine Kränklichkeit ſchützt mich vielleicht jetzt vor Todesgefahren, denen ich ausgeſetzt wäre, wenn ich mich toll und geſund in die Tageskämpfe ſtürzen könnte. —

Von Guſtav und ſeiner Frau Gemahlin habe ich Brief gehabt, er behauptet ein glücklicher Familienvater zu ſein, und ſich des größten häuslichen Glücks zu erfreuen. — — — — — — — —

Meine Adreſſe iſt jetzt: 64 grande Rue à Passy, près de Paris. — Schreibt mir nur bald und viel. — Ich ſchließe und küſſe Euch, ſowie auch die Kinder. —

Die Sonnenlichter blenden mich zu ſehr in dieſem Augenblick. — Der Papagei ſchreit, und meine Frau läßt grüßen.

Euer getreuer
H. Heine.

76.

Paſſy, 10. Juni 1848.

Liebſte Schweſter!

Meine Frau wünſcht, daß ich Dich über meinen wahren Geſundheitszuſtand, nicht in allzugroßer Täuſchung, die der Mutter wegen nöthig war, länger erhielt, damit wenn ich ſterbe, Du Dich nicht zu ſehr erſchrickſt. Letzteres aber, liebes Kind, wird hoffentlich nicht ſo bald geſchehen, und ich kann mich

ein Dutzend Jahre noch hinſchleppen wie ich bin, leider Gottes. Bin ſeit 14 Tagen ſo gelähmt, daß ich wie ein Kind getragen werden muß, meine Beine ſind wie Baumwolle. Meine Augen entſetzlich ſchlecht. Von Herzen aber bin ich wohl, und mein Hirn und Magen ſind geſund. Werde gut gepflegt und es fehlt mir garnichts zur Beſtreitung großer Krankheitskoſten; — — — Meine Frau führt ſich gut auf, und wir wohnen ſehr angenehm. Sterbe ich in dieſem Zuſtand, ſo iſt mein Ende doch noch beſſer, als das von 1000 Anderen. Nun weiſt Du woran Du biſt. — Gern hätte ich Euch dieſen Sommer beſucht, vielleicht ſehe ich Euch nächſtes Frühjahr, oder Du kommſt vielleicht nächſtes Jahr hierher. Dieſes Jahr bin ich im Grunde froh Dich nicht hier ſehen zu können, wegen des Weltrevoluziongepolters, das Ihr dort gewiß in eben ſo hohen Grade, wie wir hier zu ertragen habt. Ja, wir leben in einem miſerablen Moment, und ich wünſche wohl und heiter, und nicht auf einige kranke Augenblicke, ein Wiederſehen mit Dir zu genießen. Werde ich aber beſſer werden? Das weiß Gott, der alles zum Beſten lenkt. — Schreib mir oft und viel, wie es dort ausſieht bei der Familie. — Der Mutter wollen wir nach wie vor meine Krankheit verheimlichen. — — — —
— — — — — — — — — — —

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben wunderbar,
Glaubſt Du, Schweſter, Alles bliebe
Unverändert ewig wahr? —

Was wir lieblich, feſt beſeſſen,
Schwindet hin wie Träumerein,
Und die Herzen die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

H. Heine.

Für Heines nervöſen Zuſtand war Ruhe nothwendig, denn das geräuſchvolle Treiben in Paris, wo Volksmaſſen ſingend und lärmend die Straßen durchzogen, verſetzte ihn in fieberhafte Aufregung, und machten den dortigen Aufenthalt unerträglich. Er bezog eine Landwohnung in abgeſchiedner Ruhe und geſunder Luft, hoffend dadurch eine Linderung ſeiner Leiden zu erlangen. Leider trat dieſe Wirkung nicht ein, und hatte ſich des Dichters Geſundheit in Paſſy ſtatt zu beſſern, eher verſchlimmert.

Er ſchrieb darüber:

77.

Paſſy, d. 12. Aug. 1848.

Liebſte Schweſter!

Der Zuſtand meiner Augen iſt ſo ziemlich, daß ich jeden Brief, den ich eigenhändig ſchreibe, mit einem Tag der heftigſten Schmerzen erkaufe, und da Du um dieſen Preis gewiß keinen Brief von mir haben willſt, ſo werde ich mich heute und auch künftig einer fremden Feder bedienen, um Dir Nachricht über meine Geſundheit zu ertheilen. Dieſe hat ſich keineswegs verbeſſert, doch Gefahr iſt nicht vorhanden, und das traurige dabei iſt eben, daß ich am Leben bleibe. Du brauchſt Dich alſo nicht um mich zu ängſtigen, aber Mitleid verdiene ich im höchſten Grade. — Ich habe die martervollſten Krämpfe manchmal zu ertragen, und bin dabei wie ein gefeſſelter Menſch. Seit 2 Monaten habe ich den Gebrauch meiner Füße und Beine ganz verloren, und muß auf einem Seſſel hin und hergerollt werden. Ich bin ein armer paralitiſcher Menſch geworden, der Euch ſehr zur Laſt fallen würde, wenn ich bei Euch wäre. Jedoch trage ich mich mit dem Gedanken nächſtes Jahr zu Euch zu kommen, und wir haben unterdeſſen die Zeit alles auf meine Bequemlichkeit bezügliche zu verabreden. Dieſes Jahr iſt es nicht möglich, ich habe hier tauſenderlei

Dinge zu ordnen, da die Revoluzion und mein plötzliches Lähmungsunglück alle meine weltliche Angelegenheiten in die grenzenloſeſte Verwirrung gebracht haben. Ich hoffe daß es beſſer gehen wird, und trage mittlerweil mein Schickſal mit Geduld. —

Meine Frau verliert den Kopf und iſt manchmal wie verrückt. —

An Max habe ich noch nicht geſchrieben, ſoll aber bald geſchehen. —

Grüß mir Deinen Mann und küſſe mir meine lieben Nichten. Ludwig laß ich herzlich grüßen und für ſeine liebreiche Theilnahme danken.

Dein Dich liebender Bruder

H. Heine.

78.

Paris, 11. Sept. 1848.

Liebes gutes Mutterchen!

Dies ſind ſeit 5 Wochen die erſten eigenhändigen Zeilen die ich ſchreibe. Meiner Augen wegen enthalte ich mich deſſen gänzlich, und auch Du mußt nächſtens zufrieden ſein, wenn ich Dir durch meinen Sekretär ſchreibe, ich leide ſoviel bei jedem Brief, daß Du im Grunde froh ſein ſollteſt, daß ich mich nicht Deinetwegen in Schmerzenskoſten verſetze. Daß auch mein rechter Arm an Krämpfen, wie ſie Lähmungen vorausgehen, leidet, habe ich Dir längſt geſchrieben. — Sonſt geht es wie gewöhnlich; das Geld, dieſes feige Geld, das ſich aus Furcht vor der Republik verkrochen, kommt wieder zum Vorſchein. — Ich gehe garnicht nach der Stadt, und bekümmere mich um nichts als um meine Geſundheit. — Ich hoffe daß Du und Lottchen, ſo auch die lieben Kinder Euch wohl befindet! Wir lieben Dich unausſprechlich. Ich bleibe wohl noch 4 Wochen hier; das Wetter iſt wunderſchön.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

79.

Paris, 19. Octbr. 1848.

Liebe Mutter und liebſte Schweſter!

Soeben erhalte ich Euren Brief, woraus ich mit Freuden Euer Wohlſein erſehen habe. Was mich betrifft, ſo iſt mein Zuſtand noch immer derſelbe, oder doch nur ſehr wenig gebeſſert. Meine Krämpfe haben etwas nachgelaſſen, aber meine Augen ſind noch immer ſpottſchlecht, obgleich ich ſie unſäglich ſchone, gar nicht leſe, und ſogar Euch nicht eigenhändig ſchreibe. Briefe jedoch, liebes Lottchen, leſe ich immer mit eignen Augen, was ich Dir wegen Deiner Anfrage beſonders bemerke. — In Betreff der Cholera braucht Ihr Euch für mich ebenfalls nicht ſehr zu ängſtigen; dieſe alte Beſtie, iſt übrigens nicht mehr ſo furchtbar wie ehemals. Schrecklicher ſind die Dinge in Wien, und unſer armer Guſtav mag wohl einige Angſt ausgeſtanden haben. —

Schreibt mir wie es ihm gegangen. — Ich ſtehe nicht mit ihm in directem Briefwechſel. — Meine Frau befindet ſich wohl, und läßt Euch herzlich grüßen. — Wir ſprachen beſtändig von Euch und beſonders von der Mutter können wir nicht genug Erfreuliches und Angenehmes reden. Die Hauptſache die ich Euch heute zu melden habe, iſt, daß ich mit meiner neuen Wohnung noch immer ſehr zufrieden bin, und das Opfer, das ich der Veränderung gebracht habe, keineswegs bereue. — Wir leben ruhig, ſtill und ſicher vor dem Schuß. — Grüßt mir, und küßt mir die jugendliche Sippſchaft, und bleibt liebevoll zugethan

Eurem getreuen

H. Heine.

80.

Paris, 28. Decbr. 1848.

Liebſte gute Mutter!

Obgleich mir das Schreiben verboten iſt, kann ich doch nicht umhin Dir eigenhändig zum neuen Jahr zu gratuliren. — Gott erhalte Dich, und ſchenke Dir noch viele und glückliche Lebensjahre. Auch Dir gratulire ich liebes Lottchen. — Ein Neujahrskringel wie wir in Düſſeldorf des Morgens aßen, beim Kaffe, der aus 3 Bohnen und 3 Pfund Cigorien beſtand. Von Zucker keine Idee! — Erinnerſt Du Dich noch der großen Kanne, die wie ein Blumentopf oder eine römiſche Vaſe ausſah? — War von ſehr ſchönem ſchwarzen Blech. —

Lebt wohl und behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

81.

Paris, d. 29. März 1849.

Liebes Lottchen!*)

Dein Brief hat mich tief erſchüttert, und ich habe ſeitdem geweint und wieder geweint, ſo daß ich heute faſt gar nicht ſehen kann. Nur ein Wort zum Troſt: Sterben iſt kein Unglück, aber jahrelanges Leiden', ehe man es dahin bringt zu ſterben. — Jahrelanges Leiden — glücklich ſind die welche ſchnell fertig werden: Per acquit wie mein Väterchen ſagte, und man dreht ſich herum und ſchläft ein, und Alles iſt bezahlt. — Ich bin in dieſem Augenblick zu leidend, als daß ich Deinem Mann beſonders kondoliren könnte; ich drücke ihm ſchweigend die Hand. — Und Du armes ſtarkes Herz, wieviel haſt Du ausſtehn müſſen! Gott erhalte Dich liebe gute Schweſter. — Du meine gute Mutter wirſt noch einige Zeit auf Brief von mir warten müſſen, und ich kann Dich heute nur flüchtig umarmen. —

---

*) Beim Tode ihrer jüngſten Tochter.

Küſſe für mich mein Lottchen und die Kinder. — Meine Frau befindet ſich wohl, ich bin noch in demſelben traurigen Zuſtand. —

Euer getreuer
H. Heine.

82.

Paris, 21. April 1849.

Liebe gute Mutter!

Ich hoffte von einem Tage zum andern auf Beſſerung, und bin ſehr verdrießlich, daß ich Dir über meinen Geſundheitszuſtand nichts Erfreuliches zu melden habe. Mit meinen Augen ſcheint es ſich zu beſſern, aber nun leide ich auch wieder an Krämpfen im rechten Arm, und an derſelben Hand, was mir das Schreiben noch bitter verleidet. Meine Frau läßt herzlich grüßen; — der Heimgang unſeres armen Nichtchens hat uns außerordentlich betrübt, und ich, der ich jetzt ſo leicht zu erſchüttern, bin durch dieſe Nachricht 8 Tage krank geworden — ein Krankheit in der Krankheit! Was man ausſteht! Und wie viel müßt ihr dort gelitten haben und noch leiden! — Gott erhalte Dich und mein Lottchen. — Ich hoffe daß Du Dich wohl befindeſt, ſage mir die Wahrheit. —

Lebt wohl und behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

83.

Paris, 14. Juni 1849.

Liebſte gute Mutter!

Ich beſchwöre Dich mir bald zu ſchreiben, ich kann nicht begreifen warum ich ſo lange ohne Brief von Dir bin. Hier leben wir in Angſt und Trübſal. Die Cholera wüthet entſetzlich. Die Menſchen fallen wie die Fliegen. Auch meine Frau iſt krank, und ich habe faſt den Kopf verloren. — Befinde mich ſelbſt noch immer hundeſchlecht, aber alle chroniſchen Kranken verſchont die Cholera, wahrſcheinlich weil ſie immer regelmäßig leben. Küß mir Lottchen und die Kinder. Meine Frau läßt herzlich grüßen. Ich hoffe daß Ihr Euch wohl befindet. — Krankheit iſt das ſchrecklichſte Leid; der Tod iſt das wenigſte, das erträglichſte.

Dein Dich ewig liebender
getreuer Sohn
H. Heine.

84.

Paris, d. 7. Aug. 1849.

Liebe gute Schweſter!

Dein jüngſter Brief hat mich ſehr betrübt, ich konnte mir wohl denken, wie ſehr Du von den dortigen Unruhen, wegen der Situazion Deiner Wohnung zu leiden haben mochteſt. Ich fürchte Du biſt öfter bettlägerig als ich weiß; ich bitte ſage mir die Wahrheit. Wir leben in einem Momente wo man nicht viel freudiges ſich mitzutheilen hat, und uns nur darin eine Tröſtung erwächſt, daß dieſes Unglück ſo groß iſt wie wir wiſſen, und uns die Imaginazion nicht durch Ungewißheit quält. Mir geht es wie gewöhnlich, meine Augen entſetzlich leidend, und ich werde von Betrübniß und dem Gefühl der Hoffnungsloſigkeit verzehrt. Deßhalb ſchreibe ich Dir ſelten und wenig; aber ich denke faſt immer an Dich, und es vergeht keine Nacht, wo ich Dir nicht eine Portion Thränen widme. — Mit meiner Frau geht es auch wie gewöhnlich; ein Engel der manchmal ſehr verteufelte Launen hat, und die ſüßeſte Verbringerin die je auf dieſer Welt ihren Mann gequält und beglückt. —

Mein liebes Lottchen küſſe ich tauſendmal.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

85.

Paris, 19. Aug. 1849.

Liebes gutes Mutterchen!

Aus den Zeitungen erſehe ich mit Schrecken, wie wüſt es wieder bei Euch ausſieht, und wie meine Freunde die Preußen in Hamburg wirthſchaften. Wäre ich dort, ſie würden mich gewiß bei dieſer Gelegenheit packen. — Bei uns iſt alles ſtill, auch in meiner Haushaltung. Meine Frau befindet ſich Gottlob wieder wohl, und ſucht mir meine traurige Exiſtenz ſo viel als möglich zu erheitern. Sie iſt ein gutes Kind, und wenn ſie mir Kummer macht, ſo iſt es nicht ihre Schuld, ſondern die ihrer Krankheit. Gott erhalte ſie, ſowie Euch alle; die liebe Schweſter und die Kinder herzlich zu grüßen und zu küſſen.

Du liebe Mutter warſt immer eine brave gottesfürchtige Frau, von wahrhaftiger Frömmigkeit, und auch um Deinetwillen wird der liebe Gott uns immer beiſtehen. —

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

86.

Paris, 24. Octbr. 1849.

Liebe gute Mutter!

Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief, wenn Du wüßteſt wie ungern ich ſchreibe, würdeſt Du nicht oft Brief von mir verlangen, erſtens ſehe ich wieder ſehr ſchlecht ſeit einigen Tagen und dann habe ich wirklich nicht viel Ergötzliches mitzutheilen. Meine Augen ſoll der Teufel holen, und all das Quackſalben hilft mir wenig. — Nur Dir liebe Mutter ſchreibe ich eigenhändig, das Diktiren geht hier nicht an, da man ſich doch wohl etwas vertrauliches entſchlüpfen läßt. —

Ich gratulire Dir für Dein Wiener Enkelchen: Gottlob, daß ich aus dieſer Fruchtbarkeit wenigſtens erſehe, daß Guſtav ſich wohl befindet. Auch ſehe ich, daß er ſeine Frau nicht betrügt! —

Heute ſehe ich garnichts! Deßhalb ſchreibe ich Dir dieſer Tage, und Du erhälſt dieſe Zeilen nur um daraus mein Wohlſein zu erſehen. —

Lottchen zu küſſen. —

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

Das Diktiren war Heine höchſt unbequem, und es dauerte lange bis er ſich daran gewöhnen konnte. Er ſagte darüber: „Ich ſchrieb bisher immer alles ſelbſt und ich glaube, daß es im Deutſchen namentlich mit dem Diktiren von Proſa ein mißliches Ding iſt. Der Schriftſteller hat nicht bloß den Tonfall, ſondern auch den architektoniſchen Bau ſeiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unſere Sprache iſt für das Auge mit berechnet, ſie iſt plaſtiſch, und beim Reime entſcheidet nicht nur der Klang ſondern auch die Schreibart. Sonderbar genug drückt ſich der Unterſchied, welcher darin zwiſchen dem Deutſchen und dem Franzöſiſchen herrſcht, ſogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutſche nennt ſein Verſtändniß „Einſicht“, der Franzoſe „entendement“. Der Deutſche muß nach meiner Meinung ſehen, plaſtiſch vor ſich haben, was er ſprachlich ſchafft. Verſe, die man im Kopf fertig macht, kann man noch eher dictiren als Proſa; und ich könnte auch das nicht, ich würde auch ſo noch vieles ändern.“ — Heine ſchrieb, ſobald ſein Geſundheitszuſtand es erlaubte, ſeine Manuſkripte auf große Foliobogen mit Bleiſtift in großen Buchſtaben, und nur ſeine Briefe wurden von ihm dictirt. —

87.

Paris, 21. Janr. 1850.

Liebſte gute Mutter!

Dein und des lieben Lottchens Brief mit Neujahrswünſchen habe ich richtig empfangen. Ich hoffe Ihr habt dieſes Jahr angenehm angetreten. Gebe der Himmel, daß es ſich ruhig und ohne Schreckniſſe endige. Bei mir hat dieſes neue Jahr noch gar keinen Charakter angenommen, und es dröhnelt ſich hin, blöde und melankoliſch wie das Vorige.

Auch nicht die geringſte Veränderung in meinem

Geſundheitszuſtande; meine Augen ſchone ich noch immer, aber ohne Reſultat. Wenn ich ſie nicht ſchonte eben wie meinen Augapfel, ſo wäre ich jetzt blind, was doch das größte Uebel iſt, wovor einen der liebe Gott bewahre. — Ich ſchreibe Dir daher noch immer nicht eigenhändig, was doch ſo kein großer Unterſchied iſt, da ich jetzt doch nie mehr in Briefen meine Gedanken ausſpreche. — Meine Frau leidet noch immer an den Folgen ihres Leichtſinns: ſie kann nämlich noch immer nicht gehen, fängt aber doch jetzt ſchon an auf einem Bein, wie ein Froſch im Zimmer umher zu hüpfen. Sie läßt Euch mit innigſter Zärtlichkeit grüßen, wie Ihr denn überhaupt unſere beſtändige Unterhaltung ſeid. Meine Frau trägt ihr Mißgeſchick, mit weniger Ungeduld als ich erwartete: die böſen Augenblicke der Mißlaune vergütet ſie wieder durch ſo unendlich viel Liebenswürdigkeit in anderen Augenblicken, daß ich bei dieſem Geſchäft noch immer meine Rechnung finde. — Ich bitte Euch mir recht bald zu ſchreiben und auch von Dir erwarte ich einen langen Brief, über Dich und meine Lieben, die ganze heilige Familie. — Ich hoffe daß Du von Deinem Unfall jetzt ganz hergeſtellt biſt. Der Hansnarr von Wihl kommt zuweilen zu mir, und ermangelt nie, mich in einer oder der andern Weiſe zu amüſiren. Man muß ſich freilich vor ihm in Acht nehmen; aber freilich vor welchen Menſchen müßte man ſich nicht auch in Acht nehmen. — Ueber die Abſurdität in deutſchen Blättern über meine ſogenannte Bekehrung, will ich mich nicht ausſprechen. — Es iſt hier derſelbe Fall, wie bei allen mich betreffenden Zeitungsnachrichten. — Und nun liebe Mutter leb wohl. Der liebe Gott erhalte Dich, bewahre Dich vor Schmerzen und Augenübel, ſchone Deine liebe Geſundheit, und wenn Dir die Dinge auch manchmal nicht zu Wunſche gehen, ſo tröſte Dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden ſind, wie Du es biſt, und wie Du es wahrlich zu ſein verdienſt, Du meine liebe, brave, rechtſchaffene und treue Mutter. Was ſind die Andern in Vergleich mit Dir. —

Man ſoll den Boden küſſen den Dein Fuß betreten hat. —

Der Winter iſt unendlich rauh, wenn Du nur warm haſt in Deinem dünnen wacklichen Häuschen am Dammthor. — Ich laß mir nichts abgehen, und brenne zur Heitzung ganze Wälder. — Werde überhaupt gut gepflegt.

Dein treuer Sohn

H. Heine.

In vorſtehendem Briefe nennt Heine es eine Abſurdität, wenn deutſche Blätter von ſeiner Bekehrung ſprechen, und doch war, ohne daß er es vielleicht damals ſelber wußte, ein religiöſer Umſchwung in ſeiner Denkungsart eingetreten. Heine, welcher im Hauſe ſeiner Eltern in der iſralitiſchen Glaubenslehre groß gezogen, ward von denſelben ohne ritualen Zwang zur ſtrengen Gottesverehrung angehalten und ging 1825 zum lutheriſchen Glauben über. Seine philoſophiſchen Studien, welche ihn zeitlebens beſchäftigten, ſetzten ihn über die Formen aller poſitiven Religionen hinweg.

Vorübergehend gelangte er durch die neue Lehre des Saint Simonismus zu einem poetiſchen Pantheismus.

Wenn er auch ſpäter immerhin Freidenker blieb, ſo flößte ihm ſchließlich doch der Atheismus Abſcheu ein, und durch die langen Leiden des Krankenlagers hart geprüft, kehrte er wieder zum reinen formloſen Deismus zurück. —

88.

Paris, 15. März 1850.

Liebſte Mutter!

Den Brief, worin Du mir den Empfang des Wechſels angezeigt, habe ich richtig empfangen, ja ich wiederhole Dir mein Verſprechen, daß ich, wenn eine momentane Verlegenheit eintreten ſollte, Dich gleich in Kenntniß ſetzen werde, um über die zurückgeſchickte Summe, die in Deinen Händen ſicherer iſt als in den meinigen, verfügen zu können: ich habe Dir, glaube ich, ſchon geſagt, daß meine Finanzen im Ganzen hinlänglich geordnet ſind, daß nur momentane Verlegenheiten eintreten können, die nicht peinigend, ſondern nur verdrießlich ſind, und das nächſte Trimeſter immer das Deficit der vorhergegangenen ganz regelmäßig und ruhig ausfüllt. — Die Koſten meiner Krankheit ſind ſehr groß, nicht weil ich viel Doctor und Apotheker nöthig habe, ſondern weil ich mich durch Geldopfer gegen viele ſchädliche Influenzen zu bewahren habe.*) An meiner Krankheit ſelbſt aber iſt das allerſchlimmſte, daß man ſo lange dabei am Leben bleibt, was Dir freilich, liebe Mutter, nicht das ſchlimmſte dünkt, ich aber, der ich ſo viel phyſiſch leiden muß, und alle Hoffnung der Geneſung verliere, ich beneide die Menſchen die von akuten Krankheiten raſch fortgerafft werden. Das fatale beim Sterben beſteht nur darin, daß wir unſere Lieben dadurch in Kummer verſetzen.

---

*) Die vielen Geldunterſtützungen, welche Heine den dortigen deutſchen Flüchtlingen gewährte.

Wie gerne verließ ich die Welt, dächte ich nicht an die Rathloſigkeit meiner Verbringerin, an den Gram der alten Schachtel, die am Dammthor wohnt, und an die Thränen meiner Schweſter. Ich danke ihr für ihre letzten lieben Mittheilungen. Mein liebes Lottchen macht mir immer die größte Freude, wenn ich Briefe von ihr erhalte. Nur müßt Ihr von mir nicht oft Antwort erwarten, denn es macht mir zu viel Leidweſen, daß ich Euch nur betrübende oder traurige Briefe ſchreiben, und ſogar nur durch dritte Hand ſchreiben kann. —

Meinen Neffen laſſe ich herzlich danken für ſeinen freundſchaftlichen Brief, den ich mit Vergnügen, aber doch nur mit Mühe geleſen, er ſoll mir oft ſchreiben, aber mit ſchwarzer Dinte, und leſerlichen Schriftzügen. Ich bin begierig von Euch zu erfahren in welcher Weiſe der junge Menſch ſich herausfindet, und was von ihm zu erwarten ſteht. Mein Annchen und Lenchen*) grüße ich, und küſſe ich. Wie oft denke ich an mein liebes Annchen, an mein ſüßes Kind, an den ſüßen Auflauf, den ſie ſo gut zu verfertigen weiß! Hätte ich mein Annchen hier, nebſt einer ſolchen wohl gerathenen Mehlſpeiſe. Hernach tränke ich eine gute Taſſe Thee, aber nicht vom erſten Aufguß, ſondern eine von den letzteren

---

*) Frau Helene Hirſch, geb. Embden in Berlin.

Taſſen, die ſie für ſich reſervierte. — Meine Frau die wieder ausgeht, und ſich wohl befindet, läßt Euch grüßen.

Und nun lebt wohl, haltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

89.

Paris, 6. Mai 1850.

Meine liebe gute Mutter
und vielgeliebte Schweſter!

Ich habe mit Freude den Brief erhalten, woraus ich Euer Wohlſein erſehe, und zugleich mehr liebende Theilnahme finde, als ich wohl verdienen mag, und als mir zu Zeiten ſogar paſſend ſein dürfte. Wie kann ich alles Dieſes vergelten? — Und wie kann ich Eure liebenden Wünſche, beſtändig über meinen Zuſtand benachrichtigt zu werden, in dieſem Zuſtande befriedigen, wo mir jede äußere Komunikation, wenn ſie in deutſcher Sprache gemacht werden muß, noch beſonders erſchwert wird? — Ich habe nämlich nicht mehr den Beiſtand eines Deutſchen, der ſeit 12 Jahre meine Schreibſeligkeiten beſorgte, und da ich einen Franzoſen, der ihn erſetzt, kein Deutſch diktiren kann, ſo ſteht mir nicht alle Tage eine deutſche Feder zu Gebote, um mich mit Euch zu unterhalten. Wenn

Ihr daher in noch unregelmäßigeren Intervallen Briefe von mir erhaltet, ſo könnt Ihr es jenem Umſtande zuſchreiben und mich von jedem Vorwurfe einer liebloſen Säumniß losſprechen. — Es fällt hier übrigens nichts vor was beſonders merkwürdig wäre. — Ich befinde mich vom Herzen etwas beſſer, ich leide etwas weniger, aber ich fürchte, die Krankheit ſelber geht ihren ruhigen, aber doch fatalen Schneckengang immer vorwärts. Ich enthalte mich faſt aller Medizin. Meine Frau befindet ſich ganz wohl, ſie wird ſehr dick, und läßt Euch liebevoll grüßen. — Carl kommt zuweilen zu mir, war 4 mal in einem Monat bei mir, ſcheint aber jetzt im Begriff zu ſein abzureiſen. Ich berühre Nichts, was ihn verletzen könnte. Er hat ein gutes Herz; aber von ſeinem Herzen bis zur Taſche geht keine Eiſenbahn. Ich beklage mich nicht, und laſſe die Dinge jetzt immer gehen, wie ſie von ſelbſt wollen. —

Dir liebes Lottchen danke ich herzlich für Deinen gütigen Dienſteifer, aber ich beziehe mich in dieſer Hinſicht auf das, was ich der lieben Mutter ſchon längſt mitgetheilt habe. Iſt es Euch nicht möglich mir deutſche Bücher hierher zu ſchicken aus der dortigen Leihbibliothek, und zwar mittels des Dampfbootes, welches ſie auch zurück bringen könnte? —

Ich möchte mir manchmal etwas Deutſches vorleſen laſſen, und da ich aus der Buchhändlung hier, nie das erhalte was ich verlange, und auch keine Leihbibliothek hier iſt, ſo muß ich auf einen Ausweg bedacht ſein. In einem ſolchen Falle könntet Ihr mir einen Katalog von dort per Kreuzcouvert herſchicken. —

Ich gehe nicht aufs Land, aber ich werde dennoch, und zwar morgen ſchon, etwas ſehr Idylliſches unternehmen: Ich werde nämlich jetzt Eſelsmilch trinken. — Mein Arzt hat es mir verordnet, und wenn es mir heilſam iſt, ſo will ich gerne bei Eſeln meine Zuflucht nehmen. — An Guſtav hätte ich längſt geſchrieben, wenn ich nicht ſeine Adreſſe wieder verloren hätte. Ich werde ihm aber nächſtens ſchreiben, um etwas in Wien für mich zu beſorgen, meldet mir daher noch einmal ſeine Adreſſe. — Von Max habe ich den liebevollſten Brief erhalten. — Der Gedanke mich mit meinem Haushalt nach Hamburg zu transportiren, taucht manchmal in mir auf, und wenn ich ſicher bin, daß dieſer Transport, und das damit verbundene Gezippel und Gezappel meinen armen Körper nicht zu ſehr gefährdet, ſo dürfte er wohl am Ende in Ausführung kommen. Ich habe leider viel um die Ohren, und obgleich ſie mich ſehr anſtrengen, ſo kann ich mich doch nicht aller Geſchäfte, und aller literariſchen Beſchäftigungen entſchlagen. — Schreibt mir bald und viel. — Kann Ludwig einmal auf einige Tage von Hamburg abkommen, ohne daß dadurch etwas in ſeinen Geſchäften vernachläſſigt wird, ſo wäre die jetzige Kürze und Wohlfeilheit der Eiſenbahnreiſe füglich zu benutzen, um ihn einmal hierher nach Paris zu ſchicken, wo ich ihn mit der größten Freude ſehen, und durch mündliche Mittheilungen und Aufträge, auch ſehr erſprießlich für meine intimſten Angelegenheiten gebrauchen könnte. In 8 Tagen wäre alles abgemacht, und der Jung hätte keine Zeit gehabt Paris zu genau kennen zu lernen. —

Und nun lebt wohl, behaltet mich lieb, ſchreibt mir viel, beſonders Familienangelegenheiten, und entſchuldigt mich, wenn ich mit Antworten lange warten laſſe. Meinen Neffen Ludwig grüße ich herzlich, ſo wie Alle übrigen. — Ich wünſche einmal einen Brief, und zwar ein eigenes Handſchreiben von meiner lieben Nichte Anna zu erhalten. Sie braucht ſich garnicht zu geniren, und kann ſchreiben was ihr in den Kopf kommt. Ich habe jetzt eine gute Köchin, aber einen ordentlichen Auflauf mit Confitüren kann man in Frankreich nicht machen wie bei Euch im Norden. — Gott gebe Dir liebes

Lottchen, viel Glück und Segen zu Deinem neuen Hauſe.

Euer getreuer
H. Heine.

90.

Paris, 15. Juni 1850.

Liebſte Mutter!

Dein lieber Brief nebſt Zuſchrift von Lottchen und Annchen habe ich richtig erhalten, und ich würde Euch bereits früher geſchrieben haben, wenn nicht die Schwierigkeit, die ich in meinem vorigen Brief gemeldet, bei meiner deutſchen Korreſpondenz ſtattfände. Außerdem iſt nichts vorgefallen, und was meine Krankheit betrifft, ſo verſtimmt es mich ſehr, wenn ich Dir liebe Mutter, mein altes Klagelied, mit der alten betrübten Variation vorſingen ſoll, ich wiederhole dir nur: Das Schlimmſte bei dieſer **Krankheit iſt, daß man dabei nur entſetzlich leidet, aber nicht ſo ſchnell ſtirbt; Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß ich Dir jede Verſchlimmerung nicht verſchweigen würde. Wenn ich Dir nicht ſchreibe, ſo brauchſt Du Dir gar keine anderen Gedanken zu** machen, als daß es mir entweder an einer vertrauten Feder fehlt, oder daß ich mir nicht durch traurige Mittheilungen meine ſchon hinlänglich betrübte Stimmung noch mehr verdüſtern will. Ich denke aber beſtändig an Dich, deſſen ſei überzeugt. In Wahrheit geſagt: ich möchte Dich gern überleben, um Dir den Kummer der Nachricht meines Abſcheidens zu erſparen, und das iſt vielleicht noch das Hauptintereſſe, das ich an dem Leben nehme. Wenn ich Dich einmal nicht mehr habe, ſo werde ich dem Tode mit weit leichterem Herzen entgegen ſterben. Lottchen hat ſeine Kinder und ſeinen Mann, und was meine Frau betrifft, ſo hat ſie ein zu glückliches Naturell, als daß ſie mich nicht am Ende entbehren könnte. — Siehſt Du, wie recht ich habe, nicht oft zu ſchreiben, nur melancholiſche Leichenbitterbriefe. Ich bin ein ſehr ſpaßloſer trauriger Narr geworden. —

Ich danke Dir liebe Schweſter, daß Du im Betreff der Bücher meinen hingeworfnen Wunſch beachtet haſt: ich habe Dir aber geſagt, daß Du mir einen Katalog unter Kreuzkouvert durch die Briefpoſt ſchicken ſollteſt, eine ſolche Zuſendung hätte höchſtens 8 Schilling gekoſtet, ſtatt deſſen hat mir der Buchhändler Jovien ſeinen Katalog in einem Paket über Havre zugeſchickt, und dem beſagten Pakete 3 andere Bücher hinzugefügt, die für mich nicht das geringſte Intereſſe haben. Ich ſchicke ihm dieſelben dieſer Tage durch Carl Heine zurück, welcher ſie mitnimmt, und mir dadurch eine Ausgabe von 7 Frcs. erſpart, denn ſoviel koſtete das Paket, da die Spitzbuben von Spediteurs in Havre für die paar Bücher ebenſo viel Commiſſion und Speſen rechnen, wie für eine große Kiſte, denn die Fracht ſelbſt, beſonders von Havre hierher, iſt ſehr unbedeutend. Ich will aber gerne eine ſolche Summe für Sendungen von Bücher zahlen, deren Lektüre für mich Intereſſe hat, und wenn ich keine Retourgelegenheit finde, ſo werde ich ſie auf meine Koſten ſchnell zurückſpediren. Damit ich aber dieſes nicht zu oft zu wiederholen brauche, ſo muß ich bitten, daß mir wenigſtens ein Dutzend Bücher auf einmal geſchickt werden, und daß mir nichts geſchickt wird, was ich nicht beſtimmt verlangt habe. Unter den Büchern welche ich zu leſen wünſche gehören die Schriften von Dickens (Boz), namentlich deſſen Pickwicker und ſeine Reiſen in America und Italien; Humphreis Wanduhr von demſelben Verfaſſer, ſowie auch deſſen Grillchen auf dem Herde, habe ich geleſen. Dann wünſche ich aus dem Ruſſiſchen überſetzte Schriften von Gogol. Auch wünſche ich einen Roman von L. Storch zu leſen, welcher im Katalog betitelt iſt: Der Stern Jacobs, eine Meſſiade. Iſt dieſes Buch nicht vorräthig, ſo wünſche ich von dem Verfaſſer beifolgende Nummern zu leſen. Auch von Tieck habe ich manche Novelle nicht geleſen, und bitte um bezeichnete Nummern. — Sieh mal zu liebes Lottchen ob in der Leihbibliothek nicht die Kronwächter von Arnim 1 und 2ter Theil, welcher letztere Band erſt vor einigen Jahren herausgekommen. Nun genug! — Von dieſen Büchern wird ſich wohl etwas finden, woraus man mir ſo bald als möglich eine hübſche Sendung machen kann, aber ich bitte Dich, laß ſie bald abgehen, da ich im Sommer öfter Gelegenheit finde, ohne Koſten die Bücher zurück zu ſchicken. — Meine liebe Nichte Anna laſſe ich für ihren Brief herzlich danken, ich würde mich unendlich freuen ſie mal wiederzuſehen, da mir alle Leute ſo viel hübſches und liebliches von ihr ſagen. Wenn ſie wie ihre Mutter und Großmutter wird, ſo mag ſich der Mann gratuliren, der ſie mal aufſackt, beſonders wenn ſie auch das Sanfte von Beiden haben wird.

Euer liebend getreuer
H. Heine.

91.

Paris, 18. Juni 1850.

Liebſte gute Mutter!

Ich hoffe daß Dich dieſe Zeilen in gutem Befinden antreffen, und ich meinerſeits befinde mich ſeit 2 Tagen viel beſſer als gewöhnlich, wie denn bei Nervenkrankheiten, wie die meinige eine iſt, der Zuſtand ſo abwechſelt, daß man heute verzagt und übermorgen wieder jubelt, und nie recht weiß woran man mit ſeiner Geſundheit iſt. Dieſer Mangel an Stabilität iſt der Grund, warum ich Dir nie Details über mein Leiden gebe, die ſich gewiß immer geändert haben, ſobald Du meinen Brief erhalten haſt. Carl Heine iſt im Begriff abzureiſen, und durch ihn ſchicke ich die Bücher des Leihbibliothekars nach Hamburg zurück. Ich habe in meinem letzten Brief vergeſſen zu bemerken, daß ich von den Werken des Boz (Dickens) auch das Werk desſelben, welches „Weihnachtsgeſchichte“ betitelt iſt, kenne, und daß man mir alſo ſolches nicht zu ſchicken braucht. Auch vergaß ich zu bemerken daß Herr Jovien meine Adreſſe unrichtig angegeben hat, und deshalb ſein Paket mich lange ſuchen mußte. — Lottchen muß daher demſelben die richtige Adreſſe aufgeben zur Beförderung ſeiner Bücherſendung, die ich ſobald als möglich erwarte. Hier iſt alles ſtill. Meine Frau befindet ſich wohl, wird aber leider täglich korpulenter. Sie wiegt ſchon 180 Pfund. — Sie läßt Euch alle herzlich grüßen und hört nie auf von Euch zu ſprechen. —

Dieſen Morgen beſuchte mich der weltberühmte

Dichter Wihl, welcher mir auftrug meiner Mutter und meiner Schweſter ſeine Grüße mitzutheilen. Seine Eitelkeit abgerechnet, die ihn der ſchlimmſten Dinge fähig machen könnte, und gewiß auch zu manchem Böſen verleitet hat, iſt er doch ein ſehr guter Menſch.

Ich bin noch nicht dazu gekommen an Guſtav zu ſchreiben, da mir wie Du weißt, jede briefliche Mittheilung in deutſcher Sprache ſo ſehr erſchwert wird, ich will ihm aber doch nächſtens ſchreiben, da ich einige Aufträge in meinem Intereſſe für ihn habe, und von ſeiner Zuneigung zu mir überzeugt bin. Dich mein liebes Lottchen, ſowie auch meine lieben Nichten und meinen lieben Neffen, grüße ich herzlich. —

Sage mir doch liebes Lottchen, warum ich von Campe keinen Brief bekomme. — Meine Tratten werden richtig von ihm ausgezahlt, jedesmal wenn ich meine Semeſterpenſion auf ihn traſſire, aber auf alle meine Briefe erhalte ich keine Antwort. Was will er? — Was kocht er? — Zum Glück habe ich gar kein Bedürfniß jetzt etwas herauszugeben, ſonſt würde mich dieſes Stillſchweigen, welches mich zwänge mit andern Buchhändlern in Verbindung zu treten, in einige Verlegenheit ſetzen. Aber das kann er doch nicht wiſſen, und dieſe Antwortloſigkeit von ſeiner Seite iſt unverantwortlich. — Suche in dieſer Beziehung etwas zu erfahren, mein liebes Lottchen, und ſchreibe mir überhaupt ſo viel als möglich.

Euer getreuer
H. Heine.

92.

Paris, d. 25. Juli 1850.

Liebſte Mutter!

Mein letzter Brief hat ſich mit dem Eurigen gekreuzt und es iſt wahrſcheinlich, das ſolches diesmal wieder paſſirt. Ich hoffe daß Ihr Euch wohl befindet, was die Hauptſache iſt. Ich meinerſeits, ich befinde mich ſo ziemlich, und wenn auch meine Krankheit noch immer nicht in Abnahme iſt, ſo will es mir doch ſcheinen, als ob meine Kräfte zunehmen, und es giebt Tage wo ich wenige Schmerzen habe, und mit weitfliegenden Geſundheitsprojekten meiner Phantaſie freien Lauf laſſe. Ich arbeite wenig, aber mein Geiſt war nie aufgeweckter, thätiger und rüſtiger wie jetzt. Mit meinen Augen geht es noch immer ſchlecht. Ich habe wieder verſucht zu ſchreiben, was mir aber ſchlecht bekam. Um nicht ſo viel zu flecken ſchreibe ich manchmal mit der Bleifeder, was aber ſehr erſchwerlich. —

Mein liebes Lottchen grüße ich herzlich, und danke für die gemachten Mittheilungen. Die Bücher habe ich erhalten, doch will es mir mit dieſer Sendung nicht recht glücken, denn einen Theils habe ich erhalten, was mir doch nicht ſo recht gefiel, und was für mich das Gewünſchte war, andern Theils erhielt ich, weil ich mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt, das was mir ſchon bekannt war. Nun iſt meine Sorge Gelegenheit zu finden, die Bücher wieder bald zurückzuſchicken. — Ich möchte wiſſen, ob die Koſten geringer wären, wenn ich mir die Bücher durch die Eiſenbahn direct von Hamburg kommen laſſe, und Ludwig ſoll ſich erkundigen, ob man überhaupt Pakete direct hierher mit der Eiſenbahn ſchicken kann, und wieviel Porto für eine gewiſſe Anzahl Pfunde gezahlt werden muß. Soviel weiß ich, daß die Pakete von Cöln mit der Eiſenbahn hierher kommen nur ſpottwenig Porto koſten.

Meine Frau läßt herzlich grüßen, wir ſprechen Tag und Nacht von Euch, am meiſten die Nacht, denn wir gehen nie früher als 12 oder 1 Uhr zu Bette. Wir leben ſtill, und in der größten Eintracht, und nie war meine Frau raiſonabler wie eben jetzt. Und dennoch haben hieſige Deutſche das

Gerücht verbreitet, ich ſei aus Unfrieden von meiner Frau geſchieden. Ihr habt keinen Begriff davon welches Ungeziefer, das den Namen Deutſche führt hier herumkriecht. Die Perſonage vor welcher mich Lottchen warnt, iſt noch ein Edelſtein in Vergleichung mit der Laus, von der Campe über mich Nachricht zu haben vorgiebt, und die er Ferdinand W. nennt. Ein Elender dem ich ſeit 15 Jahren beſtändig Wohlthaten erwieſen, und der doch am Ende ſolche Gemeinheiten verübte, daß ich ihn ſchimpflich vor die Thüre ſetzen mußte. —

Ich wiederhole Dir, liebe Mutter, daß es mir etwas beſſer geht, ich bin vielleicht wie alle Kranken etwas ungerecht, und will es mir nicht eingeſtehn, daß ich mich noch 24 Prozent beſſer als früher befinde. —

Und nun lebt wohl, ſchreibt mir bald, und viel, und behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

93.

Paris, 3. Aug. 1850.

Liebſte gute Mutter!

Ich hoffe, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß ich bald Briefe von Dir erhalten werde, worin ich dieſe Hoffnung beſtätigt ſehe. Ich eile Dir heute noch vor Abgang der Poſt zu melden, daß ich Dir ein Paket Bücher durch die Diligence zuſchicke, und Dich bitte dieſelben unverzüglich dem Leihbibliothekar Jovien zukommen zu laſſen, nebſt der beiliegenden Notiz, woraus er erſieht, welche Bücher er mir unverzüglich per Diligence zuſchicken ſoll. Ich ſage ausdrücklich per Diligence, nichts durch das Hamburger Dampfboot, welches wie ich heute entdecke mehr koſten würde. Ich habe nämlich das heutige Paket nur bis Aachen frankiren können, und denke Dir das Porto bis dahin koſtet nur 2 Frs. Ich bitte Dich daher mir zu ſagen, wieviel Du für das Paket von Aachen bis Hamburg zu zahlen hatteſt, nicht ſowohl um Dir das Geld bei Gelegenheit zurück zu erſtatten, als auch überhaupt zu wiſſen, wie viel das Porto zu Lande iſt, im Gegenſatz zur Dampffähre. Ich bitte Dich auch nicht zu vergeſſen den Buchhändler wiſſen zu laſſen, daß er die Bücher unverzüglich abſende.

Mein liebes Lottchen grüße ich herzlich, und hoffe daß mir meine liebe Schweſter bald ſchreibt und viel ſchreibt. — Ich lebe ſehr iſolirt und erführe ſonſt nichts von Hamburg.

In meiner Geſundheit hat ſich keine Veränderung begeben; ich ertrage ruhig mein Geſchick, und erfreue mich des ſchönſten häuslichen Friedens, ſowie auch der Kirſchkuchen, die meine Köchin ganz vorzüglich zu backen verſteht. Meine Köchin iſt ein Genie, und unter den Namen „deutſche Nudeln" fabricirt ſie ein Gericht, welches eigentlich der jüdiſche Schalet iſt, und den ich mit Vergnügen eſſe. Das iſt die größte Neuigkeit, die ich dir mitzutheilen habe.

Leb wohl und behalte mich lieb

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

94.

Paris, 26. Sept. 1850.

Liebe gute Mutter und meine vielgeliebte Schweſter!

Seit meinem letzten Brief iſt mir nicht viel Erfreuliches paſſirt, meine Geſundheit iſt dieſelbe, aber meine häuslichen Verhältniſſe, haben ſich wie ich vorausgeſehen viel verſtimmter geſtaltet. Das junge Mädchen von dem ich Euch geſchrieben, iſt ernſthaft krank geworden, und da ich nicht das Herz hatte ſie von mir zu geben, ſo habe ich jetzt in meiner Wohnung 2 Kranke. Sie iſt ſeit 6 Wochen bettlägerig, wird ſich ſobald nicht erholen können, und der Arzt verſpricht nichts Gutes für die Zukunft. Die Krankheit beſteht in ſchlechtem

Blut, ſie iſt verloren, und von dieſer Seite ſteht mir noch viel unangenehmes bevor. Auf der einen Seite verliert meine Frau ihr Faktotum, und eine nothwendige Begleiterin beim Ausgehen, und ich verliere meine Pflegerin und Vorleſerin im Franzöſiſchen, die zu jeder Stunde mir zu Gebote ſtand. Zum Vorleſen im Franzöſiſchen habe ich jetzt nur des Abends Jemanden, und ich war in die Nothwendigkeit verſetzt, eine garde malade anzunehmen, welche mich durch ihre Saumſeligkeit ſehr ennuirt, viel frißt, von ſchwarzer Couleur iſt, und — mir dennoch 150 Frs. monatlich, alſo 5 Frs. täglich koſtet. Meine Frau iſt dadurch wie leicht begreiflich, nicht immer guter Laune, und unter dieſen Umſtänden werdet Ihr leicht einſehen, daß ich mich oft nach Euch ſehne. Ich darf aber jetzt noch nicht an eine Ueberſiedlung nach Hamburg denken, wenigſtens nicht eher, bis mein Geſundheitszuſtand etwas mehr Feſtigkeit gewonnen; ich verſtehe darunter, daß die Krämpfe, woran ich jetzt ſehr leide, vorher aufhören müſſen. — Meine Krankheit, wie ich Euch immer geſagt habe, iſt eine ſchmerzhaft nervöſe, und da wird jede Bewegung unleidlich. Durch einen Transport nach Hamburg könnte ich meinen Körper in Gefahr ſetzen, und es iſt auch nicht ſicher, ob das dortige Klima mir jetzt zuſagen würde.

Ihr ſeht wie ſchonend und berechnend ich zu Werke gehe, und wie es nicht meine Schuld ſein wird, wenn der Leibesbanquerott eintritt, ehe wenigſtens Du meine liebe Mutter gedeckt biſt. —

Wir ſprechen hier beſtändig von Euch, und meine Frau, das kann ich Euch verſichern, ſpart nichts an meiner Pflege. Sie läßt Euch herzlich grüßen, ſowie auch die jüngere Generation. — Meinen Neffen Ludwig laſſe ich wiſſen, daß mir ſein Vetter Drucker einen ſehr netten Brief geſchrieben, und einen Katalog geſchickt hat, es iſt aber in dieſem Katalog noch weniger zu finden, als in den hamburgiſchen, und ich weiß noch nicht, ob ich davon Gebrauch machen kann. — Ich werde mich vor der Hand an Hamburg halten, muß aber bitten, mich nicht mehr ſo lange mit der Verſendung von Bücher warten zu laſſen. Das hat ja eine Ewigkeit gedauert, ehe die letzte Sendung kam. Ich habe geſtern die letzte Sendung per Meſſagerie zurückgeſchickt, und wieder an die liebe Mutter in Hamburg adreſſirt. Du haſt diesmal noch größeres Porto zu bezahlen als letzthin, da ich auch nicht einmal bis zur Grenze frankiren konnte. — Ein Dummkopf dem ich die Beſorgung des Pakets übertragen, hat mir nicht einmal einen poſtlichen Empfangsſchein darüber zurückgebracht, und du mußt mir daher gleich anzeigen, ob die Bücher richtig angekommen ſind. Ich weiß nicht ob Du noch das frühere Verzeichniß von Büchern, daß ich dir letzthin ſchickte beſitzt; zur größeren Sicherheit will ich dir beiliegend noch einmal die Bücher aufzeichnen, die ich zu haben wünſche. Vorzüglich aber ſorge dafür, daß das Paket gleich abgeſchickt wird, und daß ich nicht mehr ſo lange zu warten habe, auch ſorgt dafür, daß die richtige Hausnummer auf die Adreſſe geſetzt wird, ſowie auch eine kleine Werthangabe. —

Ich danke Euch für Euren letzten Brief, und Dir beſonders liebes Lottchen, danke ich für die Mittheilungen und Erheiterungen. —

Iſt außer der Jowin'ſchen Leihbibliothek, nicht eine andere gute Leihbibliothek in Hamburg, in dieſem Fall ſchickt mir einen Katalog derſelben unter Kreuzcouvert. —

Euer getreuer
H. Heine.

95.

Paris, 23. Novbr. 1850.

Liebſte gute Mutter!

Ich hoffe, daß du Dich wohl befindeſt, und daß der ſchrecklich herannahende Winter Dich wenig er-

erſchüttern möge, bei jeder Zunahme der rauhen Witterung, denke ich beſtändig an Dich, an Deinen lieben ſchwachen Körper, an das jämmerliche morſche Dach Deiner alten Dammthorwohnung, an jeden Windſtoß den Du dort ſpüren mußt, und mein Herz wird oft tiefer beängſtigt, als Du Dir vorſtellſt. Du thäteſt alſo gut mir in jetziger Zeit oft zu ſchreiben. Was mich betrifft, ſo iſt in meinem Zuſtande keine Veränderung eingetreten; ich hoffe immer daß es beſſer gehen wird, und dieſe Hoffnung wird jeden Morgen zur Lügnerin. Was ſoll ich thun? — Ich muß das Leben nehmen, wie es Gott giebt. — Ich laſſe an meiner Pflege nichts fehlen, und meine Frau iſt froh wenn ſie den letzten Sous für meine Krankheitspflege, und die Erleichterung meines Zuſtandes ausgeben kann. — In Betreff des Mädchens hatte ich einen ſchweren Stand mit ihr, bis ich ſie bewog, die arme Perſon in's Hoſpital zu geben, wo ſie jetzt wirklich iſt, und ſich ſchon merklich beſſer befindet. Hätte ich dieſes ſchon vor 4 Monaten gethan, ſo wäre ich nicht blos eine bedeutende Summe reicher, ſondern ich wäre auch den koſtſpieligen Mißverhältniſſen entgangen, aus denen ich mich jetzt nur mit Mühe herausreißen kann; ich ſpreche in Beziehung auf meine Domeſtiken. Manche alte Wirrniſſe in meinen Finanzen ſcheinen ſich aufzuhellen, und ich habe die Ausſicht, von Manchem ſchon aufgegebenen, einen Theil endlich zu retten. Was mich am meiſten verdrießt iſt, daß ich nicht im Stande bin, einen Sous zu verdienen, in einer Zeit wo ich ſo vieles thuen könnte. — Noch einmal kein Wort von Campe, deſſen Stillſchweigen darauf berechnet zu ſein ſcheint, den Moment zu erwarten, wo ich auf dem letzten Loche blaſe, mich für einen Apfel und ein Stück Brod ganz gebunden hingeben müßte: er irrt ſich! — An Guſtav habe ich unlängſt geſchrieben, ihn mit einigen literariſchen Aufträgen belaſtet. —

Obgleich mir mein liebes Lottchen ſchreibt, daß das Kiſtchen mit Bücher ſchon am 2. Octob. hierher, von Hamburg abgeſchickt worden ſei, ſo habe ich doch daſſelbe bis heute nicht erhalten, und bitte Lottchen die darauf bezüglichen Unterſuchungen zu machen. Ich geſtehe, daß ich darüber nicht wenig verdrießlich bin. —

Und nun lebt wohl: ich küſſe Euch alle treulich und herzlich.

H. Heine.

In Heines paralytiſchem Zuſtande war keine Beſſerung eingetreten und die Extremitäten ſeines Körpers blieben bewegungslos.

Des Morgens ward er von ſeinem Bette, nach einem lauwarmen Bade, vorſichtig auf eine mit weichen Decken gepolſterte Chaiſe longue getragen; denn ſeinem leidenden Körper verurſachte der geringſte Druck und jede raſche Bewegung die heftigſten Schmerzen. Seinem Arzt rief er einſt zu, als er beim Transport gegenwärtig war: „Da ſehen Sie, wie man mich in Paris verehrt und auf Händen trägt.“ —

Des Nachts mußte eine Wärterin in ſeiner Nähe ſchlafen, und auf ſeine Anordnung war das Schlafzimmer ſeiner Gattin möglichſt weit von dem ſeinigen entfernt, um ihre nächtliche Ruhe zu ſchonen. —

Die Einrichtung ſeiner Wohnung war diejenige eines behäbigen Bürgerhauſes, und fehlten die extravaganten Ausſchmückungen des modernen Luxus. Sein Schlafzimmer, ſtets geräumig und luftig, machte trotz ſeiner Einfachheit einen anheimelnden Eindruck; außer den unentbehrlichen Gegenſtänden einige Seſſel für die Beſucher neben ſeinem Bette, und vis à vis demſelben ein Schreibtiſch mit einer Unzahl von Papieren, Zeitungen und Büchern bedeckt. Das Empfangszimmer war mit rothen Sammtmöbeln garnirt, die Wände ſchmückten ein Portrait ſeiner Frau, ein Oelbild ſeiner Schweſter, eine Lithographie Salomon Heines und ein kleines Bücherbord, größtentheils mit ſeinen eigenen Werken im ſchmuckloſen Einband. In der Mitte des Zimmers ein Tiſch mit Albums, Büchern und Bildern, und auf dem Kamin eine bronzene Pendule zwiſchen zwei porzellanenen Vaſen, jederzeit mit friſchen Blumen geſchmückt. —

Des Vormittags nahm Heine ein kräftiges Frühſtück ein, beſtehend aus leicht gebratenem Fleiſch, Früchten und einem mit Waſſer gemiſchten Glas Bordeauxwein. — Nach einer kurzen Pauſe begann er zu arbeiten, dictirte ſeinem Sekretär oder ließ ſich vorleſen. In den Nachmittagsſtunden empfing der Dichter, falls ſein Zuſtand es erlaubte, Beſuche von Freunden, Fremden und auch eleganten Damen der höheren Kreiſe, deren Anweſenheit, wenn ſie jung und ſchön waren, ihn ſtets aufheiterte. — Die Frauen nannte Heine „die große Nation, die Beherrſcher der Welt!“ — Um 6 Uhr ward das Diner eingenommen, welches einfach, aber ſehr kräftig bereitet, immer Abwechslung bieten mußte und meiſt mit gutem Appetit verzehrt wurde. — Seine Frau hatte ihre liebe Noth, ſeinen gaſtronomiſchen Anſprüchen zu genügen; denn Heine war ein großer Gourmand, der einſt nach einem üppigen Mahle bei Veſour ſagte: „Dieſes Diner war ſo gut, daß es verdient hätte, knieend eingenommen zu werden.“ —

Auch Mathilde liebte es, im Reſtaurant zu ſpeiſen, und um ſolches zu ermöglichen, nahm ſie mehrfach zu folgender Liſt ihre Zuflucht. Ihrem Gatten war der Genuß von Hammelfleiſch zuwider, und fragte er, wenn er mit gutem Appetit und guter Laune nach Hauſe kam, was es zu eſſen gäbe, erwiederte ſie Hammelbraten. Sogleich nahm er ſeinen Hut und ſagte: Komm Mathilde, wir wollen bei Véfour ſpeiſen. — Traf man unterwegs gute Bekannte, ſo wurden ſie eingeladen mitzukommen, und da Champagner von Mathilden als unumgängliche Würze eines guten Mahls angeſehen wurde, verurſachte dieſer ſich oft wiederholende Scherz bedeutende Ausgaben.

96.

Paris, 2. Decbr. 1850.

Liebe gute Mutter!

Deinen lieben Brief worin Du mir die Niederkunft der Madame Guſtav Heine mittheilſt, ſowie auch das Briefchen meiner Schweſter, worin ſie mir über die Mißverſtändniſſe, die mit den Büchern vorgefallen ſind, Nachricht giebt, habe ich vorige Woche richtig erhalten und will zunächſt letzteres mit einigen Zeilen beantworten. —

Ich habe Dir mein liebes Lottchen Unrecht gethan, indem ich Dich der Nachläſſigkeit beſchuldigte, als ich die verlangten Bücher von Hamburg nicht erhielt. Zu dieſer Zeit empfing ich Brief vom jungen Drucker, der mir anzeigt, daß er mit der Schloßſchen Leihbibliothek Verabredung getroffen, mir jedesmal Bücherſendungen zu machen, wenn ich die Nummern aufgäbe, aus dem Büchercatalog den er mir per Couvert zuſchicke. Dieſen Catalog erhielt ich, indem ich dem jungen Drucker antwortete, und die Verabredung, die er mit der Schloßſchen Buchhandlung genommen, gutließ, ſchickte ich ihm zu gleicher Zeit eine Liſte von Büchern, die ich zugeſchickt zu haben wünſchte. Als ich nun einige Tage darauf dieſe Bücher empfing, und auf die Frage ob ſie aus Cöln kämen, von dem Poſtboten einen bejahenden Beſcheid erhielt, war ich der feſten Ueberzeugung, daß dieſes die Bücher ſeien, die ich dort beſtellt; und nachdem ich ſie mir vorleſen laſſen, gab ich Ordre, ſie wohl emballirt an die Schloßſche Buchhandlung nach Cöln zurück zu ſchicken, und dies geſchah frankirt, da wie ich jetzt ſehe, man die Pakete bis Cöln frankiren kann. Bei dem Paket war ein Avisbrief von mir, wie es bei der Meſſagerie üblich iſt und in einem beſondern Brief ſchrieb ich der beſagten Leihbibliothek, das Nöthige behufs einer zweiten Sendung, und der zu entrichtenden Leſegelder und Koſten. Ich bin nun indignirt, daß ich von

Cöln, wo man meinen Irrthum gleich merken mußte, keine Anzeige darüber erhielt, und da ich weder an die Leihbibliothek, die jedenfalls unhöflich handelt, noch an den albernen Burſchen, der die Verwirrung verſchuldet, ſchreiben will, ſo bitte ich Dich liebes Lottchen, durch Ludwig nach Cöln ſchreiben zu laſſen, damit Dir das Paket unverzüglich nach Hamburg zugeſchickt wird, und du die Bücher zurückgeben kannſt.

Weit bedeutender iſt die Sache, liebe Mutter, womit ich Dich heute behelligen muß. Aber da kann ich mich kürzer faſſen, und brauche keine Worte zu machen. Ich habe Dir nämlich verſprochen, bei Dir anzuklopfen, im Fall ich der Summe bedürftigt ſei, die Du mir angeboten, und heute muß ich leider mein Verſprechen erfüllen. Ich wünſche aber, daß Du mir dieſes Geld in folgender Weiſe zukommen laſſen mögeſt: Schicke mir gleich einen Wechſel auf 600 Frcs., der hier gleich zahlbar ſei, und die übrigen 400 Frcs. behalte unterdeſſen noch in Händen, bis ich Dir ſchreibe wann und wie Du ſie mir ſchicken ſollteſt. Ich ſetze voraus daß Du das Geld jetzt entbehren kannſt, und da ich längſt ganz offen, das Budget meiner Einnahmen gemeldet habe, ſo wird es Dich nicht inquietiren, daß ich lieber bei Dir anklopfe, als einer kleinen Summe wegen, die ich beim Abſchluß dieſes Jahres nötig habe, Demarchen und

Operationen mache, welche unangenehm oder koſtſpielig wären. Mehr will ich Dir nicht ſagen, und ich hoffe Du vertrauſt meiner Wahrhaftigkeit, ſonſt wäre es mir herzlich leid, Dir heute geſchrieben zu haben.

Mit meiner Geſundheit iſt keine Veränderung eingetreten, doch erwarte ich, wenn der Witterungswechſel vorüber iſt, eine gewiſſe Beſſerung, wie ich ſie immer im Winter empfinde.

Und nun lebt wohl und behalte lieb

Deinen getreuen Sohn
H. Heine,
50 Rue d'Amsterdam.

97.

Paris, 5. Febr. 1851.

Liebe gute Mutter und liebe Schweſter!

Ich habe Euch noch auf Eure Neujahrswünſche zu danken, auch der jüngeren Brut danke ich herzlich. Ich freue mich zu ſehen, daß Ihr Euch wohl befindet. Hier iſt unterdeſſen nichts bedeutendes vorgefallen. Ich befinde mich wieder krankhaft geſtimmt, etwas wohler wie früher, vielleicht viel wohler; aber große Nervenſchmerzen habe ich noch immer, und leider ziehen ſich die Krämpfe jetzt öfter nach oben, was mir den Kopf zuweilen ſehr ermüdet. So muß ich nun ruhig aushalten was der liebe Gott über mich verhängt, und ich trage mein Schickſal mit Geduld, indem ich an Euch beſtändig mit Liebe denke, auch von meiner Frau in dieſem Augenblick mit der zärtlichſten Fürſorge behandelt werde, und nichts geſpart wird, was meine Pflege bedarf, oder mir Linderung, oder Vergnügen verſchaffen kann. — Auch meine Finanzen ſind in dieſem Augenblick ganz vorzüglich gut geordnet, und in dieſer Beziehung hat ſich auch Carl um mich verdient gemacht, da er mir dieſes Jahr, ohne vorhergehendes Gezippels und Gezappel, aus freien Stücken die nöthigen Zuſchüſſe machte; ich gebe mir garnicht die Mühe nachzudenken, woher dieſe Vergünſtigung entſpringt, wie ich mich überhaupt über nichts was Gelt betrifft, in dieſer Welt weder härmen noch freuen will. — Gottes Wille geſchehe! — Und für die Verbringerin kann ich ja doch nicht ausſorgen. Sie iſt zu liebenswürdig, und ihre Fehler entſpringen zu ſehr aus Herzensgüte, daß ich ſelbſt bei den unſinnigſten Ausgaben und ſonſtigen Tollheiten ihr nicht grollen kann. Hätte doch das Leben ohne ſie, für mich gar kein Intereſſe; ſie hilft mir dieſe ſchmerzliche Bürde zu ertragen, die ich gewiß abwürfe, wenn ich allein wäre. —

Schreibt mir nur recht bald, und Du liebes Lottchen, gieb mir nur recht viele Details. Ich danke Dir für die beſorgten Bücher, die ich wahrſcheinlich ſchon morgen, unter Mutters Adreſſe wieder nach Hamburg zurück ſchicke.

Da ich nur eine kleine Strecke frankiren kann, ſo mußt Du liebe Mutter für mich wieder großes Porto auslegen, aber es geſchieht mir dadurch einen großen Gefallen. Die Cölner Leihbibliothek enthält nämlich wenig Bücher die ich brauchen kann, und ich kann von dort wenig erquickliches beziehen. Der Hamburger Catalog iſt viel reicher, und trotz der größeren Speeſen, muß ich daher Dich liebes Lottchen bitten, mir eine neue Sendung von dort hierher zukommen zu laſſen, und zwar ſobald als möglich! Ich ſchicke Dir zu dieſem Behuf beiliegendes Verzeichniß; ſollten gegen alle meine Erwartung ſo viele Bücher ausgeliehen ſein, daß man mir nicht genug Bücher ſchicken könnte, ſo bitte ich dennoch dieſe Sendung keineswegs durch Bücher zu completiren die ich nicht verzeichnet habe. Ich verlaſſe mich aber darauf, und bitte Dich, mir zu melden wenn die Bücher abgegangen ſind. —

Lebt wohl, und behaltet herzlich lieb

Euren getreuen

H. Heine.

98.

Paris, 12. März 1851.

Liebſte gute Mutter!

Ich war ganz außerordentlich erfreut, als ich Deinen letzten Brief erhielt. Ich hatte nämlich einige Tage vorher von Lottchen einige Zeilen erhalten, und keinen Buchſtaben von Dir dabei gefunden. Gleichzeitig erhielt ich einen Brief von Herrn Werth,*) der damit anfing, daß er Dich nicht ſehen konnte, weil Du Dich nicht wohl befunden. Jeder andere hätte ſich nun zu Tode geängſtigt, aber durch ſchweres Nachdenken wußte ich mich zu beruhigen, indem ich mir eingeſtehn mußte, daß Lottchen keine heitere Briefe ſchreiben würde, wenn dasſelbe eine ernſtliche Krankheit wäre, ſondern daß man in letzterem Falle, ſich in ganz andern Wendungen, mit einiger Verlegenheit ausdrücken würde. Ich hoffe daher, daß Du Dich wohl befindeſt liebe Mutter! Sollte es aber mal ſein, daß Dir etwas ernſtliches fehle, ſo ſage es mir offen, denn die ganze Wahrheit iſt nicht ſo qualſam wie der Zweifel. — Mit mir geht es zwar beſſer, aber ſehr langſam. Seit 2 Jahren brauche ich keine Medizin mehr, oder vielmehr leidet meine Frau nicht mehr, daß mir eine Medizinflaſche über die Schwelle kommt, und auch alle Aerzte hat ſie zum Teufel gejagt, mit Ausnahme eines einzigen, den ich oft Monate lang nicht ſehe, und der von ſo kleiner Statur iſt, daß ich beinahe ſagen kann, ich brauche gar keinen Arzt.*) Man muß von allen Uebeln das kleinſte wählen. Nichtsdeſtoweniger glaube ich nicht, daß ich jemals wieder auf geſunde Beine komme. Ich habe mit dieſem Leben abgeſchloſſen, und wenn ich ſicher wäre, daß ich im Himmel einſt gut aufgenommen werde, ſo ertrüge ich geduldig meine Exiſtenz.

---

*) Georg Werth, durch Spiller von Hauenſchild (Max Waldau) bei Heine eingeführt, Kaufmann, von bemerkenswerther literariſcher Bildung.

Meine beſte Freude iſt, an Dich liebe Mutter, an Lottchen, an meine Brüder, an die kleine Brut zu denken. Meine Frau führt ſich faſt exemplariſch auf. Sie erleichtert mir und verſchönert mir das Leben, tröſtet mich und entzückt mich, ſtößt mir aber doch manchmal unverſehens das Herz ab, durch ihre unheilbare Verbringerei. Da iſt nicht zu helfen; das iſt wahrhaftig mein größter Verdruß. Dieſes Fieber beſtändig Geld auszugeben iſt entſetzlich. Und doch bin ich kein Geizhals. — Das Lachen darüber iſt mir längſt vergangen.

Mein liebes Lottchen laſſe ich herzlich grüßen.

---

*) Dr. Gruby.

Der Herr Werth der bei ihr war, iſt ein ſehr netter, außerordentlich talentvoller und äußerſt braver und rechtſchaffner Menſch; ich habe ihn ſelbſt wenig geſehen, kenne ihn aber genau durch gemeinſchaftliche Freunde. —

Die Bücher deren Abſendung mir Lottchen anzeigt, ſind noch nicht angekommen, und ich hoffe, daß nicht wieder große Quälereien damit ſtattfinden. Herr Werth kann immerhin an Campe ſagen, was ich mit ihm geredet habe. Lottchen irrt, wenn ſie glaubte ihm ſolches unterſagen zu müſſen. Aber etwas abſichtlich durch dritte Hand ſagen laſſen, iſt etwas was mir nicht paßt, und ich habe immer geſunden, daß bei ſolchem Umſchweif nie viel Segen für mich herauskam; ich ſage alles, wovon ich will, daß man es wiſſen ſolle, aber ich darf nicht mich dazu herunterlaſſen, jemand zu meinem Compère zu machen.

Meine Frau läßt Euch alle herzlich grüßen, und ganze Tage lang ſprechen wir von Dir liebe Mutter und von Lottchen. — Von allem was Lottchen geſagt, hat ſie kein Wort vergeſſen und unſer Geſpräch endigt immer damit, daß ich ihr meine Zunge zeigen muß.

Schreibt mir nur recht viel und bald, denn ich lebe von der ganzen Welt zurückgezogen, und es kann mir nützlich ſein, beſonders in Familienbeziehungen au fait zu ſein. Und Du liebes Lottchen befindeſt Dich doch wohl? — Könnteſt Du mir nicht durch den electeriſchen Telegraphen Deine Zunge zeigen? —

Deinen Gatten grüße mir herzlich; ſowie auch den Jungen. Den jüngeren Damen gelegentliche Grüße.

Mit Liebe und Treue
H. Heine.

99.

Paris, 7. Juni 1851.

Liebe gute Mutter!

Es iſt wieder lange her, daß ich keine Nachrichten von Deinem Wohlſein erhalten habe. Ich hoffe daß Du die Uebergangs-Jahreszeit wohl überſtanden haſt, mich hat ſie etwas geprickelt, aber ich bin wie mich dünkt, noch geſünder als voriges Jahr davon gekommen. Mein Zuſtand hat ſich etwas gebeſſert, wobei aber dennoch immer viel Grund zu Klagen übrig bleibt. — Daß Guſtav momentan ſeine Reiſe hierher aufgegeben, wegen zu großer Beſchäftigung, hat mich betrübt. — Ich habe viele deutſche Beſuche, die mir aber ſelten etwas angenehmes mitzutheilen haben.

Geſtern erfuhr ich die ſkandalöſe Geſchichte welche die dortigen Gabes und die ganze Oppenheimiſche Familie ſo ſehr compromitirt. Ich meine nämlich die Einſperrung der Mutter Gabes wegen angeblichen Wahnſinn. Die Frau iſt jetzt hier, und jeder der ihr Schickſal vernimmt iſt empört. —*)

Iſt es wirklich wahr daß Dr. S. — ſich erhängt hat? — Ich bitte Lottchen, mir etwas näheres darüber zu ſagen, ich kann es kaum glauben. Es fängt an in unſerer Familie ſehr melodramatiſch auszuſehen! — — — — — — — —

Die Bücher habe ich längſt erhalten, und werde ſie Euch dieſer Tage mit herzlichem Danke zurückſchicken.

Mein liebes Lottchen, die Kinder, und Ludwig grüße ich herzlich, und habe Letzterem noch für ſein jüngſtes Schreiben zu danken. —

Was Du mir liebes Lottchen in Bezug auf Dr. Halle ſchriebſt, zeugt von Deinem mitfühlenden Herzen; auch ich nehme viel Antheil an dem Schickſal dieſes ausgezeichneten Mannes, aber Geiz mag wohl viel beigetragen haben zu ſeinen fixen Ideen. — Dieſer Tage beſuchte mich der Chef des Banquiershauſes Warſchau in Königsberg, welcher mit John F. — in Berlin verwandt iſt, und mir im Vertraun ſagte, daß auch dieſer dem Wahnſinn nahe ſei, indem er beſtändig klage er müſſe in ſeinen alten Tagen aus Geldmangel verhungern. —

---

*) Es erſchien ſ. Z. darüber eine Broſchüre: „eine Mutter im Irrenhauſe“.

Von Campe habe ich noch immer keine Nachricht. — Daß Du dem Geklätſche, liebe Mutter, welches deutſche Blätter über meinen Zuſtand verbreiten, keinen Glauben ſchenken darfſt, verſteht ſich von ſelber.

Ich habe mich liebe Mutter, in den letzten Tagen mehr mit Dir beſchäftigt, als Du ahnen möchteſt; ich habe nämlich eine General-Reviſion meiner Papiere unternommen, habe alle Deine und Lottchens Briefe wieder durchgeſehen, und um ſicher zu ſein, daß einſt kein Mißbrauch durch zufällige Veruntreuung gemacht werden könne, hab ich wie weh es mir auch that, alle dieſe Briefe dem Feuer übergeben. — Ich hoffe gewiß liebe Mutter, daß Du dieſes Verfahren billigſt, da ich Dich um keinen Preis der Welt, der rohen Neugier fremder Menſchen einer ſpäteren Generation ausſetzen möchte. —

Behaltet mich recht lieb und ſchreibt mir bald.

Euer getreuer

H. Heine.

100.

Paris, 9. Juli 1851.

Liebſte Mutter und liebe Schweſter!

Mir geht es in dieſem Augenblick wieder ziemlich gut, aber während der großen Hitze, habe ich an meinen Augen ſtark gelitten. Wie ich ſehe habt Ihr das Bücherpaket erhalten, aber da ich nur einige Stationen frankiren konnte, habe ich Euch gewiß viel Porto gekoſtet. Ich ſchicke Euch hierbei ein neues Verzeichniß von Büchern worunter einige ſind, die ich ganz beſonders gerne zu leſen wünſche, z. B. der Roman der Frau von Palzow, betitelt St. Roche, und ein Roman von Mügge betitelt Touſſaint Louverture. —

Da hat der dumme Kerl von Schiff*) ein Buch herausgegeben „Luftſchlöſſer", welches nicht im Catalog enthalten, das ich aber gerne leſen möchte. Alles was der dumme Kerl ſchreibt iſt gut, äußerſt merkwürdig: und er hat mehr Talent als unzählige andere die berühmt ſind. So iſt auch in der Litteratur alles Glück. — Lies doch liebes Lottchen ein Buch, welches bei Campe herausgekommen iſt und „Schief Levinchen und Mariandel ſeine Kalle“ betitelt iſt; es iſt ein Meiſterſtück, künſtleriſch und geiſtreich, und ich glaube daß es von Schiff iſt. Wie ich höre, hegſt Du die Abſicht liebes Lottchen, mir die Geſchichte der komiſchen Litteratur von Flögel zu beſorgen. Ich eile daher, Dir zu melden, daß ich ſie mir ſeit geraumer Zeit bereits verſchafft habe, und alſo nicht mehr brauche. — Herr Werth ließ mir ſagen, daß Campe mich in dieſem Monat hier in Paris heimſuchen würde, laß Dir nichts merken, wenn er es Dir ſelbſt nicht ſagt; in dieſem Fall aber hätte ich wohl Gelegenheit, die Bücher durch Campe mitgebracht zu bekommen. Der junge Mann den Du mir angekündigt, iſt bis jetzt noch nicht bei mir erſchienen, und Du kannſt ſicher ſein, ich habe Dich ganz verſtanden. Leider muß ich meines lieben Lottchens heitere Briefe immer gleich verbrennen, ich darf es jedoch nicht unterlaſſen.

---

*) Dr. H. Schiff, ein Stiefcouſin, Heines Großvater, heirathete in zweiter Ehe eine Wittwe Schiff. Derſelbe war ein talentvoller Schriftſteller, fand jedoch nie die Anerkennung, welche er nach Heines Ausſpruch verdiente. Durch Trunk heruntergekommen, ward er von der Familie aufgegeben und ſtarb im Hamburger Hoſpital. — Mit Strodtmann befreundet, entſtanden durch ſeine Mittheilungen, in deſſen Biographie über H. Heine, viele ungenaue und unrichtige Angaben über des Dichters Privat- und Familienverhältniſſe.

Mein liebes Annchen, wenn ſie nicht zu viel zu thun hat, kann mir oft ſchreiben und dieſe Corespondenz wird mir gewiß recht erfreulich ſein. Auch Ludwig und Lenchen laſſe ich herzlich grüßen.

Meine liebe Mutter die mir lieber iſt, als alle Katzen dieſer Welt, küſſe ich 25 mal. — Meine Frau grüßt und ſchwitzt. —

Euer getreuer Sohn und Bruder

H. Heine.

Heine fühlte ſich durch ſeines Verlegers launiſches Stillſchweigen arg verletzt, und wäre es wahrſcheinlich mit Campe zum Bruch gekommen, wenn derſelbe nicht, durch ſein eignes Intereſſe getrieben, plötzlich perſönlich nach Paris gekommen wäre, als er durch Herrn Georg Werth erfahren hatte, daß der Dichter trotz ſeines krankhaften Zuſtandes ein neues umfangreiches Werk vollendet habe. — Heine beabſichtigte dieſes Werk, den Romanzero, erſt nach ſeinem Tode herauszugeben, gab jedoch auf das Andrängen Campes dieſen Entſchluß auf, und erſtand derſelbe das Werk für die Summe von 6000 Mark Banco. — Campe konnte, wenn ſein eigenes Intereſſe auf dem Spiele ſtand, höchſt liebenswürdig ſein, und wußte ſofort, bei der erſten Zuſammenkunft, den Dichter zu ſeinem Gunſten umzuſtimmen. Campe hatte vor Bewilligung des Honorars den Inhalt des Manuſkripts garnicht geprüft und auf Heines Frage, wie er das ſo anſehnliche Honorar für ein Werk zahlen könne, ohne es vorher zu leſen, erwiedert: „Das iſt unnöthig, was Heine ſchreibt, iſt gut!“ — Für derartige Schmeicheleien war der Dichter nicht unempfänglich, und dieſes unerſchütterliche Vertrauen zu ſeinem geiſtigen Schaffen war hinreichend, das etwas gelockerte Band der Freundſchaft mit ſeinem Verleger auf's neue zu befeſtigen. —

101.

Paris, 21. Aug. 1851.

Liebſte gute Mutter!

Deinen letzten Brief habe ich richtig erhalten. Ich habe keine große Meinung von der Homöpathie, doch nächſtes Jahr werde ich gewiß für meine Krankheit etwas bedeutendes thun: ich werde nämlich das Bad Gaſtein beſuchen, und bei dieſer Gelegenheit wohl über Hamburg kommen. Schon über zwei Jahre nehme ich garkeine Medizin. Mein Zuſtand beſſert ſich ſehr langſam, aber die Beſſerung iſt doch nicht zu verkennen. — Eine große Freude war mir hier die Ankunft Guſtavs, welcher ſich ſeit 6 Tagen hier mit ſeiner Frau befindet, und Ende nächſter Woche über Hamburg zurück reiſt. Er wird Euch mündlich alſo von mir viel erzählen, und auch Dir liebes Lottchen wird er mündlich alles mittheilen, was ich Dir zu ſagen habe. — Ich kann Euch in der nächſten Zeit wenig ſchreiben, da mein deutſcher Secretär auf dem Lande lebt und nur ſelten auf eine Stunde nach Paris kommt. Außerdem könnt Ihr wohl denken, daß ich wenigen der hieſigen Deutſchen, die mir manchmal mit der Feder helfen, einen Brief an Euch dictiren würde. — Ich werde durch Guſtav vielleicht ſchon das ganze Manuſkript eines Buches an Campe ſchicken, und dasſelbe kann wohl in 2 Monaten ſchon gedruckt ſein. Guſtavs Ankunft hat mich ſehr aufgeregt, und ich werde wohl 14 Tage lang keiner Arbeit fähig ſein, wir ſchwatzen von Morgens bis Abends. — Wir lachen beſtändig, und meine Frau lacht mit, mein Papagei ſchreit dazwiſchen, ohne daß beide letztere wiſſen wovon die Rede iſt. Meine Frau findet, daß Guſtav große Aehnlichkeit mit mir habe.

In dieſen Augenblick hat Guſtav die Freude, daß der Lump mit welchem er jüngſt einen Prozeß in Wien hatte, der Redacteur einer rivaliſirenden Zeitung, jetzt aus Wien ausgewieſen wird. —

Und nun lebt wohl, grüßt mir Ludwig, Lenchen und Anna, welcher letzteren ich für ihren heiteren Brief herzlich danke. — Euer getreuer

H. Heine.

Nach Campes Abreiſe ward Heine durch die Ankunft ſeines Bruders Guſtav überraſcht, welcher mit ſeiner Frau auf kurze Zeit zum Beſuch nach Paris gekommen. — Es herrſchte das beſte Einvernehmen der Brüder, und manches Scherzwort wurde zwiſchen beiden gewechſelt. — Auf ſeines Bruders Frage, ob es wahr ſei, daß er eine Betſchweſter geworden, antwortete Heine: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir lieber Bruder beſſere politiſche Geſinnungen eingebe.“ — Auf Guſtavs Frage, ob er über ſeine religiöſe Umwandlung ſich nicht öffentlich in ſeinem „Fremdenblatt“ ausſprechen ſolle, erwiederte Heine: „Was kann dem großen Elephanten des Königs von Siam daran gelegen ſein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an ſeine Größe und Weisheit glaubt oder nicht!“ —

Heine gab ſeinem Bruder Guſtav bei ſeiner Abreiſe das Manuſkript des Romanzero mit, welcher es Campe in Hamburg überbrachte. Dieſe Begegnung verurſachte, zu Heines Verdruß, leider neue Mißverſtändniſſe und Zerwürfniſſe mit ſeinem Verleger. Einige Monate ſpäter, im October, erſchien der Romanzero, welcher den Dichter mit neuen Lorbeeren krönte.

Allgemein ward es wie ein Wunder betrachtet, daß Heine dieſes geiſtreiche Werk während der furchtbaren Qualen des Krankenlagers ſchaffen, ſeine ungeſchwächte Geiſteskraft und ſein poetiſches Denken bewahren konnte. —

Faſt gleichzeitig mit dem Romanzero erſchien das Tanzpoem „Der Doctor Fauſt“, welchem ſich ſpäter in den „Vermiſchten Schriften“ das Pantomimen-Libretto „Die Göttin Diana“ und „Die Götter im Exil“ anſchloſſen. —

102.

Paris, 5. Decbr. 1851.

Liebſte Mutter!

Da in dieſem Augenblick wieder die größte Aufregung in Paris herrſcht, und geſtern, und vorgeſtern großes Blutvergießen ſtattfand, ſo eile ich Dir zu melden, daß ich mich wohl befinde, und außer dem Bereiche jeder Gefahr bin. **Meine Krankheit hat wenigſtens den Nutzen, daß ich mich in den Partheikampf nicht miſche; wäre ich geſund, ſo hätte ich jetzt jeden Augenblick Gelegenheit, verſtümmelt oder gar todgeſchoßen zu werden.** — **Meine** Frau läßt ſich leider nicht zurückhalten, bei jedem Tumult die Naſe auf die Straße hinauszuſtecken, und war vorgeſtern mitten im Feuer. Ich habe leider nichts zu befehlen in Frankreich, und wie überall fehlt auch in meinem Hauſe die nothwendige Autorität. —

Mit Ludwig Napoleon fürchte ich geht es noch ſehr ſchlecht. Leider hat er nicht begriffen, daß die Franzoſen die Republik zwar nicht lieben, aber doch ſie behalten wollen. Was ſoviel gekoſtet hat, läßt man ſich nicht gerne nehmen. —

Wie viele Menſchen haben einen Widerwillen gegen ihre Maitreſſe, können ſich aber doch nicht entſchließen, diejenige zu verlaſſen, für welche ſie ſchon ſo viel Geld ausgegeben. —

Das Kiſtchen mit Bücher habe ich erhalten, und danke für die Sendung. Ich hoffe, daß das Verzeichniß, das mir nicht zurück geſchickt worden iſt, nicht verloren ging, antworte mir hierüber. Von Guſtav habe ich Brief erhalten, er ſchreibt darin, daß er ſeine Frau ſo ſehr liebe. Leider bemerke ich, daß er meine Geſchäfte nicht ſo ausgeführt hat, wie er es mir früher glauben machte, und ich fürchte hier neuen Verdruß einzuerndten. —

Ich habe Euch in meinen letzten Brief geſagt, daß ich an Guſtav alles zurückgezahlt habe, ich zweifle nicht, daß Ihr gefühlt habt, warum ich dergleichen erwähne. Ich bin ein kranker Menſch, und die Stunde kann immer kommen, wo mir das Reben unmöglich iſt. —

Dich liebes Lottchen grüße ich herzlich. Grüße mir deinen Mann und küſſe meine 2 Nichten und meinen Neffen, deſſen wir hier immer mit vieler Liebe gedenken. — Meine Verbringerin hat ſich eine grüne Robe angeſchafft, welche ich die Vitzliputzli-Robe nenne, ich habe ihr nämlich berechnet, daß die Robe ſoviel koſtet, wie das Honorar beträgt für das Gedicht Vitzliputzli, welches im Romancero enthalten iſt. Wir leben in der größten Harmonie, im ſchönſten koſtſpieligſten Frieden. Wir ſprechen oft von Euch, und oft bis tief in die Nacht ſchwatzen wir von der lieben Mutter. Wenn Annchen mir ſchreibt, bitte ich ſie nur recht ſchwarze Tinte zu nehmen, da ich meine Familienbriefe immer ſelbſt leſe, und meine Augen beſonders im Winter ſehr ſchwach ſind.

Der Romancero erregt mehr Begeiſterung als ich erwartete. Ich verſichere Euch es iſt ein ſehr ſchwaches Buch, man darf es aber nicht ſagen. Ich habe es mit gelähmten Kräften geſchrieben. —

Ich hoffe, liebe Mutter daß Du recht wohl biſt, und ich werde immer meine Geſundheit nach der Deinigen einrichten. Du verſtehſt mich. —

Schreib mir bald und viel.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

Heine war kein Verehrer Napoleons III. und äußerte ſich ſchon 1849: „Ein Staatsſtreich iſt ein öffentliches Geheimniß. Man plaudert ſo viel von ihm, daß man garnicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präſident arbeitet nach der Schablone ſeines Onkels, und geht auf den 18. Brumaire los. — Nur zu, nur zu! — Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamirt wurde, war der Welt zu Muthe, als ob etwas, das nichts als ein Traum war und ein Traum ſein ſollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über das, was wir zu erwarten haben garnicht im Unklaren. Die Republik iſt nichts weiter als ein Namenswechſel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte ſich dieſe korupte weichliche Geſellſchaft ſo ſchnell verwandeln? — Geld machen, Aemter erhaſchen, vierſpännig fahren, eine Theaterloge beſitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten dieſe Menſchen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher ſo ſorgfältig verſteckt? — Paris, glauben Sie mir, iſt gut napoleoniſtiſch — ich meine hier herrſcht der Napoleondor.“ — *)

---

*) Der vorhergeſagte Staatsſtreich erfolgte, Napoleon III. ſetzte ſich im nächſten Jahre die Kaiſerkrone auf, und des

103.

Paris, 28. Jan. 1852.

Liebſte Mutter!

Ich habe vor 8 Tagen die Bücherkiſte an Dich abgeſchickt, welche Du bereits richtig empfangen. Das Bücherverzeichniß, nämlich die Bücher deren Titel ich aufgeſchrieben, wurde mir letzthin von Hamburg nicht zurück geſchickt, und heute muß ich Dir ein neues Verzeichniß anbei einſenden. Um ſicher zu ſein, daß es nicht wieder verloren gehe, bitte ich ſolches abſchreiben zu laſſen. Die neue Bücherſendung die mir Lottchen beſorgen wird, wird Campe benutzen, um bei dieſer Gelegenheit, mir einige Bücher beigepackt zuzuſchicken. Ich hoffe daß Ihr Euch alle wohl befindet, und was mich betrifft, ſo befinde ich mich noch immer in derſelben ſäuerlichen Stimmung. Es giebt ſo viele böſe Geſchichten jetzt in der Welt, daß mir ordentlich angſt und bange wird, und ich fühle mich unbehaglicher als je, in meiner armen kranken Haut. Meine Frau iſt leider ebenfalls mißgelaunt, was freilich zunächſt körperliche Urſachen hat. Sie leidet viel an Kopfſchmerzen. Der Winter ſchleicht traurig dahin, und ich werde froh ſein,

---

Kaiſers Sturz ereignete ſich 14 Jahre nach dem Tode des Dichters.

wenn er zu Ende iſt. Mein Verhältniß zur Familie, iſt ohne meine Schuld in dieſem Augenblick ſehr widerwärtig. — Wir ſprechen beſtändig von Euch, und ich hoffe daß mein liebes Lottchen mir bald einen ſehr erheiternden Brief ſchreibt. Gott erhalte Euch und ſchenke Euch Geſundheit, was wie ich leider zu ſpät merke, die Hauptſache iſt.

Hier in Paris ſieht es ſehr verworren aus, und wir ſehen einer tollen Zukunft entgegen. Die Geſunden werden einander totſchießen, die Kranken jedoch haben nichts zu riskiren, und Du kannſt wegen meiner alſo ganz ohne Sorgen ſein. — Meine Nichten ſowie auch meinen Neffen laſſe ich herzlich grüßen. — Lebe wohl meine liebe gute Mutter, und behalte lieb

Deinen getreuen Sohn
H. Heine.

Heine arbeitete fleißig an der franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Schriften, und die geiſtvolle, oft enthuſiaſtiſche Kritik ſeiner bisher erſchienenen Werke war für ihn ein neuer Sporn, das franzöſiſche Publikum mit ſeinen Geiſtesproduktionen bekannt zu machen. „Les oeuvres complètes de Henri Heine“, wovon bis zu ſeinem Tode 7 Bände erſchienen, hatten den glänzendſten Erfolg und verſetzten ihn in die Reihe der erſten franzöſiſchen Schriftſteller. Die Proſawerke überſetzte Heine ſelber aufs ſorgfältigſte, und alle ſeinen Witzpointen ſind darin aufs meiſterhafteſte wiedergegeben. In ſeiner Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Gedichte läßt Heine ſeinen Freunden, die das ſchwierige Werk der Ueberſetzung aus dem Deutſchen unternahmen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Namentlich an ſeinen Freund Gérard de Narval vermag er nicht ohne tiefe Rührung zu denken, der an den Abenden des Märzmonats 1848 ihn täglich in ſeiner Einſamkeit an der Barrière de la Santé beſuchte, um mit ihm an der Ueberſetzung ſeiner friedlichen deutſchen Träumereien zu arbeiten, während rings herum alle politiſchen Leidenſchaften tobten, und die Monarchie mit furchtbarem Getöſe zuſammenbrach. In ihre äſthetiſchen und idylliſchen Geſpräche verſenkt, hörten ſie nicht das Geſchrei der Maſſen, welches damals Paris durchtobte, das Lied „Des lampions! des lampions", die Marſeillaiſe der Februarevolution heulend.

Auch über ſeine ſpäteren Ueberſetzer äußerte ſich Heine höchſt anerkennend, indem er auf das gewagte Unternehmen hinwies, die tiefinnerſten Gedanken eines poetiſchen Werkes, das einer Sprache germaniſchen Stammes angehört, in romaniſcher Mundart wiederzugeben. —

Seine Gedichte wurden theilweiſe von René Taillandier, Gérard de Narval, Schuré und Marelle in Reimen, theilweiſe metriſch, in's franzöſiſche übertragen; doch erlaubten ſich dieſe Ueberſetzer dem Reime zu Gefallen große Freiheiten, und ging in der metriſchen Wiedergabe der leichte poetiſche rhythmiſche Wohllaut des Oritginals verloren. Heine ſpöttelte ſelber über die Art und Weiſe, wie man mit den zarten, duftigen Kindern ſeiner Muſe umgegangen, die in der Ueberſetzung ſo proſaiſch vernünftig klangen „wie ein in Stroh gewickelter Mondſchein. Beim Leſen dieſer Ueberſetzungen ſei ihm zu Muthe, als wenn man ihn beim Schopf nehme, auf einen öffentlichen Markt führe und rufe: Haut ihn, haut ihn! — „Wahrhaftig, ich komme mir vor, als wenn ich mit der Kaſſe meines literariſchen Werthes in Deutſchland durchgegangen wäre und jetzt in Frankreich alle die Papiere verſilbern wollte. Jedesmal wenn ein Deutſcher zu mir kommt, läuft es mir kalt über den Rücken, als wenn es ein geheimer Agent des deutſchen Parnaſſes wäre, der meine Auslieferung von der franzöſiſchen Regierung erlangt hätte und mich zurückführen wollte dorthin, wo da iſt Heulen und Zähneklappern, ich meine nach

Deutſchland. Ja, ſogar nach 1000 Jahren werde ich noch verleumdet werden, und das dieſer unglücklichen Ueberſetzer halber.“

104.

Paris, 12. April 1852.

Liebſte gute Mutter!

Ich will Dir heute blos anzeigen, daß ich morgen eine Kiſte an Deine Addreſſe durch die Schnellpoſt nach Hamburg ſchicken werde, worin außer den Büchern, die ich von der Leihbibliothek geliehen, noch ein Packet enthalten ſein wird, welches für meine liebe Schweſter Frau von Embden beſtimmt iſt. — Unter den Büchern befindet ſich auch der Band meiner Tragödien, welchen Du mir in Hamburg geliehen haſt, ſowie auch 2 Exemplare meines Bronce-Medaillons, wovon Du mir eins in Hamburg ebenfalls geliehen haſt, damit ich hier mehr Exemplare davon gießen laſſen könne. Das eine Exemplar dieſes Medaillons behälſt Du nun wieder für Dich, und das andere Exemplar des Medaillons ſchicke gefälligſt an Campe, dem ich es verſprochen habe. Die Kiſte muß mit großer Vorſicht aufgemacht werden, damit das Paket, welches für Lottchen darin enthalten iſt, nicht beſchädigt werde, es iſt nämlich eine ſeidene Robe, das allerneuſte was die Saiſon hervorgebracht hat, und äußerſt geſchmackvoll, da meine Verbringerin ſie ausgeſucht hat. Ihr könnt verſichert ſein, daß meine Frau durch dieſe Sendung mehr Vergnügen empfindet, als wenn ich ihr ſelber eine ſolche Robe gegeben hätte. Sie iſt leider noch ſehr oft mit Kopfſchmerzen behaftet. Wir leben ſehr einig, und ſie bietet alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um mich meinen kränklichen Zuſtand vergeſſen zu machen. Gepflegt werde ich ganz außerordentlich, aber ſie iſt doch mein einziger Verdruß — um meinen alten Ausdruck zu gebrauchen. — Sie läßt Euch alle herzlich grüßen. — Ich thue desgleichen und grüße die ganze Gänſemarktfamillie.*) Wüßte ich nur jemand der mein Annchen vom Gänſemarkt fortnimmt. Sie muß ja jetzt ein ſehr guter Biſſen ſein, beſonders wenn man ſie mit goldenen Kaſtanien und Roſinen füllt. — Artigkeit, Einfachheit in der äußeren Erſcheinung, Vermeidung von allem was auffallend iſt, Koketterieloſigkeit, Wahrheitsliebe und Gutmüthigkeit ſind die Eigenſchaften, welche für junge Frauenzimmer am nützlichſten. —

---

*) Sein Schwager hatte die alte Wohnung verlaſſen, und ein Haus an der Ecke des Gänſemarkts und Jungfernſtiegs bezogen. —

Schreibt mir nur ob die Kiſte richtig angekommen. Du wirſt wieder ein enormes Porto bezahlen müſſen liebe Mutter, und ich kann es doch nicht anders machen, da die Cölner Spediteurs, eine wahre Räuberbande, jede Kiſte brandſchatzen. Es ſind aber die letzten Bücher, die ich in dieſer Art kommen laſſe, ſchon aus dem Grunde, weil mir die Leihbibliothek nicht viel brauchbares bietet. Ich werde mir beſſere und wohlfeilere Zufuhren verſchaffen.

Wenn Du manchmal lange Zeit keinen Brief von mir haſt, ſo erkläre Dir dieſes dadurch, daß ich nicht immer einen vertrauten Freund bei der Hand habe, dem ich deutſch dictiren kann. Wenn ich dieſen Sommer auf's Land gehe wirſt Du oft lange auf Brief warten müſſen.

Ich liebe dich von ganzer Seele.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

105.

Paris, 12. Juni 1852.

Liebe gute Mutter und liebe Schweſter!

Deinen Brief, liebe gute Mutter, ſowie auch Lottchens Schreiben, worin mir die Ankunft meines Bruders gemeldet wird, hat mich mit der größten Freude erfüllt. Ich kann mir die Aufregung denken, worin Euch dieſe angenehme Sürpriſe geſetzt hat. Ich ſehe mit ungeduldiger Erwartung der Stunden entgegen, wo ich meinen lieben Max wieder umarmen kann, nach ſo langer Trennung. — Mit meiner Geſundheit iſt es wie gewöhnlich, es iſt eben ſo langweilig als widerwärtig für mich, wenn ich dieſen traurigen Gegenſtand immer en detail durchträſchen ſoll. Auch mit denen, die mich beſuchen, ſpreche ich jetzt nie mehr von meinem Geſundheitszuſtand. Meinen Arzt ſehe ich wenig, und ich brauche garnichts, bin aber höchſt begierig zu hören was Max mir ſagen wird. — Ihr müßt mir ganz beſtimmt ſchreiben, um welche Zeit ich ihn hier erwarten kann, da mir auch angenehme Sürpriſen nicht zuträglich wegen meines nervöſen Leidens. Meine Frau darf mir keine Sürpriſe machen, die ſie mir nicht 24 Stunden vorher beſtimmt angemeldet hat. — Ich hoffe Mutter befindet ſich wohl, und Ihr ſeid alle geſund und friſch. Guſtav wird gewiß nach Hamburg kommen. — Meine Frau befindet ſich ziemlich wohl, ſie klagt, ſie ſei nicht mehr ſo hübſch wie früher, und müſſe ſich daher etwas mehr putzen; ich betheure ihr das Gegentheil, hauptſächlich der Putzkoſten wegen. Sie hat ihr Portrait machen laſſen, iſt aber garnicht damit zufrieden: will ich Ruhe haben, ſo muß ich auf das Portrait ſchimpfen. Sie ſieht aber wirklich beſſer aus in natura, als en effigie. Manchmal aber iſt mir das Bild lieber, da dasſelbe nicht zankt. —

Und nun lebt wohl. Meinen Neffen und meine Nichten laſſe ich grüßen, und letztere küſſen. — Liebes Lottchen ich habe an Campe geſchrieben, mir durch Max Bücher hierher kommen zu laſſen. Laſſe ihn jedoch ſobald als möglich wiſſen, daß dieſes zu lange dauern würde, und ich ihn bäte, wenn keine andere Gelegenheit vorhanden, mir die Bücher unverzüglich durch die Eiſenbahn, Poſt oder durch das Dampfboot herzuſchicken. Vergiß das nicht. —

Wie freue ich mich darauf meinen Max wiederzuſehen! Ich glaube kaum dieſe Freude noch zu erleben.

Euer getreuer
H. Heine.

106.

Paris, 2. Auguſt 1852.

Meine liebe gute Mutter und Schweſter!

Die Abreiſe von Max hat mir großen Kummer gemacht, und ich bin wie zerſchlagen von Betrübniß.

Es iſt eine große Freude ſich nach ſo langer Trennung wiederzuſehen, aber man bezahlt dafür theuer durch den Kummer des Abſchieds. Meine Frau iſt in derſelben Stimmung, und Kalypſo kann über die Abreiſe des Ulyſſes nicht betrübter geweſen ſein, als meine Verbringerin über die Abreiſe von Max. Letzterer hat es ſchlecht hier getroffen, da er juſt in die große Hitze hineinfiel, und ich, den ſie entſetzlich angriff, ihm keine ganz geſunde Stunde widmen konnte. Ich litt ſehr von der Hitze, jetzt aber wo das Wetter ſich beſſert, erhole ich mich. Max wird Euch mündlich über alles was mich betrifft Auskunft geben, und ich brauche Euch einige Zeit wenig zu ſchreiben, was mir gut paßt, da ich in dieſem Augenblick ſehr beſchäftigt bin. —

Wir haben beſtändig von Euch geſprochen mit Treue und Zärtlichkeit. — Ueber Ludwigs Bemerkung, in betreff der Wundermale unſeres Märtyrers, haben wir uns ſehr amüſirt. Wir lieben ihn im Grunde ganz außerordentlich, er hat ein ſo gutes Herz. — Meine Nichte Anna, und mein Lenchen welches ein ſehr feines Mädchen iſt, laſſe ich herzlich küſſen. Schreibt mir ſobald Max ankommt. — Iſt Carl in Hamburg? Max wird Euch erzählen wie viel Noth und Mühe es koſtet, ſich in Paris, wenn man kränkelt bequem einzurichten, wie meine Verbringerin für meine Pflege ſorgt, und mir nichts fehlt oder abgeht, was durch Geld zu haben iſt. Es wird nichts geſpart, im Gegentheil, aber die Hauptſache Ruhe, iſt hier ſehr ſchwer zu erſchwingen. Und doch bietet mir Paris größere Vortheile als andere Orte, wo weit verdrießlichere Quälereien mich erwarten dürften. — Meine Frau läßt herzlich grüßen, und es giebt wenig dicke Frauen, welche in der Hitze ſo liebenswürdig ſind wie ſie. —

Ich umarme Euch und bin

Euer getreuer
H. Heine.

107.

Paris, 30. Sept. 1852.

Liebſte Mutter!

Ich wartete mit Schreiben, weil ich vorher einen Brief von Max noch aus Hamburg erwarten wollte, es ſcheint aber, derſelbe iſt abgereiſt, ohne mir nach unſerer Uebereinkunft vorher zu ſchreiben, was eine große unverzeihliche Nachläſſigkeit iſt, über die ich ſchweigen will, weil ich mich ſonſt zu bitter ausdrücken würde. Ich, der ich durch meine Kränklichkeit nicht wie andere die Arme frei habe, und oft im großen Strudel ſitze, ich vernachläſſige dennoch nie die geringſte Kleinigkeit, und Max der nur mit ſeiner Selbſtpflege beſchäftigt iſt, handelt leichtfertig wie ein Poet es kaum dürfte.

Ich hoffe Ihr befindet Euch wohl, und ich hoff bald Brief von Dir zu ſehen. Heute ſchreibe ich Dir hauptſächlich, um Dir anzuzeigen, daß ich Dir unter Deiner Adreſſe, und zwar per Dampfboot von Havre eine Kiſte Bücher zuſende, die ich leider nur bis Havre frankiren kann, ſo daß ich Dich wieder bitten muß, eine große Auslage für mich zu machen, und bitte Dich mir beſtimmt zu ſagen, wie viel es gekoſtet. In der Kiſte ſind eine Parthie Bücher enthalten, die mir Lottchens Leihbibliothekar Herr Jowien ohne mein Verlangen hier herſchickte; ich bitte ſie ihm mit großem Dank zurück zu beſorgen, (denn man muß für jede Höflichkeit dankbar ſein,) aber zu gleicher Zeit auch mit der Bitte, daß er mir nie wieder Bücher, die ich nicht beſtellt, nach eigner Auswahl hierher ſchicke, indem er nicht wiſſen könne, ob ich nur ein einziges davon leſen möchte, und alſo umſonſt Portokoſten zahle. Dann findeſt Du in der Kiſte eine andere Parthie Bücher, die ſämmtlich auf dem Titelblatt den Stempel Bernhardts Leihbibliothek tragen, und außerdem auf den Rücken mit roſarothen Nummern-Etiketten verſehen ſind, während die Bücher von Jowien eine grüne Nummern-Etikette auf dem Rücken tragen. Dieſe Bücher der Bernhardt'ſchen Leihbibliothek ſind mir durch Campe hierher geſchickt. — Ich bitte Lottchen genau Acht zu haben, daß die Bücher nicht unter einander verwechſelt werden. —

Wie ich durch Guſtavs unpaſſendes Gerede mit Campe in Verwirrung gerathen, werdet Ihr vielleicht von Max erfahren haben; da Guſtav mein Bruder iſt, und jedenfalls durch zu großen Eifer für mich eine Verkehrtheit beging, ſo werde ich wahrlich der letzte ſein, der ihm deßhalb gram ſein dürfte, er mag über mich raiſonniren ſo viel er will, ſogar über meine Frau, wie mir Max ſagt, er mag ſeinem Naturell immerhin folgen, da ich ſolches immer gekannt habe, und ihm ſchon ſeit 40 Jahren verziehen, ſo bleibt er mir immer ein lieber Bruder, deſſen beſſere Eigenſchaften ich um ſo mehr ſchätze. Und es iſt nicht zu leugnen, daß er auch gute Eigenſchaften hat. Ich kenne ihn durch und durch, und ich kenne genau den Stammbaum ſeiner Fehler. Er iſt nicht der erſte ſeiner Art. Die Cenſur erlaubt mir nicht mehr zu ſagen. —

Und nun liebes Lottchen wie geht es Dir? Wie geht es Deiner Brut? den beiden großen Puten, und dem großen Jung? — Ich ſpreche täglich von

Euch mit meiner Frau, die Euch herzlich grüßen läßt. — Mir geht es nicht ſchlecht. Im Anfang der Saiſon hat es gehapert, ich befinde mich aber jetzt ſehr wohl. Ich werde gut gepflegt, und arbeite wenig. In keinem Fall will ich umſonſt arbeiten. — Hier iſt alles ſtill, und da Guſtav nicht hier iſt, leben wir in Frieden und Eintracht. — Iſt Carl noch dort? Laß mich das wiſſen. Ueberhaupt ſchreibt mir bald.

Die Seite geht zu Ende, und ich umarme Euch.

Euer getreuer

H. Heine.

108.

Paris, 29. Decbr. 1852.

Liebſte gute Mutter, meine liebe gute Schweſter, und alles was daran herum baumelt und bummelt!

Euer Brief, worin die Beſchreibung von Mutters Geburtstagsfeier, habe ich mit Vergnügen erhalten, und mich recht daran gefreut. — Heute gratulire ich Euch zum neuen Jahre, welches ſich ziemlich gut für mich ankündigt. Ich habe die Hoffnung, daß das neue Jahr beſſer ſein wird, als das alte. Daß ich Euch alles Liebe und Gute wünſche, brauche ich Euch nicht erſt zu ſagen. Der Himmel erhalte Euch im Wohlſein, Eintracht und guter Laune! Meine Frau läßt ebenfalls gratuliren, und iſt eben im Begriff, mit neuen weißen Vorhängen die Fenſter zu verzieren, um das hereinbrechende Jahr freundlich zu empfangen. Sie iſt ſehr liebenswürdig gelaunt, und macht dieſes Jahr weniger Neujahrsgeſchenke als ſonſt, was wirklich ein Fortſchritt iſt. Meinen lieben Neffen Ludwig läßt ſie freundlich grüßen, und auch ich grüße ſowohl Ludwig wie meinen Schwager Moritz. Auch Anna und Lenchen laſſe ich herzlich grüßen, und noch vor Ablauf des nächſten Monats finde ich Gelegenheit, ſie wiſſen zu laſſen, daß ſie in Paris einen Onkel haben, der ſie ſehr liebt. —

Meiner lieben Mutter küſſe ich das ganze Geſicht, und die beiden lieben Hände. Meine Frau ſagt, die liebe Mutter müſſe mit der neuen Mütze gewiß ſehr ſchön ausgeſehen haben. —

Und nun lebt wohl. Schreibt mir viel, und behaltet lieb

Euren getreuen

H. Heine.

109.

Paris, 18. März 1853.

Liebſte gute Mutter!

Es iſt nicht meine Schuld wenn ich Dir nicht häufiger ſchreibe, da mein deutſcher Secretär jetzt krank iſt, und nur ſelten zu mir kommen kann. Deßhalb zögerte ich auch Dir auf Deinen letzten Brief gleich Antwort zu ſchreiben. Du beklagſt Dich, daß ich nicht eigenhändig ſchreibe, thue das nicht mehr, ſonſt werde ich Dir eigenhändig ſchreiben, welche Anſtrengung mir aber jedesmal 3 Tage Migräne koſten würde. Wenn ich nur im geringſten meine Augen anſtrenge, ſo habe ich gleich meine alten Kopfſchmerzen, und Du weißt was das ſagen will. Wenn ich ſchreibe, d. h. wenn ich eigenhändig ſchreibe, ſo geſchieht das immer mit einem Bleiſtift, und kommt ſehr unleſerlich heraus, das paßt aber garnicht für Briefe, und ich würde mich auch nur auf die nothwendigſten Mittheilungen beſchränken. In dieſem Augenblick habe ich viel zu thun, und ich kann mich wenig ſchonen. So lange der Menſch lebt, muß er ſein Geſchäft betreiben, und in meiner iſolirten Stellung kann mir niemand helfen.

Meine Frau befindet ſich wohl, und iſt in dieſem Augenblick ſehr glücklich, da ich für die Haushaltung für eine bedeutende Summe Leinenzeug gekauft habe. Leinenzeug macht ihr noch mehr Vergnügen als ſchöne Kleider, und das iſt ſehr löblich. Wir leben ſehr einig, d. h. ich gebe in allen Dingen nach. Wir ſprechen beſtändig von Euch, und nun lebt wohl, ich grüße Dich herzlich mein liebes Lottchen und küſſe Dich und Deine Kinder. In Deinem nächſten Brief liebes Lottchen ſchreibe mir doch die Gänſemarktsnummer, für den Fall, daß ich Dir Jemand zu adreſſiren hätte. — Dieſer Tage hat mich Dr. Wille, der jetzt in Zürich wohnt, beſucht. Es iſt eine große Frage ob Thereſe mich beſucht, wenn ſie hierher kommt. Ich zweifle ſehr daran, da man es auf alle mögliche Weiſe hintertreiben wird.

Ich küſſe Euch

Euer getreuer
H. Heine.

110.

Paris, 7. Mai 1853.

Liebſte Mutter!

Vor etwa 8 Tagen erhielt ich Brief von unſerem Lottchen, aber da keine Zeile von Dir darin war, ſo iſt mir meiner Schweſter Verſicherung, daß Du Dich wohl befindeſt nicht ſo ganz hinreichend, und ich bitte Dich mir recht bald einige Worte zukommen zu laſſen. Ich befinde mich wie gewöhnlich, und auch meine Frau iſt in dieſem Augenblick wohl auf, ſie war ſehr leidend, wie ſie denn überhaupt nicht ganz geſund iſt, und vielleicht in ſpäteren Jahren viel ausſtehen wird, oder da ſie zum ruhigen Krankſein kein Talent hat, kein hohes Alter erreichen. Wir befinden uns in dieſem Augenblick in einer ſo zärtlichen Harmonie, daß uns die Engel beneiden könnten, und dieſes ſeelengute Geſchöpf in deſſen Herzen kein Tropfen falſch iſt, und das die Schlechtigkeit der Welt nicht einmal begreift, verſüßt mir wahrlich mein Leiden. — Ein Artikel*) von mir in einer franzöſiſchen Revue hat ungeheures Glück gemacht; aber zu meinem größten Aerger muß ich erfahren, daß dieſe ſchöne Arbeit von einem miſerablen deutſchen Buchhändler, in einer miſerablen, deutſchen Ueberſetzung zu Berlin herausgegeben worden, und zwar nicht in einer Zeitſchrift, was mir gleichgültig wäre, ſondern als eine beſondere Broſchüre, wodurch auch Campe wieder aufs äußerſte in Bewegung gerieth. Eine Combinazion, dieſe Arbeit, wovon ich noch die Fortſetzung zu ſchreiben habe, mit andern Aufſätzen verbunden, noch in dieſem

---

*) „Les dieux en exil“ in der Revue des deux mondes.

Jahre herauszugeben, wird dadurch zu Waſſer, und ſo wird mir von meinen lieben Landsleuten mein Eigenthum vor der Naſe weggeſtohlen, und mir einer kleinen Ausbeute wegen, der größte Schaden zugefügt. Ich fange aber doch keinen Spektakel an, wie Campe haben möchte. — Ich bin überzeugt, der Lump, der die Ueberſetzung machte, iſt ein Aufgeklärter aus der Schule eines Salomon oder Klei, wie ich aus manchen Sprachwendungen, noch mehr aber aus den Fragmenten aus Zeitungsblätter heraus gerochen, die er in ſeinem Machwerk als Beigabe druckte, und worin er allerlei verſtümmelte Geſundheitsnachrichten über mich mittheilte, und ſich gar das Anſehn eines wohlwollenden Freundes geben möchte. — Mir wird das Leben verflucht ſauer gemacht, und unſer Herr und Heiland muß wirklich ein Gott ſein, um ſolchen Phariſäern ihre Verfolgungsſucht vergeben zu können. — Monſieur Wihl hatte die Güte, ſich ſelbſt herauszuſchmeißen, und ein noch ſchmutziger und ſchlechterer und gefährlicherer Lump, der Literat W. kommt mir Gottlob auch nicht mehr über die Schwelle. Es ſind eine Menge dieſes Gelichters in Paris, die herumlaufen, und raiſonniren, oder auch coreſpondiren, und die ich Gott ſei Dank nicht ſehe. —

Ach Gott könnte ich nur ein Stündchen mit

Lottchen mich ausplaudern. Ich grüße alle herzlich. Lebe wohl behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

111.

Paris, 21. Juni 1853.

Liebſte gute Mutter!

Ich weiß nicht wer von uns beiden dem andern Antwort ſchuldig iſt, aber zu melden habe ich nichts, als daß ich mich wohl befinde, nämlich ſo wohl als man es in meiner langweiligen Krankheit ſein kann. Meine Frau befand ſich wohl bis auf geſtern Abend, wo ſie etwas klagt, ich hoffe aber, es hat keine Bedeutung. Ich verliere immer gleich den Kopf, ſobald meiner lieben Frau nur das geringſte fehlt. Die Männer ſind große Narren! Die größten Narren ſind aber diejenigen Männer, welche ihre Frauen nicht lieben, da ſie doch für ſie dieſelben Ausgaben machen müſſen, und ſich für daſſelbe Geld ein zärtliches Gefühl verſchaffen könnten. — Mein liebes Lottchen und die Kinder laſſe ich herzlich grüßen. Meine liebe Nichte Anna bitte ich noch beſonders zu küſſen. — Thereſe hat mich hier beſucht, aber in Geſellſchaft von Carl, der als Schildwache mitgeſchickt worden, damit ich nichts ſage, das ſie nicht wiſſen ſolle. — Ich denke beſtändig an Dich liebe Mutter, und liebe Dich unausſprechlich.

Ich arbeite ſehr viel, was mich freilich anſtrengt, aber zugleich wohlthätig zerſtreut. —

Ich umarme Dich zärtlich, und bitte den lieben Gott, daß er Euch geſund und heiter erhalte.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

112.

Paris, 16. Juli 1852.

Liebſte Schweſter!

Entſchuldige mich, daß ich auf Deinen Brief nicht gleich geantwortet, ich hatte niemand bei der Hand, dem ich deutſch dictiren konnte. Auf die Anfrage welches das eingeſchickte Blatt enthält, behufs meiner Biographie, will ich Dir nur weniges ſagen:

Wie ich mit Vor- und Zuname heiße, weißt Du, ſowie Du auch die Namen unſerer Eltern weißt, ſo daß Du dieſe Rubrik ſelbſt füllen kannſt. Meine Frau mit Vor- und Zunamen heißt Mathilde Creszenzia Heine, ich nenne ſie am liebſten Mathilde, weil der Name Creszenzia, welcher auch der ihrer

Mutter iſt, mir immer in der Kehle wehe that. Was das Datum meiner Geburt betrifft, ſo bemerke ich Dir, daß ich laut meinen Taufſchein den 13. Decbr. 1799 geboren bin, und zwar zu Düſſeldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt ſein wird. Da alle unſere Familienpapiere durch die Feuersbrunſt in Hamburg zu Grunde gegangen, und in den Düſſeldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben ſein kann, aus Gründen die ich nicht ſagen will, ſo iſt obiges Datum allein authentiſch, jedenfalls authentiſcher als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtniß keine verloren gegangene Papiere erſetzen kann. — Was die Unterrichtsanſtalten betrifft, worin ich abgerichtet worden, ſo ſind ſie Dir auch bekannt: ſie beginnen mit dem Franziskanerkloſter zu Düſſeldorf, ſpäter verbrachte ich zwei Jahre in der proteſtantiſchen Anſtalt von Vahrenkamp, hernach ging ich die Claſſen des Lyceums durch, welches jetzt das Gymnaſium heißt. Sowohl die Lehrer des Franziskanerkloſters, als die des Lyceums werden meiner Mutter in Erinnerung ſein, und ich glaube nicht nöthig zu haben, ſie hierher zu ſetzen. Auf den Univerſitäten von Bonn, Göttingen und Berlin, wo ich ſpäter lange Zeit zubrachte, habe ich bei ſehr berühmten Leuten Unterricht genoſſen, aber es iſt mir zu langweilig ihre Namen abzuleiren. Was nun gar die Bücher betrifft, ſo verweiſe ich in dieſer Beziehung auf Campe, der da beſſer Beſcheid weiß als ich ſelber, und er kann Dir beſagte Rubrik füllen. — Im übrigen brauche ich wohl nichts mehr zu erwähnen, und das bereits Erwähnte langweilt mich hinlänglich. —

Wenn Du Herrn Campe ſiehſt, ſo erſuche ihm meinem Namen, Dir das Verzeichniß von Büchern zu geben, das ich aus dem Catalog von Laeisz ausgezogen, und nach welchem er mir eine Zuſendung machen ſollte, die nie angelangt iſt. Schicke mir dieſes Verzeichniß nur gleich, damit ich die Bücher, die ich nicht mehr brauche ausſtreichen kann, und Dir ein neues Verzeichniß einſchicke, um mir die Bücher zukommen zu laſſen, mit deren Abſendung mich Campe ſo lange, ſo unverantwortlich hingehalten hat. Ich würde ihm direkt ſchreiben, wenn ich nicht auf ſeinen letzten Brief noch zu antworten hätte, und mir in dieſem Augenblick nicht die Laune fehlte. Er hat mich nämlich in ſeinem letzten Brief wieder beſchuldigt, als wäre ich es, der Schwierigkeiten ihm in den Weg lege, und unſer gutes Verhältniß ſtöre, indem ich zu viel Geld von ihm fordere. — Der Himmel weiß, daß ich nichts von ihm fordere, was ich nicht doppelt zu verdienen glaube. — Uebrigens haben wirklich meine Brüder zu einem Wirrniß beigetragen, das zwiſchen mir und Campe beſteht, und nun einmal nicht zu ändern iſt. — Uebrigens hat Max noch weit mehr Schuld als Guſtav, da er in ſeinem Egoismus ſich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, die Briefe ordentlich zu leſen, worin ich ihm in Bezug auf Campe die bündigſten Inſtructionen gab; er hätte demſelben, wenn auch nicht auf die Geldſumme, ſo doch im Bezug auf andere Intereſſen, die für CampeGeldeswerth hatten, Conceſſionen machen können, und die Sache war ganz einfach. — Statt deſſen predigt mir der Narr, mich blind auf Campes Freundſchaft zu verlaſſen, und will mir einreden, ich hätte nicht nöthig, ſo ſehr auf Geld zu ſehen, und ſollte mich alſo vor wie nach ſcheren laſſen. — Ich habe ihm auch nicht geſchrieben, ſeit er in Rußland angekommen, weil wenn ich ſchreibe, mir vielleicht eine Bitterkeit entſchlüpfen könnte, und in ſolchen Fällen Schweigen das beſte iſt. —

Ich ſchreibe Dir unter der Adreſſe meiner lieben Mutter, damit ich die Grüße die ich derſelben hier mitſenden will, ihr einige Stunden früher zukommen. Ich küſſe recht herzlich die liebe gute Mutter, und auch Mathilde, welche ſehr krank war, aber jetzt wieder hergeſtellt, läßt Euch die zärtlichſten Liebkoſungen zukommen. — Ich befinde mich ſo ziemlich, nur daß die ſtarke Hitze mich mit anhaltender Migräne regaliert hat. —

Deinen Mann, ſowie Deinen Kindern meine freundlichſten Grüße.

Heiter und liebevoll

Euer getreuer
H. Heine.

113.

Paris, 18. Aug. 1853.

Liebſte gute Mutter!

Aus Deinem letzten Brief habe ich mit Vergnügen erſehen, daß Du Dich wohl befindeſt. Freilich keine größere Garantie habe ich als Deinen eignen Brief, und in manchen Stunden ängſtige ich mich ſehr wegen Deiner. Aber Du kennſt unſere Verabredung. Klage nicht daß ich zu ſelten ſchreibe, denn Du weißt ich habe nicht jeden Augenblick jemand zu meiner Verfügung, um deutſch zu dictiren. —

Meine Frau befindet ſich wohl, doch in dieſem Augenblicke iſt ſie nicht in meinem Beſitz, ſie iſt nämlich wegen Familien Angelegenheiten auf 2 Tage in ihre Heimat gereiſt, und kommt erſt dieſen Abend wieder. —

Mein liebes Lottchen und ſeine Kinder, laß ich herzlich grüßen. Ich danke Lottchen für ihren letzten Brief und will ihr auch nächſtens ein Verzeichniß von Büchern zuſchicken. — Von Campe habe ich ſoeben wieder Brief gehabt, obgleich ich auf ſein letztes Schreiben nicht geantwortet; er nimmt wieder in allerlei Dingen meine Dienſtfertigkeit in Anſpruch, und ich ſehe wie er vor Aerger erſtickt, daß ich mich nicht mehr wie ſonſt von ihm unbedingt ausbeuten laſſen will. Er zeigt mir an, daß er wieder eine neue Auflage vom „Buch der Lieder“*) macht. Er bekommt keine Zeile Manuſkript mehr von mir umſonſt, und ich laſſe alles in meinem Portefeuille liegen. —

Hier iſt alles ruhig, und die Furcht vor dem Kriege iſt verſchwunden. — Dennoch glaube ich, daß der Krieg unvermeidlich nächſtes Jahr ausbricht, da die Verhältniſſe und Intreſſen zu ſehr verwickelt ſind. Ein Schwefelhölzchen kann die Welt jetzt in Brand ſtecken, und die Pompiers, die an der Spitze ſind, haben mehr Angſt als Vernunft.**) — Und nun leb wohl meine liebe Mutter und ſei überzeugt, daß ich an Dich Tag und Nacht denke. Unſere ganze

---

*) Von Campe ſ. Z. für 50 Louisd'or erworben.

**) 1853—1856. Die orientaliſche Frage und der daraus entſtandene Krim-Krieg.

Verwandſchaft beſteht freilich nur darin, daß Du eine alte weitläufige Mutter von mir biſt, aber Du biſt zugleich eine ſo erzbrave Frau, und ein ſo liebes altes Mauſel, daß ich Deiner garnicht ſatt haben kann, und mit großem Reſpekt Dich unausſprechlich liebe.

Dein gehorſamer Sohn
H. Heine.

114.

Paris, 3. Decbr. 1853.

Liebe gute Mutter!

Ich bin mit dem verwünſchten ruſſiſchen Calender nicht ſehr vertraut, und weiß nicht ob der Staatsrath Kiſeleff dieſe Woche oder die nächſte Woche ſeine Aufwartung machen wird. Heute ſchreibe ich Dir zu Deinem Geburtstage zu gratuliren, und ich denke wieder mit Lachen an Paulchens Gratulation mit dem Blumentopf im vorigen Jahre.*) —

Der Himmel, liebe Mutter, möge Dir recht viel Freude ſchenken, und Dich wie bisher friſch und geſund erhalten. — Die Kälte iſt ſchon hier eingetreten, und ich denke mit Schrecken daran, wie

---

*) Der kleine Urenkel brachte einen Topf mit Hyacinthen und als die Großmutter ihn dankend entgegen nehmen wollte, weinte der Junge und wollte ihn nicht hergeben.

Dir dieſer Winter in Deinem kleinen Taubenſchlag zuſetzen kann. Könnte ich nur zu Dir, um jede Lücke, wo ein Windzug möglich iſt, zu verſtopfen. Wir ſprechen beſtändig von Dir, und meine Frau ſagt, es ſei ihr, als ob ſie Dich erſt geſtern verlaſſen habe, mir aber iſt zu Sinne als ob ich beſtändig bei Dir wäre. —

Was meine Geſundheit betrifft, ſo geht es mir wie gewöhnlich, und ich weiß wahrhaftig nicht, was ich dieſer Antwort des Canonicus Karthümel beizufügen hätte. Ich leide noch immer an Krämpfen, die aber nicht wie bei meinem ſeeligen Vater, den Magen afficiren. — Ich hoffe daß ihr alle in Heiterkeit und Einigkeit lebt. — Ich bin ſehr ruhig, laſſe 5 eine grade Zahl ſein. — Es iſt mir nichts geglückt in dieſer Welt, aber es hätte mir doch noch ſchlimmer gehen können. So tröſten ſich halb geprügelte Hunde. —

Ich hoffe Dir noch in dieſem Jahre zu ſchreiben, und da Du weißt, daß ich nicht immer einen deutſchen Sekretär zur Hand habe ſo wirſt Du mir gern verzeihen, wenn die Jahresgratulazion nicht zur rechten Zeit eintrifft. —

Hier iſt alles ruhig, und ganz Paris iſt mit bauen beſchäftigt. Alles wird umgeriſſen, neu gebaut, und man weiß kaum mehr, wo die alten Winkel zu finden ſind. — Ich bin mit meiner Frau ſehr zufrieden, und ſie iſt die treuſte Seele, die man ſich denken kann. Freilich am Ende glaube ich, giebt es nur eine einzige Perſon, auf die der Menſch ſich ganz verlaſſen kann, das iſt nämlich die Mutter. Hier iſt man ganz ſicher, — wer hieran zweifelt, für den wäre nichts rathſamer, als daß er dieſe Welt ſobald als möglich verließe.

Und nun lebe wohl liebe Mutter, mein gutes Lottchen, und ſeine lieben Kinder grüße ich recht herzlich, und umarme Euch alle mit innigſter Liebe.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

Heines Geſundheit hatte ſich wieder durch eine ſtarke Erkältung bedeutend verſchlechtert. Eine Halsentzündung, begleitet von heftigen Kehl- und Bruſtkrämpfen, erſchwerte das Athmen, und außerdem hatte ſich am Rücken eine Geſchwulſt gebildet, welche das Liegen zur Qual machte. Eine ſchmerzhafte Operation ward nöthig, und der Dichter glaubte ſeinem Ende nahe zu ſein. Nach der Operation beſſerte ſich der Zuſtand des Kranken, und kaum war eine Linderung ſeiner Qualen erfolgt, ſo begann er wieder unermüdlich zu arbeiten. —

Bald danach im Frühling 1854 kam meine Schweſter*) nach Paris, um ihren Onkel zu beſuchen, und ſchrieb über dieſe Begegnung, daß ſie ihn kaum erkannt habe, als ſie die Leidensgeſtalt geſehen und ſo verändert fand, daß Thränen ſie am Sprechen hinderten. Die Lähmung der Augenlider verbarg ihm ihren Schmerz. „Tritt näher, liebes Kind,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, „damit ich Dich beſſer ſehen kann, hier dicht neben mich.“ Und mit der Hand hub er das Augenlid empor, um zu ſehen, ob ich meiner Mutter ähnlich ſei. —

Ich mußte an ſeinem Bette Platz nehmen, und ſeine erſten Fragen waren nach den Lieben der Heimath. „Ach! meine geliebte Mutter werde ich nicht wiederſehen, und mein geliebtes Lottchen wird ſie nicht bald kommen?“ rief er ſchmerzlich aus. — Meine Schweſter berichtet ferner: „Den Abend vor meiner Abreiſe ſaß ich neben ihm: er hatte mir von ſeinen Jugendjahren und ſeinen Kämpfen mit der Menſchheit erzählt, und lauſchte ſchweigend ſeinen Erinnerungen. — Ermüdet lag er faſt leblos da: das Krankenzimmer war nur ſchlecht erhellt, eine Lampe brannte trübe hinter dem Wandſchirm, und man hörte nur das einförmige Ticken der Uhr. Ich wagte ſeine Ruhe nicht zu ſtören und ſaß unbeweglich auf meinem Stuhle; plötzlich ſuchte er ſeine Lage zu verändern, was der Arzt ihm ernſtlich unterſagt hatte, da es nur mit Beihilfe der Wärterin geſchehen ſollte. Er wurde von Krämpfen befallen und klagte und ſtöhnte aufs ſchrecklichſte.

---

*) Marie, Fürſtin della Rocca veröffentlichte 1881 Erinnerungen an H. Heine bei Hoffmann & Campe, Hamburg, und 1882 Skizzen über H. Heine bei A. Hartleben, Leipzig.

Mir war dieſe Scene etwas neues, ich glaubte es ſei der Todeskampf, wie ich ihn ſo nach Athem ringen ſah, und ich bat Gott im innerſten meines Herzens, ihn von dieſen qualvollen Schmerzen zu erlöſen. Pauline, ſeine treue Pflegerin ſuchte ihn zu beruhigen, verſicherte, daß es ein vorübergehendes Leiden ſei, und ſie ihn ſchon oft in dieſem Zuſtande geſehen hätte. Mich hielt es nicht länger im Zimmer, ſchluchzend eilte ich davon, und ſah ihn nur noch einmal für einige Augenblicke, um Abſchied von ihm zu nehmen. Es war für die Ewigkeit! —“

Außer ſeiner Krankheit betrübte Heine das ungemüthliche Verhältniß mit ſeinem alten Freunde J. Campe, deſſen Schwierigkeit in Gelddingen ihm viel Ungemach und Aerger bereitete. Campe war ſeither gewohnt, die Manuſkripte Heines wohlfeil zu kaufen, und fühlte ſich ſchwer gekränkt, daß der ruhmgekrönte Dichter jetzt höhere Honorarforderungen ſtellte. — Heines pecuniäre Lage hatte ſich ſeit der Herausgabe ſeiner franzöſiſchen Werke, welche glänzend honorirt wurden, gänzlich geändert, und konnte, da die alte Abhängigkeit des Geldbedürftigen ſeinem deutſchen Verleger gegenüber geſchwunden, in aller Ruhe die Bewilligungen ſeiner Forderungen abwarten.

Heine verdiente jetzt viel Geld, bezahlte alle früheren Schulden und verwandte ſchon Ende 1851 ſeine erſten Ueberſchüſſe, um ſeinem Bruder Guſtav alles zurückzuzahlen, was er ihm entliehen hatte. —

Seinen alten Geldnöthen entrückt zu ſein, gewährte ihm große Freude, ermöglichte, ſeiner Mutter, Schweſter und Nichten ab und zu Geſchenke zu machen und Mathildens oft weitgehende Wünſche zu erfüllen.

115.

Paris, 26. Juni 1854.

Liebes gutes Lottchen!

Meine Frau hatte ſich das Vergnügen gemacht, für Dich eine Robe nach dem neuſten Geſchmacke carrirt, und 2 Roben für meine Nichten, aber ganz uni, auszuſuchen, und ich ſchicke Dir dieſelben durch die Eiſenbahn in einem beſondern Kiſtchen, welches ich an deinen Mann adreſſire. Ich ſchicke zwar heute zu gleicher Zeit an Campe ein Manuſkript, aber ich wollte die Roben nicht beipacken, da derſelbe verheirathet iſt, und die Weiber einander nichts gönnen. — Die Robe gris de perle habe ich für Aunchen beſtimmt, und die blaue Robe für Lenchen, die Du in Hamburg zurück erwarteſt, wie Du mir ſagſt. Uebers Meer rathe ich Dir, ſelbſt wenn Du Gelegenheit hätteſt, die Robe nicht zu ſchicken, da die Seeluſt die Farbe beſchädigt. Bleibt die Blondine aber zu lange aus, ſo kannſt Du immerhin, wenn Du willſt, der zurückgebliebenen Brünette, die blaue Robe ebenfalls geben, und ich will hiemit im voraus Dir ſagen, das mir auch dieſes recht wäre.

Ich habe für die Mutter nichts gekauft, da ſie eine Prachtrobe ſich doch nicht machen läßt und nur ſchreien würde. — Ich bitte Dich daher, kaufe für ſie in Hamburg eine wunderſchöne Mütze, und ſage ihr, daß dieſelbe in Deinem Paket beigepackt war; kaufe ſo ſchön als möglich, und ſage mir, wie viel Du für mich ausgegeben haſt. Den Namen, den Du mir genannt haſt, habe ich mir wohlgemerkt, und ich werde Dir darüber ſchreiben; ich vergeſſe es nicht.

Es geht mir leider dieſen Sommer nicht gut. Ich leide Tag und Nacht an Krämpfen, und komme nicht aus dem Bette. — Meine Frau führt ſich ſehr gut auf, und hat ſich mit dem Einkaufen der Kleider 10mal mehr gefreut, als wenn die Kleider für ſie ſelbſt geweſen wären. — Sie ſoll aber dafür belohnt werden. Sie iſt mir unentbehrlich in meinen Leiden, und mir graut vor dem Gedanken, daß ich ſie verlaſſen muß. —

Lebe wohl liebe Schweſter. Grüße mir herzlich Annchen und Ludwig, ſowie auch Deinen Mann.

Dein getreuer Bruder
H. Heine.

P. S.

Du haſt keinen Begriff davon, wie viel ich durch den Jeſuiten*) ausgeſtanden habe, und wie er alles mögliche aufbietet mich zu quälen. Wir ſind aber die beſten Freunde. — Erinnerſt Du Dich eines gewiſſen „Rothen-Arons?" —

116.

Paris, 31. Aug. 1854.

Liebe gute Mutter!

Ich habe Dir heute eine große Nachricht mitzutheilen. Ich habe nämlich meine alte Wohnung in Paris ganz aufgegeben, und ich wohne jetzt nahe bei der Barrière von Paris, in einem Hauſe, welches ich ganz allein occupire, und wozu ein ganz großer Garten, mit ganz großen Bäumen gehört, und wo ich die ſchöne Jahreszeit auf's koſtbarſte genießen kann. Ich habe um dieſe Revolution zu machen, die größten Geldopfer aufgewendet, und bereue es wahrlich nicht, da meine Geſundheit ſo außerordentlich dadurch gefördert wird. Mein Syſtem iſt jetzt alles, für meine Geſundheit zu thun, und nichts für Andere, nicht einmal für die Verbringerin, der ich doch nicht genug hinterlaſſen könnte. — Meine Adreſſe iſt: aux Batignolles, grand rue No. 51 à Paris.

---

*) Campe.

Du haſt keinen Begriff liebe Mutter, wie ſehr die gute Luft und der Sonnenſchein, den ich in meiner alten Wohnung garnicht hatte, mir wohl thut. Geſtern ſaß ich wohler als je, unter den Bäumen meines eignen Gartens, und aß die ſchönen Pflaumen, die mir überreif faſt in's Maul fielen. Ich dachte an Euch und nahm mir vor, Euch gleich heute zu ſchreiben, obgleich ich noch in der größten Verwirrung bin. — Meine Frau die ſich immer, wenn ſie von ſich ſelber ſpricht, auf deutſch „meine Frau" nennt, was ſich ſehr komiſch papageinhaft ausnimmt, läßt Euch herzlich grüßen. Sie läßt mir eben ſagen: dis à ma mère que meine Frau est très occupée, et que meine Frau l'embrasse mille fois." —

Mein Lottchen, ſowie auch die jungen Damen und Ludwig, ebenfalls Moritz, laſſe ich herzlich grüßen. —

Ueber X. habe ich von einer Dame die ſehr wahrhaftig iſt, die beſten Nachrichten eingezogen. Er ſoll ein ſehr guter Menſch ſein, ſehr verträglich, und auch auswärts einiges Vermögen beſitzen, das nicht confiszirt iſt wie ſein heimiſcher Landbeſitz, der ihm wahrſcheinlich wieder gegeben wird, wenn er politiſch zu Kreuze kriechen will. Da er jetzt ein Hauskreuz hat, wird er ſich wohl mit ſolchen Gedanken bald ausſöhnen und gehörig ducken. —

Ich habe die Correktur von 2 Bänden eines Werks ganz an Campe überlaſſen, und ich will lieber einige Jahre weniger unſterblich ſein, als meine Augen zu ſehr anſtrengen. —

Behaltet lieb

Euren getreuen
H. Heine.

117.

Paris, 6. Novbr. 1854.

Liebes Annchen!

Ich habe Dir längſt ſchreiben wollen, aber ich kam nie dazu, da ich ſehr viel Gezippel und Gezappel um die Ohren habe. Auch heute bin ich noch nicht im Stande Dir ein vernünftiges Wort zu ſagen. Dein lieber Brief hat mich ſehr amüſirt, und wir haben über Deine Handzeichnung ſehr gelacht. Meine Frau hat Dich ſehr lieb, und läßt Dich, als auch Deinen Vater, Deinen Bruder, Lenchen, und verſteht ſich Deine Mutter herzlich grüßen. —

Anbei ſchicke ich Dir ein Autograph, wofür Dir Dein Vater 12 gelbe Louisd'ors auszahlen wird. Kaufe Dir dafür etwas was Dir gefällt, indem Du mich dadurch des eigenen Einkaufes, des Verpackens, und Verſendens überhebſt, leiſteſt Du mir einen Dienſt wofür ich Dir danke. —

Zeige mir auch den Empfang dieſes Briefes an. Sobald ich nur etwas bei guter Laune bin, will ich Dir mehr ſchreiben.

Unterdeſſen lebe wohl und bleibe mir liebreich zugethan.

Dein getreuer Oheim
Harry Heine.

118.

Paris, 7. Novbr. 1854.

Liebſte gute Mutter!

Ich wollte Dir nicht eher ſchreiben, als bis ich Dir beſtimmt anzeigen konnte, daß ich ausgezogen; aber das Ausziehen verzögerte ſich von Tag zu Tag durch allerlei Vorfälle, und erſt geſtern bin ich glücklich in meiner neuen Wohnung angekommen. Es war eine Reiſe von etwa 2 Stunden, wobei ich aber vom ſchönſten Wetter begünſtigt wurde. Ich befinde mich, wie Du denken kannſt noch in der größten Unordnung, habe tauſenderlei Dinge um die Ohren, und muß mich heute darauf beſchränken Dir bloß meine neue Adreſſe mitzutheilen. Sie lautet folgendermaßen: aux Champs Elysées, 3 avenue Matignon. Paris. —

Denke Dir bis auf dieſen Augenblick habe ich noch nicht die Exemplare meines Buches von Campe erhalten. Der Teufel wird klug aus den Giftmiſchereien die letzterer treibt. Ich hoffe in einigen Wochen vollſtändig zur Ruhe zu kommen. Meine liebe Schweſter und Kinder grüße ich. Ich umarme Euch alle herzlich.

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

Heine hatte das Haus in Batignolles, welches zu feucht war, verlaſſen und war in die Champs Elysées gezogen. Die neue Wohnung war vortrefflich belegen, und ganz nach Heines Wunſch, im 3ten Stock, ohne Gepolter über ſeinem Kopf, geräumig, hell und luftig. Mit einem Balkon, wohin er ſich an ſonnigen windſtillen Tagen tragen ließ, um die Spaziergänger und Equipagen mit ihren geputzten Inſaſſen zu ſehen, welche dem Arc de Triomphe zueilten, um ſich ins Bois de Boulogne zu begeben. Dieſe Zerſtreuung gewährte dem Dichter oftmals Vergnügen und ließ ihn ſein neues Heim ſo lieb gewinnen, daß er dort bis zu ſeinem Ende blieb. —

Außer den literariſchen artiſtiſchen Größen Frankreichs, welche Heine beſuchten, war es Mode geworden, daß die deutſchen Schriftſteller, wie die Mohamedaner nach Mekka, zu ihm pilgerten; und nach ihrer Heimkehr wurden oft allerlei erfundene Dinge und Bonmots in den Feuilletons und Artikeln erzählt, um eine Contremarke ihres Pariſer Beſuches beim Publikum abzugeben.

Das Befinden Heines verſchlechterte ſich wieder im Winter 1855 und brachte eine Wiederholung der vorjährigen Leiden; auch diesmal überwand er die vorübergehende Gefahr und widmete ſich nach kurzer Erholung wieder ſeinen Arbeiten.

119.

Paris, 20. März 1855.

Liebſte Schweſter!

Ich leide in dieſem Augenblick außerordentlich an Krämpfen in der Kehle, und bin deßhalb nicht im Stande Dir heute viel zu ſchreiben. Vor einigen Tagen ließ ich ein Kiſtchen an Dich am Gänſemarkt, aber ohne Hausnummer, durch die Messageries royales abgehen; hoffentlich wiſſen die dortigen Eiſenbahn- oder Poſtbeamten die Adreſſe von Moritz, wo nicht mußt Du hinſchicken, um Dich nach der Ankunft der Kiſte zu erkundigen. Es iſt ein Hut für Dich darin, und um die Gelegenheit zu benutzen, ſchickte ich auch einen Hut für Annchen, und einen für Lenchen mit. Beide letztere ſind ganz einfach, und der hellblaue Hut für die Blondine, und der roſa Hut für die Brünette. Ich hoffe daß der Deinige, ebenfalls bläulich und etwas ernſter, Dir gut paſſen wird, und ich dadurch Deine Kundſchaft auch für die Zukunft gewinne. Leider habe ich die Kiſte nur bis Brüſſel frankiren können, und Du wirſt dafür ein Heidenporto zu bezahlen haben. —

Meine Frau läßt Euch freundſchaftlich und herzlich grüßen. Es hat ihr große Freude gemacht, ſich mit der Beſtellung der Hüte beſchäftigen zu können, und auf ihren guten Geſchmack kann man ſich verlaſſen. Ich küſſe Euch, grüße herzlich meinen Neffen, und bitte auch Deinen Mann von mir zu grüßen.

Meine franzöſiſchen Bücher geben mir ſchrecklich viel Gezippel und Gezappel. — In 14 Tagen kommt die Lutetia auf franzöſiſch heraus. — Ueber Carl.

habe ich gar keine Nachrichten, und ich bitte Dich mir zu ſagen, wie und wo er ſich befindet. Halte mir nur meine liebe alte Mutter recht warm. Sie iſt eine wahre Pracht! Gott erhalte Euch alle.

Dein getreuer Bruder

H. Heine.

Die „Lutetia“ erregte in Frankreich großes Aufſehen bei ihrem Erſcheinen im April 1855, und in der Vorrede zu dieſer Ausgabe geißelt Heine in ſeiner bekannten humoriſtiſchen Schreibweiſe den ſich ſchon damals kühn erhebenden Socialismus. Er ſagte: „Nur mit Schrecken und Grauſen denke ich an die Epoche, wo dieſe finſteren Bilderſtürmer zur Herrſchaft gelangen werden; mit ihren ſchwieligen Händen werden ſie erbarmungslos alle Marmorſtatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen ſo theuer ſind; ſie werden all jenes phantaſtiſche Spielzeug und Flitterwerk der Kunſt zertrümmern, das der Poet ſo ſehr geliebt; ſie werden meine Lorbeerhaine fällen, und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht ſpannen, noch arbeiten, und doch ſo herrlich gekleidet waren wie König Salomon in all ſeiner Pracht, ſie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Geſellſchaft, falls ſie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Roſen, dieſe müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen; die Nachtigallen, dieſe unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffee ſchütten wird oder Schnupftaback für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich ſehe dies Alles voraus und mich beſchleicht unſägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das ſiegreiche Proletariat meine Verſe bedroht, die ins Grab ſinken werden mit der ganzen alten romantiſchen Welt.“ Und ferner: Der Teufel iſt ein Logiker! ſagt Dante. Ein ſchrecklicher Syllogismus hält mich umſtrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann: „daß alle Menſchen das Recht haben, zu eſſen“, ſo bin ich auch genöthigt, mich auch all ſeinen Conſequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke laufe ich Gefahr, den Verſtand zu verlieren, ich ſehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphirend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: Sie iſt ſeit lange gerichtet, verurtheilt dieſe alte Geſellſchaft! — Geſchehe ihr wie recht iſt!“ —

Meine Mutter hatte große Sehnſucht, ihren Bruder wiederzuſehen, und beunruhigt über den akuten Charakter, welchen ſein Leiden angenommen, ſchrieb ſie, nach Paris kommen zu wollen, ihn perſönlich zu pflegen, ſobald ihre häuslichen Pflichten es erlauben würden.

120.

Paris, 10. Auguſt 1855.

Liebſte Mutter!

Seit Eurem letzten Schreiben denke ich nun an garnichts anderes, als an das freudige Wiederſehn mit meiner lieben Schweſter. Alles iſt ſchon verabredet, daß mein liebes Lottchen bei ſeiner Hierherkunft bei uns ein wohnliches Zimmer findet, wo Lottchen und eine meiner Nichten (denn es würde mich ſehr erfreuen, wenn ſie Anna oder Lenchen mitbrächte) ſich behaglich befinden werden. Ja es würde mir eine unendliche Freude ſein, wenn Lottchen auch eins der lieben Kinder mitbrächte, Annchen oder Lenchen gleichviel welche, denn beide ſind mir gleich lieb, und nur das Alter entſcheidet bei dem Vortritt. Wir wohnen jetzt ſehr geräumig, und alle

Fremde welche hierher kommen, bewundern die ſchöne Ausſicht und die gute Luft die wir genießen, ſo daß wir im glänzendſten Mittelpunkt von Paris uns befinden, und doch wie auf dem Lande zu ſein ſcheinen. Die letzte Woche waren Laube und ſeine Frau aus Wien hier, und beſuchten uns oft. Auch Friedland und ſeine Frau aus Prag. Dieſer Mann hat wie ich Euch einmal gemeldet, mir ſchon einen Theil des Schadens erſetzt, worin ich durch ihn gerathen, und da ich Wechſel habe, und er ſehr reich iſt, ſo verliere ich am Ende garnichts. — Auch Dr. L. — der mir ein Empfehlungsſchreiben von Lottchen brachte, hat mich vor 8 Tagen beſucht. Es ſcheint ein äußerſt liebenswürdiger Menſch zu ſein, hat ein gutes Aeußere, ſpricht nicht dumm, und hat mir verſprochen mich bald wieder zu beſuchen. Er bleibt noch 5 Wochen hier, und ich ſagte ihm, daß er Lottchen alsdann hier ſehen würde.

Meine Frau befindet ſich wohl und ſehr heiter. — Ich leide noch immer an meinem alten Uebel, den Krämpfen, die zwar nicht ſehr ſchmerzhaft ſind, mich aber an jedem Lebensgenuß, beſonders aber am arbeiten ſtören.

Mit Campe diplomatiſire ich noch immer, und wenn er ſich auch auf den Kopf ſtellt, ſo laſſe ich mich jetzt nicht mehr von ihm über den Löffel barbiren. Er muß heimlich auf mich ſehr ergrimmt ſein, und ſpielt mir gewiß allerlei böſe Streiche im Dunkeln. Aber ich lavire, und am Ende erlange ich doch was ich will. Er wird wüthend ſein wenn er erfährt, daß Lottchen und Guſtav nach Paris kommen. — Schiff ſcheint ſein Factotum zu ſein, und Lottchen wird ſich in Acht nehmen. —

Mein Frau grüßt und küßt Euch herzlich, und meine Wenigkeit thut desgleichen. Ich umarme Dich zärtlich meine gute vortreffliche Mutter, und verbleibe mit innigſter Liebe

Dein getreuer Sohn
H. Heine.

121.

Paris, 24. Octbr. 1855.

Liebe gute Mutter!

Ich habe keinen deutſchen Sekretär jetzt, und kann Dir nur wenig eigenhändig ſchreiben, daher meine Zögerung. Außerdem erwarte ich jeden Tag die Familie, die doch endlich jetzt unterwegs ſein wird. Lottchens Bett iſt ſchon gemacht. An Guſtav ſchrieb ich dieſer Tage, und gratulire ihm zu ſeiner neuen Schöpfung: er iſt es der unſere Linie fortſetzt. Ich habe es zu nichts gebracht. Ich habe auch Guſtav gedankt für die Ehre, daß er den Jungen nach mir benannt hat. Iſt er noch in Hamburg, ſo bitte ich ihn ſehr, mit Campe Frieden zu machen; dieſe Zwiſtigkeit hat mir viel Aerger und Schaden verurſacht. Lottchen kann wohl vermittelnd wirken, indem ſie Campes Aufträge nach Paris perſönlich von ihm begehrt. Campe möge mir den 3. Theil von Meißners Roman durch ſie zukommen laſſen. —

Annchen verliert nicht viel, wenn ſie dieſes Jahr, wie mir Lottchen ſchreibt, nicht herkömmt: aus vielen Gründen. Aber ich hoffe daß im Frühjahr ſich Conjunkturen darbieten, welche eine erfreulichere Herreiſe garantiren; jetzt fängt ſchon das geſellſchaftliche Leben an, und dazu wäre das Kind während kurzem Aufenthalt noch nicht vorbereitet. — Apropos, wenn Lottchen noch in Hamburg iſt, und etwa zufällig mein Buch „Shakſpears Mädchen und Frauen" beſitzt, ſo bitte ich ſie es mir mitzubringen: kann es hier nicht mehr haben. —

Ich küſſe Dich theure Mutter

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

122.

Monsieur Mr. Hermann Heine*)
à Hambourg.

Paris, d. 19. Novbr. 1855.

Liebſter Hermann.

Ich habe erſt durch Lottchen erfahren welchen Verluſt Dich jüngſt betroffen, und obgleich ich ſehr krank, und faſt blind bin, will ich Dir dennoch eigenhändig kondoliren. Tief hat mich die betrübte Nachricht erſchüttert! — Mein lieber Onkel Henry war ein vortrefflicher, guter Menſch, ſanft und gütig bis zur Schwäche, und deßhalb noch liebenswürdiger. Er war höflich, anſtändig, von guten Manieren, kein grobes, und noch weniger ein verletzendes Wort kam von ſeinen Lippen. Er ſagte nie eine Lüge, und wie die feine, ſo war auch die rohe beleidigende Bosheit ſeinem Herzen ganz fremd. Vorzüglich aber muß man an ihm rühmen: er war ein grundehrlicher Mann! —

---

*) Das Original beſitzt Herr Dr. H. Oswalt in Frankfurt a. M., Enkel von Henry Heine.

Henry Heine, geb. 1774, † 1855, verheirathet mit Henriette Embden, geb. 1787, † 1868, hinterließ 2 Kinder:
Hermann, geb. 1816, † 1870,
Emilie, verh. mit S. Oswalt in Frankfurt, geb. 1818, † 1892.

Ein grundehrlicher Mann war er, mein armer ſeeliger Oheim, und mit Freude, lieber Hermann, höre ich, daß Du ihm in dieſer Beziehung gleichſt. Solche gute Eigenſchaft wird leider ſehr rar, Falſchheit und Untreue wird vorherrſchend, und wo Böſes geſäet worden, wird man Unglück und Untergang ärndten. Die Thränen der Beleidigten ſchreien zu Gott! (deſſen Hand auch auf mir ſehr ſchwer liegt, — ob als Strafgericht oder als Heimſuchung? ich weiß es nicht.) Ich bin ſehr leidend, trage aber mein Elend mit Ergebung in den unerforſchbaren Willen Gottes. —

Ich ſehe nicht mehr die Buchſtaben die ich ſchreibe, und eile Dich brüderlichſt zu grüßen.

Dein getreuer Vetter
H. Heine.

Vor Eintreffen der vorſtehenden Briefe war meine Mutter in Begleitung ihres Bruders Guſtav in Paris eingetroffen. Sie machte mir über das letzte Zuſammentreffen mit ihrem Bruder Heinrich folgende Mittheilungen:

„Mathilde ſtand auf der Flur, umarmte mich und ſagte, ehe ich das Haus betreten, hätte mein

Bruder ſie gerufen und geäußert: „Ich fühle, daß Lottchen kommt, es bedarf keiner Vorbereitung, führe ſie ſofort zu mir, ich will keinen Augenblick verlieren, ſie zu ſehen.“ — Als ich an ſein Lager trat, ſchloß er mich mit dem Ausruf: „Mein liebes Lottchen!“ lange in ſeine Arme ohne zu ſprechen, lehnte dann den Kopf an meine Schulter und reichte ſeinem Bruder die Hand. — Seine Freude, mich wiederzuſehen, war unbeſchreiblich, und durfte ich außer der Tiſchzeit ſein Bett bis Abends ſpät nicht verlaſſen. Nach den bisherigen Berichten, welche ich über die Krankheit meines Bruders erfahren, fürchtete ich, daß der erſte Anblick ſeiner Leiden mich tief erſchüttern würde, aber da ich nur den Kopf ſah, welcher, von wunderbarer verklärter Schönheit, mich anlächelte, konnte ich mich ganz der erſten Freude des Wiederſehens hingeben. — Als jedoch gegen Nachmittag die Wärterin meinem Bruder auf den Armen nach einer Chaise longue trug, um das Bett aufzumachen, und ich den zuſammengeſchrumpften Körper, an dem die Beine leblos herabhingen, erblickte, mußte ich alle meine Kräfte zuſammen nehmen, um ruhig dieſen ſchrecklichen Anblick zu ertragen. — Mein Lager war dicht am Krankenzimmer errichtet, und ſchon in der erſten Nacht ſtellten ſich lange anhaltende Bruſt und Kopfkrämpfe ein, welche mich ſehr beängſtigten. Faſt jede Nacht wiederholten ſich derartige Anfälle, und wenn ich alsdann an ſein Bett eilte, ſchien das Auflegen meiner Hand auf des Kranken Stirne ihm ſchon Linderung zu bereiten. — Mein Bruder ſagte oft, daß ich eine ſeltene magnetiſche Kraft beſäße, welche er ſofort fühle, wenn ich auch noch ſo leiſe ins Zimmer träte. —

In den ſchmerzensfreien Momenten konnten wieder langjährige Erinnerungen aus dem elterlichen Hauſe oder an verwandte Perſonen ihn zum Lachen bringen, und war Mathilde zugegen, dann lachte ſie laut mit und fragte erſt dann, da ſie kein Teutſch verſtand, worüber wir ſo ſehr lachten. —

Mathilde lebte mit mir im beſten gegenſeitigen Einverſtändniß, nicht ſo mit Guſtav, der kein Franzöſiſch ſprach, und ſich nicht mit ihr verſtändigen konnte, welches eine gegenſeitige Spannung herbeiführte. Außerdem hielt Guſtav die Neigungsheirath ſeines Bruders für ein großes Unglück und nach ſeinem Dafürhalten die Quelle ſeines Ungemachs und ſeiner Leiden. Mathilde, welche an eine gewiſſe Verhätſchlung gewöhnt, erachtete Guſtavs Zurückhaltung als Unhöflichkeit, und oft hatte ich meine Noth als Dolmetſch, durch kleine Improviſationen eine oberflächliche Freundſchaft zu erhalten. Nach einer Spazierfahrt gab Guſtav dem Kutſcher wohl ein zu geringes Trinkgeld; dasſelbe in die Taſche ſteckend murmelte derſelbe: Ladre (Knicker). — Mathilde lachte laut auf, und auf Guſtavs Frage, warum dieſes unbändige Lachen erwiederte ich: „Garnichts! er hat ſich nur für das verabreichte Trinkgeld bedankt.“

Derartige Scenen wiederholten ſich mehrmals, und ich war froh, als Guſtav, mich in Paris laſſend, nach Wien zurückkehrte, daß kein ernſtes Zerwürfniß zwiſchen Beiden entſtanden war. — Mathildens leicht erregbares Temperament verurſachte manchmal kleine Zornesausbrüche über geringfügige Dinge, und namentlich von ihrer Eiferſucht hatte mein Bruder viel zu leiden, die er mit ſtoiſcher Ruhe ertrug, und durch einige Scherzworte raſch zu beſchwichtigen verſtand. —

Die ganze linke Seite meines Bruders war paralyſirt, das linke Auge erblindet, Arm und Hand erſchlafft, und nur die rechte Seite ſeines Körpers hatte ihre Nerventhätigkeit behalten, ſo daß es ihm möglich blieb, mit der rechten Hand zu ſchreiben. — Oft legte er ſie in meine Hand und verſicherte, daß meine Gegenwart für ihn ein großer Troſt wäre. Ich könne kaum begreifen, welches Vergnügen er empfinde, in deutſcher Sprache ſo vertraulich plaudern zu können, und war das Thema der fröhlichen Jugenderinnerungen erſchöpft, ſo mußte ich von der Mutter und meinen Kindern erzählen. Als vor einigen Monaten ſein langjähriger Sekretär Richard Reinhold ihn verlaſſen, da habe er die Einſamkeit des Krankenzimmers recht empfunden, die täglichen Beſucher hätten ihn mehr erſchöpft als erfreut, und die auf Zeitungsannoncen bei ihm verſuchsweiſe engagirten Schreiber keinen genügenden Erſatz geboten. Vor kurzem ſei ein ſeltſam begabtes anmuthiges Weſen zu ihm gekommen, eine Deutſche, ein munteres Schwabenkind, welche franzöſiſchen Eſprit mit deutſcher Innigkeit verbinde. Mit klangvoller Stimme leſe ſie ihm vor, und ſei im franzöſiſchen ſo bewandert, daß er ihr die Correctur ſeiner Arbeiten überlaſſen könne. Sie ſei etwas anpäßlich geweſen, würde nächſtens wiederkommen, und wäre er neugierig, welchen Eindruck ſie auf mich machen würde. —

Mouche, wie mein Bruder ſie nannte nach ihrem Petſchaft, worauf eine Fliege gravirte, war in der That eine liebreizende jugendliche Erſcheinung, die auch mir bei meinem vorübergehenden Aufenthalt höchſt ſympathiſch wurde. Von Geſtalt mittelgroß, mehr anmuthig als ſchön, umrahmten braune Locken ihr feines Geſicht, aus dem ſchelmiſche Augen über ein Stumpfnäschen hervorblickten, und ein kleiner

Mund, welcher beim ſprechen oder lächeln eine Reihe perlender Zähne zeigte. Hände und Füße waren klein und zierlich, und alle ihre Bewegungen hatten etwas ungemein graziöſes.

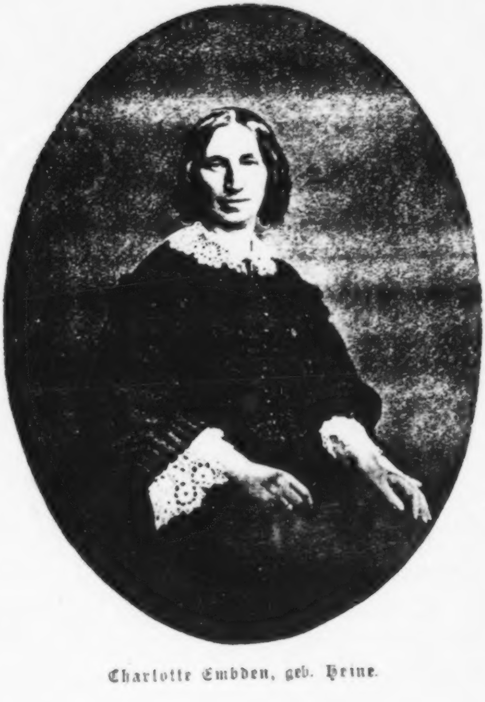
Trotz ihrer Munterkeit hatte auch ſie ſchon den bittern Ernſt des Daſeins kennen gelernt. Mit einem Franzoſen jung verheirathet, verlebte ſie die erſten Jahre ihrer Ehe in Paris, jedoch bald ward die kleine Deutſche dem flatterhaften Manne überdrüſſig, welcher in frivoler Weiſe ſein Vermögen verpraßte. Um ſich ſeiner Frau zu entledigen, erdachte er folgenden Plan. — Er forderte ſie auf, ihn auf einer Geſchäftsreiſe nach England zu begleiten, und als ſie ſich in London befanden, erſuchte er ſie, mit ihm eine befreundete Familie zu beſuchen. Der Wagen hielt vor einer hübſchen Villa, wo ein alter Herr ſie aufs freundlichſte empfing, und kaum waren ſie in einen eleganten Salon geführt, ſo war ihr Gatte verſchwunden.

Bald gewahrte ſie, daß ſie ſich in einer Irrenanſtalt befinde, und auf ihr Schreien und Weinen, ſie wieder fortzulaſſen, wurden Zwangsmittel angedroht, falls ſie ſich nicht beruhige. Der Schrecken alterirte die unglückliche Frau dermaßen, daß eine Zungenlähmung ſie längere Zeit am ſprechen hinderte. Erſt nach einigen Wochen ward ſie Herr ihrer körperlichen Kräfte und konnte den Arzt überzeugen, daß ſie nicht geiſteskrank ſei, worauf ihr die Rückkehr nach Paris geſtattet wurde. Ein weiteres Zuſammenleben mit ihrem Gatten war unmöglich, und um ſich eine Exiſtenz zu ſichern, ertheilte ſie deutſchen Unterricht.

Mouche kam täglich einige Stunden zu meinem Bruder, und ſeine Verehrung für die muntere Kleine erregte leider bei Mathilden einen krankhaften Grad von Eiferſucht, welche zuletzt in Animoſität ausartete. Der Wunſch ihres Gatten, Mouche zeitweilig am Mittagsmahle theilnehmen zu laſſen, ward von Mathilde trotzig abgelehnt, deren freundliche Begrüßung kaum erwiedert und das Krankenzimmer bei ihrem Erſcheinen ſofort verlaſſen. —

Einſt wurde ich ſogar für Mouche gehalten, als der alte Béranger meinen Bruder beſuchte und mich im Halbdunkel am Bette ſitzend fand, auf ihn zuſchreitend fragte: „Lieber Heine, iſt Madame die gerühmte neue Vorleſerin Mouche?“ — Worauf mein Bruder lächelnd erwiderte: „Cher ami, ſie haben wohl mouche volante (Augenflimmern), es iſt meine Schweſter!“ —

Zuletzt hörte ich 1887 von der lieben Mouche, Frau Camille Selden, als ſie mir die Mittheilung machte, daß ſie Denkwürdigkeiten über meinen



Charlotte Embden, geb. Heine.

Bruder veröffentlicht habe und jetzt in Rouen als deutſche Sprachlehrerin in einer Damenpenſion angeſtellt ſei. —

Mein Bruder war ein großer Kinderfreund und hatte es gerne, wenn die 3 lieblichen Kleinen einer Freundin Mathildens, der Frau des Cirkusdirectors, zu ihm kamen, worunter das Jüngſte ſein Pathchen war. Dann erhielten die Kinder Kuchen, und mein Bruder erzählte ihnen ſchöne Märchen, welchen ſie ſtill lauſchend zuhörten. Bei einem derartigen Beſuch die Herrlichkeiten des Himmels preiſend, daß man da von früh bis ſpät Kuchen eſſe, und die Engel, wenn ſie geſpeiſt, anſtatt der Serviette mit ihren weißen Flügeln den Mund wiſchten, rief das kleine Pathchen entrüſtet aus: „Das iſt doch ſehr unreinlich von ihnen.“ — Zu gleicher Zeit bemerke ich andern Mittheilungen gegenüber, daß Heine kein Adoptivkind beſeſſen hat, — wie jüngſt berichtet wurde. —

Anfangs December erhielt ich die Nachricht der plötzlichen Erkrankung eines meiner Kinder und faßte daher den Entſchluß, nach Hamburg zurück zu kehren. Vorher fragte ich Dr. Gruby, was er vom Zuſtande meines Bruders halte, worauf ich die beruhigende Erklärung erhielt, daß, wenn kein unerwarteter Zwiſchenfall eintrete, er noch 2 bis 3 Jahre leben könne. —

Meinem Bruder machte ich die Mittheilung meiner baldigen Abreiſe, mit dem feſten Verſprechen, im nächſten Frühjahr wiederkommen zu wollen. — Traurig nahm er ſie entgegen und bat, wenn es irgend möglich wäre, mich von meinem Sohne Ludwig begleiten zu laſſen, dem er in ſeinem Teſtamente die Verfügung über ſeinen litterariſchen Nachlaß gegeben hätte, und über manches mit ihm perſönliche Rückſprache nehmen möchte. Alsdann machte er mir über die Dispoſitionen des Nachlaſſes weitläufige Auseinanderſetzungen, und vor allem Campe zu beobachten, der aus der Geſammtausgabe weglaſſen könne, was er wolle, aber nichts eigenmächtig zuſetzen dürfe. —

Um mir den Abſchied zu erleichtern, verfaßte mein Bruder Tags vorher ein munteres Gedicht, welches in launiger Weiſe das Zuſammentreffen mit meiner Familie ſchilderte. Als ich es am Morgen meiner Abreiſe vom Schreibtiſch nehmen wollte, wo ich es hingelegt hatte, war es verſchwunden, und hörte zu meinem Leidweſen, daß die Bonne es zum Feuermachen benutzt hätte. Als ich es meinem Bruder klagte, ſagte er: „Tröſte Dich, liebe Schweſter, bei Deiner Rückkehr verfaſſe ich ein Gedicht, welches noch viel feuriger ſein ſoll.“ —

Es fand aber kein Wiederſehen ſtatt, denn nach kaum 2 Monaten ſand er unerwartet die ewige Ruhe, und mein Abſchiedskuß war der letzte, welchen ich auf ſeine bleichen Wangen drücken konnte.“ —

Einige Wochen nach der Abreiſe ſeiner Schweſter verſchlimmerte ſich wieder der Zuſtand Heines, Athembeſchwerden und Bruſtkrämpfe ſtellten ſich häufiger ein und zwangen ihn oft ganze Nächte ſitzend im Bette zuzubringen. Die Schlafloſigkeit erzeugte große Schwäche, aber trotzdem arbeitete der Dichter 2 bis 3 Stunden täglich. 3 Tage vor ſeinem Ableben ſtellte ſich ein ſchmerzhaftes Erbrechen ein, welches nicht mehr zu ſtillen war, und Dr. Grubys Verordnung, Eisumſchläge auf den Magen zu machen, konnte nur vorübergehende Erleichterung ſchaffen. Die letzte Nacht war ſehr qualvoll, die Schwäche nahm zu und der Todeskampf trat ein.*)

Bis zum letzten Augenblick behielt H. Heine ſein volles Bewußtſein und ſtarb Morgens gegen 5 Uhr am 17. Februar 1856. — Das Leichenbegängniß fand am 20. Februar, an einem kalten nebligen Wintermorgen um 11 Uhr ſtatt, nach dem in ſeinem Teſtamente ausgeſprochenen Wunſch, ſtill und prunklos auf dem Kirchhof Montmartre begraben zu werden.*) —

---

*) Anhang S. 313, Brief der Wärterin Catherine Bourlois an Heines Schweſter.

Die Todesnachricht machte einen niederſchmetternden Eindruck auf ſeine Schweſter, die nicht glaubte, als ſie ihren Bruder vor kurzem verlaſſen, daß ſo bald der Tag der Erlöſung ſeiner Leiden eintreten würde, und der Schmerz der ihn überlebenden alten Mutter ſpottete aller Beſchreibung. —

Der Verluſt ihres Lieblings und Stolzes ihres Lebens warf ſie aufs Krankenbett; doch ſiegte ihre kräftige Natur, und erſt 3 Jahre ſpäter, am 3. September 1859, entſchlummerte ſie, mit ihrer treuen Geſellſchafterin an einem Tage an der Cholera, welche damals auf's ſchrecklichſte in Hamburg wüthete.

* * *

Kaum hatte die Erde Heines Grab bedeckt, ſo entſpann ſich zwiſchen ſeinem Bruder Guſtav und Mathilden ein unerquicklicher öffentlicher Streit, wem das Recht zukäme, dem Dichter ein Denkmal zu ſetzen.

---

*) Anhang S. 315 das vollzogene, rechtskräftige Teſtament nach dem Originale.

Ueber dieſe Angelegenheit erhielt ich ſ. Z. von Frau Mathilde ein ausführliches Schreiben, welches ſich im Anhang vorfindet, beſchränke mich im Uebrigen auf die Veröffentlichung weniger Briefe derſelben, da ſie weder von ihr verfaßt noch geſchrieben ſind und nur die eigenhändige Unterſchrift Vve Henri Heine tragen.

Ein ferneres Schreiben Mathildens benachrichtigte mich, daß ſie die Verfügung § 3 des Teſtaments meines Onkels nicht zur Ausführung bringen wolle. —*)

Derſelbe lautet: „Ich wünſche, daß nach meinem Ableben alle meine Papiere und meine ſämmtlichen Briefe ſorgfältig verſchloſſen, zur Verfügung meines Neffen Ludwig von Embden gehalten werden, dem ich meine weiteren Beſtimmungen ertheilen werde, über den Gebrauch, den er davon machen ſoll; ohne Präjudiz der Eigenthumsrechte meiner Univerſalerbin.“ —

Frau Mathilde motivirte ihre Weigerung, mir die Papiere auszuliefern, damit, daß mein Onkel ſchon im vorigen Sommer ein anderes Teſtament hätte machen wollen, und daß ſie die Papiere des Nachlaſſes claſſificiert und durchgeſehen habe, ohne die von mir verlangten ſchriftlichen Informationen vorgefunden zu haben. — Dieſe Angaben ſind auf die Rathſchläge des Rechtsbeiſtandes der Frau Mathilde, eines Herrn Julia, zurückzuführen und widerſtreiten den Mittheilungen meiner Mutter, welche mit ihrem Bruder 2 Monate vor ſeinem Tode dieſe Angelegenheit ausführlich beſprochen.

---

*) Briefe von Frau Mathilde: Anhang Seite 324.

Derſelbe übte einen unbegrenzten Einfluß auf Frau Mathilde aus und verſuchte, obgleich kein Dokument H. Heines ihn dazu berechtigte, noch ſeine Unkenntniß der deutſchen Sprache ihn dazu befähigte, meine teſtamentariſchen Rechte zu uſurpiren. Einen Prozeß mit Frau Mathilden zu führen widerſtrebte meinen Gefühlen, da ich meinem Onkel gelobt hatte, ſeiner Gattin ſtets Schutz und Beiſtand zu gewähren, und beſchränkte ich mich darauf, in freundſchaftlicher Weiſe auf Erfüllung der teſtamentariſchen Verordnung zu dringen. — Meine Bemühungen hatten jedoch erſt dann Erfolg, als Frau Mathilde ſich mit Herrn Julia gründlich überworfen, aus Urſachen, die ſich der Oeffentlichkeit entziehen, und deſſen unbefugte Einmiſchung ein klägliches Ende bereitete. — Frau Mathilde ſtellte mir alle Papiere des Nachlaſſes zur Verfügung, mit Ausnahme eines Memoirenfragments, welches ich erſt nach ihrem Tode erhalten ſollte, und welches ſie nicht aus

Händen geben wolle, weil ihr gerathen, der Familie mit Veröffentlichung deſſelben zu drohen, falls ihr jemals die Rente entzogen würde. —

Nach genauer Durchſicht aller Papiere des Nachlaſſes ließ ich mir die ungedruckten Manuſkripte nach Hamburg ſchicken, in Paris die minder wichtigen zurücklaſſend. — Es blieben dort, ſorgfältig verpackt, außer dem Memoirenfragmente mehrere Packete Brouillons bereits gedruckter Manuſkripte, und die an H. Heine gerichteten Briefe, deren überwiegende Zahl die geſchäftliche Correſpondenz mit Jul. Campe ausmachte. —

Frau Mathildens Ableben ward ſ. Z. verheimlicht, weder meiner Mutter noch mir angezeigt, und erſt aus den Zeitungen erfuhren wir ihr Begräbniß. — Ich beorderte ſogleich meinen in Paris domicilirenden Neffen, die dort zurückgelaſſenen Papiere H. Heines zu reclamiren, erhielt jedoch zur Antwort, daß es zu ſpät, da alles ſchon gerichtlich verſiegelt ſei. — Frau Mathilde hatte, aus kindiſcher Todesfurcht, kein Teſtament gemacht und war plötzlich am Schlagfluß geſtorben. — Als Rechtsnachfolgerin legitimirte ſich eine alte Couſine Mathildens, Frau Wittwe Fauvet geborne Mirat, wohnhaft im Dorfe Vinot. Von dieſer geſetzmäßigen Erbin hatte der unvermeidliche Herr Julia ſich als Bevollmächtigter ernennen laſſen, und in deren Namen beſchlagnahmte er alles, auch die von mir in Paris gelaſſenen Papiere H. Heines. —

Ich verlangte von Herrn Julia, der ſich häuslich in der Wohnung der Frau Mathilde niedergelaſſen hatte, aufs energiſchſte deren Auslieferung; denn es konnte den Intentionen des wahren Erblaſſers, meines Onkels H. Heine, nicht entſprechen, daß ſeine Papiere in Beſitz fremder Perſonen übergehen durften. —

Die Correſpondenz blieb erfolglos, und ich ging nach Paris, um gegen Herrn Julia einen Prozeß einzuleiten. — Mein Advokat erklärte, gegen Herrn Julia nichts unternehmen zu können, bis ich einen Prozeß gegen die Rechtsnachfolgerin der Wittwe Heine, Frau Fauvet Vve in allen Inſtanzen gewonnen hätte. — Um als Deutſcher vor franzöſiſchen Tribunalen keine langwierige, koſtſpielige Prozeſſe zu führen, proponirte ich der Erbin, für ihr vermeintliches Erbrecht der Heineſchen Papiere eine Abſtandsſumme zahlen zu wollen, doch müſſe ſich Herr Julia durch eine notarielle Akte verpflichten, daß mir auch alles überliefert würde, was nach ſeinem Wiſſen vorgefunden wäre. Letztere Clauſel bewirkte wohl, daß mir niemals, wie Herr Julia verſprochen, eine Kaufofferte gemacht wurde, und Herr Julia, welcher mir gegenüber das Vorhandenſein eines Memoirenfragments entſchieden in Abrede geſtellt hatte, verkaufte nach einer ungeheuerlichen Reklame durch Vermittlung eines Berliner Litteraten die wenigen Blätter desſelben an die Gartenlaube und Herrn J. Campe für 16000 Frcs. —

Herr Julia rühmte ſich, Erbe des Heineſchen Nachlaſſes zu ſein, verſchwieg die wahre Thatſache, wie das Memoirenfragment in ſeine Hände gekommen, und ſeine Mittheilungen darüber in R. Fleiſchers „Deutſche Revue“, ſowie in verſchiedenen deutſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften, welche deutlich den Stempel plumper Erfindung zur Schau trugen, ſtanden im argen Widerſpruch mit den bisher bekannten veröffentlichten officiellen Dokumenten.

Strodtmann ſchreibt in ſeiner Biographie über H. Heine, daß Campe nach dem Tode des Dichters **den verdrießlichſten Vexationen von Seiten der Heineſchen Familie ausgeſetzt geweſen, und daß dieſelbe jede Mitwirkung bei der Geſammtausgabe abgelehnt habe, ihm auch den Nachlaß mit den darin befindlichen Dispoſitionen zur Anordnung derſelben,** vorenthalten habe und eine fabelhafte Summe, erſt 30000 Frs., dann 12000 Frs., gefordert habe. —

Zur Richtigſtellung dieſer Notiz bemerke ich, daß ich von Herrn Campe sen. gedrängt ihm den Nachlaß zu verſchaffen, ſofort, als ich die Dispoſition erhalten ihn für 15000 Frs. angeboten habe, derſelbe mir 12000 Frs. dafür bot, und ich eigens nach Paris ging, um Frau Mathilde den Verkauf zu empfehlen. Nach meinem Dafürhalten war nämlich unter den Manuſkripten Vieles, das ſchon an Campe früher verkauft und von der Cenſur geſtrichen, nicht veröffentlicht wurde. Jedenfalls wäre ein Prozeß nicht ausgeblieben, hätte ich den Nachlaß einem andern Verleger überlaſſen; denn ich kannte den alten Campe nur zu gut. — Bei meiner Rückkehr machte ich Herrn Campe die Mittheilung, daß Frau Wittwe Heine ſeine Offerte annehmen wollte. Worauf derſelbe erwiederte: „Jetzt iſt es zu ſpät, die Geſammtausgabe iſt ſchon im Druck, und ich gebe nur noch die Hälfte.“ —

Unwillig brach ich alle Unterhandlungen ab und verkaufte nach Campes Tode ſeinem Sohn und Nachfolger den Nachlaß für 10000 Frs., welche Summe die Wittwe Heine unverkürzt erhielt. — 1869 erſchien der Nachlaß in einer vortrefflichen Zuſammenſtellung Strodtmann's als Supplementband der großen Geſammtausgabe, und brachte dem Verleger, wie er mir mittheilte, einen anſehnlichen Nutzen. —

Die 1861/62 vorher erſchienene Geſammtausgabe wurde vom alten Campe, ohne Hinzuziehung eines Familiengliedes Heines durch Strodtmann redigirt, veröffentlicht. Es wurden die Verordnungen Heines ignorirt, nichts hinzuzufügen und, was Aergerniß erwecken könnte, wegzulaſſen. Die Geſammtausgabe enthielt Vieles, was vorher nicht gedruckt war, jedenfalls nicht hätte veröffentlicht werden ſollen, wie z. B. die Gedichte, Schloßlegende, die Weber ꝛc.

H. Heine verordnete in ſeinem Teſtament § 4: „Daß, wenn mein Freund Campe, der Verleger meiner Werke, irgend welche Aenderungen in der Art und Weiſe wünſcht, wie ich meine verſchiedenen Schriften in dem genannten Proſpektus geordnet habe, ſo wünſche ich, daß man ihm in dieſer Hinſicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern ſeinen buchhändleriſchen Bedürfniſſen gefügt habe. Die Hauptſache iſt, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeſchaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung beſtimmt habe, oder die ohne die Unterſchrift meines vollſtändigen Namens gedruckt worden iſt; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftſtück zuzuſchreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die ſich niemals die Gewohnheit verſagten, in einem bloß mit der Chiffre bezeichneten Artikel Aenderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen.

Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftſtück eines Andern, ſei es ſo klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographiſche Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer ſolchen Arbeit betraut hatte. Ich ſetze voraus, daß mein Wille in dieſer Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftſtück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in ſeinem vollen Umfange loyal befolgt wird.“

Campe hatte beim Zerſchlagen der Verhandlungen über den Nachlaß, allein für Ueberlaſſung der von Heine gegebenen Dispoſitionen für die Geſammt-Ausgabe 3000 Frs. geboten, welches Mathilde Heine jedoch rundweg abſchlug in der Hoffnung, ihn dadurch zur Annahme ihrer Forderung für das Ganze zu veranlaſſen.

Die Ablehnung mag das Motiv geweſen ſein, daß Campe ſich nunmehr auch nicht an die vorſtehende Beſtimmungen des Teſtaments gebunden erachtete, zumal das Publicum eine, in allen Lücken ergänzte Ausgabe der Werke dringend verlangte.

Es muß dem Herausgeber Adolf Strodtmann nachgeſagt werden, daß er ſich dieſer Aufgabe mit Geſchick unterzogen habe, nur daß er durch allzugroßen Eifer in dem Beſtreben der Geſammtausgabe nichts zu entziehen, zu weit ging.

1864 wurden durch mich die Differenzen der franzöſiſchen Verleger mit Frau Mathilde beigelegt, indem letztere glaubte, in ihrem Tantièmenrecht beeinträchtigt worden zu ſein. Ihren Wunſch, die Tantièmen von 25 Centimes pro Band durch eine einmalige Capitalauszahlung abzulöſen, trug ich kein Bedenken, zu erfüllen, da ihre jährlichen Renten von Carl Heine Frs. 5000, und diejenige von J. Campe ca. Frs. 3400 — genügten, ihre Exiſtenz zeitlebens zu ſichern. — Ich verkaufte das Tantièmenrecht der Frau Mathilde an die Herren M. Levy Frères für die Summe von 17500 Frs., und erhielt Erſtere, nach meiner Abreiſe von Paris, dieſelbe unverkürzt ausgezahlt.

Es entſtanden jedoch neue Streitigkeiten, als 1866 die Briefe Heines in franzöſiſcher Sprache erſchienen, und Frau Mathilde glaubte dafür von den Herren

M. Levy Frères eine Extravergütung beanſpruchen zu können, welche dieſelben verweigerten.*) Der darauf folgende Prozeß fiel zu Ungunſten der Wittwe Heine aus, trotzdem der berühmte Advokat Jules Favre ſeine ganze Beredtſamkeit aufbot, ihre Anſprüche zu vertheidigen.

Die irrige Meinung, daß von H. Heine noch ungedruckte Manuſkripte exiſtiren, welche ſich bis heute erhalten hat, ward ſchon durch Frau Mathilde bei Lebzeiten öffentlich durch die Erklärung beſtritten: „daß Niemand rechtlicher Weiſe etwas beſitze, und wer etwas habe, es veröffentlichen möge.“ — Ferner erklärte 1869 die Wittwe H. Heines in dem von ihr und mir unterſchriebenen Verkaufscontrakt des Nachlaſſes mit den Herren Hoffmann & Campe**): „daß alle Manuſkripte des literariſchen Nachlaſſes H. Heines ſich in Herrn von Embdens Händen befänden, daß ſie nichts mehr von Gedichten oder ſchriftlichen Arbeiten beſitze, mit Ausnahme eines

---

*) Anhang Seite 334 Briefe von Mathilde Heine.

**) Anhang Seite 340 Verkaufscontrakt mit Hoffmann und Campe.

Memoiren-Fragments, welches vorläufig nicht veröffentlicht werden ſollte, und die Herren Hoffmann und Campe berechtigte, Jeden zu belangen, wer es auch ſei, der noch etwas ungedrucktes publiciren würde." —

Strodtmann glaubte irrthümlich alle Manuſkripte, welche Heine in ſeiner Correſpondenz ſeit 1823 erwähnte, als noch vorhanden, vergeſſend, daß beim Hamburger Feuer vieles vernichtet wurde, und neuere Biographen wiederholen mit einer geheimnißvollen Wichtigthuerei dasſelbe, ſich auf unzuverläſſige Perſonen beziehend, ohne factiſchen Anhalt für ihre Behauptungen zu bieten.

Im Betreff der Memoiren möchte ich nochmals erinnern, daß 1833 und 1842 durch Feuersbrunſt beträchtliches an Manuſkripten verloren ging, und der Dichter ſelber, nach ſeiner Ausſöhnung mit Carl Heine, dieſelben theilweiſe freiwillig vernichtet hat. — Vorher ſchon in Folge finanzieller Bedrängniſſe, aus dem Memoirenheft Stückweiſe in verſchiedene Werke mehreres eingeſchaltet hat, z. B. in ſeinen Geſtändniſſen und Buch über Börne. — Zeitlebens, bis zu ſeinem Tode ſchrieb Heine an ſeinen Memoiren und hegte den Plan, das ſchon Veröffentlichte mit dem neu hinzugeſchriebenen als ein Ganzes herauszugeben. — Von dem 1884 veröffentlichten Memoirenfragment ward durch Heines Bruder Max 1867, als er die Ausſtellung in Paris beſuchte, und Frau Mathilde ihm die Durchſicht desſelben freundlichſt geſtattete, unberechtigter Weiſe ein großer Theil vernichtet. — Frau Mathilde war natürlich ſehr aufgeregt darüber, rief mich nach Paris, und als ich mir über dieſen Gewaltsakt von meinem Onkel Aufklärung erbat, erwiederte derſelbe: „Es wäre nothwendig für den Ruhm ſeines Bruders geweſen, die letzten in Fieberhitze geſchriebenen Blätter der Memoiren zu vernichten, um das in Mathildens Händen gebliebene Memoirenfragment unſchädlich zu machen. —

Frau Mathilde war leider zu oft ſchlecht berathen, und wurde der Nachlaß, ehe derſelbe in meine Hände kam, der franzöſiſchen Regierung unter Napoleon III. für 30000 Frs. zum Kauf angeboten, welche nach einigen Unterhandlungen refüſirte. Das erſt neuerdings wieder aufgefriſchte Gerede, daß ſich die Memoiren Heines in den geheimen Archiven der öſterreichiſchen Regierung befinden, mag ſ. Z. dadurch entſtanden ſein, daß Herr von Friedland, ein

Statue Heinrich Heines von Haſſelriis
auf Korfu

langjähriger Bekannter H. Heines, die ſo ſehr erregbare Frau Mathilde bewog, ihm das Memoirenheft mitzugeben, um es der öſterreichiſchen Regierung durch Vermittlung des Fürſten Metternich zu Kauf anzubieten. Als ich nach Paris kam und zu meiner Verwunderung davon hörte, veranlaßte ich Frau Mathilde, ſofort das Memoirenfragment energiſch zurückzufordern, welches ihr, nachdem man ſich von dem harmloſen Inhalt überzeugt hatte, dankend zurückgeſandt wurde. — In den Händen der öſterreichiſchen Regierung befinden ſich keine Manuſkripte H. Heines, außer einigen Blättern Manuſkript — Autographen, welche 1887 von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, als große Verehrerin des Dichters, anläßlich ihres Beſuches bei meiner Mutter in Hamburg, huldvollſt angenommen wurden. —

Die hohe Frau hegt eine auf feinſtem Verſtändniß ausgeſprochene Vorliebe für H. Heine, und als das von ihr patroniſirte Projekt zur Errichtung eines Denkmals in Düſſeldorf nicht zu Stande kam, ſtiftete dieſelbe auf ihrem marmornen Feenſchloß „Achilleion“ auf Korfu dem Dichter ein Denkmal von ſinniger Pracht, wie es ihm wohl kaum im Vaterlande zu Theil geworden wäre. — Vom Meeresſtrand führt eine mehrhundertſtufige Treppe aus weißem Marmor, am Hange eines waldigen

Hügels empor, und hoch oben, auf einem Abſatz der Treppe, erhebt ſich ein ſechsſäuliger, von allen Seiten offner Tempel aus weißem Marmor mit runder Kuppel. Die Mitte des zierlichen Baues, beſchattet von mächtigen ſilbergrauen Olivenbäumen, birgt das lebensgroße Marmorbild H. Heines, eine Schöpfung des in Rom lebenden däniſchen Bildhauers Haſſelriis. — Die ernſte, ſtimmungsvolle Statue ſteht Angeſichts des Meeres, welches der Dichter ſo wahr und ergreifend beſungen, und ſtellt denſelben ſitzend, in dem letzten Stadium ſeiner unheilvollen Krankheit dar, mit nach vorn geneigtem Haupte und geſchloſſenen Augen, denen Thränen entquillen. Die eine Hand hält den Schreibſtift, die andere ein Blatt mit dem Texte des Liedes:

Was will die einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick,
Sie bleibt aus alten Zeiten
In meinen Augen zurück.

Frau Mathilde bewohnte lange Jahre eine einfache, recht behagliche Wohnung aux Batignolles rue l'Écluse, deren Rückſeite die Ausſicht auf blumenreiche Gartenanlagen gewährte. Dort herrſchte eine muſterhafte Ordnung und Sauberkeit, wofür die arbeitſame Pauline ununterbrochen ſorgte. — Ihre Zerſtreuungen beſtanden darin, den Cirkus oder die kleinen Boulevardstheater zu beſuchen, wenn dort heitere Stücke gegeben wurden, oder mit Pauline einen Spaziergang nach den Champs Elysées zu machen. Außerdem ſpielten die Tafelfreuden bei ihr eine wichtige Rolle, und war ich zu Gaſt, ſo ließ ſie eine Lieblingsſpeiſe ihres pauvre Henri bereiten und glaubte, bei ihrem kindlichen Gemüth, ſein Andenken dadurch recht zu ehren. Rührend war es, mit welcher pietätvollen Liebe ſie von ihm ſprach und mir anvertraute, daß man häufig ihre Hand begehrt hätte, ſie ſich aber nie entſchließen könne, ihren Henri zu vergeſſen, und ſeinen berühmten Namen abzulegen. — Wenn ihr pauvre Henri recht böſe war, daß ſie zu viel Geld ausgegeben, oder traurig nach Deutſchland an Mutter und Schweſter dachte, dann hätte eine einzige Liebkoſung genügt, um ihn wieder froh und heiter zu ſtimmen.

„Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.“

Mathilde war eine große Thierfreundin, außer Cocotte hatte ſie eine Vogelhecke mit 50—60 Canarienvögeln und 3 weiße Bologneſerhunde. — Begann die ganze Menagerie zu ſchreien, zwitſchern und bellen, ſo war der Lärm unerträglich, und wenn ich mich dann eiligſt entfernen wollte, ſagte ſie verwundert: „C'est drôle, vous êtes comme votre oncle, qui n'aimait pas les bêtes.“ —

Während der Belagerung war Mathilde in Paris geblieben und klagte mir ſpäter, was ſie damals ausgehalten hätte, für ein Huhn habe ſie 200 Frs. geben müſſen. — Als ich dann mein Erſtaunen ausdrückte, daß ſie ſolchen Preis gezahlt habe, erwiederte ſie lächelnd: „Que faire si c'était le prix.“ — Sie lernte niemals den Werth des Geldes ſchätzen und blieb immer das große, harmloſe Kind! — Die Sommermonate verbrachte ſie größtentheils auf dem Lande, und ungefähr 2 Jahre vor ihrem Tode beſuchte ich ſie zuletzt in Longjumeau, wo ſie damals weilte; es war eine luſtige, geräumige Wohnung, und mit kindlicher Freude zeigte ſie mir in dem großen Garten die Fruchtbäume und ſchattigen Lauben. —

Mathildens Aeußere hatte ſich ſeit unſerer letzten Begegnung ſehr verändert, ihr Haar war gebleicht, ihre Korpulenz hatte in erſchreckender Weiſe zugenommen, und Klagen über rheumatiſche Leiden entſchlüpften dem ſonſt nur lachenden Munde. Nach einem copiöſen Frühſtück ſtellte ſich bei ihr die gewohnte gute Laune wieder ein, und nach einigen Stunden fröhlichen Zuſammenſeins, als ſie mich beim Abſchied umarmte, ahnte ſie nicht, daß kein Wiederſehn ſtattfinden würde.

Am 17. Februar 1883, an dem Todestage ihres Gatten, ſtand Mathilde in ihrer Wohnung in Paſſy am Fenſter, und kurz vorher noch mit Paulinen ſprechend, ſank ſie plötzlich vom Schlagfluß getroffen todt zur Erde. —

Nach 27 Jahren vereint daſſelbe Grab ſie wieder mit dem geliebten Gatten, dem ſie das Leben durch ihre Anmuth und Munterkeit verſchönerte und ſo manche Stunde ſeiner ſchweren Leiden vergeſſen machte. —

Die Veröffentlichung vorſtehender Familienbriefe Heinrich Heines, verbunden mit einem kurzen Rückblick ſeines Lebens, möge als Abwehr für fernere irreleitende Mittheilungen über den Dichter, ſowie deſſen Beziehungen zu ſeiner Familie nützen; und gleichzeitig als ein bleibendes Werk der Erinnerung und Verehrung für den Hingeſchiedenen dienen.

Man kann mit Recht auf dieſe Briefe ſeine eignen Worte anwenden:

Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegoſſen,
Und wenn Du es aufgeſchlagen,
Hat ſich Dir mein Herz erſchloſſen.

Anhang.

1) Brief der Wärterin Frau Catharine Bourlois über H. Heines Todesſtunde.

2) Teſtament H. Heines, regiſtrirt: Paris, d. 20. Febr. **1856.**

3) Briefe der Frau Mathilde Heine.

4) **Antwort des franz. Verlegers Herrn M. Levy.**

5) **Verkaufscontrakt über H. Heines Nachlaß mit Herren Hoffmann & Campe.**

I.

Brief der Wärterin Catherine Bourlois an Frau Charlotte Embden in Hamburg.

Paris, le 11 Mars 1856.

Madame!

Je viens de transmettre à Mr. votre frère de très longs détails, qu'il me demanda sur la fin de Mr. Heine. Mme votre belle soeur a quitté la maison mortuaire une heure $^1/_2$ avant l'enterrement, elle n'est point encore revenue avenue Montaigne, mais Melle Pauline vient chaque jour chercher ses lettres chez le concierge, j'ignore l'adresse de Mme. Heine. —

Le jour qui a précédé sa mort, mon pauvre maître disait: Je suis content que ma famille est venue, car je ne les verrai plus, il regrettait beaucoup de ne pas avoir écrit le mercredi, parce qu'il ne pourrait plus le faire. La nuit dernière il répétait, et répétait comme le vendredi, je suis perdu; pendant cette fatale nuit j'avais avec moi une garde, et j'ai été reveiller Melle Pauline lorsque j'ai vu la fin approcher j'aurai bien appellé Madame, mais le moindre bruit pouvait empirer ses derniers moments, et je craignais l'effet que la mort d'un époux doit produire sur sa femme, cependant près du moment suprême Melle Pauline a courru chez Madame, et je n'ai eu que le temps de lui dire sur le pas de la port: „Tout est fini!“ —

Un quart d'heure avant de mourir Mr. Heine avait toute sa connaissance. Je l'ai constamment encouragé et consolé de mon mieux, mais il voyait comme nous que les médicaments n'opéraient aucune amélioration. L'attachement qu'il vous partait, et la demande que vous m'aviez faite en partant, me faisait un devoir de vous écrire, je l'ai fait, sans en instruire Madame Heine, veuillez donc Madame éviter de lui parler de mes lettres, et si vous avez de nouveaux ordres à me donner, vous ajouterez à mon adresse: Commune de Passy, rue du bel air, barrière de l'Etoile. Paris.

Faute d'être correctement adressée, votre lettre n'est arrivée que le 9.

Je suis Madame, votre très humble servante

Catherine Bourlois.

J'ajouterai que samedi de 4 à 5 heures du soir Monsieur m'appela par trois fois il me dit d'écrire — — — — mais ne comprenant pas le sens de ses paroles, et ne voulant pas le faire répéter Je répondis Oui. je lui dis peu après: quand vos vomissemens cesseront, vous écrivez vous-même. il reprit. je vais mourir.

II.

Testament de H. Heine.

Pardevant Mr. Ferdinand Léon Ducloux et Mr. Charles Emile Rousse Notaires à Paris soussignés, Et en présence:

1 de Mr. Michel Jacob, Marchand Boulanger, demeurant à Paris rue d'Amsterdam No. 60

2ₒ Et Mr. Eugène Grouchy, Marchand Epicier, demeurant à Paris, rue d'Amsterdam No. 52, Tous deux témoins réunissant les conditions voulues par la loi, ainsi qu'ils l'ont declaré aux notaires soussignés sur l'interpellation qui en a été faite séparément à chacun d'eux. Et dans la chambre à coucher de Mr. Heine ci-après nommé, sise au second étage d'une maison rue d'Amsterdam No. 50, dans laquelle chambre à coucher éclairée sur la cour par une croissée, les notaires et les témoins surnommés choisis par le testateur, se sont réunis à la réquisition expresse de ce dernier

A Comparu

Mr. Henri Heine, homme de lettres et Docteur en droit, demeurant à Paris rue d'Amsterdam No. 50.

Lequel étant malade de corps, mais sain d'Esprit mémoire et entendement ainsi qu'il est apparu aux dits Notaires et témoins en conversant avec lui, a, dans la vue de la mort, dicté audit Mr. Ducloux, en présence de Mr. Rausse et des témoins, son testament de la manière suivante.

§ 1er J'institu e pour ma légataire universelle Mme Mathilde Crescense Heine, née Mirat, mon épouse légitime avec laquelle j'ai passé depuis de longues années mes bons et mes mauvais jours et qui m'a soigné pendant la longue et cruelle durée de ma maladie. Je lui laisse en propriété pleine et entière, et sans aucunes conditions ni restrictions, tout ce que je possède et que je pourrai posséder à mon decès, et tous mes droits à une profession quelconque.

§ 2. A une époque où je me croyais un

avenir opulent, j'ai aliéné toute ma propriété littéraire à des conditions très modestes, des événements malencontreux ont plustard englouti le petit pécule que je possédais et ma maladie ne me permet pas de refaire un peu ma fortune au profit de ma femme. La pension que je tiens de feu mon oncle Salomon Heine, et qui était toujours la base de mon budget, n'est assurée à ma femme qu' en partie. C'est moi-même qui l'avais voulu ainsi. Je ressens à présent les plus grands regrets de n'avoir pas mieux établi l'aisance de ma femme après ma mort. La susdite pension de mon oncle représentait dans le principe la rente d'une somme que ce bienfaiteur paternel ne se souciait pas de mettre entre mes mains de poëte inhabile aux affaires, pour mieux m'en assurer une juissance durable. Je comptais sur cette dotation lorsque j'unis à mon sort une personne que mon oncle distinguait beaucoup, et à laquelle il donnait maint témoignage d'affection. Bien qu'il n'ait rien fait pour elle d'une manière officielle dans ses dispositions testamentaires. Il n'en est pas moins à présumer que cet oubli est dû à un hasard fatal plutôt qu'aux sentiments du défunt. Lui, donc la magnificence a enrichi et doté tant de personnes étrangères à sa famille, et à son coeur, ne peut pas être accusé d'une lésinerie mesquine, où il s'agissait du sort de l'épouse d'un neveu qui illustrait son nom. Les moindres gestes et paroles d'un homme qui était la générosité même, doivent être interprétés comme généreux. Fils digne de son père, mon cousin Charles Heine s'est rencontré avec moi dans ces sentiments, et c'est avec un noble empressement qu'il a tempéré à ma demande, lorsque je l'ai prié de prendre l'engagement formel de payer après mon décès à ma femme, comme rente viagère la moitié de la pension qui datait de feu son père, cette stipulation a eu lieu le 25 février 1847, et je suis encore ému du souvenir des nobles reproches, que mon cousin, malgré nos dissentiments d'alors, me fit au sujet de mon peu de confiance en ses sentiments, à l'égard de ma femme. Lorsqu'il me tendit la main comme gage de sa promesse, je la pressai contre mes pauvres yeux malades, et la mouillai de larmes. Depuis ma position s'est empirée et ma maladie a fait tarir bien des ressources que j'aurais pu laisser à ma femme, ces vicissitudes imprévues et d'autres raisons graves me forcent d'avoir de nouveau recours aux sentiments dignes et justes de mon cousin, je l'engage à ne point amoindrir de la moitié ma susdite pension, en la reportant sur ma femme après ma mort, et à la lui payer intégralement telle que je la touchais pendant la vie de mon oncle.

Je dis exprès „telle que je la touchais pendant la vie de mon oncle", parceque depuis presque cinq ans que ma maladie a augmenté de gravité, mon cousin Charles Heine a, de fait, plus que doublé la somme de ma pension, attention généreuse pour laquelle je lui porte une grande gratitude. Il est plus que probable que je n'aurais pas besoin de faire cet appel à la libéralité de mon cousin, car je suis persuadé qu'avec la première pelletée de terre qu'il jettera sur ma tombe, selon son droit, comme mon plus proche parent, s'il se trouve à Paris lors de mon trépas, il oubliera tous ces vilains griefs que j'ai tant regrettés, et expiés par une langue agonie. Il ne se souviendra certainement alors que de la bonne amitié d'autrefois, de cette affinité et conformité de sentiments, qui nous unissaient dès notre tendre jeunesse, et il vouera une protection, toute fraternelle à la veuve de son ami, mais il n'est pas inutile pour le repos des uns et des autres, que les vivants sachent, ce que leurs demandent les morts.

§ 3. Je désire qu'après mon décès, tous mes papiers et toutes mes lettres soient enfermés scrupuleusement et tenus à la disposition de mon neveu Ludwig von Embden à qui je donnerai mes instructions ultérieures sur l'usage qu'il doit en faire, sans préjudice aux droits de propriété de ma légataire universelle.

§ 4. Si je meurs avant que l'édition complète de mes oeuvres ait paru, et que je n'aie pas pu précider à la Direction de cette Édition, au même que ma mort soit arrivée avant qu'elle ne fut terminée, je prie mon parent Mr. le Docteur Rudolph Christiani, de me remplacer dans la Direction de cette publication en se conformant strictement au prospectus, que j'aurai laissé à ce sujet. Si mon ami Mr. Campe, l'Éditeur de mes oeuvres, désire quelques changements dans la manière de laquelle j'ai coordonné mes différents écrits dans les susdit prospectus, je désire qu'on ne lui fasse pas de difficultés sous ce rapport, vu que j'ai toujours aimé à m'accomander à ses besoins de libraire. La chose principale, c'est qu'il ne soit intercalé dans mes écrits, aucune ligne que je n'ai pas destinée expressement à la publicité, ou qui ait été imprimée sans la signature de mon nom en toutes lettres. Un chiffre de convention ne suffit pas pour m'attribuer un écrit publié par quelque journal, attendu que l'indication de l'auteur par un chiffre dépendait toujours des redacteurs en Chef, qui ne sont jamais interdit non plus l'habitude de faire des changements de fond ou de forme dans un article signé seulement par un chiffre, je fais défense expresse que sans aucun prétexte, quelqu'écrit d'un autre, si petit qu'il soit, soit annexé à mes ouvrages, à moins que ce ne soit une notice biographique émanée de la plume d'un de mes anciens amis, à qui j'aurai demandé expressement un tel travail. J'entends que ma volonté sous ce rapport, c'est-à-dire que mes livres ne seront pas à remarquer ni à propager aucun écrit étranger, soit executée loyalement dans toute son étendue.

§ 5. Je défends de soumettre mon corps après mon décès à une autopsie; seulement comme ma maladie ressemblait souvent à un cas cataleptique, je crois qu'on doit prendre la précaution de m'ouvrir une veine avant mon enterrement.

§ 6. Si je me trouve à Paris à l'époque de mon décès, et que je n'habite pas trop loin de Montmartre, je désire être enterré dans le cimetière de ce nom, ayant une prédilection pour ce quartier, où j'ai résidé pendant de longues années.

§ 7. Je demande que mon convoi soit aussi modeste que possible, et que les frais de mon enterrement n'excèdent pas le montant ordinaire de celui du plus simple bourgeois. Quoique par acte de baptême j'appartienne à la confession Luthérienne, je ne désire pas que le clergé de cette Eglise soit convié à mon enterrement, je renonce même au ministère de tout autre sacredoce pour célébrer mes funérailles; ce désir n'est pas dicté par quelque velléité d'Esprit fort. Depuis quatre ans j'ai abdiqué tout orgueil philosophique, et je suis revenu aux idées et aux sentiments religieux. Je meurs croyant en un Dieu uni et Eternel, Créateur du monde, et dont j'implore la miséricorde pour mon âme immortelle. Je regrette d'avoir dans mes écrits quelquefois parlé des choses saintes sans le respect qui leur est dû, mais j'étais plutôt entraîné par l'Esprit de mon époque que par mes propres propensions. Si j'ai à mon issu offensé les bonnes moeurs et la morale, qui est la vrai essence de toutes les croyances Monothéistes, j'en demande pardon à Dieu et aux hommes. Je défends qu'aucun discours. en allemand ou français, soit tenu sur ma tombe. En même temps j'énonce le désir que mes compatriotes, quelqu'heureuse que puissent devenir les destinées de notre pays s'abstiennent de transférer mes cendres en Allemagne, je n'ai jamais aimé à prêter ma personne à des momeries politiques. La grande affaire de ma vie était de travailler à l'entente cordiale entre l'Allemagne et la France et à déjouer les artifices des ennemis de la démocratie; qui exploitent à leur profit les préjugés et les animosités internationaux. Je crois avoir bien mérité autant de mes compatriotes que des Français, et les titres que j'ai à leur gratitude sont sans doute le plus précieux legs que j'aie à conférer à ma légataire universelle.

§ 8. Je nomme pour exécuteur testamentaire Mr. Maxime Joubert, conseiller à la cour de cassation, et je le remercie de vouloir bien se charger de cette fonction.

Le présent testament a été ainsi dicté par Mr. Henri Heine et écrit en entier de la main de Mr. Ducloux, l'un des notaires soussignés tel qu'il lui a été dicté par le testateur, le tout en présence des dits notaires et des témoins, les quels de ça interpellés ont déclaré qu'ils n'étaient pas parents de la légataire.

Et lecture faite en-mêmes présences au testateur, il a déclaré comme contenant l'expression entière de sa volonté.

Fait et passé à Paris dans la chambre à coucher de Mr. Heine, sus indiquée.

L'An 1851, le jeudi 13 9bre vers 6 heures de relevée.

Et après nouvelle lecture entière, le testateur et les témoins ont signé avec les notaires.

Enrégistré à Paris 3me bureau le 20 Février 1856.

III.

Briefe von Frau Mathilde Heine Wwe.

Paris le 25 Mars 1856.

Mon cher neveu!

J'ai reçu vos deux lettres, et je vous remerçie des bonnes paroles qu'elles contiennent. Mr. votre père m'a fait l'honneur de m'adresser également une lettre touchante, qui m'a fait grand plaisir. Veuillez lui dire, je vous prie, que j'ai conçu depuis longtemps une haute estime pour lui, et que je me fais un devoir de lui faire parvenir, dans cette circonstance, avec mes remerçiments les plus vifs, l'assurance de mes sentiments les plus affectueusement distingués. J'espérais, je l'avoue, trouver les mêmes procédés auprès de tous les membres de la famille de mon mari: mes espérances à cet égard n'ont pas été réalisées. Vous n'êtes pas sans doute sans avoir connaissance de l'offense très-grave que j'ai reçue de mon beau-frère Mr. Gustave Heine, de Vienne. Il ne s'est pas contenté de ne pas me donner signe de vie, quoique j'eusse prié Mr. le Docteur Gruby, médecin de mon mari, de lui annoncer la mort de son frère, comme aux autres membres de la famille. Après m'avoir abandonné à mes propres ressources, dans l'accomplissement des premiers et indispensables devoirs, ceux qui se font sans bruit, et qu'on ne met pas dans les journaux, au point que j'ai été obligée de recourir à des étrangers, il a fait publier, par un journal allemand, et reproduire par les journaux français la note voici:

„Mr. Gustave Heine, le frère du célèbre Henri Heine, mort recemment à Paris, fera élever à son frère un monument du prix de 10000 F. Mr. Gustave Heine, qui habite Vienne, a fait exécuter ici le plan du monument, qui a été expédié à Paris aujourd'hui."

Cette note était déjà pour moi une assez grave offense: car enfin, on annonçait au public, sans même me l'avoir annoncé à moi-même, une intention qui cependant me regardait plus que tout autre et à laquelle Mr. Gustave Heine pouvait donner suite, qu'avec mon propre consentement.

Aussi regardais-je d'abord cette note comme un de ces bruits que font circuler les journaux et qui n'ont rien d'exact. Ce qui me portait à le supposer, ce n'est pas seulement mes droits méconnus, la convenance foulée aux pieds, c'est aussi et surtout le prix du monument orgueilleusement affiché dans un article de journal. Je ne pouvais imaginer que mon beau-frère voudrait se mettre, dans une circonstance aussi douloureuse, et pour un acte d'un ordre aussi élevé, aussi saint, aussi véritablement religieux, dans le cas de paraitre, céder à un motif de pure ostentation. Mon premier soin en conséquence fut de répondre à cette note par la lettre suivante.

Paris le 10 Mars 1856.

Monsieur!

„J'apprends que vous avez reproduit la note publiée par la Gazette d'Augsbourg, relativement à un pretendu monument que Mr. Gustave

Heine, de Vienne, se proposerait de faire élever à la mémoire de feu Henri Heine, mon mari.

„Permettez-moi, Monsieur, de déclarer ici que j'ai fait au cimetière Montmartre l'acquisition d'un terrain pour y fonder la sépulture perpétuelle de mon mari, et que nul ne peut entreprendre d'y élever un monument sans s'être préalablement concerté avec moi. N'ayant eu jusqu'à ce moment, aucune connaissance de l'acte mentionné par la Gazette d'Augsbourg, il m'est bien permis d'ajouter que cet acte, auquel les journaux allemands ont cherché à donner un certain retentissement, doit être, quand à présent, considéré par le public comme non avenu.

„J'ai l'honneur ect

Vve Henri Heine."

Après l'ecture de cette lettre, Mr. Gustave Heine pouvait tout réparer, il devait le tenter. Il devait écrire aux journaux et dire que son intention était bien en effet de faire élever un monument à la mémoire de son frère, mais qu'il ne comptait nullement agir en dehors de moi et sans moi. Loin de là, il a adressé la lettre suivante au journal du Débats:

„Monsieur, les journaux ont annoncé que

j'ai l'intention de faire ériger un monument à la mémoire de mon frère Henri Heine, et que les dessins pour le dit monument ont été envoyés à Paris pour y être exécutés.

„Comme frére âiné du défunt, et sur le désir exprimé par ma vénérable mére, je remplirai le devoir sacré de marquer dignement à la postérité la place où une glorieuse dépouille, chère à mon affection est ensevelie. J'ai pour cet effet chargé deux artistes renommés de Vienne de composer deux dessins differents pour les monuments en marbre et en granit: mais avant d'être exécutés, je me crus obligé, mû par un sentiment de piété filiale, d'envoyer les dessins en question à Hambourg, pour écouter l'avis de ma mère et régler là dessus mon choix définitif.

„Vienne le 14 Mars 1856.

Gustave Heine,
Redacteur en chef du Fremdenblatt."

Cette fois, en ayant l'air de fouler aux pieds tous mes droits, en s'exprimant, comme si je n'existais pas, ou comme si j'avais mérité que la famille de mon mari, me mit de côté dans un acte aussi important, Mr. Gustave Heine m'a fait lui même directement une très-grave offense, j'ai donc du prendre une décision. Cette décision, c'est que personne autre que moi-même ne continuera à prendre soin de la dépouille chère et sacrée de mon pauvre mari. J'ai répondu en conséquence au journal du Débats.

Paris le 21 Mars 1856.

Monsieur!

„Dans ma lettre du 10 de ce mois, que vous avez eu l'obligeance de publier, j'ai eu l'honneur de vous dire qu'ayant fait l'acquisition d'un terrain pour y fonder la sépulture perpétuelle d'Henri Heine, mon mari, nul n'est en droit d'édifier un mausolée sur cette tombe, sans mon consentement.

„Aujourd'hui, après la lettre venue de Vienne, que vous avez insérée dans votre numéro d'avant hier, je crois devoir aller plus loin, et je déclare que je ne permettrai à personne de partager avec moi le soin de préparer une dernière et pieuse demeure à l'homme de génie, qui me fit l'honneur d'associer sa vie à la mienne, et qui d'ailleurs me conserva jusqu'à son dernier jour ses meilleurs et ses plus affectionnés sentiments.

„Agréez e. c. t.

Vve Henri Heine."

J'ai eu du reste la consolation de trouver ici auprès des journaux la plus vive et la plus entière sympathie. Je n'ai vu personne, qui ne parut indigné de ce que l'on profitait d'un moment où je venais d'être accablée, par un affreux malheur, pour me faire éprouver des essais de persécution. On était surtout consterné que cette action venait de mon beau-frère et s'exerçait contre une femme. On connait la manière dont mon mari m'affectionnait, et l'on considérait comme une atteinte à sa mémoire les mauvais procédés adressés à sa veuve. Il n'est point jusqu'à la portion de la lettre de mon beau-frère relative à ma belle mère, qui ne donnât prise au plus grand blâme. On a trouvé généralement que ce n'était pas amoindrir l'insulte qu'il me fesait, que de la mettre sous le couvert des désirs respectables de ma venerée belle-mère, que j'ai appris de mon mari à estimer et à aimer. Enfin quelques personnes ont été jusqu'à dire que l'intention de mon beau-frère avait été tout simplement d'attirer les regards, et nullement de faire ce qu'il avait annoncé. Ils en donnent la preuve en disant que, qui veut la fin d'une chose, ne se met pas volontairement dans l'impossibilité absolue de l'obtenir, en faisant sans nécessité aucune injure à la seule personne qui a le pouvoir de l'accorder.

Pour moi, mon cher neveu, j'ai laissé dire tout cela sans y mêler mes réflexions. Plongée dans la douleur, vivant dans la retraite, je ne suis sortie un instant, et à mon grand regret, du silence profond que je m'étais imposée, que pour défendre ma dignité et mes droits méconnus. Je le devais absolument, non seulement par rapport à moi, mais aussi par rapport à mon pauvre mari, aux désirs et à la mémoire duquel je croirais être peu fidèle, si je souffrais que, qui que ce soit, sous quel prétexte que ce soit portât atteinte aux droits que je tiens de son fait et abaissât en moi la dignité de la personne qu'il a le plus affectionée.

Agréez mon cher neveu etc.

Vve Henri Heine."

Paris Mars 1856.

Mon cher neveu!

„En réponse á votre lettre vous paraissez étonné de ce que Mr. Joubert ne vous a pas écrit et de ce que je ne vous ai pas envoyé moi-même les papiers, et le peu qui reste des lettres que gardait mon mari. Permettez moi de vous observer, que l'honorable Mr. Joubert n'avait pas à écrire, il devait tout simplement envoyer, si on le lui réclamait, une copie du testament, et c'est ce qu'il a fait. Il attendait d'ailleurs que vous lui envoyassiez où que vous m'adressassiez à moi même les instructions que mon mari voulait vous envoyer, l'orsqu'il dicta son testament; instructions sans lequel le mandat qu'il vous donne est d'une éxécution tout à fait impossible et devient nul parconséquent, il résulte de votre lettre que vous n'avez pas ces instructions, vous me priez en conséquence de vous les envoyer, croyant à tort, que je les aies Je ne les ai nullement, et ne les ai jamais eues, bien plus, en classant les papiers de mon mari, je les ai visités un à un, et je n'ai rien trouvé qui resemblât à des instructions. Cela ne m'a pas du reste etonné. Je savais que mon mari avait changé d'intention depuis son testament, depuis surtout l'été dernier, il avait décidé qu'il me laisserait à moi-même la liberté de disposer de tous les manuscrits comme je l'entendrais. Il me l'a dit bien souvent, et cela résulte d'ailleurs d'un testament qu'il avait commencé quelques jours avant de mourir, et que la mort hélas! est venu e interrompre. Dans cette rédaction, écrit de sa main, mon pauvre mari ne se contente pas de m'instituer, encore une fois, sa légataire universelle, sans condition ni restriction; il va jusqu'à me donner, par les hommages publics qu'il me rend, une marque nouvelle de cette haute estime et de cette constante et inaltérable sympathie qui nous unissait si étroitement depuis un si grand nombre d'années. C'est une douce consolation, et une bien vive joie pour mon coeur, que la pensée d'avoir été j'usqu'au dernier moment la plus active, la presque unique préoccupation d'un grand homme, et d'un grand homme que j'aimais.

Il ne me reste mon cher neveu, qu'a vous bien exprimer les sentiments reconnaissants dont je suis pénétrée en songeant aux paroles de devoument et d'affection que contient votre lettre. Croyez bien, qu'à mon tour je me souviens avec plaisir de mon neveu Ludwig, et que j'éspère reçevoir de ses bonnes nouvelles quand l'occasion s'en présentera.

Agréez, je vous prie mon cher neveu, et veuillez faire agréer à toute Votre famille, l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

Vve Henri Heine.

A. Mr. Jules Claretie, au Figaro.

Paris le 20 Fevr. 1867.

Monsieur!

Comment connaissez-vous le procès que j'ai intenté à Mr. Michel Levy. Je vis très retirée et ne fais pas de fracas du sentiment qui m'a poussé à venger la mémoire de mon mari, odieusement outragé.

C'est donc mon adversaire qui a plaidé sa cause devant vous, et ses arguments — sans réplique — vous ont fait écrire ces mots:

J'aime à croire que Madame Heine, reconnaissant qu'elle a été mal conseillée, ne poussera pas la chose plus loin. . . .“

Vous vous trompez Monsieur — dans un procès de cette nature, les conseillers ne sont là que pour éclairer ma route; j'agis spontanément, forte de ma conscience, non pour une question d'argent, mais pour une question d'honneur. Pour votre édification personnelle, voici les faits: Les hommes de lettres ai-je souvent entendu dire — sont de petits garçons en affaires, à côté de M. M. les éditeurs. Jugez de mon inexpérience, à moi femme, quand j'ai traité avec Mr. Michel Lévy.

Mais il était si bon, si prévenant, que je n'aurais eu garde de me défier. Un jour, touchée da sa sollicitude, je lui racontai que l'on publiait à l'étranger des lettres de mon mari, prétendues intimes, mais plutôt fabriquées. J'en étais attristée; mais comment plaider en Allemagne! Procurez-moi ces livres, répondit Mr. Levy, et je vais demander pour vous 100,000 francs de dommages intérêts à l'éditeur.

Je rapporte ces chiffres pour plus de précision: je ne désirais qu'une chose, empêcher la publication et j'avais la bonne chance de rencontrer un protecteur pour arriver à mes fins! Informations prises, j'achetais sept volumes en langue allemande que je lui remis.

Les mois, les années se passèrent. Je redemandai à Mr. Michel Levy les volumes, que je lui avais confiés, puisqu'il ne faisait rien pour la défense de mes droits, mais il était toujours tellement occupé, et les brochures étaient si loin dans les rayons, que je patientais et que j'attendais encore, quand j'appris très-indirectement que Mr. Michel Levy publiait les lettres fabriquées et traduites qui autrefois excitaient ces colères. De là procès, et sans médire des juges de Berlin, je trouverai cette fois mes juges à Paris: le but me parait moins difficile à atteindre.

Connaissez-vous ces faits, Monsieur! Je

suis persuadée à l'avance que non, et cependant, ils sont rapportés dans mon assignation.

Vous n'aurez plus le droit de rire de moi. A votre tour, vous avez fait le jeu de Mr. Michel Lévy. Vous avez cru qu'il vous racontait un procès curieux, et il ne voulait que dix lignes dans votre journal, sachant bien qu'écrites par vous, elles seraient une recommandation, qui lui ferait vendre, avant la décison de la justice, force volumes. Je vous prie, Monsieur, d'insérer cette lettre dans votre prochain numéro. Je ne vous parle pas de mon droit: c'est une prière que je vous adresse avec l'expression de mes meilleurs sentiments.

Vve Henri Heine.

Paris le 22 Février 1867.

À Monsieur
Jules Claretie, redacteur du Figaro.

Monsieur!

Les réflexions, que vous a inspirées le procès qui nous est intenté par Mme. Veuve Heine, au sujet de la Correspondance de son mari, dont nous avons récemment publié les deux premiers volumes, ont provoqué une prétendue rectification signée de cette dame, que vous accuse de vous être fait complaisamment mon avocat, dans un but de réclame industrielle.

En ce qui touche cette accusation de complaisance, vous savez, Monsieur, combien est gratuite la supposition de Madame Heine, et si j'ai l'honneur de vous connaître assez particulièrement pour être en droit de vous demander un service.

Quant au fond du débat, ce n'est pas dans un journal, qu'il convient de l'exposer en détail. Voici ce que je me bornerai à dire pour toute justification.

L'article 1er du traité que j'ai conclu avec Mme. Heine, le 28 Janvier 1865, porte ce qui suit:

„1° La propriété pleine et entière de toutes les oeuvres parues ou à paraître d'Henri Heine.

2° Le droit exclusif de traduction en français de tous les ouvrages d'Henri Heine publiés en langue allemande.

3° Le droit de traduction en français de tous les ouvrages d'Henri Heine posthumes et inédits, qui viennent à paraître.

En vertu des droits que me confie si explicitement cet article, j'ai fait traduire la Correspondance d'Henri Heine, qui forme les tomes XIX, XX et XXI de l'édition originale des oeuvres complètes d'Henri Heine, publiée à Hambourg par Hoffmann et Campe, cessionaires de Madame veuve Heine au même titre que moi, et éditeurs allemands de son mari, depuis plus de quarante ans, comme je suis moi-même son éditeur français depuis quatorze ans environ. Cette origine de ma traduction est un fait matériel, facile à constater, et que Madame Heine au plutôt les personnes qui la conseillent n'ont apparement pas pris la peine de vérifier, mais dont la sagesse d'un tribunal ne manquera pas de s'enquérir.

Une édition non autorisée de certaines oeuvres d'Henri Heine a été publiée, en sept volumes, à Amsterdam, par Binger frères. Cette édition m'a été, en effet, dénoncée, il y a deux ou trois ans, par Mme. Heine, qui m'en a remis un exemplaire, comme pièce à produire, si je jugeais à propos de poursuivre les éditeurs. Mais je n'ai rien absolement emprunté à cette édition, jamais je n'en ai fait traduire une seule ligne: et c'est ce que j'aurais démontré à Madame Heine, si, avant de m'envoyer une assignation, elle avait bien voulu venir me voir, comme mes bonnes relations avec elle lui commandaient peut-être de le faire.

J'éspère encore que, convaincue de ma bonne foi, devant les preuves palpables que je lui oppose, Madame Heine retirera la plainte que de maladroits donneurs d'avis, lui ont si légèrement fait porter contre moi.

Agréez Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée

Michel Levy.

P. S. Madame Heine parle de son inexpérience et donne à entendre que je l'aurais exploitée lors de la conclusion de notre traité. Or ce n'est pas avec elle directement que j'ai negocié l'affaire; c'est avec Monsieur von Embden, de Hambourg, neveu et ami d'Henri Heine, qu'elle avait chargé du soin de ses intérêts, et qui vint à Paris tout exprès pour s'entendre avec moi. Madame Heine n'eut que la peine d'opposer sa signature au bas du traité, comme il est arrivé sans doute pour la lettre qu'elle vous a adressée.

IV.

Contract mit Herren Hoffmann & Campe über den Verkauf des Nachlaſſes H. Heines.

1. Vendu pour la somme de 10,000 Frs. — les oeuvres posthumes de Henri Heine qui sont à présent entre les mains de Mr. von Embden.

2. Madame H. Heine Vve. déclare qu'elle ne possède rien de plus en poëmes ou autre produit littéraire de H. Heine, excepté un fragment de mémoires, et qu'elle ne publiera pas pour le moment. —

3. Elle autorise aussi Mrs. Hoffmann & Campe à demander raison à qui que se soit, qui publiera encore des choses inédites, naturellement aux frais et depenses de Mrs. Hoffmann & Campe.

Hamburg, 16. Aug. 1869.

Regiſter.

1.	Bonn,	22. März 1820	Seite	6
2.	Berlin	2. Februar 1823	„	8
3.	„	3. Mai 1823	„	10
4.	Ritzebüttel,	28. Juli 1823	„	11
5.	Lüneburg,	15. Sept. „	„	12
6.	„	12. Octbr. „	„	15
7.	„	7. Novbr. „	„	16
8.	„	8. Decbr. „	„	18
9.	„	26. „ „	„	19
10.	„	9. Janr. 1824	„	20
11.	Göttingen,	31. „ „	„	22
12.	„	30. März „	„	25
13.	„	8. Mai „	„	28
14.	„	9. Aug. „	„	32
15.	„	11. Mai 1825	„	34
16.	„	31. Juli „	„	37
17.	Lüneburg,	Octbr. 1826	„	46
18.	Helgoland,	28. Juli 1830	„	53
19.	„	Aug. „	„	55
20.	Paris,	25. Octbr. 1833	„	62
21.	„	13. Sept. 1841	„	70
22.	„	8. März 1842	„	70
23.	„	13. Mai „	„	74
24.	„	17. „ „	„	75
25.	„	16. „ „	„	77
26.	„	23. Juni „	„	81
27.	„	10. Aug. „	„	82
28.	„	28. Novbr. „	„	84
29.	„	21. Febr. 1843	„	86
30.	„	21. „ „	„	88

31. Paris, 22. März 1843 . . . . . . Seite 90
32. „ 8. April „ . . . . . . „ 91
33. „ 23. Mai „ . . . . . . „ 92
34. „ 18. Juni „ . . . . . . „ 94
35. Trouville, 5. Aug. „ . . . . . . „ 96
36. Paris, 18. Sept. „ . . . . . . „ 97
37. „ 21. „ „ . . . . . . „ 99
38. „ 18. Oct. „ . . . . . . „ 101
39. „ 21. „ „ . . . . . . „ 102
40. Bremen 28. „ „ . . . . . . „ 102
41. Hanover, 9. Decbr. „ . . . . . . „ 104
42. Cöln, 14. „ „ . . . . . . „ 105
43. Bruxelles, 18. „ „ . . . . . . „ 106
44. Paris, 23. Janr. 1844 . . . . . . „ 107
45. „ 20. Febr. „ . . . . . . „ 109
46. „ 4 März „ . . . . . . „ 109
47. „ 11. Juli „ . . . . . . „ 110
48. „ 13. „ „ . . . . . . „ 113
49. Amsterdam, 11. Oct. „ . . . . . . „ 122
50. Paris, 17. „ „ . . . . . . „ 123
51. „ 24. „ „ . . . . . . „ 125
52. „ 28. Novbr. „ . . . . . . „ 126
53. „ 28. „ „ . . . . . . „ 126
54. „ 23. Decbr. „ . . . . . . „ 129
55. „ 29. „ „ . . . . . . „ 131
56. „ 24. Juni 1845 . . . . . . „ 135
57. „ 31. Octbr. „ . . . . . . „ 137
58. „ 23. April 1846 . . . . . . „ 138
59. „ 26. Decbr. „ . . . . . . „ 139
60. „ 28. Febr. 1847 . . . . . . „ 140
61. „ 27. März „ . . . . . . „ 142
62. „ 19. April „ . . . . . . „ 144
63. „ 8. Mai „ . . . . . . „ 147
64. Montmorency 7. Juni „ . . . . . . „ 148

65. Montmorency 22. Juni 1847 . . . . . . Seite 150
66. „ 27. Juli „ . . . . . . „ 151
67. „ 21. Sept. „ . . . . . . „ 152
68. Paris 28. Octbr. „ . . . . . . „ 154
69. „ 6. Novbr. „ . . . . . . „ 155
70. „ 4. Decbr. „ . . . . . . „ 156
71. „ 29. „ „ . . . . . . „ 158
72. „ 19. Janr. 1848 . . . . . . „ 159
73. „ 27. „ „ . . . . . . „ 161
74. „ 30. März „ . . . . . . „ 162
75. Paſſy 27. Mai „ . . . . . . „ 169
76. „ 10. Juni „ . . . . . . „ 171
77. „ 12. Aug. „ . . . . . . „ 194
78. „ 11. Sept. „ . . . . . . „ 175
79. Paris 19. Octbr. „ . . . . . . „ 176
80. „ 28. Decbr. „ . . . . . . „ 178
81. „ 29. März 1849 . . . . . . „ 178
82. „ 21. April „ . . . . . . „ 179
83. „ 14. Juni „ . . . . . . „ 180
84. „ 7. Aug. „ . . . . . . „ 181
85. „ 19. „ „ . . . . . . „ 182
86. „ 24. Oct. „ . . . . . . „ 183
87. „ 21. Janr. 1850 185
88. „ 15. März „ . . . . . . „ 188
89. „ 6. Mai „ . . . . . . „ 191
90. „ 15. Juni „ . . . . . . „ 195
91. „ 18. „ „ . . . . . . „ 198
92. „ 25. Juli „ . . . . . . „ 201
93. „ 3. Aug. „ . . . . . . „ 203
94. „ 26. Sept. „ . . . . . . „ 205
95. „ 23. Novbr. „ . . . . . . „ 208
96. „ 2. Decbr. „ . . . . . . „ 213
97. „ 5. Febr. 1851 . . . . . . „ 216
98. „ 12. März „ . . . . . . „ 219

99. Paris 7. Juni 1851 . . . . Seite 222
100. „ 9. Juli „ . . . . „ 225
101. „ 21. Aug. „ . . . . „ 228
102. „ 5. Decbr. „ . . . . „ 231
103. „ 28. Janr. 1852 . . . . „ 235
104. „ 12. April „ . . . . „ 239
105. „ 12. Juni „ . . . . „ 241
106. „ 2. Aug. „ . . . . „ 243
107. „ 30. Sept. „ . . . . „ 245
108. „ 29. Decbr. „ . . . . „ 248
109. „ 18. März 1853 . . . . „ 250
110. „ 7. Mai „ . . . . „ 251
111. „ 21. Juni „ . . . . „ 254
112. „ 16. Juli „ . . . . „ 255
113. „ 18. Aug. „ . . . . „ 259
114. „ 8. Decbr „ . . . . „ 261
115. „ 26. Juni 1854 . . . . „ 266
116. „ 31. Aug. „ . . . . „ 268
117. „ 6. Novbr. „ . . . . „ 270
118. „ 7. „ „ . . . . „ 271
119. „ 20. März 1855 . . . . „ 273
120. „ 10. Aug. „ . . . . „ 277
121. „ 24. Octbr. „ . . . . „ 279
122. „ 19. Novbr. „ . . . . „ 281

Anhang.

1. Brief von Frau C. Bourlois . . . . . . Seite 313
2. Teſtament von H. Heine . . . . „ 315
3. Briefe von Frau Mathilde Heine . . . . „ 324
4. Antwort des Herrn M. Levy in Paris . . „ 336
5. Verkaufskontrakt über H. Heines Nachlaß . „ 340

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.